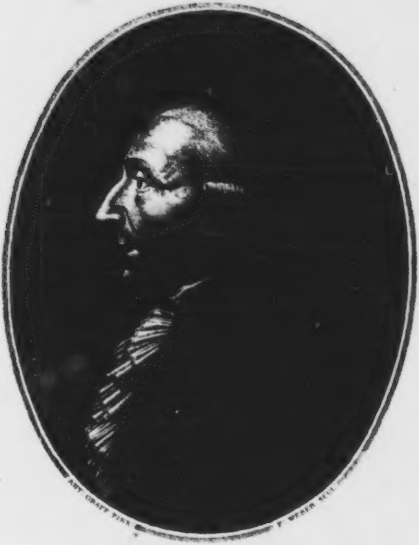
Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.
Erſter Band.

Enthält:

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände ꝛc.

Erſter Theil.


ANT. GRAFF PINX.
F. WEBER SCULP.

CHRISTIAN GARVE.

Verſuche

Schol. über Piar.

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben,

von

Chriſtian Garve.

Preussische Staatsbibliothek Berlin

Erſter Theil.

Breſlau, 1801.

Philos. 1.127

Vorrede.

Ich bringe dem Publicum eine kleine Gabe dar; — mehr einen Beweis meines guten Willens, zu ſeinem Dienſte zu arbeiten, als ein wichtiges Hülfsmittel ſeiner Aufklärung, oder einen Beytrag zu den Schätzen ſeiner Kenntniſſe.

Die Materien, welche ich hier bearbeitet habe, ſind zum Theile ſo populär, daß darüber jedermann ſein eigner Lehrer ſeyn, — und der Schriftſteller höchſtens nur das Verdienſt haben kann, das, was der vernünftige Mann über die Sache immer gedacht hat, deutlicher mit Worten auszudrücken; — zum Theile ſind ſie geringfügig und unbedeutend, und werden nur durch den Zuſammenhang wichtig, den ſie, vermöge der menſchlichen Leidenſchaften, oder vermittelſt der bürgerlichen Verfaſſungen, mit der Sittlichkeit haben. Ueber die Geduld und die Unentſchloſſenheit kann niemand etwas durchaus neues ſagen: und über die Moden und das bürgerliche Air, werden nur Wenige philoſophiſche Unterſuchungen anhören wollen.

Deſſen ungeachtet habe ich geglaubt, daß das Intereſſe, welches ich an dieſen Gegenſtänden, und den bey ihrer genauern Betrachtung in mir erregten Ideen fand, mir mit einer Anzahl Menſchen, die eine der meinigen ähnliche Lage und Gemüthsart haben, gemein ſeyn könnte. — Was ich von den Menſchen kenne, weiß ich hauptſächlich aus mir ſelbſt: was ich von der Welt kenne, iſt der kleine Kreis, den ich aus meinem Standorte überſehen habe. So weit als ich andern ähnlich bin, werde ich ihre Empfindungen getroffen und ihre Gedanken errathen haben: denn die meinigen habe ich getreu, und ſo viel ich konnte, deutlich darzuſtellen geſucht. In ſofern die Dinge und Menſchen, die mich von Jugend auf umgeben haben, als Proben von dem, was ſie überhaupt ſind, gelten können, werden meine Beobachtungen, auch für Leſer an fremden Orten und in veränderten Lagen, Wahrheit enthalten.

Ich habe nicht allemahl die Zweifel und Einſchränkungen zu meinen Sätzen hinzugefügt, die bey denſelben Staat finden, weil es dem Schriftſteller, welcher dieß thun wollte, unmöglich wäre, über dieſe Materien irgend etwas beſtimmtes zu ſagen, oder jemahls zu endigen. — Ich beruhigte mich damit, daß die Ausnahmen leicht wahrzunehmen ſind, wenn die Regel entdeckt iſt, und daß oft ſelbſt eine unrichtige dazu dient, — indem man ſie prüft oder berichtiget, — beſſere Beobachtungen zu veranlaſſen, Beobachtungen, auf die man demohnerachtet, ohne eine vorhergehende mangelhafte Theorie, nicht gekommen wäre.

Einem Menſchen, der gelitten hat, iſt es natürlich, über die Geduld nachzudenken; einem wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſich widmenden Manne muß praktiſche Entſchloſſenheit eine vorzüglich wichtige Tugend ſeyn: aber es wird mehrere, die mich nur von ferne kennen, das Intereſſe befremden, das ich an den Moden und an den Sitten der Höfe nehme. Um mich in den Augen dieſer Leſer über meine Wahl zu rechtfertigen, muß es mir erlaubt ſeyn, einige Augenblicke von mir ſelbſt zu reden.

Von meiner früheſten Jugend an hat eine leidenſchaftliche Liebe zum Umgange mein Gemüth beherrſcht, und oft es beunruhiget. Der Wunſch, in der Geſellſchaft zu gefallen und von derſelben geſucht zu werden, iſt zu allen Zeiten weit ſtärker bey mir geweſen, als die Begierde nach litterariſchem Ruhme. Wenn mir dieſer letztre ein wünſchenswerthes Gut ſchien: ſo war es nur deßwegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeitz lernte bald noch feinere Unterſchiede machen. Ich wollte nicht nur, wie Montaigne, daß man mich ſelbſt, nicht meine Bücher ſchätzen ſollte: ich wurde auch gewahr, daß es etwas ganz anders wäre, wenn mich die Geſellſchaft unter dem Titel eines mir zugeſchriebnen beſondern Talents, als wenn ſie mich unter dem, einer unbeſtimmten, aber allgemeinen Liebenswürdigkeit aufnähme; und nur dieß letztre war der Gegenſtand meiner Wünſche. Ich dachte genau ſo wie Pascal, daß derjenige, den man bey ſeinem Eintritte in eine Verſammlung der Geſellſchaft, als einen vortrefflichen Clavierſpieler, einen Erzähler luſtiger Geſchichten, oder ſelbſt als einen berühmten Dichter oder Schriftſteller ankündigt, nur noch ein erborgtes und unſicheres Anſehn in derſelben habe, — und daß, um ſich als

Mitglied von ihr betrachten, und an ihren geſelligen Vergnügungen mit vollem Rechte Theil nehmen zu können, er nicht, wegen einer beſondern Eigenſchaft von ihr gelobt, ſondern, nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit als braver und artiger Mann (honnête et galant-homme) geliebt werden müſſe.

Dieſe meine von der Vernunft nicht hinlänglich bewachte Leidenſchaft, die Begierde, im Umgange zu gefallen und des Umgangs zu genießen, wollte auf eben ſo mannigfaltige, als ausgeſuchte Weiſe befriediget ſeyn. Ich wünſchte von keiner Claſſe ausgeſchloſſen zu werden, und vielleicht verlangte ich zu ſehr, auch in den erſten meines jedesmahligen Wohnorts eine Rolle zu ſpielen. Hierbey mochte zum Theile bloße Eitelkeit, die nur hervorragen will, zum Grunde liegen; aber ich bin mir bewußt, daß auch Wißbegierde und das Verlangen, vollkommner zu werden, mit unter meine Triebfedern gehörte: Wißbegierde, in ſofern ich im Umgange vornehmlich eine Schule der Menſchenkenntniß ſuchte und dazu die verglichne Beobachtung mehrerer Stände für nothwendig anſah; Verlangen nach Vollkommenheit, indem ich durch den Umgang mit der vornehmen oder mit der modiſchen Welt, gerade diejenigen Uebungen zu erhalten hoffte, welche die Fehler meiner Naturanlagen verbeſſern, und die durch Nachdenken und Studium unerreichbaren Vorzüge mir verſchaffen könnten.

Der Himmel, welcher beſſer als wir ſelbſt, weiß, was uns nutzt, hat die Erreichung derjenigen Abſichten, nach denen ich ein ſchwaches Verlangen trug, durch mancherley mir verliehene Hülfsmittel begünſtigt, der Befriedigung meiner lebhafteſten Begierde aber unzählige Hinderniſſe entgegen geſetzt. Von meiner früheſten Jugend an ſahe ich Perſonen, die mit mir in gleichen äuſſern Umſtänden waren, und denen ich an Geiſtesgaben überlegen zu ſeyn glaubte, in allen Geſellſchaften weit beſſer, als ich, ihr Glück machen. Ich erlangte von Zeit zu Zeit die Achtung einiger würdiger Männer aus jeder Claſſe; aber nie gelang es mir, den groſſen Haufen in irgend einem [illegible] einzunehmen; welches ich doch, weil es mir um ausgebreiteten Umgang, nicht bloß um freundſchaftlichen zu thun war, ſehnlichſt wünſchte. Weder meine Talente noch meine äuſſern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern, oder den Kaltſinn der fröhlichern Kreiſe gegen einen Unbekannten und Ernſthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen noch Intereſſe ihnen wichtig machten. Zufälle begünſtigten mich ſelten, und meine eignen Mängel hinderten mich, von denen, welche ſich zuweilen darbothen, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einſamkeit zurück, die ich ſo gerne mit dem Geräuſche der Welt vertauſcht hätte.

Indeß zog ich doch von dieſer meiner Begierde, die Welt zu kennen und ſie zu genießen, ſo unbefriedigt ſie blieb, den Vortheil, daß ich ſie, ſo weit ich ſie ſah, mit einem geſchärftern Blicke beobachtete. Ich hatte oft nöthig, mich über die Ausſchließungen von Seiten der Höhern, die meinen Stolz kränkten, oder über die Gleichgiltigkeit, die ich von meines Gleichen erfuhr, und die mich betrübte, zu tröſten: und ich fand dieſen Troſt immer nur in dem Nachdenken über die Urſachen, welche mir das Uibel zugezogen hatten. Ich ſah die Leute nach der Mode mit deſto größerer Aufmerkſamkeit an, nachdem ich ſelbſt verzweifelte, einer von ihnen zu werden: und unwillig über die Schüchternheit und den Zwang, den ich in der Geſellſchaft der vornehmen oder der galanten Welt an mir fühlte, bemerkte ich deſto ſcharfſichtiger das Eigenthümliche in der Perſon und den Umſtänden derjenigen, die, ohne größere Hülfsquellen in ihrem

Geiſte zu haben, mit ſichtbarer Uiberlegenheit über mich unter andern Menſchen auftraten. So wurde ich in der That nach und nach über Fehlſchlagungen, ruhiger, die ich als unvermeidliche Folgen der Natur der Dinge und der meinigen erkannte. Meine eignen Mängel kränkten mich weniger, da ich ſie beſtimmter kennen lernte, und die unabänderlichen von denen, die meiner fortgeſetzten Bemühung noch weichen konnten, unterſchied; und ich wurde nachſichtiger gegen die Vorurtheile andrer Menſchen, nachdem ich einſah, wie nothwendig ſie entſtehen mußten, und wie viel Gutes noch mit dem Uibel, welches ſie veranlaſſen, verbunden wäre.

Auf dieſem Wege bin ich zu den Betrachtungen über geſellſchaftliche Gegenſtände gekommen, die ich hier den Leſern vorlege, auf dieſem zu dem Intereſſe an denſelben, welches machte, daß ich ſie für wichtig genung hielt, ſie dem Publicum mitzutheilen. — Der Wunſch, des Umgangs der Menſchen, und zwar des Umgangs in allen Claſſen zu genießen, wird, glaube ich, ewig eine der vornehmſten Abſichten bleiben, um derentwillen die Menſchen nach Reichthum und nach Ehre ſtreben, und alſo eine der Angeln, um welche ſich die Thätigkeit der Welt dreht. Begierden ähnlicher Art alſo, als die, welche mich beunruhigten, werden immer in vieler Menſchen Herzen ſeyn. Viele werden ihre Wünſche, gleich mir, fehlſchlagen ſehn, oder in Gefahr ſeyn, durch ihre Leidenſchaft zu ähnlichen Fehltritten, als ich beging, verleitet zu werden. Allen dieſen werden, wie ich glaube, die Bemerkungen eines ihres Gleichen, der die Natur der Gegenſtände, welche ſie nur leidenſchaftlich zu betrachten gewohnt ſind, kaltblütig unterſucht, weder zu ihrer Belehrung, noch zu ihrer Beruhigung unnütz ſeyn.

Aber aus eben dieſen Urſachen, welche meine Unterſuchungen veranlaßten, ſind ohne Zweifel auch Fehler derſelben entſtanden. Vielleicht iſt durch die Beziehung, welche der Gegenſtand auf mich und meine Leidenſchaft hatte, auch mein Geſichtskreis, in welchem ich ihn beobachtete, zu ſehr beſchränkt worden. Vielleicht habe ich zu oft der ganzen Claſſe, aus welcher ich herſtamme, zur Laſt gelegt, was mir nur als perſönlicher Fehler zugehört; und die Mängel meiner Natur, oder meiner Erziehung auf Rechnung der Lage geſetzt, die ich mit dem größern Theile des Mittelſtandes gemein habe.

Vielleicht paſſen auch mehrere meiner Betrachtungen beſſer auf den Zuſtand der Dinge und der Menſchen, wie er war, als ich unter dieſelben eintrat, als auf den gegenwärtigen. — Zur Zeit der Jugend frappirte dasjenige, was ſich auf unſere Lieblingsneigungen bezieht, am meiſten, und die Eindrücke, welche es auf unſer noch mit allen ſeinen Anſprüchen und Hoffnungen erfülltes Gemüth macht, miſchen ſich unvermerkt in alle Beobachtungen ſpäterer Jahre. Der Fortgang aber ſowohl der Meinungen als der Sitten, iſt in meinem Zeitalter ſo ſchnell geweſen, daß ein, von der Natur zu einem ſo langſamen Gange beſtimmter Menſch, als ich, leicht mit ſeiner Philoſophie hinter ſeinem Jahrhunderte hat zurückbleiben können.

Wie ſehr iſt es, zum Beyſpiele, dem Geiſte der Zeit zuwider, an den Höfen irgend etwas Gutes zu finden; und Sitten in gewiſſer Abſicht zu loben, die nur unter dem Schatten des Despotismus aufblühen konnten!

Doch, unparteyiſche Richter, die das Ganze meiner Grundſätze aus der Darſtellung einiger meiner Ideen zu erkennen vermögen, werden die moraliſche Lauterkeit derſelben nicht verdächtig finden. Darüber aber werden ſie mir einen gegründeten Vorwurf machen, daß ich die Materie von den Sitten der verſchiedenen Stände, und den jedem derſelben eigenthümlichen Fehlern und Vorzügen, nicht lieber in ihrer vollen Allgemeinheit unterſucht, als ſie bloß unter dem eingeſchränkten und kleinlichen Geſichtspuncte angeſehen habe, den mir die Maxime Rochefoucaults anwies. Dieſen Tadel beantworte ich mit dem aufrichtigen Geſtändniſſe, daß mein ſchärfſter Blick lieber rückwärts gekehrt iſt, und mir die Mängel meiner Werke erſt dann recht in die Augen fallen, wenn ſie vollendet ſind; daß indeſſen, ſo wie die Menſchenkenntniß aus lauter einzelnen und kleinen Beobachtungen geſammelt werden muß, auch bey ihr die Unterſuchungen, welche eine beſondre Veranlaſſung und ein nahes und beſtimmtes Ziel haben, gemeiniglich mehr neue Ideen erwecken und verborgenere Seiten des Gegenſtandes ans Licht bringen, als die, welche weitläuftige Materien umfaſſen, und nur die Erforſchung der Wahrheit überhaupt beabſichtigen.

Noch muß ich, ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, mich über zwey Puncte erklären.

Der erſte betrifft die Rechtſchreibung. Der größte Vortheil, der durch ſie zu erhalten ſteht, muß von der, bey den guten Schriftſtellern der Nation bewirkten Gleichförmigkeit derſelben herkommen. Nun iſt aber in Dingen, welche die Vernunft auf eine ganz einleuchtende und allgemein geltende Weiſe aus Gründen nicht entſcheiden kann, Uibereinſtimmung der Menſchen anders nicht möglich, als wenn ſie ſich freywillig einer Autorität unterwerfen, deren Ausſprüchen ſie auch dann folgen, wenn ſie ſie nicht durchaus billigen. Weil ich nun in Teutſchland keinen Mann kenne, der in Sachen der Sprache einen gegründetern Anſpruch auf Autorität hätte, als Adlung: ſo habe ich jenem Grundſatze zu Folge in den Fällen, wo ich zweifelhaft war, ſeine Vorſchriften zu Rathe gezogen, und ſelbſt da, wo er mich nicht überzeugte, ihm, aus Liebe zum gemeinen Beſten freywillig gehorcht. Ich wünſchte, daß mein Beyſpiel, oder dieſe meine Gründe von einem größern Gewicht wären, als ich natürlicher Weiſe erwarten kann, um die guten Schriftſteller Teutſchlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu vereinigen. Ich ſehe wenigſtens keinen andern Weg zur Gleichförmigkeit in unſerer Rechtſchreibung, die doch immer ein wünſchenswerthes Gut iſt, weil ſie die Verſtändlichkeit befördert und die

Störungen der Aufmerkſamkeit für gewöhnliche Leſer vermindert, — zu gelangen, als daß alle, welche ſchreiben, in Fällen, wo bisher Verſchiedenheiten der Orthographie geherrſcht haben, willkürliche Entſcheidungen, die ihnen niemand als Geſetze aufzubringen vermag, durch freywillige Befolgung zu Geſetzen erheben; und daß ſie einem Manne, der in Abſicht vieler Sachen ihr Lehrer geweſen iſt, in einigen auch blindlings folgen. Iſt es wohl ſelbſt in der bürgerlichen Welt anders möglich, irgend eine dauerhafte Vereinigung der Menſchen zu ſtiften, als wenn ſie ſich gefallen laſſen, nachdem ſie einmahl irgend einen Geſetzgeber anerkannt haben, die Beſchlüſſe desſelben auch dann zu reſpectiren, wenn ſie mit ihrem Inhalte unzufrieden ſind?

Der zweyte Punct iſt, daß der Titel des Buchs mehr verſpricht, als der Inhalt leiſtet. Es iſt auf jenem von Aufſätzen über litterariſche Gegenſtände die Rede, und in dieſem Theile finden ſich keine. Aber da ich mir die angenehme Ausſicht laſſen wollte, meine Ideen, über einzelne und nicht mit einander zuſammenhängende Materien, mehrmahlen dem Publicum mitzutheilen: ſo wollte ich mir auch ſchon zum voraus den Umfang, innerhalb deſſen ich meine Gegenſtände wählen könnte, erweitern; und was ich die Abſicht hatte in künftigen Theilen zu thun, kündigte ich ſchon in der Aufſchrift des erſten an.

Inhalt.

I. Uiber die Geduld . . . . Seite 1

II. Uiber die Moden 105

III. Uiber die Maxime Rochefoucaults: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe . . . 263

IV. Uiber die Unentſchloſſenheit 403

Wenn den Tugenden ihr Rang nach der Schwierigkeit angewieſen werden ſollte, die es koſtet, ſie auszuüben: ſo würde die Geduld eine der erſten Stellen bekommen. — Aber die Menſchen thun wohl, daß ſie den Werth der Tugenden mehr nach ihrer Gemeinnützigkeit, als nach ihrer Schwierigkeit abmeſſen. Jene iſt leichter zu erkennen als dieſe. Denn wer kann wiſſen, wie viel es einem Menſchen an Kraft und Anſtrengung koſtet, die eine oder die andere ſeiner Pflichten zu erfüllen? Wie viel aber jede zum Wohl der Geſellſchaft beytrage, das iſt ein Gegenſtand der Erfahrung, und kann von jedem Menſchen, wenigſtens mit einem gewiſſen Grade der Evidenz, beurtheilt werden. — Uiberdieß, wenn man zum Grundſatze annimmt, daß die ſchwerern Tugenden von höherm Werthe ſind: ſo kömmt man leicht in Gefahr, auch ſelbſtgewählte Schwierigkeiten und unnütze Kaſteyungen für verdienſtlich zu halten.

Die Geduld iſt aber nicht nur eine ſchwere Tugend, ſondern auch eine gemeinnützige: obgleich ihre unmittelbare Wirkung ſich nur auf den Menſchen ſelbſt, welcher leidet, und auf den engern Kreis von Freunden erſtreckt, der ihn bey dieſem Zuſtande umgibt.

Beydes, jene Schwierigkeiten und dieſen Nutzen will ich zu entwickeln ſuchen. Die Natur der Tugend ſelbſt wird hervorleuchten, wenn die Urſachen der Anſtrengung, welche ſie koſtet, und die Beſchaffenheit der Folgen, welche aus ihr entſtehn, auseinander geſetzt worden ſind. Daraus werden ſich auch die Hülfsmittel ergeben, welche die Geduld erleichtern, und die Vorbereitungen, die man machen muß, um gegen das Leiden ausgerüſtet zu ſeyn.

Geduldig, d. h. auf eine ſchickliche und vernünftige Art leiden, iſt erſtlich deßwegen ſo ſchwer, weil der Schmerz die ſtärkſte unter den menſchlichen Empfindungen iſt.

Das, was dem Körper wohlthut, berührt ihn ſanft, das was ihm wehe thut, ſchneidet tief ein, trennt ſeine Theile, oder drückt und ſtößt ſie mit einer Gewalt, welche dieſe Trennung fürchten läßt. Jenes iſt vorübergehend, und läßt ſelten merkliche Spuren zurück: dieſes bringt groſe, und eben deßwegen dauerhafte Veränderungen hervor.

Mit den Freuden und Leiden der Seele iſt es nicht anders beſchaffen. Es iſt die alte Klage der Moraliſten, daß Beleidigungen lebhafter und länger empfunden, als Wohlthaten erkannt werden. In Abſicht der Güter und Übel, welche von der Natur herkommen, iſt unſre Empfindungsart die nähmliche. Eines kummerhaften Augenblicks, einer angſtvollen Stunde erinnert ſich der Menſch weit länger und weit deutlicher, als vieler fröhlichen Tage.

In der That, da die Freude der natürliche Zuſtand des Menſchen iſt, da ſein Wohlſeyn in nichts anderm beſteht, als in dem ungehinderten Genuſſe ſeines Daſeyns, in dem unbeſchränkten Gebrauche aller ſeiner Kräfte: ſo hat dieſer Zuſtand nichts ſo außerordentliches, daß er ſich auszeichnete. Der Menſch iſt glücklich und vergnügt, wenn er ganz Menſch iſt, wenn er als ſolcher leben und handeln kann. So wie der völlig Geſunde gar kein Glied ſeines Körpers insbeſondere fühlt: ſo wird der vollkommen Vergnügte beynahe gar keines Theils ſeines Zuſtandes auf eine beſtimmte und deutliche Weiſe gewahr. Er verliert ſein Ich, ſobald alle Bedürfniſſe desſelben befriedigt ſind, völlig aus den Augen. Er denkt dann nur an die Gegenſtände außer ſich, an die Menſchen, mit welchen er umgeht, an die Geſchäfte, die er treibt.

Der Schmerz hingegen iſt ein Zuſtand wider die Natur, ein Schritt zur Zerſtörung, eine Verengung des Daſeyns, — ein Widerſpruch mit den weſentlichen Kräften und Trieben des Menſchen. Die Vorſtellung desſelben hat etwas ſo unterſcheidendes und auffallendes in der Reihe unſrer übrigen Vorſtellungen, daß ſie die Aufmerkſamkeit nicht anders als an ſich ziehn kann, ſo lange ſie da iſt, und dem Gedächtniſſe noch lange eingeprägt bleibt, nachdem ſchon die Urſache vorüber iſt. Das Leiden iſt dazu gemacht, den Menſchen auf ſich ſelbſt zurückführen, ſeinen Blick von äußern Gegenſtänden abzuziehn, und ihn auf die in ihm ſelbſt vorgehenden Veränderungen zu richten.

Man lernt die Natur des Schmerzens am beſten kennen, wenn man ihn in ſeiner höchſten Stärke betrachtet. Man weiß aber, daß ein äußerſt gewaltſamer Schmerz die ganze Seele überwältigen, ihre Denkkraft vernichten, und die Freyheit und Moralität ihrer Handlungen aufheben kann. Was ein ſehr großer Schmerz im hohen Grade thut, das thut jeder Schmerz in einem gewiſſen Grade. Jeder wirkt den natürlichen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes entgegen, und treibt ſeine Kraft zurück, die ſich durch beſtändige Thätigkeit außer ſich gleichſam ausbreiten will. Er hemmt entweder den Lauf ſeiner Vorſtellungen, deren freyer Fortgang ſein inneres Leben ausmacht, oder er ſchiebt in die Reihe eine fremde, ganz davon abſtechende ein, welche den Faden zerreißt. Der Schmerz iſt ein Kampf, oder erregt denſelben augenblicklich.

Und dieſem ſo gewaltigen und ſo mächtigen

Feinde ſoll die Geduld ſich entgegenſtellen; in dieſem Kampfe ſoll ſie den Sieg davon tragen.

Jede andre Tugend hat auch ihre Begierde, welche ſie zu überwinden, oder im Zaume zu halten hat. Aber dieſe Begierden ſind zum Theil aus ſelbſtgemachten und erkünſtelten Bedürfniſſen entſtandene und auf Irrthum und Meinung gegründete Begierden, zum Theil vorübergehende und abwechſelnde Leidenſchaften. — Der Ehrgeitz und der Eigennutz haben ihre Perioden, wo ſie das Gemüth heftiger beſtürmen, und andre, wo ſie ſich wieder beſänftigen. Dieſe Augenblicke des Nachlaſſes kann die Vernunft ergreifen. — Zorn und ſinnliche Liebe ſind noch mehr den Krankheitsanfällen gleich, die nur aus einem periodiſch-geſammelten Stoffe entſtehen, oder ihre eigne Veranlaſſung erfordern. Die Tugend der Sanftmuth, welche der Begierde nach Rache, — die der Keuſchheit und Mäßigung, welche der Begierde nach ſinnlicher Luſt entgegenarbeitet, endlich Redlichkeit und Menſchenliebe, welche Habſucht und Ehrgeitz in Schranken halten, finden zuweilen das Gemüth von ſelbſt in derjenigen Stimmung gegen die Gegenſtände jener Leidenſchaften, welche ſie zu anderer Zeit durch Uiberwindung hervorbringen müſſen. Und da die Heftigkeit derſelben gemeiniglich von Teuſchungen der Einbildungskraft herrührt: ſo kann die Vernunft über jene Leidenſchaften ſelbſt einige Gewalt bekommen, indem ſie dieſe Teuſchungen durch Aufſuchung der

Wahrheit zerſtreut. — Die Geduld hingegen hat mit der allernatürlichſten, und mit einer immerwährenden Begierde des Menſchen zu ſtreiten: mit der Begierde nach Daſeyn, — nach Fortdauer, nach Vollſtändigkeit ſeines Weſens, — nach einem ruhigen und ungehinderten Genuſſe ſeiner ſelbſt. Hier kann die Vernunft keinen Irrthum in dem Wunſche zeigen, oder darthun, daß er auf einen bloßen Schein gerichtet ſey; ſie kann nicht durch die Berichtigung der Vorſtellungen von Gut und Böſe, den Grund der Leidenſchaft heben. Sie kann nur der Heftigkeit derſelben durch anderweitige Betrachtungen entgegenarbeiten. Wenn andre Zerrüttungen des Gemüths, welche von Einbildungen und Vorausſetzungen herkommen, eine radicale Cur erlauben: ſo ſind für diejenigen, welche aus dem wirklichen Schmerze entſtehn, nur Palliativ-Mittel vorhanden.

Ein zweyter Grund, welcher die Geduld ſchwerer als andre Tugenden macht, iſt: daß ſie keine geſellige Tugend iſt; — ich will ſagen, daß ſie nicht unter Menſchen und gegen andre Menſchen ausgeübt wird.

Es iſt nichts, was dem Menſchen ſo viel Kraft gibt, ſich anzuſtrengen, als wenn er Zeugen ſeiner Handlungen hat. Sobald man weiß, daß man von andern Menſchen geſehen, beobachtet, für das Gute, welches man thut, geehrt, wegen des Schweren, welches man überwindet oder ausrichtet, bewundert wird, — und hingegen wegen der Schwächen, die man blicken läßt, der Verachtung ausgeſetzt iſt: ſo biethet man alle ſeine Kräfte auf, ſich in ſeiner vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen.

Aus dieſer Urſache iſt eine andre ſchwere Tugend, die Tapferkeit, welche der Lebensgefahr trotzt, nach der gemeinen Meinung, die durch einige Erfahrungen beſtätigt wird, unter den höhern Ständen gemeiner, als in den mittlern und niedrigern. Sie wird gewiß dem Heerführer leichter, als dem gemeinen Soldaten. Selbſt die Tugend, von der wir reden, die Geduld im Leiden, — die in Krankheiten, findet in der Hoheit des Standes oder in der Größe des Ruhms des Leidenden, eine Unterſtützung. Der König oder Held, der für jetzt zwar an ſein Krankenlager gefeſſelt und von der Welt abgeſondert iſt, aber doch die Augen der Welt auf dieſes ſein Lager gerichtet glaubt; der ſich gewiſſermaßen die Zeitgenoſſen und die Nachwelt als Zeugen der Standhaftigkeit, welche er auf demſelben beweiſt, denken darf: findet noch hier dieſelben Aufforderungen, dieſelben Stärkmittel ſeines Muthes, die ihn am Tage der Schlacht, ſeiner ſelbſt und des nahen Untergangs vergeſſen ließen. In der That ſtellt uns die Geſchichte ſo viele, auch ſonſt ſchwache Könige als ſtandhafte Sterbende vor, daß man geneigt wird, die Urſache davon in etwas, das ihnen gemeinſchaftlich iſt, alſo in ihren äußern Verhältniſſen zu ſuchen

Aber die allermeiſten Leidenden ſind in dem entgegengeſetzten Falle: und der große Haufe der Menſchen entbehrt bey den Prüfungen ſeiner Geduld dieſes Hülfsmittels. — Alle Leiden, beſonders die drückendſten, — Armuth, Krankheit, Verſtümmelung, ſondern den gemeinen Menſchen von der Geſellſchaft ab, und entziehen ihn den Augen ſeiner Mitbürger. Niemanden iſt daran gelegen, zu wiſſen, wie er ſich bey ſeinen Leiden beträgt, als den wenigen Freunden, die auch Theil an ſeinen Empfindungen ſelbſt nehmen. Iſt die Noth langdauernd, ſo wird vollends die Aufmerkſamkeit andrer darauf ſchwächer: und mit ihrem Mitleiden gegen den Geduldigen hört auch die Bewunderung ſeiner Tugend auf. Der Geſunde kann ſich den Zuſtand des Kranken, der Reiche die Lage des Dürftigen vielleicht augenblicklich mit einer gewiſſen Deutlichkeit vorſtellen: aber lange können jene ſich in die Stelle dieſer nicht verſetzen. Sie ſind alſo bey fortwährenden Klagen eher geneigt, ſie für übertrieben, und das Uibel für geringe zu halten. — Wenn auch die Tugend des Geduldigen unbeſtritten und ſichtbar iſt: ſo wird ſie doch dem, welcher ſie ausübt, lange nicht ſo hoch angerechnet, als ſie ihm ſchwer und mühſam geworden iſt.

Vom Ehrgeitze nicht unterſtützt, muß alſo die Tugend der Geduld ganz auf ihrem eignen Grunde feſte ruhen, — auf dem Bewegungsgrunde der Pflicht, auf der Uiberzeugung von der moraliſchen

Trefflichkeit eines ſolchen Betragens. Wenn Murren und Ungeduld nur bey wenigen Menſchen, die über die andern hervorragen, durch die Furcht vor der Schande zurückgehalten werden können: ſo muß bey den übrigen die eigne Stärke des Gemüths und die Kraft guter Grundſätze dieſe Fehler wegſchaffen.

So wie es aber eine große Ermunterung zu Erfüllung ſchwerer Pflichten iſt, andre, — und viele Menſchen zu Zeugen ſeines Rechtverhaltens zu haben: ſo liegt eine noch viel größere darin, wenn andre Menſchen die Gegenſtände dieſer Pflichten ſind; wenn ihnen dadurch Vortheile zuwachſen; wenn durch unſre Arbeiten oder unſre Beſchwerden Erkenntniß oder Glückſeligkeit über das menſchliche Geſchlecht ausgebreitet wird. - Diejenigen Nachtwachen koſten einem Gelehrten wenig, durch welche er hofft ſein Zeitalter aufzuklären. Eben dieſelbe Anſtrengung, auf Arbeiten gewandt, die keinen Einfluß auf andre hätten, würde ihm unerträglich werden. Alle wohlthätigen Tugenden ſind fröhliche Tugenden. Man genießt des Vergnügens ſchon zum voraus, welches man andern zu machen hofft. Das angenehme Bild des Zwecks, den man zu erhalten gedenkt, verſüßt das Unangenehme und erleichtert das Schwere der Mittel, welche man anwendet. — Man glaube nicht, daß dieſer Bewegungsgrund mit dem nächſt zuvor gedachten einerley ſey; daß in dieſem Reitze der Wohlthätigkeit geheimer Ehrgeitz verborgen liege. Allerdings iſt Dankbarkeit auch Hochachtung: und die Menſchen, für deren Beſtes wir arbeiten, ſind auch die natürlichſten Zeugen und Bewundrer unſrer guten Eigenſchaften. Aber es liegt doch bey der Belebung der Thätigkeit unſers Geiſtes, die aus dem größern oder geringern Einfluſſe unſrer Handlungen auf die menſchliche Geſellſchaft entſteht, noch ein anderes Triebwerk, als das der Ruhmbegierde zum Grunde. Es iſt, glaube ich, eine Folge der geſelligen Neigungen, die unſrer Natur eingewebt ſind. — Gutes zu thun und Glückſeligkeit auszubreiten, iſt, nach dem frohen Genuſſe unſrer ſelbſt, die eigentliche Beſtimmung unſers Daſeyns. So oft wir uns auch nur ſcheinbar ſchmeicheln können, Wohlthäter, Lehrer, weiſe Regierer, nützliche Gehülfen anderer geweſen zu ſeyn: ſo oft wird unſer Gemüth durch eine natürliche Freudigkeit belebt. Und mit dieſer Freudigkeit nach der Vollbringung ſteht die Betriebſamkeit während der Arbeit in einem gleichen Verhältniſſe.

Auch dieſe Stütze fehlt der Tugend der Geduld größtentheils. Sie iſt in dem Menſchen ſelbſt, der ſie übt, eingeſchloſſen, und erſtreckt ſich nicht auf andre. Sie verändert nichts in der Welt, ſie wirkt nichts, ſie bringt nichts hervor. Sie zielt nur darauf ab, Ruhe im Innern zu ſchaffen, und die Kräfte, die ſich im Unmuthe verzehren, bis auf beſſre Zeiten aufzuſparen: aber ſie ſelbſt ſetzt ſie nicht in das ihnen angemeſſene, dem Menſchen ſo erfreuliche Spiel, das auch Spuren außer ihm zurückläßt. Oft, bey der äußerſten Anſtrengung, ſcheint der geduldige Menſch noch immer unthätig und unnütz zu ſeyn. Wenn ſie ja noch einigen Einfluß auf andere äußert: ſo iſt es bloß, den Leidenden den Perſonen, die ihn umgeben, weniger unangenehm zu machen, ihnen das widrige Gefühl, welches der Anblick des Schmerzens macht, oder die Beſchwerden, welche die von ihm geforderte Hülfreichung ihnen verurſacht, zu erleichtern. Für die Familie, die Freunde, die Dienſtbothen deſſen, der von körperlichen Uibeln, oder von Kummer und Verdruß niedergedrückt wird, iſt es freylich ein Troſt und gewiſſermaßen eine Wohlthat, wenn Gelaſſenheit, Sanftmuth und liebreiches Weſen ihren Vater, Freund oder Herrn, auch unter dieſen Umſtänden auszeichnen. Wie Unzufriedenheit mit Haß, ſo ſteht Geduld und Zufriedenheit mit der Liebe in Verbindung. Es ſind verwandte Empfindungen, die leicht in einander übergehen. Und wie das menſchenfreundlichſte Herz bitter, ſelbſt grauſam werden kann, wenn es mit einem ungeduldigen Temperamente verbunden iſt, und durch hartnäckige, langwierige Uibel geprüft wird: ſo kann hingegen mit wenigerer Anlage zur Zärtlichkeit, durch bloße Gelaſſenheit, der Menſch ein ſehr leidlicher und ſelbſt angenehmer Geſellſchafter für diejenigen werden, die mit ihm die abwechſelnden Schickſale ſeines Lebens theilen. Je höher, nach der Rangordnung der bürgerlichen Geſellſchaft der Menſch ſteht, welcher ſich in Krankheit oder Noth befindet; je mehr Menſchen ihn umgeben; je mehrere durch Pflicht oder Intereſſe ſo mit ihm verbunden ſind, daß ſie ſich ſeiner Gegenwart nicht entziehn können; je fürchterlicher ihnen ſein Unwille, und je quälender für ſie ſein Mißmuth iſt: von deſto ausgebreiteterem und wohlthätigerem Einfluſſe iſt ſeine Geduld. Wie viele Unglückliche kann die böſe Laune eines kranken deſpotiſchen Königs machen: und welche Wohlthat für ſeinen Hof, für ſeine Staatsdiener und oft für ſein Land iſt die Gemüthsruhe, die er bey widrigen Zufällen in ſich zu erhalten weiß!

Doch ſelbſt dieß, in ſolchen Verbindungen zu ſtehen, durch welche vielen unſre Ungeduld empfindlich und unſre gelaßne Ertragung des Uibels wohlthätig wird: ſelbſt dieſer Umſtand iſt ein Glück, in deſſen Beſitz nur wenige ſind. Tauſende von Menſchen ſtehen einzeln in der Welt da, und werden von den Pfeilen des Schickſals getroffen: ohne daß andre dadurch berührt würden. Andre hängen nur durch ſo ſchwache Bande mit der Welt zuſammen, daß ſolche bald durch das Unglück aufgelöſt werden. Der Kreis ihrer Wirkſamkeit vermindert ſich zugleich mit ihrem Wohlergehn. Sie verlieren das Verdienſt ihrer Standhaftigkeit, weil ſich die Welt ſchon von ſelbſt vor ihrer üblen Laune in Sicherheit geſetzt hat, indem ſie ſich von ihnen zurückzieht.

Und geſetzt, dieß wäre nicht unſer Fall: wie traurig muß es deſſen ungeachtet ſcheinen, wenn mit derſelben Geiſtesanſtrengung, welcher unter günſtigen Umſtänden vielen andern Menſchen Freude und Vortheile bringen könnte, nun nichts weiter zu bewirken iſt, als nur weniger zu mißfallen, andre weniger leiden zu laſſen.

So viel alſo von den Schwierigkeiten der Geduld: ſie hat einen größern Kampf auszuhalten, und hat weniger ſchmeichelhafte Belohnungen zu erwarten, als viele der aktiven Tugenden des geſelligen Lebens.

Aber ſie iſt nichts deſto weniger eine höchſt nothwendige Tugend für den Menſchen in einer Welt, aus welcher das Uibel nicht weggeſchafft werden kann. Sie iſt ſogar das einzige, dem Menſchen nie ganz entſtehende, nie ganz unwirkſame Hülfsmittel gegen dasſelbe. Und zwar lindert ſie nicht nur das Gefühl des Schmerzens, ſondern ſie trägt auch dazu bey, das Uibel wegzuſchaffen. Sie gehört nicht bloß zu den Vertheidigungswaffen, welche den Feind abhalten, daß er nicht bis zu dem innerſten Heiligthume des Menſchen, ſeinem Verſtande und ſeiner Moralität, dringe, jenen zerrütte und dieſe vergifte, — ſchreckliche Folgen, welche aus langdauernder Noth bey unruhigen und heftigen Gemüthern oft entſtehn: ſondern ſie dient ſelbſt als Werkzeug des Angriffs, den Feind zurückzutreiben; ſie unterſtützt und begünſtigt alle Maßregeln, welche der Menſch zu ſeiner völligen Befreyung von dem Uibel nimmt.

Ich will von körperlichen Uibeln anfangen, denen abzuhelfen am wenigſten in des Menſchen Gewalt ſteht.

Es iſt gewiß, das in unſrer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, wenn ſie in Unordnung iſt; und daß alsdann alle ihre Bewegungen, ſelbſt die, durch welche die gefährlichſten oder ſchmerzhafteſten Symptome der Krankheit veranlaſſet werden, darauf abzielen.

Wenn aber dieſe Bewegungen ihren Zweck erreichen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie nicht geſtört werden. Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven und Gefäßen alsdann gelaſſen wird: deſto eher können ſie die Materie der Krankheit, die ſich in ihnen angehäuft hat, überwältigen und fortſchaffen; oder deſto ſchneller können ſie, wenn ſie bloß abgeſpannt ſind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts aber befördert dieſe Ruhe mehr, nichts kömmt der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung mehr zu Hülfe, als Geduld, und Ruhe der Seele.

Jede Leidenſchaft bringt ihre eigenen Bewegungen im Körper hervor; jede verändert auf eine andere Weiſe den Lauf des Blutes, die Abſonderung aller Säfte, und die Wirkſamkeit aller feſten Theile. Und zwar ſind dieſe Veränderungen bey unangenehmen Leidenſchaften allemahl widernatürlich, und alſo dem Körper nachtheilig. Sie unterbrechen nicht nur, durch ihre zu unrechter Zeit eingemiſchte Wirkſamkeit, den ruhigen Fortgang der mechaniſchen Bewegungen, die auf Erhaltung und Wohlbefinden der Maſchine abzielen: ſondern ſie bringen auch ganz neue Bewegungen hervor, die den Symptomen von Krankheiten ähnlich ſeyn, und oft die Urſachen derſelben werden.

Ungeduld demnach, ſie äußre ſich durch Mißmuth oder Zorn, durch Niedergeſchlagenheit oder Aufbrauſung, thut bey ſchon vorhandenen Krankheiten einen noch weit gewiſſern Schaden. Geduld hingegen iſt ein wahrer Balſam, der, indem er den Reitz des wunden Theils vermindert, der Natur die Heilung leichter macht. Jene erzeugt neuen Krankheitsſtoff, indeß der alte weggeſchafft werden ſoll, und bringt die ſchon unordentlich bewegten Räder der Maſchine in neue Zerrüttung. Dieſe überläßt wenigſtens den Körper ganz ſich ſelbſt und ſeinen natürlichen Heilungskräften; ſie gibt ihm Zeit und Ruhe, ſich zu erhohlen; und trägt ſelbſt dazu bey, die Bewegungen in ſeinen Säften dem natürlichen und geſunden Zuſtande um etwas näher zu bringen.

Dieſe ſind nicht bloße Speculationen: ſondern die Erfahrung beſtätiget es, wenigſtens bey kleinern Uibeln, welche die Natur überwältigen kann.

Von dieſer Art iſt das Uibel der Zahnſchmerzen: — als Krankheit ſelten von Bedeutung, als Schmerz oft wüthend, und fähig, die Geduld des

Standhafteſten zu überwinden. Aber es verſuche es der Menſch, welcher davon leidet, und bisher gewohnt geweſen iſt, bey Anfällen deſſelben ſich der Ungeduld, zu welcher es ſo ſehr reizt, zu überlaſſen, ſie durch heftige, körperliche Bewegungen, durch ſtürmiſches Umherlaufen, durch Geſchrey oder unaufhörliches Seufzen zu äußern: er verſuche es, ſage ich, ob er ſo viel über ſich erhalten könne, nur eine kurze Zeit ruhig und ſtille zu ſitzen, ſich keinen Laut, keine Bewegung der Ungeduld zu erlauben. Er horche gleichſam ſeinem Schmerze zu, und vereinige alle Kräfte, die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele auf die Empfindung deſſelben, mit dem Vorſatze, ſie zu ertragen: und ich glaube, nach meiner Erfahrung, ihm verſprechen zu können, daß der Schmerz, dem er nun nicht mehr mit Gewalt zu widerſtehen ſucht, einige Augenblicke zwar ſtärker wüthen, aber in kurzem nachlaſſen, und eher aufhören wird, wenn er nicht aus unüberwindlichen Urſachen entſteht. Alle Krankheitsanfälle und ſchmerzhafte Symptomen, bey welchen die Nerven mit im Spiele ſind, wo Krämpfe oder unnatürliche Erſchlaffung und Anſpannung die Urſachen des Uibels ſind, ſtehen auf gewiſſe Weiſe in näherer Verbindung mit der Seele. Und ſo wie ſie von der einen Seite oft den Verſtand mehr verdunkeln, und die Freyheit mehr ſtören, als andre körperliche Uibel: ſo ſind ſie von der andern auch dem Einfluſſe des Geiſtes mehr unterworfen, werden durch die Ruhe deſſelben eher beſänftigt, und geben der Standhaftigkeit des Menſchen, wenn ſie durch ſtilles Ausharren die natürliche Bemühung der Organe, ſich wiederherzuſtellen, unterſtützt, eher nach, als die Krankheiten, welche in den feſten Theilen oder in dem Blute ihren Sitz haben.

Doch die wohlthätige Heilkraft der Geduld ſchränkt ſich nicht bloß auf Nervenübel ein. Aufmerkſame Aerzte müſſen es oft bemerkt haben, daß gelaſſene Kranken eher geſund werden, als ungeduldige; — daß bey einem und eben demſelben Kranken die Paroxysmen nachlaſſen, oder ſich verdoppeln, je nachdem die Ungeduld und Troſtloſigkeit ſich ſeines Gemüths bemeiſtert, oder Geduld und Ergebung in den Willen der Vorſehung dasſelbe beruhigt. Sie wiederhohlen es ja oft bey den Krankenbetten, daß ihre Kur beſchleunigt und weit ſicherer ſeyn würde, wenn ſie auf eine Zeitlang ihre Patienten in Maſchinen verwandeln, und ihnen alles Denken, welches im Zuſtande des Leidens gemeiniglich auf Beunruhigung und Entkräftung hinausläuft, unterſagen könnten. Nun, der geduldige Mann erfüllt einen Theil dieſes Wunſches. Wenn auch der Fortgang ſeiner Ideen nicht ganz ſtille ſteht, ſo iſt doch ihre Folge nicht ſo ſchnell, ihre Abwechſelung nicht ſo ſtürmiſch, als bey dem Ungeduldigen: und es entſteht alſo auch daraus nicht diejenige Erſchöpfung, durch welche eigentlich die

Wirkſamkeit des Geiſtes dem kranken Körper ſchädlich wird. — Sein Geiſt kann zwar ſeine Functionen nicht ganz aufgeben, um dem Körper die ſeinigen deſto ungeſtörter vollbringen zu laſſen: aber indem er ſeine Begierden nach Vergnügen, und ſeinen Widerwillen gegen den Schmerz, den Geſetzen ſeiner Natur und dem Willen ihres Urhebers unterwirft, kann er auch ſeinen Ideengang freyer, leichter, für den kranken Zuſtand der Maſchine anpaſſender, und für deren Wiederherſtellung unſchädlicher machen.

Wenn die Geduld ein Hülfsmittel gegen Uibel des Körpers iſt, die von den Vorſtellungen un Neigungen der Seele am wenigſten abhängen, und ihren eignen Geſetzen folgen: ſo iſt ſie noch weit nützlicher bey Kummer und Betrübniß, — Krankheiten, welche die Seele unmittelbar angreifen, und aus der Natur derſelben die ihrige herleiten; ſo iſt ſie es noch weit mehr bey denjenigen Unglücksfällen, welche das Vermögen, die Ehre, oder überhaupt das äußere Wohl des Menſchen betreffen. — Jene Seelenkrankheiten haben gemeiniglich die unmäßige Schätzung eines verlornen Gutes, oder eines verfehlten Endzwecks zum Grunde. Die Kur geſchieht durch Verbeſſerung der Einſicht, durch eine Wahrnehmung des Irrthums, durch eine Abſonderung des Teuſchenden und des Wahren in den Gegenſtänden unſrer Wünſche und unſers Abſcheues. Aber um dieſe Cur zu bewirken, muß die Vernunft mit ihren Vorſtellungen gehört werden; wir müſſen eines ruhigen und unbefangenen Nachdenkens fähig, wir müſſen Meiſter über unſere Aufmerkſamkeit, und frey in der Direction derſelben ſeyn. Und dazu nun iſt die geduldige Ertragung dieſer unangenehmen Eindrücke der erſte Schritt. Gelaſſenheit und Stille muß vor der völligen Selbſtbeherrſchung und Gegenwart des Geiſtes, bey einem Betrübten oder Schwermüthigen, wie bey einem Zornigen, vorhergehn. Erſt muß das Gleichgewicht unter denjenigen Veränderungen der Seele hergeſtellt ſeyn, wobey ſie bloß leidend war: ehe ihre thätige Kraft, die Vernunft und die moraliſche Freyheit, ihre ungehinderte Wirkſamkeit äußern kann. Je mehr alſo der Menſch gewöhnt iſt, anfangs unter dem Uibel, das ihn überfällt, wie ein demüthiger Unterthan unter der ihm von ſeinem Obern aufgelegten Laſt, ſich nur zu beugen, ohne zu murren, und wie die Mexicanerin, nach Montaignes Erzählung, ihrem neugebornen Sohne geboth, — zu leiden und zu ſchweigen: deſto eher wird er ſich auch aus dieſer Unterdrückung wieder emporheben können. Die zerſtreueten Lebensgeiſter werden ſich eher wieder ſammeln, die verworrenen Ideen werden ſich eher von ſelbſt zu einer gewiſſen Deutlichkeit läutern: und durch beydes wird ein Gefühl von Kraft weit eher in den geſchwächten Geiſt zurückkehren, wenn er nur nicht durch ſeine eigne, aber unordentlich und falſch gerichtete Activität, die Eindrücke von der Empfindung des Uibels vergrößert.

Da bey denjenigen Uibeln, welche in der äußern Lage des Menſchen, in dem Zuſtande ſeines Eigenthums oder ſeiner Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft liegen, durch kluge Anſtalten, durch Fleiß und Geſchicklichkeit, weit mehr, als bey den perſönlichen Uibeln, ausgerichtet werden kann; da ſie innerhalb der eigentlichen Sphäre der menſchlichen Thätigkeit ſind, wo jeder Veränderungen zu ſeinem Vortheile machen kann: ſo muß auch, zur Abhelfung ſolcher Uibel, diejenige Tugend von noch größrer Wirkſamkeit ſeyn, welche, (wie dieß Geduld und Gelaſſenheit in allen Fällen thut), den Verſtand zum Nachdenken aufgelegt erhält, den Menſchen vor unbeſonnenen Schritten ſowohl, als vor einer völligen Trägheit bewahrt, und von ſeinen anderweitigen guten Eigenſchaften — den Mitteln, ſich den Menſchen beliebt, und ſie zu Werkzeugen ſeines beſſern Glücks zu machen, — den Schleyer wegzieht, in welchen ſie der Unmuth und die üble Laune des Unglücklichen ſo oft hüllet.

Geduld iſt die erſte Grundlage zum Charakter des Helden. Um in Noth und Gefahr kluge Maßregeln zur Rettung zu nehmen; um ſich aus mißlichen Umſtänden herauszuziehn, und von erlittenen Unglücksfällen die Folgen wieder gut zu machen: dazu iſt eine verdoppelte Activität des Geiſtes nöthig. Aber auch zu der gewöhnlichen iſt der Menſch unfähig, ſobald er, mit der Größe ſeines Uibels allein beſchäftigt, diejenige Kraft mit Klagen und Murren erſchöpft, die er zum Handeln anwenden ſollte.

Ein Umſtand, der die Geduld bey jenen Ehre und Vermögen betreffenden Unglücksfällen, zu einer doppelt nothwendigen Tugend macht, iſt, daß Gunſt und Liebe der Menſchen beynahe die einzigen Hülfsmittel ſind, ſich aus denſelben zu retten, oder ſie zu erleichtern, — und daß die Liebenswürdigkeit des Unglücklichen ſehr von ſeiner Geduld und Gleichmüthigkeit abhängt, wenigſtens durch Ungeduld und Murren gewiß geſtört wird. In allen den Uibeln, die unmittelbar auf Zerſtörung abzielen, und die mit einem ſichtbaren und heftigen Schmerze verbunden ſind, vergibt man dem Leidenden auch eine an ſich mißfallende Aeußerung ſeiner Empfindungen. Aber wenn der Menſch nur über den Mangel von Gütern und Vorzügen klagt; wenn er noch nicht an ſeiner Perſon leidet, ſondern ſich nur durch Vergleichung mit andern, durch Furcht und wegen der Anſprüche, die er zuvor hatte, und die ihm vereitelt worden ſind, elend fühlt: dann findet er nicht eine ſo bereitwillige Theilnahme, daß ihm auch das Uibermaß ſeines Schmerzens und das Unſchickliche in deſſem Ausdrucke zu gut gehalten würde. — Klagen und Unwillen, ſelbſt Niedergeſchlagenheit, macht den Dürftigen, den Verlaſſenen und Hintangeſetzten andern Menſchen nur läſtig. Dadurch verſchließt er ſich vielleicht den Weg zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände. Denn gerade deßwegen fliehen die meiſten den Unglücklichen, weil ſie ſich vor den Ausbrüchen ſeiner übeln Laune, oder vor dem Anſteckenden ſeiner Schwermuth fürchten: und wenn man flieht, wie kann man dem beyſtehn? Durch nichts hingegen empfiehlt ſich ein Nothleidender, ein Armer, ein vom Schickſale gekränkter Mann ſo ſehr, als wenn er von ſeinem Unglücke wenig redet; wenn er ſelten klagt, oder mit Gelaſſenheit klagt; wenn er ſogar eine gegewiſſe Heiterkeit blicken läßt, und an den Freuden andrer Theil zu nehmen fähig bleibt. Nicht nur ſchätzt man ihn deßwegen höher, weil man in dieſer frohen Stimmung des Gemüths einen gewiſſen Edelmuth entdeckt: ſondern man hat ihn auch lieber um ſich; man läßt ſich eher mit ihm in Verbindung ein, weil man durch ihn in ſeinem Vergnügen weniger geſtört wird. Alles aber, was dem Unglücklichen den Zutritt zu andern Menſchen erleichtert, bahnt ihm auch die Wege zu einem günſtigern Schickſale.

Wenn ein heiteres und fröhliches Angeſicht immer ein liebenswürdiges Geſicht iſt: ſo iſt es bey dem Unglücklichen ein ehrwürdiges Geſicht. Gute Laune, und die Stimmung des Gemüths, Vergnügen zu geben und zu empfangen, macht ohne Zweifel eine der Eigenſchaften des Menſchen aus, die ſeines Gleichen, wenigſtens die, welche mit ihm umgehn, am meiſten ſchätzen, und die oft in ihren Augen die Stelle noch gründlicherer Verdienſte und gröſserer Tugenden erſetzt. Bey dem groſsen Haufen aller Stände gilt Luſtigkeit für Liebenswürdigkeit: ob ſie gleich nur dann dieſen Nahmen verdient, wenn ſie aus gutem, menſchenfreundlichen Herzen herſtammt, und mit Verſtande und Kenntniſſen vergeſellſchaftet iſt. Aber wenn dieſe gute Laune die Folge der Geduld und der Uiberwindung ſeiner ſelbſt iſt, wenn der Menſch ſich den frohen Muth ſelbſt gegeben hat, indem er die finſtern Ideen, welche ihm die Empfindung aufzwang, durch Uiberlegungen der Weisheit und der Pflicht zerſtreute: dann muſs auch der ſtrengſte Richter des menſchlichen Werths dieſe Fröhlichkeit für das Kennzeichen eines edlen und achtungswürdigen Geiſtes erkennen.

Der Werth und der Nutzen der Geduld wird drittens noch dadurch ſehr vermehrt, daſs ſie gleichſam ein Beſtandtheil ſo vieler andern Tugenden iſt; daſs ſie auch dem glücklichen und gemeinnützig thätigen Manne, in vielen Augenblicken ſeines Lebens, und bey vielen ſeiner Geſchäfte, nothwendig wird, wenn er ſeine Zufriedenheit oder ſeinen Fleiſs ununterbrochen erhalten ſoll.

Bey ſehr vielen Vorfällen und Lagen des Lebens, die an ſich nicht unglücklich ſind, kommen doch einzelne unangenehme Empfindungen vor: — bey vielen Unternehmungen, die im Ganzen gut von ſtatten gehn und dem geſchäftigen Manne die Erfüllung ſeiner Wünſche verſprechen, treten doch einzelne Schwierigkeiten und Hinderniſſe ein, die ihm bald lange Weile, bald Verdruß und Kummer verurſachen. — Wenn er in jenen Lagen ſich vernünftig betragen und heiter bleiben, wenn er mit dieſen Geſchäften glücklich zu Stande kommen ſoll: ſo muß er gelernt haben, Unannehmlichkeiten zu erdulden und unter Beſchwerden auszuhalten. Selbſt der Genuß des Vergnügens hat ſeine Augenblicke, wo Geduld nöthig iſt. In der beſten Geſellſchaft gibt es Zwiſchenräume von Leere und langer Weile. Das wußte der Weltmann Cheſterfield, der ſein Leben in ſehr guter Geſellſchaft zugebracht hatte. Er, der ſich bey der Erziehung ſeines Sohns nichts ſo ſehr zum Zwecke ſetzte, als ihn zum vollkommenſten Genuſſe der geſelligen Freuden, unter den ausgewählteſten Menſchen von Europa vorzubereiten, fand es nothwendig, ihm zu wiederhohlten Mahlen die Regel einzuſchärfen, daß er lernen müſſe, die lange Weile in der Geſellſchaft mit gutem Anſtande zu ertragen. So deutlich hatte ihn ſeine Erfahrung gelehrt, daß auch unſere Ergötzungen nur Abwechſelungen von angenehmen und verdrießlichen Momenten ſind; und daß, um in dem Genuſſe jener nicht geſtört zu werden, die Vernunft uns in dieſen zu Hülfe kommen müſſe, diejenige Gemüthsheiterkeit zu erhalten, von welcher eben ſo wohl unſre Empfänglichkeit für das Vergnügen, als unſere Fähigkeit, andern Vergnügen zu machen, und ihnen liebenswürdig zu erſcheinen, abhängt.

Würde es wohl dem Manne vom reichſten und thätigſten Genie möglich ſeyn, mit irgend einem Werke der Wiſſenſchaft oder der Kunſt zu Stande zu kommen, wenn er nicht bey denjenigen Theilen ſeiner Arbeit, die weniger angenehm ſind, oder mehr Schwierigkeiten haben, mit Geduld auszuharren vermöchte? Jeder zu durchreiſende Weg hat ſeine ſandigen und nackten Stellen, die demohngeachtet nicht vorbeygegangen werden können, wenn man zum Ziele gelangen will. Jeder Gegenſtand, er beſchäftige die Imagination des Dichters, oder den Verſtand des Philoſophen, hat ſeine leeren, weniger an Ideen fruchtbaren Seiten, oder ſeine finſtern und abſchreckenden Tiefen, die den Fleiß des Forſchers, und die Anſtrengung des Nachbilders mehr ermüden und weniger belohnen. Demohngeachtet muß ihr Geiſt weder aus Ungeduld dieſe Theile überſpringen, noch aus Unluſt ſie nachläßiger behandeln, wenn nicht ihre Werke Fragmente bleiben, oder Unvollkommenheiten und Mängel bekommen ſollen, die auch den Glanz und die Wirkſamkeit der mit Wohlgefallen ausgearbeiteten Theile ſchwächen. — Der Geſchäftsmann findet ſich in einem ähnlichen Falle, und hat vielleicht noch weit mehr der Geduld nöthig. Wie würde er ſeine Pflicht erfüllen können, wenn er nicht einförmige und verdrießliche Geſchäfte ſowohl, als abwechſelnde und angenehme, zu bearbeiten wüßte. — Uiberdieß muß er, wie jener Wohlthäter der Menſchen, und der ſeine Arbeiten ihrem Dienſt widmet, viel Geduld gegen diejenigen beweiſen, mit denen er gemeinſchaftlich arbeitet, viel gegen diejenigen, denen er Gutes zu thun gedenkt.

Uiberhaupt da, nach den Geſetzen der Natur, kein Theil des menſchlichen Lebens durchaus glücklich, — keine lange Dauer ſeiner Zeit mit lauter ergötzenden Empfindungen angefüllt iſt; da keine ſeiner Unternehmungen, während ihres ganzen Laufs, mit gleich ſchnellen Schritten zum Ziel eilt: ſo hat er allenthalben mehr oder weniger Geduld nöthig, um für ſeine Laufbahn in dieſer Welt ausgerüſtet zu ſeyn. Auf Ertragung oder Uiberwindung unangenehmer Gefühle muß, bey den meiſten ſeiner Handlungen, ein Theil der Kraft aufgewandt werden, welche zum Gelingen derſelben nöthig iſt. Die Fertigkeit hierin iſt eine Bedingung, ohne welche er wenige ſeiner Pflichten erfüllen, wenige Güter des Lebens genießen kann. Die Natur ſelbſt zeigt mit dem langſamen Fortſchritte ihrer Operationen von der Saat zu Ernte, was ſie vom Menſchen verlangt: nähmlich zu arbeiten auf Hoffnung, und unter den Abwechslungen der Jahreszeiten und der Zufälle, die Frucht geduldig zu erwarten.

Weſſen Geduld nun in der Schule groſer Widerwärtigkeiten geübt worden: der iſt gewiß eben deßwegen, wenn nur ſeine Kräfte ungeſchwächt gebildeben ſind, deſto liebenswürdiger, zum Dienſte der Geſellſchaft deſto brauchbarer, und zu allen Endzwecken des Lebens mehr vorbereitet.

Ehe ich zu den Hülfsmitteln fortgehe, welche die Geduld befördern, will ich noch etwas von den Verſchiedenheiten hinzuſetzen, welche dieſelbe, nach der Beſchaffenheit der zu ertragenden Uibel, annimmt: wodurch die Natur dieſer Tugend überhaupt noch in ein helleres Licht geſetzt werden wird.

Es gibt eine Geduld für die lange Weile, eine andre für den körperlichen Schmerz. Die Affectionen des Herzens, bey welchen Geduld nöthig iſt, ſind entweder Betrübniß über verlorne Güter, oder Kummer über gefürchtete Uibel, oder Unwille über erlittenes Unrecht. Und von eben ſo vielen verſchiedenen Schattirungen iſt auch die Geduld, welche dieſe Leidenſchaften beſänftiget. Dieſe Unterſchiede ſind nicht bloß verſchiedene Geſichtspuncte, unter welchen wir eine und dieſelbe Tugend betrachten. Es ſind wirklich in der Natur abgeſonderte und oft getrennte Charakterzüge. Die Erfahrung lehrt, daß die geduldigen Menſchen ſich wirklich in dieſe Claſſen abtheilen. Es gibt Perſonen, welche eine dieſer Arten Geduld haben, und der andern ermangeln. Einige ſind ſtandhaft in Krankheiten, und können ſogar heftige Schmerzen ertragen, ohne ihre Empfindungen laut werden zu laſſen, — die doch außer Stand ſind, auf etwas ruhig zu warten, die eine fehlgeſchlagne Hoffnung außer ſich ſetzt, die durch alles, was ihre Arbeiten verzögert, oder ſie in der Verfolgung ihrer Abſichten aufhält, ſogleich ganz abgeſchreckt und muthlos gemacht werden. Andre, die mehr zärtlichen Herzens ſind, werden von Traurigkeit über den Tod geliebter Perſonen überwältigt, und zu unmännlichen Klagen gebracht, — indeß ſie einen Verluſt an ihrem Vermögen, oder Widerwärtigkeiten auf der Laufbahn ihres Glücks mit geſetztem Muthe ertragen. — Die Charaktere der Menſchen unterſcheiden ſich vorzüglich durch die ungleichen Grade der Empfindlichkeit, die ſie, in Abſicht der verſchiedenen Claſſen angenehmer und unangenehmer Gegenſtände, haben. Die Vernunft und die Motive der Geduld finden alſo, bey gleichen Uibeln, in dem einen Menſchen eine ſtärkere Empfindung zu überwinden, als bey dem andern. Kein Wunder, daß ſie nicht gleichviel bey beyden ausrichten.

Die erſte Art der Geduld, die, welche die lange Weil erträgt, iſt auf gewiſſe Weiſe die Grundlage, wenigſtens ein Beſtandtheil aller übrigen Arten. Denn das Uibel, welches in der Empfindung einer zu langſam fortfließenden Zeit liegt, — das Uibel eines leeren und unbeſchäftigten Daſeyns, — miſcht ſich in alle andere Uibel, und gibt ihnen oft den Stachel, der uns am tiefſten verwundet. Jeder Schmerz macht, wie die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß uns die Zeit lang vorkömmt. Der heftige Wunſch der Seele nach dem

Ende deſſelben iſt Urſache, daß ſie die Augenblicke dahin gleichſam zählt, und alſo eine lebhaftere Vorſtellung von der Dauer der Zeit bekömmt. Scheint es nicht oft einem halbwachenden Kranken unmöglich, daß noch nicht mehr Stunden der Nacht vorüber ſeyn ſollten, als ſein Wärter ihm angeben? — Um deßwillen macht aber auch oft eine bloße Unpäßlichkeit, oder eine langſame Wiedergeneſung den Menſchen ungeduldiger, als eine heftige Krankheit in ihrer gefährlichſten Periode. Hier iſt er mit ſeinem Schmerze, oder der Sorge für ſeine Erhaltung ſo beſchäftigt, daß er an keine andre Sache denkt: dort fühlt er außer ſeinem kranken Körper, auch noch den Mangel ſeiner gewohnten Beſchäftigungen. Und dieß vornähmlich reißt zur Ungeduld.

Diejenigen Uibel, welche die Seele unmittelbar angreifen, wie Betrübniß und Kummer, beſchäftigen zwar zugleich dieſelbe, und verhindern alſo das Gefühl der langen Weile: aber nur in einzelnen Stunden und Tagen, — beſonders in den nächſten nach den Vorfällen, welche Urſache unſers Leidens waren, — nicht in dem ganzen Zeitraume, in welchem die Folgen davon fortdauern. Beyde, die Lage des Betrübten und in des Bekümmerten, bringen es mit ſich, daß ſie viele Augenblicke haben, die ſie nicht ſo gut auszufüllen wiſſen, als ſie vordem gewohnt waren, oder als ſie überhaupt wünſchen. Der Verluſt eines Freundes, eines geliebten Kindes oder Anverwandten wird uns nie empfindlicher, als in den Stunden, die wir ehemahls mit ihnen zuzubringen pflegten, und die jetzt für uns einſam und langweilig ſind. Jede Trennung von einer geliebten Perſon hat dieß zur ſchmerzhafteſten Folge, daß dadurch eine Leere in unſerm Leben entſteht, daß unſrer Thätigkeit ein Gegenſtand und eine Veranlaſſung entzogen wird. Ja, ſo wie dieß der edelſte Genuß iſt, den ein Menſch von dem andern haben kann, das uneigennützigſte Band, welches Zweye zuſammenknüpft, wenn ſie entweder ihre Ideen gegen einander austauſchen, oder wechſelſeitig Empfindungen des Herzens durch Aeußerung der ihrigen erwecken, oder ſich endlich in der Uibung und Anwendung ihrer Kräfte einander beyſtehn: ſo iſt in der Betrübniß, welche der Tod oder die Entfernung geliebter Perſonen verurſacht, nichts moraliſcher, nichts für die vortrefflichſten Menſchen ſo bitter, als dieſe ihrem Verſtande entzogene Nahrung, die aus Mangel eines gleich empfindenden Weſens zu befürchtende Trockenheit und Kälte des Herzens, dieſe ihnen drohende Erſchlaffung ihrer Geiſtesthätigkeit; lauter Uibel, welche, mehr oder weniger, auf das unangenehme Gefühl der langen Weile hinauslaufen, und wenn man ſie nicht genauer unterſucht, unter dieſem allgemeinen Nahmen zuſammengefaßt werden. Gewiß hat alſo die Geduld, welche jene Betrübniß mäßigen ſoll, mit dieſem Gefühle zu kämpfen.

Sei-

Seine eigne verminderte Activität ertragen lernen, iſt der erſte Schritt, jeden andern groſſen Verluſt, der mehr auf den Geiſt als Körper Bezug hat, mit Standhaftigkeit auszuhalten.

Auf gleiche Weiſe macht Kummer und Sorge lange Weile. Wenn das Gegenwärtige unangenehm iſt, ſo erwartet man die Zukunft mit Verlangen. Dem Wartenden aber dünkt immer die Zeit lang. — Uiberdieß iſt in ſolchen Zuſtänden das Gemüth gemeiniglich nur mit einer oder mit wenigen Ideen beſchäftiget, und entbehrt derjenigen Abwechſelung und Lebhaftigkeit in ſeinen Gedanken und Empfindungen, welche eigentlich zeitverkürzend und der langen Weile entgegengeſetzt iſt. Für den Kummerhaften nehmen alle Gegenſtände eine ſchwarze Farbe an. Dadurch verlieren ſie aber zugleich ihre Mannigfaltigkeit, werden einförmig und langweilig.

Warten zu können iſt alſo eine weſentliche Eigenſchaft jedes Geduldigen. Aber es gibt auch Fälle genug, wo das Warten allein ſchon die Geduld üben und prüfen kann.

Die Gemüthsſtimmung deſſen, der geduldig warten ſoll, beſteht entweder in der Gelaſſenheit, oder Beherrſchung derjenigen Begierde, welche Urſache iſt, daß wir mit unſern Gedanken einer gewiſſen Zukunft entgegeneilen; — oder ſie ſetzt die Fähigkeit voraus, ſich in der Zwiſchenzeit mit andern Gegenſtänden, oder mit ſich ſelbſt beſchäftigen zu können. Man wartet deßwegen ſo ungern, weil man gemeiniglich etwas erwartet, deſſen langes Ausbleiben uns verdrießlich fällt: und weil man, mit der Idee dieſes nahen Ziels beſchäftigt, unvermögend iſt, neue Endzwecke ſich vorzuſetzen, oder auch andre Ideen in ſich zu erwecken. Und wenn es Menſchen gibt, welche die Kunſt, geduldig zu warten, beſſer verſtehen, als andre: ſo ſind es entweder ſolche, welche ruhigere Wünſche und gelaſſenere Begierden haben, und denen alſo an dem ſchnellen Vorbeyeilen der Zeit weniger gelegen iſt; oder ſolche, die gelernt haben, auch die kleinen Uiberreſte und Abgänglinge der Zeit zu nutzen, indem ſie ſich ſogleich zu neuen Beſchäftigungen wenden, oder in Ermangelung alles andern ihren eignen Gedanken ein freyes Spiel geben. Auch das hoc age, — die Regel, mit ſeiner ganzen Seele da zu ſeyn, wo man mit ſeinem Körper iſt, vortrefflich fürs Ertragen, ſo wie für das Vollbringen der Dinge.

Uiberhaupt iſt derjenige Menſch zur Geduld am fähigſten, der in ſich ſelbſt eine Quelle der Zufriedenheit und des Vergnügens hat, welche unabhängig von den Dingen und Menſchen iſt, die ihn umgeben. Alles, was Uibel und Unglück heißt, entzieht ihm unfehlbar den Beytrag eines Theils dieſer letzten zu ſeiner Glückſeligkeit. — Ganz leer von allen angenehmen Empfindungen bleiben, keine einzige ſeiner Begierden befriedigen, keine ſeiner Kräfte beſchäftigen können, und doch dieſen Zuſtand mit Gemüthsruhe und ohne Murren ertragen: — das iſt über die Kräfte des Menſchen. Alſo um die Geduld, die nur ein minderer Grad von Zufriedenheit, ſo wie dieſe ein ſchwächeres Vergnügen iſt, dem Menſchen möglich zu machen, muß etwas Gutes, und das er mit Wohlgefallen empfinden könne, ihm für jeden traurigen oder verdrießlichen Zuſtand, der ihm bevorſteht, geſichert bleiben. Und was iſt ihm wohl unter allen Gütern, die er beſitzt, ſo geſichert, was kann es ſeyn, als er ſelbſt; ſein Verſtand, und noch mehr ſein Herz, d. h. ſeine Tugend? Dieß iſt das letzte, aber auch das einzige Bollwerk, bis zu welchem kein Feind dringen, oder welches nicht eher von dem Uibel oder dem Schmerz, die ihn angreifen, bezwungen werden kann, bis er ſelbſt zerſtört iſt, und mit dem Bewußtſeyn auch die Möglichkeit verliert, unglücklich zu ſeyn. — Reichthum und Ehre hängen am loſeſten mit uns zuſammen. Und wenn auch bey denjenigen, denen das Glück beydes in einem größern Maße zugeworfen hat, ungewöhnliche Zufälle oder ungewöhnliche Thorheiten dazu nöthig ſind, ſie des Beſitzes dieſer Güter zu berauben: ſo ſind doch die gewöhnlichen Abwechſelungen des menſchlichen Lebens hinlänglich, ihnen den Genuß der Vergnügungen, welche von jenen Gütern abhängen, entweder unmöglich oder unſchmackhaft zu machen. Der Menſch verliere nun dieſelben, oder er verliere ihren Gebrauch: ſo bleibt ihm von den äußern Gütern hauptſächlich die Freundſchaft und das häusliche Glück übrig, und dann ein geſunder Körper und ein des Denkens und Empfindens fähiger Geiſt. Mit jenen umgeben und mit dieſen ausgerüſtet, kann er dem Verluſte des Übrigen leicht trotzen. Ein geſunder Menſch, der Fähigkeiten hat, und den Willen, etwas Gutes zu thun, erwirbt ſich leicht ſein Auskommen, und gelangt vielleicht zu Reichthum und Ehre: und der vertraute Umgang mit Wenigen kann die Augenblicke der Erhohlung zwiſchen ſeinen Arbeiten ausfüllen. Aber auch auf dieſem enger und mehr verſchanzten Platze iſt er noch lange nicht vor den Angriffen des Schickſals ſicher. Seine Freunde und Verwandten können ſterben; einige entfernen ſich vielleicht von ihm, oder verlaſſen ihn gänzlich. Seinen Körper peiniget der Schmerz, verunſtalten Wunden, und entnerven langwierige Krankheiten. — Dieß iſt ein nahe an den Geiſt dringendes Übel. Iſt in dieſem wenig von natürlichen und eingeſammelten Schätzen; fehlt es an Kraft zu denken, oder an der Cultur, welche dieſer Kraft Beſchäftigungen anweiſt und dieſelbe erleichtert: ſo iſt der arme, verlaſſene und kranke Menſch, ſelbſt in dem Intervalle des gemilderten Schmerzens, nahe an dieſer völligen Leerheit der Seele, welcher die Ungeduld auf dem Fuße nachfolgt. Hingegen der Kranke, ohne Vermögen und ohne Freunde, der ein denkender und ein mit guten Kenntniſſen und guten Principien bereicherter Mann iſt, behält, ſo lange ſein körperliches Übel und ſeine äußern Unglücksfälle ſeinen

Verſtand nicht ſchwächen, einen Troſt und eine Unterhaltung, welche andern Menſchen verborgen iſt. Kein Wunder, wenn er Einſamkeit und Trübſale, die jenen unerträglich ſcheinen, geduldig aushält, weil er eine Welt, die er betrachten kann, in ſich ſelbſt trägt, hier Endzwecke findet, die er noch immer zu verfolgen, und Arbeiten, die er auszurichten vermag, nachdem alle ſeine übrigen Abſichten geſtört, und ſeine Geſchäfte unterbrochen worden ſind. Aber auch dieſe Schärfe des Verſtandes, die den denkenden unglücklichen Mann unterhält und tröſtet, kann durch den langen Druck des Leidens, oder durch die größre Zerrüttung ſeiner Maſchine abgeſtumpft werden. Von ſeinem Witze, ſeinem Scharfſinne, ſeinem Gedächtniſſe kann er noch durch äußre und nicht verſchuldete Zufälle viel verlieren, und doch fortfahren zu leben.

Dieſer Theil ſeines Selbſt iſt vor dem Unglücke nicht ganz gedeckt. — Und verliert er den, indeß Noth und Krankheit fortdauern, dann würde Geduld durchaus unmöglich, und die Verzweiflung, welche dieſen elenden Zuſtand abkürzt, erlaubt ſeyn, wenn nicht die Moralität des Menſchen, der Wille Gutes zu thun, die der Pflicht und dem Geſetze der Vernunft unterworfene Neigung, noch einen, ſogar von allen Verſtandsbeſchäftigungen unabhängigen Genuß ſeiner ſelbſt gäbe. Dieſer, weil er dem Tugendhaften allein, aber auch dieſem gewiß eigen iſt, erhebt ihn auch über die Zufälle ſeines Lebens mehr, als den Gelehrten ſeine Wiſſenſchaft, und den geiſtreichen Kopf ſein Genie erhebt. Wäre dann zuletzt auch dieſes nicht mehr möglich, vernünftig zu denken, und nach den Vorſchriften der Vernunft ſich zu betragen: dann wäre der Menſch zerſtört; dann hörte er entweder auf zu leben, oder wäre ein Thier geworden. In dem erſtern Zuſtande hätte er auch aufgehört zu leiden. In dem letztern, dem Zuſtande des Wahnwitzes, müſſen wir ihn ganz ſeinem Schöpfer übergeben, da er aus dem Kreiſe der Dinge, die wir kennen, herausgetreten iſt.

Ich komme von dieſer Digreſſion zu der zweyten Hauptart der Geduld zurück. Der körperliche Schmerz weiſet dieſer Tugend, ſo zu ſagen, ihr eigenthümliches Gebieth an. Hier zeigt ſie ſich ganz rein in ihrem paſſiven Charakter. Bey Krankheiten kann der Geiſt mit aller ſeiner Einſicht und Thätigkeit nur wenig thun, die Umſtände zu ändern. Alles was ihm übrig bleibt, iſt, — ſtille zu ſeyn und zu hoffen. Um deßwillen gebührt auch der Ruhm des Geduldigen im vorzüglichſten Grade demjenigen, der unter den fürchterlichen Zufällen der ſich zerſtörenden Maſchine, doch eine gewiſſe Freyheit und Ruhe des Geiſtes in ſich zu erhalten weiß. Es läßt ſich das Unterſcheidende in der Geduld des Kranken eben deßwegen weniger genau beſchreiben, weil ſie bloß leidend iſt. Alles, wodurch wir gewiſſe Zuſtände der Seele bezeichnen können, ſind die Gedanken, die während derſelben die Seele beſchäftigen. Hier aber iſt gleichſam ein Stilleſtand alles Denkens erforderlich. Ich rede hier noch nicht von den Betrachtungen, die zur Geduld aufmuntern: dieſe gehören zum folgenden Artikel. Sie müſſen allerdings von Zeit zu Zeit die Kraft des Duldenden unterſtützen: aber ſie können und dürfen nie einen großen Theil ſeiner Zeit anfüllen. Zu vieles, zu angeſtrengtes Denken, ſelbſt tröſtlicher Wahrheiten, ermüdet den Kranken, und macht ihn oft in der Folge ungeduldiger, als er zuvor war. Die Tröſter und Ermuntrer, welche darauf nicht Rückſicht nehmen, ſtiften am Krankenbette mehr Schaden, als Nutzen. — Wer das verſteht, zuweilen eine Zeitlang gar nicht zu denken, und den gegenwärtigen Empfindungen Raum zu geben, ohne ſich um die Urſachen oder Folgen, um das Vergangene oder Zukünftige zu bekümmern: der iſt ohne Zweifel der beſte Kranke, ſowohl für den Arzt, der ihn heilen will, als für den Freund oder Diener, der ihn warten ſoll.

Drittens. So wie die Betrübniß über den Verluſt geliebter Perſonen, weil ſie aus Zärtlichkeit des Herzens entſteht, unter allen unangenehmen Empfindungen die edelſte iſt: ſo hat auch diejenige Art der Geduld, welche ſolche Empfindungen mäßigt oder verbirgt, ohne ſie zu unterdrücken, einen eigenthümlich ſanften und einnehmenden Charakter. Wen rührt nicht das freundliche Lächeln eines von Thränen umwölkten Auges? — Wen nicht die mit wehmüthiger Rührung vermiſchte Heiterkeit eines Mannes, den der Tod eines Freundes verwundet hat, und der doch an den Geſprächen und Freuden der noch lebenden Freunde, die ihn umgeben, Theil nehmen will? Welchen angenehmen Eindruck macht nicht eine zärtliche Mutter, die von ihrem verſtorbnen Kinde mit innigſter Liebe, aber doch mit Ruhe und Gelaſſenheit, redet; — eine Witwe, die ihren Mann wahrhaft, aber doch ohne Ungeſtüm betrauert?

Dieſe Gelaſſenheit entſteht entweder aus der Zartheit des Herzens und der Empfindungen ſelbſt: oder ſie iſt ganz Werk der Vernunft, der Religion und der Ergebung in den göttlichen Willen. Es iſt gewiß, daß diejenigen, welche am innigſten lieben, und deren Anhänglichkeit an andre am meiſten Sache des Herzens iſt, die ſtillſte Betrübniß äußern, wenn dieſe Geliebten ihnen entriſſen werden. Ungeſtüme Traurigkeit, murrende Klagen ſind gemeiniglich die Folgen anderer Leidenſchaften, welche den Schein der Liebe annahmen, oder ſich mit ihr vermiſchten. Der Ehrgeiz und Eigennutz, wenn ſie durch den Tod eines Menſchen eine Stütze ihrer Hoffnungen, oder einen Gehülfen in der Ausführung ihrer Entwürfe verlieren, ſchreyen viel lauter, als die wahre Zärtlichkeit.

Was die religiöſen Empfindungen betrifft, ſo iſt es natürlich, daß ſie ſich bey dem Tode unſrer

Freunde leicht mit den wehmüthigen vermiſchen, und alſo zur Mäßigung derſelben dienen. Jene groſſe Veränderung in dem Daſeyn und Schickſale der Menſchen, welche die Urſache unſers Verluſtes, und der Gegenſtand unſrer Klagen iſt, führt uns geradezu auf den Urheber unſers Daſeyns und den Herrn unſrer Schickſale. Und unſer Gemüth, welches in einem einzelnen, uns ſehr intereſſanten Falle, an das Unſichtbare und Geiſtige im Menſchen zu denken genöthigt wird, erinnert ſich, lebhafter und mit mehr Theilnehmung, an die Wahrheiten, welche uns von dem Unſichtbaren überhaupt zuvor ſchon bekannt waren.

Viertens. Die Leiden derjenigen Art, von welchen ich bisher geredet habe, ſind vorübergehend. Kummer und Sorgen hingegen können ein ganzes Leben einnehmen. Wenige Menſchen ſind immer krank; keiner hat zu allen Zeiten den Tod eines Vaters, eines Kindes, oder eines Gatten zu beweinen: aber viele können ihr ganzes Leben hindurch arm, in der Niedrigkeit, in der Sklaverey bleiben; viele können zu mühſeligen Arbeiten, welche geringe Belohnung haben, und ihnen doch keine beſtändige Sicherheit ihres Unterhaltes gewähren, auf immer verurtheilt ſeyn. Wenn die Geduld bey jenen Leiden ein einfacher Actus, eine Anſtrengung des Geiſtes iſt: ſo muß ſie bey dieſen ein fortwährender Zuſtand desſelben, eine Abhärtung der Natur ſeyn. Glücklicher Weiſe ſtumpfen Dürftigkeit und ſchwere Arbeit, wenn der Menſch von Jugend auf dazu gewöhnt iſt, die Empfindungen desſelben ab, ſo wie ſie ſeine Haut härter und weniger verwundbar machen. Aber doch gibt es noch große Unterſchiede in der Art, wie arme und bloß für ihr Brot mit Kummer arbeitende Menſchen ihr Schickſal ertragen. Fleiß und Religion ſind die vornehmſten Stützen ihrer Geduld.

Keine vergnügtern Handwerksleute, Tagelöhner, Bauern, als die fleißigen, ſo arm ſie auch ſeyn mögen! Sie vergeſſen ihrer Sorgen über ihrer Arbeit. Ihr Gemüth iſt überdieß mit einer angenehmen Idee erfüllt, mit einer, wenn auch nur geringen, Hoffnung zu einer Verbeſſerung ihres Zuſtandes; — mit der Ausſicht auf irgend einen nahen oder entfernten Gewinn. Endlich kömmt auch das Vergnügen der Selbſtzufriedenheit hinzu. Sie können ſich ſelbſt das Zeugniß geben, daß ſie ihre Pflicht gethan haben, und daß ihre Armuth, wenn ſie fortdauert, unverſchuldet iſt. — Von der Religion und deren Einfluß auf die Ertragung der Leiden, werde ich weiter unten in allgemeinern Beziehungen auf die Menſchen überhaupt reden.

Es iſt noch eine fünfte Art der Geduld zu betrachten übrig: das iſt die, welche Beleidigungen erträgt; — oder welche überhaupt der mit Unwillen und Zorn gemiſchten Unluſt entgegenſtrebt.

Es iſt eine ſichere Beobachtung, daß das Gemüth doppelt angegriffen wird, wenn das, was dem Menſchen unangenehmes wiederfährt, ihm zugleich unrecht ſcheint; — wenn er zugleich die Sache ſelbſt auf eine widrige Weiſe empfindet, und den Urheber derſelben für ſeinen Beleidiger hält. Daher iſt auch der Nahme der Ungeduld denjenigen Aufwallungen des Zorns eigenthümlich gewidmet worden, die aus den kleinern und alltäglichen, von andern Menſchen uns wiederfahrenden Unannehmlichkeiten entſtehn.

Alles Unangenehme, was uns durch Handlungen der Menſchen verurſacht wird, macht, weil ſie frey handelnde Weſen ſind, dieſen doppelten Eindruck: 1) wir ſind mißvergnügt über die Wirkung, und 2) wir ſind unwillig über den Urheber. Je mehr Pflichten, nach unſrer Meinung, der andere gegen uns hatte; — oder je mehr Recht wir vor ihm voraus haben: deſto mehr Schuld meſſen wir ihm bey; — und deſto ungehaltener werden wir, wenn er uns zuwider handelt. Daher laſſen wir jene Ungeduld, welche die Aeußerung eines aufgebrachten Gemüths iſt, am meiſten gegen diejenigen aus, welche unter uns ſind, oder in der vertraulichſten Verbindung mit uns ſtehn. Daher ſind die ſtolzeſten Leute gemeiniglich zugleich die hitzigſten, weil ſie ſich ſo leicht vorzügliche Rechte auf andrer Dienſtfertigkeit zuſchreiben.

Was überhaupt der Zorn bey größern Beleidigungen iſt, das iſt die ungeduldige Hitze, von der ich hier rede, bey kleinen: nur mit folgendem Unterſchiede. Beym zornigen Charakter liegt eine gewiſſe Stärke des Temperaments zum Grunde; — er wird nur durch ſeltne und große Veranlaſſungen gereizt; — er äußert ſich auch da, wo Gefahr zu befürchten iſt. Er ſpannt alsdann alle Kräfte der Seele zum Widerſtande oder zur Rache. Jene Ungeduld hingegen kann mit Schwäche und Muthloſigkeit beyſammen ſeyn; ſie wird durch Kleinigkeiten erregt, und kömmt daher öfter wieder. Sie entſteht vornehmlich, wenn wir durch andrer Schuld in kleine Verlegenheiten gebracht werden; — wenn wir warten müſſen; — wenn uns die Hülfe, die wir von andern nöthig haben, und auf die wir rechnen, nicht geleiſtet wird. Dieſe Ungeduld läßt ſich nur gegen Perſonen aus, die wir nicht zu fürchten haben. — Sie iſt endlich nicht von anhaltender Wirkſamkeit, ſondern gibt leicht nach, und entſagt ihren Forderungen eben ſo ſchnell, als ſie ſchnell aufgebrauſet war und ihre Anſprüche übertrieben hatte. Sie iſt eine Art von Trotz, auf welche Verzagtheit folgt, wenn das Uibel größer oder die Urſache des Verdruſſes wichtiger wird.

Die Geduld, welche dieſe Hitze mäßiget, nimmt ihren Urſprung in mehrern vereinigten Tugenden, — und ſie bekömmt verſchiedne Geſtalten, je nachdem die eine oder die andre dieſer Tugenden mehr Antheil an ihr hat. Bald zeigt ſie ſich als Menſchenliebe, welche gegen andrer Fehler nachſichtig iſt, und ihnen gern verzeiht; bald hat ſie mehr den

Charakter der Standhaftigkeit, welche kleine Unannehmlichkeiten erträgt, ohne daß das Gemüth ſein richtiges Gleichgewicht verliere. Das eine Mahl kann ſie aus einer gewiſſen Großmuth entſtehen, die es für niedrig hält, kleine Beleidigungen zu ahnden, oder auch nur es merken zu laſſen, daß man ſie ſchmerzlich empfunden habe: das andere Mahl iſt ſie vielleicht eine Folge der Klugheit und Geiſtesgegenwart, die ſich in Verlegenheiten geſchwind zu helfen, und ihre Partey zu ergreifen weiß, wenn andere nicht erfüllt haben, was man von ihnen erwartete. Niemand wird leicht über Uibel ungeduldig, denen er abzuhelfen im Stande iſt. Der Geſunde, der Kraftvolle, der Uiberlegte, der Entſchloſſene, iſt ſelten ein gegen ſeine Bedienten auffahrender Herr, ein mürriſcher Ehemann und Hausvater oder ein verdrießlicher Reiſegefährte. Aber wenn eine natürliche Geiſtes- und Körperſchwäche, oder wenn Kränklichkeit und Alter den Menſchen unentſchloſſener oder unbehülflicher, unfähiger ſich ſelbſt zu rathen, und abhängiger von andern machen: dann wird er auch eben dadurch zum Unwillen gegen ſie aufgelegter, empfindet jeden Mangel der Aufmerkſamkeit von ihrer Seite mit mehr Verdruß, und ahndet ihn mit gröſſerer Strenge. Der ſich ſelbſt am meiſten genugſame Menſch iſt auch zugleich der duldſamſte und nachſichtsvollſte gegen ſeine Nebenmenſchen.

Ich wende mich zu den Urſachen und Hülfsmitteln der Geduld. Einige derſelben ſind ein Geſchenk der Natur; andere ſind das Werk des Menſchen ſelbſt und geben ihm ein Verdienſt. Es gibt natürliche Anlagen des Körpers und Geiſtes, welche die Ertragung der Uibel leichter machen, weil ſie die ſchmerzliche Empfindung derſelben vermindern. Es gibt aber auch Beförderungsmittel der Geduld, die in der vorſätzlichen Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Wahrheiten liegen, oder aus freyen Entſchlüſſen unſers Willens und aus unſrer moraliſchen Aufführung entſtehn.

1. Was den erſten Punct betrifft: ſo iſt es eine unleugbare Erfahrung, daß, bloß um des verſchiedenen körperlichen Baues willen, der eine Menſch mehr Schmerzen, und dieſe leichter ertragen kann, als der andere. Nicht nur wird der eine Körper durch Unordnungen, welche in ihm vorhanden ſind, oder durch nachtheilige und verletzende Eindrücke, welche äußre Dinge auf ihn machen, zeitiger zerſtört, und alſo zeitiger zerrüttet, als der andre; ſondern der eine wird auch, wenn das zerſtörende Uibel in beyden gleiche Fortſchritte gemacht hat, durch dieſe Zerrüttung ſtärker afficirt, als der andre, d. h. auf diejenige eigenthümliche Art verändert, welche in der Seele Unluſt erregt.

Da es in unſrer Maſchine einen beſtimmten Theil gibt, von welchem die Empfindungen abhängen, — ich meine das Nervenſyſtem: — ſo wird es hauptſächlich auf das Gewebe ſeiner Gefäße, und auf die Beſchaffenheit der in ihnen umlaufenden Säfte ankommen, ob die in andern Theilen des Körpers vorgehenden Veränderungen mehr oder weniger Eindruck auf die Seele machen ſollen. Die Knochen, die Blutgefäße, die Muskeln können vielleicht in dem einen Menſchen eben ſo ſehr beſchädigt ſeyn, als in dem andern, ohne daß die Nerven des erſten von dieſer Verletzung eben ſo ſtark bewegt werden, und alſo eben ſo lebhafte Vorſtellungen davon zum Gehirn und zu dem Sitze der Empfindung bringen, als die Nerven des zweyten. Da wir aber dieſen empfindſamen Theil des menſchlichen Körpers am wenigſten kennen: ſo ſind wir auch nicht im Stande, die Eigenheiten anzugeben, welche ihm zukommen müſſen, wenn er das Gefühl in der Seele ſelbſt ſchärfer oder ſtumpfer machen ſoll. So viel wiſſen wir nur, daß es nicht auf die Zartheit oder die Stärke in dem Baue der übrigen Glieder ankömmt, ob die Nerven eines Menſchen mehr oder weniger empfindlich ſeyn ſollen. Vielmehr ſcheint es nach der Erfahrung, daß auch hier die äußerſten Grenzen ſich begegnen. Es gibt Leute, die hart ſind, und viel ertragen können, weil ihre Fibern ſtark und feſt ſind, und den Eindrücken widerſtehn. Es gibt andre, denen eben ihr ſchwächerer Bau bey ſchmerzhaften Veränderungen ihres Körpers zu ſtatten kömmt, indem ihre weichen und nachgebenden Fibern dem Stoße oder Drucke ausweichen können, durch welche ſteifere und widerſtehende zerriſſen werden. So ſagt man, daß das weibliche Geſchlecht mehr Schmerzen aushalten könne, als das männliche: wie ihm dann auch ſeine Beſtimmung einige zu ertragen auflegt, die unſer Geſchlecht nicht kennt. Alles das iſt nichts weniger als ausgemacht, oder leidet doch große Ausnahmen. Da wir keinen Maßſtab der Schmerzen haben, um das, was der eine Menſch leidet, mit dem, was der andre unter gleichen Umſtänden empfindet, zu vergleichen; — da wir, wenn wir den einen Menſchen geduldiger ſehn, als den andern, nie genau wiſſen können, ob er dieß mehr ſeiner glücklichen Conſtitution oder ſeiner Standhaftigkeit zu danken habe: ſo bleibt für uns immer der Antheil, welchen körperliche Urſachen an der Geduld eines Menſchen haben, im Dunkeln. Nur das iſt gewiß, daß es ſolche Urſachen gibt, — und daß, wenn der natürliche Bau geſund und feſt iſt, eine frühzeitige Abhärtung den Menſchen gegen viele Uibel unempfindlich macht, welche den weichlich Erzognen niederwerfen. Die neuere Erziehung hat in dieſem Puncte ſehr weſentliche Vorzüge vor der alten, und es iſt nur zu wünſchen, daß ſie nicht bis zu dem andern Extrem ausſchweifen möge. Die Reichen und Großen haben hierin, welches ſie ſelten thun, das erſte Beyſpiel gegeben. Ihre Kinder werden jetzt beynahe einfacherer Koſt auferzogen, der Witterung aller Art mehr ausgeſetzt, und zu der Ertragung

meh-

mehrerer Unannehmlichkeiten gewöhnt, als die Kinder aus dem Mittelſtande. Unſtreitig bereitet eine ſolche Erziehung den Menſchen auf die Zufälle vor, die ihm im Leben bevorſtehn, und macht, daß unter Umſtänden, wo andre ſchon ihre ganze Standhaftigkeit aufbiethen müſſen, er noch gar nicht leidet.

2. Unter den *Anlagen der Seele*, welche der Geduld gleichſam vorarbeiten, iſt die erſte eine gewiſſe natürliche Fröhlichkeit, und die damit verbundene Neigung, das Beſte zu hoffen. Es gibt Menſchen, es gibt ganze Nationen, welche die Natur in dieſem Puncte vor andern begünſtigt hat. Der natürliche Zuſtand derſelben iſt Freude. Wenn ſie nur ohne Schmerzen und von großen Widerwärtigkeiten frey ſind, gibt ihr Geiſt allen Gegenſtänden die Farbe des Anmuthigen und Vergnügenden, ohne daß er immer nöthig hätte, von ihnen erſt Vergnügen empfangen zu haben. Gemeiniglich iſt dieſe Stimmung des Gemüths mit dem Hange, das Lächerliche aufzuſuchen, mit Scherz und Witz verbunden. Andre Vergnügungen müſſen wir von den Umſtänden erwarten; das Vergnügen eines guten Einfalls können wir uns ſelbſt verſchaffen, wenn wir nur den Scharfblick, der die Contraſte und Aehnlichkeiten der Dinge beobachtet, mit der guten Laune vereinigt beſitzen, welche ſie unter fröhliche oder komiſche Geſichtspuncte zu bringen weiß.

Es ſey nun, daß das Blut in den Adern ſolcher Leute leichter fließe, oder daß ihre Seele unteallen Umſtänden angenehmer Vorſtellungen empfänglicher ſey: ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich auch durch Widerwärtigkeiten weniger niederſchlagen laſſen; daß ſie ſich eher wieder zu ermuntern wiſſen, wenn ſie ja zuweilen in Trübſinn gerathen; und daß ſie ſelbſt in Krankheiten, wenn dieſe nur nicht allzuheftig ſind, durch Zwiſchenräume muntrer Laune aufrecht erhalten werden. — Zu Beſchäftigungen des Verſtandes gehört Anſtrengung. Dieſe iſt ſelten dem Menſchen alsdann möglich, wenn der Körper ſiech und das Gemüth kummerhaft iſt. Der Witz hingegen erfordert weniger Aufwand von Kraft. Ein luſtiger Einfall wird bey einem Menſchen, der ſonſt dergleichen zu haben fähig war, auch noch unter Schmerzen und im Unglück auflodern und ihn ermuntern können: indeß der ernſte Philoſoph von der Meditation, die in glücklichern Tagen ſein vornehmſtes Stärkungsmittel, ſo wie ſeine Freude war, verlaſſen wird. Wie viel hat unſerm großen Friedrich dieſe fröhliche Gemüthsſtimmung, dieſer ſein Hang, das Lächerliche aufzuſuchen, und der Witz, der es glücklich trifft, zur leichtern Ertragung ſeiner großen Arbeiten und Unglücksfälle geholfen! Wie viel war er, außer ſeinem gründlichen Verſtande, welcher die Hülfsmittel gegen die Uibel aufſuchte, auch ſeiner poetiſchen Einbildungskraft, und beſonders ſeinem Talent zum Komiſchen ſchuldig, welche die Empfindung des Uibels bey ihm verringerten. Indem er aus ſeinem eignen Fond Vorſtellungen und Bilder, die ihn vergnügten, hervorzuziehn wußte, ſchwächte er den Eindruck des äußern Unangenehmen; und erhielt eben dadurch dieſe Freyheit des Geiſtes und dieſe Helligkeit ſeiner Ideen, die, wenn ſie unter großen Gefahren aushält, dem Charakter des Helden zur Grundlage dient.

Dazu kömmt, daß von den meiſten der Uibel, die uns quälen, die Furcht eine gute Hälfte ausmacht. Wenn wir immer das Gegenwärtige, welches wir empfinden, von dem Künftigen, welches wir beſorgen, in unſern Vorſtellungen abſondern könnten: ſo würden nur wenige Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber ſo ängſtigt uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige wehe thut, was wirklich ſchlimm iſt. Dieſe Angſt vergiftet nicht nur unſer Blut und unſre Säfte von neuem, ſondern gibt auch dem Gemüthe denjenigen beſondern Hang zur Ungeduld, der aus der unruhigen Erwartung der Zukunft, und aus dem Gefühle der zögernden Zeit entſteht.

Hier nun kömmt dem Menſchen, diejenige Gemüthsanlage, die mit der Fröhlichkeit verbunden zu ſeyn pflegt, die Aufgelegtheit, zu hoffen, was er wünſcht, ſehr zu Hülfe. Indeß der Schwermüthige die Anſtalten, die er ſelbſt vorkehrt, immer hinterdrein mißbilligt, und von den Zufällen das Widrigſte erwartet, ſchmeichelt ſich jener Frohlaunige mit dem beſten Erfolge ſeiner eignen Entwürfe, und rechnet noch ganz ſicher auf manches günſtige Ungefähr. Es reuet ihn weniger, was er gethan hat; — er iſt weniger bedenklich über das, was er thun will; und es ängſtiget ihn weniger, was unvorhergeſehene Umſtände aus ihm machen könnten. So erträgt er, in Erwartung einer beſſern Zukunft, manches Uibel geduldig, und ſogar mit Heiterkeit, welches groß genug iſt, einen Menſchen, der die Hoffnung aufgegeben hätte, über den Haufen zu werfen.

Doch um dieſes Stärkmittel der Geduld für die Zeiten des Unglücks in Bereitſchaft zu haben, wird erfordert, daß man nicht immer unglücklich geweſen ſey. Die Hoffnung des Menſchen kann nicht durch die Beſchaffenheit ſeines Gemüths allein unterhalten werden, wenn nicht auch viele glückliche Erfahrungen ihn in der guten Meinung, die er von ſeinem Schickſale hat, befeſtigen. Deßwegen können einzelne große Widerwärtigkeiten, in dem Laufe eines ſonſt glücklichen Lebens, weit leichter ertragen werden, als weit kleinere, aber ununterbrochene Leiden, die dasſelbe ganz anfüllen. Zu jenen bringt man den Muth, die gute Laune und die Hoffnungen mit, die man in beſſern Tagen geſammelt hat: bey dieſen erliſcht nach und nach der Muth der Seele, und es ſchleicht ſich in ſie eine finſtre Vorſtellung von unſerm geſammten Zuſtande ein, die ſich auch über die Zukunft ausbreitet. Das Andenken und das Beyſpiel Friedrichs biethet ſich allenthalben von ſelbſt dar, wo von Uiberwindung großer Schwierigkeiten im menſchlichen Leben, und von den Hülfsmitteln dazu die Rede iſt. — Er war einer dieſer glücklichen Menſchen, denen alle Dinge roſenfarben erſcheinen. — Aber wie oft hat er nicht zuvor ſich von dem vollen Glanze des Glücks, gelungner Unternehmungen, und erfochtner Siege umgeben geſehen? Indeſſen ſind doch der Menſchen nur wenige, die nicht Zeiträume in ihrem Leben hätten, wo die Begebenheiten mit ihren Wünſchen übereinkämen, und denen alſo ihr Schickſal nicht die Gelegenheit gäbe, die Dinge ſowohl von der fröhlichen als von der traurigen Seite zu betrachten. Bringen ſie alſo nur das heitre Auge ins Leben mit, welches bey den lichten Flecken zu verweilen und über die Schatten hinwegzueilen geneigt iſt: ſo wird es ihnen auch an Erfahrungen nicht ganz fehlen, die im Unglück ihre Hoffnung ſtärken, und ſie durch Erwartung beſſerer Zeiten geduldig machen können.

Eine zweyte natürliche Anlage zur Geduld iſt eine gewiſſe Sanftmuth und Stille des Geiſtes. — Ich meine nicht diejenige, die als Pflicht gefordert werden kann, und aus der Reflexion entſteht, — (von dieſer werde ich hernach reden); ſondern die, welche entweder aus einer mindern Thätigkeit des Geiſtes, oder aus der Schwäche, und einem gewiſſen Gleichgewichte der Leidenſchaften herkömmt. Einige Menſchen ſind geboren zu handeln, und Veränderungen in der Welt hervorzubringen: ſie haben größere Kräfte, und ſind ungeduldig ſie zu äußern. Sie ſind immer auf etwas geſpannt, das ſie erreichen oder ausführen wollen: jeder Augenblick der Unthätigkeit ſcheint ihnen ſchon ein Unglück zu ſeyn. Solche Menſchen werden freylich durch Widerwärtigkeit und Krankheit doppelt verwundet. Ihre ganze Natur empört ſich und arbeitet dem ihre Kraft aufhaltenden Drucke entgegen. Können ſie ihn überwinden, ſo ſind ſie als Sieger doppelt glücklich. Iſt er aber zu ſtark für den Widerſtand, ſo leiden ſie auch auf eine qualvollere Weiſe.

Andre Menſchen hingegen ſcheinen mehr von der Natur dazu geſchaffen, leidentlich die Veränderungen zu erwarten, welche der Lauf der Dinge in ihnen hervorbringt, als ſelbſt in der Welt viel zu verändern, — das Leben zu genießen, wenn es gut geht *), und es zu ertragen, wenn ſich die Umſtände verſchlimmern. Sie wirken und handeln nur gerade ſo viel, als ihre gegenwärtige Lage erfor-

---

*) Die ſogenannten bons vivans, die Menſchen, welche, von Glück begünſtigt, bloß ihrem Vergnügen nachgehn, und im Genuſſe den Zweck ihres Lebens ſuchen, ſind nicht gerade die Ungeduldigſten in Zeiten des Unglücks. Die Ehrgeizigen, die Unternehmenden ſind es weit mehr, die, welche mit großen Entwürfen ſchwanger gehn, und nur durch den guten Fortgang in der Ausführung derſelben glücklich ſeyn können. Jene ſind gewohnt, ihren Blick an das Gegenwärtige zu heften, und concentriren, in Augenblicken des Schmerzens, wie in denen der Luſt, ihre Aufmerkſamkeit auf die bloße Empfindung: —

dert oder erlaubt, — und machen keine weitausſehende Entwürfe. Wird dieſe Wirkſamkeit durch Krankheit und Unglücksfälle unterbrochen; ſo erſchlafft in ihnen auch die Begierde, thätig zu ſeyn. Sie fühlen nur das wirkliche Uibel, nicht die Hinderniſſe die es ihren Abſichten entgegenſetzt; ſie leiden nur durch den Schmerz, aber wenig durch die lange Weile, und haben alſo noch immer Augenblicke der Erhohlung. Das Unglück hält immer den Menſchen gefangen. Jener unruhig Thätige will fort, reibt ſich alſo an ſeinen Feſſeln, und verletzt ſich deſto mehr. Dieſer, der Ruhe gewohnte, ergibt ſich leichter in ſein Schickſal, und macht ſich die Bande erträglich, eben weil er nicht mit ſolcher Heftigkeit arbeitet, ſie zu zerreiſſen.

So wie es eine größere oder geringere, mehr oder weniger unruhige Thätigkeit des Geiſtes und der Denkkraft gibt: ſo gibt es ähnliche Unterſchiede in der Thätigkeit des Herzens. Der eine Menſch liebt oder haßt, will oder verwirft, wünſcht oder fürchtet ſtärker, als der andre. Obgleich die

---

ein Umſtand, wodurch der erſte in der That erleichtert wird. Dieſe leben vornehmlich in der Zukunft, und vergrößern ihre Empfindung des Uibels durch tauſend verdrießliche Vorausſehungen. Jenen wird durch Krankheit und Unglück ihr Vergnügen entzogen, aber es wird ihnen ihre Genußfähigkeit auf künftig nicht geraubt. Dieſe ſehen mit ihren geſtörten Entwürfen auch die Hoffnung künftiger Glückſeligkeit vernichtet.

Lebhaftigkeit der Leidenſchaften mit der Energie der Geiſteskräfte verbunden zu ſeyn pflegt, ſo ſtehen doch beyde nicht in einem nothwendigen Verhältniſſe mit einander. Es gibt ſehr geiſtvolle Männer von ruhigem Temperamente, und ſehr leidenſchaftliche Menſchen mit mittelmäßigen Fähigkeiten. In Abſicht der Geduld aber, der Beziehung, von welcher ich hier rede, ſind beyde Eigenſchaften von ungefähr gleichem Gehalt und Einfluſſe.

Jeder Menſch, der von einer Leidenſchaft beherrſcht wird, iſt, in Abſicht der Gegenſtände derſelben, ungeduldig. Diejenigen Uibel, welche die oben bemerkten beyden Arten unangenehmer Empfindungen, Betrübniß, — und Kummer mit Verdruß verbunden, erregt werden, ſind im Grunde nichts anders, als fortwährende Hinderniſſe, welche der Befriedigung gewiſſer Neigungen im Wege ſtehn, — oder Beraubungen, durch welche ihnen ihre gewohnte Nahrung entzogen wird. Für den, der kein zärtliches Herz hätte, würde der Tod der am genaueſten mit ihm verbundnen Perſon kein Unglück ſeyn. Ohne Ehrgeitz würde Verachtung und Herabſetzung nicht ſchmerzen. Und wer, frey von den Begierden der Sinnlichkeit und Eitelkeit, mit der bloßen Nothdurft des Lebens genug hätte, würde den Verluſt des Reichthums weniger bedauern. So wie jene Leidenſchaften zunehmen, ſo wächſt die Empfindlichkeit gegen die Uibel, welche ihnen die Gegenſtände ihrer Befriedigung entziehn.

Das was man ein leidenſchaftliches Gemüth nennt, iſt von dem Gemüthe, worin eine gewiſſe Leidenſchaft herrſcht, noch unterſchieden. Jenes iſt in Abſicht weit mehrerer Gegenſtände, aber in einem geringern Grade, unruhig und ungeduldig: dieſes iſt eines weit größern Ungeſtüms, aber nur bey wenigen Gegenſtänden, fähig. Da das erſtere in einer größern Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens ſeinen Grund hat: ſo iſt es auch überhaupt zu größern Abwechſelungen des Zuſtandes und zu ſchnellern Uibergängen von einem äußerſten zum andern aufgelegt. Es iſt bey kleinen Veränderungen der äußern Umſtände bald trotzig, bald verzagt, — ſtolz oder niedergeſchlagen, — vor Freuden, oder vor Verdruß außer ſich. Gemeiniglich ſteht die Ungeduld des Menſchen, bey Widerwärtigkeiten, im Verhältniſſe mit der Unmäßigkeit ſeiner Selbſterhebung, in glücklichen Umſtänden.

Dieſem allen entgegengeſetzt iſt der ruhige Charakter, — ſich ſelbſt immer mehr gleich — und eben deswegen, auch bey unangenehmen Zuſtänden, von der Zufriedenheit, dem Mittelpuncte des Gleichgewichts in der Seele, nicht ſo weit entfernt. Bey Uibeln, die ſeine äußre Lage, ſein Eigenthum und ſeine Ehre betreffen, empfindet er das Bitterſte derſelben, die Kränkung der gedemüthigten Eigenliebe, weniger. Und wenn das Leiden ſeine Perſon angreift: ſo iſt die Ruhe und Gleichgiltigkeit, zu der er gewöhnt iſt, ſchon derjenigen Faſſung, welche die Geduld erfordert, ähnlicher, und ſie hervorzubringen geſchickter.

Ich habe ſchon geſagt, daß niemand geduldig leiden kann, der nicht geduldig zu warten verſteht. Einem kalten und etwas phlegmatiſchen Temperamente aber wird das Warten leichter. In der That ſieht man oft ſtille, zurückhaltende, und ſogar blöde ſcheinende Menſchen, bey Krankheiten und in ſchweren Unfällen muthig werden, und einen Charakter der Standhaftigkeit annehmen, indeß Männer, die im übrigen Leben die kraftvollſten und unerſchrockenſten ſchienen, dann ſich unruhiger oder zaghafter, als gewöhnliche Menſchen beweiſen. Es ſcheint, die verborgene, ſchlafende Kraft der erſtern wird durch den heftigen Reitz erweckt: die ſchon überſpannte Kraft der andern durch noch größre Aufforderungen ertödtet.

3. Ich komme endlich zu denjenigen Beförderungsmitteln der Geduld, die vom Menſchen ſelbſt abhängen. Sie liegen entweder in ſeiner Aufführung und ſind Folgen ſeiner freyen Handlungen und Uibungen: oder ſie liegen in ſeinen Betrachtungen, und ſind Folgen ſeines Nachdenkens.

Zuerſt iſt nichts, was die Geduld im Leiden ſo ſehr befördert, als das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Alle Uibel ſind Werkzeuge der Zerſtörung, nagen am Leben des Menſchen, und führen, wenn ſie ihre größte Höhe erreicht haben, zum Tode. Wenigſtens verſetzen ſie alle das Gemüth in einen Zuſtand, welcher der Empfindung der untergehenden Natur ähnlich iſt. Dasjenige alſo, was bey Annäherung des Todes, was im Alter und in Krankheiten zur Geduld nützlich iſt, und die Heiterkeit des Gemüths befördert: das trägt auch gewiß das Seinige bey, alle andere Leiden des Lebens zu lindern. Nun iſt aber in jenen Zuſtänden nichts ſo kräftig, das Gemüth bey einer gewiſſen Ruhe zu erhalten, als wenn man von Vorwürfen, die man ſich ſelbſt zu machen hat, frey iſt, — auf ſein vergangenes Leben als auf einen mit nützlichen oder doch unſchuldigen Handlungen angefüllten Zeitraum zurückſehen kann, — und von ſeinem Gewiſſen, ſo wie von ſeinen Zeitgenoſſen, das Zeugniß eines unſträflichen Lebens erhält. Die Geduld, die aus dieſer Quelle entſpringt, oder auch nur mit dieſer Uiberzeugung verbunden iſt, hat ihren eigenthümlichen Charakter: ſie iſt die lieblichſte und ehrwürdigſte von allen Arten der Geduld. Wie einnehmend iſt, zum Beyſpiel, der Anblick eines heitern Greiſes, der trotz der Gebrechen, der Schwäche und der Beſchwerden hoher Jahre, durch ſeine Zufriedenheit mit der Art, wie er die vergangene Zeit angewandt, und mit dem Gebrauche, den er von ſeiner jetzt verlornen Kräften gemacht hat, in einem frohen Selbſtgenuſſe erhalten wird.

Es iſt zwar wahr, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Uibeln, die, wie das Alter und die Schwäche, in bloſſen Entbehrungen beſtehn, und zwiſchen ſolchen, die poſitiven Schmerz verurſachen. Uiberhaupt können Vorſtellungen des Verſtandes und moraliſche Empfindungen bey jenen mehr, als bey dieſen, ausrichten. Dort darf nur das mangelnde Vergnügen durch ein anderes erſetzt werden, — und dieſen Erſatz können einem verſtändigen und guten Menſchen ſeine eigenen Tugenden verſchaffen. So hat alſo auch das gute Gewiſſen, und der Rückblick auf eine mit Ehre vollendete Laufbahn, nicht gleiche Gewalt, dem auf ſeinem Krankenlager gequälten Greiſe ſeine Schmerzen zu lindern, als dem auf ſeinem Lehnſtuhl angefeſſelten, ſchmerzloſe, aber freudenleere Stunden mit angenehmen Empfindungen und Ideen auszufüllen. Indeß iſt doch der Einfluß, wie der Ruhe des Gemüths überhaupt, ſo insbeſondere derjenigen, die aus dem Bewußtſeyn, ſeine Pflichten erfüllt, oder doch nach der Tugend geſtrebt zu haben, entſteht, — auf die Erleichterung aller Arten von Uibel, und ſelbſt des körperlichen Schmerzes unſtreitig und ſehr begreiflich.

Zuerſt iſt, wie ich ſchon geſagt habe, eine ſchon zuvor bey guten Tagen in der Seele herrſchende Ruhe und Gleichmüthigkeit, eine nothwendige Bedingung, ohne welche es ſehr ſchwer wird, die Leiden, wenn ſolche eintreten, geduldig zu ertragen. Vorwürfe aber, die man ſich ſelbſt macht, beſtürmen das Gemüth ſehr, und machen es zu allen Arten von Leidenſchaften fähig. Selbſtzufriedenheit hingegen iſt ein Balſam, welcher lindert und ſtärkt, und die Seele weniger verwundbar macht. Man gebe nur Acht, wie leicht der mit ſich Unzufriedne auch gegen andre in Zorn geräth; wie ſanftmüthig hingegen, auch gegen Beleidigungen, derjenige iſt, welcher eben durch vollbrachte rühmliche Thaten oder Arbeiten in ſeinen eignen Augen erhoben wird. Was bey den Kränkungen, welche Menſchen uns anthun, der Zorn iſt, das iſt bey den Schlägen des Schickſals die Ungeduld. Auch dieſe letztern ſetzen das Gemüth in größre oder kleinere Unruhe, nach dem Maße als es zuvor ſchon zerrüttet, oder in Ruhe war. Nichts aber kann dieſen Ruheſtand des Gemüths auf eine dauerhaftere Weiſe beſtimmen, als Vorſtellungen, welche ſich auf das eigne Selbſt des Menſchen beziehn, die ihm alſo immer beywohnen, oder ſich bey der kleinſten Veranlaſſung erneuern.

Dazu kömmt, daß faſt ſo oft, als unangenehme Empfindungen in der Seele ſind, ſich die Empfindung der Reue mit einmiſcht, ſie noch bittrer zu machen. Selten überfällt den Menſchen eine Krankheit, ſelten wiederfährt ihm ein großer Verluſt, oder ereignet ſich ein Sterbefall der Seinigen, ohne daß er ſich eine Menge Möglichkeiten vorſtellt, wie er bey anders genommenen Maßregeln, bey einer veränderten Aufführung, dem Übel hätte vorbeugen, und den Verluſt vermeiden können. Dieß iſt oft Teuſchung. Es kann ſehr ungerecht ſeyn, ſich Vorwürfe zu machen, daß man nicht nach Einſichten gehandelt hat, die man erſt nach dem Erfolge und durch denſelben erlangen konnte. Aber ſo viel ſieht man doch daraus, daß es dem menſchlichen Gemüthe natürlich iſt, bey Empfindungen der Unluſt an ſeine vergangenen Handlungen zu denken, — das Vernünftige und Pflichtmäßige derſelben zu unterſuchen, und in der Zufriedenheit mit ſeinem Verhalten Troſt, oder in der Mißbilligung deſſelben neue Qualen zu finden. Dieſer rückwärts auf die vergangene Zeit gerichtete Blick des Leidenden erſtreckt ſich oft viel weiter, als auf die unmittelbaren Urſachen des Uibels. Die Fehler, durch welche man ſich dieſes zugezogen hat, bringen ältere Vergehungen ins Andenken, wodurch vielleicht jene Fehler ſind vorbereitet worden. So wird nach und nach das ganze Leben vor den Richterſtuhl gezogen. Je mehr dieſe Unterſuchungen ins Allgemeine gehen, und über einen je größern Zeitraum des Lebens ſie ſich ausbreiten: deſto verworrener werden die daraus hervorgehenden Anklagen gegen uns ſelbſt: — und je verworrener Vorſtellungen ſind, deſto mehr beunruhigen ſie das Gemüth. Dieß iſt eine Quelle des Mißmuths, die ſich oft, von dem Menſchen ſelbſt unbemerkt, mit der Empfindung ſeines gegenwärtigen Ungemachs vermiſcht, und den Ausdrücken ſeines Schmerzens den Charakter des Unwillens und der Unzufriedenheit gibt, wodurch ſie eigentlich den Nahmen der Ungeduld verdienen. —

Ein ſehr empfindlicher Stachel iſt alſo dem Schmerze und dem Unglück benommen, wenn ſie von der Reue und dem Unwillen über uns ſelbſt getrennt werden können. — Schon das iſt ein großer Troſt, wenn man ſich von der Schuld, das Uibel ſich ſelbſt zugezogen zu haben, frey ſprechen kann. Sogar iſt es für den, der Geduld zu üben ſich vorſetzt, oft eine nothwendige Regel, daß er begangene Fehler, deren traurige Wirkungen er fühlt, zu vergeſſen ſuche, damit er nicht, von dem Verdruſſe über dieſelben außer Faſſung gebracht, neue Fehler begehe, und das gegenwärtige Uibel durch leidenſchaftliche Ausbrüche einer unzeitigen Reue vergrößere *). Aber wenn nun dem leidenden Menſchen aus der vergangenen Zeit, an die er faſt ſo unvermeidlich erinnert wird, anſtatt Vorwürfe, angenehme Bilder von Unſchuld und Tugend, als dem herrſchenden Charakter ſeiner Aufführung, ent-

---

*) Es gibt eine Pflicht, mit ſich ſelbſt Geduld zu haben, die unter gewiſſen Umſtänden eben ſo groß und heilig iſt, als die Pflicht der Selbſtkenntniß und der Reue, von welcher die theologiſche Moral faſt aller Secten ſo viel geredet hat. Der leidenſchaftliche Verdruß über begangene Thorheiten iſt nicht der beſte Weg, weiſer zu werden. Eine ruhige Betrachtung derſelben und die Erforſchung ihrer Urſachen iſt freylich nöthig, wenn man in den Stand geſetzt werden ſoll, für die Zukunft beſſere Maßregeln zu nehmen. Aber dieſe iſt nur alsdann möglich, wenn der Menſch über die Folgen ſeiner Fehltritte wenigſtens bis zu einer gewiſſen Gelaſſenheit beruhigt iſt.

gegen kommen; — wenn er durch keine groſſen Vergehungen erſchreckt, — und durch manche Beweiſe ſeiner innern Vollkommenheit erfreut wird: welche Grundlage iſt dieß nicht zu einer ſanften und harmloſen Diſpoſition des Gemüths, die hinwiederum eine eben ſo natürliche Urſache der Geduld iſt, als Unwille und Zorn weſentliche Theile oder Veranlaſſungen der Ungeduld ſind.

Ein zweytes, und das unmittelbarſte Hülfsmittel der Geduld, in ſo fern ſie eine moraliſche Tugend iſt, iſt die freywillige Uibung, — der Vorſatz, — der Gedanke von Pflicht. Alles, deſſen ich bisher erwähnt habe, kann nur als Beförderungsmittel der Geduld angeſehen werden; das eigentliche Principium, woraus ſie entſteht, muß, wenn ſie Tugend ſeyn ſoll, der feſte Wille ſeyn, die Geduld als eine moraliſche Pflicht auszuüben.

Woraus auch der Begriff von Pflicht urſprünglich entſtanden ſeyn mag: — es ſey daraus, daß man eine gewiſſe Art zu handeln für gemeinnützig, oder daß man ſie für edel und der Würde des Menſchen anſtändig erkannt hat: immer iſt es gewiß, daß jener Begriff, und die Uiberzeugung, daß etwas Pflicht ſey, auf jeden vernünftigen Mann, und auf den vortrefflichſten am meiſten, Einfluß habe. Bey der Geduld ſind beyde gedachte Verhältniſſe ſehr ſichtbar. Sie iſt die einzige Eigenſchaft, die den Leidenden der Geſellſchaft, in der er lebt, noch liebenswürdig macht, und ihm dagegen ihre Hülfe

ſichert.

ſichert. Sie iſt auf der andern Seite der untrügliche Beweis einer moraliſchen Stärke und Erhabenheit des Geiſtes, da ſie den größten Widerſtand, welchem Vernunft und Freyheit ausgeſetzt iſt, überwindet. Die Wirkſamkeit der erſtern kann nicht beſtehn, wo die Vorſtellungen verworren und undeutlich ſind, — wo das Nachdenken geſchwächt und die Aufmerkſamkeit zerſtreut iſt: die Ausübung der letztern findet, unter der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit ſtreitender Begierden, nicht Statt. Das Uibel und der Schmerz aber verdunkeln die Ideen, und ſetzen die Begierden in Aufruhr; — ſie hindern das Freywillige, ſowohl in der Richtung der Aufmerkſamkeit, als in der Lenkung der Neigungen und Handlungen. Die Geduld demnach, die zur Zeit der Schmerzen auf die Heiterkeit des Kopfs und auf die Ruhe des Herzens losarbeitet, erhält dem Menſchen den Gebrauch dieſer ſeiner beyden edelſten Principien, worauf ſeine moraliſche Würde beruht, wenn irgend etwas fähig iſt, ſie ihm zu ſichern. Sie gehört alſo gewiß unter die Eigenſchaften, die vermöge ihrer innern Vortrefflichkeit gut, und zugleich durch ihre Wirkungen nützlich ſind. Da dieſe Betrachtungen allgemein ſind, und ſich auf das Ganze der menſchlichen Natur beziehen: ſo entſtehet daraus ein Geſetz, das dem Menſchen gebiethet: du mußt geduldig ſeyn. „Die ganze „Einrichtung der Welt“, ſagt der vernünftige Mann zu ſich ſelbſt, — „iſt ſo gemacht, mein Körper iſt

„ſo gebaut, der Einfluß der Elemente iſt von der
„Beſchaffenheit, die Verfaſſungen der Geſellſchaft,
„in welcher, und die Leidenſchaften der Menſchen,
„unter denen ich lebe, ſind von ſolcher Art und
„von ſolchen Folgen für meinen Zuſtand, daß es
„unmöglich iſt, mein ganzes Leben ohne Schmerz,
„ohne Krankheiten, ohne Verdruß und ohne Un-
„fälle zuzubringen. Ich muß alſo für dieſe Zeiten
„meines Daſeyns, wo ſo natürliche, und ſo gewiß
„vorherzuſehende Zuſtände eintreten werden, eben
„ſo gut Vorkehrungen treffen, als für jede andere
„Periode deſſelben. Ich muß, als ein weiſer Mann,
„eben ſowohl darauf denken, wie ich mich auf ei-
„nem Krankenlager bey einem Verluſte meines Ver-
„mögens, bey einer Kränkung meiner Ehre, bey
„dem Abſterben eines Freundes, bey einer Fehl-
„ſchlagung meiner Abſichten ſchicklich betragen wer-
„de, als ich darauf denken muß, wie ich meine
„Amtsgeſchäfte gut verwalten, mein Haus vernünf-
„tig regieren, und der Geſellſchaft im Umgange
„gefallen ſoll. In jene Umſtände komme ich eben
„ſo gewiß, als in dieſe. Ja es iſt ſogar ungewiſ-
„ſer, welche Gelegenheiten zum Handeln und Thä-
„tigſeyn, als welche Anläſſe zum Leiden mir be-
„vorſtehn. Ich kann mit mehr Sicherheit voraus-
„ſehn, daß ich in dem ganzen Laufe meines Le-
„bens zuweilen krank ſeyn, — Verdruß oder Be-
„trübniß haben werde, als daß ich als Richter,
„als Arzt, als Lehrer, oder auch nur als Hausvater

„und geſelliger Freund werde beſchäftigt ſeyn können. Warum ſollte Pflicht und Tugend nur allein „den activen Theil des menſchlichen Lebens ſich „gleichſam zugeeignet haben, und dem paſſiven, der „eben ſo beträchtlich iſt, fremd ſeyn? Warum ſollte „ſich Vollkommenheit des Menſchen nicht in dieſem „eben ſo wohl, als in jenem, zeigen können?“

Aber welches iſt das ſchickliche Betragen im Leiden? Und was muß der Menſch thun, um ſich zu einem ſolchen Betragen geſchickt zu machen?

Daß die Geduld dieſes ſchickliche Betragen ſey; — daß die vorſätzliche Verminderung der innern Unruhe der Seele bey äußern unangenehmen Eindrücken, — und die dadurch bewirkte Mäßigung oder Zurückhaltung der Ausbrüche des Schmerzes, die Verpflichtung des Leidenden ausmache: das muß dem denkenden Manne ſogleich einleuchten. Es iſt das einzige Zweckmäßige, es ſey, daß man die Linderung des Uibels ſelbſt zu dieſem Zwecke annimmt, oder daß man ihn in die Beobachtung derjenigen Pflichten gegen andre ſetzt, welche noch in dem Zuſtande des Leidens möglich ſind.

Erſtlich. Alle Gedanken und Handlungen des Gemüths, die zur Ungeduld gehören, ſie mögen in Murren oder in Klagen ausbrechen, ſie mögen Unwillen oder Angſt und Niedergeſchlagenheit anzeigen, helfen dem Uibel in unſrer Welt ſo wenig ab, als bey vernünftigen Aeltern dem unartigen Kinde ſein Geſchrey hilft. Wo ſie alſo nicht unvermeidlich ſind, da ſind ſie allemahl unvernünftig. Umgekehrt lindert, wie ich ſchon geſagt habe, jede Ruhe, die man ſeinem Körper oder ſeinem Geiſte zu geben weiß, den Schmerz, und macht, wenn Heilmittel zu finden ſind, dieſe kräftiger: oder beſchleunigt, wenn die Natur allein helfen muß, ihre wohlthätigen Beſtrebungen. In Unglücksfällen, zu deren Abhelfung das Nachdenken des Unglücklichen ſelbſt die Mittel ausfindig machen, ſein eigner Fleiß ſie anwenden muß, verfinſtert die Ungeduld den Verſtand, und ſchwächt alle Geiſteskräfte, ſo wie hingegen Gelaſſenheit und Ruhe des Gemüths dem Menſchen den freyen Gebrauch ſeiner Naturgaben und Geſchicklichkeiten erlaubt. —

Zweytens, wenn der Leidende ein Glied einer größern oder kleinern Geſellſchaft bleibt: ſo iſt der erſte Grund aller Pflichten, die er gegen ſie auszuüben hat, dieſer, daß er Liebe gegen ſie in ſeinem Herzen unterhalte, und Liebe gegen ſie erweiſe. Nun aber kann die Liebe in einem Herzen nicht Platz finden, in welchem die Ungeduld wohnt. Dieſe beyden Empfindungen ſtehen einander entgegen. Die Liebe iſt ein Wohlgefallen an einem Gegenſtande: die Ungeduld iſt ein heftiger Abſcheu. Wo das Böſe ſo innig empfunden wird, iſt die Fähigkeit, das Gute wahrzunehmen, nicht mehr vorhanden. Alles nimmt die Farbe des herrſchenden Affects an. Ungeduld aber hat die Farbe und den Charakter des Zorns, — des Feindes aller

Liebe. Daher iſt auch der Ungeduldige immer zugleich unfreundlich. Er beträgt ſich gegen die Umſtehenden gemeiniglich ſo, als wenn ſie Urheber ſeines Uibels wären, oder doch nicht genug thäten, ihn davon zu befreyen. — Dazu kömmt, daß bey der Verwirrung des Gemüths, in welche die Ungeduld verſetzt, alles Theilnehmen an andrer Menſchen Angelegenheiten, Freuden und Betrübniß wegfällt. Dieſe Theilnehmung aber iſt durchaus nothwendig, wenn ein Menſch die Pflichten der Geſelligkeit ausüben, und ſeinen Nebenmenſchen nützlich oder angenehm werden ſoll.

Was muß man aber lernen, was muß man thun, um ſich zu dieſem, in Zeiten des Leidens allein ſchicklichen, — und alſo pflichtmäßigen Betragen fähig zu machen?

Die erſte Vorbereitung dazu iſt ohne Zweifel die öftere Erinnerung und die lebhafte Einprägung jener Vorſtellungen und Gründe ſelbſt, welche die Verbindlichkeit zur Geduld erweiſen. Je mehr man davon überzeugt iſt, daß es zum Charakter eines edlen und guten Mannes eben ſo ſehr gehöre, das Böſe, wenn es unvermeidlich iſt, zu ertragen, als es zu hintertreiben, wenn man kann, und das Gute, wo ſich Gelegenheit dazu findet, zu befördern; — für je unverbrüchlicher man die Vorſchrift der Vernunft und Natur erkennt, ſich der Klagen, die nichts helfen, und des Murrens, welches eine Undankbarkeit gegen die empfangnen größern Wohlthaten in ſich ſchließt, zu enthalten, und ſeine noch übrigen Kräfte, die man durch Ungeduld vollends verzehren würde, auf die Abwendung des Uibels zu richten: deſto mehr wird man in ſich ſelbſt Stärke und Muth zum Kampf gegen das Uibel finden. Es iſt unglaublich, wie viel durch Vorſtellungen, ſelbſt gegen körperliche Eindrücke, ausgerichtet werden kann, wenn ſie der Seele ſehr geläufig und tief eingeprägt ſind.

Dieſe Uiberzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Geduld führt zweytens natürlicher Weiſe auf Uibungen derſelben. Dieſe Uibungen beſtehn in öftern freywilligen Proben der Geduld, die man bey den kleinern und alltäglichen Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens, der Geſchäfte und des Umgangs ablegt. Wer die Geduld wirklich für eine ſchätzbare, und ſo unentbehrliche Eigenſchaft hält, daß er nicht glaubt, ohne ſie, mit Ehren und gutem Anſtande, bis ans Ende ſeiner Laufbahn gelangen zu können: der wird ohne Zweifel ſchon heute jeden, auch den kleinſten Anlaß ergreifen, ſie zu beweiſen. Er wird ſich die ſo ſchwer zu ertragende lange Weile des Wartens dadurch erleichtern, daß er ſich ſagt, dieß ſey die erſte und am häufigſten wiederkommende Lection der Geduld; und er habe, wenn er ſie mit guter Laune aushalte, mehr dadurch gewonnen, als er durch den Verluſt der Zeit einbüße. Er wird, wenn er einen ganzen Abend im Spiel ſchlechte Karten bekömmt, ſich das gewöhnliche Klagen nicht erlauben. Er wird kleine körperliche Schmerzen ſtillſchweigend ertragen, ohne den Anweſenden etwas merken zu laſſen. Er wird bey einem Geſchäfte, das ihm verdrießlich zu werden anfängt, oder bey einem Geſpräche, das ihn ermüdet, aushalten, bloß um das Aushalten zu lernen. Kurz, er wird ſich nicht gleich aus jeder unangenehmen Lage, auch wenn er es könnte, herauszureißen ſuchen, — ſondern oft durch das Bewußtſeyn, etwas ſchweres überwunden, und ſich ſtandhaft bewieſen zu haben, für den Mangel des Vergnügens, dem er entſagte, oder für wirklich verdrießliche Empfindungen, die er ertrug, ſich ſchadlos gehalten glauben.

Ich komme zu dem letzten, und in der That wichtigſten Hülfsmittel der Geduld, das mit dem vorhergehenden, — der Uiberzeugung von ihrer Pflichtmäßigkeit — aufs genaueſte zuſammenhängt. Dieſes Hülfsmittel iſt die religiöſe Tugend, die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott, und aus der Hoffnung einer beſſern Zukunft entſteht.

Wenn uns die Einrichtung der Natur etwas gebiethet, ſo iſt dieſes Geboth bloß Zwang, ſo lange wir die Natur als leblos betrachten, oder bey den Mittelurſachen ſtehen bleiben. Aber wenn ein geiſtiges und noch dazu ein wohlthätiges und weiſes Weſen jene Einrichtung gemacht hat: ſo iſt die darin für uns liegende Regel ein moraliſches Geſetz: ſie iſt die Leitung eines höhern Führers, — der Rath eines einſichtsvollern Freundes. Die Pflicht ihr zu gehorchen wird größer, und die Belohnung gewiſſer.

Der, welcher ſagt, es iſt ein Gott, ſagt zugleich, die Welt hat einen Zweck, und dieſer Zweck iſt die Glückſeligkeit der empfindenden Geſchöpfe *). Dem Dinge, welches nichts empfindet, iſt alles gleichgiltig. Bey ihm findet alſo keine Abſicht Statt. Es iſt daher nicht Eigenliebe, ſondern es iſt Vernunft und Wahrheit, daß wir in uns und in den uns ähnlichen Weſen, das heißt, in denen, die ſich ihrer bewußt ſind, und von andern Dingen Vorſtellungen haben, — den Endzweck der Schöpfung finden. Unluſt und Leiden iſt an und für ſich dieſem Endzwecke zuwider. Wir ſehen auch, daß alle urſprünglichen und regelmäßigen Einrichtungen der Natur auf Wohlſeyn abzielen, und Wohlſeyn hervorbringen. Der ganz natürlich gebaute Körper eines Menſchen iſt zugleich der geſunde, ſtarke und behende Körper. In der Seele ſelbſt iſt der natürliche Zuſtand eben ſo viel, als der Zuſtand der Heiterkeit und der Freude. In dem Laufe der materiellen Natur, ſind die groſſen, — aufs allgemeine und immerfort wirkenden Kräfte, wie z. B. die Bewegung der Geſtirne, die Abwechſelungen der Jahreszeiten, u. ſ. w. Urſachen des Le-

---

*) Man ſehe die Anmerkung am Ende dieſer Abhandlung.

bens und des Vergnügens. Alle die Naturveränderungen hingegen, welche Tod, Untergang und Schmerz in der thierischen Schöpfung verursachen, als Erdbeben, Ungewitter und Stürme, ſind local, zufällig, veränderlich, nach Zeit und Ort eingeſchränkt, und ſcheinen gewiſſermaßen Abweichungen von der Natur, Ausnahmen von der Regel zu ſeyn.

Von dem Begriffe Gott kann alſo die Vorſtellung nicht getrennt werden, daß die ganze Natur unaufhörlich zu unſerm Wohl arbeite. Wenn wir nun aber doch Unluſt und Schmerz antreffen: ſo müſſen ſie mit der Freude und der Glückſeligkeit, auf irgend eine, wenn auch für uns noch ſo verborgene Art, zuſammenhängen.

Das Gute und Böſe in der Welt nach Erfahrungen zu berechnen, iſt für uns unmöglich. Aber wenn wir einen Gott glauben: ſo iſt das Reſultat davon a priori ſchon ausgemacht; — das Gute muß das Böſe weit übertreffen; — es ſey nun, daß das Gute vorangehe, das Böſe begleite, oder auf dasſelbe und aus demſelben folge. Die beyden erſten Ideen können dazu dienen, unſer Gemüth vor zu finſtern Darſtellungen der gegenwärtigen Welt und unſrer Schickſale in derſelben zu bewahren: aber nur die letzte kann uns poſitiven Troſt im Unglücke gewähren.

Auf die Zukunft iſt der Blick des Unglücklichen vornehmlich gerichtet. Die Erinnerung, daß er glücklich geweſen ſey, kann ihm die Ungerechtigkeit ſeiner übertriebnen Klagen beweiſen: aber nur die Wahrſcheinlichkeit, daß ihm Glückſeligkeit noch bevorſtehe, kann das Gemüth desſelben wirklich erheitern. Dieſe Wahrſcheinlichkeit kann in beſondern Fällen gegründet ſeyn und auf die Natur des Uibels, auf die Beyſpiele ehemahliger Errettungen, auf die erprobte Wirkſamkeit der Hülfsmittel, auf das Gefühl unſrer eignen Geiſteskräfte, endlich auf unſer fröhliches Temperament. Wo dieſe Stützen Statt finden: da hält ſich der Menſch natürlicher Weiſe an ſie zuerſt, weil Sie der Sinnlichkeit näher liegen. Aber wie viele Uibel im Leben gibt es, wo ihn alle dieſe Gründe der Hoffnung verlaſſen! Unheilbare Krankheiten, ein immerwährend ſiecher Körper, angeerbte Armuth und Niedrigkeit, — am meiſten Armuth mit Krankheit verbunden, — kurz alle Uibel, die das Leben ſelbſt angreifen, oder ſich über das ganze Leben erſtrecken, erlauben keine ſolche fröhlichen Vorausſehungen, die auf Erfahrungen gegründet wären. Hier kann die Wahrſcheinlichkeit einer noch bevorſtehenden beſſern Zukunft nur aus Principien der Vernunft hergeleitet werden. Nur die allgemeinen Geſetze und Ordnungen, die ſich auch über unſer Leben hinaus erſtrecken, können uns tröſten, wenn innerhalb der Grenzen desſelben keine Verbeſſerung unſrer Umſtände zu erwarten iſt. Aber von dem Einfluſſe dieſer in Ewigkeit fortwirkenden Naturgeſetze auf uns, — von ihrer Beziehung auf unſer Wohl und Weh, haben wir ohne Religion gar keine Verſicherung. Vielmehr iſt alsdann, wenn die Elemente und deren mechaniſch wirkende Kräfte, die einzigen, oder die urſprünglichen Principien aller Erfolge in der Welt ſind, — da wir dieſen Elementen und dieſen Kräften ganz gleichgiltig ſind, — nichts anders zu erwarten, als daß zu allen Zeiten ihre nachtheiligen und verderblichen Einflüſſe auf uns, den wohlthätigen und nützlichen wenigſtens gleich ſeyn werden. Oder vielmehr die Natur der Dinge belehrt uns alsdann über die Zukunft gar nicht: und wir können auf nichts in derſelben rechnen, als auf das, was wir aus der Aehnlichkeit der bisherigen Fälle zu erwarten gewohnt ſind. Wenn aber Verſtand und Güte, wenn intellectuelle und geiſtige Kräfte, ähnlich denen, deren Natur und Richtung wir aus uns ſelbſt kennen, ſich in die Anordnung des Weltganzen miſchen; wenn ſie ſogar die erſten und vornehmſten Urſachen ſeines Baues und ſeiner Revolutionen ſind: dann iſt es möglich, auch etwas von ſeiner Zukunft zu wiſſen, die wir niemahls erfahren haben, — und dieſes Etwas iſt tröſtlich. In der Natur ſolcher Kräfte liegt zugleich die Beſtimmung des Ziels, auf welches alle ihre Wirkſamkeit gerichtet iſt. Dieſes Ziel iſt die Glückſeligkeit aller Weſen, die einer Glückſeligkeit fähig ſind, und alſo auch der unſrigen. Wenn es möglich iſt, daß wir nach dem Tode noch leben und Gutes genießen können: ſo iſt es in einer

Welt, die von einem Gott regiert wird, zu erwarten, daß wir leben und Gutes genießen werden.

Hier kömmt nun die zweyte Lehre der Religion, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, der von dem Daſeyn Gottes zu Hülfe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe derſelben auszuführen. Ich will nur des einzigen Punctes erwähnen, daß die Exiſtenz Gottes die Unſterblichkeit unſrer Seele wahrſcheinlich macht, ſo wie jene gewiß ſchwankend wird, wenn dieſe aufgegeben worden iſt. Iſt ein ewiges lebendiges, denkendes, und nach Vernunft handelndes Weſen vorhanden; ſo iſt Leben, Denken und vernunftmäßige Thätigkeit, eines ewigen Daſeyns oder einer immerwährenden Fortdauer fähig; — ſo ſind dieſe Kräfte etwas ſelbſtſtändiges und für ſich beſtehendes, und nicht vorübergehende Formen und Zufälligkeiten andrer Subſtanzen. Umgekehrt, wenn es gewiß wäre, daß Leben und Geiſt im Menſchen, an welchem wir allein dieſe Gegenſtände durch Erfahrung kennen, an den Bau und die Geſtalt unſers Körpers geknüpft ſey, und mit demſelben zerſtört werde, ſo würde alle Analogie wegfallen, nach welcher wir es wagen, ein lebendiges und geiſtiges Weſen, ohne menſchliche Form und von ewiger Dauer, anzunehmen.

Daß nun dieſe beyden großen Grundlehren, wenn ſie durch Uiberzeugung in der Seele befeſtigt, und durch das öftere Andenken an dieſelben ihr geläufig geworden ſind, ſehr viel über ſie vermögen, ſie in

Gefahren herzhafter und ihm Leiden ſtandhafter zu machen: das beweiſen die unzähligen Beyſpiele von Menſchen, die durch Religion in den Stand geſetzt worden ſind, Dinge zu ertragen und Unternehmungen auszuführen, welche die Kräfte der Natur in ihrem gewöhnlichen Zuſtande zu übertreffen ſchienen. In jeder Religion liegen jene Sätze zum Grunde. Und in welche Form ſie auch durch das Dogma oder die Gebräuche einer jeden eingekleidet ſeyn, — mit welchen Zuſätzen von Aberglauben und Philoſophie ſie auch vermiſcht ſeyn mögen: ſo ſind ſie es doch eigenlich, welche dem übrigen Syſtem den lebendigen Geiſt einhauchen, durch den es fähig wird, auf das menſchliche Gemüth ſo ſtark zu wirken. Gehorſam und Unterwerfung, oder Furcht und Hoffnung, — das müſſen immer die Triebfedern ſeyn, wodurch irgend eine Religion den menſchlichen Geiſt ſpornen, oder die Feſſeln, wodurch ſie die Leidenſchaft bändigen ſoll. Jene Unterwerfung und jener Gehorſam gründen ſich auf den Gedanken von einem Schöpfer und Herrn der Welt, der zugleich der unſrige iſt. Dieſe Hoffnung oder dieſe Furcht gründen ſich auf den Gedanken von einem künftigen Zuſtande, worin Gutes und Böſes uns bloß nach dem Willen jenes unſers Herrn zu Theil werden wird.

In der That, welche Geſchichten zeigen uns wohl mehr Beyſpiele von übermenſchlicher Kühnheit in Gefahren, und übermenſchlicher Geduld unter

Martern, als die Geſchichten der Enthuſiaſten in allen Religionen? Was konnten die erſten Chriſten nicht alles erdulden? Und was konnten die erſten Nachfolger Muhammeds nicht alles durchſetzen? Aber auch in Zeiten und unter Menſchen, wo die Religion mehr die Beſchäftigung des ruhigen Verſtandes, als der Einbildungskraft und der Leidenſchaften iſt: findet man nicht immer, daß, — wenigſtens bey dem zahlreichern, niedrigen Theile der Menſchen, bey denen nicht Stolz oder Ehrgeitz die Stelle von Principien erſetzen können, — die frömmſten Menſchen auch zugleich die geduldigſten ſind; daß die Religion es iſt, welche bey unerwarteten Unglücksfällen vor Verzweiflung bewahrt, bey langwierigen Uibeln aufrecht erhält, und beſonders im Tode Muth einflößt? Und wenn ſich endlich zuweilen in der Seele eines Weiſen dieſe Principien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerey, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moraliſchen Bildung, und mit dem Selbſtvertrauen der Unſchuld und der Gemeinnützigkeit vereinigen: welche augenſcheinlichen Vortheile hat ein ſolcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke, vor allen, die gleiche natürliche und erworbene Waffen gegen dasſelbe, aber nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben: und welches noch weit edlere Schauſpiele gibt nicht ſein Sieg über das Uibel! In dieſer auf Liebe und Vertrauen gegen eine unſichtbare Weisheit und moraliſche Güte gegründeten Gemüthsruhe, in der mit Andacht verbundnen Geduld, liegt eine Erhabenheit, welche die Standhaftigkeit des bloß über die ſittliche Welt ſpeculierenden Philoſophen, oder des durch bloße Uibung abgehärteten Mannes nicht hat.

Wenn dieſe Erfahrungen zweydeutig wären; ſo würde uns die Natur der Religion und des menſchlichen Geiſtes belehren, daß die Sache ſo ſeyn müßte. Durch zwey Betrachtungen ſtärkt die Religion den Muth und die Geduld des Gottesverehrers. Erſtlich, indem ſie ihm die ſtärkſte Vermuthung gibt, daß in dem Uibel ſelbſt eine Urſache des Guten liege, — daß auf das Elend Glückſeligkeit folgen, und dieſe überwiegend groß ſeyn werde. Zweytens, indem ſie ihm die Ergebung in den göttlichen Willen als eine Hauptpflicht und als die edelſte Eigenſchaft des menſchlichen Geiſtes vorſtellt.

Der größte Wunſch des Leidenden iſt zwar, gerade von dem Uibel, deſſen Schmerz er fühlt, befreyet zu werden. Die Hoffnung, die ihn am meiſten ermuntert, iſt ohne Zweifel die, zu derjenigen Glückſeligkeit wiederhergeſtellt zu werden, die er kennt, die er ſchon genoſſen hat, und deren Verluſt ſeinen jetzigen Zuſtand traurig macht. Der Kranke will geſund, der Arme will wohlhabend ſeyn. Jeder will leben und in dieſer Welt gute Tage ſehen. — Dieſen Wunſch kann die Religion nicht befriedigen: dieſe Hoffnung kann ſie nicht gewährn; — um deſto weniger, je aufgeklärter ſie iſt *). Indeß wenn eines Menſchen einzelne und aufzuzählende Wünſche alle befriedigt ſind, oder ihm die Hoffnung zu allen abgeſchnitten iſt: ſo bleibt ihm doch noch das Verlangen nach höherer Glückſeligkeit überhaupt übrig. Auch ohne die Hoffnung dieſes oder jenes beſondern Gutes, kann ihn noch die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes im Allgemeinen tröſten. Und dieſer in der menſchlichen Natur ebenfalls liegende Wunſch kann nur auf Gott gerich-

---

*) Die unerleuchtete Frömmigkeit glaubt in der Religion Mittel zu finden, beſtimmte Güter dieſes Lebens zu erhalten, oder beſtimmte Uibel abzuwenden: aber mit der Reinigung der Grundſätze der Religion fallen dieſe Hoffnungen hinweg. Man iſt der Schwärmerey nahe, wenn man, bey ſeinem Gebethe, die Erhörung des partikulären Wunſches, den man Gott vorgetragen hat, erwartet: und man iſt ſchon in den Stricken des Überglaubens, wenn man eine äußere Religionshandlung, z. B. den Genuß des h. Abendmahls, in der Abſicht vornimmt einen ſolchen Wunſch zu erhalten. Die Erfahrung belehrt den vernünftigen Gottesverehrer von der Eitelkeit dieſer Erwartungen, und ſein fortgeſetztes Nachdenken überzeugt ihn, daß er auch keine Gründe hatte, dergleichen Anſprüche zu machen. Aber allerdings liegt in dieſer aufgehobenen Beziehung der wahren Religion auf beſtimmte Güter und Uibel dieſes Lebens, die Urſache, warum ſie bey gemeinen Menſchen kälter iſt und weniger wirkt, als die falſchen, unreinen, mit Aberglauben und Schwärmerey vermiſchten Religionen, die ſich anmaßen, den Menſchen unmittelbar und auf ſeine Weiſe glücklich zu machen.

gerichtet ſeyn: nur Gott kann dieſer zwar unbeſtimmten aber nie verſiegenden Hoffnung Nahrung geben.

Wenn der Gedanke von unendlicher Macht mit gleicher Weisheit und Güte in Einem Weſen verbunden; — wenn der Gedanke von der Beziehung dieſes Weſens auf uns, als erſten Urhebers unſers Daſeyns, und Anordners unſrer Schickſale, in der Seele lebhaft wird: ſo kann es nicht fehlen, ſie muß bloß durch ihn beſänftigt werden, wenn ſie aufgebracht, und erheitert werden, wenn ſie niedergeſchlagen iſt. Es iſt eben ſo, als wenn ſich ihr ein Freund näherte, aber einer, deſſen Uibergewicht an Verſtand und Vermögen Ehrfurcht, mit Folgſamkeit verbunden, auflegte, indeß ſein unbegränztes Wohlwollen das höchſte Zutrauen einflößt. Es iſt ungewiß, ob dieſer hohe Freund gerade dem Uibel, welches uns drückt, werde abhelfen können und wollen. Aber das iſt unſtreitig, daß er uns gern glücklich und froh ſehen möchte; — daß er von Anbeginn der Welt dazu alle Anſtalten gemacht hat; und daß er, um ſeine Abſicht zu erreichen, alle Kräfte der Natur in ſeinen Händen hat. — Der Begriff Gott vereiniget alles Gute, was in der Natur iſt, unter einem gemeinſchaftlichen Geſichtspuncte. Es ſind nicht zerſtreute Zufälligkeiten, ſondern es iſt ein allgemeiner zuſammenhängender Plan, durch welchen uns und allen Menſchen Leben und Glückſeligkeit zu Theil wird. Alles Gute fließt aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, dem Verſtande und Willen dieſes Weſens, aus. In der Glückſeligkeit, als dem letzten Ziele, vereinigen ſich alle Operationen der Natur. Dieſes gibt der ganzen Welt eine höhere Würde, und zugleich ein fröhlicheres Anſehn: eine Empfindung, wodurch auch unſre Leiden, wenn ſie uns nicht ganz betäuben, erträglicher werden.

Außer dem vermehrten Troſt aber gibt die Religion noch eine vermehrte Verpflichtung, geduldig zu ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß die Pflichtmäßigkeit der Geduld daraus erhellt, weil ſie das einzige ſchickliche Betragen beym Leiden iſt. Aber wenn kann wohl der vernünftige Mann dieſe Schicklichkeit mit vollerer Uiberzeugung einſehn: — wenn kann er die Geduld für eine zu ſeiner Natur ſo paſſende Tugend, und die Ungeduld für eine ihm ſo übelſtehende Leidenſchaft erkennen, als wenn er ſelbſt, mit ſeinen Schickſalen, unter der Direction der höchſten Güte und Weisheit zu ſtehen glaubt; und wenn er in der Zukunft eine glückliche Auflöſung der Schwierigkeiten erwartet, von denen er hier beängſtiget wird.

Alle Pflichten, die wir aus der Religion herleiten, ſind darauf gegründet, daß wir wollen ſollen, was Gott will. Nun will aber Gott nach den Begriffen, die wir uns von ihm machen, zweyerley. Er will erſtlich dieſe Einrichtung der Welt, die wir ſehen. — Denn ſonſt würde eine andre vorhanden ſeyn: "— oder wir müßten ihm keinen Einfluß auf dieſelbe zuſchreiben, wodurch der Begriff der Gottheit vernichtet würde. Er will zweytens das Wohl empfindender und denkender Weſen. Dieß lehren uns die für ſie ſo wohlthätigen Einrichtungen der Natur: und dieß lehrt uns die Natur eines vollkommenen Geiſtes. Wenn unſer Wille alſo mit dem göttlichen übereinſtimmen ſoll: ſo müſſen wir mit der Welt, die er gemacht hat, zufrieden ſeyn; und wir müſſen den Menſchen, welchen er wohl will, Gutes thun. Zufriedenheit und Gemeinnützigkeit, — das ſind nach meiner Meinung die beyden Hauptbeſtandtheile, welche, ſo wie den guten moraliſchen Charakter überhaupt, ſo insbeſondere den religiöſen ausmachen. Jenes iſt die leidende, dieſes die thätige Tugend Jene nimmt alles, was dem Menſchen durch die Wirkung äußerer Urſachen wiederfährt, ſo auf, wie ſie es aufnehmen muß, da es von der Urquelle alles Guten, dem einſichtsvollſten und beſten Weſen, herkömmt. Dieſe wirkt in allem, wo der Menſch frey handelt, ſo wie er wirken muß, wenn die Geſchöpfe ſeines Willens und ſeiner Kraft mit der göttlichen Schöpfung in Harmonie ſeyn, und wenn ſeine Abſichten ſich mit den Abſichten der höchſten Güte vereinigen ſollen.

Zufriedenheit aber mit den Einrichtungen der Welt, mitten im Zuſtande des Leidens: das iſt Geduld; — und die höchſte edelſte Geduld, weil ſie auf die weiteſten Ausſichten und die erhabenſten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet iſt. Sie iſt auch die ſicherſte und aushaltendſte, weil ſie in einer Diſpoſition des Gemüths beſteht, die ſich auf alle Zuſtände des Lebens bezieht, und in allen geübt werden kann. Der, welcher ſich gewöhnt hat, ſich ſelbſt, ſein Leben, und alle Vorfälle desſelben immer als einen Theil derjenigen Welt, die das gute Werk eines guten Gottes iſt, zu betrachten, in deſſen Gemüth wird überhaupt eine größere Gleichmüthigkeit herrſchen. Seine Fröhlichkeit bey glücklichen Umſtänden wird nicht übermüthig ſeyn: denn die religiöſe, dankbare Freude iſt ernſthaft und beſcheiden. Sein Schmerz bey widrigen Zufällen wird ihn, ſo lange er ihn nicht völlig übermannt, nicht ungeberdig und unwillig machen: denn die Ehrfurcht vor ſeinem Schöpfer macht ihn demüthig und ſtille. — Und kann es wohl eine höhere Vollkommenheit des Menſchen geben, als dieſe, wenn er bey allen abwechſelnden Zuſtänden ſeines Lebens ſich feſt an das Gute hält, — es zu befördern ſucht, ſo lange er ſeine Kräfte brauchen kann, — und es in Gott, der Urquelle desſelben, aufſucht, ſobald er, ohne ſelbſt wirken zu können, ſich den Veränderungen, die in ihm vorgehn, leidentlich überlaſſen muß.

Ich ſchließe dieſe Abhandlung mit einer Betrachtung, welche die Tugend, von der ich rede, in ihrer allgemeinſten Beziehung, und alſo unter dem Geſichtspuncte anſieht, von welchem ihr aufs ganze Leben ſich weit verbreitender Einfluß, ihr Zuſammenhang mit unſrer geſammten Vollkommenheit, und folglich ihre Würde und ihr Nutzen am beſten erkannt werden. Dadurch werden, glaube ich, alle aus ſpeciellen Erfahrungen des menſchlichen Lebens geſchöpften Gründe und Erklärungen noch ein neues Licht und ihre volle Beſtätigung erhalten.

In allen Operationen der Seele, deren wir uns bewußt ſind, wobey alſo unſre Glückſeligkeit intereſſirt iſt, läßt ſich ein leidender und ein thätiger Theil unterſcheiden. Jener geht vor dieſem vorher, und ſcheint nothwendig, ihn zu erwecken. — Dieß iſt die Geſchichte unſers Denkens, dieß iſt die unſrer Begierden und unſrer Handlungen: dieß iſt die unſers ganzen Lebens. Zuerſt geſchehen die Eindrücke der Dinge auf uns: und dann wirken wir auf ſie zurück. Unſre Kraft, ſich ſelbſt überlaſſen, ſcheint todt zu ſeyn, und erwacht erſt, wenn ſie von etwas äußerm gereitzt wird. So iſt ſchon in den Wahrnehmungen der Sinne, der Grundlage aller Kenntniß und alles Nachdenkens, der äußre Stoß, den Licht, und Luft, und Salze auf unſre Organe, und durch dieſe auf unſer Ich, das empfindende Weſen, thun, — und dann die dadurch erweckte Aufmerkſamkeit des Geiſtes, die das Wahrnehmen dieſer Bewegung hervorbringt, klar zu unterſcheiden. — Schon daraus, daß jede der höhern Verſtandeskräfte nur den Stoff bearbeitet, welchen die ſinnlichen Wahrnehmungen liefern, iſt es klar, daß auch ihre Activität nicht ohne vorhergegangene leidentliche Affectionen anfing, daß ſie nur eine Zurückwirkung gegen vorher empfangne Veränderungen äußern. Aber es wird bey der ſpeciellen Betrachtung der Sphäre und der Functionen einer jeden dieſer Fähigkeiten noch ſichtbarer. Die Erinnerungskraft muß aufgefordert werden, durch die Aehnlichkeit oder Verwandtſchaft der gegenwärtigen Eindrücke mit den Ideen, die ins Gedächtniß zurückkommen ſollen. Der Witz und der Scharfſinn müſſen durch die Neuheit und den Glanz der Gegenſtände, oder durch witzige und ſcharfſinnige Ideen andrer Menſchen hervorgelockt werden, wenn ſie aus ſchlafenden Fähigkeiten zu Kräften werden ſollen, die etwas hervorbringen; und ſie müſſen jedesmahl aufs neue durch dieſelben Mittel gereitzt werden, wenn ſie, — auch ſchon zu wirklichen Talenten ausgebildet, — ſich lebhaft äußern ſollen. Der nachdenkende Verſtand ſelbſt, obgleich in ſeinen Operationen unſer Ich am meiſten von dem Seinigen hinzuthut, wendet ſeine Aufmerkſamkeit doch nur dahin, wohin eine vorhergegangene lebhaftere Empfindung ſie gezogen hatte. Bey den Begierden und beym Willen iſt die Vermiſchung von Leiden und Handeln, die in unſrer ganzen Natur bemerkt wird, noch ſichtbarer. Das Vergnügen kitzelt vorher, und der Schmerz ſticht oder brennt früher, ehe wir dem Gegenſtande des erſten zueilen, und uns von den Urſachen des andern zurückziehn. — So iſt es auf allen Stufen der Begierde, bis zu dem letzten und gleichſam reifſten und vollkommenſten Reſultate derſelben, einer freyen Handlung. Innere Reitze, durch Einwirkung äußerer Gegenſtände veranlaßt, ſind es, welche unſre Thätigkeit erwecken. Folgt die Thätigkeit auf den Reitz augenblicklich und unmittelbar: ſo iſt die Begierde ſinnlich. Wirkt aber dieſer Reitz zuerſt auf das Nachdenken, und durch eine Reihe von Ideen auf den Willen: ſo wird ſie mehr und mehr vernünftig. Ob es ein Ziel gebe, wo dieſe unſre zuerſt durch Leiden erweckte Thätigkeit zuletzt die Oberhand behält, und nun in ihre Wirkungen nichts mehr von dem Beytrage äußrer Urſachen einmiſcht, wodurch ſie anfangs beſtimmt wurde: iſt noch nicht ausgemacht. Gewiß iſt es, daß die Sittlichkeit und die Tugend ſich dieſem Ziele nähert, und daß in ihr die Wirkſamkeit des vernünftigen Geiſtes am freyeſten und unabhängigſten erſcheint.

Aber um von dieſen allgemeinen Betrachtungen auf die beſondere der Tugend, von der ich handle, zurück zu kommen, ſo iſt ein Reſultat jener Betrachtungen zu bemerken. Wenn zu allen unſern Thätigkeiten vorhergehende leidentliche Eindrücke gehören, und, nach der Natur unſrer Seele, jede Action eine Miſchung von erlittenen Veränderungen und hervorgebrachten Wirkungen iſt: ſo wird in der gehörigen Proportion zwiſchen dem Leiden und Thun, zwiſchen der Stärke der Eindrücke, die auf uns geſchehn, und der Kraft, welche wir haben, entgegen zu wirken, zwiſchen der Heftigkeit der Reitze, die unſre Talente und Begierden aufwecken ſollen, und zwiſchen der Stärke und dem Umfange unſrer Vernunft, der vornehmſte Grund unſrer Vervollkommnung, und zugleich das Maß der Glückſeligkeit liegen, deren wir genießen. In der That finden wir den Menſchen unvollkommen und unglücklich, wo dieſes Gleichgewicht auf die eine oder auf die andre Weiſe geſtört wird.

Sind der Gegenſtände, die auf ihn durch ſinnliche Bilder, oder durch Vergnügen und Schmerz wirken, zu wenig; oder wirken ſie nicht lebhaft und unterſcheidend genug, um einen nach der Natur des Menſchen überhaupt, oder nach ſeiner individuellen Natur, hinlänglichen Reitz hervorzubringen: ſo entſchlummert der Menſch in Unthätigkeit und Trägheit; er bleibt ein halbes Automat. Und da er den Genuß ſeiner ſelbſt nur durch Handlungen hat, wie er auch nur durch dieſe ſeinen Zuſtand verbeſſern kann: ſo bleibt er alsdann ſowohl an Werth und Würde, als an Genuß und Vergnügen, hinter ſeines Gleichen zurück. — Eben um dieſer Urſache willen gehört auch das eigentliche Leiden, Noth und Unglück zu den Erziehungsmitteln des Menſchen, und zu den Vorbereitungen ſeiner Größe und ſeiner Glückſeligkeit. Die dicke materielle Rinde des groben ſinnlichen Menſchen, muß auch grobe und empfindliche Stöße leiden, wenn ſie durchdrungen werden ſoll, um dem innern Strahle der Vernunft und der Moralität eine Oeffnung zu verſchaffen, wodurch die äußern Gegenſtände mit ihm in Verbindung treten. Die tägliche Noth, welche dem Menſchen das immer wiederkehrende Bedürfniß von Hunger und Durſt machte, war das erſte, was ihn zum Aufmerken auf die ihn umgebene Natur brachte, und ihn in Bewegung ſetzte, einen Zweck durch Mittel zu erreichen. Aber die weit größre Noth, welche die Unfruchtbarkeit der Erde, die Rauhigkeit der Jahrszeiten, die Naturrevolutionen, endlich die Wildheit und Grauſamkeit andrer Menſchen ihm verurſachten: dieſe erweckten ſeine Vernunft noch weit kräftiger. Sie waren es allein, welche ihn dahin brachten, den erſten großen Schritt zur Vervollkommnung aller Seelenkräfte zu thun, und in eine bürgerliche Geſellſchaft zu treten. Auf jeder Stufe der bürgerlichen Cultur verfolgen den Menſchen neue Unglücksfälle, — Empörungen und Kriege: und aus jedem zieht er immer neue Vortheile, indem er in Aufſuchung der Waffen und Hülfsmittel gegen die Uibel, auf Dinge aufmerkſam wird, die ihm zuvor gleichgiltig waren, und ſich um Fertigkeiten bewirbt, die, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, ſeiner Trägheit viel zu viel Aufopferungen gekoſtet hätten.

Auf der andern Seite, wenn die Einwirkung der Dinge von außen zu ſtark iſt für die Kraft, welche dadurch ſoll ins Spiel gebracht werden: ſo iſt Ohnmacht und Unthätigkeit dieſer letztern die Folge. Das Active im Menſchen erliegt unter den leidentlichen Veränderungen ſeines Weſens, wenn ſolche zu vielfach oder zu gewaltſam ſind; und der Geiſt wird unfähig zu handeln, wenn er zu viel und zu ſtark empfindet. — Dieß iſt ſogar den Geſetzen des organiſchen Körpers gemäß. Ein mäßiger Reiz belebt die Muskelfiber, ein zu heftiger ertödtet ihre natürliche Beweglichkeit. Aber noch weit ſichtbarer iſt es bey allen Actionen, mit denen Vorſtellungen vergeſellſchaftet ſind, und die alſo dem Geiſte, wenigſtens zum Theile, angehören. Licht gehört nothwendig zum Sehen, aber ein zu blendender Glanz macht blind und verhindert es. Ohne bewegte Luft hören wir nichts: ein zu heftiger Schall betäubt. So wecken Empfindungen und Leidenſchaften das Nachdenken: aber die ungeſtümen und zu ſehr angreifenden verdunkeln den Verſtand, und bringen den Ideengang zum Stilleſtand.

Insbeſondere gilt nun dieß von denjenigen leidentlichen Veränderungen, die Schmerz verurſachen, weil ſie an ſich der Natur nicht gemäß ſind. — Wenn Noth und Gefahr den Muth eines Mannes ſtählt, ſeine Geiſteskraft erhöht und ſeine Tugenden in ihr rechtes Spiel bringt: ſo iſt es nur eine ſolche Noth, welche er zu ertragen oder zu überwinden vermag, bey welcher er noch Ausſichten und Hoffnungen behält, und die mit Zwiſchenräumen des Vergnügens, oder doch der Ruhe und der Schmerzloſigkeit abwechſeln. Allerdings wachſen Nationen mitten unter Feinden, Kriegen und Verwüſtungen zur Cultur und zur Macht empor: aber andre ſind auch durch die Uibermacht des ſie verfolgenden Schickſals, durch zu oft wiederhohlte, von der Natur oder den Menſchen angerichtete Verwüſtungen, dumm, elend und thieriſch geworden. — Wenn gewiſſe, und nur wenige Völker des Erdbodens, durch die ganze Reihe möglicher Fortſchritte, bis zu einer vollkommnern Geſetzgebung, bis zu einer feinern Sittlichkeit, bis zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, der ſpäteſten Frucht des menſchlichen Geiſtes, durchgedrungen ſind: ſo liegt die Begünſtigung des Schickſals, welche ihnen dieſe Vorzüge zu eigen gemacht hat, gewiß in dieſer gleichen und weiſern Austheilung von Unglücksfällen und Succeſſen, von Niederlagen und Siegen, von widrigen Natur- und politiſchen Begebenheiten, die ſie nöthigten, zu Abtreibung des Uibels, oder zu Wiederherſtellung des Schadens, allen ihren Verſtand und ihren Fleiß aufzubiethen, und von unerwartet günſtigen Ereigniſſen, welche dieſen Fleiß belohnten, indem ſie zugleich den ſinkenden Muth wieder belebten. In dieſer Schule wurden die Griechen erzogen. Auf dieſem Wege gelangten die Römer zu ihrer Größe. Um nur eines Umſtandes unter den vielen zu erwähnen, auf welche dieſer Geſichtspunct leitet: alle die kriegeriſchen Nationen, welche plötzliche und große Eroberungen, ohne großen Widerſtand zu finden, gemacht, und alle ihre Nachbarn vor ſich hingeſtreckt haben, wie die Mongolen unter Dſchinkiſchan und Timur, ſind durch ihre Succeſſe weder viel glücklicher noch viel klüger geworden. Aber die Römer, die mit gleichen Rivalen zu kämpfen hatten, und langſam, unter vielen ausgehaltenen Stürmen und erlittenen Niederlagen, emporſtiegen, wurden wirklich durch ihre Siege größer und edler: d. h. ſie lernten durch den Krieg, dieſes ihnen ſo gut gelingende, aber doch ſehr mühſame und oft ſchmerzhafte Handwerk, Weisheit, die auch im Frieden angewendet werden konnte, und erlangten Tugend, deren Werth und Wirkung ſich weiter, als auf die Uiberwindung der Feinde, erſtreckte.

Iſt nun das Leiden dem Menſchen nöthig, um ſeine vernünftige Thätigkeit, das wahre menſchliche Leben, und die Quelle aller ſeiner Vorzüge und künftigen Genüſſe, zu erwecken; iſt es aber auch nothwendig, daß die Paſſion mit der Action im Verhältniß ſtehe, wenn nicht das, was Reitz und Hülfsmittel ſeyn ſollte, Urſache der Unterdrückung und der Vernichtung werden ſoll: ſo fragt ſichs nun, wofern der Menſch ſelbſt etwas über ſich vermag, die Eindrücke der Dinge auf ſich zu modificiren: was iſt, in Abſicht dieſes leidentlichen Theils ſeiner Veränderungen, ſeine Pflicht, und was iſt ſeine Tugend? Der Menſch, der immer erſt afficirt werden muß, ehe er ſeine Spontaneität äußern kann; der oft ſchmerzhaft afficirt werden muß, wenn in ſeine freye Handlungen eine gewiſſe Energie kommen ſoll; der aber unter den ihn aufgedrückten Modificationen, das Eigenthümliche ſeines Weſens und ſeine Vollkommenheit verliert, wenn das Gefühl, und beſonders das unangenehme Gefühl, in ſeiner Seele die Oberhand über die deutlichen Ideen bekömmt: — welche Anlage hat ſich ein ſolcher Menſch, in Beziehung auf die Dinge, welche ſtarke Eindrücke auf ihn machen, und beſonders auf die, welche er Uibel und Unglücksfälle nennt, weil ihr Eindruck gewaltſam und alſo ihm unangenehm iſt, zu wünſchen? Und auf welches Ziel muß er wohl hinarbeiten, wenn er vorſätzlich der Natur zu Hülfe kommen will? Mich dünkt, dieſe Tugend, die wir hier ſuchen, dieſe dem Menſchen zu wünſchende Anlage des Charakters, dieſes ihm vorzuſteckende Ziel iſt durch kein Wort der Sprache ſo nahe auszudrücken, als durch den Nahmen der Tugend, von der wir hier reden, Gelaſſenheit und Geduld. Der gewöhnliche Sinn dieſer Wörter iſt eingeſchränkter: aber die Natur der Sache verträgt und verlangt ſogar eine weitere Ausdehnung. Es kömmt nähmlich alles darauf an, dem Uibermaße in den paſſiven Veränderungen zu wehren, dem erſten Stoße der auf uns wirkenden Dinge das Erſchütternde zu benehmen, der uns niederwirft, anſtatt daß wir bloß in Bewegung geſetzt werden ſollten, — und in allen Fällen, wo wir ſtark afficirt werden, unſre eigne freye Thätigkeit aufrecht zu erhalten. Dieß iſt eben ſo ſehr beym Vergnügen, als bey der Unluſt, — bey der Bewunderung, wie beym Schrecken, bey dem Glanze lebhafter Senſationen, als bey dem Ungeſtüme der Leidenſchaften und Begierden, nöthig. — Allenthalben, wo in unſerm Erkenntniß- oder Begehrungsvermögen durch fremde Kraft etwas gewirkt wird: da muß dieſe Wirkung mäßig und der uns möglichen Reaction angemeſſen ſeyn oder ſie muß freywillig von uns gemildert werden, wenn nicht der Stoff, der uns dadurch zum Denken und Handeln geliefert wird, ungenützt bleiben, und ſelbſt uns ſchädlich werden ſoll. — Die Regel, welche uns dieſes befiehlt, iſt von dem erſten Moment an, da die Menſchen ſich mit der ſittlichen Vollkommenheit abgaben, und auf Mittel zu Erreichung derſelben dachten, anerkannt, und ſchon in den älteſten

Sinnſprüchen der Weiſen auf mannigfaltige Art ausgedruckt worden. Das μηδὲν ἄγαν, das ne quid nimis, das nil admirari, — dieß alles bezieht ſich auf dieſen einen Punct; ſeine Freyheit unter den Einwirkungen der Objecte, welche Begierden erwecken, und die Klarheit ſeiner Verſtandesbegriffe unter den Senſationen der Dinge, welche die Sinne und die Einbildungskraft lebhaft füllen, zu erhalten. Gelaſſen und ſtark in allen dieſen Fällen ſeyn, iſt eine Gabe der Natur: ſich gelaſſen machen, iſt das Beſtreben des Weiſen und Tugendhaften. Und zwar da es ein doppeltes Mittel gibt, von einem Stoße weniger zu leiden: entweder ihm eine harte Oberfläche entgegenſetzen, an der er ſich bricht, — oder eine nachgebende, an welcher er abgleitet: ſo iſt das Unerſchütterliche des Geiſtes, das aus ſeiner Stärke entſteht, von derjenigen Ruhe, die aus der Gelaſſenheit, und gewiſſermaßen aus dem Nachgeben entſpringt, zu unterſcheiden. Beyde Eigenſchaften ſind wünſchenswürdig: und die erſte bringt vielleicht noch mehr Großes hervor; ſie zeigt wenigſtens eine edlere und kraftvollere Natur an. Aber ſie iſt auch dafür faſt ganz das Werk der Natur. Was der Menſch ſelbſt durch freyen Willen und durch Uibung am erſten thun kann, um ſich von dem ſinnlichen Eindrucke der auf ihn einſtürmenden Dinge nicht überwältigen und beherrſchen zu laſſen, iſt, daß er ihnen weicht und ſich in ſeine

Schranken zurückzieht; — daß er ſich mit ſeinen Gedanken an ein noch höheres Weſen wendet, als das iſt, welches ihn jetzt blendet, oder erſchüttert; — mit einem Worte, daß er ſich an die Maßregeln derjenigen Tugend hält, wovon hier die Rede iſt, und die Betrachtungen oft erneuert, welche bey ihr zum Grunde liegen. So iſt es z. B. gewiß das beſte Mittel, die Vorſtellungen von dem, was uns bewundernswürdig vorkömmt, ein wenig zu verkleinern, und die Hoffnungen und Beſorgniſſe, in Abſicht reitzender oder ſchreckender Gegenſtände, um etwas herabzuſtimmen, wenn wir mit der Idee des Univerſums und ſeines Urhebers bekannt, — und die einzelnen Dinge und Vorfälle, die uns im Leben aufſtoßen, gegen den Zuſammenhang aller Dinge und aller unſrer Schickſale, und gegen die Verbindung aller unſrer Zwecke zu halten und darnach zu meſſen gewohnt ſind.

Die Geduld in der Noth iſt eine Unterart jener allgemeinen Mäßigung der Empfindungen, von der ich rede. Sie iſt gewiß die Grundlage aller Tugenden, die ſich in dem Zuſtande des Leidens ausüben laſſen. Denn da alle auf der Beſonnenheit beruhn, und den freyen Gebrauch der Vernunft vorausſetzen: ſo iſt ihre erſte Bedingung, daß, durch die Heftigkeit des Uibels, die Beſonnenheit nicht geraubt, und die Vernunft in ihren Functionen nicht geſtört worden ſey. Und dieſe Wirkung des Uibels zu verhüthen, muß die Empfindung desſelben gemäßigt ſeyn. Die verdrießlichen und traurigen Bilder, die durch die Aſſociation unwillkürlich ſich zu der Empfindung geſelleten, und am meiſten beytragen, das Gemüth zu benebeln oder es niederzudrücken, müſſen bey Seite geſchafft und durch vorſätzlich erweckte fröhlichere verdrängt werden. Das innere unruhige und zweckloſe Entgegenſtreben, das die unangenehme Empfindung, welche dadurch weggeſchafft werden ſollte, nur verſtärkt, muß unterdrückt werden. Dieß alles umfaſſet die Tugend des Geduldigen. Er ſchränkt ſich gleichſam bloß darauf ein, zu leiden: — das zu empfinden, was er als leidentlichen Eindruck nicht vermeiden kann. Aber er entfernt mit größtem Fleiße alle Einbildungen, alle Ideen, die nur mechaniſch, vermittelſt des Körpers und der Organiſation, oder nur durch Aehnlichkeit mit der Empfindung zuſammenhängen. So macht er Raum für andre Ideen, die freyer und geiſtiger, aus der eignen Kraft ſeiner Vernunft entſtehn, und mit den Endzwecken derſelben zuſammenhängen. Indem er den krampfhaften Zuckungen wehrt, in die ſein Bewegungsvermögen durch den Reitz verſetzt wird, verſchafft er den beſſern Triebfedern, die auf den Willen des Geſunden und Vernünftigen wirken, ihren gewohnten Einfluß wieder. Mit einem Worte, der Geduldige ſucht den natürlichen Zuſtand des Gemüths, den das Uibel geſtört hat, ſo weit es ihm möglich iſt, wieder herzuſtellen. Die Bemühung darnach iſt ohne Zweifel das, was die Vernunft dem Leidenden am deutlichſten befiehlt: und das Gelingen derſelben iſt augenſcheinlich das, was den Leidenden am glücklichſten macht, ſo lange das Übel ſelbſt nicht gehoben werden kann.

Anmerkung zu Seite 78. *)

Ich glaube nicht, daß ich Urſache habe, mich, in d[illegible]ſer ganz praktiſchen Materie, in den theoretiſchen Stre[illegible] ob moraliſche Vollkommenheit, oder ob Glückſeligkeit der lezte Zweck der Schöpfung ſey, einzulaſſen. Dieſenigen, welche das erſte behaupten, getrauen ſich doch nicht, die Glückſeligkeit von der Tugend auf ewig abzuſondern. Sie wollen zwar, daß die Beobachtung des moraliſchen Geſetzes, ganz ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit, der einzige Endzweck für den Menſchen ſey, daß ſie als der einzige Endzweck des Schöpfers angeſehen werde. Aber ſie betrachten demohnerachtet die Tugend unter dem Geſichtspuncte, daß ſie dem vernünftigen Weſen, welches ſich dadurch unterſcheidet, die Würdigkeit verleihe, glückſelig zu werden. Sie ſind ſogar einig, daß der Tugendhafte, bey ſeinem uneigennützigen Gehorſam gegen das Sittengeſetz, jenen Geſichtspunct nie aus den Augen verlieren könne noch dürfe. Nicht dürfe, ſage ich, weil er ſonſt den Uibergang in die unſichtbare Welt, den zur Uiberzeugung vom Daſeyn Gottes und von der Unſterblichkeit, gänzlich verlöre, die doch, nach der Theorie dieſer Philoſophen ſelbſt, durchaus nothwendig iſt, dem moraliſchen Syſtem Halt und Feſtigkeit zu geben. Der

Tugendhafte ſtrebt alſo, dieſen Principien zufolge, unaufhörlich darnach, der Glückſeligkeit würdig, aber --- in ſo fern er wahrhaft tugendhaft iſt, --- nie darnach, glückſelig zu ſeyn. Er denkt ſich zwar ſeine Folgſamkeit gegen das Sittengeſetz immer in der Beziehung auf das Wohlſeyn, mit welchem ſie eine natürliche, in der Vernunft gegründete Verbindung hat: aber er ſchließt doch dieſes Wohlſeyn gänzlich von ſeinen Endzwecken aus, wenn er jene Folgſamkeit wirklich beweiſt. --- Ich für mein Theil geſtehe, daß ich dieſe Theilung der Ideen mit meinem Kopfe ſehr wohl begreife, daß ich aber dieſe Theilung der Wünſche und Beſtrebungen in meinem Herzen nicht finde; --- daß es mir ſogar unbegreiflich iſt, wie irgend ein Menſch ſich bewußt werden kann, ſein Verlangen, der Glückſeligkeit würdig zu ſeyn, von dem Verlangen nach Glückſeligkeit ſelbſt, rein abgeſondert, --- und alſo die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben. Solche feine Unterſchiede der Ideen verdunkeln ſich ſchon im Nachdenken über particuläre Gegenſtände. Aber ſie verlieren ſich gänzlich, wenn es aufs Handeln ankömmt, --- wenn ſie auf Begierden und Abſichten angewandt werden ſollen. Je einfacher, ſchneller, und von klaren Vorſtellungen entblößter der Schritt iſt, durch den wir von der Betrachtung der Motive zum wirklichen Handeln übergehn: deſtoweniger iſt es möglich, das beſtimmte Gewicht, welches jedes Motiv hinzugethan hat, den Schritt ſo und nicht anders zu leiten, genau und ſicher zu erkennen. Von einer andern Seite biethen ſich mir noch einige hiervon verſchiedne Betrachtungen an, welche mich hindern, mit der Vorſtellungsart der Kantiſchen Philoſophen völlig übereinzuſtimmen, ob ich gleich glaube, daß ſich bey vollſtändiger Entwickelung unſrer Vorſtellungen in ihrem Weſentlichen eine weit geringere Verſchiedenheit, als in ihrer Bezeichnung, finden würde.

Mich dünkt, das Erſte und Allgemeinſte, welches ſich finden muß, wo man einen Zweck, und eine Willensbeſtimmung nach Zwecken annehmen ſoll, iſt: daß das Weſen, in welches der Zweck geſetzt wird, überhaupt das Vermögen habe, ſeiner Zuſtände gewahr zu werden;

daß es zweytens den Zuſtand, welcher als Zweck angeſehen werden ſoll, oder einen ähnlichen, einmahl wahrgenommen habe; und daß es drittens dieſem Zuſtande, als es ihn wahrnahm, einen Vorzug gab, oder ihn lieber hatte.

Die Sprache hat, leider, nicht Ausdrücke genug für ſo allgemeine Begriffe: und man muß ſich der Wörter, die ſchon beſtimmteren und concreteren Empfindungen und Begierden gewidmet ſind, bedienen, um dieſe Uranfänge aller Empfindungen und Begierden zu bezeichnen; --- eine Sache, woraus eben in dieſem Theile der Metaphyſik ſo viel Mißdeutung entſteht.

Geſetzt aber auch, daß in der wirklichen Reihe der Veränderungen der lebendigen und ſelbſtthätigen Weſen, das Empfinden gegenwärtiger Zuſtände, vor dem Beſtreben nach einem gewiſſen künftigen Zuſtande, nicht vorhergehen dürfte: --- (eine Sache, worüber es hier nicht der Ort iſt abzuſprechen,) ſo würde doch gewiß, in der Ordnung der Begriffe, das Wahrnehmen und Unterſcheiden der Zuſtände, --- wodurch dem einen vor dem andern ein Vorzug gegeben wird, --- vor der Wahl eines unter denſelben, und alſo vor der Vorausbeſtimmung eines gewiſſen Endzwecks vorhergehn müſſen. Ein Zuſtand aber, den ein, mit dem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und ſeiner Zuſtände begabtes Weſen dann, wenn dieſer Zuſtand gegenwärtig iſt und von ihm wahrgenommen wird, andern Arten zu Seyn vorzieht, iſt ein guter Zuſtand. Und eine Reihe ſolcher guten Zuſtände, iſt der allgemeinſte Begriff, den das Wort Glückſeligkeit ausdrückt.

Dieſer Begriff geht alſo vor dem eines Zwecks, und eines Beſtrebens nach dieſem Zwecke, bey jenem Weſen voraus, und liegt bey deſſen Beſtreben zum Grunde. Er iſt alſo auch früher und urſprünglicher im Verſtande, als der Begriff von moraliſchen Zwecken. --- In der Succeſſion unſrer Ideen iſt demnach der Fortſchritt von Glückſeligkeit zur Tugend weit natürlicher, als der umgekehrte, nach welchem der Begriff von Tugend uns erſt auf den von Glückſeligkeit führen ſoll. Ein Geſetz ſetzt Motive, Motive aber ſetzen einen vorher wahrgenommenen Unterſchied eines ſchlechtern Zuſtandes von einem beſſern voraus. Dieſer wahrgenommene Unterſchied iſt das Element des Begriffs Glückſeligkeit, der ſich, nach und nach, durch die Menge ſolcher Wahrnehmungen erweitert, und durch ihre Mannigfaltigkeit modificirt. Aus der Glückſeligkeit, im allgemeinſten Sinne des Worts, entſpringen die Motive zu jedem Beſtreben --- alſo auch zur Befolgung des moraliſchen Geſetzes. Ich muß erſt überhaupt wiſſen, daß etwas gut iſt, ehe ich fragen kann, ob die Erfüllung moraliſcher Pflichten unter die Rubrik des Guten gehöre; der Menſch muß eine Triebfeder haben, die ihn in Bewegung ſetzt, ehe man ihm ein Ziel vorſtecken kann, wohin dieſe Bewegung gerichtet ſeyn ſoll.

Ich ſchließe hieraus, 1) das es erlaubt iſt, von der Glückſeligkeit, als dem einzig denkbaren Zwecke der Dinge, zu reden, weil nähmlich ein Zuſtand, der einem des Bewußtſeyns und der Wahrnehmung unfähigen Weſen zugehört, --- einer, der zwar in einem ſeiner ſelbſt bewußtſeyenden Weſen exiſtirt, aber nie von ihm wirklich wahrgenommen worden; oder endlich der, als er in einem ſolchen Weſen gegenwärtig war und von ihm wahrgenommen wurde, keinen ſolchen Eindruck machte, daß er von dieſem Weſen andern Zuſtänden vorgezogen wurde, --- weil, ſage ich, ein Zuſtand dieſer Art, unmöglich, unter irgend einem Geſichtspuncte, als Zweck angeſehen werden kann. Ein Zuſtand aber, der von dem Weſen, welchem er zugehört, wahrgenommen, und, vermöge des Eigenthümlichen in dieſem Bewußtſeyn, andern Zuſtänden vorgezogen wird, iſt, nach meinen Begriffen, der Grundſtoff der Glückſeligkeit.

Ich ſchließe 2) daß nicht bloß die denkenden, ſondern alle empfindenden, und, ihre Zuſtände als gut oder böſe unterſcheidende, Weſen fähig und würdig ſind, von einem vernünftigen und moraliſch handelnden Urheber irgend eines Werks, und alſo auch von dem Werkmeiſter oder Schöpfer der Welt, als Zwecke angenommen zu werden. So wie ich, von der einen Seite, in dem Leb- und Empfindungsloſen, an ſich betrachtet, nichts entdecke, was gut oder ſchlecht, ſchön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen genannt, und durch irgend einen Ausdruck des Vorzugs oder der Herabſetzung bezeichnet zu werden verdiente; --- ſo wie ich einzuſehen glaube, daß alle Epithete dieſer Art, welche wir einzelnen Dingen aus der Körperwelt, oder der ganzen lebloſen Natur beylegen, ihnen bloß in der Beziehung zukommen, welche ſie auf die lebendigen, der Vorſtellung und des Bewußtſeyns fähige Weſen haben, (es ſey, inſofern ſie zur Erhaltung oder Zerſtörung derſelben beytragen, oder in ſo fern ſie auf die Sinne, den Verſtand, oder die Einbildungskraft derſelben, der Natur dieſer Kräfte gemäß, oder ihr entgegengeſetzt, wirken): ſo dünkt mich, von der andern Seite daß das ganze Reich der lebendigen und empfindenden Weſen ohne Unterſchied, --- ihre Vorſtellungen mögen ſich zu einem höhern oder mindern Grade der Deutlichkeit erheben, --- ihre Triebe ſich zu einer mehr oder weniger vollkommnen Moralität entwickelt haben, --- das eigenthümliche Gebieth jener Ideen, des Guten und Böſen, ausmache. Wo ein Weſen iſt, das den einen ſeiner Zuſtände mit Wohlgefallen, den andern mit Widerwillen anſieht: da ſind auch andere vernünftige Weſen, welche dieſes bemerken, berechtigt, jenen Zuſtand und ſeine Urſachen als gut zu betrachten, dieſen, nebſt dem, was ihn hervorbringt, unter die Claſſe des Böſen zu rechnen; --- ja, da ſind ſie verpflichtet, die Beförderung jenes Guten, die Verhütung oder Verminderung dieſes Böſen, unter ihre Endzwecke aufzunehmen. Und mit dieſer Theorie, die aus den erſten Urbegriffen des Guten und des Zwecks hervorgeleitet iſt, ſtimmen auch die gemeinen Begriffe, und die natürlichen Empfindungen guter Menſchen zuſammen, die, da ſie ſich gewiſſe Pflichten gegen die Thiere auflegen, da ſie an den Schickſalen derſelben einen, dem Mitleiden und der geſelligen Freude ähnlichen, Antheil nehmen, bezeigen, daß ſie dieſelben und ihr Wohl und Weh von ihren Endzwecken nicht ausſchlieſſen, und daß ſie das Daſeyn und das Wohlſeyn der Thiere mit zu dem Syſtem von Glückſeligkeit rechnen, nach welchem ſie auch über den Endzweck der Welt urtheilen.

Die Erörterung dieſer Begriffe würde hier am unrechten Orte ſtehn, wenn nicht eine in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neueſten, und jetzt mit vielem Recht allgemein geſchätzten Philoſophie, ohne hinzugeſetzte Rechtfertigung deſſelben, dem Verfaſſer den Vorwurf zuziehn könnte, als wenn er die neuern Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft vernachläſſiget hätte, --- einen Vorwurf, der bey den Verehrern derſelben, auch den Wahren und Brauchbaren, was er möchte geſagt haben, ihre Aufmerkſamkeit entziehn könnte.

II.

Uiber die Moden.

In jeder enger verbundnen Geſellſchaft entſteht unter den Gliedern derſelben, außer der Gleichförmigkeit, welche die Natur hervorgebracht hat, oder die von der Aehnlichkeit ihrer Lage, von dem Gemeinſchaftlichen ihres Geſichts-, und ihres Wirkungskreiſes herkömmt, auch noch eine neue, durch Nachahmung. Dieſe Nachahmung iſt zum Theil unwillkürlich. Perſonen, die täglich mit einander umgehn, nähern ſich einander unvermerkt. Jeder verliert gewiſſe Eigenheiten, und nimmt einige Eigenſchaften andrer an. So vereinigen ſich alle zuletzt in gewiſſen mittlern und gemiſchten Charakterzügen, wodurch eben die Sitten dieſer Geſellſchaft beſtimmt werden. Eine andere Art der Nachahmung iſt abſichtlich. Viele bemühn ſich, Einem, den ſie für vortrefflich halten, ähnlich zu werden, weil ſie dadurch ihren eignen Werth zu erhöhen hoffen.

Dasjenige, was in jeder Geſellſchaft, ſo wie bey jedem Menſchen, die Wahl beſtimmt, wo unter mehrern Dingen zu wählen iſt, — oder was ſie zu Aenderungen bewegt, wenn ſie alte Einrichtungen mit neuen vertauſchen, iſt entweder das Gute oder das Schöne. Die Begriffe vom Guten und Böſen werden, in dem geſellſchaftlichen Zuſtande der Menſchen, beſtimmt durch die Geſetze und durch das Gewiſſen: die Begriffe vom Schönen und Häßlichen, durch den Geſchmack und durch die Mode.

Wie es nähmlich in Abſicht deſſen, was gut, und alſo Pflicht iſt, kleinere Gegenſtände gibt, die durch Geſetze im Allgemeinen nicht entſchieden werden können: ſo gibt es deren auch in Abſicht des Schönen und des Anſtändigen; — Dinge von einer geringern oder einer flüchtigern und wandelbarern Natur, die nach der Empfindung, ſelbſt der am beſten organiſirten und am feinſten unterſcheidenden Menſchen, nicht immer gleichförmig beurtheilt werden. Jene Pflichten alſo und dieſe Schönheiten ändern nach Zeit, Ort und Umſtänden ab. Sie bleiben beyde eigentlich der Beurtheilung eines jeden Individuums in jedem beſondern Falle überlaſſen: ſie werden aber doch unter Menſchen, die an einem Orte, und in mannichfaltigen Verbindungen leben, durch gewiſſe gemeinſchaftliche Regeln angeordnet. Von dieſen ſind die, welche ſich auf die Pflichten beziehn, unter dem Nahmen der Sitten bekannt: die, welche über Schmuck und Anſtand gebiethen, machen den Gegenſtand meiner Betrachtung, die Mode, aus.

Und hier trennen ſich dieſe beyden bisher verglichnen Sachen. Die Sitten ſind keiner Veränderungen fähig, als ſolcher, durch welche ſie beſſer oder ſchlimmer werden. Alles übrige, was ſonſt noch bey Handlungen, welche Pflichten, wenn auch nur kleinere Pflichten ſind, unbeſtimmt iſt, und alſo veränderlich ſeyn kann, bezieht ſich ſo ganz auf die beſondern Umſtände einzelner Perſonen: daß es nie in der ganzen Geſellſchaft merkliche und gemeinſchaftliche Abwechſelungen veranlaſſen kann. Die Mode hingegen kann ſich in einem weiten Kreiſe von Abwechſelungen umherbewegen, ohne von ihrem Ziele ſich merklich zu verirren, und ohne der Vollkommenheit viel näher zu kommen. Die Begriffe vom Schönen in Nebenſachen, können ſich unter einer ſo großen und ſo genau verbundnen Anzahl von Menſchen, als die Bürger eines Staats ſind, oft verändern, und doch ſo, daß zu jeder Zeit der größte Theil derſelben in gemeinſchaftlichen Puncten übereinſtimmt.

Dem zu Folge können wir die Mode ſo erklären, daß ſie die zu jeder Zeit herrſchende Meinung von dem Schönen und Anſtändigen in kleinern Sachen iſt, in Sachen, die weder durch Anwendung der Regeln des Geſchmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Übereinſtimmung, reguliert werden können.

Schon dieſe Erklärung zeigt, daß das Gebieth der Mode keine ganz beſtimmte Grenze habe. Nachdem die Menſchen mehr oder weniger Sachen unter die Kleinigkeiten rechnen; nachdem ihr Geſchmack durch Naturanlagen, oder durch Bildung und Kunſt mehr oder weniger fixirt iſt; nachdem ſie mehr auf die Nutzbarkeit und den Gebrauch der Sachen, oder mehr auf die Annehmlichkeit derſelben ſehn; nachdem ſie überhaupt mehr oder weniger Trieb zu Veränderungen haben, oder mehr oder weniger Vergnügen an Neuheit finden: nachdem werden bey ihnen mehr oder weniger Gegenſtände, ohne feſte Regeln, und daher der Herrſchaft der Mode überlaſſen bleiben.

Daß es Moden unter den Menſchen gibt, iſt eine Folge ihrer geſelligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig ſeyn: weil ſie mit einander verbunden ſeyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, iſt ein Abſtand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege ſteht. — Wenn Menſchen einander einmahl ſo nahe ſind, daß ſie mit einander gemeinſchaftlich handeln, oder ſich in Geſellſchaft mit einander vergnügen: ſo iſt es eben ſo wohl eine natürliche Folge ihrer Geſinnungen gegen einander, als eine unwillkürliche Wirkung ihres Beyſammenſeyns, daß ſie einander ähnlich zu werden ſtreben. Und dieſe Gleichförmigkeit, wenn ſie in einer Geſellſchaft einmahl erreicht iſt, wird für jedes neue Glied, das in dieſelbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menſchen gegeben, ſo lange Menſchen exiſtiren. Es gibt deren unter den Wilden. Die Einſchnitte, die ſie ſich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen ſie ſie einreiben, ſind in jeder Völkerſchaft, und oft in vielen Völkerſchaften auf einem großen Erdſtriche, gleichförmig. Wie viele und wie beſtimmte Moden in den Verzierungen ihrer Perſonen und Häuſer ſowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homeriſchen Helden! So wie ſich die Stände von einander abſondern, und ſich die große bürgerliche Geſellſchaft, gleichſam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus ſie beſtehn, ſich wechſelsweiſe ſehr nahe kämen: ſo trennen und vervielfältigen ſich auch die Moden. Ja ſie werden eben ſo gut Mittel der Abſonderung, als der Vereinigung. Der gemeinſchaftliche Ehrgeitz Vieler ſucht ſich eben ſo ſehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen ſind, zu unterſcheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die ſich einander für gleich halten, ſie bewegt, alle Unterſchiede ſo viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieſer aus der Geſelligkeit entſpringende Trieb der Menſchen, ſich einander ähnlich zu machen, iſt nur ein Principium des Willens, dem zu Folge ſie nach Gleichförmigkeit in den ſichtbaren Formen, welche ſie ſich ſelbſt und ihren Handlungen, — oder welche ſie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfniſſen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verſtand oder ihr Inſtinct die Regel her, nach welcher er dieſe Aehnlichkeit jedesmahl beſtimmt? Hier kömmt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit, welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, dem geſelligen Triebe zu Hülfe. Der erſte iſt hinlänglich, eine ſchon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen: aber er iſt nicht genug, ſie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb Vieler muß nähmlich ein gemeinſchaftliches Centrum bekommen. Es muß alſo Einer, oder es müſſen Wenige ſeyn, welche die Augen Vieler auf ſich ziehn, und von ihnen als Muſter angeſehn werden. Dieß würde nicht ſeyn, wenn die Natur eine vollkommene und abſolute Gleichheit unter den Menſchen gemacht hätte, oder wenn ſich dieſelbe in der errichteten Geſellſchaft erhalten könnte. Aber, weil vom Anfange des menſchlichen Geſchlechts an, Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verſtand einen Menſchen vor dem andern, und einige wenige unter einer großen Menge auszeichneten; — und weil, vom Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weiſe einzelne Individuen unterſchied: ſo entſtanden durch beydes im menſchlichen Geſchlechte gewiſſe Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, ſelbſt vortrefflich zu ſeyn, und über andre hervorzuragen, reitzt die meiſten, diejenigen nachzuahmen, die ſich ſchon in dem Beſitze eines ſolchen Vorzugs ſehn. Daher ſind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechſelung ſowohl, als ihre Herrſchaft während ihrer Dauer, iſt größer in einer Geſellſchaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfaſſung eingeführt iſt, als in einer, wo dieſer Unterſchied gar nicht vorhanden iſt oder weniger beobachtet wird. Die Monarchie iſt der Sitz und die Quelle der Moden: beſonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen emporſteigen. — Denn ein einzelner, alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Deſpot, wie es die orientaliſchen ſind, iſt von der Menge zu ſehr entfernt, iſt zu unſichtbar, und zu fürchterlich, um der Gegenſtand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele ſind; jeder Menſch gewiſſe andre über ſich hat, welche ihm nahe genug ſind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe, und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: ſo wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird, von Stufe zu Stufe, unmerklich auf einen gemeinſchaftlichen Punct hingezogen.

Aber zum Weſen der Mode, gehört nicht bloß die Einſtimmung Vieler in denſelben Gewohnheiten oder in der Wahl derſelben Sachen, zu einer und derſelben Zeit, ſondern auch die Veränderlichkeit dieſer Gewohnheiten und dieſer Wahl in der Folge derſelben. Und wodurch werden dieſe Veränderungen veranlaßt, nach welchen Geſetzen werden ſie beſtimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entſteht aus dem Triebe nach Beſchäftigung, und aus der Thätigkeit des Geiſtes, — aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über dasſelbe, — und endlich aus der National-Induſtrie. Sie iſt bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem dieſe Urſachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden ſind.

1. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen, die nur wenige Ideen, eingeſchränkte Kenntniſſe, einfache und ſtarke Leidenſchaften, und wenig Betriebſamkeit haben, — die ſich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erhohlen, die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt iſt, ſind deßwegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil ſie wenig über dieſelben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie ſind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung ſie aus

der Ruhe ſtört, die ſie über alles ſchätzen, und weil ſie die Mühe ſcheuen, die es immer anfangs koſtet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder ſich in eine unbekannte Form eines Dinges, deſſen man bedarf, zu ſchicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, und nach neuen Bildern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verſtand begierig iſt; — eine Nation, die in der Bewegung, im Geſpräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geiſtes, oder in Beſchäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erhohlung findet: eine ſolche Nation wird auch Kleider, Hausrath, beſonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im geſellſchaftlichen Umgange andern zur Schau ausgeſtellt wird, oder ihnen Vergnügen verſchaffen ſoll, oft ändern. Sie ſcheut die lange Weile mehr, als die Mühe: und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn ſie nur durch eine lebhaftere Senſation, dergleichen das Neue immer erregt, ſchadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine ſolche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geſchmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, deſſen wir uns bewußt ſind, und in deſſen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre ſetzen; ſo iſt es eine natürliche Folge, daß wir über dieſe For-

men nachdenken, und unſern Geſchmack zu einem Gegenſtande der verſtändigen Beurtheilung und des Räſonnements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner abſoluten Regel der Schönheit fähig ſind, räſonnirt, und dieſe Beurtheilung oft erneuert, ſo entſtehen vielerley Ausſichten; ſo zeigen ſich mannigfaltige Geſichtspuncte. Und durch dieſe wird die Vorſtellung vom Schönen, anſtatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten ſollte, ſchwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unſrer Neigung und in unſern Begierden dem Platz, was durch Pracht die Sinne an ſich zieht. Bald iſt es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geſchätzten Nation, — bald iſt es die größre Zweckmäßigkeit der Sache, welche uns an unſerm Hausgeräthe und unſern Werkzeugen einnimmt, und unſre Wahl beſtimmt, Zu der einen Zeit iſt unſre Aufmerkſamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unſerm Anzuge, wie in unſerm Betragen, bis zum Nachläßigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäßigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir dieſe oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieſes geſchieht nur, weil wir mit Bewußtſeyn daran arbeiten, uns und unſere Sachen zu verſchönern. Es iſt uns ſehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchſuchen deßwegen alle Beſtandtheile und Verhältniſſe der Schönheit: und niemahls völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu verſuchen, ob wir nicht unſer Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht ſo unruhig und veränderlich ſind diejenigen Nationen in ihrem Geſchmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgiltiger, und beſonders in ihrem Wohlgefallen an demſelben nie ſo weit gekommen ſind, daß ſie die Theorie davon unterſucht hätten. Je weniger man das, was da iſt, beurtheilt: deſto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritiſirt, da verändert und ſtört auch alles den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.

3. Wenn die Arbeiten der Menſchen ſich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Geſtaltung der Dinge, die zu unſern mannigfaltigen Bedürfniſſen gehören, ſich eigne Künſte und Lebensarten beſchäftigen, die die Quelle des Erwerbs für eben ſo viele Bürgerclaſſen geworden ſind: ſo kömmt das Intereſſe dieſer, der Eitelkeit der übrigen Claſſen zu Hülfe, die Veränderlichkeit der Moden zu beſchleunigen. Der erſtern genauere Bekanntſchaft und immerwährende Beſchäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfniſſe, welches ſie hervorbringen, erhöht ihre Erfindſamkeit, entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkei-

ten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt werden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerkſamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlſtand dieſer Claſſen von der Menge der Arbeiten ab, welche ſie liefern: und es iſt ihnen alſo daran gelegen, daß die Producte derſelben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn dieſe neuen Producte von den alten verſchieden ſind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit verſprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr alſo der Handwerks- und Künſtler-Arbeiten, die man zuſammen mit dem Nahmen der Induſtrie belegt, in einer Nation vorhanden ſind, je mehr die, welche dieſe Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunſt betreiben; je mehr Genie ſie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geſchicklichkeit ſie neue Entwürfe ausführen: deſto unaufhörlicher wird bey dieſer Nation gearbeitet, die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es ſey zu verbeſſern, es ſey bloß zu vervielfältigen. Und bey dieſem Beſtreben der arbeitenden Claſſen, immer neue Modelle für das Modiſche zu fabriciren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden, neue Moden anzunehmen, und durch dieſelben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Urſachen liegen in Umſtänden, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzuſetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deßwegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der Nationalmoden von großem Einfluß iſt, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Claſſe den Urſprung nehmen, und von da zu den übrigen herabſteigen. Dieſe Urſache iſt die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigern ſich durch Nachahmung immer an ſie herandrängen, und ſie durch Stolz bewogen werden, ſich immer wieder von denen, die unter ihnen ſind, zu entfernen: ſo wird bey ihnen die allen Menſchen natürliche Begierde nach dem Neuen durch Eitelkeit und Hochmuth geſchärft. Das Schöne und das Zweckmäßige ſelbſt verliert ſeinen Werth in ihren Augen, ſobald ſie ſich nicht mehr in dem ausſchließenden Beſitze deſſelben ſehn; und Veränderungen, die ſich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen ſchon deßwegen willkommen ſeyn, weil das Neue, wenigſtens eine Zeitlang, nicht das Allgemeine iſt.

Wie ſehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechslung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus ſehn, daß faſt in jeder Nation der Gang der Abwechſelungen dieſer iſt, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dieß kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunſt mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künſtlers zugleich länger und ſchwerer wird, und alſo auch ſein Lohn größer ſeyn muß. Aber das iſt nicht die einzige Urſache jenes Factums. Da der Reiche der erſte und beſte Kunde des induſtriöſen Mannes und des Erfinders neuer Moden iſt, ſo muß dieſer letztre auf die Neigung desſelben bey ſeinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rückſicht nehmen. Aber er weiß, daß ſchon die bloße Koſtbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth in den Augen der Reichen gibt. Er ſieht, daß dieſe ſo vieles um und an ſich haben, was ganz unnütz iſt, bloß weil es Geld koſtet, und andern zeigt, wie viel ſie Geld aufwenden können. Er ſchließt alſo, daß ſie ſich noch viel lieber gefallen laſſen werden, daß das, was nützlich iſt, durch außerweſentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künſtlichkeit der Fabrication, koſtbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geſchmack und ihren Reichthum zugleich ſehen zu laſſen.

Vielleicht iſt dieß eine der ſchändlichſten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungsſucht den ärmern Claſſen zum Verderben gereicht. Da es die Reichſten ſind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch dieſe Moden, wenn ſie einmahl herrſchend geworden ſind, auch unter die weniger wohlhabenden Claſſen kommen:

ſo werden dieſe durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anſtrengungen über ihr Vermögen verleitet, die ſie zuletzt in Armuth ſtürzen.

So viel von den Urſachen der Veränderlichkeit in den Moden, und von den Graden derſelben. Aber in der Art und Weiſe, wie dieſe Veränderungen geſchehn, zeigen ſich ebenfalls gewiſſe Geſetze, deren Entwickelung nicht unnütz iſt, weil ſie die Natur des Menſchen, und den Einfluß des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf ihn ſchildert.

Der Urſprung neuer Moden kömmt immer von der Nation her, welche, außer dem erſinderiſchen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantaſie, auch noch dasjenige Anſehn oder die Gunſt unter den übrigen Völkern beſitzt, wodurch das von ihr Erfundne dieſen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politiſchen Schauplatze glänzenden, oder in der Cultur fortgeſchrittnen Nationen, und mit der Verbindung dieſer Nationen unter ſich, wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgeſonderter Körper war, von dem, was bey dieſen vorging, wenig erfuhr, über das, was ſie hervorbrachten oder thaten, nicht urtheilte; ſo lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeſchränkt war, die es aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte: ſo lange waren alle Bedürfniſſe noch einfach, die Induſtrie eingeſchränkt; und neue Veränderungen des Uiblichen waren ſchwer und ſelten. — Wenn unter rohen und unaufgeklärten Völkern ein einziges ſich der Kuhſt und der Wiſſenſchaft näherte, und nach Schönheit, in ſeinen Producten und in den Befriedigungsmitteln ſeiner Bedürfniſſe, ſtrebte: ſo ward dieſes, durch ſeinen Charakter und ſeine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem beſtimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieſer Charakter und dieſe Lage ſelbſt einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunſtfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Geſtalt der den Menſchen angehörigen äußern Dinge legten: ſo war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langſam, und die Revolutionen des Uiblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieſes, im griechiſchen Alterthume. — Wenn aber, (ſo wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa iſt), auf einem Erdſtriche von mittlerm Umfange eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geſchmack Anſpruch macht, jedes die Verſchönerung der äußern Dinge ſucht, und nach Beförderung des Kunſtfleißes ſtrebt; — wenn dieſe Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſind, und die eine in kurzem alles zu ſehen und zu hören bekömmt, was in der andern Aufmerkſamkeit Erweckendes producirt oder gethan worden iſt: dann iſt, mit dem ſchnellern Umlaufe der Erfindungen, auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieſes Welttheils liefert ſeinen Beytrag zu der allgemeinen Maſſe neuer Erfindungen; neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es iſt eine beſtändige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettſtreit der Induſtrie zwiſchen allen europäiſchen Völkerſchaften. Jede empfängt die aus den Werkſtätten der Fremden kommende Waaren, und gibt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß, ſo wie der Luxus ſich zu gleicher Zeit ſo vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unſrer Reichen und Großen aus ſo vielen Ländern und Naturreichen zuſammengeſucht werden, eben dieſer Luxus auch in einem Reichthume von Abwechſelungen ſchwelgt, und ſich, durch eben ſo mannigfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindſamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber ſo wie die größre Anzahl der Völker, die ſich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechſelungen der Mode beſchleuniget: ſo iſt es hinwiederum, wenn in dieſer Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigſtens für kurze Zeiträume, Platz finden ſoll, nothwendig, daß unter dieſen wetteifernden und mit einander correſpondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Induſtrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch ſein Anſehn, es ſey das Anſehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über ſie habe.

In Sachen der Mode wird dieſen Vorzug und dieſes Anſehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geſchicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen iſt: ſondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantaſie mit einem feinen Gefühl des Anſtändigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, ſehr geſellig, und beſonders ſchnell und fruchtbar in Einfällen iſt. So war die franzöſiſche Nation bis auf unſre Zeit. Auch hatte ſie ſich der Herrſchaft der Moden in Europa ohne allen Widerſpruch bemächtigt. Was die Revolution und die Freyheit aus ihr machen wird, und wie ſich der Ernſt eines bis auf ſeine Fiſchweiber mit Politik und Regierung, mit Krieg, Frieden und Bündniſſen beſchäftigten Volks, mit dem anmuthigen und gefälligen Leichtſinne vertragen wird, welcher die Geſetzgeber für den Putz und die Moden in Europa unterſcheiden muß: das wird die künftige Zeit lehren.

Doch, vorzügliche Geſchicklichkeit, die Gabe, in dieſem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne in allen ſeinen Abarten zu fühlen, es ſelbſt bis auf die Extreme, wo es in Abenteuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzuſtellen, — dieſe Geſchicklichkeit allein ſichert einer Nation noch nicht die Herrſchaft in den Gegenſtänden der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen weſentlicheren Einfluß, dieſe Nation die Augen der andern auf ſich gezogen, oder ſie ſich gewiſſermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die franzöſiſche Nation durch ihre Politik, ihre Siege, und durch die Cultur der Wiſſenſchaften gethan: und eben die Urſachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht iſt es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß dieſe Herrſchaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchſt wahrſcheinlich die Herrſchaft der Mode ſelbſt abnehmen. Ihre Blühte dauert in der That nur ſo lange, als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Muſtern dienen können, noch klein iſt. Zu gewiſſen Zeiten ſahen alle modiſche Leute aus allen

Ländern nach Paris, nach London, oder nach irgend einem ſolchen fixen und gemeinſchaftlichen Puncte hin, von wo aus ſie die Beſtimmung ihrer ſchwankenden Wahl erwarteten. Und indem die einen erfanden und vorſchrieben, die andern ſich aufs Nachahmen und Befolgen einſchränkten, ward aus dem, was an dem Orte ſeines Urſprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angeſehnen Perſon, oder die Ausſchweifung eines Phantaſten war, an fremden Oertern, und in entfernten Ländern Geſetz und Regel; weil dieſe nur unter dem Stempel ausländiſcher Billigung und Empfehlung das Neue, welches ihnen dargebothen ward, für ſchön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kömmt, — und ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künſtler - Genie und Geſchmack Anſpruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, trotz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländiſche, zu erwerben wiſſen: dann wird jede, auch in dem, was ſchön und galant heißt, Erfinderinn zu ſeyn anfangen. Wenigſtens werden ſich die Muſter der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehreren, wird die Europäiſchen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem ſie bis jetzt eingeengt wurden. — Schon ſehen wir ſeit geraumer Zeit die Engliſchen und Franzöſiſchen Sitten ſowohl, als ihr Coſtume, mit einander, bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der teutſche Kunſtfleiß und der teutſche Geſchmack treten ſchon als Rivale von jenen auf: und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in dieſem Puncte wieder dahin bringen, von wo ſie zur Zeit der erſten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede ſich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern, in dem Außerweſentlichen ihrer Sitten und Kleidungen, ſich mehr unterſcheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anſtändigen, in der Hauptſache einander näher kommen.

Das, was ich jetzt von Nationen ausgeführt habe, iſt auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geſchmack haben, und dieſe einen entſchiedenen Vorzug, oder ein anerkanntes Anſehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anſtandes beſitzen: ſo richten ſich viele ſklaviſch nach dieſen wenigen, die Sitten werden pedantiſch einförmig, die Moden mit einer knechtiſchen Genauigkeit nachgemacht. — Insbeſondre, wenn der Mittelſtand in einem Staate, in Erziehung und ſeiner Geiſtesbildung, hinter dem höhern zurück iſt, ohne daß deßhalb ſeine Eitelkeit, und ſeine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert ſey: ſo wird die Geſetzgebung der Mode bey dieſer Nation ausnehmend heilig, und der Gehorſam gegen ihre Vorſchriften ſtrenge ſeyn. Aber wenn ſich dieſer reiche Bürgerſtand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben ſo empor hebt, wie er an Wohlſtand gewachſen iſt: dann beurtheilen ſeine Kinder und Zöglinge, jeder für ſich ſelbſt, was ihnen wohl oder übel ſteht, was ſie putzt oder entſtellt. Der erſte Schritt verfeinerter Sitten iſt die Nachahmung deſſen, was andre für ſchön halten: der letzte iſt die eigne Wahl deſſen, was man als ſchön erkennt.

Was nun die Gegenſtände betrifft, welche bey geſitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich iſt, unter die Herrſchaft der Mode gehören: ſo ſcheinen ſie mir unter zwey Hauptclaſſen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unſrer körperlichen Bedürfniſſe dienen, oder die geſellſchaftlichen Gebräuche. Jene ſind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck: dieſe ſind von zweyerley Art, entweder Uibereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der im geſelligen Umgange gemeinſchaftlich vorzunehmenden Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es ſind die verabredeten Zeichen unſrer Geſinnungen gegen andre.

In der erſten Gattung des Modiſchen gibt es einen höheren Grund der Beſtimmung für die Sache, ein älteres Geſetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieſer Grund, dieſes Geſetz, liegt in der Natur jedes Bedürfniſſes, und in der unveränderlichen und ausſchließenden Schicklichkeit gewiſſer Mittel, dasſelbe zu befriedigen. — Der Menſch will ſich nähren, er will ſeinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung ſeiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungeſtüm der Witterung geſchützt, lichte, geſund, und zu ſeinen verſchiedenen Verrichtungen aptirt ſey; — er will ſich ſo gemächlich und ſo geſchwind, als es möglich iſt, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht ſich auf eine körperliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menſchen. Alles was uns umgibt, und was unſre Wohnungen anfüllt und ſchmückt, ſind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge beſondrer Künſte, ſondern des allgemeinen menſchlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen dieſen Gegenſtänden eine gewiſſe Grenzlinie gezogen. Die Wahl der Speiſen muß innerhalb der Naturproducte ſtehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre Zurichtung muß ſich nach der Natur unſers Geſchmacksſinns, und unſrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Geſtalt unſers Körpers, ſeinen Bewegungen und ſeinen Gefühlen angemeſſen ſeyn. Die Materialien und Form unſrer Häuſer, — wenn ſie durch die weſentliche

Natur des Geſchöpfs, das darin wohnen ſoll, weniger beſtimmt ſind, — werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Menſch in jedem Zeitalter, und an jedem ſeiner Wohnorte erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieſer Ausbildung zu Folge, beſchäftigt iſt.

Aber innerhalb dieſer Grenzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erſtlich, die Zwecke ſelbſt, wozu wir die Mittel wählen, verändern ſich, vervielfältigen ſich, werden beſſer von uns erkannt, oder werden wenigſtens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unſre Leibesbeſchaffenheit, je leckrer unſer Gaumen wird: deſto eckler werden wir in der Wahl unſrer Speiſen, und deſto ſorgfältiger und erfinderiſcher in der Zurichtung derſelben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte ſeinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit ſeiner Hände und Füße verlangte, einen andern Schnitt geben, als ſie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stilleſitzen liebt. Unſre Häuſer müſſen eine neue Einrichtung bekommen, ſo wie unſre Lebensart ſich verändert, wozu ſie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren ſollen. Jedes neue Geſchäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib bringt einen neuen Hausrath in unſer Zimmer. Wie leer ſieht es in den Häuſern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die geſellſchaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den geſitteten Ständen der übrigen Europäer ein unaufhörliches Anſchaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern.

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken iſt doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobne Dach ſchützen auf gleiche Weiſe vor Regen und Schnee. Die Geſtalt des Menſchen läßt es unbeſtimmt, ob ſein ganzer Körper in ein gemeinſchaftliches Gewand von Kopf bis zu Füßen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied ſeine eigne abgeſonderte Bekleidung bekommen ſoll. — Welche unendliche Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt ſich unſer Magen gefallen, und findet unſer Körper zu ſeiner Stärkung geſchickt? Auch zu denſelben Verrichtungen können Geräthſchaften von ganz verſchiedner Structur dienen.

Aber nun kömmt noch ein dritter, und faſt der Hauptgrund unſerer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe gewählten Mitteln, hinzu: dieß iſt das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch ſchöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nähmlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genuſſe, den wir uns vorbereiten, einen Theil unſerer Aufmerkſamkeit auf die bloße Ausſchmückung der Sache: theils um uns ſelbſt einen angenehmen Anblick zu verſchaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung anderer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert wird, die Zimmer, wo wir unſre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir ſie bewirthen, geſchmackvoll auszuputzen, iſt weit größer, als das, was uns die Anſchaffung der Nahrungsmittel koſtet, mit welchen wir dieſe unſre Freunde ſättigen, oder die Veranſtaltung der Vergnügungen, mit welchen wir ſie unterhalten. Hier iſt nun das eigentliche Gebieth der Mode. Dieſe arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne ſind eigenſinniger und ziehn den Menſchen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen ſchmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider iſt. Was uns gut oder übel ſchmecken ſoll, welche Gefühle rauh oder ſanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend ſeyn ſollen, wird durch eine inſtinctartige Nothwendigkeit beſtimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl Statt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speiſen, die uns Anfangs zuwider waren, zu eſſen zwingen, weil wir ſehn, daß ſie andern wohlſchmecken, und können ſie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So ſind auch, bis auf einen gewiſſen Grad, unſere Gefühls- und unſre Gehör- Empfindungen durch Beyſpiel, Nachahmung und Vorſatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich iſt es der Sinn des Geſichts, welchen die Natur der Willkür und dem freyen

Willen des Menſchen unterworfen hat. Die Augen laſſen ſich unendlich vielerley Anblicke gefallen; ſie gewöhnen ſich an ganz verſchiedne Geſtalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige ſchön finden, was ſie, bey dem erſten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgiltigkeit oder gar mit Widerwillen anſahen. Eben deßwegen hat auch das Beyſpiel über ſie eine größre Gewalt. Wir ſehen ein Gemälde, das uns anfangs wenig an ſich zog, wenn wir hören, daß es ein geſchätztes Werk eines großen Meiſters iſt, von neuem an, und finden endlich ſeine Schönheit, oder überreden uns wenigſtens deſſen. Auf eben die Weiſe nehmen die Leute nach der Mode ſich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptſtadt kommen: und es gelingt ihnen.

Die wahre Urſache, warum wir bey den Empfindungen des Geſichts mehr, als bey den Empfindungen andrer Sinnen, durch unſern Vorſatz unſer Vergnügen oder Mißvergnügen beſtimmen können, iſt, weil wir bey ihnen durch unſre Aufmerkſamkeit unſre Vorſtellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerkſamkeit hat deßwegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenſtände des Geſichts länger und ununterbrochner unſrer Betrachtung ausgeſetzt ſind, als die Gegenſtände anderer Sinne. Töne gehen ſchnell vorüber; unſre Zunge ſchmeckt nicht länger, als ſie von der

Speiſe berührt wird: aber Geſtalten und Farben ſchweben fortdauernd vor unſern Augen, wir können ſo lange bey ihnen verweilen und ſo oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deswegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforſchen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und ſo wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die erſten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unſre undeutlichen Vorſtellungen durch das Urtheil unſers Verſtandes abändern.

Zu dieſer Urſache geſellt ſich die Sanftheit, mit welcher beym Sehen, das äußere Object, oder die Lichtſtrahlen, welche es uns zuwirft, das Werkzeug unſrer Empfindung berühren: wodurch es alſo dem wahrnehmenden und auf den empfangenen Stoff gleichſam zurückwirkenden Geiſte deſto leichter wird, ſeine eigene Kraft mit voller Energie zu äußern. Je geringer in der Miſchung von leidenden und thätigen Veränderungen, die bey jeder Empfindung vereiniget ſind, der Antheil der erſtern iſt, deſto ausgebreiteter und mannigfaltiger werden die letztern. Ein heftiges körperliches Gefühl überwältigt die Seele, und läßt ſie wenig urtheilen: in dieſem Falle bleibt alſo die Stimmung des Gemüthes, weil ſie vom Gefühl allein abhängt, eben ſo einfach als unabänderlich. Aber wo jenes Gefühl ſchwach, zart und faſt unmerklich iſt, wie bey den Geſichts-Eindrücken: da hat das Nachdenken freyeres Spiel, und Einbildungskraft und Verſtand thun in der Wirkung des Ganzen weit mehr von dem Ihrigen hinzu.

Was nun auch die Urſache ſey, ſo iſt der Erfolg gewiß. Unſer Urtheil über Schönheit, und alſo auch über das, was ſchmückt und putzt, iſt weniger inſtinctartig, und kann daher öfter bey den ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Menſchen durch neue Betrachtungen und gewählte Geſichtspuncte, bey den trägern durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.'

Und wenn dieß von der Schönheit der Formen überhaupt wahr iſt, o ſo iſt es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Ohne uns in den langen und noch nicht ganz geendigten Streit über die Natur der Schönheit einzulaſſen; ohne insbeſondere die ſchwerſte Frage bey demſelben zu beantworten, ob bloß eine gewiſſe Form, ohne Rückſicht auf die Natur und den Entzweck des Dinges, die Schönheit oder Häßlichkeit desſelben beſtimme, oder ob der Begriff von der Natur des Dinges vorausgehe, und dem Urtheil über deſſen Geſtalt zum Grunde liege, — können wir mit Gewißheit einen Unterſchied zwiſchen einer mehr und einer weniger veränderlichen Art der Schönheit annehmen. Wir ſehen, daß Dinge, deren Natur für uns zum voraus beſtimmt iſt, auch nur Eine beſtimmte Form gefallen können; diejenigen hingegen, die wir entweder ſelbſt erſt bilden, oder deren Weſen wir nur durch einen allgemeinen Begriff beſtimmen, unter den wir ſie faſſen, auch uns, unter weit verſchiednern und weiter von einander abgehenden Formen, gefallen können. Nur wenige und nur die edelſten ihrer Producte hat die Natur ſelbſt klaſſificirt: und dieſen hat ſie auch einen von unſerer Einbildungskraft unabhängigen Charakter der Schönheit gegeben. Die übrigen theilen wir in Geſchlechter und Arten, indem wir ſie unter gewiſſen Geſichtspuncten vergleichen: oder wir ſondern ſelbſt erſt die Geſchlechter und Arten derſelben ab, indem wir ſie nach Idealen unſerer Einbildungskraft in neue Geſtalten umformen. Dieſe beyden letztern, ſo wie ihr Begriff und ihr Weſen von unſerm Verſtande abhängiger iſt, nehmen auch die Eigenſchaften des Schönen und Häßlichen mehr von unſern Neigungen, unſrer Gemüthsſtimmung, und der Richtung unſers Begehrungsvermögens an. Unter den Dingen der erſten Art ſteht der Menſch oben an; ihm folgen die Geſchlechter der Thiere, und in einiger Entfernung die Gattungen und Arten der Pflanzen: welche alle die Natur mit einem ſo ausdrückenden Stempel bezeichnet hat, daß wir weder verlegen ſeyn können, wie wir ſie ordnen, noch ungewiß, wann wir ſie für ſchön oder häßlich halten ſollen. Was ſich in der Natur dieſen beyden Reichen, dem Thier- und Pflanzenreiche, nähert, was in der Kunſt ſie nachbildet, hat nach eben dem Maße feſtere und weniger abänderliche Regeln der Schönheit. Aber nun kömmt ein weites unabſehbares Gebieth von Formen, die mit keinem beſtimmten Begriffe verknüpft, an keine, durch eigenthümlichen Bau und ſtets ähnliche Fortpflanzung, ſich auszeichnende Natur gebunden ſind. — Alle Zuſammenſetzungen der menſchlichen Kunſt, die nicht Abbildungen jener zuvor genannten Naturproducte ſind, gehören ſämmtlich zu dieſer Klaſſe. In ihnen herrſcht zwar ebenfalls ein Geſetz der Schönheit: es gibt einen gewiſſen Geſchmack, der, wie Kant ſagt, ohne ſeine Beweiſe führen zu können, doch ſeine Anſprüche auf die Einſtimmung aller gebildeten Menſchen geltend macht. Aber weil dieſes Geſetz ſeine Vorſchriften, weil dieſer Geſchmack ſeine Anſprüche nur auf Uibereinſtimmungen des Dinges, es ſey mit unſern ſinnlichen Organen, es ſey mit den Fähigkeiten und Anlagen unſers Geiſtes, gründet: ſo werden beyde eben ſo oft und auf eben die Art ſich verändern können, als die Beſchaffenheit unſerer Sinne, und als die Handlungsweiſe unſers Geiſtes ſich ändert. Jedesmahl gefällt uns, ich will es zugeben, ſelbſt in den willkürlichſten und am wenigſten bedeutenden Formen der Verzierungen, (dergleichen die Arabesken ſind) nur das, was durch ſeinen Anblick den Verſtand, verbunden mit der Einbildungskraft, in das beyden Fähigkeiten angemeſſenſte Spiel ſetzt. Aber dieſe Fähigkeiten ſelbſt haben eine gewiſſe Gewandheit. Sie können ſich in die Formen der Gegenſtände gleichſam ſchicken, ſie können durch deren längere Betrachtung etwas denſelben Analoges annehmen. Das, was ihnen anfangs ſchwer begreiflich war, wird ihnen in der Folge geläufig. Formen, deren Anblick im Anfang ſie verwirrte, ſind in der Folge vielleicht gerade nur hinlänglich, ſie zu beſchäftigen. In jenem Falle mißfielen ihnen dieſe Geſtalten, als abweichend von den Regeln ihrer Natur, in dieſem gewinnen ſie Geſchmack an denſelben.

Vielleicht wäre man durch dieſe Reflexionen berechtigt, die objective Schönheit von der ſubjectiven zu unterſcheiden. Jene, die bey den Menſchen- und Thier-Geſtalten vornehmlich ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unſrer Betrachtung völlig beſtimmten Natur und Bildung des Dinges, das andre in der Natur und den Geſetzen unſers betrachtenden Verſtandes liegt. Dieſe, die wir beſonders bey allen unſern eignen Fabricaten, vorzüglich bey den zum Schmuck unſerer Perſonen, und unſerer Wohnplätze beſtimmten, antreffen, würden dann vornehmlich das Verhältniß unſers Geiſtes zu den Formen der Gegenſtände zum Grunde haben. Da aber dieſes Verhältniß, eben durch die Application unſers Geiſtes ſelbſt ſich ändern kann, es ſey, wenn dieſelbe länger dauert, es ſey, wenn ſie eine andere Richtung bekömmt: ſo wird das Urtheil über die darauf gebaute Schönheit abwechſeln können, ohne abſolut falſch zu werden. — Und nun bemächtigt ſich alſo die Mode dieſes noch unbeſtimmten Geſchmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmſten Eindruck ſucht, ihn aber nicht durch fixe Regeln beſtimmt findet, ſich leichter durch das Beyſpiel und die Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uibereinſtimmung Vieler auf eine Zeit lang beſtimmen läßt.

Mode wird demnach in Dingen nicht Statt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich ſind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rückſicht auf den Geſchmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeſchloſſen ſeyn von Dingen, die eine innere, abſolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit beſitzen, — welches, beyläufig zu ſagen, immer zugleich diejenigen ſind, welchen eine gewiſſe Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von ſolchen Gegenſtänden der Natur, und noch mehr der Kunſt, wird ſie herrſchen, bey welchen der Menſch, vermöge ſeines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunſches zu gefallen, Schönheit ſucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was ſeine Wahl nur immer beſtimmen und was ihm den Beyfall andrer zuſichern kann. Und ſo wie, bey der weſentlichern Schönheit, die richtige Empfindung des Mannes von Geſchmack zugleich die Uibereinſtimmung der übrigen Menſchen fordert, und, wenn kein Mißverſtand obwaltet, erhält: ſo wird, bey dieſen zufälligen Schönheiten, die Einhelligkeit Vieler ſelbſt für eine Regel des Geſchmacks gelten, und die Empfindung ſich, in der Beurtheilung der Formen, dem Beyſpiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angeſehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben ſind, ſondern ſie reguliren auch gewiſſe unſrer Handlungen. Das iſt die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Dieſe theile ich wieder in zwey Unterarten ab.

Wenn nähmlich die Menſchen in Geſellſchaft leben, ſo entſtehen von ſelbſt gewiſſe ſtillſchweigende Verträge unter ihnen, wie ſie die Sachen, die ſie gemeinſchaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen: andre Verabredungen werden vorſätzlich und mit Bedacht zum Beſten der Geſellſchaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Geſellſchaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Geſellſchaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, iſt, daß die Menſchen eine Sprache unter ſich einführen, wodurch ſie ſich einander die Gedanken und die Geſinnungen mittheilen, die, den Endzweck der

Verbindung zu erreichen, ein Menſch von dem andern erfahren muß. In der beſondern und engern Art der Verbindung, die wir den geſellſchaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erhohlung beſtimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens, für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Claſſen der Menſchen geworden iſt, haben ſich natürlicher Weiſe beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen, — und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene ſind vornehmlich beſtimmt, die Zeit, die Art und Weiſe, und die Folge der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranſtaltungen bey den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften zu reguliren: dieſe beſteht aus allen den Formeln und Gebräuchen der Politeſſe, welche im Grunde nichts anders als Zeichen ſind, wodurch Menſchen, die mit einander umgehn, ſich wechſelsweiſe die Geſinnungen allgemeiner Liebe oder einer beſondern Achtung, nach den Verhältniſſen des Verdienſtes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene geſellſchaftlichen Gebräuche, und dieſe Sprache der Höflichkeit, da ſie kleinere und veränderlichere Gegenſtände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geſchäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unſrer ſämmtlichen Ideen zur Abſicht hat; — da ſie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menſchlichen Lebens gehören, bey welchem man am meiſten Schmuck und Anſtand ſucht, und nach dem Wohlgefallen Andrer ſtrebt, — ſind auch, unter verſchiedenen Nationen ſowohl, als in verſchiedenen Zeiten, einer ſo großen Mannigfaltigkeit fähig; ſie werden durch Beyſpiel und Nachahmung, während gewiſſer Perioden, ſo gleichförmig beſtimmt, und in auf einander folgenden Epochen ſo gleichförmig abgewechſelt, daß ſie mit Recht unter den allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden und die Natur derſelben annehmen.

Beyſpiels von jenen Conventionen ſind folgende. Daß an dem einem Orte ein Fremder, der ihn zum erſten Mahle beſucht, und Bekannte darin hat, nach ſeiner Anmeldung die Beſuche derſelben zuerſt empfängt, an einem andern ſie zuerſt machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Claſſe, dieſer Beſuch nothwendig in Perſon gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit verſagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Beſuchers beſchriebne und abgegebne Charte die Stelle des Beſuches vertritt; daß die Höflichkeit der alten griechiſchen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer ſehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn beſuchenden Fremden fragte, als bis er ihn geſättigt hatte, dahingegen bey uns ſchlechterdings der Beſuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gaſtfreyheit gegen ihn vorhergehen muß; — daß die Geſellſchaften, in unſern großen Städten, des

Abends ungefähr um dieſelbe Stunde zuſammen kommen; daß dieſe und keine andre Erfriſchungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, beſtimmt iſt, daß jedesmahl und in jedem Orte gewiſſe Spiele und Zeitvertreibe herrſchen, und ſelbſt nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt ſind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speiſen, in allen Häuſern von guter Lebensart ungefähr dieſelbe Regel beobachtet wird: das gehört unſtreitig unter die Moden; aber es ſind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es ſind Arten von ſtillſchweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlaſſet, — oder es ſind Nachahmungen eines Beyſpiels, welche das Anſehn der Perſon, die es gab, allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre ſind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen in Gebrauche. Von jeder ſolcher Zuſammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, ſondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche ſie ſich unterſcheiden ſoll.

In den großen Hauptſtädten verbinden ſich die öffentlichen Luſtbarkeiten, des Schauſpiels, der Opern, der öffentlichen Spaziergänge mit den Privat-Unterhaltungen: und die Mode iſt es wieder, die alle dieſe Mannigfaltigkeit von Zerſtreuungen in eine gewiſſe Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorſchreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit ſie an jedem Orte erſcheinen müßen, um ſich allenthalben mit der ſo genannten guten Geſellſchaft zuſammen zu finden.

Die zweyte Art der modiſchen Handlungen ſind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn ſie durch Worte geſchehn, Complimente heißen, und für welche das Geſetzbuch bald mehr bald weniger weitläuftig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verſchieden, — von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen beſtimmt und entſcheidend iſt.

Schon lange haben die Moraliſten wahrgenommen, daß, was wir allgemeine Höflichkeit nennen, nichts anders, als der Ausdruck der allgemeinen Menſchenliebe, oder derjenigen Geſinnungen ſey, die wir gegen alle Menſchen zu haben für Schuldigkeit erachten; daß zur Höflichkeit im engern Verſtande die Beobachtung der verſchiedenen Verhältniſſe gehöre, in welchen wir gegen andre, als unſers Gleichen, als Höhere oder Niedere, nach allen Verſchiedenheiten des Ranges, des Amtes und des Alters ſtehen; daß die Höflichkeit nur darauf abziele, nicht anzuſtoßen, nicht zu mißfallen, die Artigkeit, aber noch einen Schritt weiter gehe, und auch gefallen wolle, welches nicht anders, als durch Beweiſe oder Aeußerungen liebenswürdiger

Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens geſchehn kann, beſonders derer, die ſich durch Aufmerkſamkeit und Dienſtfertigkeit gegen andre zeigen.

Höflichkeit und Artigkeit beſtehen alſo in den ſchicklichſten, und auch für den ſinnlichen Anblick gefälligſten Ausdrücken derjenigen Geſinnungen gegen andre, die wir ihnen, als Menſchen und Bürgern, ſchuldig ſind, oder die ſie wenigſtens bey uns zu finden wünſchen. Es ſind Zeichen von geſelligen Eigenſchaften und Tugenden, welche bey uns vorausgeſetzt werden, und daraus erkannt werden ſollen.

In allen Arten von Zeichen aber iſt etwas, welches ſich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und etwas iſt in ihnen willkürlich und bloß die Sache einer Verabredung. — Uiber die Geberdenſprache der Höflichkeit, und ihren Zuſammenhang mit den Geſinnungen, welche ſie ausdrückt, hat Engel in ſeiner Mimik einige vortreffliche Anmerkungen gemacht. Eine ähnliche Beziehung findet ſich bey allen Reden und Handlungen, die als höflich gefordert, oder als artig gelobt werden. Es ſind entweder ſolche, die geradezu Liebe, Achtung oder Ehrerbiethung anzeigen, und zwar in eben dem Maße, auch wohl in einem etwas größern, als der Mann, welcher der Gegenſtand davon iſt, die eine oder die andre dieſer Geſinnungen von uns zu fordern berechtigt iſt; — oder es ſind kleine Dienſtleiſtungen, und Bezeugungen der

Bereitwilligkeit, mit welcher wir ähnliche thun würden; — oder es ſind Zeichen der Aufmerkſamkeit, die wir auf das Leben, die angenehmen und widrigen Vorfälle, das Intereſſe und die Ergötzlichkeiten unſrer Bekannten wenden; — oder endlich, es ſind feine Methoden, alles Unangenehme oder Auffallende von den Augen und Ohren der Geſellſchaft, in der wir ſind, zu entfernen, und hingegen alle Gegenſtände, die ihnen vorzüglich wichtig, oder für ſie ehrenvoll, oder ihnen auf irgend eine Art angenehm ſind, auf eine natürliche Weiſe herbeyzuführen und ins Licht zu ſtellen. — Alles das iſt Natur, nicht Gebrauch und Mode. Indeß findet ſich in den Formen der Handlungen und Reden, welche die jetzt angezeigten Abſichten haben, eine ſo große Verſchiedenheit bey verſchiedenen Nationen, finden ſich ſo große Abänderungen, wenn wir in entfernten Perioden eine Nation mit ſich ſelbſt vergleichen; daß wir wohl ſehen, zufällige Urſachen müſſen auf die Beſtimmung dieſer Formen Einfluß haben: ſo wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und derſelben Zeit die Menſchen ganzer Länder und Erdſtriche, oft in den willkürlichſten Stücken jener Formen, übereinſtimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb Vieler, und das Anſehn des Beyſpiels Einiger, auch hier das Unbeſtimmte fixirt habe.

Wir Männer im chriſtlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir andern unſre Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in dieſem Zeichen iſt nicht ſchwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernſthafte, martialiſche Anſehn, welches uns die Bedeckung deſſelben gibt. Uiberdieß ſtellen wir uns durch demjenigen gleichſam ſchutz- und wehrlos dar, den wir über uns ſetzen. Dieſer Zuſammenhang iſt deſſen ungeachtet nicht ſo deutlich, noch ſo weſentlich, daß nicht ein andrer Geſichtspunct, in welchem andre Völker die Sache faßten, ſie auf eine entgegengeſetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem ſie Achtung beweiſen wollen. Ohne Zweifel, glauben ſie das, was ſie für das wichtigſte Stück der Kleidung halten, weil es den edelſten Theil des Körpers bedeckt, am wenigſten dann weglaſſen zu können, wenn das Anſehn der Perſon, vor welcher ſie erſcheinen, fordert, daß ſie ihren vollſtändigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewiſſen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verſchiedenen Verbeugungen jedes Geſchlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verſchiedenen Stände unterſcheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und ſchriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen der Complimente begreifen, gehört unter den Artikel, von dem ich handle.

Unter dieſen Sachen, ob ſie gleich alle, ſo wie andre Gebräuche, von der Willkür, die ſie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, ſind doch einige den Veränderungen weit weniger, als andre unterworfen, oder ſchreiten auf der Bahn ihrer Abwechſelungen weit langſamer fort. So iſt z. B. die Geberdenſprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, ſehr alt, und ſcheint vor merklichen Aenderungen noch ſehr lange ſicher zu ſeyn. Das bloß ſinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs iſt aus eben den Urſachen beſtändiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucks-Arten desſelben, um welcher willen auch die gottesdienſtlichen Gebräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Sitten der Religionsparteyen. Je weniger man, zur Einführung einer Sache, durch deutliche Begriffe beſtimmt wird: deſto weniger und deſto ſpäter reflectirt man auch hintendrein darüber, nachdem ſie einmahl eingeführt iſt. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geiſt beſchäftigen, werden mechaniſch, und ſetzen ſich eben deswegen deſto feſter. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe ſie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum ſie angenommen werden ſollen, nicht einleuchten: aber nachdem ſie einmahl herrſchend geworden ſind, wird es eben ſo ſchwer, ſie abzuſchaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in dieſen Nebenſachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr ſein Nachdenken damit beſchäftigt, und der thörichte Neuerer ſelten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modiſchen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unſre Verhältniße gegen andre, oder die denſelben gemäße Geſinnungen ausdrücken, die, bey welchen man ſich immer, ſo oft man ſie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: dieſe werden auch öfter von neuem in Unterſuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen oder Einſchränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Abſicht dieſes ganzen zweyten Hauptzweiges des Modiſchen, oder der Gewohnheiten, iſt dieſe. Je zahlreicher und zuſammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Geſellſchaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geſchmacke und der Wiſſenſchaft in denſelben ſteigt: deſto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der geſellſchaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe beſtimmt werden: — deſto einfacher hingegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Urſache iſt klar. Da, wo viele Menſchen ſehr häufig zuſammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand geſetzt werden, ihre meiſte Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgeſonnen, wie man am meiſten in der kürzeſten Zeit genießen könne, Uiberdieß iſt eine Regel der Ordnung um ſo viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Perſonen ſich in gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen vereinigen will. Endlich bey den beſtändigen Wiederhohlungen derſelben geſellſchaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man ſich die Mühe der Wahl erſpare, theils, weil man nach und nach einſehn lernt, was das bequemſte und beſte ſey. Daher ſind es die großen Hauptſtädte von Europa, und beſonders iſt es die vornehme Welt in denſelben, wo dieſe Conventionen ſich am meiſten vervielfältigem und am vollkommenſten aufs Reine gebracht werden. Der Zuſammenfluß von Menſchen und die Menge ſowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreiſe des Umgangs in den erſten, die beſtändige und ernſthafte Beſchäftigung der andern, mit den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften macht, das dort die Nothwendigkeit entſteht, gewiſſe Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einſicht erworben wird, welche Regeln dem geſelligen Vergnügen die angemeſſenſten ſind. — In Paris hatte ſonſt, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unſtreitig die Moden, und vielleicht ſelbſt der Charakter, welcher ſie beſtimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre beſondern Spatziergänge, ſo wie ihre beſondere Kleidung. In dieſem Monathe war die ſchöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu beſtimmten Tagen beſucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müßen in einer Geſellſchaft, wie die der großen Welt iſt, deren Glieder unter einander faſt gleich und dabey zahlreich ſind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man ſeine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz ſey. Nur in kleinen Geſellſchaften kann das Beſchwerliche und Lächerliche, das mit langen Complimenten verbunden iſt, verborgen bleiben. — Ferner ſind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Geſetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, ſobald man es als Pflicht anſieht, dieſelben im Umgange immer auf eine merkliche Weiſe zu reſpectiren. In der großen Welt ſehen die meiſten Perſonen, die dazu gehören, ſich der Geburt nach ungefähr für gleich an: und die welche es nicht ſind, werden, indem ſie in dieſelbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Uiberdieß lernen die Menſchen, durch den Umgang ſelbſt, die Hinderniſſe der Geſelligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rückſicht, auf jede kleine Verſchiedenheit des Ranges unter den Geſellſchaftern eines der beſchwerlichſten iſt. Daher kömmt es, daß in den oberſten Kreiſen der am meiſten verfeinerten Nationen die Menſchen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menſchen anzuſehen, und die dem Verhältniſſe zufolge; alle andre Ausdrücke, als die der allgemeinſten Hochachtung weglaſſen, oder äußerſt abkürzen. Sogar diejenigen weſentlichen Beziehungen, nach welchen man die eine Perſon beſonders ſchätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite geſetzt, oder gefliſſentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen ſich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dieß alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Nahmen der Complimente den letzten Zweig des Modiſchen ausmachten.

Nirgends bekommen dieſe Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Geſellſchaft, einen größern Umfang, eine ſixere Beſtimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo ſie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenſtand des Rechts geworden ſind, worüber ernſthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigſten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche man eines weitläufigen Studiums würdig ſchätzt. — Die Hoheit der Perſonen iſt es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz gibt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unſern Augen ehrwürdig macht: ſondern es gibt auch eine reelle Urſache, warum bey Perſonen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derſelben mehr oder weniger Theil nehmen, die Beſtimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen ſollen, — beſonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuſchauer und Theilnehmer iſt, — eine größre Aufmerkſamkeit verdient, als bey Privatperſonen, die ohne Auctorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf ſich beziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organiſation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politiſchen Einfluſſe der verſchiednen Stände und Aemter zuſammen, oder ſcheint wenigſtens damit zuſammenzuhängen. Wenn die Ducs et Pairs in Frankreich ſich verſammelten, um gemeinſchaftlich das ausſchließende Recht ihrer Gemahlinnen, auf einem Tabouret vor der Königin zu ſitzen, gegen eine neu errichtete Hofſtelle, mit welcher der König die nähmliche Ehre verbinden wollte, zu vertheidigen; ſo hatten ſie das Anſehn, gewiſſermaßen die Conſtitution des Staats aufrecht zu erhalten, von der die Vorrechte der Pairſchaft, der oberſten Claſſe der Nation, und eines integrirenden Theils des Parlaments, einen wichtigen Artikel auszumachen ſchienen. Eine gleiche Urſache hat die Etiquette der verſchiedenen Höfe gegen einander, auf den Zuſammenkünften ihrer Geſandten, ſo weitläuftig und pünctlich gemacht. Durch ſie ſind alle die unſeligen Rangſtreitigkeiten entſchuldigt worden, welche oft die wichtigſten Angelegenheiten verzögert, die Kriege verlängert, und Bündniſſe rückgängig gemacht haben. Unter Unabhängigen nähmlich ſcheint es, bey der Aufrechthaltung und Ausübung eines Rechts, ſehr auf die Achtung anzukommen, welche man von Seiten derjenigen genießt, gegen die man ſeine Rechte zu behaupten hat. Die Zeichen dieſer Achtung, ſo frivol ſie an ſich ſeyn mögen, ſind nicht mehr gleichgiltig, ſo bald das dadurch ertheilte oder von andern anerkannte Anſehn etwas zur Macht beyträgt, und Macht zur Sicherheit nothwendig iſt. — Dieß iſt in der That die Beſchaffenheit der Dinge, — beſonders in Zeiten, wo der große Haufen der Menſchen noch ganz ſinnlich, nur durch den äußern Glanz zur Verehrung gewiſſer Perſonen beſtimmt, nur durch ſichtbare Zeichen ihres Vorzugs zur Reſpectirung ihres geſetzlichen Anſehns bewogen werden kann. — Es iſt indeß den Zeiten der Aufklärung und einer mehr angebauten Vernunft vorbehalten, das Uiberflüßige und Ausſchweifende in dieſer Etiquette, an den Höfen, und der Höfe gegen einander, welches die Eitelkeit der Menſchen, nicht die Nothwendigkeit der Geſchäfte, noch die Natur der Verhältniſſe, hervorgebracht hat, von demjenigen Ceremoniel zu unterſcheiden, welches zur guten Ordnung nothwendig iſt, und auch die Rechte der Menſchen und Staaten ſicher ſtellt, indem es durch die Rangordnung ſie gleichſam mit einem Gehege umgibt. Schon hat der größte König unſers Jahrhunderts durch ſein Beyſpiel gezeigt, wie viel ein Fürſt von dieſer Etiquette nachlaſſen kann, ohne irgend etwas von ſeinen Rechten außerhalb des Staats, oder von ſeinem Anſehn innerhalb desſelben zu verlieren. Die Einfachheit ſeiner Lebensart und der Gewohnheiten an ſeinem Hofe hat unſtreitig dazu beygetragen, das Geſetzbuch der Etiquette an allen Höfen von läſtigen Anordnungen zu befreyen, und den Umgang an denſelben angenehmer zu machen, indem er von der bloßen Beobachtung von Formalitäten, auf die weſentlichere Sache der Geiſtes-Unterhaltung zurückgebracht worden iſt.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen Betrachtungen.

1) Unter den Sachen, welche die Mode regulirt, (inſofern ſie den Handlungen entgegengeſetzt ſind), ſtehn keine ſo unmittelbar und ſo allgemein unter ihrer Herrſchaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von dieſen, wenn man von den Moden reden hört. In der That, ſind, im Putze der Menſchen, die Abwechſelungen weit ſchneller, und die Uibereinſtimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören ſcheinen.

Die Urſache, warum die Kleidung unter den modiſchen Sachen eine ſo vorzügliche Stelle einnimmt, liegt ohne Zweifel darin, daß ſie öfter erneuert, und daß ſie mehr geſehen wird.

Auch die Neuerungsſucht der Menſchen muß zuerſt durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müſſen aus *Bedürfniß*, weil ſie ſich ſchnell abnutzen, werden von uns auch in ihrer Form am öfterſten, bloß unſers *Geſchmacks* wegen, und aus Neigung verändert, es ſey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, ſo lange es ganz und reinlich iſt, vertauſcht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere, und noch mehr die untere Klaſſe iſt froh, wenn ſie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekömmt, deren die Reichſten und Vornehmſten überdrüßig geworden ſind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerſtreut werden. Auf dieſe Weiſe wandelt die Begierde, ſich neuen Hausrath, eine Anordnung oder Auszierung ſeiner Wohnzimmer zu verſchaffen, nur wenige Perſonen, und auch dieſe nur ſelten an, und erſtreckt ſich, unter den Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht über eine beſtimmte Grenze. Die Erfindungskraft der Künſtler wird nicht ſo ſehr in Thätigkeit geſetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht ſo ununterbrochen iſt. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehen daher langſamer vorwärts. Nach dem Maaße, als dieſe Dinge ſich den eigentlichen Kunſtwerken nähern, als ſie einen beſtimmten Zweck und feſtere Regeln der Schönheit haben, ſind ſie auch weniger den bloß eigenſinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo faſt alles willkürlich iſt, die Mode machen kann. Und nur dieſer Eigenſinn, der etwas ſonderbares ſucht, aber nicht die Vernunft, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleider-Moden noch mehr beſchleuniget, was dieſem Wirbel die ſo weite Ausdehnung gibt, daß er alle Stände der Geſellſchaft, nur den allerärmſten ausgenommen, mit ſich fortreißt, iſt, daß Kleider ein beſtändiger Gegenſtand der Beobachtung und der Beobachtung aller ſind. Was am meiſten geſehn wird, das ſucht der Eitle am meiſten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichteſten copiren. An allen öffentlichen Orten, im Schauſpielhauſe, auf den Spatziergängen, in den Straßen der Stadt, ſtellt der Reiche und Vornehme ſeine Kleider und ſeinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieſer Seite ſeiner Pracht oder ſeines Geſchmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uibrige ſeines Wohllebens, ſo wie ſeiner Gewohnheiten, nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern ſeines Hauſes ſehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, beſonders bey den Zuſchauern der wohlhabenden Mittelklaſſe, erregt, bald in Bekanntſchaft mit der Form und der Beſchaffenheit der Sache, und dieſe in Begierde und Nachahmung über. Dieſe weniger unterbrochene, und ſchnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderſchmucks, vom Höhern zum Niedrigen, vom Reichen zum Mittelmanne, reizt auch die arbeitſame Klaſſe mehr, auf ſolche neue Erfindungen zu denken.

Man kann noch als eine dritte Urſache hinzuſetzen, daß alles übrige, was nach dem Geſchmack der Mode ſich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausſchmückung unſerer Perſon ſelbſt. Das Intereſſe, welches uns dieſe verſchönern heißt, iſt eben ſowohl das größte als das allgemeinſte. Eben in dem Verhältniſſe wächſt alſo auch die Aufmerkſamkeit auf das Neue, welches in dieſer Gattung erſcheint, und der Trieb, es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigenſinn und die Willkür der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Geſetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die erſten Glieder dieſer Progreſſion ſeyn, die Werke der bildenden Künſte die letzten: zwiſchen beyden würden, in einer unabſehlichen Reihe, die Producte der Handwerker ſtehn, welche die verſchiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke, von der Zeichenkunſt, die Endzwecke von den menſchlichen Bedürfniſſen vorgeſchrieben werden. Die Baukunſt würde vielleicht in der Mitte dieſer Reihe ihren Platz finden, da wo Geſetze der Proportion, allgemeine Bedürfniſſe des Lebens, und beſondre Gewohnheiten der Zeit und der Geſellſchaft, ihre Forderungen, faſt in gleichem Grade, mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menſchliche Geiſt allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit ſtrebet, aber ſie nicht allenthalben mit gleicher Beſtimmtheit finden kann. Da, wo er ſie am unvollkommenſten entdeckt, ſchwankt der Geſchmack am meiſten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechſelungen von dem einen Extrem zu dem andern, und ſucht ſich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechſelung ſchadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey dieſen Verſuchen zufällig auf Formen, die eine größre innere Angemeſſenheit zur Abſicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann ſteht auch das ſich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang ſtille. Wir ſehen daher Kleidungsſtücke und Kopfzeuge dieſer Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geſchmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andre gleichzeitige Moden ſchon längſt neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an ſich beſtimmter iſt, oder das, was wahrhaft ſchön an ihnen iſt, deutlicher eingeſehen wird, in eben dem Maße treten ſie aus dem Gebiethe der Mode heraus, und gehn in das der Kunſt über. Aber die höchſte Kunſt ſelbſt, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht ſich eben ſo wenig ganz von dem Einfluſſe der Mode los, ſo wenig auf der andern Seite in den frivolſten Grillen des Putzes und bey den willkürlichſten Abänderungen desſelben alle Rückſicht auf Kunſt oder Proportion ausgeſchloſſen wird. Iſt dieß nicht vielleicht ſelbſt ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unſrer eignen Denkkraft, und, inſofern dieſe durch freywillige Aufmerkſamkeit geleitet wird, unſrer Willkür zuzuſchreiben ſey?

23) Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlſtandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: ſo findet man, daß jene bey weitem nicht ſo geſchwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als dieſe. Augenſcheinlich deßwegen, weil die erſtern in der Geſellſchaft ſelbſt, in welcher ſie herrſchen, gleichſam eingeſchloſſen bleiben, und denen nicht ſichtbar werden,

die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hauſe, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zuſammenkünſten des größern Publikums geſehen werden, und der Beobachtung Aller ausgeſetzt ſind. In den Hauptſtädten Europens iſt daher der gute Bürgerſtand von dem Adel, in ſeiner Kleidung, wie in ſeinem Mobiliar, wenig unterſchieden, aber er weicht noch ſehr in den Regeln der Höflichkeit von demſelben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht, an eben dem Orte, den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm als einen Fehler gegen den Wohlſtand auslegt, wenn er dieſes Zeichen einer beſondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechſelt.

Das iſt auch die Urſache, warum; in der ſogenannten guten Geſellſchaft, ein Verſtoß gegen das Uibliche in Abſicht des Wohlſtandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens, mehr mißfällt, als eine unmodiſche Tracht. Die Geſellſchaft ſetzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausſchließend zugehört. Uiberdieß iſt die Art, wie man handelt, ein ſicheres Anzeigen von den Menſchen, unter welchen man gelebt, von den Muſtern, die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man ſich kleidet. — Gewohnheiten nimmt man unmerklich und faſt unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weiſe machen ſieht: aber in ſeiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorſatz, von den Beyſpielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wiſſen, die Regeln des Uiblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerkſamkeit wendet. Jeder Menſch zeigt die Claſſe, zu der er gehört, durch den Wohlſtand an, welchen er beobachtet. Und derjenige alſo, der unter der Geſellſchaft der oberſten Claſſe erſcheint, und die Conventionen derſelben übertritt, oder mangelhaft und unſchicklich beobachtet, kündigt ſich bey ihr entweder als einen Menſchen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig ſich mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Ich finde hierdurch zugleich einen Umſtand erklärt, der von mehrern aufmerkſamen Beobachtern der Sitten der verſchiedenen Stände angemerkt worden iſt, den, daß der Luxus in Kleidern in dem reichen Mittelſtande mehr, als in dem vornehmen, herrſcht, und durch jenen mehr, als durch dieſen, zu einem gewiſſen Uibermaße getrieben wird. Wenn die Modeſucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler iſt: kömmt es nicht daher, weil die Eitelkeit derſelben, die ſich in andern Gegenſtänden des Luxus von dem Adel übertroffen ſieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende ſeiner ganzen Lebensart nachzuahmen, ſich mit deſto größrer Hitze auf den einzigen Zweig der Uippigkeit wirft, in welchem ſie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und ſelbſt durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel iſt gewiß, daß in Handlungsſtädten im Durchſchnitte mehr Pracht mit Kleidern, und ihrer Menge und Mannigfaltigkeit getrieben wird, als in Reſidenzen. Tafel und Dienerſchaft iſt beym reichen Kaufmanne ſelten derjenigen gleich, die man in den Häuſern der Großen findet: aber der Staat, mit welchem er und ſeine Familie erſcheint, ſticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es gibt einen Geſichtspunct, unter welchem die Moden dem Beobachter der menſchlichen Natur einen noch wichtigern Gegenſtand für ſeine Unterſuchungen darbiethen. Ohne Zweifel iſt dieſe Natur ſelbſt, ſo wie ſie ſich in der Geſchichte des ganzen Geſchlechtes zeigt, nicht ſtillſtehend, ſondern fortſchreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menſchheit, in Politik und Moral, in Wiſſenſchaften und Künſten, eben ſo unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Geſetze dieſer Veränderungen aus ſelbſt gemachten Erfahrungen zu abſtrahiren: das iſt für ein ſo kurzdauerndes und ſo kurzſichtiges Weſen als der Menſch iſt, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geſchehen hier zu langſam, und können alſo eben ſo wenig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geſchichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menſchenalter kann der Philoſoph einige Data erhalten, woraus er auf den Urſprung und die Richtung der ihm erſt nach längern Perioden ſichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüſſe zieht. Aber wie ſehr müßte er nicht wünſchen, ſelbſt Zeuge und Zuſchauer eines Theils derſelben ſeyn zu können!

Hier kommen ihm nun die ſchnelleren Abwechſelungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menſchen vorgehn, und die man unter dem Nahmen der Moden zuſammenfaſſen kann, zu Hülfe. Im Grunde geſchehen dieſe Abwechſelungen nach eben den Geſetzen, welche bey den wichtigſten Revolutionen zum Grunde liegen. Eben der Charakter der menſchlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterſchiede, welche die Veränderungen in Staatsverfaſſung, Litteratur und moraliſcher Aufführung beſtimmen, hier die Reformen beſchleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald ſchnellere bald langſamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann alſo der Philoſoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räſonnement erkennen kann. Mancher Umſtand, der ihm hier von ſelbſt in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlaſſung werden, die Begebenheiten der Geſchichte unter neue Geſichtspuncte zu faſſen, oder aus denſelben neue Reſultate zu ziehn.

Einige dieſer Geſichtspuncte, die ſich mir, bey meinem Nachdenken über die Abwechſelungen der Mode dargeſtellt haben, will ich auch meinen Leſern zur Prüfung vorlegen.

Zuerſt erkennt man aus denſelben, daß der große Haufen auch in Dingen, wo er frey zu ſeyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menſchen regiert wird, ſelbſt da, wo ſein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden, am unbeſtrittenſten iſt. Die allgemeinſten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Urſprung in dem Einfalle einer einzigen Perſon gehabt, die gerade an einem ſolchen Orte und in ſolchen Umſtänden lebte, daß ihr Beyſpiel Eindruck zu machen, und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft iſt nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritin am franzöſiſchen Hofe wohlgeſtanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Europens durchgedrungen, und hat das Modell des modiſchen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Geſellſchaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Haufe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Perſonen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet ſie aus, wenn die Perſon Aufmerkſamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es iſt unglaublich, wie geſchwind ſich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer ſich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa faſt immer einen Hauptſitz der Moden gibt, und einen Punct, aus welchem ſie ſich verbreiten: ſo gibt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreiſe genauer mit einander verbundner Menſchen finden ſich gewiſſe dirigirende Perſonen, die den Ton angeben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyſpiel durch ihr Anſehn zur Nachahmung bewegt. Dieſe untergeordneten kleinen Parteyen mit ihren Anführern ſtehen unter dem Einfluſſe der größern: und das ganze Syſtem der Mode-Erfinder und der modiſchen Leute in Europa bildet eine Art von großem Staate, der unſichtbar von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in deſſen mannigfaltigen Unterabtheilungen aber ſich der Einfluß des allgemeinen Geſetzgebers mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynaſten jedes Diſtricts vereinigt.

Die Moden und ihre Geſchichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menſchen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das geſellige Leben der Privatperſonen entſtehen. Eine von andern Völkern abgeſonderte Nation iſt faſt immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation ſelbſt iſt oft kein Muſter ſo erhaben oder ſo beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. — Die Nachahmung koſtet unſrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt iſt: und ſie ſchmeichelt ihr ſogar, wenn dasſelbe uns allein bekannt iſt. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeiſt der die Mode beherrſchenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der ſo genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den Europäiſchen Nationen obwaltet, ſind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieſes Band verknüpft werden, und der Zuſammenhang verliert ſich bey dem gemeinen Manne faſt gänzlich. Die Höfe kennen einander am genaueſten, durch die Nachrichten der Geſandten, und durch den Zuſammenhang der Staatsgeſchäfte. Briefe und Bothen gehen unaufhörlich von einem Fürſten zu dem andern. — Der Adel der verſchiedenen Länder kennt ſich durch Heirathsverbindungen, durch Geſandtſchaften, durch Reiſen, durch die öffentlichen Geſchäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich ſelbſt durch die Geſchichte und das genealogiſche Studium. — Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundnes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Perſon und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer ſogenannten Freunde, haben ſie weniger Anlaß, weniger Reiz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren, kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Geſellen ihm mittheilen: der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von ſeines Gleichen in der Fremde. Dieſe Claſſen haben oft, unter dem nächſten Nachbarn, die gröbſten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß ſie ſich nachahmen ſollten.

Dieſer Zuſtand der Dinge macht, daß es ein Gegenſtand der Eitelkeit wird, mit ausländiſchen Sitten und Moden bekannt zu ſeyn, und noch mehr, von allen darin vorgehenden Veränderungen ſchnell Nachricht zu haben. Man ſieht dieſes als das Eigenthum und das Unterſcheidende eines höhern Standes an, der ſich dazu mehrere Hülfsmittel zu verſchaffen weiß, oder man ſchließt daraus überhaupt auf die größre Bekanntſchaft, und einen weitern Wirkungskreis des Menſchen; indem derjenige wahrſcheinlich in fremden Ländern bekannt iſt, der von dorther ſchnell Nachricht erhält. So haben die franzöſiſchen Sitten, bey uns und bey vielen Nationen, größern Eingang gefunden, weil ſie zuerſt bloß adeliche Sitten unter dieſen geweſen ſind. Wenn ſie den Beyfall der Nation, von welcher ſie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: ſo erhielten ſie den Beyfall derer, zu welchen ſie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen ſie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſtehn, und eine Art von Geſellſchaft ausmachen: ſo wird unter ihnen eben der Fall ſich ereignen, der unter mehreren zu einem geſellſchaftlichen Ganzen verbundenen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewiſſe moraliſche Herrſchaft erhalten. Durch welche Urſachen dieſes geſchieht, iſt eine Frage, deren Unterſuchung mich zu weit von meinem Zwecke abführen würde, und die zum Theile von denjenigen beantwortet worden iſt, die den Gründen von der Ausbreitung der franzöſiſchen Sprache in Europa nachgeforſcht haben, indem dieſe Superiorität einer Nation, von der ich rede, gemeiniglich die Sprache derſelben zugleich mit ihren Sitten und Moden ausbreitet. So viel iſt gewiß, daß, ſeitdem die europäiſchen Nationen durch Religion, Politik und Handel in nähern und ununterbrochenen Umgang mit einander gekommen ſind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für ſie in Dingen, die von einem willkürlichen Geſchmacke, und einer vielſeitigen Beurtheilung abhängen, Muſter geweſen iſt.

Eine ſolche Herrſchaft einer Nation über andre hat auf dieſelben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Anſehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Geſellſchaft hat.

In der Demokratie ſind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden ſchwerer Eingang, weil, da jeder ſich ſo gut dünkt, als der andere, auch jeder nur ſeinen eigenen Geſchmack zu ſeiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen iſt ſowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derſelben Zeit, als die Abwechſelung der Moden in verſchiedenen Zeiten, größer, indem alle ihre Blicke auf die Oberſten und Erſten des Staats richten, und Aenderungen, die dieſe aus Einſicht oder Eigenſinn machen, wie Geſetze befolgen.

Auf gleiche Weiſe iſt die Herrſchaft der Mode bisher nirgends feſter gegründet, und ihre Abwechſelungen ſind nie ſo häufig geweſen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeiſterin und ihr Muſter, hingeſehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geſchmack mit günſtigen Vorurtheilen eingenommen geweſen ſind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forſchte, was bey dieſer geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte ſey, was ihre Induſtrie oder ihre Kunſt neues hervorbringe: bekamen insbeſondre die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Coſtume anzunehmen, weil ſie ſich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterſcheiden konnten.

Es erklärt ſich aber aus dieſer Schilderung der Sachen, warum nach dem Zeugniſſe der beſten Beobachter in Frankreich, dem Lande, aus welchem andre Völker ihre Moden ſo lange herhohlten, die Mode weniger gebietheriſch herrſchte, als bey denen, zu welchen ſie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie ſo ſehr empfahl. Dort nahm überdieß jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiſte Antheil, durch den ſich die Nation auszeichnete, und durch den ſie ſich das Anſehn in Sachen des Geſchmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — alſo weniger Gleichförmigkeit, welche das Weſen der Mode ausmacht. Endlich ſind bey der Nation, deren Moden von ihr ſelbſt erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen nur verfeinerten Nationalgewohnheiten ſind, dieſe höhern Stände in Tracht und Sitten von dem Mittelſtande weniger unterſchieden. Die Mode iſt alſo hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modeſucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey

Triebfedern unterſtützt wird, durch den Stolz der ſich unterſcheiden, und durch die Eitelkeit, welche gefallen will: ſo hat dieſelbe bey den Nationen, wo dieſe Neuerungen einheimiſch ſind, nur die letzte Leidenſchaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Aſiaten ſie noch nicht kennen: ſo liegt die Urſache darin, daß weder im Alterthum, noch je in Aſien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile, ein Syſtem ſo vieler, ſo geſitteter und ſo genau mit einander verbundner Staaten exiſtirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menſchen einen ſchleunigern Fortgang der Meinungen hervorbringt: ſo entſtehn auch deſto mehr Abwechſelungen in Sitten und Sachen des Geſchmacks, in einem je größern Bezirke ſich die Menſchen einander zum Muſter dienen.

Ein drittes Geſetz, welches man, für die Revolutionen der menſchlichen Dinge überhaupt, von den Moden abſtrahiren kann, iſt, daß es in dieſen, wie im Laufe der Geſtirne, Perioden gibt, wo die Veränderlichkeit derſelben ſtille zu ſtehn ſcheint, und andre, wo ſie mit beſchleunigter Geſchwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten ſich gewiſſe Moden lange: andre gehn ſchnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden ſind denen in den Künſten und Wiſſenſchaften ähnlich. Die Genies zu denſelben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl geboren. — Aber das iſt noch nicht alles. Zuweilen ſind die Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Schlußpunct gebracht worden, wo ſie gleichſam ruhen müſſen. Man hat nähmlich entweder die Aufgaben, welche ſeit geraumer Zeit die Welt beſchäftigten, aufgelöſet; man hat gefunden, was man ſuchte: und ehe man wieder neue Fortſchritte thun kann, müſſen erſt wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen geſammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat ſich endlich mit einer großen, welche das Reſultat von allen iſt, geendigt; die Frucht iſt aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachſen. Aber nun gehört Zeit und Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim ſich entwickelt, — ehe eben ſo merkwürdige neue Aufſchlüſſe können gefunden werden. Auf eben die Weiſe gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menſchen, mitten durch ihre Abwechslungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derſelben ſtrebte, ohne ſie finden zu können, wirklich durch die letztre Neuerung etwas gewonnen habe. Man iſt vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geſelligen Tafel gerathen, die bequem und ſchön zugleich iſt. Bey ſolchen Moden ruht, ſo zu ſagen, der veränderliche Genius derſelben ein wenig aus, — froh, in ſeinen zufälligen Würfen etwas wirklich ſchönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit ſo ſehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen ſelbſt überdrüſſig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verſchlimmerung ſeyn ſollte.

Die Geſchichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn ſie in einer Geſellſchaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erſte iſt, daß ſie Aufſehn machen und Widerſpruch erregen. Einem großen Theile der Menſchen iſt das Fremde, das Ungewohnte, an und für ſich zuwider. Ein andrer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Geſtalten von neuen die Augen auf ſich ziehn will. Ein dritter hat ſich in die alte Mode ſo hineingeformt, und findet ſie ſeinen beſondern Bedürfniſſen und Eigenheiten ſo angemeſſen, daß er ſie ſich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben laſſen. — Dieſe Oppoſitionspartey iſt anfangs die zahlreichere: und die geſetzteſten, vernünftigſten Leute gehören gemeiniglich zu derſelben. Zwar iſt es zuweilen auch bey dieſen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlaſſet wird; aber dieſes Vorurtheil ſelbſt ſteht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weiſe nähmlich wünſcht Einförmigkeit und Beſtändigkeit in Kleinigkeiten, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf das Wichtigere beyſammen haben zu können. In Gewohnheiten, die er ſich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er ſich nicht gerne ſtören, weil eine neüe anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe koſtet.

Indeſſen eben dieſe Widerſetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfalle, den ſie bey dem kleinern und eitlern erhält, ſetzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch ſie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathſchlagen ſich darüber mit ſich ſelbſt und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen ſie zuerſt durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerſt aufbrachten, ſtandhaft bey derſelben bleiben, — vorausgeſetzt, daß ſie durch ihren Rang oder aus andern Urſachen in Anſehn ſtehn, — oder das Neue mag etwas Gefälliges und Angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile beſiegt: ſo wird ſie am Ende um deſto ſchneller um ſich greifen, je mehr ſie im Anfange angefochten wurde.

Es geht mit andern Sachen, die zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgeſtellt ſind, vollkommen auf gleiche Weiſe. Ich will die Werke der Gelehrten zum Beyſpiele anführen. Diejenigen, welche keinen Streit erregen, welche keine Gegner und Tadler finden — dieſe ſind es nicht, welche ein groſſes Glück machen. Allgemeine Aufmerkſamkeit zu erwecken iſt Streit und Zwiſtigkeit nöthig. Das kann erſt von vielen gebilligt werden, was von vielen iſt unterſucht worden: und zur Unterſuchung reitzt nichts mehr, als der Widerſpruch, oder der Aufruhr, welchen ein Werk, oder eine Handlung des Menſchen im Publicum erregt.

Ich ſetze noch eine vierte Analogie zwiſchen der Abwechslung der Moden, und den Fortſchritten der Politik, der Wiſſenſchaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonſtration und keiner ſinnlichen Evidenz fähig ſind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen abſoluten Maßſtab des Guten in unſrer Natur haben, werden immer Verſchiedenheiten unter den Menſchen entſtehn. Dieſe Verſchiedenheiten werden Parteyen erregen: und dieſe Parteyen werden, nachdem der Gegenſtand wichtig iſt, oder nachdem die Leidenſchaften einer Nation finſtrer oder fröhlicher ſind, ſich entweder haſſen, oder ſich über einander luſtig machen. In der Religion, in der Philoſophie, in der Politik, in den moraliſchen Grundſätzen, — endlich in den Moden, haben ſich die Menſchen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezo-

gezogen ſind. Die Folgen davon ſind, wenn nicht alle Mahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geſelligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß ſehen wir auch hier einen Fortſchritt zum Beſſern: und er iſt eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entſtanden.

So lange man noch wenige theologiſche und philoſophiſche Meinungen kannte, und jeder über der ſeinigen, als der einzigen hielt, wobey Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit beſtehen könnte: ſo lange war dieſe Verſchiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles verſucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimteſten und die kühnſten behauptet, geprüft, widerlegt, und von neuem hervorgeſucht hat: — hat man einzuſehen angefangen, daß in dunkeln und ſpeculativen Materien, gleich vernünftige und gut denkende Leute, ſehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Syſtemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Geſinnungen beſtehn können. Seitdem bringt dieſe Uneinigkeit der Menſchen weniger Haß, und alſo weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weiſe, wenn in einer Nation das geſellige Leben gleichſam aufzukeimen anfängt, und die Menſchen zuerſt auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles was zum Wohlſtande gehört, aufmerkſam werden; ſo iſt anfangs die Herrſchaft der Gewohnheit ſehr tyranniſch. Weil man noch wenig Verſchiedenheiten in dieſen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: ſo ſcheint das, was einmahl in Abſicht derſelben eingeführt iſt, ſo gut, als nothwendig zu ſeyn. Und es iſt eine Folge hiervon, daß, wer dieſe für ſo heilig gehaltne Regeln des Wohlſtandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen haſſenswürdigen Menſchen gehalten wird. Dieſen Zwang, dieſe Pünctlichkeit des Wohlſtandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, ſelbſt bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geſchmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kömmt ein Aufſatz vor, ich weiß nicht, ob von ihm, oder von einem ſeiner Zeitgenoſſen, — denn im Vortrage und Styl ſcheint er jenes Autors nicht würdig, — wo der Verfaſſer ſich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet iſt, mit den ausgeſuchteſten Gründen darüber entſchuldiget, daß er bey einem Morgenbeſuche ſeinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deswegen, weil die Sineſer in ihrer Cultur, auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs ſich ausbildet, aber noch ſteif und unnatürlich iſt, ſtehn geblieben ſind, haben ſie ſo verwickelte Geſetze des Wohlſtandes, und beobachten

---

*) Er hatte ὑγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

dieſelben mit einer größern Genauigkeit, als die weſentlichen Pflichten der Moral. Noch jetzt werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegenen Provinzen, — allenthalben, wo die Geſelligkeit ſchwach, der Umgang eingeſchränkt iſt, und die Einwohner gegen andre ihrer Zeitgenoſſen zurück ſind, gewahr, daß daſelbſt ein gegen die eingeführten Wohlſtandsregeln begangner Fehler weit härter geahndet, und um nicht von dem Uiblichen abzuweichen, eine weit größere Behutſamkeit angewandt wird, als in den feinſten Geſellſchaften der Hauptſtädte. In dieſen, die gleichſam Mittelpuncte der großen Geſelligkeit ſind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit ſchneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und ſich verdrängen geſehen, — der Verſuche, die man zur Verfeinerungen oder zu Abwechſelungen in Sachen des Geſchmacks gemacht hat, ſind ſchon ſo viele geweſen; man iſt ſo oft von dem Natürlichen ins Gezwungene gerathen, und von dem Künſtlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen: daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine weſentliche Schönheit oder Schicklichkeit in ſich hat, gleichgiltiger geworden iſt. Aus allen verſuchten und wieder verlaſſenen Thorheiten iſt, — ſo wie in dem vorhergehenden Falle aus der Menge vertheidigter und vergeſſener Irrthümer, zuletzt, — zwar nicht allgemeine

Uibereinſtimmung, aber allgemeine Toleranz entſtanden.

Dieſe Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menſchen und ihrer Handlungen das Weſentliche vom Willkürlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterſcheiden lernt. Man ſieht mit der Länge der Zeit, durch die Vergleichung der ſich häufenden Erfahrungen ein: im geſchäftigen Leben ſey Klugheit und Rechtſchaffenheit, — im geſelligen ein gebildeter Verſtand und Menſchenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müſſen ſich dieſe Eigenſchaften durch gewiſſe äußre Formen, in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Dieſe Formen müſſen ſchicklich und verſtändlich ſeyn, als Zeichen; ſie müſſen nicht mißfällig und unanſtändig ſeyn, inſofern ſie als körperliche Bewegung in die Sinne fallen: jenes, weil man ſonſt aus ihnen auf das Innere nicht richtig ſchließen kann; dieſes, weil ſonſt der Eindruck der geiſtigen Schönheit, durch den ſinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uibrigens ſind ſie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkürlich iſt. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, deſto leichter wird er dieſe Sprachen lernen, deſto geſchwinder wird er ſich an eine ihm fremde Bezeichnung ſittlicher Gedanken und Geſinnungen gewöhnen. Dieß macht dann am Ende den Mann vom feinſten Wohlſtande und der vollkommenſten Höflichkeit, wenn, mit dem Beſitze jener weſentlichen Geſellſchäftstugenden, und der Fertigkeit, ſie auf die anmuthigſte Weiſe an den Tag zu legen, zugleich Nachſicht gegen andre, und die Bereitwilligkeit verbunden iſt, ihren Reden und Handlungen die vortheilhafteſte Auslegung zu geben.

Ich habe oben geſagt, daß der letzte Zweig der Moden, das Uibliche des Wohlſtandes und der Höflichkeit, eine Art von Sprache ſey, mit welcher wir andern die günſtigen Urtheile, die wir über ſie fällen, die freundſchaftlichen oder die ehrerbiethigen Geſinnungen, die wir gegen ſie hegen, anzeigen. Dieſe Aehnlichkeit zwiſchen dem conventionellen Wohlſtande und der Sprache, welche in Anſehung des Weſens und des Begriffs von beyden unleugbar iſt, erſtreckt ſich auch auf ihre Geſchichte, und die Abwechſelungen, welche beyde unter den Menſchen erfahren haben.

Dieſe beſondere Analogie verdient noch mit ein Paar Worten entwickelt, und der vorhergehenden allgemeinern zwiſchen Moden und menſchlichen Angelegenheiten überhaupt beygefügt zu werden.

1) Die Sprachen ſind von der Willkür der Menſchen abhängiger in ihrem Urſprunge, als die Formen und Regeln des Wohlſtandes: aber ſie ſind weniger durch die Willkür der Menſchen veränderlich, als dieſe, wenn ſie einmahl eingeführt ſind.

Das Willkürliche der Sprachen kömmt daher, daß zwiſchen den Tönen und den Gedanken kein nothwendiger Zuſammenhang iſt, — daß dieſelbe Idee durch verſchiedene Laute gleich gut ausgedrückt werden kann, ſobald nur dieſe Verabredung erſt allen bekannt iſt, die mit einander reden wollen.

Im Ceremoniell des Wohlſtandes iſt das Band zwiſchen Zeichen und Bezeichnetem an ſich natürlicher und genauer, oder ſchon durch vorhergehende Conventionen feſtgeknüpft. Inſofern es eine Art von Pantomime enthält, und das, was wir anzeigen wollen, durch Mienen, Stellungen und Bewegungen ausdrückt: ſo iſt es durch die Natur des menſchlichen Körpers, oder durch die Ausbildung, die derſelbe von Erziehung und Lebensart, in jeder Nation, zu jeder Zeit empfängt, weit mehr beſtimmt, als die Sprache es durch die Natur der Redewerkzeuge iſt. Der Menſch kann über ſeine Zunge mehr gebiethen, als über die geſamten Glieder ſeines Körpers: er wird durch die Natur weit unwillkürlicher und unwiderſtehlicher angetrieben, ſich bey einer ſolchen Gemüthsſtimmung, bey ſolchen Leidenſchaften ſo und ſo zu geberden, als gewiſſe Töne auszuſprechen, wenn er dieſe und keine andre Vorſtellungen hat. — Inſofern der Wohlſtand ſelbſt den Wortausdruck zu Hülfe nimmt, (und die Regulirung des letztern macht bey allen geſitteten Völkern den größten Theil von dem Geſetzbuche des erſten aus): inſofern iſt er auf die ſchon eingeführte Sprache gebaut, und muß, da er nichts in ihr zu ändern vermag, ihre Regeln und Formen den ſeinigen zum Grunde legen. — Man ſieht daher auch, daß Vollkommenheit der Sprache, und Vollkommenheit des üblichen Wohlſtandes, bey Nationen ungefähr gleichen Schritt hält. Diejenige Nation, welche überhaupt den Ausdruck ihrer Gedanken mehr aufs Reine gebracht, und ihrer Sprache mehr Deutlichkeit, Präciſion und Entwickelung gegeben hat, iſt auch im Stande, den Ausdruck ihrer geſelligen Geſinnungen, und die Bezeichnung ihr geſelligen Verhältniſſe, ausführlicher, beſtimmter, und anmuthiger zu machen.

Der Erfinder der Sprachen, (wenn es erlaubt iſt, den allmählichen Beytrag vieler Generationen, und unzähliger Menſchen, in der Idee zu vereinigen und einem erdichteten Individuum zuzuſchreiben,) der Erfinder der Sprache konnte ſchaffen, hervorbringen: der Erfinder der Wohlſtandsſprache konnte nur wählen. Jener ſuchte die erſte Vereinigung unter den Menſchen zu ſtiften, indem er ſie zur Uibereinſtimmung über gewiſſe Zeichen brachte, die noch niemand kannte, und durch welche Alle einander ihre Gedanken mittheilen ſollten. Dieſer nutzte nur die ſchon geſchloſſenen Verabredungen, zu einem beſtimmtern Zwecke, wandte nur die ſchon allen verſtändlichen und von allen angenommenen Zeichen, in einer neuen Combination, zum Ausdrucke der Freundlichkeit, der bürgerlichen Achtung, oder der Ehrerbiethung gegen andre an.

Aber wie verhalten ſich nun beyde Sachen im Fortgange der Zeit?

Wenn die willkürlichen Töne und Formen der Sprache einmahl Eingang gefunden haben, allgemein verſtändlich, und jeder Zunge geläufig geworden ſind: dann macht es dieſe Willkürlichkeit ſelbſt, verbunden mit der großen Menge dieſer Zeichen, und der Unentbehrlichkeit eines gemeinſchaftlichen Mittels ſich einander verſtändlich zu machen, daß die Menſchen nicht ohne die größte Noth, und nicht anders, als mit vieler Schwierigkeit, etwas in ihren Sprachen abändern können. Eben weil ſich niemand aus den Tönen an und für ſich erklären kann, welche Idee damit verbunden ſey: muß die einmahl geſchloßne Convention unveränderlich bleiben, wenn nicht das Verſtehen aufhören, oder ſehr erſchwert werden ſoll. Selbſt Verbeſſerungen in der Wahl der Zeichen, wenn ſie nicht außerordentlich wichtig ſind, erſetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Abſicht ihrer Verſtändlichkeit thut.

Hingegen die Formen ſowohl, als die Formeln der Höflichkeit, ſind entweder natürliche, oder es ſind ſchon zuvor bekannte Zeichen. Es koſtete alſo weniger Schwierigkeit, und es zieht weniger Unbequemlichkeit nach ſich, etwas in denſelben zu ändern. Und da ſie nicht bloß dazu beſtimmt ſind, uns andern verſtändlich, ſondern auch dazu, uns ihnen angenehm zu machen; der fixe Punct aber, wo in einer Zeichenſprache der Endzweck der Schönheit und des Gefallens erreicht iſt, ſich nicht ſo beſtimmt angeben läßt, als der, wo die Abſicht der Deutlichkeit erfüllt iſt: ſo liegt es in der Natur und der Abzweckung des conventionellen Wohlſtandes, daß er mehr Abänderungen durch Zufall leidet, mehrere abſichtliche Reformen erfährt, als die ihrem Urſprunge nach willkürlichere Sprache.

Zu jenem Wohlſtande gehört zuförderſt eine gewiſſe Geberdenſprache. Dieſe hat das Eigenthümliche, daß ſie von der Cultur, in dem Maße, als ſolche zunimmt, und theils den Körper durch künſtlichere Uibungen ausarbeitet, theils den Geiſt über dasjenige belehrt, was in Figur, Stellung und Bewegung ſchicklich und ſchön iſt, ſchnell und ſehr merklich veredelt wird, da hingegen die Töne der Wortſprache durch jene Fortſchritte nur langſam und wenig verändert werden. Der gemeinſte und der am beſten erzogene Menſch reden einerley Sprache, und bedienen ſich zur Bezeichnung ihrer einfachen Ideen derſelben Ausdrücke; aber wie erſtaunlich verſchieden ſind ihre Pantomimen und ihre Geſticulationen. — Was die ſogenannten Complimente betrifft, welche als der zweyte Beſtandtheil der Höflichkeitsmoden anzuſehen ſind: ſo machen ſie einen eigenen Zweig der Beredtſamkeit, d. h. der Kunſt aus, ſich der Sprache aufs zweckmäßigſte, zur Darſtellung der Ideen oder Geſinnungen, die man mittheilen will, zu bedienen. Wie nun der Styl eines Volks, und ſeine Redekunſt überhaupt, ſich ausnehmend ändern, und um ſehr vieles verbeſſern kann, indeß ſeine Sprache in ihren Grundzügen dieſelbe bleibt, ſo wird auch der Styl und der Geſchmack, welcher in den Formularen ſeines Wohlſtandes herrſcht, an allen Revolutionen in Geiſt und Sitten, weit mehr als die Sprache, Theil nehmen.

Die Erfahrung und Geſchichte beſtätigt auch hierüber, was uns die Natur der Sache vermuthen ließ. Mehrere Nationen haben ihre alte Muttersprache, aus der Periode der Barbarey in die der wiſſenſchaftlichen Cultur mit hinübergebracht: aber keine hat ihre Sitten und ihren Wohlſtand bey dieſer Revolution unverändert behalten. Die Verbindung mit gebildetern und gelehrtern Völkern, und die Annahme ihrer Künſte und Wiſſenſchaften, hat immer die Moden und geſellſchaftlichen Gewohnheiten dieſer Völker bey der zuvor rohen Nation eingeführt, aber nicht deßwegen deren Sprache zur Nationalſprache der letztern gemacht.

2) Jede Sprache hat einen gewiſſen bleibenden Fond, der in vielen Jahrhunderten ſie immer als dieſelbe Sprache kenntlich macht. Die Veränderungen betreffen nicht die Wurzelwörter; — (neue zu erfinden, iſt faſt unmöglich,) — ſondern nur Beugungen, Ableitungen, Zuſammenſetzungen der alten. Auf gleiche Weiſe iſt wenigſtens in Europa ſeit mehrern Jahrhunderten etwas, welches unſre Sitten und Moden, als das Weſentliche in derſelben auszeichnet, und daher auch in ihnen unveränderlich iſt.

Die Abwechſelungen ſpielen nur, ſo zu ſagen, wie aufgetragne Farbe auf einem einfärbigen Grunde, und betreffen nur Zufälligkeiten.

3) Auch in den Sprachen, wie in den Moden, kommen die meiſten Veränderungen von dem Umgange und der Vermiſchung mehrerer Nationen mit einander her.

Gemeiniglich ſind es ausländiſche Wörter oder Redensarten, durch deren Aufnahme oder Nachbildung die Neuerungen in der vaterländiſchen Sprache geſchehn. Einige ſolcher Neuerungen ſind nothwendig, wenn mit einer bisher uns unbekannten Sache, zugleich das Wort für dieſelbe, aus der Fremde uns zugeführt wird. Andre ſind nützlich, wenn dadurch Begriffe, die wir zuvor ſchon hatten, deutlicher, genauer abgetheilt, und zur Anwendung in den Wiſſenſchaften, oder zum Gebrauch in der Poeſie geſchickter werden. Noch andre ſind überflüßig und affectirt, wenn neue Nahmen für alte längſt bezeichnete Sachen die alten verdrängen, ohne etwas beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen.

Die Neuerungen der Mode ſind, in Abſicht ihres Urſprungs und ihres Werths, eben ſo unterſchieden. — Neue Verrichtungen erfordern neue Werkzeuge; und neue Bedürfniſſe erfordern neue Vorkehrungen, ihnen abzuhelfen. Es iſt der Gang der Natur, daß beyde zuſammen von Nachbar zu Nachbar übergehn, wenn einmahl die Staaten untereinander in Verbindung ſtehn. Aber der Vorzug, den die Menſchen dem Neuen und dem Fremden geben, dehnt die Nachahmung des Ausländiſchen auch oft auf diejenigen Dinge aus, in welchen wir ſchon alles eben ſo gut wiſſen, als die Ausländer, und die vorgeſetzte Abſicht, ſo gut als ſie erreicht haben. Und, ſo wie oft ein ausdrückendes vaterländiſches Wort verloren geht, oder unedel wird, indem wir eine ausländiſche nicht ſo bedeutungsvolle Redensart aufnehmen: ſo kömmt auch oft ein Nationalgebrauch, ſelbſt manches Kleidungsſtück und manches Hausgeräth aus der Mode, wovon der Nutzen augenſcheinlich war; indeß die ſchlechtere Sitte oder Mode des fremden Landes Beyfall findet, und herrſchend wird.

4) So wie ſich endlich diejenigen Sprachen am geſchwindeſten verfeinern, die mit den ſchon cultivirten die größte Aehnlichkeit haben, weil ſie ohne Zwang das meiſte von dieſen annehmen können: ſo werden auch diejenigen Nationen an gutem Geſchmack, Bequemlichkeiten und feinen Sitten am ſchnellſten fortgehn, deren eigenthümliche Gewohnheiten und Trachten am wenigſten von denen der Nationen abweichen, welche früher geſittet geworden ſind.

Die Sprachen, welche, wie die Italiäniſche und Franzöſiſche, aus dem Lateiniſchen abſtammen, haben, in Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, lange Zeit einen unſtreitigen Vorzug vor den barbariſchen Stammſprachen gehabt, worunter die Teutſche gehört: weil ſie für die von dem Genie und der Philoſophie der Römer und Griechen gemachten Erfindungen, Unterſcheidungen und Abſtractionen weit eher Wörter in ihrem eignen Vorrathe auffanden, oder die Römiſchen ohne Uibelſtand aufnehmen und nachbilden konnten.

Eben dieſer Vortheil, — die Möglichkeit einer ungezwungenen Nachahmung, — erſtreckt ſich über alle chriſtlich Europäiſchen Völker, nachdem unter ihnen einige die Lehrmeiſter und Muſter der Uibrigen geworden ſind. Warum haben die Türken, die ſo lange unter uns wohnen, und in ſo mannigfaltigem Verkehr mit uns ſtehn, doch noch ſo wenig an der Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Sitten durch uns gewonnen? Warum haben ſich die rauhen nordiſchen Völker durch die ſüdlichen verfeinern laſſen; ſo daß Italiäniſche Philoſophie ihren Weg nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg gefunden hat: indeß jenes Volk, welches in dem glücklichſten, der Cultur der Künſte und der Verſchönerung des menſchlichen Lebens günſtigſten Klima wohnet, faſt in ſeiner erſten Rohheit und Unwiſſenheit geblieben iſt? Die Urſache iſt wahrſcheinlich keine andre, als daß zwiſchen jenen Europäiſchen Nationen, auch ſelbſt in ihrem uncultivirten Zuſtande, eine größre Aehnlichkeit vorhanden war.

Erſtlich ſind ſie alle von einerley Religion oder ſtimmen doch in Grundſätzen und Sitten, ſo weit ſie von der Religion gebildet werden, mehr überein, als irgendwo die Einwohner eines gleich groſſen Erdſtrichs übereingeſtimmt haben. Zum andern ſind die meiſten derſelben Teutſchen Urſprungs. — Zwar iſt auch der Sclavoniſche Völkerſtamm, — eine zweyte in Europa weit ausgebreitete Menſchenrace, — hier zu einem beträchtlichen Grade von Cultur gelangt. Aber er hat ſich auch, in dem einen Europäiſchen Lande, den Menſchen vom Teutſchen Stamme unterworfen, in einem andern ſich mit ihnen zu einem Staatskörper vereinigt, in einem dritten zahlreiche Colonien derſelben unter ſich aufgenommen. Villeicht war er überdieß, ſelbſt in ſeinem urſprünglichen Zuſtande, den Celtiſchen Völkern nicht ſo unähnlich, als jene Hunnen. Und endlich hat er, in der That, in dem größern Abſtande ſeiner vormahligen Gewohnheiten von denen der übrigen Europäer, ein ſolches Hinderniß ſeiner abſichtlich vorgenommenen Reformen gefunden, daß Sittlichkeit, Induſtrie und Kunſt bey ihm noch nicht ſo weit in die untern Volksclaſſen hat eindringen können, als dieß bey den Nationen Teutſchen Urſprungs geſchehen iſt. Was dieſe letztern betrifft: ſo fand ſich zwar, in den mittlern Zeiten, ein großer Abſtand, in Cultur, Moden und Sitten, zwiſchen denjenigen Teutſchen Stämmen, die in den Römiſchen Provinzen neue Reiche errichtet hatten, und denen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren. Der zum Franzoſen gewordne Franke, der in den Italiäner verwandelte Longobarde oder Gothe, lief dem Teutſchen, Normannen, Schweden, in allem, was zum Anſtande, zur Bequemlichkeit und zur Kunſt gehört, weit zuvor. Aber ganz verleugnete jener es nie, mit dieſem aus gleichem Stamme entſproſſen zu ſeyn. Es waren immer gewiſſe Grundzüge, gewiſſe erſte Anlagen in allen dieſen Nationen ähnlich. Es fehlte nichts, als daß die Wege eröffnet wurden, auf welchen die eine die Vorzüge der andern kennen lernen, und eine ſich der andern mittheilen konnte: und ſogleich kam der zurückgebliebene ältere Bruder dem mehr gebildeten jüngern nach. — Aber eine Nation, die vom äußerſten Ende Aſiens zu uns gekommen iſt, und ſich durch Blutvergießen, Raub und Zerſtörung unter uns feſtgeſetzt hat; bey der die Unähnlichkeit ſo durchgängig iſt, und ſo tief in das Weſentliche des Charakters hineingeht: eine ſolche Nation hat die Fortſchritte ihrer Nachbarn ſehn können, ohne weder zur Achtung noch zur Nacheiferung gereizt zu werden. Die Grundlage iſt nicht vorhanden, auf welcher ſie fortbauen könnte. Und weiter thut die Nachahmung nichts, als daß ſie fortbauet. Sie macht nie große Revolutionen: ſie ſetzt nur hie und da etwas zu, oder ſchneidet etwas übelgeſtaltetes ab.

Noch iſt der moraliſche Geſichtspunct übrig, unter welchem ſich die Moden betrachten laſſen.

Erſtlich, was iſt der Nutzen oder Schaden, den ſie und die Leidenſchaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechſelungen derſelben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorſchriften auf der andern Seite, — den Menſchen und den Staaten bringen? Zweytens, was iſt das pflichtmäßige, oder, welches einerley iſt, das vernünftigſte Betragen der einzelnen Menſchen in Abſicht der Moden? Welches iſt der National-Charakter, der, in Beziehung auf ſie, einem Volke zu wünſchen wäre?

Die Antwort auf die erſte Frage läßt ſich aus folgenden Grundſätzen beurtheilen.

Es iſt ſicher, daß jeder Menſch ſo viel vollkommener iſt, je mehr er alles, was er thut, nach ſeinem eignen Urtheile thut. Alſo, je weiter die Herrſchaft der Mode um ſich greift: deſto mehr ſchränkt ſie das eigne Urtheil des Menſchen ein; deſto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in ſeinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sineſern wirklich ſo weitläuftig, und von ſo hohem Anſehen iſt, als die Reiſebeſchreiber ſagen; wenn er ſo viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkürlich ſind, beſtimmten und zuſammengeſetzten Formalitäten unterwirft: ſo iſt er gewiß eines der größten Hinderniſſe, welche dieſe ſo zeitig policirte Nation in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menſchen nicht möglich iſt, auf viele Dinge zugleich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten: ſo iſt es eine Erleichterung für den denkenden Mann, und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern ſchon zum voraus beſtimmt ſind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt ſich alſo gerne in gewiſſen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern deſto ungetheilter ſeinen Verſtand und ſeine Urtheilskraft anwenden zu können. Moden billigt er alſo aus eben den Urſachen, aus welchen ihm poſitive Geſetze überhaupt willkommen ſind.

Es iſt in der That etwas äußerſt Seltnes, und es läßt ſich auch kaum gedenken, daß ſehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft ſich thätig erweiſen, als im Denken?) ſehr modiſch ſeyn ſollten. Die Gelehrten, und die Leute von Genie ſind von je her der Vernachläſſigung ihres Aeußern, und beſonders einer Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit beſchuldiget worden. Dieß iſt auch eine der Urſachen, durch welche ſie oft von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden ſind, als welche dieſe Mängel in Abſicht des conventionellen Anſtändigen oft mehr verachtet, als ſie die Vorzüge des Verſtandes und der Wiſſenſchaft ſchätzet.

Es iſt ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerkſamkeit auf ſolche nöthig, wenn man, in Abſicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrſchaft der Mode ſtehn, immer gehörig unterrichtet ſeyn, und ihre Vorſchriften ſchicklich befolgen ſoll. Wichtige Geſchäfte, ernſthafte Studien entfernen den Menſchen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muſter und ihre neuen Empfindungen aufſtellt. Sie wenden überdieß die Aufmerkſamkeit des Geiſtes von denſelben ab, indem ſie das Gemüth mit Gegenſtänden und Beſtrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Menſch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder ſeine eigne mit Ernſt und Eifer verwaltet, der, welcher die Wiſſenſchaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von ſeiner Lage ihm angewieſenen Berufe dem Publikum zu nutzen, arbeitet, behält unter dieſen Umſtänden weder Gelegenheit noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzuſtellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er dieſen Titel mit Ehren tragen ſoll.

Nicht nur das geſchäftige Beſtreben, die neuſten Moden kennen zu lernen, ſondern auch die Nachgiebigkeit des Geſchmacks, ſie immer ſchön zu finden, kann nur in einem ſchwachen Geiſte Statt finden.

Ein jedes ſelbſt denkendes und lebhaft empfindendes Weſen hat ſeine Eigenheiten, und läßt ſich nicht ſo ſchnell in ſeinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyſpiel lenken, — es ſey dann in den Gegenſtänden, welche außer ſeiner eigentlichen

Sphäre liegen, und gegen die es alſo gleichgiltiger iſt. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr ſich ganz nach anderer, nicht nach eignem Urtheile richten; — ſich viel und lebhaft damit beſchäftigen, und doch immer nur durch die herrſchenden Meinungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dieß gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechſelnder Moden, daß ſie die Frivolität und den Leichtſinn nähren; daß ſie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen; daß ſie oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darin ein Anſehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich ſind: da herrſcht ſicher unter den Bürgern Ernſthaftigkeit des Charakters, und ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geſelligkeit und weniger Induſtrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Geſpräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder ſich Raths zu erhohlen braucht. Welcher Reitz fehlt den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beſchäftigung muß die arbeitende Claſſe haben, wo die Diſtinctionen des Ranges und des Reichthums ſich mehr durch dauernde

Koſtbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Ich habe ſchon oben noch eine andere ſchädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichſten gemeiniglich die Mode beſtimmen, (weil ſie es ſind, auf die der große Hauſe ſieht,) die Abänderungen derſelben oft keine andre Abſicht haben, als neue Mittel zu ſuchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden ſo oft die wohlfeilern, eben ſo guten, verdrängen. Und dieß hat die ſchlimme Folge, daß ſie die Glücksumſtände des Mittelſtandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: ſo kann Reinlichkeit und Sorgfalt den Unterſchied zwiſchen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden iſt, und zwiſchen dem neuen des Reichen unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert ſich aber Schnitt und Form der Sachen: ſo wird es auf den erſten Augenblick ſichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden ſind, und welche aus einer ältern herſtammen: und der Abſtand zwiſchen dem Reichen, der ſeinen und ſeines Hauſes Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der ſich mit dem einmahl angeſchafften lange Zeit behelfen muß, fällt ſogleich ins Auge, als beyde zuſammen kommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet ſich gedemüthigt, und die Abſonderung zwiſchen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falſchen Scham die Klugheit und die Sparſamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare ſeiner Sachen ſo oft vertauſchen will, als er unmodiſch wird: ſo zieht er ſich wirkliche Noth zu, indem er einem Uibel der Einbildung abzuhelfen ſucht.

Die Moden, — um dieſe Betrachtungen unter einfache Geſichtspuncte zuſammenzufaſſen, — ſind zu betrachten, entweder inſofern ſie ein Theil des Luxus, oder inſofern ſie Producte des Fleißes und der Erfindſamkeit, oder inſofern ſie Beſchäftigungen für die Aufmerkſamkeit und Gegenſtände der Begierden für die modiſchen Menſchen ſind.

In der erſten Beziehung kömmt es hauptſächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden ſelbſt den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erſtre habe, wenn der letztre ſeine Grenze überſchreitet. 2) Ob der Luxus, der mit größern aber ſeltner zu erneuernden Koſtbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher ſeinen Glanz und ſeinen Genuß in der häufigen Abwechſelung und Umgeſtaltung der Zierrathen findet, er beſſere ſey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erſt erzeugt: aber ſie hat ohne dieſelbe weniger Nahrung, — ſie bleibt mehr eingeſchloſſen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu ſchimmern verbunden ſind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien beſitzen. Da der Menſch, der ſeine alten, ihm längſt bekannten Koſtbarkeiten zur Schau ausſtellt, ſelbſt keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, ſondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern ſeine Schätze zu zeigen: ſo wird der Trieb, dieſelben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anſchaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuſchauer und Bewunderer aus dem größern Haufen werden endlich dieſe Sachen alltäglich. Er ſieht ohne das den Beſitz derſelben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört: und wenn er nie oder ſelten Veränderungen darin bemerkt, ſo wird auch endlich ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben matt, womit ſeine Begierde alſo zugleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geſchmackvollen, oder für geſchmackvoll gehaltnen Form ſeines Putzes und der ſein Haus ſchmückenden Gegenſtände, ſchon im Anſchauen derſelben ſich ſelbſt vergnügt, indem er ſich zugleich dadurch geſchmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: ſo wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt ſich zugleich der Reitz für andre, ihn nachzuahmen: — wie dann jeder das, was andre ſeit undenklicher Zeit beſeſſen haben, weit weniger beneidet, und weniger ſelbſt zu haben wünſcht, als das, was ſie eben jetzt ſich anſchaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an ſich der beſſre ſey: Der mit Ausſtellung veränderlicher, aber ſehr koſtbarer Dinge getriebne, iſt der Luxus roher Völker und barbariſcher Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beſchäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgeſteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verſtand noch Geſchmack; und ſie vorzuweiſen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeſte zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich ſich verändernden Producten des Kunſt- und des Handwerksfleißes getrieben wird, ſetzt voraus, daß man über ſeine Gefühle und Bedürfniſſe raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach ſich. Er vergnügt das Auge durch ſchönere Geſtalten, oder erquickt es wenigſtens durch den Glanz der Neuheit. Er iſt nicht nur ein Werk der Kunſt, ſondern bringt auch Kunſtgefühl und die an dasſelbe geknüpfte Geiſtescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaſte kann ein ungebildeter, geſchmackloſer Menſch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannigfaltig ſchönen Formen, welche unſer modiſcher Luxus fordert, und immer aufmerkſam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unſers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geiſtes bleiben, ſelbſt wenn er ſich nur dem Genuſſe des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen geſagt, daß ſie alle Künſte zu wiſſen ſcheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunſtfleiß ihnen ſeine Producte zuerſt und in der größten Menge und Abwechſelung vorweiſet, weil ſie ſie am beſten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die ſie zuvor nicht kannten, und bildet ihren Geſchmack durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er ſie nöthigt. Nie wird alſo Eitelkeit und Prachtliebe bey einer Nation, die eine einfache und ſtets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfniſſe und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die, mit einem Worte, keine Moden hat, weder ſo hoch ſteigen, noch ſich unter alle Stände ſo weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben ſowohl zuſammengeſetzter, als durch die Mode abwechſelnder iſt. Aber nie werden auch jene Leidenſchaften der erſten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung ſo nützlich werden, nie ſie zu ſo vielerley Beſchäftigungen des Geiſtes veranlaſſen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Weſen liegt, durch gelegentliche gute Folgen ſo reichlich bey ihr vergüten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er ſie, indem die niedern bald für den Geſchmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Groſſen, die nie verändert, und ſelten zur Schau ausgeſtellt wird, nur ihren Stolz zu unterſtützen, und ſelbſt den Deſpotismus zu befeſtigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher darin erſcheint, leicht übergeht. — Hier wird ſie ein Zunder für den Ehrgeitz aller Klaſſen, ein Gegenſtand der Unterſuchung oder der Nacheiferung, — eine Veranlaſſung zur Arbeitſamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geſchmack für die andre. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Eſſen, wenn der Menſch ſich mit einer einfachen Speiſe überfüllt, zugleich unedler, und nach dem Zeugniſſe einſichtsvoller Aerzte auch ſchädlicher iſt, als wenn er, durch eine Mannigfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereitzt, das Maaß ſeines Bedürfniſſes überſchreitet: ſo hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußre Lebensart überhaupt an ſich einen rohern und geſchmackloſern Charakter, und einen mindern vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn ſie das Prächtige bloß in einzelnen wenigen und nie veränderten Koſtbarkeiten, als wenn ſie es in mannigfaltigen und ſtets abwechſelnden Verſchönerungen der täglichen Bedürfniſſe ſucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Geſichtspuncte, — als Producte der Kunſt oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenſtände der Moden durch ihre Veränderlichkeit ſelbſt der Geſellſchaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigſten ſchädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um die wirklich verbrauchten Sachen wiederherzuſtellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern: dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menſchen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo ſich nimmer ſatt ſieht, und nie lange an demſelben Anblick ſich ergötzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modiſchen benimmt, ſo tauglich und unverſehrt auch der Stoff ſeyn mag: ſo kann die induſtriöſe Claſſe im Staate weit zahlreicher werden; ſie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beſchäftigt ſeyn; und, welches ein Hauptmoment iſt, ſie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geſchicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit grenzenden Unterſuchungen einzulaſſen, — ob dieſe ſo große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch *glückliche* Menſchen mache, ſo wie ſie *viele* Menſchen ernährt: — dieß würde von dem Gegenſtande dieſer Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und dieſe Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menſchheit überhaupt nicht nachtheilig ſey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der

Moden ſind eigentlich politiſche. Und unter denſelben zeigen ſie ſich von ihrer vortheilhafteſten Seite. Der Geſetzgeber, welcher den Luxus aus ſeinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannigfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenſtänden vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Geſtalten ſich gleichſam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern ſehen. Er wird den Hang zu Dingen, welche die Kunſt hervorbringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication koſtbar werden, bey ſeiner Nation lieber ſehen, als die Begierde nach den bloßen koſtbaren Naturproducten und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber und die edlern Steine ſind. Und beyde Wünſche erreicht er leichter, wenn in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey ſeinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich ſeyn wollen, indeß ſie ſich zugleich nach Veränderungen ſehnen: das heißt, wenn es Moden und modiſche Leute unter ihm gibt.

Aber in dem Verſtande und Herzen der einzelnen Menſchen, welche von der Mode beherrſcht werden, iſt die Wirkung derſelben zweydeutiger.

Der erſte Umſtand, der hierbey in Betrachtung kömmt, iſt, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, ſo erſtaunlich vervielfältigt, Bey jedem Wechſel in den Methoden, oder in den Werkzeugen zu der Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, werden die leztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfündig macht, kömmt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unſrer Wohnungen und unſrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach ſtumpf wird, erwacht und belebt ſich wieder bey dem Neuen: und ſo wird es in der Nation, die ſtets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterſcheidet das Angenehme und Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und ſorgfältigere Anſtalten zu ſeiner Befriedigung. Die Moden gehen daher immer von dem Einfachern zu dem Künſtlichern und Zuſammengeſetztern fort: und die Menge der Dinge vermehrt ſich täglich, welche zu beſitzen, oder mit denen ſich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im beſten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode ſeyn will.

Wie ſehr werden dadurch die Gegenſtände der ſinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie ſehr alſo auch die Veranlaſſungen zu allen den unſittlichen Leidenſchaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, ſobald ſie entweder unzeitig, und den

Glücksumſtänden des Menſchen nicht angemeſſen, oder unmäßig ſind! Die großen Vorwürfe der Habſucht und des Ehrgeitzes biethen ſich nur ſelten dar. In Zeitaltern, und bey Nationen, wo die Menſchen beynahe darauf eingeſchränkt ſind, ſich Ländereyen und Geld, oder Herrſchaft zu wünſchen, und die in ihrer täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menſchen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm ſind, Zwiſchenzeiten, wo es, von niedrigern Wünſchen ungeſtört, an der Erreichung dieſer Endzwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieſer in alle Theile des einſamen und des geſelligen Lebens eingedrungen iſt: da iſt die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menſchen reitzen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach ſie entweder mit Heftigkeit ſtreben, oder deſſen ſie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modiſches neues Putzſtück, bald ein geſchmackvolleres oder bequemeres Meubel lüſtern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung ſeines Hauſes, oder mit den Anſtalten zu ſeinen künftigen Gaſtgebothen eben fertig geworden iſt, lernt morgen vielleicht in den Häuſern der noch reichern und vornehmern Leute, als er iſt, oder in den Magazinen der Manufacturiſten und Kaufleute ſchönere, oder noch neumodiſchere Modelle von allem dem, was er angeſchafft hat, kennen: und nun iſt ihm ſeine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken ſeines Apparats ausfüllen und dieſe Flecken wegwiſchen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Scham dasjenige behalten und andrer Augen zeigen, was ihm nun weder ſelbſt mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie verſiegenden Stroms der Mode, dieſer Veränderungen kein Ende iſt; — da alle dieſe mannigfaltigen Gegenſtände der Begierden unſern Beſtrebungen, ſie zu erreichen, ſtets zuvorlaufen, indem die induſtriöſen Menſchen vieler Länder ſchon immer wieder arbeiten, neue Wünſche in uns zu erregen, indeß wir noch beſchäftigt ſind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menſchen, die in dieſer Atmoſphäre leben, und von dem Hange zu modiſcher Eleganz angeſteckt ſind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Dieſe Gegenſtände der Begierden, welche das modiſche Syſtem der Europäiſchen Lebensart aufſtellt, ſind erſtaunlich zahlreich: und ſie ſind zugleich klein. Das iſt ein zweyter Umſtand. Sie beſchäftigen den Geiſt der Menſchen, deren Aufmerkſamkeit einmahl auf ſie gerichtet iſt, unaufhörlich, aber nie oder [illegible] ſehr ſtark und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber ſie erregen ſelten große

Leidenſchaften. Sie machen alſo den Geiſt zugleich klein, indem ſie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten ſie den Schaden, welchen ſie thun, indem ſie noch größere Uibel verhüthen. Vielleicht iſt es dieſer zuſammengeſetzte und veränderliche Luxus unſrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laſter zu geben, als die Alten hatten. Er hat nähmlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenſtände zerſtreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerkſamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichſam getheilt: und concentrirte, und alſo ſehr gewaltſame und wüthende Leidenſchaften kommen ſeltner zum Vorſchein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben ſo unfähig, ſich den ernſthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder ſich von der Herrſchaft der Begierden, die der Verfolgung ſeiner edlern Endzwecke im Wege ſteht, ganz los zu machen. Vielleicht gibt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement und Equipagen, und endlich mit der Etiquette ſehr viel zu thun hat, — wenigere Menſchen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöſchlichen Rachſucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbeſtechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Beſten aufopfern, und mit ihm allein beſchäftigt ſind, werden in derſelben eben ſo ſelten ſeyn.

Die Mode iſt aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beſtändig neue Begierden entzündet: ſie iſt auch eine Geſetzgeberinn, die uns vorſchreibt, was wir thun oder laſſen müſſen, wenn wir auf einen gewiſſen Grad der Achtung in der Geſellſchaft Anſpruch machen; ſie iſt eine Richterinn, welche unſern und andrer Werth in unſern Augen entſcheidet. In dieſem dritten Geſichtspuncte kann ſie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon iſt überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das iſt der Charakter des modiſchen Mannes,) etwas, welches den Geiſt der Menſchen erniedrigt und verengt, indeß es ſein Leben beſchwerlich macht. Die menſchlichen Handlungen ſollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Geſetze nur in großen Sachen gebunden ſeyn, wobey es auf Wohl und Weh der Geſellſchaft, auf Ausbildung oder Verſchlimmerung des Gemüths ankömmt: aber bey kleinen ſollen ſie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkür eines jeden überlaſſen bleiben. Der modiſche Luxus kehrt es um: er gibt ſehr beſtimmte Regeln für das Aeußere des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zuſammenkunft und — welches das ſchlimmſte iſt, — er ändert dieſe Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich ſtrenger Forderung des Gehorſams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche

Meinung nur allzu nachſichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Geſetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geſchehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müſſen; eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Geſtalten fähig iſt, nur in einer einzigen ſehen zu wollen: iſt an ſich ein Vorurtheil, und ein Eigenſinn. Und wer an vielen ſolchen Vorurtheilen klebt, iſt ſchon dadurch von der richtigen und ſoliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterſcheidet; hat dadurch ſchon ſein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in ſeinen Gedanken eine beſondere Ehre damit verbindet, jene ſo willkürlich beſtimmte Art und Geſtalt zu wiſſen und nachzuahmen; wenn er ſich deswegen über andere erhebt, weil er in dieſen Puncten beſſer unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer iſt; wenn er geneigt iſt, diejenigen geringer zu ſchätzen, oder ſich von denen zu entfernen, die, unwiſſender oder gleichgiltiger in Abſicht der Geſetze der Mode, ſie öfter als er übertreten: dann verſchlimmert er ſowohl ſeinen Charakter, als ſeinen Zuſtand. Indem er ſich einen ganz falſchen Maßſtab des Werths macht, hindert er ſich in der Arbeit an ſeiner eignen Vollkommenheit, und beraubt ſich des Genuſſes und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geſelligkeit ſind, wie ich oben geſagt habe, die Moden entſtanden. Um anderer Menſchen willen putzt man ſich, nicht für ſich ſelbſt. Um der Geſellſchaft willen, die man in ſeine Zimmer führen will, ziert man ſie mit koſtbaren Meubeln aus. Was ſoll uns mehr mit andern Menſchen verbinden, als unſre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unſere Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Beſetzung ſo viele Künſte zu Hülfe, und ſind dabey ſo genau in Beobachtung aller Geſetze der Mode. — Aber eben dieſe mannigfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche beſtimmt waren, das geſellſchaftliche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reiz, den ſie dem Umgange geben, die Menſchen öfter und näher zuſammenzubringen, haben, indem ſie zu zahlreich, zu künſtlich, und beſonders zu veränderlich geworden ſind, und ein zu geſetzgeberiſches Anſehn erworben haben, das geſellſchaftliche Leben beſchwerlich und mühſam gemacht, den Umgang von ſeinem wahren Endzwecke, der Austauſchung der Ideen, abgelenkt, die Menſchen von einander getrennt, und den Samen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeſelligſten Leidenſchaften, unter ſie ausgeſtreuet.

Ich bemerke zuerſt, daß zwiſchen den Menſchen von verſchiedenem Stande und verſchiedenem Vermögen dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden iſt. Reichthum und Rang geben dem, welcher ſie beſitzt, einen entſchiedenen Vorzug in allen Artikeln des modiſchen Luxus: der Rang, inſofern er den Menſchen den beſten und glänzendſten Muſtern näher bringt; der Reichthum, inſofern er ihn in den Stand ſetzt, ſie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erſtreckt ſich, ſo wie der Luxus ſelbſt, auf alle Theile des menſchlichen Lebens, und erhält alſo den Abſtand jener Claſſen beſtändig ſichtbar. Dieſe Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und weſentlichen Eigenſchaften gemacht waren, Freunde zu ſeyn, iſt ein großes Uibel. Aber es iſt dem Luxus nicht allein zuzuſchreiben, da der Grund dazu ſchon in den Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft liegt. Die Hinderniſſe hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menſchen leidet, welche Stand und äußere Verhältniſſe mit einander verbunden haben, kommen ganz auf ſeine Rechnung. Er iſt es, welcher die Zurüſtungen dazu ſo weitläuftig und mühſam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das geſellige Vergnügen ſelbſt, wozu ſie abzwecken, vernichtet, und faſt immer vermindert. Wie viel hat nicht der gaſtfreye Mann, welcher modiſche Leute in ſeinem Hauſe bewirthen will, — zu bedenken, zu veranſtalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller ſeiner Kenntniß des Uiblichen, und bey ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, von der Nachläßigkeit oder Ungeſchicklichkeit ſeiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenſtande der Luſt iſt eine Sache der Eitelkeit geworden; und wo Eitelkeit iſt, da iſt Kummer und Sorge. Unter der Herrſchaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Geſellſchaft erſcheint, oder wenn er Geſellſchaft zu ſich einladet, gleichſam auf einen Schauplatz von Zuſchauern auf, deren Beyfall er einernten will, deren Tadel und Satyren er ſich aber zugleich Preiß gibt. Jeder iſt mit ſich beſchäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuſpähen. Die Aufmerkſamkeit aller wird auf Nebenſachen gezogen, und die Hauptſachen im Umgange, das vertrauliche Geſpräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergießungen des Herzens, ſind oft ſo gut als vergeſſen.

Das gilt von dem Modiſchen in den Sachen, die man um und an ſich hat, das gilt von dem Modiſchen in dem Anſtande und dem Betragen, welches einen Theil von uns ſelbſt ausmacht. In derjenigen Geſellſchaft, die dieſen Anſtand am feinſten gleichſam ausgearbeitet, und ihn den meiſten und den beſtimmteſten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größres Verdienſt gehalten, dieſe Regeln zu wiſſen, und ſie mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als einen ausgebildeten Verſtand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erſtre, Welt haben. Zwar wenn dieſe Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Üblichen ſo geſchmackvoll gewählt ſind, wie dieß in den oberſten Claſſen cultivirter Nationen am erſten zu erwarten ſteht, ſo bekömmt allerdings der Mann, deſſen Sitten ſich nach denſelben gebildet haben, dadurch einen gewiſſen Glanz, der alle ſeine andern perſönlichen Vorzüge ins Licht ſetzt, und auch, in Ermangelung derſelben, an ſich noch gefällt. Es iſt alſo die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenſchaft bezeigt. Aber die übertriebne Schätzung derſelben iſt ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adliche Jugend den verdienſtvollen Mann, dem es an dieſem Firniſſe der Weltſitten fehlt, zurückgeſetzt, und Andre, dadurch allein, mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, ohne Wiſſenſchaft und Arbeitſamkeit ihr Glück machen ſieht: ſo wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches ſie zu ernſthaften Bemühungen antreiben ſollte, wird geſchwächt; und die feine, artige, modiſche Welt wird, eben durch das, was ſie in allen dieſen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menſchen beſtimmt, unvollkommner und ſchlechter.

Kein Stand aber iſt, dem der Hang zum Modiſchen ſo ſehr ſchadet, und bey welchem dieſer Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menſchen ſo gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerſtand.

Die Galanterie, in den Moden ſowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel: wo ererbter Reichthum und ererbte Würde mit Muße und dem Triebe nach Vergnügen zuſammenkommen. Hier kann ſie ſich am geſchmackvollſten ausbilden, weil die vorzüglichſten Muſter, die beſten Producte der Kunſt und des Fleißes dieſer Claſſe von Menſchen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am erſten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zuſammenhangs derſelben, geſchwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beſchäftigung damit weniger Uibel anrichten und weniger Gutes ſtören, theils weil ſie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und Zeit koſtet, theils weil ſie dieſelben ſchon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beſchäftigt vorfindet, zwey Gegenſtände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andre vielen Umgang mit Menſchen erfordert. Der höhere Bürgerſtand, welcher jener oberen Claſſe nahe genug iſt, um ihren Staat und Putz ſowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und deſſen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, iſt doch in einer viel ungünſtigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben ſo wenigen Inconvenienzen, zu gelangen.

Er iſt auf der einen Seite nicht ſo leicht im Stande, ſich von allem, was modiſch und galant, was in jeder Sache die neuſte Erfindung und die anſtändigſte Sitte ſey, zu unterrichten. Er ſieht nicht ſo gute Muſter, ſieht ſie nicht ſo beſtändig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menſchen vom Anſtande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Induſtrie vorgehen, nicht ſo geſchwind kennen. Es ſind alſo gemeiniglich bey ſeiner Einrichtung Lücken, es ſind in ſeinen Sitten Widerſprüche. Die verſchiedenen Theile ſeiner Haushaltung, ſo wie die Gewohnheiten ſeiner Etiquette, paſſen ſelten vollkommen zu einander. Seine und der Seinigen Kleider ſind vielleicht prächtig und ausgeſucht modern, und ſeine Wohnung iſt gemein und altväteriſch ausgeziert: oder ſeine Zimmer ſind glänzend, und ſein Tiſch iſt bürgerlich; oder die Tafel iſt mit einem läſtigen Uiberfluße beſetzt, und die Gäſte werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erſt nach und nach kennen; ſo wie ſein wachſender Reichthum ihn in den Stand ſetzt, mehr zu kaufen, oder ſeine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu ſehen. Eben ſo ſtufenweiſe alſo ſtaffirt er ſich und ſeine Haushaltung aus. Faſt immer bleiben daher noch Spuren des erſten Zuſtandes, von dem er ausgegangen iſt, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme miſcht ſich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der ſchon in einem üppigen und auf modiſchem Fuße lebenden Hauſe geboren und erzogen iſt. — So ſind auch oft die Ausdrücke ſeiner Politeſſe. Er iſt vielleicht pedantiſch genau in Beobachtung gewiſſer Regeln guter Lebensart, und überſieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falſch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anſpruch darauf macht, genau modiſch zu ſeyn: ſobald iſt die größere Schwierigkeit, welche ſie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die ſie darauf wendet, für ſie eben ſo wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlaßung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und geſellſchaftliches Vergnügen geſtört, indem ſie, bey der größten Aufmerkſamkeit auf die Beobachtung des Anſtändigen und des Uiblichen, ſich doch alle Augenblicke in Gefahr ſieht, dasſelbe zu verfehlen: oder, wenn ſie allen Roſt des Alterthums und des bürgerlichen Weſens von ſich abreiben, und ſich durchaus und gänzlich moderniſiren will, ſo wird ſie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlaſſet, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kömmt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße genug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Uiberdieß geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen gewiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sitten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Geſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkommen artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht ſein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch ſein Vermögen nicht verſchwendet, ſo bildet er doch ſelten ſeinen Geiſt auch nur ſo gut aus, als Uippigkeit und geſellſchaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwiſchen Arbeit und Geſellſchaft ſeine Zeit theilen, oder er muß ſich gefallen laſſen, auch mit ſchlechten und ſittenloſen Menſchen umzugehen. Seine Claſſe biethet nicht gnug wohlhabende und wohlerzogne Müſſiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Geſellſchaft auszumachen. Will er alſo immer unter modiſchen Zerſtreuungen leben: ſo muß er auch die Unbeſonnenen, die Verſchwender, die Liederlichen ſeines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in ſeinen Umgang ziehn. — Und ſo verſchlimmert er ſein Inneres, ſeinen Kopf und ſein Herz, indem er ſein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und modiſcher Zierrathen, und aus der auf den Beſitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menſchen, iſt die Liebe zum Gelde und die Hochſchätzung des Reichthums.

Wenn der Wünſche viele ſind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn dieſe oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben ſo wohl den Weg zur Achtung und zum Anſehn, als den zum ſinnlichen Genuſſe bahnt: ſo muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmſte Mittel zur Glückſeligkeit, und als die ſolideſte Baſis der Ehre anzuſehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, welche zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man deſſelben viel beſitzt, kann man ſich ſo gar den Geſchmack gewiſſermaßen erkaufen, indem man entweder die Künſtler und Kenner bezahlt, die uns denſelben lehren, — oder indem man ſo vielmahl ſeine Einrichtung verändert, und ſo manngifaltige Sachen anſchafft, bis man durch die immerwährende Vergleichung auch endlich ſein Urtheil berichtiget. — Modiſcher Luxus iſt es hauptſächlich, der den Reichthum gleichſam ſichtbar macht, und ihn aus den Käſten ſeines Beſitzers vor die Augen des Publikums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, ſich Anſehn zu verſchaffen. Die Bewegungsgründe ſind alſo alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Urſprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde Statt findet, welche ſich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verſchaffen wiſſen, und weder in ihren Erfindungen noch in ihrem Geſchmacke Fortſchritte machen. So unverändert das Türkiſche Coſtume, ſo wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, ſo einfach und abwechſelungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung iſt: ſo gehören demungeachtet Geiz und Gewinnſucht unter die Charakterzüge dieſer Nation. Selbſt der Tartar, in deſſen Gezelte, außer ſeinem Pferdeſchmucke und ſeinen Waffen, wenig andre Dinge des Bedürfniſſes oder der Pracht Platz finden, iſt deswegen nicht ohne Begierde, Geld zu ſammeln: und wenn er es nicht zu brauchen weiß, ſo vergräbt er es, und iſt mit dem bloßen Bewußtſeyn eines andern Menſchen verborgnen und ihm unnützen Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält ſich die Sache ſo: daß die Begierde nach Eigenthum einer der älteſten und der natürlichſten Triebe des menſchlichen Herzens iſt, der ſich zuerſt bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieſer Habſucht des rohen uncultivirten Menſchen macht die Entdeckung neuer Bedürfniſſe gleichſam eine Diverſion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenſtände gerichtet, und verliert alſo etwas von ihrer erſten Heftigkeit, die ihr eigen war, da ſie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur gibt es einen Zeitpunct, wo die Menſchen an Kunſt, Schönheit und dem Anſtändigen Geſchmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart ſind; — wo ſie den geſelligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verſchmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüſſen zuſammenſetzen. — In dieſer glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben ſcheinen, iſt der Umgang der Menſchen mit einander der freyſte und traulichſte, und der Genuß des geſelligen Lebens am reinſten. Die Menſchen geſellen ſich dann zuſammen nach den Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen ihren Charakteren oder den Gegenſtänden ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geiſt wird unter ihnen, durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und geſellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und ſeelenloſen

Geſchäfte des Geldſparens und Gelderwerbs: und wird doch noch nicht, durch eben dieſen Ehrgeiz und eben dieſe Geſelligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dieß letztere geſchieht am Ende der verſchiednen Perioden der Cultur, wenn während derſelben ſich der Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geſchmack aufs äußerſte verfeinert worden iſt, nach welchem Verhältniſſe dann auch die Moden häufiger abwechſeln und ihre Herrſchaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menſchen nicht anders zum Umgange ſich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen ſchimmert. Der, welcher ſeiner Haushaltung dieſen Glanz nicht geben kann, hält ſich ſelbſt der Vertraulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben ſind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurückgeſtoßen. Gleichviel eingebildete und erkünſtelte Bedürfniſſe, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das iſt das Band, welches die Menſchen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen abſondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menſchen den Eintritt in die beſte Geſellſchaft ſeines Wohnorts verſchafft, hängt, unter dieſen Umſtänden, guten Theils von der modiſchen Eleganz und Artigkeit ſeines Aeußern und ſeiner Haushaltung ab. Und da dieſe nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande iſt, erlangt werden kann, von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: ſo erwacht nun die Begierde reich zu ſeyn, von neuem in aller Herzen, ſelbſt in den Herzen derer, welche den gebildetſten Verſtand haben, und die Gegenſtände geiſtiger Unterhaltung am beſten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menſchen ihre Thätigkeit an; die Begierde nach Gelde ſcheint unglücklicher Weiſe eine der letzten Leidenſchaften zu ſeyn, in die ſich alle andern auflöſen.

Noch iſt unter den oben angegebnen Puncten der Unterſuchung der letzte zurück, — die Beſtimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Perſonen in Abſicht der Moden vorſchreibt.

Zwar, Nationen in irgend einer Sache, und vornähmlich in dieſer, Regeln zu geben, iſt vergebliche Mühe. Es iſt keine, in welcher die Entſcheidung ſo ganz demokratiſch geſchähe, und ſo wenig durch die Vorſtellungen einzelner Perſonen gelenkt werden könnte. In keiner kömmt es ſo ſehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andre, entſtanden: ſo richtet ſich auch der Geſchmack an denſelben, und die Leidenſchaft, mit welcher ſie geſucht werden, nach Geſetzen des Anſtandes, in welchen die Meinungen und Geſinnungen dieſer mit einander correſpondirenden Nationen ſich gleichſam vereinigen. Das Geſetzbuch der Mode iſt, wie das der Ehre, ein allgemeines Geſetz für ganz Europa: und muß, wenn es Verbeſſerungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen, die man in einem Lande allein zu machen verſucht, indeß die andern dem alten Syſteme ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange beſtehn.

Der Moraliſt kann alſo nur ſagen, welcher Charakter, nach ſeiner Meinung, einer Nation zu wünſchen wäre. Er kann ſich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe, mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden beſitze, — welches in allem, was wahre Bedürfniſſe, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft, neue und beſſere Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit, ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anſtändige der äußern Sitten, mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachten, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde: — und daß endlich dieſer letztre, weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um dieſes Ideal realiſiren zu helfen? Nichts, als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurückzugehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben, hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für ſich, das Ziel der Vollkommenheit aufſuchen, und darnach hinſtreben.

Die bekannteſte, und in der That die nothwendigſte Regel für dieſe, in Abſicht der Moden iſt, nicht zu langſam und nicht zu ſchnell den Abwechſelungen derſelben zu folgen; — weder durch Alterthum, noch durch Neuheit, ſich in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben ſo ſehr einen Geiſt der Kleinigkeiten, ein Verdienſt in den Widerſtand zu ſetzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Uiblichen der Kleidung oder des Betragens thut, als ſich mit der ſchnellen Nachahmung derſelben zu brüſten. Iſt es Eigenſinn oder Nachläßigkeit, welche unſern Putz und unſere Sitten altvätriſch macht: ſo vergibt dieß die Geſellſchaft noch weniger, weil ſie immer Aufmerkſamkeit auf ſich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geſchmack und ihre Entſcheidungen fordert.

Es gibt nach meiner Beobachtung hierin einen dreyfachen Abweg, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erſte iſt eine eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entſteht entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel der Aufmerkſamkeit. Nachdem die Quelle iſt, aus welcher das altmodiſche Weſen entſteht, nachdem ſind auch die Modificationen deſſelben.

1) Das neueſte in den Moden iſt nicht allemahl das Schönſte. Aber in einem Zeitalter, das in der Cultur allgemeine Fortſchritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den all-

gemeinen Beyfall, den ſie erhalten, modiſch werden, wirklich vom Schlechtern zum Beſſern über. Unſre Kleidung iſt in vielen Stücken bequemer geworden, als die unſrer Vorfahren; unſre Meubeln haben ſich den reinen und eleganten Formen der Natur, und des Antiken mehr genähert. Mitten unter dieſe hat die Phantaſie und die Neuerungsſucht, von Zeit zu Zeit, abenteuerliche, ausſchweifende, und unnatürliche Moden gemiſcht, die aber gemeiniglich unter den übrigen die flüchtigſten ſind, und am ſchnellſten vorübergehn. Der geſetzte Mann von gutem Geſchmacke wird mit ſeinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er ſich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch ſein Beyſpiel zu verbreiten ſuchen, die gleichgiltigen, wenn ſie fortdauern, mitmachen, die abgeſchmackten unnachgeahmt vorübergehen laſſen, oder wenn ſie allgemein geworden ſind, ſie ſo weit mäßigen, daß er weder durch ſein abſtechendes Aeußre andern auffallend werde, noch ſich ſelbſt durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geſchmackloſe Menſch ſieht von allen dieſen Verbeſſerungen nichts, oder er findet wenigſtens daran kein ſo ſtarkes Vergnügen, daß ſeine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte iſt, — dadurch überwunden würde.

Er empfindet den Uibelſtand nicht, ſich von den Perſonen, mit welchen er zuſammenkömmt, auf eine auffallende Weiſe zu unterſcheiden. Dieſe Art von altväteriſchen Leuten ſind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben ſo weit zurück, als in ihrem Coſtume.

2) Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieſer Claſſe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meinung bey der Claſſe der Unzufriednen. Sie entfernen ſich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden iſt, gefällt, und weil ſie es einmahl für allemahl bey ſich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenoſſen Thoren ſind. Alte Leute finden ſich oft in dieſem Falle, und man vergibt es ihnen am leichteſten. Sie haben ſo viele Urſachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zuſtande vorzuziehn: daß man die kleine Teuſchung überſieht, nach welcher ſie die Verſchlimmerung, die nur in ihrer eigenen Natur vorgegangen iſt, in den Dingen und Menſchen außer ſich ſuchen. — Uiberdieß iſt auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geſchmack andrer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgeſprochen. Aber wenn grämliches Weſen und allgemeine Tadelſucht, dieſen letztern unmodiſch macht: ſo thut der Fehler des Charakters, welcher ſich dadurch offenbaret,

dem tadelſüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uibelſtand ſeines altfränkiſchen Aeußeren.

Es iſt ein Zeichen der Heiterkeit ſowohl, als der geſelligen Gemüthsart, wenn der Menſch geneigt iſt, in der Geſellſchaft, worin er ſich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorſchlagen, und woran ſie Vergnügen finden, wenn es auch ſeinem eignen Geſchmacke nicht vollkommen gemäß iſt. Auf gleiche Weiſe wird der Menſch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Urſache hat, ſich auch die Gewohnheiten derſelben leicht gefallen laſſen, und ſelbſt ſich mancher ihrer Phantaſien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3) Entſteht das altfränkiſche Weſen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die Anſchaffung der neuen modiſchen Sachen erfordert, ſo hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht ſo mißfällig, aber verächtlicher iſt. Um dieſen Urſprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menſchen wiſſen, und ſeine ganze übrige Aufführung mit dieſem Theile derſelben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunſtfleiß zu unterſtützen, indem er ſeine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf ſich zieht, iſt auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, ſich nach dem Geſchmacke derſelben zu richten. Wenn

wir in den Häuſern der Perſonen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite die Spuren von Stolz und Eitelkeit ſehen, — von der andern aber, einen altmodiſchen Geſchmack finden: ſo können wir keck glauben, nicht, daß dieſe Menſchen über die Kleinheit der modiſchen Galanterie erhaben ſind, ſondern daß ſie von einer noch ſtärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit iſt, beherrſcht werden. Der, welcher mit Anſtand altmodiſch ſeyn will, muß ſich im Ganzen gleichgiltiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geſchmacke des Zeitalters gemäße Auszierung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vernachläßiget, muß durch die anderweitige wohlthätige oder nützliche Anwendung ſeiner Reichthümer, durch wichtige Beſchäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, dieſen Uibelſtand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und ſich dem allgemeinen Geſchmacke, ſo wie den gewöhnlichen Anforderungen der Geſellſchaft, in der er lebt, gemäß bezeugen, wenn er irgend etwas darin gelten ſoll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienſte nützlich iſt, muß wenigſtens ſein Geld und ſeinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Induſtrie, durch einen geſchmackvollen Luxus widmen.

4) Es gibt endlich Leute, die ſich ſonderbar

kleiden, und in ihrem Anſtande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die ſtillſchweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenoſſen zur Regel geworden iſt, — weil ſie dieſe Conventionen gar nicht wiſſen, — weil ſie auf das Aeußere der Menſchen, unter denen ſie leben, ſo wenig Achtung geben, daß ſie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derſelben leben von der Welt ſo entfernt, und ſind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl, auf einen ſo kleinen Kreis von Geſellſchaft eingeſchränkt, daß ſie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Urſache finden, es ſich Geld oder Mühe koſten zu laſſen, um dieſelben anzunehmen. Andre ſind mit ihrem Geiſte auch von *den* Dingen und Menſchen abweſend, von welchen ſie umgeben ſind: oder werden wenigſtens von ihrem *ſinnlichen* Anblicke wenig gerührt. Entweder hat ſich irgend ein intereſſantes Studium ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich bemächtigt, und ſie für jeden Gegenſtand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es iſt bloße Zerſtreuung, welche ſie hindert, auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zuſtand, der immer eine gewiſſe Schwäche des Geiſtes verräth. Alle dieſe Menſchen, die nicht wiſſen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen iſt, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger ſie leben, und jemehr der Zeitraum anwächſt, den ſie ſo abweſend, dem Körper oder dem Geiſte nach, von der menſchlichen Geſellſchaft zubringen: deſto weiter wird der Abſtand, der ſich am Ende desſelben zwiſchen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwiſchen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art ſich zu kleiden, zu wohnen, und ſich zu betragen findet. Aus welcher Urſache auch dieſe Unwiſſenheit des Üblichen und des Modiſchen entſtehe: ſo iſt ſie doch immer dem Menſchen nachtheilig. Sie ſey ein Unglück oder ein Fehler: ſo ſtört ſie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menſchen mit ſeinen Zeitgenoſſen, in deren Umgange er doch allein ſein Vergnügen, oder die Gelegenheit Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungeſellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über ſein Aeußeres ein nachtheiliges gefällt wird: ſo wird er durch die Unruhe, welche ihm dieſes verurſacht, gehindert, ſeine übrigen guten Eigenſchaften zu ſeinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtloſe Bemühungen an, ſich nach den Meinungen und Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und wird abgeſchmackt und affectirt, weil er zu ſpät artig zu werden ſucht. Oder ergreift er die Partey, das ſelbſt zu tadeln und als lächerlich darzuſtellen, wovon er abgewichen iſt: ſo iſt er in Gefahr, der Geſellſchaft, welche er doch niemahls bekehrt, noch überdieß läſtig zu werden, da er ihr ſonſt nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man in vorigen Zeiten den Fehler vorzüglich Schuld geben, daß ſie ihr Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen ſich auszeichneten. Dieß wird immer der Fall ſeyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenſtände geht, welche die übrigen Stände beſchäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geſchäftsleute gar keinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weiſe von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Und in ſeiner Studierſtube, oder in dem engen Kreiſe ſeiner Zunftgenoſſen, kann er nicht anders als altfränkiſch und unmodiſch werden. Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſich heut zu Tage in Europa ſehr geändert. Der Geſchmack an Kenntniſſen iſt allgemeiner geworden: und die Wiſſenſchaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktiſchen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwiſchen der Gelehrſamkeit und den Geſchäften iſt jetzt größer als jemahls; alſo auch die zwiſchen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert ſich alſo auch die altmodiſche Tracht und das linkiſche Weſen der erſten.

Es iſt gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die ſich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlſtandes ſich ſeltſam betragen, zuweilen Leute von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerkſamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüſſen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne ſchwächt, und ſie deßwegen ſowohl unachtſamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgiltiger in Abſicht ihrer eignen macht. Theils iſt mit der Originalität des Genies nicht ſelten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweiſe verbunden. Der, welcher in ſich natürliche Eigenſchaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, ſpricht ſich leicht von der Aufmerkſamkeit und der Mühe los, welche es koſtet, andern durch die Befolgung ihres Geſchmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher ſcheint es, daß, wer mit ſeinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in ſeiner Einbildungskraft ganz neue Geſtalten der Dinge zuſammenſetzt, auch in ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in ſeinem Coſtume und in ſeiner Aufführung von dem Uiblichen abweiche. Ein Geiſt, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrſchenden Mode an: mit größern Kräften hingegen iſt auch eine beſtimmtere Form und Richtung derſelben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Geſellſchaft und die Nachahmung geben ſoll, weniger möglich wird.

Es gibt daher ſehr ſchätzbare Menſchen in altfränkiſcher und geſchmackloſer Kleidung; vortreffliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachläßigten Haarputze: und Geiſt und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt ſeyn, deren ſein Zeitalter ihm fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlſtandes, nach denen er ſich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten ſind. — Aber es würde ſehr irrig ſeyn, aus der Vernachläßigung der Moden und Sitten der Zeit, auf jene höhern Geiſteskräfte zu ſchließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verſtande oder großer Einbildungskraft auch etwas ſo eigenthümliches verbinden, daß ſie dadurch zur Erfindung des Neuen geſchickt, aber zugleich zur Nachahmung des Uiblichen unfähig werden, ſind überhaupt ſelten. Auch unter den Genies gibt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer Kleidung und in ihrem Decorum ſind; — welche in den Werken ihrer Kunſt, oder in der Betreibung ihrer Geſchäfte ſich über die übrigen Menſchen erheben, und in ihrem alltäglichen und geſelligen Leben ſich denſelben völlig gleichſtellen. Die Leute hingegen von bloß geſunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, ſind, eben durch ihren Verſtand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorſchreibt, ſowohl geſchickter als aufgelegter. Dieſe Claſſe — die ſchätzbarſte und unentbehrlichſte von allen, — findet man alſo am erſten unter einem Aeußern, welches ſich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menſchen hingegen, welche, auf eine auffallende Weiſe, ſich von der Geſellſchaft, in welcher ſie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterſcheiden, zeigt ſich eben ſo abgeſchmackt in ſeinen Reden, und eben ſo widerſinnig bey ſeinen Unternehmungen, als ſeine Kleidung oder das Ameublement ſeiner Zimmer gotiſch, und als ſein Wohlſtand veraltert iſt. Sey es Mangel des Beobachtungsgeiſtes, ſey es Eigenſinn und Steifheit des Charakters: dieſelbe Miſchung intellectueller und moraliſcher Mängel, die ſie ſo unfähig macht, das Syſtem modiſcher Sitten zu lernen, und das Gute, welches in der Uibereinſtimmung mit ihren Nebenmenſchen liegt, zu ſchätzen, — eben dieſe Miſchung hindert ſie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen mit ſich ſelbſt, oder mit den Regeln der gemeinen Menſchenvernunft zuſammenzuſtimmen.

Der zweyte Abweg in Abſicht der Moden iſt, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es gibt Perſonen, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Geſellſchaft ſtehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders geſteckt ſey, als es die ſtrengſte Mode erfordert; — Perſonen, die ſich ſo ſehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu ſpät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, ſich mit ſeinen Operationen zu verſpäten, und ſich vom Feinde, in Beſetzung eines vortheilhaften Poſtens, zuvorkommen zu laſſen.

Eine Folge davon iſt, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieſer modiſchen Schönen durch den Gegenſtand völlig erſchöpft wird, welcher ihren Ehrgeiz ſo ſehr in Bewegung ſetzt. Ihre unaufhörliche Nachforſchung geht darauf, zu erfahren, was Mode ſey: und ihr vornehmſtes Geſchäfte iſt es, das, was ſie in dieſer Abſicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn ſie in Geſellſchaft ſind: und mit dieſem füllen ſie ihre einſamen Stunden aus. Sie ſind immer in Berathſchlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Geſpielinnen, oder mit ihrem Schneider und Galanteriehändler. Das Studium der Mode iſt weitläuftig und ſchwer, wenn es dieſer eigenſinnigen und veränderlichen Führerin auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorſchriften, bis auf ihre flüchtigſten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiſte, der ohne Nachlaß mit dieſen Kleinigkeiten angefüllt iſt, Raum zu dem Wichtigen übrig bleiben; — es ſey zu den Gegenſtänden der Erkenntniß, welche ihn ſelbſt zieren und anbauen ſollen, es ſey zu den Geſchäften des Lebens, welche ſeine Pflichten ausmachen? — Und wie iſt es möglich, daß nicht der ganze Maßſtab, nach welchem der Menſch den Werth der Dinge beſtimmt, verfälſcht, und alſo ſeine Urtheilskraft mit ſeinem Geſchmacke zugleich verdorben werde, wenn er ſich gewöhnt, das Außerweſentlichſte und Willkürlichſte in den Auszierungen ſeiner Perſon und ſeiner Sachen, für etwas unentbehrliches und geſetzliches zu halten.

Es iſt ein wirkliches Verdienſt für ein Frauenzimmer, ſich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur ſich mit dieſem Geſchlecht vorgeſetzt hat, gehört, daß es gefallen ſoll, ſo iſt jede Bemühung, die es anwendet, ſich wirklich zu verſchönern, ſeiner Beſtimmung gemäß. Und es iſt allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. Aber worin beſteht dieſes Verdienſt? Eben darin, daß ſie in dieſer Wahl ihren Verſtand und ihren guten Geſchmack zeigen; — nicht darin, daß ſie die Moden, — ſondern darin, daß ſie ſich ſelbſt kennen; daß ſie wiſſen, was ihnen wohl, und was ihnen übel ſteht; daß ſie Formen und Farben der

Kleider nach ihrem Geſichte, nach ihrem Wuchſe, auch ihrem Alter und ihren Umſtänden gemäß, wählen; daß ſie ihre natürlichen Mängel geſchickt zu verbergen, ihre ſchönſten Theile ans Licht zu bringen wiſſen, ohne Affectation zu verrathen; — daß ſie mit einem Wort ihrer Natur treu bleiben oder derſelben zu Hülfe kommen, indeß ſie doch von dem Üblichen auf keine auffallende Weiſe abweichen. — Dieſes Verdienſt nun kann ſich kein Frauenzimmer erwerben, welches ſtrenge der Mode folgt. Ihm iſt alles pünctlich vorgeſchrieben. Alles was die Vornehmſten oder die Galanteſten ſeines Geſchlechts tragen, iſt ein Geſetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunſtaltet oder verſchönert werden. Die Modethörin urtheilt nicht über ihren Putz, ſie wählt nicht: ſie äfft nur nach. Sie ſchmückt ſich nicht ſelbſt, — ſie übergibt ſich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, ſie auszuſtaffiren.

Doch dieſe eigne Wahl ſeines Anzugs, welche einem Frauenzimmer ſehr rühmlich iſt, wenn es unter mehrern üblichen Trachten die ihm angemeſſenſte ausſucht; wenn es, ohne nach dem Neueſten zu haſchen, bey dem an ſich ſchönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längſten aushält, und am ſchnellſten wieder zu demſelben zurückkehrt; wenn es weiß, ſich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügſten und beſten ihres Geſchlechts ähnlich erſcheint, indeß es doch keine knechtiſche Nachahmung verräth: dieſe Wahl, ſage ich, grenzt an einen Fehler, der eben ſo, wie die bisher geſchilderten, zu vermeiden iſt. Er iſt von den drey Abwegen, die ich oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkiſche Sonderling das Coſtume der Vorwelt eigenſinnig und geſchmacklos beybehält, — der Modethor ſein Verdienſt in der pünctlichen Gleichförmigkeit ſeines Aeußern mit den neueſten Modellen der Galanterie ſetzt: ſucht eine dritte Claſſe, der es mehr darum zu thun iſt, die Augen auf ſich zu ziehn, als zu gefallen, und die nur Aufſehn machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Claſſe von andern copirt, ſelbſt zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzuſtellen. Das ſind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodiſchen. Sie weichen auch von allem Uiblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben ſie die Moden auf eine ausſchweifende Weiſe, und die ihnen nur allein eigen iſt: oder ſie ſelbſt ſetzen Farben und Formen der Dinge zuſammen, wie ſie vor ihnen noch niemand ſah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann ſolche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausſchweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erſcheint: ſo läßt die große Welt es ſich gefallen, und der Pöbel ſtaunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armſeligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen

Vermögens, ſich mit ſolchen ſelbſt erfundnen, und ausſchweifenden Moden verbinden: ſo iſt die kahle, nackte Abgeſchmacktheit der letztern ſo ſichtbar, daß die Perſon, welche ſie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehn kann.

Für einen Mann iſt es durchaus unſchicklich, ſich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum thut alles Ausſchweifende und Außerordentliche in der Kleidung und in dem Betragen deßwegen mehr Schaden, weil es von dem weiblichen Charakter unentbehrlichſten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine ſolche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts beſſeres zu thun hat; daß ſeine Aufmerkſamkeit auf eben ſo unwichtige Gegenſtände gerichtet iſt, als ſein Ehrgeitz; — daß er ſehr wünſcht, bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften oder ſeinen Rang in der Geſellſchaft es zu erhalten. Wenn ſeine neuen Erfindungen, wie dieß gemeiniglich der Fall iſt, noch dazu auf eine widerſinnige Art zuſammengeſetzt, ſeltſam in der Form, und grell in den Farben ſind: ſo veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über ſeinen Geſchmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches ſich von ſeines Gleichen durch einen ſeltſam erfundnen und ihm eignen Putz auszeichnet, erregt gegen ſich entweder den Argwohn der Cokellerie, da man doch Sittſamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgiltigkeit gegen die Urtheile des Publicums

cums, die man dieſem Geſchlechte weit weniger als dem unſrigen verzeiht. Das Weib ſoll ſich nicht bemühn, Aufſehn zu machen, und der Mann ſoll es nur durch die Werke ſeines Verſtandes oder ſeines Fleißes erregen. Jenes ſoll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterſcheidende, ſuchen; dieſer ſoll ſich nur durch wichtige und perſönliche Eigenſchaften auszeichnen.

Doch findet ſich nicht immer durch die Erfahrung beſtätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen ſollte, daß nur ſchwache Köpfe, und Leute ohne Verſtand, dieſen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausſchweifender Moden zu ſeyn. Es vereinigen ſich im menſchlichen Charakter oft die widerſprechendſten Züge. Die Thorheit mancher Menſchen iſt, wie der wirkliche Wahnſitz andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenſtände eingeſchränkt. Sie reden und handeln klug, in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens: aber in einem einzigen Puncte betragen ſie ſich wie Kinder, oder wie Schwachſinnige.

Bey dieſer Art Thoren, von der ich hier rede, iſt es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Ausſchweifungen veranlaßt. Sie haben die Grenze zwiſchen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen: und, was, ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer erſten Jugendjahre geweſen war, iſt unvermerkt die Beſchäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am beſten dabey zu fahren, wenn ſie zuerſt durch etwas Narrheit die Augen andrer auf ſich ziehn, und dann ſich den Gaffern als geſcheite Leute zeigen. Indeſſen iſt es mit einer Vernunft, die ſich nicht auf die geſammte Aufführung erſtreckt, immer eine mißliche Sache. Eine ſolche einzelne Thorheit iſt, wie ein böſer Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Geſundheit des Ganzen beſtehen kann, aber doch immer dieſelbe bedroht, und gegen ſie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus dieſem allem iſt folgender. Der Erfindungsgeiſt, wenn der Himmel einen Menſchen damit begabt hat, ſoll nur auf das gerichtet ſeyn, was entweder ſein Beruf von ihm fordert, oder was an ſich groß und gut iſt: in allem was klein iſt, oder was für ihn zu Nebenſachen gehört, iſt die Nachahmung am rechten Orte. Beſonders wenn der Endzweck dieſer Nebenſachen iſt, ſich auszuzieren, ſo muß man, da man ſich nur für andre putzt, auch den Geſchmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denſelben durch jede auffallende Verſchiedenheit, ſie beſtehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andre es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menſchen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgeführten erſten Regel iſt alſo, zwiſchen alten und neuen Moden die Mittelſtraße zu halten. — Nach ihr iſt keine wichtiger als dieſe, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überſchreite.

Derjenige, welcher ſich hervorzudrängen ſucht, und darnach ſtrebt, höheren Claſſen der Geſellſchaft, als in der er geboren iſt, näher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwäche der menſchlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im höhern Stande, durchaus und im Ganzen, mehr Glückſeligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden ſey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen ſtrebt, wo er Vorzüge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige iſt ein Thor, welcher dieſen Uibergang aus einer niedrigern Claſſe in eine höhere durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieſer letztern ſich zu erleichtern einbildet. — Er verräth dadurch erſtlich zu ſehr ſeine Begierde. Und ſobald dieſe offenbar wird, ſo widerſetzen ſich derſelben alle: ſeines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Geſellſchaft, ſind Veränderungen der Meinung der Menſchen von uns. Und dieſe müſſen nach und nach erſchlichen, oder ſie müſſen durch Verdienſte erworben, aber ſie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unſre perſönlichen Vorzüge müſſen uns den Weg bahnen: und wir müſſen die Gelegenheiten brauchen. Aber ſeine Anſprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieſelben durchzuſetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern iſt es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben ſowohl, wenn man ſich über ſeinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an ſich trägt, als wenn man ſich einen vornehmen Nahmen gibt. Man kann in beyden Fällen nur die Abſicht haben, Unbekannten eine falſche Idee von ſich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich ſelbſt, ein ſolches Beſtreben ſey, leuchtet ein.

Was die geſellſchaftlichen Gewohnheiten, was insbeſondre die Formen der Höflichkeit und des guten Anſtandes betrifft: ſo muß derjenige, welcher zur guten Geſellſchaft gehören, oder von ihr zugelaſſen werden will, auch die Sitten der höchſten Claſſe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar iſt, daß, im Ganzen, der Wohlſtand dieſer Claſſe der beſte, ihre Gewohnheiten am vernünftigſten ausgedacht, ihre Sitten dem geſelligen Vergnügen am meiſten angemeſſen ſind: ſo iſt es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande ſehr natürlich, ſie vorzuziehn, und ſehr erlaubt, ſie ſelbſt nachzuahmen. Indeſſen muß er ſich wohl hüthen: dieſelben in alle Geſellſchaften mitzubringen. Es iſt ein beſondrer Vorzug, wenn ein Menſch Biegſamkeit genug hat, ſich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu ſchicken; — Aufmerkſamkeit genug, um dieſe Verſchiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Geſellſchaft, in welcher er iſt, um ſich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dieß ſcheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im beſten Verſtande des Wortes, — zu ſeyn: wenigſtens iſt es die einzige, welche von ihm ſtudiert ſeyn will, bey der er denken muß; und auf die alſo ſein Geiſt und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechaniſche Nachmachen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf geſehen hat, wenn ſie auch die vortrefflichſten wären, kann keine große Tugend ſeyn, ſo wie es keine großen Talente fordert. Daß alſo ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an ſich trägt, das gibt von der Beſchaffenheit ſeines Innern, worauf es doch beym Fürſten und beym Bettler zuletzt ankömmt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienſt iſt bey dem Menſchen von geringerem Herkommen, und einem ſeltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darin ſchicklichen Wohlſtand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad ſowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menſchlicher Empfindung anzeigt, iſt, wenn man ſich in gleichgiltigen und willkürlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Claſſe durch ihre eigne Conventionen ausgemacht ſind, den Perſonen, unter denen man iſt, gleichſtellt, und verſchiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anſtändige, edle und natürliche Art zu ſpielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon abſondert, — und dem Adel durch adliche Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch einige zerſtreute Anmerkungen über die ganze Materie, welche in den verſchiedenen Abtheilungen der vorhergehenden Abhandlung nicht ihren bequemen Platz fanden, ſey es mir erlaubt, am Ende derſelben hinzuzuſetzen.

Die erſte betrifft die modiſchen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derſelben iſt, dünkt mich, nach folgendem Maßſtabe zu beſtimmen: „je weniger ſie künſtlich und zuſammengeſetzt, und je angemeſſener ſie zugleich dem Zwecke ſind, die geſellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger ſie die Freyheit einſchränken, und je mehr ſie doch Geſelligkeit und geſellige Tugenden ausdrücken, deſto vollkommner ſind ſie.“

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey ſeyn, wenn er angenehm ſeyn ſoll: weil nur bey der Freyheit der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte Statt findet; und weil insbeſondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes geſellſchaftlichen Vergnügens ausmachen müſſen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig ſeyn. Das heißt erſtlich, er muß alles vermeiden, was durch ſeinen ſinnlichen Eindruck, oder durch ſeine Nebenidee anſtößig iſt, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (ſey es aus welcher Urſache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nöthig iſt, welche die Glieder der Geſellſchaft gegen einander hegen ſollen. So viele verſchiedene Verhältniſſe es in der bürgerlichen Geſellſchaft gibt, ſo verſchiedne Pflichten eines Menſchen gegen den andern daraus erwachſen: ſo vielfach modificirt ſich auch dieſer Ausdruck. Um deſto zuſammengeſetzter wird alſo auch die Wort- und Geberdenſprache der Politeſſe. Aber eine gemeinſchaftliche Geſinnung muß durch alle die mannigfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchſchimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und geſetzliche Ungleichheit der Menſchen ſo vervielfältiget hat: das iſt die Geſinnung einer mäßigen Selbſtſchätzung, welche aus dem Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit entſteht; und die Geſinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Reſpecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechſelnden nnd zuſammengeſetzten Formen der Politeſſe diejenige Einheit, durch welche ſie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige iſt der artigſte

Mann, der in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienſte zu leiſten hat, am beſten mit dem zu vereinigen weiß, was er ſich ſelbſt als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig iſt, deren Glieder, troz aller zufälligen Unterſchiede, doch durch eine weſentliche Gleichheit und durch gemeinſchaftliche Rechte verbunden ſind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politeſſe iſt ſonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften vergleicht. Denn faſt durch gleich krumme Wendungen haben die Menſchen ſich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerſt ſind die Sitten roh. Der Menſch iſt natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er iſt unhöflich und ungefällig. Er iſt in ſeinen Complimenten lakoniſch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerkſamkeit und Achtung ermangeln.

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Weſen. Das Geſezbuch der Artigkeit wird ſehr complicirt. Alle Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, ſowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu reſpecſtren haben. Der Umgang wird ſteif, und das Weſen desſelben, das Geſpräch wird über der Form faſt vergeſſen.

Zuletzt vereinfachen ſich wieder dieſe Regeln; die Forderungen der verſchiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen ſich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern ſich von neuem der erſten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da ſie mit einem feinen Gefühl aller Verhältniſſe und aller Obliegenheiten des menſchlichen Lebens verbunden iſt, nun den Charakter der Eleganz bekömmt.

Dieſer ſchnelle Ubergang der Sitten von großer Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer ſehr prunkvollen und beſchwerlichen, würde, wie ich geſagt habe, mehr befremden, wenn wir nicht in der Succeſſion der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte des Menſchen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philoſophie folgt die äußerſte Subtilität faſt unmittelbar auf die Unwiſſenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichſten Fragen, auf die völlige Gleichgiltigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menſchlichen Handlungsarten geht das Natürliche erſt hinter dem Künſtlichen her, und das Schwere und Zuſammengeſetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So iſt es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen

Moden ausmachen, ſo in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der menſchliche Geiſt iſt wie eine elaſtiſche Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerſt in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, ſo treibt ſie den Menſchen allenthalben, mit unwillführlicher Gewalt, über ſein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichſam Herr von ſich ſelbſt, von ſeiner Thätigkeit und von ſeinen Bewegungen werde. Dann erſt mißt er ſeine Mittel gegen ſeine Zwecke ab: und nur dann lernt eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch ſchränkt er ſie alle in gewiſſe Grenzen ein, und macht ſie ſimpler, indem er ſie zugleich zweckmäßiger macht.

Es gibt eine Art Menſchen, die nicht ſo wohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur ſehr ſorgfältig ſind, die von ihnen einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das ſind die Leute, welche die Franzoſen tirés à quatre epingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen dieſen Dingen die Formen der neueſten Erfindung und des modernſten Geſchmacks zu geben; ſondern um nur das Ideal von Artigkeit und guten Ton zu erfüllen, welches ſie ſich ſelbſt gebildet haben. Wenn dieſes alte und im übrigen verſtändige Leute thun, ſo gefallen ſie gemeiniglich; — ſelbſt wenn einige Schwäche dabey ſichtbar wird. Man rechnet ihnen dieſe Aufmerkſamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienſt an, da ſie ſelbige in einem Alter und unter Umſtänden beweiſen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit ſuchen. Die meiſten talentvollen Menſchen ſind um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greiſe werden es nach und nach. Wenn alſo die Geſellſchaft, eines aus beyden Claſſen, von dieſer Regel abweichen, und ſich der Mühe unterziehn ſieht, welche eine pünctliche Eleganz, ſie ſey alt- oder neumodiſch, verlangt: ſo erkennt ſie dieſe ihr bewieſene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es iſt auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affectation, nettgeputzten alten Mann, und einen in ſeinem Hausweſen elegant eingerichteten Philoſophen zu ſehen.

Aber zu weit muß dieſe Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu ſichtbar muß wenigſtens dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſeyn: ſonſt verräth der Menſch entweder einen Geiſt der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die ſich weder mit wahren Verdienſten verträgt, noch dem Alter wohl anſteht. Reinlichkeit und guter Geſchmack ſind zwey Geſetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menſchen iſt, der in der Geſellſchaft gelitten werden will, das andre von großem Anſehn für den ſeyn muß, der von ihr aufgeſucht zu werden wünſcht. Aber die Vorſchriften derſelben ſind nicht genau beſtimmt, ſie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; ſie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen ſie eine ununterbrochne Aufmerkſamkeit nothwendig. Sie, ſchließen ſo gar nicht die gratam negligentiam aus, welche ſelbſt der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz gibt, — aber dem männlichen Ernſt und der männlichen Anmuth ſo vorzüglich angemeſſen iſt. — Wenn es, in Kunſtwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meiſters iſt, die Kunſt zu verbergen: ſo iſt es noch mehr nothwendig, in dem, was das edelſte Werk der Natur, den Menſchen, nur bekleiden und ſchmücken ſoll, die Zwangloſigkeit der Natur, und den Anſchein der Zufälligkeit, den ſie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anſtande, der Beobachtung allgemeiner, vorherbeſtimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich ſieht, es mögen Regeln ſeyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder ſolche, die wir ſelbſt uns vorgeſchrieben haben, iſt ohne Anmuth und Grazie, ſo ſchön oder ſo zweckmäßig es an ſich ſeyn mag: und nur das gefällt in dieſen kleinen Verſchönerungen der

Perſon oder des Betragens des Menſchen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Uiberlegungen, aber leichter und zwangloſer Uiberlegungen zu ſeyn ſcheint.

Die Modeſucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Gnüge thun kann, unterſtützt, hat etwas verführeriſch reitzendes: aber Modeſucht im armſeligen Gewande iſt äußerſt lächerlich. Das Neumodiſche muß durchaus auch neu und ſchön ſeyn, wenn es gefallen ſoll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe, dient nur dazu, deſſen Mängel mehr ins Licht zu ſetzen. — Dieſer Umſtand, verbunden mit vielen andern, macht alſo für die, durch die Unterſchiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten Rangordnungen der menſchlichen Geſellſchaft, einen ähnlichen Unterſchied ihrer Moral, auch in Abſicht der Moden, nothwendig. Es gibt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil, — wenigſtens nach der bisherigen Meinung der Menſchen, und bey dem Unverſtande des großen Haufens, — von dieſer Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Anſehns abhängt, mit welchem dieſe Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen Sicherheit, bekleidet ſeyn müſſen. Es ſammeln ſich ferner, in einem blühenden Lande, bey einzelnen Perſonen und Familien, ſo große Reichthümer, daß ſie ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für ſie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen vermöge des Ranges, welchen ſie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und faſt gebothen iſt, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den Stand geſetzt ſind, können ſowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechſelungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Induſtrie, ſo wie ſie aus den Werkſtätten des Künſtlers kömmt, annehmen und nutzen. Da ſie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: ſo erſcheint es, wenn es wirklich ſchön iſt, in ſeinem vortheilhafteſten Lichte: und ſelbſt das Thörichte und Ausſchweifende wird, bey dem Schimmer, der es umgibt, weniger anſtößig. — Der Reiche von minderem Range, der vermöge ſeiner Einkünfte, den Luxus der Vornehmſten mitmachen kann, aber, vermöge ſeiner Lage im bürgerlichen Leben, dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewiſſen Prunke nicht einmahl berechtigt iſt, wird eben den Grad der Mäßigung in Abſicht des Modiſchen beobachten müſſen, mit welcher er überhaupt die Pracht ſeiner Kleidung, die ſeiner Wohnung und ſeiner Equipage einzuſchränken verbunden iſt. Das prunkloſe Schöne hat fixere Regeln, und iſt wenigern Veränderungen unterworfen:

ſo wie hingegen das Neumodiſche, von Pracht entblößt, oft allen ſeinen Werth verliert, und für den Anblick eben ſo wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche Bequemes hat. Der Mann endlich, deſſen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig ſind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der Mode gehören, aus Pflicht ſowohl, als des guten Geſchmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als ſich um alle dieſe neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyſchaffung der dazu nöthigen Sachen zu ſorgen: nicht nur hält ihn eine weiſe Oekonomie ab, ſein mäßiges Einkommen auf das Uiberflüßige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfniße ſeiner ſelbſt und der Seinigen unbefriedigt ſind: ſondern auch ſelbſt die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn ſie bey ihm von Uiberlegung geleitet wird, weiſet ihn an, den Sachen ſeines Putzes und ſeiner Haushaltung, die er ſich nicht koſtbar an innerm Werthe anſchaffen kann, auch ein beſcheidnes äußeres Anſehn zu geben: wozu dieß mit gehört, daß ſie ſich nicht durch das Neumodiſche in Form und Farben unterſcheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe ſind, müſſen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen ſeyn, ſonſt fehlt es ihnen an derjenigen Uibereinſtimmung, welche das Weſen des Geſchmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande iſt, alles um ſich herum ſchön und glänzend zu machen, muß doppelt ſorgfältig ſeyn. Harmonie zwiſchen den verſchiednen Theilen ſeiner Haushaltung und ſeiner Lebensart hervorzubringen: — welches er am erſten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, alſo auch den Glanz der Neuheit an ſeinen Sachen zu vermeiden ſucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachläſſigung von ihnen abwiſcht.

Eine gewiſſe Nachſicht gegen die Thorheiten der Menſchen gehört unter die ſchätzbaren Eigenſchaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menſchen leben, der alles mit ihnen ſo genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er ſie thun ſieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Geſellſchaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine dieſe Nachſicht mehr, als die, welche die Menſchen begehn, um herrſchende Moden mitzumachen. Sie ſind deßwegen verzeihlicher, weil ſie weniger freywillig ſind. Ich gebe es zu, daß der Gehorſam, mit welchem ſich viele Perſonen der Mode unterwerfen, ſklaviſch iſt, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber ſich ihrer Herrſchaft ganz zu entziehn, iſt den meiſten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann alſo mit Recht das Ausſchweifende, welches ſich von Zeit zu Zeit in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Laſt legen, die mit denſelben ausgeſchmückt erſcheinen. Vielleicht mißbilligt ihr erſtes richtiges Gefühl, ſo wie das unſrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepauſkten Halskrauſen. Aber anfangs richteten ſie ſich, nur aus Gefälligkeit und Nachgeben, nach Gewohnheiten, die ſie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden ſahen. Endlich gewöhnte ſich ihr Auge daran; der Uibelſtand verſchwand, ſo wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntſchaft mit der Sache: und die Nebenidee der Artigkeit oder des Ranges aller der Perſonen, welche ſie einſtimmig in dieſen Anzügen erſcheinen ſahen, verband endlich, ſelbſt in ihren Augen, eine gewiſſe Annehmlichkeit oder Würde damit, die ſie dafür einnahm. Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche dieſe neuen Moden auf menſchliche Augen und Gemüther machen, nicht eben ſo ungehindert überlaſſen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unſre Entfernung von der Welt, unſer Geſchlecht, unſer Alter, uns die mißfälligen Moden nicht ſo oft als ſie ſehen läßt, vielweniger unſre Eitelkeit eben ſo rege macht, ſie nachzuahmen? In gleichen Umſtänden würden wir gerade ſo urtheilen, gerade ſo uns betragen, wie ſie.

Uiberdieß, da es in dem Weſen der Mode liegt, veränderlich zu ſeyn, und ſtäte Veränderungen nur möglich ſind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren ſie fähig iſt, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: ſo iſt es natürlich, daß, in dieſem ewigen Kreislaufe, das Unſchickliche zuweilen auf das Paſſende, und das Ausſchweifende und Uibertriebne auf das Angemeſſene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, iſt wider die Natur des Menſchen, wenigſtens des Menſchen in Zeitaltern der blühenden Induſtrie, und eines ausgebreiteten geſelligen Verkehrs. Der Wunſch nach Neuheit aber zerſtört eben ſo oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Cirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt ſich nun, welches fürs menſchliche Geſchlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit ſey: — ob dieſe Feſtigkeit des Urtheils und dieſe überwiegende Herrſchaft des guten Geſchmacks, welche machen würde, daß die Menſchen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn ſie es einmahl gefunden haben, feſt hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder dieſe raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes, welche ſie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer ſich, lüſtern macht, geſetzt auch, daß ſie von richtigern Ideen zu verkehrtern, und von ſchönern Formen zu häßlichern übergehen ſollten? — Auf dieſem letztern Wege ſind die Menſchen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, ſondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernten ſich immer, Periodenweiſe, von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den ſie ſchon erreicht zu haben ſchienen: aber auf ihrem Rücklaufe kommen ſie demſelben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln, durch alle Abenteuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangner Jahrhunderte bis auf unſre Zeit hindurchgegangen iſt, doch im Ganzen unſre Kleidung bequemer, und unſern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unſern Vorfahren geweſen iſt.

Gibt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menſchliche Geiſt, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müſſen. Wenigſtens, glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewigdauernden und unwandelbaren Moden erfunden ſeyn werden, noch weit ſpäter eintreten wird, als das, worin die Philoſophen ſich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphyſik und Moral vereinigen werden.

Ich ſchließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft iſt ein ehrwürdigerer Geſetzgeber, als die Gewohnheit: und die Einſicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Dieſe Vernunft lehrt mich aber, die großen und fortdauernden Verhältniſſe, in denen ich als Menſch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer, — ſtehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieſer Verhältniſſe obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die ſich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Geſellſchafter zu beobachten habe, vorziehn.

Alles aber, was die Mode regulirt, hat nur ſeinen Bezug auf das Gefallen in Geſellſchaft, und auf die Erleichterung und Vermehrung des geſellſchaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modiſchen Luxus einſchränkt, und uns in Befolgung der modiſchen Veränderungen Mäßigung vorſchreibt, hat ſeinen Bezug auf Tugend und Glückſeligkeit, und iſt zur Aufrechthaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings in unſerm Leben, die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß dieſe Gewohnheit ihre Rechte erſtrecken. Und auch die Sorgfalt, mit der man ſie beobachtet, muß nicht größere Anſtrengung, mehr Zeit, und mehr Aufwand koſten, als andre wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unſre Kräfte, unſre Tage, und unſer Vermögen zu widmen ſchuldig ſind, erlauben.

Endlich, da die Abſicht, warum wir Moden mitmachen, keine andre iſt, als weil wir zwiſchen uns und andern Menſchen die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günſtig iſt, zu erhalten wünſchen: ſo iſt klar, daß wir den Endzweck der Moden am beſten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigſten und geſetzteſten Perſonen unſers Geſchlechts richten. Da aber dieſe mit ihrem Innern, als dem Wichtigern, ſtets mehr, als mit dem Aeußern beſchäftigt ſind; ſo können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachläßigen.

III.

Uiber die Maxime Rochefaucaults: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe.

Die Maximen des Rochefaucault haben die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen zuerſt durch die Theorie, auf ſich gezogen, welche im Ganzen genommen, darin herrſcht. Die meinige iſt, bey ſeinem Werke, vorzüglich auf die feinen Beobachtungen über das geſellſchaftliche Leben gerichtet geweſen, welche in demſelben zerſtreuet ſind.

Jene Theorie, welche die Eigenliebe zum Triebwerke aller menſchlichen Handlungen, und die Tugend zu einer feinern Berechnung des Eigennutzes macht, war zu der Zeit, als Rochefaucault ſchrieb, noch neu genug, um Aufſehen zu erregen. Die Weltleute glaubten in ihm einen großen Aufſchluß über die Falſchheit der menſchlichen Tugenden zu finden, die ſie in der Ausübung immer ſchon angenommen hatten, und durch die ſie ihre eigne Gleißnerey ſowohl, als ihren beſtändigen Argwohn gegen andre rechtfertigen konnten. Die Moraliſten zogen aus ſeinem Werke, nach einigen damit vorgenommenen Veränderungen die Grundlage eines neuern

Syſtems, indem ſie die Selbſtliebe des Menſchen, die ihn nothwendig zum Mittelpuncte aller ſeiner Beſtrebungen macht, ebenfalls als Principium der Tugenden annahmen, und ſie nur von dem Eigennutze, der bloß die äußern Güter, Reichthum und Macht, ſucht; ſorgfältiger, als Rochefaucault, unterſchieden. Beyde vereinigten ſich, ihn als den größten Kenner des menſchlichen Herzens zu preiſen. Heute zu Tage iſt dieſer Grundſatz, daß bey allen menſchlichen Handlungen Eigennutz zum Grunde liege, — der in Rochefaucaults Maximen durch eine Menge ausgeſuchter Beyſpiele durchgeführt wird, — ſo oft aufgeſtellt, beſtritten, und von allen Seiten beleuchtet worden; man hat ſich ſo allgemein überzeugt, daß die Selbſtliebe, in einer gewiſſen Bedeutung des Worts, das Principium der menſchlichen Handlungen, und alſo auch ihrer Tugenden ſey, — weil dasjenige auf den Zuſtand des Menſchen einen Bezug haben muß, was ſeinen Willen in Bewegung ſetzen ſoll; — und man hat ſo allgemein anerkannt, daß auch der Eigennutz im engern Verſtande, der, welcher auf Geld oder Ehre geht, ſehr viele der glänzendſten und am meiſten geprieſenen Thaten der Menſchen hervorbringe: daß es einer moraliſchen Schrift kein großes Verdienſt mehr in unſern Augen geben kann, jenes Princip ins Licht geſetzt, und dieſe Teuſchung aufgedeckt zu haben. Man iſt überdieß, nach einer längern Betrachtung dieſer Maximen, die durch das Entſcheidende ihrer Behauptungen anfangs eben ſo ſehr als durch die Kürze und das Sinnreiche ihres Ausdrucks einnahmen, ziemlich darüber einverſtanden, daß viele derſelben Uibertreibungen enthalten, und daß ſie Erfahrungen, die in vielen Fällen wahr ſind, und bey der Claſſe von Menſchen, unter denen Rochefaucault gelebt hat, am häufigſten zu treffen, in ganz allgemeine Grundſätze verwandeln. Als Moraliſt führt dieſer oft ſeine Leſer irre, oder er belehrt ſie nicht ſo ſehr, als es ſcheint. Seine allgemeine Theorie iſt in der Ausdehnung und Gewißheit, mit welcher er ſie vorträgt, nicht richtig: und mit den Einſchränkungen, unter welchen ſie wahr iſt, enthält ſie nicht ſo viel unbekanntes.

Aber von einem dauerhaftern und unveränderlichern Werthe ſind eben dieſe Maximen des Herzogs, wenn ſie als Schilderungen der Menſchen angeſehen werden, unter welchen er lebte; wenn man darin nicht ſowohl die Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verſchiedenen Claſſen der Menſchen im bürgerlichen Leben, und beſonders die Kenntniß der Großen in den neuern Zeiten und Staaten ſucht. Rochefaucault hat ſcharf und tief geſehen, was er von moraliſchen Gegenſtänden vor Augen hatte: und er iſt eben ſo glücklich in dem Ausdrucke dieſer feinen Schattirungen der Sitten; — bey welchen, eben ihrer Feinheit wegen, die Darſtellung kein kleineres Verdienſt iſt, als die Entdeckung derſelben. Wer ſich an ſeine Stelle ſetzt, und ſeine Sätze auslegt, ſo wie er ſie ſich in ſeine Lage dachte; das heißt, wer die große Welt in der Hauptſtadt Frankreichs, und den Hof Ludwigs des Vierzehnten dabey vor Augen hat: der wird in ſeiner Schrift eben ſo viel Unterricht über jene merkwürdigen Schauplätze des menſchlichen Lebens, als Veranlaſſung finden, die Menſchen ſeiner Zeit und ſeiner Claſſe, durch Vergleichung mit einem ſo wohlgetroffenen Gemälde eines vergangnen Zeitalters und eines höhern Standes zu ſtudieren. Das Einzelne und Beſondre iſt, nach meinem Urtheile, in Rochefaucaults Maximen mehr werth, als das Allgemeine; die ſcheinbar kleinen Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum mehr, als die großen und vielumfaſſenden Lehrſätze über Tugend und Leidenſchaften überhaupt. Jene, obgleich zuweilen etwas dunkel und räthſelhaft ausgedrückt, haben mir doch, bey einer genauern Betrachtung, einen wahren, und einen praktiſch nützlichen Inhalt zu enthalten geſchienen: wenigſtens haben ſie mir immer Anlaß zum Denken gegeben. Dieſe, ſo deutlich ſie waren, haben mich weniger unterhalten, und oft eben ſo wenig überzeugt.

Uiberhaupt iſt die Form unbewieſener und unausgeführter Sentenzen, weit ſchicklicher zur Mittheilung von Beobachtungen, bey welchen es nur darauf ankömmt, den Blick des Leſers auf den Geſichtspunct hinzulenken, welchen der Autor ins Auge gefaßt hat, als zum Vortrage theoretiſcher Sätze, die durchaus ihre Entwickelung und ihre Beweiſe zur Seite haben müſſen, wenn ſie nicht mißverſtanden werden, und wenn ſie zum theoretiſchen oder praktiſchen Gebrauche tauglich ſeyn ſollen.

Zu dieſem für mich intereſſantern Theile der Maximen des Rochefaucault gehört auch diejenige, welche ich in dieſem Aufſatze aus einander zu ſetzen gedenke: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls bey Hofe. Sie hat mich vielleicht deswegen mehr als andre an ſich gezogen, weil ſie beym erſten Anblicke mir weniger klar war, und als ich ihrem Sinne nachſpürte, mir ein ziemlich weites Feld eigner Betrachtungen zu eröffnen ſchien. Indem ich den Leſern den Gang, welche dieſe meine Reflexionen genommen haben, und die Reſultate, auf welche ich dabey gekommen bin, vorlege: werde ich zugleich jenen Sinn, ſo weit ich ihn ſelbſt einſehe, ins Licht ſetzen.

Wie geht es in aller Welt zu, dachte ich zuerſt, daß, da das Wort Bürger, nichts anders als den Mann aus dem Mittelſtande bezeichnet, — aus dem Stande, der, nach aller, ſelbſt nach der Großen Geſtändniße, das Achtungswürdigſte in ſich enthält, was eine Nation an talentvollen und tugendhaften Leuten beſitzt, das Beywort, bürgerlich, demohnerachtet eine verächtliche Nebenidee erweckt? — Iſt es deswegen, weil es gemeiniglich nur als ein Epithet der äußern Sitten gebraucht wird, — und weil grade in den äußern Sitten der Mittelſtand hinter dem vornehmern zurück iſt, indeß er ihn zugleich an weſentlichern Eigenſchaften übertrifft? — Und zweytens, wenn ein ſolcher Vorzug des Adelſtandes vor dem Bürgerſtande exiſtirt: worin beſteht er, wo rührt er her, und welche Urſache hat man, die beſondre Bemerkung des Rocheſaucault, daß der vornehm gewordne Bürger die vornehmen Sitten eher unter Soldaten, als unter Hofleuten erlernen könne, für wahr anzunehmen?

Das Wort, Bürger, hat im Teutſchen mehr Würde, als das Franzöſiſche bourgeois, deſſen ſich Rocheſaucault in unſrer Stelle bedient. Und zwar deswegen hat es mehr, weil es bey uns zwey Sachen zugleich bezeichnet, die im Franzöſiſchen zwey verſchiedene Benennungen haben. Es heißt einmahl, ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Geſellſchaft, — daß iſt das Franzöſiſche citoyen; — es bedeutet zum andern den unadlichen Stadteinwohner, der von einem gewiſſen Gewerbe lebt, — und das iſt bourgeois.

Unter Bürgern, im letztern Verſtande des Worts, ſind Handwerker, Krämer, und kleine Kaufleute mit begriffen. Beydes, die Erziehung und die Geſchäfte derſelben, ſind gemeiniglich von der Art, daß der Körper dabey vernachläßiget wird, der Geſchmack ungebildet bleibt, und ſelbſt der Verſtand wenig Aufklärung erhält. Ihre Sitten, und der Ton ihres Umgangs ſind dieſen Umſtänden gemäß. — Ihre gute Seite, ihre Redlichkeit, ihre Klugheit, ihre Kenntniſſe, zeigen ſich vornehmlich nur in der Ausübung ihrer Profeſſion. In ihren Erhohlungsſtunden, in ihren Geſellſchaften, in dem bloß zur Geiſtesunterhaltung abzielenden Umgange mit andern Menſchen, kömmt gemeiniglich nur ihre ſchlechtere Seite zum Vorſchein, — ihre Leere an Kenntniß der allgemein intereſſanten Gegenſtände, ihr weniges Gefühl für das Schöne, die Steifigkeit ihrer Muskeln, und die Einſeitigkeit ihrer Denkungsart. Weil ſie nun von Allen, die nicht zu ihrer Profeſſion gehören, oder ihrer in den Arbeiten derſelben bedürfen, — weil ſie beſonders von den Vornehmern, — bloß nach denjenigen Eigenſchaften beurtheilt werden, die ſie in der allgemeinen Beziehung, als Menſchen, und in dem allgemeinen Verkehr mit andern, welchen man Umgang heißt, äußern: ſo kann es nicht fehlen, daß dieſes Urtheil nachtheiliger, als ſie es verdienen, für ſie ausfällt.

Zu dem Bürgerſtande aber gehören, nach der geſetzlichen Rangordnung, auch noch die Gelehrten *), und die Großhändler, zwey Claſſen, bey welchen, wie immer bey den Grenzen, Streit dar-

---

*) Ich verſtehe darunter diejenigen, welche ſich dem Unterrichte der Jugend, oder der Erwachſenen, in Kirchen, Schulen und Univerſitäten widmen, wovon die meiſten gewiß vom Bürgerſtande ſind.

über iſt, wohin ſie und ihre Kinder gehören, — in wie fern ſie den Bürgern, die ich bisher genannt habe, der Geburt nach gleich zu achten ſind, und um wie viel ſie ſich dem Adel nähern. So viel iſt gewiß, reiche Handelsleute können ihren Kindern eben die Erziehung geben, als die Großen den ihrigen. — Ein Gelehrter, wenn er ein wahrer Gelehrter iſt, muß einen eben ſo angebauten Verſtand, und einen größern Vorrath von Kenntnißen haben, als der feinſte Weltmann: und auch an Geſchmack kann es demjenigen nie ganz fehlen, welcher wahre Einſichten beſitzet. — In der That werden auch dieſe beyden Claſſen der Bürgerlichen, wenn auch die Geſetze, zwiſchen ihnen und gemeinen Bürgern, keinen Unterſchied des Standes annehmen, doch durch Gewohnheit und Herkommen ihnen vorgezogen. Die Franzoſen, welche, da ſie noch ruhig waren und monarchiſch regiert wurden, alle Sachen, welche die äußern Sitten und das geſellſchaftliche Leben betreffen, mehr als wir aufs Reine gebracht hatten, (obgleich oft mehr durch willkürliche Beſtimmungen, als durch vernünftige Gründe) zogen, wie man mir geſagt hat, eine Grenzlinie bey den Banquiers. Indeß dieſe in die gute Geſellſchaft aufgenommen werden konnten, blieben Waarenhändler (Marchands) gänzlich davon ausgeſchloſſen. Was ihre Gelehrten betrifft, ſo beſtimmte bloß ihr Ruhm, ihr Witz und ihre Artigkeit, welchem Stande ſie gleichgeſchätzt werden, und mit

wel-

welchem ſie leben ſollten. — Bey uns Teutſchen iſt die Scheidewand, welche zwiſchen Adlichen und Unadlichen die Geburt ſetzt, die einzige feſte, aber auch eine unvertilgbare Unterſcheidung: alles übrige iſt unbeſtimmt und vermiſcht. Indeſſen hat doch auch hier der Adel den Vorzug eines, durch ausgebreitete Handlungsgeſchäfte, oder durch Nachdenken und Wiſſenſchaft gebildeten Bürgers, vor einem Krämer und Handwerker, anerkennen müſſen.

Nichts deſto weniger bleibt das verächtliche Beywort, bürgerlich, auch an den Sitten dieſer höhern Bürgerclaſſen haften, beſonders wenn, wie es in Rochefaucaults Maxime geſchieht, Hofſitten, als das höchſte Ideal der Feinheit und des Geſchmackvollen im äußern Betragen, denſelben entgegengeſetzt werden.

Sollte dann nun wirklich etwas in der Natur dieſer Stände, in ihrer Erziehung, ihrer Lage im gemeinen Weſen, oder in ihren Beſchäftigungen ſeyn, welches nothwendig ihre Manieren verſchieden, — und insbeſondre die des Bürgers geſchmackloſer machte, wenn dieſer auch eben den Zutritt zu allen den Hülfsmitteln hätte, wodurch ſich der Sohn einer großen Familie verfeinert?

Ganz vorzüglich ſeltſam ſcheint es, daß, da doch der Gelehrte den jungen Weltmann gemeiniglich zu erziehn bekömmt; da Kenntniſſe und Künſte faſt immer von Gelehrten, die bürgerlich waren, erfunden und zuerſt cultivirt, und dann erſt von den Großen und ihren Kindern gelernt worden ſind; da alles, was an einem Hofmanne, und um ihn glänzt, gemeiniglich von Bürgern angegeben, verfertigt, oder ihm beygebracht und gelehrt worden iſt: — der Lehrling doch ſo weit über ſeine Meiſter ſeyn, und der Adliche, deſſen Erziehung vollendet iſt, mit Würde und Beyfall in Geſellſchaften ſoll auftreten können, worin ſein Erzieher eine ſchlechte Figur macht.

Ich gehöre auch zu dem Bürgerſtande, und habe alſo mein eignes Intereſſe und meine Gerechtſame bey dieſer Unterſuchung mit im Spiele. Vielleicht bin ich auch, ohne daß ich es weiß, von Vorurtheilen meines Standes eingenommen, und unfähig, unparteyiſch über einen andern zu urtheilen. Ich ſehe überdieß ein, daß ich, indem ich dieſe Betrachtungen dem Publikum mittheile, in Gefahr bin, entweder von den Adlichen für ſtolz gehalten zu werden, wenn ich die Vorzüge der Claſſe, aus welcher ich herſtamme, ins Licht ſetze, oder von meines Gleichen für eitel und begierig nach dem Umgange mit den Großen, wenn ich die Sitten der großen Welt lobe. Demungeachtet, weil alles, was die Verſchiedenheit der Stände, und den Einfluß ihres Unterſchiedes auf Sitten und Lebensgenuß betrifft, mir wichtig ſcheint, indem dadurch zugleich die Kenntniß der menſchlichen Natur befördert wird; und weil ich mir wenigſtens des Vorſatzes bewußt bin, ganz unparteyiſch bey dieſer Unterſuchung zu Werke zu gehn, meiner perſönlichen Lage in der bürgerlichen Welt, und meiner Wünſche ganz zu vergeſſen, und nur meinen Beobachtungen zu folgen: ſo will ich jener Schwierigkeiten nicht achten, und über die Materie, von der in Rochefaucaults Maxime die Rede iſt, meine Meinung ohne Zurückhaltung ſagen.

Das iſt ein Factum, daß die größte Feinheit der Sitten, die vollkommenſte Politur des geſellſchaftlichen Umgangs, der wahrhaft gute Ton nicht in des Handelsſtädten, nicht in den Univerſitäten und Muſenſitzen, ſondern in den Hauptſtädten und Reſidenzen geſucht wird. Ein junger Mann von Stande, der durch den Umgang ſeine Erziehung vollenden, ſelbſt die meiſten Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens genießen, und ſich zugleich das annehmlichſte Aeußre erwerben will, wird in Holland nicht nach Amſterdam, ſondern nach dem Haag gehn. Er wird London vor Oxford, Berlin vor Hamburg, und Paris vor Lion wählen. Wo der größte Zuſammenfluß der Großen des Landes iſt: da wird er auch die Geſellſchaften vom beſten Tone erwarten: — und er wird ſich, im Ganzen, nicht betrogen finden.

Ferner, an jedem dieſer Orte, iſt der, welcher in der Geſellſchaft des erſten Ranges lebt, wenn er mit denen, die ihren Umgangskreis in niedrigern Claſſen haben, gleiche natürliche Vorzüge des Körpers und des Geiſtes beſitzt, dieſen in Sitten und Anſtand, und der Kunſt zu gefallen, ſelbſt in den Augen der niedrigern Claſſen, gewiß überlegen.

Warum iſt beſonders der Hof — diejenige Geſellſchaft der Menſchen, welche den Beherrſcher des Landes umgibt, — zu allen Zeiten, und in allen Ländern, für die Schule der Artigkeit gehalten worden? Und, in der That, wer kann den wahren Hofmann, wenn er zugleich Verſtand und Charakter hat, anders, als liebenswürdig finden, — ſo abgeſchmackt auch der nachgeäffte und verfehlte Hofton iſt?

Iſt dieß bloß Folge des Vorurtheils der Menſchen für alles, was Macht beſitzt, was herrſcht, oder was den Mächtigen und Herrſchern nahe kömmt? Scheinen uns nur deßwegen die Sitten der Vornehmern ſchön, weil wir ihre Perſonen mit Ehrerbiethung anzuſehen gewohnt ſind? Oder iſt in ihrer Lage etwas, welches ihnen wirklich eine größre Leichtigkeit und mehr Hülfsmittel gibt, ihre Sitten zu verfeinern? Bildet ſich unter ihnen wirklich ein feinerer Geſchmack in Sachen des Wohlſtandes aus; gelangen ſie durch Urſachen, die ihnen allein eigen ſind, zu einer höhern Vollkommenheit im äußern Betragen, welche die andern Stände, wenn ſie ſie gewahr werden, billigen, und ihrer eignen Art zu ſeyn und zu handeln vorziehn müſſen? Oder würden dieſe jeder Gewohnheit und

Sitte ihren Beyfall geben, die ſie von Höhern angenommen ſehen?

Es gibt unter dem Bürgerſtande unparteyiſche Männer, die weder ſclaviſch genug denken, um alles, was nach bürgerlichen Verhältniſſen über ihnen iſt auch an innern Eigenſchaften vortrefflicher zu finden, — noch ſo eitel ſind, daß ſie, ohne zu billigen, nachahmen ſollten, was den Höhern eigen iſt. Wenn von dieſen Männern einer, auf Wegen, welche ſeinem Stande offen ſtehen, durch Studium und Nachdenken, durch Leſung guter Bücher, durch einen zwar eingeſchränkten Umgang, aber mit vernünftigen Leuten, und durch beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Fehler ſelbſt, die er in ſeinen Geſellſchaften wahrgenommen hat, zu einer feinern Ausbildung ſeiner Sitten, oder doch zu einem richtigern Geſchmack über das, was feine Sitten heißt, gelangt iſt: ſo wird dieſer gemeiniglich der erſte ſeyn, welcher zugeſteht, daß der Mann aus der groſen Welt, der mit ihm gleiche innere Vollkommenheit beſitzt, im Umgange einen Vorzug vor ihm habe. Er wird, glaube ich, anerkennen, daß in der ſogenannten guten Geſellſchaft, oder in der, welche ſich an die Groſen des Landes anſchließt, mehr Perſonen, als unter noch ſo gut erzognen Handelsleuten und Gelehrten zu finden ſind, die ohne Affection gefällig, ohne Weitſchweifigkeit in ihrem Vortrage deutlich und ohne Künſteley beredt zu ſeyn wiſſen, — mehr Perſonen, die mit ihrem

Tone und mit ihrem Anſtande abzuwechſeln, und ihn den Perſonen und Umſtänden, unter welchen ſie ſich befinden, anzupaſſen verſtehn, die, nie verlegen, und nie unbeſcheiden dreiſt, aufmerkſam auf andrer Wünſche, und doch unbekümmert und ſorglos, — bemüht zu gefallen, und doch unbefangen und natürlich ſind.

Beſonders dieſes leztre, das natürliche Weſen, die Abweſenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit, ein Geſpräch anzufangen, die anſcheinende Gelaſſenheit und Ruhe, auch bey der ſorgfältigſten Achtſamkeit auf ſeine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Reſpect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergibt, der vertrauliche Ton mit ſeines Gleichen, der noch nie aus den Schranken des Anſtandes tritt, das Talent, mitten im Geräuſche, unter Fremden, und unter Fürſten, in einem eben ſo behaglichen Zuſtande zu ſeyn, oder doch zu ſcheinen, als wenn man allein, oder unter ſeinen vertrauteſten Freunden wäre: alle dieſe Vorzüge finden ſich, auch bey Hofleuten von ſonſt mittelmäßigem Verdienſte, häufig, bey Gelehrten, Künſtlern und Handelsmännern, ſelbſt bey denen von großen Einſichten und von einer glücklichen Ausbildung, nur ſelten.

In der That entdecken ſich auch, wenn man die Lage beyder Claſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft genauer unterſucht, ſehr begreifliche Urſachen, warum jene Vorzüge, die ſich auf den Umgang beziehn, der höhern Claſſe eigen ſeyn müſſen.

Der Umgang iſt eine Kunſt, und wird, wie alle Künſte, nur durch Uibung zur Vollkommenheit gebracht. So wie nur nach ſehr vielem Zeichnen und Malen, in einer Nation, große Maler zum Vorſchein kommen; ſo wie der, welcher ein großer Tonkünſtler werden ſoll, ſehr viel muſiciren muß: ſo muß in einer Geſellſchaft von Menſchen, wo der Umgang ſehr verfeinert werden ſoll, ſehr viel Umgang ſeyn; der Menſch, welcher ein guter Geſellſchafter werden will, muß viel Zeit in Geſellſchaft zubringen.

Ja, um Fortſchritte in der Kunſt des Umgangs zu machen, iſt der vielfache und häufige Verkehr der Menſchen unter einander noch weit nothwendiger, als zu der Vervollkommnung jeder andern Kunſt die Menge der Arbeiten und der Arbeiter in derſelben nöthig iſt.

Bey den mechaniſchen, und bey dem größten Theile der ſchönen Künſte iſt das Material, welches bearbeitet, und das Werkzeug, mit welchem operirt wird, ein todtes Weſen: und nur der Meiſter iſt lebendig und ſelbſtthätig. Nicht beyde bilden einander wechſelsweiſe: ſondern der ausübende Lehrling bildet ſich ſelbſt, indem er die Handgriffe und Verrichtungen, die zur Hervorbringung ſeines Kunſtwerks gehören, ſo oft wiederhohlet, bis er endlich gewahr wird, wo er fehlt, oder durch dunkle Gefühle ſeine Hand, ſein Auge, und alle dabey wirkſamen Glieder ſeines Körpers inſtinctmäßig in die gehörige Richtung bringen lernt.

Es kann daher auch durch ein einziges großes Genie, eine Gattung der Kunſt auf einmahl weiter gebracht werden, als viele handwerksmäßige Arbeiter, mit ihrem vereinigten Fleiße ſie bringen können.

„Im Umgange hingegen ſind die Materie und das Werkzeug der Kunſt, von welcher die Rede iſt, lebendige, freye Weſen. Hier hat es der Menſch mit Menſchen zu thun: er ſoll auf ſie wirken, indem er ſich zugleich ihnen gleichſam darbiethet, um gewiſſe Eindrücke von ihnen zu empfangen, und ihrer Thätigkeit hinwiederum zum Gegenſtande und zum Gehülfen zu dienen. Jeder bringt hier ſeine Gerechtſame, ſeine Anſprüche, ſeine Abſichten, ſeine Leidenſchaften mit lauter Sachen, die einander oft widerſprechen, und wenn ſie ohne Einſchränkung fortwirken, unmittelbar Streit und Beleidigung, oder Kaltſinn und Gleichgiltigkeit erregen. — Es ſollen Mittel gefunden werden, wie alle dieſe mit Begierden und einer herrſchſüchtigen Thätigkeit begabte Geſchöpfe zugleich befriedigt werden können, ſo daß keines zu viel aufopfern dürfe, — jedes etwas bekomme und mittheile, genieße und zum Genuſſe der andern beytrage, und ſo alle bey einander vergnügter ſind, als ſie einſam ſeyn würden. Um dieſe Auskunftsmittel zu entdecken, müſſen die

Colliſionsfälle, wo man ihrer bedarf, vorgekommen ſeyn. Um die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche ſtreitende Verhältniſſe erregen, müſſen die Verbindungen ſelbſt vielfach ſeyn, und oft wiederkommen, in welchen die verſchiedenen Arten dieſes Streits bemerkt werden. Nur die Erfahrung kann uns hier leiten. Die moraliſchen Beziehungen ſind ſo zahlreich, ſo veränderlich, und zum Theil ſo fein, daß ſie ſich nicht durch die Reflexion vorausſehn, oder nach allgemeinen Grundſätzen unter Regeln bringen laſſen. Man muß wirklich in denjenigen Verhältniſſen geweſen ſeyn, welche man richtig beurtheilen, und bey denen man ſich ſchicklich betragen lernen ſoll. Und damit nun die geſammte Aufführung des Menſchen zu dieſer Richtigkeit und Schicklichkeit gelange, iſt es nöthig, daß er ſolcher Erfahrungen ſehr viele mache, d. h. viel in Geſellſchaft lebe.

Leute, ſagt das Sprüchwort, machen Leute. Das heißt erſtlich ſo viel: ein junger Menſch kann zu einem artigen Manne nicht gebildet werden, als wenn er unter artigen Leuten lebt. Aber es iſt noch in einem andern Sinne wahr. Die Artigkeit, in jeder Nation, in jedem Stande, iſt immer in Verhältniſſe mit dem häufigen oder ſeltenen Umgange, welchen die Menſchen dieſes Standes, dieſer Nation mit einander haben.

Nun gehört aber zum Genuſſe des Umganges Muße; und Muße ſetzt Befreyung von Nahrungsſorgen voraus. Alſo kann häufiger Umgang nur unter den Wohlhabenden einer Nation ſeyn. Die größte Wohlhabenheit aber findet ſich immer in der höchſten Claſſe: wenigſtens findet ſich dort die größte Muße.

Noch ein Umſtand kömmt hinzu, das geſellige Leben auf die wohlhabenden Claſſen einzuſchränken. Da der Menſch früher ſinnlich als vernünftig iſt, und immer in gewiſſem Grade ein ſinnliches Weſen bleibt, ſo will er auch zum Umgange mit ſeines Gleichen, zum Ausdruck der Ideen, zum Geſellſchaftlichen Vergnügen, inſofern es geiſtig iſt, durch das ſinnliche gereitzt ſeyn. Wenn er gern und viel mit andern zuſammenkommen ſoll, ſo muß er auch in beſſer ausgezierten und heller erleuchteten Zimmern mit ihnen zuſammenkommen. Er will, bey der geſelligen Tafel, durch einen ausgeſuchteren Schmuck ſeiner ſelbſt und ſeiner Gäſte, etwas für ſein Auge, durch ausgeſuchtere Speiſen und Weine, etwas für ſeinen Gaumen haben.

Man wird nicht leicht bey ganz frugalen Mahlzeiten, und ohne alle Zurüſtungen, Leute oft zuſammenkommen ſehn, ausgenommen ſolche, die gelehrte, oder die vertrauliche Geſpräche mit einander zu führen wiſſen, — die entweder durch wahre Freundſchaft, oder durch die Liebe gemeinſchaftlicher Wiſſenſchaften mit einander verbunden werden. Aber die Anzahl von Perſonen, bey welchen ein Umgang dieſer Art Statt findet, iſt zu klein, als daß ſie eine Welt für ſich ausmachen könnten: auch erneuert ſich das Bedürfniß, deſſen Befriedigung ſie in ihren Zuſammenkünften ſuchen, nicht ſo oft. Hingegen mit einem gewiſſen Genuße verfeinerter Sinnlichkeit, mit einem immer ſich erneuernden Schauſpiel zur Ergötzung des Auges verbunden, kann die Geſellſchaft ſehr viele, ſonſt ungleichartige, Menſchen vereinigen und vergnügen, — kann jedem unter ihnen lange angenehm bleiben, auch wenn die Geiſtesunterhaltung nur mittelmäßig iſt *).

---

*) Man ſollte glauben, daß auch Leute von geringem Vermögen, wenn ſie nur Neigung zur Geſelligkeit beſäßen, Verabredungen unter ſich treffen könnten, wonach ſie, Familienweiſe, eben ſo oft, als die Reichen, zuſammenkämen, und aller Vortheile eines fortdauernden Umgangs ſo wie dieſe, genößen. Sie müßten nur mit einander nicht eſſen und trinken, oder wenigſtens nicht viel beſſer eſſen und trinken wollen, als jeder von ihnen es zu Hauſe zu thun gewohnt iſt. Das Geſpräch und die eigentlich geſellſchaftlichen Unterhaltungen erfordern keinen großen Aufwand: und ſobald nur alle einig wären, keinen weitern machen zu wollen, ſo würde niemand über die zu kärgliche Bewirthung ſeiner Gäſte beſchämt ſeyn, und alle würden doch des weſentlichen Guten, das im Umgange liegt, genießen können. — Aber die Erfahrung zeigt, daß dieß höchſt ſelten geſchieht: vornehmlich, wenn beyde Geſchlechter an dem Umgange, wovon die Rede iſt, Theil nehmen ſollen. Es ſey, daß durch das eine Vergnügen der Trieb zum andern mehr rege wird, und daß alſo die Sinnlichkeit etwas mehr zu ihrer Befriedigung verlangt, wenn das Herz durch Geſellſchaft zur Freude geſtimmt iſt; — oder es ſey, daß die Gegenwart andrer Menſchen, beſonders eines andern Geſchlechts, die ſchlafende Eitelkeit weckt, und jeder an das Ausſchmücken und Verſchönern das Sel-

Man mag dieſen Hang der Menſchen immerhin als ein Hinderniß der Geſelligkeit, und als eine Verkennung des wahren Zwecks derſelben tadeln: man muß demohngeachtet geſtehn, daß eben dieſe äußern Zierrathen, dieſe Vorbereitungen, dieſer in den Anordnungen der geſellſchaftlichen Geräthſchaften, Werkzeuge und Zuſammenkunftsplätze wetteifernde Luxus, ſelbſt etwas dazu beyträgt, einen gewiſſen Anſtand unter den ſich daſelbſt verſammelnden Geſellſchaftern zu verbreiten, ihre übeln Launen und ihre ungeſelligen Leidenſchaften zurückhalten, und ihnen eine größere Begierde zu gefallen, einzuflößen.

---

nige ſogleich zu denken anfängt, als er Gelegenheit hat, geſehn zu werden: genug, es iſt ſo, daß, wenn gewöhnliche Menſchen viel und gern mit einander umgeben ſollen, ſie ſchimmern und ſcheinen, oder gut eſſen und trinken müſſen. Je beſſer die Küche und der Keller bey jemanden verſehn, je prachtvoller ſeine Zimmer ausgeziert ſind, jemehr er andern köſtliches vorſetzen oder ſchönes zeigen kann: deſto mehr Luſt haben andre, zu ihm zu kommen, deſto mehr Luſt hat er ſelbſt, Leute bey ſich zu ſehn. Ja es iſt nicht genug, wenn man in einem Hauſe gern zu Gaſte ſeyn ſoll, daß die Bewirthung gut ſey: ſie muß auch leicht ſeyn; man muß ſehn, daß ſie dem Wirthe keine Mühe, keine Aengſtlichkeit koſtet. Dazu gehört aber am nothwendigſten Vermögen — Wenn genaue Sparſamkeit mit modiſcher Eleganz verbunden werden ſoll, dann ſind Sorgen unvermeidlich: und mühſame Vorkehrungen können ſchwerlich verborgen bleiben. — Der Herr oder die Frau von Hauſe müßten dann Meiſter in der Kunſt zu bewirthen ſeyn. Aber Meiſter gibt es in jeder Kunſt wenige.

Um dieſer Urſache willen kann alſo nur diejenige Claſſe einer Nation, in welcher die größte Anzahl reicher und nicht allzu beſchäftigter Leute befindlich iſt, und an gemeinſchaftlichen Wohnplätzen zuſammen lebt, durch Umgang ſich ſehr verfeinern.

Dieſe Erfahrungen beſtätigen ſich auch bey den übrigen Bürgerclaſſen, nicht bey der höchſten allein. Diejenige von ihnen findet man an jedem Orte, zu jeder Zeit am artigſten, die am meiſten unter ſich zuſammenhält, deren Familien mit einander am häufigſten umgehn.

So bekömmt zum Beyſpiele, der reiche Kaufmannsſtand, in anſehnlichen Handlungsörtern, nach dem Adel in Reſidenzen, die meiſte äußere Politur. Die Wiſſenſchaften können in dieſer Abſicht dem gelehrten Stande, an Oertern, wo er der allein herrſchende iſt, das nicht erſetzen, was ihm der Mangel eines ausgebreiteten Umganges entzieht. Ausgebreiteter Umgang iſt aber dort den Gelehrten weniger möglich, theils wegen der Natur ihrer Beſchäftigungen, welche einen weit größern Theil ihrer Zeit, als der große Handelsmann auf ſeine Geſchäfte wenden darf, fordern, und während dieſer Zeit ſie zur Einſamkeit nöthigen, theils wegen ihrer geringern Anzahl, und ihrer eingeſchränkteren Einkünfte.

Auch der Kaufmannsſtand genießt des Vortheils, von dem ich redete, nur da, wo er zahlreich, wo er wohlhabend und an Wohlhabenheit ziemlich gleich iſt. Ich muß noch hinzuſetzen, daß er auch durch die Mannigfaltigkeit der Handlungszweige, in die er ſich getheilt hat, von der ihm ſonſt ſo eigenen Rivalität befreyet ſeyn muß. — Da, wo eine und dieſelbe Art des Verkehrs alle beſchäftigt, da werden ſie durch ihr ſtreitendes Intereſſe, und durch die gegenſeitige Beſorgniß, einander in der Vertraulichkeit des Umgangs, zu viel von ihren Angelegenheiten zu entdecken, von einander entfernt. Uiberdieß bringt die große Gleichheit ihrer Beſchäftigungen auch eine gewiſſe Gleichförmigkeit in ihrem Geiſte und in ihren Sitten hervor. Dadurch werden ſie weniger geſchickt, ſich wechſelſeitig abzuſchleifen. Denn nur die Verſchiedenheit der Menſchen macht, daß durch den Umgang einer gleichſam der Erzieher des andern wird.

Jeder bringt nähmlich alsdann gewiſſe eigne Vorurtheile und Thorheiten mit, die der andre, weil er ſie nicht mit ihm gemein hat, leichter gewahr wird, und denen er alſo entgegenarbeitet. Jeder hat gewiſſe rauhe Ecken, aber jeder hat andre. Dieſe fügen ſich nicht ſo in einander, daß ſie alle ſtehn bleiben könnten. Entweder müſſen ſich alſo ſämmtliche Glieder der Geſellſchaft ein wenig in einander ſchicken, ſich bilden und abſchleifen: oder ſie müſſen ſich trennen. Dafür hat auch, bey größrer Mannigfaltigkeit der mit einander lebenden Menſchen, jeder gewiſſe eigne Vorzüge, die von den übrigen nachgeahmt werden können: und ſo wird durch das Zuſammenſeyn jeder gebeſſert.

Jedes Band, welches im Bürgerſtande eine beträchtliche Anzahl Familien näher zuſammenknüpft, und daher ſie zum Umgange mit einander einladet, trägt auch dazu bey, ſie zu verfeinern. Dieß iſt vielleicht der Grund, warum in mehreren teutſchen Handelsſtädten ſich die franzöſiſchen Koloniſten, vor den einheimiſchen Kaufleuten, an Artigkeit und Weltton auszeichnen. Nationalliebe, Sprache und Stolz verband jene Familien lange Zeit genauer, als es die teutſchen Kaufmannsfamilien derſelben Oerter waren. Abgerechnet alſo, was die natürliche Anlage dieſer Nation zur Geſelligkeit ihr vor uns vorausgibt, hat auch dieſer häufigere, vertrautere, und doch, wo zahlreiche Kolonien, wie in Berlin und Leipzig, ſind, ausgebreitete Umgang, deſſen die Glieder derſelben genießen, jene Anlage begünſtigt, und ſie nach und nach auf Einrichtungen, Sitten und Moden gebracht, die der Annehmlichkeit des geſelligen Lebens zuträglicher ſind, als die, welche in teutſchen Kaufmannshäuſern herrſchen.

Dieſe Vortheile nun, die in den gedachten Bürgerclaſſen dem geſelligen Umgange zu Statten kommen, finden ſich in der Claſſe des Adels, in den Hauptſtädten der europäiſchen Reiche, vereiniget: und dieſem ſind noch einige Vortheile ausſchließend eigen, welche dem Bürgerſtande gänzlich fehlen.

Erſtlich, nirgends iſt die Geſellſchaft zahlreicher, mannigfaltiger zuſammengeſetzt, abwechſelnder; — nirgends iſt der Umgang häufiger und weniger unterbrochen. Die große Welt und die Höfe ſcheinen nichts anders, als Schauplätze geſellſchaftlicher Ergötzungen zu ſeyn, und die Perſonen, welche an beyden figuriren, ſcheinen nichts anders zu thun zu haben, als Tag vor Tag Auftritte dieſes Schauſpiels aufzuführen.

Nirgends vereinigen ſich die geſitteten Stände, und die vorzüglichſten Perſonen aus jedem, ſo ſehr, als zuverläßig in eben dieſen Hauptſtädten und in den obern Claſſen der Geſellſchaft. Wenigſtens iſt es gewiß, daß hier der Gelehrte, der Künſtler, der angeſehene und unterrichtete Kaufmann weniger von einander und von den Großen entfernt ſind, als in den Provincialſtädten.

Eben weil die Großen ſich immer einander ſehen und von der Einförmigkeit ihrer Geſellſchaften und Vergnügungen ermüdet werden, dabey aber an beſtändigen Umgang, als an ein unentbehrliches Bedürfniß, gewöhnt ſind, ſuchen ſie die angeſehenen Leute andrer Stände auf. Jedes Talent, jede Tugend, die zugleich vergnügt und annehmlich iſt, die außerdem ſich durch ein anſtändiges Aeußere empfiehlt, wird von ihnen begieriger aufgeſucht, als von den mittlern Cirkeln der bürgerlichen Reichen, die gemeiniglich nur ihres Gleichen zu ihren Feſten zulaſſen, oder, wenn ſie ihre Geſellſchaften erweitern wollen, lieber höher hinaufſteigen, als ſich zu denen herablaſſen, die an Range oder Vermögen unter ihnen ſind.

Eben ſo iſt außer der großen Welt, d. h. der Geſellſchaft des erſten Adels in den Hauptſtädten, keine andere Geſellſchaft, in welcher Perſonen aus ſo vielerley Nationen zuſammenkämen und ſo oft durch neue Ankömmlinge erſetzt würden. In den Reſidenzſtädten macht ſchon das diplomatiſche Corps, das aus den Geſandten und Geſchäftsträgern der auswärtigen Mächte beſteht, einen beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus, und der in die übrige viel Einfluß hat. Dieſe Perſonen, welche die Kenntniß ſo vieler Länder, und nach einer gegründeten Vermuthung die beſte Erziehung und die feinſten Sitten, die in jedem zu finden ſind, mitbringen, formiren nothwendig eine gute Schule für das Anſtändige in der Geſellſchaft. Unter den vornehmen Reiſenden, welche das Anſehn einer Regierung, die Pracht des Hofes, die Sehenswürdigkeiten der Reſidenzſtadt, oder ſelbſt der Ruf von den Vergnügungen ihrer Geſellſchaften herbeyzieht, und die bloß ihres Nahmens und ihrer Geburt wegen, in allen Cirkeln der großen Welt, ſobald ſie ſich melden, Zutritt finden, kommen von Zeit zu Zeit unfehlbar einige vor, die neuen Stoff zur Bereicherung des geſellſchaftlichen Schatzes der Unterhaltung, neue Modelle zur Verfeinerung der geſelligen Gewohnheiten und Talente liefern.

Daß der Umgang mit Fremden, die einen Ort als Reiſende beſuchen, die Geſellſchaften deſſelben aufgeklärter und geſitteter zu machen diene; davon kann ebenfalls der Kaufmannsſtand einen Beweis abgeben. Er theilt, beſonders in Städten, die an der See oder an den großen Heerſtraßen von Europa liegen, den gedachten Vortheil mit dem Adel der Reſidenzſtädte, und erhebt dadurch hier in der That ſeinen geſellſchaftlichen Ton über das gewöhnliche Maß ſeines Standes. Aber doch nimmt an dieſem Vortheile nicht ſowohl der ganze Stand und deſſen Geſellſchaften, als nur eine Anzahl von Individuen Theil. Es ſind immer nur einige wenige Kaufmannshäuſer, die entweder durch ihre Geſchäfte, oder durch ihre Gaſtfreyheit, oder durch ihre ſchon zuvor erlangte Verfeinerung, und den Ruf derſelben, die Fremden an ſich ziehen, da hingegen der adliche Fremde in allen guten Häuſern ſeines Ranges zu finden iſt, und in kurzem mit dem geſammten Adel in Verbindung kömmt.

So wie die Geſellſchaft der oberſten Claſſe; in ihren vornehmſten Zuſammenkunftsörtern, zahlreicher iſt, als die jeder andern; ſo wie ſie von einem größern Raume der Erde die Menſchen in ſich vereiniget, und alſo eine männigfaltigere Miſchung von Charakteren und Sitten in ſich ſchließt; ſo erneuert ſie ſich auch öfter, durch den Wechſel ihrer Glieder; und indem ſie im Ganzen, an Umfang und Verfaſſung, dieſelbe zu bleiben ſcheint, ſtellt ſie doch in kurzen Zeiträumen, dem Beobachter ganz neue Beſtandtheile dar.

Dieſer Wechſel iſt ſelbſt ſchon eine Folge der Größe der Geſellſchaft. Dieſe macht es unvermeidlich, daß durch Tod, Veränderung des Wohnortes, durch Verſetzung in andre Aemter, und durch alle die Urſachen, welche den Wechſel im Menſchengeſchlecht überhaupt veranlaſſen, eine beträchtliche Anzahl ihrer Glieder jährlich abgeht und durch neue erſetzt wird. Uiberdieß aber iſt an den Höfen der Fürſten und in den Mittelpuncten großer Reiche ein eignes Principium von Bewegung und Veränderlichkeit, eine anziehende und Zurückſtoßende Kraft, welche bald neue Gäſte und Koloniſten herbeylockt, bald die alten Einwohner entfernt. Die Regierungsgeſchäfte, die von den Provinzialobrigkeiten abzulegende Rechenſchaft oder einzuhohlende Befehle, die von den oberſten Tribunälen des Landes ſchwebenden Proceſſe, die bey den Landesherrn unmittelbar anzubringenden Geſuche, führen immer andre und andre Menſchen aus den Provinzen des Reichs, — die politiſchen Angelegenheiten führen ſie aus andern Höfen, — die Begierde der Menſchen ihr Glück zu machen, und die Hülfsmittel, welche beſonders Gelehrte und Künſtler zu ihrer Ausbildung dort finden, führen dieſe aus allen Ländern, und führen immer wieder neue Menſchen herbey. Endlich bringt der Hang zum Vergnügen ſelbſt, der unter den müßigen Großen ſo vorzüglich herrſcht, die Veränderlichkeit hervor, und veranlaßt ſie zu mehr Wanderungen, als andre Stände ſich erlauben oder möglich finden. So erſcheinen alſo immer andre und andre Acteurs auf dem Schauplatze der Höfe und der ſich an ſie anſchließenden Geſellſchaften des erſten Ranges. — Dieſe ihnen zuſtrömenden neuen Mitglieder ſind nicht zahlreich genug, um den guten Ton, wenn es ſich einmahl in jenen feſtgeſetzt hat, durch die Einmiſchung fremder und ſchlechterer Sitten zu verunſtalten: indem der alte bleibende Stamm, nicht nur den größern, ſondern auch den angeſehenern Theil des Ganzen ausmacht, den die neuen Ankömmlinge zu reſpektiren genöthigt ſind, und nach deſſen Muſter ſie ſich zu bilden wetteifern. Aber ſie dienen dazu, durch den Glanz, welchen alles neue hat, und durch die Aufmerkſamkeit, welche Fremde erregen, ſo lange man ſie erſt kennen zu lernen ſucht, mehr Leben und Unterhaltung in die Geſellſchaft zu bringen; ſie dienen dazu, derjenigen Schläfrigkeit, dem Kaltſinne und der langen Weile zu wehren, die ſich unter Menſchen, welche ſich täglich ſehen, ſo leicht einſchleichen, und die entweder die Luſt, mit einander in Geſellſchaft zu ſeyn, bey ihnen ſchwächen, oder ſie wenigſtens nachläßiger in der Bemühung machen, einander gefallen zu wollen.

Der Mangel dieſer beſtändigen Auffriſchungen der Geſellſchaft, dieſes Ab- und Zufluſſes der Mitglieder, iſt Urſache, warum in Provinzialſtädten, und beſonders unter dem Bürgerſtande, die Entwürfe und Vorſchläge zu einer beſtändigen und ausgebreiteten Geſelligkeit ſo ſelten zu Stande kommen. Eine Geſellſchaft, die nicht ſehr zahlreich iſt, und unverändert dieſelbe bleibt, muß, wenn ſie ſich täglich mit Vergnügen ſehen ſoll, aus ſehr unterhaltenden, ſehr angenehmen, das heißt, aus geiſtreichen und unterrichteten Perſonen beſtehn, die noch dazu einen geſelligen Charakter haben. Iſt dieß nicht; ſind es nur gewöhnliche Menſchen: ſo werden ſie, je mehr ſie Verabredungen machen, häufig zuſammenzukommen, deſto geſchwinder gewahr werden, daß ſie ſich ausgeredet und an einander alles genoſſen haben, was zu genießen war; daher ſie dann anfangen, ſich mit wenigerer Begierde einander aufzuſuchen, und endlich das Vergnügen, welches ſie bey ihren Clubs, Aſſembleen, oder Theegeſellſchaften finden, des Aufwandes und der Anſtalten, welche es koſtet, nicht nur mehr Werth finden.

Die Größe alſo, die Miſchung und das Abwechſelnde der Geſellſchaft in der ſogenannten großen Welt, macht ihr einen ununterbrochenen Umgang möglich, der bey den übrigen Claſſen der geſitteten Bürger ſchwer zu errichten, und nie lange zu erhalten iſt. Mit der Zeit aber und der Aufmerkſamkeit, welche die Menſchen auf eine Sache wenden, ſteht die Vollkommenheit, zu der ſie es in derſelben bringen, gemeiniglich im Verhältniſſe.

In der That wird in dieſer Sphäre, von welcher ich rede, der Umgang, der nur eine Erhohlung des Lebens ſeyn ſollte, zu einem Geſchäfte deſſelben. Beſonders in derjenigen Zeit des Jahres, welche, weil die Natur uns verläßt, der Geſelligkeit vorzüglich gewidmet iſt, dem Winter, ſind am Hofe und unter den Großen, alle Tage ohne Ausnahme mit geſellſchaftlichen Zuſammenkünften beſetzt. Während deſſelben hört man die Adlichen der Hauptſtädte, welche den Hof, oder die Geſellſchaften der großen Welt beſuchen, faſt von gar nichts anderm reden, als in welchen Häuſern ſie die vergangenen Tage geweſen ſind, und in welche ſie für die nächſten eingeladen worden; — was ſie in jedem für Zeitvertreibe gehabt, und was für welche ſie in dieſen wahrſcheinlich zu erwarten haben. Ihr Gemüth, ihre ganze Thätigkeit wird mit der Sorge ausgefüllt, die Geſellſchaften, welche ſie bey ſich bewirthen wollen, anzuordnen, oder ſich denen, worin ſie außer ihrem Hauſe erſcheinen ſollen, vorzubereiten. Und wenn ſie ja Zwiſchenräume der Ruhe ſuchen, ſo iſt es, um in einem kleinern Kreiſe ihrer vertrautern Freunde, ihre Bemerkungen über die Menſchen und Vorfälle mitzutheilen, welche ſie in dem größern geſehen haben.

Dieſes wird ohne Zweifel zum Exceſſe. So ſehr auch der Umgang die feinere Ausbildung des Menſchen befördern mag: ſo kann er doch in Abſicht der wahren Veredlung ſeines Geiſtes, die Stelle des Studiums und des ernſthaften Nachdenkens nicht erſetzen. Selbſt die Menſchenkenntniß, die man als die Frucht deſſelben anſieht, wird durch ihn nicht allein erlangt. Menſchen ſehn, heißt nicht ſo viel als Menſchen beobachten: und über das Lächerliche im äußern Betragen andrer urtheilen, heißt nicht, die menſchliche Natur erforſchen.

Noch weniger enthält der Umgang alle oder die vornehmſten Pflichten des menſchlichen Lebens. Wer demſelben ſeine ganze Zeit widmet, kann als Glied der bürgerlichen oder häuslichen Geſellſchaft, ſeinen Nebenmenſchen nicht ſehr nützlich ſeyn. Und wer dieß thut, da er doch wichtige Pflichten mit ſeinen Würden über ſich genommen hat, welches bey ſo vielen der Fall iſt, die in den Zerſtreuungen der großen Welt leben, iſt in Gefahr, ſich eines wirklichen Verbrechens ſchuldig zu machen.

Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß eben dieſe allgemeine, beſtändige, und ſo ernſthafte Beſchäftigung einer großen Anzahl von Menſchen, mit der Bewirthung oder mit der Beſuchung von Geſellſchaften, natürlicher Weiſe veranlaſſen muß, daß jeder darauf ſinnt, wie er das Vergnügen des Umgangs erhöhen, und wie er es von den Unannehmlichkeiten, welche demſelben ankleben, befreyen könne. Aus dieſen vereinigten Bemühungen können leicht glückliche Erfindungen entſpringen; oder auch die bloß mechaniſche, aber immerwährende Uibung, bringt nach und nach Gewohnheiten herbey, welche der Erreichung des Entzweckes günſtig ſind.

Die erſte und nothwendigſte, für den geſellſchaftlichen Umgang iſt, daß man die Etiquette einſchränkt, das Ceremoniell einfacher, die Höflichkeitsbezeugungen kürzer; den ganzen Ton leichter, ungezwungener und natürlicher macht.

In einer kleinen Geſellſchaft, und worin immer dieſelben Menſchen zuſammenkommen, wird man durch gewiſſe Geſetze einer überflüßigen Höflichkeit, durch lange Komplimente, — durch das Nöthigen bey den Mahlzeiten, wenig beſchwert. Alles das iſt doch bald zu Ende, wenn der Perſonen nur wenige ſind, gegen die man die Regeln zu beobachten hat, — und es bleibt zu dem Weſentlichen der Unterhaltung, dem Geſpräche, noch Raum übrig. Aber da, wo eine Menge von Menſchen mit einander in Geſellſchaft ſeyn will, da iſt es gar nicht möglich, bey dieſer weitſchweifigen Höflichkeit zu beharren, oder man müßte darüber den Umgang ſelbſt, den Genuß alles deſſen, was der Zweck der Geſellſchaft iſt, gänzlich aufgeben. Die Nothwendigkeit bringt die Menſchen dahin, ihre Grüße abzukürzen, wenn ſie Hunderte und Tauſende von Menſchen zu begrüßen haben. Die Formalitäten in den Geſellſchaften müſſen vermindert werden, wo viele Geſchäfte ſind: die Formen der Höflichkeit müſſen einfacher werden, wo man gegen ſehr viele Menſchen höflich ſeyn will.

Eine andre Folge dieſer zahlreichern Verſammlungen, und der Vermiſchung mehr ungleichartiger Menſchen in ihnen iſt, daß jeder ſeine Eigenheiten, die ihm perſönlich zugehören, die ihm von ſeinem Lande, Volke, oder Familien angeerbt worden, oder ihm von ſeiner erſten Erziehung ankleben, eher ablegt oder mildert. — Dieſes Eigenthümliche der Charaktere und Sitten, welches von Zeit- und Ortverhältniſſen herkömmt, und welches man zu oft mit der Originalität des Genies verwechſelt, iſt immer etwas Fehlerhaftes oder hängt mit Fehlern zuſammen. Es verliert ſich aber, wenn man ſich unter vielen, und immer unter andern und andern Menſchen befindet, und macht endlich dem Gemeinſchaftlichen der menſchlichen Natur Platz, welches allen gefällt, und welches zugleich für jeden Einzelnen die wahre Vollkommenheit iſt. Diejenigen Sitten, Gewohnheiten und Formen, in welchen ſich Menſchen von verſchiedenen Nationen und Anlagen vereinigen, werden immer die vernünftigſten und den Entzwecken des geſelligen Umgangs am angemeſſenſten ſeyn.

So wie das Ideal der Schönheit nur dadurch gebildet werden kann, wenn man aus mehreren in der Natur vorhandenen ſchönen Körpern die ſchönſten Theile zuſammenſetzt: ſo wird das Ideal guter Sitten und feinen Anſtandes nur gefunden, wenn man von den Gewohnheiten, die in den verſchiedenen Ständen, Nationen oder Lebensart, zufälliger oder nothwendiger Weiſe entſtanden ſind, die allgemein ſchicklichen ausſucht, und dieſelben verbindet.

Die Vorurtheile ſind einander entgegengeſetzt, die Wahrheit iſt immer dieſelbe. Wenn viele Menſchen ihre Gedanken gegen einander umtauſchen: ſo werden ſie durch jene immer in Streit gerathen; und nur durch dieſe zuſammentreffen. Halten ſie nun mit dieſer gegenſeitigen Mittheilung ihrer Ideen an: ſo ſchlägt entweder die Mißhelligkeit der Meinungen, zu einer völligen Trennung der Gemüther aus; oder die einſeitigen Betrachtungsarten, welche jeder aus ſeinem Standorte mitbrachte, reiben ſich nach und nach gegen einander auf. Und die Ideen nun, welche in ihrer aller Köpfen, als Vereinigungspunkte übrig bleiben, können mit gutem Fuge, für Wahrheit angenommen werden.

Auf gleiche Weiſe ſind, in dem Betragen der Menſchen, unzählige Arten von Gewohnheiten, welche fehlerhaft, thöricht und unſchicklich ſind: und viele derſelben ſind einander widerſprechend. Diejenigen Regeln und Sitten aber, die in der menſchlichen Natur, in der Vernunft, in den allgemeinen Verhältniſſen des geſelligen Lebens, in dem Endzwecke jeder Verrichtung, ihren Grund haben, ſind einfach und übereinſtimmend. Wo Menſchen zuſammenkommen, werden ſie einander immer durch die erſtern anſtößig, und gefallen ſich gegenſeitig nur vermöge der letztern. Jede Thorheit ſcheint dem, welcher die entgegengeſetzte hat, höchſt lächerlich oder häßlich: — in einem weit höhern Grade, als dem Vernünftigen, der gleichſam in der Mitte ſteht, und von den beyden Extremen weniger entfernt iſt, als ſie es unter ſich ſind. Man laſſe alſo Menſchen in Menge zuſammenkommen, welche vernünftige und thörichte Gewohnheiten mitbringen, und man laſſe ſie lange und oft mit einander umgehn: ſo wird jeder an ſeinem Theil genöthiget werden, das abzulegen, wodurch er ſich von andern ſo merklich unterſchied, um nur beyzubehalten, worin er ihnen ähnlich war, oder zu deſſen Nachahmung er die übrigen bewegen kann, — welches letztere ſelbſt ſchon ein Beweis ſeyn würde, daß er das beſſre iſt. Die zuletzt ſich ergebenden Sitten einer ſolchen Geſellſchaft werden alſo am reinſten und richtigſten enthalten, was der gemeinſamen Natur der Menſchen am gemäßeſten, oder in der Beſchaffenheit und der Abſicht der geſellſchaftlichen Verrichtungen am augenſcheinlichſten gegründet iſt: und gerade auf dieſen beyden Grundſäulen beruhet der wahre gute Anſtand.

Wohlhabenheit und Muße, habe ich oben geſagt, müſſe ſich bey derjenigen Claſſe der Bürger in einer Nation vereinigen, die ſich durch Umgang ſehr verfeinern ſoll, weil nur unter dieſen beyden Bedingungen ein ausgebreiteter und vielfacher Umgang möglich iſt; und beydes finde ſich nirgends mehr, als in der höchſten Klaſſe. Ich muß hierüber noch einige Anmerkungen hinzufügen, um Mißverſtändniße zu verhindern, und meine Gedanken in ihr volles Licht zu ſtellen.

Ohne Zweifel kann in gewiſſen Handelsſtädten ein größerer Geldreichthum bey einer Anzahl kaufmänniſcher Familien aufgehäuft ſeyn, als ſich in irgend einer Reſidenz, bey einer gleichen Anzahl der erſten Adelichen findet. Aber nichts deſto weniger wird, unter den groſen Nationen, der Reichthum, welcher ſich in den Händen des geſammten Adels befindet, denjenigen überwiegen, welcher von jeder andern einzelnen Claſſe beſeſſen wird. Der Beweis davon iſt, daß Grund und Boden und deſſen Producte, die erſte Baſis, und die Quelle alles Eigenthums der Einwohner eines Landes ausmachen; — und daß, von dieſem Grund und Boden, faſt allenthalben der gröſſere Theil dem Adel zugehört. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß es keine andre Claſſe gibt, in welcher eine gleich groſe Anzahl von wohlhabenden Leuten, — auf einer gleichen Oberfläche des Landes verbreitet, und doch ſo genau mit einander verbunden ſind. Die reiche Kaufmannſchaft einer Stadt macht immer ein unbeträchtliches Corpus gegen den reichen Adel eines groſſen Königreichs aus. Wenn daher ſich in Reſidenzſtädten der vermögendſte Theil dieſes, im Ganzen ſchon begüterten Adels verſammelt, um dort zu glänzen oder ſich zu vergnügen; wenn ein andrer Theil durch die oberſten Staatsämter, welche er begleitet, — Aemter, die doch zugleich immer die am reichſten beſoldeten ſind, — dort zu wohnen genöthigt wird: ſo läßt ſich an keinem andern Orte, und in keinem andern Kreiſe der Einwohner eines Landes, eine ſo beträchtliche Anzahl von Menſchen erwarten, die für Umgang und Geſelligkeit gleichen Aufwand machen könnten.

Wenn es aber auch noch ſtreitig wäre, bey welchem dieſer verſchiednen Stände die Wohlhabenheit, die Hülfsmittel der Geſelligkeit, am größten ſey: ſo iſt es in Abſicht der Muße, welche die unentbehrliche Bedingung zu derſelben iſt, entſchieden, daß ſie der Adel im höhern Grade beſitzt. Die Reichen andrer Stände haben entweder mehr Geſchäfte, weil ſie das Gewerbe, dem ſie ihre Reichthümer verdanken, noch forttreiben; oder ſie ſind wenigſtens zum Arbeiten mehr gewöhnt, und in der Gewohnheit des Arbeitens erzogen. Die, welche ihr Vermögen ſelbſt erworben haben, ſetzen gemeiniglich die Lebensart fort, welche ſie angenommen hatten, da ſie noch keines beſaßen; — und durch dieſe wird ihnen einſame Arbeitſamkeit zum Vergnügen, wenigſtens iſt die Geſellſchaft für ſie kein dringendes Bedürfniß. Die Kaufmannsſöhne, welche große Reichthümer ererbt haben, ſind zwar gemeiniglich leidenſchaftliche Freunde des Vergnügens und der Geſellſchaft: aber ſehr oft, wenn ſie die Geſchäfte vernachläßigen oder aufgeben, richten ſie ſich entweder zu Grunde, oder gehen zu der Claſſe des Adels über.

Der begüterte Adeliche, wenn er nicht im Dienſte des Staats begriffen iſt, hat höchſtens nur mit der Bewirthſchaftung ſeiner Landgüter zu thun. Dieſe läßt ihn wenigſtens die Hälfte des Jahres arbeitslos. Den Winter hindurch kann auch der ſein Land ſelbſt anbauende Gutsherr faſt ſeine ganze Zeit auf Erhohlungen wenden: und wenn er von gebildetem Geiſte iſt, ſo ſucht er die geſelligen. Diejenigen Adlichen, welche in öffentlichen Aemtern ſtehn, können zwar zuweilen durch ihre Arbeitſamkeit von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden. Aber gerade die oberſten Stellen, die Direction der Geſchäfte, die Aufſicht über die verſchiedenen Departements, welche dieſem Stande ausſchließend, oder doch vorzüglich zugehören, geben weit weniger zu thun, oder erfüllen doch weniger Zeit mit Arbeiten, als das Detail der Ausführung, welches den aus dem Bürgerſtande genommenen Subalternen anvertrauet iſt. Und welche außerordentliche Muße genießt nicht der Militärſtand, der einen ſo großen Theil des Adels in ſich ſchließt, und ſelbſt wieder einen ſo beträchtlichen Theil der Geſellſchaft an den Höfen und in der großen Welt ausmacht?

Ein anderer Umſtand vereiniget ſich hiermit: daß, wenn es auch, an dem Hofe eines Fürſten oder in ſeiner Hauptſtadt, nicht mehr reiche Adliche gibt, als eben daſelbſt, oder in einer Handelsſtadt deſſelben Landes, reiche Kaufleute ſind, doch, zur Erreichung der geſelligen Endzwecke, der Reichthum einzelner Großen dem ganzen Stande des Adels mehr zu Staaten kömmt, als der Reichthum einzelner Handelsleute dem übrigen Kaufmannsſtande.

Zu einer großen und ausgebreiteten Geſelligkeit gehören nothwendig Perſonen, welche nach dem gewöhnlichen, aus dem Franzöſiſchen entlehnten Ausdrucke, ein Haus machen; d. h. welche ihre Häuſer zu Vereinigungspuncten der übrigen Geſellſchaft eröffnen; welche täglich bey ſich eine Menge Menſchen verſammeln und bewirthen, und die auf ſolche Weiſe, durch ihre Gaſtfreyheit, alle zum Umgange mit einander tauglich geachteten Leute, einander wirklich näher bringen. Dieſes zu thun, ſehen die, welche die erſten Staatswürden begleiten, ſo wie überhaupt die reichſten und vornehmſten Perſonen unter dem Adel, als eine Art von Pflicht, oder als ein Vorrecht ihres Ranges an. Für die erſten iſt eine ſolche mit Pracht ausgeübte Gaſtfreyheit ein Mittel, ſich die Gunſt des vornehmen Publicums zu erwerben, deren ſie, es ſey nun, ſich in ihrem Poſten zu erhalten, es ſey, um ihm mit beſſerm Erfolge vorzuſtehn, nicht entbehren zu können glauben: die andern hoffen dadurch einem bloßen Titel Würde zu geben; oder ſelbſt ein von allen Titeln unabhängiges Anſehn zu erlangen.

In dieſen Häuſern nun finden alle übrigen Perſonen von Adel, — reich oder nicht reich, mit oder ohne Titel, — wenn ſie nur einen bekannten, und einen, nach den gemeinen Begriffen der Ehre, unbefleckten Nahmen haben, Zutritt: und wenn ſie nur wohlhabend genug ſind, um in ſchicklicher Kleidung zu erſcheinen, und den Aufwand, welchen das

Spiel und die eingeführten Zeitvertreibe erfordern, zu machen: ſo finden ſie hier immer geſellſchaftliche Vergnügungen, an denen ſie Theil nehmen können. Der wenig begüterte, oder der durch keine Würden ausgezeichnete Edelmann genießt alſo alle die Vortheile mit, welche den erſten Familien ſeines Korps durch ihre großen Reichthümer, oder durch ihre einträglichen Aemter gewähret werden.

Der reiche Kaufmann iſt weder daran gewöhnt, noch glaubt er ſich dazu verpflichtet, ſein Haus allen unbeſcholtnen Perſonen ſeines Standes zu eröffnen, oder den größern Theil davon an ſeine Tafel zu ziehn. Wenn er im Umgang mit ſeines Gleichen tritt: ſo iſt es gemeiniglich mit eben ſo reichen, als er iſt, welche ihm die Gaſtmähler wieder geben können, zu welchen er ſie einladet, oder mit ſolchen, die ihm in ſeinen Geſchäften Dienſte leiſten. Dadurch wird der Kreis von Geſellſchaften, in welchem er ſich ſelbſt umher bewegt, und auf welchen er Einfluß hat, viel enger. Sehr viele und ſehr artige Leute der minder reichen Kaufmannſchaft leben ganz einſam. Da ſie nicht wieder auf den Fuß Gäſte bey ſich bewirthen können, auf welchen ſie an den Tafeln jener Matadors bewirthet werden: ſo werden ſie entweder gar nicht dazu eingeladen, oder ſie entziehen ſich dieſen Einladungen vorſätzlich, weil ſie es für einen Uibelſtand, und für eine Art von Erniedrigung halten, auch im geſellſchaftlichen Umgange von ihres Gleichen anzunehmen, was ſie ihnen nicht wieder zu geben im Stande ſind. Bey dem Adel iſt es allgemein eingeführte Sitte, daß in den großen Häuſern Viele täglich eingeladen und bewirthet werden, die niemahls daran denken, dieſe Gaſtfreyheit zu erwiedern. Der Große, welcher Geſellſchaften gibt, macht keine ſolche Forderungen an ſeine Gäſte, zufrieden, wenn ſein Haus voll, und an ſeinem Tiſche die gute Geſellſchaft verſammelt iſt; und dieſe wiſſen von jener falſchen Scham nichts, da ſie ſich kaum einer ihnen aufgelegten Verbindlichkeit bewußt ſind. —

Schon dieſer einzige Umſtand macht, daß die Geſelligkeit, inſofern ſie vom Vermögen unterſtützt werden muß, unter dem Adel ausgebreiteter ſeyn kann, als unter dem Mittelſtande. Dort iſt die Geſellſchaft ein Sammelplatz aller derer, die ungefähr gleiche Erziehung und gleiche Sitten haben, und alſo einer gleichen Ausbildung fähig ſind: hier iſt ſie gemeiniglich nur eine Vereinigung derer, die ſich in gleichen Glücksumſtänden, oder in zufälligen Verbindungen befinden. Dort werden junge und noch wenig bedeutende Leute mit aufgenommen, und zu der Rolle, die ſie einſt werden in der Geſellſchaft zu ſpielen haben, angezogen. Hier kommen faſt nur Leute zuſammen, deren Glück ſchon gemacht und deren Ton ſchon beſtimmt iſt, ſo daß keiner ſehr als Lehrer und Muſter von den andern anerkannt wird.

Ich habe bisher den Umgang als eine Kunſt betrachtet, die, da ſie nur durch Uibung zur Vollkommenheit gebracht werden kann, in derjenigen Claſſe ſich am vollkommenſten erwarten läßt, in welcher der häufige Umgang vorhanden iſt, und welche ihn am meiſten als wichtigen Gegenſtand behandelt. Die Claſſe iſt ganz unſtreitig der Adel, und beſonders derjenige Theil desſelben, der ſich um den Landesherrn verſammelt, und, mit deſſen Familie zuſammengenommen, den Hof ausmacht. Nirgends findet ſich die zur Cultivirung des geſelligen Lebens nöthige Muße, Wohlhabenheit und Erziehung bey einer ſo großen Anzahl vereinigter Menſchen: nirgends findet der Trieb zur Geſelligkeit ſo viele Beförderungsmittel, und ſo wenige Hinderniſſe. Gute Geſellſchafter zu ſeyn, iſt das vornehmſte Beſtreben aller jungen Leute von Stande, und die Geſellſchaften zu beſuchen, ein wichtiges Geſchäft der Erwachſenen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten mußte alſo, unter den Erſten des Staats und im Gefolge des Regenten, der Umgang zuerſt verfeinert werden, weil man ſich dort mit ihm am ernſthafteſten und mit der meiſten Emſigkeit beſchäftigte.

Doch es gibt, außer den bisher angeführten, noch andre, dieſem Stande eigenthümliche, Verhältniſſe, welche machen, daß ſeine Geſellſchaften ſich den Nahmen der guten ausſchließend zueignen, und gewiſſermaßen auch verdienen. Betrachtungen über die Natur des Anſtandes überhaupt werden, dieſe Urſachen zu entwickeln, vorausgeſchickt werden müſſen.

Der angenehmſte und der vollkommenſte Umgang iſt unter Menſchen, die einen gewiſſen Grad von vertraulicher Zuneigung mit gegenſeitiger Hochachtung verbinden. Jene macht die Gemüther frey, und die Mittheilung der Gedanken leicht: dieſe beugt allen Beleidigungen, ſo wie den Ausbrüchen von Launen und Leidenſchaften, vor. Da nun die Artigkeit, wenn dieß Wort für das Franzöſiſche politesse gebraucht wird, in demjenigen Aeußern beſteht, welches die der Geſelligkeit günſtigſten Eigenſchaften des Gemüths aufs vollkommenſte ausdrückt: ſo wird, auch in den Sitten, der beſte und edelſte Anſtand die Zeichen jener beyden Grundzüge des geſelligen Charakters, die Zeichen von Vertraulichkeit und die von Achtung, enthalten müſſen. Perſonen, welche angenehm mit einander leben ſollen, müſſen ſich als Freunde behandeln, wenn ſie es auch nicht im eigentlichen Verſtande wären. Es muß ein Ton unter ihnen herrſchen, wie er unter alten Bekannten zu ſeyn pflegt. Sie müſſen weder Zwang noch Zurückhaltung gegen einander zeigen. Aber auf der andern Seite muß dieſe Zwangloſigkeit nicht in Herrſchſucht oder Vernachläßigung ausarten. Jeder muß ſeine Rechte behaupten, aber auch der andern ihre anerkennen. Jeder muß, wenigſtens für die Zeit der Geſellſchaft, diejenigen, mit welchen er umgeht, auf den Fuß der Gleichheit behandeln. Furchtſam gegen andre ſeyn, demüthig nachgeben, ſich vor ihnen zurückziehn oder verſchließen, macht den Menſchen entweder ſeinen Geſellſchaftern verächtlich, oder unfähig, zum Vergnügen derſelben beyzutragen. Denn jede ſolche freywillige Erniedrigung, eine jede Art von Zwang, die man ſich anthut, wirkt auf die Seele, wie der Krampf auf die Glieder des Körpers; ſie lähmt ihre Fähigkeiten, macht den Witzigen geiſtlos, und gibt dem Verſtändigſten das Anſehn von Einfalt. — Aber eben ſo wenig darf der Mann, welcher gefallen will, vorlaut, anmaßend und zudringlich ſeyn. Weder ſeinen höhern Stand, noch ſelbſt ſeine höhern Fähigkeiten muß er ſeine Geſellſchafter fühlen laſſen. Er muß diejenigen, welche er, nach der zutraulichen und geprängeloſen Art, auf die er mit ihnen umgeht, zu lieben ſcheint, zugleich zu reſpectiren ſcheinen, indem er alles vermeidet, was ſie beleidigen, oder ihnen mißfallen könnte.

Dieſe Theorie des guten Anſtandes finden wir auch durch die Erfahrung beſtätigt. Wenn wir uns in der Welt umſehen, welches diejenigen Geſellſchaften ſind, in welchen, nach dem Urtheile der Kenner, der wahrhaft gute, geſellſchaftliche Ton herrſcht: ſo werden wir finden, daß es diejenigen ſind, wo, von allen Seiten, die vollkommenſte Freymüthigkeit mit der genaueſten Aufmerkſamkeit verbunden iſt, einem jeden die Achtung, auf die er

Anſpruch machen kann, zu erweiſen. Auch wenn einzelne Perſonen mit einander verglichen werden, unterſcheidet ſich der Mann von Welt vornehmlich dadurch, daß er unter Fremden ſogleich den Ton eines alten Bekannten anzunehmen weiß, ohne doch der vollkommenſten Höflichkeit irgend etwas zu vergeben; er unterſcheidet ſich durch eine gewiſſe mit Beſcheidenheit gepaarte Würde, und durch ein ungezwungnes, zutrauliches Weſen, das ihn doch nicht verhindert, immer in ſeinen Schranken zu bleiben, und den andern in ſeinen Schranken zu halten. —

Daß nun dieſer Ton unter den Geſellſchaften des erſten Ranges, an Höfen, und in den Hauptſtädten der europäiſchen Reiche, eher, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen, entſtehen konnte: dazu ſind in der Lage dieſer Claſſen, und ſelbſt ihren Vorurtheilen, einige begreifliche Urſachen vorhanden.

Die Scheidewand, welche die Geſetze und die Gewohnheiten zwiſchen dem Adelſtande und dem unadelichen gemacht haben, iſt unter den Abſonderungen, die ſich jetzt unter den Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft finden, die größte und weſentlichſte. Sie iſt es deßwegen, weil ſie einen lebenslänglichen und erblichen Unterſchied hervorbringt, und weil ſie nie überſprungen werden kann. Der Unterſchied, welchen die verſchiedenen Aemter des gemeinen Weſens unter denjenigen machen, welche deren höhere oder niedrigere begleiten, iſt bey weitem nicht ſo beträchtlich. Denn es kann ein Menſch von einem geringern Poſten zu einem wichtigern emporſteigen. Der jüngſte Candidat iſt der nähmliche Stoff, aus welchem man den erſten Rath eines Collegiums bildet. Aber der Menſch von gemeiner Herkunft kann nie, in eigentlichem Verſtande, ein Mann von guter Geburt werden: und ſelbſt der Fürſt, welcher ihm den Titel des Adels beylegt, kann nicht machen, daß ſeine Familie von jeher, oder doch von lange her, angeſehen geweſen ſey, worin das Weſen des Adels beſteht. — Wenn die erſten Aemter des Staats, oder diejenigen, in den Tribunälen und Regierungscollegien, mit welchen die Direction derſelben verbunden iſt, einen größern Abſtand von den ſubalternen Stellen bekommen: ſo geſchieht es eben dadurch, daß mit dem Vorzuge der Amtswürden ſich der Vorzug der Geburt vereinigt, das heißt, daß jene Aemter nur Adelichen ertheilt werden. Die verſchiedenen Stufen des Ranges, in welche der Adel ſelbſt abgetheilt iſt, unterſcheiden ſich, (wenn die regierenden Fürſten davon ausgenommen werden,) weit weniger unter ſich, als ſich der Adeliche vom Bürger unterſcheidet. Denn jene können ſich doch alle mit einander verheirathen, ohne daß der Höhere oder ſeine Nachkommenſchaft ihre Rechte verliert, wenigſtens ſind ſie gewohnt, alle mit einander umzugehn, ohne daß er vom höhern Range ſich dadurch erniedrigt glaubt. Die Heirath eines Adelichen mit einer Bürgerlichen hingegen iſt eine Mißheirath; — und der Umgang des Adelichen mit den Bürgerlichen wird noch von vielen für eine Herablaſſung gehalten. Selbſt dem Fürſten, eine ſo große Erhabenheit ihm auch die höchſte Gewalt zu geben ſcheint, iſt doch der Adeliche, da er täglich mit ihm umgeht, näher, als dieſem der Bürgerliche, der von den Geſellſchaften des Adels ausgeſchloſſen iſt.

Unter den Adelichen herrſcht alſo in der That eine gewiſſe Gleichheit, es exiſtirt unter ihnen ein Band der Freundſchaft, wodurch das erſte Erforderniß einer guten Lebensart, der Ton zwangloſer Vertraulichkeit befördert wird. Dieſes Band beſteht eben in der gemeinſchaftlichen Abſonderung von dem größern Haufen ihrer Mitbürger, und in der Schätzung der Vorrechte, die ſie vor dieſem voraus, und unter einander gemein haben. Im menſchlichen Herzen iſt die Liebe mit der Abneigung, und das Principium der Vereinigung mit dem der Trennung auf eine ſo ſonderbare Weiſe gepaart: daß, um den Gliedern einer Geſellſchaft eine größre Anhänglichkeit an einander zu geben, es nöthig iſt, daß ſie gegen eine andre Geſellſchaft Partey machen. Iſt jene erſtre Geſellſchaft noch überdieß klein und überſehbar, indeß die andre, von der ſie ſich abſondert, oder der ſie ſich entgegenſetzt, groß und zu einer genauen Bekanntſchaft der Glieder unter einander zu zahlreich iſt, ſo wird die erſtre noch genauer unter ſich verbunden werden; es ſey, weil ſich die geſelligen Neigungen in ihr mehr concentriren und dadurch verſtärkt werden, oder weil die Furcht vor Eingriffen von Seiten der zahlreichern Partey dadurch vermehrt wird. So ſind die Mitglieder der kleinern Secten, die in der Kirche entſtanden, beſonders ſo lange ſie ihrer Partey eine vorzügliche Reinigkeit des Glaubens oder des Wandels zuſchrieben, und die allgemeine Kirche für verderbt hielten, immer von einer wärmern Freundſchaft gegen einander beſeelt geweſen, als das Geſetz der Bruderliebe ohne Hülfe des Parteygeiſtes, unter den Chriſten überhaupt je hat hervorbringen können. Und faſt immer hat die Innigkeit jener Freundſchaft in dem Maße zu- oder abgenommen, als die Verachtung, welche ſie gegen die übrigen Chriſten außer ihrer Partey hegten, oder die Abneigung, welche ſie von denſelben entfernte, größer oder geringer wurde.

Eine ähnliche Partey nun macht der Adel im Staate aus. Er hat nicht nur Vorzüge, die er über die übrigen zahlreichen Mitbürger zu behaupten, ſondern er hat auch Rechte, welche er gegen ſie zu vertheidigen hat. Er hat die Eingriffe derſelben zu fürchten, und ſucht ſich durch allerhand Gehege, die er um ſich herum zieht, dafür ſicher zu ſtellen.

Diejenigen ſeiner Mitglieder, deren Geſinnungen bloß durch ihre äußern Verhältniſſe beſtimmt werden, kommen in einer gemeinſchaftlichen Geringſchätzung des Bürgerlichen, und in einem gemeinſchaftlichen Unwillen gegen die Anmaßungen der Niedern überein. Uiber dieſem größern Intereſſe, das ihnen gemein iſt, vergeſſen ſie das kleinere, welches ſie entzweyen könnte. Sie werden, durch die Gleichheit ihrer bürgerlichen Lage, nicht nur einander in ihrer Denkungsart ähnlicher, ſondern ſie werden auch, eben wegen ihrer ausſchließenden Vorrechte, einander gegenſeitig zum Genuſſe des Lebens nothwendiger.

In der That, wie könnte wohl der Stolz, der in dieſe Vorrechte einen ſo großen Werth ſetzt, anders einen Gebrauch von denſelben machen, oder welchen Genuß könnte er aus ihnen ziehen, als indem er die, welche daran Theil haben, mit einander vereiniget, und eine Geſellſchaft unter ihnen erſt ſtiftet, damit die Ausſchließung der übrigen merklich werde. Der einzelne Vornehme, ſo ſehr er ſich über Andre erhoben glauben mag, iſt, iſolirt, immer ein ſchwaches Geſchöpf und fühlt ſich als ein ſolches. Erſt, wenn er ſich mit ſeines Gleichen zuſammengeſellt, ſieht er ſeine Anſprüche hinlänglich unterſtützt, um dieſelben geltend zu machen. Erſt dann findet ſich das angenehme Selbſtgefühl der Uiberlegenheit über den großen Haufen ein, wenn er ſich ſelbſt unter dem kleinern begünſtigten

Häuflein befindet, das jenem ernſtern den Zutritt verſagt *).

Zu dieſem erſten Grunde einer leichtern, oder einer größern Vertraulichkeit unter Adlichen treten andre hinzu. Einer davon iſt die vor allem perſönlichen Umgange vorhergehende Bekanntſchaft, welche ſie mit einander haben.

Adliche Familien ſind, was der lateiniſche Nahme nobiles ſehr richtig ausdrückt, die von Alters her bekanntern Familien. Ein durch mehrere Generationen, vielleicht durch mehrere Jahrhunderte fortdauerndes bürgerliches Anſehn eines Geſchlechts muß nothwendig den Nahmen deſſelben bekannter, und die übrigen Menſchen neugieriger machen, ſeine Sprößlinge kennen zu lernen. — Bey denen, die einen gleichen Rang haben: wird dieſe Neugierde, eben um des nähern Antheils willen, den ſie an den Umſtänden und Schickſalen von Perſonen nehmen, die mit ihnen zu einem und demſelben Corpus gehören, noch lebhafter. Es wird ein Studium für Adliche, die vornehmſten Geſchlechter ihres und der benachbarten Länder kennen zu lernen, von ihrer Abſtammung und ihren Verwandtſchaften unterrichtet zu ſeyn. Familien, von vorzüglichem Range oder Alterthum, ſind auch in der

---

*) Daher erfahren es Bürgerliche ſo oft, daß Adliche, welche allein, oder in kleiner Geſellſchaft, ſie mit der Miene der Freundſchaft empfangen, in großer Geſellſchaft fremd gegen ſie thun.

Ferne, durch Geſchichte oder durch Reiſende, bekannt; und je mehr ein Adlicher in der Welt gelebt, oder in derſelben mit Anſtand aufzutreten ſich vorbereitet hat: deſto beſſer wird er vorläufig mit dem, was groß und angeſehen in den Europäiſchen Reichen iſt, bekannt ſeyn. Zu dieſer Bekanntſchaft trägt es ſehr viel bey, ſo wie es zugleich die Anläſſe zu Verbindungen vervielfältigt, daß der Adel ſich nur unter ſich verheirathet. Ein Adlicher, in deſſen Familie keine Mißheirath vorgefallen iſt, findet ſeine ganze Verwandtſchaft wieder nur unter dem Adel, und oft erſtreckt ſie ſich, bey angeſehnen und zahlreichen Geſchlechtern, auf einen beträchtlichen Theil desſelben. Ein Sohn aus dieſen komme in eine adliche Geſellſchaft ſeines Landes oder der umliegenden Länder, in welche er will, ſo iſt er faſt gewiß, Perſonen anzutreffen, die entweder ſelbſt, oder durch ihre Vorfahren, mit ſeiner Familie in Verbindung geweſen ſind, — Perſonen, die ſeinen Nahmen kennen, und von den Schickſalen und der Verfaſſung ſeines Hauſes etwas gehört haben, ſo wie hinwiederum ſolche, deren Herkommen, Umſtände, Verdienſte oder Reichthümer ihm bekannt, und wegen gewiſſer Familienverhältniſſe wichtig ſind. So gibt es alſo zwiſchen den Adlichen nähere Beziehungen, bloß deßwegen, weil ſie adlich ſind; Beziehungen, welche machen, daß, wenn ſie an einem Orte, in einer Geſellſchaft zuſammentreffen, ſie leichter vertraulich werden.

Sie ſind ſelten einander ſo völlig fremd, daß ſie nicht Berührungspuncte zu finden wüßten, auch wenn ſie einander zum erſten Mahle ſehen. Die immer bereit liegende Gegenſtände ihres Geſprächs ſind, daß ſie ſich über gemeinſchaftliche Freunde, oder Bekannten, die ſie, oder ihre Vorfahren und Verwandten gehabt haben, befragen, und verſtändigen. Bey einiger perſönlichen Übereinſtimmung führen dieſe entfernten Verbindungen bald zu einer genauern. Die Materien zum Geſpräch vervielfältigen ſich mit dem Fortgange der Unterredung ſelbſt, wenn nur erſt der Faden, an welchen man ſie knüpfen kann, gefunden iſt; und ein mit einander zugebrachter Abend bringt adliche Familien von einem gewiſſen Anſehn, wenn ſie ſich auch zuvor nie perſönlich kannten, einander viel näher, als bürgerliche Familien nach langem Umgange einander kommen können.

Dieſe ſind an und für ſich einander fremd, wenn nicht Verwandtſchaft, zufällige Verbindungen der Geſchäfte, oder der Umgang ſelbſt die eine veranlaßt hat, ſich um die Umſtände, das Herkommen und die Handlungen der andern zu bekümmern. Der Nahme eines Mannes, der ſich durch den Handel bereichert, oder durch Wiſſenſchaften Ruhm erworben hat, war noch vor kurzem keinem Menſchen ſeiner Zeit bekannt: und auch in ſeinem erhöhten Stande bleibt er noch immer dem größten Theile ſeiner Mitbürger verborgen, wenn dieſe nicht von ſeinem Gewerbe ſind oder einen gleichen Zweig der Wiſſenſchaften mit ihm anbauen. Wenigſtens verhüllt die Dunkelheit, aus der er ſich herausgearbeitet hat, noch immer ſeine Familie. Selbſt Perſonen ſeines Standes iſt deren Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung gleichgiltig. Nichts iſt unter Bürgerlichen, als ſolchen, vorbereitet, wodurch ſie an einander angezogen würden, oder zur Eröffnung des Geſprächs und der Vertraulichkeit Hülfsmittel und Gegenſtände bekämen.

Die Unadlichen haben alſo nicht eine ſo große Anzahl von Menſchen neben ſich, mit welcher ſie ſchon, vor perſönlicher Bekanntſchaft, und ohne wirklichen Umgang, in einer gewiſſen Verbindung ſtünden: und es iſt ihnen daher auch nicht ſo leicht, eine zahlreiche, und eine oft abwechſelnde Geſellſchaft zu errichten, in welcher der Ton von Vertraulichkeit herrſchend würde.

Dazu tritt noch der neue Umſtand, daß, ſo ungleich auch die Erziehung in adlichen Familien ſeyn, und ſo groß der Abſtand zwiſchen einen Landjunker und einem Hofmann angenommen werden mag: doch dieſe Verſchiedenheit nicht derjenigen beykömmt, die ſich zwiſchen Bürgern ſelbſt einer und derſelben Claſſe, zwiſchen einem Gelehrten und einem andern Gelehrten, zwiſchen Kaufmann und Kaufmann findet. Wenigſtens wird jener Unterſchied unter denjenigen Adlichen nicht merklich, die in den Hauptſtädten und an Höfen einander nahe genug kommen, um in Geſellſchaft mit einander verglichen zu werden: dahingegen dieſer Unterſchied ſehr oft unter Bürgerlichen auffällt, welche mit einander alle Tage an gemeinſchaftlichen Tafeln ſchmauſen. Von jenen Sammelplätzen der groſſen und feinen Welt ziehen ſich auch Adliche freywillig zurück, wenn ſie ſich bewußt ſind, daß ſie in denſelben eine ſchlechte Figur ſpielen. Hingegen wohnt, in einer und eben derſelben Stadt, der artigſte unter den Kaufleuten neben dem von den gemeinſten Sitten. Und ſie wohnen nicht nur neben einander, ſondern ſie ſind auch vielleicht, durch ihre Geſchäfte, oder ſelbſt durch Verwandtſchaft und frühzeitige Verhältniſſe an einander dergeſtalt gebunden, daß ſie mit einander umgehen, und ſich in denſelben Geſellſchaften vereinigen müſſen. — Dieſer Contraſt der Sitten aber, der ſich unter den Gliedern bürgerlicher Geſellſchaften ſo oft findet, läßt den Ton anſtändiger Vertraulichkeit unter ihnen nicht ſo allgemein werden.

Doch der gute Anſtand verlangt nicht bloß die Abweſenheit des Zwanges, ſondern zugleich die gegenſeitige Beweiſung einer gewiſſen Achtung. Nicht bloß den Ton der Gleichheit und der Vertraulichkeit, ſondern auch den der Ehrerbiethung und der zuvorkommenden Gefälligkeiten müſſen die Glieder einer Geſellſchaft gegen einander haben, welche ſich mit Recht den Nahmen der guten ſoll beylegen können. Und auch dieſe zweyte Vollkommenheit in ihren Umgang zu bringen, haben die Menſchen aus den oberſten Claſſen, die Hofleute und der Adel gewiſſe Erleichterungen, welche dem Mittelſtande fehlen.

Eben der Stolz, welcher ſie, weil ſie gemeinſchaftliche angeerbte Vorzüge haben, mit einander in ſcheinbarer Vertraulichkeit verbindet, auch wenn kein Grund wahrer Freundſchaft zwiſchen ihnen vorhanden iſt: eben dieſer Stolz macht auch, daß ſie einander, bey dieſer Vertraulichkeit, ehren, und jeder folglich aufmerkſam iſt, nichts zu ſagen, nichts zu thun, was die Würde des andern, die zugleich ſeine eigne iſt, herabſetzen könnte. Daher die Ausdrücke einer tiefern Demüthigung in der gewöhnlichen Komplimentenſprache des Adels, bey allen den Aeußerungen einer großen Familiarität im übrigen Betragen. Die Güte iſt zur Gnade hinaufgeſtimmt: und der Gehorſam, welchen der Bürger ſeinem Freunde verſichert, wenn er ihn begrüßt wird bey Adelichen zur Unterthänigkeit. Indeß ſie ſich häufig mit dem Bruder- und Schweſternahmen belegen, und ſich einander auf dieſe Weiſe von allem läſtigen Ceremoniel der Höflichkeit losſprechen, behalten ſie doch dieſe Kennzeichen ihrer Würde und ihrer gegenſeitigen Ehrerbiethung für dieſelbe, bey. Dieſe demüthigen Ausdrücke ſind für keinen erniedrigend, weil ſie gegenſeitig gebraucht werden: ſie zeigen aber den Bürgerlichen, welche in der Geſellſchaft ſind, ſogleich, daß ſie ſich unter Perſonen eines höhern Standes befinden.

Das Vorrecht, welches ſich der Adel noch bis jetzt unter den übrigen Ständen allein vorbehalten hat, Beleidigungen der Ehre mit dem Degen zu rächen, hat viel dazu beygetragen, die Behuthſamkeit, nichts anſtößiges zu ſagen, und die Aufmerkſamkeit, gefällig zu ſeyn, unter den Geſellſchaften ſeines Standes allgemeiner zu machen. Bey ihm geſchieht es, daß brüderlich Vertraute ſich als Feinde gegen einander bewaffnen, ſobald der eine es an der Achtung hat fehlen laſſen, die der andre als Menſch oder als Edelmann fordern zu können glaubt. Wenn dieſe Furcht vor dem Zweykampfe auch jetzt nicht mehr nöthig iſt, wohlerzogene Adliche in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten: ſo war ſie doch gewiß eine Triebfeder, welche, da die Menſchen überhaupt noch erſt aus dem Stande der Rohheit heraustraten, die Perſonen dieſer Claſſe mehr als andre antrieb, Höflichkeit zu erlernen. Noch jetzt werden junge, noch ungebildete Wüſtlinge aus derſelben, durch dieſe Furcht, zuerſt von groben Unanſtändigkeiten zurückgehalten, und bekommen Zeit, wenn der Same der feinern Sittlichkeit in ihnen liegt, auf die Vollkommenheiten der Muſter, die ihnen vor Augen ſind, aufmerkſam zu werden, um Artigkeit aus beſſern Principien zu lernen. So haben auch die Vorurtheile beytragen müſſen, die Menſchen auf der Bahn der Kultur weiter zu bringen;

ßen; und was durch die Mangelhaftigkeit der geſellſchaftlichen Einrichtungen veranlaſſet worden war, und in der Ungebundenheit der Leidenſchaften ſeinen Urſprung nahm, — die Anmaßung der vornehmen Glieder des Staats, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, — hat in ſeinen Folgen dazu beygetragen, der Geſellſchaft wahre Vorzüge zu geben, und jene Leidenſchaften ſelbſt zu bändigen.

Ein andrer noch wichtigerer Umſtand, der in die Sitten des Hofes, und des vornehmſten Adels, beſonders in Hauptſtädten, dieſen Beſtandtheil achtungsvoller Aufmerkſamkeit bringt, welcher, mit der Freymüthigkeit zuſammengeſetzt, das Ganze der feinen Lebensart ausmacht, iſt, daß an der Spitze ſeiner Geſellſchaften die landesherrliche Familie und die erſten Beamten des Staates ſtehn. In den meiſten Zuſammenkünſten der vornehmen Welt ſind Männer, welche wichtige Aemter begleiten, oder Perſonen von hohem Anſehn gegenwärtig: oder jene Zuſammenkünfte werden auch in den Häuſern dieſer veranſtaltet. Ohne daß dadurch dem übrigen weniger angeſehnen Theile der Geſellſchaft Zwang auferlegt würde, wird er doch dadurch in Schranken gehalten. Eben die Perſonen, welche zum Glück andrer beyzutragen die Macht haben, und deren Mißfallen ihnen ſchaden kann, ſind hier mit dieſen andern in den Stunden des Vergnügens verſammelt. Es iſt natürlich, daß die letztern auch dann, wenn es nur auf Zeitvertreib und Ergötzung ankömmt, bemüht ſeyn werden, vortheilhafte Ideen bey den erſtern zu erwecken.

Hierin liegt eine der vornehmſten Urſachen, warum die Hofſitten die feinſten zu ſeyn pflegen. Ein Umgang mit Höhern, wenn er eine gewiſſe Vertraulichkeit zuläßt, iſt immer eine Schule der Artigkeit. Der Umgang mit ſeinem Landesherrn und denen, die ihm durch Blut und an Autorität die nächſten ſind, iſt für den Unterthan die höchſte Schule der Kunſt zu gefallen. Blödigkeit gefällt hier nicht: denn wie könnte ſich ein Fürſt unter Perſonen vergnügen, die ſich vor ihm zu fürchten ſcheinen? Dreiſtigkeit und Vernachläßigung ſeiner ſelbſt mißfällt auf der andern Seite unfehlbar: denn nie vergißt der Fürſt ganz, daß er der erſte in der Geſellſchaft iſt. Alſo jeder, welcher Verſtand hat, ſtrebt, das kunſtloſeſte, unbefangendſte Betragen mit dem vollkommenſten Reſpect zu vereinigen, — ſo freymüthig zu ſeyn, daß er das größte Vertrauen zur Gnade des Fürſten zeige, und doch ſo auf ſeiner Huth zu ſeyn, daß er ſich nichts entwiſchen laſſe, was mißfallen könne. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Beſtrebungen, wenn jeder auch nur mittelmäßige Fähigkeit zu der Sache beſitzt, bringt doch einen ſchnellern Fortgang in der Kunſt hervor, welche ſie alle treiben. Wie ſollte nicht die Kunſt des angenehmen Umgangs an Höfen angebauet werden, wo es die größte Angelegenheit ſo vieler Menſchen iſt, gefallen zu wollen, und das vornehmſte Mittel ſein Glück zu machen, wenn man wirklich gefällt?

In den Geſellſchaften des Mittelſtandes fehlt dieſes alles. Selten ſind in ihnen Perſonen gegenwärtig, welche über die übrigen Glieder ein ſo großes Anſehn hätten, als der Fürſt oder die erſten Staatsbeamten in den Geſellſchaften des Adels haben. Oder wenn Perſonen von höherm Anſehn ſich bey denſelben einfinden, ſo haben ſie über die übrigen Glieder ein zu großes Uibergewicht, wodurch ſie dieſe von ſich entfernen und zurückſchrecken, anſtatt, daß ſie ſie zu ſich erheben ſollten. Selten ſind die Perſonen, welche die erſten Stellen begleiten, mit ihren bürgerlichen Untergebnen, auf einen hinlänglich vertrauten Fuß, um daß eine fortdauernde Geſellſchaft beyden Theilen angenehm, und der Umgang alſo für den geringern oder jüngern Theil bildend ſeyn könnte. Die Folge dieſes Mangels reſpectirter und doch nicht gefürchteter Directoren in den bürgerlichen Geſellſchaften iſt, daß die gemeiner erzognen, oder die noch jugendlich muthwilligen Glieder derſelben nicht auf gleiche Weiſe in den Schranken des Anſtandes gehalten werden. Es geht daher in ihnen, wenn ſie zahlreich, und, wie man zu ſagen pflegt, galant ſind, gemeiniglich lauter und lärmender zu, als in den adlichen. Sind ſie hingegen bloß auf Familienzuſammenkünfte eingeſchränkt: ſo ſind ſie wieder nicht belebt genug. Die Unterhaltung iſt ſchläfrig, wo keiner ſtarke Bewegungsgründe hat, ſich für das Vergnügen andrer anzuſtrengen. Der, welcher das Muſter der Sitten für die übrigen hätte ſeyn können, wird eher ſeinen Ton herabſtimmen, um ſich dieſen gleich zu ſtellen, als daß er dieſe bewegen könnte, ihm nachzuahmen.

Die Gabe in Geſellſchaft zu gefallen, iſt für dem Mann aus dem Mittelſtande nicht der Weg, ſein Glück zu machen: für den Hofmann iſt ſie es. Dahingegen kömmt, gewöhnlicher Weiſe, der erſte durch Fleiß mit Wiſſenſchaft verbunden, empor, indeß der zweyte, wenn auch beyde Eigenſchaften ihn auszeichnen, doch noch hinter Rivalen, die beſſer zu gefallen wiſſen, zurückſteht. Kein Wunder alſo, daß die Geſchmeidigkeit im Umgange vom Hofmanne, und die Brauchbarkeit in nützlichen Geſchäften am meiſten von Bürgerlichen cultivirt wird. Jeder Stand wird in derjenigen Kunſt am vortrefflichſten, die bey ihm am beſten belohnt wird.

Zwar kömmt in allen Ständen, vom Tagelöhner bis zum Prinzen, der Mann, welcher gefällt, wenn das übrige gleich iſt, in ſeinem Gewerbe beſſer fort, und erlangt den Gewinnſt oder die Ehre, welche dieſelbe gewähren kann, leichter. Denn jeder hat doch in dem Geſchäfte, was er treibt, und wodurch er ſein Glück zu machen gedenkt, immer mit Menſchen zu thun, oder muß von ihnen darin unterſtützt werden. Ja die meiſten, ſogar der Handwerker und Künſtler, noch weit mehr aber der Arzt und der Kandidat zu öffentlichen Bedienungen, müſſen erſt von andern Menſchen zu den Dienſten, die ſie durch ihre Arbeiten leiſten wollen, aufgefordert werden, ehe ſie ſich durch die treue und geſchickte Ausrichtung derſelben bekannt machen können. Wer ſich alſo ſeinen Mitbürgern, in der allgemeinen Beziehung des Umgangs, angenehm zu machen gewußt hat: dem ſind ſie auch geneigter, in der beſondern Beziehung des Berufs, dem er ſich gewidmet hat, hervorzuziehn oder zu gebrauchen. Aber dieſer Einfluß des Angenehmen, das ein Menſch im Umgange für andre hat, auf das Glück, welches er in ſeinem Stande machen ſoll, zeigt ſich immer größer und ſichrer, ſo wie man unter den Ständen der Geſellſchaft emporſteigt. In dem oberſten Range, aus welchem die Verwalter des Staats, oder die unmittelbaren Stellvertreter des Regenten gemeiniglich gezogen werden, iſt dieſer Einfluß, für das Wohl des Ganzen, oft nur allzu groß.

Der Handwerker und Künſtler wird von vielen Leuten gebraucht, die ihn gar nicht kennen. Man verlangt nicht ihn, man verlangt nur das Product ſeiner Arbeit zu ſehen. Sein Ruf als Künſtler muß ſchon erworben, und ſein Ruhm groß ſeyn, ehe er ſelbſt zum Vorſchein kommen kann: und dann können allerdings ſeine perſönlichen Annehmlichkeiten dazu beytragen, ſeine Kundſchaft auszubreiten; aber ſie können ihm nicht zuerſt Kunden zuführen.

Der Kaufmann und der ſubalterne Arbeiter in den richterlichen und Regierungsgeſchäften, kann zwar ſeine Arbeit nie allein verrichten. Ihr Beruf ſelbſt bringt beyde in Geſellſchaft. Aber die Menſchen, mit welchen ſie in den Stunden der Geſchäfte zuſammenkommen, ſind nicht eben die, mit welchen ſie ſich nach der Endigung derſelben erhohlen. Den Perſonen, welche den erſten auf ſeiner Schreibſtube oder in ſeinem Kramladen, den andern in der Kanzley ſehen, den Handlungsfreunden und Kunden des erſten, den Obern und höhern Collegen des letztern bleibt es oft verborgen, wie der Mann in Geſellſchaft ſey, ob er, außer ſeinem Fache, Kenntniße, ob er Witz und gute Laune, ob er Geſchmack und gefällige Sitten habe.

Der Großhändler und Banquier, der Rath eines Collegiums, ſelbſt der adliche Candidat iſt ſchon in einem andern Falle. Jener kömmt mit den Perſonen, welche ihm Geſchäfte zuwenden ſollen, dieſe kommen mit den Perſonen, welche ſie zu höhern Aemtern empfehlen oder befördern können, öfter in Geſellſchaft zuſammen. Hier ſehen wir daher auch ſchon nicht ſelten die angenehmen, die ſchönen, die luſtigen, die gaſtfreyen, die geſelligen Leute über die bloß geſchickten und arbeitſamen obſiegen. Eben der Weg, den der unbekannte, von Aſſembleen und Gaſtmählern entfernte bürgerliche

Candidat, mit genauer Noth, durch angeſtrengte Arbeit mehrerer Jahre, und nach vielen Beweiſen vorzüglicher Kenntniſſe bis zu einer Rathsſtelle in einem Landescollegium machen konnte, den durchläuft oft ein junger Adlicher, welchen ſeine Beförderer zugleich als ihren Geſellſchafter zulaſſen, in kurzer Zeit mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, und nach ſehr zweydeutigen Beweiſen ſeiner Geſchicklichkeit. Das Vergnügen ſelbſt, welches er genoß, und zu welchem er beytrug, gibt ihm einen Anſpruch. Er ſcheint würdiger zu ſeyn, an der Seite ſeiner Obern im Collegium zu ſitzen, weil er ſo oft mit ihnen den Becher der Fröhlichkeit leerte, oder die Charten mit ihnen miſchte.

Je näher ein Menſch der erſten Quelle der Ehren und der Belohnungen im Staate, — je näher er dem Souverain kömmt: deſto mehr kann er von der Gabe zu gefallen hoffen. Keine Aemter ſind öfter, als die der erſten Miniſter und Befehlshaber, bloß durch ein angenehmes Aeußere und ein Talent zu geringfügigen Zeitvertreiben erworben worden. Luines erſter Schritt zur Premierminiſterſchaft, und einer faſt unumſchränkten Gewalt war, daß er dem noch kindiſchen Ludwig den dreyzehnten Vögel fangen half, und Dohlen wie Falken für ihn abrichtete. Und ſelbſt dem ſich ſo weiſe dünkenden Jacob dem erſten, wurden die Sommerſets und Buckinghams durch nichts, als durch eine ſchöne Geſtalt, einen gewandten Körper und einen gefälligen Anſtand zu der ausgezeichneten Gunſt empfohlen, durch welche er ſie in kurzem zu den erſten Staatswürden erhob.

Zwar geſchieht dieſes nicht, wenn ein König, wie unſer großer Friedrich war, auf dem Throne ſitzt, der ohne eigentlichen Hof lebt, und wie er ſelbſt ſeine Würde darein ſetzt, ſein großes Werk unabläßig zu treiben, auch von denen, welchen er einen Theil ſeiner Gewalt anvertrauen will, nur fordert, daß ſie zu ihrem Geſchäfte geſchickt und in demſelben emſig ſeyn ſollen. Ein ſolcher Fürſt weiß ſeine Privatneigungen von den Bewegungsgründen, die ihn in der Wahl ſeiner Staatsdiener leiten ſollen, zu unterſcheiden. Er macht nicht gerade diejenigen zu ſeinen Rathgebern und Gehülfen in der Regierung, die er als luſtige Geſellſchafter an ſeine Tafel zieht, ſelbſt die nicht, welche er als artige und unterrichtete Weltleute ſeines vertrautern Umgangs würdigt. Und doch würde ein ſolcher Fürſt, da ſeine Zeitvertreibe ſelbſt Beſchäftigungen des Verſtandes ſind, und immer einen Bezug auf die wichtigen Gegenſtände haben, welche ſeinen Beruf ausmachen, und dann weniger irren, wenn er die Perſonen, welche ihm den angenehmſten Umgang gewähren, für fähig hielte, ihm wichtige Dienſte zu leiſten.

Indeß, auch an dem Hofe eines Friedrichs, wird das Verdienſt eher bis zur Kenntniß des Monarchen durchdringen, wenn es durch einen guten Ruf bey den Großen und Vornehmen unterſtützt wird: und es wird dieſen guten Ruf eher erlangen, wenn die Perſon, welche es beſitzt, ſich ihnen auch in ihren Geſellſchaften angenehm zu machen gewußt hat.

Jedes Talent, welchem ein großer Preis vorgeſteckt iſt, wird mit Fleiße cultivirt. Da, wo Gelehrſamkeit allein emporbringt, da findet man auch arbeitſame und gelehrte Männer, — aber nicht immer geſellige und artige. Wo Feinheit der Sitten, Sorgfalt, niemanden anſtößig zu werden, Eifer und Talent, Vielen Vergnügen zu machen, wo guter Anſtand und Geſchmack zu Ehren und Reichthümern führen: da werden durch den Wetteifer derer, welche um dieſe Vorzüge ſich bewerben, dieſelben ſowohl auf einen höhern Grad gebracht, als mehreren gemein werden. Dieß kann nur in den Geſellſchaften der Vornehmſten geſchehn. Hier iſt Vergnügen mit Geſchäften, Umgang mit politiſchen Abſichten, die Bemühung, ſich und andern die Zeit zu vertreiben, mit der ſein Glück zu machen, oder ſeine Pläne durchzuſetzen, mehr als irgendwo verwebt. Ein Ball, ein Gaſtmahl, eine geſellige Luſtbarkeit, iſt oft der Schauplatz von Unterhandlungen, und gibt zu den ernſthafteſten Auftritten die Veranlaſſung. Um deswillen werden auch hier Vergnügungen, wie Geſchäfte behandelt; mit einem

Ernſte, mit einem Eifer*), und alſo auch mit einer Geſchicklichkeit, welche man anderſwo nicht

---

*) Die Feſte, (die Diners, Sopers, Bälle, u. ſ. f.) folgen, an den Höfen und in der großen Welt, ſo dicht auf einander, und gehen in einer ſo unaufhörlichen Reihe fort, daß es uns andern, zur Abwechſelung zwiſchen Arbeit und Erhohlung gewöhnten Leuten ſcheint, ſie müßten, bey dem engen Kreiſe, in welchem doch immer die menſchlichen Vergnügungen, vermöge den Einſchränkungen der menſchlichen Natur, auch unter Fürſten und Fürſtenkindern eingeſchloſſen bleiben, am Ende die tödtlichſte lange Weile machen. Das thun ſie aber, nach der Erfahrung, unter dieſen nicht ſo ſehr, als eine ähnliche zerſtreute Lebensart in der Sphäre des Mittelſtandes thut. Die Urſache davon iſt, wenn ich nicht irre, daß dieſe große Welt zugleich das Theater der Politik, als derjenigen Geſchäfte und der Begebenheiten iſt, die man für die wichtigſten hält, die auf ganze Nationen Einfluß haben, welche wenigſtens die Neugierde der Menſchen ſehr reitzen, und bey denen, welche ihnen in der Nähe zuſehen, auch manche andre Begierde erwecken. Mit den Scenen dieſes politiſchen Schauſpiels ſind die des geſelligen Vergnügens, am Hofe und in den oberſten Cirkeln verbunden, — im bürgerlichen Stande nicht. Bald iſt es die Zuſammenkunft mehrerer regierenden Herren, welche die Hoffeſte veranlaßt: und man ſetzt voraus, daß auf denſelben zugleich Verbindungen verabredet, oder Freundſchaften geſtiftet werden, die auf das Wohl ihrer Länder Einfluß haben. Bald iſt es die Ankunft fremder Geſandten oder ſolcher Männer, die eine Rolle in andern Staaten geſpielt haben, welche die Geſellſchaft von neuem belebt, und die Feſte vervielfältigt; oder endlich ſind es fröhliche Begebenheiten im Staate, oder in der Familie des Fürſten, welche durch Gaſtmähler und Bälle gefeyert werden.

Die bürgerlichen Gaſtmähler haben weniger Verbindungen mit ernſthaften Gegenſtänden. Dadurch werden ſie, wenn ſie häufig auf einander folgen, gekennt. Müßiggang und Reichthum, mit einander vereiniget, ſuchen nur Wohlleben: und ſie finden es in dieſem Kreiſe. Der Ehrgeizige ſetzt eine große Wichtigkeit darein, der Tiſchgenoſſe der Prinzen und Erſten des Staats zu ſeyn. Der wahre Geſchäftsmann ſucht Gelegenheit, Perſonen, die er als Werkzeuge brauchen will, oder welche Theilnehmer ſeiner Entwürfe ſeyn ſollen, dann, wenn

---

ſchmacklos, und erſcheinen in ihrem wahren Lichte, als unbedeutend: beſonders, wenn ſie nicht durch den Geiſt und die Fröhlichkeit der Gäſte, die dabey erſcheinen, außerordentlich belebt werden. Die Diners am Hofe haben wenigſtens den Anſchein von etwas wichtigerm. Der Fürſt belohnt den einen ſeiner Unterthanen, indem er ihn an ſeine Tafel zieht; den andern prüft er an derſelben, indem er ihn ſeiner Beobachtung näher bringt. Immer ſind es eben die Perſonen, welche in den Angelegenheiten der Staaten verflochten, und auf dieſem Theater am geſchäftigſten ſind, die auch in den Geſellſchaften der großen Welt figuriren. Man iſt in dieſem Kreiſe oft mit großen Angelegenheiten beſchäftigt, indem man nur ſein Vergnügen zu ſuchen ſcheint. Die Subalternen, welche die Sachen im Detail ausarbeiten, ſind in ihren Cabinettern: wenn die Häupter, welche ſie dirigiren, beym Schmauſe oder auf dem Balle zuſammenkommen.

Alles aber, was dem Menſchen wichtig ſcheint, thut er mit beſſerm Anſtande. Eine unnütze Sache, und die er ſelbſt dafür hält, thut er immer auf eine nachläßige, und alſo gemeiniglich auf eine mangelhafte Weiſe. Und ſelten wird ein Reicher, der bey ſeinen prächtigen Gaſtgebungen nichts weiter zur Abſicht hat, als Gäſte zu haben, dieſelben auf eine ſo intereſſante Art bewirthen, als der, welcher ſeine Geſelligkeit höhern Zwecken unterordnet.

ſie am wenigſten auf ihrer Huth, oder am meiſten von Eigenſinn und Leidenſchaft frey ſind, — in den Stunden der Fröhlichkeit und der Abſpannung, — zu ſprechen: Alle dieſe vereinigten Abſichten, die durch den Umgang hier befördert werden, geben ihm ein Leben, ein Intereſſe und eine Wichtigkeit, welche er ſonſt nirgends haben kann.

Aus dieſer Verſchiedenheit der Abſichten, in welchen die Geſellſchaften der großen, und die der kleinen Welt von ihren Mitgliedern beſucht werden, entſteht ein neuer Umſtand, der zu der Verfeinerung der erſtern beyträgt. Bürgerliche, welche ein entgegenſtehendes Intereſſe haben, trennen ſich von einander, und ſehen ſich ſelten. Was nöthigt ſie, mit einander umzugehn, wenn ſie ſich nicht lieben? Am Hofe müſſen Perſonen täglich mit einander umgehn, die in ihren Abſichten, Entwürfen und Glücksausſichten einander in den Weg kommen. Dieß iſt alſo eine große Schule zur Beobachtung andrer, zur behutſamen Achtſamkeit auf ſeine Worte und Handlungen, — ſelbſt zur Uiberwindung ſeiner Leidenſchaften.

So wie der moraliſch geſellige Menſch derjenige iſt, welcher ſeine eigennützigen Triebe der Neigung zum allgemeinen Beſten untergeordnet: ſo iſt der angenehmſte Geſellſchafter der, welcher dem Vergnügen Vieler ſeine Eigenheiten und ſeine Launen aufzuopfern weiß. Uiberwindung gehört zum erſten; Zwang und Verſtellung kann zuwollen zum zweyten hinlänglich ſeyn: aber beydes muß erſt natürlich werden, ehe jenes Tugend und dieſes Artigkeit heißt. Die Gelegenheit, ſich darin zu üben, kann dem Menſchen nur durch Colliſionen, die er zu entſcheiden, durch Schwierigkeiten, die er zu überwinden bekömmt, gegeben werden. Auf je ſchwerere Proben die Rechtſchaffenheit eines Mannes, durch Anläße, die ſich ihm zu ungerechtem Gewinne darbiethen, geſetzt wird: deſto bewährter iſt ſie, wenn er darin aushält. Und je mehr er gelernt hat, gegen Leute gefällig zu ſeyn, denen er, unartig zu begegnen, in Verſuchung war: deſto angenehmer wird er im Umgange mit der Welt überhaupt werden.

Man gehe in die Städte, wo der Handel das Hauptgeſchäfte ausmacht. Iſt hier, ſo wie an Höfen, das Intereſſe der Einwohner einander in dem Grade entgegengeſetzt, daß einer der Nebenbuhler des andern wird: ſo iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, ein einſames häusliches Leben die Folge. Hier ſucht man den Schwierigkeiten eines Umganges, der nicht durchaus offenherzig und freundſchaftlich ſeyn kann, dadurch auszuweichen, daß man ihm gänzlich entſagt. — Sind hingegen die Erwerbsarten mannigfaltig und von einander unabhängig: ſo ſind die Geſellſchaften der Bürger an ſolchen Orten zwar leichter zu errichten; aber ſie ſind ohne großen Reitz. Man hat ſich nichts als allgemeine Sachen mitzutheilen, woran keiner großen Antheil nimmt. Man hat ſich weniger vor einander zu fürchten, aber man hat auch weniger Gelegenheit, ſich an einander abzuſchleifen.

In der adlichen Geſellſchaft der Hauptſtädte, und noch mehr an den Höfen, iſt immer nur ein Intereſſe: das iſt Gunſt der Mächtigſten und Angeſehenſten, — des Fürſten, oder deſſen, welcher Ehren und Vergnügen austheilt. Dieß verurſacht daher unaufhörliche Colliſionen. Und doch ſind die Perſonen, deren Intereſſe einander ſo entgegengeſetzt iſt, unzertrennlich. — Was muß aus einer ſolchen Lage nothwendig entſtehn? — Eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf ſich und andre; daher Menſchenkenntniß, und Gewalt über ſich ſelbſt, — zwey Dinge, die, vereinigt, am ſicherſten zur wahren Artigkeit und zum guten geſelligen Ton führen. Freylich geht dieſe Selbſtbeherrſchung oft nicht weiter, als auf äußere Handlungen, auf Stimme, Mienen und Geberden. Um deswillen hat man von je her den Hof für den Sitz der Verſtellung gehalten. Aber in der That iſt auch da, wo wahre innere Güte des Herzens, wo Tugend fehlt, nur glückliche Verſtellung, was den Menſchen angenehm machen kann. Artig ſeyn, heißt, ſo ausſehen, ſo reden, ſo handeln, als wenn man ein vernünftiger, guter Mann wäre, und diejenigen liebte, unter welchen man ſich befindet. Iſt man dieſes alles nicht, ſo muß man den Schein davon annehmen *). Ja jeder Menſch, ſo gut er ſeyn, und ſo aufrichtig er andern wohlwollen mag, muß immer noch etwas beſſer ſcheinen, als er iſt, wenn er zu allen Zeiten gefallen will. Er muß wenigſtens augenblickliche Aufwallungen übelartiger Leidenſchaften verbergen, er muß zuweilen mehr freundſchaftliche Empfindung und wohlwollende Theilnehmung ausdrücken, als er in dieſem Augenblicke bey ſich gewahr wird.

Dieß lernt derjenige am vollkommenſten, der zugleich zu ſtarken Leidenſchaften Verſuchung, und ihre Ausbrüche zu verbergen, oder ſie zu verfeinern, das größte Intereſſe hat. Beydes iſt in dem Leben der Großen. — Dadurch wird allerdings der Charakter verdorben, wofern nicht die Vernunft an der Uiberwindung der Leidenſchaften ſelbſt während der Zeit arbeitet, daß die gute Lebensart über die Aeußerungen derſelben einen Schleyer wirft. Wenn zu Haß oder Liebloſigkeit Falſchheit hinzukömmt: ſo hat das moraliſche Verderben ſeinen Gipfel

---

*) Die Kunſt zu ſcheinen, was man iſt, iſt die Artigkeit des Mannes von wahrem Verdienſt. Die Kunſt zu ſcheinen, was man ſeyn ſollte, oder was man glaubt, ſeyn zu müſſen, iſt die Artigkeit, welche am meiſten in der Welt herrſcht: und die auf ſo mancherley Weiſe verkehrt und unrichtig ſeyn kann, als der Irrthum mannigfaltig iſt, der unter den Menſchen über das, was ſie für ihre Pflicht, oder für die Forderungen andrer halten, obwaltet.

erreicht. Das iſt aber nicht eine nothwendige Folge jener Lage, und des dadurch dem Menſchen aufgelegten Zwanges. So wie der Soldatenſtand zur Härte und Rauhigkeit Anlaß gibt; aber die leutſeligſten Menſchen macht, wenn ein ſanftes Naturell, oder menſchenfreundliche Grundſätze über die Verſuchungen des Standes geſiegt haben: ſo kann das Hofleben, welches gemeine Menſchen zur Falſchheit verleitet, bey Menſchen von edlerer Natur, auch Muſter wahrer Selbſtbeherrſchung hervorbringen.

Eine Sache, welche den Mann von der großen Welt, oder den, von welchem man ſagt, daß er Welt habe, vorzüglich unterſcheidet, iſt, daß er mit Königen und Fürſten ſo zwanglos und ſo natürlich, als mit ſeines Gleichen zu reden weiß. Die Verlegenheit im Umgange mit Höhern, iſt das Charakteriſtiſche bürgerlicher Sitten. Der Hausvater unter ſeinen Kindern, der Freund unter ſeinen Freunden, — von welchem Stande er immer ſeyn, und in welcher Schule er erzogen ſeyn mag, — wenn er nur vernünftig und ſittlich gut iſt, wird immer dem ähnlich ſeyn, was der feinſte Weltmann unter den Seinigen oder unter ſeinen Vertrauten iſt. Beyde fangen erſt dann an, ſich zu unterſcheiden, wenn ſie in einem fremden Kreis von Menſchen, unter Geſellſchaften aus andern Ständen, und beſonders aus den oberſten kommen. Alsdann wird der erſte gezwungen, furchtſam, unentſchloſſen, was er thun ſoll; der letztere bleibt frey, natürlich, ruhig, und redet und handelt wie zuvor.

Dieß nun entſteht natürlicher Weiſe ſchon daraus, wenn ein Menſch viel Umgang hat. Denn wer unter einer großen Anzahl von Menſchen und unter Leuten von allerley Art gelebt hat: dem können nicht leicht Fälle im Umgange vorkommen, die ihm ganz unbekannt wären. Er hat ſchon ähnliche erfahren, — hat geſehen, wie andre, mit denen man zufrieden war, ſich darin betragen haben, und weiß alſo, welche Regeln zu beobachten ſind. Er iſt überdieß dazu gewöhnt, aus ſich ſelbſt und aus ſeinen Gewohnheiten herauszugehn, und fremde Sitten, deren Eigenthümlichkeiten er ſchnell empfindet, auch mit Leichtigkeit nachzuahmen.

Aber noch weit mehr gelangt man zu dieſer gleichen Freymüthigkeit gegen alle Menſchen, wenn man von Jugend auf, oder doch lange Zeit, mit den Vornehmſten und Größten unter den Menſchen umgegangen iſt. Denn da hier die Schwierigkeiten, ſeine Rolle gut zu ſpielen, größer als irgendwo ſind, ſo erwirbt man dadurch, daß man dieſe überwunden hat, Herz und Selbſtvertrauen für jede andre Art des Umgangs. Wer ſollte uns noch in Verlegenheit ſetzen, wenn wir in deren Gegenwart ohne Zwang ſind, vor welchen die meiſten Menſchen ihre Freymüthigkeit und ihr natürliches Weſen verlieren? Der, welcher aus dem Zimmer eines Königs *), zufrieden mit ſich, und überzeugt, nicht mißgefallen zu haben, herauskömmt, iſt gewiß dieſen Tag in jeder Geſellſchaft mit Dreiſtigkeit aufzutreten geſchickter, wenn er auch ſonſt noch ſo furchtſam wäre. Der Hofmann iſt alle Tage in dieſem Falle. Wenn er auch den Prinzen und Erſten des Reichs nicht genug gefällt, um ihr Vertrauter zu werden: ſo ſieht er ſie doch ſo oft, daß ſie ihre ſchüchtern machende Erhabenheit in ſeinen Augen verlieren müſſen. Wenn ſein Ton im Umgange mit ihnen auch nicht vertraulich wird, ſo muß er doch nach und nach unbefangen und frey werden. Und ſobald er dazu gelangt iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß er ſich nicht allen andern Geſellſchaften für überlegen halte. Da er glaubt, ſelbſt Muſter zu ſeyn, und Regeln geben

---

*) Dieß iſt bey Perſonen von einer geſetzten Denkungsart, und feſtem Charakter nur dann wahr, wenn dieſer König, ein großer König, ein guter Kenner des Verdienſtes, und ein feiner Beobachter der Thorheiten der Menſchen iſt. Uiberhaupt wird der Ton eines Hofes, da er durch Ehrerbiethung für den Monarchen und die Begierde, ihm zu gefallen, einen Theil ſeiner Vorzüge erhält, auch durch die perſönlichen Eigenſchaften und den Geſchmack desſelben Abänderungen leiden, erhöht oder herabgeſtimmt, freyer oder ſteifer, dem wahren Anſtande näher gebracht, oder durch prunkvolle Eitelkeit und leeres Ceremonien-Weſen entſtellt werden, nachdem der Fürſt mehr die Unterhaltung des Geiſtes, oder bloß Pracht und Sinnlichkeit liebt, nachdem er ſelbſt in ſeiner Natur mehr oder weniger Anlage zum guten Geſellſchafter hat.

zu können: ſo kann er nie deßhalb verlegen werden, wie er ſich zu betragen habe.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten, die in den Geſellſchaften der verſchiednen Stände herrſchen, ſind ein zuſammengeſetztes von Regeln der Vernunft, und von Conventionen. Was die Vernunft gebiethet, kann durch vernünftiges Nachdenken erkannt werden: willkürliche Verabredungen muß man von denjenigen lernen, welche ſie unter ſich eingeführt haben. Die Conventionen dieſer Art bey den geringern Ständen ſtehn in keinem Anſehn: ſie zu wiſſen iſt kein Verdienſt; ſie zu übertreten iſt kein großer Fehler. Aber wer ſich dieſelben ſo zu eigen gemacht hat, daß er das Abweichende in den Gewohnheiten höherer Stände nicht bemerkt, oder nicht geſchickt nachahmen kann, wenn er ſich unter ihnen befindet; der zeichnet ſich eben dadurch als einen Menſchen ohne Welt aus. Die nicht weniger willkürlichen Verabredungen der vornehmſten Geſellſchaft hingegen, bekommen in den Augen des großen Haufens eine Wichtigkeit und eine Würde, die ſie an ſich nicht haben, durch den Rang der Perſonen, welche ſich nach denſelben richten. Der, welcher mit ihnen bekannt, und beſonders ſie mit Leichtigkeit zu beobachten geübt iſt, findet ſchon deßhalb weniger Anlaß, in irgend einer andern Geſellſchaft verlegen zu werden. Denn iſt die Geſellſchaft, worin er ſich befindet, von Stande, ſo ſind ihre Sitten die ſeinigen: iſt ſie aus einer niedrigern Claſſe, ſo ſind ſeine Sitten, nach ſeiner Meinung, die beſſern, und er darf die Conventionen, die er hier nicht kennt, ungeſtraft, ja er wird ſie vielleicht ſogar mit einigem Stolze vernachläßigen. Der witzige, kluge Mann aus dem Bürgerſtande hingegen, findet, wenn er ſich unter ſeines Gleichen befindet, keine Nachſicht gegen die Verletzungen des Uiblichen, und wenn er zu Höhern kömmt, Verachtung und richterliche Strenge gegen alle die, welche es übertreten. Dort muß er immer aufmerkſam ſeyn, zu beobachten, was er als Regel kennt: hier wird er furchtſam, daß er aus Unwiſſenheit unterlaſſen möge, was von ihm erwartet wird. Der Mann aus der wirklich großen Welt, hat ſich alſo dadurch von den Feſſeln jeder andern Etiquette losgemacht, indem er zeitig die Feſſeln derjenigen, welche in den Augen der Welt allein den Schein von Würde hat, zu tragen gewöhnt worden iſt.

Das Studium der Hofgewohnheiten iſt im Grunde weder weitläuftiger noch wichtiger, als das Studium der Gebräuche, die in den bürgerlichen Geſellſchaften des kleinſten Städtchens herrſchen. Aber die Meinung der Welt von dem Werthe der dadurch zu erlangenden Geſchicklichkeiten iſt ſehr verſchieden. Sie hält die erſte für etwas groſes, weil ſie die Perſonen hochachtet, in deren Geſellſchaft man ſie allein erlangen kann, und die andre für etwas unbedeutendes, weil ſie das

Bild von den Sitten derjenigen Claſſe darſtellt, die von ihr geringer geſchätzt wird. Dieſe Meinung der Welt wirkt wieder auf den Menſchen, welcher jene Geſchicklichkeiten erworben hat, zurück. Die Kenntniß der vornehmen Sitten erhebt ihn in ſeinen eignen Augen; die Bekanntſchaft mit den bürgerlichen Sitten ſetzt ſeinem Werthe nichts hinzu. Und von dieſem mindern oder größeren Selbſtvertrauen iſt ein freyeres oder gezwungeneres Betragen die natürliche Folge, wodurch hinwiederum die Annehmlichkeit des Menſchen befördert oder gehindert wird.

Doch der Adel wird nicht bloß durch den Vorzug, den Erſten des Staates näher zu ſeyn, — er wird auch durch das Bewußtſeyn ſeines eignen und unverlierbaren Ranges zur Freymüthigkeit gewöhnt, und eben deßwegen zur Erlernung der guten Lebensart geſchickter. Daher unterſcheidet er ſich in dieſer Abſicht auch da noch von dem Bürgerſtande, wo er von der großen Welt entfernt lebt, wenn es ihm nur nicht an derjenigen Bildung des Geiſtes mangelt, welche den Grund zu allem, was gut und ſchön am Menſchen iſt, legen muß, und ohne welche Schüchternheit unvermeidlich iſt, oder Freymüthigkeit in Grobheit und Ausgelaſſenheit ausartet. — An allen Orten und Enden der Welt iſt der edle Anſtand derjenige, welcher das Bewußtſeyn einer gewiſſen Würde ausdrückt. Ein Menſch, welcher glaubt, verachtet zu ſeyn, oder fürchtet, verachtet werden zu können, wird ſich ſchwerlich mit Schicklichkeit betragen. Dieſe Furcht nun wandelt den Adlichen viel ſeltner an, als jeden andern. Selbſt Geiſtesfähigkeiten und erworbne Verdienſte ſchützen davor nicht ſo ſehr, als jene ererbte und unverdiente Vorzüge. Denn die erſten müſſen nicht nur überhaupt anerkannt ſeyn, wenn ſie dem Menſchen die Achtung der Welt ſichern ſollen; ſondern ſie müſſen auch den Perſonen, unter welchen er ſich jedesmahl befindet, bekannt gemacht werden; ſie müſſen überdieß noch in den Augen derſelben etwas gelten, wenn ſie ihm in ihrer Geſellſchaft von Nutzen ſeyn ſollen. Alles dieſes hat mehr Schwierigkeit, und iſt von ungewiſſerer Wirkung, als die Anordnung und Bekanntmachung eines durch die Geſetze beſtimmten Ranges: Jedermann weiß, was das heiße, von Adel ſeyn; — nur der verſtändige Mann weiß, was es bedeute und was es werth ſey, Verſtand zu haben. Von jeder Tugend, durch welche der perſönliche Rang eines Mannes erhoben wird, muß derjenige ſelbſt etwas beſitzen, der ſie an dem erſten ſchnell gewahr werden, oder nach Gebühr ſchätzen ſoll. Und wie iſt es ſelbſt für den beſten Richter möglich, in einem Unbekannten ſogleich den Mann von Verdienſt zu erkennen? Der Nahme desſelben kündigt dieſe Verdienſte nicht an, ſo wie er ſeine Geburt ankündigt *). Auch ſeine Handlungen, ſeine Geſpräche können dieſelben, weder zu allen Zeiten, noch jemahls in ſehr kurzer Zeit, andern darlegen — am wenigſten in einem zum Vergnügen verſammelten Kreiſe. Endlich iſt ein Menſch, der ſeine Achtung in der Welt bloß auf ſeine perſönlichen Eigenſchaften gründet, genöthigt, ſeine Anſprüche immer wieder durch neue Beweiſe geltend zu machen; und er iſt immer in Gefahr, jene Achtung durch ſeine bekanntwerdenden Schwächen, oder durch den Nachlaß ſeiner Kräfte vermindert zu ſehen. Der Vorzug der Geburt hingegen iſt nicht nur durch die Geſetze beſtimmt, allgemein erkennbar, in die Augen fallend, ſondern er wird auch nie ohne große Schuld des Menſchen verſcherzt oder vermindert. Er thut ſeine Wirkung bey den Einfältigen, wie bey den Klugen; er ſetzt keine beſondern Veranlaſſungen voraus, und fordert keine Anſtrengung,

---

*) Ein großer Ruhm kann allerdings die Stelle der vornehmen Geburt in vielen Abſichten erſetzen. Und wir ſehen auch, daß ſehr berühmte Männer, wie Leute von Range, behandelt werden; aber in der Rückſicht, von welcher ich hier rede, iſt doch der Ruhm dem Vorzuge der Geburt nicht gleich zu ſchätzen. Jener muß erſt erworben werden; dieſer wird ſchon mit auf die Welt gebracht. Jener kann alſo nicht zur Bildung des Menſchen ſelbſt, zur Veredlung ſeiner Natur oder ſeines Aeußern beytragen: dieſer kann es, und thut es, den Menſchen von beſſern Anlagen, in der That, durch eine frühzeitige Selbſtſchätzung, die er ihnen einflößt.

um ſich zu zeigen; er bleibt unter allen Abwechſelungen des Lebens, welche dem Menſchen oft ſo viel von ſeinem Selbſt und deſſen Liebenswürdigkeit rauben, unverändert derſelbe: und nur Niederträchtigkeit und Verbrechen können ihn zu Grunde richten. Kein Wunder alſo, daß das Selbſtvertrauen, welches dem Menſchen durch das Anſehn der Familie, aus welcher er ſtammt, und des Nahmens, welchen er trägt, eingeflößt wird, nach der Regel, größer iſt, als das, welches ihm das Bewußtſeyn ſeines Verſtandes und ſeiner Tugenden gibt.

Man gebe zwey Menſchen einen gleichen Werth; aber man gebe dem einen etwas, welches dieſen Werth ſogleich ankündigt, etwas, welches, ſchon bey ſeinem Anblicke, oder bey der Nennung ſeines Nahmens, vermuthen läßt, daß er einen Werth habe: und er wird gewiß unter beyden der vollkommenſte ſcheinen. Die Zeit, während welcher ein Menſch damit beſchäftigt iſt, ſich der Geſellſchaft, in welcher er ſich befindet, bekannt zu machen, iſt immer die, in welcher er am wenigſten gefällt. Dieſe Zeit iſt für den erſtern gewonnen. Er handelt gleich anfangs ohne fremde Rückſichten, bloß nach den Eingebungen ſeiner Natur. Und, weil dieſe nach der Vorausſetzung edel iſt: ſo iſt ſein Aeußeres unfehlbar angenehm. Kommen die Fälle oft vor, wo der verdienſtvolle Unbekannte ſich erſt hervorthun mußte, um erkannt zu werden: ſo entſteht durch die Wiederkunft des nähmlichen Zwanges, eine Falte in ſeinen Sitten, welche dieſelben weniger liebenswürdig macht.

Im Geiſte liegt immer der Grund alles wahren Guten, auch des wahren Anſtandes. Vorzüge der Seele ſind auf keinen Stand eingeſchloſſen. Wenn aber doch die höhern Stände in Abſicht des gefälligen Aeußern einen Vorzug haben: ſo iſt es, weil die von der Natur begabten Männer aus denſelben weniger Hinderniſſe finden, ihrer Natur treu zu ſeyn. Dieſe vorzüglichen Männer werden die Muſter für die übrigen: und die Sitten des Standes charakteriſirten ſich nach und nach durch den Schein derjenigen Eigenſchaften, von denen die Wirklichkeit nur bey den beſten Individuen des Standes angetroffen wird.

Noch eines Umſtandes muß ich erwähnen, da ich von den Urſachen des Vorzugs rede, welcher adlichen Sitten vor dem bürgerlichen Air zugeſchrieben wird.

Alle Welt ſtimmt überein, daß es das ſchöne Geſchlecht iſt, welches die Sitten des unſrigen bildet: es ſey, durch die Begierde zu gefallen, welche es in uns erweckt, es ſey durch die liebenswürdigen Eigenſchaften ſelbſt, wovon es uns das Muſter aufſtellt. Aber damit es dieſen wohlthätigen Einfluß auf die Geſellſchaft äußere, muß es einen weſentlichen Theil derſelben ausmachen, —

muß es ein gewiſſes Anſehen darin behaupten. Beydes iſt häufiger der Fall in den höhern Ständen, als in dem Mittelſtande. Schon die Erziehung und die Beſtimmung der beyden Geſchlechter iſt unter jenen einander mehr gleich. Der junge Cavalier, wie die junge Dame, werden für den gemeinſchaftlichen Endzweck gebildet, eine Rolle in der Geſellſchaft zu ſpielen: die Erziehung in einer Bürgerfamilie geht bey den Söhnen gemeiniglich nach einem andern Ziele, als bey den Töchtern; bey jenen auf Arbeitſamkeit und Geſchäfte, bey dieſen auf Häuslichkeit und Wirthſchaft. Uiberdieß fängt in den obern Claſſen der Umgang beyder Geſchlechter früher an und iſt weniger unterbrochen. Von dieſen beyden Umſtänden macht der erſte, daß das weibliche Geſchlecht dort diejenige Uiberlegenheit des unſrigen, welche von der männlichen Stärke des Verſtandes, oder der männlichen Cultur der Wiſſenſchaften herkömmt, weniger fühlt, und diejenige Uiberlegenheit, welche es von ſeinen Reitzen und von ſeiner Delikateſſe erhält, beſſer behauptet. Vermöge des zweyten Umſtandes wird die Kunſt, mit Frauenzimmern umzugehn, von den Männern der vornehmen Welt länger geübt, alſo auch beſſer verſtanden und auf einen höhern Grad gebracht.

Der Mann wird, außer ſeinem alltäglichen Umgange, auch noch durch Reiſen und Geſchäfte mit Menſchen und Sitten bekannt: er hat alſo auch Gelegenheit, ſich nach beſſern Muſtern zu bilden, als er in dem Stande, worin er geboren und aufgewachſen iſt, antrifft. Ein Frauenzimmer kann aus dem Kreiſe ihrer Familie und deren Geſellſchaften ſchwerlich herauskommen. Daher ſind im Bürgerſtande die Sitten der Männer im Ganzen beſſer und vollkommner ausgebildet, als die der Frauenzimmer. Dieſe ſind oft in eben der Familie geziert oder gemein, in welcher jene edel und natürlich ſind. Um deßwillen können auch hier die Frauenzimmer ſeltener die Lehrerinnen des Anſtandes und die Muſter des guten Tons für die Männer werden: ſie müſſen vielmehr von dieſen lernen *).

---

*) Der billige Leſer wird hierbey von ſelbſt einſehn, daß ich nur von dem rede, was nach der Regel geſchieht, und daß Ausnahmen von allen Regeln Statt finden. Es gibt jetzt unter dem reichen Bürgerſtande nicht nur Familien, ſondern ganze Societäten, welche auf den Fuß der großen Welt leben, und, ſo wie ſie die Gewohnheiten derſelben ſchon während eines beträchtlichen Zeitraums angenommen haben, auch ſich dem Tone derſelben nähern. Es gibt einzelne bürgerliche Frauen, die nicht nur, vermöge ihrer trefflichen Naturanlagen und ihrer Erziehung, im Stande ſind, den Ton in den Geſellſchaften, von welchen ſie einen Theil ausmachen, zu geben, ſondern die auch durch Umſtände wirklich ein ſolches Anſehn in ihren Geſellſchaften erlangt haben, daß ſie durch ihr Beyſpiel, oder durch ihren Beyfall und ihre Mißbilligung, ihren guten Geſchmack darin verbreiten können. Dieſe Beyſpiele beweiſen ſelbſt aber den Satz, welchen ich behaupte. Denn eben die Städte, wo unter

Ganz anders iſt es bey dem Adel und in den höhern Kreiſen. Hier ſieht der Mann keine Geſellſchaft, mit welcher nicht auch Frau und Tochter in Verbindung wären. Keine Verſammlung iſt für die letztre verſchloſſen, zu welcher der erſtre Zu-

dem wohlhabenden Bürgerſtande ſolche Geſellſchaften, worin beyde Geſchlechter an einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung Antheil nehmen, lange genug beſtanden haben, — eben die bürgerlichen Familien, wo ſolche vorzügliche Weiber den Vorſitz führen, und die jüngern Glieder in Reſpect erhalten, zeichnen ſich durch einen vorzüglich guten Ton des Umgangs vor andern Städten und Geſellſchaften aus. Aber dieſe Vortheile ſind dem Bürgerſtande erſt in unſern Tagen eigen geworden, und ſie ſind unter demſelben noch nicht ausgebreitet: unter dem in Hauptſtädten oder an Höfen verſammelten Adel ſind ſie ſchon lange vorhanden, und fließen einigermaßen aus ſeiner Verfaſſung. Im Ganzen genommen, habe ich immer gefunden, daß die Ehrerbiethung gegen die Damen, in adlichen Geſellſchaften, größer, als in bürgerlichen, iſt; daß der Ton der am Hofe und in der großen Welt erzognen Frauen ſich über den bürgerlicher Hausmütter mehr erhebt, als der geſellſchaftliche Charakter des Hofmanns, von dem des gebildeten Kaufmanns oder Gelehrten unterſchieden iſt; daß in den Geſellſchaften des Bürgerſtandes ſich die Geſchlechter von einander mehr abſondern, als unter Adlichen geſchieht; daß alſo dieſe Feinheit, dieſes ſchnelle Gefühl des Schicklichen, dieſe aufmerkſame Gefälligkeit, von welchen die Damen allein das Geheimniß beſitzen, oder welche zu erlernen, ſie allein den Trieb in uns erwecken, durch das höhere Anſehen, welches ſie in der großen Welt haben, auch unter den Männern, und in der ganzen Geſellſchaft des höhern Standes mehr verbreitet worden ſind.

tritt hätte. Die Lebensart beyder Geſchlechter wird alſo in derſelben Schule, nach einerley Muſtern, durch gleiche Uibungen gebildet. Unter dieſen Umſtänden tritt das weibliche Geſchlecht in die vollen Rechte, welche ihm ſeine natürliche Anmuth über das unſrige gibt. Eine Frau, welche Welt hat, iſt eben deßwegen, weil ſie eine Frau iſt, ein noch einnehmenderes, — noch mehr Achtung einflößendes Weſen, als der Mann, welcher eben dieſen Vorzug der Menſchenkenntniß und der feinen Lebensart beſitzet. Sey es die Delicateſſe ihrer Züge, oder die Sanftheit ihrer Stimme, oder die mit einer gewiſſen Schwäche verbundene Anmuth, die über ihre ganze Perſon verbreitet iſt, woraus dieſe Wirkung entſteht: genug der Ton von Erfahrung und Selbſtvertrauen, welchen die Welt gibt, iſt bey den Damen milder, und zugleich intereſſanter.

Die Grazien ſind weibliche Gottheiten, und nur unter dem Vorſitze und der Anführung der Damen können die Dinge, welche des Graziöſen fähig ſind, dieſe letzte Ausſchmückung erhalten.

Was aber ihr Unterricht uns Männern nicht beybringt, das lehrt uns unſre eigne Begierde, ihnen zu gefallen, wenn wir zeitig in die Schule ihres Umgangs zugelaſſen, aber auch in dieſer Schule durch das Auge älterer und ehrwürdigerer Perſonen in Schranken gehalten werden. Die Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht hat, mit der Artigkeit der Sitten überhaupt, an allen Orten und zu allen auf Manieren und Sitten, als in Europa, und in keinem Stande ſo viel, als unter dem Adel.

Ich beſchlieſſe dieſe Unterſuchung mit folgender Betrachtung, die ich der Prüfung mehr erfahrener Weltkenner überlaſſe.

Wenn, in einem Kreiſe mit einander verbundner Familien, die wahre Artigkeit herrſchend werden ſoll: ſo muß vor allen Dingen die junge Welt dazu gebildet werden. Sie iſt erſtlich die Pflanzſchule, aus welcher die Geſellſchaft ergänzt wird. Und da der Menſch auch in ſeinem reifen Alter von der Stimmung, und noch mehr von den Manieren, welche er in ſeinen Erziehungsjahren angenommen hatte, gewiß viel beybehält: ſo wird der Ton der Geſellſchaft überhaupt durch die Sitten, welche unter den jungen Leuten herrſchen, mehr oder weniger zum voraus beſtimmt. Ueberdieß hat in Geſellſchaften, die des Vergnügens wegen zuſammenkommen, die Jugend, welche darin Zutritt hat, ſchon gegenwärtig einen gewiſſen Einfluß auf dieſelbe. Der Endzweck dieſer Geſellſchaften wird durch die jugendliche Munterkeit vorzüglich befördert. Kein Wunder, daß dieſe Eigenſchaft Perſonen, welche im übrigen bürgerlichen Leben noch kein ſonderliches Anſehn haben, hier ein gewiſſes Gewicht giebt.

Die-

Dieſe junge Welt nun kömmt, theils wegen ihrer Unwiſſenheit des Schicklichen und ihres noch nicht ausgebildeten Geſchmacks, theils wegen der Heftigkeit der Leidenſchaften, welche ſie auch zur Verletzung der ihr bekannten Regeln verleitet, am erſten aus den Schranken der Artigkeit. Und iſt ihr Ton einmahl verdorben: ſo verſtimmt und verſchlechtert er nicht nur die Geſellſchaft ſelbſt, in welcher er ſich zur Unzeit hören läßt, ſondern er legt auch noch überdieß den Grund zu allen den Fehlern, welche künftig in der Geſellſchaft der Erwachſenen herrſchen ſollen.

Es ſind zwey Abwege, wie dieſe jüngern Geſellſchafter von der rechten Bahn des guten Anſtandes und der geſchmackvollen Geſelligkeit abweichen: durch tölpiſches Weſen oder durch Übermuth; durch Schüchternheit oder durch Anmaßungen. — Wenn in einem Stande oder in einer Nation eine Geſellſchaft entſtehen ſoll, die den Nahmen der guten verdient: ſo müſſen die jungen Leute vor dieſen beyden Extremen verwahrt werden. Und dieß geſchieht am beſten, wenn ſie mit den ältern und ſchon gebilde- von Perſonen zeitig in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie zwar vor dieſen Reſpect, aber doch keine Furcht haben, — ſich nicht vor ihnen zurückziehn, aber ſich ihnen auch nicht gleichſetzen; daß ſie zwar freymüthig unter ſolchen ihre Gedanken äußern, aber doch immer in einer gewiſſen Unterwürfigkeit bleiben.

Zeiten immer gleichen Schritt gehalten; und ein geiſtvoller Mann, welcher Welt hat, unterſcheidet ſich von einem gleich verſtändigen, dem es an Welt fehlt, durch nichts vielleicht ſo ſehr, als daß dieſer nur in dem ernſthaften Geſpräche mit Männern, oder mit ſolchen Weibern, die wie Männer denken, jener auch in dem leichten und unbedeutenden Geſchwätze mit gewöhnlichen Frauenzimmern, und beſonders mit jungen Schönen, ſeine Rolle zu ſpielen weiß. Es iſt unmöglich, daß derjenige vollkommen artig ſey, der nicht eine gewiſſe Gewandheit in ſeinem Weſen hat, der nicht ſeinen Ton mannigfaltig verändern kann; der nicht eben ſo gut von Kleinigkeiten mit Geſchmack, als von wichtigen Dingen mit Einſicht zu reden weiß. Dieſe Geſchmeidigkeit des Verſtandes und des Charakters erlangt man nur durch den Umgang mit ſolchen weiblichen Geſchöpfen, welche geiſtreich genug ſind, um abgeſchmackte und ganz leere Geſpräche zu verachten, aber doch zu leichtſinnig, zu flatterhaft, der Anſtrengung zu unfähig, um eine ernſthafte Weisheit zu ertragen.

Uiberdieß iſt das Gefühl des Lächerlichen bey dem andern Geſchlechte weit ſchärfer, als bey dem unſrigen: und nichts fürchtet das unſrige mehr, als in dieſem Stücke Blößen zu geben. Daher werden die Sitten von den kleinen Ungereimtheiten, welche eben den Gegenſtand des Belachens ausmachen, da am meiſten gereiniget, wo die Aufführung der

Männer der Kritik und den Spöttereyen der Damen am meiſten ausgeſetzt iſt: und dieß iſt ſie in der großen Welt.

Endlich gehört zur Artigkeit die Aufmerkſamkeit auf die Wünſche andrer, und eine Fähigkeit, ſich nach denſelben zu richten, ohne ſich ſelbſt Zwang anzuthun. Unter Männern kommen die Gelegenheiten, einander gefällig zu ſeyn, nicht ſo oft vor; weil wir nur größre Gefälligkeiten von einander verlangen. Daher wird auch dieſe Aufmerkſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit, dieſe zum Dienſt andrer ſtets bereitwillige Thätigkeit in Männergeſellſchaften nicht ſo ſehr geübt. Frauenzimmer verlangen eine Menge kleiner Dienſte und Aufopferungen, und ſie verlangen ſie unaufhörlich. Das Beſchwerliche derſelben, und unſre natürliche Trägheit zu überwinden, dazu kann uns nur der vereinigte Reitz der Schönheit und des Geſchlechts vermögen. Aber wer, durch dieſe Triebfedern in Bewegung geſetzt, gelernt hat, den Damen mit gutem Anſtande aufzuwarten, wird gewiß dadurch für jede andre Geſellſchaft eine Annehmlichkeit mehr erlangt haben.

Eben die Urſache demnach, welche unſre Europäiſchen Sitten feiner, und die Europäiſche Lebensart artiger macht, als der Orientaler ihre ſind: eben dieſe macht die Sitten der vornehmen Welt feiner, als die des Bürgerſtandes. Das ſchöne Geſchlecht hat in keinem Welttheile ſo viel Einfluß

Dieſe Bildung der Jugend nun zu dem Charakter des guten Geſellſchafters, und diejenige Lage derſelben, durch welche eine ſolche Bildung befördert wird, iſt nach meiner Erfahrung im Bürgerſtande ſeltner, als unter den Großen.

Der junge Plebejer mag ſich einem Berufe widmen, welchem er will: ſo lange er noch Lehrling, und in ſeiner Profeſſion noch nicht zum Meiſter geworden iſt: ſo lange gilt er, wenn nicht außerordentliche Umſtände ihn begünſtigen, allzuwenig, um in der guten Geſellſchaft, ſelbſt ſeines Standes, als vollgiltiges Mitglied aufgenommen zu werden. Die Folgen hiervon ſind nach den Umſtänden verſchieden.

Entweder ſondert er ſich von der ältern und geſetztern Welt ab, und tritt mit jungen Leuten ſeines Alters und ſeines Gewerbes zur Formirung eigner Geſellſchaften zuſammen. In dieſen, da ſie aus lauter Perſonen beſtehen, die eine große Vertraulichkeit, aber wenig Achtung gegen einander haben, die einander alles verzeihen, und das Ausſchweifende ſogar, wenn es nur das Anſehen von Fröhlichkeit hat, billigen, verwildert der junge Menſch leicht, und verliert, wenn er mehrere Jahre auf ſie eingeſchränkt geweſen iſt, diejenige Fähigkeit, ſich einen gewiſſen Zwang aufzulegen, ohne welche man der beſſern Geſellſchaft weder gefallen, noch ihr mit Vergnügen beywohnen kann.

Oder wenn für einzelne begünſtigte junge Leute aus dem Bürgerſtande, des Reichthums oder des Anſehns ihrer Aeltern wegen, eine Ausnahme gemacht wird, ſie ſchon in der Zeit ihrer Erziehung zu den Verſammlungen der galanten Welt zuzulaſſen, ſo ſind dieſe eben deßwegen in Gefahr, übermüthig zu werden, weil ſie die einzigen ihrer Art und ihres Alters ſind, die in den Geſellſchaften figuriren. In der That hat man oft auf Univerſitäten die Söhne berühmter Gelehrten, und in Handelsſtädten die Söhne reicher Kaufleute, durch die Gelegenheit, welche ſie gehabt, und auf welche ſie ſich viel zu gute gethan haben, an allen geſellſchaftlichen Zeitvertreiben des Orts, von denen ihre Schul- und Comtorcameraden ausgeſchloſſen waren, Theil zu nehmen, nur zerſtreut und eitel werden ſehen, ohne daß ſie viel artiger dadurch geworden wären. —

Eine *dritte* Claſſe der Zöglinge des Bürgerſtandes, die weder mit ihres Gleichen viel zuſammen kömmt, noch in die Geſellſchaft der Aeltern zugelaſſen wird, iſt oft die beſte in Abſicht der Unſchuld ihrer Sitten, und des Fortgangs in ihren Studien: aber ſie wird doch zu gleicher Zeit, natürlicher Weiſe, menſchenſcheu und verlegen.

Der Kaufmannsburſche, der junge Studierende wird während der Zeit, da ſeine Erziehung geſchieht, angewieſen, die Arbeitſamkeit als ſeine einzige Pflicht.

und die Geſellſchaft als eine Ergötzung anzuſehen, die er ſich nur ſparſam erlauben dürfe. Bey dem Sohne einer angeſehnen Familie wird die Beſuchung der Geſellſchaft für einen Theil der Erziehung ſelbſt gehalten, weil ſie ihn zu dem vorbereitet, was man mit zu ſeinem künftigen Berufe und dem Endzwecke ſeines Lebens rechnet. Der junge Adliche gilt überdieß, ſchon ſeines Nahmens und ſeiner Familie wegen, etwas, zu einer Zeit, wenn er für ſeine Perſon in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nichts — wenn er noch Zögling oder Candidat iſt. — Er wird, wenn er nur nicht durch auffallende Fehler im Aeußern ſich lächerlich, oder durch grobe Unſittlichkeit in ſeiner Aufführung verächtlich macht, für vollberechtigt zu den Geſellſchaften der Vornehmſten und Würdigſten ſeines Standes angenommen. Man macht es ihm ſogar zur Pflicht, ſich bey denſelben einzufinden. Und wenn es bey einem Jünglinge geringern Herkommens für ein übergroßes Glück gehalten wird, daß er nur zuweilen die Zeitvertreibe und Vergnügungen der guten Geſellſchaft von ferne ſehen darf: ſo wird es dem Vornehmen ſogar zum Verdienſte angerechnet, wenn er ſie alle Tage aufſucht, weil man daraus ſchließt, daß er ſie zu ſchätzen weiß, und ſie den Ergötzungen ſchlechterer Geſellſchaft vorzieht.

In dieſen Verſammlungen nun, zu welchen der vornehme Jüngling Zutritt hat, genießt er einen hinlänglichen Grad von Freyheit, um daſelbſt —

wenn er nicht Ausgelaſſenheit und wüſtes Weſen liebt — Vergnügen finden zu können, und er hat da er hier unter den Augen ſeiner Aeltern, der Vornehmſten ſeines Standes, der Häupter der Regierung iſt, ſo viel Urſachen, den Beyfall der Anweſenden zu ſuchen, und ihren Tadel zu ſcheuen, daß er, Munterkeit mit Wohlſtand zu verbinden, in keiner beſſern Schule lernen kann. — Darf man ſich wohl wundern, wenn er den Mittelweg zwiſchen Schüchternheit und ungebundner Freyheit, zwiſchen langweiligem Stillſchweigen und lärmender Fröhlichkeit, beſſer zu halten lernt, als der junge Menſch vom Bürgerſtande, der, welche Gelegenheit er auch haben mag, in ſeinen Arbeitsſtunden durch ſeine Studien ſeinen Geiſt zu veredeln, doch in ſeinen Erhohlungsſtunden nicht dieſelben Hülfsmittel bekömmt, ſeine Sitten zu verfeinern?

Was heißt dann nun alſo das bürgerliche Air, welches, nach Rochefoucault, dem Menſchen, der es einmahl angenommen hat, ſo feſt ankleben ſoll, daß die längſte und angeſtrengteſte Uibung, ſich davon loszumachen, angewandt unter den beſten Muſtern einer feinen Lebensart, dennoch vergeblich iſt; und welches, nach eben des Mannes Ausſpruche, wenn es je weicht, nur durch die militäriſchen Sitten vertrieben werden kann? Es kann etwas ſpät ſcheinen, dieſe Frage jetzt erſt aufzuwerfen. Aber die Natur gewiſſer moraliſcher Gegenſtände läßt ſich am beſten erkennen, wenn man ihre Urſachen und ihre Folgen entwickelt hat. Wenigſtens iſt, um das Eigenthümliche in den Sitten verſchiedener Stände deutlich einzuſehen, nothwendig, das Beſondre in der Lage eines jeden zu unterſuchen. Daher ſind auch in meinen bisherigen Betrachtungen die Merkmahle, welche die Artigkeit des Hofmanns von dem Wohlſtande des Bürgers unterſcheiden, zerſtreut vorgekommen. Jezt iſt es Zeit, dieſelben zuſammenzufaſſen, um auf jene Frage etwas beſtimmter antworten zu können.

Ich empfinde, was unter dem bürgerlichen Air gemeinet ſey, und ich finde Schwierigkeit, es zu beſchreiben. Es iſt ein gewiſſer Anſtand, aber nicht vollkommen der rechte; es iſt eine Gattung der Artigkeit, aber eine, welche die Schule des kleinen Cirkels verräth, wo man ſie gelernt hat; es iſt eine Begierde zu gefallen, und gemeiniglich eine ſehr ſtarke Begierde, aber ſie erreicht ihren Zweck nicht, weil ſie ihre Mittel nicht richtig wählt, und nicht genug verbirgt.

Der Begriff des bürgerlichen Airs iſt nicht nur ſehr zuſammengeſetzt, ſondern er iſt auch zugleich nach Ort und Umſtänden veränderlich. Demohnerachtet glaube ich folgende Beſtandtheile als weſentlich und unwandelbar in ihm zu entdecken. Erſtlich, ein affectirtes und ceremoniöſes Weſen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitſchweifig macht, ſo daß ſie dem Menſchen, welcher ſie leiſtet, beſchwerlich, und der Geſellſchaft, an welche ſie gerichtet ſind, läſtig werden. Zweytens, eine gewiſſe Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz iſt, und die, da ſie von demſelben bekämpft wird, und ihm doch nicht völlig weicht, dem Menſchen ein zweydeutiges und verlegenes Anſehen gibt. Drittens, Unwiſſenheit der beſtimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, und alſo Unwiſſenheit in Abſicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung, die wir gegen die mit uns im Umgange begriffenen Perſonen, beſonders gegen Perſonen eines höhern, oder ſelbſt des höchſten Ranges zu beweiſen haben. Endlich viertens, die Spuren, welche man am Geiſt oder am Körper von dem Gewerbe trägt, das man im bürgerlichen Leben getrieben hat. — Daß dieſes letztere zum bürgerlichen Air gehöre, iſt bey Handwerkern am offenbarſten. Jede Claſſe derſelben hat einen übeln Anſtand andrer Art. Dieſe Verſchiedenheit iſt ſo groß und ſo beſtimmt, daß ein guter Beobachter der Menſchen daraus allein ihren Stand und ihre Lebensart erkennen kann. Dieſe Eigenheiten kommen nirgends anders her, als von der Stellung, welche der Körper jedes Handwerkers bey ſeinen Arbeiten annehmen muß, und von den Bewegungen, welche er am öfterſten bey denſelben zu machen genöthiget iſt. Aber auch die Schreib- und die Studierſtube, die ſitzende Lebensart des Gelehrten oder des Buchhalters, — ob ſie gleich nicht auf eine ſo beſtimmte, noch auf eine ſo gewaltſame und unnatürliche Weiſe die Glieder einſchränken und bewegen, — drücken doch beyden gewiſſe Eigenthümlichkeiten ein, die an ſich nicht ſchön ſind, und durch die ſie immer im Aeußern etwas gegen ſolche Menſchen verlieren, die gar keine beſtimmte, wenigſtens keine anhaltende und anſtrengende, Beſchäftigungen haben. Und nicht bloß die Stellung und die Figur des Körpers, ſondern auch die Art zu denken, der Ausdruck, die Neigung, das Intereſſe, alles das wird bey dem Menſchen durch die Beſchäftigungen beſtimmt, welche er unablăßig treibt. In ſo fern nun dieſes Gewerbe klein, oder in den Augen der Geſellſchaft, in welcher der Menſch ſich befindet, verăchtlich, oder ihr wenigſtens ganz unbekannt und gleichgültig iſt: inſofern wird es dem Menſchen als ein Uibelſtand angerechnet, wenn er durch den Inhalt oder den Ton ſeiner Geſprăche zu oft an daſſelbe erinnert. Selbſt von Wiſſenſchaften in vermiſchten Geſellſchaften zu reden, aber von ſolchen Wiſſenſchaften, die ſich nicht, wie Geſchichte, Politik und ſchöne Litteratur, auf das Intereſſe der Menſchheit überhaupt, ſondern nur auf eine beſondere Gattung der Geſchăfte beziehn, wie die Rechtsgelehrſamkeit, das Sprachſtudium u. ſ. w.: ſelbſt dieſes wird mit dem Nahmen der Pedanterey belegt, und iſt eine Unterart des bürgerlichen Airs.

Es gehört zum guten Anſtande zweyerley: zu wiſſen, wie man ſich betragen müſſe, und ſich nach dem, was man weiß, wirklich betragen könne. Man muß die richtige Idee haben von dem, was anſtändig iſt; und man muß die Geſchicklichkeit beſitzen, dieſe Idee in ſeinem Aeußern auszudrücken. Zu dem erſtern gehört Kenntniß der Welt, der verſchiednen Stände, und derjenigen allgemeinen und großen Gegenſtände, welche die Welt und die Menſchen überhaupt intereſſiren und beyden wohlgefallen. Zu dem andern gehört eine Uibung des Körpers und der Sprache, eine Uibung, durch welche der Menſch beyde gleichſam in ſeine Gewalt bekömmt, um das Ideal des Guten und des Schönen, welches ſeinem Geiſte vorſchwebt, auch in den Wendungen und dem Tone ſeiner Rede, in ſeinen Mienen, Geberden und Bewegungen, rein und unverfälſcht auszudrücken. In dem erſten dieſer beyden Stücke fehlt der Sohn der bürgerlichen Familie, — wenn er nur die Erziehung ſeines Standes und ſeines Gewerbes bekommen hat, weil er einen zu kleinen Theil der Welt, zu wenige Muſter zu ſehn Gelegenheit hat, und mit ſeiner Aufmerkſamkeit mehr auf particuläre und geringfügige Gegenſtände, als auf jene allgemeine und große gerichtet iſt. In dem zweyten ſteht er zurück, weil er nicht Zeit und Anlaß zu Leibesübungen hat, die ſeine Glieder überhaupt ausarbeiten, und ſehr viel Zeit mit Beſchäftigungen zubringen muß, welche die völlige Freyheit der Glieder hindern.

Zu dieſen Mängeln, welche aus Unwiſſenheit, oder aus Ungeſchicklichkeit entſtehn, geſellt ſich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, in welchem es Rochefoucault verſteht, vollſtändig zu machen, der Mangel der Würde, von welchem ich ſchon weitläufiger geredet habe. Es iſt unmöglich, daß der, welcher ohne einen beſtimmten und von den Geſetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebiethende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Weſen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigſtens gehört das Bewußtſeyn ſo groſſer perſönlichen Vorzüge dazu, und dieſes Bewußtſeyn noch dazu durch eine vortheilhafte Bildung und Leibesgeſtalt dergeſtalt unterſtützt, daß die wenigen Perſonen, bey welchen dieß alles vereiniget iſt, nur die Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel ſelbſt nicht umſtoßen können.

Die Folgen dieſer mangelnden Standeswürde ſind nach dem Charakter und den Umſtänden der Perſonen verſchieden. Indem ſie den einen niederſchlägt oder verlegen macht, bewegt ſie den andern zu einem deſto größern Prunke. Reiche Bügerliche, welchen es an Weltkenntniß oder Geſchmack fehlt, zeichnen ſich oft durch einen übertriebenen Putz aus, angelegt bey Gelegenheiten, welche keinen erfordern: ſo wie ſich hingegen Adliche, —

als wollten ſie das Bewußtſeyn ihrer anderweitigen Hoheit zeigen, — ſich unter Bürgerlichen durch eine ſehr einfache Kleidung zu unterſcheiden ſuchen.

Das, was ich bis jetzt gethan habe, iſt nur die Hälfte meiner Arbeit; oder es iſt eigentlich nur die Vorbereitung zu meiner Abſicht. Ich wollte gern die Ideen wiſſen, welche Rochefoucaults Geiſte vorſchwebten, da er die theils dunkle, theils auffallende Sentenz niederſchrieb, welche den Text zu meiner Abhandlung abgibt. Ich wollte die Urſachen errathen, welche er verſchweigt, um derentwillen, nach ſeinem Ausſpruche, das bürgerliche Air eher in dem rohen Militärſtande, unter dem Getümmel der Waffen, und in einer Lage, wo auf Anſtand und Lebensart am wenigſten gedacht wird, ſich verlieren ſoll, als am Hofe, dem Mittelpuncte aller Artigkeit, und dem Sammelplatze der am feinſten gebildeten Leute. Zu dem Ende habe ich bisher erklärt, warum die bürgerlichen Sitten hinter den Hofſitten zurückſtehn, und durch welche Eigenheiten ſich die einen und die andern charakteriſiren. In der That iſt dieſe Unterſuchung des Gegenſtandes ſelbſt, auf welchen Rochefoucaults räthſelhafte Maxime ſich bezieht, wichtiger, als die Auslegung des einzelnen Gedanken, den er dadurch ausdrücken wollte. Es war indeß auch auf keine andere Weiſe möglich, dieſen Gedanken ins Licht zu ſetzen, oder ſeine Richtigkeit zu prüfen, als wenn jene Entwickelung voranging.

Es ſcheint allerdings ſonderbar, daß man die Politeſſe da nicht ſoll erlernen können, wo ſie recht zu Hauſe gehört, — und ſich hingegen da zu ihr vorbereiten ſoll, wo man am wenigſten auf ſie Bedacht nimmt.

Man merke aber, daß die Armee nicht ſo wohl im Allgemeinen die Schule der Sitten heißt, ſondern daß ſie es nur für den bürgerlich artigen Mann ſeyn ſoll, der das Eingeſchränkte, Schülerhafte und Gezwungene ſeines Anſtandes vergeſſen, und zu dem freyen und muntern Anſtande des Weltmanns übergehen will. Jene Lage ſoll nur den Roſt der erſten Gewohnheiten abreiben, um neuen beſſern Platz zu machen, nicht aber dieſelben mittheilen. Es iſt eine Schule, in welcher man nur verlernt, was man ſich ſchon fehlerhaftes angewöhnt hat, und dadurch für die Nachahmung beſſerer Muſter die Fähigkeit wieder bekömmt. Die militäriſche Dreiſtigkeit iſt nicht an ſich die Artigkeit: ſie wirkt aber, wie die Arzneyen; ſie iſt das Entgegengeſetzte von dem ſchüchternen Weſen der bürgerlich Erzognen; ſie vertreibt das Uibel durch Gegengift.

Der Hauptgrund, warum in Geſellſchaften, wo die äußerſte Verfeinerung der Lebensart herrſcht, ein auf gemeinere Art erzogner, und in der Dunkelheit aufgewachſener Menſch, wenn er plötzlich in dieſelben verſetzt wird, die Artigkeit nicht lernen kann, iſt, weil er durch den Contraſt zu ſehr in Verlegenheit geräth, den er zwiſchen ſeinen Sitten, und dem Betragen der Perſonen, unter welchen er ſich befindet, gewahr wird; weil eine zu lebhafte Begierde in ihm entſteht, ſich ſchnell zu ändern und umzuformen; weil er durch die Blößen, die er alle Augenblicke zu geben befürchtet, in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, oder in der Beobachtung ſeiner Muſter geſtört, und überhaupt zum freyen und edlen Betragen ungeſchickt wird. — Auch in andern Theilen menſchlicher Geſchicklichkeit iſt es ſchwerer, eine falſch erlernte Kunſt in die ächte geſchmackvolle zu verwandeln, als die völlige Unwiſſenheit zu belehren, und die ganz ungebildete Natur zu veredeln *). Und jene Umwandlung iſt um deſto ſchwerer, wenn der, welcher ſchon Fertigkeit einer fehlerhaften Art erlangt hat, von Meiſterſtücken der beſſern umringt, und gleichſam geblendet iſt.

Dieß iſt in Abſicht der Kunſt des Umgangs, welche den feinen Weltmann macht, doppelt wahr.

---

*) Die großen Sprach- und Tanzmeiſter wiederhohlen es beſtändig, daß ſie einen Lehrling geſchwinder weit zu bringen hoffen, der noch gar keinen Unterricht in beyden gehabt, als einen, der unter einem mittelmäßigen Meiſter Fortſchritte gemacht hat. Bey dem erſten haben ſie nur mit ſeiner natürlichen Ungeſchicklichkeit, bey dem andern auch mit ſeiner Einbildung und mit ſeinen Irrthümern zu kämpfen.

Da, nach unſern bisherigen Betrachtungen, Schüchternheit und Affectation, die vornehmſten Beſtandtheile des bürgerlichen Airs ausmachen: ſo muß durch eine ſchnelle Verſetzung des Menſchen in eine glänzendere Sphäre, ſich dieſes Air eher vermehren, als vermindern: weil zu beyden Fehlern, dort weit häufigere, und weit ſchwerer zu vermeidende Veranlaſſungen vorkommen. Der Rang höherer Perſonen, als mit welchen man bisher umzugehn gewohnt geweſen iſt, macht an ſich ſchon, auf das Gemüth gewöhnlicher Menſchen, einen der Furcht ähnlichen Eindruck. Aber dieſer Eindruck wird durch die Meinung, daß die Geſellſchaft, worein wir treten, ſehr viel Artigkeit und Weltkenntniß fordert, und daß die übrigen Glieder derſelben uns darin überlegen ſind, ausnehmend vermehrt. Die Begierde, am Hofe zu gefallen, wird bey dem bürgerlichen Ankömmling aufs höchſte geſpannt, — und die Beſorgniß, daß er mißfallen oder verachtet werden möge, beunruhigt ihn in eben dem Grade. — Unter dieſen Umſtänden iſt eine unnatürliche Anſtrengung, um vor denjenigen liebenswürdig zu erſcheinen, deren Geſchmack und Gewohnheiten man doch nicht genug kennt, faſt unvermeidlich: und dieſe Anſtrengung führt gerade hin zum affectirten Weſen. Beſonders gibt Furchtſamkeit verbunden mit der Begierde dreiſt zu ſcheinen, dem Menſchen das ächt linkiſche Weſen. Man könnte es ſo definiren, daß es ein Zuſammengeſetztes von übel angebrachter Freymüthigkeit und abwechſelnder Blödigkeit ſey. Nichts ſieht man wenigſtens häufiger bey Perſonen des Mittelſtandes, wenn ſie vor den Großen erſcheinen.

Für den Mann nun, wollte Rocheſoucault ſagen, welcher mit dieſen Fehlern behaftet, übrigens, vermöge ſeiner Naturanlagen und ſeiner übrigen Geiſtesbildung, zur Erlangung der wahren Artigkeit fähig, und vermöge ſeiner veränderten Lage darnach begierig wäre, könnte keine Schule zur Vorbereitung auf dieſes Studium beſſer zu ſeyn, als die, welche der Militärſtand darbiethet, beſonders, wenn er in Lägern und vor dem Feinde verſammelt iſt.

Rocheſoucault verſchweigt die Gründe dieſes ſeines Ausſpruchs: aber es fällt nicht ſchwer, einige ausfindig zu machen, welche denſelben unterſtützen. Zwey davon fallen vorzüglich in die Augen: Der eine iſt, daß der Bürgerliche, als Soldat, die Sache, welche vor allen Dingen zum guten Anſtande erfordert wird, — freymüthig und unerſchrocken handeln; — der zweyte, daß er hier vertraulich und ohne Zwang mit ſehr vielen und vielerley Menſchen umgehen lernt. Das erſte iſt die natürliche Folge des Metiers ſelbſt: das andre iſt die Wirkung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche der Officier tritt: (und nur vom Officier kann hier die Rede ſeyn, wenn wir den Soldatenſtand nennen)

Muth und Unerſchrockenheit wird nicht nur von dieſem Stande, als die ihm eigenthümliche Pflicht, gefordert: ſondern dieſe Tugenden werden auch, durch die in denſelben ſich darbiethende Übungen befördert, durch die auf ſeine Glieder wirkende Bewegungsgründe erleichtert. Die Furcht vor der Schande auf der einen Seite, — die Hoffnung der Belohnung, und anſehnlicher Belohnungen; auf der andern, — die Menge derer, die mit uns die Gefahr theilen, und unter denen wir unſre Tapferkeit bewähren, oder unſre Feigheit zur Schau ausſtellen, — lauter Leidenſchaften und Verhältniſſe, welche ſich in keiner Lage des menſchlichen Lebens, ſo, wie in einem Kriegsheere, und auf Feldzügen finden, — alles dieß iſt fähig, den Muth jedes Menſchen, wenn nur ein Funke von Kraft und Ehrbegierde in ihm iſt, zu befeuern. Nun der Muth in Gefahren iſt, mit der Freymüthigkeit im Umgange, — zwar nicht ganz dieſelbe Eigenſchaft, — aber doch gewiß mit ihr ſo nahe verwandt; und ihr in ſeinen Principien ſowohl, als in ſeinen Aeußerungen ſo ähnlich, daß er mit der Zeit unfehlbar zu derſelben führt, ſobald nur einige Übung der geſellſchaftlichen Talente hinzukömmt.

Man ſehe jeden, auch von Natur noch ſo blöden Menſchen, wenn er eben aus einer Gefahr kömmt, die er glücklich überſtanden, beſonders wenn er ſich mit Klugheit und Muth darin betragen hat: und er wird gewiß, für dieſen Augenblick, alle

Schüchternheit abgelegt haben, und ſo lange das in ſeinen Lebensgeiſtern angezündete Feuer dauert, kühn auch vor Könige treten. Es kann alſo nicht fehlen, daß in einer Laufbahn, wo die Gefahren ſich drängen, wo ihnen zu trotzen, die erſte Pflicht, — ihnen muthlos auszuweichen, die größte Schande iſt, ſich nach und nach eine dem Metier eigne Unerſchrockenheit bildet, die von den körperlichen Gefahren auf dem Schlachtfelde, wahrſcheinlich auch auf die moraliſchen Gefährlichkeiten, welche im friedlichen Verkehr mit Menſchen vorkommen, übergehn, und den tapfern Krieger zum freymüthigen Geſellſchafter unter allen Ständen machen wird.

Ein anderes Eigenthümliche des Officierſtandes iſt, daß er über ſeine Untergebnen ſtrenge zu befehlen hat, und daß ſie ihm ohne Einwendung gehorchen müſſen. Die Kunſt zu herrſchen wird im Militärſtande ſehr geübt, und ſie wird durch die in demſelben eingeführte Disciplin ſehr erleichtert. — Aber der Menſch, welcher zu herrſchen gewohnt iſt, iſt ſelten ſchüchtern. Dieſer Ton des Commandos, den der Officier an der Spitze ſeines Trupps annimmt, dieſes Entſcheidende und Unabänderliche in den Befehlen, welche er ertheilt, dieſe Schnelligkeit, mit welcher ſie befolgt werden, — dieß alles hat auch auf ſeinen Ton und ſeine Sitten im geſelligen Leben Einfluß. Dieſer Ton wird rauh, gebieteriſch und vorlaut: wenn die Naturanlagen des Menſchen ſchlecht ſind, oder die Geiſtescultur von ihm vernachläßiget wird. Aber wenn Kenntniſſe den Verſtand ausſchmücken, indeß ein Fond natürlicher Gutherzigkeit oder Beſcheidenheit im Herzen vorhanden iſt: ſo gibt das Anſehn, welches der Mann als Befehlshaber unter ſeinen Soldaten hat, ihm auch unter ſeinen Geſellſchaftern und Freunden, nur gerade den Ausdruck der Beſtimmtheit und Feſtigkeit, welcher Aufmerkſamkeit erweckt, und allem, was er ſagt, einen größern Eindruck verſchafft.

Wenn die durch Gefahren geübte Tapferkeit, den in der Schule der Armee und des Feldes erzognen Mann freymüthiger, und die Gewohnheit befehlen zu können, ſeinen Ton nachdrucksvoller und kräftiger macht: ſo wird er zweytens, durch den ausgebreiteten und zwangloſen Umgang, in den er geräth, zum geſelligen Leben vorbereitet. Wie groß iſt nicht ſchon der Kreis von Geſellſchaft, welchen der Officier in ſeinem Regimente findet; wie weit größer iſt der, auf welchen er, wenn er zu höhern Graden hinaufrückt, ſich in dem ganzen Corps ausbreiten kann, unter welches ſein Regiment gehört! Die Gleichheit der Beſchäftigungen, die Gelegenheit, ſich alle Tage zu ſehen und in beſtändigem Verkehr mit einander zu ſeyn, die Theilnehmung an denſelben Beſchwerden, und an denſelben Gefahren, alles dieſes bindet die Menſchen von dieſem Handwerke, wenn ſie nicht, ſo wie der Officier und der gemeine Soldat, durch unabänderliche Unterſchiede des Standes und der Erziehung getrennt ſind, genau an einander. — Eben dieſes beſtändige Zuſammenſeyn verbannt aus ihrem Umgange den prunkvollen und abgemeſſenen Wohlſtand und die Weitläuftigkeit der Complimente. Auch der militäriſche Geiſt thut dabey das Seinige, indem er den Ausdruck ihrer Gedanken überhaupt kürzer und energiſcher macht. Noch mehr aber trägt, auf wirklichen Feldzügen, die Wichtigkeit der gemeinſchaftlichen Gegenſtände, mit welchen ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigt iſt, dazu bey, den Ton ihres Umgangs zum freyſten und vertraulichſten zu machen. Leben, Selbſterhaltung, Ehre, Sieg oder Untergang, — das ſind die Sachen, deren Entſcheidung ſie alle Augenblick erwarten: — wie könnten ſie dabey an die Kleinigkeiten der Etiquette denken? Dazu kömmt, daß ſie begierig ſind, die kurzen Zwiſchenzeiten der Ruhe und der Erhohlung in geſellſchaftlichen Vergnügungen zu genießen, und alſo alles abzukürzen, was nur, als Vorbereitung dazu, oder als Nebenſache dabey, anzuſehen iſt. Nicht nur wird die Begierde nach Umgang ausnehmend geſchärft, ſondern ſelbſt die Fähigkeit zum vertraulichen Geſpräche wird unter Menſchen vermehrt, welche gemeinſchaftliche Zeugen merkwürdiger Auftritte geweſen ſind, und einander an Beobachtungen oder Empfindungen erinnern können, die zu den intereſſanteſten in dem Leben eines jeden unter ihnen gehören. Auch in den Städten, wo die

Heere nach geendigten Feldzügen ausruhen, werden die Winter, welche dieſe Scenen des Blutvergleſſens und der Feindſchaft unterbrechen, in mehr Fröhlichkeit und lebhafter Geſelligkeit zugebracht, als den Einwohnern dieſer Städte in friedlichen Zeiten eigen zu ſeyn pflegt.

Dieſe Urſachen haben zu allen Zeiten auf die Kriegsmänner Einfluß gehabt. Die erſten Beyſpiele inniger Freundſchaften haben wir auf der Periode der Helden, die zuſammen Ungeheuer und Rieſen bekämpften, und in gemeinſchaftlichen kriegriſchen Unternehmungen Gefahr und Sieg mit einander theilten. In der Folge der Zeiten ſehen wir, bey einem jeden Volke, die geſelligen Triebe erſt dann recht erwachen, wenn deſſen Glieder ſich zur Vertheidigung oder zum Angriffe mit einander vereinigten.

Und ſo bemerken wir auch noch jetzt, wenigſtens den Schein von jener erſten genauen Verbindung der Menſchen, die ſie des Krieges wegen errichteten, in dem vertrautern Umgange derer, die in unſern Staaten den Krieg für die übrigen Bürger führen. — So viel iſt wenigſtens gewiß, wenn in einer Armee der rechte militäriſche Geiſt herrſcht, ſo wird unter den Officieren derſelben ein treuherziger, vertraulicher Umgang herrſchen. Im Lager vorzüglich und vor dem nahen Feinde wird ein Herz und eine Seele unter ihnen zu ſeyn ſcheinen. Vorausgeſetzt nun, daß es dieſem höhern Militärſtande nicht an der Geiſtescultur fehlt, welche den allgemeinen Fortſchritten des Zeitalters angemeſſen iſt: ſo wird der neue Ankömmling, der aus ſeiner häuslichen Eingezogenheit hervorgeht, unter guten Cameraden, die zugleich geſittet ſind, beſſer als unter Miniſtern und Hofleuten gebildet.

Die jetzt genannten beyden Urſachen ſind nicht die einzigen, welche die Armee zur Vorübungsſchule hofmänniſcher Artigkeit machen können. Es tritt nun noch der Umſtand hinzu, daß niemand mehr Gelegenheit und ſelbſt ſo viele Verbindlichkeit hat, ſeinen Körper zu üben, als der Officier. Es kömmt hinzu, daß er von ſolchen Beſchäftigungen frey iſt, die ihm entweder alle Bewegung unterſagten, und daher mit der Zeit den Körper unbehülflich und träge machten, oder die, durch zu große Anſtrengung gewiſſer Glieder, Schwäche und fehlerhafte Gewohnheiten im Aeußern hervorbrächten.

In dieſer Lage alſo, oder nirgends, müſſen die Falten ausgeglichen werden können, welche ein Menſch, entweder durch Vernachläßigung ſeines Körpers, oder durch eine ſitzende Lebensart und einförmige Arbeiten bekommen hat.

Kein Stand ſieht ſo ſehr auf Stellung, Gang und Geberden, als der militäriſche: weil ſein Geſchäft zum Theil darin beſteht, einem großen Haufen von Menſchen körperliches Geſchick und Beweglichkeit beyzubringen, und das vornehmſte Mittel zu Erreichung ſeiner Endzwecke dieſes iſt, dem ſo beweglich gemachten großen Haufen eine beſtimmte Richtung zu geben. Freylich iſt, von den bloß militäriſchen Leibesübungen, Zwang und unnatürliches Weſen die gewöhnliche erſte Folge. Fortgeſetzt hingegen thun auch ſie ihre Wirkung, einen gewiſſen Anſtand, wenn auch nicht den beſten hervorzubringen. Man erkennt, ſelbſt unter der Claſſe gemeiner Handarbeiter, den Mann, welcher als Soldat gedient hat, an einer geradern Stellung, einem freyern Gange und einem beſſern Geſchicke, mit welchem er alle Sachen angreift. Bey dem Officier kommen zu den Leibesübungen, welche das Metier veranlaßt, diejenigen hinzu, welche zur guten Erziehung gehören, und als Künſte erlernt werden. Kein Wunder, daß äußerer Anſtand und körperliche Gewandtheit ſich in keinem Stande häufiger, als im Militärſtande findet.

Selbſt die Strapatzen der Feldzüge, und alle körperliche Beſchwerden, welche das Kriegshandwerk mit ſich führt, ſind keine üble Vorbereitung zu dem, was, in der guten Lebensart, vom Mechaniſchen des Körpers abhängt. Denn einmahl wird der Menſch überhaupt dadurch thätiger, unverdroſſener, zu Ertragung kleiner Unannehmlichkeiten williger, alſo auch fähiger zu Dienſtleiſtungen und geduldiger bey denjenigen Beſchwerden, welche die Geſelligkeit auflegt. — Uiberdieß iſt alles, was den Körper ſtark angreift, wenn es ihn nicht überwältigt und zerſtört, zugleich dasjenige, was ihn am beſten ausarbeitet: und der abgehärtete Menſch iſt in allen Fällen der brauchbarſte und angenehmſte in der Geſellſchaft, — wenn er nur zugleich, indem er hart gegen ſich ſelbſt iſt, geneigt bleibt, die Empfindlichkeit andrer zu ſchonen. Dieſe letztre Eigenſchaft kann nur die Folge der intellectuellen und moraliſchen Erziehung ſeyn: jene erſtre wird durch Uibungen, welche den militäriſchen gleichen, am beſten erhalten.

Unter die Mängel des bürgerlichen Airs rechnete ich oben auch dieß, daß der Mann des Mittelſtandes, welcher ſeine Sphäre nie verlaſſen hat, die verſchiednen Gradationen des Ranges nicht genau kennt; daß er nicht weiß, wie weit die Höhern ihre Anſprüche treiben, und wie weit ſich ſeine Pflichten des Wohlſtandes gegen ſie erſtrecken; daß er daher bald zu viel und bald zu wenig thut, bald ſich zu tief demüthigt, bald ſich nicht genug in Schranken hält, — wenigſtens wegen ſeiner Unwiſſenheit in dieſem Stücke unentſchloſſen iſt. Und die ſichtbar werdende Unentſchloſſenheit des Menſchen iſt das, was ihm das verlegne Anſehn gibt.

Um nun in dieſe Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeweiht zu werden, iſt ein Stand, wo der Stufen des Ranges viele, aber dieſe genau beſtimmt ſind, dergleichen der militäriſche iſt, eine ſehr ſchickliche Lage. Eben weil in dieſem Stande die Stufenleiter der Würden ſo lang iſt, daß ſie beynahe von dem niedrigſten Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft bis zum höchſten reicht, — und weil zugleich in ihm die Entfernungen der Stufen von einander deutlicher, als in andern Ständen, abgezeichnet ſind, — haben mehrere Staaten die Grade bey der Armee zum Maßſtabe des Ranges aller Staatswürden angenommen. — Das Schwankende und Unbeſtimmte in den Gerechtſamen iſt gerade das, was es dem Niedrigern, welcher nicht von Jugend auf unter Vornehmen gelebt hat, ſchwer macht, ſich ſchicklich gegen ſie zu betragen. Dieſes Schwankende iſt im Militärſtande fixirt. Jeder Obere hat hier ſeine genau gezognen Grenzen der Gewalt: jeder Untergebene ſeine deutlich ihm vorgeſchriebnen Pflichten; und wenn er dieſe erfüllt hat, ſo iſt er in Abſicht andrer Handlungen frey und ungebunden. Uiberdieß lernen noch Militärperſonen die Unterwürfigkeit, welche der Obere im Dienſt zu fordern hat, von der Achtung, welche er im Umgange verlangen kann, genauer, als jeder andre Menſch, trennen; — oder ſie lernen vielmehr beydes mit einander vereinigen. Die Officiere aller Grade ſehen ſich, ungeachtet ihrer ſo weit verſchiednen Gerichtsbarkeit, und des ſtrengen Gehorſams, den jeder, auch nur um eine Stufe höherer, von denen, die unter ihm ſtehn, fordert, doch als gleich an; — und dieſe Miſchung von Reſpect mit Freymüthigkeit, von achtungsvoller Aufmerkſamkeit und unbefangnem Weſen, die, wie ich geſagt habe, den wahren Weltton charakteriſirt, wird durch die Lage, in welcher ein Officier ſich befindet, und durch die Maximen, welche in ſeinem Stande herrſchen, nicht wenig befördert.

Hierzu kömmt noch, daß in keinem Stande der Befehlshaber mit ſeinen Untergebenen, ſo genau verbunden iſt — daß nirgends des Höhern Glück, und Ehre ſo ſehr von dem guten Willen und dem Charakter der Untern abhängt. Daraus entſteht, daß, wenn die Häupter der militäriſchen Corps nicht ſelbſt aller geſelligen Bildung entbehren, ſie ſich ſelbſt dabey intereſſirt glauben, die unter ihnen dienenden Officier durch den Umgang, zu welchem ſie ihnen Gelegenheit geben, ausbilden zu helfen. Es iſt überhaupt weniger befremdend, daß die militäriſche Lebensart des Officiers den Anſtand des Hofmanns vorbereitet, da die adlichen Sitten, mehr oder weniger, militäriſche Sitten ſind, und der Adel ſelbſt aus dem Soldatenſtande erwachſen iſt. Die erſten und älteſten Bürger des Staats waren zugleich ſeine Kriegsmänner. Nachdem ſich neben ihnen eine Claſſe bloß arbeitender Einwohner anbaute, erhoben ſich die erſten, welche allein die Waffen in Händen behielten, zu einer höhern Bürgerclaſſe. Im Kriege, und um des Krieges willen, iſt die erſte große Unterſcheidung, zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, in der bürgerlichen Geſellſchaft eingeführt worden. Der Kriegsſtand war es auch in der Folge, aus welchem die höhere Claſſe gemeiniglich ergänzt wurde, und welcher ſich hinwiederum die Abkömmlinge derſelben widmeten. Auch hat er ſich zu jeder Zeit an die Fürſten angeſchloſſen, denen nicht erſt vom Macchiavell die Meinung beygebracht werden durfte, daß der Krieg ihr eigentliches Handwerk ſey. In ihm hat man alſo beſſer, als ſonſt irgendwo, das, was zur Bildung des Hofmanns ſo vorzüglich gehört, mit Fürſten und Großen umzugehn, lernen können. An allen Höfen machen noch jetzt Militärperſonen einen ſehr beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus; und der Charakter, den ihnen ihr Beruf gibt, muß nothwendig auf den Ton dieſer Geſellſchaft Einfluß haben.

Dieß führt mich auf eine andre Bemerkung: — daß ſelbſt der Rang, welchen der Militärſtand unter den übrigen Ständen behauptet, eine der Urſachen iſt, welche die von Rochefoucault angeführte Erſcheinung zu erklären dient. — Der Militärſtand iſt zwar nicht in allen Staatsverfaſſungen der erſte: aber er iſt auch nur da eine Schule vornehmer Sitten, wo er der erſte iſt. Um vornehm mit Anſtand zu thun, muß man ſich für bedeutend im Staate halten dürfen, muß man dafür von den übrigen Gliedern deſſelben anerkannt werden. Was den Bürger unter Großen ſo verlegen macht, iſt eben, daß er wenig geachtet wird, und daß er dieß weiß. Wenn er Stolz oder wirkliches Verdienſt hat, ſo kämpft er zwar mit dieſem Vorurtheile bey ſich ſelbſt: aber dieſer Kampf ſelbſt zerſtreut ihn, und läßt ihm nicht die Gemüthsruhe, welche zum vollkommen anſtändigen Betragen nöthig iſt. Aus den entgegengeſetzten Urſachen muß in Monarchien, wo der Soldatenſtand den erſten Rang in der öffentlichen Achtung einnimmt, und die Aufmerkſamkeit des Monarchen vornehmlich auf ſich zieht, dieſer Stand, indem er das Bewußtſeyn einer gewiſſen anerkannten Würde gibt, auch die Erwerbung des edlen Anſtandes erleichtern, da dieſer, großentheils, auf der Gewißheit, von andern nicht verachtet zu werden, gegründet iſt. In Kaufmannsſtaaten, wo der Officier unter der bürgerlichen Obrigkeit ſteht, und von dem reichen Bürger, der ihn bezahlt, nicht ausnehmend geſchätzt wird; — ſelbſt in den Monarchien, wo die Hofſtellen mehr, als die Militärſtellen, gelten — wird man auch dieſen edeln, freyen Anſtand unter der Armee weit mehr vermiſſen, und die bürgerliche Schüchternheit im kriegeriſchen Gewande wieder finden.

Wenn endlich der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte den feinen Anſtand des Hofes bildet: ſo wird der Stand, welcher am meiſten vom ſchönen Geſchlechte begünſtigt wird, auch in der Schule der Artigkeit leichtere Fortſchritte machen. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Tapferkeit und Mannheit, und alles, was dieſe Eigenſchaften ankündiget, uns Männer mehr Eingang bey der weiblichen Welt gibt, als die größte Gefälligkeit, mit Zeichen der Schwäche verbunden. Um deßwegen hat ſchon die militäriſche Kleidung, das Inſigne jener Vorzüge, einen Reitz für die Aufmerkſamkeit und die Neigung des weiblichen Geſchlechts. Aber der aus dem Feldzuge ſelbſt mit Triumph zurückkehrende Sieger hat gewiß den erſten Anſpruch, von ihnen hervorgezogen zu werden. Es iſt kein Wunder, wenn er, mehr geſucht, geliebkoſet, geehrt, die Blödigkeit verliert, welche dem noch ſo verdienſtvollen aber häuslich erzognen Jünglinge, vornehmlich unter vornehmen und artigen Weibern anklebt, eine Blödigkeit, die ihn alsdann auch in alle die vermiſchten Geſellſchaften begleitet: wo weiblicher Geſchmack und weibliche Delicateſſe den Ton angibt.

Alle die bisher ausgeführten ſpeciellern Beobachtungen führen zu einer allgemeinen Betrachtung: welche nicht unſchicklich dieſe Unterſuchung beſchließen wird.

Es gibt zwey Hauptarten der Erziehung des Menſchen. Die eine könnte man die gelehrte nennen: — ſie iſt die, welche den Verſtand mit Kenntniſſen bereichert, ihn zum Nachdenken gewöhnt, und die moraliſchen Gefühle zugleich vervielfältigt und verfeinert. Die andre iſt die militäriſche, welche den Körper abhärtet, die Sinne ſchärft, den Muth ſtählt, in die Uiberlegungen Schnelligkeit, und in die Ausführung Feſtigkeit und Kraſt bringt. Auf jeder dieſer beyden Laufbahnen, wenn ſie von einander getrennt ſind, gelangt der Menſch zu gewiſſen Vorzügen, und geht andrer verluſtig. Der Gelehrte vernachläßigt leicht ſein Aeußeres; ſein Muth wird durch die ſitzende Lebensart geſchwächt; ſeine Einſamkeit macht ihn zu einer leichten und muntern Thäigkeit unter andern Menſchen ungeſchickter. Der Soldat hingegen, wenn er nichts als Soldat iſt, bleibt oft unwiſſend, hart und rauh, oder ſinnlich und ſchwelgeriſch, genießt entweder ein bloß animaliſches Leben, oder verbittert andern durch ſeinen Uibermuth das ihrige. — Aber wenn zuweilen durch glückliche Umſtände ſich in einer Perſon der militäriſche Geiſt mit dem philoſophiſchen vereinigt: dann erſcheinen die größten Männer und die liebenswürdigſten Menſchen. Unſer große Friedrich war einer von ihnen.

Dieſe Unterſuchung iſt nicht bloß ein Gegenſtand der Neugierde: — ob ſie gleich auch, als ſolcher, der Aufmerkſamkeit nicht unwürdig wäre, da auf Moralität und Glückſeligkeit der Menſchen im bürgerlichen Leben die Verſchiedenheit der Stände und ihrer Sitten großen Einfluß hat. Aber die Erkenntniß des Wahren führt immer zur Einſicht des Guten: und indem wir unterſuchen, was die Dinge ſind, lernen wir zugleich, was wir begehren, und wie wir handeln ſollen.

Es iſt ſchon etwas, den Werth der verſchiedenen Arten menſchlicher Vollkommenheiten gehörig würdigen zu können: aber es iſt noch mehr, die Urſachen kennen zu lernen, durch welche ſie entſtehen, und die Umſtände und Lagen, in denen ſie vorzüglich gedeihen. Jenes lehrt uns, unſer Beſtreben nach der Größe des Guten abmeſſen; dieſes lehrt uns beurtheilen, was für uns erreichbar ſey, und was wir aufgeben müſſen, — lehrt uns die Gelegenheit, die ſich uns zu unſrer Vervollkommnung darbiethet, nutzen, — und weiſet uns zugleich an, unſer Feld da zu bauen, wo wir die beſten und reichſten Früchte von ihm erwarten können.

Welt haben, ein Mann von Welt ſeyn, — mit was für einem Stolze wird dieß Zauberwort nicht von denen ausgeſprochen, die ſelbſt die Sache zu beſitzen glauben; und wie ſehr demüthigt nicht das Bewußtſeyn eines gemeinen Airs den ſonſt guten und achtungswürdigen Bürger!

So verkehrt urtheilen die Menſchen nicht, daß nicht in dem, was ganze Haufen derſelben ſehr ſchätzen, wirklich etwas ſchätzbares ſeyn ſollte; aber es fehlt ihnen oft an einem richtigen Maßſtabe, die verſchiednen Gegenſtände ihrer Achtung zu vergleichen; und gemeiniglich geben ſie der mindern Vollkommenheit einen höhern Rang, wenn ſie entweder mehr in die Augen fällt, oder ſie merklicher vor andern Menſchen auszeichnet. So wie ſie ſich oft, bey dem Beſitze der weſentlichſten Güter, unglückſich glauben, weil ihnen einige Auszierungen der Eitelkeit fehlen: ſo kommen ſie ſich zuweilen, bey dem Beſitze wahrer Verdienſte, verächtlich vor, weil ſie in glänzenden Kleinigkeiten hinter andern zurückſtehn.

Der erſte Satz, auf welchen uns die Entwickelung der Rochefoucaultiſchen Maxime geführt hat, war: daß das Bewußtſeyn einer gewiſſen Würde unter die Urſachen des vorzüglichen Anſtandes gehöre, welcher den Hofmann unterſcheidet. — Dieſes Bewußtſeyn nun, welches bey den Großen bloß auf willkürlichen Unterſchieden des Ranges beruht, kann jeder verſtändige und rechtſchaffene Mann erlangen, wenn er die Würde der menſchlichen Natur kennt. Jeder Menſch iſt etwas werth, bloß weil er ein Menſch, ein vernünftiges und moraliſches Weſen iſt, an ſich fähig zu allem, was die Vortrefflichſten ſeines Geſchlechts erlangt, und die Verdienſtvolleſten desſelben gethan haben. Aber der aufgeklärte und tugendhafte Mann iſt es eigentlich, der dieſe Würde gelten machen kann, weil er allein ſie kennt, ſie durch ſeine Bemühungen aufrecht zu erhalten ſtrebt, und weil er ſie durch ſeine Handlungen an den Tag legt.

Alle Arten der bürgerlichen Würde ſollen im Grunde nichts anders, als Zeichen und Beſchäftigungen der natürlichen ſeyn. Warum wurden zuerſt gewiſſe Menſchen unter den übrigen als Oberhäupter ausgezeichnet? Weil man in ihnen dieſenigen Tugenden zu entdecken glaubte, welche das Zeitalter als die vornehmſten Zierden der menſchlichen Natur ſchätzte; oder weil man von ihnen die Dienſte erhalten hatte, die nach der Lage der Geſellſchaft für die größten Wohlthaten gehalten wurden. Warum wurde der dieſen erſten Helden und Anführern der Nationen ertheilte Rang nach und nach erblich? Weil man, nach Erfahrung oder nach Vorurtheilen, in den Söhnen edler Geſchlechter auch eine edlere Natur annahm. Selbſt, als in ſpätern Zeiten der bloße Wille der Fürſten adeln konnte: warum unterwarf ſich die Meinung des Volks ſo leicht dieſer Entſcheidung? Weil das Volk die Fürſten, nachdem es ſie einmahl über alles verehren gelernt hatte, auch für die giltigſten Richter des Verdienſtes hielt; weil es vorausſetzte, daß, wer dem Höchſten im Staate ſo ſehr gefallen, oder ihm ſo viele Dienſte geleiſtet hätte, um von ihm hervorgezogen zu werden, auch die allgemeine Hochachtung verdienen, und als ein allgemein nützlicher Bürger angeſehen werden müſſe. Jeder Titel, ſo leer und bedeutungslos er jetzt bey dem ſeyn mag, welcher ihn trägt, zeigt doch an ſich etwas an, welches eine Tugend, oder ein Ausfluß der Tugend, ein Verdienſt iſt *). Jeder Vor-

Vor-

---

*) Die Titel Rath, und geheimder Rath, zu welchen ſo viele Menſchen, in Teutſchland, in Ermanglung jedes andern, ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie

ſie

Vorzug, den ſich jetzt Menſchen über Menſchen auf die ungegründetſte Weiſe anmaßen, oder auf die ungerechteſte Weiſe geltend machen, hat doch ſeinen Urſprung in einer Meinung, nach welcher ſie ſich ſelbſt, oder andre ihnen, Eigenſchaften beylegten, die ſie für Tugenden hielten, und die zuletzt auf intellectuelle oder auf moraliſche Vorzüge hinauslaufen.

Der Mann nun, welcher einſieht, daß die bürgerliche Würde auf der natürlichen beruht, und die willkürlich ausgetheilten Ehrenzeichen auf die reellen Vorzüge des Geiſtes und Herzens gegründet ſind; der Mann, der zugleich in ſich, wenigſtens die Einſicht deſſen, was gut iſt, und das Beſtreben darnach findet: ſollte dieſer Mann nicht in ſeinen Augen eine gewiſſe Würde erhalten, wenn auch keine Decorationen der Geburt und des Standes ihn auszeichnen? Sollte er nicht zu ſich ſelbſt ſagen können: „dieſer Große, der dich verachtet, die-

---

ſie ſich vor dem großen Haufen wollen auszeichnen laſſen, ſind, ſo bedeutungslos ſie oft in ihrer Anwendung werden, doch an ſich nicht übel gewählt, einen vorzüglichen Mann anzuzeigen. Einem Fürſten rathen zu können, ſetzt, bey der Wichtigkeit ſeiner Verrichtungen, kein kleines Maaß von Einſicht und Gemeingeiſt voraus: und von ihm vorzüglich zu den Angelegenheiten gezogen zu werden, die er vor andern geheim hält, läßt, außer der Fähigkeit zu ſchweigen, die eine ſeltne Gabe iſt, auch noch auf einen höhern Grad erprobter Klugheit oder Redlichkeit ſchließen.

„dieſe adliche Dame, die ſtolz über dich hinwegſieht, gründen ihre Hoheit auf einen Schein ſolcher Eigenſchaften, wovon du einige wirklich beſitzeſt. Sie ſind deßwegen geehrt, weil, nach einem dunkeln Gerücht und einer nie gründlich unterſuchten Volksmeinung, ihre Vorfahrern ſich durch Vorzüge unterſchieden, von welchen die Natur auch in dich den Samen gelegt hat, und an deren Ausbildung du, wie du dir bewußt biſt, arbeiteſt. Der Urſprung des Ranges der ihre Familien vor der deinigen hervorzieht, liegt in vergeſſenen Thaten ihrer Ahnherren, die der Geſellſchaft für nützlich gehalten wurden: und auch du kannſt dir das Zeugniß geben, auf die Erwerbung nützlicher Talente Fleiß gewandt zu haben, und jetzt dieſelben, mit dem redlichen Vorſatze der Gemeinnützigkeit, in Uibung zu ſetzen. Sie halten ſich für bedeutende Weſen, weil ſie von Kindheit an ſich geehrt geſehen haben, und ſchlieſſen aus der Achtung, die man ihnen erwies, auf die, welche ſie verdienen: du gründeſt, wenn du deine Vernunft anbauſt, und deiner Pflicht getreu biſt, deine Rechte auf die wirkliche Kenntniß deiner ſelbſt, und darfſt aus dem, was du biſt, auf die Meinung ſchlieſſen, welche andre von dir haben ſollten, und welche, früh oder ſpät, bey den Einſichtsvollen und Guten deiner Zeitgenoſſen, ſich feſtſetzen wird.“

Wenn dieſer Mann überdieß noch mit ſich, über die Urſachen der Unterordnung der Stände im gemeinen Weſen zu Rathe geht, in welcher ihm ein ſo mittelmäßiger, oder gar vielleicht niedriger Platz angewieſen iſt: ſo wird er auf der einen Seite die Achtung für dieſe Hierarchie, ſo lange ſie einen Theil der Staatsverfaſſung, und alſo eine Stütze der öffentlichen Ordnung ausmacht, als eine ſeiner Pflichten erkennen, deren Beobachtung ihn ſo, wie die Beobachtung jeder andern Pflicht, veredelt; auf der andern wird er aber deutlich einſehen, daß die daraus erwachſende Ungleichheit der Menſchen, doch nur ihr eignes Werk, ein willkührliches Inſtitut, die Folge von Verabredungen und Meinungen ſey, welche über die natürliche Gleichheit, oder die natürlichen Unterſchiede, nicht auf immer die Oberhand behalten können, ja, ſchon jetzt, in vielen Fällen, wenn es auf das Reelle ankömmt, es ſey im Geſpräche, es ſey in Geſchäften, von dem mächtigern Einfluß der Talente und Tugenden überwogen werden. — Sollten oft wiederhohlte Reflexionen dieſer Art nicht etwas beytragen können, dem Manne, der ohne Geburt und Stand, nur mit der Würde perſönlicher guter Eigenſchaften in der Geſellſchaft auftritt, unter Höhern ein edles Selbſtgefühl und, mit demſelben einen freyen Anſtand zu geben, ohne deßhalb die Beſcheidenheit, welche die bürgerlichen Verhältniſſe fordern, bey ihm zu vermindern?

Ein zweyter Umſtand, den wir bemerkten, indem wir die Rochefoucaultſche Sentenz auslegen wollten, war, daß der in der großen Welt Erzogne, durch die bloße Gewohnheit, die Höchſten unter den Menſchen zu ſehen, nach und nach die übertriebne Ehrfurcht, und mit ihr die Schüchternheit gegen ſie verliert, und ſie als Menſchen betrachten lernt; ein dritter, daß die Gleichheit, die unter den Adlichen herrſcht, eine gewiſſe Vertraulichkeit, die hohe Meinung, die jeder derſelben von ſich ſelbſt hat, ein achtungsvolles Betragen gegen einander bey ihnen hervorbringt, — welche beyde Modificationen des Aeußern, gehörig mit einander in Harmonie gebracht, ihm das anſtändigſte und gefälligſte Anſehn geben.

Inſofern hierbey Wahrheit und Vollkommenheit zum Grunde liegt, kann die Vernunft, und auf Vernunft gegründete Geſinnung die Stelle der Gewohnheit erſetzen. Der denkende Mann, auch aus der unbekannteſten Familie, kann zu der Uiberzeugung und zu dem Gefühle gelangen, daß zwiſchen Unterthanen und Fürſten, unter den Höchſten und Niedrigſten in der menſchlichen Geſellſchaft *), ja ſelbſt unter den Artigſten und den von

---

*) So viel iſt gewiß: die blinde Verehrung der Könige und Großen, bloß um des äußern ſie umgebenden Schimmers willen, macht ſchüchtern und verlegen. Die vernünftige Achtung für dieſelben, entweder um der Vorzüge willen, die ſie perſön-

den gemeinſten Sitten, unter den Gelehrteſten und den Unwiſſendſten, mehr Puncte der Gleichheit vorhanden ſind, worinnen ſie mit einander übereinſtimmen, als Unterſchiede, worin ſie von einander abſtechen, — mehr Vorzüge, die ſie miteinander gemein haben, als ſolche, welche einer derſelben ausſchließend vor den übrigen beſitzet. Eben dieſe Vernunft, verbunden mit einem wohlwollenden Herzen, kann es dahin bringen, daß der Menſch allenthalben, wo er unter Menſchen kömmt, auch Freunde und Verwandte zu erblicken glaubt, daß ihm niemand durchaus fremd, kein Menſch fürchterlich, und noch weniger irgend einer ganz verächtlich ſcheint: Geſinnungen, die, wenn ſie wirklich im Geiſte des Menſchen herrſchen, ihn auch das Geheimniß jener achtungsvollen Zutraulichkeit lehren, welche das Aeußere eines Menſchen andern ſo angenehm macht.

In wiefern alſo Sitten und Manieren von Gedanken und Uiberzeugungen abhängen: in ſofern wird auch der bürgerlich Erzogne dem edlen Anſtande deſto näher kommen, je vollkommner an Geiſt und Herz er wird, und je richtiger er über die Dinge und Menſchen urtheilen lernt. Aber wir haben geſehn, die Sitten und die Manieren hängen nicht bloß von den Ideen ab; ſie ſind nicht

---

lich beſitzen, oder um der bürgerlichen Ordnung willen, zu der ihr Rang gehört, läßt den Menſchen zugleich anſtändig und beherzt handeln.

das Werk des Urtheils und des Vorſatzes allein: ſondern ſie ſind zum Theil Folgen der Routine, der körperlichen Uibungen, der Beyſpiele, die wir von Jugend auf vor Augen geſehn haben, und der Art von mechaniſchen Triebfedern, durch welche wir vermöge unſrer äußern Lage in Bewegung geſetzt werden. Eben um dieſer Triebfedern willen iſt es, daß Rochefoucault eine große Revolution in den Umſtänden eines Menſchen will vorhergehen laſſen, ehe er ihn, in Abſicht der Sitten, von der niedern Stufe auf die höhere erheben zu können glaubt. Die militäriſche Disciplin, oder der Tumult kriegeriſcher Auftritte ſoll erſt die mechaniſch entſtandnen Eigenthümlichkeiten des vorigen eingeſchränkten Standes aufheben, ehe der Bürger zur Vervollkommnung ſeines Aeußern, nach ſeinem richtigen Ideal, und den von ihm ſelbſt gewählten Muſtern, fähig werden ſoll.

Sich nun in dieſe oder jene äußere Lage zu verſetzen, ſteht in keines Menſchen Gewalt. Und keiner vermag auch durch ſeine eigne Bemühung, ſich Annehmlichkeiten und Vorzüge zu erwerben, welche ſchlechterdings nur durch äußre Urſachen ihm mitgetheilt werden können.

Hier bleibt nun dem vernünftigen Manne weiter nichts übrig, als beherzt dasjenige aufzugeben, was er an ſich ſchätzbar, aber für ſich unerreichbar findet. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu erkennen, was ihm fehlt, und ſich doch dadurch nicht demüthigen zu laſſen, weil es ihm ohne ſeine Schuld fehlt. Wenn wir uns unſers etwas linkiſchen Weſens, oder unſers bürgerlichen Airs bewußt ſind: ſo iſt dieſe Einſicht ſelbſt ſchon ein Vorzug, der uns einigermaßen tröſten kann. Wir werden ſogar am wenigſten davon blicken laſſen, wenn wir am wenigſten ängſtlich uns beſtreben, uns davon los zu machen; wenn wir in dem, was von unſerer Willkür abhängt, unſrer Vernunft, und in dem, was eine unvermeidliche Folge unſerer Lage iſt, unſern Angewöhnungen treu bleiben. In Ermangelung der höhern Vollkommenheit, iſt das Natürliche, auch wenn es fehlerhaft iſt, immer dasjenige, was am meiſten gefällt, oder am wenigſten mißfällt.

Eine zweyte moraliſche Folge läßt ſich aus obigen Schilderungen ziehen, und ſie iſt in unſern Zeiten vorzüglich wichtig. Es iſt dieſe, daß der Menſch, wenn er über den Gang der Dinge in der Welt nachdenkt, und den Urſachen der Fortſchritte nachſpürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, Gründe findet, mit der Verſchiedenheit der Stände, und der Unterordnung derſelben unter einander zufrieden zu ſeyn, — von welcher er in anderer Rückſicht ſo ſehr gedrückt wird, daß er zuweilen ſelbſt mit Gefahr, die Sicherheit und bürgerliche Ordnung aufs Spiel zu ſetzen wünſcht, ſie aufheben oder mildern zu können. Es gibt gewiſſe Vollkommenheiten im Aeußern und Innern des

Menſchen, (und unter dieſe gehört vorzüglich die Feinheit der Sitten im geſellſchaftlichen Umgange,) die ſchlechterdings nicht hätten aufkeimen können, wenn in der großen bürgerlichen Geſellſchaft nicht eine kleinere ſich hervorgethan, ſich über den Reſt ihrer Mitbürger erhoben, und eben durch dieſe Entfernung von den Uibrigen, und durch den ſich darauf gründenden Stolz, ſich feſter und inniger mit einander vereinigt hätte. Es gibt gewiſſe Vorzüge, die weder der induſtriöſe Bürger, noch der denkende Weiſe, weder der Ackerbauer noch der Handelsmann je würden erlangt, je würden dem menſchlichen Geſchlechte mitgetheilt haben, wenn nicht ein reicher und geſchäftloſer Adel entſtanden wäre; und wenn nicht die Fürſten denſelben um ſich verſammelt hätten, um ihn ausſchließend an ihren Herrlichkeiten Theil nehmen zu laſſen. Andere Vollkommenheiten der Menſchen haben durchaus müſſen in einem Feldlager und unter dem Geklirre der Waffen ihren Urſprung nehmen. Die Behendigkeit, die ſtrenge Ordnung, die Abhärtung des Körpers, die ceremonieloſe Vertraulichkeit und Offenheit, der Muth und mit demſelben das freymüthige Weſen, haben ſchlechterdings ihren erſten Sitz bey denjenigen gehabt, welche, ſich zu wehren, oder andre anzugreifen, beyſammen waren. Es iſt weit gefehlt, daß dieſe beyden Stände die einzigen wären, welche durch ihre äußere Lage die Cultur gewiſſer beſondrer Tugenden und Talente begünſtigten. Die Ordnung und Pünctlichkeit, die der Handelsmann, die anhaltende Arbeitſamkeit, die der Handwerker und Künſtler, und der ſpeculative Geiſt, den der Gelehrte in die menſchliche Geſellſchaft gleichſam eingeführt, oder in ihr bis zu einer muſterhaften Vollkommenheit gebracht hat, ſind noch weſentlichere Vorzüge, ob ſie gleich weniger Glanz haben, und bey unſerm jetzigen Gegenſtande weniger in Betrachtung kommen. So viel iſt klar, daß, ſo wie die Vertheilung der Arbeiten die Werke der Menſchen, durch die Einſchränkung ihres Fleißes auf einen einzigen Gegenſtand, vollkommner machte, ſo auch die mehr ins Große gehende Abſonderung der Stände überhaupt, die höhere Ausbildung perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen ſelbſt, in ſo fern befördert hat, als dadurch die Arbeiten deſſelben an ſeiner eignen Vervollkommnung, auf ähnliche Weiſe, gleichſam getheilt worden ſind.

Wird dieſes Hülfsmittel der erſten aufblühenden Cultur, auch auf jeder Stufe ihres Fortgangs, unentbehrlich bleiben? Werden dieſelben Vollkommenheiten, welche Anfangs nur durch eigne, ſich abſondernde, und auf eine beſtimmte Weiſe erzogne und lebende Menſchenclaſſen, gleichſam gefunden, oder doch nur durch ſolche geübt werden konnten, auch alsdann, wenn dieſe Vollkommenheiten da ſind, wenn ſie für ſchätzbar erkannt werden, wenn ſie andern Ständen ſich mitgetheilt haben und ein Gegenſtand der allgemeinen Nacheiferung geworden ſind, doch noch dieſer Abſonderung der Stände, dieſer Eigenheiten und Vorurtheile der verſchiedenen Lebensarten oder Gewerbe bedürfen? Wird es ewig Kriege und einen ihnen gewidmeten Stand geben müſſen, damit die Menſchen nicht weichlich werden, damit ſie ihren Körper ausarbeiten, damit ſie ohne Zwang und ohne Umſtändlichkeit mit einander umgeben lernen? Wird es immer der eingebildete Unterſchied der Geburt ſeyn müſſen, welcher gewiſſen Menſchen frühzeitig das Gefühl der Würde gibt, wodurch ſie des edeln Anſtandes fähig werden? Wird nicht der einſt die allgemeine Menſchenvernunft ſich gleichſam in Beſitz aller der Vortheile ſetzen können, welche zuvor bey einzelnen Claſſen des menſchlichen Geſchlechts ſich zufällig eingefunden hatten; ſo daß ſich dann, auf einem andern Wege, von allen wird erlangen laſſen, was bisher unter den Inconvenienzen ſolcher oft feindſeligen Abſonderungen, nur von wenigen erlangt worden war? Uiber alle dieſe Fragen iſt, für jetzt wenigſtens, der Philoſoph noch nicht aufgeklärt genug, um eine Weiſſagung zu wagen. Aber ſo viel ſieht er ein, daß eine ſtürmiſche Umwälzung, durch welche alle dieſe Grenzlinien der Stände vermiſcht, alle Schlagbäume über den Haufen geworfen würden, außerdem, daß die Möglichkeit ihres Erfolgs noch zweyfelhaft iſt, auch für jetzt noch nichts Gutes thun könnte. Die Einſicht von dem, was wahrhaft groß, gut, anſtändig und edel iſt, iſt weder ſo allgemein verbreitet, noch bey denen, die ſich ihrer in einigem Grade rühmen können, ſo geläutert und feſt, daß ſie allein ſchon den Menſchen, an Körper und Geiſt, zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erheben könnte. Es muß bey den Meiſten noch die Erziehung des Zwanges und der äußern Umſtände die Stelle der Einſicht vertreten; was dem Menſchen an Bildung des Geiſtes fehlt, muß blinde Nachahmung und mechaniſche Uibung erſetzen. Jede Art von Tugenden muß noch gleichſam unter dem Schutze gewiſſer Leidenſchaften und Vorurtheile cultivirt werden; jede muß ihren eignen Cirkel haben, wo ſie gleichſam zu Hauſe iſt, und durch Umſtände und Meinungen unterſtützt wird, indeß vielleicht eben daſelbſt andere Tugenden etwas vernachläßiget werden. So iſt es vorzüglich in Abſicht der Artigkeit. Wäre es möglich, einer Nation in allen ihren Ständen den wahren natürlichen Anſtand, diejenige Würde in ihrem Aeußern zu geben, welche die Natur des Menſchen an ſich trägt, wenn ſie unverdorben iſt, frey wirkt und ſich hinlänglich entwickelt hat, — die Würde, welche dem verſtändigen und wohlwollenden Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und der Geburt, eigen iſt: ſo würde es ſich freylich in dieſer Nation am beſten leben laſſen, und das Schauſpiel ihrer Sitten und ihres Umgangs würde das reitzendſte ſeyn. Aber ſo lange dieß nicht Statt findet, ſo lange iſt es, für das Ganze dieſer Nation, vortheilhaft, daß ein Theil derſelben noch eine andre, eingebildete Würde beſitze, und durch den Stolz auf dieſe, in ſeinen eignen Augen erhoben werde; daß dieſer Theil der Nation unter ſich zuſammenhänge und ſeinen Gliedern gegen einander eine Achtung einflöße, welche ſie den übrigen Menſchen nicht ſchuldig zu ſeyn glauben. Die Muſter, welche dieſe Claſſe alsdann von feiner und guter Lebensart aufſtellt, werden für uns andere Menſchenkinder wenigſtens Gegenſtände der Betrachtung; und wenn uns der Himmel an der Stelle der Ahnen einen denkenden Geiſt und den Trieb nach Vollkommenheit gegeben hat, ſo forſchen wir nach den Urſachen des beſſern Anſtandes, den wir an ihnen ſehen, und der Mängel, die uns ſelbſt ankleben, und ſtreben darnach, das, was in der Lebensart der vornehmen Welt wahrhaft gut iſt, uns zu eigen zu machen.

Ich geſtehe es indeß, ich ſehe, — vielleicht in den Aufwallungen eines Enthuſiasmus, der die Vernunft und die Erfahrung in ſeinen Ahndungen überfliegt, der aber gewiß nur aus Empfindungen eines menſchenfreundlichen Herzens ſtammt, — den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adlichen Sitten und bürgerlichem Air unter uns weit weniger, als jetzt noch die Rede ſeyn wird; und wo dergleichen Schilderungen als die, welche Rochefoucault durch wenige Striche angegeben hat, und die ich auszuführen verſucht habe, nur als hiſtoriſche Denkmähler eines ehemahligen Zuſtandes der Dinge, nicht als moraliſche Aufklärungen ihrer unveränderlichen Natur, werden intereſſiren können. — Die Etiquette der Höfe, die willkürlichen Anordnungen des ihnen eignen Wohlſtandes, die ehedem ſo weitläuftig und verwickelt waren, daß, ſo wie ihr Studium dem Weltmanne einen groſſen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit raubte, ſo die Kenntniß derſelben ihn natürlicher Weiſe von ſeinen damit unbekannten Mitbürgern weit abſonderte, — ſind allenthalben einfacher und eben dadurch der cultivirten Vernunft aller, auch von den Höfen entfernt lebender Menſchen zugänglicher geworden. Man kann hoffen, daß durch einen fernern Fortgang des Lichts, und eine fortgeſetzte Uibung des geſelligen Umgangs in den höhern Claſſen, die Lebensart, welche man als die vornehme anſieht, immer mehr von den Feſſeln willkürlicher Regeln befreyet, dem weſentlichen Wohlſtande der menſchlichen Natur, dem, welcher in dem beſten Ausdrucke ihrer Vollkommenheiten, und in der beſten Erfüllung der geſelligen Pflichten liegt, noch näher gebracht werden wird. Dann wird es jedem Menſchen, in welchem Stande er auch geboren ſey, wenn ihn ſeine Lage nur nicht verhindert, ſeinen Verſtand aufzuklären, und ſein Herz zu veredeln, mehr noch als jetzt möglich ſeyn, jene Lebensart durch ſich ſelbſt zu lernen, und vermittelſt ſeines Nachdenkens und ſeiner moraliſchen Uibungen, den geſellſchaftlichen

Ton ſich eigen zu machen, der auch in den höchſten Kreiſen für den guten erkannt werden muß.

Auf der andern Seite wird eben dieſer geſellſchaftliche Ton, und der damit zuſammenhängende Anſtand, bey der guten Bürgerclaſſe, augenſcheinlich vollkommner. Gelehrſamkeit vereiniget ſich immer mehr und mehr mit Geſchmack: und wo beyde vereinigt ſind, führen ſie unfehlbar den Menſchen zur Geſelligkeit. Indem die wiſſenſchaftlichen Begriffe alle Tage mehr aufgehellt, und auf eine deutlichere Weiſe ausgedrückt werden, erhalten alle Claſſen, welche leſen können, den Zugang zu den Vortheilen, welche die Fortſchritte der Wiſſenſchaften den Gelehrten gewähren. Schon ſind in Teutſchland viele Perſonen ohne einen adlichen Nahmen, die mit Ehren in jeder Geſellſchaft auftreten können; und die, wenn ſie demungeachtet von den Höfen und den höhern Kreiſen ausgeſchloſſen bleiben, mehr die Vorurtheile ihrer Mitbürger anzuklagen, als ſich ihre Unfähigkeit vorzuwerfen haben. Die Anzahl ſolcher Perſonen wird ſich wahrſcheinlich mit jeder Generation vermehren. Ich rechne darauf, daß die noch mehr zur Vollkommenheit gebrachte Erziehungskunſt neue Mittel ausfindig machen wird, die ſchädlichen Einwirkungen der arbeitſamen und ſitzenden Lebensarten auf den menſchlichen Körper, deſſen Geſtalt und den freyen Gebrauch ſeiner Glieder zu vermindern. Schon jetzt werden die Leibesübungen unter den Söhnen wohlhabender Bürgerfamilien, die ſich den Studien widmen, weniger, als ehedem, vernachläßigt. Vielleicht werden derſelben noch ſchicklichere erfunden; vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geiſtigen noch allgemeiner und genauer vereinigt; vielleicht erſparen auch beſſere Methoden des Unterrichts, richtigere Unterſcheidung des Weſentlichen und Nützlichen in den Wiſſenſchaften und Künſten von dem Zufälligen und Entbehrlichen, unſern Kindern viele der Stunden, die wir, gekrümmt über den Büchern, zum Schaden unſerer Geſundheit, und zur Entſtellung unſers Aeußern zubrachten, ohne etwas erhebliches zu lernen, und erlauben ihnen die Vollkommenheiten des artigen Mannes, und die Fertigkeiten des Meiſters in ihrer Profeſſion zugleich zu erlangen. Wenn mit dieſer Berichtigung der Principien des Wohlſtandes in der höchſten, und der Verbeſſerung der Erziehung in allen Claſſen, auch dieß verbunden wäre, daß der Geringe immer mehr ſeine Würde, die ihm als vernünftigen Menſchen zukömmt, anerkennte, und der Große den Stolz, den er bloß auf die willkürlichen Unterſchiede des Ranges gründet, um des Bewußtſeyns beſſerer Vorzüge willen, immer mehr fahren ließe; daß jener ſich in ſeiner eignen Meinung etwas emporhübe, und dieſer ſich, freywillig und gern, in die Gleichheit mit ſeinen Mitbürgern zurückſetzte; wenn von der einen Seite richtige Einſichten, und mit denſelben zuſammenhängende Grundſätze der

Aufführung allgemeiner ausgebreitet wären, von der andern Seite der Beſitz dieſer Einſichten und die Befolgung dieſer Grundſätze den wahren Maßſtab des Werths des Menſchen, und — ſo weit dieſelben im Umgange ſichtbar werden — den Grund ausmachte, nach welchem ſie ſich zuſammengeſellen, oder von einander abſondern: dann würde der Abſtand zwiſchen dem geſitteten Bürger und dem Hofmanne zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener würde durch ſeine Sitten keine Geſellſchaft verunſtalten, und zu allen, die ihn bilden können, Zutritt finden; dieſer würde nicht durch die Miene des Stolzes ſeinen edlen Anſtand verderben; und die Welt, in deren Kenntniß er ſein eigentliches Verdienſt ſetzt, würde ſich für ihn erweitern. Dann würde der Militärſtand, den Rochefoucault, nicht ohne Urſache, in dem bisherigen Zuſtande der Dinge, als ein unentbehrliches Mittelglied zwiſchen den Ständen, in Abſicht ihrer Sitten, anſah, — das, ſo wie es durch ſeine weit ausgebreiteten Zweige, an die höchſte und die niedrigſte Claſſe der Geſellſchaft grenzte, auch der beſte Uibergang vom Gemeinen zum Edeln im Betragen wäre, — zwar als Schule der Freymüthigkeit weniger nothwendig werden, aber ſelbſt zu einer höhern Sittlichkeit gelangen, indem er zugleich in eine größere Gleichheit mit ſeinen friedlich beſchäftigten Mitbürgern zurückträte.

Bis dieſe glückliche Epoche eintritt, wird das, was der Geiſt der Zeit bey den ganzen Ständen bewirken ſoll, die Vernunft nur bey einzelnen Individuen bewirken können. Der große Haufe in jedem wird immer unter der Herrſchaft der Gewohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge erlangen; und ſchwerlich von denjenigen Fehlern frey ſeyn, wozu er gleichſam ohne ſein Wiſſen und Willen, bloß durch den Einfluß der Umſtände, gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem klärern Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, und ihrer Verhältniſſe in der Welt leben, und mit einer höhern Geiſtesfreyheit begabt ſind, um unabhängig von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt ſchon vermögend ſeyn, die eignen Vollkommenheiten mehrerer Stände in ſich zu vereinigen, ohne aus dem ihrigen herauszutreten.

Wer im Mittelpuncte ſteht, und aus ihm die menſchliche Geſellſchaft und ihre verſchiednen Abtheilungen überſchaut, der allein ſieht die Abſtände derſelben, — und berechnet die Abſtufungen ihrer Höhen richtig. Und in eben dieſer Mitte, wo man von den Eigenheiten und Launen der verſchiednen Stände gleich weit entfernt, die charakteriſtiſchen Züge der Menſchheit, die ſich in ihnen einzeln ausgebildet haben, durch Vernunft und vorſätzliche Uibung auffſammelt, und zu einem Ganzen verbindet, iſt es nur allein möglich, zu einer hohen

Vortrefflichkeit, im Innern oder Aeuſſern, zu gelangen.

Wir mögen die Hofſitten, oder das bürgerliche Air haben; es mag der militäriſche oder der Kaufmanns-Geiſt in unſerer Aufführung herrſchen; ſo ſind wir immer nur einſeitig ausgebildete, eingeſchränkte, alſo unvollkommene Menſchen. Der wahrhaft große Mann iſt eben ſo ſehr über ſeinen eignen Stand, und wenn er der höchſte wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieſer Höhe die Tugenden von allen; deswegen verachtet er keinen; er bemerkt die Fehler von allen; darum ſchätzt er ſeinen eignen nicht übermäßig. Er aber für ſein Theil ſtrebt nach den Vollkommenheiten des Menſchen, und nach den Verdienſten eines Weltbürgers.

IV.

Ueber die Unentſchloſſenheit.

Es iſt die Behauptung eines weiſen Mannes, daß es für den Verſtand eines Menſchen ſehr viel bedeute, wenn man von ihm ſagen kann, daß er in ſeinen Reden oder Schriften *ſich immer ſelbſt verſteht*. Man kann auf gleiche Weiſe es für eine große Vollkommenheit des Charakters annehmen, wenn der Menſch, bey ſeinen Entwürfen und Unternehmungen *immer weiß, was er will*.

Jenes iſt die Folge des Selbſtdenkens, beſonders wenn es mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen verbunden iſt. Der, welcher nie andern nachſpricht, und nur dasjenige ſagt, was er entweder ſelbſt erfahren, oder durch ſeine Erfahrungen beſtätiget hat, wählt nur, wenn er redet, zu Ideen, die er ſchon zuvor hatte, Ausdrücke, welche dieſelben andern klar machen ſollen. Es kann alſo niemahls fehlen, daß dieſe Ausdrücke, wenn ſie auch ihre Abſicht, ſeine Ideen in die Gemüther andrer überzutragen, nicht völlig erreichen, doch für ihn ſelbſt einen verſtändlichen Sinn haben. Kömmt nun zu dieſer Thätigkeit des Geiſtes, welche die Ideen hervorbringt, die Helligkeit des Blicks, welche die Umriſſe derſelben wohl unterſcheidet: ſo wird es dem Menſchen bey der Mittheilung ſeiner Gedanken unmöglich, andre Wörter zu gebrauchen, und andre Redensarten zuſammenzuſetzen, als deren Bedeutung ihm mit eben der Klarheit und Beſtimmtheit vorſchwebt, zu welcher er bey ſeinem einſamen Nachdenken gewöhnt iſt.

Das zweyte, zu wiſſen was man will, iſt das Werk der Entſchloſſenheit. Es gibt einen unbeſtimmten und ſchwankenden Zuſtand des Willens; in welchem dem Menſchen eben ſo leicht verborgen bleibt, auf welcher Seite ſeiner mit einander ſtreitenden Neigungen das Uibergewicht ſey, als es, bey dunkeln und unbeſtimmten Vorſtellungen im Verſtande, ihm ſchwer fällt, das Uibergewicht der Gründe unter widerſprechenden Meinungen zu entdecken. In dieſem Zuſtande iſt entweder die Activität des Menſchen vernichtet, ſo wie die Action jeder Kraft aufgehoben wird, wenn ſie zugleich nach entgegengeſetzten Richtungen Antriebe bekömmt, oder wenn er deſſen ungeachtet Schritte thut, die irgend eine Begierde und eine Willensmeinung verrathen, ſo ſind es nur unordentliche, abgebrochne, und im Kreiſe umlaufende Bewegungen, weil die Neigungen, welche die Triebfedern dazu abgeben, ſchnell mit einander abwechſeln.

Der Gemüthszuſtand des Entſchloſſenen iſt der entgegenſtehende von dieſem. Er hat ein beſtimmtes Ziel vor ſich, und er weiß den Weg, welcher dazu führet; oder er glaubt wenigſtens feſt genug, ihn zu wiſſen, um getroſt denſelben zu betreten. Er irrt ſich vielleicht: ſeine Maßregeln mögen mit den Gegenſtänden, wornach er ſtrebt, und mit denen, welche zu jener Erreichung mitwirken ſollen, nicht in völliger Uibereinſtimmung ſtehn. Dann warten ſeiner unfehlbar Fehlſchlagungen. Aber während der Zeit ſelbſt, da er mit dem Unternehmen beſchäftigt iſt, herrſcht doch Ruhe in ſeinem Innern; zwiſchen ſeinen Handlungen ſelbſt iſt demohnerachtet Conſequenz: er geht mit der ihm möglichen Beſonnenheit zu Werke, und arbeitet mit ungetheilter Kraft, geſetzt auch, daß dieſe ſeine Einſicht und dieſe Kraft nicht hinreichen ſollten, ihm einen glücklichen Ausgang zu verſichern.

Es gibt eine Entſchloſſenheit, die ſich über das ganze Leben des Menſchen erſtreckt, und den ganzen Charakter desſelben veredelt: das iſt die, welche aus einem für das ganze Leben gemachten richtigen Plane entſteht. Sie ſetzt voraus, daß der Menſch das große Ziel ſeines Daſeyns, in der Vervollkommnung ſeines Geiſtes kennen gelernt, und demſelben die einzelnen Unternehmungen und Abſichten ſeines öffentlichen und Privatlebens untergeordnet habe. Der wahrhaft und gleichförmig feſte Mann kann nur der ſeyn, welcher nach überdachten und zuſammenhängenden Grundſätzen handelt. Aber Grundſätze finden, im eigentlichen Verſtande, nur bey der Sittlichkeit Staat. Alle Ideen, welche ſich auf äußere Vortheile beziehn, ſind veränderlich und ſchwankend, wie die Umſtände, aus denen dieſe Vortheile entſtehn. Nichts iſt in den Vorſtellungen des Menſchen ganz unveränderlich, als die Geſetze der Tugend, und die Regeln, nach welchen er denkt. Jedes andere Intereſſe, ſo wie jedes Vergnügen, welches er an den Gegenſtänden der Sinne, oder den Befriedigungen der Habſucht und des Ehrgeitzes findet, wechſelt mit den verſchiednen Stufen des Alters, mit der veränderten Leibesbeſchaffenheit, mit dem Uibergange aus einem Orte, einer Lage, einer geſellſchaftlichen Verbindung in die andre. Nur das einzige Intereſſe, welches der verſtändige Menſch darin findet, ſeine Ideen zu berichtigen und zu erweitern, — nur das Vergnügen, welches der tugendhafte Mann in der zunehmenden Gewalt ſeiner Vernunft über ſeine Leidenſchaften, und der zunehmenden Fertigkeit zur Beobachtung ſittlicher Grundſätze findet: nur dieſes verläßt den Menſchen in keinem Alter, keinem Stande, bey keinem Wechſel ſeines Temperaments oder ſeines Glücks; es hängt an ſeiner Natur, nicht an den Umſtänden, und zeigt ihm, unter jedem Geſichtspuncte, immer ein hohes Ziel für ſeine Beſtrebungen, ſo wie es ihm, in jeder Stimmung ſeines Gemüths, einen ſichern Genuß gewährt. Nur derjenige Menſch weiß recht, was er will, deſſen ſämmtliche Entſchlüſſe auf dieſe beyden Endpuncte zuſammenlaufen: denn nur er kennt ein Gut, das über alle übrigen den Vorzug hat, und das immer von unveränderlichem Werthe bleibt. Indem er aber auf dieſe Weiſe, unter den beſondern Geſchäften, mit welchen er ſeine Tage ausfüllt, und den mannigfachen Unternehmungen, durch welche er nähere Endzwecke verfolgt, einen Zuſammenhang geſtiftet und ihre Beziehung auf einen letzten Zweck bey ſich feſtgeſetzt hat, wird es ihm auch natürlicher Weiſe bey jenen leichter, die Wahlen, welche zum Entſchluſſe nöthig ſind, zu treffen.

Von dieſer erhabnen Art der Entſchloſſenheit, welche in der Feſtigkeit des ganzen Charakters beſteht, und die dem Manne bewährter und auf Grundſätzen gebauter Tugend allein zugehört, iſt diejenige Eigenſchaft, von welcher hier geredet wird, noch unterſchieden. Dieſe iſt oft als ein Zweig von jenem edlen Stamme, oder als eine beſondre Anwendung jenes Princips anzuſehn. Sie entſteht aber zuweilen auch aus andern Quellen; ſie kann ſich bey unerlaubten Handlungen ſowohl, als bey rechtmäßigen Unternehmungen zeigen: und ob ſie gleich an ſich eine große Vollkommenheit, und ein Mittel zur Beförderung aller andern iſt, ſo ſteht ſie doch, mit der Sittlichkeit des Charakters überhaupt, in keinem ſo nahen Zuſammenhange. Entſchloſſenheit in dieſem Sinne iſt, wie jedermann weiß, die zwiefache Fertigkeit, ſich ſchnell zu entſchließen, und feſt bey einem gefaßten Entſchluſſe zu beharren. Beyde Fertigkeiten haben eine natürliche Verbindung, wenn jene Geſchwindigkeit und dieſe Beharrlichkeit aus ächten Quellen entſteht: ſie ſind nur dann getrennt, wenn ſich in die erſtre Uibereilung oder Hitze, in die andre Eigenſinn einmiſcht. — Der entgegenſtehende Fehler der Unentſchloſſenheit zerfällt auf gleiche Weiſe in die beyden Beſtandtheile, des Zauderns beym Entſchließen und der Wankelmuth bey der Ausführung.

Wenn in der Kette von Urſachen und Wirkungen, die von den freyen Handlungen des Menſchen ausgeht, ſein Wollen das erſte Glied iſt: ſo muß nothwendig, wenn dieſer Wille ſtark und feſt iſt, die in der ganzen Reihe hervorgebrachte Veränderung größer, und der Erfolg gewiſſer ſeyn. Die Entſchloſſenheit aber, in dem zuletzt angezeigten Sinne, iſt nichts anders, als ein ſtarker und dauerhafter Wille. Durch ſie vereinigt ſich die Kraft des Menſchen auf einen Punct, und wird in gleicher Richtung, durch beträchtliche Zeiträume, thätig erhalten. Was iſt anders zu erwarten, als daß ſie auf dieſe Weiſe am meiſten ausrichten wird?

Entſchloſſenheit iſt die Tapferkeit des Geiſtes, ſo wie das Wort Bravur diejenige anzeiget, welche vom Körper und vom Temperament abhängt. Von dem Anblicke der Gefahr nicht erſchüttert zu werden, iſt oft nur das Werk ſtarker Nerven oder eines feurigen Blutes. Aber in der Gefahr kluge Maßregeln faſſen und mit Ruhe ausführen zu können: dazu gehört eine Uiberlegenheit des Verſtandes über die Eindrücke der Sinnlichkeit, und die Herrſchaft der eignen freyen Entſchlüſſe über die Bewegungen des Inſtincts; dazu iſt eine höhere Kraft des Nachdenkens, und eine größere Stärke des Willens erforderlich. Und nun dieſe kaltblütige Uiberlegung mitten in dem Tumulte, und dieſe ſtandhafte Anhänglichkeit an die gezognen Schlüſſe, mitten unter den Erſchütterungen, welche in einer gefahrvollen Lage unausbleiblich ſind: dieß iſt es eben, was wir mit dem Worte Entſchloſſenheit bezeichnen, wenn wir dadurch die Tugend eines Helden ausdrücken wollen.

Wenn nun, bey allen wichtigen Handlungen der Menſchen, die Furcht vor der Gefahr ſich immer mit zu den Leidenſchaften geſellt, welche die Klugheit der Maßregeln und die Geſchicklichkeit der Ausführung erſchweren; — wenn ein gewiſſer Muth bey allen nöthig iſt: ſo wird auch diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche dem ſchädlichen Einfluſſe der Furcht auf Vernunft und Freyheit entgegenarbeitet, und mit dem Muthe, bald als Urſache und bald als Wirkung, in der genaueſten Verbindung ſteht, dem Menſchen in jeder Lage, zu Erfüllung ſeiner Pflichten und zu Erreichung ſeiner Abſichten, Beyſtand leiſten.

Die Unentſchloſſenheit iſt dem Privatmanne, und dem, welcher öffentlichen Geſchäften vorſteht, gleich ſchädlich: ſie verhindert eben ſo ſehr den, welcher ſein Glück zu machen ſucht, als den, welcher ſeinem Vergnügen nachgeht.

In den wichtigen Angelegenheiten des Lebens kömmt ſehr viel auf den Zeitpunct an, in welchem man etwas thut. Die Gelegenheiten warten nicht: und der Unentſchloſſene iſt niemahls bereit, ſie zu ergreifen.

Da überdieß, nach unſerer Bemerkung, Unſchlüſſigkeit mit Wankelmuth verbunden iſt, ſo entſteht ein noch größeres Hinderniß für die glückliche Beendigung der Geſchäfte, aus der öftern Veränderung der Maßregeln, während des Laufs derſelben: indem ſelbſt ein ſchlechter Plan, ſtandhaft befolgt, eher die Erreichung der Abſicht hoffen läßt, als ein immer wiederhohlter Verſuch, einen beſſern zu finden.

Eine noch größere Feindin aber iſt die Unentſchloſſenheit von dem Genuſſe des Lebens, als von der zweckmäßigen Geſchäftigkeit desſelben.

Nicht zu wiſſen, was man thun ſoll; von zwey Begierden oder zweyerley Anſichten der Gegenſtände bey ſeiner Wahl unter ihnen wechſelsweiſe hin und her gezogen zu werden: iſt ein qualvoller Zuſtand. Es iſt eine Bangigkeit, eine Beklemmung des Herzens dabey, die ſchlimmer iſt als Schmerz.

Große Unglücksfälle ſind im menſchlichen Leben ſelten. Krankheit, Kummer, Betrübniß dauern gewöhnlicher Weiſe nur eine Zeitlang. Aber eine ängſtliche Unentſchloſſenheit kann dem Menſchen alle ſeine Tage bitter machen.

Der Menſch iſt zum Handeln geboren. Sein Vergnügen beſteht darin, und ſein Glück hängt davon ab, daß er etwas *thue* *). Daß ſeine Geſchäfte Anwendungen ſeiner Geiſtes- oder Körperkraft ſind, erkennt jeder: aber ſind ſeine Ergötzungen nicht auch Arbeiten — nur einer andern Art? Das ganze Leben eines Menſchen iſt, ſo lange er wacht, eine Reihe von Thätigkeiten. Was kann alſo wohl einen größern Einfluß auf ſeine Glückſeligkeit haben, als das, was ihn am Handeln hin-

---

*) Keine Nation hat das ſo gut eingeſehen, oder den Ausdruck davon ſo deutlich in ihre Sprache gelegt, als die Griechen. Das Wort, mit welchem ſie einen glücklichen, erwünſchten Zuſtand überhaupt bezeichnen, (εὐπράττειν) zeigt, nach ſeiner Zuſammenſetzung, eigentlich eine angenehme oder gelingende Thätigkeit an. Indem ſie zuerſt ſehr richtig zwiſchen Handlungen, die etwas hervorbringen ſollen, und ſolchen, bey welchen die Thätigkeit ſelbſt Zweck iſt, in dem Gebrauche der beyden Wörter ποιεῖν und πράττειν, — (welchen unſere beyden Wörter *machen* und *thun* entſprechen) — unterſchieden, haben ſie ſodann, mit gleicher philoſophiſcher Genauigkeit, um ein glückliches Leben auszudrücken, den Begriff des Guten (εὖ) mit dem Begriffe des Thuns (πράττειν) oder der Handlungen der letztern Gattung verbunden.

dert, oder was ihm das Handeln leicht macht? Unter jenen Hinderniſſen aber ſteht die Unentſchloſſenheit oben an, weil ſie unmittelbar die Wirkſamkeit des Geiſtes aufhält, und die Kräfte, welche er anwenden ſollte, irgend ein Ziel zu verfolgen, bey der Aufſuchung des Ziels und der Wahl der zu ihm führenden Wege verzehrt.

Doch die Vorzüge jeder Tugend zeigen ſich dann von ſelbſt, wenn man ihre Natur kennen lernt. Die unſrige kann vielleicht am beſten unterſucht werden, wenn man den ihr entgegenſtehenden Fehler beobachtet, — weil in dem Charakter des Entſchloſſenen, der immer ruhig und gleichförmig iſt, ſich weniger mannigfaltiges unterſcheiden läßt, als in den abwechſelnden Stimmungen des Unentſchloſſenen.

Die Hauptfragen hierbey ſind, wie mich dünkt, folgende drey: 1) welche Urſachen und Folgen die Unentſchloſſenheit habe; 2) wodurch ſich ihre Natur auszeichne; und 3) was ſich für Hülfsmittel gegen dieſelben anwenden laſſen.

I.

Die Urſachen der Unentſchloſſenheit liegen zum Theile im Menſchen ſelbſt, zum Theile in den äußern Umſtänden desſelben.

Die, welche im Menſchen ſelbſt liegen, ſind entweder geiſtig oder körperlich. Die geiſtigen beſtehen entweder in Beſchaffenheiten des Verſtandes, oder in Anlagen des Charakters.

Unter den intellectuellen Urſachen der Unentſchloſſenheit iſt die erſte, und ohne Zweifel die am wenigſten zu hebende, der wirkliche Mangel von Einſicht, und die Schwäche der Denkkraft, wodurch dem Menſchen die Gründe, welche ſeinen Entſchluß beſtimmen ſollten, entweder gänzlich verborgen bleiben, oder ſich ihm in einem zu ſchwachen Lichte zeigen, um die Auswahl unter ihnen leicht zu machen.

Jeder Menſch iſt entſchloſſen in dem, was er vollkommen verſteht. Der Bauer iſt [illegible] wie er ſeinen Pflug ſtellen, — und der Handwerker, wie er den Meißel oder den Hobel führen ſoll. Niemand, der in einer Gegend wohnt, und dieſelbe nach allen Richtungen oft durchreiſet, ſteht bey den Scheidewegen in derſelben ſtille.

Freylich iſt dieſe Folge, daß aus Wiſſenſchaft und Einſicht Entſchloſſenheit entſtehe, bey Gegenſtänden unausbleiblicher, die von der Kunſt des Menſchen durchaus abhängen. Aber auch bey denen, wo der Zufall mit dem Verſtande zugleich wirkt, gibt doch die vollkommenſte Bekanntſchaft mit der Kunſt, welche man auszuüben, und mit dem Geſchäfte, welches man zu vollführen hat, die größte Zuverläßigkeit in der Berechnung der ungewiſſen Erfolge, und alſo die größte Zuverſicht zu den eignen Entwürfen. Wenn ein des Kriegshandwerks-unkundiger und von militäriſchen Talenten entblößter Anführer an die Spitze einer Armee geſetzt wird: kann er anders als unentſchloſſen ſeyn, da er nicht weiß, was er eigentlich zu thun habe? Er muß es noch mehr ſeyn, wenn er ſeine Unfähigkeit fühlt, und die Wichtigkeit des ihm gemachten Auftrags dagegen hält.

In dieſer letztern Rückſicht iſt es vielleicht noch richtiger, zu ſagen, daß eine halbe Kenntniß der Sache, ein gewiſſer, aber dem Geſchäfte nicht angemeſſener Grad von Verſtand, den Menſchen unentſchloſſener macht, als Unwiſſenheit und Dummheit. Mit dieſen beyden Eigenſchaften kann man zuweilen äußerſt dreiſt ſeyn; — ja, was noch mehr iſt, man kann ſogar bey Unternehmungen, wobey es mehr auf Kraft als Geſchicklichkeit ankömmt, mit dieſer Dreiſtigkeit durchdringen. Aber wer gerade ſo viel Verſtand und Kenntniß zu einem Geſchäfte mitbringt, daß er die Schwierigkeiten deſſelben einſieht, und ſeine eigne Unfähigkeit bemerkt, wird es nie entſchloſſen betreiben, und wird es höchſt ſelten glücklich zu Stande bringen. — Jene Kenntniß der Schwierigkeiten, je vollkommner ſie iſt, bringt deſto mehr von derjenigen Art des Anſtaunens (das admirari des Horaz) hervor, welches die Uiberlegung verhindert; und dieſes Bewußtſeyn des eignen Unvermögens iſt immer mit einer Furchtſamkeit verbunden, die dem Menſchen die Entſcheidung im kritiſchen Augenblicke erſchwert. Die Erfahrung des täglichen Lebens, und die Geſchichte der Staaten beſtätigen dieſe Bemerkung auf gleiche Weiſe. Die Welt hat mehrmahlen ſehr ſchwache Leute, die aber ſich ihrer Schwäche gar nicht bewußt waren, in den wichtigſten und gefahrvollſten Unternehmungen entſchloſſen ihre Partey nehmen, und ſie unerſchrocken ausführen geſehn. Sehr unwiſſende Feldherren haben zuweilen Siege erfochten, und ſehr mittelmäßige Staatskundige haben wichtige Unterhandlungen zu Stande gebracht: — ohne Zweifel weil ſie vom Glücke begünſtiget waren, — aber gewiß auch, weil ſie dreiſt und auf eine gleichförmige Art dabey zu Werke gingen. Da hingegen wird man ſchwerlich finden, daß ein dem aufgetragnen Geſchäfte nicht gewachſener, dabey aber nachdenkender und behuthſamer Mann, ſeine Rolle mit Muth und mit Glücke geſpielt habe.

Unter den verſchiedenen Schwächen des Verſtandes aber, welche zur Unentſchloſſenheit den Grund legen, iſt es zweytens der Mangel der Beurtheilungskraft, der dieſelbe am unfehlbarſten hervorbringt.

Beſchließen heißt beſtimmen, welche unter mehreren Parteyen, die zu ergreifen möglich ſind, die beſte ſey. Dazu gehört ohne Zweifel zuerſt, die verſchiedenen Möglichkeiten der Umſtände, welchen die Maßregeln angepaßt werden ſollen, zu wiſſen, und erfinderiſch in Entwürfen zu ſeyn, die unter jeder Vorausſetzung zu der Erreichung des Endzwecks dienen können. Dieß iſt die Sache des Verſtandes überhaupt, und der von dem Gegenſtande erworbnen Wiſſenſchaft. Aber dadurch ſind erſt die Gegenſtände, unter welchen gewählt werden ſoll vorbereitet. Zur Wahl ſelbſt gehört noch eine zweyte Operation, durch welche dieſe Gegenſtände verglichen, und unter ihnen das Große vom Kleinen, das Scheinbare vom Wahren, das Gute vom Beſſern unterſchieden wird. Die Grade der Zweckmäßigkeit ſowohl, welche in den Mitteln ſelbſt liegt, als der Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, die von äußern Zufällen abhängt, müſſen berechnet werden, um zu finden, welche Totalſumme die größte ſey. Und dieß nun alles iſt das Eigenthümliche der Urtheilskraft. Da ein Uibergewicht auf der einen Seite vorhanden ſeyn muß, wo ein Entſchluß ſtatt finden ſoll: ſo iſt es nicht genug, den Gegenſtand von mehrern Seiten kennen gelernt haben; es iſt auch noch diejenige beſondre Eigenſchaft der Denkkraft erforderlich, welche den verſchiedenen Werth der geſammelten Ideen mit Zuverläßigkeit angibt.

Wer viele Ideen und mannigfaltige gute Einfälle mit weniger Beurtheilungskraft beſitzt, iſt unentſchloſſener, als der, welcher bey einem engen Ideenkreiſe eine verhältnißmäßige Kraft hat, ſeine Gedanken zu prüfen, und den richtigſten und beſten unter mehrern zu erkennen.

Hieraus ergibt ſich noch eine dritte, in den Anlagen des Kopfs liegende Urſache der Unentſchloſſenheit: dieſe iſt eine gewiſſe übergroße Feinheit und Subtilität des Verſtandes ſelbſt. Der Scharfſinn, welcher in die verborgenſten Winkel eines Gegenſtandes eindringt, und die Denkfertigkeit, welche ihn von allen Seiten beſchaut, machen, durch die große Anzahl der Ideen, die ſie zur Wahl vorlegen, den Menſchen noch unentſchloſſener, wenn nicht noch andre Naturgaben hinzukommen, wodurch eine Abſtufung der Ideen an Klarheit, Lebhaftigkeit oder Gewißheit bewirkt, und einer unter allen übrigen der Vorzug geſichert wird.

Man hat oft geſagt, daß die allzu grübelnden Köpfe zu Geſchäften untauglich ſind; daß die, welche zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Theorien vorzügliche Talente zeigen, ſich ſelten zu deren Ausführung brauchen laſſen. Eine der Urſachen dieſer Erfahrung liegt darin, daß zur Praxis in jeder Kunſt Entſchloſſenheit nöthig iſt, die Speculation aber unentſchloſſen macht.

Diejenigen, welche gewöhnt ſind, ihren Gegenſtand bis auf ſeine feinſten Theile zu zergliedern, werden in den Gegenſtänden, worüber ſie ſich berathſchlagen, ſo viele den übrigen Menſchen unmerkliche Schwierigkeiten gewahr, daß ſie darüber den Muth und die Beſonnenheit verlieren, die zum Entſcheiden erfordert werden.

Die Dinge in der Welt haben ſehr mannigfaltige Seiten; und die Erfolge unſrer Handlungen entſtehn aus vielen gegen einander wirkenden Urſachen. Wer dieſe Seiten und dieſe Urſachen alle, große und kleine, durchdenken will, wird nicht nur durch dieſe Arbeit ſelbſt ſchon ſehr aufgehalten, ſondern erhält oft, zum Lohn derſelben, nur eine größere Ungewißheit über das, was ihm zu thun obliege, als diejenige war, die er beym erſten flüchtigen Uiberblicke der Sache hatte.

Täglich ſieht man daher eingeſchränkte, einer tiefen Meditation unfähige Köpfe, die aber von geradem, geſundem Verſtande ſind, entſchloſſen und ſtandhaft handeln, wo die feinern und geübtern Denker zaudern, oder hin und her wanken. Wer nur einen Weg vor ſich ſieht, geht denſelben getroſt: wer aber, mit ſchärferem Blicke begabt, mehrere, — zum Theil weniger betretene, — Fußſteige gewahr wird, verweilt länger, um ſich zu orientiren, und zweifelt vielleicht noch, auch wenn er ſchon auf einem fortwandert, ob er den rechten gewählt habe.

Das Gleichgewicht alſo zwiſchen derjenigen Fähigkeit, welche die Ideen aufſpürt und ausfündig macht, und der, welche ſie abwägt und ſchätzt, iſt die der Entſchloſſenheit günſtigſte Anlage der Gemüthskräfte. Sind beyde Fähigkeiten vorzüglich groß: ſo entſteht aus ihrer Harmonie der Mann von praktiſchem Genie, der, als Feldherr oder Staatsmann, unter den verwickeltſten Umſtänden ſchnell und ſicher ſeine Partey ergreifen, und Tauſenden, die er anführt, ſeinen Muth und die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs einflößen kann.

Sind beyde Gaben, die der Erfindung und die der Beurtheilung, nur in dem gewöhnlichen Grade vorhanden, aber doch eine der andern angemeſſen: ſo nennen wir das, was daraus entſteht, einen richtigen Verſtand, oder esprit juste, und er reicht zu, den Menſchen, welcher ihn beſitzt, zu einem guten Regierer ſeines Hausweſens, und ſelbſt zu einem glücklichen Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, durch ſeine Entſchloſſenheit ſowohl als durch ſeine Klugheit, zu machen.

Wenn die Natur der gedachten Eigenſchaft, ohne welche alle andere Verſtandeskräfte den Menſchen im Augenblicke der Anwendung verlaſſen, ſo ſchwer zu erklären iſt: ſo liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß die Vergleichung zwiſchen mehreren Maßregeln ſich nicht durch eben ſo auseinander geſetzte Schlüſſe und deutlich entwickelte Ideen anſtellen läßt, als die ſind, durch welche die Maaßregeln ſelbſt gefunden wurden. In den meiſten Fällen des praktiſchen Lebens, wo Entſcheidung nöthig iſt, wird eine ausführliche Berathſchlagung durch das Dringende der Umſtände unmöglich. Die verſchiedenen Methoden des Verfahrens, in jeder Angelegenheit, können, ſo wie die Cur-arten der verſchiedenen Krankheiten, ſchon im voraus und mit Muße ſtudiert, zum Theile wiſſenſchaftlich erlernt werden: aber die Beurtheilung, welche dieſer Methoden auf den gegenwärtigen Fall paſſe, muß ſo, wie die Auswahl, welche der praktiſche Arzt am

Krankenbette unter den ihm bekannten Heilmitteln macht, auf der Stelle, und faſt immer augenblicklich geſchehn. Geſetzt aber auch, daß Zeit genug vorhanden iſt, und daß die Natur des Gegenſtandes es erlaubt, ausführliche Vergleichungen unter den zu ergreifen möglichen Parteyen, anzuſtellen: ſo muß doch immer am Ende noch ein gewiſſer Uiberblick des Ganzen, noch, wenn ich ſo ſagen darf, ein königliches Machtwort unſrer oberſten Kraft hinzukommen, um die Debatten zu endigen, und den Schluß rechtskräftig zu machen. Und dieß eben iſt die am wenigſten erklärbare Operation des Geiſtes; wozu das Talent, eben deswegen, nicht als ein Erwerb der Kunſt und des Fleiſſes, ſondern als ein reines Geſchenk der Natur anzuſehen iſt.

Glücklich iſt ſchon derjenige Menſch, auf welchen die Dinge beſtimmte und nach Graden verſchiedene, wenn auch nicht immer richtige — Eindrücke machen; der unter mehreren Vortheilen, die ſich ihm darbiethen, unter mehreren Vergnügungen, die ihn an ſich locken, immer einen Vortheil, ein Vergnügen als überwiegend anziehend empfindet. Ihm wird dadurch von der Natur ſelbſt bey den meiſten Vorfällen des Lebens die Bahn, welche er wandeln ſoll, beſtimmt vorgezeichnet. Wenn er auch dabey irrt, ſo iſt er doch ruhig und feſt: und oft hilft ihm die Zuverſicht, mit welcher er zu Werke geht, daß er, auch bey unrecht gewählten Maßregeln, ans Ziel gelangt.

Aber noch glücklicher iſt der Mann, der mit dieſer Beſtimmtheit ſeiner Urtheile Richtigkeit verbindet.

Nichts iſt in unſern moraliſchen Wiſſenſchaften noch ſo unvollkommen, als die Kenntniß der Größen. Was gut iſt, können wir in vielen Fällen nach deutlichen Begriffen entſcheiden: aber um wie viel ein Ding beſſer ſey, als das andere, dazu haben wir bisher noch keinen Maßſtab gefunden. Was nun der Wiſſenſchaft noch mangelt, und wahrſcheinlich immer mangeln wird, das findet der Mann, von dem wir reden, in ſeiner Natur. Er kann die Grade des Guten unter den moraliſchen Gegenſtänden empfinden, ohne ſie mit Worten angeben zu können: ſo wie ein geſchmackvolles Frauenzimmer, unter mehreren Schattirungen einer Farbe, die ſchönſte richtig heraus findet, ohne daß ſie im Stande iſt, ihre Wahl durch Gründe zu rechtfertigen.

Die zweyte Klaſſe der geiſtigen Urſachen der Unentſchloſſenheit liegt in Anlagen des Charakters, das heißt, in Eigenthümlichkeiten des Begehrungsvermögens. Unter dieſen iſt die erſte, und ohne Zweifel, die wichtigſte, die Schwäche deſſelben.

Stark zu wollen, iſt das Prinzipium ſowohl des Muths, welcher unternimmt, als der Standhaftigkeit, welche aushält.

Dieſe Stärke iſt von der Feſtigkeit der Uiberzeugung noch unterſchieden. Perſonen, die alles wohl überlegt haben, aber ſchwach von Charakter ſind, wanken bey dem erſten dreiſten Widerſpruche, der ihnen von andern gemacht wird, wenn dieſe Andern auch unverſtändiger, als ſie ſelbſt ſind, und ihre Gründe auf keine Weiſe widerlegt haben. Noch mehr aber iſt jeder Widerſtand, den fremde Leidenſchaften oder fremde Macht ihnen entgegenſetzen, fähig, ihre Vorſätze und Entwürfe abzuändern.

Dieſe Schwäche iſt mit der Feigheit verwandt: ſie ſtellt dem Menſchen alle von der Partey, die er ergriffen hat, zu beſorgenden Uibel ſo groß vor, daß er geneigt wird, ſie zu verlaſſen. Sobald er aber zu der entgegengeſetzten Partey übergegangen iſt, geht ſeine Furchtſamkeit mit über, und vergrößert dort von neuem, in ſeinen Augen, die auch ihr anklebenden Ungemächlichkeiten und Gefahren ſo ſehr, daß bald eine gleiche Erſchütterung des zweyten Entſchluſſes erfolgt.

Es iſt begreiflich, daß dieſe Schwäche auf gleiche Weiſe, als ſie den gefaßten Entſchluß wankend macht, auch den zu faſſenden erſchwert. Jede Berathſchlagung geſchieht gewiſſermaſſen dadurch, daß man ſich in die verſchiedenen Lagen in Gedanken verſetzt, in welche man durch die Folge der Maßregeln, unter denen gewählt werden ſoll, zu gerathen glaubt. Und eben die Eindrücke, welche dieſe Lagen, wenn ſie gegenwärtig ſind, auf die Empfindung machen, die macht deren Vorausſetzung auf die Einbildungskraft. Jeder Vorſchlag biethet ſich alſo dem Gemüthe zugleich mit der Vorſtellung des Widerſtandes und der Gefahren dar, die bey deſſen Annahme bevorſtehen werden. Und wenn der Charakter ſchwach iſt, ſo hat dieſe Idee des Unangenehmen und Gefahrvollen eben das Uibergewicht über die übrigen Bewegungsgründe, um den Willen von der erſt zum Entſchluſſe reifenden Partey abzuziehn, welchen ſie während der Ausführung ſelbſt äußert, um uns dem Entwurfe, den wir ſchon zu befolgen angefangen hatten, wieder ungetreu zu machen.

Doch ſind verſchiedene Arten dieſer Schwäche zu unterſcheiden. Eine iſt die Schwäche der Trägheit, eine andre iſt die der Nachgiebigkeit, eine dritte iſt die der eigentlichen Furcht.

Der unthätige Menſch wankt zwiſchen den Entſchlüſſen, die er zu faſſen hat, hin und her, weil er immer den geheimen Wunſch hat, nichts zu thun, oder ſeine Ruhe beyzubehalten. Scheut er die Arbeit des Nachdenkens: ſo ſchiebt er die Berathſchlagung bis zu dem kritiſchen Zeitpuncte auf, wo er am wenigſten mit ihr zu Stande kommen kann. Fürchtet er die Mühe und Beſchwerde, welche ihm die Unternehmung ſelbſt verurſachen wird: ſo wird ſeine Neigung für jede Art ſie auszuführen immer ſchwach bleiben, auch wenn hinlängliche Gründe den Vorzug derſelben entſchieden haben. Dieſe Gründe wirken bloß auf ſeinen Verſtand, ohne ſeinen Willen in eine lebhafte Bewegung zu ſetzen; und doch iſt es zuletzt dieſe Bewegung des Willens, von welcher Schnelligkeit im Anfange, und Feſtigkeit im Fortgange eines Geſchäftes abhängt. In der That ſind wir ſo gewöhnt, Thätigkeit und Entſchloſſenheit mit einander verbunden zu glauben, daß, wenn wir an einem Menſchen den muntern Blick, den raſchen Gang, und die lebhafte Pantomine der erſtern finden, wir auch von ihm den unternehmenden Geiſt und den ausdauernden Muth der letztern erwarten.

Der Nachgiebige iſt beſonders im Umgange mit andern Menſchen ſchwach. Sein ſchwächerer Wille unterwirft ſich leicht einer dreiſten Behauptung, oder fügt ſich nach einer ſtärkern Leidenſchaft oder einer lebhaftern Begierde der Perſonen, mit welchen er zu thun hat. Indem er aber auf dieſe Weiſe jedes Mahl in der Gewalt desjenigen iſt, welcher ihm ſeine Gedanken mittheilt oder ſeine Geſinnungen einzuflößen ſucht, ſo wird er, wegen der Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungs- und Empfindungsarten, nach und nach zu ganz verſchiednen Meinungen und Entwürfen hingezogen, und daher in ſeinen eignen Uiberzeugungen wankend und in ſeinen Entſchlüſſen unbeſtändig. — Um deſſwillen iſt der Stolze, wenn die übrigen Urſachen gleich ſind, entſchloſſener, als der Demüthige. Jener achtet andre Menſchen nicht hoch genug, um deren Urtheile viel bey ſich gelten zu laſſen: er wird alſo durch ihre Abweichung von den ſeinigen in der Anhänglichkeit an ſeine erſten Ideen nicht geſtört. Dieſer ſetzt ſich ſo tief unter ſeine Freunde, daß er geneigt iſt, einen Irrthum bey ſeinen Maßregeln, oder einen Fehler in ſeinem Betragen zu vermuthen, ſobald er andre vom Gegentheile ſeiner Meinung überzeugt ſieht, oder ſie eine entgegenſtehende Handlungsweiſe billigen hört. — Beydes ſind Abwege: aber eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und eine gemäßigte Schätzung der Einſichten andrer, — eine gewiſſer Grad von Selbſtſtändigkeit in ſeinem Wollen, und eine gehörige Einſchränkung der Gefälligkeit gegen Rathgeber und Freunde iſt dem Menſchen durchaus nothwendig, wenn er fähig werden ſoll, in ſeinen Angelegenheiten ſelbſt zu entſcheiden, und ſeine eignen Entwürfe durchzuſetzen.

Der Furchtſame endlich nimmt vorzüglich auf eigentliche Gefahren Rückſicht, und wird durch Vorſtellungen von Uibeln, für die nur eine entfernte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, in richtig angeſtellten Uiberlegungen irre gemacht.

Natürlicher Weiſe überlegt man am längſten, und entſchließt ſich am ſchwerſten, wo man von einer unrechten Wahl ſehr ſchlimme Folgen befürchtet. Wer alſo geneigt iſt, künftige Uibel für groß zu halten, und vor jeder auch unwahrſcheinlichen

Gefahr zittert, muß bey wichtigen Entſchlüſſen faſt immer Anlaß zur Bangigkeit und alſo Urſache zum Zaudern finden.

Wenige Schritte laſſen ſich in den menſchlichen Angelegenheiten thun, die von allen Inconvenienzen frey wären. Bey allen Staats- oder Kriegsgeſchäften, — ſelbſt bey den vornehmſten Auftritten des Privatlebens, — iſt durchaus keine Partey zu ergreifen, bey der nicht gegen den glücklichen Erfolg noch Zweifel übrig blieben, und bey welcher nicht gewiſſe Gefahren drohten. Hier iſt alſo weder die Klugheit, welche ſich bewußt iſt, zweckmäßige Entwürfe machen zu können, noch die Geſchicklichkeit, welche der Menſch zur Ausführung derſelben hinzubringt, hinlänglich, ihm die letzte Entſcheidung leicht, und ihn in Verfolgung des einmahl gewählten Weges beſtändig zu machen. Es muß noch eine gewiſſe Herzhaftigkeit hinzukommen, die ihn auch über die gewiß zu beſorgenden Uibel hinwegſetze, und ihm die Folgen ſeiner Handlungen, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, als erträglich vorſtelle. Wer das Gute mit Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit ſuchen will, muß bereit ſeyn, auch Unfälle zu ertragen, oder er muß die im menſchlichen Leben nie aufhörende Möglichkeit derſelben vergeſſen. Das Temperament und die Hitze der Begierden muß ihm die Gefahren verbergen; oder die wahre Tapferkeit, welche aus Grundſätzen der Sittlichkeit folgt, muß ihn in den Stand ſetzen, denſelben zu trotzen.

So wie Schwäche im Charakter den Menſchen unentſchloſſen macht: ſo iſt eine herrſchende Leidenſchaft, — die übermäßige und einſeitige Schätzung gewiſſer Güter, die übertriebne Empfindlichkeit gegen gewiſſe Uibel, —. eben ſo fähig, bey allen Vorfällen, welche auf ſeinen Lieblingswunſch oder ſeinen herrſchenden Widerwillen Beziehung haben, die Beſtimmung ſeines Willens zu verzögern und die genommene Richtung deſſelben zu unterbrechen. Alle Gewißheit, die der Menſch haben kann, kömmt von der Vernunft her. *Gründe* müſſen entſcheiden, wenn er zu einem Schluſſe vielſeitiger Betrachtungen am geſchwindeſten gelangen ſoll; und an *Urtheile des Verſtandes* muß er ſich feſt halten, wenn er, durch ein langdauerndes und weitläuftiges Geſchäft, gleichförmige Maßregeln beybehalten ſoll. Sobald er demnach nur ſeinen Empfindungen und ſinnlichen Neigungen folgt: ſo iſt er auch ein Spiel der Zufälle. Jene ſind nicht nur zu mannigfaltig und zu veränderlich, als daß ſie ſich immer vereinigen, — ſondern ſie ſind auch zu veränderlich, als daß ſie dem Menſchen ſein Ziel lange unverrückt ließen. Der nachdenkende Verſtand überſieht das Ganze einer Unternehmung, ſieht nur auf die Hauptmomente und ſetzt kleine Motive bey Seite. Die Empfindung wird immer nur durch die Lage des Augenblicks beſtimmt; und die geringfügigſten

Veränderungen können auf ſie Einfluß haben. Kein Wunder, daß der ſinnliche Menſch der wankelmüthige, der kältere Vernunftmenſch der ſtandhafte iſt.

Die Herzhaftigkeit, ſagte ich zuvor, ſey zur Entſchloſſenheit nöthig: aber die wahre Herzhaftigkeit des Geiſtes kann nur aus der Oberherrſchaft der Vernunft entſtehn.

Der Ehrgeitzige wird unentſchloſſen, ſobald ſein Anſehn unter den Menſchen auf dem Spiele ſteht: der Geizige iſt zaudernd und muthlos bey allen Unternehmungen, bey denen er ſein Geld wagen ſoll; ein leckerhafter Gaumen kann ſich nicht entſchließen, wenn er unter mehrern gut zubereiteten Schüſſeln zu wählen hat. Jeder Menſch wird bedenklich und wankelmüthig, wenn er, zu Folge der ihn beherrſchenden Leidenſchaft, bey unrichtiger Wahl viel zu verlieren fürchtet.

Nur der, welcher weder die Ehre, noch das Geld, noch eine angenehme Kitzelung der Sinne über alles ſchätzt; und ſelbſt den Schmerz und das Unangenehme nicht über alles ſcheut, kann ſein Gemüth immer ruhig genug erhalten, um das Uibergewicht vernünftiger Gründe deutlich und gleichförmig gewahr zu werden.

Ich gehe zu den körperlichen Urſachen der Unentſchloſſenheit fort.

Dieſe ſind, wie man leicht einſieht, im Allgemeinen alle diejenigen Diſpoſitionen des Körpers, welche mit den bisher entwickelten Charakterzügen des Geiſtes zuſammenhängen, und zur Entſtehung oder Befeſtigung derſelben mitwirken. Die Erfahrung lehrt, daß eine gewiſſe Beſchaffenheit der feſten, und eine gewiſſe Miſchung der flüßigen Theile auf das Gemüth ähnliche Eindrücke machen, und in ihm ähnliche Veränderungen hervorbringen, als man gewöhnlich nur von Ideen oder von moraliſchen Triebfedern erwartet. Wenn dieſe Eindrücke gleichförmig ſind, und dieſe Veränderungen oft wiederhohlt werden: ſo kann daraus zuletzt eine dauerhafte Stimmung der Seele entſtehn. In ſofern nun diejenigen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche zur Unentſchloſſenheit oder zu der gegenſeitigen Tugend führen, von dieſem allgemeinen Einfluſſe des Körpers auf den Geiſt nicht ausgenommen ſind: in ſofern wird auch das Temperament mit zu den Urſachen, die wir hier aufſuchen, gezählt werden müſſen.

Und in der That: ſind nicht *Schnelligkeit in den Begriffen*, *Thätigkeit* und *Muth* — drey Sachen, die, nach den obigen Bemerkungen, entſchloſſen machen, — von dem Zuſtande der Organe und der Säfte mehr noch, als viele andere Eigenſchaften des Geiſtes abhängig? Wer kann daran zweifeln, daß der Mann von feſtem Knochenbau, harmoniſch geſpannten Fibern, einem lebhaften Umlaufe des Blutes, der

Mann, — aus deſſen Blute ſich die Lebensgeiſter im Uiberfluſſe abſondern, und alle Werkzeuge des Denkens und der Bewegung anfüllen, — vor dem ſchwächlichen Menſchen, der ihn vielleicht an Feinheit des Denkens und an Empfindſamkeit übertrifft, die Geſchwindigkeit und die Stärke in allen Operationen des Geiſtes, und vornehmlich in den Aeußerungen des Willens voraus habe? Schon die bloße Beweglichkeit der Glieder macht den Menſchen zu Unternehmungen entſchloſſener, zu welchen Bewegung gehört: — und wenn der Körper über einer fortgeſetzten Anſtrengung weniger ermüdet, wird auch das Gemüth in der Verfolgung ſeiner Pläne ſtandhafter. Unbehülflichkeit des Körpers hingegen erſchwert dem Menſchen den Entſchluß zum Handeln, und das eintretende Gefühl der Ermattung bringt ihn leicht wieder davon ab.

Aber auch noch auf andre Arten kann Kränklichkeit, und beſonders Nervenſchwäche, Urſache der Unentſchloſſenheit werden. Der Kränkliche erfährt ſo oft unangenehme Folgen von dem, was dem Geſunden entweder Vergnügen macht, oder ganz ohne Wirkung auf ihn iſt: daß er natürlicher Weiſe bedenklicher als dieſer wird, ſo oft er etwas vornehmen ſoll, was einen Einfluß auf ſeinen Körper hat. Und wie viele Handlungen ſind ohne dieſen Einfluß? Ohne Veränderungen des Aufenthalts, der Lebensart, der Luft, der Speiſen, und ohne Unterbrechung der täglichen Gewohnheiten

heiten können wenig wichtige Sachen im menſchlichen Leben geſchehn: und ſelbſt die Beſorgung der unentbehrlichen Geſchäfte, und der Genuß des Umganges bringt den Menſchen aus ſeiner Lage. — Dieſe Veränderungen ſind für den Geſunden etwas unbedeutendes, und kommen, wenn er ſich entſchließt, gar nicht mit in Rechnung: für den Nervenſchwachen ſind ſie ſehr wichtig, und machen alle ſeine Berathſchlagungen ſchwerer und verwickelter.

Uiberdieß macht anhaltendes Leiden, oder langdaurende Ohnmacht des Körpers den Geiſt immer etwas ſchwächer, und das Gemüth furchtſamer, als beyde nach ihren natürlichen Anlagen waren.

Man kann aber endlich bey gewiſſen Menſchen eine, der Unentſchloſſenheit noch genauer entſprechende Stimmung des Körpers bemerken, die dann ſehr begreiflich auch die Urſache derſelben wird.

Es gibt Menſchen, die in der Spannung ihrer Nerven, und in dem Umlauf ihrer Säfte eine eigenthümliche Veränderlichkeit haben, — in deren dem Gehirn zuſtrömenden Lebensgeiſtern Fluth und Ebbe beſtändig abwechſeln, und die ſchnell und öfters, von dem Gefühle der Stärke zu dem der Ermattung, von einem Zuſtande des Wohlbefindens zu dem einer durchgängigen Unbehaglichkeit übergehn. Dieſe Unbeſtändigkeit in den animaliſchen Zuſtänden und Bewegungen, bringt eine ähnliche Veränderlichkeit in den Vorſtellungen und Neigungen hervor. Einem Menſchen dieſer Art wird nach kurzer Zeit dunkel, was ihm zuvor einleuchtete; er faßt einen Widerwillen gegen eben die Sache, welche er mit Heftigkeit geliebt hatte, — will das eine Mahl Ruhe, und das andre Mahl Arbeit und Zerſtreuung, — iſt bald zu den kühnſten Entſchließungen fähig, und bald bey der Vorausſehung der kleinſten Unannehmlichkeit muthlos.

Dieſe ſchnellen und unerklärlichen Uibergänge des Gemüths, von einer Meinung oder Neigung, — und ſelbſt von einem Aeußerſten zum andern, haben gemeiniglich ihren Urſprung im Körper, und werden eben deßwegen *Launen* genannt. Bey ihnen vereinigt ſich oft Steifſinn mit Veränderlichkeit. Ein Menſch, der denſelben unterworfen iſt, faßt zwar zuerſt einen Entſchluß ziemlich feſt, an deſſen Stelle bald ein andrer, entgegengeſetzter, eben ſo ſcheinbar feſter, tritt: aber indem dieſe Abwechſelungen öfter aufeinander folgen, wird das Gemüth verwirrt, und der Menſch endigt mit Zweifel und Unentſchloſſenheit.

Urſachen der Unentſchloſſenheit, ſagte ich, liegen drittens auch in den äußern Umſtänden des Menſchen.

Die Umſtände des Menſchen wirken auf die Entſchloſſenheit oder Unentſchloſſenheit ſeines Geiſtes, *entweder* ſo, wie ſein Körperzuſtand darauf wirkt, — indem ſie nähmlich diejenigen Eigenſchaften des Verſtandes und Willens befördern und ausbilden helfen, welche den einen oder den andern jener Charakterzüge zum Reſultat haben; — oder ſie thun dieß auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe, — indem ſie dem Menſchen oft ſolche Fälle darbiethen, wo die Natur der Gegenſtände ſelbſt ihn entſchloſſen oder unſchlüſſig macht.

Umſtände, welche auf die erſte Art zur Unentſchloſſenheit beytragen, ſind Noth und Kummer überhaupt, — und ein Zuſtand der Unterdrückung und der Erniedrigung unter andern Menſchen insbeſondere. Wem es oft übel gegangen iſt, der wird nach und nach geneigt, von allen Sachen den ſchlimmen Ausgang zu erwarten, und wird, durch ſeine Furcht, in der Wahl ſeiner Maßregeln verlegen. Noch mehr aber verzweifelt derjenige an ſeiner Urtheilskraft, der ſich von andern immer zurückgeſetzt geſehen hat, und lange Zeit hindurch weder ſeinem Urtheile noch ſeinen Meinungen hat folgen dürfen. Der Menſch verliert die Hälfte ſeiner Tugend, ſagt Homer, am Tage, da er ein Sclave wird. Er hat Recht, wenn er von der Tugend des Muths und des Selbſtvertrauens redet, die zu ſeiner Zeit für die ganze Vollkommenheit des Menſchen genommen wurde. Aber dann iſt es nicht die Sclaverey im ſtrengſten Verſtande, ſondern jeder Zuſtand, in welchem man die Uibermacht andrer fühlt, oder ihre Verachtung erfährt. Jene unterdrückt unſre Kräfte, dieſe verkleinert die Meinung, welche wir von uns ſelbſt haben; und um entſchloſſen zu ſeyn, müſſen wir uns nicht bloß ſtark fühlen, ſondern uns auch ſelbſt hochachten.

Zu jenen Umſtänden gehört zweytens, wenn ein Menſch lange unter einer fremden Vormundſchaft geſtanden hat, auch wenn dieſelbe weder mit Druck noch Verachtung verbunden geweſen iſt. Der, für welchen immer andre gedacht, und andre ſich entſchloſſen haben, verliert endlich die Fähigkeit ſelbſt zu denken, und die moraliſche Freyheit, nach eignem Willen zu handeln. Daher werden die Kinder der zu ſorgfältigen Aeltern, welche entweder die Aufſicht über jene zu ſehr verlängern, oder ſie zu weit auf alle Kleinigkeiten ausdehnen, oft ſchüchtern und zum geſchäftigen Leben unbrauchbar. Der frühzeitig ſich ſelbſt überlaſſene Sohn der Natur, wenn er auch hinter dem Zöglinge der Kunſt, welchen Lehrer und Rathgeber bis in ſein männliches Alter umgaben, an Kenntniſſen, und vielleicht ſelbſt an Sittlichkeit zurückſteht, übertrifft ihn doch weit an Kraft und Geſchwindigkeit im Handeln. Denn, um dieſe zu erhalten, iſt es nicht genug, Einſichten zu haben; es iſt auch nöthig zur Anwendung derſelben auf die Regierung ſeiner Angelegenheiten gewöhnt zu ſeyn. Die Freyheit des Menſchen, wenn ſie noch ſo ſehr innerlich durch Vernunft gegründet iſt, muß auch noch äußern Spielraum haben, wofern ſie ſich bis zur entſchloſſenen Selbſtthätigkeit erheben ſoll. Das geſundeſte

Glied wird gelähmt, wenn es immer eingewindelt bleibt, und der Menſch verlernt das Gehen, der ſich ſtets von andern tragen läßt.

Eine noch ganz eigne Urſache der Unentſchloſſenheit iſt es, wenn ein Menſch lange Zeit hindurch mehreren Herren zugleich hat dienen müſſen, oder mit andern Worten, wenn mehrere Perſonen von entgegengeſetzter Denkungsart ihm in einer Lage ſo wichtig geworden ſind, daß er ſich nach ihrer aller Willen hat richten wollen. Durch die Schwierigkeiten, welche dieſes koſtet, geräth das Gemüth in eine beſtändige Aengſtlichkeit, und, indem es bey jedem Entſchluſſe immer zweyerley Meinungen zu vereinigen ſucht, bey jedem auf der einen oder der andern Seite anzuſtoßen fürchtete, bekömmt es, wenn dieſer Zuſtand lange dauert, die Anlage zur Zweifelſucht und zum Wankelmuthe.

Wenn überhaupt, unter den verſchiedenen Arten der Furcht, die Menſchenfurcht die größte Feindinn der Entſchloſſenheit iſt, — weil die Fälle, wo unſre Entſchlüſſe uns Gefahren des Leibes und Lebens zuziehen können, ſelten ſind, die, wobey wir uns den Tadel oder dem Unwillen andrer Menſchen ausſetzen, alle Augenblicke vorkommen: — ſo iſt dieſe Furcht doppelt ſchädlich, wenn ſie von Perſonen, welche uns beſtändig umgeben, erweckt wird, weil ſie dann einer beſtändigen Dienſtbarkeit gleich kömmt. Beſtürmt ſie aber noch dazu das Gemüth von zwey entgegengeſetzten Seiten; und ſind diejenigen Perſonen in ihren Geſinnungen verſchieden, deren Mißfallen wir doch im gleichem Grade ſcheuen: ſo iſt dieß die ausgeſuchteſte Lage, um eine ſolche Theilung des Gemüths, ein ſolches Hin- und Herwanken zwiſchen verſchiedenen Meinungen und Abſichten zu veranlaſſen, als worin das Weſen der Unſchlüßigkeit beſteht.

Zu den Umſtänden der zweyten Art, welche die Unentſchloſſenheit durch die Verſuchungen befördern, welche ſie dem Menſchen geben, in dieſen Fehler zu fallen, gehört erſtlich ein öfteres Fehlſchlagen deſſen, was er unternimmt, beſonders wenn es die frühern Verſuche ſeiner Jugend vereitelt. Wem die erſten Anſchläge gut gelingen, die er in dem Stande der neu erlangten Selbſtherrſchaft entwirft, wird gewöhnlich auf ſein folgendes Leben dreiſter und entſchloſſener. Aber ein unglücklicher Ausgang gut durchdachter Pläne, wenn er den Menſchen ſchon in denjenigen Jahren der Beſchämung ausſetzt, oder dem Unglücke Preis gibt, da die Bildung ſeines Charakters noch vollendet werden ſoll, macht ihn nothwendig mißtrauiſch gegen ſeine Einſichten, und unbeſtimmter in ſeinen Entſchließungen. — Das Glück iſt ein guter Gefährte des Lebens, aber es kann, wenn es zu rechter Zeit kömmt, und eine edle Anlage der Natur trifft, auch der Erzieher des Menſchen werden.

Wir haben ein nahes und großes Beyſpiel davon geſehen. Würde ſich wohl Friedrich zu dieſer Höhe des Muths und zu dieſer unerſchütterlichen Standhaftigkeit, die er durch ſieben Jahren eines gefahrvollen und abwechſelnden Krieges bewies, erhoben haben, wenn ſich nicht bey ſeiner erſten Unternehmung alles vereinigt hätte, ſie ihm ſo leicht und ſo vollſtändig gelingen zu laſſen? Die Talente und die Thätigkeit, welche er zu allen ſeinen Geſchäften mitbrachte, waren freylich ein Geſchenk der Natur, oder ein Erwerb ſeines Fleißes und eine Folge ſeiner Grundſätze. Daß er aber alle Sachen ſo leicht roſenfarben erſcheinen ſah; daß er bey Unglücksfällen ſo geſchwind wieder Hoffnung faßte; daß er insbeſondre, wenn er den Plan zu einer Unternehmung einmahl mit Bedacht entworfen hatte, den glücklichen Ausgang für unfehlbar hielt, und auf die demſelben günſtige Zufälle, und ſelbſt auf die Fehler ſeiner Feinde, als auf ſichere Facta rechnete; war das nicht zum Theil eine Folge der Siege, die er noch als ein unerfahrner Feldherr erfochten, und der Uiberlegenheit, welche ihm zu der Zeit, als ſeine perſönlichen Vorzüge erſt ihrer Vollendung entgegenreiften, das Glück und die Umſtände über ſeine Gegner gegeben hatten?

Ein hoffnungsvoller Menſch iſt natürlicher Weiſe auch ein entſchloſſener Menſch, indem er den Beyſtand glücklicher Zufälle, die er bey der Ausführung ſeiner Maaßregeln erwartet, mit auf die Wagſchale zu den Gründen legt, welche ihn zur

Ergreifung derſelben beſtimmen. Aber dieſe dem Menſchen ſo natürliche Neigung zu hoffen, muß, von Zeit zu Zeit, durch die Erfahrung wirklicher Glücksfälle und erfüllter Hoffnungen unterſtützt werden, wenn ſie nicht bey zunehmendem Alter verſchwinden, und ihn gerade in den Jahren, wo er in Ausübung ſeines Berufs, oder in Betreibung ſeiner Geſchäfte ihrer am meiſten nöthig hätte, verlaſſen ſoll.

Zweytens; ſo wie, nach Rochefoucault, manche Menſchen vom Schickſale beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, Thorheiten zu begehn, weil ſelbſt das, was ſie klug eingeleitet haben, durch die Umſtände albern wird! ſo ſcheinen andre Menſchen von ihrem Geſchicke zur Unentſchloſſenheit und Verlegenheit beſtimmt zu ſeyn, weil ſich in ihrer Lage die Umſtände häufen, die einen jeden verlegen machen müſſen. Was man öfters thut, darin erlangt man eine Fertigkeit; und jede Stimmung des Gemüths wird verſtärkt, wenn ſich die äußeren Veranlaſſungen dazu häufig darbiethen. Wer daher durch die Natur ſeiner Lage und ſeiner Angelegenheiten oft in Verlegenheit geräth, wird endlich ſelbſt dem Charakter nach ein unentſchloſſener Menſch.

Wie ſehr muß dieß die Strenge unſers Tadels gegen einen Fehler, der mehr als größre Laſter, den Menſchen verächtlich zu machen pflegt, mildern! Armer Carl von England, wer weiß wie viel von deiner Unſchlüſſigkeit und der Unbeſtändigkeit deiher Rathſchläge, auf die Rechnung deiner Schwäche kömmt, und wie viel der in ihrer Art einzigen Lage Schuld zu geben iſt, in der du dich ſeit deiner Thronbeſteigung befandeſt! Eingeengt zwiſchen zwey widerſprechenden Principien deines Handels den angeerbten Ideen deiner monarchiſchen Hoheit und Macht, und dem erſt erwachenden Freyheitsgefühle deines Volks: konnteſt du anders als hin und her wanken, da du unaufhörlich von dem Gedanken, deine rechtmäßigſten Prärogativen vertheidigen, und dem, die auch dir einleuchtenden Rechte der Nation anerkennen zu müſſen, nach zwey entgegengeſetzten Richtungen in Bewegung geſetzt wurdeſt?

II.

Natur und Folgen der Unentſchloſſenheit.

Die Natur einer gewiſſen Gemüthsbeſchaffenheit zu beſchreiben, iſt faſt auf keine andre Weiſe möglich, als indem man die unmittelbaren Folgen derſelben ſchildert. — Auch der Menſch ſelbſt wird ſeinen Zuſtand nicht anders gewahr, als durch die Empfindungen, die daraus entſtehn, und durch Handlungen, welche während desſelben erſchwert oder erleichtert werden.

An ſich iſt die Unentſchloſſenheit ein zerrütteter und getheilter Zuſtand des Gemüths; es iſt ein ſchneller Uibergang von einer Vorſtellung, von einer Willensmeinung zur andern, ohne mit ſeiner Aufmerkſamkeit, oder mit ſeiner Thätigkeit bey irgend einem Punkte lange zu verweilen.

Daraus entſteht nothwendiger Weiſe eine Verdunkelung der Begriffe, und eine Schwäche in Anwendung der Kraft. Denn wie kann man einen Gegenſtand recht kennen lernen, der nicht eine Zeitlang ausſchließend und ruhig unſer Nachdenken beſchäftigt, — und wie könnten ſich unſre Talente bey einem Geſchäfte entwickeln, welches wir ſchon halb bereit ſind wieder zu verlaſſen, da wir es kaum angefangen haben? — Die beſten Ideen des Menſchen, ſo wie ſein wirkſamſter und glücklichſter Fleiß, finden ſich erſt nach und nach, bey einer fortgeſetzten Betrachtung der Dinge, und bey dem Fortgange einer ununterbrochenen Arbeit ein. — Es entſpringt daraus ferner eine unangenehme Empfindung der Aengſtlichkeit, derjenigen ähnlich, welche man bey einer bevorſtehenden Gefahr zu haben pflegt; — und dieß ſelbſt alsdann, wenn der Gegenſtand, welcher den Menſchen in die Unentſchloſſenheit verſetzt, unwichtig iſt, oder doch gar keine Gefahr droht.

So wie ſich der Verſtand durch die Schwierigkeit des Studiums, welches ihm die Erlernung einer Wiſſenſchaft koſtet, oft über den Werth derſelben täuſchen läßt, und ſie bloß deßwegen für erheblicher anſieht, weil er ſich lange und mühſam mit ihr beſchäftiget hat: ſo iſt der Menſch, der ſich entſchließen und handeln ſoll, in Abſicht der Vorfälle des Lebens, einer ähnlichen Täuſchung, über ihre Wichtigkeit unterworfen. Wenn er geſchwind und leicht mit ſeinen Überlegungen fertig wird: ſo iſt er auch geneigt, die Gegenſtände ſelbſt für geringfügig und gefahrlos zu halten. Daher iſt die jugendliche Entſchloſſenheit ſo oft mit Leichtſinn verbunden. — Wenn er hingegen durch die Unfähigkeit, die rechte Partey ausfindig zu machen, lange und auf eine unangenehme Weiſe, mit einer Angelegenheit beſchäftigt geweſen iſt: ſo fängt ſie eben deßhalb an, ihm theils größer, theils unangenehmer zu ſcheinen als zuvor, aus welchen zwey vereinigten Eindrücken, die der Furcht ähnliche Empfindung entſteht. — In der That: wie viel Angſt kann es nicht unentſchloſſenen Menſchen koſten, den Stoff oder die Farbe zu einer Kleidung zu wählen, den Luſtort für den nächſten Sommer zu beſtimmen, oder darüber zu entſcheiden, welche Beſuche unter mehrern ihnen obliegenden zuerſt gemacht, und welche Freunde zuerſt zu Gaſte gebeten werden ſollen. Der aufmerkſame Beobachter wird ſichtbar gewahr, wie in ſolchen Fällen mit der Zögerung des Entſchluſſes, die Schwierigkeit ſteigt, — wie der Gegenſtand deſſelben, wenn er anfangs dem Unentſchloſſenen ſelbſt eine Kleinigkeit zu ſeyn ſchien, ihm nach und nach zu einer wichtigen Angelegenheit, — und, wenn er ihm zuvor angenehm war, ihm zuletzt verhaßt wird

Die Folge davon iſt, daß er oft das ganze Vorhaben aufgibt, um nur der Qual los zu werden, ſich über das noch Unbeſtimmte in demſelben beſtimmen zu müſſen.

Weil der Zuſtand der Unentſchloſſenheit peinlich iſt, ſo bereitet er die Seele zu allen unangenehmen Leidenſchaften vor; weil er mit einem Bewußtſeyn unſrer eigenen Schwäche und Unvollkommenheit verbunden iſt, ſo demüthigt er uns und ſchlägt uns nieder. Daher kömmt es, daß der Unentſchloſſene leicht ungeduldig und unwillig wird, wenn er unter den Seinigen, oder unter Perſonen iſt, die von ihm abhängen. Er wünſcht die Schuld ſeiner eignen Schwäche auf ſie zu ſchieben, und er ergreift alſo die kleinſte Veranlaſſung, die ſie ihm geben, ſie entweder als die Urheber der Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, anzuklagen, oder ſie doch zu beſchuldigen, daß ſie ſeine Uiberlegungen geſtört haben. Bey Höhern hingegen, oder unter Entſchloſſenern und Muthvollern, als er ſelbſt iſt, pflegt er ſchüchtern und nachgebend zu ſeyn. Dieß folgt ſchon aus dem Charakter der Furchtſamkeit, der mit der Unentſchloſſenheit verbunden iſt. Es folgt aber noch mehr daraus, daß er vor Perſonen, um deren gute Meinung es ihnen zu thun iſt, ſeine Schwäche nicht bloß geben will, ſich aber aus ſeinen Zweifeln plötzlich auf keine andre Weiſe herauszufinden weiß, als indem er der Meinung und dem Willen derjenigen folgt, die eben gegenwärtig ſind, wenn dieſe ſich beſtimmt für eine Partey erklären.

Uiberhaupt iſt der Unentſchloſſene dazu gemacht, von andern Menſchen beherrſcht zu werden, — und ſehr wenig dazu, andre zu regieren. Er iſt immer in der Gewalt des Entſchloſſenern, wenn dieſer auch weder ihm an Verſtande überlegen iſt, noch ein geſetzmäßiges Anſehn über ihn hat. So oft er, aus ſeinen einander entgegenlaufenden Uiberlegungen keinen Ausgang findet, iſt ihm jemand, der mit einem Machtworte die Sache entſcheidet, recht willkommen. Das Zuverſichtliche in der Behauptung, oder das Beharrliche in dem erklärten Willen des Andern ergänzt das Fehlende der Gründe, und iſt alsdann gleichſam das Gewicht, welches der inne ſtehenden Wage den Ausſchlag gibt. Es fehlt ſelten, daß Unentſchloſſene gegen einen oder den andern ihrer Freunde oder Hausgenoſſen oft in den Fall kommen, ihre Entſcheidungen zu begehren, oder denſelben ſtillſchweigend zu folgen. Wenn dieſe Gebrauch davon zu machen Luſt haben, ſo können leicht auf dieſes Bedürfniß des Unentſchloſſenen, eine Perſon um ſich zu haben, die in zweifelhaften Fällen den Ausſchlag gebe, die Herſchaft über ihn gründen.

Auf der andern Seite iſt die erſte Eigenſchaft, welche einem Regenten Gehorſam bey denen, die er beherrſchen ſoll, verſchafft, dieſe, daß er ihnen ſeinen Willen klar und beſtimmt bekannt zu machen vermöge. Ein kurzer und entſcheidender Befehl wird eher befolgt, als ein mit Zaudern und zweifelhaft gegebner. Der Untergebene glaubt weit eher die Vollziehung desienigen Auftrags aufſchieben oder unterlaſſen zu dürfen, über welchen ſein Herr oder ſein Vorgeſetzter ſelbſt noch nicht völlig entſchloſſen zu ſeyn ſchien. Dazu kömmt, daß jede Schwäche welche der Untergebene an ſeinem Obern entdeckt, mit der Achtung für dieſen, auch die Neigung ihm zu gehorchen, vermindert. Keine Schwäche aber wird er leichter an demſelben gewahr, als die Unentſchloſſenheit.

Unentſchloſſenheit iſt ferner ein Grund der Verzögerung bey allen Geſchäften, und das Zaudern iſt einer der Züge, welcher dieſen Character ſchildert. Schon ehe der Unentſchloßene zur Entſcheidung, was er eigentlich zu thun habe, gelangt, hat ihn noch die Abwägung der Gründe mehr Zeit, als andere, gekoſtet. Er iſt überdieß ſehr geneigt, Sachen, die jetzt gethan werden ſollten, aufzuſchieben, bloß weil er ſich vor der Schwierigkeit fürchtet, die er, wie er ſchon vorausſieht, finden wird, einen feſten Entſchluß zu faſſen. Auch die Ausführung ſelbſt geht langſamer von ſtatten, weil dieſe doch ohne neue, das Detail betreffende Ueberlegungen nicht geſchehn kann, bey welchen dann die nähmliche Ungewißheit eintritt, und ihn oft durch die Unterſuchungen, zu welchen ſie Anlaß gibt, vom

Hauptgeſchäfte ganz abzieht, immer aber die Endigung deſſelben verzögert.

Um deßwillen thut auch die Unentſchloſſenheit nirgends größern Schaden, als wo Schnelligkeit der Ausführung vorzüglich erfordert wird: zum Beyſpiele, in militäriſchen Unternehmungen. Unter den Tugenden des Kriegshelden iſt die Entſchloſſenheit eine der ihm weſentlichſten. Selbſt die Unveränderlichkeit in falſchen Beſchlüſſen richtet hier nicht ſo viel Unglück an, als Zaudern und Wankelmuth.

Eine andre Folge der Unentſchloſſenheit, die zugleich dieſelbe ſchildert, iſt, daß ſie bey dem Entſtehen wirklicher Gefahren, die Furcht, welche ſie erregen, verdoppelt, und wenn der Menſch auch von Natur nicht feig iſt, ihm doch das Anſehn und die ganze Aufführung eines Muthloſen giebt. Zuerſt nimmt dieſer Fehler ſelbſt, wenn er dem Menſchen in ruhigen Zeiten eigen geworden iſt, in Zeiten der Gefahr ſehr zu: denn, wo auf einen recht oder unrecht gefaßten Entſchluß ſo viel ankömmt, da iſt es natürlich, daß die Zweifelſucht, welchen man wählen ſolle, größer wird. Uiberdieß iſt die Empfindung die Aengſtlichkeit, welche, wie ich zuvor ſagte, die Unentſchloſſenheit begleitet, mit der Furcht verwandt: und, indem ſie ſich zu derjenigen geſellt, welche durch die Umſtände erregt wird, verdoppelt ſie die Erſchütterung, welche das Gemüth leidet.

Es gehört ferner unter die Symtomen der Unentſchloſſenheit, daß wir, von ihr gequält, Zufälle, die ſonſt unſern Wünſchen entgegen ſind, — weil ſie dem ganzen Unternehmen, welches wir vorhaben, unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzen, — doch gern ſehen, wenn ſie unſern Berathſchlagungen ein Ende machen. Wie froh habe ich nicht zuweilen Menſchen, die nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnten, zu welchem Vergnügen ſie einen ſchönen Sommertag nutzen ſollten, über einen herannahenden Platzregen werden ſehen, der ihnen unterſagte, ihr Haus zu verlaſſen. Der Cardinal Retz, ein vortrefflicher Beobachter, hatte in den Auftritten der Fronde, welche er ſo meiſterhaft beſchreibt, und in denen er ſelbſt eine vorzügliche Rolle ſpielte, mit einem der ſchwächſten und unſchlüßigſten Menſchen zu thun, die uns die Geſchichte aufſtellt, mit dem Herzoge Gaſton von Orleans, dem Bruder Ludwig des Dreyzehnten, und er ſchildert uns, in der Erzählung von den Unterhandlungen, wie er mit dieſem Prinzen gepflogen hat, mehr als einmahl, deſſen unnatürliche und ſeltſame Freude über Vorfälle, die im Grunde ſeine Abſichten vereitelten, die ihn aber zugleich von der Nothwendigkeit, ſich entſchließen zu müſſen, befreyten. Aus Beyſpielen dieſer Art wird es recht ſichtbar, wie ſehr dieſes Hin- und Herſchwanken zwiſchen entgegenſtehenden, gleich wichtig ſcheinenden Bewegungsgründen, wodurch die Thä-

tig-

tigkeit des Menſchen aufgehalten wird, ſeiner Natur auch der Empfindung nach, zuwider ſey: weil ſelbſt das, was an und für ſich den ſchmerzlichſten Eindruck auf ihn machen ſollte, ihn erfreuen und beruhigen kann, wenn es ihn aus dieſer peinlichen Gemüthslage herausreißet.

Hiermit hängt ein andrer Zug des unentſchloſſenen Charakters zuſammen: der, daß er gern bedingte Entſchließungen faßt, und alſo immer etwas dem Zufalle, oder andern Menſchen zu entſcheiden überläßt, was von Rechtswegen von ihm ſelbſt beſtimmt werden ſollte. Unentſchloſſene waren es, die zuerſt das Loos in ihren Angelegenheiten um Rath fragten. Und dieß iſt eine Art von Loos, wenn man nur unter der Bedingung einen Vorſatz faßt, daß ſich eine von uns nicht abhängende Begebenheiten ereigne. Hieraus entſpringt eine neue Urſache des Aufſchubs. Wenn der Entſchloſſene, ohne Rückſicht auf künftige Vorfälle, oder auf die noch zu erwartenden Schritte andrer Menſchen, den Grund zur Beſtimmung ſeiner Handlungen bloß aus ſich ſelbſt hernimmt, und bloß ſeine Einſichten oder ſeine Neigungen zu Rathe zieht: ſo kann er augenblicklich und lange vor dem Zeitpuncte der Ausführung entſcheiden. Der Unentſchloſſene hingegen, der geneigt iſt, bey den Entwürfen, welche er macht, vieles noch auf Veränderungen der Dinge, oder auf Handlungen und Reden andrer Menſchen, welche ihm bis zu dieſem Zeitpuncte bekannt werden ſollen, ankommen zu laſſen, wartet gern mit ſeinem Entſchluſſe den letzten Augenblick ab, — immer in der täuſchenden Hoffnung, daß das Schickſal ſeiner Schwäche zu Hülfe kommen, und ihm, durch die ungefähre Verknüpfung der Dinge, noch ſtärkere Entſcheidungsgründe zuſchicken werde, als er in dem abſichtlichen Zuſammenhange ſeiner Ideen, hat finden können.

Mit der Unentſchloſſenheit iſt ein andrer, dem Menſchen gleich läſtiger und gewiß ihm auch nachtheiliger Fehler verbunden, der einer öftern und unnützen Reue. Eben der Wankelmuth nähmlich, welcher ihn hinderte, einen Entſchluß zu faſſen, verläßt ihn auch dann noch nicht, wenn er ſchon wirklich mit der Ausführung beſchäftiget iſt, oder ſie völlig geendiget hat. Er ſetzt ſich daher oft wieder in den Standpunct deſſen, der die entgegenſtehende Partey ergriffen hätte, glaubt dann zu finden, daß dieſe die beſſere geweſen ſey, und daß er unrecht gewählt habe, und iſt, wenn er auch nun nichts mehr abändert, doch unzufrieden mit ſich und ſeinen Maßregeln. Oft iſt dieſes nachtheilige Urtheil bloße Täuſchung. Die Unbequemlichkeiten nähmlich, welche auf dem von ihm eingeſchlagnen Wege vorkommen, ſind ihm nun durch die Erfahrung bekannt geworden: von denen, welche er auf dem Wege angetroffen hätte, den er verworfen hat, weiß er nichts, oder hat nur dunkle und ungewiſſe Ahndungen. Aber wenn auch wirkliche Fehler des

Plans, und die Unrichtigkeit mancher Maßregeln ſich bey dem Verſuche durch den Erfolg gezeigt haben: ſo iſt doch eine leidenſchaftliche Reue ein ſchlechtes Mittel, den Fehler zu verbeſſern, oder ihn für die Zukunft zu verhüthen. Sie hindert für jetzt, ſo wie jede Leidenſchaft, die ruhige Uiberlegung, durch welche allein der angerichtete Schaden könnte verhüthet werden, und ſie flößt in der Folge dem Menſchen ein deſto größeres Mißtrauen zu ſeinen Einſichten ein, wodurch ſeine Unfähigkeit zu Geſchäften vermehrt wird.

Dieſer unglückliche Hang, hintendrein ſtets das zu mißbilligen, was man gethan hat, iſt eine Folge der nehmlichen Schwäche, welche den Entſchluß über das, was man thun ſoll, erſchwert. Beydes hängt zuſammen mit der ſo gewöhnlichen Täuſchung der Menſchen, das, was in der Wirklichkeit vorhanden iſt, oder das, was ſie ſich jetzt in ihren Ideen vergegenwärtigen, immer für das ſchlechtere zu halten, und dem Abweſenden, dem Vergangnen, dem, worauf ſie mit ihren Gedanken nicht gekommen ſind, einen unverdienten Vorzug zu geben.

Die richtige Art zu denken und zu verfahren iſt die, daß der Menſch jede Sache, welche er vorhat, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, reiflich überlegt, dann beherzt ſeinen geſammelten Einſichten, oder ſeinen daraus gezognen Schlüſſen folgt, und bey jedem Ausgange, ſich mit dem Bewußtſeyn, alles von ihm Abhängige zum guten Erfolg gethan zu haben, beruhiget. Bey der Vergleichung mehrerer ſich darbiethenden Parteyen, die, wo das Uibergewicht der Gründe ſey, ſchnell mit treffender Richtigkeit zu entdecken, iſt eine Gabe der Natur, und ſie macht das eigenthümliche Genie des groſsen Geſchäftsmannes aus. Aber das iſt moraliſche Tugend, und kann, in gewiſſem Grade allen Menſchen eigen werden, daß man dem, nach hinlänglicher Uiberlegung Beſchloſſenen, getreu anhänge, und den erſt während der Ausführung ſich darbiethenden Einfällen kein Gehör [illegible] man ſeine eignen Beſchlüſſe, dann, wann [illegible] die angefangene, oder ſchon geendigte Vollziehung unwiederruflich geworden ſind, nun, als Fügungen der leitenden Vorſicht betrachte, und ſich in Abſicht jener, zu eben der Zufriedenheit als in Abſicht dieſer, verbunden glaube. Es iſt nähmlich Pflicht, zufrieden mit dem Maſse der Kräfte zu ſeyn, welche man empfangen hat, — und alſo bey ſeinen Unternehmungen, nicht ſowohl zu verlangen, immer das Beſte und Vortheilhafteſte gewählt, als nur immer nach vernünftiger Wahrſcheinlichkeit gehandelt zu haben.

Dieſe unmittelbaren Folgen der Unentſchloſſenheit, die zugleich ihre Kennzeichen ausmachen, modificiren ſich noch, nach dem Eigenthümlichen im Temperament und Character jedes Menſchen, auf mannigfaltige Weiſe. Den einen Menſchen macht die Unentſchloſſenheit träge und unthätig, weil er über der Abwägung der Gründe, ob und wie er handeln ſoll, die Zeit, oder die Luſt zu handeln verliert; oder auch weil er, ermüdet von den fruchtloſen Berathſchlagungen, lieber die ganze Sache aufgibt, als ſich durch die Schwierigkeiten durcharbeitet, welche es ihn koſtet, zu einem Entſchluſſe zu gelangen. Einen andern macht eben dieſer Fehler auf eine unruhige und zweckloſe Weiſe geſchäftig. Das pflegt bey denjenigen Perſonen zu geſchehn, die, vermöge der anderweitigen Lebhaftigkeit ihres Temperaments, zwiſchen ihren Einfällen und den erſten Schritten zu der Ausführung, wenig Zeit verſtreichen laſſen. Dieſe fangen alſo ſogleich bey dem erſten Gedanken, den ſie haben, irgend eine Sache zu unternehmen, an, ſich deßhalb in Bewegung zu ſetzen. Aber die zweyte, ſchnell nachfolgende Uiberlegung ſtört ſie ſogleich in ihrem Laufe oder treibt ſie nach der entgegengeſetzten Richtung. Sie kommen und gehen, ſind immer in der Eile, und bringen doch nichts zu Stande. Man findet Menſchen der Art, die auch in ihren unſtäten Bewegungen und Geberden, die einander durchkreuzenden Ideen und Velleitäten ihrer Seele verrathen.

Ferner, einige Menſchen werden durch die Unentſchloſſenheit bloß verlegen gemacht. Die Muskeln derſelben ſind geſpannt, ihr Auge ſieht ſtarr, ſie ſind abweſend von dem, was in ihrer Gegenwart geſagt wird, oder um ſie herum vorgeht; und dieß alles, weil ſie mit dem innern Streite ihrer eignen Gedanken vollauf zu thun haben. — Dieſe Verlegenheit kann bis zu einer ſehr peinlichen Empfindung anwachſen, — und wenn ſie oft wiederkömmt, ſchon allein das Leben verbittern; Unentſchloſſene Menſchen ſind nicht ſelten übellaunig. — Die Unbehaglichkeit, welche mit der Ungewißheit verbunden iſt, beſonders mit der Ungewißheit in Sachen, die ihnen wichtig ſind, und bey welchen ſie ſelbſt eine thätige Rolle ſpielen ſollen, iſt ein an ihrer Zufriedenheit nagender Wurm. — Andere Menſchen hingegen werden durch ihre Unentſchloſſenheit ſelbſt, zuletzt zu unbeſonnenen und übereilten Entſchlüſſen verleitet. Sie gehen, ſo zu ſagen, blindlings vorwärts, weil es ihnen durchaus unmöglich fällt, den rechten Weg durch Uiberlegung zu finden.

Auf einen andern Unterſchied, der hier in Betrachtung kömmt, habe ich ſchon oben den Leſer aufmerkſam gemacht. Es gibt Menſchen, die lange überlegen und ſich ſchwer beſtimmen, aber, wenn ſie einmahl die Entſcheidung gefunden haben, feſt dabey bleiben. Dieſes iſt die beſſere Art der Unentſchloſſenen. Es kann ihnen zuweilen bey Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, an der nöthigen Schnelligkeit fehlen; ſie ſind zu verwickelten und gefahrvollen Unternehmungen nicht gemacht: aber, in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens, werden ſie ihre Endzwecke ganz gut erreichen. Da ſie doch zuletzt einen Ruhepunct ihrer Ideen und Begierden finden, bey dem ſie ſtandhaft beharren: ſo thut ihr vorhergehendes Zaudern weder ihrer Zufriedenheit, noch ihren Angelegenheiten Schaden. Hingegen gibt es andre, bey welchen die langſamſten Berathſchlagungen doch immer nur zu einem wankenden Entſchluſſe führen: und dieſe ſind es eigentlich, welche allen übeln Folgen des von mir geſchilderten Fehlers ausgeſetzt ſind.

Die Wirkungen der Unentſchloſſenheit auf den Menſchen ſelbſt, waren zugleich Merkmahle von dem Begriffe derſelben. Die Wirkungen, welche ſie auf die Dinge außer dem Menſchen, auf ſeine Umſtände oder ſeine Geſchäfte äußert, zeigen noch deutlicher ihren moraliſchen Unwerth.

Da Unentſchloſſenheit Schwäche iſt, ſo ſind auch ihre Wirkungen im menſchlichen Leben alle die, welche die Schwäche hervorbringt. Sie hindert, daß der Menſch in ſeinen Geſchäften, in der Cultur der von ihm gewählten Wiſſenſchaft, vornehmlich in der Beförderung ſeines äußern Glücks das nicht ausrichtet, was er nach dem Maße ſeiner Kräfte hätte ausrichten können: daß er in keiner Sache, wozu Thätigkeit gehört, das Ziel erreicht, welches ihm ſonſt, unter den nähmlichen Umſtänden, erreichbar geweſen wäre. Es geht dem Unentſchloſſenen nicht nur bey ſeinen Arbeiten erſtaun lich viel Zeit, mit bloßen Uiberlegungen; oder mit halb ausgeführten und wieder bey Seite gelegten Projecten verloren: ſondern auch ſeine Geiſtes- und Körperkraft, die er ganz auf den Gegenſtand ſeines Geſchäftes hätte wenden ſollen, wird zum Theil ſchon durch die Vorbereitungen dazu verzehrt. Iſt er ein Gelehrter oder Künſtler, ſo werden ſeine Werke größtentheils Fragmente ſeyn. Iſt er ein Geſchäftsmann oder gar ein Staatsverwalter, ſo iſt die Sache noch weit ſchlimmer. Denn hier ſind halbe und unvollendete Unternehmungen nicht bloß etwas mangelhaftes und zweckloſes: ſondern ſie verſchlimmern auch den Zuſtand der Dinge, weil ſie das Alte zerrütten, und das Neue nicht an deſſen Stelle ſetzen. Beſonders iſt, um ſein Glück in der Welt zu machen, das heißt, um zu Reichthum und Ehrenſtellen zu gelangen, kein Charakter dem Menſchen nachtheiliger, als der des Unentſchloſſenen. Nach einer, in ein Sinnbild gekleideten uralten Beobachtung, kann die Gelegenheit, die zum Glück führet, nur im Vorbeyfliegen und nur bey ihren Haaren ergriffen werden. — An der Vervollkommnung ſeiner Perſon kann man langſam und bedächtlich arbeiten: Sein Glück zu machen, muß man ſchnell und entſchloſſen zu Werke gehn. Die Erreichung des erſtern Endzwecks iſt einiger Maßen von den Dingen und Menſchen außer uns unabhängig: zur Erreichung des zweyten müſſen ſich viele zufällige Umſtände auf eine beſondre Weiſe vereinigen.

Jeder Menſch erlebt vielleicht einige ſolcher Fälle in ſeinem Leben, wo ihm vorzüglich günſtige Verbindungen vom Schickſale zugeführt werden: aber ſie ſind ſelten, und ſie ſind immer vorübergehend. Sie zu bemerken iſt das Werk der Klugheit: um ſie zu ergreifen iſt Entſchloſſenheit unentbehrlich.

Vom menſchlichen Leben iſt das geſellſchaftliche ein ſehr wichtiger Zweig, und die Folgen, welche der von uns betrachtete Fehler in dieſem Zweige hat, erſtrecken ſich ohnfehlbar auf das Glück des Ganzen. Alles hängt hierbey von dem Eindrucke ab, den wir durch Unentſchloſſenheit auf andre Menſchen machen, — von der Meinung, die wir dadurch von uns erregen. Dieſer Eindruck, dieſe Meinung, ſind, wie ich ſchon geſagt habe, die, daß man uns für ſchwach hält. Dadurch wird uns vielleicht nichts von unſrer Liebenswürdigkeit bey denen entzogen, welche uns genau kennen: aber gewiß wird unſre Achtung bey allen vermindert, mit denen wir in andern Verhältniſſen, als in dem Verhältniſſe vertrauter Freunde ſtehn. Wir werden dadurch, wie ich ſchon erinnert habe, denjenigen unterwürfig, die kein Recht haben, uns zu befehlen, und unfähig, diejenigen, die uns untergeben ſind, im Gehorſame zu erhalten. Die Obern eines unentſchloſſenen Menſchen ſind gemeiniglich mit ihm unzufrieden, und laſſen ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Denn da ſie ihn nur als ein Werkzeug zu Erreichung beſtimmter Abſichten brauchen: ſo thut ihnen Güte des Herzens und Verſtand nicht Genüge, wenn ſie nicht zugleich Kraft finden, von der ſie eine behende Ausführung ihrer Aufträge erwarten können. Unter ſeines Gleichen wird der Unentſchloſſene von den Muntern und Fröhlichen geflohn, weil die mit ſeiner Gemüthsart verbundne Aengſtlichkeit ihrem eignen Charakter widerſpricht, und ihrem Hange zum Vergnügen hinderlich iſt. Von ſeinen Dienern und Untergebenen wird er oft gemißbraucht und oft beherrſcht. Sie verlieren nicht nur etwas von derjenigen Hochachtung, die zum Gehorchen bereitwillig macht; ſondern [illegible] auch oft in dem Falle, daß ſie für ihn entſcheiden und handeln müſſen, welches ſie dann, mehr oder weniger, aus dem Verhältniße herausbringt, in welchen ſie nach ihrer äußern Lage gegen ihn ſtehn.

III.

Die Hülfsmittel, um dieſen Fehler zuvorzukommen, oder ihn zu verbeſſern, ſind eben ſo mannigfaltig, als die Urſachen, woraus er entſteht. Viele derſelben laſſen ſich alſo aus dieſen Urſachen, wenn ſie einmahl bekannt ſind, von ſelbſt herleiten: ich will nur derjenigen erwähnen, welche mich eine etwas genauere Beobachtung der wirklichen Welt gelehrt hat.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß, wie alle Krankheiten des Körpers, wo Schwäche des ganzen Baues zum Grunde liegt, ſchwerer zu heben ſind, als die, welche aus einer Verletzung einzelner Theile, oder aus einem unordentlichen Laufe der Säfte entſtehn: ſo auch die Fehler im Geiſt und Charakter des Menſchen, welche von Mangel der Kraft in beyden herkommen, ſchwerer durch moraliſche Mittel gebeſſert werden, als die, von welchen Irrthümer oder Leidenſchaften die Urſachen ſind. Muth und Entſchloſſenheit ſind zum Theil Gaben der Natur: und wer nicht mit ihnen gebohren iſt, wird ſchwerlich zu einem beträchtlichen Grade derſelben gelangen. Indeß geht es mit dieſen Vorzügen des Charakters, wie mit den Fähigkeiten des Verſtandes. Niemand kann ſich größere Talente geben, als die Natur ihm verliehn hat: aber jeder kann die, welche er hat, anbauen, ſie durch Uibung bis auf einen gewiſſen Grad erhöhn, und ſie zu den beſtmöglichen Zwecken gebrauchen. Auf gleiche Weiſe iſt es auch dem Menſchen möglich, den Grad von Kraft und Nachdruck, den die Natur ſeinem Willen gegeben hat, zu erhalten, zu unterſtützen, und zweckmäßig anzuwenden. Es gibt allerdings auch Irrthümer, welche den Menſchen ſchwach, es gibt Wahrheiten, welche ihn muthvoller und thätiger machen. Es iſt alſo auch möglich, durch Bekämpfung der Vorurtheile und durch Unterſuchung der Wahrheit — folglich durch freywillige Uibungen, — ſeiner Entſchloſſenheit zu Hülfe zu kommen. Ferner, es gibt gewiſſe fehlerhafte Anwendungen der Kraft, durch welche dieſelbe herabgeſetzt wird, oder in Verlegenheit geräth: und wenn nun ſolche verkehrte Handlungsweiſen oft wiederholt werden; ſo entſteht daraus eine üble Gewohnheit, die mit der natürlichen Muthloſigkeit vollkommen gleiche Wirkung thut. Es gibt alſo auch Regeln eines vernünftigern Verfahrens, durch deren Beobachtung der Menſch den urſprünglichen Kräften ſeiner Natur zu Hülfe kommen, oder ſie doch ungeſchwächt erhalten kann.

Zu jenen Einſichten nun, welche die Entſchloſſenheit befördern, gehören vor allen Dingen die, welche uns über den wahren Werth der Dinge aufklären. Die meiſten Unentſchloſſenen ſehen das, worüber ſie ſich berathſchlagen, für zu wichtig an. Eine falſche Einbildung vergrößert in ihren Augen, auf der einen Seite das Gute, welches ſie zu erreichen hoffen, wenn ſie eine richtige Wahl unter den Maßregeln treffen, auf der andern das Übel, welches ſie zu befürchten haben, wenn ſie eine unrechte Partey ergreifen. Da es in den menſchlichen Angelegenheiten nicht anders, als nach Wahrſcheinlichkeiten zu handeln möglich iſt, ſo bleibt bey den meiſten, auch nach den reifſten Überlegungen der Klugheit noch einige Gefahr übrig, ſeinen Entzweck zu verfehlen. Wer dieſe Gefahr zu hoch anſchlägt: — und das thut der, welcher von der Wichtigkeit des geſuchten Gegenſtandes überſpannte Ideen hat: — der wird nie mit Freudigkeit und voller Zuverſicht ſeinen letzten Entſchluß faſſen können. Man wagt immer etwas, ſo oft man handelt. Wer nun glaubt, er wage ſehr viel: der wird, ſobald es zur Ausführung kömmt, ſtets bekümmert und ängſtlich ſeyn, er mag ſich entſchloſſen haben, wozu er will. Die Aengſtlichkeit darf nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen: ſo iſt die Abänderung des Plans ſelbſt unausbleiblich.

Wenn alſo, außer den natürlichen Anlagen, irgend etwas im Stande iſt, dem Menſchen Muth einzuflößen: ſo iſt es diejenige Weisheit des Lebens, welche zuerſt ihn abhält, das Gelingen oder Mißgelingen ſeiner Glücksentwürfe überhaupt, für die einzige, oder auch nur für die vornehmſte Quelle ſeiner Glückſeligkeit oder ſeines Elendes zu halten; und welche zweytens, ihn in den einzelnen Vorfällen und Abwechslungen des Lebens, den Schein des Guten und Böſen von der Wirklichkeit trennen, und jede Sache nur in dem Maße ſchätzen, begehren oder fürchten lehrt, als ſie zur Vervollkommnung oder zur Verſchlechterung ſeiner Natur beyträgt.

Die Grundlage zu derjenigen Entſchloſſenheit, welche ſich auf das ganze Leben erſtreckt, iſt unſtreitig eine gewiſſe Gleichgiltigkeit gegen die Uibel desſelben, und eine gemäßigte Schätzung ſeiner Güter. Aber auch in den beſondern Fällen und Geſchäften, wobey Entſchloſſenheit ſich im vorzüglichen Grade zeigen kann, — in kriegeriſchen Unternehmungen und Staatsverhandlungen, in Handhaltungs- und Handlungs-Angelegenheiten, — ſtützt ſie ſich immer darauf, daß man auch auf das ſchlimmſte, was ſich ereignen kann, gefaßt iſt, und entweder in ſich ſelbſt, oder in ſeinen Umſtänden Hülfsmittel zu haben glaubt, den bey einem widrigen Ausgange zu befürchtenden Schaden wieder gut zu machen. Um deßwillen handeln Könige, bey Anführung ihrer eignen Heere entſchloſſener, als Befehlshaber bey der Anführung der ihnen Anvertrauten. Um deßwillen geben auch Reichthum, Rang, Macht, dem Menſchen, welcher ſie [illegible] Entſchloſſenheit, weil ſie in ihm das Gefühl ſeiner Kräfte vermehren. — Was aber von Eigenſchaften des Geiſtes dieſe äußere Vortheile erſetzen kann, das ſtammt hauptſächlich von der Erkenntniß jener Wahrheit her, welche aller Sittenlehre zum Grunde liegt, — der Wahrheit, daß Tugend und Recht über alles zu ſchätzen ſey.

Die Herzhaftigkeit des Temperaments und des Bluts iſt ein herrliches Geſchenk der Natur. Sie verſchafft in manchen Fällen dem Menſchen alle die Vortheile, welche der Weiſe von Grundſätzen erwartet. Aber ſie iſt ſelten zu allen Zeiten des Lebens gleich *), ſie erſtreckt ſich ſelten auf alle Ar-

---

*) Der Marſchall von Sachſen, der ohne Zweifel verſtand, was Tapferkeit ſey, behauptete einſt, es ſey unrichtig von irgend einem Menſchen zu ſagen, er ſey brav: man müſſe ſagen: dieſer Menſch hat an dem und dem Tage, in der und der Stunde ſich brav gehalten.

ten von Gefahren; ſie geht oft über ihr Ziel hinaus, und wird zur Verwegenheit.

Hingegen derjenige herzhafte Mann, der innig überzeugt iſt, daß alles, was von ihm bey irgend einem Geſchäfte gefordert werden kann, darin beſteht, nach vernünftigen Gründen zu handeln, daß auch die weſentliche Glückſeligkeit des Menſchen in einer ununterbrochnen Reihe vernünftiger und ſittlich guter Handlungen liegt, der Mann, welcher deshalb von keiner Unternehmung, die er mit Bedacht, und nach guten Gründen angefangen hat, einem unüberſehlichen Verluſt, oder ein unerträgliches Unglück erwartet; der endlich, welcher von vielen geſchätzten Dingen ihre innere Kleinheit einſieht, auch wenn er, aufgefordert von ſeinem Berufe, oder ſeiner Lage in der Welt, ſich ernſtlich damit abgibt; dieſer iſt ohne Zweifel entſchloſſen zu handeln, für alle Fälle des Lebens am beſten vorbereitet. Indem er erkennt, daß in der Thätigkeit eines verſtändigen und wohlwollenden Geiſtes, ein höherer Werth liegt, als in den Werken ſelbſt, welche dadurch veranlaßt werden ſollen, iſt er in Abſicht der Folgen von allen ſeinen Unternehmungen gewiſſermaßen geſichert. Geſetzt ſie mißlingen ihm; demohnerachtet hat er den beſten Theil davongetragen, wenn er durch ſie ſeine Kräfte geübt, Ideen in ſich erweckt, oder aufgeklärt, und Tugenden und Pflichten vollbracht hat.

Zu den Gewohnheiten, die zur Entſchloſſenheit beytragen, gehört die Abkürzung des Berathſchlagungen, und eine feſte Anhänglichkeit an die einmahl ergriffene Partey. Auch dieſe Gewohnheit wird durch jene Grundſätze befördert. Der Mann dem es auf die Vollkommenheit ſeiner Art zu handeln noch mehr, als auf die Erreichung ſeiner Abſichten ankömmt, findet, wenn er beſonders einen Hang zur Unſchlüſſigkeit bey ſich gewahr wird, daß er im Ganzen ſich beſſer berathe, wenn er, bey ſchnellern Entſchlüſſen und einer unveränderten Befolgung des einmahl Beſchloſſenen, ſich zuweilen der Gefahr ausſetzt, unrichtig zu wählen, als wenn er durch nie aufhörende Uiberlegungen, nach [illegible] höchſten Grade der Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs trachtet.

Man kann das, was in Abſicht der Kunſt zu ſchreiben zuweilen bemerkt worden iſt, auf die Kunſt zu leben anwenden. Wer über dem Ausdrucke ſeiner Gedanken zu ſehr künſtelt, wird nie recht gut ſchreiben lernen. Er wird zuerſt, nicht viel [illegible] ſchreiben: und nur die lange und [illegible] kann Fertigkeit hervorbringen. — Er wird zweytens immer in ſeinem Styl etwas gezwungenes und ſteifes bringen: und dadurch werden alle andere Vorzüge desſelben verdunkelt werden. Es iſt der wahren Beredtſamkeit viel günſtiger, nicht immer ſeinen Ausdruck bis zur äußerſten Zierlichkeit auszufeilen, als ſich bey dieſer Arbeit zu lange aufzuhalten. Durch dieſes Verweilen bey einzelnen Theilen der Rede, entgeht der ſchnelle Fluß der Gedanken,

und

und der leichte Zuſammenhang derſelben, und mit beyden das Hinreißende des Styls, (la rapidité du stile) verloren, worin ſeine vornehmſte Kraft liegt. Auf gleiche Weiſe iſt es, um Geſchäfte glücklich zu treiben, und überhaupt um gehörig zu thun, was unſer menſchlicher oder unſer bürgerlicher Beruf von uns fordert, dienlicher, die Sachen mit mäßigem Fleiße und einer nur nothdürftigen Genauigkeit, aber ſchnell, abzumachen, als durch eine zu langſame Ausarbeitung jedes Theils, Vollkommenheit bis in Kleinigkeiten zu ſuchen. Durch die Erfahrung lernen wir am beſten unſere Fehler einſehen. Die Menge der Verſuche alſo in jeder Art der Arbeiten, und die Unabläßigkeit der Verbeſſerung derſelben, führt weit ſicherer zur Vollkommenheit, als der mühſame Fleiß, den wir auf jeden einzelnen Verſuch wenden. Jene Verfahrungsart aber iſt dem Entſchloſſenen eigen. Nur er kann viel machen, weil er ſchnell und dreiſt zu Werke geht. Eben deßwegen übt er ſich aber auch in ſeiner Kunſt am häufigſten, und erlangt alſo die gröſte Fertigkeit.

Nächſt den Einſichten gibt es auch gewiſſe Uibungen, welche die Entſchloſſenheit vorbereiten.

In Abſicht derſelben iſt die erſte Regel, die Zerſtreuung zu verhüthen, oder nur eine Sache auf einmahl zu thun. Gemeiniglich ſind die beyden Fehler bey einander: Unentſchloſſenheit, und eine unter zu viele und ungleichartige Gegenſtände getheilte Geſchäftigkeit *) — So wie wenn die Reihe unſrer Gedanken einen ſtrengen Zuſammenhang, und alſo Bündigkeit haben ſoll, unſre Aufmerkſamkeit auf einen Vorwurf geſammelt werden muß: ſo iſt es, um in unſre Berathſchlagungen und Geſchäfte Feſtigkeit und Uibereinſtimmung zu bringen, nothwendig, nicht vielerley Geſchäfte auf einmahl zu treiben, nicht ungleichartige Zwecke zugleich zu verfolgen. Die Unentſchloſſenheit iſt ſehr oft nichts anders, als die Folge eines zur Zerſtreuung geneigten, und einer ſtätigen Aufmerkſamkeit unfähigen Gemüths. Menſchen denen es nur nicht an dem gemeinen Maße von Verſtandskräften fehlt, werden, wenn ſie einen einzigen Gegenſtand ruhig anſchauen, ſelten unentſchieden darüber ſeyn, wie ſie ihn beurtheilen, und wenn es ein praktiſcher Gegenſtand iſt, ſelten unſchlüſſig, wie ſie ihn behandeln ſollen. Aber wenn viele Gegenſtände zugleich dem Geiſte vorſchweben, oder er mit unruhiger Eile von dem einen zum andern überzugehen genöthigt iſt: dann wird eine außerordentlich und ſeltne Fähigkeit erfordert, wenn der Menſch hell und beſtimmt genug ſehen ſoll, um mit Sicherheit ſeinen Entſchluß zu faſſen.

Eine zweyte Regel iſt, ſeinem Scharfſinne in der Aufſuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der

---

*) Die Griechen nennen ſie πολυπραγμοσύνην.

Vervielfältigung der Maßregeln, Grenzen zu ſetzen, Grübelnde Köpfe ſind Skeptiker in der Theorie, und unentſchloſſen in der Praxis. Jede Sache die man vorhat, muß man bis auf einen gewiſſen Grad unterſuchen: das will die Vernunft; und ohne das würde man als ein Thor handeln. Aber man muß dieſe Unterſuchung nicht bis zur Subtilität treiben; man muß ſich mit einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit begnügen; man muß nicht, wenn man eine Anzahl tauglicher Mittel zum Zwecke gefunden hat, noch immer neue und verborgnere Wege zu demſelben aufſpüren. Die Wahl wird ſchwerer, jemehr die Zahl der Dinge anwächſt, unter welchen man zu wählen hat. Wer demnach, ehe er ſich entſchließt, vollſtändig alles erſchöpfen will, was ſich über einen Gegenſtand denken und ſagen läßt, wer alle möglichen Maßregeln erſt vor ſich ſehen will, ehe er eine ergreift: der wird nie ſchnell, und er wird ſelten zu einem feſten Entſchluſſe kommen. Man fliehe vor allen Dingen den Scharfſinn der Streitluſtigen, der mehr Schwierigkeiten zu machen als die Wahrheit zu finden, bemüht iſt. Der gemeine, ſich keinen Vorzug anmaßende Menſchenverſtand, kann eine Sache oft praktiſch richtig, und ſelbſt leicht entſcheiden; in welcher der ſpekulirende, auf ſeinen Scharfſinn ſtolze Theoriſt ſich ſelbſt verwirrt. Dieß leidige Intereſſe, ſich ſtets als einen vorzüglichen Kopf zeigen zu wollen, hat, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, manchen Denker irre geführt, und ihn das Mühſame und Weithergehohlte dem Wahren, das einfach war und ihm nahe lag, vorziehn laſſen. Aber wenn ſich eben dieſes Intereſſe gelehrter Eitelkeit in unſre Berathſchlagungen, über Angelegenheiten der eignen oder der gemeinen Wohlfahrt einmiſcht; dann iſt nichts anderes, als eine unkluge Behandlung und ein unglücklicher Ausgang zu erwarten.

Einige noch ſpeciellere Regeln, die mich meine eigne Erfahrung gelehrt hat, ſollen dieſen Aufſatz beſchließen.

Erſtlich. Der Unentſchloſſene muß keinen zu langen Zeitraum, zwiſchen ſeinen Berathſchlagungen und der Ausführung, laſſen. Er würde bey Verlängerung deſſelben, gewiß ſo oft auf den Gegenſtand ſeiner Beſchlüſſe mit ſeinen Gedanken zurückkommen, daß ſich ihm bald neue Anſichten deſſelben zeigen würden: und dadurch würde entweder ſein voriges Nachdenken vergeblich gemacht, — oder wenn er die frühern mit den ſpätern Ideen vereinigen wollte, der Weg zur Unſchlüſſigkeit für ihn eröffnet werden.

Es iſt überhaupt weit rathſamer, ſowohl um zur völligen Einſicht einer Sache, als zu einem feſten Entſchluſſe in Abſicht ihrer zu kommen: daß man ſie einmahl ganz, vom Anfange bis zum Ende, mit voller Aufmerkſamkeit durchdenke, als daß man ſich mit ihr oft, und immer doch nur lanlicht beſchäftige. Man iſt zuerſt, natürlicher Weiſe ſicherer, das Wahre und das Zweckmäßige zu finden, wenn man ſeine Kräfte recht anſpannt, und der Unterſuchung des Gegenſtandes eine ungetheilte Aufmerkſamkeit eine Zeitlang widmet. Und in der That, ſobald die Vorſtellungen durchaus helle ſind, ſobald wird auch das Uibergewicht der Gründe auf der einen oder der andern Seite leicht entdeckt: und wo man dieſes Uibergewicht mit Uiberzeugung erkannt hat, da iſt Entſchloſſenheit unausbleiblich. Dazu kömmt, daß ſchon das Bewußtſeyn, einem Geſchäfte oder einer Berathſchlagung eine Zeit völlig gewidmet, und eine ruhige und vollſtändige Meditation darauf gewandt zu haben, uns mit uns ſelbſt zufriedner macht, und in der Folge abhält, neuen Einfällen Gehör zu geben. Im Gegentheile kömmt, aus oft wiederhohlten, aber immer nur ſtückweiſe und gleichſam als proviſoriſch angeſtellten Unterſuchungen, ſelten ein befriedigendes Reſultat. Und die Gewohnheit ſelbſt, welche dadurch geſtärkt wird, auf vormahlige Uiberlegungen immer wieder zurückzukehren, und an ihren Endurtheilen etwas abzuändern, gibt dem fehlerhaften Hange des Unentſchloſſenen neue Nahrung.

Um aber die Uiberlegung nur einmahl anſtellen zu dürfen, und ſie dann recht vollſtändig zu machen, iſt es ſehr nützlich, den Zeitpunct zu derſelben recht zu wählen. — Für weit entfernte Vorfälle zum voraus ſorgen, ſcheint zwar die Sache der Klugheit zu ſeyn. So lange man aber keine Hand ans Werk legen kann, um Anſtalten dafür zu machen, iſt das darauf gewandte Nachdenken, in ſo fern es nicht bloß die theoretiſche Kenntniß der Sache zum Zwecke hat, mehr ſchädlich, als nützlich. Es zerſtreuet oft von gegenwärtigen dringendern Geſchäften; es läßt nur halbe und unvollſtändige Ideen in der Seele zurück, welche der künftigen nähern Unterſuchung der Sache nur wenig vorarbeiten, — und ſie dadurch erſchweren, daß uns der Gegenſtand zu gewohnt, und durch die öftere Wiederhohlung eckelhaft geworden iſt. — Auf der andern Seite iſt das Aufſchieben der Berathſchlagung bis zu dem Augenblicke, wo man von der Nothwendigkeit ſie auszuführen gedrängt wird, ein Symptom der Unentſchloſſenheit. Wenn, bey einem Menſchen, ſich eine gewiſſe Weichlichkeit und Abneigung vor allem, was ſchwer iſt, mit dem Schwankenden ſeiner Vorſtellungen, und der Unfähigkeit zur Gewißheit, oder doch zu einer Entſcheidung zu gelangen, verbindet: ſo wird er Berathſchlagungen, deren Mühſamkeit er vorausſieht, ſo wie jeder Kraftloſe die Arbeit, welcher er nicht gewachſen iſt, ſo lange auszuſetzen geneigt ſeyn, als er nicht dazu genöthigt wird. Aber dieſer Aufſchub vermehrt das Uibel, welches der Menſch dadurch von ſich entfernen wollte. Gedrängt von andern Menſchen, von den Umſtänden, oder durch die Kürze der Zeit, findet er ſich noch weniger als ſonſt vermögend, die Wage, deren Ausſchlag ihn beſtimmen ſoll, in feſter Hand zu halten. Da er nie zu ſchnellen Entſchlüſſen gewöhnt war, und nun äußerſt ſchnell ſich entſchließen ſoll: ſo wird der Aufruhr ſeiner Lebensgeiſter und die Verwirrung ſeiner Ideen größer, als jemahls. Iſt noch überdieß Gefahr mit der Sache verbunden: ſo kann dieſer Zuſtand ſo peinlich werden, daß er der Verzweiflung nahe kömmt.

Noch einmahl alſo: wer ſich zur Entſchloſſenheit vorbereiten will, gewöhne ſich zu einem zuſammenhängenden, ruhigen und vollſtändigen Nachdenken über die Gegenſtände, welche er ſeiner Berathſchlagung unterwirft: aber er enthalte ſich einer oft wiederhohlten Betrachtung derſelben. Er nehme ſich beſonders dann, wenn der Zeitpunct der Ausführung nahe genug iſt, um die Lage der in Rechnung zu bringenden Umſtände vollſtändig vor Augen zu haben, eine von allen andern Beſorgungen freye Zeit, die Sachen, welche er unternimmt, reiflich und von allen Seiten zu durchdenken. Er erlaube ſich nicht, ſo lange er über dieſelben rathſchlägt, mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf andre Dinge umherzuſchweifen, und begnüge ſich nicht mit einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung. Aber wenn er einmahl dieſe Unterſuchung geendiget, und den Schluß der Rechnung gezogen hat: dann erlaube er ſich auch eben ſo wenig, ſtets wieder von vorne anzufangen, noch weniger durch flüchtige Rückblicke auf die Sache, oder durch neue Grübeleyen, ſich in ſeinen Uiberzeugungen irre, und in ſeinem Entſchluſſe wankend zu machen.

Eine zweyte Regel iſt: der Unentſchloſſene muß nicht viele Leute um Rath fragen. Er hat einen gewaltigen Hang dazu: aber eben deßwegen muß er ihm widerſtehn. Nicht nur gewöhnt ſich der Menſch, der immer Rathgeber zur Seite hat, nie ſelbſt zu urtheilen, oder ſeinem Urtheile nie zu trauen: ſondern er wird auch oft durch die Verſchiedenheit der Meinungen, die er anhört, und durch das Widerſprechende der Rathſchläge, die man ihm gibt, noch mehr mit ſich ſelbſt uneins gemacht.

Uiberdieß betrügt ſich der Unentſchloſſene, wenn er durch den Rath, den er bey andern ſucht, der Schwierigkeit, ſelbſt einen vernünftigen Entſchluß zu finden, auszuweichen hofft. Wenige Rathgebende wiſſen ſich ſo in die Stelle deſſen, der ſie fragt, zu verſetzen, daß ſie wirklich an ſeiner Statt, auf eine ihn befriedigende Weiſe entſcheiden könnten. Meiſtentheils paßt ihr Rath zu ſeinen Umſtänden nur unvollkommen. Er iſt alſo alsdann noch eben ſo zweifelhaft, ob er ihn annehmen, und noch mehr, wie er ihn anwenden ſoll. Und gehört nicht ſchon dazu Entſchloſſenheit, dem Rathe eines Andern blindlings zu folgen? Der Unentſchloſſene behält ſich gemeiniglich vor, den ihm gegebnen Rath von neuem zu prüfen. Was iſt ihm alſo damit geholfen? Eben ſo leicht hätte er oft damit fertig werden können, ſeine eigne Ideen aufs Reine zu bringen, als ſie mit den Ideen ſeines Rathgebers zu vereinigen. Oder folgt er dieſen ohne alle Prüfung: ſo ſetzt er zugleich einen Herrn über ſich.

In dieſer Rückſicht iſt es, um nicht erſt viel Rath zu hören, um noch weniger in die Verſuchung zu kommen, Rath einzuhohlen, eine gute Uibung für den Unentſchloſſenen, ſeine Sachen ganz in der Stille und für ſich abzumachen. Viel von den Dingen, die man thun will, reden, ſetzt entweder ſchon Zweifelmüthigkeit und Unentſchloſſenheit voraus, oder zieht ſie nach ſich. Entſchloſſene Leute hingegen ſind gemeiniglich etwas verſchloſſen, und theilen ihre Gedanken ſelten eher mit, als ſie bis zur Ausführung ſchreiten.

Im Moraliſchen iſt jede Eigenſchaft, welche Wirkung einer andern iſt, unter veränderten Umſtänden geſchickt, Urſache derſelben zu werden. Verſchwiegenheit iſt die Folge oder eine Unterart der Feſtigkeit: denn nur der kann ſchweigen, der um eines gefaßten Entſchluſſes oder eines gegebenen Wortes willen, allen noch ſo ſtarken Aufforderungen zu reden, und allen ſich darbiethenden Entſchuldigungen des gebrochnen Stillſchweigens, zu widerſtehen die Kraft hat. Aber hinwiederum führt die Gewohnheit über ſeine entworfnen Pläne gegen Perſonen, die zur Ausführung nicht unmittelbar nöthig ſind, zu ſchweigen, zu einer größern Beharrlichkeit bey dieſen Plänen. Wie könnte der Schwätzer mit ſeinen Berathſchlagungen geſchwind fertig werden, oder denſelben treu verbleiben, da er durch die öftere, unnütze, laute Wiederhohlung ſeiner Ideen zu Abänderungen derſelben unabſichtlich verleitet, und durch das, was andre ihm darauf erwiedern, von neuem in der Anhänglichkeit an ſie geſtört wird?

Wenn in den Angelegenheiten, welche Viele in Gemeinſchaft zu beſorgen haben, doch die Direction einem Einzigen übergeben werden muß, wofern die Entſchlüſſe prompt und feſt ſeyn ſollen: ſo wird jeder noch weit mehr in ſeinen eignen Angelegenheiten Alleinherrſcher ſeyn müſſen, wenn er ſie in der möglich kürzeſten Zeit und aufs planmäßigſte endigen ſoll.

Die letzte Regel ſey folgende. Der Unentſchloſſene muß ſich in ſeinen Sachen und in ſeinen Geſchäften einer ſtrengern Ordnung als jeder andre, befleißigen. Da er zur Verwirrung ſeiner Ideen, und zum Widerſpruche zwiſchen ſeinen Vorſätzen, durch ſeine körperlichen oder geiſtigen Anlagen geneigt iſt: ſo muß er alle äußere Urſachen der Zerſtreuung und der Unſtätigkeit vermeiden. — Und unter dieſen Urſachen iſt die Vielfachheit der auf einen Augenblick zuſammentreffenden Beſorgungen, die immer eine Folge der ſchlechteingetheilten Zeit iſt, eine der größten.

Wer ſchnell die Gegenſtände überſieht, und in ſeinen einmahl gebilligten Ideen hintendrein wenig zu berichtigen findet, der kann auch eine Menge ſich drängender Geſchäfte ohne Verlegenheit abthun, — kann ohne Verwirrung von einer Berathſchlagung zur andern eilen. Jede Sache iſt immer abgefertiget, ſobald er ſie einmahl durchdacht und ein Schlußurtheil über ſie gefällt hat. Keine Zweifel über das, was er eben gethan oder beſchloſſen hat, ſtören ihn in dem, was er noch zu thun und zu beſchließen hat. Aber der, welcher zu ſeinen Uiberlegungen, wegen der ſich in ſeinem Gemüth häufenden Bedenklichkeiten viel Zeit braucht; — wer eine ſchon zur Entſcheidung gebrachte Sache doch wieder vor ſeinen Richterſtuhl zieht: der kann nur durch die Theilung ſeiner Geſchäfte, durch die jedem derſelben angewieſene Zeit, und durch eine gewiſſe Pünctlichkeit in Befolgung feſter Regeln der Ordnung, zu derjenigen Gemüthsruhe gelangen, ohne die es unmöglich iſt, einen Entſchluß mit Selbſtzufriedenheit zu faſſen.

Schon ein unaufgeräumtes Zimmer, durch einander geworfne Papiere können einen Menſchen, der geneigt iſt, in Verlegenheit zu gerathen, zu dem, was er auf der Stelle entſcheiden oder zu Ende bringen ſoll, ungeſchickt machen. Noch weit ärger iſt es, wenn er in dieſem Zimmer herbeyſuchen ſoll, was er zu ſeinem Geſchäfte nöthig hat; wenn unter dieſen Papieren die Actenſtücke der zu entſcheidenden Streitfrage zerſtreut liegen. Ich habe Menſchen geſehen die immer etwas zu ſuchen hatten, wenn ſie in irgend einer wichtigen Sache einen Entſchluß von ſich geben ſollten, und die, über der zwiefachen Verlegenheit, in der ſie waren, tödtlichen Angſtſchweiß vergoſſen.

Auch findet ſich oft, daß die Unentſchloſſenen, die verlegenen Menſchen zugleich unordentliche Menſchen ſind; es ſey nun, daß ihr Unvermögen, ſich zu entſchlieſſen, ſie auch in den kleinen Bemühungen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung gehören, zum Aufſchieben und zur öftern Unterbrechung dieſer Arbeit veranlaſſet; oder daß ihr früher Hang zur Unordnung ſie oft in Umſtände verſetzt hat, wo die Verwirrung der Gegenſtände ſie verlegen machen mußte.

Alle Regeln alſo, welche die bisherigen Betrachtungen an die Hand geben, laſſen ſich in folgende kurze Vorſchriften für den, welcher der Entſchloſſenheit als einer Tugend nachſtrebt, zuſammenfaſſen. „Baue deinen Verſtand an; und ſuche „dir die, zu jedem dir obliegenden Geſchäfte nöthigen Kenntniſſe zu erwerben. Unternimm nichts, „wovon du dir bewußt biſt, daß es deine Talente „überſteigt, oder daß du nicht die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht haſt: erkenne dich zu „dem Ende ſelbſt, und ſchätze das Maß deiner „Kräfte richtig. Wenn es zum Berathſchlagen „kömmt: ſo ſuche nicht ſowohl viele, oder welches ſchlimmer iſt, keine Beſtimmungsgründe „deiner Handlungen auf, — (die handgreiflichſten

„ſind die beſten), als vielmehr den Vorzug, welchen
„ein Grund vor dem andern hat. Und ſobald
„du das Uibergewicht auf irgend einer Seite
„entdeckt haſt, ſo erlaube dir nicht ohne Aufhören
„neue Berathſchlagungen: und dieß um ſo viel weniger,
„je mehr du an guten Einfällen reich, oder
„je geneigter du zur Speculation biſt. Endlich
„ſuche dich, ſo weit es in deiner Gewalt ſteht,
„beherzt zu machen. Bilde dir nicht kleinmüthig
„ein, daß auf jeden Fehler, den du begehſt, auf
„jede unrecht ergriffene Maßregel das Unglück deines
„Lebens als Strafe ſtehe. So viele Dinge
„geſchehen über und wider deine Erwartung, daß
„du wohl einſiehſt, mit deinem äußern Glücke ſpiele
„der Zufall, oder es werde durch eine höhere Vorſehung
„geleitet. Das dir anvertraute Geſchäft iſt
„alſo nur, als ein verſtändiger, geſetzter, ruhiger
„und ſittlich guter Menſch in der Welt zu handeln.
„Und würdeſt du nicht dieſen Hauptendzweck aller
„deiner Unternehmungen verfehlen, wenn du eben
„dadurch, daß du deren glücklichen Ausgang zu
„ſorgfältig vorbereiten wollteſt, zu lauter wankenden
„und unſicheren Schritten auf deiner Laufbahn
„veranlaſſen würdeſt?“

Ende des erſten Bandes.

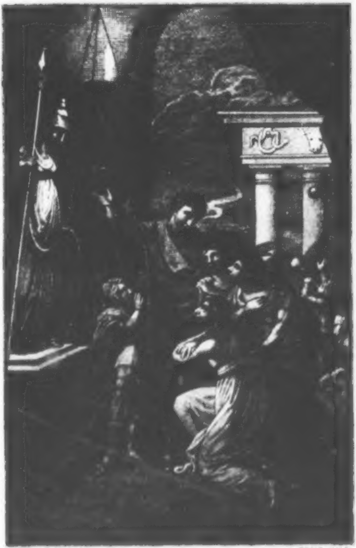
Christian Garve's
ſämmtliche Werke.

Zweyter Band.

Enthält:

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände ꝛc.

Zweyter Theil.



[illegible] INV. J. WEBER SCULP

Nur an Weisheit und Güte schliesst sich Glückseligkeit an

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben,

von

Chriſtian Garve.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Zweyter Theil.

Breßlau, 1801.

Philos. 1. 127

An den

Herrn Kreisſteuer-Einnehmer

Weiße.

Ich habe lange gewünſcht, daß von unſrer alten Freundſchaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden ſeyn möge; nicht nur aus der ſehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wiſſen ſoll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: ſondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundſchaft unter Gelehrten ein gutes Beyſpiel gibt: da dieſe Freundſchaften, welche oft mehr der Verſtand als das

Herz ſtiftet, ~~durch die Eitelkeit ſo leicht~~ getrennt werden. Sie haben überdieß ein Recht auf meine letztern, reifern Geiſtesarbeiten, da Sie meine erſten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftſteller beym Publikum eingeführt haben.

Die Aufſätze welche ich Ihnen hier widme, ſind klein und unbedeutend, und können höchſtens nur in ſo fern einigen Werth haben, als ſie etwas Selbſtgedachtes enthalten, und Gedanken bey andern veranlaſſen. Aber für Sie werden ſie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wiſſen, unter welchen Hinderniſſen und in welcher unangenehmen Lage ich ſie ausgearbeitet habe. Sie werden ſich freuen, daß ich im Stande geweſen bin, ſie zu vollenden: und da Sie ſo lange, auch durch Briefe, wenig, oder nichts von mir erfahren haben, ſo wird es Ihnen lieb ſeyn, mich einmahl ausführlich ſprechen zu hören.

Ich ſelbſt ergetze mich, indem ich dieß ſchreibe, an dem Gedanken, daß, in den ſchönen Tagen des bevorſtehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitre Morgenſtunden auf Ihrem Landſitze beſchäftigen, und mein Andenken bey Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie dieſe unſchuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathnen Kindern, umgebnen Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit ſo vielen verſtändigen und rechtſchaffnen Perſonen, von denen Sie geliebt und aufgeſucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortſchritten der Litteratur, welches durch das Alter bey Ihnen nicht geſchwächt worden iſt, noch lange genieſſen laſſen. Sehe ich auch dieß alles nicht mehr, wie ehedem, ſelbſt in der Nähe: ſo wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

Breßlau den 11. März.
1796.

Chriſtian Garve.

I.

Uiber zwey Stellen des Herodots.

Erſte Stelle.

Die Unterredung des Solons mit dem Kröſus, im erſten Buche des Herodots, vom 30ten bis 33ten Kap.

Die Unterredungen des Solons mit dem Kröſus, über den glückſeligen Mann, ſtehen in unſern Kinderbüchern: ſie enthalten aber auch noch unverbrauchten Stoff zum Nachdenken, für Männer und für Philoſophen.

Die Geſchichte hat ganz das Anſehn eines Mährchens: aber es iſt ein altes, und dabey ein geiſt- und charaktervolles Mährchen. Sie ſchildert doch gewiß das Zeitalter, wenn auch nicht die Perſonen. Wir mögen uns vielleicht nicht darauf verlaſſen können, daß Solon ſo gedacht, und daß er wirklich dieß geſagt hat: aber das lernen wir doch daraus, wie, zu Herodots Zeiten, geſcheute Leute einen Solon ſprechen ließen. Die moraliſchen Begriffe und Gefühle des griechiſchen Alterthums ſind in einer erdichteten, oder mit Erdichtung ausgeſchmückten Erzählung, die ſich aber aus jener Zeit herſchreibt, eben ſo erkennbar, als in einer wahren.

Ich muß meinen Leſern zuerſt die Erzählung ſelbſt mit wenigen Worten eingedenk machen, damit ſie einige Betrachtungen, die ich darüber anſtellen will, beſſer verſtehen.

Solon, deſſen Lernbegierde, wie ein von ihm uns aufbehaltener Denkſpruch ſagt, mit den Jahren wuchs *), unternahm in einem ziemlich hohen Alter eine große Reiſe, bloß um Menſchen und Völker zu ſehn. Auf dieſer kam er auch zum Kröſus nach Sardes, der ihn als einen berühmten Mann wohl aufnahm, in ſeinem Pallaſte bewirthete, und ihm, nach einem Aufenthalte von drey oder vier Tagen, alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten zeigen ließ.

Nachdem dieſe Beſichtigung zu Ende war, fing Kröſus eine Unterredung mit Solon auf folgende Weiſe an:

„Athenienſiſcher Fremdling, der Ruf ſowohl von deiner Weisheit als von deiner Reiſe, deren Beſchwerden du bloß deßwegen übernommen haſt, um Kenntniſſe zu ſammeln, iſt auch bis zu uns nach Sardes gedrungen. Von einem Manne, der

---

*) Μανθάνων γηράσκω Ich werde lernend alt, ſagte er von ſich ſelbſt.

ſo viele Menſchen geſehen hat, wünſchte ich zu erfahren, wen er für den glücklichſten unter allen halte?“

Herodot ſagt, daß Kröſus gewünſcht und erwartet habe, als dieſer glücklichſte genannt zu werden.

„Ja, antwortete Solon: ich kenne einen, dem ich den Preis der Glückſeligkeit zuerkenne: das iſt der Athenienſer Tellus.

Kröſ. „Nun, und was macht ihn dann ſo vorzüglich glücklich?“

Sol. „Athen, die Vaterſtadt des Tellus, war, „zu ſeiner Zeit, im Flor und ohne Unglücksfälle. „Er hatte ſchöne und gute Kinder. Er erlebte Kindeskinder von ihnen: und alle Kinder und „Enkel, die ihm gebohren wurden, blieben am Leben. Endlich endigte er ſein eignes, das er in „gutem Wohlſtande zugebracht hatte, auf eine ſo „glorreiche Weiſe, als es bey der Mittelmäßigkeit unſrer Umſtände möglich iſt. Die Athenienſer hatten einen Krieg mit ihren nächſten Nachbarn, den Einwohnern von Eleuſis. In einem „Gefechte gegen dieſe ſtritt er mit, half die Feinde zum Weichen bringen, und ſtarb nach entſchiedenem Siege. Die Athenienſer begruben ihn „auf der Stelle, wo er gefallen war, auf öffentliche Unkoſten, und erwieſen ihm die größten „Ehrenbezeugungen.“

„Kröſ. Wenn dann Tellus an Glückſelig-

„keit den erſten Rang hat: wem gibſt du den zweyten?“

„Sol. Ich würde ihn zwey Argivern, dem Cleobis und Biton, geben. Sie waren Brüder, Söhne einer Prieſterin der Diana, und von einer außerordentlichen Leibesſtärke. Sie hatten beyde in öffentlichen Kampfſpielen Siege davon getragen. Einſt bey dem Feſte der Diana, an welchem ihre Mutter zu einer beſtimmten Stunde im Tempel erſcheinen mußte, ſpannten ſie ſich, da das Joch Ochſen, welches den Wagen ihrer Mutter führen ſollte, zu lange ausblieb, ſelbſt davor, und zogen ſie, einen Weg von fünf und dreißig Stadien, bis zum Tempel. Das daſelbſt verſammelte Volk erſtaunte über die Stärke der Jünglinge, und bewunderte ihre kindliche Liebe, und ihre Frömmigkeit. Die Männer prieſen die Söhne, wegen ihrer Körperkraft, — die Frauen prieſen die Mutter wegen ſolcher Söhne glücklich. Stolz und freudig über die That und über die Lobeserhebungen der Verſammlung, ging die Prieſterin in den Tempel, und bath die Göttin, der ſie diente, dieſen ihren frommen Söhnen das Beſte zu geben, was die Gottheit den Menſchen zu geben hätte. — Nach vollbrachtem Opfer und geendeter Opfermahlzeit, legen ſich die beyden, äußerſt ermüdeten Jünglinge im Tempel nieder, und entſchlafen. Da man ſie nach geraumer Zeit wecken will, findet man ſie todt.“

Kröſus hatte umſonſt drauf gewartet ſich nennen zu hören: er mußte alſo ſchon ſelbſt die Unterredung auf ſich lenken.

„Nun, und von mir ſagſt du nichts? Das, „was du von meinem Glücke geſehen haſt, ſcheint „dir alſo ſo unbedeutend, daß du ſelbſt den Zuſtand eines Athenienſiſchen Privatmanns dem meinigen vorziehſt?“

Die Antwort des Solons, die nun beym Herodot folgt, iſt, nach unſern Begriffen, äuſerſt ſeltſam.

„Ich weiß,“ ſagt er, „daß Neid gegen die „Glücklichen, und eine Neigung den Ruheſtand „der Sterblichen zu ſtören, eine Eigenſchaft der „höhern Weſen iſt, welche das menſchliche Leben „regieren. Und eben weil ich dieſes weiß, halte „ich es für ſo mißlich, über menſchliche Schickſale, und den Werth der Güter, welche ich jemanden beſitzen ſehe, zu entſcheiden.“

„Das Leben des Menſchen iſt lang; und in dem „Theile deſſelben, der noch zukünftig iſt, kann er „noch viele Dinge erfahren, noch viele Uibel leiden, „die das Urtheil, welches ich heute über ſein Glück „fälle, ganz abändern müſſen.“

„Sechs und zwanzig tauſend, zweyhundert „und funfzig Tage machen das Leben eines Mannes von ſiebenzig Jahren aus *). Von allen die-

*) Dieſe unnöthige Genauigkeit in der Berechnung der Tage, welche ein menſchliches Leben ausmachen,

„ſen Tagen iſt kein einziger dem andern ähnlich:
„und das ganze Leben der Menſchen iſt ein beſtändiger
„Wechſel.“

„Was dich betrifft: ſo ſehe ich, daß du reich
„biſt und über viele Menſchen herrſcheſt. „Aber
„das weiß ich deßwegen noch nicht, was du eigentlich
„von mir wiſſen willſt: ob du ein glücklicher
„Mann biſt. Dazu müßte ich zuerſt wiſſen, wie
„du dein künftiges Leben zubringen, und wie
„du es endigen werdeſt?“

„Es iſt aber überdieß in ſich ein Unterſchied
„zwiſchen reich und mächtig, und zwiſchen
„glücklich ſeyn.

„Es gibt ſehr reiche Menſchen, die das Unglück
„verfolgt: und andere mit ſehr mäßigem Vermögen,
„die dem Glücke im Schooße ſitzen.

„Der Reiche und Mächtige hat vor dem glücklich
„Gebohrnen nur zwey Vortheile voraus, — dieſer
„vor jenem ſehr viele.

„Jener hat mehr Mittel in Händen, außerordentliche
„und heftige Begierden, die bey ihm
„entſtehen, zu befriedigen: — und außerordentliche
„Unglücksfälle, die ihm wiederfahren, zu überſtehen.“

bey welcher, in dem Texte des Herodots ſelbſt, Solon auch die Schalttage ſorgfältig mitzählt, hat etwas kindiſches. Aber die Denkungsart und die Urtheile der ältern Zeit, und die der Kinder des erſten Alters, und des gemeinen Mannes ſind einander in vielen Puncten ähnlich.

„Dagegen aber hat der wahrhaft Glückliche „weder ſo heftige Begierden, für deren Befriedigung, noch ſolche Unglücksfälle, zu deren Ertragung er ſo große Hülfsmittel brauchte."

„Die erſten Anlagen zum glücklichen Manne „liegen in den Gaben, mit welchen die Natur ſeinen Geiſt und ſeinen Körper ausgerüſtet hat, „und in der Stimmung ſeines Gemüths. Er iſt geſund und wohlgebaut, er hat eine angenehme andern Menſchen wohlgefällige Geſtalt *), er iſt von „geſundem Verſtande, er iſt von mäßigen Wünſchen und heiterer Laune; er weiß wenig von „Krankheiten, und behält bis ans Ende alle ſeine „Sinne und Gliedmaßen unverſtümmelt. Dazu „kommt, daß ſeine Verwandtſchaften, ſeine Kinder, „ſeine freundſchaftlichen Verbindungen, der Zuſtand „ſeines Vaterlandes, die Begebenheiten ſeiner Zeit, „alle die Dinge um ihn, unter welche ihn der Zufall geworfen hat, beytragen ihn froh zu machen."

„Wenn er nun ein ſolches Leben mit einem „ſanften und ruhigem Tode beſchließt, ſo iſt er der „glückliche Mann, welchen wir ſuchen."

„Zwar würde kein Menſch dieſen Nahmen verdienen, wenn wir die Vereinigung aller dieſer „Güter dazu fordern wollten. Das iſt das Loos

---

*) Ich glaube Verzeihung beym Leſer zu erhalten, wenn ich einen Gedanken, der in den obigen Erzählungen des Solons lag, mit in dieſe Antwort deſſelben hineinſetze, ob er gleich nicht wörtlich im Herodot ſteht.

„keines Sterblichen. Aber wir nennen den glücklich, welchem die größte Anzahl derſelben zu Theile geworden iſt. So wie kein Land alle Früchte erzeugt; aber dasjenige als das fruchtbarſte angeſehen wird, welches die meiſten und beſten hervorbringt: ſo iſt kein Menſch, dem es nicht in Geiſt, Körper oder äußerer Lage, an gewiſſen Vorzügen fehlt, indeß er andere genießt. Aber in dem Beſitze der meiſten und größten zu ſeyn, und in dieſem Beſitze ſein ganzes Leben hindurch zu bleiben: das iſt es, was den glücklichen Mann ausmacht. Das Ende jedes Dinges muß aber erſt abgewartet werden, ehe über den Zuſtand desſelben ein Urtheil gefällt werden kann. Dieß iſt am meiſten von dem Menſchen wahr. Denn vielen hat das Schickſal nur den Schimmer von Glückſeligkeit gewieſen, um ihren gänzlichen Untergang vorzubereiten.“

In dieſer ganzen Schilderung von menſchlicher Glückſeligkeit liegen manche Begriffe und Grundſätze, die ſich in den Gemüthern der Weiſen bis auf unſere Zeit erhalten haben. Andre Züge ſind Ausdrücke von Meinungen, oder Leidenſchaften der Soloniſchen Zeit, die ſich mit den veränderten Umſtänden verändern mußten. Die Keime unſerer Moralphiloſophie finden wir ſchon in den Urtheilen und Ausſprüchen Solons. Aber es ſind unentwickelte Keime, die erſt, durch die mit dem Fortgange der Zeit ſich häufenden Erfahrungen, und durch das fortgeſetzte Studium der menſchlichen Natur, zu einem haltbaren und zuſammenhängenden Syſtem reifen konnten.

Daß Kröſus ſich für glücklich hielt, weil er reich und mächtig war, und daß ein weiſer Mann, wie Solon, den Reichthum nicht für Glückſeligkeit gelten laſſen wollte, das könnte unſre Aufmerkſamkeit wenig zu verdienen ſcheinen, weil dieſes ein eben ſo gemeiner Sittenſpruch in unſern Büchern und Predigten geworden iſt, als jenes von je her eine gemeine Geſinnung in dem Leben der Menſchen war. Aber was als Gemeinſpruch zu unſern Zeiten unbedeutend iſt, das iſt als Sentenz in dem Munde eines alten Weiſen wichtig. Es iſt in der That angenehm, im hohen Alterthum dieſe widerſprechenden Urtheile des ungebildeten Menſchen und des Weiſen über den Reichthum, zum erſten Mahle, ſo deutlich und ſo entſchieden ausgedrückt zu ſehn.

Der erſte Schritt von der Roheit des Naturſtandes zur bürgerlichen Verfeinerung, iſt die Liebe zum Eigenthum; worauf die Achtung des Reichthums unmittelbar folgt: und der erſte Schritt der philoſophirenden Vernunft iſt die Mäßigung dieſer Begierde, und die Anerkennung des höhern Werths der Güter, die in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen.

Aber wenn es etwas allgemeines iſt, daß Kröſus den Reichthum über alles ſchätzt: ſo iſt das etwas ihm eignes, daß er für glücklich geprieſen ſeyn will; daß er ſogar den erklärten Ehrgeiz hat, der Glücklichſte aller Sterblichen zu ſeyn. Entweder gehört dieſer Zug unter die erdichteten, wie er in der That das Anſehn hat, oder Kröſus war ein nicht gemeiner Menſch.

Nach den Erfahrungen unſrer Zeit iſt den Reichen und Großen nicht ſo viel daran gelegen, daß man ſie für glücklich, als daß man ſie für erhaben über andre Menſchen halte. Wenn Kröſus auf ſeine Schätze ſeine Hoheit gegründet, und nun vom Solon verlangt hätte, daß er anerkennen ſolle, wie tief die ärmern Griechen unter ihm ſtänden: ſo würden mich ſeine Anſprüche nicht befremden. Aber er wollte, nach der Erzählung des Herodots, gerade zu für ein vom Glücke, über alle andre begünſtigtes Geſchöpf gelten: und dieß würde ich bey einem Kröſus heute zu Tage nicht erwarten.

Am wenigſten iſt in der Lage, in welcher Kröſus war, in der Lage eines Landesherrn, dieß die gewöhnliche Wendung, welche der Ehrgeiz nimmt.

Im Privatleben findet man allerdings Leute, die es darauf anlegen, mit dem Scheine des Glücks, deſſen ſie genießen, andre zu teuſchen. Ein gewiſſer Prunk, in welchem der Reiche vor dem Publikum erſcheint, hat oft für ihn viel Beſchwerliches, und keine andre reitzende Seite, als daß er ſich mit den Ideen des höhern Glücks ſchmeichelt, welches der gaffende Pöbel zuſchreibt. In dieſem Stande aber findet ſich zugleich, — vielleicht bey einem noch größern Theile der Menſchen, die entgegengeſetzte Begierde, für unglücklich gehalten zu werden. Oder vielmehr eine gewiſſe Claſſe ſchwacher Ehrgeitzigen verbindet beydes. Gegen ihre Freunde klagen ſie; und ihre vertrauteſten Geſpräche ſind Aeßerungen ihrer Unzufriedenheit. Den Fremden hingegen, von denen ſie bloß aus der Ferne geſehen werden, ſuchen ſie, wenn es möglich iſt, die Meinung, daß ſie die Glücklichern ſind, beyzubringen. Die Gründe jener Klagen und dieſer Prahlerey ſind zuſammenhängend. Bey denen, die mit ihnen in Verbindung ſtehen, wollen ſie Mitleid erregen, um ſie dadurch noch ſtärker zu Dienſtleiſtungen gegen ſich aufzufordern. Zuweilen iſt ihnen auch daran gelegen, eine feinere Empfindſamkeit zu zeigen. Bey den entferntern Zuſchauern wollen ſie Neid erregen, weil dieſe Leidenſchaft die, welche ſie empfinden, zugleich demüthiget, und ſie daher zur Unterwürfigkeit geneigt macht. Durch die Klage über ſein Schickſal gibt der Menſch auf eine ſtillſchweigende Art zu erkennen, daß er ein noch beßeres verdiene. Bey dem Prachtaufwande, der ihn den großen Haufen als einen Glücklichen ankündigen ſoll, liegt die nähmliche Meinung von perſönlicher Erhabenheit zum Grunde; aber ſie äußert ſich nur auf eine andere Art. Beyde Triebfedern erreichen, wenn ich ſo ſagen darf, nicht den höchſten Rang unter den Menſchen. Des Prunkes, und eines glänzenden Aufzuges von Jugend auf gewohnt, denken die Fürſten ſeltner, als reich gewordene Privatleute, an den Eindruck, den ihr Glanz auf die Menge machen wird. Was für den Menſchen alltäglich iſt, davon erwartet er keine große Wirkung auf andere Gemüther. Uiber die Vorzüge, in welchen ſeine Uiberlegenheit ganz ausgemacht und entſchieden iſt, begehret er nicht mehr die Urtheile anderer einzuhohlen; und es iſt ihm alſo auch weniger daran gelegen, dieſe Urtheile zu beſtimmen. Auf der andern Seite kann zwar die Anhänglichkeit der Menſchen an ihre Freunde durch Mitleiden vergrößert werden: aber die an ihre Regenten kann nur auf Achtung beruhen. Um dieſer Urſachen willen iſt weder das Klagen des gekränkten Ehrgeizes und der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, noch das Prahlen mit den äußern Zeichen des Glücks in dem Geiſte und Charakter der edelſten Würde.

Die Schilderung Herodots zeigt uns im Kröſus mehr die Leidenſchaften eines Privatmannes, als die eines Königs. Kröſus beträgt ſich als ein aus der Niedrigkeit emporgekommener Menſch, der ſelbſt noch die Schätze, welche ihm das Glück zugeworfen hat, anſtaunt, nicht als ein erbliches Oberhaupt eines großen Staats, dem es natürlich ſcheinen muß, reich zu ſeyn, und der die Reichthümern nur als Stützen ſeiner Macht ſchätzen kann. Entweder hat der Erfinder der Geſchichte die Aehnlichkeit in dieſen Zügen ſeines Bildniſſes verfehlt, und ſeine eignen Triebe den Perſonen, welche er ſchildert, untergeſchoben: oder die Fürſten der damahligen Zeit waren noch mehr, als die unſrigen, Privatleute, und in Geſinnungen, Fehlern und Schwachheiten, den übrigen Menſchen mehr ähnlich.

Doch es iſt uns nicht ſo wichtig zu wiſſen, was Kröſus verlangt und erwartet, — als was Solon, oder die Weisheit der Griechen zu ſeiner Zeit von der Glückſeligkeit gedacht, und worein ſie dieſelbe geſetzt hat. Welches ſind dann die Züge, durch welche Solon diejenigen Menſchen kenntlich macht, denen er den Preis in dem Wettſtreite um höheres Glück zuerkannt?

In dem, was er von dem erſten ſeiner Glücklichen, vom Tellus, ſagt, erkenne ich, vor allen Dingen, den Republicaner. Ich werde gewahr, daß der Grieche durch ein ſehr ſtarkes Band an ſein Vaterland geknüpft war. „Tellus war glücklich, ſagt Solon, denn er lebte eben zu einer Zeit, da ſein Vaterland im Wohlſtande war.“ Aus dieſer Quelle floß damahls, wie es ſcheint, faſt ganz allein das Glück und das Elend der Menſchen. Die Urſache iſt begreiflich. Der eigentliche Staatsbürger, von welchem hier die Rede iſt, kannte faſt keine andere Beſchäftigung, als die ihm der Staat gab. Alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, der ganze Genuß des Lebens, Umgang und Zeitvertreibe waren mit den öffentlichen Angelegenheiten und deren Verwaltung verwebt. Alle andern Gegenſtände der menſchlichen Wißbegierde, oder der menſchlichen Thätigkeit waren entweder noch zu unvollkommen bekannt, oder wurden zu wenig geachtet. Die Haus- und Landwirthſchaft war weit einfacher; an Handel und Gewerben nahmen die Angeſehenen wenig Antheil; die Wiſſenſchaften waren noch in ihrer Kindheit. Womit konnte ſich der Bürger beſchäftigen, als mit Krieg und Frieden, mit Volksverſammlungen und Richterſprüchen? Dazu kam, daß, da die Grauſamkeit des angenommenen Kriegsrechts das Leben und die Freyheit jeder einzelnen Menſchen in Gefahr ſetzte, ſobald der Staat, dem er angehörte, ſeinen Feinden unterlag, auch das Glück und die Siege deſſelben eine lebhaftere Freude erwecken mußten, weil ſie dem Bürger perſönliche Sicherheit verſchafften. Dieſe der alten Zeit eigene Anhänglichkeit des Menſchen an die Geſellſchaft, deren Glied er iſt, muß nothwendig etwas nachlaſſen, wenn er ſelbſt vollkommner wird. So wie ſein perſönlicher Wirkungskreis ſich erweitert, muß er ſich von dem, welchen ihm ſein Bürgerſtand anweiſet, etwas mehr losmachen. Mit der Vermehrung der Kenntniſſe, theilen und erweitern ſich die Beſchäftigungen. Die verſchiednen Laufbahnen werden von einander getrennt. Jeder Menſch bekömmt ſein eignes Ziel, wornach er ſtrebt: und er fängt an, auf mehrere Arten glücklich oder unglücklich ſeyn zu können, als bloß in Beziehung auf den Flor, oder den Verfall des Staats, deſſen Bürger er iſt. Uiberdieß findet, wenn das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, in Sittlichkeit und Cultur, Fortſchritte macht, der einzelne Bürger auch außer ſeinem Vaterlande, ſelbſt bey dem Feinde deſſelben, viele der Güter und Hülfs-quellen der Glückſeligkeit wieder, um derentwillen ihm ſein Vaterland lieb war. Nur die erleuchtete Vernunft kann uns zu unſerer Zeit zu Patrioten machen, da es zu Solons Zeiten der Inſtinct thun konnte. Das Glück des Athenienſiſchen und Spartaniſchen Bürgers hing an dem Wohlſtande ſeines Staates, weil er außer den Grenzen deſſelben entweder ungeſittete Menſchen, oder ſolche fand, die er aus Vorurtheil zu haſſen gewohnt war, und von denen er wieder gehaßt wurde. Der Bürger in den heutigen Europäiſchen Staaten knüpft ſelbſt ſein Wohl an das Glück ſeines Vaterlandes, weil er den Beruf der Natur und der Vorſehung erkennt, derjenigen Geſellſchaft zuerſt zu dienen, in welcher er geboren worden iſt, und von der er ſeine Geiſtes-Bildung erhalten hat.

Außer dieſem Umſtande, daß das Leben des glücklichen Mannes gerade in eine Periode traf, wo die bürgerliche Geſellſchaft, zu der er gehörte, in Flor und ohne Unfälle war, gedenkt Solon, in der Erzählung von dem Leben des Tellus keines andern, als des häuslichen Glücks, — und zwar, wie es der alten Zeit angemeſſen iſt, des einfachſten und natürlichſten unter allen, des Glücks, viele Kinder und Enkel zu haben. Die Ideen der Menſchen haben ſich hierin nicht geändert: aber ihre Aufmerkſamkeit iſt getheilt, und die Sphäre ihrer Wünſche iſt erweitert worden; wovon die Folge iſt, daß Ein gewiſſes Gut nicht mehr mit derſelben Leidenſchaft geſucht, und, wenn man es beſitzt, nicht mehr ſo hoch im Werthe angeſchlagen wird. Vater einer zahlreichen, geſunden und blühenden Nachkommenſchaft zu ſeyn, gibt noch jetzt, dem Manne in höherm Alter, ein angenehmes Loos, und ſelbſt eine ehrenvolle Lage unter ſeines Gleichen. In einer Zeit aber, wo die Familien ſelbſt kleine Staaten bildeten, die unter der Herrſchaft des Stammvaters ſtanden, war jener Vortheil von noch weit größrer Wichtigkeit. Jeder Bürger galt in der größern Geſellſchaft des Staats, mehr oder weniger, nach Maßgabe der Stärke und gleichſam der Macht, die er von der kleinen häuslichen Geſellſchaft, an deren Spitze er ſtand, in jene mitbrachte. Viele Kinder zu haben, gab damahls Anſehn und Einfluß: weil es eben ſo viele ſtimmfähige Mitglieder waren, die man zu den Volksverſammlungen, — eben ſo viele Streiter, die man zu den Kriegsheeren des Vaterlandes lieferte. Der

Kinderloſe war nicht nur, wie jetzt, des Beyſtandes und der Dienſte beraubt, welche der Menſch im Alter, allein von ſo nahen und ihm verpflichteten Verwandten, erwarten kann; ſondern er ward auch überdieß, als ein dem Staate weniger nützlicher Bürger, gering geſchätzt; er war in Zeiten der Unruhe, als ein wehrloſer Menſch, der Mißhandlung jeder ihn entgegengeſetzten Partey ausgeſetzt.

Dieſe Kinder des Tellus waren alle ſchön und gut.

Es iſt ſchon längſt bekannt, daß die Griechen unter dieſe beyden Wörter alle die Eigenſchaften zuſammenfaſſen, welche einen menſchlichen Charakter empfehlungswerth machen. Alle die Eigenſchaften und Handlungen, welche Beyfall und Achtung erwerben, ohne daß auf ihren Nutzen Rückſicht genommen wird, von der Schönheit des Körpers an, bis zu Großmuth und Tapferkeit, ſind unter dem Nahmen des Schönen begriffen: alle die, welche den Menſchen für andre Menſchen brauchbar, zum Dienſte des Vaterlandes, oder ſeiner Freunde tüchtig machen, — es mögen Eigenſchaften des Körpers ſeyn, wie Stärke und Behendigkeit, oder Eigenſchaften der Seele, wie Gerechtigkeit und Fleiß, — ſetzen den Begriff des guten Menſchen zuſammen. Die Abſonderung dieſer beyden Claſſen von menſchlichen Eigenſchaften, oder dieſer beyden Geſichtspuncte, unter welchen ſich jede Eigenſchaft betrachten läßt, die Abſonderung des Schönen vom Guten, war ein wichtiger Schritt in dem Fortgange der Moralphiloſophie, und hatte auf die eigne Ausbildung, welche ſie in Griechenland erhielt, einen entſcheidenden Einfluß. Aber in jener frühen Zeit, in welche die Herodotiſche Erzählung gehört, war dieſe Abſonderung weder vollſtändig noch genau. Die Grenzlinie zwiſchen dem beyderſeitigen Gebiethe ſchwebte noch im Dunkeln, und wurde mehr geahndet, als erkannt. Noch weniger waren die einzelnen Stücke aufgezählt, welche unter jede Rubrike gehören. Naturgaben und ſelbſterworbne Fertigkeiten, Tugenden, die von des Menſchen Freyheit abhängen, und Vorzüge, die ihm angeboren ſind, oder die er nur von dem Glücke empfangen kann, wurden unter einander gemiſcht, und erhielten einen gleichen Beyfall. Die Eigenſchaften des Körpers nahmen mit den Tugenden der Seele einen faſt gleichen Rang ein: ſie wurden oft mehr geſchätzt, und wurden dem Menſchen eben ſo angerechnet. Der ſchwache und übelgeſtaltete Menſch wurde eben ſo verachtet, als der feige; und der Athlete, welcher durch die Stärke ſeiner Arme, oder die Geſchwindigkeit ſeiner Füſſe, den Preis in den Olympiſchen Spielen erhalten hatte, wurde für eine größre Zierde ſeines Vaterlandes gehalten, als der, welcher Fleiß, Verſtand, oder Rechtſchaffenheit in häuslichen, oder öffentlichen Geſchäften bewieſen hatte. In der That waren ſelbſt jene

Wörter, durch welche die beyden Hauptclaſſen lobenswürdiger Eigenſchaften angezeigt wurden, urſprünglich Benennungen für ſichtbare und körperliche Vorzüge. Von der Schönheit iſt es augenſcheinlich, daß ſie, von der Geſtalt und dem Angeſichte des Menſchen, auf ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter und ſeine Handlungen übergetragen worden iſt. Aber auch das Gute, welches der Menſch kennt, iſt zuerſt Geſundheit und Stärke; und der gute, der brauchbare Menſch iſt für ihn der ſtarke. An die Stärke des Körpers ſchließt ſich die Tapferkeit und der Muth an. — Tapferkeit iſt die erſte Güte oder Vollkommenheit des Geiſtes, welche den Nahmen der Tugend erhält. Später erſt breitet ſich der Sinn des Worts auf Gerechtigkeit, Klugheit und Mäßigung aus.

Ob es gleich wahr iſt, daß der Menſch von einzelnen Erfahrungen ausgehen muß, um auf allgemeine Begriffe zu kommen: ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß, beſonders im Felde der Moral und Metaphyſik, er vom Individuellen ſehr ſchnell zu der größten Allgemeinheit überſpringt, und eher die höchſten Gattungen, als die Unterarten von einander abſondert. Einen Unterſchied zwiſchen dem, was im Menſchen des Lobes, oder des Tadels würdig iſt, Achtung, oder Verachtung erregt, werden die Menſchen ſehr bald gewahr; auch in den Urſachen dieſes Beyfalls, oder dieſer Mißbilligung erkennen ſie, bey einigem Fortgange des geſellſchaftlichen Lebens, in kurzem ſolche Verſchiedenheiten, die ſie zu einer Abſonderung mehrerer Claſſen veranlaſſen. Und man kann allerdings ſagen, daß der erſte Blick der Griechen ſcharfſichtig war, welcher ſie gerade auf dieſe Abſonderung führte, — das was nutzt, von dem, was gefällt, ohne zu nutzen, zuerſt im Körper, dann in der Seele und in den Handlungen, zu unterſcheiden. Aber erſt nach vielen geſammelten Beyſpielen von Menſchen und menſchlichen Thaten, denen durch die allgemeine Bewunderung der Stempel der Vortrefflichkeit, oder durch die allgemeine Mißbilligung, der Stempel der Verwerfung aufgedrückt worden war; — erſt, nachdem die Verhältniſſe im geſellſchaftlichen Leben ſich dermaßen vervielfältigt und verwickelt hatten, daß auch die feinern Schattirungen der Charaktere ſich in ihnen zeigen konnten; erſt endlich nachdem ſpeculative Köpfe die Empfindungen, welche ein Menſch bey andern Menſchen, durch ſeine Eigenſchaften und durch ſein Betragen erregt, zergliedert hatten — erſt nach dieſen Vorbereitungen konnten die einzelnen Tugenden, die unter jene Claſſen gehören, aufgefunden und auf beſtimmte Begriffe gebracht werden. Tellus Söhne erhielten den Beyfall ihrer Mitbürger und des Solons durch Vorzüge, die weniger genau beobachtet und unterſchieden worden waren. Sie hatten, will Solon ſagen, an Körper und Geiſt alles, oder das meiſte von dem, was, bey der Betrachtung, Wohlgefallen erweckt, und, bey dem Gebrauche, den Dank der Menſchen verdient.

Der Antheil, welchen ein Vater an dem Ruhme nimmt, den ſeinen Söhnen ihre Gaben und Tugenden zuziehn, iſt zu allen Zeiten groß: und nie iſt ein Mann ohne Achtung geblieben, der von einer ſchönen und verdienſtvollen Nachkommenſchaft umgeben geweſen iſt. Aber doch ſcheint in jenem hohen Alterthume dieſer Antheil noch größer, der Stolz auf ſchöne und gute Kinder noch allgemeiner, das Unglück, kinderlos ins Alter zu treten, noch mitleidenswürdiger geweſen zu ſeyn, als jetzt. Die Bande der Geſelligkeit, welche die Menſchen als Menſchen zuſammenknüpfen, waren damahls noch verkannt, oder waren wenigſtens äußerſt loſe; die, welche zwiſchen ihnen als Bürgern eines Staats obwalten, theilten ſie gemeiniglich in große Parteyen, wobey jede ſo viel Gegner, als Freunde fand. Nur die Bande der Blutsfreundſchaft, und noch mehr die der kindlichen Liebe konnten dem Menſchen, beſonders für ſein höheres Alter, einen geſicherten Schutz, einen frohen Lebensgenuß, in Zeiten der Ruhe, und Beyſtand in Zeiten der Gefahr, verſchaffen.

In Abſicht zweyer Sachen wird es vom Solon mehr angedeutet, als geſagt, daß er ſie zum glücklichen Leben rechnet. Dieſe ſind, ein langes Leben, und ein geſundes Alter. Der glückliche Tellus mußte beyde Vorzüge beſitzen. Ohne das erſte hätte er nicht von allen ſeinen Kindern wieder Kinder erleben können: und ohne das letztere hätte er nicht, als Vater einer ſolchen Nachkommenſchaft, noch in den Krieg ziehn, und das Ende ſeiner Laufbahn in einem ehrenvollen Tode fürs Vaterland finden können.

Ich merke im Vorbeygehn an, daß das menſchliche Leben in der erſten Kindheit damahls eben ſo unſicher, und die Anzahl der Glücklichen, welche dieſen Gefahren entkamen, verhältnißmäßig eben ſo klein geweſen ſeyn muß, als jetzt. Es würde ſonſt nicht vom Solon als ein den Tellus auszeichnendes Glück bemerkt worden ſeyn, daß alle Kinder, die ihm geboren wurden, auch am Leben blieben.

Von der übrigen Verfaſſung und den Lebensumſtänden des Tellus ſagt uns Solon äußerſt wenig. Mit einem einzigen ſimpeln, etwas unbeſtimmten Worte *), mit eben dem, welches er von dem Flor Athens zu Tellus Zeiten braucht, zeigt er an, daß ſein eigner Zuſtand erwünſcht und blühend war. Ohne Zweifel ſtecken unter dieſem Ausdrucke die Begriffe von Vermögen und Ehre: das beweiſt der Zuſatz, den Solon dem Wohlergehn des Tellus beyfügt, — nach unſrer (der Griechen) Art, oder, ſo wie es bey uns ſeyn kann, ein Zuſatz, der unverſtändlich ſeyn würde, wenn von

---

*) εὖ ἥκοντι τοῦ βίου.

einer andern Art des Glücks, als der gedachten, die Rede wäre. „Tellus, will Solon ſagen, war ein angeſehner und wohlhabender Mann, nach dem, was bey uns Griechen Reichthum und Anſehn heißt. Er hatte nicht die Schätze Aſiatiſcher Reichen, und war über ſeines Gleichen nicht ſo erhoben wie ein Despote: aber in einem mittelmäßig reichen und mächtigen Freyſtaate, zeichnete er ſich doch unter ſeinen Mitbürgern durch Wohlhabenheit und genoſſene Achtung aus.“

Der Leſer wird in der Folge dieſes Aufſatzes noch eine andre Stelle des Herodots finden, aus welcher die gegenwärtige erklärt wird. Aus beyden erhellt nähmlich, daß die Griechen, wenn ſie ihre äußere, politiſche oder perſönliche, Lage mit der Lage verglichen, worin ſie die Staaten und die Einwohner Aſiens fanden, ſie ihre Kleinheit, und das Eingeſchränkte ihres Eigenthums ſo wohl, als ihrer Herrſchaft, erkannten; daß ſie ſich aber dadurch nicht gedemüthigt fühlten, ſondern vielmehr die Urſachen von den perſönlichen Vorzügen, durch die ſie ſich über die Barbaren erhaben zu ſeyn glaubten, zum Theile dieſer glücklichen Mittelmäßigkeit zuſchrieben.

In dem Leben des glücklichen Mannes zeichneten ſich alſo, nach den Begriffen der Griechen zu Solons Zeiten, nur wenige Umſtände ſo ſehr aus, um eine beſondre Anzeige zu verdienen. Aber die Art ſeines Todes und Begräbniſſes, waren ihnen zu wichtige Dinge, als daß Solon unterlaſſen konnte ihrer zu erwähnen. Das Glück des Tellus wurde erſt dadurch vollendet und gekrönt, daß er, als Schlachtopfer für ſein Vaterland und als Sieger, fiel, und daß ſeinem Leichnahme alle die halb gottesdienſtliche Verehrung bewieſen wurde, welche die Dankbarkeit und der Aberglaube der Griechen ihren verdienſtvollen Todten zuerkannte.

Wahrheit und Vortheile vereinigen ſich in dieſen Vorſtellungen eines glücklichen Todes.

Krieg iſt das erſte und edelſte Geſchäft in der Meinung der Menſchen; fürs Vaterland zu fechten die erſte Pflicht; Tapferkeit im Kriege bewieſen, die geſchätzteſte Tugend, Sieg über die Feinde das größte Glück. Dieß ſind Ideen der alten Welt — aber tief eingewurzelt in der menſchlichen Natur, ſo, daß ſie noch heute zu Tage ihre Zweige treiben, obgleich ſo viele Umſtände ſich vereinigen, ſie auszurotten, oder einzuſchränken.

In dieſe Denkungsart können wir uns verſetzen. Aber die, daß es zur Glückſeligkeit des Menſchen nothwendig ſey, begraben, und mit gewiſſen Ceremonien nach ſeinem Tode beehrt zu werden, iſt uns ſo fremd, daß wir Mühe haben zu begreifen, wie ſie bey einer vernünftigen Nation ſo lange fortdauern konnten. Und doch überzeugt uns alles, die Geſchichte ſowohl als die Poeſie der Griechen, daß in dem Zeitraume ihrer höchſten Aufklärung, dieſe Gegenſtände den tiefſten Eindruck auf ſie machten.

Es giebt mehr als eine Tragödie der Griechen, — und unter dieſe gehört gerade die in Athen geſchätzteſte Tragödie des Sophokles*) — deren ganzes Intereſſe darauf gebauet iſt, daß einem Todten das Begräbniß von der einen Partey verweigert, von der andern erkämpft wird. Das Schickſal der zwölf ſiegreichen Athenienſiſchen Feldherren, iſt bekannt, die mit ihrem Leben dafür büßen mußten, daß ſie, nach einer gewonnenen Seeſchlacht, durch Sturm verhindert worden waren, die Leichnahme ihrer erſchlagnen, oder im Meere ertrunknen Mitbürger aufzuſuchen und am Lande zu begraben.

In dieſem Geiſte ſchildert alſo auch Solon das Ende des erſten ſeiner glücklichſten Leute. Tellus bleibt auf der Stelle wo er gefochten hatte — und erſt, nachdem der Sieg ſeiner Landsleute entſchieden war; wird er auf öffentliche Unkoſten begraben; und ſeine Leiche und ſein Grab werden mit allen den Gebräuchen beehrt, welche das Vaterland ſeinen verdienſtvollſten Bürgern gewidmet hatte.

Dieß ganze Bild trägt die Spuren eines hohen Alterthums. Die Umriſſe ſind nur durch wenige gerade Striche angezeigt; die Zeichnung iſt richtig, aber trocken; die feinern Schattirungen und die Farben fehlen.

In dem zweyten Gemählde, in dem von der Glückſeligkeit des Biton und Cleobis, denen Solon den zweyten Rang unter den Glücklichen einräumt, ſind einige Züge, die näher zum Herzen gehen, und eine feinere Empfindſamkeit des Beobachters oder Erfinders derſelben anzeigen. Indeß ſind dieſe ebenfalls mit rohen Vorſtellungen der Zeit vermiſcht, in die wir nicht einſtimmen können, ob es uns gleich Vergnügen macht, ſie kennen zu lernen.

---

*) Die Antigone.

Es iſt abermahls eine Familie, die durch und in ſich glücklich iſt; es iſt eine Mutter, die, vor den Augen eines zum Gottesdienſte verſammelten Volkes, von ihren Söhnen geehrt wird; es ſind Söhne, welche kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen die Götter bewegt, die größten Beſchwerden zu übernehmen.

Sonſt hören wir an Kleobis und Biton keinen andern Vorzug, als ihre Leibesſtärke, und kein anderes Glück, als den Preis rühmen, den ſie in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen erhalten haben. Sie waren, ſagt Solon, beyde Athlophoren.

Die Stärke des Körpers, die Leibesübungen, und die Wettkämpfe hatten in der Achtung der Griechen einen ſehr hohen Rang. Es machte, nach ihrer Meinung, die Ehre und das Glück einer Familie, und ſelbſt eines Staats aus, wenn jene einen Verwandten, dieſer einen Bürger hatte, der auf einem der vier großen Schauplätze, wo die Nation ſich verſammelte, um über dieſe Art des Verdienſtes zu entſcheiden, — zu Olymp, bey Nemea, am Iſthmus, und in Delphi, — als Sieger gekrönt worden war. Unbegreiflich iſt es nicht, daß zu einer Zeit, wo mit Lauſen, Ringen und Fauſtſchlagen diejenigen Geſchicklichkeiten zuſammenhingen, durch welche eine Nation ihre Feinde im Felde überwindet, athletiſche Wettkämpfe eine ausnehmende Wichtigkeit, in den Augen kriegeriſcher Völkerſchaften, erhielten: ſo geiſtlos auch jene Uibungen waren, und ſo leer von allem moraliſchen Werthe ein Olympiſcher Sieger ſeyn konnte. Schon der Umſtand, daß dieſe Siege vor den Augen des verſammelten Griechenlands erfochten wurden, daß ſie zur Feyerlichkeit großer Nationalfeſte gehörten, die uralt, und der Sage nach von Halbgöttern geſtiftet worden waren, — konnte ſie zum Gegenſtande eines allgemeinen Wetteifers machen. Aber das iſt befremdlich, daß die Meinung; von der Würde dieſer Spiele, auch dann unter den Griechen noch fortdauerte, als die Nutzbarkeit der Uibungen, zu welchen ſie die Veranlaſſung gaben, und der Fertigkeiten, welche in denſelben gekrönt wurden, ſchon längſt aufgehört hatte. Selbſt nachdem die Veränderung der Waffen und der Kriegskunſt, dem eignen Geſtändniſſe der Griechen zufolge, die Athleten faſt unbrauchbar zum Kriege, und vortreffliche Krieger zu ſchlechten Athleten machte, blieb doch noch an dem Nahmen eines Olympiſchen Siegers ein Schein von Erhabenheit und Ehrwürdigkeit geheftet *).

---

*) Eine ausführliche, aber doch nicht gnugthuende Erörterung dieſes Gegenſtandes findet man in Lu-

„Kleobis und Biton waren glücklich, weil ſie „von ungewöhnlicher Leibesſtärke, und weil ſie als „Wettrenner oder Ringer gekrönt worden waren.“ Das ſind nicht Begriffe Solons, des weiſen Mannes, ſondern Vorſtellungen ſeines Zeitalters und ſeines Volks, die er von Jugend auf eingeſogen hatte. Aber das iſt ihm mehr eigen, und das nähert wieder ſeinen Begriff von Glückſeligkeit dem unſrigen, daß er die beyden Jünglinge, um ſie als glücklich darzuſtellen, ihre Stärke in einer Handlung beweiſen läßt, die zugleich Frömmigkeit und Kindesliebe anzeigt. Sie ſpannen ſich an den Wagen ihrer Mutter, um ſie zu rechter Zeit zu dem Gottesdienſte, dem ſie vorſtehen ſollte, und den ſie ſonſt verſäumt haben würde, zu bringen.

Die älteſte Zeit, unter Juden und Heiden, war eine fromme Zeit. So wenig die Begriffe, welche die letztern von den Göttern hatten, und die Gebräuche, welche ihren Gottesdienſt ausmachten, fähig ſchienen, eine dauerhafte Ehrfurcht zu erwecken: ſo war doch die Idee von der weſentlichen Erhabenheit und den oberherrſchaftlichen Rechten jener unſichtbaren Weſen, und von der Heiligkeit der Pflichten, die wir ihnen ſchuldig ſind, den Gemüthern tief eingeprägt.

Es iſt merkwürdig, daß die Geſinnung, welche die Religion gegen die Gottheit einflößt, und

---

cians Dialogen, welcher Anacharſis überſchrieben iſt.

die, welche ſich auf das Verhältniß der Kinder gegen ihre Aeltern bezieht, den Alten ſo verwandt geſchienen haben, daß ſie beyde mit demſelben Nahmen benennen,*) und daß ſie ſie noch öfter, ſo wie hier, in ihren Charakterſchilderungen als Züge, die zuſammengehören, vereinigen. Dieſe Verwandſchaft iſt nicht ohne Grund von ihnen angenommen worden. In der religiöſen, wie in der kindlichen Geſinnung, iſt Dankbarkeit der Grundſtoff. Dieſer bekommt aber, bey beyden, eine eigenthümliche Form und Farbe durch eine Miſchung von Furcht — die, bey Kindern gegen ihre Eltern, aus ihrer Abhängigkeit von dieſen, während der erſten Jahre der Kindheit, — bey dem Menſchen gegen die Gottheit, aus der Vorſtellung von ihrer überlegnen Macht, und ſelbſt aus der Dunkelheit des Begriffes von ihr entſteht. — Urſachen, welche auf das menſchliche Gemüth, während der erſten Periode ſeiner Cultur, ſtärker, als in ſpätern Perioden **), wirken.

Das verſammelte Volk preißt Mutter und Söhne glücklich: die Söhne bloß wegen ihrer ausgezeichneten Stärke; die Mutter, wegen der Achtung, welche ſie von ſolchen Kindern genießt.

---

*) Die εὐσέβεια der Griechen und noch mehr die pietas der Römer bedeutet zugleich Frömmigkeit, und kindliche Dankbarkeit.

**) In dem älteſten und roheſten Begriffe von Gott waltet die Macht vor; in ſpätern und mehr verfeinerten iſt es die Güte deſſelben, welche die Aufmerkſamkeit vornehmlich an ſich zieht. Und obgleich die Dunkelheit des Begriffs bleibt: ſo verliert das Geheimnißvolle doch durch fortgeſetztes Nachdenken, das Anſehn des Fürchterlichen.

Es iſt angenehm, ein ganzes Volk in dieſer alten Zeit zu ſehen, das die kindliche Liebe und die Ehrfurcht gegen die Götter für Tugenden erkennt und ihnen ſeinen lauten Beyfall gibt. Dieſe beyden Geſinnungen ſind in der That allenthalben, wo ſie einen gewiſſen Grad von Stärke im Menſchlichen Gemüthe erreichen, Principien, aus welchen zugleich Mäßigung übelartiger Leidenſchaften, und Anſtrengung zu nützlicher Thätigkeit entſpringt. Aber ſie waren vorzüglich in einem Zeitalter unentbehrlich, wo die bürgerliche Geſellſchaft weder den Leidenſchaften ſo feſte Schranken entgegengeſetzte, noch den Fleiß und die Gemeinnützigkeit durch ſo viele Belohnungen aufmunterte, als in unſerm Zeitalter. Die Achtung der Menſchen aber für gewiſſe moraliſche Eigenſchaften richtet ſich, durch einen natürlichen Inſtinct, oder durch die Folge richtiger, obgleich nicht entwickelter, Schlüſſe, nach dem Nutzen oder der Unentbehrlichkeit ſolcher Eigenſchaften für die jedesmahligen Umſtände der Geſellſchaft.

Das Ende der Geſchichte hat etwas rührendes: aber es hat zugleich einen Anſtrich von Schwermuth, — eine Farbe, die in der That in vielen Erzählungen und Mährchen der älteſten Welt durchſchimmert. — War vielleicht das Gefühl der Mühe und der Noth, welche das menſchliche Leben begleiten, allgemeiner und ſtärker, als die Menſchen noch wenigere Vergnügungen kannten, wenigere Hülfsmittel hatten, und doch mit größern Schwierigkeiten kämpfen mußten, und mehreren Gefahren ausgeſezt waren? Oder machten die unaufhörlichen Kriege, welche die Menſchen mit Blutvergießen und Tod allenthalben umgaben, und bey denen ihr Ruhm an die unerſchrockne Aufopferung des Lebens geknüpft war, daß ſie den Gedanken des Todes bey jeder Gelegenheit vor Augen hatten, und eine gewiſſe Süßigkeit darin fanden? Die Urſache ſey, welche ſie wolle: ſo viel iſt gewiß, daß die melancholiſche Sentenz des Hindoſtaners *), „Schlafen iſt beſſer als wachen, aber der Tod iſt über alles,“ — dieſe Weisheit, die dem Nichtſeyn vor dem Seyn den Vorzug gibt, auch in der Geſchichte und in den Meinungen der älteſten Griechen herrſcht.

Was uns aber in dem Schickſale dieſer Jünglinge nicht bloß wehmüthig rührt, weil es uns an das, in allen Zeitaltern empfundne, menſchliche Elend erinnert, ſondern was uns auch jezt noch als Glückſeligkeit vorkommen kann, iſt ihr ſanfter und ſchmerzensloſer Tod, der unmittelbar auf eine gute Handlung folgt; — es iſt ein Tod, der von der Gottheit ſelbſt, zur Erfüllung der gerechteſten und

---

*) Man ſehe Rainal histoire des Etablissemens des Européens dans les deux Indes.

inbrünſtigſten Fürbitte einer frommen Mutter für die Wohlfarth ihrer Söhne, dieſen zugeſchickt wird.

Es liegt etwas tröſtliches in dieſem Ausgange der Geſchichte. Je mehr der Menſch natürlicher Weiſe den Tod fürchtet, und durch die Gewißheit deſſelben das Leben verbittert fühlt: deſto mehr wünſcht er, ſich zu überzeugen, daß der Tod kein Uibel ſey. Und hier iſt es nun die Gottheit ſelbſt, welche dieſen Ausſpruch thut. Sie begünſtigt ihre Lieblinge und ihre eifrigſten Verehrer, indem ſie ſelbige ſanft und ſchnell aus dieſem Leben hinwegnimmt. Sie erkläret alſo den Abſcheu der Menſchen vor dem Tode, und die Liebe zum Leben, wodurch ſie ſo oft beunruhiget werden, für irre geleitete Neigungen, die nur aus der Unwiſſenheit, in Abſicht des wahrhaft Guten, entſtehn.

Wenn wir alle Züge, die Solon ſeinen verſchiedenen Glücklichen einzeln beygelegt hat, um ihr Schickſal als erwünſcht zu ſchildern, mit einander vereinigen: ſo bleibt das daraus entſtehende Bild immer noch ein roher und mangelhafter Entwurf, der davon zeugt, daß die Kunſt moraliſche Bilder zu mahlen zu ſeiner Zeit noch in ihrer Kindheit war.

Der Glückliche, nach ihm, iſt Bürger eines blühenden und ſiegreichen Staats, und Vater einer zahlreichen und ſchönen Familie. Außerordentliche Leibesſtärke, Kränze des Sieges in den Schranken der Wettkämpfe oder auf dem Schlachtfelde errungen; ein ehrenvoller Tod vor dem Feinde, oder ein ſanfter Tod in den Vorhallen des Tempels; endlich ein Leichenbegängniß und Denkmähler, die noch das Andenken des Todten ehren: das ſind die Stücke alle, welche er in dem Leben des Glücklichen bemerkenswerth gnug findet, um aufgezählt zu werden; alle übrigen faßt er in dem Ausdrucke des Wohlergehens zuſammen.

Die bisherigen Schilderungen laſſen uns nur ſchließen, was Solon über die Glückſeligkeit denkt. Aber Kröſus fordert ihn auch auf, ſich geradezu über das, was er Glück nenne, und warum er ihn nicht für glücklich halte, zu erklären: und Solons Antwort iſt, als Denkmahl der älteſten griechiſchen Moralphiloſophie, noch merkwürdiger, als der Inhalt ſeiner Erzählungen.

Zuerſt iſt es ſehr auffallend, daß der weiſe Solon, der, welcher zuvor die Ehrfurcht vor den Göttern unter die ſchönſten Eigenſchaften des Menſchen und die Gründe ihres Glücks gezählt, — der die Götter als die Geber aller der Güter, welche Menſchen beglücken können, vorgeſtellt hatte, jetzt diejenige Eigenſchaft des Gemüths, welche wir für die niedrigſte und häßlichſte aller menſchlichen Leidenſchaften halten, — den Neid und die Schadenfreude, — recht für den eigenthümlichen Charakter erklärt, wodurch jene höhern Weſen und ihre Verfahrungsart, in Abſicht des Menſchen und ſeiner Schickſale, ſich auszeichnen.

War dieß die Frucht ſeiner langen Erfahrung? Und hatte ihm ſeine Länder- und Menſchen-Kenntniß zu keinen andern Aufſchlüſſen, über die Urſachen des Glückswechſels in dem Leben ſo vieler Menſchen, verholfen?

Nichts zeigt mehr die Einfalt und Rohheit der alten Zeit an, als der Umſtand, daß Meinungen, die in dem geradeſten Widerſpruch gegen einander ſtanden, doch neben einander fortdauerten, und Geſinnungen und Leidenſchaften, die einander aufheben mußten, wenn man im mindeſten über die Vorſtellungen, die ihnen zum Grunde lagen, nachdachte, gleich ſtark die Nationen beherrſchen konnten. Homer und ſeine Zeitgenoſſen, bis auf unſern Solon herunter, ſchildern ihre Götter theils verächtlich, theils abſcheulich, und doch haben ſie Ehrfurcht vor ihnen, und halten den Dienſt derſelben für die heiligſte aller Pflichten. — Die Griechen aus dem heroiſchen Zeitalter haben die fürchterlichſte Vorſtellung von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen. — Achilles, welchen Ulyſſes in der Unterwelt ſpricht, wünſcht lieber Sklave eines armen Mannes auf der Oberwelt, als unter den Schatten König zu ſeyn. In allen alten Gemälden des Orkus kommen wenigſtens zwey höchſt traurige Bilder vor, die Kraftloſigkeit ſeiner Bewohner, und die Finſterniß, die ſie umgibt. Und deſſen ungeachtet gehen dieſe Griechen ihrem Tode beherzt entgegen, ſehen die Feigheit, welche die Todesgefahr flieht, für die ſchändlichſte aller Eigenſchaften an, und preiſen diejenigen glücklich, welche den Ruhm der Tapferkeit und des Sieges mit ihrem Leben erkaufen.

Liegt die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung darin, daß dieſe ungebildetern Menſchen jedesmahl ganz durch den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks und des vorliegenden Gegenſtandes regieret wurden, und ihrer ehemahligen Vorſtellungen ſowohl, als der abweſenden Dinge, vergaßen? Liegt es daran, daß, da jede dieſer Meinungen aus einer andern Quelle geſchöpft, jede dieſer Leidenſchaften aus einer andern Reihe von Empfindungen entſprungen war, der Widerſpruch unter ihnen verborgen blieb, ſo lange die Menſchen nicht eine Vergleichung unter dieſen verſchiedenen Gemüthslagen anſtellten, und einen Zuſammenhang zwiſchen den dadurch erhaltnen Eindrücken zu ſtiften ſuchten? Oder ſcheint uns vielleicht jener Widerſpruch größer, als er in der That iſt? Liegt er vielleicht nur in den zu beſtimmten und entwickelten Begriffen, die wir, nach der Denkungsart unſrer Zeit, den Worten jener Alten unterſchieben; und fällt er vielleicht bey dem unbeſtimmten und ſchwankendern Sinne, den ſie in ihrem Munde hatten, weg? Vielleicht drückt z. B. das Wort, welches wir durch Neid überſetzen, diejenige unmoraliſche Eigenſchaft, die unſern Tadel und Abſcheu ſo ſehr verdient, bey weitem nicht mit der Schärfe und

Genauigkeit aus, mit welcher wir ſie uns dabey denken.

Doch wir können uns weniger in Abſicht dieſes alten Begriffs von der Gottheit irren, da wir ihn bey mehreren Völkern der alten Welt wiederfinden; — da wir in der Geſchichte und den Denkmählern dieſer Völker den Stuffen nachgehen können, durch welche er ſich nach und nach läutert, und unſern vernünftigern Religionsbegriffen nähert; da wir uns endlich ſeinen Urſprung, und die Art, wie er mit den erſten Vorſtellungen der Menſchen vom göttlichen Weſen zuſammenhing, natürlich zu erklären wiſſen.

Die Erhabenheit der Götter über die Menſchen, die Macht, die ſie vor ihnen voraushaben, und die Herrſchaft, die ſie über ſie ausüben, ſind die erſten Gegenſtände und Gründe der Gottesdienſtlichen Verehrung. Zu dieſer Erhabenheit gehört aber, nach den rohern Begriffen ungebildeter Menſchen, bey den Göttern, wie bey den Königen, eben ſo ſehr die Glückſeligkeit, deren ſie allein genießen, als die Vollkommenheit, die ihnen allein zukömmt.

Weſen, die ihren Werth im Vorzuge vor andern, und in der Gewalt über ſie haben, iſt es natürlich, daß ſie dieſe Gewalt auch behaupten, daß ſie dieſe Erhabenheit ſich nicht wollen nehmen laſſen.

Daraus folgt dann ferner, daß die Götter diejenigen Menſchen haſſen, die ſich zu einer Gleichheit mit ihnen erheben wollen. Das erſte Verbrechen, in den älteſten Religionen, iſt der Uibermuth, der den Menſchen ſeiner Sphäre vergeſſen, und ihn nach höhern Dingen ſtreben läßt, als ſeiner Natur gemäß iſt, oder die feſtgeſetzte Ordnung der Dinge erlaubt. Durch ihn fiel Siſyphus, ein ſonſt untadelhafter Fürſt, und Tantalus, der Freund und Tiſchgenoße der Götter, in die Ungnade derſelben. Die Hölle der Griechen iſt faſt mit keinem andern Verbrechern angefüllt, als mit Ehrſüchtigen, die mit den Göttern um die Herrſchaft ſtreiten, oder ſich ihnen nähern wollen. Die grauſame Rache, die Apoll am Marſyas nahm, weil er mit ihm in der Tonkunſt wetteiferte, Latone an der Niobe, weil ſie ſich ihrer Fruchtbarkeit und der Schönheit ihrer Kinder überhob, deutet auf eben die Idee. Und was war, ſelbſt nach der Moſaiſchen Erzählung, das Verbrechen, wodurch die erſten Menſchen ihre Unſchuld verlohren, und das Paradies verwirkten, anders, als ein Verſuch, weiſer und erhabner zu werden, als ſie von Gott beſtimmt waren.

Daraus entwickelt ſich aber noch ein andrer Begriff: daß ſelbſt, wenn den Menſchen nur das Glück, nicht ſein eigner Stolz, erhebt, — wenn er durch außerordentliche Reichthümer, durch ſchnelle Erhebung in ſeinem Stande, durch das Gelingen vieler ſeiner Entwürfe, durch einen ununterbrochenen Genuß von Geſundheit und Vergnügen, kurz durch eine Reihe gleich günſtiger Zufälle, von dem gemeinen Looſe der Sterblichen ausgenommen zu ſeyn ſcheint, die Götter ihn zu demüthigen, und durch große Unglücksfälle in ſeine Sphäre zurückzuweiſen geneigt ſind.

Dieſer Neid alſo, den Solon hier, und Herodot an mehrern Stellen, den Göttern als Eigenſchaft zuſchreibt, iſt nicht eigentlich das Mißvergnügen, welches das Glück andrer bey bösartigen oder ſchwachen Gemüthern erregt: es iſt der Unwille eines Höhern gegen den Uibermuth der Niedrigern; es iſt die Geſinnung eines auf ſeine Macht eiferſüchtigen Regenten gegen Unterthanen, welche ſich über ihr Verhältniß erheben, und ſich der Unterwürfigkeit, zu der ſie verbunden ſind, zu entziehen trachten.

Indeß, obgleich dieſe Geſinnung, — auf ſolche Weiſe beſtimmt, — nicht geradezu moraliſch böſe iſt: ſo iſt doch auch wenig moraliſch Vollkommnes darin. Wenn es auch nicht boshafter Neid iſt, den dieſe alten, frommen Weiſen ihren Göttern, mitten unter den Ausdrücken ihrer Verehrung gegen ſie, zuſchrieben; ſo iſt es doch eine ſelbſtſüchtige Neigung, es iſt die Denkungsart unbefeſtigter und ſchwacher Regenten. In der That mußte ſchon deßwegen, mit der Erhöhung und Veredlung des Begriffs von Gott, ſich der Begriff dieſer Eigenſchaft von ihm abändern, und nach und nach verlieren.

Es

So lange die Götter menſchenartige Weſen von großer, aber doch endlicher Macht, und auf eine gewiſſe Sphäre der Herrſchaft eingeſchränkt waren: ſo lange ließ es ſich denken, daß ſie auf das Glück oder die Hoheit einzelner Menſchen eiferſüchtig ſeyn, und ſie bloß deßhalb ſtrafen, oder verfolgen konnten, weil ſie Eingriffe in ihre Gerechtſame von ihnen befürchteten. Aber ſobald die Gottheit, in den Vorſtellungen der Menſchen, ein unendliches Weſen und der Schöpfer der Welt wurde, einer Welt, deren Größe ſich mit jedem Schritte ihrer wachſenden Kenntniſſe erweiterte: ſo bald mußte, mit der Möglichkeit einer Gleichheit zwiſchen Menſch und Gott, auch der Gedanke verſchwinden, daß das übergroße Glück der Menſchen der Gegenſtand des göttlichen Unwillens, und die Urſachen göttlicher Stafen ſeyn könne.

Aber noch weit mehr mußte dieſe Veränderung bewirkt werden, als die Vorſtellung von Gott nicht mehr aus den Merkmahlen von Macht und Erhabenheit allein beſtand, ſondern auch durch die von Güte und Weisheit beſtimmt wurde. Dieſe Fortſchritte der Vernunft und des ſittlichen Gefühls unter den Griechen waren es, welche aus dem älteſten Begriffe des Neides den ſpätern der Nemeſis hervorbrachten, einer zweydeutigen Eigenſchaft, die nicht von aller Miſchung jener bösartigen Leidenſchaft frey war, aber ſich doch ſchon weit mehr auf die Seite des Rechts und der Tugend neigte.

Nähmlich nicht das Glück und die Hoheit der Menſchen an ſich, glaubten die Griechen nun, mißfalle den Göttern: ſondern nur das unverdiente, das unwürdig erlangte, das übel angewandte, das durch Uibermuth und Laſter gemißbrauchte Glück. Nicht die Aufrechterhaltung der eignen Erhabenheit und Herrſchaft, nicht die bloße Demüthigung übermüthiger Unterthanen war mehr die Abſicht der Götter, warum ſie oft die Glücklichen mit größern Trübſalen, als andre heimſuchen, Mächtige ſtürzen, und einen langen Lauf günſtiger Zufälle mit deſto traurigern Schickſalen unterbrechen: ſondern es geſchah, um Tugend und Rechtſchaffenheit unter den Menſchen aufrecht zu erhalten; beſonders um ſie diejenige Beſcheidenheit und Mäßigung zu lehren, die eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften der Menſchheit iſt. Nach und nach wurde ſelbſt die Göttin Nemeſis gerechter und weiſer, als ſie es bey ihrer erſten Erſcheinung war. Aus einer bloßen Aufſeherin über die, welche unwürdiger Weiſe zum Glücke gelangen, oder auf eine übermüthige Weiſe daſſelbe gebrauchen, — aus einer bloßen Ausgleicherin deſſen, was in den Schickſalen der Menſchen zu auffallend ungleich iſt, wurde ſie nunmehro die austheilende Gerechtigkeit, welche belohnt und beſtraft, und welche die menſchlichen Schickſale, in denen Glück und Unglück eine Zeitlang, ohne Rückſicht auf Verdienſt und Schuld, und ſelbſt im Widerſpruche mit den moraliſchen Eigenſchaften der Perſonen abzuwechſeln ſcheint, zulezt die Regeln der Schicklichkeit unterwirft, und den Entzwecken einer weiſen und wohlthätigen Geſezgebung anpaßt.

So wie im Menſchen ſelbſt Inſtinct und Leidenſchaft nach und nach in vernünftige Uiberlegungen, zu Erreichung eben der Endzwecke, welche die Leidenſchaft ſucht, und in freye Entſchlüße nach ihnen zu ſtreben, übergeht: ſo verfeinern und vervollkommnen ſich, in eben der Stuffenfolge, die Begriffe von denjenigen Eigenſchaften, welche der Menſch von ſich ſelbſt auf höhere Weſen überträgt. Der Same der reinen und vernünftigen Gottesverehrung entwickelt ſich aus jenen rohen Vorſtellungen des Alterthums, von welchen ſelbſt die Weisheit des Solons nicht frey war, eben ſo natürlich, wie ſich das Syſtem unſrer moraliſchen und politiſchen Kenntniſſe überhaupt, aus den Eindrücken der Sinnlichkeit, den Phantomen der Einbildungskraft, und den Trieben unſrer thieriſchen Natur entwickelt.

„Und eben deßwegen nun,“ ſagt Solon, um auf dieſen wieder zurückzukommen, „könne er über „einen noch lebenden Menſchen nicht urtheilen, ob „er im Ganzen ein glücklicher Menſch ſey, weil er „wiſſe, daß die, welche außerordentliche Glücksfälle erfahren, zum Unglück auserſehen ſcheinen, „und keiner in größerer Gefahr ſtehe, tief geſtürzt zu werden, als der am höchſten vom Glück erhoben worden ſey.

Ob die Alten das menſchliche Leben in dieſem Puncte richtig beobachtet haben mögen, weiß ich nicht: aber dieß war lange Zeit ihre feſte und unabänderliche Meinung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorbothen von Unglück wären. In allen alten Denkmählern der Griechen, in ihrer Mythologie, in ihren Geſchichtbüchern, in den Denkſprüchen ihrer früheſten Weiſen findet ſie ſich deutlich durch Worte ausgedrückt, oder in Erzählungen eingekleidet. Ich will unter vielen Beyſpielen dem Leſer nur die Geſchichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beym Herodot, eingedenk machen, dem, weil er in Allem glücklich war, ſein alter Gaſtfreund Amaſis, König von Aegypten, in einem Briefe den Rath gab, ſich des koſtbarſten einer Kleinodien freywillig zu berauben, und durch irgend einen Verluſt, den neidiſchen Dämon, den er bey ſeinem großen Glücke zu fürchten hätte, zu verſöhnen. Polykrates, ſo fährt das Mährchen fort, wählte dazu einen Ring, mit einem vom Theodor von Samos geſchnittenen Smaragd, der zugleich als Edelſtein und als Kunſtwerk von großem Werth war, und warf dieſen, mitten auf dem hohen Meere, in die Fluthen. Einige Zeit darauf fand Polykrates den nähmlichen Ring in dem Bauche eines Fiſches, den Fiſcher aus Samos gefangen und wegen ſeiner ausnehmenden Größe, ihm, als ihrem Fürſten, zum Geſchenke gebracht hatten. Kaum erfuhr Amaſis, daß ſeinem Freunde der Zufall auch den freywilligen Verluſt wieder erſetzt hätte: ſo kündigte er ihm Freundſchaft und Gaſtrecht feyerlich auf, weil, wie er ſagte, er mit einem Mann in keiner Verbindung ſtehen wollte, den das Schickſal ohne Zweifel zum Untergange beſtimmt hätte, da es ihm auf eine ſo wunderbare Weiſe ſchmeichelte. In der That wurde Polykrates, wenn Herodots Erzählung zu trauen iſt, kurze Zeit darauf von einem perſiſchen Satrapen Orötes, den er beleidigt hatte, aufs feſte Land gelockt, gefangen genommen und endlich gekreuzigt.

Reines Reſultat aus Beobachtungen konnte dieſe Meinung gewiß nicht ſeyn. Man hatte einige Beyſpiele von einem ſo außerordentlichen Glückswechſel wirklich vor ſich. Die Liebe zum Wunderbaren machte, daß man ſie vorzüglich bemerkte, und die Fälle der entgegenſtehenden Art vergaß. Und nachdem man jene Maxime einmahl daraus abgezogen hatte, verfälſchte man die wahren Geſchichten, und erdichtete unwahre, um ſie zu unterſtützen.

Indeſſen iſt es allerdings wahr, daß in jener ältern Zeit, wo faſt jeder Reiche ein glücklich gewordener Abenteurer, und jeder Fürſt ein Räuber einer unrechtmäßigen Gewalt war; wo der Reichthum oder das Anſehn, das einzelne Menſchen beſaßen, größtentheils durch Gewalt, Liſt oder Zufall erworben, wenig davon ererbt, und befeſtigtes Eigenthum der Familien geworden war; wo die Kriege eine gänzliche Zerſtörung der Dinge nach ſich zogen, der Beſiegte immer Freyheit, Vermögen und Leben zugleich verlor, und dieſes Schickſal den Höchſten ſowohl als den Niedrigſten traf: es iſt wahr, ſage ich, daß in dieſem Zuſtande allgemeiner Unſicherheit, das Glück der Menſchen noch häufiger und noch in einem höhern Grade, als zu unſrer Zeit, abwechſeln, und der Uibergang von einem glänzenden Wohlſtande zu einem tiefen Elende, der bey uns ſelten iſt, unter die gemeinen Erfahrungen gehören konnte.

An allen Verſuchen, das bloß Zufällige unter Regeln zu bringen, hat ohne Zweifel die Einbildungs- und Dichtungs-Kraft der Menſchen einigen Antheil, und ſie können deßwegen leicht zu Aberglauben und Schwärmerey Anlaß geben. Denn wenn man eine Regel zu bemerken glaubt, wo ſich doch keine Urſache entdecken läßt, welche die Ordnung hervorbrächte, da iſt etwas geheimnißvolles. Und wo einmahl ein Geheimniß iſt, da iſt dem Betruge oder der Schwärmerey das Thor geöffnet. Doch iſt es auch in Abſicht dieſer Thorheiten der Mühe werth, die Denkungsart der alten Welt mit der unſers Zeitalters zu vergleichen.

Daß der Allzuglückliche durchaus unglücklich werden müſſe, daß ausnehmende und vielfache Begünſtigungen des Schickſals dem Menſchen geradezu ſeinen Untergang, oder ſchreckliche Unfälle verkündigen, dieſe Einbildung haben wir nicht beybehalten. Die Umſtände der Zeit haben entweder weniger Fälle der Art, woraus ſie entſtehen konnte, veranlaßt; oder eine richtigere Beobachtung des menſchlichen Lebens hat uns die Falſchheit davon gezeigt. Aber andre Meinungen, vielleicht eben ſo ungegründete, dauern noch in Abſicht des Glücks und der Glücksfälle fort, und werden durch ſcheinbare Erfahrungen unterſtützt. Viele glauben noch jetzt, daß gewiſſe Menſchen einen ihnen eignen Glücksſtern, einen günſtigen, oder feindſeligen Dämon haben; weil ſie in ihren Schickſalen, vom Anfange bis zum Ende, etwas gleichförmiges wahrzunehmen glauben. In der That gibt es Perſonen, denen der Zufall, in dem Laufe ihres Lebens öfter als andern günſtig geweſen iſt, und die, in Fällen wo ſie ſelbſt nichts zur Beförderung ihres Glückes thun konnten, durch andre Menſchen, und durch den Zuſammenhang der Dinge, alles zu ihrem Beſten vorbereitet fanden. Andern werden, durch eine Reihe gleich zufälliger Urſachen, ſo oft ihre Entwürfe vereitelt, ihre Vergnügungen geſtört, und Unannehmlichkeiten und Beraubungen, ohne Schuld ihrer Unklugheit oder Ungeſchicklichkeit, zugezogen: daß ſie von ſich ſelbſt und von andern für Unglückliche gehalten werden.

Aber wer weiß, ob nicht in dieſer Berechnung des Glücks oder Unglücks, Unrichtigkeiten vorkommen; ob nicht, zu Begünſtigung einer Hypotheſe, oder einer Leidenſchaft, bald Unfälle und fehlgeſchlagne Entwürfe in dem Leben des vermeinten Glücklichen übergangen, bald die glücklichen Ereigniſſe in dem Leben des Leidenden vergeſſen werden? Oder wenn wirklich zwiſchen den Schickſalen des einen Menſchen und den Schickſalen des andern ein ſo großer und ein ſo anhaltender Unterſchied Statt findet, daß der eine ſeine Endzwecke immer erreicht, der andre die ſeinen immer verfehlt: wer weiß, ob dieß am Glücke liegt, und nicht vielmehr an dem Menſchen ſelbſt liege; — ob nicht gewiſſe perſönliche Eigenſchaften, die vielleicht zu verborgen ſind, oder deren Wirkſamkeit zu ſehr ins Kleine geht, als daß ſie bemerkt werden könnten, die Maßregeln des erſtern unterſtützen, und den Unternehmungen des andern ſchaden; ob es nicht vielleicht eine richtigere Beurtheilung der Dinge, aber ohne entwickelte Begriffe, — ein ſchicklicheres Benehmen obgleich ohne ſichtbare Kunſt, oder ein ſchnelleres Ergreifen der Gelegenheit, und eine dreiſtere Ausführung iſt, wodurch der vermeintliche Glückliche ſich den Zufall günſtig macht?

Eine andre Meinung herrſcht, beſonders in Abſicht des Spielglücks, und iſt von da auf das Glück des ganzen Lebens angewandt worden: die, daß es periodiſch ſey; — daß Reihen von Glücksfällen, und Reihen von Unglücksfällen hinter einander zu folgen pflegen. Das Sprichwort, daß kein Unglück allein komme, drückt, in Abſicht ſchlimmer Ereigniſſe, dieſe Meinung aus. Und in der That erinnert ſich jeder in ſeinem Leben und in dem Leben ſeiner Bekannten, an Fälle, wo dieß Sprichwort beſtätigt zu werden ſchien. Wenn man, von den ſich zu einer und derſelben Zeit häufenden Glücksfällen, nicht einen ähnlichen Denkſpruch gemacht hat: ſo mag es vielleicht daher kommen, daß der Menſch überhaupt von dem, was ihm unerwartet widriges widerfährt, weit mehr, als von dem, was er unerwartet Gutes empfängt, befremdet wird; — daß er ſich über die Zuſammenkunft mehrerer Unfälle wundert, und ſie alſo im Gedächtniſſe behält, die Vereinigung mehrerer Glücksfälle hingegen, als etwas natürliches und ihm gebührendes, gleichgültig aufnimmt und vergißt. Indeß geht es allen ſolchen Regeln, wenn ſie auch nur durch einige Erfahrungen unterſtützt werden, wie den Witterungsregeln. Wenn ſie eintreffen, ſo wird ihrer erwähnt, und ſie erhalten eine neue Beſtätigung. Wenn ſie nicht eintreffen: ſo gedenkt man nicht an ſie; und ſie werden alſo dadurch nicht wankend.

Die Berechnung, welche Solon von der Zahl der Tage im menſchlichen Leben macht, (mit der Sorgfalt, daß er die Schalttage noch insbeſondre berechnet) iſt eine überflüßige Genauigkeit. Aber der Gedanke, „daß keiner von dieſen vielen Taſenden von Tagen dem andern ähnlich ſey,“ hat etwas auffallend wahres, und enthält vielleicht, von einer gewiſſen Seite angeſehn, einen noch tiefern Sinn, als Solon in die Worte gelegt hatte. Ohne Zweifel wollte er weiter nichts ſagen, als daß der Veränderungen und Abwechſelungen im menſchlichen Leben ſo viele wären, und dieſe Veränderlichkeit ſo ununterbrochen fortginge, daß man, aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen, durchaus auf ſeinen künftigen nicht ſchließen könne; und daß man eben ſo das Ende des Lebens abwarten müſſe, um von der Glückſeligkeit des Menſchen zu urtheilen, wie ein unaufhörlich fließender Strom erſt abgelaufen ſeyn muß, ehe man vollſtändig wiſſen kann, was er bey ſich führe.

Aber eine andre Bemerkung, welche der Satz des Solons auch einzuſchließen ſcheint, iſt noch wichtiger: daß ſelbſt bey unveränderten äußern Umſtänden, (und in der That können dieſe nicht nur Tage, — ſondern Monathe und Jahre hindurch, für unſre Wahrnehmung, unverändert bleiben,) doch der Zuſtand unſers Geiſtes, und mit demſelben der Grad von Glückſeligkeit, deſſen wir wirklich genießen, ſehr merklich abwechſeln könne. „Kein Tag iſt dem andern ähnlich:“ dieſer Satz kann ſo viel ſagen, daß der kleinen Veränderungen, die in unſern Vorſtellungen von den Dingen, und in den Eindrücken, welche ſie auf uns machen, vorgehn, noch weit mehrere ſind, als der großen Umwälzungen in unſern äuſſern Glücksumſtänden; daß jene täglich und ſtündlich von Freude zum Leide, von Verdruß zur Zufriedenheit überzugehen pflegen, wenn auch die Gegenſtände dieſelben bleiben; und daß daher das Maß der Glückſeligkeit weit mehr, von der Summe nicht zu berechnender angenehmer Vorſtellungen und Einbildungen, die die Seele eines Menſchen beherrſchen, als von der ſichtbaren Größe der Güter, welche in ſeinem Range und ſeinen Reichthümern liegen, abhängen.

In der That wird ein jeder, der auf ſein Leben etwas genauer Acht gibt, dem Solon Recht geben, daß, bey der größten Einförmigkeit der Lebensart, doch die Tage für den Menſchen, nach ihrem Werthe und ihrem Genuſſe, äuſſerſt ungleich ſeyn können. In einem Leben, wo es ſcheint, daß nur die Auftritte desſelben Schauſpiels immer wiederhohlt werden, unter gleichen Arbeiten und gleichen Zeitvertreiben, zeichnet ſich doch jeder Tag durch eine andre Gemüthsſtimmung, — durch ſeine eignen Plagen, und ſeine Freuden aus. Ich gehe heute in die Geſellſchaft eben der Freunde, unter welchen ich geſtern einen glücklichen Tag genoß; ich beſuche dieſelben Fluren, welche mich geſtern entzückten: und doch finde ich dasſelbe Vergnügen nicht wieder. Es flieht mich, wenn ich es gerade in der alten Form zu erneuern ſuche, und kommt mir vielleicht, auf einem andern Wege, unerwartet entgegen. Mitten unter dieſen kleinen täglichen Veränderungen, der Perſonen ſowohl als der Lage des Menſchen, entwickeln ſich allmählig die größern: ſo wie an der Uhr der Zeiger, der Stunden und Tage bemerkt, neben dem ſchnell umlaufenden Secundenzeiger unſichtbar fortrückt.

Indeß Geſchäfte und Zerſtreuungen ihn, von Tage zu Tage, in ihrem kleinen Kreiſe umher treiben: ſchreitet er von einer Stufe des Alters zur andern fort, und ſieht, immer ſich einbildend, auf demſelben Puncte zu bleiben, in kurzem ſich ſelbſt und ſeinen Schauplatz verändert. Jeder Tag ſieht, für den flüchtigen Beobachter, dem vorhergehenden äußerſt ähnlich: und jeder iſt doch, in dem, was das Weſentlichſte von dem Zuſtande des Menſchen ausmacht, — in dem, was er denkt, genießt und thut, von dem andern ſehr unterſchieden. Die ſcheinbare Einförmigkeit des Lebens quält den Menſchen oft: und doch iſt im Leben ein beſtändiger Wechſel, deſſen Folgen ihn zuletzt, durch ihre Größe erſchrecken. Solon ſchloß aus dieſer Verſchiedenheit der Tage und Zeitpuncte des menſchlichen Lebens weiter nichts, als die Unſicherheit ſeines Glücksſtandes, — eine mehr traurige, als lehrreiche Wahrheit, — und auch nicht einmahl ganz Wahrheit: weil, wenn man auch das Glück bloß darein ſetzt, worin Kröſus es fand, in Reichthum und Macht, doch auch dieſes viele Menſchen durch alle Abwechſelungen ihres Lebens begleitet. Eine nützlichere Folge, die wir daraus ziehn können, daß unſer Zuſtand nie derſelbe bleibt, iſt, daß unſre Natur ſelbſt in einer ſteten Entwickelung begriffen iſt; und daß daher unſer vornehmſtes Intereſſe, nicht ſowohl in den Dingen liegt, nach welchen wir trachten, als in der Geſchäftigkeit, die wir zu ihrer Erlangung anwenden. Wofern wir unſre Beſtimmung nach unſern Schickſalen zu beurtheilen haben: ſo dürfen wir uns nicht dazu beſtimmt glauben, irgend ein Gut fortdauernd zu genießen, ſondern nur dazu, immer etwas Gutes zu thun, oder einem Uibel zu ſteuern. Veränderung iſt unſer Loos: aber nur weil unſer Weſen in Kräften, und unſer vornehmſtes Seyn in Handlungen beſteht. Durch unſre Thätigkeit allein, wenn ſie mit derjenigen Thätigkeit der Natur, welche unſern Zuſtand verändert, gleichen Schritt hält, und mit ihr zu gleichem Endzwecke, — dem Wohl und der Erhaltung des Ganzen, — ſich vereiniget, können wir diejenige Glückſeligkeit genießen, die unabhängig von dem Wechſel der Zeiten iſt, und über die man abſprechen darf, daß ſie Glückſeligkeit ſey, ehe man das Lebensende des Menſchen abgewartet hat.

Der Denkſpruch des Solon, welcher dieſe zu frühzeitige Entſcheidung verbiethet, iſt noch einfacher in dem Sinne, welchen er ihm geben wollte, als in dem, in welchem er in neuern Zeiten iſt verſtanden worden. Solon ſahe nur die Glückſeligkeit des Lebens, als die Summe des Guten an, welches während desſelben genoſſen wird: und er be hauptete, daß man dieſe Summe nicht eher angeben könne, als bis die Rechnung geſchloſſen ſey. In der Folge, da ſich der Begriff eines Endzwecks, — wozu das menſchliche Geſchlecht beſtimmt, und zu deſſen Erreichung das gegenwärtige Leben die Vorbereitung ſey, in den Gemüthern der Menſchen mehr entwickelte, — da die Religion ihre Ideen von einem künftigen Zuſtande und ihre Sanctionen von Belohnungen und Strafen hinzuthat, verſtand man die Sentenz des Solon ſo; daß man niemanden um des Guten willen, deſſen er hier genieſſe, für glücklich, oder um des Uibels willen, daß ihm hier wiederfahre, für unglücklich erklären könne, ſo lange man nicht wiſſe, welches der letzte und bleibende Zuſtand beyder ſeyn werde, zu welchem die abwechſelnden Schickſale dieſes Lebens ſich, wie der Weg eines Reiſenden zu ſeiner Heimath, verhalten. Solon verſtand unter dem Ende das Aufhören des Lebens: die, in moraliſchen und religiöſen Ideen weiter vorgerückte Nachwelt verſtand darunter den Endzweck desſelben, d. h. eine neue, wichtigere Periode, welche ſich an die gegenwärtige anſchlöſſe, und die, da ſie von den Abwechſelungen derſelben frey, und mehr gleichförmig glücklich oder elend ſeyn würde, auch allein den Maßſtab der Glückſeligkeit abgeben könnte. Dieſe Vorſtellung hing allerdings mit den moraliſchen Vorſchriften und Empfindungen beſſer zuſammen, als die des Solons. Dieß Leben als eine Vorbereitung und ein künftiges Leben als den Endzweck deſſelben zu betrachten, enthält wenigſtens für viele Verwirrungen der menſchlichen Schickſale Aufſchlüſſe, und für die meiſten Fälle ein Princip, aus welchem ſich die Pflichten des Menſchen herleiten laſſen. Es iſt demohnerachtet noch nicht das vollkommenſte Syſtem der Moral: nicht nur, weil es ganz auf Erwartung gebaut iſt, welche nie zur vollen Evidenz gebracht werden können; ſondern auch weil es den Werth der Tugend in dieſer Welt zu ſehr verkleinert, und doch für die künftige kein beſſeres Gut aufſtellt. Nach den reifſten Unterſuchungen unſrer Weiſen über die menſchliche Glückſeligkeit, ſcheint ſie weder, wie Solon glaubte, aus dem Zuſammenzählen aller Vergnügungen des Lebens, nach Abzug aller Schmerzen deſſelben, am Ende berechnet, — noch auch bloß in einer Zukunft geſucht werden zu müſſen, von der wir uns doch keinen Begriff, als durch die Aehnlichkeit des gegenwärtigen Lebens, machen können: ſondern ſie iſt in jedem Augenblicke vollſtändig vorhanden, wo der Menſch, ſeiner vernünftigen Natur gemäß, wirkt oder leidet. Die Veränderlichkeit des menſchlichen Lebens iſt kein Grund warum wir den Mann, der jetzt in einem Zuſtande der Zufriedenheit, und mit irgend einem guten, oder erlaubten Zwecke dergeſtalt beſchäftiget iſt, daß ſeine geiſtigen und ſittlichen Kräfte den ihnen angemeſſenen Wirkungskreis finden, nicht jetzt ſchon für glücklich erkennen ſollten. Denn dieſe

Veränderlichkeit kann dem Menſchen freylich die Gegenſtände, mit denen er ſich bisher abgab, und die Art der Beſchäftigung, in welcher er ſeine Befriedigung fand, entziehn: aber ſie kann ihm nicht alle Gelegenheit, thätig zu ſeyn, benehmen; ſie kann ihm das nicht rauben, was er durch ſeine bisherigen Uibungen gewonnen hat, — die Fertigkeit, ſich in neue Auftritte beſſer zu ſchicken, und ſelbſt in Zuſtänden, die ſeiner ſinnlichen Natur weniger angemeſſen ſind, auf eine ſeiner geiſtigen Natur gemäße Weiſe, zu handeln.

Das anziehendſte Stück von Solons Rede, und worin wirklich ſich am meiſten der Denker und der weiſe Mann zeigt, iſt ſeine Vergleichung zwiſchen Reich ſeyn und Glücklich ſeyn.

Man bemerke aber, das der Glückliche, (ὄλβιος) nach Solons Begriffen, noch nicht ganz der Glückſelige (εὐδαίμων) nach der Vorſtellung der ſpätern Philoſophen iſt. Das Wort Glückſeligkeit drückt ein Ideal, — das Wort Glück einen Erfahrungsbegriff aus. Jenes iſt eine moraliſche Dichtung von dem, was der Menſch in ſeiner größten Vollkommenheit ſeyn und genießen könne: dieſes iſt eine ſinnliche Wahrnehmung von dem was einzelne Menſchen, in einem groſen Theil ihres Lebens, wirklich ſind und genießen. Es war hier gar nicht Solons Abſicht, zu ſagen, worin die wahre Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe, oder, was der höchſte Endzweck eines verſtändigen und mit Freyheit begabten Weſens ſey: ſondern er wollte nur erklären, wen man mit Recht ein Kind des Glücks nennen könnte, oder welche Schickſale der Menſchen wirklich die beneidenswertheſten ſind. — Indeſſen war es ein Schritt, den die Menſchen zur beſſern Kenntniß der Moral, und alſo zu ihrer Veredlung thaten, wenn ihre Weiſen, ſo wie hier Solon, anfingen, den wirklichen Genuß, von dem bloßen Scheine des Vergnügens und von dem Beſitze der Mittel zum Vergnügen, zu unterſcheiden; wenn ſie anfingen zu erkennen und zu lehren, daß zu jedes Menſchen Glücke ſeine perſönlichen Eigenſchaften, und nach dieſen, die Perſonen, mit denen er in nahen Verbindungen ſteht, das meiſte beytragen.

Und dieß iſt eigentlich der Inhalt von der Rede Solons. „Reichthum iſt das Mittel, ſich gewiſſe Vergnügungen zu verſchaffen, und gewiſſe Leiden zu mildern oder abzuwehren. Das Glück aber liegt in dem vergnügten und ſorgenfreyen Gemüthe ſelbſt. Dieſer Zuſtand wird oft dem Menſchen ohne Reichthum und Macht zu Theile; er läßt ſich oft, wenn er geſtört wird, auch durch keinen Reichthum und Stand wiederherſtellen.“

Der, welchen ſein Glücksſtern begünſtigt, ſagt Solon, hat einen ſolchen Körper, ſolche Anlagen in ſeinem Geiſte, und ſolche Verhältniſſe mit den

Menſchen und Dingen um ihn her, die unmittelbar Quellen des Frohſeyns und der angenehmen Empfindungen für ihn werden.

Er iſt mit einem geſunden Körper geboren, und es treffen ihn während ſeines Lebens keine Zufälle, die ſeine Glieder verſtümmeln, oder ihn des Gebrauchs ſeiner Sinne berauben. Er lebt in einer zahlreichen Familie, worin Einigkeit, Geſundheit und gute Laune herrſcht. Er geräth in Verbindungen mit Menſchen, die gemacht ſind ſeine Freunde zu werden, und ihm einen Umgang, wie er ihn wünſcht, und wie er ihm angemeſſen iſt, zu verſchaffen. Als Bürger findet er ſich in einem Vaterlande, zu deſſen Verfaſſung ſein perſönlicher Charakter paßt, mit deſſen Einrichtungen er zufrieden iſt, und das gerade zu ſeiner Zeit ihn durch angenehme Begebenheiten, an denen er Theil nimmt, erfreuet. — Alle dieſe Güter finden auch bey dem Manne von geringem Vermögen Statt, ſobald er nur nicht an den Bedürfniſſen des Lebens Mangel leidet. Dahingegen läßt es ſich denken, und es geſchieht oft, daß der Reiche und Große in Abſicht aller dieſer Puncte vom Unglücke verfolgt wird. Er kann zu Krankheiten, Schmerzen und Verſtümmelungen auserſehen ſeyn; er kann durch den Charakter ſeiner Verwandten, und der Menſchen, die am nächſten um ihm ſind, gequält, oder durch ihre Schickſale betrübt werden; es kann ihm an Freunden, wie er ſie nach ſeiner Gemüthsart braucht, fehlen; — und große Unglücksfälle, die auch ihn niederſchlagen, oder beunruhigen, können gerade zu ſeiner Zeit das Land, deſſen Einwohner er iſt, betreffen. —

Deſſen ungeachtet verkennt Solon den Werth des Reichthums nicht: ja er beſtimmt das, was er zum wirklichen Glücke des Lebens beyträgt, mit einer Genauigkeit, die in ſeinen ganzen übrigen Vorſtellungen nicht zu finden iſt. Da er unter Reichthum nicht den Beſitz des Nothwendigen, — der auch dem wahrhaft Glücklichen nicht fehlen muß, — ſondern nur den Uiberfluß und die Schätze verſteht, die zugleich mit Macht verbunden ſind: ſo hat er Recht, daß dieſe hauptſächlich nur zu zwey Endzwecken dienen können. Sie geben ihrem Beſitzer, erſtlich, die Mittel, außerordentliche, — nicht ganz natürliche, nicht allen Menſchen gemeine, ſondern erkünſtelte und ihm eigenthümliche Begierden zu befriedigen, — die Begierden nach ſolchen Vergnügungen, wozu viele Menſchen mitwirken, viele Dinge herbeygeſchafft, viele Arbeiten verrichtet werden müſſen. Sie geben ihm, zweytens, eine Art von Waffen, zur Bekämpfung des Unglücks, in die Hände. Wenn er mächtige Feinde hat; wenn er bey ſeinen Entwürfen große Hinderniſſe findet; wenn ihn außerordentliche Unglücksfälle treffen: ſo kann Reichthum und Stand beytragen, daß er dieſen Feinden kräftiger widerſteht, dieſe Hinderniſſe eher überwindet, und den erlittenen Verluſt leichter erſetzet, oder erträgt. Aber eben dieß, ſagt Solon, (und hier kommt der ſchönſte Zug in dem von ihm gezeichneten Bilde) macht das Eigenthümliche des wahrhaft Glücklichen aus, da ihm ſeine Natur und ſeine Schickſale vor ſolchen Lagen, zu welchen man des Reichthums nöthig hat, bewahren, — daß er ſelbſt von ſo ausſchweifenden Begierden, und ſein Leben von ſo großen Widerſachern und Unfällen frey iſt. Dieſe Mäßigung der Begierden alſo, dieſe Stimmung des Gemüths, an wohlfeilen Freuden Geſchmack zu finden, und ſich mit den Gütern, die nicht käuflich ſind, zu befriedigen, dieſe rechnet Solon ſelbſt unter die ſchönſten Geſchenke des Schickſals. — O welche Freude macht es, zu ſehen, daß ſchon vor zweytauſend Jahren die weiſeſten Leute der klügſten Nation, als Wahrheit, erkannten, was jetzt noch die Menſchen, die ſich bloß nach der Gewohnheit und nach dem Vorurtheile richten, für Sophiſtereyen zu halten geneigt ſind!

So weit war Solon zwar noch nicht, daß er das, was vom Menſchen ſelbſt in ſeinem Zuſtande abhängt, von dem, was Werk des Zufalls, oder der Vorſehung iſt, rein abſonderte. Das Glück, wie er es erklärt, iſt immer noch aus Gütern, die dem Menſchen *zufallen* müſſen, und ſolchen, die er ſich durch ſeine Tugend *ſelbſt verſchafft*, zuſammengeſetzt. Aber Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens machen doch ſchon einen Beſtandtheil deſſelben aus. Er ſieht doch ſchon ein, daß, bey einer veränderten Gemüthsſtimmung, gleiche äußre Umſtände eine ganz verſchiedne Wirkung, in Abſicht des Lebensgenuſſes, hervorbringen müſſen; daß, wenn der Menſch Gewalt über ſeine eignen Neigungen bekommen kann, er dadurch gewiſſermaßen Herr über ſein Schickſal wird.

Wenn wir nur wenigſtens dieſe Idee feſt halten, welche am klärſten in Solons Erzählungen und Betrachtungen ausgedrückt iſt; — daß der glückliche Menſch der iſt, welchem wirklich wohl iſt, oder, noch genauer nach Solons Sinne, der, welchem, **in dem Laufe eines langen Lebens**, am öfterſten **wohl**, und am ſeltenſten übel geweſen iſt; wenn wir nur auf die wirkliche Empfindung des Vergnügens gehn, — ſey es auch ein ſinnliches, nicht auf die Meinung, die andre von unſerm Vergnügen haben; wenn wir nur von unſern Schätzen Gebrauch machen, nicht, wie Kröſus, bey dem Vorzeigen derſelben ſtehen bleiben wollen: ſo iſt für Unſchuld, Weisheit und Tugend ſchon ein gutes Theil gewonnen. Wahrheit und Realität iſt doch wenigſtens alsdann, in den Gegenſtänden unſrer Wünſche, an die Stelle leerer Einbildungen getreten. In wie fern dieſes Wohlſeyn in des Menſchen Gewalt ſtehe; und, — wenn es, wenigſtens zum Theile, von ihm abhängt, — was er thun müſſe, es ſich zu verſchaffen: das ſind freylich Unterſuchungen, die noch zurück ſind, und ohne welche er keine ſicheren Regeln für ſeine Aufführung finden kann. Aber auf dieſe Unterſuchungen kann er nicht eher gerathen, als wenn er zuvor darüber mit ſich einig iſt, daß er glücklich ſeyn, nicht ſcheinen wolle. Dann aber ſtellt er ſie auch unausbleiblich gewiß an, und ſie führen ihn auf einem kurzen Wege ſicher zu dem Reſultat, daß er ſelbſt, um ein glücklicher Mann zu werden, nichts beſſers thun könne, als daß er ein guter Menſch zu werden ſuche. Bey einzelnen Menſchen, und in beſondern Fällen wird die Tugend vielleicht aus der Berechnung der Glückſeligkeit, ſo wie Solon ſie verſteht, ausgeſchloſſen werden können. Aber wenn man über das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, und über das Leben jedes Menſchen im Ganzen urtheilt: ſo wird man zugeben müſſen, daß unter allen Mitteln, durch welche wir ſelbſt unſer Glück befördern können, die Uibung unſrer Verſtandeskräfte, — und Handlungen des Wohlwollens, die wirkſamſten ſind, und am ſeltenſten fehlſchlagen.

Zweyte Stelle.

Unterredung des Demaratus, Königs von Sparta, mit dem Xerxes, beym Herodot. Buch 7. Kap. 101. ꝛc. und Kap. 209.

Es gibt in den ältern Geſchichtsſchreibern der Griechen nur wenige eigentliche Schilderungen von National-Charaktern. Um deſto mehr iſt es billig, daß, wenn ſie irgendwo zu einem ſolchen Gemälde einige kenntliche Pinſelſtriche ziehn, wir dieſe ſorgfältig betrachten, und die dadurch angedeutete Geſtalt zu entziffern ſuchen.

Ein ſolches roh hingeworfenes Bild von dem National-Charakter der Griechen findet ſich beym Herodote, in einer Unterredung, welche der vertriebne Spartaniſche König Demaratus mit dem perſiſchen Könige Xerxes hielt, zur Zeit, da dieſer eben im Begriffe war, ſeinen Feldzug gegen Griechenland anzutreten.

Demaratus hatte, nicht lange Zeit vor dem perſiſchen Kriege, mit Kleomenes den Spartaniſchen Thron getheilt. Es iſt bekannt, daß zu Sparta immer zwey Perſonen den Titel eines Königs — mit gewiſſen landesherrlichen Rechten verbunden, — zu gleicher Zeit führten; — beyde Nachkommen des Herkules, aber von zwey verſchiedenen Linien dieſes Hauſes abſtammend. Die Stifter dieſer Linien waren die beyden Brüder Euryſthenes und Prokles — die erſten Herakliden, welche, nach der bekannten Rückkehr dieſer Familie und ihrer Partey in den Peloponnes, von Lakonien Beſitz genommen hatten. Demaratus war aus dem Hauſe des Prokles, des jüngern Bruders, das eben deßwegen den Euryſtheniden, den Nachkommen des ältern, an Würde nachſtand. Die Geſchichtſchreiber merken an, daß jene Brüder, die erſten Beſitznehmer von Lakonien, in beſtändigen Mißhelligkeiten mit einander lebten; und daß derſelbe Geiſt der Zwietracht auf alle ihre Nachkommen forterbte. Vielleicht wär es natürlicher, die ſo häufigen Streitigkeiten, die zwiſchen den Spartaniſchen Königen vorfielen, aus der fehlerhaften Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, als aus einem ererbten Haſſe ihrer Anherrn, zu erklären. Zwey oberſte Befehlshaber, die im gemeinſchaftlichen Beſitze einer ungetheilten Macht ſeyn ſollten, mußten nothwendig, wenn ſie ehrgeizig waren, oft die Veranlaſſung bekommen, ſich zu entzweyen. — Was auch die Urſache dieſer Verbitterung zwiſchen dem Euryſtheniſchen und Prokliſchen Hauſe geweſen ſeyn mag: Demaratus empfand die traurigen Folgen davon. Er ward durch die Ränke ſeines Mitregenten Kleomenes, der eine Delphiſche Prieſterinn beſtach, und ein Orakel erkaufte, um ſeine Würde gebracht, und aus ſeinem Vaterlande vertrieben. So wenig vermochten die guten Geſetze und die tugendhaften Sitten, die man von den Spartanern rühmt, ſelbſt in dieſen Zeiten, wo noch die lykurgiſche Geſetzgebung in ihrer vollen Kraft war, den Ehrgeitz und den Eigennutz ihrer erſten Männer im Zaume zu halten: daß Staatsrevolutionen, die aus dieſen Urſachen entſtehn, — Könige, die deßwegen vertrieben werden, weil ſie entweder ſelbſt der Beſtechung und der Verrätherey gegen ihr Vaterland verdächtig geworden ſind, oder weil ihre Gegner Betrug und Beſtechung gegen ſie anwenden, — nirgends häufiger vorkommen, als in der ältern Geſchichte von Sparta. Wenn man auch nur dieſe Erzählung des Herodots, von den Schickſalen des Demaratus und ſeiner Mitregenten und Nachfolger, lieſt: ſo kann man ſich nicht verbergen, daß ſich, in den Handlungen der angeſehenſten Spartaner, die Ausbrüche derſelben, allen Menſchen gemeinen Leidenſchaften, der Geldbegierde und der Herrſchſucht, zeigen, die, wenn man den Lobrednern der Spartaniſchen Verfaſſung glaubte, durch Lykurgs Geſeze und die öffentliche Erziehung, bey ihnen ausgerottet ſeyn ſollten.

Demaratus hatte, wie mehrere angeſehene Griechen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, an dem perſiſchen Hofe einen Zufluchtsort gefunden, wo er Uiberfluß und Anſehn zugleich genoß.

Das Betragen der perſiſchen Könige gegen die griechiſchen Flüchtlinge, die ſich zu ihnen retten, beweiſt in der That, daß ſie eine gewiſſe Uiberlegenheit der griechiſchen Nation über die ihrige anerkennen. Sie ſcheinen es immer für einen gefundenen Schaz zu halten, wenn ein in ſeinem Vaterlande verfolgter Grieche, im Unglücke, den Aufenthalt bey ihnen wählt. Sie vergeſſen alsdann die Feindſeligkeit, die ſie gegen die Nation hegen, woraus er herſtammt; — ſelbſt die, welche er ihnen, in ſeiner ehemahligen Lage, bewieſen hatte: und ſuchen vielmehr, ihn durch den glänzenden Zuſtand, in welchen ſie ihn verſezen, zu gleicher Zeit zu blenden und an ſich zu ziehn, als ſich der Gelegenheit zur Rache, die ſie in Händen haben, gegen ihn zu bedienen. Zwar konnte jeder angeſehne Grieche, der mit den Angelegenheiten ſeines Landes bekannt war, ihnen als Kundſchafter bey den Kriegen wichtig werden, die ſie mit dieſem Lande zu führen gedachten. Aber ſie brauchen die Demarate und Themiſtokle auch bald als Freunde und Rathgeber: und dieſe ehrenvolle Auszeichnung, mit der ſie verlaſſene Fremdlinge empfangen, kann ſich nur auf die Meinung gründen, daß ſie bey ihnen größere Einſichten und einen feſtern Muth, als bey ihren Unterthanen finden.

Auch Demaratus wurde vom Xerxes nicht nur mit Uiberfluß und Pracht unterhalten, ſondern auch zu ſeinem Begleiter auf dem Feldzuge nach Griechenland gewählt, und mehr als einmahl von ihm zu Rathe gezogen.

Nachdem Xerxes bey Doriskum, einer Thraciſchen Seeſtadt, nahe am Helleſpont, ſeine Heere und Flotten, die an dieſem Orte auf ſeinen Befehl zuſammen gekommen waren, gemuſtert hatte, und in dem vollen Gefühle ſeiner Größe, und in der Uiberzeugung, daß ſeine Macht alles überwiege, von dieſer Zählung zurückkam: ließ er den Demaratus rufen, und redete ihn, nach der Erzählung des Herodotus, ungefähr auf folgende Weiſe an.

„Demaratus! ich wünſchte wohl eine Frage von dir beantwortet zu hören. Du biſt ein Grieche: und wie man mir ſagt, ſo gehört Sparta, die Stadt, aus welcher du herſtammſt, zu den größten Städten und mächtigſten Staaten Griechenlands. Nun ſage mir, glaubſt du wohl, daß die Griechen es wagen werden, ſich gegen mich ins Feld zu ſtellen? Denn mich dünkt: wenn nicht die Griechen allein, ſondern wenn alle die Völker, die das Abendland bewohnen, ſich verſammelten, ſo wären ſie nicht im Stande, ein Heer

„wie das meinige, aufzuhalten. Wenn ſie auch, „zuſammengenommen, es an Anzahl mit ihm aufnehmen könnten: ſo werden ſie doch, da ſie nicht „unter einem Herrn ſtehn, ſondern in mehrere „von einander unabhängige Nationen getheilt ſind, „nie eine Macht, die nur von ferne meiner gleich „ſey, zuſammenbringen. Das iſt meine Meinung: „ich wünſchte nun aber auch die deinige zu wiſſen.

Demaratus fragte, ehe er hierauf antwortete, ob Xerxes nur hören wollte, was ihm angenehm wäre, oder ob er die Wahrheit zu wiſſen verlangte. Xerxes verſicherte ihn, daß er die vollkommenſte Aufrichtigkeit von ihm forderte, und daß, des Demaratus Antwort möchte ausfallen, wie ſie wollte, ſie keine Aenderung in ſeinem Betragen gegen ihn hervorbringen würde.

„Da du dann willſt“ ſagte hierauf Demaratus, „daß ich nach meiner Uiberzeugung reden, „und dir ſagen ſoll, was durch den Anblick der „Sachen, wenn du Griechenland näher kommen, „— und durch die Begebenheiten, wenn du ſelbſt „dort erleben wirſt, nicht wird widerlegt werden: „ſo wiſſe dann, der angebohrne und natürliche Zuſtand der Griechen iſt eine gewiſſe Mittelmäßigkeit ihrer äußern Glücksumſtände. Keiner der „Staaten dieſes Landes, keiner ſeiner Bürger iſt, „im Verhältniſſe mit euch Perſern, weder reich „noch mächtig. Aber dafür haben ſich dort die „Menſchen gewiſſe perſönliche Vorzüge erwor-

„ben, die ihnen nicht weniger eigenthümlich ſind.
„Und dieſe Vorzüge kommen hauptſächlich von zwey
„Urſachen her; von den weiſen Männern, die
„unter ihnen aufgeſtanden ſind, und deren Lehren
„ſich bey ihnen fortpflanzen, — und von den politiſchen
„Einrichtungen und Geſetzen, nach
„welchen ihre Staaten geordnet ſind, und die eine
„ausnehmende Kraft und einen großen Einfluß über
„die Gemüther erhalten haben. Vermöge dieſer,
„durch Weisheit und durch Geſetze gebildeten,
„Tugend, oder Geiſteskraft, wodurch ſich
„die griechiſche Nation auszeichnet, erhält ſie den
„Vortheil, daß ſie, obgleich ihr Land arm iſt, doch
„an keinem nothwendigen Bedürfniße Mangel leidet,
„und ob ſie gleich keine mächtigen Heere aufſtellen
„kann, doch ihre Unabhängigkeit von auswärtiger
„Herrſchaft zu behaupten weiß.

„Die Vorzüge, von denen ich bisher geredet
„habe, ſind allen Griechen, beſonders denen vom
„Doriſchen Stamme, gemein. Was ich jetzt noch
„ſagen werde, geht die Lacedämonier allein an.
„Von dieſen alſo ſey gewiß verſichert, zuerſt, daß
„ſie deine Aufforderung, dich als Oberherrn zu erkennen,
„nicht befolgen, — und dann, daß ſie ſich
„unfehlbar gegen dich ins Feld ſtellen werden; —
„und wenn alle übrigen Griechen deine Partey
„ergriffen. Frage nicht, wie viele ihrer ſind,
„und wie ſie, bey ihrer geringen Anzahl, es wagen
„können, einen ſolchen Entſchluß zu faſſen.

„Denn bey ihren Entſchlüſſen kommt es auf die „Anzahl der Feinde, oder auf ihre eigne, gar nicht „an, ſobald das Geſetz ins Feld zu ziehn gebiethet. Und wenn ihrer ſtreitbaren Männer nicht „mehr als tauſend, und wenn ihrer noch weniger „wären: ſo würden ſie ſich doch deinem unzählbaren Heere, mit den Waffen in der Hand, entgegen ſtellen.“

Xerxes lachte über dieſen Bericht, als über eine **Prahlerey**, und ſagte: „Wenn das wahr iſt, „was du von den Spartanern erzählſt: ſo muß jeder von ihnen es wenigſtens mit zehn Perſonen im „Kampfe aufnehmen können. Da du nun ihr König warſt, und man alſo vorausſetzen kann, daß „du vor deinen übrigen Landsleuten große Vorzüge „haſt: ſo wirſt du wahrſcheinlich einer doppelten „Anzahl von Feinden gewachſen ſeyn. Und doch „ſollte ich, wenn ich dich, — wenn ich die andern deiner Landsleute, die von Zeit zu Zeit zu „uns kommen, anſehe, euch für gewöhnliche Menſchen, und alles, was du ſagſt, für nichts als „Prahlerey halten.

„Uiberdieß, wenn eurer auch zehntauſend, und „funfzigtauſend wären: wie kann ich mit ein ſolches „Heer freyer Leute, als eine für mich furchtbare „Macht, denken? Was kann dieſe Menſchen, die „unter keinem unumſchränkten Gebiether ſtehen, bewegen, einem weit überlegnen Feinde entgegen zu „gehn? Was meine Soldaten zuſammenhält, und

„was ſie ins Treffen treibt, das weiß ich. Das „iſt die Furcht vor mir, und dem Stocke ihrer „Befehlshaber, — das iſt die Strafe, die ihnen „bevorſteht, wenn ſie zurückweichen. Aber wenn „dieſe meine Soldaten frey wären; wenn ſie ſelbſt „wählen könnten, was ſie thun wollen: ſo würde „kein einziger ſein Leben in einem ſolchen Kriege „wagen. Was nun deine Griechen, die frey zu „ſeyn vorgeben, zwingen kann, ſich einem gewiſſen „Tode auszuſetzen: davon kann ich mir keinen Begriff machen.“

„Endlich muß ich dir ſagen: was du von „der übermenſchlichen Tapferkeit deiner Spartaner „rühmſt, das findet ſich in der That bey den Perſern; — zwar nicht bey dem ganzen Volke, aber „bey einer gewiſſen, obwohl kleinen Anzahl, die „meine Trabanten ſind. Von dieſen iſt jeder im „Stande, ſich im Zweykampfe mit drey gewöhnlichen Menſchen, mit gleichen Waffen, zu ſchlagen „und ſie zu beſiegen.“

Demaratus erwiederte:

„Ich ſahe vom Anfange voraus: daß die Wahrheit, die ich zu ſagen hätte, dir nicht angenehm „ſeyn würde. Aber ich gehorchte deinem ausdrücklichen Befehl; und ſo redete ich von den Spartanern gerade nur ſo, wie ſie es verdienen. Und „daß ich nicht aus Parteylichkeit für ſie, weil ich „ſie liebe, ihre Vorzüge vergrößere, davon kann „niemand mehr, als du überzeugt ſeyn: da du weißt.

„daß ich gegen ihre Verfolgungen bey dir Schutz „geſucht habe. Sie haben mich meiner Würde, „meines Vaterlandes, und alles des Meinigen beraubt: und dein Vater und du, ihr beyde habt „mir Eigenthum, Ehre und alles wiedergegeben. „Für wen könnte alſo wohl natürlicher Weiſe „mein Eigennutz und meine Dankbarkeit mich parteyiſch machen, als für dich? Und gegen wen „könnte ſich, aus Zorn und Rache eher ungerecht „werden, als gegen meine Landsleute?"

„Was deine Fragen in Abſicht meiner betrifft: ſo bin ich ſo weit entfernt mich zu rühmen, „daß ich es mit zehn Männern eures gleichen im „Kampfe aufnehmen wollte: daß ich willig geſtehe, ungern gegen Zwey zu fechten. Ja ſelbſt ein „Zweykampf von Mann mit Mann hat ſeine Gefahre und Schwierigkeiten, welche machen, daß „ich, ohne dringende Urſache, auch dieſen mit niemanden einzugehen Luſt habe. Indeß, ſollte eine große Angelegenheit und ein wichtiger Endzweck mich zu einem Zweykampf auffordern: ſo „würde ich meinen Gegner gerade unter dem Haufen am liebſten wählen, der, wie du ſagſt, aus „lauter Männern beſteht, deren jeder drey Griechen überwältigen kann.

„Auch von den Spartanern habe ich nicht ſagen wollen, wie ſie ſich im Zweykampfe, ſondern „wie ſie ſich in Reih und Gliedern auf dem Schlachtfelde zeigen. Zwar ſind ſie, auch wenn ſie Mann

gegen

„gegen Mann fechten, ſo tapfere Streiter, als es
„deren bey irgend einem Volke geben kann. Aber
„nur dann, wenn ſie, unter den Fahnen ihres Vaterlandes
„vereiniget, in ganzen Haufen fechten,
„ſind ſie die vorzüglichen Kriegsleute, deren Muth
„den überlegenſten Feind nicht fürchtet.

„Du wunderſt dich, wie, ohne Zwang und
„Gebiether, ſie ſich in ſo augenſcheinliche Gefahren
„ſtürzen. Es iſt wahr, ſie ſind frey: aber ſie ſind
„nicht gänzlich frey. Denn ſie haben einen Herrn,
„den ſie weit mehr fürchten, als dich deine Unterthanen.
„Dieſer Herr iſt das Geſetz. Was das
„Geſetz befiehlt, thun ſie ohne alle Widerrede. Nun
„iſt es aber deſſen erſtes Geboth, daß kein Spartaner
„vor einem Feinde im Felde fliehen darf,
„ſondern jeder die Stelle, die er im Treffen einnimmt,
„behaupten muß, bis er entweder den Feind
„zum Weichen gebracht hat, oder ſtirbt.“

So ſchilderte ein Spartaniſcher König ſeine Nation, kurze Zeit zuvor, ehe ſie ihre glorreichſte Epoche erreichte.

Durch zwey Züge charakteriſirte Demaratus die Griechen: — durch ihre Armuth, oder die Eingeſchränktheit der äußern Hülfsquellen zur Beförderung ihres Wohlſtandes; — und durch ihre Tugend, — oder durch gewiſſe perſönliche Vorzüge, die ſie in den Stand ſetzen, mit geringen Mitteln viel auszurichten. Jene ſieht er als das Werk der Natur, und die angebohrne Lage der

Griechen an: dieſe betrachtet er, als einen von ihnen gemachten Erwerb, das Werk ihres Fleißes und glücklicher Zufälle. „Die Armuth,“ ſagt Solon, „iſt in Griechenland einheimiſch: die Tugend iſt in dasſelbe eingeführt worden“ *).

Und dieſe Tugend, oder, welches eigentlich der Sinn des Worts iſt, dieſe perſönlichen Vorzüge der Griechen vor andern Völkern ſetzt Solon hinwiederum in zwey Sachen: in Weisheit und in gute Geſetze.

Man würde Unrecht thun, unter dem Worte, Weisheit, hier die moraliſche Tugend zu verſtehn, die ſich bloß auf die Einſicht der Zwecke, und die Wahl der beſten Mittel zu dieſen Endzwecken einſchränkt. Solon redet von Einſichten und Geiſtesbildung überhaupt; — er redet von allen den Eigenſchaften, um derentwillen einzelne Männer unter den Griechen weiſe hießen. Dieſe Weisheit, im griechiſchen Sinne, ſchließt ſowohl einen gewiſſen höhern Grad von Verſtandskräften, als die dadurch geſammelten Kenntniſſe in ſich: Kenntniſſe, die vom Genie gefunden, und dann durch den Unterricht fortgepflanzt werden. Und in der That kann auch jene moraliſche Weisheit, die des Menſchen eigene Aufführung anordnet, nur in einer ſehr engen Spähre wirkſam ſeyn, wenn ſie

---

*) Τῇ Ἑλλάδι πενίη ἀείκοτε σύντροφος ἐςι· ἀρετὴ δ᾽ ἔπακτος.

nicht von einem geübten Verſtande und erworbenen Einſichten unterſtützt wird.

Unterſuchen wir nun den Gegenſtand, wovon hier die Rede iſt, nach ſeiner innern Natur und nach den Angaben dieſer Geſchichte: ſo müſſen wir zugeſtehen, daß in den Vorſtellungen des Demaratus viel Wahres liege. Er hat Recht, daß, unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Eigenſchaften, als nach ihm, die Umſtände und die Eigenſchaften der Griechen waren, wenn die Natur ein Land kärglich, und den Geiſt ſeiner Einwohner freygebig ausgeſtattet hat, wenn ihre Lage ſie in viele Schwierigkeiten [illegible]wickelt, und in ihnen ſelbſt viele Kräfte liegen, eine Nation die größten Fortſchritte mache: und er hat Recht, daß die Griechen ſich wirklich in beyden Rückſichten auszeichneten.

Eine Nation, an ſich vom mäßigen Umfange, (ſo erſcheinen die Griechen bey ihrem Auftritte in der Geſchichte,) iſt in eine Menge kleiner Staaten getheilt — und wird dadurch, im Ganzen und in allen ihren Theilen noch ſchwächer. Sie bewohnt ein gebirgiges, mittelmäßig fruchtbares Land, oder ähnliche Inſeln — Gegenden, die ſich weder durch außerordentliche und koſtbare Naturerzeugniſſe, noch durch den Uiberfluß der zum Unterhalte nothwendigen, auszeichnen. Jede Völkerſchaft vertheilt, in ihrem Bezirke, ihren Grund und Boden unter ihre Bürger. Alle griechiſchen Stämme treiben

Ackerbau; die angeſehenen Leute unter ihnen ſind durchgängig Guthsbeſitzer, aber nirgends finden ſich große Landeigenthümer. — Die Griechen erbauen Städte, eben ſo klein und unbedeutend, als ihre Staaten und ihre Landbeſitzungen ſind: und dieſe Städte verſchönern ſie erſt ſpät, und weit mehr durch öffentliche Denkmähler, als durch prächtige Privatwohnungen. Sie führen kleine Kriege unter ſich, die ihren Muth ſtählen, und die Staatskunſt bey ihnen entwickeln, aber zu keinen großen Eroberungen führen, und keinen Staat über alle andern mächtig machen, wenn ſie auch einigen ein vorzügliches Anſehn geben. Nirgends werfen weder die Privatperſonen, noch die Regierungen einen, andere Nationen blendenden Glanz von ſich. Die Griechen ſind, bis zu Solons Zeiten, einem Bienenſchwarme ähnlich, der in einem engen Raume zuſammengedrängt, äußerſt unruhig, aber im Verborgenen arbeitſam iſt und Honig bereitet. Unaufhörlich mit der Sorge für ihren Unterhalt, oder ihrer Vertheidigung, beſchäftigt, haben ſie wenige Zeit übrig, die ſie dem Wohlleben, oder einem eitlen Schaugepränge widmen könnten. Ganz anders war der Zuſtand der Aſiaten, die Solon vorzüglich den Griechen entgegenſetzt. Hier hatten ſich zeitig große Staaten gebildet. Und große Staaten bringen große Reichthümer hervor: weil ſie die Beyträge von dem Einkommen vieler Menſchen in Maſſen vereinigen, und den Händen einiger wenigen anvertrauen. Aſien allein konnte Fürſten, wie Kröſus war, und Privatperſonen, wie der Lydier Pythius *), aufweiſen, der das ganze Heer des Xerxes einige Tage bewirthete, und dieſem noch, zur Führung des Krieges, einen Beytrag von zweytauſend Talenten verſprach. Große Strecken Landes gehörten hier einem einzigen Eigenthümer. — Aſiens Städte waren zum Theile von einem ungeheuren Umfange; die Hofhaltungen ſeiner Fürſten von einer verſchwendriſchen Pracht. Und ſchon bezeichneten die Griechen dieſen Welttheil, als den Sitz des Luxus, des Stolzes und der Sclaverey.

Es iſt unſtreitig, daß jene Mittelmäßigkeit eines Volks in dem, was man ſeinen Glücksſtan
nennt, ihm die erſten Schritte, die es zur bürgerlichen Verfeinerungen zu thun hat, ſehr erleichtert. Eine Nation, die, ſo wie ſie aus der Barbarey des Nomadenſtandes heraustritt, ſich glei
zu einem großen, mächtigen Staate vereiniget, w
dieß der Fall bey den Aſſyreern, Medern und Pe
ſern im hohen Alterthume, und bey den Tarter
und Moguln im Mittelalter, war, iſt in Gefah
die Periode wahrer Cultur zu überſpringen, u
über dem Genuſſe ihrer Reichthümer, oder d
Entwürfen ihrer Herrſchſucht, die Veredlung i
rer Natur zu verſäumen. Bey ihr werden alle d
welche durch Eigenthum und Familien-Anſeh

---

*) S. Herodot im 7ten Buche im 27ten bis 25 Kap.

ausgezeichnet ſind, und alſo die Hülfsmittel, oder die erſten Anlagen zu einiger Geiſtesbildung vor ihren Mitbürgern voraushaben, leicht unthätig und ſinnlich, oder tyranniſch und ſtolz: — zwey Eigenſchaften, die den Menſchen des Unterrichts und der Verbeſſerung gleich unfähig machen. Ihre arbeitende Claſſe hingegen, die, wenn auch durch erzwungene Uibung ihrer Kräfte, ſich doch, nach und nach, Kunſtfertigkeiten und alſo auch Einſichten erwerben würde, iſt zu tief erniedrigt, zu verachtet und zu unterdrückt, als daß ſie ſich zu dem Beſtreben nach Vollkommenheit und Schönheit, — zu Werken des Genies, und alſo zu dem, was eine Nation wahrhaftig bildet und veredelt, erheben könnte.

Wenn aber eine Nation, nachdem Ackerbau und einiger Kunſtfleiß, und mit dieſen zugleich Geſetze und Sitten bey ihr eingeführt worden ſind, doch geraume Zeit vor Macht ſowohl, als vor Sclaverey, bewahrt bleibt: wenn auch ihre beſſern Bürger, zu Gewinnung ihres Unterhalts, zu arbeiten verbunden ſind; wenn ihr Boden und der Himmelsſtrich, unter dem ſie wohnt, ihr viele Bedürfniſſe und nur mittelmäßige Hülfsmittel gibt, die ſie durch Kunſt und Fleiß allein vervielfältigen kann; wenn endlich ihre öffentliche Lage, die Verfaſſung und Verbindung der Staaten, unter welche ſie vertheilt, oder vereiniget iſt, allen ihren Gliedern mannigfaltige Beſchäftigungen, und nur ſo viel Belohnung ihrer Arbeiten verſchafft, als es nöthig iſt, um ſie nicht von der Fortſetzung derſelben abzuſchrecken: dann iſt dieſe Nation in demjenigen glücklichen Mittelſtande, der bey Privatperſonen und bey politiſchen Körpern, die Ausbildung der Talente und Tugenden am meiſten befördert. Eine der wohlthätigſten Folgen dieſer allgemeinen Mittelmäßigkeit bey einer Nation iſt: daß bey ihr eine größre Gleichheit unter den Bürgern Statt findet. Große Reichthümer laſſen ſich ohne große Ungleichheit nicht gedenken: und durch dieſe hauptſächlich werden jene einer jungen Nation, die auf der erſten Stufe der Verfeinerung ſteht, ſchädlich. Nur die, während dieſer Periode fortdauernde, Vertraulichkeit unter den ſämmtlichen Gliedern der ſich erſt bildenden Geſellſchaft kann zu einer ſolchen gegenſeitigen Mittheilung der Einſichten und Fertigkeiten Anlaß geben, als nöthig iſt, wenn nach und nach gleichſam ein Kapital von Einſichten bey einer Nation geſammelt werden ſoll, von dem ſie in der Folge Nutzen ziehe. Nur die durchgängige Achtung jedes Bürgers gegen alle übrigen, kann diejenige löbliche Art des Ehrgeitzes bey einer Nation erwecken, die zur Vervollkommnung der Künſte, zur Wiſſenſchaft und zur Tugend führt. Aber, wo eine kleine Anzahl von Menſchen zu hoch erhoben, und der große Haufe zu tief erniedrigt iſt: da iſt dieſes freundſchaftliche Band unter den Bürgern eines Staats zerriſſen; da tritt nur Verachtung und Neid an die Stelle von rühmlicher Nacheiferung. Zwang und Schläge bringen den einen Theil zur Arbeit, indeß der andre durch Wohlleben und Müßiggang verdirbt: und nur die Unwiſſenheit und der ſclaviſche Sinn der niedern Claſſen erhält und ſichert eine Zeitlang die vermeinte Glückſeligkeit der Großen.

Es gehört indeß, wenn eine Nation eine zur Geiſtesbildung ſo vortheilhafte Lage nutzen ſoll, noch etwas dazu, was in ihrem Geiſte ſelbſt liegen muß. Die Kräfte, welche die Natur den Menſchen verleiht, müſſen ſich mit der Wirkſamkeit der äußern Urſachen vereinigen: oder dieſe bleiben ohne die erwarteten Folgen.

Man hat lange Zeit, wenn man die Verſchiedenheit, in dem Fortgange der Nationen, in Abſicht auf Kunſt, Wiſſenſchaft und auf den davon abhängenden Wohlſtand, hat erklären wollen, auf Klima und Staatsverfaſſung, das heißt, auf die *phyſiſchen* und *politiſchen* Urſachen allein Rückſicht genommen: — Urſachen, die außerhalb den einzelnen Menſchen liegen, aber allerdings auf ſie wirken, — und zwar auf die, welche von *einer* Nation ſind, gemeinſchaftlich wirken, da daher ſie auch allgemeine Nationaleigenheiten hervorbringen können. Man hat aber dabey überſehn, daß es noch etwas gemeinſchaftliches bey den Gliedern einer Nation geben könne, das aus keiner dieſer Urſachen herrührt, und das man im eigentlichen Verſtande Nationalgeiſt zu nennen berechtiget iſt.

Es iſt freylich dieſes Princip, wie alles, was unmittelbar in dem Geiſte der Menſchen aufgeſucht werden muß, dunkler, als irgend ein anderes. Es iſt indeſſen unſtreitig, daß die Völkerſtämme, ſo lange ſie ſich noch von einander unterſcheiden laſſen, — zwar nicht alle in gleichem Grade, aber doch alle in einem gewiſſen — einen eigenthümlichen Geiſt und Charakter aufweiſen, den ſie in alle Länder und Himmelsſtriche, wohin ſie gerathen, mitbringen, und den ſie unter den mannigfaltigſten Abänderungen von Sitten und Regierungsformen beybehalten. Die Griechen und Türken leben, ſeit Jahrhunderten neben einander auf demſelben Boden und unter demſelben Himmel, und doch ſtechen ſie noch eben ſo grell und auffallend in ihrem Nationalcharakter von einander ab, als wenn ſie noch in ihren urſprünglichen Wohnſitzen, durch die ganze Länge von Aſien, von einander getrennt würden. Die Juden, weil ſie ſich, wegen der Vorurtheile der Chriſten und ihrer eigenen, mit den übrigen europäiſchen Nationen nicht verſchwägern, haben durch ganz Europa einen und eben denſelben Nationalcharakter, mit einer eigenen Geſichtsbildung, behalten, ob ſie gleich als Einwohner der Länder, an allen Verſchiedenheiten des Europäiſchen Klima, und als Unterthanen der Staaten, an allen Verſchiedenheiten der Verfaſſungen

Theil nehmen. Es iſt freylich unmöglich, mit Gewißheit zu erkennen, woher dieſer eigenthümliche Geiſt jedes Volks ſeinen erſten Urſprung nahm. Aber deßhalb iſt er nicht weniger vorhanden. Wenn es erlaubt iſt, eine Vermuthung darüber zu wagen: ſo kann man dieſen Nationalgeiſt, in ſeinem Urſprunge, als einen Familiengeiſt betrachten. Er ſchreibt ſich nähmlich wahrſcheinlich aus derjenigen alten Zeit her, wo die Familie in einen Völkerſtamm überging. Und eben deßwegen, weil dieſe Zeit die dunkelſte in der Geſchichte eines Volks; oder vielmehr, weil kein Volk in der Geſchichte eher auftritt, als nachdem dieſe Periode längſt vorbey iſt: eben deßwegen laſſen ſich von Dingen, die dort ihren Urſprung nehmen, keine andre als muthmaßliche Erklärungen geben. Indeß iſt ſo viel unſtreitig: daß, da die größten Nationen aus kleinen Stämmen, und dieſe aus Familien erwachſen, ſehr viel, in Abſicht des Nationalgeiſtes, auf den Geiſt und Charakter der erſten Stammältern, auf die Bildung, welche dieſe, zufälliger Weiſe, durch ihre Lage in der Welt und die Begebenheiten ihres Lebens, erhalten haben, und endlich auf die erſten Miſchungen der körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ankömmt, die durch die neuen Verheirathungen ihrer, noch in eine Familie vereinigten Kinder und Kindeskinder hervorgebracht wurden.

Je mehr eine ſolche Familie, auch nachdem ſie zahlreich geworden iſt, unter ſich vereinigt und auf ſich in ihrem Umgange eingeſchränkt bleibt; je mehr ſie ſich von andern Familien entfernt, je ausſchließender ſich ihre Glieder bloß unter einander verheirathen, deſto mehr bildet ſich in allen Gliedern der Familie, ein gemeinſchaftlicher und ihnen eigenthümlicher Geiſt, der auch auf die Nachkommen forterbt. Noch jetzt ſehen wir bey gewiſſen Geſchlechtern, die, aus Stolz, oder um das Vermögen der Vorältern zuſammen zu behalten, die Heirathen unter nahen Verwandten, den Verheirathungen mit Fremden vorziehn, ſolche Eigenthümlichkeiten entſtehn, — wie wir, weil wir ſie nicht ſehr billigen, einen Familien Tic nennen; die aber zu einem National-Charakter werden würden, wenn dieſe Familie auf einer wüſten Inſel, oder in einem noch unbewohnten Lande, Raum hätte, ſich durch die Fortpflanzung bis zur Größe einer Völkerſchaft auszubreiten. Dieſer Familiengeiſt des erſten Stammes, aus dem eine Nation entſprießt, kann, zufälliger Weiſe, mehr oder weniger vollkommen, reicher, oder ärmer an Fähigkeiten, ſanfter, oder zornartiger in den Neigungen ſeyn, und dadurch den Grund zu gewiſſen Vorzügen, der Mängeln ihrer ganzen Nachkommenſchaft legen. — Ich ſtelle mir z. B. vor, daß ſich, von ungefähr, ein vorzüglich ſchön gebildeter Mann, begabt mit ſcharfen Sinnen, einer ſchnellen Faſſungskraft und einer gutmüthigen Laune, mit einem ihm ähnlichen Weibe in der Ehe verband. Sie zeugten mit einander, wie es dem von der Natur, — zwar nicht ohne Ausnahme, aber doch in den meiſten Fällen, — beobachteten Geſetze gemäß iſt, ſchöne und geiſtvolle Kinder beyderley Geſchlechts, — die, bey der Volksarmuth der erſten Welt, oder bey den Revolutionen, welche dieſelben entvölkerten, genöthiget waren, ſich unter einander zu verheirathen, um ihr Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen. Die Vettern und Muhmen der zweyten Generation vereinigten ſich von neuem durch Heirathen, und pflanzten die Naturgaben, welche ſie von ihren Stammältern erhalten hatten, auch auf ihre Kinder fort. So wurde in dieſer Familie ſchöner Körperbau und natürlicher Scharfſinn erblich: zwey Vorzüge, die ihr bald auch zu neuen Mitteln verhalfen, ihre Uiberlegenheit über andre, durch Uibung und erlangte Kenntniſſe, zu erhöhn. Von einer ſolchen Familie würde ich die Griechen abſtammen laſſen.

Zu einer andern Zeit geſchah es eben ſo zufällig, daß ſich Häßlichkeit, Dummheit und Schwäche mit ähnlichen Mängeln in der Ehe verband; und daß ein unfähiges, unbehülfliches, bösartiges Aelternpaar ein Geſchlecht, und endlich ein Volk ſtiftete, in welchem die Geſtalt durchgängig weniger ſchön, und der Geiſt weniger der Bildung empfänglich war, als die Geſtalt und der Geiſt ihrer Nachbarn. Solche Stammältern, ſollte ich glauben, müßten die Mogoln und Negervölker gehabt haben, wenn es wahr iſt, daß ſie ſich durch Häßlichkeit und Geiſtloſigkeit ſo merklich auszeichnen. Freylich kann dieſer Einfluß der erſten Stammältern nur dadurch bedeutend werden, daß er ausſchließend und fortdauernd iſt; ich will ſagen, daß die Stämme ſelbſt ſich nicht mit einander vermiſchen. Aber wir ſehen auch alle entſchiedene Nationalcharaktere nur aus jenen Zeitaltern herkommen, wo religiöſe Vorurtheile, oder politiſche Feindſchaften die Miſchung verſchiedener Nationen, durch Heirathen, verhinderten. Wir ſehen ſelbſt die ſchon gebildeten Nationalcharaktere nach und nach verlöſchen, wenn, bey einer ungehinderten Verbindung unter den Menſchen, das Blut und die Anlagen mehrerer Nationen, in gegenſeitigen Verehlichungen, zuſammenfließen.

Um nun auf den Nationalgeiſt der Griechen zurückzukommen: ſo unterſchied er ſich, nach der Schilderung des Demaratus, durch dieſe beyden Züge: durch eine natürliche Anlage zur Weisheit, d. h. zur Wiſſenſchaft, und durch eine beſondre Anhänglichkeit an Geſetze.

Demaratus iſt in dieſer Schilderung nicht ein leerer Schmeichler ſeines Volks. Die Geſchichte und die Werke der Griechen zeigen wirklich Spuren beyder Eigenſchaften, in einem Grade, wie wir ſie bey keinem andern Volke finden.

Zuerſt iſt, ſchon von den früheſten Zeiten an, den Griechen eine gewiſſe Art von Weisheit eigenthümlich: — die, welche nicht von Offenbarungen, oder von Uiberlieferungen herkömmt, ſondern durch die Vernunft gefunden iſt, und durch Lehren und Lernen fortgepflanzt wird. Ihr Geiſt ſcheint, vor dem Geiſte andrer Nationen, mit zwey Anlagen von der Natur ausgerüſtet geweſen zu ſeyn, die beyde zur Erwerbung jener Weisheit nothwendig ſind: — mit einer Wißbegierde, die ohne näher beſtimmte Endzwecke des Nutzens, auf Kenntniß der Dinge im Allgemeinen, und auf Unterhaltung des Geiſtes abzielt; — und mit einer Gabe, Begriffe in Schlüſſe zu vereinigen, oder der Fähigkeit zuſammenhängend zu denken.

Wo finden wir früher, als bey ihnen, Menſchen, welche reiſen, wie Solon, bloß um die Welt zu ſehn, und um die Natur und die Menſchen kennen zu lernen? Wo finden wir eher Verſuche, den Urſprung der Welt, und merkwürdige Naturerſcheinungen, — nicht durch Mythen, ſondern durch phyſikaliſche Hypotheſen — zu erklären, und Sitten und Handlungen der Menſchen, nicht nur durch Regeln anzuordnen, ſondern auch, ihrer Natur nach, zu erforſchen? Wo finden wir, unter andern Nationen der alten Zeit, dieſe Claſſe von Menſchen, die die Griechen anfangs Weiſe, und in der Folge, als dieſer Titel anmaßlich zu ſeyn ſchien, Liebhaber der Weisheit, oder Philoſophen nannten, und die, als ſolche, der allgemeinen Hochachtung genoſſen? Weiſe, die zugleich Prieſter und Weiſſager ſind; — ſolche, die ihre Einſichten durch Eingebung erhalten zu haben vorgeben, oder nur für die Aufbewahrer und Uiberlieferer der uralten Weisheit ihrer Vorfahren angeſehn werden wollen; — ſolche, welche Geheimniſſe lehren, und durch geheime Kräfte wunderbare Wirkungen hervorbringen: — Weiſe dieſer Art haben alle Nationen gehabt. Aber ſolche, bloß natürlich und durch ſich ſelbſt, weiſe Menſchen, die ihre Einſichten für weiter nichts, als das Werk ihrer eignen Vernunft, — für die Frucht ihres Nachdenkens, ihrer Erfahrung und ihrer Reiſen ausgeben, und doch damit Gehör bey ihrer Nation finden, und von ihr geſchätzt werden: ſolche entdecken wir nirgends ſo früh, in ſo großer Anzahl, und in ſo ununterbrochner Folge, als unter den Griechen.

Beſonders dünkt es mich, daß von den beyden Grundpfeilern, auf welchen das Gebäude der menſchlichen Erkenntniß ruht, der Beobachtung und dem Räſonnement, der letztre zuerſt von der Hand der Griechen geſetzt worden ſey. —

Wir kennen die Weisheit der Juden; — wir wiſſen etwas, durch das Hörenſagen, von der Weisheit der Aegyptier und Chaldäer. In gewiſſen Rückſichten hatten dieſe Nationen Vorzüge vor den Griechen, und Kenntniſſe, welche dieſen fehlten. Die Juden hatten ſicher reinere Religionsbegriffe; den Himmel hatten die Chaldäer beſſer ſtudirt; in Handel und Seereiſen thaten es ihnen die Phönicier zuvor: aber im vernünftigen Denken, im Ordnen und Verbinden ihrer Begriffe, es ſey in der Abſicht um neue Kenntniſſe daraus herzuleiten, oder die ſchon erlangten in ein Syſtem zu bringen; in der Bildung allgemeiner Grundſätze und der Anwendung derſelben auf eine Mannigfaltigkeit beſondrer Fälle; vornehmlich aber, in der fortgeſetzten Verfolgung einer und derſelben Schlußreihe, um auch die entfernten Reſultate einer Wahrheit aufzuſpüren: in dieſen Puncten übertreffen nicht nur die Griechen alle ihre Zeitgenoſſen, ſondern ſie ſind auch die erſten, die uns Muſter davon hinterlaſſen haben. In den Uiberreſten, die wir von den Geiſtesproducten der übrigen alten Völker haben, unſre heiligen Schriften mit eingeſchloſſen, finden wir zwar ſehr ſchätzbare Lehren einer praktiſchen Weisheit, — wahre und ſelbſt erhabne Gedanken über die Natur der Dinge, und die menſchlichen Handlungen und Schickſale: aber alle, nur in einzelnen Sätzen, ohne Zuſammenhang, vorgetragen, oder in Geſchichten und Fabeln eingekleidet. Eine zuſammenhängende Reihe von Sätzen hingegen, deren immer einer aus dem andern folgt, und die, vereinigt, ein Ganzes ausmachen: — kurz das, was wir eigentlich eine Unterſuchung, oder ein Räſonnement nennen: das treffen wir bey den griechiſchen Schriftſtellern allein an, oder bey denen, die es von ihnen gelernt haben. Kein andres Volk hatte, wie es ſcheint, ſo glückliche Anlagen zu eigentlich wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen,

als

als die Griechen. Durch das Wiſſenſchaftliche aber wurden ſowohl ihre Künſte, als ihre Geſetzgebung, vollkommner: und dieſe doppelte Uiberlegenheit machte ſie zu demjenigen fähig, was Demaratus als die Wirkung ihrer Weisheit angibt, — ſich unter mächtigern Nationen frey zu erhalten, und reichere Nationen in der Annehmlichkeit und der Eleganz ihres Privatlebens zu übertreffen.

Der zweyte Vorzug, den Demaratus ſeiner Nation zuſchreibt, liegt in den Geſetzen.

Der Gedanke ſchlieſt zweyerley Sachen in ſich, den Vorzug, der in den Geſetzen ſelbſt, und den, welcher in der Gewohnheit der Nation liegt, ihren Geſetzen zu gehorchen. Einmahl: die Griechen waren es, die zuerſt Geſetze, in dem Sinne, wie das Wort hier genommen wird, d. h. beſtimmte Staatsverfaſſungen, und Syſteme von bürgerlichen Anordnungen hatten, die nach der Staatsverfaſſung abgemeſſen, oder aus ihr hergeleitet waren. Und dieſe ihre vollkommnere, oder doch vollſtändiger entwickelte Geſetzgebung war, wie ich ſchon angedeutet habe, ſelbſt eine Folge der größern Entwickelung und des mehr ſyſtematiſchen Zuſammenhangs, den ſie ihren Ideen überhaupt zu geben wußten.

Den erſten Urſprung hat, bey den Griechen ſowohl, als bey allen andern Völkern, der Zufall, oder die Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft.

gegeben: und ihre älteſten Staatseinrichtungen waren ſo gut, wie die der übrigen Nomaden, nichts anders, als die einfachen und unverabredeten Gewohnheiten, auf welche ſie von ſelbſt, durch den Einfluß der Umſtände und der Ereigniſſe, geriethen. Aber die Streitigkeiten der Staats-Parteyen, die, bey einem geiſtlichen und leidenſchaftlichen Volke, zeitig entſtanden, führten auch früher, oder ſpäter, in allen griechiſchen Staaten Revolutionen herbey, die eine Auseinanderſetzung und Beſtimmung der unvereinbaren Rechte nothwendig machten. Die Geſetzgeber der Griechen waren ſämmtlich, nicht Stifter neuer, ſondern Verbeſſerer zerrütteter Staaten. Und dieſe Verbeſſerungen geſchahen dadurch, daß die verſchiednen Gewalten im Staate, die ſich wechſelſeitig bekämpft hatten, gegen einander abgewogen, — die Rechte der Claſſen, welche verletzt wurden, oder an ſich zweifelhaft waren, genau beſtimmt, — die obrigkeitlichen Aemter, die gemißbraucht, oder vernachläßiget worden waren, deutlich zu ihren Pflichten angewieſen, und in ihrem Anſehen umgränzt wurden: kurz, daß das, was zuvor nur Gewohnheit, oder angemaßter Beſitz geweſen war, nunmehro beſtimmten, und von allen Staatsgliedern genehmigten Regeln unterworfen, und alſo eigentliche Rechte wurden. So entſtanden, wie es bekannt iſt, die Geſetzgebungen des Solons in Athen, des Lykurgus in Sparta, des Zaleukus und Charondas in den Staaten von Großgriechenland, So viel iſt ausgemacht, daß wir unter den Griechen zuerſt Staatsverfaſſungen finden, welche künſtlichen Gebäuden gleichen, abſichtlich nach einem gewiſſen Plane gemacht worden ſind, und der Weisheit und dem freyen Entſchluſſe, nicht dem Inſtincte und Zufalle allein, ihren Urſprung zu danken haben. Die Griechen waren andern Völkern, in Abſicht ihrer Staatsverfaſſungen, ungefähr eben ſo überlegen, wie in Abſicht ihrer Kunſtwerke. Die Aegyptiſchen Bildhauer blieben ohne Aenderung bey den Formen, welche die Religion und das Alterthum einmahl geheiligt hatten, ſo unnatürlich, oder ungeſtaltet ſie auch ſeyn mochten. Die griechiſchen Künſtler beſſerten ohne Aufhören an den Formen ihrer Vorgänger, weil ſie die Natur ſtudirten und die Aehnlichkeit mit ihr ſuchten. Auf gleiche Weiſe dauerten, bey andern Völkern, die erſten rohen Staatseinrichtungen, die noch in ihrem wenig geſitteten Zuſtande entſtanden waren, aus Gewohnheit und Ehrfurcht gegen das Alterthum, auch in der Periode ihrer Sittlichkeit fort, und erhielten höchſtens nur vollſtändigere Sanctionen, oder neue Auslegungen. Bey den Griechen hingegen wurden alle die Fortſchritte, die ſie in Cultur und Aufklärung machten, auch zur Geſetzgebung genutzt: und die alten Formen und Einrichtungen ihrer Staaten wurden faſt durchgängig, nach den beſſern Einſichten, die ſich in der Nation nach und nach geſammelt hatten; umgeändert.

Zum andern. Die Griechen hatten eine eigne Anhänglichkeit an ihre Geſetze: beſonders ſeit den Epochen jener groſsen Staatsreformen, die gemeiniglich zugleich die Epochen waren, wo ihr Wohlſtand, oder ihre politiſche Wichtigkeit angefangen hatte. Dieſe Ehrfurcht, für eine gewiſſe beſtimmte Verfaſſung und für die damit zuſammenhängenden Geſetze, war nicht in allen griechiſchen Staaten gleich: in dem einen dauerte ſie länger, und beherrſchte die Gemüther der Bürger unumſchränkter, als in dem andern. Aber allenthalben finden wir doch die Griechen, an gewiſſe ſchriftlich verfaßte Regeln und Geſetze, in ihrem öffentlichen, und Privat-Leben, gebunden, die durch das Anſehn ihrer Urheber, durch die Anſtalten der öffentlichen Erziehung, oder durch den unſichtbaren Einfluß der allgemeinen Meinung, eine Art der Heiligkeit bekommen.

Xerxes konnte es durchaus nicht begreifen, was ganze Schaaren von Menſchen bewegen könne, ſich augenſcheinlichen Todesgefahren auszuſetzen, oder ſich doch Beſchwerden und Aufopferungen aller Art, wie der Krieg ſie auflegt, zu unterwerfen: wenn es nicht die Furcht vor einem Herrn, — oder, wie er ausdrücklich ſagt, die Furcht vor dem Stocke ſey. Dieſe Furcht glaubte er bey den Seinigen zu bemerken; durch dieſe bewegte er wie es ihm ſchien dieſe ungeheure Menſchenmaſſe vor ſich her. — Hätte Xerxes etwas von der Weisheit der Griechen beſeſſen: ſo würde es ihm noch weit unbegreiflicher geweſen ſeyn, wie ſich hundert Tauſende vor dem Stocke eines Einzigen fürchten können.

Es iſt aber ein bloßer Schein, welcher unwiſſende Despoten teuſcht, wenn ſie glauben, daß der Stock und die Furcht allein, ſelbſt die ſclaviſchſten Unterthanen, im Gehorſam erhalte. Ein anderes Band muß immer noch vorhanden ſeyn, wodurch diejenigen an den Despoten gefeſſelt werden, die er zu Zuchtmeiſtern der übrigen Menge beſtellt. Sey es die Ehrfurcht für einen gewiſſen Stamm und Nahmen, den die Religion, oder die wirklichen Verdienſte ſeines Stifters geheiligt haben; — wie die Türken noch jetzt in dem verhaßteſten Sultan, doch den Califen, den Nachfolger Muhammeds, und den Beſchützer des wahren Glaubens verehren, und ehedem die Peruaner ſich auch dem ſchwächſten Incas, als einem Abkömmlinge der Sonne und ihres erſten Geſetzgebers, zu Füßen warfen; — oder es ſey der wirkliche Antheil, den eine gewiſſe Anzahl von Perſonen und Familien an den Vortheilen und den Vorrechten des oberſten Beherrſchers hat, wie z. B. die Achämeniden die Macht des perſiſchen Königs unterſtützten, und ein erblicher Adel überhaupt die Monarchie befeſtigt: — immer muß das Gebäude der Herrſchaft, wenn die mittlern Stockwerke auch durch den bloßen Druck des einen auf das andre ſich aufrecht erhalten, doch den Vortheil, oder die Liebe und Achtung der Gehorchenden zu ſeiner unterſten Grundlage haben.

Auf der andern Seite aber ſcheint dieſer unbedingte Gehorſam gegen einen todten Buchſtaben gegen den Ausſpruch eines alten, längſt verſtorbenen Mannes, welchen die Vorfahren zum Geſetzgeber angenommen hatten, dieſe Ehrfurcht für eine bloße Meinung, (und eine ſolche iſt das Geſetz nur, wenn es nicht mit wirklicher Macht bekleidet iſt,) — mit einem Worte, es ſcheint dieſe Furcht vor dem Geſetze, die, nach Solons Ausſpruche, mit der Furcht vor einem Herrn gleich ſtark auf die Gemüther ſoll wirken können, nicht weniger ſchwer zu begreifen zu ſeyn *).

---

*) Es iſt beſonders ſchwer zu erklären, wie dieſe alten Geſetzgeber ihren Vorſchriften gleich im Anfange Anſehn und Gehorſam verſchafften. Denn daß, nachdem ſich ihre Anordnungen, auch nur durch einige Generationen hindurch, aufrecht erhalten hatten, jedoch folgende etwas beytrug ſie mehr zu befeſtigen; daß ſie, je vergeſſener ihr Urſprung wurde, deſto mehr durch ihr Alter Anſehn erhielten: — das läßt ſich begreifen. Uiberhaupt, wie einmahl eingeführte Geſetze fortdauern, und mit dem Fortgange der Zeit immer ehrwürdiger werden: das können wir uns durch das Beyſpiel des Adels, deſſen Glanz auch zunimmt, je entfernter

Indeß iſt doch dieſes Princip, bey gewiſſen Nationen, und beſonders in einigen griechiſchen Freyſtaaten, herrſchend geweſen. Und in der That muß auch dieſe Anhänglichkeit an Formen und allgemeinen Regeln in Staatsverfaſſungen vorhanden ſeyn, wo ein Haufen von Menſchen zu gemeinſchaftlichen Endzwecken gleichförmig wirken ſoll, und doch weder einzelne Menſchen noch einzelne Stände ein ſo entſchiedenes Uibergewicht über die übrigen haben, daß ſie den Gehorſam derſelben erzwingen könnten.

Nähmlich alles, was einer Regierung Anſehn und Feſtigkeit verſchaffen kann, iſt entweder die

und unbekannter das Verdienſt iſt, woraus es entſprungen ſeyn ſoll, — und überhaupt durch die Natur der Gewohnheit, welche durch die Dauer mehr Herrſchaft über den Menſchen bekömmt, aufklären. Aber wie ſolche Geſetze eingeführt worden ſind; — wie, bey einem noch rohen Volke, die Achtung für einen lebenden, gegenwärtigen Mann ſo groß, — oder die Uiberzeugung von der Güte ſeiner Vorſchriften ſo feſte ſeyn konnte: daß es, ohne durch ſeine Macht gezwungen zu ſeyn, doch ſeine Einrichtungen unabänderlich beobachtete, und ihnen dadurch Zeit ließ, Wurzel zu faſſen: das ſcheint uns im hohen Grade unbegreiflich. Und es wird es noch mehr, durch die Erfahrung unſerer, da wir ein ſehr kluges, ſehr geſittetes Volk mit einer neuen Geſetzgebung beſchäftigt ſehn, und finden, daß es, durch keine Mittel, neue Einrichtungen, auch wenn ſie anfangs mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurden, zu befeſtigen, und ihnen dauerhaftes Anſehn zu verſchaffen im Stande iſt.

Ehrfurcht des Volks für gewiſſe Perſonen und Familien, oder es iſt die für gewiſſe Ideen, das heißt, für Einrichtungen, Verfaſſungen, Meinungen und Sitten. Jenes iſt das Princip der monarchiſchen und ariſtokratiſchen, — dieß das Princip der demokratiſchen Staaten.

Beyden Triebfedern kann entweder die Vernunft und die Uiberzeugung, oder das Vorurtheil und die Gewohnheit ihre Kraft, auf die Gemüther zu wirken, verleihen. Sowohl bey der Anhänglichkeit an gewiſſe Geſetze, als bey der Verehrung für gewiſſe Perſonen und Familien, kann der Menſch entweder eignen Uiberlegungen, deren er ſich bewußt iſt, oder fremden Einflüßen, die er oft nicht ſelbſt anzugeben weiß, folgen. Sahen wohl alle Athenienſer und Spartaner, die für Solons und Lykurgs Geſetze ihr Leben zu laſſen bereit waren, die innere Vortrefflichkeit derſelben ein? Gewiß eben ſo wenig, als bey den Franzoſen, unter der alten Regierungsform, der Stolz, mit welchem ſie den König ihren Herrn nannten, eine empfundene Hochachtung für die Vorzüge ihres Regenten war.

So wie bisher die Menſchen geweſen ſind, und wie wir ſie in allen Zeitaltern der Geſchichte finden: hat, in jeder Regierungsform, irgend ein Vorurtheil der Vernunft des großen Haufens zu Hülfe kommen müſſen, um ihn eines ſtandhaften

Gehorſams, gegen die ihn beherrſchenden Perſonen oder Geſetze, fähig zu machen. Noch haben ſich die Geſetze, bey keinem Volke, ſelbſt nicht bey den, vom Demaratus, wegen ihrer Ehrfurcht vor Geſetzen, ſo ſehr gerühmten Griechen, ganz allein durch ihre eigne Kraft aufrecht erhalten können. Der Nahme und der Ruf des Geſetzgebers, der Umſtand, daß gewiſſe Einrichtungen ſich ins graue Alterthum verloren, oder durch Orakelſprüche beſtätiget worden waren; — das Glück, welches eine Nation, unter ihrer Staatsverfaſſung, bey kriegeriſchen Unternehmungen, oder im Handel und in Erwerbung des Reichthums, gehabt hatte, — endlich der, Einfluß der Erziehung und der allgemeinen Meinung: dieß war es, was damahls, und was bis jetzt noch immer, den Geſetzen der Staaten eine fremde Kraft leihen mußte, wenn ihnen der Gehorſam der Bürger geſichert ſeyn ſollte.

Doch gibt es auch, in dieſer Abſicht, Unterſchiede zwiſchen den Völkern. Es gibt deren, bey welchen vorzüglich dieſer Geiſt, — den man den ächt republikaniſchen nennen könnte, — herrſcht: — die Bereitwilligkeit, Ausſprüchen, welche durch die Mehrheit der Stimmen im gemeinen Weſen bekräftigt worden ſind, und einmahl die Form von Geſetzen bekommen haben, eine gewiſſe Heiligkeit zuzugeſtehen.

Dieß findet bey Nationen, die ſich, zu einer gewiſſen Epoche, von einer unrechtmäßigen oder drückenden Herrſchaft in Freyheit geſetzt haben, in einem höhern Grade, als bey andern Nationen, Statt. Die Urſache davon iſt: weil zu ſolchen Zeitpuncten gemeiniglich, durch Verabredungen unter den Hauptparteyen des Staats, neue Geſetze entſtehen, die von der Nation, als das Palladium ihrer Freyheit, angeſehn werden, und deßwegen bey ihr in große Achtung kommen. Dieſer Enthuſiasmus der Nation für ein gewiſſes Geſetz, welches ihr der Anfang eines neuern und glücklichern Daſeyns zu ſeyn ſcheint, iſt fähig bey ihr den Grund zu einer ſolchen Gemüthsſtimmung zu legen, wodurch die Geſetze überhaupt mehr Anſehn erhalten. Beſonders werden diejenigen Geſetze, die mit jenen erſten Grundgeſetzen auf irgend eine Art zuſammenhängen, es ſey, indem ſie den darin zuerſt entworfnen Plan einer milden Regierung mehr entwickeln, — oder weil ſie auf die Weiſe und nach den Formen, welche die freyere Verfaſſung eingeführt hat, Geſetzeskraft erhalten haben, einen Theil der Ehrerbiethung auf ſich ziehn, welche das Volk gegen die Stiftungsacte ſeiner Freyheit zu hegen gewohnt iſt.

Wie viele Engländer kennen den Inhalt der magna charta nur ſehr unvollkommen, die von dem bloßen Nahmen derſelben begeiſtert werden! Aber jeder Engländer weiß, daß ſich ſeine Vorfahren, zu der Zeit, von welcher ſich die magna charta herſchreibt, Vorrechte errungen hatten, die den Unterthanen anderer Europäiſchen Könige fehlen, und an welchen er ſelbſt Theil nimmt. Er verehrt alſo in ihr den Nahmen und den Urſprung ſeiner Freyheit. Dadurch aber, daß die Engliſche Nation gewiſſen alten Geſetzen, ſelbſt ohne ſie genau zu kennen, bisher mit einer Art von Schwärmerey anhing: *) wurde ſie fähiger, den Nahmen des Geſetzes überhaupt mehr, als andre Nationen zu ehren. Beſonders, nachdem ſie die ihr eigenthümliche Form der Geſetzgebung, die Vereinigung der Stimmen zweyer Parlamentshäuſer mit dem Willen des Monarchen, als eines ihrer wichtigſten National-Vorzüge, hatte betrachten lernen: wurden ihr auch die, durch dieſe Form,

---

*) Noch vor der Abfaſſung der magna charta, welche die langdauernden Streitigkeiten, zwiſchen dem Könige Johann und ſeinen Baronen, im Jahr 1215 endigte, oder vielmehr unterbrach, waren es, während der ganzen Periode der Normänniſchen Regierung, die Geſetze Eduards des Bekenners, welche die Nation als ihr verlornes Kleinod anſah, und um deren Wiederherſtellung ſie flehte; — Geſetze, die den Geſchichtſchreibern ſo dunkel geblieben ſind, daß ſie nur aus den Bewilligungen, welche die Engländer durch die M. C. wirklich erhielten, muthmaßlich ſchließen, nach was für Gerechtſamen ſie zuvor geſtrebt hatten.

zu Geſetzen erhobne Beſchlüſſe ehrwürdiger. Daher der Eindruck, den, wenigſtens bisher, bey vielen Gelegenheiten, das Vorleſen einer Parlamentsacte, ſelbſt auf den erhitzten und tumultuirenden Pöbel, gemacht hat.

Wir haben jetzt den merkwürdigen Fall erlebt, der nur ſelten in der Weltgeſchichte vorkommt, daß, in einem großen Reiche, die Anhänglichkeit des Volks an ſeine alten Geſetze, und die an ſeine alte Regenten-Familie zugleich erloſchen iſt. Hier ſoll nun, für ganz neue Geſetze, eine auf kein Vorurtheil ſich ſtützende Verehrung geſchaffen werden. Die Erfahrung zeigt, was die Vernunft vermuthen läßt, daß dieß äußerſt ſchwer ſey.

Wenn das Anſehn des Alterthums und der Gewohnheit, bey den Sachen ſowohl, als bey den Perſonen, wegfällt, die deſſen bisher genoſſen haben: was bleibt anders übrig, einem Geſetze den allgemeinen Gehorſam des Volks zu ſichern, als entweder die allgemein anerkannte Güte des Geſetzes, oder der ſtandhafte Wille des Volks, auch unvollkommnen Geſetzen, wenn ſie einmahl rechtskräftig geworden ſind, um des allgemeinen Beſtens willen zu gehorchen?

Dieſe Principien ſind ohne Zweifel die edelſten, welche dem Gehorſame der Bürger zur Grundlage dienen können: aber iſt es je zu erwarten, daß ein Staat durch ſie allein werde regiert werden, — ſo lange die Geſetze Werke unvollkommner Menſchen ſind, und die, welchen die Geſetze gegeben werden, unvollkommne Menſchen bleiben?

Wird es je möglich ſeyn, eine Staatsverfaſſung auszudenken, oder ein Syſtem von Geſetzen zu finden, die, auch nur bey den Weiſen und Guten im Volke, eine volle Zufriedenheit und einen Gehorſam aus bloßer, reiner Einwilligung bewirken? Und wie wird es erſt mit dem Theile des Volks ſeyn, der nicht weiſe und gut iſt? Wo iſt die Nation, deren größter Theil aufgeklärt genug wäre, um vortreffliche Geſetze nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen, oder ſittlich genug, um ſeine Leidenſchaften ſelbſt Geſetzen, die er für gut erkennt, zu unterwerfen? Und wenn es dann, um in einem Staate eine ordentliche und ruhige Regierung hervorzubringen, nothwendig iſt, daß auch mangelhaften Geſetzen; und daß ihnen auch von denen gehorcht werde, die entweder gar nicht urtheilen, oder die die Geſetze aus Irrthum mißbilligen, oder die aus moraliſchem Verderbniſſe wider ihre beſſere Überzeugung handeln: wie nahe muß alsdann die, durch kein Vorurtheil unterſtützte, Regierung der Vernunft der Anarchie, oder der Herrſchaft der phyſiſchen Gewalt ſeyn? Bey den meiſten der

Staatsumwälzungen, die wir in der Geſchichte der Völker finden, ſind entweder die Grundſätze und die Formen der alten Verfaſſung ſtehen geblieben, oder man hat, bey Veränderung dieſer, die Menſchen, oder die Familien, denen die Verwaltung der Geſetze anvertrauet war, beybehalten. Auch konnte, wenn die Staats- und Religions-Veränderungen nicht zu gleicher Zeit trafen, zuweilen die Anhänglichkeit an einen alten Gottesdienſt eine neue Staatsverfaſſung in den Gemüthern des Volks befeſtigen helfen, wofern man es verſtand, ſie mit der Religion auf eine ſchickliche Weiſe in Verbindung zu bringen. — Die Engländer blieben bey dem, was ſie ihre Revolution vorzugsweiſe nennen *), nicht nur bey der monarchiſchen Form, und der Verfaſſung des Parlaments: ſondern ſie blieben auch bey der regierenden Familie, nur mit Uibergehung des nächſten Thronerbens. Die Amerikaner entzogen ſich der Oberherrſchaft von Großbritannien, aber ſie behielten ganz, oder beynahe, die alte Verfaſſung in den einzelnen Staaten bey, und bildeten das neue Regierungskollegium, welches ſie errichteten, den Congreß, nach einem, jenen Verfaſſungen ſehr ähnlichen, Modelle. In Frankreich hat die Revolution weder den Menſchen, noch den Gewohnheiten, noch der Religion ihren Einfluß gelaſſen. Die Familie des Regenten iſt zu Grunde gerichtet; der Adel, der nächſt ihm den größten Theil von der Verehrung des Volks hatte, iſt vertrieben, und die alten Methoden zu regieren ſind abgeſchafft. Zu gleicher Zeit ſind alle religiöſen Begriffe und Meinungen wankend geworden. Nichts iſt alſo mehr vorhanden, was auf die Gemüther der Menge durch einen Einfluß wirkte, den ſie ſelbſt nicht kennt. Alles, was nun von ihr geſchieht, ſoll mit Bewußtſeyn, und mit überlegter Einwilligung geſchehen. Das, was dem Staate eine ruhige Regierung ſichert, ſoll neu ſeyn, wie er ſelbſt, ſoll ganz aus dem Verſtande und der Tugend der Menſchen, die regiert werden, und aus der Vortrefflichkeit der neuen Geſetze unmittelbar entſpringen. Ein Verſuch dieſer Art iſt der gewagteſte, den je die Menſchen gemacht haben. Eben deßwegen aber iſt es ſo anziehend, die Erſcheinungen bey demſelben zu ſehn, und unklug, den Ausgang deſſelben vorherzuſagen.

---

*) Unter dem Worte, Revolution, verſtehen die Engländer ausſchließend die Vertreibung König Jacobs des Zweyten, und die Einſetzung Wilhelms von Oranien auf den Thron von Großbritannien.

Doch, was uns auch dieſer Ausgang noch künftig über die magiſche Kraft des Geſetzes, und deren Urſprung lehren mag: ſo viel iſt gewiß, daß in mehreren griechiſchen Staaten, und nahmentlich zu Sparta, dieſe Kraft wirkte. — Die Lacedämonier ehrten ihre Könige: aber dieſes Princip war nur von geringem Einfluſſe, da die königliche Würde mehr ein ausgezeichneter Rang, als eine den Staat regierende Gewalt war. Hingegen zitterten ſie vor dem Geſetze und liebten es zugleich, als den größten Vorzug ihres Vaterlandes. Wenn es ihnen befahl ſich geißeln zu laſſen, ſo hielten ſie Schläge für ehrenvoll; und wenn es befahl, einen andringenden Feind aufzuhalten, ſo ließen ſie ſich, wie die zu Thermopylä, bis auf den letzten Mann erſchlagen. Die Grabſchrift derer, die hier gefallen waren, drückt ihre Geſinnung kurz und ſchön aus: „Wandrer gehe, und melde es nach Sparta, „daß wir hier liegen, um ſeinen heiligen Geſetzen „zu gehorchen.“

Man kann unmöglich verkennen, daß dieſes Princip, auch wenn die Geſetze noch ſehr unvollkommen ſind, wie die Spartaniſchen wirklich waren, der davon belebten Nation eine Stärke und einen Adel gibt, wodurch ſie über andre Nationen erhoben wird: — eine Stärke, weil bey ihr etwas vorhanden iſt, womit die Begierde ſowohl, als die Furcht der Menſchen überwunden werden kann, — etwas, wogegen keine Einwendung Statt findet, und das doch bald die äußerſte Anſtrengung, bald die größten Aufopferungen fordert; einen Adel, weil es nicht ein Gehorſam iſt, welcher der Macht,

ſon-

ſondern einer, welcher Grundſätzen geleiſtet wird, und der alſo gewiſſermaßen jeden Menſchen zu ſeinem eignen Beherrſcher macht. Wenn bloß das Anſehn gewiſſer Perſonen der Grund des Gehorchens iſt: ſo mag dieſe Triebfeder in ihrem Urſprunge noch ſo reine Hochachtung für wahres Verdienſt geweſen ſeyn: ſehr bald werden ſich die Leidenſchaften der Furcht und der Hoffnung, des Ehr- und Geldgeitzes hinzugeſellen, und die Würde jener Triebfeder erniedrigen. Denn die Menſchen, die von vielen verehret werden, erhalten dadurch zugleich Macht, um belohnen oder ſtrafen zu können. Aber wenn man ſich den Geſetzen um ihrer ſelbſt willen unterwirft; wenn man aus Erfahrung vor einem gewiſſen politiſchen Syſtem Gefahren trotzt, oder Ungemach erträgt: ſo iſt bey einer ſolchen Bürger-Tugend, Furcht und Hoffnung, Verluſt und Gewinn ſo weit aus dem Spiele, als es bey menſchlichen Handlungen ſeyn kann.

Es iſt die eigne Natur moraliſcher Handlungen, daß ſie nach einem Vernunft-Princip geſchehn. Iſt dieß Princip der Ausſpruch der eignen Vernunft des Menſchen ſelbſt, welcher handelt; und einer aufgeklärten Vernunft: ſo iſt das, was daraus entſteht, reine Tugend. Iſt das Princip der Ausſpruch einer fremden Vernunft, z. B. eines Geſetzgebers, oder eines Religionslehrers: ſo iſt die Tugend unſtreitig unvollkommner. Indeß gibt doch das Freywillige dieſer Unterwerfung dem Menſchen eine gewiſſe Erhabenheit, die ſelbſt wieder eine Stimmung des Gemüths zum Edeln und Guten iſt.

Aber freylich kann die Anhänglichkeit an Geſetze, wenn ſie blind iſt, das heißt, wenn ſie nicht auf dem innern Werthe der Geſetze und der deutlichen Einſicht dieſes Werths, beruht, nicht fortdauern, ſobald der Menſch aufgeklärt wird. Dieß eben gibt der Anklage gegen die Aufklärung einen Schein, daß mangelhafte Geſetze, die bey einem unwiſſenden Volke heilig waren, bey einem einſichtsvollen wankend werden. Jedoch der Fortgang der Menſchen, von der Unwiſſenheit zur Erkenntniß, wenn er auch gewiſſe Gefahren mit ſich brächte, iſt doch ſo natürlich und unvermeidlich, daß es vergeblich wäre, — und er hängt zugleich mit den höchſten Zwecken der Natur ſo augenſcheinlich zuſammen, daß es frevelhaft wäre, ihn zu ſtören. In dem Laufe jenes Fortgangs gibt es allerdings Zeitpuncte einer Kriſe, wo die Vernunft, einſichtsvoll genug, alte fehlerhafte Gebäude der Staatskunſt und der Sitten zu zerſtören, noch nicht den Grad von Erleuchtung beſitzt, der nöthig iſt, um neue vollkommnere aufzubauen. Und unſer Zeitalter ſcheint gerade in eine dieſer kritiſchen Perioden gefallen zu ſeyn. Da ſich indeß der, ins unendliche

llaufende, Weg der menſchlichen Entwickelung
ht mit unſerm Zeitalter endigt: ſo iſt noch nicht
e Hoffnung verſchwunden, daß dieſe Schwierig-
ten werden überſtiegen werden, — und daß die
enſchen, die mit ihren Kenntniſſen ſo weit vor-
ückt ſind, daß viele der Vorurtheile, durch wel-
ſonſt die Ruhe der Staaten geſichert wurde,
en Einfluß verloren haben, zuletzt entweder zur
tdeckung des wahrhaft Guten, im Fache der
ſetzgebung, oder bis zu einem vernünftigen
horſam gegen unvollkommne Geſetze, und zu ei-
r allmähligen ruhigen Verbeſſerung derſelben
chdringen werden.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß die
oße Beſcheidenheit, mit der Demaratus von ſich
bſt und ſeiner Tapferkeit redet, indeß er die Tu-
nden und den Muth ſeiner Nation ſo hoch erhebt,
n Leſer für ihn einnimmt, und ſelbſt das Uiber-
ebne dieſer letztern Lobſprüche entſchuldiget. Denn
nz genau kann man das nicht für wahr gelten
ſſen, was er von ſeinen Lacedämoniern rühmt.
ie Geſchichte lehrt, daß ſie vor mehr als einem
einde wichen, und häufig genug ihren Geſetzen
ntreu wurden. Aber eine vorzügliche Tapferkeit
n Kriege, und eine ausgezeichnete Regelmäßigkeit
rer Aufführung haben den Lacedämoniern weder
e Griechen noch die Barbaren, die mit ihnen zu
hun gehabt haben, ſtreitig gemacht. Es iſt aber

der Charakter der wahrhaft Tapfern, daß ſie, wie Demaratus, unnöthige Gefahren nicht aufſuchen, daß ſie ſich die Gefahren nicht kleiner vorſtellen, als ſie wirklich ſind; daß ſie aber die, welchen ſich zu unterziehn Ehre und Pflicht ihnen gebeut, beſonders wenn das Beſte der ganzen Geſellſchaft auf dem Spiele ſteht, und ſie dieſelben mit ihren Mitbürgern theilen, ſtandhaft aushalten, auch wenn ſie ſolche für die fürchterlichſten erkennten.

Einige Gedanken

über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über
die Vorliebe insbeſondere, welche, in einem
großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für dieſe ihre Provinz haben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die bisherigen Unterſuchungen über die Vaterlandsliebe überhaupt haben ſo viel aufs Reine gebracht, daß ſie hauptſächlich auf drey Principien beruht: auf der eigentlichen Liebe zu dem Lande, auf der Liebe zu den Menſchen, und auf der Liebe zu der Verfaſſung und der Regierung des Staats. Wer ſein Vaterland andern Ländern vorzieht, und es leidenſchaftlich liebt, thut es entweder, weil ihm deſſen Klima, Boden, Lage und Erzeugniſſe, kurz, deſſen ſämmtliche Beſchaffenheiten, ſie mögen nun von der Natur, oder von dem Anbaue herkommen, vorzüglich gefallen; oder weil er an den Menſchen hängt, welche in dieſem Lande wohnen, und mit welchen er von Jugend auf darin gelebt hat; oder endlich, weil er dem Staate, als Staate, ergeben iſt, und deſſen Geſellſchaftliche Einrichtungen billigt. Jede dieſer Haupturſachen nimmt, durch hinzukommende Beſtimmungen, mehrere Geſtalten an; jede verbindet ſich mit der andern durch viele gemeinſchaftliche Berührungspuncte. Daraus entſtehen Unterabtheilungen von ſpeciellern Urſachen der Vaterlandsliebe, die ſehr vervielfältigt werden können. So kann z. B. die Liebe zum Lande, entweder aus einer bloß phyſiſchen Einwirkung der Luft, des Himmelsſtrichs, der Nahrungsmittel, kurz aller Eigenthümlichkeiten eines Landes auf den Körperbau des Menſchen herkommen, — wenn nähmlich dieſe Einwirkung macht, daß er ſich in keinem andern Lande ſo wohl befindet; — oder ſie kann aus dem, nach Uiberlegung gefällten, Urtheile entſtehn, daß ſein Vaterland an Naturſchönheiten, an Hülfsquellen des Reichthums, oder an wohlthätigen Einfluſſe auf Geſundheit und Geiſt ſeiner Einwohner, andre Länder übertreffe. Die Vaterlandsliebe der Schweizer ſchreibe man, mit großer Wahrſcheinlichkeit, der erſten von dieſen beyden Urſachen zu. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß, bey einem Volke, deſſen Sehnſucht nach dem Vaterlande in eigentliches Heimweh, in Krankheit, ausartet, ſich mehr phyſiſche, als moraliſche Urſachen ſeiner Vaterlandsliebe vermuthen laſſen. — Nur Länder von ausgezeichneten phyſiſchen Beſchaffenheiten, und einer in ihrer Art einzigen Lage, dergleichen gewiſſe Gebirgsgegenden und Inſeln haben, können auf ihre Einwohner ſo beſtimmt wirken, daß daraus für dieſe ein phyſiſches Bedürfniß entſteht, die Luft jener zu athmen und unter deren Himmel zu wohnen. Aber in allen Ländern können die Menſchen die

Meinung hegen, daß die Natur ſie vorzüglich begünſtigt habe, und daß ſie nirgends auf dem Erdboden einen ſo ſchön ausgeſchmückten und ſo reichlich begabten Fleck finden würden, als der iſt, auf welchem ſie wohnen. Dieſe Meinung, wenn ſie bey einem ganzen Volke herrſcht, kann bey dem größten Theile deſſelben nur Vorurtheil ſeyn. Denn wer anders, als der gebildete und unterrichtete Menſch, — der, welcher viele Länder durch Reiſen, oder durch geſammelte Nachrichten kennen gelernt hat, iſt im Stande, aus Gründen und mit Einſicht, überzeugt zu ſeyn, daß ſeinem Vaterlande der Vorzug gebühre? Oft iſt jene Meinung nur eine Folge der Gewohnheit, welche Eingebohrnen eines Landes auch Eigenheiten deſſelben angenehm macht, die den Ausländern unbequem, oder häßlich vorkommen. So liebt der Lappländer ſeine Steinklippen, ſeine Eisfelder und ſeine ſtürmiſche See.

Das Band der Zuneigung, zweytens, welches uns mit den Einwohnern des Vaterlandes verknüpft, iſt entweder die natürliche Liebe zu den Menſchen, unter welchen wir erwachſen ſind, — gleichſam die Summe und die Vereinigung aller der zärtlichen Gefühle, welche unſer Herz, von den erſten Jahren des Lebens an, gegen Einwohner des Orts, wo wir gebohren worden, belebt haben; oder es beſteht ebenfalls in einer Meinung, — in dem Urtheile, welches wir über unſre Mitbürger fällen, — in der Uiberzeugung, daß ſie an Geiſtesgaben, der an Tugenden, oder an gutem Herzen gegen uns, die Einwohner anderer Länder übertreffen. Jene Art der Zuneigung iſt der Familienliebe, dieſe der Freundſchaft ähnlich. Jene findet bey einem jeden Menſchen, an allen Orten, ſtatt, das Volk, unter welchem er geboren iſt, mag noch ſo unvollkommen und noch ſo unberühmt ſeyn. Dieſe ſetzt voraus, daß im Geiſte und Charakter einer Nation, wirklich gewiſſe Vorzüge vorhanden ſind, oder daß ſie in dem Rufe, ſie zu beſitzen, ſteht, oder daß ſie wenigſtens eine hohe Meinung von ſich ſelbſt hat.

Die Vorliebe für den Staat, als Staat, theilt ſich wieder in die Liebe zu der Verfaſſung, in die Zufriedenheit mit der Verwaltung und in die Verehrung gegen den Regenten des Staats. Um deßwillen kann ein groſſer und guter König die Vaterlandsliebe in einer Monarchie ſehr beleben. Eine Nation kann auf ihren Fürſten eben ſo ſtolz ſeyn, als eine andre auf ihre Freyheit. Welchen Aufopferungen für das Vaterland waren die Macedonier unter Alexander, und die preußiſchen Unterthanen unter Friedrich dem zweyten nicht fähig! Mit welchem Eifer und welcher Kraft kämpften beyde für die Aufrechthaltung und Erweiterung einer Macht, die zwar nur in den Händen eines einzigen, aber in den Händen eines groſſen Mannes war. — Eben ſo, wenn die Bürger eines Staats die darin herrſchende Polizey und Rechtspflege, ja ſelbſt wenn ſie die Einrichtungen der Finanzen und des Kriegsſtaats, die doch weniger Einfluß auf den Privatmann haben, für vollkommner halten, als alles dieß in andern Ländern iſt: ſo können ſie, in jeder Verfaſſung, dadurch einen Nationalſtolz bekommen, der, mit Anhänglichkeit an ihr Vaterland und mit Dienſteifer in den Geſchäften deſſelben, verbunden zu ſeyn pflegt.

In dem Wohlgefallen an dem Flor des Landes, worin wir geboren ſind, und in dem Stolze auf das Glück und Anſehn der Nation, zu der wir gehören, vereinigen ſich mehrere, oder alle drey der oben gedachten Triebfedern. Wenn wir unſer Vaterland deßwegen lieben, weil deſſen Aecker vortrefflich angebaut, ſeine Städte ſchön und prachtvoll ſind, weil der Kunſtfleiß und der Handel unzählige Hände beſchäftigt, weil eine gewiſſe Wohlhabenheit ſich über alle Stände erſtreckt; weil endlich die Wiſſenſchaften ihr Licht darin verbreiten; ſo hat unſre Zuneigung zum Theile die Natur zum Gegenſtande, welche den Stoff zu allen Erzeugniſſen des Fleißes, und die Kräfte zur Bearbeitung derſelben verleihen muß, — zum Theile die Menſchen, welche durch Talente und Tugenden die Gaben der Natur genutzt, und dem Lande dieſe uns wohlgefällige Geſtalt gegeben haben. Und da hinwiederum zur Bildung der Menſchen, und durch ſie zur Verbeſſerung und Verſchönerung der Natur, in einem Lande, nichts mehr beyträgt, als die gute

Regierung deſſelben, — die ihren noch höhern Grund theils in der Verfaſſung, theils in dem Charakter der Perſonen hat, welche ihr vorſtehn: ſo fließt auf die Vaterlandsliebe eines glücklichen Volks der Gedanke, von ſeiner vorzüglichen Staatsverfaſſung, und der von ſeiner vollkommnern Staatsverwaltung ohne Zweifel nicht wenig mit ein.

Wenn wir jene drey Urſachen der Vaterlandsliebe genauer betrachten: ſo finden wir, daß die beyden erſten auch in Beziehung auf einen abgeſonderten, kleinen Theil des Staats wirken, ja daß ſie faſt nur innerhalb eines eingeſchränkten Raums wirkſam ſeyn können; daß aber die letzte ſich unmittelbar und nothwendig auf das große Gebieth des ganzen Staats bezieht, und die dadurch hervorgebrachte Zuneigung die ganze bürgerliche Geſellſchaft, deren Mitglieder wir ſind, umfaßt.

Die Schätze und die Schönheiten der Natur können wir nur an dem Orte, wo wir wohnen, oder in dem Umkreiſe, den wir häufig beſuchen, kennen und lieben lernen. In jeder Provinz einer weitläuftigen Monarchie iſt der größte Theil der Einwohner, von dem Zuſtande der übrigen Provinzen, ſo wenig unterrichtet, als er es von fremden Ländern iſt. Wenigſtens hat der Anblick ihrer Schönheiten ihn niemahls ergötzt, und der wohlthätige Einfluß ihrer Luft und ihres Himmels ihn nie an ſich gezogen. Wer nie aus ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz gekommen iſt, kann vom Hörenſagen, oder, wenn er zu den gebildetern Menſchen gehört, durch Unterricht und aus Büchern, von den Annehmlichkeiten und Vorzügen der übrigen Theile des Staats, deſſen Bürger er iſt, etwas wiſſen. Er kann ſich über den Reichthum und die Pracht der darin liegenden Städte, über die Fruchtbarkeit und den Anbau ihrer Ländereyen, auch wenn er ſie nicht geſehen hat, in einem gewiſſen Grade freuen. Aber er kann ſchwerlich, durch dieſe Beſchreibungen und Erzählungen, in ein warmes Gefühl verſetzt, und zu einer leidenſchaftlichen Liebe für dieſe, von ihm entfernten, Gegenſtände, bloß vermöge des Gedankens, gebracht werden, daß ſie mit ihm unter einer gemeinſchaftlichen Regierung ſtehn.

Wenn wir, zweytens, das Vaterland um der Menſchen willen lieben, unter denen wir erwachſen ſind, die uns von Jugend auf Gutes gethan, oder mit denen wir frühzeitig ſolche Verbindungen erreicht haben, dergleichen wir anderswo nicht hoffen können: ſo iſt der Wirkungskreis dieſes Princips noch weit enger, und natürlicher Weiſe auf den Raum eingeſchränkt, innerhalb deſſen wir unſre frühern Jahre zugebracht haben. Durch Umgang und Dankbarkeit und perſönliche Freundſchaft, durch angenehme Zurückerinnerungen auf gemeinſchaftlich genoſſene Freuden, auf gegenſeitig empfangne und geleiſtete Dienſte, kann der Schleſier nicht mit dem Preußen oder Magdeburger, ſondern er kann nur mit dem Schleſier zuſammenhängen.

Die Einwohner einer Provinz ſind, in dieſer Abſicht, in noch weit kleinere Unterabtheilungen abgeſondert. Die Lage jedes Menſchen, der Stand ſeiner Familie, ſeine eignen frühern Schickſale entſcheiden, ob er an dem Boden, auf welchem er erwachſen iſt, angeheftet bleiben, und ſeine Welt in dem Bezirke ſeines Städtchens, oder ſeines Dorfs finden, oder ob er einen größern Spielraum haben, und mit den Einwohnern ganzer Provinzen und Länder in eine frühzeitige Verbindung treten ſoll. Für jeden Menſchen erweitert ſich gleichſam ſein Vaterland in dem Maße, als ſeine Bekanntſchaft mit deſſen Wohnplätzen, und ſeine Sympathie mit deſſen Einwohnern ſich ausbreitet.

Es iſt der Vorzug einer edlen Geburt, daß ſie den Menſchen mit einem ganzen und angeſehenen Stande der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders in ſeiner Provinz, zuſammenknüpft, und ihm daher Bekannte und Freunde, auch in entfernten Gegenden ſeines Vaterlandes, verſchaft. Es iſt der Vorzug des Reichthums, daß er es dem Menſchen leichter macht, ſich von der Stelle zu bewegen und ſeine Verbindungen zu vervielfältigen. Wer von dieſen beyden Glücksgütern entblößt iſt, bleibt gemeiniglich in einem engen Familien- und Umgangs-Kreiſe eingeſchloſſen. Und wenn ſich deſſen ungeachtet ſeine Liebe, die er, als Empfindung, nur gegen wenige Perſonen hegt, in der Idee auf alle ſeine Landsleute erſtreckt: ſo geſchieht dieß mehr, vermöge einer Handlung des nachdenkenden Verſtandes, oder durch eine Täuſchung der Einbildungskraft, als durch eine Anhänglichkeit des Herzens. Der gemeine Mann, der Bürger aus dem Handwerksſtande liebt alſo, inſofern von derjenigen Liebe die Rede iſt, die aus gefühlvollem Herzen, aus Liebe, aus Dankbarkeit entſteht, zunächſt nur ſeine Stadt, — vielleicht nur ſeine Zunft. Einige, obwohl ſchwächere, Fäden der Zuneigung knüpfen ihn auch mit der Provinz zuſammen, die ſchon durch den Nahmen, welchen er als ihr Landsmann führt, eine Wichtigkeit für ihn erhält. Aber er empfindet wenig, oder gar nichts für den Staat im Ganzen, den er zu überſchauen ganz außer Stande iſt, deſſen Natur und Beſchaffenheit er ſich nicht einmahl deutlich vorſtellen kann, und von deſſen entferntern Einwohnern er gemeiniglich gar keine, zuweilen aber ſehr nachtheilige Begriffe hat.

Hingegen iſt diejenige Vaterlandsliebe, — die dritte der oben aufgezählten Arten — welche die Meinung von der Vortrefflichkeit der Verfaſſung oder der Regierung, oder die, auf Gewohnheit und Herkommen beruhende, inſtinctartige Neigung zu beyden zum Grunde hat, nothwendig auf den Staat im Ganzen, und nicht auf den einzelnen Theil deſſelben, gerichtet. Denn nur der Staat im Ganzen hat das, was wir im eigentlichen Verſtande eine Verfaſſung nennen; nur von der Regierung des Ganzen erwarten die Bürger ihr Glück; nur ihr wird der Flor der Provinzen zugeſchrieben, was auch die beſondre Verwaltung derſelben dazu beygetragen haben mag. Auf ſie fließt alſo auch die Zuneigung zurück, welche das Bewußtſeyn dieſes Glücks und die Wahrnehmung dieſes Flors bey den Einwohnern erregt.

Es ſey, daß der Antheil, welchen der Bürger an der Regierung nimmt, und die Befreyung von willkürlichen Bedrückungen, deren er genießt, — es ſey, daß die Vortrefflichkeit, welche er den Geſetzen, der Rechtspflege, der Finanzverwaltung und dem Kriegeſtaate zuſchreibt, ihn für ſein Geburtsland begeiſtert: — immer ſind dieſes Vorzüge, die entweder in dem Grundverein der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft liegen, oder die von der oberſten Regierung des Staats abhängen. Wenn auch die beſondern Einrichtungen der einen, oder der andern Provinz, oder wenn die Verwaltung derſelben ſich die Zufriedenheit und den Beyfall der Einwohner in einem vorzüglichen Grade erworben hat: ſo wird doch, in der Regel, das Verdienſt davon den Grundgeſetzen des Staats und dem höchſten Regenten zugeeignet: — in ſofern nähmlich, durch jene, die ſo vortheilhaften Einrichtungen ihre Kraft und ihr Anſehn erhalten, und, durch dieſen, die ſo geſchätzten Verwalter gewählt und eingeſetzt werden.

Um dieſer Urſache willen iſt alſo die Vaterlandsliebe, welche dem Staate, als Staate, — und nicht dem Lande, nicht den einzelnen Menſchen — zugehört, ein ſeltnerer Charakter. Durch ſie vorzüglich zeichnet ſich eine Nation vor der andern, und ein Bürger vor dem andern aus. Die Anhänglichkeit an den Fleck des Erdbodens, wo wir von Jugend auf gelebt, wo wir allein Freunde, Eigenthum und Familienverbindungen haben, iſt eine, den meiſten Menſchen gemeine, Neigung, die um deſto weniger geſtört wird, je weniger ſie ſich von den Vorzügen andrer Länder Kenntniß erwerben. Die Staatsverfaſſung eines Landes hingegen einzuſehen, und eine gegründete Uiberzeugung von deren Vortrefflichkeit zu haben, iſt nur die Sache unterrichteter und denkender Menſchen, — alſo weniger. Wenn der große Haufe, durch die Liebe zu der Verfaſſung ſeines Staats, begeiſtert werden ſoll: ſo muß dieſelbe etwas ſich ſo auszeichnendes haben, daß ſie auch die Aufmerkſamkeit auswärtiger Nationen erregt, und in allgemeinen großen Ruf kommt. Dieſer Ruf wirkt dann auf die Bürger des Staats ſelbſt zurück, und nimmt auch diejenigen für die Regierungsform deſſelben ein, die unfähig ſind ihre Natur zu unterſuchen.

Die Güte der Regierung, die Weisheit und die Wohlthätigkeit des Regenten ſind mehr in die Augen fallende, und auf die Gemüther aller Claſſen ſtärker wirkende, Urſachen der Zuneigung, als die Form des Staatsgebäudes. Sie erfordern keine ſo tiefen Unterſuchungen; ihr wohlthätiger Einfluß iſt unmittelbarer und ſichtbarer. — Aber ſie ſind vorübergehend und wechſelnd, wie die Menſchen, welche das Ruder des Staats führen: und ſie können alſo nicht bey einer Nation Neigungen hervorbringen, die, durch Gewohnheit und Fortpflanzung gleichſam in eine andre Natur übergehen. Die eigentliche Vaterlandsliebe alſo, die mit der Muttermilch eingeſogen werden, und mit dem Menſchen aufwachſen ſoll, wird öfter von einer Verfaſſung, die im Rufe der Vortrefflichkeit ſteht, — ob ſie gleich den wenigſten Bürgern vollkommen bekannt iſt, — als von einer Regierung, die ſich als wohlthätig erweiſet, ob dieſes gleich alle beurtheilen können, hervorgebracht werden.

Eben aus dieſem Umſtande, — daß von den oben genannten Principien der Vaterlandsliebe, die einen den Menſchen an die ihm nächſten Oerter und Gegenſtände heften, die andern ihn mit dem Mittelpuncte des Staats verbinden, erklärt ſich die Erſcheinung, welche ſchon oft bemerkt worden iſt: daß in kleinen Staaten die Vaterlandsliebe am ſtärkſten iſt, und daß mit der Ausbreitung der erſtern die leztre zu erkalten anfängt. Nur in einem kleinen Staate nähmlich kommen die Urſachen der Liebe, welche örtlich und perſönlich ſind, mit denen, welche bloß politiſch und allen Staatsbürgern gemein ſind, zuſammen. Eben das kleine Ländchen, welches der Athenienſer oder Lacedämonier, als den Ort ſeiner Geburt und ſeines beſtändigen Aufenthalts, vollkommen kannte, in welchem er alle ſeine Güter, ſeine Verwandten und Freunde hatte, wo jede Quelle, jeder Berg, jeder anmuthige Hain, jedes fruchtbare Feld in ihm Erinnerungen genoſſener Freuden, und erlebter, oder ihm überlieferter merkwürdiger Vorfälle erweckte: eben dieſes Ländchen machte den Umfang des Staats aus, auf deſſen freye Verfaſſung er ſtolz war, und deſſen Geſetze er mit Begeiſterung verehrte.

Ja, ſo wie, bey einem kleinen Staate, ſich die verſchiednen Triebfedern der Vaterlandsliebe zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung vereinigen: ſo können ſie, bey einem großen und aus mehrern Provinzen zuſammengeſetzten, einander zuweilen entgegenwirken. Wenn nur derjenige Theil des Staats, worin wir geboren ſind, uns unſer eigentliches Vaterland zu ſeyn dünkt: ſo iſt es ſchwer, daß wir recht lebhaft patriotiſche Gefühle für den ganzen Staatskörper haben ſollten. Wenn die Liebe zu dem Lande und die Liebe zu den Menſchen uns nur für einen eingeſchränkten Bezirk einnimmt, die Liebe zur Verfaſſung aber und zum Regenten, oder auch die Pflicht des Staatsbürgers ihren Gegenſtand nur in einer Geſellſchaft von großem Umfange findet: ſo kann keine von beyden Neigungen einen ſo hohen Grad von Stärke erreichen, keine ein ſo ſtarker Beweggrund zu Handlungen werden, als wenn das Land und die Menſchen, welche wir kennen und lieben, den Staat ſelbſt ausmachten.

Die großen Monarchien Europens ſind durchgängig, aus der allmähligen Vereinigung vieler kleinen Staaten, entſtanden, die, vor dieſem Zeitpuncte, entweder nur durch das loſe und ſchwache Band der Lehnspflicht, mit dem großen Staate, der ſie zuletzt verſchlang, zuſammenhingen, oder ganz unabhängig von ihm, und unter ſich völlig getrennt waren. In allen dieſen kleinen Fürſtenthümern, Grafſchaften, Republiken hatten ſich eben ſo viele kleine Völkerſchaften gebildet, die ihren eignen Gemeingeiſt, ihren Nationalſtolz, ihren erblichen Haß gegen andre ſolche kleine Völkerſchaften hatten. Dieſe Gefühle der Menſchen wurden nicht ſo gleich ausgerottet, als die Lage und das Verhältniß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin ſie lebten, ſich änderten. Ihr Patriotismus blieb, auf den engeren Raum ihres zuvor unabhängigen Vaterlandes, eingeſchränkt, auch nachdem daſſelbe ſchon lange, als Provinz, dem größern Staate einverleibt worden war. Die Urſache davon war nicht bloß die allgemeine, die ich zuvor angeführt habe, und die zuletzt in der Einſchränkung der menſchlichen Natur, und in den Gränzen ihrer Faſſungskraft und ihrer Empfindſamkeit, liegt. Viel that dazu auch die Erinnerung der vergangnen Zeit, und die Sehnſucht nach dem vorigen Zuſtande, die, bey jeder veränderten Lage eines Menſchen oder eines Volks, ſich unausbleiblich, zu der einen oder der andern Zeit, einſtellt, und dann am lebhafteſten zu ſeyn pflegt, wenn irgend ein Grund zur Unzufriedenheit, in dem neuen Zuſtande, vorhanden iſt. Warum unterſchieden ſich in Frankreich, unter der Monarchie, die Bretagner am meiſten von den übrigen Franzoſen, trennten ihr Intereſſe von dem allgemeinen, und widerſetzten ſich der Regierung am öfterſten? — Weil ſie am ſpäteſten dem Körper der Monarchie waren einverleibt worden; — weil die Erinnerung, an die ehemahlige Unabhängigkeit und an die eigenthümliche Regierung ihres Landes, noch lange bey ihnen lebhaft blieb, und über die Gefühle, die ſie als Franzöſiſche Bürger haben ſollten, die Oberhand hatte; weil ſie endlich, vermöge der Bedingungen, die ſie, bey ihrer Vereinigung mit dem neuen Staatskörper, dem Hofe vorſchrieben, auch jetzt noch eine eigne Verfaſſung und mehrere Alleinrechte beybehielten, auf die ſie ſtolz, und durch die ſie von den übrigen Franzoſen unterſchieden waren.

Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich ein ähnliches Beyſpiel, welches mein Vaterland, Schleſien, in dieſer Abſicht, liefert, da es mir näher liegt und alſo genauer bekannt iſt, und da es an ſich zur Aufhellung des Gegenſtandes, den wir unterſuchen, beytragen kann, etwas genauer entwickle.

Schleſien hat ſich ſchon in Zeiten, die vor der ſichern und bekannten Geſchichte vorhergehn, durch einen eignen Nahmen unterſchieden: und ſeine Einwohner müſſen ſich, ſchon damahls, auf irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen vereiniget haben. Indeß finden wir es, bey dem Anfange der beurkundeten Nachrichten, als Provinz eines größern Staats, — Pohlens. Kurz darauf wird es von dieſem abgeriſſen, aber in mehrere von einander ganz unabhängige Herzogthümer zerſtückt: und es wird nicht eher wieder vereiniget, als bis es zugleich unter fremde Herrſchaft kommt, und von neuem Provinz eines auswärtigen Staates wird. Der Schleſier hat alſo niemahls, oder ſchon ſeit undenklicher Zeit nicht, unter dem Worte, das ſein Land bezeichnet, ſich einen Staat gedacht, deſſen Bürger er wäre. Er weiß ſich keiner eigentlich Schleſiſchen Staatsverfaſſung, keines Schleſiſchen allgemeinen Oberhaupts, keiner, auf ganz Schleſien und auf Schleſien allein, Bezug habender großer Begebenheiten und Handlungen, — er weiß ſich endlich keines glücklichen Zuſtandes zu erinnern, deſſen ſeine Vorfahren, als Schleſier, — von den übrigen Europäern getrennt und unter ſich vereiniget, — genoſſen hätten. Dieſe ſeine Vorfahren waren lange Zeit nur Breslauiſche, oder Liegnitziſche, oder Glogauiſche

Bürger, — Unterthanen des einen oder des andern Herzogs, — nicht Staatsbürger von Schleſien. — Aus dem Zuſtande einer ſolchen Zertheilung gingen ſie unmittelbar in den entgegengeſetzten über, wo ſie, alle zuſammen, nur einen Theil eines größern Staatskörpers ausmachten. Nach der Reihe wurden ſie Unterthanen von Böhmen, von Ungarn, dann wieder von Böhmen, dann von Oeſterreich, endlich von Preußen. Dieſe Lage der Schleſier, nach welcher ſie zuerſt in mehrere Gemeinweſen getrennt waren, und dann, mit einer Menge andrer Völkerſchaften, in eine große Länder-Maſſe zuſammengeworfen wurden, hätte, wie man denken ſollte, mit den Eigenthümlichkeiten des Nationalgeiſtes, auch das Nationalgefühl und den Nationalſtolz aufheben, und die Entſtehung eines Patriotiſmus, der ausſchließend auf das Land Schleſien geht, verhindern ſollen. Es liegt indeß, ſelbſt in dem gemeinſchaftlichen Nahmen, wenn er Jahrhunderte hindurch fortdauert, etwas, das auf die menſchlichen Gemüther wirkt, und ihnen eine Anhänglichkeit an diejenige Geſellſchaft von Menſchen gibt, zu welcher ſie nach dieſem Nahmen gerechnet werden. — Die Grenze Schleſiens war nie die Bezeichnung eines eignen, vollſtändigen und ungetheilten Staats; ſie war nie die Abſonderungslinie zweyer verſchiedner Völkerſchaften. — Dieſe fließen vielmehr mitten in dem Lande zuſammen. Der teutſche Schleſier konnte ſich von den Sachſen, der Pohlniſche von den übrigen Pohlen nicht durch auszeichnende Züge, weder der Geſtalt, noch des Charakters, unterſcheiden. Deſſen ungeachtet bildete ſich ein Schleſiſcher Gemeingeiſt, ein Schleſiſcher Nationalſtolz, ein Schleſiſcher Patriotismus. Wie ging dieß zu? Ohne Zweifel hingen dieſe Geſinnungen, zum Theil, an dem ſchwachen Faden des gemeinſchaftlichen Nahmens. Aber noch mehr hingen ſie daran, daß die Einwohner, ob ſie gleich unter ſich in zwey grell von einander abſtechende Völkerſchaften, — die Teutſche und die Pohlniſche — getheilt, obgleich mit ihren ausländiſchen Nachbarn nahe verwandt, doch in ihrer Geſchichte, — in den auf einander folgenden Veränderungen ihrer bürgerlichen Exiſtenz und Lage, eine Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten; — daß ſie beynahe zwey Jahrhunderte auf gleiche Weiſe von Piaſtiſchen Herzogen beherrſcht, — daß ſie zu gleicher Zeit an einen auswärtigen Thron geknüpft worden waren, und daß ſie, auch nach dieſer Vereinigung mit einem größern Ganzen, ſich doch von den übrigen Theilen desſelben merklich unterſchieden und unter einander zuſammenhingen. Ja man kann ſagen, daß, ob gleich die Vereinigung der Schleſiſchen Fürſtenthümer nicht eher geſchah, als bis zugleich die Unabhängigkeit des ganzen Landes verloren ging, doch von dem Augenblicke an, da Schleſien dem Böhmiſchen Königreiche einverleibt wurde, ein größeres Intereſſe die Einwohner des erſten Landes vereinigte, als je zuvor unter ihnen vorhanden geweſen war. Einmahl, ſie unterſchieden ſich merklich von der Nation, an deren Staat ſie als Provinz angeknüpft wurden: und waren, wie es ſcheint, an Fortſchritten der Cultur derſelben überlegen. — Dieſer Contraſt vermehrte den Stolz der Schleſier; und der Stolz vermehrte die Vaterlandsliebe. Sie ſchloſſen ſich deſto mehr an einander an, je weniger ſie mit ihren neuen Mitbürgern gemein haben wollten. Sie behielten, zweytens, vieles von ihrer alten Verfaſſung, was entweder ihnen wirkliche Vortheile gewährte, oder doch von ihnen, als ein Alleinrecht, hochgeſchätzt wurde. Ihre Fürſten blieben in dem Beſitze mehrerer landesherrlichen Rechte; ihre unmittelbaren Städte hatten beynahe die Freyheiten teutſcher Reichsſtädte. Jeder einzelne Schleſier glaubte an dieſen Vorzügen Theil zu nehmen, und fand in dem was ihm ein gemeinſchaftliches Intereſſe mit ganz Schleſien, und eine gemeinſchaftliche Auszeichnung gab, zugleich eine Triebfeder der Vaterlandsliebe zu demſelben. Dazu kam, daß die mehrmahlige Veränderung der regierenden Häuſer in Böhmen, der Uibergang Schleſiens vom Böhmiſchen Staate zum Ungarſchen, und die Rückkehr zu dem erſten, endlich die Einverleibung Böhmens ſelbſt in die Oeſterreichiſche Monarchie, dieſe unſre Provinz nie ruhig und lange genug mit dem Körper, dem ſie anhing, zuſammenwachſen ließ. Unter der Oeſterreichiſchen Herrſchaft kam die Trennung der Religion hinzu. Die Reformation fand, in den Städten und Fürſtenthümern Schleſiens, eben wegen der ihnen eignen Verfaſſung, leichtern und ſchnellern Eingang. Sie erhielt ſich daſelbſt in der Folge, kraft eben dieſer Vorrechte, als ſie in der übrigen Oeſterreichiſchen Monarchie, wo ſie gleichfalls frühzeitig Wurzel geſchlagen hatte, wieder ausgerottet wurde. Schleſien unterſchied ſich, von den andern Oeſterreichiſchen Ländern, merklich, und zu ſeinem Vortheile. Beſonders bekamen die teutſchen und proteſtantiſchen Schleſier, durch die Trennung von ihren ſämmtlichen Nachbarn, ein Nationalband unter ſich. Den Einwohnern von Böhmen, Oeſterreich und Ungarn, die ſie als ihre Mitbürger zu betrachten hatten, waren ſie, an Sprache, Sitten und Religion unähnlich. Und von den Einwohnern Sachſens und Brandenburgs, mit welchen ſie in allen dieſen Hinſichten übereinkamen, waren ſie durch die politiſchen Abtheilungen getrennt. Auf dieſe Weiſe bildete ſich, unter den Schleſiern, Nationalſtolz und Vaterlandsliebe in einem höhern Grade, als die Einwohner einer ſo kleinen Provinz, die nie einen eignen Staat ausgemacht haben, ſonſt zu haben pflegen.

Als, durch die Preußiſche Eroberung, Schleſien demjenigen Staate einverleibt wurde, mit welchem es, ſowohl durch ſeine geographiſche Lage, und durch den Lauf des Hauptkanals, auf dem ſeine Erzeugniſſe verführt werden, als durch die Aehnlichkeit der beyderſeitigen Einwohner, in Religion, Sitten und Aufklärung, genauer, als mit ſeinem alten Mutterſtaate, zuſammenhing: ſo wurde doch anfangs, durch das Gewaltthätige und Plötzliche dieſer Veränderung, die innige Verbindung der neuen Provinz mit den alten Preußiſchen Unterthanen verhindert. Die ſiegende und erobernde Nation hat immer einen Hang, die Einwohner der beſiegten und eroberten Provinz geringe zu ſchätzen. Und die einzelnen Perſonen, aus der erſtern, ſchreiben ſich leicht eben die Uiberlegenheit, über die Menſchen des letztern Landes zu, welche der Ausgang des Krieges ihrer Regierung über die Regierung deſſelben, verſchafft hat. Viele Brandenburger, welche nun nach Schleſien kamen, und mit Anſehn bekleidet, oder mit einträglichen Aemtern verſehen wurden, ließen den Schleſiern anfangs zu ſehr merken, daß ſie ſich für ein klügeres und muthigeres Geſchlecht von Menſchen hielten, und dem Schleſier eben die Muthloſigkeit, die Einfalt, oder die Schläfrigkeit Schuld gäben, welche ſie, für Fehler der Oeſterreichiſchen Verwaltung und für die Urſachen ihrer Niederlagen, anſahen. Die Schleſier hingegen waren nicht ohne Neid gegen ſo viele Fremde, welche bey ihnen Ehre, oder Brod fanden, ohne doch ihnen dafür verbunden zu ſeyn: und ſie ſahen, nicht ohne einigen Unwillen, die vornehmſten Stellen der Regierung in den Händen derer, von welchen ſie ſich verachtet glaubten. Obgleich, ſchon vor der Preußiſchen Beſitznehmung, der große proteſtantiſche Theil der Schleſier eine geheime Neigung für den Hof von Berlin gehabt hatte, den er als eine Stütze ſeiner Religionsfreyheiten anſah; und ob er gleich, bald bey dem Anfange der neuen Regierung, durch noch größere Erweiterungen dieſer Freyheit begünſtigt worden war: ſo vereinigte er ſich doch jetzt mit dem katholiſchen Theile, in dem Widerſtande gegen den Nationalſtolz der Brandenburger, und in einem eignen Stolze auf die Vorzüge ſeines Landes. Die Schleſier verglichen mit ihrem Vaterlande, die ihnen am nächſten gelegenen, und am beſten bekannten Länder der Preußiſchen Monarchie; und, indem ſie zu finden glaubten, daß die Fruchtbarkeit und der Anbau ihres Bodens den ſandigen und wenig bebauten Ebnen der Mark weit vorzuziehn ſey; daß in ihren Städten Handel und Induſtrie herrſche, indeß die brandenburgiſchen nur von den Soldaten und der Regierung leben; — daß ihr Landmann in Tuch gekleidet ſey, da der brandenburgiſche Bauer in einem leinenen Kittel einhergeht: ſo vergalten ſie die unbillige Verachtung, die ihnen von vielen ihrer neuen Mitbürger wiederfuhr, mit einer eben ſo ungerechten Erhebung ihrer ſelbſt und ihres alten Vaterlandes. Die Zeit hat nach und nach die Eindrücke und Folgen der Eroberung, durch welche Schleſien unter den Preußiſchen Scepter gekommen iſt, ſowohl in den Gemüthern der alten, als der neuen Unterthanen dieſes Reichs, ausgelöſcht. Die gegenſeitige Bekanntſchaft, in welche beyde mit einander getreten ſind, hat ihre Vorurtheile widerlegt, den Brandenburgern und Preußen mehr Achtung gegen die Schleſier, und dieſen mehr Vertrauen gegen jene eingeflößt. Die immer wachſende Unparteylichkeit, mit welcher von der Regierung, Ehren, Aemter und Belohnungen, unter die einen wie unter die andern, ausgetheilt worden ſind, hat das ihrige zu dieſer Vereinigung der Gemüther gethan. Endlich zog der ſiebenjährige Krieg, der Schleſiens Eroberung für Preußen erſt ſichern mußte, und zu deſſen glücklicher Beendigung die Schleſier thätig und mit patriotiſchem Eifer beytrugen, das Band noch feſter zuſammen, welches dieſe Provinz an die Monarchie knüpfte. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehn, daß Schleſien jetzt mit dem Brandenburgiſchen Staate inniger verbunden iſt, als es je zuvor mit dem Böhmiſchen, oder Oeſterreichiſchen war. Indeſſen bleiben noch bis jetzt Spuren einer gewiſſen Eiferſucht, zwiſchen dieſer Provinz und den übrigen Provinzen des Königreichs, übrig: die ſich beſonders bey Perſonen zeigen, welche wenig ihren Geburtsort verlaſſen, — und ihre entferntern Mitbürger weder durch Reiſen, noch durch die Geſchäfte, noch durch das Studium der Geographie, und Statiſtik, kennen gelernt haben. Noch immer, ſagt man, eilt der junge

Schleſier, wenn er, des Studierens wegen, eine kurze Zeit von ſeinem Vaterlande abweſend iſt, ſo bald als möglich, zu demſelben zurück. Noch immer wünſcht er nur in Schleſien verſorgt zu werden. Der verſtorbene König klagte, daß der Schleſiſche Adel den Kriegsdienſt, wenn er nur zu einer mittlern Stuffe der militäriſchen Würden gelangt iſt, verlaſſe, um ſich häuslich in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen.

Die Abſicht dieſes Aufſatzes iſt nicht, die Richtigkeit dieſer Thatſachen zu unterſuchen, oder zu beſtimmen, um wie viel die Vorliebe der Schleſier für ihre Provinz ſtärker ſey, als die, welche ſich bey den Einwohnern andrer Provinzen findet. Ich führte nur mein Vaterland, als mir das bekannteſte Beyſpiel, an, das meine Begriffe erläutern könnte, und als den mir wichtigſten Fall, auf welchen ich die Theorie, wenn ſie gefunden wäre, angewandt zu ſehen wünſchte. Die Frage, welche zur Gründung dieſer Theorie beantwortet werden muß, iſt allgemein. „Aus welchen Gründen entſteht der „eingeſchränkte Patriotiſmus, welcher die Einwohner einer Provinz dieſer, als ihrem Vaterlande, „vornehmlich ergeben macht? In wiefern iſt dieſe „eingeſchränkte Vaterlandsliebe, oder die Ergebenheit der Bürger eines großen Staats für den Bezirk, aus welchem ſie herſtammen, dem wahren „Patriotiſmus, der auf das Wohl des ganzen Staats „geht, und dieſem allgemeinen Beſten ſelbſt, hin-

„derlich oder beförderlich? Und wenn mehrere Triebfedern bey dieſem Patriotismus zuſammen wirken, „— wenn verſchiedne äußre Umſtände dazu die Urſache abgeben: welche von dieſen Triebfedern und „dieſen Urſachen iſt, in ihren Gründen und Folgen, „zu billigen, aufzumuntern, zu befördern; und „welche iſt zu tadeln und einzuſchränken?“

Es iſt augenſcheinlich, daß alle die Urſachen, welche die Vaterlandsliebe überhaupt erregen, auch in Abſicht einer einzelnen Provinz, bey deren Einwohnern, wirkſam ſeyn können; und daß alſo, wenn irgendwo eine mehr, als gewöhnliche Vorliebe der Menſchen für dieſes ihr Geburtsland vorhanden iſt, ſie entweder daher kommt, weil ſie für die Verfaſſungen und Einrichtungen ihrer Provinz, oder weil ſie für die phyſiſche Beſchaffenheit derſelben, oder weil ſie für die darin lebenden Menſchen eingenommen ſind.

Eine Provinz kann *erſtlich* ſolche Eigenthümlichkeiten in ihrer politiſchen, ihrer Juſtiz- Polizey- und Finanz-Verfaſſung haben, — ihre Geſetze, die Organiſation ihrer Magiſtraturen, die Vertheilung der Gewalten, die Privilegien gewiſſer Stände, oder des ganzen Volks, können ſo beſchaffen ſeyn, daß dadurch den Einwohnern entweder wirklich ein höherer Grad von Wohlſtand und Freyheit verſchafft, oder wenigſtens eine günſtige Meinung davon beygebracht wird. Zur Unterhaltung dieſer Meinung kann ſchon das Alterthum der Verfaſſung, die Uiberlieferung einer gewiſſen erblichen Hochachtung für dieſelbe, und ſelbſt der Umſtand beytragen, daß es eine genau beſtimmte, und eine dieſe Provinz auszeichnende Verfaſſung ſey. Denn die Menſchen lieben das, was ſie von andern ſehr unterſcheidet, nicht bloß deßwegen, weil es gut und ihnen nützlich iſt, ſondern auch, weil es die Aufmerkſamkeit andrer auf ſich zieht, oder weil es mehr ihr Eigenthum zu ſeyn ſcheint.

Oder dieſe Provinz kann, zweytens, an Fruchtbarkeit, an Naturſchönheiten, an Vollkommenheit des Anbaus, an einer zum Handel glücklichen Lage, an Kunſtfleiß ſeiner Einwoher, und an allen, aus dieſen Vorzügen entſtehenden, Annehmlichkeiten des Lebens, andre Provinzen übertreffen: wobey es, zur Hervorbringung der Wirkung, wovon ich rede, wiederum einerley iſt, ob dieſe Provinz vor andern Provinzen wirklich ſo viele Vorzüge voraus hat, oder ob nur die feſte und herrſchende Meinung, von der höhern Vortrefflichkeit ihres Landes, bey den Einwohnern vorhanden iſt.

Oder endlich, die Einwohner dieſer Provinz haben eine größre Anhänglichkeit an ihre Landsleute. Sie ſind vielleicht mehr unter einander vereinigt; die Familien- und Verwandſchafts-Liebe iſt bey ihnen ſtärker, als anderswo; der Umgang, den ſie während ihrer Kindheit und Jugend gehabt ha-

ben,

den, beſtimmt ihre Zuneigung ausſchließender, und ihr Herz iſt im reiferen Alter für neue Freundſchaften weniger geöffnet. Die Urſachen hiervon ſind zuweilen verborgen, und ſcheinen in Temperaments-Anlagen zu beſtehn, durch welche die eine Völkerſchaft, gleichſam zum allgemeinen Umgange mit der ganzen Welt und allen Nationen, geneigter und geſchickter gemacht, — die andre veranlaßt wird, ſich abzuſondern und ſich in ſich ſelbſt einzuſchließen: in welchem letztern Falle ihre Glieder deſto genauer unter ſich zuſammenhängen. Zuweilen aber kann man dieſe Urſachen, in der einfachern und häuslichern Lebensart der Einwohner jener Provinz, deutlich entdecken. Denn wo die Menſchen viel familienweiſe zuſammenkommen, und außer der Verwandtſchaft wenig Umgang zu haben pflegen: da bilden ſich leicht gewiſſe geſellige Gewohnheiten und Eigenheiten, welche dem Menſchen in der Folge jede andre Geſellſchaft, weil er darin dieſe Gewohnheiten nicht wiederfindet, oder dieſe Eigenheiten nicht auslaſſen darf, unangenehm machen.

Das erſte alſo, was den Einwohnern einer Provinz eine ſtärke Vorliebe für dieſes ihr eingeſchränktes Vaterland geben kann, — iſt, wenn dieſe Provinz ſich in ihrer Verfaſſung, von der Verfaſſung der übrigen Provinzen, durch wahre oder eingebildete Vorzüge, auszeichnet. Die Frage iſt nun: iſt dieſe Verſchiedenheit der Verfaſſungen in den Provinzen eines großen Reichs, wodurch die eine vor der andern begünſtigt wird, oder ſich doch für begünſtigt hält; — iſt dieſe Anhänglichkeit der Provinzen an ihre beſondern Verfaſſungen, wodurch ſie abgeneigt werden, ſich allgemeinen und gleichen Landesgeſetzen und Einrichtungen zu unterwerfen, ein Glück oder ein Unglück für einen Staat, — ein Gut, welches der Geſetzgeber zu befördern ſuchen muß, oder etwas gleichgültiges, das er ohne Schaden beſtehen laſſen kann, oder endlich ein Uibel, dem er entgegen zu arbeiten hat?

Dieſe Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung betreffen entweder den eigentlichen geſellſchaftlichen Vertrag, zwiſchen Landsherrn und Volk, und die Form der Regierung; — oder ſie betreffen die Einrichtungen und Formen, in Sachen der Rechtspflege, der Finanzen, und der Polizey. Jeder von dieſen Artikeln erfordert eine eigne Betrachtung.

Der erſte Unterſchied, — der, welcher die politiſche oder Regierungs- Verfaſſung der Provinzen betrifft, iſt ohne Zweifel der wichtigſte; er iſt auch gemeiniglich der, welcher den meiſten Einfluß auf die Geſinnungen der Einwohner hat, und von ihrer Anhänglichkeit an ihren Wohnplatz die vornehmſte Urſache enthält. Wenn, in einer Monarchie, die eine Provinz Landſtände, oder eine Verſammlung hat, die mehr oder weniger Antheil an der geſetzgebenden Gewalt nimmt, indeß die andern Provinzen der Gewalt des Landesherrn ohne

Einſchränkung unterworfen ſind, — wie dieß in Frankreich mit den Provinzen Bretagne und Languedoc der Fall war, und jetzt noch in der Oeſterreichiſchen Monarchie mit Ungarn der Fall iſt; — wenn in einem republikaniſchen Staate, dergleichen der Römiſche war, die Einwohner der einen Provinz vollkommne Bürgerrechte haben, und bey der geſetzgebenden Verſammlung deſſelben mitſtimmen können, die Einwohner einer andern ſich ihre eigne Magiſtratsperſonen ſelbſt wählen, und in bürgerlichen und Polizey-Sachen ihren eignen Geſetzen folgen dürfen, die Einwohner einer dritten hingegen, einem ihnen zugeſchickten Statthalter, als einem Despoten, gehorchen müſſen: ſo kann es, bey der natürlichen Liebe aller Menſchen, und bey der vorzüglichen Neigung gewiſſer Völker, zu Freyheit und Selbſtherrſchaft, unmöglich fehlen, daß nicht die weniger despotiſch beherrſchten Unterthanen, oder die zu einer vollkommnern Gleichheit aufgenommenen Mitbürger, ſich dadurch erhoben fühlen, und den Bezirk, auf welchen dieſe Privilegien eingeſchränkt ſind, als ein ihnen vorzüglich theures Vaterland, anſehen. Selbſt kleinere Vorzüge in der Verfaſſung, die nicht bis zu einer wirklichen Theilnehmung des ganzen Volks an der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt reichen, — ſelbſt nur, wenn es in einer Provinz gewiſſe privilegirte Stände gibt, die ein vom Landesherren unabhängiges Anſehn ausüben, oder mit ihm gemeinſchaftlich die Geſetze geben, wie dieß in Schleſien mit Fürſten und Ständen der Fall war, — ſelbſt nur, wenn einzelne Städte, oder deren Magiſtratsperſonen merkliche Vorzüge, in Abſicht der Regierungsgewalt, vor andern genießen, — wenn gewiſſe Gerichtshöfe des Landes, ohne Appellation, zu richten das Recht haben: ſelbſt dieſe Vorzüge können oft die Einwohner einer ganzen Provinz, auf ihre Verfaſſung, ſtolz machen, und ihnen einen daraus entſtehenden Patriotismus beybringen.

Aber eben weil dieſe Vorwürfe von ſolcher Wichtigkeit ſind, indem ſie wirklich die Natur des Staatsvereins verändern, und eine Provinz gleichſam zu einem eignen kleinen Staate machen; — eben weil dieſe Unterſchiede, als Unterſchiede der Regierungsform, ſo lebhafte Leidenſchaften erregen, und einen ſo merklichen Einfluß auf Denkungsart und Charakter haben: eben deßwegen ſind ſie bedenklicher; und die Unterſuchung in wie fern ein darauf gegründeter Patriotismus einzelner Provinzen den Staaten im Ganzen nützlich oder ſchädlich ſey, wird um deſto wichtiger.

Bey dieſer Unterſuchung fällt es, vor allen Dingen, in die Augen, daß die Ungleichheit in der Verfaſſung der Provinzen, und die daraus entſtehende Trennung des Intereſſes und der Vaterlandsliebe ihrer Einwohner, zur Sicherheit und Befeſtigung der oberſten Regierung der Staaten, wozu ſie gehören, das Ihrige beytrage. Dieß lehrt di geſunde Vernunft, und dieß lehrt die Geſchichte. Jede Theilung der Unterthanen macht es dem Regenten leichter, ſie zu beherrſchen. Ein allgemeiner Aufſtand iſt nicht wohl in einem Reiche möglich, wo kein allgemeiner Gemeingeiſt iſt, ſondern alle Provinzen, oder wenigſtens einige, nur auf die ihnen eigne Privilegien eiferſüchtig ſind, und die Anſprüche ihrer Mitunterthanen entweder nicht achten, oder, als Verſuche ſich ihnen gleich zu ſtellen, mißbilligen. Der Ungarſche Staat hat in einem, für die Oeſterreichiſche Monarchie ſehr gefährlichen, Zeitpuncte, zur Rettung derſelben beygetragen. Und dieſer lebhafte Eifer der Nation für die Aufrechterhaltung des regierenden Hauſes, entſtand wirklich aus der Liebe der Nation, zu ihrer Verfaſſung und zu ihren eigenthümlichen Geſetzen, welche von der jungen und ſchönen Monarchin, auf eine in die Augen fallende Weiſe, waren beſtätigt worden. Zu unſrer Zeit fanden weder das Mißvergnügen eben dieſer Nation, noch die Beſchwerden der Belgier über gebrochne Grundverträge, bey den übrigen Unterthanen des Oeſterreichiſchen Staates, dasjenige Mitgefühl und diejenige Theilnahme, welche die Gährungen in der einen, und den wirklichen Aufſtand in der andern Provinz der oberſten Landesregierung hätten gefährlich machen können. Der Oeſterreicher, Böhme, Mähre und Lombarde ſahen Forderungen, die ſie nie zu machen gewagt hatten, ſchon an ſich, als halb ungerecht, an; und noch weniger hatten ſie Luſt, Vorrechte, an denen ſie keinen Theil haben ſollten, ihren entferntern Mitunterthanen erſtreiten zu helfen. Die Römer fanden mehr, als einmahl, ihren Schutz, gegen die Empörung mißvergnügter und zurückgeſetzter Provinzen, in der Anhänglichkeit derer, welche von ihnen waren vorgezogen und begünſtiget worden. Unter die Sachen, durch welche die gegenwärtige Revolution von Frankreich das Erſtaunen aller denkenden Beobachter erregt hat, gehört vorzüglich auch der Umſtand, daß ſie über die Parteylichkeit gewiſſer Provinzen für ihre Verfaſſung hat ſiegen können, und daß die Bretagner, die Einwohner der Dauphiné ſo ruhig ihren Nahmen, ihre Vorrechte, ihre Staatenverſammlung und ihre Gerichtshöfe haben vergeſſen können. Es iſt indeſſen von dem Geiſte der alten Verfaſſung, und dem Hange ſie wieder herzuſtellen, noch jetzt nirgends mehr übrig, als in einigen der Provinzen, die ſchon unter der Monarchie ſich einer größern Freyheit, als andre, zu genießen rühmten. Bretagne und einige der angrenzenden Provinzen ſind der Sitz des Vendee-Krieges, von wo aus die Wiederherſtellung der königlichen Regierung, wenn ſie je möglich iſt, noch am erſten erwartet werden darf *).

---

*) Dieß iſt im Sommer des Jahrs 1795 geſchrieben, und kann vielleicht unwahr ſeyn, ehe dieſer Aufſatz abgedruckt wird.

Wenn alſo den Völkern ſelbſt daran gelegen iſt, daß Revolutionen des Staats ſo ſchwer, als möglich, gemacht werden: ſo können ſie, in den meiſten groſſen Reichen, die Einrichtung, welche der Zufall und die Natur der Dinge hervorgebracht hat, ſegnen. Sie können zufrieden ſeyn, daß die Länder, welche nach und nach, durch Eroberung, Kauf, Erbſchaft und Heirathen, ſich an einander gekettet, oder einer und derſelben regierenden Familie unterworfen haben, um den Staat, der ſie jetzt ſchützt, zu bilden, ſo ungleiche Rechte, ſo verſchiedne Stufen der Freyheit, ſo mannigfaltige Formen der Regierung mitgebracht haben. Wenn dadurch das Band der Einigkeit geſchwächt wird, welches ihre Glieder mit einander vereinigt: ſo ſind ſie dafür auch ſichrer, daß die, an einem Orte ausbrechenden, politiſchen Krankheiten, nicht den ganzen Staatskörper ſo leicht anſtecken; daß die Volkslaunen und Leidenſchaften, welche die eine Provinz beunruhigen, ſich nicht ſchnell den übrigen Provinzen mittheilen.

Eine zweyte Betrachtung iſt eben ſo einleuchtend: daß es Fälle gibt, wo dieſe Verſchiedenheit, in der Regiments-Verfaſſung der Provinzen, durchaus nothwendig iſt: wenn nähmlich die Völkerſchaften ſelbſt, von welchen ſie bewohnt werden, in natürlichen Anlagen, in ſittlichen und politiſchen Gewohnheiten, zu weit von einander abſtehn, um auf einerley Art regiert werden zu können. Es kann, in der örtlichen Beſchaffenheit der Länder, Urſachen geben, warum für ſie eine freyere Verfaſſung beſſer; als für andre paßt, und von ihnen beſſer genutzt wird. Die Einwohner von Gebirgsländern und die Inſulaner haben ſich von je her, durch eine vorzügliche Liebe zur Freyheit, ausgezeichnet. Bey andern Nationen hingegen iſt die Unterwürfigkeit unter einzelne Menſchen, Jahrhunderte hindurch, erblich geweſen: und ſie ſind einer Theilnahme, an der Geſetzgebung und Verwaltung ihres Landes, eben ſo wenig fähig, als ſie nach derſelben begierig ſind. Die Römer konnten unmöglich den Aſiatiſchen Ländern eben die Verfaſſung geben und eben die Vorrechte zugeſtehn, welche die Italiäniſchen Staaten in ihrer Nachbarſchaft hatten. — Selbſt ſchon eine, durch Alterthum bey einer Nation befeſtigte, Verfaſſung, nach welcher ſich alle ihre bürgerlichen und Polizey-Geſetze gemodelt haben, für welche das allgemeine Vorurtheil die Menſchen in derſelben einnimmt, und welcher gemäß, ſich ihr Charakter gebildet hat: — eine ſolche Verfaſſung kann dieſer Nation, wenn ſie in einen größern Staat eintritt, nicht ohne Ungerechtigkeit, nicht ohne große Zerrüttung, — endlich nicht ohne viele Uibel anzurichten, genommen werden. Dieſe Urſachen allein hätten vielleicht den Kaiſer Joſeph von dem Verſuche abhalten ſollen, Ungarn ſeine eigenthümliche Verfaſſung zu entziehn. Wenn ſie auch wirklich unvollkommner war, als die, welche er dieſem Lande geben wollte; wenn ſie auch wirklich zuweilen eine Störung, für das allgemeine Wohl des Oeſterreichiſchen Staats, verurſachte: ſo war doch die Nation noch nicht für dieſe Aenderung vorbereitet; die Menſchen in dieſem Lande unterſchieden ſich noch zu ſehr, um eine gleiche Verfaſſung, mit den übrigen Erbſtaaten des regierenden Hauſes, zu ertragen; — und ſie hatten noch zu viel Ehrfurcht und Liebe, für die alten Formen ihrer Regierung, um nicht, durch die Vernichtung derſelben, unglücklich und unzufrieden zu werden.

Von dieſen beyden Seiten alſo, — von der Seite des Einfluſſes auf die Sicherheit der Regierung, und von der des nothwendigen Zuſammenhangs, welchen Regierungsformen, mit der örtlichen Beſchaffenheit der Länder und dem Nationalgeiſte der Einwohner, haben, ſcheint die Verſchiedenheit in der politiſchen Verfaſſung verſchiedner Staatsprovinzen, und die dadurch erregte Eiferſucht jeder auf ihre Vorrechte, dem Staate und der Menſchheit ſelbſt, nützlich zu ſeyn. Aber dieſe beyden Seiten ſind auch, ſo viel ich einſehe, die einzigen vortheilhaften. In jeder andern Rückſicht iſt jene Verſchiedenheit, und noch mehr jene Eiferſucht ein Uibel; — und zwar ein Uibel, daß ſich in mannigfaltigen Geſtalten zeigt, und durch mehr als eine traurige Folge wirkſam beweiſet.

Zuerſt iſt eine ſolche Ungleichheit, in den Rechten und der Verfaſſung der Provinzen, wenn ſie ſo weit geht, daß ſie wirklich auf die Glückſeligkeit der Einwohner Einfluß hat, und ihren Geiſt entweder erhebt, oder niederſchlägt, im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit: und aus Ungerechtigkeiten können nie andere, als üble Folgen, entſtehn. Sollen Kinder deſſelben Vaters ſo ungleich von ihm behandelt werden? Und iſt die parteyiſche Vorliebe, mit der er das eine derſelben hervorzieht, oder die Nachgiebigkeit, mit welcher er ſein Anſehn gegen das andre einſchränkt, nicht immer eine Urſache von Zerrüttung und Zwiſtigkeit in den Familien? Wenn, in Bretagne und Languedoc, die Stände etwas wirklich vortheilhaftes waren; wenn die, dieſen Provinzen eigne, Verwaltung wirklich ihre Laſten erleichterte und ihren Flor vermehrte, warum ſollten dann die übrigen Franzoſen dieſer Vortheile auf immer beraubt ſeyn? War es möglich, daß die Einwohner der andern Provinzen, die ſich in aller Abſicht ihren begünſtigten Mitbürgern gleich ſahen, ohne einen Unwillen gegen dieſe, ohne einen heimlichen Groll gegen die Regierung zu faſſen, ihre tiefere Knechtſchaft und den ſchwerern Druck der Regierung, der auf ihnen lag, ertrugen?

Und dieß iſt das zweyte Uibel, das aus jener Ungleichheit, beſonders in einem Staate, deſſen Bürger in allen ſeinen Provinzen gleich aufgeklärt ſind, entſteht: daß, zwiſchen dieſen Provinzen ſelbſt und ihren Einwohnern, mehr oder weniger

Eiferſucht oder Feindſchaft herrſcht: wodurch der größte Vortheil vernichtet wird, der von der Vereinigung mehrerer kleiner Länder in einen groſſen Staat, für das menſchliche Geſchlecht zu erwarten war. Wie kann ein gemeinſchaftliches Intereſſe alle Einwohner eines Reichs beleben, wie kann es einen wahren allgemeinen Patriotismus bey ihnen geben: wenn der eine Theil nur ſeine Privilegien zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten bemüht iſt, und ſie dem Wohl des Ganzen vorzieht, der andre ſich, durch den Mangel ähnlicher Freyheiten, gekränkt fühlt, und von den Gütern, die er mit erwerben oder vertheidigen helfen ſoll, nicht einen gleichen Antheil zu erwarten hat? — Auch zu wirklichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen, kann dieſe Eiferſucht der Provinzen Anlaß geben. Der, den Römern in ihrer glänzendſten Periode ſo ſchwer fallende, ſo gefährliche Krieg der Bundsgenoſſen war aus keiner andern Urſache entſtanden. Die Verſchiedenheiten in den Rechten und der Verfaſſung ganz naher, einander völlig ähnlicher Völkerſchaften in Italien, die ſämmtlich zum Römiſchen Staate gehörten, war zu groß, als daß die mit dem lateiniſchen oder Municipalrechte begabten Städte, das Beyſpiel ſolcher in ihrer Nachbarſchaft liegender, deren Einwohner das volle Anſehn Römiſcher Bürger genoſſen, ruhig ertragen konnten. Die, von dieſem beneideten Vorrechte ausgeſchloſſenen, Italiäniſchen Völker, die, unter dem Nachmen der Bundsgenoſſen, wahre Unterthanen der Römer geworden waren, ergriffen ſämmtlich die Waffen, um ſich mit ihren mehr begünſtigten Nachbarn in Gleichheit zu ſetzen. Die Römer fanden auch in der That kein Mittel, die Gemüther zu beruhigen und den Frieden herzuſtellen, als indem ſie denjenigen gleiche Rechte verliehen, denen ſie gleiche Pflichten auflegten, und die übrigens in Sprache, Sitten und Geiſt einander ähnlich waren. In der Folge wurden ſie genöthigt, ihr Bürgerrecht immer auf mehrere Provinzen auszudehnen: ſo wie das Gefühl der Eiferſucht, und die Begierde nach politiſchen Vorrechten ſich, durch ihre Regierung ſelbſt, auf Länder ausbreitete, wo die Menſchen zuvor keines von beyden gekannt hatten. Dadurch wurden freylich die republikaniſchen Formen ihrer Regierung immer unſchicklicher, und das Weſen der republikaniſchen Freyheit wurde immer mehr vernichtet. Aber es war keine Möglichkeit, ein groſſes Reich zu errichten und in Einigkeit zu erhalten, und doch dem Bürger Roms ſeine alte Uiberlegenheit, über alle andern Einwohner der bekannten Erde, zu ſichern.

Dazu kommen nun, drittens, die Hinderniſſe, welche eine ſolche Ungleichheit der Provinzial-Verfaſſungen den Entzwecken und Maßregeln der Regierung in den Weg legt, und der nachtheilige Einfluß, den ſie ſelbſt auf die Moralität der Regierung hat.

Ich will des Umſtandes nicht erwähnen, daß zur den Regenten jener zuerſt genannte Vortheil, — die Unterthanen durch ſolche Unterſchiede zu theilen, um ſie alle leichter beherrſchen zu können, — gar ſehr durch den Nachtheil aufgewogen wird, daß, in den durch größre Freyheiten ausgezeichneten Provinzen, immer Muſter einer eingeſchränkteren Regierung und eines muthigen und wirkſamen Widerſtandes gegen die Regierung, dem ganzen Reiche aufgeſtellt ſind, welche die übrigen Provinzen, früher oder ſpäter, zur Nachahmung reitzen, — ſie wenigſtens mit ihrem Zuſtande unzufrieden, und nach Aenderungen der Staats-Verfaſſung begierig machen. Man könnte vielleicht, in unſern Zeiten, in welchem Viele, über dem Gute ſcheinbarer Freyheit, das Glück der Sicherheit und der Ruhe der Staaten, in ihren politiſchen Speculationen, vergeſſen, dieſen Umſtand ſelbſt, als eine wohlthätige Folge jener Verſchiedenheit, anſehen: indem dadurch, in einem despotiſch beherrſchten Reiche, wenigſtens die Idee der Freyheit erhalten würde. Es iſt indeſſen gewiß in jedem Staate dasjenige ein Uibel, was der Verfaſſung die Auflöſung, oder große Veränderungen drohe. Große Privilegien, merkliche Ausnahmen von den allgemeinen Unterthanspflichten, — einzelnen Provinzen zugeſtanden, — ſind ein, in den Staat ausgeſtreuter Samen der Gährungen und bürgerlichen Unruhen. Auch in Frankreich gingen die Zänkereyen der Parlamenter mit dem Hofe, die ſpäter zur Revolution Anlaß gaben, von Bretagne aus. Und man kann, von der unruhigen Statthalterſchaft des Herzogs von Aiguillon *) und der Widerſetzung des Herrn von Chalotais in jener Provinz, am Ende der Regierung Ludwigs des funfzehnten, die Reihe der Stufen aufzählen, durch welche ſich dieſe Monarchie nach und nach ihrem Untergange näherte.

Aber, ohne Rückſicht auf die Sicherheit der Regierung, ſind jene Privilegien auch ſehr oft ein Hinderniß der wohlthätigen Endzwecke

---

*) Das Wort Statthalter drückt freylich nicht genau das aus, was in Frankreich gouverneur de province hieß, wofür ich es doch hier brauche. Aber in der That laſſen ſich die Magiſtraturen jedes Volks nur mit Wörtern aus ſeiner Sprache benennen. Und in Frankreich ſelbſt waren mit dieſem Titel, zu verſchiedenen Zeiten, ganz verſchiedne Rechte und Aufträge verbunden. Unter Heinrich dem dritten und dem vierten, bis auf die Miniſterſchaft Richelieus herunter, waren die Gouverneurs in den Provinzen wahre Statthalter des Königs: oberſte Befehlshaber über die Truppen und Feſtungen in denſelben, und Häupter der Polizeyregierung, — mit einem Anſehn bekleidet, durch welches ſie ſich oft unabhängig machen konnten. Unter der Regierung Ludwigs des vierzehnten und funfzehnten, war ein gouvernement mehr eine Auszeichnung der Ehre, als ein obrigkeitliches Amt: ausgenommen, wenn dem Gouverneur, durch einen beſondern Befehl des Hofes, ein beſtimmter Auftrag gegeben, und ein damit zuſammenhängendes Anſehn verliehn wurde: und dieß war der Fall bey dem Herzoge von Aiguillon, als er Gouverneur von Bretagne wurde.

derſelben. Wenn die eine Provinz Vorrechte, und überhaupt eine Verfaſſung hat, welche in der andern nicht ſtatt finden: ſo kann die Regierung in ihren Veranſtaltungen nicht gleichförmig, nach allgemeinen Endzwecken und Methoden, verfahren: ſondern ſie muß immer eingeſchränkte Rückſichten nehmen, und ſich oft kleinlicher Mittel bedienen. Bald wird ſie, in wahrhaft nützlichen, und für das Wohl des Ganzen berechneten, Einrichtungen, die aber, um wohlthätig zu ſeyn, allgemein ſeyn müſſen, gehindert, weil ſie die Beyſtimmung derjenigen Provinz nicht erhalten kann, die eine größre Gewalt zum Widerſtande, als andre Provinzen, aber einen eingeſchränktern Patriotiſmus hat. Bald wird ſie hinwiederum veranlaßt, in den privilegirten und ihr oft widerſtrebenden Provinzen, durch Liſt, Beſtechung und heimliche Wege, dasjenige durchzuſetzen, was ſie, auf dem offnen Wege der Uiberzeugung und des Anſehns, nicht hat erhalten können. Der erſte Umſtand macht, daß in einem Reiche, deſſen Provinzialverfaſſungen zu ungleich ſind, eine gute Polizey- und Finanz-Einrichtung, die nur aus der Zuſammenſtimmung, oder aus der Gleichförmigkeit der verſchiednen Lokaleinrichtungen, entſtehen kann, faſt unmöglich iſt: Der zweyte Umſtand macht gemeiniglich, daß der Charakter der Regierung daſelbſt verdorben wird. Jenes wurde von Joſeph dem zweyten bemerkt, und machte einen der vornehmſten Bewegungsgründe aus, die ihn zu dem verunglückten Verſuche, ſeine verſchiednen Länder in ihren Verfaſſungen einander gleich zu machen, antrieb. Dieſes beſtätiget ſich durch das Beyſpiel des ehemahligen Franzöſiſchen Hofes. In der That, wenn die Regierung ſich einmahl zu Ränken, Kunſtgriffen und Beſtechungen herablaſſen muß: ſo nimmt ihr Geiſt und die Politik ihrer Geſchäftsträger dieſe Falte an; und ſie verfahren dann auf ähnliche Weiſe in Fällen, wo Redlichkeit und Offenheit nothwendig wäre.

Ein Landesherr, deſſen Macht in einigen wenigen Theilen ſeines Reichs merklich beſchränkt, und unumſchränkt in allen übrigen iſt, erträgt dieſe Lage nicht leicht, ohne ein lebhaftes Verlangen nach allgemeiner Oberherrſchaft zu bekommen, und alſo an der Untergrabung jener Privilegien im Stillen zu arbeiten. Dieſe Bemühung kann zuweilen auf die Zerſtörung ſolcher Vorrechte gehen, die aus wirklichen Vorurtheilen, oder Mißbräuchen entſprungen waren, und dem Wohl des Ganzen ſchaden. Sie zerſtreuen indeß auch dann die Aufmerkſamkeit des Regenten, und ziehn ſie von ihrem eigentlichen Gegenſtande, der Sorge für die beſte Verwaltung des Reichs, ab. Aber ſehr oft wird der Regent, welcher mit den unnützen, oder unbilligen Privilegien einiger ſeiner Stände und Unterthanen Krieg zu führen hat, zugleich Feind der wohlhergebrachten Rechte und der gegründetſten Anſprüche der übrigen. Indem er dem, durch die Verfaſſung einiger Provinzen, ihm aufgelegten, läſtigen Zwange mit ſeiner Macht entgegen zu arbeiten, oder ihm durch Liſt auszuweichen genöthigt iſt, gewinnt er die unumſchränkte Herrſchaft, welche er in andern ausüben kann, um deſto mehr lieb, und verliert zugleich, in ſeinem Betragen gegen ſeine Unterthanen, diejenige Offenheit und Redlichkeit, welche der ſchönſte Charakter der Regierung iſt.

Unſer Jahrhundert hat einen merkwürdigen Beweis davon geſehen, wie viel ein Staat, durch die Aufhebung großer Verſchiedenheiten zwiſchen den Verfaſſungen ſeiner Theile, an Flor gewinnt; wie nützlich insbeſondre dieſe Veränderung der Provinz ſelbſt ſeyn kann, die ihre Vorurtheile für Herkommen und alte Gewohnheiten aufopfert, um ihre Regierungsform der des Hauptlandes mehr anzupaſſen. Dieſes Beyſpiel hat die im Jahr 1707 geſchloſſene Union Schottlands mit England gegeben. Keine Nation in Europa war von jeher eiferſüchtiger auf den Vorzug, einen eignen, abgeſonderten Staat auszumachen als die Schottiſche. Auch ſeit dem ſie, bey der Thronbeſteigung Jacobs des erſten, mit England unter einen gemeinſchaftlichen Landesherren gekommen war, behielt ſie doch ihr eigenthümliches Parlament, und ihre ganze, von der Engliſchen weit abgehende, Geſetzgebung. Die Anhänglichkeit der Schotten an dieſe ihre alte

Verfaſſung war, durch den langen Streit, den ſie über ihre Unabhängigkeit mit den Engländern geführt hatten, noch mehr befeſtiget worden. Es waren alſo große Vorurtheile bey jener Nation zu überwinden. Auch fand die Union bey ihr nicht allgemeinen Beyfall. Auch glaubten viele Schottiſche Patrioten, in der Vereinigung Schottlands mit Englands, in dem aufgehobnen Parlamente des erſten, in den nach Schottland gebrachten Verfaſſungen des letztern, den Untergang und die Knechtſchaft ihres Vaterlandes vorauszuſehen. Der Erfolg hat bewieſen, daß ſie ſich geirrt haben. Schottland iſt, ſeit dieſem Zeitpuncte, aus einem höchſt armen Lande ein blühendes geworden, und wächſt noch täglich an Cultur und Reichthum. Die Bürger und Bauern ſind freyere Leute geworden: und der Adel hat keinen von den Vorzügen verloren, auf deren Erhaltung er mit Recht eiferſüchtig ſeyn konnte.

Aber dieſes Beyſpiel zeigt auch, welches die einzige rechtmäßige Art iſt, dieſe Veränderung zu machen. Einer Provinz, die entweder mit dem ausdrücklichen Vertrage, ihre alte Verfaſſung beyzubehalten, in einem größern Staat eingetreten, oder die doch, in dem unbeſtrittnen Beſitze gewiſſer Vorrechte, ſeit langer Zeit geweſen iſt: einer ſolchen Provinz ihre eigenthümliche Regierungsform mit Gewalt zu rauben, oder durch Liſt zu entziehn, iſt immer eine große Ungerechtigkeit; und der vermeinte Nutzen dieſer Unternehmung kann dieſelbe nicht rechtfertigen. Nur, durch einen neuen Vertrag, kann der alte aufgehoben werden. Die Ueberzeugung der Einwohner der Provinz, von der Nützlichkeit einer veränderten Verfaſſung, muß dieſelbe vorbereiten: und die freye Einwilligung derſelben, oder ihrer Repräſentanten, muß ſie rechtskräftig machen.

Die zweyte Art der Verfaſſungen, auf welche die Einwohner einer Provinz ſtolz ſeyn, oder um derentwillen ſie eine, auf dieſe ihre Provinz eingeſchränkte, Vaterlandsliebe haben können, iſt die Verfaſſung der Finanzen, — die Größe und Beſchaffenheit der Auflagen, die ſie bezahlen, und die Art, wie dieſe erhoben werden.

Ohne Zweifel ſind Vorrechte, welche eine Provinz vor den übrigen, in Abſicht der zu bezahlenden Abgaben, beſitzt, diejenigen, welche von dem ganzen Volke am meiſten geſchätzt, und am ängſtlichſten bewacht werden. Auch der gemeinſte Mann wird den Vortheil gewahr, der für ihn daraus entſpringt, daß er von gewiſſen Steuern frey iſt, die ſeine Mitunterthanen an andern Orten zu bezahlen haben, oder daß er gewiſſe Waaren wohlfeil kaufen kann, welche durch die landesherrlichen Monopolien, in andern Provinzen theuer gemacht werden. Die Erhebungsart der Auflagen fällt zwar nicht allen Menſchen ſo deutlich in die Augen, als ihre Größe, und ihre Folgen werden vom Privatmanne nicht ſo lebhaft gefühlt. Aber doch ſchmeichelt es gemeiniglich den Einwohnern einer Provinz, wenn ihre Stände, oder ihre Obrigkeiten die Vertheilung der vom Landesherrn ausgeſchriebenen Auflagen ſelbſt zu beſorgen haben, indeß in andern Provinzen der Beytrag jedes Unterthanen, von der Landesregierung, unveränderlich beſtimmt wird.

Indeß, in eben dem Maße. in welchem die Vorzüge, welche eine Provinz vor der andern in Abſicht der Abgaben beſitzt, und die Ausnahmen, die ihr in der Tragung der allgemeinen Laſten zugeſtanden werden, ihr ſelbſt nützlich ſcheinen: in eben dem Maße ſind ſie dem ganzen Staate ſchädlich. Wenn, durch irgend eine Unvollkommenheit der vormahligen Franzöſiſchen Regierung, Frankreichs Wohlſtand gehindert, das Volk gedrückt und zur Unzufriedenheit gereitzt worden iſt; wenn irgend ein Fehler der Verfaſſung die gegenwärtige Zerrüttungen dieſes unglücklichen Landes veranlaſſet hat: ſo liegt dieſe Unvollkommenheit und dieſer Fehler, in der äußerſten Ungleichheit des Finanzſyſtems, das in Abſicht der verſchiednen Provinzen befolgt wurde. Den Flor Englands hingegen leitet einer ſeiner geſchätzteſten Schriftſteller im Finanzſache *), hauptſächlich von der Beſtimmtheit und Allgemeinheit der Abgaben, welche ſeine Bürger bezahlen, und von der Gleichförmigkeit der Methoden her, mit welchen dieſe Abgaben erhoben werden.

---

*) Smith vom National-Reichthum.

In der That, wie iſt es, zuförderſt, möglich, Unzufriedenheit und Murren in einem Lande zu verhüthen, wo die Einwohner des einen Bezirks mit ſchweren Auflagen belaſtet ſind, von welchen ſie die Einwohner einer benachbarten Provinz befreyt ſeyn; wo die einen der willkürlichen Beſchatzung eines Intendanten und ſeiner Subdelegirten gleichſam preisgegeben ſind, die andern die Auflagen ſelbſt unter ſich zu vertheilen das Recht haben; wo an dem einen Orte das Salz, eines der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, um ſeinen urſprünglichen Preis, oder mit einer kleinen Erhöhung, an einem andern um das zehn- und zwanzigfache bezahlt wird? *) Die Verſchiedenheit, in der politiſchen

---

*) Der Ungleichheiten in den Abgaben der Franzöſiſchen Provinzen waren, in keinem Zweige der Finanzen, ſo viele, in keinem waren ſie ſo ungeheuer, als in dem Zweige des Salzmonopols. Das Königreich war, wie wir, aus Neckers Werke über die Finanz-Verwaltung in Frankreich, (1tem Kap. des 1ten Bdes) wiſſen, in Abſicht dieſer Auflage, in ſechs ſehr ungleiche Theile getheilt. Der erſte, welcher beynahe den dritten Theil des Königreichs ausmachte, und die meiſten innern Provinzen des Landes, und von den Grenzprovinzen die Picardie und Champagne, in ſich begriff, hieß le pays des grandes gabelles: und hier ſtieg der Preis des Centners Salz auf den ungeheuern Preis von 61 Livres. Nach ihm folgten, in Abſicht der Schwere der Auflage, die ſogenannten provinces des petites gabelles, wozu viele mittägliche Grenz-Provinzen, als Provence, Languedoc, Dauphine, Rouſſillon, und einige im Innern liegende le Lionnois u. ſ. w. gehörten: und hier wurde der Centner

Verfaſſung der Provinzen, kann den Augen des gemeinen Mannes verborgen bleiben: oder die Wirkungen, welche ſie auf ſeinen Wohlſtand hat, können ihm zweydeutig ſcheinen und ihn gleichgiltig

---

Salz zu 33 Livres 10 Sous verkauft. In den pays des salines, der dritten Abtheilung, wozu die drey Lothringiſchen Biſthümer gehörten, koſtete der Centner Salz 21 Livres 10 Sous. Eine vierte Abtheilung, aus mehreren weſtlichen Provinzen, (Poitou, Aunis, Saintonge, Guienne) beſtehend, hieß pays redimé: und hier war, wegen einer unter Heinrich dem Zweyten, von dieſen Provinzen, für die Befreyung vom Salz-Impoſt, einmahl für allemahl bezahlten Summe Geldes, der Verkauf des Salzes völlig frey und nur einer kleinen Abgabe unterworfen: ſo daß der Preis des Centners ſich zwiſchen 6 und 12 Livres hielt. Le provinces franches, wozu das, in ſo vielen Stücken begünſtigte und doch arme, Bretagne, nebſt Artois, Flandern, Hennegau und verſchiednen zerſtreuten Bezirken gehörten, machten die 5te Abtheilung aus. Sie waren von der Salzabgabe durchaus frey Und da ſie zum Theile, (wie z. B. Bretagne) die Sitze der Salzfabricationen waren: ſo waren hier die Preiſe die allerniedrigſten. In Bretagne galt der Centner Salz nicht über 2 Livres: und der höchſte Preis in dieſen Provinzen ſtieg nicht über 9 Livres. Der ſechſte ſehr kleine Theil, welcher pays de quartbouillon hieß, und wo der Centner Salz ungefähr um 18 Livres verkauft wurde, verdient nicht, daß wir uns bey ihm aufhalten. So groß war alſo der Unterſchied der durch dieſe Finanzverwaltung verurſachten Preiſe, daß das Salz, welches in der einen Provinz 2 Livres zu ſtehen kam, in der andern 62 koſtete! Und dieß noch dazu in Provinzen, die an einander grenzten, wie Bretagne und Normandie!

laſſen. Aber darüber, was er mehr zu bezahlen hat, und weniger empfängt, als andre: darüber ſind ſeine Augen geöffnet, und darauf ſind alle ſeine Begierden geſpannt. Die Ungleichheit der Abgaben, und die mehr oder wenig drückende Art ſie zu erheben, bleibt gewiß, von den Einwohnern, der belaſteten Provinzen, ſo wenig, als, von denen der begünſtigten, unbemerkt. Die Folgen davon äußern ſich unfehlbar, in dem verſchiedenen Wohlſtande beyder: und ihre Geſinnungen gegen die Regierung können alſo nicht dieſelben ſeyn.

Dazu kömmt nun, daß, eben um dieſe Verſchiedenheit des Finanzſyſtems in den verſchiedenen Provinzen aufrecht zu erhalten, — um ſo ungleiche Abgaben, in nahe an einander gelegnen Gegenden, ſicher einzutreiben, ihre Erhebungsart koſtbarer, zuſammengeſetzter und drückender werden muß. — Insbeſondre iſt dieß, von der Ungleichheit der Conſumtionsabgaben und der landesherrlichen Monopolien, wahr. Indem dadurch der Preis einer und eben derſelben Waare, in der einen Provinz, weit höher gemacht wird, als in der andern: ſo iſt das Verboth der Einfuhre ſolcher Waaren, aus einer Provinz in die andre, eine unvermeidliche Folge. Dieſes Verboth kann, in an einander grenzenden, und durch beſtändigen Verkehr mit einander zuſammenhängenden Ländern, nicht anders, als durch immerwährende und vervielfältigte Aufſicht, durch die Menge der die Grenzen bewachenden Beamten, und durch die Strenge der auf den Unterſchleif geſetzten Strafen, in Ausübung gebracht werden. — Jene Beamten erfordern neue Koſten, und dieſe Strafen erregen neue Unzufriedenheit. Letztre ſind vorzüglich deßwegen ſo ſehr verhaßt, weil eben das ungleiche Finanzſyſtem, welches die Strafen ſchärft, den Reitz zum Verbrechen aufs äußerſte vermehrt. Wer konnte in Frankreich hoffen, dem Schleichhandel mit Salz, aus Bretagne nach der Normandie oder Anjou, zu wehren, wenn es in jener Provinz 2 Livres, in dieſer 62 koſtete? Es waren alſo immer Schaaren von Menſchen, welche ſich damit, trotz aller Härte der Strafen, abgaben; — und, bey der großen Anzahl der Schleichhändler, war auch die Anzahl derjenigen nicht unbeträchtlich, die jährlich in die Hände der Gerechtigkeit fielen, und auf den Galeeren für Verbrechen büßten, welche erſt das angenommene Finanzſyſtem zu Verbrechen gemacht hatte *).

---

*) Bloß wegen des Schleichhandels mit Salz, von den freyen Provinzen nach den belaſteten, und beſonders von Bretagne aus, auf den Wegen von Laval und Angers, wurden alle Jahre 2300 Männer, 1800 Weiber, 6600 Kinder, angehalten und gefangen geſetzt, wovon viele zwar, nach einer kurzen Gefangenſchaft, mit einer kleinen Strafe entlaſſen, viele aber auch in einem Jahre mehr, als einmahl, eingeſteckt wurden. Dreyhundert Perſonen wurden im Durchſchnitte alle Jahre, wegen des mit Salz und Toback von Provinz zu Provinz getriebnen Schleichhandels, zu den Galeeren verur-

Außer dem Nachtheile, welchen, bey der Ungleichheit in der Größe, der Art, und der Erhebungsmethode der Abgaben, die zur Verhüthung des Schleichhandels nöthigen Verfügungen unmittelbar hervorbringen, haben ſie noch die entferntere böſe Folge, daß ſie den innern Handel zwiſchen den Provinzen überhaupt ſtören, oder erſchweren, indem die, von einer in die andere gehenden, Waaren vielen läſtigen Unterſuchungen unterworfen werden müſſen, damit die, deren Verſendung erlaubt iſt, von denen, bey welchen ſie verbothen iſt, unterſchieden werden können. Wozu noch kömmt, daß, wenn durch die Verſchiedenheit in den Rechten und Freyheiten irgend einer Art, beſonders aber derer, welche die Einkünfte betreffen, die Eiferſucht einer Provinz gegen die andre rege geworden iſt, ſie ſelbſt einander die gegenſeitige Einfuhr ihrer Producte erſchweren. Vielleicht hat Ungarn nicht ſo viele Vortheile aus ſeiner eigenthümlichen Verfaſſung gezogen, als es dadurch Nachtheil gelitten hat, daß es, in Abſicht des Verkehres mit ſeinen Wei-

---

theilt. Gemeiniglich waren, unter den Galeerenſclaven, 17 bis 1800 Schleichhändler dieſer Art; und ſie machten den dritten Theil der ganzen Anzahl aus. Fünftauſend Menſchen, deren Unterhaltung ungefähr 2 Millionen Livres koſtete, wurden dazu gebraucht, der heimlichen Einfuhr des Salzes und Tobacks, aus den freyen in die mit dem Monopol beſchwerten Provinzen, zu wehren.
(Necker a. ang. Orte.)

nen und Früchten, von den übrigen Oeſterreichiſchen Ländern, als ein fremder Staat, behandelt worden iſt.

Gewiß alſo iſt es, daß keine Art von Provincial-Patriotismus der wahren, auf das Wohl des Staats gerichteten, Vaterlandsliebe mehr ſchadet, als der, welcher auf der Befreyung von den allgemeinen Laſten der übrigen Staatsbürger gegründet iſt. Es iſt gewiß, daß, wenn die Unterthanen eines groſſen Reichs ihren wahren Vortheil verſtehn, ſie keiner Verfügung der Obrigkeit mehr die Hände biethen werden, als der, durch welche ſie ein einfaches und übereinſtimmendes Finanzſyſtem, in allen Theilen desſelben, einzuführen ſucht*).

Jede andre Ungleichheit, in den Geſetzen und Rechten der Provinzen, kann in den Verſchiedenheiten ihren Grund haben, welche ſich, in der Natur und Lage der Länder, oder in dem Charakter der Einwohner, vorfinden. Und, wenn eine Verfaſſung nicht allzu ſchlimme Folgen hat: ſo wird ſie ſchon dadurch gerechtfertigt, daß ſie alt, daß ſie dem Volke werth, daß ſie in alle Einrichtungen der Provinz verflochten iſt. Aber davon kann es keinen Grund geben, daß Bürger, welche gleiche Vortheile von dem Schutze der Regierung genießen, ungleiche Beyträge zur Unterſtützung derſelben thun. Die Laſten, welche der Staat auflegt, können dadurch nur erträglich werden, wenn ſie allgemein ſind. Das Salz hätte, in ganz Frankreich, in einem mäßigen Preiſe verkauft werden können, wenn das königliche Monopolium allgemein, und die Steigerung des Preiſes allenthalben gleich geweſen wäre. Und gewiß würden die Einwohner von Bretagne oder Guienne, wenn ſie ſich hätten gefallen laſſen, den Centner Salz, der bey ihnen zwiſchen 2 und 12 Livres ſtand, etwas höher zu bezahlen, um es den Einwohnern der Picardie und Champagne, die es um 62 Livres kauften, in einem wohlfeilern Preiſe zu verſchaffen, in dem ungehinderten Verkehr, in dem allgemeinen Wohlſtande, und in der allgemeinen Zufriedenheit von ganz Frankreich, einen hinlänglichen Erſatz gefunden haben.

---

*) Wie wenig in Frankreich, vor der Revolution, dieſe Geſinnung herrſchte; wie wenig ſich die Regierung getraute, den in Abſicht der Auflagen privilegirten Provinzen, auch die kleinſte Aufopferung ihrer Vorrechte, zum Beſten ihrer über alles Maaß belaſteten Mitunterthanen, zuzumuthen, zeigt die große Behutſamkeit, mit welchem Necker im angezognen Werke ſeine Vorſchläge, zu Verminderung der äußerſten Ungleichheit in Abſicht der Salz-Abgabe, that, — und zeigt die Mangelhaftigkeit dieſer Vorſchläge ſelbſt. Nur ein alle Dämme niederreißender Strom, dergleichen die Revolution war, der aber auch das Land ſelbſt verwüſtete, konnte ſo eingewurzelte Vorurtheile ausrotten.

Doch auch hierin muß, nicht nur die Weisheit, ſondern auch die Gerechtigkeit der Regierung die Maßregeln derſelben leiten. Auch in dieſem Puncte muß, bey wichtigen Aenderungen, die Einſicht und der Wille der Unterthanen den Anſtalten der Regierung entgegen kommen.

Es iſt, zuerſt, klar, daß die Beſteurung, bey ganzen Provinzen eben ſo wohl, als bey einzelnen Privatperſonen, ihrem Vermögen und ihren Nahrungsquellen proportionirt ſeyn müſſe. — Aber eben in dieſer Proportion beſteht diejenige Allgemeinheit und Gleichheit des Finanzſyſtems, von der ich rede. Nicht dadurch, daß eine Provinz genau dieſelben Abgaben, und nach eben dem Tarif, als die andre, bezahlt, ſondern dadurch, daß ihre Abgaben an den Staat, mit ihrem Reichthume in gleichem Verhältniſſe ſtehn, wird jene koſtbare Gleichheit aufrecht erhalten. Es können, zweytens, gewiſſe Immunitäten der Provinzen, wenn ſie gleich unbillig ſind, doch dergeſtalt durch Verträge befeſtigt, oder durch Alterthum und Gewohnheit geheiligt ſeyn, daß es von der Regierung ungerecht, oder unklug ſeyn würde, an ihre Abſchaffung zu denken.

Es gibt noch zwey Theile der Verfaſſung, durch welche ſich die Provinzen unterſcheiden, und an welchen ihre Einwohner, durch eine Art von ſcheinbarem Patriotismus, hängen können: das ſind die jeder eignen Civil-Rechte und Polizey-Einrichtungen.

Es hat Zeiten gegeben, wo den verſchiednen Völkerſchaften, die ſich mit einander zu einem Staate vereinigten, oder von einem Eroberer in einen widernatürlichen Zuſammenhang gezwungen wurden, nichts wichtiger war, als die Beybehaltung ihrer alten Rechtspflege und der Geſetze, welche dieſelbe anordneten. Das waren die Zeiten, wo die Rechtswiſſenſchaft überhaupt noch in ihrer Kindheit war, und die Nation ſehr ungleiche Fortſchritte darin gemacht hatten. Eine rohe, mit Ackerbau, Künſten und Handel, noch wenig bekannte Nation konnte unmöglich die verwickelte Geſetzgebung einer verfeinerten, kunſtfleißigen und handelnden verſtehen, oder ertragen. Und ein geſittetes Volk konnte ſich unmöglich mit den einfachen, oft widerſinnigen Beſtimmungen, in Abſicht des Eigenthums behelfen, welche eine bisher von der Jagd, oder der Viehzucht lebende Horde, aus ihren Wäldern in das angebaute Land des erſtern, mitgebracht hatte. Daher kam es, daß in der erſten Periode der, auf dem römiſchen Gebiethe neu errichteten, Fränkiſchen, Gothiſchen und Lombardiſchen Reiche, ſich nicht bloß die Provinzen, ſondern die einzelnen Perſonen, in Abſicht der Civil-Rechte, unterſchieden, unter welchen ſie ſtanden. Es war einem jeden erlaubt, zu wählen, ob er nach Römiſchem, oder nach Longobardiſchem und Weſtgothiſchem Rechte, gerichtet ſeyn wollte. Als in der Folge einzelne Städte, durch eine vollkommenere Rechtspflege, und durch einen vernünftigern Proceßgang und reifer ausgebildete Civilgeſetze, Vorzüge vor andern erlangten, wurden dieſe die Muſter und Geſetzgeber für die übrigen. Das Lübecker und Magdeburger Recht wurde nicht nur, durch ganz Teutſchland, ſondern auch durch Schleſien und Pohlen, von Städten und Landſchaften, bey ihren Landesherrn, als eine Begünſtigung, geſucht, und von denen, die im Beſitze desſelben waren, als ein koſtbares Vorrecht, hochgehalten. In dieſem Zuſtande der Dinge war es natürlich, daß diejenigen Provinzen, welche ihren übrigen Mitbürgern, in einem für das Privatwohl ſo wichtigen Puncte, als deutlichere, beſtimmtere und vernünftigere Anordnungen, in Abſicht des Eigenthums und deſſen Uibertragung, ſind, überlegen zu ſeyn glaubten, eiferſüchtig darauf waren, und ſich weder dieſen Vorzug rauben laſſen, noch ſelbſt ihn mit andern theilen wollten.

Nachdem die Wiſſenſchaft des Rechts, die an ſich durch Grundſätze beſtimmt iſt, und der alſo auch ein innerer Anſpruch auf Allgemeinheit zukömmt, allenthalben Fortſchritte gemacht hat, — wozu die Ausbreitung des Römiſchen Rechts unſtreitig das meiſte beytrug: — ſo unterſcheiden ſich die Nationen Europens, in ihrer Rechtspflege und in ihren Civilgeſetzen, weit weniger, als ehedem; und der Unterſchied zwiſchen den Provinzen desſelben Reichs, in dieſer Abſicht, iſt unſtreitig noch geringer. Allenthalben ſind, bey derſelben Verwickelung der Geſchäfte, auch dieſelben Fälle zur Entſcheidung der Gerichtshöfe gekommen; und die Gleichheit der Verhältniſſe, der Bedürfniſſe und der Beſchäftigungen hat auf gleiche Regeln, zur Schlichtung der ſich ereignenden Streitigkeiten, geführt. Dasjenige, wodurch ſich jetzt noch die Provincial-Geſetze, in bürgerlichen Sachen, von den Landesgeſetzen unterſcheiden, beſteht größtentheils, — (außer denjenigen Puncten, die zugleich in die Verfaſſung eingreifen, wie z. B. die Unterſchiede des Lehnrechts von dem allgemeinen Rechte ſind, oder ſolchen, die ſich auf örtliche Umſtände beziehn, — welche aber mehr Zuſätze, als Aenderungen, in dem allgemeinen Geſetzbuche verurſachen), in ſolchen Rechtsbeſtimmungen, die allenthalben willkürlich ſind, und in Abſicht deren, obgleich vielleicht ein Beſſeres und Schlechteres Statt finden mag, doch das abſolut Beſte nicht mit Gewißheit gefunden werden kann. Dazu gehören die Geſetze der Erbfolge, die Beſtimmung der Verjährungszeit und des Alters der Mündigkeit, die Verträge zwiſchen Eheleuten. Augenſcheinlich können, auch von dieſen Beſtimmungen, einige mehr, andre weniger Grund in den natürlichen oder geſellſchaftlichen Verhältniſſen haben, die jedem Orte eigen ſind. Das ausſchließende Recht des Erſtgebohrnen, die liegenden Güter zu erben, paßt für England, wo die Stammhalter gewiſſer Familien zugleich Mitglieder eines geſetzgebenden Körpers ſind: — und es paßt nicht für die vereinigten Staaten in Nord-Amerika, wo der Senat, oder das, was in Großbritannien das Oberhaus heißt, ſo gut, wie das Unterhaus, vom Volke gewählt wird. Im Allgemeinen aber ſind weder dieſe Eigenthümlichkeiten der Geſetze, für die Länder, wo ſie herrſchen, von ſolcher Wichtigkeit, noch ſind die übeln Folgen von der Verſchiedenheit, die, in Abſicht ihrer, zwiſchen einer und der andern Provinz, obwalten, ſo merklich: daß die Provinzen große Urſache hätten, auf der Beybehaltung dieſer ihnen eignen Rechte zu beſtehen; oder der Staatsverwalter große Urſache hätte, eine Gleichförmigkeit derſelben zu wünſchen und zu veranſtalten. Das, was die Einwohner einer Provinz, bey der Vertauſchung ſolcher Provincial- gegen die allgemeinen Landes-Geſetze, befürchten könnten, iſt die Unbequemlichkeit des Uibergangs von einer Einrichtung zur andern, nicht der fortdauernde Nachtheil, welchen die neue Einrichtung der Dinge verurſachen würde. Die plötzliche Aenderung der Erwartungen, welche man bisher, in Abſicht gewiſſer künftigen Anſprüche, gehabt hat, iſt unangenehm, und bringt zuweilen Verwirrungen hervor. Die Unbekanntſchaft mit neuen Rechten gibt immer anfangs zu Irrthümern, auf der einen, zu gefliſſentlichen Teuſchungen, auf der andern Seite, Anlaß. Aber alle dieſe Unbequemlichkeiten ſind vorübergehend. Dagegen entſtehen andre aus der Ungleichheit der Civilrechte in verſchiednen Provinzen: und dieſe dauern fort. So oft der Einwohner einer Provinz Geſchäfte in der andern hat, wenn er ſich daſelbſt niederläßt, oder verheirathet: ſo iſt er eben ſo oft falſchen Erwartungen und Irrthümern ausgeſetzt. Und die Richter ſelbſt werden, durch dieſe Mannigfaltigkeit der Geſetze, entweder zu einem ſehr läſtigen und im Grunde unnützen Studium genöthigt, oder zu Fehltritten verleitet.

Indeſſen hängen die Menſchen ſo ſehr an Gewohnheiten, und manche Provinzen insbeſondre ſo ſehr an dem, was ſie das Ihrige nennen, und wodurch ſie ſich unterſcheiden: daß auch die Erhaltung wenig bedeutender, oft bloß eigenſinniger und ſeltſamer Beſtimmungen ihres örtlichen Rechts, den Eifer ihrer Patrioten nicht ſelten erregt hat. Dieſe Stimmung der Gemüther iſt unſtreitig fehlerhaft: und der vernünftige Mann an jedem Orte ſoll billig ihr entgegen arbeiten. Ihm liegt es ob, ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß es ein wahrer Gewinn für einen Staat ſey, wenn in allen den Fällen, wo nicht ein augenſcheinlicher Unterſchied, in der Art und dem Erwerbe des Eigenthums einen Unterſchied in den Regeln des Rechts, wodurch es geſichert wird, nothwendig macht, ein und derſelbe Civil-Codex durch alle ſeine Provinzen herrſcht; — und daß das hartnäckige Beſtehen jeder Provinz, auf Eigenheiten ihrer Geſetze, wovon ſie keinen befriedigenden Grund angeben kann, und wovon ſie keinen wahren Nutzen hat, nicht die Liebe ihrer Einwohner zu ihrem *kleinen* Vaterlande, ſondern ihre Gleichgültigkeit gegen das Beſte des *Großen*, welches der ganze Staat iſt, — und ihre Anhänglichkeit an Vorurtheile beweiſe. Es iſt zu hoffen, daß der Preußiſche Staat, der ſchon, in ſo vielen Theilen der Rechtspflege, Muſter der Verbeſſerung aufgeſtellt hat, bey der jetzigen Reviſion ſeiner verſchiednen Provinzialgeſetze, auch dieſen Gegenſtand nicht aus den Augen laſſen wird, unnütze Verſchiedenheiten des Rechts nach und nach abzuſchaffen. Und es iſt, von dem Grade der Aufklärung, der in den meiſten Provinzen dieſes Reichs herrſcht, zu erwarten, daß die Stände und Einwohner derſelben, dieſer nützlichen Reform nicht das bloße Anſehn des Alters und des Herkommens entgegen ſetzen werden.

Den Civilgeſetzen ſind die Polizey-Verfaſſungen ſehr ähnlich: nur häufen ſich bey dieſen die Urſachen, warum ſie an verſchiednen Orten verſchieden ſeyn müſſen. Da ſie in die kleinern Theile des geſellſchaftlichen Lebens eingreifen, und eine Beziehung auf den phyſiſchen Zuſtand des Landes, deſſen Benutzung oder Verbeſſerung ſie befördern ſollen, oder auf die Gewohnheiten und Sitten der Menſchen, haben, deren Mißbräuche ſie zu verhüthen beſtimmt ſind: ſo können ſie nicht ſo allgemeinen Principien, als das Recht, unterworfen ſeyn.

Uibrigens iſt auch, in Abſicht ihrer die Abweichung einer Provinz von der andern viel gleichgiltiger, für die Einigkeit des Staates und die Uibereinſtimmung in dem Syſtem der Regierung, als die Ungleichheit in der Verfaſſung und in den Rechten. Auch hier herrſchen indeß oft ungegründete Vorurtheile, welche die Gleichförmigkeit auch da, wo ſie möglich wäre, verhindern. Man hat ſchon lange auf Mittel gedacht, Gleichheit der Maße, Gewichte, Münzen, Geleiſe, Rechnungsarten, und Innungsgeſetze in ganzen Reichen hervorzubringen. Aber, außer den Schwierigkeiten, welche die ſichere und unwandelbare Feſtſetzung dieſer Gegenſtände, aus phyſiſchen und mathematiſchen Gründen, hat; legt der Gleichmachung derſelben auch noch der Umſtand ein Hinderniß in den Weg, daß, eben weil dieſe Sachen Kleinigkeiten ſind, — aber Kleinigkeiten, die täglich und in allen Geſchäften vorkommen, — der Gewohnheitstrieb der Menſchen ſich feſter an ſie hängt, und dieſe daher durch darin vorgenommene Aenderungen mehr, als durch an ſich wichtigere Umkehrungen der Geſetze und Verfaſſungen, in ihren Zirkeln geſtört werden. Der Bauer eines Landes würde ſich ſeinen Scheffel, und der Krämer einer Stadt würde ſich ſeine Elle ungerner nehmen laſſen, um ſie gegen andre zu vertauſchen, als beyde ihre bisherigen bürgerlichen und peinlichen Geſetze. Dieſe kennen ſie nur vom Hörenſagen, mit jenen haben ſie alle Tage zu thun.

In der That ſind auch die Unordnungen und Betrügereyen, die aus ſolchen Aenderungen, in Sachen der Polizey, entſtehn, anfangs weit größer, als die, zu denen ein neues Geſetzbuch Anlaß gibt. Weil nun der Nutzen, der aus Reformen dieſer Art, in der Folge, entſpringt, nur geringe, und das Mißvergnügen, welches anfangs dadurch erregt wird, groß iſt; ſo hat man bisher mit Recht Unterſchiede dieſer Art, in den Provinzen aller Europäiſchen Reiche, fortdauern laſſen.

Aus der Uiberſicht deſſen, was von der Anhänglichkeit der Provinzen an die verſchiednen Zweige ihrer eigenthümlichen Verfaſſung, und von dem Nutzen oder Schaden der Verſchiedenheit unter den Provinzen, in Abſicht jedes dieſer Zweige, geſagt worden iſt, ergibt ſich die Regel, daß in dem Verbeſſerungs-Plane großer Reiche zwey Abwege zu vermeiden ſind. Der eine iſt der, auf welchen, wenn den öffentlichen Nachrichten zu trauen iſt, der Kaiſer Joſeph der Zweyte gerieth, — das, was die Engländer das levelling system nennen, — die Begierde alles gleich zu machen, — und einander ganz unähnliche Länder und Völker unter eine gleiche Regierungsform und eben dieſelben Geſetze zu zwingen. Dieſer Verſuch, der den Monarchen mit der Hoffnung einer weit leichtern Regierung ſchmeichelt, und ihm das Ideal einer vollkommnern Regelmäßigkeit zum Zwecke darſtellt, wird doch immer, — ſo wie er ſich in dem gedachten Falle gezeigt hat, zugleich gefährlich und ſchädlich ſeyn. Gefährlich für den Monarchen, weil es weit mehr Erbitterung erregt, wenn man den Menſchen ihre alten Gewohnheiten raubt, als es Liebe erweckt, wenn man ihnen einige neue Vortheile zuwendet, die ſie nicht begehren. Schädlich für die Völker: weil man in der Regierung, wie in allen Dingen, das Ungleichartige auf eine unähnliche Art behandeln muß. — Die Menſchen und die Nationen nähern ſich einander in der That, indem ſie vollkommner werden. Ihre Meinungen werden übereinſtimmender, ſo wie ſie mehr Wahrheit enthalten; und ihre Sitten und Gewohnheiten werden gleichförmiger, ſo wie ſie den Regeln des Guten und Schönen mehr gemäß ſind. Der natürliche Fortgang in jedem großen Reiche, deſſen Einwohner an Cultur und Aufklärung zunehmen, iſt auf eine immer größere Verähnlichung ſeiner Provinzen und ihrer Einwohner gerichtet: woraus nach und nach die Ausgleichung ihrer Verfaſſungen und Geſetze, ſo weit ſie nicht in örtlichen Beſchaffenheiten gegründet ſind, von ſelbſt entſteht. Dieſem Zeitpuncte aber durch raſche Reformen zuvorkommen wollen, und ſelbſt die beſſern Geſetze da einführen, wo noch die unvollkommnern dem Zuſtande des Volks und des Landes mehr angemeſſen ſind, heißt die Verbeſſerung der Dinge mehr verhindern als beſchleunigen: zu geſchweigen, daß ſolche unvorbereitete Aenderungen, die nicht bis

Einwilligung der Völker haben, ſelten ohne wirkliche Ungerechtigkeit möglich ſind.

Der zweyte Abweg iſt die hartnäckige Anhänglichkeit ſowohl der Provinzen ſelbſt, als der Staatsmänner, die ſie regieren, an jede unnütze und leicht abzuändernde Eigenheit ihrer Geſetze und Gewohnheiten; — eine Anhänglichkeit, welche jeden Unterſchied, den bloß der Zufall, oft die Barbarey der vorigen Zeiten, und die Unwiſſenheit der Menſchen, in Abſicht ihres wahren Vortheils, hervorgebracht hat, und der doch die Provinzen theilt, die Regierung erſchwert, und die Fortſchritte der Geſetzgebung unnütz macht, zu verewigen bemüht iſt.

Es iſt der größte Vortheil, den die Menſchen, durch die Vereinigung in größere Staaten, erhalten, — eine Vereinigung, wobey ſie doch ſo manche andre ſchätzbare Güter, die an die Kleinheit, und einen überſehbaren Umfang der bürgerlichen Geſellſchaft geknüpft ſind, aufopfern müſſen, — daß ſie ihre alten, zum Theil aus Zufall, zum Theil aus Irrthum und Geiſtesmängel entſtandnen, National-Eigenheiten, wodurch oft die nächſten Nachbarn von einander entfremdet wurden, als Glieder Eines Staatskörpers, leichter ablegen, und, unter eine gemeinſchaftliche Regierung vereiniget, nach und nach auch zu derjenigen Uibereinſtimmung in Begriffen und Sitten kommen, welche mit der Vernunftmäßigkeit derſelben verbunden zu ſeyn pflegt.

Es liegt überdieß, in der größten Aehnlichkeit der Verfaſſung der Provinzen, unſtreitig auch ein neues Band der Liebe und Zuneigung zwiſchen deren Einwohnern. Nur dann wird ein Gemeingeiſt und ein ächter Patriotiſmus in einem Staate möglich, wenn die verhaßten Rivalitäten zwiſchen den Provinzen aufhören; wenn jede anfängt, ihr beſonderes Intereſſe und ihre ausſchließlichen Rechte zu vergeſſen, und ihren Vortheil nur in dem Flor und in der beſten Regierung des ganzen Staates zu finden.

Der zweyte Grund der vorzüglichen Liebe, welche die Einwohner einer Provinz, für dieſes ihr eingeſchränktes Vaterland, haben, liegt in den Vorzügen, welche ſie entweder der phyſiſchen Beſchaffenheit, oder dem, durch Kunſt und Fleiß hervorgebrachten, Zuſtande desſelben zuſchreiben. Es kann auch, in kleinern Entfernungen, beträchtliche Unterſchiede des Bodens, des Klima, der Fruchtbarkeit und der Anmuth der Natur geben. Gebirge und Ströme machen, in großen Reichen, oft Grenzſcheidungen zwiſchen ſehr ungleichartigen Provinzen. Man hat allgemein bemerkt, daß diejenigen Länder, welche ihren Einwohnern eine eigenthümliche Beſchäftigung geben, ihnen auch eine vorzügliche Liebe zu ſich einflößen. Der Schweitzer, der von der Viehzucht lebt, wird an ſeine Gebirge mehr gefeſſelt ſeyn, als der Manufacturiſt und der Ackerbauer in den Thälern. Und an den Ufern des Meers, und in einſamen Inſeln, (wie Helgoland) wo Schifffahrt und Fiſcherey Jung und Alt beſchäftigen, und der beſtändige Anblick eines, oft fürchterlichen, immer erhabnen Elements die Gemüther gleichförmig ſtimmt, können Vaterlandsliebe und Gemeingeiſt in einer kleinen Völkerſchaft entſtehn, ſo wie ſie nur immer ſich unter den Alpenbewohnern finden laſſen.

Noch größre Verſchiedenheiten können Theile deſſelben Staats, in Abſicht der Vorzüge, haben, welche von dem Fleiße und der Geſchicklichkeit der Menſchen abhängen. Bey einer ſich, über alle Provinzen, mit gleicher Sorgfalt verbreitenden Regierung, bey gleichen Ermunterungen, die ihnen zum Anbaue, zum Kunſtfleiße und zur Handlung gegeben werden, können doch, in der einen, die Spuren eines alten Wohlſtandes und einer ſchon lange fortgeſetzten Induſtrie vorhanden ſeyn, indeß, in der andern, alles noch das Gepräge neuer Anlagen, unvollkommner Verſuche, und einer erſt aufkeimenden Cultur hat. Es iſt natürlich, daß diejenige Provinz, deren Felder beſſer angebauet, und mit reichern Producten bedeckt, deren Städte und Dörfer ſchöner, und deren Einwohner in größerm Wohlſtande ſind, die, welche mehr Kunſtwerke, oder vollkommnere Manufacturarbeiten aufzuweiſen hat, ihre Einwohner eben dadurch an ſich feſſelt.

Es iſt gewöhnlich, daß diejenige Provinz, welche ihren Wohlſtand mehr ſich ſelbſt, als der Regierung, ſchuldig zu ſeyn glaubt, welche vor den benachbarten Provinzen den Vorzug einer ältern Cultur, und gleichſam den Adel arbeitſamer und kunſtreicher Vorfahren voraus hat, eben hierauf einen gewiſſen Stolz gründet, der mit der Vaterlandsliebe verwandt zu ſeyn pflegt.

Dieſer Zweig des Provincial-Patriotismus gibt indeß nicht, zu ſo mannigfaltigen und erheblichen Beobachtungen, Anlaß. Es iſt etwas ſeltnes, daß eine kleine Völkerſchaft, durch die Meinung von den Vorzügen ihres Landes, oder durch den empfundnen Einfluß der ihm durch Natur und Kunſt eigen gewordnen Güter, zu einer ſolchen Liebe desſelben begeiſtert werde: daß daraus eine gewiſſe Abneigung, gegen andre Oerter und Gegenden, entſtände. Selten werden die Menſchen in ihren Handlungen durch die Eindrücke, welche die ſie umgebenden Dinge auf ihre Sinne und auf ihre körperliche Natur machen, regiert, wenn zu gleicher Zeit moraliſche Bewegungsgründe des Vortheils und der Ehre, nach einer andern Richtung, auf ſie wirken. Und die Regierung wird alſo, in ihren allgemeinen Veranſtaltungen, die immer auf die Bedürfniſſe, die Vorfälle und die Glückſeligkeit des ganzen Staates Bezug haben, wenig, durch dieſe ſanftere und leichter zu überwindende Vorliebe einiger ihrer Unterthanen für den Fleck, wo ſie gebohren ſind, geſtört. — Es iſt indeß, auch bey dieſer Neigung zum Geburtslande, ſo ruhig und ſo unſchädlich ſie ſeyn mag, doch nicht gleichgiltig, ob ſie auf Wahrheit, oder Irrthum gegründet iſt, ob ſie etwas von Verachtung gegen andre Provinzen deſſelben Staats mit ſich führt, oder ob ſie die Menſchen unparteyiſch genug läßt, die Vorzüge jener anzuerkennen, und wenigſtens das ihnen Unbekannte nicht gering zu ſchätzen.

Es iſt zuerſt allerdings auch für den Staat nützlich, wenn ſeine Bürger, — jeder in dem engern Bezirke, den er mit ſeinen eignen Augen ſieht, und innerhalb deſſen Grenzen er den größten Theil ſeines Lebens zubringen ſoll, — nicht nur die Vorzüge ihres Landes kennen, ſondern auch mit gewiſſer Lebhaftigkeit dafür eingenommen ſind. Die Liebe zur Natur *überhaupt* kann, in der frühen Jugend, nicht anders entſtehn, als wenn wir von den Schönheiten, oder den Gaben *gerade derjenigen* Natur gerührt werden, welche uns unſer Vaterland darbiethet. Die Eindrücke, welche dieſe Schönheiten machen, vermiſchen ſich natürlicher Weiſe mit dem angenehmen Gefühle der Jugend, der Geſundheit und unſrer ſich entwickelnden Kräfte und Triebe. Daher kommt es, daß uns, je empfindſamer wir frühzeitig waren, und je weniger wir in der Folge von gleichen, oder größern Vorzügen anderer Gegenden, eben ſo ſtark gerührt worden ſind, — unſer Vaterland deſto beſſer gefällt. Daher kommt es, daß wir uns nach unſern vaterländiſchen, ungeſchmückten und einförmigen Fluren, mitten unter den prachtvollſten Naturſcenen und den Meiſterſtücken der Kunſt, die wir im Auslande finden, ſehnen können. Dieſe frühzeitig geübte Empfindſamkeit für Naturſchönheiten aber iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft, und bildet das Gemüth zur Sanftmuth, zur Menſchen- und ſelbſt zur wahren Vaterlands-Liebe. Denn wie kann ein Mann, der nie aus ſeinem Geburtsorte gekommen iſt, mit dem Staate, zu dem er gehört, in Verbindung treten, als durch das engere Band, welches ihn an den Boden heftet, auf dem er erwachſen iſt. Alles kommt nur in der Folge darauf an, daß er den Vortheil dieſes kleinen Ländchens, für welches ihn die erſten Eindrücke ſeiner Jugend eingenommen haben, welches er liebt, weil er das Gute und das Schöne desſelben ſieht und fühlt, und dem er gleichſam für die vornehmſten Freuden ſeines Lebens dankbar iſt, mit dem Vortheile des ganzen Staats, wovon es ein Theil iſt, verbunden erkenne. In der That finden wir auch gemeiniglich, daß diejenigen Menſchen, welche für ihren Geburtsort eingenommen ſind, weil ſie ihn wirklich für ein vorzügliches Land halten, und ſich darin glücklich fühlen, gute Menſchen ſind: indem ihr Herz, geöffnet für die Eindrücke der Natur, und erkenntlich gegen die von ihr empfangenen Geſchenke, unmöglich ganz kaltſinnig gegen die Menſchen, und ohne Liebe gegen Freunde und Wohlthäter, ſeyn kann. Dagegen iſt Gleichgültigkeit einzelner Menſchen, oder ganzer Völkerſchaften, gegen die Annehmlichkeiten oder die Schätze ihres Landes, das Zeichen roherer Seelen, und läßt auch weniger Empfänglichkeit für moraliſche Empfindungen erwarten.

Wenn indeß, zweytens, die hohe Meinung, welche die Einwohner einer Provinz von den Vorzügen ihres Landes haben, ſo weit getrieben wird, daß ſie in einen Nationalſtolz, und in eine Verachtung andrer Theile der Monarchie, ausartet; — wenn die Anhänglichkeit derſelben, an das Eigenthümliche der vaterländiſchen Natur und Kunſt, eine Art von Schweizer-Heimweh bey ihnen veranlaßt, und ſie abgeneigt macht, dem Staate an andern Orten, wo ihre Arbeiten erfordert werden, zu dienen: ſo iſt dieſe Art eingeſchränkter Vaterlandsliebe ſchädlich für den Staat, und ein Fehler im Charakter der Menſchen. Es kann aber eine ſolche übertriebne Schätzung eines kleinen Landſtrichs, und eine ſolche Verachtung großer, und von der Natur mannigfaltig ausgeſtatteter, andrer Provinzen unmöglich anders, als auf Vorurtheil und Unwiſſenheit, gegründet ſeyn. Schon ſehen wir, daß bey jeder Nation diejenigen, welche von andern Ländern das wenigſte wiſſen, das ihrige am meiſten erheben, und daß Reiſen, Umgang und Gelehrſamkeit, alles, was des Menſchen Geiſt aufklärt, und ſeine Begriffe erweitert, — ihn von der Parteylichkeit, mit welcher der Unwiſſende das Leben außerhalb ſeines Vaterlandes für unerträglich hält, heilt. Wenn aber der Nationalſtolz überhaupt, auf Unwiſſenheit in Abſicht des Auswärtigen gegründet iſt: ſo iſt es der Provinzialſtolz noch weit mehr. Denn es iſt unmöglich, daß die Natur und der Fleiß des Menſchen, in einem kleinen Bezirke, ſo viele Güter und Vorzüge angehäuft haben ſollte, daß nicht in dem weiten Raume eines großen Staats, innerhalb deſſen eine ähnliche Verwaltung die Cultur allenthalben in gleichem Grade befördert, eben dieſelben, oder noch größere Vorzüge zu finden ſeyn ſollten. Es iſt daher, für die Regierung eines ſolchen Staats, von Wichtigkeit, dafür zu ſorgen, daß die Einwohner jeder Provinz die übrigen Provinzen, nach ihrer wahren Beſchaffenheit, ihren Annehmlichkeiten, ihrem natürlichen Reichthume und ihren erworbnen Schätzen, kennen lernen. Dann wird z. B. der Schleſier nicht mehr die Mark Brandenburg als eine Sandwüſte anſehn. Er wird die Fruchtbarkeit ſeines Landes in der Priegnitz, der Uckermark und dem Havellande wiederfinden, — wird die Fortſchritte ſeines Ackerbaues, im Magdeburgiſchen und auf manchen Landgütern in Pommern und der Mark, übertroffen ſehen, — und der Volksmenge und der Betriebſamkeit ſeines Gebirges, die einiger Weſtphäliſchen Provinzen des Königs, an die Seite ſtellen. Dieſe Unbekanntſchaft mit dem Auswärtigen, die uns Teutſchen als Nation nicht eigen iſt, — daher uns auch in der That ein gewiſſer weltbürgerlicher Sinn vor andern Völkern auszeichnet, — findet doch oft bey uns, als Einwohner einer Provinz, in Abſicht anderer Provinzen des Staats, in welchem wir leben, Statt: eben aus der Urſache, weil wir uns um das Einheimiſche und Nahe weniger, als um das Ausländiſche und Entfernte bekümmern.

Es iſt noch die dritte Urſache des Provinzial-Patriotismus übrig: das iſt die Anhänglichkeit der Einwohner einer Provinz an einander, und die unter ihnen herrſchende Vorliebe, für die in ihrem Lande eignen Sitten, Gewohnheiten, häuslichen und geſelligen Einrichtungen: es iſt die vorzüglich gute Meinung, die daſelbſt jeder von dem Charakter dieſer ſeiner Landsleute und die nachtheilige, die er von Fremden hat; das Zutrauen, welches ihm zu den erſten ſeine Aehnlichkeit mit ihnen gibt, und das Mißtrauen und die Schüchternheit, welche ihm, in Abſicht der letztern, der bemerkte Abſtand ſeiner Sitten von den ihrigen einflößt.

Die Erfahrung lehrt, daß, in Abſicht dieſes Charakterzuges, ſich auch in kleinen Entfernungen die Menſchen von einander, und kleine Bezirke, von den umliegenden größern Ländern, unterſcheiden. Die Einwohner mancher Orte verlaſſen ihre Geburtsſtätte und ihre Verwandtſchaften weit ungerner, und eilen weit ſchneller, ſobald ſie können, wieder dahin zurück, als die Einwohner anderer Oerter: bloß, weil ihnen unter fremden Menſchen nicht recht wohl iſt; — und, wie andre der vaterländiſchen Luft, ſo ſie des leichten und zutraulichen Umgangs ihrer alten Freunde nicht entbehren können.

Die Betrachtungen, zu welchen dieſe Art der Vaterlandsliebe, ſowohl überhaupt, als inſofern ſie auf die engern Grenzen einer Provinz eingeſchränkt iſt, Anlaß gibt, ſind folgende:

Zuerſt. Es iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft eines Menſchen, wenn er diejenigen Perſonen vorzüglich liebt, mit denen er früh im Leben bekannt geworden, und denen er, durch viele von ihnen empfangne, Dienſte und Gefälligkeiten verbunden iſt. Ein ſolcher Menſch hat zeitig lieben lernen, und ſein Herz iſt der Dankbarkeit und einer ſtandhaften Freundſchaft fähig geworden. Uiberdieß muß in den Sitten des Landes, welches ſeine Einwohner ſo ſehr an die Geſellſchafter und Freunde ihrer Jugend feſſelt, und immer mit Sehnſucht zu ihren Landsleuten zurückruft, — wofern nicht Rohheit und Barbarey es von dem Umfange der übrigen Welt entfernt, irgend etwas ſeyn, welches die Zuneigung gewinnen kann, und das geſellſchaftliche Leben leicht und angenehm macht. Ich habe ſchon geſagt, daß eine gewiſſe Einfachheit der Lebensart, und das vertraulichere Zuſammenhaltens der Familien, zu den Urſachen jener Vaterlandsliebe, gehören. Wenn, mit einer prunkloſen, aber geſchmackvollen Reinlichkeit, mit einer Gaſtfreyheit ohne Zwang und Aufwand, bey den Einwohnern einer Stadt, oder einer Gegend, noch die Gleichheit unter ihnen, oder auch nur der Schein derſelben ſich verbindet: ſo iſt der Zauber unnennbar, mit welchem das geſellſchaftliche Leben daſelbſt Gemüther, die nicht ſchon durch Üppigkeit und Stolz verwöhnt ſind, an ſich zieht. Indem die beyden erſten Tugenden die mühſamen und koſtbaren Anſtalten, zum Genuſſe der Geſelligkeit, unnöthig machen, erleichtert die letzte Eigenſchaft allen ſich zuſagenden Menſchen den Zutritt zu einander. Das war vor Zeiten dein beneidenswerthes Loos, jetzt unglückliches Genf, mit welchem du deine Bürger an dich bandeſt, und ſelbſt unverdorbne Fremden, die dich beſuchten, entzückteſt! — Auch bey den Brüdergemeinden, ſcheint mir die Abneigung ihrer Glieder, an fremden Orten zu leben, und das Wohlbehagen, welches ſie, bey der Rückkehr zu ihren Pflanzörtern, empfinden, außer der Gleichförmigkeit ihrer frommen Geſinnungen, auch in der Leichtigkeit des Umgangs zu beſtehen, welche, durch Einfachheit der Lebensart und Gleichheit der Anſprüche, unter ihnen hervorgebracht wird. Allenthalben, wo ein mehr zutraulicher Ton im Umgange

herrſcht,

herrſcht, oder wo auch nur die Einwohner ſich ſchmeicheln, daß Biederkeit und gutes Zutrauen ihr Nationalcharakter ſey; da bleiben die Menſchen lieber, bey einem mäßigen Glücke, zu Hauſe, als ſie ein größeres im Auslande ſuchen.

Auch dieſe Urſache der Vaterlandsliebe, hat bey den Schleſiern, meinen Landsleuten, Statt gefunden. Sie haben ſich von je her den Charakter der Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit zugeſchrieben: und ich hoffe, daß ſie ihn verdienen, wenn ſie ihn auch mit Unrecht manchen ihrer Nachbarn abgeſprochen haben.

Indeß iſt es, zweytens, von der andern Seite eben ſo wahr, daß es oft bloß eine Folge der Schwäche im Charakter iſt, an den Gewohnheiten ſeiner erſten Jahre, und an den Familien- und Orts-Verbindungen, die der Zufall gemacht und die Zeit befeſtigt hat, dergeſtalt zu hängen, daß man ſich nie unter Fremden recht wohl befindet. Etwas träge, geiſtloſe, wenig unterrichtete und wenig wißbegierige Menſchen, die ihre Bequemlichkeit lieben, haben große Luſt, an dem Orte zu bleiben, wo ſie gebohren und erzogen ſind. Hier iſt ihnen alles bekannt; und ſie können ſich, ſo zu ſagen, unter den Menſchen und Dingen ohne Mühe zu rechte finden. Ohne großen Aufwand von Witz, Verſtand oder Kenntniſſen zu machen, können ſie doch in Geſellſchaft Unterhaltung finden und gewähren, wenn ſie nur an den Familienvorfällen

Theil nehmen, und von den Geſchichten derſelben wohl unterrichtet ſind. Ihr Reichthum, ihr Rang und ihre Verwandtſchaften beſtimmen dann ganz ihre Lage, nicht ſie ſelbſt. Iſt alſo das Glück ihnen nicht ungünſtig geweſen: ſo genieſſen ſie, in ihrem Vaterlande, alle die Annehmlichkeiten und Auszeichnungen, ohne Anſtrengung, die ſie ſich in der Fremde, nur durch Talente, durch den Eifer andern zu dienen oder zu gefallen, oder endlich durch groſſen Aufwand hätten verſchaffen können. Um deßwillen iſt alſo auch bey ganzen Völkerſchaften, die, mit Lebhaftigkeit des Temperaments, Fähigkeiten des Geiſtes und eine gewiſſe Gewandheit der Sitten verbunden, das Herumreiſen und Auswandern ſehr gewöhnlich: dahingegen man von andern Nationen, deren Temperament phlegmatiſcher, der Geiſt weniger thätig, die Lebensart einförmiger und durch unabänderliche Gewohnheiten mehr beſtimmt iſt, ſelten einen Menſchen in der Fremde herumziehn, am wenigſten ſich daſelbſt niederlaſſen ſieht. Gegen Einen Spanier fand man von je her durch ganz Europa zehn Franzoſen, als Reiſende oder Ausgewanderte. Die Lombarden zerſtreuten ſich in alle Handelsſtädte; die Neapolitaner blieben zu Hauſe.

Dieſe Neigung der Menſchen, an dem Orte ihrer Geburt zu bleiben; und unter der Geſellſchaft, in der ſie zuerſt in der Welt auftraten, ihr ganzes Leben zuzubringen, kann zuerſt von

Seiten des Einfluſſes, den ſie auf das Beſte des Staats, und dann von Seiten deſſen, welchen ſie auf das Glück der Privatperſonen hat, betrachtet werden.

Für einen groſſen Staat iſt es ſicher ein Uibel, wenn die Einwohner der einen Provinz zu abgeneigt ſind, ihre Wohnung in anderen Provinzen aufzuſchlagen, und Aemter, die ihnen daſelbſt aufgetragen werden, anzunehmen, oder Gelegenheiten, ihr Glück zu machen, die ſich ihnen daſelbſt darbiethen, zu benutzen.

Dadurch wird erſtlich der Regent zu ſehr gehindert, die Menſchen da anzuſtellen, wo ſie am nützlichſten ſeyn können. Um junge Leute von Talent ſchnell zu verſorgen und in Thätigkeit zu ſetzen, hat er alsdann weniger Auswege. Denn wenn ſie ſich zuweilen an dem einen Orte anhäufen, an dem anderen fehlen, an keinem aber gerne auswandern und die Ihrigen verlaſſen: ſo müſſen an dem erſten viele geſchickte Candidaten lange amtlos bleiben, an dem letztern die Aemter mit mittelmäßigen Subjecten beſetzt werden. Für den Staat geht alſo das Feuer und die Jugend jener verloren: und durch dieſe wird oft ſeinen Angelegenheiten geſchadet.

Und zu dieſer erſten Betrachtung geſellt ſich eine zweyte, die in ein noch gröſſeres und dauerhafteres Intereſſe des Staates eingreift. Zur Vervollkommnung der Menſchen überhaupt, trägt, nähmlich, die Miſchung des Ungleichartigen unter ihnen viel bey: und es iſt ein Mittel, unter Nationen Freundſchaft und Einigkeit zu ſtiften, wenn ſie ſich einander genau bekannt werden. Wenn alſo einem großen Staate an keinem Endzwecke mehr gelegen iſt, als an dem, die beſte Ausbildung ſeiner Volksmaſſe im Ganzen zu befördern, und, zwiſchen den verſchiednen Abtheilungen derſelben, die möglich größte Harmonie hervorzubringen: ſo muß ihm auch, an einem Hauptmittel zu dieſem Zwecke — an dem Umlaufe ſeiner Bürger, wenn ich ſo ſagen darf, — und alſo an der Geneigtheit derſelben gelegen ſeyn, ſich in andre Provinzen verſetzen zu laſſen, und ſich mit den Einwohnern derſelben, durch Aufenthalt unter ihnen, durch Umgang und durch Heirathen, zu verbinden. Nur durch ſolche kleine Wanderungen der Bürger innerhalb der Grenzen ihres Staats, nur durch dieſes Durchkreutzen der in ihm wohnenden Menſchen-Racen, kann der wahre und faſt einzige Nutzen, den die Erweiterung der bürgerlichen Geſellſchaft, und das Zuſammenfaſſen vieler kleiner Gemeinweſen unter eine gemeinſchaftliche Regierung gewähren kann, erhalten werden, der Nutzen, meine ich, daß ungleichartige Menſchen verähnlichet, und dadurch dem Ideal der Menſchheit, das heißt der Vollkommenheit, näher gebracht, — oder daß gegen einander aus Vorurtheil übelgeſinnte Menſchen ſich wechſelſeitig genauer bekannt, und auf dieſe Weiſe zur

Verträglichkeit, oder zur wirklichen Achtung und Liebe, umgeſtimmt werden. Eben weil jede Provinz ihre eigenthümlichen Gaben von der Natur erhalten, und durch den Lauf der Zeit, durch die Vorfälle, welche ihn betroffen haben, und durch den Charakter ihrer Einwohner, ihre beſondere Wendung in der Cultur genommen hat: eben deßwegen iſt es, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit und der allgemeinen Glückſeligkeit des ganzen Staats, nützlich, daß eine Provinz ſich der andern ſo genau bekannt mache und ſo vollkommen mittheile, als es nur möglich iſt; welches aber nicht bloß geſchieht, wenn eine der andern ihre Waaren, ſondern hauptſächlich, wenn ſie einander ihre Einwohner, — ihr koſtbarſtes Product — zuſenden. Eben weil, in dem Charakter jeder Völkerſchaft, ſich nach und nach gewiſſe eigne Tugenden und Fehler eingefunden haben, iſt es für die ſittliche Verbeſſerung groſer Nationen nützlich, wenn dieſe Charakterzüge ſich in ihnen miſchen, oder an einander abſchleifen: und dieſes iſt nur dann möglich, wenn Menſchen, die in der einen Völkerſchaft geboren und gebildet ſind, häufig in die andern übergehen, und daſelbſt gleichſam Muſter ihres Nationalcharakters und ihrer vaterländiſchen Erziehung aufſtellen. Je mehr es in einem groſen Reiche gewöhnlich wird, daß die Eingebohrnen der einen Gegend ſich in andern, als Gewerbs- oder Handelsleute, niederlaſſen, oder daſelbſt ihr Glück ſuchen; je häufiger die Staatsbeamten, welche der einen Provinz vorſtehn, aus den Candidaten genommen werden, welche die übrigen Provinzen liefern; je mehr ſich endlich die Familien der verſchiednen Provinzen durch Heirathen mit einander verſchwägern: deſto ſchneller erwächſt: aus der Verbindung der guten Züge, in dem Charakter der dem großen Staate einverleibten Völkerſchaften, und aus dem Widerſtande, den die ſchlechten und fehlerhaften Eigenſchaften derſelben, bey fortgeſetztem Umgange einander leiſten, ein allgemeiner Nationalcharakter, oder der Geiſt eines ächten Staatsbürgers, der vollkommner und ausgebildeter iſt, als der Charakter irgend einer einzelnen Völkerſchaft, auch der am weitſten in der Cultur vorgerückten, war. — Dieſer wohlthätige Endzweck wird ohne Zweifel, durch die Verſetzung der Beamten aus einer Provinz in die andre, noch weit wirkſamer, als durch die Wanderungen der Gewerbsleute, befördert: weil der Einfluß, den der Charakter und die eigenthümlichen Beſchaffenheiten eines Richters, eines Finanzverwalters, oder überhaupt einer obrigkeitlichen Perſon, auf die Geſellſchaft, unter welcher ſie dieſe verſchiednen Geſchäfte verrichtet, haben, größer iſt, als der Einfluß, den ein Kaufmann, oder Künſtler auf ſeine Kunden, und ausgebreiteter, als der, welchen ein bloßer Privatmann auf ſeine Freunde oder Verwandten hat. Wie viel leichter wird es überdieß einem Landesherrn, jedes in ſeinem Staate erledigte Amt vollkommen gut zu beſetzen, wenn es ihm erlaubt iſt, die Perſon, welcher er es anvertrauet, aus der ganzen Anzahl ſeiner Unterthanen auszuwählen, als wenn er darauf eingeſchränkt iſt, ſie jedesmahl in dem engen Bezirke der Stadt, oder der Provinz aufzuſuchen, wo der Wohnſitz der Beamten ſeyn ſoll. Dieſer Operation der Regierung nun, welche die Naturgaben und die Tugenden, die ſich in der einen Provinz ausgebildet haben, braucht, um einer andern dadurch Gutes zu erweiſen, und welche überhaupt Geſchicklichkeit und Einſicht, an jedem Orte aufſucht, wo ſie zu finden, und an jedem Orte zu Geſchäften anſtellt, wo ſie nöthig ſind: dieſer Operation der Regierung legt jene Anhänglichkeit der Provinzial-Einwohner, an ihren Geburtsort und an ihre Landsleute, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Denn eine ſolche Verpflanzung der Menſchen ohne ihre Einwilligung vorzunehmen, iſt weder gerecht noch nützlich. Nicht gerecht, weil ein gewiſſes Gut, die Ruhe und Zufriedenheit des Individuums, einem noch unbeſtimmten und unſichern, — dem wohlthätigen Einfluſſe dieſer Verſetzung auf das allgemeine Staatsbeſte, aufgeopfert wird. — Nicht nützlich, weil auch der Menſch, vom fähigſten Kopfe und vom redlichſten Herzen, doch nicht mit eben dem Eifer und guten Erfolge da arbeitet, wo er mit Widerwillen iſt, als da, wo er ſich völlig befriedigt befindet; weil wenigſtens Beamte, die ungern dem Rufe der Regierung in fremde Orte gefolgt ſind, durch die Sehnſucht nach dem Vaterlande, zu zeitig den Geſchäften und dem Dienſte des Staats entzogen werden, indem ſie immer geneigt bleiben, bey der erſten ſich darbiethenden günſtigen Gelegenheit, in den Schooß der Ihrigen zurückzukehren.

Betrachtet man, zweytens, jene Anhänglichkeit, in Rückſicht auf das Glück der Privatperſonen ſelbſt, welche dieſen Charakterzug haben: ſo fällt die Beurtheilung verſchieden aus, nachdem die Geiſteskräfte und die Lage dieſer Perſonen verſchieden ſind.

Es iſt gewiß, daß für Menſchen ohne ſonderliche Naturgaben, ohne ſie auszeichnende Vorzüge in ihrem Aeuſſern, oder in der Ausbildung ihres Geiſtes und in ihren erworbnen Kenntniſſen, es am vortheilhafteſten iſt, zu Hauſe zu bleiben, oder wenn ſie ſich, ihrer Studien wegen, oder überhaupt zur Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf eine Zeit lang in der Fremde aufgehalten haben, wieder ins Vaterland zurückzukehren. Hier finden ſie doch gemeiniglich, unter ihren Verwandten und Freunden, irgend einen ſichern Beyſtand zu ihrem Fortkommen, den ſie ſich anderswo nicht zu verſchaffen wüßten. Hier können ſie auch noch in einer eingeſchränkten Sphäre nützlich werden, und ihres Lebens im Umgange mit alten Bekannten froh genieſſen. Sind ſolche Menſchen zugleich Glieder von zahlreichen und angeſehnen Familien; ſtehen ſie, durch ihre Geburt und Verwandtſchaft, oder durch zufällige Ereigniſſe ihrer Jugend, in Verbindung mit Perſonen von Einfluß und Anſehn: ſo würden ſie, durch eine Auswanderung in eine fremde Provinz, wohin ſie nichts, als ihre eigne Mittelmäßigkeit, mitbrächten, augenſcheinlich verlieren. Für Menſchen dieſer Art iſt die inſtinctartige Neigung, welche ſie an ihre Heimath feſſelt, und ſelbſt das Vorurtheil, welches ihnen jeden andern Aufenthalt, außer ihrem Geburtsorte, als unangenehm vorſtellt, und ſie jeder andern Menſchengattung, außer ihrem Familien-Kreiſe, abgeneigt macht, nützlich.

Ganz anders hingegen iſt es mit jungen Leuten, von natürlichen Fähigkeiten und einem thätigen Geiſte, beſchaffen, die, durch ihre Anlagen und ihre erworbnen Geſchicklichkeiten, auf ein größeres Glück und einen ausgebreiteteren Wirkungskreis, als zu welchem ſie geboren waren, Anſpruch machen können. Für dieſe, durch Reichthum und Familien-Verbindungen in ihrer Heimath nicht unterſtützten, aber durch ihre perſönlichen Annehmlichkeiten, ihren Verſtand und ihre Kenntniſſe, allenthalben empfohlne Menſchen, biethet das Ausland, oder eine fremde Provinz, gemeiniglich größre Ausſichten, als ihr Geburtsort, dar. Von ihnen redet das Sprichwort, welches ſagt, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gilt. Man ziehe die Erfahrung zu Rathe. An dem Orte, wo man einen Menſchen, als Kind, als einen unbedeutenden Knaben, vielleicht als rohen, oder muthwilligen Jüngling gekannt hat, wo man ihn mit einer Familie geringen Standes verwandt, und mit Leuten, die ſich in den Sitten und der öffentlichen Achtung nicht über das Gemeine erheben, vertraut umgehn ſieht: da wird es ihm weit ſchwerer, ſeine perſönlichen Vorzüge zu Erhöhung ſeines Glücks geltend zu machen, als da, wo er, ohne irgend einen Anhang um ſich zu haben, ohne irgend eine ihm nachtheilige Erinnerung aus vergangnen Zeiten zu erwecken, ganz allein auftritt, und nur, durch ſeine perſönlichen und durch ſeine gegenwärtigen Eigenſchaften, Eindruck macht. Wenn er unter Fremden auf einmahl, mit allen den Kräften des Geiſtes ausgerüſtet, und mit allen den Annehmlichkeiten geſchmückt, erſcheint, zu welchen zwar ſchon die Anlagen in ſeinen erſten Jahren vorhanden ſeyn mochten, die ſich aber doch erſt nach und nach durch die Zeit entwickelt haben: ſo zieht er die Aufmerkſamkeit der Menſchen weit mehr auf ſich, und erregt deßwegen auch weit größere Bewunderung, als unter ſeinen alten Bekannten, die ſeiner Erziehung und ſeiner allmähligen Ausbildung zugeſehen haben. Für jene iſt er eine Art von Erſcheinung, die ſie in Verwunderung ſetzt, und ein neu erworbnes Gut, welches ihnen Freude macht. Für dieſe iſt er ein alltägliches Beyſpiel der Früchte des Fleißes und einer guten Erziehung; und zugleich ein altes Eigenthum, an deſſen Brauchbarkeit, oder Annehmlichkeit ſie längſt gewöhnt ſind.

Beſonders iſt der Unterſchied des Eindrucks, den ein junger, fähiger Mann, von unbekanntem Herkommen und ohne Glücksgüter, in der Fremde, und den er in ſeinem Vaterlande macht, bey den Großen, bey den Perſonen von Rang und Einfluſſe, und alſo bey denjenigen merklich, welche zu ſeiner Beförderung am meiſten beytragen können. Dieſe ſind gewohnt, an dem Orte, wo ſie leben, jeden Menſchen nur ſo viel werth zu halten, als die Familie, wozu er gehört, in der Geſellſchaft gilt. Auch einen geſchickten Candidaten glauben ſie daher mit einer Subalternenſtelle hinlänglich belohnt, wenn dieſe dem Range, in welchem er bisher gelebt hat, und dem Anſehn, deſſen ſeine ſämmtliche Verwandten genießen, angemeſſen iſt. Einen ihnen völlig Unbekannten, von gleichen Anſprüchen und Geſchicklichkeiten, ſind ſie weit eher geneigt, zu den höhern Aemtern ihres Departements zuzulaſſen. Die Unwiſſenheit, in der ſie, in Abſicht des Herkommens und der Familien-Verbindungen eines neuen Ankömmlings, ſind, ſtört ſie in ihrer Achtung gegen ihn weit weniger, als die genaue Kenntniß, die ſie, von der urſprünglichen Niedrigkeit, oder der Mittelmäßigkeit ihres Mitbürgers, haben. Es gibt Hauptſtädte in Teutſchland, wo die Großen die fremden Gelehrten und Künſtler gerne in ihre Geſellſchaft ziehn und mit

Höflichkeiten überhäufen, indeß ſie verdienſtvollere Männer derſelben Claſſen, die neben ihnen wohnen, vernachläßigen. Sie ſehen nähmlich bey den erſten lediglich auf das Talent, welches ſie ehren, oder auf die Gaben des Umgangs, woran ſie ſich vergnügen wollen: in den letzten auf alle die häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, durch welche ſie von ihnen entfernt werden. Die Fremden ſind für ſie nichts, als Gelehrte und Künſtler; die Einheimiſchen ſind zugleich Bürger einer gewiſſen Claſſe, Verwandte einer gewiſſen Familie, Zöglinge einer gewiſſen Schule, Anhänger einer gewiſſen Partey. Sie fürchten, durch den Umgang mit dieſen, zugleich in Verbindung mit Leuten zu gerathen, die ſie entweder weit unter ſich glauben, oder denen ſie nicht wohlwollen. Der Umgang mit jenen Fremden ſchränkt ihre Verbindung bloß auf die Perſonen der Fremden ein: und ſcheint alſo ohne Folgen, im bürgerlichen Leben, zu ſeyn, indem er zugleich Annehmlichkeiten im geſellſchaftlichen für ſie hat.

Dazu kommt, daß ein Menſch, von Kopf und thätigem Geiſte, ſich ſelbſt unter Fremden mehr anſtrengt, um ſich in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen: daß er ſich aber unter ſeinen alten Bekannten abſpannt, und daher im Vaterlande, wo er weder ſich um die Gunſt der Menſchen zu bewerben, noch ihr Urtheil von ſich feſtzuſtellen Urſache zu haben glaubt, oft wirklich mittelmäßiger, als in Auslande, erſcheint. — Wenn ein junger Menſch, von der Univerſität, oder von ſeinen Reiſen, in den Schooß ſeiner Familie und in alle ſeine alten Verhältniſſe zurückkehrt: ſo kehrt er auch gemeiniglich zu ſeinen alten Gewohnheiten, und in den ganzen Gang des Lebens zurück, der unter ſeiner Claſſe und in ſeiner Familie herrſcht. Dadurch nimmt er wieder manche Vorurtheile und Fehler an, die er in der Fremde ſchon abgelegt hatte, und die Züge einer feinern Geiſtesbildung, die ihm in einem ausgebreitetern Umgange mit der Welt waren eigen geworden, verwiſchen ſich wieder, in dem engern Geſellſchaftskreiſe, in den er, in ſeiner Heimath, von neuem eingeſchloſſen wird. Zu gleicher Zeit wird auch das Urtheil, welches die ihn umgebenden Menſchen von ihm fällen, von neuem wieder durch die Gewohnheit und das Herkommen beſtimmt, und richtet ſich mehr, nach ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, als nach ſeinen perſönlichen Eigenſchaften. Und ſo geſchieht es, daß er oft, in Rückſicht beyder, in Abſicht ſeines Verdienſtes ſowohl, als in Abſicht ſeines Glücks, im Vaterlande auf einer niedrigern Stufe zurückbleibt, als er unter Fremden erreicht hätte.

Die praktiſche Anwendung, die von dieſen Betrachtungen zu machen iſt, kann nun unmöglich in der Regel beſtehn, daß alle fähige Menſchen aus ihren Geburtsörtern auswandern und in der Fremde ihr Glück ſuchen ſollen. Wenn ich die Vortheile auseinanderſetze, welche dem Menſchen, ſo wie jeder andern Art der Naturproducte, die Verpflanzung in einen andern, als ſeinen urſprünglichen Boden bringt: ſo kann es nicht meine Meinung ſeyn, daß der Ehrgeiz, — die Begierde ſeine Talente geltend zu machen, oder einer gewiſſen, ſeiner Geburt und Familie anklebenden Niedrigkeit loszuwerden, — den Menſchen, in der Wahl ſeines Wohnorts und der Laufbahn, in der er ſein Glück ſucht, allein beſtimmen ſoll. Ich ſage nicht, daß es gut wäre, wenn vorzügliche Gaben und die Früchte eines anhaltenden und glücklichen Fleißes, den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, und wo ſie die erſte Hülfe zu ihrer Entwickelung bekommen haben, immer entzogen würden; oder daß es einem hoffnungsvollen Jünglinge immer erlaubt ſey, die Wünſche ſeiner Familie, die ihn zu ihrem Beyſtande, oder ſeines Vaterlandes, das ihn zu ſeinem Dienſte zurückruft, — wegen ungewiſſer Ausſichten auf ein in der Ferne zu machendes größeres Glück, — von ſich zu weiſen. Die Folge jener Theorie iſt nur dieſe: daß ſolche örtliche Meinungen und Gewohnheiten, welche machen, daß die Einwohner einer Provinz, oder Stadt, ſich vor jeder Veränderung ihres Wohnortes, auch innerhalb der Grenzen ihres Staats, ſcheuen, daß ſie ungern dem

Rufe der Regierung und der Vorſehung in entfernte Provinzen folgen, daß die Aeltern und Familien die Entfernung ihrer Kinder und Zöglinge, auch wenn ſie augenſcheinlich zu deren Glücke gereicht, fürchten und zu verhindern ſuchen, und daß die Jünglinge von ſelbſt zu den Ihrigen, ſo ſchnell als möglich, zurückeilen, auch wenn ſie noch eine Ausbildung unter Fremden nöthig hätten, und unter dieſen eine größre Unterſtützung finden würden; — daß, ſage ich, eine ſolche, mehr inſtinctartige als vernünftige und ſittliche, Anhänglichkeit der Menſchen an ihren Geburtsort, oft den Individuen eben ſo nachtheilig, als dem gemeinen Beſten hinderlich ſey.

Ich ſchließe dieſen Aufſatz, mit einem noch allgemeinern Reſultat, von der darin angeſtellten Unterſuchung. — Nachdem ſich, durch Urſachen, die in der Natur der Dinge liegen, und durch Zufälle, die faſt an allen Orten der Erde und zu allen Zeiten ſich eingefunden haben, die bürgerlichen Geſellſchaften, die anfangs in einem engen Raume eingeſchloſſen waren, und eine überſehbare Anzahl von Menſchen umfaßten, außerordentlich erweitert worden ſind; — da jetzt faſt alle Staaten des geſitteten Europa, in welche wir die Einwohner deſſelben vertheilt und vereinigt ſehn, große Staaten ſind, die mehrere, ehedem getrennte und von einander unabhängige, Länder unter ſich begreifen: ſo fragt ſich, welches iſt die moraliſche

Geſinnung der Bürger; die zu dieſer ihrer politiſchen Lage am beſten paßt; und mit welcher ſie am meiſten geſchickt werden, die wohlthätigen Endzwecke, welche jene Erweiterung des politiſchen Vereins, für den ganzen Körper des Staats und für ſie ſelbſt, haben kann, erreichen zu helfen. Unmöglich kann es dieſer Lage angemeſſen, und zu dieſen Endzwecken beförderlich ſeyn, wenn in jedem der kleinen Ländchen, die ehedem von eignen Völkerſchaften bewohnt, und von unabhängigen Mächten regiert wurden, dieſelbe ausſchließende Liebe der Einwohner für Ort, Verfaſſung und Menſchen innerhalb dieſer engen Grenzen, fortdauert, welche zu der Zeit vorhanden war, als ſie, von allen ihren Nachbarn getrennt, und unter ſich zu Schutz und Trutz vereinigt, in jenen, lauter Nebenbuhler und Feinde, in ihren Landsleuten, ihre einzigen Freunde und Vertheidiger fanden. Schon der Umſtand, daß dieſe, auf einen ſo engen Raum eingeſchränkte, Vaterlandsliebe eine Folge von einer Ordnung der Dinge war, die jetzt aufgehoben iſt; daß ſie zu jener Zerſtückelung der Staaten, und Abſonderung kleiner Völkerſchaften paßte, und während derſelben etwas Gutes bewirkte: ſelbſt dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß ſie, bey der gegenwärtigen veränderten Lage der Nationen und Staaten, unſchicklich und ſchädlich iſt; und daß ſie dem Guten, welches aus dieſer Lage entſtehen kann, Hinderniſſe in den Weg legt. Und ſo findet es ſich

auch

ſich in der That, wie ſich aus den Betrachtungen ergibt, welche ich bisher angeſtellt habe.

Wenn man die Ungerechtigkeiten bedenkt, durch welche dieſe Erweiterungen der Staaten ſo oft geſchehen ſind, wenn man ſich des Blutvergießens, der Verwüſtungen und aller der Uibel langwieriger Kriege erinnert, welche gemeiniglich vorhergingen, ehe unabhängige Staaten ſich einer gemeinſchaftlichen Regierung unterwarfen, oder eiferſüchtige Nationen zu einem gemeinen Weſen zuſammentraten; wenn man alles das Mißvergnügen bedenkt, welches ſolche Veränderungen bey den Einwohnern der Länder anfangs unausbleiblich erregen, und die Aufopferungen, welche ſie ihnen koſten: ſo kann man nicht eifrig genug wünſchen, daß der einzige Erſatz, durch den ſo große Uibel vergütet werden können, durch nichts gehindert werden möge. Und worin beſteht dieſer Erſatz? Ohne Zweifel darin, daß, bey der Vergrößerung der Staaten, mit der Zeit, zwiſchen einer größern Anzahl von Menſchen und auf einem größern Raume des Erdbodens, bürgerliche Einigkeit geſtiftet, und eine Nationalähnlichkeit hervorgebracht wird; darin, daß es nun größre Menſchenhaufen als ehedem gibt, deren Glieder ſich unter einander als Freunde, — und wenigere, die ſich gegenſeitig als Feinde anſehen; und daß nun Einſichten, Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, ſo wie Waaren und Reichthümer, ſchneller und ungehinderter in einem weitern Kreiſe umlaufen

Aber wenn dieſer, aus der Größe der Staaten unſtreitig zu erwartende, Vortheil den Einwohnern derſelben zu Theil werden ſoll: ſo muß die politiſche Verbindung einer gemeinſchaftlichen Geſetzgebung und Regierung, durch das ſittliche Band der Liebe und Zuneigung, unterſtützt werden. Nicht bloß die Grenzſteine müſſen niedergeriſſen ſeyn, welche ehedem die verſchiednen Gerichtsbarkeiten der Länder anzeigten, ſondern auch die Abtheilungen und Einſchränkungen müſſen aufgehoben werden, welche die Menſchen ehedem, jenen Abgrenzungen zufolge, in ihrer Menſchenliebe gemacht hatten. So wie der Menſch Bürger eines größern Staats wird: ſo müſſen auch, wenn er in dieſer neuen Lage ſchicklich handeln, und ſo glücklich, als ſie es erlaubt, ſeyn will, ſeine Begriffe ſich vervielfältigen; ſeine Kenntniſſe müſſen ſich auf einen weitern Umfang der Natur und des Menſchengeſchlechts erſtrecken; und ſein Herz muß ſich zu Empfindungen eines allgemeinen Wohlwollens erweitern. Kann er wohl, als wahres Glied eines politiſchen Körpers, angeſehen werden, ſo lange er von deſſen übrigen Gliedern weder die Beſchaffenheiten weiß, noch ihren glücklichen oder unglücklichen Zuſtand mitfühlt; — ſo lange weder beobachtende Aufmerkſamkeit, noch theilnehmende Sympathie ihn mit denſelben zuſammenknüpft Dahin kann es freylich niemahls kommen, und dahin können auch die Wünſche des, am meiſten weltbürgerlich geſinnten, Philoſophen nicht gehn: daß die Menſchen für das Land, wo ſie ihre erſten und froheſten Tage zubrachten, und für die Geſellſchaft, in welcher ſie ihre älteſten und vertrauteſten Freunde haben, nicht eine beſondre Zuneigung behalten ſollten; die ſie auf kein anderes Land übertragen, ſo wohl es ihnen darin gehn mag, und ſo ſehr ſie Urſache finden, deſſen Einwohner zu ſchätzen. Sie müßten, wenn ſie ganz kalt gegen dieſe Erinnerung wären, auch die Dankbarkeit vergeſſen, die ſie ihren Aeltern, den Ernährern und Pflegern ihrer Kindheit, den Wohlthätern und Lehrern ihrer Jugend, ſchuldig ſind. Wie könnte ein Herz für Menſchenliebe überhaupt empfindlich werden, das in den erſten Jahren, wo es neuen Eindrücken am meiſten offen ſteht, und in der Entwicklung ſeiner Anlagen am ſchnellſten fortſchreitet, ungeübt, in den Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit geblieben wäre? Wenn aber der Menſch, von Perſonen und Dingen, gleich bey ſeiner Geburt und in ſeiner früheſten Kindheit, angezogen, und für dieſelbe mit Zuneigung und Sympathie erwärmt worden iſt: ſo kann es auch nicht fehlen, daß nicht dieſe Gegenſtände das Recht der erſten Liebe ſich zueignen, und einen Vorzug, vor dem, was ihm in ſpätern Zeiten Liebenswürdiges vorkommt, oder Gutes wiederfährt behalten ſollten. Zu einem Herzen, deſſen erſte Plätze von Aeltern, Verwandten und Landsleute ſcho ganz eingenommen ſind, können Fremde und Ausländer allerdings ſchwerer Zutritt finden. Dabe gerade eine natürliche Anlage zur Zärtlichkeit oft einen Menſchen von neuen Bekanntſchaften entfernt, und ihm fremde Oerter verleidet, weil er ſich im Umgange mit den alten völlig befriedigt findet. — Auch iſt in der Regel allerdings der Zuſammenhang, den in einem großen Staate ein Bürger der mittlern und untern Stände, mit dem Staate im Ganzen, hat, nur mittelbar, und wird erſt durch die Verhältniſſe geſtiftet, in welchen er mit ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz ſteht. Er nimmt, als Eigenthümer und Gewerbsmann, nur inſofern Antheil an dem allgemeinen Wohl, als auch die Gegend, wo er ſeine Güter hat, oder ſeinen Arbeitsfleiß anwendet, im Flor iſt. Er dient, wenn er ſeine Privatgeſchäfte treibt, oder örtliche Aemter verwaltet, dem gemeinen Weſen nur inſofern, als er dem kleinen Theile deſſelben nützlich iſt, in deſſen Mitte er ſich aufhält, und in deſſen Grenzen ſein Wirkungskreis eingeſchränkt iſt. Indeß bleibt es doch nicht weniger ausgemacht, daß, wenn ein großer Staat das äußerſte Ziel ſeiner Stärke und ſeines Reichthums, und deſſen Bürger den höchſten Grad von Glückſeligkeit erreichen ſollen, wozu die vermehrte Anzahl der dazu Mitwirkenden zu führen im Stande iſt, die Geſinnungen und die Grundſätze der Bürger der Größe ihres Wirkungskreiſes angemeſſen ſeyn müſſen. Dieß geſchieht aber nur alsdann, wenn in ihren Gemüthern diejenige allgemeine Verbindung, welche zwiſchen allen Einwohnern des Staats, — durch die Einheit der Regierung, durch das Gemeinſchaftliche einer gewiſſen Staatsverfaſſung, durch die gleiche Anhänglichkeit an die Familie, oder die Perſon des Regenten, durch die Theilnehmung an den Gefahren und der Noth derſelben Kriege und an den Vortheilen derſelben Friedensſchlüſſe und Tractaten, hauptſächlich aber durch die Abhängigkeit von einer und derſelben Geſetzgebung — geſtiftet wird, wenn, ſage ich, dieſe große und den ganzen Staat umfaſſende Verbindung über jene kleinere und eingeſchränktere, die, — vom Orte, von Familienverbindungen, von den erſten Eindrücken der Jugend, von dem ſinnlichen Anblicke der Natur, von der langen Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden, von der Gewohnheit und zum Theile ſelbſt von dem eigenthümlichen Nahmen der Provinz, deren Landsmann man ſich nennt, — abhängt, die Oberhand bekommt.

Die Abſonderung der Staaten, und die Schranken der menſchlichen Faſſungskraft, die auch zugleich die Gegenſtände, auf welche ſich ſeine Neigungen erſtrecken können, begrenzen, machen es unvermeidlich und ſelbſt nützlich: daß jeder Menſch, an einem gewiſſen Theile ſeines Geſchlechts, mit größrer Ergebenheit hängt, als an den übrigen; daß er, an dem Flor und dem Anbau eines gewiſſen Platzes auf dem Erdboden, einen lebhaftern Antheil nimmt, als an allen andern Gegenden deſſelben; daß er jene Geſellſchaft und dieſen Raum vielleicht noch etwas über die Gebühr ſchätzt, und den übrigen, aus Unwiſſenheit, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und daß er nicht bloß das Beſte dieſer Menſchen und dieſer Länder an ſich wünſcht, ſondern daß er auch verlangt, und zuweilen ſchon vorausſetzt, daß ſie einen Vorzug, vor allen andern Menſchen und Ländern, haben ſollen. Aber dieſe Parteylichkeit, auf welcher die Vaterlandsliebe guten Theils beruht, muß, in den Einſchränkungen, die ſie dem allein ganz untadelhaften Princip der Handlungen, der allgemeinen Menſchenliebe, — gibt, wenigſtens dem Laufe der Dinge und den Revolutionen der Staaten nachfolgen, und ſich, mit der Größe dieſer letztern, erweitern. Sie muß aufhören, ſich nach bloßen Nahmen und willkürlich gewordnen Abgränzungen zu richten, die weder Menſchen von verſchiednem Nationalcharakter, noch Regierungen von entgegengeſetztem Intereſſe mehr abſondern, und, mit ihrer Verengerung der menſchlichen Herzen, wenigſtens bey den Grenzen ſtehn bleiben, wo ein wirklicher und merklicher Unterſchied, in der Natur und den Einwohnern der Länder und dem Geiſte ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen, anfängt. Nachdem ſich, aus den unzähligen kleinen Dynaſtieen, in welche Europa noch im Mittelalter zerſtückelt war, Monarchieen, wie die Preußiſche oder Oeſterreichiſche, gebildet haben: ſo müſſen die Unterthanen derſelben aufhören, auf den Nahmen eines Schleſiers oder Pommern, eines Böhmen oder Ungarn, einen Werth zu legen; und ſie müſſen nur noch den Stolz eines Bürgers der Preußiſchen oder Oeſterreichiſchen Monarchie kennen. Mag doch noch, wenn es nicht anders ſeyn kann, der Oeſterreicher gegen den Preußen, der Teutſche gegen den Franzoſen, dieſer gegen den Engländer und Spanier, mit einer gewiſſen Eiferſucht erfüllt ſeyn, die für jeden wenigſtens zuweilen ein Sporn ſeyn kann, ihn zu einem muthigern Vertheidiger ſeines Vaterlandes, und zu einem ſorgfältigern Geſchäftsträger deſſelben zu machen. Aber die Eiferſucht des Schleſiers gegen den Brandenburger, des Mähren gegen den Böhmen, des Engländers gegen den Schotten, iſt nun durchaus unſchicklich und ſchädlich geworden.

Nächſt dem, daß die Provinzen der Reiche ihre Vorurtheile und ihre Eiferſucht gegen einander ablegen, müſſen ſie auch zu einer genauern Bekanntſchaft mit einander gebracht werden. Eine Folge dieſer Bekanntſchaft wird es gewiß immer ſeyn, daß es dem Einwohner keiner Provinz mehr ſo ſchwer, als bisher, werden wird, ſie zu verlaſſen, wenn ſeine Bürgerpflicht, oder der Auftrag ſeines Fürſten ihn aus ſeinem Geburtsorte, auf einen andern Poſten im Staate, ruft; oder wenn die Hoffnung, ſein Glück zu machen, ſich für ihn an einem fremden Orte eröffnet. Aeltern und Verwandte, wenn ſie, beſſer unterrichtet, aufhören, die Sitten der

Hauptſtadt, oder entfernter Städte und Provinzen des Staats, für ſo viel verderbter, die Lebensart derſelben für ſo viel armſeliger, als die ihres Orts und ihrer Provinz zu halten, werden ihre Söhne und Freunde auch nicht mehr ſo ungern, als bisher, von ſich laſſen. Die Vernünftigen unter ihnen werden nicht mehr, wie es noch jetzo zuweilen geſchieht, einen jungen Mann, dem ſie wohlwollen, lieber in einem geringern, ſeinen Talenten nicht angemeſſenen, Amte vergeſſen ſehen, ehe ſie ihn, zu Verfolgung einer längern und ehrenvollern Laufbahn, an Fremde abtreten ſollten.

Dieſe eigentlich patriotiſche Geſinnung, die Bereitwilligkeit, dem Staate allenthalben gerne zu dienen, wo er unſer bedarf, und wo wir unſer Auskommen und einen Wirkungskreis für unſre Thätigkeit finden, iſt in demjenigen Staate am eheſten zu erwarten, deſſen verſchiedne Theile, im Anbau und Reichthum, in der Aufklärung und der Verſittlichung der Einwohner, wirklich zu einem ſolchen Grade von Gleichheit gekommen ſind, — und die auch in Abſicht der zufälligen Eigenheiten des Nationalcharakters, der Sprache und der Religionsmeinungen, ſo viele Aehnlichkeit mit einander haben: daß der, welcher, aus einem dieſer Theile in den andern, wandert, den Unterſchied der Natur, oder der Menſchen nicht auf eine ſolche Art gewahr werden kann, die ſeine Glückſeligkeit ſtört. In dieſem glücklichen Falle befindet ſich vielleicht mit wenigen andern, der Preußiſche Staat, deſſen gebohrner Bürger ich bin und in welchem ich jetzt lebe, vorzüglich. Für ihn paßt alſo auch die Moral, welche ich predige, in einem höhern Grade. — Da, wo die Ungleichheiten der Menſchen noch zu groß ſind, da ſind alle Verſuche, die Verfaſſungen und die Geſetze der Provinzen mit einander übereinſtimmender zu machen, zu voreilig: und die Liebe ihrer Einwohner gegen einander kann nicht allgemein, noch weniger gleich ſeyn. Es ſind indeß, in Europa wenigſtens, diejenigen Wege geöffnet, auf welchen die Menſchen der einen Gegend den Einwohnern der übrigen ihre Einſichten mittheilen können. Mit veränderten Begriffen aber hängt die Veränderung der Denkungsart und der Sitten, mit dieſen die Richtung des Fleißes, und mit dieſer, Ackerbau, Künſte und Handel, ſo wie auf der andern die Annehmlichkeit des geſellſchaftlichen Lebens zuſammen. Wir ſehen daher, daß ſich ſogar große Nationen täglich einander mehr nähern, und, ſo wie ſie einander wechſelsweiſe bekannter werden, die ehedem ihnen eigne Erbfeindſchaft, oder Verachtung gegen einander ablegen, ſich gegenſeitig hochſchätzen und lieben lernen. Dieſe Urſachen, welche, auf immer wachſende Verähnlichung der Menſchen in ganz Europa, wirken, und die ihren erſten Urſprung im Handel und in den Wiſſenſchaften haben, müſſen, innerhalb der Grenzen eines und deſſelben Staats, nothwendig ſich ihrem Ziele weit ſchneller, als in getrennten Ländern, nähern. Vielleicht iſt es die natürliche Stufenfolge, in dem Fortgange des Menſchengeſchlechts zu ſeiner Vollkommenheit, daß die Vorliebe der Menſchen, für kleine Landſtriche, die ſie ihr Vaterland nennen, in den Patriotismus gegen große Staaten, und dieſer Patriotismus, in die weltbürgerliche Geſinnung und allgemeine Menſchenliebe, übergeht.

Einige
Beobachtungen
über die
Kunſt zu denken.

Ein undurchdringliches Dunkel hängt, wie über dem Urſprunge jedes Dinges, und über jeder Wirkſamkeit der Natur, durch welche ſie etwas hervorbringt, ſo auch über der Entſtehung des Gedankens, und über der ſo merkwürdigen Verrichtung des Geiſtes, in welcher der erſte Grund von allem liegt, was die Menſchen Großes und Gutes hervorgebracht haben, — der Meditation.

Von der einen Seite iſt augenſcheinlich unſer freyer Wille, unſer Vorſatz dabey wirkſam. Wir wählen die Materie, über welche wir nachdenken wollen; wir ſetzen uns ein Ziel, wohin unſre Unterſuchung gerichtet ſeyn ſoll; wir ſind völlig überredet, und bezeugen dieß durch die Art, wie wir uns ausdrücken, daß wir die Ideen-Reihe, aus welcher unſre Meditation beſteht, vorher beſtimmt, und die einzelnen Gedanken freywillig herbeygerufen haben.

Auf der andern Seite iſt die planmäßigſte Unterſuchung des Philoſophen den Eingebungen des begeiſterten Dichters, in vielen Puncten, ähnlich: und die Natur, oder der Zufall, — das Genie, oder eine höhere Macht ſcheinen dazu ihre, von der Willkür des Menſchen nicht abhängige, Beyträge zu thun. Nicht nur das weiß oft der Philoſoph nicht, woher ihm die erſte Idee gekommen iſt, dieſen Gegenſtand gerade jetzt ſeiner Betrachtung vorzuhalten: ſondern auch die Urſachen bleiben ihm verborgen, warum, bey der Aufmerkſamkeit auf denſelben, ihm gerade dieſe und keine andere Vorſtellungen, in dieſer Ordnung, mit dieſem Ausdrucke, eingekommen ſind. Sich ſelbſt und ſeinen Vorſatz kann er für dieſe Urſache nicht anſehen. Denn wie hätte er Gedanken, die ihm noch unbekannt waren, aufſuchen und zum Ziele ſeiner Beſtrebungen machen können? — Aber eben ſo wenig weiß er eine andre Urſache der erfolgten Wirkung anzugeben. Zu zwey verſchiedenen Zeiten, vielleicht desſelben Tages, denkt er über eine und dieſelbe Materie. Seine Aufmerkſamkeit iſt in gleichem Grade angeſpannt; ſein Vorſatz iſt gleich ernſtlich. Aber, zu der einen Zeit, bleibt ſeine Bemühung fruchtlos. Es entſteht gar keine Gedankenreihe, über den dem Geiſte vorgehaltnen Gegenſtand: oder es zeigen ſich ihm bloß zerſtückte, unordentlich durch einander geworfne Vorſtellungen, — und dieſe in einer Dunkelheit, die es ſchwer macht, ſie in Worte zu kleiden. Zu der andern Zeit ſtrömen Gedanken und Ausdrücke ihm zu: und die Ideen, ſo wie ſie entſtehn, ordnen ſich auch, wie von ſelbſt, und verketten ſich eben ſo leicht unter einander, als ſie ſich deutlich ausdrücken laſſen. Selbſt, in zwey Augenblicken gleicher Begeiſterung, ſind die Eingebungen, welche der Menſch dadurch empfängt, nicht eben dieſelben. Oft zeigt ſich ihm, in den beyden Zeitpuncten, das Weſen der Sache ſelbſt unter verſchiedener Geſtalt: und Wahrheit und Irrthum ſcheint ihm, das eine Mahl, nicht auf derſelben Seite zu ſeyn, als das andre Mahl. Oder, wenn auch die Grundbegriffe und Grundſätze unverändert bleiben: ſo ſind doch diejenigen Theile und Verhältniſſe der Sache, welche jedesmahl vor das Auge ſeines Verſtandes treten, verſchieden. Es ſcheint, als wenn unſer Vorſatz unſrer Meditation nur die erſte, und eine ſehr unbeſtimmte Richtung gebe; eine fremde und unwiderſtehliche Gewalt aber die einzelnen Handlungen unſrer denkenden Kraft leite, und über ihren Erfolg entſcheide. Eben derjenige Theil einer Betrachtung, den wir zu der einen Zeit leer und unfruchtbar an Ideen fanden, gibt uns zur andern die reichſte Ausbeute lehrreicher und anmuthiger Gedanken, und führt uns tief in die Kenntniß des Gegenſtandes ein. Oft glauben wir, bey einer flüchtigen Überſicht der Materie, eine Menge neuer Aufſchlüſſe zu entdecken, und ahnden ſchon ihre Anordnung:

und bey einer genauern Unterſuchung derſelben, — wenn wir anfangen das Gefundene deutlich mit Worten zu bezeichnen, — verſchließen ſich alle dieſe ſchönen Ausſichten, und die vermutheten Schätze unſeres Geiſtes zeigen ſich weit geringhaltiger, als ſie uns bey der erſten Beurtheilung vorgekommen waren.

Dieſe Vereinigung der Selbſtthätigkeit mit leidentlichen Veränderungen, der Wahl mit der Nothwendigkeit, freyer Handlungen mit fremden Einflüſſen, macht, beym Denken, wie im ganzen Syſtem der menſchlichen Natur, die unauflöslichſte Schwierigkeit aus. Keine Unterſuchung wird je dieſelbe wegſchaffen. Aber die Selbſtbeobachtung kann doch einige nützliche Regeln, für den denkenden Kopf, erfinden, der dieſe ſeine Fähigkeit mehr in ſeine Gewalt bekommen, und ſie auf die von ihm gewählten Gegenſtände mit beſſerm Erfolge anwenden will.

Diejenigen Beobachtungen, welche ich in dieſem Aufſatze vorzutragen gedenke, laſſen ſich unter zwey Abtheilungen bringen. Die in der erſten betreffen das Denken überhaupt, — einige Hülfsmittel und Hinderniſſe deſſelben. Die in der zweyten betreffen die Verſchiedenheit der Methoden, durch welche ſich die Denker von einander unterſcheiden, oder zwiſchen welchen ſie zu wählen haben.

Erſte Abtheilung.

1.

Ich werde zuerſt bey mir gewahr, daß das Nachdenken, ſelbſt über die abgezogenſten Materien, nie beſſer von Statten geht, als wenn ich mir den Hauptgegenſtand, worauf ſie ſich bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft ſowohl, als ausführlich, darzuſtellen ſuche: und je beſſer mir dieß letzte gelingt, deſto gründlicher wird die Unterſuchung, und zu deſto mehr Aufſchlüſſen verhilft ſie mir. — Dieſe Vorbereitung zur Meditation iſt noch nützlicher, wenn man, an die Stelle bloßer Dichtungen der Phantaſie, die Erinnerung an Thatſachen und wirkliche Erfahrungen ſetzet. Ich will z. B. über die Geduld nachdenken. Die Zergliederung der Worterklärungen führt leicht auf bloße Wiederhohlung der von andern erlernten Theorie, oder auf willkürliche Verknüpfungen allgemeiner Begriffe, die nichts anders, als Hypotheſen ſind, wozu man erſt hinten drein die Beſtätigung in den Erſcheinungen aufſucht. Ich fange alſo damit an, mir das Schauſpiel eines, in großen Schmerzen, in der Entkräftung des Alters, oder bey verdrießlichen und langweiligen Arbeiten, geduldig ausdauernden Mannes, in meiner Einbildungskraft aufzuführen, und die verſchiednen Auftritte, welche dieſes Schauſpiel enthält, recht ſorgfältig auszumalen. Oder, wenn mir, in meinem Leben, ein Beyſpiel vorzüglicher Geduld vorgekommen iſt: ſo ſuche ich mir die Züge des Mannes, — ſein Aeußeres, und ſein Betragen überhaupt, dann ſeine unglückliche Lage, und die Leiden, welche er ertrug, endlich die Reden und Handlungen, durch die er ſeine Standhaftigkeit bewies, — in mein Gedächtniß zurückzurufen. In dieſem Bilde erblicke ich vielleicht nicht gerade die Züge, auf welche ich in der folgenden Meditation gerathe: aber durch das Anſchauen desſelben wird die denkende Kraft gereitzt und geleitet. Sie wird gleichſam aus dem Schlummer erweckt, in welchen ſie, bald aus Schwäche des Temperaments, bald aus Mangel anziehender Gegenſtände, bey mir zu gerathen pflegt; und ſie wird, zu gleicher Zeit, von der Zerſtreuung abgehalten, vor welcher ſie die bloße Herrſchaft des Willens und der feſteſte Vorſatz nicht hinlänglich verwahren kann.

Der Dichter muß dem Philoſophen vorarbeiten, und kein Menſch kann mit ſeinem Verſtande große Dinge ausrichten, der nicht auch Einbildungskraft genug hat, um dem Verſtande die Materialien, die er verarbeiten ſoll, in einem gewiſſen Grade ſinnlicher Klarheit darzubiethen.

2.

Eine der größten Schwierigkeiten, die ich bey meinen Meditationen gewahr werde, hängt mit dem zuvor bemerkten Einfluſſe fremder Urſachen, auf das Gelingen unſerer freyen Geiſtesthätigkeit, zuſammen: — denn auch dieſe Schwierigkeit kann nur der Zufall, oder eine günſtige Stimmung meiner körperlichen Werkzeuge hinwegräumen. Es koſtet mir nähmlich oft ſo viel, den Gang der mir von ſelbſt zuſtrömenden Ideen, mit dem vorſätzlich entworfenen Plane, den ich bey dem Anfange der Unterſuchung eingeſchlagen hatte, zu vereinigen. Dieſer Anſtoß iſt es, wo ich am öfterſten ſtrauchle: und durch ihn werde ich zuweilen völlig unvermögend, meine Arbeit fortzuſetzen. Die Reihe der Ideen kettete ſich, in dem Laufe der Meditation, dem Anſcheine nach, auf das natürlichſte und genaueſte zuſammen. Und ehe ich es gewahr werde, finde ich mich doch dadurch von dem Wege abgebracht, auf dem ich zum Ziele gehn wollte. — Jeder Fortſchritt der Unterſuchung eröffnete mir neue Ausſichten. Irgend eine derſelben zu übergehen, ſchien mir bedenklich, weil ich ſonſt Trockenheit und Armuth der Ideen, für die Behandlung meiner Materie, befürchtete. Aber ſie zu verfolgen, fand ich als einen eben ſo gefährlichen Abweg, weil ich dadurch meinen Hauptentwurf aus den Augen verlor. — Ohne Zweifel iſt dieſe glückliche Uibereinſtimmung der, durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß herbeygeführten, Gedanken, mit dem Plane, welchen der Verſtand gleich anfangs vorgezeichnet hat, eine der Naturgaben, welche das wahre Genie auszeichnen. Daß ſie aus einer größern Vollkommenheit, ſowohl der körperlichen Werkzeuge, als der geiſtigen Anlagen, entſpringe, erhellet daraus, daß, wer überhaupt zum Selbſtdenken aufgelegt iſt, dieſe beſondre Fähigkeit, einen gemachten Plan, vermittelſt einer Reihe gleichſam von ſelbſt entſpringender, ihm eigner Gedanken, mit Leichtigkeit zu verfolgen, und ſelbſt ſeine Einfälle an die Kette ſeiner Vernunftſchlüſſe zu knüpfen, gerade in denjenigen Augenblicken bey ſich findet, wo er ſich der größten Heiterkeit ſeines Kopfs, der vollkommenſten Geſundheit und des freyeſten Spiels aller ſeiner Seelen- und Leibeskräfte, bewußt iſt. Bey der geringſten Abnahme dieſer Munterkeit, und mit dem erſten eintretenden Gefühle der Ermüdung, verliert ſich auch dieſes Zuſammenſtimmen der, als Eingebung ſich plötzlich dem Gemüth darſtellenden, Ideen, mit dem vorſätzlich gewählten Gange der Unterſuchung. Und zu einer Zeit, wo der Zufluß der Gedanken ſelbſt noch nicht unterbrochen iſt, hören ſie doch ſchon auf ſich ſo leicht, wie zuvor, in den Zuſammenhang, den wir ihnen geben wollen, zu fügen.

Vielleicht iſt es die Stärke und Kraft des Wollens, welche dem Menſchen, ſo wie über andere Menſchen, ſo über ſich ſelbſt und über ſeine Gedanken, mehr Gewalt gibt. Dieſes ſtarke Wollen mag bey Leuten, von großen Geiſteskräften und einer vollkommenen Geſundheit, mehr, als bey mittelmäßigen und kränkelnden Menſchen, Statt finden. Und dadurch mögen die erſtern in den Stand geſetzt werden, auch denjenigen Verrichtungen des Geiſtes und denjenigen Bewegungen der Denk-Organe, die an ſich vom Willen nicht abhängen, doch insgeheim die Richtung zu geben, und ihrem ganzen Gedankenſyſtem den Ton, welcher mit der vorgeſetzten Abſicht harmonirt, mitzutheilen. Dieß wird dadurch wahrſcheinlicher; weil wir, durch jede Leidenſchaft, welche die Lebhaftigkeit unſers Strebens nach einer gewiſſen Abſicht ſtärkt; — weil wir durch jeden, an den Gegenſtand unſrer Unterſuchung geknüpften, größern Vortheil, — durch Zorn, oder durch den Eifer, unſern Zuhörern lehrreich und angenehm zu werden, — das Vermögen, bey dem ſchnellſten Ideengange doch von dem geraden Wege zum Ziele nicht abzuweichen, vermehret finden. Alles, was uns, körperlich und geiſtig in eine Thätigkeit ſetzt, gibt unſern Gedanken auch mehr Zuſammenhang, und bindet ſie feſter. Sie ſind loſe und ſchweifen umher, wenn wir ſelbſt abgeſpannt und träge ſind. Der ungebildetſte Menſch, der, wenn er ruhig über eine Sache ſpricht, alle Augenblicke den Faden ſeiner Gedanken verliert und die Streitfrage verändert, wird, wenn er aufgebracht iſt, bey dem ſchnellſten Strome ſeiner Rede, doch ſeine Gedanken unter ſich und mit der Urſache ſeiner Leidenſchaft, im Zuſammenhange erhalten.

3.

Ein anderes Hinderniß, im Fortgange meines Nachdenkens, werde ich oft gewahr: und ich erkenne aus der Schwierigkeit, welche mir die Wegſchaffung desſelben verurſacht, die Uiberlegenheit derer, welche es mit Leichtigkeit überwinden. Dieß beſteht in dem Unvermögen, gerade das, was ich denke, nicht mehr und nicht weniger zu ſagen; — mit einem Worte, für meine Ideen die rechten Ausdrücke zu finden.

Es iſt gewiß, daß, indem wir unſere Ideen deutlich mit Worten auszudrücken ſuchen, ihr Gehalt oft ungemein verändert wird. Wir wiſſen oft nicht genau, in der Sprache, alle die Schattirungen der Farben zu finden, die wir, zur Darſtellung der unſerm Geiſte noch in Bildern vorſchwebenden Gegenſtände, nöthig hätten. Wir begnügen uns alſo damit, etwas unſerm wahren Sinne nahe kommendes zu ſagen. Dadurch werden aber oft gerade diejenigen Theile unſerer Ideen verändert, auf welchen ihr Zuſammenhang mit einander beruhte. Die, völlig beſtimmt gedachten, Sätze wollen ſich nicht mehr ſo leicht, zu einer ununterbrochnen Reihe, vereinigen, als ſich die, noch in einem zweifelhaften Lichte geſehnen, an einander zu reihen ſchienen.

Ich rede vielleicht hier nur von den mittelmäßigen Köpfen, zu denen auch ich gehöre. Ich empfinde es, daß dieſe völlige Herrſchaft über unſre eigne Ideen, welche macht, daß wir ſie gleich bey ihrer Entſtehung, auffaſſen, ſie, ohne daß der kleinſte Theil davon uns entwiſcht, feſthalten, und, ohne von ihrer Form das mindeſte zu entſtellen, oder zu verbergen, in Worte kleiden können, — ich empfinde es, ſage ich, daß dieſe Stärke und Lebhaftigkeit der erſten Idee, welche die eigenthümlichen Worte und Ausdrücke, durch eine Art magnetiſcher Kraft, herbeyzieht, oder dieſer volle Beſitz von dem Reichthume unſrer Sprache, welcher uns dieſe Worte und Ausdrücke durch Auswahl finden läßt, ein Vorzug derſelben höhern Geiſteskräfte iſt, welche auch die Ergründung der Gegenſtände ſelbſt befördern. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß in den Augenblicken, wo meine Einſichten die hellſten ſind, die Schwierigkeiten, welche mir die Sprache in den Weg legt, um ſie auszudrücken, am meiſten verſchwinden. Ich kenne aber andere Zeiten und leider kommen ſie am öfteſten, wo, bey der erſten Auffindung der Ideen, viele nur als Empfindungen, als Ahndungen, als unvollendete Geſtalten mir vorſchweben. Dieſe ſind es, welche, wenn ich ans Aufſchreiben komme, mir oft meinen ganzen Plan zerrütten, weil die Beſtimmungen, die ich durch die Wörter hinzufüge, oder die, welche ich auslaſſe, die Harmonie und damit die Wahrheit vernichten, welche ich in meinen, noch nicht völlig deutlich gemachten, Gedanken erblickte.

So viel ich aber hiervon auch, auf die Rechnung meiner individuellen Schwäche, ſchreiben mag: ſo iſt doch ſo viel im Allgemeinen gewiß, daß keine Sprache einer Nation alle Schattirungen, deren die Begriffe fähig ſind, vollkommen bezeichnet; daß jede nur, für gewiſſe Ideen, die am öfteſten von Menſchen dieſer Nation gedacht worden ſind, bereit liegende Formen enthält; und daß es alſo dem Selbſtdenker wiederfahren kann und oft wiederfahren muß, die Gegenſtände unter einem Geſichtspuncte zu erblicken, den er, mit der vollkommenſten Richtigkeit, in Redensarten ſeiner Sprache darzuſtellen, nicht vermag. Daß dem ſo ſey, zeigen ſchon die Verſchiedenheiten der Sprachen, wovon die eine etwas ganz klar und beſtimmt ſagen kann, was die andre, nur durch Umſchreibungen und auf eine unvollkommnere Weiſe, ausdrückt. Alle, für Teutſche unüberſetzliche, Ausdrücke des Lateiniſchen oder Franzöſiſchen, ſind beſtimmte Formen für gewiſſe Gedanken, welche die Griechen und Römer, deutlicher und beſtimmter, als die Teutſchen, dachten. So wie es nun wohl geſchehen kann, daß ein teutſcher Denker, in ſeiner Meditation, auf eine ſolche Franzöſiſche, Lateiniſche, oder Griechiſche Idee geräth: ſo können ihm vielleicht auch andre, noch in keiner Sprache völlig beſtimmt ausgedrückte, und zugleich, wenn ich ſo ſagen darf, völlig unteutſche Ideen einkommen. Es gehören überdieß, zu Bezeichnung von zuſammenhängenden Gedanken, nicht bloß Wörter, ſondern auch Redensarten, Wendungen und ein gewiſſer Periodenbau. Und da, in jeder Sprache, alle dieſe Sachen ihre eignen Geſetze haben: ſo kann oft, zwiſchen meiner Art zu denken und dem Zuſammenhange, in welchem ſich mir die Verhältniſſe der Dinge zeigten, und zwiſchen den Geſetzen meiner Sprache und den, durch den Gebrauch, in ihr eingeführten Verknüpfungen der Redetheile, eine Mißhelligkeit ſeyn, die nicht anders gehoben werden kann, als indem ich entweder der Sprache Gewalt anthue, oder meine Ideen verfälſche; entweder, — wie es Anfängern, die eine fremde Sprache reden, ſo oft geht, — unverſtändlich werde, oder nur die Hälfte von dem, was ich im Sinne hatte, und dieß ganz anders ſage, als es meiner urſprünglichen Abſicht gemäß war. Jeder aber, welcher fremde Sprachen unvollkommen ſpricht, weiß, wie leicht er, durch einen ſolchen verſtümmelten und verfälſchten Ausdruck ſeiner Gedanken, ſich ſelbſt und ſeine Zuhörer von dem urſprünglichen Gegenſtande abbringt, und dem Geſpräche eine ganz andre Wendung gibt, als es nach ſeiner Abſicht haben ſollte.

Weit ſeltner aber liegt die Urſache, warum wir, von unſern urſprünglichen Gedanken, bey der deutlichen Bezeichnung derſelben abweichen, darin daß die dazu nöthigen Wörter und Redeformen in der Sprache wirklich mangeln, als darin, daß wir die Sprache nicht ſo in ihrem Umfange kennen, nicht nach ihrem ganzen Reichthume ſo gegenwärtig haben, daß wir, was in ihr verborgen liegt, aufzufinden wiſſen. Es liegt daran, daß der Actus des Denkens bey uns nicht kräftig genug, die hervorgebrachte Idee nicht lebendig und anſchaulich genug geweſen iſt, um das Gedächtniß und die Einbildungskraft, zur Erweckung aller verwandten Vorſtellungen, und alſo auch, zur Erweckung der ihrer Bezeichnung gewidmeten Wörter und Redensarten, aufzufordern. Selbſt alsdann, wenn dieſe eigenthümliche Bezeichnung unſrer Ideen endlich gefunden wird, aber erſt, nachdem ein mühſames Nachforſchen und Herumſuchen vorhergegangen iſt, wird hierdurch die Meditation geſtört, und der Zuſammenhang der Ideen weniger leicht und fließend.

Die Fähigkeit zu ſprechen, oder die Kunſt ſeine Sprache zu brauchen, kurz, eine gewiſſe natürliche Gabe der Beredtſamkeit iſt einem Philoſophen eben ſo nothwendig, als die Gabe der Meditation ſelbſt. Nicht bloß die Mittheilung ſeiner Gedanken an andre wird verhindert, wenn er ſie zu unvollkommen, oder mit einer zu mühſamen Anſtrenzung, in Wörter faßt: ſondern der glückliche Fortgang ſeiner eignen Meditation wird dadurch gehemmt, der Zuſammenhang unter ſeinen Ideen wird geſtört: und es bleibt ihm, ſelbſt in den Sachen, da eine Dunkelheit, oder eine Lücke, wo er nicht deutlich, oder vollſtändig genug ſeine Gedanken zu ſagen weiß.

Wir finden daher auch, daß die groſſen Selbſtdenker, wenn ſie gleich auf Sprache und Styl keine beſondre Sorgfalt wenden, und ſelbſt dieſelbe zu vernachläßigen ſcheinen, doch zu gewiſſen Zeiten ſich, zu dem angenehmſten, beredteſten und ſelbſt dichteriſchen Ausdrucke, zu erheben wiſſen. **Leibnitz und Kant**, ſo von allem Sinnlichen abgezogen, ſo tief, ſo trocken ihre Speculationen zu ſeyn ſcheinen, ſind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch ihre Darſtellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es iſt auch kein Wunder, daß der eigentliche Erfinder der höchſten Speculationen, zur andern Zeit, ein angenehmer Redner ſeyn kann: weil, bey dem Selbſtdenker, Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verſtande zugleich geſchäftig ſeyn muß; daher jene beyde Fähigkeiten auch zuweilen für ſich, in ihrer eignen Form, in redneriſchen oder dichteriſchen Erzeugniſſen, zum Vorſcheine kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philoſophie nur von ihrem Meiſter gelernt haben, und nur ſeine Ideen anders zuſammenſetzen, können jeder andern Geiſtesfähigkeit, nur nicht einer angeſtrengten Aufmerkſamkeit und einer großen Abſtractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, geſetzt auch, daß er ſprachrichtiger, beſſer geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner ſeyn ſollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender iſt, als der des Erfinders.

Vielleicht gibt es aber auch mehrere Arten des Genies; ſolche, die eine eigne Sprache für ſich haben müßten, wenn ſie ihre Ideen ganz vollſtändig, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, deutlich bezeichnen ſollten; andre, welche die ihrigen, nur durch Farben oder muſikaliſche Töne, ausdrücken können; noch andre endlich, bey welchen ſie von ſelbſt die Formen dieſer, oder jener Sprache annehmen. Man ſieht allerdings Leute, von erfinderiſchem Kopf und reich an Gedanken, die gar nicht reden, ſondern nur machen, oder handeln können. Für dieſe ſind das geſchäftige Leben und die Künſte, nicht die Lehrſtühle der Wiſſenſchaften, nicht die Spiele der Muſen. Man findet hinwiederum auch wahre Philoſophen und Dichter, die unter der Schwierigkeit, ihre Gedanken, durch die allgemein üblichen Redensarten ihrer Sprache, andern mitzutheilen, erliegen, und daher, nur von den wenigen Leſern, ganz verſtanden und gehörig geſchätzt werden, die ihnen am Geiſte ähnlich genug ſind, um ſie bey halben Worten zu errathen.

Die Schriftſteller des erſten Ranges aber, welche einen allgemeinen Eindruck, auf ihre Nation und auf ihr Zeitalter, machen, ſind unſtreitig diejenigen, die, wie Voltaire und Rouſſeau, entweder in dem Geiſte ihrer Sprache denken, oder dieſen Geiſt nach dem ihrigen zu modeln wiſſen; die entweder ihre Gedanken, ob es gleich neue und ihnen eigenthümliche Gedanken ſind, doch in die gewöhnlichſten Sprachformen einzukleiden wiſſen, ohne ihnen Abbruch zu thun; — oder die, wenn ſie, zur Bezeichnung ihrer Ideen, neue Zuſammenſetzungen der Wörter wagen, doch dieſen, durch die vollkommene Beobachtung der Sprachähnlichkeit, das fremde Anſehn zu benehmen im Stande ſind, welches ihre Verſtändlichkeit hindern könnte.

Je ſchneller dieſe Arbeit des Geiſtes, die darauf gerichtet iſt, den Gedanken durch Worte eine ſinnliche, der Mittheilung fähige Form zu geben, von Statten geht: deſto weniger wird dadurch das eigentliche Geſchäft des Nachdenkens ſelbſt geſtört. Je leichter ſich die Einfälle eines Schriftſtellers von ſelbſt, in ſprachrichtige und wohlklingende Redensarten, fügen: deſto weniger verliert das Feuer der Ausarbeitung, und deſto ungetheilter bleibt die Kraft des Genies, auf die Sachen ſelbſt und auf den Inhalt der Rede, gerichtet. Die vortrefflichſten Stellen eines Buchs ſind immer diejenigen, bey welchen die Aufmerkſamkeit des Schriftſtellers einzig und allein, auf die Thatſachen, welche er zu ſchildern, oder auf die Lehrſätze, welche er vorzutragen hatte, gerichtet geweſen iſt, — Wort und Ausdruck aber ſich ihm von ſelbſt, und ohne eigne darauf gewandte Arbeit, dargebothen haben.

4.

Ein vierter Umſtand, von welchem der mehr, oder weniger glückliche Erfolg des Nachdenkens in großem Maße abhängt, iſt, ob man es lange ununterbrochen fortſetzen könne. Je mehr ein Menſch ausdauernde Kraft zu Geiſtesarbeiten, oder je mehr Herrſchaft über ſeine Aufmerkſamkeit er hat; und je längere Zeit er, demnach, eine und dieſelbe Reihe der Gedanken verfolgen kann: mit deſto größerem Glücke und mit deſto reicherer Ausbeute, wird ſeine Arbeit belohnt werden.

Aller Anfang iſt ſchwer. Das iſt von den Geiſtes-Arbeiten vorzüglich wahr. — Wenn wir zuerſt den Blick, auf einen beſtimmten Gegenſtand, richten: ſo haben hundert andre Dinge noch Beſitz von unſrer Aufmerkſamkeit. Selbſt nachdem wir uns endlich, mit Mühe und Anſtrengung, von den Gegenſtänden, die ſich unſers Gemüths bemeiſtert hatten, oder die ſich ihm in jedem Augenblicke aufdringen, losgemacht haben; ſelbſt nachdem nun die Feſtigkeit des Vorſatzes, oder der Reitz des neuen Vorwurfs die Richtung der Gedanken, in das Geleiſe des neuen Weges, gebracht hat, auf welchem ſe fortſchreiten ſollen: ſo iſt doch der Schimmer fremder und zerſtreuender Vorſtellungen noch immer im Gemüthe, und hindert, daß die neuen Ideen in voller Klarheit eines ungetheilten Lichtes erſcheinen. Das Intereſſe, welches wir an dem neuen Gegenſtande der Bearbeitung nehmen, mag noch ſo groß ſeyn: ſo wird doch unſre Neigung zu ihm erſt dann recht befeſtigt, wenn derſelbe ſich ſowohl, mit unſern ſchon geſammelten Kenntniſſen und unſern ehemahligen Ideenreihen, als mit unſern Empfindungen und Beſtrebungen, vereiniget hat. Dieſe Verbindungen aber können ſich nur, mit der Länge der Zeit, die wir auf ſeine Betrachtung wenden, entſpinnen. Auch die Einbildungskraft und das Gedächtniß, die uns, durch ein unwillkührliches Zuſammengeſellen verwandter Vorſtellungen, allen den in unſerer Seele ſchon bereit liegenden Stoff unſrer Meditation, alle, zur Aufklärung unſers Gegenſtandes, dienlichen und ſchon bekannten Gegenſtände und Wahrheiten in Erinnerung bringen ſollen, ſind anfangs träge und geben ſich mit dieſem Geſchäfte gleichſam nur unwillig ab. Iſt nun der Menſch an Geiſt und Körper ſtark genug — wenn er einmahl den Pfad der Unterſuchung oder der Dichtung gefunden hat, — ununterbrochen auf demſelben, ohne viele Erhohlung, und alſo ohne Einmiſchung fremder Gegenſtände fortzugehn: ſo erwärmt ſich mit jedem Schritte ſein Kopf mehr, die Zerſtreuungen werden immer weniger; die Aufmerkſamkeit bleibt ungetheilter auf den Vorwurf gerichtet; die Neben-Ideen ſtrömen in größerer Menge herbey, und erlauben eine leichtere Auswahl des Schicklichen. Endlich wird die geſammte Stimmung des Gemüths und des Nerven-Syſtems, mit der Arbeit die man vorhat, gleichſam harmoniſch. Der ganze Menſch wird ſo zu ſagen, Philoſoph, oder Dichter, webt und ſchwebt nur in den Ideen, die er zu ergründen, oder in den Bildern, die er abzuſchildern gedenkt. Die Sprache ſelbſt wird ihm durch den längern Gebrauch geläufiger, und mit Verminderung der Hinderniſſe wird die Kraft vermehrt. Dasjenige, was in dieſem Zuſtande des Gemüths hervorgebracht wird, muß nothwendig eine höhere Vollkommenheit erhalten.

Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeſchränkteſte Kopf doch fähig iſt, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl ſelbſt eine ſolche Folgerung zu ziehn. Nun beſteht aber der ſchwerſte und weitläuftigſte Beweis, der in den Werken Newtons *) zu finden iſt,

---

*) Daß man Newtons Werke mit Recht anführen dürfe, wenn von ſchwer zu faſſenden Beweiſen die Rede iſt, erhellet aus folgender Anekdote, die mir ein ſehr verſtändiger, reiſender Engländer erzählte. Claireau wurde von ihm gefragt, wie viel es wohl Menſchen in Frankreich gebe, die Newtons principia mathematica verſtünden. „Sie beurtheilen meine Nation ziemlich richtig," ſagte Claireau, „wenn Sie mir zutrauen, daß ich dieſe Frage beantworten könne. Es iſt wahr, ich glaube, daß ein Fran-

iſt, aus lauter ſolchen unmittelbaren Folgerungen — nur aus einer ſehr langen Reihe derſelben. Es gehört keine größere Geiſteskraft dazu, tauſend Schlüſſe, als einen einzigen zu machen. Nur eine weit größere Beharrlichkeit, in der Anwendung dieſer Kraft, iſt zu dem erſten, als zu dem andern, nöthig. Der Unterſchied alſo, zwiſchen einem gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton, beſteht vorzüglich darin, daß dieſer einer weit längeren anhaltenden Aufmerkſamkeit fähig iſt, als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer, auf ein beſtimmtes Ziel gerade fortlaufenden, Richtung zu reihen, der Menſch von geringen Fähigkeiten hingegen den Faden, den er zu ſpin-

ſage, der ſo viel Mathematik verſteht, als nöthig iſt, um Newtons Werke zu leſen, ſich gewiß, auf die eine oder die andre Art, wird ſo bekannt gemacht haben, daß auch ich ſeinen Nahmen wiſſen muß. Ich ſage Ihnen alſo, daß ich ſolcher Männer nicht mehr als fünf oder ſechs kenne." Der Engländer, ſelbſt ein Mathematikverſtändiger, geſtand ſo, daß er ſich nicht getraue, die Zahl ſeiner Landsleute, die fähig wären, Newtons Werke zu verſtehen, eben ſo beſtimmt anzugeben, weil er gewiß ſey, daß mancher, in ſeinem Winkel, das mathematiſche Studium, bis zu dieſer äußerſten Grenze, verfolge, ohne irgend einen Menſchen, am wenigſten das Publikum etwas davon wiſſen zu laſſen. Er glaube indeß, auch in Großbritannien, höchſtens neun oder zehn Leſer Newtons annehmen zu können. Auf eine ſo geringe Anzahl wahrer, das Verdienſt wirklich erkennender, Verehrer gründet ſich alſo der höchſte Ruhm, den je ein Philoſoph und Schriftſteller erlanget hat!

ken kaum angefangen hatte, in kurzem abreißt, oder fallen läßt.

Wenn das, was Alcibiades, in dem Gaſtmahle des Plato, vom Sokrates erzählt, wahr wäre: ſo würde, unter allen Menſchen, der Vater der griechiſchen Philoſophie dieſe Gabe des Ausdauerns in der Meditation, im höchſten Grade beſeſſen haben. Die Erzählung ſieht einer Erdichtung ſehr ähnlich: aber ſie zeigt doch, was Alcibiades, oder vielmehr Plato, der ihn redend einführt, von einem großen Denker forderte, und unter welchem Bilde er ſich ihn vorſtellte. Sokrates ſoll nähmlich, nach dieſer Erzählung, auf einem Feldzuge, den er mit dem Alcibiades gemeinſchaftlich machte, vom Athenienſiſchen Heere geſehen worden ſeyn, wie er einſt einen ganzen Tag und eine Nacht lang, bis zu dem anbrechenden zweiten Morgen, auf einer Stelle unbeweglich ſtand, mit einem Blicke, welcher anzeigte, daß er ſehr angeſtrengt über einen Gegenſtand nachdächte: „Und ſo pflegt,“ ſagt Alcibiades, „Sokrates es immer zu machen, wenn ſein Geiſt auf Unterſuchungen geräth, bey denen ſich ihm Schwierigkeiten in den Weg legen. Er läßt nicht davon ab, und vergißt ſo lange Speiſe, Trank, Schlaf und alles, bis er mit der Unterſuchung zum Ziele gekommen iſt, oder doch in ihr einiges Licht erblickt hat.“

Die Übertreibung in dieſer Geſchichte iſt augenſcheinlich. Denn wenn wir, von den Menſchen überhaupt, nach den Menſchen unſers Zeitalters urtheilen dürfen: ſo können wir es für gewiß annehmen, daß die Körperkraft keines Einzigen eine ſolche Spannung, ohne alle Abwechſelung, einen ſo langen Zeitraum hindurch, erträgt. Und wer etwas ähnliches verſuchen wollte, würde eher in Gefahr ſeyn, ſich das Gehirn zu verrücken, als Hoffnung haben, große Einſichten zu erlangen. Aber das will dieſe Geſchichte ſagen, — und das lehren auch die Beyſpiele aller großen Erfinder und Erweiterer der Wiſſenſchaften, — daß die, welche in der Unterſuchung der Werke der Natur, oder in der [illegible] die Mathematik, große Fortſchritte machen ſollen, ſich ſelbſt, der Dinge um ſich her, und ihrer eignen körperlichen Bedürfniſſe eine Zeitlang müſſen vergeſſen, und bloß im Kreiſe ihrer Ideen leben können *). Newton, da er ſeine principia phi

---

*) Um dieſer Urſache willen iſt dem großen Denker auch Geſundheit und ein feſter Körperbau nöthig. Ein kränkelndes Befinden und Schwäche der Nerven gibt zwar oft dem Menſchen eine gewiſſe Zartheit der Empfindungen, welche macht, daß er leichter, als andre, von Dingen gerührt wird, und ihm alſo ſowohl mannigfaltigern Stoff, als häufigere Anreizungen zum Nachdenken verſchafft. Aber daraus entſtehen bloße Verſuche und unvollkommene Bruchſtücke, wenn nicht der Nachdruck einer anhaltenden Arbeit hinzukömmt. Zu dieſer aber iſt der Menſch, der immer durch unangenehme Empfindungen unterbrochen wird, oder bey dem ſich das Gefühl der Ermüdung zu zeitig einſtellt, am

loſophine ſchrieb, brachte mehrere Tage ununterbrochen an ſeiner Arbeit zu, während welcher er ſich bloß vom Waſſer und Zwieback nährte.

Es iſt unſtreitig, daß ſich der Horizont unſerer Ideen immer ſchneller und ſchneller erweitert, und daß ſich neue immer häufiger an die alten knüpfen, je länger das Auge des Geiſtes auf demſelben Gegenſtande verweilt. Wer ſeine Meditationen oft zu unterbrechen, und erſt nach Zwiſchenräumen, die mit andern Beſchäftigungen ausgefüllt ſind, zu ihnen zurückzukehren genöthigt iſt, bringt gemeiniglich Ritzen und Fugen in ſein Werk. Das Wiederaufnehmen des Fadens iſt oft eben ſo ſchwer, als der erſte Anfang der Arbeit: und man wird immer eine gewiſſe Schwäche in den Gedanken, oder eine Schwierigkeit im Ausdrucke, an denjenigen Stellen eines Buchs, gewahr, wo der Autor, nach langer Beyſeitſetzung ſeiner Materie, ſich wieder in ſie hineinzudenken ſucht, und doch noch nicht für ſie erwärmt iſt. Bald iſt es die Richtigkeit des Zuſammenhangs, welche, durch ſolche in der Meditation gemachte Lücken, geſtört, bald iſt

---

wenigſten fähig. Während einer ſchon angefangenen Geiſtes Arbeit iſt es beſſer, wenn der Menſch ohne alle neue Eindrücke von irgend einer Art, bleibe. Die Empfindung kann ſehr wohl die Meditation einleiten. Aber ſie muß bey Seite treten, wenn der Verſtand anfängt geſchäftig zu ſeyn.

es der Zufluß der Ideen, welcher dadurch gehemmt wird *).

---

*) Hieraus erklärt ſich auch, warum Leichtigkeit in den Uibergängen immer, für ein vorzügliches Verdienſt, und zugleich für eine unterſcheidende Eigenſchaft guter Schriftſteller, iſt gehalten worden. So wie nähmlich der Anfang einer Meditation ſchwerer iſt, als ihr Fortgang: ſo iſt auch das Uibergehen, von einem Hauptſtücke der Materie zum andern: ſchwerer, als die Verfolgung einer ununterbrochnen, und nun ſchon eingeleiteten Gedankenreihe, über denſelben Zweig des Gegen ſtandes. Derjenige nun, welcher unter ſeinen Ideen auch da einen ſtrengen und einen leicht faßliche Zuſammenhang zu erhalten weiß, wo in der Ma terie ſelbſt Lücken und Abtheilungen ſind, beweiſt dadurch, daß er dieſe Ideen verbindende Kraft welche ſo weſentlich zur Meditation gehört, in einem höhern Grade, als andre, beſitze. Er beweiſet, da entweder ſein Blick auf die Materie, vom Anfang an, weit umfaſſender geweſen iſt, weil er die Hin derniſſe, welche ihm auf dem Wege der Unterſu chung aufſtoßen ſollten, ſchon vorausgeſehen, un alles darauf angelegt hat, von ihnen nicht aufg halten zu werden; — oder daß er, durch die hö here Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und den ſchneller Strom ſeiner Gedanken, ſeine Leſer mehr mit ſi fortreißt, und ihnen den Knoten unmerklich mach durch welchen er den neu ſich anſpinnenden Fade an das Ende des alten, anknüpft. Wozu no kommt, daß, bey den nicht ſehr ausdauernden De kern, dieſe Abtheilungen der Materie gemeinigli Erhohlungspuncte ſind, wo ſie ihre Arbeit ei Zeitlang bey Seite legen. Weit gefehlt aber, da ſie durch dieſe Unterbrechung zum Wiederanfang derſelben geſtärkt werden ſollten, fühlen ſie das nur den Uibergang deſto ſchwerer, je fremder ihn die Materie überhaupt geworden iſt, und je me ſich die Gemüthsſtimmung, in welcher ſie das

Es iſt daher die Eigenſchaft dichteriſcher und philoſophiſcher Köpfe, daß ſie den Stoff ihrer Werke, oder den Gegenſtand ihrer Unterſuchungen mit ſich herumtragen, und Tage und Wochen lang verfolgen können, ohne, durch die gemeinern Geſchäfte des Lebens und der Geſellſchaft, davon abgebracht zu werden. Die Wielande und Voltaire arbeiten an ihren Werken, die Newtone und Leibnitze löſen mathematiſche und philoſophiſche Aufgaben auf, indem ſie mit allem andern beſchäftigt ſcheinen. Wenn Homer, wie uns Wolf zu beweiſen ſucht, nicht ſchreiben konnte; ſo muß er dieſe Fähigkeit, einen Gegenſtand in ſeinem Gemüthe feſtzuhalten, im höchſten Grade beſeſſen haben.

Sehr viel von dieſer Beharrlichkeit im Verfolgen einer einmal angefangenen Gedankenreihe, iſt Naturgabe, Größe der angebohrnen Kraft. Aber etwas können gewiß auch Vorſatz, Uibung und Fleiß dazu beytragen. Und es gehört daher, unter die Vorbereitungen des Selbſtdenkens, daß ein junger Mann ſich gewöhne, ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Eine Sache, und auf dieſe ſo lange zu

---

endigte Hauptſtück dachten und ſchrieben, ſeit der Zeit geändert hat. Es iſt daher weit mehr zu rathen, mitten in einer genau zuſammenhängenden Gedankenreihe, einen Stillſtand zu ſeiner Erholung zu machen, als ſeine Meditation zu unterbrechen, wo die Materie ſelbſt unterbrochen iſt. Dort findet man die Spur ſeiner vorhergehenden Gedanken leicht wieder: hier kann ſie gar bald gänzlich verwiſcht werden.

richten, bis er mit ihr zu einem gewiſſen Ziele gekommen iſt; — daß er ſich ſelbſt einigen Zwang anthun lerne, um bey einer und derſelben Arbeit eine geraume Zeit auszuhalten. Auch die mittelmäßigſten Köpfe können auf dieſe Weiſe etwas ausrichten: und die guten können dadurch allein große Dinge zu Stande bringen.

Ich habe hiebey die Beobachtung gemacht, daß, auch in dieſem Falle, die beyden äußerſten Endpuncte einander berühren. Die Menſchen, von einer gewiſſen Lebhaftigkeit, aber ohne ſonderliche Stärke der Denkkraft, ſind jenes Aushaltens am wenigſten fähig. Die ganz kalten und langſamen Köpfe hingegen, und die äußerſt feurigen und großen, dieſe ſind es beyde, die von Ermüdung, bey einer lang anhaltenden, gleichförmigen Beſchäftigung des Geiſtes, am wenigſten wiſſen. Den erſtern wird es nicht zur Laſt, wenn auch die Ideen ihnen noch ſo langſam zuflieſſen; und den andern wird, durch den guten Erfolg ihrer Anſtrengung, die Fortdauer derſelben erleichtert *). Der muntre,

---

*) Die Aeußerung der Denkkraft ſcheint, bey einigen Gelehrten, der Bewegung des Stoßes, bey andern, der Bewegung des Druckes ähnlich zu ſeyn. Jene ſtrengen ſich augenblicklich ſtark an, und erhaſchen in dieſem Augenblick ihre beſten und brauchbarſten Ideen. Dieſe bringen nichts hervor, wenn ſie nicht lange und unabläßig über einer Arbeit ſitzen. — Bey den erſtern läßt die Spannung der Seelenkräfte in kurzem nach, und ihre Aufmerkſamkeit zerſtreut ſich unter fremde Gegenſtände, bis ſie

aber mittelmäßige Kopf, der eine kurze Reihe von Ideen ſchnell überſieht, und dem ſich, gleich bey dem erſten Blicke, den er auf die Sache wirft, ein Paar glückliche Einfälle darbiethen, deſſen Kraft aber bald nachläßt, wird, eben durch das Gelingen ſeines erſten Verſuchs im Nachdenken deſto unwilliger, über das Fehlſchlagen und die Stockung, welche darauf folgt. Dieſes Gefühl von Vollkommenheit und Kraft, in einem vorhergehenden Augenblicke, macht die Empfindung der nachfolgenden Schwäche und Unfähigkeit deſto bitterer. Um dieſem unangenehmen Gefühle zu entgehn, zieht er ſeine Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande freywillig zurück; Zerſtreuungen drängen ſich von allen Seiten

---

ſich nach einiger Zeit, gleichſam zu einem zweyten Angriffe der Materie ſammelt. Die letzten ſind einer ununterbrochnen Aufmerkſamkeit auf ihren Vorwurf, auch wenn ſie fruchtlos bleibet, fähig. Die Werke der erſtern werden, durch ein öfteres Wiederhohlen eines kurzen aber glücklichen Nachdenkens, die Werke der andern, durch ein geduldiges Ausharren bey einer wenig gelingenden Meditation, hervorgebracht. Jenen ſieht man die Flüchtigkeit und die öftere Unterbrechung — dieſen die Mühſamkeit und das Sclaviſche der Arbeiten ihres Verfaſſers an. Aber über beyde erhaben iſt der eigentliche geniereiche Denker, der die Fähigkeiten beyder in ſich vereiniget, der zugleich lebhaft und anhaltend zu meditiren im Stande iſt, und ſich durch ſchnelle Ausflüge erhebt, aber ſich auf der Höhe, wohin er ſich ſchwang, zu erhalten, und gleichſam, über ſeiner Materie, mit unverwandt auf ſie gerichtetem Blicke, zu ſchweben weiß.

ein: und ſo iſt der Faden der ganzen Meditation auf lange Zeit abgeriſſen.

Die Natur kann man nicht umſchaffen: aber man kann ſie etwas verbeſſern und anbauen. In derjenigen Rückſicht, wovon hier die Rede iſt, geſchieht es, wenn man dem Unmuthe, den, nach einem leichten und reichen Zufluſſe von Gedanken, ein darauf folgender Stilleſtand des Denkens erregt, durch freywillige Geduld und Standhaftigkeit zu wehren ſucht; wenn man in dieſer ungünſtigern Periode, da man ſich, über den Gegenſtand ſeiner Arbeit nachzudenken, nicht fähig findet, ſich doch nicht erlaubt, auf irgend einen andern, eine lange Aufmerkſamkeit zu richten; kurz, wenn man lieber die Qual der Gedankenloſigkeit und Stumpfheit eine Zeitlang erträgt, als ſich die Zerſtreuung durch fremde Gedanken erlaubt.

5.

Dieſe Standhaftigkeit bey der Arbeit, die auf einer geduldigen Ertragung ſeiner gefühlten Mängel beruht, iſt auch noch in einer andern Rückſicht, — iſt wegen der Abwechſelungen nöthig, welche bey dem Gebrauche ſeiner Talente, — zwar ei Menſch mehr, als der andre, — aber jeder i gewiſſem Grade, erfährt.

Wie oft bin ich darüber bald betrübt, bald unwillig geworden, daß in den ähnlichſten Geiſtes arbeiten, die ich, zu verſchiedenen Zeiten, mit gleichen Vorbereitungen, gleichen Hülfsmitteln, und gleichem Fleiße, unternehme, ich mir doch ſelbſt ſo ungleich bin! Auch mein Verſtand, — ſagte ich oft zu mir ſelbſt, — auch meine Denkkraft, das, was mir am eigenthümlichſten zuzugehören ſcheint, iſt doch meinem Willen nicht unterworfen, ſondern folgt ſeinen eignen Geſetzen, oder richtet ſich nach den Einflüſſen des Körpers und der äußern Dinge. Eben zu der Zeit, an dem Orte, bey der Arbeit, wo mir am meiſten daran gelegen iſt, gute, brauchbare, gründliche, oder gefällige Ideen hervorzubringen, wo ich mich am meiſten anſtrenge, deren zu finden, fühle ich mich oft am unwiſſendſten, am gedankenleerſten, und kann weder die Kenntniſſe, welche ich überhaupt von der Sache beſitze, in Erinnerung, noch die Ideen, welche mir ſchon gegenwärtig ſind, zur Deutlichkeit bringen. Zu einer andern Zeit, unter andern Umſtänden, wo ich wenig, oder gar nicht um einen guten Erfolg meines Nachdenkens bekümmert bin, finde ich mich über eben dieſelbe Materie reich an Kenntniſſen, und neue und natürliche Ideen biethen ſich mir, in einem lichtvollen Ausdrucke, von ſelbſt dar.

Wie oft iſt es mir hinwiederum nicht begegnet, daß, wenn ich mich zur Bearbeitung einer, wie ich glaubte, mir wohl bekannten, und gewiß oft durchdachten Materie niederſetzte, oder dieſelbe mündlich erklären wollte, mein widerſpenſtiger Kopf mit durchaus nichts, was zu dieſer Sache gehörte, ſergeben wollte, indeß er voll von Ideen und Einfällen war, die auf einen ganz andern Gegenſtand Bezug hatten. Er war nicht ſtumpf, wie er mir doch ſchien, ſobald ich die Aufmerkſamkeit auf meine Arbeit wandte: aber er war eigenſinnig, durchaus nicht, auf diejenige Weiſe und zu demjenigen Zwecke, thätig ſeyn zu wollen, welche ich ihm vorſchrieb.

Daß größere Männer, als ich bin, dieſe Anarchie in ihrem Geiſte, dieſe ohnmächtige Herrſchaft ihres Willens über ihren Verſtand, oder dieſe Abhängigkeit ihres Verſtandes von fremder Gewalt, mit mir gemein haben: ſchließe ich daraus, daß ich ihnen, wenigſtens in gewiſſen Fehlern, ähnlich bin, die ich aus jenen Eigenſchaften herleite. Wie kommt es, z. B. daß Männer, wie Leſſing und Engel, ſich ſo gern in vielerley Arbeiten zerſtreuen? Woher kommt es, daß ſie ſo viele angefangne Arbeiten unvollendet laſſen? — Ich erkläre mir dieß ſo. — Es geſchah ihnen oft, daß, mitten in ihrer Anſtrengung über die Ceder nachzudenken, ihnen vortreffliche Sachen über den Yſop einfielen. Sie ſtritten eine Zeitlang mit dieſen, ihrer Materie fremden, Ideen, als mit Zerſtreuungen. Endlich, wenn ſie der Verdruß, nichts in ihrer Hauptſache vor ſich zu bringen, übermannte, warfen ſie ſich vorſätzlich auf die Unterſuchung, in der ſie, ſo von ſelbſt, ein unerwartetes Licht erblickt hatten." So vervielfältigten ſich die neuen Entwürfe, indeß die Arbeit an den alten, bey denen der Fortgang der Gedanken mehrmahls geſtockt, und das verdrüßliche Gefühl des Unvermögens ſich oft eingeſtellt hatte, nach und nach mit Widerwillen angeſehen, und endlich völlig aufgegeben ward.

Vielleicht liegt hierin eine der Urſachen, warum die mechaniſchen Arbeiter, und diejenigen Geſchäftsmänner, deren Geiſtes-Arbeit einer mechaniſchen ähnlich iſt, es den Dichtern, Philoſophen und ſchönen Geiſtern, an Zufriedenheit des Gemüths und guter Laune, oft zuvor thun. Jene haben eine Beſchäftigung, die ihnen immer gelingt, die ſie vornehmen und endigen können, wenn ſie wollen: dieſe ſind, in dem Erfolge ihres Fleißes, einer großen Ungleichheit ausgeſetzt, und fühlen ſich, bald unvermögend, eine Arbeit, der ihre Talente an ſich gewachſen ſind, dann, wenn ſie zu ihr Luſt haben, anzufangen, bald unfähig, eine andre, die ſie zu endigen, oder bey Seite zu ſetzen wünſchten, abzubrechen. Thätigkeit iſt die Glückſeligkeit von beyden. Der körperlich Arbeitende, der ſubalterne Geſchäftsmann hat oft weit beſchwerlichere und ermüdendere Beſchäftigungen, als der Gelehrte: aber ſie ſtehen, nachdem er ſein Handwerk einmahl gelernt, oder die mechaniſche Uibung ſeines Geſchäftes ſich zu eigen gemacht hat, völlig in ſeiner Gewalt: und er kann jeden Tag, jede Stunde ſeines Lebens mit etwas ausfüllen, was er, als die Beobachtung einer Pflicht, oder als einem dem Publicum geleiſteten Dienſt, anſehen kann, und das ihn daher nicht nur, während der Arbeit, vor langer Weile ſchützt, ſondern ihn auch, nach ihrer Vollendung, mit ſich ſelbſt zufrieden macht. Der Gelehrte, oder Künſtler hingegen, der in der Ausübung höherer Talente, und in der Hervorbringung und Darſtellung von Ideen, den Beruf ſeines Lebens findet, genießt freylich, bey ſeiner Arbeit, wenn ſie von Statten geht, ein höheres Vergnügen, als irgend eine andre Beſchäftigung gewähren kann. Aber er findet ſich ſo oft, durch in ihm liegende, ihm ſelbſt unbekannte Urſachen, zu dieſer Arbeit unfähig gemacht; und der Erfolg derſelben iſt, bey gleicher, von ſeiner Seite, angewandter Mühe, ſo verſchieden: daß er öfter, als jeder andre, entweder ohne alle Beſchäftigung iſt, und alſo lange Weile, — oder mit ſich und mit ſeinem Werke unzufrieden iſt, und alſo Verdruß hat. Kein Wunder, daß die Virtuoſen jeder Art, wenn nicht eine große Feſtigkeit des Charakters ihrem Genie zur Seite ſteht, ſo leicht übellaunig, oder ausſchweifend werden, ſich mißmuthig in ſich ſelbſt verſchließen, oder ſich den Zerſtreuungen und der Sinnlichkeit, ohne Ziel und Maß, überlaſſen, — am öfteſten aber ſolche Abwechſelungen in ihrer Gemüthsheiterkeit leiden, als ſich bey den übrigen Menſchenclaſſen nicht finden. Sie, die immer das Bedürfniß haben, ſehr lebhaft beſchäftigt zu ſeyn, und doch nur zu gewiſſen Zeiten das Vergnügen in ſich finden, ſich auf die, ihnen völlig angemeſſene, Art zu beſchäftigen; — wie drückend müſſen ſie nicht die Leere in den Zwiſchenzeiten fühlen; oder wie viel Verſuchung müſſen ſie nicht haben, ſo lange noch jugendliches Blut in ihren Adern wallt, zum Weine, zum Spiele, oder zu den Weibern ihre Zuflucht zu nehmen *).

---

*) Die Urſache, warum ſo manche vorzüglich fähige, junge Studierende auf Univerſitäten ausſchweifen und müßig gehn, indeß die mittelmäßigen und ſtumpfen Köpfe ſtreng, ordentlich und anhaltend fleißig ſind, liegt gewiß zum Theile darin: daß den erſtern, eben deßwegen, weil das Nachdenken ihnen zuweilen vortrefflich gelingt, und das Studieren ihnen großes Vergnügen macht, die Zeiten, wo dieſes ihnen weniger von Statten gehe, und ſie ihre Ideen nicht bis zur völligen Deutlichkeit erheben können, unerträglich fallen: daher ſie alsdann das Studieren auf eine Zeitlang bey Seite ſetzen, dadurch aber, theils den Grund zur böſen Gewohnheit unterlaſſner Pflichten legen, theils Lücken in ihren Kenntniſſen verurſachen, welche einen neuen ähnlichen Anfall, von Muthloſigkeit und Widerwillen gegen die Wiſſenſchaften, deſto eher zurück führen. Die eingeſchränkten Köpfe hingegen ſind unaufhörlich arbeitſam, weil ſie, mit dem Vergnügen eines ſchnellern Begreifens und einer lebendigern Vorſtellung des Erlernten, wenig bekannt, auch den Verdruß nicht kennen, der, aus der damit abwechſelnden Langſamkeit und Düſternheit des Geiſtes, entſteht. Das Mittelmäßige iſt immer mehr ſich ſelbſt gleich; das Hervorragende wird es gemeiniglich nur durch wechſelſeitige Anſpannungen und Erſchlaffungen.

Auf einem andern Wege kommen wir demnach, auf die zuvor gefundne Vorſchrift der Sittenlehre, für die Schriftſteller und ſchönen Geiſter. Es iſt ihnen, zum glücklichen Arbeiten ſowohl, als zum zufriednen Leben, nichts nothwendiger, als ihrem Willen die Herrſchaft über den Gebrauch ihrer Talente, — ſo weit als ſolche, mit der Abhängigkeit des menſchlichen Denkens, von körperlichen Werkzeugen, beſtehen kann, — zu verſchaffen. Um dieſe Herrſchaft zu erhalten, muß ihr Wille ſtark, und die Anhänglichkeit an einen einmahl gefaßten Vorſatz ſtandhaft ſeyn. Dieſe Standhaftigkeit ſchwindet nie eher, als in dem Zeitraume einer empfundnen Abnahme von Kraft und gutem Erfolge: und ſie ſetzt alſo hinwiederum voraus, daß man, in ſolchen Perioden, mit ſich ſelbſt Geduld haben und ſeine Unfähigkeit ertragen lerne, ohne doch von dem Gegenſtande, bey deſſen Bearbeitung ſie ſich einſtellt, abzuſpringen. Sehr oft ermannt ſich, ſo zu ſagen, der Genius des Menſchen, nach einer kurzen Abweſenheit, und belohnt den Ausharrenden mit deſto mehrern und vollkommnern Ideen: gleichſam als wenn er ihn nur deßwegen eine Zeitlang verlaſſen hätte, um deſto verſtecktere und tiefer liegende Seiten des Gegenſtandes aufzuſuchen.

Es iſt ein Mittel, ſich eines Nahmens, oder einer Jahrzahl, die man vergeſſen hat, zu erinnern, wenn man ſich die Perſonen und Sachen, zu welchen jene gehören, oder — wofern auch dieſe uns nicht in recht lebhaftem Andenken ſind — gleichzeitige und verwandte Gegenſtände und Vorfälle ſo deutlich und ausführlich, als möglich, ins Gemüth zurückruft. Es geſchieht oft, daß, indem wir auf dieſe Weiſe das Bild des Mannes in unſrer Imagination anſchauen, oder die Begebenheit vor den Augen unſers Geiſtes vorgehn laſſen, auch der Nahme des erſtern, die Orts- und Zeitbeſtimmung des letztern ſich plötzlich aus dem Grunde der Seele hervorhebt, und zu unſerm Bewußtſeyn kommt. Auf gleiche Weiſe iſt es ein Mittel, einer ſtockenden Meditation zu Hülfe zu kommen, und den Zufluß zweckmäßiger Ideen zu befördern, wenn man den, damit in Verbindung ſtehenden, Materien eine beſondre Unterſuchung widmet. Die Neuheit erfriſcht den Geiſt; und die Abwechſelung der Arbeit erſetzt die Stelle er Erhohlung. Die nahe Verwandtſchaft der Materien aber macht, daß das, was man durch die neue Arbeit gefunden hat, für die ältere nicht verloren iſt. Vielmehr werden wir oft, durch eine genauere Bekanntſchaft mit den Nebenlinien unſrer Ideen, in dem Hauptſtamme derſelben, neue Glieder oder Zweige gewahr, die wir, wenn wir den letztern allein, noch ſo lange, durchforſcht hätten, nie würden entdeckt haben. Man ſetze, die Unterſuchung betreffe die Eiferſucht: und man fühle mehr, als gewöhnliche Schwierigkeit, ſeine Erfah-

run-

rungen und Schlüſſe über dieſe Leidenſchaft aufs Reine zu bringen. Man verlaſſe alſo auf eine Zeitlang den Eiferſüchtigen: und man verfolge mit ſeinen Gedanken die Handlungsweiſe des Verliebten überhaupt. Man unterſuche den Charakter des Argwöhniſchen im Allgemeinen. Man betrachte die Eiferſucht in der Freundſchaft; man gebe auf die Eiferſucht Acht, die aus Ehrgeitz und Eitelkeit entſteht, und die in Neid übergeht. Man vergleiche die Eiferſucht mit der Nacheiferung. Den Qualen eines eiferſüchtigen Liebhabers ſetze man die Ruhe einer wahren, aber zutraulichen Liebe, — oder die Kälte eines, bloß durch die Gewohnheit und den Eigennutz zuſammengehaltenen, Ehebandes gegen über. Von allen dieſen Materien gehen Fäden aus, welche ſich mit der von der verliebten Eiferſucht verknüpfen. Unfehlbar werden dadurch, bald die darüber in uns ſchon ſchlummernden Ideen angeregt und zum Leben gebracht, bald wirklich neue erzeugt werden.

6.

Ein beſonderes Hinderniß dieſes Anhaltens im Nachdenken finde ich, nach meiner Erfahrung, darin, daß der Wille des Menſchen ſelbſt nicht ſtandhaft genug, — daß ſeine Beurtheilung, über den Werth der Gegenſtände, und über die Nützlichkeit einer gewiſſen Unterſuchung, oder eines Studiums, nicht immer gleichförmig iſt.

Nur dann bleibt die Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Vorwurf ſo feſt angeheftet, daß die Kraft des Geiſtes in der Betrachtung desſelben ihre ganze Stärke zeigen kann, wenn man einen ſtarken und feſten Vorſatz hat, ihn kennen zu lernen, oder ihn andern bekannt zu machen. Und dieſer feſte Vorſatz kommt, von der hohen Schätzung desſelben, von der Lebhaftigkeit des Wohlgefallens, welches er erregt, von dem Nutzen, oder Vergnügen, welches wir uns, es ſey von der Beſchäftigung mit ihm; es ſey von der vollendeten Arbeit, verſprechen. So lange nun, unter allen Materien, die wir zum Gegenſtande unſers Studirens; — unſers Leſens und Nachdenkens, wählen können; uns Eine jetzt vorzüglich wichtig, oder vorzüglich nöthig ſcheint: ſo lange wird es uns nicht ſchwer, mit unſerer ganzen Aufmerkſamkeit bey ihr zu verweilen, und fremde Gedanken zu verbannen. Der in der Sache vorausgeſetzte Werth gibt uns Muth, bey der Arbeit, und Selbſtzufriedenheit, bey deren beharrlicher Fortſetzung. Und in dieſem Zuſtande entdecken wir immer neue Seiten von ihr; und lernen ſie ſelbſt durch den Reichthum der Ideen, welchen ſie uns gewährt, immer mehr ſchätzen.

Aber dieſes Urtheil, über die Wichtigkeit, oder Schicklichkeit einer geiſtigen Arbeit, wankt bey mir, und wie ich glaube, auch bey andern, ſehr oft. Mitten in meinen Leſungen und Meditationen ſtört mich nicht ſelten der Gedanke, daß ich übel gewählt habe, daß ich zu eben der Zeit etwas anders hätte thun ſollen *), oder daß ich wenigſtens, mit mehr Erfolge und mit mehr Vergnügen, einen andern Schriftſteller geleſen, und eine andere Materie bearbeitet haben würde. So bald dieſer Zweifel, gegen die richtig getroffene Wahl meiner Be-

---

*) Dieß macht den Vorzug einer, für beſtimmte Tage und Stunden, vorgeſchriebnen Berufsarbeit, wie ſie ein öffentliches Amt gibt, vor den freyen Geiſtesarbeiten aus, die der Gelehrte ohne Amt, in der Schriftſtellerey und dem Anbau der Wiſſenſchaften überhaupt, findet. Welche Vortheile auch der letzte, von der einen Seite, dadurch gewinnt, daß er ſich gerade denjenigen Stoff zu ſeiner Bearbeitung ausſucht, der ſeinen Kräften am angemeſſenſten iſt, zu dem er eben jetzt die meiſten Vorbereitungen gemacht hat, und die meiſten Hülfsmittel bereit findet, oder der, mit ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung und ſeinen Neigungen, am beſten übereinſtimmt: ſo wird ſeinen Arbeiten, durch die Unſicherheit oder Wankelmüthigkeit ſeines Entſchluſſes, auf der andern Seite, eben ſo viel geſchadet. Je mehr Zeit er einzutheilen, ein je größeres Gebieth der Dinge er zur Auswahl vor ſich hat: deſto ſchwerer wird es ihm, ſich ſelbſt, in Abſicht der freywilligen Beſtimmungen, die er ſeinen Arbeiten geben muß, genug zu thun; und noch ſchwerer, feſt und unwandelbar, bey den Vorſätzen, die er einmahl gefaßt hat, zu bleiben.

ſchäftigung, eintritt: ſobald verläßt mich meine Kraft, und es wird mir unmöglich, mit dem alten Ernſt und Eifer, und mit ungetheilter Aufmerkſamkeit fort zu arbeiten. Ich fange ſchon an auf diejenigen Gegenſtände hinzublicken, welche ich jetzt für vorzüglicher halte: und ſo drängen ſich fremde Ideen in die Reihe derer ein, welche, wenn die Meditation glücklich ſeyn ſoll, ungeſtört hätten fortgehen ſollen.

Das, was das veränderte Urtheil thut, kann auch bloß die veränderte Empfindung hervorbringen. Die Materie, welche meiner Einbildungskraft geſtern ſo angenehme Bilder darboth, daß ſie dadurch auch meinen Verſtand zu ihrer Bearbeitung bewog, läßt mich heute von ſolchen Eindrücken leer, oder erzeugt widrige; die, welche geſtern ſympathetiſche Gefühle in mir erweckte, und, mich an wichtige Auftritte meines Lebens erinnernd, die Spuren von Liebe oder Haß, von Freude und Betrübniß in mir erweckte, ſcheint heute ohne alle Verbindung auf meinen Zuſtand und findet keinen Zugang zu meinem Herzen. Ich muß daher heute mit Zwang und durch Betrachtung der Pflicht, mich zu einer Arbeit treiben, die ich geſtern, aus Neigung und Wohlgefallen, angefangen hatte.

Hier iſt abermahls Schwäche der menſchlichen Natur, die unabänderlich iſt, mit perſönlicher Schwäche, an deren Heilung man arbeiten kann, verbunden. In jener liegt einer der Gründe von der Unvollkommenheit unſerer Geiſtesarbeiten, — weil nähmlich unſerer Meditation dadurch Schranken geſetzt werden. Die unabänderliche Gleichheit des Urtheils, in der Schätzung der Dinge, iſt kein Antheil der Menſchheit. Mit dieſem Urtheile aber hängt der Grad unſrer Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zuſammen. Und ſchon um dieſer Urſache willen iſt Niemand fähig, in allen Theilen einer unternommenen, beſonders einer weitläuftigen Geiſtes-Arbeit, eine ſo gleiche Anſtrengung ununterbrochen anzuwenden, als zu der möglich größten Vollkommenheit des ganzen Werks nothwendig iſt.

Unſtreitig unterſcheiden ſich auch hierin große Geiſter von kleinen, Männer von Genie, die das Reich der Wiſſenſchaften mit großen und wichtigen Entdeckungen zu bereichern beſtimmt ſind, von mittelmäßigen Gelehrten. Jene wählen mit mehr Einſicht; ſie urtheilen richtiger, und bleiben daher auch in ihrem Urtheile feſter. Sie ſind in ihrer Liebe und in ihrem Geſchmacke beſtändiger, weil mehr Wahrheit und Innigkeit der Empfindung zum Grunde liegt: und daher ſind ſie auch einer ſtandhaftern Aufmerkſamkeit fähig. — Auch findet der ſtarke Denker, mit jedem Schritte, den er thut neue Quellen der Luſt in ſeinem Gegenſtande, wei er ihn, mit jedem, beſſer kennen lernt, und mi jedem anmuthigere und lehrreichere Gedanken au ihm hervorzieht *). Und ſo wird er immer mehr von ihm gefeſſelt, und immer weniger gereizt, ſich anderswo angenehmere Neben-Beſchäftigungen zu ſuchen. Der große Mann begehrt nur die Eine Sache, welche ihm ſeine Natur, oder ſeine Vernunft, zum Vorwurfe ſeines jetzigen Beſtrebens angewieſen hat: und deßwegen denkt er nur an die eine. Und gewiß wird ein Nachdenken nie vergeblich ſeyn, das hinlänglich fixirt iſt.

Es miſcht ſich aber auch in dieſen Wankelmuth gemeiner Denker ein moraliſcher Fehler mit ein, an deſſen Abſtellung man arbeiten kann. Es gehört nähmlich zur Ausübung jeder Tugend, daß

---

*) Vielleicht entſteht es daher, daß manchen Männern von Genie, wie Leſſingen z. B., nur allzu wenig daran liegt, welchen Gegenſtand ſie bearbeiten. Sie dürfen nur irgend einen, oft bloß zum Scherze, aus Laune, aus Eigenſinne, aus Widerſprechungsgeiſte, ihrer Aufmerkſamkeit werth ſchätzen: ſo werden ſie ſogleich, — nicht von der Sache ſelbſt, ſondern von dem Reichthume ihrer eignen Gedanken, der ſich bey Gelegenheit derſelben hervor thut, — angezogen. — Aber hieraus folgt nicht, daß nicht, auch für dieſes Genie, die Wahl ſolcher Vorwürfe, die allgemein für wichtig anerkannt ſind, die beſſern und glücklichern wären. Denn da ſie eben dieſelbe Kraft auch zu dieſen mitbringen; ſo werden ſie hingegen von deren innerem Gehalte, weit mehr in der Meditation unterſtützt; und das was ſie in die Materie hineinlegen, macht mit dem, was ſie darin vorfinden, eine weit größere Summe von vortrefflichen Gedanken aus.

wie der Veränderlichkeit unſerer Neigungen durch Vernunft zu wehren, — und die Abwechſelungen, die in dem Gebiethe der Empfindungen faſt unvermeidlich ſind, durch die ſtandhafte Rückſicht auf das vom Verſtande gefällte Urtheil, zur Stetigkeit zu bringen ſuchen. Dieſen Endzweck in Abſicht unſerer Geiſtes-Beſchäftigungen zu erreichen, iſt zuerſt nothwendig, daß wir uns in der Wahl derſelben nicht durch Einfälle und Launen regieren laſſen. Denn, was plötzlich und ohne ruhige Uiberlegung angefangen worden iſt, wird auch eben ſo leicht, bey der erſten aufſtoßenden Schwierigkeit, bey dem erſten eintretenden Gefühle des Uiberdruſſes, bey Seite gelegt: weil man ſich bewußt iſt, durch ſchwache und unzureichende Beweggründe, in dem Entſchluſſe zu dieſer Arbeit regiert worden zu ſeyn. Welche Urſachen könnten wir haben, unſre geſtrigen Einfälle und Launen unſern heutigen vorzuziehn: es wäre dann, daß es uns dauerte, die, auf die Befriedigung der erſtern gewandte Arbeit, umſonſt gethan zu haben? Hingegen, was die Vernunft beſchloſſen hat, dieß bloß einer ſinnlichen Unluſt oder eines neuen plötzlichen Einfalls wegen aufzugeben, ſchämt man ſich innerlich bey ſich ſelbſt. Alſo trägt die Reife und Ruhe der Uiberlegung, mit welcher wir die Gegenſtände unſerer Meditation wählen, zum Gelingen derſelben bey: weil ſie in unſern Vorſatz mehr Standhaftigkeit bringt, und das, was wir vorhaben, uns, unter der Idee von Pflicht und Verbindlichkeit, erblicken läßt.

Doch die langſamſte, bedächtlichſte Auswahl iſt dazu nicht hinlänglich, wenn nicht die Herrſchaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Einbildungskraft befeſtiget iſt. Ein gewiſſer Selbſtzwang, durch welchen wir uns nöthigen, zu thun, wozu wir jetzt nicht mehr Luſt haben, weil wir uns zuvor dazu, nach reifer Berathſchlagung, entſchloſſen hatten, dieſer Zwang iſt, ſo wie zur Ausführung aller weitläuftigen und ſchweren Unternehmungen, ſo auch zur Vollendung philoſophiſcher oder dichteriſcher Geiſtesarbeiten unentbehrlich. — Augenblicke vorübergehender Langweiligkeit und Unluſt kommen auch, in den kraftvollſten und glücklichſten Aeußerungen der Denkkraft eines Newtons und Voltaire, vor. Dieſe müſſen mit heroiſchem Muthe ertragen, und die, während derſelben ſich einſchleichende, Abneigung vor der Arbeit muß überwunden werden, wenn nicht das ganze Werk darüber ſcheitern ſoll.

Dieß wird beſonders deßwegen nöthig, weil jeder Vorwurf der Betrachtung, jeder Zweig der Wiſſenſchaften ſeine anmuthigen und ſeine unfruchtbaren Seiten hat. Die Reiſe zur Wahrheit iſt, wie jede andre Reiſe. Der Weg geht über Sandfelder ſo gut, wie über grüne Auen; und man muß durch beyde hindurch, wenn man zum Ziele gelangen will.

Dieſe Annehmlichkeit eines Thema, oder eines und des andern ſeiner Theile hängt von der nähern Beziehung ab, die es auf das menſchliche Leben, auf die Erreichung unſrer Wünſche, auf die Beantwortung großer und wichtiger Fragen, oder auf die Erklärung ſolcher Erſcheinungen hat, welche ſchon immer unſre und andrer Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Uiberdieß hat alles, was ſich leicht durch ſinnliche Beyſpiele beſtätigen, oder ſich leicht auf die wirklichen Dinge, und auf die mit uns lebenden Menſchen und deren Handlungen und Werke, anwenden läßt, eine natürliche Popularität, welche den unterſuchenden Weltweiſen ſelbſt an ſich zieht. — Alle abgezogne Ideen-Reihen hingegen, alle die, welche gleichſam, in einer großen Entfernung von der ſinnlichen und moraliſchen Welt, lange fortlaufen, und in keinem ihrer Puncte mit dem *Angenehmen*, oder dem *Guten*, den beyden Quellen alles Anziehenden, unmittelbar zuſammenhängen, ermüden und ſcheinen trocken. Es iſt eine nothwendige Eigenſchaft derjenigen Männer, welche ganze Wiſſenſchaften mit Glücke bearbeiten ſollen, daß die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die mit dem Verſtande beym Selbſtdenken immer vereint wirken muß, weder durch jene trocknern Theile geſchwächt werde, noch in ihrem Feuer ſie, zu einer flüchtigern Bearbeitung derſelben hinreiße *). — Weil ſich dieſe beyden Eigenſchaften, eine muntere Thätigkeit der Denkkraft und eine geduldige Arbeitſamkeit ſo ſchwer und ſelten mit einander vereinigen: darum haben wir von ſo vielen Genies nur Bruchſtücke; und darum ſind diejenigen Bücher, worin große Zweige der Gelehrſamkeit im Ganzen bearbeitet werden, ſo oft Erzeugniſſe mittelmäßiger, oder mehr phantaſiereicher, als gründlicher Köpfe. Der Mann von Genie befriedigt ſich nicht, bey einer halben Kenntniß und einer unvollkommenen Darſtellung der Sachen. Und, weil bey ihm der Imagination eine gleich ſtarke Beurtheilungskraft zur Seite ſteht: ſo kann er auch nicht Schwierigkeiten, die er nicht wegzuräumen vermag, zu überſpringen, oder Knoten, die er nicht löſen kann, durch unbewieſene und gewagte Hypotheſen, zu zerhauen ſich entſchließen. Er wählt ſich alſo entweder gleich anfangs ein kleines Stück des Feldes

---

*) Unſer Jahrhundert hat einen der ausharrendſten Denker geſehen, welche je das Gebieth der Wiſſenſchaften bearbeitet haben. Man mag von den Reſultaten, die aus der Kantiſchen Philoſophie, zur Erweiterung oder zur Beſchränkung der menſchlichen Kenntniſſe gezogen worden ſind, eine Meinung haben, welche man will: ſo kann man ihrem Urheber nicht die Hochachtung verſagen, die eine höhere und unermüdet angewandte Denkkraft, — und den Dank, den eine ſolche Übung einer, das ganze Gefilde der Philoſophie umfaſſenden, Meditation verdient.

r Wiſſenſchaft, welches er ganz zu überſehen
aubt, und in welchem er ſeiner Ernte gewiß iſt;
er, wenn auch ſeine erſten Pläne einen weitern
aum umfaſſen: ſo wird er unter der Arbeit von
r Fortſetzung abgeſchreckt, oder ermüdet über der-
ben. Je vortrefflicher das ſchon Vollendete iſt:
ſto weniger geneigt iſt er, etwas minder voll-
mmnes darauf folgen zu laſſen; und er läßt lie-
r ſein Werk unvollendet, als daß er es verunzie-
n ſollte. Der Schriftſteller, deſſen Ideal nicht
erhaben iſt, und deſſen erſte Fortſchritte bey
iner Arbeit nicht ſo glänzend ſind, kann eher ſich
lbſt gleich; — und eben deßwegen eher ſeinem
lane getreu bleiben. Auch eine ungezähmte Ein-
ldungskraft, — ſo wie ſie den Enthuſiasmus für
n Gegenſtand befördert, erhöht den Muth, wel-
er den Menſchen über Schwierigkeiten hinweg-
gt: wodurch zugleich Fleiß und Anſtrengung er-
ichtert wird. Ein Court de Gebelin führt einen
lan durch, welcher einen mehr nüchternen Kopf,
enn er auch eben ſo arbeitſam, und noch gelehr-
r, als Gebelin, geweſen wäre, gewiß zurückge-
heucht hätte. Barthelemy und Pauw ſtellen uns
as Gemälde von ganz Griechenland, nach allen
heilen ſeiner politiſchen und ſittlichen Verfaſſung,
uf: Heyne begnügt ſich, uns die Geſetze einiger
einen griechiſchen Pflanzſtädte zu entwickeln, oder
nzelne Bruchſtücke, aus der Geſchichte und Po-
itik der Griechen überhaupt, aufzuklären. Leſſing

wählt ſich ein einziges Kunſtwerk zu ſeiner Unterſuchung, indeß andre, an Philoſophie und Gelehrſamkeit, ihm weit nachſtehende Schriftſteller die Kunſt-Geſchichte aller Zeiten und Völker bearbeiten.

Doch der teutſche Ruhm erfordert, daß ſich unter uns einmahl, mit dem Genie des Philoſophen oder Dichters, nicht nur die aushaltende Geduld, oder die der Schwierigkeit trotzende Standhaftigkeit, — welche gewiß den Teutſchen nie gefehlt hat, — ſondern auch etwas von der Sorgloſigkeit und dem Muthe unſerer Nachbarn paare, mit welchen ſie, in Nebenſachen und in einzelnen Theilen, auch das minder Vollkommene und das nicht völlig ergründete hulden. „Wer in ſeinen Unterſuchungen jeden Gegenſtand ſo weit verfolgen will, bis ihm weder Dunkelheit noch Ungewißheit zurückbleibt, wird ſich ſchwerlich durch eine weitläuftige Materie hindurch arbeiten.

7.

Doch ein gewiſſer Muth, und die damit zuſammenhängende Freyheit und Sorgloſigkeit des Geiſtes iſt nicht nur zur Vollendung weitläuftiger Arbeiten, ſondern auch zum Gelingen der Meditation überhaupt, und beſonders beym Anfange derſelben, nothwendig.

Der, welcher bey der erſten Hervorbringung ſei-
Ideen ſchon daran denkt, ihnen die voll-
enſte Richtigkeit und das anpaſſendſte Gewan
ben, ihnen alle die Einſchränkungen beyzufü
welche der prüfende Wahrheitsfreund ver
, oder alles Uiberflüſſige und Uippige, wel
den geſchmackvollen Kenner beleidigt, hinweg
neiden: der wird dadurch in der Wirkſamkei
Denkkraft gehemmt, und kommt eben deſ
n nicht zu dem Vortrefflichen, was gleichſan
dem Grunde ſeiner Seele, verborgen lieg
er anfangs nicht mit dem Schlechtern, wa
der Oberfläche ſchwammen, vorlieb nahm. Di
ſer muß nach vortrefflichen Gedanken, ſo w
Bergmann nach edlen Metallen graben. De
rgenſte Gold liegt am tiefſten. Wer würde ab
dahin gelangen, wenn man die anfängliche g
e Ausbeute des unternommenen Baues ve
ähte?

Dieß mag die Urſache ſeyn, warum Männe
Shakespear oder Dante, die, mit vorzüglich
ſtesgaben ausgerüſtet, in einem Zeitalter a
en, wo der Geſchmack ihrer Nation noch nicht
et iſt, und die Regeln der Kritik noch unl
nt ſind, größer an Geiſt erſcheinen, als il
chfolger in verfeinerten Zeitaltern; — und w
n ſie in der That oft dieſe, an Kraft und E
enheit der Gedanken, übertreffen. Jene
r n ſind ganz ohne Feſſeln. Sie ſchweifen au

aber ſie erheben ſich auch ſo hoch, als es ihrer natürlichen Schwungkraft möglich iſt. Sie erlauben ſich platte Einfälle, Bombaſt, Wortſpiele, wenn ihr Genius, in den Augenblicken einer minder günſtigen Stimmung, ihnen ſolche eingibt. Aber dafür treffen ſie auch Natur und Wahrheit zuweilen, mit einer, ihnen allein eignen, Genauigkeit und Stärke. Dieſe letztern ſind in die Bande der Regeln eingezwängt, und werden an dem Seile ihrer Muſter und Vorgänger geleitet. Dadurch werden ſie zwar vor den Verirrungen bewahrt, denen jene ältern, roheren Genies ausgeſetzt waren: aber ſie werden auch in ihrem Fluge zurückgehalten.

Ob es gleich nun niemanden erlaubt iſt, in ſeinen vollendeten Werken die Geſetze der geſunden Vernunft und des Geſchmacks zu vernachläßigen, um die Kraft ſeines Genies ungeſchwächt zu erhalten; oder nach dem Schönen und Erhabenen, auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit, zu ſtreben: ſo muß doch die erſte Grundarbeit der Meditation, ohne Zwang, ohne Rückſicht auf Kritik, ja ſelbſt gewiſſermaſſen auf eine regelloſe Art, geſchehen. Zuweilen wenigſtens muß ſich der Philoſoph, ſo wie der Dichter, ſeinen Genius, ſeinen Launen, dem Zufalle, den Eingebungen der Umſtände und ſeiner Lage, in Abſicht der von ihm aufzunehmenden Ideen, unumſchränkt überlaſſen. Das Wilde, Ausſchweifende, Unrichtige, worauf er, bey einer ſolchen Gedankenjagd geräth, wird, wenn die Natur ihm wirklich das Talent zu der Gattung, in welcher er arbeitet, verliehen hat, doch den Saamen und die Uranfänge von beſſern Meditationen enthalten. In den glücklichern Augenblicken aber, wo die körperlichen Werkzeuge des Denkens mit den geiſtigen Kräften am einſtimmigſten wirken, wird eben dieſes regelloſe Umherſchweifen ihn auf den Weg zum Großen und Vortrefflichen führen. In der That iſt die Begeiſterung, welche den Mann von Genie über ſich ſelbſt erhebt, und ihn Gedanken finden läßt, deren er i ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nicht fähig iſt, ein Art des Außer- ſich- ſeyns, in welchem er auch auf manche ſo paradoxe Meinungen und ſo ausſchweifende Bilder, gerathen kann, als ihm, bey kälterm Blute, nie eingekommen wären. Auch bey dieſer Unternehmung, iſt das Große gefahrvoll Das Erhabene grenzt an das Ungeheure, das Fein an das Spitzfindige, jede Vollkommenheit an ih Entgegengeſetztes: und die höhere Schönheit de Ideals gehet, durch unmerkliche Abweichungen, i die unnatürlichſten Geſtalten über. Es iſt gewiß daß die, welche ſich vor der Verirrung zu ſeh fürchten, den rechten Punct des Ziels am wenigſten treffen.

Doch wenn der Denker ſich Anfangs, oh Zwang und Regeln, den Eindrücken der Gegenſtände, den von der Erinnerungs- und Einbildungs

Kraft ihnen beygeſellten Ideen, und der freyen Thätigkeit ſeines Verſtandes überlaſſen hat; ſo iſt nun eine zweyte Arbeit nöthig, um die Erzeugniſſe der erſten Meditation zu ſchlichten und zu ordnen. Zuerſt muß der Stoff herbeygeſchafft, oder es müſſen im eigentlichen Verſtande Ideen und Bilder hervorgebracht werden. Dieſe Schöpferkraft des Geiſtes kann nie zu frey und ungebunden wirken. Auf dieſe Arbeit muß die Prüfung, die methodiſche Unterſuchung des geſammelten Vorraths, die Vergleichung der verſchiednen Materialien unter ſich, die Vergleichung aller, mit den ſchon längſt erworbenen Schätzen der menſchlichen Erkenntniß, folgen. Eine dritte Arbeit iſt die Zuſammenfügung und Ründung des für brauchbar anerkannten Stoffs. Einer vierten iſt die Bekleidung deſſelben mit den ſchicklichſten Wörtern und Ausdrücken vorbehalten.

Viele unſerer ſchönen Geiſter und Philoſophen, die vor dem Publikum als Denker auftreten, machen ſich die Arbeit viel zu bequem. Sie wollen Gedanken, Anordnung und Styl mit einer einzigen Meditation umfaſſen, und ſchreiben ihre Ideen ſchon mit aller der Zierlichkeit, mit der ſie öffentlich erſcheinen ſollen, nieder, wenn ſie dieſelben zum erſtenmahle auffaſſen. Aber dieß iſt nicht die Art, wie die großen Schriftſteller aller Zeiten gearbeitet haben. Einzelne, abgeriſſene Bruchſtücke und Winke von Ideen, nur mit wenigen unvollkommnen Worten aufs Papier geworfen, haben ſelbſt rn Locken, den Addiſons, den Leſſingen, und Göthen ur Grundlage nachfolgender Unterſuchungen gedient. Bey dieſen zeigten ſich viele der anfangs erwarteten Ausſichten teuſchend. Manche Eingänge in ie Materie verſchloſſen ſich hier wieder, die ſie, ey jenen erſten Blicken, geöffnet vor ſich zu ſehen glaubten. Aber dafür wurden andere einzelne, uncheinbare Samenkörner von Ideen, aus der erſten Meditation, fruchtbar, und entfalteten ſich, bey einer ſorgfältigern Pflege, zu gewürzreichen und nahrhaften Gewächſen. Auch hiemit endigte ſich di Arbeit dieſer Männer nicht. Die Eingebungen er erſten Begeiſterung, die Reſultate der erſten Unterſuchungen trugen ſie Wochen und Monathe mit ſich herum; ſie wurden durch inneres, immerwährendes Bearbeiten derſelben, mit ihnen vertraut; ſie machten ſich noch mehr Meiſter davon, ndem ſie ſich, ſchriftlich und mündlich, mit ihren gelehrten Freunden darüber unterredeten. Was, bey dieſer ihrer eigenen ſtillen Betrachtung, bey dieſem Durchfechten ihrer Ideen gegen die Einwendungen ihrer Freunde, ſich nach und nach von denſelben mehr geläutert hatte, ſchrieben ſie nun, — auch nur noch flüchtig, und mit den erſten beſten Worten, die ſich ihnen darbothen, nur ihnen ſelbſt verſtändlich, nieder. Sie wollten nichts von der Kraft und Reinheit der Ideen, ſo wie ſie ſich zuerſt in voller Klarheit ihrer Seele dargeſtellt hatten, verlieren. Aber ſie wußten ſehr wohl, daß dieß noch nicht diejenige Geſtalt ſey, in welcher dieſe Ideen vor dem Publicum erſcheinen können. Sie fingen nun erſt an, im eigentlichen Verſtande zu arbeiten, und nach beſtimmten Zwecken und Regeln, eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, auf die im Ganzen ſchon beſtimmte und geordnete Reihe von Ideen, zu verwenden.

Diejenigen Perſonen, welche in eben der Zeit, in der ſie erſt darauf ausgehen, Gedanken aufzuſpüren, zugleich ſie völlig deutlich, ordentlich, und mit einem gewählten Ausdrucke, oder wohl gar mit redneriſchem Schmucke niederſchreiben wollen *), gerathen gemeiniglich nur auf Wiedererin-

---

*) Wenn Antonin dem Himmel dankt, daß er Redner- und Dichter-Talente nicht im vorzüglichen Maße bekommen habe; weil dieſe ihn, von den ernſthaften Studien, und beſonders von der Aufmerkſamkeit auf ſein Leben und ſeine Sitten, würden abgezogen haben: ſo verkannte er vielleicht den Werth einer ſchönen und vollkommnen Bezeichnung ſeiner Gedanken, oder hielt auch die Ausübung jener Talente, mit einer gründlichen Unterſuchung der Wahrheit, und mit einer ſorgfältigen Erfüllung großer Berufspflichten, für allzuunverträglich. Aber jeder denkende Mann, jeder Schriftſteller möchte wünſchen, daß in den Zeiten, wo er den weſentlichen Inhalt und den Kern ſeiner Gedanken und ſeiner Schrift hervorbringt, oder ſammelt, er die Talente des Redners ganz bey Seite ſetzen und den Ruhm deſſelben vergeſſen könne.

Je einfacher, ungeſchmückter und ſelbſt trockener ich, bey dem Anfange einer Unterſuchung meine Gedanken hinſchreibe, deſto beſſer geht meine Arnerungen ehemahls gehabter, eigener, oder auf Wiederhohlungen erlernter, fremder Ideen. Bey einer ſchwächern Denkkraft, entſtehen daraus wohl gar bloße Zuſammenſetzungen von Formeln und Phraſen, bey welchen ſich der Schreibende erſt hinterdrein etwas zu denken anfängt, nachdem er ſie gefunden und niedergeſchrieben hat. Die Gedanken ziehen in dieſem Falle nicht die Worte, ſondern die Worte ziehen die Gedanken herbey. In Sprachen, worin viele gute Bücher geſchrieben ſind, und bey Nationen, wo viel geleſen wird, kann jemand, ohne wirklich gedacht zu haben, etwas ganz geiſtreich klingendes, ſelbſt zuweilen etwas brauchbares ſchreiben. Er darf, zu dieſem Ende, nur die ſchon

hell von Statten, und deſto eher komme ich zu derjenigen lebhaften Uiberſicht der Sache, welche zugleich beredt macht.

Kein Wunder, daß ſich dieß bey philoſophiſchen Meditationen ſo verhält: da ſelbſt, in den Werken der eigentlich ſchönen Redekünſte, der Poeſie und Beredſamkeit, das Talent, welches ein Menſch hat, ſeine Gedanken in ſchöne Bilder und harmoniſche Wörterreihn einzukleiden, ſich um ſo viel leichter äußert, je mehr er für die Gedanken, welche er ausdrücken ſoll, eingenommen und von demſelben angefüllt iſt. Jenes Talent muß allerdings eine beſondere Uibung haben: aber dann, wenn es angewandt werden ſoll, muß es immer nur Nebenſache ſeyn. Bene proviſam rem verba non invita ſequuntur. Der ſchönſte Geiſt ſchreibt nie beſſer, als wenn er gar nicht daran denkt, ſchön ſchreiben zu wollen.

vollendeten und abgerundeten Gedankenformen, die, aus den beſten Schriftſtellern geſammelt, in ſeinem Gedächtniſſe niedergelegt ſind, mit einigem Gefühle der Schicklichkeit, an einander reihen.

Hieraus ergibt ſich, auf welche Weiſe man die widerſprechend ſcheinenden Sentenzen, daß die erſten Gedanken oft die beſten ſind, und daß man ſeinen erſten Einfällen nicht trauen dürfe, zu vereinigen habe. — Es iſt wahr, daß, bey einem lebhaften Geiſte, in der Stunde der Begeiſterung, der erſte Blick des Menſchen auf die Sache ihm die ſchönſten Ausſichten eröffnet; und daß der Reitz der Neuheit, die Stärke des erſten Vorſatzes, die Denkkraft zu vermehren ſcheint. Es iſt wahr, daß dem Manne von Genie dann die Ideen am beſten zuſtrömen, wenn er ſie am wenigſten ſucht und zugleich über ihre Wahl am ſorgloſeſten iſt; und daß jeder beſtimmte Endzweck, jeder Vorſatz die Sache gut zu machen, das Streben nach Vollkommenheit, die Prüfung und Beurtheilung ſeiner Gedanken nach den Regeln der Kunſt dieſen Fluß hemmt, die Mannigfaltigkeit der Einfälle verhindert, und daher oft ſelbſt den beſten Ideen den Zugang erſchwert. So wie wir gemeiniglich in einer Geſellſchaft, wo wir es darauf anlegen, als beredte oder als witzige Leute zu erſcheinen, weniger unterhaltend und angenehm ſind, als da, wo es uns wenig darum zu thun iſt, zu gefallen, und wo wir ganz unbefangen ſagen, was uns die Umſtände und unſer guter Genius eingegeben: ſo iſt auch bey den Selbſtgeſprächen, worin die Meditation beſteht, der witzige Kopf doppelt witzig, der verſtändige im höhern Grade einſichtsvoll, und der dichteriſche zwiefach bilderreich, wenn er nicht ſeine eigene Vollkommenheit beſchaut, ſeine in ſeinem Werke ſucht, ſondern nur gleichſam ſpielend ſich mit den Schöpfungen ſeines Geiſtes unterhält. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß, wenn dieſes freye Gedankenſpiel einen größern Reichthum von Sachen herbeyführt, es auch Sachen von ſehr ungleichem Werthe neben einander ſtellt. In den Erzeugniſſen dieſer erſten Meditation iſt das Wahre und Schöne, ſo wie das Gold und Silber in den Erzſtufen, in kleinen Quantitäten, unter einer groſſen Menge unedler Metalle, und mit taubem Geſtein und Erdarten vermiſcht. Das Mineral muß durchaus, nachdem es zu Tage iſt gefördert worden, geſchieden werden und durch mehr als eine Läuterung gehn, ehe es wirklich das koſtbare Metall wird, welches für die menſchliche Geſellſchaft einen ſo groſſen Werth hat, und daher die Mühe und den Aufwand des Bergbaues belohnt.

In den erſten Gedanken liegen gemeiniglich die beſten verborgen: aber man muß ſie darin zu finden, und von den vielen mittelmäßigen und ſchlechten, die ſich zugleich eingefunden haben, abzuſondern wiſſen.

Es gibt zwar glücklichere Augenblicke, aber dieſe ſind ſelten, wo die ſchaffende Kraft des Genies in ihrer Wirkſamkeit ungehindert, und doch mit Regelmäßigkeit und Ordnung verbunden ſeyn kann. Auch ragen, ohne Zweifel, eben hierdurch die Geiſter erſter Größe über die Mittelclaſſe der Denker hervor, daß ſie die Kraft und die Regel zugleich in ſich enthalten, und in dem Beſitze der vollen Freyheit des Denkens bleiben, indeß ſie zugleich einem, von der Vernunft angegebenen Leitfaden, folgen. Aber bey den gewöhnlichen Menſchen, und bey den gewöhnlichen Denkübungen, ſind dieſe beyden Geſchäfte, das Geſchäfte des Erfindens und das des Anordnens, getheilt. Bey jenem muß der Menſch warm, begeiſtert, leidenſchaftlich ſeyn; und iſt deßwegen in Gefahr, auch mit unter ſchwärmeriſch überſpannt, einſeitig und unnatürlich in ſeinen Ideen zu werden: bey dieſem muß er ruhig, kalt und bloß vernünftig ſeyn. Die Natur bringt jeden Stoff mit fremdartigen Theilen vermiſcht hervor; nur die Kunſt kann ihn reinigen, und ihn zu dieſer durchgängigen Gleichartigkeit bringen, in welcher er zuerſt den Nahmen eines brauchbaren Erzeugniſſes verdient.

In der Mathematik ſcheint die Trennung dieſer beyden Momente des Denkens nicht Statt zu finden. Und die mit den erſten Principien beſchäftigte Philoſophie, die, welche Gewißheit a priori ſucht, kommt darin der Mathematik nahe. In der reinen Mathematik wird der Geiſt gleichſam am Lenkſeile der Demonſtration geführt, und kann nur einen einzigen, und einen geraden Gang gehen. — Uiberdieß brauchen hier die einzelnen Gegenſtände und Thatſachen, deren Anſchauung dem Verſtande vorleuchten muß, gar nicht erſt ins Gemüth herbeygerufen zu werden: — welches, bey jeder philoſophiſchen Meditation, das erſte, und oft das ſchwerſte Geſchäft iſt, welches dem Unterſuchenden obliegt. Die Zeichnung der Figur legt ganz vollſtändig alles Einzelne und Concrete, was zur Erörterung der allgemeinen Idee gehört, vor Augen. Indeß iſt doch, auch in der reinen Mathematik, der Gang, welchen der Erfinder nimmt, um zu einer neuen Wahrheit zu gelangen, gar nicht derſelbe, auf welchem der Lehrer den Beweis der Wahrheit führt, nachdem ſie gefunden iſt. Ganz gewiß ſind viele mathematiſche Sätze eher geahndet, als bewieſen worden. Man hat eher, nach mechaniſchen Meſſungen und ungefähren Uiberſchlägen, gewiſſe Verhältniſſe der Figuren und Zahlen vorausgeſehen, ehe man, durch die genaue Zergliederung dieſer letztern, und durch das Aufeinanderlegen ihrer Theile, die vorausgeſehne Gleichheit oder Ungleichheit zur vollen Evidenz brachte. Der pythagoriſche Lehrſatz war vielleicht zuvor Einfall, ehe er Lehrſatz wurde. Das eigne Geſetz unſers Verſtandes, welches Einheit und Uibereinſtimmung ſucht, gibt den Vermuthungen von einem ſo regelmäßigen Verhältniſſe, als jener Lehrſatz ausſagt, wenn ſich einige Gründe dazu vorfinden, mehr Gewicht, und weiſt wenigſtens, durch die daraus gebildete Aufgabe, der nachfolgenden Unterſuchung eine beſtimmtere Richtung an.

Dieſer Gang der Meditation, von Einfällen und Muthmaßungen zu Erfindungen und zur Wahrheit, iſt, in der Mathematik, ſelbſt wieder durch die Algebra beſtimmten Regeln und Formen unterworfen, und zu einer Wiſſenſchaft erhoben worden. Und eben deßwegen ſind, durch ihre Hülfe, ſo außerordentliche Fortſchritte, in der Kenntniß der Größen gemacht worden. Fragen aufwerfen, eine Antwort als Hypotheſe annehmen, Folgerungen daraus ziehn; und aus dem Unrichtigen, welches ſich in ihren Reſultaten findet, ſchließen, wie ſie geändert werden müſſe, um der Wahrheit näher zu kommen: das iſt in der That das Allgemeine der Algebraiſchen Methode; und es iſt auch die gewöhnlichſte Methode der philoſophiſchen Meditation. Aber in der Mathematik hat dieſe Operation das Anſehn einer Kunſt bekommen, die erlernt werden kann: in der Philoſophie iſt das Werk der Natur geblieben, und hat dem Genie überlaſſen werden müſſen.

7.

Wenn ſelbſt diejenigen verſchiednen Geiſtes-Verrichtungen, die, wie das Erfinden und das

Anordnen und Ausdrücken der Ideen, als Beſtandtheile, zu einer und derſelben Meditation gehören, von einander getrennt werden müſſen: ſo wird es noch weit ſchicklicher ſeyn, gewiſſe Vorbereitungen zur Meditation von ihr ſelbſt abzuſondern.

Eine der vortrefflichſten darunter iſt ohne Zweifel, ſich mit dem, was die beſten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter, über den für unſre Unterſuchung gewählten Gegenſtand, gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen ſolchen empfangnen oder eingehohlten Unterricht, wird, auch bey dem zum eignen Denken fähigſten Menſchen, und ſelbſt bey Gegenſtänden, wo ihm ſeine eigne Erfahrung die nöthigen Thatſachen vollſtändig darbiethet, — wie dieß bey Gegenſtänden der Logik und Moral durchaus der Fall iſt, — doch ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkt ſeyn; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derſelben auf Gründe, auf Folgen, und beſonders auf die Verſchiedenheit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktiſchen, die größten Hinderniſſe und die größten Beförderungsmittel der geſuchten Endzwecke entſtehn, — werden nie zu ſeinem Bewußtſeyn kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen ſehn und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns durch die Bekanntſchaft mit den Meinungen und

Gedanken groſſer Männer über ähnliche Dinge und Vorfälle, welche hauptſächlich durch das Leſen erhalten wird, ſehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu beſtätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu verſetzen, oder unſre zu rechtfertigen ſuchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unſern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben ſind.

Nichts deſto weniger iſt in dem Zeitpuncte ſelbſt, wo wir unſre Unterſuchungen anſtellen, die Einmiſchung fremder Ideen, auch derer, die von den gröſten Geiſtern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unſrer eignen Ideen eher ſchädlich, als nützlich. — Ich wünſchte, jedesmahl, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles gute, was über dieſelbe geſchrieben worden iſt, geleſen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation ſelbſt finde ich es nie rathſam, irgend einen Schriftſteller über den Gegenſtand derſelben zu Rathe zu ziehn. — Ein mittelmäſiger nutzt wenig; ein groſer führt uns irre. Die Stärke ſeiner Ideen, oder die Schönheit ſeines Ausdrucks gibt Anlaß, daß wir, auf dieſelbe Art und in derſelben Manier zu ſchreiben verſuchen, in welcher wir ihn ſo vollkommen finden. Dieß darf nicht immer die Sache unſers Vorſatzes ſeyn: es iſt die Folge einer unwillkürlichen Nachahmung, und des Eindrucks, den groſe Geiſter auf andre machen. Indeß wird unſere eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenſtand ſelbſt ſteht vor den Augen unſers Geiſtes, ſondern das Bild, oder die Idee deſſelben, welche uns von dem Schriftſteller gleichſam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die wir zwiſchen ihm und uns anſtellen, mißmuthig und niedergeſchlagen; bald ſuchen wir Ähnlichkeiten und anſcheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unſrer Ideen, oder verfälſchen unſr natürlichſten Empfindungen.

Alle ſolche Behutſamkeitsregeln ſind allerding für den ſchwächern Geiſt nothwendiger, als fü den ſtärkern. Je mehr, und je eigenthümlicher Ideen jemand, bey dem Anblicke der Dinge ſelb und bey der Zergliederung ſeiner eignen Gefühle erhält: deſto weniger darf er fürchten, den Gang oder die Form derſelben, durch den zu gleicher Ze mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu ſtöre In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eine großen und vortrefflichen Schriftſtellers lange Ze nach, ſo wie eine rauſchende Muſik in ſchwache Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Stil nimm eine Zeit lang, die Farbe ihres Muſters an. Ab weit entfernt, daß Werke, die ſie in dieſer Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalte ſollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge d Nachahmung gegeben, der Reiß der Neuheit u des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümliche

Ideen, auch ſelbſt der Menſchen von mittleren Fähigkeiten, haben, entgegen.

8.

Unter die Vorbereitungen der Meditation gehört nicht bloß die Aufſuchung fremder Belehrungen; ſondern auch die gelegentliche Durchſicht unſers eignen Gedanken-Vorraths. Aber auch dieſe Selbſterforſchung muß, wie das Studium und die Lectüre, nicht erſt in den Zeiten geſchehn, wo wir die Reſultate davon zu einer beſtimmten Unterſuchung brauchen, ſondern muß ein eignes freyes Geſchäft unſers Lebens ausmachen.

Es fehlt den meiſten Menſchen, in Abſicht der Gegenſtände, welche das eigentliche Gebieth der Philoſophie ausmachen, — der menſchlichen Natur und der Sitten, — nicht an Stoffe, zur Bildung zuſammenhängender Gedankenreihen, d. h. zur Meditation. Dieß wird ſchon durch dieſe Thatſache bewieſen, daß, wenn ein geiſtreicher Schriftſteller irgend eine Materie dieſer Art, in einem faßlichen Vortrage und Styl, behandelt, Leſer, die ſich unfähig gefühlt hätten, etwas ähnliches hervorzubringen, doch im Stande ſind, ihn vollkommen zu verſtehn, daß ſie ihm beypflichten, das heißt, ſeine Behauptungen, mit ihren eignen Erfahrungen und mit ihrem bisherigen Gedankenſyſtem für übereinſtimmend erklären; und daß ſie gerade bey den

Stellen, welche ihnen am beſten gefallen, zu empfinden glauben, daß ſie ſelbſt ſchon ehedem ähnliche Bemerkungen gemacht, und ähnliche Gedanken gehabt haben, aber nie ſich derſelben recht deutlich bewußt geworden ſind. Es waren alſo die einzelnen Elemente und Bruchſtücke von Ideen, woraus die von ihnen bewunderte Schrift zuſammengeſetzt iſt, ſchon zuvor in ihrem Geiſte. Ihr Unvermögen, etwas ähnliches zu ſagen, oder zu ſchreiben, lag nur daran, daß ſie die verborgnen Schätze desſelben nicht ſelbſt aufzuſuchen wußten; daß ſie nicht verſtanden, ſich aller der Thatſachen, die ſie, in Bezug auf dieſen Gegenſtand, in ihrem Leben geſehen, oder aller der Gedanken, die ſie über ihn, aus Unterredungen und Büchern, geſammelt hatten, zur rechten Zeit zu erinnern. Es lag daran, daß ſie nicht vermögend waren, Blicke, die ſie, von Zeit zu Zeit, in ihr eignes Herz, oder in das Herz andrer, gethan, und gewiſſe, dem Gefühl ähnliche Urtheile, die ſie über Handlungen und Begebenheiten gefällt hatten, bis zu der Klarheit, daß ſie ſie mit Worten ausdrücken konnten, zu erheben, ſie auf Einen Haufen gleichſam zuſammenzubringen, zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke zu verknüpfen, oder an gewiſſe allgemeine Principien anzureihen.

Zu allen unſern Meditationen alſo muß das Gedächtniß einen ſehr großen Beyſtand leiſten. — Die auf der Stelle hervorgebrachten Ideen können immer nur einen kleinen Theil desjenigen ausmachen, was zu der Unterſuchung eines weitläuftigen Gegenſtandes gehört. Die meiſten müſſen uns ſchon, zu andrer Zeit, einzeln irgendwo eingekommen, oder uns von andern mitgetheilt worden ſeyn, und werden jetzo nur zu einer gröſſern Deutlichkeit gebracht, oder in einer neuen Ordnung an einander gefügt.

So viel iſt wenigſtens unſtreitig, daß, je bereitwilliger unſer Gedächtniß iſt, — ſobald es durch unſern Vorſatz, gewiſſe Gegenſtände zu unterſuchen, aufgefordert wird, — die, in Beziehung auf ſie, in ihm niedergelegten Thatſachen, Begriffe, Urtheile und Schlußreihen herzugeben; je mehrerley, ſchon in ihm vorhandne, ältere Gedanken unſrer ſelbſt und andrer es uns, mit ihren Gründen und Folgen, in Erinnerung bringt, wir deſto leichter den Weg zu eignen, neuen Gedanken finden, und deſto glücklicher in der ganzen Unterſuchung fortkommen. Umſonſt iſt Scharfſinn und Imagination, wenn es an dieſen geſammelten Vorkenntniſſen, oder wenn es an dem nöthigen Gedächtniſſe fehlt, um ſie zur Zeit, wenn wir ihrer bedürfen, gegenwärtig zu haben.

Shakeſpear wird oft als der Mann angeführt, welcher alles aus ſeinem Genie und ſeiner Denkkraft geſchöpft habe. Shakeſpear beſaß freylich keine Schulgelehrſamkeit; d. h. er verſtand die gelehrten Sprachen nicht. Aber wie viele Geſchichten, Fabeln, Thatſachen, Sprüche der Weiſen und der Völker ſind nicht in ſeinem Kopfe aufgehäuft, die er nur aus Büchern, wenn auch nicht aus claſſiſchen Autoren, ſchöpfen konnte! Und welcher Vorrath von moraliſchen und politiſchen Kenntniſſen iſt nicht in allen ſeinen Werken ſichtbar, die kein Genie erfinden, ſondern nur eine lange Beobachtung der Welt, verbunden mit mannigfaltig aufgefaßten Gedanken anderer, verſchaffen kann.

In einem noch höhern Grade iſt dem Denker dasjenige Gedächtniß nöthig, welches ihm ſeine eignen Einfälle aufbewahrt. Denn jedes etwas beträchtliche Werk des menſchlichen Geiſtes iſt eine in einem langen Zeitraume, nach und nach, geſammelte Weisheit. Niemand, der nicht die einzelnen Gewinnſte, die er macht, ſammelt, wird ein reicher Mann. Wer demnach die vorzüglichen Ideen, die ihm ſein Genius, in Augenblicken heiterer Laune, oft wie im Vorbeygehn, eingibt, feſt zu halten und auf künftigen Gebrauch niederzulegen weiß; wer auch nur mit der Geſchichte ſeiner eignen Philoſophie und ſeines eignen Lebens ſo bekannt iſt*), daß er ſich aller, nach und nach von ihm gehegten, abgelegten, veränderten Meinungen, ſo wie der, nach und nach erlebten, angenehmen und unangenehmen Vorfälle und der dabey abwechſelnden Empfindungen, zu erinnern im Stande iſt: der hat ſchon dadurch, in Abſicht der Meditation, die er über irgend einen Gegenſtand anſtellen will, einen großen Vorſprung, vor Perſonen, welche, bey gleicher Denk- und Erfindungs-Kraft, ein weniger getreues Gedächtniß beſitzen. Bey jenem häufen ſich nach und nach, wenn auch nicht die Kenntniſſe und die eingeſehenen Wahrheiten, doch die Veranlaſſungen zum Nachdenken und die Vorderſätze zu neuen Schlüſſen. Er iſt mit vielen Fragen und Aufgaben bekannt, die bey der jetzt vorliegenden Materie zu machen wären; und er weiß leicht Beyſpiele und Thatſachen anzuführen,

---

*) Es gibt, nach meiner Erfahrung, nur wenige Menſchen, welche ſich der Begebenheiten ihres eignen Lebens genau und pünctlich, beſonders in Abſicht der Folgen der einzelnen Veränderungen, zu erinnern wüßten. Und dieſe wenigen habe ich immer als philoſophiſche Köpfe gefunden. Sie haben

wel-

---

allerdings manchen Stoff des Nachdenkens mehr, als andre; und der allen gemeinſchaftliche iſt bey ihnen reichhaltiger. Da ſie ſelbſt die kleinern und alltäglichen Vorfälle des Lebens immer, im Zuſammenhange und in ihrer richtigen Zeitfolge, vor Augen haben: ſo bringen ſie auch mehr Zuſammenhang in ihre Ideen, und können Urſachen und Wirkungen richtiger von einander unterſcheiden. Es philoſophirt ſich weit beſſer über Thatſachen, deren Reihe man, von Anfange bis zu Ende, vollſtändig und in der wahren Ordnung der Natur gefaßt hat. Vielleicht macht aber auch die Anlage ſolcher Köpfe, ihre Gedanken als Gründe und Folgen, mit einander zu verknüpfen, daß ſie auch auf die Kette von Urſachen und Wirkungen, in den Dingen außer ſich, und in allem, was ihnen widerfährt, aufmerkſamer; als andre, ſind.

welche dieſelben zu erläutern dienen. Dieſe hingegen ſind, auf die jetzige Lage der Dinge und auf den gegenwärtigen Zuſtand ihres Geiſtes, eingeſchränkt, und des Vortheils beraubt, die verſchiednen Denkungsarten, welche ſie ſelbſt in verſchiednen Zeitpuncten ihres Lebens gehabt haben, mit einander zu vergleichen. Wenn ihnen alſo auch Beobachtungen, Schilderungen der Dinge, und unmittelbar daraus gezogene Folgerungen gelingen: ſo wird ihnen doch eine länger fortgeſetzte, zuſammenhängende Gedankenreihe ſehr ſchwer.

Wenn es Menſchen gegeben hat, die ohne Lectüre und ohne Bücherweisheit, große Einſichten geäußert haben, und tiefe Denker geworden ſind: ſo iſt es immer dadurch geſchehen, daß ſie, anſtatt fremden Unterrichts, die Lehren, welche ihnen der Lauf ihres eignen Lebens gegeben hat, beſſer gefaßt, und getreuer behalten haben, als andre. Und vielleicht kann in der That die Aufmerkſamkeit des Menſchen, auf die eignen Begebenheiten ſeines Lebens, und auf die Abwechſelungen ſeines eignen Denkens, ſeiner Sitten und ſeines Wohl- oder Uibel-Befindens, dadurch größer werden, wenn er nicht, durch gelehrte Kenntniſſe, auf die Betrachtungen entfernter Zeiten, fremder Zuſtände, und der Jdeen anderer Menſchen, ſo ſtark hingezogen wird.

Jn jedem Falle iſt das Gedächtniß eine, zum Selbſtdenken unentbehrliche, Fähigkeit; und ohne eine gewiſſe, durch Natur und Uibung erlangte Stärke deſſelben, iſt der philoſophiſche Geiſt einer Flamme gleich, der es an Nahrung fehlt, und welche auflodern und glänzen, aber nicht fortbrennen und leuchten kann.

Insbeſondere iſt es eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man, über den Gegenſtand derſelben in ſeinem Leben erfahren, in dem Laufe ſeiner Studien gelernt, oder in ſeinen frühern Unterſuchungen herausgebracht hat, gefliſſentlich ins Gemüth zurückzurufen. Es iſt beſſer, wenn dieß zuerſt in ſtillen Selbſtgeſprächen, als wenn es mit der Feder in der Hand geſchieht. Uiberhaupt iſt es unglaublich, wie nützlich ſolche, über die Geſchichte unſers vergangenen Lebens, und über unſre eignen Gedanken, Empfindungen und Handlungen angeſtellte Unterſuchungen, die bisher faſt nur die Sittenlehrer zur Erlangung der moraliſchen Selbſtkenntniß angeprieſen haben, auch dem Philoſophen überhaupt, zur Erweiterung ſeiner Einſichten und zu Schärfung ſeines Verſtandes, ſeyn! Wie begierig ſuchen wir oft Ideen in neuen Büchern, in Geſellſchaft, auf Reiſen, die wir ſchon vollkommner und reifer, in unſerm eigenen geſammelten Vorrathe, finden würden; wenn wir uns öfter Zeit ließen, in uns ſelbſt hinabzuſteigen, und das zu wiederhohlen, was wir geſehen, gehört, geleſen, und ſelbſt gedacht haben.

9.

Ich ſchließe dieſen erſten Theil meines Aufſatzes mit einer Bemerkung, die mir durch die Erinnerung, an manche glückliche Stunden meines Lebens wichtiger wird, als ſie vielleicht meinen Leſern ſcheinen mag.

Der Anblick der ſchönen Natur nähmlich und die Bewegung tragen, nach meiner Erfahrung, nicht wenig dazu bey, das Denken zu befördern.

Was mir, zwiſchen den vier Wänden meiner Stube, durchaus nicht gelingen wollte, darüber wurde ich Meiſter, wenn ich in freyem Felde, auf der Wieſe, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die ſich bey mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, ſchienen mir auf einmahl in ein helles Licht zu treten, und ſelbſt ſich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich ſie, an dem Abhange eines Berges ſitzend, erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges vor mir ausgebreitetes Thal, das Rauſchen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende, oder wandelnde, Menſchen, meine Sinnen männigfaltig beſchäftigten.

Es iſt dieſes der Natur des menſchlichen Geiſtes vollkommen gemäß. Wofern die Eindrücke der Sinne nur nicht ſo ſtark und lebhaft ſind, daß ſie die Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande des Nachdenkens abziehn: ſo befördern ſie durch die Bewegung, in welche ſie die Organe ſetzen, den guten und ſchnellern Fortgang des Denkens. Wenn jene Eindrücke etwas von Anmuth, Schönheit oder Erhabenheit in ſich enthalten: ſo ziehen ſie, durch die Kraft der Verwandtſchaft, auch über unſinnliche Gegenſtände, anmuthige, ſchöne oder erhabne Gedanken herbey.

Man erzählt von Gelehrten und Dichtern des ſechzehnten Jahrhunderts, daß ſie zu Pferde an ihren Werken gearbeitet haben *). Ich geſtehe es, daß ich Mühe habe, mir dieß als möglich zu denken. Aber davon habe ich einen Begriff, und ſelbſt einige Erfahrung, daß man zu Pferde die Ideen zu einem Buche ſammeln und vorbereiten könne. Dieſe lebhafte und ſanft erſchütternde Bewegung, die ein munteres und doch nicht unruhiges Pferd ſeinem Reuter gibt, und die ſchnellere Abwechſelung der Gegenſtände, bey welchen es ihn vorbeyträgt, iſt, — beſonders wenn dieſe Gegenſtände anmuthig und mannigfaltig ſind, — ſehr geſchickt, das Gemüth in einen Zuſtand der Beſchaulichkeit und des Selbſtgenuſſes zu wiegen, welcher der Hervorbringung neuer Ideen günſtig iſt.

---

*) Robert Stephanus theilte auf einer Reiſe zu Pferde, die Verſe zu einer Ausgabe des N. T. ab; und Bernardo Taſſo dichtete zu Pferde ſeinen Amadis.

Dieß iſt einer der Vorzüge, durch welche ſich Gebirgsgegenden denkenden und empfindenden Menſchen ſo ſehr empfehlen: daß, durch den Umfang, die Schönheit, und ſelbſt das Wilde und Fürchterliche der Ausſichten, welche ſie darbiethen, ſie das Gemüth zu Betrachtungen einladen, und dem Verſtande, zu einer gleichen Erweiterung oder Erhöhung ſeiner Begriffe, behülflich ſind, als ſie unſerm Geſichtskreiſe verſchaffen. — Es iſt, als wenn wir die Dinge und Begebenheiten der Welt unſerm Gemüthe mehr gegenwärtig machen könnten, wenn wir wirklich einen beträchtlichen Theil derſelben auf einmahl vor Augen ſehen. Wir ſind überdieß im Gebirge gleichſam an der Quelle und bey dem Urſprunge vieler Naturerſcheinungen: und die Unterſuchung, über die Natur und Entſtehung der Dinge, worauf am Ende alle Philoſophie hinausläuft, iſt alſo der Lage eines denkenden Gebirgsbewohners recht angemeſſen.

Zweyte Abtheilung.

Die Verſchiedenheiten der Methoden des Denkens, von welchen ich in dieſem Theile meines Aufſatzes zu reden die Abſicht habe, ſind ſelbſt von zweyerley Art. Es gibt deren, unter welchen man, bey einer und derſelben Materie, nach Gefallen wählen kann. Es gibt andere, welche an die Natur des Gegenſtandes geheftet ſind, und daher zugleich die verſchiedenen Gebiethe der menſchlichen Kenntniſſe von einander abſondern. Jene ſind ſehr mannigfaltig, und vervielfältigen ſich mit jedem Volke, welches in die Reihe der cultivirten tritt, und beynahe mit jedem vorzüglichen Denker. Denn jede Sprache enthält die Form einer eignen Ideen-Verknüpfung, die durch das National-Genie gebildet wird, und auf daſſelbe zurückwirkt. Und dieſe Formen leiden, durch die eigenthümlichen Anlagen der vorzüglichen Köpfe, von neuem mancherley Abänderungen, die in ihren Werken als Muſter zur Auswahl, für die Menſchen von gewöhnlichen Denkfähigkeiten, zurückbleiben. Von den Unterſchieden der zweyten Art, iſt vorzüglich die, zwiſchen der philoſophiſchen und der mathematiſchen Denkart, merkwürdig. Ich ſchränke mich in dieſer, ihrer Abſicht nach, praktiſchen Abhandlung, bloß auf die Betrachtung der erſten Gattung ein.

Unter den Verſchiedenheiten des Denkens, die nicht von der Natur des Gegenſtandes, ſondern von der Geiſtes-Anlage des Menſchen, abhängen, ſcheinen ſich mir folgende ſechs, als weiter von einander abſtehend, oder als die Grenzlinien vieler mittlern kleinern Schattirungen, auszuzeichnen. Ich nenne die erſte die Methode des Unterrichts, oder die ſyſtematiſche, die zweyte die Methode der Erfindung, oder die Sokratiſche, die dritte, die hiſtoriſche, die vierte die widerlegende, die fünfte die commentirende, die ſechſte, die beobachtende.

1.

Die erſte iſt die, nach ſtrengen Regeln geordnete, und vollſtändige Auseinanderſetzung einer zuſammenhängenden, und einzigen Ideen-Reihe, di
von ganz einfachen Begriffen, und den erſten Prin
cipien, ausgeht, und, indem ſie zu den erſte
immer neue und neue Beſtimmungen hinzufügt, un
unter die andern immer neue und neue Unterſätz
ſubſumirt, zu dem Beſondern und dem Unbekannte
herabſteigt. In dieſer Methode gehn die Definitione
vor allem voraus: auf ſie folgen gewiſſe Grun
ſätze, die entweder als ſelbſt evident, oder als, a
andern Wiſſenſchaften und aus der gemeinen Erfa
rung bekannt, angenommen werden. Aus dieſ
Grundſätzen, oder aus dem Zwecke der Unterſuchu
werden die Gründe zu der Eintheilung der zu
definirten Gegenſtände hergeleitet; und dieſe E
theilung beſtimmt zugleich die Ordnung der S
ſumtionen, und folglich der damit anzufangen
Schlußreihen. Die Beweiſe folgen auf die Sä
und die Erläuterungen durch Beyſpiele folgen
die Beweiſe. Die Theorie wird vorangeſchickt,
die Thatſachen, worauf ſie ſich ſtützt, folgen.

abgezogendſten Begriffe und Sätze machen den Anhang, und man ſchließt mit den concreteſten.

Dieſe Methode iſt allerdings, um in einer ſchon erfundnen und geordneten Wiſſenſchaft, Unwiſſende zu unterrichten, die beſte. Sie wird in der Mathematik, in aller ihrer Strenge befolgt. Sie wird in den Compendien für philoſophiſche Vorleſungen ſo weit beybehalten, als es die Natur der Gegenſtände erlaubt. Sie wird zuweilen — obgleich ſeltner, auch von Schriftſtellern gebraucht, welche neue Unterſuchungen anſtellen. — So viel iſt klar, daß eine, nach dieſer Methode angeſtellte, Meditation nur gleichſam eine zweyte Reiſe, durch ein ſchon bekanntes Land, ſeyn kann. Denn ſie ſetzt ſchon die Bekanntſchaft mit den meiſten der Begriffe und Sätze voraus, daß ſie an einem, ſich von ihrem Urſprunge entwickelnden, Faden an einander reiht. — Nicht zu gedenken, daß in Materien philoſophiſcher Betrachtung, die Definition oft erſt das Reſultat der Theorie iſt, und dieſelbe im Keime enthält; oder daß ſie doch ſchon auf ſie Rückſicht nimmt, und zum Behufe der erſt folgenden Lehrſätze gemacht wird; — nicht zu gedenken, daß die Eintheilungen, mit welchen dieſe Meditation anfängt, nichts anders als Fächer einer Anordnung ſind, welche nur ſchicklich gemacht werden kann, wenn man die anzuordnenden Sachen vorläufig überſehen hat: ſo würde auch, in den Beweiſen ſelbſt, dieſe Methode, die mit den bekannten

Principien und mit den allgemeinſten Sätzen anfängt, und mit neuen Erfindungen und mit der Erkenntniß des Beſondern und Einzelnen ſchließen will, wenn dieſes Ziel zuvor nicht abgeſteckt wäre, ein bloßes Herumirren auf Gerathewohl ſeyn müſſen, bey welchem nur ein glückliches Ohngefähr, zu einem nützlichen und die Einſichten des Menſchen erweiternden Endpuncte, führen könnte. Denn wenn jemand, weder durch Erfahrung, noch durch Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen, einige Vorkenntniße von den mehr particulären Sätzen hat, auf die er eine gewiſſe, a priori ſich entwickelnde Ideenreihe hinleiten ſoll: — wie kann er voraus wiſſen, ob die Subſumtionen, die er unter die allgemeinen Sätze macht, ihm zu brauchbaren Schlußfolgen verhelfen werden?

Dieſe Methode des Nachdenkens iſt daher ſehr wohl anwendbar, wenn das Nachdenken bloß die Abſicht hat, Ideen, welche uns ſchon, durch den empfangnen Unterricht beygebracht, oder durch vorhergegangne Meditationen eigen geworden ſind, in ein gemeinſchaftliches Syſtem zu verweben, und ſie, zu einer deutlichen und ordentlichen Mittheilung an andre, vorzubereiten. Aber wenn ſie, bey eignen und neuen Unterſuchungen, angewandt werden ſoll: ſo ſetzt ſie, zuerſt, bey dem Gegenſtande eine ſolche Beſchaffenheit voraus, welche dieſen Ideengang, vom Allgemeinen zum Beſondern, in ſeiner Unterſuchung erlaubt. Sie erfordert, zweytens, bey der Perſon einen viel umfaſſenden, und mit ſeinem Blicke der Entwickelung ſeiner Ideen zuvorlaufenden Geiſt. Sie verlangt, daß er gleichſam die ganze Gegend des Landes der Wiſſenſchaften, welche er durchreiſen will, aus einem höhern Standpuncte überſchaue, damit er wiſſe, wo er die Heerſtraßen anzulegen habe, in welcher Richtung er ſich durch die Wildniß dunkler Begriffe am leichteſten Bahn ſchaffen, und wo er hoffen könne, fruchtbare und ergiebige Plätze zu finden, bey welchen er mit ſeinen Schlüſſen ausruhn und endigen werde. Das ſyſtematiſche Verknüpfen, ſelbſt einer ſchon völlig bekannten und geläufigen Anzahl von Begriffen und Sätzen, iſt kein leichtes Unternehmen, wenn die Anzahl derſelben beträchtlich iſt. Aber die erſt aufgeſpürten Ideen, gleich bey ihrer Entſtehung, ſyſtematiſch ordnen, und nach einer eben ſo ſtrengen Methode bey Meditationen, durch welche man unbekannte Seiten des Gegenſtandes zu erforſchen ſucht, als bey dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte über ſchon bekannte, verfahren: das iſt in vielen Fällen durchaus unmöglich, aber in allen nur den vorzüglichſten Denkern eigen. Derjenige, welcher die eine Haupteigenſchaft des philoſophiſchen Geiſtes, die Gabe der Beobachtung beſitzt, aber nur auf eine Sache auf einmahl ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, — nicht aber indem er die eine anſchauet, zugleich das Vorhergehende, das Nachfolgrade, und das damit Verwandte, wenigſtens mit halbem Bewußtſeyn, ſich vorzuſtellen weiß; wird in Geiſtes-Arbeiten, wo er dieſe Methode anwenden will, nicht glücklich ſeyn. Der Lauf ſeiner Gedanken wird alle Augenblicke von dem geraden Wege des Syſtems abkommen: und einige unrecht gewählte, oder zu ſehr vervielfältigte Subſumtionen werden ihn gar bald irre, oder doch weiter führen, als er, nach dem Plane des Ganzen, in der Ausführlichkeit der einzelnen Theile gehn ſollte.

Man kann die Operation des Geiſtes, bey dem ſyſtematiſchen Denken, mit der Zuſammenſetzung einer künſtlichen Maſchine vergleichen. Ehe dieſe zuſammengeſetzt werden kann, müſſen ihre einzelnen Triebwerke und Räder ſchon ausgearbeitet ſeyn. Wenn deren viele ſind: ſo müſſen ſie auch gezählt und beziffert ſeyn, damit jedes zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht werde. Sind dieſe Anſtalten nicht zum voraus gemacht: ſo muß man oft die ganze Maſchine, um eines zurückgebliebnen, oder falſch angebrachten Stückes willen, aus einander nehmen.

Der ſyſtematiſche Denker iſt wie ein Reiſender, der zu einem beſtimmten Ziele eilt, und der den Weg in der kürzeſten Zeit zu machen ſucht. Er muß nicht bloß auf die Dinge, die vor ſeinen Füſſen, oder nahe um ihn herumliegen, — er muß immer weit vor ſich hinaus ſehn; er muß ſich weder durch angenehme Ruheplätze aufhalten, noch durch intereſſante Ausſichten auf Nebenwege verleiten laſſen. Der nicht ſyſtematiſche Denker iſt einem Spaziergänger ähnlich, der Muße hat, jeden Gegenſtand, nach dem Maße, als er ihn an ſich zieht, oder ihm Belehrung verſpricht, zu betrachten; der, mit ganzer Seele und mit voller Aufmerkſamkeit, da iſt, wo er iſt, ohne einen andern Zweck, als den, ſich zu unterhalten, oder ſeinen Wohnort gelegentlich kennen zu lernen. Bey gleichen Fähigkeiten und bey gleicher Wißbegierde, wird der Reiſende weit mehr Mühe haben, die Dinge richtig zu ſehen, oder genau zu erforſchen, als der in ſeiner Heimath Luſtwandelnde. Und nie wird derjenige ein ganzes Land wirklich kennen lernen, der in demſelben immer auf Reiſen iſt, und ſich mehr um die geographiſche Lage der Städte und Flecken, als um das, was ſie enthalten, — mehr um die Richtung der Heerſtraßen, als um die Beſchaffenheit und die Erzeugniſſe der Fluren, durch welche ſie gehn, bekümmert.

Dieſe, auf viele Gegenſtände zu vertheilende, Aufmerkſamkeit, dieſes beſtändige Zurückblicken auf das, was man ſchon geſagt, — dieſes Hinausſehen auf das, was man noch zu ſagen hat, ſelbſt die Art von Zwang, welche die ſtrenge Ordnung dem Geiſte auflegt, iſt weder der Lebhaftigkeit des Witzes, noch dem Feuer der Einbildungskraft günſtig. Selten bedienen ſich daher ſchöne Geiſter, oder Philoſophen, die zugleich dichteriſche oder rederriſche Talente haben, dieſer Methode. Diejenige Arbeit, wobey ſie ſich am beſten anwenden läßt, die Wiederhohlung und Zuſammenſtellung ſchon bekannter, aber noch nicht gut verbundner Ideen, iſt für Männer dieſer Art nicht anziehend. Und wenn ſie ſelbſt den Gegenſtand von neuem, nach einem ſyſtematiſchen Plane, unterſuchen: ſo bringt die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie jeden Theil desſelben ergreifen, ſehr bald Unordnung in dieſen Plan. Das Werk bleibt daher größtentheils ein Bruchſtück: weil ſie entweder nicht den Muth haben, vortreffliche Gedanken wegzuſchneiden, die ihnen in dem Laufe der Meditation zufließen, die ſich aber, in der ſtrengen Ordnung des Syſtems, mit den folgenden Gliedern der Reihe nicht gut verknüpfen laſſen; oder weil ſie überhaupt über der Schwierigkeit ermüden, mit angelegten Feſſeln, doch den ihnen ſonſt gewöhnlichen, freyen Gang des Geiſtes beyzubehalten.

Auch Rouſſeau'n iſt es in dem Werke, welches er in dieſer Manier arbeitete, dem Contract social, weniger, als in ſeinen übrigen gelungen, die Vollkommenheit zu erreichen. Indem er ſeinem Geiſte Zwang anthat, um ihn bey der Reihe abſtracter Ideen, welche er durchzugehn hatte, ununterbrochen feſtzuhalten, und ihm keinen Ausflug auf Gemälde und Empfindungen, wozu er ſo viel Hang hatte, zu erlauben; ſchwächte er denſelben, und machte, daß er hinter demjenigen Ziele zurück blieb, welches er, vermöge ſeiner natürlichen Geiſteskraft, erreichen konnte *).

---

*) Auch die Urheber der größten ſyſtematiſchen Werke ſind doch nicht immer bey den Meditationen, woraus ihre Werke entſtanden, ſyſtematiſch zu Werke gegangen. Der Keim, woraus ſich ihre Gedankenreihen entwickelten, lag oft nicht in den höchſten Principien, woraus ſie ſie zuletzt herleiteten, ſondern in ſehr ſpeciellen Sätzen: entweder in gewiſſen, unter den Philoſophen bisher ſtreitigen Puncten, oder in einzelnen Theorien ſcharfſinniger und berühmter Männer, von welchen ſie eine Zeitlang waren eingenommen worden, und in denen ſie hintendrein Fehler fanden. So ſcheint es mir, daß die Erklärung, welche Hume von dem Urſprunge des Begriffs der Cauſſalität, aus der bloßen Gewohnheit, gewiſſe Dinge immer auf einander folgen zu ſehn, giebt, — und die Vergleichung dieſer Erklärung, mit den eben ſo unzulänglichen Beweiſen, welche die Wolfianer von dem Satze des zureichenden Grundes führen, einer der erſten Fäden war, an welche Kant ſeine Unterſuchungen anreihete. Ein andrer war die Prüfung der Leibnitziſchen Behauptung, daß Raum und Zeit, Vorſtellungen von der Ordnung der Dinge in ihrem Nebeneinanderſeyn und in ihrer Folge ſind. Einen dritten gab die unter den Philoſophen herrſchende Meinung, daß die ſtrenge Gewißheit der rein mathematiſchen Sätze ihnen nur deswegen zukomme, weil dieſe Sätze analytiſch ſind. — Ich ſtelle mir vor, daß dieſe einzelnen, aus verſchiednen Anfangspuncten auslaufenden, und nach verſchiednen Methoden des Denkens verfolgten Ideen-Reihen, endlich, weil ihrer viele waren, und ſie ſämmtlich demſelben Felde der Wiſſenſchaften angehörten, einander ſo nahe rückten, daß ſie, — durch ein geſchicktes Anpaſſen ihrer Enden, und durch das Einſchieben

2.

Die zweyte Methode des Meditirens iſt die Sokratiſche, welche man, was das Weſentliche in ihr betrifft, als die natürlichſte und gewöhnlichſte Methode der Ideen-Erfinder anſehen kann. Sie fängt damit an, womit der Unwiſſende, der ſich ſelbſt unterrichten will, immer anfangen muß, mit einzelnen Thatſachen, die ſie entweder als Beyſpiele braucht, um Begriffe daraus abzuziehn, oder als Erſcheinungen, zu deren Erklärung ſie Hypotheſen verſucht. Zuweilen legt ſie allgemein angenommene Meinungen, die Sagen der Vorwelt, oder die Ausſprüche der Weiſen ihren Unterſuchungen zum Grunde. Indem ſie den wahren Sinn derſelben zu erforſchen, oder ihre Wahrheit zu prü-

---

einiger Zwiſchenſätze, — ohne Zwang, obgleich nicht ohne Kunſt, zu Einem Ganzen vereiniget werden konnten. Ohne Zweifel war eine neue, von den erſten Gründen anfangende, Meditation nöthig, um die zuvor, durch mancherley Methoden des Denkens, gefundne und nach und nach geſammelte Materialien des großen Gebäudes, nach einem zuſammenhängenden Plane, zu verarbeiten. Es wäre lehrreich, wenn Erfinder neuer Syſteme uns entdeckten, welche Region der Begriffe ſich bey ihnen zuerſt aufgehellt, und wie das Licht ſich, von einem Theile ihres Gedankenſyſtems auf die andern, verbreitet habe. Und es iſt ſelbſt nicht unnütz, wenn die, welche von ihnen lernen, dieſe Geſchichte ihrer Erfindungen aus wahrſcheinlichen Anzeigen zu ſchließen ſuchen.

ſen bemüht iſt, kommt ſie nach und nach zur Unterſuchung der Gegenſtände ſelbſt. Sie verſucht da, wo ſie in den Behauptungen der Aelteren einen Irrthum wahrnimmt, ihnen durch eine Einſchränkung, oder einen Zuſatz mehr Richtigkeit zu geben; prüft dieſe Aenderung von neuem, — klärt weiter auf, was ſie, in dieſer veränderten Anſicht der Dinge noch dunkel findet; und ſo ſteigt ſie, von einer Berichtigung ihrer Vorausſetzungen zur andern, von einem aufgeworfnen und gehobnen Zweifel zum andern auf, bis ſie endlich über die ganze Materie Licht verbreitet, und bey Behauptungen anlangt, die durchaus verſtändlich ſind, alle Schwierigkeiten löſen und alle Gründe der Wahrſcheinlichkeit in ſich vereinigen.

Dieſe Methode iſt für den Schriftſteller, wenn er ſich deren auch zur Darſtellung ſeiner Gedanken bedient, die leichteſte: denn es iſt die, nach welcher er wirklich ſeine Einſichten erlangte. Sie hat zugleich etwas ſehr Anmuthiges für den Leſer. Denn außerdem, daß ſich ihm der Sokratiſche Schriftſteller gleichſtellt, und ſich mit ihm gemeinſchaftlich zu unterrichten ſcheint, anſtatt ihm, wie der Syſtematiker, bloß ſeine Weisheit mitzutheilen, genießt der Leſer hier des Vergnügens, der Meditation des Philoſophen gleichſam beyzuwohnen, und nicht nur die entwickelten Ideen desſelben zu erfahren, ſondern auch zu ſehen, wie ſie ſich, nach und nach, entwickeln. Dazu kommt, daß wir an

dem,

dem, was uns wohl bekannt und geläufig iſt, einen gewiſſen Antheil nehmen, und uns alles leichter und deutlicher wird, was ſich an dasſelbe anknüpft, oder daraus hervorgeht. Wer einer Sentenz, die wir oft im Munde führten, ohne viel dabey zu denken, einen bedeutungsvollen Sinn zu geben, oder aus einer gemeinen Erfahrung, die wir oft gemacht haben, ohne merklich dadurch belehrt zu werden, wichtige Aufſchlüſſe zur Erklärung der Dinge, oder nützliche Vorſchriften für unſre Aufführung zu ziehn weiß, macht uns durch dieſem Unterricht mehr Vergnügen und prägt ihn unſerm Gedächtniſſe tiefer ein, als wenn er uns dieſelben Sachen, als neue Wahrheiten, aus unbekannten Gründen vortrüge.

Dieſe Methode, ſagte ich, ſey dem Selbſtdenker, zur Mittheilung ſeiner Ideen, die bequemſte, weil er bey ihm den Weg nur wiederhohlt, auf welchem er zu ſeinen Einſichten gelangt war. Aber eben daraus erhellet, daß ſie nur für den Selbſtdenker bequem iſt, und alle diejenigen Geiſtesgaben vorausſetzt, die ſich bey einem Erfinder neuer Ideen vereinigen müſſen. Leſſing und Engel ſind unter uns große Meiſter in dieſer Kunſt der Darſtellung. Und es gehören eben die in beyden ſo hochgeſchätzten Talente, — es gehört der Geiſt eines Plato oder eines Franklin dazu, wenn man in ihrer Manier denken und ſchreiben will. — Die Werke dieſer Männer ſind Poeſie, die ſich in Philoſophie auflöſet. — Dichteriſche Einbildungskraft wird alſo dabey zugleich, mit tief eindringendem Scharfſinne vorausgeſetzt. — Es iſt nicht gleichgiltig, wie die erſte Thatſache, von welcher man ausgeht, gewählt, und wie ſie erzählt wird. Die Gabe, das Einzelne anſchaulich und lebhaft darzuſtellen, die Kunſt, gut zu beſchreiben und gut zu erzählen, — ein wichtiger, und vielleicht der ſchwerſte Theil der Beredtſamkeit, — iſt unentbehrlich, wenn man von dem Beſondern anfangen will, um allgemeine Wahrheiten daraus zu folgern. Gelehrſamkeit und Kenntniß der Welt, — alles, was die Anzahl der, in dem Gedächtniſſe eines Mannes geſammelten, Thatſachen vermehrt, alles, was ſeinen eignen Erfahrungskreis von Dingen und Menſchen erweitert, oder ihm über Begebenheiten und Meinungen der Vorzeit, eine ausführlichere Kenntniß gibt, ſetzt ihn auch beſſer in den Stand, philoſophiſche Unterſuchungen auf Thatſachen und Erfahrung zu bauen. Denn gar viel leichter ſpinnt ſich eine ſolche analytiſche Entwickelung der Ideen in einem, mit mannigfaltigen Kenntniſſen bereicherten, Kopfe an, als in dem, deſſen trockne Philoſophie nicht durch Gelehrſamkeit und Umgang mit Menſchen unterſtützt wird. Der bloß ſpeculative Kopf nimmt immer gerne den Weg a priori: nur der, durch Kunſt, Geſchichte und Welterfahrung, mit ſinnlichen und praktiſchen Gegenſtänden Bekonnte wählt den Weg a posteriori und verfolgt ihn mit Glücke.

Doch, was noch mehr, als Einbildungskraft und Gelehrſamkeit, zu dieſer Sokratiſchen Meditation erfordert wird, iſt eine Art von Witz, oder Scharfſinn, oder die Vereinigung von beyden: wodurch alle Seiten einer Sache aufgeſucht, und die kleinern Aehnlichkeiten, oder Verſchiedenheiten, die zwiſchen ihr und andern Dingen vorhanden ſind, und die geheimern Verbindungen, wodurch ſie mit andern zuſammenhängt, ausfündig gemacht werden.

Man erklärt gemeiniglich den Witz durch die Fähigkeit, die Aehnlichkeiten, — und den Scharfſinn durch die Fähigkeit, die Verſchiedenheiten der Dinge zu finden. Ich geſtehe es, daß mich beyde Erklärungen nie völlig befriedigt haben. Die Urſache iſt, weil ich finde, daß in Metaphern und Allegorien, — deren Weſen in aufgefundnen Aehnlichkeiten beſteht, weit mehr die Einbildungskraft glänzt, als der Witz; daß auch der Verſtand, bey einem völlig methodiſchen Nachdenken, wo Niemand etwas witziges gewahr wird, Vergleichungen anſtellt, — ja daß faſt alles unſer Denken in Vergleichungen beſteht, oder aus denſelben hervorgeht; — weil ich finde, daß, in witzigen Einfällen, und in allen Producten des Geiſtes, welche dem Witze nach ungetheilter Meinung zugeſchrieben werden, eben ſo oft Unterſcheidungen, als Verbindungen vorkommen, und eben ſo oft verborgne Unähnlichkeiten, als Aehnlichkeiten ins Licht geſetzt werden; weil ich endlich finde, daß der Scharfſinn ſich eben ſo wohl in der Zuſammenſetzung, als in der Trennung der Dinge zeigt, und daß er überhaupt dem Räſonnement eigen und eine Beſtimmung deſſelben iſt, — zu welchem doch mehrerley Verrichtungen des Geiſtes, als bloß die Aufſuchung der Verſchiedenheiten, gerechnet werden.

Es ſcheint mir, aus Gründen, zu deren völliger Auseinanderſetzung hier der Ort nicht iſt, daß eben deßwegen Witz und Scharfſinn ſo ſchwer zu erklärende Wörter ſind, weil ſie die Fähigkeiten zu unerklärlichen Verrichtungen der Seele ausdrücken ſollen; ich will ſagen, weil ſie die Fähigkeiten ausdrücken, durch welche Ideen plötzlich entſtehen, und ohne daß ſie aus den vorhergehenden Ideen, oder aus dem vorſätzlichen Bemühn des Geiſtes begriffen werden können. Es iſt in beyden immer der Verſtand und nicht die Einbildungskraft, welche wirkt: denn das, was beyde hervorbringen, ſind Gedanken und nicht Bilder. Aber er ſcheint zu wirken, wie die Einbildungskraft, — durch eine bloße Aſſociation der Vorſtellungen. Sey es, daß Witz und Scharfſinn nichts anders iſt, als ein ſehr ſchnell denkender Verſtand, welcher ganze Reihen von Schlüſſen durchläuft, ohne daß der Geiſt ſich der Mittelbegriffe klar bewußt wird, und daher Reſultate herausbringt, welche, obgleich wirklich Folgerungen von durchlaufenen Ideen-Reihen, Eingebungen zu ſeyn ſcheinen; — ſey es, daß das ihnen Gemeinſchaftliche, in einer vorzüglichen Harmonie zwiſchen Verſtand und Einbildungskraft, oder in einer gröſern Herrſchaft des erſtern über die leztere, beſteht: immer iſt ausgemacht, daß dieſe Fähigkeiten in dem, was ſie hervorbringen, dem nachforſchenden Verſtande gleichen, und in der Art, wie ſie es hervorbringen, der dichtenden Einbildungskraft. Sie ſelbſt, (wenn es möglich iſt, Wörter, die in dem Munde des groſſen Haufens ſind, und ſo feine Unterſchiede ausdrücken, auf eine alle befriedigende Weiſe, zu erklären,) ſcheinen ſo von einander verſchieden zu ſeyn: daß der Wiz der Einbildungskraft, der Scharfſinn dem nachdenkenden Verſtande näher verwandt iſt. In beyden iſt die denkende Kraft gleichſam ſpielend: ſie findet, ohne zu ſuchen; ſie erntet, ohne geſäet zu haben: ſie bringt hervor, ohne Arbeit. Aber beym Wize wird dieſes Spiel, ſelbſt mit dem Sinnlichen, mit Bildern, mit concreten Gegenſtänden getrieben, — beym Scharfſinne, mit dem Unſinnlichen, mit Begriffen oder Ideen, mit allgemeinen Wahrheiten: daher die Producte des Wizes gemeiniglich nur zur Beluſtigung, zur Erregung des Lachens, — die Producte des Scharfſinns hingegen, zur Belehrung, zur Erfindung neuer Wahrheiten abzielen. — Doch wenn in einer ernſthaften Meditation, wenn in der Unterſuchung der Wahrheit, die Hülfe des Sinnlichen nöthig iſt: wenn Bilder Ideen erläutern, und Thatſachen und einzelne Erfahrungen zu Lehrſätzen führen ſollen: dann iſt auch der Witz dem Philoſophen und wiſſenſchaftlichen Unterſucher nützlich.

Hier iſt es nun, wo ſich die bisherige Abſchweifung an meine obigen Betrachtungen anſchließt.

Deßwegen hat die Sokratiſche und die Frankliniſche Methode zu unterſuchen, des Witzes nöthig: weil ſie gleichſam ſpielend anfängt, und belehrend endigt; weil ſie von Dingen des gemeinen Lebens, von Gegenſtänden der Sinne und der Einbildungskraft ausgeht, und bey Lehren der Weisheit, oder bey Lehrſätzen der Wiſſenſchaft, — Gegenſtänden des Verſtandes und der Vernunft — endigt.

Alle einzelne Dinge ſind unendlich zuſammengeſetzt, und haben alſo viele Seiten, von welchen ſie ſich betrachten laſſen. Abgezogne Begriffe nähern ſich den einfachen. Wo jene zum Grunde der Meditation gelegt werden, da muß nicht nur die Einbildungskraft mit dem Verſtande, von Anfange an, geſchäftig ſeyn: ſondern es iſt auch diejenige beſondre Wirkſamkeit des Verſtandes nöthig, welche plötzlich und gewiſſer Maßen unerklärlich wirkt. Es iſt mehr ein glücklicher Einfall, als eine ausführliche Unterſuchung, durch welche man den Punct ausfindig machen kann, wo ſich an das

Beſondre der zum *Allgemeinen* führende Leitfaden am bequemſten anknüpfen läßt. Was der Philoſoph bey dieſer Art zu meditiren thut, iſt ungefähr das Umgekehrte von der Operation des Dichters, wenn er allgemeine Begriffe in Metaphern und Allegorieen einkleidet.

8.

Alle folgenden Methoden der Meditation ſind gewiſſer Maßen nur Unterarten der Sokratiſchen. Unter denſelben zeichnet ſich die, welche ich als die dritte gezählt und die *hiſtoriſche* genannt habe, vorzüglich aus.

Es iſt eine doppelte Art der Geſchichte, durch welche man die Meditation über einen Gegenſtand einleiten kann: die Geſchichte der *Sache*, oder die Geſchichte der *Kenntniſſe von der Sache*.

Rouſſeau will über die Erziehung ſchreiben. Er nimmt einen Knaben an, der bey ſeiner Geburt ihm übergeben wird, und deſſen ſtufenweiſe Entwickelung er beſchreibt: und ſeine Theorie der Erziehungskunſt iſt eine Reihe von Reflexionen, eingeſchaltet in die Geſchichte einer beſtimmten Erziehung. — Plato will, in ſeinen Büchern von der Republik, die Natur des Rechts und der Tugend erklären: und er läßt, unter ſeinen Augen, eine bürgerliche Geſellſchaft entſtehn, um zugleich mit ihr Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, Geſetz und Strafe aufkeimen zu ſehen, und das Weſen der Sache, aus ihrem Urſprunge und allmähligen Fortgange, kennen zu lernen. — Was Rouſſeau und Plato in Abſicht ganzer Werke gethan haben, das kann in jedem philoſophiſchen Werke bey einzelnen Unterſuchungen geſchehn. — Dieß war der Gang, den die alten Philoſophen überhaupt nahmen, um die erſten Grundſätze der Sittenlehre zu finden. Sie verfolgten den Menſchen mit ihren Beobachtungen, von dem Stande der Thierheit an, in welchem er gebohren wird, bis zu der völligen Reife der Vernunft, mit welcher er als Mann ſeine Rolle in der Welt ſpielt: und bemerkten ſorgfältig, in dieſer Stufenleiter auf einander folgender Entwickelungen, den Punct, wo er anfängt eine Ahndung von Pflicht und Recht zu bekommen, und den, wo er anfängt die Tugend für das wünſchenswürdigſte Gut zu halten, und das Geſetz der Sitten als ſeinen höchſten Oberherrn anzuerkennen. Sie ſuchten die Rechte der Vernunft, auf die Anordnung der menſchlichen Handlungen, dadurch ſowohl zu erklären, als zu beweiſen, indem ſie den Uibergang des Menſchen, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, hiſtoriſch darlegten.

Es iſt klar, daß dieſe Methode eigentlich abzielt, zu demjenigen, was man in der Vernunftlehre eine genetiſche Erklärung nennt, zu gelangen, — einer Erklärungsart, welche uns eine Sache dadurch kennen lehrt, daß wir erfahren, wie ſie entſtanden, aus welchen Theilen ſie zuſammengeſetzt, oder durch welche Reihe von Veränderungen ſie in den Zuſtand ihrer Reife und Vollendung gekommen iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſe Erkenntniß von dem Urſprunge eines Dinges, wenn ſie vollſtändig iſt, die vollkommenſte, welche ein Menſch von dem Weſen deſſelben haben kann; denn ſie iſt diejenige, welche bey Gegenſtänden, die ſeiner Gewalt unterworfen ſind, ihn in den Stand ſetzt, ſie hervorzubringen. Wer die Reihe der Operationen genau und vollſtändig wüßte, durch welche die Natur das Gold aus ſeinen Beſtandtheilen erzeugt, und ſie im Kleinen nachzumachen im Stande wäre, würde ohne Zweifel Gold machen können. Auf dieſe und keine andre Weiſe geſchieht es, daß wir alle Künſte und Handwerke lernen: indem wir nähmlich, bey unſerm Meiſter, dem Proceſſe, wodurch das Kunſtwerk entſteht, oft beywohnen, und uns davon nach und nach die Regeln abziehen, wie wir zu Werke gehen müſſen, um ein ähnliches zu verfertigen. Indeß reicht in der Philoſophie, beſonders in der Moral und Politik, unſre Kenntniß der Geſchichte der Sache und ihres Urſprungs nie ſo weit. Die Stufen der Entwickelung, die wir anzugeben wiſſen, hängen gemeiniglich nur von ferne zuſammen: und zwiſchen ihnen fehlen immer noch viele Operationen der Natur, deren uns mangelnde Kenntniß in der Kette der Urſachen und Wirkungen beträchtliche Lücken läßt. — Beſonders ſehen wir die organiſirten und lebenden Weſen, zwar von Zeit zu Zeit verändert, und können dieſe Veränderungen aufzählen: und mit der Aufzählung dieſer Veränderungen füllen wir eben die Naturgeſchichte derſelben aus. Aber der Uibergang, von einem dieſer verſchiednen Zuſtände zum andern, bleibt uns ewig verborgen. Wir ſehen die Körper des Menſchen, des Thieres, der Pflanze nicht wachſen; wir ſehen nur, daß ſie gewachſen ſind. So iſt es in Abſicht der Einſichten, der Neigungen, der moraliſchen Empfindungen. Wir finden heute Begriffe im Kinde, die es vor vier Wochen noch nicht hatte. Und doch wiſſen wir nicht, wenn und wie es eigentlich zu dieſen Begriffen gekommen iſt. Um dieſer Urſache willen bleibt alſo dieſe Philoſophie, welche die Natur geiſtiger Gegenſtände, durch die Geſchichte ihrer Entſtehung und ihres Wachsthums, kennen zu lernen ſucht, ob ſie gleich, wie ich glaube, eine der beſten Methoden gewählt hat, und zu vielen einleuchtenden und nützlichen Aufſchlüſſen verhilft, doch von der Erreichung ihres Ziels, einer wahrhaft genetiſchen Erklärung, noch ſehr weit entfernt.

Dieſe Geſchichtserzählungen von einer Sache, wodurch man die Unterſuchungen über ihre Natur einzuleiten ſucht, können ſelbſt noch von verſchiedner Art ſeyn. Es iſt entweder die Geſchichte eines Individuums, oder es iſt Geſchichte der Gattung, und die erſtre iſt hinwiederum entweder eine wahre oder eine erdichtete Geſchichte.

Wenn ich z. B. über den Geiz, nach dieſer Methode, Unterſuchungen anzuſtellen die Abſicht habe, ſo kann ich entweder das einzelne Gemälde eines beſtimmten Geizigen machen, und zeigen, wie aus ſeinen natürlichen Anlagen und den Umſtänden und Begebenheiten ſeines Lebens, ſeine übermäßige Neigung zum Gelde nach und nach hervorging. Oder ich kann die bekannte Geſchichte eines berühmten Geizhalſes vor mich nehmen, und aus wirklichen Thatſachen die Natur der Leidenſchaft, ihre Triebfedern, und die Vorſtellungen und Meinungen, welche bey ihr zum Grunde liegen, abzuziehn ſuchen. Oder ich kann endlich, anſtatt den Geiz, bey einem einzelnen Menſchen, entſtehen, wachſen, und auf mannigfaltige Weiſe ſich äußern zu ſehn, der Geſchichte des Geizes im menſchlichen Geſchlechte nachforſchen. Ich kann unterſuchen, wie nach und nach, aus den allernatürlichſten Neigungen des Menſchen, — aus der Liebe des Lebens und der Furcht vor dem Schmerze und dem Untergange, — die Liebe zum Eigenthum entſtand; und wie dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders durch die hinzukommende Begierde über andre hervorzuragen, — zu einer unnatürlichen Leidenſchaft ausarten konnte.

Die erſte dieſer Methoden, die Philoſophie über einen moraliſchen Gegenſtand, in eine Dichtung einzukleiden, ſetzt, wenn ſie mit Glück angewandt werden ſoll, die ſeltenſten Fähigkeiten voraus. Aber ein nach derſelben ausgeführtes Werk iſt auch eines der vollkommenſten Erzeugniſſe des philoſophiſchen Geiſtes, und am meiſten fähig, bey dem größern Publicum Eingang zu finden. Sie iſt die, welche Rouſſeau in ſeinem Emil gewählt hat, und welche dieſes Werk ſo reitzend macht. — Sie erfordert dichteriſches Genie, — das Talent, eine Fabel zu erfinden, Begebenheiten mit Wahrſcheinlichkeit an einander zu reihen, einen Knoten zu knüpfen und aufzulöſen, Charaktere nicht nur zu ſchildern, ſondern auch handeln zu laſſen. Und da dieſe Fabel nicht abzielt, die Leſer bloß durch Theilnahme an den Schickſalen der Perſonen zu vergnügen; ſondern da ſie das Werkzeug ſeyn ſoll, philoſophiſche Unterſuchungen in Gang zu bringen: ſo muß, mit jenem dichteriſchen Genie, auch eine tief ins Innere der Sache eindringende Beobachtungsgabe verbunden ſeyn, damit unter der Hülle der Fabel Wahrheit verborgen liege; — es muß auch die Gabe des Abſtrahirens damit verbunden ſeyn, welche die allgemeinen Wahrheiten, die das Reſultat der Geſchichte ſeyn ſollen, aufzufaſſen und deutlich auszudrücken wiſſe.

Zwar gehört zu jeder philoſophiſchen Abhandlung über einen ſittlichen Gegenſtand, wenn neue und dem Autor eigenthümliche Gedanken darin vorkommen ſollen, eine aus Beobachtungen geſchöpfte Kenntniß der Welt und der Menſchen. Aber dieſe Beobachtungen müſſen weit genauer und ausführlicher ſeyn, wenn ſie hinreichen ſollen, den Plan einer individuellen Geſchichte darauf zu bauen, als wenn ſie beſtimmt ſind, in ihrem philoſophiſchen Gewande, als abgezogne Sätze, der Welt vorgelegt zu werden. Der dramatiſche Dichter, oder der Romanſchreiber, welcher den Geizigen, oder den Unentſchloſſenen ſchildert, muß einer Menge kleiner Schattirungen und Aeußerungen wahrgenommen haben, auf welche der Philoſoph, welcher bloß die Theorie dieſer Gemüthszuſtände vorträgt, nicht Acht zu geben braucht. Wenn dieſer letztre aber ſeine Theorie ſelbſt, auf jene praktiſche Schilderung, zu gründen verſpricht: ſo muß er auch beyde Forderungen, die, welche an den Dichter, und die, welche an den Weltweiſen gemacht werden, erfüllen; er muß das Beſondre und Kleine in den Dingen bemerkt haben, und muß doch das Allgmeine und Große herauszuziehn und abzuſondern wiſſen.

In großen Werken demnach dieſe Methode zu zu befolgen, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, nur die Sache ſeltner und außerordentlicher Köpfe: aber bey einzelnen, kleinen Bruchſtücken der Meditation, kann auch der gewöhnliche gute Kopf und jeder denkende Mann dieſelbe zu Hülfe nehmen. Man iſt auf dieſem Wege wenigſtens ſicher, ſich von der wirklichen Welt nicht zu weit zu entfernen und in Hirngeſpinſte zu verlieren. Uiberdieß kann das, was, als Mittel zur Darſtellung philoſophiſcher Ideen, nur von wenigen gebraucht werden kann, doch für viele eine Vorbereitung zu philoſophiſchen Unterſuchungen werden. Es iſt dieß eine Uibung, welche ich jedem jungen Denker anrathen würde, daß er die Sache, welche er zu unterſuchen vorhat, ſich in einem individuellen Falle, ſo ausführlich von ſeiner Einbildungskraft vorſtellen laſſe, als wenn er ein poetiſches Gemälde derſelben entwerfen wollte; und daß, wenn bey ihr Veränderungen nach einer gewiſſen Regel auf einander folgen, und alſo eine Geſchichte Statt findet, er auch dieſe, als vor ſeinen Augen vorgehend, ſich mit allen kleinen Zügen der Wirklichkeit ausmale. Dann, wenn er dieſe Art von Roman in ſeinem Kopfe vollendet hat, fange er an, über den Gegenſtand zu philoſophiren; dann verwandle er die Bilder in Ideen, und abſtrahire ſich Regeln aus ſeiner eignen Schöpfung. Hat er Geiſteskraft genug, um in den Dingen etwas neues und eignes zu ſehen: ſo wird er es auf dieſem Wege eher finden, als wenn er mit der Herleitung allgemeiner Sätze aus Principien angefangen hätte.

An die Stelle dieſer erdichteten Geſchichten wahre zu ſetzen, welches die zweyte Abänderung der hiſtoriſchen Meditation war, hat eine vortheilhafte und eine nachtheilige Seite. Wenn wir von Thatſachen, — durch glaubwürdige Zeugen beſtätiget, — unſre allgemeinen Begriffe abziehn: ſo legen wir unſerer Unterſuchung Wahrheit zum Grunde. Wenn wir jene, aus den Beobachtungen vieler Fälle zuſammengeſetzte, Erdichtungen zum Stoffe unſrer Philoſophie nehmen: ſo bauen wir ſie nur auf Wahrſcheinlichkeiten. Es iſt auch dieß ohne Zweifel die älteſte und ächteſte Methode der denkenden Vernunft, ſich aus wirklich erlebten, oder von andern beurkundeten Beyſpielen, Lehren der Weisheit abzuziehn. — Aber, auf der andern Seite, ſchmiegen ſich die Dinge und Begebenheiten der Welt nicht ſo ganz nach unſrer Philoſophie, wie wir wünſchten und nöthig hätten. Sie enthalten entweder noch fremdartigen Stoff, den wir zu unſern Unterſuchungen nicht brauchen; oder ſie geben nur einige wenige der Züge her, die wir gern vollſtändig geſammelt wiſſen wollen. Es iſt alſo allerdings, zum Behufe philoſophiſcher Meditationen, bequemer, wenn aus den Begebenheiten vieler Oerter und Zeiten, wovon jede einigen Beytrag zur Kenntniß des Gegenſtandes liefert, ſchon zum voraus dieſe aufklärenden Thatſachen geſammelt, von den nichts lehrenden Nebenſachen, mit welchen ſie in der wirklichen Welt verbunden waren, abgeſondert, und in Ein Ganzes vereiniget worden ſind. Und eben aus dieſer Sammlung und Vereinigung entſteht, wenn die erſtre die möglich vollſtändigſte, die andre die geſchickteſte und der Natur ähnlichſte iſt, die philoſophiſche Dichtung, von welcher ich zuvor redete.

Von der dritten der oben angezeigten Arten, die Geſchichte als Grundlage der Philoſophie zu brauchen, — nach welcher nicht die Geſchichte eines Individuums, ſondern die Geſchichte der Gattung erzählt wird, — gibt die Republik des Plato ein Beyſpiel. Es iſt nicht eine in ihrer Art völlig beſtimmte Republik, welche er, mit allen den Zeit- und Ort-Umſtänden, ſchildert, wodurch ihr Gemälde poetiſch wahr gemacht werden könnte. Es iſt noch weniger die Geſchichte eines wirklichen Staats. Es iſt die Erzählung von der Art und Weiſe, wie Menſchen überhaupt zu Werke gehen müſſen, wenn ſie einen Staat erbauen und ihm eine höhere Vollkommenheit geben wollen. Es ſind immer allgemeine Sätze, es iſt immer Philoſophie, was den Inhalt dieſes Werks ausmacht: aber es iſt eine Philoſophie, welche dem Gange der Natur folgt, bey dem Entſtehen der Sache anfängt, und ſie, durch alle Stufen ihres Wachsthums bis zu ihrer Vollendung, verfolgt. Alle diejenigen Schriftſteller, welche die Natur und den Grund der menſchlichen Pflichten, auf dem Wege, aufzufinden ſuchten, daß ſie dem Urſprunge und Fortgange der allgemeinen Meinung von ihrer Verbindlichkeit nachſpürten, — die, welche die Geſchichte der Reli-

gio-

gionen, und die Entwickelung der religiöſen Begriffe im menſchlichen Geſchlecht, zum Grunde ihrer Unterſuchungen über das Daſeyn und die Verehrung der Gottheit, legten, — wie Cicero zum Theile in ſeinen Büchern de natura deorum gethan hat, — alle die mit einem Worte, welche die Unterſuchung deſſen, was ein Gegenſtand, in ſeinem jetzigen beharrlichen Zuſtande, ſey, durch die Nachforſchung der Veränderungen, durch welche er in dieſen Zuſtand gekommen iſt, und die Entwickelung der *Merkmahle* eines Begriffs, durch die Entwickelung der *Art* und *Weiſe*, wie er ins menſchliche Gemüth Eingang gefunden hat, — vorbereiten: — alle dieſe ſchlagen denjenigen Weg der Meditation ein, welchen ich hier anzugeben verſuche.

Ohne Zweifel iſt dieſe Unterſuchungsart denjenigen Gegenſtänden beſonders angemeſſen, deren ganze Dauer mit einer Reihe immerwährender Abwechſelungen angefüllt, und deren Weſen uns nur durch *Kräfte* und *Empfänglichkeiten*, das heißt, durch das Vermögen Veränderungen hervorzubringen, und Veränderungen zu leiden, erkennbar iſt. — Wenn, überdieß noch, in der Reihe dieſer thätigen und leidentlichen Veränderungen, eine regelmäßige Folge, ein ſtandhaft beobachtetes Geſetz obwaltet; wenn der Gegenſtand zu einer von der Natur ſelbſt ſichtbar begrenzten Claſſe gehört, bey deren Individuen Entſtehung, Wachsthum, Reife, Verfall und Untergang nach einer gleichen Ordnung aufeinander folgen: ſo enthüllt ſich allerdings die Natur deſſelben am deutlichſten, wenn man ſeine Geſchichte ſtudirt. Ein ſolcher Gegenſtand iſt jedes organiſirte Weſen, aber beſonders der Menſch, und am allermeiſten der Geiſt des Menſchen. — Bey den Pflanzen und Thieren und bey dem menſchlichen Körper kann die Beſchreibung, die Aufzählung der Theile und Merkmahle, vor der Geſchichte, der Aufzählung der Veränderungen, durch welche die Theile ſich ſo bildeten, und die Merkmahle ſich ſo zuſammenfanden, als wir ſie jetzt, gebildet und vereinigt, ſehen, vorhergehen. Und ſie muß es auch, weil ſonſt der Schüler nicht weiß, wovon der Lehrer redet, da nicht das Bewußtſeyn, ſondern die **Beobachtung ihm zuerſt das Daſeyn der Sache ankündigt, und ihm alle ſeine Kenntniß von ihr** verſchafft. Aber bey der menſchlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihren Tugenden und Laſtern, kann man oft gar nicht auf eine andre Weiſe eine deutliche Vorſtellung des zu betrachtenden Gegenſtandes, durch Worte, erwecken, als indem man deſſen Entſtehung und allmählige Entwickelung angibt. Und es iſt auch hier eine Beſchreibung der Sache weniger nöthig; weil jedem ſein eigenes Herz, ſein inneres Bewußtſeyn die Gegenſtände ſchon in ſo weit kennen lehrt, daß er nicht in Gefahr iſt, ſie mit andern zu verwechſeln. Alles alſo, was man in Abſicht ihrer zu wiſſen begehet, ſind die Geſetze ihrer Natur. Und dieſe ſind vornehmlich in der Folge der Urſachen und Wirkungen ſichtbar, an deren Kette ſie ſich anſchließen, oder in die ſie, als neue Räder der Maſchine, eingreifen.

Aber von der Geſchichte der Sache iſt noch die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, — oder die Geſchichte der Begriffe und Meinungen, welche die Menſchen von derſelben, nach und nach, gehabt haben, unterſchieden *): und auch in dieſer findet der Denker oft ein Hülfsmittel, das ihm ſeine Unterſuchungen erleichtert.

---

*) Wir wollen die ſittlichen Grundſätze zum Beyſpiele nehmen. Wenn die Peripatetiker und Stoiker den ſtufenweiſen Fortgang jedes Menſchen, von ſinnlichen Eindrücken und Antrieben zu den Spielen der Einbildungskraft und dem Wohlgefallen an Schönheit, — von dieſen zu den Arbeiten des Verſtandes und dem Vergnügen der befriedigten Wißbegierde, — und von dieſen endlich zu dem Beſtreben nach Sittlichkeit und der Verehrung der Tugend, beſchrieben: ſo war es die Geſchichte der Sache, durch welche ſie ihre Natur aufzuklären ſuchten. Wenn aber Smith, (in ſeinem Buche über die moraliſchen Empfindungen,) die verſchiedenen Syſteme der Moral, welche in der alten Welt geherrſcht haben, durchgeht, um, durch die Abweichungen oder die Aehnlichkeiten, welche zwiſchen ihnen und ſeiner Theorie Statt finden, dieſe zu erläutern, und — inſofern er ſtillſchweigend die Grundſätze derſelben in ihnen vorausgeſetzt findet, — ſie zu beſtätigen: ſo iſt es die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, welche ſeine Meditation unterſtützte.

Ciceros philoſophiſche Schriften fangen faſt ſämmtlich mit der Geſchichte der Philoſophie ſeines Gegenſtandes an. Bayles ganze Philoſophie war gewiſſermaßen nur das Reſultat ſeiner Forſchungen im Fache der philoſophiſchen Geſchichte. Auch Leſſing, — wenn er gleich dieſe Vorarbeit zu ſeiner Meditation, der Schrift, welche die Frucht derſelben war, nicht immer einverleibt, — ſcheint doch immer ſie vorausgeſchickt zu haben; und das Philoſophiren ſcheint ihm vorzüglich zu glücken, wenn er es an kritiſche und hiſtoriſche Erörterungen anknüpft.

In der That muß man, um über einen Gegenſtand mit gutem Erfolge nachzudenken, erſt mit demſelben vertraut geworden ſeyn: und nichts iſt ſo geſchickt, uns zu einer innigen Bekanntſchaft mit ihm zu verhelfen, als wenn wir die Arbeiten, welche andre Menſchen auf ihn gewandt haben, durchgehn, und alle die mannigfaltigen Seiten aufſuchen, von welchen er ſich, zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Völkern, den Wißbegierigen gezeigt hat. — Man erwärmt ſich gewiſſer Maßen für eine Unterſuchung, wenn man die Theilnehmung und den Eifer ſieht, mit welchem bedeutende Männer der Vorwelt ihn bearbeitet haben. Und ſelbſt die Abwechſelung von Thorheit und Weisheit, von Licht und Finſterniß, die ſich, in den Meinungen der Menſchen und den Syſtemen der Philoſophen, über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, findet, gibt uns Geſichtspuncte, unter welchen ſie ſich betrachten laſſen; die, wenn wir ſie, nach unſerm mehr ausgebildeten Verſtande und unſern erweiterten Vorkenntniſſen, nutzen, uns tiefer in die Unterſuchungen, welche wir anzuſtellen haben, eindringen laſſen, als wenn wir ſie bloß, nach der Denkungsart und den Syſtemen unſerer Zeitgenoſſen, angeſtellt hätten.

4.

Die vierte der von mir aufgezählten Methoden des Nachdenkens iſt die widerlegende. Es ſcheint der Weg zu ſeyn, welchen ſcharfſinnige Köpfe, wofern ſie nicht die erſten Erfinder einer Wiſſenſchaft ſind, am natürlichſten einſchlagen. — Ariſtoteles fängt faſt immer ſeine Unterſuchungen damit an, daß er die Lehrſätze ſeiner Vorgänger angreift. Leſſing, der nach allen Methoden zu denken fähig war, befolgt doch keine ſo oft und mit ſolchem Glücke, als die, Meinungen und Begriffe zu beſtreiten, die er für falſch hält. Ein großer Theil ſeiner Schriften, und faſt der, welcher am meiſten belehrt und vergnügt, beſteht aus Kritiken und Widerlegungen.

Es iſt auch begreiflich, auf welche Weiſe dem Geiſte diejenige Arbeit, welche auf Erfindung der Wahrheit abzielt, dadurch erleichtert wird, wenn er mit der Widerlegung der Irrthümer anfängt.

Zuerſt, wer widerlegt, hat ſchon etwas vor ſich, das ihm Anlaß und Stoff zu Betrachtungen gibt: wer bloß ſeine eignen Gedanken vorträgt, muß alles ſelbſt erſinden. Und da der Anfang einer jeden Arbeit immer der ſchwerſte Theil derſelben iſt; da es beſonders, bey dem Meditiren, oft ſo viel Mühe macht, den Gegenſtand recht ins Auge zu faſſen, oder, — wie man zu ſagen pflegt, — ſich in die Materie hinein zu ſtudiren: ſo iſt dieſe Schwierigkeit gehoben, oder wird wenigſtens ſehr vermindert, wenn man die Sätze eines andern vor ſich hat, mit deren Prüfung man die erſten Schritte der Unterſuchung einleitet.

Es iſt überdieß der natürliche Gang, den der Menſch in der Erweiterung ſeiner Einſichten nimmt, daß er erſt an dem, was er von andern gelernt hat, zu zweifeln anfängt, ehe er ſich entſchließt, die Sache ſelbſt zu unterſuchen. So lange wir mit den Meinungen, die wir um uns herum herrſchen ſehen, und mit den Beweiſen, welche man uns dafür anführet, zufrieden ſind: ſo lange werden wir durch nichts aufgefordert, die Mühe eigner Forſchungen zu übernehmen. Aber wenn in einem Lehrgebäude, das bisher von uns für unumſtößlich feſt gehalten worden iſt, und das noch jetzt ſein Anſehn bey andern Menſchen behauptet, ſich uns Ungereimtheiten zeigen; wenn wir in Beweiſen, die bisher allgemein für bündig erkannt worden ſind, eine Schwäche gewahr werden, oder in Erklärungen, die uns für vollſtändig und deutlich aufgedrungen worden ſind, eine Dunkelheit, oder eine Lücke aufſpüren: dann iſt der Zeitpunct, wo, durch Wißbegierde und Ehrgeitz, wir zu Nachforſchungen gereitzt werden; und dieß ſind die Anläſſe, bey welchen wir, wenn uns die Natur die Fähigkeit zum Selbſtdenken nicht verſagt hat, unſre erſten Verſuche darin machen.

Und in der That wiſſen wir aus der Geſchichte der Philoſophie, daß die wichtigſten Entdeckungen und Fortſchritte in ihr, Folgen der Prüfung und Widerlegung älterer Meinungen geweſen ſind. — Leibnitz, deſſen Nahme den teutſchen Nahmen ehrt, hat, durch die Widerlegung, oder Berichtigung der Begriffe von Locke und Carteſius, den Weg zu den meiſten der ihm eigenthümlichen gefunden. Und ſelbſt diejenige Philoſophie, durch welche unſer Zeitalter ſich bey der Nachwelt auszeichnen wird, und die ſchon anfängt ihre Form, wenn auch nicht immer ihren Geiſt, den teutſchen Schriften jeder Art mitzutheilen: — iſt ſie nicht augenſcheinlich eine Frucht, die ſich aus der Prüfung und Widerlegung der ſceptiſchen Behauptungen Humes und der dogmatiſchen Leibnitzens, wie aus ihrem Keime, entwickelt hat?

Bey keiner Art philoſophiſcher Arbeiten haben auch die verſchiedenen Talente, durch welche ſich vorzügliche Denker hervorthun, einen ſo freyen Spielraum, als bey dem Streite mit den Meinungen und Beweiſen andrer Philoſophen. — Auch in dieſem Felde iſt der Krieg der Schauplatz, wo Muth und Geſchicklichkeit am meiſten glänzen können. Hier findet der Witz Gelegenheit, das Ungereimte und Lächerliche aufzufinden und ins Licht zu ſetzen. Der Scharfſinn kann unterſcheiden, was ein andrer vermiſcht hat, oder eine geheime Aehnlichkeit entdecken, wo man zuvor nur Entgegenſetzung ſah. Der Verſtand, noch nicht gebunden, irgend eine Meinung anzunehmen, ſpielt und übt ſich gleichſam nur mit den Schlüſſen, deren Glieder und Zuſammenkettung er prüft. Der, welcher etwas behauptet, — welcher lehrt, hat die Pflicht auf ſich, einen beſtimmten Satz gegen alle Einwendungen durchzufechten; er hat einen vorgezeichneten Gang, der ſeinen Vortrag einförmiger macht; er hat auch eine gewiſſe Vollſtändigkeit von Kenntniſſen nöthig, um ſein Syſtem zu ründen. Wer aber widerlegt, iſt frey. Er kann ſich auf alle Seiten wenden: er kann aber auch ſeine Angriffe gegen einen einzigen Punct der Sache richten. Er hat es nicht zu verantworten, wenn er gleich in den übrigen Theilen der Materie noch unwiſſend iſt; wenn er nur in dem, wo er tadelt, richtig geſehen hat. Auch kommt der natürliche Stolz des Menſchen hinzu, dieſe Methode der Unterſuchung dem, welcher ſie wählt, angenehm zu machen. —

Zwar ſtehen die, welche die Syſteme und Meinungen ihrer Vorgänger angreifen, gemeiniglich auf den Schultern derſelben. Erſt durch das, was ſie von ihnen gelernt haben, ſind ſie in den Stand geſetzt worden, mit ihnen zu ſtreiten. Aber doch ſcheinen ſie zugleich wirklich höher zu ſtehn, als dieſe Vorgänger. Ein entdeckter Irrthum iſt doch ein reeller Vorzug. Und ſoweit als eine Widerlegung richtig iſt, ſcheint der, welcher ſie macht, immer an Einſichten denjenigen zu übertreffen, welcher widerlegt wird.

Doch, ſo wie es ein wirkliches Hülfsmittel eigner Unterſuchungen iſt, mit der Prüfung fremder Meinungen, mit der Aufdeckung der Unwiſſenheit, oder mit der Widerlegung der Irrthümer in den Schriften unſrer Vorfahren oder Zeitgenoſſen, anzufangen: ſo kann es ein eben ſo großes Hinderniß für die Erfindung der Wahrheit, — wenigſtens für die Erlangung einer gewiſſer Feſtigkeit in unſern Uiberzeugungen — werden, wenn wir das Widerlegen und Streiten zu unſerm Hauptgeſchäfte machen, anſtatt daß wir es, als Vorübung und Einleitung zur Meditation über die Sache ſelbſt, brauchen ſollten. Der philoſophiſche Geiſt eines ſtudirenden Jünglings zeigt ſich gemeiniglich dadurch zuerſt, daß er gegen die Vorträge ſeiner Lehrer, von welchen ſeine Mitſchüler befriedigt werden, Einwendungen macht, und da Zweifel und Schwierigkeiten findet, wo den übrigen alles leicht und überzeugend iſt. Aber wenn er dabey ſtehen bleibt; wenn ſein Nachdenken und ſein Scharfſinn nicht weiter geht, als bloß bis dahin, daß er dadurch ſich von der Anhänglichkeit an ſeinen Meiſter losmacht, dasjenige, was andre für ächte Erkenntniß annehmen und aufbewahren, verwirft und bey Seite ſetzt, und ſeinen bisherigen Uiberzeugungen den Beyfall entzieht: ſo ſchlummern die beſten und edelſten Kräfte ſeines Geiſtes noch immer unthätig und unentwickelt. Der rechte Unterſuchungsgeiſt, der, welcher auf die Erforſchung der Sachen ſelbſt, nicht auf die Prüfung der Meinungen irgend eines Menſchen geht, iſt dann bey ihm noch nicht erwacht; ja er iſt ſelbſt in Gefahr unterdrückt zu werden. Wenn der Menſch, in der immerwährenden Auffindung von Zweifeln und Einwürfen gegen alte Wahrheiten, die im Beſitze der öffentlichen Meinung ſind, oder gegen neue Behauptungen, welche den Beyfall des Publicums erhalten, eine leichte und ihn befriedigende Nahrung ſeines Geiſtes findet; ſo ſpricht er ſich leicht, von der weit ſchwereren Arbeit los, in das Innere der Materie ſelbſt einzudringen, und über die Gegenſtände, welche andre nach ſeinem Urtheile falſch geſehen haben, etwas Wahres bey ſich feſtzuſetzen.

Der Scepticismus iſt, als wirkliches Gedankenſyſtem, nie von einem Menſchen aufrichtig und ehrlich angenommen worden. Denn nie hat einer darnach gehandelt. Aber auf die jetzt eben angezeigte Weiſe iſt die Anmaßung oder das Vorgeben, ein Sceptiker zu ſeyn, entſtanden. Durch die Leichtigkeit und Anmuth derjenigen Geiſtesarbeit verführt, welche mit dem Zerſtören und Niederreiſſen, bey dem Baue der menſchlichen Erkenntniß, beſchäftigt iſt, haben ſcharfſinnige Männer, wenn ſie zugleich eitel waren, ihre ganze Philoſophie darauf eingeſchränkt. Einige haben ſogar, nur um ihre Trägheit im Nachdenken zu rechtfertigen, die Unmöglichkeit behauptet, die Wahrheit zu finden. Der Ruhm eines Philoſophen und eines ſcharfſinnigen Kopfes läßt ſich auf eine weit bequemere Weiſe erhalten, wenn man ſich zum Richter fremder Arbeiten aufwirft, als wenn man, in derſelben Gattung, eigne Werke hervorbringt und der öffentlichen Beurtheilung ausſtellet. — Das erſtre thut der Sceptiker. Er beſucht, gleichſam als Dilettant, die Kunſtſäle der Philoſophen, und findet, an den von aller Welt bewunderten Meiſterſtücken, Ausſtellungen zu machen. Vielleicht ſind dieſe nicht ungegründet. Aber die große Sache wäre, es beſſer zu machen. — Und zwar iſt es bey Werken der Kunſt erlaubt, und bleibt immer noch ein Verdienſt, Geſchmack durch die Strenge ſeiner Kritik zu zeigen, auch wenn man nicht das Genie hat, ſelbſt etwas hervorzubringen. Aber bey Werken des philoſophiſchen Geiſtes, bey der Auffindung und dem Erweiſe ſolcher Wahrheiten, die zu einer vernünftigen Aufführung, zur Ruhe des Lebens, oder zu einer ſtandhaften Ertragung der Uibel. gehören, iſt es niemanden erlaubt, ſich mit der Aufdeckung der Schwächen und Fehler ſeiner Vorgänger zu befriedigen. Man verlangt mit Recht von demjenigen, welcher zu dieſem Geſchäfte Geiſtesfähigkeit genug hat, daß er wenigſtens einen Verſuch mache, den entdeckten Mängeln abzuhelfen, und an die Stelle ſchwacher Gründe ſtärkere zu ſetzen.

Zu Errichtung neuer Gebäude iſt das Niederreiſſen der alten oft unentbehrlich: nicht bloß, damit der Platz geräumt werde, worauf jene ſtehen ſollen; ſondern auch, zu dem Ende, daß man die Materialien dazu bekomme. Auf gleiche Weiſe iſt für einen jungen Denker, zur Vorbereitung ſeiner eignen Unterſuchungen und zur Begründung ſeiner eignen Uiberzeugung, oft kein anderes Mittel, als die Zerſtörung des Anſehns, welches der von andern empfangne Unterricht bisher bey ihm hatte, und die Erſchütterung oder völlige Vernichtung derjenigen Gewißheit, welche er fremden Unterſuchungen verdankte. Dadurch kommt zuerſt ein lebhafter Antrieb zum Nachdenken in die junge Seele. Der, welcher die Lücken und Unvollkommenheiten der bisherigen Erkenntniſſe entdeckt, ſieht, daß für ihn noch etwas zu thun übrig, und ein Feld zu Erwerbung des Ruhms offen iſt. Der, welcher durch den Zweifel ſeine Gemüthsruhe geſtört findet, hat ein Bedürfniß, neue Gründe und Betrachtungen aufzuſuchen, um jene Ruhe wieder zu erhalten. Uiberdieß wird der, welcher ein Syſtem philoſophiſcher Lehrſätze widerlegt, mit eben dieſen Sätzen weit beſſer bekannt, als wenn er ſich bloß, als gläubiger Schüler, mit ihnen beſchäftigt hätte. Er lernt alſo auch den Gegenſtand ſelbſt, wovon in dem Syſtem die Rede iſt, inniger und von mehreren Seiten kennen. Er übt zugleich ſeine Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln und zu ſchließen; und indem ſeine Uiberzeugungen vielleicht vermindert und eingeſchränkt werden, wird doch die Anzahl ſeiner Ideen vermehrt, und ſein Geſichtskreis erweitert. Aber die Vorübung zu einer Arbeit iſt noch nicht die Arbeit ſelbſt. Widerlegen und beſtreiten heißt noch nicht ſelbſt denken. Und derjenige ſtützt ſich eben ſowohl noch auf eine Krücke, der ſeine Vorſtellungen, als Einwürfe und Kritiken, an die Ideen eines andern anreihet, als der, welcher ſie nach dem Muſter derſelben bildet. Werden wirkliche höhere Geiſteskräfte auf jenes Geſchäft allein gewandt: ſo werden ſie gemißbraucht. — Gemißbraucht, weil ſie zu größern Dingen fähig ſind, und weil ſie, wie jede große Kraft, wenn ſie unrecht angewandt wird, wirklichen Schaden anrichten. Denn wenn der Fleiß und die Kunſt eines großen Kopfs auf Zerſtörung der angenommenen Grundſätze allein gerichtet iſt, und ſeine Wirkſamkeit damit endigt: welche andre Rolle ſpielt er in der intellectuellen und moraliſchen Welt, als die, welche die Länder verwüſtenden Helden in der phyſiſchen und politiſchen ſpielen?

Es iſt indeſſen, um gerecht zu ſeyn, nicht zu vergeſſen, daß, in der ſpeculativen Philoſophie, es unter die wichtigen Endzwecke der Meditation gehört, uns nicht bloß unſere zufällige Unwiſſenheit, — der wir daher abhelfen können, — ſondern auch unſer natürliches Unvermögen und alſo die Grenzen unſers Verſtandes aufzudecken: welches dann nicht anders, als durch die Vernichtung der falſchen Anſprüche, geſchehen kann, welche die Philoſophen auf klare und gewiſſe Erkenntniß, in dem für den menſchlichen Verſtand unerreichbaren Gebiethe, gemacht haben. Derjenige leiſtet unſtreitig dem menſchlichen Geſchlechte einen Dienſt, der es von unnützen und nichts fruchtenden Grübeleyen, oder von leeren und ungegründeten Einbildungen befreyet, und der den künftigen Denkern die eigentliche Sphäre anweiſet, innerhalb deren ſie hoffen können, Entdeckungen zu machen. Zwar, ſcheint es, dieſer Dienſt könne dem menſchlichen Geſchlechte nicht mehr, als einmahl, geleiſtet werden. Und beynahe könnte uns, wenn wir die großen Denker die Grenzen der Philoſophie, in Anſehung des Geiſtigen und Uiberſinnlichen, immer mehr verengen ſehen, für unſre Nachkommen bange werden, daß ſie für ihr Nachdenken zu wenige Beſchäftigung finden werden, und wenn ſie Erfinder ſeyn wollen, nur die Körperwelt zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung werden wählen können. Doch wenn man dagegen ſieht, daß, vom Sokrates bis Kant, die Philoſophen nicht aufgehört haben, mit den Sophiſtereyen vermeinter Weisheit zu ſtreiten; und daß auch dieſer Stoff der Meditation, welcher bloß in der Vernichtung angemaßter Einſichten, und in der Beſchränkung unſerer Verſtandesarbeiten beſteht, unerſchöpflich iſt: ſo überlaſſen wir billig die Sorge für die Denkübungen der Nachwelt ihr ſelbſt, und nehmen mit Dank die Kenntniß unſrer Unwiſſenheit als ein wichtiges Stück der Selbſtkenntniß an, zu welcher uns jene Männer verhelfen.

Noch muß ich hinzufügen, daß, bey der Prüfung fremder Syſteme, der Selbſtdenker auch noch den großen Vortheil gewinnt, daß er die Methode lernt, ſeine eignen Gedanken zu prüfen. Es iſt nicht nur die allgemeine und große Heerſtraße, auf welcher der Menſch zur Erkenntniß und zur Wahrheit gelangt, daß er anfangs nach mangelhaften Angaben Urtheile fällt und Grundſätze des Handelns bildet, dann aber, ſo wie ſeine Erfahrungen wachſen, oder ſeine Verſtandeskräfte geübter werden, das Irrige in jenen, das Zweckloſe in dieſen entdeckt, und ſo ſtufenweiſe beyde verbeſſert. Es iſt auch ein beſonderer Kunſtgriff der Meditation, erſt gewiſſe Sätze nur als Vermuthungen, oder Einfälle anzunehmen, und dann die Unterſuchung der Sache mit der Prüfung dieſer

Vorausſetzungen einzuleiten. Auch dieß gehört zur Methode des Sokrates, ſich ſelbſt zu widerlegen. Aus dieſer Quelle entſteht das Selbſtgeſpräch, — bald ein wechſelſeitiges Verklagen und Rechtfertigen unſrer eignen Grundſätze und Handlungen, wobey die Unterſuchung des Wahren das Intereſſe einer perſönlichen Angelegenheit gewinnt, — bald ein für uns ſelbſt aufgeführtes Drama, bey welchem wir mehrere Rollen ſpielen, und eben dadurch Gelegenheit bekommen, die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten.

5.

Mit der widerlegenden Methode verwandt, aber doch im Weſentlichen von ihr verſchieden, iſt die commentirende. Beyde gehn den, dem menſchlichen Geiſte ſo natürlichen, Gang, eigne Ideen durch fremde zu erwecken. — Der, welcher die Meinungen ſeiner Vorgänger beſtreitet, ſcheint mehr ſelbſtthätig zu ſeyn. Aber er vernichtet bloß, und endiget, wenn er nicht vom Widerlegen zu freyen Unterſuchungen der Sachen fortſchreitet, mit der Unwiſſenheit. Der welcher die Meinungen andrer zu erklären und zu beſtätigen ſucht, faſt zwar nur fremde Einſichten auf: aber die Arbeit, durch welche er, unter der Hülle der Worte, die verborgne Idee zu entdecken ſucht, — die, durch welche er ſie beſtimmt, entwickelt, mit

den

den vorhergehenden oder ſolgenden in Zuſammenhang bringt, durch hiſtoriſche Umſtände erläutert, endlich gegen Einwendungen zu retten ſucht, — dieſe ganze Arbeit des Auslegers iſt doch ſein eigen; und er hat zum Gewinnſte wenigſtens die Hoffnung, ſeinen Verſtand durch einen Zuwachs von Kenntniſſen bereichert zu haben.

Ich ſagte, es ſey der Gang der Natur, ſeine eignen Meditationen mit der Auslegung der Gedanken andrer anzufangen. In der That, worin beſteht aller Unterricht bey unſrer Erziehung? und wie wird, aus dem ſprach- und gedankenloſen Kinde, ein redender und vernünftiger Menſch? — Zwar wirken dazu auch die Gegenſtände unmittelbar mit, welche dem Kinde vorſätzlich gezeigt werden, oder ſich ſeinen Sinnen von ungefähr darbiethen, und deren Eindrücke ſich in ſeinem Geiſte, vermöge der eignen Natur deſſelben, auch ohne fremde Hülfe *), zu Begriffen entwickeln. Zwar liegt im Menſchen ſelbſt ein inneres Principium verſtändiger Thätigkeit, das nur gereizt ſeyn will, nicht immer geleitet werden darf, um zuerſt Vorſtellungen des Einzelnen, dann Begriffe des Allgemeinen hervorzubringen. Aber dieſer Fortgang würde äußerſt langſam ſeyn, und den Menſchen kaum über die Thierheit erheben, wenn er nicht durch den

---

*) Nur diejenige Hülfe ausgenommen, welche in der Sprache liegt, weil dieſe nothwendig von andern erlernt werden muß.

Unterricht beſchleunigt würde. Erſt durch die Mittheilung derjenigen Eindrücke, welche die Gegenſtände ſchon längſt bey den ältern Perſonen gemacht haben, wird das Kind zur deutlichen Wahrnehmung dieſer Gegenſtände und zur Unterſcheidung ihrer Theile gebracht. Und eine weit größere Anzahl von Ideen, als es, ſich ſelbſt gelaſſen, von ſeinen Empfindungen abziehen würde, wird ihm ſchon völlig gebildet und mit Worten ausgedrückt, zuerſt von ſeinen Aeltern und Pflegern, in der Folge von ſeinen Lehrern überliefert. Dieſe wörtlich aufgefaßten und nur halb verſtandnen Ideen der ältern Perſonen ſich deutlich zu machen, iſt die erſte Operation, durch welche ſich der Verſtand beym Kinde thätig erweiſet. Ihm in dieſer Auslegung behülflich zu ſeyn, und aus Wörtern, die das Gedächtniß ſich eingeprägt hatte, die Begriffe, welche dem Verſtande nur noch verworren vorſchwebten, zu entwickeln, iſt eine der wichtigſten Arbeiten eines einſichtsvollen Erziehers. Erſt ſpät kommt der Knabe dazu, unmittelbar auf die Dinge und die Menſchen um ſich her ſein Nachdenken zu richten, und erſt alsdann, wenn er, durch eine Menge wohl verſtandner, aber ihn gewiſſer Maſſen befremdender Begriffe, Meinungen und Maximen anderer Menſchen neugierig gemacht wird, zu unterſuchen, ob ſich dann auch die Dinge in der Welt wirklich ſo verhalten, als ſie ihm von ſeinen Aeltern und Erziehern geſchildert worden ſind.

So wie jedes Kind noch jetzt unterrichtet wird: eben ſo hat auch das menſchliche Geſchlecht, vom Anfange her, ſeinen Unterricht empfangen. Einige wenige Männer, die fähiger oder glücklicher waren, als die übrigen, erfanden von Zeit zu Zeit neue Wahrheiten, aus dem Anſchauen der Dinge ſelbſt, durch Beobachtung und Verſuche, oder durch Verknüpfung älterer Begriffe auf eine noch nie verſuchte Weiſe. Aber auf jede ſolche Entdeckung folgte immer ein langer Zeitraum, in welchem eine weit größere Anzahl von Menſchen ſich begnügte, die Ideen des großen Mannes verſtehen zu lernen und andern verſtändlich zu machen; ſie durch neue Thatſachen zu beſtätigen, durch Beyſpiele zu erläutern, oder mit ältern Lehrſätzen in Verbindung zu bringen: Dunkelheiten und Schwierigkeiten in denſelben wegzuräumen, und mit einem Worte ſie ſo zu bearbeiten, daß ſie, als neue Werkſtücke, zu dem bisher aufgeführten Baue der menſchlichen Erkenntniß hinzugefügt werden könnten. Selbſt jene Erfinder, — einige wenige der älteſten ausgenommen, — fingen damit an, zu lernen, was andre weiſe Männer vor ihnen gedacht und erfunden hatten Und den Uibergang vom Lernen zum Selbſtdenken machten ſie gemeiniglich durch die Auslegung, — ich will ſagen, durch die Entwickelung und Erörterung jener ältern Ideen: wodurch ihnen theils die Lücken ſichtbar wurden, die ihnen auszufüllen noch übrig blieben, theils der Faden in die Hand gegeden wurde, an welches ſie ihre eignen Schlüſſe anknüpfen konnten. Die älteſten Philoſophen Griechenlands commentirten Verſe aus Homers oder andrer Dichter Werken. Es war beſonders, wie ich ſchon oben geſagt habe, der Sokratiſchen Schule eigen, mit der Auslegung ſprüchwörtlicher Sentenzen, oder allgemein bekannter Lehrſätze und Vorſchriften der ältern Weiſen, ihre Unterſuchungen einzuleiten. Plato und Xenophon commentirten auf gewiſſe Weiſe die Geſpräche des Sokrates: in kurzem wurden Plato's Werke von ſeinen Nachfolgern commentirt. Ariſtoteles iſt immer wechſelsweiſe Ausleger und Gegner aller Philoſophen vor ſeiner Zeit. Und ſo iſt es, durch alle Jahrhunderte hindurch, eine Hauptarbeit der, mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten, Menſchen geweſen, den Sinn der Gedanken ihrer Vorgänger zu erforſchen: bis endlich, bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte, als, nach einem langen Zeitraume der Unwiſſenheit und der Barbarey, unſre Vorfahren auf einmahl mit Bewunderung das im Alterthume ſchon vorhanden geweſene Licht der Erkenntniß und des Geſchmacks erblickten, ſie auf eine Zeit lang das Selbſtdenken ganz aufgaben, und ſich mit der Auslegung der Griechiſchen und Römiſchen Denkmähler faſt allein beſchäftigten, in welchen ſie alle nützliche Kenntniſſe niedergelegt glaubten.

Die Menſchen ſind ſchwer zum Selbſtdenken zu bewegen. Sie müſſen dazu nach und nach gleichſam herangezogen werden. Und einer der bequemſten Wege dazu iſt, ſich an die Ideen andrer anzuſchließen, dieſe bis auf ihre kleinſten Beſtandtheile auseinander zu legen, ſich von dem Inhalte der Sätze, ſo wie von den Wörtern und Redensarten, womit ſie ausgedrückt worden ſind, Rechenſchaft zu geben; und mit einem auf die Sache gewandten Blicke, das, was von ihr geſagt und geſchrieben worden iſt, zu durchforſchen.

Dadurch haben die alten Schriftſteller vielleicht noch mehr, als durch ihren Inhalt genützt, daß ſie uns zu dieſer Vorübung des Denkens, zu der Arbeit des Auslegens, durch ihre, von der Verſchiedenheit der Sprachen und der Zeiten herrührende, Dunkelheit, die mannigfaltigſte Gelegenheitt verſchafft, und, durch ihr auf Alterthum und wirkliche Vollkommenheit gegründetes Anſehn, einen lebhaften Antrieb gegeben haben. Es hat uns oft mehr Mühe gekoſtet, ſie zu verſtehen, als das, was wir aus ihnen lernten, werth war. Aber eben deßwegen haben wir auch, auf die Leſung ihrer Schriften, weit mehr Fleiß und Sorgfalt gewendet, als wir ſonſt würden gethan haben, und haben uns dadurch zu einer anhaltenden Aufmerkſamkeit, und zu der Betrachtung aller Seiten eines Gegenſtandes gewöhnt. Wir haben vielleicht, mit mehr Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrſamkeit, die wirklich nützlichen Wahrheiten aus ihnen herausgebracht, als wir würden nöthig gehabt haben, ſie ſelbſt zu erfinden. Aber da es uns zu dieſem leztern Verſuche noch an Muth und Geiſtesthätigkeit fehlte: ſo war es nothwendig, daß, durch eine angeſtrengte Beſchäftigung mit fremden Geiſteswerken, beyde erſt erweckt wurden. Dieſen Endzweck haben wird, glücklicher Weiſe, auch wirklich erreicht. Wir haben, durch die mühſame Arbeit, alte Sprachen und die Denkmähler entfernter Staatsverfaſſungen, Religionen und Sitten auszulegen, die Schwierigkeit des Unterſuchens überhaupt überwinden lernen. Und indem wir auch das Mittelmäßige in den Alten unabläßig betrachteten, ſind wir, ſelbſt etwas Beſſeres zu denken, in den Stand geſezt worden.

Die Wirkung, welche ich dem Geſchäfte des Auslegens, zur Aufklärung der Menſchen und zur Erweckung ihres eignen Nachdenkens, zuſchreibe, ſehe ich noch durch ein anderes groſſes Beyſpiel beſtätigt. Alle diejenigen Religionen, welche in heiligen Büchern überliefert worden ſind, und unter ihren Anhängern eine groſſe Verehrung gegen dieſe Bücher verbreitet haben, unterſcheiden ſich von denen, welche bloß in mündlich fortgepflanzten Sagen und Gebräuchen beſtehen, durch einen weit merklichern und länger dauernden Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Völker. Die Muhammedaniſche, ſo wie die Chriſtliche Religion, hat ganz unſtreitig, unter mehreren noch rohen Nationen, den Samen der Cultur, des Nachdenkens und der Philoſophie ausgeſtreut. Beyde haben dieß mehr in den Ländern, wohin ſie durch Miſſionarien gebracht worden ſind, und in ſpätern Zeiten gethan, als in dem Lande und zur Zeit ihrer Entſtehung.

Die Urſache iſt dieſe. Das Studium und die Auslegungen der heiligen Bücher iſt eine unerläßliche Pflicht für die Lehrer, und eine heilige Beſchäftigung für alle wahren Anhänger der beſagten Religionen. Dieſe Auslegung wird um ſo viel mehr ein Anlaß zur Geiſtesbildung und zur Erwerbung vieler andern Kenntniſſe, je ſchwerer ſie iſt, und je mehr gelahrte Vorbereitungen ſie erfordert. Sie wird aber ſchwerer, je entfernter die Oerter und Zeiten, wo jene Bücher geleſen und ausgelegt werden, von denen ſind, wo ſie geſchrieben wurden. Dann muß man, um ſie zu verſtehen, eine alte ausgeſtorbne Sprache lernen; und eine alte Sprache kann man nicht lernen, ohne viel nachzudenken, und ohne neue Begriffe zu bekommen. Auch führt die Erlernung der einen Sprache auf das Sprachſtudium überhaupt. Enthalten die heiligen Bücher ganze Theile oder einzelne Stellen, welche ſich auf die Begebenheit des Zeitalters und Volks, von welchem ſie herſtammen, beziehn: ſo muß man die Geſchichte dieſes Zeitalters und Volks ſtudieren. Und wohin führen nicht Geſchichtsforſchungen eine etwas geiſtreiche Nation? Was aber am meiſten zu der

Abſicht gehört, in welcher ich dieſes Beyſpiel der Religionen anführe: — man muß philoſophiren, um die Theologie und Moral, welche jene Bücher lehren, ſelbſt zu verſtehn, und ſie andern deutlich zu machen; — und dieß abermahls um deſto mehr, je mehr dem gegenwärtigen Zeitalter die Denkungsart und Sitten der alten Zeit, deren Bild gleichſam jenen Lehren eingewebt iſt, fremd geworden ſind.

Eine Kenntniß biethet immer der andern die Hand: die eine Geiſtesübung führet zu einer zweyten. Wenn nur einmahl der Forſchungsgeiſt bey einer Nation erwacht, ſelbſt wenn er noch auf die Unterſtützung von Irrthümern, oder auf die Unterſuchung unwichtiger Gegenſtände gerichtet iſt: ſo kann man doch ſicher hoffen, daß zuletzt Kenntniß des Wahren und Nützlichen aus ihm hervorgehen werde. Nichts erweckt aber bey Menſchen und Nationen, die noch Anfänger im Denken ſind, dieſen Forſchungsgeiſt ſo ſehr, als die Begierde Schriften, welche die Religion oder das Anſehn des Alterthums ehrwürdig macht, zu verſtehn; nichts beſchäftigt ihn ſo zweckmäßig, als die Bemühung, dieſe Schriften auszulegen.

Doch wie in allem, was man mit dem Geiſte unternimmt, es zuletzt auf ein gewiſſes Wie ankommt, welches ſich am ſchwerſten erklären läßt, — welches der Mann von Geiſt ohne Regeln findet, und der geiſtloſe nicht treffen kann, auch wenn man ihm noch ſo beſtimmte Regeln gibt: ſo iſt dieß ganz vorzüglich in Abſicht des Commentirens der Fall. Es gibt ein knechtiſches, die eigne Denkkraft des Menſchen unterdrückendes, das, geleitet von einer abergläubiſchen Verehrung des Alterthums, oder gewiſſer Perſonen und Schriften der neuern Zeit, den Menſchen gegen die Ausſprüche ſeiner eignen Vernunft und den Unterricht der Erfahrung taub macht. Es gibt eines, welches bloß gelehrt, kritiſch, hiſtoriſch iſt, und, nach vielen Unterſuchungen über die Sprache der Autors, und über die Thatſachen, welche ihn betreffen, oder welche in ſeiner Schrift vorkommen, doch nur mit der Auffindung des Wortverſtandes, ohne alle Entwickelung der Ideen, endiget. Dieſe Entwickelung kann ein dritter Ausleger verſuchen, oder ſie in eine bloße Umſchreibung ſetzen, bey welcher höchſtens nur die Fertigkeit ſich auszudrücken gewinnt, aber die Fähigkeit zu denken nicht geübt wird. Aber es gibt eine vierte Art zu commentiren, die darin beſteht, daß der Ausleger ſich in die Stelle des Schriftſtellers ſetzt, an deſſen Feuer ſein eignes anzündet, und mit ihm gemeinſchaftlich denkt. Er wird alsdann nicht nur tiefer in den Sinn der einzelnen Gedanken eindringen, weil er ſie gleichſam von neuem ſelbſt erfindet: ſondern er überſieht auch mehr den Zuſammenhang des Ganzen, weil dieſer Zuſammenhang, der in der Natur der Sachen ſeinen Urſprung hat, auch nur von demjenigen Leſer recht wahrgenommen werden kann, welcher auf die Sachen mehr noch, als auf die Worte des

Schriftſtellers ſteht. Bey einer ſolchen Auslegung iſt es unausbleiblich, daß wir die Sätze des Autors, indem wir ſie recht zu faſſen, ſelbſt indem wir ſie zu beſtätigen ſuchen, zu prüfen und zu widerlegen anfangen, und alſo die Vortheile beyder Methoden mit einander vereinigen. Es iſt unausbleiblich, daß, indem wir unſre eignen Erfahrungen zu Rathe ziehn, um die Fälle, welche der Autor bey ſeinen Behauptungen vor Augen gehabt hat, deutlicher zu erkennen, und unſre eigne Vernunft arbeiten laſſen, um die Kraft ſeiner Beweiſe zu empfinden, wir zugleich auf Thatſachen und Gründe kommen, an welche er nicht gedacht hat, und die uns wirklich etwas neues lehren.

Woher käme es auch ſonſt, daß man von je her über Texte gepredigt hat, und daß die Philoſophen ihren Betrachtungen ſo gern Mottos und Denkſprüche vorſetzen. Man ſahe nähmlich ein, daß es weit leichter wird, von der Unterſuchung der Gedanken eines andern, auf die Unterſuchung der Sache überzugehn, als mit dieſer, ohne eine von außen gegebne Veranlaſſung, anzufangen.

Daher iſt es auch mit gewiſſen Selbſtdenkern, die ſo wenig leſen, eine mißliche und verdächtige Sache. Johnſon, einer der erſten Engliſchen Proſaiſten der neueſten Zeit, deſſen Schriften voll origineller Gedanken ſind, pflegte zu ſagen, daß er eine ſehr geringe Meinung von denjenigen Schriftſtellern hätte, die mehr ſchrieben, als läſen. Und in der That, da der menſchliche Geiſt ſo gemacht iſt, daß hauptſächlich die Gedanken anderer Menſchen, im Umgange oder in Büchern, ſeine Gedanken aufwecken: ſo werden diejenigen immer, nicht nur in ihren Kenntniſſen, ſondern auch in ihren Meditationen, eingeſchränkt bleiben, die ſich bloß mit der Betrachtung der Gegenſtände unmittelbar abgeben wollen, und die Büchergelehrſamkeit verachten *).

---

*) Es giebt zwar in den höhern Ständen Perſonen, welche, bloß durch Geſchäfte und Weltumgang gebildet, nicht nur einen großen Umfang von Kenntniſſen erlangt haben, ſondern auch wahre Weltweiſe geworden ſind. Aber wer wollte leugnen, daß der Menſch, von lebenden und gegenwärtigen Menſchen, im Umgange und Geſchäfts-Behandlungen, eben ſo viel lernen, und eben ſo gut im Denken geübt werden können, als von verſtorbnen und abweſenden, durch die Leſung ihrer Schriften? Auch findet man zuweilen, in den unterſten Claſſen der Geſellſchaft, Leute, — wie Kleinjogg, — die, von unterrichteten Menſchen, ſo wie von Büchern und den Geiſt übenden Geſchäften entfernt, und nur in den Kreis ihres Gewerbes und ihrer Familie eingeſchloſſen, doch über ſittliche und politiſche Verhältniſſe, über die Natur und über den Menſchen, viele eigne und wahre Gedanken hervorgebracht haben. Aber außerdem, daß das Außerordentliche in der Erſcheinung ſolcher Philoſophen, im Bauern- oder gemeinen Handwerker-Stande, uns durch eine natürliche Teuſchung die Weisheit derſelben noch größer vorſpiegelt, als ſie wirklich iſt; — außerdem, daß es keinem Menſchen, in europäiſchen Ländern, an einem von ſeinen Vorfahren und Zeitgenoſſen ihm

6.

Die letzte Methode des Meditirens, deren ich erwähnen will, iſt die, welche ich die bemerkende, oder beobachtende nannte.

Dieſe fängt die Unterſuchung, weder von den allgemeinſten Principien, noch von den gemeinſten Erfahrungen an; ſie iſt weder eine ſyſtematiſche Herleitung der Erſcheinungen aus Vernunftbegriffen, noch ein Sokratiſches Hinaufſteigen von den Thatſachen zu den Ideen und Grundſätzen der Vernunft. Der Philoſoph, welcher ſie in ſeinen Schrif-

---

mitgetheilten Unterrichte, völlig gebricht, er werde ihm nun durch die Religion, oder durch diejenigen ſprüchwörtlichen Maximen und Regeln, die aus dem Munde oder den Büchern der Gelehrten, in die Sprache des gemeinen Mannes übergegangen ſind, oder durch gelegentlichen Umgang mit höhern Ständen beygebracht: — außerdem, ſage ich, wird man finden, daß eben dieſe, durch ſich ſelbſt gebildeten Philoſophen entweder ihre Bibel und ihr Geſangbuch, oder irgend eine alte Chronik, eine Hauspoſtille, oder vielleicht einzelne, ihnen in die Hände gefallne Blätter eines moraliſchen Buchs, mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit geleſen, und mit unabläſſigem Fleiße wieder und wieder durchſtudirt haben. Ihre natürlich höhere Denkkraft wußte zwar, aus dem geringen Stoffe, mehr zu ziehn, als wir oft den Perſonen, die eines weit beſſern Unterrichts genoſſen, aus weit reichern Materialien entſtehen ſehen: aber ſie konnte doch nicht der Veranlaſſung und der Aufmunterung zum Denken, die in den mitgetheilten Ideen andrer Menſchen liegt, gänzlich entbehren.

ten befolgt, führt ſeinen Leſer, wie die Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften es von dem Dichter verlangen, gleich mitten in die Materie hinein, und läßt das, was von vorbereiteten Ideen nöthig iſt, gelegentlich folgen. Er tritt nicht als ein Lehrer unter Schülern auf, die er von Grund aus in einer ihnen unbekannten Wiſſenſchaft unterrichten will, ſondern als ein gebildeter und mit den Kenntniſſen ſeines Fachs verſehner Mann unter ſeines Gleichen. Er ſetzt voraus, daß dieſe ungefähr alles dasjenige, über den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung, wiſſen, was bis auf die gegenwärtige Zeit über ihn ausgemacht worden iſt, oder doch, in Stoff und Form des Vortrags, den allgemeinſten Beyfall erhalten hat; und hat nur die Abſicht, zu dieſem unter ihnen gemeinſchaftlichen Eigenthume von Kenntniſſen, einige neue Erwerbungen aus ſeiner Erfahrung, oder ſeinem Nachdenken hinzuzuthun, darin einige Lücken auszufüllen oder auch nur zu entdecken, Schwierigkeiten zu heben, oder auch nur darauf aufmerkſam zu machen, neue Wahrheiten mit ältern Gründen zu verknüpfen und ſie dadurch zu beſtätigen, oder endlich aus bekannten Sätzen noch unbemerkte Folgerungen zu ziehn.

Alle ſolche neue Ideen ſind natürlicher Weiſe nur Bruchſtücke. Da ſie an verſchiedne Theile einer ganzen Wiſſenſchaft, die doch nicht vollſtändig vorgetragen wird, angeknüpft werden: ſo ſtehn ſie unter einander nicht in unmittelbarem Zuſammenhange. Da die neuen Ideen, welche uns, bey dem Durchdenken der bisherigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, in irgend einem Felde der Erkenntniß, einkommen, größtentheils neue Wahrnehmungen ſind, oder aus der Vergleichung von Wahrnehmungen mit den bisher angenommenen Grundſätzen entſtehn: ſo haben ſie auch, wie alle Beobachtungen, im Vortrage etwas von dem Charakter einer Erzählung, die mit Betrachtungen durchwebt iſt. Die Meditationen dieſer Art ſind gemeiniglich eine Miſchung von Philoſophie mit Geſchichte und Litteratur, wie die Verſuche des Hume. — Sie ſind vorzüglich bequem, wenn, wie bey dieſem Verfaſſer, die Philoſophie ſceptiſch iſt, oder wenn die Gründe für und wider eine Meinung gegen einander abgewogen werden. — Und auch dieß letztre geſchieht von Hume, in ſeiner Geſchichte ſowohl, als in ſeinen philoſophiſchen Schriften, auf eine meiſterhafte Art.

Es gibt, in der That, in jedem Gegenſtande der Betrachtung, kleinere, verſtecktere Theile, welche, wenn wir ſchulgerecht über ihn nachdenken, und die Kenntniß des Ganzen in die Form einer Wiſſenſchaft bringen wollen, uns auf unſerm Wege der Meditation nicht aufſtoßen; die uns aber ſogleich in die Augen fallen, als wir unſre Aufmerkſamkeit, ohne Zwang und ohne vorgezeichneten Plan, in dem ganzen Gebiethe der ihn betreffenden Kenntniſſe umherſchweifen laſſen. — Jeder Ge-

enſtand hat gewiſſe Eigenſchaften und Verhältniſſe,
e, weil ſie ſelbſt nicht innig unter einander und
it dem Ganzen verbunden ſind, uns leicht entwi-
hen, wenn wir unſre Vorſtellungen, als Glieder
ner einzigen Kette, ununterbrochen an einander
ängen; zu deren Kenntniß hingegen uns eine un-
ethodiſche, ſtückweiſe vorgenommene Unterſuchung,
venn dabey, mit Beobachtungs-Gabe, Verſtand
nd Witz gemeinſchaftlich wirken, weit eher verhilft.

Dieſe beyden Arten der Meditation, — die
eobachtende und die durch Schlüſſe fortſchreiten-
e, — beziehn ſich auf zwey verſchiedne Arbeiten,
ie zu der Vollendung des Gebäudes der menſchli-
hen Erkenntniß gleich nothwendig ſind. Der be-
bachtende Philoſoph fängt, in der Kindheit der
Wiſſenſchaften, an, die Thatſachen zu ſammeln, —
die Erſcheinungen, welche zu erklären ſind, und
die Ordnung ihres Aufeinanderfolgens, wodurch
ihre Erklärung vorbereitet wird, darzuſtellen. Auf
ſie folgt der ſyſtematiſche Philoſoph, und macht aus
dieſen zerſtreuten Kenntniſſen eine Wiſſenſchaft: in-
dem er ſie an einander knüpft, ihre Lücken aus-
füllt, ihre Abhängigkeit unter einander und von
höhern Principien zu zeigen ſucht, und das Geſetz
der Einheit und des Zuſammenhangs, welches in
ſeinem eignen Geiſte liegt, auf die Natur außer
ſich anwendet. Wenn dieſe große Ernte der wiſ-
ſenſchaftlichen Kenntniſſe vollbracht iſt, kommt der
beobachtende Philoſoph zurück, um die Nachleſe zu

halten; wo er dann noch manche, von ſeinen Vorgängern vernachläßigte, reife Frucht findet, die vorzüglich geſchickt iſt, als Samen, zu Hervorbringung künftiger Ernten gebraucht zu werden.

Es wiederfährt den ſyſtematiſchen Denkern, und denen, die ſich, mit der Aufſuchung der höchſten Principien in den Wiſſenſchaften beſchäftigen, leicht, daß ſie mit einiger Verachtung auf diejenigen Philoſophen herabzuſehn verleitet werden, die nur einzelne, von einander getrennte und aus der Erfahrung geſchöpfte, Ideen vortragen. Beſonders ſcheint, zu unſrer Zeit, das Beobachten, welches ehedem, für eine der erſten Verrichtungen des philoſophiſchen Geiſtes und für die Grundlage unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, gehalten wurde, ſeitdem ſein Gegenſtand mit dem Nahmen des Empiriſchen belegt worden iſt, bey einigen in Mißcredit gekommen zu ſeyn. Aber, wenn wir nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen: ſo beſteht der Werth beyder philoſophiſcher Arbeiten ſehr wohl neben einander. Und da die Fähigkeiten zu beyden von der Natur oft unter verſchiedene Menſchen vertheilt worden ſind: ſo iſt ihre brüderliche Vereinigung deſto nöthiger, wenn jede Claſſe zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen ſoll. — Dazu kommt, daß beyde Parteyen nicht ſelten ihre Rollen, ohne es ſelbſt zu ahnden oder andre gewahr werden zu laſſen, verwechſeln. Es findet ſich häufig, daß die Sätze der alles aus Prin-

cipien

cipien herleitenden Philoſophen, von ihnen im Grunde gar nicht durch dieſe Principien, und durch die aus denſelben hergeleitete Schlußkette gefunden, ſondern ihnen eben auf jenem gemeinen und verachteten Wege der Erfahrung bekannt geworden, und dann erſt von ihnen künſtlich mit den Principien verbunden worden ſind. Und wenn man endlich die ſyſtematiſch durchdachten Wahrheiten praktiſch anwenden will: ſo iſt man genöthigt, ſie wieder von dieſer methodiſchen Form zu entkleiden, und ſie von neuem als Bruchſtücke der menſchlichen Erkenntniß zu behandeln.

Philoſophiſche Bemerkungen, die von einander unabhängig ſind, haben etwas ähnliches mit den Einfällen des Witzes, und ſcheinen eben deßwegen auch etwas von der Geringfügigkeit und Seichtigkeit ſolcher Einfälle zu haben. Bey einer genauern Unterſuchung der Sache aber findet man, auf der einen Seite, daß ſich, bey der am meiſten ſyſtematiſchen Meditation, mehr Zufälliges einmiſcht, als man nach der Nothwendigkeit des Zuſammenhangs, den ihre Form ankündigt, vermuthen ſollte: indem auch bey ihr, von einer glücklichen Wendung der Gedanken, von der Wahl gewiſſer Ausdrücke, von den, mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit gemachten, Worterklärungen und Eintheilungen, ein guter Theil des Erfolgs abhängt. Von der andern Seite kann eine, aus bloßen Bemerkungen beſtehende, Unterſuchung wahre philoſophiſche Gründlichkeit haben, wie Humes und Montesquieus Werke, die in dieſem Geiſte geſchrieben ſind, beweiſen. — Theils wird, bey ſolchen Schriftſtellern, durch die große Anzahl der nach und nach beleuchteten Seiten, endlich der ganze Gegenſtand aufgehellt; theils wird, bey der Ausführung der einzelnen Bruchſtücke, der Faden angegeben, mit welchem ſie ſich an die Principien künftig werden anknüpfen laſſen; theils ſchreitet endlich der beobachtende gute Kopf durch einen Zuſammenhang fort, deſſen er ſich zwar nicht ſelbſt immer deutlich bewußt iſt, der aber dem Leſer, welcher ſich ganz in ſeinen Geiſt zu verſetzen weiß, offenbar wird, und ihm daher oft den Weg zum ſyſtematiſchen Denken eröffnet.

Allerdings iſt es, bey dieſer Art der Meditation, die mehr einem Spaziergange, als einer Reiſe in dem Gebiethe der abzuhandelnden Materie ähnlich ſieht, ſchwerer, den Regeln und Kunſtgriffen auf die Spur zu kommen, welche der, mit dem meiſten Glücke dieſe Methode anwendende, Philoſoph befolgt. Nur ſo viel läßt ſich einſehen, daß, weil er, nach derſelben, nicht die Sache von ihren erſten Grundbegriffen an entwickelt, ſondern ſie als eine ihm und andern ſchon bekannte behandelt, er auch wirklich die Bekanntſchaft mit ihr haben müſſe, welche der Ton ſeiner Unterſuchung gleichſam ankündigt. Je eine ausgebreitetere und vollſtändigere Kenntniß der Philoſoph dieſer Claſſe von allem dem hat, was bisher über ſeine Materie gedacht, erfunden und geſchrieben worden iſt; je beſſer er die Syſteme und die Beobachtungen ſeiner Vorgänger kennt; je vollkommner er, mit einem Worte, das ganze Licht ſeines Zeitalters, inſofern daſſelbe auf ſeinen Gegenſtand fällt, aufgefaßt hat: deſto gründlicher, neuer und fruchtbarer werden die Zuſätze ſeyn, mit welchen er die bisherigen Kenntniſſe bereichert, oder auch die Einwürfe, durch welche er ſie zu berichtigen ſucht. Hiſtoriſche Gelehrſamkeit und Litteratur iſt daher zu philoſophiſchen Verſuchen, wie Hume und Montesquieu ſie liefern, durchaus nothwendig; da die Deductionen eines Kants oder die Inductionen eines Sokrates derſelben eher entbehren können.

Es läßt ſich ferner einſehen, daß bey dieſer beobachtenden Denkungsweiſe eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des Geiſtes, vermöge deren er vielerley Formen annehmen, und ſich, in einem kurzen Zeitraume, in ganz verſchiedne Geſichtspuncte ſetzen kann, nothwendiger iſt, als bey der ſyſtematiſchen Methode: die, da ſie nur eine einzige Reihe von Gedanken, aber vom Anfange bis zum Ende, verfolgt, eine feſtere Sinnesart, und eine anhaltendere Denkkraft fordert, aber auch mehr Einförmigkeit, und wenn ich ſo ſagen darf, mehr Einſeitigke des Geiſtes erlaubt. — Es läßt ſich endlich vermuthen, daß, ſo wie ſolche philoſophiſche Gedanken die ſich nicht aus ihren erſten Gründen entwickelt mit den Eingebungen des Dichters und den Einfällen des witzigen Kopfs, einen ähnlichen Urſprung oder doch in ihrer Entſtehung etwas gleich unerklärliches haben, auch die Fähigkeiten zu jenen und zu dieſen wirklich mit einander verwandt ſind; und daß, wenn jene Bemerkungen fein und neu ſeyn ſollen, ſie von einem, mit dem ſchönen Geiſte verbundnen philoſophiſchen Genie herkommen müſſen. Wir finden daher, daß Schriftſteller, welche in dieſer Gattung unter die erſten gehören, wie Montesquieu, Addiſon und Johnſon, ſich zugleich durch Werke des Witzes bekannt gemacht, oder ſich doch, wie Hume, durch Schönheit und Beredtſamkeit in ihrer Schreibart ausgezeichnet haben.

Will man noch tiefer in den Geiſt dieſer Methode der Meditation eindringen; — will man beſonders die Verſchiedenheiten, deren ſie noch fähig iſt, kennen lernen, und die an ſich beſte, oder die, welche man ſeinem Geiſte am angemeſſenſten findet, wählen zu können: ſo kann dieß nicht durch Aufſtellung noch mehr ſpecieller Regeln, ſondern nur durch Zergliederung von Beyſpielen geſchehn. Und eine ſolche Unterſuchung des Eigenthümlichen in der Manier, welche große Schriftſteller bey ihrer Meditation befolgen, halte ich auch überhaupt für nützlich: nicht nur zur Kritik und richtigern Schätzung ihrer Werke, ſondern auch zur Kenntniß der menſchlichen Denkkräfte, und der verſchiedenen Arten, wonach ſie wirken; und alſo ſelbſt zur vollſtändigern Einſicht in die Natur des menſchlichen Geiſtes. Ich glaube daher, dieſen Aufſatz nicht beſſer, als mit einer Vergleichung der Denkart dreyer Männer beſchließen zu können, die, nach meinem Urtheile, Meiſter in derjenigen Gattung der Meditation ſind, von der ich zuletzt geredet habe, und dabey doch ſo ſehr von einander abweichen, daß das Allgemeine der Gattung, aus den Puncten worin ſie übereinſtimmen, und die Unterſchiede der Arten, aus den Eigenthümlichkeiten wodurch ſie ſich auszeichnen, ſehr bequem abgezogen werden können. — Dieſe Männer ſind Montaigne, Hume und Montesquieu *).

---

*) Die Auseinanderſetzung der eigenthümlichen Manier verſchiedner Schriftſteller kann nur für diejenigen Perſonen recht lehrreich und anmuthig ſeyn, welche die Werke derſelben ſchon geleſen haben. Denn in Schilderungen dieſer Art kann man es nie weiter bringen, als durch einige wenige Züge, welche man aushebt, an die vielen, welche man wahrgenommen hatte, zu erinnern. Die Sprache bleibt, in Beſchreibung des Wirklichen, immer ſehr weit hinter den Sachen zurück: der geſchilderte Gegenſtand mag ein geiſtiger, oder ein körperlicher ſeyn. Dabe es ihr auch nie gelingt, bey denjenigen, welcher er gänzlich unbekannt iſt, einen deutlichen Begri von ihm zu erwecken. Wer aber einen Gegenſtan ſinnlicher, oder unſinnlicher Art durch eigne Anſchauung kennen gelernt hat, freut ſich, und hat auc einigen Nutzen davon, wenn er ihn treffend mi Worten abgemalt findet. Die Vergleichung de Gemäldes mit ſeinen Empfindungen macht ihm jenes verſtändlich, und entwickelt ihm dieſe. — J glaube indeß, bey dem größern Theile meiner

Was zuerſt in das Auge fällt, iſt, daß Montaignes Gedanken in einem immerwährenden, aber ſehr loſen Zuſammenhange fortfließen; daß Montesquieu ſeine in kleine, zuſammengedrängte Abſätze zerſchnitten, und mit epigrammatiſcher Schärfe ausgedrückt ſind; daß die Gedanken Humes endlich zwiſchen beyden die Mitte halten, nicht ſo das Anſehn von Denkſprüchen haben, wie die Sätze von Montesquieu, nicht ſo einem bloßen Selbſtgeſpräche ähnlich ſehn, wie Montaignes Betrachtungen.

Dieſer letztere ſchreibt genau ſo, wie er mit einem vertrauten Freunde, dem er ſich ganz wie er iſt, ſehen zu laſſen, kein Bedenken trägt, in deſſen Umgange er aber nur Erhohlung und Zeitvertreib zur Abſicht hat, reden würde. Der An-

tern Leſer, die Bekanntſchaft mit den oben genannten drey Schriftſtellern vorauszuſetzen zu können: und meine jüngern wünſchte ich durch dieſe Schilderung zur Leſung derſelben zu ermuntern. Dieſe Schriftſteller, und alle die, welche ihnen ähnlich ſind, d. h. welche ſich durch neue und originelle Gedanken, als Männer von Genie und Selbſtdenker auszeichnen, ſollten, nach meinem Urtheile, von allen Studierenden, ohne Unterſchied des Fachs, welches ſie ſich zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben, geleſen werden. Das, was große Köpfe denken und ſchreiben, hat, von welchem Inhalte es immer ſeyn mag, eine eigenthümliche Kraft, andre zum Denken zu erwecken. Und ein zum Philoſophen gebohrner Jüngling kann, durch die Leſung der Aeneide oder des Arioſts, eben ſo wohl zur ernſthafteſten Meditation begeiſtert werden, als einem wahren Dichtergenie das Studium des Plato und Leibnitz zum Aufwecken ſeiner Muſe nützlich ſeyn kann.

laß zu ſeinen Unterſuchungen iſt, wie er im Geſpräche zu ſeyn pflegt, immer von ihm ſelbſt, von einer Schilderung ſeiner Perſon und ſeiner Gewohnheiten, oder von der Erzählung häuslicher und alltäglicher Auftritte ſeines Lebens hergenommen. Die Uibergänge ſind eben die, durch welche man, bey geſellſchaftlichen Unterhaltungen, von einer Materie auf die andre kömmt, die aber einer ernſthaften Meditation nicht anſtehn. Entfernte Aehnlichkeiten, Zeit- und Ort-Verbindungen, alles was in unſern wachenden Träumereyen die Vorſtellungen zuſammengeſtellt, beſtimmt auch den Inhalt ſeiner Aufſätze: und bald iſt es die Einbildungskraft, bald der Verſtand, bald die ihm eben gegenwärtige Empfindung, bald ſein an Sachen reiches, zu Hergebung ſeiner Schätze williges Gedächtniß, welches darin das Wort führt.

Nur ein ſehr geiſtreicher, ein viel wiſſender, ein edler Mann kann auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt vor dem Publicum reden, und alle ſeine Vorſtellungen, ſo wie ſie in ihm aufſteigen, laut werden laſſen, — und doch gefallen. Selbſt nur für ſich und zur Uibung, ſich dem Strome ihrer Vorſtellungen, er führe wohin er wolle, überlaſſen: — dieß dürfen ſich nur die, an Geiſt und Herz vorzüglichen, Menſchen erlauben, weil nur dieſen, auch in ihren Träumereyen das Ideal des Schönen und Guten vorſchwebt.

Ein Mann, der ſo viel Kleinigkeiten von ſich ſelbſt erzählt, als Montaigne, würde unerträglich ſeyn, wenn er ſich nicht, mitten unter dieſem Geſchwätze, als einen großen Mann auszeichnete, den es wohl der Mühe werth iſt, bis in ſein Innerſtes kennen zu lernen. Wenn nicht der Tiefblick, mit welchem er das menſchliche Herz erforſcht, und ſeine Erfahrenheit in den Angelegenheiten des Lebens ihn in alle ſeine, noch ſo zufälligen, Abſchweifungen begleitete: ſo würden wir bald ermüden, mit ihm auf Gerathewohl herum zu irren. Selbſt aber gehört auch noch eine ſolche Gelehrſamkeit, wie Montaigne ſie hatte, dazu, um eine ſo rhapſodiſche Philoſophie zu unterſtützen.

Eine Menge Anführungen aus alten Schriftſtellern, die einen zuſammenhängenden Vortrag zwecklos unterbrechen, oder nur den Prunk einer eiteln Vielwiſſerey zur Schau auslegen, iſt widrig, und verleidet ſelbſt die Leſung manches ſchätzbaren Buchs der vorigen Zeit *). Aber bey einem, ſo lehrreich ſchwatzenden Manne, als Montaigne, hört man gerne Betrachtungen, die er zuvor in einem nachläßigen, ſelbſt etwas weitſchweifigen Style vorgetragen hatte, dann von einem Dichter oder Weiſen des Alterthums, in wenige Worte zuſammengedrängt. — Mit einem Worte, eine ſolche

---

*) Z. B. des Werks des Hugo Groot de Jure belli et pacis.

Meditation als Montaignes Verſuchen zum Grunde liegt, iſt nicht eine Uibung des Geiſtes, wodurch er vollkommner wird; es iſt nicht eine Arbeit des Geiſtes, wodurch er etwas, einem Ideal gemäß, hervorbringt: es iſt bloß die Thätigkeit eines geiſtigen Selbſtgenuſſes, wobey der Menſch ſich ganz ſo zeigt, wie er iſt, und, ohne ſich anzuſtrengen, ſeiner Natur gemäß wirkt. Hat dieſe nur ſchon urſprünglich einen vorzüglichen Grad von Kraft und Vollkommenheit; — hat ſie, durch vorhergehende Uibung, ſchon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht: ſo iſt es für den Menſchen ſelbſt nicht ſchädlich, ſich ſo den Eingebungen ſeines Geiſtes zu überlaſſen, — für andre nicht unnütz, die Aeußerungen deſſelben anzuhören. Der gemeine Menſch, — der Anfänger hingegen, muß ſich anſpannen; er muß in Beziehung auf einen beſtimmten Endzweck und nach einer Regel denken, und ſich auf dieſe Weiſe über ſeinen gewöhnlichen Zuſtand erheben: oder er wird immer mittelmäßig bleiben; und in ſeinen Werken wird, an die Stelle des Vertraulichen und Naiven, welches uns im Montaigne gefällt, das Gemeine und Abgeſchmackte treten.

Montesquieus Geiſt und Charakter iſt, auf gewiſſe Weiſe, dem von Montaigne entgegengeſetzt. Seine Betrachtungen, ob ſie gleich das Gebieth einer großen Wiſſenſchaft umfaſſen, hängen doch nicht ununterbrochen und nothwendig zuſammen. Sie ſind, wie ich ſchon geſagt habe, in lauter kleine

Abſätze zerſtückt, deren jeder ein Ganzes für ſich ausmacht. Der Gedanke in denſelben iſt immer mit aller möglichen Kürze und Ründung ausgedrückt, oft mit dichteriſchen Bildern geſchmückt, oder durch eine witzige Wendung belebt.

In Montesquieus Werke ſind die Eigenheiten, die Vorzüge und die Mängel derjenigen Methode zu denken, welche ich die bemerkende genannt habe, am vollkommenſten ſichtbar. Auch er, ob er gleich ein Werk ſchrieb, welches auf eine vollſtändige Belehrung, in einem großen Zweige der menſchlichen Kenntniſſe Anſpruch macht, fängt doch die Unterſuchung keiner ſeiner Materien, mit der Zergliederung ihrer Principien, an: ſondern, indem er die allgemeine Theorie der Sache, als ſeinen Leſern bekannt, vorausſetzt, nimmt er mitten aus ihr heraus, was ihm zu neuen Betrachtungen Anlaß geben kann. So iſt es, in dem Buche über den Handel, der erſte Satz: daß der Handel die Völker von den auf Zerſtörung wirkenden Vorurtheilen heilt, die Sitten ſanfter macht und nur bey ſanften Sitten beſtehen kann: — eine Betrachtung, ſehr wohl werth, die Aufmerkſamkeit eines Schriftſtellers an ſich zu ziehn, welcher durch ſein ganzes Werk der Verbindung der politiſchen mit den moraliſchen Verhältniſſen, — weil in ihnen die größten Schwierigkeiten und die größten Feinheiten der Politik liegen, — nachſpürt, aber doch gewiß nicht geſchickt, den Eingang zu einem ſyſtematiſchen Vortrage über den Handel zu machen.

Kein Schriftſteller ſetzt mehr, wie Montesquieu, ſeine Leſer ſchon einſichtsvoll, und über die Sachen, wovon er redet, unterrichtet voraus, und belehrt ſie daher auf eine ſo angenehme Weiſe, indem er das Alte und Bekannte nur mit wenigen treffenden Worten wiederhohlt, durch ein Bild aufklärt, oder durch eine angeführte Thatſache bekräftigt, — und dann nur das Neue, welches er hinzugedacht hat, ohne Vorbereitung und ohne Umſchweife, mittheilt. Es iſt dieß die Art, wie ein Weltmann am liebſten ſelbſt unterrichtet ſeyn, und andre unterrichten mag; es iſt die, welche am meiſten dem größern und vornehmern Publicum gefällt: aber es iſt freylich nicht die, welche die vollſtändigſte Belehrung gibt; weil in den neuen und originellen Gedanken ſeines Autors immer etwas dunkeles zurückbleibt, wenn er dieſelben nicht mit den Urbegriffen, woraus ſie ſich bey ihm entwickelt haben, im Zuſammenhange darſtellt, und wenn er nur die Reſultate ſeiner Unterſuchung bekannt macht, die Unterſuchung ſelbſt aber verbirgt. So hat, eben dieſer Urſache wegen, eine der Theorien, worauf das meiſte in ſeinem Werke gebauet iſt, die von den moraliſchen Grundlagen der verſchiednen Regierungsformen, — nach welcher er der republikaniſchen Verfaſſung die Tugend, der monarchiſchen die Ehre, der ariſtokratiſchen die Mäßigung zur Stütze gibt, —

ſehr verſchiedne, und zuweilen ſehr unrichtige Auslegungen gefunden: und nur ein, auf den Geiſt des Ganzen aufmerkſamer Leſer, wird den Sinn dieſer Lehrſätze faſſen *).

Es beſtätigt ſich ferner aus Montesquieus Beyſpiele, daß dieſe Methode zu denken und zu ſchreiben nirgend ſchicklicher angewandt wird, als wo über Geſchichte zu philoſophiren iſt, und aus Thatſachen Folgerungen zu ziehn ſind. Sie iſt daher in der Politik, wo bey der Beurtheilung der Geſetze und Verfaſſungen, ſoviel auf Verhältniſſe derſelben mit Volk, Land und Nachbarn ankommt, welche ſich a priori nicht ausdenken laſſen, ſo natürlich an ihrem Platze, daß auch ihre Mängel hier unbemerkbar bleiben.

In der That muß, in einem Werke, wo die Reihe der, zu Einer Schlußkette zuſammengefügten, Begriffe nie lang iſt, der Umfang der Kenntniſſe, woraus man die Bruchſtücke heraushebt, deſto größer ſeyn, wenn ihre Sammlung einer Wiſſenſchaft nahe kommen ſoll. So war es bey Montesquieu. Sein Werk beſteht aus Bemerkungen, über die Geſchichte aller Zeiten und Völker. Der vollkommenſte Theil deſſelben iſt die Schilderung deſſen,

---

*) Niemand hat, nach meinem Urtheile, dieſe Montesquieuſchen Begriffe richtiger gefaßt, und kürzer und deutlicher aus einander geſetzt, als Ferguſon in ſeinem vortrefflichen Werke: Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft.

was er mit eignen Augen geſehen, und gewiß ſehr ſcharf und richtig beobachtet hatte, — die Schilderung der franzöſiſchen Sitten und Staatsverfaſſung, und des Einfluſſes der einen Sache auf die andre. Ihr gleich zur Seite ſtehen die Gemälde, welche er von den übrigen Europäiſchen Staaten ſeiner Zeit aufſtellt: unter denen der Engliſche und Venetianiſche, nach Verfaſſung, Regierungsgeiſt und Volkscharakter, am ſorgfältigſten von ihm ſtudirt, und am treueſten geſchildert worden iſt. So wie Zeiten und Völker von ihm entfernter ſind: ſo werden auch ſeine Bemerkungen über ſie unvollſtändiger und unrichtiger; theils, weil auch die beſten Nachrichten von ihnen zur Grundlage politiſcher Lehrſätze nicht hinreichen; theils weil ſeine hiſtoriſche und philologiſche Gelehrſamkeit nicht denſelben Grad von Genauigkeit, als Umfang hatte. Aber doch bleibt er immer in dieſen Schilderungen, durch die Menge und Mannigfaltigkeit der beobachteten und verglichnen Sachen, lehrreich.

Sobald er hingegen dieſe Beobachtungen in Schlußketten verwandeln, oder zu einer Theorie erheben will; ſo zeigt ſich das Mangelhafte dieſer Art der Meditation, wenn ſie nicht durch eine ſyſtematiſche, die von Principien ausgeht, unterſtützt wird. Er macht zum Charakter der Monarchie überhaupt, was nur das Eigenthümliche von Frankreichs Königthum war, und trägt, als allgemeine Kennzeichen der monarchiſchen Verfaſſung, vor, was er aus dem einzelnen Falle des franzöſiſchen Volks und Hofes gelernt hatte. Seine Lehrſätze über die Ariſtokratie ſind Thatſachen aus Venedigs Staatsrechte und Geſchichte, zu allgemeinen Sätzen erhoben. Wenn er von freyen Staaten redet: ſo redet er immer von Athen, Sparta, Rom, oder England. Und der Despotismus iſt bey ihm nur der Despotismus der Türken.

Selbſt wenn, in einzelnen Stellen, Montesquieu ſich das Anſehn eines aus allgemeinen Begriffen ſchließenden Philoſophen gibt, thut er aufmerkſamen Leſern weniger genug, als da, wo er bey bloßen Bemerkungen ſtehen bleibt. In der That bewegt der, von Kant ſehr richtig bemerkte, Trieb des menſchlichen Geiſtes nach Einheit und Zuſammenhang in ſeinen Ideen, auch den beobachtenden Philoſophen, irgend ein Band zu ſuchen, durch welches er ſeine getrennten Bemerkungen unter einander verknüpfen, und als Folgen, die aus einem gemeinſchaftlichen Grundſatze hervorgehen, darſtellen könne.

Dieſer Zuſammenhang aber iſt in einem Werke, dem nicht eine durchaus ſyſtematiſche Meditation zum Grunde liegt, oft erkünſtelt. Dieſer Fall findet ſich bey Montesquieu häufig. Er gibt oft vor, etwas aus einem Princip herzuleiten, was er doch nur beobachtet hatte. Und da es ihm an Witz und Scharfſinn nicht gebricht: ſo gelingt es ihm leicht, einen Zuſammenhang herauszubringen, der aber doch, weil er falſch und erdichtet iſt, ſeine Leſer irre führt, anſtatt ihrer Erkenntniß mehr Gründlichkeit zu geben. So kommen z. B. in ſeiner ſonſt vortrefflichen Auseinanderſetzung der Engliſchen Verfaſſung *), — der beſten, die vor de Lolmes Werke vorhanden war, — und noch mehr in dem, an wichtigen Bemerkungen ſo reichhaltigen, Kapitel **), wo er den Einfluß der Engliſchen Verfaſſung auf den Charakter der Nation ſchildert, viele Züge der Regierung und der Sitten vor, die entweder in der geographiſchen Lage Großbrittaniens, oder in zufälligen Begebenheiten ſeiner Geſchichte ihren Grund haben, und die er, ob er ſie gleich nur aus Nachrichten wußte, doch als Folgerungen vorſtellt, welche er aus ſeiner Theorie der politiſchen und bürgerlichen Freyheit geſchloſſen habe.

Dieſe Art von Sophiſterey, welche eine ganze Menge einzeln aufgefaßter Beobachtungen unter einen allgemeinen Begriff zu zwingen ſucht, der doch nur von einem kleinen Theile jener Beobachtungen abgezogen worden war, iſt durch ſein ganzes Werk ſichtbar. Und alle Philoſophen, welche in dieſer Manier über die Dinge der Welt nachdenken, haben ſehr Urſache ſich zu hüthen, daß ſie nicht, um ihren durch Beobachtung gemachten Entdeckungen einen Schein von ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit zu geben, aus einzelnen Thatſachen allgemeine Grundſätze machen, und dann, um die übrigen Fälle auch unter dieſe Grundſätze zu bringen, bald jene in der Erzählung verſtellen, bald dieſe ſophiſtiſch auslegen: woraus eine weit größre Unvollkommenheit der Erkenntniß entſteht, als die unausgefüllten Lücken derſelben ſind.

---

*) 6tes Kap. des 11ten Buchs.

**) 27tes Kap. des 19. Buchs.

Was den, in ſo viele Theile zerſchnittenen, Vortrag des Montesquieu anbetrifft: ſo hat er ſowohl für den Philoſophen, welcher in dieſer Manier ſchreibt, als für den Leſer, welcher ſich in ſolchen Werken unterrichtet, ſeine vortheilhafte und ſeine nachtheilige Seite. Er gibt zuerſt der Meditation häufig wiederkommende Ruhepuncte, bey welchen ſich die Kraft des Geiſtes erhohlen, und der Schriftſteller ſowohl das Geſagte, als das, was noch geſagt werden ſoll, mit Ruhe überblicken kann. Auch findet der Leſer, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Werk ſchnell zu durchlaufen, ſondern ſich mit deſſen Inhalte zu nähren, ſeine Rechnung dabey, daß er ſo oft ſtille ſtehen und über das nachdenken kann, was er gelernt hat. Und in der That geben die meiſten, auch noch ſo kurzen Abſchnitte Montesquieus immer ſo viel zu denken, daß es wohl der Mühe werth iſt, bey ihnen zu verweilen.

Dieß aber iſt eben der zweyte Vortheil für den Schriftſteller, bey dieſer Denk- und Schreib-Art: daß er gewiſſer Maſſen genöthigt wird, ſich um eine gedrängte Fülle der Gedanken und um Be-

Beſtimmtheit und Kürze des Ausdrucks zu bekümmern: weil er fühlt, das ſonſt ein ſolcher zerſplitterter Vortrag unerträglich ſeyn würde. Gewiß ſtrengt man ſich mehr an, kurze Sätze, deren jeder einen vollſtändigen Gedanken enthalten ſoll, recht genau, anmuthig, oder ſtark auszudrücken, als man bey einem lange ununterbrochnen Fluſſe der Rede, oder bey zuſammengeketteten Schlüſſen zu thun im Stande iſt, oder nöthig zu haben glaubt. Der Vortrag des Montesquieu iſt in dieſer Abſicht ſo ſehr ausgearbeitet, daß er beynahe in ein fehlerhaftes Extrem verfällt. Viele ſeiner Sätze haben das Zugeſpitzte von Sinnſprüchen und Epigrammen: ſo daß ſie das Wortſpiel Voltaires *), mit welchem er über Montesquieus Werk ein Urtheil fällte, zu rechtfertigen ſcheinen.

In den Eigenthümlichkeiten einer individuellen Denkart, grenzt jede Tugend, wozu ſie eine vorzügliche Anlage enthält, durch die Uibertreibung, worein ein natürlicher Hang ſo leicht geräth, an einen Fehler. So wie die kunſtloſe Natur und treuherzige Offenheit des Montaigne in Nachläſſigkeit und Geſchwätz ausartet: ſo wird die Sorgfalt, mit der Montesquieu ſeinen Gedanken Klarheit und Leben zu geben ſucht, zuweilen Künſteley, zu-

---

*) Er ſagte nähmlich: que c'étoit plutôt de l'esprit sur les loix, que l'esprit des loix: daß das Werk nicht ſowohl der Geiſt der Geſetze, als Witz über die Geſetze heißen ſollte.

weilen Urſache von Trugſchlüſſen. Wer ſo ſchreibt, wie er, iſt auch, wenn er Wahrheitsliebe und gründliche Kenntniß hat, in Gefahr, die Richtigkeit des Gedankens zuweilen der Schönheit des Ausdrucks aufzuopfern, oder die Schwäche der Beweiſe unter dem Blendenden der Wendung zu verbergen.

Auch muß ich, nach meiner Erfahrung, geſtehen, daß Montesquieu, ob er gleich unter diejenigen Schriftſteller gehört, die mich, während der Zeit, da ich ſie leſe, am ſtärkſten an ſich ziehn und am lebhafteſten beſchäftigen, doch, wenn ich ſein Werk bey Seite lege, eine nur ſchwache Erinnerung an das, was ich geleſen habe, zurückläßt. Seine Hauptgrundſätze prägen ſich zwar, durch die öftere Wiederhohlung, meinem Gedächtniſſe ein. Aber von den hiſtoriſchen und philoſophiſchen Belehrungen, an denen bey ihm die Ausführung des Einzelnen ſo reich iſt, verſchwindet in kurzem ein großer Theil: aus keiner andern Urſache, als weil ſie unter einander in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehn. Für dieſen Verluſt iſt es nur eine kleine Schadloshaltung: daß ich die Leſung ſeines Werks öfter, als die Leſung andrer Schriften, ohne Uiberdruß wiederhohlen kann; weil ich deſſen Inhalt immer wieder neu und mir unbekannt finde.

Endlich iſt nicht zu leugnen, daß die Kürze der einzelnen Sätze und Abſchnitte oft, in dem

Ganzen der Unterſuchung, eine größere Weitſchweifigkeit hervorbringt, als bey einem zuſammenhängenden Vortrage würde Statt gefunden haben. Allzu kleine Schritte, die Bewegung mag noch ſo behende und lebhaft ſeyn, bringen uns doch ſpäter zum Ziele, als große, wenn ſie auch noch ſo langſam und ruhig geſchehn.

Daß indeß dieſe Methode, durch lauter einzelne, kurze, von einander getrennte Sätze in ſeinen Meditationen fortzuſchreiten, auch großen Denkern eigen ſeyn könne: davon geben uns die Werke eines der älteſten und berühmteſten unter ihnen, — den man vielleicht am wenigſten hier angeführt zu ſehen erwarten wird, — des Ariſtoteles, einen Beweis. Wer ſie aufmerkſam lieſt, und ſich nicht dadurch teuſchen läßt, daß die Herausgeber keine Abſätze gemacht haben, wo zwiſchen den Gedanken eine völlige Abſonderung iſt, wird finden, daß ſeine Unterſuchungen immer nur aus einer Menge kleiner Bruchſtücke von Philoſophie beſtehn; daß ſie entweder allerley Fragen über den Gegenſtand, mit ihren Antworten, oder Schwierigkeiten in der gewöhnlichen Theorie über ihn, mit deren Auflöſung, oder endlich die Gründe für und wider entgegenſtehende Meinungen enthalten. Ein ſolcher aufmerkſamer Leſer wird ſogar, wofern er anders mit mir gleich empfindet, gewahr werden, daß man den Ariſtoteles beſſer verſtehen lernt, wenn man ſeinen Vortrag in ſo viele kleine Abſchnitte.

als Sätze von verſchiedenem Inhalte darin vorkommen, zerſtückt, als wenn man ihn für ununterbrochen annimmt, und einen Zuſammenhang erkünſteln will, der ſeiner Methode zu philoſophiren fremd iſt.

Zwiſchen den Manieren dieſer beyden Schriftſteller nun, des Montaigne und des Montesquieu, ſteht, wie ich ſchon geſagt habe, Humes Vortrag, ſo wie wir ihn aus ſeinen politiſchen und philoſophiſchen Verſuchen kennen lernen, in der Mitte. Er entfernt ſich am meiſten von dem fehlerhafteſten Extrem in jeder; er vereinigt die Vortheile beyder: und er ſcheint daher am meiſten geſchickt, Muſter für diejenige Art der Philoſophie, von der ich jetzt rede, zu ſeyn. Humes Gedanken, nicht ſo ununterbrochen, aber ſorglos fortlaufend, wie die des Montaigne, nicht ſo zerſtückt, ſo epigrammatiſch wie die des Montesquieu, nähern ſich am meiſten dem Begriffe, welchen er ſelbſt, nach Addiſon, vom Schönſchreiben (fine-writing) gibt: daß es in einer Reihe von Gedanken beſtehe, die vollkommen natürlich ſind, und doch ungewöhnlich und neu ſcheinen.

Seine Stärke liegt ebenfalls in Beobachtungen, oder in Aufdeckung ſolcher Theile und Verhältniſſe in den Gegenſtänden, die er bemerkt, nicht geſchloſſen zu haben ſcheint. Er war nicht dazu gemacht, der Urheber eines neuen Syſtems in irgend einer Wiſſenſchaft zu ſeyn. Da.

wo er es verſucht, aus Principien zu philoſophiren, wie in ſeinen Verſuchen über die Moralphiloſophie, iſt er weniger belehrend, als in ſeinen politiſchen Verſuchen, wo er auf nichts anders, als auf Erfahrungskenntniſſe Anſpruch macht. Und ſein ſyſtematiſches größeres Werk über die menſchliche Natur iſt ohne Zweifel ſein ſchlechteſtes, ſo wie es auch ſein erſtes iſt, welches er unternahm, da er ſich ſelbſt noch nicht hinlänglich kannte.) Aber dazu iſt er vollkommen geſchickt, in den Syſtemen andrer, verborgne Lücken und Schwächen zu entdecken, oder auch aus ihren Grundſätzen unerwartete Folgerungen und neue Wahrheiten zu ziehn. Auch iſt er, wie Montesquieu, niemahls vortrefflicher, als wenn er über Thatſachen, aus der Geſchichte, oder aus ſeiner eignen Erfahrung geſchöpft, philoſophirt; und ſeine Gedanken unmittelbar an das Wirkliche und Einzelne knüpft.

Indeß beſitzt er die Kunſt, abgezogne Begriffe deutlich auszudrücken und einander geſchickt unterzuordnen, in einem hinlänglichen Grade, um ſeinen einzelnen Bemerkungen eine mehr philoſophiſche Grundlage, auch einen feſtern Zuſammenhang unter ſich zu geben, als Montesquieu den ſeinigen gab. Die beſſere Ordnung, in welcher er ſeine Sätze auf einander folgen läßt, die ausführlichere Entwickelung, mit welcher er ſie begleitet, macht ſeinen Vortrag einem vollſtändig ertheilten Unterrichte weit ähnlicher, erleichtert das Aufbehalten dieſes Unterrichts im Gedächtniſſe, und überraſcht doch den Leſer zugleich oft, entweder durch unerwartete Aufſchlüſſe, die er, aus dem Gebiethe der Metaphyſik für Sachen des gemeinen Lebens herzuhohlen, — oder durch ein neues Licht, das er, vermittelſt Erfahrungen, über abgezogene Begriffe zu verbreiten weiß.

Der Styl, in welchem er ſeine Gedanken ausdrückt, iſt, wie er ſich, bey einem ſolchen Zuſtande des Geiſtes, worin deſſen Kraft ohne übertriebne Anſpannung in ruhiger Thätigkeit iſt, erwarten läßt, und wie er natürlicher Weiſe entſtehe, wenn ein mit vielen Kenntniſſen bereicherter Weltmann Schriftſteller wird, der nicht die Wiſſenſchaften als Lehrer vorträgt, ſondern nur aus der Mitte derſelben heraushebt, was ihm am anmuthigſten ſcheint, oder wobey er die meiſten Entdeckungen gemacht zu haben glaubt. Er iſt ohne Prunk und doch in dem Grade beredt, in welchem es der Verfaſſer philoſophiſcher Abhandlungen ſeyn darf; weder weitſchweifig, noch abgebrochen kurz, in der Sprache rein, nie blumenreich und mit Vorſatz witzig, aber immer belebt und anmuthig, — und vor allen Dingen im höchſten Grade deutlich.

Der Inhalt ſeiner Aufſätze ſtimmt mit ihrer Schreibart überein. Man iſt immer gewiß, neue und verborgne Seiten des Gegenſtandes daraus kennen zu lernen; und man lernt ſie ohne große

Anſtrengung kennen. Die Entdeckung derſelben ſcheint er nur ſeinem Genie ſchuldig zu ſeyn: aber die ſo deutliche Entwickelung iſt er ſeiner Philoſophie ſchuldig. Und eben dieſe glückliche Vereinigung des Genies, welches Begriffe erfindet, ohne ſie zu ſuchen, mit der Vernunft, welche ſie nach Regeln zergliedert, ordnet und verknüpft, macht das Ideal für die Meditation überhaupt, und für dieſe Gattung derſelben ins beſondere aus. Hume nähert ſich demſelben ſehr oft: und ich geſtehe daher, daß unter allen philoſophiſchen Schriften keine ſind, welchen ich meine eignen Verſuche ähnlich zu ſehen mehr wünſchte, als die ſeinigen.

Ich kann dieſe Schilderung der Schriftſteller welche in der beobachtenden Methode des Denkens vortreflich geweſen ſind, nicht endigen, ohne deſſen, der gleichſam der Vater und Stifter derſelben in der neuern Philoſophie iſt, — des Baco von Verulam zu erwähnen. — Den Begriff von dem, was Selbſtdenken heißt, hat mir ſein Buch de augmentis scientiarum zuerſt in voller Klarheit verſchafft. Und ich erinnere mich daher der Zeit, welche ich mit der Leſung deſſelben zubrachte, eben ſo, wie der, worin ich die neue Heloiſe, die Clariſſa, die Leiden des jungen Werthers, Nathan, Oberon oder irgend ein Werk des Genies, das zugleich auf Verſtand, Einbildungskraft und Empfindung wirkt, las, als der Zeit eines höchſt angenehmen Selbſtgenuſſes. Im vollkommenſten Grade haben Bacos Gedanken, was ich zuvor als den

Charakter vortreſſlicher Schriften anführte, Neuheit mit Natürlichkeit verbunden, das Auffallende beym erſten Anblicke, welches die Aufmerkſamkeit ſpannt, und das Befriedigende bey längerer Betrachtung, welches ſie belohnt. Damahls ſchien er mir über jede Wiſſenſchaft ganz unerwartete Aufſchlüſſe zu geben: mit denen ich doch in kurzem ſo vertraut wurde, als wenn ſie immer zu meinem Gedankenſyſtem gehört hätten.

Auch ſein Werk beſteht bloß aus Bemerkungen über die zu ſeiner Zeit vorhandnen Syſteme der Wiſſenſchaften; es enthält nur Fingerzeige zu Verbeſſerungen. Und die dabey zum Grunde liegende Meditation gehört alſo unter diejenige Gattung, mit deren Erörterung ich mich bisher beſchäftigt habe. Ohne Zweifel haben Galiläi und Newton größere Verdienſte um die menſchliche Erkenntniß, weil ſie gewiſſer Maſſen die Wiſſenſchaften erfanden, deren Begriffe Baco erklärte, wenigſtens die Lücken darin wirklich ausfüllten, welche dieſer nur anzeigte. Aber um einen von Natur fähigen Jüngling zum Denken aufzumuntern, — und ihn die Kunſt des Denkens zu lehren: dazu ſind Schriften, wie die des Baco und derer die ihm ähnlich ſind, wozu die drey zuvor genannten Männer ſicher gezählt werden müſſen, vorzüglich geſchickt *).

---

*) Ich will hierdurch nicht leugnen, daß das Studium größerer ſyſtematiſcher Werke, wenn ſie mit

dem Tiefſinne und dem Zuſammenhange geſchrieben ſind, den man mit Recht an den Kantiſchen bewundert, noch in einem höhern Grade die Denkkraft des Leſers übe. Aber ich rede hier nur von Büchern, welche die noch unentwickelten Anlagen eines Jünglings zur Meditation, aufwecken und ans Licht bringen, nicht von ſolchen, welche die ſchon gereiften Denkkräfte eines Mannes beſchäftigen können. Uiberdieß iſt es gewiß, daß, um das Studium weitläuftiger fremder Syſteme als Uibung und Reiz des Selbſtdenkens zu nutzen, die natürliche Denkkraft des Menſchen doppelt ſtark ſeyn müſſe.

Es gibt, nach meiner Beobachtung, jetzt unter den Leſern Kants, wie ehedem unter denen von Descartes, Leibnitz und Wolf, zwey Claſſen. Die eine, weil es ihr an dem nöthigen Tiefſinne oder an Beharrlichkeit im Nachdenken fehlt, dringt nicht völlig in die Ideen eines ſolchen Autors ein, deſſen Sinn nur durch die Uiberſicht ſeines ganzen Syſtems verſtändlich iſt. Die andre, welcher es wirklich gelingt, ſich in das fremde und neue Gedankenſyſtem ganz hineinzudenken und es daher zu verſtehen, verliert darüber ihre Geiſtesfreyheit, und wird, durch die lange, ununterbrochne Beſchäftigung mit den Ideen eines großen Mannes, unfähig, eigne zu haben, oder auf dieſelben gehörig aufzumerken. Nur eine kleine Anzahl auserwählter Leſer durchforſcht die Tiefen ſolcher abſtracten Speculationen, und kommt doch aus denſelben mit unbefangnem Geiſte und einer ſelbſtſtändlichen Denkkraft zurück: und dieſe, — wenn ſie durch eine ſolche Uibung zu der ſchwerſten Arbeit des Denkens gleichſam abgehärtet worden ſind, und nun die erlangte Stärke auf neue, von ihnen ſelbſt angeſtellte Unterſuchungen anwenden, können ſich allerdings um deſto mehr Hoffnung machen, neue Wahrheiten zu entdecken.

Es gilt aber, nach meinem Urtheile, auch von den Werken des Verſtandes, was Kant von den Handlungen des Willens behauptet. So wie dieſe keine wahrhaft ſittliche Vollkommenheit haben, wenn ſie nicht vom Menſchen nach einem Geſetze geſchehn, welches ſeine Vernunft ganz allein ihm ſelbſt vorgeſchrieben hat: ſo haben jene keine wahrhafte intellectuelle Vollkommenheit, wenn der Menſch ſie nicht, vermöge eines eignen, völlig unabhängigen Gebrauchs ſeines Verſtandes gefunden hat. Der bloße Gehorſam auch gegen den weiſeſten Geſetzgeber und den rechtmäßigſten und beſten Oberherrn iſt, ſagt Kant, doch noch kein Tugend, weil im Sittlichen der Menſch durchaus ſein eigner Geſetzgeber ſeyn muß. Eben ſo iſt das bloße Verſtehen und Annehmen der richtigſten Begriffe und der bündigſten Beweiſe noch immer nicht Philoſophie: weil dieſes Wort die Erzeugniſſe eines ſelbſt und allein für ſich thätigen Verſtandes anzeigt. — Es iſt daher ein wichtiger Artikel der Erziehungskunſt für die Bildung der edleren und fähigern Menſchen, zu lehren, wie die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Geiſtes, mit dem Unterrichte und der Uibung, welche ſie durch die Erlernung fremder Ideen erhalten müſſen, vereinigt werden könne. Und dieſe Vereinigung, glaubte ich, ſey bey dem Studium ſolcher Schriftſteller, als ich in dem letzten Theile meines Aufſatzes geſchildert habe, leichter, als bey andern.

Ueber
die Rollen der Wahnwitzigen
in
Shakeſpears Schauſpielen,
und über
# den Charakter Hamlets
ins beſondere.

Ich weiß nicht ob man auf einen Kunſtgriff hinlänglich aufmerkſam geweſen iſt, deſſen ſich zwar die Dichtkunſt zu allen Zeiten bedient, den aber Shakeſpear ſich vorzüglich zu eigen gemacht, und deſſen Gebrauch er ſelbſt bis zum Mißbrauche getrieben hat. Ich meine den Kunſtgriff, Perſonen, deren Leiden, oder deren Leidenſchaften man vorzüglich rührend und eindringend machen will, einen Anſtrich von Wahnſinn zu geben: es ſey, daß man ſchon zum voraus, ehe ſie noch unglücklich wurden, ihre Einbildungskraft als ausſchweifend, und ihre Empfindungen als überſpannt ſchildert, es ſey, daß man die Verirrung ihrer Vernunft bloß als die Folge der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft eintreten läßt. Die Simplicität der Alten erlaubte ihnen nicht, die Mittel, wodurch Leidenſchaften bey den Zuhörern erregt werden, ſo auszukünſteln, daß ſie deßhalb von den Sagen der Vorzeit, die ſie in ihren epiſchen, oder dramatiſchen Gedichten zum Grunde legten, abgingen. Und Wahnwitz, oder die Anlage dazu, eine phantaſtiſche Einbildungskraft, iſt in einem rohen Zeitalter eben ſo ſelten, als unter den gemeinen und ganz ungeſitteten Ständen. Man muß, um ſchwärmen zu können, vielerley wiſſen, vielerley Ideen und Bilder im Kopfe haben; — beſonders ſich mit überſinnlichen Dingen beſchäftigen. Der ganz ſinnliche Menſch bleibt deßwegen leichter vernünftig, weil er nicht einen Fuß breit von dem Pfade alltäglicher Erfahrung abweicht. Indeß ſind doch aus der Heldenzeit der Griechen, die allein ihrer Dichtkunſt Stoff gab, zwey Rollen von Wahnwitzigen auf ihre Schaubühnen gekommen; die aber, wie es ſich von dem Zeitalter roher, kraftvoller und kriegeriſcher Menſchen vermuthen läßt, mehr wüthend als ſchwärmeriſch ſind, — der raſende Herkules, und der raſende Ajax. In beyden, die einen mehr fürchterlichen, oder eckelhaften Eindruck, als einen rührenden, machen, iſt doch ſo viel ſichtbar, daß die Dichter die Wirkung, welche ſolche zur Thierheit herabgeſunkne, große Menſchen auf die Gemüther der Anweſenden machen, nicht ganz verkannten, daß ſie es darauf anlegten, den ehemahligen Verſtand, den Muth, die Verdienſte derſelben, im Contraſte mit ihrer gegenwärtigen Thorheit, ihrer Schwäche und ihren Vergehungen zu zeigen; daß ſie den edlen, tapfern Geiſt, der im Wahnſinne verloren gegangen war, in lichten Zwiſchenräumen wieder durchſchimmern ließen; und daß ſie von dieſem, zur Erweckung des Mitleides und der Furcht fähigen Stoffe, wenn ihn die Fabel ihnen darboth, Gebrauch zu machen ſuchten, ob ſie ſich gleich nicht des Wahnſinns abſichtlich als eines Mittels bedienten, ihre Schilderungen tiefer eindringend zu machen.

Dieß letztre aber hat Shakeſpear augenſcheinlich gethan. In zu vielen ſeiner Stücke werden diejenigen ſeiner Perſonen, für welche er vorzüglich Theilnehmung erwecken, oder durch deren Unglück er vorzüglich rühren will, wahnſinnig: als daß es bloß der Zufall ſeyn ſollte, welcher ihn auf Mährchen und Geſchichten der Art gebracht hat. Und die Scenen des Wahnwitzes ſind zu mannigfaltig und zu künſtlich bey ihm ausgemalt, als daß er bloß dabey dem Faden der Uiberlieferung gefolgt ſeyn könnte. Im Hamlet allein kommen zwey Rollen dieſer Art vor. Hamlet iſt vom Anfange bis zum Ende in einem Zuſtande, von welchem man nicht genau weiß, ob es verſtellter Wahnſinn, oder melancholiſches, durch den Tod ſeines Vaters noch mehr erhitztes Temperament, oder ob es bloß ausſchweifender Schmerz und Zorn über dieſen einzelnen Vorfall iſt. Doch hievon in der Folge mehr. Außer ihm verfällt die ſanfte und liebenswürdige Ophelia, durch den Tod ihres Vaters, den ihr geliebter Hamlet ermordet, in eine völlige Abweſenheit ihres Verſtandes. Othellos Eiferſucht iſt vom Wahnſinne nicht weit entfernt:

und eben die Zerrüttung ſeines Gemüths macht den Ausdruck ſeiner Leidenſchaft ſo kräftig und fürchterlich. Doch bey ihm ſteigt nur der Unſinn, in den jede heftige Leidenſchaft verſetzt, zu einem ungewöhnlichen Grade. Aber König Lear wird durch den Schmerz, über die Undankbarkeit ſeiner Tochter, völlig zum Thoren: und in eben demſelben Stücke ſpielt der verſtellte Wahnwitz Edgars, Sohns des Herzogs von Gloceſter, eine beträchtliche Rolle.

In neuern Zeiten weiß ich niemanden, der dieſen Kunſtgriff ſo gut benutzt, und ſo viel Fleiß darauf gewandt hätte, den Wahnſinn rührend zu ſchildern, als Richardſon in der Geſchichte der Clementine. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der glücklichen Stunden meiner Jugend, die mir die Leſung dieſes Stücks aus ſeinem Roman gewährte. Da empfand ich es zuerſt, daß nichts in der Welt einen höhern Grad von Wehmuth erregt, als eine Perſon, die uns durch ihre Geiſtesgaben und Tugenden Liebe und Bewunderung eingeflößt hat, ſelbſt der gemeinen Vernunft beraubt zu ſehn. Ohne mir die Urſachen des Eindrucks damahls entwickeln zu können, fühlte ich, daß dieſe Miſchung von Vernunft und Thorheit, von Größe der Geſinnungen mit ausſchweifenden Bildern, von Edelmuth und Güte im Charakter mit einer völligen Verſtimmung der Organe, eine höchſt anziehende Kraft auf mich beweiſe.

Es iſt doch wohl der Mühe werth zu unterſuchen, was denn eigentlich an der Sache ſey; welchen Werth der Wahnſinn, als dichteriſche Maſchine, habe; unter welchen Umſtänden und Bedingungen ſie ihre Wirkung thue; wo ſie am rechten Orte angebracht ſey, und wie ſie gemißbraucht werden könne.

Es ſcheint mir zuerſt, ſelbſt durch die Betrachtung des Shakeſpears und ſeiner Wahnwitzigen klar zu ſeyn: daß ein Dichter, in deſſen Genie Stärke und Erhabenheit der Einbildungskraft, über die Richtigkeit und die Ordnung, welche vom Verſtande abhängt, die Oberhand hat, und der zugleich, von den Hülfsmitteln der Kritik und der Leitung eines geläuterten Nationalgeſchmacks, entblößt iſt, leicht darauf kommen könne, den Leidenſchaften ſeiner Perſonen dieſen äußerſten Grad von Heftigkeit zu geben, in welchem ſie in Raſerey, oder in Unſinn ausarten. Jede Leidenſchaft iſt mit einer gewiſſen Spannung der Einbildungskraft, und mit einem Irthume des Verſtandes verbunden. Je höher ſie ſteigt: deſto vollkommner iſt die Verblendung, in welcher ſich der Menſch in Abſicht ihres Gegenſtandes befindet. Der Dichter, welcher geneigt iſt, ſeine Verliebten oder ſeine Zornigen, bis zur höchſten Stufe der Ausſchweifung ihrer Begierde, oder ihrer Rachſucht zu verfolgen, wird ſie, auch ohne wirkliche Verrückung, als halb Raſende reden laſſen. Von dieſer Unordnung in dem Gemüthe, iſt nur noch ein Schritt bis zur Zerrüttung der Werkzeuge des Denkens. Und es kann daher der Dichter, welchem daran gelegen iſt, dieſen Zuſtand der äußerſten Leidenſchaft recht anſchaulich darzuſtellen, leicht darauf kommen, ihn in wirklichen Wahnwitz zu verwandeln. Da alsdann der Menſch von allen den Banden, die ihm ſonſt die Furcht vor der Schande, und die Rückſicht auf ſeinen Stand, auf die Meinung der Welt und die Folgen ſeiner Reden und Handlungen, anlegt, befreyt iſt; ſo iſt er ein deſto vollkommneres Ideal von dem, was in der Seele aller von Leidenſchaft eingenommenen Menſchen vorgeht, was aber von denen, deren Gehirn noch nicht krank, und deren Selbſtbewußtſeyn noch nicht geſchwächt iſt, aus Bewegungsgründen des Vortheils oder der Ehre, verheimlicht, oder gemäßigt wird.

Nun iſt aber dieß der Charakter, — nicht der erſten Geiſteswerke unter einfachen Naturmenſchen, — ſondern der erſten poetiſchen und ſchriftſtelleriſchen Verſuche, unter Völkern, die ſich aus der Barbarey, nach dem Muſter älterer, verfeineter Nationen, emporarbeiten: daß ſie in allen Dingen das Aeußerſte ſchildern. Die mittlern Stufen und die gemiſchten Schattirungen in den Veränderungen der Dinge, werden nur, nach vielen angeſtellten und verglichnen Beobachtungen, wahrgenommen und, um ſie richtig in der Schilderung zu treffen, iſt eine lange Uibung der Hand und des Pinſels nöthig. Aber der höchſte Grad in jeder Sache fällt zuerſt in die Augen, und ein blendendes Licht löſcht alle andern Farben aus. Man findet auch den Ausdruck für ſeine Bilder leichter, wenn man ihm keine Schranken ſetzen darf. Wozu noch kommt, daß, um bey einem noch rohen und ungebildeten Volke, ſeinen Endzweck der Rührung zu erreichen, der Dichter nöthig hat heftige Erſchütterungen hervorzubringen: welches nur durch die Größe der Unglücksfälle, das Wunderbare in der Folge der Begebenheiten, und den Ungeſtüm der Leidenſchaften geſchehn kann *).

Wenn aber auch dieſe Betrachtung nicht auf alle erſten großen Dichter, die in einem noch barbariſchen Zeitalter bey Nationen erſcheinen, anwendbar wäre: ſo iſt ſie doch vom Shakespeare unſtreitig wahr. Sein Genie, der Geiſt ſeiner Zeit, der Charakter und der Geſchmack des Publikums, für welches er ſchrieb, führten ihn ſämmtlich darauf, in der Manier des Buonarotti zu arbeiten, das Große, welches an das Ungeheure gränzt, in ſeinen Schilderungen zu ſuchen; und ſowohl den Charakteren, als noch vielmehr den Leidenſchaften ſeiner Perſonen, den höchſten Schwung, die größte Ausdehnung, und die heftigſten Aeußerungen zu geben, deren jede Gattung derſelben

---

*) Auch Dantes Gemälde ſind ſchrecklich und ungeheuer: und wo er das Gemüth des Leſers rühren will, zerreißt und verwundet er es vielmehr.

fähig iſt. Die Liebe einer Julie iſt brennendes Feuer, eine über alles, auch über die Liebe zum Leben, ſiegende Zärtlichkeit. Der Haß und die Nachbegierde des Hamlets gegen die Mörder ſeines Vaters, die Eiferſucht des Othello, der Zorn des Lears über den anſcheinenden Kaltſinn ſeiner jüngſten Tochter, die Undankbarkeit der beyden ältern, der blutdürſtige Ehrgeitz des Macbeth und noch mehr ſeiner Gemahlinn: alles dieß ſteigt bis zum höchſten Grade, wo es anfängt unwahrſcheinlich und unglaublich zu werden. Die Züge jeder Begierde und jedes Gemüthzuſtandes, ſind, wie es ſich von einem ſolchen Genie erwarten läßt, richtig aufgefaßt; aber in ihrer Darſtellung iſt Uibertreibung. Sie ſind unnatürlich vergrößert oder verſtärkt, und mit einfachen, blendenden, grell gegen einander abſtechenden Farben ausgemalt; um ſie auffallend ſichtbarer zu machen. Bey einem ſo von der Natur und ſeinem Zeitalter gebildeten Dichter alſo, der die moraliſchen und geiſtigen Erſcheinungen wohl zu erkennen wußte, aber ſie gern rein, abgeſondert von allen einſchränkenden Nebenzügen, und in ihrem vollen Umfange ſchildern wollte; bey einem ſolchen Dichter iſt der Hang, ſeine leidenſchaftliche Perſonen phantaſtiſch zu machen, oder durch ihre Leidenſchaft ſelbſt ihre Vernunft zerrütten zu laſſen, ſehr begreiflich. Das, was unnatürlich und unwahrſcheinlich, in den Reden des zornigſten, oder des verliebteſten Menſchen, ſeyn würde, ſo lange er noch bey geſunder Vernunft iſt: das wird natürlich und wahrſcheinlich, ſobald die Liebe, oder der Haß ihm das Bewußtſeyn geraubt hat, und die Leidenſchaft aus ihm, gleichſam wider ſeinen Willen, ſpricht. Dann kommen, wie es ſcheint, gerade die verborgenſten Ideen und Empfindungen, welche den geſchilderten Gemüthszuſtand auszeichnen, zum Vorſchein: da ſie ſonſt immer noch, durch den Zwang der äußern Sittſamkeit, oder der guten Lebensart zurück gehalten werden.

Ein Umſtand kommt noch bey Shakespearen hinzu, der ihm ganz eigenthümlich iſt: das iſt ſeine eigne phantaſiereiche Philoſophie, in die er ſich ſo gerne verliert. Das, was ihn vor allen Dichtern, die bey irgend einer Nation, noch vor der Bildung des Nationalgeſchmacks erſchienen ſind, auszeichnet, iſt der Reichthum und die Tiefe ſeiner moraliſchen und politiſchen Betrachtungen. Er bringt dieſe nicht immer da an, wo ſie in dramatiſchen Werken allein tadellos ſind, — wo ſie nähmlich in den Gang der Handlung eingreifen, dem Charakter der Redenden angemeſſen, und aus ihrer Lage erklärbar ſind. Er ſcheint zuweilen in ſeiner eignen Perſon aufzutreten und ſeine eigne Welterfahrung und Menſchenkenntniß unter fremden Nahmen vorzutragen. Aber dieſe ſeine Philoſophie hat immer etwas phantaſiereiches und ſchwärmeriſches; und knüpft ſich an groteske und ſeltſame Bilder am liebſten an. Je mehr er ſchwärmt: deſto tiefer denkt er, mit deſto mehr Gthcke philoſophirt er. Kein Wunder alſo, daß er auch den Perſonen, welche er in ſeinen Schauſpielen auftreten läßt, eine überſpannte Phantaſie, einen zur Schwärmerey geneigten Charakter, eine ſeltſame und eigenthümliche Art die Dinge anzuſehen, gibt; — kein Wunder, daß er ſie gerne in dem Zwielichte zwiſchen Verſtande und Wahnſinn, halb außer ſich und halb noch ihrer ſelbſt bewußt, darſtellt. Indem er dieſen ſonderbaren Gemüthszuſtand ſeiner Helden ſchildert, hat er Gelegenheit, ſeiner eignen Phantaſie die Zügel ſchießen zu laſſen, und ohne Rückhalt über die Gegenſtände alles zu ſagen, was ihm ſein excentriſcher Genius eingibt.

Es ſcheint mir aber auch, zweytens, etwas in dem Nationalcharakter und dem Nationalgeſchmacke der Engländer zu liegen, welches ihre Dichter mehr, als die Dichter andrer Nationen, auf den Gebrauch dieſes Hülfsmittels, den rührenden, oder erſchütternden Eindruck ihrer Schilderungen zu verſtärken, geführt hat. Es iſt wenigſtens gewiß, daß auf den Engliſchen Schaubühnen, dieſe Scenen, wo die Betrübniß in eine an die Verzweiflung grenzende Melancholie übergeht, die Liebe zur Schwärmerey oder zum Wahnſinne, der Zorn zur Wuth, die Rachgier zur Raſerey wird, — kurz, wo dieſe Leidenſchaften ſich in Formen darſtellen, wie ſie zu erſcheinen pflegen, wenn ſie von der ſie einſchränkenden Gewalt der Vernunft gänzlich entbunden ſind, ein vorzügliches Glück gemacht haben. Es iſt gewiß, daß ſelbſt ihre Kunſtrichter im Shakeſpear diejenigen Stücke vorziehen, wo dergleichen Charaktere vorkommen, und daß ſie die Größe ſeines Genies vorzüglich in der Art erkennen, wie er die Geiſter, die Unholde, die Hexen und die durch Leidenſchaft außer ſich gebrachten Menſchen reden zu laſſen weiß *). Hamlet und König Lear ſind noch immer zwey

---

*) Es kann allerdings befremden, daß eine Nation, welcher man mehr philoſophiſchen Geiſt und weniger Hang zum Wunderbaren, als andern Nationen zuſchreibt, deren vornehmſte Fähigkeit überlegender Verſtand, und die ſchwächſte dichtende Einbildungskraft zu ſeyn ſcheint, doch in den Geiſteswerken, welche zu ihrem Vergnügen beſtimmt ſind, Auftritten, wo nichts als Einbildungskraft, und dieſe, in aller ihrer Regelloſigkeit, und beſonders mit dem ganzen Gefolge ihrer wildeſten Ausgeburten, der Geiſter, Zaubereyen und Wunder, herrſcht, einen ſo vorzüglichen Beyfall gibt. Außer Hamlet, Lear und Romeo, gehören, von den ernſthaften Schauſpielen Shakeſpears, der Sturm und Macbeth unter die Lieblingsſtücke der Engländer: von denen das erſtre ganz auf ein Syſtem der Zauberey gebauet und eine Schilderung deſſelben iſt; das andre die Haupthandlung durch eine Hexenſcene einleitet, und ſeinen erſchütternden Eindruck durchaus, durch die Verbindung deſſen, was in den Leidenſchaften der Menſchen, und was in ihrem Aberglauben ſchreckliches iſt, erhält. Welcher Engliſche Kunſtrichter, bis auf den ernſthaften und, bey Beurtheilung der Dichter, faſt zu kalt philoſophirenden Johnſon, hat es unterlaſſen, die Schöpferkraft des Shakeſpearſchen Genies, in der Bildung ſo wunderbarer und doch ſo charakteriſtiſch beſtimmter Weſen, als der ungeſtalte und bösartige Caliban, und der gewandte und gutmüthige Ariel ſind, zu bewundern? Alle haben ſich

Lieblingsſtücke der Engländer; und in dem erſten verfehlt beſonders die Rolle der verrückten Ophelia,

über das Anziehende, das Eigenthümliche oder das fürchterlich-Erhabne, das er ſeiner Dämonen- und Geiſter-Welt zu geben weiß, als über einen Beweis ſeiner höhern Geiſteskräfte, ausgebreitet.

Das Befremdende dieſer Erſcheinung wird noch vermehrt, wenn wir ihr die Werke und die Kritik einer Nation gegen über ſtellen, welche, an ruhiger Vernunft, weit hinter den Engländern zurückzubleiben, an lebhafter Einbildungskraft ſie zu übertreffen ſcheint. Alle ſolche regelloſe Ausflüge der letztern ſind aus den Dichter-Werken der Franzoſen verbannt, und werden von ihren Kunſtrichtern gemißbilligt. Strenge Wahrſcheinlichkeit und nüchterne Vernunft herrſcht durchaus in ihrer Poeſie: und das Wunderbare, und die Schwärmereyen der Einbildungskraft ſind dergeſtalt aus ihr verbannt, daß ſelbſt die lyriſche Begeiſterung, welche die Ode erfodert, in ihr nicht hat Platz finden können. Wie iſt dieſes Räthſel zu löſen? Wie läßt ſich dieſer Widerſpruch, zwiſchen dem Charakter und Geiſte, welchen eine Nation ſelbſt in ihren ernſthaften Handlungen und Reden zeigt, und zwiſchen dem, nach welchem ſie ihre Zeitvertreibe anordnet, und alle für ihr Vergnügen arbeitende Schriftſteller beurtheilt, erklären? — Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Urſachen, die ſich von dieſem Unterſchiede des Nationalgeſchmacks, bey den Franzoſen und Engländern, auffinden laſſen, entwickeln wollte. Es kam mir hier nur darauf an, ihn zu bemerken. Vielleicht ſucht jeder Menſch, natürlicher Weiſe, in den Geiſtes-Werken, die ihn vergnügen ſollen, gerade die Vollkommenheit, welche ihm fehlt. — Erhohlung iſt immer der Uibergang aus einem gewöhnlichen Zuſtande, in einen ungewöhnlichen, aus einem der ſchon lange gedauert hat, in einen neuen. Uiberdieß erregen zum Muſter in einer Gattung, zu der wir ſelbſt nach allen Berichten von der Engliſchen Schaubühne, nie, wenn ſie nur mittelmäßig geſpielt wird, die Zuſchauer zu rühren. Es ſey nun, daß Dichter und Publikum dieſen Geſchmack unter ſich gemein hatten; es ſey, daß die erſtern durch die Beobach-

nicht Fähigkeit haben, wofern wir nur ihre Vollkommenheit einſehen, doppelte Bewunderung. — Vielleicht verlangt auch endlich die Nation, deren Gemüth allzu leicht beweglich iſt, ein ruhiges, gemäßigtes Feuer in den Werken ihrer Dichter, — da hingegen die, nicht ſo leicht der Rührung empfängliche, durch wunderbare Auftritte und erſchütternde Situationen erweckt ſeyn will.

So viel iſt gewiß, daß, da das Genie eigentlich eine, ohne Regel, und doch auf eine vollkommne Art, wirkende Geiſteskraft iſt, ſich daſſelbe beſonders in ſolchen Erdichtungen zeigen kann, bey welchen, weil ſie von der Natur abweichen, oder über dieſelbe hinausgehn, es bloß ſich ſelbſt zum Führer, und das ihm vorſchwebende Ideal des Schönen und Erhabnen zur Vorſchrift hat. Wo der Stoff nichts iſt, kann ſich die Form deſto mehr zeigen. Der Engländer findet ohne Zweifel Zaubereyen, eine Hexen-Verſammlung, ein Heer Dämonen, die einem Beſchwörer unterworfen ſind und durch Zauberformeln regiert werden, an ſich eben ſo abgeſchmackt und widerlich, als ſie den Franzoſen und Teutſchen vorkommen. Aber er empfindet vielleicht mehr, als dieſe, das Verdienſt, welches dabey iſt, Ungeheuern eine hypothetiſche Wahrheit und Schicklichkeit zu geben, in den Unſinn Vernunft, und in die Häßlichkeit ſelbſt eine gewiſſe Anmuth oder eine Art von Erhabenheit zu bringen. Am Shakeſpear ſchätzen die Engliſchen Kunſtrichter überdieß noch das Verdienſt, daß er ſich mit dem Syſtem dieſer alten Thorheiten ſo genau bekannt gemacht und ſie ſo getreu geſchildert hat.

tung deſſen, was dem zweyten gefiel, ſich leiten ließen: immer wird es dadurch begreiflich, warum im Engliſchen Schauſpiele mehr, als in den dramatiſchen Werken andrer Nationen, ſolche Rollen vorkommen, wenn wir wiſſen, daß ſie in England vorzüglichen Beyfall ſinden.

Dieſer Geſchmack der Nation ſcheint wirklich aus ihrer Achtung für Vernunft, und aus einer gewiſſen philoſophiſchen Denkungsart, zu entſtehn. Ich denke Muralt, oder irgend ein andrer Beobachter der Engliſchen Nationalſitten merkt an, daß der Engländer ſich kein größeres Unglück, als den Zuſtand eines verrückten Menſchen zu denken wiſſe; daß Aeltern ihre Kinder nach Bedlam zu bringen pflegen, um ihnen dieſe Scenen des Elendes und der Erniedrigung der menſchlichen Natur zu zeigen, und ſie dadurch kräftiger vor den Ausſchweifungen zu warnen, welche von ferne dazu führen. Ich weiß nicht, ob dieſe Thatſache wahr iſt: aber das wiſſen wir alle, daß Hogarth die Reihe der Schilderungen, durch welche er den Fortgang der Liederlichkeit und des Laſters, bis zu ſeiner äußerſten Höhe, und zugleich bis ſzu ſeiner letzten Beſtrafung, vorſtellt, mit einer Bedlamsſcene ſchließt, und ſeinen durch Kummer und Gewiſſensbiſſe wahnwitzig gewordnen Helden, in dieſer eckeln und traurigen Geſtalt, erſcheinen läßt. Ein Beweis, daß auch er darauf rechnete, für keine Art des Unglücks ein ſtärkeres

Mitgefühl bey ſeiner Nation, als für die Beraubung der Vernunft, zu finden.

In der That, derjenige Menſch, welcher im vernünftigen Nachdenken ſeinen vornehmſten Stolz und ſeine Freude findet, dem Ordnung, Wahrheit und Schicklichkeit im Reden und Handeln über alles wichtig, und ihm auch ſelbſt eigen iſt: der muß einen vernunftloſen Zuſtand für ſchrecklicher, als Schmerz und Tod, halten. Und wenn er nun noch dazu einen zuvor weiſen und edlen Mann, ein fein und richtig empfindendes Weib in eine ſolche Geiſtes-Abweſenheit verfallen ſieht; wenn er, mitten unter ihren thörichten und ausſchweifenden Reden, die Spuren ihres ehemaligen Scharfſinns, ihres Edelmuths, oder ihres Zartgefühls entdeckt: dann muß er zu der tiefſten tragiſchen Rührung geſtimmt werden.

Dieſen Hang zum Nachdenken, dieſe vorzügliche Werthſchätzung der Vernunft und des Vernünftigen, kann man den Engländern ſicher nicht abſprechen. Aber ein ſo edles Princip iſt vielleicht nicht die einzige Urſache, welche die Erſcheinung, wovon ich rede, zu erklären dient. Auch die natürliche Kälte ihres Temperaments, die ein wirklicher Fehler deſſelben iſt, kann dazu beytragen. So wie ſie mit großem Nachdrucke und ſelbſt mit Heftigkeit zu Werke gehn, ſobald ſie einmahl in Bewegung gebracht ſind: ſo widerſtehen ſie anfangs den Eindrücken, die man auf ſie machen will, und wollen anhaltend oder ſtark erſchüttert ſeyn, ehe ſie auf irgend eine Art gerührt werden. Dieſer Zug des Nationalcharakters kann gemacht haben, daß ihre Dichter auf die äußerſten Mittel, das Mitgefühl ihrer Leſer, oder Zuhörer zu erwecken, haben denken müſſen. Und ein ſolches äußerſtes Mittel iſt es, das Unglück oder die Leidenſchaft des Helden, ſelbſt über ſeine Menſchheit, d. h. über ſeine Vernunft, triumphiren zu laſſen. Ein ſo ſtumpfes Gefühl, als auf welches Shakeſpear zu wirken hatte, mußte durch ſolche verwundende Stacheln gereizt werden.

Aber nun, drittens, wenn wir von den Umſtänden der Zeiten und Oerter gänzlich abſehen; wenn wir weder den Grad der Geiſtesbildung in einer gewiſſen Periode, noch den eigenthümlichen Geſchmack bey einem gewiſſen Volke mit in Rechnung bringen: was ſind, auch noch bey uns, — was ſind zu allen Zeiten, Schilderungen der Art werth, wie Hamlet, Ophelia, Lear und Clementine ſind?

Ich ſehe zuerſt auf die Wahrheit der Schilderung: und ich bemerke, daß, da in der wirklichen Welt diejenigen Menſchen ſelten ſind, welche Phantaſie genug haben, um, im eigentlichen Sinne des Worts, zu ſchwärmen; — da die Gelegenheiten ſelten ſind, welche die Menſchen in ſo heftige Leidenſchaften verſetzen, daß ihr Gehirn dadurch zerrüttet wird, auch in den Nachahmungen der

Dichter, Auftritte der Art nur ſparſam angebracht werden müſſen, und immer nur dann, wenn ſie durch die Anlagen und Charaktere der Perſonen, welche darin ihre Rolle ſpielen, und durch die Vorfälle, wodurch ſie in dieſen Zuſtand verſetzt wurden, hinlänglich vorbereitet worden ſind. Es gibt nähmlich, der Erfahrung zufolge, gewiſſe Leidenſchaften, die mehr, als andre, auf den ganzen Nervenbau und die Werkzeuge des Denkens wirken: es ſey, weil in ihnen ſelbſt mehr körperliches iſt, und ſie, aus phyſiſchen Bedürfniſſen und Vorſtellungen der Einbildungskraft, zugleich entſtehn; es ſey, weil ſie den Körper in eine größere Mitleidenſchaft ziehn, und die Säfte mehr in Unordnung bringen. So hat man von Stolz und Liebe von je her geſagt, daß ſie mehr Narren gemacht haben, als alle übrigen Leidenſchaften zuſammengenommen. Zorn und Rachſucht ſind, wenn ſie auf einen hohen Grad ſteigen, mit der Raſerey, — eine anhaltende Traurigkeit iſt mit der Schwermuth verwandt. Die Schwärmereyen der Julie alſo, und der Wahnſinn der Clementine ſind in der Natur: und ſie rühren eben deßwegen mehr, weil wir ſie nicht unwahrſcheinlich finden. Aber iſt der Schmerz über den Tod eines Vaters, der Unwille gegen Ehebrecher und Mörder, oder der Haß gegen unrechtmäßige Gewalthaber eben ſo geneigt dazu, in melancholiſchen, oder wüthenden Wahnſinn überzugehn? Iſt Hamlets Verirrung, vorausgeſetzt, daß man ſie nicht ganz für eine angenommene Larve hält, — iſt der Ophelia plötzliche Verrückung auch den Geſetzen der Natur und der Wahrſcheinlichkeit gemäß? Kann Undankbarkeit der Perſonen, von welchen man Liebe und Ergebenheit in einem hohen Grade erwartete, — können körperliche Leiden auch wahnſinnig machen, ſo wie es der König Liar unter dieſen Umſtänden wird?

Zwar bey Ophelien ſcheint der ſonderbare Abſtich zweyer ſich vereinigenden Leidenſchaften, der Zärtlichkeit gegen Hamlet, als ihren Liebhaber, und des Haſſes gegen ihn, als gegen den Mörder ihres Vaters auch eine außerordentliche Verwirrung ihrer Vorſtellungen zu rechtfertigen *). Nur daß der Zuhörer dieſen Zuſammenhang empfinde, und von dieſer Wahrſcheinlichkeit getäuſcht werde, — dazu iſt von der Leidenſchaft der Ophelia gegen Hamlet zu wenig geſagt. Dieſer zeigt ſich als phantaſiereicher und feuriger Liebhaber: jene zeigt ſich nur wenig, als ſeine leidenſchaftliche Geliebte. Man argwohnt zwar ihre geheime Zuneigung zu dem Prinzen: aber was man ſieht, iſt nur ihr Gehorſam gegen ihren Vater, der ſie vor dieſer Zuneigung warnt.

So wie gewiſſe Leidenſchaften eher, als andre, in Wahnſinn ausarten: ſo ſind gewiſſe Tempera-

---

*) Ihre Lage iſt der, worin ſich Chimene im Cid des Corneille befindet, ähnlich. Aber wie verſchieden iſt der Gebrauch, den beyde Dichter davon machen!

mente, gewiſſe Anlagen des Kopfs und des Herzens, wenigſtens nach der allgemeinen Meinung, bey außerordentlichen Unfällen, zu dieſer Art der Verſtimmung, welche der Einbildungskraft die Herrſchaft über die Vernunft gibt, mehr als andre aufgelegt. Die, welche, auch im geſunden Zuſtande, mit allem was ſie ſehen und hören, eine Menge Bilder ihrer Phantaſie verbinden, — die, welche von dieſen Bildern oft ſo lebhaft gerührt werden, daß ſie ſich von ihnen beynahe, als von Wirklichkeiten, teuſchen laſſen: ſolche Perſonen ſcheinen wenigſtens der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, — im Falle ihre Einbildungskraft noch mehr, als gewöhnlich, erhöhet wird, und ihre Lebensgeiſter noch mehr in Bewegung geſetzt werden, bis zu einer wirklichen Verwechſelung ihrer Vorſtellungen mit den Dingen kommen zu können. Ich ſage, ſie ſcheinen. Denn in der That iſt es bey einem Zuſtande der Seele, der, wie der Wahnwitz, zugleich Krankheit des Körpers iſt, noch unausgemacht, ob geiſtige Eigenſchaften und Fertigkeiten viel beytragen können, ihn zu befördern, oder zu verhindern. Auch wird man vielleicht, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, die dichteriſche Schwärmerey nicht eben, als eine Anlage und eine Vorbereitung zum wirklichen Wahnſinne, anſehen dürfen. Indeß zur theatraliſchen Teuſchung iſt das genug, was die Menſchen glauben: und eine bloße Aehnlichkeit zwiſchen Urſachen und Wirkungen kann oft einem wirklichen Zuſammenhange gleichgelten, um die Erfolge wahrſcheinlich zu machen. — Shakespear im Hamlet, und in der Julie, noch mehr aber Richardſon bey der Clementine haben dieſe leztre Regel vollkommen beobachtet. Die zarte, empfindſame, aber zugleich kalt vernünftige und ſtets nachdenkende Henriette Byron, oder Clariſſa Harlowe durfte, auch durch fehlgeſchlagene Liebe und gehäufte Unglücksfälle, nicht zur Schwärmerin gemacht werden: oder jedermann wäre von dem Contraſte ihres gewöhnlichen Gemüths-Zuſtandes, mit demjenigen, in welchen ſie die Leidenſchaft verſezte, beleidigt worden. Aber bey der Clementine iſt es dem Leſer nicht unwahrſcheinlich, daß Stolz, Liebe und Religion, die zugleich auf eine warme, Italiäniſche Einbildungskraft, ein äußerſt empfindliches Herz und ein zartes Nervengebäude wirken, — da dieſe Leidenſchaften in Streit mit einander geriethen, und äußere Hinderniſſe ſich ihrer Befriedigung entgegenſezten, — die ſchwächere Vernunft überwältigen.

Den Hamlet bekommen wir zwar im Stücke des Shakespears nicht eher zu ſehn, als da der Verfall, welcher ſein Gemüth erſchüttert, ſchon vorgegangen iſt. Und wir können alſo nicht genau beurtheilen, was Anlage und Charakter, und was bloß gegenwärtige Gemüthsſtimmung und Leidenſchaft bey ihm iſt. Indeſſen läßt ihn Shakespear, in dem Laufe des Stücks ſelbſt, in ſo verſchiednen

Verhältniſſen auftreten, und über ſo mannigfaltige Gegenſtände ſeine Gedanken äußern: daß wir uns hinlänglich davon überzeugen können, ſeine ganze Art zu denken ſey phantaſiereich; er lebe immer in einer Welt von Ideen, und er bekleide dieſelben gewöhnlich mit ſo glänzenden Farben, als wenn er ſelbſt davon getäuſcht wäre.

Aber in der Ophelia hat Shakeſpear dieſe Uebereinſtimmung, zwiſchen dem geſunden und dem kranken Zuſtande, weniger beobachtet. Sie iſt ein zärtliches, aber ruhiges, ſehr biegſames und ihrem Vater gehorſames Mädchen. Auch bey dem, zur Zeit des Glücks, brauſenden, ungeſtüm auffahrenden hartnäckig auf ſeinem raſchen Entſchluſſe beharrenden Lear, ſcheint die Wendung, welche, zur Zeit des Unglücks, ſein Unwille und ſein Schmerz nimmt, — ſcheint die Wirkung, welche die Undankbarkeit ſeiner Töchter bey ihm hervorbringt, nicht eben ſo natürlich und vorbereitet zu ſeyn. *)

Sehen wir zweytens auf die dichteriſche Wirkung ſolcher Scenen, an ſich betrachtet: ſo iſt die Kraft derſelben, das menſchliche Herz zu rühren, unleugbar; und die Gelegenheit, welche ſie dem

---

*) Im Julius von Tarent, einem Stücke, das viele Spuren von Genie, einige von Nachahmung, und manche eines noch nicht völlig geläuterten Geſchmacks enthält, iſt der Wahnſinn, in welchen Blanka verfällt, ebenfalls ohne alle Wirkung, oder macht eine widrige, weil er auf keine Weiſe verbreitet iſt.

groſen Dichter geben, lehrreich und anziehend zu ſeyn, iſt augenſcheinlich.

Schon an und für ſich iſt es etwas erſchütterndes, in der menſchlichen Geſtalt, ein vernunft- und bewuſtloſes Weſen zu ſehn. Wenn wir aus nichts anderm erkennten, daß die Vernunft nicht nur unſern Adel, ſondern unſer eigentliches Weſen ſelbſt ausmacht: ſo würden wir es aus dem ſchreckenden Eindrucke erkennen, den Wahnwitzige auf die weiſen Menſchen-machen. Weiß uns nun der Dichter dieſen Zuſtand teuſchend darzuſtellen, ohne ihn doch eckelhaft, oder lächerlich zu machen; weiß er das Erſchütternde einer ſolchen Erſcheinung beyzubehalten, und das Häßliche, welches in der Natur damit verbunden zu ſeyn pflegt, zu entfernen: ſo verſchafft er uns eine der zwar traurigſten, aber zugleich der merkwürdigſten Erfahrungen aus dem menſchlichen Leben, und erſparet uns das unangenehme Gefühl, ohne welches wir, in der wirklichen Welt, gleiche Erfahrungen nicht einſammeln könnten. Er verſetzt uns in eine tiefe Rührung über die Unfälle, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt, und gibt uns zugleich durch die Art, wie er dieſe Unfälle ſchildert, einige tröſtende, oder uns wieder erheiternde Vorſtellungen.

Was nähmlich, zweytens, nach meiner Empfindung, dieſe Scenen im Shakeſpear und Richardſon ſo anziehend macht, ſind die Spuren des Verſtandes, oder des Edelmuths, welche ſich in den Reden ihrer Wahnwitzigen finden, und die auf die Naturgaben und die ehemahligen Tugenden des Geiſtes, welcher nun für ſich ſelbſt und für die Welt verloren iſt, ſchließen laſſen. Nur dann kann uns die kranke Einbildungskraft eines Menſchen ſehr jammern; wenn wir wiſſen, oder ahnden, daß die geſunde im Stande ſeyn würde, vortreffliche, ſchöne, oder erhabne Bilder hervorzubringen. Nur dann können wir, über die überſpannten und ausſchweifenden Gefühle eines durch Leidenſchaft auſſer ſich geſetzten Menſchen, mehr gerührt, als unwillig werden, wenn wir bemerken, daß ſeine natürliche Empfindungsart gut und edel geweſen ſeyn müſſe. Daher muß es alſo immer ein nicht gemeiner Menſch ſeyn, deſſen Wahnſinn in der dichteriſchen Nachahmung gefallen kann. Der Menſch von alltäglichem Kopfe und Herzen wird, wenn er die Schranken der Vernunft und des Anſtandes durchbricht, im eigentlichen Verſtande ein Narr; — ein eckelhafter Gegenſtand, deſſen Schilderung ſich zwar Shakeſpear und ſeine Zeitgenoſſen erlaubt haben, der aber einem gebildeten Zeitalter nothwendig mißfällt. Aber wenn ein Hamlet und eine Clementine das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und die Wahrnehmung der Dinge außer ſich verlieren: ſo ſchließen ſie uns nur deſto mehr von den verborgenſten Gedanken und Gefühlen ihrer eignen Seele auf; und dieſe Gedanken ſind mannigfaltig, gründlich, witzig, dieſe Gefühle ſind edel, menſchenfreundlich, oder doch ſtark und originell.

Und dieß führt mich auf den zweyten Hauptvortheil, den der große Dichter von ſolchen Charakteren zieht: dieſer iſt, daß er ihnen ſeine Philoſophie, wenn er deren hat, in den Mund legen, und in ihrem Munde ſeinen Beobachtungen und Lehren eine ſo erhöhete poetiſche Farbe, ſeiner Weisheit, durch den Abſtich der damit verbundnen Thorheit, ein ſo großes Leben geben kann, als er kaum auf irgend einem andern Wege mit Schicklichkeit und Natur zu verbinden weiß. Der Menſch bey geſundem Verſtande hält mit dem, was er denkt, zurück, und ſagt jedesmahl nur ſo viel davon, als zu dem vorliegenden Gegenſtande gehört, oder zu ſeinem Zwecke zureicht. Er mäßigt überdieß ſein Feuer, wenn er deſſen in der Einbildungskraft, oder in ſeinen Empfindungen hat, und hütet ſich vor einem allzu poetiſchen Schwunge. Der Menſch hingegen, welcher außer ſich iſt, verliert ſich in ſeine Ideen, und wird, durch leichte und oft ſeltſame Uebergänge, von einem Gegenſtande auf den andern geleitet. Er iſt immer, wie allein; und redet immer, wie mit ſich ſelbſt. Kein Wunder, daß wir ihn alſo beſſer, als jeden andern, kennen lernen; und daß, wenn Kenntniſſe und edle Empfindungen in ihm geſammelt liegen, er uns beyde, zwar in Unordnung und zerſtückelt, aber doch mit derjenigen Wahrheit und demjenigen

Nachdrucke mittheilt, welche die Aufhebung aller Rückſichten den menſchlichen Reden zu geben pflegt. — Dabey iſt ſeine Phantaſie immer in Bewegung. Und alles was er denkt, hüllt ſich in Bilder ein, oder knüpft ſich an ſolche an. Die Reden eines Wahnwitzigen ſind Reihen von Räthſeln, die wir aus ſeinem Gemüthszuſtande und aus den vorigen Begebenheiten ſeines Lebens, mehr entziffern, als den Worten nach verſtehn. Aber eben deßwegen machen die Gedanken deſſelben, wenn wir ſie errathen, und dann doch Wahrheit, Beobachtung, oder eine den Sachen angemeſſene Empfindung in denſelben entdecken, tiefern Eindruck. Die vernünftigen Betrachtungen eines Thoren ſind Blitze in der Nacht, welche deſto heller leuchten. Daher kommt es, daß einer der an Philoſophie reichſten Dichter, und in deſſen Philoſophie die größte Originalität herrſcht, Shakeſpear die Schilderungen eines zwiſchen Wahnſinne und Vernunft ſchwebenden Menſchen ſo ſehr liebt, und in ſeinen Stücken gehäuft hat. Daher kommt es, daß bey einer Nation, in deren Dichtkunſt, urſprünglich wenigſtens, und ehe fremde Muſter ihren Nationalgeſchmack gemodelt hatten, alles auf ſtarken Eindruck berechnet war, jene Schilderungen ſo viel Beyfall gefunden haben. Bey den Franzoſen hingegen, wo Anſtand, Schicklichkeit und Eleganz ſehr zeitig den hohen Dichterſchwung und das tiefe Gefühl gemäßigt haben, ſind Auftritte der Art von der Bühne faſt gänzlich verbannt worden.

Eine ſichere Schlußfolge aus dieſen Betrachtungen iſt: daß, wenn der Wahnſinn auf der Schaubühne wirklich, als eine Maſchine, anzuſehn iſt, durch welche man Begebenheiten, oder Reden vorbereiten will, die etwas wunderbares enthalten, und die, ohne dieſelbe, unnatürlich und unwahrſcheinlich wären, — er, ſo wie alle Maſchinen, nur ſelten gebraucht werden müſſe, wenn er nicht alle ſeine Wirkung verlieren ſoll. Zwey Wahnwitzige in einem Stücke, wie Hamlet, und Ophelia, (wozu, in dieſem Trauerſpiele, auch noch Polonius kommt, der, zwar nicht verrückt, aber doch ſchwach bis zur Blödſinnigkeit, und das iſt, was die Franzoſen einen radoteur nennen,) ſind ſicher ſchon zu viel. Nicht nur wird ſich niemand bereden, daß unter einer ſo kleinen Anzahl von Menſchen, zu derſelben Zeit, zwey Perſonen vorhanden ſeyn ſollten, die, gleich ſchwärmeriſch in ihrer Imagition und gleich heftig in ihren Leidenſchaften, — die Anlagen durch Unglücksfälle verrückt zu werden, gemein hätten. Sondern auch das Rührende und Eindringende, welches ein in Unordnung gebrachter Verſtand, und eine wild ſchwärmende Empfindſamkeit in ihren Aeußerungen haben können, verliert ſich, wenn dieſe Aeußerungen zu lange dauern, unter den widrigen Eindrüſen, welche alles Vernunftloſe, Unzuſammenhänrende, und Räthſelhafte macht.

So viel von dieſer Art der Charaktere überaupt. Was den von Hamlet insbeſondre betrifft, e wünſchte ich, daß Johnſon, — unter den Auslegern Shakespears ohne Zweifel derjenige, welher am tiefſten in ſeines Dichters Geiſt eingedrungen iſt, und am beſten auszudrücken weiß, was er arin findet, — ich wünſchte, ſage ich, daß Johnohn das Eigenthümliche des Hamletiſchen Charakers, und den wahrſcheinlichen Endzweck den der Dichter durch ihn zu erreichen ſich vorgenommen hatte, eben ſo entwickelt hätte, wie er den Charakter des Polonius auseinander geſetzt hat. Die Johnſoniſche Anmerkung über ihn iſt zu ſchön, als daß ich ſie meinen Leſern vorenthalten könnte.

Auch des Polonius Charakter, in der Tragödie Hamlet, iſt räthſelhaft, und ſcheint unerklärlihe Widerſprüche in ſich zu vereinigen. In den Anweiſungen, die er ſeinem auf Reiſen gehenden Sohne Laertes mitgibt, in den Warnungen, die er ſeiner, von der Liebe Hamlets zu ihr verbleneten, Tochter ertheilt, in den Regeln, die er ſeinem Diener vorſchreibt, als er ihn ſeinem Sohne nachſchickt, um deſſen Aufführung in der Fremde auszukundſchaften; — in allen dieſen Auftritten redet er, wie ein weiſer Mann, der einen Schatz von Welterfahrung und Menſchenkenntniß, in einem langen Leben, geſammelt hat. In ſeinem

Geſpräche mit der Königin, in dem zweyten Auftritte des zweyten Acts, wo er ſeine Muthmaßungen über Hamlets Wahnſinn und deſſen Urſachen eröffnet, erſcheint er, als ein abgeſchmackter, von ſeiner Weisheit eingenommener Thor, der an kindiſchen Wortſpielen Vergnügen findet, und in ſeinen Reden die Geſchwätzigkeit des alten Mannes mit der Affectation eines Gecken vereiniget. Eben ſo ſich klug dünkend, eben ſo falſch ſehend, eben ſo pedantiſch und weitſchweifig im Ausdrucke kommt Polonius noch in einigen folgenden Auftritten vor. Warburton erklärt dieſen Widerſpruch dadurch: daß er annimmt, der Charakter des Polonius ſolle, nach dem Sinne Shakeſpeares, wirklich geckenhaft und abgeſchmackt, und jene, gegen ſeinen Sohn und Tochter ausgekramte, Weisheit ſolle nur auswendig gelernte Bücherweisheit ſeyn. — Johnſon iſt mit dieſer Erklärung nicht zufrieden. „Sie iſt,“ ſagt er, „vielleicht hinlänglich, den anſcheinenden „Widerſpruch zu heben, wie ſo viel Thorheit mit „ſo vieler Weisheit, in einem und demſelben Manne, verbunden ſeyn könne. Aber mit den Ideen „unſers Dichters ſcheint ſie mir weniger übereinzuſtimmen. Der Ausleger findet in der Rolle „des Polonius nur eine Schilderung äußerer „Sitten, und glaubt deſſen Charakter nur durch „oberflächliche, zufällige und erworbne Eigenſchaften bezeichnet. Der Dichter hingegen hatte „wahrſcheinlich den höhern Endzweck, einen voll-

„ſtändigen Charakter, Natur und Sitten
„vereiniget, Eigenſchaften des Geiſtes mit Eigenheiten
„der Gewohnheit vermiſcht, in ihm darzuſtellen.
„Polonius iſt ein Mann, der, an Höfen
„auferzogen, in Geſchäften geübt und mit Erfahrungen
„bereichert, zu ſeinen Kenntniſſen groſſes
„Zutrauen hat, und auf ſeine Beredtſamkeit ſtolz
„iſt, dabey aber ſchon vor Alter in kindiſche Schwäche
„zu verfallen anfängt. Seine Art ſich auszudrücken
„ſoll unſtreitig eine Satyre, auf die fehlerhafte
„Beredtſamkeit und Umgangsſprache des Zeitalters,
„auf die langen Vorreden, die doch den Zuhörer
„über nichts belehren, und auf die erkünſtelte
„Anordnung der Wörter und Sachen ſeyn, die,
„anſtatt Licht zu verbreiten, nur das Verſtehen
„ſchwerer macht. Dieſer Theil ſeines Charakters
„iſt der zufällige, der vom andern angenommene:
„die übrigen ſind Folgen ſeiner ihm eignen Natur,
„der innern Beſchaffenheit ſeines Geiſtes.
„Ein ſolcher Mann nähmlich iſt in ſeinen Behauptungen
„zuverſichtlich und dreiſt, weil er weiß, daß
„ſeine Denkkraft ehedem ſtark war, und nicht wahrgenommen
„hat, daß ſie ſchwach geworden iſt. Ein
„ſolcher Mann ſpricht vortrefflich, wenn er allgemeine
„Grundſätze predigt, und ſeicht, wenn er
„ſie auf jetzige Fälle anwendet. Er iſt einſichtsvoll
„im Rückblick aufs Vergangene, und unwiſſend
„in der Vorausſehung der Zukunft. So lange er
„ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen kann, und auf

„dem Vorrathe ſeiner ehedem geſammelten Kennt-
„niſſe ſchöpft: ſo lange iſt ſeine Rede voll weiſer
„Sittenſprüche, und nützlicher Rathſchläge. Da
„aber ſein Geiſt, bey dem geſchwächten Zuſtande
„ſeiner Organe, nicht lange in Spannung und
„Thätigkeit erhalten werden kann: ſo iſt der alte
„Mann ſchnellen Uebergängen zu einer gewiſſen Ab-
„weſenheit des Geiſtes ausgeſetzt. Dann verlaſſen
„ihn ſeine Fähigkeiten; ſeine Vorſtellungen verwir-
„ren ſich, er verwickelt ſich in den Wörtern und
„Ausdrücken ſeiner eignen Rede: bis er endlich
„den vorigen Leitfaden allgemeiner Grundſätze wie-
„derfindet, und zu ſeinem ſpruchreichen Vortrage
„zurückkehrt. Dieſe Idee, daß beym Polonius Al-
„tersſchwäche die Weisheit übermannt, und jetzige
„Gedankenloſigkeit ſich mit den Reſten ehemahliger
„Denkkraft vermiſcht, wird, wie ich glaube, die
„Schwierigkeiten in ſeinem Charakter am beſten
„löſen.“

Ich wünſchte daß es möglich wäre, die Widerſprüche und die Unſchicklichkeiten, die in Hamlets Rolle vorkommen, auf eine eben ſo befriedigende Art und durch eine eben ſo wahrſcheinliche Vorausſetzung, zu vereinigen. Aber ſie häufen ſich hier mehr: theils weil der Charakter an ſich weit zuſammengeſetzter, und weit reicher und poetiſcher ausgebildet iſt; theils weil Shakeſpear, zwiſchen dem Ideal, welches ſein eignes Genie von dieſem außerordentlichen Menſchen entworfen hatte, und zwiſchen der Schilderung desſelben, wie ſie die ſeinem Stücke zum Grunde liegende Geſchichte an die Hand gab, gleichſam hin und her ſchwankte, und bald der Legende und bald bloß ſeinem Genie folgte.

Die erſte Frage betrifft ſeinen Wahnwitz ſelbſt. Daß es, nach der Geſchichte und der Abſicht des Dichters, ein verſtellter Wahnwitz ſeyn ſoll; daß Hamlet bloß dieſe Maske annimmt, um ſich entweder vor den Nachſtellungen des Kronräubers zu ſichern, oder um ſeine Entwürfe zur Rache zu verbergen: dieß iſt außer allem Streite. Er läßt, gleich nach ſeiner Unterredung mit dem Geiſte ſeines Vaters, den Horatius und Marcellus ſchwören *), daß, ſo fremd und ſeltſam er ſich auch forthin betragen möchte, ſie nie, auch nur durch Mienen, oder durch abgebrochne Worte zu verſtehn geben ſollten, daß etwas außerordentliches mit ihm vorgegangen wäre. — Er ſagt den beyden an ihn, als Kundſchafter, von dem Könige abgeſchickten alten Freunden, Roſencranz und Güldenſtern, die er aber jetzt noch nicht für ſo verrätheriſch hält, als

---

*) 1ſter Act. 5te Sc.
Hamlet. Kommt, ſchwört mir, wie vorhin, daß ihr niemahls — ſo wahr euch Gott gnädig ſeyn ſoll, ſo ſeltſam und widerſinnig ich mich auch betragen mag, — weil ich es in der Folge vielleicht nöthig finden könnte, mich ungeberdig zu ſtellen, — daß ihr, wenn ihr mich alsdann ſeht, euch niemahls merken laſſen wollt, daß ihr etwas von mir wißt; u. ſ. w.

er ſie in der Folge findet, daß ſein Oheim und ſeine Mutter ſich betrügen, wenn ſie ihn für wahnwitzig halten; und daß er ſehr wohl das, was um ihn herum hergeht, zu beobachten und zu erkennen wiſſe. *). Er ſpricht augenſcheinlich, nicht nur mit Vernunft, ſondern mit großer Einſicht, vor Perſonen und den Gelegenheiten, wo er nicht glaubt Urſache zu haben, ſich zu verſtellen. Die Regeln, die er den Schauſpielern für die Ausübung ihrer Kunſt gibt, ſind Betrachtungen, die nicht nur von einem ungeſtörten Verſtande, ſondern auch von einem nicht unmäßig beunruhigten Gemüthe zeigen. In ſeiner geheimen Unterredung mit ſeiner Mutter, iſt Heftigkeit und Zorn: aber es iſt zugleich volles Bewußtſeyn und kalte Ueberlegung. Dahingegen geberdet er ſich niemahls ausſchweifender närriſch, als in der Unterredung mit dem Polonius, den er für einen Kundſchafter und für einen albernen Schwätzer zugleich hält.

So gewiß aber auch, nach Shakeſpears Entwurfe, Hamlets Wahnwitz verſtellt ſeyn ſollte: ſo unerklärlich iſt doch deſſen Benehmen im Ganzen, ſo abweichend von ſeinem übrigen Charakter

---

*) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. — Ihr ſeyd mir willkommen: aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter haben ſich betrogen.

Güldenſtern. Worin denn, Prinz?

Hamlet. Ich bin nur bey Nordnordweſtwinde verrückt. Wenn der Wind in Süden ſteht, ſo weiß ich Schwarz und Weiß recht gut zu unterſcheiden.

ſind doch ſeine Reden in einzelnen Auftritten; wenn man nicht ſeinen Geiſt durch Gram und Wuth für wirklich geſchwächt anſieht, und einen natürlichen Trübſinn bey ihm vorausſetzt, der durch den Tod ſeines Vaters, durch den Verluſt ſeines Erbrechts zum Throne, durch die Furcht wegen ſeiner eigenen Sicherheit, am meiſten aber durch die Erſcheinung des Geiſtes und die feyerliche Aufforderung desſelben an ihn, ſeinen Tod zu rächen, bis zur völligen Schwärmerey erhöht worden iſt.

Gleich bey ſeinem erſten Auftritte auf der Bühne, wo er noch nichts von der Erſcheinung ſeines Vaters weiß, wo er nur noch eine ungewiſſe Vermuthung hat, daß der Tod desſelben unnatürlich und gewaltſam geweſen ſey; wo er noch durch keine andere Leidenſchaft, als durch die Betrübniß über den Verluſt dieſes Vaters, und durch den Unwillen über den Leichtſinn ſeiner Mutter, in Bewegung geſetzt wird: — gleich bey dieſem Auftritte iſt doch der Ausdruck ſeiner Empfindung, über alles gewöhnliche Maß kindlicher Wehmuth, heftig und leidenſchaftlich. Schon redet er mit dem Könige in bildlichen Ausdrücken, die beynah unverſtändlich ſind, und einen ungewöhnlichen Gemüthszuſtand anzeigen *). Schon ſchildert er ſeine Be-

---

*) 1ſter Act. 2te Scene.

Der König. Wie kommt es, daß noch immer dieſe Wolken über deinem Geſichte hängen?

Hamlet. Keine Wolken, gnädiger Herr! ich ſtehe vielmehr zu viel in der Sonne.

trübniß mit aller Uippigkeit einer dichteriſchen Phantaſie *). Aber was noch mehr iſt: als ihn König und Königinn nach dieſer Unterredung verlaſſen, ſo iſt er, gleich in ſeinem erſten Monologe, (nicht in dem berühmten, welcher erſt ſpäter folgt) mit Gedanken des Selbſtmordes beſchäftigt **). Er ſehnt ſich nach dem Tode, und wünſcht, daß es erlaubt ſeyn möchte ſich ſelbſt von einem unglücklichen Leben zu befreyen. Iſt dieß eine natürliche und wahrſcheinliche Folge von der Betrübniß eines Sohns über den Tod eines geliebten Vaters? Iſt es ſelbſt ein begreifliches Symptom des Unwillens über erlittnes Unrecht, oder des Abſcheues gegen einen Verbrecher? Nie hat ein noch ſo zärtlicher Sohn ſich an dem Grabe ſeines Vaters ſelbſt zu entleiben verſucht: nie hat ein Zorniger, der ſich an einem andern zu rächen begierig war, den Dolch gegen ſich ſelbſt gekehrt *). Nur ein ſchon zerrüttetes, niedergeſchlagnes Gemüth, kann durch einen Verluſt, der ihn nur wehmüthig rühren, oder durch eine Beleidigung, die ihn nur aufbringen ſollte, zum Haſſe ſeiner ſelbſt, der Welt, und ſeines Lebens gebracht werden.

---

*) 1ſter Act. 2te Scene.

Die Königinn. Wenn das iſt, — (wenn der Tod eines Vaters ein allen Menſchen begegnendes Unglück iſt); warum ſcheint dir denn dieß Schickſal ſo außerordentlich.

Hamlet. Scheint Königinn? Nein, es iſt; ich kenne kein ſcheint. Es iſt nicht bloß dieß ſchwarze Gewand, liebe Mutter, nicht die gewöhnliche Tracht einer feyerlichen Trauer, nicht das windige Seufzen eines erzwungnen Athems, nicht der immerfort fließende Strom des Auges, noch das niedergeſchlagne Geſicht, noch irgend ein andres äußerliches Zeichen der Traurigkeit, was den wahren Zuſtand meines Herzens an den Tag legt. Dieß alles iſt freylich nur Schein; denn es ſind Handlungen, die man ſpielen kann. Aber was ich innerlich fühle, geht über allen äußern Ausdruck; jenes ſind nur die Kleider und Verzierungen des Schmerzens.

**) 1ſter Act. 2te Scene.

Hamlet. O! daß dieß allzu — allzu feſte Fleiſch zerſchmelzen, ſich auflöſen, und in Thränen zerrinnen möchte! — Oder daß der Ewige nicht ſein Geſetz wider den Selbſtmord aufgeſtellt hätte! O Gott! O Gott! Wie ermüdend, ſchaal, ſeicht und unnütz, ſcheint mir aller Genuß dieſer Welt zu ſeyn! — Pfui! o! pfui der Welt! Sie iſt ein unbearbeiteter Garten, wo alles in Samen ſchießt; lauter Auswüchſe und Unkraut erfüllen ihn! —

Nachdem Hamlet den Schatten ſeines Vaters geſehen, und deſſen fürchterliche Aufträge erhalten hatte, wird augenblicklich ſeine Einbildungskraft in einem Grade erhöht, und ſeine Reden werden in dem Maße unordentlicher und ausſchweifender: daß man dieſe Veränderung nicht aus ſeinem Vorſatze, den er erſt ſpäter faßt, ſondern aus der Erſchütterung, die dieſe außerordentliche Erſcheinung bey ihm hervorbringt, herleiten kann. Gleich gegen

---

*) Von den Japanern erzählen die Reiſebeſchreiber, daß ſie ſich ſelbſt entleiben, wenn ſie von andern beleidigt ſind. Aber dieß iſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchheit, und wenigſtens uns Europäern ſo fremd, daß ich hierauf keine Rückſicht zu nehmen brauche.

den Horatius und Marcellus, denen er doch in der Folge ſeinen Vorſatz ſich zu verſtellen vertraut, redet er wie ein Menſch in der Verwirrung *). Und welche ungeheure Idee iſt es, daß er alles, was er je gelernt, oder erfahren habe, aus ſeinem Gedächtniſſe auslöſchen will, um den Befehl ſeines Vaters unabänderlich in demſelben gegenwärtig zu erhalten.

Gehen wir weiter: ſo finden wir, daß er ſich ſelbſt einer gewiſſen Gemüthsſchwäche und einer Melancholie anklagt, deren ſich leicht ein böſer Geiſt, — wenn die Erſcheinung ſeines Vaters von einem ſolchen herrührete, — bedient haben könnte, um ihn zu einem ungerechten Morde zu verführen **). Er will deßwegen nicht bloß der Ausſage des Geiſtes trauen, er will ſicherere Kennzeichen haben,

daß

---

*) 1ſter Act. 5te Scen.

Hamlet. Es gibt keinen Böſewicht in ganz Dännemark, der nicht ein Erzſchurke wäre.

Horatio. Es braucht kein Geiſt erſt aus dem Grabe zu kommen, Prinz, um uns das zu ſagen.

Hamlet. Schon recht; ihr habt ganz Recht. Und darum halt' ichs, ohne weitere Umſtände, für rathſam, daß wir einander die Hände ſchütteln, und Abſchied nehmen.

**) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. Der Geiſt, den ich ſah, iſt vielleicht der Teufel; und der Teufel hat die Macht, eine gefällige Geſtalt anzunehmen. — Freylich; und vielleicht mißbraucht er meine Schwäche und Schwermuth, da er über dergleichen Geiſter ſehr viel ausrichten kann, mich zu einer verdammlichen That zu verleiten.

daß der neue König ein Brudermörder ſey, und ſetzt eben deßwegen deſſen Gewiſſen auf die Probe, indem er in ſeiner Gegenwart ein Trauerſpiel aufführen läßt, deſſen Kataſtrophe auf einem ähnlichen Verbrechen beruht, als er dem Könige Schuld gibt.

Und nun von dem zweyten, ſo oft angeführten Monologen, was iſt der Inhalt anders, als eine neue Berathſchlagung über den Selbſtmord, die Abwegung der Gründe, die von ihm abrathen, gegen die Empfindungen und Eindrücke, welche ihn als die Zuflucht des Unglücklichen empfehlen können? Ich habe ſchon geſagt, daß der Gedanke, ſich ſelbſt zu vernichten, bey einem Sohne, der ſeinen Vater beweint, und bey einem Zornigen, der den Vorſatz und gewiſſer Maßen die Pflicht hat, ſich zu rächen, ganz unnatürlich iſt, und nur von einer, der jetzigen Begebenheit fremden, Melancholie, die aber durch dieſelbe verſtärkt worden iſt, herkommen kann. Die Betrachtungen Hamlets über das menſchliche Leben, ſind tief gedacht und viel umfaſſend, aber ſie ſind im höchſten Grade düſter und ſchwermüthig; und ſcheinen in dem Munde eines jungen Fürſten überdieß noch unnatürlich, — weil dieſer, wie man denken ſollte, bis zum Tode ſeines Vaters, die Welt nur noch von ihrer fröhlichen und angenehmen Seite gekannt haben müßte.

Die darauf folgende Unterredung Hamlets mit Ophelien iſt noch mehr unerklärlich, wenn man ſich nicht wirklich ſeinen Kopf, als angegriffen, und ſein Gemüth in Verwirrung denkt. Wenn Hamlet die Ophelia liebt: warum begegnet er ihr ſo hart, und ſelbſt ſo rauh und unartig? Wenn er ſie, ſeiner trocknen Verſicherung zu folge, nicht mehr liebt: wie konnte eine, vor kurzem noch ſo lebhafte Zuneigung, auf einmahl aus ſeinem Herzen vertilgt werden, wenn nicht alles darin in Unordnung wäre? Und warum ſpielt er auch gegen Ophelien den Wahnwitzigen? Etwa weil er deren Vater, oder den König verſteckt glaube? Aber dann hätte er gerade den verliebten Wahnwitzigen, nicht den ſtürmiſchen, wilden, melancholiſchen ſpielen ſollen, wie er wirklich thut. Durch jenes hätte er die, welche ihm nachſtellten, von der rechten Spur abgebracht, indem er ſie überredet hätte, daß ſeine Liebe zur Ophelia der Grund ſeines Wahnwitzes ſey. Durch dieſes mußte er ſie gerade auf das leiten, was er verbergen wollte, daß er mit einem ihm widerfahrnen groſen Unglücksfalle, und mit einem von jemanden verübten groſen Verbrechen unaufhörlich beſchäftigt ſey.

Ein folgender Auftritt des Hamlets mit Ophelien, zeigt ihn in einer ganz entgegengeſetzten Art des Wahnwitzes: aber er ſcheint Shakeſpears ſo unwürdig, daß ihn auch deſſen Ausleger für einen Zuſatz der Schauſpieler jener Zeit halten.

Es folgt die Unterredung Hamlets mit ſeiner Mutter, wo er dieſer das Gewiſſen zu rühren ſucht, und wo er den, hinter einer Tapete verſteckten, Polonius ermordet. Jene Unterredung gehört unter die ſchönſten Stellen des Stücks, ſo voll von Vernunft, Kraft, Nachdruck und gemäßigter Leidenſchaft ſind die Reden Hamlets. Hier erſcheint er alſo, als ein vollkommen ſeiner ſelbſt bewußter Mann, der die Beredtſamkeit des Herzens, mit der des philoſophirenden Verſtandes, verbindet. Dieſe Ermordung des Polonius hingegen hat etwas ſehr auffallendes. An ſich zwar nicht, — denn Hamlet glaubt, daß es der König ſey, der ſich verſteckt habe, und auf dieſen zielte ſeine Rache ſchon längſt: — aber dadurch, daß, als er ſeinen Irrthum entdeckt, er mit ſo viel Gleichgiltigkeit und Kälte den von ihm verübten Mord entſchuldigt. Dieß zeigt, entweder einen Leichtſinn und eine Unſittlichkeit an, die Hamlet im übrigen Stücke nicht hat, oder einen bis zur Raſerey geſtiegnen Zorn, welchen letztern er doch, in eben dieſem Auftritte, gegen ſeine Mutter nicht merken läßt.

Auf ſeiner Reiſe nach England, die er in Begleitung ſeiner beyden falſchen Freunde, Roſencranz und Güldenſtern, unternimmt, und bey der Ausführung des Plans, durch welchen er die verrätheriſche Abſicht dieſer Sendung vereitelt, erſcheint Hamlet von neuem, als ein geſunder, kaltblütiger, beobachtender, liſtiger Menſch.

Aber was bedeutet ſeine Handlung nach ſeiner Rückkehr, da er in das Grab der Ophelia, (die, während ihres Wahnwitzes, ſich in einen Fluß geſtürzt hatte und ertrunken war,) ſpringt, und mit dem Laertes, ihrem Bruder, bloß deßwegen, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Leichengefolges, einen Zweykampf beginnt, weil er nicht zugeben will, daß ein andrer ſeine Ophelia mehr geliebt haben ſoll, als er? Hier ſcheint er von neuem alles, was Umſtände, Schicklichkeit und ſein eignes Vorhaben von ihm fordern, gänzlich zu vergeſſen, und ſich einer Leidenſchaft, von der wir doch zuvor wenige Spuren mehr finden, durchaus Preis zu geben.

Wie ſollen wir uns alſo, alle dieſe Auftritte zuſammengenommen, den Charakter Hamlets denken? Iſt ſein Wahnſinn bloß Verſtellung, und die übrige Unregelmäßigkeit ſeines Betragens bloße Folge der Leidenſchaft? Oder iſt, neben dem Vorſatze, auch ſein Temperament, und der jetzige Zuſtand ſeines Körpers und Geiſtes, die Urſache ſeiner ausſchweifenden Reden und Handlungen? Hat der Tod ſeines Vaters ihn erſt in die tiefe Schwermuth geſtürzt, die ſeine geheimſten Selbſtgeſpräche ausdrücken; oder war die Anlage dazu ſchon älter, als die Begebenheit, welche ſie zum Ausbruche brachte?

Was uns verſuchen könnte, ſein Gehirn ſchon für zerrüttet zu halten, da er ſich entſchloß, ſich wahnſinnig zu ſtellen: iſt, daß, wie ſchon Johnſon anmerkt, dieſe Verſtellung eine ſehr unſchickliche Maßregel, zu Erreichung des Zwecks, war, um deſſentwillen er ſie brauchte; daß ſie auch, nach dem Verlaufe der Geſchichte im Drama, ſeinen Plan der Rache nicht im mindeſten der Ausführung näher brachte. In der That konnte ſie nicht dazu dienen, geheime Anſchläge zu verbergen, und die, welche er mit ſeiner Rache überfallen wollte, einzuſchläfern. Im Gegentheile mußte ein ſo außerordentlicher Zuſtand die Augen des Königs und der Königin unabläßig auf ihn lenken, und mußte ſie, bey ihrem böſen Gewiſſen, mit fürchterlichen Ahndungen ſchrecken. Und doch gab er ihnen zugleich den beſten Vorwand an die Hand, ſeine Anſchläge zu vernichten, indem ſie ihn, als einen Wahnwitzigen, mit Rechte entweder einſperren, oder, (welches auch wirklich geſchah,) aus dem Lande entfernen durften.

Ein zweyter Widerſpruch in Hamlets Charakter, iſt der Ungeſtüm, mit welchem ſich ſeine Rachſucht gegen den Mörder ſeines Vaters in Worten ausdrückt, und die Langſamkeit und Trägheit, mit welcher er wirklich zur Beſtrafung desſelben ſchreitet. Er will, nachdem er mit ſeines Vaters Geiſt geſprochen hat, jeden andern Gedanken, als den Gedanken des ihm gegebnen Auftrags zur Rache, aus ſeiner Seele verbannen: — und doch macht er, durch das ganze Stück, nicht die geringſte Anſtalt ihn auszuführen. Es iſt wahr, daß er anfangs noch zweifelt, ob das Geſpenſt die Wahrheit geſagt habe, und ob ſein Oheim wirklich ſchuldig ſey. Und um ſich davon zu verſichern, veranſtaltet er es, daß vor dem Könige das Schauſpiel eines ähnlichen Königsmords aufgeführt wird. Aber auch, nachdem deſſen Gewiſſen ſich deutlich genug verrathen hatte, zaudert Hamlet mit ſeiner Rache eben ſo, wie zuvor. Zwar glaubt er den König zu ermorden, da er den Polonius erſticht. Aber wenn er auch hier ſeinen Dolch in die Bruſt des wahrhaft Schuldigen geſtoßen, und hiermit ſeinen Endzweck erreicht hätte: ſo wäre dieſer Ausgang doch gar nicht durch ſeine Veranſtaltung, ſondern durch den bloßen Zufall, zu Stande gebracht worden. — In der Folge läßt er ſich ruhig aus Dännemark nach England abführen, ohne daß ſeines Vaters Geiſt befriedigt wäre. Und nachdem er durch einen neuen Zufall, den er nur nützt, nicht veranlaſſen, und eben ſo wenig vorherſehen konnte, die Abſicht dieſer Reiſe vereitelt, und ins Vaterland zurückkommt: iſt es zuletzt eine ganz fremde, von dem Vorſatze, ſeines Vaters Tod zu rächen, unabhängige Urſache, welche den Tod des Königs herbeyführet. Ein bloßes Luſtgefecht, in welches ſich Hamlet, leichtſinnig genug, mit Laertes einläßt, das vom Könige veranſtaltet ward, um den erſtern, durch Dolch oder Gift, verrätheriſch aus dem Wege zu räumen, bringt ihn endlich gleichſam gezwungen, zu der Handlung, welche das Werk ſeines Vorſatzes und ſeiner Veranſtaltung hätte ſeyn ſollen. Er rächt zuletzt ſich ſelbſt, nicht ſeinen Vater: indem er ſein Gewehr nicht eher gegen den König wendet, als da er erfähret, daß dieſer das Rappier, womit Laertes focht, vergiftet, und den Giftbecher, den ſeine Mutter aus Irrthum leert, für ihn gemiſcht habe.

Der Dichter ſelbſt ſcheint das Unſchickliche dieſes Zögerns, bey einem ſo feurigem Temperamente und bey ſo großen Aufforderungen zur Beſchleunigung der That, als Hamlet hatte, gefühlt zu haben. Er läßt zu zwey verſchiednen Zeiten Hamlet ſich ſelbſt deßhalb auf das bitterſte anklagen. Das erſtemahl, da er einen Schauſpieler die Rolle des Aeneas, — wie dieſer der Dido die Unglücksfälle Trojas beſchreibt, — hatte ſpielen ſehen, bricht er in dieſe, in der That merkwürdigen, Worte aus *):

„Nun bin ich allein! O welcher niedrige, verächtliche Sklave bin ich nicht! Iſt es nicht ſchrecklich, daß dieſer Komödiant hier, — bey einer bloßen Erdichtung, bey dem bloßen Traume einer Leidenſchaft, ſo ſeine ganze Seele nach einer von ihm ſelbſt geſchaffnen Idee ſtimmen konnte, daß ſie ſein Geſicht blaß machte, Thränen in ſeine Augen lockte, und Angſt und Verwirrung in ſeiner ganzen Geſtalt zeigte. Seine

---

*) Ich glaube, daß ich dieſe meine eigne, etwas freye, aber den Inhalt vollſtändig anzeigende Uiberſetzung, an die Stelle einer wörtlichen ſetzen darf, die jeder Leſer, in den beyden trefflichen Verteutſchungen Shakeſpears von Wieland und Eſchenburg, finden kann.

„Stimme war gebrochen: und jede ſeiner Handlungen
„war mit ſeiner angenommenen Empfindung
„übereinſtimmend. Und für wen? für eine Hekuba,
„— oder ſie für ihn, daß er um ihretwillen
„weinen ſollte? Was würde er gethan haben,
„hätte ihn eine Urſache, wie die meinige, in Leidenſchaft
„gebracht? — Gewiß, er hätte dann die
„ganze Schaubühne mit ſeinen Thränen überſtrömt,
„und ſeine Rede wäre fürchterlich genug geweſen,
„den Schuldigen wahnwitzig zu machen, den Unſchuldigen
„zu erſchrecken, und den Unwiſſenden in
„Verwirrung zu ſetzen. Und ich elender, ſtumpfſinniger
„Kerl, ſitze da, ohne Gefühl, ohne Thatkraft,
„und ſchweige ſtille: — und dieß, da es
„einen König und einen Vater betrifft, dem ein
„teufliſches Verbrechen Leben und Eigenthum geraubt
„hat. Bin ich feige? — Wer wagt es,
„mich einen Schurken zu nennen *)? — Und doch
„ſollte ich es mir gefallen laſſen, wenn es einer
„thäte. — Wahrhaftig das heißt brav gehandelt!
„Ich, der Sohn eines ermordeten, vortrefflichen
„Vaters, von Himmel und Hölle zur Rache gegen
„den Mörder aufgerufen; mache meinem Herzen
„bloß durch Worte Luft, und ſchelte und fluche,
„wie ein gemeines Weibsbild, anſtatt daß ich handeln
„ſollte.“

---

*) Shakespear häuft hier die ſchimpflichen Ausdrücke, bis zum Unanſtändigen.

In der That, Hamlet ſagt das, was der Leſer denkt, obgleich mit Ausdrücken, die dieſer, bey der Achtung, welche ihm der Prinz im übrigen einflößt, mißbilliget. Indeß hilft dieſe Strafpredigt, die Hamlet ſich ſelbſt hält, zu nichts: ſondern er bleibt eben ſo unthätig und zaudernd wie zuvor; bis ein neuer Anlaß *), — der Durchmarſch der Truppen des Norwegiſchen Königs durch Dänemark, — ihn zum zweyten Mahle aus dem Schlafe erweckt. Er hört, daß dieſer Feldzug nach Pohlen geht, und daß die Urſache des Krieges ein Streit, um ein unbedeutendes Stück Landes an der Grenze, iſt, auf welchem die, welche darum fechten, nicht einmahl begraben werden könnten. Bey dieſer Erzählung fängt Hamlet Feuer. „Wie? dieſe zwanzigtauſend Menſchen, — ein zärtlich erzogener Prinz an ihrer Spitze, — gehen hin, wo ſie nichts zu erwarten, kein Unrecht zu rächen haben, und wagen um einer Nußſchale willen, ihr Alles, Leib und Leben, weil die Ehre ſie ruft: — und ich, dem ein Vater erſchlagen, eine Mutter geſchändet worden iſt, deſſen Blut und deſſen Vernunft auf gleiche Weiſe in Bewegung geſetzt wird: ich ſchlafe. — Iſt es die Vergeſſenheit und Unempfindlichkeit eines Thiers? ſind es Bedenklichkeiten eines Feigen? iſt es ein zu ſorgfältiges Uiberlegen der Folgen: eine Uiberle-

---

*) In der 4ten Scene des 4ten Acts.

„gung, in welcher immer nur ein Viertheil Weisheit iſt, und drey Viertheile Feigheit ſind?“

Wer kann nun, nach allem dieſem, noch zweifeln, daß Shakeſpear wohl wußte, was er that, da er in Hamlets Aufführung und Reden dieſe Widerſprüche vereinigte, daß es ſeine Abſicht war, ihn ausſchweifend heftig in ſeinen Empfindungen, raſch und hitzig in ſeinen Entſchlüſſen, und zögernd, ungewiß, und vom Zufalle mehr als von ſeinen Vorſätzen abhing, in ſeinen Handlungen zu zeigen? Er kannte wenigſtens ſehr wohl, was dem Zuhörer in ſeines Helden Charakter auffallen mußte, da er ſelbſt dieſe Unſchicklichkeiten mit ſo grellem Farben abmalte. Aber er that deßwegen nichts, dem Fehler abzuhelfen, und die Ehre ſeines Helden, gegen die gerechten Beſchuldigungen, welche dieſer ſich ſelbſt macht, zu retten.

Meine dritte Frage betrifft den ſittlichen Charakter Hamlets überhaupt: und hier iſt es nicht weniger ſchwer, die Züge, welche ihn liebenswürdig machen, mit denen, welche ihn haſſenswerth darſtellen, zu vereinigen.

Er liebt ſeinen Vater mit einer Zärtlichkeit und Inbrunſt, die nur der Antheil guter und edler Seelen iſt; und er liebt ihn nicht bloß, als Vater, ſondern um ſeiner Verdienſte willen, die er kennt, die er beobachtet hat, und die er mit einem innigen Wohlgefallen aufzählt. Er hat ſelbſt, gegen ſeine mörderiſche und ehebrecheriſche Mutter, noch die Achtung eines Sohns, — eine Achtung, welche ihn hindert, ſeine Rache auf ſie auszudehnen, aber ihn bewegt, ſeine ganze donnernde Beredtſamkeit zur Erweckung ihres Gewiſſens anzuwenden. Er iſt ein treuer Freund ſeiner Freunde, — nicht nur rechtſchaffen, ſondern auch offen, wo ihn nicht die Verrätherey andrer nöthigt, ſich zu verbergen. Er vergißt unter ihnen ſeines Ranges, und geht mit ihnen als einer ihres Gleichen um. Grundſätze der Menſchlichkeit und des Wohlwollens, Mitleiden mit dem Elende der Niedrigen, Unwillen über den Uibermuth und die Ungerechtigkeit der Großen, herrſchen in allen ſeinen Reden. Er hat das menſchliche Leben nicht nur, als ein kalter Zuſchauer, beobachtet, ſondern er hat das Gute und das Böſe in demſelben, als eine an dem Schickſale andrer Menſchen Theil nehmende Perſon, empfunden: und ſein ſittliches Gefühl ſcheint von Natur zart, und durch eine ausgebreitete Weltkenntniß geübt zu ſeyn. Ob er gleich der Ophelia rauh begegnet: ſo iſt er doch ſelbſt in ſeinem Unſinne gegen ſie rechtſchaffen; und weit entfernt, ſich der Mittel der Verführung, welche er in Händen hat, gegen ſie zu bedienen, ſcheint er ſie gegen ſeine eignen Angriffe waffnen zu wollen. Endlich gibt ihm ſein eigner bitterſter Feind, der neue König, eben da er den Plan zu ſeiner Ermordung entwirft, das Zeugniß *), daß er von edlem

---

*) 4ter Act. 7te Scene.

Spitze, und, weil er ſelbſt Ränke und Kunſtgriffe nicht kenne, unfähig ſey, andre im Verdachte zu haben. Eben auf Hamlets zur Redlichkeit gewöhnten und deßhalb unargwöhniſchen Charakter, gründet er die Hoffnung, daß es leicht ſeyn werde, in dem Wettkampfe, den er zwiſchen ihm und Laertes veranſtaltet, ein Rappier mit unbedeckter Spitze in die Hand ſeines Gegners zu bringen, indeß Hamlet ein gewöhnliches abgeſtumpftes führe.

Dieſen, ſeinem ſittlichen Werthe ſo günſtigen, Zügen und Zeugniſſen ſtehen wieder andre entgegen, die unſer Urtheil aufhalten und ungewiß machen. Daß er allem Aberglauben ſeines Zeitalters anhängt, und in ſeine rachſüchtigen Entwürfe Begriffe der Religion miſcht, die mit der Rache doch ganz unverträglich ſind, und jene nur noch ſchwärzer machen: dieß können wir nicht als Schuld des Mannes anſehen, da es höchſtens zeigt, daß ſeine Philoſophie ſich nicht auf ſein religiöſes Syſtem erſtreckt hatte. Aber *) daß er den König, den er bethend antrifft, und nun zum erſtenmahl in ſeine Gewalt bekommt, darum nicht morden will, weil er ſeine Rache nicht für vollſtändig hält,

> Der König. Er iſt gar nicht argwöhniſch, ſehr edeldenkend, und frey von allen Kunſtgriffen. Und ſo kannſt du leicht, mit ein wenig Taſchenſpielerey, einen ſcharfen Degen, ſtatt des Rappiers, nehmen, und durch einen geſchickten Stoß deinen Vater rächen.

*) Im dritten Auftritte des dritten Aufzugs.

wenn ſein Feind mit einer guten Handlung aus der Welt ginge; — daß er ſich vornimmt, den Augenblick zu ſeiner Rache auszuſuchen, wo der König, mit dem Genuſſe einer verbothenen Luſt, oder der Ausübung eines Laſters beſchäftigt, am wahrſcheinlichſten, wenn er ſtürbe, verdammt werden würde, dieſer Gedanke zeigt, bey einem Aberglauben, der wenigſtens in *unſern* Augen ſeinen Charakter herabwürdiget, einen Grad von Bosheit und Haß, der *zu allen Zeiten* für verabſcheuungswürdig gehalten werden muß. Ich habe der Gleichgiltigkeit, mit welcher er den am Polonius verübten Mord, da er ihn gewahr wird, anſieht und entſchuldigt, ſchon oben erwähnt. Und es herrſcht überhaupt in dem Betragen Hamlets gegen dieſen Mann, dem er höchſtens doch nur Schwächen und Lächerlichkeiten, nicht Bosheit und Verbrechen Schuld geben kann, eine Bitterkeit und ein Stolz, der gegen ſeine ſonſtigen menſchenfreundlichen Geſinnungen abſticht.

Wenn er ſeine ehemahligen Freunde, Roſencranz und Güldenſtern, nach England zu einem gewiſſen Tode abſchickt: ſo hat er, im Stücke Shakeſpears ſelbſt, keine andre Rechtfertigung ſeiner Grauſamkeit, als daß ſie unredlich gegen ihn, und abgeſchickte Kundſchafter des Königs waren. Es iſt wahr, daß nach der Erzählung des alten Romans woraus Shakeſpear den Stoff zu dieſem Trauerſpiel nahm, Roſencranz und Güldenſtern um den verrätheriſchen Anſchlag des Königs, Hamlet in England aufopfern zu laſſen, wußten und ihn ausführen halfen; daß Hamlet hiervon unterrichtet war, und daß er nur das Vergeltungsrecht an ihnen ausübte. Aber Shakeſpear hat entweder ſeine Zuhörer mit der Geſchichte des Stücks ſo bekannt vorausgeſetzt, daß er nicht alle Umſtände derſelben im Drama ſelbſt zu erzählen brauchte, ſondern einige nur durch ihre Folgen anzeigen dürfte: oder er hat wirklich, da er jenen Umſtand ausließ, dieſe Rechtfertigung Hamlets nicht zur Abſicht gehabt; und ihn die bloße Verſtellung und Treuloſigkeit auf die beſagte Art wollen beſtrafen laſſen. Auch hier ſetzt er noch einen Zug von Bosheit zu ſeiner Rache hinzu, der durch den Aberglauben, womit er vermiſcht iſt, doppelt auffällt. Hamlet verlangt in dem von ihm untergeſchobnen Briefe, welchen er, in des Däniſchen Königs Nahmen, an den König von England ſchreibt, daß dieſer letztre die Uiberbringer auf der Stelle hinrichten ſolle, ohne ihnen Zeit zur Beichte zu laſſen.

Zur Auflöſung aller dieſer Schwierigkeiten kann die Vergleichung des Shakeſpeariſchen Trauerſpiels Hamlet, mit den Bruchſtücken des alten Romans dieſes Nahmens, welche die Ausleger des erſteren uns aufbehalten haben, ohne Zweifel etwas beytragen. Sie zeigt uns nähmlich, daß Shakeſpear in der Zuſammenſetzung ſeiner Charaktere, weder allein ſeinem Genie, noch allein der Uiberlieferung gefolgt iſt. Die Thatſachen gab die Novelle gemeiniglich umſtändlich an: die geiſtige und ſittliche Beſchaffenheiten der Perſonen beſtimmte ſie ſehr unvollkommen. Indem Shakeſpear jene größtentheils unverändert beybehielt, und dieſe nach dem Maßſtabe ſeines Geiſtes, nach ſeiner Menſchenkenntniß, und nach einer beſtimmten Abſicht, ausbildete: ſo mußte nothwendig zuweilen zwiſchen den Reden und zwiſchen den Handlungen, zwiſchen den Geſinnungen, welche die Perſonen in den erſtern äußern, und zwiſchen denen, welche bey den andern zum Grunde zu liegen ſcheinen, ein Widerſpruch entſtehn. Shakeſpears Geiſt war über den Geiſt des Novelliſten, aus welchen er die Fabeln ſeiner Stücke entlehnte, eben ſo erhaben, wie Homers und Sophokles Geiſt über die erſten Erfinder der Mythen, welche dieſe beyden Dichter in der epiſchen und dramatiſchen Form, ausbildeten. Selbſt der Geiſt der Zeit war, zwiſchen der Epoche, da dieſe Mährchen entſtanden waren, und der, da ſie dichteriſch bearbeitet wurden, fortgerückt. Und dieſer Umſtand allein mußte oft machen, daß ſich in dieſen erſten Werken der entſtehenden und der wiederhergeſtellten Dichtkunſt ſehr ungleichartige Theile zuſammengeſellten. Die Begebenheiten und Thaten zeigten ein noch rohes, die Reden der Helden ein ſchon mehr gebildetes und ſittliches Zeitalter an. Dieſe Widerſprüche mußten beym Shakeſpear häuſiger ſeyn, als bey den Griechiſchen Dichtern: theils, weil dieſe ſich weit weniger wagten von ihren Mythen, als jener von ſeinen Romanen, abzugehn; theils, weil die Griechiſchen Fabeln ſehr einfach waren, und dem Genie des Dichters, der nach ihnen arbeitete, wenig Zwang auflegten, die Romanen der mittlern Zeit aber verwickelt und zuſammengeſetzt waren, und es dem Dichter ſchwerer machten, ſeine Gedanken und Empfindungen in ſie einzuweben; theils endlich, weil Shakespear ſeine Charaktere bis auf die kleinen Schattirungen ausbildet, unter denen ſo leicht eine Disharmonie entſteht, die griechiſchen Dichter aber ſich auf die groſſen und entſcheidenden Züge einſchränkten, die ſich weit eher, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, durch ein ganzes Werk erhalten laſſen.

Es iſt ſehr wohl möglich, — da wir ſowohl den Stoff der Shakespearſchen, als den der Griechiſchen Dramen wenig aus andern Quellen, als aus ihnen ſelbſt, kennen: — daß wir zuweilen eine Schönheit in ihrem Plane, eine zweckmäßige Anlage in ihrer Fabel, den Dichtern zum Verdienſte anrechnen, wenn es doch mehr ihr Glück war, einen ſo bildſamen, oder einen ſo wohl geordneten Stoff gefunden zu haben. Von der andern Seite tadeln wir ſie vielleicht nicht ſelten, wegen Abweichungen von der Natur und Wahrſcheinlichkeit, wo wir nur ihre zu groſſe Gewiſſenhaftigkeit, ihren Quellen treu zu bleiben, anklagen ſollten.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Dinge, iſt es ſchwer den Charakter Hamlets, wie Shakeſpear ihn nach ſeinem eignen Ideal ſchildern wollte, von dem Charakter, wie er ihn, zufolge ſeiner Nachrichten von ihm, ſchildern mußte, zu unterſcheiden. Es iſt indeß nicht unnütz, es zu verſuchen: und, was ich von der Geſchichte Hamlets durch die Commentatoren Shakeſpears weiß, zeigt mir, daß es auch nicht unmöglich iſt; weil Shakeſpear genug von dem Seinigen hinzugethan hat, um das Gepräge ſeines Geiſtes in dem Ganzen kenntlich zu machen.

Wenn ich, nach wiederhohlter Durchleſung des Stücks, ein Bild von Hamlets Charakter entwerfen ſollte, in welchem ſich die anſcheinenden Widerſprüche in demſelben am beſten vereinigen: ſo würde ich eine Lebhaftigkeit der Phantaſie, die an die Schwärmerey grenzt, einen Tiefſinn, der ſich zur Melancholie neigt, und eine Empfindſamkeit, die durch ſeine Einbildungskraft und ſeinen grübelnden Verſtand geleitet wird, zur Grundlage deſſelben machen. Er iſt heftiger Leidenſchaften fähig, er liebt und haßt mit Ungeſtüm. Aber dieſe Eindrücke empfängt er nicht von den Dingen und Perſonen ſelbſt: er empfängt ſie nur von den Bildern, unter welchen er ſie ſich vorſtellt, und die ſeine Imagination mit den lebhafteſten Farben, und mit einer Menge Nebenzüge, wodurch ſie verſtärkt werden, ausmalt. Er räſonnirt immer zugleich über die Gegenſtände ſeiner Affecten und über ſeinen Affect ſelbſt: und er bringt ſich, ſo lange die Einwirkung der erſtern noch fortdauert, durch Ideen ſeines auf ſie gerichteten Verſtandes, in noch größere Hitze. Aber eben dieſe Anlage zum Dichten und Philoſophiren macht, daß auch dieſe erſte Heftigkeit ſeiner Neigungen und ſeiner Leidenſchaften bald nachläßt, daß er über neuen Gegenſtänden, mit denen er ſich eben ſo lebhaft beſchäftigt, ſeine frühern Vorſätze und Beſtrebungen vergißt.

Ich erkenne in ihm einen großen Geiſt, der mehr, als ſich von ſeinem Stande und ſeinem Alter vermuthen läßt, die Welt im Ganzen mit unbefangnen Augen angeſehen, und ſich in den Standpunct aller verſchiednen Stände und Lagen des menſchlichen Lebens zu verſetzen gewußt hat. Seine Grundſätze ſind darnach geformt. Sie ſind nicht die durch Gewohnheit und Beyſpiel angenommenen Maximen eines Großen, ſondern die durch Nachdenken und Sympathie ſelbſt erworbnen Einſichten eines Weltbürgers. Er fühlt den Druck, den der Niedrige von dem Mächtigen leidet, ob er gleich nie durch denſelben beängſtigt worden iſt, mit eben dem Haſſe gegen den Unterdrücker, als er die Ungerechtigkeit des Kronräubers fühlt, der ſich ſeines Erbes bemächtigt hat. Er kennt die Pflichten jedes Geſchlechts, jedes Standes, und jedes Alters; er kennt die Gefahren, welchen die menſchliche Tugend in den verſchiednen Umſtänden des Lebens ausgeſetzt iſt: und iſt daher für ſich und andre, ein ſehr lehrreicher Prediger der Moral. Aber er handelt ſelbſt bey weitem nicht in dem Grade moraliſch, als er ſpricht. Er handelt ſogar mit ſeinen Grundſätzen, da wo dieſelben fehlerhaft ſind, nicht übereinſtimmend: weil er überhaupt nicht mehr denkt und dichtet, als handelt; und weil er, wie es ſcheint, immer in der Gewalt der in ſeiner Phantaſie aufſteigenden Bilder, oder der in ſeinem Verſtande ſich an einander reihenden Ideen iſt. — Ich würde noch hinzuſetzen, daß dieſe philoſophiſch-dichteriſchen Anlagen, die ihn unterſcheiden, durch irgend etwas, es ſey durch Temperament und Miſchung der Säfte, oder durch frühere Begebenheiten ſeines Lebens, einen Hang zum Finſtern und Traurigen, in ihren Aeußerungen, bekommen haben. Die Uibel der Welt ſcheinen einen größern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als ihre Güter und Schönheiten. Er iſt von den Ungerechtigkeiten der Menſchen tiefer gerührt geworden, als von ihren Tugenden. Er hat, in der Zeit der fröhlichen Jugend, den Ernſt und die ſittenrichterliche Strenge des Alters. Er ſtellt am Hofe die Betrachtungen eines Anachoreten an. Dieſe finſtre Gemüthsart ſcheint durch die wirklichen Unglücksfälle, die er erfahren hat, durch den Tod ſeines Vaters, den er ſehr liebte, durch die ſchnelle Wiederverehelichung ſeiner Mutter, die er für eine Beſchimpfung dieſes Vaters hielt, durch die Ausſchließung ſeiner ſelbſt von der Thronfolge, die ihm gebührte, endlich durch den Verdacht eines Königsmordes, den er gegen ſeine Mutter und deſſen zweyten Gemahl faßte, bis zu einer wirklichen Schwermuth erhöht worden zu ſeyn: und die Erſcheinung von dem Geiſte ſeines Vaters, vollendet die Zerrüttung ſeines Gemüths. Er iſt nicht verrückt; aber er iſt außer ſich. Auch ſeine Kräfte bekommen eine größre Thätigkeit: aber die natürlichen Fehler in ſeinen Anlagen äußern ſich merklicher. Indem ſeine finſtern Leidenſchaften noch heftiger werden, wird auch die Herrſchaft ſeiner Einbildungskraft noch unumſchränkter, und ihr Uibergang von einem Gegenſtande zum andern wird ſchwärmeriſcher.

Man erkennt in ihm noch jetzt den moraliſch guten Jüngling daran, daß ſeine Wuth gegen ſeinen Oheim und ſeine Mutter, weit weniger Rachſucht, wegen der ihm zugefügten Beleidigung, als Zorn, über die begangne unnatürliche Mordthat, iſt. Er will nicht ſowohl ſich an einem Feinde rächen, als einen Verbrecher beſtrafen. Aber indem dieſer Zorn alles Maß überſchreitet, wird er zugleich in ſeinen Aeußerungen unſittlich. Und ſo wie er unſittlich wird, ſo wird er auch unwirkſam, weil er ſich gleichſam in ſeiner eignen Heftigkeit verzehrt. — Es iſt nicht ganz ungewöhnlich, Menſchen dieſer Art zu ſehen, deren Leidenſchaften durch eine bildreiche Phantaſie und einen nachforſchenden Scharfſinn erhitzt, — die aber eben deßwegen wenig durch dieſe Leidenſchaften in Handlung geſetzt werden: weil ſie dieſelben in Bildern und Ideen gleichſam verrauchen laſſen.

Wir ſehen zwar, während des Stücks, den Hamlet nie bey kaltem Blute und im natürlichen Zuſtande. Aber wir können, nach dem, was er mitten in der heftigſten Leidenſchaft iſt, ſchlieſſen, daß er, ohne Leidenſchaft, ein redlicher und menſchenfreundlicher Mann ſeyn würde; daß er, wie alle Ideen-Menſchen, von den äußern Vortheilen des Glücks, des Reichthums und der Ehre, weniger als andre, geblendet werde; daß er Freunde brauche, denen er ſich ganz mittheilen könne, und einer großen Anhänglichkeit an die, welche ihm Zuſagen, fähig ſeyn. Aber eben weil er redlich und offen iſt, und andre für redlich hält, wird er von der Unredlichkeit und dem Betruge als etwas unerwarteten überraſcht, und dadurch doppelt beleidigt. Weil er ſich ganz ſeinen Freunden hinzugeben pflegt: ſo fängt er ſie deſto mehr zu haſſen an, wenn er ſieht, daß ſie ſeine Freymüthigkeit mit Verſtellung erwiedern. Kundſchafter, die ihn ausforſchen wollen, ſind ihm deßwegen ſo gut, als erklärte Feinde. Dieß iſt der Aufſchluß von der Verachtung und Härte, mit welcher er dem Polonius begegnet, und von dem Kaltſinne, mit welchem er den, an ihm vorſätzlich verübten, Mord anſieht.

Dieß iſt der Aufſchluß von ſeinem Verfahren gegen Roſencranz und Güldenſtern, die er, als ſie zum erſten Mahle im Stücke auftreten, mit aller Herzlichkeit eines alten Freundes empfängt, denen er, da er ſie ſchon für Abgeſandte des Königs und ſeiner Mutter erkennt, doch noch durch ſeine Freymüthigkeit ein Geſtändniß ihrer Verſtellung abzulocken ſucht, um ſich wieder mit ihnen auszuſöhnen, die er aber zuletzt, da ſie treulos bleiben, durch einen gegenſeitig geſpielten Betrug, dem Tode überliefert.

Sey es nun durch ein Verſehn des Dichters geſchehn, — oder ſey es ſeine Abſicht geweſen, daß ſich der verſtellte Wahnwitz, in Hamlets Rolle, mit der ihm natürlichen Schwermuth und mit der durch die Umſtände veranlaßten Zerrüttung ſeines Gemüths, vermiſcht; — genug, ſo viel iſt gewiß, daß ſich hierdurch mehrere der oben angezeigten Widerſprüche vereinigen laſſen.

Die Liebe gegen Ophelien bleibt dabey am meiſten im Dunkeln: weil ſie ſich auch in keinem Auftritte völlig entwickelt. Zuerſt erfahren wir nur durch die Warnungen, welche Laertes ſeiner Schweſter gibt, daß ſie von dem Prinzen geliebt wird. Aber wir wiſſen nicht, ob ſeine Neigung bloß ein Reitz der Sinne, oder eine Angelegenheit des Herzens iſt. In den Geſtändniſſen, welche Ophelia ihrem Vater in einer folgenden Scene macht, lernen wir einige der Symptome dieſer Liebe kennen, und wir werden von der Wahrheit und Wärme ſeiner Leidenſchaft überzeugt. Dieſe Schilderung Opheliens von einem Auftritte, den Hamlet mit ihr gehabt hatte, gehört unter die vorzüglichſten Stellen des Stücks: aber ſie zeigt ihn neben ſeiner Liebe, noch von einer andern groſſen Leidenſchaft bewegt, die den Ausdruck der erſten nur ſtumm macht *). Wir fragen uns, ob er durch ſein zurückhaltendes Stillſchweigen, bloß ſeinen unglücklichen Zuſtand überhaupt, oder die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe habe anzeigen wollen: und wir wiſſen uns nichts befriedigendes darauf zu antworten. Wir ſehen ihn in der Folge endlich ſelbſt mit Ophelien auf der Bühne erſcheinen: und die Kälte, mit welcher er ihr ſagt, daß er ſie nicht liebe, die Härte, mit welcher er die weiblichen Schwachheiten in ihrer Gegenwart aufzählt, und

---

*) 2ter Act. 1ſte Scene.

Ophelia. Er faßte mich bey dem Gelenke der Hand und hielt mich feſt. Dann trat er ſo weit, als ſein Arm lang war, zurück, hielt die andre Hand über die Stirne, und ſah mir ſo unverwandt ins Geſicht, als wenn er es abzeichnen wollte. Lange ſtand er ſo. Endlich ſchüttelte er mir den Arm ein wenig, bewegte dreymahl den Kopf auf und nieder, und hohlte dann einen ſo kläglichen und tiefen Seufzer: daß ſein ganzer Körper dadurch erſchüttert zu werden und ſein Leben aufzuhören ſchien. Darauf ließ er mich gehen, und mit ſeitwärts, über die Schulter gekehrtem Geſichte, ging er zur Thüre meines Zimmers, wohin er, wie es ſchien, ſeinen Weg ohne ſeine Augen fand; denn dieſe waren, ſo lange er mich ſehen konnte, unverwandt auf mich gerichtet.

der Rath, den er ihr gibt, ins Kloſter zu gehn und keinem Manne zu trauen, leiden wieder eine doppelte Auslegung. Entweder iſt es eine bloß abſichtliche Verſtellung, um diejenigen irre zu führen, die ihn behorchen: oder es iſt zugleich der unwillkührliche Ausdruck der Ideen und Leidenſchaften, die ihn gegenwärtig wirklich beſchäftigen. Um das erſtere anzunehmen, iſt zu viel geheimer Sinn, zu viel Beziehung auf ſeine Lage, ſelbſt in dem ungereimteſten, was Hamlet ſagt. Und dieſe Winke ſind überdieß ſo wenig geſchickt, die Horcher zu überreden, daß er bloß aus Liebe zur Ophelia wahnwitzig ſey, daß ſie vielmehr auf die wirkliche Urſache ſeines verſtörten Gemüths ſchlieſſen laſſen. In dem andern Falle iſt es abermahls ſchwer zu ſagen, ob ſeine Liebe gegen Ophelien durch die gröſſre Gewalt einer andern Leidenſchaft ſey unterdrückt worden; oder ob er nur eben deßwegen den Schein von Kaltſinn und Rauhigkeit annehme, um eine Liebe in ſich zu verſchlieſſen, die, würde ſie von Ophelien erwiedert, ſie unglücklich machen müßte. Will er ſie ins Kloſter ſchicken, weil er nun nicht mehr an ſie denken kann, oder weil er ſie gleichſam vor ſich ſelbſt in Sicherheit ſetzen will? — Der Gemüthszuſtand Hamlets in dieſer Scene, die Abſichten ſeiner Rede, inſofern ſie Folgen dieſes Gemüthszuſtandes ſind, werden in der That nicht ſo völlig deutlich, als der gute Dichter alle Reden und Handlungen ſeiner Perſonen machen ſoll. Der lezte Auftritt Hamlets in Beziehung auf Ophelien, der Auftritt bey ihrer Beerdigung, ſcheint für diejenige Erklärung zu entſcheiden, welche in Hamlets härteſten Aeußerungen den Ausdruck einer heftigen Liebe findet; — einer Liebe, die innerlich deſto ſtärker brennt, je mehr die Umſtände ihr entgegen arbeiten, oder je mehr er ſich bemühe, ſie zu unterdrücken. Da er durch den Tod Opheliens alles verloren hat: ſo glaubt er ſich nicht mehr zurückhalten zu dürfen, er ſpringt in ihr Grab, er bricht in die lebhafteſten Betheurungen ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie aus, er erklärt ſich mit einer wilden Heftigkeit zum Gegner eines jeden, der ſich anmaßen wollte, Ophelien mehr, als er, geliebt zu haben.

Wenn ich dann dieſe mir übrig bleibenden Dunkelheiten in dem Charakter Hamlets abrechne; — die unſtreitig daher entſtehn, daß der Dichter die Schöpfungen ſeines eignen Geiſtes mit den Erdichtungen, oder Geſchichten einer ältern Zeit zuſammenknüpfte, ohne immer zu prüfen, ob beyde mit einander übereinſtimmten, — und daß er über dem Ausmalen einzelner Züge, von welchen er ſich Wirkung verſprach, die Haltung des ganzen Gemäldes zuweilen vernachläſſigte: ſo erhalte ich ungefähr folgende Ideen, als das Reſultate meiner bisherigen Betrachtungen.

Ein anderes iſt der eigenthümliche und natürliche Charakter Hamlets, ein anderes iſt die beſchwere Gemüthsſtimmung, in die er durch den Tod ſeines Vaters gerathen iſt. Die Wirkungen von beyden ſind in ſeiner Rolle vermiſcht. Nach dem erſten iſt er ein philoſophirender, dichteriſcher Kopf, mit einem Herzen, das ſchneller und heftiger Eindrücke, beſonders aber einer groſſen Sympathie mit ſeinen Nebenmenſchen fähig iſt. Dieſe ſympathetiſchen Gefühle, verbunden mit einer Gröſſe der Seele, die ihn über ſelbſtiſche Bedürfniſſe und Leidenſchaften hinwegſetzt, machen aus ihm einen biedern, redlichen, der Freundſchaft fähigen Mann. Aber dieſe natürliche Anlage zur Sittlichkeit wird, durch den Ungeſtüm ſchnell aufſteigender, beſonders finſtrer und trauriger Leidenſchaften, oft geſtört. Und dieſe Leidenſchaften ſtehen hinwiederum unter der Herrſchaft ſeiner Imagination und ſeiner Philoſophie, und werden, durch die Bilder der erſtern und die Nachforſchungen der andern, bald umgeſtaltet, bald unterbrochen. Er ergreift jeden Gegenſtand, der ſich ihm darbiethet, mit einer auſſerordentlichen Hitze. Aber indem er von einem neuen eben ſo lebhaft angezogen wird, und ſich eben ſo ausführlich mit ihm beſchäftigt, erkaltet ſein Eifer in Abſicht des alten; — wenigſtens wird ſeine Thätigkeit in der Ausführung ſeiner Entwürfe gehemmt. Er denkt mehr noch, als er empfindet, und er empfindet mehr als er handelt. Auch bey ihm iſt, was jemand von Fontenellen ſagte, Gehirne an der Stelle, wo das Herz ſeyn ſollte. Im ganzen Stücke läßt er keine Gelegenheit vorbey, ſeine Ideen zu entwickeln. Ob er gleich, durch ſeines Vaters Tod und die Erſcheinung deſſelben, in eine Bewegung geſetzt worden iſt, welche die Aufmerkſamkeit auf jeden andern Gegenſtand auszuſchließen ſcheint: ſo iſt er doch im Stande, den Schauſpielern ſehr durchdachte Regeln für ihre Kunſt vorzuſchreiben, und bey dem Durchzuge des Norwegiſchen Heeres über das Thörichte der Kriege zu philoſophiren. Als er von der Reiſe zurückkommt findet er auf dem Kirchhofe und an den geöffneten Gräbern einen neuen Stoff zur Medidation, und gerade einen ſolchen, wie er ſeinem natürlichen Hange am angemeſſenſten iſt. Er verliert ſich gleichſam in ſeinen Ideen bey jedem Anlaſſe, und muß zu ſeinen Vorſätzen immer erſt wieder durch neue Aufforderungen zurückgerufen werden.

Zu dieſen natürlichen Anlagen ſeines Geiſtes, die ſich auch in ruhigen und glücklichen Zeiten würden entwickelt haben, kommt nun noch eine zufällige Modifikation deſſelben hinzu: und dieſe ſelbſt iſt zuſammengeſetzt, — eine wirkliche Verſtimmung des Gemüths, und eine gefliſſentliche Affectation des Wahnwitzes.

Man hört ſehr oft im gemeinen Umgange ſagen, daß es Leute gebe, welche Schwärmer und Betrieger zugleich ſind. Ich geſtehe es, daß ich dieſes niemahls recht habe begreifen, noch dieſer

Erklärung gewiſſer Erſcheinungen unſrer Tage meinen Beyfall geben können. Es ſcheint mir, daß das eine das andre nothwendig ausſchließe. Wer z. B. durch optiſche Maſchinen und chymiſche Operationen das Schattenbild eines Verſtorbenen hervorbringt, und damit die Anweſenden teuſcht, kann unmöglich ſelbſt im Irrthume ſeyn, und dieſen Schatten für den Geiſt ſelbſt halten. Unmöglich kann der, welcher, wie der Betrieger thut, gewiſſe Wirkungen veranſtaltet, und alſo ihre Natürlichkeit vollkommen kennt, zugleich ſie als übernatürlich anſtaunen.

Auf gleiche Weiſe glaube ich, daß verſtellter Wahnſinn und wirkliche Verwirrung des Gemüths nicht wohl, in einem und demſelben Menſchen, bey einander beſtehn können; und daß, wer ſo eine Larve annehmen und eine ſolche Rolle ſpielen will, in einem hohen Grade beſonnen und Herr über ſich ſelbſt ſeyn müſſe. Wenn ich alſo hierin nicht irre, daß in Hamlets Rolle beyde Sachen vermiſcht ſind: ſo kann ich dieß für nichts anders, als für eine Abweichung von der Natur und der Wahrheit gelten laſſen.

Es ſey indeſſen Hamlets Wahnſinn Kunſt, oder Natur, oder beydes zugleich: ſo erreicht er im Stücke immer den Zweck, von welchem ich oben geſagt habe, das er bey dieſen Schilderungen geſucht wird. Er hülft dazu, daß Hamlets Charakter ſich auf eine mehr romantiſche Art entwickelt, und daß ſeine Gedanken und Empfindungen, ohne Nachtheil der Wahrſcheinlichkeit, ein höheres Colorit bekommen. Selbſt das Räthſelhafte in ſeinen Reden trägt bey, unſre Aufmerkſamkeit auf dieſelben zu ſchärfen: und unſer Antheil an den Leiden des Unglücklichen wird lebhafter, da wir ſehen, welche große Zerrüttung ſie in ſeinem eignen Gemüthe angerichtet haben. Endlich der Eindruck davon im Ganzen iſt gewiß beym Leſer eben derſelbe, welchen Ophelia, nach ihrer Unterredung mit Hamlet zu erkennen gibt *). — ein ſchmerzliches Bedauern, daß ein ſo edler Geiſt von unglücklichen Zufällen überwältiget worden ſey.

---

*) O what a noble mine is here o'erthrown.
O welch ein edler Geiſt iſt hier zu Grunde gerichtet!

Ende des zweyten Bandes.

Inhalt.

Seite
Über zwey Stellen des Herodots . . 9

Einige Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondre, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben . . . 107

Einige Beobachtungen über die Kunst zu denken 219

Über die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen, und über den Charakter Hamlets insbesondre . . 270

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Enthält:

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände ꝛc.

Dritter Theil.

F MAYRHOF DEL. [illegible] SC.

Viel des Guten hat die Gesellschaft, Weisheit spendet die Einsamkeit

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben,

von

Chriſtian Garve.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Dritter Theil.

Breßlau, 1801.

1931/ 592
Philos. 1.127

An den

Herrn Conſiſtorialrath

Spalding.

Verehrungswürdiger Mann!

Sie haben in einem langen, den Wiſſenſchaften und einem gemeinnützigen Berufe gewidmeten Leben, vielfache Gelegenheit gehabt, die Geſellſchaft und die Einſamkeit kennen zu lernen. Da Sie von jeher das Studiren und Nachdenken liebten, und den ruhigen Selbſtgenuß allen andern Vergnügungen vorzogen: ſo haben Sie ſich oft von der Geſellſchaft in Ihr Cabinet zurückgezogen. Und da Sie gern andern nützlich ſeyn wollten, ſo haben Sie ſich Vielen im Umgange mitgetheilt. Sie wurden an allen Orten, wo Sie ſich aufhielten, geſchätzt: und es wurde Ihnen alſo leicht, mit den Vorzüglichſten, oder Angeſehenſten der Einwohner in Verbindung zu treten. Einen beträchtlichen Theil Ihres Lebens brachten Sie, in einer der größten und geſelligſten Städte Teutſchlands, zu: und es war, von den Höfen bis zu den niedrigſten Claſſen, keine, welcher Sie nicht, als Geſellſchafter oder als Religionslehrer, ſich genähert hätten. Sie ſind alſo ein competenter Richter der Unterſuchungen, welche ich in dieſem Buche angeſtellet habe.

Sie ſind überdieß mein alter Freund; von dem erſten Augenblicke unſrer Bekanntſchaft mir mit Zärtlichkeit zugethan, wie ein Vater, von mir verehrt, wie von einem Sohne. Wir ſind beyde, Sie als Greis, ich als Kranker, vielleicht dem Ende unſrer Laufbahn nahe. Ich muß eilen, ein öffentliches Denkmahl unſrer Freundſchaft zu ſtiften, wenn eines nach uns vorhanden ſeyn ſoll. Und es iſt ein erlaubter Ehrgeitz von meiner Seite, wenn ich dieſes wünſche.

Nehmen Sie alſo das Geſchenk dieſes

Buches, welches ich Ihnen widme, obgleich für jetzt nur der erſte Theil davon heraus-kommt, mit der Güte auf, mit welcher Sie bisher alles von mir, meine Briefe und meine Geſpräche, annahmen. Ich werde aber jetzt vielleicht noch Ihrer beſondern Nachſicht nöthig haben: theils, weil ich mit ſehr ungleichen Kräften und bey ſehr veränderlichem Zuſtande meiner Geſundheit dieß Buch ausgearbeitet habe; theils, weil ich genöthiget war, das Meiſte davon Andern in die Feder zu dictiren, und der Stil jedes Menſchen ſehr verſchieden iſt, wenn er ſelbſt ſchreibt und wenn er ſich einer fremden Hand bedient. Im letztern Falle können die Gedanken vielleicht origineller werden, weil der Geiſt, ganz concentrirt auf die Sachen, durch keine mechaniſche Nebenarbeit zerſtreut wird. Aber die Schreibart wird gewiß etwas weitſchweifiger und wenjger vollkommen, weil das Auge den Verſtand nicht ſo gut leiten kann, und weil man ſich vor ſeinem Schreider ſcheut und, um ihn nicht zu lange warten zu laſſen, ſich mit einem mangelhaften Ausdrucke begnügt. Vielleicht finden Sie jene Weitſchweifigkeit auch nicht bloß in der Schreibart, ſondern ſelbſt in den Gedanken. Jemand entſchuldigte ſich, daß er nicht kürzer in ſeinem Schreiben hätte ſeyn können, weil er zu wenig Zeit zum Schreiben gehabt hätte. Und ich möchte mich eben ſo gern damit entſchuldigen, daß ich zu ſchwach war, meine Ideen mit wenigen ſimpeln Worten aufs Reine zu bringen, und daher lange daran künſteln mußte.

Unterdeſſen wenn Sie mit einigen überflüſſigen Worten nur nützliche Wahrheiten geſagt finden, wenn ich nach Ihrem Urtheil nur die Hauptgeſichtspuncte nicht verfehlt, und hin und wieder auch einige verborgnere Seiten des Gegenſtandes aufgedeckt habe: ſo wird Ihre Freundſchaft das Uibrige thun, Ihren Beyfall mir zu erwerben, und Ihnen die

Durchleſung dieſes Buches angenehm zu machen.

Ich werde thun, was in meinem Vermögen ſteht, um den künſtigen Winter den zweyten Theil dieſes Buches zu Stande zu bringen. Die meiſten Ideen zu demſelben ſind geſammelt: aber die letzte Ueberarbeitung, die überhaupt ihre große Schwierigkeiten hat, und nie den Geiſtesgenuß gewährt, mit welchem die erſte Meditation, und die Erfindung der Ideen verbunden iſt, koſtet einem Schriftſteller, der ſeiner Augen ſo gut als beraubt iſt, eine ermüdende Anſtrengung. Ich wünſche Ihnen nur, in dem Zuſtande noch einige Zeit zu verharren, in welchem Sie bisher geweſen ſind. Es iſt eine Freude, einen verdienſtvollen Mann, durch ein hohes geſundes Alter, ungewöhnliche Munterkeit des Geiſtes, Freude an ſeinen Kindern und allgemeine Werthſchätzung beym Publicum, belohnt zu ſehen. Möchte dieſe Freude mir und ſo vielen Ihrer Verehrer noch lange vergönnt ſeyn! Ich bin zufrieden, wenn ich ohne große Schmerzen meine Heiterkeit des Kopfs, welche, Dank ſey es der Vorſehung, bey einer zerrütteten Geſundheit, doch noch fortdauert, zu Unterſuchungen wie dieſe, welche ich Ihnen hier darbiethe, und zur Unterhaltung mit Freunden, wie der, an welchen ich ſchreibe, anwenden kann. Leben Sie wohl.

Garve.

Breßlau,
den 21. Sep. 1797.

Uiber Geſellſchaft und Einſamkeit.

Nach ſo vielen einzelnen Aufſätzen und ganzen Büchern, die in allen Sprachen über den Umgang erſchienen ſind, und nach einem Werke von vier Bänden, das in der unſrigen von einem berühmten Manne über die Einſamkeit geſchrieben worden iſt, könnte dieſe Materie wohl erſchöpft ſcheinen. Aber es iſt ein Vorzug moraliſcher Materien, daß ſie niemahls ganz neu ſind und niemahls ganz erſchöpft werden. Niemand kann in der Behandlung derſelben Erfinder ſeyn; und niemand darf bloß ſeinen Vorgängern nachſprechen. Mit jedem Menſchen, der gebohren wird, erſcheint die menſchliche Natur immer wieder in einer etwas veränderten Geſtalt. Vor tauſend Jahren hatten die Pflanzen dieſelben Formen und Farben, wie heute. Aber die Menſchen der dermahligen Zeit, — wie erſtaunlich ſind ſie von den unſrigen verſchieden! Die Aehnlichkeiten wachſen allerdings, wenn die Entfernungen abnehmen: aber immer hat jeder ſeine eigne Welt, in der er lebt, und jeder ſieht dieſe Welt mit eignen Augen. Und wer alſo die menſchliche Natur zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen wählt, findet, wenn er ſeine Erfahrungen und nicht bloß Bücher zu Rathe zieht, einen in dem Grade neuen Stoff, daß auch ſeine Betrachtungen darüber ihm eigen ſeyn können.

Die Ordnung, in welcher dieſe Betrachtungen am beſten anzuſtellen ſind, wird durch die Natur des Gegenſtandes deutlich genug angegeben. Geſellſchaft und Einſamkeit wird für das Leben der Menſchen wichtig und alſo auch der Unterſuchung des Philoſophen werth: entweder, inſofern ſie auf die geiſtige Bildung des Menſchen, oder in ſofern ſie auf ſeine Glückſeligkeit Einfluß hat. Die Glückſeligkeit iſt etwas Einfaches; aber die Bildung des Menſchen zerfällt in drey, deutlich von einander verſchiedne, Theile, in die Bildung des Verſtandes, in die des Charakters und in die der äußern Sitten.

Auf alle dieſe Puncte hat Einſamkeit und Geſellſchaft im Allgemeinen Einfluß. Aber auch eine Art der Geſellſchaft iſt von der andern, eine Art der Einſamkeit von der andern, in Abſicht ihrer Wirkſamkeit, verſchieden. Eine große Verſchiedenheit iſt zwiſchen dem Umgange, den die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens von ſelbſt veranlaſſen, und zwiſchen dem, welchen die Menſchen, des geſelligen Vergnügens wegen, veranſtalten. Es iſt billig, in einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand, nicht bloß die Geſellſchaft des Menſchen in den Zeiten, die er der Erhohlung, ſondern auch in denen, die er der Arbeit widmet, zu betrachten. Andre kleinere Schattirungen in den Methoden und Anſtalten zu den geſellſchaftlichen Vergnügungen ſelbſt werde ich dann erſt aufzählen, wenn ich zu dieſem Theile meiner Unterſuchung komme. Die verſchiedenen Arten der Einſamkeit ſind eben ſo mannigfaltig in ihrem Einfluſſe auf den Menſchen, entweder durch die Verſchiedenheiten der Abſichten, in welchem man ſie wählt, oder durch die Verſchiedenheit der Umſtände, von welchen ſie begleitet werden. Die Einſamkeit des Einſiedlers hat einen andern Charakter und andre Folgen, als die Einſamkeit des Mönchs oder des Gelehrten. Die ſelbſt gewählte Einſamkeit in einer volkreichen Stadt iſt von der unvermeidlichen in einer Wildniß, ſowohl in ihren Wirkungen auf den Menſchen, als in ihren Urſachen, verſchieden. Aber auch dieſe Unterſchiede ſind zu mannigfaltig und zu klein, um hier ſchon im Allgemeinen angegeben zu werden. Es iſt genug, die Folge der Haupttheile von dieſem Aufſatze zu beſtimmen. Ich werde, in drey Abſchnitten, von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und Einſamkeit überhaupt auf Verſtand, Sittlichkeit und äußre Sitten reden. Ich werde in einem vierten, die verſchiednen Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit claſſificiren, und das Eingenthümliche jeder Art in Beſchaffenheit und Einfluſſe aufſuchen. Ich werde endlich mit der Beziehung beyder auf die menſchliche Glückſeligkeit ſchließen.

Erſter Abſchnitt.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes.

Die erſte Frage iſt alſo: wie wirkt Geſellſchaft und Einſamkeit im Allgemeinen auf die Bildung des Verſtandes der Menſchen?

Es gehören zwey Sachen zur Bildung des Verſtandes: die Einſammlung von Kenntniſſen, und die Uibung ſeiner Kräfte. Der Menſch lernt andre Sachen in der Geſellſchaft, als bey einem einſamen Leben: und er wird auf eine andre Weiſe im Denken geübt.

Erſte Abtheilung

des erſten Abſchnitts.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Einſammlung von Kenntniſſen.

Unter die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß gehört der Menſch ſelbſt. Und den Menſchen kann man nicht anders, als unter Menſchen und im Umgange mit ihnen, kennen lernen.

Zwar läßt ſich die theoretiſche Erkenntniß der menſchlichen Natur im Allgemeinen aus Beobachtungen ſchöpfen, welche der Philoſoph über ſich ſelbſt anſtellt: und ihre Erwerbung ſcheint alſo auch in der vollkommenſten Einſamkeit möglich zu ſeyn. Aber man bedenkt nicht, wenn man dieſes behauptet, daß das Selbſtbeobachten urſprünglich dadurch veranlaſſet, und zu allen Zeiten dadurch befördert wird, daß wir uns mit andern vergleichen. Der Menſch iſt dazu gemacht, außer ſich zu leben, ehe er in ſich ſelbſt zurückkehrt, — zuerſt die Gegenſtände, welche ihn umgeben, zu beſichtigen, und dann erſt, durch ein von den Gegenſtänden auf ihn zurückgeworfenes Licht, ſich ſelbſt zu betrachten. Die Vorſtellungen und Gefühle des innern Sinns ſind gleichſam der Nachhall der Eindrücke; welche von den äußern Sinnen herkommen; durch dieſe müſſen jene zuerſt erweckt, — nur durch ſtarke Abwechſelungen der letztern können die fernern Unterſchiede der erſten bemerkbar werden.

Dadurch, daß uns das Betragen gewiſſer Menſchen gefällt und Achtung einflößt, das Betragen andrer uns beleidiget oder unſer Mißfallen erregt, werden wir zuerſt auf die moraliſchen Unterſchiede unſrer eignen Handlungen, und durch dieſe noch ſpäter auf die ihnen zum Grunde liegenden Tugenden oder Fehler des Charakters aufmerkſam. Verſtand, Witz, Artigkeit, gutes Herz, Wohlwollen und Großmuth, alle die Eigenſchaften, welche die menſchliche Natur veredeln, und die entgegengeſetzten, welche ſie erniedrigen, kurz alle die Aeußerungen, aus welchen wir die Beſtandtheile des Genies und des Charakters nach und nach ſammeln, fallen uns zuerſt bey andern Menſchen in die Augen, ehe wir ſie bey uns ſelbſt gewahr werden.

Ein Menſch, der in der Einſamkeit lebt, oder einen zu kleinen Kreis von Menſchen, durch den Umgang, zu ſeiner nähern Beobachtung um ſich hat, ermangelt der Gelegenheit, von jenen Charakterzügen der menſchlichen Natur eine große Mannigfaltigkeit zu ſehen, durch die Extreme in denſelben frappirt, oder, durch die Abwechſelung des Zufälligen in ihnen, auf die Kenntniß des Weſentlichen geleitet zu werden. Es bleiben ihm alſo nicht nur viele Eigenſchaften der menſchlichen Natur, weil ihm nie Beyſpiele derſelben vorkommen, völlig verborgen: ſondern, indem es in ſeinen Erfahrungen an auffallenden Unterſchieden, an Muſtern hoher Vortrefflichkeit, oder an Beyſpielen außerordentlicher Schlechtigkeit fehlt: ſo wird er auch weniger gereizt, die Menſchen, mit denen er in Verbindung ſteht, genau zu beobachten. Die anſcheinende Gleichförmigkeit der Gegenſtände und das Matte und Schläfrige in ſeiner gewohnten Empfindungsart macht, daß er nicht einmahl diejenige Menſchenkenntniß erlangt, zu welcher er die Mittel vermöge ſeiner Lage in Händen hat. Wer auf dem großen Schauplatze des alten Roms die Tugend eines Cato und die Verbrechen eines Catilina in der Nähe ſah; die Einſichten und den Patriotismus eines Cicero mit den Thorheiten und den Ausſchweifungen eines Clodius neben einander ſetzen konnte, mußte nothwendig zum Nachdenken über geiſtige und ſittliche Vollkommenheiten und Verderbniß eine unwiderſtehliche Aufforderung erhalten. Aber dieſe ſo entfernten Abſtufungen finden ſich, wie alles, was außerordentlich iſt, nur ſelten, und müſſen alſo in einer größern Anzahl von Fällen aufgeſucht werden. Man muß mit vielen Menſchen in Verbindung ſeyn, wenn man diejenigen ausgezeichneten Fähigkeiten und Charaktere darunter finden ſoll, welche die Aufmerkſamkeit auf das Studium der menſchlichen Natur hinziehen, und die Unterſuchung derſelben erleichtern.

Ein Menſch iſt aber für den andern nicht bloß ein wichtiger Gegenſtand der Erkenntniß, ſondern er iſt auch der natürliche Lehrer deſſelben. Aller Unterricht, durch welchen, in der erſten jugendlichen Erziehung, und in den Inſtituten der Gelehrſamkeit, der Geiſt des Menſchen gebildet und bereichert wird, beſteht in der Mittheilung der Ideen andrer Menſchen, welche vor ihm über die Dinge nachgedacht, und hinwiederum die Kenntniſſe ihrer Vorgänger geſammelt hatten. Wenn alſo der Umgang der Menſchen mit einander die natürliche Veranlaſſung zur wechſelſeitigen Mittheilung ihrer Gedanken iſt: ſo iſt er auch die älteſte, von der Natur angewieſene, Schule, worin ſie unterrichtet werden ſollen.

Die Wahrheit hievon zeigt ſich in einem noch auffallendern Lichte, wenn wir zu den Zeiten zurückgehn, wo die Schreibekunſt noch nicht erfunden war; — und ſelbſt nur bis zu denen, wo der Bücher wenig, und dieſe nur in den Händen weniger waren. In dieſen Zeiten gab es gar kein anderes Mittel ſich zu belehren, als den perſönlichen Umgang mit Perſonen, welche die geſuchten Kenntniſſe beſaßen: und der einſam lebende Menſch mußte nothwendig ein unwiſſender Menſch ſeyn. Wollte jemand auch nur die Geſchichte ſeiner Zeit, und die Begebenheiten ſeiner Nachbarſchaft wiſſen: ſo muß te er dieſe Nachrichten durch die Erzählung von Perſonen erhalten, welche entweder die Vorfälle ſelbſt mit angeſehen, oder ſie von Augenzeugen, mittelbar oder unmittelbar, immer aber durch mündliche Uiberlieferung, erfahren hatten. Von den verſchiedenen Ländern der Erde und ihren Bewohnern konnte er nicht anders unterrichtet werden, als wenn er mit Reiſenden, welche ſie beſucht, oder mit Perſonen, die von den Reiſenden gelernt hatten, in Umgang gerieth. Die Geſchichte der Vorzeit war nur aus dem Munde alter Staatsmänner und Krieger, oder aus den Geſängen der Barden, welche die Thaten und Reden derſelben aufgeſammelt hatten, zu lernen. Und wenn es in dieſem Zeitraume etwas gab, was den Nahmen von Kunſt oder Wiſſenſchaft verdiente: ſo war der Umgang mit den Weiſen der Zeit und der von ihnen ertheilte mündliche Unterricht der einzige Weg, in den Beſitz davon zu gelangen.

Dieſe Umſtände haben ſich zwar jetzt ſehr geändert. Seit der Erfindung der Schreibekunſt, und noch mehr ſeit der Erfindung des Bücherdrucks, haben ſich die Mittel des Unterrichts auch für den Einſamen vervielfältigt. Zeitungsblätter und geſchriebene Nachrichten aller Art melden uns auf unſern Zimmern, was in der ganzen Welt vorgeht. Wir lernen jetzt die entlegenſten Länder und ihre Bewohner kennen, ohne daß wir ſie ſelbſt bereiſen, und ohne daß wir mit gereiſten Leuten perſönlichen Umgang pflegen dürften. Wir können endlich die Weisheit unſrer Vorfahren einſammeln, ohne zu den Füßen unſrer Alten zu ſitzen; und die Unterſuchungen der Gelehrten und Weiſen benutzen, ohne ſelbſt bey ihnen in die Schule zu gehen. Es bleibt indeß auch noch jetzt die mündliche Mittheilung der Ideen, welche nur bey der perſönlichen Zuſammenkunft mehrerer Menſchen möglich iſt, ein vorzügliches Mittel des Unterrichts, und, in Abſicht gewiſſer Gegenſtände und gewiſſer Vorzüge der Erkenntniß, das einzige.

Unter jenen Gegenſtänden ſteht die praktiſche Menſchenkenntniß, d. h. diejenige oben an, welche man zu Verhandlung häuslicher und bürgerlicher Geſchäfte, und zu Erreichung ſolcher Endzwecke braucht, bey welchen Menſchen mitwirken müſſen. Dieſe Menſchenkenntniß läßt ſich durchaus nicht aus Büchern oder durch Selbſtbetrachtung, ſondern nur durch wirklichen Umgang erhalten.

Die Menſchen werden nähmlich in ihren Entſchlüſſen durch das Eigenthümliche ihrer Denkungsart, ihrer Leidenſchaften und ihrer Charaktere beſtimmt. Dieſe individuellen Unterſchiede aber ſind zu fein, als daß ſie ſich mit Worten deutlich ausdrücken, und zu mannigfaltig, als daß ſie ſich im Allgemeinen aufzählen ließen. Man muß als Augenzeuge bey den Handlungen und Reden, durch welche ſich die Beſchaffenheit ihres Geiſtes verräth, gegenwärtig ſeyn, — man muß den Ausdruck der

Mienen und der Geberdenſprache zu Hülfe nehmen, um jene Aeußerungen richtig auszulegen. Dieſe Aufmerkſamkeit muß man auf viele Perſonen und viele ihrer Handlungen wenden können, um das, was in dem einen Falle zweydeutig iſt, ſich durch einen andern deutlichern zu erklären. Zu der Gelegenheit dieſe Beobachtungen zu machen, muß noch ein lebhaftes Intereſſe hinzukommen, ſie anzuſtellen. Alles dieſes gibt der Umgang, wenn er ausgebreitet und zugleich in einem gewiſſen Grade vertraut iſt. Er macht uns zu Zuſchauern des Lebens vieler Menſchen. Er macht uns zugleich von ihnen in ſo fern abhängig, als ſich, ohne ihre Vergünſtigung, die Verbindung mit ihnen nicht erhalten, wenigſtens das in ihrer Geſellſchaft beabſichtigte Vergnügen nicht genießen läßt. Es iſt natürlich, daß man denen, mit welchen man umgeht, zu gefallen ſucht; es iſt oft unvermeidlich, daß man etwas von ihnen zu erhalten wünſcht. Zu dem einen und zu dem andern, iſt es nöthig, daß man ihre Launen und Leidenſchaften ſchone, daß man ihrem Steifſinne ausweiche, ihre ſchwache oder nachgiebige Seite ausfündig mache, mit einem Worte, daß man ſie kennen lerne.

Für alle Arten der Erkenntniß iſt es ſehr verſchieden, ob ihr ſinnliche Eindrücke und Bilder der Phantaſie zum Grunde liegen, über welche der Verſtand hintendrein nachgedacht hat, — oder ob ſie gleich mit allgemeinen und abgezognen Ideen angefangen hat, und dann zu dem Individuellen, als zu Beyſpielen, fortgeſchritten iſt. Zum praktiſchen Gebrauche iſt ſie im erſten Falle immer weit geſchickter, als in dem zweyten. Dieß iſt beſonders bey Gegenſtänden wahr, die ſehr reich an innerm Gehalt, ſehr mannigfaltig in ihren Beſchaffenheiten, ſehr abwechſelnd in ihren Zuſtänden ſind. Die Armuth der Sprache und die Einſchränkung der menſchlichen Denkkraft macht bey dieſen die allgemeine und wiſſenſchaftliche Erkenntniß im vorzüglichen Grade mangelhaft. So iſt wenigſtens unſre wiſſenſchaftliche Kenntniß vom Menſchen beſchaffen. — So vieles muß bey der Auffaſſung und bey der Beziehung dieſer Theorie ausgelaſſen werden, was ſich bey der Beobachtung wirklicher Menſchen durch Auge und Ohr dem Gemüthe klar genug darſtellt, aber nicht bis zur Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks erhoben werden kann! Kein Wunder, daß nun umgekehrt dieſe Theorie, angewandt auf die wirkliche Behandlung der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben, uns doch nicht vor großen Fehlgriffen bewahrt, wenn ſie nicht durch die Erinnerungen vieler einzelner Thatſachen unterſtützt und ergänzt wird.

Dieſe Unvollkommenheit nun der abſtracten Begriffe vom Menſchen überhaupt, kann nur die Mannigfaltigkeit und Klarheit der Bilder von dem Betragen vieler einzelner Menſchen erſetzen.

Je einen ausgebreitetern Umgang mit Menſchen aus vielerley Profeſſionen, Ständen und Nationen wir haben: deſto mehr Ideale von den verſchiednen Arten und Abarten der menſchlichen Natur prägen ſich unſerm Gedächtniſſe ein; und deſto eher werden wir in den Stand geſetzt, ein neues uns vorkommendes Subject unter eine beſtimmte Claſſe zu bringen, und die Handlungsart deſſelben nach der Analogie der ihm ähnlichſten vorherzuſehn.

Insbeſondre aber iſt der Vortheil derjenigen Menſchenkenntniß, die durch den Umgang mit großen, weiſen und kraftvollen Männern, — mit Männern von Genie und einem feſten Charakter erhalten wird, durch kein anderes Hülfsmittel zu erſetzen. Wer das Glück gehabt hat, Perſonen dieſer Art auf dem Wege ſeines Lebens zu begegnen, wird wiſſen, welchen tiefen und nützlichen Eindruck ſie machen, wie belehrend ſelbſt ihr Anblick iſt, welchen Samen zu eignen Betrachtungen ihre mitgetheilten Ideen ausſtreuen, und wie ſehr ihre Geſinnungen unſre guten Vorſätze befeſtigen. In dem Umgange ſolcher Männer lernen wir vieles, was uns durchaus ihre Schriften nicht ſagen können. Wir lernen wenigſtens auf den Inhalt vortreflicher Werke erſt recht Acht geben, wenn wir die ähnlichen Ideen vortrefflicher Männer aus ihrem Munde vernehmen.

Aber nicht nur in Abſicht der Menſchenkenntniß, ſondern in Anſehung aller Arten von Kenntniſſen überhaupt gewährt der Umgang gewiſſe Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten ſind.

In der Geſellſchaft zuerſt iſt es, daß die Wißbegierde im menſchlichen Geſchlechte urſprünglich erweckt wurde; und in ihr wird auch die eines jeden einzelnen Menſchen am meiſten genährt. Die Eitelkeit, unſere Einſichten andern zeigen zu wollen, iſt es unſtreitig, was uns anfänglich bewegt, die Mühe des Studirens zu überwinden. Die Reitze der Wiſſenſchaft, ſo wie die der Tugend, werden erſt alsdann empfunden, wenn man in beyden ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hat: die erſten Antriebe zu ihrer Kultur müſſen von außen her, von fremden, damit bloß verknüpften, Vortheilen kommen. Solche Vortheile liegen vornehmlich in dem günſtigen Urtheile, das uns Kenntniſſe und eine ſittliche Aufführung bey andern Menſchen verſchaffen. Dieſe günſtigen Urtheile ſind uns aber nur dann erſt wichtig, wenn wir wirklich mit jenen Menſchen zuſammenleben.

Wer immerwährende Gelegenheit hat, andern ſeine Gedanken mitzutheilen: der hat auch immerwährende Aufforderung, nachzudenken. Wer für einen guten Gedanken auf der Stelle durch den Beyfall der Zuhörer belohnt wird, und deſſen thörichte Einfälle ſogleich verſpottet, oder getadelt werden, wird dadurch zu einer weit ſchärfern Beurtheilung deſſen, was er denkt und ſagt, gereitzt, als wenn er bloß mit ſich ſelbſt redete. Die Einſamkeit iſt an ſich dazu gemacht, den Geiſt erſchlaffen zu laſſen: und nur auf dem Schauplatze der Welt, und unter Menſchen (es ſey in Geſchäften, es ſey in Geſellſchaft) wird er erweckt ſich anzuſtrengen, um einen Einfluß über die Gemüther andrer zu bekommen.

Die Dichtkunſt und die Beredtſamkeit waren vor der Erfindung der Schreibekunſt die einzigen Lehrmeiſter der Menſchen: und ſie blieben noch lange die vornehmſten, da dieſe Kunſt ſchon erfunden, aber noch wenig ausgebreitet war. Aber für wen ſangen die älteſten Dichter? Nicht für ſich ſelbſt und die Muſen. — Dieſer ſtille, einſame Genuß ſeiner eignen Fähigkeiten iſt für den Menſchen nur in den Zeiten der größten Verfeinerung aufbehalten. Nein, an der Tafel ihrer Großen, der Helden und Heerführer, oder auf dem Markte vor verſammelten Volkshaufen, belebten ſie die Privat- oder öffentlichen Feſte mit ihren Liedern. — Für die Geſellſchaft, für die Unterhaltung andrer, und in der Abſicht von ihnen dafür Bewunderung oder Belohnung zu erhalten, ſammelten ſie die Sagen der Vorzeit, und ſchmückten ſie mit Rhythmus und Geſang aus. — Wie die Dichtkunſt den auf Vergnügen abzweckenden Zuſammenkünften der Menſchen gewidmet war: ſo war es die Beredtſamkeit denjenigen Verſammlungen, welche, des Ernſtes und der Geſchäfte wegen, zuſammenkamen. Nur das Vergnügen, welches dem Redner ſein ſichtbarer Einfluß auf gegenwärtige Zuhörer gewährt, nur diejenige Erhöhung aller Seelenkräfte und diejenige Belebung aller Triebe, welche aus der Theilnahme einer groſſen Anzahl von Menſchen an ſeinen Reden und Handlungen entſtehen, konnte zuerſt dem noch ſtummen und ſchüchternen Menſchen die Schwierigkeit des Selbſtdenkens, und die nicht minder große, ſeine Gedanken in die Form einer verſtändlichen und anmuthigen Rede zu bringen, überwinden helfen. Selbſt da, in etwas ſpätern Zeiten, die eigentliche Wiſſenſchaft oder die Philoſophie entſtand: erſchien ſie zuerſt nur unter der Geſtalt einer geſellſchaftlichen Unterhaltung. Für die Vernunft hatten die Griechen keinen andern Nahmen, als den der Rede; wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anſtellen hieß bey ihnen, ſich über die Gegenſtände derſelben unterreden; und zu Folge ihres älteſten Nahmens iſt die Logik nichts anders, als die Kunſt eines gelehrten Geſprächs.

Die Lage der Dinge zu unſerer Zeit iſt freylich dieſer Schilderung nicht mehr ähnlich. Die Uibungen der Denkkraft, und die Mittheilungen der Kenntniſſe beruhen bey weitem nicht mehr ſo ſehr, als ehedem, auf dem mündlichen Vortrage, und alſo auf der perſönlichen Zuſammenkunſt derer, welche einander belehren können. Wir haben gewiſſermaßen den Ernſt und die ernſthaften Gegenſtände in die Einſamkeit verwirſen, und für unſre geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte nur den Scherz, oder die leichteſten und oberflächlichſten unſerer Kenntniſſe aufbehalten. Die gewöhnlichen Gegenſtände unſers Geſpräches, beſonders, wenn beyde Geſchlechter ſich in Geſellſchaft vereinigen, ſind theils einförmig, theils geringfügig: und der Gelegenheiten zu lernen gibt es darin nur wenige. Auch in der geiſtreichſten Geſellſchaft werden die Materien niemahls erſchöpft. Man ſpringt von einem Gegenſtande auf den andern; man begnügt ſich an einzelnen guten Gedanken und Winken. Dieß verlangt ſelbſt der Wohlſtand und der ſogenannte gute Ton. Indeſſen werden dieſe Mängel wieder durch andre Vorzüge des geſellſchaftlichen Unterrichts erſetzt.

Das, was man im Geſpräche lernt, hat auch gleich die Form und den Ausdruck, in welchen es ſich am leichteſten wieder an andre im Geſpräche mittheilen läßt. Dasjenige hingegen, was man durch eigne ſtille Meditation, oder durch Bücherfleiß lernt, muß erſt von neuem bearbeitet und gleichſam umgebildet werden, ehe es zu einer leichten und anmuthigen Belehrung andrer brauchbar wird *). Daher kommt es, daß oft Perſonen, welche große und gründliche Kenntniſſe, aber dieſe nur in ihrem Studirzimmer geſammelt haben, wenn

*) Das, was man mündlich auszudrücken gelernt hat, kann man auch ſehr leicht ſchriftlich ausdrücken. Das, was man in einem Geſpräche deutlich zu machen verſteht, wird man noch weit leichter in einem Buche auf eine genugthuende Weiſe erklären. Aber nicht, umgekehrt, wird man mündlich zu ſagen wiſſen, was man, umgeben von Büchern

ſie in die Welt und in die Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens kommen, unfähiger und unwiſſender ſcheinen, als andre, welche ihre weit ſeichtern Kenntniſſe in der Welt ſelbſt und im Umgange erworben haben. Ehe jene aus dem tiefen Schatze ihrer Gelehrſamkeit diejenigen Gedanken hervorhohlen, die ſie an die ſchnell vorübereilenden Wendungen des Geſprächs auf eine paſſende Weiſe anſchlieſſen; ehe ſie denjenigen Ausdruck dazu finden, der jedermann verſtändlich iſt, und mit dem in der Geſellſchaft herrſchenden Tone übereinſtimmt, iſt vielleicht die Gelegenheit dieſe Gedanken anzubringen ſchon vorüber. Dahingegen haben die andern ihre Ideen, völlig entwickelt und in ſchickliche Ausdrücke eingekleidet, bey der Hand. Dieſe ſind kurz und deutlich: ſo daß ſie Aufmerkſamkeit erwecken; und ſie haben vielleicht einen Anſtrich von Witz, oder ſie enthalten einen ſatyriſchen oder launigen Zug, wodurch ſie anmuthiger werden.

Dieſe leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken, die auch ſelbſt dem Schriftſteller einen vorzüglichen Werth gibt, läßt ſich nirgends ſicherer,

---

mit der Feder in der Hand mühſam aufs Reine bringt. Und viele der Vorſtellungen, welche wir am Ende eines langen Studiums deutlich gefaßt zu haben glaubten, erſcheinen uns ſelbſt nur wie ein Nebel, wenn wir einen Verſuch machen, ſie andern, in kurzen und einfachen Worten, beyzubringen.

als in guter Geſellſchaft, d. h. unter verſtändigen und weltklugen Menſchen, die ſich zum Geſpräche unter einander verſammeln, erlernen. Von den meiſten der Werke, welche als die Muſter eines populären Vortrags angeſehen werden, waren die Verfaſſer Weltleute, oder hatten Gelegenheit frühzeitig des Umgangs mit der Welt zu genießen.

Hierzu kommt noch ein andrer Vorzug, den die mündliche Mittheilung von Ideen vor der Belehrung aus Büchern hat. Die lebende Rede wird durch den Accent und die Geberdenſprache unterſtützt, und wird dadurch theils verſtändlicher, theils eindringlicher. Es gehört ein höherer Grad von Fähigkeit und Aufmerkſamkeit dazu, um in den Sinn deſſen, was man lieſt, bis auf ſeine feinſten Schattirungen einzudringen, als nöthig iſt, um einen Redenden vollkommen zu verſtehn. Die Schrift iſt ein todter Buchſtabe, den nur die Einbildungskraft und der Verſtand des Leſers beleben kann. Aus ſeiner eignen Kenntniß des Gegenſtandes, oder durch ſein richtiges Gefühl des Zuſammenhangs muß er alle die Feinheiten des Sinns, alle die Nebenideen ergänzen, welche, durch Worte nur angedeutet, aber erſt durch Declamation und Action ausgedrückt werden können. Wie leicht iſt es hier zu irren, wie noch weit öfter geſchieht es, daß man Sachen überſieht! Daher kommt es auch, daß der Umgang mit vernünftigen Männern, oder auch nur der mit vielen Menſchen, die Abſicht ſelten verfehlt, den Verſtand deſſen, welcher dieſe Schule beſucht, wenigſtens in einem Grade aufzuklären und zu bereichern. Das Studiren hingegen, — das Leſen der beſten und lehrreichſten Bücher, läßt zuweilen den Menſchen, der Jahre lang damit zubringt, wenn er nicht recht davon Gebrauch zu machen verſteht, ſo roh und unaufgeklärt, als er zuvor war.

Wenn man in den Büchern die Früchte reifer und langer Meditationen, über die Gegenſtände, wovon ſie handeln, findet: ſo findet man dagegen im Geſpräche die augenblicklichen Erzeugniſſe eines ſchnellen, kurzen, aber durch die Umſtände geſchärften Nachdenkens; — die Einfälle des Witzes, oder die Eingebungen eines glücklichen Zufalls. In Büchern hört man größtentheils Leute vom Handwerke über diejenigen Dinge reden, die ſie auf eine ſchulgerechte Weiſe gelernt haben. Im Umgange hört man oft die Ausſprüche des bloß geſunden Menſchenverſtandes. Man erfährt, wie die Gegenſtände Menſchen erſcheinen, welche nicht gewöhnlich mit denſelben umgehn. Jede von dieſen beyden Arten der Vorſtellungen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Ein anhaltendes, regelmäßiges Studium bringt ohne Zweifel allein vollſtändige und gründliche Kenntniſſe hervor. Aber ein glücklicher, im Geſpräche hervorgelockter, Einfall eines guten Kopfs klärt zuweilen dem Gelehrten ſelbſt eine Sache plötzlich auf, über die er lange umſonſt nachgedacht hatte. In der Fröhlichkeit eines angenehmen Umgangs, unter gutmüthigen und doch lebhaften und geiſtreichen Freunden ſind wir oft weit mehr zum Denken aufgelegt, und faſſen die Gegenſtände ſchärfer ins Auge, als in den Stunden der Einſamkeit und der Arbeit, auf unſrer Studirſtube. Und die Urtheile eines ſcharfſinnigen Layen über eine ihm ganz fremde Materie ſind dem darin Eingeweihten nicht ſelten, wegen ihrer Unbefangenheit und Originalität, ſchätzbar.

Doch nicht in Abſicht aller Arten der Kenntniſſe, iſt der Umgang gleich lehrreich. Hauptſächlich ſind es politiſche und ökonomiſche Kenntniſſe, welche wir durch ihn zu erhalten hoffen können. Die Urſache iſt, weil, in jeder Geſellſchaft, Vorfälle des häuslichen, oder des öffentlichen Lebens, Angelegenheiten des Staats, oder Angelegenheiten der mit den Mitgliedern in Verbindung ſtehenden Familien, den vornehmſten Inhalt der Geſpräche ausmachen.

Durch den Umgang mit der großen Welt, — worunter ich entweder einen ſehr ausgebreiteten, oder den mit den Vornehmſten des Landes verſtehe, — kann man zuförderſt Anekdoten und einzelne kleine Züge aus der Zeitgeſchichte, Aufklärungen über den Charakter der Regenten, Miniſter, Heerführer, und aller auf die Staatsgeſchichte Einfluß habenden Perſonen, Aufſchlüſſe über die geheimen Urſachen bekannter Begebenheiten, kurz Unterrich über die Verbindung des Moraliſchen mit dem Zufälligen in den Auftritten der Politik erhalten. Wer lange und vertraut mit Fürſten, Miniſtern, Heerführern, Geſandten und andern Geſchäftsträgern der öffentlichen Macht gelebt hat, bekommt nach und nach eine geheime Geſchichte der Begebenheiten ſeiner Zeit, die er nie ſo vollſtändig und zuverläßig aus Büchern würde erlernt haben, und die, wenn ſie einem, zuvor durch Theorie und Nachdenken gebildeten, Verſtande überliefert wird, ſeine politiſchen Einſichten allerdings weit vollkommner, — beſonders praktiſcher, zur Anwendung auf einzelne Fälle geſchickter, und, wegen der Menge dazu gelieferter Beyſpiele, zur angenehmen Mittheilung brauchbarer macht, als wenn ſie bloß aus den ſchriftlichen Denkmählern der Geſchichte wären geſchöpft worden.

Doch iſt es auch unſtreitig, daß nicht alle Geſchichtsanekdoten, die man in der höchſten und beſten Geſellſchaft, ich meine in der Geſellſchaft der Theilhaber an den Verhandlungen der Staaten, aufſammelt, deßwegen als ächt zu verbürgen ſind. Auch die Könige irren ſich, wenn ſie über ihre Regierungen, die Heerführer, wenn ſie über ihre Feldzüge ſchreiben: wie viel mehr, wenn ſie davon reden! Wie oft ſtellten ſie ſich, da ſie doch weder im Felde, noch im Kabinet, alles mit eignen Augen überſehen, noch ohne Mittelsperſonen ausführen konnten, gleich anfangs die Sache falſch vor;

— wie viel vergaßen ſie mit der Zeit; — wie viel verſtellten ſie vorſätzlich! Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß der ſpätere Geſchichtsforſcher, aus Büchern und Acten, und beſonders aus der Zuſammenhaltung vieler einſeitigen Nachrichten, die Begebenheiten, wo nicht vollſtändiger in den Umſtänden, doch der Wahrheit in den Hauptſachen gemäßer, kennen lernt, als ſie der gleichzeitige Weltmann aus dem Munde der Fürſten, Miniſter und Feldherrn erfährt, welche Augenzeugen oder handelnde Perſonen bey denſelben waren.

Zweytens ſind in eben dieſem Umgange mit Vielen oder mit den Großen, für die theoretiſche Kenntniß der Politik, einzelne kleine Bemerkungen, Behutſamkeitsregeln, die Maximen, oder andere praktiſchen Geſchäftsleute, kurz ſolche Reſultate ihrer Erfahrungen zu erlernen, die ſich nicht bis zu einer vollſtändigen Theorie ausgebildet haben. Bücher enthalten größtentheils nur völlig entwickelte und zu ganzen Syſtemen an einander gereihete Vorſtellungen. Die iſolirten, an einzelne Begebenheiten geknüpften, von der eigenthümlichen Lage der Perſonen eingegebnen, mehr geahndeten als durchdachten Ideen ſind dem Umgange vorbehalten. Und im Politiſchen machen doch gerade dieſe, — machen die einzelnen Beobachtungen und auf das Beſondre der Vorfälle hinweiſenden Fingerzeige, die eigentlich praktiſche Weisheit aus; die daher, auch ohne Bücher, durch einen ſolchen von Jugend auf genoſſenen Umgang, verbunden mit einer frühen Theilnehmung an den Geſchäften ſelbſt, ſehr wohl erworben werden kann.

Auf dieſelbe Weiſe, wie die große Geſellſchaft in Abſicht des politiſchen Lebens Unterricht gibt, kann jede Geſellſchaft für die Kenntniſſe des Privat- und häuslichen Lebens lehrreich werden. Nur im Umgange kann man das Innere der Familien, die geheimen Urſachen des häuslichen Glücks oder Mißvergnügens, die Quellen der Einigkeit oder des Zwiſtes zwiſchen Eheleuten, Geſchwiſtern und Hausgenoſſen, die Hinderniſſe oder die Beförderungsmittel einer pflichtmäßigen und anſtändigen Aufführung kennen lernen. — Wem auch die große Geſchichte der Welt unbekannt bleibt: der kann doch ſchon durch die Familiengeſchichten ſeiner Stadt ſehr weiſe, und für die Verhältniſſe eines Privatmanns hinlänglich unterrichtet werden: und ſolche Geſchichten lehrt kein Buch. Wenigſtens haben ſie in Büchern kein Intereſſe, wenn ſie von ganz unbekannten, oder erdichteten Familien erzählt werden: oder ſie geben, durch Erweckung von Leidenſchaften, ein falſches Intereſſe, wenn ſie von uns bekannten und ganz nahen Familien die Blößen öffentlich aufdecken, oder die Tugenden öffentlich preiſen.

Neben dieſem Unterrichte für die Klugheit und Sittlichkeit des Privatlebens, biethet nun noch, beſonders der weiblichen Welt, der Umgang Gelegenheit dar, unmittelbar ökonomiſche Kenntniſſe zu erlangen, und manche Hülfsmittel und Kunſtgriffe in der Verwaltung häuslicher Angelegenheiten zu erlernen, wovon entweder in Büchern nie die Rede iſt, oder die man nie gern in denſelben aufſucht.

Die Unterredungen der Weiber über Putz, den Ankauf von Galanterie-Waaren, über den Schnitt der Kleider, die Kochkunſt und über die Zänkereyen mit dem Geſinde ſind oft von ſatyriſchen Moraliſten gerügt worden. Und ſie zeigen allerdings, wenn ſie die Zeiten ihrer Zuſammenkünfte ganz ausfüllen, und wenn ſie beſonders mehr Nachforſchungen der Eitelkeit und der Eiferſucht, oder Herzenserleichterungen der Schwäche, als geſuchte oder ertheilte Rathſchläge der Freundſchaft ſind: daß es dieſen verſammelten Schönen an derjenigen Geiſtesbildung fehlen müſſe, welche allgemeinern und wichtigern Gegenſtänden etwas Anziehendes für ſie geben könnte. Auf der andern Seite wäre es aber auch höchſt thöricht, eine Sache, die ſo ganz natürlich, und die, wenn ſie auf die rechte Weiſe geſchieht, ſo nützlich iſt, ohne Einſchränkung zu tadeln. Iſt es nicht für die Frauenzimmer eben ſo vernünftig und billig, als für die Männer, ſich von denjenigen Geſchäften zu unterreden, mit welchen ſie am meiſten zu thun haben, und bey einander über diejenigen Gegenſtände Rath, Unterricht, oder Troſt zu ſuchen, die, wenn ſie auch klein ſcheinen, doch zu ihrem eigentlichen Berufe gehören, und auf das Wohl der Familien einen weſentlichen Einfluß haben? Und in der That iſt es ein wichtiger Gewinn des geſellſchaftlichen Umgangs, wenn durch denſelben die Kunſt einer nicht kargen, und doch genauen und ſparſamen Haushaltung, von einer erfahrnen Frau zu den Unerfahrnen, übergeht, oder durch die Berathſchlagungen mehrerer kluger Weiber vervollkommnet wird. Diejenige Zuſammenkunft iſt nicht unnütz, in welcher von vernünftigen Hausmüttern über den Grad des Aufwandes, den ſie ſchicklicher Weiſe in ihrem Hausgeräthe, in der Beſetzung ihrer Tafel, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder machen müſſen, debattirt wird, und jede über den Stoff und die Form dieſer Sachen, und über die vortheilhafteſte Art, jenen anzuſchaffen und dieſe dem Stoffe zu geben, den Beytrag ihrer Erfahrungen zu der allgemeinen weiblichen Wiſſenſchaft hinzufügt. Und kann endlich nicht ſelbſt ein Mann einer Unterredung mit Nutzen und Vergnügen beywohnen, in der über die Tugenden und Fehler der Dienſtbothen, über das vernünftige oder thörichte Betragen der Herrſchaften gegen ſie, über den Ernſt, welchen die Erhaltung des Anſehens fordert, und über die Nachſicht, welche zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, verſchiedne Meinungen mit ihren Gründen gegen einander abgewogen, und Beyſpiele zur Unterſtützung oder Beſtreitung derſelben angeführt werden?

Politiſche und ökonomiſche Thatſachen und Betrachtungen ſind die gewöhnlichen, in jeder Geſellſchaft zu erwartenden, Gegenſtände aller Geſpräche. Aber außer dieſen gibt es nun noch, nach Verſchiedenheit der Geſellſchaften, verſchiedne Gelegenheiten zum Unterricht in beſondern Fächern.

Durch Umgang mit Reiſenden lernt man entfernte Länder eben ſo wohl, als aus Reiſebeſchreibungen, kennen: — zwar nicht mit gleicher Vollſtändigkeit, aber oft mit mehrerer Wahrheit; theils weil die Erzählungen, welche für das Publicum beſtimmt ſind, oft verſchönert oder aus der Imagination ergänzt werden; theils weil die unbefangnen Bemerkungen derer, die nicht aufs Beobachten der Länder im Allgemeinen ausgingen, ſondern mit Rückſicht auf individuelle Zwecke reiſeten, ſelten anders als durchs Geſpräch in Umlauf kommen.

Perſonen von gleichem Studium vermehren, wenn ſie mit einander umgehen, ihre Kenntniſſe durch gemeinſchaftliche Erörterung oder durch den Streit über die beyden ſchon bekannten und von ihnen durchdachten Gegenſtände. Die Gedanken, welche auch bey den, zur einſamen Meditation fähigſten, Köpfen, in den Unterredungen mit ihres Gleichen, durch den Widerſpruch der Meinungen, oder vermöge der Begierde ſich deutlich zu machen, aus dem Stegreife entſtehen, haben ein gewiſſes, eignes, originelles Gepräge, und geben dem Mitredner eine Art der Belehrung, die er in ſeinem Cabinet, weder durch Leſen, noch durch Nachdenken würde bekommen haben.

Außerdem laſſen ſich auch Erklärungen einzelner Theorien in der Naturlehre, Aufklärungen einzelner Thatſachen in der Geſchichte, kurz Belehrungen über ſolche Bruchſtücke aus den Wiſſenſchaften, die, abgeſondert von ihren übrigen Theilen, doch verſtanden werden können, ſehr wohl in der Geſellſchaft geben und empfangen. Doch gehört dazu immer gleichſam ein Lehrer. Es iſt nicht Sache der Geſellſchaft überhaupt, ſondern nur Sache des einen Mannes, welcher, in jenen Fächern vorzüglich bewandert, die Anweſenden für dieſelben zu intereſſiren weiß. Dieſe Art der Unterhaltung entfernt ſich ſchon etwas von der wahren Natur des Umgangs, und nähert ſich dem Unterrichte in Lehrſtunden. — Es iſt indeſſen ſehr wohl möglich, aus einigen Fächern gemeinfaßlicher und gemeinnützigerKenntniſſe, die vornehmſten Entdeckungen, ſie ſeyen durch Beobachtung oder durch Schlüſſe gemacht, im geſellſchaftlichen Geſpräche kennen zu lernen: wofern man das Glück gehabt hat, mit ſolchen Leuten zu leben, die fähig waren, abgeriſſene Stücke aus Wiſſenſchaften in ein auch für Unwiſſende genugthuendes Licht zu ſetzen, — eine eigene Gabe, die von der die Wiſſenſchaft ſyſtematiſch ihren eigentlichen Zöglingen vorzutragen, weſentlich unterſchieden iſt.

So viel von dem Einfluſſe des Umgangs auf die Erwerbung von Kenntniſſen. Um über die Beziehung der Einſamkeit auf den nähmlichen Zweck zu urtheilen, kommt es auf die Beantwortung zweyer Fragen an: einmahl, welche Gegenſtände der Beobachtung und der Unterſuchung uns noch übrig bleiben, wenn wir den Menſchen und die menſchliche Geſellſchaft aus dem Geſichte verloren haben; und zweytens, welche Mittel des Unterrichts, außer der mündlichen Mittheilung der Ideen des einen Menſchen an den andern, vorhanden ſind.

Der Einſame hat nur die Beobachtung ſeiner ſelbſt, oder den Anblick der Natur, aus welchen er unmittelbar Kenntniſſe ſchöpfen kann: und das einzige Mittel ſich fremde Kenntniſſe zuzueignen *)

---

*) Der Unterricht durch förmliche Lectionen eines Lehrers ſcheint, auch bey einer ſehr eingezogenen Lebensart, Statt zu finden. Man muß indeß die Einſamkeit, wenn man ihren Einfluß richtig beurtheilen will, an ſich und alſo als abſolut betrachten. Mündliche Lehrer für den Einſamen ſind nur in einem ſehr geſellſchaftlichen Zeitalter nur in großen Städten zu finden. Für den Erwachſenen, von dem hier die Rede iſt, werden dieſe Lehrer immer zugleich Geſellſchaft ſeyn. Die Art aber, wie Vorleſungen auf den Verſtand, und zur Erwerbung der Kenntniſſe wirken, kommt mit der Art, wie die Leſung von Büchern wirkt, überein.

iſt das Studium, oder die aufmerkſame und mit Nachdenken verbundne Leſung von Büchern.

Der Anblick der Natur und ihrer abwechſelnden Auftritte kann allerdings das Gemüth mit Ideen erfüllen, und Stoff zu ſolchen Betrachtungen, oder Empfindungen, woraus Kenntniſſe entſtehn, mittheilen. Daher iſt für die Geiſteskultur ein groſer Unterſchied, zwiſchen der Einſamkeit in der Stadt und der auf dem Lande. In ſeiner Stube, ohne Menſchen, eingeſchloſſen zu ſeyn, auch wenn man Bücher zu Geſellſchaftern hat, bringt doch auf die Länge eine gewiſſe Leerheit und Trockenheit des Geiſtes hervor: weil die Sinne, die erſte und natürlichſte Quelle von Vorſtellungen, durch gar keine anziehenden Gegenſtände unmittelbar gerührt werden; weil alles Groſe und Wichtige, womit ſich das Gemüth beſchäftigt, abweſend, und alles Gegenwärtige klein und unbedeutend iſt. In der freyen Luft hingegen, bey dem Anblicke des Himmels und der Erde, unter den Schätzen des Pflanzen- und Thierreichs, welche in einem angebauten Lande durch den Fleiß der Menſchen zuſammengehäuft worden ſind, läßt ſich die Einſamkeit nicht nur viel leichter ertragen, ſondern ſie hat auch viel weniger Gewalt, den Geiſt träge zu machen und den Fortgang ſeiner Ideen aufzuhalten.

Vielleicht kommt es daher, daß wir in den ſchönſten und reichſten Ländern *), und beſonders in den durch Naturſchönheiten ſich auszeichnenden Gebirgsgegenden, die munterſten, thätigſten und geiſtreichſten Menſchen finden. Es iſt in der That nicht zu verwundern, wenn Leute, welche von den merkwürdigſten Erſcheinungen und von den reizendſten Anſichten der Natur allenthalben umgeben ſind, mehr Begriffe von dem, was ſchön und er-

---

*) Der Reichthum von Producten, die zum Unterhalte des Lebens gehören, kann, bey noch völlig rohen Einwohnern eines Landes, den Fortgang ihrer Cultur inſofern verhindern, als er ſie von der Nothwendigkeit zu arbeiten um leben zu können, befreyt, — dem erſten Antriebe des Fleißes, der vor der Begierde zu arbeiten, um ſich zu verfeinern, gewöhnlicher Weiſe vorhergeht. Es iſt auch wahr, daß in uncultivirten Ländern die Gebirge oft die Sitze der wildeſten Völker ſind, die ihre Barbarey am ſpäteſten ablegen, weil ſie den geſitteten weniger zugänglich ſind. Aber von Europa, und in dem Zeitalter, wo die erſten Schwierigkeiten der Erziehung des Menſchengeſchlechts überwunden ſind, iſt es unſtreitig wahr: daß unter einem freundlichen Himmel, und unter dem Schutze einer freygebigen und zum Vergnügen einladenden Natur, die feinern Bedürfniſſe der Wißbegierde zuerſt merklich wurden; daß Wiſſenſchaften und Künſte, aus den glücklichen, warmen Himmelsſtrichen, erſt ſpäter in die rauhern nördlichern verpflanzt worden ſind: und daß, ſelbſt mitten in unſern durchaus angebauten Reichen, die Einwohner von Sand-Moor- und Heideländern, kurz die Einwohner einſamer Flächen hinter den Einwohnern der ſchönen Thäler unſerer Gebirge zurück ſind.

haben iſt, und überhaupt einen reichern Vorrath von Ideen und mehr Anlaß zum Nachdenken erhalten, als die Einwohner unfruchtbarer oder doch einförmiger Ebnen, welche an keinem Gegenſtande ihre Augen weiden, durch keinen ihre Einbildungskraft begeiſtern können.

Doch der Anblick der Natur kann das Gemüth zwar einigermaßen beſchäftigen, und zum Nachdenken auffordern: aber er unterrichtet es doch nur wenig, wenn man nicht die Naturproducte, oder die Naturerſcheinungen einzeln unterſucht; das heißt, wenn man nicht aus der Naturgeſchichte oder der Naturlehre ein eignes Studium macht. Dieſe Wiſſenſchaften ſind daher Wiſſenſchaften des Einſamen. Sie laſſen ſich, ohne Hülfe der Menſchen, unter den Gegenſtänden der lebloſen Schöpfung weit verfolgen, und ohne Lehrer, bloß durch die fleißige Aufſuchung und ſorgfältige Beſichtigung der Dinge ſelbſt, erlernen. Hinwiederum treiben ſie auch ihren Liebhaber weniger zur Geſellſchaft an, weil ſie weniger fähig ſind, andern ohne Vorzeigung der Objecte mitgetheilt zu werden; und weder von dem bloß geſunden Verſtande, und den gemeinen Erfahrungen, die allein in der Geſellſchaft das Wort führen, viel Licht erhalten, noch zu den häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, die darin allein erörtert werden, viele belehrende Beyträge liefern. Rouſſeau wandte ſich daher an die Kräuterkunde, als er, mit der Geſellſchaft der

Menſchen unzufrieden, mit ihr zugleich auch die Studien des geſelligen Lebens, die Moral und die ſchönen Wiſſenſchaften, verlaſſen wollte.

Wenn es auch zu keinem andern Endzwecke nützlich wäre, die Naturgeſchichte, beſonders die Kenntniß der Pflanzenwelt, in den allgemeinn Erziehungsplan für die geſitteten Stände einzuführen: ſo würde es ſchon aus der Urſache anzurathen ſeyn, weil dieſe Wiſſenſchaften ſo treffliche Hilfsmittel abgeben, ſich an einem einſamen Orte und bey einem einſamen Leben zu unterhalten.

Aber was eigentlich die Arbeit des Einſamen ſeyn, und ſeinem Geiſte eine langdauernde Nahrung geben kann, iſt entweder das Studiren, oder mechaniſche Arbeit *).

Alle andere Arbeiten und Geſchäfte der Menſchen werden unter und mit Menſchen getrieben. Der Kaufmann kann nicht handeln, ohne mit ſeinen Kunden — der Richter nicht Recht ſprechen, ohne mit den Parteyen und mit ſeinen Amtskollegen zuſammen zu kommen. Der Soldat lebt, der Natur ſeines Berufs nach, immer in einem Getümmel. Alle Regierungs- und Verwaltungsgeſchäfte

---

*) Es gibt zwar Geſchäftsmänner in allen Regierungskollegien, die weit mehr einſam in ihrem Kabinet, als mit und unter Menſchen beſchäftigt ſind. Aber auch dieſe Stuben-Arbeit wird ſich, wenn man ſie genau unterſucht, in dieſe beyden Zweige abtheilen laſſen. Sie wird entweder eine Art gelehrter Unterſuchung, ein Studium, oder ſie wird eine mechaniſche Arbeit ſeyn.

erfordern die vereinigte Wirkung vieler Menſchen. Nur die Arbeiten des Gelehrten und Philoſophen, welche lediglich mit dem Kopfe geſchehen, und die Arbeiten des Handwerkers und mechaniſchen Künſtlers, welche bloß eine geübte Hand erfordern, — dieſe beyden einander ſo entgegengeſetzt ſcheinenden Beſchäftigungen — ſind darin einander ähnlich, daß ſie die einzigen ſind, die in der Einſamkeit verrichtet werden können.

Was die Arbeit des Handwerkers betrifft: ſo iſt der nachtheilige Begriff, den die Menſchen ſchon im Alterthume von dem Einfluſſe derſelben auf die Geiſtesbildung gehabt haben, hauptſächlich aus dieſen beyden Betrachtungen entſtanden: einmahl, daß der Kreis von Gegenſtänden, welche der Menſch dadurch kennen lernt, ſehr klein ſey, oder daß eine ſolche Arbeit den Geiſt zu arm an Ideen laſſe; zweytens, daß der Handwerker durch ſeinen Beruf von den geſelligen und politiſchen Verbindungen zu ſehr entfernt, und zum Umgange mit Menſchen untüchtig werde. Beyde Vorwürfe treffen die mechaniſchen Arbeiter deſto mehr, je einfacher und kunſtloſer ſie ſind.

Dieß Hinderniß, welches für das Fortſchreiten der untern Claſſen in Einſichten und Sittlichkeit, aus dem Mechaniſchen und Ungeſelligen ihrer Beſchäftigungen entſteht, wird bey dem wachſenden Flor der Gewerbe und des Handels eher vermehrt, als vermindert. Eben die

Theilung der Arbeiten nähmlich, welche zur möglich größten Vollkommenheit der Manufacturen unentbehrlich iſt, ſchränkt jeden Arbeiter immer mehr auf die bloße Wiederhohlung einfacher Operationen ein, bereichert ſeinen Geiſt alſo mit immer wenigern Kenntniſſen, und gibt ihm zu einer lebhaften Aeußerung ſeiner Kräfte immer geringere Veranlaſſung *).

Indeß, jedes Handwerk, auch das einfachſte und leichteſte, unterrichtet doch den Menſchen zu der Zeit, wenn er es erlernt. Es macht ihn mit gewiſſen Naturprodukten bekannt; es lehrt ihn die Werkzeuge und die mechaniſchen Grundſätze ſeiner Arbeit; es lehrt ihn auch diejenigen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens kennen, für welche ſein Handwerk zu ſorgen beſtimmt iſt. Er wird überdieß faſt nothwendig auf einige Ideen von Schicklichkeit oder Schönheit, in der Form und den Verzierungen ſei-

---

*) In England, wo in einigen Manufacturen dieſe Theilung am weiteſten getrieben, ſo wie die Vollkommenheit der verfertigten Werke aufs Höchſte gebracht worden iſt, in eben dem England, in welchem ſich die größte Maſſe von Einſichten und Kenntniſſen findet, in deren Beſitz irgend eine Nation geweſen iſt, ſteht doch eben jene Claſſe der gemeinen Manufactur-Arbeiter, nach dem Zeugniſſe wohlunterrichteter Schriftſteller, an Aufklärung weiter, als ihres Gleichen in andern Ländern, z. B. in Teutſchland, zurück. Dieß beweiſen auch die Sonntagsſchulen, welche erſt vor wenigen Jahren, durchs ganze Reich, durch den wohlthätigen Eifer guter Patrioten, eben für jene Claſſe errichtet worden ſind.

ner Werke, geleitet. Er bekommt ferner in gewiſſer Maße die Kenntniſſe und den Geiſt eines Handelsmannes; weil er, bey dem Ankaufe ſeiner Materialien und Werkzeuge und bey dem Verkaufe ſeiner verfertigten Waaren, alle die Aufmerkſamkeit und Vorſicht nöthig hat, welche der Handel überhaupt erfordert. Endlich kann er diejenigen Fertigkeiten der Hand, oder überhaupt ſeiner körperlichen Gliedmaßen, durch welche er eigentlich Meiſter ſeiner Kunſt wird, nicht erlangen, ohne den Verſtand, die Einbildungskraft und das Gedächtniß zu beſchäftigen.

Aber wenn die Erlernung jedes einfachen Handwerks, das die Einſamkeit eines Menſchen zeitlebens beſchäftigen ſoll, den Kreis ſeiner Vorſtellungen erweitert: ſo läßt ihn doch die Ausübung desſelben, nachdem es einmahl erlernt iſt, keine weitere Fortſchritte machen. Ja an ſich iſt die immerwährende Wiederhohlung einer und derſelben Verrichtung recht dazu gemacht, den Geiſt zu tödten, und Gedankenloſigkeit hervorzubringen, es ſey dann, daß dem Menſchen aus andern Quellen Ideen zufließen, und er Nebenbeſchäftigungen habe, die lehrreicher und ermunternder ſind, als ſeine Berufsarbeit.

Je mehr alſo überhaupt die Arbeit eines mechaniſchen Künſtlers ſeinen Geiſt nährt und beſchäftiget; mit je mannigfaltigern Gegenſtänden er dabey zu thun hat; je mehr Abwechſelungen ſeine

Arbeit erlaubt; je mehr, bey der Hervorbringung ſeiner Werke, ſeiner Erfindungskraft und ſeiner Wahl überlaſſen bleibt : deſto weniger ſchadet ihm auch die Einſamkeit, in welcher er, während der Ausübung ſeines Berufes, zu leben gezwungen iſt, und deſto weniger iſt er in Gefahr, dadurch zum Umgange mit Menſchen unbrauchbar zu werden. Denn ſo wie Bereicherung und Belebung des Geiſtes die vornehmſten Vortheile ſind, welche uns die Geſellſchaft gewährt : ſo macht auch alles, was auf irgend eine Art den Geiſt mit Vorſtellungen anfüllt, und ihn in einer gewiſſen Spannung erhält, zum geſellſchaftlichen Umgange geſchickt.

In der Maße, als die Handarbeit ſich der Kunſt nähert, und Nachahmung der Natur oder Hervorbringung des Schönen mit ihren beſondern Endzwecken verbindet : in der Maße kann ſie auch, in Abſicht der Geiſtesbildung, den Mangel des Umgangs erſetzen. Deſto geſelliger aber iſt ſie auch gemeiniglich : und deſto mehr führt ſie den Künſtler aus ſeiner Werkſtatt unter die Menſchen. Dieß thun die eigentlich ſchönen Künſte, die Malerey, die Bildhauerkunſt und die Muſik, ſogar in einem höhern Grade als die Wiſſenſchaften. Zwar gibt auch bey jenen die viele Zeit, welche der Lehrling der bloß mechaniſchen Uibung der Hand widmen muß, auch dem Geiſte des Ausgelernten eine gewiſſe Einförmigkeit und Trockenheit, die ſie immer von den Welt- und Geſchäftsmännern unterſcheiden wird. Aber wenn dieſe Fertigkeit einmahl erworben iſt: ſo ſind ihre nachfolgenden Arbeiten ſtets abwechſelnde Unterhaltungen ihres Geiſtes, entweder mit natürlichen, oder mit geſellſchaftlichen Gegenſtänden; und ihr Gemüth iſt immer mit eben ſolchen Begriffen, oder Empfindungen erfüllt, als man im Umgange eigentlich aufſucht, und als man auch zu einer angenehmen Unterhaltung andrer bedarf.

Kann der bildende Künſtler, welcher die bleibenden Züge menſchlicher Charaktere, oder die vorübergehenden menſchlichen Leidenſchaften glücklich durch Pinſel und Meißel ausdrückt, unwiſſend in der Philoſophie des Lebens ſeyn, welche der Grund der wahren Geſelligkeit und der Hauptſtoff des intereſſanten Geſprächs iſt? Läßt ſich eine edle und ausdrückende Darſtellung wichtiger Auftritte aus der Geſchichte auf der Leinwand denken, ohne daß der Maler ſich in die Verhältniſſe der Politik und des Krieges hineingedacht habe; — oder eine getreue Abbildung reitzender Naturſcenen, ohne daß ſein Verſtand die Geſetze der Natur kenne, und ſein Herz ihre Schönheiten empfunden habe? Der große Tonkünſtler beſchäftigt ſich mit eben dieſen Gegenſtänden, nur auf eine andre Art. Sie ſelbſt läßt er aus den Augen, und hält ſich bloß an das dunkle Gefühl, welches ſie im Gemüthe zurücklaſſen. In dieſem unterſcheidet er viel mehr als andre, und drückt dieſes Mannigfaltige in einer eignen Sprache, in melodiſchen Tönen aus.

Nur das einzige fehlt ihrer Arbeit, daß ſie nicht, mit ihrem Geiſte, ihre Rede zugleich bildet; daß ſie ihnen einen andern Weg als den allen Menſchen gemeinen, ihre Gedanken mitzutheilen anweiſet; daß ſie ſogar der Entwickelung ihrer Begriffe durch Worte, — auf welche am meiſten der Umgang hinarbeitet, und die zum geſellſchaftlichen Verkehr mit andern Menſchen unentbehrlich iſt, Hinderniſſe in den Weg legt. Daher kommt es, daß der Geiſt und die Kenntniſſe vieler Maler bloß an der Spitze ihrer Pinſel zu ſeyn ſcheinen; daß muſikaliſche Componiſten, die die zarteſten Saiten des Herzens durch ihre Töne zu treffen wiſſen, durch ihre Rede niemanden zu intereſſiren und an ſich zu ziehn verſtehn. So ſehr alſo auch die Ausübung der ſchönen Künſte den Geiſt des Menſchen mit Vorſtellungen bereichern und durch Empfindungen veredeln mag; ſo kann doch nur die Geſellſchaft und das Studiren die Rede deſſelben bilden, und jene Vorſtellungen und Empfindungen zu der Deutlichkeit allgemein mittheilbarer Kenntniſſe erhöhen.

Unter allen einſamen Beſchäftigungen alſo iſt es das Studiren, welches mit dem Umgange am ſchicklichſten in Vergleichung geſetzt werden, und deſſen Einfluß auf die Belehrung des Menſchen gegen den Einfluß des Umgangs abzuwägen, am

nütz-

nützlichſten ſeyn kann. Bücher ſind es, welche am beſten die Stelle der Menſchen zu unſerm Unterrichte vertreten können, und nichts hat mit einem angehörten Geſpräche mehr Aehnlichkeit, als das Leſen. In den Büchern reden auch Menſchen mit uns, und theilen uns über die Materien, welche darin abgehandelt werden, ihre Ideen ganz ausführlich mit. Die Bücher verſetzen uns zugleich oft in geſellſchaftliche Auftritte, und laſſen uns an dem Geſchäftleben, und an den Unterhaltungen entfernter, oder längſt verſtorbener Perſonen Theil nehmen.

Der Unterſchied, zwiſchen den Einſichten eines einſam lebenden und eines im Umgange mit der Welt aufgewachſenen Menſchen, muß in einem Zeitalter, wo es an Büchern fehlt, und der Geſchmack am Leſen noch wenig verbreitet iſt, unendlich größer ſeyn, als in einem, wo es eben ſo leicht iſt, Schriften über alle Arten von Gegenſtänden zu bekommen, als gewöhnlich, ſich in Stunden der Einſamkeit mit Leſen zu beſchäftigen. Ja jener Unterſchied muß noch groß ſeyn, ſo lange die meiſten Bücher nur von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden handeln und nur von Gelehrten für Gelehrte geſchrieben werden: und er verliert ſich erſt dann, wenn es faſt keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens gibt, der nicht in Büchern ſey abgehandelt, keinen Auftritt des Lebens, der nicht darin ſey geſchildert worden; und wenn zugleich durch den Gebrauch der Landesſprachen, und durch die Faßlichkeit und Anmuth des Vortrags dieſer Unterricht auch den ungelehrten, aber geſitteten Ständen zugänglich gemacht wird.

Es iſt unverkennbar, daß dieſe letztern Merkmahle unſer Zeitalter bezeichnen. Ein Menſch, welcher lieſet, und zu leſen verſteht, kann jetzt, auch wenn er in der tiefſten Einſamkeit lebt, das menſchliche Leben nach allen ſeinen Formen und Abwechſelungen kennen lernen, und durch die Schilderungen der Geſchichtſchreiber, der Dichter und der Philoſophen von den mannigfaltigen Verhältniſſen und Verhandlungen der Menſchen allen den Unterricht einſammeln, den er nur immer auf dem großen Schauplatze der Welt, wenn er auch darauf eine bedeutende Rolle ſpielte, durch eigne Beobachtung ſich verſchaffen könnte.

Es bleibt indeß doch in der Art des Unterrichts, welchen Bücher, und deſſen, welchen die wirkliche Gegenwart geſellſchaftlicher Auftritte, und das Mitwirken bey geſellſchaftlichen Verhandlungen, — mit andern Worten, welchen die Geſchäfte und der Umgang gewähren; — es bleibt auch zwiſchen der Art der Geiſtesbildung, die auf die eine und die andre Art erworben wird, ein ſo merklicher Unterſchied: daß es wohl der Mühe werth iſt, ihn aus einander zu ſetzen.

Zuerſt fällt in die Augen, daß man ſich, durch das eigentliche Studiren und das Leſen von Büchern, weit vollſtändiger und gründlicher über alles, was zu Wiſſenſchaften gehört, unterrichten kann, als es im Umgange auch mit den aufgeklärteſten und geiſtvollſten Männern möglich iſt. Das gewöhnliche Geſpräch unſrer Geſellſchaften iſt gar nicht dazu beſtimmt, einen wiſſenſchaftlichen Unterricht über irgend etwas zu ertheilen: ſondern nur dazu, ſich entweder gegenſeitig zu erheitern, oder ſich gelegentlich Bruchſtücke von Ideen über einzelne Gegenſtände und Vorfälle mitzutheilen. Aber auch ſelbſt diejenigen Unterredungen, welche unmittelbar auf Unterricht abzielen, (dergleichen in älteren Zeiten und bey gewiſſen philoſophiſchen Schulen häufiger waren,) machen eine viel unvollkommenere Art der Unterweiſung aus, als der zuſammenhängende Vortrag iſt, welcher ſich in Lehrbüchern findet. Das vollkommenſte Muſter, welches wir aus dem Griechiſchen Alterthume von einem belehrenden Umgange haben, iſt in den Sokratiſchen Geſprächen aufgeſtellt. Und man iſt, in neuern Zeiten, in der Bewunderung derſelben ſo weit gegangen: daß man ſie bey dem Vortrage der Wiſſenſchaften in den gelehrten Schulen hat nachahmen wollen. Eine genauere Prüfung dieſer ſchätzbaren Denkmähler zeigt aber, daß bey allen den vorzüglichen Gaben, welche Sokrates hatte, dem Geiſte ſeiner Schüler, bey Hervorbringung ihrer Ideen als Geburtshelfer zu dienen, er doch weit geſchickte war, in ſeinen Unterredungen Vorurtheile und Irrthümer zu widerlegen, als Wahrheiten zu lehren *). Wenn er es daher nicht mehr mit Sophiſten, ſondern mit ſeinen Schülern zu thun hat, ſo verläßt er oft ſelbſt die dialogiſche Form und nimmt den Ton des Lehrers an. Oder wenn er jene doch beybehält, und beſtimmte Begriffe und Meinungen durch Frage und Antwort ſeinen Mitrednern ablocken will: ſo wird er nicht ſelten eben durch dieſe Form zu Sophiſtereyen und ſchwachen Beweiſen verleitet.

So lange die Weisheit der Menſchen nur in der Kenntniß einzelner getrennter Wahrheiten, in Erfahrungsſätzen, die nicht mit einander zuſammenhingen, und in Regeln, die nicht auf ihre Principien zurückgeführt waren, beſtand: ſo lange war die mündliche Uiberlieferung ein ſchickliches Mittel, die Einſicht des Lehrers auf ſeine Schüler fortzupflanzen; und die Jugend konnte zu dieſer Zeit durch den bloßen Umgang mit den Erfahrnern und Aeltern unterrichtet und gebildet werden. Nachdem aber ganze Reihen von Erfahrungen gemacht, und ganze Syſteme von Wahrheiten erfunden wor-

---

*) Die dialogiſche Form, welche die Schüler Sokrates, die Stifter faſt aller ſeit der Zeit beſtehenden Griechiſchen Schulen der Philoſophen, in ihren Schriften und Unterweiſungen angenommen hatten, verlor ſich ſchon in der dritten Generation, unter dem Ariſtoteles, durch die Fortſchritte der Philoſophie ſelbſt. Die vermehrte Anzahl und die entdeckte Unterordnung der Begriffe erlaubte im Vortrage nicht mehr den umherſchweifenden Gang des Geſprächs.

den ſind, die dem Lehrlinge vollſtändig beygebracht werden müſſen, wofern er zu den ſeinem Zeitalter angemeſſenen Einſichten gelangen ſoll; ſo ſind Unterredungen nicht mehr die beſte Methode des wiſſenſchaftlichen Unterrichts, ſondern dieſer muß in einem eben ſo zuſammenhängenden Vortrage gegeben werden, als die Kette der menſchlichen Begriffe ſelbſt zuſammenhängend geworden iſt.

Nicht nur findet der einſam ſtudirende Gelehrte in ſeinen Büchern, über alles, worüber er ſie befragt, einen vollſtändigern Unterricht, als der Weltmann in der beſten Geſellſchaft, welche er beſucht: ſondern er findet auch einen vollkommner ausgearbeiteten Vortrag darin. Ob es gleich Perſonen gibt, welche beſſer reden, als ſchreiben: ſo iſt doch gewöhnlicher Weiſe das, was ein geiſtvoller Mann fürs Publicum ſchreibt, weit ſorgfältiger durchdacht und beſſer ausgedrückt, als das, was er unter ſeinen Freunden im Geſpräche vorbringt. Man kann ſicher annehmen, daß die Schriftſteller aller Zeiten ihre beſten Gedanken in ihre Schriften niedergelegt haben; und daß, wenn wir das Glück gehabt hätten, mit Plato, Cicero, Baco oder Leibnitz umzugehn, wir nichts lehrreicheres und angenehmeres von ihnen würden gehört haben, als wir jetzt in ihren Büchern leſen können.

In der That verſetzt uns die Leſung jedes guten Buchs in die Gegenwart eines verſtändigen Mannes: und es fehlt uns zum vollſtändigen Umgange mit ihm nichts, als daß auch wir unſre Zweifel und Bemerkungen ihm vortragen, und neue Belehrungen, nach unſerm beſondern Bedürfniſſe, von ihm erhalten könnten.

Wer ſeine Lectüre durch die Kenntniß mehrerer Sprachen erweitert, und das Studium der Alten mit dem der Ausländer verbindet: der lebt, obgleich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, in der Geſellſchaft der größten Männer aller Zeiten und Nationen.

Eben in dieſer Auswahl ſeiner Lehrer hat der, welcher ſich durch einſames Studiren unterrichtet, den Vorzug vor dem, welcher ſeinen Unterricht bloß im Geſchäftsleben und in der Geſellſchaft ſucht. Die Bücher, welche wir leſen, können wir ſelbſt wählen. Die Menſchen, mit welchen wir umgehen ſollen, werden uns größtentheils durch den Ort, worin wir leben, durch unſern Stand und Beruf, durch unſre Verwandtſchaften, oder durch ſolche Zufälle angewieſen, die wir weder veranlaſſen noch verhindern können. Ob in dieſem Kreiſe unſrer Bekanntſchaften ſich mehr, oder weniger Leute von vorzüglichen Talenten befinden, ob wir in den Geſellſchaften, die wir beſuchen, viel oder wenig Gelegenheit antreffen ſollen, uns zu unterrichten und nützliche oder anmuthige Ideen einzuſammeln: das hängt faſt gänzlich vom Glück und Schickſal ab. Selbſt diejenigen Perſonen, welche auf den höchſten Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft ſtehn, und dadurch in den Stand geſetzt werden, ihre Verbindungen zu vervielfältigen, oder ihre Geſellſchafter aus einer großen Anzahl auszuſuchen, ſind doch in ihrem Umgange auf einen gewiſſen Kreis von Menſchen eingeſchränkt, unter welchen der Mittelmäßigen und Leeren viele, der Geiſtreichen und Anziehenden wenige ſind. Kein Wunder alſo, daß, wenn durch ein wohl eingerichtetes Studiren ein Menſch die Gelehrteſten und Weiſeſten aller Zeiten und Länder um ſich her verſammelt, und ſich von dieſen ihre Einſichten mittheilen läßt, er tiefer in die Kenntniß der Dinge eindringt, als wenn er in der beſten Geſellſchaft gelebt, und den Stoff ſeines Unterrichts ſowohl, als ſeine Lehrer, bloß unter den Menſchen, welche Zeit, und Verhältniſſe zufällig mit ihm verbanden, aufgeſucht hätte.

Es ſind indeß, um von dieſem Umgange mit Todten oder Abweſenden, worin das Studiren und Leſen eigentlich beſteht, alle die Vortheile, welche er gewähren kann, zu ziehen, gewiſſe Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden, die bey dem Umgange mit Lebendigen nicht obwalten. Dort ſind größere natürliche Fähigkeiten, es iſt ein anhaltenderer Fleiß nöthig, als hier, wenn aus der Urſache ihre erwartete Wirkung erfolgen ſoll. Von der andern Seite iſt es nicht weniger ſchwer, und erfordert eben ſo eigne Geſchicklichkeiten und Uebungen, mitten unter den Zerſtreuungen des geſellſchaftlichen Lebens einen ſo geſammelten und aufmerkſamen Geiſt zu erhalten, als zur Bemerkung und Auffaſſung jeder guten Idee, zur Ergreifung jeder flüchtig vorübereilenden Gelegenheit etwas zu lernen nöthig iſt. Die Stille und Ruhe hingegen, welche um den einſamen Gelehrten in ſeiner Studirſtube herrſcht, läßt ſeinem Geiſte vollkommne Freyheit, ſich auf jeden Gegenſtand, den er vor andern zu ſeiner Betrachtung ausgewählt hat, ungetheilt zu richten — und iſt ihm daher, ſowohl zur treuern Aufbewahrung ſeiner Kenntniſſe, ausnehmend behülflich.

Die erſte und die gewöhnlichſte Urſache, warum Leute die viel in Geſellſchaft leben, weit weniger dadurch unterrichtet und weiſe werden, als ſich bey dem ſo reichen Stoffe, den ſie zu Beobachtungen über den wichtigſten Theil der Schöpfung, — den Menſchen — haben, erwarten ließe, iſt, daß ſie nicht verſtehen aufmerkſam zu ſeyn. Und in der That wird im geſellſchaftlichen Leben, die Menſchen mögen zum Prunke, zum Vergnügen, oder zu Abmachung ihrer Geſchäfte zuſammenkommen, die Aufmerkſamkeit mannigfaltig geſtört. Bald iſt es, wenn die Geſellſchaft zahlreich iſt, das bloße Geräuſch, bald ſind es die ſinnlichen Ergötzungen, die man mit dem Umgange verbunden hat, — die Vergnügungen der Tafel, Spiel und Tanz, — bald ſind es endlich die bey jeder Verbindung mit Menſchen ſo leicht entſtehenden Leidenſchaften der

Liebe, des Haſſes, der Schüchternheit, des Neides oder der Eiferſucht, welche unſer Gemüth während der Zeit, da wir mit andern verſammelt ſind, einnehmen und uns unfähig machen, auf die weniger ſinnlichen, oder weniger leidenſchaftlichen Gegenſtände, die uns unterrichten könnten, aufzumerken. Der Jüngling, der Menſch von ſchwachem Kopfe, der von einem unbeſtimmten Charakter wird in der Geſellſchaft leicht berauſcht, und zu einer Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt und aller ernſthaften Gegenſtände gebracht: und dieſer Zuſtand, der ihn anfangs vielleicht läſtig war, fängt nach und nach an, ihm zu gefallen; und wird zuletzt von ihm als der Endzweck angeſehn, warum er in Geſellſchaft geht. Der Ehrgeitzige findet im Umgange bald Anlaß ſich für beleidigt zu halten, bald Urſach ſich über ſeine vermeinte Größe und Erhabenheit, und über die vortheilhafte Meinung, die er glaubt bey andern erweckt zu haben, zu freuen. In beyden Fällen iſt er nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und nicht unbefangner Beobachter deſſen, was um in herum vorgeht. Der Eigennützige und Herrſchſüchtige ſieht in den Perſonen, mit welchen er umgeht, nur ihre größere oder mindere Brauchbarkeit, zur Ausführung ſeiner Entwürfe, und hält ſelten etwas, das ihm weder nutzen noch ſchaden kann, ſeiner Aufmerkſamkeit werth. Kurz, jede Leidenſchaft, die in der Einſamkeit ſchläft, wacht in der Geſellſchaft auf, weil ſie hier entweder Mittel zu ihrer Befriedigung, oder Hinderniſſe, die ſich ihr entgegen ſetzen, oder Nebenbuhler, mit welchen ſie wetteifert, oder endlich ähnliche Leidenſchaften andrer Menſchen findet, durch die ſie bald gereizt und bald verſtärkt wird. Wie könnte aber, wenn das Herz ſo unruhig iſt, der Verſtand ſeiner ſelbſt mächtig genug ſeyn, um die Gelegenheiten zum Unterrichte, die ſich von Zeit zu Zeit in der Geſellſchaft darbiethen, aber plötzlich entſtehn und ſchnell vorübereilen, auf der Stelle zu ergreifen und zu benutzen?

Woher kömmt es, daß in der ſogenannten großen Welt, viele von Jugend auf, mit Stadt und Hof *), wie man ſonſt in Frankreich zu ſagen

---

*) Auch in der republikaniſchen Verfaſſung Frankreichs wird etwas von dieſer Eintheilung der Geſellſchaften in *große* und *kleine* Welt bleiben: und ſie wird ſich wahrſcheinlich noch beſtimmter zu erkennen geben, wenn die Verfaſſung mehr Feſtigkeit erhalten, und eine Zeitlang gedauert haben wird. Diejenigen Geſellſchaften, an welchen die bedeutendſten Perſonen bey der Regierung, die thätigſten Mitglieder der legislativen Verſammlungen, und die erſten Staatsdiener Theil nehmen, werden immer einen gewiſſen größeren Glanz und ein höheres Intereſſe haben, als Geſellſchaften, worin Privatleute, die ohne allen öffentlichen Einfluß ſind, zuſammen kommen. So lange die Neugier der Menſchen vornehmlich auf die politiſchen Gegenſtände gerichtet iſt, und ſo lange ihr Ehrgeitz durch Mitwirkung bey politiſchen Geſchäften am meiſten befriedigt wird: ſo lange werden ſie auch den Rang der Geſellſchaften darnach beſtimmen, ob ſie ihnen mehr oder weniger Gelegenheit des

pflegte, gelebt haben, mit Regenten, Miniſtern, Heerführern, Geſandten, merkwürdigen Fremden und vielen durch ihre Talente oder ihre Begebenheiten ausgezeichneten Perſonen umgegangen ſind, und doch weder die Menſchen, die Verſchiedenheiten der Nationen, der Stände, und der natürlichen Anlagen kennen gelernt, noch von bürgerlichen und kriegeriſchen Geſchäften hellere Begriffe, als der in ſeinem Umgange eingeſchränkteſte Privatmann, erlangt haben? Die Urſache iſt dieſe. Sie haben alle dieſe Menſchen zwar geſehn, mit ihnen gegeſſen, getrunken, geſpielt; ſie haben ſich vielleicht mit den Männern in Cabalen eingelaſſen, und mit den Frauenzimmern Liebeshändel unterhalten: aber ſie haben nie mit Aufmerkſamkeit angehört, was die Verſtändigen unter ihren Geſellſchaften ſagten, und nie mit Aufmerkſamkeit angeſehn, was in den äußern Handlungen andrer ihnen Aufſchlüſſe über deren innere Beſchaffenheiten hätte geben können. Sie ſind zwar, Zeit ihres Lebens, Zuſchauer eines großen Schauſpiels geweſen: aber ſie haben, wie die Italiäner in ihren Opern, auf das aufge-

---

Unterrichts in Abſicht jener Gegenſtände, und mehr oder weniger Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Mitwirkung finden. In der Monarchie iſt der Hof diejenige Geſellſchaft, worin dieſe beyden Endzwecke am beſten befriedigt werden: und daher kommt der hohe Rang, den ſie ſich ſelbſt zueignet und der ihr von den übrigen Staatsbürgern ſtillſchweigend zugeſtanden wird.

führte Stück und die handelnden Perſonen wenig Acht gegeben, ſondern ſind in ihren Logen beſchäftigt geweſen, ſelbſt zu figuriren, oder mit Spiel und Tändeleyen eine Zeit auszufüllen, die, bey allem zu ihrer Verkürzung gemachten Aufwande, ihnen immer noch lang und leer blieb.

Ein vorzügliches Hinderniß der Aufmerkſamkeit auf das, was andre in Geſellſchaft ſagen, und alſo des Nutzens, den wir aus ihren Einſichten, und zuweilen auch aus ihren Irrthümern ziehen könnten, iſt die Aufmerkſamkeit auf das, was wir ſelbſt ſagen wollen. Wir ſuchen den Umgang mit Menſchen, nicht bloß in der Abſicht, daß wir ſie kennen lernen, und ihre Gedanken erfahren wollen, — ſondern noch viel mehr in der, uns ihnen zu zeigen, und von unſern Fähigkeiten, oder Einſichten Proben abzulegen. Dieſe Bemühung, in der Geſellſchaft ſelbſt eine bedeutende Rolle zu ſpielen, nimmt, beſonders wenn Eitelkeit das Verlangen nach Beyfall, oder Eigendünkel den Anſpruch darauf vermehrt, einen ſo großen Theil von der Aufmerkſamkeit des Menſchen hinweg: daß ihm nur wenig für das, was andre ſagen und thun, übrig bleibt.

Ich kenne viele Menſchen, die in der Geſellſchaft gut zu reden wiſſen: aber ich kenne wenige, die gut zu hören verſtehen. Und noch geringer iſt die Anzahl derer, welche beydes vereinigen; und im Stande ſind bey einer Unterredung wechſelsweiſe außer ſich und bey ſich zu ſeyn, — ſich, ſo lange der andre redet, ganz der Gedankenfolge desſelben hinzugeben, ohne ſie durch irgend einen eigenen Gedanken zu unterbrechen; und dann wieder, wenn die Reihe zu reden an ihnen iſt, zu ihrem Vorrath eigenthümlicher Ideen zurückzukehren, und dieſe eben ſo rein und unverändert dem andern mitzutheilen, als ſie die ſeinigen aufgefaßt haben. Und dennoch iſt dieſes doppelte Talent demjenigen unentbehrlich, der die Geſellſchaft zu ſeiner Belehrung recht benutzen will. Iſt er ſo voll von ſeinen eigenen Gedanken, oder koſtet es ihm ſo viel, ſie zurückzuhalten, daß er den mit ihm ſich Unterredenden nur zerſtreut und ungeduldig anhört: ſo macht das Beſte, was dieſer ſagen mag, nur einen geringen Eindruck auf ihn. Aus den Erzählungen ſchöpft er dann immer nur verſtümmelte und unſichere Nachrichten; die deutlichſten Erklärungen laſſen ihm die Sache dunkel, und die ſtärkſten Gründe verlieren für ihn ihre Kraft. Selbſt das Vergnügen, welches die Einfälle des Witzes und der Scherz der übrigen Geſellſchaft machen, wird von ihm nur unvollkommen genoſſen. — Wird er hingegen von den Reden des andern ſo angezogen: daß er darüber vergißt, was er ſelbſt ehedem über den Gegenſtand gedacht hat, und unfähig wird, ſein eignes Urtheil über denſelben vorzutragen: ſo bringt er die Unterredung in kurzem zu einem Stillſtande, wofern ſie nicht in eine Vorleſung ausarten ſoll.

Ich habe immer die Regel, welche ſich Marc-Aurel, in einem ſeiner Selbſtgeſpräche, vorſchreibt, „auf jeden Menſchen, der mit ihm reden würde, „auch wenn er ihm unbedeutende Sachen ſagte, genau und ununterbrochen Acht zu geben,“ als die Frucht einer ſehr feinen Beobachtung, und eines ſehr gründlichen Nachdenkens angeſehen: das erſte, weil der entgegenſtehende Fehler ſo gemein, und doch den Menſchen, welche ihn haben, ſo verborgen; das andre, weil die Pflicht, welche er ſich auflegt, für das geſellſchaftliche Leben ſo wichtig, und doch ſo wenig anerkannt iſt. „Eine ſolche Aufmerkſamkeit, ſagt der weiſe Kaiſer, iſt Pflicht der Vernunft. Denn dazu iſt die menſchliche Rede beſtimmt, daß ſie die Verbindung unter den Menſchen durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken unterhalten ſoll: und die Erreichung dieſes wohlthätigen Endzwecks verhindere ich an meinem Theile, wenn ich der Rede andrer mein Ohr leihe, ohne daß mein Verſtand von dem Sinne derſelben etwas vernimmt. Sie iſt zweytens Pflicht der Menſchenliebe. Nichts beleidiget mehr, als Verachtung: und es iſt immer eine Art derſelben, wenn wir das, was andre der Mühe werth geachtet haben uns vorzutragen, nicht eines aufmerkſamen Anhörens werth halten. Eine volle Aufmerkſamkeit iſt zuletzt auch das beſte Mittel, aus einer unbedeutenden Rede Vergnügen oder Nutzen zu ziehn. Schon die Anſtrengung, die wir uns ſelbſt geben müſſen, die Aufmerkſamkeit bey einem Vortrage, der uns nicht von ſelbſt an ſich zieht, feſtzuhalten, ermuntert den Geiſt und ſchützt ihn vor der langen Weile. Wir kommen dadurch oft auf die Spur eigner guter Gedanken, die wir an die Stelle der uns mitgetheilten ſeichten ſetzen können. Uiberdieß findet der Aufmerkſame faſt unfehlbar, entweder in der Perſon des Redenden, oder in dem, was er ſagt, etwas bemerkenswürdiges, das ihn für die aufgewandte Zeit ſchadlos hält; da hingegen der Zerſtreute nur lange Weile und Ungeduld empfindet.“

Vielleicht treibt der philoſophiſche Kaiſer ſeine Gewiſſenhaftigkeit zu weit, wenn er ſich vornimmt, auch diejenigen aufmerkſam anzuhören, deren Zudringlichkeit er mit Recht von ſich abweiſen konnte. Aber wenn er zu den Perſonen, die er entweder zu ſeinem Umgange gewählt hatte, oder in den Geſchäften ſeines Berufs zu ſprechen verbunden war, den feſten Vorſatz mitbrachte, ihre Reden aufmerkſam anzuhören: ſo handelte er gewiß als ein weiſer Mann. Denn was iſt widerſinniger, als die Geſellſchaft der Menſchen zu ſuchen, und ſich durch Unaufmerkſamkeit auf das, was ſie ſagen, im Geiſte wieder von ihnen zu entfernen? Oder was kann in die Geſchäfte mehr Verwirrung bringen, als wenn man die Meinung derer, mit welchen man ſie verabredet, falſch oder nur halb verſteht?

Doch iſt, wie ich ſchon geſagt habe, die Befolgung dieſer Vorſchrift weit ſchwerer, als man denken ſollte.

Beſonders ſind Perſonen von lebhaftem Geiſte, die über jeden Gegenſtand ſich auf der Stelle ihr eignes kleines Syſtem machen, oder denen wenigſtens gute Einfälle zuſtrömen, dem Fehler einer unwillkürlichen Abweſenheit des Geiſtes mitten unter den Geſprächen, die ſie führen, unterworfen. Kömmt noch Stolz hinzu, welcher macht, daß ſie wenige Perſonen für vornehm, oder für verdienſtvoll genug halten, um ſie einer anhaltenden Aufmerkſamkeit auf ihre Reden werth zu ſchätzen, oder ſich dazu als zu einer Pflicht der Höflichkeit verbunden zu achten: ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß ihnen ein großer Theil von dem, was in ihrer Gegenwart und zu ihnen geredet wird, entgeht.

Dieſer Stolz, welcher auf andrer Reden unaufmerkſam macht, iſt wie ich glaube bemerkt zu haben, vornehmlich ſolchen Perſonen eigen, welche natürliche Fähigkeiten beſitzen, aber in ihrer Jugend wenig Unterricht erhalten, — die wenig aus Büchern gelernt, und das, was ſie wiſſen, erſt ſpät durch ihr eignes Nachdenken herausgebracht haben. Weil ſie nicht wiſſen, was andre kluge Leute, ſchon vor ihnen, über den Gegenſtand, der ſie jetzt beſchäftigt,

ſchäftigt, geſagt und geſchrieben haben, ſind ſie geneigt, alle ihre Gedanken für neue Entdeckungen zu halten. Und mit der Selbſtbewunderung, welche daraus bey ihnen entſteht, iſt die Geringſchätzung deſſen, was andre zu gleicher Zeit über die nähmliche Materie vorbringen, faſt unvermeidlich verbunden. Bey unterrichteten und gelehrten Selbſtdenkern kann der Fall weit ſeltner eintreten, wo ſie einen ihrer Einfälle für wichtig und neu genug halten, um ihm, mit Vernachläßigung der Geſellſchaft, worin ſie ſich befinden, ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Aus welcher Urſache auch bey einem Menſchen dieſe ſo gemeine Unaufmerkſamkeit auf die mit ihm ſich Unterredenden entſtehe: ſo iſt ſie für ihn immer ein groſes Hinderniß, den aus dem Umgange ſonſt zu erwartenden Nutzen zu ziehen. In dieſer Schule kann niemand lernen, als der jedes lehrreiche Wort, das, unter ſo vielen nichtsbedeutenden Geſprächen, einem verſtändigen Manne entfällt, ſogleich aufzufaſſen und einzelne zerſtreute Bemerkungen und bloße Winke zu verſtehen und zu benutzen weiß.

Von allen dieſen Urſachen der Zerſtreuung iſt der einſame Gelehrte, der ſeine Einſichten aus Büchern und aus ſeiner eignen Meditation ſchöpft, völlig frey. Er iſt mit ſeinen Lehrern allein. Um ihn herrſcht die vollkommenſte Stille; von ihm werden keine Pflichten der Höflichkeit, keine Bemühungen andre zu unterhalten, gefordert. Seine Sinnlichkeit wird durch nichts gereizt; ſeine Leidenſchaften werden durch nichts aufgeregt. Er iſt nicht der Rival des Mannes, der im Buche mit ihm redet; und die Begierde ſelbſt zu glänzen kann ihn nicht von dem Vorſatze, ſich belehren zu laſſen, abwendig machen. Indem er ununterbrochen denſelben Gegenſtand verfolgt, wird ſein Gemüth immer mehr und mehr von ihm erwärmt. Auch macht es der weit größre Zuſammenhang, der in einem guten Buche, als der, welcher in einem Geſpräche herrſcht, bey dem Leſen des erſten leichter, als bey dem Anhören des andern, die Zerſtreuung zu vermeiden. Was man im Geſpräche einmahl überhört hat, iſt verloren: was man beym Leſen überſehen, oder mißverſtanden hat, kann man von neuem leſen, und vor ſeinen Augen ſo feſthalten, als in ſeinem Gemüthe.

Alles demnach, was Stille, Muße und Beharrlichkeit der Beſchäftigung zur Cultur des Geiſtes beytragen kann: das hat der Philoſoph bey ſeiner einſamen Lampe vor den Reichen und Großen, wenn ſie in ihren erleuchteten Prunkzimmern verſammelt ſind, und ſelbſt vor den Herrſchern der Erde, wenn ſie an der Spitze ihrer Heere ſtehen, oder in ihren Rathsverſammlungen die Schickſale der Völker abwägen, zum voraus. Aber dafür hat er eine andre Klippe zu fürchten, welche für die wahre Belehrung, und noch mehr für die Veredlung des Geiſtes eben ſo gefährlich, als die Zerſtreuung und die gereizte Sinnlichkeit iſt; — ich meine die Erſchlaffung, die Trägheit, und eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit desſelben.

Im geſellſchaftlichen Leben iſt der Menſch wechſelsweiſe leidend und thätig, Hörer und Redner, Zuſchauer und handelnde Perſon. Er muß doch etwas über die Sache, welche man zu ihm ſagt, nachdenken: weil er genöthigt iſt zu antworten. Er muß doch zuweilen etwas aus ſeinem eignen Schatze von Ideen hervorbringen, und einen verſtändlichen Ausdruck dafür ſuchen, damit er nicht als ein ganz unnützes Glied der Geſellſchaft erſcheine. Sein Geiſt wird alſo durch die Gegenwart andrer Menſchen, durch die Furcht vor ihrem Tadel, durch die Begierde nach ihrem Lobe, und durch die Meinung von gewiſſen Pflichten, die er in Geſellſchaft zu erfüllen habe, in einem Zuſtande des Wachens und der Munterkeit erhalten, welcher auch der Aufnahme neuer Ideen günſtig iſt.

Bey dem einſamen Studiren iſt von allem dieſen das Gegentheil. Während des Leſens verhält ſich der Menſch bloß leidend. Wenn er es lange fortſetzt, ohne ſeinen Autor durch eigne Betrachtungen zu unterbrechen: ſo muß der Inhalt des Buchs ſehr anziehend, und mit ſeinen eignen Gedanken und Gefühlen ſehr nahe verwandt ſeyn, oder er wird nach und nach darüber ermatten, und in einen Zuſtand übergehen, welcher der langen Weile und der Uibellaunigkeit ähnlich iſt, und über allen zu der Zeit empfangenen Unterricht eine Dunkelheit verbreitet. Zu jenen eignen Betrachtungen aber, welche allein die Lectüre recht nützlich machen, wird er durch keinen ſo nahen Endzweck, durch keinen ſo dringenden Bewegungsgrund aufgefordert, als in der Geſellſchaft das Verlangen iſt, am Geſpräche Theil zu nehmen. Nur die allgemeine und entfernte Abſicht ſeine Muße zu ſeiner Geiſtesbildung zu nutzen, nur das Intereſſe, das er an Wahrheit und Erkenntniß überhaupt nimmt; oder die eigne Elaſticität ſeines Geiſtes, die, durch den Druck gleichſam geſpannt, um deſto ſtärker zur Hervorbringung eigner Ideen zurückwirkt, je länger ſie, bey der anhaltenden Aufmerkſamkeit, auf fremde Ideen, in einer erzwungenen Ruhe erhalten worden war: nur dieſe Urſachen können es ſeyn, welche den einſamen Gelehrten eben ſo beleben, — ihn eben ſo munter, heiter und gedankenvoll erhalten, als wenn er mitten unter Menſchen wäre, die er zu unterhalten gedächte.

Daher iſt auch die Wirkung, welche die Einſamkeit und das einſame Studiren auf den großen, den mittelmäßigen und den gemeinen Kopf äußert, ſo ausnehmend verſchieden. Der Mann von großen Fähigkeiten findet in der Geſellſchaft nur wenige Perſonen, die ihn belehren, ja nur wenige die ihn verſtehen *) und ihn mit ihrem Beyfalle ehren

---

*) Eben deßwegen ziehn ſich die Leute von Genie ſehr zeitig aus der Welt zurück, wenn auch die Umſtän-

können. Hingegen findet er eine Menge Hinderniſſe, ſeinen eignen freyen Gedankenlauf zu verfolgen. In der Einſamkeit hingegen findet ſich dieſer Mann nicht abgeſpannt, nicht unbelebt, ſondern nur von Feſſeln frey und in der Wahl ſeiner Gegenſtände unbeſchränkt. Da das Denken ſein natürlicher Zuſtand iſt: ſo verwandelt ſich bey ihm das Leſen von ſelbſt in ein Geſpräch mit dem Autor. Der Reichthum von Ideen, den er aus dieſer Beſchäftigung zieht, iſt um deſto gröſſer, weil er das zweyfache Talent beſitzt, in den Sinn deſſen, was er lieſt, aufs vollkommenſte einzudringen, und doch zugleich ſeiner eignen Denk- und Urtheilskraft den freyeſten Spielraum zu laſſen. Wo konnte ein Cicero leicht eine Geſellſchaft finden, in der er ſich ſo lehrreich ergötzte, als wenn er die Schriften des Plato und Theophraſt las, und deſſen Gedanken mit ſeinen eignen bereichert, in Latiums Sprache übertrug? Selbſt Friedrich der zweyte, der doch die guten Geſellſchafter aus mehreren Ländern herbeyrufen konnte, zog doch oft die Einſamkeit und das Studiren ihrer Unterhaltung noch vor. Alle

de ſie darein verflochten, oder Neugierde, Ehrgeitz oder die unruhige Begierde nach Genuß ſie in der Jugend dahin gelockt haben. Sie werden mit der Zeit immer mehr gewahr, daß ihre beſſere Seite, die, um derentwillen ſie ſich ſelbſt ſchätzen, dem großen Haufen, von welchem Stande er immer ſey, ewig verborgen bleibe: und ſie ſchränken ſich alſo zuletzt ein, nur denen gefallen zu wollen, die wirklich ihren Werth einſehen können.

Männer von Genie werden ein ähnliches Bedürfniß empfinden. — Auch ſchadet ihnen die längſte Abſonderung von den Menſchen weit weniger, als gemeinen Köpfen. Einbildungskraft und Nachdenken kann bey ihnen die Stelle der Erfahrung erſetzen. Aus wenigem Gegebnen können ſie ſehr viel ſchließen; und ſo treten ſie oft aus ihrer Einſamkeit in die Welt mit einer Kenntniß derſelben zurück, welche diejenigen in Erſtaunen ſetzt, die von keiner andern Quelle der Erkenntniß, als der ſinnlichen Gegenwart der Objecte etwas wiſſen.

Zwar kann ein höherer Grad natürlicher Verſtandeskräfte auch des Hilfsmittels der Bücher und des Studirens mit minderm Nachtheile entbehren. Ein Mann, der ſtark am Geiſt und Nerven iſt, wird von dem Geräuſche der Geſellſchaft und dem Tumultuariſchen der Geſchäfte weniger betäubt, wenn er auch unaufhörlich in dem Kreiſe beyder umherläuft. Wenn er einen ſchärfern Blick hat, die Dinge zu beobachten: ſo können ihm Menſchen und Vorfälle, welche für andre ganz unbedeutend ſind, einen reichen Stoff des Unterrichts darreichen. Wenn er eine vorzügliche Fähigkeit zur Verknüpfung der Ideen beſitzt: ſo kann er eher aus den zerſtreuten Belehrungen, welche der Umgang mit der Welt gibt, ein brauchbares Ganze machen. Und daher ſehen wir auch Männer ohne alle gelehrte Bildung, wenn die Natur ſie mit ihren Gaben ungewöhnlich freygebig ausgeſtattet, und das Glück ſie auf einen

Platz geſtellt hat, wo ſie als Zuſchauer in einer größern Nähe das Schauſpiel des geſellſchaftlichen Lebens anſehen, oder als handelnde Perſonen ſelbſt die Auftritte davon mit aufführen helfen, zu groſſen moraliſchen und politiſchen Einſichten gelangen. Ja es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Art der Weisheit, welche ganz auf dem eignen Boden des Menſchen, gleichſam in freyer Luft, bloß unter dem Einfluſſe der Natur und der Geſellſchaft erwachſen iſt, einen gewiſſen eigenthümlichen Charakter, — gleichſam einen höhern Grad von Reife, — und insbeſondere eine Annehmlichkeit für andre habe, welche der in dem Schatten einer Schule oder der Studierſtube auferzogenen fehlt.

Indeß iſt doch für einen großen Geiſt der Zuſtand, wo er ganz ſich ſelbſt, ſeinen Gedanken, oder ſelbſtgewählten Beſchäftigungen ungeſtört überlaſſen iſt, ein ſo angemeſſener Zuſtand: daß er ohne Zweifel in ſeiner Vervollkommnung ſchneller fortrückt, wenn er ſich in denſelben wenigſtens zuweilen zurückziehn kann, als wenn er beſtändig außer ſich, und mit Leuten, die unter ihm ſind, leben muß. Je reicher und klärer die Quelle iſt, aus welcher ſeine eigenthümlichen Ideen fließen: deſto mehr verliert er, wenn er dieſelbe nicht zuweilen ununterbrochen fortſtrömen laſſen, und ihre Waſſer von fremder Miſchung rein erhalten kann. Je feuriger ſeine Einbildungskraft, und je thätiger ſein Verſtand iſt: deſto weniger kann ihm, bey den Arbeiten des

Kabinets, die Ruhe des Körpers und das Unbeſchäftigt ſeyn der Sinne ſchädlich werden; dahingegen eine zu große Zerſtreuung ſeine, ohne das ſchon beweglichen, Lebensgeiſter bis auf einen Grad erhitzen kann, welcher ſowohl ſeiner geiſtigen als moraliſchen Ausbildung hinderlich iſt *).

Der Menſch von mittelmäßigen Fähigkeiten hingegen kann die Einſamkeit weniger nutzen, und er verliert weniger durch die Zerſtreuung. Ihm iſt es am nothwendigſten, beyde Zuſtände oft mit einander abwechſeln zu laſſen, wenn er von dem kleinern Talente, das ihm die Natur verliehen hat, den beſten Gebrauch machen ſoll.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß es eine gewiſſe Kunſt gibt, die Leſung eines Buchs in einen

---

*) Daher ſind ſo viele Männer von Genie in ihrer Jugend zu Ausſchweifungen verleitet worden; daher hängt ſo manchem Virtuoſen der Kunſt ein Hang zur Zügelloſigkeit zeitlebens an. Wenn ſich, mit einer ſo lebhaften Phantaſie, einem ſo empfindſamen Nervenſyſtem, einer für den Genuß jedes gröbern und feinern Vergnügens ſo empfindlichen Seele, als zu einem ausgezeichneten Talent in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten gehört, nicht ein anhaltender und das Feuer des Temperaments ein wenig dämpfender Fleiß verbindet; wenn nicht die freywillige Eingezogenheit eines dem Studium oder den Uebungen der Kunſt gewidmeten Lebens die Neigungen ruhiger und die Sinne weniger reitzbar macht: ſo müſſen jene herrliche Gaben der Natur dem Menſchen, den ſie zu außerordentlichen Succeſſen in ſeinem Berufe führen ſollten, zu mehr als gewöhnlichen Verirrungen Anlaß geben.

Umgang mit dem Autor zu verwandeln, und durch eigne freywillige Thätigkeit diejenigen Vortheile zu erhalten, welche in der Geſellſchaft durch die äuſſern Umſtände gewährt werden. Der eine dieſer Vortheile betrifft das Verſtehen des Autors: der andere betrifft die Beförderung des Selbſtdenkens durch Hülfe deſſelben.

Was nähmlich, nach meiner obigen Bemerkung, die lebendige Rede eines Menſchen vor der todten Schrift voraus hat, iſt: daß Ton, Mine und Geberde des Redenden uns tiefer in ſeinen Geiſt und in den Sinn deſſen, was er ſagt, eindringen laſſen; daß ſie uns auch mit den Gemüthsbewegungen bekannt machen, von welchen ſeine Gedanken begleitet werden. Dadurch werden wir zugleich in den Stand geſetzt, aus gleichem Geſichtspuncte mit ihm die Gegenſtände anzuſehen, und an der Wärme, mit welcher er für ſie eingenommen iſt, Theil zu nehmen. Jenes iſt zu einer richtigern Beurtheilung, — dieſes zu einer tiefern Einprägung des Geſagten nützlich. — Eine ſolche volle Sympathie mit den Vorſtellungen eines Schriftſtellers bey dem Leſen ſeines Buchs zu erhalten, iſt allerdings weit ſchwerer. Bey moraliſchen und äſthetiſchen Gegenſtänden, wovon hier hauptſächlich die Rede iſt, gehört dazu, daß wir uns den Autor gleichſam als gegenwärtig vorſtellen; und daß wir, in der Wahl ſeiner Ausdrücke, in die Stellung ſeiner Worte, in der ganzen Farbe ſeines Styls, die Bezeichnung ſeines Charakters und des Gemüthszuſtandes, in welchem er ſchrieb, und die den Hauptgedanken begleitenden Nebenideen zu erkennen wiſſen. Dazu gehört, daß unſre Einbildungskraft durch die Lectüre bis auf den Grad erwärmt, oder unſer Verſtand ſo helle dadurch erleuchtet werde: daß ſie das, was durch die Schrift nur dunkel angedeutet werden kann, errathen, oder das, was dieſe gar nicht auszudrücken vermag, aus ihren eignen Mitteln zuſetzen. Dieſes Talent iſt es, welches die guten Vorleſer macht, vorausgeſetzt, daß es mit biegſamen Sprachwerkzeugen, und einer mit dem innern Gefühl harmoniſch abwechſelnden Stimme verbunden iſt. Und dieſe Gabe gut zu leſen, die Gabe ſich wenigſtens in ſeiner Einbildungskraft den richtigen Accent, welchen jedes Wort verlangt, die Abwechſelungen der Stimme, welche dem Inhalte und dem Zuſammenhange der Rede gemäß ſind, zu denken, iſt eines der nothwendigſten Erforderniſſe, welche zur vollkommnen Benutzung der Lectüre gehören. Nach der Anlage zum guten Vorleſen würde ich, als Lehrer, geneigt ſeyn, die jungen Leute, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, zu beurtheilen, und ihre wahrſcheinlichen Fortſchritte vorher zu ſagen. Denn da, in der Laufbahn eines Gelehrten, das Leſen in der Einſamkeit eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen und das vornehmſte Mittel ſeines Unterrichts iſt: ſo muß erſtaunlich viel darauf ankommen, ob er durch das Leſen vollſtändige, beſtimmte und lebhafte

Vorſtellungen, begleitet mit den ihnen angemeſſenen Empfindungen, erhält; oder ob er nur halb verſteht, was er lieſt, und nur ſchwach davon gerührt wird. Eine Geſchichtserzählung, welche den Eindruck auf mich macht, als wenn ich den Begebenheiten beywohnte, und ſelbſt eine mithandelnde Perſon wäre; — eine philoſophiſche Abhandlung, welche meinen Verſtand ſo lebhaft beſchäftigt, als wenn ich mit dem gegenwärtigen Autor in Unterſuchung der Sache wetteiferte, muß eine ganz andre Wirkung zu meiner Belehrung thun, als eben dieſe Geſchichte oder dieſe Abhandlung, wenn ich die Thatſachen der erſten, die Lehrſätze der andern, nur obenhin und ohne Theilnehmung durchlaufe, um ſie meinem Gedächtniſſe einzuprägen.

Es iſt aber, um die Beſchäftigung des Geiſtes beym Leſen, der bey dem Umgange näher zu bringen, und alſo in der Einſamkeit die Vortheile der Geſellſchaft zu genießen, noch nicht genug, den Autor in ſeiner Schrift gleichſam zu ſehen und zu hören: es iſt auch nöthig mit ihm zu reden. Denn eben dadurch wird der Umgang lehrreicher, als das Leſen, daß er uns die Nothwendigkeit auflegt, mitten unter der Einſammlung fremder Gedanken, etwas von unſern eignen der Geſellſchaft mitzutheilen. Man kann lange in einem fortleſen, ohne ein einziges mahl über die Sachen, wovon die Rede iſt, zu urtheilen. Aber ein Geſpräch kann nicht lange beſtehn, wenn nicht jeder, nachdem er die Begriffe und Meinungen andrer angehört hat, zu erkennen gibt, daß auch er über den Gegenſtand etwas gedacht habe. Das nun, wozu uns im Umgange die Gewohnheit, der gute Anſtand, und die Schaam nöthigt, müſſen wir beym Studiren aus freyem Vorſatze thun. Wir müſſen von Zeit zu Zeit die Lectüre unterbrechen, um uns von den Eindrücken, welche ſie auf uns macht, Rechenſchaft zu geben. Wir müſſen den Gegenſtand ſelbſt, wovon die Rede iſt, unmittelbar ins Auge faſſen, und uns fragen, wie er uns nach den erhaltnen Belehrungen erſcheine. Unſre ehemahligen Ideen und Kenntniſſe von ihm müſſen ins Gedächtniß zurückgerufen, und mit den neuen uns mitgetheilten verglichen, und eben ſo unſre Grundſätze des Wahren und unſre Ideale des Schönen mit dem Geiſte und dem Vortrage des Buchs in Verbindung geſetzt werden. Daraus wird eine, mit der Lectüre zugleich fortlaufende, Kritik entſtehn, die unentbehrlichſte Begleiterinn der erſtern, wenn ſie zum Unterrichte abzweckt. Wir werden dann dem einen Satze unſers Autors Beyfall geben und einen andern verwerfen; uns durch den einen ſeiner Beweiſe überzeugt erkennen, und gegen einen andern Einwendungen machen; Bewunderung und voller Genuß des Schönen wird mit dem Tadel der Fehler, die wir zu entdecken glauben, abwechſeln. Je deutlicher wir dieſe Urtheile bey uns ſelbſt aus einander ſetzen, je mehr wir ſie mit Gründen unterſtützen, je ſorgfältiger wir bey dieſem Selbſtgeſpräche ſogar unſre Ausdrücke wählen: deſto mehr Thätigkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes wird beym einſamen Studiren ſtatt finden; und deſto ähnlicher wird der Unterricht, welchen uns die Bücher geben, demjenigen werden, den wir im Umgange mit der Welt erhalten.

Welche Arten der Kenntniſſe, welche Zweige der Wiſſenſchaften am beſten, oder nur allein durch *einſamen* Fleiß angebaut werden können, läßt ſich ſchon, nach dem Grundſatze des Entgegengeſetzten, aus der obigen Angabe derer, welche vorzüglich in dem *Umgange* Quellen und Hülfsmittel finden, ſchließen. Es gibt deren, welche ſich durchaus nur durch Hülfe eines eigentlichen Lehrers, aus Büchern, oder durch ſtille, fortgeſetzte Meditation erlernen laſſen. Nie hat jemand im Umgange, ſelbſt in einem philoſophiſchen, die Mathematik und Phyſik, nie die Erdbeſchreibung und Geſchichte erlernt. Sokrates konnte durch Frage und Antwort einen Unwiſſenden zur Einſicht eines beſondern Falls der allgemeinen Wahrheit, welche der pythagoräiſche Lehrſatz enthält, — und doch nur auf eine ſehr unvollkommne Weiſe, — bringen. Aber ein ganzes Menſchenleben würde nicht hinreichen, einen Schüler der Mathematik die Elemente des Euclides auf eine ähnliche Weiſe zu lehren. Und auch bey dieſer Methode würde das Geſpräch nur auf die Perſonen des Lehrenden und Lernenden eingeſchränkt, und auf den einen Gegenſtand ohne Abwechſelung geheftet, — alſo nicht Umgang, ſondern Lehrvortrag ſeyn. Philoſophie mit allem, was im weiteſten Umfange der Bedeutung zu ihr gehört, — Politik und Haushaltungskunſt — kann man im Nothfalle, und wenn natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde dem Unterrichte zu Hülfe kommen, aus gelegentlichen und fragmentariſchen Belehrungen erlernen. Hier kann man, nach dem Sprüchworte, leonem ex ungue, den Löwen an einer Klaue erkennen, und wenn die Hauptfacta, oder einige der leitenden Ideen angegeben worden ſind, die übrigen durch eignes Beobachten und Nachdenken ergänzen. Aber in der Mathematik muß der ganze Zuſammenhang der Wahrheiten, von der erſten bis zur letzten, in beſtimmter Ordnung vorgetragen und durchdacht werden: oder man verſteht keine aus der ganzen Reihe. Je mehr eine Wiſſenſchaft der Mathematik ähnlich iſt, oder von ihren Lehrſätzen aufnimmt: deſto unentbehrlicher iſt bey ihr die ſyſtematiſche Lehrmethode, die nothwendig von dem geſellſchaftlichen Leben ausgeſchloſſen iſt. Eben ſo bleiben der Einſamkeit alle Studien vorbehalten, welche viele Hülfsmittel von Charten, Werkzeugen und mechaniſchen Zurüſtungen fordern. Aus beyden Urſachen, als Zögling der Mathematik und als Handarbeiterinn in einer groſſen Werkſtätte voll Maſchinen, hat die neuere Phyſik ſich in die Hörſäle und in die Studirſtuben zurückziehn müſſen, da die alte auch auf dem Markte, oder unter den Säulengängen der Gymnaſien ihren Unterricht ertheilte. So lange man die Natur bloß mit ſeinen Sinnen befragte, und mehr den Zuſammenhang aller Erſcheinungen aus allgemeinen Vernunftbegriffen zu errathen, als die Beſtandtheile und die Urſächen einzelner aus Thatſachen zu ſchließen ſuchte: ſo lange war die Phyſik, wie die Philoſophie, bloß Sache des gemeinen Menſchenverſtandes, jedermann zugänglich, der mit öffnen Augen in der Welt gelebt hatte, und mit den Gemeinbegriffen verſehen war, die, nach und nach von den alltäglichen Erfahrungen abgezogen, ſchon groſzen Theils mit der Sprache erlernt wurden. Sie konnte daher auch ein allgemeiner Gegenſtand des Geſprächs unter Perſonen, welche die gewöhnliche Aufklärung des Zeitalters erhalten hatten, werden. Sobald man aber die Natur erſt durch Kunſt zu verändern, ihre Producte entweder zu zergliedern, oder neu zu verbinden ſuchte, um ſie genauer kennen zu lernen; ſo wie man durch Maſchinen neue Erſcheinungen ſelbſt veranſtaltete, vervielfältigte, modificirte, um die, welche die Natur ohne unſer Zuthun, in ihrer für uns unzugänglichen Werkſtätte, hervorbringt, durch Analogie zu beurtheilen: ſobald mußte ſich auch hier der Fleiß der Menſchen theilen. Dieſe phyſikaliſchen

Unterſuchungen konnten nur der Beruf, — und die daraus erwachſenden Kenntniſſe konnten nur der Antheil einer gewiſſen Claſſe von Menſchen werden. Und die übrigen, ſonſt noch ſo erleuchteten, konnten durch natürlichen Verſtand und Erfahrung weder im Stande ſeyn, Erklärungen, die ſo viele vorhergehende Operationen erforderten, zu begreifen, noch weniger etwas zu ihrer Beſtreitung oder Beſtätigung beyzutragen. Die Phyſik entzog ſich alſo immer mehr der geſellſchaftlichen Unterſuchung, und forderte immer mehr einen ſich ihr allein widmenden Fleiß. — Geſchichte und Erdbeſchreibung haben in ihrem Fortgange etwas ähnliches erfahren. So wie ſie an Umfange und an Genauigkeit der Kenntniſſe zugenommen haben: ſo haben ſie ſich auch von der allgemeinen Maſſe der, ganzen Nationen oder Ständen gemeinſchaftlichen, Kenntniſſe, welche den eigentlichen Stoff der geſellſchaftlichen Unterhaltung ausmachen, getrennt.

Man kann daher auf gewiſſe Weiſe auf den Umgang anwenden, was ich oben von dem Geiſte der Manufacturiſten geſagt habe, daß er ärmer an Stoffe der Unterhaltung geworden ſey, ſo wie der Reichthum der Kenntniſſe im menſchlichen Geſchlecht zugenommen habe. Der Manufacturiſt, ſagt man, verliert an perſönlicher Vollkommenheit, indeß die Manufacturen vollkommner werden: weil dieſes nicht ohne eine immer weiter getriebne Theilung der Arbeiten möglich iſt, welche zuletzt jeden

Arbeiter auf einen für die Geiſtesbildung zu engen Kreis von Gegenſtänden einſchränkt. Auf gleiche Weiſe iſt es eine Folge von den Fortſchritten der Wiſſenſchaften, daß jede ihren Mann faſt allein beſchäftigt und jede ihren eigenen Mann erfordert. Der Gegenſtände alſo, welche alle kennen, womit ſich alle beſchäftigen, ſind jetzt wirklich weniger, als im Alterthum. Die Menſchen kommen jetzt weniger wie ehedem, in einer gemeinſchaftlichen Summe ſeichter und oberflächlicher Kenntniſſe über viele Dinge, zuſammen; und trennen ſich vielmehr durch gänzliche Unwiſſenheit in Abſicht einiger, und die tiefe Kenntniß andrer Zweige. Und da nun der Umgang ſich keiner andern Gegenſtände, zur Unterhaltung im Geſpräche, bemächtigen kann, als über welche die Vorerkenntniſſe aller gut erzognen Leute ungefähr gleich ſind: ſo hat ſich dieſer Kreis zu unſrer Zeit, im Verhältniſſe gegen den im Alterthum, in der That mehr verengt, als erweitert.

Uiberhaupt je mehr ein Studium, wenn es gelingen ſoll, ununterbrochen fortgeſetzt werden muß: deſto mehr iſt ihm die einſame Lage des Studirenden günſtig. Je eher es auch bey Unterbrechungen verfolgt werden kann: deſto eher erlaubt es das geſellſchaftliche Leben.

Die Neigungen und Gewohnheiten der Menſchen richten ſich im Ganzen nach ihren Beſchäftigungen. Der Mathematiker wird daher die Einſamkeit am beſten ertragen können, und am gefliſſentlichſten ſuchen; der ſchöne Geiſt wird nach Geſellſchaft ſtreben, und in derſelben ſowohl am meiſten gefallen, als in ihr die meiſte Befriedigung finden. Der Philoſoph ſteht zwiſchen beyden in der Mitte. Die Menſchenkenntniß, welche das eigenthümliche Gebieth deſſelben iſt, ſo wie ſie durch die Moral einen Endzweck beſtimmt, auf welchen ſich alle andre Kenntniſſe vereinigen, ſchließt ſich auch, durch die Methoden ihres Unterrichts, an alle andere Zweige der Kenntniſſe an. Sie hat einen Theil der bloß Beobachtung, einen andern der tiefſinnige Wiſſenſchaft iſt. Jene Beobachtungen erfordern nothwendig Umgang *); dieſe Wiſſenſchaft kann nur in der Ruhe der Einſamkeit erlernt werden.

---

*) Was Smith, in ſeiner Theorie der moraliſchen Empfindungen von dem Unterſchiede des moraliſch Guten und Böſen, vielleicht mit zu groſer Allgemeinheit und Beſtimmtheit, ſagt: „daß wir ihn immer zuerſt in dem Betragen andrer, gegen uns oder gegen einander, — und erſt ſpäter in unſerm eignen wahrnehmen, und daß, ganz von der menſchlichen Geſellſchaft getrennt, wir von moraliſcher Beurtheilung der Handlungen gar nichts wiſſen würden:“ das iſt doch in hohem Grade von allen Eigenſchaften unſers Geiſtes und ſeinen Wirkungen wahr. Das Auge iſt gemacht, andre Dinge zu ſehen: und von ſich ſelbſt lernt es erſt durch Vergleichung urtheilen. So muß auch die gröſte Fähigkeit zu beobachten, erſt durch den Glanz vieler merkwürdigen Erſcheinungen an andern Dingen geweckt und geübt werden, ehe ſie ſich in die dunkeln Tiefen des eignen Herzens kehrt.

Von allen wirklichen und einzelnen Dingen können durch Worte immer nur einige Merkmahle angegeben werden, wodurch wir an die übrigen erinnert werden ſollen, oder aus welchen wir die andern ſchließen können. Keine Beſchreibung einer Pflanze, eines Thiers, oder eines Minerals kann uns vollſtändig die ſinnlichen Eindrücke geben, welche der Anblick, — und noch mehr welche eine fortgeſetzte Beobachtung dieſer Naturproducte in uns zu erwecken im Stande iſt. Daher läßt ſich auch die Naturhiſtorie nicht aus Büchern allein lernen: ſondern man muß aufs Feld hinausgehn, die Wälder durchſtreichen, in die Klüfte der Erde hinabſteigen, oder wenigſtens die von andern aufgeſuchten Naturprodukte um ſich herum verſammeln, und gleichſam unter Pflanzen, Thieren und Mineralien leben, wenn man eine gründliche und brauchbare Erkenntniß von ihnen erlangen will. Der Menſch iſt auch ein Naturproduct. Seine Leidenſchaften, ſeine Tugenden und Laſter, die Aeußerungen ſeiner Talente und die Ausbrüche ſeines ſittlichen Charakters ſind ebenfalls Naturerſcheinungen, die, in der vollkommenſten Schilderung mit Worten, doch noch ſehr mangelhaft dargeſtellt werden. Auch hier muß man ſelbſt ſehn, empfinden und beobachten, wenn man die Erklärungen, welche in Büchern gegeben werden, theils recht verſtehn, theils bis zu dem Grade der Vollſtändigkeit ergänzen ſoll, bey welchem ein praktiſcher Gebrauch derſelben möglich iſt.

Von der andern Seite beſteht die Wiſſenſchaft vom Menſchen in der Zergliederung ſeiner Begriffe, in der Zurückführung derſelben auf ihren erſten Urſprung, in der Verfolgung der Kette, durch welche ſie alle unter einander, und die Begriffe mit den Neigungen zuſammen hängen. Uiberdieß iſt das, was wir von andern Menſchen ſehen, immer nur eine körperliche Form, oder Bewegung, oder Stimme, durch welche ſich ein Geiſt ausdrückt: und wir lernen dieſe Sprache erſt dadurch auslegen, wenn wir ſie mit den thätigen und leidenden Veränderungen unſers eignen Geiſtes, die wir auf eine ähnliche Weiſe bezeichnen, vergleichen. Nur die Selbſtbeobachtung enträthſelt uns die Geheimniſſe, die wir ſonſt in den Reden und Handlungen andrer finden würden. Endlich können wir die Menſchen, ſo glücklich wir für die Beobachtung derſelben geſtellt ſeyn mögen, immer nur auf einem zu kleinen Raume und eine zu kurze Zeit hindurch ſehen: und das Studium der Geſchichte muß uns ſchlechterdings zu Hülfe kommen, wenn wir in unſre Erfahrungen einiges Licht, und den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen bringen ſollen. Jene Zergliederung der Ideen nun führt auf die eigentliche Wiſſenſchaft vom Menſchen. Sie ſowohl, als die Selbſtprüfung, und das Geſchichtsſtudium ſind nur Früchte einer einſamen Muße.

Man kann aber die Vergleichung, die wir zuvor zwiſchen der Kenntniß der Natur und des Menſchen anſtellten, noch etwas weiter treiben. So wie es in der Kräuterkunde die beſte Methode des Unterrichts iſt, eine Linnäiſche Beſchreibung und ein Exemplar der Pflanze neben einander zu legen, und durch die Vergleichung von beyden ſich ſowohl die wahre Bedeutung der botaniſchen Kunſtwörter aufzuklären, als ſich von der Richtigkeit der angegebenen Merkmahle zu überzeugen; wobey man zugleich die ganze Geſtalt, den habitus der Pflanze, wie die Botaniker zu ſagen pflegen, der durch Beſchreibungen nicht deutlich gemacht werden kann, durch aufmerkſames Anſchauen faßt; ſo iſt es auch eine ſehr gute Methode den Menſchen kennen zu lernen, wenn man die Theorie der Philoſophen und die Schilderungen der Dichter von menſchlichen Eigenſchaften und Angelegenheiten, mit dem wirklichen Anblicke der Menſchen und mit der Theilnahme an ihren Vergnügungen und Geſchäften verbindet. Die Lehrſätze und Bilder, die wir aus den erſtern uns eingeprägt haben, werden uns, wenn wir unter die Menſchen ſelbſt kommen, als Leitfaden unſrer Beobachtung dienen. Durch Hülfe einer Sentenz aus dem Montaigne oder Wieland, einer Speculation aus Hume oder Kant, die uns zu rechter Zeit einfällt, werden wir zuweilen an den Perſonen, die wir am beſten kennen, Sachen gewahr werden, die uns, ohne dieſe Muſter fremder Beobachtungen und Schlüſſe, entwiſcht wären. Von der andern Seite aber werden wir auch erſt dann jene Schilderungen recht verſtehn, und durch die Uiberzeugung von ihrer Wahrheit erfreuet werden. Es iſt unglaublich, wie ſehr das Gegeneinanderhalten wohlgetroffner Bildniſſe mit den Originalen die Kenntniß der menſchlichen Phyſionomie erweitert. Auf gleiche Weiſe gewinnt man viel an Kenntniß der menſchlichen Charaktere, wenn man die Menſchen wie ſie in den Büchern der Moraliſten, in den Werken dramatiſcher oder epiſcher Dichter, und in den Denkmählern der Geſchichte erſcheinen, mit denen vergleicht, mit welchen man in Raths- und Gerichtsſtuben, im Handel und Wandel, oder in Geſellſchaftszimmern und bey fröhlichen Mahlen zuſammen kommt. Nirgends biethet das Studium der Erfahrung ſo ſehr die Hand: zu Erwerbung keiner Kenntniß iſt die Abwechſelung von Muße und Geſchäftigkeit, von Einſamkeit und Geſellſchaft ſo nützlich, als zur Erwerbung der Menſchenkenntniß.

Zweyte Abtheilung

des erſten Abſchnitts.

Von dem Unterſchiede der Einſamkeit und Geſellſchaft in Abſicht der Uibung des Geiſtes.

In Abſicht der Uibung des Verſtandes hat die Einſamkeit den unſtreitigen Vorzug, daß man in ihr ganze, große Reihen von Ideen ungeſtört verfolgen kann; dahingegen man bey Geſchäften und im Geſpräche immer nur kurze Meditationen anſtellt; bey welchen nie die Abſicht iſt, den Gegenſtand vollſtändig zu ergründen, ſondern nur einen kleinen Theil davon, der gerade zu der vorliegenden Angelegenheit oder der Neuigkeit des Tages gehört, aufzuklären.

Es iſt aber klar, daß nur diejenigen Köpfe die Einſamkeit zu ihren Uibungen brauchen können, welche zu dieſer Beharrlichkeit im Nachdenken, zu dieſer ununterbrochenen Fortſetzung einer und derſelben Ideenreihe, die nöthige Fähigkeit von der Natur erhalten haben.

Es gibt in dieſer Rückſicht einen großen Unterſchied unter den Menſchen. Einige brauchen lange

Zeit, ehe ſie das innere Auge ihres Geiſtes auf irgend einen Gegenſtand dergeſtalt heften können, daß ſie das mindeſte von ſeiner Geſtalt erblicken. Aber dann ſind ſie auch im Stande, ihn lange Zeit unverwandt anzuſchauen. Dieſe Art von Menſchen hat der Einſamkeit und der Muße nöthig, um irgend einen deutlichen, oder eigenthümlichen Gedanken über eine Sache zu faſſen: und in der Einſamkeit bringen ſie auch ihre Einſichten ſehr weit, weil, wenn ſie einmahl für einen Gegenſtand erwärmt ſind, ſie die Verfolgung der angefangnen Schlußreihen leicht finden; und hier in derſelben durch nichts geſtört werden. — Andre Menſchen hingegen können nicht anders denken, als wenn ſie von äußern Veranlaſſungen gereizt werden. Ihre Gedanken ſind ſchnelle Blicke, die ſie auf einen Gegenſtand werfen: aber er verſchwindet ihnen wieder, wenn ſie längere Zeit ihre Aufmerkſamkeit auf ihn richten. Sie ſind ſehr wohl fähig, wenn ihnen einige Thatſachen oder Grundbegriffe gegeben werden, ſcharfſinnige und wahre Folgerungen daraus zu ziehn: aber ſie ſind gänzlich unvermögend, Schlüſſe auf Schlüſſe zu häufen, oder ſelbſt zu den Principien zurückzugehn. Menſchen dieſer Art haben das Geſchäfts- und geſellſchaftliche Leben zur Ausübung ihres Geiſtes nöthig, und die Einſamkeit kann ihnen wenig nutzen. Hier fehlt es ihnen zuerſt an der äußern Aufforderung, welche ihr Geiſt braucht, wenn er ſich mit Erfolg thätig erweiſen ſoll. Und ſelbſt der Umſtand, daß hier bey einer und derſelben Sache mit ihrem Nachdenken verweilen ſollen, und weniger mit ihren Beſchäftigungen abwechſeln können, ſchwächt ihre Kraft und trübt ihre gute Laune. Was hilft es, daß ſie in ihren Meditationen ungeſtört ſind? Der beſte Gedanke kommt ihnen immer zuerſt ein, und die längſte Betrachtung eines Gegenſtandes bringt ſie in ſeiner Kenntniß nicht weiter.

Wer hingegen dieſe Fähigkeit hat, Idee an Idee, und Bild an Bild zu reihen: der würde allerdings viel verlieren, wenn er niemahls, oder ſelten in einer Lage wäre, wo er ſich dieſem Fluſſe ſeiner Gedanken frey überlaſſen könnte. Daher haben alle philoſophiſchen und dichteriſchen Genies von jeher die Einſamkeit geliebt: und die Geſellſchaft iſt für ſie immer mehr Erhohlung, als Beſchäftigung ihres Geiſtes geweſen. Nur in der Einſamkeit ſind die edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes, — die großen Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, und die wichtigern Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu Stande gebracht worden.

So viel iſt begreiflich, daß der Verſtand, als Fähigkeit zu denken, das heißt, Begriffe mit einander zu verknüpfen, betrachtet, einen höhern Grad von Stärke und Vollkommenheit erreicht, wenn er geübt wird in dieſer Arbeit lange ununterbrochen fortzufahren, als wenn er ſich gewöhnt, nach jedem kleinen Verſuche abzubrechen, und eine neue Gedankenreihe von vorn anzufangen. Mit der Einbildungskraft verhält es ſich auf gleiche Weiſe. Wenn ſie nur ſo viel Zeit auf jeden Gegenſtand wendet, als nöthig iſt, einige wenige Bilder gegen einander zu halten: ſo entſtehen daraus nichts, als witzige Einfälle. Wenn ſie aber Beharrlichkeit genug hat eine ganze Galerie zuſammen gehöriger Gemählde vor ſich aufzuſtellen: ſo wird ſie zur Erfindungs- und Dichtungskraft *).

Der eigentliche Vortheil alſo, welchen der Menſch zu ſeiner Geiſtesübung von der Einſamkeit erhält, iſt, daß er, von äußern Eindrücken ungeſtört, auf die oft leiſen Eingebungen ſeines Genius gleichſam horchen, und dieſem Führer, ſo weit er zu gehen vermag, folgen kann. Hieraus ergeben ſich ſchon von ſelbſt die Schwierigkeiten und Abwege, die bey dieſen einſamen Beſchäftigungen zu fürchten ſind. Das eine iſt das Verſinken in ein leeres Gedankenſpiel, oder die Träumerey: das andre

---

*) In dieſem Sinne verſtand es Büffon, wenn er zum Heraut de Sechelles ſagte, daß die Geduld in einer Arbeit ſo lange auszuharren, bis man ſeinen Endzweck erreicht hätte, das Weſen des Genies ausmachte. Nicht, je länger man unbeweglich in ſeinem Arbeitszimmer ſitzt; ſondern je länger man ſeine Aufmerkſamkeit unbeweglich auf demſelben Gegenſtande, oder auf einer Reihe verwandter Gegenſtände feſthalten kann: deſto mehr entdeckt ſich in ihnen, und deſto leichter ergibt ſich auch Ausdruk und Styl.

iſt die unmäßige Erhitzung der Einbildungskraft und der Lebensgeiſter, oder die Schwärmerey.

Im thätigen Leben, und im geſellſchaftlichen Umgange wird der Menſch theils durch die Gegenſtände, die ſich ſeinen Sinnen darbiethen, theils durch den Willen, die Urtheile und die Ideen der Perſonen, mit welchen er zu thun hat, theils endlich durch die Natur der Angelegenheiten, welche er mit ihnen verhandelt, in ſeinem Nachdenken unterſtützt, aber auch zugleich bey demſelben im Zaume gehalten, und auf einen beſtimmten Ideengang eingeſchränkt. Er kann freylich ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft nicht frey fortwirken laſſen, wie es ihrer Natur am gemäßeſten wäre: aber er kann ſie auch nicht ganz zügellos umherſchweifen laſſen, wenn er ſich nicht dem Tadel aller Anweſenden ausſetzen will. Eine zu lange Abweſenheit des Geiſtes, eine zu ſichtbare Zerſtreuung, oder ein zu wildes Gemiſch nicht zur Sache gehöriger Gedanken würde ihn bald als untauglich zu allen Geſchäften auszeichnen, und ſelbſt von dem geſellſchaftlichen Vergnügen ausſchließen. Wird alſo auch in dieſer Lage das Genie des Menſchen nicht zu großen Unternehmungen angefeuert: ſo wird doch ſein geſunder Verſtand vor großen Verirrungen bewahrt.

Von dieſen Schranken iſt der Einſame befreyt: aber er iſt auch dieſer heilſamen Zucht entnommen. Seine Augen und Ohren ſind unbeſchäftigt. Er hat keine Zeugen ſeiner Thorheiten, die er fürchten dürfte. Er hat keine beſtimmte Abſicht, welche dem Laufe ſeiner Ideen die Richtung gäbe. Er iſt ganz ſein eigner Herr, der Schöpfer und Beurtheiler ſeiner Gedanken. Nichts beſtimmt die Art und Weiſe und das Ziel ſeiner Selbſtunterhaltungen, als die Fähigkeiten und Anlagen ſeiner eignen Natur, und die Fertigkeiten die er ſchon früher erworben hat.

Findet ſich nun in dieſen Anlagen irgendwo eine Lücke, oder Schwäche; oder iſt ſein Studiren unrichtig geleitet worden: ſo werden dieſe Fehler um deſto mehr zum Vorſcheine kommen, je ungehinderter und je länger er in ſeinem freyen Ideenlaufe fortgeht. Iſt ſeine Denkkraft nur ſchwach; — iſt er nur einer mäßigen Aufmerkſamkeit fähig, und läßt ſeine Einbildungskraft ſich durch kleine, nichtsbedeutende Verhältniſſe von einem Gegenſtande auf den andern führen: ſo wird er, indem er ſich vornimmt zu meditiren, nur bloß mit ſeinen Gedanken ſpielen. Ehe er ſich deſſen verſieht, wird er den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung aus den Augen verloren haben, und mit ſeinen Gedanken in der ganzen Welt umherſchweifen. Anſtatt deutlicher und vollſtändiger Begriffe, die er zu irgend einem Zwecke brauchen könnte, wird ſich in ſeine Seele nur ein Haufen dunkler, verworrener und zerſtückelter Erinnerungen und Einbildungen eindrängen, die ſeine Zeit ausfüllen werden, ohne ihn ſehr angenehm zu beſchäftigen, und ohne eine Spur ihres Daſeyns in irgend einem nützlichen Reſultate zu hinterlaſſen.

Einem etwas lebhaften Temperamente bleibt ein ſolcher Zuſtand nicht lange erträglich. Deßwegen fliehen eben die meiſten Menſchen die Einſamkeit und ſuchen die Geſellſchaft, weil ſie in der erſtern, wenn ſie nicht eine beſtimmte Arbeit vorhaben, nichts anders zu thun, als auf eine ihnen langweilige und zugleich unnütze Art zu träumen wiſſen. Wer aber dieſen Zuſtand ertragen lernt und in demſelben verharret, — es ſey, weil ſeine Einbildungskraft etwas reicher an Stoff, und beweglicher iſt von einer Sache auf die andre überzugehen; es ſey, weil er aus andern Urſachen eine Abneigung von der Geſellſchaft und vom thätigen Leben hat: — der wird gewiß durch die Einſamkeit unvollkommner, zum wahren Nachdenken unfähiger, und zu allen Geſchäften unbrauchbarer, als er zuvor war. Entweder entſteht daraus eine völlige Gedankenleere, oder ein Hinbrüten über einigen wenigen — oder über einem Haufen verworrner Ideen. Jenes ſtumpft alle Kräfte des Geiſtes ab, dieſes verunſtaltet ſie. In jenem Zuſtande nähert ſich der Menſch der Pflanze, in dieſem dem Wahnſinnigen.

Ein zweyter Abweg öffnet ſich in der Einſamkeit für Menſchen von einer lebhaftern, aber zügelloſen Einbildungskraft, wofern ihr der Verſtand nicht das Gleichgewicht hält. Wenn ſie beſonders ſich an Gegenſtände hängt, welche über die Sinnenwelt und die Grenze der Erfahrung hinausgehn; oder wenn ſie einen Hang zum Schwermüthigen hat: ſo geräth ſie, durch die ungehinderte Verfolgung ihrer Ideen, wozu die Einſamkeit die Gelegenheit giebt, leicht in diejenige Uiberſpannung, welche das Wahrheitsgefühl des Menſchen ſchwächt, ihm Hirngeſpinnſte für Wirklichkeiten aufdringt, kurz ihn zum Schwärmer macht.

Man weiß, welche Religionsſchwärmerey in den Einöden, wohin die Verfolgung oder eine falſche Andacht die Chriſten im dritten und vierten Jahrhunderte getrieben hatte, entſtanden iſt. An Beyſpielen keiner Art iſt das Werk meines Vorgängers reicher.

In der That, da die Einſamkeit etwas trauriges, und wenn ſie lange fortdauert etwas fürchterliches hat: ſo iſt ſie ſehr geſchickt, wenn im Menſchen ein Hang zu finſtern und traurigen Bildern vorhanden iſt, die Einbildungskraft noch mehr auf Gegenſtände, welche ſolche Bilder erwecken, hinzulenken: wozu nicht bloß das Gefahrvolle und Schmerzhafte, ſondern auch das Unergründliche gehört *). Da ferner in der Einſamkeit; wenn man

---

*) Die Geſchichte von dem Philoſophen, der ſich in den Aetna geſtürzt haben ſoll, weil er die Urſachen ſeiner Feuer-Auswürfe nicht hat ergründen können, mag eine Fabel ſeyn. Aber die Beobachtung, welche zu der Erdichtung Anlaß gegeben hat, und durch ſie vielleicht allegoriſirt werden ſollte,

nicht zur Handarbeit, zu Büchern, oder zu Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze, — den gewöhnlichen Hülfsmitteln einſamer Unterhaltung — ſeine Zuflucht nimmt, eine große Anſtrengung des Geiſtes dazu gehört, Gedanken ohne alle äußere Veranlaſſung zu erwecken: ſo kann dieſe Anſtrengung, wenn ſie auf einen ſchwachen Nervenbau wirkt, und Kräfte zu erhöhen ſucht, die ohne dieß nicht in dem gehörigen Verhältniſſe gegen einander ſtehn, jenen völlig in Unordnung bringen, und das Gleichgewicht dieſer völlig zerſtören. — Wenn endlich die Gegenſtände, welche ſich der Einſame zu ſeiner immerwährenden Meditation wählt, von der Art ſind, daß ſie zwar ein großes Intereſſe, aber nur wenige Vorſtellungen erwecken, und keine Abwechſelung von Betrachtungen, am wenigſten Erfahrungen zulaſſen; — zu welcher Art der Gegenſtände Gott, die unſichtbare Welt und die Zukunft gehören: ſo iſt nichts natürlicher, als daß er entweder den vergeblichen Verſuch in kurzem aufgibt, oder daß er, wenn er hartnäckig

iſt ganz richtig: daß bey einer zu heftigen Begierde das Unerforſchliche zu erforſchen, — die immer fehlſchlagende Hoffnung über die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß, den Urſprung und das Ende aller Dinge, aufs Reine zu kommen, das Gemüth in einen der Verzweiflung nahen Zuſtand verſetzen kann. Alles, was das Maß unſrer Kräfte weit überſteigt, iſt mit dem Fürchterlichen verwandt. Daher die Täuſchung Burkes, welcher die Empfindung des Erhabnen aus der Furcht herleitete.

dabey beharrt, den Mangel deutlicher Ideen und reeller Erkenntniß durch Blendwerke der Phantaſie und dunkle Gefühle erſetzt. Das iſt die Geſchichte der meiſten Einſiedler. Sie werden Heuchler, wenn ſie die unaufhörliche Beſchäftigung ihres Gemüths mit der Religion vorgeben, indeß ſie längſt andre weltliche Gedanken und Abſichten an deren Stelle untergeſchoben haben; oder ſie werden Schwärmer, wenn ſie von einer einzigen Idee nicht ablaſſen, die mehr gemacht iſt, das Gemüth zu regieren, als allein auszufüllen.

Alle diejenigen, welche die Einſamkeit wahrhaft nutzen wollen, müſſen einen reichen Stoff von Erfahrungen in dieſelbe mitbringen, und die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit zu ihrem Gebothe haben. Sie müſſen ſolche Gegenſtände ihrer Unterſuchung wählen, bey welchen, wenn ſie auch von der Welt entfernt leben, ihr Gemüth doch mit ihr, — mit der Natur der Körper oder der menſchlichen Geſellſchaft, — beſchäftigt bleibe. Der Verſtand muß endlich immer die Herrſchaft über ihre Einbildungskraft führen; ihr Denken muß entweder in ſo völlig auseinandergeſetzten Begriffen und Schlüſſen beſtehn, daß es zum Reſultat Wiſſenſchaft gibt; oder, wenn es auch bloß Bilder und Empfindungen an einander reiht, ſo muß doch die Urtheilskraft dieſen immer zur Seite gehn, um die Aehnlichkeit der erſten zu ihren Urbildern, — die Schicklichkeit der andern zu ihren Gegenſtänden, zu prüfen, und in das aus beyden Zuſammengeſetzte, die richtige Folge von Urſache und Wirkung hineinzubringen. Mit einem Worte der Einſame muß entweder Philoſoph, oder Dichter ſeyn.

Wenn wir einen Menſchen ſehen, der ſich in die Einſamkeit begräbt, ohne eine körperliche Beſchäftigung oder eigentlich gelehrte Arbeiten vorzuhaben; — wenn wir einen ſehn, der ohne Bücher, ohne Werkzeuge zu phyſikaliſchen Beobachtungen und Verſuchen, ohne Umgang mit der Welt und ohne Studium der Geſchichte, bloß durch ſich ſelbſt und durch ſeine einſame Meditation hofft zu einer hohen Weisheit, und zu einer tiefen Kenntniß der Natur der Dinge zu gelangen: ſo können wir ſicher ſeyn, daß er auf dem Wege iſt ein Phantaſt und ein verſchobner Kopf zu werden. Wenn er aber vollends die Einſamkeit und dieſe beſchauliche Lebensart für ein Mittel anſieht, in der Kenntniß des Geiſterreichs, einzudringen, und ſelbſt mit dem höchſten Weſen beſſer bekannt, — oder ihm wohlgefälliger zu werden: ſo iſt er von der Krankheit der Schwärmerey ſchon völlig angeſteckt; und es gehören nur noch wenige Schritte dazu, und er wird wirklich Geiſter zu ſehen und Eingebungen zu haben glauben.

Außer dem Gelehrten, der, von ſeinen Büchern und Werkzeugen umgeben, auch auf ſeiner Studirſtube mit der ganzen Welt im Zuſammenhange bleibt, iſt die Einſamkeit für niemanden ſo ſchicklich und nützlich, als für den alten Mann, der, nachdem er ſeine männlichen Jahre auf dem Schauplatze der Welt und in dem Dienſte ſeines Vaterlandes zugebracht, und mannigfaltige Erfahrungen geſammelt hat, ſich, wenn er anfängt die Abnahme ſeiner körperlichen Kräfte zu fühlen, in die Stille zurückzieht, und ſein Gemüth mit der Erinnerung der erlebten Auftritte, mit der Prüfung ſeiner eignen Handlungen, und mit den aus beyden zu ziehenden Schlußfolgen beſchäftiget.

Die Einſamkeit gibt an ſich keinen Stoff zum Denken: aber ſie iſt ein ſehr ſchicklicher Zuſtand für einen Menſchen, welcher den ſchon geſammelten Stoff bearbeiten will. Geſellſchaft, Geſchäfte und Lectüre müſſen durchaus vorangehn, und die Meditation muß erſt folgen, wenn ſie etwas brauchbares hervorbringen ſoll. Ein Menſch, der ſeinen Verſtand zu ununterbrochnem Nachdenken anſtrengt, ohne ihm durch die Sinne, oder durch den Unterricht andrer Menſchen immer erneuerte Materialien, worüber er nachdenken kann, zuzuführen, zerſtört ſeinen Verſtand eben ſo gewiß, als die Häute ſeines Magens ſich an einander zerreiben, wenn ſie, ohne Nahrungsmittel zu empfangen, ihre Verdauungskräfte anwenden *).

---

*) Die ganze Geſchichte der Philoſophie iſt ein Beweis davon, wie wenig die höhern Denkkräfte, ohne einen verhältnißmäßigen Vorrath von Kenntniſſen, den Wiſſenſchaften genutzt, und wie oft ſie ſelbſt

Außer dem bisher betrachteten allgemei-
nen Geſichtspuncte, unter welchem ſich der Ein-

ihnen geſchadet haben. Dadurch ſind zuerſt die unverſtändlichen und grundloſen Syſteme der Joniſchen und Eleatiſchen Schule, über den Bau und die Entſtehung der Welt entſtanden. Daraus ſind die Wortſpiele der Sophiſten, und das ganze Gewebe von Subtilitäten entſtanden, welche ſelbſt den Ariſtoteles und Plato, in der Unterſuchun der gemeinnützigſten Gegenſtände, unterbrech und irre führen. Es iſt nähmlich der Meditati der Unwiſſenden eigen, ſich an die allerab ezo ſten Begriffe zuerſt zu hängen, und über das Un verſum eher, als über die alltäglichſten Erſcheinungen zu philoſophiren. Eben dieſer philoſophiſche Scharfſinn, dem es an Stoffe phyſikaliſcher Beobachtungen über die Natur, politiſcher über die Geſchichte, und moraliſcher über das menſchliche Leben fehlte, brachte die Sophiſtereyen der Skeptiker, und ihre Bemühung hervor, das für klar Gehaltene zu verdunkeln, und das Ausgemachte zweifelhaft darzuſtellen. — Das Syſtem der ſcholaſtiſchen Theologie zeigt, durch die Uibereinſtimmung ſeiner Theile, die Denkkraft der Männer, welche ſich zu deſſen Vollendung die Hände bothen; und es wird nur dadurch ein Gegenſtand unſrer Verachtung, weil einer ſo künſtlichen und ſo zuſammengeſetzten Form ein ſo geringhaltiger Stoff von Sachkenntniß zum Grunde liegt. So geht es durch alle Jahrhunderte herunter. Große Denker, denen es an Gelehrſamkeit oder Welterfahrung fehlt, verlieren ſich leicht in dem Labyrinthe einer dunkeln Metaphyſik, oder bringen auf einem mühſamern Wege in einer neuen Sprache, alte Wahrheiten wieder zum Vorſchein, welche man, ſo lange man dieſe Sprache nur halb verſteht, für Entdeckungen hält, die aber, ſobald der neue Ausdruck geläufig geworden iſt: nur einen geringen Zuſatz zu unſern fluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Geiſtesbildung als verſchieden zeigt, gibt es noch einige beſondere, nach welchen gewiſſe Vortheile den geſellſchaftlichen, andre den einſamen Geiſtesübungen eigen ſind.

Zuerſt, langſames und reifes Nachdenken iſt die Sache des Einſamen: im Umgange und in Geſchäften hingegen wird der Menſch zu einer ſchnellen Uiberſicht des Gegenſtandes, zu einer augenblicklichen Beſtimmung ſeines Urtheils und einer prompten Entwickelung ſeiner Ideen gewöhnt.

Erkenntniſſen geben. Jacob Böhme wäre zu dieſem Aeußerſten des Unſinns, den wir in ſeinen Schriften belachen, nicht gekommen; wenn nicht bey ihm ein unaufhaltſamer Forſchungstrieb und eine unabläßige Meditation mit einer großen Unwiſſenheit wäre verbunden geweſen. Aber auch der Tiefſinn des Spinoza hätte nützlichere Werke hervorgebracht, wenn nicht ſein Geiſt gleichſam an ſeinem eigenen Marke gezehrt hätte, — wenn er mehr hätte von andern empfangen, und weniger bloß aus ſich ſelbſt herausbringen wollen. Durch die Verbindung mit Gelehrſamkeit und Welterfahrung iſt die Philoſophie des Baco, Montaigne und Montesquieu ſo lehrreich für ihre Zeitgenoſſen und die Nachwelt geworden. Dadurch hat Leibnitz einen ſo großen Vorzug vor dem Carteſius erhalten. Und in Kants Schriften ſelbſt, obgleich ſein Syſtem nur die Entwickelung weniger Principien zu ſeyn ſcheint, lebt und regt ſich ein durch Natur- und Menſchen-Kenntniß bereicherter Geiſt, der eben deßwegen ſeine Schriften, ihres mit Parentheſen überladnen Styls ungeachtet, anziehender macht, als die beſſer geſchriebnen, aber rein metaphyſiſchen Commentarien ſeiner Schüler.

Die Fähigkeiten des Menſchen richten ſich nach und nach in die Verhältniſſe derjenigen Lage ein, in welcher er ſich oft befindet. Das, was die Nothwendigkeit der Umſtände ihm als Pflicht auflegt: das lernt er, wenn er nicht ganz von der Natur dazu verwahrloſet iſt, zuletzt gut machen. Da, wo er Muße und Zeit genug hat, einer Sache ſo lange, als er will, nachzugrübeln, ehe er ein Urtheil über ſie fällt, da nimmt er ſich auch Zeit. In Umſtänden hingegen, wo Gefahr bey der Verweilung iſt, und ein ſchnelles Urtheil oder ein ſchneller Entſchluß allein den geſuchten Endzweck erreichen kann: da beſchleuniget ſich auch der Lauf ſeiner Gedanken, und er lernt in ſeinen Urtheilungen Kraft mit Geſchwindigkeit verbinden. In jener Unabhängigkeit, welche nur den einſamen Arbeiten, und vorzüglich den Arbeiten des Gelehrten eigen iſt, geht man ſchon nicht ſo ſchleunig an ſein Werk; man unterbricht die Unterſuchung mehrere Mahle; man gibt einer gewiſſen Unentſchloſſenheit der Seele Raum, die ſich weder über die Richtigkeit der Gedanken, noch über den zu wählenden Ausdruck entſcheiden kann. Menſchen, die immer nur, oder am häufigſten, auf dieſe Art im Denken geübt werden, daß ſie das Vollkommene in Gedanken und Ausdruck ſuchen, aber auch ruhig und geduldig abwarten können, bis ſie es finden, verlieren nach und nach diejenige Gewalt über ihre eigne Denkkraft, welche nothwendig iſt, wenn man jeden vorgelegten Gegenſtand ohne Verzug in Unterſuchung ziehen; und ſogleich ein Urtheil darüber, zur Mittheilung an andre, oder zur Beſtimmung ſeines eignen Entſchluſſes, bereit haben ſoll.

In dem Drange der Geſchäfte und des Geſprächs iſt weder eine ſolche Langſamkeit des Denkens möglich, noch iſt eine ſolche vollkommne Ausarbeitung der Gedanken nothwendig. Das Leben und die größte Annehmlichkeit des Geſprächs iſt die Repartie, oder eine prompte, ſchickliche und kurze Antwort auf das, was ein Anderer geſagt hat, — beſonders die treffende aber unbeleidigende Erwiederung eines gegen uns gerichteten Angriffs. Da die Gegenſtände im Geſpräche ſchnell abwechſeln, ſo muß man auch die ſich darbiethende Gelegenheit einen guten Gedanken zu ſagen ſchnell ergreifen, wenn man nicht mit ſeinen Einfällen oder ſeinem Witze zu ſpät kommen will. Dafür aber, weil man in der Geſellſchaft nicht eigentlich Unterricht, ſondern nur Unterhaltung ſucht, iſt man auch mit einem oberflächlichen Urtheile, mit einer einſeitigen Darſtellung der Sache und mit einem mangelhaften Vortrage zufrieden, wenn nur in den Gedanken etwas Wahres liegt, und der Ausdruck im Ganzen verſtändlich iſt. Die Aufmunterung jenes Beyfalls, welcher auf ſchnelle Einfälle folgt und dieſe Nachſicht, welche man unreifen Einfällen zugeſteht, bringt einen an ſich geiſtreichen Menſchen, der viel in Geſellſchaft und beſonders in guter Geſellſchaft lebt, nach und nach zur Fertigkeit, ſeine Gedanken zu einer angenehmen Mittheilung immer in Bereitſchaft zu haben. Sey es, daß ſein Blick allmählig ſchärfer wird: oder daß ſich nur die Unentſchloſſenheit verliert, welche den ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen bey der Wahl unter gleich gut ſcheinenden Gedanken und Ausdrücken zum Zaudern bringt: genug, die Fertigkeit ſelbſt unterſcheidet ihn ſichtbar von dem größten Theile der Stubengelehrten.

Die Geſchäfte, welche geſellſchaftlich betrieben werden, verlangen zwar eine gründlichere, und erlauben eine langſamere Erörterung der Gegenſtände. Aber inſofern ein mündlicher Vortrag dabey Statt findet, machen ſie es doch nothwendig, die Sachen ſchnell ins Auge zu faſſen, auf der Stelle ein Urtheil darüber zu fällen, und für dieſes einen verſtändlichen Ausdruck zu finden. Bis zu welchem Grade dieſe Fertigkeit, ſeine Gedanken, in wenigen Augenblicken zu ſammeln, zu ordnen und in einen beredten Vortrag zu kleiden, getrieben werden kann, wiſſen wir aus dem Beyſpiele derjenigen Nationen, bey welchen die öffentlichen Geſchäfte, in Verſammlungen des Volks oder ſeiner Repräſentanten, vom Rednerſtuhle herab betrieben werden. Aber auch da, wo weder im Senat noch in den Gerichtshöfen eigentliche Reden gehalten werden, ſind doch in allen Regierungs-Collegien mündliche, bald kürzere, bald längere

Vorträge nöthig. Jedes Mitglied muß wenigſtens oft, auf den angehörten Vortrag andrer, ſeine Stimme zur Entſcheidung geben. Auch hier wird alſo eine gewiſſe Schnelligkeit im Denken erfordert. Auch hier erhält derjenige Lob und behauptet derjenige einen vorzüglichen Einfluß, der zeitiger als andre mit ſeinen Gedanken aufs Reine kommt. Auch hier wird endlich derjenige entſchuldiget, der nur die Hauptmomente der Unterſuchung angibt, und weder auf ſtrengen Zuſammenhang noch weniger auf Schönheit des Ausdrucks ſieht. Männer von Talenten, welche in einem ſolchen Geſchäftsleben die vornehmſte Uibung ihres Verſtandes finden, lernen auch natürlicher Weiſe dieſe Kunſt ſchnell zu denken: — eine Kunſt, zu welcher nach meinem Urtheile, vornehmlich zwey Sachen nöthig ſind; erſtlich, daß der Menſch ſeine Aufmerkſamkeit, ungeſäumt und gleich anfangs ſcharf, auf jeden ihm vorgelegten Gegenſtand richten lerne *); zum andern,

---

*) Die meiſten Menſchen fangen jede Meditation ſchläfrig an, und erwärmen ſich für dieſelbe erſt in dem Laufe derſelben. Daher iſt, wie Smith anmerkt, der öftere Uibergang von einer Arbeit zur andern dem Fleiße überhaupt ſo ſchädlich, weil jeder neue Anfang eine Zeit lang noch ein Mittelding zwiſchen Arbeit und Müſſiggang iſt. Der prompte Denker nun muß lernen ſich bey dem erſten Aufrufe, wie man im Sprichwort ſagt, ins Zeug zu werfen; — er muß ſich von dem, was ihn zuvor beſchäftigte, mit Gewalt loszureißen, und auf den neuen Vorwurf mit aller Kraft zu heften wiſſen.

daß er ſich aller ſeiner auf den Gegenſtand Bezug habender Kenntniſſe geſchwind zu erinnern wiſſe, mit welchen dann auch ſich die ſchicklichen Ausdrücke in das Gedächtniß einfinden werden.

Aber nicht bloß die Nothwendigkeit und der Zwang, nicht bloß die Begierde nach Beyfall und die Furcht vor der Verachtung, ſind die Urſachen, daß der Menſch, welcher viel mit andern Menſchen und in ihrer Gegenwart denken muß, ſchneller denken lernt, als der einſame Forſcher der Wahrheit, der über die Anwendung ſeiner Zeit, und die Verzögerung ſeiner Arbeiten niemanden, als ſich ſelbſt, Rechenſchaft zu geben hat. Auch in der Natur geſellſchaftlicher Unterhaltungen und geſellſchaftlich betriebner Geſchäffte liegt etwas, welches den Geiſt belebt, und ſeinen Ideengang beſchleuniget. Von den Eindrücken der Sinne fängt alles unſer Denken an. Und da, wo die Sinne etwas lebhafter beſchäftigt ſind, — wofern ſie nur nicht durch Luſt oder Begierde das Gemüth zu ſehr beſtürmen — geht das Denken beſſer von ſtatten. Dieſe ſinnlichen Anregungen, durch welche der Verſtand, zu ſeiner eigenthümlichen Thätigkeit, noch einen von außen ihn bewegenden Stoß erhält, fehlen in der Einſamkeit gänzlich, und ſind in der Geſellſchaft der Menſchen, ſie mögen zum Scherze oder zum Ernſte zuſammenkommen, unausbleiblich. Die Lebensgeiſter werden hier mehr in Bewegung gebracht: und die lebhaftere Mitwirkung des Körpers iſt den Kraftäußerungen des Geiſtes günſtig. Uiberdieß iſt nichts, was unſre ſchlafenden Gedanken ſo leicht weckt, als die ähnlichen, oder entgegenſtehenden Gedanken anderer Menſchen, wenn wir ſie aus ihrem Munde hören. Endlich wird das Anziehende jeder Sache, durch die gemeinſchaftliche Theilnahme vieler an derſelben, vermehrt: und die Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen gehen wie das elektriſche Feuer, bey der gegenſeitigen Annäherung dieſer letztern, von dem einen zum andern über. Um deßwillen können zahlreiche Verſammlungen ſo leicht in Enthuſiasmus gerathen, und auch ihre vernünftigſten Mitglieder zu übereilten Entſchlüſſen mit ſich fortreiſſen. Aber eben dieſes durch die Geſellſchaft vermehrte Theilnehmen an der Sache, erhöht auch die natürlichen Fähigkeiten eines jeden, und macht den Fluß ſeiner Gedanken ſchneller.

Da es nicht immer möglich iſt, unſre Lage in der Welt ſelbſt zu wählen, ſo iſt es wenigſtens gut, die Vortheile, deren wir in der unſrigen entbehren, zu kennen: damit wir, ſo viel an uns iſt, das, was das Glück uns verſagt hat, durch unſern Fleiß erſetzen. Wenn der Mann, der, vermöge ſeines Berufs oder ſeiner Glücksumſtände, mit der Welt in weniger Verbindung ſteht, und auf Arbeiten des Cabinets eingeſchränkt iſt, weiß, daß eben die Unabhängigkeit, in welcher er ſich befindet, die Abweſenheit von Zeugen, der Mangel äußrer Thätigkeit, und ſelbſt ein gewiſſes Beſtreben nach Vollkommenheit im Kleinen ihn zu einer zu langſamen und zaudernden Art zu denken bringt, die nicht nur die Vollendung ſeiner Arbeiten verzögert, ſondern ihn auch zu manchen Geſchäften, zu denen er doch von Zeit zu Zeit aufgefordert wird, unbrauchbar macht: ſo wird er gefliſſentlich Uibungen anſtellen, um gerade diejenigen Eigenſchaften zu erlangen, zu deren Erwerbung ihm die äußern Umſtände die wenigſten Hülfsmittel anbiethen. Wenn er weiß, daß jener Fehler daher entſteht, weil er, durch nichts gedrängt, zu lange zaudert, ehe er die Arbeit des Denkens anfängt; weil er nicht mit genugſamen Feuer und Intereſſe dabey zu Werke geht; weil er jeder Forſchungsbegierde nachgibt, und ſich dadurch in unzweckmäßige Unterſuchungen verwickelt; weil er endlich, zwiſchen mehrern ſich ihm darbiethenden Gedankenreihen und Arten der Darſtellung, hin und her ſchwankt: ſo wird er ſich auch in ſeinen ſelbſtgewählten Beſchäftigungen an beſtimmte Stunden binden; er wird es zuweilen über ſich erhalten, ſeine Aufſätze ſchnell hinzuwerfen, und ununterbrochen bis zu ihrer Beendigung fortzuarbeiten: er wird bey dem, was er in der Einſamkeit denkt und thut, eben ſo wohl eine gewiſſe Entſchloſſenheit zu beweiſen ſuchen, als er es in Gegenwart andrer thun würde. Vor allen Dingen aber wird er eben in der Abſicht, um im Umtauſche ſeiner Gedanken mit andern den Gang derſelben zu beſchleunigen, die Geſellſchaft aufſuchen.

Gerade ſo, wie der vernünftige Welt- und Geſchäftsmann, dem es um Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und um die Reife ſeiner Ideen zu thun iſt, zuweilen ſich in die Einſamkeit zurückziehn wird, um von der Eile, in welcher ſein Geiſt gemeiniglich zu ſeyn pflegt, auszuruhn, und eine langſame und ſtetige Betrachtung der Dinge, auf die prompte aber oberflächliche Beurtheilung derſelben, folgen zu laſſen.

* * *

Ein zweyter Vortheil, den das geſellſchaftliche Denken, im Umgange und in Geſchäften, vor dem einſamen, auf der Studierſtube, voraus hat, iſt, daß dort dem Menſchen widerſprochen wird, daß er Vorſtellungen, Meinungen, Geſinnungen findet, die von den ſeinigen abweichen.

Es iſt eine uralte Idee, daß in den Eigenheiten der Menſchen ihre Unvollkommenheiten und Irrthümer liegen, und daß das, was ſie gemeinſchaftliches haben, als das Wahre und Vollkommne angeſehen werden müſſe *). Wodurch wird der Selbſüchtige ſeines Irrthums überwieſen, als daß

---

*) Dieſer Grundſatz in einer noch größern Allgemeinheit brachte die Platoniſchen Ideen hervor. Der allgemeine Begriff jeder Gattung iſt das Gemeinſchaftliche derſelben, und dieſes iſt zugleich das Ideal ihrer Vollkommenheit, nach welchen die Individuen geformt ſind, aber welches ſie wegen der Widerſpenſtigkeit der Materie nicht erreichen.

alle andere Menſchen dieſelben Gegenſtände unter mannigfaltigen Farben erblicken? Und was iſt jede Mißgeſtalt des Körpers anders, als eine Abweichung von den allgemeinen Proportionen, welche allen menſchlichen Bildungen zum Grunde liegen? — Auf gleiche Weiſe iſt es zu vermuthen, daß, was in den Geiſtes-Anlagen eines Menſchen zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehört, eine wahre Vollkommenheit ſey, — und daß, was in Denkungsart und Sitten ihn von allen andern Menſchen unterſcheidet, zu den Mängeln und Einſchränkungen desſelben gerechnet werden müſſe.

Hieraus folgt, daß ein Menſch, der ſich, für ſich allein, in der Einſamkeit ausbildet, dadurch daß ſeine Eigenheiten keinen Widerſtand finden, und ſeine Abweichungen von dem Ideale ſeiner Gattung, ihm ſelbſt verborgen bleiben, Gefahr läuft an perſönlichem Werthe zu verlieren. Derjenige hingegen, welcher mit vielen, und beſonders mit ungleichartigen Menſchen umgeht, lernt unter ihnen die Muſter der verſchiedenſten Fähigkeiten, Denkungsarten und Sitten kennen. Er kann ſich alſo, durch die Vergleichung ſo vieler Beyſpiele und durch die Bemerkung des Aehnlichen unter ſo großen Abwechſelungen, das Ideal eines vollkommnen Menſchen weit richtiger bilden.

Uiberdieß, ſo wie die Menſchen in Abſicht deſſen, was ihnen eigenthümlich iſt, einander *entgegen ſtehn*: ſo *wirken* ſie auch einander entgegen. Nicht nur jede Meinung beſtreitet diejenige, welche von ihr abweicht: ſondern auch jede Empfindungs- und Handlungs-Weiſe, wodurch ſich ein Menſch von andern auszeichnet, äußert einen Einfluß auf dieſe, ſie von der ihrigen abzubringen, und zu einer ähnlichen zu vermögen. Ein Menſch, der immer nur für ſich lebt, folgt immer nur dem Hange ſeiner eigenen Natur. Wo dieſe Natur urſprünglich vollkommen und muſterhaft gebildet iſt: da kann er bloß durch die ungehinderte Entwickelung derſelben große Fortſchritte in Einſichten und Tugenden machen. Wenn aber irgendwo in den urſprünglichen Anlagen Mängel und Auswüchſe vorhanden ſind: ſo werden auch dieſe Fehler immer ſichtbarer und größer, je weniger ihnen durch die Umſtände Widerſtand geleiſtet wird.

Drey Sachen ſind es, durch welche ſich ein Menſch, in Beziehung auf ſeine Geiſtesbildung, von andern und von dem Allgemeinen der Gattung unterſcheidet: zuerſt die eigentliche Art und Methode des Denkens; zweytens die Schätzung des Werths der Dinge, die er unterſucht; endlich die Meinungen und Sätze ſelbſt, welche er als Wahrheiten aufnimmt.

Erſtlich unterſcheidet ſich ein Menſch von dem andern durch die Wege, welche er zur Unterſuchung der Dinge einſchlägt, und durch die Seiten, von welchen er ſie gemeiniglich anſieht. Alle dieſe Wege und Seiten durchzugehn, würde mich von meinem Endzwecke abführen. Aber an einigen Beyſpielen muß ich billig zeigen, wie die Geſellſchaft den Eigenheiten dieſer Art entgegenarbeitet.

Es gehört z. B. zu ihnen, daß der eine Menſch einen Hang und eine Anlage zum abſtracten Denken hat, aus allen ſeinen Erfahrungen und aus den ihm bekannt werdenden Thatſachen gern ſogleich allgemeine Sätze zieht, und weit mehr damit beſchäftigt iſt, dieſe Abſtractionen bis auf die einfachſten Begriffe zu verfolgen, als ſich von allen Umſtänden der Begebenheiten genau zu unterrichten. Ein andrer Menſch hingegen iſt nur zum concreten Denken aufgelegt. Was nicht Thatſachen und Beyſpiele ſind, oder ſogleich durch ſolche unterſtützt und erläutert wird, macht entweder auf ihn keinen Eindruck, oder iſt ihm nicht verſtändlich. — Jede von dieſen Denkungsarten hat ihre Mängel. Die Vollkommenheit beſteht darin, die Grundſätze mit den Thatſachen zugleich zu faſſen, und eben ſo tief in das Detail der Begebenheiten, als in die Theorie der Gründe und Urſachen einzudringen. Wenn jener ſpekulative Kopf immer nur für ſich allein nachdenkt, oder nur mit ſeines Gleichen umgebt: ſo wird die Einſeitigkeit ſeines Talents immer fehlerhafter; er entfernt ſich immer mehr und mehr von der wirklichen Welt, und kommt der Welt der Hirngeſpinſte immer näher. Da er von der einen Seite nur wenige Erfahrungen ſammelt, und dieſe nicht mit gehöriger Aus-

Ausführlichkeit ſich bekannt macht, von der andern ſeine Ideen ins Unendliche ſpaltet: ſo geräth er zuletzt auf Subtilitäten, die ihm ſelbſt wenig nützlich und andern unverſtändlich ſind. Wenn aber dieſer ſpeculative Kopf, mit Menſchen von bloß geſundem Verſtande, die nichts von Metaphyſik wiſſen, oft zuſammenkommt: ſo vereinigen ſich zwey Urſachen ihn von jenen Verirrungen abzuhalten. Zuerſt muß er, um einer ſolchen Geſellſchaft nicht unangenehm zu werden, ſich mit ihr auf das Specielle und Einzelne einlaſſen; er muß ihre Erzählungen und Beſchreibungen mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme anhören; er muß ſelbſt etwas von Geſchichten und Thatſachen für ſie in Bereitſchaft halten, um damit ſeine allgemeine Betrachtungen zu unterſtützen. Dieß nöthigt ihn, auf der einen Seite, ſeinem Hange zu Abſtractionen zu widerſtehn, und macht ihn, auf der andern, mit vielen Dingen der wirklichen Welt bekannt, oder friſcht alte, vergeſſene Vorſtellungen von ihnen wieder auf. Uiberdieß, wenn er zuweilen, von Hang und Gewohnheit fortgeriſſen, auf zu abgezogne Ideen, und auf einen zu metaphyſiſchen Ausdruck derſelben geräth: ſo wird er ſogleich; durch die Unaufmerkſamkeit der mit ihm ſich Unterredenden, durch den Mißverſtand, den ſeine Reden veranlaſſen, oder durch den geringen Eindruck den ſie machen, von ſeinem Fehler benachrichtigt. Er lernt alſo dieſe ſeine Abweichung von der Natur und von den Forderungen andrer Menſchen kennen: und da er es unerträglich finden muß, unter ihnen zu ſeyn, und von ihnen nicht verſtanden zu werden, ſo thut er ſich gewiß alle Gewalt an, ſich, in Stoff und Form ſeiner Gedanken, zu ihnen herabzuſtimmen. Dieſer heilſame Zwang, oft wiederhohlt, kann ihm zuletzt die Fertigkeit verſchaffen, das Gemeinnützige anſtatt des Subtilen zu ſuchen, und ſelbſt abgezogne Begriffe auf eine allen faßliche Weiſe auszudrücken.

Umgekehrt wird der Menſch, welcher bloß Erfahrung und geſunden Verſtand in die Geſellſchaft bringt, durch den Umgang mit dem ſpeculativen Philoſophen viel gewinnen. Er wird etwas mehr, als zuvor, auf die Gründe der Dinge aufmerkſam werden; er wird nach und nach einſehen lernen, daß auch abſtracte Sätze, wenn man ſie nur vollkommen verſteht, anziehend für die Wißbegierde ſeyn können, weil ſie eine Menge von Thatſachen in kurze Worte zuſammenfaſſen, und über ein ganzes Feld von Gegenſtänden Licht verbreiten; er wird endlich ſelbſt aus ſeinen Erfahrungen etwas entferntere Folgerungen ziehen lernen. — Wären dieſe beyden Arten der Leute von einander entfernt geblieben: ſo hätte jeder wahrſcheinlich in den Fehlern ſeiner Denkungsart ausgeſchweift und von den Vollkommenheiten der entgegengeſetzten nichts angenommen. In dem geſelligen und Geſchäfts-Leben, wo ſich beyde an einander reiben, nutzen ſie ſich gegenſeitig, ſowohl indem einer den Hang des andern im Zaum hält, als indem einer dem andern etwas von ſeinem Hange mittheilt.

Ein anderer Unterſchied der menſchlichen Denkungsarten gibt zu gleich fehlerhaften Eigenheiten der Menſchen Anlaß, und findet in der Geſellſchaft ein gleiches Heilmittel.

Der eine Menſch kann nicht wohl anders, als mit einer gewiſſen Ausführlichkeit, denken. Sich mitten in eine Materie zu werfen, und aus einer Reihe von Sätzen, deren Zuſammenhang ihm einmahl geläufig geworden iſt, einen herauszuheben, fällt ihm ſchwer, oder iſt über ſein Vermögen. Sein Verſtand iſt gewiſſermaßen einer Uhrkette gleich, die aufgezogen ſeyn will, aber dann auch erſt ablaufen muß, ehe ſie ſtille ſteht. Ein andrer hingegen iſt gewohnt, nur immer in kurzen, abgebrochnen Sätzen zu denken. Eine gewiſſe Schüchternheit hält ihn ab, ſeinen Gedanken freyen Lauf zu laſſen; oder Trägheit hindert ihn, ſie völlig zu entwickeln. Einfälle und Sentenzen, nicht Räſonnements, — Winke, nicht vollſtändige Belehrungen ſind es, was er aus dem Magazine ſeines Geiſtes hervorbringt.

Auch hier iſt das Einſeitige und Ausſchließliche jeder dieſer Denkungsarten fehlerhaft. Die Gedanken des erſten verlieren an Kraft, die des andern an Vollſtändigkeit. Der eine iſt in Gefahr, weitſchweifig, der andere trocken und oberflächlich zu werden. Dahin arten ihre Anlagen ziemlich gewiß aus, wenn ſie einſame Stubengelehrten ſind, die von Geſchäften entfernt, in einem engen Geſellſchaftskreiſe leben. Selbſt talentvolle Männer aus dieſer Claſſe, werden, wenn ſie in ſeltnern Fällen in der Geſellſchaft erſcheinen, oft beſchuldiget, daß ſie entweder ſich des Geſprächs ganz allein zu bemächtigen ſuchen, oder, ſtumm und in ſich gekehrt, wenig zum Vergnügen der übrigen beytragen. Hätten dieſe Männer von Jugend auf Angelegenheiten mit andern abzumachen gehabt, oder an geſellſchaftlichen Vergnügungen mehr Theil genommen, ſo würde der ausführliche Redner bald durch den Drang der Geſchäfte, bald durch die ſchnellen Abwechſelungen des Geſprächs, zur Abkürzung oder zum Zuſammendrängen ſeiner Gedanken gezwungen worden ſeyn; und dem trocknen und einſylbigen Manne würde von Zeit zu Zeit ein Sporn gegeben worden ſeyn, der ihn aus ſeiner Schlafſucht erweckt, oder ſeine Schüchternheit überwunden hätte. Jeder würde aus dem nachtheiligen oder ſchwachen Eindrucke, den er auf andere gemacht hätte, das Fehlerhafte ſeiner Denkungsart erkannt haben, und nach deren Verbeſſerung begierig geworden ſeyn. Jeder würde endlich Muſter dieſer beſſern Art zu denken und zu ſprechen vor ſich geſehen haben, und, angeſteckt von der Macht des Beyſpiels, oder abſichtlich bemüht das Vollkommnere nachzuahmen, der glücklichen Mitte einer gedrängten aber doch vollſtändigen Entwickelung ſeiner Ideen, welche den großen Denker und den ſchönen Redner unterſcheidet, näher gekommen ſeyn.

Eben ſo gibt es Menſchen, deren Gedanken immer einen Anſtrich von ſcherzhafter Laune haben, und andere, die alles mit ſtrengem Ernſte behandeln. Einige ſehen alles in der Welt, mit dem Blicke eines Spötters, an: und andre ſind gewohnt, jeden Vorfall unter moraliſche Geſichtspuncte zu bringen. Es gibt Perſonen, die an den Gegenſtänden die entfernteſten Seiten immer zuerſt erblicken, und andre, die von ſelbſt auf die Meinungen des großen Haufens geführt werden. Für alle dieſe Verſchiedenheiten, in deren jeder, Tugenden mit Fehlern vermiſcht ſind, iſt das einſame Leben ein Hinderniß der Ausartung, und das geſellige ein Beförderungsmittel der zweckmäßigen Ausbildung. — Wenn es auch möglich iſt, daß ein Menſch von ſehr einſeitiger Denkungsart, woferu dieſe einzelne Geiſteskraft nur ſtark iſt, vortreffliche Werke bey einer ungeſtörten Verfolgung ſeines Hanges hervorbringt: ſo bleibt er doch ſelbſt perſönlich unvollkommner. Auch das Ausſchweifende der Einbildungskraft und das Seltſame der Meinungen gefällt in den Erzeugniſſen eines ſolchen Geiſtes, wie Rouſſeau war. Vielleicht wäre ſogar etwas von ſeiner Kraft verloren gegangen, wenn er ſeine Einſeitigkeit abgelegt, und mehr gelernt hätte, ſo wie alle andre Menſchen zu denken. Aber würde auch die Wahrheit und Brauchbarkeit ſeiner Gedanken dadurch verloren haben? Würden nicht vielleicht ſeine Schriften noch gemeinnütziger, — und würde beſonders er ſelbſt nicht ein beſſerer und glücklicher Menſch geworden ſeyn?

Eine zweyte Art der Eigenheiten der Menſchen, welche durch die Abſonderung derſelben verſtärkt, und durch ihre Vereinigung im geſellſchaftlichen Leben gemildert wird, betrifft die Beurtheilung des Werths der Gegenſtände, womit der Menſch ſich beſchäftiget. In Abſicht dieſer aber iſt der Vortheil nicht eben ſo augenſcheinlich auf der Seite des geſelligen Lebens, als er es in Abſicht der Denkweiſen war. — In der Einſamkeit nähmlich iſt der Menſch geneigt ſich in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und der Beſchäftigungen der Menſchen, bloß nach dem zu beſtimmen, was ihm, vermöge ſeiner natürlichen Anlagen, am meiſten gefällt und am beſten gelingt, oder was ihm, durch den ſchon darauf gewandten Fleiß, wichtig geworden iſt. Im Umgange mit der Welt hingegen iſt er geneigt, ſich nach dem allgemeinen Urtheile zu richten, und in den modiſchen Geſchmack ſeiner Zeit und ſeines Orts einzuſtimmen. Jeder dieſer beyden Maßſtäbe kann den Menſchen in ſeinem Urtheile über den Werth der Dinge irre führen: mit jenem kann er ein Pedant, mit dieſem ein Nachbether fremder Irrthümer werden.

Der eigenthümliche Geſchmack des Menſchen hängt mit ſeinen Talenten zuſammen. Wer nicht ſchon vor aller Bekanntſchaft mit den Meinungen der Welt, und unabhängig von aller Nachahmung der Beſtrebungen andrer, an gewiſſen Dingen und Beſchäftigungen ein vorzügliches Wohlgefallen findet, wird ſchwerlich an irgend einer mit vorzüglichem Glücke arbeiten. Nie wird ein großer Dichter oder Maler aufſtehn, der nicht von Jugend auf ſchönen Verſen und ſchönen Gemälden einen größern Werth beygelegt, und für das Talent ſie hervorzubringen eine größre Bewunderung gefühlt hätte, als die übrige Welt beyden zugeſteht. Was würde auch den Menſchen bewegen, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die anhaltende Arbeit zu übernehmen; ohne welche es unmöglich iſt, in irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt Meiſter zu werden: wenn er nicht das Ziel, wonach er ſtrebt, für etwas Großes und Erhabnes hielte? Dieſe Vorliebe alſo für einen Gegenſtand, dieſe natürlich hohe Meinung von deſſen Werthe bey einem Menſchen ſtören, heißt zugleich ihm die Luſt benehmen, ſich eifrig und emſig mit demſelben zu beſchäftigen.

Indeß ſelbſt dieſes begeiſternde Gefühl, von dem Werthe oder der Schönheit gewiſſer Gegenſtände der Bearbeitung, ob es gleich der gewöhnliche Begleiter des Genies und der unentbehrliche

Sporn des Fleißes iſt, muß, ſo wie alle Gefühle, von der Vernunft und Erfahrung geleitet und in Schranken gehalten werden. Uiberdieß wird mit derjenigen einſeitigen Schätzung der Dinge, welche aus den Naturanlagen des Menſchen entſteht, und die nicht ohne gute Folgen iſt, oft eine andre verwechſelt, die ihren Grund bloß in der Gewohnheit hat, — ich meine, in der Gewohnheit, ſich mit dieſen Sachen zu beſchäftigen, und in der Unbekanntſchaft mit dem, was andre Arbeiten und Werke der Menſchen an Geiſteskräften fordern, oder an Nutzen und Vergnügen der Geſellſchaft leiſten. Dieſe zweyte Art enthuſiaſtiſcher Vorliebe iſt dem Menſchen weit weniger nützlich. Sie iſt kein ſicheres Anzeichen des Talents: denn ſie kann auch bey einer erzwungnen, auch bey einer bloß mechaniſchen Arbeit, wenn dieſe nur anhaltend iſt, nach und nach entſtehn. Sie entfernt ſich überdieß oft viel weiter von der Wahrheit, weil ſie weder die Empfindung noch die Einſicht, ſondern die Nothwendigkeit oder den Zufall, wodurch der Menſch gerade in dieſe Lage gebracht und auf dieſe Beſchäftigung geleitet worden iſt, zum Führer hat. Sie iſt endlich andern Menſchen weit mißfälliger, weil dieſe mit den Eindrücken fremder Gewohnheiten weniger, als mit dem Enthuſiaſmus eines natürlichen Gefühls, ſympathiſiren können.

Dieſer Einſeitigkeit in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und Beſchäftigungsarten der Menſchen, wird in dem geſelligen und geſchäftigen Leben mehr, als bey dem einſamen Studium, entgegengearbeitet. Dort findet man zuerſt einen Standort, von wo aus man einen größern Kreis menſchlicher Geſchäftigkeit überſehn, und deren Zuſammenhang unter ſich und mit den letzten Zwecken der Geſellſchaft leichter erkennen kann. Man wird überdieß oft genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit von ſeinem Handwerke, oder von ſeinem Lieblingsgegenſtande abzuwenden, und ſich mit den Beſchäftigungen andrer Claſſen abzugeben. Unmöglich aber kann dieſes oft geſchehn, ohne daß man mit den Schwierigkeiten und dem Nutzen derſelben bekannt werde, und das Talent, welches ſie vorausſetzen, oder das Verdienſt, welches ſie um das allgemeine Beſte haben, hochſchätzen lerne. Dazu kommt, daß die Achtung oder die Anhänglichkeit, die wir, bey einem fortdauernden Umgange mit vielen Menſchen, für Perſonen andrer Lebensarten und Profeſſionen, als die unſrige iſt, bekommen, uns auch zu einer unparteyiſchen Schätzung ihres Berufs und ihrer Beſchäftigungen veranlaßt. Der Gelehrte oder der Adlige, der unter Kaufleuten würdige Freunde oder angenehme Geſellſchafter gefunden hat, wird unmöglich von kaufmänniſchen Geſchäften ſo verächtlich denken können, als er vielleicht würde gethan haben, wenn ſein Vorurtheil gegen den *Stand*, durch keine Zuneigung gegen *einzelne Perſonen* aus demſelben, wäre gemildert worden. Endlich kann keinem, der viel mit Menſchen umgeht, die Bemerkung entgehn, daß er andern verächtlich oder verhaßt zu werden in Gefahr iſt, wenn er nichts zu ſchätzen, nichts mit Theilnehmung zu betrachten weiß, als was auf ſeinen Stand, ſein Gewerbe, oder ſeine gewöhnliche Beſchäftigungen Bezug hat. Je weniger ſich ein Menſch die ausſchweifende Hochachtung, die er für ſein Lieblingsfach hat, in der Geſellſchaft darf merken laſſen, wofern er ihr angenehm bleiben will; je öfter er ſich in ihr Gewalt anthun muß, ſich auf das, was ihm fremd, aber andern geläufig und lieb iſt, einzulaſſen: deſto eher kann er hoffen zu derjenigen Unbefangenheit, oder Geſundheit des Geiſtes zu kommen, welche dem richtigen Urtheile der Vernunft durch Wegräumung der Vorurtheile den Zugang ins Gemüth eröffnet.

Doch wenn der geſellſchaftliche Umgang dem Menſchen dieſen richtigern Maßſtab für die Schätzung der Dinge verſchaffen, — wenn er ihn zu dem Geſichtspuncte erheben ſoll, aus welchem er ſich ſelbſt, ſeinen Stand, ſein Geſchäfte oder ſeine Wiſſenſchaft nur als ein einzelnes Rad, in dem großen Triebwerke der menſchlichen Thätigkeit, erblickt: ſo muß er die verſchiedenen Claſſen und Stände der Menſchen mit einander vereinigen. Das ganz einſame Leben zerſtreut wohnender Landleute läßt dieſe vorurtheilsfreyer und unpedantiſcher, als das geſellige Leben in den Städten die

Einwohner derſelben macht, wenn dieſe bloß nach Zünften und Caſten zuſammen kommen. Der durchaus einſam lebende Menſch wird nur durch ſeine Eigenliebe, der bloß in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen lebende, auch durch den Parteygeiſt irre geführt: und man weiß, um wie viel der letztre ungerechter und leidenſchaftlicher iſt, als die erſte. Was hilft es in dieſer Abſicht dem Adligen, daß ſein Geſellſchaftskreis ausgebreiteter iſt, als der irgend eines andern Bürgers? Da er in allen ſeinen Geſellſchaftern nur das Echo ſeiner Sinnesart und ſeiner Gewohnheiten wieder findet: ſo wird er, eben durch dieſe Uibereinſtimmung einer ſo großen und ſo ehrenvollen Partey, von der Richtigkeit der ihm durch ſeine zufällige Lage eingeflößten Urtheile, nur noch mehr überzeugt. Unſtreitig kann man es zu den Vorzügen unſers Zeitalters rechnen, daß wenigſtens die mittlern Bürgerclaſſen, — daß der Kaufmanns- und Gelehrten-Stand, die öffentlichen Beamten und die Schul- und Kirchenlehrer, die Geiſtlichen und die Weltlichen, die alle ſonſt nicht weniger, als Adel und Unadel, ſich von einander entfernten, ſich in allen größern Städten gefliſſentlich zu nähern geſucht, und Anſtalten zu einem geſellſchaftlichen Umgange mit einander gemacht haben. Der Abſtand des Adels vom höhern Bürgerſtande hat ſich merklich vermindert: und der Zeitpunct wird, hoffe ich, nicht mehr entfernt ſeyn, wo auch der Kaufmann und Gelehrte den verſtändigen Handwerker nicht ungern an ſeinem Tiſche aufnehmen, und dieſer ſich in einer ſolchen Geſellſchaft nicht an der unrechten Stelle finden wird.

Indeß auch bey derjenigen Geſellſchaft, in welcher der einſeitigen Schätzung der Dinge am kräftigſten entgegengearbeitet wird, läuft der ſich ihr ganz hingebende Mann, in Abſicht ſeines Geſchmacks, noch eine zweyfache Gefahr. Die erſte iſt die Gefahr, gar kein eigenes Urtheil zu fällen, ſondern ſich bloß von dem Strome fremder Meinungen fortreißen zu laſſen: die andre iſt die Gefahr, alle modiſche Thorheiten mitzumachen, und ſein beſſeres Urtheil der Menſchengefälligkeit aufzuopfern.

Es iſt gewiß, daß der Menſch in der Geſellſchaft abgeſchliffen wird: aber er verliert auch etwas von ſeiner Selbſtſtändigkeit. Er kann die Fehler ſeiner Natur verbeſſern, indem er ſie nach guten Muſtern ausbildet: aber er kann auch die freye Entwickelung ſeiner Natur hindern, indem er ſich ganz nach andern modelt. Dieß iſt in Abſicht des Geſchmacks und der Beurtheilung des Werths von Sachen und Beſchäftigungen, vorzüglich wahr. Zwar der Mann von größern Fähigkeiten, welcher zugleich immer derjenige iſt, auf welchen die Dinge einen beſtimmtern Eindruck machen, wird nie unterlaſſen können ſelbſt zu urtheilen, auch wenn er noch ſo ſehr dem Einfluſſe der öffentlichen Meinung ausgeſetzt wäre. Aber wenn Perſonen von einem nicht ſo tiefen Gefühle und einem ſchwächern Charakter, immer in dem Geräuſche zahlreicher Verſammlungen leben: ſo wird die leiſere Stimme ihrer eignen Urtheilskraft von ihnen überhört. Ihre Meinungen ſind dann nur der Wiederhall von den Meinungen andrer: und ihre Neigungen ſind nur die Sympathie mit dem, was ſie andre ſchätzen und begehren ſehen. Solch oberflächliche Menſchen, bey welchen die Politur alles eigne Gepräge abgeſchliffen hat, findet man nirgends ſo häufig, als in der ſogenannten großen Welt, wo alles auf die Erwerbung geſellſchaftlicher Talente berechnet iſt, und jeder um Wiſſenſchaft und Kunſt und um Tugend ſelbſt nur ſo weit ſich bekümmert, als die gute Meinung des größern Theils, oder die Gunſt der Mächtigern davon abhängt.

Welche Gewalt die Geſellſchaft habe, unſre Urtheile von dem, was ſchön und vollkommen iſt, durch die Nachahmung zu beſtimmen, iſt aus der Herrſchaft der Mode ſichtbar. Da ich an einem andern Orte die unter den Launen dieſer wandelbaren Göttinn doch verborgene Regeln aus einander geſetzt habe: ſo will ich hier nur in Erinnerung bringen, was unmittelbar auf meinen Endzweck Beziehung hat, daß die Mode, mit dem geſellſchaftlichen Leben zugleich entſtanden, über Nationen und einzelne Perſonen mehr oder weniger herrſcht, je mehr oder weniger beyde geſelligen Vergnügungen ergeben, und dem einſamen Leben geneigt ſind. Daraus ergibt ſich, zu welchen Fehlern beyde Extreme hinführen. Eine zu lange und zu ununterbrochne Entfernung von der Welt macht den Menſchen zu unmodiſch: das heißt, ſie läßt ihn erſtlich, über die Veränderungen, welche von Zeit zu Zeit in den Begriffen der Menſchen von Schicklichkeit und Schönheit vorgehen, in zu großer Unwiſſenheit, und ſie heftet ihn ſodann zu feſte an ſeine alten Gewohnheiten. Von der andern Seite gibt ein Leben, das immer im Schwarme zugebracht wird, der Mode, d. h. der jedesmahl herrſchenden Meinung von dem, was gut und ſchön iſt, einen zu großen Einfluß auf den Menſchen, und verdrängt richtigere Beſtimmungsgründe ſeines Urtheils, oder pflichtmäßigere Bewegungsgründe ſeiner Wahl.

Wir haben eine große, geiſtreiche und beſonders geſellige Nation, bey welcher die Mode ihren Thron aufgeſchlagen hatte, und von wo aus ſie über Europa herrſchte, ihre ganze Staatsverfaſſung alle ihre Geſetze, Inſtitute, Sitten, bis auf die Nahmen ihrer Städte und Monathe, ändern, und doch dem Grundgeſetze der Mode, — dem, daß ſich alle auf einmahl und gleichförmig ändern, treu bleiben ſehen. Wie allgemein war ihr Enthuſiasmus für die erſte Conſtitution; mit welcher Leichtigkeit fügte ſich Armee und Volk in die republikaniſche Denkungsart, welche ſeit dem 10ten Aug. 1793 modiſch wurde! Wie übereinſtimmend erklärte ſich nicht, ſeit dem Sturze der Girondiſten, die öffentliche Meinung durch ganz Frankreich zu Gunſten des Schreckenſyſtems; und wie plötzlich und wie allgemein ging nach dem 6ten Thermidor 1794 die Vergötterung Robertspierres in die Verabſcheuung deſſelben über! Sichtbar wirkte ſelbſt bey dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen, — bey welchen freylich noch ganz andre Triebfedern, als die der Nachahmung in Bewegung waren, — die geſellige Eigenheit dieſes Volkes mit, daß Meinungen und Leidenſchaften ſich bey ihm ſchneller, als ſonſt irgendwo, von Mann zu Mann mittheilen, und jeder leicht ſein bisheriges Urtheil aufgibt, wenn die veränderte Stimmung des Publikums gebiethet ein neues anzunehmen. In einem Lande, wo die Menſchen eingezogner leben, nicht ſo häufig in Geſellſchaften zuſammen kommen, oder ſelbſt bey ihren Zuſammenkünften ſich weniger mittheilen, kann ſich weder eine allgemeine Meinung ſo leicht bilden, noch kann ſie ſo anſteckend werden, und mit ſolcher Gewalt um ſich greifen. Selbſt eine Staatsrevolution würde in einem ſolchen Lande mit mehr Schwierigkeit zu Stande kommen, oder ſie würde einen einfachern Gang nehmen.

Noch iſt eine dritte Verſchiedenheit unter den Menſchen übrig, auf welche Geſellſchaft und Einſamkeit Einfluß hat: das iſt die Verſchiedenheit der Meinungen ſelbſt, welche das Gedankenſyſtem eines jeden ausmachen.

Die Denkungsart, von welcher ich zuerſt redete, iſt die einem jeden eigne Methode die Wahrheit zu ſuchen. Die Schätzung der Dinge, welches der zweyte Punct war, macht gleichſam das Triebrad aus, welches den Menſchen zu Betrachtung dieſer und keiner andern Gegenſtände bewegt. Jetzt rede ich von dem Reſultate ſeiner Bemühungen, von den Wahrheiten, die er gefunden zu haben glaubt, und von den Uiberzeugungen, die ſich bey ihm feſtgeſetzt haben.

Hier kommt es nun augenſcheinlich darauf an, Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden. Und wie iſt dieß am leichteſten möglich? Ohne Zweifel, wenn wir die Sache von allen möglichen, oder doch von recht vielen Seiten anſehen; wenn wir bey jeder Meinung die Gründe und Gegengründe neben einander ſtellen. Auch in der Einſamkeit iſt dieß möglich: aber es iſt ſchwer, es erfordert ein tiefes und anhaltendes Nachdenken; es ſetzt überdieß die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit voraus. In dem Kreiſe verſtändiger Freunde hingegen, die einander ihre Gedanken mittheilen, und noch mehr in dem großen Umgange mit der Welt, iſt es faſt unausbleiblich; es ergibt ſich von ſelbſt.

Jeder Menſch, ſo fruchtbar auch ſein Genie an Erfindungen, und ſo biegſam ſeine Denkkraft ſeyn mag, ſich in verſchiedne Geſichtspuncte zu verſetzen, geräth doch nach und nach in eine beſtimmte Ideenreihe, die er ſo lange für richtig hält, als er keine Lücke und keinen Widerſpruch in derſelben gewahr wird. In Dingen, die einer abſoluten Gewißheit fähig ſind, kann es genug ſeyn, die einfache Reihe der Schlüſſe, welche die Demonſtration ausmacht, durchdacht, und ihre Richtigkeit eingeſehn zu haben. Der Mathematiker braucht nicht auf die Meinungen der Menſchen zu horchen, und die Einwendungen gegen ſeine Lehrſätze abzuwarten; ehe er ſich bey der Uiberzeugung von denſelben beruhiget. Bey Gegenſtänden hingegen, bey denen nur Wahrſcheinlichkeit Statt findet, und wo die Erforſchung der Wahrheit nur in einer beſtändigen Annäherung zu ihr beſteht, können wir den Gründen, die für uns Uiberzeugungskraft haben, nicht völlig trauen, bis wir wiſſen, daß andre nicht noch ſtärkere für das Gegentheil anzuführen haben. — Die phyſiſche und moraliſche Natur gibt uns, wenn ich ſo ſagen darf, in ihren Erſcheinungen eben ſo viele Räthſel aufzulöſen. Jeder hält die Auflöſung, welche er gefunden hat, mit Rechte ſo lange für die wahre, als er keine andre weiß, welche auf alle Theile des Räthſels beſſer paßt, und ſie in einen verſtändlichern Zuſammenhang bringt. Aber ſobald dieſe gefunden iſt, ſobald eine andere Hypotheſe auf noch mehr kleine Züge des Räthſels Rückſicht nimmt, und indem ſie dem Ganzen einen verſtändlichern

Sinn gibt, die einzelnen Ausdrücke beſſer erläutert: ſo wird eben dadurch die erſte Auflöſung falſch. Wem es nun um die beſte und befriedigendſte Löſung des Räthſels, das heißt in unſerm Falle, um Wahrheit zu thun iſt: dem wird es auch wichtig ſeyn, die von der ſeinigen abweichenden Auflöſungen zu erfahren.

In demjenigen Fache der Kenntniſſe nun, welches jemand zu ſeiner Hauptbeſchäftigung gewählt hat, bedarf er des geſelligen Umgangs nicht, um ſich von der Verſchiedenheit der darin üblichen Syſteme und ihren Gründen zu unterrichten; weil dieß ſelbſt einen Theil ſeines pflichtmäßigen Studiums ausmacht. Aber es gibt Materien, über welche alle geſittete Menſchen einige Unterſuchungen anſtellen, und gewiſſe Grundſätze bey ſich feſtſtellen müſſen, obgleich nur wenige daraus ihren Beruf machen. Religion, Politik, Staats- und Haus-Wirthſchaft, und die Kenntniß des geſellſchaftlichen Lebens ſelbſt, welche der Endzweck der gegenwärtigen Abhandlung iſt: dieß ſind unter den Kenntniſſen gleichſam die Gemeingüter des menſchlichen Verſtandes; darüber denken, urtheilen und reden mehr oder weniger alle Menſchen. Gerade über dieſe allgemeinen Gegenſtände des Nachdenkens aber behält oft der in dem Fache ſeines Berufs einſichtsvollſte Mann ſehr große Vorurtheile, wenn er von dem Umgange mit Menſchen zu ſehr abgeſchnitten iſt.

Was ein Menſch gefliſſentlich ſtudirt, das kann er von ſeinen Lehrern, aus ſeinen Büchern und durch wiederhohltes Nachdenken lernen. Was er aber eigentlich nicht ſtudirt, und worin er doch nicht ganz unwiſſend bleiben darf: darüber wird er ſich am beſten im Umgange mit verſtändigen Männern unterrichten. Der Philologe wird in der Geſellſchaft nicht die Alten richtiger auslegen, und der Mathematiker nicht geometriſche Aufgaben beſſer auflöſen lernen. Aber jener wird vielleicht über Handel, Finanzen und Gewerbe, die ihm zuvor ganz fremd waren, hier Aufſchlüſſe bekommen, die ihm ſelbſt zur Erklärung der Römer und Griechen nützlich ſeyn können: und dieſer wird hier zuerſt die religiöſen und moraliſchen Aufklärungen ſeines Zeitalters erfahren, an denen er, als vernünftiger Menſch, Theil nehmen muß.

Und wenn nur noch die Meinungen, welche der Menſch, über ſolche, außer ſeiner Berufsſphäre liegenden und doch für ihn wichtigen, Gegenſtände, in der Einſamkeit annimmt, ſeine eignen wären: ſo möchten ſie immerhin ein wenig unrichtig und einſeitig ſeyn; ſie würden wenigſtens den Charakter der Originalität haben, der ſelbſt Irrthümern etwas Achtungswürdiges gibt. Aber in denjenigen Zweigen der Kenntniſſe, auf welche, als auf Nebenſachen, der Menſch nur flüchtige Blicke wendet, vermiſchen ſich ſehr leicht, mit den Eingebungen ſeines eignen Genies und mit den Entdeckungen ſeines Verſtandes, die Mährchen ſeiner Amme, der fehlerhafte, oder übel verſtandne Unterricht ſeiner erſten Lehrmeiſter, kurz alle die Begriffe, welche er von Kindheit auf ohne Prüfung geſammelt, auf das Anſehn älterer Perſonen angenommen, oder wegen zufälliger Eindrücke tiefer, als die entgegengeſetzten, ſich eingeprägt hat. Dieſe Begriffe, die im eigentlichen Verſtande den Nahmen der Vorurtheile verdienen, weil ſie Entſcheidungen ſind, die vor der eignen Kenntniß der Dinge vorhergehn, bekommen, in einem einſamen Leben, durch die Gewohnheit und die öftere Wiederhohlung, mit jenen Reſultaten des Selbſtdenkens, gleiche Kraft und gleiche Feſtigkeit. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, wie Männer, wie die Newtonen und die Haller, welche in den tiefſinnigſten Wiſſenſchaften die Erleuchter des Menſchengeſchlechts geworden ſind, in den gemeinern Kenntniſſen der Religion, der Sitten und des täglichen Lebens, hinter ihrem Zeitalter zurück bleiben können. In jenem haben ſie ſelbſt gedacht: bey dieſen haben ſie nur immer bey ſich wiederhohlt, was ihnen, vor dem Alter des Selbſtdenkens, als unbezweifelt und ſelbſt als heilig war beygebracht worden. — Nun dieſe Gewohnheit, dieſe Wiederhohlung alter Ideen ſtört und unterbricht am beſten der Umgang mit Menſchen. —

Es iſt ſchon ein großer Vortheil, Widerſpruch gegen ſeine gewohnten Meinungen, auch ohne Gründe, zu hören. Daraus lernen wir zuerſt, daß es andre Meinungen, als die unſrigen, geben könne; — eine Sache, welche derjenige kaum ahndet, der immer in dem Zauberkreiſe bleibt, den die Autorität ſeiner früheſten Lehrer, oder das Selbſtvertrauen zu ſeinen eignen Einſichten um ihn herum gezogen hat. Wir entwöhnen uns zweytens, wenn die Anzahl der anders Denkenden ſich mehrt, nach und nach von dem Unwillen, den der Widerſpruch gegen die von uns bezweifelte, oder ſelbſt für heilig gehaltne Sätze, im Anfange erregt. Dieſe Duldung verſchiedenartiger Uiberzeugungen bey Andern iſt der erſte Schritt zur Prüfung unſerer eignen. Wir erlauben uns endlich ſelbſt von neuem in Unterſuchung zu ziehn, was wir lange mit Gelaſſenheit von andern haben leugnen oder beſtreiten ſehen.

Wenn wir aber ſo glücklich ſind, mit verſtändigen und wahrheitsliebenden Männern in Verbindung zu kommen, die uns nicht nur aus unſerm gewöhnten Gedankenkreiſe durch abſtechende Meinungen herausreiſſen, ſondern die uns auch, durch Anhörung und Abwägung unſrer Gründe, und durch Darlegung der ihrigen zur wirklichen Erweiterung unſrer Einſichten verhelfen: ſo iſt kein Weg zur Wahrheit ſo leicht und ſo geebnet, als ein ſolcher Umgang.

Der bloß friedliche Umtauſch der Gedanken unter klugen Leuten iſt dem Geiſte, zur Bereicherung ſo wie zur Uibung, ſchon ſehr nützlich. Aber in einem noch weit höhern Grade wird der Verſtand der Menſchen durch einen freymüthigen aber freundſchaftlichen Streit unter ihnen geſchärft. Beym Angriffe und bey der Vertheidigung, biethet der Menſch alle ſeine Kräfte auf: und was er von Talenten beſitzt, kommt bey dem Wetteifer des Kampfes zum Vorſchein. Auch der, welcher im ruhigen Zuſtande zu träge iſt, um andre von dem, was er weiß, ausführlich zu belehren, und zu unaufmerkſam, um den Unterricht jener zu benutzen, wird dann beredt und aufmerkſam zugleich, wenn er, gegen einen ihm gewachſenen Gegner, eine Lieblings-Meinung, oder eine ihm wichtige Uiberzeugung durchfechten will. — Ja, kaum iſt es auf irgend eine andere Art möglich, daß Materien im Geſpräche gründlich behandelt werden, als wenn darüber geſtritten wird. Wer über eine Sache, die niemand in der Geſellſchaft bezweifelt, zu umſtändlich und zu gründlich ſpricht, ſcheint immer etwas unſchickliches zu thun: weil er ſich zum Lehrer derjenigen aufzuwerfen ſcheint, die er als gleich einſichtsvoll mit ſich vorausſetzen muß. Aber wenn entgegengeſetzte Behauptungen die Geſellſchaft theilen; wenn unter uneinigen Parteien die Theilnahme an dem Gegenſtande des Streits lebhafter wird, und jeder Angegriffene gewiſſermaßen die Ehre ſeiner Einſichten, oder ſeiner Wahrheitsliebe zu retten hat: dann iſt es erlaubt, und ſogar Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehn, und der Geſellſchaft als Richterinn ſeine Beweiſe vollſtändig vorzulegen.

Freylich finden ſolche lehrreiche Debatten in zahlreichen Verſammlungen, die bloß zum Prunke, oder zum Spiele zuſammen kommen, nicht Statt. Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob die Männer, welche mit einander ſtreiten, an Talenten, Wiſſenſchaft und Wahrheitsliebe ſich ungefähr gleich ſind. Unter unwiſſenden und gemeinen Köpfen wird der Streit zu einem Gewäſche; unter unbilligen und eigenliebiſchen Leuten wird er zu einem Gezänke. Aber wer wird auch das geſellige Leben bloß auf Spielgeſellſchaften einſchränken? Und wenn der verſtändige Mann einmahl in ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt ſteht: ſo wird er gewiß darin ihm ähnliche Perſonen finden, mit denen eine geheime Anziehungskraft ihn bald genauer vereinigen wird.

Ich habe einige Männer von ausgezeichneten Talenten gekannt, die, durch eine häusliche Erziehung und durch ihren anhaltenden Fleiß auf Schulen und Univerſitäten, dergeſtalt zur Einſamkeit gewöhnt waren, daß ſie vor der Geſellſchaft eine Abneigung hatten. Dieſe Männer, obgleich Meiſter in ihrer Wiſſenſchaft, und überhaupt reich an Kenntniſſen, waren doch, in Abſicht vieler gemeinen Dinge, eingeſchränkt in ihren Begriffen, und vorurtheilsvoll in ihren Meinungen. Als ſie durch ihre Geſchicklichkeit ſelbſt, an Oerter und in Aemter gerufen wurden, wo ſie in Umgang mit vielen Menſchen ſich einlaſſen mußten: ſo empfanden ſie dieß anfangs, als eine Unannehmlichkeit ihrer neuen Lage.

Indeß vermehrte ſich, mit dem Kreiſe ihrer Bekanntſchaften überhaupt, auch die Anzahl verdienſtvoller Männer unter ihren Bekannten. Aehnlichkeit des Geſchmacks und der Kenntniſſe verband ſie bald mit dieſen genauer, und nach dem Verlaufe einiger Jahre, in denen ſie Umgang mit ihnen gepflogen hatten, geſtanden ſie aufrichtig: daß erſt in dieſen Geſellſchaften, über viele Materien der Religion, Moral und Politik, die Schuppen von ihren Augen gefallen wären, und daß ſie hier, durch die bloß hingeworfnen, aber lebhaft beſtrittenen und vertheidigten Ideen ſo vieler guter Köpfe, von mehr Vorurtheilen wären befreyt, und in wahrer Aufklärung weiter gebracht worden, als durch alles ihr vorhergehendes Studiren und Nachdenken geſchehen wäre.

Ohne Zweifel iſt der höchſte Endzweck und der glücklichſte Erfolg des in Geſellſchaft über Ideen geführten Streits dieſer, daß die Wahrheit zuletzt den Sieg erkämpft; — daß diejenige Meinung, welche die meiſten und beſten Gründe für ſich hat, nachdem ſie durch die verſchiednen Parteien von allen Seiten beleuchtet worden iſt, zuletzt die Mehrheit der Stimmen für ſich gewinnt, und bey dem größern Theile Uiberzeugung hervorbringt. Dieſer Erfolg iſt unter Männern, die mit Wahrheitsliebe und Talenten nur vertheidigen, was ſie ſelbſt glauben, und nur beſtreiten, was ſie wirklich für irrig halten, ziemlich ſicher zu erwarten; beſonders, wenn ſie lange mit einander in Verbindung bleiben. Er iſt ſicherer, wenn unter Perſonen, die nur gelegentlich zuſammen kommen, der Streit, durch die Begierde zu glänzen veranlaſſet, nur mit den Waffen des Witzes, vor Zuſchauern, die keinen Theil daran nehmen, geführet wird. Im ſchlimmſten Falle indeß iſt die Geſchicklichkeit, gut und mit Anſtand zu ſtreiten, ein Talent, das nicht geübt werden kann, ohne daß alle Geiſteskräfte dadurch an Vollkommenheit gewinnen.

Etwas anders iſt die Kunſt, einen Streit über Meinungen auf eine angenehme Weiſe zu *führen*, etwas anders iſt die, auf eine geſchickte Weiſe zu einem lehrreichen Streite in der Geſellſchaft *Anlaß zu geben*. Beyde ſind geſellſchaftliche Talente, die nur in der Geſellſchaft nach ihrem Werthe geſchätzt werden, und nur hier erworben werden können. Schon überhaupt den Stoff zum Geſpräch herbeyzuführen, ohne ſich mit demſelben aufzudringen, iſt nicht ohne eine glückliche Erfindungsgabe, verbunden mit einer richtigen Beurtheilung des Schicklichen, möglich. Aber noch mehr Kunſt, oder mehr natürliche Anmuth gehört dazu, wenn man auf eine gute Art einen Zankapfel in die Geſellſchaft auswerfen, und bald durch artig eingekleidete Ungereimtheiten, die man behauptet, bald durch verſtellte Angriffe gegen Meinungen, denen ein Theil der Anweſenden mit Wärme anhängt, auf die wirklich ſtreitigen Puncte, deren Erörterung angenehm oder nützlich ſeyn kann, die Aufmerkſamkeit der verſchiednen Partreien hinziehen will.

Dieſe ſchickliche Einleitung eines geſellſchaftlichen Streits, iſt die Sache der guten Laune des Witzes und einer gewiſſen Originalität, die niemand ſich geben kann. Aber die gute Führung deſſelben iſt das Werk des Verſtandes, der ſich durch Regeln leiten und durch Uibungen ſchärfen läßt. Man kann mit Recht die Debatte als das Ideal des Geſprächs, oder als das Meiſterſtück in der Kunſt deſſelben anſehen. Alles, was der geſellſchaftliche Sprecher braucht, wenn er ſeinen Endzweck erreichen will, alles, was man von ihm fordert, wenn er gefallen ſoll, das iſt bey dem Diſputirenden doppelt nöthig: und es iſt bey dieſem ſchwerer, weil er mehr in Leidenſchaft, und alſo weniger Herr über ſich iſt. Er muß, bey aller Begierde die ihm zuſtrömenden Ideen vorzubringen, die Gründe ſeines Gegners geduldig und aufmerkſam anhören; er muß, wenn er nicht unterbrochen ſeyn will, ſo kurz wie möglich, und wenn er nicht mißverſtanden ſeyn will, ſo deutlich als möglich ſeine eigne Gründe entwickeln. Nie iſt eine glückliche Stellung der Ideen, welche ihren Zuſammenhang ſchnell überſehen läßt, nie ſind treffende Beyſpiele, wodurch die abſtracten Sätze anſchauend gemacht werden, mehr nöthig und nie von größerer Wirkung, als wenn der Werth, deſſen; was wir ſagen, auf der Stelle durch die Vergleichung mit den Antworten eines Gegners gemeſſen wird. — Und dieſe Gaben des Geiſtes ſind, für einen vortrefflichen Streiter auf dem geſellſchaftlichen Kampfplatze, noch nicht hinlänglich. Auch Tugenden des Charakters werden dazu erfordert. Es gehört Muth dazu, unſre Meinung unter anders Denkenden freymüthig zu behaupten; ein noch größerer, ſie gegen fähige Widerſacher zu vertheidigen. Wenn wir, aus Nachgiebigkeit und Schwäche des Charakters, jede kühne mit ſcheinbaren Gründen unterſtützte Behauptung, ſogleich zu unſrer eignen machen: ſo ſind wir in der Geſellſchaft eben ſo ſehr der Verführung ausgeſetzt, als des Unterrichts empfänglich. Wenn wir aus Blödigkeit unſern Gegnern zu zeitig nachgeben, geſetzt auch, daß ſie uns an Einſichten überlegen wären: ſo kürzen wir den Unterricht, den uns der Streit mit ihnen hätte geben können, ab, und entziehn uns die Gelegenheit zur Uibung unſers eignen Verſtandes. Auf der andern Seite muß dieſer Muth mit Beſcheidenheit gepaart ſeyn, damit wir immer in den Grenzen des geſellſchaftlichen Anſtandes bleiben; er muß von der Wahrheitsliebe geleitet werden, damit wir nicht der ſich uns aufdringenden Uiberzeugung ſelbſt widerſtehn, um uns nur nicht als überwunden anzuerkennen. Nur der, welcher, vor Hartnäckigkeit und feiger Nachgiebigkeit gleich weit entfernt, einen Widerſpruch ertragen, aber doch ſeine Uiberzeugung feſt halten kann, bis die anwachſende Stärke der Gegengründe ſie ihn allmählich aufzugeben nöthigt: nur dieſer wird von jenem Kampfplatze der Ideen, welche das geſellſchaftliche Leben darbiethet, mit erbeuteten Wahrheiten zurückkommen.

Es iſt noch ein Umſtand übrig, der die Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft, oder, mit andern Worten, das Geſpräch von der Meditation unterſcheidet. — Im Geſpräche ſind wir verbunden unſre Gedanken vollſtändig zu entwickeln und deutlich auszudrücken: weil wir wollen, daß andre uns verſtehen ſollen. Bey der Meditation begnügen wir uns nur, Anfänge und Bruchſtücke von Gedanken zu ſammeln: weil wir glauben uns ſelbſt ſchon mit halben Worten zu verſtehn, und die völlige Auseinanderſetzung des Gefundnen entweder für unnütz halten, oder für die Zeit, wo wir davon zu einem beſtimmten Endzwecke Gebrauch machen werden, aufſparen.

Die Meditation iſt ein Selbſtgeſpräch? — das heißt, ein Geſpräch mit einem ſehr vertrauten Freunde, der uns vieles zu gute hält, der auch mit dem Unreifen vorlieb nimmt, das Unverſtändliche erräth und das Unzuſammenhängende, ſo gut er kann, zu ergänzen ſucht. Das Geſpräch hingegen iſt eine Meditation vor Zeugen, wobey wir lächerlich werden, wenn wir unverſtändlich ſind, wo jede Lücke in unſern Schlüſſen, jeder Fehler in unſerm Vortrage unſern Abſichten ſchadet, den Eingang unſrer Ideen in andrer Gemüther verhindert und obendrein ihre Achtung gegen uns ſchwächt. Wir ſtrengen uns deßwegen, wenn wir einige Ehrbegierde haben, in Geſellſchaft an, unſern Gedanken Licht und Leben zu geben. Bey der einſamen Meditation hingegen laſſen wir es auf gut Glück ankommen, wie viel oder wie wenig durch ſie gewonnen werden ſoll. Wir ſind zufrieden, wenn wir nur die Hauptmomente der Materie erkennen, geſetzt auch, daß viele Zwiſchenſätze uns nur wie im Dämmerlichte ſchimmerten.

Dieſe vollendete Deutlichkeit unſern Gedanken zu geben, wird durch das Geſpräch nicht bloß von uns gefordert, ſondern uns auch erleichtert: weil wir hier immer nur kurze und einfache Gedanken zu entwickeln brauchen, weil wir zwiſchen unſern Reden jedesmahl ausruhen und uns von neuem ſammeln können; weil wir endlich auch durch das, was andre ſagen, oft eine Aufklärung unſrer eignen Meinungen bekommen, oder auf eine glücklichere Bezeichnung derſelben gebracht werden.

Dazu kommt noch die dem Umgange ganz eigne Uibung, — unſere Gedanken auf mannigfaltige Weiſe ausdrücken zu lernen, und deren Vortrag nach der verſchiedenen Faſſungskraft, der Geiſtesbildung, und der aus ihrer Lebensart entſtehenden Gemüthsſtimmung der Menſchen abzuwechſeln. Deutlich zu ſeyn für uns ſelbſt, oder für die Perſonen unſrer Standes, unſerer Profeſſion, und des Grades der Cultur zu welchem wir gelangt ſind, iſt ſchon eine ſchätzbare Eigenſchaft. Aber ſie läßt ſich durch Leſen, Schreiben und Meditiren, auch ohne Umgang, erwerben. Wenn hingegen der Gelehrte dem bloßen Welt- oder Geſchäftsmanne, — wenn der helle Kopf dem eingeſchränkten oder verworrenen, — der tiefdenkende und abſtracte dem bloß durch gemeine Erfahrung gebildeten ſeine Ideen beybringen will: ſo muß er ſie in andern Formen darzuſtellen wiſſen, als in welche ſie ſich bey ihm ausgebildet haben. Durch dieſe Umſtaltung kommt unſtreitig ein noch helleres Licht in ſeine Ideen. Denn niemand kann ſagen, daß er völlig Meiſter von ſeinen erlernten oder ſelbſt erfundnen Ideen iſt, bis er ſie von dem Ausdrucke, der ihm geläufig geworden iſt, entkleiden, und in eine andere Sprache übertragen kann, ohne daß ſie etwas von ihrem weſentlichen Gehalte verlieren. Zu dieſer Uibung kann nur der Umgang die Gelegenheit darbiethen und die Verbindlichkeit auflegen. Wo lernen wir beſſer die große Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht deſſen, was jedem unter ihnen verſtändlich iſt, kennen? Und wodurch können wir bewogen werden, auf andre Ausdrücke, als die, welche uns ſelbſt die vollkommenſten ſcheinen, zu ſinnen, als weil uns daran gelegen iſt; unſere Gedanken Menſchen beyzubringen, deren Kopf wir für unſre gewöhnliche Art des Vortrags verſchloſſen finden?

Beſonders gibt es gewiſſe Argumente, die man ad hominem nennet, und welche der einſame Philoſoph ſehr ſchwer, der in der Welt ſich herumtreibende, auch mittelmäßige Kopf hingegen, ſehr bald findet. Es ſind dieß nicht die beſten, die bündigſten, die einen verſtändigen Mann am meiſten befriedigenden Gründe; aber es ſind die, welche ſich am unmittelbarſten an die Erfahrung halten, die, welche ſich an irgend eine bekannte Idee, die eben jetzt im Umlaufe iſt, an irgend einen entſchiedenen Punct der öffentlichen Meinung, an irgend ein Volksvorurtheil anſchließen, und beſonders Thatſachen der Zeit und des Orts, als Beyſpiele, oder zur Beſtätigung brauchen. Dieſen fixen Punct, wo man den Hebel anlegen kann, um die Gemüther gewöhnlicher Zuhörer zu bewegen, lernt man unter Büchern und durch Meditation nicht kennen. Hier iſt man zu ſehr mit dem Menſchen im Allgemeinen beſchäftigt. Das Argumentiren ad hominem verlangt gerade, daß man das Individuelle der Perſonen kenne, zu deren Uiberredung man es anwendet. Freylich ſcheint ſich der denkende und geſetzte Mann gewiſſermaſſen zu erniedrigen, wenn er von derjenigen Darſtellung der Sache, welche er für die richtigſte und zweckmäßigſte hält, abgeht, um nach halbwahren, aber frappanten Ideen zu haſchen, mit denen er bey weniger gebildeten Zuhörern ein beſſeres Glück zu machen hofft. Da es indeß oft keinen andern Zugang zu den Gemüthern der Menſchen gibt, und die Bemühung ſie zu belehren damit anfangen muß, daß man von ihnen angehört werde; ſo iſt es auch dem größten Geiſte und dem edelſten Charakter erlaubt, dieſe Art unſchädlicher Sophiſtereyen, die in der Argumentation ad hominem liegt, kennen und brauchen zu lernen. Was that Sokrates anders? Und was hat ſeine gerühmte Kunſt des Unterrichts eignes, als daß ſie ſich gleichſam in die Unwiſſenheit und die Irrthümer des Schülers verſetzt, um mit demſelben zur Kenntniß und zur Wahrheit fortzuſchreiten? Aber Sokrates verließ auch nicht den Markt und die Hallen Athens; und der Umgang feſſelte ihn ſo ſehr, daß er ſelbſt die Fluren um die Stadt nur ſelten beſuchte, weil, wie er ſagte, die Bäume nicht redeten.

Es gibt allerdings für den Einſamen ein Mittel, ſeiner Meditation die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Rede zu geben. Das iſt das Schreiben. — Den Werth und den Gebrauch desſelben zu betrachten, ſcheint zur vollſtändigen Einſicht des Verhältniſſes, welches Einſamkeit und Geſellſchaft zur Geiſtesübung hat, nothwendig zu ſeyn.

Um unſre Gedanken zu Papiere zu bringen, ſind wir verbunden, ſie eben ſo vollſtändig zu entwickeln, als es zur mündlichen Mittheilung derſelben nur immer nothwendig wäre. Indem ſie durch die Schrift zu ſichtbaren Gegenſtänden werden, ſo wie die Rede ſie zu hörbaren macht, wird dort, wie hier, ihre Wirkung, aufs Gemüth durch einen ſinnlichen Eindruck verſtärkt und fortdauernd gemacht. Das Schreiben hat ſelbſt vor dem Reden einige ſichtbare Vorzüge. Es fordert ſchon dadurch, daß es mehr Arbeit zu ſeyn ſcheint und etwas bleibendes hervorbringt, zu einer ſorgfältigern Wahl und einer methodiſchern Anordnung unſerer Gedanken auf: und die Freyheit, welche wir haben, es ſo oft zu unterbrechen und ſo lange bey jedem einzelnen Theile zu verweilen, als wir es nöthig finden, ſetzt uns auch in den Stand, jene höhere Vollkommenheit zu erreichen. Wir können auf das, was wir gedacht haben, wenn es niedergeſchrieben iſt, leicht wieder zurückkommen, und unſre folgende Gedanken ohne Mühe an die vorhergehenden anknüpfen. Selbſt die mechaniſche Beſchäftigung des Schreibens wehrt der Zerſtreuung, welche den Meditirenden ſo leicht beſchleicht, wenn er die Arbeit des Denkens bloß in ſeinem Kopfe verrichtet.

Daher haben auch ſeit der Zeit, da die Menſchen in dem Beſitze dieſer herrlichen Kunſt, ihre Gedanken ſichtbar zu machen, ſind, alle diejenigen, welche die Einſamkeit zur Bildung ihres Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften haben benutzen wollen, zum Gebrauche der Feder ihre Zuflucht ge-

nom-

nommen. Auch habe ich immer beobachtet, daß alle Perſonen, beſonders die des andern Geſchlechts, welche einen etwas mehr philoſophiſchen Geiſt, eine größere Wißbegierde und einen reichern Stoff von Ideen haben, als der große Haufe, wenn ſie vermöge ihres Standes und ihrer Glücksumſtände zu einem eingezognen Leben genöthigt ſind, von ſelbſt auf das Aufſchreiben ihrer Gedanken gebracht werden. Dahingegen es ſehr ſelten geſchieht, daß Leute, beſonders Frauenzimmer höhern Standes, und die von Jugend auf Gelegenheit gehabt haben, in guter Geſellſchaft, oder doch in ſolcher, die ſie für gut halten, zu leben, — auch wenn ſie mit jenen erſtern Fähigkeiten und Neigungen gemein haben, — ſich viel mit ſchriftlichen Aufſätzen abgeben. Jeder Menſch hat nähmlich einen natürlichen Hang, die guten Gedanken, welche er geſammelt, oder ſelbſt durch Nachdenken hervorgebracht hat, auf irgend eine Weiſe ans Tageslicht zu bringen, und ihnen auch außer ſich Wirklichkeit und Dauer zu geben. Kann er nun dieß täglich im Geſpräche mit Perſonen, welche er ſchätzt, die ihn verſtehn, und die alles Gründliche oder Witzige, was er ſagt, entweder mit ihrem Beyfalle, oder durch den Tauſch gleich guter Ideen belohnen: ſo zieht er dieſen Weg als den natürlichern und leichtern vor, und unterläßt das Schreiben als die mühſamere und weniger angenehme Beſchäftigung. Iſt er aber, bey glücklichen Geiſtesanlagen, von dem Umgange mit Menſchen, die ihm ähnlich und für ihn anziehend ſind, entfernt: ſo wird es ein wahres Bedürfniß für ihn, ſeine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, und ſich mit ſich ſelbſt laut zu unterreden.

Unſtreitig kann auch der Menſch, auf dieſem letztern Wege, zu einer hohen Ausbildung ſeines Geiſtes gelangen, obgleich die Formen, in welche er die Erzeugniſſe desſelben kleidet immer etwas weniger leicht und gefällig ſeyn werden, als wenn bey ihm die Arbeit des Denkens durch die Anmuth des geſellſchaftlichen Lebens wäre belebt und erleichtert worden. Dafür gewinnt vielleicht bey dem Schreibenden das höhere Intereſſe der Wahrheit. Geräuſchlos, ruhig, von keinem Reitze der Sinne, von keinen Leidenſchaften geſtört, ſelbſt von der Eitelkeit unverſucht, die ſich ſo leicht in alle Geiſtesübungen einmiſcht, ſitzt der Mann, der nicht als Autor fürs Publicum, ſondern als wißbegieriger Menſch zu ſeiner eignen Belehrung ſeine Gedanken niederſchreibt, an ſeinem Pulte. Lebhaft und anhaltend genug beſchäftiget, um von ſeinen Geiſtesfähigkeiten allen möglichen Gebrauch zu machen, iſt er doch, in Abſicht des Erfolgs ſeiner Arbeit, unbekümmert, und von allen Rückſichten des Ehrgeitzes und des Eigennutzes, welche ſeine Thätigkeit im geſellſchaftlichen Leben mißleiten, auf das weiteſte entfernt. Wenn, in irgend einem Zuſtande, reine Wahrheitsliebe den Menſchen beleben, und ein unbefangner Blick auf die Dinge der Welt ſie ihm in ihrer wahren Geſtalt zeigen kann: ſo muß es bey Verfertigung ſolcher ſchriftlichen Aufſätze ſeyn, bey denen Entwickelung oder Aufbehaltung ſeiner eignen beſſern Ideen, ſeine einzige Abſicht iſt.

Indeß das Nützliche dieſer Geiſtesübung wird dadurch vermindert, daß es in der Natur derſelben liegt, nur ſelten und von wenigen gebraucht zu werden. Außer den Gelehrten vom Handwerke, wie klein iſt die Anzahl der Perſonen, denen es je einkommt, ihre Gedanken ſchriftlich zu verfaſſen, bloß um ſie deutlicher zu machen! Und die Gelehrten, bey welchen, in reifen Jahren, das Schreiben zugleich ein Mittel zu andern Endzwecken des Berufs oder der Schriftſtellerey wird, hindert auch dieſe Vermiſchung mehrerer Abſichten, die Erreichung derjenigen, welche wir hier im Auge haben.

Der allergrößte Theil der Menſchen, auch aus den geſitteten Ständen, und in den aufgeklärteſten Nationen, macht keinen andern Gebrauch vom Schreiben, als den nothwendigen zur Unterhaltung mit ihren abweſenden Freunden, und zur Führung ihrer häuslichen Geſchäfte. Der Briefwechſel iſt für das weibliche Geſchlecht, und für alle die Perſonen, welche weder als Beamte in den öffentlichen Angelegenheiten, noch als Lehrer zum öffentlichen Unterrichte mit der Feder zu arbeiten haben, faſt die einzige Veranlaſſung, Verſtand und Gabe des Ausdrucks durch ſchriftliche Aufſätze zu üben. Und er iſt in der That unter dieſen Uibungen eine der vorzüglichſten, wenn er unter vertrauten Freunden lange fortgeſetzt, oder mit einer beträchtlichen Anzahl mannigfaltiger Correſpondenten geführt wird. Im erſten Falle iſt er nicht bloß eine Mittheilung von Ideen, ſondern zugleich ein Erguß der Empfindungen des Herzens: und wodurch wird die Denkkraft eines Menſchen leichter ins Spiel gebracht, als wenn ſie ſeine gegenwärtigen lebhafteſten Gefühle zergliedern, und die Gegenſtände, auf welche ſie ſich beziehn, ſchildern darf? Wozu noch kommt, daß ein ſolcher durch Jahre fortdauernder Briefwechſel, indem er den Menſchen auf alle Vorfälle ſeines Lebens, auf alle ſeine eignen Handlungen in der Abſicht aufmerkſam macht, um ſie ſeinem Freunde ſchildern zu können, ihm in denſelben einen reichern Schatz von Belehrung entdecken läßt, als er bey einem flüchtigen Blicke, und einem ſchnellern Vergeſſen daraus hätte ſchöpfen können*). Im andern Falle übt dieſer Briefwechſel den Geiſt, durch die Pünctlichkeit und Ordnung, ohne welche nichts unterhalten werden kann, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, auf die man ſich dabey einlaſſen, und noch mehr, durch die Verſchiedenheiten des Vortrags und Styls, welche man annehmen muß, um ſich der Denkungsart ſeiner Correſpondenten anzuſchmiegen. In beyden Fällen vertritt er in der Einſamkeit die Stelle des Umgangs, wie er dann auch damit die größte Aehnlichkeit hat. Indeß, außerdem, daß dieſem letztern unſtreitige Vorzüge bleiben, daß hier der Tauſch der Gedanken in weit ſchnellerer Folge vor ſich geht, und dahero eine weit größere Maſſe von Einſichten in Umlauf bringen kann; — außerdem, daß der Anblick des gegenwärtigen Freundes der mündlichen Mittheilung ein Leben und eine Leichtigkeit gibt, welche der ſchriftlichen in Briefen an einen abweſenden fehlen: — außer dieſem allen, iſt es auch nur eine ſehr kleine Anzahl ſchon ſehr gebildeter und zum Schreiben aufgelegter Perſonen, die in ihrem Briefwechſel über das erſte Bedürfniß, — das Bedürfniß, ihren Freunden Nachrichten von ſich zu ertheilen und Erkundigungen von ihnen einzuziehn, — hinausgehn, und in derſelben eine Uibung für ihren Verſtand, oder eine Aufhellung ihrer Begriffe ſuchten. Für alle übrigen zahlreichen Claſſen, unter denen es noch immer viele Perſonen gibt, deren Gedanken werth ſind zur völligen Deutlichkeit gebracht zu werden, bleibt der Umgang die einzige Veranlaſſung, ſich die dazu nöthige Mühe zu geben.

---

*) Eine Mutter, die mit einer zärtlich geliebten Tochter alle Wochen, durch viele Jahre, Briefe wechſelt, in welchen ſie ihr die ganze Geſchichte ihres Lebens, mit den ſich ihr von ſelbſt dabey aufdringenden Betrachtungen mittheilt, wird vielleicht keine Sevigne an Witz und Originalität, aber ſie wird gewiß eine verſtändigere Frau werden, als ſie ohne einen ſolchen Briefwechſel geworden ſeyn würde.

Aber nun für die gelehrten Stände ſelbſt, auf welche, nach den bisherigen Betrachtungen, mit wenigen Ausnahmen, die durch das Aufſchreiben der Ideen zu erwartende Aufklärung derſelben eingeſchränkt iſt, — wie viel iſt dieſe Uibung werth, wenn ſie gegen die des mündlichen Vortrags gehalten wird? Ich habe ſchon geſagt, daß das Schreiben, ſobald es eine befohlne Arbeit iſt, oder einen beſtimmten öffentlichen Endzweck hat, nicht mehr eine reine und völlig zweckmäßige Uibung des Verſtandes iſt. Der Vortheil der Unbefangenheit, welcher der einſamen Meditation eigen zu ſeyn pflegt, geht gemeiniglich dabey verloren: und der Vortheil der erweckten Geiſtesmunterkeit, der lebhafter angeſpannten Denkkraft, welcher von der Theilnehmung andrer Menſchen an den von uns hervorgebrachten Ideen entſteht, wird nicht in gleichem Grade, als im geſellſchaftlichen Umgange, gewonnen. Der Lehrer, welcher ſchon auf ſeine Schüler, der Redner, welcher auf die Verſammlung, vor der er auftreten ſoll, der Schriftſteller, welcher auf das Publicum und die Kunſtrichter hinausſieht, denen er ſeine ſchriftlich entwickelten Gedanken vorlegen will, genießt der vollen Geiſtesfreyheit eben ſo wenig, als wenn er Zuhörer um ſich verſammelt hätte. Er wird in dem, was er ſchreibt, durch die Urtheile, welche er vorausſieht, eben ſo gut beſtimmt, als der Weltmann in dem, was er ſagt, durch den Beyfall oder Tadel, welchen er auf der Stelle einerntet. Beyde rechnen auf Wirkung, und es iſt ihnen alſo nicht mehr bloß um Wahrheit zu thun. — Hingegen wird er durch abweſende Zuhörer nicht ſo ins Feuer gebracht, nicht ſo ununterbrochen in Spannung erhalten, nicht, wenn er vom rechten Pfade abweicht, durch einen wohlthätigen Widerſpruch ſo zeitig wieder zurückgeführt, als wenn er mit gegenwärtigen Freunden gemeinſchaftliche Unterſuchungen anſtellte.

Einige ſcharfſinnige aber zu dem Seltſamen in ihren Meinungen geneigte Männer, wozu auch Monboddo *) gehört, ſind noch weiter gegangen. Sie haben behauptet, daß das Schreiben, es ſey als Hülfsmittel der Aufbewahrung, oder als Hülfsmittel der Entwickelung unſrer Ideen, mehr ſchädlich als nützlich ſey. Bey dem eben gedachten Lord kommt die übertriebne Bewunderung, welche er für die Alten hatte, den Ausſprüchen ſeiner Philoſophie zu Hülfe. „Zu der Zeit,“ ſagt er, „da die Menſchen noch nicht ſchrieben und laſen, ſondern bloß dachten, und das Erlernte und Erfundne im Gedächtniß aufbewahrten und mündlich an andre überlieferten, war die Denkkraft weit ſtärker, das Gedächtniß weit umfaſſender und getreuer, die Einbildungskraft feuriger, und der Geiſt überhaupt in einer lebhaftern Thätigkeit, als wir dieß alles

---

*) Ein Schottiſcher Lord, Verfaſſer eines bekannten Werks über den Urſprung der Sprache, in welchem, einem ſehr paradoxen und beynah ungereimten Syſtem eine Reihe der richtigſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Sprache und Litteratur eingewebt iſt.

bey unſern Zeitgenoſſen finden, die nur aus Büchern lernen, und durch Bücher, die ſie ſchreiben, ſich aufklären und andre unterrichten. Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, fährt er fort, iſt das, was die Kräfte des Menſchen, am allermeiſten übt, und ihnen zu Fertigkeiten verhilft, welche ſie, befreyt von dieſem heilſamen Zwange, nie würden erworben haben. Der Blinde gelangt zu einer Feinheit des Gefühls, welche dem Sehenden unglaublich ſcheint, und gewiß ihm unerreichbar iſt; und der Taube lernt aus Bewegungen des Mundes, welche der Hörende kaum bemerkt, die Reden andrer errathen. Eben ſo der Menſch, welcher das Hülfsmittel des Schreibens entbehrt, oder ſich deſſelben abſichtlich nicht bedient. Wenn ihm doch daran gelegen iſt, Kenntniſſe zu ſammeln, oder eigne Geiſteswerke hervorzubringen: ſo iſt er gezwungen ſeine Ideen in ſeinem Kopfe zu bearbeiten, und lange Reihen derſelben ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen. Dazu iſt eine weit höhere Anſtrengung nöthig, als wir bey unſerm Lernen und Arbeiten brauchen, die wir uns jedes merkwürdigen Gedanken, den wir von andern aufnehmen, jedes etwas beſſern Einfalls, den wir ſelbſt haben, indem wir ihn auf das Papier werfen, gleichſam zu entledigen ſuchen. Aber dieſe Anſtrengung erhöhte die Fähigkeit jener Menſchen auch endlich bis auf einen Grad, von welchem wir jetzt kein Beyſpiel, und kaum noch einen deutlichen Begriff haben: — bis auf den, daß ſie ihre in einem langen, beſchaulichen Leben geſammelte Weisheit, und die Erzeugniſſe eines reichen und arbeitſamen Genies immer gegenwärtig hatten, und zur Mittheilung bereit gleichſam mit ſich herum trugen. Die Papiere des Menſchen, der alles aufſchreibt, ſind oft gelehrter, als er ſelbſt. Nur der iſt wahrer Eigenthümer von ſeinen Kenntniſſen und Talenten, der die erſtern in ſeinem Gedächtniſſe aufbewahrt, und die letztern durch innere, freye Thätigkeiten ſeines Geiſtes, oder durch Reden und Handeln in der menſchlichen Geſellſchaft übt und ausbildet."

Dieſe Behauptung, ſo paradox ſie ſcheint, hat einige Gründe für ſich. Zwar werden die, welche Monboddo aus der Uiberlegenheit desjenigen Zeitalters, wo man entweder noch nicht ſchreiben konnte, oder ſich des neu erfundenen Hülfsmittels noch wenig bediente, vor dem unſrigen, benimmt, alle Tage ſchwächer: weil, je mehr man das hohe Alterthum durchforſcht, man deſto mehr an der Sicherheit unſerer Nachrichten von demſelben, oder an den ihm zugeſchriebenen Vorzügen zu zweifeln anfängt. Homers Iliade wäre allerdings ein Wunder in unſern Augen, wenn er ein Gedicht von ſolchem Umfange, nach einem ſo Zuſammenhängenden Plane, und in einer ſo gleichförmigen Vollendung aller Theile, als bisher die Kunſtrichter ihm zugeſchrieben haben, verfertiget und auf die Nachwelt überliefert hätte, ohne etwas davon aufzuſchreiben. Aber was die große Schwierigkeit der Sache einige ſpeculirende Köpfe vermuthen ließ, das beweiſt uns Wolf aus hiſtoriſchen Denkmälern: daß Homers Gedicht nicht das Werk eines einzigen Mannes und Zeitalters iſt; daß dieſer zuſammenhängende Plan des Ganzen, dieſe Gleichheit des Styls in den Theilen nicht vorhanden iſt; — und daß die mündliche Uiberlieferung, welche wahrſcheinlich zu Homers Zeiten die einzige Art der Mittheilung war, auch damahls nur einzelne Geſänge umfaſſen konnte, die noch jetzt für die Erfindungskraft unſerer Dichter, und für das Gedächtniß unſrer Liebhaber nicht zu ſchwer ſind, um ohne Hülfe der Schreibkunſt verfertiget, oder aufbewahrt zu werden.

Aber von größerem Gewichte ſind die Erfahrungen, die wir noch heute zu Tage ſelbſt machen. — Es iſt wahr, daß wir nicht alles das, was wir aufſchreiben, beſſer im Gedächtniſſe behalten. Ja es kann ſogar geſchehen, daß, wenn wir, im Vertrauen auf die Sicherheit des Archives, in welches wir eine erlangte Kenntniß niedergelegt haben, uns des fernern Andenkens an ihren Gegenſtand entſchlagen, (wie dieß in der That oft der Fall iſt), die Gedächtnißkraft, anſtatt durch das Aufſchreiben unterſtützt zu werden, dadurch in eine Art von Erſchlaffung geräth, bey welcher die Spuren der Sache ſelbſt, und endlich auch die unſerer Denkſchriften verlöſchen. Allerdings trägt es, um etwas, daß wir erlernt oder erfunden haben, unſerm Gemüthe einzuprägen, weit mehr bey, wenn wir es oft in Gedanken oder im Geſpräche wiederhohlen, und Einbildungskraft und Verſtand insgeheim bey uns ſelbſt, oder laut in Gegenwart andrer Menſchen damit beſchäftigen, als wenn wir es einmahl aufs Papier bringen, und damit gleichſam die darauf gewandte Arbeit beſchließen. Sich ſolche Sammlungen von eignen und fremden Gedanken anzulegen, iſt unter Gelehrten etwas ſehr gewöhnliches. Seine eignen Handſchriften dieſer Art oft wieder durchzuleſen und zu durchdenken iſt etwas ſeltnes. Und doch iſt dieſes immer erneuerte Studium deſſen, was wir aufgeſchrieben haben, durchaus nothwendig, wenn wir nicht für die Aufbewahrung unſerer Kenntniſſe umſonſt gearbeitet haben wollen. Wie oft wiederfährt es nicht dem fleißigen Sammler von Collectaneen und Entwürfen, daß er, bey einer nach langer Zeit endlich angeſtellten Durchſicht ſeiner Papiere, Aufſätze darunter findet, deren Inhalt ihm eben ſo unbekannt iſt, als wenn ſie von einer fremden Hand wären. Es würde ihm oft nicht weniger Mühe koſten, ſeine alte geſammelte Weisheit aus ſeinen eignen Handſchriften zuſammen zu ſuchen, als ſich neue über dieſelben Gegenſtände, durch ein von vorne anfangendes Studium, zu erwerben.

Es iſt ferner wahr, daß wir uns an das, was wir an einem fröhlichen Abend, mit muntern und geiſtreichen Freunden beſprochen und durchgefochten haben, — daß wir uns, an die Nachrichten und Belehrungen, die uns aus dem Munde eines Mannes von Gewicht, eines merkwürdigen Reiſenden zugekommen ſind, und an die guten Einfälle, die wir ſelbſt in Geſellſchaft vorgebracht, und für die wir den Beyfall derſelben erhalten haben, öfter und lebhafter erinnern, als an alles, was, aus Büchern oder unſerer Meditation geſchöpft, in unſere Denkſchriften eingetragen worden iſt. Jenes ſcheinen lebendige Worte, dieſes todte Buchſtaben zu ſeyn.

Es iſt endlich wahr, daß wie durch das Aufſchreiben, unſre Gedanken nicht ſelten verfälſchen, und ihrem Gange eine andre Richtung geben, als ſie in einer vollkommen freyen Meditation gehabt hätten. Selten, und nur in den glücklichſten Augenblicken gelingt es uns, die Geburten unſers Geiſtes, rein und unverfälſcht, ſo wie ſie von demſelben waren erzeugt worden, in die regelmäßigen Formen ſchriftlicher Aufſätze zu bringen. Die gewählten Worte und Redensarten beſtimmen oft den Sinn unſrer Proſe ſo gut, als der Reim den Sinn unſerer Verſe beſtimmt: und der Sprachrichtigkeit und dem Periodinbaue wird in jener manche dem erſten Einwurfe, und vielleicht der Sache ſelbſt angehörige Idee eben ſo gut aufgeopfert, als dem Sylbenmaße und der Proſodie in dieſen. Dieſe Verrückung des urſprünglichen Geſichtspuncts iſt weniger möglich, wenn wir den Gegenſtand bloß in einer geheimen und innern Betrachtung verfolgen. Der Menſch, welcher über eine Sache in ſeinem Kopfe nachdenkt, iſt bloß mit ihr nach Maßgabe der Wichtigkeit, die ſie für ihn hat, beſchäftigt: der, welcher das Gedachte aufſchreibt, iſt zugleich mit dem Styl und dem Gelingen einer Arbeit beſchäftigt. Es ſchleicht ſich mehr oder weniger bey ihm die Eitelkeit ein, gut zu ſchreiben. Hat er Mühe die rechten Ausdrücke zu finden: ſo verliert er über dem Aufſuchen der Worte das lebendige Anſchauen der Sache. Strömen ihm die Ausdrücke allzu geläufig zu: ſo werden eben deßwegen ſeine Betrachtungen weniger originell, weil er, ohne es zu wiſſen, mit den Redensarten andrer auch ihre Ideen mit in dieſelben einmiſcht.

Man kann noch hinzuſetzen, daß bey der letzten Ausarbeitung proſaiſcher oder dichteriſcher Werke, diejenigen Stellen die vollkommenſte Rundung und das ſchönſte Ebenmaß in Gedanken und Ausdruck erhalten, die wir nach und nach in unſerm Kopfe zuſammengeſetzt und ausgefeilt haben. Die Feder erleichtert uns allerdings die Auseinanderſetzung einer verwickelten Reihe der Ideen, weil ſie uns die vorhergehenden Glieder immer ſichtbar erhält, indem wir zu neuen fortſchreiten: aber ſie verführt uns auch oft, die frühern Theile der Rede, ohne Rückſicht auf die ſpätern, zu vollenden;

woraus dann in der Folge Zwang bey den Uibergängen, oder ſelbſt eine unnatürliche Abänderung des urſprünglichen Gedankens entſteht.

Die Schlußfolge von allen dieſen Betrachtungen iſt nicht, daß der Mann, welchem es um Bildung und Bereicherung ſeines Geiſtes zu thun iſt, die Uibung des Schreibens, ſowohl zur Aufbewahrung geſammelter Kenntniſſe, als zur Aufhellung eigner Ideen, unterlaſſen ſoll. Dieſes Hülfsmittel iſt in einigen Fällen durchaus unentbehrlich, und in den meiſten Fällen nützlich. Wer würde ſich durch die Maſſe der Kenntniſſe, welche heute zu Tage jeder Zweig der Wiſſenſchaft zu erlernen darbiethet, durcharbeiten, wenn er nicht ein Mittel hätte, die flüchtigen Ideen beſſer zu fixiren, als es durch die bloß gedachte, oder ausgeſprochne Rede geſchehen kann? Und wie wenige Menſchen haben die Muße, oder die Stärke der Denkkraft, welche zu einer Meditation, wenn ſie ohne alle körperliche Beſchäftigung, ohne ſichtbare oder hörbare Zeichen der Ideen, anhaltend und regelmäßig ſeyn ſoll, erfordert wird? — Aber das folgt aus jenen Betrachtungen: daß das Aufſchreiben unſrer Gedanken die Stelle des Umgangs und des Geſprächs nicht erſetzen kann. Es folgt ferner daraus, daß, wer die Einſamkeit zum Vortheile ſeiner Geiſtesbildung recht nutzen will, nicht bloß leſen und ſchreiben, ſondern auch zuweilen ganz frey, nur innerlich bey ſich ſelbſt, über das Geleſene ſowohl, als über die Gegenſtände ſelbſt nachdenken müſſe.

Der mündliche Vortrag der Gedanken, im Umgange mit Menſchen, ſcheint, ſo wie er die ältere und natürlichere Uibung des Denkens iſt, auch die vollkommnere zu ſeyn *). Ein großer Redner, oder

---

*) Dieſe Materie, von dem Werthe des Schreibens, verglichen mit der freyen Meditation und dem mündlichen Vortrage, wird vom Plato, am Ende des Geſprächs Phädrus, in der ihm eignen Manier vortrefflich behandelt. Es herrſchte, wie wir aus demſelben mit Verwunderung ſehn, auch ſchon unter den Griechiſchen Großen, d. h. unter ihren Staatsmännern das Vorurtheil, daß ſie ſich ſchämten als Schriftſteller zu erſcheinen, daß ſie von ihren Reden und Aufſätzen nichts wollten ins Publicum, oder auf die Nachwelt kommen laſſen, und daß ſie, ob ſie gleich die Beredtſamkeit mit der größten Sorgfalt übten, doch einen Lyſias und ſeines gleichen, welche Reden ausarbeiteten um ſie bekannt zu machen, mit dem Nahmen eines λογοποιὸς verächtlich zu machen glaubten. „Wie geht es in aller Welt zu,“ ſagt Sokrates, „daß die, welche weiſe zu ſeyn und weiſe vor der Verſammlung zu ſprechen, als ihren höchſten Ruhm anſahen, es für erniedrigend hielten, ihre Weisheit in Schriften zu verewigen? Kann ein Solon oder ein Perikles es für eine verächtliche Beſchäftigung halten, zu ſchreiben: da doch das, worauf beyde ihr ganzes Anſehn gründen, — die Geſetze welche der erſte ſeinem Vaterlande gab, die Decrete, welche der andre in der Volksverſammlung durchſetzte, auch von ihnen verfertigte Schriften ſind. — Die Wahrheit der Sache, fährt er fort, ſcheint dieſe zu ſeyn. Das was man niederſchreibt, enthält nur unvollkommne Spuren der Gedanken, die man hat: es iſt mehr ein Erinnerungsmittel für den, welcher die Sache

ein geiſtreicher und unterhaltender Geſellſchafter wird, ſobald er will, auch ein guter Schriftſteller ſeyn, vorausgeſetzt, das er von Dingen ſchreibt,

die

> ſchon weiß, als ein hinlängliches Belehrungsmittel für den, welcher mit ihr gar nicht bekannt iſt. Daher wird auch keine Kunſt aus Büchern allein gelernt. Derjenige nun, deſſen ganze Weisheit in ſeinem Buche niedergelegt iſt, der außer dem, was er von der Sache geſchrieben hat, nichts mehr und nichts beſſeres von ihr zu ſagen weiß, iſt nicht weiſe; und wird alſo, weil er ſich doch anmaßt es zu ſeyn, mit Grunde verächtlich. Nur die lebendige Idee, welche ein Menſch mit ſich in ſeinem Geiſte herumträgt, die, welche er jeden Augenblick, in hunderterley verſchiedene Formen, nach Beſchaffenheit der Perſonen und der Umſtände dargeſtellt, mitzutheilen, welche er gegen alle Einwendungen zu rechtfertigen, in jeder beſondern Anwendung zu entwickeln und in den verſchiedenſten Gemüthern andrer auf die jedem ſchickliche Art zu verpflanzen weiß, — nur dieſe iſt wahre Einſicht, welche dem Menſchen, der ſie beſitzt, einen höhern Werth gibt. Jene Männer nun, welche durch Reden und Thaten vor einem ganzen Volke ſtets ſolche lebendige Ideen mittheilten, und dadurch den Ruhm großer Weisheiter hielten, waren abgeneigt einem ſo unvollkommnen Werkzeuge der Mittheilung, als die todte Schrift iſt, — die weder dem, welcher ſie mißverſteht, ſich ſelbſt auslegen, noch ſich gegen den, der ſie angreift, vertheidigen kann; ihren Ruhm bey der Nachwelt anzuvertrauen. Sie empfanden, daß alles was ſie ſchrieben, nur Fingerzeige für ſie ſelbſt, oder für die, welche mit ihnen ungefähr gleiche Einſichten hätten, ſeyn könnten, und glaubten alſo es um ihres Anſehens willen, vor dem großen, unwiſſenden Haufen ſorgfältig verbergen zu müſſen.“

die er verſteht. Wer aber ſeinen Styl bloß durch Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze in ſeinem Kabinette gebildet hat, iſt deßwegen zur angenehmen Mittheilung ſeiner Gedanken im Geſpräche noch nicht fähig. Wer ſeine Ideen in hundert verſchiedene Geſtalten zu kleiden, und ſeinen Vortrag ſo mannigfaltig abzuändern weiß, als ſich Perſonen und Umſtände ändern, — eine Fertigkeit welche zur Vollkommenheit des Umgangs gehört, — wird gewiß nicht verlegen ſeyn, ſie in einer, und zwar in der ihm ſelbſt angemeſſenſten Form, welches immer diejenige iſt, die vom Schriftſteller gefordert wird, auszudrücken. Ohne Zweifel kommt derjenige an Vollkommenheit am weiteſten, welcher beyde Uibungen mit einander verbindet; der ſowohl nach der Methode der Sokratiſchen Schule, in kurzen Fragen und Antworten, über das, was er gelernt oder ſelbſt gedacht hat, andern Rechenſchaft zu geben, als in zuſammenhängenden Aufſätzen ſeine Ideen für ſich zu verbinden gewöhnt wird. Dort gewinnt er, indem er in Schranken gehalten wird, — hier, indem er ſich ausbreitet. Dort lernt er, was dazu erfordert werde, andern deutlich zu ſeyn: hier bemüht er ſich, auch ſeinen feinern und verwickeltern Gedanken denſelben Grad der Deutlichkeit zu geben, welchen er im Geſpräche bey leichtern und einfachern Ideen erreichte. Im Geſpräche werden Ideen hervorgelockt, und durch die Urtheile andrer berichtigt: am Schreibepulte können ſie ruhig geordnet und zu einem ſchönen Ganzen verwebt werden.

Auf gleiche Weiſe iſt die Meditation, welche wir mit der Feder in der Hand anſtellen, von der, welche auf freyem Felde, auf einem einſamen Spaziergange, oder des Morgens auf unſerm Lager unſer Inneres allein beſchäftigt, ſo weſentlich verſchieden: daß der Gelehrte, und überhaupt jeder des Selbſtdenkens fähige Mann viel verliert, wenn er eine von beyden Uibungen unterläßt. Wir müſſen zuweilen alle, auch die kleinſten Bande von uns werfen, welche den freyen Gang unſers Geiſtes aufhalten. Und derjenige nutzt die Einſamkeit nicht recht, der in derſelben bloß ſolche Geiſtesbeſchäftigungen vornimmt, die er als Arbeiten anſehen kann. Er muß auch zuweilen derjenigen reinen und vollkommnen Muße pflegen, welche die alten griechiſchen Weiſen eine heilige und ehrwürdige nannten: — einer Muße, welche ganz auf das innere Selbſtgeſpräch gewandt wird; und bey der bloß das Anziehende, welches in dieſem Augenblicke gewiſſe Gegenſtände für uns haben, die Meditation einleitet, und die Natur und die gegenwärtige Stimmung unſers Geiſtes ihren Gang beſtimmt. Doch, wer nur jemahls der Wolluſt des einſamen und ſtillen Nachdenkens genoſſen, — wer je erfahren hat, mit welcher Ruhe und Heiterkeit Meditationen das Gemüth erfüllen, in denen wir uns ſelbſt unſer Innerſtes aufſchließen, von Empfindungen zu Gedanken hin und her ſchwanken, und ohne irgend einen andern Trieb, als den nach Wahrheit, nach moraliſcher Veredlung und nach Beruhigung des Herzens, den Wegen der Natur und der Vorſehung nachſpüren; der wird nicht ermuntert werden dürfen, dieſe einſame Beſchäftigung allen glänzenden Vergnügungen in der Geſellſchaft, allen Gewinn bringenden Geſchäften und ſelbſt gelehrten Arbeiten vorzuziehn. — Wem es aber hierzu an den nöthigen Geiſteskräften fehlt; oder bey wem die Sinnlichkeit noch zu laut ſpricht, als daß er die leiſere Stimme des Verſtandes und der Vernunft im einſamen Selbſtgeſpräche vernehmen, oder ſeine Aufmerkſamkeit lange auf Ideen heften könnte, wenn er ihnen nicht durch Rede und Schrift einen Körper gibt: bey dem würde die Ermunterung zu ſolchen Meditationen nicht nur zwecklos, ſondern auch ſchädlich ſeyn. Die Muße würde bey ihm Müſſiggang werden, und der Mangel äußerer Beſchäftigung eine völlige Gedankenloſigkeit nach ſich ziehn. Unter allen, der Natur Gewalt anthuenden Regeln des Mönchsſtandes hat mir keine, von je her, läſtiger und für den Geiſt ſeiner Mitglieder verderblicher geſchienen, als die Pflicht zu gewiſſen Stunden des Tages zu meditiren. Was will ein an Geiſt armer, unwiſſender Ordens-Bruder thun, wenn er Stunden lang, ohne Bücher, ohne Dinte und Feder, und ohne Stoff zur Handarbeit, in ſeiner Zelle eingeſchloſſen iſt, — um zu denken? Was erfolgt aus dieſem Gebothe wider die

Natur? Der Mönch wird entweder ſeine Einbildungskraft regellos in der Welt umherſchweifen laſſen, und eine Menge von Unſinn in ſeinem Kopfe zuſammenhäufen; — oder er wird, wenn er ein frommes Herz hat, durch das ängſtliche Beſtreben nach geiſtlichen Empfindungen und Ideen, zu welchen es ihm doch an Stoffe fehlt, in Gefahr der Schwärmerey gerathen. Bey jugendlichen feurigen Temperamenten ſchleichen ſich in ſolchen der Meditation gewidmeten Zeiten die Triebe der Sinnlichkeit ein: und wollüſtige Bilder, — vielleicht ſolche Handlungen — füllen die Leere aus, welche ſcholaſtiſche Theologie und Mönchserziehung, für die Stunden der Einſamkeit, im Verſtande gelaſſen hatte.

Ich ſchließe dieſe Zergliederungen des Beſondern durch zwey Anmerkungen, welche das Allgemeine meiner Materie betreffen.

Die erſte iſt: daß, unter den verſchiedenen Fähigkeiten des Menſchen, Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uibung in der Geſellſchaft, als Verſtand und Scharfſinn, finden. Man kann in derſelben nicht träumen: ich will ſagen, man kann ſich nicht innern Anſchauungen, die noch nicht in Begriffe aufgelöſet und daher nicht durch Worte mittheilbar ſind, überlaſſen. Es kann ſogar eine Phantaſie, die Hang zur Ausſchweifung hat, nicht beſſer, als durch die Geſellſchaft, gezügelt werden: und der Dichter muß Umgang haben, um von der eingebildeten zur wirklichen Welt zurückzukommen, die in dem Zuſtande der Begeiſterung angeſpannte Phantaſie in einer mäßigen Beſchäftigung aller Seelenkräfte ausruhen zu laſſen. Dagegen ſind aber auch Perſonen, die immer im Geräuſche eines ausgebreiteten Verkehrs mit der Welt, ſey es in Geſchäften oder Vergnügungen, leben, für das Dichteriſche, oder für alles, wozu Feuer der Imagination und Enthuſiasmus gehört, gemeiniglich erſtorben. Daher behandeln die Weltleute die Pläne und Erwartungen, welche auf eine größere Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts abzielen, und die dem einſamen Denker wahrſcheinlich dünken, ſo leicht, als Hirngeſpinſte. Immer beſchäftigt mit dem, was iſt, können ſie ſich ſchwerlich, zu dem, was ſeyn ſollte, oder unter gewiſſen Vorausſetzungen ſeyn könnte, erheben. Immer durch ihre Sinne und gegenwärtige Ereigniſſe in ihrem Denken geleitet, können ſie ſich nicht in fremde Welten verſetzen, welche die Schöpferkraft des Genies aus bloßen Ideen zuſammenſetzt.

Alſo ſeinen Witz zu üben, promt und paſſend antworten zu lernen, deutlich im Erzählen, beſtimmt und einfach in der Auseinanderſetzung allgemeiner Begriffe, gemäßigt in ſeinen Behauptungen ſowohl, als in dem Schmucke ſeiner Rede zu werden, ein gewiſſes Gefühl von Schicklichkeiten allem, was wir denken und ſagen, zu erhalten:

dazu kann uns die Geſellſchaft, wenn ſie gut zuſammengeſetzt iſt, Anleitung geben. Aber tief und gründlich in der Meditation, reich und erhaben in den Dichtungen der Phantaſie zu werden, dazu kann ſie nicht verhelfen: und ſie kann ſelbſt, wenn ſie nicht mit Eiſamkeit abgewechſelt, Hinderniſſe dagegen in dem Weg legen.

Meine zweyte Anmerkung iſt folgende: Das menſchliche Geſchlecht fängt mit derjenigen Uibung des Verſtandes, die durch Geſellſchaft und Umgang erhalten wird, und geht von ihr zu dem einſamen Studium über. Der einzelne Menſch hingegen in unſerem Zeitalter fängt bey dem einſamen Studium an, und vollendet ſeine Geiſtescultur durch Geſellſchaft. In der Kindheit der Welt mußte der Menſch erſt im geſellſchaftlichen Leben die Luſt nach Kenntniſſen bekommen, und die Nützlichkeit derſelben einſehen lernen, ehe er in der Einſamkeit auf Mittel ſann, ſie ſich zu erwerben. Bey der jetzigen Reife der Cultur hingegen muß der Menſch nothwendig die nach und nach geſammelten Kenntniſſe, die jetzt in allgemeinem Umlaufe ſind, durch Lehrer und Bücher ſich eigen machen, ehe er an den geſellſchaftlichen Uibungen des Verſtandes Theil nehmen kann. Damahls wurde der Jüngling nur durch den Umgang der Weiſen gebildet: jetzt muß er erſt zu dem Umgange der Aufgeklärten und Geiſtreichen ſeines Zeitalters gebildet werden.

Der Umgang reicht dem Wißbegierigen zu allen Zeiten nur einzelne Broſamen der Weisheit dar. Aber im Alterthume beſtand alle menſchliche Wiſſenſchaft aus ſolchen Proſamen: und dieſe betrafen noch dazu die durch ſich ſelbſt verſtändlichen Grundbegriffe. Jetzt hingegen gibt es eine zuſammenhängende, große Maſſe von Kenntniſſen, die ſich im Geſpräche nicht mittheilen laſſen: und die kleinen Bruchſtrücke, die der Umgang noch immer gewährt, ſind demjenigen nur brauchbar, welcher ſie zu der allgemeinen Summe der Einſichten des Zeitalters hinzufügen kann.

Zweyter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter.

Ich werde hierbey denjenigen Weg der Unterſuchung einſchlagen, welcher der gebahnteſte iſt. Ich werde mit bekannten Thatſachen und gemeinen Meinungen anfangen. Ich werde aus jenen folgern, ſo viel ſich aus ihnen ſchlieſſen läßt; und werde dieſe auf ihren Urſprung zurückführen, um, was in ihnen Vorurtheil oder Wahrheit ſey, zu unterſcheiden.

I.

Man höret oft Perſonen und Familien als eine löbliche Eigenſchaft zuſchreiben, daß ſie eingezogen leben. Und worin beſteht die Eingezogenheit? Ohne Zweifel in der Liebe zur Einſamkeit, oder doch in der Zufriedenheit mit derſelben; in dem mäßigen Genuſſe geſellſchaftlicher Vergnügungen, und in der Einſchränkung ſeines Umgangs auf einen kleinen Kreis von Verwandten und vertrauten Freunden.

Man ſetzt alſo bey jenem Urtheile, wie es ſcheint, voraus, entweder daß überhaupt der Geſchmack an der Einſamkeit und einem häuslichen Leben etwas moraliſch gutes, und der Hang zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen etwas böſes ſey; oder daß wenigſtens für die Perſonen, deren Einſamkeit man lobt, die Einſamkeit nützlich und ein geräuſchvoller Umgang ſchädlich ſey.

Welches von beyden die eigentliche Meinung derer ſey, welche von der Eingezogenheit, als einer Tugend, reden, wird ſich uns am beſten zeigen, wenn wir Acht geben, bey welchen Ständen, oder Perſonen dieſer Lobſpruch angebracht wird.

Wenn ein junger Kaufmann mit geringem Vermögen ein Handelshaus errichtet, — vielleicht fremde Gelder zu ſeiner Unterſtützung als Darlehne bekommen hat: ſo hängt die gute Meinung, welche das Publicum von ihm haben ſoll, großen Theils von ſeiner Häuslichkeit ab. Es wird ihm beynahe zum Verbrechen angerechnet, wenn er häufig modiſche Geſellſchaften beſucht: und es wird nicht bloß als eine Tugend an ihm gelobt, ſondern als eine Pflicht von ihm gefordert, daß er faſt ſeine ganze Zeit ſeinem Gewerbe widme, und ſeine Erhohlungsſtunden mit wenigen Freunden in einfachen Vergnügungen zubringe.

Ein junger Studirender, beſonders, wenn er bürgerlichen Standes und nicht der Sohn ſehr reicher Aeltern iſt, wird, während ſeines akademiſchen Ledens, durch den Charakter der Eingezogenheit geehrt, und getadelt, wenn man ihm einen zu großen Hang zur Geſellſchaft zuſchreibt.

Je tiefer man in den Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft herabſteigt: deſto mehr findet man den Hang zur Geſellſchaft tadelhaft, und die Neigung zur Einſamkeit lobenswürdig. Der gemeine Bauer, der von ſeiner Hände Arbeit lebende Taglöhner, gewinnt an Achtung bey uns, wenn wir von ihm hören, daß er ſeine Abende, und ſeine Sonn- und Feſt-Tage zu Hauſe mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zubringt: und er verliert, wenn wir erfahren, daß er häufig im Wirthshauſe, die einzige Geſellſchaft, die er unter ſeinen Umſtänden haben kann, aufſucht.

Hingegen wird es einem reichen und vornehmen Manne, einem wohl beſoldeten Miniſter und General, einem Beſitzer großer Landgüter ſo wenig zum Verdienſte angerechnet, wenn er die Einſamkeit der Geſellſchaft vorzieht, oder ſich auf den Kreis ſeiner Verwandten und vertrauten Freunde einſchränkt: daß es ihm vielmehr, beym Publicum und insbeſondere bey ſeines Gleichen, etwas von derjenigen Achtung entzieht, die ihm ſonſt durch ſeinen Rang und ſein Vermögen geſichert ſein würde. Gaſtfreyheit und Geſelligkeit fangen ſchon in den mittlern Ständen an, geſchätzt zu werden: aber in den höhern, werden ſie beynahe als Pflichten gefordert. Der Staat beſoldet eben deswegen ſeine oberſten

Beamten reichlicher, damit ſie ihre Häuſer der guten Geſellſchaft ihres Wohnortes eröffnen, und Einheimiſche und Fremde an ihrer Tafel bewirthen können. Aber auch ohne dieſe Verbindlichkeit zur Gaſtfreyheit, welche gewiſſe hohe Staatsbedienungen aufzulegen ſcheinen, gibt allen Großen der zu einem ähnlichen Entzwecke gemachte Aufwand, wenn ſie ſonſt verdienſtvolle Männer ſind, einen neuen Glanz, und wenn ſie ſich durch keine perſönliche Eigenſchaft auszeichnen, doch ein Anſehen, auf welches ſie außerdem nicht rechnen durften.

Auch bey dem Jünglinge, der zu Rang und Vermögen gebohren iſt, wird die Liebe zu geſelligen Vergnügungen von den ältern Perſonen ſeiner Claſſe gebilliget, wenn er dieſelbe nur nicht außerhalb dem Kreiſe ſucht, dem ſie es allein zutrauen, daß er ihn zu bilden, oder ihn im Zaume zu halten fähig ſey. Jede Liebhaberey hingegen, und wenn es ſelbſt der Geſchmack an Kunſt und Wiſſenſchaft wäre, — die ihn von der großen Geſellſchaft entfernt, und ihm Neigung zur Einſamkeit, oder zum bloßen Umgange mit wenigen Freunden der Wiſſenſchaften einflößt, wird als ein Fehler, wenigſtens als eine Sonderbarkeit an ihm getadelt.

Die Menſchen haben alſo, wie es ſcheint, eine andre Moral für die höhern, und eine andre für die niedrigern Stände; — eine für die Reichen und Müßigen, und eine andre für die Armen und Arbeitſamen. Von den oberſten Ständen wird Geſelligkeit, — von den niedrigſten Eingezogenheit gefordert. In dem Mittelſtande kommen beyde Forderungen zuſammen, und ſchränken ſich wechſelsweiſe, nach den beſondern Umſtänden eines jeden ein.

Alſo nicht die Liebe zur Einſamkeit wird an ſich als Tugend angeſehen. Eben ſo wenig die Liebe zur Geſellſchaft. Nur das wird gebilligt, was in den Neigungen eines Menſchen ſeinen Umſtänden angemeſſen zu ſeyn ſcheint: und das wird getadelt, was mit ſeiner Lage und ſeinen Endzwecken im bürgerlichen Leben nicht einſtimmt.

Aber warum ſcheint geſelliges Vergnügen den Reichen und Vornehmen zuzuſtehn, und den Armen und Geringen als unſchicklich verbothen zu ſeyn?

Wir können in den oben angeführten Beyſpielen hauptſächlich drey Unterſchiede entdecken, auf welche die Urtheile der Menſchen Rückſicht nehmen: den in der Nothwendigkeit des Fleißes, den in der Nothwendigkeit der Sparſamkeit, und den in der Art der Geſellſchaft.

Erſtlich, der Handwerksmann, der Bauer und die ganze ärmere Claſſe, ſo wie der junge Kaufmann und der auf der Univerſität Studirende, ſind dazu berufen, ſehr fleißig zu arbeiten: und die Geſellſchaft iſt eine Zerſtreuung von der Arbeit. Die erſtern können gar nicht leben, noch ſich und ihre Familien unterhalten, — die letztern können wenigſtens nicht den Entzweck der gegenwärtigen Periode ihres Lebens erfüllen, wenn ſie nicht den allergrößten Theil ihrer Zeit der einen Beſchäftigung widmen, von welcher jene ihr Brot haben, und durch welche dieſe künftig ihr Glück zu machen gedenken. Sie müſſen alſo das geſellige Leben, als ein kleineres Gut, dem größeren aufopfern. Sie verkehren die Ordnung der Dinge, wenn ſie ſchon genießen wollen, ehe ſie noch ihres Unterhalts ſicher ſind; — oder zu einer Zeit, da ſie ſich erſt zum Genuſſe, ſo wie zu den Pflichten des Lebens vorbereiten ſollen, ſchon die Erhohlungen desſelben aufſuchen. Derjenige Mann im Staate hingegen, der Reichthum und Muße beſitzt, der für ſeinen Unterhalt nicht zu ſorgen braucht, oder ſein Glück ſchon gemacht hat, und deſſen Berufsgeſchäfte nur einen kleinen Theil ſeiner Zeit wegnehmen, iſt vollkommen berechtigt, die Annehmlichkeiten und Vortheile zu genießen, welche die Geſellſchaft an und für ſich darbiethet.

Zweytens, der arme Mann, der von fremden Geldern unterſtützte Anfänger in einem Gewerbe, der Zögling auf Schulen und Akademieen iſt zur Sparſamkeit verbunden: und die Geſelligkeit erfordert Aufwand; — einen deſto größern, je ausgebreiteter und mannigfaltiger ſie iſt. Sparſam und Eingezogen ſeyn, ſind daher zwey Lobſprüche, die faſt immer zuſammengeſetzt werden. Es ſind in der That die zwey vornehmſten Tugenden in der Moral des gemeinen Mannes: weil ſie für ihn die nothwendigſten ſind, wenn er nicht zu Grunde gehen ſoll. So wie bey einem Menſchen, oder bey einer Claſſe von Menſchen die Sparſamkeit weniger unentbehrlich iſt, es ſey, um ſie vor Mangel zu ſchützen, oder um ihre Ehrlichkeit vor Verſuchungen zu bewahren, oder endlich um ihre Ausſichten auf künftiges höheres Glück zu befördern: ſo wird es ihnen auch, in der öffentlichen Meinung, mehr erlaubt, den Hang zum geſelligen Vergnügen zu befriedigen. Wenn eines reichen Kaufmanns Sohn, der zu dem Gewerbe ſeines Vaters erzogen wird, ſich in viele geſellſchaftliche Zeitvertreibe, welche Aufwand erfordern, einläßt: ſo wird er gemeiniglich von den ältern Perſonen ſeines Standes, und noch mehr von Perſonen der höhern Stände getadelt. Einem eben ſo reichen adeligen Jünglinge, der mit jenem Kaufmannsſohne auf gleichem Fuß lebt, verübelt es niemand. Die Urſache iſt wahrſcheinlich dieſe: weil man vorausſetzt, daß zum Handel Fleiß und Sparſamkeit, auch bey großem Vermögen, nöthig ſey; wel die, welche immer ihr und andrer Leute Geld in neuen Unternehmungen wagen, ſich billig in ihren dem Vergnügen gewidmeten Ausgaben einſchränken müſſen. Von dem reichen Gutsbeſitzer hingegen, von dem Jünglinge, welcher auf große und einträgliche Staatsämter Anſpruch macht, glaubt man, daß er ſich den vollen Verbrauch ſeiner Einkünfte erlauben dürfe, ohne daß er weder etwas dabey wage, noch an der Ausübung ſeiner übrigen Pflichten gehindert wird.

Da wo der Reichthum ſo angehäuft iſt, daß er nothwendig zur Wohlthätigkeit, oder Geſelligkeit überfließen muß, wenn Geitz und Gewinnſucht ihn nicht zurückhalten: da fordert auch das allgemeine Urtheil der Menſchen, daß wenigſtens eine von jenen beyden Neigungen vorhanden ſeyn und befriediget werden ſolle.

Geſellſchaft zu ſuchen, geſellſchaftliche Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe zu veranſtalten, wird alſo immer als etwas an ſich gutes und löbliches angeſehen, welches dem Menſchen ſogleich erlaubt iſt, als es ihm, nach ſeinen Umſtänden, möglich iſt: d. h. als es ihn nicht an der Erwerbung noch höherer Güter, oder an der Ausübung wichtigerer Pflichten hindert.

Drittens ſcheint es, daß man allen denjenigen die geſelligen Vergnügungen erlaubt, die, nach ihren Umſtänden, Gelegenheit haben, *gute*, — das heißt, ſolche *Geſellſchaft* zu beſuchen, in welcher ſie artige Sitten und anſtändige Zeitvertreibe finden; daß man von denen hingegen, welche durch die Geſellſchaften, auf die man ſie eingeſchränkt glaubt, leicht in ihren Sitten verdorben, aber nie gebildet werden können, Eingezogenheit und Häuslichkeit fordert; und daß es endlich ſolchen Perſonen, welche zu einer Geſellſchaft Zutritt haben, die ſich als die Schule der Artigkeit anſieht, wenigſtens von dieſer Geſellſchaft zur Pflicht gemacht wird, eine ſo günſtige Gelegenheit zu benutzen.

Weil man nicht ohne Grund vorausſetzt, daß der Bauer, der Tagelöhner und der Handwerksgeſelle in den gewöhnlichen Geſellſchaften von ſeines Gleichen, nichts anders, als grobe oder ausſchweifende Sitten, und unverſtändige Reden findet, hält man denjenigen für den Sittlichern und Weiſern, der ſich dieſer Geſellſchaft entzieht, und ſich in den Stunden der Muße mit ſich ſelbſt zu behelfen, oder mit den ruhigern und unſchuldigern Vergnügungen, die er in dem Schoße ſeiner Familie, oder unter wenigen Verwandten und Freunden findet, zu begnügen weiß. In der That kommen bey Menſchen, denen es an geiſtiger und ſittlicher Bildung fehlt, die daraus entſtehenden Fehler nie mehr zum Vorſchein, und veranlaſſen nie größere Ausſchweifungen, als wenn ſie in Menge bey einander ſind. Einer ſcheint alsdann den andern, durch das Ungereimte ſeiner Einfälle und den Rauſch ſeiner Leidenſchaft, anzuſtecken: oder die noch unbefeſtigte Vernunft des Beſcheidnen und Stillen gibt der entſchiednen Thorheit des Dreiſten und Lärmenden nach.

Daher kommt es, daß dieſe Claſſen bey den Höhern ein ſo ungünſtiges Vorurtheil gegen ſich erregt haben, obgleich unter ihnen die Anzahl der Vernünftigen und Sittlichen vielleicht ſo groß iſt, als in jeder andern Claſſe. Aber in ihren Gelagen, oder bey ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagun-

gen

gen — kurz allenthalben, wo ſie in Haufen verſammelt ſind, und alſo Aufſehn machen, zeigen ſie gemeiniglich Unverſtand und Unwiſſenheit mit Zügelloſigkeit verbunden. Kein Wunder alſo, daß wir denjenigen unter ihnen ſchätzen, welcher ſich von dieſen Verſammlungen entfernt, und Geſellſchaften vermeidet, wo ſein geſunder Verſtand nur irre geführt, und die Reinigkeit ſeiner Sitten befleckt werden könnte.

Der Lehrling der Handlung und der Schüler der Wiſſenſchaften ſind nicht ganz in demſelben, — aber ſie ſind in einem ähnlichen Falle. Der große Hauſe der Studirenden auf Univerſitäten, ſo wie der Ladendiener in Handelsſtädten, iſt nie für eine ſehr lehrreiche und den Geiſt bildende Geſellſchaft gehalten worden, und hat es nicht verdient dafür gehalten zu werden. Wenn wir alſo vermuthen, daß ein junger Menſch, der zu der einen oder der andern dieſer Claſſen gehört, auf den Umgang mit ſeines Gleichen eingeſchränkt ſey, und daß, wenn er vielen Umgang ſucht, er den Rohen und Sittenloſen ſeiner Standesgenoſſen nicht werde ausweichen können: ſo rechnen wir es ihm zum Verdienſt an, wenn er lieber den geſelligen Freuden entſagt, wenigſtens derſelben äuſſerſt ſparſam genießt, als ſich der Gefahr ausſetzt, durch böſe Beyſpiele zur Unſittlichkeit verführt, oder durch Nachahmung ſchlechter Muſter weniger artig zu werden.

In der entgegengeſetzten Region der bürgerlichen Geſellſchaft, — in den höhern und höchſten Ständen, finden wir eine andre Meinung von dem Werthe der Geſelligkeit und Eingezogenheit, weil wir eine andre Meinung von dem Werthe ihrer Geſellſchaften finden. Der Hof und der ſich an denſelben anſchließende Adel ſieht ſich als die eigentlich gute Geſellſchaft an *). Nur in ihren Zuſammenkünften, glauben ſie, könne man die ächte Feinheit der Lebensart, den wahrhaft guten Geſprächston, die zum vollkommnen Anſtande gehörige Miſchung von Beſcheidenheit und Freymüthigkeit erlernen. Dieſe hohe Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt und von dem Nutzen der Geſellſchafter ihres Standes zur feinern Sittenbildung haben, ſcheint dadurch gerechtfertigt zu werden, daß ihre Gewohnheiten, ihr Geſchmack, ihre geſellſchaftlichen Verabredungen bey den übrigen geſitteten Ständen als

---

*) In den Ariſtokratieen treten die Familien der vornehmſten Staatshäupter an die Stelle des Hofes; und bilden um ſich einen mehr oder minder großen Kreis, den ſie die gute Geſellſchaft nennen. Und ſelbſt die demokratiſche Verfaſſung wird in einem großen Staate, wofern ſie anders nicht durch beſtändig erneuerte Revolutionen, Eigenthum und Anſehn von einem zum andern wirft, nicht die Auszeichnung einer gewiſſen Anzahl von Familien verhindern, die ſich im Beſitze der Artigkeit glauben, die mit einander zuſammenhalten, und die deswegen dem Umgange mehr Zeit als andre widmen, weil ſie von ſich und ihres Gleichen eine höhere Meinung haben.

Muſter gelten, welche ſie ſo gut nachahmen, als es der Grad ihres Wohlſtandes, oder die Entfernung, in der ſie von jenem glänzenden Mittelpuncte des bürgerlichen Vereins ſtehn, erlauben. Wie ſehr nun auch hierin Vorurtheil mit Wahrheit gemiſcht ſeyn mag: ſo iſt es doch eine nothwendige Folge der einmahl feſtſtehenden Meinung ſelbſt, daß es jungen Leuten von Stande, welche jene Schule der Artigkeit zu beſuchen das Recht haben, ſehr verdacht wird, wenn ſie eine ſolche Gelegenheit ſich auszubilden, verſäumen. Und ohne Rückſicht, auf Hof und Adel iſt es gewiß, daß der, welcher mit ſehr feinen, artigen, geiſtreichen Leuten umgehn kann, und ſich doch von ihnen zurückzieht, in den Verdacht kommt, daß es ihm entweder an Geſchmack, und richtiger Beurtheilung von dem, was gut und ſchön iſt, fehle; oder daß er ſich ſolcher perſönlichen Mängel bewußt ſey, die ihn von jener Geſellſchaft, wenn gleich ſeine Umſtände ihn den Zutritt zu derſelben verſtatten, ausſchließen; oder endlich, daß er zu niedrigen Vergnügungen und ſinnlichen Ausſchweifungen einen Hang habe, durch deſſen Befriedigung er mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden werde. Bey jeder dieſer drey Vorausſetzungen, verliert der Sonderling, der ſich zur Eingezogenheit verdammt, wenn alles ihn zum fleißigen Beſuchen der Geſellſchaft einladet. In dem entgegengeſetzten Falle befindet ſich der vornehme Jüngling, der ſich bey den Zuſammenkünften der feinern

Welt, zu welchen er Zutritt hat, fleißig einfindet. Es wird ihm ein edles Ehrgefühl, ein guter Geſchmack, ein anſtändiges Selbſtvertraun, und eine Begierde ſich ſelbſt zu vervollkommnen, zugeſchrieben, lauter Eigenſchaften, die ihn achtungswürdig machen.

So wie im Mittelſtande die Beſchaffenheit der Geſellſchaft unbeſtimmter, und die Meinung von dem Werthe derſelben verſchiedener iſt: ſo iſt auch hier weder zur Eingezogenheit, noch zur Geſelligkeit die Verbindlichkeit ſo allgemein; ſondern die eigenthümlichen Umſtände eines jeden, ſeine Einkünfte, die Art ſeiner Verbindungen, ſeine Berufsgeſchäfte beſtimmen, wie viel Zeit und Geld er auf den Genuß der Geſellſchaft ohne Tadel wenden dürfe, und welcher Grad von Geſelligkeit bey ihm als üppiger Luxus, oder als Zeitverderbende Zerſtreuung gemißbilligt werde. Im Mittelpunkte laufen alle Halbmeſſer des Kreiſes zuſammen: und in den mittleren Ständen, vereinigen und vermiſchen ſich Zöglinge aus den höchſten und aus den niedrigſten Ständen; daher ſich auch in ihren Geſellſchaften diejenigen Eigenſchaften, vertheilt oder vereinigt, wiederfinden, die, nach der angenommenen Meinung, die Geſellſchaften der Groſſen, und die des Volks charakteriſiren. Der ſogenannte gute Bürgerſtand enthält, zu unſrer Zeit und in Teutſchland, (denn ſo weit reicht nur meine Beobachtung,) eine ſolche Verſchiedenheit von Geſellſchaft und geſellſchaftlichem

Tone: daß, in einer und derſelben Stadt, ungezwungene Artigkeit, muntere und geiſtreiche Unterhaltung in dem einen Kreiſe herrſcht, indeß Steifigkeit und ſchaaler Witz dem andern eigenthümlich iſt. Es iſt daher unmöglich im Allgemeinen zu beſtimmen, ob es für einen Mann des Mittelſtandes beſſer ſey, ſich einzuziehen, oder ſich vielen andern mitzutheilen: ſondern jede einzelne Perſon muß dieß nach ihrer beſondern Lage beurtheilen.

Daher herrſcht auch, bey dem Mittelſtande, eine größere Freyheit in Abſicht des Beſuchens und Nicht-Beſuchens der Geſellſchaft, als weder der Vornehme, noch der gemeine Mann hat. Jener darf ſich den Zuſammenkünften ſeines Standes nicht entziehn, und dieſer darf ihnen nicht fleißig beywohnen, wenn ſie ſich nicht beyde einer üblen Nachrede ausſetzen wollen. Der wohlhabende Kaufmann, der bürgerliche Gelehrte, Beamte, oder Rentenirer kann ſich in ſein Haus einſchließen und ſich auf wenige Freunde einſchränken, oder ſich in einen weitläuftigen Geſellſchaftskreis ausbreiten, ohne daß jemand, weder gegen das eine noch gegen das andere, viel einzuwenden findet. Wenn er nur mit ſeinem Aufwande nicht ſeine Einkünfte überſchreitet; wenn er nur ſeine Berufspflichten nicht verſäumt: ſo ſcheinen Geſelligkeiten und Eingezogenheit moraliſch gleichgiltige Dinge für ihn zu ſeyn.

Aus den bisher angeführten Erfahrungen ziehen wir alſo folgende Grundſätze. Erſtlich, ein zu großer Hang zur Geſellſchaft und eine zu große Erweiterung unſers Umgangs kann der Ausübung unſrer Pflichten inſofern ſchädlich werden, als uns die Geſellſchaft zu viel von unſrer Zeit raubt; als ſie unſre Aufmerkſamkeit, die wir auf unſern Beruf, auf unſre häusliche Geſchäfte, oder auf uns ſelbſt und die unſrigen wenden ſollten, zu ſehr auf ſich zieht; inſofern endlich, als ſie eine Menge kleiner Begierden und Leidenſchaften rege macht, welche unſern Eifer für die großen Endzwecke des menſchlichen Lebens, oder für das unſrer Laufbahn vorgeſteckte Ziel ſchwächen. Die Einſamkeit hingegen iſt zu einer moraliſchen Aufführung inſofern beförderlich, als ſie dem beſchäftigten Manne zu ſeiner Arbeit volle Zeit und Muße gibt; — als ſie vom Menſchen überhaupt Zerſtreuungen abhält, und ihn weniger vergeſſen läßt, wozu er da iſt, und was er zu thun hat; inſofern endlich, ſie ſein Gemüth ruhig erhält, und ihm zu den trocknen Arbeiten und den wenig anmuthigen Unterhaltungen, die oft ſeine Pflicht von ihm fordert, nicht durch den Reitz lebhafterer Vergnügungen den Geſchmack, oder durch den Rauſch derſelben die Fähigkeit raubt.

Zweytens die Einſamkeit begünſtigt die Tugend der Sparſamkeit, und die Geſellſchaft gibt eine Verſuchung zur Verſchwendung. Und da, beſonders bey der arbeitenden und erwerbenden Claſſe, die Verſchwendung die Quelle vieler Laſter, und die Sparſamkeit die Mutter vieler Tugenden iſt: ſo iſt unter ſolchen Umſtänden der moraliſche Charakter des Menſchen überhaupt mehr bey der Eingezogenheit, als bey einem zerſtreuten Leben, außer Gefahr.

Drittens der geſellige Umgang iſt moraliſch nützlich, wenn die Geſellſchaft ſelbſt gut iſt: ſie iſt moraliſch ſchädlich, wenn die Perſonen, mit welchen man umgeht, an Geiſt und Sitten verderben, oder ungebildet ſind. Das Sprichwort ſagt: Leute machen Leute; das heißt, der Menſch wird nach und nach denjenigen ähnlich, mit welchen er häufig in Geſellſchaft iſt. Er wird durch den Umgang mit einſichtsvollen Perſonen verſtändiger, mit Hofleuten artiger, mit ausſchweifenden zügelloſer, mit eigenſinnigen Greiſen vorurtheilsvoller, mit Pedanten Pedant, und mit dem Pöbel ſelbſt Pöbel. Inſofern die Geſellſchaft des Menſchen von ſeiner eignen freyen Wahl abhängt, iſt es ihm ſehr erlaubt geſellig zu ſeyn: aber es iſt Pflicht für ihn, die beſte zu ſuchen. Inſofern dem Menſchen durch ſeine Lage ein gewiſſer Kreis des Umgangs vorgeſchrieben wird: inſofern erfordert die Moral von ihm, daß er ſich in ſeine Umſtände ſchicke, und lieber das Verdrüßliche der Einſamkeit ertrage, als ſich, in der Geſellſchaft ungebildeter Menſchen, Verſuchungen zu Thorheiten und Laſtern ausſetze, — hingegen auch, der Ruhe und Gemächlichkeit eines einſamen Lebens, einen lehrreichen aber anſtrengenden Umgang vorziehe.

Eine zweyte Thatſache, welche uns die natürlichen Begriffe der Menſchen, über den Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft auf die Sittlichkeit entdeckt, iſt, daß faſt in allen Religionsparteien, die Frömmigkeit, — ſie mag nun wohl oder übel verſtanden geweſen ſeyn, — Einſiedler und Mönche erzeugt hat. Die Hindoſtaner haben ihre Fakirs, die zum Theil in Höhlen und Gräbern wohnen. Die Juden hatten ihre Eſſäer; die Türken haben ihre Derbiſche, die zwar in Conventen bey einander leben, aber ſich doch von der übrigen Welt abſondern. Aber das uns bekannteſte und für uns wichtigſte Beyſpiel einer durch die Religion veranlaßten Wahl, — oder einer durch ſie geheiligten Pflicht der Einſamkeit geben uns die Einſiedler und Mönche der chriſtlichen Kirche, die in dem dritten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung in Aegypten entſtanden, ſich ſeit dem ſechſten unter mannigfaltige Formen in ganz Europa ausgebreitet, und ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben.

Das reine Factum, welches uns dieſe Beyſpiele zu unterſuchen geben, iſt folgendes. Die auf die Religion gebaute Moral hat die Menſchen, von je her, geneigt gemacht zu glauben: daß in einer einſamen Lebensart ſich ein höherer Grad der moraliſchen Vollkommenheit erreichen laſſe, und daß alſo die Wahl einer ſolchen Lebensart, auf Zeitlebens, die Ausübung einer hohen Tugend ſey. Es kommt nunmehro darauf an, in die Principien dieſer weit ausgebreiteten und ſo lange beſtehenden Meinungen einzudringen, und dann die Richtigkeit dieſer Principien zu prüfen.

Die erſte und natürlichſte Reihe der Gedanken, welche fromme Menſchen zu dem Entſchluſſe gebracht hat, ſich dem Umgange der Menſchen zu entziehen, es ſey, indem ſie ſich in Einöden verbargen, oder ſich mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Perſonen einſchloſſen, war ohne Zweifel, daß ſie zu den Uibungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig zu haben glaubten. Da die religiöſe Tugend auf die Verehrung eines unſichtbaren Weſens gegründet iſt, und ihre ſtärkſten Motiven aus einer zukünftigen, ebenfalls unſichtbaren Welt hernimmt: ſo ſchien in jenen Tagen, um vollkommen zu werden, nichts nothwendiger, als ſein Gemüth unaufhörlich mit jenen beyden großen Gegenſtänden, Gott und der Zukunft, zu beſchäftigen. Da ſie ſich aber dem Gemüthe weder durch die Sinne darſtellen, noch der Einſamkeit Stoff zu bildlichen Vorſtellungen geben, dergleichen wir uns von den Dingen dieſer Welt, auch wenn wir ſie nicht geſehen haben, machen können: ſo wird zu ihrer Betrachtung ein tiefes und anhaltendes Nachdenken erfordert. Und wo iſt ein ſolches Nachdenken anders, als in der Stille der Einſamkeit, möglich? — So wie die Betrachtung des Unſichtbaren eine Abziehung der Denkkraft, von den ſinnlichen Gegenſtänden, vorausſetzt: ſo kann auch die Liebe zu demſelben nicht beſtehn, wenn nicht die natürliche Neigung zu ſinnlichen Vergnügungen geſchwächt wird. Und die Einſamkeit iſt es wieder, welche dieſes leichter macht, weil ſie die wenigſte Gelegenheit zum Genuſſe ſolcher Vergnügungen darbiethet. Im Geſchäfts- und im geſellſchaftlichen Leben empfängt der Menſch ſo ſtarke Eindrücke, daß ſie ſich ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen, und wird zu ſo lebhaften Beſtrebungen veranlaßt, die jede ruhigere Thätigkeit ausſchließen. Er muß alſo, — ſo glaubte man, — ſich von Dingen, welche ihn durch ihren nahen Glanz blenden, entfernen: wofern er fähig werden ſoll, den ſchwächern Schimmer geiſtiger und entfernter Gegenſtände gehörig wahrzunehmen, und von ihrem ſanftern Reitze gerührt zu werden.

Die erſten Einſiedler und Mönche ſahen alſo die Wüſte, oder die Zelle als den geſchickteſten Ort zu geiſtlichen Meditationen, — und dieſe als das einzige Mittel an, ſeinen moraliſchen Charakter zu verbeſſern.

In beyden Gedanken iſt unſtreitig etwas wahres. Es iſt wahr, daß die Tugend Nachdenken, und Nachdenken Stille erfordert. Es iſt wahr, daß die gewöhnlichen Geſpräche der Menſchen im Umgange, und die Verhandlungen mit ihnen in Geſchäften uns wenig mit dem bekannt machen, was zu unſrer moraliſchen Beſſerung gehört; und daß wir alſo, wenn es uns ein Ernſt um dieſelbe iſt, uns zuweilen von beyden in uns ſelbſt zurückziehn müſſen. Aber kann dadurch eine immerwährende Einſamkeit gerechtfertiget, oder nothwendig gemacht werden? Das Betrachten ſoll zum Handeln führen. Daraus folgt, daß es nicht ewig während, noch ununterbrochen ſeyn kann. Daraus folgt ferner, daß wir, von dem Wohnſitze der Betrachtung, wieder unter die Menſchen zurückkehren müſſen, wo wir allein den Schauplatz unſrer Thätigkeit finden. Jene fromme Leute irrten auf eine zwiefache Weiſe: erſtlich, indem ſie die Betrachtung jener beyden unſichtbaren Gegenſtände für die einzige Betrachtung anſahen, welche zur moraliſchen Beſſerung beytrage; und zweytens, indem ſie die Mittel mit dem Endzwecke verwechſelten, und dem, was nur eine Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, ihre Zeit ſo gänzlich widmeten, daß ihnen kein Raum zur Vollbringung der Tugend übrig blieb.

Eine zweyte Betrachtung, welche dem Einſiedler- und Mönchs-Leben zum Grunde lag, enthält eine ähnliche Miſchung von Wahrheit und Irrthum. Sie wollten den Verführungen der Welt entgehn. Sie ſahen ihr Zeitalter und die Menſchen überhaupt für höchſt verderbt an. Sie fanden, daß der

Menſch durch nichts ſo leicht verführbar iſt, als durch böſe Beyſpiele: und daß er nirgends ſo viele Gelegenheiten und Reitzungen zur Befriedigung ſeiner Lüſte findet, als in der Geſellſchaft andrer eben ſo ſinnlicher Menſchen, als er ſelbſt iſt. Sie ſuchten alſo die Einſamkeit, als einen Zufluchtsort der Unſchuld; — nicht als ein Gut an ſich, ſondern als ein Verwahrungsmittel vor dem Böſen. Entfernt von dieſen mannigfaltigen Anläſſen und Reitzungen zum Laſter, welche ſich in der Welt finden, hofften ſie ihre Herzen eher den Einwirkungen der Vernunft, oder der Gnade öffnen zu können.

Ohne Zweifel iſt die Erfahrung gegründet, daß ein bösartiges Naturell, in der Geſellſchaft laſterhafter Menſchen, einen weit höhern Grad des ſittlichen Verderbniſſes erreicht, als wenn es ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre, und daß ein unſchuldiges aber ſchwaches, durch Beyſpiele, Reitzungen und Gelegenheiten, — dergleichen es in dem Umgange der Welt gewiß findet, zum Böſen verführt werden kann, da es, von Verſuchungen entfernt, ſeine urſprüngliche Sittlichkeit beybehalten hätte. Auch iſt der Vorſatz löblich, die Vortheile und das Vergnügen, welche aus zahlreichen Verbindungen entſtehn, lieber aufzuopfern, als ſeine Tugend in Gefahr zu ſetzen. Aber iſt, zwiſchen einer abſoluten Einſamkeit und zwiſchen einer vorſichtigen Einſchränkung ſeines Umgangs, kein Unterſchied? Sind nicht die guten und böſen Beyſpiele, die Gelegenheiten weiſer und beſſer, und die, thörichter und ausſchweifender zu werden, die Aufforderungen ſich zu vervollkommnen, und die Gefahren ſich zu verſchlimmern, in der menſchlichen Geſellſchaft unter einander gemiſcht? Und liegt es nicht an uns, ſo weit irgend etwas von unſerer Freyheit abhängen kann, ob wir den Honig oder das Gift aus dieſem großen Garten ſammeln wollen? Es iſt wahr, die Tugend, welche ſich auf dem Theater der Welt, in dem Gewirre der Geſchäfte, oder in dem Rauſche der Zerſtreuungen unbefleckt erhalten ſoll, hat einen viel ſchwerern Kampf zu beſtehen, als die, welche in dem Schatten eines einſamen Lebens verborgen iſt. Aber was iſt auch die Tugend ohne Kampf? Wie kann ihre Aechtheit geprüft und ihr Werth erkannt werden, als wenn ſie den Verſuchungen widerſteht, und ſichtbar in der menſchlichen Geſellſchaft Gutes ſtiftet?

Die falſche oder die ſchwärmeriſche Frömmigkeit würde nicht ſo viele Menſchen aller Zeiten und Völker zu Einſiedlern gemacht haben: wenn nicht wirklich die Liebe zur Tugend und das Verlangen nach ſittlicher Vollkommenheit, mit einer gewiſſen Neigung zur Stille und zum Nachdenken, zuſammenhinge; wenn es nicht dem guten Menſchen natürlich wäre, ſeine Geſellſchafter ſorgfältiger zu wählen, und eben deßwegen ihre Anzahl einzuſchränken. Aber indem wir die Richtigkeit dieſer Grundſätze anerkennen, werden wir uns hüthen, in die Folgerung einzuſtimmen, daß das beſchauliche Leben dem thätigen vorzuziehn ſey, und daß man ſich ganz von der Welt entfernen müſſe, um ihren Verſuchungen zu entgehn.

Noch eine dritte Meinung ſcheint in dem Geiſte jener, durch die Religion der Welt entzognen Einſiedler geherrſcht, und auf die Errichtung der geiſtlichen Orden und die Beſtimmung ihrer Regeln Einfluß gehabt zu haben. Sie iſt gewiß die unrichtigſte unter den dreyen: aber ſie könnte leicht, bey ſchwärmeriſchen Frommen, die größte Wirkung gethan haben. Ich rede von der Meinung, daß der ſündige Menſch, um ſeine Schulden abzubüſſen, und der Gnade des Himmels gewiß zu werden, ſich ſelbſt willkürliche Strafe aufzulegen, daß heißt, ſich zu kaſteyn verbunden ſey; und daß eine beſtändige Einſamkeit unter die ſtrengſten Kaſteyungen gehöre. In der That iſt der natürliche Hang des Menſchen zur Geſellſchaft ſo groß; er opfert ſo wichtige Vortheile und Vergnügungen auf, wenn er dem Umgange mit Menſchen entſagt; und lange Weile und Trübſinn ſind ſo unzertrennliche Gefährten einer lange dauernden Einſamkeit: daß, wenn ein freudenleeres und trauriges Leben uns die Gnade des Himmels erwerben kann, gewiß, um ſie zu erhalten, nichts zweckmäßiger ſeyn kann, als ſich in eine Einöde zu verbannen, oder zwiſchen vier Mauern zu verſchließen.

Aber woher kam in einen menſchlichen Kopf dieſer ſo ungereimt ſcheinende Gedanke, daß der Vater der Menſchen, den ſie als den Urheber ihres Lebens und alles Guten, deſſen ſie genießen, verehren, an ihren freywilligen Qualen ein Gefallen habe? Woher entſtand die ſeltſame Hoffnung, ihm wohlgefälliger zu werden, wenn ſie Vergnügungen entſagten, welche er ſelbſt in der Einrichtung der Dinge für ſie zubereitet hatte, und ſich Schmerzen auflegten, von denen ſie, vermöge ihrer Natur, befreyet wären? Wie war es beſonders möglich, begangene Fehler, nicht durch eine veränderte Aufführung, ſondern durch eine einſame Lebensart, in der man weder Gutes noch Böſes thun kann, vor dem höchſten Richter ausſöhnen zu wollen?

Doch keine Meinung iſt ſo ungereimt, von der, wenn ſie zu irgend einer Zeit weit ausgebreitet geweſen iſt, man nicht vermuthen kann, daß etwas wahres bey ihr zum Grunde liege. Die zu große Ausdehnung, die man einer in ihrer erſten Einſchränkung richtigen Idee gibt, iſt die Quelle der meiſten und der gröbſten Irrthümer: ſo wie die Uibertreibung einer natürlichen Empfindung, oder eines rechtmäßigen Triebes die Urſache der gefährlichſten Leidenſchaften wird.

So auch in unſerm Falle. Die Menſchen durften nicht lange über ihre moraliſche Natur nachgedacht haben, um einzuſehen, daß die Selbſtbeherrſchung an ſich eine große Tugend und der Grund der meiſten übrigen ſey. Der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze gaben ſich gar bald als unſere ſtärkſten Empfindungen und unſere mächtigſten Triebfedern zu erkennen, die eben deswegen der Vernunft, wenn ſie als Geſetzgeberinn beym Menſchen auftritt, den größten Widerſtand entgegen ſetzen. Um dieſer mehr Anſehen zu verſchaffen, mußte man jenen etwas von ihrer Gewalt entziehen. Ihr unnatürlicher Ungeſtüm ſchickte ſich nicht zu der Ordnung und Regelmäßigkeit, in welchen das Weſen der Tugend beſteht. Wer ſich dasjenige abſchlagen kann, was ſeinen Begierden ſchmeichelte, und ſich vieles ohne Murren gefallen läßt, was ihm unangenehm iſt: den erkannte man bald als den einzigen Mann, der fähig wäre mit Standhaftigkeit weiſe und gerecht zu handeln. Es ſchienen alſo nun auch eigne Uibungen nöthig, um dem Menſchen dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt zu verſchaffen. Und worin konnten ſolche Uibungen anders beſtehen, als in freywillig aufgeopferten Vergnügungen, und in freywillig übernommenen Schmerzen? Die Uibungen des Kriegsmanns müſſen vor dem Tage der Schlacht vorhergehn. Ehe alſo die Gelegenheit eintrifft, wo die Natur und die Pflicht den Menſchen auflegt zu leiden, oder Vergnügungen zu entbehren, muß er ſchon zum voraus dazu gewöhnt ſeyn, unter Abwechſelungen dieſer Art ſeine Gleichmüthigkeit zu erhalten. Daher haben die von Schwärmerey entfernteſten Moraliſten aller Zeiten den Freunden der Tugend angerathen, ſich zuweilen kleine Prüfungen der Selbſtbeherrſchung aufzulegen, auch wenn ſie durch die Umſtände nicht durchaus nothwendig gemacht werden.

Unter ſolche nützliche Prüfungen gehört ſicher auch die, ſich zuweilen den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, die man haben könnte und die man liebt, zu entziehen, und in der Einſamkeit Beſchäftigungen vorzunehmen, die pflichtmäßig ſind, aber die man weniger liebt. Wer gar nicht bey ſich ſelbſt wohnen kann, und ſich unglücklich fühlt, ſobald er allein iſt, wird gewiß viele ſeiner Pflichten nicht erfüllen, oder er wird ſie wenigſtens unwillig und oben hin verrichten. Welche Mittel des Unterrichts, welche ſchätzbaren Geiſtes-Uibungen derjenige entbehrt, der die Einſamkeit nicht ertragen kann: haben uns ſchon die Betrachtungen des erſten Theils dieſer Abhandlung gelehrt.

Auf dieſem feſten Grunde haben die Schwärmer ein unhaltbares Gebäude der Moral aufgeführt. Aus dem, was nur die Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, haben ſie die Tugend ſelbſt gemacht; und die Ausnahme haben ſie zur Regel erhoben. Weil ſie in das unangenehme der Entbehrungen und der Schmerzen ſelbſt, und nicht in die Standhaftigkeit, welche ſie zu rechter Zeit und am gehörigen Orte erträgt, das Verdienſtliche ſetzten, haben ſie jene ohne Noth und ohne Nutzen verlängert und erſchwert: wozu die unglückliche Idee der Büſſungen, welche ſich in alles einmiſchte, am meiſten beygetragen hat.

Hierzu werden wir nun auf keine Weiſe einſtimmen können. Wir werden, um auf unſern beſondern Fall zurück zu kommen, glauben, daß die Einſamkeit, inſofern ſie ein unangenehmer Zuſtand iſt, auch von uns gemieden werden muß, ſo viel es geſchehen kann; daß ſie aber ſo, wie jedes Uibel, eine Gelegenheit werden kann, uns in der Beherrſchung unſrer ſelbſt zu üben. Als ſolche, werden wir ſie zuweilen freywillig wählen: auch wenn wir in guter Geſellſchaft fröhlich ſeyn könnten. Dadurch werden uns manche Pflichten erleichtert werden, zu deren Ausübung wir durchaus allein ſeyn müſſen. Dadurch werden wir auf manche Schickſale des menſchlichen Lebens vorbereitet werden, die uns unfehlbar von der Geſellſchaft der Menſchen entfernen.

Endlich werden wir auch einſehen, daß, wenn unſere Umſtände uns zur Eingezogenheit nöthigen, oder unſere Pflichten uns dazu verbinden, wir für die Vergnügungen, deren wir entbehren, dadurch in der That einen Erſatz bekommen, daß wir mit einem geringern Grade von Vergnügen zufrieden ſeyn, oder vielmehr die ganz geiſtigen Vergnügungen denen mit ſinnlichem Genuß vermiſchten, vorziehn lernen. Denn in der That die Einſamkeit und die Beſchäftigungen, welche ſie den Menſchen übrig läßt, haben auch ihre großen Annehmlichkeiten. Aber es ſind ſolche, zu deren Genuß er mehr von ſeiner eignen Kraft aufwenden, mehr Vorkenntniſſe erworben, mehr Vorübungen angeſtellt haben muß. Eben dieß iſt der moraliſche Nutzen der Einſamkeit: daß ſie uns das Vergnügen etwas ſchwerer macht, und uns alſo zu Anſtrengungen nöthiget, die uns vervollkommnen. Indem ſie den Zufluß angenehmer Empfindungen und Ideen von außen verhindert, macht ſie uns auf die Schätze aufmerkſam, welche in unſerm eignen Geiſte verborgen liegen. Sie wird die Mutter der Tugenden, durch die Schwierigkeiten, die ſie uns zu überwinden gibt.

Uibrigens können auch die Annehmlichkeiten derſelben zu ſinnlichen werden, wenn ſie bloß in dem Hange des Temperaments und in der Gewohnheit ihren Grund haben. Der Schüchterne liebt die Einſamkeit, weil er hier der Beurtheilung der Menſchen nicht ausgeſetzt iſt: der Träge liebt ſie, weil er zum Vergnügen anderer keine Anſtalten machen, für ihre Unterhaltung ſich den Kopf nicht zerbrechen will. Der Liebhaber geheimer Ausſchweifungen verbirgt ſich in ihr vor dem Tadel der Welt. Bey allen dieſen Perſonen wird ihre Sittlichkeit gewiß nicht durch die Einſamkeit, als durch eine Gelegenheit der Selbſtherrſchung, befördert: ſondern ihre ſinnlichen Triebe finden in ihr eine Befriedigung, durch die ſie noch mehr verſtärkt werden.

In derjenigen Rückſicht alſo, von welcher ich jetzt rede, iſt im Grunde die Einſamkeit der Tugend nicht günſtiger, nicht mit ihr näher verwandt, als die Geſellſchaft. Jeder muß den Zuſtand ertragen lernen, welchem er am abgeneigteſten iſt: jeder muß die Rolle am ſorgfältigſten ſtudiren, welche ihm zu ſpielen am ſchwerſten fällt. Nur weil der ſinnliche Hang zur Geſelligkeit weit ausgebreiteter unter den Menſchen iſt, als die Temperaments-Neigung zur Einſamkeit: ſo iſt es auch vielleicht nöthiger, dem großen Haufen, die Pflicht ſich zuweilen in der Stille zu ſammeln, als die Pflicht ſich im Umgange andern mitzutheilen, zu predigen.

Die dritte Erfahrung, die ich anzuführen habe, ſticht gegen die vorhergehenden gewaltig ab. Es ſcheint, daß auch hier die beyden äußerſten Endpuncte einander berühren. Die Heiligen und die Mörder beyde wohnen in Wüſten und Höhlen. Die ſchwärmeriſche Begierde, ſich moraliſch zu veredeln, hat von jeher Menſchen verführt, ſich von ihres Gleichen abzuſondern. Der höchſte Grad bösartiger Neigungen bringt faſt bey allen, welche unglücklich genug ſind, ſich auf dieſe Weiſe auszuzeichnen, eine ähnliche Wirkung hervor. Auch unter den Thieren leben die Raubthiere einſam: und nur die Friedfertigen, die vom Pflanzenreiche ihre Nahrung ſuchen, geſellen ſich in Heerden zuſammen. Bey Menſchen, welche durch mörderiſche Wuth oder räuberiſche Habſucht ſich den Thieren nähern, iſt es natürlich, daß ſie ſich von der Geſellſchaft des edleren Geſchlechts, deſſen Auswürflinge ſie ſind, freywillig ausſchließen. Sie finden, Dank ſey es der Vorſehung, nach der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaften, nur wenige Menſchen auf dem Erdboden, die in Denkungsart und Geſinnung hinlänglich mit ihnen übereinſtimmten, um einer Freundſchaft gegen ſie Raum zu geben. Wie könnten ſie ſich überdieß den Unſchuldigen und Friedlichen, denen ſie ſo feindſelig nachſtellen, und deren Haß ſie auf ſich geladen haben, mit gutem Herzen nähern? Auch iſt zur Ausführung ihrer verderblichen Anſchläge die Heimlichkeit durchaus erforderlich, welche durch ein einſames Leben am erſten möglich gemacht wird. Man kann noch hinzuſetzen, daß eine finſtere und melancholiſche Gemüthsart, die den Hang zur Einſamkeit erzeugt, wenn ſie bey einem Menſchen ohne ſittliche Gefühle vorhanden, oder wenn ſie mit Habſucht, oder mit Armuth und Elend verbunden iſt, zu den ſchwärzeſten Verbrechen führt. Aber ohne zu dieſen ausgearteten Gliedern des Menſchengeſchlechts, die, wie alle Mißgeburten, ſelten und einzeln in ihrer Art ſind, herabzuſteigen, finden wir eine andere zahlreichere Claſſe, welche die Einſamkeit in den Verdacht der Unſittlichkeit bringen könnte. Dieß ſind beſonders die gröbern Wollüſtlinge aus den höhern und mittlern Ständen, die entweder mit der

Tugend auch den Anſtand abgelegt, und deßwegen aufgehört haben, für die Geſellſchaft, in der ſie eigentlich leben ſollten, zu paſſen; oder die, durch einen Reſt von Scham und durch die Furcht vor Zwang, zurückgehalten werden, ſich in dieſelbe zu miſchen. Wenn man einen reichen und vornehmen jungen Mann findet, der, ohne groſſe Geſchäfte oder eine beſondere Liebhaberey zu haben, in den Verſammlungen des Adels, an ſeinem Orte oder in ſeiner Nachbarſchaft niemahls erſcheint; wenn man einen ſieht, der zur Aufnahme der guten Geſellſchaft in ſeinem Hauſe vollkommen ausgerüſtet und vorbereitet iſt, und doch keinen Menſchen weder zu ſeiner Tafel noch zu ſeinen Ergetzlichkeiten einladet: ſo kann man ziemlich ſicher ſchlieſſen, das dieſe Ergetzlichkeiten von etwas niedriger Art ſind; daß er ſich nicht nur mit geringerer, ſondern auch mit ſchlechterer Geſellſchaft abgibt, als er in dem öffentlichen Umgange ſeines Standes finden würde; und daß er mit einem Worte Dinge in ſeinem Hauſe vornimmt, die er andere nicht kann ſehen laſſen, ohne ſich ihrem Tadel auszuſetzen. Wie oft hat nicht ſelbſt einen verdienſtvollen Mann, ein unglückliches Liebesverſtändniß, oder eine geſetzwidrige Verbindung mit einer ſeiner unwürdigen, oder in ihren Umſtänden ihm zu ungleichen Perſon, von derjenigen Geſellſchaft abgehalten, deren Zierde er hätte ſeyn können!

Die bisherigen Beyſpiele zeigen uns Menſchen, welche dadurch bewogen wurden, einſam zu leben, weil ſie ausſchweifend leben wollten. Andere Beyſpiele zeigen uns den umgekehrten Einfluß der Einſamkeit, auf die Erweckung und Ausartung wollüſtiger Begierden. Die Religion ſelbſt hat die Einſiedler und Mönche nicht davor ſchützen können. Wie mancher unſchuldige Mann der entweder aus Eigenſinn, oder in der beſſern Abſicht, irgend ein Studium zu verfolgen, den erlaubten Zerſtreuungen im geſelligen Leben entſagt hätte, lernt nach und nach in der Einſamkeit, ſich für ſo große Aufopferungen durch unerlaubte Vergnügungen ſchadlos halten. Bey dem einen, wurde die Einbildungskraft um deſto mehr erhitzt, je weniger die Sinne mit äußern Gegenſtänden beſchäftiget waren. Bey dem andern, wuchs eine ſchon keimende Begierde, in einem von allen anderen Eindrücken leeren Herzen, zu einer ausſchweifenden Herrſchaft. Bey einem dritten, entwickelten ſich geheime Anlagen zur Unſittlichkeit, da ſie durch die Aufſicht des Publicums nicht mehr im Zaume gehalten würden. Dieſer letzte Umſtand kommt vorzüglich in Betrachtung. Der geſellſchaftliche Mann lebt vor den Augen der Menſchen und hat die Urtheile derſelben zu fürchten: der in der Einſamkeit verborgne hat keinen Zeugen und Richter ſeiner Handlungen, als ſich ſelbſt. Er kann alſo nur, durch ſtumpfe Sinnen und ein kaltes Temperament, oder durch eine höhere Gewiſſenhaftigkeit, vor Ausſchweifungen bewahrt werden.

Noch ſind zwey ins Große gehende Erfahrungen, die unſern Gegenſtand betreffen, übrig: die eine, geſchöpft aus den Schriften der Dichter und Weltweiſen; die andere aus der Geſchichte der Welt.

Jene preiſen mit Einer Stimme das Glück und die Unſchuld eines ſtillen Privatlebens. Sie geben es für die letzte Frucht der Erfahrungen aus, die ſie in ihrem Verkehr mit der Welt geſammelt haben: daß derjenige am beſten lebe, der ſich am beſten zu verbergen wiſſe. Sie ſchildern die Höfe, als den Sitz des moraliſchen Verderbniſſes, und ſuchen Tugenden und Glück nur in der einſamen Hütte des Landmanns.

Was iſt aber der Unterſchied der beyden Zuſtände, die, in ihrer Beziehung auf Moralität, einander ſo entgegengeſetzt werden? Er beſteht hauptſächlich in der Menge, oder der Seltenheit der Verbindungen, welche den darin lebenden Menſchen mit der übrigen Welt verknüpfen. Was iſt ein Privat-Mann, und was iſt ein Hof? Jener iſt ein Bürger, der, weil er an der Regierung des Staats wenig, oder keinen Antheil hat, auch den meiſten Staatsgliedern unbekannt iſt, und weder von vielen Menſchen aufgeſucht wird, noch des Beyſtandes Vieler zu ſeinen Abſichten bedarf. Der Hof hingegen iſt die Geſellſchaft des Fürſten, das heißt diejenige, welche dem Regierer des Staats und dem Mittelpuncte desſelben am nächſten iſt. Gegen dieſen Punct drängen ſich alle Verhältniſſe. Von ihm aus laufen die Fäden, welche die ganze Maſchine des Staats zuſammen halten, und deſſen Triebfedern in Bewegung ſetzen. Hier leben die Menſchen, deren die andern Staatsbürger am meiſten nöthig haben, und die hinwiederum der Mitwirkung der größten Anzahl zur Erreichung ihrer Abſichten bedürfen. Der Unterſchied zwiſchen dem Hof- und Privat-Leben liegt alſo darin: daß das erſte den Menſchen mit ſehr vielen, das andere mit wenigen Perſonen in Verbindung ſetzt. Die allgemeine Meinung ſcheint alſo dahin zu gehen, daß die Tugend und Unſchuld des Menſchen in Gefahr ſey, wenn er in einer allzu ausgebreiteten Geſellſchaft lebt, und ſicherer geſtellt werde, wenn er ſich in einen kleinen Kreis zurückzieht.

Die Thatſache der Geſchichte, auf welche ich hindeutete, zeigt uns die Sache wieder von der entgegengeſetzten Seite. In allen Zeitaltern und bey allen Völkern erblicken wir den Fortgang der Sittlichkeit im Gefolge der wachſenden Geſelligkeit. Der erſte Schritt zur bürgerlichen Cultur iſt, daß die Menſchen aus dem zerſtreuten Nomaden-Leben in Dörfer und Städte geſammelt werden. Was geſchieht dadurch anders, als daß ſie einander näher kommen, und Gelegenheit erhalten geſellſchaftliche

Verbindungen unter einander zu errichten? Um die Nationen, von dieſer erſten Stufe der Verfeinerung auf eine höhere zu erheben, finden wir in den frühern Zeiten kein Mittel wirkſamer, als die Zuſammenkünfte derſelben bey öffentlichen Religions-Feſten und Schauſpielen. Die tiefe Verehrung war nicht ohne Grund, welche die Griechen für den Olympiſchen Siegeskranz und die Athletiſchen Uebungen hegten: ſo unbedeutende Gegenſtände ſie auch für uns zu ſeyn ſcheinen. Aber ſie waren die Gelegenheit geweſen, daß die griechiſchen Völkerſchaften auf eine Zeitlang ihre Fehden bey Seite geſetzt, und ſich mit einer im Genuſſe eines gemeinſchaftlichen Vergnügens vereinigt hatten. Durch ſie waren die Kenntniſſe, welche ſich einzelne Perſonen, oder Volksſtämme erworben hatten, bey der ganzen Nation in allgemeinen Umlauf gekommen. "Zu Olympia hatte Herodot die Griechen die Geſchichte und Erdbeſchreibung gelehrt, ſo viel man damahls von beyden wiſſen konnte und zu wiſſen brauchte." Dichter und Künſtler hatten hier durch Ausſtellung ihrer Werke den Geſchmack der Nation veredelt, oder nützliche Lehren verbreitet.

Auch in dieſer Hinſicht hat die Religion dem menſchlichen Geſchlechte große Dienſte geleiſtet. Die früheſten Feſte, bey welchen die Menſchen die Freuden der Geſelligkeit genoſſen, waren gottesdienſtliche Zuſammenkünfte. Kein Gaſtmahl gab es im Alterthum, als im Gefolge eines Opfers.

Auch jene berühmten Wettkämpfe, welche die Einwohner von ganz Griechenland herbey zogen, wurden nur zu Ehren und an den Feſttagen gewiſſer Gottheiten gehalten. In unſerm neuen, und beſonders im nördlichen Europa, haben die Kirchen und Klöſter den zerſtreuten Landleuten den erſten Sammelplatz angewieſen, und zur Erbauung der Städte Anlaß gegeben. Feyerliche Meſſen an den Tagen der Schutzheiligen eines Landes, ſind die Gelegenheit geworden, auch die Einwohner entfernter Gegenden zu gegenſeitigen Verkehr zu vereinigen, und haben daher auch denjenigen Zuſammenkünften, die bloß den Handel zur Abſicht haben, ihren Nahmen mitgetheilt. Allenthalben wo ſich, aus welcher Urſache es auch ſeyn mochte, der Umgang unter den Menſchen vermehrte; wo Religion und Handel, oder Schauſpiele und Luſtbarkeiten ſie häufiger zuſammen brachten, und ſie zum Umtauſche ihrer Gedanken und Empfindungen ſowohl, als ihrer Waaren veranlaßten: da wurden auch die Sitten milder. An die Stelle der alten Barbarey, trat Anſtand und Artigkeit; die Geſetze bekamen mehrere Kraft; die Erbfeindſchaften einzelner Familien und ganzer Völkerſchaften hörten auf, nachdem ſie ſich einander genauer kennen gelernt haben, — und mit ihnen die Mord- und Raub-Luſt, die durch den Haß war entſchuldiget und gereitzt worden. Die unſchuldigern Mittel ſich zu bereichern, welche der Handel, und die ſittlichern Vergnügungen, welche die Geſellſchaft anboth, verdrängten die Neigung des rohen Natur-Menſchen zu Kampf und Streit, durch die er ebenfalls bald Eigenthum zu erwerben, bald bloß ſich zu beluſtigen gedachte.

In den Ländern, die am ſpäteſten, und gleichſam unter unſern Augen cultivirt worden ſind, ſehen wir dieſes am deutlichſten. Die Ungern, zum Beyſpiele, ſind in einem Zeitraume von acht hundert Jahren, von der roheſten Wildheit zur vollkommnſten Europäiſchen Verfeinerung, empor geſtiegen: und jede Stufe ihres Fortgangs iſt durch eine neue Vermehrung ihrer Geſelligkeit, bezeichnet. Ein neuerer Geſchichtforſcher merkt an, daß Matthias Korvinus, der zur Bildung dieſer Nation mehr, als irgend ein anderer ihrer Könige, beygetragen hat, ſie ganz vorzüglich, durch die Errichtung einer Reſidenz und einer Hofhaltung in Buda, beförderte, wohin er den Adel des Landes verſammelte. Uiberhaupt werden wir den Höfen, wenn wir nach der Geſchichte über ſie urtheilen, das Verdienſt zugeſtehen müſſen, mit der feinern Geſelligkeit, auch die Sittlichkeit unter rohen Völkern verbreitet zu haben.

Aus den Widerſprüchen, unter den bisher angeführten Erfahrungen, ergibt ſich nun der Schluß: daß weder die Einſamkeit an ſich, noch die Geſellſchaft an ſich, mit der moraliſchen Verbeſſerung, oder Verſchlimmerung des Menſchen, einen nothwendigen und gleichförmigen Zuſammenhang habe; daß der Menſch für keinen von dieſen beyden Zuſtänden ausſchließend gemacht ſey; daß ihm bald die Einſamkeit, bald der geſellige Umgang, zur Bildung ſeines ſittlichen Charakters nützlich ſey, nachdem entweder er ſelbſt, oder nachdem die Geſellſchaft beſchaffen iſt, zu welcher er Zutritt hat; daß in der Regel Einſamkeit und Geſellſchaft, Umgang mit uns ſelbſt und Umgang mit andern, mit einander abwechſeln müſſen, wenn nicht irgendwo, im Geiſt oder Charakter, ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben ſoll.

Um nun dieſe Mannigfaltigkeit von Einflüſſen, mit mehrerer Genauigkeit und Ordnung, zu überſehn, will ich den allgemeinen Einfluß, den Einſamkeit und Geſellſchaft auf alle Tugenden, das heißt, auf den moraliſchen Charakter überhaupt haben, von demjenigen Einfluſſe abſondern, durch den ſie auf jede der Haupttugenden insbeſondere wirken. Jener allgemeine Einfluß ſcheint ſich mir hinwiederum am füglichſten unter drey Hauptſtücke bringen zu laſſen. Er betrifft entweder die Grundſätze und das moraliſche Gefühl; oder die Übung der Moralität durch äußere Handlungen, — und dieß letztere wieder auf doppelte Weiſe, erſtlich inſofern die Geſellſchaft oder die Einſamkeit zur Ausübung gewiſſer Pflichten die Gelegenheit und den Schauplatz darbiethet, zweytens inſofern die eine oder die andere die Gewohnheit auf gewiſſe Weiſe zu handeln befördert. Um eine Fertigkeit in der Tugend zu erhalten, ſind zuerſt tugendhafte Geſinnungen, — iſt zuerſt der Vorſatz, gut zu handeln, nothwendig. Aber der Menſch kann noch nicht alles das, was er ſich vorſetzt. Er muß nun erſt in Umſtände kommen, wo er Verſuche zur wirklichen Ausübung mache. Hier wird er unerwartete Schwierigkeiten von Seiten der äußern Verhältniſſe, andere von Seiten ſeiner eigenen Neigungen finden. Dieſe müſſen nach und nach, durch öftere Wiederhohlung gleichartiger Handlungen, überwunden werden. Der zweyte Umſtand alſo, welcher ſeine moraliſchen Fertigkeiten befördert oder verhindert, iſt, ob er viele oder wenige Gelegenheiten habe, Pflichten einer gewiſſen Art auszuüben. Das iſt auch der zweyte Umſtand, durch welchen ſich Einſamkeit von der Geſellſchaft, in Abſicht ihres moraliſchen Einfluſſes, unterſcheidet. Endlich gibt es, außer den innern Prinzipien, noch äußere Beförderungs-Mittel der Tugend und des Laſters, durch Hervorbringung mechaniſcher Gewohnheiten, welche der einen oder der andern günſtig ſind. Hier kommt beſonders die Macht des Beyſpiels und der Trieb der Nachahmung, — hier kommen gewiſſe ſinnliche Ermunterungen in Betrachtung, welche aus dem Vortheile, aus dem Vergnügen oder dem Schmerz, der unſere Handlungen unmittelbar begleitet, entſtehn. Auch ſolcher Gewohnheiten, ſolcher Ermunterungen gibt die Einſamkeit den Menſchen andere, als die Geſellſchaft. Doch werden die beyden letzten Puncte, die Gelegenheit und die Ermunterung, ſich gemeiniglich bey einander finden. In einem Zuſtande, wo viele Veranlaſſungen ſind, gewiſſe Pflichten auszuüben, finden ſich gemeiniglich auch Beyſpiele und Ermunterungen für dieſelbe.

Erſte Abtheilung.

Was kann Einſamkeit, oder Geſellſchaft, zur Bildung moraliſcher Grundſätze, und Geſinnungen beytragen?

Das, was zu allererſt hierbey in die Augen fällt, und was alſo gewiß auch den wichtigſten Punct ausmacht, iſt, daß im eigentlichen Verſtande, moraliſch, nur derjenige handelt, der nach Grundſätzen handelt, — Grundſätze aber, das Werk der nachdenkenden Vernunft ſind; und daß das Nachdenken, beſonders über unſichtbare Gegenſtände, durch die Einſamkeit erleichtert wird, im Geräuſche aber unmöglich iſt.

Zwey Unterſuchungen ſind es vornehmlich, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich ſind: Unterſuchung deſſen, was Recht und Unrecht iſt, — und die Prüfung ſeiner eignen Handlungen. Ein richtig belehrtes Gewiſſen und Selbſtkenntniß: das ſind die beyden Grundpfeiler, auf welchen die Sittlichkeit eines Menſchen ruht.

Nicht jeder rechtſchaffene Mann darf ein Philoſoph ſeyn und ſich in Speculationen über die erſten Gründe der Sittlichkeit einlaſſen. Ja, dieſes wiſſenſchaftliche Studium der Moral führt den Menſchen noch nicht, zu derjenigen Kenntniß ſeiner Pflichten, die er zur Ausübung derſelben braucht, und die er nur, aus der Betrachtung ſeiner eigenthümlichen Natur und ſeiner beſondern Umſtände, ſchöpfen kann. Aber auf der anderen Seite iſt es durchaus unmöglich, wirklich tugendhaft zu ſeyn, und immer nur nach Inſtincte, nach Beyſpiel oder nach Gewohnheiten zu handeln.

Die Stimme des Gewiſſens iſt eine leiſe Stimme, die ſich in dem Geräuſche der Welt ſchwerlich hören läßt. Und doch iſt es unmöglich, zu einem moraliſch guten Charakter zu gelangen, wenn man dieſen inneren Zeugen und Richter ſeiner Handlungen nicht zuweilen auch ausführlich befragt und abhört.

Von nichts in der Welt wird weniger in Geſellſchaft geſprochen, als von dem moraliſchen Verdienſt oder von der Schuld derjenigen Perſonen, welche die Geſellſchaft ausmachen. Selbſt von Handlungen, welche allgemeines Aufſehen erregen und von jedermann beurtheilt, gelobt oder getadelt werden,

den, wird in der Gegenwart der handelnden Perſonen ſorgfältig geſchwiegen. Noch vielweniger machen die Geſetze der Moral, und die Anwendung derſelben auf unſre Umſtände den Gegenſtand der gewöhnlichen Unterhaltungen, in dem Umgange mit andern, aus.

Schon die gute Lebensart verbiethet es, ſich zum Richter oder Geſetzgeber der Perſonen, mit denen man umgeht, aufzuwerfen, und doch würde man hiervon den Schein haben, wenn man entweder von den Pflichten, die ſie in einem gegenwärtigen Falle zu beobachten, oder von denen, die ſie in einem vergangenen verſäumt haben, reden wollte. Aber auch die Natur der moraliſchen Verhältniſſe, und die Natur und Abſicht der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte führt unvermeidlicher Weiſe das Geſpräch auf ganz andere Gegenſtände. Was die erſten betrifft, ſo iſt klar, daß, um gründlich beurtheilen zu können, was ein Menſch zu thun habe, und wie er ſeine Aufführung, um pflichtmäßig zu handeln, einrichten müſſe, eine ſolche genaue Kenntniß ſeiner ganzen Lage und ſeiner perſönlichen Eigenſchaften nöthig ſey, dergleichen nur er ſelbſt, oder ſein vertrauteſter Freund haben kann. Eine eben ſo genaue Bekanntſchaft mit dem Menſchen und mit ſeinen Umſtänden wird erfordert, wenn man die vergangene Aufführung deſſelben einer moraliſchen Prüfung unterwerfen will. Das hält freylich niemanden ab, entweder bey ſich ſelbſt, oder mit einem dritten, dieſe Materien abzuhandeln. Es iſt ſogar der gewöhnliche Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, über das Betragen abweſender Perſonen, beſonders wenn dieſelben durch ihr Amt und ihren Stand von Wichtigkeit ſind, ſelbſt bey einer ſehr entfernten Bekanntſchaft mit denſelben, zu urtheilen, und ihnen Lob oder Tadel auszutheilen. Aber jeder iſt ſich auch der Seichtigkeit und Unſicherheit dieſer Urtheile ſo ſehr bewußt: daß er es nicht wagt, mit denſelben bey den Perſonen ſelbſt, über welche er ſie fällte, aufzutreten.

Was die Natur der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte betrifft, ſo haben ſie immer eine näher liegende Beziehung; — entweder auf ein gewiſſes Intereſſe, oder auf das Vergnügen der ſich verſammelnden Perſonen. Dieſer nahe und ſinnlichere Gegenſtand ſchließt einen ſo entfernten und abſtracten als der moraliſche Werth der menſchlichen Handlungen iſt, aus.

Es iſt die letzte Frucht einer vollkommenen und ganz vertrauten Freundſchaft, wenn ein Menſch, von den Tugenden und Fehlern eines andern, mit ihm ſelbſt reden, und ihm, für ſeine künftige Aufführung in Abſicht deſſen, was in derſelben recht oder unrecht iſt, Vorſtellungen machen darf. Der Umgang mit einem ſolchen Freunde iſt allerdings im Stande, auf die moraliſchen Grundſätze eines Menſchen einen vortheilhaften Einfluß zu haben. Aber ein Umgang dieſer Art iſt etwas ſo ſeltenes: daß er gar nicht in Betrachtung kommt, wenn von Geſellſchaft überhaupt und ihrem Einfluſſe auf Sittlichkeit die Rede iſt. Uiberdieß iſt der Umgang, mit einem Einzigen, der Einſamkeit nahe verwandt. Und es macht ſelbſt eine Art des Nutzens aus, den man von der Einſamkeit ziehn kann, daß man ſich um deſto mehr einer einzelnen Perſon überliefert, mit der man in Denkungsart und Geſinnung übereinſtimmt, oder durch deren höheres Verdienſt man iſt angezogen worden. Ja es entſtehen ſolche innige Freundſchaften, dergleichen nöthig ſind, wenn ein Menſch der Führer und Wächter des andern, auf dem Wege zur Tugend, ſeyn ſoll, ſehr ſelten unter Perſonen, die in einem ausgebreiteten Kreiſe des Umgangs leben, oder durch ihre Geſchäfte mit ſehr vielen Menſchen in abwechſelndem Verkehr ſtehn. Die Zerſtreuung iſt jeder innigen und tiefen Empfindung hinderlich. Und ſelbſt diejenigen Perſonen, welche einer vertrauten Freundſchaft fähig ſind, und ihnen ähnliche Männer gefunden haben, ſind doch nicht im Stande, ſich dieſen hinlänglich zu nähern und mit ihnen gleichſam zuſammen zu wachſen, wenn ſie ihre Zeit unter zu viele Perſonen theilen müſſen.

Da alſo, in dem Geſchäfts- und geſellſchaftlichen Leben der Menſchen, alles andere eher der Gegenſtand der Unterſuchung wird, als die Moralität der Handlungen; da alles das, was vor den Richterſtuhl des Gewiſſens gehört, von der

Gerichtsbarkeit der gemeinſchaftlichen Beurtheilung im Geſpräche ausgeſchloſſen iſt: ſo muß nothwendig der Menſch dieſen Zweig der Weisheit, die Kenntniß deſſen, was er als ein moraliſch guter Menſch zu thun hat, und was er, nach ſeinem bisherigen Betragen für ein Urtheil verdient, entweder gänzlich vernachläßigen, oder er muß den Mangel geſelliger Belehrungen, durch eignes, einſames Nachdenken, zu erſetzen ſuchen,

Schon Pythagoras und die älteſten Moraliſten wieſen den Menſchen dazu an, in der Stille der Nacht, auf dem einſamen Lager, jeden Tag mit einem Selbſtgeſpräche zu beſchließen, in welchem er ſich ſelbſt über das, was er während deſſelben gethan und gelaſſen hätte, zur Rechenſchaft zöge, und in die Bewegungsgründe ſeiner Handlungen eindränge.

Der Bildung moraliſch richtiger Grundſätze iſt ein durch Geſellſchaft und Geſchäfte zerſtreutes Leben, wenn es nicht durch Zeiten der Ruhe und der Eingezogenheit unterbrochen wird, auf eine von folgenden drey Arten ſchädlich: durch Gedankenloſigkeit und Frivolität; durch ein zu ſtarkes Intereſſe für Gegenſtände, die ſinnlich ſind und mit der Tugend nichts gemein haben; endlich durch die Einſtimmung in Meinungen, welche man bey einem groſſen Theile der feinern Welt angenommen findet, oder durch die Beyſpiele derſelben gerechtfertigt glaubt.

Erſtlich, der Einſame kann ſchwerlich ſo leichtſinnig, und aller Moralität vergeſſen gemacht werden, als es viele deren ſind, welche ſich den geſelligen Vergnügungen ganz widmen. Der Umgang iſt, nicht nach dem, was er ſeyn könnte, ſondern nach dem, was er iſt, — mehr eine Zerſtreuung, als eine Beſchäftigung des Geiſtes: er füllt die Zeit aus, ohne daß wir ſie eigentlich zu irgend einem beſtimmten Zwecke anwendeten. Je zahlreicher und je glänzender die Cirkel werden: deſto unbedeutender werden die Geſpräche; deſto weniger Gelegenheiten biethen ſich in denſelben dar, ſich zu unterrichten, oder ſeinen eignen Geiſt zu üben; deſto mehr wird alles darauf angelegt, die Sinne in einem angenehmen Rauſche zu erhalten, oder der Einbildungskraft eine leichte Nahrung zu geben. Bey Menſchen, welche aus dieſem Schwarme nie zu ſich ſelbſt kommen, gewöhnt ſich das Gemüth an eine ſo leichte Speiſe, und verliert theils den Geſchmack an ernſthaften Ideen und zuſammenhängenden Betrachtungen, theils die Fähigkeit, ſolche Ideen zu faſſen und ſolche Betrachtungen anzuſtellen. Die Tugend iſt aber etwas Ernſthaftes; die Kenntniß ſeiner Pflichten, und die Kenntniß ſeiner ſelbſt kann der Menſch nicht, ohne eine anhaltende Aufmerkſamkeit und ein angeſtrengtes Nachdenken, erhalten. Dieſe Gegenſtände ſtechen mit Spiel und Tanz und dem gewöhnlichen Geſchwätze der Alltags-Geſellſchaften, zu ſehr ab: als daß es ſogar leicht ſeyn könnte, von den letztern auf die erſtern überzugehen.

Zweytens, wenn aber auch die Geſellſchaft weniger frivol iſt; wenn ſie wirklich den Geiſt durch ein ſtarkes Intereſſe in Thätigkeit erhält; und ſein Nachdenken zu Betrachtungen auffordert: ſo ſind es doch immer nur die Gegenſtände des Ehrgeizes, oder des Eigennutzes, welche dieſes Intereſſe erregen; es iſt immer Politik und Handel, oder Land- und Haus-Wirthſchaft, — es ſind die Neuigkeiten, oder die Vergnügungen des Tages, welche für dieſe Betrachtungen den Stoff liefern. Durch die Geſellſchaft wird man immer mehr, in die Händel der Welt, verflochten. Der jetzige Augenblick, die gegenwärtige Conjunktur, ein Gewinnſt, der uns eben lockt, oder ein Verluſt, der uns droht, ein offenſtehendes Amt, nach welchem wir trachten, oder in welches wir einen unſerer Günſtlinge bringen wollen: kurz das Gegenwärtige, das Sinnliche, das Aeußere iſt es, was die allzugeſelligen Weltleute unaufhörlich beſchäftigt; es bekommt alſo auch eine größere Gewalt über ihr Gemüth und beherrſcht zuletzt daſſelbe unumſchränkt.

Die Urſache iſt doppelt. Einmahl im geſellſchaftlichen Leben werden wir erſt recht gewahr, was Reichthum und Rang bedeuten, und welche Vortheile ſie gewähren. Der Einſame kann ihrer entbehren, ohne daß es ihm ſehr unangenehme

Empfindungen verurſachte, wenn er nur nicht an dem Nothwendigen Mangel leidet. Aber im Umgange mit der Welt kommen die Gelegenheiten alle Augenblicke vor, wo der Aermere und Geringere ſich entweder gewiſſer Annehmlichkeiten beraubt, oder gewiſſen Demüthigungen ausgeſetzt ſieht. Kein Wunder alſo, daß man in der Geſellſchaft Reichthum und Macht noch mehr ſchätzen lernt; daß die Neigungen, welche dieſe beyden Güter natürlicher Weiſe erregen, dort zu heftigen Leidenſchaften angeflammt werden. Gegen ſolche nun kann das ſanftere Intereſſe der Moralität den Streit nicht aushalten.

Dazu kommt zweytens, daß wir im Umgange mit der Welt das allgemeine Dichten und Trachten der Menſchen, nach Erlangung dieſer beyden Scheingüter, gewahr werden. Wir ſehen es da mit Augen, wie die ganze Geſchäftigkeit der Welt ſich um dieſen Mittelpunct kehrt. Der Stolze vergißt ſeine Hoheit, kriecht und ſchmeichelt; der Weiſe wird ſeinen Grundſätzen ungetreu; der Witz, der Fleiß, die Gelehrſamkeit, die Intrige: alles wird aufgebothen, um das über alles geſchätzte Metall zu erhalten, oder um ſich über ſeine Mitbürger durch äußere Ehrenzeichen zu erheben. Wer dieß alles in ſeiner Einſamkeit nur aus der Ferne ſieht, oder aus Büchern kennt, wird davon nur ſchwach gerührt: und die gegenſeitigen Betrachtungen, von der Richtigkeit des Reichthums und der

Hoheit, und von der Wahrheit und Wichtigkeit der Güter, welche in der Weisheit und Tugend, — welche in der Wiſſenſchaft, dem Genuſſe der Natur und der Freundſchaft liegen, behalten einige Gewalt über ſein Gemüth. Aber wenn man mitten in dem Gedränge iſt: ſo wird man von dem Strome derer, die alle nach einem Ziele laufen, mit fortgeriſſen. Die allgemeine Krankheit ſteckt an: das allgemeine Beyſpiel rechtfertiget. „Ich unbedeutender Erdenſohn, ſollte das klein und verächtlich finden, was die erſten und größten Männer meiner Nation mit ſo raſtloſer Begierde verfolgen?“ Die Lehren der Weisheit ſcheinen uns dann eine überſpannte Schwärmerey, oder eine unausführbare Speculation, da ſie der allgemeinen Praxis ſo ſchnurſtracks widerſprechen.

Durch dieſen doppelten Einfluß alſo, den Einfluß der Sache ſelbſt und den der öffentlichen Meinung; — dadurch, daß Reichthum und Macht im geſellſchaftlichen Leben wirklich größere Vortheile, als im einſamen, gewähren, und dadurch, daß ihr Werth dort von ſo vielen Stimmen geprieſen, und noch weit mehr durch die Handlungen ſo vieler beſtätiget wird, wächſt unſre Anhänglichkeit an dieſelben. Und da die Begierden nach Geld und Anſehn ſo oft, mit den Grundſätzen des Rechts und der Tugend, in Colliſion gerathen: ſo verdunkeln ſie auch die natürliche Achtung, welche, für dieſe Grundſätze, in dem Gemüthe vorhanden geweſen.

Doch in einem ausgebreiteten Umgange mit der Welt, finden wir nicht bloß Zerſtreuungen, welche uns der Moral vergeſſend machen; noch werden wir bloß in Beſtrebungen verwickelt, welche uns von ihr abziehen: ſondern wir werden auch unmittelbar verſucht, unmoraliſche Grundſätze für die richtigen, und Tugend und Pflicht für Hirngeſpinſte zu halten. Niemand iſt mehr dieſer Gefahr ausgeſetzt, als die vornehme und reiche Jugend, wenn ſie zu zeitig in die große Welt eingeführt, und zur Theilnahme an allen ihren Vergnügungen zugelaſſen wird. Um ſie verſammeln ſich die Verführer, weil ſie von ihr Vortheil ziehen wollen. Sie wird von den Leichtſinnigen aufgeſucht, weil ſie neue Genoſſen und Beförderer ihrer Ausſchweifungen anwerben wollen. Die unerfahrne Unſchuld ſcheint vorzüglich von dem Laſter zum Ziele ſeiner Angriffe gewählt zu werden. Und da in dieſer großen Welt das Laſter oft, mit allem Glanze der Artigkeit des Luxus und des guten Geſchmacks, bekleidet iſt; da es von allen Vortheilen des Standes und Vermögens unterſtützt wird: ſo findet es hier, bey einen dagegen noch nicht gewaffneten Herzen, nur zu leichten Eingang. In einem geſitteten Lande gibt es kaum irgend einen Menſchen, dem, bey ſeiner erſten Erziehung, nicht einige Grundſätze der Reli-

[illegible] und Sittlichkeit beygebracht worden wären. Kein Vater erzieht doch gefliſſentlich ſeinen Sohn zum Laſter. Nur wenige laſſen es an allem Unterrichte, der zur Tugend führt, fehlen. Dieſe frühen Eindrücke mögen noch ſo ſchwach und unvollkommen ſeyn: ſo behalten ſie doch einige Gewalt über das Gemüth, wenn ſie nicht durch nachfolgende weit ſtärkere ausgelöſcht werden. In einem häuslichen und ſtillen Leben kommen ſolche Eindrücke nicht um; der Menſch bleibt alſo dann ſo, wie ihn die erſte Erziehung gemodelt hat. Selten wird ein Menſch mit ſo verkehrten Neigungen gebohren: daß die bloße natürliche Entwickelung derſelben ihn dahin brächte, allem dem Hohn zu ſprechen, was ihm von Jugend auf, als ehrwürdig und heilig, eingeprägt worden war. In dem eingeſchränkten Privatleben geſchehen zwar Ungerechtigkeiten genug: aber die Grundſätze des Rechts werden doch unangetaſtet gelaſſen. Dem Laſter wird gefröhnt, und der Tugend gehuldiget. Aber wenn die Menſchen auf einen höhern Standpunct treten; wenn ſie in den Strudel des großen Weltverkehrs hineingezogen werden: ſo ſind ſie ſehr in Gefahr, jene ſchwache Schutzwehr ihrer Tugend, die Erinnerung an die Vorſchriften ihrer Aeltern und Lehrer, zu verlieren.

Nur in der großen Welt, wo Müßiggang, Reichthum und deſpotiſcher Stolz, beſonders junge Leute, geneigt macht, ſich über alles hinwegzuſetzen, und ſie, ſowohl auf neue Wollüſte, als auf neue

Rechtfertigungs-Gründe ihrer Lüſte finden läßt; — nur hier findet man die eigentlichen Prediger der Unſittlichkeit; nur hier wird eine Theorie für das Laſter erſonnen. Was ſelbſt der ſchlechteſte Menſch in der Einſamkeit, und ſeinem Freunde in einem vertrauten Geſpräche, zu ſagen ſich nicht getrauet: das wird in einer Geſellſchaft unſittlicher Menſchen, bey einer lärmenden Fröhlichkeit, in den dem Bacchus oder der Venus gewidmeten Orgien, ohne Scheu vorgebracht und ohne Mißfallen angehört.

In Abſicht dieſes erſten Puncts, der Bildung und Aufrechterhaltung moraliſcher Grundſätze, hat alſo die Einſamkeit unſtreitig ihre eigne Vorzüge, und ihren entſchiednen Werth. Der Freund der Tugend wird es durchaus nothwendig finden, zuweilen mit ſich ſelbſt darüber zu ſprechen, wovon man weder auf dem Markte, im Senat und in der Gerichtsſtube, noch an den Tafeln der Großen und in den Zuſammenkünften der witzigen Köpfe, reden hört; und worüber es, ſelbſt mit einem Freunde, ſo ſchwer iſt, ohne alle Zurückhaltung zu ſprechen: ich meine über ſeine eigne Aufführung, über die Bewegungsgründe, die ihn bey derſelben beſeelt haben, über die Neigungen, die in ihm aufgeſtiegen ſind; und kurz über alle die Geheimniſſe ſeines Herzens und Lebens, aus welchen erhellt, theils, was er ſelbſt vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens für ein Urtheil verdiene, theils, was er noch künftig thun oder laſſen müſſe, um ſich das Zeugniß, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn, geben zu können. Der Menſch gemeiner Art, deſſen ſittliches Gefühl weniger fein iſt, oder der zwiſchen guten und böſen Neigungen hin und her ſchwankt, wird durch die Einſamkeit zwar nicht verbeſſert: aber er wird vor Verſchlimmerungen leichter bewahrt.

Ich muß indeß noch hinzuſetzen, daß, auch zu jenen nützlichen Selbſtbetrachtungen, eine Abwechſelung geſelliger Thätigkeit mit einſamer Sammlung des Gemüths, vortheilhafter iſt, als ein immerwährend einſiedleriſches Leben. Wenn die Tage eines Menſchen in zu großer Einförmigkeit verfließen, und durch zu wenige bedeutende Vorfälle und Handlungen ausgezeichnet werden: ſo bekommt er zu wenig Antrieb und Reitz, über ſich ſelbſt, ſein Leben und ſeine Aufführung ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Das, was er thut und läßt, kommt ihm dann ſelbſt klein, und eines großen Studiums unwürdig vor. Seine Fehler ſcheinen ihm ſehr verzeihlich, denn ſie haben keine große Folgen. Seine Tugend ſcheint ihm ſicher: denn ſie hat nicht nöthig, ſich gegen große Verſuchungen zum voraus zu waffnen. Die gewiſſe Erſchlaffung und Trägheit des Gemüths, welche ſich bey einem einſamen Leben ſo oft einzuſtellen pflegt, kommt noch hinzu. Daher geſchieht es, daß diejenigen Menſchen, welche die meiſte Muße haben über ſich ſelbſt nachzudenken und an ihrer Beſſerung zu arbeiten, die, welche weder durch Geſchäfte noch

Umgang abgehalten werden, in ihr Inneres hinabzuſteigen, und die geheimſten Falten ihres Herzens zu erforſchen, doch oft am gedankenloſeſten ihr Leben zubringen, und bloß durch Gewohnheit und Eigenſinn, nicht durch Grundſätze und Selbſtkenntniß, regiert werden. Wer aber, mit dem edlen Triebe nach moraliſcher Vollkommenheit, auf dem Schauplatze der Welt auftritt, in wichtige Angelegenheiten verflochten wird, oder im geſellſchaftlichen Umgange auf viele, oder auf bedeutende Menſchen zu wirken hat: dem wird unmöglich der Unterſchied des Guten und Böſen, des höhern oder geringern Grades der Vollkommenheit, in ſeinem eignen Betragen unwichtig vorkommen können. Er wird, durch die Abwechſelungen ſeines Lebens ſelbſt und durch die Mannigfaltigkeit der Vorfälle, auch auf den Antheil, welchen er daran gehabt hat, aufmerkſamer gemacht. Er kann ſich über ſein Verdienſt, wenn ihm einiges dabey gebührt, mehr freuen: denn er hat Nutzen dadurch geſtiftet. Er hat mehr Urſache ſich über ſeine Vergehungen zu betrüben: denn ſie ſind von ſchädlicherem Einfluſſe geweſen. Wenn er ſich alſo von Zeit zu Zeit in die Einſamkeit freywillig zurückzieht, oder durch Zufall zuweilen, von einem geräuſchvollern Leben in ein ſtilleres, verſetzt wird: ſo kann er dieſe Zeiten der Muße weit mehr zu ſeiner Beſſerung nutzen. Er hat weit mehr Gegenſtände, mehr Thatſachen, worüber er nachdenken kann. Er hat größere Aufforderungen, ſich ſcharf zu beobachten, und ſich durchdachte Vorſchriften für ſeinen Wandel zu geben. Daher ſind in der That die wahren Helden der Tugend, die Mark Aurele, die Catonen und ihres Gleichen, vornehmlich unter denjenigen erſchienen, welche philoſophiſche Einſamkeit und tiefes Nachdenken, mit großer Geſchäftigkeit und mit einem weitläuftigen Verkehr mit Menſchen aller Art, verbunden haben. Nur auf ſtürmiſchen Meeren werden große Seeleute gebildet. Aber auf der Reiſe und mitten im Sturme lernte Cook nicht die aſtronomiſchen und geographiſchen Kenntniſſe, ohne welche er weder zu jenen Seereiſen vorbereitet geweſen wäre, noch die darauf gemachten Erfahrungen hätte nutzen können. Große Tugenden und große Laſter ausüben ſehen, von ſtarken Leidenſchaften in Bewegung geſetzt werden, ſelbſt großen Verſuchungen zum Unrechthandeln, ausgeſetzt ſeyn, — aber dafür auch Gelegenheit haben, dem menſchlichen Geſchlechte wichtige Dienſte zu leiſten: dieß iſt die Lage, in welcher ein Mann von edlen moraliſchen Anlagen, wenn er zu einer hohen Vollkommenheit gelangen ſoll, ſich befinden muß.

Unſere moraliſchen, ſo wie unſere phyſiſchen Kenntniſſe werden durch Erfahrungen und durch Verſuche vermehrt. Die, welche wir ſelbſt anſtellen, ſind immer von größerem Nutzen zu unſerer Belehrung, als die, welche wir uns von andern erzählen laſſen. Der Anblick groſſer und die Einne rührender Natur-Erſcheinungen weckt die Wißbegierde ſtärker, als der Anblick des alltäglichen Laufs der Natur. Auf gleiche Weiſe wird unſere Kenntniß der moraliſchen Natur bey weitem nicht ſo ſehr befördert, wenn die Philoſophie uns dieſe Natur zergliedert, und die Geſchichte uns die Beyſpiele dazu aus vergangenen Zeitaltern liefert: als wenn wir die gegenwärtigen Menſchen in den Augenblicken ſtudiren, in welchen ſich ihre Thätigkeit am lebhafteſten äußert. Wir bekommen weniger Aufſchlüſſe, über die beym Menſchen mögliche Erhabenheit und Verderbniß, wenn wir mit einer kleinen Anzahl unbeſcholtener, aber gewöhnlich guter Gewerbsleute leben, als wenn wir eine große Mannigfaltigkeit vortrefflicher, oder abſcheulicher Charaktere ſich, in Angelegenheiten der Politik und der Staatsregierung, vor unſerm Auge entfalten ſehen. — Die Bewegungen unſers eignen Herzens werden uns bemerkbarer, wenn ſie von großen Gegenſtänden gereizt werden, als wenn ſie ſelbſt klein ſind und aus kleinen Veranlaſſungen entſtehn. Eine fehlerhafte Neigung kann lange in unſerm Herzen verborgen bleiben, wenn in einem einförmigen Leben ſich keine Gelegenheit darbiethet ſie zu äußern. In einem ausgebreiteten Verkehr mit der Welt werden alle dieſe Geheimniſſe des Herzens aufgedeckt. Der Verſucher findet auch zu den verborgenſten Schwächen desſelben Zutritt. Und eben indem der gute Menſch dort zuweilen veranlaſſet wird, ſchweder zu sündigen, bekömmt er auch mehr Gelegenheit, sich nach und nach von aller Unſittlichkeit zu reinigen. Wenn er in der Stadt, am Hofe, in angeſehenen Staatsämtern, bey ausgebreiteten Geſchäften größere Fehler begeht, als er ſie auf ſeinem ländlichen Wohnſitze, bloß mit ſeinen Freunden und Nachbarn umgeben, und mit ſeiner Hauswirthſchaft beſchäftiget, begangen haben würde; wenn dort ſeine Fehler größeres Unheil ſtiften, und ihm ſelbſt mehr Nachtheil zuziehen: ſo lernt er doch auch dort beſſer erkennen, wie die Aufführung eines Menſchen beſchaffen ſeyn müſſe, wofern ſie allen moraliſchen Verhältniſſen ein Genüge thun ſolle, und durch welche Züge ſeines Charakters er dieſem Muſter ähnlich ſey, oder von ihm abweiche. Mit einem Worte, das Moral-Syſtem, welches ein, von der Natur mit Verſtand und ſittlichem Gefühle ausgerüſteter, Mann, in der Welt und im Umgange mit Menſchen ſich bildet, die Selbſterkenntniß, zu welcher er hier gelangt, und die Regeln, welche er ſich hier für ſeine Aufführung abſtrahirt, ſind von einer ganz andern Vollſtändigkeit und praktiſchen Brauchbarkeit, als ſie, durch einſames Studium und durch immerwährende Selbſtbetrachtungen, in einem wenig beſchäftigten und wenig abwechſelnden Leben geworden ſeyn würden.

Wir ſehen alſo hieraus, was uns erlaubt ſeyn würde zu wünſchen, wenn unſere Schickſale von uns abhingen; und was uns gebothen iſt zu thun, unſere Schickſale mögen ſeyn, welche ſie wollen. Nicht bloß der Ehrgeitz und der Hang zum Vergnügen, ſondern auch die Liebe zur moraliſchen Vollkommenheit kann dem Menſchen den Wunſch ablocken, aus der Dunkelheit eines niedrigen Standes ans Licht, und aus der Abgeſchiedenheit einer zu eingeſchränkten Lage in den Umgang mit der Welt verſetzt zu werden. Vorausgeſetzt, daß die Natur in ihm den doppelten Grund gelegt habe, auf welchem alles Gute und Vortreffliche im Menſchen gebaut iſt; — vorausgeſetzt, daß er die Gabe zu Denken und Gefühl für das moraliſche Schöne beſitze: ſo wird er eben ſo ſehr in der Ausbildung ſeines Charakters, als in der Ausbildung ſeines Geiſtes, die glücklichſten Fortſchritte machen, wenn in ſeinem Leben Geſellſchaft mit Einſamkeit, Geräuſch mit Stille, Zeiten der Geſchäftigkeit mit Zeiten der Muße, die Vergnügungen eines geſchmackvollen Luxus mit dem einfachen Genuſſe der Natur und der Freundſchaft abwechſeln.

Dieſen Umgang mit der Welt und dieſe Einmiſchung in ihre wichtigern Geſchäfte, kann der Menſch ſich nicht ſelbſt verſchaffen. Aber weit leichter iſt es, ſich von ihr abzuſondern; und faſt immer iſt es dem Menſchen möglich, ſich von Zeit zu Zeit in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Und dieß iſt in der That die Pflicht, die jedem Menſchen obliegt, ſeine Lage mag ſeyn, welche ſie wolle; dieß iſt eine unerläßliche Bedingung, ohne welche die glücklichſten Anlagen zur Sittlichkeit nie zu einem vollkommenen Charakter ſich ausbilden werden. Wer immer auf der Schaubühne ſteht, kann ſeine Rollen nicht vortrefflich ſpielen: denn er kann ſie nicht lernen. Er wird ſie entweder vernachläſſigen; oder er wird ſich mit einer mechaniſchen Fertigkeit begnügen müſſen. Die Geſellſchaft und die Geſchäfte mögen noch ſo viel Stoff zur moraliſchen Belehrung geben: ſo ſind doch Muße, Nachdenken und Einſamkeit durchaus nothwendig, um dieſen Stoff zu bearbeiten. An je zartern Fäden die moraliſchen Verhältniſſe hängen: um deſto weniger iſt es möglich, die Erſcheinungen, die uns in Abſicht derſelben belehren ſollen, in eben dem Getümmel, in welchem ſie uns zuerſt vorgekommen ſind, zu zergliedern, und zu praktiſchen Folgerungen anzuwenden.

In der That iſt auch gemeiniglich, mit einem edlern Geiſte und mit einem empfindlichern Gewiſſen, eine Abneigung vor immerwährender Zerſtreuung verbunden. So wie der Dichter und Weltweiſe, ſo liebt der Freund der Tugend und der Religion von ſelbſt die ſtillen Fluren des Frühlings, oder ſein einſames Kabinet: weil er hier, für ſeine eigene ſittliche Natur, einen von allem fremden Einfluſſe entfernten Spielraum findet. Aber wenn auch, in den Zeiten der Jugend, der Geſundheit und des Glücks, der gute Menſch an der Geſellſchaft und dem Geräuſche unaufhörlich Geſchmack, und ſeine Kräfte dazu hinreichend findet; wenn ihn kein eigner Trieb anlockt, den Umgang mit ſich ſelbſt zuweilen jedem andern Vergnügen vorzuziehn: ſo muß das Geboth der Vernunft die Stelle des Triebes erſetzen; und er muß dasjenige aus Pflicht thun, was er nicht aus Neigung thun würde. Ja wenn die Abneigung vor der Einſamkeit bey einem, mit Geſellſchaft oder Geſchäften überhäuften Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad ſteigt: ſo iſt dieß ſchon an ſich ein übles Zeichen von der Beſchaffenheit ſeines Innern, wodurch er doppelt zu einer ſtrengen Selbſtprüfung aufgefordert wird. Er kann vermuthen, daß er entweder, wegen geheimer Verſchuldungen, die Vorwürfe ſeines Gewiſſens fürchtet, und dieſe dadurch zu unterdrücken ſucht, indem er ununterbrochen ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände, die außer ihm ſind, heftet; oder er muß befürchten, daß die Sinnlichkeit bey ihm die Herrſchaft über die Vernunft zu erhalten anfängt, und daß ſeine beſten und edelſten Kräfte die Fertigkeit verlieren, auf eine von Menſchen und Dingen unabhängige Weiſe, thätig zu ſeyn, — ein Verluſt, wodurch unſtreitig auch ſein moraliſcher Charakter leiden würde.

Der gute Ruf, in welchem von je her das Landleben bey den Moraliſten geſtanden hat, kommt nicht ſo wohl von denjenigen Perſonen her, die ihren beſtändigen Wohnſitz und ihre Geſchäfte auf dem Lande haben, als von denen, die ſich aus der Stadt und aus dem Geſchäft-Leben aufs Land zurückziehn, um der Muße und der Einſamkeit zu genießen. Jene, die Bewohner des Landes, werden vielleicht vor gewiſſen Laſtern bewahrt: aber ſie ſind dafür auch wieder andern Verſuchungen ausgeſetzt, und vieler Hülfsmittel ſich auszubilden beraubt. Dieſe hingegen, die Beſucher des Landes, welche hier von den Beſtrebungen des Ehrgeizes, oder den Zerſtreuungen der Sinnlichkeit ausruhen, die, welche glänzendern Vergnügungen, und mit einem ſtärkern Intereſſe feſſelnden Geſchäften auf eine Zeitlang entſagen, um der Natur und ihrer ſelbſt zu genießen: dieſe zeigen dadurch, zuerſt, daß in ihnen ein Trieb vorhanden iſt, der noch nach andern Endzwecken, als Ehre, Gewinn und Vergnügen, ſtrebt; und daß ſie an denjenigen Betrachtungen, die in der Einſamkeit am erſten zu entſtehen pflegen, und die darin am leichteſten unterhalten werden können, das iſt, den moraliſchen, Geſchmack finden. Dieſe ſind es auch, zweytens, welche, wenn ſie ihre ländliche Einſamkeit gehörig gebrauchen, dadurch wirklich im Guten geſtärkt und in Abſicht ihres moraliſchen Charakters vervollkommnet werden. Cicero auf ſeinem Tuſculanum, Friedrich in Sansſouci ſind deßwegen ſo intereſſante Perſonen: weil wir ſie, die mit der Regierung großer Reiche beſchäftiget waren, und denen alles Angenehme, welches die Welt und die Geſellſchaft geben kann, zu Gebothe ſtand, dort der Belehrung und Beſſerung ihres Geiſtes, als noch höhern und wünſchungs würdigen Gütern, obliegen ſehen.

Zweyte Abtheilung.

Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft, inſofern ſie entweder zu gewiſſen Handlungen die Gelegenheit darbiethen, oder zu gewiſſen Gewohnheiten den Grund legen.

Dieſer Einfluß zeigt ſich am deutlichſten, wenn man die verſchiednen Arten der Tugenden durchgeht. Die allgemeinen Betrachtungen ſchränken ſich, ſo wie ſich die Sache meinem Nachdenken darſtellt, auf folgende drey ein.

Erſtlich. Wenn man die Einſamkeit und die Geſellſchaft unter dem Geſichtspuncte betrachtet, inſofern ſie Gelegenheiten ſind Gutes, oder Böſes zu thun, und der Menſch oft in der Gelegenheit auch eine Triebfeder findet, ſo, oder anders zu handeln: ſo ſcheint der moraliſche Einfluß der Einſamkeit null, der Einfluß der Geſellſchaft ſtark, aber nach beyden Seiten gerichtet, und nach Umſtänden, zur Tugend und zum Laſter gleich wirkſam zu ſeyn.

Auf andre Menſchen zu wirken, das iſt die natürliche Sphäre der Thätigkeit des Menſchen. Nur dadurch vornehmlich kann er Tugend ausüben, daß er andre glücklicher macht, oder vor Unglück und Schaden bewahrt: nur in Handlungen, welche das Wohl der Geſellſchaft ſtören, zeigt ſich Bosheit und Laſter. Keines von beyden iſt demjenigen möglich, welcher in einer völligen Abſonderung von den Menſchen lebt. Sein Naturell kann bösartig, ſeine Leidenſchaften können von der haſſenden Art ſeyn: aber ſeine Handlungen ſind unſchädlich. Er übt ſich wenigſtens nicht im Böſes-Thun; ſein Eigennutz kommt nicht in Widerſpruch mit dem Nutzen andrer. Seine Eiferſucht und ſeine Rachſucht werden nicht erregt. Ein gelungner Betrug reitzt ihn nicht, neue Betrügereyen zu verſuchen. Der Löwe ſchläft, oder wird wenigſtens abgehalten, Blut zu koſten und dadurch noch grauſamer zu werden. Aber nie wird auch in dieſer Einſamkeit, das Herz von menſchenfreundlichen Empfindungen warm. Die Liebe kann ſich nicht für andre aufopfern, die Großmuth kann nicht verzeihn, die Aufrichtigkeit kann ſich niemanden eröffnen. Der böſe Menſch gewinnt etwas, in Abſicht ſeines Charakters wenn er gezwungen wird, unthätig zu ſeyn. Deßwegen werden Verbrecher, die mehr verführt als von Natur Böſewichter ſind, zuweilen durch die Stille und die Einſamkeit des Gefängniſſes gebeſſert. Aber der gute Menſch verliert, wenn es ihm an Gelegenheit zu handeln fehlt. Auf ſich ſelbſt eingeſchränkt, kann er nur Gutes denken. Aber gar viel anders werden die moraliſchen Principien geſtärkt, wenn ſie ſich in gemeinnützigen Unternehmungen äußern; wenn mannigfaltige Pflichten dem Menſchen aufgelegt ſind, und häufige Aufopferungen von ihm gefordert werden, aber ihm auch die Belohnung zu Theile wird, ſich des geſtifteten Guten bewußt zu ſeyn.

So wie die Stufen von der einſiedleriſchen Abgezogenheit, bis zu derjenigen ausgebreiteten Verbindung mit der Welt, in welche die Regierer der Staaten, durch ihre Geſchäfte und durch ihre Lebensart, geſetzt werden, fortgehn: ſo erweitert ſich auch ſtufenweiſe der Wirkungskreis der Menſchen. Die Verbindungen, welche durch Aemter und Geſchäfte geſtiftet werden, machen ohne Zweifel den eigentlichen Kampfplatz und die Schule der größten Tugenden aus. Hier iſt es vornehmlich, wo die Redlichkeit auf die Probe geſtellt wird, wo gemeinnütziger Fleiß Statt findet, wo Gehorſam gegen die Geſetze und die Liebe des Vaterlandes ſich zeigen kann, wo mit einem Worte die Pflicht in aller ihrer Strenge ihre Forderungen thut, und mit dem Eigennutze oder der Gemächlichkeit, und dem Hange zum Vergnügen einen immerwährenden Kampf beginnt. Aber auch der bloße Umgang, ob er gleich nur kleinere Pflichten auflegt, und nur ſelten Veranlaſſungen zu großen Thaten gibt, iſt doch nicht leer von Uibungen menſchenfreundlicher, oder bösartiger Leidenſchaften. Auch die bloße Bemühung, andern Menſchen Vergnügen zu machen, iſt keine für die Moralität gleichgiltige Beſchäftigung. Das Herz, welches ſich öfter zur Vertraulichkeit öffnet, wird doch ſanfter und liebreicher, als das, welches, aus Mangel des Umgangs, immer verſchloſſen bleibt.

Vornehmlich aber wird in einem ausgebreiteten Umgange die Selbſtbeherrſchung geübt, die ſelbſt eine Tugend, und die Mutter vieler andern iſt. Unmöglich können Menſchen, von verſchiedener Denkungsart und ungleichartigen Neigungen, nur friedlich bey einander ſeyn, noch weniger kann einer in des andern Geſellſchaft auf die Länge Vergnügen finden; wenn nicht jeder etwas von ſeinen Eigenheiten aufopfert, und den allgemeinen Willen dem ſeinigen vorzieht. Einer je größeren Anzahl von Menſchen man zu gefallen ſucht: deſto mehr Gewalt muß man ſich anthun; deſto mehr Herrſchaft erlangt man alſo über ſich ſelbſt. Zwar dringt dieſe Herrſchaft nicht immer ſehr tief; zwar *verbirgt* ſie oft nur die den andern mißfälligen Neigungen, anſtatt ſie zu *unterdrücken*; zwar artet ſie bisweilen in Verſtellung aus, die, unter der Decke der Freundlichkeit, gehäßige Abſichten deſto eifriger verfolgt. Indeß bleibt es doch ein Mittel, unmoraliſche Züge des Charakters zu verbeſſern, wenn man die Ausbrüche derſelben verhüthet: und ein äußeres Betragen, das Menſchenfreundlichkeit und

Anſtand ausdrückt, wirkt, wenn es fortgeſetzt wird, eben ſo gewiß auf das Gemüth, ihm liebreiche Geſinnungen einzuflößen, oder ihm eine gewiſſe Würde mitzutheilen: wie das Lachen, zu welchem ſich der Traurige, unter einer muntern Geſellſchaft, zuerſt nur aus Gefälligkeit zwang, zuletzt ihn wirklich erheitern kann. Und geſetzt, die Aufopferungen, welche die Geſellſchaft verlangt, ſind nicht die unſerer Neigungen ſelbſt, ſondern nur ſolcher Aeußerungen derſelben, die andern mißfallen: ſo iſt doch auch dazu Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, Stärke des Willens, die Uiberwindung eines Hanges durch ein vernünftiges Princip nöthig; — Eigenſchaften, oder Operationen, die bey der Befolgung der ſittlichen Geſetze unentbehrlich ſind.

Auf der andern Seite iſt die Geſellſchaft der Boden, in welchem der Samen übelartiger Neigungen die ihm angemeſſenſte Nahrung findet. In den Geſchäften ſind die Vortheile, im Umgange iſt die Eitelkeit der Menſchen einander entgegengeſetzt. Was man, an ſich ſelbſt betrachtet, verabſcheut, dazu iſt man doch gegen Feinde oder Rivalen fähig: und beyde findet man faſt unſtreitig, in einer ausgebreiteten Empfindung mit Menſchen. Der eine Menſch iſt uns zuwider, weil er uns ſo unähnlich iſt; ein andrer drückt uns, weil er zu ſehr über uns hervorragt; ein dritter bringt uns auf, weil er uns wirklich beleidigt, oder kränkt. Wer ſeine Geſellſchafter ſorgfältig wählt und ihre Anzahl beſchränkt, kann ſich mit Menſchen umgeben, die ſo zu ihm paſſen: daß es ihm natürlich iſt ſie zu lieben, oder daß er doch wenigſtens nicht zum Haſſe gegen ſie gereizt wird. Wer aber auf dem großen Theater der Welt lebt; und wem ſich eine Menge nicht gewählter Geſellſchafter aufdringen: der findet gewiß unter dem Haufen ſeine Antipoden; er findet Leute, die den Unwillen und den Haß, die ſie ihm einflößen, zu rechtfertigen ſcheinen; er findet ſolche, die es recht darauf anlegen, ihn menſchenfeindlich zu machen. Wie weit kann nicht eine Anlage zum Böſen gedeihen, wenn ſie, durch ſolche Aufforderungen und Entſchuldigungsgründe, in ihrer Entwickelung befördert wird!

Man kann alſo in dieſer Rückſicht ſagen, daß die einſam lebenden Menſchen gemeiniglich unſchuldiger, aber verdienſtloſer ſind; daß aber die vortrefflichen, oder die verabſcheuungswürdigen Charaktere, durch das geſellſchaftliche Leben ausgebildet werden.

Zweytens, die Geſellſchaft gibt uns nicht nur die Gelegenheit Tugenden auszuüben, zu welchen wir in der Einſamkeit, bloß den guten Willen haben können: ſondern ſie läßt uns auch durch Erfahrung, die Nothwendigkeit gewiſſer Tugenden ſo augenſcheinlich einſehen, daß wir weit ſtärker, als bey einer einſamern Lebensart, angetrieben werden, ſie uns zu eigen zu machen. Ich rechne unter ſolche Tugenden, die uns der Umgang mit Menſchen angewöhnen kann, weil er uns ihre Unentbehrlichkeit lehrt, im Umgange des Geſchäftslebens, das Worthalten, — im Umgange der Freundſchaft und des Vergnügens, die Verſchwiegenheit. Auch Menſchen, deren Vernunft weniger ausgebildet, und die mit ihrer ſittlichen Verbeſſerung weniger beſchäftiget ſind, als andre, lernen doch nach und nach ſo handeln, wie es die Verhältniſſe, in denen ſie leben, durchaus erfordern, wenn ſie ſich mit Ehre darin aufrecht erhalten und die Vortheile ihrer Lage genießen wollen. Wer, über Mein und Dein, mit vielen Menſchen Verträge zu ſchließen hat, und davon ſeinen Unterhalt, oder ſeinen Gewinnſt erwartet, ſieht gar bald ein, daß er vor allen Dingen ſeinen Credit zu erhalten ſuchen müſſe; und daß Credit, ohne Treu und Glauben von ſeiner Seite, nicht möglich ſey. Wer ſich in vielen Familien, zwiſchen denen Eiferſucht und Mißhelligkeit, wenigſtens keine Vertraulichkeit und Liebe herrſchen, als Hausfreund erhalten will; wird eben ſo bald gewahr, daß er jeder Familie die Sicherheit verſchaffen müſſe, keine ihrer Schwächen, ihrer Heimlichkeiten, oder auch ihrer Frivolitäten durch ihn der Neugierde des Publicums Preis gegeben zu ſehen.

Aus dieſer Quelle iſt das entſtanden, was man das Geſetzbuch der Ehre nennt, welches größtentheils Regeln ſind, welche die, am meiſten in Geſellſchaft lebenden, höhern Stände, durch die

Erfahrung belehret, als nothwendig zur Aufrechterhaltung der Geſelligkeit, unter ſich feſtgeſetzt haben. Wenn ſie darin manchen Tugenden einen höhern Werth beygelegt haben, als ſie verdienen; wenn ſie manches Vorurtheil zum Geſetz erhoben haben: ſo iſt es deßwegen geſchehen, weil ſie die Vergnügungen des Umgangs, und einen gewiſſen Anſtand bey demſelben, übermäßig hochgeſchätzt; und weil ſie jene Tugenden für unentbehrlich zum Genuſſe dieſer Vergnügungen, jene Vorurtheile, als Stützen dieſes Anſtandes betrachtet haben. Da ſie das Spiel zu einem der vornehmſten geſelligen Zeitvertreibe gewählt hatten: ſo haben ſie auch der Pünctlichkeit in Bezahlung der Spielſchulden, vor andern Arten des Worthaltens, die an ſich von höherer Verbindlichkeit ſind, einen Vorzug eingeräumt. Da es ihnen hauptſächlich darum zu thun war, ihre Würde, im Umgange mit ihres Gleichen, gegenſeitig zu behaupten, ſo haben ſie es gut geheiſſen, zur Vertheidigung dieſer Würde, auch das eigne Leben und das Leben andrer in Gefahr zu ſetzen. Sie haben die Behutſamkeit, andere durch kein anſtöſſiges Wort zu beleidigen, und den Muth, der ſolche Beleidigungen ahndet, als Tugenden der erſten Wichtigkeit, durch die ſtärkſten Beweggründe, die ſie in ihrer Gewalt hatten, eingeſchärft. Sie bedrohn nähmlich denjenigen, der anderer Ehre, durch ſchimpfliche Beleidigungen irgend einer Art verletzt, mit der Gefahr, zu einem

Zweykampfe herausgefordert zu werden, der ihm das Leben oder die Geſundheit koſten kann: und ſie bedrohen den, welcher einen muthwilligen Beleidiger ſeiner Ehre nicht auf dieſe Weiſe zur Rechenſchaft zieht, mit der Ausſtoßung aus ihrer Geſellſchaft.

Wenn es aber, in dieſem Geſetzbuche für die Geſelligkeit der höhern Stände, Uibertreibungen und einſeitige Vorſtellungen gibt, welche die unter dieſen Geſetzen lebenden Menſchen, von der Bahn der wahren Tugend, ableiten können: ſo läßt uns doch ſchon der Umſtand, daß es ein ſolches Geſetzbuch gibt, ſchließen, daß das geſellige Leben gewiſſe Tugenden vorzüglich empfiehlt, und zur Ausübung gewiſſer Pflichten Anleitung gibt. In der That hat der einſame, gute Mann oft weit beſſere Vorſätze, als ſeine Handlungen dann ſind, wenn er, in außerordentlichen Fällen, unter Menſchen auftreten ſoll. Es zeigt ſich alsdann, daß es ihm an Stärke der Seele, um ſeinen Vorſätzen bey Verſuchungen zum Gegentheile treu zu bleiben, — daß es ihm an praktiſcher Uibung, daß es ihm auch oft an Uiberlegung, oder an Erfahrung fehlt, um einzuſehen, wie wichtig oder unwichtig der Fehler ſey, welchen er im Begriffe iſt zu begehn. Er weiß z. B. wohl im Allgemeinen, daß Leutſeligkeit, Verträglichkeit und Verſchweigen der Geheimniſſe, geſellige Tugenden ſind. Aber er hat ſich nicht darin geübt, gleich zum Geſpräche mit jedem, der ſich an ihn wendet, fertig zu ſeyn; er iſt gegen die kleinen Unannehmlichkeiten, welche in der Geſellſchaft üble Laune erregen können, nicht abgehärtet; er iſt endlich nicht durch Erfahrung unterrichtet, welchen Schaden und Verdruß ein einziges ausgeplaudertes Wort, dem Schwätzer ſowohl, als den Perſonen, welche es betrifft, zuziehn kann.

Drittens: die größte Macht, welche die Geſellſchaft hat, Gewohnheiten zu veranlaſſen, und durch Gewohnheiten Tugend oder Laſter im Menſchen zu verſtärken, liegt im Beyſpiele, und in dem Anſteckenden einer, in gleichen Geſinnungen und Handlungen, übereinſtimmenden Menge.

Ich unterſcheide dieſe beyden Sachen; obgleich in beyden der Nachahmungs-Trieb des Menſchen geſchäftig iſt. Aber Beyſpiele werden von einzelnen Perſonen gegeben: dieſes Anſteckende hingegen, von dem ich rede, kommt von dem großen Haufen her; es iſt die Totalität der Geſellſchaft, welche daſſelbe bewirkt. Wir ahmen nach, was wir entweder für ein gutes Muſter in einer gewiſſen Gattung halten, oder was wir, aus andern Urſachen, ſehr hochſchätzen und lieben, oder was wir endlich ſehr oft vor unſern Augen wiederhohlt ſehen: aber wir machen mit, was wir den größten Theil derer, mit welchen wir einmahl in Geſellſchaft verflochten ſind, vielleicht heute zum erſten Mahle, vornehmen ſehen; nicht ſelten machen wir es wider unſere beſſere Uiberzeugung, noch öfter ohne wirklichen Geſchmack an der Sache, und faſt immer ohne ſonderliche Werthſchätzung der Perſonen, mit denen wir uns, aus geſelliger Neigung, gleich ſtellen. Die Nachahmung von Beyſpielen, geht hingegen geradezu auf eine dauerhafte Beſtimmung unſerer Art zu handeln. Das geſellige Mitmachen iſt nur dazu beſtimmt, augenblicklich etwas zu thun, was wir hernach wieder vergeſſen und bey Seite ſetzen, vielleicht gar gefliſſentlich vermeiden wollen. Indeß, wenn es oft wiederhohlt wird, ſo legt es den Grund zu eben ſo dauerhaften Gewohnheiten, und verändert endlich den Charakter eben ſo ſehr, als die abſichtliche Nachahmung gewiſſer Muſter nur immer thun kann.

Was nun das erſte, den Einfluß der eigentlichen Beyſpiele betrifft: ſo lebt zwar kein Einwohner Europäiſcher Staaten, in ſolcher Entfernung von andern Menſchen, daß er nicht von den Handlungen Vieler, auch wenn er ſie nicht mit Augen ſähe, unterrichtet würde. Er iſt alſo, auch in der Einſamkeit, von dem Einfluſſe guter und böſer Beyſpiele nicht ganz ausgeſchloſſen: weil ſeine Zeitgenoſſen wenigſtens eben ſo ſtark, und, wegen der größern Aehnlichkeit der Umſtände, gemeiniglich noch ſtärker auf ihn wirken, als die Helden der Vorwelt auf diejenigen, welche die Geſchichte ſtudiren. Auch gibt ein eingeſchränkter Umgang den wenigen Beyſpielen, welche man ſieht, eine größere Gewalt. Man wird leichter einem einzigen Menſchen ähnlich, mit dem man in ununterbrochnem Umgange ſteht, als einem von hunderten, unter deren Geſellſchaft man ſich theilt. Wen daher ſein gutes Glück, in einem eingezognen Leben, mit einem großen Manne, oder auch mit wenigen guten Menſchen, in Verbindung geſetzt hat: der genießt den vortheilhaften Einfluß der Beyſpiele, ohne Zweifel in einem viel höhern Grade, als wenn er dieſem ausgezeichneten Manne, oder dieſen guten Menſchen, bloß in der großen Welt begegnet wäre, und mit ihnen bloß, durch das loſe Band der allgemeinen Geſelligkeit, zuſammen gehangen hätte.

Indeß dieſer Fall, daß man wenige Menſchen, und doch vortreffliche Muſter zu ſehen, Gelegenheit hat, iſt ſelten. Eben ſo ſelten iſt, glücklicher Weiſe, der entgegengeſetzte, daß man im einſamen Leben, von Böſewichtern, oder von Ausſchweifenden, die zum Laſter verführen, umgeben iſt. Im Allgemeinen iſt immer die Einſamkeit derjenige Zuſtand, in welchem gute ſowohl, als böſe Beyſpiele weniger Zutritt zu dem Menſchen haben, und welcher alſo ſeinen natürlichen Charakter, gut oder ſchlecht, unveränderter erhält: die Geſellſchaft hingegen iſt diejenige Lage, worin der Menſch dem Einfluſſe fremder Sitten und Charaktere, auf ſeine eigne Sittlichkeit am meiſten ausgeſetzt iſt. Nicht nur ſtößt der, welcher mit vielen Menſchen umgeht, unter der größeren Anzahl auf mehrere, die durch Fähigkeiten, durch Geiſtesſtärke, durch ein imponirendes Aeußere, oder durch günſtige Umſtände vermögend ſind, Eindruck zu machen und zur Nachahmung zu reitzen: ſondern auch alle geſelligen Verhältniſſe und Endzwecke nöthigen ihn, das Beyſpiel derjenigen viel bey ſich gelten zu laſſen, die ein gewiſſes Uibergewicht in der Geſellſchaft erhalten haben.

Wenn dieſes Uibergewicht immer mit großen Talenten, einem tugendhaften, oder doch einem männlichen und geſetzten Charakter zuſammenhinge; wenn die Ton-Angeber in den Geſellſchaften zugleich an Verſtand, Herz, oder Sitten muſterhafte Menſchen wären: ſo würde ſich die Vervollkommnung der Menſchen, auf dem Wege der Nachahmung in der Geſellſchaft, weit ſichrer, als auf dem Wege der Betrachtung in der Einſamkeit, hoffen laſſen. Denn weit richtiger kann eine moraliſche Regel gefaßt, weit ſchneller kann ſie in Ausübung gebracht werden, wenn man ſie in den Handlungen eines Menſchen ausgedrückt ſieht, als wenn ſie bloß durch Schlüſſe aus allgemeinen Begriffen hergeleitet wird.

Aber unglücklicher Weiſe ſind die Umſtände, welche alle zuſammen kommen müſſen, um den Menſchen, ſelbſt bey einem ausgebreiteten Umgange, mit guten Muſtern bekannt zu machen, und dieſen ein gewiſſes Anſehn bey ihm zu verſchaffen, äußerſt zufällig und ungewiß. Zwey Urſachen wirken hingegen in der Geſellſchaft unaufhörlich und gewiß, ſeinen Nachahmungstrieb zu beſtimmen; die eine iſt

Reichthum, Anſehn und Macht; die andre iſt die Gunſt, in welche ſich gewiſſe Perſonen, durch ſinnliche Annehmlichkeiten, durch die Gabe Vergnügen zu machen, oft durch unnennbare Kleinigkeiten, bey der Geſellſchaft geſetzt haben.

Der junge Mann, der in die Welt eintritt, und der in demjenigen Alter iſt, worin Beyſpiele am meiſten zur Bildung des Charakters wirken können, hat ſelten Einſicht, Muth und Unabhängigkeit genug, ſich an diejenigen Männer anzuſchließen, welche wirklich geſchickt wären, ſeine Lehrer, Rathgeber und Muſter zu ſeyn. Ein doppelter Einfluß reißt ihn mit ſich fort, wovon ich, wenn es erlaubt iſt, neue Nahmen auf alte Sachen anzuwenden, den einen den ariſtokratiſchen, den andern den demokratiſchen Einfluß nennen möchte. Entweder ſchmiegt er ſich an die Großen und Begüterten an, ſtudiret und befolgt deren Neigungen und Sitten, und ſuchet ganz denen ähnlich zu werden, die er ihres Ranges, oder ihres Vermögens wegen verehret, oder von denen er ſein Glück erwartet. Oder er nimmt ſich diejenigen zum Muſter, die bey der jungen und Vergnügen ſuchenden Welt, durch ihre gute Geſtalt, ihre Luſtigkeit, durch gewiſſe kleinere Talente, der Geſellſchaft die Zeit zu vertreiben, und oft ſelbſt durch ihren Leichtſinn und ihre Ausſchweifungen, vielgeltend geworden ſind. Wer in der Geſellſchaft ſeine Unabhängigkeit nicht gegen dieſe doppelte, auf ihn eindringende Macht, zu vertheidigen weiß; der, welcher ſich entweder durch den Glanz der Hoheit, oder durch das Schmeichelhafte der Volksgunſt, verführen läßt, die Geehrten, oder die Lieblinge der Geſellſchaft ohne Einſchränkung nachzuahmen: iſt in Gefahr, durch den Einfluß der Beyſpiele, mehr verdorben als gebildet zu werden.

Doch vielleicht der ſtärkſte Einfluß, durch den die Geſellſchaft, auf den moraliſchen Charakter des in ſie eintretenden Jünglings wirkt, kommt nicht ſowohl von den Beyſpielen her, die er befolgt, als von den Sachen, die er mitmacht: ich meine von den Vergnügungen, welche in derſelben herrſchen, und an denen er Theil zu nehmen genöthiget wird. Beſonders gibt es drey Sachen, welche durch die Geſellſchaft ihren vornehmſten Reiz erhalten, oder in ihr allein genoſſen werden können, und welche zugleich dauerhafte Gewohnheiten, wodurch dem Charakter ſelbſt neue Falten gegeben werden können, veranlaſſen: dieſe drey Sachen ſind Wein, Spiel und Liebe. Keine Thorheit, beynah kein Laſter iſt dem jungen Menſchen ſo gefährlich, als Ausſchweifungen, in einem von dieſen drey Arten des Genuſſes. Die meiſten von denen, welche wir in ihrem Alter, an ihrem Vermögen, an ihrer Geſundheit, oder an ihrem guten Nahmen zu Grunde gerichtet ſehen, legten den Grund dazu, indem ſie ſich in ihrer Jugend dem Trunke, der Spielſucht, oder der Wolluſt ergaben, und darüber die Regeln der Klugheit und Sittlichkeit, die Pflichten ihres Berufs, oder die Geſchäfte ihres Gewerbes vernachläßigten. Aber ohne die Geſellſchaft würden ſie das Spiel nicht gekannt haben; nur in ihr können berauſchende Getränke ein lebhaftes Vergnügen gewähren; ſie führt am leichteſten den unerfahrnen Jüngling zum Genuſſe unerlaubter Liebe an, — theils, weil ſie ihm die Gelegenheiten dazu näher bringt, theils, weil ſie ihm auch gar bald zu Anführern und Rathgebern verhilft, die ſeine Blödigkeit aufmuntern und ſeine Bedenklichkeiten niederſchlagen.

Zuerſt der Genuß berauſchender Getränke iſt faſt, unter allen Völkern und zu allen Zeiten, von den Menſchen, wenn ſie zum geſelligen Vergnügen zuſammen kommen, als ein Erheiterungsmittel gebraucht worden. Beſonders, hat von jeher, der Becher, gefüllt mit dem edlen Safte der Reben, das geſellſchaftliche Mahl belebt, die Herzen zur Fröhlichkeit und zur freymüthigen Mittheilung ihrer Gedanken geöffnet, neue Bekannte einander ſchneller genähert, und in alten Freunden die erſten Empfindungen, ihres ehedem geſchloſſenen Bundes wieder erneuert. Obgleich etwas von der Kraft dieſer Getränke, in ihnen ſelbſt und in ihrer Wirkung auf unſere Maſchine, liegt: ſo erhalten ſie doch nur über ſehr wenige Menſchen eine große Gewalt, wenn ihr Genuß nicht mit den geſelligen Vergnügungen verbunden iſt. Es gibt einige unglückliche Menſchen, welche auch in der Einſamkeit ſich in ſtarken Getränken zu berauſchen im Stande ſind. Aber doch haben dieſe gemeiniglich zuvor, in der Geſellſchaft, dieſe Getränke lieben lernen und erſt, nachdem ſie durch Alter, Unglücksfälle, oder auch ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen aus der Geſellſchaft vertrieben worden ſind, haben ſie die Flaſche, als einen leidigen Tröſter, in ihre Einſamkeit mitgenommen. Uiberdieß iſt die Anzahl der Menſchen, welche, wie man zu ſagen pflegt, ſich auf ihre Hand betrinken, ſehr geringe: die Anzahl derer hingegen iſt groß, die ſich der Völlerey in Geſellſchaften, worin dieſe Ausſchweifung herrſcht, überlaſſen.

Für jede Geſellſchaft, der es an Unterhaltung, oder an Zeitvertreiben fehlt, die weder Stoff zum Geſpräche hat, noch an Spielen, die entweder den Leib üben, oder den Geiſt durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken beſchäftigen, Vergnügen findet, iſt Eſſen und Trinken ein unentbehrliches Hülfsmittel ihrer fortdaurenden Verbindung. Das Uibermaß im Eſſen kann kein menſchlicher Körper bis zu einem gewiſſen Grade aushalten. Daher iſt das Vergnügen im Genuſſe der Speiſen, durch das Maß des Bedürfniſſes auf eine ziemlich kurze Dauer beſchränkt. Aber das Vergnügen, welches wohlſchmeckende und zugleich die Lebensgeiſter erweckende Getränke verurſachen, kann der Menſch weit mehr verlängern, ohne ſich einen merklichen

Schaden zuzuziehen. Er kann durch Gewohnheit, ſelbſt das Vermögen zu Trinken bis auf einen gewiſſen Grad erhöhen. So lange er aber mit dieſem ſinnlichen Genuſſe beſchäftiget iſt, reicht ihm die kleinſte, nichtswürdigſte Unterhaltung zu: und der langen Weile, welche mit der Gedankenloſigkeit verbunden iſt, wird zuerſt durch den beſchleunigten Umlauf des Bluts, und durch die Anhäufung der Lebensgeiſter im Gehirne, und in der Folge durch den eintretenden Rauſch ſelbſt, und durch das allmählige Verſchwinden des Bewußtſeyns, auf eine Zeitlang abgeholfen.

Daher iſt die Völlerey das Laſter unwiſſender und roher Zeitalter und Völker. Daher iſt es das Laſter der unteren Stände, in welchen die Menſchen weniger mit Stoffe zur geſellſchaftlichen Unterhaltung verſehen ſind, und weniger an Zeitvertreiben, die den Geiſt beſchäftigen, Geſchmack finden. Für den gemeinen Mann, für den Bauer, den Tagelöhner, und den geringen Handwerker, iſt es die Verſuchung zum Trunke, welche ihm ſeine Geſellſchaften vorzüglich gefährlich macht. Schwerlich wird ein Menſch aus dieſer Claſſe, in ſeinem Hauſe und unter den Seinigen, ein Trunkenbold werden. Selten wird er ein nüchterner und mäßiger Mann bleiben, wenn er fleißig die Geſellſchaft ſeines Gleichen beſucht.

Mit der Völlerey aber iſt für jedermann, am meiſten aber für den, welcher von ſeiner Hände Arheit lebt, die Vernachläßigung aller Pflichten verbunden. Jede andere Unſittlichkeit, iſt bey einem rohen und ungebildeten Gemüthe die Folge des Rauſches. Und je leerer der Kopf eines Menſchen von Gedanken iſt; je weniger er andere Vergnügungen kennt, oder ſich zu verſchaffen weiß: mit deſto größerer Gewalt zieht ihn der Reitz der hitzigen Getränke, — durch deren Genuß er ſich doch ſicher in einen behaglichen Zuſtand verſetzt, wenigſtens ſich eine Vergeſſenheit ſeines Elendes verſchafft, — an ſich. Dieß iſt einer der Hauptgründe, warum, wie ich ſchon oben angemerkt habe, den Leuten aus den niedern Ständen, die Eingezogenheit ſo ſehr zum Verdienſte angerechnet wird: weil ſie nähmlich für ſie, ein Verwahrungsmittel vor dem ihnen ſchädlichſten aller Laſter, der Trunkenheit, iſt. Und dieß wird auch ſo lange gegründet bleiben, als die Erziehung dieſer Stände, und der Unterricht, den ſie erhalten, nicht ſo weit gebeſſert wird, daß ſie zu einer vernünftigen Unterhaltung in ihren Geſellſchaften Stoff bekommen, und an unſchuldigen Zeitvertreiben, dergleichen beſonders die Leibesübungen ſind, Geſchmack gewinnen.

Für die höhern Stände nimmt die Verſuchung zur Trunkenheit, welche die Geſellſchaft ehedem auch ihnen gab, täglich ab. Es iſt nicht ſowohl die Verbeſſerung unſerer Sittlichkeit, als die Verfeinerung unſerer Sitten, und der Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften, welcher dieſe Veränderung hervorgebracht hat. Wenn der Wein noch immer beyträgt, und oft nöthig iſt, unſer Herz fröhlich und unſern Mund beredt zu machen: ſo braucht er doch nicht mehr die Stelle des Geſprächs ganz zu erſetzen. Auch ohne Rauſch ſind wir im Stande, in Geſellſchaft geſprächig und munter zu ſeyn. Indeß bleibt noch immer für gewiſſe Temperamente, für gewiſſe Zeiten des Lebens, für gewiſſe unglückliche Lagen, durch welche das Gemüth von innern Freuden leer, und ſich ſelbſt zu vergeſſen begierig wird; der geſellſchaftliche Becher gefährlich. Und die Regel iſt allgemein und veränderlich: daß, wo Wein und ſtarke Getränke, einen zu großen Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen ausmachen, die Geſellſchaft den Menſchen an der Ausübung ſeiner Pflichten hindert, und die Eingezogenheit ſeiner Sittlichkeit zuträglich iſt.

Zweytens. Die Neigung zum Spiele wird, durch den Fortgang der Menſchen, von der Rohheit zur Verfeinerung, weit weniger verändert, als die Neigung zum Trunke. Ja, ſo wie der Hang zur Geſelligkeit ſich mehr ausbreitet; — wie an die Stelle ſeltner, große Feſte, und feyerlicher Gaſtmähler, dergleichen die alte Welt veranſtaltete, tägliche, aber kleinere Zuſammenkünfte zum Vergnügen getreten ſind, und der gute Bürgerſtand, der ehedem wenig von Geſelligkeit wußte, ſich in ſeiner Lebensart den höhern Ständen genähert hat: in eben dem Maße iſt auch das Spiel ein weit allgemeinerer Zeitvertreib aller Claſſen geworden, und hat alſo auch ſeinen moraliſchen Einfluß viel weiter ausgebreitet.

Es ſcheint in der Natur des Menſchen zu liegen, daß, wenn er mit andern zum Genuſſe des geſelligen Vergnügens zuſammen kommt, ihm die gegenſeitige Mittheilung der Ideen zu ſeiner Unterhaltung nicht zureicht, oder ihm auf die Länge zu ſchwer wird. Um ſeine Zeit in Geſellſchaft angenehm zuzubringen, iſt er genöthigt ſeine Zuflucht zu gewiſſen andern Beſchäftigungen zu nehmen, die auch gemeinſchäftlich ſeyn können, die auch ein gewiſſes Intereſſe erregen, die aber nicht ſo mühſam aufgeſucht und unterhalten werden dürfen, noch ſo viele Anſtrengung koſten, als ein geiſtreiches Geſpräch: ſondern die ſich jedesmahl, ſobald man ſie verlangt, von ſelbſt darbiethen, und, wenn man ſie einmahl erlernt hat, nur eine mäßige Aufmerkſamkeit fordern, um ihrem Entzwecke ein Genüge zu thun. Solche Beſchäftigungen heißen Zeitvertreibe: und ihre Anzahl findet ſich, wenn man ſie in allen Zeitaltern und bey allen Völkern ſucht, unendlich groß. Von der Wahl derſelben, und von der Vorliebe, die für die eine oder die andere Gattung bey einer Nation herrſcht, hängt der Einfluß, den die Geſelligkeit dieſer Nation auf ihren moraliſchen Charakter hat, in hohem Grade ab. Ein Volk, deſſen Bürger, wenn ſie in ihren Feyerſtunden zuſammen kommen, ſich mit militäriſchen Leibesübungen, mit Laufen, Ringen, Schwimmen, und dem Gebrauche der Waffen beluſtigen, muß nothwendig, durch ſeine geſelligen Zeitvertreibe, ein anderes Temperament und eine andere Gemüthsſtimmung bekommen, als ein anderes Volk, in welchem die meiſten, oder doch die vornehmſten und beſten Bürger die Zeit, welche ſie dem Umgange widmen, mit ſitzenden Vergnügungen zubringen, und, indem ſie ihre äußern Glieder ruhen laſſen, ihr Blut durch die Anſtrengung des Kopfs, oder durch die Leidenſchaft der Gewinnſucht, in Wallung bringen.

Unter jene Zeitvertreibe gehören vornehmlich auch die Schauſpiele. Aber welchen erſtaunlichen Unterſchied, für den moraliſchen Charakter eines Volkes, muß es nicht machen, ob es ſich an athletiſchen und gladiatoriſchen Spielen, an Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Thierhetzen, oder ob es ſich an den Meiſterſtücken der komiſchen und tragiſchen Muſe vergnügt; ob Tod und Blutvergießen, verbunden mit Proben des Muths und der Geſchicklichkeit, oder ob menſchliche Schickſale, Tugenden und Laſter, in deren Darſtellung das Genie zugleich ſeine edelſten Früchte zu genießen gibt, dieß Volk an öffentlichen Orten verſammeln, und ſeine gemeinſchaftliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Von allen Arten der Zeitvertreibe aber, iſt keine von älterem Urſprunge; keine hat ſich ununterbrochner im menſchlichen Geſchlechte, bis auf unſere Zeiten erhalten; keine iſt mit ſo weniger Veränderung, aus der Zeit der Rohheit und Barbarey, in die der Sittlichkeit und der Verfeinerung, übergegangen, als diejenige Art, welche wir im eigentlichen Verſtande Spiele nennen. Sie ſind Arten von Wetten, wobey ein gewiſſer Preis auf den Erfolg einer Begebenheit geſetzt wird, die man entweder bloß vom Zufalle erwartet, oder ſelbſt durch Kunſt und Geſchicklichkeit zu veranſtalten ſucht. Das Spiel iſt zugleich ein Streit, wo der eine gewinnt, indem der andere verliert; wo der eine das zu verhindern ſucht, um was der andere aus allen ſeinen Kräften bemüht iſt. Daraus läßt ſich eben der große Vorzug begreifen, den die Menſchen dem Spiele vor andern Zeitvertreiben gegeben haben, — ein Vorzug, der ſie bewog, es immer beyzubehalten, indeß ſie mit den übrigen Zeitvertreiben abwechſelten. Es ſetzt nähmlich die großen Triebfedern des Gemüths, die alles Intereſſe im menſchlichen Leben erregen, in Bewegung, den Eigennutz und den Ehrgeiz. Es gewährt uns zugleich das Vergnügen eines Sieges: — es mag nun unſer beſſeres Glück, oder unſere größere Geſchicklichkeit ſeyn, welche denſelben davon trägt. In der That gibt es kaum irgend ein lebhaftes geſelliges Vergnügen, das nicht in einen Streite beſtände. Selbſt das Geſpräch wird erſt dann recht lebhaft und anziehend, wenn eine Verſchiedenheit der Meinungen die Unterredenden in ſtreitende Parteyen theilet, und die Erwartung der Zuhörer darauf geſpannt iſt, weſſen Gründe die Oberhand behalten werden. Bey dem Spiele kommt noch der Vortheil hinzu, daß die Beſchäftigung, die es uns gibt, ganz von unſerm Willen abhängt; daß die Gegenſtände darin immer abwechſeln, aber von ſelbſt durch den Zufall, oder durch die Regeln des Spiels, abwechſeln: da wir hingegen ſie bey andern Vergnügungen, — wie zum Beyſpiele beym Geſpräche, — mit Mühe und Anſtrengung abändern müſſen. Es kommt hinzu, daß wir durch das Spiel uns auch in Geſellſchaft von Unbekannten vergnügen können, mit denen wir uns nicht auf eine angenehme Weiſe zu unterreden wüßten.

Die Griechen gaben die Barbaren für die Erfinder der Spiele aus, ſo wie ſie es in Abſicht vieler andern Künſte thaten, wenn dieſe unter ihnen zu alt waren, als daß ſie deren Urſprung hiſtoriſch zu entdecken wußten. Die alten Teutſchen finden wir ſchon zu Tacitus Zeiten, mitten in ihren Wäldern, ſo leidenſchaftlich für das Spiel eingenommen, daß es einzelne Ausſchweifende unter ihnen gab, die ihr ganzes Vermögen und ſelbſt ihre Freyheit dabey wagten. Von dieſer Zeit an bis zu der unſrigen, haben ſich die Arten der Spiele mannigfaltig verändert: aber die Spielſucht ſelbſt iſt geblieben. Noch immer ſucht ein großer Theil der Menſchen bloß deswegen die Geſellſchaft auf, um dieſen ſeinen Lieblings-Zeitvertreib darin zu finden. Und eine noch größere Anzahl macht das Spiel, ohne es leidenſchaftlich zu lieben, mit, weil ſie ſonſt der Geſellſchaft entſagen müßte. Sein Geld gegen das Geld anderer wagen, ſich mit ihnen gemeinſchaftlichen Zufällen und Regeln unterwerfen, und es entweder von dem bloßen Zufalle, oder von der beſſern Beobachtung der Regeln, von der zweckmäßigern Benutzung der Umſtände, welche das Spiel darbiethet, erwarten, ob man ſein eigenes Geld verlieren, oder das des Gegenſpielers hinzugewinnen ſoll: dieß macht noch immer die Beſchäftigung aus, mit welcher, durch ganz Europa, der Staatsmann und Feldherr ſowohl, als der Krämer und Handwerker, ſeine Erhohlungsſtunden ausfüllet.

Schon dieſer Umſtand, daß von der dem Umgange gewidmeten Zeit ein ſo großer Theil auf das Spiel gewandt wird; daß kein anderer Zeitvertreib ſo vielen Menſchen gemeinſchaftlich iſt, keiner ſo ſtandhaft ſie von der Jugend bis zum Alter begleitet: ſchon dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß, wenn die Geſellſchaft überhaupt auf Moralität wirken kann, ſie es vorzüglich durch die Leidenſchaften thue, welche beym Spiele erweckt, durch die Fehler, welche dabey begangen, und durch die Tugenden, welche hier ausgeübt werden können. Aber auch die bloße Erfahrung beweiſt den Einfluß des Spiels, auf das Gluck und die Tugend des Menſchen. Die ſchändlichſten Betrügereyen, die fürchterlichſten Auftritte des Zanks, und ſelbſt des Blutvergießens, von welchen die geſelligen Verſammlungen zuweilen Zeugen waren, ſind durch das Spiel und die von ihm erregten Leidenſchaften veranlaßt worden. Wenn wir von einem Menſchen hören, daß er ſein Vermögen durchgebracht, öffentliche Caſſen veruntreut, und das Vertrauen ſeiner Gläubiger gemißbraucht hat: ſo erfahren wir auch gemeiniglich, daß, neben den Ausſchweifungen der Wolluſt, die Spielſucht die Urſache ſeines Verderbens geweſen iſt.

Das kleine Spiel, wobey Gewinnſt und Verluſt nur die Nebenſache iſt, und zur Erweckung der Aufmerkſamkeit dient, die angenehme Ausfüllung der Zeit aber die Hauptſache ausmacht, wirkt auf den Charakter nur ſchwach, und nur in dem Maße, wie jede andere Beſchäftigung, wenn ſie oft wiederhohlt wird: nähmlich inſofern, als ſie von andern Arbeiten und Beſchäftigungen abhält, und inſofern ſie zur Ausübung gewiſſer kleinerer Tugenden, oder zur Begehung der entgegengeſetzten Fehler Gelegenheit gibt. Dasjenige Spiel hingegen, bey welchem der aufgeſetzte Preis ſo groß iſt, daß der Gewinn die Hauptabſicht der Spielenden ausmacht, — und eine merkliche Hoffnung oder Furcht erregt; noch mehr aber dasjenige Spiel, welches eigentlich als Gewerbe getrieben wird, macht auf den Charakter der Menſchen ſehr ſtarke Eindrücke, und läßt dauerhafte Spuren von den Leidenſchaften zurück, in welche es die Gemüther der Spielenden von Zeit zu Zeit ſetzen muß.

Die kleinen Spiele um einen mäßigen Preis, die alle unſere Geſellſchafts-Säle erfüllen, haben, durch ihre Einführung und allgemeine Verbreitung in Europa, ohne Zweifel auf das geſellſchaftliche Leben, und durch dieſes auch auf den Charakter der Nationen in dieſem Welttheile und in dieſer Periode, einen merklichen Einfluß gehabt. Bey einzelnen Perſonen iſt dieſer Einfluß nur dann beträchtlich, wenn ſie ſich dieſem Zeitvertreibe mehr, als andere ergeben, einen größern Theil ihrer Zeit darauf verwenden, oder eine Art von Leidenſchaft dafür bekommen.

Unſtreitig hat die Einführung der Kartenſpiele die Geſelligkeit in Europa vermehrt. Da die Menſchen nun, zu allen Zeiten, mit einander etwas anzufangen wußten: ſo kamen ſie auch häufiger zuſammen. Ohne Spiel ſuchen nur diejenigen einander auf, die ſich ähnlich genug ſind, um daß der Eine an der Unterredung des andern Vergnügen finde. Am Spieltiſche können auch die ungleichartigſten Menſchen, und die von den ungleichſten Fähigkeiten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung vereinigen. Daher ſind auch durch das Spiel beyde Geſchlechter einander näher gebracht worden: die ſich, ſobald es in einer Geſellſchaft aufs Geſpräch ankommt, von einander abſondern.

In dieſer erſten Rückſicht liegen, den ſittlich guten Folgen der Spiele, die ſchlimmen unmittelbar zur Seite: und es iſt ſchwer, im Allgemeinen zu entſcheiden, auf welcher Seite das Uibergewicht ſey. Die durch das Spiel vermehrte Geſelligkeit hat unſtreitig die Sitten der Menſchen verfeinert, und dadurch zugleich die Sittlichkeit verbeſſert, — wenigſtens die gewaltthätigen Ausbrüche übelartiger Leidenſchaften, und grobe Ausſchweifungen der Sinnlichkeit verhindert. Eine neu eingeführte, frivole Beſchäftigung hingegen, hat die Menſchen ſelbſt frivoler gemacht. Indem ſie ein Mittel gefunden haben, ſich den Umgang angenehm, wenigſtens erträglich zu machen, ohne daß ſie nöthig haben ihren Kopf mit Nachdenken ſehr anzuſtrengen, ohne daß Freundſchaft und Liebe ſie mit ihren Geſellſchaftern verbinden dürfe, haben ſie auch mehr Neigung zu den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen bekommen, und weit mehr Zeit denſelben zu widmen angefangen, als die bloße Nothwendigkeit einer Erhohlung und Abſpannung erfordert hätte, oder als ſie gethan haben würden, wenn ſie in ihren Geſellſchaften die Menſchen um ihrer ſelbſt willen aufgeſucht hätten. Durch das Spiel iſt ſowohl den Geſchäften, als den ernſthaften Unterredungen ein Theil der Zeit entzogen worden, den man ſonſt, wenigſtens um der langen Weile zu entgehen, auf ſie gewandt hätte. Es gibt jetzt Leute, welche die eine Hälfte des Tages mit Eſſen, Trinken und Spielen, und die andere Hälfte, mit dem Ankleiden und den Vorbereitungen zu den Geſellſchaften, worin gegeſſen, getrunken und geſpielt wird,

wird, auf eine ſie vollkommen befriedigende Weiſe ausfüllen. Iſt bey einer ſolchen Lebensart etwas anders zu erwarten, als daß der Geiſt ſowohl als das Herz des Menſchen erſchlaffe, und er eben ſo gleichgiltig gegen den Unterricht und die Erwerbung neuer Kenntniſſe, als gegen Zärtlichkeit und Freundſchaft anderer Menſchen werde? Die leidenſchaftlichen Liebhaber des kleinen Spiels alſo werden nicht unmittelbar dadurch verſchlimmert: aber ſie werden abgehalten etwas beſſeres zu thun; ſie werden oft ſelbſt verleitet, das Pflichtmäßige zu unterlaſſen.

Das andere Geſchlecht iſt es vorzüglich, welches für das Spiel, als Spiel, eine leidenſchaftliche Neigung durch den Umgang bekömmt. Bey den Männern entſteht dieſe Leidenſchaft ſelten anders, als wenn ſie ſich mit hohem Spiele abgeben. Der Charakter der eigentlichen Spielſchweſtern aber iſt nichts anders, als Leerheit der Seele, Gleichgiltigkeit gegen alles Ernſthafte und den Verſtand Beſchäftigende, ſelbſt gegen diejenigen Neuigkeiten des Tages, welche die Aufmerkſamkeit aller Welt auf ſich ziehn, und eine Anhänglichkeit an Perſonen gleiches Geſchmacks, von denen ſie immer mehr in dieſer Denkungsart befeſtiget werden. Sehr oft iſt damit, bey Ehefrauen und Müttern, eine Vernachläßigung ihrer häuslichen Pflichten verbunden. Und wenn Mangel eines beſtimmten Charakters eine große moraliſche Unvollkommenheit iſt: ſo können dieſe unbedeutenden Spiele, wenn ſie viele Jahre lang täglicher Zeitvertreib und endlich unentbehrliches Bedürfniß des Menſchen geworden ſind, allerdings bloß dadurch, daß ſie alle ernſthaftern Beſtrebungen von ihm entfernen, und dieſelben ihm entbehrlich machen, ſehr viel übles in ſeinem Geiſte anrichten.

Drey Tugenden ſind es hauptſächlich, welche im Spiele gezeigt und geübt werden können: die Ehrlichkeit, in Beobachtung der Regeln des Spieles; die Uneigennützigkeit, in Benutzung der Vortheile, die es darbiethet; und die Standhaftigkeit im Unglücke. Der Mangel der erſten iſt ſo allgemein mit Schande gebrandmarkt: daß Menſchen, die ſich in der Geſellſchaft in Achtung erhalten wollen, auch wenn ſie, ihrem Charakter nach, einer Betrügerey nicht ganz unfähig wären, ſich doch derſelben im Spiele enthalten müſſen. Für dieſe, freylich nicht ſonderlich moraliſche, Claſſe der Menſchen kann das Spiel die Schule der Ehrlichkeit ſeyn, oder es wird für ſie eine Quelle der Beſchimpfung, und [illegible] ſelbſt [illegible] Grund zu ihrem Untergange legen. Deßwegen zeigt es ſchon etwas Zweydeutiges an, wenn man jemanden die Ehrlichkeit im Spiele zum Ruhme anrechnet.

Aber das iſt wahres reines Lob, wenn man ihn einen großmüthigen, und wenn man ihn einen guten und angenehmen Spieler nennt. In dieſen beyden Abſichten, iſt das Spiel in der That das Bild und die Vorübung des Lebens. Es hat mit demſelben die glücklichen und unglücklichen Zualle gemein, welche die Klugheit des Menſchen nicht ändern kann, von denen aber doch der Verſtand den Nutzen zu erhöhen, oder den Schaden zu vermindern weiß. Im Spiele, wie in Geſchäften, gewinnt der Eine, indem der Andre verliert; und es gibt in beyden eine gewiſſe Grenzlinie, zwiſchen den Vortheilen, denen man nicht entſagen kann, wenn man nicht das Spiel, oder das Geſchäft aufgeben will, und zwiſchen denen, welche man aufopfern muß, wenn man uneigennützig und großmüthig handeln will. Es ſind eine Menge kleiner Sachen, welche im Spiele den eigennützigen Charakter verrathen. Die äußerſte Behuthſamkeit in einem Spiele, das nur um einen geringen Preis geſpielt wird, nie etwas zu wagen, läßt auf die Liebe des Geldes, oder auf eine gewiſſe Aengſtlichkeit im Charakter ſchließen. Ein Anderer benutzt, wenn er im Glücke iſt, ſeine Vortheile aufs äußerſte: und dieſen kann man noch ſicherer für habſüchtig halten. Zu keiner Sache aber gibt das Spiel ſo viel Verſuchung, als bey langdauernden Unglücksfällen mißmüthig und überlaunig zu werden, in Klagen auszubrechen, oder ſeine Beſonnenheit zu verlieren. Eben deßwegen iſt es aber auch eine vortreffliche Uibung der Standhaftigkeit, wenn man dieſe Verſuchung überwindet, ſeine Klagen unterdrückt, und auch beym Verluſte eine heitere und gleichmüthige Miene zeigt.

Es kann nicht fehlen, daß ein Menſch, der täglich ſpielt, täglich ſich kleine Unredlichkeiten im Spiele zu Schulden kommen läßt, einem kleinen Gewinnſte mit gewiſſer Aengſtlichkeit nachläuft, und das Mißvergnügen über Unglücksfälle immer auf eine Andern unangenehme Weiſe laut werden läßt, durch dieſe wiederhohlten Ausbrüche ſeiner Fehler, den Grund derſelben, ſeinen Eigennutz oder ſeine Schwäche, vermehrt. Der groß- und gleichmüthige Spieler hingegen nimmt wahrſcheinlich etwas von den Fertigkeiten, welche er hier erwirbt, auch zu ſeinen übrigen Geſchäften mit.

Das hohe Spiel und das Spiel, als Profeſſion getrieben, vergrößert im Grunde nur alle Gegenſtände, welche hierbey in Betrachtung kommen. Mit der Wichtigkeit des Gewinns ſteigt die Begierde darnach, — ſteigt die Furcht vor dem Verluſte, die Entgegenſetzung des beyderſeitigen Intereſſes, die Verſuchung zur Unehrlichkeit, der Unmuth und die Verzweiflung bey Unglücksfällen. Iſt die Höhe des Spiels dem Vermögen des Menſchen unangemeſſen: ſo muß die Geſellſchaft, in welche er gerathen iſt, ihn ſchon ganz unbeſonnen und leichtſinnig gemacht haben, um ihm den Gedanken dazu einzugeben. Die Folgen einer ſolchen Unbeſonnenheit ſind vom Zufalle abhängig: aber die Leidenſchaften, welche eine ſo große Gefahr, der ſich der Menſch muthwillig ausſetzt, bey ihm erregt, ſind unausbleiblich, und verderben ſeinen Charakter, oder verhindern bey ihm die pflichtmäßige Aufführung, auf die eine oder die andere Weiſe, gewiß. Hohes Spiel, bey welchem der Menſch ſo viel wagt, daß er zu Grunde gerichtet wird, wenn er verliert, und reich werden kann, wenn er gewinnt, bemächtiget ſich natürlicherweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit ſo gänzlich: daß er aller ſeiner übrigen Geſchäfte vergißt, oder ſie nachläßig treibt. Wie wäre es möglich, daß derjenige ein guter Mann, ein für die Erziehung ſeiner Kinder ſorgfältiger Vater, ein gewiſſenhafter Beamter, ein des Vertrauens würdiger Gewerbsmann ſeyn, oder lange bleiben könne, welcher es täglich auf das Ohngefähr der Würfel, oder der Karte ankommen läßt, ob er das Vermögen, womit er ſich und die Seinigen erhalten, ſeine Geſchäfte unterſtützen, ſeine Gläubiger befriedigen, dem Anſtande ſeines Ranges ein Genüge thun ſoll, verlieren werde? Können in dem Herzen eines ſolchen Spielers andere, als gehäſſige und feindſelige Leidenſchaften gegen ſeine Mitſpieler aufkeimen. Kann ſich wohl ein menſchenfreundlicher Charakter bilden, oder lange beſtehn: wenn man ſich täglich zu einem, dem Scheine nach geſelligen Vergnügen, mit Leuten zuſammen findet; die man ſeine Freunde nennt, und denen man doch einen ſehr großen Schaden zuzufügen willens iſt, oder von denen man einen ſehr großen Verluſt zu leiden befürchtet. Der gute und geübte Spieler weiß zwar die Aufwallungen des Zorns und des Unmuths zu unterdrücken, im Unglücke ruhig und gelaſſen zu ſcheinen, und im Glücke ſeine Freude und ſeinen Triumph über ſeine Gegner zu verbergen. Daß aber doch in dem Innern ſeines Herzens jene abwechſelnde Stürme der Leidenſchaften toben, zeigen die gewaltſamen Ausbrüche, die von Zeit zu Zeit entſtehn, wenn außerordentliche Glücks- oder Unglücks-Fälle, ihm ſeine gewöhnliche Wachſamkeit über ſich ſelbſt und ſeine Selbſtbeherrſchung rauben. Und woher kömmt es, daß unglückliche und zu Grunde gerichtete Spieler oft zu ſo ſchändlichen Hülfsmitteln ſich Geld zu ſchaffen, ihre Zuflucht nehmen, wenn nicht entweder derſelbe Leichtſinn, dieſelbe Gleichgiltigkeit gegen Pflicht und Schicklichkeit, welche ſie verleitet hat, dieſem gefährlichen Vergnügen nachzuhängen, ſie auch zu allen den unmoraliſchen Handlungen fähig machte, die wir ſie bey einem unglücklichen Ausgange desſelben begehen ſehen; oder wenn nicht die Beſchäftigung des Spiels ſelbſt, und die Gemüthsſtimmung, worein es verſetzt, nach und nach Leichtſinn und Pflichtvergeſſenheit hervor brächte?

Man hat angemerkt, daß Leute, welche in ihrer Lebensart beſtändigen Gefahren ausgeſetzt ſind, leicht in Zügelloſigkeit und Ausſchweifung gerathen. Der Soldat im Felde, der Matroſe auf der See, oder auf den Küſten wo er landet, läßt eben ſo oft Spuren ſeiner wilden Lüſte, als ſeiner Raubſucht zurück. Es ſcheint, daß dieſe Menſchen ſich entweder für die Noth, welche ſie oft leiden, durch eine deſto uneingeſchränktere Befriedigung ihrer Lüſte ſchadlos halten wollen, oder daß, da ſie einmahl gewohnt ſind, das Koſtbarſte, was ſie haben, ihr Leben, aufs Spiel zu ſetzen, auch alle übrige Betrachtungen der Klugheit, oder der Pflicht ihr Gewicht bey ihnen verlieren. Der Spieler von Profeſſion befindet ſich in dem nähmlichen Falle, Auch er ſetzt ſich täglich der Gefahr aus, in Mangel und Schande zu gerathen. Kein Wunder alſo, daß auch er ſich wild in alle Arten von ſinnlichen Vergnügungen hineinſtürzt, um ſeiner mißlichen Lage zu vergeſſen. Gemeiniglich ſind Trunkenheit und Wolluſt Begleiter der Spielſucht, und was ſie ſelbſt am Charakter noch unverdorben läßt, wird doch durch diejenigen Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet, welche ſie gemeiniglich in ihrem Gefolge zu haben pflegt.

Jünglinge, welche in die Geſellſchaft eintreten, ſind es vornehmlich, deren Sittlichkeit, durch die Verſuchungen zum Müſſiggange, das Spiel gefährlich werden kann. In dieſer Zeit des Lebens, die zur Vorbereitung auf den künftigen Beruf, zur Ausbildung des Verſtandes, und zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, beſtimmt iſt, werden auch unſchädlichere und anſtändigere Zeitvertreibe ſchädlich, ſobald ſie dem jungen Manne zu viel von ſeiner Zeit koſten, und ihm den Geſchmack an einſamen und ernſthaften Beſchäftigungen rauben. Ein Mann von mittlern, oder höhern Jahren kann täglich ſein

Spiel ſuchen und haben, ohne daß im mindeſten ſeine Berufsgeſchäfte dabey litten, und ohne daß ſein Gemüth dabey ſeine Ruhe, oder ſein Leben ſeinen regelmäßigen Gang verlöre. Aber wenn ein junger Studirender, ein junger angehender Gewerbsmann ein eben ſo unſchuldiges Spiel ſich zum Bedürfniſſe macht: ſo ſind die Folgen gemeiniglich ſehr verſchieden. Indem er darüber Arbeiten vernachläßigen muß, die er doch als pflichtmäßig anzuerkennen genöthigt iſt, wird er zugleich zu allen andern Ausſchweifungen vorbereitet und gleichſam eingeweihet. Wenn man einmahl das Nützliche über dem Angenehmen verſäumt hat: ſo ſcheint es ſchon nicht darauf anzukommen, ob man noch ein Paar Schritte weiter gehe, um des Vergnügens recht vollkommen zu genießen. So erweitern und vermehren ſich die Zerſtreuungen immer mehr; ſie werden immer lärmender und ausſchweifender, bis endlich der Geſchmack an den Wiſſenſchaften und die Achtung für Sittlichkeit darüber verloren gehn.

Und in welchen Geſellſchaften kann der junge Menſch dieſen Lieblings-Zeitvertreib täglich finden? Gewiß nicht in der Geſellſchaft der Fleißigſten, Artigſten und Geſittetſten ſeines Alters. Oft kann er ihn nur in öffentlichen Häuſern finden, wo, unter einem vermiſchten Haufen, ſeine Unerfahrenheit oft dem abſichtlichen Verführer in die Hände geräth, der, indem er ſeine Neigung zum Spiele zugleich ſtärkt und benutzt, ihn immer weiter von dem Wege der Pflicht und einer regelmäßigen Aufführung abführt.

Daher bleibt es auch bey Leuten, die jung das Spiel zu lieben anfangen, ſelten bey einem kleinen Spiele. Das Vergnügen, welches darin liegt, iſt für die Lebhaftigkeit dieſes Alters zu ſchwach und zu unbefriedigend. In kurzem muß, um das Intereſſe des Spiels zu erhalten, der Preiß erhöhet werden: und alle die Gefahren, welche ich oben als Folgen des hohen Spiels auseinander geſetzt habe, dringen zwiefach auf den Jüngling ein, welcher, ehe er noch ganz ſein eigner Herr geworden iſt, und ſeinen Stand in der Welt fixirt hat, ſchon am hohen Spiele Vergnügen findet.

Noch muß ich einer ſchädlichen Wirkung des hohen Spiels in jedem Alter gedenken: — daß nähmlich der Menſch, welcher es leidenſchaftlich liebt, nur auf eine gewiſſe Claſſe von Geſellſchaftern, und gewiß nicht auf die vorzüglichſten, eingeſchränkt iſt. Es entfernt ihn oft von ſeinen beſten Freunden, und bringt ihn täglich mit Leuten, die er nur wenig liebt und achtet, zuſammen: wenn jene ſich zum hohen Spiele nicht verſtehn, und dieſe ihm ſeinen Lieblings-Zeitvertreib verſchaffen. Daher iſt auch keine Art von Geſellſchaften ſo ſeltſam gemiſcht, als die der hohen Spieler. Redliche Leute finden ſich nirgends mit Betriegern, Verſtändige mit Dummen, und Vornehme mit Geringen ſo häufig, als hier, zuſammen. Aber muß der beſſere Theil der

Geſellſchaft nicht bey der Fortdauer ſolcher Verbindung verlieren? In der That hat das hohe Spiel, für Perſonen von mittlerem Stande, zuweilen den Reiz gehabt, daß es ſie in den Umgang der Großen brachte. Denn einer widerſinnigen Gewohnheit zu Folge, nimmt der Adel oft ſelbſt den Abenteurer, welcher ein großer und guter Spieler iſt, in ſeine Geſellſchaften auf: indeß er den verſtändigſten und unterhaltenſten ſeiner Mitbürger aus denſelben entfernt. Aber welcher traurige und erniedrigende Titel für einen Mann von wahrem Ehrgefühl iſt es, wenn er das Vorrecht, unter den Großen zu erſcheinen, nur dem Gelde zu danken hat, das er an ſie zu verlieren bereit iſt? Wenn, nach einer ſehr wahren Bemerkung Cheſterfields', derjenige ſich noch nicht als ein, mit gleichen Rechten, in die Geſellſchaft aufgenommenes Mitglied anſehen darf, welche man bey ſeinem Eintritt in die Verſammlung, einem nach ihm ſich erkundigenden Fremden, bloß als einen berühmten Schriftſteller, als einen großen Dichter, oder als einen angenehmen Erzähler kleiner Geſchichten bezeichnet; — weil der wahre Freund eines Hauſes, oder einer Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit, nicht nach einzelnen Eigenſchaften geſchätzt werden muß: wie tief muß derjenige nicht unter ſeiner Geſellſchaft ſtehn, bey deſſen Erſcheinung man ſogleich nach dem L'Hombre- oder dem Pharao-Tiſche ruft; und an welchem man nichts als das unbedeutende Talent zu ſpielen, und allenfalls den Muth, große Summen mit anſcheinender Gleichgiltigkeit zu verlieren, hochachtet.

Drittens. Die Liebe zum Spiele und die zum Trunke werden gemeiniglich erſt durch die geſellige Luſtigkeit erzeugt, oder ſind die Folgen ſolcher Bedürfniſſe, welche in der Geſellſchaft entſtehen; daher kommen auch die guten oder übeln Wirkungen, welche beyde Neigungen auf den moraliſchen Charakter äußern, faſt gänzlich auf die Rechnung der Geſellſchaft: und ihre Unterſuchung gehört alſo billiger Weiſe zu dem Artikel, welchen ich jetzo behandele. Aber *die Liebe zum andern Geſchlechte*, und die Ausſchweifungen dieſer Liebe ſcheinen dem einſamen und geſelligen Leben gemein zu ſeyn. Der Naturtrieb, aus welchem ſie hervorgehn, iſt ſo ſtark: daß er nicht erſt durch Beyſpiele und Ermunterungen anderer erweckt werden darf. Auch in die Zelle des Mönchs und des Einſiedlers, — auch in die größte Abgeſchiedenheit des Lebens dringen die Verſuchungen zur Wolluſt. Und oft wird die Sinnlichkeit um deſto mehr auf einen einzigen Punct vereiniget, je mehr es ihr an Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden fehlt, unter denen ſie ſich theilen und ſchwächen kann. Oft iſt auch, wie ich ſchon geſagt habe, der Entſchluß, ſich von der Geſellſchaft zurückzuziehen, bey Leuſen, die weder durch ihre Pflichten, noch durch ihre Umſtände dazu aufgefordert wurden; eine Folge der geheimen Ausſchweifungen, welchen ſie ſich ergeben hatten, und die ſie, unbemerkt, mit größerer Freyheit fortſetzen zu können glaubten. Indeß hat doch dieſer Trieb, welcher die beyden Geſchlechter mit einander vereiniget, einen ſo genauen Zuſammenhang mit allen Auftritten und Vergnügungen des geſelligen Lebens; und er wird, bey aller ſeiner Unabhängigkeit, beſonders in dem Zeitpuncte ſeines erſten Erwachens in der Jugend, durch die Geſellſchaft, mit welcher der Menſch umgeben iſt, ſo ſehr belebt und modificirt: daß es nicht erlaubt iſt, von dem moraliſchen Einfluſſe der Geſellſchaft zu reden, ohne des Umſtandes zu erwähnen, daß die ſchönſte ſo wie die gefährlichſte Neigung des Herzens in ihr gemeiniglich ihre Richtung erhält.

In der That iſt, außer dem Vergnügen, welches der Verſtand und die Mittheilung der Ideen im Umgange gewähren, nichts, was die Menſchen mit ſo ſtarkem Reitze in Geſellſchaft zieht, und ſie darin ſo feſt beyſammen hält, als der unſichtbare, ſanfte Zug, durch welchen die Natur die Geſchlechter an einander gefeſſelt hat.

Nur durch die Liebe, oder durch Neigungen, Wünſche und Hoffnungen, welche aus dieſer Quelle entſpringen, oder auf ihre Freuden Bezug haben, werden alle geſellſchaftlichen Vergnügungen belebt. Was iſt der Tanz ohne dieſe ihn beſeelende Triebfeder? Nichts, als körperliche Bewegung, oder Sache der Eitelkeit, die nur ein kaltes Vergnügen gewähret, und in kurzem die handelnden Perſonen, ſo wie die Zuſchauer, ermüdet. Das Spiel, welches nicht durch den hohen Gewinn ſein Intereſſe erhält, kann für den Jüngling nur durch die Annehmlichkeit der Gehülfinn, mit welcher, oder der Gegnerinn, wider welche er ſpielt, reitzend werden. Selbſt von dem geſellſchaftlichen Geſpräche, das ſich überhaupt am liebſten mit den Handlungen und Leidenſchaften andrer Menſchen beſchäftigt, machen die geheimen Geſchichten der Liebe den anziehendſten Inhalt aus. Alle großen Geſellſchaftskreiſe — ſo wie der Hof und die großen Städte, ſie verſammeln, — würden durchaus freudenleer und langweilig ſeyn, wenn nicht die engern Verbindungen, die ſich in denſelben, — bey den ältern Perſonen durch Politik, oder eigennützige Abſichten, bey den jüngern durch Liebe — anſpinnen, einen Theil der Geſellſchaft lebhafter beſchäftigten, und dem andern, welcher jenen beobachtet, ein intereſſanteres Schauſpiel gewährten. Die Jünglinge und Mädchen haben in dem Gewühle wenigſtens das Vergnügen, zu ſehen und geſehen zu werden: und wo auch noch keine förmliche Leidenſchaft rege iſt, wird doch das Herz durch den Anblick der Schönheit in einem andern Geſchlechte erwärmt. Die Aeltern mannbarer Kinder werden oft durch nichts ſo gereitzt, die Geſellſchaften zu beſuchen, oder bey ſich zu verſammeln, als durch die Anſchläge, die ſie zu der Verheirathung der Ihrigen machen, und durch die Hoffnungen, die ſie in dieſer Abſicht auf ausgebreitete Verbindungen ſetzen. So alſo wirkt dieſer Trieb, der die Welt erhält und verewigt, der zuerſt die Familien-Verbindung, den Grund aller menſchlichen Geſellſchaft ſtiftete, auch ſichtbar oder unſichtbar in jedem geſellſchaftlichen Kreiſe. Hier werden Ehen geſtiftet und gebrochen; gute Sitten durch buhleriſche Reitze, oder durch verführeriſche Beyſpiele verdorben, — oder ein feuriges, zum Ausſchweifen aufgelegtes Temperament, durch die Liebe für ein tugendhaftes Mädchen, oder durch die Achtung für die Sittlichkeit der Geſellſchaft, worin man ſich befindet, im Zaume gehalten.

Es iſt gewiß, daß in Zeitaltern und Völkern, wo die Familien für gewöhnlich in ihren Häuſern eingeſchloſſen bleiben, und nur ſelten zuſammen kommen, und wo beſonders die Jugend ſpäter in die Geſellſchaft zugelaſſen wird, ſich auch der Geſchlechtstrieb ſpäter entwickelt. Begierden, welche noch in ihrem Keime lange ſchlafen würden, werden dann hervorgelockt, wenn man ihnen ihre Gegenſtände täglich nahe bringt. — Uiberdieß findet der Jüngling in der Geſellſchaft gewiß einige ſeines Alters, die ſchon erfahrner, als er, ihn in die Geheimniſſe der cypriſchen Göttin einweihen.

Wenn die Geſellſchaft alſo an ſich den Geſchlechtstrieb reitzt und beſchleuniget, ſo wird die

Richtung, die er, zum Glück des Menſchen oder zu ſeinem Verderben nehmen ſoll, ſehr von der Art der Geſellſchaften abhängen, welche der Menſch zu der Zeit der bey ihm reifenden Natur beſucht. Und es wird überhaupt dieſem Alter eine gewiſſe Eingezogenheit, mit Grunde empfohlen werden können: weil nur bey dieſer eine ſtrengere Auswahl der Geſellſchaft, und eine die Sittſamkeit ſchützende Aufſicht älterer Perſonen Statt findet. In einem vermiſchten großen Haufen, welchen die Augen des ſorgfältigſten Vaters, oder Erziehers nicht umfaſſen können, wird die Unſchuld des Sohns, oder der Tochter immer den Gefahren der Verführung bloßgeſtellt, weil, durch einen natürlichen Hang, liederliche junge Leute gerne zu der Lebensart, die ſie ſelbſt führen, Proſelyten machen wollten.

Wenn irgend etwas dauerhafte Spuren in dem Charakter eines Menſchen zurückläßt: ſo iſt es die Ausgelaſſenheit, oder die Sittſamkeit der Geſellſchaften, in welchen er ſeine Jugendjahre zugebracht hat. Die geheime und einſame Befriedigung fleiſchlicher Lüſte ſcheint zwar auf gewiſſe Weiſe den Menſchen mehr, als die im Taumel geſelliger Fröhlichkeit begangne Ausſchweifung, herabzuſetzen: weil, getrennt von den andern Vergnügungen, welche Liebe und Freundſchaft gewähren, die Wolluſt einer bloß thieriſchen Begierde ähnlich ſieht. Sie hält demohnerachtet den Menſchen nicht ſo ſehr von ſeinen Pflichten ab, und verwickelt ihn nicht in ein ſo großes Labyrinth von Unordnungen und Ausſchweifung, als die, durch Nachahmung und den Ehrgeitz alles mitzumachen, anfangende, und durch die Theilnahme vieler Gleichgeſinnten unterſtützte Liederlichkeit. — Nie iſt dieſe Art von Ausſchweifung allein geweſen. — Spiel und Trunk und Müſſiggang und Verſchwendung ſind unausbleiblich in ihrem Gefolge. Handlungen, deren man nicht fähig wäre, oder von denen man bald zurückkommen würde, wenn man bloß damit ſeine eigne Neigung befriedigen ſollte, unternimmt man ohne Scheu, und darin fährt man mit einer unglücklichen Dreiſtigkeit fort, ſobald man eine zahlreiche Geſellſchaft gleichſam zum Schutz und zur Unterſtützung ſeiner Zügelloſigkeit hat.

Ich will dieſen Theil meiner Abhandlung, der von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Sittlichkeit handelt, mit der Unterſuchung der Wirkungen beſchließen, welche beyde Zuſtände auf jede der vier Haupttugenden äußern, in welche die alten Philoſophen alle moraliſchen Vollkommenheiten und Pflichten eintheilten; — eine Eintheilung, welche immer noch die meiſten Unterſuchungen der Sittenlehre zu umfaſſen, und die von einander verſchiedenen am geſchickteſten abzuſondern ſcheint. Die erſte dieſer Tugend iſt die Klugheit. Sie beſteht aus zwey Stücken: aus

dem

dem Anbaue des Verſtandes und der Erwerbung von Kenntniſſen überhaupt; und aus der Anwendung dieſer geübten Verſtandeskräfte und dieſer erworbnen Kenntniſſe auf das praktiſche Leben insbeſondere, und auf die Handlungen und Geſchäfte, welche täglich darin vorkommen. In Abſicht des erſten Puncts, enthält ſchon der erſte Theil meiner Abhandlung alles, was hieher gehört. Indem ich gezeigt habe, welche verſchiednen Wege, zur Geiſtesbildung und zur Wiſſenſchaft, der Umgang und das Studiren eröffnet; und welche Vortheile und Hinderniſſe ſich auf jedem der beyden Wege finden, habe ich zugleich gezeigt, was die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit beytragen, den Menſchen klug zu machen. In Abſicht des zweyten Puncts, will ich noch folgendes hinzuſetzen.

Der Hauptunterſchied, zwiſchen der praktiſchen Klugheit und der theoretiſchen Einſicht, beſteht darin: daß zum Handeln die Beurtheilung des Individuellen in den Menſchen und Dingen, — und daß eine ſchnelle Beurtheilung derſelben nöthig iſt. Der alſo, welcher dieſe Klugheit beſitzen ſoll, muß nicht nur die Natur der Sachen erforſcht, ſondern er muß auch die mannigfaltigen Geſtalten, welche dieſe Natur in einzelnen Fällen annimmt, mit Augen geſehen haben. Er muß zweytens oft in der Lage geweſen ſeyn, daß er genöthigt wurde, ſich augenblicklich zu entſchließen, und alſo auch eine beſtimmte Meinung über den vorliegenden Gegenſtand zu faſſen. Beydes findet in der Einſamkeit nur ſelten Statt, und iſt dem geſelligen Leben ſehr gewöhnlich. Der Einſame ſieht ſich nur von der todten Natur umgeben: und die Menſchen, ihre Geſchäfte und Verhältniſſe, — die eigentlichen Gegenſtände, welche die Klugheit üben, ſind von ihm entfernt, und können ihm nur von Hörenſagen, oder aus Büchern bekannt werden. Der Einſame hat überdieß Muße. Er wird nicht von den Umſtänden gedrängt, er kann langſam und reiflich über die Sachen, welche er zu entſcheiden hat, nachdenken. Der Mann hingegen, welcher durch den Umgang oder durch Geſchäfte einen immerwährenden Verkehr mit Menſchen hat, gibt weit mehr auf das Einzelne Acht, und lernt weit mehr die mannigfaltigen Abänderungen kennen, welche die menſchliche Natur durch Zeit, Ort, Lage und Erziehung annehmen kann. Er iſt überdieß, weil er gemeinſchaftlich mit anderen Menſchen handeln ſoll, abhängig von dieſen, — alſo nicht Herr ſeiner Zeit, nicht Meiſter, ſeine Entſchlüſſe bis zur langſamen Uiberlegung aufzuſchieben. Dieſe Nothwendigkeit, mit ſeinen Entſcheidungen zu eilen, macht, daß er ſich mehr anſtrengt, die Sache geſchwind zu durchdenken. Wenn ihm dieß gelingt: ſo macht er ähnliche Verſuche auch in Angelegenheiten, wo er allein handelt, und er wird nach und nach ein weltkluger Mann. Gelingt es ihm nicht: ſo iſt es ein Zeichen, daß er für dieſe Rolle nicht gemacht iſt;

und er wird alſo wahrſcheinlich dieſelbe aufgeben. Der Einſame iſt im Stande, tiefere Einſichten zu erlangen, wenn er ſein Nachdenken unabläßig auf einen Gegenſtand richtet. Die Einſichten des in Geſellſchaft und Geſchäften lebenden Mannes ſind gemeiniglich oberflächlich, weil die Gegenſtände zu ſchnell bey ihm vorüberrauſchen: aber ſie erſtrecken ſich auf eine größere Mannigfaltigkeit von Sachen; ſie umfaſſen mehrere kleine ſie begleitende Umſtände, ſie ſtehen ihm mehr zu Gebothe. Nun iſt aber bey den gemeinen Geſchäften des Lebens eine tiefe Einſicht ſelten erforderlich. Aber keinen Umſtand vergeſſen, alle mit der Sache verwandte, und auf ihren Erfolg Einfluß habende Kleinigkeiten mit in Rechnung bringen, und mit dieſer Uiberlegung ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, um nicht die Zeit und Gelegenheit zu verſäumen: das iſt es, was den klugen Mann auszeichnet.

Im Allgemeinen alſo iſt das geſellſchaftliche Leben eine beſſere Schule der Klugheit, als das einſame. Doch iſt weder ein beſtändiger Rauſch abwechſelnder Vergnügungen ein Mittel klug zu werden: noch hat es an Beyſpielen gefehlt, daß Leute, aus einer tiefen Einſamkeit, doch als weltkluge Männer hervorgetreten ſind, — und, wenn man ſie zu Geſchäften gebraucht hat, mit aller der Gewandheit, mit aller der Aufmerkſamkeit auf kleine, aber im Geſchäftsleben erhebliche Umſtände, mit eben dem ſchnellen und richtigen Ergreifen der beſſern unter mehrern Maßregeln, gehandelt haben, welche ſonſt nur die Folge der Erfahrung und der langen Uibung in Geſchäften zu ſeyn pflegen. Man glaubt nicht, wie viel ein verſtändiger Mann von Dingen, die er auch nie ſelbſt beobachtet hat, errathen kann; und wie viel ein Leichtſinniger und Unverſtändiger von den Sachen nicht ſieht, die täglich vor ſeinen Augen vorgehen. Selbſt bey einem Blinden kann das Auge des Geiſtes das fehlende körperliche erſetzen.

Zur zweyten Haupttugend, der Tugend der Gerechtigkeit, rechneten die Philoſophen, von welchen dieſe Eintheilung herrührt, alle Pflichten, welche ſich auf andere Menſchen und auf die Geſellſchaft beziehn. Sie theilen ſich alſo in zwey untergeordnete Tugenden: in die Gerechtigkeit im engern Sinne, — welche ſich deſſen enthält, was andere Menſchen beleidiget, oder ihnen ſchadet, und in die Wohlthätigkeit, oder Menſchenliebe, welche wirklich Gutes thut, und ſich beeifert, andern Menſchen zu nutzen.

In Abſicht derjenigen Gerechtigkeit, welche die Perſon und das Eigenthum anderer Menſchen in Ehren hält, ſcheinen im Grunde Geſellſchaft und Einſamkeit gleichgiltig zu ſeyn. Da dieſe Tugend ganz in Unterlaſſungen beſteht; da keine beſondere Einſichten und Fertigkeiten dazu erfordert werden; da die Regeln, welche ſie verſchreibt, ganz genau und unerläßlich ſind: ſo kann es dem Menſchen, durch ſeine äußere Lage, weder leichter noch ſchwerer gemacht, es können ihm dadurch weder mehr noch weniger Bewegungsgründe und Hülfsmittel gegeben werden, ſie auszuüben. Nur was ich oben im Allgemeinen ſagte, daß die eingezogenen Leute die unſchuldigern, die in der Geſellſchaft lebenden guten Menſchen aber die verdienſtvollern ſind: das gilt beſonders von der Beobachtung des ſtrengen Rechts. In der That kann derjenige, welcher mit wenigen Menſchen überhaupt zu thun hat, auch nur wenigen Menſchen böſes thun. Mit der Menge unſerer Verbindungen aber ſteigt unſere Fähigkeit zu nutzen oder zu ſchaden; und es vermehren ſich zugleich die Gelegenheiten, von dem Schaden andrer Nutzen zu ziehn.

Uiberdieß werden die meiſten Ungerechtigkeiten begangen, entweder gegen Feinde, die uns zuvor beleidiget haben, oder gegen Mitbewerber, mit denen wir um einen gemeinſchaftlichen Preis kämpfen. In einem eingezogenen Leben aber kann man von wenigen Menſchen beleidigt werden: und der Fälle, wo unſerem Vortheile der Vortheil anderer im Wege ſteht, ſind weit weniger.

Doch zwey Umſtände kommen hierbey in Betrachtung. Die Geſellſchaft erregt die haſſenden Leidenſchaften leichter: aber ſie zerſtreut ſie auch eher wieder;

ſie mildert ſie ſelbſt ein wenig, durch die gute Laune und die Fröhlichkeit, welche ſie erzeugt. In der Entfernung von den Menſchen hat die Rachſucht, der Zorn und der Neid nicht ſo häufige Veranlaſſungen zu entſtehn. Aber der einmahl gefaßte Groll iſt bey dem Einſamen deſto unauslöſchlicher. Die Bitterkeit des Haſſes wächſt, wenn der Menſch gar keine Gegenſtände hat, welche ihn von dem Unangenehmen und Verhaßten, in dem Verfahren anderer gegen ihn, abziehn. Auch iſt der Trübſinn und ein Hang zu verdrießlichen Leidenſchaften oft eine Folge der Entbehrungen und der langen Weile, welche die Einſamkeit mit ſich führet. Daher können ſelbſt einſiedleriſche Bethſchweſtern die wenigen Menſchen, welche um ſie ſind, oft ſehr quälen.

Zweytens; die Quelle der meiſten Ungerechtigkeiten liegt in dem Ehrgeitze, oder der Gewinnſucht; — in der Begierde zu herrſchen, oder in der Liebe zum Gelde. Inſofern nun, als die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit die eine, oder die andere dieſer Leidenſchaften zu erwecken, zu nähren, oder mit Hülfsmitteln der Befriedigungen zu verſehen, geſchickt iſt: inſofern kann ſie auch mittelbar, auf die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Menſchen, Einfluß haben.

Im geſellſchaftlichen Leben, wird Geld und Gut am beſten genutzt; und das Bedürfniß deſſelben am lebhafteſten empfunden. So iſt es auch nur in der Geſellſchaft, wo man das Vergnügen, geehret und angeſehen zu ſeyn, wirklich genießt, und des Angenehmen, welches in dem Beſitze von Macht und Herrſchaft liegt, recht eigentlich inne wird. Wer in der Geſellſchaft glänzen will, muß weit größere Einkünfte haben, als der, welcher in einem einſamen Leben, ſich alle Bequemlichkeiten welche ſelbſt die verzärtelte Natur verlangt, oder alle Hülfsmittel, die eine gewiſſe Liebhaberey erfordert, zu verſchaffen wünſcht. Um unter einer kleinen Anzahl alter Bekannter bis zu dem Grade geſchätzt zu werden, daß man einige Aufmerkſamkeit bey ihnen erwecke, und alſo den Umgang mit ihnen, auf eine angenehme Weiſe unterhalten könne: dazu iſt nur einige kleine Auszeichnung unſerer Perſon, oder unſerer Verhältniſſe nöthig. — Ohne einen großen Rang, und ohne einen ausgebreiteten Ruhm, kann der rechtſchaffene und tugendhafte Mann, unter den Seinigen geliebt und geehrt werden, alſo ein angenehmes Daſeyn genießen. Wenn man aber in einem größern Kreiſe, und unter Leuten von allerley Ständen, die geſelligen Freuden, — welche vornehmlich aus einer mit Erfolge begleiteten Selbſtthätigkeit entſtehen, — genießen will: ſo muß man nothwendig etwas haben, wodurch man die Achtung dieſes großen Haufens auf ſich lenke. Und dieß kann man weit weniger, wenigſtens weit ſchwerer, durch perſönliche Verdienſte, als durch hohe Titel, durch angeſehene Aemter, durch eigne Macht, oder durch Gunſt bey den

Mächtigen. Wer in einem Gedränge ſich wohl befinden, und das Schauſpiel, welches die Menge hingezogen hat, mit Bequemlichkeit anſehen, ſoll, muß auf einem erhöhten Platze ſtehen. Diejenigen Perſonen des Mittelſtandes, welche in die Geſellſchaft der groſen Welt, durch zufällige Umſtände, aufgenommen worden ſind, ohne ihr einverleibt zu werden, erfahren es ſehr wohl, daß, um ſo zahlreichen Verſammlungen von Menſchen, die des Vergnügens wegen zuſammen kommen, wirklich Vergnügen zu genieſſen, es nicht genug ſey, ſich mitten unter ihnen zu befinden: ſondern daß man ſich, wenigſtens bis zur völligen Gleichheit, mit den Mitgliedern derſelben erhoben haben müſſe; daß man dann erſt unter ihnen recht frey handeln und ſich ſelbſt wohlgefallen kann, wenn man ein wenig über ſie hervorragt.

Daher kommt es, daß diejenigen, welche entweder ſchon durch ihre Umſtände in weitläuftige Verbindungen verwickelt ſind, oder, vermöge ihres Hanges zur Geſelligkeit, ſich gerne darein verſetzen möchten, gewöhnlicher Weiſe, nach Geld und Ehre mit weit gröſſerer Begierde trachten, und von beyden weit mehr haben wollen, als die, welche in einen engern Kreis durch ihre Glücksumſtände eingeſchloſſen bleiben, oder durch Wahl ſich mit demſelben begnügen. Daher iſt die ſogenannte groſe Welt, zu welcher die Staatsleute, die Anführer der Heere, die Reichen und Mächtigen jeder Nation gehören, von jeher der Schauplatz der größten Ungerechtigkeiten geweſen. Das, was den Cäſar bewog, ſich zum Tyrannen ſeines Vaterlandes aufzuwerfen: das iſt es, was überhaupt unter jenen Claſſen Ungerechtigkeiten veranlaßt: — die Begierde, der erſte in der Geſellſchaft zu ſeyn. Hätte Cäſar dieſen Wunſch nur in dem kleinen Städchen, wo er ihn zuerſt äußerte, durchzuſetzen gehabt: ſo hätte er, auch wenn er auf einem ungerechten Wege darzu gelangt wäre, nur wenige Menſchen bey Seite ſchaffen, nur die Rechte weniger verletzen dürfen. Da er aber in Rom, in Italien, in der damahls bekannten Welt der Erſte ſeyn wollte: ſo konnte er dazu ohne Blutvergießen, ohne gelieferte Schlachten, zerſtörte Städte, überwundene Kriegsheere, ohne recht im Großen ausgeübte Ungerechtigkeiten, nicht gelangen.

Der höchſte Grad einer Sache zeigt am deutlichſten, wie es mit den mittlern Graden beſchaffen iſt. Die Geſellſchaft verleitet den Menſchen, glänzen zu wollen. Und in einer je größern Geſellſchaft er glänzen ſoll; deſto mehr muß er durch Reichthum und Anſehen unterſtützt werden. Mit der Begierde nach dieſen beyden Sachen aber, wächſt die Verſuchung ungerecht zu ſeyn, — ſich auf eine unerlaubte Weiſe zu bereichern, oder die Rechte und Anſprüche anderer Menſchen zu verletzen.

Von dieſen Verſuchungen iſt das eingezogene und häusliche Leben frey. Der Ehrgeitz hat zu demſelben keinen ſo leichten Zutritt, oder ſucht, wenn er ſich einſchleicht, ſeine Befriedigung nur in ſolchen Auszeichnungen, bey welchen er die Rechte Anderer ſeltner verletzen darf. — Aber dem Geitze und der Habſucht, dem andern Behelfe der Ungerechtigkeit, kehret es eine deſto ſchwächere Seite zu. Es iſt der allgemeinen Erfahrung gemäß, daß die Begierde nach Gelde um deſto mehr ſteigt, je weniger der Menſch anderer Vergnügungen theilhaft iſt, je weniger Geſchmack er an denſelben findet, oder je ſtandhafter er denſelben entſagt hat. Irgend einen Genuß, irgend eine Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes, irgend ein vorgeſtecktes Ziel, bey deſſen Erreichung er ſeine Kraft und ſeinen Werth fühle, muß jeder Menſch haben. Nun ſind die meiſten Vergnügungen, — die meiſten wünſchenswerthen Gegenſtände nur in der Geſellſchaft zu erlangen, oder erfordern zu ihrer Benutzung und ihrem Genuſſe, die Theilnehmung anderer Menſchen. Nur zwey Sachen ſind es, auf welche er, auch wenn er ganz allein iſt, ſtolz ſeyn, oder an denen er ſich vergnügen kann: das Eine iſt er ſelbſt, ſein Verſtand und ſein Herz, und der Fortgang, den er in Wiſſenſchaften und Tugenden macht; das andere iſt ſein Geld und die Vermehrung ſeines Eigenthums. Daher theilen ſich die einſamen Leute in zwey Claſſen. Die von edlerer Natur werden vortreffliche Menſchen, und gelangen wirklich zu allen den Vorzügen, zu welchen nicht durchaus die Hülfsmittel der Geſelligkeit nöthig ſind." Eingeſchränkt auf das einzige, aber große Vergnügen, ſich bewußt zu ſeyn, daß ſie täglich weiſer und beſſer werden, arbeiten ſie auch deſto unabläßiger daran, ſich dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Die von der Natur Verwahrloſten hingegen, verſinken entweder in eine völlige Unthätigkeit, oder vereinigen allen ihren Verſtand und ihre Neigungen auf den Erwerb des Geldes, das ſie entweder durch bloßes Aufhäufen und Sparen, oder durch Kunſtgriffe und Ränke zu vermehren ſuchen.

Warum findet man die einſiedleriſch frommen Leute ſo oft geizig? Woher kommt es, daß der Tartar in ſeiner Steppe, beraubt von allen mit Geld erkäuflichen Annehmlichkeiten des Lebens, doch Schätze zu ſammeln trachtet, um ſie zu vergraben? Dieſe Erſcheinungen erklären ſich aus demjenigen Geſetze der Natur, welches dem Menſchen, bey Ermanglung jedes andern Gegenſtandes, wornach er ſtreben könnte, das bloße Eigenthum ſo annehmlich gemacht hat, daß er um deſſen Vermehrung noch immer bemüht zu ſeyn fortfährt, wenn alle andere Neigungen getödtet, oder die Anläße dazu entfernt ſind. Welche Verſuchungen aber zu geheimen Ungerechtigkeiten darin liegen, wenn die Neigung zum Gelde über die geſelligen

Triebe die Oberhand behält: habe ich nicht nöthig, weiter auseinander zu ſetzen.

Um die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, iſt es genug, wenn wir den Vorſatz dazu haben: um die Pflichten der Wohlthätigkeit, — den andern Zweig der geſelligen Pflichten, — auszuüben, iſt es auch nöthig, wohlwollende Neigungen zu haben. Auf die Neigungen aber hat der äußre Zuſtand, und alſo auch Geſellſchaft und Einſamkeit mehr Einfluß, als auf die Vorſätze.

Es iſt aber, bey dieſem Theile meiner Abhandlung, vorzüglich wichtig zu erinnern, was ſich bey allen übrigen Theilen verſteht, daß der Charakter jedes Menſchen von unzählig vielen Urſachen abhängt, von welchen ich hier nur eine einzige betrachte. Wenn ich ſage, daß die Einſamkeit das Herz kalt mache, die Geſelligkeit es erwärme: ſo behaupte ich nicht, daß jeder Einſame ein Miſanthrop, und jeder Herumſchwärmer ein wohlthätiger Mann ſey. Die Natur muß zuerſt den Grund zu allem legen, was im Menſchen gut oder böſe iſt: nach ihr wirken am allermeiſten die erſte Erziehung und die Beyſpiele, welche er in der Jugend ſieht. Dann kommen die eigenen Bemühungen, welche er auf ſeine Beſſerung wendet, — die Philoſophie und die Religion; endlich die Begebenheiten ſeines Lebens, welche gewiſſe Seiten ſeines Herzens in Bewegung ſetzen, andre unberührt laſſen. Unter dieſen mannigfaltigen Urſachen, welche das Wohlwollen erwecken oder erſticken, thut auch die Einſamkeit und die Geſellſchaft ihren unſichtbaren Beytrag, und zwar, wie mich dünkt, auf folgende Weiſe. Jede Neigung des Herzens, welche einen gewiſſen Grad von Stärke erhalten ſoll, muß geübt werden. Liebe und Wohlwollen aber, finden ihre Uibung nur im Umgange mit Menſchen. Wer ſich alſo von demſelben ſo völlig ausſchließt, wie der Einſiedler, und in dieſem Zuſtande Jahre lang beharrt, muß entweder unglücklich ſeyn, oder die Fähigkeit zu lieben verlieren, und diejenige Empfindſamkeit des Herzens, welche geliebt zu werden zu einem Bedürfniſſe macht, abſtumpfen.

Auch hier iſt es oft ſchwer, von zwey mit einander verbundenen Erſcheinungen zu erkennen, welche die Urſache, und welche die Wirkung ſey. Der Hang zur Einſameikt, und die Gleichgiltigkeit gegen geſellige Verbindungen, iſt oft erſt die Folge eines kalten Temperaments, und einer alles auf ſich ſelbſt beziehenden Gemüthsart. Aber andere, welche von Natur der geſelligen Empfindungen fähig, und zur Theilnahme an den Freuden und Schmerzen ihrer Nebenmenſchen aufgelegt ſind, können durch ein langes einſiedleriſches Leben, in welches ſie durch Armuth und Noth, durch frühen Zwang der Ihrigen, durch das Abſterben vieler ihrer Freunde, oder durch falſche Religionsbegriffe gebracht worden ſind, jene Sympathie ſchwächen, und den Menſchen, von welchen ſie lange entfernt geblieben ſind, wirklich fremd werden.

Doch ein eingezogenes Leben iſt nicht immer ein einſiedleriſches Leben. Und es iſt uns weit wichtiger, die Natur und Wirkſamkeit des erſten, als die des leztern, kennen zu lernen: weil jenes der Zuſtand vieler Menſchen iſt, und ſeine Wirkungen alſo ſich weit in dem menſchlichen Geſchlechte ausbreiten, in dieſem aber ſich wenige Unglückliche, oder Sonderlinge befinden, die, als Seltenheiten der Natur, durch ihre Betrachtung mehr unterhalten, als nüzen. In dem eingezogenen Leben aber ſind es zwey Sachen, welche die Fertigkeit zu lieben, bey einem Menſchen unterhalten können: die Familien-Verbindung, und die Freundſchaft *). Der Gelehrte mag immerhin ſeinen Bü-

---

*) Man könnte vielleicht als einen dritten Umſtand, welcher der Menſchenliebe des Einſamen, wenigſtens bey der thätigen Aeußerung derſelben, vorzüglich günſtig iſt, hinzuſetzen, daß die geſelligen Triebe im gewöhnlichen Umgange zwar eine beſtändige, oder eine unbedeutende und oft nichtswürdige Befriedigung finden, der Einſame hingegen, wenn ſein Herz geſellig iſt, ſich nur durch Gutes thun, für die ihm mangelnden Gelegenheiten, Andern Vergnügen zu machen, ſchadlos halten kann. Der Einſame ſpart gleichſam ſeine Menſchenliebe auf die großen Gelegenheiten, wo

chern und den Wiſſenſchaften alle geſelligen Freuden aufopfern; der Kaufmann mag ſeine Tage auf ſeiner Schreibſtube, der Handwerker in ſeiner Werkſtätte zubringen; der Mann, ohne Stand und Vermögen, der weder durch ſeine Talente, noch durch äußere Annehmlichkeiten den Mangel des Glücks erſetzt, mag, von der Welt verſchmäht, im Dunkeln leben; — in einem noch ſo abgelegenen Dörfchen mag ein Landmann der Welt unbekannt, und in ihren Künſten und Vergnügungen unwiſſend werden: wenn jeder von dieſen nur ein Weib und Kinder hat, welche er liebet, für deren Beſtes er ſorget, von deren Schickſalen er mit Hoffnung oder Furcht erfüllt wird, in deren Umgange er ſich nach gethaner Arbeit erheitert; wenn ſich zu dieſem Familien-Kreiſe nur noch ein oder der andere gute Nachbar, Freund und Verwandter geſellt: ſo iſt er nicht in Gefahr, durch ſeine Entfernung von der Welt, ſein Herz unempfindlich werden zu ſehen.[†]

Wo in einer Familie Einigkeit und Vergnügen herrſchen ſoll: da müſſen die Glieder derſelben alle die Pflichten gegen einander ausüben, welche nur immer in den ausgebreitetſten Verhältniſſen mit Menſchen gefordert werden. Es iſt nicht genug,

---

er weſentlichen Nutzen ſtiftet und große Aufopferungen macht: der in Geſellſchaft Lebende verſchwendet oft die ſeinige in täglichen kleinen Gefälligkeiten, und in häufigen, aber nicht ſehr ſchweren Proben der Selbſtverleugnung.

daß zwiſchen Eheleuten, zwiſchen Aeltern und Kindern wirkliche Liebe vorhanden ſey: es iſt auch nothwendig, daß einer um des anderen willen ſeinen eignen Neigungen Gewalt anthue, daß er ſich verleugne, und zuweilen gar aufopfere. In dieſer kleinen häuslichen Geſellſchaft, finden alle Veranlaſſungen zu Uibungen Statt, deren der wohlwollende Charakter bedarf, um Nachſicht gegen die Fehler anderer Menſchen, theilnehmendes Mitleiden mit ihrer Noth, das Einſtimmen in anderer Freuden, ein gewiſſes Gleichſtellen und Herablaſſen zu ihrem Geſchmacke, eine aufmerkſame Fürſorge für ihr allgemeines Intereſſe zu lernen. Wenn der Einſame ein liebreicher Ehemann, ein guter Vater, ein dankbarer Sohn iſt: ſo wird es ihm, wenn er je aus ſeiner verſteckten Hütte in die Welt hervorgerufen wird, — zwar vielleicht an Kenntniß der Sitten und Gebräuche derſelben, — aber nicht an Kenntniß der Pflichten, welche er darin zu beobachten hat, noch an den Geſinnungen und Neigungen fehlen, welche ihn bey dieſen Pflichten unterſtützen ſollen.

Ja, es iſt ſogar ausgemacht, daß alle andere Verbindungen keine ſo gute Schule wohlwollender Neigungen ſind, als die häuslichen. In dieſer ſind, von der einen Seite, die Vortheile aller Mitglieder der Geſellſchaft auf das vollkommenſte vereinigt: und die Dienſte, welche ein Glied der Familie dem andern leiſten kann, ſind eben ſo mannigfaltig, als wichtig. Von der andern Seite, macht der immerwährende Umgang, alle Widerſprüche des Charakters und der Laune ſichtbarer, und vervielfältiget die Anläſſe zum Streite und zur Feindſchaft. Nirgends findet alſo eine ſo ununterbrochne Uibung Statt, theils andern zu dienen und zu helfen, theils ſich ſelbſt in der Abſicht zu beherrſchen, um den Frieden und die Freundſchaft mit andern zu erhalten. Und aus dieſen beyden Stücken beſtehen vornehmlich die geſelligen Tugenden.

Und wenn die Bande der Blutsfreundſchaft, wenn die eheliche und die älterliche Geſellſchaft, als Gelegenheiten zur Uibung der aus dem Wohlwollen entſpringenden Pflichten betrachtet, nicht nur die Stelle jedes andern Umgangs erſetzen können, ſondern ihm auch noch vorzuziehn ſind: ſo wird, in dieſer Abſicht, das eingezogne Leben den menſchenfreundlichen Tugenden günſtiger ſeyn, als ein durch zu viele Geſellſchaften und Geſchäfte zerſtreutes. Denn die innige Vertraulichkeit der Glieder einer Familie wird weit größer, wo ſie auf einander eingeſchränkt ſind, oder doch mit wenigen Freunden Umgang haben. In der ſo genannten großen Welt, wo Mann, Frau und Kinder einander nur wenige Stunden des Tages allein ſehen, und jeder mit einer Menge anderer Menſchen umgeben iſt, denen er Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft oder Dienſte zu leiſten hat, und von denen er Ehre, Nutzen oder Vergnügen erwartet, bleiben dieſe nächſten Verwandten einander ſo fremd, empfinden für einander, oder leiſten einander ſo wenig, und können mit einem ſo geringen Grade von Uibereinſtimmung in den Geſinnungen, doch noch ihre Verbindung auf eine erträgliche Weiſe fortſetzen; daß für ſie die Familien-Geſellſchaft aufhört, eine Uibung der Zärtlichkeit zu ſeyn.

Der Menſch iſt in allem, auch in ſeinen Zuneigungen, ein eingeſchränktes Weſen. Er iſt nur eines gewiſſen Grades der Liebe fähig. Vertheilt er nun dieſen unter eine zu große Anzahl von Gegenſtänden, ſo kommt auf jeden nur ein kleinerer Theil. Die, welche in einem ausgebreiteten Umgange leben, wachſen ſelten mit einer einzelnen Perſon, als Freunde, innig zuſammen: am wenigſten mit den Ihrigen, mit welchen die Verbindung oft gleich anfangs mehr der äußern Schicklichkeit, des Vortheils und der Ehre wegen, als aus Zuneigung errichtet worden war.

Dieſer Vortheil, den die Familien-Verbindung dem Menſchen gewährt, daß ſie ſein Herz warm und menſchenfreundlich erhält, kann für ihn durch nichts erſetzt werden, als durch eine vertraute Freundſchaft mit einem einzelnen Manne. Aber dieſes Hülfsmittel iſt weit ſeltner zu erlangen, ſetzt mehrere perſönlichen Vorzüge und Glücksfälle voraus, und leiſtet doch nicht dem Herzen denſelben Dienſt, als die Verbindung des Ehemanns und Vaters. In der That finden ſich in allen Claſſen noch mehr glückliche Ehen, als innige und dauerhafte Freundſchaften. Jene nehmen ihren Urſprung in einer natürlichen Neigung, und werden in ihrem Fortgange unterſtützt durch Intereſſe und Gewohnheit. Dieſe gründen ſich allein auf Wahl und Verdienſt. Hier muß alſo das Urtheil viel feſter, der Wille ſtandhafter, das Verdienſt von beyden Seiten größer ſeyn, wenn dieſe Verbindung, jener von der Natur geſtifteten, an Dauer und Innigkeit gleich kommen ſoll. Nicht nur gute ſondern vorzügliche Männer müſſen diejenigen ſeyn, welche einer wahren Freundſchaft auf lange Zeit fähig ſeyn ſollen. Dazu muß ſich noch eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, in den Talenten, in den Beſchäftigungen und in den äußern Umſtänden geſellen. Wie viele glückliche Zufälle alſo müſſen ſich für den einſamen Mann vereinigen, wenn er, in dem kleinen Kreiſe ſeiner Bekanntſchaften, Einen finden ſoll, der alle Erforderniſſe wahrer Freundſchaft für ihn erfülle, und ſie gegenſeitig in ihm befriediget finde? Wo indeß ein ſolcher Bund gleich geſtimmter, durch Verſtand und Tugend gegenſeitig ſich anziehender und auf einander wirkender Menſchen, errichtet worden iſt: da ſind ſolche einander, nicht nur in Abſicht des geſelligen Vergnügens, ſondern auch in der Uibung der geſelligen Tugenden, genug. Der, welcher einen einzigen wahren Freund hat, kann, wenn er ſonſt auch ohne alle Verbindung mit der Welt lebt, nie ungeſellig werden. Ja, ſeine menſchenfreundlichen Empfindungen bekommen eine gewiſſe Gründlichkeit und Tiefe; welche die Gutherzigkeit des in viele Verbindungen zerſtreuten, Weltmanns nicht hat. —

Welches ſind die Eigenſchaften, welche uns im Allgemeinen umgänglich machen? Aufmerkſamkeit auf anderer Menſchen Wünſche, Neigungen und Launen; Bereitwilligkeit, ihnen in unſchuldigen Dingen unſere Neigungen aufzuopfern; Unverdroſſenheit, Dienſte zu leiſten, wo wir dazu aufgefordert werden, oder wir ſelbſt unſere Mitwirkung ſchicklich und nützlich glauben; — mehr als alles aber die Fertigkeit, uns in anderer Menſchen Stelle zu verſetzen, und das Intereſſe, welches ſie in jedem Augenblicke für gewiſſe Gegenſtände belebt, wenigſtens in einigem Grade ſelbſt anzunehmen, — uns mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Betrübten traurig zu ſeyn. Alle dieſe Eigenſchaften ſind aber auch nothwendig, wenn zwiſchen zwey Perſonen die Freundſchaft, bis zu einem gewiſſen Grade von Innigkeit, gelangen, und dauerhaft ſeyn ſoll.

Um alſo zu wiſſen, was die Einſamkeit, an ſich betrachtet, für Einfluß auf die Gemüthsart des Menſchen, in Abſicht der geſelligen Neigungen habe, müſſen wir ihn in unſrer Vorſtellung, des doppelten Erſatzes, der ihn, für ſo manches Nachtheilige ſeiner Lage, entſchädigen kann, der Familie und des Freundes, berauben. Der Eheloſe, der unter wenigen und doch nur gleichgiltigen Bekannten ſein Leben zubringt: dieſer iſt es, welchem ſeines Lage das Herz kalt und dem Charakter ungeſellig zu machen droht, wenn nicht die Natur ihn mit einem doppelten Maße von liebreicher Empfindſamkeit verſehen hat, oder ſeine Studien, durch die Beſchäftigung ſeines Verſtandes und ſeiner Einbildungskraft, auch zugleich ſein Herz in Bewegung ſetzen.

Folgende Wirkungen der Einſamkeit auf den Menſchen, hat die Erfahrung in ſehr vielen Beyſpielen beſtätiget: obgleich es in den meiſten derſelben unausgemacht bleibt, ob dieſe Wirkungen unmittelbar aus ihr, oder ob ſie aus den Natur-Anlagen, welche dem Menſchen Neigung zur Einſamkeit einflößten, und aus den Umſtänden, welche ihn darein wider ſeinen Willen verbannten, entſpringen.

Erſtlich, der einſiedleriſche Menſch, wenn er übrigens in glücklichen Umſtänden und unabhängig iſt, wird leicht ein Egoiſt. Da in dem kleinen Kreiſe, der ihn umgibt, er die Hauptperſon iſt, nach welcher ſich alle richten; da er ſelten ſich mit Perſonen zuſammen findet, deren Neigungen er die ſeinigen unterwerfen, auf deren Geſchmack er, des Wohlſtandes wegen, in ſeinen Handlungen Rückſicht nehmen, oder deren guten Willen er durch Gefälligkeiten ſich erwerben muß: ſo gewöhnt er ſich leicht daran, ſeinen Willen, ſeine Vortheile und ſeine Gewohnheiten, als Geſetze für die übrigen Menſchen anzuſehen, ſich ſelbſt aber von derjenigen Nachgiebigkeit und Aufmerkſamkeit frey zu ſprechen, welche die Geſellſchaft, wenn ſie angenehm ſeyn ſoll, von allen ihren Gliedern fordert.

Dieſe Selbſtſichtigkeit iſt oft, zweytens, mit einem gewiſſen ſtörrigen Weſen, und einer Steifigkeit des Charakters verbunden, welches in Abſicht der Sitten eben das iſt, was die Einſeitigkeit der Begriffe in Abſicht des Verſtandes. So wie der, welchem niemahls von andern widerſprochen wird, leicht zu einer weit feſtern Überredung von der Richtigkeit ſeiner Meinungen verführt wird, als die Gründe, welche er für dieſelben anzuführen hat, verdienen; ſo gelangt der Menſch, der ſich ſelten um Andrer willen Zwang anthun darf, zu einer Feſtigkeit in ſeinen Gewohnheiten und in ſeinen praktiſchen Principien, die nicht immer durch die Güte derſelben gerechtfertiget wird. Die Geſelligkeit macht ſowohl unſern Geiſt, als unſre Sitten geſchmeidig: weil wir uns im Umgange andern Menſchen anſchmiegen und ihnen verähnlichen müſſen, — dieſes aber, bey der großen Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, nicht möglich iſt, ohne ſelbſt eine Verſchiedenheit von Formen anzunehmen. Aus der entgegengeſetzten Urſache macht die Einſamkeit hartnäckig und eigenſinnig: weil ſie uns auf dem einmahl eingeſchlagenen Wege, ohne alle Hinderniſſe fortgehen läßt; und weil ſie uns gar keine Bewegungsgründe gibt, von der durch Natur und Gewohnheit uns eigen gewordenen Art zu handeln, die uns zugleich auch immer die leichteſte iſt, abzugehen.

Drittens. Der Einſame wird bequem und gewöhnt ſich, ſeine Gemächlichkeit ungebührlich hochzuſchätzen. Die geſellſchaftlichen Pflichten hingegen erfordern, daß man ſich bewege, daß man ſich eine Mühe nicht verdrießen laſſe, daß man ſich Ermüdungen und Beſchwerden bereitwillig ausſetze.

Seine Gemächlichkeit zu pflegen, iſt nicht nur der einzige Erſatz, welchen der Einſame für das viele ihm entzogene Vergnügen findet; — und er macht von dieſer Schadloshaltung um deſto mehr Gebrauch, je leerer ſein Zuſtand von angenehmen Empfindungen lebhafterer Art iſt: ſondern der ganz ſich ſelbſt überlaſſene Menſch nimmt auch in der Einſamkeit gewiſſe Gewohnheiten an, welche eben dadurch erſt Gemächlichkeiten für ihn werden, aber in der Geſellſchaft nicht anſtändig ſind; und ihm deßwegen zuletzt dieſe verhaßt machen.

Obgleich die Dienſtfertigkeit, welche im gemeinen Umgange gefordert wird, nur auf Kleinigkeiten geht, und weder eine ſehr feurige Menſchenliebe, noch ein angeſtrengtes Nachdenken erfordert: ſo erhält ſie doch den Menſchen in Thätigkeit, und erlaubt ihm nicht, ſich der Ruhe, als dem höchſten Gute zu ergeben. Dahin kommt es aber mit den einſamen Leuten, beſonders im Alter, gewiß.

Zwar kann zuweilen eine Gewiſſe Schwäche der körperlichen Natur, welche Ruhe bedarf, auch die Liebe der Ruhe veranlaſt, und eben deßwegen dem Menſchen Geſchmack für die Einſamkeit gegeben haben. Aber das iſt doch nicht immer der Fall; ſondern auch der geſunde und muntere Menſch kann in einem Leben, das zu wenige Veränderungen hat, und ihm zu wenige Aufforderungen, ſich im Denken, Reden und Handeln um Andrer willen anzuſtrengen, gibt, nach und nach in Trägheit verſinken, und die Ruhe dem Vergnügen und den geſelligen Freuden vorziehen lernen.

Viertens. Bey einer weniger glücklichen Lage, oder bey einem noch übrigen Hange zur Geſellſchaft, wird der Einſame leicht mürriſch und übellaunig; und die herrſchende üble Laune kann alle Wirkungen des Menſchenhaſſes haben.

Im allgemeinen iſt immer mit der Einſamkeit, etwas Schwermuth, und mit der Geſellſchaft Fröhlichkeit verbunden.

Gemeiniglich liegen die Urſachen, welche den Menſchen von der Geſellſchaft entfernen, in Unfällen, welche auch an ſich drückend ſind, oder in perſönlichen Mängeln, welche erniedrigen und niederſchlagen. Wo dieß aber auch nicht der Fall iſt: da kann die bloße Entbehrung desjenigen Vergnügens, welches der Umgang gewähret, — des natürlichſten unter allen, und dem ein wahres Bedürfniß in der menſchlichen Natur entſpricht, —

Unglücksfällen gleich gelten, und auf die Länge eben die Wirkung auf das Gemüth thun. Nun iſt aber im Allgemeinen Fröhlichkeiten und Liebe mit einander verwandt. Ein Menſch von heiterer Gemüthsart iſt leichter mit dem befriedigt, was Andere ihm Gutes erweiſen, und wird weniger von dem beleidigt, was ſie ihm zuwider thun. Er verſetzt ſich leichter in Andrer Stelle, da er mit ſeinem eignen Zuſtande nicht ſo viel beſchäftiget iſt. Er iſt endlich bereitwilliger, ſich auch für das Vergnügen Andrer zu bemühen: weil es uns natürlich iſt, die Freude, die in uns herrſcht, auch um uns verbreiten zu wollen.

Es ſind nur wenige glückliche Temperamente, bey welchen, in der tiefen Einſamkeit, dieſe heitre Stimmung dennoch fortdauert. Sanfte Charaktere werden leicht in dieſer Lage ſchwermüthig; heftige werden mürriſch, — auch zum Theil deßwegen, weil ihrer üblen Laune nicht, durch die Schaam und die Furcht vor dem Tadel Andrer, widerſtanden wird. Nun iſt zwar die Schwermuth, an und für ſich, mit der Zärtlichkeit und Freundſchaft nicht unverträglich: ſie macht ſelbſt in gewiſſem Grade weichherzig, und ſtellt uns die Noth Anderer immer größer vor, als ſie wirklich iſt; daher ſie auch des Mitleiden und die Hülfsbegierde zu vermehren ſcheint. Aber ſie macht doch zugleich unthätig: das Theilnehmen an Andrer Noth, welches ſie veranlaſt, beſteht oft bloß in ſelbſtpeinigenden Empfindungen und Klagen über das menſchliche Elend. Oft macht ſie, daß man ſich von dem Anblicke des Unglücklichen, den man nicht ertragen kann, entfernt, anſtatt, daß man ſich ihm nähern ſollte, um ihm zu helfen. Nicht ſelten aber verſenkt ſie den Menſchen ſo gänzlich in Betrachtungen ſeines eignen Schickſals, daß ihm nur wenig Aufmerkſamkeit auf die Schickſale ſeiner Nebenmenſchen übrig bleibt.

Die mürriſche Gemüthsart aber macht durchaus ungeſellig. Sie verſchließt das Herz allen den Eindrücken, welche es mit Liebe und Freundſchaft erfüllen könnten, und erhält es nur gegen Beleidigungen und Widerſprüche empfindlich. Das mürriſche Weſen iſt der erſte Anfang des Zornes, und geht leicht in dieſe Leidenſchaft über, wenn noch irgend eine Veranlaſſung des Unwillens bey einem einzelnen Vorfalle hinzukommt. Zorn aber ſteht, nächſt dem Haſſe, der Liebe am meiſten entgegen. Und wenn alſo das Freudenleere der Einſamkeit mißmüthig und unzufrieden macht, bey dem werden auch die Anlagen zum Wohlwollen und zur Menſchenfreundlichkeit geſchwächt.

Zu demjenigen Theile des ſittlichen Charakters, der ſich auf die Verbindungen mit andern Menſchen bezieht, gehören auch die Leidenſchaften des Stolzes und der Eitelkeit; ſo wie die entgegengeſetzte Tugend der Beſcheidenheit, welche beyde in Schranken hält. Auch auf ſie iſt die Einſamkeit und die Geſellſchaft nicht ohne Wirkung.

Zuerſt, mit der Eitelkeit iſt die Begierde nach Geſellſchaft faſt unausbleiblich verbunden. Denn der, welcher durch Vorzüge des Standes, oder der Perſon über Andere hervorzuragen glaubt, und von andern Menſchen geehrt zu ſeyn wünſcht, kann auf keine beſſere Weiſe ſeines Vorzugs genießen, oder ſeinen Wunſch befriedigen, als wenn er von vielen Menſchen geſehen und beobachtet wird, und ſie ihm ihr Wohlgefallen, oder ihre Bewunderung zu erkennen geben. Ja mit vielen in Verbindung zu ſtehen, iſt an ſich ſchon eine Befriedigung der Eitelkeit: entweder inſofern es vorausſetzt, daß Viele uns ſchätzen und in unſerm Umgange Vergnügen finden; oder inſofern es uns die Macht gibt, Mehrern Dienſte zu leiſten und uns alſo bey dieſen in Anſehn bringt. Die Einſamkeit hat keinen empfindlichern Stachel, als den Gedanken, daß ſie eine Folge der Verachtung, oder der Vergeſſenheit von Seiten unſrer Nebenmenſchen iſt. Noch jetzt, wie zu Theophraſts Zeiten *), kann eine ausbleibende Einladung zu einem Gaſtmahl, auf welches wir gerechnet hatten, ſehr kränken, nicht; weil wir das Vergnügen der Tafel, oder ſelbſt

---

*) Siehe die Charakt. des Theophr. d. 17. Kapitel.

das der Geſellſchaft ſo ſehr bedauern, als, weil wir den Beweis der Achtung, den wir von unſerm Freunde erwartet hätten, vermiſſen.

Je empfindlicher nun jedmand, gegen alle Zeichen der Ehre, oder der Geringſchätzung, iſt; deſto mehr Werth wird er auch auf diejenigen Vergnügungen legen, an welchen andre Menſchen uns Theil nehmen laſſen; und bey deren Genuß wir uns immer ſagen können, daß wir ſie unſrer Annehmlichkeit oder unſerm Ruhme, oder unſrer Größe, kurz der guten Meinung Anderer von uns, zu danken haben.

Zweytens, ſo wie der Eitle nach Geſellſchaft begierig iſt; weil er nur hier die Vorzüge, welche er ſich zuſchreibt, Vielen, in kurzer Zeit und ohne große Arbeit darlegen, und die Ehre, nach der er geizt, ſchnell einernten kann, ſo wird auch die Eitelkeit durch nichts ſo ſehr geſtärkt, als durch den Beyfall, den man in der Geſellſchaft findet. Alle andern Arten des Ruhms, die durch Thaten, oder Schriften erworben werden, ſind erſt die ſpäte Belohnung vieler, und in geraumer Zeit auf einander folgender Anſtrengungen. Lange bleibt dem guten Schriftſteller und dem verdienſtvollen Geſchäftsmanne die Achtung, welche das Publicum für ſie hegt, verborgen, und wenn beyde ſie endlich erfahren, iſt doch der Genuß dieſer Ehre nie plötzlich, nie ununterbrochen, nie ſinnlich berauſchend. Es iſt mehr eine den Geiſt erhebende Idee, als eine die

Begierden reizende Empfindung, wenn wir Beweiſe erhalten, von vielen entfernten und uns perſönlich unbekannten Perſonen, deren Meinung von uns auf unſeren wirklichen Zuſtand gar keinen Einfluß hat, bewundert, oder geſchätzt zu werden. In dieſem Falle wird alſo die Ehrbegierde, theils ſchon durch die Arbeiten zertheilt, die es koſtet, ſie zu befriedigen, theils durch die Langſamkeit mit welcher ſich der von ihr geſuchte Ruhm allmählig gleichſam ſammelt, und durch die Unſichtbarkeit der Perſonen, welche ihn austheilen, gemäßigt. Daher erweckt auch ihre Befriedigung leichter Stolz, als Eitelkeit. Der große Gelehrte, jeder durch Talente und Gemeinnützigkeit in ſeinem Berufe ausgezeichnete Bürger, der ſich immer ſelbſt als berühmt denken muß um ſeines Ruhms zu genießen, gelangt leicht dazu, ſeinen Werth in ſeinen eignen geheimen Vorſtellungen über Gebühr zu vergrößern. Aber die laute und ſinnliche Freude, welche der Eitle über ſeine Vorzüge und deren allgemeinen Anerkennung äußert, kann nicht ſo leicht ihn anſtecken.

Ganz anders iſt es mit den geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten und Verdienſten. Sie werden auf der Stelle, durch die immer ſich ausbreitenden Verbindungen, in die ſie uns einführen, durch das erheiterte Geſicht aller Perſonen, welchen wir uns nähern, durch die vermehrte Anzahl der Luſtpartien, zu welcher wir gezogen werden, — und wenn es uns um ernſthaftere Endzwecke zu thun iſt, —

auch durch die Aufmerkſamkeit, mit der man uns anhört, und durch die Bereitwilligkeit, mit der man uns belehrt, vergolten. Iſt es bloß unter unſers Gleichen, daß wir als Geſellſchafter gefallen: ſo ſchmeichelt uns dieſer Beyfall vielleicht nicht ſo ſehr; aber er gibt uns dafür einen deſto ununterbrochnern, und beſonders einen leichtern und fröhlichern Genuß. Erheben uns unſre geſellſchaftlichen Talente bis zum Umgange derer, welche an Stande über uns ſind: ſo iſt die Anſtrengung von unſrer Seite etwas größer; und das Vergnügen an einer ſo ſeltnen Auszeichnung wird, durch manche Augenblicke erlittner Vernachläßigung, unterbrochen: aber dafür iſt auch unſre Erhabenheit über andre deſto ſichtbarer; und es iſt im eigentlichen Verſtande Ehre, welche uns zu Theile wird. Daher rühmen ſich auch die Eiteln vom niedrigſten Range und kleinſten Verdienſte, keiner Sache ſo früh, wenn ſie unter Unbekannte treten, als der Fürſten und der Grafen, bey welchen ſie Zutritt haben.

Aber alle Eiteln, ohne Unterſchied, auch die der beſſern Claſſe, die, welche ein edleres Ehrgefühl und wichtigere Vorzüge haben, laſſen gern in ihren Geſprächen die Menge und Weitläuftigkeit ihrer Verbindungen durchſchimmern, und geben durch die Hoffnung, welche ſie zeigen, ſich durch ſolche gegebene Winke bey den Anweſenden in Achtung zu ſetzen, zu erkennen, wie ſehr ihre eigne Meinung von ſich ſelbſt durch die gute Aufnahme, die ſie in der Geſellſchaft finden, beſtimmt wird *).

Niemanden kann es in der That gleichgiltig ſeyn, ob er gewahr wird, daß ſeine Gegenwart gebildete Menſchen vergnügt und ſeine Geſpräche ſie erheitern, oder ob er bey den Perſonen, mit denen er in Geſellſchaft iſt, Widerwillen und Kälte gegen ſeine Perſon und ſeine Reden, bemerke. Ja da in jedem andern Verhältniſſe der Menſch, nie ganz nach ſeiner geſammten Perſönlichkeit, ſondern nur nach einer ſeiner Seiten und Eigenſchaften zum Vorſchein kommt, und nur nach einer geſchätzt oder verehrt wird, — der Schriftſteller z. B. nach ſei-

---

*) Auf dieſen Endzweck, in ausgebreiteten geſelligen Verbindungen zu leben, ob er gleich für alle Menſchen einen Werth hat, iſt doch hauptſächlich die Eitelkeit derjenigen gerichtet, welche weder ſo tief in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen, daß ſie zwiſchen ſich und den höhern Ständen durch Erziehung, Sitten und Beſchäftigung eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt ſehn, noch ſo hoch, daß ſie ſelbſt durch ihren Umgang alle andere zu ehren glauben. Für den gemeinen Mann kann die Einſamkeit etwas anziehendes haben, weil ſie in derſelben von ſchweren körperlichen Arbeiten am beſten ausruhen: den Fürſten und Königen, beſonders denen von Geiſt und inneren Hülfsquellen der Unterhaltung, kann ſie angenehm ſeyn, weil ſie gegen ihren gewöhnlichen Zuſtand, das Geräuſch des Hoflebens und der Regierungsgeſchäfte, abſticht, ſelbſt gewählt iſt, und ihnen ein ſeltenes Vergnügen, das Vergnügen des Selbſtgenuſſes, gewährt.

nem Genie und ſeiner Gelehrſamkeit, der Richter nach ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner Rechtskenntniß und ſeinem Fleiße, der Handelsmann nach ſeiner Redlichkeit, Ordnungsliebe und Erfahrung in Geſchäften u. ſ. w. —: ſo iſt in der That der Umgang und die des Vergnügens wegen zuſammen kommende Geſellſchaft, der einzige Ort, wo er den Total-Eindruck, welchen er auf andre Menſchen macht, kennen lernen, und die Stimmen über diejenigen ſeiner Vollkommenheiten oder Mängel ſammeln kann, die aus allen ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenheiten zuſammen genommen entſpringen. Kein Wunder alſo, daß der, welcher Ehre ſucht, und ſich über ihm zugeſtandne Ehre freut, — ſelbſt wenn dieß wahre Ehre iſt, — ſich mehr geſchmeichelt findet, von ſeinen Mitbürgern in der Stadt oder dem Staate, worin er lebt, aufgeſucht und in ihre Geſellſchaften gezogen zu werden, als Recenſentenlob zu erhalten, oder in Zeitungen und ſelbſt in Geſchichtbüchern geprieſen zu werden.

Je natürlicher es aber iſt, ſich über ſeine gelingende Bemühungen, andern Menſchen im Umgange zu gefallen, mehr als über jeden andern guten Erfolg zu erfreun: deſto verführeriſcher iſt dem ohnerachtet dieſe Befriedigung der Eitelkeit, um uns entweder über die Grenzen einer richtigen Selbſtſchätzung hinaus zu führen, und uns zu der mißfälligſten aller Prahlereyen, der mit der Liebens-

wür-

würdigkeit unſrer ganzen Perſon, zu verleiten, oder ſelbſt unſrer Ehrbegierde eine ganz falſche Richtung zu geben.

Denn nun kommt, drittens, noch der Umſtand hinzu, daß obgleich der Menſch in der Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſon, nach Leib und Geiſte, geſehn und beurtheilet wird, ſeine Schätzung oder Vernachläßigung deſſen ungeachtet oft gerade von dem unerheblichſten ſeiner Verdienſte oder Fehler, oder nur von ſolchen abhängt, die zu erwerben oder abzulegen, durchaus nicht in ſeiner Gewalt ſteht. Eine angehehme Geſtalt, Leichtigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen des Körpers, eine wohlklingende Stimme, und ein gewiſſes Gemiſch von Dreiſtigkeit und Anſtand, hat ſchon manchen Menſchen, ohne ſonderliche Gabe der Unterhaltung, ohne Verſtand und Einſichten, und ohne geſellige Tugenden, zu einem ſehr aufgeſuchten Geſellſchafter gemacht. Dahingegen andre mit einem weniger günſtigem Aeußeren aber ſonſt mit allen Naturgaben und allen Kentniſſen zu lehrreichen und angenehmen Geſprächen verſehn, von den Geſellſchaftskreiſen ihres Wohnorts vernachläßiget worden ſind. Wie viele Günſtlinge haben nicht, ſelbſt am Hofe und unter den Großen, — unter derjenigen Geſellſchaft, deren Beyfall am meiſten der Eitelkeit ſchmeichelt, ihr Emporkommen, einem eben ſo nichtswürdigen Talente, als Lüynes bey Ludwig dem dreyzehnten *), oder eben ſo oberflächlichen und vergänglichen Annehmlichkeiten, als Sommerſet bey Jakob dem Erſten **), zu danken?

Wer alſo gar keinen andern Maßſtab ſeines Werths kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an ſeinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menſchen lebt, von dem Streben nach den höchſten Endzwecken ſeiner Natur eher abgezogen, als zu demſelben ermuntert. Er lernt ſich ſelbſt wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geſchenkter Vorzüge, übermäßig ſchätzen, und die edleren, welche er ſich ſelbſt erwerben ſollte, — wahre Einſichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläſſigen.

Im einſamen Leben darf der Ehrgeiz nicht eben unbeſchäftigt ſeyn: aber er nimmt andre Wendungen und verleitet zu andern Abwegen. Es gibt Menſchen von Geiſt und geſelligen Talenten, die, eben aus Stolz, ſich von dem Umgange beſonders der feinen und größern Welt zurückziehen: weil ihnen nirgends wohl iſt, wo ſie nicht die erſte Rolle ſpieken und herrſchen können; und weil ſie unter vielen, auch mit ihren Anſprüchen in der Geſellſchaft erſcheinenden Perſonen, weniger Aufmerkſamkeit und Bewunderung finden, als ſie zu verdienen glauben. Sie mögen an gar keinen Vergnügungen Theil nehmen, als an dem, welches ſie ſelbſt in Vorſchlag gebracht haben; ſie ſchweigen lieber, als daß ſie einen Augenblick vor zerſtreuten Zuhörern reden ſollten; ſie leiden lieber in der Einſamkeit lange Weile, oder erniedrigen ſich zu Geſellſchaften, die an Geiſt und Sitten unter ihnen ſind, ehe ſie ſich gefallen ließen, unter der ihnen gleichen Claſſe, oder unter den Höhern, von denen ſie aufgeſucht werden, Achtung und Gefälligkeit eben ſo wohl zu beweiſen, als zu erhalten. Gewiß entſtand die mit dem Alter wachſende Miſanthropie Rouſſeaus aus dieſer Quelle. Seine Freunde ſollten ihn ſtets mit enthuſiaſtiſcher Hitze lieben. Er glaubte ſich durchaus verachtet, wo er nicht alles galt, — gehaßt und verfolgt, wo er nicht verehrt wurde. Und er wollte lieber durchaus von den Menſchen vergeſſen ſeyn, als unter ſolchen leben, welche nicht ſeinen Werth genau eben ſo beurtheilten, als er ſelbſt.

---

*) Er konnte Dohlen ſo abrichten, daß ſie wie Stoßvögel auf kleinere Vögel ſtießen.

**) Er nahm den ſchwachen König bloß durch ſeine Jugend, Schönheit, und das Graziöſe ſeiner Bewegungen ein. S. Humes Geſch. v. Engl. 47. Kap. zum J. 1613.

Eine andre Art der Einſamen, die am ſtillen und geräuſchloſen Leben wirklich Geſchmack findet, hat entweder einen gemäßigten Ehrgeiz und verlangt wenigſtens nicht eine tägliche Nahrung deſſelben, oder ſie opfert ihr Vergnügen ihrer Gemächlichkeit auf. Unter den erſten gibt es vortreffliche Menſchen, die treu ihrem Berufe obliegen, für ihr Hausweſen und ihre Familie mit kluger Wachſamkeit ſorgen, oder ſich in der Stille durch Wiſſenſchaften und Künſte ausbilden, ohne eine andere Erheiterung oder Belohnung zu verlangen, als das Vergnügen ſelbſt, welches ſie an ihren Beſchäftigungen, und an dem Umgange mit den Ihrigen und wenigen auserwählten Freunden finden. Umgekehrt werden hinwiederum dieſe Geſinnungen, wenn Anlagen dazu im Charakter vorhanden ſind, durch eine eingezogene, aber doch nicht unbeſchäftigte Lebensart geſtärkt. Indem ſie dem Menſchen die Gelegenheiten entzieht, wo er gegen den Reiz, von vielen Menſchen bewundert und gefeyert zu werden, empfindſam werden könnte, und ihm doch zugleich hinlänglichen Stoff zur Nahrung ſeines Geiſtes und zur Ausfüllung ſeiner Zeit darreicht: ſo erhält ſie ſein Gemüth in derjenigen glücklichen Ruhe und Mäßigung der Eitelkeit, wobey der Menſch ſeinen wahren Werth nicht verkennt, und doch nach dem Beyfalle in der Geſellſchaft wenig begierig iſt. Doch iſt es unleugbar, daß dieſe ruhigen und wenig eitlen Seelen, welche ſich die Einſamkeit ſo leicht gefallen laſſen, oft auch zugleich unthätig und arbeitſcheu ſind. Und das geſellige Leben hat unſtreitig, für Menſchen von geringern Geiſtesfähigkeiten und trägerer Gleichgiltigkeit gegen ihre eigene Vollkommenheit, das Verdienſt, daß es ſie durch einen heilſamen

Zwang, ſich andern Menſchen gefällig und angenehm zu machen, zu einer eigenen größeren Schätzung der von ihnen erreichbaren körperlichen und geiſtigen Vorzüge und zur freywilligen Bewerbung um dieſelben erweckt. Mancher Menſch lernt das weſentliche Gute ſelbſt erſt durch die Achtung lieben, welche die Welt demſelben bezeigt. Er bleibt kalt gegen Einſichten, Verdienſte und Tugenden, wenn er in einem einſamen Leben, weder die Kränkungen der Verachtung wegen ihrer Vernachläßigung erfährt, noch für die zu ihrer Erwerbung angewandte Mühe, durch die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitbürger, belohnt wird. Er würde aber vielleicht, wenn er ſich dem Urtheile anderer Menſchen und dem Einfluſſe ihres Betragens auf ihn, bey einem durch ſeine Lage ihm abgenöthigten Verkehr mit denſelben nicht hätte entziehen können, — erweckt durch den Stachel des Tadels und der Spötterey, oder gereizt durch das unerwartete Gelingen einiger Verſuche, ſich beliebt zu machen, — von ſeinem eigenen Werthe und von dem, was er noch werden könnte und ſollte, eine höhere Idee bekommen, und die Bemühung ſich auszubilden, die er anfangs nur um anderer willen übernahm, zuletzt aus eigenem Geſchmacke fortgeſetzt haben.

Bey einer dritten Claſſe von Einſamen iſt es eben ein brennender Ehrgeiz, welcher ſie von dem Umgange mit der Welt, ſo ſehr ſie auch von ihr gekannt und bewundert zu ſeyn wünſchen, zurückhält: aber es iſt ein Ehrgeitz, der dieſe Bewunderung nur von der Hervorbringung großer Geiſteswerke, oder von der zu einer gewiſſen Laufbahn nothwendigen Ausbildung einzelner Talente erwartet. In dem erſten Falle kann der Ehrgeitzige die Einſamkeit auf immer lieben, und immer in der Einſamkeit befriediget werden: weil er nur in ihr von einer Arbeit zur andern fortſchreiten, und immer neuen und immer größern Ruhm einernten kann. Im zweyten betrachtet er ſie nur, als Vorbereitung, zum geſchäftigen Leben, und gedenkt dereinſt aus ihr, — ausgerüſtet zu großen Thaten, oder berechtiget zu deſto ſchnelleren Fortſchritten auf der Bahn der Ehre, — in die Welt hervorzutreten, und ſeine Nebenbuhler und Freunde durch ſeine erlangten Vorzüge zu überraſchen.

So verſchwand Demoſthenes vor den Augen der Athenienſer, und ſuchte in Einöden und am Ufer des Meers die Fehler ſeiner Sprachwerkzeuge zu verbeſſern, und ſeine Redner-Talente durch unabläſſige Arbeiten auszubilden, um dann auf immer als Redner und Staatsmann in der Verſammlung zu glänzen. So lebten mehrere Philoſophen des Alterthums viele Jahre, nicht bloß als einſame Weiſe, ſondern als Einſiedler: um entweder wirklich größere Einſichten durch weniger unterbrochenes Nachdenken zu erwerben, oder von ihren erworbenen Einſichten, durch die Aufopferungen, welche ſie ihnen gekoſtet hatten, eine größere Idee zu erwecken.

Wenn in dieſem letztern Falle ſich marktſchreyeriſche Eitelkeit mit wiſſenſchaftlicher Ehrbegierde verband: ſo war letztere hingegen die reine Triebfeder, bey den Leibnitzen, Newtonen, und ſo vielen andern großen Gelehrten, die, obgleich in mannigfaltiger Verbindung mit der Welt, doch die meiſte und die ihnen angenehmſte Zeit auf ihren Stuben und unter ihren Büchern zubrachten, — mehr ergötzt durch die Idee eines unſterblichen Nachruhms und des Beyfalls der Weiſen aller Nationen, als durch die ſichtbare Wahrnehmung des höhern Ranges, den ihnen ihre Mitbürger in ihren Geſellſchaften wahrſcheinlich zugeſtanden hätten. Wenn der orientaliſche Deſpot nicht anders die Meinung von ſeiner unendlichen Erhabenheit über ſeine Unterthanen zu erhalten wußte, als indem er ſich auf immer vor ihnen verbarg; ſo entzog ſich ſelbſt Perikles in einem Staate, wo die größte Gleichheit unter den Bürgern herrſchte, während ſeiner ganzen Verwaltung, allem andern Verkehr mit der Welt, als dem in der Volksverſammlung, und allen Gelegenheiten, ſich unter vielen Menſchen zu zeigen, außer wenn er bey großen Angelegenheiten und als Rathgeber ſeiner Republik unter ihnen hervortrat. Er entſagte, wie Plutarch ausdrücklich meldet, allen geſellſchaftlichen Vergnügungen: um nicht die große Idee, die er von ſich bey dem ganzen Volke, als öffentlicher Redner und Staatsmann, erweckt hatte, durch die Herablaſſung zu unerheblichen Aeußerungen ſeines Geiſtes, oder zu Ausbrüchen einer leichten Fröhlichkeit zu ſchwächen. In dem Falle des Perikles ſind noch immer viele vorzügliche Gelehrte und Geſchäftsmänner, die, nachdem ſie durch ihre Geiſteswerke in irgend einem einzelnen Fache, oder durch ausgeführte große Unternehmungen in ihrem beſondern Berufe, eine hohe Achtung beym Publikum gegen ihre Talente veranlaßt haben, ſich ungerne unter den großen Haufen gewöhnlicher Geſellſchaften miſchen, um nicht bey einem beſtändigen Umgange auch ihre ſchwächere Seite zu zeigen, oder von Weibern und Jünglingen nach dem kleinern Maaßſtäbe geſellſchaftlicher Annehmlichkeiten beurtheilt zu werden, zu deren Erlangung ihnen vielleicht ihre großen Arbeiten für den Staat und die Wiſſenſchaften keine Zeit ließen.

Aber hier treffen wir auch auf den Abweg, zu welchem die Einſamkeit den Ehrgeitz und die Eitelkeit verleitet; — ſie vereiniget nähmlich dieſe Leidenſchaften auf einen einzigen Punct, richtet ihr Beſtreben auf einen einzigen Gegenſtand, und auf eine einzige Art menſchlicher Werke und Vollkommenheiten. Der, welcher in der Einſamkeit, als Schriftſteller oder Geſchäftsmann, groß und berühmt wird, vernachläßiget größtentheils diejenigen Theile ſeiner Perſon und diejenigen Gaben ſeiner Natur, die er nicht zu ſeinen Abſichten unmittelbar braucht. Er kann ungebildet in ſeinem Aeußern, ſtörriſch und unfreundlich in ſeinem Betragen gegen andere, ſelbſt unklug und vorurtheilsvoll in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens bleiben, und doch ein Erfinder in den Wiſſenſchaften ſeyn und eine große Staatsunternehmung glücklich geleitet haben. Freylich iſt der Raum des menſchlichen Lebens und der Umfang menſchlicher Fähigkeiten zu klein, um alle Arten von Vollkommenheiten zugleich zu erwerben, — um in einer Sache groß zu werden und in allen übrigen wenigſtens leidlich und tadellos zu bleiben. Wenn indeß ſeine geſchmeidige Natur oder die erweiterte Idee, welche er von dem wahren Werthe des Menſchen hat, große Arbeiten in einer Gattung, mit den kleinern Bemühungen, ſich in ſeiner ganzen Perſon auszubilden, zu vereinigen erlaubt: der findet nirgends eine beſſere Schule dazu, als im geſellſchaftlichen Leben, wo man, um zu gefallen, vergeſſen muß, was man in ſeinem Cabinet, in der Rathsſtube, oder im Studirzimmer bedeutet.

Ich ſetze noch einen fünften Einfluß der Geſellſchaft auf die Eitelkeit und den Stolz hinzu, — den Einfluß nähmlich auf diejenigen Arten von beyden, die ſich auf Geburt, Stand und Rang beziehen.

Der Stolz des Adeligen wird nicht immer durch ſeinen Umgang am Hofe und mit den Geſellſchaften ſeines Standes in großen Städten vermehrt: aber ſeine Eitelkeit wird mehr befriediget; er empfindet ſeinen Vorzug vor ſeinen unadeligen Mitbürgern lebhafter, und iſt mehr geneigt, für denſelben, wenn ſie ihm in den Weg kommen, fühlen zu laſſen. Er wird nicht immer durch den Aufenthalt auf ſeinem einſamen Landſchloſſe demüthiger und beſcheidner: aber er iſt bereitwilliger, den wohlerzogenen Bürgerlichen, als ſeinen Geſellſchafter, aufzunehmen, und ſcheint die Ungleichheit des Standes zwiſchen dieſem und ihm weniger gewahr zu werden.

Zwey Erfahrungen ſind ziemlich allgemein: die erſte, daß da, wo viele Große des Landes zuſammen kommen, und ſogar unter den Augen des Fürſten leben, jeder einzelne Adelige etwas von ſeiner Wichtigkeit verliert, und der vornehme Mann, gewöhnt noch Größere über ſich zu ſehen, und eben ſo oft genöthiget, ſich vor den Einen zu demüthigen, als veranlaßt ſich über die Andern zu erheben, endlich ſelbſt ſeine Begriffe und Grundſätze über ſeine vermeinte Hoheit etwas herabſtimme. Eine zweyte, daß viele Adelige ihrem bürgerlichen Freunde, den ſie auf dem Lande, oder wo ſie ſonſt mit ihm allein waren, mit einer Art von Vertraulichkeit und Herzlichkeit empfingen, dann mit Kälte und Zurückhaltung begegnen, wenn ſie auf ihn, in einer zahlreichen Geſellſchaft ihres Gleichen oder Höherer, ſtoßen.

Auf der andern Seite findet ſich, daß Niemand eine höhere Idee vom Adel und von dem Abſtande zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande hat, als der Landjunker, der nie von ſeiner Hufe gekommen iſt: weil hier nichts ſeine mit der Mutterlich eingeflößte Vorurtheile geſtört, und alles ſeine Erhabenheit und Oberherrſchaft angekündigt hat. Und doch iſt es wahr: daß der Adel, in kleine Städte oder auf dem Lande zerſtreut, den Bürgerlichen weit eher in ſeinen Umgang zieht und ihn weit mehr als ſeines Gleichen behandelt, als wenn er ſich in die großen Städte oder an Höfen geſammelt hat. Oft wird ein vornehmer Mann, der in einer großen Stadt im Winter ein Haus macht, einen Kaufmann oder Gelehrten, der neben ihm wohnt, und dem er eine Gefälligkeit erzeigen will, nicht an ſeine täglich mit Gäſten angefüllte Tafel, ſondern für den nächſten Sommer aufs Land zu ſich einladen.

Die Urſache dieſes anſcheinenden Widerſpruches iſt, daß, in jeder Lage des Menſchen, ſein Betragen durch zwey Sachen, ſeine Grundſätze und ſeine Gefühle, beſtimmt wird; und daß beyde durch dieſe Lage nicht immer auf gleiche Weiſe gemodelt werden.

Der einſame Adelige kann aus Grundſatz ſeinen Rang ſehr hoch ſchätzen: aber er entbehrt des Vergnügens der Geſellſchaft; und er iſt zugleich von der Schaam frey, welche ihm die Verbindung mit Niedrigern, wenn ſie von Perſonen ſeines Standes wahrgenommen wird, ablockt. Er überläßt ſich alſo bereitwillig den natürlichen Eindrücken, welchen die ihm wohlgefälligen Eigenſchaften unadelicher Bekannten auf ihn machen. Wenn eben derſelbe in der großen adeligen Welt lebt, ſo können von der einen Seite ſeine Begriffe berichtiget und ſeine Denkungsart erweitert werden: aber er iſt zugleich durch die Geſellſchaften ſeines Gleichen vollkommen befriediget: er hat keines Bürgers zu ſeiner Unterhaltung nöthig; und er findet ſich zugleich in Verlegenheit, wenn er, geſehen und beobachtet von vielen Großen, doch den Kleinen oder Mittelmann als ſeinen Freund aufnehmen ſoll. Dazu kommt, daß, in allen Verſammlungen, die Leidenſchaft jedes Mitgliedes durch die Sympathie der Uibrigen erhöht wird. Wo viele bey einander ſind, welche gleich denken: da glaubt jeder deſto feſter, daß ſeine Meinung die wahre ſey. Daher kommt es, daß wenn der Adelige in großen Städten und an Höfen oft richtiger über ſeinen Rang und deſſen Werth räſonnirt, er doch zugleich ſich ſtolzer gegen ſeine Mitbürger betragen kann. Seine Begriffe werden nach und nach durch die Geſpräche, welche er anhört, durch die Bücher, welche er lieſt, und durch ſein eignes Nachdenken gebildet: und er hat in jener Lage mehr, als in der Einſamkeit des Landlebens, Gelegenheit, mit vorurtheilsfreyen Männern zu ſprechen, gute Bücher über die Materien des Adels kennen zu lernen, und ſelbſt das Unrichtige ſeiner ererbten Vorſtellungen von Range und Geburt, durch Beobachtung einer größern Welt, wahrzunehmen. Sein jedesmahliges Betragen hingegen wird durch ſeine Gefühle beſtimmt:

und dieſe ſind, wenn er in den Geſellſchaften der Vornehmen ſeinen Freund von geringerem Stande findet, — einmahl, daß ſeine Aufmerkſamkeit unwillkürlich von jenen mehr als von dieſem angezogen wird; zum andern, daß er ſich vor dem ungünſtigen Urtheile der erſtern fürchtet. Der erſte Umſtand macht, daß er ſeinen Freund vernachläßiget, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen; der zweyte, daß er ſich vorſätzlich den Vorurtheilen, die er für ſeine Perſon vielleicht abgelegt hat, für jetzt in ſeinem Betragen richtet.

Der Adel iſt nicht der einzige Stand, deſſen Stolz wächſt, ſo wie er in größerer Anzahl bey einander iſt. Auch die Claſſe der Gelehrten iſt, auf Univerſitäten, die der Kaufleute, in Handelsſtädten, jede da, wo ſie die vornehmſte Geſellſchaft und die herrſchende Partey ausmacht, anmaßlicher und von ihren Vorzügen über andere Bürgerclaſſen mehr als anderswo eingenommen. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er ſeine Wichtigkeit mehr fühlt, daß er dreiſter und alſo zur Aeußerung ſeines Stolzes mehr geneigt iſt, wenn er von vielen Perſonen gleichen Standes und gleicher Anſprüche umgeben iſt, welche die ſeinigen unterſtützen und vertheidigen helfen.

Dritte Haupttugend: *Mäßigung*.

Dieß Wort brauchen wir, um das Griechiſche σωφροσύνη, zu überſetzen, weil es uns an einem eigenthümlichern für den Begriff: *geſunder Sinn*, oder *Geſundheit der Seele*, welchen eigentlich dieſes Wort bezeichnet, fehlt. In der That iſt dieſes glückliche Gleichgewicht, oder dieſes regelmäßige Verhältniß zwiſchen allen Neigungen und Triebfedern der Seele und ihre gemeinſchaftliche Unterordnung unter die Vernunft, worin die Tugend der Sophroſyne, im Sinne der Griechiſchen Weltweiſen, beſteht, ein Zuſtand des Gemüths, welcher mit der Geſundheit des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Denn auch dieſe hängt von der Harmonie in den Bewegungen der verſchiedenen Säfte, und von der gemeinſchaftlichen Unterordnung derſelben unter die beyden großen Triebfedern des thieriſchen Lebens, das Gehirn und das Herz, ab. — Aber dieſe Geſundheit der Seele wird durch nichts ſo deutlich wahrgenommen, als durch die vom Menſchen bewieſene Mäßigung derjenigen Begierden und Leidenſchaften, welche bey den Meiſten ausſchweifend zu ſeyn pflegen. Die Kälte des Temperaments kann *einige* derſelben ſchwächen, aber nur die Vernunft kann ſie *alle* im Zaume, und doch dabey den Menſchen in der nöthigen Thätigkeit erhalten. Wenn alſo auch das Wort *Mäßigung* nicht den ganzen Begriff der Griechiſchen

Weiſen erſchöpft: ſo drückt es doch den beträchtlichſten, und für die Sittenlehre wichtigſten Theil der dadurch bezeichneten Tugend aus, d. h. denjenigen, welcher ſich durch Reden und Handlungen zeigt.

Von der *Mäßigung* iſt die *Mäßigkeit*, wie die Art, von der Gattung, verſchieden. Aber ſie iſt eine der wichtigſten Arten derſelben: weil ſie die Mäßigung des Triebes nach ſinnlichem Vergnügen, des ſtärkſten in der thieriſchen Natur, iſt; — die Mäßigung im Genuſſe der Nahrungsmittel, deren wir täglich bedürfen, in der Befriedigung der Geſchlechtsluſt und ſolcher körperlichen Reitze, welche am meiſten verführeriſch ſind, und am öfteſten wiederkehren. Sie iſt überdieß wichtig, weil die entgegenſtehende Unmäßigkeit Geſundheit und Sittlichkeit am unmittelbarſten und am ſchnellſten zerſtört.

Auf den erſten Blick ſcheint Einſamkeit mit der Mäßigung verwandt, und Geſellſchaft ihr gefährlich zu ſeyn. Denn was könnte dem Menſchen die erſte erträglich machen, wenn er eine ausſchweifende Begierde nach Schimmer und Genuß hätte, die nur in der Geſellſchaft gefunden werden können? Und was iſt der große Hang zur Geſelligkeit anders, als die Begierde nach allen Freuden des Lebens zuſammen genommen, — von den niedrigen Vergnügungen des Gaumens an bis zu den höchſten des Verſtandes und Herzens? Allerdings findet man auch, in der Regel, die Mahlzeiten der eingezogen lebenden Menſchen frugal, die der Geſellſchaftlichen üppig; die Zimmer der erſten einfach ausgeziert, die der Andern ſchimmernd und modiſch; ſo die ganze Haushaltung jener mehr für die bloßen Bedürfniſſe, die Haushaltung dieſer zugleich für den Luxus und das Vergnügen eingerichtet.

Es iſt freylich, um von der einfachſten Gattung der Mäßigkeit anzufangen, leichter, ſich bey ſeiner Hausmannskoſt, als bey ſchwelgeriſchen Tafeln, vor dem Uebermaße im Eſſen und Trinken zu hüthen. Es iſt ſchon eine ſeltene und Allen verächtliche Lüſternheit, wenn ein Menſch für ſich allein viele ausgeſuchte, leckere Schüſſeln zu ſeinen Mahlzeiten bereiten läßt, ohne den Kitzel des Gaumens durch das Vergnügen des Geſpräches zu veredeln. Es iſt ein ungewöhnlicher und ekelhafter Grad der Völlerey, wenn ein Menſch, wie man mit einem gemeinen Ausdrucke ſagt, ſich auf ſeine Hand betrinkt. Aber der geſellſchaftliche Schmaus kann auch den Mäßigen verführen; und in dem, unter einem fröhlichen Kreiſe herumgehenden, Becher kann auch der Feind der Trunkenheit ſich berauſchen. Eben ſo iſt die Keuſchheit des Jünglings und die Treue des Ehemanns mehr geſichert, wenn beyde in einem eingezogenen Leben weniger von ſchönen Weibern gereitzt, und von ſittenloſen Männern verführt werden, als wenn ſie, im Umgange mit der feinern Welt, viele Gegenſtände der Begierde in der Nähe ſehen, und mit vielen Gehülfen und Beförderern

der

der Ausſchweiſung in Vertraulichkeit kommen. So iſt es, wie ich ſchon oben gezeigt habe, mit der Liebe zum Luxus, ſo mit den allgemeinern und die Welt mehr im Ganzen beherrſchenden Leidenſchaften des Ehrgeitzes und des Eigennutzes.

Entweder entſpringt bey einem Menſchen die Liebe zur Häuslichkeit, und eine gewiſſe Ruhe des Gemüths aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, — aus einer Organiſation, welche die ſinnlichen Reitze ſchwächt, oder aus einem Gemüthszuſtande, welcher dieſelben unterdrückt oder im Zaume hält. Die Einſamkeit, macht dieſe Menſchen nicht gemäßigt: aber ſie liebten deßwegen die Einſamkeit, und waren gegen die geſelligen Freuden gleichgültiger, weil ſie von kälterem Temperamente, von weniger Anlagen zu heftigen Leidenſchaften, oder von ſtärkerer Vernunft waren; — kurz weil ſie die Mäßigung, die Sophroſyne, als Naturanlage, oder als ſittliche Tugend, beſaßen. Zuweilen aber kann auch die Einſamkeit, als eigentliches Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Tugend, zur Ertödtung der Begierden, zur Wiederherſtellung des in der Seele geſtörten Gleichgewichts und zur Befeſtigung der Vernunftherrſchaft dienen.

Zuerſt kann ſie als bloße Entwöhnung, als Entfernung von den Gelegenheiten, unmäßige Begierden zu befriedigen, als äußere Stille, — anfangs als Zwang, zuletzt als Gewohnheit, — zur Beruhigung des Gemüths und der Leidenſchaften wirken. Auf keine ſicherere Art kann eine ſchwärmeriſche Liebe gegen eine Perſon des andern Geſchlechts geheilt werden, als wenn man ſich gänzlich von ihr entfernt, ſeinen Wohnort und ſeine ganze Lage verändert. Auf gleiche Weiſe wird die unmäßige Liebe der Welt und ihrer Freuden, die übertriebene Achtung gegen die Gunſt der Großen, der ausſchweifende Hang zum Prunk oder zum Wohlleben, zu den Eitelkeiten oder zu den Ergötzlichkeiten des Lebens bey vielen Menſchen nicht anders gehoben, als wenn ſie eine geraume Zeit, in der Einſamkeit, aller dieſer Lieblings-Gegenſtände entbehren, und ſelbſt die Bemühung darnach aufgeben müſſen. Sie ſind alsdann genöthiget, Zufriedenheit oder Unterhaltung in ſich ſelbſt aufzuſuchen. Und wenn ſie dieſer Hülfsquellen nicht ganz beraubt ſind, wenn ſie einige Kenntniſſe, etwas Liebe zur Natur, einige Anlagen zur Freundſchaft und eine Geſchicklichkeit zu irgend einer Arbeit haben: ſo lernen ſie anfangs dieſelben aus Noth brauchen, und endigen vielleicht damit, ſie zu lieben und wirklich höher zu ſchätzen, als jene geräuſchvollere Vergnügungen, die ſie verlaſſen haben, oder von denen ſie verlaſſen worden ſind. So iſt ſelbſt die Gefangenſchaft und das Exil manchem Menſchen, zu ſeiner Gemüthsruhe und Zufriedenheit, auf ſeine übrige Lebenszeit nützlich geweſen. Die Entbehrung eingebildeter Güter brachte ſie zu den reellen, die Einſchränkung zur Einfachheit, die Einſamkeit zur Selbſtbeſchäftigung, das Freudenleere ihres Zuſtandes zur Arbeitſamkeit, — der ergiebigſten und aushaltendſten Quelle der Zufriedenheit des Menſchen.

Zum Andern kann aber auch die Einſamkeit einen ſanftern und gefälligern Einfluß auf die Mäßigung der Begierden äußern: indem ſie dem Menſchen die zum Nachdenken nöthige Muße und Stille verſchafft, indem ſie die Spuren der im Geräuſche erloſchenen Grundſätze der jugendlichen Erziehung wieder auffriſcht; indem ſie ihm in Selbſtgeſprächen, zu welchen nur ſie die Anleitung gibt, die Dinge in einem neuen Lichte ſehen läßt, und die Schätzung ihres Werths, welcher in der Geſellſchaft ſo ſehr von den Meinungen der Welt abhängt, mehr durch die natürlichen und eigenthümlichen Eindrücke derſelben auf ihn ſelbſt, beſtimmen läßt.

Zeigt uns nicht die Geſchichte ſo manchen im männlichen Alter nur nach Sieg und Herrſchaft dürſtenden Helden, ſo manchen im Labyrinthe politiſcher Intrigen mit raſtloſem Ehrgeitz ſich umhertreibenden Staatsmann, welcher, am Abende ſeines Lebens, auf ſeinem Landſitze, unter ſeinen Hausgenoſſen und ländlichen Nachbarn, alle jene ihn ſonſt berauſchenden Gegenſtände ſeiner Begierden nicht nur vergißt, ſondern auch verachtet, und ſie gern und willig, gegen das Vergnügen einen Baum zu pflanzen und deſſen Gedeihen zu beobachten, ein neues Stück Acker umzupflügen, und davon die erſte Aernte zu halten, oder gegen das noch höhere, — gegen die Meditation und das Geſpräch über die Irrthümer ſeines vorigen Lebens, vertauſcht?

Wenn im Durchſchnitte die, mit den Wiſſenſchaften anhaltend und ernſthaft ſich beſchäftigenden, Männer gemeiniglich in ihren Wünſchen beſcheidne und in ihren Genüſſen mäßige und ſelbſt enthaltſame Männer ſind: ſo kommt dieß zwar zum Theil von der Natur ihrer Arbeit, welche ſie ſo ſtark an ſich zieht, daß ſie aller andern Dinge darüber vergeſſen; zuweilen iſt es auch die glückliche Frucht ihrer Unterſuchungen ſelbſt: aber zum Theile iſt es auch die Wirkung der Einſamkeit, in welcher ſie mehr, als Leute von andern Arten des Berufs, leben. Der Inſtinct und die Sinnlichkeit kann ſie wie andere Menſchen reitzen, aber die bloße Nachahmung kann ihnen nicht ſo leicht an Vergnügungen Geſchmack beybringen, zu welchen ſie keine natürliche Neigung haben, noch ſie mit Leidenſchaften anſtecken, wovon der Same nicht in ihnen ſelbſt liegt.

Dieſe Wirkſamkeit eines eingezogenen Lebens, zur Mäßigung der Begierden, wird durch eine Erfahrung aus der Erziehungskunde beſtätigt. Es iſt gewiß, daß die Gewohnheit voriger Zeiten, die Jugend, ſelbſt die aus den vornehmſten und reichſten Ständen, von der Theilnahme an der größern Geſellſchaft länger zurückzuhalten, ihre Sitten unſchuldiger und ihr ganzes Betragen anſpruchloſer und einfacher erhielt: dahingegen in unſern Zeiten, bey den Söhnen der Begüterten und Großen, Stolz und Liebe, Sinnenluſt und Eitelkeit, und alle Leidenſchaften der Erwachſenen ſo frühzeitig, in den Geſellſchaften, in die man ſie einführt, gereizt und genährt werden; daß es kein Wunder iſt, wenn ſie, bey ihrer noch ſchwächern Vernunft, den Verſuchungen leichter unterliegen, und in ihre reifen Jahre auch ſchon völlig reife, und für ihre Beherrſchung zu ſtarke Begierden bringen.

Der vernünftige Erzieher muß ſich allerdings nach dem Temperamente ſeines Zöglings richten. Er wird den zu kalten, für das geſellige Vergnügen zu wenig empfindſamen, für die Ruhe oder für die einſame Stuben-Arbeit zu ſehr eingenommenen jungen Menſchen gern in Geſellſchaften führen, wo ſeine Leidenſchaften etwas gereizt werden, ſeine Neigung zum andern Geſchlecht und mit derſelben ſeine Begierde zu gefallen ein wenig erweckt wird, und wo die Bildung ſeines Geiſtes auch eine äußere Richtung auf die Vervollkommnung ſeines Anſtandes, auf die mündliche angenehme Mittheilung ſeiner Gedanken und auf alle im Umgange ſichtbaren äußern Vorzüge ſeiner Perſon bekommt.

Der feurige Jüngling hingegen, bey dem alle Keime der Leidenſchaften frühzeitig zum Vorſcheine kommen, der einen natürlich guten Anſtand hat, dem es in der Geſellſchaft und beſonders unter artigen Mädchen ſehr wohlgefällt, der lieber ſeine ſchon erlangte Weisheit auskramt, als neue erwirbt, kurz der in den Vergnügungen der Geſellſchaft ſich zu berauſchen Anlage hat, wird ein beſſerer, ein einſichtsvollerer und in der Zukunft ein glücklicherer Mann werden, wenn er ſeine Jugend unter ernſthaften Leuten, in ſeinen Lehrſtunden, bloß in der Geſellſchaft ſeiner Familie oder weniger Hausfreunde, verlebt hat, als wenn er ſchon vor erlangter Reiffe des Verſtandes und Alters in die große Welt wäre eingeführt, und, wie es ſo oft geſchieht, zur Uippigkeit und Eitelkeit in die Schule geſchickt worden, um feine Sitten zu lernen.

So zeigt ſich, wie ich gleich Anfangs geſagt habe, die Sache beym erſten Anblicke: und ſo iſt ſie in der That nach der Regel und in den meiſten Fällen. Aber es gibt Ausnahmen, welche ſich nur dem genauern Beobachter bey längerer Unterſuchung zeigen: und es iſt billig dieſe nicht zu übergehen, weil ſie erſt den ſittlichen Einfluß der beyden Sachen, von welchen unſere ganze Abhandlung redet, auf die Tugend der Mäßigung, vollſtändig darſtellen.

Es gibt unter den, in der größten Geſellſchaft lebenden, zwiſchen Zerſtreuungen und Geſchäften unaufhörlich getheilten Menſchen, Perſonen vom ſehr ruhigem und gelaſſenem Geiſte; ſolche, die an allen Vergnügungen der Welt Theil nehmen, ohne ſich in einer zu berauſchen, — deren Ehrgeitz befriedigt wird, ohne daß ſie ſtolz werden, und die ihrer Vernunft, mitten im Tumulte der Sinne und bey einer großen Exaltation ihrer Einbildungskraft, doch die Herrſchaft zu erhalten wiſſen.

Es gibt hingegen Einſame, die ſehr ausſchweifend leben: und eine ſelbſtgewählte, weder durch Pflicht noch die Umſtände dem Menſchen aufgelegte Einſamkeit, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, oft nur ein Schlupfwinkel, den er ſucht, um die unſittliche Befriedigung ſeiner Lüſte vor den Augen der Welt zu verbergen.

Die, welche von Jugend auf an den reichſten Tafeln geſeſſen haben, ſind oft gerade die frugalſten und nüchternſten in dem, was ſie davon genießen.

Völlerey und ein unglaublicher Aufwand in Speiſen und Getränken hat weit mehr im Mittelalter, bey den Großen, die einſam auf ihren Schlöſſern lebten, geherrſcht, als wir beydes jetzt bey eben dieſer Claſſe finden, wenn ſie, an Höfen verſammelt, der geſelligen Freuden täglich genießt.

Sinnlichkeit und Zorn erreichen einen weit höhern Grad bey Wilden, die in Einöden leben, als bey geſitteten Völkern, die ſich in Städten und Dörfern vereinigen — einen größeren in rohen Zeitaltern, wo jede Familie ſich in ſich ſelbſt verſchließt, als in verfeinerten, wo das Bedürfniß des Umgangs die in ihrer Lage entfernteſten Menſchen zuſammenbringt.

Die Mäßigung der Begierden hängt großen Theils von der Ausbildung des Geiſtes ab: und die Geſelligkeit iſt eins der wirkſamſten Mittel, dieſe Ausbildung da, wo ſie noch fehlt, herbeyzuführen.

Endlich kann die Selbſtherrſchaft nur in dem Verkehr mit Menſchen und auf dem Schauplatze der thätigen Welt auf die Probe geſetzt werden: und ſie iſt noch nicht wohl befeſtiget, wenn ſie bloß von der äußeren Unmöglichkeit auszuſchweifen abhängt.

Es iſt nicht ſchwer, dieſe einzelnen Erfahrungen mit den vorhergehenden allgemeinen Grundſätzen zu vereinigen.

Erſtlich: es liegt bey allen Zuſtänden des Menſchen und ihrer Wirkſamkeit auf ſein Gemüth, ein großer Unterſchied darin, ob ſie ihm auf eine natürliche und ruhige Art zu Theile geworden ſind, oder ob er ſie geſucht und gleichſam erzwungen hat; — ob er im *Streben* nach den Vortheilen derſelben, oder in deren vollem *Beſitze* iſt. Das Gemüth des Menſchen iſt, bey allen großen Veränderungen ſeiner Lage, heftigen Stürmen ausgeſetzt: es bleibt hingegen in einem der Tugend der Mäßigung günſtigen Gleichgewicht, wenn ſeine alte Lage fortdauert, oder die neue, durch eine Reihe von ihm nicht veranlaßter Begebenheiten, allmählig herbeygeführt worden iſt. Im erſten Falle herrſchten entweder ſchon gewiſſe Leidenſchaften von je her bey dem Menſchen, und ſie waren es eben, welche ihn mit ſeinem bisherigen Beſitzſtande, in Anſehung ſeines Glücks, ſeiner Ehre, oder ſeines Vergnügens unzufrieden, und nach neuen Erwerbungen begierig machten; oder ſie wurden erſt durch die ganz ungewohnte Abſicht der Dinge, unter welche er ſich auf einmahl verſetzt fand, durch die Lebhaftigkeit ſolcher Empfindungen, die von ſeinen bisherigen abſtachen, und durch den natürlichen Reitz, den ein erſter auf der Bahn des Glücks gelungner Schritt gibt, neue Fortſchritte zu begehren, erregt. Im zweyten Falle blieben ſeine ſinnlichen Gefühle und Triebe, in demſelben Verhältniſſe unter einander und gegen die ſittlichen Grundſätze, welche Natur, Erziehung und Nachdenken ihnen gegeben hatten: oder ſie veränderten ſich ſo unvermerkt mit ſeinen Umſtänden zugleich, daß die Vernunft zu keiner Zeit ihren einmahl erlangten Einfluß über ſie verlor.

Ein Menſch, der durch die Geburt oder ſeine Schickſale von ſelbſt in die große Welt hineingeworfen wird, und ſeine Familie in allen den Verbindungen, in allem dem Wohlſtande und Anſehn gefunden hat, die er nur zu erhalten braucht, wird durch das Geräuſchvolle zahlreicher Geſellſchaften weniger betäubt, durch den Schimmer des Luxus weniger geblendet, und durch die damit verbundnen ſinnlichen Genüſſe weniger berauſcht, als der emporgekommne Neuling, der erſt in dieſe Geſellſchaften durch Glück oder Verdienſt eindringt, an dieſem Glanze zum erſten Mahle Theil nimmt, und hier ihm zuvor unbekannte Vergnügungen kennen lernt. Jener macht vielleicht alles mit, was zu dem bey ſeinem Stande eingeführten Wohlleben oder Luxus gehört, ohne eben ſonderlichen Geſchmack daran zu finden, und ſtrebt nach allem, wozu er nach ſeiner Lage Ausſichten und worauf er Anſprüche hat, ohne einen großen Werth darauf zu legen. Dieſer würde nie ſo eifrig daran gearbeitet haben, die neue Stufe des Glücks zu erſteigen, wenn er nicht, auf ihr, große Vortheile zu finden ſich verſprochen hätte: und nachdem er ſie erreicht hat, miſcht ſich, wenigſtens anfangs, zu dem Angenehmen der neuen Eindrücke das Vergnügen über das Gelingen ſeines Beſtrebens. Es iſt natürlich, daß ſein Gemüth, während dieſes erſten Zeitraums, Mühe hat, ſich zu ſammeln, und daß es dem Einfluſſe mehrerer Leidenſchaften, als ſonſt, ausgeſetzt iſt. Und ſelbſt, nachdem der in die Welt ſo ſpät Eingeführte von dem erſtern Rauſche nüchtern geworden iſt, bleibt ſein Gemüth in einer größern Bewegung, als bey dem vorhanden iſt, der immer in derſelben gelebt hat. Da der erſtere in ihr immer nur einen wankenden und unſichern Standpunct findet: ſo iſt er genöthigt, ihn durch emſigere Bemühungen zu gefallen und durch mehr hervorleuchtende

Verdienſte, als dieſer nöthig hat, zu befeſtigen. Er iſt überdieß gemeiniglich, da er einmahl im Emporſteigen iſt, mit dem neuerlich errungenen Vortheilen ſo wenig zufrieden, als er es mit ſeinem urſprünglichen Zuſtande war, und ſtrebt von neuem nach höherem Anſehen und nach ausgebreitetern und glänzendern Verbindungen. Kummer und Begierde alſo, eine gewiſſe Verlegenheit, wie er ſich in ſeiner Lage aufrecht erhalten ſoll, und eine erneuerte Anſtrengung noch weiter vorwärts zu kommen, gibt mannigfaltigen mit einander ſtreitenden Leidenſchaften einen großen Spielraum, und muß alſo die Tugend der Mäßigung, von der wir reden, ſehr ſchwer machen.

Ein faſt gleicher Unterſchied findet ſich zwiſchen dem, welcher in eingeſchränkten geſelligen Verhältniſſen gebohren und erzogen, durch ſeine Glücksumſtände, ſeine Studien und ſeinen Beruf zu einem eingezogenen Leben genöthiget, in demſelben ſeine Tage ruhig zubringt, und zwiſchen dem, der ſich mit Gewalt aus allen ſeinen Verbindungen herausreißt, und, im Widerſpruche mit den Meinungen und Forderungen der Welt, mit den Wünſchen und Hoffnungen der Seinigen und ſelbſt mit ſeinen eigenen, ehemahligen Entwürfen und Ausſichten ſich, aus dem geſelligen und thätigen Leben, in die Einſamkeit verſetzt. Der erſte iſt in ſeinem natürlichen und alſo in einem ruhigen Zuſtande; er wird wahrſcheinlich als ein arbeitſamer, zufriedener und genügſamer Mann, unter wenigen Freunden, glücklich und in der Stille nützlich ſeyn. Bey dem Andern, liegt entweder eine überſpannte Einbildungskraft und eine gewiſſe Schwärmerey, wie dieß bey ſo vielen Großen, welche Einſiedler wurden, der Fall war, zum Grunde; oder er hat durch erlittene Kränkungen und fehlgeſchlagene Erwartungen, einen Haß gegen die Menſchen bekommen; oder er verträgt ſich endlich, wegen der Seltſamkeit ſeines Charakters und des Ausſchweifenden ſeiner Denkungs- und Handlungsweiſe, mit ſo wenigen Menſchen, daß weder er der größern Geſellſchaft, noch ſie ihm gefallen kann. In allen dieſen Fällen kann er durch die Einſamkeit weder ruhig noch gemäßigten Geiſtes werden; er bringt entweder ſeine Schwärmerey, ſeinen Ehrgeitz, ſeine Miſanthropie und die Unregelmäßigkeiten ſeines Charakters mit in die Einſamkeit, und ſucht hier ſeine Leidenſchaften, wenn er ſie nicht auf die gewöhnliche Weiſe, wie alle andere Menſchen, durch geſelliges Vergnügen und Ehre befriedigen kann, auf unnatürliche Weiſe zu erſättigen. Oder die Entbehrungen und die Leere der Einſamkeit, auf die er nicht gefaßt iſt, und auf die er nie zuvor einen Erſatz vorbereitet hatte, erwecken in ihm ſelbſt Begierden, die er zuvor nicht kannte, und veranlaſſen ihn, im Trunke oder in der Wolluſt, Hülfsmittel gegen die lange Weile und die Reue zu ſuchen.

Jeder Menſch, der ſeinem Schickſale gehorcht, demſelben nachgeht, es, ſo viel er kann, durch eine vollkommenere Ausbildung ſeiner Perſon und durch nützliche Arbeitſamkeit, verbeſſert, ohne ſchnelle Veränderungen in demſelben weder zu erleiden, noch ſelbſt zu ſuchen, iſt meiſtens ſelbſt gemäßigten Geiſtes und ruhigen Herzens, er mag in der großen Welt, oder in der Einſamkeit leben. Wer ſich hingegen, den äußern Umſtänden zum Trotze, ſeine Bahn ſelbſt vorzeichnen will, wer verwirft, was ihm angebothen wird, und nach dem ſtrebt, was ihm ſeine Lage verſagt, iſt heftig, ſtürmiſch, voll Zorn oder ſinnlicher Begierde, in einer Einöde, wie am Hofe.

Ein zweyter der Tugend der Mäßigung im geſelligen Leben günſtiger Umſtand iſt: daß das nil admirari, (über nichts erſtaunen) ſie ausnehmend befördert, und daß dieſes viel leichter iſt, wenn man alles, oder ſehr vieles von dem, was der große Haufe für bewunderns- oder wünſchenswürdig hält, kennen gelernt hat, als wenn man ein Neuling in den Erſcheinungen und Wegen der Welt iſt. Der Weltmann gelangt freylich zu dieſer Ruhe erſt durch Stürme. Aber er gelangt doch dazu, wenn er Vernunft und Männlichkeit im Charakter hat. Der unerfahrne Einſame hingegen bleibt der Gefahr, von ungewohnten Eindrücken überraſcht, und durch Reitze oder Schreckbilder, die ſich ihm in einer täuſchenden Vergrößerung darſtellen, in ſeiner Gemüthsruhe geſtört zu werden, auf immer ausgeſetzt.

So wie Salomo, ſehen die meiſten Menſchen die Eitelkeit aller menſchlichen Freuden nie vollkommner ein, als nach dem ſie ſie alle genoſſen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verſchwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den Geſellſchaften der Vornehmſten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künſte, täglich umgeben iſt ſo wird man gegen dieſen doch am Ende ſehr einförmigen Genuß gleichgiltig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnügen eine geiſtreichen Geſprächs, oder eines vertraulichen und zwangloſen Umgangs — deſto mehr ſchätzen. Kein Wunder, daß man oft die Fürſten, deren Geſchmack durch alle Verfeinerungen der Kochkunſt verwöhn zu ſeyn ſcheint, ſich mit vorzüglichem Vergnügen an trocknem Brote, oder an bäuriſchen Gerichten ſättigen, und ſich gewöhnlich mit wenigen und einfachen Speiſen begnügen ſieht: da der gemeine Mann hingegen, wenn er in ſeltenern Fällen zu wohlbeſetzten Tafeln kommt, ſich ſelten vor einer Unverdaulichkeit hüthen kann.

In der That würde der Unterſchied zwiſchen den Reellen und dem Scheinbaren, zwiſchen dem Sinnlichen und Geiſtigen in den menſchlichen Vergnügungen, ohne Grund angenommen werden, wenn er ſich nicht durch die Erfahrung bewährte. Die Uiberzeugung, welche aus dieſer entſteht, iſt weit ſtärker, und wirkt beſonders weit mehr auf die Sittlichkeit des Menſchen, als die, welche bloß aus theoretiſchen Beweiſen herkommt. Um aber zu dieſer Erfahrung zu gelangen, muß man beyde Arten des Vergnügens genoſſen haben: und das geſellſchaftliche Leben biethet dazu weit mehr Gelegenheit an, als das einſame.

Im Umgange, beſonders im ausgebreitetern Umgange mit der größern Welt, iſt beydes mit einander vereiniget — Täuſchung und Wahrheit, Uippigkeit und geiſtiger Genuß, Verſtand, Wiſſenſchaft, Freundſchaft, ſelbſt Beweiſe von edelmüthiger Tugend ſind davon nicht ausgeſchloſſen; und ſchwerlich würde einem von Natur vernünftigen und edeln Manne, eine Geſellſchaft lange erträglich ſeyn, in welcher er von allen dieſem nichts fände. Aber dieſe höhern geſelligen Freuden, ſind bey den Begüterten, mit dem Vergnügen des fein gekitzelten Gaumens, des durch den Schmuck des Hausgeräthes und der Kleider angenehm unterhaltenen Auges, mit Spiel, Tanz, Gartenluſt und körperlichen Bewegungen vermiſcht. Für den Einſamen bleiben auf die Länge, für ſeine Glückſeligkeit, faſt bloß die weſentlichſten und die unſinnlichen Güter übrig: nützliche Arbeitſamkeit, das Wachſen an eigner Vollkommenheit, häusliche Zufriedenheit und die Vertraulichkeit eines Freundes. Der Einſame kann faſt nur, zwiſchen einem bloß vernünftigen Genuſſe und zwiſchen Ausſchweifungen, wählen.

Man verſetze alſo zwey Menſchen, von gleichen ſittlichen Anlagen in beyde Lagen: man verbinde den einen mit der Welt, man verberge den andern in der Dunkelheit, oder umgebe ihn bloß von einem kleinen Familien-Kreiſe.

Dem erſten wird es an Unterricht für ſeinen Verſtand, an Mitteln der Erweckung für ſeine Einbildungskraft, ſeinen Witz und ſeine gute Laune, ſelbſt an Aufforderungen an ſeine freundſchaftlichen oder ſittlichen Gefühle, in großen Geſellſchaften nicht fehlen, wofern er nach ſeinem Charakter für dieſelben gemacht, und durch ſeine Talente ſie zu benutzen fähig iſt. Aber er wird dieſe wahren Vortheile ſeiner Lage, mit dem Vergnügen der durch weitläuftige oder angeſehene Verbindungen befriedigten Eitelkeit, mit dem einer bloß zerſtreuenden Abwechſelung der Perſonen und Gegenſtände, mit dem endlich des erhöhten und vervielfältigten körperlichen Genuſſes, vergleichen können. Die Empfindungen für dieſe Freuden, werden durch den Genuß bey ihm abgeſtumpft werden, die Anhänglichkeit an jene wird unverändert bleiben, und das Blendwerk wird ſich alſo von der Realität rein, und durch Erfahrung bey ihm abſondern. Der letztere wird auf andern Wegen, zur Befriedigung der weſentlichen Bedürfniſſe ſeines Geiſtes und Herzens, gelangen; aber er wird für die Bedürfniſſe ſei-

ſeiner ſinnlichen Natur, nicht eben die feine und mannigfaltige Nahrung finden; und da ihm für dieſe alſo der Maaßſtab der Erfahrung fehlt, ſo wird er ſie bald zu hoch ſchätzen, und ſich mit geheimer Sehnſucht, oder mit vergeblichem Streben nach ihnen quälen, bald ſie zu tief herabwürdigen, und mit übler Laune, oder mit Verachtung gegen denjenigen Theil des Menſchengeſchlechts eingenommen ſeyn, welcher in ihrem Beſitze iſt, und einen Werth auf ſie legt.

Der erſtere wird unter den Großen ohne Schüchternheit auftreten, und an dem Umgange derſelben dasjenige Vergnügen finden, welches die Bekanntſchaft mit einer ausgezeichneten, und im Staate vielgeltenden Claſſe allezeit gewährt. Aber er wird aufhören, den Zutritt zu ihnen für ein ſo hohes Glück zu halten; und er wird zu dem mittlern oder geringern Manne, der ihn zu unterhalten weiß, oder ſich ihm durch ſeinen geſelligen Charakter empfiehlt, gerne zurückkehren. Er wird mit der Zeit ſogar die immer etwas läſtige Aufmerkſamkeit, welche der Umgang mit Höhern erfordert, gern gegen die völlige Freyheit und das leichtere Vergnügen, welches wir nur in der Geſellſchaft von unſers Gleichen finden können, vertauſchen. Der letztere wird immer dem unangenehmen Gefühl der Verlegenheit ausgeſetzt bleiben, wenn er zuweilen aus ſeiner Dunkelheit hervorgerufen, und unter Weltleute oder Große geſtelle wird. Für ſich und in ſeinem Herzen aber wird er, woſern er von Natur demüthig und durch ſeine frühe Erziehung zu Erniedrigungen gewöhnt iſt; — zwiſchen ſich und allem, was glänzend und groß iſt, einen ſo ungeheuren Abſtand zu ſehen glauben, daß er ſelbſt ſeines Gleichen durch den Ausdruck dieſer Meinung lächerlich wird; oder wenn er ein höheres Gefühl ſeines Werthes und mehr Ehrgeitz hat, wird er nicht ſelten ſeine Dunkelheit mit Mißvergnügen und Schwermuth anſehen, und ſelbſt vielleicht, um ſich aus derſelben heraus zu reiſſen, zu thörichten Schritten verleitet werden.

Der erſtere endlich wird die Nothwendigkeit und den Werth eines dem Reichthume und dem Stande der Perſonen angemeſſenen Luxus, einſehen, ohne denſelben zu ſeiner Glückſeligkeit für unentbehrlich zu halten; und er wird, wenn er Horazens Geſchmack hat, nachdem er ſo wie dieſer lange an den Tafeln der Auguſte und Mäcens geſchwelgt hat, ein einfaches kleines Häuschen im Sabiner Felde, ein bloß reinliches Salzfaß, und ungekünſtelte Gerichte auf ſeinem Tiſche, unter gutherzigen Nachbarn genoſſen, noch reitzender finden. Der letztere wird nach Umſtänden und Launen bald den Genuß, deſſen er entbehrt, verdammen, und gegen das Verderben ſeines Zeitalters, eine unnütze und ungerechte Klage führen, bald durch übertriebene Begriffe von der Glückſeligkeit der Reichen, zu gewinnſüchtigen Entwürfen verführt, oder doch durch unmäßige Begierden nach Reichthum beunruhiget werden.

Es gibt noch ein letzes Blendwerk in den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Begierden, in Reichthum und Auszeichnung, welches für den Welterfahrenen Mann von ſelbſt verſchwindet, und von dem einſam lebenden nur durch vieles Nachdenken für täuſchend anerkannt werden kann, und es iſt gerade dasjenige, welches Menſchen von edlen Anlagen am öfteſten verführt. Nur der Eitele ſucht in den Glücksgütern weiter nichts, als bloße Auszeichnung; der ſinnliche ſucht Wohlleben, der Ehrgeitzige ſucht Macht. Aber auch der Wißbegierige und bloß nach ſeiner Vollkommenheit ſtrebende Mann, kann mit heftigen Begierden nach denſelben entzündet werden, weil er glaubt, in den obern Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft, wohin ihn hohe Aemter und große Reichthümer führen, eine höhere Ausbildung der Menſchen und größere Hülfsmittel zu ſeinen eigenen, als in jeder andern Lage und Verbindung, anzutreffen. Dort, ſagt er ſich, finde ich die Regierer der Staaten und ihre Stellvertreter, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in Europa, und die Geſchichte ihrer Zeit am genaueſten und richtigſten kennen, und politiſche und moraliſche Weisheit durch große Erfahrungen und Verſuche geſammelt haben. Dort finde ich die Geſchäftsträger, welche die verſchiedenen Regierungen an einander abſchicken, die Unterhändler ihrer Friedensſchlüſſe und ihrer Bündniſſe verſammelt, ohne Zweifel die ausgewählteſten Perſonen aus allen europäiſchen Ländern: durch deren Umgang ich weit beſſer, als durch alle Bücher, von dem Zuſtande dieſer Länder unterrichtet, und in alle Geheimniſſe der Politik und der Menſchenkunde eingeweihet werden kann. Dort finde ich die witzigſten Köpfe und ſelbſt die ausgezeichneteſten Gelehrten der Nation; beſonders diejenigen, welche die glücklichſte Gabe haben, ihre Ideen andern mitzutheilen. Ich finde endlich dort, beym andern Geſchlechte, außer Schönheit und Artigkeit, welche mich vergnügen, auch eine Welterfahrung und eine Feinheit des Geſchmackes, von welcher ich lernen und durch die ich mich bilden kann.

Alles dieß iſt bis auf einen gewiſſen Grad wahr: aber bis auf welchem es wahr iſt, weiß der vernünftigſte Einſame nicht, wenigſtens nicht aus Erfahrung, und er ſchlägt alſo leicht die Vortheile, deren er entbehrt, zu hoch an, und ſchätzt die Hülfsmittel, welche ihm zu ſeiner Ausbildung übrig bleiben, zu wenig. Der gleich vernünftige Mann, der in jener ausgezeichneten Geſellſchaft wirklich lebt, wird zeitig gewahr, daß die Welt durch eine viel geringere Weisheit regiert wird, als der von den politiſchen Schauplätzen Entfernte ſich, wegen der Wichtigkeit der Gegenſtände, die hier verhandelt werden, vorſtellt. Er ſieht in Staatsgeſchäften grau gewordene Männer, die nichts als deren Formen, nicht ihren Geiſt gefaßt haben; die von dem Zuſammenhange der Begebenheiten weniger wiſſen, als der Privatmann, der ſie in den Zeitſchriften und hiſtoriſchen Denkmählern verfolgt hat; oder in deren Geiſt endlich die ehemahligen Erfahrungen, durch das beſtändige Zudrängen neuer Auftritte und neuer ihnen zugetheilten Rollen, verwiſcht worden ſind und alle zuſammen nur eine unförmliche, Andern nicht mittheilbare Maſſe von Kenntniſſen, zuweilen auch eine völlige Leere bilden. Er findet Heerführer, welche die Feldzüge, und Miniſter, welche die Verhandlungen, an deren Spitze ſie waren, unvollkommen kennen oder in einem falſchen Lichte ſehen: und ſelbſt die Einſichtsvollſten unter ihnen ſieht er oft in der Geſellſchaft mit einem abgeſpannten Geiſt und Körper erſcheinen, mehr begierig, darin Erhohlung und einen leichten Zeitvertreib zu finden, als Unterricht entweder zu geben oder anzunehmen.

Die Geſandten findet er, ſo wie die von ihnen an ihre Höfe geſchickten Depeſchen, oft äußerſt lehrreich und unterhaltend, zuweilen unbedeutend und leer. So wie die letzteren ſich oft durch nichts über gemeine Zeitungsnachrichten, als durch die hinzugefügte Läſterchronik aus Hof und Stadt, erheben: ſo ſind die erſteren oft nichts, als angenehme Geſellſchafter oder liſtige Kundſchafter, mehr Werkzeuge der Intrige, als Mittelsperſonen einer wahren Politik. Doch macht in der That in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, der ſogenannte diplomatiſche Körper, der aus den Geſandten beſteht, einen der angenehmſten Theile der großen Geſellſchaft aus.

Was die Erwartungen von ſeiner Lebensart, Geſchmack, Witz und Wiſſenſchaft betrifft, welche der Umgang mit den höchſten und vom Glück am meiſten begünſtigten Ständen, hoffen läßt: ſo werden die beyden erſtern gewiß am ſicherſten erfüllt, die beyden letztern aber nicht ſelten getäuſcht. Aber die erſteren Eigenſchaften verlieren etwas von ihrem Werthe, da wo ſie am allgemeinſten verbreitet ſind; wofern ſie nicht bloß die Außenſeite tiefer liegender und mehr wirkſamer Talente und Tugenden ausmachen. Witz und Einſicht hingegen, welche die allein unerſchöpflichen Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens ſind, finden ſich doch eben ſo zufällig in den höheren Kreiſen, als bey den mittleren, bald in höherem bald in minderem Grade, nachdem nähmlich der urſprüngliche Stamm jeder Geſellſchaft, oder die bedeutendſten Glieder derſelben Perſonen von dieſen Vorzügen herbeylocket oder verſcheuchet. Immer aber werden ſie weit weniger benutzt und genoſſen, wo die Unterhaltung, welche ſie gewähren, durch bloßen Prunk oder ſinnliche Zerſtreuungen unaufhörlich unterbrochen wird.

Indem alſo auf dieſe Weiſe von dem beobachtenden Weltkenner, auch für das Beſte und Edelſte, was die Höfe, hohe Ehrenſtellen und große Reichthümer darbiethen, kurz für alles, was uns in der Geſellſchaft der obern Claſſe gefallen kann, der Maßſtab genauer beſtimmt und gemeiniglich ein wenig verkleinert wird: ſo tritt auch für ihn alles, was die Bewunderung an ſich ziehen, den Ehrgeitz locken, oder den Neid und mit ihm zugleich den Unmuth des Einſamen erregen kann, mehr in das Syſtem der Gleichheit, in die Reihe der gemeinen und alltäglichen Dinge zurück, die weder die Begierden ſehr reitzen, noch mit großem Mißvergnügen entbehret werden. Ein Grund mehr, warum der, zur Mäßigung ſeiner Begierden und zur Herrſchaft über ſich ſelbſt, durch ſeine Vernunft ausgerüſtete Mann, dieſe Tugend in dem Grade, daß ſie ihm völlige Gemüthsruhe gewährt, eher erlangt, wenn er durch die Schule der Geſellſchaft, und des größeren Weltumganges hindurchgegangen iſt, als wenn er ſich bloß mit den allgemeinen Belehrungen der Sittenlehre, oder mit den beſonderen ſeines eignen Nachdenkens, hätte begnügen müſſen.

Alles vereiniget ſich alſo auf folgende drey Reſultate:

Die Mäßigung, welche mehr vom Temperamente, von der natürlichen Schwäche der Begierden und von der Unbekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden, als von der Beherrſchung der Begierden herkommt, wird in einem eingezogenen Leben leichter aufrecht erhalten. Diejenige Mäßigung, welche aus dem Siege der Vernunft über die Leidenſchaften entſteht, wird durch das geſellſchaftliche Leben beſſer geübt.

Zweytens: diejenigen Begierden, welche den meiſten Menſchen gemein ſind und gleichſam zu dem Allgemeinen Charakter der Gattung gehören, werden durch das geſellſchaftliche Leben entflammt: die ſonderbaren hingegen, die ungewöhnlichen, die jeder Perſon ganz eigenthümlichen werden durch die Geſellſchaft zurückgehalten, und kommen in der Einſamkeit eher, zu einer mit der Vernunft, Sittlichkeit und Gemüthsruhe ſtreitenden Stärke.

Wer in der Welt mit der Abſicht, ſich zu vergnügen oder ſich emporzuſchwingen, lebt, will das ſeyn, oder wenigſtens ſcheinen, was alle übrigen ſind. Er kann demnach allerdings leicht, wider ſeine Vorſätze und ſeine beſſern Einſichten, fortgeriſſen werden; — aber nur zu Begierden, von denen jedermann in Bewegung geſetzt wird, nur zu Gegenſtänden, welche Alle ſchätzen, ſuchen und genieſſen. Er wird hingegen gehindert, demjenigen nachzujagen, was ihm nur allein gefällt und von Andern gemißbilliget wird.

Daher kommt es, daß man die gröberen Ausſchweifungen, die unnatürlichen Laſter, die ſeltſamen und unerklärlichen Launen am öfteſten bey gewiſſen Einſamen findet, die ſich der urſprünglichen

Verkehrtheit ihrer Anlagen, oder der frühzeitigen Verderbniß ihrer Jugend ohne alle Rückſicht auf die Urtheile Anderer überlaſſen konnten. Aber die mit Geſchmack und Anſtand bekleidete Zügelloſigkeit, das Verderbniß der Sitten, welches Fehler des Zeitalters und herrſchender Ton iſt, ſteckt vornehmlich in der Geſellſchaft an, und wird von den von ihr Entfernten, ſo wie eine in einer Stadtepidemiſche Seuche von denen, welche an abgelegnen Orten wohnen, leichter vermieden.

Drittens: die wahrhaft gute Geſellſchaft befördert die Mäßigkeit im engen Verſtande, durch das geiſtige Vergnügen, das ſie mit jedem ſinnlichen Genuſſe verbindet *), und Mäßigung überhaupt, durch den Beyfall, welchen ſie den Perſonen von geſetztem Charakter ertheilt; die glänzende oder üppige, — die von den Eiteln oder Sinnlichen am meiſten geſuchte Geſellſchaft, ſetzt, durch Erhöhung der leidenſchaftlichen Reitze und durch die Anſteckung der böſen Beyſpiele, die Tugend der Selbſtbeherrſchung in augenſcheinliche Gefahr; die zu ausgebreitete, zu häufig genoſſene endlich ſtört durch die bloße Zerſtreuung das Nachdenken und die Gemüthsruhe, — wovon das eine das größte

---

*) Bey einem noch ſo lange dauernden Gaſtmahle, wird man ſchwerlich zu viel eſſen, wenn man von ſeinen Nachbarn bey Tiſche gut unterhalten wird, aber ſehr leicht, wenn man lange Weile hat.

Hülfsmittel, die zweyte, die beſtändige Begleiterin der Mäßigung iſt.

Vierte Haupttugend: Tugend des Muths, oder (nach dem Griechiſchen Worte) Tugend der Männlichkeit ἀνδρεία.

Unter den vier Haupttugenden, deren Claſſification ich der griechiſchen Philoſophie abborge, ſind zwey, welche Naturanlagen ähnlicher, und mit ihnen mehr vermiſcht ſind, die Klugheit und die Tapferkeit; und zwey, welche mehr rein moraliſch, und von der Freyheit abhängiger ſind, Gerechtigkeit und Mäßigung. Es iſt unmöglich, in dem klugen Manne das Talent, oder den natürlichen Verſtand, von den erworbenen Kenntniſſen, oder ihrer zweckmäßigen Anwendung, zu unterſcheiden. Es iſt unmöglich, in dem tapfern Manne die Tapferkeit des Bluts, von der des Charakters rein abzuſondern.

Die Schwierigkeit, die aus einer ähnlichen Miſchung bey allen Tugenden, aber vorzüglich bey jener genannten, wo ſie auffallender iſt, für die moraliſchen Unterſuchungen entſteht, geht uns hier nichts an. Aber eine Folge derſelben berühret gegenwärtige Unterſuchung: die nähmlich, daß moraliſche Mittel, dergleichen Geſellſchaft und Einſamkeit ſind, im Ganzen weniger Einfluß auf eine Tugend haben, die ſelbſt großentheils von der Organiſation des Körpers, und von dem Laufe der Säfte abhängt. In der Hütte, wie um den Thron, werden tapfere Männer gebohren, und aus der tiefſten Einſamkeit geht der Bäuriſche Jüngling, als gemeiner Soldat, den Gefahren des Krieges mit eben der Unerſchrockenheit entgegen, als der im Geräuſche der Höfe, oder der Heere erzogene Anführer. Aber eben dieſer Umſtand macht, daß wir die verſchiedenen Arten des Muths ſorgfältig von einander abſondern müſſen.

Die erſte iſt eben die, von welcher ich jetzt redete, die Kühnheit, ſich einer augenſcheinlichen Lebensgefahr auszuſetzen. Sie iſt das, was die Franzoſen Bravoure nennen. Und in Rückſicht auf ſie, ſagte der Marſchall von Sachſen, daß man von Rechts wegen keinen Menſchen brav nennen, ſondern nur ſagen ſollte, er habe an dem Tage und zu der Stunde brav gehandelt. So ſehr hielt ſie dieſer, mit kriegeriſchem Muthe vertraute, Held, von der augenblicklichen Stimmung des Körpers und Geiſtes, abhängig.

Es iſt Augenſcheinlich, daß auf dieſe Tapferkeit des Temperaments, auf dieſes plötzlich und ſchnell vorübergehende Aufbrauſen, oder Niederſinken der Lebensgeiſter, die vorhergehende einſame, oder geſellige Lage des Menſchen nur wenig Einfluß haben könne.

Doch zu dieſer, im Baue und in dem gegenwärtigen Zuſtande des Körpers liegenden, Urſache des kriegeriſchen Muthes, können auch Grundſätze und Meinungen hinzukommen. Wie könnte er ſonſt eine ſittliche Eigenſchaft ſeyn?

Sind dieß eigentliche Grundſätze; — iſt es die Uiberzeugung, daß es Pflicht ſey, ſich einer Leibes- oder Lebens-Gefahr auszuſetzen, daß es unſer Amt, die Treue gegen unſern Beruf und gegen den Staat, die uns obliegende Beſchützung der Unſrigen, oder unſrer Mitbürger erfordert, und daß das Wohl des Vaterlandes davon abhängt: dann iſt der kriegeriſche Muth eigentliche Tugend, und es iſt klar, daß er alsdann weder von dem Umgange mit Menſchen noch der Abgeſchiedenheit von ihnen abhängig ſey: ausgenommen daß er, ſo wie jede andre Tugend, durch zufällige Umſtände, die ſich mit der einen Lage öfter als mit der andern verbinden, befördert oder erſchwert wird. Aber auch Meinungen, Gewohnheiten und ſelbſt Vorurtheile haben darauf Einfluß; — zwar weniger ſittliche Triebfedern, die aber doch mit der Sittlichkeit zuſammenhängen, weil Uiberlegung und Wahl Einfluß auf ſie haben. Durch dieſe zuletzt genannten Triebfedern wird nun die Herzhaftigkeit weit mehr im geſellſchaftlichen, als im eingezogenen Leben befördert. Schon macht zuerſt die Geſellſchaft den Menſchen lebhaft: und die Einſamkeit und einſame Beſchäftigungen ſchlagen die Munterkeit nieder. Der lebhafte Mann iſt aber immer muthiger, als der unbelebte. Zweytens, wir fühlen uns immer ſchwach, wenn wir allein ſind, und werden nur ſtark, wenn wir mit andern in Verbindung treten. Selbſt Gefahren, gegen welche uns niemand ſchützen kann, wie das Einſchlagen des Blitzſtrahls, werden von dem Furchtſamen doch leichter ertragen, wenn ſie ſich von Menſchen umgeben ſehen. Weit mehr iſt dieß der Fall bey dem Angriffe, oder der Abwehrung von Feinden, gegen welche uns nur die vereinigten Kräfte vieler mit uns Verbündeten den Sieg verſprechen. Mancher Soldat, der unter muthigen Cameraden ſich herzhaft beträgt und wirklich unerſchrocken iſt, würde als ein Feiger handeln, wenn er allein ſtände, und wird es, ſobald jene anfangen zu wanken. Es iſt ſelbſt ein Schutz gegen die Unglücksfälle des bürgerlichen Lebens, in mannigfaltigen und großen Verbindungen zu ſtehn: und es iſt unſtreitig, daß, wer dieſe Sicherheit lange genoſſen hat, und ſelbſt darauf einen Theil ſeines Stolzes gründet, auch zum kriegeriſchen Muthe mehr vorbereitet iſt, als der, welcher in bürgerlicher Dunkelheit, ſich von Gehülfen und Beſchützern in den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Lebens immer entblößt geſehn hat.

Drittens, im geſellſchaftlichen Leben wird nach derjenigen Tugend am meiſten geſtrebt, welche Ehre bringt und einen gewiſſen Glanz von ſich wirſt: dieß thut aber die Tapferkeit vor allen übrigen. Sie gewinnt dem Manne die Herzen der Weiber, nicht nur, weil ſie Beſchützer nöthig haben, ſondern auch, weil ſie, in Männlichkeit und Muth die Zeichen vieler andern liebenswürdigen Eigenſchaften zu entdecken glauben. Sie erwirbt ihm ein gewiſſes Anſehn auch bey ſeinem eignen Geſchlechte, und ſetzt ihn beſonders gegen die unbeſonnenen und Leichtſinnigen in Sicherheit. Daher kommt es, daß diejenige Claſſe, welche am meiſten in Geſellſchaft lebt, und vornehmlich für die Geſellſchaft erzogen wird, der Adel, ihren jungen Zöglingen dieſe Tugend am ſorgfältigſten einprägt; daß ſie ſich dieſelbe beynahe als einen Vorzug ihrer Geburt anmaßt*), und daß ſie ſo hartnäckig über der Beybehaltung einer Gewohnheit hält, wobey ſie dieſelbe auch im Frieden zu zeigen Gelegenheit hat.

Viertens, die Erfahrung lehrt, daß mitten im Kriege ſich der Trieb nach geſelligen Ergetzungen vermehrt, und Spiel und Tanz und Gaſtmähler nie häufiger und glänzender ſind, als in dem Winter-

---

*) Dieſe Meinung, daß kriegeriſcher Muth den Kindern aus vornehmen Familien angebohren iſt, finden wir ſchon im Heldenalter der Griechen, und in ihren Dichtern, welche den Stoff ihrer Werke aus dieſem Zeitalter nahmen, herrſchend. An hundert Stellen ihrer Tragiker kommen Sentenzen vor, wie die in der Andromache des Euripides (V. 772) ἀλκᾶς ὁ στάσιο εὐγενὲς τοῖς. „Den Perſonen von vornehmer Geburt fehlt es nie an Tapferkeit" —

Quartieren ausruhender Heere. Ein Beweis," daß beyde Sachen, die Bereitwilligkeit, Gefahr und Mühſeligkeit zu übernehmen, und die Begierde nach Vergnügen und Zeitvertreib im Umgange der Menſchen zuſammenhängen.

Fünftens, unter allen Ständen iſt keiner mehr zur Geſelligkeit geneigt, keiner iſt früher zum geſeligen Anſtande gebildet, keiner bisher bereitwilliger in die Geſellſchaften aller Claſſen aufgenommen worden, als der Militärſtand. Die Urſachen davon habe ich an einem andern Orte entwickelt. Ich ſetze hier nur noch hinzu: daß, ſo wie der Soldatenſtand in vorzüglichem Grade geſellig iſt, auch die geſelligen Stände leichter militäriſch werden. Der Handwerker, der Künſtler und der Gelehrte, alle welche ſitzen und ſich einſam Beſchäftigen, ſind ſelten gute Soldaten. Der Bauer taugt beſſer dazu, den die Feldarbeit nicht nur zu den Strapatzen des Krieges vorbereitet, ſondern auch dazu gewöhnt, große Beſchwerlichkeiten, in Geſellſchaft vieler ſeines Gleichen zu ertragen, und durch dieſe Geſellſchaft zu verſüßen.

Endlich wird man im geſellſchaftlichen Leben der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft mehr gewahr, und lernt ſie beſonders als das wichtigſte Werkzeug der Regierung kennen. Man iſt ſelbſt darin mehr Gefahren ausgeſetzt; man ſieht darin Perſonen, welche große Gefahren überſtanden und dem Staate dadurch große Vortheile gebracht, und ſich ein angenehmes Daſeyn auf ihr übriges Leben, durch ſeinige angſtvolle und unangenehme Augenblicke, verſchafft haben.

In den groſſen Angelegenheiten der Welt iſt am Ende nichts ohne Macht und Gewalt durchzuſetzen. In engern bürgerlichen Verhältniſſen ſind Nachgiebigkeit, Schonung und Sanftmuth die beſten Mittel, durch die Schwierigkeiten des Lebens hindurch zu kommen. Kein Wunder, daß, wer mit jenen Angelegenheiten ſich abgegeben, oder mit darein verwickelten Perſonen gelebt hat, ſich daran gewöhnt, Macht und Muth über alles hochzuſchätzen; daß er, zu ſeiner Vertheidigung oder zur Erreichung ſeiner Endzwecke, ſich lieber an ſeine eigene Kraft als an ſein Recht, oder an ſeine Uiberredungsgabe wendet; und daß er alſo auch nach derjenigen Tugend ſtrebt, welche die eignen Kräfte des Menſchen zur höchſten Anſtrengung auffordert. Wer hingegen zu ſeinen Endzwecken, immer nur ſanftere Mittel hat brauchen lernen, wird zuletzt ſelbſt unfähig, das Rauhe und Starke in ſeiner Natur zum Vorſchein zu bringen, und ſeine Widerſacher ſeinen Muth fühlen zu laſſen.

Eine zweyte, von der Bravoure am weiteſten entfernte, Art des Muths, iſt der ganz eigentlich geſellſchaftliche Muth, welcher der Schüchternheit entgegengeſetzt iſt, und durch das Wort Dreiſtigkeit, wenn nicht ganz genau, doch ziemlich richtig, bezeichnet wird. Er beſteht theils, in der Ablegung der übertriebenen Furcht vor den

Urtheilen Anderer, wenn wir in ihrer Gegenwart reden oder handeln ſollen, theils in der Mäßigung der uns außer Faſſung bringenden Eindrücke, welche Pracht, Hoheit, Macht und Ruhm der Perſonen, welchen wir uns nähern, auf uns machen. Der Dreiſte trotzt auch Gefahren, aber Gefahren der Ehre; — der Gefahr, ungünſtig beurtheilt, oder der, erniedriget und verdunkelt zu werden. Die Dreiſtigkeit iſt eine Tugend: weil ſie Seelenſtärke vorausſetzt und unentbehrlich iſt, um irgend etwas Gutes unter Menſchen auszurichten.

Daß auf dieſe zweyte Art des Muths der Einfluß des Umgangs und der Einſamkeit, eben ſo unumſchränkt ſey, als er auf die erſte gering iſt, wird durch die gemeinſten Erfahrungen bewieſen. Der ſchüchterne Bauerknabe, welcher ſich vor jedem durch ſein Dorf reiſenden Fremden, verbirgt, und der dreiſte adelige Jüngling, der ſich ſchon vornehmen und großen Männern ohne Furcht zur Seite ſtellt, ſind beyde, was ſie ſind, nur vermöge ihrer geſellſchaftlichen Lage. Der erſte hat immer nur wenige Menſchen, und nie vornehme in der Nähe geſehn; der andere iſt immer mit vielen, und mit angeſehenen Leuten umgeben geweſen. Jener hält ſich ſelbſt für geringe und fürchtet alſo Verachtung; dieſer ſchreibt ſich eine Würde zu, und erwartet alſo in jeder Geſellſchaft Achtung oder doch Nachſicht. Die feinern, mittlern Schattirungen beyder Eigenſchaften, die zwiſchen dieſen

Extremen liegen, laſſen keinen andern, als einen ähnlichen Urſprung ihrer Verſchiedenheit vermuthen; und die Art, wie Geſellſchaft und Einſamkeit auf den Menſchen wirkt, läßt eine ſolche Ungleichheit in ihren Folgen erwarten. Eine etwas genauere Entwicklung dieſer Wirkungen, wird ſowohl die Regel beweiſen, als die Ausnahmen angeben.

Der Schüchterne fürchtet ſich vor den Perſonen, mit welchen er zuſammen kommt, entweder bloß weil er ſie nicht kennt, und alſo, wie jeder Unwiſſende, bey ungewöhnlichen Natur-Erſcheinungen, wie jeder Menſch in der Nacht, Gefahr vermuthet, wo er die ihn umgebenden und ihm bevorſtehenden Dinge nicht kennt. Oder er fürchtet ſie, weil er in ihnen irgend eine große Erhabenheit über ſich; es ſey an Vorzügen des Glücks, oder an perſönlichen, — an Schönheit der Geſtalt, Reichthum und Range, oder an Verſtand und Artigkeit — zu entdecken glaubt. Jede ſolche Erhabenheit gibt der Perſon, welcher ſie zukömmt, eine Macht. Und alles was mächtig und von einer, der unſrigen überlegnen, Kraft iſt, ſtößt Schrecken ein. Oder er fühlt endlich bloß ſeine eigene Kühnheit und Schwäche, ohne noch die Größe und Macht andrer zu ahnden oder anzuerkennen, und wagt ſich nur nicht, ſich einer Vergleichung mit ihnen auszuſetzen, und ſeine Ehre dem ungewiſſen Ausgange eines Wettſtreits Preis zu geben.

Die erſte Urſache der Schüchternheit, findet ſchlechterdings nur in der Einſamkeit Statt, und wird nothwendig durch den Umgang mit Menſchen gehoben: aber die zweyte und dritte, die in dem Schüchternen ſelbſt, oder in den Perſonen, vor welchen er ſich ſcheuet, liegen, werden durch die Einſamkeit nur in ihrer Wirkſamkeit befördert, und können alſo durch das geſellſchaftliche Leben nur geſchwächt, nicht aufgehoben werden.

Durch das Fremde, und durch die Neuheit ſchrecken die Menſchen, ſo wie alle Gegenſtände denjenigen gewiß nicht mehr, welcher viel mit ihnen umgeht. Auch gegen Könige und Fürſten können ihre Bediente dreiſt werden: und es gibt, ſagt man, keinen großen Mann für ſeinen Kammerdiener.

Aber die wirklichen Vorzüge des einen, und die wirklichen Schwächen des andern bleiben und wirken, ſelbſt bey dem beſtändigen Umgange dieſer Perſonen mit einander. Nur daß in dieſem Falle die erſten in der Nähe genauer unterſucht, und auf die Probe vielleicht geringhaltiger befunden werden können, als ſie bey einem entfernten und flüchtigen Anblicke geſchätzt wurden, und daß die letztern vielleicht, bey dem Verſuche des Schwachen ſeine Kraft im Umgange zu brauchen, ſich minder groß, als in ſeiner Einbildung, zeigen, oder durch die Uibung des Umgangs nach und nach wirklich vermindert werden.

Der Unwiſſende wird unter Gelehrten, der

Arme unter Reichen, der Verachtete unter Geehrten, der, welcher ſich ſeiner gemeinen Erziehung bewußt iſt, unter fein gebildeten Leuten immer ſchüchtern bleiben, ſo lange er auch mit ihnen in Verbindung ſtehen mag.

Man ſieht zugleich, daß es zwey Arten gibt, wie der Umgang dieſe, auf wirkliche Ungleichheit gegründete, Schüchternheit der Geringern vermindern kann, und nur eine, wie er ſie vermehrt. Er vermindert ſie, einmahl, indem er die Ungleichheit nur durch die Gewohnheit unmerklicher und weniger auffallend macht; zweytens, indem er dieſe Ungleichheit ſelbſt vermindert. Der Umgang vermehrt hingegen die Schüchternheit, nur indem er die zuvor verborgne Ungleichheit ans Licht bringt; — denn ſie unmittelbar zu vergrößern, dazu kann er nichts beytragen. Einige Beyſpiele werden dieſe Unterſchiede deutlicher machen.

Der große Gelehrte, oder der Mann von Genie, deſſen Ruhm den im Dunkeln lebenden Freund der Wiſſenſchaften, bey ihrer Zuſammenkunft ſchreckte, kann bey einer nähern Bekanntſchaft hinter der Erwartung zurückbleiben, welche ſein Nahme und ſeine Schriften erregten: und der, welcher ſich gegen ſie für unwiſſend und für unbegabt hielt, kann, bey der angeſtellten Vergleichung ſeinen Werth zu erkennen anfangen, und, wie jener junge Maler, der ſich an einem abgelegenen Orte Italiens gebildet hatte und nun zum erſtenmahl das Werk eines großen Meiſters erblickte, zu ſich ſelbſt ſagen, anch'io sonno pittore *): Der Reichthum kann ſeinen Glanz in den Augen des Unbegüterten, und die Armuth ihrer Niedrigkeit in den Augen des Reichen verlieren, wenn jener von anderem Verdienſte entblößt, und dieſe mit Talenten und Tugenden gepaart erſcheint. Der Große kann von ſeiner Höhe herabſteigen, und der Niedrige ſich erheben, bloß dadurch, daß ſie mit einander in Verbindung treten: wenn jener Schwäche des Verſtandes oder Charakters in dieſe Verbindung mitbringt, dieſer hingegen mit demjenigen Zauber auf den erſten wirkt, welchem die Marſchallin d'Ancres ihren Einfluß auf das Gemüth der Maria von Medicis zuſchrieb: — **) „mit der Gewalt, welche ſtarke Geiſter über die ſchwachen haben."

Oder es iſt auch möglich, daß der Unwiſſende ſich in dem Umgange des Gelehrten wirklich unterrichte; daß das ſchwächere Talent von dem ſtärkeen erweckt werde, daß der Ungebildete, aber der Bildung Fähige in der Geſellſchaft vorzüglicher Männer ſich veredle und ſeine Naturanlagen zur Reife bringet; daß der Menſch von gemeinen Sitten unter artigen Leuten Artigkeit lerne, — daß ſelbſt der Niedrige von den Großen einige der Vortheile ihrer Erziehung mitgetheilt bekomme, und einen gewiſſen edlen Anſtand annehme, wodurch er ſich ihnen verähnlichet, und eben deßwegen mehr von ihnen geſchätzt, und ſelbſt gegen ſie dreiſter wird. Nur der Arme kann durch den Umgang des Reichen nichts von deſſen Vorzügen erhalten. — Und ſo zeigte ſich auch hier, wie in der Politik und Geſetzgebung, diejenige Art der Ungleichheit unter den Menſchen, welche auf dem Eigenthume beruht, als die unveränderlichſte unter allen übrigen, welche allen Verſuchen ſie wegzuſchaffen oder zu vermindern am hartnäckigſten widerſteht.

---

*) Auch ich bin ein Maler.

**) Eleonora Galigai, Gemahlin des bekannten Concini, nachmahligen Marechal d'Ancres, beherrſchte mit dieſem gemeinſchaftlich das Gemüth der Maria von Medicis, der Mutter Ludwigs des Dreyzehnten, Regentin von Frankreich, und durch ſie dieſes Reich ſelbſt. Beyde wurden von dem Herzoge von Luines, Günſtling des jungen Ludwigs XIII. bey der erlangten Volljährigkeit des letzteren, geſtürzt: Der Marſchall wurde ermordet; ſeine Gemahlin wurde vor Gericht geſtellt und zauberiſcher Künſte beſchuldiget, durch welche ſie ſich Einfluß auf das Gemüth der Regentin verſchafft hätte. Ihre in der That edle Antwort war die, welche ich im Texte angegeben habe.

Auf der andern Seite kann der, welcher in der Einſamkeit, oder in der Geſellſchaft noch unwiſſenderer und weniger fähiger Menſchen, ſich ſelbſt ein Weiſer und ein großer Geiſt zu ſeyn ſchien, und deßhalb dreiſt, unter den Männern vom erſten Rang an Geiſt oder Politur, auftrat, doch Verſtand genug haben, nach und nach ſeine Mängel und ihre Uiberlegenheit wahr zu nehmen, und dadurch zur Schüchternheit, die ſeinem Verhälniſſe mit ihnen gemäß iſt, zurückkommen. Der Menſch, von gemeinen oder pedantiſchen Sitten, kann dem in ſeiner Lebensart ausgelernten Weltmanne dreiſt unter die Augen treten, weil er nicht einmahl weiß, daß es ihm an gutem Anſtande fehlt, — und kann, wenn er länger in der Geſellſchaft artiger Leute bleibt, ſich endlich verlegen und gedemüthiget fühlen. Noch öfter geſchieht es, daß, wer ohne Anſehen, oder perſönlichen Ruhm, doch zu der Geſellſchaft der Höhern und beſonders ſeiner Obern zugelaſſen wird, und ſelbſt in derſelben zu erſcheinen gezwungen iſt, dann erſt ſeine Niedrigkeit recht tief und innig empfindet; theils durch die kleinen Kränkungen ſeines Ehrgeitzes, die er von Zeit zu Zeit erfährt, theils durch die Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, immer auf eine ſchickliche Weiſe zu handeln, theils durch die lange Weile, welcher er nothwendig in einer Geſellſchaft ausgeſetzt iſt, bey der er gegenwärtig ſeyn muß, ohne doch wirklich mit ihr in Verbindung zu ſtehen. Und wie ſehr wird nicht endlich der Arme vom gemeinen Schlage, dem ſchon der Nahme eines Reichen Hochachtung einflößt, bey dem wirklichen Anblick der Vortheile, welche der Reichthum gewährt, geblendet. Daher ſind die Paraſiten alter und neuer Zeit entſtanden, die ſich ſelbſt herabwürdigen und ſich von andern mißbrauchen und beleidigen laſſen, um an den Tafeln der Reichen zu ſitzen und an ihren Wohlleben Theil zu nehmen. Der Einſame hingegen, der alle ſolche Vergleichungen anzuſtellen nie Gelegenheit hat, kann die hohe Meinung, welche er von Natur von ſich hat, oder die ihm ſeine Unwiſſenheit und die unrichtige Schätzung des

Werthes der Dinge einflößt, ungekränkt und unvermindert zeitlebens beybehalten. Er kann daher auch unter Umständen, welche eine ihm gleiche aber mehr welterfahrne Perſon äußerſt ſchüchtern machen würden, unerſchrocken und dreiſt bleiben.

Hieraus erklären ſich alſo zwey Erſcheinungen, in welchen die Wirkungen von Geſellſchaft und Einſamkeit den gewöhnlichen ganz entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Die erſte iſt, daß man niemanden knechtiſcher vor den Großen ſich beugen ſieht, als gewiſſe Subalternen, welche in den Geſellſchaften derſelben am öfteſten erſcheinen, ohne doch deßhalb als wahre Mitglieder denſelben einverleibt zu ſeyn. Sie ſehen nähmlich alsdann den großen Abſtand, welcher ſich zwiſchen ihnen und ihren Geſellſchaftern befindet, täglich mit Augen. In dieſer Lage wird es auch dem verſtändigen Manne ſchwer, ſeine Rolle gut und edel zu ſpielen. Diejenigen aber, welche mehr von äußern Eindrücken regiert werden, gerathen alsdann unfehlbar in eine Art von Schüchternheit, die bey dem einen mit Unwillen gemiſcht iſt, und ſich mit dem Haſſe dieſer Unterſcheidungen im bürgerlichen Leben endiget, bey den andern aber in eine wirkliche oder verſtellte Anerkennung ihrer eignen Niedrigkeit und der Vorzüge ihrer Geſellſchafter übergeht, und dann diejenige Geſinnung ausmacht, welche man das knechtiſche Weſen nennt.

Die zweyte Erſcheinung iſt, daß man zuweilen bey dem einſam lebenden einen unter geſelligen Menſchen unerhörten Stolz und eine Inſulenz findet, die ſich über alle Schüchternheit und ſelbſt über alle Rückſichten von Anſtand hinwegſetzen, ſelbſt wenn ſie mit den angeſehenſten und bey allen andern Ehrerbiethung erweckenden Perſonen zu thun haben. Dieſe Quelle der Dreiſtigkeit, die Gleichgiltigkeit gegen alle bürgerlichen Verhältniſſe, die Verachtung des öffentlichen Urtheils, die hohe Meinung von ſich ſelbſt, bey einer wirklichen Niedrigkeit der Perſon oder des Standes, dieſe Unbeſorgtheit wegen der Folgen eines von allen gewöhnlichen Regeln abweichenden Betragens kann nur bey Leuten Statt finden, die in ihrer Entfernung von den Menſchen auch eine gewiſſe Unabhängigkeit finden, oder durch einen gänzlichen Mangel der Welterfahrung auch die Gefahr, welcher ſie ihre Ehre und ihren guten Nahmen ausſetzen, nicht kennen. Die Einſamkeit, welche den Menſchen ganz auf ſich ſelbſt einſchränkt, hindert ihn auch, das Verdienſt andrer Stände und Beſchäftigungen richtig zu beurtheilen. Hieraus entſteht die Pedanterey der Gelehrten ſowohl als aller übrigen Claſſen. Iſt dieſe nur in einem mindern Grade vorhanden, ſo macht ſie oft blöde und verlegen, beſonders, wenn die Einſamkeit doch zuweilen mit Umgange abwechſelt: erreicht ſie aber, bey einem durchaus einſiedleriſchen Leben, den höchſten Grad, ſo macht ſie dreiſt und grobſtolz.

Alles zuſammen genommen findet ſich alſo in Abſicht des Einflußes welche Geſellſchaft und Einſamkeit auf dieſe, der Schüchternheit entgegengeſetzte Art des Muthes äußern, das Uibergewicht der Vortheile auf der Seite des geſellſchaftlichen Lebens.

Ohne eigentliche Gefahren können bloße Schwierigkeiten und Beſchwerden dieſelbe Kraft, dieſelbe Stärke der Seele, welche Muth heißt, erfordern, wenn ſie bey einem Unternehmen freywillig ausgehalten, oder beym Leiden mit Anſtand ertragen werden ſollen. Und dieſe dritte Art des Muths heißt, im erſten Falle, Standhaftigkeit im andern, Geduld. So wie ſie von den vorhergehenden Arten, in ihren Charakter und in ihren Aeußerungen, verſchieden iſt: ſo iſt ſie es nicht weniger, in Rückſicht auf den Einfluß, welchen Geſellſchaft und Einſamkeit auf ſie haben: und ihre beyde Unterarten ſtehen faſt eben ſo weit von einander ab.

Standhaftigkeit im Unternehmen, Ausharren bey einem einmahl gemachten und eingeleiteten Plane, trotz aller ſich dagegenhäufenden Schwierigkeiten, der muthige Widerſtand gegen die Hinderniſſe welche uns unſre Gegner, unvorhergeſehene Zufälle und, am Ende einer langdauernden Arbeit, unſere eigne Trägheit und die natürlich entſtehende Ermüdung entgegenſetzen: dieß alles ſind Eigenſchaften, welche beſſer in thätigen Leben, auf dem Schauplatze der Welt und der Geſchäfte, und unter Menſchen erworben werden, als in der philoſophiſchen oder ländlichen Muße, in der Einſamkeit des Studirzimmers oder der Künſtlerwerkſtatt, kurz als in einem Zuſtande, wo wir nur uns ſelbſt von unſern Handlungen Rechenſchaft zu geb'n haben. In der Geſellſchaft, und wo man Zeugen hat, ſchämt man ſich, wankelmüthig und muthlos, und ſelbſt nur ermüdet zu ſcheinen. Man hat überdieß in ſein Unternehmen oft andre Menſchen verwickelt, welche man täuſcht und deren Tadel man fürchtet, wenn man daſſelbe aufgibt. Die Beyſpiele, welche man überdieß in dieſer Lage von der, durch Ehre und Gewinn belohnten, Standhaftigkeit in langdauernden mühſamen Unternehmungen ſieht, ſtärken den Muth, indem ſie die Begierde nach dem Ziele anfeuern. Ein ſolches unterbrochenes Beharren, bey einem und demſelben Plane des Lebens, in der Eintheilung ſeiner Zeit und in der Ordnung der aufeinanderfolgenden Arbeiten, wie ſie Friedrich der Zweyte bis an ſeinen letzten Augenblick bewies, wird man ſchwerlich bey irgend einem Privatmanne finden. Vielleicht wird auch keinem eine ſolche Standhaftigkeit ſo leicht, als einem Fürſten, der an der Spitze der Geſellſchaft ſteht, der von jedermann geſehen und beobachtet wird, der ſich bewußt iſt, daß er mit allem, was er thut oder unterläßt, in die bürgerlichen Geſchäfte von Tauſenden eingreift, dieſelben im Gange erhält oder ſtört, und der durch die Wichtigkeit der Endzwecke, welche er zu erreichen hat, zu immer neuen Anſtrengungen aufgefordert, und durch den höchſten menſchlichen Ruhm, den Ruhm eines außerordentlichen Regenten, belohnt wird.

Im ſtillen Privatleben ſind die Endzwecke kleiner; in der Einſamkeit iſt die Theilnahme anderer Menſchen daran unbedeutend. Die Wahl der Zeit zu jeder Arbeit ſcheint gleichgiltig, die Unterbrechung einer Arbeit durch eine andre ſcheint unſchädlich, und der Aufſchub einer einmahl angefangenen, auf die Zeit einer größern Heiterkeit und glücklichern Gemüthsſtimmung, ſcheint ſogar nützlich. Auch können wir uns die Störer unſerer Arbeit, in der Einſamkeit nicht ſo leicht abwehren, weil wir nicht ſo triftige Gründe anzuführen wiſſen, welche uns bey derſelben feſthalten. Alles das macht, daß wir in dieſer Lage oft hinlängliche Urſache finden, bey unſern Entwürfen, nicht unveränderlich zu beharren. Und eben deßwegen erlangen wir auch nicht die Gewohnheit, ſtandhaft zu ſeyn, die Denkungsart und den Charakter des feſten und unerſchütterlichen Mannes. Dieß geht ſo weit, daß ſelbſt in den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welche am meiſten unaufgefordert geſchehn, und alſo immer von Wahl und Muße abzuhängen ſcheinen, die weit ausſehenden, — die, welche ein großes Feld der Wiſſenſchaften umfaſſen, faſt nur an Orten zu Stande kommen, wo viele Gelehrte beyſammen leben, — auf hohen Schulen und Akademien, und ſelten von frey und einſam lebenden Gelehrten ins Publikum gebracht werden. Mitten unter den Geſchäften des öffentlichen Unterrichts und in Zerſtreuungen einer vielfachen Anſprache, ſchreiben die Profeſſoren auf Univerſitäten gemeiniglich größere und zahlreichere Werke, als die Perſonen, welche in vollkommener Muße ſich dem Anbaue der Wiſſenſchaften widmen *). Wenigſtens iſt dieß der Fall in Teutſchland: wo wir von Männern der letzten Claſſe faſt nur Bruchſtücke und unvollendete Werke, oder Aufklärungen über einzelne Aufgaben aus den Wiſſenſchaften beſitzen. Wenn in Frankreich Montesquieu, in England Gibbon große Ausnahmen von jener Regel ſind, — und es gibt gewiß in beyden Ländern noch mehrere: — ſo kommt dieß vielleicht eben daher, daß dort der Gelehrte, wenigſtens bisher, mehr in Geſellſchaft gelebt und das größere Publikum mehr Antheil an ſeinen Arbeiten genommen hat, als bey uns. Immer aber bleibt es ausgemacht,

---

*) Für jene iſt es Pflicht zu ſchreiben; das Beyſpiel des allgemein herrſchenden Fleißes (wenn ſolcher auf einer hohen Schule zur Sitte geworden iſt), ſteckt an, oder ſchreckt die weniger Arbeitſamen mit dem zu befürchtenden Tadel ihrer Collegen; endlich iſt es für jeden leichter, ſich mit andern zu gemeinſchaftlichen Arbeiten zu vereinigen. Für dieſe iſt die Schriftſtellerey nur Werk der Wahl, nicht der Nothwendigkeit; und es iſt weit leichter, bey Arbeiten, welche unſer Beruf uns auflegt, oder unſere Obern uns gebiethen, ſtandhaft bis zu ihrer Beendigung fortzufahren, als bey ſolchen, welche wir ſelbſt gewählt haben. Sie ſehen ſich überdieß von Leuten umgeben, welche auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten keinen großen Werth legen, und deren Vollendung alſo auch nicht ſtrenge von ihnen fordern. Endlich arbeiten ſie an ihren Werken größtentheils allein, und ſtören alſo niemanden in ſeinen Plänen, wenn ſie die ihrigen unvollendet laſſen.

daß, in Gegenwart anderer und mit ihnen gemeinſchaftlich, etwas unternehmen, uns zum Ausharren bey den Schwierigkeiten der Arbeit auffordert; daß aber ein einſam entworfener, und im Verborgenen, bearbeiteter Plan ſehr leicht bey eintretenden Schwierigkeiten, bey Seite gelegt wird.

Etwas anders iſt es mit der zweyten der oben angezeigten Unterarten, mit der muthigen Ertragung der Leiden, kurz mit dem, was man im weiteſten Verſtande Geduld nennt, beſchaffen. — Da ich meine Begriffe über dieſen Gegenſtand ſchon im erſten Theile der Verſuche entwickelt habe: ſo ſchränke ich mich hier auf folgende wenige Bemerkungen ein.

Es kommt bey dem Einfluße, welchen Einſamkeit und Geſellſchaft auf die Tugend der Geduld haben, ſehr darauf an, welche Uibel ſie ertragen ſoll. Sind es Unglücksfälle, welche bloß wehmüthig und betrübt machen, ohne zu kränken und niederzuſchlagen, und ohne körperlichen Schmerz zu erregen; ſo iſt die Gegenwart anderer Menſchen ein Mittel, unſre Standhaftigkeit aufzufordern und ihre Theilnahme ein Mittel, ſie zu erleichtern. Dieß iſt der Fall bey dem Verluſte der Unſrigen, bey dem Tode eines Kindes, eines Vaters, eines geliebten Freundes, kurz bey allen den Uibeln, bey welchen Sympathie und Liebe, wenn nicht die einzigen, doch Miturſachen des Schmerzens ſind: obgleich auch hier die innig Betrübten ſich gerne von der Geſellſchaft entfernen, und ſich lieber ſelbſt tröſten, als ſich von Andern tröſten laſſen. Sind es ſolche: die uns zugleich Ehre bringen, welche uns als wichtige Perſonen im Staate darſtellen ſo werden wir ſie weit leichter ſtandhaft, vor den Augen der Welt, ertragen, als wenn wir aus ihr verwieſen, oder von ihr vergeſſen wären. Die Standhaftigkeit, mit welcher Seneca ſich die Adern öffnen ließ, und Cato ſich ſelbſt entleibte, iſt von den Helden der Römiſchen Geſchichte ſehr oft nachgeahmt worden. Weit ſeltner ſind die Beyſpiele von Staatsmännern, die eine lange Verweiſung aus Rom in eine entfernte Provinz haben ruhig ertragen können; und wir haben ein großes Beyſpiel, daß ſelbſt ein ſonſt edler Geiſt dadurch feige und kleinmüthig gemacht werden kann. Sind die Unglücksfälle von der Art, daß ſie uns zugleich erniedrigen und in der Meinung Andrer herabſetzen, wozu unter andern auch die Dürftigkeit nach vorher genoſſenem Reichthume gehört: ſo iſt es leichter, ſie entfernt von der Welt zu ertragen, weil ihnen dadurch der größte Stachel genommen wird, der tägliche Anblick der Veränderung, welche ſie in den Meinungen der Menſchen von uns, und in ihrem Betragen gegen uns, hervorgebracht haben.

Sind es endlich körperliche Leiden, die unſre Geduld auffordern: ſo ſind es zwey Urſachen hauptſächlich, welche uns die Einſamkeit lieb, und zum Hülfsmittel dieſer Tugend machen. Zuerſt, körperliche Leiden werden durch Ruhe gemildert; und Einſamkeit gewährt uns Ruhe. Zweytens körperliche Leiden finden weniger Theilnahme bey andern Menſchen, als alle andre Arten von Uibeln. Nur durch dieſe Theilnahme aber kann ihre Gegenwart uns tröſten, und ohne dieſelbe wird ſie uns ſogar läſtig und vermehret den Schmerz. Im ganzen genommen, iſt es ausgemacht, das es leichter ſey, ſich beym Leiden innerlich zu beruhigen, als ſich während deſſelben vor andern ſchicklich und auf eine ihnen wohlgefallende Weiſe zu betragen. Selbſt mit andern, die man liebt, gemeinſchaftlich zu leiden, iſt ſchwerer, als ſtandhaft für ſeine eigne Perſon zu handeln. Aus dieſer Urſache iſt, z. B. die Armuth einem unverheiratheten Manne weit erträglicher, als einem Hausvater; und andere, die man liebt, und für welche man zu ſorgen die Pflicht hat, mit ſich zugleich darben laſſen, unendlich kränkender, als ſich allein dem Mangel ausgeſetzt ſehen, — beſonders, wenn man ihn vor andern verbergen kann.

Uiberhaupt und der Natur der Sache nach ſcheint Geſellſchaft für die Zeiten der Geſundheit, der Heiterkeit und des Vergnügens, gemacht, die Einſamkeit aber der natürliche Zufluchtsort der Kranken, Betrübten und Gebeugten zu ſeyn.

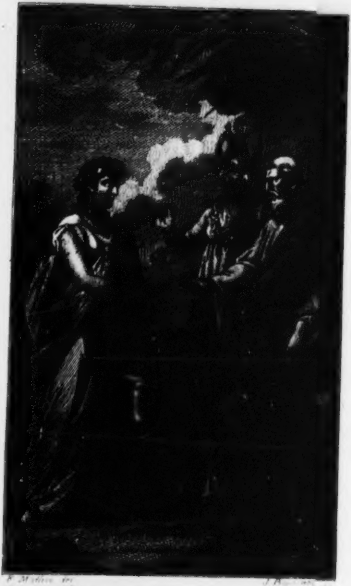
Ende des dritten Theils.

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.
Vierter Band.

Enthält:

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände ꝛc.

Vierter Theil.



F. Müller inv. J. [illegible]

Durch Weisheit verbinden sich Einsamkeit und Gesellschaft.

Verſuche
über
verſchiedene Gegenſtände
aus
der Moral, der Litteratur
und dem
geſellſchaftlichen Leben,

von
Chriſtian Garve.

Preußiſche
Staatsbibliothek
Berlin

Vierter Theil.

Breßlau, 1801.

1931.842
Philos. A. 127

Wir übergeben hiermit dem Publikum den zweyten Theil von Garve's Werke über Geſellſchaft und Einſamkeit. Da dasjenige, was wir bekannt machen, nicht, wie man faſt immer bey dem Drucke eines litterariſchen Nachlaſſes erwartet, bloßes Fragment iſt, ſondern vielmehr ein Fragment ergänzt, ſo glauben wir um ſo weniger, eines rechtfertigenden Wortes über die Herausgabe dieſes Theils zu bedürfen, und bemerken bloß einiges Wenige, was vielleicht für die Geſchichte des Buches nicht unwichtig ſeyn dürfte.

Die Papiere, die uns ausgehändiget wurden, enthielten eine beynah vollſtändige doppelte Bearbeitung des hier gelieferten Werkes, — eine kürzere, die Garve in beſſern Tagen ſelbſt niedergeſchrieben, und eine ausführlichere, die er in dem letzten Jahre ſeines Lebens in die Feder dictirt hatte. Da wir uns oft und umſtändlich mit ihm über das Ganze und deſſen Anlage und Verbindung unterhalten hatten, ſo ward es uns leicht, die einzelnen Theile desſelben zu ordnen. Schwieriger war es, unter den beyden Bearbeitungen zu wählen und zu entſcheiden, welcher der Vorzug gebühre. Wir haben nach unſern beſten Einſichten geprüft und entſchieden; und ungeachtet wir der ſpätern Uiberarbeitung, als der reichhaltigern, meiſtens gefolgt ſind, ſo haben wir doch zuweilen der frühern Darſtellung, als der kräftigern und lebendigern, den Vorrang zuerkannt. In den Ideen ſelbſt haben wir uns keine Veränderung oder Umbildung erlaubt, ſondern einzig dem Ausdrucke hier und da mehr Beſtimmtheit und Ründe zu geben verſucht; indeß ſind wir überall mit Vorſicht zu Werke gegangen, und, wenn die Vertilgung einer Unebenheit der eigenthümlichen Farbe des Styls oder Kürze und dem Nachdrucke Eintrag zu thun ſchien, lieber zu nachſichtig als zu ſtrenge geweſen. Uibrigens wird es nicht unnöthig ſeyn, zu erinnern, daß auch die ſpätere Bearbeitung, deren wir oben als der umſtändlichern erwähnten, erſt gegen die Mitte ausführlicher zu werden anfing, und daher manche ihrer Theile, wie unter andern die Geſchichte des Anſtandes, in keinem Verhältniſſe zu den übrigen ſtehn. Zwey Rubriken, — Einſamkeit des Kranken und Einſamkeit des Reiſenden, mußten unausgefüllt bleiben. Uiber die erſte, die Garve am vorletzten Tage ſeines Lebens auszuführen verſuchte, waren mehr nicht, als fünf oder ſechs unzuſammenhängende Zeilen, und über die letztere gar nichts vorhanden.

Die Freunde Garve's und ſeiner Philoſophie, dürfen wenigſtens noch einen Band ungedruckter Abhandlungen aus ſeiner Feder erwarten. Wie früh oder wie ſpät ſie ihn erhalten werden, iſt uns nicht möglich zu beſtimmen. Indeß iſt uns die Beſchäftigung mit ſeinen Schriften zu lieb, und zugleich mit zu vielen angenehmen Erinnerungen an ihn verbunden, als daß wir nicht, was wir geben können, bald geben ſollten.

Breslau,
den 30. März 1800.

Die Herausgeber
Manſo und Schneider.

Uiber

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Dritter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten, oder den Anſtand und die Artigkeit.

Die Methode, welche ich bey der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu wählen habe, ergibt ſich bey einer erſten flüchtigen Uiberſicht desſelben.

Der Verſtand und die Sittlichkeit liegen in der Natur jedes Menſchen ſelbſt, werden mit ihm gebohren, und entwickeln ſich bis auf einen gewiſſen Grad von ſelbſt: die äußern Sitten aber oder der Anſtand entſpringen erſt nach und nach im menſchlichen Geſchlechte, eben durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche die Menſchen nach und nach treten. Uiberdieß ſind die Principien der Wahrheit, auf deren Erkenntniß der Verſtand gerichtet iſt, unwandelbar dieſelben: die Regeln des Anſtandes hingegen wechſeln. So wie es kleinere, unbedeutendere Handlungen ſind, durch welche ſich der artige Mann, als die, durch welche ſich der tugendhafte Mann zeiget: ſo ſind ſie auch von flüchtigerer Natur, und können am beſten erkannt werden, indem man ihre Veränderungen, und alſo ihre Geſchichte ſtudirt.

Es iſt eine Unvollkommenheit unſerer Sprache, daß ſie die beyden Sachen, Manieren und Sitten nicht ſo deutlich, als die franzöſiſche, unterſcheidet. Aber die Vieldeutigkeit des Wortes Sitten führt uns gewiſſer Maßen auf die Spur, wie jene beyden Sachen unter ſich zuſammenhängen. Wenn wir von Sitten reden, ſo denken wir zugleich an ſittlich und Sittlichkeit; und dieſe Wörter führen uns unmittelbar auf die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter. Und in der That iſt ein gewiſſer Theil des äußern Anſtandes unmittelbar Tugend, oder Folge derſelben. Aber wir ſagen nicht bloß, der Menſch hat Sitten: ſondern wir ſagen auch, es iſt Sitte, und alsdann verſtehen wir darunter eine allgemein herrſchende Gewohnheit, ein Herkommen, eine Uibereinkunft mehrerer Menſchen, auf gewiſſe Weiſe zu handeln. Nun ſetzt aber jede ſolche Uibereinkunft eine ſchon errichtete Geſellſchaft, und beſonders ſetzt das Herkommen die Fortdauer dieſer Geſellſchaft und eine Uiberlieferung von einem Geſchlechte der Menſchen zum andern voraus. Dieſer Theil der Sitten alſo iſt zuerſt an die Geſellſchaft geradezu geknüpft, und bildet ſich zweytens nach und nach mit dem Laufe der Zeit. Ich ſchließe daraus, daß wir dieſe äußern Sitten, in welchen ſich Aeußerungen der Tugend mit Beobachtung eines Herkommens vereinigen, am beſten kennen lernen, wenn wir die Entſtehung und ſtufenweiſe Ausbildung derſelben unter den Menſchen unterſuchen.

I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes.

Wenn der Menſch allein iſt, ſo ſchämt er ſich vor nichts. Er geht nackend, ohne Uibelſtand. Er tanzt ebenfalls im Zimmer; wer will ihn tadeln da ihn niemand ſieht?

Bey dem Anblicke eines andern Menſchen kommt ihm zuerſt der Gedanke ein: was wird man davon ſagen? Hieraus entwickelt ſich nach und nach der Begriff von Anſtand. Er beſtehet aus folgenden Stücken: 1) zu verbergen, was häßlich, 2) zu verbergen, was ſchändlich iſt, 3) zu zeigen, was ſchön iſt, 4) zu verſchönern, was einer Verſchönerung fähig iſt.

Der einzelne Menſch kann nur durch zwey Sachen an mir beleidiget werden.

1) Wenn er etwas ſieht, das auf Geilheit, Gefräßigkeit oder irgend eine ſehr fehlerhafte Beſchaffenheit des Gemüths ſchließen läßt. 2) Wenn er etwas ſieht, was ihm unmittelbar unangenehm iſt.

Das Unangenehme iſt entweder das Schmerzhafte, oder das Eckelhafte, oder das Häßliche.

Das Eckelhafte iſt vornehmlich dem Anſtande entgegengeſetzt.

Der erſte und älteſte Anſtand beſtand in der Vermeidung des Eckelhaften.

Hieraus und aus der natürlichen Schamhaftigkeit entſprang die Bedeckung gewiſſer Theile des Körpers, was wir auch bey den roheſten Völkern finden; hieraus entſprang die Reinlichkeit, der erſte Schritt zum guten Anſtande, und die Entfernung und Verbergung der natürlichen Ausleerungen.

Das Häßliche iſt weniger vermeidbar, es beleidigt weniger und iſt ſchwerer zu erkennen. Es kommt daher in der Liſte der unanſtändigen Dinge ſpäter an die Reihe.

Das was Schmerz verurſacht, iſt nicht mehr Uibelſtand, ſondern Beleidigung, und wird nicht getadelt, ſondern gerächt. Nur das iſt Uibelſtand, die Sympathie mit unſerm Schmerze durch einen unangenehmen Anblick zu erregen.

Wenn mehrere Menſchen zuſammen kommen, ſo entſteht 1) eine Verfeinerung der Empfindungen. 2) Es entſtehen Verabredungen.

1) Die Verfeinerung entſteht aus der gegenſeitigen Mittheilung und Vereinigung der verſchiedenen Empfindungsarten und Urtheile.

Der eine Menſch iſt empfindlicher gegen Geſtalten, der andere gegen Töne. Wenn beyde beyſammen ſind, lernt einer von dem andern; und wer zuvor nur eine Art des Häßlichen und Eckelhaften kannte, kennt nunmehro zwey.

Hieraus entſteht ein Wetteifer in Anſehung der Feinheit und Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Jeder ſtrebt nach dem Ruhme, die Sache noch tiefer erforſcht und noch genauer beobachtet zu haben. Hieraus entſteht die Verfeinerung.

Daher werden immer mehrere Dinge zum Uibelſtande gerechnet, welche zuvor niemanden anſtößig waren.

2) Die Verabredungen ſind entweder über die Sachen, oder über die Zeichen; über das, was man thun will, oder über das, was man ausdrücken will.

Die Verabredungen entſtehen entweder aus dem gemeinſamen Zwecke, oder aus Nachahmung und Gewohnheit.

Die Verabredungen über Zeichen ſind der Grund aller Ceremonien und Complimente.

Die Menſchen können in keiner Sache willkürlicher Zeichen entbehren, ſobald ſie andern dasjenige darlegen wollen, was in ihrem Innern vorgeht. Sie brauchen dieſelben ſo wohl für ihre Geſinnungen, als für ihre Ideen.

1. *Verabredungen über die Sachen in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens.* Man kommt überein, daß man ſich zu dieſen Tagen, Stunden u. ſ. w. an gewiſſen Oertern verſammeln will, daß man ſo und ſo lange bey einander bleiben, daß man ſich mit dieſen und keinen andern Zeitvertreiben beſchäftigen will.

Dieſe Verabredungen ſind wieder von zweyerley Art. Sie ſind entweder bloße Sanctionen deſſen, was Natur und Vernunft an ſich vorſchreiben: zum Beyſpiel, daß man ſich einander nicht in die Rede fallen wolle. Oder ſie ſind willkürliche Beſtimmungen deſſen, was die Natur unbeſtimmt gelaſſen hat, was aber doch zum Zwecke des geſelligen Lebens nothwendig iſt.

2. *Verabredungen über die Zeichen.* Man kommt überein, daß ſein Haupt zu entblößen, oder ſich zu bücken ein Zeichen der Ehrerbiethung ſey; daß die rechte Hand die vornehmere ſey; daß ſich die Hand zu drücken oder ſich zu küſſen eine Freundſchaftsbezeugung ſey.

Die meiſten dieſer Verabredungen entſtehn ſtillſchweigend, wie die über die Bedeutung der Wörter in den Sprachen. Beyde entſtehen auch ziemlich auf gleiche Weiſe. Entweder iſt ſchon ein natürlicher Hang zu einer gewiſſen ſichtbaren Aeußerung ſeiner Geſinnungen vorhanden, wie z. B. bey dem Kuſſe, oder es iſt eine natürliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Zeichen und dem Bezeichneten, wie bey dem Bücken, oder es ſind willkürlich von einzelnen Perſonen gewählte Zeichen, welche aber von andern nachgeahmt worden ſind, weil man ſie für ſchicklich und ausdrückend erkannt hat.

Es iſt klar, daß dieſer verabredete Theil des Anſtandes nur in der Geſellſchaft und durch dieſelbe entſtehen kann. Erſtlich wird man nur in ihr die Nothwendigkeit davon gewahr. Zweytens kann nur die freywillige Uibereinſtimmung vieler jenen Beſtimmungen eine gewiſſe Feſtigkeit und eine verbindende Kraft geben.

Das Geſetzbuch ſolcher Verabredungen wird deſto weitläuftiger, je mehr Menſchen, und je häufiger ſie zuſammen kommen. Die Urſache iſt:

Theils, weil die Anzahl der zu beſtimmenden Sachen ſich häuft.

Theils, weil der eine Schicklichkeiten und Bequemlichkeiten entdeckt, die dem andern entſchlüpft ſind.

Dieſer Umſtand macht es oft für die in den untern Claſſen lebenden Menſchen ſchwer, den Anſtand der höhern mehr geſellſchaftlichen Claſſen nachzuahmen. Einmahl können dieſe nicht auf einmahl erfinden, was jene durch das Raffinement vieler Jahre heraus gebracht haben. Zweytens können ſie nicht mit Leichtigkeit dasjenige thun, worauf ſie bisher niemahls Achtung gegeben haben. Und doch muß eine Regel; die an ſich eine Kleinigkeit betrifft, mit Leichtigkeit ausgeübt werden, wenn es anſtändig laſſen ſoll.

Die Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens in Frankreich vor der Revolution haben uns mit den Conventionen bekannt gemacht, die unter der feinen und großen Welt herrſchten. Sie gingen in Abſicht der Art, wie man beym Eſſen und Trinken, an der Tafel und beym Spiel jede Sache thun mußte, bis zu einer unglaublichen und oft lächerlichen Subtilität: aber ſie waren doch immer auf die Abſicht, einen gewiſſen Uibelſtand zu vermeiden, und den Anweſenden einen unangenehmen Eindruck zu erſparen, gegründet. Je mehr eine Nation überhaupt an Geiſtes-Kultur zurück iſt: deſto weniger iſt auch in ihren geſellſchaftlichen Gebräuchen Zuſammenhang und Zweckmäßigkeit. Je ſtrenger ſie nun darüber hält und je unabänderlicher ſie bey den einmahl eingeführten beharrt: deſto mehr wird ſie eben dadurch an dem Fortgange ihrer Vollkommenheit verhindert. Dieß, ſagt man, ſey der Fall bey den Chineſen.

Aber auch die bloße Vervielfältigung ſolcher Gebräuche und die Anhänglichkeit an dieſelben, ſo wie ſie in der feinen Pariſer Welt herrſchten, hat die üble Folge, daß ſie die Claſſen mehr von einander trennt, und dem verdienſtvolleſten Manne, der jene willkürlichen Regeln nicht wußte, oder nicht geſchickt beobachtete, in den Augen der darein Eingeweihten einen Anſtrich von Lächerlichkeit gibt.

Solche ſtillſchweigende Verabredungen ſind unausbleiblich, und entſtehen, ſobald Menſchen ſich auf irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zuſammen geſellen. Wenn dieſe Geſellſchaft zu einem Staate erwächſt: ſo werden aus jenen Verabredungen Geſetze. Die Verletzung der Conventionen der erſtern Art war bloß unanſtändig: die Verletzung der zu Geſetzen erhobenen Conventionen iſt ein Verbrechen. Aber ſo wie die große jede andre in ſich ſchließende Geſellſchaft, welche Staat heißt, auf jede kleinere, partielle Geſellſchaft, welche in ihrem Schoße iſt, zurückwirkt: ſo wirken auch die Geſetze des Staats auf die Regeln des Anſtandes zurück. Der Republikaner hat andre Begriffe vom Wohlanſtändigen, als der Unterthan einer Monarchie. Dasjenige beleidiget nähmlich als Uibelſtand, was mit der allgemeinen Stimmung, oder mit der, welche als pflichtmäßig von einem guten Bürger gefordert wird, im Widerſpruche ſteht.

Mit der Pflicht des Gehorſams und der Unterwürfigkeit iſt es verbunden, daß es anſtändig ſey, der gebiethenden Perſon Reſpect und Aufmerkſamkeit zu beweiſen.

Wenn die Unterordnung des Gehorchenden unter den Gebiethenden einfach iſt, und nicht durch eine Menge von Gradationen in die Höhe ſteigt: ſo ſind auch die Begriffe vom Anſtande und den gegen andere zu wählenden Ausdrücken der Hochachtung nur einfach.

In einem despotiſchen Staate iſt der Souverain unendlich über die Unterthanen erhaben: und alle andern Einwohner des Staats verlieren das Gefühl ihres Unterſchiedes durch die gemeinſchaftliche gleiche Erniedrigung unter einen unumſchränkten Gebiether. In einer Republik ſind die Bürger ebenfalls gleich, und erkennen nur die Erhabenheit der Magiſtrats-Perſonen, während der Zeit, da dieſe ihr Amt begleiten.

In den Europäiſchen Monarchien gibt es eine ganze Stufenfolge von über einander ſich erhebenden Würden, die entweder ganzen Familien eigen und alſo erblich ſind, — welcher Umſtand den weſentlichen Charakter des Adels ausmacht, oder ſie ſind an gewiſſe Aemter gebunden und werden gemeiniglich den Perſonen, welche ſie begleiten, auf lebenslang mitgetheilt. In despotiſchen alſo ſowohl als in republikaniſchen Staaten gibt es nur einen zwiefachen Anſtand: den im Umgange mit unſers Gleichen, und den mit einer einzigen Claſſe von Höhern.

Im Despotismus hat dieſer Höhere eine alles überwiegende und wirklich ausſchweifende Gewalt. Die Bezeigung der Ehrerbiethung gegen ihn wird alſo auch übertrieben, kriechend und geſchmacklos ſeyn. Die Bürger unter ſich aber werden weniger einen andern Anſtand kennen, als den, welcher von der Menſchenliebe, der Freundſchaft, der Religion und der Moral abhängt.

In republikaniſchen Staaten ſind die obrigkeitlichen Aemter, die gemeiniglich nur auf eine Zeitlang den Verwaltern derſelben verliehen werden, der einzige Grund einer beſondern, gegen gewiſſe Perſonen als anſtändig geforderten Höflichkeit: und ſie laſſen, wenn ſie wieder in andere Hände übergehen, keine bleibende Würde in den Händen derer, die ſie begleiteten, zurück: außer in ſo fern dieſelben durch ihre Thaten oder durch ihre perſönlichen Eigenſchaften ihren Mitbürgern eine vorzügliche Hochachtung eingeflößt haben.

Dieſe kurze Dauer der Aemter aber, und die vorhergehende und nachfolgende Gleichheit der ſie begleitenden Perſonen mit den übrigen Bürgern macht es nothwendig, daß ſie, ſo lange ſie dauern, ein deſto größeres Anſehen behaupten, und eine deſto größere Gewalt mit ſich führen.

Es iſt daher in republikaniſchen Staaten, wofern anders Ruhe und Ordnung darin herrſchen ſoll, mit den obrigkeitlichen Aemtern ein Grad der Macht und der Erhabenheit verbunden, welcher ſich dem Anſehen des Despoten nähert, und ſich bey den Aemtern in unſern neuern Monarchien nicht findet. So eine unumſchränkte und ausgebreitete

Gewalt hat bey uns kein General über ſeine Armee, als die römiſchen Conſuln über ihre Legionen hatten. Die Prätoren konnten die Geſetze durch ihre Edicte verändern: unſre Richter können ſie nur auslegen.

Hieraus entſteht eine doppelte Folge: einmahl, daß in der republikaniſchen Verfaſſung die Begriffe und Gewohnheiten des Anſtandes ſich beynahe auf ſo einfache und ſo wenige Verhältniſſe, als in despotiſchen Staaten, beziehen; zweytens, daß die Formen des Anſtandes gegen Höhere etwas mehr knechtiſches und die Untergebenen herabwürdigendes haben, als eben dieſe Formen in unſern Monarchien. Da nun über jeden Gegenſtand unſre Begriffe nur durch die Menge der wahrgenommenen Verhältniſſe verfeinert, und nur durch die Mannigfaltigkeit der Uibungen unſre Geſchicklichkeiten in einer Kunſt ausgebildet werden: ſo ſind der Hervorbringung eines feinen, geläuterten und richtig beſtimmten Anſtandes die republikaniſchen und die despotiſchen Regierungen, ſo wie wir ſie in der ältern Geſchichte finden, weniger günſtig, als die monarchiſchen, ſo wie ſie uns das neuere Europa darbiethet.

Wir können uns daraus; zweytens, eine zwiefache Erſcheinung der römiſchen und griechiſchen Litteratur und Geſchichte erklären; die eine: daß wir, bey einem gewiſſen Uiberreſte von Rohigkeit der Sitten, von Geſchmackloſigkeit und Niedrig-

keit

keit in ihren Scherzen, von Bitterkeit und Grobheit in ihren Streitigkeiten, wovon uns ſo wohl die Schaubühne dieſer Völker, als ihre Redner-Tribünen Beyſpiele darbiethen, doch zugleich ſolche übertriebene Ausdrücke von Verehrung andrer und Herabſetzung ſeiner ſelbſt, eine ſo pünctliche Beobachtung gewiſſer Wohlſtandsregeln, eine ſo weitgehende Beſcheidenheit und Zurückhaltung und eine ſo ceremonienvolle und complimentenreiche Höflichkeit gegen alle Männer von einigem Anſehen finden, als die Briefe und die Geſpräche in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern aufweiſen. Die zweyte Erſcheinung iſt, daß, als bey dieſen Völkern die republikaniſche Regierungsform ſich in die monarchiſche verlor, der Uibergang in der Lebensart, in den Ausdrücken und Formen der Höflichkeit von der republikaniſchen Dreiſtigkeit und Unbefangenheit zu einer ſklaviſchen Schmeicheley und einer demüthigen Aufmerkſamkeit auf den Geſchmack und die Launen der Höhern ſo ſchnell war und ſo natürlich ſchien. Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Römer ſchon ihren erſten Kaiſern, und die Athenienſer den Macedoniſchen Königen und deren Statthaltern als Halbgöttern begegneten, da ſie ſelbſt als Republikaner gewohnt geweſen waren, ihren großen Heerführern oder verehrten Staatsverwaltern Altäre zu errichten und Weihrauch zu ſtreuen.

In den neuern Monarchien aber hat die Mannigfaltigkeit der Aemter und Würden und das Gemäßigte des Anſehns und der Gewalt auf einer jeden Stufe die entgegenſtehende Wirkung hervorbringen müſſen. Sie hat theils die Begriffe und Gefühle des Anſtandes vervielfältigt, und durch die Vergleichung ſo mannigfaltiger Verhältniſſe die Theorie desſelben entwickelt, theils in alle Regeln und Formen der Höflichkeit eine gewiſſe Mäßigung gebracht, welche dem guten Geſchmacke in jeder Rückſicht günſtig iſt.

Durch die Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft wird den Menſchen der erſte Weg zum Ackerbau, zum Kunſtfleiße und zu den Wiſſenſchaften gebahnt, une dieſe Beſchäftigungen entſtehen ungefähr in dieſer Folgereihe, wenn die politiſche Vereinigung ſich mehr ausbildet. So wie auf dem Ackerbau alle Kultur beruht, weil er den Menſchen vom Raube und einer herumſchweifenden Lebensart abhält, ihn vor dem äußerſten Mangel, der Urſache der Wildheit verwahrt, und zu einer ſtäten Arbeitſamkeit anhält: ſo gibt er auch zuerſt einem Völkerſtamme Gelegenheit, feſte Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand zu faſſen.

Handarbeiten und Kunſtfleiß wirken auf dieſe Begriffe nur, inſofern ſie auf die Ausbildung des Geiſtes und Uibung der Gliedmaßen überhaupt wirken.

Aber Kunſt und Wiſſenſchaft ſind die Sachen, wodurch er am meiſten beſtimmt und vervollkommnet wird.

Einmahl werden die bürgerlichen und ſittlichen Verhältniſſe dadurch zuerſt bekannt, oder doch in ein helleres Licht geſetzt. Man fängt an, in allem, was man redet oder thut, die Schicklichkeit der Mittel zum Zwecke zu beobachten. Man lernt alſo auch in den bisher beobachteten Gebräuchen und den conventionellen Zeichen des geſellſchaftlichen Lebens die zweckmäßigen von den unſchicklichen, die geſchmackvollen von den unnatürlichen und häßlichen unterſcheiden. Daher werden alsdann die läſtigen und unnützen Ceremonien der Höflichkeit abgeſchafft, oder gegen weniger mühſame und der Abſicht angemeßnere vertauſcht. Mit einem Worte, da durch die Künſte das Urtheil über das Schöne richtiger wird, und durch die Wiſſenſchaften die Menſchen ihre Natur und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſſer einſehn lernen, die Vereinigung beyder Stücke aber, der Schönheit und der Zweckmäßigkeit, das Weſen des guten Anſtandes in dem äußern Betragen ausmacht: ſo wirkt das geſellſchaftliche Leben durch nichts ſo ſtark auf die Ausbildung des Anſtandes, als durch die Unterſtützung, welche es der Entſtehung und dem Fortgange der Wiſſenſchaften und Künſte gewährt.

Zum andern, durch Wiſſenſchaft und Kunſt werden auch neue Bedürfniſſe und neue Genüſſe herbey geführt, alſo neue Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens, neue Veranlaſſungen zu ſolchen Verabredungen und Gebräuchen, welche auf das geſellige Vergnügen Beziehung haben, hervorgebracht.

So wie die Vereinigung einzelner Menſchen zu einem Staate oder einer Nation die erſte nothwendige Bedingung war, um irgend etwas, das Anſtand und äußere Sittſamkeit heißen kann, hervorzubringen: ſo gibt es auch keinen größern Fortſchritt zur Vervollkommnung derſelben, als die Vereinigung mehrerer Nationen unter einander.

Wenn durch Krieg und Frieden, Bündniſſe, Handel und Reiſen, die zuvor getrennten Völkerſtämme, welche nun zu Nationen erwachſen ſind, einander wechſelsweiſe kennen lernen, und in einen fortdauernden Umgang mit einander treten: welche Folgen ſind natürlicher Weiſe zu erwarten?

Einmahl, jede hat bisher ihre eignen Gewohnheiten, ihre eignen Regeln und Verabredungen, in Abſicht des Umgangs und des dabey zu beobachtenden Anſtandes, gehabt. Jede hat überdieß bisher einige Begriffe des Schönen und Anſtändigen gehabt: jede hat endlich über gewiſſe Zweige und Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens mehr als über andre nachgedacht, und die Verfeinerung ihrer Sitten in gewiſſen Verhältniſſen weiter, als in andern getrieben. Dieſe Begriffe nun, dieſen

Geſchmack, dieſe in der Lebensart bisher erlangte Vollkommenheit theilt jede Nation der andern mit, wenn ſie mit derſelben in einen freundſchaftlichen und regelmäßigen Verkehr tritt.

Zweytens, nun ſind alſo mehrere Muſter des Anſtändigen vorhanden, und liegen den aufgeklärten und denkenden Menſchen in jeder Nation vor Augen. Nun wird es dieſen alſo erſt möglich oder doch weit leichter, Vergleichungen anzuſtellen, das Beſſere vom Schlechtern, die Wahrheit vom Irrthume, den mit Geſchmack gewählten Schmuck unſerer Perſon oder unſrer Handlungen von übelgewählten und unnatürlichen Zierrathen zu unterſcheiden. Und ſo iſt durch die Auswahl aus mehrern Nationalſitten und durch die Vereinigung mehrerer National-Verabredungen der jetzt in Europa herrſchende Anſtand erwachſen, der vollkommenſte ohne Zweifel, der je unter dem menſchlichen Geſchlechte geherrſcht hat.

Jede Nation, welche iſolirt iſt, ſich nur durch ſich ſelbſt ausbildet, und weder mit den geſitteten Nationen ihrer Zeit durch Umgang und Tauſch, noch mit den geſitteten Nationen der Vorwelt durch Ueberlieferung, Geſchichte und Schriften in Verbindung ſteht, muß nothwendig in ihrem Anſtande, ſo wie in jeder Art der Cultur überhaupt, zurück bleiben. Dieſe doppelte Verbindung der Europäiſchen Nationen, die, welche unter ihnen ſelbſt obwaltet, und die, welche ſie durch Hülfe der Wiſſenſchaften mit den beyden aufgeklärteſten Nationen der Vorwelt, den Griechen und Römern, unterhalten, giebt ihnen eben in Abſicht des geſelligen Lebens und des dazu unentbehrlichen Anſtandes den entſchiednen Vorzug vor den Bewohnern aller andrer Welttheile, welcher nur von dem Unwiſſenden verkannt, und von dem Liebhaber des Paradoxen beſtritten werden kann.

So haben wir, zum Beyſpiel, von den Engländern die Einfachheit in Kleidung, Hausgeräthe, Gebäuden, Gärten, und eine gewiſſe Kürze und Energie ſelbſt in unſerer Höflichkeit gelernt. Die Franzoſen haben uns Muſter einer feinen Aufmerkſamkeit auf die Neigungen und den Geſchmack der Perſonen, mit welchen wir umgeben, aufgeſtellt; ſie haben unſerem ganzen Betragen eine gewiſſe größere Leichtigkeit, und dem geſellſchaftlichen Umgange mehr Zwangloſigkeit und Freyheit gegeben. Der poetiſche Geiſt der Italiäner und die Gravität der Spanier haben vielleicht auch zu ihrer Zeit zur Beſtimmung der allgemeinen Europäiſchen Sitten etwas beygetragen, und durch Verſchmelzung dieſer mannigfaltigen Schattirungen, deren täglich noch mehrere bekannt und genutzt werden, iſt das Grelle und allen Fremden Auffallende in den Farben der verſchiednen Nationalſitten verſchwunden, wodurch ehedem die Völker einander zurück ſchreckten, und ſich ſogar zum Haſſe und zur Verachtung verleiten ließen. *)

II. Ideen zu einer Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen.

1. Wilde; Jäger- und Fiſcher-Völker.

Der Anſtand einer Nation hängt mit dem Schmucke, den ſie wählt, zuſammen. Die Wilden ſuchen in ihren Verzierungen das Schreckliche. Sie glauben dieß durch Einſchnitte in die Haut, punctirte Figuren, Knochen durch die Naſe u. ſ. w. zu erreichen.

Außer kriegeriſcher Tapferkeit iſt Liſt, was ſie vorzüglich ſchätzen.

Die völlige Unbekanntſchaft mit andern Menſchen macht, daß ſie alle Fremden entweder für Feinde anſehen oder als höhere Weſen verehren, und ihnen ihre Weiber und Kinder anbiethen. Ui-

---

*) Auch die politiſche Wichtigkeit einiger Völker war zuweilen Veranlaſſung, daß dieſelben, in Abſicht der äußern Sitten, den Ton angaben. So haben der Römiſche Hof, der Neapolitaniſche, der Franzöſiſche wechſelsweiſe geherrſcht.

überhaupt mangelt bey ihnen der Begriff der Schamhaftigkeit, der doch natürlich zu ſeyn ſcheint *).

Von den Irokeſen wird folgendes bemerkt:

Ihre einſame Lage macht, daß ihre Einbildungskraft mehr, als ihre Sinnen und ihr Verſtand, erweckt wird.

Daher reden ſie viel in Bildern, wiederhohlen aber oft dieſelben. Sie haben einen Codex der Höflichkeit, wie er für Menſchen paſſend iſt, die nur ſelten und wenig und immer in Angelegenheiten des Bedürfniſſes zu reden haben. Sie können lange bey einander ſitzen und ſchweigen. Wir Europäer finden darin den größten Uibelſtand. Wenn ſie reden; ſo peroriren ſie. Und es iſt bey ihnen ſo ſtrenge verbothen, den Redner zu unterbrechen, daß ſie auch noch einige Zeit nachher ſchweigen, wenn er zu reden aufgehört hat. Eben ſo machen ſie eine Regel der Höflichkeit daraus, nie ihrem Geſellſchafter zu widerſprechen, ſondern den Schein anzunehmen, als wenn ſie alles glaubten, was er ſagt. Erſt in den folgenden Zuſammenkünften iſt es erlaubt, Einwendungen zu machen.

2. Nomaden, oder Hirten-Völker.

Die älteſten und merkwürdigſten Schilderungen ihrer Sitten liefert uns die Geſchichte der Pa-

---

*) Schamhaftigkeit ſcheint ein weiblicher Anſtand zu ſeyn. Faſt alle Wilden auf den Inſeln des Südmeers bedeckten ihre Geburtstheile. Nur die ausgearteten Peſcheräh's nicht.

triarchen im alten Teſtamente. Wir finden an ihnen vorzüglich Gaſtfreyheit, demüthige Ehrerbiethung gegen Höhere, ſtrenge Anhänglichkeit an Trachten, Gebräuche, u. ſ. w.

3. Griechen und Römer.

Die Gaſtmähler der Griechen waren Anfangs ſelten, alsdann aber immer groß und reich mit Speiſen beſetzt. Zur Unterhaltung dabey dienten Gaukler, Schauſpieler, Luſtigmacher und Tänzer.

Ihre ernſthaften Unterredungen ſind ſehr anſtändig. Höflichkeitsregeln, welche die Helden beym Homer beobachten. Feinheit der Sitten in den Sokratiſchen Geſprächen.

Ihre Pläſanterien dagegen ſind mehrentheils Zoten, und ihre Spötterey iſt Bouffonerie. Das einzige Beyſpiel einer angenehmen Pläſanterie, welches wir bey ihnen antreffen, iſt ihre Ironie. Uiberhaupt ſind ſie, in Abſicht ihrer Begriffe von Obſcenität, weit zurück. Nimmermehr würde unter uns ein Ariſtophanes ſein Glück machen.

Spuren der Sittenverfeinerung zur Zeit Menanders. Complimentirſprache, durch die Rhetorik ſehr erweitert.

Bey den Römern war Charakter und Anſtand immer männlicher und ernſter, als bey den Griechen. Bey beyden Völkern wurde durch die Abſonderung der Frauen von der einen Seite die Feinheit der Lebensart verhindert, von der andern die

Würde der Männer erhöht. Die Bouffonerien des Plautus ſinken nicht bis zu dem Schmutz der Ariſtophaniſchen herab.

Der feinere Terenz lehrt uns über den wahren Converſationston wenig, weil ſeine Perſonen größtentheils Maskenrollen, ſo wie die auf der Italiäniſchen Bühne, und immer dieſelben ſind.

Cicero's Dialogen ſind noch weniger wahre Geſpräche, als die des Plato und Xenophon. Doch lernt man die tiefe Ehrerbiethung daraus kennen, mit welcher man Männern, die in großen Aemtern und Geſchäften geweſen waren, begegnete. So ſieht man auch aus ſeinen Briefen, mit welcher Beſcheidenheit man ſich ſelbſt in ihren Landhäuſern ihnen nähern mußte.

Horazens Satiren liefern uns die meiſten und feinſten Züge zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit; ſo wie auch des Suetonius Anekdoten-Sammlung.

Späterhin kenne ich nur Petron, Juvenal und Lucian, aus denen ſich Data zu einer ſolchen Geſchichte ſammeln ließen. Ich ſehe ſie aber als Caricaturmahler an. Lucian ſchreibt den Großen in Rom einen ſolchen Bauernſtolz, den Gelehrten eine ſo empörende Kriecherey zu, daß es, bey dem Grade der Politur, welcher noch zugleich herrſchte, kaum glaublich ſcheint. Er lobt hingegen die Sitten von Athen als einfach und elegant *).

---

*) Die Griechen und beſonders die Römer waren übrigens in ihren Begriffen und Regeln des An-

Nun iſt für mich eine Lücke in dieſer Geſchichte bis auf Conſtantin. Schriftſteller und Geſchichtſchreiber ſind in dieſer Periode unfähig, Sitten zu beobachten oder zu mahlen.

In Conſtantinopel aber blühte eine neue Politeſſe auf. Die ehemahlige Förmlichkeit der Griechen, ihr Hang zu ſubtiliſiren, (den ſie in der Politik wie in der Religion bewieſen,) verbunden mit den Folgen einer despotiſchen Staatsverfaſſung, haben dort eine gewiſſe prunkvolle und beſtimmten Regeln unterworfne Artigkeit hervorgebracht, da ſie ehedem mehr ein Werk der Natur war. Hofämter und Titel ohne Ende, und eine genaue Unterordnung wurden eingeführt. Die Titel dux, comes, dapifer und dergl. drangen bis an den Teutſchen kaiſerlichen Hof, und gaben auch da den Ton an. Und es iſt überhaupt wahrſcheinlich, ob uns ſchon die Geſchichte nicht ausdrücklich darüber belehrt, daß der Verkehr der Europäer mit dem Conſtantinopolitaniſchen Hofe, während der Kreuzzüge die prunk- und zwangvolle Höflichkeit der Europäer hervorgebracht hat.

ſtändigen viel gekünſtelter und mit Formalitäten und Gebräuchen weit überhäufter, als wir. Welche pünktliche Regeln giebt z. B. Quintilian über die Bewegungen der Arme, Hände, ſelbſt der Finger, und über die Faltung und Tragung der Toga für den Redner!

4. Mittlere Zeit.

Völkerwanderung. Unter den Teutſchen Völkern zeichnen ſich ſchon bey ihrer Einwanderung die Franken an Politur aus. Bald wetteiferten ſie mit den Byzantinern, wie man aus Luitprands Geſandtſchaftsreiſen ſiehet. Das weibliche Geſchlecht bekommt den Zutritt in die Geſellſchaft. Entſtehung und Uibertreibung der Galanterie. Ritterzeit. Troubadours. Die Sitten bekamen zugleich einen Anſtrich von Religioſität oder Bigotterie.

Die Teutſchen ſcheinen den Nationalzug der Rangluſt zu haben, und ihn, da ſie die vornehmſten Europäiſchen Reiche bevölkern, auch dahin mitgenommen zu haben. Auch die Dänen ſind äußerſt titelſüchtig. Noch jetzt ſind es Engländer und Franzoſen nicht ſo, wie wir.

5. Neuere Politeſſe.

Gravität der Spanier, Witz und Feinheit der Italiäner. Die Franzoſen vollenden den Kreis.

Dieſe Nation wird durch ihre Leichtigkeit zu ſprechen, ihre Geſchmeidigkeit, ihre Fröhlichkeit, ihre Gabe, in Vergnügungen ſowohl auszuhalten als ſchnell abzuwechſeln, zum Umgange vorzüglich geſchickt.

Die großen Hauptſtädte verurſachten das Verderben der Sitten und die Verfeinerung des Anſtandes. Man raffinirte, um viel zu genießen und Geſchäfte mit Vergnügen zu vereinigen. Deswegen mußte man in allem kürzer, einfacher, weniger ceremoniös werden.

III. Reſultate.

Aus der bisherigen Entwickelung der Art und Weiſe, wie die Begriffe von Anſtand in der menſchlichen Geſellſchaft entſtehen und ſich ausbilden, ergeben ſich zur Beantwortung der Fragen: „was hat Einſamkeit und Geſellſchaft für einen Einfluß auf die äußern Sitten des Menſchen?“ folgende Reſultate:

1. Es gibt nur eine einzige Quelle des Anſtändigen, welche von der Geſellſchaft unabhängig iſt: das iſt die Sittlichkeit.

Dasjenige nähmlich iſt dem Menſchen anſtändig, was der Würde eines vernünftigen Weſens gemäß iſt. Und da ſich der Geiſt nur durch den Körper zu erkennen gibt, ſo wie er nur durch den Körper Kenntniſſe erlangt: ſo gibt es auch in ſeinem Aeuſſern etwas weſentlich anſtändiges, dasjenige nähmlich, was als die Wirkung und das Zeichen richtiger Einſichten oder tugendhafter Geſinnungen angeſehen werden kann. Das Wort Anſtändig (decorum πρέπον) in dieſer rein ſittlichen Bedeutung, drückt, wie es ſchon Cicero in ſeinen Büchern von den Pflichten ſehr wohl aus einander ſetzt, einen doppelten Begriff aus: einmahl den von einer allgemeinen Eigenſchaft jeder Tugend; zum andern den von einem beſondern Zweige gewiſſer Tugenden. Es bezeichnet eine allgemeine Eigenſchaft der Tugend überhaupt, weil alles, was ſittlich gut iſt, auch dem Menſchen anſtändig, und als Handlung eines ſolchen Weſens ſchicklich iſt. Es bezeichnet einen beſondern Zweig der Tugenden: weil es gewiſſe Handlungen gibt, die jedermann als ſittlich gut billigt, die aber doch nicht eigentlich etwas gutes in der Welt hervorbringen, ſondern die nur deßwegen gefordert werden, weil ſie Ausdrücke und Zeichen einer wohlgeordneten Seele ſind, und nicht ausbleiben können, wenn Geiſt und Charakter des Menſchen ſittlich vollkommen ſind. Dieſe letztere Art tugendhafter Handlungen, wenn ſich dieſelben auf das Aeußere des Menſchen, auf Stimme, Gang, Geberden und Bewegung der Gliedmaßen beziehn, wenn ſie ſich mit den kleinern Gegenſtänden des alltäglichen Lebens und mit der Befriedigung der alltäglichen Bedürfniſſe, — mit ſeinen Mahlzeiten, ſeiner Kleidung, Wohnung und ſeinem Hausgeräthe beſchäftigen; — endlich wenn ſie die Ausſchmückung ſeiner Perſon und ſeiner Sachen oder ſeine Vergnügungen und ſeine Zeitvertreibe, beſonders die geſellſchaftlichen, zum Endzweck haben, gehören zu den äußern Sitten, wovon wir hier reden, und machen den weſentlichen, von aller Verabredung unabhängigen, Wohlſtand aus *).

Da nun dieſer Theil des Anſtandes in der Natur des Menſchen allein gegründet iſt: ſo kann er auch aus dieſer Natur allein erkannt werden.

Allein auch der Begriff der Sittlichkeit entwickelt ſich erſt in der Geſellſchaft. Die Pflichten, die der Menſch gegen ſich ſelbſt hat, werden ſpäter von ihm erkannt, als die Pflichten gegen Andre; die Würde der Tugend ſpäter, als ihre Nützlichkeit.

Daher kann der Menſch, welcher vor der errichteten oder civiliſirten Geſellſchaft einſam lebt, keine Begriffe von Anſtand erhalten. Erſt die Geſellſchaft entwickelt den natürlichen Anſtand und erſchafft den conventionellen.

2. In einer ſchon civiliſirten Geſellſchaft hingegen kann ein Individuum ſehr einſam leben und doch einen hohen Grad von Anſtand und ſelbſt Artigkeit bekommen; theils, weil der Verſtand, wenn er einmal auf das decorum aufmerkſam gemacht worden iſt, viele Regeln ſelbſt erfinden kann; theils,

---

*) Das Anſtändige vereiniget daher das ſinnlich Schöne mit dem Sittlichen. Es iſt zwiefach: das Graziöſe und die Politeſſe (in engerem Sinne). Klugheit, Mäßigung und Muth, durch ſchöne Geſtalten und Bewegungen des Körpers ausgedrückt, machen das Erſtere, Menſchenliebe und ihre Arten, auf dieſelbe Weiſe ausgedrückt, die Letztere aus.

weil niemand im Staate ſo einſam lebt, daß er nicht zuweilen gute Muſter der Artigkeit ſähe; da es denn nur an ſeiner Beurtheilungskraft liegt, ob er ſie richtig wählen, und an ſeinem lebhaften Gefühle des Schönen, ob er ſie, auch ungeſehen von Andern, nachahmen wird.

Der Anſtand oder die Politeſſe beſteht aus der Auswahl des Schönſten, welches in dem Aeußern des Menſchen vorkommt. Die angenehmſten und freundlichſten Geſichtszüge, die wohlgebauteſte Geſtalt, die ſtärkſte und behendeſte Tragung ſeiner Glieder, diejenigen Bewegungen, Mienen und Geberden, kurz dasjenige Betragen, welches im Aeußern am meiſten gefällt, iſt das Ideal, welchem der Wohlſtand die Menſchen näher bringen ſoll. Diejenigen alſo, die von der Natur ſelbſt mit dieſen Vorzügen verſehn ſind, die eine freundliche und ſanfte Geſichtsbildung, verbunden mit Lebhaftigkeit und Feuer, haben; die durch den geſchickten Bau ihrer Glieder von ſelbſt zu ſolchen Stellungen und Bewegungen veranlaßt werden, die Andern gefallen, dieſe ſind ſelbſt die Muſter für die Regeln und beobachten ſie alſo, ehe ſie ſie wiſſen. Man ſieht Kinder, denen alles wohl anſteht, und die in allem, was ſie thun, Grazie haben. So iſt es auch mit dem Temperamente und dem Charakter. Angenehme geſellige Neigungen, ein leichtes Blut, fröhliche Laune, die Gabe geſchwind zu faſſen und ſich leicht und gut auszudrücken, können das, von Geburt an, dem Einen geben, was der Andre durch Lectionen und Arbeit, Tanzmeiſter und Geſellſchaft vergebens ſucht. Cheſterfields Enkel, der einen ſo trefflichen Lehrer der Politeſſe hatte, blieb ein Grobian, und mancher Bauer iſt aimable.

Dieſe Artigkeit alſo kann in der Einſamkeit aufkeimen und hervorblühen, wie alle Tugenden und Talente.

Für gewöhnlich aber iſt die Politeſſe eine Maske, welche die Menſchen darum nöthig haben, weil bey keinem die Natur durchaus vollkommen iſt, und bey keinem ſich ganz ungehindert entwickelt; und deßwegen iſt die Bildung durch Menſchen und Geſellſchaft dazu unentbehrlich.

3. In einer beynahe völligen Einſamkeit, nur von wenigen Freunden oder ganz gemeinen Leuten umgeben, kann ein vorzüglicher Mann einen guten und ſogar einen großen Anſtand behalten. Aber wer in einer zahlreichen, ihm an Stande gleichen, ſonſt mittelmäßigen und kleinſtädtiſchen Geſellſchaft lebt, kann ſich vor eben ſolchen Sitten und Manieren ſchwerlich verwahren. Der Landmann iſt dem Anſtande oft näher und erlangt ihn leichter, als der Handwerker.

Unter wenigen nicht wohl gezogenen Leuten, bilden ſich eigne Conventionen: der Kluge muß ſich hier nach den Forderungen der Dummen richten, und ſo nimmt er Gewohnheiten an, nicht, wie ſie der menſchlichen Natur überhaupt anſtändig, oder wie ſie den Menſchen aller Nation und Zeiten angenehm ſind, ſondern wie ſie ſeiner Clique gefallen, oder von ihr für gut angenommen werden. Dadurch wird endlich ſelbſt ſein Geſchmack verdorben: wenigſtens wird ſeine Nachahmungsfähigkeit irre geleitet, und ſein Körper nimmt eine ſchlimme Falte an. Dann kann er nicht mehr anders als auf eine verfehlte Art handeln.

4. Jede Nation, welche ſich iſolirt von andern ausbildet, bekommt faſt immer einige bizzarre und übelſtehende Sitten und Gewohnheiten. Entweder wird ſie ceremoniös, wie die Chineſen, und macht aus den Regeln des Anſtandes Geſetze des Staats: oder ſie bleibt am Alten hängen, auch nachdem die Umſtände ſich geändert haben. Sie kennt nur die Art der Geſellſchaften, welche bey ihr gewöhnlich iſt: und auf dieſe allein iſt ihr Anſtand berechnet. Bey einem Griechiſchen Sympoſion, wobey nur Männer waren, konnte vieles anſtändig ſeyn, was bey einem neuern Souper unartig wäre.

5. Der Anſtand hat drey Haupttheile: a) das decorum der menſchlichen Natur ausgedrückt durch das Aeußere. b) Vermeidung deſſen, was den Sinnen oder der Einbildungskraft Anderer unangenehm iſt. c) Beobachtung der Conventionen, welche nach und nach erdacht worden ſind, um die Geſellſchaft zu erleichtern. Die erſte Art des De-

forums lernt der verſtändige und tugendhafte Menſch am leichteſten. Die zweyte entſteht aus der Begierde zu gefallen. Daher der plumpe Knabe artiger wird, wenn die Neigung zum andern Geſchlechte eintritt. Die Conventionen muß man lernen, wie eine Wiſſenſchaft: und wer in der beſten Geſellſchaft lebt, lernt die beſten. Dieß iſt der Vorzug der Hofleute und Groſſen.

Es geht nähmlich mit der Höflichkeit, wie mit den Künſten. In der Einſamkeit, die immer näher an den Naturſtand grenzt, ſind die Sitten einfacher; aber zuweilen einfältig, zuweilen grob: in kleinen Geſellſchaften werden ſie verfeinert, aber mit Künſteley überladen: in der größern kehren ſie zur Einfachheit der bloß ſich ſeiner bildenden Natur zurück.

6. Lange Einſamkeit kann der Artigkeit eines Menſchen ſchaden, theils, wenn er von lauter Leuten umgeben iſt, an deren Urtheil ihm nichts gelegen iſt, oder die er gar verachtet; theils, indem der Einſame ſeiner Bequemlichkeit zu ſehr pflegt und der gute Anſtand eine Dienſtfertigkeit fordert, welche die Bequemlichkeit ausſchließt. Jedermann lernt überdieß in der Jugend etwas von den Conventionen ſeiner Zeit und ſeines Standes. Hat er nun gar in dieſer erſten Zeit in der großen Welt gelebt und daſelbſt die ganze Achtung gegen die Hofſitten bekommen, welche darin herrſcht, und iſt alsdenn frühzeitig aus derſelben in die Einſamkeit zu-

rückgekehrt: ſo iſt ſeine Anhänglichkeit an das, was er gelernt hat, deſto größer. Es iſt aber in Allem, auch in den Gebräuchen, ein beſtändiger Fortgang: und es gehört zur Politeſſe, mit der Welt darin fortzugehen; ſo wie es zu einem nützlichen Gelehrten gehört, die Fortſchritte zu kennen, welche ſeine Wiſſenſchaft gemacht hat. Beſonders fällt eine pünctliche Beobachtung ſolcher Regeln, die ehedem für heilig gehalten, jetzt aber als läſtig bey Seite geſetzt worden, ſehr auf.

Uiberhaupt iſt es mit den Sitten, wie mit dem Verſtande. Wer große Naturgaben in Abſicht deſſelben beſitzt, braucht wenig Unterricht. Aber doch wird er mit den größten, ohne Unterricht, in einzelnen Puncten, ſehr zurückbleiben. — Die Sitten ſind der Natur noch näher, als die Kenntniſſe: jene kann ein vortreffliches Naturell eher von ſelbſt finden, als dieſe der beſte Kopf. Aber auch darin werden bey dem Individuum Lücken und Mängel ſeyn, welche Unterricht und Beyſpiel ausfüllen können. Nichts wird ſicherer an den Menſchen in der Geſellſchaft gebildet, als die äußern Sitten. Jedoch bildet die Geſellſchaft, auch die beſte, den Anſtand nicht ſehr, und die ſchlechteſte verſchlimmert ihn nicht ſehr, wenn ein Menſch viel Eignes hat, ſehr in ſich und wenig außer ſich mit ſeinen Gedanken lebt, oder mit wichtigen Arbeiten und Unternehmungen beſchäftigt iſt. Daher ſind große Miniſter, die am Hofe leben, doch nicht immer Hofleute an Artigkeit. Sie ſind ſogar oft pedantiſch in ihren Sitten. Hingegen werden große Gelehrte oder Kaufleute ſich von der Bürgerclaſſe unter der ſie leben, wirklich auszeichnen.

Nichts aber verſchlimmert den Anſtand mehr, als wenn der eingezogen lebende Mann zuweilen Verrichtungen vor dem Publikum hat, die er mit Schüchternheit ausübt. Daher gewöhnen ſich viele Profeſſoren ſo ſeltſame Manieren an. Das Publikum, vor dem ſie reden, beſſert ſie nicht; es imponirt ihnen aber. Sie bleiben alſo nicht ſo natürlich, als wenn ſie allein ſind; und werden nicht ſo gebildet, als in Geſellſchaft. Auch der Volksredner verliert leicht den guten Anſtand. Er muß ſchreyen; er muß Leidenſchaftlich ſeyn, oder es doch ſcheinen. Alles vergröbert ſich da; das Auditorium müßte dann ſehr gebildet ſeyn.

IV. Bild eines guten Geſellſchafters und praktiſches Reſultat.

1. Sehr viel thut, um den Menſchen ſeinen Geſellſchaftern zu empfehlen, die Schönheit ſeiner Perſon. Ein wohlgewachſner Leib, eine einnehmende Geſichtsbildung, ein ſprechendes Auge, alles, was

auf den erſten Augenblick gefällt, und mit Zuneigung eine gewiſſe Achtung einflößt, das wirkt durchaus, die Reden und Handlungen eines Menſchen einnehmender zu machen.

2. Von der Schönheit unterſchieden, aber wichtiger noch für das Gefallen im geſellſchaftlichen Umgange iſt die Grazie in den Bewegungen, Leichtigkeit mit Anmuth verbunden, Gebehrden, die, angemeſſen den Sachen, die man ſagt, zugleich an ſich angenehme Formen haben.

3. Die Gabe gut zu reden iſt das Weſen des guten Geſellſchafters. Sie entſpringt aus der guten, gründlichen Kenntniß der Sachen, aus der Beredtſamkeit, welche gut vorträgt, (einer eignen Beredtſamkeit, unterſchieden von der des Rednerſtuhls,) aus dem melodiſchen Tone der Stimme, aus der Angemeſſenheit der Declamation und Action, welche den Vortrag begleiten.

4. Eben ſo unentbehrlich iſt die Gabe gut zu hören. Dazu gehört die Fähigkeit, aufmerkſam, und die Gewohnheit es auch dann auf andre zu ſeyn, wenn wir ſelbſt etwas zu ſagen haben; feines Gefühl des Wahren, Guten, Schönen und Anmuthigen in jedem Gedanken; Geneigtheit es geltend zu machen, wo es auch nicht glänzt; Bereitwilligkeit Beyfall zu geben, Lob ohne Schmeicheley, Bewunderung ohne Affectation und Enthuſiasmus.

Aber mehr als alles iſt dem guten Geſellſchafter ein liebendes Herz, oder der Ausdruck desſelben nöthig. Er ſey den Menſchen überhaupt geneigt, und daher gutlaunig: er wolle insbeſondere denjenigen wohl, bey denen er ſich befindet; er liebe einige davon innig und freundſchaftlich. Wo nicht Liebe Staat findet, da ſey wenigſtens Verträglichkeit ſein Schutz, und der Schutz andrer gegen Beleidigungen. An die Stelle des vollkommnen Wohlgefallens trete Nachſicht, mäßige Zufriedenheit, Geneigtheit ſich von dem nicht auszuſchließen, was nicht durchaus abgeſchmackt iſt.

6. So wie er fähig ſeyn muß, andre zu lieben, ſo ſey er empfindſam gegen die Beweiſe von der Liebe andrer. Er ſetze darin eine Glückſeligkeit und wünſche ſie: aber er ſey doch nicht mißtrauiſch, wenn er ſie nicht erhält. Eiferſucht vergällt die Freundſchaft, wie die Liebe; er nehme jeden Beweis der Freundſchaft mit etwas mehr als bloßer Höflichkeit an, und überſehe leicht die kleinen Verſagungen und Vernachläſſigungen, die ihm Zweifel gegen dieſe Freundſchaft beybringen. Er ſey gefaßt auf Zeiten der Kälte, auf die Zeiten einer lebhaftern und zärtlichern Anhänglichkeit an neue Bekanntſchaften, und halte doch ſein Herz für die zu ihm wiederkehrenden Freunde offen.

7. Fröhlichkeit, gute Laune, ein Hang das Vergnügen zu genießen, ein Frohſinn, der es wirklich empfindet: dieſe Eigenſchaft allein kann, ohne andre große Vorzüge, einen Menſchen ſehr angenehm machen, und kaum können die größten

den Mangel dieſer Eigenſchaft erſetzen. Der Vergnügte macht ſtets diejenigen vergnügt, die um ihn ſind. Wer wollte alſo nicht gerne mit ihm umgehen? Der Traurige, der, welcher immer etwas zu klagen hat, der, welcher nie mit der Lage, worin er ſich befindet, zufrieden iſt, immer an den Anſtalten zur Freude, die er andern oder andere ihm machen, ſo viel auszuſetzen weiß, daß über dem Tadel des Mangelhaften, der Genuß des wirklich Vorhandenen verloren geht, — verſcheucht die Menſchen von ſich.

Temperament und Geſundheit kann man ſich nicht geben. An Zufriedenheit kann man arbeiten. Klagen kann man unterdrücken. Schwerlich aber werden Kunſt und Moral einen angenehmen Geſellſchafter machen, wenn die Natur nicht vorgearbeitet hat.

8. Der gute Geſellſchafter muß immer wenig mit ſich, viel mit andern beſchäftigt ſeyn. Er muß nur wenig Anforderung an andre machen, mit ihm zu ſympathiſiren; an ſeinen Angelegenheiten, ſeiner Noth, ſeinen Freuden Theil zu nehmen; er muß aber bereit ſeyn, mit ihnen zu ſympathiſiren, die Neuigkeit, die ſie mit Intereſſe erzählen, auch mit Aufmerkſamkeit anzuhören, die Begebenheiten, die ihr Gemüth jetzt beſchäftigen, für angelegentlich und wichtig halten; und mit einem Wort ſich in ihre Stelle verſetzen.

9. Eine Gabe, die nicht durchaus nothwendig, aber ſehr nützlich iſt, welche den Weg zur Vertraulichkeit mit andern verkürzt, und neuen Bekannten bald die Geſinnungen alter Freunde einflößt, iſt die Fähigkeit, ſich ſeinem jedesmahligen Geſellſchafter zu verähnlichen; und ſelbſt die Offenheit alter Freundſchaft, und den leichten Ton eines ſchon gewohnten Umgangs gegen ſie anzunehmen. Die Menſchen ſind darin von einander ſehr verſchieden, und durch Affectation einen unſrer Natur fremden Charakter anzunehmen, nutzt nichts bey dem Endzweck, Liebe zu gewinnen. — Einige Menſchen bleiben ganz ihrer Natur treu, und ſind gegen alle immer dieſelben; fremd und trocken, wenn auch höflich und freundlich gegen Fremde; und nähern ſich geſchwind nur denen, welchen ſie wirklich ähnlich ſind, — andern aber nur mit der Länge der Zeit. Aber eben dieſe Menſchen ſind gemeiniglich mehr Freunde von dem, mit welchem ſie wirklich in Verbindung gerathen; ſie werden mit der Zeit immer vertrauter und ziehen ſtärker an ſich. Andre können ihr Eigenthümliches leicht verlaſſen, und in eine fremde Art zu ſeyn, zu denken, und ſich zu betragen, übergehen; und thun es, bey neuen Bekannten am liebſten, theils, um ſie zu gewinnen, theils, weil die Neuheit für ſie ſelbſt einen Reiz hat. Aber mit der Länge der Zeit, wenn dieſe neuen Bekannten alte Freunde geworden ſind, treten ſie nach und nach in ihren natürlichen und ei-

genthümlichen Charakter zurück, und entfernen ſich eben dadurch verhältnißmäßig von jenen. Ihre Freunde ſind dann ganz befremdet, nicht mehr diejenige Einſtimmung der Meinungen, der Geſinnung und des Betragens zu finden, die ſie anfangs ſo ſehr an ſich zog. Daher geht dieſe Art ſich ſo leicht andern gleichſtellender Menſchen ſo gerne nach neuen Bekannten aus; weil ſie ſich bewußt ſind, nirgends beſſer ihr Glück zu machen; ſie werden aber eben deßwegen gegen die alten Bekannten kälter, weil ſie gegen dieſe ihr Haupttalent, Freunde ſich zu machen, nicht mehr zeigen können.

10. Zum guten Geſellſchafter, beſonders in der großen Welt, gehört, unermüdlich ſeyn. Der, welcher die Fähigkeit hat, nur eine Zeit lang mit Reden, Hören, Stehen, Gehen u. ſ. w. anzuhalten, und dann unumgänglich Veränderung und Erhohlung braucht, taugt ſchon nicht dazu, viel in Geſellſchaft zu ſeyn, wofern er nicht einer der Vornehmſten darunter iſt. Der Ermüdete iſt immer aufgelegt, lange Weile zu empfinden und zu verurſachen. Und der leicht Ermüdliche wird nicht ſo leicht mit andern zuſammenwachſen, weil er ſich immer wieder zu ſeiner Erhohlung zurück ziehen, oder weniger gutlaunig und angenehm erſcheinen muß. Wenn von zwey Menſchen, die in der Welt, beſonders bey den Großen, ihr Glück ſuchen, der eine noch ſo viel Verſtand und Güte des Charakters hat, aber immerwährende Aufwartungen nicht aushalten kann, der andre, mittel-

mäßig begabt, von Morgen bis auf den Abend zu allem zu brauchen iſt, wozu man ihn anſtellen will, ſo bringt es gewiß der letzte in der Gunſt der Menſchen weiter.

11. Die beſte Eigenſchaft des Unermüdlichen iſt, daß er alles mit zu machen, und ſo lange bey jedem Zeitvertreibe auszuhalten im Stande iſt, als es der Geſellſchaft gefällt.

Die Bereitwilligkeit jeden von der übrigen Geſellſchaft vorgeſchlagnen, bey ihr eingeführten, oder ihr angenehmen Zeitvertreib mitzumachen, die ſichtbare Theilnahme an dem Vergnügen, welchen es den übrigen macht, und die Thätigkeit und Geſchicklichkeit dieſen Zeitvertreib zu veranſtalten und fortzuführen; dieß iſt eine der größten Gaben des guten Geſellſchafters. Dazu gehört, daß man das Vergnügen und den geſelligen Zeitvertreib überhaupt liebe; daß man aber für keine Art desſelben eine entſchiedne Vorliebe habe; dazu gehört ein gewiſſes Geſchick des Körpers und eine Gewandtheit des Geiſtes, welche die Menſchen in den Stand ſetzen, geſchwind das vorgeſchlagne Spiel zu lernen und es mit gutem Anſtande mitzuſpielen. Es gehört endlich jene Kraft des Nervenſyſtems dazu, vermöge welcher es in einer einförmigen, oft in einer uns ungewöhnlichen Lage oder Beſchäftigung lange fortdauern kann, ohne geſchwächt zu werden. Wer mit dem Jäger ſo lange jagen, mit dem Reuter reuten, mit dem Spatziergänger herumlaufen, mit dem Redſeligen ſchwatzen, mit dem Spielgeiſte ſpielen kann, als jeder von dieſen verlangt, und dieß mit gutem Willen, ohne merken zu laſſen, daß er der Sache überdrüſſig wird, der wird unter Menſchen ſein Glück machen.

Zum guten Geſellſchafter gehört nothwendig, daß er ſich in der Zeit, da er in Geſellſchaft iſt, ihr auch wirklich widme, und nicht ſeine Gedanken mit andern Dingen beſchäftige, als mit denen, die zum Vergnügen und zur Unterhaltung derſelben gehören. Die zerſtreuten Leute, die, welche ihre Arbeiten, ihre Meditationen oder ihre häuslichen Sorgen mit in Geſellſchaft bringen, die Frauenzimmer, welche nie anders als mit einer Arbeit oder mit Karten in der Hand in Geſellſchaft ſeyn können, werden nie ſehr unterhaltende Geſellſchafter. Auch die Tabacksraucher machen deßwegen eine Art von Unterhaltung, die dem Nichtrauchenden ſchläfrig dünkt; und die Tabagien werden nie ſehr geiſtreiche Geſellſchaften werden.

12. Daher iſt es auch eine mächtige Empfehlung für einen Menſchen, der in der Geſellſchaft aufgenommen werden will, daß er in den Künſten und Geſchicklichkeiten ſich auszeichnet, welche zu den in jedem Zeitalter üblichen Zeitvertreiben erfordert werden. Wer in Griechenland im Laufen, Ringen und auf der Leyer Meiſter war, und wer im Mittelalter mit mehr Geſchicklichkeit, Stärke und Muth eine Lanze brechen konnte, ward allge-

mein geliebt; und wer zu unſerer Zeit ein trefflicher Tänzer, oder ein ſehr guter Spieler iſt, wird mit mehr Vergnügen geſehen, und gelangt, wenn nicht andre Umſtände im Wege ſtehen, leichter zur Gunſt der Menſchen.

13. Es gehören Kunſt, Geſchmack, immer erneuerte Sorgfalt und Aufwand dazu, wenn man ſtets gut und modiſch gekleidet ſeyn und Ameublement und Equipage in immer gleicher Neuheit und Schönheit erhalten will. Aber dieſe Kunſt und dieſer Aufwand tragen ausnehmend dazu bey, dem Menſchen in der Geſellſchaft einen gewiſſen Rang zu geben: und nie kann er ſich für wirklich aufgenommen unter diejenige Geſellſchaft halten, von der er in dieſen Stücken zu ſehr abſteht. Die Sorgfalt ſich gut und oft neu zu kleiden, iſt für einen jungen Mann, der ſich eine gute Aufnahme, ſelbſt unter vernünftigen Perſonen von beyderley Geſchlecht, wünſcht, und überhaupt einigen Verkehr mit der Welt, vermöge ſeiner anderweitigen Geiſtesgaben, ſucht, von größerer Wichtigkeit, als man denken ſollte. Nicht bloß das Angenehme, einen wohlgekleideten Mann zu ſehen, empfiehlt ihn, ſondern man iſt ihm auch für die Sorgfalt und den Aufwand verbunden, den er zu Ehren ſeiner Geſellſchafter und um vor ihnen anſtändig zu erſcheinen, macht. Es gehört aber mehr Talent dazu, als man auf den erſten Anblick glaubt. Es wird der gute Vorſatz es nicht bey demjenigen aus-

richten, der von Natur etwas nachläſſig, mit ſeinen Ideen mehr, als mit der ſichtbaren Welt beſchäftigt, weder das Modiſche recht kennt, noch weiß, was ihm eigentlich daran fehlt. Es gehört eine immer währende tägliche Sorgfalt dazu. Wer nur zuweilen an ſeine Kleidung gedenkt, bleibt immer in ſeinem Putze und in der Ausſchmückung ſeiner Equipage und Zimmer ungleich und unharmoniſch.

14. Wie überhaupt den Menſchen andern nichts mehr empfiehlt, als Freygebigkeit: ſo iſt auch insbeſondere die Bereitwilligkeit, ſein Geld zu allem, was entweder der eingeführte Wohlſtand erfordert, oder was die gewöhnlichen Zeitvertreibe mit ſich bringen, herzugeben, eine der unentbehrlichſten Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters, beſonders für die höhern Stände. Deßwegen iſt es ein ſo heiliges Geſetz, den Verluſt beym Spiele ohne alle Klagen und ohne alle Zeichen des Unwillens zu ertragen, deßwegen wird die Höhe des Spiels, welche jemand ſich gefallen läßt, ihm ſo zum Verdienſte angerechnet, daß ſelbſt die Vorurtheile der Adlichen dieſem Verdienſte weichen; deßwegen wird man immer den Mann, der der Liebling der Geſellſchaft iſt, freygebig gegen Bediente und oft bis zur Thorheit verſchwenderiſch in Geſchenken finden.

Das Zurückhalten oder Sparen mit ſeinem Gelde, da, wo die Geſellſchaft Aufwand erfordert oder ſelbſt macht, zeigt entweder eine ſolche Ungleichheit der Glücksumſtände an, bey welcher eine fortdauernde Geſellſchaft und Theilnahme an denſelben Vergnügen nicht beſtehen kann: oder es ſetzt einen bedenklichen knikerigen Charakter voraus, der unter allen am wenigſten geſellig iſt, und am wenigſten von der Geſellſchaft gebilligt wird.

15. Stärke und Muth, wenn dieſe ſich durch das ganze Betragen des Mannes ausdrücken, und ſich bey gewiſſen Gelegenheiten in einem vorzüglichen Grade zeigen, geben ihm ein großes Gewicht in den Augen Aller, vornehmlich des ſchönen Geſchlechts, das im neuen Europa, in Abſicht des geſelligen Umgangs, den Ton angibt, und deſſen Urtheil über den Succeß eines Ankömmlings in der Welt gemeiniglich entſcheidet. Daher hat ſo mancher unbeſonnene Jüngling das Duell geſucht, um einen Beweis ſeiner Herzhaftigkeit abzulegen; daher hat, unter dem Adel, ſo mancher ſich in der Achtung ſeiner Geſellſchafter durch Handlungen, die ihn hätten ſchänden ſollen, erhoben gefunden, weil er dieſelben kaltblütig und muthig mit dem Degen in der Hand durchgeſetzt hat. Dieſe Vorurtheile ſind nur auf einen Stand eingeſchränkt, und ſie weichen von der geſunden Vernunft ſo ſehr ab, daß man hoffen kann, ihre Abſchaffung zu erleben: aber zu allen Zeiten wird es einem Menſchen Achtung und Freunde in der Geſellſchaft erwerben, wenn er ſich dem Muthwillen und der

Ungerechtigkeit mit Muth entgegenſetzt, und Gefahr deßhalb zu übernehmen nicht ſcheut. Und wenn er dann in ſeinem gewöhnlichen Umgange den ihm aus den Augen ſtrahlenden Muth ſo zu mäßigen, und unter die Geſetze der Menſchlichkeit und des Anſtandes und der Geſelligkeit zu beugen weiß, daß niemand von ihm Trotz und Widerſetzlichkeit zu fürchten, ſondern nur Schutz im Falle der Noth, und Freundlichkeit und Sanfmuth außer dem Fall der Noth zu erwarten hat: ſo wird er zugleich mit Liebe und Hochachtung angeſehen, welches, vereint, die beſte Stimmung iſt, welche der größere Theil der Geſellſchaft gegen ihn haben muß, — (indem er immer, wenn er zu viel geliebt und zu wenig geachtet wird, den Anforderungen übermäßiger Vertraulichkeit von Seiten ſolcher Menſchen ausgeſetzt iſt, die leicht ihre Freunde mißbrauchen, — und hingegen, wenn er bloß geachtet, und nicht geliebt wird, — mehr abweſend das Lob der Geſellſchaft erhält, als gegenwärtig zu dem Vergnügen derſelben gezogen wird).

16. Ein Anſpruch auf irgend eine ausnehmende, uns über andre erhebende Vortrefflichkeit iſt immer ein Hinderniß zu gefallen; weil es immer die andern demüthiget; oder weil es den andern zeigt, was wir auch von ihnen fordern. Daher iſt ſelbſt eine vorzügliche grammatikaliſche Richtigkeit oder eine gewiſſe Eleganz des Ausdrucks, beſonders, ſobald ſie Kunſt und Bemühung zu ſeyn ſcheint, un-

unter einer Geſellſchaft, wo dieſe Sorgfalt nicht eingeführt iſt, dem Menſchen eher nachtheilig als nützlich.

Jede Vollkommenheit, die dem Menſchen die Natur gegeben hat, und auf die er ſich nichts einbildet, wird ihm verziehen, und ſogar angerechnet. Aber die, welche er ſich ſelbſt ſichtbar durch Kunſt zu eigen macht, die er bemerkt wiſſen, durch die er einen Grund der Achtung bey andern legen will, die wird ihm als Fehler zur Laſt gelegt, und entfernt die Menſchen von ihm, anſtatt ſie ihm zuzuführen. Unus ex multis zu ſcheinen, das iſt das erſte, was zu einem guten Geſellſchafter gehört; und wenn man denn doch ein ſeltner Menſch iſt: ſo kann man nicht anders, als bey denjenigen ſein Glück machen, welche dieſes unſer Verdienſt zu fühlen und zu beurtheilen im Stande ſind.

17. Um auf dieſe Weiſe nicht bloß ſeine Jugend ſondern ſein Leben in der Geſellſchaft, geliebt und ſelbſt genießend, zuzubringen, wird noch eine Eigenſchaft erfordert, die nur wenige Menſchen glücklich genug ſind zu beſitzen; das iſt die Gabe, mit der Welt bis in ſein Alter Schritt zu halten, und immer modiſch zu bleiben, ohne abgeſchmackt zu werden. Menſchen, Begebenheiten, Sitten, Meinungen, Zuſtand der Wiſſenſchaften, alles ändert und wechſelt, und leidet mit der Zeit große Revolutionen. Der Menſch aber beobachtet dieſe Veränderungen und bildet ſich darnach, gemeiniglich

nur bis in ſein vierzigſtes Jahr. Dann ſteht er ſtill. Die jungen Leute, welche empor kommen, im Staate oder in den Wiſſenſchaften Aufſehn machen, ſind ihm unbekannt, oder bleiben von ihm entfernt. Er fährt fort, von den Büchern, den Genies, den Künſtlern, den Helden und Begebenheiten zu reden, die vor zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten. Die gegenwärtigen kennt er höchſtens den Nahmen und dem Gerüchte nach: aber er ſteht nicht mehr mit ihnen in Verbindung. Alles das entzieht ſeinem Geſpräche das Intereſſante; er iſt gezwungen, ſich oft zu wiederhohlen. Wagt er es, von dem Modernen zu reden: ſo iſt er ſchlecht unterrichtet; er verwechſelt; er irrt ſich; er zeigt, daß er nicht mehr in der Welt lebt, und dieß treibt ihn deſto ſchneller hinaus.

Dieſem Uibel würde er umſonſt gänzlich abzuhelfen verſuchen. Aber doch wird es gemindert, und zwar am leichteſten von denen, die wahren Geſchmack, wahre Wiſſenſchaft, und beſonders philoſophiſchen Geiſt haben. Dieſer iſt es, der am wenigſten veraltet; der Witz und der Geſchmack haben etwas von Mode und Willkürlichkeit in ſich. Die Meditation ſtrebt nach Wahrheit, die immer dieſelbe bleibt. — Daher geſchieht es, daß ſich das geſellige Talent, welches weniger ſchimmert, am längſten erhält; und der vernünftige alte Mann in der Geſellſchaft nicht nur geduldet, ſondern wohl noch geſucht wird, wenn der alte Witzling ſeine ſchöne Periode ſchon lange überlebt hat.

Praktiſches Reſultat.

Der geſellſchaftliche Werth des Menſchen, oder ſein Talent zum Umgange iſt nicht ſein ganzer, nicht ſein größter Werth, aber er iſt ein ſehr wichtiges Stück ſeines Verdienſtes und eine Quelle ſeiner Glückſeligkeit.

Jeder Menſch ſuche vor allen Dingen den Menſchen nützlich zu werden. Das angenehme mag nachfolgen, wenn es kann.

Unter den Eigenſchaften des guten Geſellſchafters kommen nicht bloß Tugenden vor, die man ſich erwerben, Künſte, die man erlernen und üben kann, ſondern auch Naturgaben, und angebohrne Geſtalten, die niemand, wenn ſie fehlen, ſelbſt hervorbringen kann. — Eine zu große Begierde mehr in der Geſellſchaft zu gefallen, als die unabänderliche innere und äußere Geſtalt von uns zuläßt, macht entweder unglücklich, oder verführet zu Affectation und macht häßlich und unangenehm.

Nach der bisherigen Verfaſſung der Staaten und vielleicht nach der unabänderlichen Natur der bürgerlichen Geſellſchaft kommt, bey dieſen geſellſchaftlichen Talenten, Künſten und Tugenden, viel auf den Stand an, in welchem man gebohren iſt: durch dieſen werden größtentheils die Sitten und Manieren der Aeltern beſtimmt, durch dieſen wird die Geſellſchaft beſtimmt, in welchem der Menſch in früher Jugend leben ſoll: durch dieſen wird endlich der Grund der Achtung beſtimmt, den er ſchon vorbereitet findet, und nach welchem ſich ſeine Selbſtſchätzung richtet. Was Göthe, im Meiſter ſagt, iſt vollkommen richtig. Bisher iſt es in Europa nur der Adeliche geweſen, von welchem man eine durchgängige Ausbildung der ganzen Perſon, ſo wie ſie vornehmlich zum Umgange gehört, gefordert, und bey welchem man ſich mit einer ſolchen Ausbildung begnügt hat. Von Unadlichen verlangte man vorzüglich Brauchbarkeit zu irgend einem beſtimmten Geſchäfte: und der Unadliche war, in Vorbereitung auf dieſes Geſchäft, ſeine übrige Ausbildung zu vernachläßigen, beynah genöthigt.

So wie ſich zu unſrer Zeit der Bürgerſtand mehr hebt, mehr in Geſellſchaft lebt: ſo wird auch unter ihm die Anzahl von Perſonen immer größer, die nach einer vollſtändigen perſönlichen Ausbildung des Geiſtes wie des Körpers Verlangen tragen, und darauf Anſpruch machen.

Indeß bleibt bey demjenigen Gleichheitsſyſtem, welches die Franzoſen einführen wollen, und welches die Stimme des geſitteten Mittelſtandes und der Gelehrten faſt in ganz Europa für ſich hat, dieß immer noch das größte Problem: wie ſich die zu den Arbeiten und Aemtern des bürgerlichen Lebens nothwendige Anhaltſamkeit eines einförmigen, mechaniſchen Fleißes: mit der mehr ſuperficiellen, aber ausgebreiteten und vielſeitigen Ausbildung des Körpers und Geiſtes, der den Mann wie er ſeyn muß, (l'homme comme il faut) macht, ſich verbinden laſſe; wie es angeſtellt werden müſſe, daß der Menſch zugleich ein Stubengelehrter, ein Actenſchreiber, ein Künſtler, ein Kaufmann, und zugleich ein feiner Mann ſey; ja noch mehr, wie es möglich ſey, Arbeiten, welche niedrig, grob, ſchmutzig, — mit einem Worte, pöbelhaft ſind, mit reinen, edlen, ſtaatsbürgerlichen Begriffen und Geſinnungen zu vereinigen.

Dieß ſchlägt in die Unterſuchung ein, wie weit überhaupt die Gleichheit der Erziehung, der Verſtandsbildung, der Kenntniſſe und der Sittenverfeinerung, unter den verſchiednen Claſſen der Menſchen getrieben werden kann. Kein Theil der jetzt ſo ſehr gegen einander ſtreitenden Parteyen, weder die Ariſtokraten noch die Demokraten haben darüber ſichre, aus Erfahrung gezogne, Begriffe. Jeder hält die Hypoteſſe für wahrſcheinlicher, welche ſeinen Endzwecken günſtiger iſt.

Für mich hat Condorcets Idee, in ſeinem nachgelaſſenen Werke, in der That einigen Schein: daß nach Maßgebung, als die Wiſſenſchaften ſelbſt mehr Fortſchritte machen, und ſich von dem unnützen Wuſte mehr reinigen, in dem Maße, als die Wahrheiten mehr aufs Reine kommen; die Widerlegungen alter Irrthümer unnöthiger werden, und zugleich die Kunſt eines deutlichen und kurzen Vortrags mehr ſtudirt werden wird, nach eben dem Maße der Weg zum Unterricht und zur Erziehung des gemeinen Mannes gebahnt ſeyn, und deſſen Kenntniſſe alsdann ſich den Einſichten der Vornehmern immer mehr verähnlichen werden. Auf gleiche Weiſe werden mit Vereinfachung der Höflichkeitsregeln, mit der Verbannung bloß willkürlicher Ceremonien, mit der Aufhebung des Unterſchiedes der Stände, der ſelbſt eben die Etikette ſo ſchwer zu erlernen, und ſo künſtlich gemacht hat, mit dem feſtſtehenden Princip einer allen Menſchen zukommenden Würde, und in einer daraus entſpringenden Allgemeinheit eines edlen Selbſtgefühls die Schwierigkeiten wegfallen, welche jetzt der guten Geſelligkeit in gewiſſen Ständen und Lebensarten entgegenſtehen.

Zum guten Geſellſchafter gehört eine ſuperficielle, aber durchgängige Vollkommenheit des Menſchen. Es iſt nicht genug, daß er Verſtand hat, er muß auch gutes Herz haben: er muß wohl ausſehn, behende, geſchickt, munter ſeyn; — kurz alles, was nur an Leib und Seele gut und vorzüglich iſt, das wird in einigem Maße zum guten Geſellſchafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lang anhalten, und das am meiſten Aeußerliche und am meiſten in die Augen Fallende wird auch am meiſten gefordert. Wohlgeſtalt, und Kleidung und Exercitien, thun mehr als Wiſſenſchaft und Tugend. Angenehm ſchwatzen, gilt mehr, als gründlich wiſſen, Sanftmuth und Dienſtfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß ſcheinen und darf auch nur ſcheinen.

Daher kommt es, daß dieſe Eigenſchaften ſo ungleich beurtheilet werden. Die ernſthaften Männer, die bemerken, daß alles, was die Geſellſchaft verlangt und ſchätzt, ſeicht iſt, und nur gut ſeyn muß, ſo weit gemeine und zerſtreute Augen reichen; — die zugleich aber nicht bemerken, wie vielerley die Geſellſchaft fordert, und daß die Zuſammenkunft vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen können, ſchätzen die Sache nicht genug. Sie nennen frivol, was die Welt liebenswürdig nennt. — Andre, wie Wilhelm Meiſter, wie ich ſelbſt in dem Jünglingsalter, welche den großen Umfang deſſen gewahr werden, was den artigen Mann macht, und es ſo in die Totalität des Menſchen verwebt ſehen, daß ſein ganzes Weſen durch den Weltton, und den Umgang mit der Welt erhoben und veredelt zu ſeyn ſcheint, da hingegen Wiſſenſchaft, Genie und Kunſt immer den Menſchen laſſen, wie er zuvor war; wir, die wir bemerkten, wie ſich der Weltmann vor niemanden ſcheut, und allenthalben am rechten Orte iſt, und allen gefällt, der Gelehrte hingegen, der Philoſoph, der Künſtler, der Dichter, vor dem Weltmanne ſchüchtern ſtehn, und durch eine gewiſſe Uiberlegenheit deſſelben gedrückt werden: wir ſahen dieſen Werth des feiner gebildeten Geſellſchafters, des Weltmanns als das ſchmeichelhafteſte Ziel unſers Ehrgeizes an.

Eine richtige Feſtſetzung des Werths dieſer Dinge; eine Beurtheilung unſrer Perſon und unſrer Lage, in wie fern ſelbige die Univerſalität erlauben, und die Seichtigkeit entſchuldigen, oder die Gründlichkeit und die Einſeitigkeit nothwendig machen; die Kunſt und Klugheit, den ganzen Menſchen wenigſtens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch eine Seite ſeinen wahren Ruf in der Welt erhält: dieß iſt es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

Vierter Abſchnitt.

Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit.

Erſte Abtheilung.

Arten der Geſellſchaft.

Die Hauptverſchiedenheit iſt die zwiſchen dem Umgange, welchen die Menſchen des Vergnügens und der Unterhaltung wegen mit einander pflegen, und zwiſchen dem Umgange, welcher durch ihre Geſchäfte veranlaßt wird.

A. Geſellſchaften zum Vergnügen.

1. **Hof- und Prunk-Geſellſchaften:** oder der Umgang der großen Welt. Der Charakter dieſer Geſellſchaft iſt folgender:

Der gute Anſtand und die Artigkeit bilden ſich in denſelben am vollkommenſten aus, weil die Begierde zu gefallen durch die Gegenwart großer und mächtiger Perſonen, oder des Landesherrn ſelbſt erweckt wird; dann auch deßhalb, weil dieſe Geſellſchaften, ſo wie der Staat und der Hof ſelbſt, nie ausſterben, und alſo die einmahl erlangte Uebung und Geſchicklichkeit der Mitglieder zum Umgange nicht durch lange Unterbrechungen wieder verloren geht.

Sie ſind die zwangvolleſten, und wo die wahre Mittheilung ſeiner Gedanken am wenigſten Statt findet.

Sie ſind eben deßwegen gewöhnlicher Weiſe die leerſten an geiſtreichen Geſprächen. Jedermann ſpricht immer mit gewiſſen Abſichten. Die anweſenden Perſonen, die Begebenheiten des Tages und der Luxus beſchäftigen hinlänglich.

Es gibt aber eine doppelte Art von Prunk- oder großen Geſellſchaften.

Die eine iſt, wenn ein Miniſter oder ein Fürſt diejenigen Perſonen bey ſich verſammelt oder an ſeine Tafel zieht, die zu ſeiner gewöhnlichen Geſellſchaft nicht gehören, denen er aber dadurch eine Ehre erweiſen, oder ein Zeichen ſeiner Achtung geben will.

Dieſe Geſellſchaften ſind faſt immer ſteif, kalt, und ohne wahre geſellige Unterhaltung. Da es, von Seiten des Wirths und der Gäſte, allgemein anerkannt iſt, daß die Abſicht, in welcher der erſtere die letztern eingeladen hat, nicht ſey, weder ſich noch ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen, ſondern Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen, oder den Anſprüchen der Eitelkeit Anderer ein Genüge zu thun; ſo iſt auch niemand bemüht, eine Unterhaltung anzuknüpfen, oder die Geſellſchaft durch denjenigen Vorrath von Witz und

Kenntniſſen, welchen er in dieſelbe gebracht hat, zu vergnügen. Der vornehme Mann, welcher die Geſellſchaft gibt, denkt nur darauf, jedem ſeiner Gäſte ein Paar freundliche Worte zu ſagen, um ihm zu zeigen, daß er ihn bemerke, und ihn ehren wolle: und die Gäſte ſind mehr damit beſchäftiget, dieſe Höflichkeit mit Anſtand zu erwiedern, als Gelegenheit zu einem Geſpräche, welches ſogar unzeitig ſeyn würde, zu ergreifen. Alle ſind mehr bemüht, nicht anſtößig zu werden, niemanden zu beleidigen, als wirklich zu gefallen.

Da hier Perſonen zuſammen kommen, welche ſich einander ſelten ſehen, wenig gemeinſchaftlichen Stoff der Unterhaltung haben und ſich oft an Bildung und Kenntniſſen ſehr ungleich ſind: ſo iſt ſchon deßwegen eine wahrhaft intereſſante Unterhaltung zwiſchen ihnen unmöglich.

Die zweyte Art der groſzen Geſellſchaften iſt: in welchen nur diejenigen verſammelt ſind, welche, nach dem gemeinen Sinne dieſes Worts, die große Welt ausmachen: — d. h. der Adel in den groſzen Städten, die Hofleute und die Perſonen vom erſten Range oder einem ausgezeichneten Ruhme, an den Höfen der Fürſten.

Hier iſt es möglich, wenn auch die Anzahl der zuſammenkommenden Geſellſchafter größer iſt, als der vertraute, der lehrreiche oder ſelbſt der witzige Umgang erlaubt oder erfordert, daß doch noch geſelliges Vergnügen und eine Art von Intereſſe bey der Unterhaltung vorhanden ſey.

Alles iſt, zuerſt, hier, wenn auch Luxus und ſelbſt Pracht herrſcht, doch auf Vergnügen angeſehen. Und der in die Geſellſchaft mitgebrachte Vorſatz thut doch etwas zur Sache, um die Abſicht wirklich zu erreichen.

Uiberdieß ſehen ſich die hier verſammelten Perſonen alle Tage. Sie werden nicht dadurch immer Freunde und wirklich vertraut: aber ſie werden einander ſehr bekannt. Und unter ſehr Bekannten kann eher mit zwey drey Worten etwas Intereſſantes geſagt und gehört werden, als unter ſolchen, die erſt ein Geſpräch anknüpfen müſſen. Dort weiß jeder alle Schritte und Tritte des Andern: die Unterredung des vorigen Tages wird den folgenden nur wieder fortgeſetzt. Dieſe Leichtigkeit ſich zu unterhalten erſetzt bey gewöhnlichen Menſchen die Stelle des Intereſſe. Man erhohlt ſich wenigſtens dabey, wenn man ſich auch nicht ſehr vergnügt.

Endlich, da hier mehr Gleichheit in der Verſammlung herrſcht, ſo herrſcht auch mehr Freyheit: und wenn hier und da ein geiſtreicher Mann, ein guter Erzähler, ein witziger Kopf, ſich in dem Haufen befindet: ſo iſt dieſer zwanglos genug, um ſich auf eine angenehme Weiſe mitzutheilen. Die Geſellſchaft theilt ſich in viele kleine Parteyen, welche ſich ganz gut unterhalten können; und die auch, weil die Mitglieder der ganzen Geſellſchaft gleich vertraut mit einander ſind, ſich oft vereinigen, oft abwechſeln können.

Man kann es als eine allgemein giltige Regel anſehen: daß jede Geſellſchaft, jedes Gaſtmahl, wobey nicht der, welcher es gibt, zur einzigen, oder doch zur Hauptabſicht hat, ſich ſelbſt und die eingeladnen Perſonen zu vergnügen, — jedes, wobey er entweder ſeine Eitelkeit befriedigen, ſeinen Reichthum und ſeinen guten Geſchmack zeigen, oder andern eine Ehre erweiſen, eine genoſſene Höflichkeit erwiedern und der Etikette ein Genüge thun will: — daß, ſage ich, jede ſolche Geſellſchaft ſteif, langweilig und ohne Intereſſe iſt.

Der erſte Fall, daß man bloß ſeiner Eitelkeit zu Ehren zahlreiche Geſellſchaften zu ſich einladet, findet am meiſten in der vornehmen und reichen Bürger-Claſſe Statt. Der andere Fall, daß der Wirth der Geſellſchaft bloß der Eitelkeit ſeiner Gäſte fröhnen und ihre Anſprüche auf Zutritt in ſein Haus befriedigen will, iſt ſehr häufig in den Häuſern der Großen.

In beyden aber, in den mittleren Ständen und in dem höchſten, ſind nur diejenigen Geſellſchaften angenehm, wo weder Wirth noch Gäſte an Ehre, an Pflicht, an Erkenntlichkeit u. ſ. w. gedenken, beyde ſich einander nichts ſchuldig zu ſeyn glauben, und nur die Hoffnung des eignen Vergnügens, das

Verlangen nach Unterhaltung, Scherz und Fröhlichkeit die Geſellſchaft zuſammen bringt.

Der Unterſchied zwiſchen dem oberen und mittleren Geſellſchaftskreiſe iſt nun dieſer: daß in jenem auch zahlreiche Geſellſchaften dieſen Charakter haben können, — in dem letztern hingegen durchaus kleine Geſellſchaften erfordert werden, wenn der Umgang angenehm und die Unterhaltung lebhaft ſeyn ſoll.

Prunkgeſellſchaften werden dadurch intereſſant, daß viele Mitglieder derſelben wichtige Perſonen im Staate ſind, an der Regierung Theil haben, oder bey wichtigen Unternehmungen gebraucht worden ſind. Dieſe Perſonen genauer zu kennen, iſt an ſich intereſſant. Und ſie können auch ohne alle Wiſſenſchaft ſehr intereſſant im Geſpräche werden, wegen der hiſtoriſchen Anekdoten, welche ſie wiſſen.

Aber dieſer Vortheile und dieſes Vergnügens genießen in dieſen Geſellſchaften nur diejenigen, welche die erſten darin, oder doch von Bedeutung und Anſehen ſind. In einem Gedränge befindet ſich derjenige nur bequem, welcher an der Spitze ſteht. Die ſubalterne Claſſe in dieſen Geſellſchaften wird durch den Zwang in ihrem Vergnügen geſtört; ſie hält ſich zurück und nähert ſich den intereſſanten Perſonen nicht.

Dieſe Geſellſchaften ſind in den Reſidenzen und am Hofe großer Fürſten immer die angenehmſten. An den Höfen kleiner Fürſten, oder in der großen Geſellſchaft der Provinzial-Städte iſt der Zwang derſelbe, und die Wichtigkeit der Perſonen und Gegenſtände weit geringer.

Nichts iſt in der Regel abgeſchmackter, als die nachgeahmten Prunkgeſellſchaften bey den mittlern Claſſen. Sie haben allen den Zwang jener am Hofe, und haben nicht ihre Eleganz, nicht die Mittel in Vergnügungen abzuwechſeln, nicht den Zufluß von intereſſanten Neuigkeiten, nicht das Vergnügen, die Intriguen der Liebe oder der Politik zu beobachten, welche in den Geſellſchaften der Großen ſo oft intereſſantere Begebenheiten oder wichtigere Vorfälle vorbereiten.

II. Familien-Geſellſchaften oder was die Franzoſen Coterien nannten.

In keiner Art der Geſellſchaften iſt der Werth der einen von dem der andern ſo unterſchieden. Es gibt unter ihnen die allerangenehmſten und geiſtreichſten: wenn ſich Vertraulichkeit mit feiner Bildung der Perſonen, welche ſie ausmachen, verbinden. Sie ſind aber auch zuweilen die abgeſchmackteſten und ſteifſten.

Dieſe Geſellſchaften ſind dem Bürgerſtande eigenthümlich: (doch bilden ſich demungeachtet an Höfen und in großen Städten aus der großen Geſellſchaft des Adels wieder kleinere, die in den Ruhetagen, oder im Sommer auf dem Lande zuſammen kommen, und indem ſie die große Geſellſchaft und was darin vorgeht, gleichſam controlliren, zu einer ſehr angenehmen Unterhaltung Stoff bekommen, wenn ſie aus verſtändigen Leuten beſtehen). Sie ſind und müſſen verſchieden ſeyn, weil noch für jetzt eine ſo große Verſchiedenheit der Bildung in dieſem Stande Statt findet.

Dieſe Geſellſchaften werden ſelten durch Wahl der Mitglieder zuſammengeſetzt; ſondern Verwandtſchaft, Nachbarſchaft, Verbindung der Männer in ihren Geſchäften ſind größtentheils die Urſachen, welche ſie zuſammen bringen.

Die Frauenzimmer ſondern ſich gewiß von den Männern ab: oder es muß geſpielt werden.

Solche Geſellſchaften dauern ſelten lange fort, wenn nicht die Mitglieder ſehr zuſammen paſſen, ſich einander an Rang und Reichthum ſehr gleich, und dabey von Natur geſellig ſind. Die Muſik, das Vorleſen, oder ein anderer ſolcher gemeinſchaftlicher Zeitvertreib trägt viel bey, ſie beyſammen zu erhalten.

Die große oder Hofgeſellſchaft hat vor den Coterien deßhalb einen Vorzug, weil in jener jedermann nur mit der Geſellſchaft, mit der Begierde ihr zu gefallen, beſchäftigt iſt, wenigſtens um der höhern Perſonen willen, die an der Spitze dieſer Geſellſchaft ſtehn; dieſe aber von vielen ganz gefliſſentlich, nur um auszuruhen, und ohne die geringſte Idee einer Verpflichtung, die Anweſenden zu unterhalten, ohne die geringſte Begierde ihnen zu gefallen, beſucht wird.

III. Caffee-Haus-Geſellſchaften oder Geſellſchaften in öffentlichen Häuſern.

Das Eigenthümliche derſelben iſt: daß jeder für ſein Geld zehrt, und daß die Perſonen, welche da zuſammen kommen, ſich zuvor nicht kennen und ſich nicht verabredet haben, hier in Geſellſchaft zu ſeyn.

Aus dem erſten Umſtande entſteht, daß man ſich weniger Zwang auflegt, niemand ſich nach dem andern richtet, und jeder thut, was ihm gut deucht. Menſchen ohne feine Sitten lieben dieſe Geſellſchaften, weil ſie weniger ſtrenge hier beurtheilt werden. Schüchterne Menſchen lieben ſie, weil ſie darin unbemerkt ſeyn und Andere beobachten können. Leute, welche allen Zwang haſſen, ziehen ſie, der bloßen Bequemlichkeit wegen, vor. Wer mehrere Jahre bloß ſolche Geſellſchaften frequentirt hat, wird ſchwerlich mehr zu einer andern tauglich ſeyn oder Luſt haben *).

---

*) Die ſo genannten Pfeiler der Caffeehäuſer ſind ſelten angenehme Leute. Es ſind entweder Sonderlinge, oder Spieler von Profeſſion, oder eine Art von Witzlingen, die in Ermangelung eines beſſern Zuhörers auch den Marqueur aufziehen.

Der zweyte Umſtand macht, daß man niemahls ſicher darauf rechnen kann, was für Perſonen man dort finden, ob man unter bekannten oder unbekannten, in guter oder in ſchlechter Geſellſchaft ſeyn werde.

Die Mannigfaltigkeit der Geſellſchaft muß alſo erſetzen, was ihr an Güte abgeht. Es muß für einen immer bereiten Zeitvertreib, z. B. für Zeitungen, Journale, Billard u. ſ. w. geſorgt ſeyn. Und endlich muß der, welcher daran Geſchmack finden ſoll, mehr Beobachter, als activer Geſellſchafter, ſeyn wollen.

Es kommt daher auf den Charakter der Nationen und die Lage der Oerter an, ob Caffeehäuſer und ähnliche Anſtalten bey ihnen ihr Glück machen, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen. In England ſind Caffeehäuſer und Tavernen beliebter geweſen, als in Frankreich, bis auf die Zeit der Revolution. Der Engländer iſt ſpeculativ, liebt das Stillſchweigen, läßt ſich nicht gerne mit vielen Menſchen, genau ein, aber iſt doch gerne in Geſellſchaft. Alles dieſes findet er in öffentlichen Häuſern.

Große Handels- beſonders See-Städte ſind recht für ſolche Häuſer gemacht. Die Menge der Fremden findet darin einen vortrefflichen Zufluchtsort: und den Einheimiſchen werden ſie durch die ſtets abwechſelnde Geſellſchaft der Fremden angenehm.

Dieſe Geſellſchaften verändern ihre Natur etwas, wenn ſie bloß einem einzigen Gegenſtande gewidmet ſind; wenn z. B. bloß Gelehrte daſelbſt zuſammen kommen, oder bloß kaufmänniſche Geſchäfte getrieben werden. Von der erſten Art war im Anfange unſers Jahrhunderts das berühmte Whites-Caffeehaus in London, wo Addiſon, Swift Pope, und die andern ſchönen Geiſter des Zeitalters, zuſammen kamen und ſich wechſelsweiſe bildeten. Eine ſolche Geſellſchaft kann äußerſt angenehm ſeyn, ſo lange die Mitglieder beyſammen bleiben. Aber ſie veraltert gemeiniglich mit ihnen, oder hört auf, wenn dieſe ſich zerſtreuen.

Für keine Art der Geſchäfte und der Unterhaltungen ſind öffentliche Häuſer ſchicklicher, als für die kaufmänniſchen. Dieſe geben ein immerwährendes Intereſſe: ſie ſind überdieß mit wenigen Worten abgemacht. Es iſt für den Kaufmann wichtig, einen Ort zu haben, wo er einige ſeiner Handlungs-Freunde gewiß vorfindet, oder ſie hinbeſtellen kann.

Man kann überhaupt die Nationen Europens, in Abſicht ihres geſellſchaftlichen Geſchmacks, in zwey Claſſen theilen. Die eine, zu welcher die Franzoſen, Teutſchen, und alle nördlichen Nationen gehören, liebt die Geſellſchaften in den Privathäuſern am meiſten. Kleinere oder größre Zuſammenkünfte, und gebethne Gaſtereyen machen daſelbſt das Vergnügen der Geſelligkeit aus. Bey der andern Claſſe, wozu die Engländer, Italiäner und alle

Südländer gehören, bitten wenig Familien Einheimiſche und Fremde, in ihre Häuſer zu Gaſte. Aber ſie lieben dafür öffentliche und große Zuſammenkünfte, oder Gaſthäuſer, wo ſie Fremde bewirthen oder mit ihren Freunden auf gemeinſchaftliche Unkoſten ſich bey einem reichlichern Mahle vergnügen können.

Die Urſache dieſes verſchiedenen Geſchmacks iſt ſehr mannigfaltig. In England macht es die größere Theurung den Meiſten unmöglich, Fremde in ihre Häuſer zu bitten. Anderswo iſt es die Eingezogenheit des weiblichen Geſchlechts, oder eine gewiſſe Trägheit, welche die mit Hausgeſellſchaften verbundne Mühe ſcheuet, warum man die Geſellſchaft in öffentlichen Häuſern vorzieht.

Ohne Zweifel iſt die Geſellſchaft, die in Privathäuſern zuſammenkommt, die beſte. Wohl der Nation, welche ſie mit Frugalität zu verbinden weiß! Nirgends lebt man angenehmer, als da, wo man auf wenige Schüſſeln, oft, in kleinen Geſellſchaften, und nur auf wenige Stunden zuſammenkommt. Prunkmahlzeiten, zahlreiche Geſellſchaften und ſolche, welche den ganzen Tag dauern, ſind immer läſtig.

An den Orten, wo Privatgeſellſchaften weniger bekannt und beliebt ſind, iſt dasjenige, was man an deren Stelle geſetzt hat, ſehr mannigfaltig, nach Beſchaffenheit der Umſtände jeder Stadt und jeder Claſſe in derſelben, oder auch nach dem Charakter der Einwohner. In Mayland und Neapel war der Mittelſtand ganz unbedeutend, und wußte wenig vom Umgange. Der Adel aber, welcher nur die Pracht liebte, begnügte ſich mit ſeinen Converſationi und Corſi. In Rom gaben die fremden Geſandten und vornehmen Reiſenden einen etwas andern Ton an. In Venedig, wo der Umgang der Nobili und ihre Verbindungen äußerſt genau bewacht wurden, wagten ſich dieſe nicht, in ihren Häuſern Geſellſchaften zu geben. Jeder Wohlhabende hatte aber ein Caſino, d. h. einige wohl möblirte Zimmer in einem öffentlichen Hauſe, wo, er Geſellſchaft annahm und beſonders die Fremden hinführte.

IV. **Clubs.** Sie unterſcheiden ſich von andern in öffentlichen Häuſern zuſammenkommenden Geſellſchaften erſtens dadurch, daß die Perſonen ſich mit einander verabredet haben, ſich hier zu verſammeln, und daß keine neuen Mitglieder ohne ihre Wahl und Bewilligung zu ihnen treten dürfen; zweytens, daß die Zeit, wo ſie ſich verſammeln, beſtimmt iſt: es ſey dann, daß der Entwurf darauf angelegt ſey, immer nur an einem gewiſſen Orte Menſchen zur Geſellſchaft und zum Geſpräche verzufinden; drittens, daß ſie gemeiniglich einen beſtimmten und eingeſchränkten Zweck haben, es ſey der der Politik, wie von jeher die Engliſchen Clubs, von welchen uns Nahme und Sache zugekommen ſind, oder es ſey zu irgend einer wohlthätigen, gemeinnützigen oder auch wiſſenſchaftlichen Abſicht.

1. Politiſche Clubs.

Man kann ſchon vermuthen, daß der Charakter und die Lage der Nation, welche Erfinderinn von dieſer Art der Geſellſchaften geweſen iſt, Einfluß auf ihre Conſtitution gehabt habe. Politiſche Gegenſtände ſind diejenigen, durch welche ſolche Clubs am natürlichſten veranlaßt und am längſten unterhalten werden. Es ſetzt aber voraus, daß die Nation an der Verfaſſung ein großes Intereſſe nehme, und wirklich Theilnehmerinn an der Regierung ſey oder zu ſeyn glaube.

In einer ſolchen Nation, wie die Engliſche, wo es ſeit langer Zeit gewöhnlich geworden iſt, über die Miniſter und die Maßregeln der Regierung frey zu urtheilen, ſind ſolche Clubs unſchädlich: denn ſelbſt wenn ſie Partey nehmen und gegen die Regierung declamiren, machen ſie doch bey andern wenig Senſation und ſind im Grunde auch ſelbſt zu gewaltſameren Maßregeln, als Reden und Schreiben, nicht geneigt. Sie ſind aber auch bey einer Nation, welche eine freye Verfaſſung hat, wirklich nützlich. Denn ſie erhalten den Geiſt der Wachſamkeit auf die Regierung; ſie bilden politiſche Redner und bringen oft wirklich nützliche Ideen und Vorſchläge ans Tageslicht. Hingegen bey einer Nation, wo ſolche Inſtitute etwas neues ſind, thun ſie mehr und oft eine ſchädliche Wirkung; oder vielmehr ſie zeigen ſchon an, daß der Geiſt der Nation ſich verändert, und ihre Aufmerkſamkeit ſich auf politiſche Gegenſtände gekehrt hat.

Sie werden immer weniger nützlich, wenn ſie zu zahlreich werden. Von welchem mächtigen Einfluſſe Clubs in Zeiten der Revolution und öffentlicher Unruhen ſeyn können, hat die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gelehrt.

Da dieſe Clubs gemeiniglich von denen errichtet werden, welche für die neue Ordnung der Dinge, oder überhaupt für die Aufrechthaltung der freyen Verfaſſung, für die Abſtellung der Mißbräuche, für große politiſche Unternehmungen lebhafter als andre eingenommen ſind, da ſich hier die Zeloten gewiſſer Parteyen zuſammengeſellen: ſo herrſcht vom Anfange an die Uibertreibung oder wenigſtens die äußerſte Strenge derjenigen Principien und derjenigen Denkungsart, welche den Reformen, oder welche der Conſtitution zum Grunde liegt. Bey unruhigen Zeiten, und wenn die gemachten Reformen, oder die alte Verfaſſung gegen Widerſacher zu vertheidigen ſind: wird die leidenſchaftliche Hitze der Mitglieder und Anführer dieſer Clubs immer größer und größer. Sie erhitzen ſich theils wechſelsweiſe, durch die Mittheilung; theils werden ſie durch den erfahrnen Widerſtand gereizt und erbittert; theils werden ſie endlich genöthigt, um auf die größere gleichgiltige, kältere Maße zu wirken, dieſe heftig zu erſchüttern; und ihre Leidenſchaften zu entflammen.

Je mehr der Club ſich vergrößert, je weniger ſich die Glieder desſelben näher kennen, je weniger wahre Communication unter ihnen vorhanden iſt: deſto eher entſtehen zwey Sachen: 1) daß daraus bloße Volksverſammlungen mit Demagogen an ihrer Spitze entſtehn; — und daß dieſe ihre Abſichten nur durch die Künſte erreichen, welche eine falſche Beredtſamkeit anwendet, um die Gemüther des großen Haufens zu bewegen; 2) daß ſich in dieſer großen Geſellſchaft ein kleiner Ausſchuß formirt, welcher, wenn er aus dieſen Demagogen ſelbſt beſteht, die Geſellſchaft beherrſcht, und wenn er eine Oppoſitionspartey formirt, zu Factionen, zu Trennung der Clubs, und zu Errichtung neuer Anlaß gibt.

So wie die häuslichen und freundſchaftlichen Verbindungen bey den politiſchen Menſchen immer etwas weniger als bey andern gelten: ſo pflegen die politiſchen Clubs bey den Mitgliedern derſelben den Geſchmack an andern Verbindungen zu verringern und ſelbſt manche ſociale Bande zu löſen. Dieß iſt in Zeiten der Revolutionen am meiſten wahr: wo die Verbindung der Parteyen oft weit ſtärker iſt, als Verwandtſchaft und auf Achtung gegründete perſönliche Freundſchaft.

Die Clubs-Geſellſchaft iſt immer etwas unfeiner und mit weniger gefälliger Aufmerkſamkeit verbunden, als die Hof- oder Familien-Geſellſchaft. In Zeiten einer Revolution kann die Nothwendigkeit, ſich dem Pöbel in dieſen Zuſammenkünften etwas zu nähern, ſelbſt eine Verachtung oder einen Verdacht gegen feinere Sitten und Artigkeit erwecken, und die einen zur Vernachläſſigung, die andern zur gefliſſentlichen Vermeidung der Geſetze des Wohlſtandes bewegen.

Da dieſe Clubs ſich anmaßen, gleichſam eine Zwiſchengewalt zwiſchen der eigentlichen Legislatur oder den Repräſentanten des Volks, und zwiſchen dem Volke zu ſeyn, ſo ſtreben ſie darnach ihren Einfluß und ihre Macht zu vergrößern; und werden, wenn ſie nicht mit der Monarchie mehr zu kämpfen haben, leicht die Gegner der neuen Conſtitution ſelbſt.

Uiberhaupt aber werden ſelbſt in einem ſehr demokratiſch denkenden und conſtituirten Volke die öffentlichen Autoritäten, die Volksverſammlung, oder das Repräſentanten-Collegium durch ihre Würde ſelbſt zu einer gewiſſen Decenz und Moderation bewogen. In den Clubs aber, die eine Art von Autorität, und doch keine anerkannte Würde haben, werden die Meinungen oder die Leidenſchaften, welche ſchon in der Volksverſammlung ſich zeigen, zu einem viel höhern Grade getrieben, und äußern ſich mit viel weniger Einſchränkung.

Uiberhaupt, alles, was einem politiſchen Club Macht und Einfluß gibt, es ſey Menge und Anzahl der Mitglieder, es ſey der Einfluß der dirigirenden Mitglieder, des Clubs auf die geſetzgebende Verſammlung ſelbſt, das iſt nothwendig äußerſt ſchädlich zu einer Zeit, wo neue Geſetze gegeben werden, und wo die Gemüther noch zwiſchen der alten und neuen Regierung hin und her ſchwanken.

Entweder entſteht zwiſchen dem Club und der geſetzgebenden Verſammlung ein Krieg, wodurch dieſe äußerſt in ihren Operationen gehindert wird, und woran bald die ganze Nation Theil nimmt; oder die geſetzgebende Verſammlung wird unterjocht, verliert dadurch ihr ganzes Anſehen bey der Nation, und es geht im Grunde wirklich eine neue Revolution vor.

Man darf ſich nicht wundern, daß die Engländer, welche die Clubs vorzüglich zu ihren Geſellſchaften wählen, Fremde mit wenig Gaſtfreyheit aufnehmen. In ihren eignen Häuſern ſind ſie nicht gewohnt, Geſellſchaft zu ſehen und an den Gegenſtänden jener Zuſammenkünfte nimmt der Fremde weniger Antheil.

Wenn in den Geſellſchaften einer Nation bloß von allgemeinen Gegenſtänden, von Theater, Büchern und Vorfällen des Tages geredet wird: dann kann die Geſellſchaft allgemein ſeyn, und der Fremde befindet ſich daſelbſt wohl, und wird auch gern geſehen. Wo aber die meiſten Geſellſchafter in einer beſtimmten Abſicht zuſammen kommen, und durch beſtimmte Meinungen, Geſinnungen und Endzwecke aſſociirt worden ſind: da müſſen ſich nothwendig die geſelligen Menſchen, einer Hauptſtadt z. B., in viele kleine Haufen theilen, die wenig mit einander Umgang haben, und zu welchen auch der Fremde Mühe hat, Zutritt zu bekommen. Der Fremde iſt zu ſehr Weltbürger; und man verlangt hier mehr einen Bürger im eigentlichen Verſtande, und oft auch einer gewiſſen Faction.

Eben ſo iſt es gewöhnlicher Weiſe mit den Clubs beſchaffen, welche andrer gemeinnützigen Gegenſtände wegen, wie z. B. die Errettung der Ertrunknen, die Beförderung der Manufacturen, die Entdeckung des Innern von Africa iſt, ſich vereinigen.

Wie viel Gutes die Engländer durch ſolche Geſellſchaften ausgerichtet haben, liegt am Tage.

Sie fangen gemeiniglich mit Subſcriptionen und Geldvorſchüſſen an, und ſetzen alſo eine reiche Nation voraus. Sie zeigen aber auch eine Nation an, wo Gemeingeiſt herrſcht; und ſchwerlich iſt derſelbe vorhanden, wo es ſolche Aſſociationen gar nicht gibt.

Daß ſie zu gewiſſen Zeiten mit Schmauſereyen verbunden ſind, hat auch ſein Gutes. Denn ſinnliche Genüſſe, mit edlen Endzwecken in Vereinigung gebracht, unterſtützen ſich wechſelsweiſe.

Eine Modification der politiſchen Clubs, die ſich den Coterien näherte, waren die Cercles in Genf. Es waren eigentlich Familien-Geſellſchaften. Aber dieſe Familien ſelbſt waren, außer ihrer Verwandtſchaft durch nichts ſo ſehr, als durch ihre Gleichheit in der politiſchen Denkungsart verbunden, und die in der Republik herrſchenden Factionen und Streitigkeiten hatten immer Einfluß auf Trennung oder Verbindung der Familien. In dieſen Cercles ſonderten ſich aber noch überdieß die Alter und die Geſchlechter ab. Dieſe Gewohnheit, die jungen Leute ſich ſelbſt in den Geſellſchaften zu überlaſſen, ſetzt eine große Reinheit der Sitten voraus. Es war eine republikaniſche Sitte, wodurch der Zuſammenhang der Familien erhalten, und der Geiſt der Fraternität fortgepflanzt wurde. Fremde bekamen ſelten Zutritt zu dieſen Geſellſchaften. Ob ſie gleich nicht die Discuſſion politiſcher Gegenſtände zum Zwecke hatten: ſo war doch die Qualität eines Genfer Citoyen der Titel, welcher zum Eintritt berechtigte. Es waren Geſellſchaften, welche die, aus der Conſtitution entſpringende, Anhänglichkeit der Bürger gegen einander befeſtigten.

2. Gelehrte Clubs.

Sie ſind immer unbedeutend, wenn ſie lange fortdauern. Anfangs, wenn einige gleich eifrig für die Wiſſenſchaften eingenommenen, mit gleichem Geiſte und Geſchmacke ſie bearbeitenden Gelehrten, die zugleich eine Art freundſchaftlicher Geſinnung gegen einander haben, ſich zu gewiſſen Zeiten zu verſammeln beſchließen, kann eine wirkliche Communication der Einſichten, beſonders durch gegenſeitige Critik ihrer eignen oder fremder Werke, entſtehen. Aber ſobald der zuſammenkommenden Gelehrten mehrere ſind und dieſe die Wiſſenſchaften in ganz verſchiednen Geſichtspuncten anſehen, (der eine als Litterator, der andre als Philoſoph, der dritte als Dichter oder Politiker) und wenn unter ihnen nicht ein anderweitiges Band der Freundſchaft iſt: ſo ſind ihre Zuſammenkünfte immer kalt, ohne Intereſſe und daher ohne Nutzen: berechnet auf einen gegenſeitigen Tauſch von Lobſprüchen, wofür ſich jeder durch Tadel außerhalb der Zuſammenkünfte ſchadlos hält.

Wenn Gelehrte zuſammenkommen, um mit einander bloß wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu beſprechen: ſo müſſen es ſehr wenige ſeyn, die, ohne Eiferſucht, ohne Begierde zu glänzen, bloß das Bedürfniß fühlen, ſich zu unterrichten oder ſich auszuſprechen. Es iſt ein doppelter Grad von Freundſchaft, gutem Herzen und gegenſeitiger Liebe nothwendig, wenn die Anſprüche auf einen höhern oder einen erleuchtetern Verſtand Gelehrte nicht bey fortgeſetztem Umgange entzweyen, oder gegen einander gleichgiltig machen ſollen.

Sehr tiefe oder ſehr weit verfolgte Ideen und eine Art ſyſtematiſcher Kenntniſſe ſind am wenigſten gemacht, im Geſpräche mitgetheilt zu werden. Es iſt eine Arbeit, ſich ihrer aller in dem Augenblicke, wo man ſich erhohlen will, zu erinnern, und ſie mit Deutlichkeit vorzutragen.

Bey jemanden, der eben ſo gut unterrichtet iſt, wie wir, kann man doch mit Wiederhohlung der gemeinen Kenntniſſe, ſo geſchickt man ſie herbeyführen mag, kein Vergnügen erwecken, noch ein Intereſſe erlangen. Alſo iſt unter Gelehrten die Grundlage des Geſprächs größtentheils nicht auf die Wiſſenſchaft überhaupt, und auf Unterſuchung der Gegenſtände, ſondern auf die litterariſchen Neuigkeiten und deren Beurtheilung eingeſchränkt. Ein neues Product, das Aufſehn macht, zu zergliedern, zu tadeln, zu loben, mit einigen Anekdoten über die Perſonen der Autoren, das gibt der Converſation unter Gelehrten allein Leben. Deßwegen iſt auch ihre Communication an Orten, wo die Neuigkeiten der Art, (in den Gattungen der Künſte, des Theaters und der Bücher) ſchneller auf einander folgen, am meiſten ununterbrochen. Daraus entſteht aber ein anderes Uibel, daß ſich jeder Gelehrte, anſtatt ſein Fach allein gründlich zu ſtudiren, oder ſich ganz mit dem Objecte zu erfüllen, über das er jetzo ſchreibt, ſich zugleich, der Geſellſchaft wegen, mit den Neuigkeiten der gemeinern und populären Litteratur beſchäftigt, und daher viel Zeit auf Lectüren wendet, die ihm ſonſt zu nichts dienen, als daß er in Geſellſchaft anderer Gelehrten mitſprechen kann, wenn die Unterredung darauf fällt.

Sobald die Zuſammenkünfte der Gelehrten aus mehreren Perſonen beſtehn, mit der Abſicht, nur wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bearbeiten: ſo bleibt nichts anders zu thun übrig, als daß einer ein Product ſeiner Feder vorlieſt, und die andern es beurtheilen. Was aber daraus wird, lehren alle Akademien. Wenn der erſte Eifer vorüber iſt, ſo ſind ihre Sitzungen ein läſtiges Ceremoniel, woraus ſelten etwas entſteht, es ſey denn, daß es die Mitglieder, die ſonſt ganz müßig ſeyn würden, nöthigt etwas zu arbeiten.

Aus Vorleſern und Zuhörern wird nie eine eigentliche Geſellſchaft. Iſt das Vorgeleſene lang, ſo macht es unfehlbar lange Weile: denn ſelten iſt auch der, welcher gut zu ſchreiben weiß, ein guter Vorleſer. — Wenige haben die Gabe, unterbrochen aufmerkſam zuzuhören. — Und unter einer Anzahl von Zuhörern ſind immer einige, die weniger Intereſſe an dem Inhalte nehmen, oder ihn weniger verſtehen.

Nach der Lectüre ſollte nun das Intereſſanteſte der Sitzung folgen, das iſt die Einſammlung der Stimmen und Urtheile der Geſellſchaft, wodurch der Verfaſſer aufgeklärt würde. Aber hier wird wieder vielen eine zu ſchwere Arbeit aufgelegt. Denn keiner will ſich doch durch ein ſeichtes Urtheil bloß geben; und ein etwas reifes und motivirtes, nach einer flüchtigen Anhörung, auf der Stelle zu geben, erfordert ſeltne Talente, mit Gegenwart des Geiſtes verbunden, und Anſtrengung mit Muth. — Die Unfähigen oder Beſcheidnen oder Trägen ziehen ſich aus der Sache, indem ſie loben; denn Lob iſt vergönnt, ohne die Urſache umſtändlich anzuführen. Nur einer oder der andre nimmt ſich heraus, zu zergliedern und die Kritik anzuwenden. Dieſer Eine macht die übrigen eiferſüchtig, die geſchwiegen oder gelobt haben. Er macht oft den Autor unwillig, wenn er ihm in Vieler Gegenwart Irrthümer und Fehler zeigt. — Was anders, als die innigſte Vertraulichkeit aller, kann es erträglich machen, daß die Schwächen eines Werks in Gegenwart ſeines Autors und einer auserleſenen Geſellſchaft aufgedeckt werden? Wo dieſe nicht vorhanden iſt, (und wie kann ſie unter einer beträchtlichen Anzahl Gelehrten vorhanden ſeyn?) da erregt dieſe freundſchaftliche Kritik, ſo wohl ſie auf der Stelle aufgenommen zu werden ſcheint, doch einen verborgenen Unwillen, der ſich in einer deſto größern Strenge des Schriftſtellers gegen die Werke ſeines Kritikers, wenn die Reihe an dieſem iſt, ſich hören zu laſſen, oder in einer ſeltnern Beſuchung der Zammenkünfte zeigt. — Pflicht und Penſionen und Jettons können ſolche Societäten zuſammenhalten. Von ſelbſt würden ſie immer aus einander gehn.

Unter allen Arten in der Geſellſchaft Unterſuchungen anzuſtellen, oder die Wiſſenſchaften und die

Philoſophie zum eigentlichen Zwecke freundſchaftlicher Zuſammenkünfte zu machen, iſt die der debattirenden Geſellſchaft die am beſten ausgedachte. Eine nur kurze Vorleſung erklärt das Subject, wovon gehandelt werden ſoll: und nun tritt ein jeder auf, und ſagt darüber aus dem Stegreife ſeine Meinung. Man ſieht wohl, daß dieſe Societät nicht beſtehen kann, als unter Perſonen, die einander ungefähr an Einſichten und beſonders an der Gabe des mündlichen Vortrags gleich ſind. Denn ſobald ein Mitglied hierin vor den andern einen allzumerklichen Vorzug hat, ſo verſchließt es, ſobald es redet, den übrigen den Mund und wird ärgerlich, ſobald dieſe reden. Es iſt auch insbeſondre eine Fertigkeit nöthig, auf der Stelle ſeine Gedanken anzuordnen und auszudrücken, eine Fertigkeit, die viele brave Gelehrte aus Mangel der Uibung nie erlangen. -- Es iſt aber überdieß noch viel Gutmüthigkeit und eine gewiſſe Nachſicht in der Beurtheilung bey der Geſellſchaft nöthig, wenn ſie beſtehen und angenehm und nützlich bleiben ſoll. Denn da ſich doch ganz unſtreitig Ungleichheiten unter den Talenten, und der Beredtſamkeit der Mitglieder hervorthun, und beſonders manche ſich unfähig finden, ihre beſſern und gründlichern Gedanken ſo geläufig vorzutragen, als andre ihre mittelmäßigen: ſo muß aus der Beobachtung dieſes Mißverhältniſſes gar bald Mißvergnügen und eine Unbehaglichkeit entſtehen, wenn nicht die, welche auf einige Art ſich auszeichnen, die freywillige Herablaſſung haben, die andern deſto aufmerkſamer anzuhören, und das Gute empor zu heben; damit die, welche auf den niedrigen Stuffen ſtehen, ſich nicht erniedrigt fühlen, noch weder neidiſch, noch furchtſam und zurückhaltend werden. Nur wenn alle glauben, hier eine Schule, nicht ein Theater zu finden, wenn jeder lernen und ſich üben, — keiner ſich zeigen und glänzen will, und wenn doch alle fähig ſind, etwas zu leiſten, was den übrigen nicht gleichgiltig iſt: nur dann kann eine ſolche Geſellſchaft beſtehen, und dann hat ſie ihren Werth.

Sonſt, da überhaupt die mündliche Unterredung mehr gemacht iſt, Begebenheiten, Geſchäfte, und vorübergehende Dinge, aber ſolche, die von einem nahen und gegenwärtigen Intereſſe ſind, weniger dagegen allgemeine, und ſolche, die eine anhaltende Meditation verlangen, zu behandeln; da ſelbſt die Theilnehmung vieler, und die Abſicht einer Erhohlung und eines Vergnügens es mit ſich bringt, daß kein einzelner lange und auf eine ſich und andre anſtrengende Weiſe einen Gegenſtand verfolgt: ſo iſt es immer beſſer, daß Witz, Gelehrſamkeit und ſchöne Künſte gleichſam den Geſellſchaftern zur Seite ſtehen, immer bereit, ſich ihnen darzubiethen, wenn der Zufall Gegenſtände des Geſprächs herbeyführt, wobey ſie brauchbar ſind, als daß ſie ſich als die Stifter und Regierer der Geſellſchaft ankündigen.

Die Schwierigkeit die nicht ſelten unter Gelehrten einerley Art eintritt, ſich lange mit einander zu unterhalten, ohne wechſelsweiſe ihre Eigenliebe und ihre Eiferſucht ins Spiel zu bringen, — verbunden mit dem Bedürfniſſe, welches gleichwohl mancher empfindet, ſich mitzutheilen, und auch durch die Unterredungen ſeine Kenntniſſe zu verbreiten, hat verurſacht, daß die Gelehrten, beſonders die des Umgangs fähigen und zum mündlichen Vortrage geſchickten, ſich ſo gerne den Großen genähert, und in dem Umgange derſelben ihre Erhohlung geſucht haben. In der Claſſe der wohl erzognen Weltleute findet der Gelehrte ſolche, die, fähig ihn zu verſtehn und nicht ſo ſtreng in Beurtheilung deſſen, was er ſagt, mit einer mittelmäßigen Erörterung der Sache zufrieden ſind, Lücken und Unvollkommenheiten nicht wahrnehmen, und durch die erkannte Uiberlegenheit nicht beleidigt werden, weil ſie durch andre Vorzüge des Standes und der politiſchen Wichtigkeit hinlänglich zu erſetzen glauben, was ihnen an Gelehrſamkeit abgeht. So lange der Stand der Handelsleute noch ſo weit zurück war, daß er an Unterhaltungen über Wiſſenſchaften wenig Gefallen fand, und wenig davon verſtand: ſo blieb Gelehrten nichts weiter übrig, als mit Gelehrten, oder mit dem Adel umzugeben. Jenes wurde ihm oft Arbeit, und endigte ſich nicht ſelten mit Zänkereyen; dieſes war ihm eine ehrenvolle Erhohlung. Er genoß ſeines Ruhms, er fand Zuhörer, die Theil nahmen; er fand eine Gelegenheit ſeine Sitten zu bilden, und eine gewiſſe Art der Beredtſamkeit zu lernen, welche die Bücher nicht geben können.

Horaz, Pope, alle vorzüglichen Köpfe bis auf unſer Jahrhundert, haben ſich es zur Ehre und zum Beweiſe des Verdienſtes angerechnet, mit den erſten Männern ihres Vaterlands gelebt zu haben. Nach Maßgabe, als ſich die Handlung erweitert und der Kaufmannsſtand ſich in Sitten und Kenntniſſen gehoben hat, hat der Gelehrte noch eine andre Claſſe von Zuhörern und Geſellſchaftern gefunden. Und zwiſchen dieſen beyden wird er gewiſſer Maßen den Kitt und das Band machen. Der Gelehrte gehört dem Bürgerſtande, ſeiner Familie und ſeinen älteſten Verbindungen nach, zu; und er wird von den Großen oft wegen ihres Amts und ihrer Geſchäfte und oft wegen ihres Vergnügens oder wegen der Ehre, welche die Wiſſenſchaften geben, mehr, als die erwerbenden Bürgerſtände, geſucht.

Aus der Nachahmung dieſer Clubs ſind in Teutſchland die Reſſourcen, die Harmonien u. ſ. w. entſtanden, jene Aſſociationen einer beſtimmten Anzahl von Männern oder Familien; dieſe, die Verbindung aller geſitteten Männer aus einer ganzen Stadt

Ob die erſten lange dauern, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen, hängt lediglich von den Umſtänden, Verhältniſſen, geſellſchaftlichen Talenten und andern Eigenſchaften der Perſonen ab, aus welchen ſie beſtehen. Das Spiel muß immer eine der groſen Hülfsmaſchinen zu ihrer Erhaltung ſeyn. Bequemlichkeit und Schönheit der Zimmer, gute Erleuchtung und ein ſchöner Garten für den Sommer, trägt auch viel dazu bey, ihnen Annehmlichkeit und Fortdauer zu geben.

Die Harmonien kommen den Kaffeehausgeſellſchaften näher, ſind aber doch dieſen vorzuziehen, weil ſich mehr Hausväter, Männer von höheren Jahren und geſetztem Charakter daben einfinden, welche die junge Welt einſchränken, und die Leichtſinnigen und Ausſchweifenden verjagen. Es iſt ein etwas kaltes Vergnügen, es wird aber endlich durch die Gewohnheit der Beſuch einer ſolchen Geſellſchaft manchem Geſchäftsmanne oder Gelehrten unentbehrlich. Iſt ein wohlthätiger Zweck damit verbunden, welcher die Mitglieder fortgeſetzt beſchäftiget; ſo wird das Anziehende der Geſellſchaft dadurch vermehrt. Leipzig hat durch ſeine Harmonie viel gewonnen.

V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte.

1. In Ländern, wo das Klima erlaubt, ſich das ganze Jahr unter freyem Himmel aufzuhalten, und bey Nationen, welche ihre öffentlichen, ſowie ihre Handels-Geſchäfte auf offnem Markte zu treiben pflegen, ſind die Märkte und andere freyen Plätze in den Städten auch die gewöhnlichen Oerter, wo die Menſchen des Umgangs wegen zuſammen kommen.

2. In Griechenland waren die Marktplätze zu einer gewiſſen Zeit des Tages immer mit Menſchen angefüllt. Jeder begab ſich gewöhnlicher Weiſe täglich dahin, gewiß, dort ſeinen Freund, mit welchem er ſprechen wollte, oder ſeinen Gläubiger und Schuldner u. ſ. w. zu finden.

Zum Zufluchtsorte bey ſchlechtem Wetter, waren in allen Griechiſchen Städten Säulengänge und Hallen erbaut, wo die auf dem Markte Zuſammenkommenden ſich hinbegaben, wenn es regnete, oder wenn ſie andere Bequemlichkeiten ſuchten.

Unter ſolchen Hallen wurden die Gerichtshöfe, und auf oder nahe an dem Markte auch die Volks-Verſammlungen gehalten. Hier waren die Gymnaſien, und alles, wodurch Menſchen herbeygezogen werden.

Wir ſehen daher auch die Philoſophen, z. B.

den Sokrates, ſeine Geſpräche auf dem Markte, unter Säulengängen und in Gymnaſien halten.

3. In Rom war die Einrichtung beynahe ganz nach der Griechiſchen kopirt. Forum war das gewöhnliche Wort, ſowohl für einen Gerichtshof als für einen Kaufmarkt. Die Volks-Verſammlungen wurden daſelbſt oft gehalten. In der Nähe waren die Curien, wo der Senat zuſammen kam.

Doch ſcheinen die Römer weniger den Umgang und das bloße Geſpräch auf dem Markte geſucht zu haben, als die Griechen; vielleicht, weil die Römiſchen Frauenzimmer weniger eingeſchloſſen waren, und an der Geſellſchaft mehr Theil nahmen, als die Griechiſchen. Daher die Römer mehr Beſuche in ihren eignen Häuſern annahmen.

4. Auch noch jetzt kommen in den Städten Italiens, Griechenlands und des Orients die Menſchen weit mehr auf öffentlichen Plätzen und Straßen zuſammen, als bey uns, um das geſellſchaftliche Vergnügen zu genießen.

Dieß hängt mit ihrer Neigung zu öffentlichen Aufzügen und Schauſpielen zuſammen, wie dieß auch bey den Griechen und Römern der Fall war.

Bey den Letztern waren überhaupt, außer feyerlichen Gaſtmählern, welche faſt immer mit Opfern verbunden waren, ſelten Zuſammenkünfte in den Privathäuſern.

5. In Venedig war der St. Marcus-Platz der gewöhnliche Ort, wo man zuſammen kam, um

zu ſehen, zu hören und zu ſprechen. Er vertrat die Stelle eines großen, und prächtigen Kaffeehauſes. Auf dieſem Platze gingen auch die Procuratori del S. Marco zu beſtimmten Stunden des Tages ſpazieren, um ſich von dem niedrigſten Bürger ſprechen zu laſſen. Eine herrliche Einrichtung in ihrem Urſprunge, die aber zuletzt auch in bloße Nahmen und Formalitäten verſank.

Die Procuratori del S. Marco waren nähmlich Perſonen vom höchſten Adel, und die Würde ſelbſt war eine der höchſten in der Republik. Sie waren aber dazu beſtimmt, Fürſprecher, Rathgeber und Sachwalter des gemeinen Mannes zu ſeyn. Und deßwegen gingen ſie jeden Tag zu beſtimmten Stunden auf dem Markus-Platze, um jedermann den Zutritt zu ſich zu geben, welcher ſie in ſeinen Privat-Angelegenheiten ſprechen wollte.

6. Auch bey den Juden, einem Volke, welches aus dem Oriente zu uns gekommen iſt, wird man den Hang gewahr, ſich auf öffentlichen Plätzen zu verſammeln; wozu freylich auch die Schacherey beyträgt. Aber nicht bloß auf den Plätzen, welche in den ihnen gewidmeten Quartieren der Städte ſind, iſt, zu beſtimmten Stunden des Tages, eine große Frequenz: ſondern man ſieht auch auf unſern Märkten ſtets Juden auf und ab ſpazieren.

7. Dieſe Art des Umgangs auf dem Markte und auf öffentlichen Plätzen hat ihren eignen Cha-

rakter, und ihren eignen Einfluß auf die Nationen, bey welchen er eingeführt iſt.

Er paßt ſehr gut für kleine Städte, die zugleich Freyſtaaten ſind: dergleichen Athen, und im Anfange auch Rom und Venedig waren. Hier kennen alle Bürger einander: hier ſind alle einander gleich. Man findet ſich alſo, auf jedem öffentlichen Platze, unter Bekannten und Freunden. Umgekehrt trägt es zur Belebung des Gemeingeiſtes und der Gleichheit bey, wenn die Bürger einer Republik ſich täglich ſehen.

Durch dieſe Art des Umgangs, wird jeder von allem, was merkwürdiges in der Stadt, oder auch in der Welt, ſo weit jene mit dieſer in Verbindung iſt, vorgehet, zeitig unterrichtet. Auch die Kenntniſſe, Einſichten und Urtheile der Verſtändigern theilen ſich hier auf das leichteſte den Unwiſſenden mit: und der Markt und die öffentlichen Spaziergänge werden Schulen, wo jeder Bürger täglich einigen Unterricht ſchöpft. Daher hier eine gewiße Gleichheit der Kenntniſſe und der Geiſtesbildung entſteht.

Von der andern Seite gibt es die Natur der Sache, daß auf öffentlichen Plätzen, in einer Geſellſchaft, wo jetzt einer kommt, der Andere weggeht, und man ſehr oft durch allerhand Vorfälle zerſtreuet wird, eine zuſammenhängende und lange Unterredung nicht wohl möglich ſey.

Die Philoſophie des Sokrates, ſo wie wir ſie aus Xenophons Denkwürdigkeiten kennen, iſt allein geſchickt, auf öffentlichem Markte gelehrt zu werden. Sie beſtand mehr in Belehrungen, welche er einzelnen Perſonen bey beſondern Vorfällen gab, als in einem vollſtändigen Unterrichte in irgend einer Wiſſenſchaft. Auch Chriſtus trug, nach der Evangelien-Geſchichte, ſeine Lehren auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen vor; ſein Vortrag aber beſtand bloß in Sentenzen und erdichteten Beyſpielen, und wandte ſich an das ganze Volk. Sokrates räſonnirte mehr im allgemeinen, und richtete ſeinen Vortrag nur an eine, oder an wenige Perſonen.

Doch gewöhnt ſich der Menſch nach und nach, auch unter Zerſtreuung zuſammenhängend zu denken, und dieß iſt ſelbſt eine Übung des Geiſtes. Ja es iſt unleugbar, daß unter freyem Himmel, auf Spaziergängen, und ſelbſt an Oertern, wo viele Zerſtreuungen ſind, uns unſere beſten und orginellſten Ideen einkommen.

Dieſe ganze Art des Umgangs ſchickt ſich im Grunde mehr für ein müſſiges Volk, wie die Alten wirklich waren, und wie es die Juden unter uns noch ſind, als für unſere, mit Handwerken, Künſten, dem Handel und den öffentlichen Aemtern, ſo ſehr beſchäftigten Bürger in den Europäiſchen Staaten. Die alten Griechen und Römer waren, in Vergleichung mit uns, wirklich Müſſiggänger.

Sie überließen Handwerke und mechaniſche Künſte den Sklaven. Der Landbau, ihre einzige Beſchäftigung, war ſehr einfach. Die öffentlichen Geſchäfte wurden noch nicht ſchriftlich behandelt: wodurch ſie erſt Arbeit wurden. Ein Athenienſer oder Römer konnte alſo ſeine ganze Zeit, die er nicht auf ſeinem Landgute zubrachte, in der Stadt, auf öffentlichen Plätzen ſich aufhalten. Hier fand er alles, was ihn als Bürger intereſſirte, und woran er vielleicht ſelbſt Theil nahm, Volksverſammlung, Gerichtshöfe u. ſ. w. Die Nationen, die, wie die Juden, wie die Armenier, ſich bloß mit dem Handel abgeben, haben ebenfalls viele müſſige Zeit. Auch ſind eben deßwegen die Einwohner der ſüdlichen Länder zu der häufigen Beſuchung öffentlicher Plätze und Spaziergänge, und zu dem auf denſelben zu pflegenden Umgange geſchickter, weil ihre mittlern und niedern Claſſen, wegen der größern Fruchtbarkeit des Bodens, und der weniger ſtrengen Winter, um ihren Unterhalt weniger beſorgt ſeyn, und alſo auch weniger arbeiten dürfen.

Es wäre der Mühe werth, daß ein Philoſoph den Unterſchied zwiſchen dem Charakter der ſehr beſchäftigten, und zwiſchen dem der mehr müſſigen Nationen aufſuchte. Ich glaube, das Intellectuelle, beſonders Witz und Einbildungskraft, gewinnt bey den letztern: das Moraliſche hingegen, und der eigentliche Verſtand, d. h. die Denkkraft, hat bey den erſtern den Vorzug.

Wenigſtens iſt der Charakter des Umgangs bey einer Nation ganz anders, wo die rechtlichen Bürger faſt von Morgen bis Abend in Geſellſchaft ſind, als bey einer, wo jedermann den Tag, in ſeinem Hauſe oder in einem Collegium, mit Arbeiten zubringt, und nur des Abends, zu ſeiner Erhohlung, die Geſellſchaft, es ſey in Privathäuſern, oder auf öffentlichen Spaziergängen aufſucht.

VI. Geſellſchaften verſchiedener Zeiten und Völker.

So weit als wir in die Geſchichte der Menſchen zurückgehn können, finden wir, daß die Religion die erſten Feſte geſtiftet, und bey dieſen Feſten geſellſchaftliche Zuſammenkünfte veranlaſſet habe, die ſich nach den religiöſen Gebräuchen, mit Mahlzeiten, Tanz, Geſang und Schauſpielen endigten.

Berühmte Tempel und die Feſte der National-Gottheiten haben die πανηγύρεις hervorgebracht, wovon Aegypten die erſten und die häufigſten Beyſpiele gegeben hat; und wovon die Olympiſchen und andere Spiele in Griechenland die berühmteſten ſind.

Die Opfer veranlaßten Mahlzeiten, weil ſo viel überflüſſiges Fleiſch vorhanden war: und ſeine Freunde an dem, was uns Heil und Segen bringen ſoll, Theil nehmen zu laſſen, iſt in der Natur des Menſchen gegründet.

Gaſtmähler ſind von den älteſten Zelten üblich geweſen. In der guten Zeit der Griechen, waren ſie ein wichtiger Gegenſtand des Luxus, der Eitelkeit und des Wohllebens. Nicht dazu gebethen zu werden, wo man es erwartete, war eine Kränkung die beleidigte oder niederſchlug. — Sie waren, wie im Mittelalter, ſelten, aber dann mit großem Aufwande, und einem Uiberfluſſe an Wein und Speiſen verbunden. Die Gewohnheit ſeine Freunde oft und ohne Aufwand bey ſich zu ſehn, iſt erſt von einer ſpätern Zeit und einer mehr verfeinerten Geſelligkeit.

Bey dieſen Gaſtmählern war gemeiniglich eine Unterhaltung veranſtaltet, welche die Geſellſchaft ſich nicht ſelbſt verſchaffte. Sänger ſind beym Homer die Tiſchgenoſſen der Großen. — Schauſpieler, Jongleurs, Taſchenſpieler, Aequilibriſten wurden in ſpätern Zeiten herzugerufen.

Das iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem geſelligen Vergnügen des Europäers und des Orientalen. Dieſer will nur ſehen und hören, wenig ſprechen; er will ausruhen, er will unterhalten ſeyn, nicht ſelbſt unterhalten. Auf den Türkiſchen Kaffeehäuſern finden ſich daher die Erzähler von Profeſſion, welche mit ihren Mährchen die, ruhig mit über einander geſchlagnen Beinen ſitzenden, Tobakraucher unterhalten.

Hier zeigen die Tänzerinnen die Gelenkigkeit ihrer Glieder, und erwecken durch ihre Stellungen Lüſte. Der thätige Europäer will lieber ſelbſt ſprechen, oder tanzen.

In allen Nationen aber, auch bey den heutigen Europäiſchen, iſt dieß der natürliche Fortgang der Sachen geweſen; von großen ſeltenen Gaſtmählern zu häufigen kleinern, von einer Unterhaltung bey der Mahlzeit durch Muſik und Schauſpiel zu einer Unterhaltung durchs Geſpräch.

Die übrigen Gelegenheiten in der alten Welt Geſellſchaften zu ſehn, waren nur auf dem Markte, oder in den Leſchen, Barbierſtuben und Säulengängen. Die Ausſchließung des weiblichen Geſchlechts vom Umgange mit Männern, mußte ſchon dieſe Zuſammenkünfte, außer der Zeit der Mahlzeiten, und außer der Zeit der Geſchäfte ſeltner machen. Auch bey uns ſind es Damen, die in den Thee- und Kaffeegeſellſchaften den Vorſitz haben.

Die Erfindung der Spiele und die Zuziehung des weiblichen Geſchlechts hat die größten Verſchiedenheiten im geſelligen Tone der Neuern hervorgebracht.

Aber auch der Nationalcharakter, die Umſtände des Volks, die Regimentsverfaſſung haben Einfluß auf die Beſtimmung des Geſprächstons.

Da in Griechenland faſt nur Männer zuſammen kamen, und die Weiber faſt nur ſinnlich geliebt wurden: ſo war das Geſpräch im [illegible]nzen ernſthafter, aber, wenn es luſtig wurde, nicht delikat. In den Sokratiſchen Geſprächen, die wir haben, und in welchen das wirkliche Leben doch nachgeahmt, wenn gleich verſchönert iſt, herrſcht eine ausnehmende Feinheit, aber nichts Fröhliches, Luſtiges, — Ironie, die vergnügen kann, nicht Spöttereyen, die lachen machen können. Der Styl iſt beynah eben ſo periodiſch, als in Schriften. Der zerſchnittne Styl der Franzoſen iſt das Eigne der neuern Converſationsſprache. Die größten Annehmlichkeiten der alten Converſationen ſind aufgegebne und aufgelöſte Räthſel; die Annehmlichkeit des neuen ſind wohl auch Anſpielungen, Perſiflage, aber noch mehr Einfälle, die deutlich ſind, und geradezu Lachen erregen.

Die Abwechſelungen im geſellſchaftlichen Tone und in dem Geſpräche jeder Nation ſind ohne Zweifel weit häufiger und größer, als ſie die Geſchichte angibt. Wo die Wiſſenſchaften und Künſte blühen, und wo die allgemeinen Kenntniſſe von beyden nicht bloß das Eigenthum gewiſſer Stände ſind, ſondern ein Intereſſe für alle haben, muß die Unterredung immer den wichtigſten und angenehmſten Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen für Leute von mittlerem Alter ausmachen. Wo ein unwiſſendes Volk die Leibesübungen und den Krieg liebt, da müſſen Turniere, circenſiſche und gladiatoriſche Spiele die großen Zeitvertreibe der Nation ſeyn. Die theatraliſchen Schauſpiele haben zu allen Zeiten das

Vergnügen der civiliſirten Menſchen ausgemacht. Bald iſt es das Schauſpiel, bald die Schönheit der Poeſie, bald ein National- und religiöſes Intereſſe an den vorgeſtellten Begebenheiten, welches ihnen die Aufmerkſamkeit des Publikums zugezogen hat.

Von Moden, von Fantaſien, die oft bey einer Nation entſtehn, und wenn dieſelbe Tonangebend unter den benachbarten iſt, oft mehrere anſtecken, will ich nicht reden. Schakſpeare gedenkt im K. John einer höfiſchen Galanterie der damahligen, oder der ältern Zeit, melancholiſch und mürriſch zu ſcheinen; und mehrere, von den Commentatoren angeführte, Stellen laſſen nicht zweifeln, daß es eine ziemlich ausgebreitete Affectation geweſen ſey. Zu einer Zeit kann übertriebne Luſtigkeit, zu einer andern pedantiſche Auskramung claſſiſcher Gelehrſamkeit, wieder zu einer andern gefliſſentliche Vermeidung alles deſſen, was uns als einen Gelehrten und nicht als einen witzigen Kopf darſtellt, die herrſchende Sitte, ſelbſt am Hofe und in der großen Welt, ſeyn.

Die Wortſpiele, und eine gewiſſe Künſteley in Ausdrücken waren ſicher zu Shakſpeares Zeiten in der öffentlichen Gunſt. Er ſelbſt iſt voll von dieſen Fehlern: und wenn er, wie im Polonius, die Affectation lächerlich macht, ſo iſt es dieſer ſein eigner Fehler, aufs äußerſte getrieben.

Ohne Zweifel iſt der eigentliche gute Ton der, welcher in der Converſation von allen Kenntniſſen die Hülſen wegläßt, und den Kern gibt, die Reſultate, nicht die Principien, die wichtigen Thatſachen, keine Geſchichtsforſchung; und alles dieß in dem verſtändlichſten leichteſten Style.

B. Geſellſchaften, welche durch Geſchäfte veranlaßt werden.

Die zweyte Hauptgattung des Umgangs iſt derjenige, welchen die Menſchen bey ihren Geſchäften mit einander haben. Er wird weniger als Umgang betrachtet, weil er nicht verabredet und abſichtlich iſt. Er iſt aber nicht von geringerm Einfluſſe auf den Menſchen, als der Umgang, welchen er in ſeinen Erhohlungsſtunden hat.

Dieſes Feld wäre unüberſehlich, wenn man nicht den Geſchäfts-Umgang in gewiſſe Hauptarten eintheilte, und die kleinern Schattirungen überginge.

Ich will fünf ſolcher Hauptarten annehmen: 1) Geſchäfte, die zur Regierung des Staats gehören; 2) Militäriſche Geſchäfte; 3) Geſchäfte der verſchiednen Gewerbe; 4) Geſchäfte des Lehrſtandes; 5) Geſchäfte der Aerzte.

Jeder Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft bringt den Mann in eine beſondere Art von Verbindungen und gibt ſeinem Umgange mit denen, an welche ſein Geſchäfte ihn knüpft, einen eigenen Ton.

I. Die Geſellſchaft, welche durch die Regierungs-Geſchäfte veranlaßt wird.

Auch hier ſind der Abſtufungen unzählige. Ich will mich nur auf zwey derſelben einlaſſen: einmahl auf den Umgang des Fürſten und der oberſten Staatsverwalter; und zweytens auf den Umgang derer, welche Mitglieder von Regierungs-Collegien ſind. Dieſe ſind entweder Verwalter, oder Richter.

1. Umgang des Souveräns bey ſeinen Geſchäften.

Der Fürſt geht hierbey entweder mit ſeinen Unterthanen, welche die Mittelsperſonen, Theilhaber und Werkzeuge ſeiner Regierung ſind, — oder er geht mit Auswärtigen um, — mögen es Geſandten oder auch Landesherren ſeyn.

Der Umgang des Fürſten mit den bürgerlichen und militäriſchen Officianten ſeiner Staaten würde ebenfalls mich in ein unüberſehliches Feld von Betrachtungen führen, wenn ich mir nicht willkürliche Schranken ſetzte.

Der Hauptunterſchied iſt ohne Zweifel der, zwiſchen dem Umgange, welchen der Fürſt mit denjenigen Perſonen hat, die mit ihm über die Angelegenheiten rathſchlagen, und zwiſchen dem, welchen er mit Perſonen hat, die bloß ſeine Befehle vollziehen. Zu dem Erſten ſind die *Miniſter*, zu dem Andern die *Unterbeamten* beſtimmt.

a. Umgang des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Ich kann hier nichts als einige zerſtreute Anmerkungen und Beobachtungen liefern, wenn ich mich nicht von meinem Hauptgegenſtande entfernen will.

In den jetzt beſtehenden Europäiſchen Reichen war, nach der urſprünglichen Verfaſſung, der Regent alles; — Heerführer, Richter, Adminiſtrator; und er verwaltete auch gelegentlich alle dieſe Geſchäfte in Perſon. Für jedes derſelben aber war ein angeſehener Staatsbediente beſtellt, der, nach der urſprünglichen Beſtimmung, nur der Secretär des Fürſten in dieſem Fache war. Dieſe Perſonen nahmen nur gelegentlich einige Gehülfen, wenn die Geſchäfte ſich häuften; in keinem Fache aber war ein fortdauerndes Collegium.

So gab es allenthalben, nach dem Modell des Kaiſerthums und des Teutſchen Reichs, einen Canzler für die richterlichen und Adminiſtrationsgeſchäfte, einen Conſtable oder Marſchall für den Krieg, einen Großadmiral in Frankreich und England für die Flotte u. ſ. w. Dieſe Aemter waren entweder an die Reichsſtandſchaft und hohe Geburt geknüpft, oder wurden bald damit verbunden, da dieſe Aemter, ſo ungetheilt, nothwendig von groſſer Wichtigkeit wurden.

Eine Folge dieſer Einrichtung war, daß ein thätiger Fürſt alles allein that und despotiſch regierte; oder daß er, weil ihm zu viel aufgetragen war, auſſer dem Kriegführen, nichts that, und jene hohen Beamten alle Geſchäfte verwalteten, und nach und nach zu einer ungebührlichen Macht im Staate emporſtiegen, welche den Fürſten ſelbſt gefährlich wurde.

Es war daher eine glückliche Veränderung, als faſt in allen Reichen dieſe hohen Beamten in ſo viele verſchiedene Regierungscollegia verwandelt wurden. Die Präſidenten derſelben hieſſen Miniſter; waren von geringerm Anſehen, dem Fürſten mehr ſubordinirt: aber mehr mit dem Geſchäfte ſelbſt bekannt und demſelben gewidmet.

Der Zeitpunct dieſer Veränderung in Teutſchland war die Errichtung des Cammergerichts. Auf dieſes erſte groſſe lange erwartete Gerichtscollegium, deſſen Nutzen man empfand, folgten nunmehr Rathscollegia an den Höfen für die andern Arten der Geſchäfte.

Der Reichshofrath in Wien ſollte ein ſolches ſeyn. Aber er artete bald in einen (mit dem Cammergerichte rivaliſirenden) Gerichtshof aus, oder war ein Zwitterding zwiſchen beyden.

An die Stelle desſelben trat aber ein anderes Collegium, der Staatsrath; und die Mitglieder desſelben waren eben ſo viel oberſte Diener des Fürſten.

Dieſer Miniſter, deren Wahl vom Fürſten abhing, wurde bald mehr bald weniger, nachdem man entweder neue Zweige der Regierung entdeckte, oder einige zuvor getrennte zuſammenzog.

Alle aber conferirten anfänglich und lange Zeit mit einander und mit dem Fürſten.

Doch auch dieſes änderte ſich zuweilen und in gewiſſen Ländern; und hieraus entſteht nun die erſte große Verſchiedenheit in dem Umgange des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit ſeinen Miniſtern eigentliches Conſeil oder geheimen Rath hält, d. h. mit ihnen gemeinſchaftlich, über die einem jeden anvertrauten Angelegenheiten, rathſchlägt, ihre Meinungen anhört, die ſeinigen vorträgt und von ihnen beurtheilen läßt, und endlich entſcheidet. — So haben, nach Maximilian dem Erſten, und Karl dem Fünften, die meiſten Fürſten in Europa, ſo hat Ludwig der Vierzehnte und der große Churfürſt in Brandenburg regiert.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit jedem einzelnen Miniſter beſonders conferirt, und es nun ihnen überläßt, im gemeinſchaftlichen Rathe die nöthige Verbindung zwiſchen den gefaßten Entſchlüſſen zu bewirken.

Eine dritte Methode iſt, wenn der Fürſt ein, vom geheimen Staatsrathe abgeſondertes, Cabinet hält; wenn er mit keinem ſeiner Miniſter, in der Regel mündlich conferirt, ſondern ſich alles von ihnen ſchriftlich vortragen läßt, worauf er auch wieder ſchriftlich durch einen der Cabinets-Räthe antwortet.

Die erſte Regierungsweiſe, nach welcher der Fürſt ſelbſt dem verſammelten Staatsrathe vorſitzt, iſt für einen jungen Fürſten; oder für einen von gewöhnlichen Talenten ohne Zweifel die nützlichſte: vorausgeſetzt, daß die Miniſter wohl gewählt ſind.

Er lernt durch die Vorträge und Debatten derſelben die Geſchäfte kennen: und das gehaltene Conſeil iſt für ihn eine wirkliche Vorleſung über die Regierungskunſt. Auf dieſem Wege wurde Ludwig der Vierzehnte wirklich ein einſichtsvoller Fürſt. Er war Anfangs in der Wahl ſeiner Miniſter glücklich, und er lernte von ihnen. Als er in der Folge übel wählte, und im Alter, als ein ausgelernter Regent, ſeine Miniſter ſelbſt belehren wollte; da ging es ſchlecht.

Ein Fürſt kann ferner, durch den Vorſitz im Staatsrathe, ſeine eignen Gedanken zur Deutlichkeit bringen und ſie vortragen lernen. Es werden auch vielleicht Gedanken, welche er nur halb entwickelt hatte, von einem der anweſenden Miniſter zur Reife gebracht.

Das Conſeil iſt beſonders geſchickt, den Fürſten nicht ſowohl in der Hervorbringung eigner Ideen, als in der Vergleichung und Beurtheilung mehrerer fremden zu üben. Dieß iſt aber auch die eigentliche Beſtimmung gewöhnlicher Regenten.

Dieſe Vortheile der Gegenwart des Fürſten im Staatsrathe können oft zu bloßem Scheine werden: es können ſogar Nachtheile an deren Stelle treten. Das erſte geſchieht, wenn der Fürſt doch ſchon zum voraus beſchloſſen hat, was geſchehen ſoll, und alle Debatten der Miniſter nur ein unnützer Wortwechſel ſind. Das zweyte geſchieht, wenn Uneinigkeit unter den Miniſtern iſt, und die Berathſchlagungen in Zänkereyen ausarten; wenn ein übermächtiger Miniſter die andern abſchreckt, ihre aufrichtige Meinung zu ſagen, oder der eine, talentvoller und beredter, als die andern, mehr durch ſeinen Vortrag, als durch ſeine Gründe, den Fürſten auf ſeine Seite zieht.

Am öfteſten aber werden ſolche gemeinſchaftliche Berathſchlagungen unnütz, weil es den ſich Berathſchlagenden an der dazu nöthigen Naturgabe oder Kunſt fehlt. Dieſes Talent iſt dem, welches zu einer guten Unterhaltung gehört, ähnlich und beſteht darin, daß man eben ſo gut zu hören als zu reden verſteht, daß man ſich kurz und deutlich ausdrückt und den Ausſchweifungen der Andern auf eine geſchickte Weiſe Einhalt thut; daß man von ſeiner Meinung zu rechter Zeit nachgibt, und ein andermahl feſt darauf beſteht, kurz, daß man ſeine Ideen mit den Ideen Anderer zu verbinden weiß. Können dieſes die Miniſter nicht, ſo werden die Begriffe des Fürſten durch die Debatten im Conſeil oft verdunkelt, anſtatt daß ſie hell würden geworden ſeyn, wenn er mit jedem einzeln geſprochen hätte.

Die zweyte Art, wie der Fürſt mit ſeinen Miniſtern in Geſchäften umgeht; wenn er mit jedem einzeln conferirt, gibt dem Genie und der eignen Denkkraft des Fürſten mehr Spielraum. Er kann, wenn er will, die ganze Conferenz darauf einſchränken, daß er ſich bloß die Thatſachen berichten läßt, und ohne wahre Berathſchlagung allein ſelbſt entſcheidet. Dieſe Methode iſt deßwegen talentvollen Fürſten, oder ſolchen, welche ſich eine Erhabenheit der Einſichten zutrauen, die angenehmſte.

Sie neigt ſich gegen den Despotismus und iſt demſelben günſtig. Ein Monarch wird durch ſein Conſeil immer etwas eingeſchränkt. Wo Gründe und Gegengründe angeführt werden, da kann ein bloß willkürlicher Ausſpruch nicht ohne Ungereimtheit Statt finden. Uiberdieß erſcheint auch hier jeder Miniſter in den Augen ſeiner Collegen, und der Fürſt in den Augen Aller verantwortlich.

Daher iſt in England, wo die Verfaſſung den Monarchen einſchränken will, ihm keine andere Regierungsart, als die durch ein geheimes Conſeil, erlaubt. In Frankreich aber führte Ludwig der Funfzehnte, welcher weit willkürlicher regierte, als ſein Urgroßvater, die Gewohnheit ein, daß er mit jedem Miniſter insbeſondere conferirte.

Es iſt möglich, daß ein Fürſt, welcher die Kunſt mit Menſchen umzugehen verſteht, wenn er mit jedem ſeiner Miniſter einzeln conferirt, ihm alles beſſer abfrage, was er von ihm zu wiſſen verlangt, und daß er auch die Talente und Einſichten desſelben beſſer benutze, als wenn er ihn bloß im verſammelten Rathe vortragen hört. Friedrich der Zweyte verſtand zum Theil dieſe Kunſt: er ermunterte den Schüchternen, und er hielt den Vorlauten und von ſich Eingenommenen in Schranken. Hingegen ſchreckt die Erhabenheit des Monarchen auch oft den Miniſter in einem tête à tête mehr zurück, und läßt ihm weniger Freyheit, ſeine wahre Meinung zu ſagen und ſeine Gründe vollſtändig zu entwickeln, als wohl in einem verſammelten Rathe geſchehen ſeyn würde; ſo wie von der andern Seite, ein intriganter, oder kraftvoller Mann hier mehr Gelegenheit findet, einen ungebührlichen Einfluß auf den Monarchen zu bekommen, und ſelbſt die übrigen Departements ins geheim zu beherrſchen.

Daher iſt dieſe Abſonderung der Miniſter von einander in ihren Conferenzen mit dem Fürſten der Favoriten-Regierung günſtig. Denn da der Monarch alsdann einſeitig entſcheidet, ohne viele Gründe anzuhören oder anzugeben: ſo können es eben ſo gut die ihm heimlich beygebrachten Ideen eines Günſtlings, als ſeine eignen ſeyn, welche er auf dieſe Weiſe wider den Willen der Miniſter durchſetzt. Bey einer ausführlichen und gemeinſchaftlichen Berathſchlagung, wird man eher gewahr, was in den Meinungen und Entſchlüſſen eines Monarchen Werk einer Cabale oder eines Privat-Intereſſe iſt, und was aus ſeinem eigenen Geiſte und Herzen kommt.

Die ſchlimmſte Folge dieſer Regierungsart iſt, daß dadurch die Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Departementern geſtört, und die Einheit der Regierung aufgehoben wird. Jeder Miniſter nähmlich ſucht den Monarchen für ſeine Provinz, oder für ſein Fach einzunehmen, und dieſem mehr von der Freygebigkeit deſſelben zuzuwenden, als billig nach der Proportion der geſammten Bedürfniſſe des

Staates geſchehen ſollte. Dieß thut, der Miniſter, theils bloß um ſeine Herrſchaft zu erweitern, theils um hinwiederum durch größere, aus ſeinem Departement dem Monarchen gebrachte, Einkünfte ſich bey dieſem beliebt zu machen. Im gemeinſchaftlichen Rathe widerſteht ein Miniſter den Eingriffen des Andern; bey abgeſonderten Conferenzen kann er ſich ihnen oft erſt dann widerſetzen, wenn die Sache wirklich ſchon in der Ausführung, oder der Monarch gewonnen iſt.

Es gehört alſo ein Fürſt dazu, welcher ſelbſt alle Zweige der Regierung und ihr Verhältniß gegen einander überſieht; und die Einheit der Regierung muß in dem Geiſte des Regenten ſelbſt liegen, wenn aus dieſen zerſtückelten Berathſchlagungen nicht Widerſprüche und Unordnung entſtehen ſollen. Der Monarch arbeitet alsdann in der einen Conferenz demjenigen ſelbſt entgegen, was er in der andern beſchloſſen hat.

Niemand trieb dieſes Skandal weiter, als Ludwig der Funfzehnte. Er wirkte nicht nur oft gefliſſentlich durch einen Favoritminiſter demjenigen entgegen, was er, dem Scheine nach, mit den Uebrigen beſchloſſen hatte; ſondern er hielt ſich auch noch, außer den Miniſtern und Geſandten, beſondere Privatagenten, welche mit ihm allein correſpondirten, und denen er oft auftrug, durch Intriguen das Entgegengeſetzte von dem zu bewirken, was den Geſandten aufgetragen worden war.

Die dritte Art des Verkehrs zwiſchen Fürſten und Miniſtern, vermittelſt eines Cabinets, hat mit der zweyten Regierungsart das gemein, daß auch hier der Fürſt nur mit einzelnen Miniſtern conferirt, — von jedem insbeſondere die Vorträge erhält, und ſo auch jeder ſeinen Beſcheid gibt. — Sie hat aber das Eigenthümliche: einmahl, daß dieſe Conferenz ſchriftlich geſchieht; zum andern, daß, zwiſchen dem Fürſten und dem Miniſter, noch eine Mittelsperſon iſt, nähmlich der Cabinetsrath, welcher aus dem Schreiben des Miniſters berichtet und die Antwort an ihn aufſetzt.

Hieraus entſtehen mehrere, theils gute, theils nachtheilige Folgen.

Durch ſchriftliche Behandlung werden die Geſchäfte am kürzeſten und genaueſten abgethan. Der Miniſter drängt in ſeinem Schreiben an den Fürſten in wenige Worte zuſammen, was er in der Conferenz vielleicht weitläufiger ausgedrückt hätte. Und dieſer kann oft ſeine Entſcheidung durch zwey Worte den Cabinetsrathe angeben

Es fallen aber zugleich alle Vortheile hinweg, welche mit einer mündlichen Unterredung verbunden ſind. Weder Einwendungen noch Widerlegungen ſind auf der Stelle möglich: und ein Mißverſtändniß oder eine unvollkommene Belehrung kann nur mit der Zeit gehoben oder ergänzt werden. Daher wird die Regierung leicht noch despotiſcher, als bey abgeſonderten, aber mündlichen Conferenzen. Der Widerſtand, welchen zuweilen der Miniſter dem Willen des Monarchen durch ſeine dagegen angeführten einleuchtenden Gründe thun kann, fällt hinweg, wo die ganze Conferenz ſich darauf einſchränkt, daß der Miniſter berichtet und der Monarch entſcheidet.

Die ſchlimmſte Folge aber iſt, daß aus dem Cabinet leicht noch ein zweytes weniger angeſehenes aber mächtigeres Miniſterium wird. Die Cabinetsräthe ſollen nähmlich im Grunde nur Secretarien ſeyn. Da ſie aber täglich dem Fürſten ſehen und ſprechen; da ſie gewöhnlicher Weiſe die Vorträge aus den Berichten der Miniſter machen, und die Antworten an dieſelben aufſetzen: ſo bekommen ſie natürlicher Weiſe auf den Fürſten ſowohl, als auf die Geſchäfte, den größten Einfluß.

Dieſer Einfluß iſt entweder geheim, oder offenbar und anerkannt: das erſte, wenn der Cabinetsrath dem Fürſten ſeine Ideen unterſchiebt, indem dieſer glaubt ſeinen eignen Einſichten zu folgen; das andere, wenn der Fürſt ſich wirklich mit ihm berathſchlagt oder ſein Gutachten fordert.

Der Einfluß der erſten Art iſt immer gefährlich: weil auf dieſe Weiſe auch der abweſende Favorit den Fürſten beherrſchen kann; oder Beſtechung und Cabale der intereſſirten Parteyen Einfluß auf die Geſchäfte bekommen. Im andern Falle kann die Regierung gerecht und regelmäßig ſeyn. Aber die Triebfedern derſelben werden vervielfältiger. Das Cabinet iſt natürlicher Weiſe ein Gegenſtand der Eiferſucht des Miniſteriums. Beyde arbeiten einander oft entgegen. Das Cabinet hat das Ohr des Fürſten. Das Miniſterium hat das Anſehen bey Auswärtigen. Jenes kennt beſſer die Verhältniſſe des Innern und läßt ſich oft in die Intriguen des Hofes ein. Dieſes kennt beſſer die Angelegenheiten im Großen und hat durch ſein Anſehn mehr Mittel in den Händen das wahre Staatsbeſte zu befördern.

In dieſer Lage der Sachen kann nur ein kraftvoller Fürſt, und ſelbſt ein despotiſch entſcheidender Einigkeit und Uibereinſtimmung in den Gang der Geſchäfte bringen.

Noch unſchädlicher aber iſt das Cabinet, wenn es wirklich in ſeinen Schranken bleibt.

Es ſind überhaupt zwey Regeln, welche ziemlich allgemein, obgleich nicht ohne Ausnahme, in der Erfahrung wahr befunden werden.

Einmahl: jeder geheime Einfluß auf einen Fürſten iſt gefährlich. Jeder Umgang, welcher gar nicht auf Geſchäfte abzweckt, noch weniger den Fürſten zu einem gewiſſen Vorſatze zu beſtimmen ſcheint, und ihn doch wirklich dazu beſtimmt, hat mehr böſe als gute Folgen. Anſtatt eines Menſchen, der heimlich das allgemeine Beſte ſucht, gibt es hundert, die heimlich ihr Privatintereſſe durchzuſetzen ſuchen.

Zweytens. Wenn ein Fürſt nicht ſelbſt allein regiert, ſo iſt es beſſer, daß er die Rathſchläge ſolcher Perſonen befolge, welche nach ihrem Range und Anſehen dazu berechtiget zu ſeyn ſcheinen, ihm zu rathen, als ſolcher, denen ſubalterne Aemter einen ganz andern Beruf anweiſen. Es iſt beſſer, daß er ſeinen Miniſtern, als daß er ſeinen Geheimſchreibern folgt.

Jene ſind den Augen der Welt mehr ausgeſetzt, und werden durch das Urtheil der Welt im Zaume gehalten. Dieſe arbeiten im Verborgnen, und haben weniger die Schande zu fürchten.

Uiberdieß da Ehrgeiz und Eigennutz die gemeinſten Triebfedern der Menſchen ſind, ſo wirkt gemeiniglich bey Perſonen, welche Macht in Händen haben, und doch keiner großen Ehre, noch eines ausgezeichneten Anſehens im Staate genießen, die Habſucht weit ſtärker. Man kann alſo weit eher den erſten Staatsbeamten zutrauen, daß ſie unbeſtochen und uneigennützig ihr Amt verwalten, weil ſie durch das hohe Anſehen deſſelben ſchon hinlänglich belohnt werden. Diejenigen aber, welche hinter den Culiſſen des großen Welttheaters ſtehen, und von da aus Fürſten und Land regieren, ſuchen ſich oft für ihre Dunkelheit durch ihre Bereicherung ſchadlos zu halten.

b) Umgang des Fürſten mit ſeinen Unterbeamten und andern Unterthanen.

In Zeiten des Friedens, und wenn der Fürſt an ſeinem Hofe lebt, hat er ſelten Gelegenheit, in einen ſolchen Umgang zu kommen.

Es iſt aber doch ein großer Verluſt für ihn, und ein Hinderniß in der Verwaltung des Regentenamts, wenn er, außer den Großen, keine andere Volksclaſſe kennet.

Nirgends kann er vielleicht dieſe Kenntniß beſſer erlangen, als bey der Armee, im Lager und auf Feldzügen: beſonders, wenn er ſelbſt ſein Heer anführt.

In dieſer Rückſicht iſt zuweilen der Krieg einem Lande nützlich geweſen, daß er deſſen Regenten der Nation näher gebracht hat.

Auch die bloße Beſchäftigung mit dem Militär, in Friedenszeiten, reißt doch den Fürſten aus dem Umgange der Hofleute und bringt ihn unter das Volk.

Daher ſind auch, nach der Geſchichte, die militäriſchen, und beſonders die an Kriegen perſönlich theilnehmenden Fürſten im Durchſchnitte die weiſern und beſſern geweſen: beſonders, wenn ſie ſich zeitig genug zurückzogen, um ihre Erfahrungen in der Regierung ihres Landes zu nutzen.

Dieſer Umgang des Fürſten mit dem Subaltern-Offizier und mit dem gemeinen Unterthan, iſt

iſt bey der Armee und im Kriege freylich faſt bloß deſpotiſch. Er ertheilt ihnen ſeine Befehle, oder er fordert ihnen Bericht ab. Hieraus ſcheint keine große Bekanntſchaft zwiſchen beyden Parteyen zu entſtehen.

Doch bey der Menge abwechſelnder und wiederkommender Fälle kann es dem Fürſten nicht an Gelegenheit fehlen, auch über die perſönlichen Unterſchiede der Stände und einzelnen Menſchen Beobachtungen zu machen.

Auch gibt der dreiſtere militäriſche Ton dem Unterbefehlshaber und ſelbſt dem gemeinen Soldaten eine Gelegenheit, ſich ſeinem Oberherren in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Das Volk in Maſſe aber, oder nach ganzen Claſſen, obwohl nur einſeitig, dem Fürſten bekannt zu machen: dazu iſt das Lager und der Krieg vielleicht allein geſchickt, weil er hier nur große Verſammlungen gemeiner Leute bey einander ſehen kann.

Außer dem Kriegsweſen iſt es nur die vorſätzliche Aufſuchung der Bekanntſchaft mit den Unterbeamten, und die öftere Bereiſung der Provinzen, welche einen Monarchen in einigen Geſchäfts-Umgang mit den Niedern bringen kann.

Dieſes Herumreiſen aber, ſo wie der ganze, dadurch erleichterte Verkehr zwiſchen dem Landesherren und den Unterbeamten und dem Volke, hat, wie alles, ſeine zwey Seiten.

Von der einen Seite, gibt es dem Monarchen nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß der Länder und Menſchen.

Er hält ſich nirgends lange genug auf, um genaue Kundſchaft einzuziehen. Er ſiehet dieſe Perſonen aus den mittlern und niedern Ständen und Poſten nur wenige Minuten, höchſtens Stunden.

Entweder ſind ſie ſchon auf ſeine Ankunft vorbereitet, und antworten ihm, was man ihnen vorgeſchrieben hat. Oder ſie ſind es nicht, — ſind aber dafür unwiſſend und berichten ihn ſchlecht.

Uiberdieß arten dieſe Erkundigungen des Fürſten bey den Geringern über den Zuſtand des Landes, und die Berichte, welche dieſe freywillig ertheilen, leicht in eine Art von Spionerie und Angeberey aus, welche dem Landesherren nicht anſtändig, und ſelten zur richtigen Beurtheilung des Verfahrens ſeiner Miniſter nützlich iſt.

Der ſchlaue Unterbeamte ergreift oft dieſe Gelegenheit, ſeinem Vorgeſetzten, von dem er beleidiget iſt, zu ſchaden: und der Einfältige ſchadet ihm oft ohne es zu wiſſen.

Von der andern Seite aber muß man in keiner Sache mehr begehren, als bey ihr möglich iſt. Ein Monarch großer Länder kann nicht mit eignen Augen alles gründlich ſehen: aber deßwegen iſt es doch nicht unnütz, daß er allenthalben ſeine Augen hinrichte.

Auch eine mangelhafte Kenntniß ſeiner Länder und ſeiner Nation, wenn ſie vom Fürſten durch ſeine eigne Beobachtung erlangt wird, iſt ihm doch nützlicher, als diejenige, welche er aus bloſſen Rapports erhält.

Sind die Provinzen abſtechend verſchieden, ſo erleichtert der Contraſt die Beobachtung.

Wiederhohlte Reiſen ergänzen auch nach und nach Anfangs ſehr unvollſtändige Kenntniſſe.

Selbſt der bloße Schein des Selbſtunterſuchens, die von dem Monarchen herrſchend werdende Meinung, daß er von den Unterbeamten und dem gemeinen Manne Unterricht zu ſchöpfen wiſſe, iſt von einem guten Einfluſſe auf die Miniſter.

Die ſchädlichſte Art des Verkehrs zwiſchen dem Fürſten und den gemeinern Ständen iſt vielleicht die durch eingereichte Bittſchriften und darauf gegebene Beſcheide.

Die wenigſten von denen, welche ſich unmittelbar an den Landesherrn, mit Uibergehung ihrer Inſtanz, wenden, haben eine gerechte Sache.

Doch gibt es auch Ausnahmen: und es gehört ein Maß nicht gemeiner Klugheit bey einem Fürſten dazu, die Fälle, wo er gerade zu die Bittenden abweiſen muß, und die, wo er neue Unterſuchungen zu veranſtalten hat, zu unterſcheiden.

Die von Friedrich Wilhelm dem Dritten darüber gegebene Cabinetsorder enthält alle Grundſätze eines weiſen Regentenverfahrens in dieſem Stücke.

2. Umgang der Miniſter, veranlaßt durch ihre Geſchäfte.

Die Miniſter ſind in ſofern dem Souverain ähnlich, als jeder die Direction eines groſen Departements unabhängig hat: und ſie ſind andern Räthen in den Regierungscollegien ähnlich, in ſofern ſie collegialiſch mit ihren Nebenminiſtern arbeiten, oder ſelbſt nur Präſidenten der erſten Collegien ſind. Der Umgang derſelben hat alſo nicht ſo viel Eigenthümliches, um nicht, dem Weſentlichen nach, unter die vorhergehenden und die folgende Rubrik gebracht zu werden. Einige zerſtreute Anmerkungen werden hinlänglich ſeyn, das Fehlende zu ergänzen.

a) Der wichtigſte Umgang des Miniſters iſt mit ſeinem Fürſten ſelbſt. Es iſt derſelbe nicht leicht, wenn er ganz zweckmäßig ſeyn ſoll.

Es gehört dazu nicht nur die Kunſt des mündlichen und ſchriftlichen Vortrags, der Kürze und Präciſion, ſondern es gehört auch eine gewiſſe Geſchmeidigkeit dazu, ſelbſt da, wo man Recht hat, dem Höhern nachzugeben, um das Wichtigere bey ihm durchzuſetzen.

Geradheit und Offenherzigkeit, mit Feinheit und Beredtſamkeit verbunden, macht hier die Vollkommenheit aus.

Eine weitläuftige Belehrung ſchreckt gemeiniglich den Monarchen ab; und eine ungefällige macht ihn abgeneigt.

Viele Regenten gingen mit großer Arbeitsliebe an die Regierung. Aber ungeſchickte Miniſter, welche ihnen die Arbeit durch ihre Vorträge erſchwerten, benahmen ihnen endlich allen Geſchmack am Selbſtregieren.

Aber umgekehrt muß ein Miniſter auch nicht ohne den Vorſatz zum Fürſten gehen, ſich von dieſem belehren und in ſeinen Meinungen umſtimmen zu laſſen.

Der Fürſt, wenn er auch weniger Einſichten und Talente hat, als der Miniſter, ſteht doch auf der oberſten Spitze des Staats, ſieht doch in der That weiter, als dieſer, und alles mehr im Zuſammenhange.

Noch weit mehr iſt dieß der Fall, wenn der Fürſt eigne Geiſteskräfte beſitzt. Dann iſt ſicher jede Conferenz mit dem Souverain eine politiſche Lection auch für den erſten Staatsbeamten.

Nur der Stolz kann dieß verkennen und der Eigenſinn kann ſich weigern, dieſen Unterricht anzunehmen.

b) Dann folgt zunächſt der Umgang des Miniſters mit ſeinen Collegen.

Er findet auch wieder in dem verſammelten Rathe oder in einzelnen Conferenzen Statt. Hier finden ſich alſo die nähmlichen Unterſchiede wieder, welche ich oben ſchon zwiſchen dieſen beyden Arten der Berathſchlagungen gefunden habe.

Nur da zwiſchen den Miniſtern eine mehr vertrauliche Verbindung Statt finden kann, als zwiſchen ihnen und dem Fürſten wohl möglich iſt; ſo können auch hier Privatconferenzen nützlicher werden, wenn ſie mit ehrlichem guten Herzen geſchehen, und beyde Theile wahre Einſichten dazu bringen.

Noch mehr ſind ſolche Vorarbeiten einzelner oder weniger Miniſter mit einander nöthig, um dann im verſammelten Rathe gründlicher über die Angelegenheiten ſprechen zu können, wenn dieſer Rath ſehr zahlreich iſt; am meiſten ſind ſie es, wenn die Miniſter, wie in Freyſtaaten, mit einer Volksverſammlung zu thun haben.

Hierbey iſt nun der Unterſchied zwiſchen einer Cabale und zwiſchen einer freundſchaftlichen und den Geſchäften nützlichen Verabredung, dem Scheine nach, nur ſehr geringe; und eins artet oft in das andre aus. Alles kommt auf den Charakter und den Geiſt der Perſonen an.

Ich habe ſchon oben geſagt, was zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung gehört. Je gleicher die Perſonen am Range, und je ungleicher ſie an Fähigkeiten ſind: deſto ſchwerer iſt ſie. Es iſt daher ſelten, daß unter den Miniſtern eines großen Reichs eine wahre collegialiſche Verhandlung der Geſchäfte Statt findet.

e) Umgang der Miniſter mit den Regierungs-Collegien, welchen ſie vorſtehen.

Wenn der Miniſter den Sitzungen des Collegiums nicht beywohnt, ſondern nur an ihn, in Fällen, die von ſeiner Entſcheidung abhangen, berichtet wird: ſo iſt zwiſchen ihm und dem Collegium ungefähr daſſelbe Verhältniß, welches ſich zwiſchen dem Cabinet des Fürſten und den Miniſtern findet. Der Zuſammenhang zwiſchen dem Miniſter und ſeinen Räthen iſt dann am beſten, wenn erſtlich die Departements und die Gerichtsbarkeit des Miniſters und Collegiums wohl abgetheilt ſind; wenn der Miniſter nicht despotiſch wider die Meinung des Collegiums verfügt, und doch hinlänglichen Einfluß auf daſſelbe, und Anſehen genug beſitzt, um es in Ordnung zu halten; wenn er endlich die einzelnen Räthe nach ihren Fähigkeiten kennen lernt und jeden zu dem braucht, wozu er geſchickt iſt.

Das vornehmſte Talent, welches ein ſolcher Miniſter vorzüglich bedarf und übt, iſt: daß er in den Vorträgen der Räthe ſchnell den Hauptpunct einſehe, auf welchen die Entſcheidung ankommt, — auch den Sinn des Vortragenden, bey einem nur unvollkommnen Ausdrucke, zu errathen wiſſe; und daß er dann in ſeinen darauf gegebnen Beſcheiden kurz, deutlich und beſtimmt ſey. Je heller ſein eigner Kopf iſt, deſto leichter wird er die Dunkelheit in den Köpfen ſeiner Räthe zerſtreuen; und deſto angenehmer wird er es den fähigen und lichtvollen Köpfen machen, unter ihm zu arbeiten. Und dieß beydes iſt ſein eigentlicher Beruf.

Nächſt dieſem hat er vorzüglich die Gabe nöthig, mitten unter der Zerſtreuung attent zu ſeyn. Nicht allein die Geſchäfte, ſondern auch die Nebenſachen durchkreutzen ſich bey einem Miniſter unaufhörlich. Die Vorträge werden bald durch Beſuche, bald durch dringendere Angelegenheiten unterbrochen. Alle dieſe Nebenideen muß er ſchnell in ſeinem Kopfe vorübergehen laſſen, und doch im Zuſammenhange jener Arbeit mit ſeinen Räthen bleiben. Nach einem langen Zwiſchenraume wird ein altes Geſchäft ihm wieder vorgebracht, und er muß ſich wieder zurückerinnern — lauter Uibungen der Geduld, der Stetigkeit, der Urtheilskraft.

d) Umgang der Miniſter in ihren Büreaux, mit ihren Subalternen und Secretären.

Es iſt dann in ſeiner Art vollkommen, wenn der Miniſter, ohne Stolz oder Härte zu beweiſen, die unter ihm Arbeitenden doch zu ihrer Pflicht anzuhalten, und in gehörige Thätigkeit zu ſetzen weiß; wenn er die Fähigern unter ihnen nicht bloß als Maſchinen braucht, denen er ſeine Gedanken dictirt, ſondern einem jeden darunter ſo viel Antheil an den Geſchäften erlaubt, als ihren Talenten und Kenntniſſen angemeſſen iſt; wenn er endlich diejenigen, die zu etwas beſſern gemacht ſind, ſelbſt dazu vorbereitet, anſtatt ſie bloß ſeiner Bequemlichkeit wegen zurückzuhalten.

So wie ganz gewöhnliche Secretäre nie gute Räthe werden, (wie dann auch in Rom aus der Zunft der scribae niemahls einer zu höhern Aemtern befördert wurde,) ſo werden vortreffliche Secretäre gewiß ſehr gute Räthe.

---

e) Umgang der Miniſter mit Clienten.

Kein Umgang kann einem Miniſter, welcher einen mit viel Gewalt begleiteten Poſten hat, ſchädlicher werden, als dieſen. Die Perſonen, welche ſeine Gunſt ſuchen, kriechen gemeiniglich vor ihm, und es wird ihm von ihnen grob geſchmeichelt. Dadurch gewöhnt er ſich an dieſe Unterwürfigkeit; er lernt wohl gar die Menſchen verachten. Er von ſeiner Seite ſucht nur ihrer los zu werden. Er ſpeiſt ſie mit leeren Worten ab, er täuſcht ſie mit Verſprechungen, die er nicht zu halten gedenkt. Die Nothwendigkeit bringt ihn hier zur Falſchheit.

Er übt aber dieſelbe dann auch da, wo die Nothwendigkeit nicht vorhanden iſt. Nichts iſt ein größeres Hinderniß der Redlichkeit und Menſchenliebe, als wenn man von unverſchämten und verdienſtloſen Bettlern umgeben iſt: beſonders wenn unter denſelben Leute ſind, die, ihres Standes oder andrer Verhältniſſe wegen, eine äußere Achtung verdienen.

3.) Geſchäfts Umgang derjenigen Perſonen, welche Mitglieder von Landes-Collegien ſind.

Dieſer Umgang iſt zwiefach: entweder mit ihren Collegen und im Collegium; oder mit den Parteyen, worunter hier überhaupt diejenigen Perſonen verſtanden werden, auf welche ſich die verhandelten Geſchäfte beziehn, und die bey denſelben intereſſirt ſind.

Die Regierungs-Collegien ſelbſt theile ich in zwey Hauptarten, — ob es gleich noch viele untergeordnete Zweige gibt: in Verwaltungs-Collegia und in gerichtliche.

In beyden iſt die Art des Geſchäfts-Umgangs der Mitglieder theils einerley, theils verſchieden. Ich werde dieſer Unterſchiede, da ſie nicht zahlreich genug ſind, gelegentlich erwähnen.

a) Umgang der Rathsglieder unter ſich, und im verſammelten Rathe.

Jede Arbeit, die ein Menſch in Geſellſchaft und vor den Augen andrer Menſchen verrichtet, (wofern er anders derſelben gewachſen iſt,) jede, wobey er Zeugen ſeines Wohlverhaltens und ſeiner Geſchicklichkeit hat, wo er auf der Stelle durch den Beyfall competenter Richter belohnt, oder durch ihr Urtheil zurecht gewieſen wird, jede ſolche Arbeit iſt angenehmer und ermunternder.

Es iſt beynahe keine Arbeit, die ſo viel geduldiges Ausdauern und ein ſo lebhaftes Intereſſe an der Sache ſelbſt fordert, als die Schriftſtellerey. Keine iſt ſo einſam, bey keiner muß der Menſch ſo lange ſich mit ſeinem eignen Urtheile begnügen, mit dem Bewußtſeyn ſeines Fleißes und der Wahrnehmung ſeiner vergrößerten Einſichten beruhigen. Der Prediger, der Lehrer in Kirchen und Schulen, jeder öffentliche Beamte ſieht die Ernte ſeines Anbauens weit zeitiger reifen.

Unter denen aber, welche unmittelbar für ein ſichtbares Publikum oder für Individua arbeiten, haben diejenigen noch einen größern Genuß, welche zugleich mit Collegen und Obern, mit Männern ihres Fachs, gemeinſchaftlich arbeiten.

Vielleicht täuſcht mich die Einbildung in Vergrößerung derjenigen Vortheile, deren ich entbehrt habe: aber mich dünkt, es ſey nicht leicht eine angenehmere Lage, als die eines Mitglieds eines wohl beſetzten und wohl eingerichteten Juſtiz- oder Adminiſtrations-Collegiums. Wenn ſein Beruf ihn des Morgens weckt, ſo iſt es, um ihn in eine Verſammlung würdiger, verſtändiger, mit ihm auf gleiche Weiſe gebildeter und in denſelben Geſchäften geübter Männer zu führen. Mit dieſen geräth er, wenn er irgend eine Ader geſelliger Tugenden hat, durch das tägliche Zuſammenkommen, durch die von ihren Geſchäften unzertrennliche gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken, durch den Antheil, den er an ihren Arbeiten nimmt, und ſie an den ſeinigen nehmen, in eine genaue Bekanntſchaft, aus der mit einigen ihm mehr ähnlichen Individuen nothwendig Freundſchaft, und mit allen ein leichter Umgang entſteht. (Denn niemand imponirt, den man täglich handeln ſieht oder ſprechen hört, wenn man nicht ſehr tief an Rang oder perſönlichen Eigenſchaften unter ihm ſteht.) In dieſer ihm ſo wohl bekannten, und doch von ihm geachteten Geſellſchaft erſcheint er, um entweder ſelbſt Vorträge zu thun, und die, zu gemeinſchaftlicher Berathſchlagung, oder endlicher Entſcheidung von ihm vorbereiteten, Gegenſtände der Geſellſchaft vorzulegen; oder um die Vorträge der andern anzuhören, zu beurtheilen und durch ſeine Stimme zu bekräftigen, oder durch ſeine Gründe zu widerlegen. Welche angenehme Belohnung ſeines Fleißes und ſeiner Arbeiten erhält nicht der vorzügliche Geſchäftsmann, wenn er hier gewahr wird, daß die Auseinanderſetzung, welche er einer verwickelten Sache gegeben hat, allen einleuchtend und deutlich wird, daß die Gründe, welche ihn für ſeine Meinung beſtimmt haben, alle überzeugen. Die Pflichten eines wichtigen Amtes werden gewiß dadurch ſehr erleichtert und angenehmer gemacht, wenn ihre Erfüllung unter den Augen und mit der Beyſtimmung ſo kompetenter Richter geſchieht. Von der andern Seite iſt es für den beſcheidnen und nach Vollkommenheit begierigen Mann gewiß eine Freude, ſeine Ideen zuweilen durch die Bemerkungen ſeiner Collegen aufgehellt, und ſeine Irrthümer berichtigt zu ſehn. Was ſeine Eigenliebe ihm nicht erlaubt hätte, einem einzelnen noch ſo wohl gerüſteten Gegner nachzugeben, darin wird er ſich doch ſcheuen, gegen die Meinung eines einſtimmigen Collegiums zu beharren.

Doch um dieſe Vortheile zu erhalten, muß Geſetz und Gewohnheit, und eine gute Wahl der Glieder, die Ordnung in den collegialiſchen Geſchäften feſthalten, und die Führung derſelben beleben. Je gleicher an Fähigkeit und Wiſſenſchaft und Eifer für ihr Geſchäft ſie ſind: deſto genauer vereinigen ſie ſich. deſto mehr bilden ſie ſich wechſelsweiſe. Es muß Geſetz und Sitte ſeyn, daß auf die Vorträge des jedesmahl redenden von allen gehörige Aufmerkſamkeit gewandt wird. Jeder muß in der Sorgfalt ſeiner Ausarbeitungen die Achtung beweiſen, welche er für das Auditorium hat, dem er dieſelben vorlegen ſoll. — Mit mehr Ordnung, Ruhe und Sicherheit genießt ein vortragendes Glied eines Collegiums, was die Rednerbühne in einer Volksverſammlung ſo anziehendes hat, das Vergnügen auf andre gegenwärtige zu wirken, indem man zugleich für das größere Publikum arbeitet.

Es iſt ſicher, daß durch dieſe collegialiſche Betreibung der Geſchäfte, wenn ſie rechter Art iſt, Fähigkeiten und Tugenden geübt werden, die in dem gewöhnlichen freundſchaftlichen Umgange keine ſo ausgezeichnete Anwendung finden. Nacheiferung, ohne Neid, Beweiſe gegenſeitiger Achtung ohne Schmeicheley, Freymüthigkeit in Behauptung ſeiner Meinung und in Widerlegung der bey andern entdeckten Irrthümer, ohne Hartnäckigkeit und Rechthaberey, — das ſind die Charakterzüge eines recht würdigen Raths in einem Landescollegium, und es ſind Eigenſchaften, die ſich ſchwerlich anderswo ſo gut üben und ſo leicht erlangen laſſen. — Ein Menſch, der immer in Geſellſchaft lebt, kann zerſtreut bleiben. Geſellſchaftlich wichtige Geſchäfte zu treiben, dazu muß man nothwendig aufmerkſam zu ſeyn lernen: man muß eine, Geiſtesgegenwart haben, welche die Sache ſchnell faſſe und auf der Stelle eine Entſcheidung bereit habe. Da man gleich gewahr wird, wenn man mißverſtanden oder gar nicht verſtanden wird, ſo ſtrengt man ſich mehr an, deutlich zu ſeyn. Alles was die einſame Cabinetsarbeit und was der Umgang bildendes für den Verſtand, und einladendes zur Aufbiethung aller ſeiner Kräfte hat, das ſcheint die collegialiſche Betreibung der Geſchäfte zu vereinigen.

Zwiſchen den Adminiſtrations- oder ſogenannten Cammercollegien und zwiſchen den Juſtizcollegien habe ich folgende Unterſchiede beobachtet, die ich deſſen ungeachtet nicht für allgemein ausgebe, und von denen ich ſelbſt einſehe, wie ſehr der Geiſt und Charakter des Präſidenten ſowohl als der Mitglieder beyder Arten von Landesſtellen ſie abändern können.

Bey der Verwaltung der Finanzen, welche zur Adminiſtration gehören, kommen ſo viel Kleinigkeiten zu entſcheiden vor, ſo viele Sachen, bey welchen bloß Routine, Kenntniß der einmahl eingeführten Principien und Kenntniß des Locals hinlänglich iſt, um dieſe Entſcheidung zu geben, daß viele der zu machenden Vorträge entweder ſo unerheblich ſind, oder ſo wenig Debatten brauchen, daß eben dadurch die Aufmerkſamkeit der anweſenden Räthe abgelenkt, und der Eifer der Vortragenden geſchwächt wird. Die Juſtizſachen mögen im Ganzen noch trockner ſeyn; aber die Auseinanderſetzung eines verwickelten Factums und die Abwägung von Gründen und Gegengründen hat für denkende Männer immer etwas Anziehendes. Daher werden die Gerichtshöfe gewöhnlicher Weiſe nicht nur regelmäßiger beſucht, ſondern es herrſcht auch darin mehr Aufmerkſamkeit und wechſelſeitige Theilnehmung an dem, von jedem einzelnen Rath oder Referenten vorgetragnen, Geſchäfte. Mit einem Worte: die eigentliche collegialiſche Behandlung iſt bey Juſtizangelegenheiten, welche ſich auf allgemeine Principien des Rechts und Unrechts beziehen, weit eher möglich, und alſo auch weit gewöhnlicher, als bey Finanz- und Adminiſtrationsſachen, wo faſt alles auf individuelle Kenntniſſe von Oertern, Perſonen, Produkten ꝛc. ankommt, welche nie dem ganzen Collegium gemeinſchaftlich ſeyn können, und wo alſo auch alles nach den Berichten und Vorſchlägen des einzelnen Rathes, welchem die Sache aufgetragen iſt, unter Approbation des Chefs oder Miniſters entſchieden werden muß.

Von der andern Seite kommen in den Verwaltungs-Collegien, von Zeit zu Zeit, Angelegenheiten, Vorträge und Berathſchlagungen vor, welche die bey den Juſtiz-Collegien an Intereſſe weit übertreffen. Wenn nähmlich neue Einrichtungen zu machen, Manufacturen zu errichten, beſſere Polizey-Geſetze zu entwerfen ſind, ſo gehört dieß alles zur Adminiſtration, da der Richter hingegen nichts thut, als daß er die ſchon beſtehenden Geſetze auf die Facta anwendet.

Der Finanzrath hat alſo zwar ſeltener Gelegenheit, ſeine Talente und Kenntniſſe, als Sprecher oder Zuhörer, im Collegium zu üben: aber dann ſind es auch größere Talente, und ausgebreitetere Kenntniſſe, welche er übt und erwirbt.

Eben darum finden die ausgezeichneten Köpfe und junge Männer von vorzüglichen Gaben, bey den Verwaltungs-Collegien, mehr ihre Rechnung und arbeiten hier lieber, als in Gerichtshöfen. Hingegen ſind in den letztern Leute von geſundem Verſtande, aber ohne eigne Kraft des Selbſtdenkens, mehr an ihrem rechten Orte, und erhalten hier die ihnen angemeſſene Ausbildung.

b) Umgang der Richter mit den Parteyen.

In allen alten Prozeß-Ordnungen, bis auf die neueſte, in den Preußiſchen Staaten eingeführte, war, in dem Gerichtshofe und in der Verhandlung des Rechts-Handels ſelbſt, zwiſchen dem Richter und den Parteyen gar kein Verkehr: nur die Advokaten hatten mit den Parteyen zu thun; dem Richter wurden dann die aus den Debatten der Advokaten erwachſenden Acten des Streits vorgelegt, und er war nur dazu beſtimmt, nach Maßgabe der Beweiſe über Recht und Unrecht zu entſcheiden.

Nach der neuen Einrichtung iſt den Richtern ſelbſt, d. h. den Räthen der Gerichts-Collegien aufgetragen, an der Inſtruction des Prozeſſes Theil zu nehmen, die Parteyen ſelbſt zu verhören, die Beweiſe ihnen abzufragen u. ſ. w.

Dieß eben hat anfangs die ſtärkſte Einwendung gegen die neue Prozeßordnung, und die größte Schwierigkeit bey ihr ausgemacht, daß dieſe ungewohnte Verrichtung den Richtern zu ſchwer fiel, und überhaupt bey denſelben Talente und Tugenden vorausſetzt, die man nicht bey allen annehmen kann.

In der That gehört eine eigne Geſchicklichkeit, eine gute Beurtheilungskraft, eine Gabe ſich im Ausdrucke herabzulaſſen, und andere mit halben Worten zu verſtehen, endlich viel Geduld und guter Wille bey dem Richter, (oder beſſer, bey dem Rathe des Collegiums,) dazu, wenn er den Parteyen, oft gemeinen, unwiſſenden und hartnäckigen Leuten, ihre Kenntniſſe von den, dem Prozeſſe zum Grunde liegenden Factis ablocken, die Nebenſachen immer richtig von der Hauptſache abſondern, den kürzeſten Weg der Unterſuchung wählen, doch keinen weſentlichen Umſtand auslaſſen, und ſich weder durch die beſtändigen Abſchweifungen der Parteyen irre führen, noch durch ihre Unarten unwillig machen laſſen ſoll.

Doch die Geſchicklichkeit kommt mit der Uibung, und ſelbſt mit der Verpflichtung zu dieſer Uibung. Jeder legt ſich auf das, wovon er weiß, daß es zu ſeinem künftigen Berufe nothwendig iſt. — Und ſo wird dasjenige, was anfangs der Vorwurf und der Tadel gegen die neue Preußiſche Prozeßordnung war, mit der Zeit das Verdienſt derſelben ausmachen, indem ſie den Richter nöthigen wird, ſich ein neues Talent zu erwerben, und in einem weitern Wirkungs-Kreiſe nützlich zu ſeyn.

Aber der außergerichtliche Geſchäfts-Umgang des Richters mit den Parteyen iſt, lange vor der Preußiſchen Prozeßordnung, in mehrern Ländern üblich geweſen: und vielleicht hat nichts zum Verderbniſſe der Rechtspflege in dieſen Ländern mehr beygetragen, als jener Umgang. Ich meine damit die Beſuche, welche während des Laufs des Prozeſſes, die Parteyen bey dem Richter machten: es ſey, um ihm ihre Beweiſe vorzutragen, es ſey, um ihn um die Beſchleunigung des Prozeſſes zu bitten; es ſey endlich, um ihn gerade zu für ſich zu gewinnen, und erregte Hoffnungen und Beſorgniſſe, oder durch baare Bezahlung ſeinen Richterſpruch zu leiten.

In Frankreich war es, wie wir aus vielen Stellen der Luſtſpiele des Moliere, und faſt aus allen Schriften, welche die Sitten der Zeit im vergangnen und gegenwärtigen Jahrhunderte ſchildern, wiſſen, nicht nur allgemein üblich, ſondern gewiſſer Maßen geſetz- und pflichtmäßig, daß die Parteyen dem Richter ihre Aufwartung machten. Es gehörte eben ſo nothwendig zur glücklichen Führung eines Prozeſſes, dieſe Pflicht der Höflichkeit oder Ehrerbiethung nicht zu unterlaſſen, als einen angeſetzten Gerichts-Termin nicht zu verſäumen: und eine Audienz bey den Räthen oder bey dem Präſidenten des Parlaments wurde mit eben der Sorgfalt geſucht, mit welcher man die Deduction ſeiner Rechte vor dem verſammelten Parlamente ſelbſt vortrug.

Auch in Polen war es, unter der alten Verfaſſung allgemeiner Gebrauch, daß der, welcher einen Prozeß hatte, ſeinen Richter fleißig beſuchte um ihn durch alle andere Arten der Bewegungsgründe, welche nicht in Beweiſen des Rechts beſtehn, zu einer günſtigen Sentenz zu ſtimmen. Noch jetzt werden die Preußiſchen Richter häufig durch die Beſuche der Parteyen in ihren Geſchäften geſtört. Es verſteht ſich, daß hier bloß von adlichen Parteyen die Rede ſey: denn Bürger und Bauer kamen, im alten Polen in gar keine Betrachtung; ſie ſtanden entweder unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit eines Adlichen, oder hatten doch zu dem höhern Richter gar keinen Zutritt.

Von welchem ſchädlichen Einfluſſe nun, dieſe von den Richtern den Parteyen gegebnen Audienzen auf die Rechtspflege ſind, und wie ſehr dadurch Parteylichkeit und Beſtechung befördert werden, iſt aus Gründen, und aus der Erfahrung jener beyden Länder, augenſcheinlich. Dieſe Gewohnheit iſt gerade dazu gemacht, um dem Vornehmen vor dem Geringen, dem Reichen vor dem Armen, auch in der Vertheidigung ihres Rechts den Vorzug zu geben.

Zuerſt wurde es z. B. in Frankreich einem Manne von mittlerem Stande und geringem Einfluſſe ſchwer, Zutritt zu einem vornehmen Richter, einem Mitgliede oder Präſidenten der Parlamenter, zu bekommen: da hingegen der Große ihn alle Tage ſah, oder doch, ſo oft er wollte, ſprechen konnte.

Schon die bloße Aufmerkſamkeit und Achtung, welche der Große durch zahlreiche Aufwartungen bewies, ſchmeichelte dem Richter: da ihm hingegen die Beſuche gemeiner Parteyen nur läſtig wurden. Hier erwies er eine Gnade, dort empfing er eine.

Bey dieſen Beſuchen hatte der Vornehme Gelegenheit, bald durch eine ſchöne Frau oder Tochter, bald durch Witz und Artigkeit, bald durch die Vorſtellung ſeiner eignen Wichtigkeit, ſeiner Verbindungen und ſeines Credits bey Hofe, oder bey den Miniſtern, den Richter zu beſtechen: da hingegen ſeine weniger angeſehne, vielleicht weniger am Geiſte gebildete und weniger beredte Gegenparten ohne allen Einfluß auf den Richter blieb, oder einen nachtheiligen Eindruck machte. Auch weiß man aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Parlamenter mehrere Beyſpiele wichtiger Prozeſſe, wo der Stand und die Verbindungen der Parteyen augenſcheinlich Einfluß auf die Entſcheidung der unter ihnen geführten Sache gehabt haben.

Wie weit dieſes Corruptionsſyſtem ehedem auf den Land- und Reichs-Gerichten, in Polen ging und wie alles dort durch Cabalen und perſönliche Rückſichten entſchieden wurde, iſt bekannt genug.

Wenn das alte allegoriſche Bild der Gerechtigkeit mit verbundnen Augen die Pflicht des Richters, auf kein Anſehen der Perſonen zu achten, ziemlich richtig ausdrückt: ſo ſind dieſe letztern Gewohnheiten recht dazu gemacht, ihr die Binde von den Augen zu nehmen, und auf die Schaalen ihrer Wage noch andere Gewichte, als die der Gründe und Beweiſe, zu legen.

Der Richter und Rechtsgelehrte lernt in ſeinen Geſchäften die Menſchen von einer eignen und ſelten von der beſten Seite kennen, und er hat alſo nöthig an ſich ſelbſt zu arbeiten, um nicht nach und nach einen Charakter von Härte und Gleichgiltigkeit gegen die Menſchen anzunehmen, der demjenigen ähnlich iſt, welchen die Aerzte und Wundärzte durch den beſtändigen Anblick von Elend und Krankheit erhalten. Bald findet er in den Parteyen einen Grad von Stupidität, der empört; eine Unfähigkeit die Sache zu faſſen, eine Schiefe der Denkungsart, die immer falſch verſteht, oder recht geſliſſentlich den Geſichtspunct verkehrt; bald findet er einen ſolchen Geiſt der Chicane, eine Hartnäckigkeit, die keine Gründe überwinden, oder eine wirkliche Bosheit, die mit Vorſatz der Wahrheit widerſteht. Vor ihm wird das Innere ſo vieler Familien aufgedeckt, — und die Tünche weggenommen, welche, im geſellſchaftlichen Leben, durch Artigkeit und Sitten über Leidenſchaften und Laſter gezogen wird. Niemand wird ſo ſehr, als er, von der ausgebreiteten Herrſchaft des Eigennutzes und der Gewinnſucht überzeugt.

Der Umgang der Advokaten und der von den Parteyen ſelbſt gewählten Geſchäftsträger mit ihren Parteyen gibt jenen wieder einen andern Charakter. Im Ganzen haben ſie weniger ſtolzen Ernſt, aber mehr Eigennutz; (denn bey ihnen iſt er ungeſtraft, und, wo er nicht übertrieben wird, rechtmäßig, beym Richter iſt er immer eine Art von Beſtechlichkeit). Sie erlangen eine gewiſſe Gewandtheit, aber werden zur Chicane geneigt, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind: nicht bloß aus Gewinnſucht, um das Lucrum der Prozeßarbeiten zu vervielfältigen, ſondern auch, weil ſie ſich zum einſeitigen Nachdenken gewöhnen, und nicht das Ganze zu durchdenken verpflichtet ſind. — Die Advokaten haben an allen Orten mit zu den feinſten, beredtſten Bürgerclaſſen gehört; aus ihrem Orden ſind in Frankreich die meiſten und hitzigſten Redner in den Verſammlungen ausgegangen. Sie ſind die einzigen Gelehrten, die Geſchäfte auf dieſe Weiſe, ohne Amt, als freye Leute treiben. — Im Umgange mit den Collegien, kommt viel auf das Verhältniß an, in welchem ſie mit dem eigentlichen Richterſtande ſtehn. — Nach der alten Prozeßform waren ſie allein thätig, und waren doch nicht nach Proportion ihrer Arbeit und der ihnen nöthigen Geſchicklichkeit geachtet. Dieß gibt immer ein Mißverhältniß, welches den Charakter verſchlimmert. Die Gewinnſucht wird größer, wo der Ehrgeitz nicht auf eine billige Weiſe befriedigt wird. — In unſrer Preußiſchen Juſtitz wird der Advokat durch den Richter beſchränkt, aber auch geehrt, indem er mit ihm gemeinſchaftlich arbeitet.

Allgemeine Bemerkung.

Jeder Beamte, jeder, welcher an den Geſchäften der Verwaltung oder des Richterſtandes Theil nimmt, behält von dem Geiſte und dem Tone, in welchem er die Geſchäfte treibt, und mit welchem er die Menſchen, die ihn umgeben, behandelt, auch im übrigen häuslichen und geſelligen Leben viel bey. Er iſt gebietheriſch und ſtolz, wenn er in ſeiner Amtsverwaltung deſpotiſch und über Partheyen und Subalternen ſehr erhaben iſt, er iſt umſtändlich, ceremonienreich, langweilig, wenn der Gang der Geſchäfte verwickelt und mit Formalitäten überladen iſt. Er wird eigennützig, wenn die Gewohnheit gewiſſe, nicht ganz erlaubte Einnahmen rechtfertigt; er wird ein denkender oder ein feiner Mann, nach dem er genöthigt wird, entweder dem Verſtande und Einſichten andrer oder ihren Leidenſchaften und Launen nachzugeben, und zu fröhnen.

Dieſer Geiſt des Geſchäftsganges iſt in jeder particulären Sphäre zuſammengeſetzt, aus dem, was die Staatsverfaſſung und Regierungsform, und aus dem, was der Nationalcharakter, die Perſon des oberſten Regenten, und endlich der Charakter der in jedem einzelnen Collegium herrſcht, dazu beyträgt. — Der Zuſtand der Wiſſenſchaften hat darauf einen langſamern, aber einen deſto gewiſſern und dauerhaftern Einfluß. Es werden nach und nach immer mehr die Geſchäftsgegenſtände wiſſenſchaftlich behandelt. Ehedem waren Oekonomie und Policey und Adminiſtration überhaupt der Routine ganz allein überlaſſen. Jetzt weiß man, daß Naturkenntniß, Moral und Politik ſich dabey vereinigen. Hierdurch werden zuerſt die verſchiednen Regierungs-Collegien in ihren Arbeiten und Studien einander ähnlicher; fürs andre, wird in jedem eine ſichrere Regel für die Betreibung der Geſchäfte gefunden. Auch Vortrag und Styl werden ſtufenweiſe verbeſſert: und die Geſchäfte, die ſonſt den Menſchen der Gelehrſamkeit abgeneigt machen, ihn von den Werken des Geſchmacks abführten, ihn dafür wieder in den Augen der ſchönen Geiſter herabwürdigten, können, wenn ſie vollkommen werden, zu einer eben ſo philoſophiſchen und geſelligen

Bildung des Gemüthes dienen, als Wiſſenſchaften, Reiſen und Umgang. Aufklärung und Sittenbildung eines Volks gehen gewiß von den Rathsſtuben und Collegien, eben ſo ſehr als von den Aſſemblee-Sälen oder den Studirzimmern des Gelehrten aus. Wohl dem Volke, wo alles dieß auf einen gemeinſchaftlichen Zweck hinarbeitet, wo geſunde Vernunft und Menſchlichkeit eben ſo ſeine Politik, ſeine Adminiſtration und Juſtiz, als ſeine Litteratur und ſeine geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, dirigiren!

II. Umgang bey militäriſchen Geſchäften.

Ich habe hiervon ſchon an einem andern Orte geredet, und kann mich daher hier kürzer faſſen.

Bey unſern Kriegsheeren iſt die Lage des Offiziers von der des Soldaten ſo weſentlich unterſchieden, dieſer iſt faſt ſo völlig Werkzeug, jener hat alle Thätigkeit des Geiſtes ſich faſt ſo ausſchließend zugeeignet, daß man faſt nur an den Offizier denken kann, wenn man von militäriſchen Geſchäften, und dem Einfluſſe derſelben auf die Bildung des Menſchen redet.

Der Offizier hat entweder mit ſeines Gleichen, oder mit dem gemeinen Soldaten zu thun. Das allgemein Bemerkbare iſt, daß er mit den erſten, durch die häufige Zuſammenkunft und durch den

Geiſt ſeines Geſchäfts, in eine Art vertraulicher zwangloſer Verbindung geräth, und daß er im Verkehr mit dieſem gebieteriſch und rauh wird.

Die Offiziere verſammeln ſich pflichtmäßig, und vermöge ihres Geſchäfts, auf den Paraden, beym Exerciren, in Luſtlägern, in Kriegslägern. Ich faſſe, was ich darüber zu ſagen habe, in folgende Anmerkungen zuſammen.

Faſt durchaus alle Berufsarbeiten des Soldaten, die wichtigſten wenigſtens, die, wo er ausübt, was er allenfalls durch einſames Studium gelernt haben kann, geſchehen in großer Geſellſchaft. Er iſt dabey von ſehr vielen Menſchen umgeben, wovon viele ſeines Gleichen, viele ſeine Obern, noch mehrere ſeine Untergebnen ſind. Wo ſie geſchäftig ſind, ſind ſie immer in Haufen. Einſam ſind ſie müßig, wenn ſie ſich nicht freywillig ſelbſt beſchäftigen. Ein ſolcher Beruf muß nothwendig dem Menſchen einen geſelligern Charakter geben, als der hat, deſſen Berufsarbeiten die Geſellſchaft ausſchließen. Die Art von Schüchternheit und Menſchenſcheu, die der rohe Naturmenſch, (wie wir an unſern Bauernkindern ſehn,) hat, muß der Soldat nothwendig verlieren. Der Anblick einer Menge Menſchen, mit denen er gemeinſchaftlich wirken ſoll, die alle auf ihn Acht geben, erſchreckt ihn nicht mehr.

Perſonen, die, wie die Offiziere einer Beſatzung, ſich einander alle Tage ſehen, die gleiche

Uibungen haben, gleichen Beſchwerden, auch gleichen Mißhandlungen, von Seiten ihrer Obern, ausgeſetzt ſind, gleiche Obergewalt über ihre Untergebenen ausüben, müſſen nothwendig eine Geneigtheit bekommen, ſich mit einander zu verbinden. Sie thun gewiß einander keinen Zwang an, ſie haben eine gewiſſe Achtung gegen einander, weil ſie dadurch ihrem eignen Stande Anſehen geben, ſie haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, es kann ihnen auch nicht an Gegenſtänden der Unterhaltung fehlen, da ſie immer dieſelben Sachen ſehen, hören, und ſelbſt vornehmen.

Beym Militär im Dienſt, iſt das Betragen eines jeden gegen jeden andern ziemlich genau beſtimmt. Die Grenzen des Befehlens und Gehorchens ſind ziemlich genau angegeben. Alle Mittheilungen ſind ſtark und rauh, aber kurz und entſcheidend. Jeder weiß, was er thun darf, und was er leiden muß. Das führt zu einem feſten, dreiſten, aber den bürgerlichen Verhältniſſen und alſo dem Umgange nicht völlig angemeſſenen Betragen.

Bey einem ſo genauen Zuſammenhange der Offiziere eines Corps, einer Garniſon u. dgl. breiten ſich durch Subordination und Nachahmung gewiſſe Meinungen und Gewohnheiten weit ſchneller aus: und es formirt ſich eine größere Aehnlichkeit der Sitten und des Tons, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen Statt findet. Daher herrſcht in der Armee jedes groſſen Staats, und wieder in jeder beſondern Abtheilung dieſer Armee, ein gewiſſer Gemeingeiſt, der zuſammengeſetzt iſt aus dem allgemeinen militäriſchen Charakter der Nation und der Regierung, aus dem Charakter der Chefs und vornehmſten Offiziere jedes Corps, und endlich aus der gewöhnlichen Erziehung und Denkungsart derjenigen Claſſe, aus welcher die Offiziere gewöhnlicher Weiſe genommen werden.

Daher iſt das böſe Beyſpiel für den neuen Ankömmling hier mehr verderblich, das gute in einem höhern Grade bildend.

Die Gewohnheit, frey zu befehlen und immer Gehorſam zu finden, oder den Ungehorſam hart zu beſtrafen, verleitet leicht den Offizier einen ſtolzen gebieteriſchen Ton, auch gegen ſeine Mitbürger, beſonders gegen die, welche er dem Stande nach, unter ſich hält, anzunehmen. Von der andern Seite kann die Unterwürfigkeit und die große Abhängigkeit von Obern ſchwächere Charaktere leicht zu Schmeicheley und kriechendem Weſen verleiten. Daher findet ſich auch, bey einer gewiſſen Claſſe von Offizieren im geſellſchaftlichen Umgange, die eine oder die andre von dieſen Eigenſchaften und oft beyde vermiſcht. Sie ſind ſüß und überfreundlich, wo ſie gefallen wollen; oder wo ihnen etwas an dem Urtheile der Perſon gelegen iſt: vielleicht eben deßwegen, weil ſie glauben die ihnen natürliche Rauhigkeit nicht genug verbergen zu können.

Alle Beſchäftigung, welche viel in Bewegung ſetzt, den Körper übt, muthig und dreiſt macht, erhöht auch die Leidenſchaft, verſtärkt die Begierden der Sinnlichkeit, und erleichtert die Befriedigung. Die genaue Verbindung mit ſo vielen Männern gleiches Alters, gleicher Lebensart, gleicher Neigungen, kommt bey dem Offizier dazu, um ihm zu einem ausſchweifenden Leben die Verſuchung zu geben und den Weg zu bahnen.

Je mehr das Geſchäft eines Offiziers in einem kleinen Corps, einem Regimente oder Standquartier eingeſchränkt bleibt: deſto eher kann die Lebensart die er führt, ſo geſellig ſie iſt, ihn unmodiſcher machen, und von der guten Lebensart und den wahrhaft feinen Sitten weiter abführen, weil er alsdann ganz ausſchließend den Charakter ſeines Standes, und den kleinſtädtiſchen Ton einer zu engen Geſellſchaft erhält. Je mehr aber Verbindung unter den Offizieren mehrerer Regimenter iſt, oder je mehr ein oder der andere Offizier Gelegenheit hat, mit großen Corps oder der ganzen Armee in Verbindung zu kommen: deſto mehr wird der militäriſche Geiſt zum wirklich geſelligen Geiſt ausgebildet. Schon in dieſer Rückſicht ſind die Revüen und die Luſtläger nützlich; in eben derſelben Rückſicht tragen die Kriege zur Bildung der Offiziere viel bey. In kleinen Garniſonen verbauern die Offiziere völlig, wenn ſie darin lange eingeſchloſſen bleiben. In größern bekommen ſie doch einen Familientic; aber wenn große Corps oft zuſammenkommen, wird der allgemeine Militärgeiſt Herr über den individuellen des Corps oder des Regiments. Daher iſt auch der Poſten eines General-Adjutanten ſo geſchickt, den Offizier, der ihn begleitet, ſowohl ſittlich als militäriſch zu bilden.

Für den gemeinen Soldaten iſt die Wachſtube und die Caſerne eine Geſellſchaft, die ſein Beruf nothwendig macht; geſchickt auf der einen Seite ſein Elend zu erleichtern, weil er ſo viele Mitgenoſſen desſelben um ſich ſieht, auf der andern ſeine Sitten, durch die Menge ſchlechter Beyſpiele, zu verderben, und auf noch einer andern, auch ſeine Ruhe durch häufigen Anlaß zu Zänkereyen zu ſtören. Es iſt ſicher, daß die beyden beſchwerlichſten und am ſchlechteſten bezahlten Arbeiten und Lebensarten, die des fröhnenden Bauers, und die des Soldaten, dadurch einige Erleichterung erhalten, daß ſie immer in Geſellſchaft, in zahlreichen Haufen geſchehn; daß jeder viele ſeines Gleichen täglich um ſich ſieht, mit denen er leicht in eine Art von Vertraulichkeit geräth, mit denen er gemeinſchaftlich klagen und ſeinen Unwillen auslaſſen, oder ſich wieder freuen und luſtig machen kann. Da beſonders in unſre ſtehenden Armeen Menſchen von allen Nationen, und von den verſchiedenſten Anlagen und Ständen zuſammengebracht werden: ſo fehlt es nie unter einem Haufen Soldaten an einem oder dem andern Luſtigmacher, einem witzigen Kopfe oder einem guten Erzähler. Der Eine unterhält die übrigen durch ſeine Reiſen und Abenteuer, der Andre beluſtiget ſie durch ſeine Schwänke. Man wird daher die Soldaten auf den Wachſtuben, und wo ſie ſonſt zuſammenkommen, gemeiniglich luſtig und ſingend finden. Nur der etwas Gebildete findet ſich unglücklich, wenn er in dieſen rauhen Ton der Luſtigkeit einſtimmen, oder ſich durch ſeine Abſonderung den Uibrigen verhaßt machen ſoll.

III. Geſchäfts-Umgang des geſammten Gewerbs-Standes.

Ich unterſcheide unter den Gewerben nur dieſe drey: den Kaufmann, den mechaniſchen Künſtler oder Handwerker, und den Landbauer.

1. Geſchäfts-Umgang des Kaufmanns.

Dieſer Umgang iſt entweder zwiſchen ihm und andern Handelsleuten: oder er iſt zwiſchen ihm und den Conſumenten.

Unter den Kaufleuten ſelbſt iſt der Unterſchied: daß die einen die Waaren in großen Quantitäten anaus einem Lande in das andere führen; die andern die ſchon eingeführten oder Landes-Produkte in kleinen Quantitäten an die Verzehrer verkaufen. Jene heißen Großhändler; dieſe Krämer.

Unſtreitig iſt die Art des Verkehrs, welche der Großhändler ſowohl mit dem Kaufmanne, welchem er abkauft, als mit ſeinen Kunden hat, — ſo wie überhaupt der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, für den Geiſt und den Charakter dieſer Claſſe vortheilhafter, als der Umgang zwiſchen Kaufmann und Verzehrer.

Dieß iſt ohne Zweifel ein Grund der größeren Achtung, welche man von jeher dem Großhändler vor dem Krämer zugeſtanden hat. In der That iſt ein feſtſtehender und regelmäßig fortlaufender Handel bey Betrug und Unordnung unmöglich. Wir können denjenigen, welcher die Waaren und alle Umſtände des Handels eben ſo gut, als wir, kennt, nicht leicht hintergehn. Wir wollen auch nicht leicht denjenigen betriegen, von welchem wir nicht bloß ein Mahl, ſondern oft zu gewinnen gedenken.

Dieſe Nothwendigkeit der Ehrlichkeit iſt um deſto größer, in je größern Partien die Waaren gekauft werden: weil alsdann zu einer genauen Unterſuchung derſelben um deſto weniger Zeit iſt.

Alles dieſes iſt anders bey dem Kleinhandel und bey der Krämerey.

Der Krämer verkauft an den Verzehrer, d. h. an einen im Handel Unwiſſenden, welchen er ſehr wohl überliſten kann.

Er verkauft oft an Leute, welche er in ſeinem Leben nicht wieder ſieht. Je mehr der Handel ins Kleine geht, deſto mehr kann er ſelbſt ſich durch genaue Unterſuchung vor Betrug ſchützen. Er erwartet alſo auch, daß der, welcher mit ihm handelt, gleiche Behuthſamkeit anwende. Derjenige Jude betriegt gewiß am meiſten, welcher am langweiligſten jedes Stück Waare und Geld beſieht.

Der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, — ſelbſt im kleinen Verkehr, noch mehr aber im großen, — iſt nicht nur eine Schule der Ehrlichkeit, ſondern auch der Ordnung, Kürze und Präciſion im Reden oder ſchriftlichen Aufſätzen, endlich eine Schule des Scharfſinns und der Combinations-Gabe.

Eine ſtrenge und ſichtbare Ordnung in den Geſchäften iſt zur Erweckung des Zutrauens im Handel eben ſo nothwendig, als Ehrlichkeit. Ohne Zutrauen aber iſt kein großer Handel möglich.

Die Mannigfaltigkeit und Menge der Geſchäfte und Gegenſtände, welche im großen Handel täglich vorkommen, macht es den ſich damit befaſſenden Perſonen durchaus nothwendig, ihrem Gedächtniſſe durch Regeln und Methode zu Hülfe zu kommen, und dieſe Regeln genauer und ſtandhafter zu beobachten, als der Menſch wohl ſonſt zu thun geneigt iſt.

Es fing daher auch, in dem neuern Europa, unter Handlungsleuten an, eine Methode, eine Logik, und ſelbſt ein Raffinement in ihren Geſchäften zu herrſchen: als die andern bürgerlichen Geſchäfte, — Regierung, Rechtspflege und die Wiſſenſchaften noch ſehr wild und unregelmäßig betrieben wurden.

Eine Nation, welche den Großhandel mit Glück und Geſchicklichkeit treibet, dergleichen die Holländer in den letzten Jahrhunderten, und die Venezianer im Mittelalter waren, bekommt gemeiniglich den Charakter der Ordnungsliebe, des Fleißes und der Sparſamkeit.

Ebenfalls iſt es die Nothwendigkeit, welche bey weitläuftigen Geſchäften, die Handelsleute gezwungen hat, rund und kurz in ihren Unterhandlungen mit einander zu ſeyn. Wie könnte ſonſt über Tauſende von Geld und Waare in wenigen Minuten disponirt werden, wie auf den Börſen großer Handelsſtädte täglich geſchieht, wenn nicht jeder Contrahent ſeine Anerbiethung und ſeine Antwort in die kürzeſten Worte einſchließen, und den beſtimmteſten Ausdruck dazu aufſuchen wollte?

Aus den mündlichen Verhandlungen der Handelsleute, iſt dieſe Kürze und Präciſion auch in ihre ſchriftlichen Aufſätze übergegangen: und ſie haben vielleicht das erſte Muſter eines guten, d. h.

zweckmäßigen Geſchäftsſtyls gegeben, als noch alle andern Angelegenheiten mit ermüdender Weitläuftigkeit im Verfahren und Ausdrucke betrieben wurden.

Zwar haben die Kaufleute viele an ſich entbehrlichen und unnützen Formeln und Formalitäten, bis auf unſre Zeiten, ſo wie die Gerichte, beybehalten. Bey beyden liegt die Urſache vielleicht darin, daß die Kaufleute von ganz Europa ihre Handlungswiſſenſchaft urſprünglich von den Lombarden, ſo wie die Juriſten ihre Rechtswiſſenſchaft von den Römern, gelernt haben. Was am Orte der Entſtehung zweckmäßig oder doch gedacht war, wurde an dem Orte, wo es hin verpflanzt wurde, bloße Floskel.

Doch abgerechnet, daß in beyden dieſer Geſchäfte Formeln unentbehrlich ſind, ſo iſt übrigens ſowohl das mündliche als ſchriftliche Verfahren der Kaufleute einfach, zweckmäßig und ſo ſehr abgekürzt, geworden, als es möglich iſt.

Was die Uibung des Scharfſinns betrifft, ſo gibt es wenige ſo ſchickliche Gegenſtände für verwickelte und ausgebreitete Spekulationen, als der Umtauſch von vielerley Arten von Waaren gegen einander; beſonders, wenn nun noch der Umtauſch der Waaren gegen Geld, und der von einer Landesmünze gegen die andre, (worin eben der Wechſelcours beſteht,) hinzukommt.

Es geht aber dieſe Spekulation nicht ſowohl auf die Zergliederung, als auf die Combination der Begriffe, und der Kaufmann befindet ſich in dieſer Abſicht mehr in dem Falle eines Feldherrn, eines Financier und eines Schachſpielers, als eines Philoſophen.

Daß dieſer Spekulationsgeiſt durch den Verkehr der Kaufleute unter einander überhaupt, noch mehr aber durch ihren perſönlichen Geſchäftsumgang mit einander auf Börſen und bey andern gewöhnlichen Zuſammenkünften erweckt und genährt wird, fällt in die Augen.

Die Schätzung der verſchiednen Claſſen der Kaufleute in der öffentlichen Meinung hängt, nach meiner ſchon oben gemachten Bemerkung und nach anderweitigen Beobachtungen, in der That davon ab: in wiefern ihr Geſchäftsumgang zur Cultur ihres Geiſtes und Charakters und zur Hervorbringung gefälliger Sitten mehr oder weniger beyträgt, oder beyzutragen ſcheint.

Der Großhändler wird, wie ich geſagt habe, mehr geſchätzt, als der Krämer, weil die Unterhandlungen des Kaufmannes mit Kaufmann, beſonders in einem fortlaufenden Handel und über große Partien von Waaren, weniger Verſuchung zum Betruge und zu kleinen Liſten, und mehr Aufforderung zur Erwerbung gewiſſer Tugenden und Geiſtesvorzüge enthalten, als der Handel des Krämers mit dem Verzehrer.

Ich ſetze noch hinzu, daß, bey jenem Umgange der Kaufleute unter einander, noch eine gewiſſe

Liberalität und allmählige Bildung der Sitten und des Ausdruckes Statt findet: da hingegen in den Umgang des Krämers mit den Conſumenten ſich gemeiniglich ſo viel Kleinliches und den edlern Ständen Anſtößiges mit einmiſcht, daß es nur Wenigen gegeben iſt, den guten Geſellſchaftston in einem Kramladen zu erhalten.

Aus einem ähnlichen Grunde werden, im Ganzen, die Bankiers mehr als die Waarenkaufleute geſchätzt. Dieß ging ehedem in Paris, wo unter dem Scheine der geſellſchaftlichen Freyheit, eine ſehr ſtrenge Etikette herrſchte, ſo weit, daß man nie einen Waaren-Kaufmann in der guten Geſellſchaft ſahe: da hingegen die Bankiers in derſelben zugelaſſen wurden. Und doch ſcheint der Waarenhändler mehr Gelegenheit zu haben, ſich mannigfaltige Kenntniſſe zu erwerben, als der Geldwechsler, der bloß mit einem einzigen, und einem ſehr trocknen, Geſchäfte zu thun hat.

Freylich trägt der größere Reichthum, der gewöhnlich in den Händen der Wechſelhändler und Bankhalter iſt, dazu bey, ihnen eine größere Achtung zu verſchaffen: indem ſie es im Luxus den höhern Ständen gleich thun, und denſelben manche Dienſte leiſten können.

Indeß hängt das für ſie günſtige Vorurtheil von der Natur ihres Geſchäfts und der Art des Umgangs ab, in welchen ſie daſſelbe verwickelt.

Die Bankhalter ſind mit allen großen Handelsplätzen und Kaufleuten, die Waaren-Händler nur mit einigen wenigen in Verbindung. Jene unterrichten ſich alſo in dieſem Verkehre beſſer von dem allgemeinen Gange des Handels in Europa, — einem Gegenſtande von weit höherem Intereſſe, als Spekulationen über einzelne Waaren.

Die Bankgeſchäfte bringen überdieß den Kaufmann, ſowohl auswärtig, mit der angeſehenſten und gebildeteſten Claſſe der Handelsleute auf allen Plätzen, als auch an dem Orte, wo er lebt, mit den höhern Ständen, — oft ſelbſt mit der Regierung und den Miniſtern in Verbindung.

In Warſchau hatte der Bankier faſt mit niemanden, als mit dem vornehmſten Adel, zu thun. Deſſen Geld ging durch ſeine Hände und bereicherte ihn, und durch deſſen Umgang wurde er zugleich gebildet. In England und Frankreich iſt das Anſehen der Bankhäuſer vornehmlich durch die Staatsſchulden geſtiegen und durch die Hülfe, welche ſie der Regierung bey Fundirung derſelben geleiſtet haben.

Auch in Handelsſtädten des zweyten Ranges werden, wie ich ſelbſt beobachtet habe, die Bankiers, welche einige Erziehung und Anlage zur Geſelligkeit haben, durch den Umgang mit angeſehenen Fremden und Reiſenden, welche an ſie addreßirt werden, von ihnen ihre Gelder empfangen, und, wenn ſie ſonſt unbekannt ſind, in den Häuſern derſelben ihre Unterhaltung ſuchen, in einem höhern Grade ausgebildet, als man bey andern Kaufleuten des Orts gewahr wird.

2. Geſchäfts-Umgang des Handwerkers.

Er iſt ebenfalls zwiefach: erſtlich zwiſchen ihm, ſeinen Handwerksgenoſſen, und ſeinen Gehülfen in ſeiner Werkſtätte; zum andern zwiſchen ihm und ſeinen Kunden.

Der Verkehr des Handwerkers mit den Perſonen ſeines Gewerbes, hat ſeinen beſondern Charakter durch die Zunftverbindungen bekommen.

Vermöge derſelben, ſind ſie eine eigne Geſellſchaft unter eignen Geſetzen, und dadurch zugleich regelmäßige und öftere Zuſammenkünfte unter ihnen veranlaßt worden. Beydes hat ihnen zugleich ein gemeinſchaftliches Intereſſe und Gegenſtände für ihre Berathſchlagungen gegeben.

Der Handwerker, welcher ſonſt ſeinen Gewerbs-Genoſſen in ſeinen eignen Angelegenheiten nur ſelten aufzuſuchen pflegt, wird jetzt vornehmlich durch die Angelegenheiten der ganzen Zunft veranlaßt und oft genöthiget, mit ihm umzugehen.

Dieſe Vereinigung der Leute von gleichem Gewerbe in ein kleines Gemeinweſen, das ſeine eignen Geſetze und Rechte hat, war ohne Zweifel im Anfange des erwachenden Kunſtfleißes nützlich.

Sie erleichterte der Polizey die Aufſicht über ſie. Sie brachte eine Art von Geſelligkeit unter ihnen hervor und machte, daß ſie ſich einander ihre Kenntniſſe leichter mittheilen konnten. Sie gab ihnen endlich, außer ihrer mechaniſchen Arbeit, noch neue Gegenſtände und Quellen des Unterrichts. Jene Gegenſtände waren ihre geſellſchaftlichen Pflichten und Rechte: und dieſe Quellen waren ihre Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen.

Mit der Zeit und der wachſenden Induſtrie ſind dieſe Hülfsmittel derſelben weniger nöthig, und hingegen die Folgen der Zwangsgeſetze und des Innungs-Geiſtes ſchädlicher geworden.

Was die Meiſter betrifft: ſo ſind zwar ihre durch die Zunft-Verbindung veranlaßten, Zuſammenkünfte auch noch jetzt nützlich, um die Einſichten und die Mäßigung der Beſſern den übrigen einzuflößen, obgleich die Kunſt ſelbſt dabey nichts gewinnt.

Indeß hat, beſonders bey den zahlreicheren Innungen, in jenen Verſammlungen, die ſchlechtere, Mehrheit gemeiniglich die Oberhand. Auch haben dieſe Verſammlungen ſelten ein großes Intereſſe für die Handwerker ſelbſt, wenn ſie nicht eben damit umgehen, ſich gegen das Publikum oder gegen andere Innungen und gegen die eindringenden Pfuſcher zu vereinigen.

Das erſte geſchieht, wenn ſie die Preiſe ihrer Arbeit zu erhöhen beſchließen; das zweyte wenn ſie ihr ausſchließendes Recht auf gewiſſe Arbeiten gegen die Concurrenten vertheidigen wollen. Beyde Gegenſtände ihrer Unterhaltung können zuweilen gerecht und unvermeidlich ſeyn: aber ſie ſind ſelten für die Individuen oder für das Publikum ſehr nützlich.

Oft dienen auch dieſe gemeinſchaftlichen Verabredungen der Handwerker von derſelben Innung dazu, unter einander einen geheimen Krieg zu führen. Die unredlichen und eigennützigen Mitglieder ſuchen die Erhöhung der Preiſe aus allen Kräften hier zu befördern, damit ſie insgeheim ihren Kunden davon nachlaſſen, und dadurch denen, welche über den gefaßten Beſchlüſſen ſtandhaft halten, Abbruch thun können.

Was den, zwiſchen den Handwerksgeſellen durch die Zunft-Verbindung geſtifteten Zuſammenhang betrifft; ſo ſchränkt ſich deſſen Nutzen faſt gänzlich auf die Unterſtützung ein, welche ſie ſich einander, beſonders auf ihren Wanderungen, leiſten können: obgleich auch hierbey oft der Vortheil von den Laſten überwogen wird, denen ſich jeder Geſelle unterwerfen muß.

In allen andern Rückſichten iſt jener Zuſammenhang mehr ſchädlich als nützlich.

Je zahlreicher dieſe Claſſe iſt, deſto tumultuöſer ſind ihre Verſammlungen: und je ungebildeter ſie iſt, deſto mehr haben Vorurtheile und plötzliche Aufwallungen von Leidenſchaft auf ihre Berathſchlagungen Einfluß.

Es kommt noch zuletzt der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Geſellen und Lehrburſchen in Betrachtung.

In Rückſicht der Geſellen iſt der Meiſter gemeiniglich wechſelsweiſe der Deſpot oder Sklave derſelben: je nachdem die Concurrenz und die Umſtände der Zeit, — welche bald die Arbeit, bald Arbeiter ſelten machen, — dem einen oder dem andern Theil günſtig ſind.

Das Intereſſe der Meiſter und Geſellen iſt gewiſſer Maßen einander entgegengeſetzt. Der Eine ſucht viel Arbeit für den wenigſten Lohn zu bekommen, der Andere für die wenigſte Arbeit den höchſten Lohn zu erpreſſen. Daher iſt zwiſchen ihnen diejenige Freundſchaft ſelten, welche allein die Verbindung unter ihnen zu einer Gelegenheit eines nützlichen oder angenehmen Umgangs machen könnte.

Der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Lehrburſchen iſt gemeiniglich weder gerecht noch wohlthätig.

Es wird viel Härte, ja ſelbſt zuweilen Grauſamkeit von Meiſtern gegen ihre Lehrlinge ausgeübt; wenn dieſe ihnen nicht entweder für die Lehrjahre bezahlen, oder in Verbindungen ſtehn, wodurch der Deſpotismus der Meiſter eingeſchränkt wird.

Uiberdieß brauchen zuweilen dieſe letztern ihre Lehrburſchen, die ſie doch eigentlich in ihrem Metier unterrichten, und nur damit beſchäftigen ſollten, mehrere Jahre hindurch bloß als ihre Dienſtbothen.

Aber wahrhaft ehrwürdig iſt der Handwerker, welcher unter ſeinen Geſellen und Lehrburſchen als Vater, Lehrer und Freund lebt; der, ſelbſt in ſeiner Kunſt erfahren und geſchickt, ſeine Kenntniſſe und Handgriffe gerne denjenigen mittheilt, welche unter ihm arbeiten oder gerade zu von ihm lernen wollen. Er ſelbſt gelangt oft dadurch zu größerer Vollkommenheit, indem er Andern ſeine Kunſt beyzubringen ſucht.

2) Umgang des Handwerkers mit ſeinen Kunden.

Er iſt verſchieden: nachdem der Handwerker für den Luxus, und überhaupt für den unmittelbaren Gebrauch; oder nachdem er für den Kaufmann und für den Handel arbeitet.

Diejenigen Handwerker, welche für den Luxus und für die höhern Stände arbeiten, wie z. B. die Schneider, Putzmacher u. ſ. w. bekommen dadurch auch Zutritt zu dieſen. Dieſes gibt ihnen, beſonders, wenn ſie ſchon einige Sittenbildung haben, eine gewiſſe Politur. Aber es iſt oft eine falſche und geſchmackloſe. Sie bekommen dadurch oft eine Menge Anmaßungen, wodurch ſie unter ihres Gleichen verhaßt, und den Vornehmern ſelbſt lächerlich werden. Sie affectiren die Sitten dieſer leztern, welche ſie doch nicht nachzuahmen wiſſen.

Sie werden zugleich, bey dieſem Verkehre leicht verführt, entweder zu kriechen und zu ſchmeicheln, oder zu übervortheilen und zu betriegen, — das Erſte, weil ihnen ſo viel daran gelegen iſt, dieſe vornehmen Kunden zu erhalten: das Andere, weil ſie durch die Zeichen der Verſchwendung, welche ſie in dieſen Häuſern ſehen, ſich für entſchuldiget halten, wenn ſie auch davon Vortheil ziehen.

Dieſe Gefahr, durch den Umgang mit Vornehmern falſch gebildet zu werden, wird für den Handwerker um deſto geringer, je edler ſein Handwerk iſt, und je mehr es ſich der wahren Kunſt nähert.

Diejenigen Handwerker, welche die Perſonen der Vornehmen ausſchmücken, werden faſt unausbleiblich abgeſchmackt, indem ſie artig zu werden ſuchen.

Diejenigen, welche die Zimmer derſelben auszieren, und für das Ameublement arbeiten, ſind weit weniger dieſer Verſuchung ausgeſezt, und bleiben einfacher in ihren Sitten.

Wirkliche Künſtler, Maler, Bildhauer und Baumeiſter, werden durch den Umgang mit den Großen, welche ihre Kunden ſind, in der That gebildet. Sie bekommen von dieſen Begriffe von Bedürfniſſen, wodurch ſie auf neue Verfeinerungen ihrer Kunſt geleitet werden, und auch der den höhern Ständen eigne Geſchmack in der Lebensart und den Sitten theilt ſich ſolchen Künſtlern mit, wenn die Glieder jener Stände auf einem gewiſſen Fuße der Gleichheit mit ihnen umgehn.

Uiberhaupt iſt der Umgang der Handwerker, welche für den unmittelbaren Gebrauch ihrer Mitbürger arbeiten, mit ihren Kunden ungefähr demjenigen ähnlich, welcher zwiſchen dem Kaufmann und den Verzehrern Statt fand.

Von der einen Seite wird es dieſer Claſſe von Handwerkern leichter, ihre Kunden zu hintergehn, und ſie bekommt auch mehrere Verſuchung dazu; theils eben durch die Unwiſſenheit derſelben, in Abſicht des Preiſes und der Güte der Waaren, theils durch den ſo gewöhnlichen Hang der meiſten Menſchen, den Handwerkern auch von billigen Preiſen noch abzudingen. Von der andern Seite wird ſie öfter aus ihrer Werkſtätte hervorgerufen, und mit vielerley Menſchen zuſammen gebracht, als die für den Handel arbeitende Handwerksclaſſe. Sie iſt daher auch in der Regel etwas aufgeklärter in ihren Begriffen, und verfeinerter in ihren Sitten, als dieſe letztere.

Da ferner der Conſument, welcher eine Waare braucht, immer zugleich derjenige iſt, der am beſten bemerkt, wo es ihr noch fehlt, oder welcher Beſſerungen ſie noch fähig wäre; und überdieß der Claſſe der Conſumenten, zu welchen vorzüglich der reichere und daher aufgeklärtere Theil der Nation gehört, mehr Geſchmack, als dem mechaniſchen Arbeiter zugetraut wird: ſo haben die Handwerker, welche unmittelbar für die Conſumenten arbeiten, und eben dadurch in Umgang mit ihnen kommen, mehr Gelegenheit als andere, ihre Kunſt zu vervollkommnen.

Die zweyte Handwerksclaſſe, welche für den Kaufmann arbeitet, und dem auswärtigen Handel dient, iſt, in Abſicht ihres Geſchäftsumganges, in dem entgegengeſetzten Falle und erfährt alſo auch die entgegengeſetzten Wirkungen.

Sie iſt gemeiniglich ehrlicher, weil ſie immer mit Leuten zu thun hat, welche ihre Waare kennen und jeden Betrug leicht entdecken. Sie iſt etwas roher in ihren Sitten, weil ſie überhaupt weniger Umgang mit Menſchen, noch weniger mit den höhern Ständen hat.

Die Handwerker dieſer Claſſe aber ſind zugleich einfacher und weniger affectirt in ihren Sitten, und machen, wenn ſie durch ſich ſelbſt eine gewiſſe Cultur bekommen, welches immer geſchieht, wenn ſie zu einiger Wohlhabenheit gelangen, eine ſehr gute Menſchenclaſſe aus.

Sie ſind endlich weniger geneigt und weniger veranlaßt, in ihren Arbeiten viele Verbeſſerungen vorzunehmen; ſo lange die Natur des ganzen Handels ſich nicht ändert, und das Verlangen der auswärtigen Käufer nicht den Kaufmann auffordert, auch von ihnen neue Anſtrengungen oder Abänderungen zu verlangen.

---

3. Geſchäftsumgang der Landbauer.

Sie ſind entweder Gutsbeſitzer oder Taglöhner. Dieſe letztern ſind entweder Fröhner oder freye Arbeiter. Der Umgang, von welchem die Rede iſt, iſt entweder der unter den Arbeitern ſelbſt, oder der zwiſchen ihnen und ihren Brotherren.

Ich laſſe kleinere Unterſchiede aus, welche ins Unendliche gehen würden, und auch ſelbſt von den angezeigten werde ich vermiſcht reden, um nicht den Leſer durch viele Abtheilungen zu ermüden.

a) Umgang der arbeitenden Landbauer.

Ueberhaupt ſind die Landarbeiten geſellige Arbeiten: ſie geſchehen von vielen zu derſelben Zeit, auf freyen Plätzen, oder an denſelben Oertern.

Auf den großen Gütern, — wie viele ſind danicht auf der Wieſe und dem Felde, bey der Heu- und Getreide-Ernte, und bey der Saat bey einander! Der Winter vereiniget ſie wieder in der Schenne und Spinnſtube.

Dieß gibt dem Landvolke einen eignen Charakter.

Es wird durch die Geſellſchaft fröhlicher. Auch in den Ländern, wo es am meiſten gedrückt wird, ertönen in der Ernte ſeine Lieder.

Es hängt ferner mehr unter ſich zuſammen; es macht auf jedem Dorfe ein Corpus aus, und handelt als ein Corpus.

In einer ganzen Gegend kennt jeder Bauer den andern, und weiß alle deſſen Verhältniſſe. — Auch dieß trägt bey, ihr Leben angenehm zu machen, oder doch zu erleichtern, weil es ihnen, in einem großen Kreiſe, nie an einer geſellſchaftlichen Unterhaltung fehlt.

Aber dafür können ſie ſich auch leicht, unter einem Anführer, gegen die Regierung, oder den Gutsherren vereinigen, wenn ſie gegen einen von beyden mißvergnügt ſind.

Doch dieſe Geſellſchaft der Landleute iſt nicht ſowohl ein *Geſchäfts-Umgang*, als ein *Umgang bey dem Geſchäfte*.

Selten reden ſie mit einander von ihren Arbeiten. Faſt niemahls berathſchlagen ſie ſich darüber. Daß einer ſeine Erfahrungen oder ſeine Methoden den übrigen mittheilt, iſt ſehr ungewöhnlich. Daher iſt es auch ſo ſelten, daß aus dieſer Claſſe ſelbſt eine große Verbeſſerung im Ackerbaue hervorgehe, oder ſich weit ausbreite.

Die gewöhnlichſte Unterhaltung der Landleute, welche fremdes Gut anbauen, betrifft entweder ihre häuslichen Angelegenheiten, oder, wenn ſie recht intereſſant ſeyn ſoll, ſo bezieht ſie ſich auf gewiſſe Beſchwerden, die ſie eben jetzt über den Verwalter oder Gutsherren zu führen haben, und auf die

Forderungen, welche ſie an jene thun. Kurz ſie unterreden ſich, bey der Arbeit, wie im Wirthshauſe, weit mehr über ihre Gerechtſame, als über ihre Geſchäfte.

Was ihren Umgang mit dem Gutsherrn und deſſen Stellvertretern betrifft, ſo iſt deſſen Charakter und Wirkung allerdings bey freyen Arbeitern, bey Fröhnern und bey Leibeignen ſehr verſchieden.

Je despotiſcher der Gutsherr herrſcht, und je ſklaviſcher die Landarbeiter ihm unterworfen ſind: deſto mehr iſt das Intereſſe beyder Claſſen einander entgegengeſetzt; und deſto mehr Mißtrauen, Groll und geheime Liſt müſſen in dem Verkehr und allen Verhandlungen zwiſchen ihnen, von Seiten der Unterdrückten, herrſchen.

Daher ſind in denjenigen Gegenden und Ländern, wo der Landmann leibeigen oder mit harten Frohndienſten beſchwert iſt, diejenigen Landleute die beſten, welche am wenigſten mit ihrem Herrn oder ihren Vorgeſetzten zu thun, und alſo die wenigſte Gelegenheit haben, ihren Unwillen an ihnen auszulaſſen.

Diejenigen hingegen, welche auf den Höfen arbeiten, oder ſonſt ſolche Dienſte verrichten, wodurch ſie in einen ſteten Zuſammenhang mit ihrem Despoten kommen, werden faſt unausbleiblich entweder kriechend und niederträchtig, oder betriegeriſch, oder auch wohl ſtolz und hart gegen ihres Gleichen, wenn ſie über ſolche zu herrſchen haben.

Ganz freye Landarbeiter ſind gegen die Gutsbeſitzer in dem Verhältniſſe, wie die Handwerksgeſellen gegen ihre Meiſter.

Sie ſind gemeiniglich auch unzufrieden mit ihren Brotherren, und machen wohl auch Complots unter einander, um jene in Verlegenheit zu ſetzen, oder ihren eignen Lohn zu erhöhen.

Aber da ſie weniger unter einander zuſammenhängen, als die an die Erdſcholle eines Guts gehefteten Fröhner, und da ihre Beſchwerden ſelten ſo groß und ſo gegründet ſind: ſo entſteht aus ihren Verbindungen auch nicht ſo viel Unheil, als aus dem Aufſtande dienſtpflichtiger Bauern.

Der Umgang freyer Landarbeiter mit den Gutsherren und Aufſehern iſt nur geringe und gelegentlich, aber weit unſchädlicher und vortheilhafter auf beyden Seiten. Der Umgang derſelben mit einander iſt der von Nachbarn, von Leuten, die ein gemeinſchaftliches Gewerbe treiben, von ſolchen, die ſich täglich ſehen, und zuweilen auch ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben.

b) Umgang der Gutsbeſitzer.

Dieſe, auch wenn ſie ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, (und außer dieſem Falle ſind ſie bloße Rentenirer, und ihre Güter ſind Kapitalien,) werden durch ihr Geſchäft wenig in Umgang mit andern Menſchen verwickelt. Der Ackerbau iſt in ſo fern ein einſames Geſchäft. Man hat bloß dabey mit der Erde und den Pflanzen zu thun. Alles Andere, außer der Erzeugung derſelben, iſt Handel, im Verkaufe der Producte und im Ankaufe der nöthigen Geräthe.

Die kleinern Gutsbeſitzer, welche wir in Schleſien Bauern ſchlechtweg nennen, ſind unter ſich nur durch Verwandtſchaft und Umgang, nicht durch ihr Geſchäft, in Verbindung. Gegen ihr Geſinde und ihre Tagelöhner müſſen ſie gelinder und freygebiger ſeyn, weil ſie dieſelben nicht zu ihrem Dienſte zwingen können. Doch laſſen ſich auch dieſe von ihnen faſt mehr, als von dem Edelmanne, gefallen: beſonders, wenn ſie ſehen, daß ihr Brotherr ſonſt ein guter Mann und ein verſtändiger Wirth iſt, und daß er die ſtrenge Ordnung und den Fleiß, welchen er von ihnen fordert, ſelbſt beobachtet.

Die größern Gutsbeſitzer, deren größerer Theil bey uns zu dem Adel gehört, hat entweder bloß mit ſeinen Amtleuten und Verwaltern, oder er hat es mit dem arbeitenden Landvolke unmittelbar zu thun.

Die, welche nie bis zu ihren Fröhnern herabſteigen, und ſie immer nur von ferne mit den Augen ihrer Amtleute und Gerichtshalter ſehen, — nur durch dieſe mit ihnen tractiren, wenden durch ſolche Zeichen des Stolzes die Gemüther der gemeinen Leute von ſich ab, und machen dieſe deſto geneigter ihnen alle möglichen Kränkungen zu beweiſen.

Aber auch die, welche unmittelbar die Aufſicht über ihre Arbeiter führen, und mit denſelben durch ihr Geſchäft in Verbindung treten, werden doch oft durch ihre Vorurtheile, ihren Eigennutz und den Abſtand der Sitten verhindert, ein unpartheyiſches Urtheil über ſie zu fällen.

Die meiſten, welche ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, urtheilen ungünſtig von den Bauern. Theils werden ſie von den Fehlern, die einer noch ſchlecht erzogenen Menſchen-Claſſe unausbleiblich eigen ſind, zu ſehr beleidiget; theils ſtimmt die Colliſion des gegenſeitigen Intereſſe ſie ebenfalls mehr zum Haſſe, als zur Liebe; theils wiſſen ſie nicht mit dem gemeinen Landmanne auf eine ihm angemeſſene Art umzugehen.

Es gehört eine Verbindung von Würde und Herablaſſung, von Strenge und Freundlichkeit, von der Gabe ſich recht deutlich in ſeinen Reden zu machen, mit der Gabe das Unverſtändliche in den Reden Anderer zu errathen, dazu, wenn der Höhere und beſonders der Gutsherr, im Umgange und Verkehr mit dem gemeinen Bauer, ſeine Endzwecke erreichen ſoll.

IV. Geſchäfts-Umgang des Lehrſtandes.

Dieſer Stand iſt bey uns in zwey Haupt-Claſſen getheilt: in die Kirchen- und in die

die Schul-Lehrer; — welche letztere ſich wieder in die Lehrer der höhern und niedern Schulen theilen.

1. Geſchäfts-Umgang der Kirchenlehrer.

Er iſt ebenfalls zwiefach: er entſteht entweder aus der Verbindung der Kirchenlehrer unter einander, oder aus der, welche ſie mit ihren Gemeinden und deren einzelnen Mitgliedern haben.

a) Umgang der Kirchenlehrer unter einander.

Im Anfange des Chriſtenthums (denn dieſes hat zuerſt einen dem Gottesdienſte gewidmeten Lehrſtand errichtet.) waren die Aelteſten jeder Gemeinde, welche in der Folge die Lehrer wurden, ſo wie noch jetzt die Aelteſten in den Brüder-Gemeinden, zugleich dazu beſtellt, für das Heil der Seelen und für die öffentliche Wohlfahrt der Kirche zu ſorgen. Dieß brachte ſie alſo zu einem ſehr vertrauten Umgange und zu häufigen Berathſchlagungen mit einander.

Nachdem das Chriſtenthum ſich ausbreitete, traten die Aelteſten jeder Gemeinde auch mit den Aelteſten der Gemeinden in den benachbarten Städten in Verbindung.

Anfangs war die Abſicht bloß, ſich gegenſeitig zur Frömmigkeit zu ermahnen, und ſich bey

Unfällen und Gefahren, welche die Gemeinden trafen, wechſelsweiſe Rath zu geben. In der Folge aber, als die Chriſten anfingen, ein größeres Gewicht auf einen beſtimmten Lehrbegriff und auf eine gleiche Form des Gottesdienſtes zu legen, berathſchlagten ſich die Lehrer benachbarter Gemeinden am meiſten über Lehrpuncte oder über Gebräuche: wobey die jüngere Kirche ſich gemeiniglich dem Ausſpruche der ältern unterwarf, weil man allgemein die Uiberlieferung zu einer Hauptquelle der Erkenntniß annahm.

Dieſer Umgang der Lehrer verſchiedener Gemeinden mit einander, den ſie durch Correſpondenz und Zuſammenkünfte, welche man Synoden nannte, unterhielten, breitete ſich nach und nach über ganze Provinzen, und zuletzt über das ganze Römiſche Reich aus, als das Chriſtenthum ſelbſt dieſen Umfang gewonnen hatte.

Um dieſen allgemeinen und immerwährenden Verkehr der chriſtlichen Kirchenlehrer zu befördern, trug vornehmlich die ſich allmählig feſtſetzende Idee bey, daß eine vollkommne Einheit des Lehrbegriffs und der gottesdienſtlichen Gebräuche in allen Gemeinden nothwendig ſey. Denn auf einem großen Raume und unter zahlreichen Gemeinden war dieſe Einheit nicht zu erhalten, wenn nicht die Lehrer und Vorſteher derſelben oft zuſammen conferirten, ſich einander ihre Meinungen und Gewohnheiten abfragten, und die Verſchiedenheiten auszugleichen ſuchten. Zu gleicher Zeit aber wurde dieſer große und beſtändige Verkehr der chriſtlichen Lehrer dadurch erleichtert, daß in jeder Gemeinde die Aelteſten ein Oberhaupt, unter dem Nahmen Biſchof bekamen, welches die Geiſtlichkeit ſeines Ortes repräſentirte, und im Nahmen derſelben mit den Biſchöffen anderer Kirchen unterhandelte.

Dieſe große Geſchäftigkeit, welche die Lehrer der chriſtlichen Gemeinden, auch der entfernteſten, auf dieſen Umgang unter ſich, auf Conferenzen und Berathſchlagungen, verwandten, und die Idee von einer nothwendigen Allgemeinheit und Einheit der Kirche, welche dabey zum Grunde lag, iſt dem Chriſtenthume ſehr nachtheilig, und eine Quelle ſeiner Verderbniſſe geworden.

Die Lehrer, und vorzüglich die Biſchöffe der einzelnen Gemeinden, vernachläßigten über ihren Correſpondenzen und Synoden, die Hauptpflichten ihres Amtes, die Belehrung und die Bearbeitung der Herzen ihrer Kirchkinder. Das Volk wurde wieder unwiſſender, indem der Klerus gelehrter, oder doch orthodoxer wurde.

Es entſtand ferner aus dieſem ſtets unterhaltenen Zuſammenhange der chriſtlichen Kirchenlehrer eine Tyranney in der Kirche: erſtlich die der Geiſtlichkeit über die Layen; und ſodann einiger hohen Geiſtlichen über ihre Mitbrüder.

Ein ſo weitläuftiger Staat nähmlich, als die chriſtliche Geiſtlichkeit formirte, konnte ohne eine gewiſſe executive Gewalt nicht aufrecht erhalten werden; und dieſe Gewalt mußte in immer wenigere Hände kommen. Daher die Ariſtokratie der Biſchöffe, die ſich endlich mit dem Despotismus des Pabſtes im Abendlande endigte.

Da über abſtracte und ſubtile Begriffe, dergleichen die theologiſchen ſind, die Menſchen immer uneiniger werden, je mehr ſie dieſelben unterſuchen: ſo entſtanden eben aus jener unaufhörlichen Bemühung der Geiſtlichkeit, die Einheit des kirchlichen Lehrbegriffs zu erhalten, die Ketzereyen und Spaltungen in der Kirche. Indem ſie ſich über alle Lehrpuncte nicht nur, ſondern auch über alle Ausdrücke derſelben vereinigen wollten, entzweyten ſie ſich immer mehr. Und ſo wurde durch die Concilien ſelbſt und deren Folgen, die chriſtliche Welt am meiſten zerrüttet.

Hieraus entſtanden endlich die Unduldſamkeit, und die Verfolgung der Ketzer. Denn, da man von der einen Seite, von der ausführbaren Abſicht beharrte, eine abſolute Uibereinſtimmung der theologiſchen Begriffe und Meinungen, in allen Gemeinden der chriſtlichen Kirche, hervorzubringen; und doch durch die Erfahrung einſah, daß dieſe Uibereinſtimmung durch gemeinſchaftliche Unterſuchungen nicht zu erhalten ſey: ſo nahm man ſeine Zuflucht zu dem einzigen wirkſamen Mittel,

— zu einer deſpotiſchen Entſcheidung der Streitigkeiten und Unterſtützung dieſer Entſcheidungen durch äußere Gewalt.

Dieſe Autorität, das Bekenntniß von Lehrſätzen zu erzwingen, auch ohne die Uiberzeugung von denſelben zu bewirken, beruhte Anfangs auf den Concilien, und alſo der Mehrheit der Stimmen, und kam zuletzt in die Hände der Päbſte.

Von dieſer Zeit an hörte der Geſchäfts-Umgang der chriſtlichen Lehrer, von welchem ich bisher geredet habe, faſt gänzlich auf. Die Concilien hatten ein Ende, oder wurden ſehr ſelten, und nur unter der Autorität des Pabſtes gehalten, und von ihr geleitet.

Selbſt die Provinzial-Synoden, auf welchen ſich bisher die Geiſtlichen der benachbarten Gemeinden ſo häufig verſammelt, und über Lehre und Leben ihrer ſelbſt und ihrer Gemeinden berathſchlagt hatten, kamen aus der Gewohnheit.

Sogar die Lehrer derſelben Orte, und die an denſelben Kirchen hatten wenig Gemeinſchaft und Umgang mit einander, außer dem, welcher durch ihr Intereſſe und durch die gemeinſchaftliche Verwaltung ihrer Güter veranlaßt wurde.

So blieb die Sache, mit wenigen Veränderungen, deren ich hier nicht zu erwähnen Urſache habe, bis zur Reformation.

Nur zwey große Verſuche machte die Geiſtlichkeit, die Entſcheidung der Glaubens-Artikel ſowohl, als die Beſtimmung der gottesdienſtlichen Uibungen, dem Despotismus der Päbſte zu entreißen, und ſie von neuem ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu unterwerfen.

Dieſe Verſuche mißlangen zwar, ſie ſetzten aber doch die Lehrer der Kirche in eine größere Thätigkeit, ſowohl für ſich, als in Gemeinſchaft mit einander, über die bisherigen Lehren und Gewohnheiten der Kirche nachzudenken: wodurch eben die Reformation vorbereitet wurde.

Durch dieſe wurden die proteſtantiſchen Gemeinden nicht nur von der Mutterkirche, ſondern Anfangs auch von einander getrennt: indem jeder Ort und jedes Land andere Reformatoren hatten, und, unter der Aufſicht der Obrigkeit, ihren Gottesdienſt nach eignem Belieben einrichteten.

Die Lehrer der Proteſtanten traten eine Zeit lang in das Verhältniß zurück, welches die erſten Lehrer des Chriſtenthums gehabt hatten. Sie wurden von neuem als Väter ihrer Gemeinden angeſehen, und ſchränkten ſich, in ihren Berathſchlagungen mit einander, bloß auf das Wohl und die Beſſerung ihrer Gemeinden ein.

Die erſte Urſache, wodurch die Kirchenlehrer der Proteſtanten, auch aus entfernten Oertern und Ländern, wieder in Zuſammenhang und zu gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen gebracht wurden, war die Nothwendigkeit, ſich gegen das Pabſtthum zu vertheidigen. Die Geiſtlichen der verſchiednen

Gemeinen und die Lehrer ihrer Univerſitäten mußten zuſammenkommen, um gemeinſchaftliche Bekenntnißſchriften unter einander zu verabreden, die ſie ihren Gegnern vorlegen, und wodurch ſie deren Vorurtheile widerlegen wollten.

In kurzem wurden die Theologen auch von den Fürſten wegen der politiſchen Verbindungen um Rath gefragt, welche ſie gegen die zu den Waffen greifende katholiſche Partey zu errichten geſonnen waren.

So entſtanden nach und nach Lutheriſche und Reformirte Synoden, das Correſpondiren und Zuſammenkommen der Lehrer von verſchiednen Gemeinden, und ziemlich mit demſelben Erfolge, welchen die alten Synoden gehabt hatten. Dieſe ſo wieder mit einander verbundenen und ſich häufig berathſchlagenden Theologen begnügten ſich nicht mit den Gegenſtänden, durch welche ſie zuerſt waren zuſammengerufen worden. Sie debattirten auch bald, ſo wie jene alten Biſchöffe über Lehrpuncte, Formeln und Kirchengebräuche; ſie erneuerten den Begriff von einer nothwendigen Einigkeit des Glaubens, und veranlaßten dadurch, ſo wie jene, immer neue Spaltungen, die endlich auch nur durch bürgerliche Gewalt beſchränkt oder aufgehoben werden konnten.

Glücklicher Weiſe brachten die immer mehr aufblühenden Wiſſenſchaften andere Gegenſtände der Unterſuchung und des Studiums unter die

Theologen. Eben die wachſende Aufklärung zeigte die Unwichtigkeit gewiſſer dogmatiſchen Streit-Puncte, und verminderte den Haß der Parteyen. Daraus entſtand, daß man in der Lutheriſchen Kirche, mit der Verfertigung der Concordien-Formel, endlich aufhörte, neue Symbole zu machen. Und da der Religions- und noch mehr der Weſtphäliſche Friede, es auch für die Proteſtantiſchen Theologen unnöthig machte, immer neue Maßregeln zur Vertheidigung gegen das Pabſtthum zu verabreden: ſo fielen auch die Urſachen hinweg, welche die häufigen Zuſammenkünfte der Kirchenlehrer verſchiedener Gemeinden bisher veranlaßt hatten: und der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen unter einander bekam nach und nach diejenigen Schranken, und zugleich die Beſchaffenheit, welche er heute zu Tage hat.

In der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche iſt derſelbe hauptſächlich auf die Verbindung derjenigen Geiſtlichen, welche in gemeinſchaftlichen Conſiſtorien ſitzen, und auf die Verbindung derjenigen, welche, in den großen Städten, bey denſelben Kirchen oder Gemeinden angeſtellt ſind, eingeſchränkt.

Das Verkehr der geiſtlichen Lehrer, welche Beyſitzer derſelben Conſiſtorien ſind, iſt demjenigen an Beſchaffenheit und Wirkung vollkommen ähnlich, welches zwiſchen den Mitgliedern aller Regierungs-Collegien in ihren Sitzungen Statt findet.

Wenn ein Conſiſtorial-Collegium aus Männern, wie Spalding, Teller und Dietrich, zuſammengeſetzt iſt, und einen Münchhauſen an ſeiner Spitze hat: ſo ſind die Sitzungen und Berathſchlagungen deſſelben eine wahre Schule der Aufklärung für alle Mitglieder.

Sie ſind zugleich ein Band der Freundſchaft unter ihnen: indem einer ſowohl die Gaben als die Geſinnungen des andern kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Dieſe Vortheile fallen weg, wenn die geiſtlichen Beyſitzer eines Conſiſtoriums einander zu unähnlich ſind, um ſich in gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen zu können: da alsdann gemeiniglich die Verſchiedenheit und Unvereinbarkeit ihrer Meinungen die ganze Autorität des Conſiſtoriums in die Hände des weltlichen Chefs deſſelben bringt, und die geiſtlichen Beyſitzer außer Thätigkeit ſetzt.

Was den Umgang derjenigen Geiſtlichen betrifft, welche an derſelben Kirche oder Gemeinde ihr Amt führen: ſo iſt zwar in der Proteſtantiſchen Kirche derjenige Geiſt erloſchen, welcher bey den erſten chriſtlichen Gemeinden eine ſehr genaue Verbindung der Lehrer unter ſich veranlaßte.

Unſere geiſtlichen Lehrer berathſchlagen ſich ſelten mehr über ihre Amtsführung, und der Gelegenheiten, wo ſie ſich durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Erfahrungen in Sachen des Unterrichts und der Seelſorge, ohne Unſchicklichkeit und Anmaßung, belehren könnten, ſind wenige.

Aber dazu biethet jene Verbindung der Geiſtlichen an demſelben Orte und bey derſelben Kirche häufige Gelegenheit an, die einſichtsvollſten und menſchenfreundlichſten, unter ihnen auszuzeichnen, und ihnen, entweder durch die Macht des Beyſpiels, oder durch die Freundſchaft, welche ſie ſich erwerben, einen Einfluß auf die übrigen zu verſchaffen.

Dieſe gemeinſchaftliche Amtsführung kann um deſto mehr eine Schule vieler Tugenden für die dadurch vereinigten Geiſtlichen werden, je mehr Colliſionen dabey vorkommen, welche ſie mit einander in Uneinigkeit bringen können.

Dieſer Colliſionen ſind hauptſächlich zwey.

Zuerſt ſind die Geiſtlichen öffentliche Perſonen, welche ſo, wie die Schriftſteller, wie die Redner in Republiken, wie die Lehrer auf Univerſitäten, vor dem Publikum auftreten, und von deſſen Beyfall ihr Glück erwarten. Alle Perſonen dieſer Claſſe ſind ſehr in Verſuchung, Rivale von einander zu werden: und die Rivalität iſt die Mutter des Neides, ſo wie dieſer der Vater aller feindſeligen Leidenſchaften.

Daher findet man, daß diejenigen Prediger, welche, wegen ihrer höhern Lehrgaben, von dem größern Publikum ihres Wohnorts, und von Auswärtigen am meiſten geſchätzt werden, mit ihren Col-

Gemeinen und die Lehrer ihrer Univerſitäten mußten zuſammenkommen, um gemeinſchaftliche Bekenntnißſchriften unter einander zu verabreden, die ſie ihren Gegnern vorlegen, und wodurch ſie deren Vorurtheile widerlegen wollten.

In kurzem wurden die Theologen auch von den Fürſten wegen der politiſchen Verbindungen um Rath gefragt, welche ſie gegen die zu den Waffen greifende katholiſche Partey zu errichten geſonnen waren.

So entſtanden nach und nach Lutheriſche und Reformirte Synoden, das Correſpondiren und Zuſammenkommen der Lehrer von verſchiednen Gemeinden, und ziemlich mit demſelben Erfolge, welchen die alten Synoden gehabt hatten. Dieſe ſo wieder mit einander verbundenen und ſich häufig berathſchlagenden Theologen begnügten ſich nicht mit den Gegenſtänden, durch welche ſie zuerſt waren zuſammengerufen worden. Sie debattirten auch bald, ſo wie jene alten Biſchöffe über Lehrpuncte, Formeln und Kirchengebräuche; ſie erneuerten den Begriff von einer nothwendigen Einigkeit des Glaubens, und veranlaßten dadurch, ſo wie jene, immer neue Spaltungen, die endlich auch nur durch bürgerliche Gewalt beſchränkt oder aufgehoben werden konnten.

Glücklicher Weiſe brachten die immer mehr aufblühenden Wiſſenſchaften andere Gegenſtände der Unterſuchung und des Studiums unter die

Theologen. Eben die wachſende Aufklärung zeigte die Unwichtigkeit gewiſſer dogmatiſchen Streit-Puncte, und verminderte den Haß der Parteyen. Daraus entſtand, daß man in der Lutheriſchen Kirche, mit der Verfertigung der Concordien-Formel, endlich aufhörte, neue Symbole zu machen. Und da der Religions- und noch mehr der Weſtphäliſche Friede, es auch für die Proteſtantiſchen Theologen unnöthig machte, immer neue Maßregeln zur Vertheidigung gegen das Pabſtthum zu verabreden: ſo fielen auch die Urſachen hinweg, welche die häufigen Zuſammenkünfte der Kirchenlehrer verſchiedener Gemeinden bisher veranlaßt hatten: und der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen unter einander bekam nach und nach diejenigen Schranken, und zugleich die Beſchaffenheit, welche er heute zu Tage hat.

In der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche iſt derſelbe hauptſächlich auf die Verbindung derjenigen Geiſtlichen, welche in gemeinſchaftlichen Conſiſtorien ſitzen, und auf die Verbindung derjenigen, welche, in den großen Städten, bey denſelben Kirchen oder Gemeinden angeſtellt ſind, eingeſchränkt.

Das Verkehr der geiſtlichen Lehrer, welche Beyſitzer derſelben Conſiſtorien ſind, iſt demjenigen an Beſchaffenheit und Wirkung vollkommen ähnlich, welches zwiſchen den Mitgliedern aller Regierungs-Collegien in ihren Sitzungen Statt findet.

Wenn ein Conſiſtorial-Collegium aus Männern, wie Spalding, Teller und Dietrich, zuſammengeſetzt iſt, und einen Münchhauſen an ſeiner Spitze hat: ſo ſind die Sitzungen und Berathſchlagungen desſelben eine wahre Schule der Aufklärung für alle Mitglieder.

Sie ſind zugleich ein Band der Freundſchaft unter ihnen: indem einer ſowohl die Gaben als die Geſinnungen des andern kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Dieſe Vortheile fallen weg, wenn die geiſtlichen Beyſitzer eines Conſiſtoriums einander zu unähnlich ſind, um ſich in gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen zu können: da alsdann gemeiniglich die Verſchiedenheit und Unvereinbarkeit ihrer Meinungen die ganze Autorität des Conſiſtoriums in die Hände des weltlichen Chefs desſelben bringt, und die geiſtlichen Beyſitzer außer Thätigkeit ſetzt.

Was den Umgang derjenigen Geiſtlichen betrifft, welche an derſelben Kirche oder Gemeinde ihr Amt führen: ſo iſt zwar in der Proteſtantiſchen Kirche derjenige Geiſt erloſchen, welcher bey den erſten chriſtlichen Gemeinden eine ſehr genaue Verbindung der Lehrer unter ſich veranlaßte.

Unſere geiſtlichen Lehrer berathſchlagen ſich ſelten mehr über ihre Amtsführung, und der Gelegenheiten, wo ſie ſich durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Erfahrungen in Sachen des Unterrichts und der Seelſorge, ohne Unſchicklichkeit und Anmaßung, belehren könnten, ſind wenige.

Aber dazu biethet jene Verbindung der Geiſtlichen an demſelben Orte und bey derſelben Kirche häufige Gelegenheit an, die einſichtsvollſten und menſchenfreundlichſten, unter ihnen auszuzeichnen, und ihnen, entweder durch die Macht des Beyſpiels, oder durch die Freundſchaft, welche ſie ſich erwerben, einen Einfluß auf die übrigen zu verſchaffen.

Dieſe gemeinſchaftliche Amtsführung kann um deſto mehr eine Schule vieler Tugenden für die dadurch vereinigten Geiſtlichen werden, je mehr Colliſionen dabey vorkommen, welche ſie mit einander in Uneinigkeit bringen können.

Dieſer Colliſionen ſind hauptſächlich zwey.

Zuerſt ſind die Geiſtlichen öffentliche Perſonen, welche ſo, wie die Schriftſteller, wie die Redner in Republiken, wie die Lehrer auf Univerſitäten, vor dem Publikum auftreten, und von deſſen Beyfall ihr Glück erwarten. Alle Perſonen dieſer Claſſe ſind ſehr in Verſuchung, Rivale von einander zu werden: und die Rivalität iſt die Mutter des Neides, ſo wie dieſer der Vater aller feindſeligen Leidenſchaften.

Daher findet man, daß diejenigen Prediger, welche, wegen ihrer höhern Lehrgaben, von dem größern Publikum ihres Wohnorts, und von Auswärtigen am meiſten geſchätzt werden, mit ihren Collegen in wenig freundſchaftlichen Verbindungen leben: wofern ſie nicht den Vorzug ihrer Talente und ihres Beyfalls, durch eine ausnehmende Beſcheidenheit und durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und ihres Betragens, bey denſelben gleichſam wieder gut machen.

Zum andern iſt, beſonders bey den Lutheranern, auch der Eigennutz jener geiſtlichen Amtsbrüder in Widerſpruch. Ihre Einahme hängt nähmlich, wegen des Beichtgeldes, von ihrem Beyfalle ab. Und es gehört deſto mehr Selbſtbeherrſchung bey einem Geiſtlichen dazu, welcher, ohne Unwillen, ſeinen Collegen in dem Beſitze jener Einkünfte, und ſich zurückgeſetzt ſehen ſoll: da er zugleich dadurch einen Beweis erhält, daß jener von der Gemeinde ſehr, — er wenig geliebt werde.

Noch iſt ein Wort von derjenigen Verbindung zu reden, welche die Kirchenverfaſſung unter den Geiſtlichen desſelben Landes, oder Diſtricts, auch wenn ſie an verſchiedenen Orten wohnen, hervorbringt.

Dieſe Kirchen-Verfaſſung iſt in den verſchiedenen Proteſtantiſchen Ländern ſehr verſchieden: und ſie iſt nicht ohne Einfluß auf den Geiſt und Charakter der Geiſtlichkeit, welche hauptſächlich von dem dadurch geſtifteten Zuſammenhange zwiſchen den Mitgliedern derſelben abhängen.

Unter den Lutheranern iſt eine Art von Hierarchie, aber eine ſehr wenig drückende. Die

Geiſt-

Geiſtlichen ſind einander an Range ſubordinirt, aber nicht unterworfen. Uiber die Geiſtlichen jedes Diſtricts führt ein oberer Geiſtlicher die Aufſicht, aber ohne alle Jurisdiction, und iſt nur die Mittelsperſon zwiſchen ihr und der Obrigkeit.

Obgleich weder die Geſchäfte ſehr häufig ſind, noch der Umgang der Geiſtlichen ſehr genau iſt, welche durch die hierarchiſche Verbindung veranlaſſet werden: ſo haben doch die Inſpectoren, wenn ſie ſelbſt vorzügliche Männer ihrer Claſſe ſind, wohl Gelegenheit, auf Kirchen-Viſitationen, bey Einführungen neugewählter Lehrer und andern Verrichtungen des Aufſeher-Amtes, durch ihr Beyſpiel und ihre Belehrungen der untergeordneten Geiſtlichkeit zu nutzen; — ſo wie, auf der andern Seite, ſich durch ihr perſönliches Betragen die Liebe derſelben zu erwerben.

Auch bleiben, bey dieſer Kirchen-Verfaſſung, die Geiſtlichen jedes Diſtricts, durch die cirkuläre Mittheilung der Conſiſtorial-Verordnungen, durch Vertretungen u. ſ. w. in einem nicht unnützen Zuſammenhange, welcher Gelegenheit geben kann, daß diejenigen Geiſtlichen ſich kennen lernen, die zu einem vertrautern Umgange mit einander geſchickt ſind.

In England iſt die Verfaſſung und die Hierarchie der katholiſchen Kirche mit wenigen Veränderungen beybehalten worden: und ſie hat dort denſelben Erfolg gehabt, den Unterſuchungs-Geiſt zu lähmen, und die Anhänglichkeit der Geiſtlichen an das Alte zu befördern. Auch ſchränkt ſich der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen der hohen Kirche in England mehr darauf ein, ſich von ihren Rechten und deren Aufrechterhaltung, und über die Verwaltung ihrer liegenden Gründe, als über die Gegenſtände ihres geiſtlichen Berufs, zu berathſchlagen.

Nur werden dieſe Folgen der Hierarchie in England durch das Licht der Wiſſenſchaften gemildert, welches allgemein, und auch unter der Geiſtlichkeit, herrſcht; — und durch den Umſtand, daß die höhern geiſtlichen Stellen nicht bloß nach Geburt, ſondern nach Verdienſt, und beſonders nach litterariſchem Verdienſte beſetzt werden.

In einigen reformirten Ländern, z. B. in Holland und in der Pfalz, iſt die Synodal-Verfaſſung, mehr oder weniger, beybehalten worden.

Dieſe bringt allenthalben, wo ſie herrſcht, mehr Leben und Thätigkeit in den Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen: indem jeder hoffen kann, bey Gelegenheit einer ſolchen Zuſammenkunft, ſeine Ideen ſeinen Amtsbrüdern mitzutheilen, und durch ihre Beyſtimmung zur Ausführung zu bringen.

Aber ſie führt zu einer weit ſtrengern Orthodoxie, ſie iſt weit intoleranter, und ſelbſt zur Verfolgung der anders Denkenden geneigter, als z. B. die Subordination der Lutheriſchen Geiſtlichen unter ihre Conſiſtorien dieſelben macht.

Die Urſache iſt, daß, wo die Mehrheit der Stimmen entſcheidet, auch unter der Geiſtlichkeit, die am wenigſten Aufgeklärten, und die Heftigſten und Leidenſchaftlichſten die Oberhand behalten und die Geſetze geben.

In andern Gegenden Teutſchlands und in der Schweiz, ſind die Reformirten Gemeinden gänzlich von einander getrennt, und weder durch eine Subordination, noch durch Zuſammenkünfte ihrer Geiſtlichen vereinigt. Jede regiert ſich, unter der Aufſicht der höchſten Obrigkeit, ſelbſt durch ihr Conſiſtorium, welches aus den Geiſtlichen und aus einigen ausgewählten und angeſehenen Gliedern der Gemeinde beſteht.

Dieſe Einrichtung iſt, beſonders an Orten, wo die Reformirten Gemeinden größtentheils aus Perſonen der geſitteteren Claſſen beſtanden, oder ſonſt im Beſitze einer gewiſſen Aufklärung waren, von ſehr gutem Erfolge geweſen.

Die Freyheit zu denken, iſt dadurch vermehrt worden: und die Verbeſſerungen der Liturgie und der Geſänge ſind hier am erſten und leichteſten zu Stande gekommen.

Der Lehrer lernt auch, bey dieſer Einrichtung, die Hausväter ſeiner Gemeinde nach und nach kennen, und wird ihnen bekannt: der verdienſtvolle Lehrer gelangt alſo endlich zu einem natürlichen Anſehen und Einfluße bey ſeiner Gemeinde, welche mit gar keinem Despotismus vermiſcht ſind, und benutzt hinwiederum die Einſichten und die Erfahrenheit, welche unter den ältern Mitgliedern ſeiner Gemeinde verbreitet ſind.

7. Umgang der geiſtlichen Lehrer mit ihren Gemeinden.

Die Art dieſes Umgangs hat ſehr abgewechſelt, nach den verſchiedenen Ideen, welche man ſich von dem Verhältniſſe der geiſtlichen Lehrer gegen ihre Gemeinden, und von dem Berufe der erſtern gemacht hat, — und nach den Umſtänden der Zeit, welche den Geiſtlichen, bald mehr bald weniger, Uiberlegenheit über die Layen, ſowohl an Macht und Anſehn, als an Einſicht und Wiſſenſchaft gegeben haben.

Im Anfange des Chriſtenthums waren die Lehrer, genannt Aelteſten, wie ich ſchon geſagt habe, zugleich Aufſeher, Fürſorger und Rathgeber der Gemeinden. Sie wurden als Väter reſpectirt, und handelten auch wirklich als Väter. Dieſes Verhältniß ſcheint ſehr glücklich, und dieſe Regierungsart, die bloß auf freywilliger Unterwerfung beruht, die ſanfteſte unter allen zu ſeyn. Und ſo iſt es auch in der That, ſo lange die Geſinnung von beyden Seiten aufrichtig iſt, die Gemeinden klein, und die Mitglieder derſelben von wenig Anſprüchen ſind, und eine gewiſſe Einfalt im Verſtande oder Charakter haben. So waren in der That die erſten

Chriſten; ſo waren die erſten Brüder in den Herrenhutiſchen Gemeinden.

Aber auch eine freywillige Unterwerfung unſers Geiſtes unter Andere wird mit der Länge der Zeit läſtig, und uns ſelbſt ſchädlich; und die väterliche Gewalt iſt der deſpotiſchen ſehr nahe, und artet leicht in dieſelbe aus. Daher der erſte Grund der Erhabenheit, welche ſich in der Kirche die Geiſtlichkeit über die Layen anmaßte; daher der erſte Grund der Demuth und Unterwerfung, mit welcher ſich dieſe die Ausſprüche ihrer Lehrer, in Sachen der Religion gefallen ließen.

Dieſes Verhältniß änderte ſich, als die Gemeinden größer wurden. Aber an die Stelle der väterlichen Aufſicht und kindlichen Folgſamkeit trat wirkliche Herrſchaft von der einen, — und Sclaverey des Geiſtes von der andern Seite, als die Geiſtlichkeit Anfangs in Corpore auf ihren Zuſammenkünften, und endlich durch ihre Repräſentanten und Oberhäupter, den Glauben und den Gottesdienſt der Chriſten anordnete, ihre Begriffe in Abſicht der Religion beſtimmte und ihnen die Uibung derſelben vorſchrieb.

Uiberhaupt, ſo bald man die geiſtlichen Lehrer als die Depoſitarien der göttlichen Geheimniſſe, und als eine Art von Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den übrigen Menſchen anſah; ſo bald mußten ihre Lehren, ihre Ermahnungen, alle gottesdienſtlichen Handlungen, die ſie verrichteten.

einen höhern Charakter annehmen, der Eindruck, den dieſelben auf das Volk machten, war nun nicht bloß der Eindruck der Wahrheit und des ſittlichen Nutzens, ſondern der eines göttlichen Urſprungs und Anſehns.

Dieß war der Fall bey den Jüdiſchen und Aegyptiſchen Prieſtern, und es gab ihnen den Vorrang vor allen übrigen Ständen.

Dieß wurde von neuem der Fall bey den Lehrern der chriſtlichen Kirche, vom dritten Jahrhunderte an, bis auf die Reformation.

Die auf den Concilien verſammelte Geiſtlichkeit, und in der Folge der römiſche Biſchof, wenn er ex cathedra ſprach, wurden als unmittelbar vom heiligen Geiſte inſpirirt angeſehn: und die Schlüſſe der erſtern, die Dekrete des letztern, waren Geſetze für die ganze Chriſtenheit, von einer mehr als menſchlichen Sanction.

Dieß mußte nothwendig das ganze Corpus der Geiſtlichkeit über die Layen erheben, und auch auf die Art, wie die einzelnen Geiſtlichen jeder Gemeinde mit ihren Kirchkindern umgingen, und von dieſen hinwiederum behandelt wurden, Einfluß haben.

Hierzu kam, daß die Geiſtlichkeit im Mittelalter faſt in dem ausſchließenden Beſitze aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten war: wodurch ſie nicht nur noch mehr Uiberlegenheit über die Layen erhielt, ſondern auch in ganz neue Geſchäfts-Verbindungen, ſowohl mit den Regenten der Staaten als mit Privatperſonen gerieth.

Geiſtliche wurden an allen Höfen Canzler der Fürſten: mit ihnen wurden die meiſten hohen und niedrigen Staatsämter beſetzt. Im Rathe der Völker, auf Reichs- und Land-Tägen machte die Geiſtlichkeit allenthalben den erſten Stand aus, und ihre Stimme war von dem größten Gewichte.

Auch in den Häuſern der Privatperſonen, beſonders der Großen, fand man durchgängig Geiſtliche, welche die Geſchäfte derſelben beſorgten, ihr Hausweſen regierten, und die Honneurs der Geſellſchaft machten.

Aber dieſer große weltliche Verkehr der Geiſtlichen mit den Layen ſchwächte ein wenig den Einfluß ihres geiſtlichen Anſehns: indem die Weltlichen dadurch eine gewiſſe Gewalt über ſie bekamen, ihnen ſolche Aemter und Functionen anzuvertrauen oder zu entziehen, — oder indem ſie doch wenigſtens bey dieſen politiſchen und ökonomiſchen Angelegenheiten ein Wort von Gewicht mitſprechen konnten.

Hierzu kam noch der große Abſtand, in welchen die niedere Geiſtlichkeit gegen die hohe gerieth. Die Biſchöffe und Prälaten wurden große Herren, welche wenig mehr mit ihren Gemeinden zu thun hatten. Aber der gemeine Dorfpfarrer und überhaupt der niedere Geiſtliche wurde auch von ihnen ſo wenig geachtet, daß er bey dem Volke gleichſam ſeine Zuflucht ſuchen mußte, und ſich daher dem gemeinen Manne mehr näherte, und um deſſen Liebe warb, aber auch immer von dieſem eine achtungsvolle Begegnung erhielt.

Unter allen dieſen Abwechſelungen, blieb jedoch eine Art von Umgang und Verkehr der Geiſtlichen mit ihren Gemeinden, welche vor beyde Theile vortheilhaft war, einen freundſchaftlichen Charakter hatte, und zugleich den Geiſtlichen Achtung erweckte; ich rede von dem Umgange, welchen der Unterricht, die Ausſpendung der Sakramente, die Beſuchung der Kranken u. ſ. w. veranlaßten.

Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob dieſe Religions-Handlungen bloße Ceremonien ſind, ob ſie auf eine handwerksmäßige Weiſe verrichtet werden; und ob beſonders der Unterricht gut und wirklich belehrend und erbaulich iſt.

Indeß ſieht doch der geiſtliche Lehrer, (es verſteht ſich, daß ich darunter einen Seelſorger, einen Pfarrer u. ſ. w. verſtehe) ſeine Kirchkinder bey ſo intereſſanten und rührenden Gelegenheiten, und dieſe nehmen zu ihm gemeiniglich in einer, für gute, ſittliche Empfindungen ſo günſtigen, Stimmung des Gemüths ihre Zuflucht, daß nothwendig ſich einige Zärtlichkeit und Sympathie in dieſen Umgang miſchen, und einiger Nutzen für beyde Theile aus demſelben entſtehen muß.

Die Reformation hat bey den Proteſtanten und die wachſende Aufklärung hat in der Römiſchen Kirche, das wahre Verhältniß der Geiſtlichen zu ihren Gemeinden auf die beyden Beziehungen, — auf die eines Seelſorgers, und die eines Lehrers zurückgebracht.

Bey den Proteſtanten iſt nach und nach der Seelſorger in den Lehrer übergegangen: und in den aufgeklärteſten Gemeinden iſt der öffentliche Unterricht der Erwachſenen und der Kinder, nebſt den gelegentlichen Ermahnungen und Tröſtungen einzelner Perſonen bey außerordentlichen Vorfällen, das Hauptgeſchäft des Geiſtlichen geworden.

Die Seelſorge iſt immer mit einer gewiſſen Herrſchaft verbunden, und zieht dieſelbe nach ſich. Sie ſetzt überdieß, wenn ſie nützlich ſeyn ſoll, ſchon eine gewiſſe Superiorität des Geiſtlichen über ſeine Kirchkinder, oder eine große Vertraulichkeit mit ihnen voraus, — zwey Sachen, die nicht immerwährend noch allgemein ſeyn können.

Die Seelſorge iſt die Bearbeitung des moraliſchen und religiöſen Charakters der Erwachſenen. Man kann aber an dem Charakter eines Menſchen nicht arbeiten, wenn man ihn nicht kennt; und man kann den Charakter nur aus den Handlungen erkennen. Der Geiſtliche, wenn er Seelſorger ſeyn ſoll, muß ſich alſo um die Handlungen ſeiner Kirchkinder bekümmern.

Hieraus iſt die Beicht entſtanden. Auf dieſem Wege ſind die Geiſtlichen in das Innere der Familien, und ſelbſt an die Höfe der Fürſten gedrungen.

Indem ſie das Moraliſche und Unmoraliſche in dem Betragen der Fürſten beobachteten, lernten ſie auch ihre Angelegenheiten ſelbſt kennen. Indem ſie die Fehler derſelben beſtraften, bekamen ſie eine gewiſſe Gewalt über ſie.

Dieß gab, auch unter den Proteſtanten, den Beichtvätern zuweilen Einfluß in die Staatsgeſchäfte und in die Regierung. Man weiß, mit welcher Freymüthigkeit im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte die Prediger in Schottland und an einigen teutſchen Höfen die Aufführung und die Maßregeln der Regenten, ſelbſt auf der Kanzel rügten.

Dieß veranlaßte einen andern noch ſchädlichern Einfluß der Geiſtlichen auf die Regierung, indem ſie hier auf das Volk wirkten, und das Mißvergnügen deſſelben über ihre Fürſten erregten.

Auch über die Privatperſonen mußte die Seelſorge, ſo lange ſie ernſtlich und des Nahmens werth war, eine ähnliche Herrſchaft, und auf die Angelegenheiten derſelben einen bedeutenden Einfluß geben.

Dieß konnte wirklich zuweilen von Nutzen ſeyn, wenn von der einen Seite der Lehrer wirklich höhere Einſichten und einen mehr veredelten Charakter hatte, als ſein Kirchkind, und er überdieß mit einer reinen Abſicht und doch mit wahrem Eifer für das Wohl und die Tugend des ihm Anvertrauten zu Werke ging; und wenn von der andern Seite der dieſen Unterricht Empfangende, nicht aus abergläubiſcher Verehrung des geiſtlichen Charakters, ſondern aus Gefühl ſeiner Unwiſſenheit und Schwäche, ſich dieſes Anſehen eines Weiſeren und das Einmiſchen deſſelben in ſeine äußern oder Herzens-Angelegenheiten gefallen ließ.

So bald aber mehr Gleichheit zwiſchen den Lehrern und den Gliedern der Gemeinden, auch in Abſicht der moraliſchen Kenntniſſe, entſtand, ſo wurde jene ſo ſpecielle Seelſorge unſchicklich; und ſie wurde ſogar ſchädlich, wenn der Geiſtliche die Autorität ſeines Amtes zu Hülfe nehmen mußte, um ſich Gehör zu verſchaffen, und der Laye doch unwillig und ohne wahren innern Beyfall dieſe Belehrungen oder Beſtrafungen annahm.

Es iſt alſo im Grunde ein Glück, daß zu unſern Zeiten die Seelſorge der Geiſtlichen, in Beziehung auf einzelne Perſonen, theils auf die ſchon eben genannten Functionen der Beſuchung der Kranken und Sterbenden, theils auf ſolche gelegentliche Ermahnungen eingeſchränkt worden iſt, wozu ſie von der Obrigkeit oder von den dabey intereſſirten Perſonen ſelbſt aufgefordert werden, z. B. zur Ausſöhnung uneiniger Eheleute, zu Wiedervereinigung beleidigter Aeltern mit ihren Kindern, zu Hebung von Gewiſſensſcrupeln u. ſ. w.

Auch bey dieſen Gelegenheiten, obgleich auch hier nicht immer der geſuchte Endzweck erreicht wird, kann doch der Geiſtliche dadurch Gutes ſtiften, indem er ſich Achtung und Liebe erwirbt, ſeine Kirchkinder mehr an ſich zieht, und dadurch ſeinem öffentlichen, und dem Religions-Unterrichte überhaupt, mehr Anſehen und Eingang verſchafft.

Aber es iſt dieß auch der delicateſte Theil ſeines Amtes, weil er auf Privatverhältniſſe Rückſicht nehmen muß, ohne deren Kenntniß oder Beobachtung die beſten moraliſchen Betrachtungen unſchicklich und dadurch unkräftig werden können.

Doch die vornehmſte Function, welche jetzt der geiſtliche Lehrer bey den Proteſtanten hat, und durch welche er mit ſeiner Gemeinde in Verbindung ſteht, iſt der Unterricht: wovon es drey Zweige gibt, den Unterricht auf der Kanzel, den in den Catechiſationen, und den Unterricht der Jugend bey der Vorbereitung zum Abendmahl.

Die beyden erſten Arten des Unterrichts ſind dem Prediger eigen: die letzte hat er mit dem Pädagogen und Schullehrer gemein.

Es iſt ein großer Vorzug des Religions-Lehrers, daß der von ihm ertheilte Unterricht ihn mit ſeinen Mitbürgern in einen weit größern und angenehmern Zuſammenhang bringt, als die andern Arten der Lehrer kommen können.

Kein Gelehrter genießt ſo gewiß und ſo zeitig die Belohnung ſeiner Talente und ſeines Fleißes in der Liebe und Achtung der Perſonen, welche ihn umgeben, als der Prediger.

Der Schriftſteller arbeitet für ihm unbekannte, oft entfernte Leſer, die ſich nicht um ihn, ſondern nur um ſein Buch bekümmern, deren gute Geſinnung wenigſtens ihm unbekannt bleibt, und wenig nuzt. Seinen Mitbürgern werden ſeine Verdienſte oft am ſpäteſten bekannt: und auch dann erhält er von ihnen mehr eine kalte Achtung, als eine perſönliche Zuneigung, die ſie begierig machte, in Umgang mit ihm zu treten. Freunde muß er ſich, ſo wie jeder andere Menſch, ſuchen, oder vom Zufalle erwarten: ſeine Schriftſtellerey verſchafft ihm derſelben wenige.

Das Verdienſt des Schullehrers bleibt in ſeine Claſſe, oder in ſein Gymnaſium eingeſchloſſen. Nur ſeine Zöglinge lernen die Vorzüge ſeines Unterrichts unmittelbar kennen. Den Aeltern wird er erſt durch ihre Kinder bekannt: und das übrige Publikum ſchäzt ihn bloß auf Treu und Glauben, um des Lobes dieſer Aeltern willen.

Auch der akademiſche Lehrer tritt nur vor jungen Leuten auf, welche nicht immer die beſten Richter ſind, und deren Urtheil oder Geſinnung auf das übrige Publikum nur wenig Einfluß hat.

Der Geiſtliche iſt der einzige Lehrer, welcher Erwachſene und Leute aus allen Ständen perſönlich unterrichtet. Er trägt ſonntäglich einer Verſammlung derſelben ſeine Einſichten und Empfindungen über die wichtigſten Angelegenheiten vor. Auch ſeine Perſon, ſeine Stimme, ſein ganzes Aeußere wird ihnen bekannt. — Kein Wunder alſo, daß, wenn er wirklich höhere Einſichten hat, wenn er ſie auf eine deutliche und angenehme Weiſe mitzutheilen weiß, wenn ſein Aeußeres gebildet und ſeine Stimme wohlklingend iſt, er nicht nur die Hochachtung, ſondern auch die Freundſchaft derjenigen, welche ihn hören, erhält; und daß er von den Beſten oder Geſelligſten unter ihnen, auch zu ihrem vertrauten Umgange, aufgeſucht wird.

Man ſieht daher auch, daß in allen groſſen Städten, wo einige Cultur und Geſelligkeit herrſchen, die vorzüglichſten Prediger, die Spaldinge, die Teller, die Reinharde, immer in ſehr angenehmen Verbindungen mit den höhern und mittlern Claſſen leben, und auch als Geſellſchafter aufgeſucht werden, indeß die an denſelben Orten wohnenden Schriftſteller und Schullehrer von gleichen Verdienſten in ihren Fächern, verhältnißmäßig, im Dunkeln bleiben.

Wenn der Geiſtliche keinen andern Umgang mit ſeiner Gemeinde hat, als den er in ſeinen Amtsgeſchäften findet, ſo wird der Ton ſeines Geſprächs leicht deklamatoriſch, oder geſucht, oder frömmelnd. Wenn er aber mit wahren Redner-Talenten, die er ſo oft übt, die geſellſchaftliche Bildung verbinder, ſo iſt er auch nächſt dem großen Arzte, am meiſten in der Lage, ein feiner Weltmann, in dem beſten Sinne des Worts, zu werden.

2. Geſchäfts-Umgang der Jugend-Lehrer.

1) Geſchäfts-Umgang der Lehrer auf niedern Schulen und Gymnaſien.

Er iſt ebenfalls zwiefach: der Umgang der Lehrer unter einander, und der mit ihren Schülern.

a) Umgang der Schullehrer unter einander.

Da die Lehrer jedes Gymnaſiums ein Corpus ausmachen, welches aus gemeinſchaftlichen Fonds ſeine Einkünfte erhält, da ſie (wenigſtens in ältern Lehr-Inſtituten) in einer gewiſſen Rang-Ordnung unter einander, und unter der gemeinſchaftlichen Aufſicht und Direction eines Oberhauptes ſtehen: ſo bringt dieß nothwendig einigen Zuſammenhang unter ihnen hervor, und beſtimmt ihr Betragen gegen einander.

Da ſie gemeiniglich ihre Claſſen in demſelben Gebäude halten, ſo haben ſie täglich Gelegenheit, einander, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zu ſehen und zu ſprechen; aber ſie haben noch mehr Gelegenheit, einander kennen zu lernen, und beſonders das Verhältniß zu wiſſen, in welchem jeder mit ſeinen Schülern ſtehet.

Jene erſte Art der Verbindung bezieht ſich bloß auf das Intereſſe und die Schul-Verfaſſung; und bringt ſelten eine Zuſammenkunft oder Berathſchlagungen unter den Lehrern hervor; ausgenommen, wenn ein gemeinſchaftliches Mißvergnügen über gewiſſe von oben gemachte Verfügungen und Neuerungen ſie vereiniget.

Dieſer Umgang der Lehrer in den Zwiſchenräumen der Lectionen iſt zwar an ſich ſehr kurz und unbedeutend. Da aber dieß Augenblicke der Erhohlung von einer mühſamen Arbeit ſind, ſo kann er doch ſehr angenehm werden, und eben deßwegen von Folgen ſeyn. — Man ſagt ſich einander viel mit wenigen Worten: und ein witziger Einfall gelingt oft am beſten, wenn man nicht Zeit hat viel zu ſagen. — Man ſieht ſich einander öfter und ſpinnt den Faden wieder an. Kurz, die Lehrer einer Anſtalt werden auch aus dieſen Bruchſtücken einer Unterredung gewahr, ob ſie ſich für einander ſchicken, und verbinden ſich oft, bloß nach dieſen Datis, zu einer genauern Privat-Freundſchaft.

Das aber iſt ſehr ungewöhnlich, daß die Lehrer einer größern Schul-Anſtalt ſich mit einander über die eigentlichen Angelegenheiten ihres Amtes beſprechen, ſich einander ihre Lehr-Methoden mittheilen, die Hinderniſſe, welche ſie vorfinden, einander darlegen, und ſich über die Mittel berathſchlagen, wie ſie die Sitten ihrer Schüler verbeſſern und ihre Kenntniſſe vermehren wollen.

Nur ein zur Verbeſſerung ſeines Gymnaſiums ſehr thätiger Rector, der zugleich nicht despotiſch regieren will, kann die Lehrer ſeiner Anſtalt zu ſolchen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen, und dieſelben im Gange erhalten. Aber auch dann kommt ſelten ein beträchtlicher Nutzen heraus. Die meiſten Lehrer beſuchen ſolche Verſammlungen nur unwillig und aus Zwange; die Meinungen derſelben ſind zu verſchieden; und es iſt am Ende doch nur Einer, oder Wenige, welche die Verbeſſerungs-Vorſchläge machen und durchſetzen.

Uiberhaupt herrſcht in den Schulen unter den Lehrern wenig republikaniſcher Geiſt: und die monarchiſche Regierung iſt, wenigſtens bisher, hier zu Hauſe, und auch am rechten Orte geweſen. Jener Geiſt aber wird erfordert, wenn ein intereſſanter und lebhafter Verkehr unter den in einem Collegium vereinigten Geſchäftsleuten entſtehen ſoll.

Die Urſache hiervon liegt zum Theil in dem zu weiten Abſtande, welchen die Lehrer der unterſten Claſſen von denen der höhern, auch in der bürgerlichen Rangordnung, und oft auch an Sitten und Kenntniſſen, haben. Noch weit mehr aber liegt ſie in der Verſchiedenheit der Meinungen, welche die Lehrer über Erziehung und Unterricht hegen, und in der Verſchiedenheit der Gewohnheiten, welche ſie in Abſicht beyder Gegenſtände angenommen haben.

Es iſt zu glauben, daß vor der Periode der neuern Fortſchritte in der Erziehungskunſt, als noch alle Welt glaubte, daß die Schulen und Gymnaſien bloß beſtimmt wären, die alten Sprachen zu lehren, und da man keine andern Methoden des Unterrichts, als die des Auswendiglernens, und keine andere Schul-Diſciplin, als die der Strenge und körperlicher Strafen, kannte, auch mehr Harmonie und Gleichheit unter den Lehrern deſſelben Gymnaſiums war.

Sie ſtiegen damahls gemeiniglich von den niedrigſten Claſſen zu den höchſten, welches auch beytrug, ihnen gegenſeitig Achtung für einander und Anlage zur Freundſchaft zu geben. Wahrſcheinlich waren ſie auch eher aufgelegt, über Schulſachen mit einander zu conferiren, und kamen leichter in gewiſſen Reſultaten und Beſchlüſſen zuſammen.

Vielleicht iſt der große Flor, welchen in jener ältern Periode ſo viele Gymnaſien in Teutſchland hatten, zum Theil, dieſer größern Einigkeit der Lehrer, und ihrer engern Verbindung, als Mitglieder eines kleinen Gemein-Weſens, an deſſen Vortheile ſie alle Anſpruch machten, zuzuſchreiben.

Nachdem aber die neuere Pädagogik ſowohl mehrere Gegenſtände des Schul-Unterrichts eingeführt, als die Methoden des Sprach-Unterrichts verändert, und über die moraliſche Erziehung zuvor unbekannte Begriffe verbreitet hat; ja, nachdem in die Gelehrſamkeit überhaupt ein neuer Geiſt gedrungen iſt, — die alte Litteratur philoſophiſcher, und die Wiſſenſchaften gemeinnütziger und populärer geworden ſind: ſeit dem haben ſich die Lehrer derſelben Schul-Anſtalten mehr von einander trennen, und unter ſich uneins werden müſſen.

Die ältern ſind gemeiniglich dem alten Syſteme anhänglich geblieben: die jüngern ſind mit den Fortſchritten des Zeitalters weiter gegangen, oder haben ſelbſt vielleicht die Gränze einer klugen Reformation überſchritten. Neuerungsſucht und Vorurtheil für das Alte haben angefangen, in den Schulen, ſo wie in der Kirche, mit einander zu ſtreiten.

Die in den untern Claſſen alt gewordnen Lehrer ſind nun ſeltner zu den oberſten Stellen befördert worden, weil ſie ſich in die neue Einrichtung der Dinge nicht fügen wollten, und bey derſelben zur Direction ungeſchickt waren.

In dieſem Zuſtande befinden ſich die Dinge, mehr oder weniger, noch auf allen alten Gymnaſien. Doch nähert ſich die Kriſis einer Entſcheidung. Die alten Lehrer, welche alle Verbeſſerungen verwerfen, ſterben nach und nach aus; und von der andern Seite wird die Begierde zu reformiren mäßiger. Man lernt durch Verſuche das, was im Schul-Unterrichte und in der Disciplin möglich und unmöglich iſt, unterſcheiden. Die Neuerer kommen auf manche alten Methoden zurück: und die Liebhaber des Alten ſehen den Nutzen gewiſſer Veränderungen endlich ganz augenſcheinlich.

Auch die Lehrer in den untern Claſſen werden jetzt wieder mehr geſchätzt, weil ſie an Denkungsart und Sitten den übrigen Menſchen mehr gleich ſind.

Dieß, wenn es ſo fortgeht, wird wahrſcheinlich die Lehrer eines Gymnaſiums wieder, wie ehedem, zu gleichartigen Gliedern deſſelben Körpers machen, und ſie alſo auch unter ſich in einen, auf ihr Geſchäft ſich beziehenden, lebhaftern Umgang bringen.

b. Umgang der Schullehrer mit ihren Schülern.

Man kann zweyerley Fragen hierbey aufwerfen: erſtens, wie ſind die Sachen bisher und im Durchſchnitte geweſen? (denn Ausnahmen hat es immer gegeben;) und zweytens, welcher Vervollkommnung iſt dieſer Umgang fähig, wenn die Erziehungskunſt überhaupt noch größere Fortſchritte macht?

In Abſicht der erſten Frage ſind folgendes die Beobachtungen oder die Meinungen der Menſchen.

Die Lehrer der unterſten Claſſen in den Gymnaſien, da ſie es größtentheils mit Kindern gemeiner Aeltern zu thun haben, welche ſchlechte Sitten und pöbelhafte Manieren aus dem Hauſe in die Schule bringen, ſind in Gefahr, wofern ſie lange in dieſen Claſſen bleiben, etwas von jenen Fehlern, indem ſie ſie verbeſſern wollen, ſelbſt anzunehmen.

Sie müſſen ſich ſo tief herablaſſen, um ihnen verſtändlich zu ſeyn, und Eindruck auf ſie zu machen, daß ſie mit der Zeit, ſelbſt von dem Grade der Cultur, welchen ſie ſchon erreicht hatten, oder noch zu erreichen hoffen konnten, herabſteigen, und Sprache und Sitten, die ſie anfangs nur unter ihren Schülern vorſätzlich annahmen, nun als Gewohnheit, auch in den Umgang mit der übrigen Welt mitbringen.

Der Einfluß des Beyſpiels und die Macht der Nachahmung iſt in der menſchlichen Natur ſo groß, daß auch für den Erwachſenen der Umgang mit Kindern in dieſer Abſicht nicht gleichgiltig iſt: beſonders, wenn er, als ein Einzelner, mit vielen Kindern zu thun hat, und dieſer Verkehr lange dauert.

Er wird, unter fein gebildeten und artigen Kindern, ſelbſt artiger werden, wenigſtens ein ſanftes, freundliches und liebreiches Weſen bekommen, welches die Grundlage wahrer Artigkeit iſt. Und er wird hingegen unter Kindern aus dem Pöbel ſelbſt einen rauhen und gemeinen Ton des Umgangs annehmen.

Aber abgeſehen von dem Einfluſſe des bloßen Beyſammenſeyns, und der Nachahmung, welcher noch zweifelhaft ſeyn kann, — iſt die Beſchäftigung eines Lehrers von ſehr jungen, noch unwiſſenden und ungebildeten Knaben, von welcher Art auch die natürlichen Anlagen derſelben ſeyn mögen, ſehr wohl im Stande, auf Geiſt, Charakter und Sitten des Lehrers einzuwirken: beſonders, wenn Ein Lehrer viele ſolche Schüler zu unterrichten und in Aufſicht zu halten hat; — wie dieß in Schulen nothwendig der Fall iſt.

Da hier eine gewiſſe Diſciplin durchaus nothwendig iſt, um nur Ordnung und Stille unter den Zöglingen zu erhalten; da ſelbſt körperliche Strafen zuweilen unentbehrlich ſind; da der Lehrer nothwendig eine Art obrigkeitlichen Anſehns über ſeine Claſſe haben und behaupten muß; und da er endlich auch oft zum Zorn gereißt, oder durch das Mißlingen ſeiner Bemühungen in üble Laune geſetzt wird: ſo iſt es allerdings möglich, daß er, bey langer Fortdauer dieſer Lage, ein gebietheriſches Anſehen überhaupt annehme, daß ſein Ton in der Geſellſchaft zu entſcheidend und ſein Tadel zu bitter werde; daß er endlich in ſeinem Aeußern entweder etwas Rauhes und Unfreundliches, oder Spuren von Unzufriedenheit und übler Laune zeige. Auch große Männer, welche lange Zeit Schulmänner waren, aber in der Folge in andere Aemter kamen, haben doch dieſe, ihnen durch die frühere Beſchäftigung eigen gewordenen, Sitten nie ganz verleugnen können.

Von der andern Seite giebt es keine größere Uibungs-Schule der Geduld, der Sanftmuth, der Selbſtbeherrſchung, und der Kunſt, ſeine Würde ohne Tyranney zu behaupten, als die Lage eines ſolchen Lehrers. Wenn er ungezognen Knaben Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen weiß; wenn er ſich zu ihnen herablaſſen kann, ohne ihnen verächtlich, und ſie über ſich erheben kann, ohne ihn verhaßt oder fürchterlich zu werden: ſo iſt zu erwarten, daß er in den leichtern und angenehmern Verhältniſſen mit ſeines Gleichen, mit Erwachſenen, ſelbſt mit Höhern, eben dieſe Tugenden ausüben, und auf gleiche Weiſe ſich die Achtung der Menſchen gewinnen wird.

Doch nicht bloß die Schullehrer der untern Claſſen, ſondern alle Schullehrer überhaupt, auch die, welche es mit einer ſchon mehr erwachſenen und gebildeten Jugend zu thun haben, welche ſie für die Akademie vorbereiten ſollen, können durch die Beſchäftigung und durch den Umgang mit ihren Zöglingen, an eigner Geiſtesbildung bald verlieren, bald gewinnen.

Es iſt zwar hier keine ſolche Diſciplin mehr nöthig, welche dem, der ſie ausübt, gemeiniglich eine unangenehme und fehlerhafte Falte giebt. Aber es iſt auch nicht die Ausübung dieſer Diſciplin allein, — es iſt auch die Function des Unterrichts der ganz Unwiſſenden gegeben wird, welche den Charakter und die Sitten des Schulmanns beſtimmt oder wenigſtens modificirt, wofern nicht ſtark entgegenwirkende Urſachen jene Eindrücke des Standes vernichten.

Hier weiß nähmlich der gute Lehrer gewiß, daß er weiſer und einſichtsvoller ſey, als die Menſchen, welche er vor ſich hat.

Er hat überdieß entweder bloß die Elemente der Wiſſenſchaften vorzutragen: oder wenn er auch höhere Gegenſtände, die aus der Mitte derſelben genommen ſind, abhandelt, ſo muß er doch ſeine Erklärung von den erſten Principien anfangen. Da er nur wenige und unvollkommne Vorkenntniſſe bey ſeinen Zuhörern vorausſetzen kann: ſo iſt er genöthiget, immer wieder zu den Anfangsgründen zurück zu kehren, und ſich alſo oft zu wiederhohlen. Da er ſie nicht als Selbſtdenker anſehen kann: ſo muß er oft auf einen Zuſammenhang der Sachen aufmerkſam machen, und Folgerungen ziehn, welche ſich, in den Augen anderer Menſchen, von ſelbſt zu verſtehen ſcheinen.

Endlich iſt er verpflichtet, ſich in ſeinem Unterrichte nach den Schwächſten und Unfähigſten unter dem Haufen ſeiner Schüler zu richten, und ſelbſt den fähigern Köpfen zuweilen langweilig zu werden, um den weniger von der Natur begabten verſtändlich zu ſeyn.

Alle dieſe Urſachen, hat man geglaubt, und zuweilen gefunden, verſtimmten den Ton des geſellſchaftlichen Umgangs eines Schullehrers, und machten oft ſeine Art, ſich unter Erwachſenen und gebildeten Leuten mitzutheilen, weniger angenehm.

Sie haben, ſagt man, oft von zwey entgegengeſetzten Fehlern, einen bey dem Schulmanne hervorgebracht: nachdem dieſer entweder von Natur eine Anlage zum Stolze und zur Anmaßlichkeit, oder zur Beſcheidenheit und Schüchternheit gehabt hat.

Im erſtern Falle iſt er geneigt worden, alle Welt für ſeine Schüler zu halten, und ſie durch den Lehrton in ſeinen Geſprächen merken zu laſſen, um wie viel er ſich für weiſer und gelehrter halte, als ſie. Er war ſehr weitläuftig über Gegenſtände, die er ganz kurz hätte abfertigen ſollen, und machte durch Erzählung von Vorfällen, die nur ein Intereſſe für die Schule haben, oder durch die Erklärung von Sachen, die er als ſeinen Zuhörern bekannt hätte annehmen ſollen, ſeiner Geſellſchaft lange Weile. Um von ihm etwas über den Buchſtaben S zu erfahren, muß man ſich gefallen laſſen, daß er das ganze Alphabeth vom Anfange an durchgeht.

Im zweyten Falle, wenn ſich Schul-Pedanterey mit Beſcheidenheit verband, wurde der Schulmann in Geſellſchaft ganz ſtumm, — wenigſtens trocken, zurückhaltend und verlegen.

Weil er ſeine gewöhnliche Art des Vortrages hier nicht anwenden konnte: ſo hielt er lieber mit der Mittheilung ſeiner Gedanken gänzlich zurück. Da er ſich zu einer kurzen und unterbrochnen Erörterung mannigfaltiger Gegenſtände, dergleichen das Geſpräch erfordert, unfähig fühlte, und doch bemerkte, daß ein ausführlicher Vortrag, in welchem er ſich allein ein Genüge leiſten könnte, hier unſchicklich ſey: ſo zog er ſich lieber von allen Geſellſchaften zurück, oder miſchte ſich wenig in das Geſpräch derjenigen, welchen er beywohnte.

Verſuchte er es zuweilen, in eine ihm fremde Gattung überzugehen, und mit wenigen Worten Aufſchlüſſe über die in der Unterredung vorkommenden Gegenſtände zu geben: ſo war oft das, was er ſagte, ſeiner ſonſt bekannten Gelehrſamkeit und Einſicht wenig gemäß; — es war gemein oder unverſtändlich.

Die bisher erwähnten Fehler des Umgangs, und ſelbſt des Charakters, ſind in der That oft aus der Lage des Schulmanns, und beſonders aus ſeinen Verhältniſſen mit ſeinen Schülern entſtanden.

Aber ſind ſie nothwendige Folgen davon? Sind ſie allen Schulleuten gemein; und läßt ſich nicht mit Grunde hoffen, daß, bey der Vervollkommnung des Unterrichts und der Erziehung in Schulen überhaupt, auch die Lehrer in denſelben die fehlerhaften Eigenthümlichkeiten ihres Standes immer mehr ablegen werden?

Zuerſt iſt unleugbar, daß es zu allen Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben, und daß ſelbſt, bey dem unvollkommenſten Zuſtande der Erziebungskunſt, es an liebenswürdigen und geſelligen Schulmännern nicht gefehlt hat. Das Alterthum hat ſeine Quintiliane, ſo wie ſeine Orbile, — das Mittelalter ſeine Alcuine, ſo wie ſeine Duns Scotus gehabt.

Uiberhaupt, je mehr eigenthümlichen Geiſt ein Menſch hat, deſto weniger wird er, in ſeinem Charakter und ſeinem ganzen Betragen, durch ſeinen Stand beſtimmt; deſto weniger hat, auf den allgemeinen Ton ſeines Umgangs mit der Welt, die beſondere Art ſeines Geſchäfts-Umgangs Einfluß. Schon um deßwillen iſt der wahrhaft talentvolle Schulmann am wenigſten vom Schulſtaube bedeckt, und den verſtändigen Männern aller übrigen Claſſen am meiſten ähnlich.

Unſtreitig hat ſich zu unſerer Zeit die Anzahl liebenswürdiger und geſelliger Schulleute ſehr vermehrt; und der vormahls abſtechende Unterſchied dieſes Standes von den übrigen Ständen hat ſich im Ganzen ſehr vermindert.

Man findet ſchon viele Glieder desſelben, welche das verſtehen, was Sokrates von einem vollkommnen Lehrer der Wiſſenſchaften forderte; — daß er nähmlich ſeine Ideen nicht nur in einer vollſtändigen und zuſammenhängenden Rede entwickeln, — ſondern auch über dieſelben in kurzen Sätzen, im Geſpräche, durch Frage und Antwort, Rechenſchaft geben könne.

Die Sophiſten, an welche Sokrates dieſe Anforderung macht, waren die Schul-Pedanten des griechiſchen Alterthums, und in der That das Ideal von Pedanten; wenn nicht das Gemälde, welches Plato von ihnen aufſtellt, Carricatur iſt. Sie ſtiegen nie von ihren Lehrſtühlen herab, auch nicht im Umgange mit Erwachſenen. Sie ſagten ganz laut, daß ſie alle Menſchen an Weisheit zu übertreffen glaubten. Aber um über irgend eine Frage von ihnen Aufſchluß zu bekommen, mußte man ſie ſtundenlang anhören. Dieß war es eben, wodurch ſie dem Sokratiſchen Spotte ſo viel Blößen gaben: und der Contraſt ihrer Anmaßungen mit ſeiner beſcheidenen Weisheit macht eben die Platoniſchen Dialogen ſo angenehm.

Indeß, obgleich die Gewohnheit, Unwiſſende ausführlich zu unterrichten, den Schulmann, in dem Umgange mit Einſichtsvollen, leicht pedantiſch oder trocken machen kann: ſo iſt von der andern Seite gewiß, daß, wer ſich rohen Knaben und Jünglingen, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, deutlich zu machen weiß, ſeine Gedanken noch viel leichter unter Männern müſſe entwickeln können, die ihn mit halben Worten verſtehen. Nur muß es ihm nicht an der Beurtheilungskraft fehlen, welche die Verhältniſſe der Perſonen, der Zeiten und Oerter unterſcheidet; — noch an einer gewiſſen Geſchmeidigkeit des Vortrags, um dieſem die jedesmahl ſchickliche Form zu geben.

Beſonders iſt das beſtändige Zurückkommen des Schulmanns auf die Elemente nicht nur ihm ſelbſt nützlich, um ſeine Kenntniſſe gründlicher zu machen: ſondern er kann auch dadurch dem Geſchäfts- und Welt-Manne vorzüglich intereſſant werden; weil dieſer, welcher immer nur mit den Reſultaten zu thun hat, und die Principien oft lange vernachläßiget, ſich nicht ungern einmahl auf dieſe zurückführen läßt, wenn er in Geſellſchaft jemanden findet, der dieſes auf eine leichte und geſchickte Art zu thun weiß.

Die Auflöſung der Frage: — welchen Grad von Vervollkommnung des Schulmannes, und beſonders des aus ſeinem beſtändigen Umgange mit Kindern und Lehrlingen entſpringenden Charakters, man mit Grunde noch künftig erwarten dürfe, — läßt ſich, ſo viel ich einſehe, nur aus folgenden Elementen herleiten.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften überhaupt werden, und je mehr philoſophiſcher Geiſt insbeſondere in die alte Litteratur und Sprachkunde, — als die eigentlichen Schulſtudien, — kommt; je mehr Fortſchritte die Kunſt des Unterrichts und der moraliſchen Erziehung macht; je mehr ſich in den Städten der ganze Handwerksſtand an Sitten und Einſichten erhebt, und je beſſer alſo die Kinder aus demſelben auch ſchon in den Häuſern ihrer Aeltern erzogen werden; je mehr der Schulmann, außer den auf ſein Amt Bezug habenden, Kenntniſſen, noch an der allgemeinen Cultur und dem Lichte des Zeitalters Theil nimmt; je mehr er beſonders unter andere Stände kommt, und des geſellſchaftlichen Umgangs zeitig genießt; je mehr er endlich, — beſonders in den höhern Claſſen, — ſich der wahrhaft Sokratiſchen Methode bedient, ſeine Schüler nicht bloß belehrt, ſondern auch zum Selbſtdenken bringt; je mehr er endlich dieſe als ſeines Gleichen behandelt, und eben die Artigkeit gegen ſie beweiſt, welche im Umgange überhaupt erfordert wird: deſto mehr wird der Schulmann, — allen übrigen gebildeten Männern ſeines Zeitalters gleich, — unter ihnen, als liebenswürdiger Geſellſchafter auftreten können.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften, d. h. je mehr ſie ihrem wahren Zwecke, der Veredlung und Sittlichkeit des Menſchen, angepaßt; — je mehr ſie von leerem Wortkrame befreyt, und auf das Weſentliche und Nützliche zurückgebracht; — je geſchmackvoller ſie endlich vorgetragen werden: deſto mehr bilden ſie auch die Sitten des Mannes, welcher ſie treibt, und erlauben ihm nicht, in irgend einer Lage des Lebens zum bloßen Handwerker und Tagelöhner herabzuſinken. Da insbeſondere die Philologie das Studium des Schulmanns ausmacht: ſo iſt es für die Geiſtesbildung dieſes letztern ſehr wichtig, ob, in ſeinem Zeitalter, die Sprachen bloß als Gedächtnißwerk getrieben, — und die alten

Autoren, bloß als Hülfsmittel, zur Erlernung der Sprachen gebraucht werden; oder ob man auch bey der Grammatik den Verſtand zu beſchäftigen ſucht, und aus den alten Schriftſtellern zugleich die Kenntniß der Völker und Sitten zu ſchöpfen bemüht iſt. Ein bloßer Sprachgelehrter wird ſich immer etwas zur Pedanterey, und der bloße Sprachlehrer zum Charakter eines Orbil ein wenig hinneigen. Ein wahrer Philolog muß nothwendig den Charakter der Humanität, mit deren Nahmen ſeine Wiſſenſchaft vorlängſt belegt iſt, mehr oder weniger in ſich aufnehmen.

Wenn der Unterricht in den Wiſſenſchaften, beſonders in den Elementen derſelben, ſchwer und mühſam iſt: ſo macht er oft den Lehrer und den Schüler verdrießlich, und zwingt jenen, durch unnatürliche Hülfsmittel die Aufmerkſamkeit von dieſem zu gewinnen. Wenn jener Unterricht ſpielend und bloß ergötzend ſeyn ſoll: ſo kann er leicht Lehrer und Schüler ſeicht und oberflächlich machen. Aber es iſt möglich, den Unterricht zu erleichtern, ohne ihn zum Spielwerke herabzuſetzen. Es iſt möglich, daß die Methoden in den Wiſſenſchaften immer mehr vereinfacht, die verwickelten Ideen beſſer aus einander geſetzt, und die allzu langen Reihen derſelben abgekürzt werden: — wovon die Mathematik die größten Beyſpiele gegeben hat. Die Wege zur Wiſſenſchaft können in der That immer mehr geebnet werden: und die Sprache kann, im

Vortrage derſelben, neue Fortſchritte an Deutlichkeit und Leichtigkeit machen. Wenn dieß nun geſchieht: ſo wird bloß dadurch das Verhältniß zwiſchen dem Schullehrer und ſeinen Zöglingen angenehmer. Dieſe werden von den Anfangsgründen der Wiſſenſchaft weniger zurückgeſchreckt; und jene haben weniger mit dem Widerwillen und der Unaufmerkſamkeit ihrer Schüler zu kämpfen. Strenge iſt alsdann, des bloßen Unterrichts wegen, nicht mehr nöthig, und keine Art der Strenge iſt verhaßter, als die, welche beym Lehren angewandt wird.

Was die moraliſche Erziehung und beſonders die Kunſt betrifft, wie ein Lehrer einen großen Haufen von Schülern in Ordnung halten, und durch Vorſchriften und Zucht zur Sittlichkeit anführen ſoll: ſo iſt dieſelbe bey weitem nicht ſo ſehr verbeſſert worden, und wird es nie ſo ſehr werden, als die Kunſt des Unterrichts. Es gibt hier keine neuen Methoden zu erfinden. Man kann nur den alten, jedermann bekannten Regeln, welche ſchon Quintilian vortrefflich entwickelt hat, ſtandhafter folgen, oder ſie geſchickter anwenden. Dadurch iſt indeß, in Abſicht der Schul-Diſciplin viel gewonnen, wenn es zu einem allgemein herrſchenden Grundſatze wird, daß körperliche Strafen das Gemüth des Zöglings erniedrigen, und ihn, wenn ſie oft wiederhohlt werden, moraliſch ſchlechter machen; daß ſie den Schüler mehr gegen den Lehrer erbittern, als für die Zukunft im Zaume halten;

daß

daß ſie endlich als Nothbehelfe in den untern Claſſen der öffentlichen Schulen zuweilen unvermeidlich ſind, aber durchaus nicht als die gewöhnliche Methoden der Erziehung angeſehen werden müſſen. Es iſt viel gewonnen, wenn alle Schulmänner auch nur in der Theorie übereinkommen, daß ein ungeſtümes und rauhes Weſen von ihrer Seite, ja daß ein beſtändiges Tadeln und Verweiſen, wenn es auch ohne Poltern geſchieht, die Mittel nicht ſind, Kinder, beſonders da, wo ſie in größerer Anzahl beyſammen ſind, zu beſſern, von ihren Unarten zu entwöhnen, oder auch nur ruhig zu erhalten; daß hingegen eine gewiſſe Freundlichkeit, verbunden mit einem anſtändigen Ernſte, und ſeltnen, aber kräftigen und eindringenden Vorſtellungen, dem Lehrer weit mehr Anſehen und Gewalt über ſeine Schüler gebe; daß er endlich ſelbſt von allem Lächerlichen, von allen auffallenden Fehlern im Aeußern frey ſeyn müſſe, wenn er die Fehler ſeiner Schüler mit Erfolge verbeſſern ſoll. Wenn der Lehrer der untern Claſſen kein Zuchtmeiſter mehr ſeyn darf; wenn er eine gewiſſe Artigkeit und ein gefälliges Weſen ſelbſt gegen ſeine Schüler annimmt; wenn er endlich, eben um ſeine Autorität zu erhalten, auf ſeine Fehler im äußern Betragen, in Stellung, Geberden und Stimme, wachſam iſt und ſie zu verbeſſern ſucht: ſo wird der Umgang mit ſeinen Schülern, weit entfernt, ſeine Sitten zu verderben, ſelbſt dazu beytragen, ſie zu bilden.

Dieß wird nun allerdings dem Lehrer viel leichter werden, wenn die Kinder, welche ſeine Claſſe beſuchen, ſelbſt ſchon etwas geſitteter hinkommen, ihn alſo weniger durch ihre Halsſtarrigkeit und Grobheit in Leidenſchaft bringen, noch durch große Vergehen zu einer ungewöhnlichen Strenge nöthigen. Da aber die meiſten Schüler dieſer Claſſe immer aus dem Handwerksſtande ſeyn werden: ſo iſt auch die letztere Vorausſetzung nur alsdann möglich, wenn jener Stand ſelbſt ſich veredelt, und Sprache und Sitten der Handwerker, ihre Kinderzucht, und die Lehren ſowohl als Beyſpiele, welche ſie ihren Kindern geben, der allgemeinen Aufklärung und den Sitten des Zeitalters näher kommen.

Dazu ſind ſchon einige Schritte geſchehen. Man findet ſchon jetzt ſehr vernünftige und manierliche Leute unter den Handwerkern, die gewiß auch ſolche Kinder in die öffentlichen Schulen ſchicken. Man hat nicht Urſache, für die Zukunft an einer noch größern Verbeſſerung zu zweifeln.

So lange die verſchiedenen Stände von einander im Umgange getrennt waren, — der Gelehrte nur mit Gelehrten, der Schulmann nur mit Schulmännern umging, — und ſelbſt in jeder Claſſe ſich die verſchiednen Rangordnungen wieder von einander abſonderten: ſo lange mußten die Fehler, welche aus dem Stande und deſſen Beſchäftigungen entſtehen, ſich bey den Mitgliedern jedes

Standes mit dem Alter immer mehr befeſtigen und vervielfältigen. Immer dieſelben Vorurtheile circulirten in jeder Geſellſchaft; dieſelben Unarten und üblen Gewohnheiten waren allen Mitgliedern gemein. Nachdem dieſe Scheidewand, zum Theil wenigſtens, aufgehoben worden iſt, — welches ſelbſt eine Folge der allgemeinen Verfeinerung der Sitten iſt, wodurch die Menſchen nothwendig zugleich einander ähnlicher und für einander genießbarer werden; — ſeitdem die Schulmänner mit Kauf- und Geſchäfts-Leuten in denſelben Geſellſchaften zuſammen kommen, und ſelbſt, wenn ſie einigen Ruf haben, an die Tafel der Großen gezogen werden: ſeitdem verwiſchen ſich die Charakter-Züge, welche ſonſt jedem Menſchen von ſeinem Stande ſo ſtark und kenntlich aufgedrückt wurden, immer mehr und mehr; und man wird in dem artigen Manne den Schulmann nicht mehr gewahr.

Wie ſehr endlich der Lehrer der obern Claſſen, zum lehrreichen und angenehmen Umgange, durch ſeine Berufs-Arbeiten, wahrhaft vorbereitet werde, wenn der Unterricht, welchen er giebt, ſelbſt in ſeiner Art vollkommen iſt: das brauche ich, nach dem, was ich darüber ſchon geſagt habe, durch keine neue Gründe zu beſtätigen. Der angenehme Sprecher in der Geſellſchaft iſt nichts anders, als ein guter Lehrer von Erwachſenen. Wer Jünglinge gut und auf eine angenehme Art belehren kann, dem fehlt nicht viel, auch Männer belehren, und dabey ihre Zufriedenheit gewinnen zu können.

---

2) Umgang der Univerſitäts-Lehrern unter ſich und mit ihren Zuhörern.

Dieſe ſind von den Lehrern der höhern Claſſen in den Gymnaſien, nur durch feine Schattirungen, nicht durch abſtechende Farben, unterſchieden. Und vieles von dem, was ich in Rückſicht auf die letztern geſagt habe, wird auch von den erſtern gelten.

Seitdem die Univerſitäten aufgehört haben, Staaten im Staate, ariſtokratiſche Körper zu ſeyn, wovon der Rector nur der Präſident, nicht das Oberhaupt war: ſeit dem iſt der Geſchäfts-Umgang der Profeſſoren mit einander überhaupt ſehr geringe geworden, und hat jetzt beynahe gar keine Beziehung mehr auf die eigentlichen Gegenſtände ihres Berufs, auf die Einrichtung des Unterrichts, auf die Wahl der Bücher, über welche geleſen werden ſoll, und auf die akademiſche Geſetzgebung. Alle dieſe Sachen, welche ehedem in den Verſammlungen der Profeſſoren regulirt wurden, werden von höherer Hand angeordnet, oder bleiben der Willkür jedes einzelnen Lehrers überlaſſen.

Dieß iſt unſtreitig eine Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge. Seitdem die Univerſitäten, als

Körper, weniger willkürlich handeln können: ſeitdem werden die Profeſſoren, als Individuen, weit weniger deſpotiſch beherrſcht, und ſind in ihren Lehr-Methoden, den vorzutragenden Meinungen, und den zu wählenden Lehrbüchern, weniger eingeſchränkt. Seit dieſer Zeit herrſcht auch mehr Geiſtes-Freyheit auf den Univerſitäten: und die wahre Aufklärung hat gewonnen.

Jetzt kommen die Profeſſoren von Amts wegen nur noch bey folgenden Gelegenheiten zuſammen.

Auf den alten Univerſitäten, welche noch ihre erſte, der From nach republikaniſche Verfaſſung haben, dergleichen Leipzig, Prag und mehrere katholiſche Univerſitäten in Teutſchland ſind, verſammeln ſie ſich bey der Wahl des Rectors, bey den Wahlen der Mitglieder zu den verſchiedenen ſubordinirten Collegien, welche auf dieſen Univerſitäten beſtehen, und mit gewiſſen Renten und liegenden Gründen dotirt ſind, — zur Abrechnung über dieſe Renten und Güter, ſo wie überhaupt zur Adminiſtration derjenigen liegenden und beweglichen Fonds, auf welche die Univerſität errichtet, und deren Verwaltung den Profeſſoren ſelbſt überlaſſen worden iſt; — lauter Geſchäfte, welche auf ihren eigentlichen Beruf, das Lehren der Wiſſenſchaften, keine Beziehung haben, ſondern nur ihre Einkünfte und weltlichen Rechte betreffen.

Auf den Univerſitäten von neuerer und einfacherer Verfaſſung, wie Halle, Göttingen und mehrere proteſtantiſche Univerſitäten ſind, kommen die Profeſſoren nur bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zum Empfange der vom Hofe und von dem geiſtlichen Departement einlaufenden Reſcripte, zu Berathſchlagungen entweder über die dagegen zu machenden Vorſtellungen, oder zuweilen auch über neue Vorſchläge zum Beſten der Univerſität, welche dem Miniſter vorgelegt werden ſollen, endlich als Mitglieder des Conciliums oder des akademiſchen Gerichtshofes zuſammen.

Obgleich jene Wahlen und Verwaltungen mehr Schein als Realität enthalten; und obgleich, auch bey dieſen Zuſammenkünften, die Angelegenheiten nur von wenigen Perſonen, oft ſolchen, die nicht einmahl zur Univerſität gehören, abgemacht werden, und die übrigen Beyſitzer nur müßige Zuſchauer ſind: ſo iſt es für die Profeſſoren doch nicht gleichgiltig, daß ſie zu dieſen Geſchäften mit gezogen werden. Sie werden doch dadurch ihrer Studirſtube und dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entriſſen; ſie werden mit den Welthändeln, den Angelegenheiten und Formen des Rechts, mit der Verfaſſung der Univerſität, kurz mit Gegenſtänden bekannter, wozu nicht Gelehrſamkeit, ſondern Klugheit und richtige Urtheilskraft nöthig iſt, und üben alſo dieſe letztern.

Auch lernen diejenigen Lehrer der Univerſität, unter welchen kein beſonderer Umgang Statt findet, einander nicht beſſer, nach ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter, kennen, als auf ſolchen Verſammlungen, wo über die vom Hofe empfangenen Befehle, oder die demſelben zu machenden Vorſchläge berathſchlagt wird. Hier erhält oft ein Mann, gegen dem ſeine Collegen anderweitige Vorurtheile haben, die Achtung derſelben durch die Redlichkeit, geſunde Vernunft und Mäßigung, welche in ſeinen Rathſchlägen und in ſeinem Betragen ſichtbar wird. Mit einem Worte: es iſt vortheilhaft, wenn die Profeſſoren Gelegenheit haben, ſich einander noch von andern Seiten, als von der Seite ihrer Gelehrſamkeit, zu zeigen.

Auf den ältern Univerſitäten, deren Conſtitution verwickelt iſt, gibt es immer einige welche ſich eine eigne Beſchäftigung daraus machen, dieſe Conſtitution zu ſtudiren, und welche ſelbſt dadurch ein gewiſſes Anſehen bey der Univerſität bekommen, daß ſie jene bis auf die kleinſten Formalitäten und Gerechtſame kennen, und deßhalb ihre Collegen, bey den gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu leiten im Stande ſind. Es iſt dieß auch in der That ein Verdienſt, ſobald man vorausſetzt, daß jene Formalitäten von reellem Nutzen für den Zweck der groſen Lehr-Anſtalt, d. h. für die Cultur der Wiſſenſchaften, ſind. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß diejenigen Profeſſoren, welche dieſe letztern mit dem größten Eifer und Erfolge treiben, ſelten zugleich mit allen Feinheiten der politiſchen Verfaſſung der Akademie vertraut ſind.

Uiberhaupt iſt nicht zu leugnen, daß eine Anhänglichkeit an das Alte, und eine Widerſetzlichkeit gegen nützliche Neuerungen eine Folge ſolcher Conſtitutionen iſt; auch daß ſie durch manche unnütze und zweckloſe Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen der Profeſſoren, welche dadurch veranlaſſet werden, dieſen die für ihr Privatſtudium nöthige Zeit rauben, ohne ihnen Gelegenheiten zu geben, für das Allgemeine nützlich zu wirken.

Uiberhaupt aber iſt das Geſchäfts-Verhältniß der akademiſchen Lehrer gegen einander von der Art, daß es mehr im Stande iſt, Bitterkeit und Abneigung als Freundſchaft und Verbindung, unter ihnen hervorzubringen.

Wenn ſchon die Gelehrten und Schriftſteller überhaupt, beſonders da, wo ſie in einer größern Anzahl, an demſelben Orte leben, zum Neide und zur Eiferſucht gegen einander geneigt ſind, weil der Ruhm, den ſie alle ſuchen, nur wenigen zu Theil werden kann: ſo werden die Univerſitäts-Lehrer noch weit mehr Verſuchung zu jenen Leidenſchaften haben, weil ihr Ruhm zugleich mit ihrem Eigennutze und ihren Einkünften auf dem Spiele ſteht.

Dieß iſt gewiß der Fall bey denjenigen Univerſitäten, auf welchen die Profeſſoren nicht bloß von den ſtehenden Gehalten ihrer Aemter, ſondern auch von den Honorarien ihrer Collegien leben. Hier hängt ihr Einkommen hauptſächlich von dem Beyfalle ab, welchen ſie bey den Studirenden finden; und dieſer wird, wenigſtens zum Theil, durch ihren Ruhm beſtimmt. Der Beyfall des einen Profeſſors entzieht dem andern, welcher dieſelbe Wiſſenſchaft lehrt, die Zuhörer. Dieſer ſieht ſich erniedriget und in ſeinen Einkünften geſchmälert zugleich: — kein Wunder, daß er jenen nicht liebt, wofern er nicht von ausnehmend gutem Herzen iſt.

Auf den Univerſitäten, wo die Profeſſoren reichlich beſoldet werden, und der Honorarien nicht bedürfen, iſt weniger Thätigkeit und Eifer Vorleſungen zu halten, weniger Bemühung ſich die Liebe und den Beyfall der Studirenden zu erwerben, ſelbſt oft weniger Begierde nach litterariſchem Ruhme unter den Profeſſoren vorhanden. Es herrſcht ein größerer Despotismus der ältern, reichen und wohl bepfründeten Profeſſoren über die jüngern Lehrer, welche nichts haben, und deren Beförderung von jenen abhängt. Aber es herrſchen weit weniger Cabalen und Zänkereyen unter allen. Keiner hat Urſache, dem andern ſeine Zuhörer, durch Schmälerung ſeines Ruhms, zu entziehen.

Aus dieſer Abhängigkeit der Profeſſoren von dem Beyfalle der Studenten entſtehen noch zwey Folgen.

Die erſte iſt, daß ſie auch den Vortrag und den Styl ihrer Vorleſungen nach dem Geſchmacke dieſer jungen Leute einzurichten, und ſie zu ergötzen geſucht haben, indem ſie ſie belehrten. Daher ſind die oft geſchmackloſen Scherze gekommen, mit welchen die akademiſchen Lehrer ihre Vorleſungen oft verzieren wollten, indem ſie dieſelben wirklich entſtellten. Daher ſind die Ausfälle und Satyren auf ihre Gegner und Nebenbuhler bey derſelben Univerſität, die geheimen Schmeicheleyen, welche ſie ſich ſelbſt, und die gehäſſigen Inſinuationen, die ſie gegen andere Lehrer machten, gekommen.

Dieß alles wird hoffentlich der beſſere Genius der Zeit, der allgemeiner verbreitete Geſchmack, und das wachſende Ehrgefühl wahrer Gelehrten von den Akademien verbannen.

Die zweyte Folge jener Abhängigkeit iſt, daß die nach Beyfall geitzenden Profeſſoren ſehr nachſichtig gegen die Ausſchweifungen der Studirenden ſind, und alſo ſelbſt dazu beytragen, ſie zu verewigen. Nichts würde wirkſamer ſeyn, dieſe Thorheiten auszurotten, als wenn die Parteyen unter den Profeſſoren ſelbſt aufhörten, wovon die einen ſich als Freunde der Studenten ankündigen, die andern für ihre Gegner gehalten werden. Wenn alle Lehrer einer Akademie den Studirenden mit gleicher Freundlichkeit, aber auch mit gleicher Würde begegneten; wenn alle mit gleicher Strenge über den Geſetzen hielten, und ſich auf gleiche Weiſe als Feinde aller Unordnung bewieſen: ſo würde dem alten Uibel, — zwar nicht völlig abgeholfen werden, weil deſſen Wurzeln noch tiefer liegen, — aber doch ſehr geſteuert werden können.

Uiberhaupt iſt, bey der rechtlichen und ſittlichen Behandlung der Studirenden eine gewiſſe Klugheit, von Seiten der Profeſſoren, nöthig, welche vielen derſelben fehlt, und den erſt ihr Amt antretenden, aus Mangel der Erfahrung, fehlen muß. Die Studirenden können, als junge Leute, auf etwas mehr Schonung und Nachſicht, als ältere Verbrecher, Anſpruch machen. Sie ſind, im Durchſchnitte, als vollkommen am Stande gleich mit den Profeſſoren anzuſehen, und müſſen auch ſo von dieſen behandelt werden. Und doch müſſen dieſe auch zuweilen, als Richter, unerbittlich gegen die Studirenden ſeyn. Dieſe ſo delikate Behandlung wird denjenigen Lehrern ſehr erleichtert, welche ſich ſchon zuvor, durch ihre Gelehrſamkeit, durch die vorzügliche Nutzbarkeit ihrer Vorleſungen, und durch den darauf gewandten Fleiß, bey den Studenten in Achtung geſetzt haben. Auch auf rohe Gemüther hat das Wort eines Mannes, deſſen Verdienſte allgemein bekannt ſind, Einfluß.

V. Geſchäfts-Umgang der Aerzte.

Die Aerzte ſind vielleicht die einzigen Gelehrten, welche ihr Geſchäft niemahls auf ihrer Studirſtube, ſondern immer unter Menſchen und im Umgange mit Menſchen haben. Sie ſind im eigentlichen Verſtande, was der ihnen beygelegte Nahme anzeigt, — Practici, — Leute die immer handeln und ihre Kenntniſſe unmittelbar auf Menſchen anwenden müſſen; da hingegen andere Gelehrte, auch zum einſamen Nachdenken, zum Reden und Schreiben berufen ſind. Und dieſer Umgang der Aerzte, welchen die Ausübung ihrer Kunſt veranlaſſet, hat doch auch ſo viel Eigenthümliches, und ſo viel Einfluß, auf ihren Charakter ſo wohl als auf ihre Lage in der Welt: daß er eine eigne Betrachtung verdient. Sie läßt ſich aus demſelben Princip als der Umgang der übrigen Gelehrten herleiten.

1) Umgang der in einer Stadt wohnenden Aerzte mit einander.

Das Sprichwort: figulus figulum odit, iſt vielleicht von keiner Claſſe der Gelehrten ſo wahr, als von den Aerzten. Die Verſchiedenheit ihrer Meinungen kommt mit der Colliſion ihres Intereſſe zuſammen. — Sie mögen in ihren Theorien noch ſo übereinſtimmend ſeyn: ſo bald ſie über einzelne Kranke, und über die Methoden ſie zu heilen, urtheilen, ſo denken ſie verſchieden. Da jeder glaubt recht zu haben: ſo ſieht er den andern Arzt als einen Irrenden an, und ſchäzt ihn deßhalb geringer; oder er betrachtet ihn als einen Gegner, der ihm das Zutrauen des Kranken raubt, und wird ihm abgeneigt.

Der Widerſpruch ihrer Vortheile iſt eben ſo angenſcheinlich, und er iſt noch weit wirkſamer, ſie zu trennen. Die Kunden, welche dem einen Arzte zulaufen, fehlen dem andern. Je mehr der eine durch eine ausgebreitete Praxis an Reichthum und Ehre emporſteigt, deſto mehr bleiben die andern zurück.

Dazu kommt, daß ſie öfter, als andere Gelehrten, in den Fall kommen, ſich wechſelſeitig zu beleidigen, wenigſtens zu Beſchwerden und Anklagen gegen einander Anlaß geben, deren Gerechtigkeit ſich nicht leicht entſcheiden läßt.

Es kommt nähmlich auch der uneigennützigſte Arzt oft in eine unangenehme Colliſion zwiſchen denjenigen Pflichten, welche er den Kranken, und denen, welche er ſeinen Mitärzten ſchuldig iſt.

Es iſt hart, — es iſt ſogar grauſam, einem Leidenden und Sterbenden, der auf unſere Hülfe ſein Vertrauen geſetzt hat, dieſelbe zu verſagen, oder ſogar nur zu zögern. Und es iſt doch auch ungerecht gegen den Arzt, welcher den Kranken bisher beſorgt, ſeine Pflichten gegen ihn erfüllt, und vielleicht alle Heilmittel erſchöpft hat, wenn wir denſelben verdrängen, oder doch deſſen Cur, durch unſern veränderten Rath, ſtillſchweigend tadeln, und im Falle der Kranke geneſet, die Ehre davon, welche vielleicht den Bemühungen des erſten Arztes gebührt, einernten.

Daher die häufigen Vorwürfe, welche ſich die Aerzte einer Stadt gegenſeitig machen, daß einer dem andern ſeine Kranken zu entziehen, einer ſich in die Häuſer und Familien, welche ſich bisher des andern bedient hatten, einzuſchleichen ſuche: und der eine hinter dem Rücken des andern ſeinen Rath ertheile, und deſſen medicinische Vorſchriften verachte: — Vorwürfe, welche allerdings oft gerecht ſind, (denn man weiß die unwürdigen Mittel, deren ſich gemein denkende Aerzte bedienen, um ihre Praxis zu vermehren,) die aber auch oft mehr den Eigennutz deſſen, welcher ſie macht, als die Ungerechtigkeit deſſen, welchen ſie treffen, beweiſen.

Ich kenne nur zwey Fälle, wo Aerzte miteinander genau und freundſchaftlich, auf lange Zeit, verbunden ſeyn können.

Der erſte Fall iſt, wenn ein junger Arzt ſich gleichſam unter die Flügel und in den Schutz eines alten begibt, von dieſem zur Praxis angeführt, in ſeine Cur-Methoden eingeweiht und von ihm, als ſein Stellvertreter, in den Häuſern ſeiner Kunden gebraucht wird. Hier kann es geſchehen, daß, wofern der junge Arzt viel Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit, der alte eine wirkliche Uiberlegenheit der Einſichten und Menſchenliebe genug hat, um ſeinen jungen Gehülfen nicht bloß als ein Werkzeug für ſeine Bequemlichkeit, ſondern als einen Schüler, den er unterrichten, und als einen Pflegeſohn, deſſen Glück er machen will, zu betrachten, aus dieſer Verbindung eine gegenſeitige Hochachtung und Freundſchaft erwachſe, welche auch dann noch fortdauern, wenn jeder ganz unabhängig von dem Andern ſeine Kunſt ausübt.

Auch kann der bloße Eigennutz und das gegenſeitige Bedürfniß den jungen und alten Arzt mit einander lange Zeit in Verbindung erhalten, ohne daß ſie ſich gegenſeitig weder hochſchätzen noch lieben. In dieſem Falle aber endiget ſich dieſe Verbindung, entweder mit einer völligen Dienſtbarkeit und Sclaverey des jüngern Arztes, oder geht in eine deſto größere Abneigung und Bitterkeit, und in gegenſeitige Vorwürfe über, wenn jener Mittel gefunden hat, ſich unabhängig zu machen, und ſeinen Unterhalt durch ſeine eigne Praxis zu erwerben.

Die ſchlimmſte Folge, die, auch bey jener beſſern Vorausſetzung, aus ſolchen Verbindungen entſteht, iſt: daß der junge Arzt gemeiniglich auf die Worte ſeines Gönners und Lehrers ſchwören lernt, und darüber das eigne Leſen, Beobachten und Nachdenken ganz vergißt. Wie viele unglückliche Copien großer Aerzte ſind nicht auf dieſem Wege entſtanden, wenn junge Aerzte von mindern Fähigkeiten viele Jahre lang mit ihnen, wie Zöglinge mit ihren Lehrern, umgingen! Oft nahmen ſie bloß die Fehler, die Paradoxien und lächerlichen Manieren ihrer Muſter an; oder ſie verfälſchten die Grundſätze derſelben, und machten ſie ſchädlich, indem ſie ſelbige übertrieben, aus einer ſtrengen Diät ein immerwährendes Faſten machten und das Aderlaſſen oder Purgieren, — weil es ihr Mentor häuſie gebraucht hatte, — zu ihrem einzigen Heilmittel wählten.

Die zweyte Art freundſchaftlicher Verbindung, die unter Aerzten obwaltet, findet nur zwiſchen jungen Aerzten Statt, welche gemeinſchaftliche Grundſätze eingeſogen haben, ihre Wiſſenſchaft und die Wiſſenſchaften überhaupt lieben, und ſich alſo durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Einſichten unterrichten wollen. Die Bücher, welche ſie leſen, und die Erfahrungen, welche ſie am Krankenbette machen, geben ihnen immer neuen Stoff einer angenehmen Unterhaltung: und die Uibereinſtimmung ihrer mediciniſchen Syſteme, oder die bey ihnen noch über den Stolz herrſchende Liebe zur Wahrheit hindert ſie, mit einander in zu hitzige Streitigkeiten zu gerathen. Wenn ſie außer der Arzneykunſt auch noch andere Wiſſenſchaften lieben, und andere Talente beſitzen: ſo iſt dieſes ein neues Band unter ihnen, und gibt ihrem Umgange einen neuen Reitz, wobey alle Rivalität ausgeſchloſſen iſt.

Dieſe Verbindungen dauern aber ſelten bis ins Alter: wenigſtens ſieht man wenige alte Aerzte in einem freundſchaftlichen Umgange mit einander. Die Urſachen jener frühern Verbindungen fallen bey ihnen weg, und die Urſachen der Trennung nehmen zu. Alte Aerzte leſen ſelten viel Bücher mehr, und nehmen an dem Fortgange ihrer Wiſſenſchaft inſofern er in den neueſten mediciniſchen Schriften aufgeſucht werden muß, wenig Antheil. Sie finden

alſo

alſo auch an Unterredungen mit andern Aerzten, wodurch ſie ſich über die Literatur ihrer Wiſſenſchaft belehren könnten, wenig Vergnügen. Der Umgang mit Weltleuten, welcher ſie von den oft traurigen Eindrücken der medicinischen Praxis abzieht und zerſtreut, iſt ihnen lieber, als der Umgang mit ihren Collegen, welcher ſie immer wieder darauf zurückführt.

Aerzte werden überdieß mit dem Alter in ihren Grundſätzen immer feſter, oder in ihren Meinungen immer hartnäckiger. Sie können ſich alſo immer weniger mit anders Denkenden vereinigen; ja ſie können ſchwerlich ſich mit ſolchen über Gegenſtände ihrer Kunſt unterreden, ohne in Streit mit ihnen zu gerathen.

Endlich häufen ſich auch die vermeinten, empfangenen oder erwieſenen Beleidigungen unter alten Aerzten immer mehr und mehr, und trennen ſie von einander.

Nur diejenigen Aerzte habe ich im Alter freundſchaftlich mit einander umgehen geſehen, die entweder auſſer ihrer Wiſſenſchaft noch eine andere Liebhaberey, z. B. das Talent der Dichtkunſt, Wohlgefallen an Kunſtwerken, u. ſ. w. hatten: oder ſolche, die von Jugend auf mit einander in Verbindung, und von ſehr liebreichem Herzen waren, und zugleich ihre Praxis in ganz verſchiednen Kreiſen übten.

Noch iſt das Zuſammenkommen der Aerzte am Krankenbette in mediciniſchen Collegien und bey ſo genannten Conſultationen zu betrachten übrig.

Zu dem erſten, zu dem gemeinſchaftlichen Curiren deſſelben Kranken, müſſen die Aerzte, welche dieſes mit wirklichem Nutzen für den Kranken thun ſollen, ſowohl ein eigentliches Talent als eigne Tugenden des Charakters haben.

Ich habe ſchon geſagt, wie ſchwer überhaupt Berathſchlagungen ſind, wenn ſie zweckmäßig ſeyn ſollen. Jeder Berathſchlagende ſoll ſeiner Uiberzeugung folgen: ſonſt iſt er ein unnützer Jaherr. Jeder ſoll aber auch bereit ſeyn, den beſſern Vorſchlägen und Gründen des Andern nachzugeben. Dieß läßt ſich ſehr ſchwer vereinigen.

Es wird noch ſchwerer, wenn die Entſcheidung oder die Vereinigung der verſchiedenen Meinungen auf der Stelle und in der Geſchwindigkeit geſchehen ſoll, wie dieß am Krankenbette nothwendig iſt. Es wird ſchwerer, wenn die Gegenſtände ihrer Natur nach dunkel und zweifelhaft ſind: wie dieß bey Krankheiten und Cur-Methoden oft der Fall iſt.

Ich will nichts davon ſagen, daß alle Rechthaberey und alle Eiferſucht von Aerzten verbannt ſeyn muß, welche mit gutem Erfolge denſelben Kranken gemeinſchaftlich curiren wollen.

Es iſt daher auch der Regel nach das Herbeyrufen mehrerer Aerzte zu Beſorgung deſſelben Kranken unnütz und zwecklos. Denn entweder gibt der eine nach, und der andere entſcheidet. Alsdann aber wäre es eben ſo gut geweſen, dieſen letzten Arzt allein zu haben. Oder ſie können ſich in ihren Meinungen nicht vereinigen: und dann iſt der Kranke in Verlegenheit, wem er folgen ſoll.

Oft ſtören ſie auch einander in ihren Meditationen, anſtatt ſich zu unterſtützen. Jeder gibt dem andern wider ſeine beſſere Uiberzeugung etwas nach: und ſo entſteht oft etwas verſtümmeltes und unvollkommnes in der gewählten Curart; und Fehler werden begangen, welche jeder vermieden hätte, wenn er dem freyen Gange ſeiner Gedanken hätte folgen können.

Eben die Urſachen, welche die gemeinſchaftliche Cur mehrerer Aerzte bey demſelben Kranken ſo ſchwer und von ſo ungewiſſen Ausgange machen, ſind auch Schuld, daß die in vorzüglich gefährlichen Fällen gehaltenen ſo genannten Conſilia ſelten von großem Nutzen ſind. Die Verſchiedenheit und der Widerſpruch der Meinungen iſt hier noch viel größer, da die Anzahl der Berathſchlagenden größer iſt. Das Anſehen, die Beredtſamkeit, der Muth oder die Schüchternheit jedes der zum Conſilium verſammelten Aerzte beſtimmt mehr, als ihre wirkliche Einſicht, welchen Einfluß ſie auf die Entſcheidung haben ſollen. Nur ein ungünſtiger Umſtand der gemeinſchaftlichen Cur fällt beym Conſilio weg: das iſt die Eiferſucht und zuweilen der Haß, welcher zwiſchen zwey täglich zuſammenkommenden und täglich ſich widerſprechenden Aerzten erzeugt wird. Die Conſilia ſind mehr einer theoretiſchen Unterſuchung, als einer praktiſchen Berathſchlagung ähnlich. Bey jener kann zuweilen, auch in einer zahlreichern Verſammlung, die weiſere Stimme obſiegen, weil die Leidenſchaften nicht dabey ins Spiel kommen: bey dieſer, wo gemeiniglich Eigennutz und Leidenſchaft mit ſprechen, iſt ein ſo glücklicher Ausgang ſeltner.

Es iſt indeß gewiß ein Verdienſt für einen Arzt, wenn er es verſteht, mit ſeinen Collegen Rath zu halten, ohne weder auf der einen Seite die Gefälligkeit gegen ſie bis zur Aufopferung ſeiner beſſern Uiberzeugung, noch die Feſtigkeit in Behauptung ſeiner Grundſätze bis zur Hartnäckigkeit zu treiben. Und da ihm das gemeinſchaftliche Curiren und die Conſilia die Gelegenheit ſich hierin zu üben verſchaffen: ſo ſind ſie für ihn gewiß nicht unnütz, wenn ſie auch für den Patienten nicht von großen Folgen ſind.

Die mediciniſchen Collegia, in welchen ſich Aerzte mit obrigkeitlichen Perſonen verſammeln, — die Arbeiten und der Nutzen dieſer Collegien, und der Geiſt, welcher in ihnen herrſcht, ſind in den verſchiedenen Ländern und Städten nach Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, des Geiſtes der Regierung und der Polizey, und ſelbſt nach dem Charakter der beyſitzenden Aerzte, zu ſehr verſchieden, als daß ſich im Allgemeinen etwas erhebliches von dem Geſchäfts-Umgange der Aerzte in dieſen Collegien ſagen ließe.

Ich kenne auch dieſen Gegenſtand zu wenig aus eigner Beobachtung, um mich tief in denſelben einzulaſſen. Aber das weiß ich, daß in meiner Vaterſtadt die vorzüglichſten Aerzte dieſe Collegia, deren Beyſitzer ſie waren, verließen; weil, wie ſie behaupteten, dieſe Zuſammenkünfte ganz unnütz, und die Berathſchlagungen darin ein bloßes Spielwerk, und ohne allen Erfolg wären. Sie klagten über die wenige Achtung, welche die Regierung den Rathſchlägen der Aerzte beweiſe, über die wenige Strenge, mit welcher die gemachten Beſchlüſſe und Verordnungen der mediciniſchen Polizey ausgeführt, endlich über die Uneinigkeit und Schläfrigkeit ihrer Collegen, wodurch der Einfluß aller geſchwächt würde.

Ohne über die Richtigkeit dieſer Klagen zu urtheilen, ſehe ich ſo viel ein: daß bey einem Arzte von ausgebreiteter Praxis ein außerordentlicher Patriotismus dazu gehört, wenn er ein ſolches Nebenamt, wie das eines Beyſitzers eines mediciniſchen Collegiums iſt, mit großem Eifer und wahrer Theilnehmung verwalten ſoll. Daher entweder die Geſchäften deſſelben in den Händen mittelmäßiger Aerzte und der Polizey Obrigkeiten bleiben, oder doch ſaumſelig und obenhin betrieben werden.

Uibrigens iſt der Umgang, welcher unter den Mitgliedern eines mediciniſchen Collegiums Statt findet, kein anderer, als welcher ihm mit allen übrigen Regierungs-Collegien gemein iſt; — wovon ich ſchon oben geredet habe.

2. Umgang der Aerzte mit ihren Kranken und mit den Familien derſelben.

(A.)

Ich habe ſchon geſagt, daß unter allen Claſſen der Gelehrten, keine ſo unaufhörlich ſich mit und unter Menſchen befinde, keine ſo ihr ganzes Geſchäft außer ihrem Studierzimmer und in der Geſellſchaft treibe, als die Claſſe der Aerzte. Man ſollte alſo vermuthen, daß ſie in den geſelligen Talenten und Tugenden vorzüglich, vor andern Gelehrten, geübt ſeyn würden: zumahl da das Glück, welches ſie als praktiſche Aerzte machen ſollen, zum Theil von den Annehmlichkeiten abhängt, welche ſie als Menſchen und Geſellſchafter haben. — Man ſollte vermuthen, daß ſie auch hinwiederum Gelegenheit hätten, ſich Freunde oder doch Umgang aller Art zu verſchaffen. Beyde Vermuthungen werden auch, bis auf einen gewiſſen Grad, durch die Erfahrung beſtätiget: aber unter Einſchränkungen, welche aus der eigenthümlichen Natur des mediciniſchen Geſchäfts-Umgangs entſtehen.

Es ſind zuerſt, gewöhnlicher Weiſe und nach der Beſtimmung des Arztes, nur leidende Menſchen, nur zerrüttete Familien, mit welchen er, vermöge ſeines Geſchäfts, umgeht. Aber in dieſem Zuſtande findet er die Menſchen zu einer freyen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen unfähig, — und völlig unaufgelegt, auf ſeine übrigen Eigenſchaften und Reden, außer den bloß mediciniſchen Rathſchlägen, Acht zu geben. Er bekömmt alſo zwar Zutritt zu dieſen Familien: aber er kommt nicht in eine wahre Verbindung mit denſelben.

Der Arzt iſt ferner in ſeinem Geſchäfts-Umgange oft dazu berufen, Zeuge von den ſchrecklichſten Scenen des menſchlichen Elendes zu ſeyn. Schmerz, mit Todesangſt, mit Hülfloſigkeit und Armuth verbunden, ſieht niemand aus den geſitteten Ständen öfter als er. Aber auch den reichen und glücklichen Mann ſieht er oft in einem Zuſtande, der ihn beklagenswürdiger macht, als den Dürftigſten und Elendeſten aus dem Volke. Ja, er ſelbſt muß noch zuweilen die Schmerzen vermehren, um das Uibel zu heilen, und ſogar den Kranken quälen, um nur deſſen elendes Leben noch eine Zeitlang zu erhalten.

Dieſer häufige Anblick der Noth und des Jammers muß in dem Gemüthe der Aerzte nothwendig eine von folgenden beyden Wirkungen hervorbringen. — Entweder ſtumpft er nach und nach ihre Empfindlichkeit ab, und macht ſie gegen Leidende gleichgültiger und weniger theilnehmend; oder er verbittert ihr Leben, macht ſie ſchwermüthig und in der Praxis ängſtlich.

Groß und bewunderswürdig iſt der Arzt, welcher ſeine Herzhaftigkeit und Mitleidigkeit, und ſeine gute Laune, mitten unter den traurigen Gegenſtänden, welche ihn täglich umgeben, zugleich beybehält; welcher die Klagen ſeiner Kranken mitempfindet, und doch auf dieſelben nicht achtet, wenn es darauf ankommt, ihnen zu ihrem Beſten, Schmerzen zu verurſachen. Kein Wunder, daß ein Arzt ein guter Geſellſchafter iſt, welcher in einer ſolchen Schule geübt worden iſt, oder eine ſolche Prüfung überſtanden hat.

Dieſe nachtheiligen Umſtände des Geſchäfts-Umgangs der Aerzte werden durch zwey Vortheile wieder aufgewogen, wovon der eine dem Arzte die freundſchaftliche Verbinduhg mit den Menſchen erleichtert, der andere zu einer ausgebreiteten und genauern Kenntniß der Menſchen verhilft.

Jener erſte Vortheil beſteht darin, daß die Dienſte, welche der Arzt in ſeinem Berufe Andern leiſtet, die höchſten Güter des Menſchen, Leben und Geſundheit, betreffen.

Der Philoſoph und öffentliche Lehrer ſorgt nur für ihre Aufklärung, — ein entferntes Gut, welches die Meiſten nur kalt begehren. Der Juriſt hat es mit der Sicherung oder Wiedererlangung ihres Eigenthums zu thun, und bekommt alſo ſchon einen nähern Anſpruch auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft. Aber der Arzt übertrifft, in dieſer Abſicht, alle andern praktiſchen Gelehrten. Er kommt, um unerträgliche Schmerzen, das größte aller Uibel, zu ſtillen, oder um die Gefahr des Todes, welche die größte Furcht bey dem Menſchen erregt, zu entfernen. Er ſoll einen leidenden und unthätigen Menſchen, der Welt, ſeinen Geſchäften und ſeinen Vergnügungen, — er ſoll einer Mutter ihren Sohn, einer Gattinn ihren Gemahl, die ſie ſchon für verloren hielten, wiedergeben. Und er thut es wirklich, oder bekommt doch das Verdienſt davon, wenn ſeine Cur bey gefährlichen Krankheiten gut abläuft. Er wird in dieſen Fällen der größte Wohlthäter der Perſonen und Familien, welchen er ſeine Hülfe widmet: und er hat alſo auch das größte Recht auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft.

Es iſt wahr, daß bey den meiſten Patienten ſich die Dankbarkeit gegen den Arzt mit der Bezahlung oder auch noch früher, ſobald die Schmerzen nachgelaſſen haben und die Geneſung gewiß iſt, endigt. Indeſſen bey den beſſer Denkenden, und beſonders in den Häuſern der Reichen und Großen. dauert die Verbindung mit dem Arzte, welcher ihnen in gefährlichen Fällen Dienſte geleiſtet hat, auch nach erlangter Geſundheit fort: zum Theil auch deßwegen, weil ihnen daran gelegen iſt, ſich ſeiner bereitwilligen und ſchleunigen Hülfe auf die Zukunft zu verſichern. Iſt nun dieſer Arzt noch überdieß ein geſelliger und unterhaltender Mann: ſo kann es nicht fehlen, daß er an dem Orte ſeines Aufenthalts ſich viele Freunde und einen angenehmen Umgangskreis verſchaffe.

Der zweyte der oben erwähnten Vortheile iſt, daß der Arzt die Perſonen, mit welchen er als Arzt umgeht, zu einer Zeit ſieht, wo ſie weder die Neigung noch ſelbſt das Vermögen haben, ſich zu verſtellen. Dem Kranken iſt es unmöglich, weil er ganz mit ſeinen Schmerzen, oder mit den Beſorgniſſen, welche ſein Zuſtand bey ihm erregt, beſchäftiget iſt. Aber auch die Verwandten, die ihn umgeben, und die geſunden Glieder der Familie, zu welcher er gehört, zeigen ſich mehr, als gewöhnlich, in ihrer natürlichen Geſtalt: da ſie entweder durch die wirkliche Theilnehmung an dem Leiden und dem Schickſale des Patienten, oder durch das Intereſſe, welches die Erwartung einer wichtigen Begebenheit hervorbringt, von ihrer gewöhnlichen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt abgewandt werden.

Der Arzt ſieht wenigſtens die Familien, zu denen er gerufen wird, nicht in dem Prunke und mit den Zurüſtungen einer gebethenen Geſellſchaft; er ſieht ſie in ihrem gewöhnlichen häuslichen Leben, und ſo, wie ſie alle Tage zu ſeyn pflegen.

Er kann ſogar, wenn er aufmerkſam iſt, beſſer, als irgend jemand, ihre geheimen Geſinnungen und ihren Charakter erforſchen, — kann die Neigungen und Abneigungen, welche die verſchiedenen Familien-Glieder gegen einander, — die Herrſchaft, welche bey ihnen der Eigennutz über die Zärtlichkeit, oder die Menſchenliebe über das Intereſſe hat, kennen lernen. Er wird ſogar mit manchen Familien-Geheimniſſen bekannt, die ſich, entweder bey Sterbefällen, bey Verfertigung der Teſtamente, oder überhaupt in dem Laufe einer langen Praxis vor ihm enthüllen.

Jene Kenntniß der Menſchen nun, welche der Arzt, wenn er ein guter Beobachter iſt, gewiß erlangt, iſt eine der vornehmſten Erforderniſſe zu einem guten Geſellſchafter: weil der, welcher ſie hat, ſchon immer zum voraus weiß, wie er die Menſchen, mit denen er in Umgang geräth, finden wird, und wie er ſie behandeln ſoll. — Und dieſe Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen einer Familie, oder doch mit den innern Verhältniſſen und dem alltäglichen Leben derſelben, iſt das ſtärkſte Band, welches einen Mann an ſie knüpfen kann: — theils, weil es ihr nun möglich iſt, mit ihm ohne allen Zwang umzugehen; theils, weil ſie nun ihn, als Freund, auch zum Rathgeber brauchen kann, als Feind oder Gegner aber zu fürchten Urſache hat. Man findet daher auch in den vornehmſten Städten Europens große praktiſche Aerzte, wenn ſie zugleich geſellige Leute ſind, in allen guten Geſellſchaften willkommen, und in den Häuſern der Großen beynahe einheimiſch.

(B.)

Wie kommt es nun, daß, da der Arzt ſo vorzügliche Gelegenheit hat, geſellige Eigenſchaften zu erwerben, und ſich zum Umgange mit Menſchen zu bilden, doch der Stand der Aerzte ſich in mehreren Ländern und mehreren Jahrhunderten, durch eine eigne Pedanterey ausgezeichnet hat, welche ſich auch auf ſeine äußeren Sitten erſtreckt, und ihn zum Gegenſtande der theatraliſchen Satyre gemacht hat.

In dem ſo geſelligen Frankreich, wo alle Stände ſich beeifern, einen Anſtrich von Weltton zu zu haben, fand doch Moliere, im Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, die Sitten und den Umgang der Aerzte, des Lächerlichen und der komiſchen Uibertreibung ſo fähig, daß er keinen Stand öfter auf die Bühne brachte.

Aber auch bey den Italiänern, in ihren extemporiſirten Stücken, ſtellt der Dottore immer eine ſchwerfällige, pedantiſche, von Kunſtwörtern im gemeinen Umgange ſtrotzende, Perſon vor. Shakespeare gibt ſeinen Aerzten, die er auf die Bühne bringt, beynahe denſelben Charakter.

Noch jetzt ſind einige Spuren von den eigenthümlichen Sitten, wodurch ſich ehedem der Stand der Aerzte auszeichnete, vorhanden, die jedoch immer mehr durch den Geiſt der Zeit verwiſcht werden. Noch jetzt erkennt man manchen Arzt ſchon von ferne, an ſeinem Gange, ſeinen Stellungen und ſeinem ganzen äußern Betragen: und bey noch mehreren entdeckt man, wenn man ſie ſprechen hört, noch die alte mediciniſche Pedanterey, auch vor den Layen gelehrt ſcheinen zu wollen, indem man ihnen durch ausländiſche Kunſtwörter unverſtändlich wird.

Die Urſache jener ſonderbaren Erſcheinung war im Allgemeinen, dieſelbe, welche auch die Schulmänner des vorigen Jahrhunderts pedantiſcher, als die unſrigen, machte.

Jeder Stand nähmlich hat ſeine unausbleiblichen Verſuchungen zu gewiſſen eignen Fehlern des Charakters, der äußern Sitten und des Umgangs. So lange alſo die Stände von einander getrennt bleiben, und ſich im geſellſchaftlichen Umgange wenig mit einander miſchen, und ſich wechſelsweiſe abſchleifen: ſo lange bilden ſich gleichſam die Fehler eines jeden ungehindert aus, und wachſen bis zu einer Höhe, welche den übrigen Ständen anſtößig wird. Der Schulmann iſt nichts, als Schulmann der Arzt nichts, als Arzt. Nur eine allgemeinere und freyere Mittheilung unter ihnen, dergleichen erſt unſer Jahrhundert eingeführt hat, kann aus ihnen allen Menſchen machen.

Es ſind aber noch überdieß, bey den Aerzten, ſo wohl in der Natur ihrer Wiſſenſchaft ſelbſt, als in der ihres Geſchäftes und ihrer Intereſſe, einige beſondere Urſachen der Pedanterey vorhanden, welche, ſo lange ſie ungehindert wirkten, allerdings dieſen Stand vor andern Ständen, durch Sonderbarkeiten auszeichnen konnten.

Zuerſt, haben wir die Arzney-Wiſſenſchaft ganz von den Griechen und Arabern bekommen: und aus den Sprachen dieſer beyden Völker ſind alle Wörter und Redensarten entlehnt, in welchem ſich jene Wiſſenſchaft noch jetzt ausdrückt. Selbſt die Römer hatten, weder für die Pflanzen und andere mediciniſchen Heilmittel, noch für die Krankheiten andere Nahmen, als Griechiſche, welche ſie in ihre Sprache aufgenommen, oder unverändert übergetragen hatten. Die Arabiſchen Aerzte fügten, wie zu den Arzneyen ſelbſt die chymiſchen Präparate, ſo zu der Kunſtſprache der Medicin viele Arabiſche Wörter und Redensarten hinzu. Viele derſelben waren allegoriſch, und vermehrten das geheimnißvolle Anſehn der Medicin. Keine andere Wiſſenſchaft war alſo mit ausländiſchen Kunſtwörtern ſo überladen, als die Arzneykunſt. Und auch die Europäiſchen Aerzte, welche theils zu dieſer Kunſtſprache, wegen der Armuth ihrer Mutterſprachen genöthigt waren, theils ſich in jene Griechiſchen und Arabiſchen Wörter dergeſtalt gewöhnt hatten, daß ſie ſie auch da brauchten, wo ſie gleich gute einheimiſche hätten finden können, waren ſchon dadurch in Gefahr, in einem höhern Grade Pedanten zu ſcheinen, oder Pedanten zu werden, als andere Gelehrten. Das Erſte war der Fall, wenn ſie dieſe Kunſtſprache auch vor Perſonen redeten, von welchen ſie wiſſen konnten, daß ſie dieſelbe nicht verſtünden: — das Andere, wenn ſie gefliſſentlich Latainiſche und Griechiſche Wörter in ihre Reden einmiſchten, um ſich bey Unwiſſenden das Anſehn einer höhern Gelehrſamkeit zu geben.

Die Arzney-Wiſſenſchaft iſt zweytens eine der ungewiſſeſten in ihrer Ausübung. Und doch iſt das Zutrauen der Kranken in die völlig gewiſſe Einſicht des Arztes, ein dieſem faſt unentbehrliches Mittel ſeyn Glück zu machen, — und oft ſelbſt ein wahres Hülfsmittel zur Beförderung der Cur. Nun kann er aber zuweilen dieſes Zutrauen nicht anders erwerben, als indem er ſich vollkommnere Erkenntniſſe, in Abſicht der Natur und des Ausgangs der Krankheit, und eine feſtere Uiberzeugung von der Wirkſamkeit ſeiner Heilmittel zuſchreibt, als er wirklich beſitzt. Es iſt alſo für ihn zuweilen Pflicht, zuweilen erlaubter Kunſtgriff des Eigennutzes, ſich durch ſeine Reden und ſein Betragen, das Anſehen dieſer vollkommnern Kenntniß und dieſer Uiberzeugung zu geben, wofern er nur die innere Beſcheidenheit des Geiſtes beybehält, zu wiſſen, wie wenig er weiß, und zugleich die Ehrlichkeit hat, dieß im Umgange mit Verſtändigen zu geſtehen. Aber die Bahn iſt ſchlüpfrig, und die Affectation eines falſchen Selbſtvertrauens artet leicht in Marktſchreyerey und Scharlatanerie aus; zwey Wörter, welche zuerſt nur von den Aerzten der niedrigen Gattung gebraucht, und von der Arzney-Wiſſenſchaft auf alle andern Kenntniſſe und Vorzüge, welche man ſich fälſchlich anmaßt, oder mit denen man prahlt, übergetragen worden ſind.

Die Verſuchung zu dieſen Fehlern war noch viel größer, als alle Kenntniß des menſchlichen Körpers, und der mediciniſchen Gegenſtände bloß in die Schulen der Aerzte eingeſchloſſen war. Die Aerzte waren zu dieſer Zeit in gleichem Falle mit den Geiſtlichen. So wie die Herrſchaft der Geiſtlichen über die Layen aus der Unwiſſenheit dieſer letztern, in Abſicht auf Religion und Moral, entſtand: ſo entſtanden die Anmaßungen der Aerzte, in Abſicht auf Geſundheit und Krankheit und die deren Urſachen, — aus der Unwiſſenheit der übrigen Welt, in der Naturlehre, der Botanik und der Chemie. Die Wiſſenſchaft der Theologen war, wie ſie behaupteten, voller Geheimniſſe: — die Arzneykunſt bekam ein geheimnißvolles Anſehen. Beyde, die Gottesgelehrten und die Aerzte konnten ſich leicht ein dictatoriſches Anſehn und einen Schein von Erhabenheit unter völlig Unwiſſenden geben: und ſie thaten es wirklich mit gutem Erfolge.

Da aber beyde dieſen Ton auch dann noch fortſetzen wollten, als die Layen auch angefangen hatten, über Religion und Sittenlehre nachzudenken, und als einige Kenntniſſe der Naturlehre, einige geſündere Begriffe von dem Baue des menſchlichen Körpers, deſſen Krankheiten und den Mitteln ihn zu heilen, ſich über alle geſitteten Stände verbreitet

hatten:

hatten: ſo wurden die Geiſtlichen den Weltlichen verhaßt, und die Aerzte den Aufgeklärten aus den übrigen Ständen lächerlich. Endlich ſiegte der Genius der Zeit: und Prieſter und Arzt gaben ihre angemaßte Herrſchaft auf, um ihre verdiente Achtung beym Publikum zu erhalten.

Ein anderer für die Arzney-Wiſſenſchaft und für die Aerzte nachtheiliger Umſtand kam noch im Mittelalter hinzu. Die Erſtere war viele Jahrhunderte hindurch mit der Aſtrologie oder der aus den Geſtirnen hergeleiteten Kenntniß der Dinge und Vorherſehung der Begebenheiten, — einer Wiſſenſchaft, die durch und durch Charlatanerie iſt, und von dem, der ſie praktiſch treibt, nur durch ſolche aufrecht erhalten werden kann, in Verbindung. In der Folge nahm die Arzneykunſt die Chymie unter ihre Beſtandtheile auf, eine weit reellere Wiſſenſchaft, welche die Fortſchritte der erſtern in der That beförderte, und beſtimmt war, in unſern Tagen uns die größten Aufſchlüſſe über die Natur zu geben. Aber im Anfange und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieſe Chymie faſt durchaus mit der Alchymie, oder der Kunſt Gold zu machen, — und dieſe hinwiederum mit der Magie, mit dem Glauben an Wunderkräfte, und an den Einfluß der Geiſter, und mit abergläubiſchen oder gaukleriſchen Verſuchen, jene Kräfte in ſeine Gewalt zu bekommen, und dieſe Geiſter ſich günſtig zu machen, verbunden. Nur auf dieſem Wege, —

indem ſich die leeren Anſprüche einer noch ſehr unvollkommnen Arzney-Wiſſenſchaft mit den völlig grundloſen Behauptungen der Aſtrologie und Alchymie verbanden, konnten die Paracelſe, die Campanellen und ihres Gleichen entſtehen, — halb betrogene und halb betriegeriſche Thoren, aufgeblaſen und ſtrotzend von einer eingebildeten oder vorgegebnen Weisheit, — eine Gattung von Menſchen, die ſich nur in der Claſſe der Aerzte fand, und zu deren Pedanterey oder Charlatanerie kein anderer Stand der Gelehrten emporſtieg.

Die Farben nun, welche auf die Sitten und das Betragen dieſer Individuen ſo ſtark aufgetragen waren, theilten ſich in ſchwächern Schattirungen den Sitten der Aerzte überhaupt mit.

(C.)

Man ſieht leicht, daß es einen gewiſſen Punct in den Fortſchritten der Geſellſchaft giebt, wo die Lächerlichkeiten des einen Standes von den übrigen Ständen, die nicht daran Theil nehmen, wahrgenommen, und alſo ein ſchicklicher Gegenſtand der Satyre werden. Dieß war der Fall, in Abſicht der Aerzte, um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts: und Moliere durfte ſie in Carricatur-Gemählden aufs Theater bringen, ohne deßhalb in Anſpruch genommen zu werden.

Es giebt einen andern Punct in jenem Fortgange, wo die Lächerlichkeiten einzelner Stände von der Verfeinerung der ganzen Geſellſchaft überwunden und weggeſchafft werden: und dieß iſt der Fall in Abſicht der Aerzte unſerer Tage.

Nachdem die Arzney-Wiſſenſchaft, von aſtrologiſchen und alchymiſtiſchen Träumen gereiniget, und auf eine wahre Naturlehre gebaut, ſich mit die Naturgeſchichte und der ächten Zergliederungskunſt verband, und ihre Unterſuchungen mit wahrhaft philoſophiſchen Geiſte anſtellte; — nachdem die Aerzte, auch außer den Krankenſtuben, mehr unter andere Menſchen kamen; und nachdem endlich auch die Layen, wenigſtens die andern gelehrten Stände, Kenntniſſe von der Phyſik, der Phyſiologie und der Kräuterkunde erhalten hatten: ſo fielen die meiſten der Urſachen hinweg, welche in vorigen Zeiten die Charlatanerie der Aerzte, und mit ihr das Marktſchreyeriſche oder das Pedantiſche in ihren Sitten veranlaſſet hatten; und die Aerzte wurden feinere Weltleute, indem ſie beſſere Aerzte wurden.

Zweyte Abtheilung des vierten Abſchnitts.

Ueber die verſchiedenen Arten der Einſamkeit.

Die Einſamkeit iſt entweder eine zufällige, welche aus der Lage des Menſchen, — oder eine abſichtliche, die aus dem Vorſatze deſſelben entſteht.

Bey der erſten Art der Einſamkeit fragt ſichs wieder: ob die Lage, durch welche die Einſamkeit des Menſchen verurſacht wird, die Lage der ganzen Geſellſchaft, oder der Völkerſchaft iſt, zu welcher der Menſch gehört, und an welcher er nur Theil nimmt; oder ob ſie bloß die individuelle Lage des einſamen Menſchen ſelbſt iſt.

Der erſte Eintheilungs-Grund giebt, nach den bekannten drey Hauptſtufen in dem Fortgange der menſchlichen Geſellſchaft, auch ziemlich beſtimmt drey Arten jener erſten Gattung der Einſamkeit: — 1) die Einſamkeit des Wilden oder Jägers; 2) die Einſamkeit des Nomaden oder des Viehhirten; 3) die Einſamkeit des Ackerbauers.

oder des Anſiedlers in einem noch unbewohnten Lande.

Der zweyte Eintheilungs-Grund giebt keine an der Zahl ſo beſtimmten, — keine ſo genau begränzten Arten der Einſamkeit, weil die Lagen des einzelnen Menſchen, durch welche er einſam werden kann, unzählig ſind, und durch feine Schattirungen in einander laufen. Der Philoſoph kann nichts anders thun, als einige der merkwürdigſten dieſer Lagen ausheben. Ich würde in meinen Unterſuchungen folgende ausheben:

1) die Einſamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen; — 2) die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden; 3) die Einſamkeit eines an einem langwierigen Uibel leidenden Kranken; 4) die Einſamkeit des Reiſenden, beſonders in wüſten und wenig cultivirten Ländern.

Die zweyte Hauptgattung der Einſamkeit iſt die der vom Menſchen frey gewählten und abſichtlichen. Die Unterarten derſelben laſſen ſich, nach der Verſchiedenheit dieſer Abſichten, eintheilen. Die beyden vornehmſten darunter ſcheinen mir folgende zu ſeyn: 1) die *religiöſe* Einſamkeit, — wovon die Einſamkeit des Einſiedlers, und die des Mönchs Unterarten ſind; die Einſamkeit des *Gelehrten*, Philoſophen und Dichters.

A. Von derjenigen Einſamkeit, welche aus der Lage des Menſchen entſteht.

I. Von den Arten der Einſamkeit, welche aus der Lage der ganzen Geſellſchaft, zu welcher ein Menſch gehöret, entſteht.

Das Gemeinſchaftliche in dieſen Arten der Einſamkeit ſcheint mir folgendes zu ſeyn.

Sie haben einen groſſen Einfluß auf die Vollkommenheit, — ſie haben nur einen geringen auf die Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen.

Menſchen die in kleinen, von einander abgeſonderten Horden, in wüſten Gegenden leben, und ganz allein mit der Anſchaffung ihres Unterhalts, oder mit dem Kriege beſchäftiget ſind, können nie zu einem beträchtlichen Grade der Cultur gelangen; und nie kann ein Einzelner die Gränze der Vervollkommnung überſchreiten, welche der ganzen Geſellſchaft von ihrer Lage und Verfaſſung geſetzt wird.

Aber der einzelne Menſch empfindet auch die Beſchwerden der Einſamkeit, ob er gleich von ihnen gedrückt wird, nicht ſo ſchmerzlich, wenn er niemanden um ſich ſieht, der es beſſer hat, als er. Da er den Nutzen ſowohl, als die Freuden eines ausgebreiteten und geſellſchaftlichen Verkehrs nicht kennt, ſo wird er durch die Entbehrung jener Vortheile und Vergnügungen wenig afficirt; und das wirklich Hülfloſe, welches die Einſamkeit zuweilen mit ſich führt, wird von ihm auf Rechnung der Natur und Nothwendigkeit geſchrieben.

Auch die Coloniſten, welche ſich in unbewohnten Ländern anbauen, ob ſie gleich aus policirten Ländern kommen, und alſo ſchon mehr Vollkommenheit mitbringen, als der Wilde und der Nomade hat, verwildern doch in ihren Wüſteneyen und werden unwiſſender und roher, als ſie zuvor waren, bis endlich die anwachſende Zahl der Pflanzungen ſie näher unter einander oder mit den Einwohnern der Städte, welche ſich ſchon früher in der Colonie, gemeiniglich an der See, angebaut haben, in Verbindung bringt.

Indeß empfinden die Anbauer wüſter Länder, welche aus bewohnten Gegenden abſtammen, — ob ſie gleich gemeiniglich aus den niedrigſten Claſſen der Geſellſchaft ſind, und alſo auch in ihrem Vaterlande die Vortheile der Verbindung mit Menſchen nie vollſtändig genoſſen haben, doch gewiß das Unangenehme der völligen Einſamkeit, in welcher ſie jetzt leben, weit ſtärker als die angebohrnen Horden. Uiberfällt ſie gleich anfangs Krankheit, ſo ſind ſie gänzlich verlohren. Außerdem aber macht die angeſtrengte Arbeit, welche die Urbarmachung eines ganz unangebauten Landes verurſachet, daß ſie an ſich ſelbſt und an ihre Lage weniger denken. — Und endlich giebt ihnen die völlige Unabhängigkeit, in welche ſie ſich verſetzt finden, einigen Erſatz für die vielen andern Vortheile, deren ſie entbehren.

Der Anblick eines wüſten und ungebauten Erdſtrichs, — und überhaupt die rohe, wilde und ſich ſelbſt überlaſſene Natur hat den Charakter der Erhabenheit, und flößt auch den Menſchen, von denen ſie bewohnt wird, eine ähnliche Denkungsart ein. Eben dieſe Natur iſt einförmig in ihren Producten und biethet nur wenige Gegenſtände der Beobachtung dar. Daher ſind die Horden, welche in Wüſteneyen leben, unwiſſend.

Endlich bringt eben dieſe Natur nur wenige Dinge hervor, welche Vergnügen oder Schmerz verurſachen, und alſo Affekten erregen. Daher haben die Wilden und Nomaden nur wenige Leidenſchaften, und gar keine eigentliche Empfindſamkeit: aber jene Leidenſchaften ſind heftig, gewaltſam und oft ausſchweifend.

Den Charakter der Erhabenheit haben wir vorzüglich in den Reden, Negotiationen, politiſchen Berathſchlagungen, und manchen Metaphern der Nordamerikaniſchen Wilden, beſonders jener ſechs Nationen, mit denen die Europäer am genaueſten bekannt geworden ſind, gefunden. Wir haben ihn in den Geſängen mehrerer wilden Stämme, — wir haben ihn noch mehr in den Geſängen des Oſſian angetroffen, der zwar nicht unter einer ganz wilden Nation; aber doch in einer ſolchen lebte, die noch auf der unterſten Stufe der Cultur ſtand, und der überdieß von einer ſehr wilden, rauhen und einſamen Natur umgeben war.

In den Reden und dem Charakter der Nomaden finden ſich weniger Spuren von dieſer Erhabenheit. Aber zuerſt iſt auch das herumziehende Hirtenvolk weit weniger einſam, als die Jäger-Horde: es kämpft nicht mit ſo vielen Uibeln: aber es erlangt deßwegen auch nicht dieſelbe Stärke des Geiſtes. Zum andern iſt der Nomade weit mehr mit ſeinem Eigennutze beſchäftiget, — denn er hat Eigenthum und Verſchiedenheit der Stände: — und nichts iſt der Erhabenheit ſo tödtlich, als der Eigennutz.

Am wenigſten iſt wohl dieſe Wirkung der Einſamkeit an dem Europäiſchen Colloniſten ſichtbar; theils weil er ſchon einen völlig gebildeten Charakter in die Wüſteney mitbringt, und dieſer gemeiniglich klein und niedrig iſt; — theils weil er mit Ausrotten und Bauen immerwährend beſchäftigt iſt, der Wilde und Nomade aber müßig leben. Mechaniſche, angeſtrengte Arbeit aber iſt ebenfalls der Erhabenheit nicht günſtig.

Was die Unwiſſenheit betrifft, ſo iſt ſie allen drey Claſſen, dem Jäger, dem Nomaden, und dem neuen Anſiedler ziemlich gemein. Man kennt die Schilderung der Unwiſſenheit und Rohheit, welche uns mehrere Reiſende von den aus der Pfalz und Wirtenberg nach Nordamerika ausgewanderten

Bauern machen, und die Bemühungen einiger Teutſchen Gelehrten, ſie aufzuklären.

Doch ſind ohne Zweifel verſchiedene Grade zwiſchen der Unwiſſenheit des Jägers, des Nomaden und des Colloniſten. Die meiſten nomadiſchen Völker kennen die Schreibkunſt: aber ſie haben ſie faſt immer aus angebauten Ländern und von den Einwohnern der Städte erhalten. So wie aber Unwiſſenheit beſſer iſt, als Vorurtheile und eine verkehrte Denkungsart, ſo ſind auch oft die Coloniſten hinter den Wilden zurück, weil jene hartnäckig auf Irrthümern beſtehen, welche von dieſen eingeſehen werden, ſobald ſie nur die Sache wiſſen.

Der dritte aus der einſamen Lage jener Völkerſchaften entſtehende Charakterzug derſelben, — die auf wenige Gegenſtände eingeſchränkten, aber deſto mehr entflammten Affekten, — iſt ebenfalls den Jäger-Völkern am meiſten eigen. Unter ſich ſind die Mitglieder derſelben, — theils wegen ihrer geringen Anzahl, theils wegen ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe und ihrer gemeinſchaftlichen Noth, aufs genaueſte verbunden. Von allen übrigen Menſchen ſind ſie vollkommen getrennt, und mit den benachbarten Horden ſind ſie gemeiniglich im Kriege.

Zuweilen vereinigten ſich auch Einzelne unter ihnen noch beſonders zu gemeinſchaftlicher Jagd oder Bekriegung ihrer Feinde, und theilen mit einander, — oft auf Zeit Lebens, — Beſchwerden und Gefahr.

In dieſer Lage kann der Menſch nur ſehr ſtark lieben, oder ſehr heftig haſſen. Daher ſind dieſe Völker ſehr grauſam gegen ihre Feinde: aber man findet auch unter ihnen Beyſpiele einer großen Selbſtaufopferung für Freunde.

Endlich aus dieſer abſoluten, — oft monathslangen Einſamkeit, in welcher der Jäger, während er in den Wäldern herumſtreift, leben muß, und aus welcher er zu dem geſelligen Leben in ſeiner Horde übergeht, entſteht ein eben ſo ſchneller Uibergang des Wilden, von der äußerſten Kälte und Gleichgiltigkeit zu dem affectvollſten Zuſtande. Er liegt Tage lang unbeweglich auf ſeiner Matte, und ſpringt dann auf einmahl von ihr auf, ergreift ſeine Streit-Axt und iſt zu allen Strapazen des Krieges bereit.

Die nomadiſchen Völker führen ihre Kriege nicht ſo grauſam, als die Wilden: aber unter ihnen ſind die größten Weltverwüſter, — die Dſchinkischane und die Tamerlane aufgeſtanden.

Die Urſachen der erſten Erſcheinung ſind: weil die Nomaden nicht ſo unaufhörlich unter ſich Krieg führen, als die Jägerhorden; weil ſie nicht in ſo gar kleine Stämme vertheilt ſind, als dieſe, und die Mitglieder jeder Völkerſchaft mehr durch politiſche, als durch Familien-Bande zuſammenhängen; weil ſie endlich nicht ſo vollkommen iſolirt ſind.

ſondern mit ihren Nachbarn, mit andern nomadiſchen, — oder ſelbſt geſitteten Völkern, durch Bündniſſe und durch den Handel in Verbindung ſtehen.

Die Urſachen der zweyten Erſcheinung ſind ſchwerer zu erforſchen.

Zwar, wie unter ihnen ſich plötzlich eine groſſe Macht, durch Vereinigung vieler ſolcher Volksſtämme unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, bilden könne, läßt ſich ſehr wohl begreifen, da dieſe Völker in den ungeheuren Ebnen des mittleren Aſiens, ſeit undenklichen Zeiten, herumſchwärmen. Auch das iſt begreiflich, daß die Fürſten oder Chans, welche eine ſo groſſe und ausgebreitete Herrſchaft unter ihren Landsleuten erlangt haben, ſich nun derſelben bedienen wollen, um Eroberungen zu machen, und beſonders über angebaute Länder und geſittete Völker, — welche ſchon von jeher ihre Eiferſucht und ihren Unwillen erregt haben, — herzufallen.

Warum aber dieſe nomadiſchen Heerführer, und ſelbſt ihre Völker dieſe Kriege auf eine ſo verwüſtende Art führen, warum ſie nicht ſowohl zu erobern, als zu zerſtören ſuchen, ganze Städte und Länder völlig entvölkern, und am bloßen Morden, — an der bloßen Vernichtung aller Cultur ein Wohlgefallen zu haben ſcheinen: davon iſt es ſchwerer ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben.

Etwas liegt davon an dem ſchon zuvor gedachten Grolle, welchen herumſchweifende Völkerſchaften gegen die in feſten Wohnſitzen lebenden Nationen haben: theils wegen der Beleidigungen, welche ſie, von Zeit zu Zeit, von der Uibermacht derſelben erfahren; theils ſchon wegen der Unähnlichkeit ihrer eignen Lebensart mit der Lebensart der Ackerbauer und Städtebewohner.

Dieſe Grauſamkeit iſt, bey den noch rohen Völkern, vielleicht eine Folge der langwierigen Kriege ſelbſt, und in dem Widerſtande, welchen ſie finden, und in dem Verluſte, den ſie von ihren Feinden leiden, gegründet. Die Muhamedaniſchen Feldzüge waren lange nicht ſo grauſam, als die Feldzüge der ſpätern Kalifen. Und die Tartarn unter Dſchinkiſchan verwüſteten immer mehr, je weiter ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernten.

Endlich kann wohl die völlige Unwiſſenheit dieſer Eroberer in der Regierungskunſt, die Verlegenheit, in welcher ſie ſind, die große Anzahl ihrer Gefangnen zu bewachen, und auf ferneren Zügen mitzunehmen, und der einzige bey ihnen herrſchende Ehrgeitz, ein Denkmahl ihrer Uibermacht zu hinterlaſſen, zur Auflöſung dieſes traurigen und die Menſchheit entehrenden Räthſels dienen.

* * *

Bey dem in wüſten Gegenden ſich anbauenden Europäern iſt jene Wirkung der Einſamkeit, die

Affecten zu entflammen, und beſonders den Menſchen grauſam gegen ſeine Feinde zu machen, nicht ſo merklich.

Er hat zuerſt keine Kriege zu führen, ſondern hängt noch immer mit dem Mutterſtaate zuſammen, der ſie für ihn führt.

Er iſt überdieß ſchon mit vielerley Gegenſtänden der Begierden, — der Liebe und des Haſſes, in ſeinem Vaterlande bekannt geworden: und ſeine Affecten können ſich nicht ſo leicht, als die des Wilden und des Nomaden, auf einen Punct vereinigen. Auch iſt die Beſchäftigung des Ackerbaus, beſonders die der erſten Urbarmachung, ſehr geſchickt, ſeine Leidenſchaften in Schranken zu erhalten.

Doch die einſame Lage, wenn ſie lange dauert, macht den Coloniſten zu dem, was er zuvor nicht war. — Schon der Entſchluß, ſich in ſo wüſte Gegenden zu begeben, zeigt, daß er ſehr heftiger Leidenſchaften fähig ſey. Denn dieſer Entſchluß kann von nichts andern herkommen, als von einer ſehr lebhaften Unzufriedenheit mit ſeinem vorigen Zuſtande, oder von enthuſiaſtiſchen Hoffnungen einer ſchimäriſchen Glückſeligkeit.

Die Schwierigkeiten, welche er bey der Ausführung ſeines Unternehmens findet, und die Beſchwerden, denen er täglich ausgeſetzt iſt, ſind ſehr wohl im Stande, ihn, wie gegen die ſinnlichen Gefühle, ſo auch gegen die menſchenfreundlichen Empfindungen abzuhärten.

So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Europäiſchen Coloniſten in Amerika, gegen die eingebohrnen Indianer entweder äußerſt grauſam, oder doch ungerecht, und ſowohl bey dem Eintauſche ihrer Ländereyen, als ſonſt im Handel und Wandel, betriegeriſch geweſen ſind.

Auch innerhalb der Colonien ſelbſt, z. B. in Neu-England, haben die Parteyen immer mit großer Wuth gegen einander gefochten.

Unter den drey oben genannten Lagen, iſt die eines Coloniſten, der ſich in einer ſolchen Gegend, wie jetzt z. B. die Provinz Kentucky in den Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten iſt, anbauet, die am vollkommenſten einſame.

Der Jäger kehrt, nach einigen Wochen oder Monaten, die er in den Wäldern herumgeſtreift iſt, wieder in ſeine Horde zurück. Der nomadiſche Viehhirt entfernt ſich mit ſeinen Heerden nie weit von ſeinem Stamme; oder er thut es nur immer in größerer Geſellſchaft. Auch der Sennenhirt in der Schweiz bringt auf den Alpen nur die Sommermonate zu. — Der Ackerbauer hingegen, welcher in einem unbewohnten Lande Rohdungen macht, kann Jahre lang mit ſeiner Familie ganz einſam leben.

Aber wenn dieſe Familie zahlreich, wenn ſie unter ſich einig und liebreich, wenn ſie endlich dem Hausvater oder Familien-Haupte, aus Anhänglichkeit und mit freyem Willen, unterwerfen und gehorſam iſt: ſo gibt eine ſolche Familie das Bild, und beſitzt wirklich die Sitten des alten patriarchaliſchen Lebens, welches, ob es gleich keine hohe Stufe der Vollkommenheit war, doch ſich ſowohl durch gewiſſe eigne Tugenden, als durch ſeine eigne Art von Glückſeligkeit unterſcheidet.

* * *

Nach der Schilderung des Gemeinſchaftlichen in der Einſamkeit der verſchiednen Claſſen oder Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft, werde ich nur noch wenig von dem Eigenthümlichen bey einer jeden Claſſe zu ſagen haben.

1. Einſamkeit des Wilden oder des Jägers.

Wir haben den Einfluß der Einſamkeit und der Art der Beſchäftigung auf die Jäger-Horden, noch beſſer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ſeitdem Europäer ſelbſt (beſonders viele Einwohner der hintern Theile von Canada) ſich in einen ähnlichen Zuſtand begeben, — und entweder auch ihren Unterhalt bloß von der Jagd geſucht haben, oder doch ſo, wie die Jäger, durch weite Länder umher geſtreift ſind, um bey den verſchiedenen Stämmen der Indianer Pelzwerk und Biberfelle zu ſammeln.

Die Einſamkeit, wenn ſie mit Erſchlaffung und Unthätigkeit verbunden iſt, macht den Geiſt ſtumpf, den Körper träge, und ſetzt alſo den ganzen Menſchen zurück. Da hingegen, wo ſie mit einer lebhaften Beſchäftigung, oder gar einer heftigen Anſtrengung des Geiſtes oder des Körpers verbunden iſt: da kann ſie ſelbſt dazu beytragen, die Kräfte des Menſchen noch mehr zu üben: weil ſie ihn von aller fremden Hülfe entblößt, und ihn nöthiget, ſeinen ganzen Scharfſinn und ſeine Erfindungskraft aufzubiethen. — Sie vermehrt zwar nicht ſeine Einſichten: aber ſie hindert auch nicht eine gewiſſe Art ſeiner perſönlichen Ausbildung.

So können der Gelehrte und der Dichter, ohne Nachtheil, lange in der Einſamkeit bleiben: weil der Geiſt beyder beſchäftiget iſt.

Bey dem von der Jagd lebenden Wilden iſt es die anſtrengende Beſchäftigung des Körpers und der Sinne, welche auch den Geiſt übt und ſeine Kräfte nicht ſinken läßt. Er wird zwar nicht von andern Menſchen belehrt: aber er wird durch die Noth und das Bedürfniß gebildet.

In der That gibt es vielleicht keine größeren Beſchwerden für Menſchen zu ertragen, als welche ein ſolcher Wilder auf ſeinen Jagden erträgt. Er muß oft mehrere Tage ohne Nahrung bleiben, wenn er kein Wild auffinden oder fangen kann. Seine Anſtrengungen ſind ſeinen Beſchwerden gleich. Bey ſeinen ſchlechten Waffen ſind es nur die Schärfe ſeiner Sinne, ſeine Behendigkeit, und ſeine Liſt im Uiberfallen eines Feindes, welche ihm ſeinen Raub ſichern. In dieſen drey Stücken übertrifft daher auch der Wilde den Bürger policirter Staaten.

So kommt der Nordamerikaniſche Jäger aus ſeinen Waldungen, zwar unwiſſend, aber nicht dumm, heraus. Es ſieht und hört ſcharf: er beobachtet genau; er prägt ſich tief ein, was er ſieht; er ſchließt auch für ſeinen Endzweck richtig.

Er bleibt aber, auf ſeinen Wanderungen, auch nicht ohne allen Unterricht. Er lernt, ſich durch große und dichte Wälder, in welchen es weder Weg noch Fußſteig gibt, richtig finden; er lernt überhaupt, ſich ohne alle Hülfsmittel in fremden Gegenden orientiren. Dieß kann nicht geſchehen, ohne daß er auf die Natur der Bäume und Pflanzen, auf die Verſchiedenheit der Erdarten und Mineralien und auf die Geſtirne und den Lauf derſelben genau Acht gebe. Alle dieſe Sachen kennt er alſo auch beſſer, als der nicht unterrichtete Europäer.

Beſonders iſt die Liſt diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche bey dem Wilden, ſowohl auf ſeinen Jagden, als durch ſeine übrige Lage, beſonders durch ſeine immerwährenden kleinen Kriege geübt wird.

Bey ihm kann man recht gewahr werden, wie ſehr die Liſt von dem wahren Verſtande unterſchieden ſey. Durch ſein Beyſpiel aufmerkſam gemacht, findet man leicht, auch unter geſitteten Menſchen.

eben dieſelbe Erſcheinung. Die Liſtigſten ſind oft die Ungelehrigſten: und die einſichtsvollſten Menſchen laſſen ſich oft von einfältigen überliſten.

Aber es iſt, weder bey dem Wilden noch bey dem Einwohner policirter Staaten, leicht, die Unterſchiede zwiſchen Liſt und Verſtand aufzufaſſen.

So viel iſt klar, daß die Liſt immer mit einem Feinde zu thun hat, den man angreifen, oder gegen den man ſich vertheidigen will. Sie iſt immer dazu beſtimmt, Schaden zu thun, oder Schaden zu verhüthen. Ihre Sphäre iſt ſehr eng: und ſie wird nur durch die Furcht oder die Raubſucht geſchärft.

Der Verſtand iſt ganz friedlich: er hat es mit Erkenntniß des Wahren, oder mit gemeinnützigen Arbeiten zu thun. Sein Wirkungskreis iſt ſehr weit; und die Triebfeder, welche ihn thätig erhält, iſt die Wißbegierde.

Uiberdieß iſt die Liſt, wenn ſie gelingen ſoll, immer mit einer gewiſſen Feinheit der Sinne, mit einer Geſchmeidigkeit des Körpers und einer ausdauernden Kraft desſelben verbunden. Sie iſt gleichſam diejenige Vollkommenheit des Geiſtes, welche ohne eigne intellectuelle und moraliſche Bildung desſelben, bloß aus der Vollkommenheit des Körpers und der ſinnlichen Werkzeuge entſteht. Der wahre Verſtand hingegen gehört ganz dem Geiſte an. Er bedarf zwar der Sinne und des Körpers, als Werkzeuge: aber die Grundlage desſelben liegt in den Begriffen und Grundſätzen.)

Einer zweyten Folge von der Lebensart des Jägers hab ich ſchon gedacht: daß nähmlich bey ihm die größte Abwechſelung und der ſchnellſte Uibergang von Anſtrengung und heftiger Bewegung zu Unthätigkeit und Ruhe vorhanden iſt. Kein Menſch iſt unermüdeter und zeigt größere Kraft-Aeußerungen, als der Wilde, während ſeiner Jagd- und Feld-Züge: und keiner iſt träger und unbeweglicher, als eben dieſer Wilde in ſeiner Hütte, wenn er nun zu den Seinigen zurückgekehrt iſt.

Auch wenn deren mehrere bey einander ſind, können ſie, mehrere Stunden lang, im Kreiſe, mit untergeſchlagenen Beinen, den Kopf zur Erde gehängt und die Augen auf einen Fleck gerichtet, bey einander ſitzen, ohne ein Wort zu reden. So ſahe einer meiner Freunde in London eine Geſellſchaft von Canadiern, welche man dahin gebracht hatte. Sie ſchienen auf die Menge der Menſchen, welche zuſtrömten, um ſie zu ſehen, gar keine Aufmerkſamkeit zu wenden.

Eben ſo beſchreiben Sparmann und Vaillant die Hottentotten: — zu der einen Zeit um keinen Preis zu bewegen, ſich von der Stelle zu rühren; — zur andern Zeit hingegen dieſe Ruhe verlaſſend, und bereit, Tag und Nacht, viele Wochen lang, in beſtändiger Beſchäftigung zu ſeyn.

Dieſe Unthätigkeit des wilden Jägers während ſeines Aufenthalts unter ſeiner Horde, macht, daß er dieſebe zu keiner geſelligen Bildung, zu welcher ſie ihm ſonſt die Gelegenheit darbiethen könnte, nutzt. Er hat keinen eigentlichen Umgang weder mit ſeiner Familie, noch mit ſeinen Landsleuten.

Wenn er ja ſich mit ihnen zu irgend einer geſelligen Handlung vereiniget: ſo iſt es, bey Volks-Feſten, zu Unmäßigkeit und Völlerey, oder zu Geſang und Tanz. In dieſen, (in ihren Geſängen und Tänzen,) findet man oft das Genie der Wilden wieder, welches ſie ſonſt nur auf der Jagd und im Kriege blicken laſſen.

2) Einſamkeit des Nomaden und Viehhirten.

Der Nomade, welcher ſo wie ſein ganzer Stamm von der Viehzucht lebt, iſt da, wo er am meiſten einſam iſt, wenn er ſeine Heerden auf entfernte Weideplätze führt, bey weitem nicht ſo beſchäftiget, als der Jäger auf ſeinen Zügen: und die Beſchäftigung des Erſtern iſt auch weit weniger anſtrengend für Körper und Geiſt, als die des Letztern. Beyde werden alſo auch weniger geübt. Die Sinne des Nomaden werden weniger ſcharf, ſein Körper wird weniger behende; auch ſein Scharfſinn und ſeine Liſt ſind geringer, als die des von der Jagd lebenden Wilden.

Einſamkeit mit Müſſiggang verbunden, ein Zuſtand, in welchen das Hirtenleben den Menſchen oft verſetzt, erzeugt unfehlbar Schlaffheit des Geiſtes, vermindert deſſen Kräfte, und macht ihn unverſtändiger und träger.

Auch unter unſerm Landvolke ſind, nach meiner Beobachtung, die Hirten, — beſonders, wenn ſie dieß nur allein und Zeitlebens ſind, — einfältiger und gedankenleerer, als andere Bauern.

Auch in der Schweiz ſind die Einwohner derjenigen Cantons, wo die Viehzucht die einzige Beſchäftigung ausmacht, und welche den Sommer einſam auf den Alpen zubringen, — zwar die biederſten, aber auch die am wenigſten aufgeklärten Schweizer.

Doch ſelbſt das bloße Weiden und Hüthen der Heerden in einem wüſten Lande erfordert weit mehr Arbeit und Bemühung, als der Hirte in einem ruhigen und angebauten Lande braucht. Der Nomade muß ſich zuerſt die Weideplätze für ſein Vieh aufſuchen: er muß zweytens gegen die wilden Thiere kämpfen, die ſeinen Heerden] den Untergang drohen.

Wir ſehen daher ſchon bey den Patriarche
daß dieſe gebohrnen Viehhirten ſich der Tapferkei
als einer ihnen zugehörigen Eigenſchaft, rühme
Auch haben die nomadiſchen Nationen in ihren Kri
gen unſtreitig Tapferkeit bewieſen.

Wie gut der Nomade ſich in einem fremden Lande orientiren könne, haben auch wir Schleſier im Kriege Friedrichs des Zweyten an den Kalmucken und Koſacken, welches nomadiſche Völker ſind, geſehen.

Der Nomade hat mit dem Schweizer-Hirten gemein, und vor unſern Viehhirten zum voraus, daß er ſich auch ſeine Speiſe von ſeinem Vieh ſelbſt bereitet, und eine häusliche Geſchäftigkeit mit dem bloſſen Bewachen des Viehes in freyem Felde verbindet.

Der Nomade iſt ferner nicht ſo ganz, in Abſicht ſeiner Hülfsmittel, auf ſeine eigne Erfindſamkeit und ſeinen Scharfſinn eingeſchränkt, als der Jäger: er erhält deren von ſeinem Stamme; er hat etwas beſſere Waffen und Werkzeuge.

Alles dieß gibt ihm etwas mehr Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, — aber weniger Kraft, und, wenn ich ſo ſagen darf, weniger Erhabenheit des Geiſtes, als der Jäger zuweilen beweiſt.

Doch eben die Einſamkeit, mit Muße verbunden, führt auch, wenn ſie zugleich Gegenſtände der Einbildungskraft zur Unterhaltung darbiethet, zur Muſik und zum Geſange; beſonders bey Menſchen, welche der Eindrücke der Natur und der Liebe vorzüglich empfänglich ſind: und die Hirten ſind, wie man glaubt, die erſten Dichter und Sänger geweſen.

Dieß letzte kann ohne Zweifel, bis auf einen gewiſſen Grad, wahr ſeyn: und die noch unter uns beſtehende eigne Gattung der Schäfer-Poeſie ſcheint dieſe uralte Tradition zu beſtätigen.

Indeß ſind die Barden und Skalden der Nord-Europäiſchen Völker, die unter dem rauheſten Himmel vom Ackerbau lebten und feſte Wohnſitze hatten, weit berühmter geworden, und haben mehr Denkmahle hinterlaſſen, als die aſiatiſchen Nomaden, ſelbſt aus den fruchtbarſten Gegenden.

Vielleicht erhebt und begeiſtert die Einförmigkeit der weiten Ebenen, in welchen die Aſiatiſchen Nomaden herumſchwärmen, die dichteriſche Einbildungskraft weniger, als die abwechſelnden, obgleich rauhen Felſen und Ströme des Nordens. — Vielleicht will auch das Genie des rohen Menſchen zuerſt durch Schlachten, Zerſtörung und Blutvergießen aufgeregt ſeyn, ehe er gegen die ſanftern Gefühle, welche die ſchöne Natur oder die Liebe einflößt, empfindlich wird: und Heldengeſänge entſtehen alſo weit früher, als Hirtenlieder.

Wenn aber die Beſchäftigung des nomadiſchen Hirten weniger anſtrengend, und alſo weniger übend für Körper und Geiſt iſt, ſo iſt ſie dafür weniger unterbrochen. — Der Jäger ſammelt ſich Nahrungsmittel auf einmahl für lange Zeit; der Hirte bereitet ſich die ſeinigen alle Tage.

Selbſt die Zeiten, welche letzterer hinter ſeinen Heerden einſam zubringt, wechſeln mit denen, die er im Lager bey ſeinem Stamme, und im Zelte unter ſeiner Familie verlebt, öfter und regelmäßiger ab; und die Uibergänge ſind nicht ſo plötzlich, als bey dem Wilden.

Daher artet auch die Ruhe, welche er zu Hauſe genießt, nicht in eine ſo gänzliche Faulheit und Unbeweglichkeit aus, als die iſt, in welcher man den Wilden in ſeiner Hütte ſieht.

Er genießt alſo doch etwas von der Bildung des geſelligen Lebens; er ſpricht mit den Seinigen; er hilft ſeinem Weibe die häuslichen Geſchäfte beſorgen; — da der Wilde hingegen dieſe als Sklavinn behandelt, welcher er alles aufbürdet, was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört.

Durch alles dieß entwickeln ſich bey dem nomadiſchen Leben ſchon viele Begriffe ſowohl als Empfindungen, welche bey dem Jäger noch gänzlich ſchlafen: und der erſtere iſt ſchon ein etwas vollkommnerer Menſch, wofern die Vollkommenheit des Menſchen mehr in der Entwickelung ſeiner ſämmtlichen Kräfte, als in der Erhöhung einer einzigen, beſteht.

Hierzu kommt, daß die nomadiſche Lebensart, als geſellſchaftliche Verbindung betrachtet, ſchon um einige Stufen höher ſteht, und ſich der Cultur mehr nähert, als die Aſſociationen einer Jagdhorde.

Unter den unzähligen Schwärmen von herumziehenden Nomaden, welche den hohen Rücken von Nord-Aſien bewohnen, hat jeder Stamm ſeinen eignen Fürſten, deren mehrere oft wieder einem höhern unterworfen ſind. Von dieſen Fürſten, werden ſie deſpotiſch beherrſcht: aber dieſer Deſpotismus gründet ſich nur auf die Anhänglichkeit, welche jeder Stamm für den ſeinigen hat.

Die Nomadiſchen Völker kennen ferner den Unterſchied erblicher Stände: — eine Einrichtung, die, wenn ſie auch in der Folge viele Mißbräuche und Streitigkeiten veranlaßt, doch der erſte Grund aller bürgerlichen Ordnung iſt.

Sie haben endlich faſt alle eine öffentliche Religion und Prieſter, — welche letztern nicht, wie bey den Wilden, Zauberer und Gaukler ſind, ſondern einen angeſehenen Stand der Nation ausmachen.

Mehrere unter ihnen haben dieſe Religion von fremden Lehrern, und mit ihr zugleich die Kunſt zu ſchreiben und etwas den Wiſſenſchaften ähnliches erhalten.

An politiſcher und religiöſer Aufklärung ſind ſie ſo weit über dem Wilden, als ſie ihm an Körperkraft, an Schärfe der Sinne u. ſ. w. nachſtehen.

Aber ſo wie jede halbe Cultur, — jeder mangelhafte Unterricht den Menſchen, auch in völlig geſitteten Staaten, in mehr Irrthümer führt, als er bey gänzlicher Unwiſſenheit gehabt haben würde; ſo ſind auch unter den Nomaden, Vorurtheile aller Art, politiſche und religiöſe, und die ungereimteſten Volks-Meinungen, ſo wohl in Abſicht ihrer ſelbſt und ihrer Beſchäftigungen, als in Anſehung der Natur der Dinge, und in Abſicht auf andere Völker, zu Hauſe.

Ja man kann ſagen, daß die Volks-Irrthümer, welche die Menſchen, auch in völlig policirten Staaten ſo lange auf der Laufbahn der Cultur zurückgehalten haben, unter den Nomaden, oder im nomadiſchen Zuſtande entſtanden, und von da in den civiliſirten übergegangen ſind.

Dort hat zuerſt der Deſpotismus Wurzel gefaßt; dort hat der Aberglauben aller Art, Aſtrologie und Wahrſagerey, nebſt den abgeſchmackteſten Religions-Uibungen, wie zum Beyſpiele die in der Religion des Lama, zuerſt Eingang gefunden.

Aus dieſer Anhänglichkeit des Nomaden an Meinungen und Gewohnheiten entſteht die Abneigung desſelben gegen alle Völker, welche eine andere Lebensart, als er, führen, oder andere Meinungen hegen, und dieß iſt hinwiederum der Urſprung der Intoleranz, welche auch die Kriege der Nomaden grauſamer gemacht hat.

Noch eine Eigenthümlichkeit der Nomaden, welche mit ihrer Achtung für alte Meinungen, Volksſagen und Gewohnheiten zuſammenhängt, iſt die Verehrung, welche ſie für Herkommen und Abſtammung der Familien, für Geburt und Ahnen haben, und die Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Genealogien verfertigen und aufbewahren, wodurch ſie ihre Abſtammung und das Alterthum ihres Geſchlechts beweiſen können.

Die älteſten dieſer Genealogien ſind mit Fabeln untermiſcht: in der Folge werden ſie hiſtoriſch, und vertreten die Stelle der Geſchichte; ſie tragen dazu ben, die Unterordnung der Stände, die Achtung gegen die regierenden Familien, und alſo die politiſche Ordnung zu erhalten und zu befeſtigen.

Doch macht eben die Einſamkeit der nomadiſchen Lebensart, welche ihre Achtung für Alterthum und Herkommen veranlaßt, und die Gleichheit der Lebensart und der Beſchäftigungen bey vornehmen und Geringen, daß jene Ahnenſucht der Nomaden und dieſe Sorgfalt, das Alterthum ihrer Geſchlechter durch Stammtafeln zu erweiſen, nicht eine Trennung und einen Widerwillen der verſchiedenen Stände gegen einander, durch den Stolz der Adlichen und den Neid der Gemeinen verurſacht.

Die Achtung, welche der gemeine Mann den alten Geſchlechtern ſeines Stammes beweiſet, iſt freywillig, und deßwegen nicht läſtig: es ſey denn, daß dieſe ihr ererbtes Anſehen bis zur wirklichen Unterdrückung mißbrauchen; — in welchem Falle aber unter einer nomadiſchen Völkerſchaft eher eine Trennung, als eine Revolte und ein bürgerlicher Krieg entſteht.

Nur in größern Staaten, und wenn unter dieſen ſelbſt wieder eine Verbindung vorhanden iſt, ſondert ſich der Adel, welcher nun einen mehr ſich ſelbſt genugſamen Körper ausmacht, von ſeinen geringern Mitbürgern ab, blendet ſie durch ſeinen Glanz, und erregt ihren Unwillen durch die ſtets wachſenden Anſprüche, ſich noch mehr über ſie zu erheben.

3. Einſamkeit des ſich in wüſten Gegenden anbauenden Coloniſten.

Die Eigenthümlichkeiten des auch in der wildeſten Einöde ſich anbauenden Europäiſchen Coloniſten können nicht ſo groß ſeyn, als die des Wilden und des Nomaden.

Erſtlich: er macht nie mit andern ſolchen Anſiedlern eine eigne Völkerſchaft, einen abgeſonderten Staat aus; und hier iſt eigentlich von der einſamen Lage einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen die Rede, an welcher Einſamkeit das Individuum nur Antheil nimmt. Jener Anſiedler iſt gemeiniglich ein Bürger einer vorher ſchon gegründeten Colonie, wie jetzt die Anbauer von Kentucky und den Gegenden am Ohio und Miſſiſippi oder er hängt noch mit dem Mutterlande zuſammen, welches ihn dahin geſandt hat, und ihn unterſtützt. So gering auch der Einfluß ſeyn mag, welchen ſeine entfernte einſame Lage der Regierung des größern policirten Staates, wozu er gehört, verſtatten mag: ſo iſt dieſer Einfluß doch wirklich vorhanden, und läßt bey ihm im Weſentlichen keine andern Meinungen und Sitten aufkommen, als welche der allgemeinen Verfaſſung des geſitteten Lebens und der beſondern dieſes Staates gemäß ſind.

Der Coloniſt tritt zweytens in ſeine Einöden ſchon als ein völlig gebildeter Menſch und wird nicht durch den Aufenthalt in denſelben gebildet, wie ein

Mitglied einer Jäger- oder Nomaden-Horde. Und ob er gleich von ſeiner erworbnen Cultur, beſonders in der zweyten Generation, viel verlieren und ſeine Sitten ändern kann: ſo bleibt er doch ſtets ein Europäer, ein Ackerbau treibender, ein durch ſolche Meinungen und Sitten ausgezeichneter Mann, als die durch Jahrhunderte in Europa herrſchende Religion, Politik und Cultur aus den Menſchen dieſes Erdtheils, auch aus der niedrigſten Claſſe derſelben, gemacht haben.

Er bleibt endlich drittens doch in einem beſtändigen Verkehre mit ſeinen Europäiſchen Landsleuten; theils durch die Correſpondenz, welche er, wenn auch nur ſelten, mit ſeinen in Europa hinterlaſſenen Verwandten und Freunden führt; theils durch die Unterſtützung, welche er von der Regierung erhält und durch die Befehle, welche ſie ihm zufertiget; endlich durch den Handel, in dem er ſeine meiſten Bedürfniſſe aus Europa, oder aus den ſchon mehr bevölkerten Colonien zieht, und ſeine Producte dahin wieder abſetzt.

Deſſen ungeachtet bleibt ſeine einſame Lage nicht ohne Wirkung auf ſeinen Charakter, ſeinen Geiſt und ſeine Sitten.

Er iſt zuerſt, wenn er ein etwas empfindſames Herz hat, bey dem Anfange ſeiner neuen Laufbahn, der Unglücklichſte aller Einſamen.

Da er zugleich aller ſeiner gewohnten Bequemlichkeiten und alles des Vergnügens, welches in der

Geſellſchaft liegt, beraubt iſt: ſo kann ihn nur die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes, als ſein ehemahliger in Europa war, aufrecht erhalten; und nur die ſchwere und mannigfaltige Arbeit, welche ein neuer Anbau erfordert, kann ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner gegenwärtigen Noth abwenden.

Geſundheit und Kräfte ſind ihm durchaus nöthig, wenn er in dieſer Lage ausdauern ſoll. Fehlt ihm eines von dieſen, ſo iſt er bey dem Mangel aller Hülfsmittel faſt unausbleiblich verloren. Daher ſind die erſten Colonien der Europäer in Nordamerika, und faſt ſonſt allenthalben ſo ſchwer zu Stande gekommen, und die erſte Generation der Coloniſten iſt faſt alleythalben, ausgeſtorben, bis endlich neue Auswanderer von dem Unglücke und den Arbeiten ihrer Vorgänger Nutzen ziehen, und nach und nach den Anbau, deſſen erſte und größte Schwierigkeiten ſchon überwunden waren, vollenden konnten.

Eben ſo gewiß iſt es, daß ſolche Coloniſten-Familien, die ohne dieß ſelten viel Geiſtesbildung in ihre Einöden mitbringen, doch hier von dem Grade der Cultur, welchen ſie erreicht hatten, herabſinken. Da ihnen Bücher und Umgang, die beyden Hauptmittel des Unterrichts für civiliſirte Menſchen, mangeln; da es ihnen an Kirchen und Schulen, den beyden Oertern, wo das Volk vorzüglich ſeine Cultur, ſchöpft, fehlt: ſo wird ihnen diejenige Aufklärung, welche aus allgemeinen Begriffen und Grundſätzen entſteht, nach und nach immer fremder.

Und ſo finden auch jetzt noch die Reiſenden jene entfernten und von einander abgeſonderten Coloniſten, beſonders die Teutſchen; weil dieſe, aus Unkunde der herrſchenden Landes- oder Colonie-Sprache, noch in einer größern Abgezogenheit leben, und noch weniger Zutritt zu den Hülfsmitteln des Unterrichts hatten, als die Engländer.

Dafür aber erlangt jeder ſolche Coloniſt, da er eine Art von Robinſon Cruſoe vorſtellt, und ſich diejenigen Bedürfniſſe, welche ihm in Europa der Handwerksfleiß Anderer lieferte, ſelbſt verſchaffen muß, auch etwas von dem Scharfſinne und viel von der Thätigkeit dieſes Robinſon: — wodurch zugleich auch wieder ſeine Zufriedenheit erhöht wird, theils wegen der gelingenden Beſchäftigung, theils wegen der anwachſenden Hülfsmittel und Bequemlichkeiten ſelbſt, wodurch ſeine Lage weniger beſchwerlich, und er unabhängiger von andern Menſchen wird.

Was den Charakter und die Leidenſchaften betrifft, ſo iſt im allgemeinen anzunehmen, daß, ſo wie nur Enthuſiasmus oder ein großer Eigennutz oder drückendes Elend ihn bewegen konnte, ſich in dieſe hülfloſe Lage zu begeben, er (der Coloniſt) auch durch das einſame Leben ſelbſt heftiger und leidenſchaftlicher, und durch den Mangel andrer Endzwecke

zwecke und Ausſichten, als die, wohlhabend zu werden, noch eigennütziger wird, als er zuvor war.

Selbſt die billigſten Beurtheiler der Einwohner in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika geben zu, daß Eigennutz und Geldbegierde die herrſchende Leidenſchaft der meiſten iſt, und auch zum Verderbniß ihres Charakters und ihrer Sitten am meiſten beyträgt.

Und was die älteſten und früheſten Anſiedler, welche damahls aller Vortheile der Geſellſchaft mehr, als die jetzigen, beraubt waren, — oder was die neuen Anbauer unſrer Zeit in den hinteren Colonien betrifft: ſo iſt von beyden bekannt, welche Gewaltſamkeit und ſelbſt Grauſamkeit ſich jene unter einander ſelbſt, dieſe gegen die Indianer erlaubt haben.

Ich ſetze noch hinzu, daß, ſo wie wir, auch in unſern Europäiſchen ganz bevölkerten und policirten Staaten, zwey einander völlig entgegengeſetzte Arten von Menſchen in der Lage einer vollkommnen Einſamkeit finden, — ſo auch auf die Anſiedler in wüſten Gegenden die Einſamkeit eine entgegengeſetzte Wirkung thue.

In den Einöden, — habe ich ſchon im erſten Bande dieſes Werks geſagt, — findet man die Heiligen: und dort findet man auch die Räuber und Mörder. Der Dichter, der Philoſoph, der tugendhafte Mann ſucht die Einſamkeit, um noch vollkommner zu reden: und der Böſewicht ſucht ſie auch.

um ſeine Verbrechen in der Dunkelheit leichter begehen zu können.

Auf gleiche Weiſe gibt es unter jenen, in unbewohnten Gegenden und Ländern ſich anbauenden, Coloniſten ſolche, welche durch ihre Lage zu der Reinheit und Unſchuld eines patriarchaliſchen Lebens zurückgebracht werden: und es gibt andere, welche die Einſamkeit und die Abgelegenheit ihres Wohnorts, wodurch ſie der Aufſicht der Geſetze entzogen werden, zugleich zügelloſer, verderbter und unſittlicher macht.

Es gibt daher weit größere moraliſche Verſchiedenheiten unter ſolchen Coloniſten, als es unter den Wilden und Nomaden gibt. Und doch auch unter dieſen macht die natürliche Anlage und der nicht weiter erklärliche National-Charakter der verſchiednen Völkerſchaften, verbunden mit dem Himmelsſtriche und dem Boden, welchen ſie bewohnen: daß die einen Land- oder See-Räuber geworden ſind, wie die Beduinen-Araber und die Malayen; andere gutherzige, gaſtfreye und liebenswürdige Menſchen, wie die Otaheiter und die Einwohner der Pelews-Inſeln.

II. Von den verſchiedenen Arten der Einſamkeit, welche aus der zufälligen Lage des einzelnen Menſchen in policirten Staaten entſtehn.

1. Die Einſamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen.

Die hierbey zu beantwortende Frage iſt zwiefach: Erſtlich, welches iſt das Eigenthümliche dieſer Einſamkeit, in Abſicht des Vergnügens oder Mißvergnügens, welches ſie dem Menſchen verurſachet? Zweytens: welches iſt die Wirkung, die ſie auf Geiſt und Herz, — und auf die geſellige Ausbildung des Menſchen hervorbringt?

In Abſicht des erſten Puncts ſcheint mir die Antwort folgende zu ſeyn:

Ich habe ſchon im erſten Theile dieſes Verſuchs geſagt, daß der empfindlichſte Stachel, den es für den Menſchen hat, ohne Umgang zu ſeyn und der geſelligen Vergnügungen zu entbehren, darin liegt, daß er zugleich daraus den Mangel der Achtung oder der Zuneigung erkennt, welche er ſich von andern Menſchen natürlicher Weiſe wünſcht.

In großen Oertern nun, wo es viele Menſchen giebt, wo ſie gemeiniglich ſehr nach Geſellſchaft begierig ſind, und jeder ſich ſeine Leute, mit denen er gerne umgeht, aufſucht und auch findet, ſcheint der, welcher allein da ſteht und von niemanden aufgeſucht wird, jenem im nachtheiligen Schluß am ſicherſten aus ſeiner Einſamkeit ziehen zu können.

Auf dem Lande, in abgelegenen Städten, wo es die Nothwendigkeit der Umſtände ſelbſt macht, daß der Menſch einſam lebt, und er jeden andern Einwohner im gleichem Falle ſieht, erträgt er ein Uibel leichter, deſſen Urſache er ſich nicht ſelbſt Schuld gibt, und durch welches er nur gedrückt, nicht in ſeinen eignen Augen erniedrigt wird. Hierzu kommt noch, daß auf dem Lande der Genuß der Natur ihm durch die Hälfte des Jahres den Umgang erſetzen kann: in den Städten aber die Geſellſchaft die einzige Erhohlung ausmacht.

Was die zweyte Frage betrifft: ſo hat ohne Zweifel der in der Stadt Einſame mehrere Vortheile vor dem, welcher an einem abgelegenen Orte iſt, voraus.

Jenem ſind alle die Hülfsquellen der Geiſtesunterhaltung und des Unterrichts, welche von Büchern, Journalen, öffentlichen Blättern, Neuigkeiten der Correſpondenz mit Auswärtigen herkommen, weit näher, als dieſem; und ſie fließen oft für ihn ſo reichlich, daß er der mündlichen Belehrung, welche in Geſellſchaften zu finden iſt, entbehren kann. Wenn er auch nicht mit vielen Menſchen umgeht, ſo ſieht und hört er doch viele Menſchen um ſich, und zwar Menſchen von allerhand Ständen, Jahren und Charaktern. Die ihm von denſelben zukommenden Nachrichten, — mögen ſie noch ſo ſehr verſtümmelt ſeyn, — verſchaffen ihm doch einige Menſchenkenntniß: da hingegen von einem menſchenleeren Orte, wo wenige geringe und ſich ähnliche Menſchen wohnen, und wo nichts Erhebliches vorgeht, alles aus Büchern geſchöpft, oder von auswärts geholt werden muß.

Es gibt aber auch noch in dieſer Lage des Menſchen Verſchiedenheiten, welche den angenehmen und unangenehmen Eindruck der Einſamkeit auf das Gemüth, und den Einfluß derſelben auf die perſönliche Beſchaffenheit des Menſchen ſehr verändern.

Die Verbindungsloſigkeit, welche einen Menſchen des Umgangs beraubt, kann entweder ſchon ſeiner Familie eigen ſeyn und von ſeiner Geburt herkommen; oder er kann ehedem in ſehr angenehmen Verbindungen gelebt haben, welche ihm aber nach und nach abgeſtorben oder ſonſt verlohren gegangen ſind: oder er kann durch einen plötzlichen Glückswechſel; — durch die Ungnade ſeines Fürſten, durch die Entſetzung von ſeinem Amte, durch einen Bankerott, — ſeiner Freunde und Geſellſchafter beraubt worden ſeyn; oder er kann ſich endlich, aus Unmuth, aus Uiberdruß u. ſ. w. von der Welt zurückgezogen haben.

Im erſten Falle wird er weniger ſchmerzlich empfinden, was er von Jugend auf nicht anders gekannt hat: aber er wird auch in ſeinem Charakter und in ſeinen Sitten das Gepräge des einſam lebenden Menſchen an ſich tragen, weil ihm der bildende Einfluß guter Geſellſchaft durch ſeyn ganzes Leben gefehlt hat.

Nicht nur der Handwerker, Taglöhner und ganz gemeine Mann wiſſen nichts von einer unangenehmen Empfindung, die ſie darüber hätten, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſeyn: ſondern es gibt auch viele Perſonen aus den Mittelſtänden, — Schulmänner, Gelehrte, Kaufleute und ſubalterne Beamten, welche, da ſie von noch geringern Aeltern herſtammen, als ſie ſelbſt ſind, mit der Dunkelheit, worin ſie leben, vollkommen zufrieden ſind.

In dem Maße wird die Einſamkeit unangenehm, als man glaubt, in ſich oder an ſich etwas zu haben, das andern gefallen könnte, wenn ſie ſich die Mühe nähmen, es zu beobachten. Wenn dann Armuth oder andre Uibel von uns die Aufmerkſamkeit des Publikums abwenden, und die Darlegung unſrer ſchönen Seite vor den Augen Anderer verhindern; dann wird uns dieſe Lage empfindlich.

Dafür aber ſteht auch die Unfähigkeit der Erſtern zur feinern Geſelligkeit in gleichem Verhältniſſe mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die Vergnügungen der Geſellſchaft: und die Andern, ob ihnen gleich noch Hülfsmittel genug übrig bleiben, ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden, behalten doch gemeiniglich fehlerhafte Eigenheiten der äußern Sitten, wodurch ſie ſich von feinern Weltleuten unterſcheiden.

Im zweyten Falle, wenn der Menſch die Freund- und Geſellſchafter nach und nach verliert, welche den frühern Theil ſeines Lebens angenehm gemacht haben, ſcheint es, daß er ſich auch nach und nach an dieſen Verluſt gewöhnen und ihn alſo leichter ertragen müßte.

Aber einmahl iſt jeder ſolche Verluſt aus einen nicht zu weitläuftigen Kreiſe von Verbindungen ein Riß in der ganzen Geſellſchaft dieſer Gattung. Es ſey der Tod, oder es ſey die Entfernung der geliebten Perſonen von dem Orte unſers Aufenthalts — immer läßt ein ſolcher Fall einen Stachel im Gemüthe zurück, der länger verwundet, als die bloße, in unſerm Umgange zurückgelaſſene, Lücke Schmerzen bringt. Wenn wir nun durch eine Reihe ähnlicher Fälle, indem wir uns dem Alter nähern, um unſern ganzen oder beſten Umgang kommen, ſo iſt vielleicht keine Einſamkeit, wenigſtens Anfangs, ſo traurig und niederſchlagend, als dieſe. Wir ſehen uns alsdann als ausgezeichnet unglückliche Geſchöpfe an, denen wiederfährt was nur ſelten geſchieht: und eine Idee des Verſtandes tritt zum Gefühle des Herzens hinzu, um uns unſer Schickſal ſchwerer zu machen.

Zum andern ſind die Verbindungen, welche die jetzt betrachtete Art der Geſellſchaft bilden, gemeiniglich von zärtlicherer Art als die, welche, bloß des Umgangs und Vergnügens wegen, durch das Glück, den Stand oder das Talent errichtet werden.

Perſonen, welche nicht eigentlich an der größeren Geſellſchaft ihres Wohnortes Theil nehmen, können nur alsdann einen etwas erweiterten Kreis des Umgangs haben, wenn ſie entweder Mitglieder von zahlreichen Familien ſind, die unter einander zuſammenhalten und ſich lieben; oder wenn ſie viele ſchon von ihren Aeltern ererbte und von Jugend auf mit ihnen aufgewachſene Freunde haben. Nun läßt ſich aber der Platz eines ſolchen Freundes oder Verwandten von einem übrigens in der Stille lebenden Privatmanne nicht ſo leicht erſetzen, als ein Mann von der größren Welt ſeine abgehenden Geſellſchafter erſetzen kann. Hier beſteht die Geſellſchaft ganz für ſich, und ergänzt ſich immer durch neue Ankömmlinge ſelbſt: dort iſt der Menſch gewiſſer Maßen der Mittelpunct und das Band ſeiner Geſellſchaft, und er muß ſich diejenigen herbeyhohlen, die in die Stelle der Abgehenden treten ſollen, welches ihm ſchwer und oft unmöglich iſt.

Uiberdieß iſt der zugleich freundſchaftliche und doch ausgebreitete Kreis von Geſellſchaft ein Vergnügen weit höherer Art als dasjenige iſt, welches man in der großen Welt findet: und der Contraſt alſo, zwiſchen dem frühern Zuſtande eines Mannes, dem das Schickſal ſo wohl wollte, ihm auf die Reiſe des Lebens ſo angenehme Begleiter mitzugeben, und zwiſchen dem, worein er im höhern Alter geräth, wofern dieſe Begleiter ihm abſterben und ihn verlaſſen, iſt größer, als jeder andre bey dem Uibergange von Geſellſchaft zu Einſamkeit. Kein Wunder alſo, daß er die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die an jeder Einſamkeit hängen, weit tiefer empfindet.

Ein dritter Fall iſt, wenn ein Menſch durch einen plötzlichen Unglücksfall ſeiner Verbindungen und ſeiner Freunde auf einmahl beraubt wird.

Man ſieht ſchon, daß dieſes keine Freunde des Herzens, ſondern nur Tiſchgenoſſen, Klienten, die ihm aufwarten, Geſchäfts-Leute und Ehrgeitzige, welche ſeiner nöthig haben, oder endlich bloße Freunde des Vergnügens ſeyn können, die daſſelbe in ſeinem Hauſe aufſuchen: denn zärtliche Verbindungen löſen ſich nie auf einmahl, durch Unglücksfälle und ſelbſt nicht durch große Vergehungen derjenigen Perſonen, mit welchen man ſie geſchloſſen hatte, auf.

Nun iſt aber, im Allgemeinen, der Verluſt von bloßen Geſellſchaftern nicht ſo ſchmerzlich, als der von Freunden. Er wird es noch weniger, wenn wir bey der Glücks-Veränderung gewahr werden, daß es größtentheils nur Scheinfreunde, Schmeichler und Eigennützige waren, welche nur auf unſern Geldbeutel, unſeren Kredit und unſere gute Tafel ſahen, ohne an uns ſelbſt Theil zu nehmen. Doch bleibt, inſofern wir das Vergnügen oder den Schimmer lieben, auch der bloße Verluſt ſolcher unächten Freunde, wenn ſie zugleich angenehme Geſellſchafter, feine und unterrichtete Leute und dabey gegen uns, ſey es, aus welcher Urſache es wolle, gefällig und dienſtfertig waren, ein ſehr großer Verluſt für uns. — Es gehört viel Standhaftigkeit dazu, den plötzlichen Uibergang aus einem fröhlichen, geſelligen, glänzenden und ehrenvollen Leben zu einem freudenleeren und einſamen gelaſſen zu ertragen.

Indeß kommt ſehr viel darauf an, von welcher Art der Unfall ſey, welcher uns in die Einſamkeit verſetzt: ob es einer ſey, welcher mit Schande für uns verbunden iſt, — oder einer, welcher uns Ehre bringt; — oder ob er endlich bloß das Mitleiden der Menſchen erregt, ohne uns in ihren Augen weder herabzuſetzen noch zu erhöhen.

Ein würdiger Miniſter, welcher unverdienter Weiſe in die Ungnade ſeines Fürſten fällt und die Achtung des ganzen Publikums, aus dem Poſten, welchen er verliert, mit ſich nimmt, kann ſich leicht in ſeine Tugend einhüllen, und findet vielleicht, nach einem ſehr beſchäftigten und geräuſchvollen Leben, ſogar eine Erhohlung in dem ſtilleren Privatleben, zu welchem er zurückkehrt. An ſo viel Freunden, als zur Glückſeligkeit jedes geſitteten und empfindſamen Mannes unentbehrlich ſind, kann es ihm nicht fehlen: und die Achtung der Welt hält ihn für die läſtige Zudringlichkeit zu ſeiner Perſon hinlänglich ſchadlos.

Ein reicher Kaufmann hingegen, der einen betriegeriſchen oder unbeſonnenen Bankerott gemacht hat, und nun, an Statt des Glanzes, in welchem er bisher lebte, ſich von jedermann verlaſſen ſieht, und nur die Vorwürfe der Menſchen hört, welche glauben durch ihn eines Theils ihres Eigenthums beraubt worden zu ſeyn, kann unmöglich ſeine jetzige Einſamkeit mit gleichem Muthe ertragen, wofern er nicht ein hartes und ſelbſt ein böſes Herz hat; oder ſich ins geheim einer Unſchuld bewußt iſt, an welche die Welt nicht glaubt. Seine ganze Ehre beſtand faſt in ſeinem Reichthume und dem Aufwande, wodurch er ihn zeigte, und geht mit dieſen zugleich verloren.

Ein hoher Beamter, welcher, ſchon längſt von der Nation verdammt, nun auch von ſeinem Fürſten entſetzt und vielleicht geſtraft wird, — ſo wie er gemeiniglich zuvor ſein höchſtes Glück in dem Glanze ſeiner Stelle und in der Menge ſeiner Aufwärter fand, muß ſich jetzt auch in einer mit Schande bedecken Dunkelheit ganz unglücklich fühlen.

Iſt endlich der Unfall, welcher den in angenehmen Verbindungen lebenden Menſchen auf ein Mahl auf ſich ſelbſt und wenige Freunde zurückbringt, ein ſolcher, welcher weder ſeinen Werth noch Unwerth erhöht, ſondern bloßes Mitleiden dem Zuſchauer einflößt; — iſt es z. B. der bloße Verluſt ſeines Vermögens, wodurch es ihm unmöglich gemacht wird, den bisherigen Aufwand der Geſelligkeit zu beſtreiten: ſo hängt der Eindruck, welchen dieſe Glücksveränderung auf den Leidenden macht, faſt gänzlich von ſeinem Charakter, von dem Grade ſeiner Eitelkeit, und von ſeiner Liebe zum geſelligen Vergnügen, von den Hülfsquellen, die er noch in ſich ſelbſt zu ſeiner Schadloshaltung findet, und von hundert Umſtänden ab, die hier aufzuzählen unmöglich und zwecklos wären.

Noch eine früher ſchon genannte Modification der Einſamkeit iſt zu betrachten übrig: die, wenn ein Mann, der, ſowohl in Abſicht ſeines Wohnortes, als in Abſicht der Verhältniſſe, in welchen er gebohren, oder in die er durch ſeinen Stand getreten iſt, der Vergnügungen eines freundſchaftlichen, oder des größern Welt-Umgangs genießen könnte, ſich freywillig von beyden zurückzieht, und mitten im Getümmel einer fröhlichen Stadt, wie ein Einſiedler, lebt.

Dieſer Fall gehört eigentlich nicht unter die Rubrik, bey welcher wir ſtehen: da er nicht bloß von der Lage, ſondern von dem Vorſatze des Menſchen herkommt. Aber dieſer Vorſatz hat keine beſtimmte Abſicht zum Grunde; — wie wenn ein Menſch ſich wegen falſcher Religions-Begriffe, oder um des Studierens willen einſchließt: ſondern er hat bloß Charakter, Temperament, Laune oder zufällige Leidenſchaften zum Grunde. Ich glaube alſo, an dieſem Orte von ihm reden zu dürfen, beſonders, da ich wenig von ihm zu ſagen habe.

Es ſcheint auch, die Unterſuchung der Urſachen, aus welcher ein ſo ſeltſamer und den geſelligen Neigungen des Menſchen widerſprechender Geſchmack entſteht, wichtiger zu ſeyn, als die Unterſuchung der Wirkungen, welche dieſe ſelbſtgewählte Einſamkeit auf den Menſchen äußert.

Dieſe Wirkungen ſcheinen nähmlich einleuchtend zu ſeyn. Demjenigen Menſchen, ſollte man glauben, müßte die Eingezogenheit angenehm oder wenigſtens nicht läſtig ſeyn, welcher ſich ſelbſt in dieſe Dunkelheit gehüllt hat; da ſeine Lage ihm erlaubte, im Lichte und mit der Welt zu leben.

Dieß würde auch zutreffen, wenn der Entſchluß, ſich von der Welt loszureißen, immer wahrhaft von Grundſätzen und Charakter herkäme: — obwohl, wenn etwas Seltſamkeit im Charakter, und Paradoxie in den Grundſätzen iſt, auch Wankelmuth darin zu ſeyn pflegt.

Aber jener Entſchluß entſteht weit öfter aus Laune und einer vorübergehenden Diſpoſition des Gemüths; er entſteht noch öfter aus Leidenſchaft, weil man mit der Welt nicht zufrieden iſt, — weil man nicht genug darin geehrt zu ſeyn glaubt, oder ſich von einzelnen Perſonen, welche darin den Ton angeben, beleidigt findet. Aber die Leidenſchaften gehen vorüber; und der natürliche Hang zum Vergnügen und zur Geſellſchaft kehrt zurück. Man empfand zuvor das Unangenehme des Zwanges, welchen die Geſellſchaft aufleget: jetzt empfindet man das Unangenehme der Leere, welche mit der Einſamkeit verbunden iſt; und man findet ſich in ſeiner ſelbſt gewählten Lage doch unglücklich.

Wenn aber jene Neigung zur Einſamkeit wahr und aufrichtig iſt, — ſo ſcheinen die Urſachen davon immer in gewiſſen fehlerhaften Anlagen der Natur, oder in gewiſſen Lücken zu liegen, welche die Erziehung in der Ausbildung dieſer Perſonen gelaſſen hat. Eine ſo große Abweichung von den allgemeinen Regeln der Natur iſt unfehlbar zugleich eine Abweichung von den Regeln der Vollkommenheit.

Entweder liegt es an einem geheimen Gefühle, welches ſolche Menſchen haben, daß ſie zu einem für andere angenehmen Umgange untauglich ſind; oder ſie haben weder die Kenntniſſe noch den Anſtand erlangt, welchen das Zeitalter und die gute Geſellſchaft des Ortes fordern; oder es mangelt ihnen an geſelligen und freundſchaftlichen Neigungen, und ſie wiſſen weder ſich in die Gedanken anderer zu finden, noch in ihre Empfindungen theilnehmend einzuſtimmen, — ſo wie ſie hinwiederum kein Bedürfniß fühlen, andern ihre Ideen mitzutheilen, oder ſympathetiſche Empfindungen einzuflößen.

Noch andere lieben die Einſamkeit aus einer niedrigen Art von Ehrgeiz und Herrſchſucht: weil ſie lieber unter ſchlechter Geſellſchaft, mit ihrem Geſinde und mit demüthigen Dienern, als unter freyen und ihnen gleichen Leuten, auf eine dieſem Verhältniſſe gemäße Art leben wollen.

Doch bey einer ſo ſpeciellen Lage, wie die Lage des Einſamen in einem geſelligen Wohnorte iſt, ſind zerſtreute Beobachtungen vielleicht lehrreicher und intereſſanter, als eine zuſammenhängende Theorie. — Von den erſten will ich alſo noch ein Paar hinzufügen.

Es gibt Menſchen, welche es verſtehen, die ganze Welt einer großen Stadt aus ihren Fenſtern kennen zu lernen. Sie ſind nicht nur mit der Geſtalt und den Geſichtszügen aller bedeutenden Perſonen, welche bey ihnen vorübergehen, oder von ihnen auf öffentlichen Spazlergängen angetroffen werden, bekannt; ſondern ſie ſind auch von der geheimen Geſchichte aller dieſer Perſonen und ihrer Familien unterrichtet. Sie wiſſen die Intriguen welche in der einen geſpielt werden, um eine Heirath zu Stande zu bringen, und die Mißhelligkeiten, durch welche eine andere zerrüttet wird. — So leben ſie in der Welt, wie auf einer Maskerade — und genießen in jener ungefähr daſſelbe

Vergnügen, welches man auf dieſer ſucht. — Selbſt unbemerkt und unerkannt, erkennen ſie alle Masken, ſchleichen den intereſſanten nach, und ſchließen, indem ſie das, was ſie von ihnen ſehen, mit dem zuſammen halten, was ſie bereits von ihnen wiſſen, auf das Vorhaben, die Gedanken oder Neigungen, mit welchen ſie eben jetzt beſchäftigt ſind, und auf die Abſichten, welche ſie durchſetzen wollen.

Wenn nun gewiſſen Menſchen die Maskerade ein hohes Vergnügen gewähren kann, welche doch für viele andere ſo abgeſchmackt iſt, ſo iſt auch begreiflich, wie es Charaktere geben kann, welche ihr ganzes Leben hindurch dieſes Vergnügen aufſuchen und an demſelben genug haben.

Es gehören aber in der That Anlagen der Natur und erworbene Fähigkeiten einer ſo beſondern Art dazu, um dieſen ſonderbaren Geſchmack und den ihm entſprechenden Genuß möglich zu machen, daß es nicht leicht wird, dieſe feinen Schattirungen mit Worten anzugeben. So viel iſt einleuchtend, daß man ohne ein ſcharfes, in die Weite tragendes Auge ſich auf einen Maskenballe ſchlecht befindet, und an ſeinem Fenſtern wenig von der Welt kennen lernt.

Von mir weiß ich es, daß meine Kurzſichtigkeit mich von jeher zum Feinde jener Ergötzlichkeit gemacht hat. Aber dieſer klein ſcheinende Umſtand hat einen noch weit größern Einfluß auf mich gehabt.

habt. Er hat mich, da ich von Natur geſellig war, und beſonders von Jugend auf, nach Menſchenkenntniß ſtrebte, zu einem warmen Freunde des Umgangs, und nach Verbindung begierig gemacht: — und dieß ſo leidenſchaftlich, daß bey den vielen Hinderniſſen, die ich in meinem frühern Leben zur Befriedigung meiner Wünſche fand, das Glück meines Lebens dadurch geſtört wurde.

Rede, — heißt es bey mir, — damit ich dich kennen-lerne. — Von einem Menſchen, den ich bloß ſehe, weiß ich im Grunde noch gar nichts. Seine Phyſiognomie bleibt mir ganz fremd: aus ſeinen Mienen und Gebehrden kann ich nichts ſchließen, und wenn ich ihn wiederſehe, ſo erkenne ich ihn nicht wieder. Ich bin daher wenig begierig, einen merkwürdigen Mann, der durch meinen Wohnort reiſet, an öffentlichen Orten aufzuſuchen: aber ich gebe alles darum, mit ihm in Geſellſchaft zu kommen. — Den Einzug einer königlichen Familie in eine Stadt zu ſehen, oder einem noch ſo glänzenden Hoffeſte als Zuſchauer beyzuwohnen: dieß hat mich niemahls gereitzt, und, wenn ich mich durch den allgemeinen Strom der Neugierigen habe fortreißen laſſen, nie befriediget. Aber ſelbſt bey Hofe erſcheinen zu können, — den fürſtlichen Perſonen ſo nahe zu kommen, daß ich ſie mit einander ſprechen hörte, und vornehmlich ſelbſt mit ihnen mich zu unterreden: ja dieß hat allerdings Begierden bey mir erregt; nicht, weil ich eine Befriedigung des Ehrgeizes darin fand, ſondern, weil ich dann erſt eine wirkliche Bekanntſchaft mit denjenigen Perſonen zu erhalten hoffte, welche zu ſehen und kennen zu lernen der einzige Grund geweſen war, um deſſen willen ich jene Pracht-Aufzüge mit angeſehen hatte.

Doch um auf die zuerſt geſchilderte Weiſe, — eingeſchloſſen in ſeinem Hauſe doch mit der Welt in Verbindung zu bleiben, und der Geſellſchaft einer großen Stadt, wie der eines Caffeehauſes, als unbemerkter Zuſchauer, zu genießen, ſind nicht bloß ein Paar gute Augen nöthig: es gehört auch eine beſondere Art des Beobachtungsgeiſtes, — es gehört ein Gedächtniß oder eine Einbildungskraft dazu, welche ſich Geſtalten und Formen und das ſtumme Mienen-Spiel tief einprägt. Es gehört ſehr viel Muße, oder, wenn man lieber will, ſehr viel Hang zum Müßiggange dazu, um ſich dieſen Bemerkungen unabläſſig widmen zu können, und um es ſich nicht verdrießen zu laſſen, oft auch umſonſt auf der Warte geſtanden zu haben. Vor allen Dingen aber iſt ein gewiſſes Glück oder eine beſondere Gabe unentbehrlich, um immer zu rechter Zeit herbey zu eilen, wo etwas zu ſehen iſt, und gerade auch die Perſonen oder Vorfälle von der Seite anzuſehen, durch die ſie charakteriſirt werden.

Auch dieß wird durch das Beyſpiel der Maskerade erläutert. Es gibt Leute, welche ſogleich in der größten Veranſtaltung ihnen bekannte Perſonen unter der Maske erkennen: dahingegen andern ihre beſten Freunde fremd zu ſeyn ſcheinen, ſobald ſie verhüllt und in einem ungewöhnlichen Anzuge auftreten. Eine der Urſachen hiervon iſt ohne Zweifel, daß jene auf jede kleine Abweichung der Geſtalt oder der Gebehrden von der gewöhnlichen Form genau Acht gegeben haben, und daß irgend eine eigenthümliche Bewegung des Kopfes, der Hände, die Länge oder Kürze des Schrittes ihnen den Mann verräth: da hingegen die andern, mehr auf das Innere aufmerkſam, den äußern Menſchen nur wenig beobachten, oder deſſen Individualität wieder vergeſſen haben.

Ein bekannter Grund, warum beſonders Männer von vorzüglichen Talenten ſich von der Welt, die ſie aufſuchte, zurückziehen, oder von ihr ſpäterhin verlaſſen werden, iſt der, daß ſie zu viel von ihren Geſellſchaftern, in Abſicht der Unterhaltung, fordern, und zu viel Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verlangen. Beydes entſteht aus einem gewiſſen Stolze; das erſte, weil ſie ſich ſtillſchweigend ſo weit über andere hinwegſetzen, ſo beſcheiden auch ihre Sprache ſeyn mag, daß ſie jene ihres Umgangs nicht würdig finden; — das zweyte, weil ſie alles, was ſie ſagen, für ſo wichtig halten, daß jedermann ſie ſtillſchweigend anhören ſoll. Die erſte Art des Stolzes macht, daß ſie von dem Umgange verſtändiger aber gewöhnlicher Menſchen nicht den Vortheil ziehen, welchen er ihnen noch gewähren könnte, weil ſie zu wenig auf deren Geſpräch Acht geben; die zweyte macht, daß ſie endlich auch ihren größten Bewunderern läſtig werden, weil dieſe ſtets dem Vergnügen entſagen ſollen, auch ſich ſelbſt zu hören.

Aber eine weniger bemerkte Urſache des gleichen Erfolges iſt, wenn Männer von allen, mit welchen ſie umgeben, nicht bloß geſchätzt, ſondern innig geliebt zu werden begehren. Kein größeres Beyſpiel von dem Menſchenhaſſe und der Einſamkeit, welche durch jene Geſinnungen hervorgebracht werden, hat ja ein Menſch gegeben, als Rouſſeau.

Niemanden würde es leichter geworden ſeyn, in den angenehmſten Kreiſen der geſelligſten Hauptſtadt zu leben; niemand wurde von der guten Geſellſchaft mehr aufgeſucht; vielleicht hatte auch keiner unter den großen Schriftſtellern Frankreichs, bald Anfangs, nachdem die erſten Früchte ſeiner Talente bekannt geworden waren, mehr wahre Freunde, als er. Auch liebte er die Geſellſchaft, und machte ſich vielleicht zu viel aus der Geſellſchaft der Großen. Man ſieht in ſeinen Bekenntniſſen, wie ſehr es ihm ſchmeichelte, mit einem Conde Schach zu ſpielen, und von einem Montmorency beſucht zu werden.

Was brachte ihn nun um alle dieſe Freunde? Was verſenkte ihn nach und nach in einen ſo tiefen Menſchenhaß, daß er zuerſt vor den Menſchen in Einöden floh, und zuletzt in Paris, in einem Dachſtübchen, von aller Welt vergeſſen ſeyn wollte, und alle Welt an ſeiner Thüre abwies.

Viele Urſachen kamen hierbey zuſammen: aber folgende war gewiß eine davon. -- Als ein Mann von eben ſo überſpannter Empfindung, als ſeine Ideen zuweilen ausſchweifend waren, wollte er nicht bloß von allen, mit denen er umging, bewundert ſeyn — ob er gleich auch hierin ſeine Anſprüche ſehr weit trieb, und von wenigen glaubte, daß ſie ihn und ſeine Werke nach ihrem ganzen Werthe ſchätzten, — ſondern er wollte auch von allen innig geliebt werden; und dieſe Forderung iſt noch weit größer und weit unmöglicher zu erfüllen.

Es iſt wahr, er brachte ſelbſt den äußerſten Grad des Leidenſchaftlichen in ſeinen Umgang. Weibliche Anmuth erregte nie in ihm die geringſte Zuneigung, ohne daß ſie ihn mit heftiger Liebe entflammte: und er ſchätzte nie einen Mann hoch, ohne daß er ſich ihm ganz hingegeben hätte. Da er nun nicht die Erwiederung derſelben Zuneigung bey den andern fand; da das ſchöne Weib, welches ihn als einen geiſtreichen Mann ſchätzte, doch einem andern Liebhaber ſich ergab; da der Gelehrte oder der Große, welcher an ſeinem Umgange Vergnügen fand, doch vertrautere Freunde, als ihn, hatte: ſo glaubte er ſich von beyden verrathen. Wenn er vollends erfuhr, daß ſie auch ſeine Fehler bemerkten, und hinter ſeinem Rücken ins Licht ſitzten, da ſie ihn in ſeiner Gegenwart nur Achtung und Zuneigung blicken ließen: ſo ſahe er ſie, — beſonders nachdem die wirklich erlittenen Verfolgungen ihn noch verwunderbarer gemacht hatten, als ſeine heimlichen Feinde an.

Dieſe ſeine Gemüthsart und deren Folgen ſind in ſeinem Streite mit Hume am ſichtbarſten. Dieſer auch große, aber an Geiſtes-Anlagen und Charakter von Rouſſeau gänzlich verſchiedene Mann, achtete dieſen wirklich als einen der erſten Schriftſteller des Zeitalters ſehr hoch, und bedauerte ihn als einen Unglücklichen. Die Urſache, warum er ihn nach England zog und ihm einen Jahrgehalt vom Könige zu verſchaffen ſuchte, war gewiß reine Menſchenliebe und aufrichtige Verehrung eines großen Mannes, vielleicht mit etwas Eitelkeit darüber vermiſcht, daß er im Stande war, dieſem großen Manne beyzuſtehen. Aber Hume entſagte deßwegen ſeinem Charakter, ſeinem Beobachtungsgeiſte und ſeiner ſatiriſchen Laune nicht. Die Schwächen Rouſſeaus waren ihm ſchon längſt bekannt geweſen. Als er in England täglich mit ihm umging, ſah er auch deſſen Lächerlichkeiten, wurde von dem Argwohne deſſelben beleidigt und von ſeinen übertriebnen Anſprüche beläſtiget. Natürlicher Weiſe war er mit ſeinen Engliſchen Freunden inniger verbunden, als mit dem bisher nur durch ſeine Werke bekannten und ſchätzbaren Franzöſiſchen

Philoſophen, den nur das Unglück deſſelben zu ſeinem Freunde gemacht hatte.

War es wohl Hochverrath, wenn er unter dem Kreiſe alter Vertrauten ſeyn freymüthiges Urtheil über einen Mann ſagte, den er in vieler Rückſicht verehrte, und dem er im Begriffe war, ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen? Wenn er erzählte, wie Rouſſeau ſich betrug: war es ſeine Schuld, daß dieß ein Lächeln erregte, und zuweilen ſelbſt unwillig machte? Aber in dieſem leztern Lichte ſah Rouſſeau dieß an, als überdienſtfertige Freunde oder vielmehr ſchlechte Menſchen, die zugleich Feinde von ihm und Hume waren, dem erſtern hiervon etwas hinterbrachten. Nun ſahe Rouſſeau in Hume nur einen ſtolzen Tyrannen, der ihn an ſeinen Siegeswagen feſſeln wollte, einen Verräther, der ihn dem Elende einreiſſen zu wollen ſchien, um ihn noch unglücklicher und zugleich verächtlich zu machen. Er entſagte dem für ihn ſchon ausgewirkten Jahrgehalte des Königs mit Stolz, verließ Hume und England mit einer feſtern Uiberzeugung von der Bosheit der Menſchen, und ſtürzte ſich tiefer in die ſchwarze Melancholie, die, mit Einſamkeit verbunden, zulezt ihn wahnſinnig machte.

Was bey Rouſſeau im höchſten Grade war findet ſich bey vielen Menſchen in einigem Grade. Sie waren gemacht, von vielen geſchäzt und geſucht zu werden: aber ſie machten den unſinnigen Anſpruch, von eben ſo vielen vertrauter Freund zu ſeyn. Dieſer wird natürlicher Weiſe ihnen nicht zugeſtanden: und nun entſagen ſie auch dem Glücke, das aus der Geſelligkeit entſpringt. Um dieſem Fehler vorzubeugen, iſt nichts nützlicher, als gerade Hume's Geſinnung und Rath. Die Europäer, ſagt er, in ſeinem Verſuche über die Vielweiberey, verſtehen am beſten, wie es ſich glücklich in der Welt lebt: man muß nur eine Frau, wenige Freunde und viele gute Geſellſchafter haben.

---

2. Die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden.

Dieſer Fall iſt dem vorhergehenden ſo vollkommen entgegengeſetzt, daß er ſchon dadurch ſeine Aufklärung erhält: und ich habe nur diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, welche das Eigenthümliche des Landlebens und des Lebens in kleinen Städten, und die verſchiedenen Claſſen der Einwohner an beyden Orten betreffen.

Nach meinem eignen Gefühle und nach der Beobachtung, die ich bey Andern gemacht habe, iſt im Ganzen für den geſelligen Menſchen die Einſamkeit an einſamen Wohnorten erträglicher, als in volkreichen und zum Umgange viele Gelegenheit darbiethenden Städten. Dort iſt es die eiſerne Nothwendigkeit, welche ihn der Geſellſchaft beraubt; und dieſe erträgt man geduldig: hier muß ſich der Menſch ſelbſt die Schuld geben; denn warum ſollte er, umgeben von ſo vielen Menſchen, von ſo wenigen geſucht werden, als, weil er von wenigen geliebt und geachtet wird?

Am allererträglichſten iſt die Einſamkeit auf dem Lande, wo die Natur die Stelle der Menſchen vertritt, und, wenn gleich nicht lebendig und mit dem Menſchen redend, doch in ihm Gefühle und Ideen erregt, welche den vom menſchlichen Zuſpruche und von der Sympathie mit menſchlichen Gefühlen erregten analogiſch ſind. Dieſe Natur zu betrachten, gibt die Einſamkeit ſelbſt die beſte Gelegenheit, ja dieſe iſt dazu unentbehrlich. Die Stimme der erſten iſt leiſe und wird ſchwerlich vernommen, wenn Zeugen und Geſellſchafter gegenwärtig ſind, die ſtarke Eindrücke erregen. Nur ihr ſich ganz hinzugeben, dieß iſt das einzige Mittel, auch alles von ihr zu empfangen, was ſie geben kann.

Es gibt auch wenige Menſchen, welche an das Getümmel und die gewöhnlichen Zeitvertreibe großer Städte ſo geheftet ſind, daß ſie nicht, während des ſchönen Jahreszeit, Vergnügen an einem ländlichen Aufenthalte, auch ohne Geſellſchaft, fänden; und die allgemeine, beynahe zum Sprichworte gewordene Stimme iſt, daß der am glücklichſten lebt, welcher ſeinen Sommer auf dem Lande, und ſeinen Winter in einer groſſen Stadt zubringen kann. Aber derjenige Städter täuſcht ſich, welcher deßwegen dem einſamen Leben auf dem Lande überhaupt vor, ſeinem jetzigen Zuſtande den Vorzug gibt. Eben darin liegt der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Lagen, daß in der Stadt ein ziemlich gleichförmiger Kreis vom Vergnügen und Unterhaltung das ganze Jahr umherläuft, auf dem Lande der angenehmſte Sinnengenuß und die fröhlichſte Erhebung der Einbildungskraft und des Herzens mit der größten Leere an Vergnügen und den widrigſten Empfindungen abwechſelt. Erſt einen Winter hindurch muß ein Menſch, welcher ſich auf dem Lande auf immer verbergen will, weil er nicht in der Stadt glänzen kann, die Probe aushalten, ehe er entſcheidet, ob er nicht vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten findet, als die waren, vor welchen er floh.

Auch wenn man der Geſellſchaft in der Stadt nicht genießt, es ſey aus Unmuth, Seltſamkeit oder Mangel der Gabe zu gefallen und Mangel guten Glücks; ſo liegt doch etwas tröſtliches in dem geheimen Gedanken, daß es hier möglich ſey Geſellſchaft zu haben, und daß veränderte Umſtände oder Launen uns dieſen Genuß wieder in unſre Gewalt geben. An einſamen Oertern, im Winter, iſt man gewiß, nichts, als die Geduld und die Hülfsquellen in uns ſelbſt zu haben, wenn der natürliche Wunſch, mit Freunden fröhlich zu ſeyn, in uns erwacht.

Die Einſamkeit in kleinen Städten biethet gleich auf den erſten Anblick einen traurigen Aufenthalt dar. Sich eben ſo von trocknen Mauern umſchloſſen zu ſehen, als in einer großen Stadt, und doch nichts von der Annehmlichkeit der letztern zu genießen: allenthalben Schmuckloſigkeit, vielleicht Schmutz zu entdecken, von öffentlichen Ergötzungen, Schauſpiel und Muſik nichts zu wiſſen: und doch auch nicht Menſchen um ſich zu haben, mit welchen man ſich verbinden könne, ſcheint gebildeten, im Glanze der großen Welt oder in der Eleganz des guten Mittelſtandes erzogenen Menſchen ein troſtloſer Zuſtand zu ſeyn.

Indeß wie die Einbildungskraft immer die Eindrücke der Dinge, in deren Abweſenheit, zu übertreiben pflegt, ſo kommt uns, wie dem Horaz ſein Knecht Davus vorwirft, an der Tafel des Mäcenas der ſtille Aufenthalt von Sabinum ſchöner vor, als wir ihn finden: und vielleicht das Städtchen Ulubrä viel ſcheußlicher, als es nach einigen Jahren Aufenthalt uns dünken würde.

Licht und Sitten ſind in unſerer Zeit ſo weit durchgedrungen, daß in den beſten Theilen von Europa die Städte mittlerer Ordnung gemeiniglich einige Menſchen enthalten, mit welchen ein beſcheidner Weiſer wohl umgehen kann; beſonders wenn er es verſteht, ihr Lehrer zu ſeyn, ohne ſie zu demüthigen, und ſie zu ſich hinaufzuziehen, ohne ihnen gleich zu werden.

Was die Einwirkungen betrifft, durch welche dieſe Arten der Einſamkeit die perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen beſtimmen, ſo iſt klar, daß diejenigen, welche durch die Erziehung und den

Umgang einer großen Stadt ſchon gebildet, erſt ſpät auf das Land oder in eine kleine Stadt verſetzt werden, dadurch an Zufriedenheit viel, an Bildung nur wenig verlieren oder gewinnen können. Der Charakter muß ſehr oberflächlich, und der Anſtrich der feinern Sitten muß ſehr dünn ſeyn, wenn beyde der unwillkürlichen Nachahmung der neuen ſo wenig glänzenden Muſter weichen ſollen.

Aber in einem kleinen Städtchen oder auf dem Lande, gebohren und erzogen ſeyn, — und hier beſtändig gelebt haben: dieß macht den Menſchen unfehlbar zum Kleinſtädter, zum Landjunker oder zum Bauern, wenn nicht die Stärke einer edlen Natur den fremden Einwirkungen der äußern Lage widerſteht.

Die Erziehung in der erſtern Schule iſt ohne Zweifel die ſchlechteſte, wenn es auf geſellige Bildung abgeſehn iſt. Der Menſch kann, wie ich ſchon an einem frühern Orte geſagt habe, aus der tiefſten Einſamkeit hervortreten und hier erträglich ſeine Rolle ſpielen; weil ein Theil von den Regeln der guten Lebensart in der geſunden Vernunft gegründet iſt, welcher alſo auch von dem vernünftigen Manne ohne Muſter gelernt werden kann: geſetzt auch, daß er die Verfeinerungen des Wohlſtandes, welche durch die Zeit und durch willkürliche Verabredung entſtanden ſind, nicht kenne. Aber der lange Umgang mit einer kleinen und ſchlechten Geſellſchaft, welche falſche Begriffe von

Artigkeit und zwangvolle Gewohnheiten hat, macht den Menſchen unfehlbar unter ſeinen Weltleuten zugleich verlegen und lächerlich. Glück und beſondere Umſtände können zwar auch in einer kleinen Stadt eine gute Geſellſchaft zuſammenbringen: aber in der Regel bleibt ſie doch der Sitz falſcher Schönheitsbegriffe, läſtiger Höflichkeiten, ungereimter Verabredungen, und iſt ein Sammelplatz von vielen fehlerhaften Eigenheiten weniger Menſchen, die ſich einander ihre üblen Gewohnheiten mittheilen.

Der Charakter des ächten Landjunkers, ſo wie dieſer ſelbſt von dem Stadt-Adel, und dem Hofmanne geſchildert wird, iſt ein Gemiſch von kleinſtädtiſchen Sitten mit denen, welche der Stolz auf eine angeerbte Würde einflößt. Dieſer letztere mildert ohne Zweifel die erſtern. Aber jene machen, daß er in den Mitteln, die Würde aufrecht zu erhalten, pedantiſch und lächerlich wird. Den Degen immer an der Seite, die Feder auf dem Hute, mit einem bebrämten, vielleicht koſtbaren, aber altväteriſchen Kleide: ſo erſcheint er jedes Mahl in der Stadt, um ſich unter Unbekannten auszuzeichnen, ſich ſeines Gleichen zu erkennen zu geben und die Bürgerlichen von ſich zu entfernen. Da er an ſeinem Wohnorte nicht nur der Erſte ſondern auch Deſpot iſt, ſo iſt ſein Stolz auf Herkunft und Vorrechte größer, als irgend eines ſeines Gleichen. Da er aber doch argwöhnt, daß ſeine Anſprüche in der großen Stadt nicht anerkannt werden, ſo iſt er zugleich ſchüchtern. Dieſer Widerſtreit gibt ihm ein auffallendes Anſehen, das ihn zur guten Geſellſchaft ſeines Standes ſowohl als des Mittelſtandes unfähig macht. Es verſteht ſich, daß dieß Ideal oder, wenn man lieber will, die Carricatur jenes Charakters iſt. Heute zu Tage erreichen wenige dieſe Stufe, und viele Adliche bilden ſich auf ihren Landſitzen zu Weltleuten ſowohl als Philoſophen.

Um die Einſamkeit des Landlebens von allen Seiten zu betrachten, iſt es nöthig, noch mit zwey Worten der verſchiednen auf dem Lande lebenden Claſſen zu erwähnen, und wie bey deren jeder ſich dieſe Einſamkeit modificirt. Die erſte iſt die der Gutsherren, die zweyte die der Städter oder anderer Mittelleute, welche auf das Land gezogen ſind, oder hier ihr Gewerbe treiben, und die dritte die Claſſe der Landleute und Bauern.

Der Gutsbeſitzer, der reiche Edelmann iſt gar nicht eigentlich in dem Falle, auf dem Lande einſam zu leben oder von dieſer Einſamkeit beläſtiget zu werden. Er ſieht das Land nicht nur als ſeine Heimath, ſondern auch als ſein Eigenthum an, als die Quelle ſeines Unterhalts, ſeines Wohlſtandes und ſelbſt ſeiner Achtung in der Welt: und das Eigenthumsrecht allein iſt ſchon hinlänglich, einer Sache einen Reitz zu geben. Sein Geſchäft, die Landwirthſchaft, wenn ſie ins Große geht, kann ihn ſehr wohl ganz beſchäftigen, und ſehr unterhalten: und ſie erinnert ihn durch die Menge der Diener und Unterthanen, welche ihn dabey unterſtützen, immer an ſeine Erhabenheit.

Die Feſtigkeit ſeines Schloſſes, die Ausſchmückung ſeiner Zimmer, der beſtändige Zuſammenhang, den er mit der Stadt unterhält, machen ihm die Beſchwerden des Winters unmerklich; und wenn er reich iſt, vermag er dieſe Jahreszeit ſo geſellig für ſich zu machen, wie der Adliche in der Stadt, ohne ſich denſelben Zwang aufzulegen.

Mit leichten Transportmitteln verſehen, und mit der ganzen weiten Nachbarſchaft von ſeines Gleichen in Verbindung, iſt er nicht ſowohl Einwohner eines Dorfs, als einer Landſchaft, — oft einer ganzen Herrſchaft, worin Städte und Dörfer ſind, und deren erſte Magiſtratsperſon und Richter er iſt.

Der kleine und arme Edelmann nähert ſich freylich dem einſamen Gewerbsmanne und ſelbſt dem reichen Bauer, und die Armuth ſchwächt immer die Vortheile der Hoheit. Aber in allen dergleichen concreten Sachen kann man nur die Grenzpfähle und Meilenweiſer angeben: den Weg ſelbſt kann man nicht durchlaufen.

Die zweyte Claſſe der Landbewohner iſt ebenfalls wieder aus drey Unterabtheilungen zuſammengeſetzt.

Erſtlich aus Städtern: ich will ſagen: aus Perſonen des guten Mittelſtandes, die, ſey es aus

Armuth, ſey es aus täuſchender Hoffnung einer größern Glückſeligkeit, aufs Land ziehen, oder durch Zufälle und Umſtände dahin verſetzt werden; aus Gewerbsleuten, — ebenfalls den eigentlichen Bewohnern der Städte, — aber jetzt auch weit und breit auf den Dörfern vertheilt, endlich aus allerhand angeſehenen, zwiſchen Adel und Bauern in der Mitte liegenden, Arten.

Die erſtern dieſer drey ſind es eigentlich, wovon dieſer Abſchnitt redet. Allein auf dieſe paßt der größte Theil der vorhergehenden Bemerkungen, zu welchen ich auch nichts hinzuſetzen will.

Die anderen beyden Arten ſind entweder ganz geringe für den Bauer arbeitende Handwerker als Schneider und Schmiede, oder Manufacturiſten, die für den Kaufmann arbeiten; oder aus den Städten durch die Auflagen vertriebne beſſere Arten der Gewerbsleute.

Im Allgemeinen wiſſen diejenigen, die auf dem Lande ihren Unterhalt und ihre ſtete Beſchäftigung in der Einſamkeit finden, weniger von der Unannehmlichkeit der letztern. Gewöhnlich iſt der Handwerker und Taglöhner in großen Städten zum Umgange gar nicht gewöhnt: und die Sorge für ſich und die Seinigen iſt eine viel zu intereſſante Idee, als daß ſie in ihm auch auf dem Lande eine verdrießliche oder unangenehme Empfindung ſeines einſamen Zuſtandes aufkommen ließe.

Nicht

Nicht viel anders iſt der Manufacturiſt in Gegenden daran, wo Handel und Fabriken herrſchen, wie der Leinweber im Schleſiſchen Gebirge. Es ſind ſolcher Menſchen ſo viele, daß ſie eine zahlreiche Geſellſchaft unter ſich ausmachen, und ſich auch darin dem Landmanne nähern.

Der beſſere Gewerbsmann, den gemeiniglich die Größe der Auflagen aus den Städten vertreibt, und die Connivenz der Regierung, über deren Nützlichkeit noch geſtritten wird, auf dem Lande läßt, findet freylich in ſeinen Nebenſtunden daſelbſt nicht die gewohnte Erhohlung, und ermangelt dabey derjenigen Hülfsmittel und Erleichterungen, zu ſeinen Geſchäften, welche die Stadt darbiethet. Indeß vom Adel etwas mehr geſchätzt und geſucht, und über die übrigen Dorfeinwohner erhaben, fühlt er doch von der Annehmlichkeit des Landlebens viel und vom Verdrießlichen der Einſamkeit wenig.

Endlich die *dritte* Claſſe, der Bauer, deſſen Lage ich in einem eignen Aufſatze betrachtet habe, iſt, ſo wie die zahlreichſte, und gleichſam hier in ſeiner Heimath wohnende, auch die geſelligſte unter allen. Der Bauer hat mit dem Adel mehr als der Bürger gemein: dieß nähmlich, daß er ſich um Herkommen, Verwandtſchaft und ſo weiter, bekümmert, daß er alle Einwohner ſeines Dorfs und ſeiner Gegend kennt, und daß nicht nur alles, was ihn betrifft, von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem

Tode, ſeine Mitlandleute intereſſirt, ſondern daß auch alles, was dieſen begegnet, ihm eine Quelle der Unterhaltung gewährt, nicht zu gedenken, daß die Beſchäftigungen der Landleute gemeinſchaftlich ſind, und ſie oft ganze Tage lang ſich ſehen, mit einander arbeiten, reden, klagen, zanken und gegen den Gutsherren ſich verbinden *).

B. Von der Einſamkeit, welche aus Vorſatze des Menſchen entſteht.

I. Religiöſe Einſamkeit.

In den meiſten Religionen gibt es Einſiedler und Mönche, — Menſchen, welche die Einſamkeit als einen Weg zu einer vollkommnern Frömmigkeit gewählt haben.

Die Ideen, die bey denſelben zum Grunde liegen, ſind von zwiefacher Art. Der eine Grund iſt durchaus irrig, die Menſchen haben nähmlich geglaubt, ſie thäten Gott einen Dienſt, wenn ſie ſich ſelbſt peinigten. Weil nun der Hang zur Ge-

---

*) Ueber die hier befindliche Lücke erklären ſich die Herausgeber in der Vorrede.

ſellſchaft ſo natürlich, und die Abneigung von der Einſamkeit ſo allgemein iſt; weil eine beſtändige Einſamkeit wirklich ein ſo ſehr unangenehmer, freudenleerer Zuſtand iſt: ſo haben ſie ſich aus eben der Urſache in Einöden und Wüſten begeben, aus welchen ſie härrene Kleider auf bloßem Leibe getragen haben, Sommer und Winter barfuß gegangen ſind, ſich gegeißelt und gefaſtet haben. Man mag nun dieſe ſelbſt gewählten Qualen, als Büßungen oder als bloße Entſagungen anſehen, für die man künftig ſchadlos gehalten werden will: immer liegt ein ganz falſcher Begriff von Gott und von der Tugend zum Grunde: und mit einer aufgeklärten Frömmigkeit kann dieſe Religionsübung nicht beſtehn.

Ein zweyter Beweggrund enthält etwas von Wahrheit, das aber übertrieben worden iſt. Man hat nähmlich geglaubt, daß, da die gröſte Verſuchung zu Laſtern von den böſen Beyſpielen und von den Leidenſchaften des Ehrgeitzes und Eigennutzes herkomme, die Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft, wodurch jene Beyſpiele ebenfalls entfernt, und die Endzwecke dieſer Leidenſchaften unnütz werden, auch ein großes Beförde[illegible]smittel der Tugend ſey. Man hat geglaubt, daß, da die Selbſtkenntniß, das Andenken an Gott und die Zukunft, kurz die Betrachtung des Unſichtbaren, die Hauptmittel der moraliſchen Beſſerung ſind, — dieſe Mittel am vollkommenſten angewandt werden können, wo man von aller äußern Zerſtreuung abgeſchnitten, und mit ſich ſelbſt allein umzugehen genöthigt iſt.

Man ſieht, daß, wer eine vollkommne Einſamkeit um des erſten Beweggrundes willen ſucht, ſchon ein Schwärmer iſt. — Und der, welchen der zweyte Beweggrund dahin treibt, wird es durch die Einwirkung ſeines Zuſtandes ſelbſt.

Die Data, nach welchen man dieſes beurtheilen kann, ſind im Allgemeinen folgende:

Jeder unnatürliche Zuſtand, wenn er lange währt, verkehrt die Denkungsart und verſtimmt die Seele, ſo wie eine unnatürliche Stellung endlich den Körper lähmt und verunſtaltet. Der, welcher endlich die menſchliche Geſellſchaft wirklich als etwas Abſcheuliches, und die Einſamkeit für etwas Erfreuliches halten lernt, muß nothwendig falſch urtheilen und unnatürlich empfinden. Und der, welcher bey einem widerſtrebenden innern Gefühle doch in dem Entſchluſſe beharret, muß ſehr unglücklich ſeyn, und über dieſem beſtändigen Streite mit der Natur ſeine beſten Kräfte verzehren.

Das Unſichtbare, Gott, die künftige Welt, die Seele des Menſchen ſind Objecte, die nicht genug zu denken geben, um einen beträchtlichen Theil der Lebenszeit auszufüllen. Wer ſich alſo damit ausſchließend und lange beſchäftigen will, verſinkt in Dummheit und Gedankenloſigkeit, oder ſeine

Einbildungskraft muß ihm durch Fictionen zu Hülfe kommen. Daher die Viſionen der Einſiedler.

Die Melancholie, welche die Einſamkeit gebiert, verbunden mit religiöſen Bildern und Gefühlen, kann leicht in eine Art von Wahnwitz ausarten.

Die, welche aus Religions-Gründen die Einſamkeit geſucht haben, ſind entweder Einſiedler oder Mönche geworden.

1. Die Lebensart des Einſiedlers iſt eben die, welche verrückt, oder ſchwärmeriſch bis zu Viſionen machen kann. Dieß hat die Erfahrung gezeigt: und die Natur des menſchlichen Geiſtes läßt es vermuthen.

Wenn Menſchen dieſen Zuſtand aushalten: ſo muß entweder ihr Geiſt eine ungewöhnliche Stärke, ihr Verſtand eine ausdauernde Denkkraft, ihr Wille eine ungewöhnliche Feſtigkeit haben; oder ihre Imagination muß exaltirt ſeyn, und ſie müſſen einen Genuß in Einbildungen finden, die ſich ihnen als Empfindungen zeigen: oder endlich ſie müſſen von der äußerſten Plumpheit und Trägheit des Geiſtes ſeyn, ſo, daß ſie alle geſellige Vergnügungen entbehren können, und mit dem bloß animaliſchen Leben vergnügt ſind. Daher findet man auch unter den Einſiedlern Männer von der äußerſten Verſchiedenheit, ſolche wie Nicolaus von Flue, der, aus ſeiner Einöde gerufen, die politiſchen Intereſſen ſeines Vaterlandes gut genug faſſen konnte, und ſo viel Eindruck auf ſeine Landsleute zu machen wußte, daß er die erſten, unter den Cantons ausbrechenden, Streitigkeiten beylegte: man findet unter ihnen eine Menge Wahrſager, Seher und vermeinte Wunderthäter; theils ſolche, die andre, theils ſolche, die ſich ſelbſt betrogen; man findet endlich, beſonders in unſern Zeiten, unter ihnen die ſtupideſten, gedankenloſeſten Sterblichen.

Es iſt ſicher, daß ein großer Geiſt, wenn er ſich durch falſche Religionsbegriffe verführen läßt, ſich in eine Einöde zu vergraben, dadurch weniger verliert, als wenn er ſich in eine Mönchsſocietät begäbe. Ich habe ſchon geſagt, daß die vollkommne Einſamkeit den Menſchen nicht ſo ungeſchickt zum nützlichen und angenehmen Umgange macht, als eine ſchlechte Geſellſchaft.

Ein Einſiedler kann ohne Handarbeit nicht beſtehen, und Handarbeit macht ein einſames Leben allein erträglich. Robinſon, der ſich auf ſeiner wüſten Inſel alle ſeine Bedürfniſſe auf das mühſamſte verſchaffen mußte, fand ſich zuletzt nicht ganz unglücklich. Wäre er in den Gärten der Armida geweſen, wo ihm alles überflüſſig durch unſichtbare Hände wäre zugereicht worden: ſo wäre er gewiß vor langer Weile umgekommen.

2. Der Mönchsſtand iſt nicht ſowohl Einſamkeit, als Einſchränkung auf eine kleine, immer

gleiche Geſellſchaft. Alles was noch hinzukommt, ſind die Hinderniſſe, die ſelbſt dieſem Verkehre der Mitglieder einer ſolchen Geſellſchaft in den Weg gelegt werden, es ſey durch abſolut aufgelegtes Stillſchweigen, — oder durch aufgegebne größtentheils einſame Uibungen und Meditationen.

Nach dem erſten Umſtande müſſen alle Mönchsorden beurtheilt werden, in Abſicht des zweyten ſind die verſchiedenen Regeln verſchieden.

Nähmlich in jeder ſolchen kleinen von der übrigen Welt ausgeſchloſſenen Geſellſchaft bilden ſich ein eigner Ton, beſondre ihrer Lage angemeſſenen Sitten, eine Denkungsart und Meinungen, die von allen dem, was unter dieſer Rubrik in der Welt vorhanden iſt, abſtechen, und daher den Mönch, wenn er unter Menſchen außer ſeinem Kloſter erſcheint, ungefällig oder lächerlich machen, wenn nicht ſeine Sonderbarkeit als Heiligkeit geehrt wird.

Beſonders bleiben alle ſolche verſchloſſenen Geſellſchaften hinter dem Zeitalter zurück, wenn daſſelbe Fortſchritte in Einſichten macht. Neuerungen finden ſchwerer in ſolche Geſellſchaften Eingang, die durch das Herkommen und das Anſehn des Alterthums ihre Conſiſtenz erhalten. Da vieles Gebrauch und beobachtete Regel bey Mönchen iſt: ſo müſſen ſie dadurch immer, in Abſicht ihrer Sitten und mancher ihrer Meinungen, in das Jahrhundert zurückgeſetzt werden, aus welchem ihre Regel herſtammt. Leben die Mönche entfernt von der

Welt, ſo bleibt dieſer Mönchsgeiſt, welches der Geiſt eines vergangenen Zeitalters iſt, rein: ihre Sitten ſind einförmig, ihr Glaube ehrlich. Sie ſind eingeſchränkt, aber können gut ſeyn. Wenn aber die Mönche, wie zuerſt die Bettelmönche und dann die Jeſuiten, viel unter Weltleute kommen, und ein Intereſſe haben, dieſen zu gefallen: ſo nehmen ſie oft von dieſen alles an, was ohne Aufopferung ihrer mönchiſchen Theorie und Praxis angenommen werden kann, das heißt gerade die ſchlimmſten ihrer Eigenſchaften. Sie verabſcheuen und verfolgen zum Theil die Einſichten ihres Jahrhunderts und die Verbreiter derſelben; aber die Politik, die Geldbegierde, den Luxus, die Laſter und Verderbniſſe des Jahrhunderts nehmen ſie an, und pflanzen ſie in ihre Klöſter fort.

Die Sitten und Maximen des Mönchsſtandes bilden ſich theils durch die Erziehung und die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften der im Kloſter zuſammenkommenden Perſonen, theils durch den Geiſt der Hierarchie überhaupt, wovon der Mönchsſtand einen Theil oder eine Stütze ausmacht: (iſt er davon gänzlich abgeſondert, wie es bey den Muhamedanern und Indoſtanern zu ſeyn ſcheint; ſo iſt der Mönch größtentheils Fanatiker, oder eine verächtliche Kreatur;) theils durch ſeine Regel und durch die ihm dadurch vorgeſchriebnen täglichen Uibungen und Beſchäftigungen. Beſtehn dieſe größtentheils in operibus operatis, wie das Singen in den Chören, und andre Religionsgebräuche: ſo wird der Geiſt des Mönchs eingeſchränkt und neigt ſich zum Aberglauben. Beſtehen ſie in Kaſteyungen und geiſtlichen Meditationen, ſo wird er leicht ſchwärmeriſch. Je mehr kleine Vorſchriften er pünktlich zu erfüllen hat, deſto mehr Kleinigkeitsgeiſt herrſcht in ihm.

Das Leben des Mönchs iſt in Abſicht der geſelligen Endzwecke nichts weniger als unglücklich, wenn ſeine Ordensbrüder nur mittelmäßig gute Leute ſind. Es iſt der Vorzug des Familienlebens, daß man eine Geſellſchaft immer bereit und in der Nähe hat, die man nicht erſt aufzuſuchen, und unter der man ſich gar keinen Zwang anzuthun braucht. Nur da nicht dieſelbe natürliche Zuneigung gegen die Perſonen, mit welchen der Mönch im Kloſter täglich zuſammen lebt, vorhanden iſt, die ein Familienglied gegen die übrigen hat: ſo iſt perſönliche Achtung oder Freundſchaft, oder wenigſtens Nachſicht und Verträglichkeit in den Chrakteren der Mönche noch nöthiger, wenn ihr täglicher Umgang unter einander erträglich bleiben ſoll.

Dazu kommt nun noch die klöſterliche Subordination, welche dem Charakter und Betragen der Obern viel Einfluß auf das Glück und die Sitten der Geſellſchaft gibt. Davon aber entſteht auch der Factionsgeiſt, die Schmeicheley, die Protectionsſucht, der Neid, welcher den Günſtling verfolgt, die Verläumdung, welche den Feind zu ſtürzen ſucht. Und dieſe Leidenſchaften gähren in einem engern Raume mehr, und werden dadurch gefährlicher, daß man die Geſellſchaft, mit der man nicht mehr harmonirt, nicht verlaſſen kann.

Die enge Vereinigung mit einer beſondern, und doch ziemlich ausgebreiteten Geſellſchaft iſt immer der Vaterlands- und Menſchen-Liebe ſchädlich. Denn wie Sieyes ſehr richtig anmerkt, der perſönliche Egoismus der Einzelnen thut der Liebe des gemeinen Beſten bey weitem nicht ſo viel Eintrag, als der esprit de corps einer Partey. Weil man auch bey den Mönchsorden die Einſamkeit als Kaſteyung und einen Actus der Religiöſität anſah, ſuchte man durch allerhand Mittel das Vergnügen des geſelligen Zuſammenlebens der Mönche zu verhindern, oder einzuſchränken. In einigen Orden iſt das Stillſchweigen immerwährend, oder hängt von der Erlaubniß des Obern ab. In andern iſt es doch an feyerlichen Buß- oder Faſt-Tagen Pflicht. Je mehr ſolcher Einſchränkungen ſind, deſto näher kommt das Mönchs-Leben dem Einſiedler-Leben.

II. Philoſophiſche oder gelehrte Einſamkeit.

Ich rechne hier dazu alle freywillige Entfernung von der Geſellſchaft, in der Abſicht die nöthige Ruhe zu ſolchen Arbeiten zu erhalten, welche zur Beſchäftigung des Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften gehören. — Die den Dichtern eigne

Aufſuchung der Wälder und einſamen Thäler gehört auch dahin.

Man kann ſagen, daß dieß die einzige vollkommen vernünftige Urſache und Art ſelbſt gewählter Einſamkeit iſt; wie in der That ungeſtörte Uibung des Selbſtdenkens der einzige Nutzen iſt, den die Einſamkeit ausſchließend leiſtet.

Da ſie den, welcher dieſer Uibung fähig iſt, ſo lange als er darin aushält, vollkommen befriediget und ihm angenehm iſt: ſo kann ſie auf keine Weiſe ihn mürriſch oder zur Geſellſchaft untauglich machen. —

Allein dieſe Einſamkeit, die der Gelehrte, der Dichter, der Mann von Genie ſo oft aufſucht, in der er ſeine glücklichſten Stunden genießt, iſt immer nur periodiſch, dauert kurze Zeit, und wechſelt mit Geſellſchaft. Denn wie Helvetius ſehr wohl anmerkt, der Philoſoph und der Poet mögen immer auf den Fluren und an einſamen Bächen herum irren, ſie müſſen, wenn etwas aus ihnen werden ſoll, doch immer in die großen Städte zurückkommen. Socrates, der Vater der Philoſophie, und fähig ganze Tage unverrückt auf einer Stelle zu ſtehen, um zu meditiren, war doch für gewöhnlich an die Säulengänge und den Markt von Athen ſo geheftet, daß ihm ſelbſt die Landſchaft um Athen ziemlich fremde war. Denn, wie er ſagte, die Bäume und die Felſen ſagen mir nichts.

Die philoſophiſche Einſamkeit vermindert aber auch deßhalb das geſellige Weſen nicht ſo ſehr, weil der Denker in ſeiner Einſamkeit mit ſeinem Geiſte unter den Menſchen bleibt, indem er entweder über ſie, oder für ſie nachdenkt. Er genießt oft alle Reitze des geſelligen Lebens doppelt, oder durchſchaut die Irrgänge deſſelben beſſer, wenn ſie in dem verminderten, weniger blendenden Lichte der Erinnerungen und allgemeinen Ideen vor ihm ſtehen.

Indeß darf auch dieſe ächt beſchauliche Einſamkeit nicht zu lange dauern. Wenn der Philoſoph oder Dichter die wirkliche Welt aus dem Geſichte verliert, und nicht ſeine alten Erfahrungskenntniſſe durch neue Erfahrungen auffriſcht: ſo wird er erſtens in ſeinen Betrachtungen zu ſpeculativ; ſeine Ideen werden zu abſtract, ſeine Bilder zu künſtlich componirt. Zweytens, nimmt er, im Vortrage derſelben, alsdann zu wenig Rückſicht auf Neigungen und Fähigkeiten des Publicums, und verliert nach und nach entweder die Kenntniß des conventionellen Schönen, des nach den Umſtänden der Zeit und der Geſellſchaft Anziehenden, (das doch von keinem, der für die Welt arbeitet, vernachläſſiget werden darf,) oder wird abgeneigter, von ſeiner eignen Denkungsart etwas, aus Herablaſſung gegen den Geſchmack andrer, zu verläugnen.

Mürriſch macht die Einſamkeit nur, wenn ſie entweder den Menſchen ohne alle Geſchäfte läßt, und ihm langweilig wird, oder wenn ſie mit verdrießlichen und mechaniſchen Geſchäften zugebracht wird. Je mehr der Verſtand bey dem, was der Menſch in der Einſamkeit macht, arbeitet, je mehr Ideen er ſelbſt hervorbringt, deſto fröhlicher bleibt er: denn die Traurigkeit des Einſamen entſteht gewöhnlich aus dem Mangel derſelben.

Die Einſamkeit iſt die Zeit des Umgangs des Menſchen mit ſich ſelbſt. Je einen größern Fond geſammelter Kenntniſſe er in ſich hat; je lebhafter und prompter er ſie zu erwecken verſteht: je mehr er von der Kraft beſitzt, neue Ideen und neue Verknüpfungen derſelben hervorzubringen: deſto angenehmer und erwünſchter werden ihm die Zeiten ſeyn, wo er, ungeſtört durch äußere Eindrücke, dieſe innern Schätze ſeines Geiſtes aufſuchen und genießen kann. Das Genie iſt es eigentlich, welches der Einſamkeit wahrhaft genießt. Die Gelehrſamkeit bedarf derſelben, ohne ſie zu genießen. Der Philoſoph und Dichter werden durch diejenige Einſamkeit, die nur nicht länger währet, als ihre meditirenden oder dichtenden Kräfte ausreichen, nicht nur nicht träge, finſter und ungeſellig, ſondern fröhlich, munter und recht aufgelegt zum Umgange. Der Antiquarius, der Sammler, der bloß fleißige Gelehrte kann durch ſein einſames Leben leicht ungeſellig werden.

Uiberhaupt, da der große Einfluß der Geſellſchaft auf das Gemüth des Menſchen darin beſteht, daß ſie das kräftigſte Mittel iſt, ſeine Denkkraft zu erwecken und in einer gewiſſen Thätigkeit zu erhalten: ſo wird jede Beſchäftigung, welche das Selbſtdenken erfordert, oder dazu erweckt, die Stelle der Geſellſchaft vertreten können.

Fünfter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die menſchliche Glückſeligkeit.

Es ſollen hier die verſchiednen Umſtände aufgezählt werden, welche die Einſamkeit und die Geſellſchaft angenehm oder unangenehm machen.

---

1. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft.

Der bloße Anblick von Menſchen als des erſten und ſchönſten Products der Natur, vergnügt. An ihnen iſt das meiſte zu ſehen und zu beobachten. Hier findet die Unterſcheidung von Schönheit und Häßlichkeit Statt. Gang, Stellung, Sprache, alles gibt Gelegenheit, Betrachtungen anzuſtellen; und in jedem von dieſen kann etwas ſinnlich angenehmes ſeyn. — Die phyſiſche Natur, beſonders die blühende Pflanzenwelt, reitzt und füllt auch unſre Sinne. Wenn eine ſchöne Landſchaft durch Heerden Vieh, ein Park durch Wild, oder überhaupt die todte Natur durch die lebendige, belebt wird, ſo ſteigt das Vergnügen. Aber erſt der Anblick der Menſchen, menſchlicher Wohnungen, für Menſchen gebauter Landſtraßen, von Menſchen bearbeiteter Aecker, gibt uns das wahre Vergnügen der ländlichen Ausſicht.

Das Beyſammenſeyn mit Menſchen, die nur nicht unſere Feinde ſind, und uns nicht drängen oder beſchweren, thut uns an und für ſich wohl. Wir finden uns gewiſſer Maßen ruhiger, — geſicherter gegen die Uibeln des Lebens und die Angriffe der Uibelthäter, — wenn wir Menſchen um uns ſehen. Daher kommt das Gefühl der Bangigkeit, welches gewiſſe ſchwächere und furchtſamere Menſchen auf dem Lande überfällt, und um deßwillen ſie gerne zur Stadt zurückeilen. Daher kommt es, daß, (nach meinem Gefühle) wenn man krank iſt, man ſich nach dem Aufenthalte, in der Stadt ſehnt, auch ohne Rückſicht auf die Nähe des Arztes. Sobald man ſeine Hülfsbedürftigkeit in einem höhern Grade anfängt zu fühlen, ſo wird die Einſamkeit traurig.

Der Menſch liebt Veränderung, d. h. eine abwechſelnde Reihe von Empfindungen und Ideen: das Stilleſtehen derſelben iſt lange Weile: was denſelben gerade zu widerſteht, wirkt Schmerz. Aber dieſe Veränderungen der Gedanken können nur von den lebendigen Weſen ihren Urſprung nehmen. Denn dieſe allein verändern ſich unaufhörlich oder häufig, — weil ſie immer handeln. Die lebloſe Natur verändert ſich zu langſam. Ein Baum, eine Pflanze hat eigne Bewegungen, die wir aber ihrer äußerſten Langſamkeit wegen nicht gewahr werden. Daher kommt es, wie ich ſchon geſagt habe, daß auf einer Landſchaft, die lange gefallen ſoll, Thiere und Menſchen zu ſehen ſeyn müſſen.

Aber unter den lebendigen Weſen iſt der Menſch das lebendigſte. Nicht bloß der Inſtinct, ſondern auch die Vernunft ſetzt ſeinen Körper in Bewegung. Er iſt zugleich dasjenige Weſen, deſſen Bewegungen wir am beſten verſtehen, d. h. bey dem wir am beſten aus ſeinem Aeußern auf ſein Inneres ſchließen können. Mienen, Geberden ſind unendlich mannigfaltig, und uns eben deßwegen bemerkbarer im Menſchen, als bey den Thieren, weil ſie uns erklärlich ſind. Der Menſch iſt es überdieß, der rund um ſich herum die Dinge am ſtärkſten verändert; ſeine Kleidung, Wohnung und geſammte Einrichtung, werden von ihm auf eine ſehr zuſammengeſetzte und oft abwechſelnde Weiſe angeordnet. Wer viel unter Menſchen lebt, erfährt am öfteſten Neuigkeiten, die ihn intereſſiren und aufwecken. Die Begebenheiten, Glücks- und

Unglücksfälle, Tugenden und Thorheiten, Bonmots und Platheiten derſelben geben ihm einen immerwährenden Stoff der Unterhaltung. In der Einſamkeit iſt der Menſch entweder bloß mit der todten Natur: oder mit ſich ſelbſt, oder mit den bloßen Ideen abweſender Menſchen beſchäftigt. Dieſen Gegenſtänden fehlt theils das Lebendige des Anſchauens, theils das Intereſſe der Neuigkeit.

So viel von dem Menſchen, bloß als Schauſpiel, als Gegenſtand des Geſichts und der ſinnlichen Beobachtung betrachtet. Aber nun iſt er auch der eigentliche Geſellſchafter für uns. Als ſolcher theilt er uns ſeine Ideen und Empfindungen unmittelbar mit. Wir leſen in ſeiner Seele. Es entſtehen durch Hülfe der Rede, oder vermittelſt der Sympathie in uns dieſelben Actus des Verſtandes, dieſelben Begierden, welche ſich in ihm befinden. So leben wir zwiefach: unſer eignes Leben und das Leben des Andern.

Dieſes theilt ſich in viele Zweige.

Zwey Hauptäſte unterſcheiden ſich unter denſelben deutlicher:

1. Die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen durch die Rede.
2. Die Mittheilung eben derſelben durch unmittelbare Sympathie.

1. *Das Geſpräch* war zu allen Zeiten und bleibt ewig die Quelle des ſolideſten, reinſten und größten Vergnügens, welches der menſchliche Umgang gewährt. Wir haben davon in den vorhergehenden Theilen dieſes Aufſatzes ſchon die Hauptdata angegeben; da wir den Einfluß der Geſellſchaft auf Bildung des Verſtandes und des Herzens unterſuchten. Hier kommt es nur darauf an, alles unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunct, zu bringen.

Durch die Rede werden wir erſtens von dem, was uns unbekannt war, unterrichtet.

Es wird zweytens, bey dem Geſpräche, durch anderer Reden, oder durch die Bemühung, die wir ſelbſt anwenden, um andern deutlich zu ſeyn, in unſre alten Begriffe ein größeres Licht gebracht.

Wir haben endlich, drittens, das Vergnügen, unſre eignen Talente und Kenntniſſe unmittelbar an den Mann zu bringen, und die Belohnung der Achtung oder Liebe andrer auf der Stelle einzuernten.

2. Unter *diejenigen Communicationen* oder *Genüſſe* in der Geſellſchaft, die ich ſympathetiſche nenne, oder die durch Handlungen, und nicht durch Reden, oder doch nicht durchs Reden allein geſchehen, rechne ich folgende:

Erſtens. Da in der Liebe, in der, welche wir ſelbſt gegen andre, in der, welche andre gegen uns haben, eine Hauptquelle der menſchlichen Glückſeligkeit liegt: ſo iſt die Geſellſchaft der einzige Platz, wo wir dieſe beglückenden Geſinnungen faſſen, der einzige, wo wir ſie äußern können. Liebenden und vertrauten Freunden iſt das ſtumme Beyſammenſeyn eine Wolluſt. Bloß daß ſie ſich ſehen, und gewiß ſind, bey geliebten und ſie liebenden Perſonen zu ſeyn, reicht zu, ohne alles andre Vergnügen.

Uiberhaupt iſt ein gewiſſer Grad von Menſchenliebe nöthig, um die Geſellſchaft erträglich zu finden: und Menſchen in vielen Verbindungen werden, man ſage, was man wolle, ſchwerlich Menſchenhaſſer. Aber in der größern Geſellſchaft ſpinnen ſich immer engere Verbindungen mit Wenigen an, die alsdann gleichſam die Stützen unſerer allgemeinen Geſelligkeit werden. In der großen Welt, der weiteſten und daher der intereſſeloſeſten Verbindung der Menſchen, wird die Geſellſchaft nur aufrecht erhalten, durch verliebte Intriguen, und durch einige geſtiftete Freundſchaften. Jene geben ſowohl den Hauptperſonen als den Zuſchauern Unterhaltung.

Zweytens. Alle Arten von Spielen, mit welchen die Menſchen vom höchſten Alterthume an einen Theil ihrer Zeit vertrieben, und in die ſie einen Theil ihrer Vergnügungen ſetzten, ſind theils nur in der Geſellſchaft möglich, theils nur ihn ihr angenehm. Faſt alle ſind eine Art von Wettkämpfen, — Verſuche der Geſchicklichkeit, der Stärke, der Combinationen. Aufgeſetzte Preiſe werden dem Sieger zum Lohne. Urſprünglich waren faſt alle Spiele Leibesübungen, Wettrennen, Ringen u. ſ. w. Man weiß, wie hoch die Griechen dieſe Zeitvertreibe geſchätzt haben; — mit welcher Pracht ſie ſie veranſtalteten. Aber ſehr bald kam man auch auf Wettſtreite, wobey man die Entſcheidung und die Zuerkennung des Preiſes dem Zufalle überließ. Mit Würfeln oder etwas ähnlichem zu ſpielen, iſt uralt. In den neuern Zeiten ſind die Combinationen von Zufall und Geſchicklichkeit, in den Kartenſpielen, viel weiter getrieben worden. Die Schicklichkeit derſelben zu geſellſchaftlichen Zeitvertreiben wird durch den allgemeinen Eingang, den ſie bey allen Nationen unter den Claſſen, die viel in Geſellſchaft leben, erhalten haben, bewieſen. — Und ihre Einführung hat, als ein Mittel, ungleiche Menſchen mit einander zu beſchäftigen, ohne Zweifel zur Ausbreitung der Geſelligkeit, aber auch zur Frivolität der Geſellſchaft viel beygetragen. Das ſchöne Geſchlecht hat beſonders an dieſen Spielen viel Geſchmack gewonnen. Dieſes liebt ſie ihrer ſelbſt wegen. Die Männer müſſen mehr durch aufgeſetzte hohe Preiſe dafür intereſſirt werden.

So wie nur die Geſellſchaft das Spiel erträglich macht, ſo machen ohne Zweifel die Spiele einen Theil von der Annehmlichkeit der Geſellſchaft aus. Man iſt mit dem, mit welchem man ſpielt, in einer Art von näherer Verbindung; — man ſtreitet oder wettet mit ihm, wer den andern an einer gewiſſen Geſchicklichkeit, verbunden mit Glück, übertreffen werde. Der Ehrgeiz und der Eigennutz werden mäßig gereitzt.

Drittens. Außer den Spielen iſt nichts, was die Menſchen ſo gerne in Geſellſchaft vornehmen, und was ihnen durch dieſelbe ſo angenehm gemacht wird, als gerade die Befriedigung der ganz individuellen animaliſchen Bedürfniſſe. Von Anbeginn der Welt, oder von Anbeginn der Geſchichte hat es Gaſtmähler gegeben, und ſind die Menſchen häufiger beym Eſſen und Trinken, als bey irgend einer andern Verrichtung, zuſammengekommen. Kaum gibt es eine Geſellſchaft ohne einen ſolchen Genuß. Niemand ißt gerne allein, und ſeine Freunde zu ſich zu bitten, iſt kaum erlaubt, ohne ihnen zu eſſen zu geben. — Die Empfindungen, die hierbey zum Grunde liegen, müſſen natürlich ſeyn, da ſie ſo allgemein ſind. In der That, da der Menſch Geiſt und Körper iſt, ſo wird die Unterhaltung des erſten befördert, wenn der andre eine Erquickung erhält. Und beſonders die geſellſchaftliche Unterhaltung, die nicht angeſtrengtes Meditiren, und ununterbrochnes Fortſetzen desſelben erfordert, geht am beſten von ſtatten, wenn Mund und Magen etwas zu thun haben; wenn der Gaumen gekitzelt wird, indem ein leichter Witz das Gehirn kitzelt.

Beſonders iſt der Genuß des Weins, als eines Mittels der Erhöhung der Lebensgeiſter, und alſo eines Gebers guter Einfälle und einer lebhaften Mittheilung, für geſellſchaftlich gehalten worden. Auch Sokrates zechte; und wenn Plato es ihm zu einer Art von Ehre anrechnet, daß er bey einem Gaſtmahle am längſten unter den Trinkern aushalten, und doch mit ungeſchwächter Denkkraft die Tafel verlaſſen könne: ſo erkennt man, daß jede Kraft, in einer geſelligen Luſt länger ausdauern zu können, als eine Tugend angeſehen wird, und man findet bey einem ſehr geſitteten Volke und bey Philoſophen etwas von den Meinungen der Sarmaten.

Viertens. Bey dem Vergnügen an Gaſtmählern, gemeinſchaftlichen Spatzierfahrten und allen veranſtalteten Zuſammenkünften, zu welchen wir eingeladen werden, wirkt immer das Vergnügen mit, von dem Manne oder ſeinen Gäſten geſchätzt und gerne geſehen zu werden. Manchem eiteln Manne in großen Städten, der nun ſchon manches Jahr den Kreis der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe durchlaufen iſt, fangen an die zu häufigen Einladungen beſchwerlich zu werden. Aber doch freut er ſich über die Anzahl der Einladungskarten, und über die Länge der Zeit, auf welche er ſchon hinaus verſprochen iſt: weil er daraus zu erkennen glaubt, wie man ſich um ſeine Geſellſchaft drängt, wie man ihn in ſo vielen Verbindungen glaubt, daß man ſeiner ſehr ſchwer habhaft werden kann. Und wenn ihm auch dieſer Wetteifer, ihn zum Geſellſchafter zu haben, keine große Freude macht: ſo thut es ihm doch gewiß wehe, wenn er nachläßt. Er ſchließt daraus eine Abnahme der Achtung, worin er bey ſeinen Mitbürgern ſteht.

Die Würde, der Glanz, zuweilen auch die Celebrität, oder der Witz und Geiſt des Einladers thun noch ſehr viel, dieſes Vergnügen der Eitelkeit zu erhöhen. Uiberhaupt iſt keine dem Menſchen angenehmere Idee, als die, von andern geſucht zu werden, ihnen perſönlich willkommen zu ſeyn, ihnen durch ſein Reden und Thun Vergnügen zu machen. Dieſe Idee folgt ihm in Geſellſchaft, wenn die Glieder ihn ſelbſt dazu berufen haben, ſie begleitet ihn durch alle ſeine Tage, wenn ſolche Aufforderungen häufig und von angeſehenen Leuten kommen.

Der bloß Eitle iſt mit der Einladung zufrieden, die er ſeinem Stande und Range zu danken hat. Der Menſch von einer ausgeſuchtern Ehrbegierde will überzeugt ſeyn, daß er gefällt. Und wem dieß angenehme Loos zu Theil wird, der wird gewiß in der Geſellſchaft vergnügt ſeyn, wenn er nicht durch dieſelbe ermüdet worden iſt.

Die Geſellſchaft gewährt dem Menſchen die nächſten und für den größten Theil intereſſanteſte

Befriedigung ſeiner Wißbegierde, in der Geſchichte ſeiner Stadt und ſeiner Claſſe. — In dieſem Puncte hat die vornehmere Claſſe einen Vorzug, weil ihre Geſchichte, gewiſſer Maßen, die für alle intereſſante Geſchichte iſt, da ſie mit den Begebenheiten der regierenden Häupter, den Abwechſelungen in hohen Aemtern und dergl. zuſammenhängt.

Es iſt aber nicht zu leugnen, daß die allgemein intereſſanten, und deßwegen allgemeinern Ideen, die nicht Kenntniß eines einzelnen Ortes, und einer einzelnen Claſſe von Menſchen, ſondern Kenntniß des Staats, der Verfaſſung von Europa, des Zuſtandes der Welt und der Geſchichte aller Zeitalter vorausſetzen, gemeiniglich von denen vernachläßiget werden, die mit dieſen aus ihrer Nähe unmittelbar geſchöpften Ideen am beſten verſorgt ſind.

Aber zu dem Angenehmen der Geſellſchaft gehört auch dieſes, daß man durch viel Umgang zum Umgange geſchickter wird, daß man, durch den in zehn Geſellſchaften geſammelten Stoff, die eilfte ſehr leicht, und nach dem Geſchmack der Meiſten, unterhalten kann. Nur muß man in jeder nicht bloß als ein Gelittener, ſondern als ein Begehrter aufgenommen ſeyn, man muß eingeweiht ſeyn in die Geheimniſſe und Geſchichte jeder ſolchen Geſellſchaft, und ſo weit das Vertrauen ihrer Mitglieder haben, daß ſie auch ihre Mediſance bey uns wohl aufgehoben glauben.

Endlich iſt die Verbindung mit Vielen im geſellſchaftlichen Umgange das einzige Mittel für den, der ſelbſt keine eigne Macht im Staate hat, kein mit Anſehn verbundnes Amt begleitet, dennoch einigen Einfluß zu haben, und zuweilen bey den Mächtigern oder Vermögendern etwas für ſich und ſeine Freunde ausrichten zu können. Ein Menſch ohne Verbindungen, iſt ein Menſch ohne Arme. Er vermag nichts, was von ihm entfernt iſt, zu erreichen.

II. Das Unangenehme der Geſellſchaft.

1. Jede Geſellſchaft legt einen gewiſſen Zwang auf; und es iſt unmöglich, unter Menſchen zu ſeyn, und mit ihnen gemeinſchaftlich, es ſey ſich zu vergnügen, es ſey Geſchäfte zu treiben, ohne etwas von ſeinen Neigungen und Launen dem Willen Anderer aufzuopfern; ohne eine gewiſſe auf ſich ſelbſt zu dem Ende gewandte Aufmerkſamkeit, um den andern nicht anſtößig, nicht mißfällig oder verächtlich zu werden. Wer durchaus allen Selbſtzwang, alle Aufopferung ſcheut, (das iſt aber zugleich der, welcher alle Pflichten zu vernachläßigen, allen Geſetzen Trotz zu biethen, und ſeine Vervollkommnung völlig aufzugeben Willens iſt,) dem kann es unter Menſchen nirgends gefallen: denn die beſte und die freyeſte Geſellſchaft kann ohne Conventionen nicht beſtehen.

1. Eine der empfindlichſten Kränkungen, denen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, iſt, ſich in der Geſellſchaft, in welcher man iſt, vernachläſſigt zu ſeyn, und ſich die Aufmerkſamkeit oder eine gewiſſe Achtung derſelben nicht erwerben zu können. Dieſem Looſe aber ſind unter Menſchen, die in einem großen Kreiſe auftreten, alle diejenigen unterworfen, welche nicht durch irgend einen innern oder äußern Vorzug über den Haufen hervorragen. Daher iſt das Leben eines Geringern, der durch ſeinen Stand oft genöthigt iſt, in großer Geſellſchaft Stunden und Tage zuzubringen, und doch von dieſer gar nicht als ihres Gleichen aufgenommen, und zum Umgange, Geſpräche, Spiele u. ſ. w. gezogen wird, — oder der wenigſtens von ihr faſt überſehen wird, eine der unangenehmſten Lagen im menſchlichen Leben. Zum Beyſpiele manche Hofmeiſter und Gouvernanten.

So wie die Marter des Tantalus in der Nähe des Waſſers und der Unmöglichkeit zu trinken beſteht: ſo iſt es eine weit größere Qual, mitten in der Geſellſchaft ſich einſam zu finden, als wirklich allein zu ſeyn; gleichſam durch ein chymiſches Anziehen und Zurückſtoßen die Uibrigen vereiniget, und ſich abgeſondert zu ſehen. Man mag ſich ſelbſt die Schuld davon beymeſſen, ſo wird die Eigenliebe nie empfindlicher gekränkt: oder man mag ſie auf die andern werfen, ſo werden Liebe und Wohlwollen, die vornehmſten Reitze der Geſellſchaft, gänzlich vernichtet.

3. Uiberhaupt kann der Ehrgeitz des Menſchen zwar nirgends ſchmeichelhaftere Belohnungen hoffen, als in Geſellſchaft; er iſt aber auch nirgends empfindlichern Kränkungen ausgeſetzt. — Der Menſch in ſeinem Hauſe iſt Herr und Mann, oder doch ſelbſtſtändig, ein Menſch, ſo viel und ſo wenig werth, als er ſich und ſeine Glücksumſtände werth ſchätzt. Sein niedriger Rang, ſeine geringe Bedeutſamkeit, ſeine Unfähigkeit ſelbſt werden von ihm wenig bemerkt. Aber ſobald wir unter Menſchen kommen: dann fällt die Ungleichheit in die Augen, dann beleidigen uns ihre Wirkungen. Dann fühlt ſich der ſchlecht Gekleidete durch den geſchmackvoll oder prächtig Angezogenen gedemüthiget, — der Bürgerliche fühlt das Uibergewicht des Adels, der Ungelehrte wird vom Gelehrten wie unterdrückt oder beſchämt, der Unwitzige wird durch die Gegenwart des witzigen Kopfes blöde gemacht. Und dieſe Wirkungen können, nach Beſchaffenheit des Temperaments und der erſten Erziehung, ſo weit gehen, daß auch geſcheidte und unterrichtete Leute, die aber keine Genies ſind, oder doch nicht den Ruhm großer Genies, haben, lieber mit ganz gemeinen Menſchen umgeben, denen ſie gewachſen oder vielmehr überlegen ſind, als mit ausgeſuchten und ſehr unterhaltenden, denen ſie ſich nicht völlig gleich fühlen. Daher entſteht auch der Geſchmack an der

Einſamkeit am häufigſten, — oft, ohne daß es der Menſch ſelbſt weiß. Er fühlt ſich in der Geſellſchaft beengt, hauptſächlich durch das wahrgenommene Uibergewicht Andrer von irgend einer Art, oder wenigſtens durch ſeine Unwiſſenheit über den Rang, die Verdienſte, den Witz und ſelbſt die Anmaßungen der andern. Seine gute Meinung von ſich ſelbſt, die er in der Einſamkeit ungeſchwächt erhält, wird von der Geſellſchaft unaufhörlich geſtört. Nichts macht mißmüthiger. Daher lieben ſo viel ſolide Menſchen die Einſamkeit, die Oberflächlichen und Eiteln die Geſellſchaft. Es gehört nähmlich immer etwas von Einbildung und Täuſchung dazu, wenn der Menſch, in ſeinen Zuſammenkünften mit andern Menſchen, ſtets mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn [illegible] Der für ſich blind eingenommene Thor erkennt nicht leicht die höhere Vollkommenheit Andrer, oder ſchlägt ſie nie hoch an, wenn ſie auch ſonſt jedermann einleuchtet. Aber der Mann von Verdienſt iſt oft mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, wenn er einſam und unabhängig von der öffentlichen Meinung über ſeinen Werth nachdenkt. Er wird es daher um deſto mehr, wenn er in der Geſellſchaft theils die Urtheile andrer einſammelt, theils ſich mit andern zu vergleichen, Gelegenheit hat. Bald wird er durch eine erfahrene Vernachläſſigung gewahr, daß er nicht ſo ſehr geſchätzt wird, als er ſich vorſtellt; bald wird er durch ſein Unvermögen, dem einen oder dem andern Manne, in irgend einem

Felde gewachſen zu ſeyn, oder Genüge zu thun, von ſeinen Schwächen und Mängeln augenſcheinlich überzeugt. Geht nun ſeine Beſcheidenheit nicht bis zu einer ruhigen Ertragung dieſer der Eigenliebe angethanen Kränkungen; geht der Reiz der Geſellſchaft für ihn nicht bis zu einem Uibergewichte über dieſe ſich einmiſchenden unangenehmen Empfindungen: ſo entzieht er ſich der Geſellſchaft, und bleibt zu Hauſe.

4. Unter die Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens und die nur in Geſellſchaft Statt haben, gehören Uneinigkeit und Zank mit andern Menſchen. Am meiſten und öfterſten wird dadurch die immerwährende Familiengeſellſchaft geſtört. Die verlaſſenſte Einſamkeit kann ein fröhlicher Zuſtand heißen, gegen das Wohnen unter zahlreichen Verwandten, die aus Heftigkeit in der Behauptung gegenſeitiger Meinungen, oder aus Entgegenſetzung ihres Intereſſe, oder endlich aus übler Laune, der ſie den Zügel ſchießen laſſen, ſtets als Feinde gegen einander auftreten. — Es iſt aber ſelbſt ſehr ſchwer, in einer beträchtlichern Anzahl entweder beſtändig beyſammen zu leben, oder auch nur oft beyſammen zu ſeyn, ohne daß ſich ſolche Verſchiedenheiten der Meinungen, des Geſchmacks und der Handlungsweiſe hervorthun, die, ohne große Mäßigung von allen Seiten, leicht in Zänkereyen ausarten.

Nach der Familiengeſellſchaft, die, weil ſie ununterbrochen und gleichſam gezwungen iſt, alle kleinen Verdrießlichkeiten, die ſich in dem Laufe der

Zeiten aufhäufen, ſammelt, und daraus ein zuletzt Zorn und Widerwillen gebährendes Ganzes macht, ſind es die Geſchäfts- und Collegien-Geſellſchaften, welche von dem Dämon der Uneinigkeit leiden, und dann aller ihrer Annehmlichkeit, ſo wie ihres Nutzens, beraubt werden. Wenn in einem Collegium Mißhelligkeit und Parteyen herrſchen, ſo geht alles das Angenehme, was ich dieſer geſellſchaftlichen Art der Arbeit zugeſchrieben habe, verloren. Entweder hört der collegialiſche Umgang auf, und die Geſchäfte werden getrennt und einſeitig abgemacht, welches die Folge der collegialiſchen Uneinigkeiten beſonders in Adminiſtrations-Collegien geweſen iſt, oder der Geſchäftsgang ſelbſt wird erſchwert und verhindert.

In der eigentlichen Geſellſchaft, welche dem Vergnügen gewidmet iſt, haben zwar die Geſetze der Artigkeit dem Ausbruche der Zänkereyen in den meiſten Fällen gewehrt: und die Abwechſelung der Geſellſchaft und die Kürze der Zeit, in der man ſich ſieht, erlaubt dem Haſſe, dem Neide, und allen übelartigen und zänkiſchen Leidenſchaften nicht, bis zu unanſtändigen Ausbrüchen zu kommen. Dem ohnerachtet gähren dieſe Leidenſchaften auch hier im Verborgnen, und ſtören und vergällen das beabſichtigte Vergnügen. Sehr oft bemächtigt ſich der Parteygeiſt derjenigen größern Geſellſchaft, die man ausſchließend die gute heißt. Wenn der Witz zu den Geiſtesfähigkeiten ihrer Glieder gehört: ſo tritt die Perſiflage hier gemeiniglich an die Stelle der Zänkerey; und durch heimliches Afterreden, und Verleumden rächt man ſich und hält ſich ſchadlos für den Zwang, den ſich der Groll im äußern Betragen hat anlegen müſſen.

Die Coterien und bürgerlichen Geſellſchaften ſind deßwegen glücklich, weil, wenn es bis zu Zänkereyen in ihnen kommt, ſie ſich trennen und aufhören, da hingegen die ſogenannte große Geſellſchaft durch einen gewiſſen Zwang der Gewohnheit und des Standes bey einander gehalten wird, auch kein Mitglied, ohne ein gewiſſes Aufſehen zu verurſachen, und ohne gleichſam eine geſetzliche Entehrung, ausſchließen kann: daher die ſich haſſenden und anfeindenden Perſonen gezwungen ſind, ſich bey Gaſtmählern und am Spieltiſche zu ſehen, und mit den gewöhnlichen Zeichen der Freundſchaft oder Höflichkeit zu begrüſſen. So geſchieht es, daß von der einen Seite die Verſtellung und Falſchheit in dieſen Geſellſchaften weit allgemeiner, und die Kunſt derſelben viel weiter getrieben wird, von der andern jene gehäſſigen Leidenſchaften auch weit mehr Nahrung erhalten, und durch die Länge der Zeit immer giftiger werden.

Nirgends iſt es, wo die Uneinigkeit der Menſchen und die Widrigkeit ihrer Meinungen, Gewohnheiten und Neigungen mehr unangenehme Auftritte verurſachet, als in den unter keiner Regel ſtehenden Geſellſchaften, die ſich auf bloßes zufälliges

Zuſammenkommen gründen, und die ich Coffeehausgeſellſchaften genannt habe. Nichts hat die rechtſchaffnen Menſchen und die Freunde einer angenehmen und ruhigen Unterhaltung ſo oft von den öffentlichen Häuſern weggetrieben, als die daſelbſt ſich ſo oft ereignenden Streitigkeiten, die zuweilen in wirkliche Gewaltthätigkeiten ausarten; wozu beſonders das hohe Spiel häufigen Anlaß gibt.

5. Eine weit gewöhnlichere Urſache des Mißvergnügens in Geſellſchaft gibt der Mangel der Unterhaltung, die lange Weile, die man findet, wo man ein Hülfsmittel gegen lange Weile erwartete, das Unbefriedigende der Zeitvertreibe, mit welchen man ſich darin abgibt. Die Geſellſchaft, wenn ſie nicht wirklich vergnügt, macht allemahl verdrießlich. Es iſt ſchon wenigſtens der Verdruß fehlgeſchlagner Erwartung. Jede Sache, die nicht zum Bedürfniß, ſondern zum Wohlſeyn, zum Vergnügen veranſtaltet wird, muß wirklich dieſen Endzweck erreichen, oder ſie wirkt Reue und Unzufriedenheit; gerade ſo, wie Gedichte und Kunſtwerke vollkommener ſeyn müſſen, als gemeine Proſe und Handwerksarbeit. Uiberdieß iſt lange Weile ohne allen Zwang noch erträglich: bey der mindeſten Einſchränkung aber wird ſie ganz unerträglich. Einige Einſchränkung aber legt jede Geſellſchaft auf. Je weniger man aus ihr ſchnell heraus kann: deſto mehr wird dieſes Mißvergnügen vergrößert. Daher die Hofgeſellſchaft und alle Zuſammenkünfte, wo die Eti-

quet-

quette faſt nicht zu zerbrechende Feſſeln anlegt, denen, die nicht daſelbſt wirklich ihre Rechnung finden, als die ſchrecklichſten Plagen vorkommen.

Dieſer Mangel der Unterhaltung iſt der allen Arten der Geſellſchaft gemeinſchaftlich anklebende Fehler. Er hängt am meiſten von den Menſchen, weniger von den gewählten Zeitvertreiben ab. — Das Vergnügen am Umgange ſetzt nothwendig, wenn es Beſtand haben ſoll, einen gewiſſen Grad intellectueller Bildung voraus. Ohne geſammelte Kenntniſſe und ohne die Gabe zu meditiren, oder ohne Witz, hat niemand Stoff genug, mit andern, als ſeinen nächſten Verwandten und vertrauten Freunden, viel zu reden; niemand hat Neugier genug, von andern viel zu erfahren. Daher der gemeine und ungeſittete Haufe in Geſellſchaft ſelten lange vergnügt und glücklich iſt. Völlerey erſetzt den Mangel der Unterhaltung, und Zänkerey iſt das Ende derſelben. Der einfältige, gutdenkende Mann iſt deßwegen lieber allein, unter den Seinigen. Die lange Weile hier iſt ihm wenig beſchwerlich, beſonders nach einer Handarbeit, die ihn ermüdete. Aber mit andern auch einfältigen und unwiſſenden Leuten zuſammen, befindet er ſich durchaus übel.

Die Gewöhnlichkeit dieſer langen Weile in Geſellſchaften, wo Unterredung allein das Vergnügen gewähren ſoll, hat die Spiele, als durchaus unentbehrlich, in alle diejenigen Geſellſchaften eingeführt, die zahlreich und häufig zuſammenkommen.

Und in der That erhalten ſich die meiſten Geſellſchaften durch ganz Europa nur durch das Eſſen und Trinken und durch die Karten. Die Tafel und der Spieltiſch, ſind die ſicherſten Stützen des geſelligen Vergnügens, auch in der ſogenannten guten Geſellſchaft: einige artige Bonmots, einige anmuthige oder intereſſante Erzählungen, viel Mediſance, einige kurze und einleuchtende Räſonnements nebenbey, füllen die Zwiſchenräume aus, und ſind zur Erhohlung des Magens, oder zur Aufheiterung des Kopfes nützlich.

So viel iſt gewiß, daß die meiſten Menſchen mehr Vergnügen genießen durch die angenehme Erwartung künftiger Geſellſchaften, als durch die angenehmen Gefühle, die ſie in der Gegenwart der Geſellſchaft haben. Eine Einladung erweckt eine unbeſtimmte und angenehme Hoffnung. Selten wird ſie erfüllt, aber wenn die Geſellſchaft nur ſo viel eingebracht hat, daß man ſich das nächſte Mahl wieder ſo täuſchen läßt, ſo geht das Leben hin, und man iſt zufrieden.

Aber zuweilen überwiegt die wirkliche Langweiligkeit der gewöhnlichen Geſellſchaften allen den Hang, den der Menſch hat, mit ſeines Gleichen zuſammen zu ſeyn, und er flieht in die Einſamkeit, um in vollkommener Stille und Abweſenheit aller Eindrücke, dem Verdruſſe zu entgehen, menſchliche Geſichter zu ſehen, und Töne zu hören, ohne neue

von ihnen einzuernten, oder durch neue Ge-
elebt zu werden.

Das von größern Geſellſchaften unzertrenn-
eräuſch, und die, mit Fleiß durch den Auf-
in Kleidern, in der Erleuchtung und Aus-
ung der Zimmer und der Tafel vermehrten
cke der Sinne haben beſonders auf empfind-
nd etwas nervenſchwache Menſchen den un-
hmen Einfluß, daß es ſie betäubt und unfä-
acht, ſowohl die Ideen Andrer zu empfan-
als ihre eignen ans Licht zu bringen. Alle
enſchen, welche ſich, es ſey durch ihre eigne
gkeit, es ſey durch das Imponirende der Ge-
ſt, in der ſie ſind, gleichſam unter ihr ge-
ches Maß von Helligkeit der Einſicht und
des Ausdrucks herabgeſetzt fühlen, müſſen
thwendig in dieſer Geſellſchaft übel befinden
ach der Einſamkeit ſehnen. Und wenn ihnen
oft wiederfährt, muß ihnen der Umgang
endig ſehr verleidet werden, wenn nicht mehr
it, als wirklicher Trieb nach menſchlichem Um-
bey ihrer Liebe zur Geſellſchaft zum Grun-
. — In jeder Art des Vergnügens iſt der
, denn die Sache auf uns thut, uns zu be-
unſre empfindenden und denkenden Kräfte
öben, unſre Geſchicklichkeiten ins Spiel zu
n, und allen Vollkommenheiten und Annehm-
en unſres Selbſt eine größere Wirkſamkeit
ben, ein Hauptbeſtandtheil der angenehmen

Empfindung. So werden der Wein und der Genuß der Nahrungsmittel überhaupt dem vorzüglich angenehm, der ſich dadurch ermuntert, beredter, fröhlicher fühlt. Kein Wohlgeſchmack und keine feine Zurichtung kann die ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke demjenigen lange angenehm machen, deſſen Kopf dadurch umnebelt und deſſen Magen beſchweret wird. Auf gleiche Weiſe beſteht das, was wir in der Geſellſchaft ſuchen, darin, daß wir uns daſelbſt beſſer als zu Hauſe gefallen wollen, daß unſre Gedanken beſſer fließen, ſchwache Erinnerungen wieder lebendig werden, unvollkommne Gedanken reifen, und der eingeſchlafne Witz erwachen ſoll. Wem das gelingt, der erreicht den eigentlichen Zweck, warum er in Geſellſchaft ging. Aber nur Wenige ſind ſo glücklich, und können es nur in der beſten, oder der ihnen angemeſſenſten Geſellſchaft ſeyn. Die meiſten werden bald durch die Widerſprüche, die ſich zwiſchen ihrem Charakter und ihrer Art zu leben, zu denken und zu ſprechen, und dem Charakter und den Manieren andrer finden, bald durch den zu ſtarken Wunſch zu gefallen, und die Furcht zu mißfallen, bald durch die körperlichen Genüſſe, die ſie mit den geſelligen verbinden, in einen Zuſtand innerer Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit geſetzt, der ihnen doppelt ſchmerzlich iſt, weil er ſo viele Zeugen hat.

7. Die Menge langweiliger Menſchen, die wir in der Geſellſchaft antreffen und dulden müſſen, iſt es nicht ſo häufig, was uns dieſelbe verleidet, als das Gefühl, welches wir nicht ſelten haben, daß wir ſelbſt andern lange Weile machen. Wer die Geſellſchaft, worin er iſt, wirklich amüſirt, der amüſirt gewiß auch ſich ſelbſt. Aber ſobald wir gewahr werden, daß wir entweder nicht genug Ideen andern mitzutheilen haben, um den auf uns fallenden Theil des Geſprächs gehörig auszufüllen, oder daß unſre Ideen und unſre Art ſie zu ſagen, mit den Wünſchen, der Faſſungskraft, dem Geſchmacke der Uibrigen nicht genug übereinſtimmen, um Eindruck bey ihnen zu machen: ſo bald leiden wir durch die Kälte und Gleichgültigkeit, die wir trotz unſeren Anſtrengungen um uns her verbreitet ſehn.

Doch gehört es auch eben unter die Eigenſchaften, welche einen Menſchen zum guten Geſellſchafter unfähig machen, wenn er ſtets lange Weile zu machen fürchtet, und dieß merken läßt. Die Unruhe und die Beſorgniß, die man dem Menſchen anſieht, vermindert ſtets das Vergnügen an ſeinem Umgange: und ein gewiſſes Zutrauen zu ſich ſelbſt, oder eine gewiſſe Gleichgültigkeit in Abſicht der Eindrücke, die man auf Andere macht, iſt durchaus nothwendig, wenn man mit eignem Vergnügen und zum Vergnügen Anderer unter den Menſchen erſcheinen ſoll.

III. Das Unangenehme der Einſamkeit.

1. Einſamkeit, ſo wie die Nacht, erregt Bangigkeit. Der Eindruck von beyden ſcheint bey den Kindern nicht bloß die Folge von Einbildungen zu ſeyn, wozu die Reden und Erzählungen ihrer Wärterinnen Anlaß gegeben haben. Der ſtarke ſich ſelbſt genugſame Menſch verliert freylich dieſe Empfindung unter andern ſtarken: aber mit Schwäche und Kränklichkeit kommt ſie zurück. Sie iſt alſo gewiß immer, obwohl ſchwach, vorhanden und theilt ſich unſrer Art zu denken mit.

2. Der Zuſtand des Gemüths und der Lebensgeiſter ſey, welcher er wolle: ſo wird die Einſamkeit zuletzt läſtig. Wenn der Menſch einen Reichthum von Ideen hat, und ihm dieſelben leicht zuflieſſen, (in welchem Fall er den Beyſtand andrer Menſchen am beſten entbehren kann,) ſo wird ihm die Einſamkeit, wenn ſie lange dauert, deßwegen beſchwerlich: weil er weiß, in dieſem Zuſtande zum Vergnügen und Nutzen Andrer am meiſten beytragen zu können, und weil er den angenehmſten Gebrauch von ſeinen guten Gedanken, den, Andrer Denkkraft dadurch zu beleben, nicht machen kann. In der That ſcheint jede hellere, neuere, einleuchtendere Idee, ſo wie wir ſie ſelbſt faſſen, ſich recht dazu zu drängen, mitgetheilt zu werden. Wie das Geld, bekommen die Ideen ihren Werth durch den Umlauf.

Sind wir hingegen für gewöhnlich, oder eben jetzt, durch zufällige Veränderungen des Phyſiſchen und der äußern Umſtände, arm an Gedanken, iſt ihr Fortgang bey uns langſam und ſchwer: ſo iſt uns die Einſamkeit deßwegen läſtig, weil wir uns ſchmeicheln, daß wir in der Geſellſchaft andrer Menſchen, reichlicher mit Geiſtes-Nahrung und intereſſanten Ideen würden verſorgt werden. Der Eine iſt ein Reicher, dem es an Leuten fehlt, die mit ihm ſeine Schätze genießen; der Andre ein Armer, der ſeine Glücks-Umſtände ohne Hülfe andrer Menſchen durchaus nicht verbeſſern kann.

3. Unſtreitig iſt eine der Hauptqualen der Einſamkeit der ſchon oft berührte Umſtand, wenn ſie uns einen Beweis gibt, daß wir von wenigen Menſchen geliebt und hochgeachtet werden. Der Einſame muß von den Menſchen vergeſſen, oder verachtet, oder gehaßt, oder wenigſtens nicht in dem Grade geliebt oder geſchätzt ſeyn, daß ſie ſich die Mühe geben, ihn aufzuſuchen und in ihre Geſellſchaft zu ziehen. Bey dem allgemeinen Hange zur Geſellſchaft und bey den vielfältigen Verbindungen, die die Menſchen unſrer Zeit unter einander errichten, ſcheint der von allen Ausgeſchloſſene ein Auswürfling der Geſellſchaft, eine Null, ein unbedeutendes Geſchöpf zu ſeyn. — Wenn daher dieſer traurige Gedanke, verachtet oder doch nicht geliebt zu werden, ſich von dem Gefühle der Einſamkeit abſondern läßt: ſo verliert dieſes ſeinen

Stachel. Man ſey z. B. überzeugt, daß man, ſobald man wolle, aus ſeiner Einſamkeit in die Welt treten könne, und von ihr wohl aufgenommen werden würde; man erhalte andre hinlängliche Beweiſe von Achtung und Liebe der Menſchen, und ihrem fortdaurenden Andenken: ſo kann man, wenn andre Urſachen uns die Ruhe der Einſamkeit empfehlen, in derſelben ſehr glücklich ſeyn.

4. So wie in allen Zuſtänden, wo uns eine Abwechſelung immer veränderter Ideen und neuer Nachrichten fehlt, die unangenehmen Ideen und Erinnerungen ſich zuerſt dem Gemüthe aufdrängen: ſo geſchieht es auch in der Einſamkeit. Die nicht veränderte Luft wird immer mephitiſch; die nicht durch äußere Senſationen, worunter die, welche von Menſchen herkommen, immer die ſtärkſten und lebhafteſten ſind, veränderte Gemüthsdiſpoſition wird immer etwas traurig. Es hindert uns nichts, an die Uibel zu denken, welche uns drücken: und das unangenehme Gefühl der Einſamkeit ſelbſt zieht, durch die Vergeſellſchaftung der Ideen, das Andenken des übrigen Unangenehmen herbey. Der Glückliche und Geſunde kann daher leichter einſam ſeyn.

IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit.

1. Man iſt ganz ſein eigner Herr. Betragen, Geberden, Stellung, Kleidung, Beſchäftigung, alles hängt von uns ab, und wird von niemanden, oder von unbedeutenden Leuten controlirt. Das

Auge des Beobachters, die Satire des Witzigen, das nachtheilige Urtheil des Uibelgeſinnten, die Mißbilligung des Höhern ſchrecken uns nicht. Alle diejenigen alſo, welche gerne ein Schlafrock-Leben führen; diejenigen, welche ſich nicht anders als in ihrer äußerſten Commodität wohl befinden; die, welche ſich ſeltſame Eigenheiten angewöhnt haben, dieſe Eigenheiten kennen, und doch nicht laſſen wollen; die, welche, aus Kargheit oder Faulheit, ihr Aeußeres vernachläſſigen, und ungern ihre Sorgfalt oder ihr Geld darauf wenden, ihrer Perſon oder den ſie umgebenden Dingen eine anſtändige und andern gefällige Form zu geben; alle dieſe lieben ſchon deßwegen die Einſamkeit.

2. Ruhe iſt das Eigenthum der Einſamkeit. Und wer jene ausſchließlich, oder lebhafter, als Vergnügen; liebt, wird auch immer dieſe der Geſellſchaft vorziehen. Daher iſt die Einſamkeit das Aſyl kranker, ſchwacher, alter Leute. Jede Ermüdung treibt uns von Zeit zu Zeit zu ihr: ſo wie uns die wiederkehrende kraftvolle Munterkeit wieder reizt, die Geſellſchaft und die Welt aufzuſuchen. Die Geſellſchaft iſt für Leute, die ſie zu genießen wünſchen, immer Anſtrengung, ſey es auch nur eine innere; (und gerade dieſe iſt die ermüdendſte, wenn der Menſch entweder thätig zu ſeyn ſucht, und es gelingt ihm nicht, oder wenn er der langen Weile und dem Verdruſſe widerſtehen ſoll.) Daher gerade die geſellſchaftlichſten Menſchen, wenn ſie

zugleich etwas ſchwächlich oder überempfindſam ſind, nach dem Genuſſe der Geſellſchaft, hinwiederum mit der größten Sehnſucht die Einſamkeit wünſchen; da hingegen gewiſſe Phlegmatiker, die wenig oder nichts in Geſellſchaft leiſten oder fordern, und daher in der Einſamkeit, wie man denken ſollte, am beſten beſtehen könnten, und am wenigſten verlieren würden, doch, wenn ſie einmahl durch ihren Stand in die Welt geworfen und an den Umgang gewöhnt ſind, am beſten in dem Geräuſche ohne Unterbrechung ausdauern können. Wer nie Ruhe verlangt, muß entweder wenig arbeiten und ſtets ruhen, oder ein ganz ungewöhnliches Maß von Kräften haben. Eben ſo muß der, welcher ſich nie nach der Einſamkeit ſehnt, entweder nur wenig Gemüths- und Leibes-Kräfte auf die geſellſchaftliche Unterhaltung ſeiner ſelbſt und andrer wenden, und eben deßwegen ein mittelmäßiger, unbedeutender Geſellſchafter ſeyn: oder er muß ein ausgezeichnet lebhaftes Temperament und großes Genie beſitzen.

3. Der Genuß der Natur iſt ein Vergnügen, das die Einſamkeit nicht nur erlaubt; ſondern das auch faſt nur in ihr vollſtändig möglich iſt. Nur dann geben wir auf das Lebloſe recht Acht, wenn uns das Lebendige fehlt. Nur dann, wenn uns die Menſchen und ihre Werke und Wirkungen nicht mehr an ſich ziehen: verweilen wir bey Bäumen, Flüſſen, Bergen, Wieſen lange genug, um alle die Eindrücke zu empfangen, welche uns dieſe na-

türlichen Gegenſtände geben können. Wir werden überdieß nicht durch die Unempfindlichkeit andrer Menſchen, oder durch ihre ungleichartigen Empfindungen in unſern Gefühlen geſtört.

4. Endlich die Meditation erfordert durchaus Einſamkeit, und in ihr, wenn ein Menſch dazu fähig iſt, ſelbſt zu denken, liegt das größte Vergnügen.

Die Selbſtkenntniß iſt die erſte und wichtigſte Frucht der Meditation. Denn der Selbſtdenker kommt gewiß auf ſich zurück, oder fängt von ſich an. Eine Reihe Gedanken, die ganz von unſrer Kraft ausgeht, geht auch von uns als Gegenſtande aus. Es iſt nicht möglich, daß, wenn wir mit eignen Augen etwas ſehen, wir uns dabey ganz aus dem Geſichte verlieren.

Aber dafür gewöhrt uns die Einſamkeit zu wenig frappante Fälle, wo wir uns ſelbſt ertappen, und unſre verborgnen Leidenſchaften, Fehler u. ſ. w. entdecken könnten. Alſo nur das Studium des vergangenen Lebens kann uns den Stoff unſrer Meditation, die auf Selbſtkenntniß abzielen, darbiethen. Das war auch die Meinung der Einſiedler und Mönche; das liegt in der Idee der Buße. Aber Wenige ſind mit der Geſchichte ihres eignen Lebens gut genug zu dieſem Ende bekannt.

Die Einſamkeit iſt angenehm, als Ruhe, für den Kranken; — dann, als Entfernung von Störungen, für den Studierenden und Andächtigen. Sie iſt beſchwerlich für den Geneſenden, und für alle, die einen gewiſſen Grad von Activität, aber nicht genug haben, um ſich ſelbſt und allein zu beſchäftigen.

Ende des vierten Theils.

Uiberſicht des dritten Theils.

Seite

Uiber Geſellſchaft und Einſamkeit . 9

Erſter Abſchnitt: Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes 13

I. Einfluß der Geſ. und Einſ. auf die Einſammlung von Kenntniſſen

1. Der Geſellſchaft . . . 14

2. Der Einſamkeit . . . 38

II. Einfluß der G. und E. auf die Uibung des Geiſtes

1. im Allgemeinen . . . 87

2. im Beſondern . . . 100

III. Einfluß der G. und E. auf die Meinungen 126

Zuſätze:

Uiber einige Verſchiedenheiten der Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft . 136

Uiber das Schreiben . . 143

Uiber die zweckmäßige Verbindung der Einſamkeit mit der Geſellſchaft 164

Zweiter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter

Vorbereitende Betrachtung einiger dahin gehörenden Meinungen und Thatſachen 168

Seite
Erſte Abtheilung: Was trägt E. oder G. zur Bildung moraliſcher Grundſätze bey? . . . 207
Zweyte Abtheilung: In wiefern verurſachen E. und G. gewiſſe Handlungen oder Gewohnheiten?
I. Allgemeine Betrachtungen; vornehmlich über die Macht der Beyſpiele, über das Spiel, die Liebe u. ſ. w. 229
II. Beſondere Betrachtungen über den Einfluß der G. und E.
1. auf die Klugheit . . 272
2. auf Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit 276
3. auf Stolz oder Beſcheidenheit . 298
4. auf Mäßigung . . . 318
5. auf Muth . . . 340

Uiberſicht des vierten Theils.

Dritter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten 5
I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes 7
II. Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen . 23
III. Reſultate aus dieſer Geſchichte . 29
IV. Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters 37
Praktiſches Reſultat . . 51
Vierter Abſchnitt. Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit
Erſte Abtheilung.
Arten der Geſellſchaft.
A. Geſellſchaften zum Vergnügen
I. Prunkgeſellſchaften . . . 57
II. Familiengeſellſchaften . . . 63
III. Kaffeehaus-Geſellſchaften . . 65

Seite

IV. Clubs

1. politiſche 70
2. gelehrte 76
V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte 86
VI. Geſellſchaft verſchiedner Zeiten und Völker 92
B. Geſellſchaft in Geſchäften . . 97

I. Zur Regierung des Staates

1) Umgang des Souverains

1. mit den Miniſtern . . 99
2. mit Unterbeamten und andern Unterthanen 112

2) Umgang der Miniſter

1. mit dem Fürſten . . 116
2. unter einander . . . 118
3. mit den Collegien . . 119
4. mit den Subalternen . . 120
5. mit den Clienten . . 121

3) Umgang der Glieder von Landescollegien

1. unter ſich ſelbſt . . . 122
2. mit andern, vornehmlich der Richter mit den Parteyen . . 129
II. Umgang bey militäriſchen Geſchäften 138

III. Umgang des Gewerbsſtandes

1) des Kaufmannes . . . 144

2) der Handwerker

1. unter ſich ſelbſt . . . 152
2. mit ihren Kunden . . 156

3) der Landbauer

1. der Arbeiter . . . 160
2. der Gutsbeſitzer . . 163

IV. des Lehrſtandes

1) der Kirchenlehrer

1. unter einander . . . 166
2. mit ihren Gemeinen . . 180

2) der Schullehrer

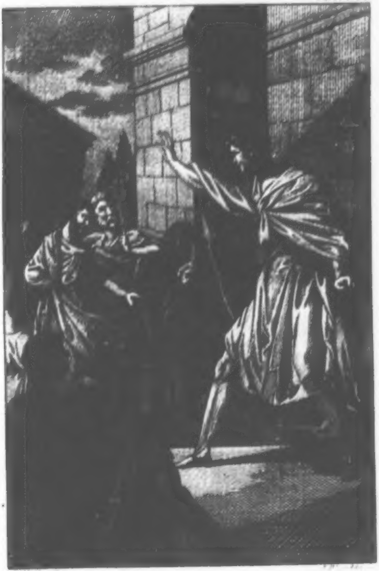
Seite
1. auf niedern Schulen und Gymnaſien
unter einander . . . 191
mit ihren Schülern . . . 196
2. auf Univerſitäten . . 212
V. der Aerzte.
1) mit einander 220
2) mit Patienten und deren Familien
Zweyte Abtheilung . . . 244
Arten der Einſamkeit
A. der zufälligen
I. die aus der Lage der ganzen Geſellſchaft entſteht
1) überhaupt 246
2) beſonders
1. des Wilden . . . 256
des Nomaden . . . 261
2. des Coloniſten . . . 269
II. Die aus der Lage des einzelnen Menſchen entſteht
1) deſſen, der in in großen Städten ohne Verbindung lebt . . 275
2) deſſen, der auf dem Lande oder in einſamen Städten lebt . . 296
B. Der vorſätzlichen
I. Religiöſe Einſamkeit . . . 306
II. Gelehrte Einſamkeit . . . 314
Fünfter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Glückſeligkeit des Menſchen
I. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft . . 318
II. Das Unangenehme der Geſellſchaft 329
III. Das Unangenehme der Einſamkeit 342
IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit 344

Christian Garve's
ſämmtliche Werke.
Fünfter Band.

Enthält:

Vermiſchte Aufſätze.
Erſter Theil.

Garve 3. Th.



[illegible] [illegible]

Straft die abgefallnen Rebellen wie sie es verdienen.

Vermiſchte Aufſätze

welche

einzeln oder in Zeitſchriften

erſchienen ſind.

Neu herausgegeben und verbeſſert

von

Chriſtian Garve.

Erſter Theil.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Breßlau 1801.

4/11 872

Ges. Werke 573

Vorbericht.

Die Aufſätze, welche ich hier geſammelt den Publikum vorlege, waren urſprünglich für einen engern Kreis von Leſern beſtimmt, und haben, im Inhalte ſowohl als Vortrage, manches, was ſich nur auf dieſen Kreis bezieht. Die Abhandlungen über den Charakter der Bauern, welche über die Hälfte dieſes Bandes einnehmen, und die darauf folgende kleinere von dem Charakter der Schleſier wurden ausgearbeitet, um in der Schleſiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft, deren Mitglied ich war, vorgeleſen zu werden. Alle die übrigen Aufſätze, — den einzigen von der Muße, ausgenommen, der im Teutſchen

Muſäum eingerückt war — ſind in den Schleſiſchen Provinzialblättern zuerſt erſchienen. Ich habe ſie bey dieſer neuen Ausgabe mit derjenigen Sorgfalt durchgeſehen und von Fehlern zu reinigen geſucht, welche die Achtung für die gröſsere Leſewelt, der ich ſie jetzt vorlege, erfordert. Das Urtheil derſelben wird entſcheiden, ob ſie in dieſer Geſtalt der öffentlichen Aufmerkſamkeit würdig ſind.

Uiber

den Charakter der Bauern

und

ihr Verhältniß

gegen die Gutsherren

und

gegen die Regierung.

Uiber
den Charakter der Bauern
und
über ihr Verhältniß gegen die Gutsherrn und gegen die Regierung.

Erſte Vorleſung.

Es iſt nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von den Charakteren ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher, und daß es auch eher möglich iſt, die Charaktere der verſchiednen Stände in Einer Nation richtig zu ſchildern.

Zwar, wenn dieſe Nationen verſchiedne Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen ſtehn, und Länder von verſchiednem Klima bewohnen, ſo können allerdings ihre Unterſchiede ſo groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derſelben ſo herrſchend ſeyn, daß ſich dieſe Charakter-Züge beobachten, und mit einiger Beſtimmtheit angeben laſſen. Der franzöſiſche, engliſche, teutſche National-Charakter läßt ſich ſchildern. Nur iſt auch hier die Beobachtung ſchwer, weil der Gegenſtand zu groß iſt; und die Täuſchung iſt leicht, weil jeder Beobachter immer von einem Theile auf das Ganze ſchließen muß.

Aber wen man von den Einwohnern einer eingeſchränkten Provinz, z. B. Schleſiens, — weil man ſie wegen ihres eigenthümlichen Nahmens als eine eigne Nation anſieht, — auch einen beſondern Charakter angeben will; ſo iſt es faſt unmöglich, daß dieſe Schilderung beſtimmt, oder daß ſie richtig ſeyn ſollte. Sie ſagt entweder nichts bedeutendes, oder ſie ſagt etwas falſches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schleſier mit einiger Zuverläßigkeit zu beſtimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen ſind, nach ſo vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauſchungen, nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues Syſtem von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Pohlen und Teutſche ſind gemeinſchaftliche Einwohner von Schleſien: die Charaktere der beyden Nationen zeichnen ſich noch immer merklich aus, Sachſen und Niederſchleſien hingegen werden beyde von Teutſchen bewohnt: die Unterſchiede der Menſchen in beyden Provinzen ſind feine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffallender ſind diejenigen Unterſchiede, und weit wenigern Ausnahmen unterworfen.

welche in jeder Nation die verſchiedenen Stände von einander abſondern, ſeit dem die Ungleichheit dieſer Stände, durch eine Reihe von Generationen befeſtigt, jedem ſeine eigne Beſchäftigung angewieſen, jeden mehr in ſich ſelbſt verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwiſchen den Sitten der großen Welt in allen Europäiſchen Hauptſtädten iſt eine Aehnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Geſellſchaften der einen in die der andern plötzlich verſetzt würde, man nur aus einem Hauſe deſſelben Orts in das andre gekommen zu ſeyn glaubte. Zwiſchen den Sitten des Adelichen, des Bürgers, des Bauern iſt, in Frankreich ſowohl als in Schleſien, ein Abſtand, der jedem in die Augen fällt, ſobald er von der einen Claſſe zu der andern übergeht.

Dieſe Charaktere der verſchiednen Stände zu kennen, iſt auch ohne Zweifel, für das Privatleben und für die innere Regierung eines Landes, von eben ſo großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten iſt, die National-Charaktere zu wiſſen.

Der Charakter der verſchiednen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derſelben gegen einander; und alſo auf alle Geſchäfte, wo Leute aus mehreren ſich zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke vereinigen. Jeder Menſch hat mit Perſonen von höherm und niedrigerm Stande zu thun: die Regierung hat mit allen zu thun. In politiſchen alſo ſowohl, als in ökonomiſchen und moraliſchen Rückſichten, iſt es nützlich, die Geſinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrſchen.

Unter dieſen Claſſen nimmt ſich wieder der Bauernſtand durch größere und abſtechendere Verſchiedenheiten aus. Die Kenntniß des ihm eigenthümlichen Charakters iſt mit der Landwirthſchaft, dem Gegenſtande, welchen dieſe Geſellſchaft bearbeitet, genauer verbunden. Entweder iſt der Bauer ſelbſt Landwirth, oder er iſt das lebendige Werkzeug der Landwirthſchaft andrer. Will die Regierung ihn ſelbſt zu einem beſſern Wirthe machen; will ihn der Gutsherr zu ſeinem größern Vortheile brauchen? Beyde müſſen wiſſen, wie ſie ihm beykommen, auf welche Weiſe ſie am ſicherſten auf ihn wirken können. Die Kunſt, mit den Bauern umzugehn, iſt vielleicht das ſchwerſte Stück bey einer großen Landwirthſchaft.

Ohnerachtet ich nicht in einer Lage bin, wo ich viel mit dem gemeinen Landmanne habe umgehn können; ob ich gleich beſonders nie ein Geſchäfte mit ihm gemeinſchaftlich getrieben habe, wobey man die Menſchen am beſten kennen lernt: ſo habe ich doch jede Gelegenheit genutzt, ihn zu beobachten, und ich bin aufmerkſam auf das Betragen desſelben gegen andre geweſen. Die Gedanken, welche ich hier der Geſellſchaft über dieſen Gegenſtand mittheile, ſind nicht ſowohl ausgewachte Erfahrungen, mit welchen ich dieſelbe zu belehren hoffe: es ſind Verſuche, die ich ihr zur Prüfung vorlege, da ſo viele Mitglieder derſelben im Stande ſind, durch langjährige Erfahrungen meine Ideen zu berichtigen, oder zu widerlegen.

Der Charakter der Bauern wird hauptſächlich durch zwey Urſachen beſtimmt. Erſtlich durch ihre Beſchäftigung, die eine körperliche, ſchwere, einförmige Arbeit iſt, und wenig Umgang mit Menſchen andrer Stände veranlaßt; zweytens durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchen ſie in einer beſtändigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, deſſen Gerichtsbarkeit ſie unterworfen, und dem ſie zu Dienſten und Abgaben verpflichtet ſind.

Vermöge des erſten Umſtandes haben ſie alſo diejenige Ausbildung des Verſtandes und die Stimmung des Geiſtes, welche Leute bekommen, die ſich nur mit einem einzigen Gegenſtande beſchäftigen, aber dieſen Gegenſtand durch beſtändige Erfahrung, durch das eigne Handanlegen, und durch eine von dem Intereſſe geſchärfte Aufmerkſamkeit ſehr genau kennen lernen. — Die Begriffe ſolcher Leute ſind eingeſchränkt, aber ſind, ſo weit ihr Geſichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: ſondern alles, was ſie wiſſen, haben ſie mit Augen geſehen und mit ihren Händen betaſtet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer

Verwandten, Nachbarn und Bekannten, nebſt dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirthſchaft gehört, machen den einzigen, ſo wie den immerwährenden, Gegenſtand ihres Nachdenkens und ihrer Geſpräche aus. Dieß alles nun führt zu dem, was man bon sens nennt. Denn jedermann würde ihn haben, wenn keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meiſten der halbverſtandnen Begriffe, die zu falſchen Schlüſſen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, der: er mag nun aus der Schule mitgebracht, oder aus dem Umgange und aus Büchern geſchöpft ſeyn. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu faſſen bekömmt, als was die Sinne vorher beſchäftigt hatte: — da kann der Verſtand vielleicht leer bleiben; wenn der Geſichtskreis des Menſchen zu klein iſt; — aber er wird nicht ſchief und unrichtig werden.

Der zweyte Umſtand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigſtens in teutſchen Staaten, beſtimmt, iſt ihr Verhältniß gegen ihre Gutsherren, und gegen die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt. Sie ſind die unterſten Glieder der letztern, und ſind alſo oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgeſetzt. Sie ſind von den erſtern zugleich Dienſtleute, die ihnen arbeiten müſſen, und Vaſallen, die von ihnen gerichtet und geſtraft werden. Dieſe doppelte Gewalt führt nothwendig etwas willkürliches mit ſich: — und wenn ſie auch gerecht iſt, ſo iſt ſie doch drückend. Kein Stand wird ſo unaufhörlich der Oberherrſchaft, die andre über ihn haben, gewahr, als der Bauernſtand.

Es gibt eine andre Claſſe unſrer Mitbürger, die, ſo unähnlich ihre übrigen Umſtände mit den Umſtänden der Bauern ſind, doch in dieſen beyden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß ſie alle nur eine einzige Art von Geſchäften treiben, und daß ſie lange ſind gedrückt und verachtet worden. Das ſind die Juden. Beyde nähmlich, Juden und Bauern, bekümmern ſich nur um eine einzige Sache, intereſſiren ſich nur für eine: jene um den Handel, dieſe um den Ackerbau. Beyde ſind in der bürgerlichen Geſellſchaft von langen Zeiten her größern Laſten unterworfen, und mehrern Ungerechtigkeiten ausgeſetzt geweſen, als ihre Mitbürger. Und zum Beweiſe, daß dieſe Lage auf den Charakter des Menſchen einen ſichern und beſtimmten Einfluß hat, finden ſich auch zwiſchen dieſen beyden Claſſen, ſo groß im übrigen die Verſchiedenheit ihrer Volks-Art, ihrer Religion und ihres Gewerbes iſt, gewiſſe Aehnlichkeiten des Charakters, die auffallend ſind.

Der Jude wird, wie der Bauer, gewitzigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher, (die, welche ſie haben, ſind in beyden oft mehr geſchickt, ihre Köpfe zu verderben, als zu bilden.) ſondern durch ihre Beſchäftigung in ihrem Gewerbe, auf die ſie Aufmerkſamkeit wenden müſſen, weil ſie die Noth dazu treibt, und auf die ſie alle Aufmerkſamkeit wenden können, weil ſie und alle die Ihrigen mit keinen andern Gegenſtänden zu thun haben.

Eine Folge bey beyden, von dieſer ſelbſterlangten Klugheit in einer einzigen Sache, und dem Mangel von Kenntniſſen in allen andern, iſt, daß ſie ſich noch klüger zu ſeyn einbilden, als ſie ſind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, ſo oft ſie unter ſich und bey der Luſt ſind; wenn man auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen zuweilen auch gegen Höhere entwiſchen, ſo wird man finden, daß ſie von dem Verſtande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn ſie dieſe als gelehrter gelten laſſen, ſie ſich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen ſieht der Bauer für eine Art von leichtſinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beſchäftiget ſind, und die von dem Soliden und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau iſt, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Perſonen aus jedem Orden klug, auch nach ſeiner Weiſe, und in ſeinem Geſchäfte einſichtsvoll findet: ſo iſt es immer mit einer Art von Befremdung, daß er ihnen dieſe Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erſt Vorurtheile bey ihn überwunden werden mußten, ehe er dem Augenſcheine trauen konnte.

Auf gleiche Weiſe habe ich oft geſehn, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Chriſt die Kunſtgriffe ſeines Handels und die Ränke, die dabey angewandt werden können, einſieht, ſich wundert, wie deſſen Scharfſinn ſo weit habe reichen können.

Dieſe geringe Meinung von dem Verſtande anderer iſt allen Menſchen eigen, die ſelbſt einen eingeſchränkten, — aber in Einer Sache durch Uebung geſchärften, — Verſtand haben. In Abſicht derſelben überſehen ſie wirklich viele andre. Von andern Gegenſtänden aber, wobey ſich auch Scharfſinn und Klugheit zeigen könne, haben ſie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten ſind in eben dem Falle.

Die zweyte Aehnlichkeit zwiſchen Juden und Bauern, die aus der zweyten Urſache entſteht, aus dem Drucke, unter welchem ſie oder ihre Vorfahren gelebt haben, iſt das Mißtrauen beyder gegen ihre Obern, und in gewiſſer Maße gegen alle, welche nicht von ihrem Volke oder von ihrem Stande ſind; — die Einbildung, daß ſie nicht Unrecht thun, wenn ſie durch Liſt und Betrug denen etwas abzugewinnen ſuchen, die ſo viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen ſeine Herren, und gegen Perſonen, die von dem Stande deſſelben, oder die mit ihm in Verbindung ſind, —

daher auch gegen die Unterregierungen ſelbſt, — iſt ein charakteriſtiſcher Zug ſeines Gemüths, der auf ſein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieſes Mißtrauen iſt, ſo wie die Urſache desſelben, von doppelter Art. Entweder iſt es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwiſſenheit, oder es iſt wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom böſen Willen des anderen.

Das Mißtrauen der erſten Art iſt die Geſinnung der Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden dieſe von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekanntſchaft, nur der öftere Umgang vertreibt die dem Menſchen natürliche Schüchternheit, die man bey Kindern gegen Fremde bemerkt, und die jedem Geſchöpfe, das ſeine Schwäche fühlt, in Abſicht neuer und ungewohnter Gegenſtände eigen iſt. Dieſe Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über: denn man iſt Perſonen nicht gewogen, die eine ſo unangenehme Empfindung, als die Furcht iſt, erregen. — Zum Theil iſt der Anblick des Prunks, der den Höhern unterſcheidet, — ſind alle die ſichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht ſo tief in die Sklaverey verſunken iſt, daß er gar keine Vergleichung zwiſchen ſich und ſeinem Gebiether anſtellt, ſo ſieht er den letztern ſelten ohne Neid an: und mit dem Neide iſt Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweyte Art des Mißtrauens entſteht aus mehr poſitiven Urſachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutsbeſitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennutz getrieben werden; daß ſie ihre Rechte ſo weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern ſo zu beſchränken ſuchen, als möglich. Dieſe Geſinnung, die mehrern Gutsherren zukömmt, vermuthet der Bauer bey allen: dieſe Bewegungs-Gründe, die bey manchen Operationen derſelben ſichtbar ſind, ſieht er als die einzigen an, durch die ſie regiert werden.

Uiberdieß ſind ſeine und ſeines Herren Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegen geſetzt: nämlich inſofern die Vortheile des Arbeiters und deſſen, der die Arbeit bezahlt, entgegen geſetzt ſind. Dieſer Widerſpruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in andrer Abſicht zwiſchen ihrem beyderſeitigen Intereſſe obwaltet, iſt verſteckter und erfordert Uiberlegung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bey dem erſten ſtehn.

Bey jeder Neuerung, die ſein Herr macht oder ihm vorſchlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm ſchädliche Folgen ſieht, vermuthet er doch ſchädliche Abſichten. Um alſo nicht überliſtet zu werden, widerſetzt er ſich, ehe er noch geprüft hat. Dieſe Parthey ſcheint ihm immer die ſicherſte zu ſeyn.

Dieſes Mißtrauen des Bauern, habe ich geſagt, erſtreckt ſich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherren. — Eben weil dieſer auf der andern Seite durch ſeine Erhabenheit von den Gutsherren ſo weit entfernt iſt, als er ſelbſt, der Bauer, es durch ſeine Niedrigkeit iſt, ſo glaubt letzterer, daß der Fürſt unparteyiſch ſey. Aber die Beſitzer der Gerichtshöfe und Landes-Collegien ſind mit ſeinem Gutsherren von gleichem Range; beyde gehen viel mit einander um; jene können von dieſem Gefälligkeiten und Dienſte erwarten: ſie ſind ihm alſo nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umſtand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß ſie ſehr zuſammenhängen. Sie leben viel geſellſchaftlicher unter ſich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie ſehen ſich einander alle Tage, bey jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnſtube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entſtehen mehrere Folgen. Erſtlich, ſie werden durch den Umgang, nach ihrer Art, geſchliffen, abgewitzigt. Sie ſind zum Verkehr mit ihres Gleichen geſchickter; ſie haben von vielen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens, — von allen denjenigen nähmlich, die in ihrem Stande und bey ihrer Lebensart vorkommen können, — beſſere Begriffe, als der gemeine Handwerksmann. Dieſer beſtändige Umgang, dieſe immerwährende Geſellſchaft iſt es auch bey ihnen, wie bey den Soldaten, was die

Mühſeligkeiten ihres Zuſtandes erleichtert. Es iſt ein großes Glück, nur mit ſeines Gleichen, aber mit dieſen viel und ohne Unterlaß umzugehen: damit eine genauere Bekanntſchaft und eine wechſelſeitige Vertraulichkeit, wenigſtens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entſtehe, ohne welchen der Umgang nie angenehm iſt. Der Adel genießt dieſer Vortheile. Er geht meiſtentheils nur mit ſeines Gleichen um, weil er ſich aus Stolz von den Niedrigern abſondert: und er kömmt mit ſeines Gleichen viel zuſammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand ſetzen. — Dem Bauer werden durch entgegengeſetzte Urſachen ähnliche Vortheile zu Theile. Seine Niedrigkeit iſt ſo groß, daß ſie ihn hindert, auch nur den Wunſch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehen. Er ſieht faſt nie andre Menſchen, als Bauern, um ſich. Und ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Arbeit bringt ihn mit dieſen ſeines Gleichen häufig zuſammen. Der Handwerker aus den geringern und zahlreichen Zünften hat einige dieſer Vortheile auch, obgleich bey weitem nicht in dem Grade wie der Bauer: der vornehmere Handwerksmann aber, der geringe Kaufmann, ſelbſt ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit dieſen nicht umgehen: ſie mögen mit den Niedrigern nicht umgehen: ihre Claſſe iſt nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Geſellſchaft gethan werden, und Stunden der Muße haben ſie wenig.

Eben dieſer Umſtand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politiſcher Körper handeln: daß bey ihnen gewiſſermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratiſchen Verfaſſung eintreten; daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte ſo viel über ſie vermag, und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er iſt ferner Urſache, daß Perſonen andrer Stände ſo wenigen moraliſchen Einfluß über die Bauern haben können, es ſey dann durch Herrſchaft und Zwang. Die Urtheile, Vorſtellungen, Beyſpiele der Höhern, hören und ſehen ſie ſelten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen ſich ein ſolcher Einfluß erwarten ließe, ſind nur einzelne Perſonen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen ſind ſie beſtändig umgeben; deren ihre Meynungen und Geſinnungen müſſen alſo nothwendig, auch bey denen, welche richtigere und beſſere kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Cardinal Retz macht an mehrern Stellen ſeiner Memoiren, indem er das Verfahren des Pariſer Parlements bey den Unruhen der *Fronde* beſchreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corpora, ſie mögen noch ſo viele aufgeklärte und fein gebildete Leute in ſich enthalten, doch, wenn ſie beyſammen ſind, um gemeinſchaftlich etwas zu berathſchlagen oder zu beſchließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch ſolche Vorſtellungen und Leidenſchaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Urſachen davon laſſen ſich muthmaßen. Erſtlich in großen Verſammlungen wirken Vernunft und ſittliches Gefühl, wenn auch dieſe Eigenſchaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht ſo viel, als Eigenſchaften ſchlechterer Art, die aber einen mehr ſinnlichen Eindruck machen: dergleichen eine gewiſſe populäre Beredſamkeit, und Witz, mit Kühnheit verbunden, ſind. Ferner gibt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menſchen beyſammen ſind, anſteckend werden, wie das Lachen. Viele Perſonen nehmen an dem Unwillen oder der Freude einer Geſellſchaft, worin ſie ſich befinden, Theil, ohne die Gegenſtände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entſtanden iſt. Noch mehrere, wenn ſie auch den Grund der Sachen wiſſen, und ſelbſt daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größre Bewegung, als dieſe Sache an und für ſich bey ihnen verurſachen würde. Der Anblick ſo vieler in Leidenſchaft geſetzter Menſchen bringt ſie aus ihrer gewöhnlichen Faſſung; und ſie ſtimmen mit dem Haufen zu Maßregeln ein, die ſie gewiß würden verworfen haben, wenn ſie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größre Theil der Menſchen ſchwach und ohne beſtimmten Charakter iſt: ſo werden die Entſchlüſſe, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das nothwendige Grundgeſetz aller berathſchlagenden Geſellſchaften, — von dieſer Schwäche und Thorheit die Spuren tragen.

Wenn dieß in Verſammlungen, deren Glieder aus den geſitteten Ständen ſind, ſich ſo verhält: wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel ſeyn, wenn er ſich in zahlreichen Haufen verſammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig ſind, auszumachen. Daher ſieht man auch, daß Bauern, welche bisher die geſittetſten und vernünftigſten geſchienen hatten, ſobald ſie ſich zuſammen rotten und für Einen Mann ſtehen, es ſey gegen ihren Herren oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorſtellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichſten und ungereimteſten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, gibt es kluge und gute Leute in demſelben Verhältniſſe, als unter allen übrigen Ständen: aber eine Bauern-Verſammlung charakteriſiert ſich faſt immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von dieſem Theile der Menſchen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, faſt immer nur unter dem allgemeinen Geſichtspuncte, als Bauern, — nach dem *allgemeinen* Verhältniſſen des Standes, nicht nach den *beſondern* des perſöhnlichen Charakters.

Auf die individuellen Unterſchiede zwiſchen Bauer und Bauer, geben ſie nur wenig Achtung; bey dieſen verweilen ſie wenigſtens mit ihrer Aufmerkſamkeit nicht lange. Aber die Geſinnungen, das Betragen des ganzen Standes, dieſe ſind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längſten in Gedanken ſchweben. Und da dieſes Betragen ſich ſelten anders, als durch Widerſetzlichkeit, und oft durch Dummheit auszeichnet: ſo entſteht daraus die Veranlaſſung zu ſehr nachtheiligen Urtheilen von Bauern überhaupt; Urtheile die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuſer der Einzelnen geht, und das Verhalten eines jeden gegen die Seinigen, gegen ſein Geſinde, ſeine Nachbarn u. ſ. w. unterſucht.

Man findet bey den Bauern noch eine andere Folge von dem eſprit de corps; daß nähmlich in manchen Gegenden, ſelbſt in einzelnen Dörfern, ein gewiſſer eigner Charakter herrſchend wird; daß ſich die Anlage zu gewiſſen Laſtern oder Tugenden, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Lüderlichkeit, oder Widerſetzlichkeit und Grobheit, oder diebiſches Weſen, auf der andern Arbeitſamkeit, oder Sparſamkeit; — bey den Einwohnern dieſes oder jenes Diſtricts gleichſam feſtſetzt und durch mehrere Generationen forterbt. Man wird eben dieß, nach dem Zeugniß verſtändiger Officiere unter der Armee bey einzelnen Regimentern, ſelbſt bey Compagnien gewahr: daß ſie ſich durch einen gewiſſen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denſelben mehr oder weniger ſichtbar wird. So iſt der Fall bey Univerſitäten, bey Schulen, bey allen ſolchen politiſchen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menſchen leben, ſtark unter ſich zuſammenhängen, und ſich nur durch einen ſo allmähligen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn ſie auch von andrer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in ſolchen Geſellſchaften herrſchend geworden ſind, laſſen ſich deshalb ſchwer und nur langſam verbeſſern. Bey den Corps aus dem Soldatenſtande kann ein neuer Befehlshaber ſehr viel ändern, weil dieſer nicht nur Obrigkeit, ſondern auch Erzieher ſeiner Untergebnen iſt. Der Edelmann kann bey ſeinen Bauern weniger, und er kann das nicht ſo ſchnell ausrichten, da er nicht in ſo vielen Verhältniſſen ſie beherrſcht, und nicht in ſo immerwährendem Verkehr mit ihnen ſteht.

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichſam a priori zu ſchließen; andere werden am beſten a poſteriori erkannt, wenn man theils ihre äußern Sitten und ihre Handlungsweiſen beobachtet, theils auf die Meinungen Acht giebt, welche in der Welt von ihnen herrſchen, und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von dieſen die Veranlaſſung aufzuſuchen.

Die Anmerkungen dieſer Art können, als Beobachtungen, nicht in einem ſtrengen Zuſammenhange unter ſich ſtehn. Die meinigen werden um deſtomehr Stückwerk ſeyn, da ich nur kurze und immer unterbrochne Beobachtungen anzuſtellen Gelegenheit gehabt habe.

I.

Es iſt ein altes Sprüchwort, wenn der Bauer nicht muß, ſo rühret er weder Hand noch Fuß: und wirklich iſt, bey einem großen Theile auch des jungen Dienſtvolks, die äußerſte Trägheit in Gebärden und Stellungen ſichtbar. Woher kömmt das?

Erſtlich. Von jeder ſchweren körperlichen Arbeit, wenn ſie nicht zugleich abwechſelnd und beluſtigend iſt, oder zum Schauſpiele für andre dient; wenn ſie die Glieder des Körpers nicht in ſchnelle und lebhafte, ſondern in langſame und anhaltende Bewegung ſetzt: von jeder ſolchen Arbeit iſt, wegen der damit verbundnen Ermüdung, der Hang zur Trägheit faſt unausbleiblich die Folge. Von dieſer Art iſt die Arbeit des Bauern: ſie macht ſeinen Körper ſteif und unbehülflich, und alſo ſeine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweytens. Trägheit iſt eine Folge der Leerheit des Geiſtes. Niemand ſetzt ſich anders in Bewegung, als wenn in ſeiner Seele Begierden entſtehen, welche die Triebfedern zu Handlungen ſind. Und Begierden ſetzen Vorſtellungen, ſetzen Kenntniß von gewiſſen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünſcht auch nichts; und wer nichts wünſcht, wird auch wenig zu thun Luſt haben. Je geringere Bekanntſchaft daher der Bauer mit gewiſſen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und je weniger Neigung er dazu hat, deſto ſchwächere Triebfedern hat er auch; folglich deſto weniger Thätigkeit, — wofern ihn nicht Hunger oder äußerer Zwang dazu antreibt. Dieſe Quelle der Trägheit wird unſtreitig durch Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts verſtopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht immer zu ſeiner moraliſchen Beſſerung bey; denn wir ſehen ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Cultur am höchſten iſt: aber das thut ſie gewiß, daß ſie ihm ſeine Gedankenloſigkeit benimmt, wodurch auch ſeine Unbeweglichkeit vermindert wird; daß, indem ſie ſeinem Geiſt etwas mehr Beſchäftigung gibt, ſie ihn auch zur äußern Geſchäftigkeit aufgelegter macht.

Vielen Faulen koſtet nur der erſte Schritt etwas. Wenn ſie einmahl in Bewegung ſind, ſo fahren ſie mechaniſch fort zu arbeiten, und ſind oft unermüdeter als die, welche mit Luſt und Munterkeit an die Arbeit gingen.. Die Urſache iſt dieſe: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele, als im Körper. Beym Anfange einer Arbeit iſt Nachdenken nöthig, es ſey, um ſich zu entſchließen, es ſey um die Anſtalten dazu zu treffen. Zur Fortſetzung einer ſolchen Arbeit aber, dergleichen der Bauer ſie hat, iſt nur Anſtrengung der Muskeln nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert; ihm entweder mehr Gegenſtände dazu darbiethet, oder ihn mehr in die Uibung desſelben bringt: der macht ihn gewiß auch behender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Unterricht.

Der Charakter des Bauern nähert ſich dem Charakter des Wilden: und dieß um deſto mehr, je ungeſitteter er iſt. Die Unthätigkeit des Irokeſen oder des Hottentotten in ſeiner Hütte iſt unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf einem Flecke ſitzen, oder zuſammen gekrümmt wie ein Igel liegen, ohne ſich zu rühren, ohne einen Laut von ſich zu geben. Eben derſelbe Menſch wird, wenn ihn die Luſt oder der Hunger auf die Jagd treibt, Wochenlang die Wälder durchſtreichen, und in einer unaufhörlichen Bewegung ſeyn können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kömmt aus der Gedankenloſigkeit: dieſe unermüdete Thätigkeit kömmt von der Stärke des Körpers. Der Uibergang von dem einen Zuſtande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenſchaft geſchehn.

Dieſe Schilderung ſcheint nichts anders als die Carricatur von dem Bilde vieler unſrer Bauern zu ſeyn. Ihre Faulheit ſteht immer im Verhältniſſe mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie iſt nicht ſowohl Abneigung von aller Arbeit, als Abneigung von der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil ſie die Bewegungsgründe dazu nicht einſehen oder weil dieſe Bewegungsgründe nicht ſtark genug auf ſie wirken. Sie iſt periodiſch, und wechſelt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitſamkeit ab. Sie zeigt ſich hauptſächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit aufgefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekömmt, ſich immerwährend, auch in den Zeiten der Ruhe, zu beſchäftigen. Nur dadurch wird der Menſch vor dieſer durchgängigen Abſpannung aller ſeiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entſchluß zu einer neuen Anſtrengung ſo ſchwer macht.

Der gedankenloſe Bauer iſt faul, weil er keine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes wünſcht, und ſich nach keinen Mitteln, ſich ſolche zu verſchaffen, umſieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und läßig, wenn er nach dieſen Mitteln lange vergeblich geſucht, wenn er gar keine Ausſicht vor ſich hat, zu den beſſern Umſtänden, die er wohl wünſcht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menſchen, ſich glücklicher zu machen, iſt wie jede andre Triebfeder: ihre Spannkraft wird durch einen zu großen Gegendruck, den ſie nicht zu überwinden vermag, endlich zerſtört. Die Thätigkeit ermattet unter beſtändigen Fehlſchlagungen. So werden Familien, ſo werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit noch Unempfindlichkeit herrſcht, faul, wenn ſie, vielleicht durch mehrere Generationen, immer vergeblich geſtrebt haben, aus der Armuth herauszukommen. Da alſo, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinn bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu ſchlecht gelohnt werden, und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnißmäßigen Verdienſt geben, oder wo durch landesherrliche oder herrſchaftliche Abgaben zu viel von dieſem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit ſeinem ſauerſten Schweiße doch nichts vor ſich bringen kann: da entſteht dieſe, ich möchte ſagen, erzwungene Faulheit, die ſich von der natürlichen, ſowohl der Art als der Urſache nach, unterſcheidet. Der Bauer, da er alle andre Wünſche aufgeben muß, ſucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menſchen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieſes ſo ſey, zeigt ſich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung giebt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen, und leben.

1. Faſt immer wird man in den fruchtbarſten Gegenden eines Landes, an den Flüßen, in der Nachbarſchaft großer Städte, die Emſigkeit — und auf dürren, unfruchtbaren Heyden, in abgelegenen Oertern, in unbevölkerten und unbeſuchten Gegenden, die Faulheit zu Hauſe finden. Wenn ein tragbarer Boden, und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugniſſe an einem Orte zuſammen kömmt: ſo iſt es faſt unfehlbar, daß ſeine Einwohner betriebſam ſeyn werden.

2. Man ſieht aus der Geſchichte der Colonien, wie erſtaunlich fleißig die Menſchen in einem Lande ſind, welches ſie erſt zu bebauen anfangen, und deſſen Grund und Boden noch ſo wenig vertheilt iſt, daß jeder ſein Erbtheil nach Maßgabe ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit erweitern kann. Freylich gibt dieſen Ankömmlingen, die ein wüſtes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, ſich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu ſchützen, eine größere Energie. Aber dieſer Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinder der erſten Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menſchen dieſe Hinterniſſe bald, oder ſie werden von ihnen überwunden. Hingegen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater, durch Uibermachung wüſter Flecke, ſeinen Kindern neue Beſitzungen verſchaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verſtändige vor ſich ſieht, ſein Eigenthum ohne Ende zu erweitern: dieſer Antrieb dau-

ert in ſolchen Colonien lange fort. Daher werden in dieſen erſten Zeiten des Anbaues, in dem zuvor unbewohnten Lande, in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenſchaft, wenn ſie nun Grund und Boden unter ſich vertheilt hat, und an eine ruhigere Arbeit gewohnt iſt, erſtaunt. Sie iſt alsdann in Verſuchung, zu glauben, was doch von andern Seiten ſo wenige Wahrſcheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müſſe größer geweſen ſeyn. So viele Ableitungen, ſagt man, ſo viele Graben, Brücken, Schleuſen, Wege, Dämme, Gebäude, waren zu entrichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andre ſeyn, als, daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten; daß von der Arbeit, die gethan wurde, noch alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genoſſen oder zu genießen hofften: und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Geſellſchaft vollkommner war, als jetzt, weil jeder in dem allgemeinen Beſten ſeinen Privat-Vortheil fand.

In unſern längſt gegründeten und gleichſam ſchon alternten Staaten, wo viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen faſt leer von aller Belohnung ausgeht, iſt Eifer und Luſt bey einem großen Theile erloſchen, und es geſchehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umſtänden dieſelbe Anzahl von Händen weit mehrere gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Urſachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verſchiednen Perioden in der Geſchichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verſchiedner Nationen oder verſchiedner Provinzen in derſelben Periode beſtättigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten ſich, wenn andre Urſachen gleich ſind, nach der billigern oder unbilligern, mehr oder weniger drückenden Einrichtung ſeiner Frohndienſte. Da, wo ſie ihm zu viel Zeit rauben, ſo daß er deren für ſeinen Erwerb keine übrig behält, oder wo ſie ihm zu ſchlecht bezahlt werden, da iſt er faul. Beſonders reizt nichts ſo ſehr zur Faulheit, als Dienſte, die immer gefordert werden können, und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in dieſen Umſtänden iſt nie Herr über ſeine Zeit; er wird aber auch nicht, die ganze Zeit über, in den Dienſten ſeiner Herrſchaft beſchäftigt. Dadurch gewöhnt er ſich zu einem müßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit, oder zu einer langſamen Vollziehung derſelben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Induſtrie hinbringt, oder wo ſie ſich von ſelbſt einfindet, da werden die Einwohner auf einmahl fleißiger. Ein Reiſender, der, in dieſem oder jenem Bezirk eines Landes, eine beſondere Munterkeit und auch einen mehrern Wohlſtand des Land-

manns bemerkt, forſche nur nach den Umſtänden dieſes Bezirks: und er wird gemeiniglich hören, daß in demſelben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer ſeinem Ackerbau, etwas zu verdienen, es ſey durch Fuhren, oder durch die Gärtnerey, oder durch eine Manufactur; er wird hören, daß eine große Landſtraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugniſſe, in größerer Menge und um beſſere Preiſe, abgeſetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, ſo bringt Gewinn Luſt zur Arbeit hervor. Man zeige dem Bauern, ſagte ein einſichtsvoller und begüterter Edelmann Schleſiens zu mir, einen Weg, durch Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit empor zu kommen: und er wird ihn gewiß einſchlagen. Dieſer Edelmann ſelbſt hat den Wetteifer ſeiner Unterthanen, ſowohl zum Fleiſſe, als zur Erziehung ihrer Kinder, ſchon dadurch allein erweckt, daß er ſeine Vögte und Amtleute aus denſelben genommen hat, wenn ſich einige durch Arbeitſamkeit und Verſtand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs, gibt es noch eine dritte Urſache von der Faulheit des Landmanns, die in einem ihm ſehr gewöhnlichen Fehler liegt: das iſt die Neigung zum Trunke. Verſoffene Bauern ſind nothwendig faul. Das Uibermaß in hitzigen Getränken macht ſie zuförderſt dumm, und zum Nachdenken — alſo auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann iſt es nur der Trunk, der ſie, ohne Arbeit, von dem quälenden Gefühle der langen Weile befreyen kann. Nur wenige, auch faule Bauern, ſind fähig, in ihrem Hauſe müßig zu gehn; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brandwein, welches immer angefüllt vor ihnen ſteht, zuzubringen, das lernen ſie bald. In einem Stande, wo geſellſchaftliche Zerſtreuungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind, als die Trunkenheit.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß eine der Urſachen von der Trägheit des Bauern auch in ſeinem Körper liegt, der, ermüdet von ſchwerer Arbeit, und ungeübt in einer geſchickten Bewegung ſeiner Glieder, in kurzem unbehülflich wird. Ich will hierzu noch folgendes ſetzen. Es iſt nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebne Dienſte geplagt, oder, um ſich zu erhalten, zu einer raſtloſen Arbeit genöthiget iſt, dabey aber durch zu ſchlechte, unverdauliche oder zu ſparſame Koſt genährt wird, ſein Körper nothwendig ſchwach, und ſein Blut träge werden muß. Der erſte Grund zu dieſer Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauerknabe, der überdieß nicht zu zeitig ſchwere Laſten zu heben bekömmt, und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung ſchützen, erwächſt, natürlicher Weiſe, zu einem ſtärkern, behendern, und alſo thätigern Manne, als der, welchen ſeine Aeltern mit genauer Noth, und nur mit der elendeſten Koſt ſättigen, der ſchon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun ſoll, und der, in einem leinenen Kittel und auf einem elenden Strohſacke, nicht ſelten des Winters friert, wenn er ſich durch Schlaf und Ruhe erhohlen ſollte. Fleiſchſpeiſen ſind es ohne Zweifel, die dem Körper am meiſten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil ſie, auch in nicht zu großer Menge genoſſen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlſpeiſen und Zugemüſe, wenn ſie auch den Körper eben ſo ſtark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil ſie in zu großer Quantität genoſſen werden müſſen, und den Magen alſo durch das größre Volumen beſchweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauern-Claſſe vor der andern fauler, oder fleißiger ſeyn, nachdem ihre Verrichtungen mehr, oder weniger Anſtrengung des Körpers und Aufmerkſamkeit der Seele erfordern: und wie die zu viele, zu ununterbrochene, ſo macht auch die zu wenige, die zu leichte Arbeit, träge. Perſonen, die mit Aufmerkſamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich verſichert, daß die Hirten, wie die dümmſten, ſo die faulſten unter den Bauern wären. Es iſt begreiflich. Kein andrer, als ein Menſch ohne Fähigkeiten, kann bey einer ſo einförmigen Beſchäftigung lange aushalten. Und hat einer von beſſerm Stoff aus Noth dieſelbe mehrere Jahre getrieben ſo muß er nothwendig gedankenleerer, und zu Verrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeſchickter werden *).

Ein andrer Unterſchied, ſagen dieſe Perſonen, iſt zwiſchen dem Fleiße des Hofeknechts, der Hofemagd, und zwiſchen dem Fleiße eines Bauers oder einer Bäurin, die ihrer eignen Wirthſchaft vorſtehen. Oft werden diejenigen, die als Hofegeſind fleißig geweſen ſind, träge Wirthe. Das kömmt erſtlich daher: ſie ſind gewohnt worden, immer Befehle zu bekommen, und von andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Luſt, ihre Glieder zu bewegen: aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der, welche nöthig iſt, um Entſchlüſſe zu faſſen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geſchehen muß, von dem, was auf morgen verſchoben werden kann, zu unterſcheiden. Uiberdieß thut es ihnen, bey ihrer Entlaſſung aus dem Herrendienſte, ſo wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß ſie auch die, welche ihnen die Liebe zu

---

*) Die Kuhhirten auf den Alpen ſind nicht ſo dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unſre Schäfer ſind es nicht. Jene haben die ganze Viehwirthſchaft über ſich: — dieſe haben in Verpflegung der Schaafe einen Gegenſtand abwechſelnder Beſchäftigungen. Unſre ſogenannte Hirten thun nichts, als daß ſie das Vieh auf der Weid hüthen.

ihrem eignen Wohl auferlegen ſollte, unterlaſſen. Sie ſind immer getrieben worden; ſich ſelbſt anzutreiben haben ſie nicht gelernt.

Ein Gutsherr wird am beſten den Fleiß unter ſeinen Unterthanen befördern, ſetzten meine Freunde hinzu, wenn er dieſelben kennen zu lernen und ſie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern ſucht, welche ſie am beſten auszufüllen gemacht ſind; wenn er die, welche befohlne Arbeit unter Aufſicht gut und emſig machen, als Geſinde braucht, und in dem Dienſtſtande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um ſich ihre Arbeit ſelbſt zu wählen, zu dem Beſitze von eignen Grundſtücken verhilft. Er thut unrecht, ſagten ſie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr, ſo zu ſagen, nachgibt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen beſtimmt, welche wenig oder keine ſchwere Arbeit erfordern, wenn er ſie z. B. zu Heideläufern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen ſeyn. Nur derjenige Herr kann unter ſeinen Vaſalen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht iſt, (denn ungerecht wäre es, dieß von allen Gutsbeſitzern zu fordern,) denen, welche mehr und ſchwerer gearbeitet haben, als andre, in ihrem Alter ein etwas beſſeres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verſchaffen.

II.

Eine andre Eigenſchaft jedes, in der Unwiſſenheit und Niedrigkeit erzognen Menſchen iſt eine mit Scheu verbundne Neugier in Abſicht alles deſſen, was fremd iſt. Die Unwiſſenheit des Bauern macht, daß er an neuen Gegenſtänden oder unbekannten Perſonen, beſonders wenn letztre aus den höhern Ständen ſind, etwas außerordentliches findet, das ſeine Bewunderung erregt, oder wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt. Seine Ungewohnheit, mit andern, als mit ſeines Gleichen und mit Bekannten umzugehn, macht, daß er ſich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und ſich alſo im eigentlichen Verſtande vor ihnen ſchämet. Das Gefühl ſeiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht ähnliches, das nicht ſelten mit Widerwillen verbunden iſt, wenn der Fremde weit über ihn zu ſeyn ſcheint. Alle dieſe Gemüthsbewegungen äußern ſich um deſto mehr, je ſchlechter erzogen, je plumper, je unwiſſender und je ſclaviſcher der Bauer iſt. Sie bilden ſich überdieß noch auf mehr als eine Art um, nach der beſondern Lage, in welcher ſich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Geſellſchaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schleſien und in den angrenzenden Provinzen

Teutſchland, eine fünffache Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da: wo er ganz ungeſchliſſen und dumm iſt, gafft er ſie an, ohne eine andre Bewegung zu fühlen, als die der Verwunderung. Der Anzug des Fremden, ſein Thun und Laſſen, iſt für einen ſolchen Bauern eine ſeltſame Erſcheinung, die er ſich nicht zu erklären weiß, und die ſeine wenigen, bloß in den Bezirk ſeines Dorfs eingeſchränkten Begriffe auf gewiſſe Weiſe in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reiſender den Grad dieſer mit Befremdung vermiſchten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, ſo lange ihm andre Gelegenheiten, dieſe kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßſtab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem ſie gelangt ſind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehn, geſetzt auch, daß ſie einen beſſer, oder, anders gekleideten Menſchen, — oder wenn ſie ihn auf andre Weiſe ſich betragen, anders beſchäftiget ſehen, als ſie ſelbſt ſind: da ſchließe ich ſchon auf eine gewiſſe Bildung des Verſtandes und der Sitten. Dieſe Menſchen, ſage ich zu mir ſelbſt, müſſen entweder ſchon mehr Sachen geſehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkömmt, nicht mehr neu zu finden; oder ſie müſſen beſſer und ſchneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um ſich das, was ihnen wirklich neu erſcheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beyden Fällen ſind ſie gewiß klüger, als andre ihres Gleichen.

Zweytens. Da, wo der Bauer durch Unterdrückung ſclaviſch geworden iſt, bezeigt er ſich gegen jeden anſehnlichen Fremden ſehr demüthig: aber eben an ſolchen Orten wird er auch leicht dieſen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sclaven iſt mit der Unverſchämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der tückiſche und etwas boshafte Bauer iſt ſehr zum Spott über Fremde, oder ſolche Perſonen, die etwas ihm auffallendes an ſich haben, geneigt. Wer zu Fuße durch irgend ein Land reiſt, wird ſehr oft das erfahren, was Moritzen in England wiederfuhr; daß er, ohne ſich des geringſten Uibelſtandes bewußt zu ſeyn, bey der Jugend in den Dorfern ein Gelächter hinter ſich erregt; beſonders wenn der bäuriſchen Zuſchauer viele beyſammen ſind. Dieſe Neigung des gemeinen Mannes, über alle, die nicht ſeines Gleichen, und doch nicht ſeine Herren ſind, zu ſpotten iſt im Grunde ein Zug vom kindiſchen Charakter. Denn der Menſch ohne Erziehung bleibt in vielen Rückſichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nähmlich auf ſolchen auf eine doppelte Weiſe. Iſt es zugleich mit den Zeichen von überlegner Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit ſechſen gefahren kömmt, oder ein Herr mit mehrern Bedienten einhertritt; ſind der Fremden mehrere, und der Zuſchauer aus dem Pöbel wenige: ſo erregt es Furcht; der Bauerknabe verbirgt ſich alsdann. Hat es aber nichts fürchterliches; fühlt der Bauer, der den Fremden ſieht, ſeine Uiberlegenheit für dieſen Augenblick, es ſey durch die Anzahl ſeiner Kameraden, oder auf andre Weiſe; iſt er außerdem bey der Luſt: ſo wird der Contraſt zwiſchen ihm und dem Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, iſt ihm jetzt nur fremd und poſſirlich. In dieſem Verhältniſſe darf nur etwas geändert werden; der Fremde, welcher der Bauern-Geſellſchaft nicht ehrwürdig vorkömmt, oder den ſie, weil er ohne Begleitung iſt, augenſcheinlich nicht zu befürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehn, oder ſich irgend etwas erlauben, was ſie als einen Eingriff in ihr Eigenthum anſieht, auch wenn er daſſelbe nicht im mindeſten verletzt; ſo wird der Trupp, anſtatt in Spöttereyen, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Dieſe größre oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner einer Gegend, Unbekannten, einen ihnen ſelbſt unſchädlichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verſtatten, iſt ebenfalls ein Zug, woran der Reiſende Denkungsart und Charakter derſelben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienſte oder größre Unabhängigkeit mehr Zuverſicht zu ſich ſelbſt bekommen haben, und zugleich etwas mehr Weltkenntniß beſitzen, doch ohne dadurch moraliſch gebildet worden zu ſeyn, ſind gegen Fremde trocken und kalt. Sie laſſen keine beſondre Aufmerkſamkeit auf ſie blicken. Sie beantworten, was ſie gefragt werden, nur kurz und einſilbig. Sie laſſen ſich nicht durch jeden Schein blenden. Sie müſſen des Rangs oder des Reichthums des Fremden gewiß ſeyn, wenn ſie ihm höflich begegnen, oder dienſtfertig gegen ihn ſeyn ſollen. Dieſe Vorzüge, deren Beſchaffenheit und Werth ſie beſſer, als andre ihres Standes, kennen gelernt haben, haben für ſie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neuheit verdrängt wird. Ihr erſter Gedanke alſo, wenn ſie einen Fremden ſehen, iſt, insgeheim darnach zu forſchen, von welchem Stande und wie reich er ſeyn möge. Fallen die Nachrichten, die ſie einziehen, günſtig für ihn aus, ſo werden ſie geſprächig und dienſtwillig. Finden ſie das Gegentheil, ſo bleiben ſie ſtumm und kalt. — In dem Uibergange von gänzlicher Rohigkeit zu dem wahrhaft geſitteten Weſen gibt es eine mittlere Stufe, wo der Menſch gegen die Unterſchiede des Glücks ſehr aufmerkſam iſt, größre Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieſer Stufe ſteht derjenige Bauer, deſſen Betragen gegen Fremde ich jetzt beſchrieben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, ſondern ſchätzt: ſo iſt in ihm gewiß auch ſchon eine Begierde, ſelbſt vornehmer und reicher zu werden. Und dieß zieht unfehlbar größre Betriebſamkeit nach ſich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde, iſt die eigennützige Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derſelben ſieht. Sie findet ſich bey einem durch Induſtrie und durch Handel ſich bereichernden Landvolke mehr, als bey einem, das bloß vom Ackerbau lebet; ſie findet ſich in allen Ländern leicht an den großen Heerſtraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig iſt. Jenes Landvolk iſt zur Sparſamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinnſte gewöhnt, und verachtet alſo keinen: jedermann iſt ihm willkommen, welcher ihm etwas zu ſeinem geſammelten Schatze hinzuthut; nur umſonſt iſt bey ihm nichts zu haben. Bey dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennutz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf einmahl zu gewinnen, und ſeine natürliche Dienſtfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anſpruch darauf machen, geſchwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen iſt die Gaſtfreyheit und Dienſtfertigkeit zu Hauſe: in den häufiger beſuchten Ebnen dieſes Landes herrſcht der Eigennutz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrerer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht alles beym Menſchen thut. Naturell und Umſtände müſſen zuſammen kommen, wenn eine gewiſſe Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen ſoll.

III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht beſſer kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichſten Stände vergleicht. Wenn ich auf dieſe Weiſe den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche: ſo entdeckte ich folgende Eigenheiten von jedem.

Auf der einen Seite ſind viele Handwerker mehr eingeſchränkt in ihren Begriffen; ſie ſind nicht ſo klug, ſo überworfen, ſo bekannt mit den Vorſichtigkeits-Regeln, welche man im Verkehr mit andern, bey Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken ſo erfinderiſch, als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit wenigern und einförmigern Gegenſtänden zu thun. Er iſt in ſeiner Stube eingeſchloſſen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederhohlt er nur ohne Aufhören ganz mechaniſch: er ſteht, vermöge ſeiner Unabhängigkeit ſelbſt, und weil er keine liegende Gründe beſitzt, in weniger bürgerlichen Verhältniſſen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirthſchaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerley Art, noch in gleicher Ordnung geſchehn können; und die alſo immer neue Uiberlegung brauchen. Die freye Luft und Bewegung ermuntert auch den Geiſt, und viele der bäuriſchen Geſchäfte laſſen dem Bauer Freyheit zu denken, worüber er will, und wenn er mit andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer iſt überdieß Eigenthümer, Lehnsmann, Pächter, er kauft und verkauft. Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verſchiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe; er lernt viele der perſönlichen und dinglichen Rechte aus ſeinem eignen Zuſtande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieſer iſt daher weit weniger Juriſt und Rechenmeiſter, als der Bauer. Da er überdieß nicht ſo oft in den Fall kömmt, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben, und ſich entſchuldigen zu müſſen, ſo hat er weniger Liſt und Verſtellungskunſt.

Der Bauer auf der andern Seite, iſt erſtlich in ſeinem Aeußern ungebildeter und rauher, als der Handwerksmann. Man pflegt dieß gemeiniglich Grobheit zu nennen. Er hat ſeltner Leute von höherm Stande und beſſerer Erziehung vor Augen; und hat weniger Antrieb des Ehrgeizes, ſie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben alſo ſo, wie er ſie bey ſeines Gleichen von Jugend auf geſehen hat, und ſo wie ſie zu ſeiner Beſchäftigung, und zu dem Grade der Ausbildung ſeines Gemüths ſich ſchicken. Es iſt nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm: aber das Eigne iſt noch roh und ungeſchliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmern näher iſt, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit ihnen zu thun hat, und der weder durch ſeine Erziehung vorbereitet iſt, noch durch die Art ſeines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, ſich nach den Muſtern, die er gelegentlich ſieht, wirklich zu bilden: der Handwerksmann, ſage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu ſeiner übrigen Handlungsweiſe, ſelbſt zu ſeiner Denkungsart und ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, nicht paſſen. Er wird daher nicht ſelten affectirt; er bekömmt einen falſchen Wohlſtand. Dieſes Gemiſch von vornehmen und gemeinen Sitten iſt es eben, was man das bürgerliche Air nennt, und welches in verſchiednen Graden allen ſtädtiſchen Gewerben anklebt, bis es ſich endlich bey denjenigen Perſonen verliert, welche entweder durch ſehr ausgebreitete Geſchäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlſtandes ihrer Familien, einer frühzeitigen Cultur ihres Verſtandes und ihrer Sitten theilhaft geworden ſind. Oft iſt daher der Handwerker von dem wahren Anſtande, der immer das Natürliche vorausſetzt, weiter entfernt, als der Bauer. Man ſieht auch, daß ein geſunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch ſo tölpiſcher Bauer, leichter zu dem Anſtande, den die militäriſche Disciplin fordert, gebracht wird, als ein Schneider- oder Schuſter-Geſelle. Dieſes kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des Bauern durch ſeine Arbeit ſehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch ſeine Seele etwas, theils von Trägheit, theils von ähnlicher Rauhigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht ſo zuſammenſchrumpft, nicht ſo verſchoben und gleichſam gelähmt iſt, als der Körper vieler ſitzenden Handwerksleute, welche daher, wegen des Zuſammenhangs, der zwiſchen Körper und Geiſt iſt, auch in ihren Urtheilen, Sitten, und ihrem ganzen Betragen etwas ſchiefes und verſchobenes bemerken laſſen.

An geſchärftem Mutterwitze, an Geſundheit und Stärke des Körpers alſo thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieſer aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch ſeine Erziehung und durch ſeine Freyheit. Im Ganzen iſt der Unterricht in den Landſchulen doch noch ſchlechter, als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksburſche iſt in den Zeiten ſeiner Lehrjahre unter einer ſtrengen Aufſicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten, und vor den Ausſchweifungen ſeines Alters eben durch ſeine Häuslichkeit bewahrt. Iſt er in einer frommen und gutdenkenden Familie, ſo werden ihm durch gute Beyſpiele, oder durch Leſen und Unterricht, doch einige religiöſe und ſittliche Grundſätze eingeflößt. Der Bauerjunge iſt mehr ſich ſelbſt überlaſſen, beſonders ſobald er anfängt zu dienen; er iſt eher den Verſuchungen der Wolluſt ausgeſetzt, und hat faſt mehr Gelegenheit die aufkeimende Lüſte zu befriedigen *); er iſt mit vielen, eben ſo jungen, rohen Menſchen, als er ſelbſt

---

*) Ich bin über dieſe Stelle, von verſchiedenen meiner Bekannten, die auf dem Lande wohnen, angegriffen worden, indem ſie es für eine ausgemachte Sache anſahen, daß die Reinigkeit der Sitten beym Landvolke größer ſey, als die bey den Einwohnern der Städte. Dieſe Meinung iſt ſehr alt und ausgebreitet; ſie hat ſich durch die dichteriſchen Schilderungen von der Unſchuld der Schäferwelt, welche man auf das ganze Landvolk anwendet, den Gemüthern tief eingeprägt. Sie enthält alſo gewiß etwas Wahres — Eben deßwegen wird ſie aber auch weniger unterſucht; und ſie kann alſo auch viel Vorurtheil enthalten, — ſo wie die Meinung von der größern Geſundheit der Landleute, welche an vielen Orten durch den Augenſchein widerlegt wird. Ich wage es nicht, den Streit im Allgemeinen zu entſcheiden: dazu gehört eine viel ausgebreitetere Kenntniß von Stadt- und Dorf-Einwohnern, als ich habe. Er läßt ſich auch, glaube ich, im Allgemeinen nicht entſcheiden, weil ſo ſehr viele Unterſchiede zwiſchen Zeiten und Oertern ſind. Ich will nur einige Beobachtungen und Reflexionen herſetzen, welche gemacht haben, daß ich jenen Satz im Texte nicht für durchaus falſch halte, weswegen ich ihn auch ungeändert ſtehen laſſe, um denen, welche Stadt und Land beſſer kennen, als ich, Gelegenheit zum Unterſuchen zu geben. Ich habe erſtlich, wenn ich auf dem Lande geweſen bin, oft in kleinen Gemeinden, ſo viel von verführten Mädchen gehört, auch ſo viele Fälle von gebrochner Ehe, ſelbſt von unnatürlichen Laſtern erfahren, daß ich kaum glauben kann, daß in einer gleichen Anzahl von geringen Bürgerfamilien mehr Beyſpiele ſolcher Vergehungen vorkommen können. Freylich iſt dieß nur eine ungefähre Schätzung: und ich bin nicht gewiß, daß, was an Einem Orte geſchieht

ſelbſt iſt, und auch mit liederlichen, in Geſellſchaft; er hört, außer der Predigt, ſelten etwas

---

an allen wahr iſt. Fürs andre, weiß ich, wie groß noch in der Claſſe der Handwerker die Schande eines geſchwächten Mädchens, wie nachtheilig es ſelbſt dem Jünglinge ſey, wenn er eine Geſchwächte heirathet. Nach den, vielleicht dem Fleiße nachtheiligen, Geſetzen der Handwerkszünfte in den alten teutſchen Städten kann ein ſolcher Geſelle nie Meiſter werden. Immer aber ſind der Verführer und die Verführte den Vorwürfen ihrer Zunftgenoſſen ausgeſetzt. Auch habe ich unter den Handwerksfamilien, die mir bekannt geworden ſind, nicht häufigere Ausſchweifungen dieſer Art erfahren, als ſich unter einer gleichen Anzahl von Menſchen in allen Ständen vermuthen läßt. Wenn ich auf die Umſtände unſers Bürgers und unſers Bauern ſehe: ſo finde ich, daß, weil der erſte mit ſeiner Familie und ſeinen Dienſtbothen, wie ich ſchon geſagt habe, weit mehr in ſeiner Wohnung eingeſchloſſen lebt, als der letztre, auch bey jenem der Umgang beyder Geſchlechter mit einander mehr eingeſchränkt iſt, und junge Leute von beyden weniger Gelegenheit haben, zuſammenzukommen. Der Geſelle und die Tochter des Meiſters gerathen zuweilen in ein Liebesverſtändniß, das ſich mit der Entehrung der letzten endigt. Aber dieſe Gelegenheit zu vorzeitiger Befriedigung dieſer Triebe iſt auch faſt die einzige. Das junge Bauernvolk iſt weniger unter den Augen ſeiner Aeltern. Wenn es als Dienſtgeſinde auf einem großen Hofe verſammelt iſt, ſo iſt der unſchuldigere Theil der Gefahr ausgeſetzt, von einigen wenigen Liederlichen, die unter dem Haufen ſeyn mögen, verdorben zu werden. Die Aufſicht über ihre Sittlichkeit iſt nur eine Nebenſache der Herrſchaft, welcher ſie dienen; und der Gelegenheiten, wo beyde Geſchlechter zuſammenkommen, ſind viele, und ſie ſind unvermeidlich. Ferner

Moraliſches oder zur Religion gehöriges. Wenn der junge Handwerker heranwächſt, und ſich in ſei-

---

bringt der, als Beurlaubte oder Verabſchiedete in ſein Dorf zurückkehrende Soldat freyere Grundſätze und nicht ſelten verdorbnere Sitten unter die Einwohner deſſelben mit, als die ſtädtiſchen Einwohner vom Handwerksſtande zu hören und zu ſehen Gelegenheit haben. Das was, nach meiner Meinung, von der Verdorbenheit der ſtädtiſchen und der Unſchuld der ländlichen Sitten, wenigſtens in den Provinzen Teutſchlands, welche ich einiger Maßen kenne, wahr iſt, beläuft ſich auf folgendes. Je größer die Städte ſind, deſto größer iſt der Zufluß von Fremden; deſto größer iſt die Anzahl reicher Unverehlichten unter dem männlichen, und die Anzahl der Dürftigen unter dem weiblichen Geſchlechte. Die vornehmere Claſſe gibt viele Verführer, die allerunterſte viele der Verführung ausgeſetzte, — vielleicht ihr ſich darbiethende Mädchen her. Zwiſchen dieſen beyden Arten der ſtädtiſchen Einwohner geſchehen die meiſten Ausſchweifungen. Der Handwerksſtand, von dem ich eigentlich rede, der zwiſchen beyden Extremis iſt, nimmt an dieſen Unordnungen weniger Antheil. Uiberdieß ſcheint das Uibel in den Städten größer, weil es auf einem Haufen kommt, und eine gewiſſe Publicität hat. Freylich machen öffentliche Häuſer der Unzucht, wenn ſie einmahl vorhanden ſind, daß viele von beyden Geſchlechtern in den Städten verführt werden, die in ihrer übrigen Lage Vergehungen dieſer Art nicht ſehr ausgeſetzt wären. Auch iſt die große Anzahl müßiger unbeweibter Bedienten, eine eigne Claſſe der Stadt-Einwohner, die, verdorbne Sitten zu bekommen, und ſie unter den gemeinen Leuten auszubreiten, vorzüglich aufgelegt iſt. — Auf dem Lande, in entferntern Gegenden, in wohlhabendern, etwas auf ſich haltenden Bauernfamilien, deren Kinder unter dem Schutze der Aeltern bis nem Stande anſäßig macht; ſo nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Zeitalter herrſcht, einigen Antheil, theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Canzel-Vorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einſicht. Der Bauer findet außer ſeinen Geſchäften, ſeinen Erfahrungen und ſeinen Nachdenken ſelten neue Quellen des Unterrichts in ſeinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in ſeinen Kinderjahren gehabt hat. Daher dauern bey

---

zu ihrer Verheirathung bleiben, kann Eingezogenheit und Unwiſſenheit des Laſters mehr herrſchen, als ſelbſt in gleich geſitteten Bürgershäuſern. Es können auch gewiſſe Scenen unverſchämter Unzucht nicht ſo leicht auf dem Lande verfallen. Es iſt endlich aus den reinern Sitten der Vorwelt (wenigſtens ſchildert man ſie uns ſo,) und aus denen der Landleute in den einſamern Gebirgen, zu vermuthen, daß die größre Zügelloſigkeit unſrer Bauern von der Anſteckung herrührt, welche die Städter oder die Soldaten unter ſich verbreitet haben. Aber ſo wie die Sachen jetzt wirklich ſtehen, glaube ich, daß Unſchuld und Verdorbenheit der Sitten in den Städten und auf dem Lande ſich ziemlich gleich ſind, und nur durch beſondere Umſtände, welche nicht fortdauern, an dem einen oder dem andern Orte aus ihrem gewöhnlichen Verhältniſſe kommen; daß in den Städten die bettelarme Claſſe mehr liederliche Mädchen, die reichere und vornehmere mehr ausſchweifende Männer, der Handwerksſtand mehr Reinigkeit der Sitten und Zucht enthält, als der Bauernſtand.

ihm die ererbten, oder in der Jugend erlernten Begriffe, und mit denſelben auch alte Vorurtheile, am längſten fort: und ſein Geſchmack, ſeine Religionskenntniſſe, ſeine phyſikaliſchen und moraliſchen Einſichten ſind hinter dem Grade der Erleuchtung des Zeitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geſchäften weiß er ſich mehr Rath: im Räſonniren, in wiſſenſchaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten, iſt ihm der Städter überlegen.

Dieſer iſt ferner frey: ein zweyter Umſtand, der, wenn er auch nicht ſeinen Charakter ſehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verſchlimmerung benimmt. Der Bauer iſt auch da, wo keine Leibeigenſchaft Statt findet, doch dem Beſitzer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als ſeinem Richter und zugleich ſeinem Dienſtherrn unterworfen, der in dem erſten Verhältniſſe die allgemeinen Geſetze an ihm, oder in ſeinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern beſondre Dienſte und Abgaben für ſich ſelbſt zu fordern hat. Der Handwerksgeſelle dient auch: aber er kann ſeinen Herrn verlaſſen, ſobald dieſer ihm nicht mehr gefällt; und dieſer Herr iſt nicht ſeine Obrigkeit. Selbſt der Handwerksmann ſteht in einer mannichfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerley Zwange: aber dieſe Herrſchaft, die über ihn ausgeübt wird, iſt unter viele vertheilt; ſie iſt weniger ſichtbar und alſo weniger beſchwerlich. Der Bauer hat eine einzige

Perſon der Augen, die ihm durch die Macht, welche ſie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienſte, die ſie von ihm fordert, oft verhaßt iſt. Er ſieht oder bildet ſich ein, daß ſeine Vortheile mit den Vortheilen dieſer Perſon in beſtändigem Widerſpruche ſtehn. Und doch kann er ſich der Verbindung mit derſelben nicht entziehn *); und doch kann er in den Vertragspuncten mit ihr nichts ändern. In dieſer Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menſchen zu Hülfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen, die Herrſchaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig iſt, dieſe Leidenſchaften durch offenbaren Widerſtand auszulaſſen, ſo nimmt er zum Betruge, zur Liſt, zu heimlichen Ränken ſeine Zuflucht.

Dieß mag es wohl ſeyn, was dem Bauern den beſondern Beynahmen des tückiſchen zugezogen hat, mit welchem man ſo oft das Eigenthümliche ſeines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange ſtudirt, was das Wort tückiſch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn

---

*) Er kann freylich jetzt nach unſern Geſetzen ſich loskaufen und wegziehn. Aber erſtlich nur, um anderswo wieder in die Unterthänigkeit zu fallen. Uiberdieß muß er in dieſem Fall, wenn er aus der Verbindung mit ſeinem jetzigen Herrn kommen will, ſein Eigenthum veräußern, ſeinen Wohnort verlaſſen, ſeine ganze Lage ändern, — Hinderniſſe, die einer völligen Unmöglichkeit gleich gelten können.

von Bauern die Rede geweſen iſt, eigentlich bedeute. Es iſt nicht gleichgeltend mit *betrügeriſch*. Es iſt nicht ſo hart als dieſes; es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort *betrügeriſch* mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort *liſtig* drückt etwas zu allgemeines aus: das *tückiſche Weſen* iſt eine Unterart von der Liſt.

Außer den Bauern ſind es vornehmlich die Kinder, von denen man ſagt, daß ſie tückiſch ausſehen. Es ſoll alſo ohne Zweifel ein Gemiſch von kindiſchem Weſen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit Liſt anzeigen. Ich will die Phyſiognomie zu Hülfe nehmen, um das Geiſtige, welches jener Ausdruck bezeichnen ſoll, mir zu erklären. Jeder erinnert ſich ohne Zweifel, ſolche Geſichter von Bauernknaben geſehn zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beyde unter den halbgeſchloſſenen Augenliedern, wie verſtohlen hervorſchielen, deren Mund offen und zu einem ſpöttiſchen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Bruſt angedrückt oder doch zur Erde geſenkt iſt, als wenn er ſich verbergen wollte: mit einem Worte, Geſichter, in welchem ſich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermiſcht, abmalen. Solche Knaben ſtehen, wenn man etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und ſtumm wie ein Stock; ſie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln ſind wie ſteif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde ſich ein wenig entfernt hat, laufen ſie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrſcheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige, mit dieſem Ausdrucke des Geſichts, mit dieſem Betragen übereinſtimmende Züge in dem Charakter des Bauern mehr, als in dem Charakter andrer Stände, lebenslang herrſchen. Der Gemüthszuſtand, welcher ſich dadurch zu erkennen gibt, ſcheint der oben angezeigten beſondern Lage angemeſſen zu ſeyn, in welcher der Bauer ſich befindet. Sein niedriger Stand, ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Armuth bringen ihm eine gewiſſe Furcht vor den Höhern bey; ſeine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegſam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwiſſend; der öftere Widerſpruch ſeines Willens und ſeiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten, gibt ſeinem Gemüthe eine Anlage zum Haſſe. Er wird alſo, wenn die Fehler ſeines Standes bey ihm nicht durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften aufgehoben worden ſind, jenem Knaben, beſonders im Betragen gegen ſeine Obern ähnlich ſeyn. (Und gerade die Obern und Herrn des Bauern ſind es auch, die ihm den tückiſchen Charakter zuſchreiben.) Er wird Verſtellung an die Stelle offenbaren Widerſtandes ſetzen; er wird vor den Augen derſelben bemüthig, nachgebend, ſogar ihnen ergeben ſcheinen, und wo er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er alles wider ihren Willen und ihr Intereſſe thun. Er wird auf Ränke und Intriguen ſinnen, die demunerachtet nicht ſo fein ausgeſonnen ſeyn werden, daß ſie ſich nicht ſollten bald durchſehn laſſen.

Man kann zwey Haupt-Unterſchiede, wie in den Schickſalen, ſo in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sclaverey ſeufzt, wird, in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande, fühllos ſich alles gefallen laſſen, ohne den mindeſten Widerſtand zu thun, ſelbſt ohne den Wunſch nach Erleichterung in ſich zu fühlen: er wird ſich ſelbſt zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieſer Schlafſucht durch beſondre Umſtände, durch Aufhetzungen, durch einen liſtigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er wüthend, wie ein Tieger, und verliert auf einmahl, mit der Demuth des Sclaven, auch alle Gefühle der Menſchlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Geſetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger läſtigen Bedingungen an die Erdſcholle, und mit ihr an den Dienſt des Eigenthümers derſelben gebunden, und ſeinem Richteramte unterworfen iſt: dieſer Bauer erträgt gemeiniglich ſeine Beſchwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er ſich dieſelben durch offenbare Gewaltthätigkeit, als Rebelle, vom Halſe zu ſchaffen ſuche: aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit ſeinem Herrn. Deſſen Vortheile zu ſchmählern, die ſeinigen zu vergrößern, das iſt ein Wunſch, den er im Grunde ſeines Herzens immer mit ſich umherträgt, und eine Abſicht, die er insgeheim, ſo oft es angeht, zu verfolgen ſucht. Untreue und kleine Diebereyen, verübt an den Gütern ſeines Herrn, hält er für lange nicht ſo ſchändlich, als wenn er ſie ſich gegen ſeines Gleichen erlaubte. Er iſt nicht der ganz demüthige Sclave ſeines Herrn, er iſt nicht ein für ihn fürchterlicher Feind: er iſt aber auch kein freywilliger aus gutem Herzen gehorſamer Unterthan; er iſt das, was man wahrſcheinlicher Weiſe durch das Wort *tückiſch* hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückiſchen Weſen kann man als einen Beſtandtheil oder als eine Folge, einen gewiſſen Eigenſinn ſetzen, der den Bauer, wenn er in Leidenſchaft iſt, oder wenn ein Vorurtheil ſich einmahl bey ihm eingewurzelt hat, unterſcheidet. So wie ſein Körper und ſeine Glieder ſteif ſind, ſo ſcheint es in dieſem Falle auch ſeine Seele zu ſeyn. Er iſt alsdann taub gegen alle Vorſtellungen, die man ihm macht, ſo einleuchtend ſie ſind, und ſo fähig er mit unbefangnem Gemüthe ſeyn würde, ihre Richtigkeit einzuſehn. Die richterlichen Perſonen, welche in Proceſſen der Bauern arbeiten, werden zuweilen ſolche Individuen gekannt haben, bey denen es zweifelhaft iſt, ob die Hartnäckigkeit, mit der ſie auf einer augenſcheinlich ungereimten Idee beſtehn, von ihrer Blindheit, oder ob ſie von einer entſchloſſenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein ſolcher Schwindelgeiſt anfallen. Sie ſind alsdann gewiſſen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorſtellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechſelung einnimmt, oder bey der kleinſten Veranlaſſung wiederkommt; und die, ſo falſch ſie iſt, nicht durch den Augenſchein der Sinne, nicht durch Vorſtellungen der Vernunft weggeſchafft werden kann, weil ſie wirklich nicht in der Seele, ſondern in der Beſchaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man dieſen Eigenſinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verſtändigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit ſeiner Vorſtellungen, und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht, oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menſchenfreund Urſache finden, Geduld und Nachſicht zu beweiſen.

Es iſt dieſe Hartnäckigkeit nicht immer, ja ſie iſt nur bey dem kleinſten Theil derer, welche ſie beweiſen, Bosheit. Dieſer verführte große Haufen, der gegen ſeine Anführer ein blindes Vertrauen, und gegen ſich ſelbſt das Mißtrauen hat, nicht genug überſehen zu können, was zu ſeinem Vortheil oder Schaden iſt: dieſer hüthet ſich ſchon, auf die Vorſtellungen, die ihm der Richter oder der Vorgeſetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet ſich vor ſeiner eignen Schwäche, und hört deßwegen den, welchen er für ſeinen Gegner hält, nicht einmahl mit derjenigen Aufmerkſamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen desſelben gerührt werden ſollte *). Andre hingegen ſind durch diejenige Ungelenkſamkeit des Verſtandes, die eine Folge von weniger Cultur und geringen Kenntniſſen iſt, unfähig aus einer Reihe

---

*) Der Bauer, habe ich oben geſagt, hält ſich für klug, und nicht ſelten für klüger, als andre Stände. Der Bauer, ſage ich hier, fürchtet ſich in gewiſſen Fällen vor ſeiner eignen Einfalt. Beydes kann ſehr wohl mit einander beſtehen. Der Stolz auf ſeinen Verſtand überhaupt, und das Mißtrauen gegen ſeinen Verſtand in einzelnen Fällen, iſt bey noch mehrern Menſchen vereinigt, als bey den Bauern: — bey denen nähmlich, die überhaupt einen eingeſchränkten haben. Wenn ſie bloß über ſich und andre urtheilen, ſo erheben ſie ſich über andre: wenn ſie aber mit andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, ſo erkennen ſie ihre Schwäche, und vergrößern ſie ſich oft.

von Vorſtellungen, in die ſie ſich einmahl hineingedacht haben, in eine andre überzugehn. Die Worte, die ſie hören, gleiten, ſo zu ſagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verſtand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende iſt, ſo ertönt in ihrem Kopfe nichts, als der alte Satz, denn jene Rede widerlegen ſollte. Man ſieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieſer Quelle bey den Bauern entſteht, nur durch die Verbeſſerung ihrer Erziehung, und durch die Veredlung ihres Geiſtes wegzuſchaffen iſt.

IV.

Es iſt ein allgemein bekannter und ſchon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern beym Alten bleibt. Es müſſen ungewöhnlich ſtarke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von ſeinen Aeltern ihm gleichſam angeerbte Art, ſein Geſchäfte zu treiben, ſo lange ſie ihm nur einigermaßen ſein Auskommen verſchafft, abändern ſoll. Dieſer Hang, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um ſie zu faſſen, erfordert neue Uibung, um ſie gehörig auszuführen; theils aus Unverſtande, — der Bauer iſt nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält ſich alſo an die Erfahrung, als ſeine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meiſten Vorſchläge zu Verbeſſerungen kommen von der Obrigkeit oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einſicht, den andern keinen guten Willen gegen ſich zutraut: theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem beſſern Zuſtande, als ſein gegenwärtiger iſt.

Bey einer ſolchen blinden Aehnlichkeit an alte Gewohnheiten iſt die Dienſtbarkeit des Bauern ſelbſt beynahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt werden kann. Als freyer Bauer würde er auf ſeinem Acker nie eine neue Methode verſucht haben. Als Fröhner iſt er gezwungen, auf dem Acker ſeines Herrn dergleichen zu verſuchen. Seine Dienſte bey einem verſtändigen Wirthe lehren ihn alſo manches verbeſſerte Ackerwerkzeug, manche nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und ſchätzen, die er in ſeiner Hütte würde verlacht haben. Er ſieht zugleich die Wirkung davon vor Augen: und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benommen haben, muß doch den wiederhohlten Experimenten, die er gezwungner Weiſe anſtellt, weichen.

Uibrigens iſt dieſes Vorurtheil des Alterthums bey einer Claſſe von Menſchen, die mit ganz unentbehrlichen Arbeiten ohne Aufhören beſchäftigt iſt, und die weder Muße noch Fähigkeit hat, a priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als ſchädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menſchen, wenn ſie von Generation zu Generation, an demſelben Orte, dasſelbe thun, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, gerade auf die Methoden, welche den Umſtänden die angemeſſenſten ſind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntniſſe aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten Aenderungen machen zu müſſen, nach einigen Jahren von Verſuchen, ſo oft auf die zuerſt verachteten Methoden zurück. Verſtändige Landwirthe ſind auch einig, daß viele, und ſelbſt der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeſchlagnen Veränderungen keinen weſentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthſchaft auf die genaue und pünctliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man ſich gute Ernten verſchaffen will. Wenigſtens würde der Landmann weit mehr irre gehen, wenn er ſeinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er ſich an die Beyſpiele und die Uibung ſeiner Vorfahreren hält, und das, was dieſe gethan haben, nur mit Sorgfalt und Fleiß nachahmt.

V.

Die letzte der oben angezeigten Urſachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgiltigkeit desſelben gegen die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß ſich nicht bloß auf dieſen Fehler erſtreckt, ſondern in der That bey ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, ſowohl in ſeinem Fleiße und in ſeinen Einſichten, als in ſeinem Wohlſtande werden kann.

Der erſte Schritt zur Bildung des Geiſtes iſt eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erſte Sporn zur Thätigkeit iſt der Wunſch nach Befriedigung der Bedürfniſſe, welche daraus entſtehn.

Der unterſte Grad dieſer Verfeinerung iſt, daß man einen Unterſchied unter dem macht, was dem Geſchmack und Gefühl angenehm, oder unangenehm iſt. Auch unter den Thieren iſt dasjenige das dümmſte und das gröbſte, welches alles frißt, was ihm vorkömmt. Je gewählter das Thier in ſeinem Futter iſt, deſto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit, und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uibrigen. Schon einige Grade weiter iſt derjenige Menſch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenſtänden des Auges und Ohres vergnügt, oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, der in der letztern Licht und freye Luft verlangt; der an ſich und an den Dingen, die um ihn herum ſind, gerne etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieſer Verfeinerung der ſinnlichen Gefühle, oder mit dieſer Vervielfältigung der ſinnlichen Begierden, wächſt allerdings auch der Fleiß: und er wächſt faſt nur durch dieſe. Denn der Bauer, welchem der Schmutz, darinn er lebt, nicht mißfällt, der, welcher ſich nicht vorſtellt, daß er glücklicher ſeyn würde, wenn er etwas beſſere Speiſen äße, einigen reinlichen Hausrath, manierliche Kleider, und ein helles Zimmer hätte, welche Triebfedern ſollte der haben, ſich ſehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zuſtande der Dinge und in unſerm teutſchen Vaterlande, gibt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uibermaaß in gemeinen Speiſen und Getränken. Wenn ſie bey dieſen Geſinnungen arm ſind, ſo bleiben ſie es auch: wenn ſie durch Zufälle wohlhabend werden, ſo werden ſie zugleich übermüthig. Denn wozu ſollen ſie ihr Geld anwenden, da ſie nicht ihre Bedürfniſſe vervielfältigt haben, da ſie nicht für mehrere Arten des Vergnügens empfindlich geworden ſind, als die auch der Aermſte unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eines von folgenden zwey Sachen zu thun übrig. Entweder, wenn ſie gute Wirthe ſind, ſo kaufen ſie ſich größre Güter an, (und dieß iſt die beſte Anwendung, die ſie von ihrem Gelde machen können;) oder wenn ſie mehr den Genuß ſuchen, ſo befriedigen ſie damit nur ihre gröbern Sinne, — ſie trinken, ſie ſpielen, ſie gehen deſto mehr müßig. Im erſten Fall iſt das Glück, welches ſie ſuchen, — das, deſſen ſie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum: der, da ſie doch deßwegen nicht weniger in dem Verhältniſſe der Unterthänigkeit bleiben, mit den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerſpruch kömmt,

und

und ſie daher ihren Herrn vorzüglich beſchwerlich, ſie trotzig und proceßſüchtig macht. Im andern Falle verſinken ſie deſto tiefer in Unſittlichkeit, und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Dergleichen Erfahrungen ſind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht, oder beſtätigt haben, daß der Bauer nie beſſer ſeine Pflicht thut, als im Elende und unter dem Drucke; und daß Wohlhabenheit und gute Tage ihn verderben. Das lateiniſche Sprichwort, welches dieſes ſagt, *) hat ganz das Gepräge der finſtern Jahrhunderte, woraus es herſtammen mag, und es empört, ich geſtehe es, meine Empfindung äußerſt. Aber alle jene Erfahrungen beweiſen das nicht, zu deſſen Erweis ſie angeführt werden. Es iſt ein großer Unterſchied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbeſſerung mit den Umſtänden des Bauern vorgeht, oder ob einzelne unter ihnen ſich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die letzern können leicht übermüthig und unſittlich werden. Denn da ſie nicht durch ihre Erziehung, und durch die allmählige Verfeinerung ihres Geſchmacks, zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden ſind; ſo erhalten ſie dadurch nur Mittel, in denjenigen groben Leidenſchaften mehr auszuſchweifen, von welchen ſie in ihrer Armuth waren beherrſcht worden. Im erſten Falle hingegen, wenn

---

*) Rustica gens optima flens, pessima ridens.

der ganze Stand der Bauern, durch ſtufenweiſen Fortgang ihres Fleiſſes und eine allmählige Erleichterung ihrer Laſten, zu einem größern Wohlſtande gelangt: wird dadurch gewiß auch ſein moraliſcher Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewiſſen Luxus wird er von grober Schwelgerey abgehalten. Uiberdieß bekömmt eine wohlhabende Bauerſchaft mehr Ehrliebe, und etwas mehr Achtung gegen ſich ſelbſt. Sie gibt ihren Kindern eine etwas beſſere Erziehung. Sie kömmt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt ſie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derſelben kennen: und dieß unterdrückt hinwiederum bey ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

VI.

Es iſt eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um deſto mehr, je ſclaviſcher ſie iſt: daß die in derſelben lebenden Menſchen ſich gewöhnen, auch in Abſicht ihres Unterhalts ſich mehr auf ihre Obern, als auf ſich ſelbſt zu verlaſſen. Es iſt eine Art von Erſatz für die Sclaverey, daß der Sclave unter allen Umſtänden von ſeinem Herrn ernährt werden muß, wenn dieſer nicht ſein Eigenthum verlieren will: es iſt aber auch eine Folge derſelben, daß der Sclave den Gedanken, ſich ſelbſt zu ernähren, aufgibt.

Es iſt daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfaſſung, worinn der

Bauer Freyheit und Eigenthum hat, daß der leibeigne Bauer ſelbſt dieſe Vortheile, wenn ſie ihm angebothen werden, von ſich weiſt. Wenn durch eine gewiſſe Lage, ſie ſey den natürlichen Neigungen des Menſchen noch ſo ſehr zuwider, der Geiſt einmahl niedergedrückt worden iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich zu der beſſern unfähig fühlt, und alſo auch nach und nach die Luſt dazu verliert. Insbeſondere aber wird in unſerm Falle der Trieb, durch eignen Fleiß, nicht nur ſein Auskommen zu erwerben, ſondern, auch etwas für ſich, auf Fälle der Noth, oder für ſeine Kinder, bey Seite zu legen, bey dem Bauer, welcher lange in armſeliger Abhängigkeit geſchmachtet hat, unwirkſam und ohne Einfluß. Er bekömmt den Bettlersſinn: ſein armſeliger Zuſtand behagt ihm, wofern er nur weiß, daß ſein Herr ihm Brot geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit ſeines Unterhalts iſt ihm mehr werth, als die Hoffnung zu gewinnen: und jene glaubt der träge gewordene Leibeigne mehr in dem Eigennutze ſeines Herrn, der keinen Unterthan, ohne ſelbſt Schaden zu leiden, verhungern laſſen kann, als in ſeinem Fleiße zu finden.

Die unzählbaren Abſtufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unſers Landes, von der Dienſtbarkeit der Bauern, und den Rechten ihrer Herren gibt, machen, daß ein Gemälde dieſer Art nur auf einen kleinen Theil der Claſſe, von welcher die Rede iſt, vollkommen paſſet; und daß, wer daſſelde mit dem Zuſtande eines einzelnen Bezirks, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und ſchlecht getroffen halten könnte. Aber es iſt nothwendig, in einer ſolchen Schilderung diejenigen Züge abgeſondert darzuſtellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umſtänden vereinigt erſcheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es iſt nothwendig, die Urſachen, deren Wirkungen man unterſuchen will; in ihrer ganzen Kraft, und ungeſchwächt von Hinderniſſen, anzunehmen. Es iſt alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Urſachen weniger vollſtändig vorhanden geweſen ſind, oder wo ihnen durch begleitende Umſtände Widerſtand geleiſtet worden iſt.

So wird man auch endlich dieſen Bettlersſinn der Bauern, dieſe Sorgloſigkeit für die Zukunft, dieſe Geneigtheit, ſich wegen ihrer Ernährung auf ihren Herrn, den ſie doch nicht lieben, zu verlaſſen, dieſe Gleichgültigkeit gegen alle Mittel, ſich aus einer ſolchen Abhängigkeit zu reißen: dies alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältniſſe der Strenge der Leibeigenſchaft, finden. Dieß iſt alſo Beweiſes genug, daß jene Eigenſchaft des Gemüths aus dieſer Lage entſteht.

VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweyerley Leute, die in Abſicht ihrer Lage und ihres

Verhältniſſes mit ihrem Herrn von einander merklich unterſchieden ſind: ich meine die Beſitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienſte, die ſie ihrem Herrn leiſten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten, ſind beyde, wie in der Mundart die ſie reden, einander faſt gleich: weil ſie, in beſtändigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den geſitteten Ständen abgeſondert, ſich durcheinander wechſelsweiſe bilden. Im Charakter aber, in den Grundſätzen, wodurch ſie in dem geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Geſinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, weichen ſie durch merkliche Schattirungen von einander ab. Das iſt wenigſtens der Erfahrung und dem Zeugniſſe derjenigen Gutsherren gemäß, welche Dörfer, worinn eine ſtarke Bauerſchaft iſt, und ſolche, worinn es nichts als Gärtnerſtellen gibt, zugleich beſitzen. Unter den eigentlichen Bauern herrſchen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beſchäftigung ankleben; als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, und Eigenſinn: unter den Dienſtleuten hingegen diejenigen, die aus der Knechtſchaft, aus der ſchlechten Erziehung, und aus der Armuth entſtehn; Verſtellung, heimtückiſches Weſen und Dieberey. Jene, da ſie von ihrem Herrn mehr abgeſondert leben, können auch weniger durch ihn gebeſſert werden; da ihr Intereſſe weniger an den Vortheil ihrer Herrn gebunden iſt, und ihre Dienſte nicht durch den Antheil, den ſie an ſeinen Ernten haben, vergütet werden: ſo thun ſie unwilliger Dienſte; ſie ſind ſchwerer im Gehorſam zu erhalten, und wenn ſie einmahl aufſätzig geworden ſind, ſchwerer zur Ruhe zu bringen. Dahingegen haben ſie oft alle übrigen Tugenden des Menſchen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verſchiedenheiten, als man ſolche bey jedem andern Stande findet. Wenigſtens ſind gewiß die vernünftigſten, die edelſten des Bauernſtandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker ſelbſt pflügen. Dieſe, (die Hofgärtner,) werden durch die beſtändige Aufſicht, unter der ſie bey Leiſtung ihrer Dienſte ſtehn, wenn ſie auch für ſich ſelbſt Hang zur Ausſchweifung und zur Faulheit hätten, in einer gewiſſen Ordnung und zum Fleiße angehalten; ſie ertragen die Unterthänigkeit leichter und verweigern den Gehorſam ſeltner, weil ſie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirthſchaft gut beſtellt wird: aber ſie können auch, wenn ſie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie ſind ſo gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß ſie ohne Aufſicht, ſich ſelbſt überlaſſen, ſelten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verſtellung, und mit einem kleinen niedrigen Eigennutze verbunden zu ſeyn pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Neid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer, und wohlhabend ſind, beſonders wenn ihr Wohlſtand durch einige Generationen fortgedauert hat, entſteht ein gewiſſer Familienſtolz, der ſich von dem perſönlichen ſehr deutlich unterſcheidet, und der als charakteriſtiſch, in dieſer Claſſe und unter ſolchen Umſtänden, angeſehen werden kann. Der reiche Handwerksmann iſt auch ſtolz; aber ſelten bleiben ſeine Kinder bey demſelben Gewerbe; wenigſtens iſt es ein außerordentlicher Fall, wenn durch etliche Generationen hindurch, Wohlſtand und Beſchäftigung zugleich in einer und derſelben Familie forterben. Dadurch allein aber nur kann der Nahme einer Familie in dieſer Zunft, unter dieſer Claſſe von Bürgern, ein Anſehn, einen gewiſſen Vorzug bekommen. Bey reichen Bauern treffen dieſe Umſtände weit öfter zuſammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlaſſen, oder ihren Wohnſitz zu verändern. Ihre Zweige breiten ſich oft in derſelben Gegend weit aus. Mit dem Nahmen derſelben verknüpft ſich alſo endlich in der Geſellſchaft, unter welcher ſie immer gelebt haben, ein gewiſſer Vorzug. Dieß erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieſer Art thut ſich etwas darauf zu Gute, aus dieſem und dieſem Geſchlechte herzuſtammen, zu den Kunzen und Heinzen zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angeſehenſten ſind. Dieſer Stolz, der dem Adelſtolze ähnlich iſt, wird dadurch vergrößert, wenn ſich mehrere ſolcher Familien oft unter einander, und nur unter einander verheirathet haben. Kömmt irgend noch ein andrer Unterſchied in Herkunft, Sitten, oder Tracht hinzu: ſo wird dieſes Syſtem von bäuriſchen Adel noch vollſtändiger ausgebildet. — Ein Beyſpiel davon ſind die Altenburgiſchen Bauern. Aber auch, wo ſie keinen ſolchen ſtatum in ſtatu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewiſſe wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verſchwägert, ſich die beſten Güter zu eigen gemacht haben. Und dieſe ſind es, die ſich auch auf ihren Stand, als Bauern, auf ihre Tracht, und auf alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren geſehen, welche wohlhabende Bürgertöchter geheyrathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß ſie ſich wie Bäurinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Eheweiber ſich unter ihrer Claſſe, als wohlhabender, durch eine größre Koſtbarkeit ihrer Kleidung, auszeichneten, aber nicht, daß ſie ſich durch eine fremde Kleidung von derſelben abſonderten.

VIII.

Es iſt eine allgemeine Eigenſchaft derer, welche mit Strenge beherrſcht werden, daß ſie dieſenigen hinwiederum ſtrenge beherrſchen, die unter ihnen ſtehn. Es giebt, der Erfahrung gemäß, keine ärgern Deſpoten, als die, welche es aus Sclaven geworden ſind. Ein altes Sprichwort ſagt das nähmliche vom Bauer, der zum Edelmanne wird. Und ſchon in dem Stande der Unterthänigkeit ſelbſt, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat, zu erfahren, wie weh der Druck und die Härte eines Obern thue, iſt er doch geneigt, ſeine Kinder und ſein Geſinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorſam, und auf eine gleichförmige Art, von ihnen fordere: ſondern er gibt nur ſeinen Leidenſchaften ohne Einſchränkung gegen ſie nach. Er ſtraft ſie oft unmäßig ſtrenge wegen kleiner, unverſätzlicher Fehler, beſonders wenn dadurch etwas von ſeinem Eigenthume iſt verletzt worden, und läßt groſſe, muthwillige hingehen, ohne ſie zu bemerken. Dies iſt auch der größte Fehler, den er bey der Erziehung ſeiner Kinder begeht, und wodurch er ſie, anſtatt des Gehorſams, Bosheit und Widerſetzlichkeit lehret.

Uiberhaupt ſind Zorn und Furcht die beyden Leidenſchaften, welche bey rohen Gemüthern die Oberhand haben, und gewöhnlich wechſelsweiſe dieſelben beherrſchen. Die Liebe der beyden Geſchlechter gegeneinander, die bey den höhern Ständen ſo viel zur Bildung der Sitten und ſelbſt des Charakters beyträgt, indem ſie das eine Geſchlecht auf alles, wodurch es dem andern gefallen kann, aufmerkſam, und nach den Eigenſchaften: wodurch es dem andern liebenswürdig wird, begierig macht, hat bey dem Stande, von welchem wir reden, weniger, oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe iſt bey ihm meiſtentheils eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht ſehr dadurch ins Spiel geſetzt; es verbinden ſich wenige moraliſche Gefühle damit; und die Begierde, zu gefallen, wird nicht erregt. Uiberdieß haben die Bauern nicht genug Muße, aus der Liebe eine Beſchäftigung zu machen. Nur auf zweyerley Weiſe wirkt dieſer Trieb auf den Charakter der Bauern: zum Schlimmen, durch Ausſchweifungen; bald vortheilhaft, bald nachtheilig durch das Heirathen. Liederlichkeit und Unzucht hat bey ihnen, wie bey allen Ständen, die Folge, zugleich nachläſſige Wirthe und Verſchwender, — oft Spieler und Trunkenbolde zu machen. — Doch iſt dieß nicht von einer einmahligen Uiberraſchung der Sinnlichkeit, ſondern von der Herrſchaft derſelben zu verſtehn. Viele gefallene Mädchen ſind treue Weiber geworden, und der Bauer hat ſich oft als Ehemann und Hausvater ſehr gut aufgeführt, welcher, als junger Burſche, ausgeſchweift hatte. — Was die Wirkung der Verehlichung betrifft, ſo iſt dieſelbe bey den Männern vielleicht am ſichtbarſten. Viele derſelben heirathen ſich, wie man zu ſagen pflegt, beſſer, artiger, fleißiger, als ſie vorher waren.

Ich weiß nicht, ob es eben ſo viel Beyſpiele von Weibern gibt, die ſich durch das Heirathen verbeſſert hätten. — Andre verderben, — werden, aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen, faule und liederliche Ehemänner. Dieſes, welches in allen Ständen zuweilen geſchieht, iſt bey dem Bauern deſto weniger zu verwundern, weil das Weib in ſeiner Haushaltung von großer Wichtigkeit iſt, und zum guten oder ſchlechten Fortgange der Wirthſchaft, durch ihre Eigenſchaften und ihre Arbeit, beynahe noch mehr beyträgt als der Mann. Daß dem wirklich ſo ſey, beſtättigen die Zeugniſſe aller, die ſich um den Wohlſtand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellet aus zwey Betrachtungen. Erſtlich, das Weib hat die Milch-Wirthſchaft über ſich: und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmſten, — an allen aber einen ſehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bey einer ſo kleinen Haushaltung, als die ſeinige iſt, kömmt auf das Zurathehalten, Sparen und Vertheilen eben ſo viel an, als auf das Erwerben. Dieſes kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhöht werden: durch die häusliche Wirthſchaft des Weibes aber, kann der nähmliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Wirthe kommen vorwärts durch gute Weiber: aber ein liederliches Weib richtet den fleißigen Mann zu Grunde. Wenn nun aber, in der ehelichen Geſellſchaft der Bauern, die Dienſte der Frau von ſo großer Wichtigkeit für die Wirthſchaft des Mannes ſind, ſo kann es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß in den Charakter deſſelben haben ſollte. Derjenige arbeitet mit mehr Luſt, welcher ſieht, daß er etwas vor ſich bringt: das wirthſchaftliche Weib alſo, durch deren Sorgfalt dem Manne ſein Erwerb mehr zu Gute kömmt, macht oder erhält denſelben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hauſe, in dem Gebiete des Weibes, Verſchwendung und Unordnung herrſchen, und das, was der Mann außer dem Hauſe im Schweiße ſeines Angeſichts erarbeitet hat, aufzehren, oder fruchtlos machen: dann wird der Fleiß des letztern bald nachlaſſen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trunke und zur Liederlichkeit verleiten. Ferner, ein verträgliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erhohlung zu Hauſe; ein zänkiſches treibt ihn fort, und macht, daß er die Schenke und das Spiel ſucht. Endlich, das weibliche Geſchlecht iſt auch bey dieſem Stande, wenn es gut geartet iſt, gemeiniglich frömmer, als das unſrige; und in der Ehe mit einer ſolchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienſte gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn beſſert, doch, als eine ernſthafte und regelmäßige Beſchäftigung, ihm nützlich iſt.

So wirkt bey den Bauern die Verbindung der beyden Geſchlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenſchaft, als durch die Gewohnheit, das Beyſpiel und die Triebfedern des Eigennutzes. Faſt eine gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe, und den Verbindungen, worauf ſie ſich beziehn, — mit der Zuneigung zwiſchen Aeltern und Kindern, zwiſchen Geſchwiſtern, zwiſchen Freunden. Sie iſt ſelten unter Leuten dieſes Standes zärtlich, ſo daß das Gemüth damit immer beſchäftigt und davon belebt ſey, aber ſie iſt deswegen nicht weniger reell, inſofern ſie auf die Erfüllung weſentlicher Pflichten geht. Sie äußert ſich mehr bey außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienſtleiſtungen, als durch eine beſtändige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Beyſtand in Krankheiten und bey Unglücksfällen, und durch thätige Hülfe bey der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges liebreiches Betragen, und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Perſon.

Zweyte Vorleſung.

Dieß iſt nun das Bild des Bauern, ſo wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Züge dazu, welche zu bemerken, ein längerer und weniger unterbrochner Umgang mit ihnen nöthig geweſen wäre. — Vielleicht gibt es falſche Züge darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen abſtrahirt, und zu ſchnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenſchaften, die auch dem gemeinſten Beobachter nicht entgehn können, als Unterſcheidungsmerkmahle dieſes Standes angeſehen werden, — und alſo Perſonen, die mit demſelben zu thun haben, zu einem Leitfaden dienen könne

Die Perſonen, welchen es vorzüglich wichtig iſt, die Bauern kennen zu lernen, ſind der Guts- und der Landesherr, — der Adel, als der vornehmſte Beſitzer von Grund und Boden, und die Regierung. Aber beyde ſehen den Bauer nicht ganz unter einerley Geſichtspuncte an. Der Gutsherr ſieht in ihm vornehmlich ein Werkzeug, welches er zu Beſtellung ſeiner Wirthſchaft brauchen will, —

einen Theil ſeines Eigenthums, deſſen Dienſte, deſſen Abgaben er mit ſeinem baaren Gelde erkauft, oder von ſeinen Aeltern ererbt hat. Die Regierung ſieht in ihm die vornehmſte Stütze ihrer Macht; die Pflanzſchule der Armee; — und, wenn ſie gut denkt, ſo ſieht ſie in ihm auch den Menſchen, den zu erhalten, zu verbeſſern, und glücklicher zu machen, ein Theil ihrer Sorge ſeyn ſoll.

Dieſe Geſichtspuncte paſſen nicht immer zuſammen. Die Abſichten, welche ſich darauf beziehen, können nicht immer zugleich erreicht werden.

Ich will mich zuerſt in den Geſichtspunct des Adelichen ſtellen, der ein Gut mit herrſchaftlichen Rechten beſitzt. Dieſer will ſeine Bauern gehorſam, dienſtwillig, fleißig, und ſo weit wirthſchaftlich und wohlhabend haben, daß ſie im Stande ſind, ſich aufrecht zu erhalten, und ihre Zinſen zu bezahlen. Was ſind nun die Mittel dazu?

Die erſte, und in der That an ſich eine ſchwere, Kunſt iſt die den Bauer zu regieren: d. h. zu machen, daß er ohne Murren und ohne Widerſpenſtigkeit gehorcht; daß er ſeine Dienſte leiſtet, und ſie ſo leiſtet, wie es der Herr, oder deſſen Stellvertreter ihm vorſchreibt.

Es iſt, dem erſten Anſcheine nach, wunderbar, und es würde, wenn es allgemein wahr wäre, der menſchlichen Natur nicht ſehr zur Ehre gereichen, daß, wenn eine Regierung den Klagen dieſer niedrigſten Claſſe ihrer Unterthanen Gehör gibt, die härteſten Herren am ſeltenſten verklagt werden; hingegen gerechte und ſelbſt zwohlthätige mit ihren Bauern in Proceſſe gerathen. Iſt es das Verderben der Menſchen überhaupt, iſt es der niedrige, boshafte Charakter der Bauern insbeſondre, welcher macht, daß Güte und Billigkeit ihres Beherrſchers ſie nicht rührt, und daß ſie knechtiſche Furcht auch von der Behauptung ihrer wahren Gerechtſame abhalten kann?

Dieſe Erſcheinung läßt ſich, wie mich dünkt auf folgende Art erklären:

Erſtlich, das, was man gute Herren nennt, ſind oft nur ſchwache Herren, oder ſie ſind gut und ſchwach zugleich. Einige ſind bey ihrer Güte zugleich fahrläßig, und geben lange Zeit auf das Verhalten ihrer Untergebenen gar nicht Acht, bis ſie durch merkliche Unordnungen aufgeweckt werden: da ſie dann nicht ſelten in eine eben ſo übereilte, aber vorübergehende und nichts fruchtende Hitze gerathen. Andre ſind nachſichtig und eigenſinnig zugleich; ſie beſtehen zuweilen auf Kleinigkeiten, oder ſind ſtrenge in Forderungen, bey welchen ihr Recht zweifelhaft iſt, oder die, läſtig für ihre Unterthanen, ihnen ſelbſt wenig einbringen: dahingegen ſie große Fehler ungeahndet laſſen, und unſtreitige Gerechtſame nicht einfordern. Noch andre ſind, ſo lange ſie nicht in Zorn gerathen, furchtſam, und können bey ruhigem Gemüthe ſich nicht entſchließen, den erſten wahren Ungehorſam nach

aller

aller Schärfe zu beſtrafen, welches doch nothwendig wäre, damit das Beyſpiel andre nicht verführe, und die Gewohnheit nicht einreiße: ſie werden aber dann erſt fähig, Ernſt zu zeigen, wenn ſie aufgebracht ſind; zu welcher Zeit ſie aber weder das Vergeben gehörig zu beurtheilen, noch die Strafe dagegen abzumeſſen vermögen.

Die Kunſt zu regieren iſt bey aller Art von Herrſchaft dieſelbe: ſie hat gleiche Regeln, bey dem Regenten eines Staats, und bey dem Herrn eines Dorfs. Es zeigt ſich nur, worauf es bey ihr ankomme, und wie ſchwer ſie ſey, da deutlicher, wo der Oberherr keine überwiegende Macht in Händen hat, ſeine Untergebnen zu zwingen, und wo zwiſchen dem Regierer und denen, die regiert werden, ein mehr ſichtbarer und unmittelbarer Zuſammenhang iſt.

Es gab eine Zeit wo die europäiſchen Monarchen gegen die Großen ihrer Länder, ungefähr in eben dem Verhältniſſe ſtanden, in welchem jetzt die Gutsherrn gegen ihre Vaſallen ſtehn: daß ſie zwar das Recht hatten, zu befehlen, aber nicht die Macht, Gehorſam zu erzwingen; und wo ſie alſo nur durch perſönliche Eigenſchaften, nur durch eine gewiſſe Art des Verfahrens, kurz durch moraliſche Mittel, den ruhigen Gehorſam ſich verſchaffen konnten, denen ihnen große ſtehende Armeen noch nicht zuwege brachten.

Zu ſolchen Zeiten nun, und zu allen, iſt die ruhigſte Regierung zuförderſt diejenige geweſen, wo der Herr ſelbſt regiert hat. So oft Günſtlinge und Premier-Miniſter die ganze Gewalt der Monarchen in Händen hatten, ſo oft war in ihren Reichen der Gehorſam der Unterthanen weniger willig, und ihr Mißvergnügen lauter; ſo daß letztres, wenn die Zeitumſtände es begünſtigten, oft in bürgerliche Unruhen ausbrach.

Von der eingeſchränktern Herrſchaft der Gutsbeſitzer iſt, wenn meine Erfahrungen und Nachrichten mich nicht trügen, dieſes eben ſo wahr. Zwey Drittheile der Proceſſe, die zwiſchen Bauern und Herren obſchweben, beſonders die am meiſten ſtürmiſchen, die hartnäckigſten Angriffe der erſtern gegen die letztern, werden von den Mittelsperſonen veranlaßt, welchen die Dominia ihre ritterlichen oder lehnsherrlichen Rechte zu handhaben anvertrauen. Weit ſeltner wird man rebelliſche Bauern da finden, wo der Edelmann ſelbſt ihnen ſeine Befehle austheilt, die Ungehorſamen unter ihnen beſtraft, dagegen aber auch ſelbſt ihre Klagen anhört, ihre Gerechtſame unterſucht, und mit einem Worte die Regierung über ſie, ſo wie über ſeine Wirthſchaft, in eigner Perſon führt.

Die Amtleute und die Juſtitiarien, das ſind die zwey Stellvertreter des Herrn: jene in den Sachen, welche die wirthſchaftlichen Dienſte betrefſen; dieſe in der Ausübung der obrigkeitlichen und richterlichen Rechte.

Jeder von dieſen beyden Repräſentanten des Herrn hat die Achtſamkeit und die Oberaufſicht desſelben nöthig, wenn die ihm anvertraute Gewalt nicht ihren Endzweck verfehlen, oder zu Mißbräuchen Anlaß geben ſoll: — und jeder hat ſie aus andern Urſachen nöthig.

Erſtlich. Bauern, welche der Herrſchaft der Amtleute ganz überlaſſen ſind, ohne je das Antlitz ihres Herrn zu ſehn, ohne ſeine unmittelbaren Befehle zu vernehmen, ohne die Wirkungen ſeiner Fürſorge zu empfinden, werden beynahe unausbleiblich auf die eine oder die andere Art verdorben.

Es gibt faſt nur zwey mögliche Fälle. Entweder der Amtmann treibt ſeine Gewalt zu weit, um ſich das Anſehn eines großen Eifers in dem Dienſte ſeines Herrn zu geben, und übt ſie mit einer Strenge und einen Uibermuth aus, die ſeinem eignen Ehrgeitze und ſeiner Herrſchſucht ſchmeichelt: oder er läßt Unordnungen und Nachläßigkeiten, durch Nachſicht, durch Schwäche, durch Parteylichkeit einreißen.

Dieſe Art Leute kennen größtentheils keine andre Ausübung der Autorität, als die gewaltthätige und ungeſtüme. Da ſie weder durch ihren Stand, noch durch ihre Einſichten ſo weit über den Bauer erhaben ſind, daß dieſer, auch ohne auf den Stock zu ſehen, welchen ſie führen, Ehrfurcht für ſie hätte: ſo ſind ſie oft zu Aufrechthaltung ihres Anſehens genöthigt, eine Strenge zu gebrauchen, zu der ein mehr geachteter Oberherr nie würde haben ſeine Zuflucht nehmen dürfen. Der Bauer aber hat diejenige Art von Stolz, den ich zwar nicht für den edelſten halte, der aber vielen und faſt den meiſten Menſchen gemein iſt: daß er ſich ungerne von dem befehlen und ſtrafen läßt, den er mehr für ſeines Gleichen hält, als von dem, an welchem er angebohrne Vorzüge über ſich erkennt. Daher kömmt es auch, daß adliche Gutsbeſitzer mit den Bauern gemeiniglich beſſer zurechte kommen, als bürgerliche. Der Bauer kennt den Unterſchied der Stände, und die Schätzung, die jeder im Staate hat, vortrefflich. Und es ſey nun, daß er ſich mehr geehrt glaubt, wenn er dem Edelmanne gehorcht; es ſey, daß er deſſen Recht zu befehlen für natürlicher und gegründeter hält; es ſey endlich, daß er dieſem mehr Verbindung mit den Großen, mit der Regierung, mit dem Landesherrn zutraut: genug, ſo viel iſt richtig, der Edelmann findet leichtern Gehorſam. — Wie viel unwilliger wird alſo der Bauer die unumſchränkte Herrſchaft eines Subalternen ertragen, der, in Kleidung und Sprache und ganzem Weſen, nicht viel von ihm unterſchieden iſt.

Dazu kömmt, daß, dieſe Unterregenten eben weil ſie dem Bauer näher ſind, auch eher der Verſuchung ausgeſetzt ſind, Günſtlinge und eine Gegenpartey unter den Unterthanen zu haben, —

einigen Perſonen und Familien mehr nachzuſehen, als ſie ſollten, weil ſie von ihnen Gefälligkeiten erhalten haben, oder mit ihnen in Vertraulichkeit leben; andre von denen ſie beleidigt zu ſeyn glauben, bey jeder Gelegenheit zu drücken. In jedem gemeinen Weſen, und zu allen Zeiten hat dieſe Parteylichkeit, (die immer mehr den Miniſtern, als den Herren eigen iſt,) dieſe Begünſtigung einiger weniger, mit Beeinträchtigung andrer, größere Unruhen erweckt, — den Geiſt des Aufruhrs und der Widerſetzlichkeit in einem höhern Grade hervorgebracht, als Strenge, die gegen alle gleichmäßig ausgeübt wird. Mehrere bürgerliche Kriege ſind aus dieſer Quelle gefloſſen. Man kann mit Gewißheit viele der Bauern-Unruhen aus einer ähnlichen herleiten. Wenn von allen das Gleiche, ſey es auch mit Härte, gefordert wird: ſo wird keiner in hohem Grade aufgebracht. Aber wer einem andern ſeine Schuldigkeit erlaſſen ſieht, indeß ſie von ihm ſelbſt mit äußerſter Strenge gefordert wird; der lernt ernſtlich kennen, was er verweigern könnte. Uiberdieß erregt die Ungleichheit, die man zwiſchen ihm und ſeinem Nachbar macht, ſeinen Neid; und Neid legt nun den Samen zu größrer Bitterkeit ins Gemüth, als das Gefühl des Drucks allein würde gethan haben: er haßt ſeinen Vorgeſetzten nach eben dem Maße, als dieſer andre mehr zu lieben ſcheint. Und ſo entſpringt Murren, es entſtehen Parteyen, die Mißvergnügten rotten ſich zuſammen; ſie gerathen auf den Gedanken, auch Forderungen zu machen: und die Folge von allem iſt, was hier an die Stelle bürgerlicher Kriege tritt, ein Bauernprozeß.

Dieſe Regel, nicht Günſtlinge unter den Unterthanen zu haben, kann auch manchen Herren ſelbſt nöthig ſeyn. Aber ſie ſcheint doch weit weniger von ihnen vergeſſen werden zu können, als von denjenigen, die in ihrem Lohne ſtehn, um ihre wirthſchaftlichen Angelegenheiten anzuordnen. Dem Herrn kann der Bauer ſelten, außer in dem was ſeine Dienſte angeht, ſo viel zu Gute oder zu Leide thun, ſelten ſich ſo angenehm oder ſo verhaßt machen: auf das Betragen des erſtern gegen den letztern andre Bewegungsgründe als die der Zufriedenheit mit der erfüllten Pflicht, oder des Unwiſſens über wirkliche Vergehungen Einfluß hätten. Aber ein Verwalter kann, durch Schmeicheleyen, durch Geſchenke, durch ein demüthiges, ehrfurchtsvolleres Weſen der einen, leicht gewonnen, und durch kleine, perſönliche Beleidigungen andrer, aufgebracht werden. Er iſt weniger über ſie erhaben; ihn rührt alſo ſtärker, was ſie thun, oder wie ſie ſich gegen ihn betragen: und ſeine Leidenſchaften kommen daher öfter mit den Endzwecken ſeiner Regierung in Colliſion.

Nicht ſelten hat es auch Beyſpiele von ſolchen Verwaltern gegeben, welche Herren und Unterthanen, wo nicht vorſätzlich, doch durch eine natürliche Folge ihres Verfahrens, zuſammen gehetzt und den Haß auf beyden Seiten gefliſſentlich vermehrt haben. Viele unter dieſen ſubalternen Befehlshabern glauben dem Obern, der ſie bezahlt, ihren Dienſteifer nicht beſſer bezeigen, oder ſich beſſer auf jeden Fall entſchuldigen zu können, als wenn ſie von den Untergebnen recht viel Böſes ſagen, wenn ſie jeden Fehler derſelben mit einer außerordentlichen Genauigkeit anzeigen, oft dieſe Fehler in der Erzählung vergrößern, ſich über dieſelben äußerſt unwillig bezeigen, und überhaupt den böſen Willen der Leute, denen ſie vorgeſetzt ſind, als ein unüberwindliches Hinderniß aller ihrer guten Anſtalten, und die Urſachen von der Fruchtloſigkeit ihres eignen Fleißes vorſtellen.

Und eben dieſe ſind oft, um ſich auch die Bauern geneigt zu machen, bereit, dem Vorurtheile, welches dieſe gegen ihren Herrn haben, auf gleiche Weiſe zu ſchmeicheln, die Härte ſeiner Befehle größer vorzuſtellen, als ſie iſt, und in ihre Klagen einzuſtimmen.

Allen dieſen Uibeln wird vorgebeugt, wenn der Herr ſich ſeinen Unterthanen, in Ausübung ſeiner Gewalt und in Verwaltung ſeiner Güter, ſelbſt thätig zeigt, oder wenn er ihnen wenigſtens den Zugang zu ſich immer offen läßt. Er muß nicht für zu gut halten, mit ihnen zu reden, ſie anzuhören, ſeinen Willen ihnen bekannt zu machen, und ihre Geſuche dagegen zu vernehmen: er muß nicht verdroſſen ſeyn, auf die Verwaltung derjenigen Rechte, die ſeinen Vorzug in der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen, und auf deren Erhaltung er ſo eiferſüchtig iſt, auch ſeinen eignen Fleiß und ſeine Zeit zu wenden.

Viele glauben nicht, daß der Bauer Scharfſinn genug hat, um dieſen Stolz ſeines Herrn, als die Urſache, warum er ſich ihm unſichtbar macht, zu entdecken, oder Gefühl der Ehre genug, um davon beleidigt zu werden. Aber er hat beydes: und wehe dem Lande, wehe dem Gutsherrn, wo der Unterthan ſo tief geſunken, ſo unterdrückt, ſo elend, oder ſo dumm iſt, daß ihn Verachtung nicht ſchmerzt. In dem größten und beſten Theile unſers Landes iſt, Gottlob, der Fall anders. Und was kann alſo daraus entſtehn, wenn der Gutsherr gefliſſentlich vermeidet, mit ſeinen Unterthanen zu reden, wenn er ihnen alle ſeine Befehle nur durch die dritte Hand kund machen läßt, und ihre Vorſtellungen auch nur auf dieſem Wege annimmt? Der Bauer wird durch dieſe anſcheinende Geringſchätzung mehr gekränkt, als durch das Unangenehme der Sachen ſelbſt, die man im auflegt. Jede verweigerte Bitte, jede läſtige Forderung, jede ſtrenge Beſtrafung iſt ihm doppelt auffallend. Es ſammelt ſich bey ihm ein Same von Haß und Bitterkeit, der zu der einen oder der anderen Zeit ausbricht, und Streitigkeiten, die ſonſt leicht beyzulegen geweſen wären, hartnäckig macht. Vielleicht war dieß die Urſache, warum in einigen Gegenden unſers Landes, wo ſonſt die geſittetſten Bauern wohnen, und wo ſie weniger mit Dienſten beläſtigt ſind, doch ganze Dorfſchaften, wegen unbedeutender oder ungegründeter Beſchwerden, gegen ſonſt billige Herrn aufſätzig geworden ſind.

Doch die Folge iſt nicht weniger ſchlimm, wenn, anſtatt des Stolzes, Fahrläßigkeit den Herrn von ſeinen Unterthanen entfernt, und ihn veranlaßt, die Gewalt ſeiner Beamten zu vergrößern. Wenn jener Stolz Haß hervorbringt: ſo bringt dieſe Sorgloſigkeit, welche nie Rechnung fordert, Verachtung hervor.

Ich bin weit entfernt, jeden Streit, der zwiſchen Herren und Unterthanen vorgeht, den Amtleuten und Verwaltern zuzuſchreiben. Es gibt unter ihnen ohne Zweifel, wie unter jeder Claſſe, rechtſchaffne und vernünftige Leute, die ihrem Poſten wohl vorſtehen. Vielleicht erhalten manche die Einigkeit, die unter des Herrn eigner Regierung wäre unterbrochen worden, weil ſie beſſer den gemeinen Bauer kennen, und ihn zu faſſen wiſſen, wo ihm beyzukommen iſt. Aber im Allgemeinen iſt es doch gewiß, daß eine übertragne Gewalt wenn ſie einem Menſchen ohne Erziehung, ohne moraliſche Grundſätze, — einem, der keinen großen eignen Vortheil in der Aufrechthaltung der Ordnung findet, in die Hände gegeben, und nicht durch eine beſtändige Aufſicht in Schranken gehalten wird, weit leichter ausartet, und mehr Mißbräuchen unterworfen iſt, als eben dieſe Gewalt, wenn ſie von demjenigen gehandhabt wird, dem ſie eigenthümlich und gleichſam erblich zugehört, und deſſen Vortheil an Gehorſam und Liebe ſeiner Unterthanen geknüpft iſt.

Noch weit ungerechter wäre ich, wenn ich die angeſehnere und nicht minder zahlreiche Claſſe der Juſtitiarien, unter gemeinſchaftliche Beſchuldigungen, zuſammenfaſſen, und ſie anklagen wollte, daß ſie die Bedrückung der Bauern vermehrten, und ihre Widerſetzlichkeit veranlaßten. Da ſie durch die Erziehung mehr gebildet ſind; da ſie das Studium des Rechts zu ihrer Beſchäftigung gemacht haben; da ſie endlich mit den Perſonen, über deren Angelegenheiten ſie zu entſcheiden haben, in keinem ſolchen Verhältniſſe ſtehen, welches ſie für oder wider eine Partey einnehmen könnte: ſo iſt an ſich zu vermuthen, daß ſie, in der Verwaltung der ihnen anvertrauten Rechte gewiſſenhafter, oder doch regelmäßiger zu Werke gehn. Demohnerachtet, glaube ich, werden die gutdenkenden aus dieſem Orden ſelbſt mit mir einſtimmen, wenn ich behaupte: daß mancher Prozeß zwiſchen Herrſchaften und Unterthanen hätte verhüthet, mancher Uneinigkeit unter ihnen hätte vorgebeugt; manche Urſache des Grolls und der Erbitterung hätte gehoben werden können, wenn die, welche die Rechtsbeyſtände des Grundherrn waren, weniger willkürlich, oder weniger ſorglos gehandelt hätten.

Ich habe ſelbſt Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Juſtitiarien, in der Abſicht, ihren guten Willen dem Edelmanne, von dem ſie Höflichkeit und Ehre genoſſen, zu bezeigen ohne deſſen Wiſſen und und ohne ſeine Einwilligung, ſeine Rechte auszudehnen, zweydeutige oder unausgemachte Sachen zu ſeinem Vortheile feſtzuſetzen, und den Bauer auf gewiſſe Weiſe zu überliſten ſuchten: — Kunſtgriffe, die zu der einen oder der andern Zeit offenbar werden, und entweder unmittelbar Streit, oder nach und nach Unwillen erregen. Von andern iſt mir aus Nachrichten bekannt, daß ſie, durch übermäßige Geldſtrafen, die begangenen Fehler auf eine Weiſe ahnden, welche weit ſchädlicher für den gemeinen Bauer iſt, als ihm körperliche Strafen ſeyn würden. Andere verurſachen durch eine zu pünctliche Beobachtung aller Formalitäten der Geſetze bey kleinen Sachen ſo viel Zeitverluſt und Koſten, daß dadurch oft die Parteyen leiden, einige vielleicht ganz zu Grunde gerichtet werden. Noch andere laſſen durch Saumſeligkeit und beſtändiges Aufſchieben ihrer Arbeiten, das Credit-Weſen und die Mündelſachen der Dorfſchaften, die ſie in ihrer Juſtiz-Pflege haben, in Unordnung gerathen, und machen dadurch, auf der einen Seite ſchlechte Wirthe und böſe Schuldner, indeß ſie, auf der andern, zu gerechten Klagen Anlaß geben.

Die Bauern ſind, im Ganzen genommen, doch immer als Arme zu betrachten. Ihnen thut nichts weher, als was ihren Beutel angreift. Wenn der Deſpotismus des Amtmanns ihnen das Leben täglich ſauer macht: ſo macht hingegen der Deſpotismus des Juſtitiarius, wenn er nicht ein rechtſchaffener und zugleich menſchenfreundlicher und erfahrner Mann iſt, ihnen das Leben ſchwer, das Auskommen kümmerlich, und ihre Exiſtenz verhaßt. Wehe dem Dorfe, wo Amtmann und Juſtitiarius gemeinſchaftlich und unumſchränkt herrſchen *). Ungezähmte Freyheit wird da mit Unterdrückung und Ungerechtigkeit abwechſeln: und die Folge davon wird Verderbniß des moraliſchen Charakters, Unzufriedenheit, Elend und Bosheit der Bauern werden.

Das Auge des Herrn, heißt es, macht das Pferd fett. Das Auge des Herrn, kann man ſagen; macht den Bauer wohlhabend, gehorſam und geſittet.

---

*) Es iſt daher eine für den Landmann ſehr drückende Art, die landesherrlichen Domänen zu verwalten, wenn die Einkünfte, die aus der Wirthſchaft und den Dienſten der Unterthanen herkommen, mit der Juſtizpflege zugleich, an dieſelbe Perſon verpachtet werden. Dieſe Einrichtung war ehedem auf allen Aemtern in Churſachſen eingeführt, und iſt jetzt noch, ſo viel ich weiß, in einigen nicht aufgehoben. Es iſt aber auch bekannt, unter welchem Drucke die Bauern in dieſen Gegenden oft geſeufzet haben.

Man findet ganz unſtreitig einen großen Unterſchied, in Abſicht auf Ordnung, Ruhe und ſelbſt Sittlichkeit, zwiſchen einer Dorfgemeinde, wo ein zugleich thätiger, einſichtsvoller und rechtſchaffener Herr in ihrer Mitte wohnt, der ſie ſelbſt regiert und ſie zu ihren Schuldigkeiten anhält, und zwiſchen einer, die lange ſich ſelbſt, oder Miethlingen und Verwaltern überlaſſen geweſen iſt. Auch in dieſer Betrachtung iſt es nützlich, was die Regierungskunſt ſchon aus andern Urſachen anräth, daß der Edelmann nicht den Wohnſitz auf ſeinen Gütern verlaſſe, um auf immer in der Hauptſtadt zu leben. Auch in dieſer Betrachtung iſt ein Land glücklicher, wo die Landgüter unter einem zahlreichen und doch wohlhabenden Adel vertheilt ſind, als wo weitläuftige Bezirke einem einzigen Großen zugehören. Weder der Anbau des Bodens, noch die Fürſorge für die Bildung der Menſchen kann in den letztern genau und vollkommen ſeyn.

Aber wenn nun ſich der Erb- und Grundherr entſchließt, die Vorrechte, welche ihm die Geſetze über die Einwohner ſeiner Ländereyen gegeben haben, ſelbſt zu verwalten: was muß er thun, wie muß er ſich betragen, um ſich die Ruhe zu ſichern, und ſeinen Unterthanen einen willigen Gehorſam einzuflößen?

Erſtlich, ſo wie der Bauer noch jetzt iſt, oder wir wollen unparteyiſch ſeyn, — ſo wie der große Haufe der Menſchen überhaupt iſt, ſo iſt bloße Güte, ſelbſt wenn ſie nicht in Schwäche und Parteylichkeit ausartet, bey dem, der ihn regieren ſoll, nicht hinlänglich, um ſich Gehorſam zu verſchaffen. Liebe und Dankbarkeit ſind zu ſanfte Bande, als daß ſie allein rohe Menſchen bey ihrer Schuldigkeit feſthalten könnten.

Am meiſten irren diejenigen, welche glauben, ihre Unterthanen durch Geſchenke und Geldbewilligungen zu gewinnen. Es iſt mir ein bürgerlicher Gutsbeſitzer bekannt, der, weil er reich war und ſehr menſchenfreundlich dachte, die Verwaltung eines neuen Gutes, welches er erkauft hatte, damit anfing, daß er allen Inſaſſen die Schulden, welche auf ihren Stellen hafteten, bezahlte, und einem jeden Wirth einen Thaler auf die Hand ſchenkte. Die Wohlthat war für den Geber anſehnlich, und für viele der Empfänger wichtig. Nichts deſto weniger verweigerten dieſe Bauern in kurzem dieſem ihrem freygebigen Herrn die Dienſte, welche ſie allen ſeinen Vorgängern geleiſtet hatten.

Hier iſt am vollkommenſten wahr, was Cicero in den Büchern von den Pflichten ſagt: Geſchenke finden keinen Boden. Sie werden vergeſſen, ſo wie ſie verthan ſind. Dahingegen wird der ſchlecht Denkende zu neuen Forderungen gereizt, weil er glaubt, daß dem Höhern viel an ihm gelegen ſey, — vielleicht gar, daß er ſich vor ihm fürchte, wenigſtens daß er ſehr reich ſey und zu geben Luſt habe.

Zuerſt alſo iſt nothwendig, daß die Dienſte, welche der Unterthan zu thun ſchuldig iſt, welche er ſelbſt für ſeine Schuldigkeit erkennt, von ihm gefordert werden; und daß er durch eine beſtändige Aufſicht angehalten werde, das, was er zu dieſem Ende thun ſoll, zu rechter Zeit, mit Fleiß, und gut zu machen. Ein neuer Schriftſteller *) ſagt von den Türken: „ihre militairiſche Diſciplin „iſt immer ſtrenge, nie genau: und eben deßwegen „ſind ihre Soldaten bey dem kleinſten Anlaſſe Rebellen.“ Dieſelbe Urſache bringt allenthalben denſelben Erfolg zuwege. — Körperliche Strafen, Scheltworte, und alles, was der Zorn und der Verdruß einem Herrn oder ſeinem Amtmanne eingeben mag, um ſich an dem Dienſtvolke, das ihre Befehle nicht vollzogen hat, zu rächen, wird doch die Befolgung derſelben in der Zukunft nicht ſicher ſtellen, wenn nicht eine deutliche Anweiſung der Art, wie jede Sache gemacht werden ſoll, voran geht, und eine wachſame und immer fortgeſetzte Aufſicht die Ausführung begleitet. Folgendes iſt der Gang der Sachen bey vielen Herren und vielen Verwaltern wodurch ihre Dienſtleute verdorben, aufgebracht, und doch beym Ungehorſam erhalten werden. Sie befehlen auf eine unbeſtimmte, undeutliche Art, oft weil ſie die Sache nicht recht

---

*) Der Baron von Thott in ſeinen Mémoires ſur les Turcs et les Tartares.

verſtehn, oder weil ſie darüber bey ſich ſelbſt noch nicht feſt entſchloſſen ſind *), vielleicht auch, weil ſie nicht gelernet haben, ſich nach der Faſſung der gemeinen Leute auszudrücken. Dann überlaſſen ſie die, welchen ſie den Auftrag gegeben haben, lange Zeit ſich ſelbſt, vergeſſen ſie und die Arbeit, die ſie thun ſollten. Nach Verlauf derſelben kömmt ihnen der Gegenſtand, woran gearbeitet worden iſt, von ohngefähr ins Geſicht; ſie werden Nachläſſigkeit, Verſäumniß und Unordnung gewahr: ihr Blut erhitzt ſich. Nun unterſuchen ſie nicht die Umſtände der Sache, ſie fragen nicht nach den Urſachen, warum der Befehl iſt unterlaſſen, oder ſchlecht ausgeführt worden; ſie unterſcheiden nicht Muthwillen und Bosheit von Unvermögen und Unverſtande: ſie überlaſſen ſich nur dem Verdruſſe, den der ſchlechte Erfolg ihrer Entwürfe bey ihnen erregt, und dieſen Verdruß laſſen ſie oft an dem Unſchuldigen, wie am Schuldigen, aus. Auf dieſe Zeit des Tobens und Schlechtens folgt wieder eine

andre

---

*) Unentſchloſſene Leute laſſen gerne Zweydeutigkeiten in ihren Befehlen, — wenn auch nicht mit Bewußtſeyn, in der Abſicht, um ſich eine Ausflucht zu verſchaffen, doch heimlich, mit dem Wunſche, daß der, welchem ſie befehlen, den rechten Punct für ſie treffen möge. Andre ſind undeutlich, weil ihnen die Sachen zu bekannt und zu geläufig ſind, und weil ſie vorausſetzen, der, welchem ſie ſie auftragen, habe die Gegenſtände, wovon ſie reden, eben ſo gegenwärtig, als ſie ſelbſt.

andre von gänzlicher Sorgloſigkeit. Und ſo wird der Bauer auf der einen Seite aufgebracht und erbittert, durch die harte Behandlung, auf der andern wieder verführt, nachläßig und ungehorſam zu ſeyn, durch den Mangel der Aufſicht.

Es gibt ſtrenge Herren, gegen welche doch ihre Unterthanen nicht die mindeſte Widerſetzlichkeit beweiſen, bloß weil bey ihnen dieſe Strenge mit jener Genauigkeit verbunden iſt, und weil der Bauer immer in der Arbeit und bey der Aufmerkſamkeit auf das, was er zu thun hat, erhalten, nicht Zeit hat, an etwas zu denken, das ſeinem Herrn zuwider wäre.

Es gibt andre, die ohne alle Strenge, bloß durch eine nie nachlaſſende Aufmerkſamkeit auf alle Schritte und Arbeiten des Bauern, bloß dadurch, daß ſie deutliche Beweiſe geben, wie ſehr ſie alles, was unrecht geſchieht, bemerken, und wie genau ſie von jedem Ungehorſam unterrichtet ſind, ſchon hinlänglich den Unterthan ſchrecken, und ihn in Ordnung und Regelmäßigkeit erhalten.

Aber man wird vielleicht wenige Fälle finden, wo nicht die Härte in der Behandlung, verbunden mit Unachtſamkeit und Fahrläßigkeit in der Aufſicht, den Geiſt des Ungehorſams und der Empörung hervorgebracht hätte.

Ein andrer ſehr wichtiger Umſtand iſt, daß, ſo wie der Herr nicht unterlaſſen muß, zu fordern was ſeine Unterthanen ihm ſchuldig ſind, und über der Leiſtung deſſelben zu halten, damit die Unterthanen nicht ihn für unwiſſend, für einfältig oder für ſchwach anſehen, er hingegen auch nie auf etwas, als Herr, beſtehe, wozu er nicht das Recht ſogleich vor Gerichte beweiſen kann; daß er ferner die Strenge nur da ausübe, wo der Geſtrafte ſelbſt ſich bewußt ſeyn muß, Unrecht gethan zu haben, und wo alle Zuſchauer dem Ausſpruche des Richters in ihrem Herzen beypflichten. Es iſt in der That unglaublich, wie ſtark in jedem Menſchen, auch in dem roheſten, die Empfindung von dem ſey, was Recht und Unrecht iſt; und welchen ganz andern Eindruck eine Strafe auf denjenigen mache, welcher glaubt, ſie verdient zu haben, als auf den, welcher ſich unſchuldig fühlt. Schon bey Kindern kann man dieß wahrnehmen. Auch bey ihnen kann keine Strafe ein gutes Hülfsmittel der Erziehung ſeyn, als nur die, bey welcher ſie ſelbſt erkennen, daß ſie billig und ihrem Vergehen angemeſſen iſt. Der Bauer iſt in gewiſſer Maßen immer Kind. Ihn regieren, heißt, ihn erziehn. Beydes muß nach gleichen Regeln geſchehn.

Ich würde alſo weit eher billigen, wenn ein Gutsherr einen groben, vorſätzlichen Fehler, der nicht geleugnet und nicht gerechtfertigt werden kann, an ſeinen Unterthanen hart beſtrafte, und ſo, daß der Schuldige den Schmerz fühlt, als daß er beſtändig unwillig, mürriſch und drohend gegen ſie wäre, und ſie auch bey kleinen, oft nicht gehörig unterſuchten Vergehungen, zwar mit unbedeutenden, aber deſto häufigern Züchtigungen belegte. Nichts iſt unerlaubter, nichts thörichter, man mag die Abſicht haben, den Bauer zum Fleiße oder zum Gehorſam anzuhalten, als wenn man die Peitſche des Treibers immer über ihm aufgehoben halten läßt. Dieſe Schläge mögen dem Bauer nicht ſehr wehe thun; ich gebe es zu: aber eben deßwegen ſind ſie unnütz. Sie erbittern ihn indeß: oder wenn ſie dieſes nicht thun, ſo erniedrigen ſie ihn, ſie machen ihn knechtiſch, niederträchtig, zu allen guten und edeln Geſinnungen, alſo auch zu einem freywilligen Gehorſam, unfähig. Man begegne ihm als Menſchen, ſo wird er als Menſch handeln: zwar nicht vollkommen gut, — denn ſo handelt ja ſein Herr auch nicht; nicht immer dankbar, — denn wahre Dankbarkeit iſt eine noch ſeltnere Tugend, als Wohlthätigkeit: aber doch gewiß beſſer, als wenn zu ſeinen natürlichen ſchlimmen Anlagen, oder zu ſeinem Eigennutze, noch der Zorn, die Rachſucht, oder eine völlige Fühlloſigkeit hinzukömmt. Man mache alſo den gewöhnlichen Zuſtand des Dienſtvolks erträglich, und ſpare die Geißel und das Gefängniß auf diejenigen Fälle, die wirklich zum Beyſpiele dienen können, und bey welchen jeder die überlegte Handlung einer ſtrengen Gerechtigkeit, nicht übereilte Ausbrüche von übler Laune und Unwillen entdeckt.

Ein anderes Mittel, wie der Gutsherr ſeine obrigkeitliche Gewalt ſeinen Unterthanen erträglich und dem beſſern Theile derſelben angenehm machen kann, iſt, wenn er ſie nicht bloß anwendet, die Dienſte, welche man ihm ſchuldig iſt, pünctlich einzutreiben, ſondern auch dazu, Ordnung, Sittlichkeit und die Beobachtung der höhern Geſetze der Vernunft und der Religion unter ſeinen Vaſallen aufrecht zu erhalten. Wenn der Herr diejenigen Unordnungen beſtraft, die ſeinen Dienſt betreffen, ſo ſcheint er bloß aus Eigennutz zu handeln: er iſt Partey und Richter zugleich. Der beſte Erfolg, den man von Strafen dieſer Art erwarten kann, iſt, wenn ſie Furcht ohne Haß erregen. Beſſern, dem Unterthan die wirklichen Geſinnungen der Treue des Fleißes und des Gehorſams einflößen: das werden ſie niemahls. Aber wenn der Herr diejenigen Ausſchweifungen bemerkt, ans Licht zieht und ahndet, welche der Sittlichkeit, der Tugend, den Landesgeſetzen, nicht ſeinen Vortheil zuwider ſind: dann handelt er wirklich als Richter und Obrigkeit, und dann wird ſeine Strenge von einem großen Theile ſeiner Unterthanen gebilligt und ſelbſt geprieſen werden.

Kein Gutsherr denke auch, daß es ihm in Abſicht ſeines Privat-Vortheils gleichgiltig ſey, ob Zucht, Ehrbarkeit und Gerechtigkeit unter ſeinen Bauern, in ihrem Betragen gegen einander, herrſche oder nicht. Alle Unordnungen biethen ſich die Hand, alle Laſter ſtehen in Verbindung. Ein Menſch, der ſich über die Pflichten wegſetzt, welche ihm die Religion, die Menſchen- und Selbſt-Liebe befiehlt, oder die ihm ſein Gewiſſen vorſchreibt, der wird bald auch diejenigen übertreten, welche ihm die Landes-Geſetze auflegen. Wer ſeinen Leidenſchaften in dem Betragen gegen ſeines Gleichen ſich überläßt, der wird bald auch ungehorſam und widerſetzlich gegen ſeinen Herrn, der wird bald unfleißig, oder untreu in ſeinem Dienſte werden. Man wird gewiß oft finden, daß die Gemeinden, wo die Sittenloſigkeit am meiſten eingeriſſen iſt, auch die aufſätzigſten und zu Unruhen am geneigteſten ſind.

Alſo beydes erhält der Grundherr, welcher Wachſamkeit auf das moraliſche Verhalten ſeiner Unterthanen wendet: er gewinnt die Hochachtung der Beſſern, welche dadurch Beweiſe von ſeiner eignen Liebe zur Tugend und zur Ordnung bekommen; und die Schlechten hält er von derjenigen Zügelloſigkeit ab, die zuletzt auch in die Vernachläßigung ihrer Unterthanspflichten übergeht.

Zu dieſem Ende iſt das ihm aufgetragne Policey-Amt ſehr nützlich. Er kann, nach dem jetzigen Verhältniſſe, in welchem er mit ſeinen Vaſallen ſteht, der Cenſor ihrer Sitten ſeyn, und ein gewiſſes obrigkeitliches Anſehn auch in Beziehung auf ſolche ihrer Handlungen ausüben, die in den übrigen Ständen keiner richterlichen Aufſicht und Beurtheilung unterworfen ſind. Er kann den Trunk, er kann grobe Unzucht, er kann Betrug oder Schlägereyen beſtrafen. Er darf ſich um das Innere der Familien, um die Wirthſchaft und die Einigkeit der Eheleute, um das Betragen der Aeltern und Kinder, der Verwandten und Nachbarn gegen einander, bekümmern, und wo er auch nicht als Obrigkeit zu ſtrafen das Recht hat, doch als Herr ernſtliche Vorſtellungen thun, und dieſe Vorſtellungen durch Vortheile, welche er den Guten zugeſteht, und durch Beraubungen welche er die Hartnäckigen fühlen läßt, unterſtützen. Dieſes Cenſor-Amt verlangt aber, eben weil ſeine Grenzen nicht genau zu beſtimmen ſind, Klugheit und Menſchenliebe bey dem, welcher dadurch Gutes ſtiften ſoll. Es enthält immer etwas von willkürlicher Gewalt: und nur der Zweck, zu welchem es angewandt wird, kann es in den Augen des Philoſophen, des Freundes der Freyheit, rechtfertigen, und denen, die ihm unterworfen ſind, angenehm machen.

Doch bloße Strenge, von welcher Art ſie auch ſey, und zu welchem Ende ſie auch ausgeübt werde, — und die daraus entſpringende Furcht iſt allein nicht hinlänglich, irgend eine Herrſchaft zu befeſtigen. Es muß Liebe hinzukommen: und Liebe kann nur durch erwieſene Wohlthaten erregt werden.

Dieſe Wohlthaten, habe ich ſchon geſagt, können nicht in Geſchenken und Geldbewilligungen beſtehen. Dazu würde der Beutel, auch des reichſten Gutsbeſitzers, nicht zureichen. Uiberdieß ſind ſie doch, weil ſie einen vorübergehenden Vortheil bringen, unfähig, eine immerwährende Dankbarkeit zu erregen. Das vornehmſte Mittel, welches der Gutsherr in Händen hat, die Liebe ſeiner Unterthanen zu gewinnen, iſt, daß er durch ſeine eigne gute Wirthſchaft, durch kluge, wohlausgedachte Einrichtungen und Anordnungen, die er in Abſicht ſeiner, mit dem Vortheile der Unterthanen ſtreitenden Rechte, oder ſeines mit dem ihrigen verbundnen Eigenthums macht, und endlich durch eine gewiſſe väterliche Aufſicht, die er auf die Wirthſchaft und den Nahrungsſtand ſeiner Unterthanen wendet, ihren bleibenden Wohlſtand verbeſſere, oder ihnen mehr Mittel in die Hände gebe, ſich ihn ſelbſt zu verſchaffen.

Diejenigen Herren, welche auf ihren Dörfern nichts als Hofgärtner haben, ſind ſchon dadurch allein, daß ſie ſelbſt den Anbau ihrer Ländereyen mit Einſicht, Fleiß und Glücke betreiben, im Stande, ſich gehorſame und willige Unterthanen zu verſchaffen. Die Einrichtung, die in meinem Vaterlande und in ſehr vielen Provinzen Teutſchlands von uralten Zeiten her beſteht, daß der Lohn dieſer Dienſtleute ihnen, in einem gewiſſen verhältnißmäßigen Antheile an der Ernte und der Hebe ihrer Herren, bezahlt wird, hat ohne Zweifel, die Vortheile des Herrn und ſeiner Lohnleute mit einander verknüpfen ſollen, — und erreicht auch dieſen Endzweck wirklich. Wenn der Bauer von ſeinem Herrn die Meinung hegt, daß er bey ihm reichlicher Brot habe, als andre bey ihren Herren: ſo erträgt er manche, ſonſt ihn drückende, Beſchwerden geduldig; und ſelbſt eine harte Begegnung thut ihm nicht ſo wehe. Uiberdieß, da immer auf Hochachtung auch Neigung zum Gehorſam gegründet iſt; da, aus der Meinung von dem vorzüglichen Verſtande des andern, Hochachtung für ihn entſteht; da endlich der Bauer keine Geſchicklichkeit ſo gut kennt, keine ſo ſchätzt, als die, welche ſich auf die Landwirthſchaft bezieht: ſo iſt gewiß, daß derjenige Herr, welcher den Ertrag ſeiner Güter, durch kluge Entwürfe und Sorgfalt in der Ausführung, zu vermehren weiß, auf doppelte Weiſe den Bauer feſſelt und ſich unterwürfig macht, einmahl, inſofern dieſer an ſeinem Wohlſtande Theil nimmt, und mit ihm ſich zugleich bereichert; und dann, inſofern derſelbe eine hohe Meinung von der Einſicht und den Fähigkeiten ſeines Herrn bekömmt, — daher er auch in andern Sachen ihm Uiberlegenheit über ſich zutraut, und alſo weniger gegen ihn wagt.

Auf Bauern, die von ihren eignen Feldern ernten, hat zwar der Gutsherr durch ſeine Wirthſchaft, keinen ſo unmittelbaren Einfluß. Und der Umſtand, daß dieſes Mittel, ihre Zuneigung und Zufriedenheit zu gewinnen, ihm fehlt, macht allerdings den Gehorſam derſelben ungewiſſer und ſchwankender.

Indeſſen, glaube ich, hat ein verſtändiger Gutsbeſitzer doch noch hundert Wege, den Fleiß und den Wohlſtand auch derjenigen ſeiner Unterthanen zu vermehren, welche ganz von dem Ertrage ihres eignen Bodens, und von der eignen Bearbeitung desſelben leben. Erſtlich, ſchon ſein Beyſpiel kann viel thun: nur dadurch, daß ſie es immer vor ſich ſehn, auch ohne daß ſie angehalten werden, es nachzuahmen. Sobald die Bauern gewahr werden, daß die Wirthſchaft ihres Herrn wohl von ſtatten geht, und daß ihm die Veränderungen, welche er macht, Nutzen bringen: ſo hat er etwas mehr Gewalt über ihre Gemüther gewonnen; ſo iſt ihnen ein Sporn gegeben, um ſie zum Fleiße und zu eigner Betriebſamkeit anzureitzen. Ein guter Wirth macht viele: das liegt in der Natur der Sache. Selbſt die Nachbarn eines ſolchen Edelmanns, der ſeine Felder mit vorzüglicher Sorgfalt anbaut, beſonders, wenn ſich mehrmahls ſeine Ernten eben ſo ſehr ausgezeichnet haben, lernen von ihm, und werden zur Nacheiferung erweckt. So ſieht man oft in einer ganzen Gegend den Einfluß Eines thätigen und wohl unterrichteten Landwirths. Wie vielmehr werden die Unterthanen dieſes Herrn, welche, indem ſie ihm fröhnen, doch zugleich von ihm unterrichtet werden, welche überdieß unter ſeiner Leitung ſtehen, an den Früchten ſeines Fleiſes und ſeiner Einſichten, durch die Nachahmung Theil nehmen?

Denn nun gibt, zweytens, noch das Band der Unterthänigkeit; ſo wie es bisher in unſern Gegenden beſteht, denjenigen Herrn, welche ſich wirklich als Väter ihrer Unterthanen anſehen, mannigfaltige Gelegenheit, unmittelbar auf die Wirthſchaft derſelben Einfluß zu haben, ſie zu Ordnung und Fleiße anzuhalten, und ihren Wohlſtand zu erhöhen.

Der Herr kann und darf ſeinen Bauer zur Rechenſchaft fordern, wenn er ſeine Gebäude und Zäune eingehen läßt, und darf ihn auch mit Gewalt zwingen, beyde anzurichten. Er kann, wenn er Anſehn und Vertrauen zugleich bey ſeinen Unterthanen hat, noch einen Schritt weiter gehen, und auch den liederlichen Wirth, der ſeinen Acker ſchlecht anbauet, oder ſein Vieh Noth leiden läßt, auf ſeine Pflicht zurückführen. Wenigſtens kann er, indem er den verſtändigen und fleißigen Wirth vorzieht, und ihm manche kleine Vortheile zugeſteht, dem Faulen und Unbedachtſamen ſein Mißfallen empfinden läßt, die Triebfedern des Eigennutzes und des Ehrgeizes zu ihrem Beſten bey ihnen in Bewegung ſetzen.

Es ſind mir Herrn bekannt, die dieſe Aufſicht über die Wirthſchaft ihrer Unterthanen mit einer Strenge geführt haben, wozu ſie vielleicht kein vollkommenes Recht hatten. Aber anſtatt, daß dieſes ihnen den Haß der Bauern ſollte zugezogen haben, iſt den letztern vielmehr dadurch ſelbſt diejenige Härte erträglich geworden, womit die herrſchaftlichen Dienſte zu gleicher Zeit von ihnen gefordert wurden. Es iſt wirklich kaum zu glauben, wie viel Zwang und Deſpotismus ſich der Bauer gefallen läßt, wenn er nur ſieht, daß der, welcher ihm befiehlt, und ſeine Befehle, ſelbſt mit aufgehobnem Stocke, durchſetzt, erſtlich die Sache verſteht, und dann, daß er ſein (des Bauern) Beſtes ſucht. — Oft iſt eine verdorbne und liederlich gewordne Gemeinde nicht anders, als durch einen ſtrengen Herrn und gewaltſame Mittel zurecht zu bringen. Der in Trägheit und Fühlloſigkeit verſunkne Menſch muß ſelbſt zu dem, was ſein eignes Beſtes befördert, gezwungen werden. Ob nun gleich jeder Zwang an ſich Unwillen erregt; ſo wird man doch finden, daß gegen einen Herrn, der dieſen Zwang ſogar auf die eignen Geſchäfte des Bauern erſtreckt, dadurch aber, und durch ſeine übrige Verwaltung, wirklich erhält, daß ſeine Leute ihr Auskommen haben, oder ihre Umſtände verbeſſern, — man wird finden, ſage ich, daß gegen einen ſolchen Herrn der Klagen von Seiten der Unterthanen viel weniger ſeyn werden, als gegen einen andern, der minder gebieteriſch und ſtrenge iſt, hingegen ſich um ihr Wohl und Wehe gar nicht, und nur um ſeine eignen Einkünfte bekümmert.

Da der Bauer ſogar Härte und eine rauhe Behandlung verträgt, wenn ſolche angewandt wird, nicht bloß ſeine Dienſte von ihm zu erpreſſen, ſondern auch ihn zu den ihm ſelbſt nützlichen Arbeiten anzuhalten; da er dem Herrn, welcher ihn mit Gewalt zum guten Wirthe macht, doch zugethan ſeyn kann: wie viel mehr wird derjenige Herr ſeine Zuneigung gewinnen, der, durch allgemeine Einrichtungen und Anordnungen, der Wirthſchaft des Bauern zu Hülfe zu kommen und ſeinen Wohlſtand zu vermehren ſucht, ohne ihm durch neuen Zwang beſchwerlich zu fallen.

Die Arten, wie dieſes geſchehn kann, ſind ſo mannigfaltig, ſie hängen ſo ſehr von den Umſtänden jedes Orts, ſeiner Lage, ſeinem Boden, ſeinen Gewohnheiten ab, daß es mir unmöglich iſt, ſie alle zu kennen, und ermüdend ſeyn würde, ſie herzurechnen.

An dem einen Orte iſt vielleicht eine andre Eintheilung der Aecker, als die bisherige, den Bauern vortheilhaft, ohne der Herrſchaft ſchädlich zu ſeyn. Ein Stück ihrer Hutung bringt vielleicht kein Gras, und würde Getreide bringen; ein Theil der Felder des Herrn würde reichliches Futter fürs Vieh tragen, und gibt jetzt mageres Korn: durch einen Tauſch wird beyden geholfen. Vielleicht hat der Herr irgend ein ſeinen Unterthanen ſehr läſtiges Recht, das ihm doch wenig einbringt: er tritt ihnen dieſes, für eine gegenſeitige Bewilligung, die ihre

Wirthſchaft weniger hindert, ab. Die Zeit, wenn er ſein Vieh auf ihre Aecker und Wieſen treiben darf, iſt vielleicht gerade die unſchicklichſte für ſie, ohne ihm außerordentlich bequem zu ſeyn: er wählt eine andre. Er ſorgt in den Zeiten, wo es ihnen an Arbeit und Verdienſt fehlt, dafür, ihnen auf ſeinem Gebiethe beydes durch Ausführung ſolcher Entwürfe zu verſchaffen, die zugleich ſeiner eignen Wirthſchaft nützlich ſind. Vielleicht iſt der Lohn der Arbeit, nach den Gewohnheiten des Orts, zu ungleich unter die Dienſtleute vertheilt: ein Herr, welcher dieß auszugleichen verſteht, ſchafft der einen Hälfte ſeiner Unterthanen einen beträchtlichen Nutzen, ohne die andre zu beeinträchtigen *). Und

---

*) An einem Orte, den ich kenne, war vor Zeiten nur ein Theil der Hofgärtner im Beſitz des Garbenſchnitts. Dafür mußten ſie die übrigen während der Ernte verlehnen und beköſtigen. Die, welche Getreide bekamen, verloren durch den Aufwand und die Zeitverſäumniß ſo viel, als ſie durch jenes ausſchließende Recht gewannen; und die, welche für Geld und Koſt in der Ernte arbeiteten, hatten im Winter kein Brot. Der Herr war ſo glücklich, beyde zu überzeugen, daß dieſe Einrichtung ihnen nachtheilig wäre. Der Antheil an der Ernte wurde, mit Bewilligung der erſten, unter alle gleich vertheilt. Beyde befanden ſich wohl dabey und dankten es endlich ihrem Herrn. Ein andrer Edelmann, ein Beſitzer beträchtlicher Güter, hat eine Caſſe errichtet, aus welcher jeder Eigenthümer einer Stelle, ſo viel als die Hälfte des Kaufpreiſes derſelben beträgt, geborgt bekommen, und in welche er hinwiederum jede geſammelte kleine Geld-Summe zur Verzinſung anlegen kann.

wer kann alle die mannigfaltigen Methoden nahmhaft machen, durch welche ein einſichtsvoller Herr ſeinen Bauern zu Hülfe kommen kann? Ich weiß zwar ſehr wohl, daß dieſe ſich oft ſelbſt den Neuerungen widerſetzen, welche von ihrem Herrn, in der redlichſten Abſicht und wirklich zu ihrem Beſten, vorgeſchlagen werden. Aber ich weiß auch, daß das Mißtrauen, welches den Grund dieſer Weigerungen ausmacht, nicht unüberwindlich iſt, und einer gleichförmigen, ſtandhaften Ausübung von Wohlwollen und Gerechtigkeit, von Seiten des Herrn, weicht.

Allenthalben aber, wo auch ſolche beſondre Verbeſſerungen ſich nicht anbringen laſſen, iſt es doch dem Herrn möglich, eine Sorgfalt für die Erhaltung und das Fortkommen ſeiner Unterthanen zu zeigen, indem er ihr Schulden- und Hypotheken-Weſen wohl in Ordnung hält; indem er auf Genauigkeit in Abtragung der Zinſen, oder Bezahlung des Kapitals in den anberaumten Terminen dringt, wodurch das Anhäufen der Schuld, die gewöhnlichſte Urſache des Untergangs für den Schuldner, verhüthet wird; indem er endlich das Vermögen der Unmündigen ſicher zu ſtellen ſucht. Dieſer Theil der obrigkeitlichen Gewalt iſt, in den Händen eines wohldenkenden und menſchenfreundlichen Herrn, ein Mittel, ſich ſeine Unterthanen auf mannigfaltige Weiſe zu verbinden. Die Beſorgungen, welche dazu nöthig ſind, können ihm ohne Zweifel oft ſehr läſtig werden, bald durch die Unwiſſenheit und die Vorurtheile, bald auch durch die ſchlechte Erziehung, die langweiligen Reden und die unanſtändigen Sitten derer, mit welchen er dabey zu thun hat. Aber ſie werden dem Menſchenfreunde dadurch verſüßet, daß er ſich in den Augenblicken, worin er damit beſchäftigt iſt, wirklich als einen Vater und einen Vormund ſeiner Unterthanen anſehen kann.

So viel iſt aus unzähligen Erfahrungen gewiß: der Herr, welcher ſeine Bauern zu Grunde richtet, macht ſie auch zugleich boshaft, diebiſch, rebelliſch. Der, welcher gar nicht nach ihnen fragt, ſondern ſie thun, und ihre Angelegenheiten gehen läßt, was und wie ſie wollen, der hat fahrläßige, liederliche, zügelloſe Unterthanen. Der, unter deſſen Regierung ſie empor kommen, ſich nähren und wohlhabend werden, wird, wenn nicht außerordentliche Urſachen den natürlichen Lauf der Dinge ſtören, auf Ruhe und Gehorſam rechnen können.

Der Bauer iſt ein Menſch, und wird durch menſchliche Bewegungsgründe getrieben. Wer ihn liebt, den liebt er wieder. Nur er glaubt ſo ſchwer, daß ihn jemand liebe, und am wenigſten, daß dieſe Neigung, ihm Gutes zu thun, bey ſeinem Herrn vorhanden ſey. Und, darf ich es ſagen, dieſe Neigung iſt auch wirklich nicht allenthalben vorhanden.

Viele, auch ſonſt vortreffliche Männer aus dem Adel, ſehen doch den Bauer nur lediglich als ein Werkzeug an; welches ſie wünſchen, mit Leichtigkeit handhaben zu können, deſſen eigne Empfindungen ſie aber in keine Betrachtung ziehn. Gerade den beſten Wirthen geſchieht dieſes am öfterſten. Sie ſind, ſagte einmahl ein verſtändiger Mann zu mir, ſo ſehr mit den Sachen beſchäftigt, daß ſie an die Perſonen gar nicht denken.

Andre haben von dem ganzen Stande eine ſo durchaus ſchlechte Meinung, oder ſie ſehen ihn für ſo verächtlich an, daß ſie ſich weder in ihren Gedanken noch in der Wirklichkeit anders mit ihm abgeben, als ſo lange er wie das Zugvieh an den Pflug geſpannt iſt.

Doch auch dieſe Meinung iſt durch die Erleuchtung unſrer Zeiten, und durch die beſſere Erziehung vieler unſrer Adlichen gemildert worden. Und, gewiß wird, ohne daß der Staat durch plötzliche Reformen, die das Eigenthum angreifen könnten, ins Mittel tritt, ſchon dadurch das Schickſal des Bauern gebeſſert, indem die Einſicht ſeiner Herren vermehrt und ihr Charakter veredelt wird. Schon viele unſrer Gutsbeſitzer denken und handeln nach den Grundſätzen, die ich vorgetragen habe, und wenden vielleicht noch weit mehrere und beſſere Mittel zu dem Zwecke, den ich wünſche, an, als die ich habe entdecken können. Wenn ſie nicht allemahl ihre Abſicht erreichen, wenn ſie für Wohlthaten zuweilen Undank und Widerſetzlichkeit einernten, wenn ihre Unterthanen von dem allgemeinen Schwindelgeiſte, der, wie ich geſagt habe, zu gewiſſen Zeiten dieſen Stand überfällt, auch ergriffen werden: — alles, warum ich dieſe Männer alsdann bitten möchte, wäre, nur nicht müde zu werden, ſondern in denſelben Maßregeln, die ihnen bisher nicht gelungen ſind, wenn ſie doch nach Gründen der Vernunft die rechten ſind, fortzufahren. Unruhen, die aus Zeitumſtänden entſtehn, gehn vorüber: der Gehorſam und die Treue, welche auf Gerechtigkeit und Güte des Oberherrn gegründet ſind, kehren zurück, und ſind dann von deſto längerer Dauer.

Den Einfluß, den ein Gutsherr auf ſeine Unterthanen durch weiſe Anwendungen ſeiner obrigkeitlichen Macht, — indem er zu rechter Zeit ſtraft und belohnt; — der, welchen er, durch Fürſorge für ihr wirthſchaftliches Beſte, haben kann, iſt ohne Zweifel der größte; oder doch der allgemeinſte: aber er iſt nicht der einzige. Er kann auch durch ſein Beyſpiel, er kann durch veranſtalteten Unterricht beytragen, ſie geſitteter und zu Beobachtungen ihrer Pflichten bereitwilliger zu machen. Des erſtern Mittels habe ich ſchon oben gedacht. Es ſey mir aber erlaubt, es hier noch mehr im Allgemeinen, und vollſtändiger zu betrachten.

Das Beyſpiel, welches der Herr geben kann, iſt von doppelter Art; er gibt es entweder durch die Verwaltung ſeines Gutes und die Ausübung ſeiner herrſchaftlichen Rechte ſelbſt, durch die Klugheit und die Ordnung, mit welchen er ſeine Angelegenheiten beſtellt, durch die Gerechtigkeit, die Standhaftigkeit und die Güte, mit welchen er ſeine Unterthanen behandelt; oder er gibt es, durch ſeinen Charakter, durch ſeine Aufführung überhaupt.

Jenes Beyſpiel wirkt auf eine mehr poſitive, dieſes faſt auf eine bloß negative Art: jenes kann beſſern, dieſes kann Verſchlimmerung verhüthen.

Ich will mich deutlicher erklären. Der Bauer iſt ein ſo nachahmendes Geſchöpf, wie der Menſch überhaupt. Er nimmt unwillkürlich Gewohnheiten an, wenn er immer gleichförmige Handlungen andrer vor ſich ſieht: und er macht auch freywillig nach, was ſeine Obern, oder Perſonen, die er hochſchätzt, thun, und wovon er den guten Erfolg gewahr wird.

Aber um ein Beyſpiel nachzuahmen, muß man es oft vor Augen ſehen, und man muß aufmerkſam darauf gemacht werden. Deßwegen nimmt der Hofmann nichts ſo leicht an, als die äußern Sitten, den Geſchmack, die Liebhabereyen, die Zeitvertreibe ſeines Fürſten. Die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des letztern, in den Angelegenheiten der Politik, hat nicht gleichen Einfluß auf den erſtern, ihn in ſeinen Privat-Geſchäften billig oder unbillig zu machen. Der Unterthan überhaupt wird nicht das geſellſchaftliche Leben des Monarchen, nicht die Politik deſſelben zu ſeinem Muſter nehmen: aber die Maximen, welche er in der innern Regierung beobachtet ſieht, werden nach und nach die ſeinigen werden.

Auf gleiche Weiſe, da der Bauer mit ſeinem Herrn nicht umgeht, aber unter ihm und mit ihm arbeitet, wofern letzterer ſeine Güter ſelbſt verwaltet; da er deſſen Betragen, im häuslichen Leben und in den allgemeinen Verhältniſſen des Menſchen, zu bemerken wenige Gelegenheit hat, hingegen ſeine Anſtalten, ſeine Grundſätze, ſeinen Fleiß, ſeine Aufmerkſamkeit, oder den Mangel von allem dieſem in der Bewirthſchaftung ſeiner Güter, durch die Wirkungen, vor Augen ſieht: ſo iſt es natürlich, daß ſein Nachahmungstrieb von jenen Eigenſchaften wenig, von dieſen ſehr in Bewegung geſetzt wird.

Wenn daher auf dem herrſchaftlichen Höfe eine genaue Ordnung herrſcht, und alle Geſchäfte nach einem regelmäßigen Plane, jedes zu rechter Zeit, abgethan werden; wenn Gebäude und Aecker in dem beſten Stande ſind, und mit nie ermüdender Sorgfalt darinnen erhalten werden; wenn alle, welche dem Hofe dienen, oder für denſelben arbeiten, das Ihrige ohne Abkürzung bekommen, aber auch dazu angehalten werden, das Ihrige zu thun; wenn der Bauer, allenthalben, wo er in die Scheuern, Ställe, Gebäude und Ländereyen ſeines Herrn hinſieht, Reinlichkeit, Fleiß, Aufſicht von Seiten der Obern, Sorgfalt und Genauigkeit der Dienſtbothen gewahr wird: ſo iſt es faſt unmöglich, daß ſich nicht dieſer Geiſt der guten Wirthſchaft, des Fleißes und der Ordnung auch auf das übrige Dorf ausbreite. Und wie laut und deutlich beſtätigt dieſes die Erfahrung auch dem flüchtigſten Beobachter! Wo iſt ein zu Grunde gerichteter, vernachläßigter Herrenhof, um welchen nicht eben ſo zerfallene, durchlöcherte Bauerhütten herum ſtünden? Wenn man hingegen, auf dem Wohnſitze des Edelmanns, gut unterhaltne Gebäude, das Ackergeräthe in Ordnung, reinliche und arbeitſame Knechte und Mägde erblickt: iſt man da nicht beynahe ſicher, auch die Häuſer der Bauern beſſer gedeckt, und ihre Höfe in größrer Ordnung zu finden?

Es gibt Ausnahmen von dieſer Regel: beſonders da, wo der Vortheil der Bauern von dem Vortheile der Herrſchaft mehr, wie gewöhnlich, getrennt iſt. Es können vielleicht die Bauern ſich, auf Unkoſten eines fahrläßigen Herrn, bereichert haben, und, ſo wie dieſer in ſeinen Glücksumſtänden zurückgegangen iſt, zu mehr Kräften gekommen ſeyn, die ihrigen zu beſſern; oder es kann eine fremde Urſache die Bauern zu einer Art von Erwerb gebracht haben, an welchem der Herr keinen Theil hat nehmen können. Auf der andern

Seite kann ein habſüchtiger Herr, eben durch die Bedrückung der Bauern ſich bereichert haben, und daher unter baufälligen Hütten prächtig wohnen, unter hungrigen Unterthanen ſchwelgen. — Auch kann jene Wirkung des Beyſpiels ſich nicht in wenig Jahren zeigen, und ſie wird geſtört, wenn die Herrſchaft ſich oft verändert. — Aber dieß hebt die Wahrheit der Regel nicht auf: „die Herrſchaft eines Orts iſt gewöhnlicher Weiſe das Beyſpiel für die Unterthanen in ihren wirthſchaftlichen Verrichtungen; und ſie kann dieſe fleißiger, ordentlicher und alſo beſſer machen, wenn ſie ſelbſt dieſe Tugenden in der Beſorgung ihrer Wirthſchaft ausübt.“

Was nun aber die übrigen Stücke des Charakters betrifft, wobey es entweder auf Beherrſchung der Leidenſchaften, oder auf geſellige Neigungen ankömmt: ſo kann das Beyſpiel eines Gutsherrn mehr negativ wirken, die Verſchlimmerung zu verhindern, als poſitiv, die Verbeſſerung zu befördern; er kann verführen, er kann ſchaden, wenn er ſchlecht handelt, aber er kann durch ſeine pflichtmäßige Aufführung nicht unmittelbar nutzen.

Diejenigen Eigenſchaften, welche einen Mann von Stande unter ſeines Gleichen am meiſten beliebt, oder ſchätzbar machen, bleiben dem, welcher tief unter ihm iſt, verborgen oder werden von ihm mit weniger Aufmerkſamkeit angeſehen. Wenn der Herr ein zärtlicher Ehemann und Vater, ein treuer

Freund, ein nachgebender, dienſtfertiger Geſellſchafter iſt; ſo erfährt der Bauer dieſes höchſtens durch den allgemeinen Ruf; er ſelbſt hat nicht Gelegenheit, es zu bemerken, und noch weniger Anlaß, davon gerührt zu werden. Er achtet vielleicht wenn er ſchon gut denkt, deßwegen ſeinen Herrn etwas höher; aber er wird dadurch nicht gereizt, eben ſo zu handeln. Mit den gegenſeitigen, ſchlimmen Eigenſchaften iſt es ganz anders beſchaffen. Wenn viele der Tugenden des Herrn in den Wänden ſeines Hauſes verſchloſſen bleiben, ſo werden hingegen ſeine Ausſchweifungen, ſeine Laſter auch außerhalb desſelben ſichtbar: und geſchieht dieß, ſo verderben ſie auch die Untergebnen, entweder inſofern ſie dieſelben anſtecken, oder inſofern ſie ihren Gehorſam vermindern.

Beſonders ſind es zwey Fehler, welche am leichteſten den Weg aus dem Hauſe des Edelmannes in die Hütte des Bauern finden; wenn jener dem Trunke und wenn er den Ausſchweifungen der Wolluſt ergeben iſt.

Erſtlich, die Vergebungen dieſer Art machen Aufſehn, und können nicht verborgen bleiben. Sie werden ferner von dem, welcher die Leidenſchaft dazu einmahl hat, oft wiederhohlt: und das Beyſpiel wirkt alſo in der Länge der Zeit ſtärker. Drittens trifft die Verſuchung gerade dahin, wo die ſchwache Seite des gemeinen Mannes iſt.

Diejenigen, welche von den Ausſchweifungen des Herrn nicht angeſteckt werden, lernen ihn verachten. Und was kann eine Obrigkeit Gutes ausrichten, die ihr Anſehn verloren hat?

Noch gröſſern Schaden thut es dem Herrn, ſowohl in Abſicht der Ehrerbiethung, die er ſeinen Unterthanen, um ruhig zu regieren, einflöſſen muß, als in Abſicht der Sittlichkeit, die er bey ihnen befördern ſoll, wenn ihn die Sinnlichkeit ſoweit verleitet, ſelbſt ihr Verführer zu werden. Er erniedrigt ſich alsdann bis zu den Verächtlichſten unter ihnen; er wird alſo ſelbſt verächtlich. Zeigt er ſich noch überdieß für die, welche ſeinen Lüſten fröhnen, und für ihre Anverwandten, parteyiſch: ſo wird er den übrigen verhaßt.

Auch den Schein davon muß ein Herr, der von ſeinen Unterthanen geachtet ſeyn will, vermeiden; und er wird dieß thun, wenn er ſich hüthet, dem ſchönern Theile ſeiner weiblichen Unterthanen den geringſten Vorzug, in Sachen des Rechts und der Pflicht, einzuräumen. Der Bauer, der die Schwäche ſeines Herrn kennt, oder ſie erforſchen will, iſt liſtig genug, ſein hübſches Weib oder ſeine blühende Tochter an ſeiner Statt zum Herrn zu ſchicken, wenn er etwas von ihm erhalten will, wobey er ſich ſeines Rechts nicht bewußt iſt, oder doch Schwierigkeiten von Seiten des Herrn erwartet. Alle Bitten, die durch ſolche Abgeſandten geſchehen, müſſen ohne Barmherzigkeit abgeſchlagen werden: und damit der Herr beweiſe, wie wenig ihm Verſuchungen dieſer Art gefährlich ſind, muß er zuweilen den häßlichen bewilligen, was er den ſchönen abgeſchlagen hat.

Der Unterricht und die moraliſche Erziehung des Bauern, (das zweyte der oben angeführten Beſſerungsmittel für denſelben,) ob ſie gleich vom Gutsherrn unterſtützt werden können, ſind doch vornehmlich das Werk der Regierung; und ich werde alſo, in dem dritten Theile dieſer Abhandlung, noch eine bequemere Gelegenheit finden, davon zu reden.

Den gegenwärtigen Theil will ich nur noch mit einigen allgemeinen Anmerkungen über das Verhältniß der Bauern zu ihren Gutsherren, und mit einigen Ideen über die Pflichten und Rechte der letztern beſchlieſſen.

In Abſicht des erſtern gibt es zwey Parteyen die ſehr weit von einander abgehen, und wovon jede, wie mich dünkt, durch Uibertreibung die Wahrheit verfehlt.

Diejenigen, welche ſich ein gewiſſes Ideal von Freyheit und Gleichheit unter den Menſchen gemacht haben, wornach ſie die Einrichtungen der Staaten beurtheilen, finden den Zuſtand unſrer Landleute äußerſt traurig, und alſo die über ſie ausgeübte Herrſchaft tyranniſch. Wenn ſie hören daß der Bauer nicht von dem Orte ſeines Aufenthalts wegziehn, — daß er nicht heirathen darf, ohne die Erlaubniß ſeines Gutsherren erhalten zu haben; daß er dieſem, bey jeder anzutretenden Erbſchaft, bey jeder Veräußerung ſeines Eigenthums, einen beträchtlichen Theil deſſelben, ſo gering es ſey, abgeben muß; daß er, wenn auch der Herr in ſeine Freyheit eingewilligt hat, ihm dieſelbe doch noch bezahlen, und wenn er einiges Vermögen hat, Abzugs-Geld geben muß; wenn ſie den geringen Geldlohn erfahren, für den er einen großen Theil ſeiner Dienſte thut, und der an vielen Orten nur den fünften Theil des landüblichen Tagelohns beträgt; wenn ſie hören, für welchen kleinen Lohn und welche elende Koſt er ſeine Kinder auf dem Hofe muß dienen laſſen; wenn ſie endlich ſehen, daß er Schläge und andre Leibesſtrafen bey jedem Verſehen zu erwarten hat: ſo ſcheint ihnen dieſer Zuſtand nichts beſſer, als eine wahre Sclaverey, und die Menſchen, die ſich in demſelben befinden, ſcheinen ihrer natürlichen Rechte beraubt zu ſeyn.

Die, welche die jetzt beſtehende Verfaſſung vertheidigen, führen dagegen an, daß die ſo ſehr verſchiedne Unterthänigkeit der Bauern, nichts anders als ein Vertrag ſey, den ſie, oder ihre Vorfahren, mit dem Eigenthümer von Grund und Boden, geſchloſſen haben. Dieſer gab ihnen ein Stück von ſeinem Acker, baute vielleicht eine Hütte dazu, und überließ ihnen die Nutzung davon, unter Bedingungen, die ſehr mannigfaltig abwechſelten, zu denen aber gewiſſe Hand- und Spann-

Dienſte, die Unterwerfung unter den Gerichtszwang, und die oben genannten Abgaben faſt allenthalben gehören. Dieſe Bedingungen wurden damahls mit Bewilligung beyder Theile feſtgeſetzt, es geſchah alſo niemanden dabey Unrecht: und ſie müſſen auch jetzt noch billig ſeyn, denn es finden ſich noch immer zu den Bauer- und Gärtner-Stellen, wenn ſie zu verlaſſen ſind, Käufer, ob ſie gleich alle mit deren Beſitze verbundne Laſten kennen. Die Preiſe dieſer Stellen ſind, im Verhältniß des Ackers und der Gebäude, die mit denſelben erkauft werden, ſehr geringe. Die Dienſte, welche darauf haften, bezahlen alſo einen Theil von dem Werthe des Gutes. Eben ſo ſind die herrſchaftlichen Abgaben, bey dem Preiſe unterthäniger Güter, mit in Anſchlag gebracht: und ſie belaſten alſo denjenigen nicht, welcher ſie käuflich an ſich bringt. Endlich, ſagen dieſe Perſonen, macht der Antheil, den die Hofgärtner in unſerm Lande, für die Ernte-Arbeit an den Garben, und für das Dreſchen an der Hebe, bekommen, wenn er mit dem Geldlohne zuſammengeſchlagen und unter die Arbeitstage gleich vertheilt wird, einen ſehr hohen Tagelohn aus. Wozu kömmt, daß die übrige, ſo ſchlecht bezahlte Arbeit auch ſehr ſchlecht und ſaumſelig gethan wird: dergeſtalt, daß ein Gutsherr durch freye Tagelöhner, wenn ſolche nur zu haben wären, für den landüblichen Lohn, ſein Gut eben ſo wohlfeil würde bearbeiten können.

Es iſt in dieſer zweyten Vorſtellung der Sache viel Wahres. Es iſt auch ſo viel gewiß, daß, wenn die Laſten des Landmanns in der Maße drückend wären, als ſie beym erſten Anblicke gutherzigen Menſchen, und die dabey kein Intereſſe haben, zu ſeyn ſcheinen, die Güter ſelbſt längſt zu Grunde gegangen ſeyn müßten, weil die, welche ſie anbauen ſollten, nicht hätten leben können. Es müßte dann keine wohlhabende Bauern geben, deren wir doch in unſerm Lande, und in denen, wo ähnliche Dominial-Rechte eingeführt ſind, in Menge finden.

Demohnerachtet folgt daraus nicht, daß jene Einrichtung, die ſo mannigfaltige Verſchiedenheiten und Beſtimmungen leidet, nicht an vielen Orten, noch jetzt *ſolche* Beſtimmungen haben ſollte, wodurch ſie wirklich drückend für den Bauer, und die Urſache ſeiner Armuth, ſo wie ſeines niedergeſchlagnen, trägen Geiſtes wird.

Einige der von der letztern Partey angeführten Gründe beweiſen offenbar zu viel, und ſind eben deßwegen nicht befriedigend. Sie würden eben ſo gut dienen können, die Sclaverey, oder jeden andern Grad der Dienſtbarkeit des gemeinen Landmanns, wenn er einmahl in einem Staate eingeführt wäre, zu rechtfertigen. Auch die Sclaverey kann urſprünglich aus einem Vertrage hergeleitet werden: und es iſt hiſtoriſch gewiß, daß ſie oft durch denſelben entſtand, als noch die Geſetze ſolche Verträge mit ihrem Anſehn unterſtützten. Viele traten für ihre eigne Perſon freywillig in dieſelbe; noch mehrere verkauften dazu ihre Kinder: beydes, weil die Menſchen es immer noch für beſſer hielten, Sclaven zu ſeyn, als Hungers zu ſterben. Es iſt wahr, es finden ſich in allen unſern Dörfern zu leeren Stellen immer Käufer; es bauen ſich auch neue Einwohner auf ähnliche Bedingungen an. Eben daſſelbe würde auch geſchehn, wenn gleich die wahre Leibeigenſchaft in unſerm Lande eingeführt wäre. Wenn in einem Staate, für einen ganzen Stand, gewiſſe allgemeine Anordnungen gemacht ſind; ſo iſt es nothwendig, daß jeder einzelne Menſch ſich denſelben unterwerfe, oder aus dem Stande heraustrete. Letzteres iſt größtentheils unmöglich. Es bleibt alſo dem Menſchen, der nur als Bauersmann leben kann, geſetzt er wäre perſönlich frey, nichts übrig, als zwiſchen den mehr oder minder läſtigen Bedingungen der verſchiedenen Oerter in dieſem Lande zu wählen.

Die Frage iſt alſo nicht bloß: iſt die Unterthänigkeit durch Gewalt und Zwang, oder iſt ſie durch Vertrag entſtanden: ſondern iſt ſie billig, und iſt ſie dem Staate vortheilhaft, oder nicht? Steht Arbeit und Lohn in einem ſchicklichen Verhältniſſe bey dem dienſtpflichtigen Bauer? Steht der Lohn und die ihm übriggelaſſene Zeit in einem ſchicklichen Verhältniſſe mit dem, was er zu ſeinem Unterhalte braucht, und mit dem, was er zu Verbeſſerung ſeiner Umſtände billiger Weiſe begehren kann? Wird die Arbeit, welche er für ſeinen Herrn thut, ihm nach ihrem wahren Werthe, — d. h. nach dem Preiſe, welchen ähnliche freye Arbeiter in demſelben Lande und zu derſelben Zeit bekommen, bezahlt; oder kommt wenigſtens ihre Bezahlung dieſem Werthe nahe? Iſt endlich dieſes ganze Verhältniß zwiſchen Unterthanen und Herrſchaften dasjenige, wobey beyde Theile am beſten beſtehen können: jeder nach ſeiner Art am glücklichſten iſt?

Man ſieht, daß die Frage, ſo beſtimmt, wohl noch wenigſtens eine Unterſuchung verdient. Man ſieht aber auch, daß ſie ſich, in Abſicht der allgemeinen Geſetze der Unterthänigkeit, welche in unſerm ganzen Lande gelten, nicht wohl beantworten läßt, weil dieſelben noch viele Verſchiedenheiten zulaſſen, wodurch die Folgen ganz verändert werden.

Bey Beurtheilung einzelner Fälle iſt die Schwierigkeit nicht geringer. Was iſt billig? Was muß dieſer Bauer haben, um zu leben, wie viel muß man ihm an Mitteln und Kräften laſſen, um ſeinen Fleiß zu Verbeſſerung ſeiner Umſtände anzuſpornen? Das alles iſt äußerſt unbeſtimmt. Verſtändige Perſonen behaupten, Unterſuchungen dieſer Art, die zuweilen bey Bauern-Prozeſſen von Gerichtshöfen angeſtellt worden ſind, wären ſchlechterdings unmöglich, und die Fragen unbeantwortlich. Eben deßwegen müſſe ſich, bey Entſcheidung dieſer Streitigkeiten, der Richter nie auf eine ſolche

Berechnung einlaſſen, die ihm eine willkürliche Gewalt gebe, ſondern ſich bloß an den Buchſtaben des Geſetzes oder an das Herkommen halten. Arbeiten, die immer geſchehen ſind, müſſen geſchehen können, ein Lohn, bey dem bisher der Arbeiter gelebt hat, müſſe hinlänglich ſeyn, ihn zu erhalten. Man müſſe alſo entweder neuerlich vorgefallene große Veränderungen in dem Zuſtande der Dinge, oder dieſes Ortes, zeigen können: oder man müſſe ſchlechterdings dasjenige beſtätigen, was durch alte Verträge, oder die Rechtskraft der Verjährung beſtimmt worden ſey.

Dagegen würde ich nur drey Vorſtellungen zu thun wagen. Erſtlich, daß allmählige Veränderungen die Dinge doch eben ſo wohl in einen neuen Zuſtand verſetzen können, als plötzliche, und daß, wenn durch dieſe eine alte Einrichtung unbillig werden kann, auch bey jener dieſe Wirkung nicht unmöglich iſt. Zweytens, daß, wenn gar keine Berechnung Statt findet, nach welcher man den Ertrag der Stelle, den Lohn der darauf haftenden Dienſte, und die dem Beſitzer derſelben zu andern Arbeiten übrigbleibende Zeit mit den unumgänglichen Bedürfniſſen einer Bauernfamilie vergleicht, auch die Errichtung eines ſolchen Vertrages eben ſo wenig, nach Grundſätzen der Billigkeit, angeordnet, als die Beſchaffenheit eines alten nach denſelben geprüft werden kann. Drittens. Die Nebenarbeiten des Bauers, die er in den von Hofdienſten freyen Stunden macht, zu berechnen, oder alle mögliche Nutzungen, die er von ſeinem Eigenthume ziehen kann, anzugeben, iſt freylich unmöglich: aber das ſcheint möglich, den Lohn der Arbeitstage mit dem, was er in dieſen Arbeitstagen, wo ein anderer Erwerb wegfällt, zum Unterhalte braucht, zu vergleichen; das ſcheint möglich, den Ertrag ſeiner Stelle nach dem gewöhnlichen Anbaue der Gegend, worin ſie liegt, zu beſtimmen. Was eine beſondre und künſtliche Induſtrie ihm einbringt, kann nicht in Betrachtung gezogen werden, weil es hier bloß auf ſolche Erwerbsmittel ankömmt, die in jedermanns Händen ſind, und die von ſeiner Lage, von dem Beſitze ſeiner Stelle abhängen, und in derſelben allemahl möglich ſind.

Unterdeſſen ſehe ich ſehr wohl die Schwierigkeit einer ſolchen Berechnung ein. Und mit derſelben hängt eine andre noch allgemeinere zuſammen, die jedem Schritt zur Verbeſſerung, in dieſem Theile der Landesverfaſſung, ſo ſchwer macht. Der Richter nähmlich, welcher allein Gelegenheit hat, einzelne Fälle kennen zu lernen, ſoll doch eigentlich nicht unterſuchen, was gut, ſondern was recht iſt. Nur alsdann tritt der Fall, wo er jenes beurtheilen muß, ein, wenn ſich dieſes gar nicht ausfündig machen läßt, oder wenn das, was nach poſitiven Geſetzen recht iſt, platterdings unmöglich wird: Und dieſe Unmöglichkeit ſcheint in dem jetzigen Augenblicke nirgends vorhanden zu ſeyn, ſo lange die Menſchen, deren Klagen er zu unterſuchen hat, wirklich noch leben. Der Landesherr hingegen kann und darf Entſcheidungen geben, die bloß auf Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Unterthanen abzielen. Aber dieſe Entſcheidungen ſind immer allgemein. In einer Sache, wie das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Gutsherren iſt, das von Dorfe zu Dorfe abwechſelt, ſind allgemeine Aenderungen gewiß nicht allgemein ſchicklich, noch billig.

Dasjenige, was der Richter nicht thun darf, als im äußerſten Nothfalle; dasjenige, was der Landesherr nicht thun kann, ohne ſich einen gewiſſen Eingriff in das Eigenthums-Recht der Privatperſonen zu erlauben, und ohne an einzelnen Orten viel Uibel zu ſtiften, indem er das allgemeine Gute befördern will, das kann nur von dem Gutsherren ſelbſt erwartet werden. Dieſer kennt die örtlichen Umſtände ſeiner Unterthanen, wenn er ein aufmerkſamer Herr geweſen iſt, am genaueſten; er weiß, oder er kann wiſſen, welche ſeiner Rechte und ihrer Pflichten ihnen am läſtigſten werden; er kann beurtheilen, welche derſelben er entbehren kann, ohne ſeinem Wohlſtande zu ſchaden. Von ſeiner Wohlthätigkeit, von richtigen Begriffen, die er ſich von der Natur ſeiner Vorrechte und des Bauern Schickſalen macht, hängt dieſe Verbeſſerung der Staaten, wo ſie nöthig iſt, ab;

durch

durch ſeine freywilligen Aufopferungen kann ſie am leichteſten zu Stande gebracht werden. An ihn alſo wende ich mich noch mit folgenden Betrachtungen, welche das Verhältniß, wovon wir reden, betreffen.

Diejenigen Beſchwerden des Bauern, welche oben als Folgen der Unterthänigkeit angeführt wurden, ſind zum Theile nur zufällige Mängel derſelben, mehr abhängig von der Gemüthsart der Perſonen, als von dem Weſen der Sache; zum Theil die Wirkung der beſondern Beſtimmungen, durch welche die allgemeine Landes-Einrichtung, an dem einen oder dem andern Orte, eingeſchränkt wird. Das aber, was in der Natur des Verhältniſſes ſelbſt, welches zwiſchen Gutsherren und ſogenannten Unterthanen durchgängig obwaltet, nach meinem Urtheile Läſtiges liegt, iſt, daß ſich drey Beziehungen in demſelben vereinigen, die billig getrennt ſeyn ſollten, und die, ſo wie ſie ganz verſchiedne Geſinnungen einflößen, ganz verſchiedene Leidenſchaften veranlaſſen, auch oft einen Streit der Pflichten unter ſich, oder der Pflicht mit dem Eigennutze hervorbringen.

Auf der einen Seite iſt der Bauer nichts anders, als ein Tagelöhner; und der Herr iſt derjenige, welcher ihm Arbeit gibt. Der einzige Unterſchied, zwiſchen dem Dienſtbauer und dem Tagelöhner, iſt der: daß letzterer ſeinen Vertrag jedesmahl von neuem ſchließt, ſo oft er eine neue Arbeit unternimmt; jener hingegen den ſeinigen ſchon von ſeinen entfernteſten Vorfahren, oder von uralten Beſitzern ſeines Hofes gemacht findet; und alſo, mit dem Ankauf oder der Ererbung desſelben, ohne weiter um ſeine Einwilligung befragt zu werden, ſich zu aller der einmahl feſtgeſetzten Arbeit, für den von Alters beſtimmten Lohn, verſtehen muß. Allerdings kann ein ſolcher erblicher Arbeits-Contract, der auf Jahrhunderte hinaus gemacht wird, nicht zu allen Zeiten in eben dem Grade billig ſeyn, als es diejenigen Verträge ſind, die ein Mann für ſich ſelbſt, nach Betrachtung der gegenwärtigen Umſtände, und nur auf kurze Zeit ſchließt, um ſie dann immer wieder zu erneuern. Zwar, da jedem Ankäufer eines dienſtbaren Eigenthums dieſe alten Verträge vorgelegt werden: ſo ſcheint es, als wenn, indem er kauft, er zugleich in dieſelben von neuem frey einwilligte, und alſo in eben das Verhältniß träte, in welchem jeder andre Tagelöhner mit dem ſteht, welcher ihm zu arbeiten gibt. — Allein die oben von mir gemachte Bemerkung findet hier ihre Anwendung. Wenn von einer fortdauernden, durch Geſetze geſchützten, in einem ganzen Lande eingeführten Einrichtung die Rede iſt: ſo kömmt der freye Wille deſſen, der ſich die Vorſchriften derſelben gefallen läßt, weil er ſonſt in ſeinem Stande weder Aufenthalt noch Mittel ſich zu ernähren fände, wenig in Betrachtung. Eben daß der Bauer, in allen Dörfern, wohin er ſich immer, um ſich anzukaufen oder zu wohnen, wenden mag, dieſe einmahl für allemahl feſtſtehende Dienſtcontracte vorfindet: dieß legt ihm einen Zwang auf, um deſſentwillen ſeine Zuſtimmung, die er ſtillſchweigend gibt, wenn er irgendwo wirklich kauft oder an einen Ort zieht, als weniger freywillig angeſehen werden kann. Zwar wird auch der freye Taglöhner, ſo wie jeder Arbeiter, jeder Geſchäftsmann, durch die Umſtände der Zeit, den Preis der Dinge, die Nachfrage nach ſeiner Arbeit, die Anzahl ſeiner Mitbewerber, kurz durch die Concurrenz auf einen gewiſſen Lohn eingeſchränkt, den er nicht erhöhen kann, und zu einer gewiſſen Arbeit verpflichtet, die er dafür vollenden muß. Aber außerdem, daß der Zwang, welchen dem Menſchen die Umſtände der Zeit und die Natur der Dinge auflegen, weniger von ihm gefühlt wird, als der, welcher von dem Willen der Menſchen herkömmt: ſo iſt auch dieſes Geſetz der Concurrenz im Ganzen immer das billigſte, weil es durch das Bedürfniß aller Theilhabenden beſtimmt wird, und ſich daher, nach der Regel jedesmahl abändert, wenn Urſachen vorhanden ſind, die ein neues Verhältniß zwiſchen Arbeit und Lohn fordern.

Die andre Beziehung, in welcher der Gutsherr gegen ſeine Unterthanen ſteht, iſt die einer Obrigkeit und eines Richters. Er iſt die erſte Inſtanz, ſowohl in Entſcheidung der Streitigkeiten, die ſie unter einander führen, zu Aufrechterhaltung und Ausgleichung ihrer bürgerlichen Rechte, als auch in Handhabung der Landes Geſetze, in Unterſuchung und Beſtrafung der Verbrechen.

Eine dritte Beziehung iſt die, inſofern er Herr von Grund und Boden iſt, und die Unterthanen als ſeine Lehnsleute angeſehen werden, d. h. als ſolche, die das Stück Landes, welches ſie bewohnen und bewirthſchaften, von ihm erhalten haben. Nach dieſer hat er theils beſtändige Abgaben von ihnen zu fordern, dergleichen der Grund-Zins iſt; theils ſolche, die an gewiſſe bürgerliche Verhandlungen derſelben, welche er beſtätigen muß, gebunden ſind. Nach dieſer kann er von dem auf ſeinem Gebiethe erworbenen Vermögen einen Abzug begehren, und kann den, welcher ſich aus demſelben wegbegibt, und ihm die Nutzung, die er von ihm hätte erwarten können, entzieht, zu einer Schadloshaltung verpflichten. Mit einem Worte, in dieſer Beziehung iſt der Gutsherr Einnehmer und Empfänger gewiſſer Abgaben; und der Bauer iſt Contribuent. Als Tagelöhner empfängt er vom Herrn, als Vaſall gibt er ihm.

Es iſt klar, daß der Gutsbeſitzer als Eigenthümer des Guts und als lohnender Dienſtherr eine Abſicht hat, die ſich mit den Pflichten der Obrigkeit nicht immer vollkommen verträgt. Als Eigenthümer will er ſein Capital nutzen, und den Ertrag ſeines Gutes vermehren. Dazu iſt nöthig, daß er die möglich größte Arbeit für den geringſten

Lohn machen laſſe: und dieſe Abſicht treibt ihn alſo an, jede Einſchränkung der Vortheile ſeiner Tagelöhner, zu welcher alte Verträge ihm ein Recht geben, auf das äußerſte zu behaupten, jede, die er auf die eine oder die andre Weiſe hinzufügen kann, einzuführen. Als Obrigkeit, als Richter, als Stellvertreter des Landesherrn iſt er verbunden, auch für das Wohlſeyn der Perſonen, die ſeiner Aufſicht übergeben ſind, zu ſorgen, ſie, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſteht, glücklicher und wohlhabender zu machen.

Als Dienſtherr hat er gewiſſe Arbeiten nach einem beſtimmten Maßſtabe von ſeinen Frohnleuten zu fordern. Als Obrigkeit iſt er es, welcher ihre Nachläßigkeiten in der Arbeit und die Verſäumniß ihrer Schuldigkeiten beſtraft. Er iſt alſo bey allen den Vergehungen, die ſeinen Dienſt betreffen, Richter und Partey zugleich.

Da er außerdem noch Policey-Obrigkeit in der erſten Inſtanz iſt, und da dieſer Theil der Regierung ſeiner Natur nach etwas willkürliches hat: ſo bleibt ihm auch inſofern ein gutes Maaß unbeſtimmter Gewalt übrig, durch welche er Fehler, die zunächſt nur ſeine Vortheile angreifen, als Uibertretungen öffentlicher Ordnung, ſtrenger ahnden kann, als die ganz unparteyiſche Gerechtigkeit erlauben würde. Es iſt alſo der Fall ungefähr derſelbe, als wenn der Kaufmann die erſte richterliche Inſtanz ſeiner Fabricanten wäre. Dieſer Fall iſt wirklich vorhanden. Die Oſtindiſchen Handlungs-Geſellſchaften haben in den Ländern, wo ſie herrſchen, dieſe doppelte Gewalt. Sie haben eine noch größere: ſie ſind Landesherren, ſie ſind oberſte Richter. Es iſt aber aus Nachrichten hinlänglich bekannt, wie drückend ihre Regierung für die ihnen unterworfnen Länder iſt.

Ein andrer Umſtand, welcher in der allgemein obwaltenden Verfaſſung des Bauern- und Adel-Standes, ſowohl unnatürlich als läſtig ſcheint, iſt, daß alle dieſe Rechte über Perſonen, durch Kauf und durch ſolche bürgerliche Contracte, als eigentlich nur über Dinge geſchloſſen werden können, von einem Eigenthümer zu dem andern übergehn. Das bloße Geld, mit welchem jemand ein Gut bezahlt, macht ihn zugleich zur Obrigkeit und zum Richter der Einwohner deſſelben!

Daß dieſes ein wirkliches Uibel ſey, wird ſehr deutlich dann wahrgenommen, wenn in gewiſſen Zeitpuncten häufigere Veränderungen mit den Eigenthümern der Landgüter vorgehn: denn alsdann wird die Zucht und der Gehorſam der Bauern dadurch merklich geſtört. Unruhen und Widerſpenſtigkeiten ſind Folgen des mit Gütern getriebnen Handels.

Und dieß ganz natürlicher Weiſe. Wenn ein Dorf lange in den Händen derſelben Familie bleibt: ſo entſteht von Seiten der Unterthanen nach und nach die Gewohnheit, Perſonen, die dieſen Nahmen führen, zu gehorchen. Es kann auch ſelbſt eine gewiſſe Ergebenheit gegen dieſelben, eine Art von Zuneigung oder Hochachtung Statt finden. Die Herrſchaft von ihrer Seite erlangt hinwiederum eine größere Kenntniß ihrer Unterthanen; ſie weiß Strafen und Belohnungen mit mehr Gerechtigkeit auszutheilen; ſie hat in der Länge der Zeit mehr Gelegenheit gehabt, ſich die ganze Gemeinde, oder einige wenigſtens aus derſelben verbindlich zu machen. Es fällt dem Bauern, ſo wie den meiſten Menſchen, weniger ſchwer, denjenigen als ſeinen Oberherrn anzuſehn, deſſen Vorfahren ſchon ſeine Aeltern und Großältern unterthänig geweſen ſind. Was immer auf gleiche Weiſe geſchieht, wird an und für ſich in den Augen der Menſchen ein Recht: und Perſonen und Familien, die wir als Kinder ſchon mit Ehrfurcht haben anſehen lernen, können wir, als Männer den Gehorſam nicht anders, als nach einem langen Kampfe mit uns ſelbſt verſagen. Ein wahrer Erbherr hat, nebſt der Gewalt, die ihm der Staat gibt, auch die Macht der Gewohnheit und der Meinung, um ſeine Herrſchaft zu unterſtützen. Hingegen, — wie iſt es möglich, daß in dem Herzen der Bauern gegen einen Menſchen, den ſie in ihren Leben nie geſehen, von dem ſie nie etwas Gutes empfangen haben, der bisher gar keine Rechte über ſie beſaß, der keinen andern Anſpruch auf ihren Gehorſam anzuführen hat, als daß er ſein baares Geld für die Ankaufung de-

Grundſtücks, worauf ſie wohnen, bezahlt hat, — wie iſt es möglich, daß Liebe, Zutrauen, Ehrerbiethung, Willigkeit des Gehorſams in dem Augenblicke gegen ihn entſtehe, da ihm der Fundus übergeben wird? Alle dauerhafte Herrſchaft, die nicht bloße Gewalt iſt, muß doch, zum Theile wenigſtens, auf die Geſinnungen und Meinungen der Untergebnen gegründet ſeyn. Dieſe, mit dem Erdenklos, an dem ſie kleben, erkaufte Unterthanen können, wenn die Sachen am beſten ſtehn, noch gar keine Meinung von ihrem künftigen Regenten haben: ihre Geſinnung iſt höchſtens die der völligen Gleichgiltigkeit.

Alsdann alſo wirkt, zwiſchen dem Gutsherrn und den Bauern, die Beziehung der Perſonen gar nichts, ſondern es wirkt bloß die der Sachen, des Standes, der Rechte, der Geſchäfte. Und da, in dieſen letztern Abſichten, der Vortheil des Bauern dem Vortheile ſeines Herrn vielfältig entgegen ſteht: ſo iſt es ſchwer, daß ſich nicht Abneigung und Widerſetzlichkeit, gegen eine ſolche, von aller perſönlichen Verbindlichkeit entblößte Herrſchaft einfinde.

Um dieſer Urſache willen iſt das häufige Kaufen und Verkaufen der Landgüter, welches ſchon, dieſe ſchädliche Folge hat, daß es den Handlungsgeiſt und ſeine ſchlimmen Folgen unter dem Adel ausbreitet — (dem Stande, der von demſelben am meiſten befreyt bleiben ſollte,) — auch inſofern der Ruhe und dem Wohl eines Landes nachtheilig als es diejenige dauerhafte Verbindung, zwiſchen den Unterthanen und ihrer nächſten Obrigkeit hindert, ohne welche dieſe weder das nöthige Anſehn hat, um jene im Zaume zu halten, noch die Mittel in die Hände bekömmt, ihnen Gutes zu erweiſen.

Dieſe Betrachtungen reichen nicht zu, die Verfaſſung, über deren Natur und Beſchaffenheit ſie angeſtellt worden, als ganz verwerflich vorzuſtellen. Wer kennt die Mängel einer andern, welche er nicht mit Augen geſehen, und eben ſo lange beobachtet hat, gleich gut? Diejenige, die jetzt bey uns beſteht, iſt in allen Ländern Europens allgemein geweſen, und ſie dauert noch in den meiſten, mit mehrern oder wenigern Veränderungen, fort. Sie muß alſo große und allgemeine Urſachen haben, die auch noch jetzt da nicht ganz aufgehört haben können, wo ihre Wirkung fortdauert; — Urſachen, um derentwillen man mit einer gewiſſen Achtung und Behuthſamkeit, bey der Beurtheilung oder bey Abänderung jener Einrichtung zu Werke gehen muß. Ich weiß ferner, daß die Gewalt über den gemeinen und armen Mann, ſie mag in Hände gegeben, ſie mag vertheilt werden, wie ſie will, doch zuletzt etwas deſpotiſches und willkürliches behält. Der Pächter, oder Gutsbeſitzer in England kann ſeinem Tagelöhner vielleicht eben ſo drücken, als mancher teutſche Edelmann ſeinen Bauern.

Weit entfernt ſey es von mir, daß ich eine plötzliche Umkehrung der Dinge, wodurch die Gewalt aller Gutsbeſitzer eingeſchränkt, die Freyheit der Bauern vermehrt würde, für nützlich hielte. Ich fürchte nichts ſo ſehr in einem Staate, als plötzliche Veränderungen: und von keinem politiſchen Grundſatze des Montesquieu bin ich ſo feſt überzeugt, als von dem, daß der höchſte menſchliche Verſtand nicht alle ſchlimmen Folgen eines neuen Geſetzes voraus ſehen kann, ſo wie der kleinſte hinlänglich iſt, die Mängel des alten zu entdecken und zu tadeln.

Aber das wünſchte ich, daß alle Gutsherren ſich ſelbſt in dem wahren Lichte betrachteten, in welchem die verſtändigſten und edelſten unter ihnen ſich ſchon längſt erkannt haben. Sie ſind nicht bloß Eigenthümer, ſondern auch Regenten. Dieß iſt eben die Urſache der vorzüglichen Achtung, deren ſie im Staate genießen. Aber wenn ſie die Vorrechte der Regenten haben, ſo haben ſie auch die Pflichten derſelben. Sie ſollen von ihren Unterthanen nicht bloß Nutzen ziehn: ſie ſollen ſie regieren, d. h. über ihr Verhalten wachen, und für ihr Wohl ſorgen. — Sie ſind ferner Regenten, deren Gewalt viel willkürlichen enthält, weil ſie mehrere Arten der Herrſchaft in ſich vereinigt; ſie ſind alſo verbunden, ſich vor dem Mißbrauche derſelben um deſto mehr zu hüten, — ſie mit deſto größrer Behuthſamkeit, und mit doppelter

Aufmerkſamkeit auf die Menſchenrechte und die natürlichen Empfindungen und Wünſche ihrer Unterthanen, auszuüben.

Es gibt Fälle, wo ſie es ſogar ihrem eignen Beſten, ſo wie der Abſicht ihrer Regentſchaft, gemäß finden werden, ihre Rechte ſelbſt freywillig einzuſchränken, und manches von dem, was ihnen die Geſetze zugeſtehn, freywillig aufzuopfern. In welchem herrlichern Lichte könnten ſie erſcheinen; wann könnte ihre Macht von einem höhern Anſehn und wohlthätigern Einfluſſe ſeyn, als indem ſie ſie anwenden, Reformen freywillig zu machen, die ſich der höchſte Geſetzgeber nicht getraute, ihnen aufzulegen, um nicht ihren Rechten zu nahe zu treten?

Weil dieſen freywilligen Aufopferungen, die nie gefordert werden können, auch nicht allgemein Gewiſſenspflicht ſind, da, wo ſie möglich und gut wären; doch noch Vorurtheile im Wege ſtehen, ſo ſey es mir erlaubt, zum Schluſſe des Ganzen eine Betrachtung hierüber beyzufügen.

Es iſt das Eigenthümliche aller derer, welche gewiſſe, an einen Beſitz oder ein Amt gebunden Rechte und Vortheile beſitzen, — Rechte, die von dem Verkäufer auf den Käufer, von dem Vorgänger auf den Nachfolger, von Vater auf Sohn übergehn, — es als eine Pflicht anzuſehen, von dieſen Rechten nichts zu vergeben, auch wenn Bewegungsgründe der Menſchenliebe ihnen dieſes anrathen, auch wenn dieſe Rechte unbedeutend ſind.

oder wenn ihr Mißbrauch in einem höhern Grade ſchädlich, als ihr Gebrauch nützlich iſt. Das iſt die Urſache mancher Streitigkeiten der Pfarrer, beſonders auf dem Lande, mit ihren Gemeinden; das iſt die Urſache mancher Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihren Gutsherren; das braucht der Ehrſüchtige ſo oft zum Vorwande, um jeden nichtsbedeutenden Punct ſeines Rangs mit Hartnäckigkeit zu behaupten; dieſem Grundſatze iſt beſonders die katholiſche Geiſtlichkeit ehedem auf das treuſte gefolgt, und hat dadurch jeden Mißbrauch zu verewigen geſucht, den die Thorheit des Zeitalters, oder die Schwäche einiger Fürſten zu jener Vortheile hatte einſchleichen laſſen.

Alle dieſe Perſonen führen zweyerley Gründe an, warum ſie ſich verbunden erachten, von den, ihren Gütern; ihren Aemtern, oder ihrem Range anklebenden Rechten keines aufzuopfern. Erſtlich, weil, wie ſie ſagen, ſie ihrem Nachfolger nichts vergeben dürften, weil ſie ſich nur als Repräſentanten aller künftigen Beſitzer ihres Nahmens, Standes oder Gutes anſehn müßten, und alſo mit Rechten, die dieſer ganzen Reihe noch ungebohrner Geſchlechter verliehen wären, nicht nach eignem Gefallen ſchalten könnten: zweytens, weil die Aufopferung eines ihrer Rechte, auch alle die andern, auch die ähnlichen Rechte aller derer, welche ſich mit ihnen in gleichen Umſtänden befinden, in Gefahr brächte: indem diejenigen, welche dabey der gewinnende Theil ſind', gereizt und beherzt gemacht würden, Nachlaſſungen, die ſie in einem Stücke und von einer Perſon erhalten haben, in allen, und von allen zu verlangen. Es wäre auf gewiſſe Weiſe, ſagen ſie, ein Eingriff in das Eigenthum andrer, wenn ſie einen Theil von dem ihrigen, in einem Falle, wo alle gleiche Rechte haben, aufgäben.

Wir wollen ſehn, in wiefern dieſe Gründe, beſonders bey Gutsherren, Stich halten, wenn ſie ſich um derſelben willen weigern, von ihren wohl hergebrachten Rechten ihren Unterthanen einige zu erlaſſen.

Daß keine äußere und ſtrenge Pflicht vorhanden ſey, welche alle folgende Beſitzer eines Grundſtücks verbände, von dem Vertrag, den der erſte Anbauer oder Beſitznehmer deſſelben mit ſeinen colonis geſchloſſen, oder von den verjährten Gewohnheiten, nach denen ſich ſein nächſter Vorfahrer gerichtet hat, nicht abzugehn, (vorausgeſetzt, daß dieſe Aenderung mit Einwilligung des andern Theils geſchieht,) das wird von allen Seiten zugeſtanden. Jener erſte Grundherr war nicht Geſetzgeber: er ſchloß den Vertrag mit den Anſiedlern, die ſich auf ſeinem Grund und Boden ſetzten, vermöge des Eigenthums-Rechtes, welches er hatte. Dieſes Eigenthums-Recht haben ſeine Nachfolger, oder Erben eben ſo vollſtändig, ſo weit es nicht durch Landes-Geſetze eingeſchränkt iſt. Sie ſind zwar gegen diejenigen Perſonen, welche aus jenem Vertrage Rechte gegen ſie erhalten haben, verpflichtet, dieſe Rechte nicht zu ſchmälern: aber ſie ſind gegen niemanden verpflichtet, von ihren eignen Vorrechten nichts zu verſchenken.

Es kann alſo nur eine Art der Gewiſſens-Pflicht, eine Fürſorge für das Beſte der Perſonen, die künftig in unſern Platz treten ſollen, ein Verlangen, ihren Beyfall und ihre Dankbarkeit zu erhalten, ſeyn, welche uns ſo wachſam über die Aufrechthaltung von Rechten macht, die vielleicht in kurzem an ganz fremde Perſonen übergehen werden.

Dieſe ſo äußerſt zarte Empfindung, dieſe Sorgfalt für das Wohl, und ſelbſt für die kleinſten Vorzüge ganz Unbekannter, vielleicht noch Ungebohrner, würde, — wenn ſie nicht oft andern Leidenſchaften bloß zum Vorwande diente, ſchwer zu erklären ſeyn. Wo ſie wirklich als ein Grund der Unerläßlichkeit hergebrachter Rechte mitwirkt, da iſt ihre Urſache ohne Zweifel darin zu ſuchen, daß die Menſchen weit mehr mit Perſonen ihres Standes, ihrer Art, mit ſolchen, deren äußere Lage der ihrigen ähnlich iſt, — wären dieſe auch ſonſt mit ihnen in gar keiner Verbindung, wären ſie auch bloße Geſchöpfe ihrer Einbildung, — ſympathiſiren, als mit wirklichen und gegenwärtigen Menſchen eines andern Standes, einer verſchiedenen Lebensart. Der Edelmann und Gerichtsherr eines Gutes iſt mit den künftigen Edelleuten, die auf demſelben Schloſſe wohnen, und eben das thun, eben das genießen werden, was er jetzt thut oder genießt, nach ſeiner Empfindung weit näher verwandt; er nimmt mehr Theil an dem, was dieſe wünſchen, was ſie von ihm einſt urtheilen werden, als er mit ſeinen jetzt lebenden Bauern verwandt zu ſeyn glaubt, als er mit deren ihren Wünſchen und Geſinnungen zuſammen ſtimmt.

Demohnerachtet, wenn die Sache nach der Wahrheit der Verhältniſſe unterſucht wird, ſo ſcheint es, daß die Verbindlichkeit des Gutsherrn gegen ſeine jetzt lebenden Unterthanen, die Pflicht, ihr Glück, ſo weit es mit Klugheit und ohne ſeinen eigenen merklichen Nachtheil geſchehen kann, zu vermehren, größer ſey, als die gegen die künftigen Beſitzer ſeines Fundus, ihnen alle Rechte desſelben ungeſchmälert zurückzulaſſen. Dieſe Menſchen, deren Noth er vor ſich ſieht, oder von deren Wohlſtande er ſelbſt Zeuge ſeyn kann, ſind ihm von der Vorſehung, als die nächſten Gegenſtände ſeiner Wohlthätigkeit, empfohlen. Deren Liebe und Dankbarkeit zu verdienen, ſollte ihm in der That wichtiger ſeyn, als das Lob, welches ihm künftig ein eigennütziger Erbe, oder Käufer ſeines Gutes, darüber ertheilen wird, daß er in Verfechtung der herrſchaftlichen Rechte ſtandhaft und unbeweglich geweſen ſey.

Zwar ſpreche ich einen Gutsherrn nicht von allen Pflichten gegen die künftigen Beſitzer ſeines

Grundſtücks los. So wie ich von ihm, wenn er ein vernünftiger und gutdenkender Mann iſt, erwarte, daß er ſeine Gebäude und Aecker auch um deßwillen im guten Stande erhalte, damit ſeine Nachfolger nicht über ſeine Verwaltung klagen mögen: ſo fordre ich auch, daß er ſich nicht durch Wohlthätigkeit oder Schwäche verleiten laſſe, die zur Bewirthſchaftung des Gutes nothwendigen Dienſte wegzuſchenken. Er würde Unrecht thun, wenn er die Abſicht, wozu dieſes ſein Gut, — betrachtet als ein Theil des allgemeinen und immerwährenden Staats-Eigenthums, beſtimmt iſt, zerſtörte, indem er die Mittel, es als ſolches zu nutzen, aus den Händen gäbe.

Aber wie viele Erlaſſungen, Milderungen, Bewilligungen zum Beſten der Unterthanen werden nicht an manchen Orten möglich ſeyn, ehe man an dieſes Aeußerſte komme! Wie viele ehemalige Rechte des Adels ſind nicht, ohne den mindeſten Nachtheil für den wirthſchaftlichen Zuſtand der Güter, jetzt abgeſchafft oder vergeſſen? Von wie vielen, die jetzt noch obwalten, würde nicht die Abſchaffung, wenn ſie gleich für den gegenwärtigen Augenblick Unbequemlichkeiten nach ſich zöge, für die künftigen Beſitzer wahre Vortheile bringen?

Innerhalb der Grenzen alſo, welche die pflichtmäßige Fürſorge eines jeden, für die unverſtümmelte Erhaltung des in ſeine Hände gekommnen Eigenthums, ſelbſt ſeiner Wohlthätigkeit ſetzen muß, innerhalb dieſer Grenzen können Gutsbeſitzer gewiß noch manche freywillige Aenderungen, in ihrem Verhältniſſe mit den Unterthanen, zum Vortheile derſelben machen. Und wenn, auf der einen Seite, das, was ſie ihrem Dominium entziehn, deswegen wichtiger ſcheint, weil es demſelben auf immer entzogen wird: ſo müſſen ſie auf der andern auch bedenken, daß eine Wohlthat, die ſie ihren Unterthanen durch Erlaſſung läſtiger, durch Bewilligung mehr günſtiger Bedingungen, in dem Contracte zwiſchen ſich und ihnen erweiſen, Wohlthaten für alle künftige Generationen ſind; und daß die ſpäteſten Enkel ſie oft noch für Handlungen ſegnen werden, bey welchen ſie von ihren eignen Vortheilen wenig oder nichts eingebüßt haben.

Was den zweyten oben angeführten Grund anbetrifft, der in der gewöhnlichen Sprache ſo ausgedrückt wird: „derjenige Edelmann mache es den andern ſchlimm, welcher ſeinen Leuten zu viel gebe, oder ihnen etwas erlaſſe:“ ſo will ich auch deſſen Gewicht unter gewiſſen Umſtänden nicht ganz ableugnen. Es kann Zeitpuncte geben, wo in der That der weiſe und gerechte Mann unter dieſer Claſſe nicht ganz ſeinem guten Herzen gegen ſeine Dienſtleute folgen kann, wenn er ſieht, ſein Beyſpiel würde zu viel Einfluß haben, diejenigen, welche in gleicher Lage als er, zu gleicher Wohlthätigkeit nicht die Mittel beſitzen, in Mißhelligkeit mit ihren Unterthanen zu ſetzen. Er wird alsdann eher insgeheim, und einzelnen Familien und Perſonen

Unterſtützung zukommen laſſen, als öffentlich und allen einen Zuſatz ihrer Rechte oder einen Erlaß ihrer Schuldigkeiten bewilligen. Dieſer Fall kann alsdann eintreten, wenn eben der Streit zwiſchen Herrſchaften und Unterthanen in Gährung iſt, und letztre mehr, als gewöhnlich, ihre Laſten fühlen, oder ſich mit Hoffnungen ſchmeicheln.

Indeß, wenn ich ſehe, daß ſelbſt ſchon in dem gegenwärtigen Zuſtande von Schleſien mit einander grenzende Güter oft eine ganz verſchiedne, und in Abſicht der Beſchwerden und Vortheile der Bauern ganz ungleiche Verfaſſung haben: ſo muß ich glauben, daß in der That ſchon vor Alters gutherzigere oder reichere, — vielleicht auch nachläßigere Herrn ihren Unterthanen ein glücklicheres Schickſal gemacht haben, ohne daß dieſes auf die Nachbarn den mindeſten Einfluß gehabt, oder dieſelben genöthigt habe, ſich nach jenem Beyſpiele zu richten.

Dieſe Furcht iſt jetzo noch ungegründeter, wie mich dünkt, als ehedem, da die Geſetze das Eigenthum eines jeden noch weit kräftiger ſchützen, da Empörungen faſt unmöglich, oder gleich gedämpft ſind, und alſo die Wirkungen des Neides und der Unzufriedenheit, wenn dieſe Leidenſchaften auch in den Gemüthern ſolcher Bauern, deren Zuſtand nicht verbeſſert worden iſt, durch das Beyſpiel ihrer glücklichern Nachbarn erregt würden, nicht ſich weit erſtrecken, noch fortdauernd ſeyn können.

Jedermann ſieht ein, wie unvernünftig es wäre, eine gleiche Wohlthätigkeit gegen Arme von allen Menſchen zu fordern. Eben ſo unbillig wäre es, allen Gutsherren ein gleiches Verfahren gegen ihre Unterthanen zur Pflicht zu machen. Ohne einigen Verluſt auf der Seite jener, iſt in den meiſten Fällen der Zuſtand dieſer nicht zu verbeſſern. Dieſer Verluſt kann für den einen Mann, für die eine Familie, weil ſie von eingeſchränktem Vermögen ſind, ſehr ſchwer zu ertragen, für andere reichere kaum bemerkbar ſeyn. Es iſt genug, wenn die erſten gerecht ſind.

Aber wäre es nicht eben ſo widerſinnig, dieſen letztern die Wohlthätigkeit zu verbiethen? Sollte es deßhalb unerlaubt ſeyn, dem Reichen zu überlegen zu geben, ob nicht, wenn er alle Forderungen und ſelbſt die Wünſche ſeiner Unterthanen in Geld berechnete, und dieſe Summe mit dem ſämmtlichen Ertrage ſeines Guts vergliche, das Verhältniß ſo geringe ausfallen würde, daß Ruhe und Zufriedenheit ſo vieler Perſonen, mit einem für ihn oder für ſein Gut ſo unbeträchlichen Verluſte zu erkaufen, unmöglich eine ihm nachtheilige Operation ſeyn könne?

Das Schickſal des Bauern ſcheint mir am beſten geſichert, wenn die Regierung nur darüber wacht, daß ihm nicht Unrecht geſchehe, — ob er aber mehr Rechte erhalten ſolle, der Güte der Gutsherren überläßt; nur aber dieſe Güte durch alle ſchickliche Mittel zu erwecken und gehörig zu leiten ſucht.

Unter dieſe Mittel rechne ich vornehmlich Einſichten in die Natur der gutsherrlichen Rechte und ihres Einfluſſes auf Herrſchaften und Unterthanen. Je freyer von Vorurtheilen in dieſem Stücke der Adel ſeyn wird; je mehr es Gutsbeſitzer geben wird, die darüber ſelbſt nachdenken, ſich nicht durch die allgemeine Meinungen ihres Standes blindlings regieren laſſen: deſto mehr, ich bin deſſen überzeugt, wird eine unmerkliche Verbeſſerung dieſes Theils der Staats-Verfaſſung im Stillen immer weiter fortgehn.

Ich überlaſſe denen, welche die Umſtände des Landvolks genauer als ich kennen, zu überlegen, ob nicht einige Verbeſſerung des Schickſals des Dienſtgeſindes unter die erſten Puncte gehöre, worauf dieſe einſichtsvolle Menſchenfreunde ihr Augenmerk richten müßten. Lohn, Koſt und Lagerſtätte deſſelben iſt an vielen Orten ſo äußerſt ſchlecht, daß, wenn auch Leben und Geſundheit der Knechte und Mägde darunter nicht leidet, doch Zufriedenheit und Glückſeligkeit, ſo wie jeder Menſch Anſpruch darauf hat, dabey nicht beſtehn kann. Dazu kömmt, daß es das Dienſtgeſinde vornehmlich iſt, welches durch die Unabänderlichkeit des vor vielen Jahren, oft vor Jahrhunderten, gemachten Contractes, — ohne irgend einen Erſatz, leidet. Wenn der Beſitzer einer dienſtpflichtigen Stelle für ein Tagelohn arbeiten muß, welches zu der Zeit, als es feſtgeſetzt war, zehnmahl mehr werth war als heute: ſo gibt er ſeinem Herrn auch dafür die Erbzinſe und andre Abgaben, nur nach dieſem alten Maßſtabe, und Gewinnſt und Verluſt halten ſich daher mehr oder weniger die Wage. Das Dienſtgeſinde aber hat nichts gegen ſeine Herrſchaft abzurechnen: ſo viel alſo ſein Geldlohn jetzt am Werthe geringer, und um ſo viel der Preis aller Bedürfniſſe, welche es dafür kaufen will, größer worden iſt, um ſo viel hat es wirklich und wahrhaft verloren. Und ſein Schickſal iſt alſo unleugbar ſchlechter, als das ſeiner Vorfahren.

Ich ſchließe mit einer Betrachtung, die in gewiſſer Maßen das Weſentliche ſämmtlicher vorhergehenden in ſich enthält. Alle Weſen, die Vernunft und Freyheit haben, ſagt der vortreffliche Kant, ſind Zwecke in der Schöpfung, nicht bloß Mittel: ſie ſind um ihrer ſelbſt willen da, um glücklich zu ſeyn; nicht bloß um andrer willen, ſie glücklich zu machen. Andre Menſchen lediglich in dieſem letztern Lichte, inwiefern ſie uns dienen, zu betrachten, iſt der Grund aller Ungerechtigkeit: ſo wie es das Weſentliche der Tugend iſt, uns in unſerm ganzen Betragen gegen andre, des erſtern, daß wir auch um ihrentwillen da ſind, zu erinnern. Dieß iſt die Geſinnung, die insbeſondere jeden Regenten in Ausübung ſeiner Herrſchaft leiten muß; es iſt die, welche ich allen Gutsbeſitzern gegen ihre

Bauern, wenn ich durch Gründe oder Beredtſamkeit etwas vermöchte, einzuflößen wünſchte. Schon durch dieſe Geſinnung kann, auch bey einer ganz ungeänderten Verfaſſung, ihre Gewalt milde und wohlthätig, — durch ſie allein können ihre Vorrechte wahrhaftig edel werden.

Dritte Vorleſung.

Ich habe den Landmann an ſich, ich habe ihn in Verhältniß mit ſeinem Gutsherrn betrachtet: es wäre noch übrig, ihn in Beziehung auf die Regierung zu betrachten. Was fordert der Landesherr vom Bauer? Was iſt der Landesherr verbunden dem Bauer zu leiſten? Wie muß dieſer letztre beſchaffen ſeyn, wenn er die Endzwecke, zu deren Erreichung er, als Mitglied des gemeinen Weſens, beſtimmt iſt, erreichen ſoll? Und wie iſt er in dieſer Abſicht wirklich beſchaffen?

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt, zur Vermehrung der Glückſeligkeit aller ihrer Mitglieder, zuſammen getreten. Ein ſo zahlreicher Stand, als der Stand der gemeinen Landleute, kann fordern, daß ihr Wohl und die Verbeſſerung ihres äußern

Zuſtandes, als einer von den letzten Zwecken der Regierung, angeſehn werde.

Die erſte Pflicht des Bürgers iſt die, zum Schutze und zur Sicherheit des gemeinen Weſens das Seinige beyzutragen. Und da dieſer Schutz viele Hände verlangt; da er nur bey den Wenigen, welche als Befehlshaber die Maßregeln dazu anordnen, beſondere Talente, — bey der Menge, die zu ihrer Ausführung mitwirkt, nichts als Kräfte und guten Willen fordert: ſo iſt es natürlich, daß die zahlreichſte Claſſe, die zugleich am wenigſten Gelegenheit hat, beſondre Gelegenheit zu erwerben, dem Staate vornehmlich ihren Arm zur Vertheidigung ſchuldig ſey.

Die Einkünfte des Staats, von denen die Beyträge der Bauern, eben ihrer Menge wegen, einen großen Theil ausmachen, erfordern eine neue Rückſicht des Regenten auf dieſen Stand, ſo wie ſie dem Bauer eine neue Pflicht auflegen.

Der Regent will alſo in den Bauern, erſtlich ſteuerfähige Unterthanen, er will, zweytens, gute Soldaten, er will, drittens, ruhige und den allgemeinen Geſetzen gehorſame Bürger, er will endlich, ſo weit es möglich iſt, wohlhabende und glückliche Menſchen an ihnen haben.

Dieſe verſchiedenen Abſichten greifen in einander ein; die Mittel, welche zu der einen erfordert werden, ſind zugleich die, wodurch man die andern befördert. Wenn der Regent den Bauer in den

Stand ſetzen will, ſeine Steuern richtig abzuführen, ſo muß er für deſſen eignen Unterhalt geſorgt haben. Indem er ihn durch Unterricht und Erziehung zu einem beſſern Menſchen macht, oder ihn durch ſeine Fürſorge aus dem Elende und der Armuth herausreißt: ſo bewahrt er ihn auch vor Verbrechen, und muntert ihn zur Treue und zum Gehorſam auf.

Um den guten Soldaten zu bilden, gehören beym Bauern drey Sachen: körperliche Kräfte, Muth und Ergebenheit gegen den Monarchen oder gegen die Regierung. Die beyden erſten Stücke hängen wieder zuſammen: ein wohlgenährter, muſculöſer Körper gibt der Seele, die in ihm wohnt, ein gewiſſes Gefühl von Kraft, das hinwiederum dieſe Seele belebt, und ihr die Gefahr geringer vorſtellt, ſo wie es ihr Beſchwerden und Ermüdungen leichter machet.

Dem Landesherrn kann es alſo auch in dieſer Abſicht nicht gleichgiltig ſeyn, in welchem Zuſtande ſich der Bauer von Jugend auf befindet: weil davon, ob er ſich ganz oder halb ſatt iſt, ob er gutes Brot, geſunde Nahrungsmittel, oder ob er lauter unverdauliche und unkräftige Speiſen genießt, nicht nur das Wachsthum und die Schönheit ſeines Körpers, ſondern auch die Feſtigkeit ſeiner Glieder und ihre Kraft abhängt, — zwey Sachen, die er bey denen wünſchen muß, welche ſein Heer ergänzen ſollen.

Es iſt aber außerdem in dem Muthe des gemeinen Mannes noch etwas angebohrnes und Nationales, was ſich nicht ganz erklären läßt. Das Klima, der erſte Stamm, von welchem ein Volk ſeinen Urſprung herleitet, dann die Gewohnheit, Krieg zu führen, und beſonders das Andenken an viele erfochtne Siege, kann auf die Leibesbeſchaffenheit oder die Geſinnungen auch der unterſten Stände dieſes Volks Einfluß bekommen. Und da viele erworbne Eigenſchaften des Menſchen durch die Geburt forterben, ſo iſt es nicht unmöglich, daß auch die Tapferkeit bey der mehr als bey andern Eigenſchaften etwas Körperliches iſt, gleichſam das Erbtheil gewiſſer Nationen, wenigſtens durch lange Perioden hindurch, werde.

Aber was den Muth eben ſo ſehr unterſtützt, als körperliche Stärke, oder ein kriegeriſcher National-Charakter, und was mehr von dem Betragen und den Maßregeln des Regenten abhängt, iſt die Liebe des Volks zu dem Regenten oder zu der Staats-Verfaſſung.

Dieſe Liebe bey dem gemeinen Mann zu erhalten, ſind in monarchiſchen Staaten Popularität des Regenten und unparteyiſche Gerechtigkeit die Mittel.

Der Fürſt lebt in zu großem Abſtande von der unterſten Volks-Claſſe, um unmittelbar ihr im Ganzen bekannt zu werden; ſie iſt zu zahlreich, als daß er gegen ſie in einem hohen Grade wohlthätig ſeyn könne. Es bleiben ihm alſo nur zwey Zugänge zu derſelben übrig. Der erſte iſt, dann, wenn er mit einzelnen Perſonen aus ihr von ungefähr zu thun hat, herablaſſend, freundlich und geſprächig zu ſeyn. Ein gütiges Wort, von einem geehrten und ruhmvollen Fürſten, einem gemeinen Manne geſagt, gewinnt ihm die Herzen vieler Tauſenden von dem Stande des letztern. Den andern Zugang zu ihnen hat er, wenn er als Richter ihre Klagen anhört und ihre Streitigkeiten entſcheidet. Hier gerecht zu ſeyn, iſt eine der größten und nützlichſten Tugenden eines Regenten. für den gemeinen Mann etwas parteyiſch zu ſeyn, iſt der verzeihlichere Fehler.

Auf welche Weiſe die Bauern in beſſern Wohlſtand zu ſetzen ſind; oder wie der, welchen ſie haben, ihnen erhalten werden könne, — die zweyte Hauptſorge der Regierung, — dieß macht eine der wichtigſten Aufgaben der Staatswirthſchaft aus: eine Aufgabe, die in der Theorie nie völlig aufgelöſt worden, nie vielleicht im Allgemeinen völlig auflösbar iſt, weil ſo viel von den Umſtänden abhängt. Sie theilt ſich in zwey Theile; erſtlich, wie können die Bedürfniſſe des Staats, zu welchen Geld und Dienſte vom Bauern nöthig ſind, auf die ihm am wenigſten läſtige Art herbeygeſchaft werden? Zweytens, wie kann ſein eigner Fleiß zu Gewinn bringenden Arbeiten ermuntert, und wie können ihm die Früchte dieſes Fleißes verſicherwerden? der letztere Punct hat wieder ſo mannigfaltige Seiten, als jeder Nahrungs-Zweig, deſſen Flor man befördern will, zur Unterſuchung darbiethet. Was der Regent bald mehr bald weniger thun kann, iſt, den Abſatz der Producte zu befördern, neue Anbauer, oder neue Arten des Anbaues zu unterſtützen, in Unglücksfällen den Verluſt tragen zu helfen, das Verhältniß zwiſchen den Bauer und dem Grundherrn in den Schranken der Billigkeit zu halten.

Um den Bauer als Menſchen zu vervollkommnen, trägt vornehmlich Erziehung und Unterricht bey. Und auch hierzu iſt die Hülfe des Landesherrn nothwendig.

Dieß iſt eine bloße Anzeige der Gegenſtände, die über dieſe Materie auszuführen wären. Sie ſind viel zu weit ausſehend, viel zu mannigfaltig, um von mir in einem kurzen Aufſatze umfaßt werden zu können: und ihre gründliche Ausführung iſt über meine Kräfte. Ich will bloß bey dreyen von denſelben ſtehen bleiben, den Abgaben des Bauern, der ihm zu ertheilenden Rechtspflege und ſeiner Erziehung.

Die Erfahrung lehrt, daß nicht die Befreyung von landesherrlichen Abgaben, allein und für ſich, die Einwohner der Länder reich mache. Beſonders richtet ſich der Flor des Ackerbaues und der Wohlſtand des Landmanns nicht einzig und allein darnach, ob er eine geringe Steuer von ſeinem Grund und Boden bezahlt. In Ländern, wo dieſer in vorigen Zeiten am ſchlechteſten bearbeitet wurde, gaben die Bauern dem Staate oft am wenigſten. Noch jetzt ſind in mehreren Staaten geringe Steuern mit ſchlechtem Ackerbaue verbunden. In ſolchen iſt zugleich der Bauer immer am ärmſten. Denn dort iſt er gemeiniglich weder ordentlich noch fleißig. Der Staat fordert freylich wenig von ihm: aber der Staat bekümmert ſich auch nicht um ihn; der Bauer wird weder hinlänglich geſchützt, noch unterſtützt; niemand belehrt ihn, niemand kömmt ihm, wenn er Unglück hat, zu Hülfe. Er iſt ſich ſelbſt und dem Zufalle überlaſſen: — eine ſchlechte Sicherheit für die Claſſe der Menſchen, welche am wenigſten hat, und am unwiſſendſten iſt. Es iſt natürlich, daß, je geringer und ungewiſſer die Einkünfte einer Regierung ſind, deſto weniger ſie im Stande iſt, ihren ärmern Unterthanen Beyſtand zu leiſten.

Im Gegentheile ſehen wir in den reichſten Ländern die Abgaben am höchſten ſteigen: nicht, weil Auflagen reich machen; ſondern weil eben die Urſachen, welche die Mittel des Erwerbs vermehrten, welche den Fleiß belebten, welche den Erzeugniſſen neue Auswege verſchafften, auch dieſelben waren, welche dem Staate neue Bedürfniſſe auffinden, ihm neue Ausgaben abforderten, und ihn nöthigten, von ſeinen Gliedern groſſe Beyträge zu fordern. Groſſe National-Unternehmungen von welcher Art ſie ſind, ſie mögen zur Erwerbung neuer Länder, oder zu beſſerer Bearbeitung der alten, abzielen, erfordern groſſe Staats-Einkünfte, die ohne vermehrte Abgaben der Bürger nicht möglich ſind.

Dazu kömmt, daß die Thätigkeit und die gute Wirthſchaft der Regierung auch die Kräfte des Bürgers ſpannt, und durch Beyſpiel und Aufmunterungen ſeinen Erfindungsgeiſt und ſeinen Fleiß erweckt. Eine thätige Regierung aber braucht Geld: eine wirthſchaftliche ſucht es zu vermehren. Beyde Charaktern der Staatsverwaltung führen zu Vermehrung der Abgaben: aber ſie können durch einen unmittelbaren Einfluß dasjenige noch mit Gewinnſt erſetzen, was ſie unmittelbar abfordern.

Endlich kann die Nothwendigkeit ſelbſt, in welche der Bauer durch Auflagen verſetzt wird, zu beſtimmten Zeiten beſtimmte Summen Geldes bereit zu halten, ihm einen heilſamen Zwang anzulegen, den er, bey ſeiner natürlichen Trägheit und dem zu ſchwachen Wunſche nach Wohlleben nöthig hatte, wenn er fleißig ſeyn ſollte. Dieſer Fleiß aber einmahl erweckt, kann oft ſeine Einkünfte noch über das Verhältniß ſeiner Abgaben erhöhen.

Dieſer Betrachtungen ungeachtet würde es auf der andern Seite eben ſo klaren Erfahrungen, und ſelbſt den gemeinſten Begriffen des Menſchenverſtandes widerſprechen, wenn man behauptete, daß man die Auflagen in einem Lande, beſonders die, welche auf Grund und Boden, und noch mehr die welche auf dem Eigenthume des gemeinen Bauern liegen, ohne Ende vermehren könne, ohne dem Ackerbaue zu ſchaden, und den Wohlſtand dieſer Claſſe zu hindern. Ein ſchimäriſches Syſtem, welches alle andre Auflagen in eine einzige auf Grund und Boden gelegte, verwandeln wollte, iſt jetzt, wie ich glaube, von den meiſten, welche des ehedem vertheidigten, verlaſſen. Die Unterſuchungen aber, welche über daſſelbe angeſtellt worden ſind, haben deutlich gelehrt, daß es eine gewiſſe Grenze gibt, über welche der Ertrag liegender Gründe nicht mit Auflagen beſchwert werden darf, ohne den Eigenthümer muthlos zu machen, und ihm Kräfte und Luſt zum Anbaue zu benehmen.

Was aber insbeſondere die Claſſe betrifft, von welcher ich hier rede, ſo iſt es ganz unſtreitig, daß von dem Unterſchiede, der ſich zwiſchen den Bauern des einen und des andern Landes Europens, in Abſicht ihres Wohlſtandes, ſindet, die Größe der ihnen aufgelegten Abgaben, und die Art, wie ſie erhoben werden, eine der vornehmſten Urſachen ausmacht.

Die Ungleichheit der Stände, die in die Grund-Verfaſſung der europäiſchen Staaten eingewebt iſt, hat es mit ſich gebracht, daß die Güter und die Perſonen des Bauerſtandes gewiſſe Steuern allein bezahlen, von welchen die Adlichen frey ſind, (wie dieß z. B. der Fall bey den tailles in Frankreich war, und bey den Schock- und Quatember-Steuern in Sachſen noch iſt.) oder daß doch die Steuern der erſtern Art der Güter von ihrem ganzen Ertrage einen größern Theil ausmachen, als die Steuern der letztern.

Ob es gleich dem, welcher ohne Rückſicht auf Verfaſſung bloß aus allgemeinen Begriffen über die Schicklichkeit der Dinge urtheilt, unbillig vorkömmt, daß derjenige Stand am meiſten von ſeinem Einkommen abgeben ſoll, welcher am wenigſten hat: ſo wird doch der Philoſoph, der nicht neue Staaten errichten will, ſondern über die gegenwärtigen nachdenkt, Gründe finden, dieſe Einrichtung zu entſchuldigen, und Beſtimmungen, wodurch ſie weniger läſtig wird. Zuerſt iſt alle Ungleichheit auf einerley Art ungerecht. Wenn ein Stand vor dem andern Ehre, Reichthum und Rechte voraus hat: warum ſollte derſelbe nicht auch Befreyung von gewiſſen Abgaben voraus haben? Wenn die Glückſeligkeit der unterſten Volksclaſſe durch jene Beraubungen nicht verloren geht: warum ſollte ſie nicht auch bey dieſer größern Beſteuerung noch beſtehen können? Und nun, zweytens, inſofern man hierbey nicht auf den Menſchen, ſondern auf die Art des Eigenthums ſieht: ſo iſt klar, daß das mehr belaſtete um ſo viel weniger werth wird; daß alſo nur der erſte Beſitzer bey einem neuen Beſteurungsfuße verliert, jeder nachfolgende Erwerber hingegen ſich, bey Beſtimmung des Kaufwerths, nach dem, was er vom Ertrage wird abgeben müſſen, richtet, und ſein Capital demnach ſo gut wie jeder andere nutzt. Auf dieſe Weiſe werden glücklicher Weiſe ſelbſt alle Ungerechtigkeiten mit der Zeit gerecht.

Alles das iſt doch nur bis auf einen gewiſſen Grad wahr. Das Bauergut, die Gärtnerſtelle mag noch ſo wohlfeil eingekauft ſeyn, wenn die Bewirthſchaftung derſelben, mit den darauf haftenden Dienſten, den Mann ganz beſchäftigt, und ihn doch, nach Abzuge deſſen, was er dem Landesherrn und dem Gutsherrn abgeben muß, nicht ganz ernährt: ſo iſt die Belaſtung unbillig und das Gut iſt zu theuer erkauft. Selbſt wenn ihm Muße zu andern Arbeiten übrig bleibt, aber Gelegenheit zu derſelben fehlt, iſt die Steuer unterdrückend, da ſie auf ſein Eigenthum gelegt iſt, und doch nicht aus den Früchten deſſelben bezahlt werden kann.

Aber nicht bloß die Größe der Steuer, die gewiß von wenigen Staats-Verwaltern anders, als aus Irrthum und Unwiſſenheit bis zur wirklichen Unterdrückung des Landmanns hinangetrieben worden iſt, (denn was hätten ſie ſich und dem Staate auf die Länge ſchädlicheres thun können?) ſondern noch vielmehr die Art der Erhebung derſelben iſt, was den Landmann zu Grunde richtet.

Wenn wir hier unſern Staat mit dem ehemahligen Franzöſiſchen, den wir nun aus Neckers Werke beſſer als andre Staaten kennen, oder unſre jetzige Steuer-Verfaſſung mit den vorigen Zeiten zuſammen halten: ſo finden wir vor allen Dingen den groſſen Vortheil, den eine beſtändige und unabänderliche Steuer gewährt.

In Frankreich wurden von Zeit zu Zeit die Summen, die jede Provinz zahlen ſollte, nach den vermehrten Bedürfniſſen der Regierung, oder nach der Vorſtellung, welche dieſe von dem vermehrten Reichthume der Provinz ſich machte, neu beſtimmt: und die Eintheilung der geforderten Summe unter die verſchiedenen Bezirke, ward den Obrigkeiten dieſer Bezirke, — die Eintheilung unter die Perſonen jedes Orts den Obrigkeiten oder Grundherren deſſelben überlaſſen. Dieſe Eintheilung geſchah nach Regeln, wobey aber immer viel Willkürliches Statt fand. Uiberdieß mußte der Einwohner, welcher während der Zeit, da die gemachte Eintheilung galt, die Steuer zu zahlen unfähig wurde, von den übrigen übertragen werden, weil jeder Ort ſeinen Antheil an der Steuer vollſtändig liefern mußte. Vor Neckers Zeiten konnte ein bloßer Miniſterial-Befehl aus dem Kriegs- oder Finanz-Departement die Steuer für die eine oder die andre Provinz auf ein Jahr willkürlich erhöhen.

Eine ähnliche Einrichtung war in den ältern Zeiten in den meiſten teutſchen Staaten. Die Abgaben wurden durch einen Vertrag zwiſchen dem Landesfürſten und den Ständen von Zeit zu

Zeit ausgemacht, und von dieſen unter ihre Lehnsleute und Bauern vertheilt. So klein dieſe Abgaben waren, ſo fielen ſie doch auf den gemeinen Landmann ſehr drückend.

Bey dieſer Verfaſſung nähmlich iſt die Ungewißheit, in welcher der Bauer ſich befindet, was er wird zu geben haben, eben ſo ſchlimm für ihn, als die Nothwendigkeit zu geben ſelbſt. Für unabänderliche beſtimmte Ausgaben macht jeder bey Zeiten Anſtalt: und er findet Mittel dazu, wenn ſie nur nicht ganz ſein Vermögen überſteigen, beſonders wenn ſie ihm in kurzen Zeiträumen, und immer in kleinen Summen abgefordert werden. Aber unvorgeſehene Forderungen ſetzen einen unbemittelten Mann in Verlegenheit, auch wenn ſie nicht zu groß für ihn ſind; und das Willkürliche derſelben macht ihm auch wegen der Zukunft bange. Das Uibel wird wirklich von ihm ſtärker gefühlt, und ſeine Furcht vergrößert es noch in der Einbildung.

Dazu kömmt, daß eine unabänderliche Steuer auf Ländereyen eine große Aufmunterung des Ackerbaues gewährt. Das Gut, welches zur Zeit der Beſteurung nach ſeinem damahligen Ertrage mit Abgabe belegt worden iſt, gibt, wenn es von dem Beſitzer ſeit der Zeit, durch Verbeſſerungen und Erweiterungen des Anbaues zu größerem Ertrage gebracht worden iſt, von dieſem Zuwachſe ſo lange nichts ab, als die Steuer nicht erhöht wird. Dieß iſt eine billige Belohnung des Fleißes. Young, ein ſehr aufmerkſamer Beobachter der engliſchen Wirthſchaft, ſucht hierin eine der vornehmſten Urſachen, warum der Ackerbau in Großbritannien mehr blüht, als in Frankreich. Dort iſt die Landtaxe vor langer Zeit gemacht, und ſeit derſelben nie erhöht worden. Der fleißige und geſchickte Wirth, dem ſeine Ländereyen jetzt weit mehr Rente bringen, als diejenige iſt, wornach ſie beſteuert wurden, gibt jetzt in der That einen kleinern, — der träge und unverſtändige, der ſeinen Acker in dem Zuſtande gelaſſen hat, in welchem er zur Zeit des verfertigten Steuer-Kataſters war, gibt einen größern Theil ſeiner Einkünfte dem Landesherrn ab. In Frankreich wurden unter der monarchiſchen Regierung bey jeder neuen Verpachtung, oder bey jedem neuen Contracte mit den Regiſſeurs, alle im letzten Zeitraum urbar gemachten Brachen, alle vorgenommenen Verbeſſerungen mit in Rechnung gebracht, um die Anlage darnach zu erhöhen. Eifer und Geſchicklichkeit im Anbau zogen hier dem Land-Eigenthümer nur eine Vermehrung ſeiner Laſten zu.

Jene Vortheile nun gewährt auch der Schleſiſche Steuerfuß: und daß er im Ganzen gut ſey, erhellet aus der Leichtigkeit und Pünctlichkeit, mit welcher er größtentheils bezahlt wird. Den Franzöſiſchen Bauer richtete nichts ſo ſehr zu Grunde, als die Executionen. Die Anzahl derer, welche wegen nicht bezahlter Steuern jährlich ausgepfändet, denen ihr Vieh, ihre Acker-Geräthe deßhalb weggenommen und verkauft wurden, war ſo beträchtlich, daß über keine Beſchwerde ſo oft von ihren politiſchen Schriftſtellern geklagt, kein Auftritt des menſchlichen Elendes ſo oft von ihren Dichtern und Rednern abgeſchildert worden iſt.

Dieſe Auftritte ſind bey uns höchſt ſelten. Die Bezahlung der landesherrlichen Abgaben, der Zwang, der dabey ausgeübt werden muß, richtet bey uns ſehr wenige Bauern zu Grunde. Ein Vorzug, für den wir unſre Regierung ſegnen müſſen.

Es gibt eine andre Art von Auflagen, — die, welche der Staat vom Landmanne durch unbezahlte Dienſte fordert. In Frankreich werden die großen Heerſtraßen auf dieſe Weiſe unterhalten. Dieß ſind die corvées, über welche ſo viel iſt geſchrieen worden. Und in der That ſind ſolche Auflagen immer ungleicher, unbeſtimmter, willkürlicher, und weil ſie nicht von dem ſchon gewonnenen Gelde bezahlt werden, ſondern dem Menſchen Zeit, Kräfte und Mittel, wodurch er ſich erſt Geld erwerben will, koſten, läſtiger, als die Geld-Abgaben. Zuweilen, veranlaſſen auch bey uns die Zeit-Umſtände oder öffentliche Arbeiten und Anſtalten, als neu zu erbauende Feſtungen, zu reparirende Landesſchäden, daß ſolche Bauerndienſte ausgeſchrieben werden. Dieſe ſind allerdings immer mehr oder weniger als läſtig anzuſehen: und ſie ſind nur alsdenn zu billigen, wenn ſie unvermeidlich ſind. Dem Bauer, der vom Ackerbaue lebt, und der ſie in Perſon leiſtet, ſind ſie zu der einen Zeit unter gewiſſen Umſtänden vielleicht erträglich; wenn er nähmlich, von nothwendiger Arbeit zu Hauſe frey iſt, und wenn er dabey nicht zu weit von ſeiner Heimath entfernt, nicht zu lange aufgehalten, und nicht, durch den theuern Unterhalt in der Fremde, zu ſehr beſchwert wird. Aber zu einer andern Zeit, und unter andern Umſtänden, wenn ſeine Gegenwart auf ſeinem Felde nothwendig iſt, wenn er eine beträchtliche Zeit, die ihm nicht angerechnet wird, auf der Reiſe zu dem Orte der Arbeit zubringen muß, wenn er dort eine theure Zehrung findet, können ſie ihn in große Verlegenheit ſetzen, und ihm einen weſentlichen Schaden bringen. Und eben deßwegen, weil auf dieſe Unterſchiede nicht Achtung gegeben werden kann, ſind ſolche dem Staate zu leiſtende perſönliche Dienſte, eine unbeſtimmtere, eine ungleichere, und alſo eine ſchlechtere Art der Auflagen. — Der andre Theil unſerer Landleute, der, wie die Gebirgs-Einwohner, von einer Art des Kunſtfleißes lebt, welche er durchaus nicht ohne ſeinen Schaden unterbrechen kann, muß die Arbeiter, die er an ſeiner Stelle ſchickt, bezahlen. Bey dieſem wird alſo jener Frohndienſt zu einer wirklichen Geldabgabe; aber es iſt eine unerwartete, oft eine anſehnliche, und kann in der Haushaltung eines gemeinen Webers eine nicht geringe Zerrüttung machen.

Noch will ich eine Bemerkung hinzufügen, die wenigſtens Mitleiden und Nachſicht gegen den Bauer rege machen kann. Immer wird gegen ihn das Alterthum der Rechte angeführt: er kann, ſagt man, dieß thun, er kann dieß geben; denn er hat es von je her gethan und gegeben. Aber man bedenkt nicht, daß ſein Zuſtand im Ganzen, in den neuern Zeiten, wirklich beſchwerter geworden iſt, weil er nun zwey Herren zugleich dienen ſoll. Zu der Zeit, als der Adel ſeine Herrſchaft über den, auf ſeinen Gütern ſich anſetzenden, oder daſelbſt ſchon angeſeſſenen Bauer gründete, und die Bedingungen derſelben feſtſetzte, war jener beynahe der einzige Oberherr des letztern. Der Zuſammenhang beyder mit dem Staate und mit dem Regenten desſelben war geringe; eben ſo geringe waren die Forderungen, welche der Landesherr an den Bauer machte. Nachdem zu großem Glücke aller Theile, ſich die Unabhängigkeit dieſer kleinen Souveräne verringert, die Macht der großen Monarchen vermehrt hat, und alle Gutsherren und Bauern ihre gemeinſchaftliche Unterordnung unter einen oberſten Regenten ſtärker zu fühlen angefangen haben: ſeitdem ſind auch die Bedürfniſſe der Staaten, — ſind auch die Beyträge gewachſen, die von dem geringſten Unterthan zu Beſtreitung derſelben gefordert werden. In dieſem neuen Verhältniſſe hat alſo der Bauer auch neue Laſten zu tragen bekommen. Sollte nun ſein altes Verhältniß gegen ſeinen unmittelbaren Herrn, (was Dienſte und Abgaben betrifft,) ganz ungeändert bleiben: ſo würde er, in Abſicht ſeines Nahrungsſtandes, weit ſchlimmer daran ſeyn, als ſein mehr knechtiſcher Vorfahr vor etlichen hundert Jahren. Es iſt wahr, daß die Nothwendigkeit ſelbſt den Fleiß vermehrt hat. Aber bey Beſitzungen von ſo geringem Umfange kann derſelbe nicht ſich ins Unendliche erweitern.

Was die Rechtspflege, das zweyte der oben angezeigten Stücke betrifft, welches ich berühren wollte, ſo ſollte bey derſelben nach ihren weſentlichen Regeln, gar keine Rückſicht auf den Stand der Perſonen genommen werden. Das Richteramt iſt unter allen Zweigen der höchſten Gewalt am unbiegſamſten, und ſoll es nach ſeiner Natur und Abſicht ſeyn. Es iſt bey demſelben von Eigenthum, nicht von Glückſeligkeit die Rede: es kömmt alſo nicht in Betrachtung, ob der eine Theil ärmer, elender, unglücklicher iſt; er muß doch verlieren, was ihm nicht gehört, er muß ihm abgeſprochen werden, was er nicht zu fordern hat. Es iſt bey dem Richter nur von Beweiſen, von Uiberzeugung des Verſtandes die Rede: und Zuneigung, Wohlwollen, ſelbſt Mitleiden, ſo billig dieſe Empfindungen übrigens ſeyn mögen, ſollen keinen Einfluß auf ihn haben.

Dieß iſt die ſtrengſte Wahrheit. Eine Folge davon ſcheint zu ſeyn, daß der Regent in dieſer Eigenſchaft, als oberſter Richter gar keine beſondre Pflicht gegen den Bauer haben könne: daß Machtſprüche zu ſeinem Beſten eben ſowohl eine Verletzung der landesherrlichen Pflichten ſind, als Machtſprüche zu Unterdrückung desſelben; mit einem Worte, daß, wenn man von dem Eigenthümlichen des Bauern, und dem Eigenthümlichen ſeines Verhältniſſes mit dem Landesherrn redet, man vom Rechte und dem Richter-Amte ganz ſchweigen müſſe.

Demohnerachtet, wenn wir uns für einen Augenblick in die Stelle des Regenten ſelbſt ſtellen, und nun dieſes ganze große Schauſpiel des bürgerlichen Lebens, und alle darin auftretenden Perſonen, — Unterobrigkeiten, Richter, Grundherren, Bauern, — gleichſam als von einer Höhe anſchauen, einer Höhe, in welcher wir ſie zwar nicht genau beobachten, aber doch beſſer, als auf einem niedrigern Standpuncte, in ihrer Verbindung überſehen können: ſo werden wir gewiß, wenn wir ein gutes fühlbares Herz haben, zu folgenden Betrachtungen veranlaſſet werden.

„Der gemeine Bauer iſt im Grunde ein armes Geſchöpf. Er kann nicht viel verlieren, nicht oft unrecht leiden: oder er geht zu Grunde. Thut er Unrecht, fordert er etwas unbilliges: ſo entzieht er ſeinem Herrn immer nur

„einen Theil, oft einen ſehr geringen Theil ſei-
„nes Vermögens. Es iſt billig, daß ich, Regent,
„über die Gerechtigkeit, die dem Bauer wieder-
„fahren ſoll, noch genauer wache, als über
„die, welche er zu leiſten hat.“

„Ferner, der Edelmann, der Herr des Bau-
„ern, iſt ein Mann vom Stande: er ſteht in
„vielfachen Verbindungen, beſonders mit den
„Richtern, den obrigkeitlichen Perſonen, den
„Gliedern der Unterregierungen, die großen
„Theils aus ſeinem Stande genommen ſind, —
„endlich ſelbſt mit den erſten Dienern des Staats
„und mit den Lieblingen des Fürſten. Der Bauer
„kennt niemanden, hat keinen angeſehnen Mann
„weder zum Anverwandten, noch zum Freunde.
„Jener hat Verſtand, Erziehung, Kenntniſſe,
„und kann ſeine Rechte und Gründe ins beſte Licht
„ſetzen: dieſer iſt einfältig, er kann mit der Spra-
„che nicht fort; ſein Vortrag iſt allen Perſonen
„aus den höhern Ständen unverſtändlich oder un-
„angenehm. Ich Regent alſo, der für alle meine
„Unterthanen ſorgen ſoll, muß für den Verlaſſenen
„von Verbindungen, Gönnern Entblößten, für den Un-
„wiſſenden, für den Unberedten noch etwas mehr ſorgen.

„Endlich alle andre Stände“, (würde ich in
der Stelle des Regenten ferner ſagen): „haben
„zu mir, auf die eine oder die andre Weiſe, einen
„Zutritt: ihnen mein Wohlwollen, meine Fürſorge
„zu bezeugen, habe ich hundert Wege, Ich ver-

„ſammle den Adel an meinem Hofe, und laſſe ihn
„an dem Glanze und den Vergnügungen deſſelben
„Theil nehmen; ich beſetze mit Perſonen ſeines
„Standes die vornehmſten Aemter meines Staats,
„und eigne ihm dadurch die größte Ehre und die
„reichſten Einkünfte zu, welche in der Monarchie
„zu erhalten ſind. Dem Adel gehören ausſchließungsweiſe
„alle Befehlshaberſtellen meiner Armee;
„und kaum kann die größte Tapferkeit und das
„leuchtendſte Verdienſt des aus dem Bürger- oder
„Bauernſtande abſtammenden Soldaten die eiſerne
„Scheidewand durchbrechen, die ihn von allen Anſprüchen
„auf militäriſche Beförderung ausſchließt.
„Für den Kaufmann und den ſtädtiſchen Nahrungsſtand
„ſorge ich durch Geſetze: ich ſchließe für ihn
„Bündniſſe; ich führe für ihn ſogar Kriege; ich
„belohne, ich ehre auch aus dieſer Claſſe die einzelnen
„Perſonen, die ſich auszeichnen. — Aber
„was kann ich für den armen Bauer thun? Ihrer
„ſind zu viele, als daß ich für jeden insbeſondre
„die mindeſte Sorgfalt zu Vermehrung ſeines Wohls
„anwenden könnte. Den Ackerbau zu befördern,
„und den Gewinnſt, welchen er bringen ſoll, zu
„vergrößern, ſteht, inſofern dieſes durch Anſtalten
„von mir unmittelbar geſchehen ſoll, weniger in
„meiner Gewalt, als den Flor der Stadt-Gewerbe
„zu befördern. — Demohnerachtet iſt mir dieſe
„Claſſe des gemeinen Landmanns ſo nothwendig,
„und ſie thut ſo viel für mich! Für den kleinſten

„Sold, ohne Hoffnung von Ehre oder Belohnung, „wagt ſie für mich ihr Leben, ihre Geſundheit, „und unterwirft ſich dem härteſten militäriſchen „Zwange. Sie gibt von ihrem kleinen Erwerbe mir „beſtändig einen Theil ab, und füllt dadurch meine „Schatzkammer. Die Liebe und Treue derſelben iſt „die Vormauer meines Reichs; auf ihrem Muthe „beruht die Sicherheit meiner Würde und mein „Einfluß in andre Staaten. Es bleibt mir demnach „nichts übrig, um dieſen Bauer, den ich nicht „kenne, dem ich nie etwas Gutes erwieſen habe, „zu gewinnen, als ihn zu überzeugen, daß ich für „ſeinen Stand Achtung, und ihm zu helfen wenigſtens „den guten Willen habe. Und dieß kann ich „nicht anders, als wenn ich ſeine Klagen, auch „ſeine ungerechten Klagen anhöre, und mich nicht „ſo leicht ermüden laſſe, ſie auch widerhohlt anzuhören. „In der Eigenſchaft eines Richters, nähere „ich mich dieſem Stande am meiſten. Meine Pflicht „und mein Vortheil erheiſcht es, daß ich dieſe Gelegenheit „nutze, ihm den falſchen Wahn zu benehmen, „den er aus meinem übrigen Betragen faſſen „könnte, als wenn ich ſeine Herren, und die, welche „über ihn ſind, nur allein liebte und meiner Fürſorge „würdigte, ihn aber verachtete, und für ein „ganz unbedeutendes Weſen hielte, deſſen Wohl und „Wehe in keine Betrachtung käme.“

„Und in der That, wo kann der Schaden „am größten ſeyn? Geſetzt, ich werde von dem

„gemeinen Manne hintergangen, und ich eile zu geſchwinde, ſeine Klagen zu ſtillen; — geſetzt, ich unterſtütze ungegründete Forderungen deſſelben. Aber werden nicht hundert Stimmen der Anſehnlichſten im Volke ſich erheben, mich deſſen zu belehren? Werde ich nicht bald von meinem Irrthume überzeugt werden, und, wenn ich auch dieſen Fehltritt nicht mehr zurücknehmen kann, doch abgehalten werden, neue zu machen? Aber nun betrachte man den entgegengeſetzten Fall. Geſetzt, ich wieſe alle die aus der ſchwächſten und unterſten Claſſe, welche ſich an mich wenden, ab; ich wäre taub gegen ihre Klagen, oder zum voraus ſchon geneigt, ihren Gegnern Recht zu geben: würden die Ungerechtigkeiten, die alsdann vorgingen, nicht viel drückender ſeyn, würden ſie mir nicht ewig verſchwiegen bleiben, es ſey dann, daß ich ſie durch Aufruhr und Tumult kennen lernte? Und wenn es zu dieſem Aeußerſten nicht käme, würde ich mir nicht bey der allgemeinen Stille, welche Deſpotismus und Sklaverey verbreitete, einbilden, die Glückſeligkeit meiner Völker wäre auf ihrem Gipfel?“

So denkt der gute Regent: ſo hat Friedrich der Zweyte gedacht. Es iſt wirklich ein Glück für den Schriftſteller in Preußiſchen Staaten, daß er, in Abſicht vieler Puncte der Staatswirthſchaft, indem er im Allgemeinen unterſucht, was geſchehen ſoll, auf diejenigen Regeln trifft, welche bey dem

Betragen, wenigſtens bey den Geſinnungen ſeines Fürſten, zum Grunde liegen.

Das alſo werden Menſchenfreunde und Freunde des gemeinen Mannes leicht eingeſtehn, daß, wenn es für einen Menſchen, der das oberſte Richter-Amt in einem Lande verwaltet, unmöglich iſt, die Wage der Gerechtigkeit ſo feſt in der Hand zu halten, daß die Zunge nicht um einen Grad auf die eine oder die andre Seite ausſchweiſe, es beſſer ſey, ſie ſich auf die Seite der Geringen, der Niedrigen, der Armen im Volke, als auf die der Mächtigen, der Großen, der Reichen neigen zu laſſen.

Indeß verblendet mich mein eignes Mitleiden mit dem Schickſale des gemeinen Mannes nicht ſo ſehr daß ich nicht einſehe, es ſey hier eine gewiſſe Grenze, die nicht überſchritten werden kann, ohne daß der Staat zerrüttet, — ohne daß die nöthige Unterordnung, oder doch die einmahl eingeführte Unterordnung der Stände geſchwächt, und dem Anſehn der Unterregierungen Eintrag gethan werde.

Der Fürſt muß ſeine Richterſtühle, ſeine obrigkeitlichen Aemter mit tüchtigen Männern beſetzen, und dann zu denſelben ein gewiſſes Zutrauen haben. Zwar nicht ein ſolches, daß er nicht glaubte, dieſe Richter, dieſe obrigkeitlichen Perſonen wären immer noch Menſchen, und allen den Einflüſſen ausgeſetzt, allen den Leidenſchaften unterworfen, welche auf Perſonen ihres Standes und ihrer Lage zu wirken pflegen: aber doch ein ſolches, daß er

Ausſprüche, in welchen mehrere dieſer Collegien übereinkommen, in der Regel für giltig anerkennen; — aber doch ein ſolches, daß er die klärſten Beweiſe erfordere, um ein ganzes Tribunal einer vorſätzlichen Ungerechtigkeit zu beſchuldigen.

Dieſes Zutrauen zu ſeinen Beamten, zu den Unterregierungen und deren Gliedern, muß den Fürſten nicht abhalten, auch den gegen ſie von dem gemeinen Manne geführten Beſchwerden, in Sachen, die ihm noch unbekannt ſind, ein offenes Ohr zu leihen, und überhaupt letzterm den Zutritt zu ſich ſo leicht, als möglich, zu machen. Aber es muß ihn abhalten, wenn neue Unterſuchungen den ehemahligen Ausſpruch beſtätiget haben, der Vollziehung derſelben in den Weg zu treten: es muß ihn bewegen, diejenigen, deren Klagen als ungerecht bewieſen ſind, — die, welche gegen ihre Obrigkeit erweislich falſche Beſchuldigungen angebracht haben, — exemplariſch zu beſtrafen.

Geſchähe dieſes nicht, ſo würde die Ungewißheit und Unſchlüßigkeit, in welche die Richter gerathen könnten, ob ſie dem, was ſie dem Willen und der Neigung ihres Landesherrn gemäß glauben, folgen ſollen, der Gerechtigkeit größern Schaden thun, als der Nepotismus der Richter, oder ihre Gleichgiltigkeit gegen das Schickſal des gemeinen Mannes thun könnte.

Das dritte Stück, wovon ich noch zu reden habe, iſt die Erziehung und der Unterricht des Landmanns.

Vor allen Dingen muß erſt ausgemacht werden, ob der Regent etwas nützliches thue, wenn er für dieſe Erziehung Sorge trägt, oder ſie zu verbeſſern ſucht.

Daß der Bauer ſo gut, wie alle andern Menſchen, durch Begriffe, durch Vorſtellungen regiert wird, und daß, wenn dieſe Begriffe richtiger, wenn die Grundſätze, wornach er handelt, wahrer, die Bewegungs-Gründe, die ihn treiben, reiner ſind, ſeine Handlungen beſſer ſeyn müſſen, daran zweifelt in der Theorie niemand. Aber daran zweifeln viele, ob dieß durch ſolche Anſtalten, wie ſie von Menſchen, und für dieſen Stand, gemacht werden können, zu erhalten ſtehe. Wird wohl die Erkenntniß, welche man dem Bauer in der Schule verſchaffen kann, von der Art ſeyn, daß ſie auf ſeinen Willen Einfluß zur Beſſerung habe? Kann bey ungebeſſertem Willen vermehrte Kenntniß nicht ein Werkzeug, und eben deßwegen auch eine Verſuchung zum Böſen werden? Können endlich verfeinerte Empfindungen, erweiterte Begriffe, mit grober Arbeit und einer dürftigen Lebensart beſtehn? Das ſind die Fragen, die hier beantwortet werden müſſen.

Es wird in unſern Tagen mehr, als jemahls von der Aufklärung des gemeinen Mannes geredet und geſchrieben. Aber die Meinungen darüber ſind noch bis jetzt ſehr getheilt. Die Gelehrten und die oberſten Regierer der Völker, die in einer gewiſſen Entfernung von dem gemeinen Manne leben, halten dieſe Aufklärung faſt durchaus für nützlich. Die Gutsbeſitzer und die Magiſtratsperſonen, unter welchen der Bauer unmittelbar ſteht, ſind großen Theils der entgegengeſetzten Meinung. Welchen von beyden ſoll man trauen? Die letztern haben die Erfahrung für ſich, die ſicherſte Führerin in allen praktiſchen Sachen; aber ſie ſind dafür mehrern Leidenſchaften unterworfen, die eben ſowohl irre führen können. Sie ſehen allerdings, wie der gemeine Mann beſchaffen iſt, mit Augen: aber ſie urtheilen bloß nach dem, was er in Abſicht auf ſie iſt, und verlangen nichts weiter, als daß er ihnen ſo nützlich als möglich, und daß er ihnen gehorſam ſey. Jene erſteren betrachten die Sache mit einem von Leidenſchaften unbefangenen Gemüthe; ihr Eigennutz kann ſie nicht irre führen; aber ihr Mangel von Erfahrung kann ſie viele kleine Umſtände überſehen laſſen, wodurch ihre in der Theorie richtigen Sätze in der Anwendung auf die wirkliche Welt unbrauchbar werden.

Die, welche die Aufklärung vertheidigen, ſagen, und mit Recht: daß man die größten Ausſchweifungen des gemeinen Mannes, und von Zeit zu Zeit auch die fürchterlichſten Rebellionen immer in den Ländern und Perioden geſehen habe, wo der

Bau-

Bauer der dümmſte und roheſte geweſen iſt; daß es zwar auch da oft lange Zwiſchenräume der Ruhe gegeben habe, während welcher der, bis zum Thier erniedrigte Bauer auch unterwürfig wie das Thier, und zu einem knechtiſchen Gehorſam bereit geweſen ſey, daß aber dadurch weder die Abſicht ſeines Grundherren erreicht worden ſey, als der von ihm auch einen geſchickten und überlegten Dienſt, — der auch emſige Arbeit verlangt, (zwey Sachen, deren keine bey einer ſolchen Unterdrückung aller Seelenkräfte zu erhalten ſteht,) noch weniger die Abſicht des Landesherren, welcher tapfere Vertheidiger und fleißige Anbauer ſeiner Länder zu haben wünſcht, und am wenigſten die Abſicht des Schöpfers, dem es um glückliche Menſchen zu thun, — und dem der Geiſt des Bauern, ſo wichtig, als der Geiſt des Fürſten iſt. Sie ſagen, daß unmöglich die Menſchen, und alſo eben ſo wenig die Bauern, boshafter und ſchlimmer werden könnten, wenn ſie wichtigere Begriffe von Gott, von ihren Pflichten und von der Glückſeligkeit bekämen, als ſie zuvor hatten; daß ſie unmöglich ſchlechtere Arbeiter werden könnten, wenn ſie zum Nachdenken fähiger, und mit einigen auf ihren Beruf ſich beziehenden Kenntniſſen verſehen würden; daß ſie hingegen einer jeden moraliſchen Einwirkung, von Seiten ihrer Herren und der Obrigkeit, ganz unempfänglich bleiben, wenn ſie nicht Vorſtellungen und Gründe zu faſſen, und die Ermahnungen der Weiſern oder ihrer Vorgeſetzten zu verſtehen und zu überlegen, in den Stand geſetzt werden. Sie ſagen endlich, daß auch ſie Erfahrungen anzuführen hätten, indem es ausgemacht ſey, daß man es bey den Einwohnern eines Dorfs ſehr gewahr werde, was für einen Prediger ſie haben; und daß ſich diejenigen Gemeinden nach der Regel allemahl an Sittlichkeit auszeichnen, wo ein vernünftiger und muſterhafter Geiſtlicher ſich ernſthaft mit ihrem Unterrichte beſchäftigt, indeß er ihnen durch ſein Beyſpiel Hochachtung einflößt, und ſie durch ſein liebreiches Betragen an ſich zieht.

Die andre Partey, welche dem Nutzen der größern Aufklärung des Bauern widerſpricht, zu welcher ſich ſehr viele der Gutsherren geſellen, führt dagegen einige nicht weniger erhebliche Gründe an. Unſre Väter und Vorfahren, ſagen ſie, haben niemahls mit ihren Unterthanen im Streite gelebt *), da die letztern weder leſen noch ſchreiben konnten: das Feld iſt deßwegen nichts ſchlechter angebaut worden, und die Sitten ſind unſtreitig reiner geweſen. Jetzt können viele unſrer Bauern nicht nur dieſes, ſondern auch noch dazu rechnen; es gibt deren, welche anfangen Bücher zu leſen: aber ſind ſie deßwegen beſſer? geben weniger Aus-

*) Dieſes wird demohnerachtet durch Bauern-Tumulte und Bauern-Kriege widerlegt, deren die Geſchichte, auch in den dunkelſten Jahrhunderten, erwähnt.

ſchweifungen unter ihnen vor? ſind ſie gehorſamere Unterthanen, oder beſſere Wirthe? Umgekehrt: die Sitten haben ſich augenſcheinlich verſchlimmert, und die Herrſchaften haben weit mehr Mühe, ihre Unterthanen in Ordnung zu halten. Unterſucht man, welches die Aufwiegler in den Dörfern, welches die Verführer des Volks ſind: ſo findet man ſie gerade unter denjenigen, die am meiſten in der Schule gelernt haben, die ſich etwas auf ihre vermeinte Weisheit zu Gute thun, und die, wenn ſie Unfug machen wollen, nur mehr Mittel dazu in Händen haben. Noch jetzt iſt der ehrlichſte Bauer immer der dümmſte, der unwiſſendſte. Was der Gutsherr, ſetzen ſie hinzu, auf ſeinem Hofe bemerkt, das findet der Officier auf dem Exercierplatze und ſelbſt im Felde. Der roheſte, unwiſſendſte Bauer wird der beſte Soldat. Denn er läßt ſich wie eine Maſchine abrichten, und wenn er ſo abgerichtet iſt, ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen.

Zwey Parteyen, die aus ſo verſchiedenen Geſichtspuncten den Gegenſtand anſehn, werden nie zu völliger Uibereinſtimmung gebracht werden können. Aber von beyden werden diejenigen, welchen es um Wahrheit zu thun iſt, ſich den Weg zur Vereinigung dadurch bahnen, daß ſie vor allen Dingen ausmachen, was Aufklärung ſey.

Richtigere, moraliſche und religiöſe Begriffe machen unſtreitig den einen Theil davon aus: und Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten andrer Art, zu welchen das Leſen, Schreiben und Rechnen die Grundlage iſt, können als der zweyte Theil betrachtet werden. Faſt niemand, der es nicht überhaupt für gleichgiltig anſieht, wie Menſchen beſchaffen ſind, wird die erſte Art der Aufklärung mißbilligen: nur viele werden ſie für unmöglich halten. Das vermeinte Schädliche hingegen liegt in dem zweyten Theile, gerade demjenigen, welcher am leichteſten zu erhalten ſteht.

Aber zuerſt fragt ſich: können die beyden Arten der Aufklärung, die, welche zur Beſſerung des Menſchen führen ſoll, und die, welche nur ſeine Geſchicklichkeiten und ſeine Kenntniſſe vermehrt, von einander getrennt werden? Gibt es für Menſchen einen Weg zum Herzen andrer, als durch den Verſtand, — zu Veränderung ihrer Sitten, als durch Vermehrung ihrer Einſichten? Und kann hinwiederum der Verſtand in wichtigen Wahrheiten unterrichtet werden, wenn dem Menſchen nicht gewiſſe Elementarkenntniſſe beygebracht worden ſind?

Zum andern iſt ein zufälliger Schade, der aus vermehrten Kenntniſſen Eines böſen Menſchen entſteht, ein hinlänglicher Grund, eine ganze Claſſe von Menſchen der großen Vortheile zu berauben, die ſie aus dem ihr ertheilten Unterrichte ziehn würde? Sollen die Guten die Mittel, wodurch ſie glücklich werden können, nicht in die Hände bekommen, damit Böſe keinen Mißbrauch davon machen?

Was jenen Zuſammenhang betrifft, ſo iſt derſelbe ausgemacht und augenſcheinlich.

Ob das Leſenlernen für den gemeinen Bauer nützlich ſey, iſt bey uns vielleicht keine Frage mehr, da der Unterricht darin ziemlich allgemein eingeführt iſt. Aber wenn dennoch jemand zweifelte, ob der Bauer das Leſen zu irgend einem moraliſchen Zwecke nützen könne, oder ob es ihm dazu nothwendig ſey: der bedenke nur, daß der mündliche Unterricht, welchen der Bauer in ſeiner Jugend bekömmt, wenn er vollkommen gut wäre, und weder ergänzt noch verbeſſert werden dürfte, doch im Gedächtniſſe aufgefriſcht werden müßte, und daß dieſes nicht beſſer, als durchs Leſen geſchehen kann. Iſt jener Unterricht hingegen, wie gemeiniglich der Fall iſt, ſchlecht: ſo hat der Bauer, wenn er nichts lieſt, kein Mittel, das Verſäumte nachzuhohlen. Es iſt wahr, die Religionsvorträge in den gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollen dieſes Mittel ſeyn; ſie ſind beſtimmt, den jugendlichen Unterricht beym gemeinen Manne zu wiederhohlen, zu verbeſſern und weiter fortzuführen. Aber die Aufmerkſamkeit auf eine zuſammenhängende Rede, und das Verſtehen derſelben wird denen faſt unmöglich, die nicht ſchon Sprache und Vortrag, ſo wie ſie zu dem Unterrichte in allgemeinen Wahrheiten gehören, ſich durch das Leſen geläufig gemacht haben.

Es iſt nicht ſchwer, den Unterricht in den übrigen obengenannten Stücken zu rechtfertigen. Wenn der Bauer von ſolchen Vorurtheilen, die ihn zu unrechten Handlungen führen, befreyt, oder mit denjenigen Begriffen verſehen werden ſoll, die ſeine Tugend ſtärken und ſeine Zufriedenheit befördern: ſo muß er vor allen Dingen zum vernünftigen Nachdenken gewöhnt ſeyn. Das moraliſche Nachdenken betrifft unſichtbare Gegenſtände. Damit kann aber unmöglich der Anfang der Uibung gemacht werden. Es muß alſo der Verſtand des jungen Bauern, wenn er jemahls fähig werden ſoll, ſich ſelbſt und ſeine Pflichten gehörig kennen zu lernen, zuvor mit andern, leichtern, und auf ſichtbare Gegenſtände ſich beziehenden Studien zum Gebrauche ſeiner Verſtandskräfte angeleitet worden ſeyn. Dazu gibt nun Schreiben und Rechnen die erſte und bequemſte Gelegenheit. Wenn beydes auf die rechte Art getrieben wird, und wenn dieſe Uibungen Kenntniſſen, die ſich auf die körperliche Welt und das geſellſchaftliche Leben beziehn, verbunden werden: ſo iſt klar, daß man alsdann den natürlichſten Gang nimmt, um die noch ganz leere und unthätige Seele zu den höhern und ſchwerern Betrachtungen zu führen, welche die Moral fordert.

Religion, glaubt man gemeiniglich, ſey das einzige, was den Bauer gelehrt werden dürfe. Aber es wird niemahls möglich ſeyn, einen guten Religionsunterricht zu geben, wenn man den Unterricht lediglich auf die Religion einſchränkt. Erſtlich, man kann Gott nur durch die Natur erkennen lernen: — und ohne einige Anleitung, die Spuren von Weisheit und Güte in der Einrichtung der Dinge aufzuſuchen, wird machen nie würdige Begriffe, ja man wird ſich nie irgend einen wahren Begriff von ihrem Urheber machen. Zweytens, die Betrachtungen unſichtbarer und geiſtiger Gegenſtände ſind die ſchwerſten. Diejenigen alſo, welche nicht zuvor an ſichtbaren gelernt haben, ihre Vorſtellungen deutlich zu machen, den Zuſammenhang von Gründen mit ihren Folgen einzuſehen, werden über das, was Gott und ihre Seele angeht; entweder bloß unverſtandne Worte andern nachzuſprechen ſich begnügen müſſen, oder, wenn ſie ſich weiter wagen wollen, in Gefahr ſeyn, in Schwärmereyen und Thorheiten zu gerathen.

Die Erfahrungen, nach welchem man obige Frage, über den Nutzen der Aufklärung, entſcheiden will, müſſen nicht von den Beyſpielen einzelner Perſonen, ſondern von ganzen Gemeinden und Provinzen hergenommen werden. Wo ſind dann aber diejenigen, wo der Unterricht, und mit ihm die Aufklärung des gemeinen Mannes ſchon ſo weit gediehen und ſo allgemein wäre, daß man Gelegenheit gehabt hätte, die Wirkungen zu beobachten, welche dieſe Veränderung auf Sitten, Beſchäftigung und Fleiß dieſer Claſſe von Menſchen, thun kann?

Sehen wir auf diejenigen Verſchiedenheiten, welche in dieſer Abſicht vorhanden ſind: ſo finden wir uns zu keinem ſo nachtheiligen Ausſpruche, gegen die Aufklärung, berechtigt. Wir haben in Deutſchland Provinzen, worin das Leſen, Schreiben und Rechnen ſchon ſeit ein paar Geſchlechtern eingeführt, andre, wo es etwas ſeltnes iſt. Es gibt Gegenden und Gemeinden, wo die Bauern aufgeweckter, klüger, verfeinerter, — andre, wo ſie dümmer und unwiſſender ſind. Aber ſind dort die Bauern weniger Bauern geblieben? Sind allgemeine Unruhen entſtanden? Sind die Klagen der Herrſchaften im Ganzen größer? Keinesweges.

Selbſt in unſerm Schleſien, wer ſieht nicht allenthalben Sittlichkeit, Fleiß und Wohlſtand, mit dem Grade der Kenntniß und der Güte der Erziehung, im Verhältniſſe? Wer wünſcht nicht, es ſey bloß als Einwohner, oder als Eigenthümer, lieber in einem unſrer Gebirgs-Dörfer, als unter den oberſchleſiſchen Leibeignen zu leben? — Und gewiß iſt das Leſen, Schreiben und Nachdenken nirgends ſo zu Hauſe, als in den erſtern. Dieſe vernünftigen Berg-Einwohner haben hin und wieder einen unruhigen Geiſt bewieſen, ſind ungeſtümer in ihren Forderungen, und hartnäckiger in deren Behauptung geweſen, als ihre einfältigern Nachbarn im platten Lande. — Aber würde man nicht, wenn man dieß der Aufklärung Schuld geben wollte, zwey Dinge, die beyſammen ſind, mit Dingen, die ſich als Urſache und Wirkung auf einander beziehn, verwechſeln? Wenn die beſſern Einſichten jener

Auſſätzigen, (vorausgeſetzt, daß man ihnen wirklich Vorzüge an Einſichten zugeſtehen könne,) ſie nicht vor den Ausſchweifungen, deren ſie ſich ſchuldig gemacht, bewahren konnten: ſo haben ſie auch gewiß nichts dazu beygetragen. Leidenſchaften werden in jedem Zuſtande des Menſchen, und insbeſondere des Bauern, ſtatt finden: keine Aufklärung kann ihn vor periodiſchen Ausſchweifungen, wozu dieſelben verleiten, ſchützen. Ja, es iſt richtig: daß, wenn ſie einmahl rege geworden ſind, der Verſtand und die Einſicht ſelbſt, ihnen Nahrung und größere Dauer geben kann, indem ſie ihnen neue Mittel zur Befriedigung verſchafft. Aber Leidenſchaften ſind doch immer nur vorübergehende Bewegungen der Seele. Wenn man von dem Nutzen einer bleibenden Eigenſchaft des Menſchen, dergleichen die Aufklärung iſt, — wenn man von den Nutzen dauerhafter Anſtalten, durch welche dieſe Eigenſchaft dem Menſchen mitgetheilt oder in ihm ausgebildet werden ſoll, zu welchen Anſtalten die Erziehung gehört, urtheilen will: ſo muß man ebenfalls nur ſolche Wirkungen jener Eigenſchaft in Betrachtung ziehn, die in dem gewöhnlichen Zuſtande des Menſchen entſtehn, und die, ſo wie ihre Urſachen, immerwährend ſeyn können, wenigſtens häufig wiederkommen.

Niemand hat ſich größre Mühe gegeben, den Unterricht der Bauern, ſowohl in moraliſchen als andern Kenntniſſen, recht weit zu treiben, als der

Domherr von Rochow. Die Zeugniſſe dieſes Mannes, und derer, welche ſeine Anſtalten mit ihren eigenen Augen geſehen haben, (Anſtalten, die ſchon lange beſtehn,) müſſen etwas über dieſe Materie gelten. Sie ſind aber den Vertheidigern der Aufklärung günſtig.

Endlich, wenn man einzelne Individuen unter den Bauern anführen kann, welche die wenigen Geſchicklichkeiten, die ſie durch die Erziehung vor andern voraus bekommen, oder ihren natürlich beſſern Verſtand dazu gemißbraucht haben, ſich der Ordnung und dem Gehorſam zu entziehn, wozu ſie ihr Stand verpflichtete; wenn andre dadurch auf die unzeitige Begierde gekommen ſind, ihre Kinder zu einem höhern Stande zu erziehn: ſo hat man hingegen auch einzelne Beyſpiele von wirklich gelehrten und philoſophiſchen Bauern anzuführen, die nicht nur gerne und willig Bauern geblieben ſind, und ihre Kinder gleichfalls zum Bauernſtande erzogen haben, ſondern die auch, durch ihr Nachdenken und ihre Kenntniſſe, beſſere Landwirthe, und genauere Beobachter aller, ihren Verhältniſſen angemeſſenen, Pflichten geworden ſind.

Die Wirkung, welche die bis auf einen gewiſſen Grad vermehrte Einſicht, auf den ganzen Stand, thun werde, iſt vor der Hand durch Erfahrungen nicht auszumachen: die, welche ſie bey einzelnen Perſonen thut, iſt bald gut, bald, böſe. Beyſpiel kann gegen Beyſpiel geſetzt werden; und auszumachen, von welcher Seite die Beyſpiele wichtiger oder zahlreicher ſind, iſt unmöglich.

Sollte uns dann nicht in dem Falle, wenn wir über eine zweifelhafte Unternehmung nicht nach Thatſachen urtheilen können, erlaubt ſeyn, die allgemeinen Gründe des Rechts, und die allgemeinen Betrachtungen des Guten zu Hülfe zu nehmen? Und wenn nun Vollkommenheit und Ausbildung der menſchlichen Geiſter dasjenige iſt, worauf die ganze Natur hinzielt, wozu alle ihre Einrichtungen vom Schöpfer veranſtaltet ſcheinen: kann es wohl irgend einen Theil unſers Geſchlechts geben, bey dem es gut wäre, dieſen Fortgang zu hemmen, oder ſchädlich, denſelben zu befördern?

Wenn man nun noch überdieß bedenkt, wie wenig zu beſorgen iſt, daß je, durch die Erziehung des Bauern, ihm Kenntniſſe und Empfindungen beygebracht werden ſollten, welche ihn ganz über ſeine Sphäre und über die Verrichtungen, wozu er beſtimmt iſt, erhöben; wenn man ſieht, wie weit an den meiſten Orten der Landmann noch hinter denjenigen Puncte der Aufklärung zurück iſt, wo er unſtreitig ein beßrer Ackersmann, ein geſchickterer Wirth und ein mehr brauchbarer Unterthan ſeyn würde; wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die der Verbeſſerung des Unterrichts bey ihm im Wege ſtehn, und die unzähligen Vorfälle, welche alle zu ſeiner Aufklärung gemachten Anſtalten vereiteln, und den angefangnen Fortgang hemmen können: ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß man die Uibel, welche man aus einer zu großen Erleuchtung des gemeinen Mannes befürchtet, und die an ſich noch ſehr ungewiß ſind, getroſt dem Zufalle, oder vielmehr der Vorſehung überlaſſen könne, und daß man hingegen ſeine Wachſamkeit nur auf die entgegenſtehende Seite, — auf die Verhütung derjenigen Uibel richten müſſe, welche unſtreitig aus einem verwilderten, unwiſſenden und mit Vorurtheilen angefüllten Gemüthe bey dem Landvolke entſpringen.

Doch wenn der Richter, der über dieſen Streit entſcheiden ſoll, menſchenfreundlich geſinnt iſt: ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, ihn zu überzeugen, daß wenigſtens, wie die Sachen jetzt ſtehn, der Bauer noch manche Schritte dem geſitteten und aufgeklärten Manne näher kommen kann, ohne aus ſeiner Sphäre zu treten. Aber wenn er zugleich über die Vorſchläge urtheilen ſoll, wie dieſe Abſicht zu erreichen ſtehe; ſo wird es nicht eben ſo leicht ſeyn, ihm die Furcht vor den Schwierigkeiten zu benehmen, die ſich der Ausführung dieſes Vorhabens entgegenſetzen.

Die erſte und größte Schwierigkeit iſt die, daß man nicht weiß, wo man zu verbeſſern und aufzuklären anfangen ſoll, ob bey den Jungen, oder bey den Alten. Der natürlichſte und ohne Zweifel auch der beſte Gedanke iſt der, zuerſt für die Erziehung der Jugend zu ſorgen. Dazu nun ſind Schul-Anſtalten das Mittel. Aber man mache dieſe ſo vollkommen als man will; ſo wird doch der Bauerknabe, da er den größten Theil ſeiner Erziehung von ſeinen Eltern erhält, dieſen ähnlich werden. In der Schule iſt er nur wenige Stunden des Tages, und dieſes eine kleine Anzahl von Jahren hindurch. Die übrige weit längere Zeit hört er die Geſpräche, und ſieht die Sitten ſeiner Eltern. Ohne Zweifel wirken dieſe weit ſtärker auf ihn, weil er natürlichen Hang zu dieſen Perſonen, und Aehnlichkeit in ſeinen Anlagen mit ihnen hat; weil alles, was er hier lernt, in einer unmittelbaren Beziehung mit ihm ſteht; weil derſelbe Eindruck öfter und von mehrern Seiten wiederhohlt wird. Geſetzt alſo auch, daß er alles aus der Schule mitbringe, was in ſo kurzer Zeit, ſelbſt bey dem beſten Lehrer, von dem Gedächtniſſe gefaßt, oder auch mit dem Verſtande begriffen werden kann; wird nicht das Ganze ſeiner Denkungsart und ſeines Charakters das Gepräge ſeiner Eltern bekommen; — folglich, wenn dieſe von gemeiner Art oder verdorben ſind, auch niedrig oder ſchlecht werden? Und geſetzt, der Schulunterricht ſey tief genug eingedrungen, um auch ſeinen eignen freyen Gedanken einen etwas höhern Grad von Richtigkeit und Zuſammenhang zu geben, um auch ſeine Neigungen etwas zu veredeln: wird er nicht, wenn er nun, in der Zeit der Mannbarkeit, ganz wieder in die Geſellſchaft gewöhnlicher Bauern zurückfällt, jene leichte Tünche von Cultur verlieren, und in die allgemeinen Sitten und Vorſtellungen ſeines Standes einſtimmen?

Auch bey den höhern Ständen, wo die Menſchen einander mehr ähnlich ſind, und oft ganz gleichen Unterricht bekommen, findet man doch, in dem Geiſte und noch mehr in den Sitten der ſo gleichförmig erzognen Kinder, den Unterſchied und die Gradation, welche die Familien, woraus ſie entſproſſen waren, von einander auszeichnet.

Alſo: damit das künftige Geſchlecht der Menſchen beſſer werde, ſollen die Kinder gut erzogen werden. Und um ſie gut zu erziehn, wäre nöthig, daß die Aeltern ſchon beſſer wären.

Dieſer Zirkel iſt Urſache, daß, wenn auch alles erfüllt wäre, was ſelbſt der philoſophiſche Schwärmer von dem Ideal einer Dorferziehung träumen kann, doch der Fortgang nur ſehr langſam ſeyn würde. Jede Generation kann nur, ſo zu ſagen, um einige Begriffe an Aufklärung weiter gebracht, kann nur von einem oder dem andern der herrſchenden Vorurtheile befreyt werden. Auf dieſem Grunde muß die nächſte Generation fortbauen. Die Kinder der etwas weniger ſchlecht erzognen Aeltern legen ihren Lehrern weniger Schwierigkeiten in den Weg. So werden Menſchen-Racen verbeſſert, — aber nur in Jahrhunderten, — wenn mit den Anſtalten der Vorſehung und glücklichen

Zufällen, ſtandhafte und gleichförmige Bemühungen der Mächtigen ſich vereinigen.

Die andre eben ſo groſse Schwierigkeit, und die ſchon oft in Betrachtung gezogen worden iſt, weil ſie bey jedem Verſuche zu allererſt aufſtöſst, iſt die: woher eine ſo groſse Anzahl geſchickter Schulleute zu nehmen ſey, als zur Verbeſſerung der Bauern-Erziehung in einem ganzen Lande erfordert wird, und woher der Fond zu nehmen ſey, um die, welche man gefunden hat, auf eine Weiſe, die irgend der Wichtigkeit und Schwierigkeit dieſes Geſchäftes gemäſs iſt, zu beſolden.

Ehe und bevor dieſe Schwierigkeiten weggeräumt werden, wozu meine Vorſchläge nur Wiederhohlungen oft geſagter Dinge, oder vielleicht Hirngeſpinſte ſeyn würden, iſt die Hauptſorge, welche der Staat für den Unterricht des gemeinen Landmanns tragen kann, die, welche er auf die *Erziehung der Prediger* und auf die *Beſetzung der Predigerſtellen* wendet. Hier iſt Verbeſſerung eher möglich: weil das, was man verbeſſern will, nicht ſo ſehr weit zurück iſt; und weil man zu dieſem Endzwecke ſchon mehr Mittel in Bereitſchaft findet, die nur ſorgfältiger oder weiſer angewandt werden dürfen. Anſtalten, zur Erziehung der dem Predigerſtande ſich widmenden Perſonen, ſind vorhanden, Beſoldungen für die Prediger ſind vorhanden: es kömmt nur drauf an, daſs jene Anſtalten aufs zweckmäſsigſte eingerichtet, und hier die Wahl aufs gewiſſenhafteſte getroffen werde. Nicht für neue Fonds, für neue Inſtitute, ſondern nur für den beſten Gebrauch der alten, iſt hier zu ſorgen.

Das, was der Prediger zur geiſtigen und moraliſchen Bildung des Bauern thun kann, geſchieht entweder durch die öffentlichen Canzel-Vorträge, oder durch die Aufſicht über die Schulen, welche ſich wieder in die Anweiſung, die er den Schulmeiſtern, und den Unterricht, den er den Kindern ſelbſt gibt, eintheilt.

Das wöchentliche Anhören der Predigten iſt zwar bey den meiſten Bauern mehr eine Sache des Wohlſtandes, der Sittlichkeit und der Zucht, als eine Handlung ihrer Lernbegierde, oder ein Mittel ihres Unterrichts. Aber daß dieß ſo iſt, liegt nicht bloß an dem Unverſtande und der Geiſtesträgheit des Bauern, ſondern es liegt auch an der Beſchaffenheit vieler dieſer Vorträge ſelbſt. Der nach Wahrheit und Unterricht begierigſte Zuhörer iſt oft nicht im Stande, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben zu erhalten: der verſtändigſte iſt nicht im Stande, einen nützlichen Begriff daraus zu ſchöpfen.

Alſo das allererſte, und wie es ſcheint, das leichteſte Stück eines Entwurfs zur Bauern-Erziehung, wäre, daß die vor ihnen gehaltenen Predigten reichhaltiger, lehrreicher und zugleich ihrer Faſſungskraft noch angemeßener würden. Eine Dorfgemeinde, vor welcher Vorträge, die dieſe Vorzüge

haben

haben, alle Wochen gehalten werden, geſetzt, der Prediger bekümmere ſich auch ſonſt wenig oder gar nicht um dieſelbe, und der Schulmeiſter ſey ſchlecht, wird doch gewiß, in einiger Zeit, manche mehr aufgeklärte und mehr ſittliche Glieder aufzuweiſen haben.

Aber wo ſollen Prediger hergenommen werden, die ſolche Vorträge halten können? Wie ſoll es der Staat anfangen, um wahre Volkslehrer zu bekommen?

Dieß greift freylich weiter um ſich. Dieß ſetzt ſchon eine frühere Sorge des Staats für die Erziehung junger Geiſtlichen, dieß ſetzt Einrichtungen auf Schulen und Univerſitäten voraus, wodurch an dieſer Erziehung gearbeitet wird.

Die Erziehung der Prediger muß, wie mich dünkt, vornehmlich auf folgende Stücke gerichtet ſeyn. Erſtlich, in ihren Köpfen die größte Helle, und in ihren Ideen die möglichſte Deutlichkeit hervorzubringen. Um ſchwere oder erhabne Wahrheiten, ja überhaupt, um abſtracte Sätze einem, zum Nachdenken nicht gewöhnten, Haufen vorzutragen: — dazu gehört ein doppelter Grad von Deutlichkeit. Manche Volkslehrer dieſer Zeit, ſelbſt manche Schriftſteller, glauben dieſe Deutlichkeit dadurch zu erhalten, daß ſie ſich in ihren Ausdrücken dem Style des gemeinen Mannes nähern. Darin irren ſie aber gewiß. Der gemeine Mann, ob er gleich die edlern Ausdrücke nicht braucht, verſteht, ſie doch, wenn nur die Sachen ihm nicht zu hoch ſind. Sich zu ihm herunter laſſen, welches die erſte Pflicht ſeiner Lehrer iſt, heißt nicht, ſich ſeiner Redensarten bedienen; heißt nicht, wie er, ohne Zuſammenhang reden und ſich wiederhohlen; wie er, viel Worte machen, ohne etwas zuſagen: ſondern es heißt erforſchen, was er ſchon für Begriffe geſammelt, welche Erfahrungen er gemacht habe, welche Schlüſſe er zu machen gewohnt ſey; dieſe zum Grunde legen, und von dieſen, Schritt vor Schritt, fortgehn, es ſey, um die Unrichtigkeit derſelben zu zeigen und beßre an deren Stelle zu ſetzen, es ſey um darauf weitere Schlüſſe zu bauen, und neue Erkenntniſſe an ſie anzuknüpfen. Sich im Unterrichte herablaſſen, heißt, die Zergliederung der Begriffe bis auf diejenigen Elemente fortſetzen, die man bey jeden wohl organiſirten, wenn auch noch ſo unwiſſenden Menſchen vorausſetzen kann; es heißt, alle Sprünge in der Reihe der Schlußfolgen vermeiden; es heißt, abgezogne Sätze immer durch Erfahrungen und einzelne Fälle, die dem Zuhörer bekannt ſind, erläutern. Dazu gehört nun bey dem Lehrer, auſſer jener Geſchicklichkeit, ſeine Begriffe zu ſeinem eignen Gebrauche zu zergliedern, die eigentlich das wahre philoſophiſche Talent iſt, auch eine vorzügliche Kenntniß ſeiner Sprache, und Fähigkeit, ſich mannigfaltig auszudrücken. Denn wenn man mit dem gemeinen Manne, auch nur in Angelegenheiten dieſer Welt, redet: ſo muß man ſich auf allerley Art wenden, und ſeine Ausdrücke mannigfaltig abändern, damit man endlich den Vortrag treffe, der ſeiner Faſſungskraft, oder ſeiner gewohnten Denkungsart gemäß iſt. Seinem geiſtlichen Lehrer, der von allgemeinen Wahrheiten und unſichtbaren Gegenſtänden mit ihm ſpricht, iſt dieß noch weit mehr nöthig. Wenn er an den Worten und Ausdrücken, die er aus ſeinem Syſteme gelernt, oder von ſeinem akademiſchen Lehrer gehört hat, klebt; wenn er nicht Sachen und Sprache ſo in ſeiner Gewalt hat, daß er ſelbſt neue Vorſtellungsarten erfinden, und dieſelben Gegenſtände von vielerley Seiten zeigen kann: ſo wird er zwar überhaupt ſchon kein vorzüglich guter Lehrer, aber am wenigſten ein guter Prediger für die Bauern ſeyn.

Was den Zweig der Wiſſenſchaften, die Art der Kenntniſſe betrifft, welche zu dem Amte des Predigers am nothwendigſten erfordert werden, und alſo auch den weſentlichſten Theil ſeiner Studien ausmachen müſſen: ſo iſt dieß gewiß die Moral, — aber die Moral in ihrem ganzen Umfange, mit der Religion verbunden, und angewendet auf die verſchiedenen Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, — deren Kenntniß daher ſelbſt einen vorzüglichen Theil der geiſtlichen Gelehrſamkeit ausmachen muß. Die Moral kann auf gewiſſe Weiſe der Mittelpunct, für alle Wiſſenſchaften ſeyn, weil alle, wenn ſie nicht unnütze Grübeleyen, oder bloſſe Vorübungen ſeyn ſollen, auf die eine oder die andre Weiſe, ſich auf den Menſchen, ſein Thun und Laſſen, oder ſein Wohl beziehen müſſen. Sie muß aber ein ſolcher Mittelpunct vornehmlich für die Studien derjenigen Gelehrten ſeyn, die ſich dem Volks-Unterrichte widmen.

Wenn unter den übrigen Arten der Kenntniſſe, welche mit dieſem letzten Endzwecke des Predigers nur in einer entferntern Verbindung ſtehn, eine Wahl angeſtellt werden ſoll: ſo wird ſie ohne Zweifel auf die fallen, welche dem Landmann ſelbſt beygebracht werden ſollen. Alles, wovon man dieſen die Anfangs-Gründe lehren will, und was der Schulmeiſter nothdürftig verſtehen muß, das wird der Prediger, um recht nützlich zu ſeyn, vollſtändig und in Vollkommenheit wiſſen müſſen. Selbſt eine gute Hand ſchreiben, das Rechnen aus Gründen verſtehn, und beſonders Geometrie und Naturlehre ſtudirt haben, wird in dieſer Abſicht nicht gleichgiltig für ihn ſeyn.

Kenntniß des Menſchen war dem Prediger ſchon zum Verſtehen moraliſcher Wahrheiten nöthig. Aber er braucht noch eine beſondre Uibung im Beobachten, und einige Grundlage von ſpeciellen Erfahrungen, um im Stande zu ſeyn, denjenigen Stand der Menſchen, und die Individuen, welche er vor ſich hat, zu erforſchen.

Ich rede hier bloß von denjenigen Eigenſchaften des Predigers, auf welche der Schul- und Akademiſche Unterricht Einfluß haben kann. Ich würde außerdem noch hinzuſetzen, daß alle Beredtſamkeit des Religionslehrers vergeblich ſey, wenn ſie nicht Beredtſamkeit des Herzens iſt; daß derjenige von den Wahrheiten der Religion und Moral durchdrungen ſeyn müſſe, der ſie andern, welche leer davon, oder gleichgiltig dagegen ſind, eindrücklich machen will. Dieß iſt bey dem Landprediger doppelt wahr, weil bey ſeinen Zuhörern die Unterweiſung und Erleuchtung des Verſtandes nie ganz vollſtändig ſeyn kann, und daher die Sympathie der Empfindungen, zu Erreichung des Zweckes des Lehrers, noch unentbehrlicher iſt.

Doch, was der Landprediger zur Erziehung des Bauern thun kann, iſt nicht bloß auf die Canzel eingeſchränkt: er kann und ſoll ſich, nach meiner Meinung, mit dieſem Gegenſtande auch unmittelbar abgeben.

Ob ich gleich ein Feind von Projecten bin, an deren Anführung der, welcher ſie macht, nicht ſelbſt Hand anleget, oder deren Ausführbarkeit er nicht bis auf die kleinſten Theile zeigen kann: ſo will ich es doch wagen, hierüber der Geſellſchaft meine noch unreifen Gedanken zur Prüfung vorzulegen.

Mich dünkt, die meiſten Landprediger haben noch Muße genug, um einen größern Theil der

Zeit, als ſie thun, auf die Schulen und auf die Jugend ihrer Gemeinden, zu wenden.

Ich würde ihnen, wenn ich eine Reform zu machen hätte, zweyerley aufgeben.

Erſtlich, die Schulmeiſter ſelbſt zu unterrichten, und ihnen förmliche Lehrſtunden in allen den Kenntniſſen zu geben, die ſie den Schulkindern beybringen ſollen. Eben deßwegen iſt, wie ich ſchon geſagt habe, keine von den Elementarkenntniſſen, die zum Schul-Unterrichte eigentlich gehören, für den Prediger unwichtig. Dieſe Vorleſungen würden freylich, bey den abgelebten, ſchon völlig vom Schulſtaube überzogenen, oder in der größten Unwiſſenheit, oft in Liederlichkeit, altgewordnen Schulmeiſtern, unmöglich oder unnütz ſeyn. Aber der Vorſchlag, den ich hier thue, iſt auch nicht für den gegenwärtigen Augenblick. Jeder neue und junge Schulmeiſter müßte alſo zuerſt der Pflege und dem Unterrichte des Predigers übergeben werden. Es iſt ſchwerlich ein Seminarium zu finden, kaum iſt eines zu errichten möglich, wo die zu Dorfſchulmeiſtern beſtimmten Perſonen, in hinlänglicher Anzahl, ich will nicht ſagen, im Leſen, Schreiben und Rechnen, (denn dazu finden ſich am erſten Mittel) ſondern in der Religion und Moral; in einigen phyſikaliſchen und mathematiſchen Kenntniſſen, in den Landesgeſetzen, ſo lange und ſo vollſtändig unterrichtet werden könnten, daß von ihnen eine merkliche Aufklärung des gemeinen Mannes zu erwarten wäre. Bey ihren Predigern können die Schulmeiſter viele Jahre lang, auch indem ſie Unterricht geben, lernen. Nur auf dieſe Weiſe könnten ſie, wenn ſie auch ſchon einige Vorbereitung mitbrächten, recht zu ihrem Stande ausgebildet werden.

Das zweyte Geſchäfte der Geiſtlichen ſollte ſeyn, eine obere Claſſe der Bauer-Jugend ſelbſt zu unterrichten.

Es müßte nähmlich in den Dorfſchulen, wie es in allen geſchehen ſoll, ein Unterſchied der Claſſen, nach Maßgabe der Fähigkeiten, des Fleißes, der erlangten Kenntniſſe der Schüler gemacht werden. Die ältern Kinder, die, welche bey dem Schulmeiſter die geſchwindeſten Schritte machten, die, welche am lehrbegierigſten wären, auch die, deren Aeltern ſich am beſten aufführten, oder für ihre Kinder emſiger als andre ſorgten, kämen in eine höhere Claſſe: und das wäre die, welche der Prediger ſelbſt unterrichtete. — Dieſer Unterricht müßte nicht, wie bisher, auf die Religion eingeſchränkt, und bloße Vorbereitung zur Communion ſeyn: ſondern er müßte ſich auf alle die Gegenſtände erſtrecken, welche in der Schule gelehrt werden, und Bauern nützlich ſeyn können. — Unter dieſen Lehrlingen des Predigers nun, würden wieder die beſten, die fähigſten, zu künftigen Schulmeiſtern gebildet. Diejenigen, welche der Prediger oder das Conſiſtorium dazu tüchtig erklärte, müßten von dem Anſpruche des Cantons und von den Knechtsdienſten bey dem herrſchaftlichen Hofe frey ſeyn. Dieß würde eine große Nacheiferung erwecken, ſich um jene Vorzüge zu bewerben. Und wenn aus dieſer höhern Schul-Claſſe, die des Predigers eignen Unterricht genießt, auch nur eine kleine Anzahl beſſer unterrichteter, vorurtheilsfreyer Bauern käme: ſo würden doch dieſe ein Salz ſeyn, welches ſo zu ſagen, die übrige unſchmackhafte Maſſe würzen könnte.

Uiber die
Lage Schleſiens
in verſchiednen Zeitpuncten,
und
über die Vorzüge
einer Hauptſtadt vor Provinzialſtädten.

Eine Vorleſung,
in der Schleſiſchen Oekonom. Geſellſchaft in Breslau
gehalten.

Da ich nicht im Stande bin, der Geſellſchaft zu nutzen, indem ich zu dem eigentlichen Endzwecke ihrer Verbindung mitwirke: ſo ſey es mir erlaubt, wenigſtens von Zeit zu Zeit einen Verſuch zu machen, ob ich ſie unterhalten könne.

Und welchen Gegenſtand könnte ich ſchicklicher dazu wählen, als einige allgemeine Betrachtungen über unſer gemeinſchaftliches Vaterland, das Eigenthümliche ſeiner Lage, und die damit verknüpften Vortheile und Unbequemlichkeiten?

Es wurde vor einiger Zeit, in einer periodiſchen Schrift, ein Urtheil über die Schleſier gefällt, indem ſie mit den Einwohnern Berlins auf eine Art verglichen wurden, die ihre Eigenliebe beleidigte. Der Unwille, der darüber bey einigen meiner Mitbürger entſtand, zog auch die Aufmerkſamkeit der andern auf den Gegenſtand, welcher die mißfällige Aeußerung veranlaßt hatte. Jetzt iſt beydes, der Aufſatz und der Zorn darüber, vergeſſen: dadurch hat zugleich die Sache ſelbſt ihr augenblickliches Intereſſe verloren. Indeß, auf die gehörige Weiſe behandelt, hat ſie eines für alle

Zeiten und kann ſehr wohl die Aufmerkſamkeit reizen ohne die Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen. Eine Vergleichung zwiſchen den Provinzen und den Hauptſtädten in allen großen Reichen, und zwiſchen unſrer Provinz und dem Sitze unſrer Regierung insbeſondere; eine Auseinanderſetzung der Vortheile, welche dem Menſchen durch ſeinen Wohnort hier oder dort verſchafft werden; und die Entwickelung der Urſache, wodurch, in jeder Lage, die Menſchen gewiſſer Vorzüge theilhaftig, andrer beraubt werden: dieſe Unterſuchung kann weder dem Beobachter der Menſchen geringfügig ſcheinen, noch dem praktiſchen Geſchäftsmanne unnütz ſeyn. Ich will verſuchen, einige dahin einſchlagende Betrachtungen der allgemeinen Schilderung Schleſiens und ſeiner Lage beyzufügen.

Dieſes Land hat niemahls auf dem großen Schauplatze der Welt eine eigne und glänzende Rolle geſpielt. Eben deßwegen hat ſich auch die Nation, welche es bewohnt, nie, weder durch einen ganz eignen Charakter ausgezeichnet, noch durch Thaten, welche in der Geſchichte der Welt, eine Stelle einnehmen, Ruhm erworben.

Aus frühern Zeiten, als denen, wo die Römer bis in unſre Gegenden durchdrangen, wiſſen wir von unſern Vorfahren durchaus nichts: und in den älteſten Denkmählern jener, die uns von dieſen einige Nachricht geben, ſind uns nur die Nahmen der Völkerſchaften aufbehalten worden, die ohngefähr in dieſen Gegenden, wo Schleſien liegt, herumſchwärmten oder wohnten; aber ohne daß die Grenzen ihres Gebieths deutlich beſtimmt, oder die Unterſchiede der Einwohner nach ihrer Abſtammung angegeben würden. Von den Lydiern und Quaden wiſſen wir nicht viel mehr, als daß ſie, vereint, mit größern teutſchen Nationen, welche den Römern näher wohnten, mit letztern, zur Zeit der Antonine Krieg führten.

Mit dem Ende dieſer Kriege, und mit dem Rückzuge der Römer aus den Gegenden an der Donau, verlieren wir das Land, welches jetzt Schleſien heißt, aus dem Geſichte. Sechshundert Jahre darauf ſehen wir es wieder; aber wir finden, ohne daß wir es wiſſen wie es zugeht. Nahmen des Landes und der Einwohner verändert. Die Quaden, Elyſier und Lydier ſind in Slezi verwandelt. Die teutſchen Völkerſchaften ſind verſchwunden, und ſklavoniſche ſind an deren Stelle.

Aber auch dieſe bleiben in der größten Dunkelheit, bis die Miſſionarien ſie aus derſelben hervorziehn. Die Einführung der chriſtlichen Religion war zugleich der Zeitpunct, wo unſre Vorfahren leſen und ſchreiben lernten. Und früher, als dieſe Kunſt bey einer Nation eingeführt iſt, kann man keine hiſtoriſchen Urkunden von ihr erwarten. Die erſten Schritte unſrer bürgerlichen Cultur hängen mit unſerm älteſten Religionsunterrichte zuſammen. Unſre Städte führen ihren Urſprung nicht höher, als auf dieſen Zeitraum zurück, und haben zum Theil demſelben der Erbauung von Kirchen und Klöſtern zu danken. Die Jahrmärkte, die Uranfänge unſers Handels, führen den Nahmen der Heiligen, an deren Feſten ſie zuerſt, bey Gelegenheit der zum Gottesdienſte verſammelten Volksmenge, gehalten wurden.

Dieß iſt demnach der Zeitpunct, wo Schleſien in der Geſchichte, als Schleſien, d. h. unter ſeinem gegenwärtigen Nahmen, und eingeſchloſſen ohngefähr in ſeine jetzigen Grenzen, ſichtbar wird: um dann nie wieder aus ihr zu verſchwinden, — und nie wieder Einwohner und Abgrenzung gänzlich zu verändern.

Bey dieſem erſten Auftritte iſt es die Provinz eines größern ſklavoniſchen Reichs, deſſen Nahmen noch bis auf unſre Zeiten fortdauert, obgleich ſeine Macht und ſein Umfang ſehr vermindert worden iſt *).

Bald darauf folgt eine Periode, wo Schleſien eine unabhängige Lage und ein eignes politiſches Daſeyn bekömmt. Durch Hülfe eines teutſchen Kaiſers **), werden die Nachkommen eines von ſeinen Brüdern vertriebnen Prinzen, aus dem pohlniſchen Königsſtamme, in den Beſitz des Landes

---

*) Dieß iſt im Jahre 1787 geſchrieben.

**) Friedrichs des Erſten.

Schleſien geſetzt. Die Fruchtbarkeit dieſes Geſchlechts, und die damahls, bey allen Fürſtenfamilien, üblichen Theilung der Länder zerſplitterten Schleſien bald in eine Menge kleiner unabhängiger Herrſchaften. Die Schickſale und Geſchichten derſelben, ſind den Begebenheiten und Geſchichten aller der Länder vollkommen ähnlich, die ſich mit Schleſien, wie es in dieſem Zeitraume war, in gleichen Umſtänden befanden, d. h. eben ſo, wie dieſes, in viele kleine unabhängige Staaten vertheilt waren. Dieſe Geſchichten beſtehen in nichts andern, als in unaufhörlichen Kriegen und Wiederverſöhnungen der Häupter dieſer Staaten, in Ungerechtigkeiten, die ſie gegen einander verüben, und in Handlungen der Rache, durch welche ſie dieſelben gegenſeitig beſtrafen; in einem beſtändigen Tauſche der Städte und Ländereyen, die, von einem Fürſten zum andern, gleichſam hin und her geworfen werden. Das einzige, was dieſe, ſchon in der Geſchichte der alten Welt oft wiederhohlten, Auftritte in Schleſien, ſo wie in dem ganzen neuern Europa, unterſcheidet, iſt das Entſtehen und Aufblühen einer neuen Macht, — der geiſtlichen, die, anfangs durch die weltliche gegründet und begünſtigt, in kurzem ſich ihr zur Seite ſetzte, und eine neue Art von politiſchen Verhandlungen, Rechten, Streitigkeiten und Kriegen veranlaßte. Diejenigen Veränderungen, die aus dieſer Periode für uns die denkwürdigſten ſeyn würden, geſchehen im Stillen, und ohne daß die Geſchichtſchreiber etwas davon erwähnen. Kein Menſch ſagt uns, was die Herzoge von Breslau für ihr Land und ihre Stadt mehr gethan haben, als andre ſchleſiſche Herzoge; welche Zufälle, welche thätige Menſchen hier mehr Betriebſamkeit und Reichthum, als an andern Orten Schleſiens, hervorgebracht haben. Aber genug, wir ſehen dieſe Stadt über die andern Reſidenzſtädte eben ſo mächtiger Fürſten emporwachſen, ſehen ſie ſchon dadurch ein gewiſſes Anſehn, ſelbſt bey ihren Landesherrn, bekommen: und alles, woraus wir dieſen Vorzug erklären können, iſt ihre Lage in der Mitte des Landes, an einem ſchiffbaren Strome, und in gleicher Entfernung von jeder Grenze, wodurch ſie zum Handel mit allen Nachbarn vorzüglich bequem gemacht wird.

Eben ſo finden wir nur ſchwache Spuren von den Urſachen, welche den Ackerbau und Kunſtfleiß an dieſem Ende von Teutſchland und an der Grenze faſt noch uncultivirter Völker, ſo vorzüglich, und ſelbſt über denjenigen Grad erhoben haben, den dieſe Gegenſtände, in andern und weit länger angebauten Gegenden von Teutſchland erreicht hatten, daß, mit der Abſonderung Schleſiens von Pohlen, mit der Einführung der teutſchen Sprache, und mit der Einwanderung teutſcher Coloniſten, dieſe Verbeſſerungen angefangen haben, iſt augenſcheinlich. Noch jezt iſt von den gemeinen Dorfeinwohnern Schleſiens (der Claſſe, bey welcher die Spuren des ehemahligen Zuſtandes, und die Folgen alter Begebenheiten am längſten ſichtbar ſind,) derjenige Theil der cultivirteſte, welcher am meiſten von pohlniſcher und ſklaviſcher Miſchung rein, am vollkommenſten teutſch iſt, — ich meine die Gebirgseinwohner *).

Griechenland war in den älteſten Zeiten in einem ähnlichen Zuſtande, als Schleſien, in der Periode, von welcher wir reden. Jede anſehnliche Stadt war dort auch die Reſidenz eines ſouveränen Fürſten, oder der Mittelpunct eines Freyſtaats, der in der Entfernung weniger Meilen einen andern Souverän zum Nachbar hatte. Die Begebenheiten eines Volks, in einer ſolchen Periode, können nicht anders als geringfügig ſeyn. Die vom alten Griechenlande würden uns gar nicht der Aufmerkſamkeit werth dünken, wenn nicht in dieſem Lande die wichtigſte aller, das menſchliche Geſchlecht betreffenden, Thatſachen vorgegangen wäre, die erſte Er-

---

*) Vielleicht liegt auch eine von den Urſachen des ſchnellen Aufblühens Schleſiens in den zahlreichen Ueberreſten der edlern teutſchen Stämme, welche, bey dem Einfall der rohen ſklaviſchen Völkerſchaften, ſich in die Gebirge gerettet hatten. Es iſt wenigſtens bemerkenswürdig, daß, da die meiſten Städte und Dörfer im platten Lande, ſlaviſchen oder pohlniſchen Urſprungs ſind, man, mit dem Eintritte in das Gebirge, faſt lauter teutſche Benennung der Orte findet, und daß zugleich die Gegenden, wo dieſe herrſchen, durch Induſtrie, Volkszahl und Wohlhabenheit am blühendſten ſind.

ziehung deſſelben zur Kenntniß der Natur und der Sittlichkeit, der erſte Anbau von Sprache, Wiſſenſchaften und Kunſt. Der Glanz, den dieſer kleine Fleck des Erdbodens dadurch bekam, daß er in einer allgemeinen Dunkelheit der einzige erleuchtete war, und daß von ihm das Licht über die übrigen Nationen ausging, mußte nothwendig auch den Kriegen, Verträgen und Wanderungen ſeiner Einwohner eine Wichtigkeit für die Nachwelt geben. Dieß war nicht Schleſiens Fall. Es nahm nur allmählig Theil an fremder Cultur. Wenn es auch Fortſchritte machte: ſo unterſchied es ſich doch nicht auf eine Weiſe, welche die Augen der übrigen Völker auf uns Schleſier gezogen hätte. Unſre Geſchichte wurde nicht von Schriftſtellern erzählt, die zugleich für alle folgende Zeitalter Lehrer und Muſter, in der Kunſt zu ſchreiben und Geſchichtsbücher abzufaſſen, geworden wären. Alſo wurden unſre Thorheiten, Tugenden und Laſter, unſre politiſchen Anſtalten und Revolutionen von der übrigen Welt für ſo unbeträchtlich gehalten, als ſie es an ſich waren. Und da die in einem Lande lebenden Menſchen faſt nur dann ſich zu einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühl erheben, wenn der Staat, deſſen Glieder ſie ſind, eine beträchtliche Rolle unter großen Nationen ſpielt: ſo war die Periode, in der Schleſien von ſeinen eignen Herzogen regiert wurde, nicht dazu gemacht, uns dieſen Stolz einzuflößen, oder einen bleibenden Eindruck auf den National-Charakter zu machen. Selbſt die Menge kleiner Verſchiedenheiten, die in unſerm, unter ſo viele unabhängige Regierungen vertheilten, Vaterlande, von Diſtrict zu Diſtrict entſtanden, verhinderte die Bildung eines allgemeinen National-Charakters. Die Einwohner ieder Gegend Schleſiens bekamen gewiſſe Eigenheiten: aber eben deßwegen konnte ſich das Ganze weniger durch große originelle Züge auszeichnen.

Der Gang der Dinge folgte auch hier den allgemeinen Geſetzen der Natur. Umgeben von größern Staaten, konnten ſich die kleinen Landesherren Schleſiens nicht lange in ihrer Unabhängigkeit erhalten. Sie unterwarfen ſich nach und nach einem benachbarten, mächtigern Könige, von dem ſie Schutz gegen ihre gegenſeitigen Räubereyen, Unterſtützung bey ihrem Geldmangel, Hülfe gegen unruhige Unterthanen, endlich Sicherheit vor einem andern Nachbar, von welchem ſie ſich getrennt, und von dem ſie ſich in Sitten, Rechten und Sprache entfernt hatten, erhalten konnten. Aus den ſouveränen Schleſiſchen Herzogen wurden Vaſallen der Krone Böhmens. Einige dieſer regierenden Familien ſtarben aus: und ihre Länder kamen in den unmittelbaren Beſitz der Böhmiſchen Könige.

Von dieſem Zeitpunkte an, der in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt, wurde alſo Schleſien nur das Anhängſel eines fremden Staats, die Provinz einer Monarchie, die außerhalb Schleſiens ihren Mittelpunct und den Wohnſitz ihres Regenten hatte. Und in dieſem Zuſtande iſt unſer Vaterland auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Es nahm nur an den Begebenheiten, Streitigkeiten, Unglücksfällen und Kriegen des Hauptlandes, mit dem es vereinigt war, Antheil; es ging mit dieſem von einer herrſchenden Familie zur andern über; und ſeine Einwohner bildeten ihren Charakter und ihre Sitten immer nach Muſtern aus, die außer ſeinen Grenzen ſich befanden.

Die Selbſtſtändigkeit und Originalität der Schleſier hätte vielleicht noch mehr durch dieſe Lage gelitten, wenn nicht die zu gleicher Zeit durch Reichthum angewachſene Macht einiger Städte, und die den Fürſten noch von ihrer ehemaligen Unabhängigkeit übrig gebliebnen Rechte beyden ein gewiſſes Gewicht, in den Augen ihrer Landesherren, gegeben und ſie berechtigt hätten, auch in wichtigen National-Angelegenheiten ein Wort mit Nachdruck zu ſprechen.

Deſſen ungeachtet kann man Schleſien mit einer bürgerlichen Privatfamilie vergleichen, welche, ohne viel von ſich reden zu machen, ohne durch glänzenden Aufwand, oder durch außerordentliche Thaten und Geiſteswerke die Augen der Welt auf ſich zu ziehn, ſich in der Stille zugleich bereichert und verfeinert. Der ſtolze Große geht bey Menſchen dieſer Art, ohne ſie zu bemerken, vorüber: aber in dem Innern ihrer Häuſer fängt nach und nach an, ein

Wohlſtand und auch ein guter Geſchmack zu herrſchen, der vielleicht jenen Vornehmern fremd iſt.

Was eine geraume Zeit den Fortgang dieſer Vorzüge noch zurückhielt, waren die Feſſeln des Aberglaubens, die, ſo ſchwer, als auf irgend einem Lande, auf Schleſien lagen. Das Anſehn des Römiſchen Hofes war hier, ſo wie in allen, von dem Sitze des geiſtlichen Oberhaupts entlegnen Ländern vorzüglich groß. Die Geiſtlichkeit des Landes ſelbſt war im Beſitze großer Güter und Vorrechte, und ſeine Biſchöffe waren mehrmahlen die Stellvertreter der königlichen Macht. Endlich befeſtigte die Abneigung der Teutſchen gegen die National-Böhmen, der Haß der Schleſier gegen die Hußiten, als eine politiſche und eine wild kriegeriſche Partey betrachtet, die Anhänglichkeit unſrer Vorfahren an alle Religions-Ideen und Mißbräuche, welche von jenen Neuerern zuerſt waren beſtritten worden. Wir finden in den Schleſiſchen Annalen Auftritte einer ſo ſchwärmeriſchen, oder einer ſo ſtumpfen Bigotterie: daß wir daraus nothwendig auf den übrigen Grad unſrer Aufklärung, in dem nähmlichen Zeitalter, nachtheilige Schlüſſe ziehn müſſen.

Doch hundert Jahre darauf war alles verändert. Die Reformation fand hier nicht minder ſchnellen Eingang, als in den Sächſiſchen Landen. Sie kam, wie an ſo vielen Orten, ohne Beyſtand und wider Willen des Landesherrn, bloß durch den

Beyfall der Völker zu Stande. Daß aber dieſe Stimme des Volks bey uns durchdrang, dazu trug die der Stadt Breslau, und die einigen Schleſiſchen Fürſtenhäuſern noch übrige Macht nicht wenig bey; ſo wie die Duldſamkeit der Biſchöffe, welche gerade in dieſer Periode die Vorſehung Schleſien ſchenkte.

Wie mit der chriſtlichen Religion, ſo mit der Reformation, empfingen die Nationen, welche daran Theil nahmen, einen neuen Stoß, welcher ſie antrieb, Kenntniſſe zu erwerben, und Künſte zu üben. So entfernt auch Religionsmeinungen von den Gegenſtänden weltlicher Wiſſenſchaften zu ſeyn ſcheinen; ſo wenig der Anbau des Verſtandes, und Unterſuchungen über die Natur der Dinge von dem Gottesdienſte der Menſchen abzuhängen ſcheinen: ſo lehrt doch die Geſchichte, daß gewiſſe lichte Ideen, die über dieſen wichtigſten aller Gegenſtände des Nachdenkens den Menſchen mitgetheilt werden, gleichſam Funken ſind, welche ganze Regionen ihrer übrigen Begriffe erhellen, oder das verborgne Feuer ihres Genies aufwecken. In dem Jahrhunderte der Reformation ſehen wir Schleſien, und Breslau insbeſondere, ſchnell an Geiſtesbildung zunehmen. Und am Ende deſſelben behauptet jenes unter den Provinzen, — dieſes unter den Städten Teutſchlands, in Abſicht der Gelehrſamkeit, einen vorzüglichen Rang. Unſre Schulen gehören unter die berühmteſten: und fremde Gelehrte vom erſten Range, welche die Welt an mehr als an einem Orte geſehen haben, wählen ſich Breslau zu dem Sitze ihrer gelehrten Muße *).

Dieſe vortreffliche Morgenröthe wurde bald darauf durch die Religionskriege unterbrochen.

Es iſt merkwürdig, daß die Reformation zuerſt ſchnellen Eingang und geringen Widerſtand fand, und dann erſt die ſchwerſten Kämpfe auszuhalten hatte, da ſie ſchon beynahe befeſtigt ſchien. Dieß war in Schleſien insbeſondere der Fall. Der Religionsveränderung, als ſie eben vorging, hatten die Biſchöffe und die katholiſche Geiſtlichkeit ziemlich ruhig zugeſehen. Nachdem der neue Zuſtand der Dinge in einiger Ordnung war, fingen ſie an zu verfolgen. Auch die Gemüther der Parteyen ſelbſt trennten und verbitterten ſich, nach und nach, immer mehr. Und erſt nach hundert Jahren ſchlug der Haß derſelben, der ſo lange Zeit im Verborgnen gegohren, und nur durch kurze Aufbrauſungen ſich gezeigt hatte, in Teutſchland in volle Flammen aus.

---

*) Dudith, zuvor Biſchof von Fünfkirchen und Abgeordneter der Ungariſchen Geiſtlichkeit auf dem Tridentiniſchen Concilio, ein Mann, der, wenn man ihn nur aus ſeinen Reden bey dieſer Verſammlung beurtheilt, unter die beſten lateiniſchen Styliſten, und, was noch mehr iſt, unter die hellſten Köpfe ſeines Zeitalters gehört, zog, nach ſeiner Religionsveränderung, nach Breslau, wo er die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit in größrer Anzahl, als anderswo, zu finden, und der Annehmlichkeit eines gelehrten Umgangs vorzüglich zu genießen hoffte.

Doch war Schleſien im dreyßigjährigen Kriege ſo glücklich, durch ſeine Lage, ſeine Verfaſſung, und die Fürſprache von Sachſen, dem Schickſale der andern Oeſterreichiſchen Länder, die der Pfälziſchen Partey in Böhmen beygetreten waren, zu entgehn, und weder alle ſeine bürgerlichen Vorrechte, noch ſeine Religionsfreyheit ganz zu verlieren. Dieß war ohne Zweifel die wahre Urſache, warum ſich unſre Provinz, unter den übrigen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, ſo ſehr hervorthat; daß ſie zuletzt ein Kleinod in der Krone derſelben, und ein Gut wurde, deſſen Verluſt, oder Beſitz ein großes Gewicht in die politiſche Wagſchaale legte.

Ohngeachtet aber Schleſien eine Ausnahme von der Unterdrückung machte, welche Böhmen und Oeſterreich, nach Ferdinands Siege über den Churfürſten von der Pfalz, litt: ſo ward doch ſeit dieſer Zeit der proteſtantiſche Theil unſers Landes unter einem beſtändigen Drucke von der Regierung gehalten. Und dieß iſt einer der Umſtände, welche auf den Charakter und die Bildung der Schleſier einen vorzüglichen Einfluß hatten.

Dadurch wurde, auf der einen Seite, bey den proteſtantiſchen Einwohnern, beſonders bey dem Mittelſtande, eine größre Anhänglichkeit an ihre Religion hervorgebracht, wodurch zugleich auch ihre Sitten reiner erhalten wurden. Auf der andern aber ward auch die freyere Bekämpfung von Irrthümern und Vorurtheilen dadurch verhindert, und die Ergebenheit an alles Gewohnte und Hergebrachte bey den Schleſiern befeſtigt: weil nur die ſtandhafte Beybehaltung des Alten eine Schutzwehr gegen aufgedrungene Neuerungen zu ſeyn ſchien.

Jener Druck wirkte aber noch auf eine verborgnere Weiſe. Da proteſtantiſche Schleſier von den meiſten anſehnlichen Civilbedingungen ausgeſchloſſen waren, und der Soldatenſtand noch nicht für eine ſo große Anzahl, als jetzt, eine ehrenvolle Laufbahn darboth: ſo war für Leute von guter Familie beynahe kein Weg in meinem Vaterlande emporzukommen. Die ſchleſiſchen Adelichen wanderten alſo fleißig aus. Die meiſten gingen auf Reiſen, und nach denſelben in Dienſte der Fürſtenhöfe Teutſchlands. Faſt fand man damahls keinen, an welchem nicht Schleſier in Hof- oder Staats-Aemtern geweſen wären. Dieß that die Wirkung welche Reiſen und Glücks-Ritterſchaften gemeiniglich thun. Viele Menſchen verderben dabey, einige werden vorzüglich dadurch ausgebildet. Die Nation im Ganzen aber wird dadurch verhindert, einen eignen Charakter zu bekommen. Denn, wenn das Vaterland nicht eine Laufbahn für nützliche Thätigkeit eröffnet; wenn in demſelben dem Verdienſte nicht würdige Belohnungen ausgetheilt werden: ſo verliert ſich auch der patriotiſche Gemeingeiſt. Jeder nimmt Denkungsart und Sitten von dem Herrn und dem Lande an, welchem er dient und in deſſen Dienſte er ſein Glück macht. Wenn, nach erhaltenem Zwecke, oder aus Sehnſucht nach Ruhe, der ausgewanderte Schleſier nach Hauſe kam, ſo brachte er die Vorliebe für das Ausländiſche mit.

Diejenigen von dem Adel und dem angeſehenern Mittelſtande, welche zu Hauſe blieben, waren entweder bloß auf Verwaltung ihrer häuslichen Geſchäfte, oder auf die untern Regierungsämter eingeſchränkt, in welchen ein thätiger Geiſt nie Nahrung und Ermunterung genug findet.

Der Geiſt der Regierung, unter welcher wir ſtanden, war ſteife Förmlichkeit und Weitläuftigkeit in den Berathſchlagungen, Langſamkeit und Phlegma in der Ausführung. Unſer eigner Charakter nahm etwas von dieſen Fehlern an.

Dieß hinderte nicht, daß nicht auf dem Lande unſre Aecker ſehr gut angebauet wurden, und in den Städten Handwerker und Kaufleute betriebſam waren.

Aber ſehr ſtach doch gegen den in Schleſien, unter der Oeſterreichiſchen Regierung, herrſchenden Ton, der militäriſche Geiſt ab, den die Brandenburgiſche Nation und ihre Truppen, bey der Eroberung, mit in unſer Land brachten. Es iſt dem militäriſchen Charakter eigen, daß er alles, was ihm nicht ähnlich iſt, was, in Reden und Handlungen, nicht raſch, ſchnell und dreiſt geſchieht, für Zeichen der Einfalt hält. Der etwas langſame, beſcheidne, zuweilen umſtändliche, zuweilen blöde Schleſier kam alſo bey ſeinen neuen Gäſten die bald ſeine Mitbürger wurden, in den Verdacht, auch an Verſtand und Geiſteskräften unter ihnen zu ſeyn. Dazu kam, daß letztre ſich anfangs als Sieger, uns als Eroberte betrachteten, und uns etwas den Stolz jenes Vorzugs fühlen ließen, ſo wie wir noch etwas von dem Mißtrauen hatten, welches eine neue Regierung natürlicher Weiſe erregt.

Dieſe Zeiten ſind, dem Himmel ſey Dank, vorbey. Schleſien iſt dem Preußiſchen Staatskörper ſo völlig einverleibt; und übrigens iſt zwiſchen den Grundſätzen und Hülfsmitteln der Erziehung, in dieſer und in allen übrigen Provinzen des Königreichs, eine ſo große Aehnlichkeit entſtanden; die Mittheilung der Kenntniſſe, durch Schriften und durch Umgang, iſt, von einem Theile Teutſchlands zum andern, noch mehr von einem Theile der brandenburgiſchen Staaten zum andern, ſo leicht und ſo mannigfaltig geworden; Heirathen und Amtsverſetzungen haben die Schleſiſchen Familien mit Familien aus andern Provinzen der Monarchie ſo vielfach verknüpft: daß nun faſt kein National-Unterſchied, zwiſchen den Einwohnern des erſtern und der letztern, übrig bleibt; und daß, wenn hierüber anders geurtheilt wird, dieß gemeiniglich nur die Folge ſeichter Beobachtungen iſt, welche die individuellen Unterſchiede von Perſonen, die etwa aus dem einen und dem andern Lande herſtammen, mit National-Charakteren verwechſeln.

Wir Schleſier ſind etwas mehr ſoldatiſch geworden. Unſer Adel findet ſich durch die Uniform geehrt. Die Brandenburger und Pommern haben dafür ihren alten kriegeriſchen Charakter, durch feinere Sitten und mehrere Kenntniſſe, gemildert. Wir ſind nunmehro Kinder Einer Familie, die, auf ähnliche Weiſe erzogen, zu einer ähnlichen Denkungsart gewöhnt, durch dasſelbe Beyſpiel eines großen Königs begeiſtert, ſich billiger Weiſe einander, als Gleiche, betrachten, und nur durch die zufälligen Vorzüge des Glücks, oder der angebohrnen Fähigkeiten, von einander zu unterſcheiden ſind, — Vorzüge, die, bald in dieſer bald in jener Provinz, einer größern Anzahl von Menſchen zu Theile werden.

Nur ein Abſtand iſt übrig geblieben, der aber nicht uns Schleſiern, in Abſicht der Brandenburger, oder uns Breslauern, in Abſicht der Berliner, allein eigen iſt, ſondern der ſich in allen großen Reichen, zwiſchen den Hauptſtädten und den Provinzen findet.

Man weiß, wie hoch der Pariſer ſich dieſen Vorzug eh dem anrechnete; und wie geneigt er war, zu verachten, was aus einer Provinzialſtadt ankam. Cicero, ob er gleich ſelbſt aus einer kleinen Stadt gebürtig war, glaubte doch die Urbanität, die Feinheit des Geſchmacks in der Sprache, im

Umgange, und in den Sitten, Rom allein zueignen zu müſſen. London macht nicht geringere Anſprüche gegen die andern Städte Englands: und wie weit der Engländer ſeine Vortheile gegen die Schotten treibt, iſt bekannt.

Iſt dann aber dieſer Vorzug der Hauptſtädte von den Provinzen, in Abſicht des Geiſtes und der Bildung ihrer Einwohner, gegründet oder nicht? Liegt in jenen ſo weit verbreiteten Meinungen einige Wahrheit, oder ſind ſie bloße Vorurtheile?

Man muß hiebey vielerley unterſcheiden. Kein vernünftiger Menſch in irgend einer Nation iſt ſo thöricht geweſen, zu glauben, daß nur auf dem Flecke des Landes, welcher von den Mauern der Hauptſtadt umſchloſſen wird, kluge Leute gebohren werden können.

Dieſen Unterſchied der natürlichen Anlagen unter den Menſchen kann nichts, als das Klima, oder die Regierungsform, oder auch eine lange Trennung der Volksſtämme und Racen hervorbringen.

Aber wie kann es, in dem Bezirke desſelben Reichs, große Abänderungen des Himmelsſtriches geben? — Die Regierungsform in Provinzen, die zu einem gemeinen Staatskörper gehören, iſt dieſelbe *); und die Vermiſchung der Einwohner durch Heirathen, Reiſen und Umgang, iſt unendlich groß.

---

*) Das Eigenthümliche der Provinzial- und Stadt-Rechte, und gewiſſe Abänderungen in der Ver-

Auch iſt dieß ſo wenig die Meinung der ſtolzeſten Hauptſtädter: daß, als noch Paris von jedem Franzoſen für den Mittelpunct des Witzes, der Wiſſenſchaften und aller Vorzüge des menſchlichen Lebens gehalten ward, die gebohrnen Pariſer demohngeachtet nicht nur nichts mehr galten, als die, welche aus Burgend oder Languedoc herſtammten, ſondern auch noch durch einen Beynahmen, der eben nicht ehrenvoll iſt, bezeichnet wurden. Man nannte ſie **Badauds**, welches ohngefähr ſo viel bedeutet, als Gaffer, — Leute, die müßig herumgehen, und das Maul aufſperren.

Um zu wiſſen, auf welche Weiſe in dem jetzigen Zuſtande der Dinge, die Volksmenge unſrer großen Städte entſteht und zuſammengeſetzt iſt, darf man nur in jeder zahlreichen Geſellſchaft, der man in einer dieſer Städte beywohnt, die Reihe herumfragen, wie viele von den Gäſten an Ort und Stelle gebohren ſind. Aus Nachforſchungen der Art wird man finden, daß der größte Theil des jetzt lebenden Berlins — des jetzt lebenden Breslaus, be-

---

theilung der Gewalten, wodurch ſich vielleicht eine Provinz von der andern unterſcheidet, können auf den Charakter ihrer Einwohner keinen ſo großen Einfluß haben, daß dieſer nicht, durch die allgemeine und gleichförmige Wirkung, welche die Verfaſſung des ganzen Staats, der Geiſt der Regierung und des Monarchen, auf alle Theile des Reichs ohne Unterſchied äußert, überwogen werden ſollte.

ſonders in den mittlern und höhern Ständen, — alſo auch in denen, welche einem Orte durch ihren Ruf, durch die Werke ihres Genies, durch die Reize ihres Umgangs, das meiſte Anſehn geben, — aus andern Städten und Provinzen hingekommen ſind. Unter der menſchlichen Geſellſchaft, wie in der Körper-Welt, iſt alles im beſtändigen Kreislauſe. Unaufhörliche Abänderungen und Verſetzungen gehn in den Gliedern derſelben vor. Was getrennt war, wird vereinigt; was vereinigt war, wird getrennt. Alles iſt in Bewegung. Auf dieſe Weiſe beſteht die Welt: und dadurch bilden ſich die Nationen.

Hier kommen wir nun auf den wahren und unſtreitigen Vorzug der Hauptſtädte. Sie ziehen eine größere Anzahl fähiger, und in ihren verſchiedenen Fächern vorzüglicher Leute, aus allen Gegenden, an ſich. Das, was auf einem andern Boden gewachſen und erzogen ward, wird dort gleichſam zu Markte gebracht, zur Schau ausgeſtellet, und zum Genuſſe dargebothen.

Erſtlich, wo der Sitz der Regierung iſt, da verſammeln die Geſchäfte eine Menge Perſonen vom erſten Range, und zugleich von einer vorzüglichen Welt-Erfahrung. Dieſe ſind es, welche den Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltung angeben. Die Gegenſtände, womit ſich dieſe Claſſe hier vorzüglich beſchäftiget, ſind entweder Angelegenheiten der Politik, oder Begebenheiten des Hofes. Jene ſind wirklich wichtiger, dieſe ſcheinen wichtiger zu ſeyn, als die Gegenſtände, womit ſich die vornehme Welt in kleinern Städten unterhält. Die Anekdoten von regierenden Häuptern und ihren Verwandten, haben wegen des Einfluſſes, den dieſe Perſonen auf das Wohl des ganzen Staats haben, für die Neubegierde eines jeden etwas Anziehendes. Der, welcher viele ſolcher Geſchichten weiß, ſcheint bloß deßwegen ein beſſerer Geſellſchafter und ein einſichtsvollerer Mann zu ſeyn.

Dieſer Umſtand, daß die Hauptſtadt der Mittelpunct des Staats und der Sitz der Regierung iſt, macht, zum zweyten, daß die jungen Leute von vorzüglichen Talenten aus allen Provinzen dorthin gehen, ihr Glück zu ſuchen: weil ſie hoffen, hier, als auf einem größern Schauplatze, ſich zeigen, und an der Quelle der Beförderungen eher zu Aemtern gelangen zu können. Der fähige und ſich ſeiner Kenntniſſe bewußte Jüngling aus der Provinz, wird leicht gereitzt, ſein Vaterland zu verlaſſen: weil ſeine Eitelkeit ihm ſchmeichelt, daß er in der Hauptſtadt mehr glänzen, oder höher emporſteigen werde. Der unfähige, oder der ſchüchterne hingegen, welcher mit ſeiner Mittelmäßigkeit unter Fremden nicht fortzukommen fürchtet, kehrt gewiß, wenn die Zeit ſeiner Studien zu Ende iſt, zu den Seinigen zurück, wo er Freunde und Gönner zu finden hofft, die ihm forthelfen werden. Dieß iſt ein zweyter Grund, warum man in den Hauptſtädten vorzüglich geſchickte Leute antrifft: weil ſie dort aus allen Gegenden des Landes, um ihr Glück zu ſuchen, zuſammen kommen.

Sind an einem Orte einmahl eine große Anzahl begüterter Menſchen, die das Vergnügen lieben, und einige Kenntniſſe und Geſchmack haben, beyſammen: ſo ſind Künſtler und Gelehrte nicht weit, die ſich anbiethen, ſie zu unterhalten, und zu unterrichten. — Und dieſe Künſtler und Gelehrten werden hinwiederum von jenen Weltleuten abgeſchliffen, und in Abſicht der Sitten und des Geſchmacks vollkommener ausgebildet.

Die erſtaunliche Menge von Hülfsmitteln für alle Gattungen der Gelehrſamkeit und Kunſt, die in den Städten von London und Paris durch Jahrhunderte aufgehäuft worden ſind, wird ein neuer Bewegungsgrund für diejenigen, die in einer dieſer Gattungen ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht haben, und gern zur Vollkommenheit gelangen möchten, den Aufenthalt in jenen Städten jedem andern Wohnplatze vorziehen. — Berlin kann, in Abſicht des Reichthums der Hülfsmittel, und der Mannigfaltigkeit der Anſtalten zu Beförderung nützlicher Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, mit jeder Stadt Teutſchlands wetteifern. Kein Wunder alſo, daß dort mehrere Menſchen ſich verſammlen, um zu lernen, und daß die, welche da leben und die Gelegenheit nutzen, wirklich viel lernen.

Ein dritter Umſtand kömmt hinzu, deſſen Einfluß weniger in die Augen fällt, aber gewiß wichtig iſt. „Honos alit artes" iſt ein alter Satz, der gewiß bis ans Ende der Welt wahr ſeyn wird. Künſtler und Gelehrte ſind ein ehrgeiziges Geſchlecht. So wie gewiſſe Pflanzen nur im Sonnenſcheine aufblühn, entwickeln ſich ihre Talente nur da, wo ſie ſelbſt hervorgezogen, und denen, die am Range über ſie ſind, als Leute von Verdienſt, im Umgange gleich geſchätzt werden. Dieß geſchieht aber in den Hauptſtädten am meiſten, und um deſto mehr, je größer ſie ſind. An allen kleinen Orten wird immer die Geburt, der Titel, das Amtsanſehen, mit einem Wort der Rang, auch im geſellſchaftlichen Leben, über alles gelten. In einer großen Reſidenzſtadt ſind der vornehmen und mit Titeln verſehenen Leute ſo viele, und es iſt den Vornehmen ſo gewöhnlich, noch Vornehmere zu ſehn: daß der Vorzug des Ranges nothwendig etwas weniger geſchätzt wird. Dafür iſt jedermann hier nach Vergnügen und Zeitvertreib begieriger, als ſonſt irgendwo. Und wer alſo die Fürſten und die Großen nur unterhält, vergnügt, oder unterrichtet, kurz, wer ihnen gefällt, den halten ſie auch ihrer Geſellſchaft nicht unwürdig. — Dieſe Verbindung der großen und der gelehrten Welt gibt der erſtern mehr Gelegenheit, zu gründlichen Kenntniſſen zu gelangen, der letztern mehr Gelegenheit ihre Sitten zu verfeinern, als beyde in Provinzialſtädten haben können. Beyde werden alſo in ihrer Art in den Reſidenzſtädten vollkommner.

Indeſſen man muß jede Sache nicht bloß von der Seite betrachten, von welcher ſie glänzt und den Leidenſchaften der Menſchen ſchmeichelt. Eben dieſes Beſtreben, Künſte und Wiſſenſchaften den Großen angenehm zu machen, — in der Abſicht, Gunſt und Ehre dadurch bey der Welt zu erlangen — dieſer Hang, welcher den Künſtlern und ſchönen Geiſtern in den Hauptſtädten eigen zu ſeyn pflegt, verbunden mit der größern Zerſtreuung, in der ſie leben, macht oft, daß die Wiſſenſchaften dort ſeichter und ungründlicher, die Künſte Dienerinnen der Uippigkeit und der Mode werden. Ein guter Kopf in einer Provinzialſtadt, iſt zu weilen wie eine, in einer Wüſte aufwachſende, gewürzreiche und nahrhafte Pflanze. Die Blühte und Frucht derſelben erfreut vielleicht lange Zeit keinen Menſchen: aber ſie wird auch von niemanden vorzeitig gepflückt; ſie wird nicht durch Künſteleyen verunſtaltet. Sie blühet ruhig für ſich auf, geht durch alle Entwickelungen ihrer Natur ungeſtört fort, und gelangt alſo zu der vollkommenſten Reiſe, deren ſie fähig iſt.

In der That iſt es, in mancher Abſicht, dem Manne von Fähigkeiten ſehr nützlich, wenn er in der Stille, ohne viel Aufſehn zu machen, ſeine Naturgaben ausbildet. Nicht nur wird ſein Charakter dadurch beſcheidner, geſetzter, zur Ausführung nützlicher Werke geſchickter: ſondern auch ſeine Kenntniße werden reifer. Wer ſich mit dem, was er gelernt, beobachtet, geleſen, erfunden hat, auf der Stelle Ehre erwerben will; wer immer Gelegenheit hat, alles das zur Schau auszuſtellen, was er von guten Eigenſchaften beſitzt, oder von gemeinnützigen Arbeiten unternommen hat: der wird oft dadurch von dem weitern Fortgange in Kunſt, in Wiſſenſchaft, in Tugend, — oder an der gründlichern Ausarbeitung ſeines Werks, verhindert. Für die kleinern Erzeugniſſe des Witzes, wovon der gute Geſchmack und ein gewiſſer Ton der feinen Welt das vornehmſte Verdienſt ausmacht, ſind die Hauptſtädte der Boden, worin ſie am beſten gedeihen. Die größern Werke des dichteriſchen Genies, oder des unterſuchenden Verſtandes kommen nicht ſelten, in einer gewiſſen Entfernung von der Welt, beſſer zu Stande: und die Ruhe eines einſamen Aufenthalts in der Provinz erleuchtert ihren Urhebern die Vollendung derſelben mehr, als der Mangel an Hülfsmitteln und an gelehrtem Umgange ſie erſchwert.

Uibrigens iſt ſo viel unſtreitig wahr, daß in jeder großen Stadt gleichſam viele Städte ſind. Die Claſſen ihrer Einwohner ſind oft von einander weiter unterſchieden, als die Einwohner einer Stadt, von den Einwohnern einer andern. Will man zwiſchen den letztern Vergleichungen anſtellen, ſo muß man, um deutlich zu ſeyn, zuvor erſt beſtimmen, von welchen Ständen in beyden Städten man redet.

Aller der Unterſchiede ungeachtet, die ich oben, in der Lage der Reſidenzbürger und der Einwohner der Provinzialſtädte, angegeben habe, iſt doch gewiß in der eigentlich guten Geſellſchaft beyder, d. h. unter den Claſſen der Wohlerzognen und Angeſehnen, heute zu Tage in Europa ein ſo geringer Abſtand: daß, an allen Orten, wo jemand zu dieſer Geſellſchaft Zutritt bekömmt, ſey es in der Provinz, oder in der Hauptſtadt, er ziemlich auf gleiche Weiſe befriedigt werden wird: wofern nicht kleine Unterſchiede in den Gebräuchen ihm wichtiger ſcheinen, als die weſentlichſte Uibereinſtimmung in Kenntniſſen und Sitten.

Weit entfernt alſo müſſe es von Gliedern desſelben Staats ſeyn, eine Eiferſucht unter ſich fortdauern zu laſſen, welche nur denjenigen zuſteht, die ein entgegengeſetztes Intereſſe haben. Jeder Ort nutze die Vortheile ſeiner Lage, und geſtehe dem andern Orte die ſeinigen zu. Der Einwohner von Schleſien bebaue ſein fruchtbares Land, verarbeite oder verführe deſſen mannigfaltige Erzeugniſſe: — und ſchon dieſe Geſchäfte, wenn ſie mit Verſtand und gutem Erfolge getrieben werden, ſind ein Beweis von dem Geiſte einer Nation, und eine Quelle der Ehre für dieſelbe. Auch der Künſtler, auch der Gelehrte, wenn die Natur ihm ihre Gaben nicht verſagt, und das Schickſal ihn nicht bey ſeiner erſten Erziehung verwahrloſet hat, wird hier weder der Gelegenheit, noch der Aufmunterung gänzlich entbehren, ſich in ſeinem Wirkungskreiſe hervorzuthun. Viele Männer ſind von uns in die Reſidenzſtadt gerufen worden, um Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten, die ſie hier erworben hatten, dort zu zeigen, und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden.

Das ſtille Verdienſt iſt das Eigenthum der Provinzen. Das glänzende iſt der Vorzug der Hauptſtadt. Und können die erſtern mit dieſer Theilung nicht ſehr wohl zufrieden ſeyn?

Uiber
die Muße.

[illegible] τι ἡ σχολή.

Unter Muße verſtehe ich diejenige Lage eines Menſchen, in welcher es ihm frey ſteht, ſein Gemüth mit jedem Gegenſtande zu beſchäftigen, welcher ihm vorzüglich gefällt.

Das Weſentlichſte bey derſelben iſt alſo, die innere Freyheit des Geiſtes, in der Wahl der Sachen, auf die er ſeine Aufmerkſamkeit richten, und überhaupt derer, wozu er ſeine Kräfte brauchen will.

Der Muße ſtehen zwey verſchiedene Zuſtände entgegen: das geſchäftige, und das zerſtreute Leben. In dem erſten ſind es aufgegebne und befohlne Arbeiten, in dem andern ſind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu beſtimmten Zeiten, auf eine von ſeiner freyen Wahl unabhängige Art, fortdauernd beſchäftigen. Der Hofmann, in aller ſeiner Herrlichkeit, hat ſo wenig Muße, als der Taglöhner oder Handwerksgeſelle, der für ſein Brot arbeitet. Beyde ſtehn unter einem Herrn; beyde ſind eingeſpannt in ein Joch, unter welchem ſie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müſſen.

Von der Muße iſt der Müßiggang ſehr weit unterſchieden. Dieſer iſt Unthätigkeit; jener iſt die äußre Möglichkeit einer freywilligen, ſelbſtgewählten, alſo der edelſten Thätigkeit.

Es kömmt auf die Stärke des freyen Geiſtes an, ob eine gewiſſe Lage ihm Muße gewähren ſoll. Geſchäfte, die den einen Menſchen zu Boden drücken, die ihn nicht frey athmen laſſen, ſind dem andern ein Spiel und hindern ihn nicht, ſein Nachdenken auf andre Gegenſtände auszubreiten, geſetzt auch daß ſie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eignen Zeitraum zu widmen. Der eine wird durch den Rauſch zu vieler geſellſchaftlichen Ergötzungen trunken, und vergißt ſich, ſeine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der andre lebt in eben dem Geräuſche, und bleibt nüchtern, ſeiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philoſoph. — Jedem Menſchen iſt diejenige Lage ſchädlich, welche ihm ſeine Geiſtesfreyheit raubt, und ſeine Vernunft verdunkelt. — Es iſt daher das arbeitſame und das zerſtreute Leben von ſehr verſchiednem Einfluſſe auf verſchiedne Menſchen. Die ſchwachen werden durch das erſte bloße Routiniers, durch das andre leichtſinnig, gedankenleer oder ausſchweifend. Die ſtarken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerſtreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menſchen dieſe überwiegende Selbſtmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objekte, es mögen ernſthafte oder ergötzende ſeyn, gleichſam zu überwältigen und ſo zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellectuelle und moraliſche Vollkommenheit darunter nicht litte, ſo iſt es allerdings etwas wünſchenswürdiges für einen an ſich thätigen und fähigen Geiſt, von dieſem Dringen und Drängen äußerer Gegenſtände frey zu ſeyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beſchäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn dieſe äußere Losſpannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Geſinnungen zu Theile wird, einem Manne, der, durch eignen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unabläßig beſchäftigt iſt: dann iſt ſie wirklich, wie Sokrates ſie nannte, etwas Heiliges; ein ehrwürdiger Zuſtand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchſte Weſen vorſtellen.

Gelaſſene, ruhige Thätigkeit iſt an ſich ſchon eine herrliche Eigenſchaft. Thätigkeit, aus eigner Wahl, iſt ein zweyter königlicher Vorzug. Wenn ſie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet ſeyn kann, weil keine äußere Störung ſie abruft: dann kann ſie den Menſchen hoch erheben und der Welt wichtige Dienſte leiſten.

Aber für den unvollkommnen Menſchen, der noch auf den erſten Stufen ſeiner Ausbildung ſteht, iſt Muße kein ſchicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bey allen Menſchen äußere Gegenſtände zuerſt die Sinne in Bewegung ſetzen müſſen, ehe ihr Verſtand anfängt, ſich zu äußern: ſo müſſen bey den meiſten Menſchen aufgegebne Geſchäfte erſt ihre geiſtigen Kräfte in eine regelmäßige Wirkſamkeit bringen, ehe dieſe, ſich ſelbſt überlaſſen, zur Veredlung ihrer ſelbſt, oder zum Beſten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Menſch ſchläft ein, ſobald er mit ſeinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halb gebildete Geiſt verlangt wenigſtens einen, ihm von andern für ſein Nachdenken vorgelegten Gegenſtand; er hat eines Anſtoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur, durch die Pflichten eines gewiſſen Amtes, oder durch die Geſchäfte eines beſtimmten Berufs, gegeben werden können. Es ſind nur die auserwählten Menſchen, die, wie Cicero es vom Africanus ſagt, dann am lebhafteſten ſich zu beſchäftigen wiſſen, wenn ſie am meiſten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frey ſind.

Die gaukelnde Bewegung der Sonnenſtäubchen iſt das Bild unruhiger Geſchäftigkeit; die Bewegung der himmliſchen Körper iſt das Bild der thätigen Muße. Die Eile, und das beſtändige Zurückprallen iſt der Charakter der erſten; die Beſtändigkeit, und das ſichre, obgleich langſame Gelangen zum Ziele, unterſcheidet die zweyte.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wiſſenſchaften zu gedenken? An keinem Orte iſt die Muße ſo erwünſcht, als auf dem Lande: mit keinem Gegenſtande kann ſie ſo völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der Wiſſenſchaften. Die Stadt iſt der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeſchäfte, und der Zerſtreuungen: das Land iſt der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freyheit, und der ſelbſt gewählten Beſchäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechſelungen biethen dem geſchäftloſen Manne eine immer bereitliegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in ſeiner Gewalt ſteht. Aber wie reich iſt dieſe Natur nicht erſt an Geiſtesnahrung und Arbeitsſtoff für den, welcher ſie entweder in ihrer verborgnen Wirkſamkeit zu beobachten weiß, oder der ſich, durch die Empfindungen, welche ſie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welcher glückliche Zuſtand, wenn der Menſch einen, zwar nur ſehr kleinen Theil des großen Weltalls, geſchmückt mit allen Reitzen des Frühlings, vor ſich liegen, und deſſen lebendige Kräfte ſich vor ſeinen Augen entwickeln ſieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Urſprung desſelben, über ſeine empfindende und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denſelben vorgegangen ſind, und über die vermuthlichen Schickſale, für die ſie aufbehalten ſind, nachdenkt! — Nie wird mir das Alterthum und deſſen Geſchichte wichtiger, als wenn die gemeinſchaftlichen Gegenſtände, welche von allen Generationen geſehen worden ſind, mir eben jetzt vor Augen ſtehn; und die gemeinſchaftlichen Freuden, welche von allen genoſſen worden ſind, eben jetzt meine Sinne und meinen Verſtand beſchäftigen. Auch ſie, jene Helden und Weiſen der Vorzeit, ſahen dieſe Sonne und erwärmten ſich an ihren Strahlen; auch ſie freuten ſich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wieſen von denſelben Geſtalten, Farben, Tönen und Gerüchen, als ich, ergötzt und erquickt. Oder iſt es die unſichtbare Welt, der Geiſt des Menſchen, Gott und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet iſt? Was führet mich mehr in ſie hinein, — was unterſtützt das Beſtreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzuſteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende, harmoniſche Wirkſamkeit von Himmel und Erde, zum Entſtehn und Wachſen der künſtlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geiſteskräfte ſinken und der Faden der Unterſuchung abreißt: gleich ſind auf dem Lande ſinnliche Gegenſtände bey der Hand, welche auch unabhängig vom Nachdenken vergnügen können, — Gegenſtände, welche den Geiſt, ohne ihn zu zerſtreuen, abſpannen, die Lebensgeiſter erfriſchen, und den Menſchen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, geſtärkt wieder an ſeine Arbeit gehen laſſen.

Das Landleben wird wenigen Menſchen lange gefallen, wenn ſie nicht entweder das Land ſelbſt, welches ſie bewohnen, oder an deſſen Stelle das Feld der Wiſſenſchaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einſamkeit und Studiren ſelbſt dem, welcher ſich, unabhängig von andern Menſchen, zu vergnügen und zu beſchäftigen am beſten verſteht, weit eher läſtig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeſchloſſen iſt.

Natur und Wiſſenſchaft ſind für einander gemacht. Jene ſtellt dem Menſchen die äußern Geſtalten und die ſichtbaren Abwechſelungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern dieſe unterſucht. In dem vereinigten Genuſſe von beyden kann er es, ohne anderer Geſchäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längſten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bey ſich, welcher den Geſchmack an der Natur und die Liebe zur Wiſſenſchaft mit ihm gemein hat; iſt es ihm in ſeiner Lage nur noch möglich, einigen Perſonen wohlzuthun, und andern Dienſte zu leiſten: o dann kann er, bey dieſer ländlichen Muße, ſo thätig und ſo glücklich ſeyn, als die eingeſchränkte Natur des Menſchen es nur immer erlaubt.

Lob der Wiſſenſchaften.

Die Unterſuchung über die Glückſeligkeit iſt ein uraltes Thema der Philoſophie. Aber es iſt ein Thema, welches, mit jedem Geſchlechte der Menſchen und mit jedem einzelnen Menſchen, immer wieder neu wird, weil jeder, mit dem Verlangen nach Glückſeligkeit, ſo wie alle ſeine Vorfahren gebohren, auch von neuem darnach zu forſchen genöthigt iſt, was Glückſeligkeit ſey, und was glückſellig mache.

So geht es auch mit der Unterſuchung über den Werth der Wiſſenſchaften, die zur menſchlichen Glückſeligkeit ſo viel beytrugen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für ſie bereit, weil jedes neue Menſchen aufſtellt, die in dem Anbaue derſelben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wiſſenſchaften, von Zeit zu Zeit, eine neue Geſtalt annehmen, bekommt das Vergnügen, welches ſie gewähren, gleichſam einen andern Geſchmack. Und die, welche ſich ſelbſt über dieſes Vergnügen Rechenſchaft geben, entwickeln Reitze oder Vortheile der Wiſſenſchaften, die ihre ältern Lobredner nicht ſo deutlich erkannt haben.

1.

Das erſte, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wiſſenſchaften lobt, oder wenn man ſie anbaut, iſt, wie Friedrich der Zweyte ſagt, die Dichtkunſt und die ſchöne Literatur. In der That, wer ohne Geſchmack an den Werken der Muſen gebohren iſt, dem fehlen zwey Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wiſſenſchaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigſtens nicht Erfinder, noch ein auf ſeine Zeitgenoſſen ſtark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann. — Einbildungskraft und Empfindung. — Verſtand und Kenntniſſe, wenn ſie nicht auf dieſer Grundlage ruhen, und aus dieſen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumſtämmen, die ſich zwar durch ihre Feſtigkeit und durch den innern Zuſammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blühten noch Früchte treiben.

Die Dichtkunſt hat, vor allen andern Arten der Geiſtes-Beſchäftigung den Vorzug, daß ſie unbegränzt iſt. Sie erſtreckt ihr Gebieth ſo weit, als das Erkennbare und Wiſſenswürdige reicht. Sie malt die Geſtalt der Dinge ab, ſie trägt die Geſetze ihrer Natur vor; ſie erzählt die Begebenheiten und ſchildert die Helden der Geſchichte; ſie zergliedert die Empfindungen des menſchlichen Herzens. Sie hat ſogar ſchon den Lauf der Geſtirne beſchrieben, und dem Ackersmanne und Hirten ſeine Arbeiten vorgezeichnet. Das geſchäftige, und das einſame Leben, die Körper- und die Geiſter-Welt, die abgezogenſten Ideen und die ſinnlichſten Gefühle können, auf gleiche Weiſe, ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verſchönert jede Kenntniß ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenſtand in einem reitzendern Lichte: es ſey in dem, welches durch Erhabenheit und Würde, oder in dem, welches durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich ſelbſt in dem, welches, durch das Lächerliche, über Dinge verbreitet wird.

Der Reitz in den Werken der Dichtkunſt kommt, theils von dem Anſchaulichen der Vorſtellungen, theils von dem Kunſtreichen der Sprache her, in welche ſie dieſe Vorſtellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhete Klarheit der Begriffe. Schildert ſie Gegenſtände der Sinne? — Man will ſie gleichſam vor Augen ſehen. Behandelt ſie Gegenſtände des Verſtandes? — Man will ſie mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme faſſen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichſten, und wohlklingendſten, — einen genau abgemeſſenen, und doch zugleich zwangloſen Ausdruck. — Die Harmonie und der Wohlklang, welcher, aus einem regelmäßigen Versbaue und den Sylbenmaßen, entſteht, hat von je her einen groſſen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meiſterſtücke der Dichtkunſt verurſacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke, durch dieſe Regelmäßigkeit, beſchränkt wird: deſto größre Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewußt hat. Uiberdieß prägt Kürze, mit einer beſtimmt Modulation verbunden, die Gedanken tiefer ins Gedächtniß. Und die Sinnlichkeit ſelbſt nimmt, bey Dichterwerken, an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verſtand und Herz beſtimmet war.

Dieſes Gefühl für poetiſchen Wohlklang iſt nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menſchen, — auch nicht allen Menſchen von Geiſt und Fähigkeiten, in gleichem Grade eigen. Es kann bey gewiſſen Nationen, — wie es bey den Italiänern wahrſcheinlich der Fall iſt, — zu ſtark werden, und unter den gemiſchten Empfindungen, welche die Dichtkunſt erregen ſoll, ein zu großes Uibergewicht bekommen. Alsdann macht die Muſik eines Gedichts mehr Eindruck als ſein Inhalt: und dieſe göttliche Kunſt iſt in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodienreiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verſe bey einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühſam genug bearbeitet, von den Leſern nicht lebhaft genug gefühlt wird: ſo bleibt ſeine Poeſie immer eine verſtümmelte Proſe. Aber wenn in dichteriſchen

Werken Verſtand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen, mit dem vollkommenſten, und einem metriſchen Ausdrucke verbunden iſt: dann ſind ſie ohne Zweifel die erſten von allen Erzeugniſſen des Geiſtes und am meiſten fähig einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes daran gearbeitet haben: ſo werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit geſetzt.

Ein unvermerkter Vorzug der Poeſie iſt, daß ſie bey ganz bekannten Gegenſtänden ausgemachten Sätzen verweilen darf, welche die Proſe, die ohne Neuheit in den Sachen nie gefallen kann, verwirft. Dadurch wird die Dichtkunſt dem menſchlichen Geſchlechte wolthätig, weil ſie auf die offenbaren und von allen zugeſtandnen Wahrheiten, die zugleich immer die nützlichſten ſind, die Aufmerkſamkeit von neuem hinzieht und den durch Gewohnheit und Wiederhohlung unkräftig gewordnen Lehren uralter Weisheit den Glanz wiedergibt, durch den ſie von neuem auf das menſchliche Gemüth wirken.

Aber warum ſcheint der Geſchmack an der Dichtkunſt in unſerm ſo ſehr aufgeklärten und alle Geiſtes-Uibung ſo ſehr ſchätzenden Zeitalter abzunehmen? Warum nimmt er im Alter ab? Eine genauere Erörterung dieſer Fragen würde mich über die Grenzen dieſes Aufſatzes hinausführen. Dieſe einzige Bemerkung, weil ſie kurz iſt, will ich mir zu machen erlauben. Das menſchliche Geſchlecht und der einzelne Menſch ſcheinen beyde, ſo wie ſie in höherer Lebens-Perioden kommen, mehr die Erweiterung ihrer Begriffe und Erkenntniſſe, als die Verſchönerung derſelben, zu verlangen. Man wird habſüchtiger, ſo wie man mehr hat. Und ein ſehr bereicherter Geiſt läßt ſich ungern durch die ſchönſte Darſtellung der von ihm ſchon in Beſitz genommenen Gebiethe, in ſeinem Fortgange zu neuen Erwerbungen aufhalten. — Indeß iſt auch vielleicht jene vermeinte Erfahrung eine bloße Täuſchung. Vielleicht erregen noch jetzt ſehr große Dichter eine Bewunderung die der Verehrung der alten Zeit für ſie wenig nachgibt. Aber es gibt ſolcher Dichter nur ſehr wenige: und Horaz hat Recht, daß, in dieſer Art der Geiſteswerke, nur das ganz Vollkommne gefallen kann.

Welche Veränderung aber auch mit dem Eindrucke vorgegangen ſeyn mag, die die Werke der Dichtkunſt auf die Zuhörer und Leſer machen: ſo ſcheint doch derjenige Einfluß unverändert geblieben zu ſeyn, den ihre Hervorbringung auf die Glückſeligkeit des Dichters ſelbſt hat. Ob ich es gleich nicht aus eigner Erfahrung weiß: ſo glaube ich doch ganz deutlich einzuſehn, daß die Poeſie dem, welcher, von der Natur und ſeinem Genie dazu berufen, ſie mit Glück übt, unter allen geiſtigen Arbeiten den angenehmſten Selbſtgenuß gewährt. Bey dieſer Spannung und Erhöhung aller untern Seelenkräfte, worin die dichteriſche Begeiſterung beſteht, bey dieſem lebhaften Anſchauen der anziehendſten oder wichtigſten Gegenſtände, worein ſie den Dichter verſetzt, iſt zugleich der Verſtand aufs lebhafteſte wirkſam, um das Angeſchaute zu ordnen und zu bezeichnen. Gewiß, wenn in dem Geiſte des Menſchen ſich je eine ſchöpferiſche Kraft äußert und Wolluſt erregt; ſo muß es bey der Verfertigung einer Aeneide, einer Henriade oder eines Oberon ſeyn.

Daher finden wir auch, daß, wer dieſes Vergnügen einmahl gekoſtet, und von der Natur die Fähigkeit, es zu genießen, empfangen hat, durch unwiderſtehliche Reitze bis in ſein höchſtes Alter dazu hingezogen wird.

2.

Das Studium der Geſchichte, zu welchem ich übergehe, gewährt dem Menſchen, welcher eine vollkommnere Ausbildung ſeiner ſelbſt ſucht, und nach dem edlern Vergnügen der befriedigten Wißbegierde trachtet, einige der Vortheile, welche an eine hohe Geburt und die Begleitung wichtiger Staatsämter verknüpft zu ſeyn ſcheinen. — Es gehört unter die reellſten Vorzüge der Großen, wenigſtens unter ihre wichtigſten Anſprüche, daß ſie mit den Angelegenheiten und den Begebenheiten der Staaten bekannt ſind, und die geheimen Triebfedern und Urſachen derſelben, in den Charakteren und Leidenſchaften der Machthabenden, zu entdecken

Gelegenheit haben. Und eben dieſe Kenntniſſe in Abſicht der vergangnen Zeiten, verſchafft die Geſchichte ihren Liebhabern aus den beſten Quellen und mit der möglich größten Genauigkeit.

In der That: was verlangt der Ehrgeiz des Eroberers? Wonach ſtrebt der Privatmann, welcher zu den erſten Würden des Staats emporzuſteigen ſucht? — Man ſagt, daß ſie auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu ſpielen wünſchen? — Aber was heißt das? — Ohne Zweifel ſo viel, als ihre eigne Talente vor der Welt ſehen zu laſſen. — Aber wenn mich nicht alles täuſcht: ſo wünſchen ſie, durch die Theilnahme an den Begebenheiten ihres Zeitalters, auch zugleich von denſelben beſſer unterrichtet zu ſeyn, — und durch die Verbindung mit den großen, oder leitenden Perſonen der Staaten, dieſe Perſonen ſelbſt genauer kennen zu lernen.

Der Menſch iſt ſich oft der Bewegungsgründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewußt. Das *Erkennen* der Dinge iſt ein Ziel, nach welchem er, in vielen Fällen, mittelbar ſtrebt, indeß ſeine Begierden nach einem ganz andern Ziele gerichtet zu ſeyn ſcheinen. Wenigſtens gehört daſſelbe ganz gewiß mit unter die Zwecke und Antriebe des Ehrgeizes. — Diejenigen Dinge und Perſonen, welche der große Haufen von weitem anſtaunt, in der Nähe zu betrachten, und den Gang des großen Spiels, bey welchem die Schickſale der Nationen als Preiſe aufgeſtellt ſind, bis in die geheimen Kunſtgriffe oder die verborgnen Fehler der Spielenden zu verfolgen: das iſt ſicher ein Hauptzweck, um deſſen willen ſo viele Menſchen wünſchen, dabey mit geſchäftig, — kurz, warum ſie wünſchen, vornehm und groß zu ſeyn.

Dieſe Vortheile nun, welche der Menſch ſich nicht ſelbſt verſchaffen kann; und wozu Geburt und Schickſal nur wenige zulaſſen: dieſe bringt die Geſchichte, wenn ſie gehörig ſtudirt wird, dem denkenden Gelehrten gleichſam entgegen.

Und noch dazu findet ſich bey Staatsgeſchäften, in die man ſelbſt verwickelt iſt, und bey den Begebenheiten, die man als Augenzeug ſieht, ein Umſtand, der ſie weniger wichtig, — oft zuletzt ſo langweilig machen kann, daß das Vergnügen der Erkenntniß: welches ſie gewähren, von den damit verbundnen Beſchwerden bey weitem überwogen wird: — der, daß man höchſt ſelten eine vollendete Reihe von Urſachen und Wirkungen vor ſich ſieht, daß Knoten geſchürzt, aber nicht aufgelöſet werden. Dieſer Umſtand findet bey den von der Geſchichte dargeſtellten Begebenheiten, viel weniger Statt. — Viele Dinge die für die Zeitgenoſſen und die Mitwirkenden nicht wichtig waren, ſind durch ihre Folgen für uns wichtig geworden. Viele, die, da ſie geſchahen, höchſtens nur die Neugierde reizten, befriedigen nun, da wir ſie in ihrer Verbindung mit ſpätern Ereigniſſen überſehn, unſre edelſte Wißbegierde.

Der Zuſammenhang nehmlich und die Verkettung der Weltbegebenheiten iſt es, welcher ſie zu einem des vernünftigen Menſchen ſo würdigen Schauſpiele macht. Aber wie wenige Glieder dieſer Kette ſind es, welche ein Menſch, auch in dem längſten Leben, das ihm zu Theil werden, — und auf dem höchſten Standpuncte, auf den er, durch ſeine Lage in der bürgerlichen Geſellſchaft, geſtellt werden kann, mit eignen Augen überſieht? Nach Ort und Zeit eingeſchränkt, — ſelbſt durch das, was in ſeiner Nähe und in dieſem Augenblicke ſich ereignet, zu ſtark angezogen, um auf das Entfernte und Abweſende eine hinlängliche Achtſamkeit zu wenden, bleibt oft der, welcher das Schauſpiel aufführen hilft, am unwiſſendſten, in Abſicht des Plans und der Wirkung des ganzen Stücks. Wenigſtens iſt es gewiß, daß der, welchen das Glück ſo hoch erhoben hat, daß er von den Staatsbegebenheiten und Staatsverhandlungen ein naher Zuſchauer ſeyn kann, nur dann dieſen ſeinen Standort, zu jener edlen Geiſtes-Unterhaltung, zu nutzen im Stande iſt, wenn er zuvor ſchon den Faden der Weltbegebenheiten, ſo wie ihn uns die Geſchichte überliefert, in der Hand hält, und, durch das Studium dieſer Wiſſenſchaft, ſeine Erfahrungen an die Denkmähler der Vorwelt zu knüpfen gelernt hat.

In Abſicht eines Puncts, ſtehn die Kenntniſſe, welche die Geſchichte dem Gelehrten mittheilt, hinter denen, welche die Erfahrung dem Geſchäftsmanne gibt, am weiteſten zurück, — in Abſicht der *Anſchaulichkeit* der Vorſtellungen. — Der lebhafte Eindruck, den die Gegenwart, und das, was die Sinnen rührt, auf den Menſchen macht, geht bey Erzählungen verloren. Und von der Stärke des erſten Eindrucks hängt ſowohl die Feſtigkeit ab, mit welcher ein Gegenſtand ſich unſerm Gedächtniſſe einprägen, als die Lebhaftigkeit des Nachdenkens, zu welcher er unſern Verſtand erwecken ſoll. Alle Seelenkräfte beſchäftigen ſich in der Folge leichter und glücklicher mit demjenigen, was zuerſt in der Empfindung die ſtärkſte Aufmerkſamkeit erregt und das klärſte Bild hinterlaſſen hatte.

Dieſer Urſachen wegen iſt, um die Geſchichte recht zu lernen, und des Vergnügens, das ſie gewähren kann, vollkommen zu genießen, noch mehr als bey andern bloß ſpeculativen Theilen der Gelehrſamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, ein der Theilnehmung an fremden Angelegenheiten fähiges Herz, und ein, in das Ganze einer Sache durch einzelne Merkmahle eindringender Verſtand nöthig. Mit allen dieſen Fähigkeiten muß derjenige ausgerüſtet ſeyn, und bey ſeinem Geſchichts-Studium zu Werke gehn, der ſich durch Worte und todte Schrift in alte Zeiten und fremde Länder verſetzen, und durch den Nebel der Entfernung deutlich genug hindurchſehn ſoll, um ein fühlender und beurtheilender Beobachter längſt vergangner und ihm unvollkommen bekannter Auftritte zu ſeyn. Beſonders iſt zu dieſem Endzwecke die Gabe, Vergleichungen anzuſtellen und Aehnlichkeiten aufzuſuchen, unentbehrlich: weil wir oft das Vergangne aus dem Gegenwärtigen, die Nachrichten der Geſchichte aus unſern Erfahrungen enträthſeln müſſen, um jenes zu begreifen, und dieſe richtig zu verſtehen; — noch mehr aber, weil wir erſt das Band müſſen gefunden haben, durch welches der alte Zuſtand der Dinge mit dem gegenwärtigen, — wovon unſer eigner Zuſtand ein Theil iſt, — zuſammenhängt, ehe wir uns wahrhaft für jenen intereſſiren können.

Die Geſchichte löſt, wie erſt neulich einer unſrer am meiſten verſprechender hiſtoriſchen Schriftſteller ausgeführt hat, die große Aufgabe auf: an welche Kette von Urſachen und Wirkungen die gegenwärtige Geſtalt der moraliſchen und politiſchen Welt geknüpft ſey; — eine Geſtalt, von welcher unſre eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unſre Geſchäfte, ſelbſt unſre Vergnügungen und unſre Unglücksfälle, modificirt werden. Unter den Aufſchlüſſen, welche uns die Geſchichte hierüber gibt, iſt einer, welcher das wichtigſte der eben genannten Stücke, unſre Geiſtesbildung, betrifft, beſonders deutlich. Sie entwickelt uns nähmlich zwey, vom Alterthume bis auf uns herabreichende, Hauptfäden, an denen ſich die Kenntniſſe und Künſte der Menſchen angereihet haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Paläſtina und der moſaiſchen Geſetzgebung her, und geht durch die beyden groſen Revolutionen des eingeführten Chriſtenthums und der Kirchenverbeſſerung im ſechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und beſonders uns teutſchen Proteſtanten, unſre religiöſen Begriffe, und alle damit zuſammenhängenden Eigenheiten unſers Geiſtes und unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andre, welcher uns unſre wiſſenſchaftliche Cultur mitbringt, nimmt ſeinen Urſprung in dem Dunkel des alten Aegyptens, zieht ſich von da über Griechenland und Rom, und breitet ſich endlich über alle Länder Europens aus. Tauſend feinere Fäden laufen in der Weltgeſchichte von allen Seiten zuſammen, um jene groſen Hauptfäden zu ſpinnen. Faſt alle merkwürdige Perſonen, — faſt alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bey, dieſe doppelte Geſtaltgebung unſers jetzigen Menſchenlebens, unſre *religiöſe* und unſre *wiſſenſchaftliche* Cultur, — die nun allmählich ſich zu *Einer* gemeinſchaftlichen Cultur vereiniget, zu vollenden.

Wer nun dieſe Beziehung aller, mit dem menſchlichen Geſchlecht vorgegangnen, Veränderungen, auf ſich ſelbſt und ſeinen gegenwärtigen Zuſtand einſieht, und es mit einer gewiſſen Anſchaulichkeit gewahr wird, daß Jahrtauſende, und die, während derſelben ununterbrochen fortlaufenden Handlungen und Schickſale der Staaten und einzelnen Perſonen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem ſolchen Menſchen zu machen, als er in dieſem Augenblicke iſt, — ihm diejenige Vollkommenheit, den Genuß, die äußern Vortheile zu verſchaffen, welche er beſitzt: wie könnte der, gleichgiltig und ohne Vergnügen, den Unterricht der Geſchichte empfangen: es wäre denn, daß er ſein eignes Selbſt mit Gleichgiltigkeit betrachtete.

Das große Räthſel, wie die Welt entſtanden ſey, und was aus ihr werden ſolle, wird zwar nie völlig aufgelöſet werden. Aber es iſt doch der würdigſte Gegenſtand der menſchlichen Nachforſchungen. Und wenn wir irgendwo Aufſchlüſſe oder wenigſtens Anläſſe zum Nachdenken darüber finden können: ſo iſt es in der Vergleichung deſſen, was die Welt ehedem war und was ſie jetzt iſt; und in der Beobachtung der Stufen, durch die ſie aus dem einen Zuſtande in den andern übergegangen iſt. Iſt es Beſchäftigung des Geiſtes, die wir ſuchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff; Gedächtniß, Scharfſinn, Witz und urtheilenden Verſtand zu üben. — Iſt es theilnehmende Empfindung oder aus Selbſtliebe entſtehende Leidenſchaft, durch die wir angezogen ſeyn wollen? — Alle Gegenſtände der Geſchichte beziehen ſich auf unſer Ich, nicht bloß durch das Band der Aehnlichkeiten, ſondern auch durch das Band von Urſachen und Wirkungen; nicht bloß, inſofern wir Menſchen eben der Art ſind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, ſondern auch, inſofern wir unſern eignen Schickſalen durch ihre Handlungen und Leiden mit beſtimmt werden. Selbſt die dunkeln Ahndungen, die wir über die uns bevorſtehende Zukunft haben, — und die nach der Empfindung des Gegenwärtigen, unſre Selbſtliebe am nächſten angehn, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Geſetze des Schickſals, die über unſer ganzes Geſchlecht bisher gewaltet haben, in der Geſchichte aufgedeckt finden.

3.

Die Poeſie und Geſchichte haben mit dem *Wirklichen* und dem *Einzelnen* zu thun. Beyde gewähren dem Menſchen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genuß der Natur, und der Umgang mit der menſchlichen Geſellſchaft, — durch ſinnliche Eindrücke, oder durch Empfindungen des Herzens, — gewähren. Sie thun noch mehr: ſie tragen ſogar dazu bey, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunſt und Geſchichte, ſieht, hört und empfindet der unterrichtete Menſch mehr, — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zuſammenhange, in wichtigern Beziehungen, als er es ohne ſie könnte.

Aber als Geiſt, als denkendes Geſchöpf, iſt er auch mit bloßen Verſtandesweſen, — mit der Bildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbindung derſelben unter ſich, oder mit der Anwendung derſelben auf das Beſondre und Einzelne beſchäftigt, — und findet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Dieſer Theil des geiſtigen Lebens, das Leben der Vernunft, — verſchönern hauptſächlich zwey Wiſſenſchaften, Mathematik und Philoſophie; die in ihrer Vereinigung alle Wiſſenſchaften unter ſich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen ſowohl, als in der lebloſen Natur, unterſuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zuſammenſetzung derſelben, in den Verſuchen, ob ſolche Zuſammenſetzungen ſich entweder in der Natur realiſirt antreffen, oder von uns realiſiren laſſen, liegt, für den Menſchen überhaupt und für die beſſern Köpfe insbeſondre, ein unnennbares Vergnügen, noch größer ſelbſt als das, welches die, durch die mannigfaltigſten und glänzendſten Gegenſtände beſchäftigten Sinne, und die in den anmuthigſten Bildern herumſchweifende Imagination gewähren.

Keine Wiſſenſchaft gibt es vielleicht, die dieſes Vergnügen in einem ſo hohen Grade, auf eine ſo lange Zeit, und ſo ununterbrochen in dem Geiſte des Menſchen zu unterhalten vermag, als es die

Mathematik bey ihren Eingeweihten thut. Nirgends ſind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen ſo lang; nirgends ſind die Zuſammenſetzungen ſo künſtlich; nirgends führen ſie zu ſo befriedigenden Schlußfolgen. Keine Wiſſenſchaft iſt ſo unerſchöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt ſo weite Fortſchritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriednern und glücklichern Menſchen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andre Gelehrte, von den Dingen dieſer Welt entfernt, und weniger von ihnen abhängig, — nie durch die Gegenſtände ihrer Unterſuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenſchaften Nahrung geben können, halten ſie ſich ganz an das reine Vergnügen des Verſtandes, — das Vergnügen zu denken, und ſind durch daſſelbe allein befriediget.

Doch dieſen hohen Grad geiſtiger Glückſeligkeit genießt durch die Mathematik derjenige nicht, welcher ſie bloß lernt, — und das, was andre in ihr erfunden haben, nur zu verſtehen ſich begnügt: worauf, bey dem weiten Umfange deſſen, was ſchon in dieſer Wiſſenſchaft erfunden iſt, ſich jetzt ſelbſt die meiſten Lehrer derſelben einſchränken müſſen.

Zwar hat auch die Beſchäftigung des Lernenden in der Mathematik, ihren großen und ihren eigenthümlichen Reiz. — Es iſt, in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematiſchen Unterſuchungen gehört, etwas von einer mechaniſchen Fertigkeit. Am meiſten findet ſich dasſelbe bey der algebraiſchen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Matheſis ihre größten Fortſchritte gemacht hat. Wenn die Grundſätze derſelben einmahl wohl gefaßt ſind: ſo werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieſer Methode immer derſelbe und gleichſam formulariſch iſt. — Wenn die Auflöſung eines Problems einmahl ſo eingeleitet iſt, daß es der Rechnung unterworfen werden kann: ſo ergibt ſich das Uibrige, nach beſtimmten Regeln, von ſelbſt. — Aber eben dieſes Mechaniſche erleichtert die Arbeit des Denkens, und gibt alſo dem Manne, welcher nicht ſelbſt Erfindungskraft hat, noch derjenigen Anſtrengung, die, zu einer ganz freyen und gleichſam nicht vorbereiteten Meditation erfordert wird, fähig iſt, eine ſeinen Bedürfniſſen angemeſſene Nahrung des Geiſtes.

Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematiſche Selbſtdenken gewähren kann, genießen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinausgehn, ſich neue Bahnen brechen, und den durch Jahrhunderte geſammelten Schatz mathematiſcher Wahrheiten vergrößern. Je einen längern Weg ſie zurücklegen mußten, ehe ſie an dem Standpuncte anlangten, wo ſie neues Land entdecken: deſto entzückender muß das Vergnügen ſeyn, ſich, in demſelben zuerſt umzuſehen, und einen Weg zu weiterm Fortgange zu bahnen.

Je länger und verwickelter die Kette der Schlüſſe iſt, an welcher das neue Glied angeknüpft werden muß: deſto vollkommner wird der Geiſt befriedigt, deſſen Kräfte eine ſolche Arbeit zu ertragen vermögen.

4.

Wenn die Mathematik, in einem hohen Grade, einige wenige Menſchen glücklich macht, ſo macht die Philoſophie, in einem mäßigen Grade, Viele glücklich. In dieſer Wiſſenſchaft können alle, die ſie ſtudiren, gewiſſermaßen Erfinder werden. Ja ſie müſſen es ſeyn, wenn ſie des Vergnügens, das ſie ihren Liebhabern verſchaffen kann, wirklich genießen ſollen. Ich will ſo viel ſagen: ſie müſſen die Wahrheiten, die ſie lernen, ihrer eignen freyen Prüfung unterwerfen. Erſt nachdem ſie dieſelben aus ihren Erfahrungen, durch eine ſelbſt gewählte Reihe der Schlüſſe, hergeleitet haben, können ſie dieſelben, als ihr Eigenthum und als eigentlich philoſophiſche Kenntniſſe, betrachten.

Dagegen iſt aber auch hier kein ſolcher Fortgang, keine ſolche immerwährende Erweiterung der Erkenntniſſe möglich, als in der Mathematik. Jeder ſpätere Erfinder in der Philoſophie fängt immer wieder von Vorne an, und bleibt faſt eben da ſtehen, wo ſeine Vorgänger endigten.

Dieſer Umſtand iſt es, der die Philoſophie, in den Augen der flüchtig Urtheilenden, herabzuwürdigen ſcheint. Aber, bey einer genauern Betrachtung, kann er unſre Achtung für ſie nicht vermindern. Es iſt wahr, daß wir, nicht in der Metaphyſik und Moral, auf die Erfindungen der Vorzeit nicht ſo fortbauen, und durch deren Hülfe, zu ſo ſich erweiternden Aufſchlüſſen gelangen können, als in der Mathematik. Die großen Fragen von unſerm Urſprung unſrer Beſtimmung, — von dem Daſeyn Gottes, von der Unſterblichkeit unſrer Seele, und von dem Zuſammenhange unſrer Tugend mit unſrer Glückſeligkeit, — Fragen auf die ſich alle andre Unterſuchungen der Philoſophie, als auf ihren letzten Zweck, beziehen, werden zwar von ihr auf eine Art beantwortet, die für die Beruhigung und Beſſerung vernünftiger Menſchen hinlänglich ſeyn kann. Aber die tiefſinnigſten Philoſophen unſers Jahrhunderts haben doch keine beſſere Antwort für ſie bereit, oder können wenigſtens durch ihre Beweiſe keine ſtärkere Uiberzeugung bewirken, als die gutgeſinnten und denkenden Menſchen vor tauſend Jahren auch hatten. — Indeſſen ſind eben dieſe ſo mangelhaft ſcheinenden und der Erweiterung ſo wenig fähigen Kenntniſſe, die uns die Philoſophie über ihre Gegenſtände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und zu guten Menſchen machen: vorausgeſetzt, daß wir ſie durch Empfindung und Verſtand gleichſam ſelbſt ergriffen, und ſie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unſre Sinne, und aus den Wahrnehmungen unſerer beſondern Seelenzuſtände durch eignes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufſchlüſſe, die wir bey dieſem Nachdenken gewinnen, ſind freylich nur wenige. Der ſchwerſte und tiefſinnigſte Theil der Philoſophie iſt freylich mehr damit beſchäftigt, alte Irrthümer oder ſchwache Beweiſe niederzureißen, als neue Wahrheiten feſtzuſetzen, und ſtärkere Beweiſe zu erfinden. Selbſt nachdem ſie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntniſſe ihre Sätze vereinfacht hat, ſind dieſe doch nur in einem hohen Grade wahrſcheinlich geblieben, nicht apodictiſch gewiß geworden. — Aber nichts deſto weniger iſt die Arbeit, die wir anwenden mußten, um zu dieſen wenigen Reſultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von neuem deutlich zu machen ſuchen, von hohem Werthe und von großem Einfluſſe, ſowohl auf unſre Geiſtesbildung, als auf unſre Zufriedenheit. Die bloße Wahrſcheinlichkeit eines uralten und längſt bekannten Grundſatzes der natürlichen Religion und Moral, iſt, wenn ſie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingeſehen wird, doch für den Menſchen wichtiger, — und trägt zur eigentlichen Aufklärung ſeines Verſtandes, zur Veredlung ſeines Charakters, und zur Anordnung und Beglückung ſeines ganzen Lebens mehr bey, als die ſtrenge Gewißheit aller geometriſcher Sätze, und als die noch ſo groſſe Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre.

Ein andrer groſſer Vorzug der Philoſophie iſt es, daß ſie aus allen Kenntniſſen, den hiſtoriſchen ſowohl, als den mathematiſchen und phyſikaliſchen, gleichſam den Geiſt herauszieht, und ſie auf den Mittelpunct unſers ganzen Weſens, auf das Moraliſche, — auf Tugend und Gemüthsberuhigung, anwendet. Daher gewährt ſie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zuſammenhang der Begriffe hervorbringt: ſondern ſie gibt eigentlich zuerſt allen Gegenſtänden des Wiſſens Werth, Nützlichkeit und Anmuth; indem ſie uns die Beziehung derſelben auf unſre höchſten Zwecke zeigt. Nichts iſt, in dem weiten Umfange der Welt und der Wiſſenſchaften, demjenigen gleichgiltig, der die Dinge von dem Standpuncte anſieht, wohin die Philoſophie den Menſchen ſtellt, und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geiſterwelt, — das Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit ſeinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben, — Künſte, Ackerbau und Gewerbe mit der Wiſſenſchaft, und alles mit ſeiner Glückſeligkeit, oder mit ſeiner Tugend in Verbindung erblicket. —

Ein einziges Uibel hat der junge Gelehrte, welcher dieſe Verbindung lebhafter als andre fühlt, und dadurch eine ausgebreitetere Wißbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerſtreuung und unordentliches Studiren. — Doch gegen dieſes Übel enthält der philoſophiſche Geiſt, der dazu vielleicht bey Perſonen eines gewiſſen Temperaments Anlaß geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menſchen, daß er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, ſchöpfen müſſe. Sie befiehlt ihm, daß, nachdem er das ganze Univerſum als den groſſen Gegenſtand des menſchlichen Wiſſens hat kennen, und an allem was da iſt und was geſchieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freywillig ſein Studium auf einen kleinen Theil dieſes Gebieths, als das ihm zum Anbau übergebne Feld, einſchränken müſſe.

Wenn die Philoſophie auch nicht alle unſre Zweifel, in Abſicht der wichtigſten Angelegenheiten unſers Daſeyns, auflöſt: ſo trägt ſie doch gewiß dadurch zu unſrer Zufriedenheit bey, daß ſie uns das Maaß unſrer Kräfte lehrt. Sie wendet freylich mehr Arbeit darauf, Schwärmerey, Aberglauben und ſophiſtiſche Lehrgebäude zu zerſtören, als ſie deren nöthig hat, um den Unterricht in den wenigen, ausgemachten Wahrheiten zu geben, die ſie an des Zerſtörten Stelle ſetzt. Aber durch dieſe Räumung eines Platzes für beſſre Einſichten, den ſie bisher noch nicht zu füllen weiß, verſchafft ſie dem Menſchen wenigſtens die practiſche Weisheit der Selbſterkenntniß. Geſetzt auch, daß wir durch die Philoſophie, nur in dieſer einzigen Rückſicht Fortſchritte machten, daß wir immer deutlicher und beſtimmter einſähen, welche Sachen wir durchaus nicht wiſſen können; — über welche wir uns mit Wahrſcheinlichkeiten begnügen müſſen; und bey welchen wir nach neuem Lichte und mehrern Einſichten ſtreben dürfen: ſo würde ſchon dadurch dieſe Wiſſenſchaft ſich um das menſchliche Geſchlecht verdient machen, weil ſie deſſen Lehrer von unnützer Verſchwendung ihrer Kräfte abhält, und immer vollſtändiger über ihren Beruf im Felde der Erkenntniß belehrt.

Die Vergleichung der Philoſophie mit der Mathematik führt mich auf eine zweyte Bemerkung. — Wenn die erſtere in der Anzahl ihrer ausgemachten Sätze, und in der Länge der Reihen, in welchen ſie ihre Begriffe an einander kettet, der letztern nachſteht; wenn ſie nicht ſo viele Ausſichten eröffnet, neue Erfindungen zu machen: ſo läßt ſie hingegen viel mehr Mannigfaltigkeit und mehr Abänderungen in den alten Begriffen zu. Nicht jeder Menſch hat ſeine eigne Mathematik: ſondern alle haben nur Eine; — Zahlen und Figuren ſind für den Einen eben das, was ſie für den Andern ſind. Aber jeder Menſch kann ſeine eigne Philoſophie haben. — In ſeinem Buſen pocht ein andres Herz, als das Herz der übrigen Menſchen. Wenn er die menſchlichen Leidenſchaften durch Achtſamkeit auf ſich ſelbſt kennen lernt: ſo kennt er Beſtimmungen und Wendungen dieſer Leidenſchaften, wie ſie kein andrer vor ihm hatte, und wie ſie kein Syſtem verträgt. — In ſeinem Kopfe ſind Werkzeuge des Denkens und Empfindens, die, in dieſer Geſtalt, nur ihm zugehören. Seine geiſtigen Anlagen und Kräfte ſelbſt, wenn auch nicht vor denen ſeiner Nebenmenſchen hervorſtechend, ſind doch immer von denſelben durch feine Schattirungen unterſchieden. Wenn er alſo ſeine Logik und Metaphyſik, auf das beobachtete Spiel ſeiner eignen Thätigkeit baut: ſo bekommen ſie eben die Eigenheiten, die er ſelbſt hat, — eben die beſondern Formen in der allgemeinen Grundzeichnung ihrer Wahrheiten, wodurch ſein Verſtand ſelbſt ſich, von dem Verſtande der übrigen Menſchen, auszeichnet.

Eben hierin liegt aber auch der Grund, warum in der Philoſophie eine durchgängige Uibereinſtimmung der Menſchen, — warum ſelbſt eine ganz vollkommne Mittheilung der Begriffe des einen an den andern nicht möglich iſt: woraus zugleich folgt, daß dieſelben Gründe nicht auf alle Gemüther eine gleiche Wirkung haben können. Schon die Sprache legt hier ein großes Hinderniß in den Weg. Sie biethet nicht ſo viele Schattirungen des Ausdrucks dar, als es Verſchiedenheiten der Sinnesart unter den Menſchen, und alſo Verſchiedenheiten der philoſophiſchen Vorſtellungen gibt, die größtentheils in innern Empfindungen ihren erſten

Urſprung nehmen. Das Gemeinſchaftliche dieſer Vorſtellungen aber, welches allein durch Worte ausgedrückt werden kann, läßt vieles von dem hinweg, welches in dem Gemüthe des Menſchen, der ſeine Gedanken durch die Rede mittheilt, mitgewirkt hatte. Wenn nun in den Vorderſätzen ſeiner Schlüſſe dasjenige unbezeichnet geblieben iſt, was den Grund ſeiner Uiberzeugung vom Schlußſatze ausmacht: ſo iſt es kein Wunder, daß er, durch die Darlegung ſeiner Gründe, bey andern nicht eine eben ſo vollſtändige Uiberzeugung bewirkt, als er ſelbſt dadurch erhalten hatte.

Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß, bey dem gegenwärtigen Zuſtande der menſchlichen Erkenntnißkräfte, die Philoſophie einer ihrer ſchönſten Vorzüge beraubt ſeyn würde, wenn ſie, ſo wie die Mathematik, die Menſchen zu einer ganz vollkommnen Uibereinſtimmung in ihren Begriffen, Sätzen und Beweiſen gebracht hätte; womit dann auch eine ſo vollkommne Aehnlichkeit ihrer Bezeichnung, in Styl und Vortrag, — als ſie ſich bey jener Wiſſenſchaft findet, verbunden ſeyn würde. Die geringe Anzahl der aufgefundnen Wahrheiten würde, wenn wir ſie nur unter einer einzigen Geſtalt überliefert bekämen, — nur unter einer einzigen ſie uns ſelbſt vorſtellen und andern mittheilen dürften, — und doch zu neuen und bisher unentdeckten nicht fortſchreiten könnten, uns bald unbeſchäftiget laſſen, und daher der Wiſſenſchaft ſelbſt ihren Reiz, und ſogar ihren Werth, den ſie vornehmlich durch die dem Geiſte verſchaffte Uibung erhält, rauben. Nachdem man einmahl dieſe Formeln gelernt hätte: was wollte man anders damit anfangen, als ſie, zu etwanigem Gebrauche, für ſeine übrige Lebenszeit auf die Seite ſtellen? Verfähret man mit den Sätzen der Geometrie anders? Und kann ſich jemand mit dieſer, nachdem er ſie einmahl gelernt hat, lange Zeit beſchäftigen, außer inſofern er, zu immer höhern Zweigen, oder ſchwerern Anwendungen derſelben, fortgeht?

Aber ſo wie die Sachen jetzt mit der Philoſophie ſtehn, da die Begriffe und Schlußarten derſelben, wenn ſie auch nicht durch ganz neue Erfindungen vervielfältigt werden können, ſich doch auf tauſenderley Weiſe umgeſtalten laſſen; — jetzt, da ſie bey einem jeden Menſchen eine andre Farbe annehmen, und ſelbſt, bey einem und demſelben, in dem Laufe ſeines Lebens, durch Abwechſelungen des Alters, der Lage, der Geſchäfte und des Umgangs ſich in der Form verändern, ohne ihr Weſentliches zu verlieren: jetzt kann uns die Philoſophie, obgleich nicht ſo reich an Belehrung und ſo genugthuend in ihren Aufſchlüſſen, als wir wünſchten, doch durch unſer ganzes Leben hindurch, als ein nützlicher und unterhaltender Freund, begleiten. Wir können zu ihr, bey allen Auftritten dieſes unſers Lebens, bey unſern Amtsgeſchäften und bey unſern geſellſchaftlichen Zeitvertreiben, im Ernſte und beym Scherze, im Innern unſers Hauſes und auf dem Schauplatze der Welt, zurückkehren, und in ihr immer eine Nahrung unſers Geiſtes und eine Veranlaſſung zu angenehmer Thätigkeit finden. Immer finden ſich wieder neue Seiten unſers eignen Selbſt, oder neue Beziehungen der Dinge auf uns, die ſich uns aufdecken. Durch dieſe bekommen die alten Wahrheiten der natürlichen Religion und Moral, — die als die Angeln der ſpeculativen Philoſophie, oder als ihr letztes Ziel anzuſehen ſind, — entweder neue Beſtätigungen, oder werden neuen Einwürfen bloß geſtellt. Eben ſo viele neue Gegenſtände des Forſchens und Nachdenkens! Knoten und Auflöſungen folgen auch hier auf einander, oder wechſeln vielmehr unaufhörlich mit einander ab. Die Philoſophie iſt wie ein unvollendetes Drama, zu welchem wir immer neue Auftritte ſammeln, deſſen letzte Kataſtrophe wir aber in dieſem Leben nicht erreichen.

So ſchärft ſie unſern Verſtand. Aber ſie thut noch mehr. — Meine eigne Erfahrung belehrt es mich, daß eben dieſes Nachdenken, auch wenn es weder zu vollkommner Gewißheit, noch zu ganz neuen Einſichten führt, doch das Herz ruhiger, und eben dadurch den ganzen Menſchen glücklicher machen könne. Die Leidenſchaften werden ſchon dadurch ein wenig beſänftigt, wenn man ſie zergliedert. Die Scheingüter der Erde verlieren etwas von ihrem täuſchenden Glanze, wenn man in ihre

Natur und in ſeine eignen Empfindungen eindringt. Der nagende Schmerz, der Unwille über Beleidigungen, die Traurigkeit über verlorne Güter, laſſen etwas nach, wenn man ſich die Urſachen ſeines Grams oder ſeiner Unzufriedenheit recht deutlich macht. Nun gerade hiermit iſt der Philoſoph beſchäftigt. Hierauf führen ihn ſeine Speculationen, wenn er ſie nicht von andern erborgt, ſondern ſelbſt anſtellt.

Endlich, die Urtheilskraft und der gute Geſchmack, — zwey Eigenſchaften, die, unter allen Vorzügen des Geiſtes, ihre Beſitzer am meiſten glücklich und für die Welt brauchbar machen, — werden durch keine Wiſſenſchaft ſo ſehr, als durch die Philoſophie befördert. Die Mathematik heftet die Aufmerkſamkeit des Menſchen zu ſehr auf einen einzigen Theil der Dinge, — zählbare und meßbare Größe, — und verfolgt dieſen allein, ohne Rückſicht auf irgend eine andre ihrer Beſchaffenheiten. Um deßwillen kann der, welcher ſeinen Scharfſinn bloß in dieſer Wiſſenſchaft geübt hat, bey Dingen, wo es auf Zuſammenhaltung ihrer ſämmtlichen Eigenſchaften, — beſonders auf ihre moraliſche und politiſche Beziehungen ankömmt, ſehr wohl einſeitig, das heißt, verkehrt, urtheilen, und ſich abgeſchmackt aufführen. Die Philoſophie hingegen erhält, wenn ſie von rechter Art iſt, den Menſchen in der beſtändigen Gewohnheit, auf alle Verhältniſſe der Dinge zugleich zu ſehn, und beſonders ihre moraliſchen zum Maaßſtabe der übrigen zu machen. Uiberdieß ſind ſeine Unterſuchungen, mit der wirklichen Welt und mit dem geſchäftigen, oder geſelligen Leben, näher verwandt. Er lebt auch, wie der Geometer, in einer Ideen-Welt: aber in einer, die mit der ſinnlichen gleichſam parallel läuft und ein getreuer Abdruck von ihr iſt. Wenn er alſo das Einzelne falſch beurtheilt: ſo iſt ſeine Kenntniß des Allgemeinen gewiß nicht, was ſie ſeyn ſoll. Mit Beurtheilungskraft aber und Geſchmack, und dem, was die Folge von beyden iſt, einem geſetzten, männlichen Geiſte, — kommt der Menſch am leichteſten durch alle Verdrießlichkeiten und Plagen des Lebens, und iſt, wenn ſich ihm ein Vergnügen zu genießen darbiethet, des Genuſſes am empfänglichſten. Die Philoſophie gibt nicht ein hohes Freudenleben. Aber ſie macht die Seele nüchtern, wachſam, lebendig, gleichſam bey ſich ſelbſt wohnend, und immer bereit, zu handeln, wo etwas gutes zu thun, nachzudenken, wo etwas zu lernen iſt, zu empfinden, wo Schönheit oder Erhabenheit ſich zeigt; kurz, keine ſich öffnende Quelle der Glückſeligkeit ungenutzt vorbeyzulaſſen. Durch ihre Hülfe iſt der Menſch in gleicher Maße darauf vorbereitet, ſowohl dann, wenn Geſundheit, Glück, Menſchengunſt, Reichthum und Ehre die Sphäre ſeiner äußern Wirkſamkeit erweitern, ſich auf die nützlichſte Art andern mitzutheilen, und von den Gütern der Welt den angenehmſten Gebrauch zu machen, als auch, wenn Krankheit, Unglück, Verachtung oder Dürftigkeit ihm den Zufluß äußerer Vergnügungen, oder den noch reitzendern Einfluß auf andre verſagt, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehn, und mit den eignen Schätzen ſeines Geiſtes, und den unabhängigen Freuden des Nachdenkens hauszuhalten. — Indem ſie, durch die Meditation, dem Menſchen einen Genuß möglich macht, der unter allen am meiſten und am längſten in ſeiner Gewalt ſteht: gibt ſie ihm auch ein Gegengewicht, gegen das Verführeriſche ſinnlicher Reitze, und ein Hülfsmittel gegen die Schläge des Schickſals. In dieſer Rückſicht verdient ſie die wahre Kunſt zu leben zu heißen.

5.

Die Naturlehre, oder die Philoſophie über die Körperwelt, iſt, von der eigentlichen Philoſophie, welche ich bisher betrachtet habe, und welche vornehmlich den Geiſt des Menſchen und die Erzeugniſſe deſſelben, die Begriffe und die Sitten, zum Vorwurfe hat, mit Recht abgeſondert worden. Sie hat, als Wiſſenſchaft, ihren eigenthümlichen Charakter, und, als Unterhaltung des Geiſtes, ihre eigenthümlichen Reitze. Sie iſt eine Miſchung von Mathematik und Philoſophie, und verbindet alſo, auf gewiſſe Weiſe, den Geiſt und die Vortheile von beyden. Sie beobachtet: — aber ſie braucht mechaniſche Werkzeuge, und hat daher gewiſſer körperlicher Geſchicklichkeiten nöthig. Sie wendet ihren größten Fleiß und Scharfſinn auf die Beſtimmung der Größen und Grade. Sie ſchließt und kettet Ideen aneinander, bald nach der ſtrengern Methode mathematiſcher Beweiſe und Rechnungen, bald in der freyern Manier einer philoſophiſchen Unterſuchung. Sie nimmt an der Gewißheit der Geometrie Theil, inſofern ſie deren Lehrſätze anwendet. Sie hat mit der Philoſophie das Mannigfaltige der Anſichten, aber auch das Ungewiſſe der Entſcheidungen gemein, wenn ſie in das Innere der Natur eindringen, oder ihren allgemeinen Zuſammenhang überſchauen will.

Die Gabe des glücklichen Experimentirens, und das mit demſelben verbundene, in ſeiner Art einzige Vergnügen, gehören beyde dieſer Wiſſenſchaft eigenthümlich zu. Jenes Talent iſt aus einer doppelten Erfindſamkeit zuſammengeſetzt; aus der eigentlichen geiſtigen, welche Probleme aufwirft, und Möglichkeiten ausfündig macht, um die Natur über die Auflöſung derſelben zu befragen; — und aus einer mechaniſchen, welche die Werkzeuge dazu theils anzugeben, theils geſchickt anzuwenden weiß. Bey der Ausübung dieſes Talents, genießt der Naturforſcher das doppelte Vergnügen eines Künſtlers und eines Gelehrten. Seine Sinne und ſein Verſtand, ſeine Hände und ſein Geiſt werden auf gleiche Weiſe beſchäftigt. Je mehr aber der Menſch, bey ſeinen Arbeiten, beyde Theile ſeiner ſelbſt, Körper und Seele, ins Spiel zu bringen weiß: deſto angenehmer wird er durch ſie unterhalten; und deſto weniger darf er, bey der Vervollkommnung des einen Theils, die Schwächung und Verſchlimmerung des andern befürchten.

Ein zweytes Vergnügen des Naturforſchers entſteht aus der Beobachtung der Körperwelt und ihrer Erſcheinungen; — einer Beobachtung, die, wie alles, was die Sinne rührt, für den gegenwärtigen Augenblick lebhaftere Eindrücke macht, als die Wahrnehmung der Seelen-Veränderungen, — dieſe Quelle philoſophiſcher Ideen, — obgleich letztere hinwiederum ihre Wichtigkeit und ihr Anziehendes auf längere Zeit behält.

Dazu kommt noch, daß der Nutzen, der aus phyſiſchen und mechaniſchen Entdeckungen entſteht, den Augen des Publikums weit ſichtbarer iſt, als der, welchen neue Aufklärungen in der Seelenlehre, der Moral und Religion gewähren. Dieſer zeigt ſich nur in der perſönlichen Bildung der einzelnen Menſchen; jener in Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufacturen und Künſte, alſo derjenigen Gegenſtände, welche unmittelbar zu dem Endzwecke der Staaten gehören, und ihnen daher die wichtigſten ſind. Dieſer Umſtand, welcher den Werth der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, in den Augen der Welt, vergrößert, erhöht auch, bey den Eingeweihten derſelben, die Luſt, die ſie an ihrer Beſchäftigung finden.

6.

Noch muß ich eines Zweiges der Literatur erwähnen, der zwar entweder nur Hülfsmittel zu den bisher genannten Wiſſenſchaften darreicht, oder als ein Theil ſchon darunter begriffen iſt; — der doch aber auch, von denſelben abgeſondert, den Fleiß eines Gelehrten beſchäftigen kann, und, in dieſem Falle, dem Geiſte deſſelben eine beſondre Art der Bildung, und, bey der Erwerbung dieſer Kenntniſſe, eigenthümliche Vergnügungen gibt: — ich meine der Philologie; oder des Studiums der alten Sprachen und der damit verbundnen Alterthumskunde.

Was die Sprachen betrifft: ſo ſind ſie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wiſſenſchaft, oder die Geſchichte alter Zeiten, oder entfernter Völker zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, ſie beſtehe nun in Kenntniß der Schriftſteller, oder in Kenntniß der Sitten und Verfaſſungen, oder endlich in Kenntniß der Kunſtwerke des Alterthums, enthält ſelbſt entweder Geſchichte, oder Wiſſenſchaft. Indeſſen laſſen ſich auch ſelbſt die Sprachen, beſonders die todten und alten, ſo wenig ohne die auf die Nationen, welche ſie redeten, ſich beziehenden Sachkenntniſſe erlernen; und die Unterſuchung der Alterthümer iſt hinwiederum mit Sprachforſchungen ſo unzertrennlich verbunden: daß, aus beyden zuſammengenommen, ein eignes Syſtem von Kenntniſſen erwächſt, welches das philologiſche heißt, und zu beyden ein gemeinſchaftliches Talent erfordert wird, welches man das kritiſche nennen könnte.

So trocken und freudenleer das bloße Sprachſtudium zu ſeyn ſcheint; und ſo viel es von jeher beygetragen hat, die Wiſſenſchaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen: ſo iſt es doch ſicher, daß, wenn die erſten Schwierigkeiten überwunden ſind, und der Verſtand ſich damit zu beſchäftigen anfängt, es ſchon dadurch etwas Anziehendes bekommt, daß es uns die menſchlichen Ideen, unter einer Mannigfaltigkeit von Formen, darſtellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthigern, ausdrucksvollern Formen, als es die unſrer Mutterſprache ſind.

Uiberdieß, ſo wie die Schwierigkeit und Verwickelung, die der Anfänger in den geometriſchen Beweiſen und in der algebraiſchen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beyden weiter gekommen iſt, deſto mehr Vergnügen zubereitet; weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden, und dieſe Verwickelungen aufgelöſet ſieht: ſo gibt auch die Erlernung der alten Sprachen, und die Erklärung der alten Schriftſteller, — die oft nur durch eine Art von Dechiffrirkunſt möglich iſt, — dem Humaniſten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geiſteslust, welche, in der Auffindung verborgner, oder in der allmähligen Aufhellung dunkler Gegenſtände, beſteht. — Daher kommt es vielleicht auch, daß wir den Inhalt und den Geiſt dieſer Schriften, die Gedanken ſelbſt ſowohl als die Kunſt des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu ſchätzen geneigt ſind. Wahrheiten, die uns, in den Werken unſrer Zeitgenoſſen und unſerer Landsleute, gleichgiltig laſſen, weil ſie uns zu geläufig geworden ſind, und wir ſie zu leicht überſehen, erregen bey uns Aufmerkſamkeit und Theilnahme, wenn wir ſie, bey einem Griechen und Römer, begleitet mit einem uns ſo fremden Ausdrucke, wieder finden, daß eine neue Anſtrengung nöthig iſt, ihren Sinn, oder ihre Gründe einzuſehn. Aber eben dieſer Umſtand, ob er gleich zu Vorurtheilen und einer falſchen Schätzung des Alten und Ausländiſchen verleiten kann, weiſet doch auf einen reellen Nutzen hin, der ſich aus dem Sprachſtudium ziehn läßt. Eben dieſe, durch die Dunkelheiten des Ausdrucks, geſchärfte Aufmerkſamkeit auf die Sachen, vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich ſolches in den Werken der Alten findet. Man denkt tiefer über das erſtre nach, man empfindet das letztre inniger, wenn es Zeit und Mühe gekoſtet hat, es zu entdecken.

Das flüchtige Leſen, welches den Nutzen der vaterländiſchen Literatur bey ſo vielen, beſonders jungen Studirenden, vermindert, iſt bey den alten Schriftſtellern unmöglich. Man muß es entweder aufgeben, ſie zu verſtehn; oder man muß ſie langſam und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit leſen. Dann aber erſt kann ein Werk des Geiſtes ſeine Beſtimmung, ſie ſey Unterricht, oder Beſchäftigung der Einbildungskraft, oder Rührung des Herzens, erfüllen, wenn der Geiſt des Leſers ihm nicht nur ſich, leer von fremden Ideen, ganz überläßt, ſondern auch durch freywillige Aufmerkſamkeit, ſo zu ſagen, entgegenkommt. Was Wunder alſo, daß *jene*, dem Scheine nach, ſo leichte und ſo angenehme Lectüre dem bloßen Liebhaber in kurzem lange Weile macht, und *dieſe* ſchwere, arbeitsvolle, dem Philologen Unterhaltung auf ſeine Lebens-Zeit gewährt.

Wenn das Reiſen etwas angenehmes und lehrreiches iſt: ſo iſt es das philologiſche Studium auch. Der Reiſende ſucht fremde Völker kennen zu lernen, indem er ſich unter ſie begibt, und ihr Land und ihre Sitten *ſieht*: der Sprachgelehrte verſetzt ſich: nicht nur unter entfernte, ſondern auch unter längſt ausgeſtorbene Nationen, indem er ihre Sprachen erforſcht, und ihre Schriften *lieſt*. Und gewiß iſt die Bekanntſchaft oft viel genauer, welche der letztre, als die, welche der erſtre mit dem ausländiſchen und entfernten Volke ſtiftet. Tief iſt der Geiſt jeder Nation in ihre Sprache verwebt: und es iſt nicht möglich, dieſe gründlich ſtudiert zu haben, ohne in jenen eingedrungen zu ſeyn. Zwar muß der, welcher die Menſchen, bloß durch die Leſung ihrer Geiſteswerke, kennen lernen will, ſeine Einbildungskraft und ſein Nachdenken anſtrengen, um ſich unter ſie, nach Zeit und Orte zu verſetzen, und um aus den einzelnen Zügen, die ſie ihm von ihrer Geſtalt angeben, ein vollſtändiges Bild zuſammen zu ſetzen. Der hingegen, welcher als gegenwärtiger Zuſchauer mitten unter ihnen lebt, darf nur ſeine Sinne ſich belehren laſſen. Aber der angenehme Eindruck, der aus der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der Gegenſtände, — und das Lehrreiche, das aus den anzuſtellenden Vergleichungen unter ihnen entſteht, iſt doch beyden, dem Reiſenden, welcher mehrere Länder beſucht, und dem Gelehrten, welcher ſich die Sprache und Literatur mehrerer Völker zu eigen macht, gemein. Und oft, zeigt der Anblick und die Gegenwart dem erſtern nur die äußere Geſtalt der Menſchen und das Uibliche in ihren Sitten, indeß Wort und Schrift dem letztern, trotz ſeiner Entfernung, das Geiſtige und Moraliſche einer Nation aufdeckt. Jener muß ſich mit dem Umgange derjenigen Perſonen im Auslande begnügen, zu welchen ihm der Zufall und ſeine Lage Zutritt verſchafft. Dieſer kann ſich ſeine Geſellſchafter und Lehrer unter dem fremden Volke auswählen, und mit deſſen erſten Männern eine Vertraulichkeit ſtiften.

Ich ſchließe mit einigen allgemeinen Betrachtungen, welche die Wiſſenſchaften überhaupt, nicht einen Zweig derſelben insbeſondere, betreffen.

Das größte Vergnügen des geſitteten Menſchen wird ihm durch den geſellſchaftlichen Umgang verſchafft, oder wird doch von ihm im geſellſchaftlichen Umgange genoſſen. Das größte oder das reelleſte Gut, welches Stand und Reichthum, dieſe allgemeinen Gegenſtände der menſchlichen Begierden, ihrem Beſitzer, gewähren, iſt, daß ſie es ihm eher möglich machen: ſich ſeinen Umgang unter den vorzüglichſten, oder am vorzüglichſten ſcheinenden Menſchen zu ſuchen, und mit ſolchen zu leben. Was thun nun die Wiſſenſchaften, wenn ſie auf die rechte Art getrieben werden? — Sie führen uns, in die Bekanntſchaft der größten, oder doch der verſtändigſten Männer aller Jahrhunderte und aller Nationen ein. Wenn auch der große Schriftſteller, den ich leſe, nicht ganz in ſeinem Buche darſtellen konnte, was er als Menſch war: ſo legte er doch gewiß in daſſelbe ſeine reifſten, am beſten durchdachten, am vollkommenſten ausgedrückten Ideen nieder. So ſprach er, kann ich ſicher annehmen, mit ſeinen Freunden, wenn er am heiterſten und am liebenswürdigſten war. — Auch die Sinnesart, die Empfindungen, der ſittliche Charakter eines Verfaſſers ſind nicht ganz in ſeinen Schriften unkenntlich. Man kann freylich ſchöne Sittenſprüche vorbringen, die man nicht befolgt.

und viel vernünftiger ſchreiben, als man handelt. Aber bey einem längern Werke und beſonders bey dem Werke eines Mannes von Genie, das heißt, von feurigem Geiſte und ſelbſtdenkendem Verſtande, — der nicht Worte, ſondern Sachen ſchreibt, nicht fremde, auswendig gelernte Ideen mit künſtlichen Wendungen wiederhohlt, ſondern eigne, aus Drange des Herzens, oder in der Fülle ſeiner Uiberzeugung, mittheilt: — bey einem ſolchen Werke iſt es unmöglich, daß nicht auch der Charakter, die Sitten, die Neigungen des Herzens, ihre Farbe demſelben mittheilen, und den Verfaſſer, auch als Menſchen, ſeinem Leſer kenntlich machen ſollten. Die beſten Schriften tragen am ſtärkſten das Gepräge der Nation, des Jahrhunderts und der Perſon, von welchen ſie herſtammen. Dieſe Gepräge zu erkennen, ſich in die Lage des Schriftſtellers, den man lieſet, oder in die, welche er ſchildert, zu verſetzen: dazu gehört, wie ich ſchon angezeigt habe, ein eignes Talent, — die Gabe, ſeine Imagination, wenn ich ſo ſagen darf, durch ſeinen Verſtand ins Feuer zu ſetzen; — allgemeine Begriffe in Anſchauungen zu verwandeln, aus dem Theile das Ganze zu errathen, — und beſonders, in den Reden eines andern nicht bloß *ſeine Ideen*, ſondern auch *ſeine Denkungsart* aufzufaſſen. Aber dieſes Talent iſt auch die Eigenſchaft, die von jedem *guten Leſer* gefordert wird. Es iſt eine Bedingung, ohne welche man kein wahrer Gelehrter werden, und alſo auch das Vergnügen an den Wiſſenſchaften nicht ſchmecken kann.

Wer nun aber, mit dieſem Talente verſehen, zugleich einige Hauptſprachen der alten und neuen Welt beſitzt: welche Glückſeligkeit iſt es für dieſen nicht, bald, unter den beſten und weiſeſten Männern Roms und Griechenlands, umher zu wandeln, — ſie ihre Beobachtungen und Empfindungen, auf die ihren Sprachen eigenthümliche Art, ausdrücken zu hören, und die Welt gleichſam ſo zu ſehn, wie ſie ſich, zu ihrer Zeit, in ihrem Geiſte, abſpiegelte; bald wieder zu ſeinen Zeitgenoſſen zurückzukehren, und von den Gelehrteſten, den Tiefdenkendſten, den Witzigſten, aus allen den Völkern, die der lehrbegierige Reiſende mit Beſchwerde aufſucht, ſich, in der Ruhe ſeines Studierzimmers, unterhalten, ergötzen und belehren zu laſſen!

Welcher Menſch iſt in einer ſo glücklichen Lage, daß ihm der perſönliche Umgang mit vielen an Geiſt, Charakter und Einſichten ausgezeichneten Perſonen, zu Theile wird? Wie vieler ſchaalen, langweiligen, geiſtloſen Menſchen Umgang und Geſchwätz müſſen nicht ſelbſt diejenigen Perſonen ertragen, welche in den größten und glänzendſten Geſellſchafts-Kreiſen leben, und die am meiſten die Macht in Händen haben, ſich ihren Umgang ſelbſt zu wählen? Der wahre Gelehrte, wenn er auch von der Welt entfernt lebt, — wie er in Teutſchland, vielleicht zu ſeinem Beſten, lange Zeit gelebt hat, — iſt in ſeiner einſamen Zelle, mit den edelſten, angenehmſten, geiſtreichſten Geſellſchaftern aller Zeitalter umgeben. Sie theilen ihm, ohne Rückhalt, alle ihre Ideen mit: er bereichert und verſchönert dadurch die ſeinigen. Und wenn er nun, durch den Geiſt der großen Schriftſteller, zugleich genährt und angeflammt, die Feder zur Hand nimmt und ſelbſt auftritt, ſeine Zeitgenoſſen oder die Nachwelt zu belehren; — wenn er dann etwas hervorbringt, welches dem Ideal von Vollkommenheit, in Gedanken und Schreibart, nahe kommt, das jene Muſter in ſeinem Geiſte zurückgelaſſen haben: dann genießt er der höchſten Freuden, deren der Menſch, als verſtändiges Weſen, fähig iſt, — der Freude, das Schöne zugleich zu fühlen und hervorzubringen, — ſelbſt lebhaft unterhalten zu werden, und am Vergnügen und Nutzen andrer zu arbeiten, — ſich zugleich an ſeiner eignen Vollkommenheit, an der Anmuth, der Erhabenheit, und dem innern Werthe der Gegenſtände, — und an der von ihrer Bearbeitung zu hoffenden Wirkung, auf das Wohl ſeiner Nebenmenſchen, zu ergötzen.

Man vergleiche die Vergnügungen dieſes Mannes, mit den Vergnügungen der Perſonen, die in dem Beſitze der höchſten äußern Glücksgüter ſind, der Fürſten, und derer, die ſie an ihren Höfen verſammeln. Dieſe erwarten ihr Vergnügen, ſo wie jener, vornehmlich aus zwey Quellen, — von

Gegenſtänden, die ihre Neubegierde befriedigen und ihnen Zeitvertreibe verſchaffen, und von Gelegenheiten, wobey ſie ihre Fähigkeiten äußern und andern ſehen laſſen können. Aus dieſen beyden Triebfedern, — dem Triebe, von andern auf eine angenehme Art beſchäftiget zu werden, und dem, auf eine leichte Art ſelbſt thätig zu ſeyn, — entſteht, großen Theils, die Begierde, welche den Menſchen in die Geſellſchaft treibt, und das Vergnügen welches ihn darin Befriedigung finden läßt. — Aber mit welchen, ganz leeren und nichts bedeutenden Gegenſtänden muß nicht oft der Mann, der nur ſeinem Vergnügen nachgeht, der Günſtling des Glücks, oder des Hofes, bey allem dem Schimmer, der ſeine Sinne blendet, ſeinen Geiſt befriedigen laſſen! Welches ewige Einerley von immer wiederhohlten Gemeinörtern füllt ſein Ohr und läßt ſein Herz leer! Iſt er begierig ſich unterhalten zu laſſen? — Er erfährt oft in langer Zeit nichts, was ihm im mindeſten wichtig wäre, oder eine wirkliche Theilnehmung bey ihm erregte. Immer von Menſchen umgeben, die den Schein haben, ihn unterhalten zu wollen, hört er doch vielleicht, in ganzen Tagen, nicht einen einzigen Gedanken, der ihn durch ſeine Wahrheit, oder durch ſeinen Witz, aufmerkſam machte, — nicht eine Betrachtung, die ihm einleichtete oder ihn belehrte. — Iſt er begierig andre zu unterhalten? — Er findet ſelten Zuhörer, die geneigt wären, ihm dazu Gelegenheit zu geben,

— noch ſeltner Geſellſchafter, die ſeinen Geiſt ins Spiel zu bringen, ſeine Kenntniſſe, oder ſeinen Witz hervorzulocken wüßten. Wenn manche wirklich geiſtreichen Männer ſich, in dieſem Gewirre von Zerſtreuungen und Eitelkeiten, doch noch wohl zu befinden ſcheinen: ſo iſt es entweder die Gewohnheit, welche ihnen daſſelbe erträglich macht, oder, wenn ſie zugleich eitle Menſchen ſind, iſt es der Schein der Glückſeligkeit, mit welchem ſie den entfernten Zuſchauer täuſchen.

Hingegen hat der mit Glück arbeitende Gelehrte, — der mit den Wiſſenſchaften emſig beſchäftigte Kenner und Anbauer derſelben, das Weſen der Glückſeligkeit, ohne ihren Schimmer. Er kann unter ſeinen Büchern unmöglich ohne Belehrung bleiben, wenn er Belehrung ſucht. Und wenn er andere belehren will: ſo hat er ſeine ganze Nation und die Nachwelt zu Zuhörern; ſobald er ſich fähig genug fühlt, ſeine Einſichten öffentlich vor beyden in Schriften darzulegen.

Allerdings hat auch dieſe Roſe ihre Dornen. Die Wiſſenſchaften haben ihre dürren und unfruchtbaren Gegenden, die man demohnerachtet, auf dem Wege zur Erkenntniß, nicht umgehen kann. Ehe der Verſtand arbeiten kann, muß erſt das Gedächtniß angefüllt, und der nöthige Vorrath von Materialien mit Mühe herbeygeſchafft werden. Ehe ich mit den Schriftſtellern mehrerer Nationen meinen Geiſt nähre, muß ich erſt ihre Sprache lernen. — Nicht alle Kenntniſſe, aus denen ich die mir unentbehrlichen Kenntniſſe ſchöpfe, ſind Männer von Genie, die mich zugleich zu feſſeln und zu ergötzen wußten. Auch der Gelehrte, auch der Weiſe iſt, bis auf einen gewiſſen Grad, den Geſetzen der Mode und des Vorurtheils unterworfen. Er muß manche des Wiſſens unwürdige Dinge lernen, um nicht unwiſſend zu ſcheinen, und durch Blößen, die er in Kleinigkeiten gibt, den Credit, deſſen er zur Beförderung des Guten in wichtigen Sachen nöthig hat, zu vermindern. Sobald Gelehrſamkeit Stand und Beruf eines Menſchen wird: ſo iſt dieſer auch verbunden, manche Theile der Wiſſenſchaften durchzuſtudiren, bloß um zu wiſſen, daß hinter denſelben nichts verborgen ſey; — manche Schriftſteller durchzuleſen, um nur überzeugt zu ſeyn, daß ſie nicht unterrichten.

Auch iſt die Ruhe des Körpers, die bey dem Gelehrten mit der Thätigkeit des Geiſtes verbunden zu ſeyn pflegt, weder der Geſundheit des erſten, noch der Lebhaftigkeit des andern zuträglich. — Allerdings hat das geſchäftige Leben und der Umgang, als Mittel der Geiſtesbildung oder als Quelle des Vergnügens betrachtet, dieſes vor dem Studiren voraus, daß in ihm Verſtand und Sinnen, Seele und Körper zugleich beſchäftiget werden. Die Lebhaftigkeit des Geiſtes muß von Natur größer ſeyn, wenn ſie bey einer ganz ſitzenden Lebensart ungeſchwächt ausdauern ſoll. Das Feuer des Genies muß dem, zum großen Schriftſteller gebohrnen Menſchen in zwiefachem Maaße mitgetheilt worden ſeyn, weil es durch Stille und Einſamkeit, in welcher gewöhnliche Geiſteskräfte erſchlaffen, nicht ſoll gedämpft werden können.

Aber ſo iſt es. Jedes Vergnügen, jede Art der Glückſeligkeit erfordert gewiſſe Eigenſchaften der Natur, ausgebildet durch Fleiß, und in ihrer Anwendung regiert durch Tugend. Das größre Vergnügen ſetzt auch größre und ſeltnere Eigenſchaften voraus. Dank ſey es der Vorſehung, daß wenige Menſchen darauf eingeſchränkt ſind, nur auf eine einzige Art glücklich zu ſeyn. Die meiſten ſollen und können das geſchäftige Leben, die Staatsämter, den Ackerbau, oder den Handel mit den Wiſſenſchaften verbinden. Wer indeß den Kern der letztern auch nur zuweilen und in einigem Grade genoſſen hat, wird mit mir darin übereinſtimmen, daß zu der Glückſeligkeit, die dem menſchlichen Geſchlechte auf Erden zu Theile geworden iſt, die Dichtkunſt, die Philoſophie und die Gelehrſamkeit überhaupt, einen ſehr beträchtlichen Beytrag liefern.

Von der
Popularität
des
Vortrages.

Ich nehme das Wort populär in einem doppelten Sinne. Ich verſtehe unter einem populär geſchriebnen Buche entweder dasjenige, welches dem größern Publicum, und nicht bloß dem Gelehrten, verſtändlich iſt und gefällt; oder das, welches für die niedern Volksklaſſen beſtimmt, und deren Faſſung angemeſſen iſt.

Die Fragen, die hierbey zu unterſuchen vorkommen, ſind: 1) welche Eigenſchaften der Lehrart und des Styls dazu gehören, um ein allgemein lesbares und anziehendes Buch zu ſchreiben, und welche Eigenheiten eine Schrift haben müſſe, um den untern Volksclaſſen brauchbar zu ſeyn; 2) ob es ein Verdienſt, oder ein Tadel ſey, populär zu philoſophiren, und ob die Gabe der Popularität mehr ein natürliches Talent, oder ein Werk der Uibung und der Kunſt ſey; 3) endlich, auf welche Weiſe ſich die Schriftſteller, in die ſchulgerechte und in die populäre Behandlung, zu theilen haben, — oder mit andern Worten, welche Arbeiten der Gelehrten, unter der einen oder der andern dieſer beyden Formen des Vortrags, am glücklichſten von ſtatten gehen?

Die vollſtändige Beantwortung dieſer Fragen könnte Stoff zu einer ziemlich weitläuftigen Abhandlung geben. In dem gegenwärtigen Aufſatze darf der Leſer nichts anders, als einzelne Ideen erwarten, welche dieſer Beantwortung vorarbeiten können.

Um dem größern Publikum in Schriften zu gefallen, dazu gehört eben das, wodurch man der Geſellſchaft im Umgange gefällt. Das erſte iſt, daß man verſtanden werde. Je mehr der Leſer die Gedanken eines Schriftſtellers, bis auf ihre kleinſten Züge durchſchaut: deſto mehr wird er gewiß von ihnen angezogen. Denn jeder Menſch, — der von den gemeinſten Fähigkeiten ſo wohl, als der leichtſinnigſte, — freut ſich über jede Idee, die wirklich in ſeinen Kopf gebracht wird. Was beym Studiren verdrüßlich iſt, und was die meiſten davon abſchreckt, iſt die Bemühung, Ideen in ſich zu erwecken, welche ihren Endzweck nicht erreicht. Hier fängt nun der Unterſchied unter den Menſchen an. Der Wißbegierige und der Menſch von größern Fähigkeiten hält mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf den Vortrag des Lehrers, welcher ihm Unterricht ertheilen ſoll, an, auch wenn er nicht gleich die Ausbeute neuer und ihm völlig verſtändlicher Gedanken davon trägt: und es gelingt ihm vielleicht endlich, hinter den Worten, die anfangs nur Töne für ihn waren, einen Sinn zu entdecken, der ſeine Einſichten bereichert. Der Menſch von trägem Geiſte hingegen, der durch mechaniſche Arbeiten ermüdet, oder zu ſinnlichen Zerſtreuungen gewöhnt iſt, läßt mit ſeiner Aufmerkſamkeit ſogleich nach, ſo bald ſie ihm nicht auf der Stelle mit einem hellern Blick in den Gegenſtand der Betrachtung belohnt. Der populäre Schriftſteller nun ſoll auch für dieſe trägen Köpfe, für dieſe ſchwer begreifenden oder flatterhaften Menſchen arbeiten. Er muß alſo einen höhern Grad von Deutlichkeit beſitzen, — eine ſolche, wenn es möglich iſt, welche das Nichtverſtehen ſeiner Gedanken unmöglich macht.

Dazu iſt dann ein vollokmmner Gebrauch der Sprache das erſte Erforderniß. Der, welcher jedes Wort in deſſen eigenthümlichen Sinne braucht, welcher alle Regeln der Grammatik genau beobachtet, welcher auf die Zweydeutigkeiten, die oft durch Kleinigkeiten in unſern Ausdrücken entſtehn, aufmerkſam iſt, und ſie zu vermeiden ſucht; — der, welcher die Wörter nach dem natürlichſten Zuſammenhange der Ideen, und nach den bekannteſten Analogien der Sprache, zuſammenordnet, das Ueberflüßige von jedem Satze wegſchneidet, die Vorſtellungen, welche zu zahlreich ſind, um auf einmahl ausgedrückt werden zu können, von einander trennt, und diejenigen in einen Satz vereinigt, welche nothwendig zugleich überſehen werden müſſen; der wird ſchon dadurch ſeinen Gedanken ein Licht geben, welches das Faſſen derſelben den Leſern aller Claſſen erleichtert. Und da dieſe Eigenheiten des Styls zu einen guten Style überhaupt erfordert werden; da dieſelben nicht von der Beſchaffenheit der behandelten Gegenſtände, noch von dem Geiſte der Unterſuchung abhängen, ſondern eben ſowohl bey gründlichen und tiefen Unterſuchungen abſtracter Materien vorhanden ſeyn, als bey ſeichten und oberflächlichen der gemeinſten Erfahrungsſachen, fehlen können: ſo iſt diejenige Popularität, welche, durch den vollkommenſten Gebrauch der Sprache erhalten wird, in allen Arten von Schriften möglich, und iſt auch eigentlich Pflicht aller Schriftſteller.

Daher ſehen wir auch, daß bey den Nationen, welche ihre Sprache am meiſten ausgebildet haben, und unter denen die Fertigkeit gut zu ſchreiben am ausgebreitetſten iſt, — bey den Franzoſen vorzüglich, — der Unterſchied zwiſchen *populären* und zwiſchen *bloß für Gelehrte geſchriebnen* Büchern weniger, als unter uns bemerkt wird. Man unterſcheidet dort zwiſchen *gut* und *ſchlecht geſchriebnen* Büchern. Und wenn dieſe letztern doch zugleich brauchbare Sachen enthalten: ſo werden ſie freylich nur von denen geleſen, welche aus dem darin behandelten Erkenntnißzweige ihr eigentliches Geſchäft machen, und von denen bey Seite geſetzt, welche, weil ſie nur ihre Nebenſtunden dem Unterrichte aus Büchern widmen, mit Leichtigkeit und Annehmlichkeit unterhalten ſeyn wollen. Sie ſind alſo, dem Erfolge, — wenn auch nicht der Beſtimmung ihrer Verfaſſer nach, — nur für Gelehrte geſchrieben.

Das es aber bisher bey uns Teutſchen mehr ſchlecht geſchriebne Bücher von nützlichen Inhalte, als bey unſern ſüdlichen Nachbarn, gegeben hat, (bey welchen der gute Kopf ſich faſt immer gut ausdrückt, und mit einem ſchlechten Vortrage faſt immer geringe Einſichten verbunden ſind:) das kömmt, wie mich dünkt, davon her, daß, außer der Kenntniß und dem vollkommnen Gebrauche der Sprache, noch eine zweyte Eigenſchaft zu einem angenehmen Vortrage erfordert wird, die ſich bey jenen Nationen häufiger, als bey uns, findet; — das iſt Einbildungskraft *).

---

*) Als eine andere Urſache kann man annehmen, daß es bey uns noch nicht ſo gar lange her iſt, daß noch andre Perſonen leſen, als die aus dem Leſen und Studiren ihr Hauptgeſchäfte machen. So lange Schriftſteller gewiß ſind, nur von Gelehrten vom Handwerke geleſen zu werden, und nur von deren Urtheil ihren Ruhm zu erhalten: ſo lange werden ſie ihren Vortrag und Styl ein wenig vernachläßigen, und nur den Umfang und die Tiefe ihrer Kenntniſſe zu zeigen ſuchen. Alle Künſtler, — alle, die ſich um das Schöne in ihren Werken bewerben, machen auf allgemeinen Beyfall Anſpruch. Und ſobald das Auge des ganzen Publicums auf ein Erzeugniß des menſchlichen Fleißes gerichtet iſt: ſobald wird daſſelbe auch ein Gegenſtand des Geſchmacks, in deſſen Verſchönerung ſeine Verfertiger wetteifern.

Ich rede noch nicht von den Bildern, mit welchen man die Rede aufhellt, oder ſie ausſchmückt. Ich rede nur von dem leichtern Fluſſe der Begriffe ſelbſt. Mühſames Nachdenken hat einen andern Charakter im Ausdrucke, als Nachdenken, welches dem Redenden oder Schreibenden leicht wird: und das Denken wird leichter, wenn die Imagination thätiger iſt. Bey der Herbeyführung neuer Gedanken, bey dem Uibergange von einer Ideenreihe zur andern, muß dieſe Fähigkeit immer mitwirken. Iſt ſie von Natur lebhaft, oder durch den Gegenſtand erwärmt: ſo geſellen ſich die verwandten Begriffe ſchnell zuſammen, ein Funke zündet den andern. Die Perioden ſind alsdann gedrängter und ründen ſich von ſelbſt ab. Man bleibt bey keinem Gedanken länger ſtehn, als es nöthig iſt, ihn ins gehörige Licht zu ſetzen. Man läßt ſich nicht in Grübeleyen ein, ſondern eilet zum Ziele. Selbſt der eigenthümliche Ausdruck kömmt einem lebhaft bewegten Gemüthe eher ein, als dem kalt nachdenkenden Verſtande. Nur der, welcher auch bey ſeinen Meditationen, etwas leidenſchaftlich iſt, wird mit Leichtigkeit gut ſchreiben können.

Was aber den populären Vortrag vielleicht am meiſten auszeichnet, ſind Bilder und Beyſpiele. Alle allgemeinen Sätze, mit abſtracten Worten geſagt, machen, wenn ihr Inhalt etwas Bekanntes iſt, kein Vergnügen mehr; und ſind, wenn ſie neue Gedanken enthalten, dem großen Haufen ſo lange unverſtändlich, bis ſie ihm in einzelnen Fällen anſchaulich geworden ſind. Sind dieſe Beyſpiele, mit welchen der populäre Philoſoph ſeine Lehren erläutert, erdichtete Thatſachen: ſo machen ſie eine Art von Poeſie aus; und ſie müſſen, wenn ſie ihre Wirkung thun ſollen, poetiſche Wahrſcheinlichkeit und einen beſcheidnen Schmuck haben. Sind es hiſtoriſche, ſo müſſen ſie auf eine angenehme Weiſe erzählt werden. Um deßwillen muß Einbildungskraft und Witz dem Verſtande des Schriftſtellers, der für das größere Publicum arbeitet, zu Hülfe kommen. Er muß nicht bloß das Talent ſeiner Gattung, ſondern wenigſtens einige allgemeine Welt- und Menſchenkenntniß beſitzen. Wenn er ſeine Meditationen verfolgt, ohne ſie auf die wirkliche Welt zurückzuführen; wenn er ſie nicht mit dem praktiſchen Leben, oder doch mit den jedermann vor Augen liegenden Erfahrungen in Verbindung zu bringen weiß: ſo ſtrengt er das Nachdenken der meiſten Leſer zu ſehr an; er läßt ihre übrigen Geiſteskräfte unbeſchäftigt; er reitzt ihre Wißbegierde nicht, er ermüdet ſie, ohne ſie zu belehren.

Alſo: diejenige philoſophiſche Schrift iſt gemacht, auf das größre geſittete Publicum zu wirken, die, mit der Vollkommenheit des lehrenden Vortrags, einen natürlich leichten Fluß der Gedanken verbindet; und in deren Schlußreihen ſo viel Geſchichte oder Poeſie eingewebt iſt, als zur Aufhellung der abgezognen Begriffe, oder zur Beſtätigung der allgemeinen Sätze erfordert wird.

Aber iſt dieß auch genug für den Schriftſteller, der die untere Volksclaſſen belehren will? — Ich irre mich vielleicht; aber ich halte es für ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß man ſich dieſen Claſſen, im Style und in der Sprache nähern müſſe, um ihnen verſtändlich zu ſeyn. Der gemeine Mann verſteht in Sachen, die an ſich nicht über ſeinen Geſichtskreis ſind, den guten teutſchen Ausdruck, wenn er auch einen andern braucht. So wie man, in allen Provinzen eines geſitteten Landes, mit der allgemeinen Landesſprache fortkömmt, wenn auch jede dieſer Provinzen ihren eignen Dialekt hat, ſo kömmt man, unter allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Sprache des geſittetſten Standes fort, wenn auch unter den niedrigern eine andre Sprache geredet wird. Es wird ein reines Teutſch geben, welches dem Gelehrten untadelhaft ſcheint, und doch dem Bauer und Handwerker verſtändig iſt.

Alles kommt darauf an, daß man bey dem, was man ihnen ſagt, keine Kenntniſſe vorausſetzt, die ſie nicht haben können. Dieſen Irrthum kann man ſowohl in Abſicht der Sachen begehn, die man ihnen vorträgt, als in Abſicht der Ausdrücke, in welchen man ſie ihnen vorträgt. Dichteriſche und wiſſenſchaftliche Wörter und Wendungen, — das ſind die beyden Abwege, durch welche man ſeine Schreibart gemeinen Leuten unverſtändlich macht. Beyde ſetzen bey dem Leſer voraus, daß er andre Bücher zuvor geleſen, und einen andern Unterricht, außer dem unſrigen, empfangen habe. Ein Buch, für den Bauern und Handwerksmann geſchrieben, iſt kein anders, als ein Buch, welches, für ſich und durch ſich ſelbſt allein, zu verſtehen iſt. Ich bin deßhalb auch ungewiß, ob es überhaupt nöthig ſey, für dieſe Claſſe eigne Bücher zu ſchreiben. Mich dünkt, der Schriftſteller, welcher die Elemente der menſchlichen Kenntniſſe, über praktiſch nützliche Gegenſtände aufs beſte vorträgt, iſt ein Autor für das Volk *). Dieſen Charakter verliert er nicht, wenn er auch, bey Verfertigung ſeiner Schrift, die unterrichtete und edlere Claſſe vor Augen gehabt hat. Ja es iſt ihm ſogar zu rathen, daß er mehr auf dieſe ſehe, da er ſie auch gemeiniglich beſſer kennt. Wenn ja der gemeine Mann von ſeinem Lehrer noch etwas eigenthümliches fordert: ſo iſt es nur ein höherer Grad von Klarheit und Leichtigkeit des Styls, nicht ein gewiſſer populärer Ton deſſelben.

Dieſer populäre oder Volks-Ton fällt ſehr leicht ins Komiſche. Nicht ſowohl an ſich iſt er lä-

---

*) Ich erkenne indeß doch, daß dies inſofern eine Einſchränkung leide, als es nöthig oder nützlich ſeyn kann, die verſchiednen Claſſen des Volks, jede in Rückſicht auf ihre beſondre Beſchäftigung, und auf die Gegenſtände, mit welchen ſie vermöge ihres Berufs umgebe, zu unterrichten.

cherlich: aber er wird es, wenn er mit der edlern oder lehrenden Schreibart, die doch, wenn man über wichtige Dinge Unterricht ertheilen will, nie ganz zu vermeiden iſt, zuſammengeſetzt wird. Dieſes Lächerliche wird der gemeine Mann ſelbſt gewahr: und es verdrießt ihn mehr, daß der Autor eine Komödie mit ihm ſpielet, um ihm ähnlich zu ſcheinen, als es ihm angenehm iſt, ſeine gewohnten Ausdrücke wieder zu finden.

Dazu kömmt, daß der Volksſtyl, in den verſchiedenen Gegenden eines Landes, ſo mannigfaltig und abwechſelnd iſt. Der Autor, der z. B. unter den Reichs-Bauern das Muſter für ſeinen Styl genommen hätte, würde dem Schleſiſchen dadurch nur deſto unverſtändlicher werden. Die Bücherſprache iſt, in allen Provinzen, ſelbſt dem Landmanne bekannter, als die Volksſprache der einen Provinz in der andern iſt.

Unter den drey oben angegebnen Erforderniſſen einer Schrift, die für das große Publicum beſtimmt iſt, wird nur das dritte eine Abänderung leiden, wenn dieſes Publicum aus den untern Ständen beſteht. Bilder und Beyſpiele werden anders gewählt werden müſſen. Zwar nicht einzig und allein aus den Verrichtungen und der Lebensart der Stände, für welche man ſchreibt. Nicht alle Erläuterungen, welche dem Bauern einen Vortrag aufklären ſollen, müſſen vom Felde und aus dem

Stalle hergenommen ſeyn *). Dieſe gefliſſentliche Herablaſſung mißfällt ſogar den Niedrigern, welche wohl wiſſen, daß der Schriftſteller ſich dazu nur bequemt, weil er ſie für unfähig hält, etwas anders zu begreifen. — Aber der Umkreis der Kenntniſſe, welche man bey ſeinen Leſern vorausſetzen kann, muß doch nicht überſchritten werden: es ſey dann, daß man, auf die Erklärung der Beyſpiele, eben ſo viel Sorgfalt wenden wolle, als auf die Entwickelung der Begriffe ſelbſt.

Es wird ſich nunmehro auf die zweyte der obigen Fragen die Antwort ergeben: daß der populäre Vortrag, da, wo er möglich iſt, der vollkommenſte ſey; daß er aber nur dann möglich ſey, wenn die vorzutragenden Ideen ſchon ihre völlige Entwickelung erhalten haben, und wenn ſie auch *vollſtändig und von ihren Elementen an vorgetragen* werden. Populär kann alſo der Vortrag der Erfinder nie ſeyn, oder er iſt es ſelten. Populär können auch alle die Wiſſenſchaften nicht vorgetragen werden, die als Fortſetzungen andrer anzuſehen ſind, und die Bekanntſchaft mit dieſen ſchlechterdings vorausſetzen.

---

*) Ich füge der vorigen Einſchränkung noch die mit ihr zuſammenhängende bey, ob gleich nicht aller Unterricht, welcher den untern Volksclaſſen im Sittlichen und Wiſſenſchaftlichen gegeben wird, ſeine Beſtätigungen und Beyſpiele aus der Lebensart eines jeden derſelben hernehmen darf, doch auch Bücher nützlich ſeyn können, welche, da ſie den Zweck haben, einen beſondern Stand zu ſeinen Geſchäften vorzubereiten, ſich auf die Gegenſtände die ihm aus Erfahrung bekannt ſind, in ihren Erläuterungen einſchränken.

Der letzte Fall findet hauptſächlich bey den mathematiſchen Wiſſenſchaften ſtatt. Und je mehr eine Wiſſenſchaft von Mathematik in ſich enthält, oder ihr ähnlich iſt: je weniger iſt ein populärer Vortrag davon möglich. In ihr entſpringt immer eine Idee aus der anderen, und der nachfolgende Satz wird nur durch den vorhergehenden verſtändlich. Kein Menſch kann in dieſer an einander hängenden Kette das zehnte Glied begreifen, wenn er nicht die neun vorhergehenden in ihrer Ordnung durchgegangen iſt. Je weiter ſich der Faden fortſpinnt: je unmöglicher wird es, die höheren Sätze irgend jemanden verſtändlich zu machen, wenn dieſer nicht die Wiſſenſchaft vom Anfange an durchſtudiren will.

Die Phyſik iſt mit der Mathematik, ihrem Inhalte nach, genau verwandt: ſie iſt alſo in Abſicht des Vortrags, mit ihr in gleichem Falle. Aber es giebt noch andre Wiſſenſchaften, die ihr bloß ähnlich ſind.

Ich glaube alle Wiſſenſchaften eintheilen zu dürfen, in ſolche, worin nur über Erfahrungen reflectirt wird, — und ſolche, worin Ideen combinirt werden. Zu den erſten gehöret die eigentliche Philoſophie, insbeſondre die Seelenlehre und die Moral. Zu den letztern gehören, außer der Mathematik, alle die Wiſſenſchaften, welche den mechaniſchen Künſten verarbeiten. Erfahrungen machen, und über dieſe Erfahrungen reflectiren, iſt der Antheil aller Menſchen. Ideen oder Sachen auf eine eigne Art verknüpfen: und dieſe Compoſita als die Elemente zu neuen Zuſammenſetzungen brauchen, iſt nur die Sache weniger, welche ein eignes Talent dazu, und einen beſtimmten Zweck dabey haben. Wenn, mit der Länge der Zeit, ſich eine ganze Reihe ſolcher Ideen-Verknüpfungen in einander geſchlungen hat: iſt es keinem Menſchen mehr möglich, die letzte derſelben zu begreifen, der nicht die erſte aus ihren einfachen Beſtandtheilen, und ſo fort die folgenden aus den vorhergehenden, herzuleiten gelernt hat. Ein abgerißnes Stück, aus der Moral, oder der Lehre vom Menſchen iſt jedermann verſtändlich. Man kann die Betrachtungen eines Rouſſeau oder Shaftesbury, über einzelne Leidenſchaften oder Tugenden, faſſen und nutzen ohne je ein Syſtem der Moral ſchulgerecht ſtudirt zu haben. Aber kein Menſch wird die Differentialrechnung oder den Bau einer neu erfundnen Maſchine begreifen, der nicht die Algebra und Mechanik, bis auf den Punct, ſtudirt hat, wo ſich dieſe neuen Erfindungen an die alten Kenntniſſe anſchließen. Der Philoſoph wendet ſich unmittelbar an gemeine Erfahrungen, aus denen er ſeine Sätze herleitet. Der Mathematiker und Künſtler kömmt auch zuletzt auf dieſe gemeinen Erfahrungen, als die erſten Materialien aller Kenntniſſe, zurück, — aber erſt durch ſtufenweiſe Auflöſung der künſtlichen Gewerbe, welche er und ſeine Vorgänger aus denſelben geſponnen hatten. Um deßwillen alſo kann der Philoſoph populär in ſeinem Vortrage ſeyn, d. h. er kann ſich unmittelbar und jedem verſtändlich machen. Der Lehrer der Mathematik und der Künſte kann es nicht ſeyn: das heißt, er kann ſich nur denen verſtändlich machen, welche die nöthigen Vorkenntniſſe erlangt haben.

Ich habe oben geſagt: die Erfinder neuer Ideen könnten ſelten im Vortrag derſelben populär ſeyn. Dieß kömmt aus einer von zwey Urſachen her. Entweder entſtanden dieſe Ideen in der Seele des Erfinders, als Eingebungen, als glückliche Einfälle, die ſich ihm zwar, von einer gewiſſen Seite, in einem hellen Lichte zeigten, im Ganzen aber noch mit ſeinem übrigen Gedankenſyſtem unverbunden blieben. In dieſem Falle fehlt ihnen ſelbſt noch der Grad von Deutlichkeit und Zuſammenhang, der zum populären Vortrage nöthig iſt: Oder ſie entſprangen aus einem eigenthümlichen Ideengange ihres Urhebers, aus einer individuellen Form, in welche er, als Selbſtdenker, alle ſeine Kenntniſſe gebraucht hatte, und unter welcher ſie auf neue Folgerungen führten, ob ſie gleich der Materie nach, längſt bekannt waren. In dieſem Falle wird auch eine eigne Sprache nöthig ſeyn,

um

um von einer ganzen Reihe von Begriffen, dieſe charakteriſtiſche neue Form auszudrücken. Es wird nöthig ſeyn, ein ſo eigenthümlich beſtimmtes Syſtem von ſeinen Elementen an, mitzutheilen, wenn es verſtanden werden ſoll. In dieſem Falle werden die philoſophiſchen Erfindungen den mathematiſchen ähnlich ſeyn. Sie werden, wie dieſe, von vorne an, ſtudirt werden müſſen; und ein populärer Vortrag derjenigen Theile, welche in der Reihe der Meditationen die ſpätern waren, wird unmöglich ſeyn.

Deſſen ungeachtet gibt es, nothwendiger Weiſe, Grenzpuncte, wo dieſe eſoteriſche Philoſophie ſich an die populäre anſchließt. Irgendwo muß das künſtliche Syſtem den Faden der Ideen, welchen der gemeine Menſchenverſtand darreicht, aufgefaßt haben. Und wer alſo von dieſem Puncte anfängt, muß, wofern nicht jene eigenthümliche Form des Syſtems wirkliche Abweichungen von der allgemeinen Menſchenvernunft enthält, — (in welchem Falle ſie zugleich Irrthümer verbergen müßte;) die ganze Reihe wiſſenſchaftlicher Begriffe in ſolche populäre, als die waren, woraus ſie herſtammen, auflöſen können

Man kann alſo mit Recht ſagen, daß der höchſte Grad der Vollkommenheit und Ausarbeitung philoſophiſcher Ideen dann erſt erreicht iſt, wenn ſie ſich allen Menſchen von gebildetem Verſtande, auf eine leichte Art mittheilen laſſen. Aber deßwegen kann doch das größere Verdienſt denjenigen zugehören, welche entweder den Vorrath der menſchlichen Ideen mit neuen, noch nicht ganz aufs Reine gebrachten, Zuſätzen bereichern, oder ihn, vermöge des eigenthümlichen Charakters ihres Geiſtes, in eine neue, aber andern Menſchen weniger faßliche Form und Ordnung bringen. Ich ſage: das Verdienſt dieſer unpopulären Philoſophen um die Wiſſenſchaften überhaupt kann größer ſeyn, als das Verdienſt derer, die, entweder weil ihre Ideen vollſtändiger entwickelt ſind, oder weil ihre Art zu denken eine größre Aehnlichkeit mit der gemeinen Faſſungskraft hat, leichtere und angenehmere Schriftſteller für das größre Publicum abgeben.

Noch eine Bemerkung muß ich in Abſicht des unpopulären Syſtematikers hinzuſetzen.

Das Durchdenken einer Reihe alter Begriffe, unter einer ſolchen neuen Form, die von den perſönlichen Eigenthümlichkeiten des denkenden Mannes herrührt und denſelben entſpricht, führt gewiß auf ungewöhnliche Folgerungen und Ideenverknüpfungen, und iſt inſofern ein Weg zur Erfindung. Es iſt aber dieſe individuelle neue Form, immer nur als Vehikel, oder als ein neuer Geſichtspunct nützlich, unter welchem bekannte Gegenſtände eine neue Abſicht darſtellen. Iſt dieſe Anſicht nicht ein bloßer Schein; ſo wird ſie ſich gewiß nach und nach auch denen zeigen, welche die Sache aus andern Standorten nur aufmerkſam genug betrachten. Käme es nie dazu: ſo würde die entdeckte Wahrheit dem menſchlichen Geſchlecht unnütz ſeyn; weil ſie nur unter einer ſo beſtimmten Form denkbar oder überzeugend wäre, die niemahls der Natur aller Menſchen angemeſſen ſeyn kann. Geſchieht es aber: ſo wird alsdann das Gerüſte des Syſtems abgebrochen, und die techniſche Sprache des Erfinders mit der gemein verſtändlichen vertauſcht werden können. Wenn nur erſt die Reſultate rein, und von dem Zuſatze des individuellen, das immer etwas Fehlerhaftes enthält, geſäubert ſind: ſo gelingt es gemeiniglich auch, die Prämiſſen auf gleiche Weiſe von der bloß subjectiven Form des erſten Erfinders zu entkleiden. Dann erſt wird dieſe neue Philoſophie eine wirklich objective Kenntniß, — und bekömmt alsdann, mit ihrer größern Brauchbarkeit, auch die Geſchmeidigkeit, populär vorgetragen werden zu können.

Es haben ſeit einiger Zeit verſchiedene Schriftſteller aus der Kantiſchen Schule, an den Nahmen eines Populärphiloſophen, eine verächtliche Nebenidee geknüpft. Sie ſcheinen mir aber, ſowohl in ihrem Gebrauche des Worts, von der wahren Bedeutung deſſelben abzuweichen, als, in ihrem Urtheile über die Sache, ſich eines unrichtigen Maaßſtabes zu bedienen. Populär-Philoſophen heißen bey ihnen, ſo wie ich ſie habe verſtehen können, diejenigen, welche nicht bis zu den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß hinaufgeſtiegen ſind, und dieſe in ihrem Syſtem nicht aufs Reine gebracht haben, ehe ſie über andre Sachen zu philoſophiren anfingen. Aber mich dünkt, das Wort Populärität ſoll nicht ſowohl die Gegenſtände bezeichnen, welche man behandelt, als die Art und Weiſe, wie man ſie behandelt. Der, welcher ſeine Forſchungen nur über die gemeine Natur, welche er vor Augen ſieht, und die alltäglichen Veränderungen, welche er in ſeinem eignen Buſen fühlt, angeſtellt, und ſie nie bis zu jenen höchſten Speculationen fortgeſetzt hat, kann demohnerachtet ſehr unpopulär philoſophiren. Sein Vortrag kann abſtract, trocken, ſchwer, und nur für die Eingeweihten ſeiner Schule verſtändlich ſeyn. Hingegen iſt es möglich, wie unter andern Humes Beyſpiel gelehrt hat, über die erſten Elemente unſrer Erkenntniß auf eine faßliche und ſelbſt auf eine anmuthige Art zu ſchreiben. — Was aber die Schätzung der Sachen betrifft: ſo glaube ich, daß es unbillig iſt, Unterſuchungen irgend einer Art zu verachten, weil ſie nicht bis auf die erſten Gründe aller Erkenntniſſe zurückgeführt worden ſind. — Iſt es etwa überhaupt nicht möglich, irgend etwas zu erkennen, ſo lange man nicht jene erſten Gründe entdeckt hat? — So iſt das menſchliche Geſchlecht bis auf dieſen Augenblick in einer gänzlichen Unwiſſenheit geweſen. Und da, aller Fortſchritte der neuen Philoſophie ungeachtet, doch jene Principien noch nicht, auf eine den Erfindern ſelbſt genugthuende Weiſe endeckt ſind: ſo bleibt es für jetzt noch ungewiß, ob der menſchliche Geiſt je andrer und ſolcher unphiloſophiſchen, oder populärphiloſophiſchen Unterſuchungen fähig ſeyn werde.

Indeß da die gemeinen Kenntniſſe, die man bisher in der Moral und Seelenlehre, ohne die Hülfe jener Grundprincipien, entdeckt hat, eben ſo wohl zu etwas brauchbar erfunden worden ſind, als die Entdeckungen, welche man, dieſes Mangels der erſten Gründe ungeachtet, in der Mathematik und den Künſten gemacht hat: ſo iſt es ohne Zweifel auch erlaubt, in dieſe unvollſtändigen Bruchſtücke von Kenntniſſen etwas mehr Licht, Genauigkeit und Ordnung zu bringen, als, ohne eine beſondre auf ſie gewandte Sorgfalt, darin herrſchen würde. Dieſe, mit mehr als gewöhnlicher Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Ordnung, vorgetragnen gemeinen Begriffe, hat man bisher Philoſophie genannt. Will man ihnen dieſen Titel verweigern, ſo liegt daran nichts. Aber daran iſt etwas gelegen, daß jeder Gelehrte ſein Feld anbaue, ohne den herabzuſetzen, welcher auf eine andre Art, als er, dem Publicum nützlich zu werden ſucht.

Ich komme nach dieſer kleinen Abſchweifung, auf den Gegenſtand, welcher mich hier hauptſächlich beſchäftigt, zurück: und ziehe aus dem Geſagten den Schluß, daß eine Unterſuchung tief und gründlich, -- und doch dabey all-

gemein faßlich, und ſelbſt *leicht* ſeyn kann.

Es iſt dieß vielleicht nicht gleich anfangs möglich, während daß man die Unterſuchung ſelbſt anſtellt; weil man ſich nicht wohl zwiſchen zwey Arbeiten, — der auf die Sache, und der auf den Vortrag gewandten, — theilen kann. Es wird auch immer nöthig bleiben, daß, von einer zuſammenhängenden Reihe von Begriffen, die frühern Glieder demjenigen zuvor beygebracht worden ſeyn müſſen, welchem die ſpätern verſtändlich ſeyn ſollen. Aber alle Sätze, die aus ſolchen Erfahrungen gefolgert werden, welche *alle Menſchen gemacht haben* müſſen auch *allen einleuchtend gemacht werden können*. Finden ſich dabey noch Schwierigkeiten: ſo muß *entweder* das Band zwiſchen dem allgemeinen Satze und den Erfahrungen, woraus er geſchöpft iſt, noch vollſtändig entwickelt ſeyn, — und dieß iſt bey Erfindungen der Fall, welche noch in ihrer Kindheit ſind; *oder* es iſt der vorzutragenden Wahrheit noch zu viel von den zufälligen Eigenheiten ihres erſten Erfinders beygemiſcht; *oder* endlich die Sprache, das Werkzeug der Mittheilung, iſt bey der Darſtellung jener Wahrheiten nicht mit gehöriger Geſchicklichkeit gebraucht. Nur an einer von dieſen drey Urſachen kann es liegen, wenn Philoſophie ein ſo räthſelhaftes Anſehn hat, als wenn nur Eingeweihte ihre Geheimniſſe begreifen könnten.

Dieſen Betrachtungen zu Folge würde ich den Schriftſtellern zurufen: „Laßt uns, in ſo fern Popularität von der *Vollſtändigkeit* und *Richtigkeit* der Begriffe, und von dem *vollkommenſten Gebrauche* der *Sprache* abhängt, *alle* auf Popularität hinarbeiten. Aber bey unſern Meditationen, während der Unterſuchung, ſelbſt, laßt uns die Ideen auch in ihrer erſten rohen Geſtalt, in der ſie nur uns ſelbſt verſtändlich ſind, auffaſſen; und weder ihre Trockenheit noch Verwickelung ſcheuen. Auch einem Lichte, das noch nicht helle genug iſt, um andern zu leuchten, müſſen wir nachgehn, wenn wir nur ſelbſt die Gegenſtände dabey erkennen können. Bey dieſer Arbeit laßt uns auch unſrer *Eigenheit* mehr nachgeben, und um das Publicum weniger bekümmert ſeyn. Die Denkkraft wird geſchwächt, wenn ihr Zwang angethan wird: und die Bemühung, unſre Gedanken andern deutlich zu machen, iſt eine Art von Zwang. Bey der erſten Hervorbringung der Begriffe muß der Ausdruck in gar keine Betrachtung gezogen werden: damit ſie deſto mehr unſer eigen ſind, und ihren freyen Gang behalten. — Doch, Achtung fürs Publicum, und ſelbſt Achtung für die Wahrheit erfordert, daß wir auf dieſe, ſo ganz in unſrer Manier gedachten Sätze einen zweyten Fleiß wenden, um ihnen wo möglich dieſes *Manierte* zu benehmen, und ſie in

„der Geſtalt der ſimpeln und allen gemeinſchaftlichen Natur darzuſtellen, in welcher allein ſie auch „zu den Gemüthern andrer Menſchen Zugang finden, und mit ihren Gedankenſyſtem vereinigt werden können.“

Uiber den Gebrauch
des Worts
Frankreicher
für
Franzoſen.

Ich werde gewahr, daß ich alt werde. Neuerungen fangen an bey mir ſchweren Eingang zu finden. -- Ich erinnere mich, wie leicht ich mich in meiner Jugend, mit dem Worte entſprechen vertrug, das damahls ſeine erſte Erſcheinung in unſerer Sprache machte, — und mit welchem Eifer ich mich ſogar deſſelben, gegen die Sprachlehrer aus der Gottſchedſchen Schule, annahm. Warum erregt jetzt das Wort Frankreicher, das ſo gute Autoritäten für ſich hat, bey mir eine widrige Empfindung? — Entſprechen hat, trotz der Einwendungen der damahligen ältern Welt, ſeinen Platz in der Sprache behauptet. Vielleicht wird das Wort Frankreicher eben ſo über meine Einwürfe ſiegen, und zuletzt mich ſelbſt mit ſich ausſöhnen. Indeß, ſo lange meine jetzige Empfindung dauert, muß es mir auch erlaubt ſeyn, meine Einwürfe vorzutragen. Wer nur ſeine Gründe angibt, warum er ſo oder anders denkt; der mag immerhin durch Jugend oder Alter in ſeinen Meinungen ein wenig irre geleitet werden: er wird doch Prüfung veranlaſſen; und ſelbſt ſein einſeitiges Urtheil wird beytragen, die öffentliche Meinung über den Gegenſtand unparteyiſcher und richtiger zu machen.

Frankreicher thut zuerſt meinem Ohre wehe: bloß weil es fremd, und das Wort Franzoſe mir geläufig iſt. Und in der Sprache, ich geſtehe es, liebe ich keine Veränderung, die nicht augenſcheinlich Verbeſſerung iſt. Die Sprache iſt der Spiegel, in welchem der eine Menſch des andern Ideen erblicken ſoll. Je durchſichtiger dieſer Spiegel iſt, je weniger man ihn ſelbſt gewahr wird: deſto reiner und klärer erſcheint das Bild. Alles, was in den Wörtern unſre Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich zieht, ſchwächt unſre Aufmerkſamkeit auf die Sachen. Dieß thut vorzüglich das Fremde. Man ſtutzt wenigſtens eine kurze Zeit bey dem ungewohnten Klange, und vergißt ſo lange den Gegenſtand. Dieſe Unterbrechung iſt allemahl ein Uibel, wenn auch nur ein kleines. Wird dieß durch ein höheres Gut, es ſey durch eine vollkommnere Darſtellung des Begriffs, es ſey durch mehr Sprachrichtigkeit und Wohlklang erſetzt: ſo billigt zuerſt die Vernunft den neuen Ausdruck, die Gewohnheit ſöhnt nach und nach auch das Gefühl damit aus, und das Wort wird mit Recht aufgenommen.

Aber worin läge derjenige Vorzug des Worts Frankreicher, vor dem Worte Franzoſen, der uns bewegen könnte, das unangenehme Gefühl des Fremden bey ihm zu vergeſſen? Iſt die vermeinte Zweydeutigkeit des alten Worts, und der Mißbrauch, den wir davon gemacht haben, eine eckelhafte Krankheit zu bezeichnen, die Urſache der Neuerung? — Aber ſo wäre es ja weit natürlicher, den Nahmen der Krankheit, als den Nahmen der Nation abzuändern. — Und in der That iſt auch jener ſchon aus der Sprache der geſitteten Welt verbannt, und hat in ihr ein ſo vollkommnes und bekanntes Aequivalent, daß er gar nicht vermißt wird. — Oder iſt es, weil das Wort Franzoſe, nach der Analogie keines teutſchen Worts, gebildet, und bloß das verteutſchte, oder verſtümmelte françois iſt? — Aber iſt es nicht in allen Sprachen gewöhnlich, die Nahmen fremder Nationen aus den Benennungen herzuleiten, die dieſe ſich ſelbſt geben; — iſt es nicht ſelbſt ein Vorzug, wenn man dieſen National-Nahmen ſo genau, als möglich nachahmen kann? In vielen andern Fällen hat die Genauigkeit unſrer teutſchen Gelehrten Neuerungen in den Nahmen ausländiſcher Völker und Perſonen gemacht, um ſie der Rechtſchreibung, oder der Ausſprache, die ſie in den Landesſprachen haben, näher zu bringen. Abyſſinien iſt in Habeſch, Aleppo in Halep, und Mohamed und Genziskan, in Muhämmed und Genkischan verwandelt worden. — Und nur in dieſem Falle, wo ſchon der allgemeine Sprachgebrauch den Nahmen, welchen die Nation ſelbſt ſich gibt, mit einer kleinen Abweichung eingeführt hat: hier ſollte es eine Sprachverbeſſerung ſeyn, wenn wir davon abgingen, und einen Nahmen dafür annehmen, der unſer eignes Machwerk iſt?

Aber nun, als eigne Schöpfung betrachtet, iſt dann das Wort Frankreicher zweckmäßig, — und nach der Analogie der Sachen und der Sprache zuſammengeſetzt?

Es iſt, wie mich dünkt, ein Unterſchied zwiſchen Nationen, die ihren Nahmen den Ländern gegeben, und ſolchen, die ihren Nahmen von ihren Ländern empfangen haben. Im letztern Falle iſt es ſchicklich, im erſtern iſt es unſchicklich, das Wort, welches die Nation andeutet, von dem Worte, welches das Land bezeichnet, abzuleiten.

Unſre Sprache hat dieſe Regel im Ganzen ſo gut beobachtet, als man die Beobachtung irgend einer Regel, von ſo zufälligen und ſo mannigfaltigen Urſachen, als bey der Bildung der Wörter und Nahmen in einer Sprache zuſammenwirken, erwarten kann. Diejenigen Nationen, welche als Völkerſtämme uns eher bekannt waren, als die Länder, welche von ihnen bewohnt werden, oder welche uns wenigſtens früher merkwürdig genug wurden, um einen eignen Nahmen in unſrer Sprache zu bekommen, haben auch dieſe alten Nahmen, — (freylich mit Abänderungen, welche die Länge der Zeit und die unwillkürliche Verfälſchung der Ausſprache hervorgebracht hat,) behalten; — und die Länder-Nahmen ſind von ihnen abgeleitet, oder durch Zuſammenſetzung mit ihnen gebildet worden. — Der merkwürdigſte aller Völkerſtämme, für den Teutſchen, iſt der teutſche Stamm ſelbſt. Und ſo nennt er auch ſich bey ſeinem alten Nahmen: und nennt das Land von ſich, Teutſchland: — nicht umgekehrt ſich vom Lande, — wo es Teutſchländer heißen müßte. Ruſſen und Dänen waren, als eigne von andern abgeſonderte Nationen, uns hinlänglich bekannt, um daß ihre Nahmen unter uns einheimiſch werden konnten: aber die geographiſche Lage ihrer Länder wurde erſt ſpäter entdeckt, und die Grenze ihrer Reiche blieb für uns lange unbeſtimmt. Um deßwillen ſind ſie Ruſſen und Dänen geblieben: und ihre Länder bezeichnen wir, als Rußland und Dänemark, nur dadurch, daß das eine das Land der Ruſſen, und das andre die Mark oder das Grenzland der Dänen iſt.

Umgekehrt iſt der Fall, wo die Kenntniß und Benennung der Länder, vor der Kenntniß und Benennung der Einwohner, vorherging. Die Angeln, z. B. waren, vor der Zeit, da ſie ſich in Britannien feſtſetzten, eine kleine unbedeutende Völkerſchaft. Sie hatten ſchon der Inſel, welche von ihnen war erobert worden, ihren Nahmen gegeben, ehe ſie den übrigen teutſchen Völkerſtämmen recht bekannt wurden. Der Nahme England kam in allgemeinen Umlauf, zu einer Zeit, da der Nahme Angeln noch nicht im Munde der Teutſchen war. Dieſe benannten alſo die neuen

Einwohner Großbritanniens, obgleich letztre ihre alte Landsleute, und durch einen eignen National-Nahmen unterſchieden wären, doch nach dem Nahmen des Landes, der ſelbſt von jenem National-Nahmen abgeleitet war. Es waren Engländer, nicht Angeln.

Finnen und Lappen ſind uns erſt in der neueſten Zeit, als eigne Völkerſtämme bekannt, und dieſe Nahmen ſind nur von den Gelehrten in die teutſche Sprache eingeführt worden. Vorher hieß man dieſe Nationen Finnländer und Lappländer; welche Nahmen uns noch die geläufigſten ſind. Die Urſache iſt, weil wir hier erſt mit und nach dem Lande die Völkerſchaft kennen lernten.

Wie iſt es nun mit der Nation beſchaffen, von der wir reden? Bekanntlich hieß das Land, welches jetzt die Franzoſen inne haben, Galien; und die Nation hatte, ehe ſie das Land einnahm, den Nahmen der Franken, — eine ſchon in ihren teutſchen Sitzen ausgezeichnete, große und allgemein bekannte Völkerſchaft. Die Veränderung, in dem Beſitze und in dem Nahmen des Landes, ging vor den Augen von ganz Teutſchland vor. Kein Wunder, daß wir nicht erſt abwarteten, bis ſich der Nahme des Landes in unſrer Sprache gebildet hatte, und dann erſt von demſelben den Nahmen der neuen Einwohner ableiteten; ſondern daß wir dem Lande von ſeinen Beherrſchern den Nahmen gaben, und es als das Reich der Franken bezeichneten, — bey dem Nahmen des Volks aber uns nach der Veränderung richteten, die es ſelbſt mit ſeinem Nahmen vorgenommen hatte. So wie in Frankreich aus Francs, François wurde: ſo wurde bey uns aus Franken Franzoſen.

Dieſes letztre iſt eine wirkliche Verfälſchung: in ſofern man wenigſtens keinen Grund zu der Veränderung einſieht. Daher auch, wenn es nöthig wäre, das Wort Franzoſen aus der Sprache zu verbannen, es immer beſſer ſeyn würde, es mit dem urſprünglichen Nahmen der Franken zu vertauſchen, als die Nation Frankreicher zu nennen: weil letzteres Wort die unrichtige Idee erregt, daß ein Land, Frankreich genannt, den vorher unbenannten Einwohnern ſeinen Nahmen mitgetheilt habe.

Der einzige ähnliche Fall, den meines Wiſſens die teutſche Sprache von einem nomine gentilitio (dem Nahmen eines Volks) darbiethet, das von den Nennworte Reich abgeleitet wäre, iſt das Wort Oeſterreicher. Aber gerade hier finden wir die Urſache und gleichſam den Sinn dieſer Ableitung: wodurch wir abgehalten werden müſſen, eine ähnliche bey dem Worte Frankreicher zu verſuchen. Die Einwohner des Landſtrichs, welcher jetzo Oeſterreich heißt, machten nie eine eigne Nation, nicht einmahl einen eignen teutſchen Völkerſtamm aus. Sie hießen Bayern, und ihr Land gehörte auch zu dem Herzogthum Bayern, und war unter dem Nahmen deſſelben verborgen, bis ungefähr um das Jahr 928 eine bloß politiſche und geographiſche Abſonderung dieſes, am meiſten öſtlich gelegnen, Theils von Südteutſchland, unter dem Nahmen eines Markgrafthums gemacht, — und bis im Jahr 1156, unter Friedrich dem Erſten, dieß Markgrafthum Oeſterreich zu einem unabhängigen Herzogthum erhoben wurde: ſeit welcher Zeit es einen der größern Beſtandtheile des teutſchen Staatskörpers ausmacht. Da man von dieſer Zeit an auch die Einwohner mit einem eignen Nahmen belegen wollte: ſo war, da ſie ſich als Völkerſchaft von ihren Nachbarn gar nicht unterſchieden, kein anderes Mittel dazu, als den ſchon vorhandnen geographiſchen Nahmen des Landes, auf irgend eine Art, auf ſie anzuwenden. Sie waren nur deßwegen Oeſterreicher, weil ſie in Oeſterreich wohnten.

Iſt nun der Fall, in welchem ſich die Einwohner Frankreichs befinden, dieſem ähnlich: ſo mag auch die Analogie des Worts Oeſterreicher bey ihrer Benennung gelten. Iſt das Gegentheil: ſo halten wir uns billig an die weit allgemeinere Analogie der Sprache, nach welcher das Wort Reich keine ſolche Ableitungen leidet. Die Nahmen Engländer, Finnländer u. ſ. w. haben die Sprach-Aehnlichkeit für ſich, nach welcher auch die Appellativa Inländer und Ausländer von dem Worte Land abgeleitet ſind. Königreicher hingegen zu ſagen, um die Einwohner von Königreichen anzuzeigen, iſt unteutſch und unnatürlich.

Ich ſetze hinzu, daß mit dem Nahmen Franzoſen ſchon die Begriffe von gewiſſen Charakterzügen der Nation dunkel verbunden ſind. Wenn wir ſagen, ein Franzoſe: ſo denken wir uns einen lebhaften, geiſtreichen, leidenſchaftlichen, in der Jugend eiteln und leichtſinnigen Menſchen. Wenn wir ſagen ein Frankreicher: ſo denken wir uns gar nichts. Jener Charakter iſt freylich nicht genau und vollſtändig gezeichnet; — und wolle der Himmel, daß wir nicht zu den gedachten Zügen, nach den Erfahrungen unſrer Zeit auch noch Grauſamkeit und wilde Wuth ſetzen müſſen: aber er enthielt doch bisher die ungefähre Summe einer Menge von Erfahrungen. — Und ſollte dieß nicht eben ein Grund ſeyn, welcher Veränderungen in der Sprache, wenn ſie nicht von der äuſterſten Wichtigkeit ſind, abräth, daß wir bey neuen Wörtern gewiſſe dunkle Vorſtellungen von den Eigenſchaften der Sache verlieren, welche Zeit und Gewohnheit an den Schall der ältern geknüpft hat: — Vorſtellungen, die, ſo lange uns beſſere und gründlichere Einſichten mangeln, doch irgend einen nicht ganz unnützen Stoff zum Urtheilen und zum Nachdenken geben.

Bruchſtücke
zu der Unterſuchung
über den
Verfall der kleinen Städte,
deſſen Urſachen,
und die Mittel ihm abzuhelfen.

Es iſt eine gemeinſchaftliche Klage mehrerer Länder, daß der Wohlſtand der Landſtädte*), gegen vorige Zeiten, abgenommen habe. In jeder teutſchen Provinz kann man Städte nennen, die noch vor wenigen Menſchenaltern an Volksmenge und Betriebſamkeit der Einwohner blühten: und deren Häuſer jetzt in Unwerth ſind, deren Werkſtätte leer ſtehn, und deren Einwohner arm werden.

Schon dieſer Umſtand, daß die Klage mehreren Ländern gemein iſt, beweiſet, daß die Schuld nicht an den Regierungen allein liege, denen man ſo geneigt iſt, jedes ins Große gehende Staatsübel aufzubürden. Oertliche Urſachen können nur ſo weit wirken, als ſie reichen: und Maaßregeln, welche nur in einem Lande allein befolgt worden ſind, können nicht als die Urſachen von Begebenheiten angeſehn werden, die ſich in vielen Ländern zugleich zutragen.

Auf ſolche Weiſe verhält es ſich mit dem Steigen der Güterpreiſe, mit der Herabſetzung des

---

*) Unter Landſtädten verſtehe ich ſolche, die weder Reſidenzen noch große Handelsplätze ſind.

Zinsfußes. Dieſe Veränderungen gehen in einem großen Theile von Teutſchland zu gleicher Zeit vor: und die Urſachen, woraus ſie entſtehn, müſſen in dem gemeinſchaftlichen Zuſtande dieſer Länder geſucht werden. — Das veränderte Verhältniß des ſtädtichen Nahrungsſtandes gegen die Landgewerbe, gehöret ebenfalls unter ſolche allgemeine Erſcheinungen, die man unrichtig, aus eingeſchränkten Operationen der einen oder der andern Landesregierung allein zu erklären ſucht.

Aber auch die Thatſache ſelbſt, welche erklärt werden ſoll, muß zuerſt berichtiget werden. Wenn man von dem Verfalle ehedem blühender Städte reden hört: ſo wird man nicht immer an das Aufblühn andrer erinnert, die in unſern Zeiten eine ihnen zuvor unbekannte Volksmenge und Wohlhabenheit erhalten haben. Dieſe Wanderungen des Kunſtfleißes und des Reichthums, von einem Orte, von einer Gegend eines Landes zur andern, ſind allen, auch den im Ganzen noch ſo blühenden Ländern gemein. Selbſt in dem Lande, welches die augenſcheinlichſten Vorſchritte vor andern in allen Gewinn bringenden Beſchäftigungen gethan hat, — ſelbſt in England, fehlt es nicht an Städten, die im Alterthume wohlhabend und bevölkert waren und jetzt arm und menſchenleer ſind. Schon die von den Engliſchen Patrioten ſo oft getadelte Ungleichheit der Parlaments-Repräſentation iſt hievon ein Beweis: ſo wie ſich auch dieſer Mangel ihrer Verfaſſung, nur aus jenen, in dem Zuſtande ihres Landes vorgegangenen Veränderungen, erklären läßt. Seit dem Zeitpuncte, in welchem es beſtimmt wurde, welche Abtheilungen des Reichs eigne Repräſentanten in deſſen geſetzgebende Verſammlung ſchicken ſollen, ſind Städte zu Flecken, und unbedeutende Flecken zu großen Städten geworden. Die Geſetze und willkürlichen Einrichtungen der Menſchen ſind geblieben: die natürlichen Verhältniſſe der Dinge, auf welche jene ſich gründeten, haben ſich abgeändert. — Wären nicht in England, ſo gut wie in andern Ländern, viele ehedem blühende Städte in Verfall gerathen: ſo würden nicht hin und wieder armſelige Flecken, ja ſelbſt einzelne Häuſer eigne Parlamentsglieder ins Unterhaus ſchicken. Die Anzahl ſolcher, von ihrem alten Wohlſtande herabgeſunknen Städte, muß nicht geringe ſeyn, da die Anzahl ſolcher Glieder des Unterhauſes, welche die Repräſentanten weniger und armſeliger Wahlherren ſind, anſehnlich genug iſt, um dem Hofe einen entſchiedenen Einfluß in die Zuſammenſetzung des Parlaments zu verſchaffen. Aber deßwegen iſt England nicht in Verfall. Für ein Old-Sarum oder Winchelſea ſind Städte, wie Mancheſter, Birmingham und Liverpol, aus dem Nichts, oder aus dem geringſten Anfange emporgeſtiegen, und haben, ohne die Rechte jener alten Städte zu erhalten, den Beytrag derſelben zum allgemeinen Nationalreichthum ſehr reichlich erſetzt.

Dieſe Geſchichte Englands iſt die Geſchichte vieler teutſchen Länder; ſie iſt auch die Geſchichte Schleſiens. Wir haben zu unſrer Zeit Goldberg und Waldenburg und Reichenbach ſich verſchönern, bevölkern und bereichern geſehn, indeß andre Städte, wie Steinau, Liegnitz, Löwenberg, ihre vorige Nahrung und Volksmenge verloren haben.

Indeß, wenn auch dieſe Klage übertrieben wird: ſo iſt ſie doch nicht ganz ungegründet. Daß die Städte im Ganzen verloren haben; daß die Anzahl der blühenden gegen vorige Zeiten vermindert, — daß ihr Wohlſtand, im Verhältniſſe mit dem Wohlſtande der Landeigenthümer geſunken iſt; daß diejenigen, welche noch blühen, nicht durch Gewerbe, welche allen Städten gemein ſeyn können, ſondern durch beſondre Manufactur- oder Handlungs-Zweige, die nur an wenigen Orten Statt finden, ihren Flor erhalten: darüber iſt, in unſerm Lande, ſo wie in mehrern Provinzen Teutſchlands, nur Eine Stimme.

Es iſt der Mühe werth, die Abwechſelungen des Wohlſtandes, bey den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft, und die Urſachen dieſer Abwechſelungen, ſo weit man ſie in den, über alle ſolche Gegenſtände, nur dunkeln und zweydeutigen Zeugniſſen der Geſchichte, auffinden kann, zu unterſuchen.

Ob gleich, wie man behauptet, in den mittlern Zeiten, die Verbindung unter den Ländern Europens, und ſelbſt unter den verſchiedenen Theilen eines Landes, ſehr gehindert und unvollkommen war: ſo muß doch ein gemeinſchaftlicher Genius zeitig über Europa geherrſcht, oder die Macht des Beyſpiels muß Mittel gefunden haben, von dem einen ſeiner Völker zum andern durchzudringen. Wenigſtens finden wir gewiſſe Erſcheinungen zu beſtimmten Epochen, faſt durch ganz Europa allgemein: und die Veränderungen dieſes ähnlichen Zuſtandes fallen gleichfalls in gleichzeitige Perioden.

In eben dem Jahrhunderte, in welchem Italiäniſche Städte zu der Größe mächtiger Republiken emporſteigen, ſehen wir die Städte in allen Europäiſchen Ländern groß und bedeutend werden. Der Fortgang ihres Glücks iſt nicht allenthalben gleich ſchnell, und erreicht nicht allenthalben dieſelbe Höhe: aber allenthalbeh thut die kunſtfleißige und handelnde Claſſe, zu der ihre Einwohner gehören, merkliche Schritte vorwärts, und erlangt ein, ihnen zuvor nicht zukommendes, Gewicht unter ihren Mitbürgern. Daß Florenz und Piſa, Venedig und Genua, im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte, Reichthümer, Unabhängigkeit und endlich Herrſchaft erlangten: das befremdet niemanden, — ſchon vielleicht deßwegen, weil das Factum ſelbſt ſo bekannt iſt, — aber gewiß auch, weil einige große Urſachen in die Augen fallen, welche gemeinſchaftlich auf den Zuſtand dieſer Städte wirkten, und ihn zu einer und derſelben Zeit emporhoben. Aber wenn wir bemerken, daß in eben dieſem Zeitraume die Freyheit und Größe der teutſchen Reichsſtädte gegründet wird, der Hanſeatiſche Bund ſeinen Anfang nimmt, die Flandriſchen Städte mit Induſtrie und Reichthume den republicaniſchen Geiſt bekommen; daß in Norden, unter einem noch halb barbariſchen Volke, ſich eine handelnde Republik in der Stadt Novogrod bildet; daß Bergen in Norwegen und London in England zu gleicher Zeit ſich emporheben, und daß ſelbſt die Städte Frankreichs und Spaniens ſich ein Anſehn in ihren Staaten, und einen Einfluß in die Regierung erwerben, von welchen wir in frühern und ſpätern Zeiten keine Spur finden: ſo ſetzt uns die Aehnlichkeit dieſer Vorfälle in Erſtaunen, weil die Urſachen verborgen ſind, welche, in ſo entfernten Gegenden Europens, den Zuſtand der Dinge auf eine gleichförmige Weiſe verändern konnten *).

---

*) In allen, auch den mittelmäßigen Städten Teutſchlands, ſind die größten Gebäude, Kirchen, Thürme, die koſtbarſten Gemeinanſtalten, deren wohlthätiger Einfluß zum Theile noch fortdauert, aus jenen entfernten Zeiten. Es würde heute zu Tage, da doch der Reichthum der Länder im Ganzen zugenommen hat, das Vermögen einer Stadt wie Breßlau faſt überſteigen, Kirchen, wie unſre Breßlauiſchen ſind, durch die Beyträge ihrer Bürger aufzuführen.

Meine Abſicht iſt nicht, die Geſchichte des Aufblühens und des Verfalls der Städte zu ſchreiben. Aber ich will aus dieſer Geſchichte einige Umſtände ausheben, welche auch zur Erklärung derjenigen Veränderungen, welche noch jetzt im Zuſtande der Städte vorgehn, brauchbar ſeyn können.

Man ſieht zuerſt, wie *Macht* und *Anſehn* im Staate Einfluß auf den *Wohlſtand* habe. Jede Claſſe von Bürgern, jeder Stand, jeder Theil eines Reichs, der unterdrückt und in Verachtung iſt, verliert ſeine Thätigkeit und ſeine Kraft, ſelbſt in den Angelegenheiten ſeines Privateigennutzes. So wie er ſich hingegen, in ſeinen eignen Augen und in den Augen ſeiner Mitbürger und Obern, erhebt: ſo wie er eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten gewinnt: ſo ſcheint auch mit ſeinem Muthe, ſein Fleiß und ſein Glück in ſeinen Privatgeſchäften zu erwachen.

Die Mauern und Thürme der Städte, durch welche ſie Sicherheit vor auswärtigen Angriffen erhielten, ihre Zunfteinrichtungen und die Wahl ihrer Magiſträte, durch welche ſie eine Selbſtregierung errichteten, die Bewaffnung und Waffenübungen ihrer Bürger, durch welche ſie ihren Feinden und Nebenbuhlern fürchterlich wurden: — alles das hatte zwar, an und für ſich, auf Handwerksfleiß und Handlung keinen unmittelbaren Einfluß; es ſcheint ſogar, daß es dieſen Gewerben Hinderniſſe in den Weg legen mußte, indem es ſo viele Hände davon abzog. Und doch ſehen wir den Fleiß und die Betriebſamkeit in nützlichen Geſchäften, mit jenen Mitteln der Sicherheit und der Macht zu gleicher Zeit ſich vermehren und abnehmen. — So wie Mauern und Graben aufhörten, eine hinlängliche Befeſtigung zu ſeyn; ſo wie die Bürgermiliz gegen den Soldat der ſtehenden Heere lächerlich wurde; ſo wie der Stadtadel und die Municipalobrigkeiten gegen den Landadel und die Diener der Fürſten an Rang und Anſehn verloren: ſo verſchwand auch das Uibergewicht des ſtädtiſchen Reichthums, und an ſehr vielen Orten verſchwand auch der bürgerliche Fleiß.

Die Urſachen, durch welche dieſe beyden Sachen an einander geknüpft wurden, waren nicht bloß die allgemeinen, die in dem Geſetze der menſchlichen Natur liegen, daß, durch Selbſtſchätzung und Gefühl einer gewiſſen Würde, die Thätigkeit bey uns erweckt wird. Es laſſen ſich noch ſpeciellere Urſachen entdecken, die von der Beſchaffenheit der Städtiſchen Nahrungszweige insbeſondre abhängen.

Alle Producte der Kunſt, wie die Producte der Natur, ſind höher im Werthe, wenn ſie ſeltner ſind. In dem Anfange der Periode, von welcher ich rede, als die Städte erſt erbauet, oder ihre Einwohner erſt ſeit kurzem von der Leibeigenſchaft befreyet, und unter die Glieder des gemeinen Weſens aufgenommen worden waren, entwickelte ſich, von der Freyheit unterſtützt, der Kunſtfleiß der Menſchen auf eine ſo neue und außerordentliche Weiſe, daß er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es entſtand plötzlich eine Menge vorher ganz unbekannter Fabricate, oder die alten wurden mit mehr Kunſt und in weit größrer Vollkommenheit verfertiget, als ſie die Hände der Sklaven in den Häuſern der Großen hatten zu Stande bringen können. Aber da dieſer, auf Handarbeiten gewandte, freye Fleiß eine neue Erſcheinung war: ſo konnten auch die dadurch hervorgebrachten Werke nicht anders, als ſelten, ſeyn. Dinge, die wir jetzt zu den gemeinen Bequemlichkeiten des Lebens rechnen, wurden damahls noch als Gegenſtände des Lebens betrachtet; und ſolche, die wir für das Product gemeiner Handarbeit anſehn, wurden als Kunſtwerke bewundert. Kein Wunder, daß die Arbeiter, welche dieſe Waaren hervorbrachten, einen höhern Rang in der Achtung der Menſchen, und eine größre Belohnung erhielten, als ihren Nachfolgern unter uns zu Theile wird.

Daß die Handwerker in dem mittlern Zeitalter, eben in den Jahrhunderten, in welchen die Städte eine bedeutende Rolle ſpielen, — mehr, als jetzo, geſchätzt wurden: dieß iſt aus mehreren unzweydeutigen Angaben der Geſchichte zu vermuthen. Die Mitglieder der Handwerksgilden näherten ſich, in vielen ihrer Gewohnheiten und Rechte, dem Adel; es bildete ſich ein point d'honneur unter ihnen, daß ſie auch, wie dieſer, mit dem Degen vertheidigten. Die Gebräuche, mit welchen die Lehrlinge zu Geſellen ihrer Meiſter aufgenommen, oder ſelbſt zur Meiſterſchaft erhoben wurden, ſcheinen uns jezt lächerlich; weil wir die Arbeiten ſelbſt, zu denen dieſe Vorbereitungen führen, nicht mehr für künſtlich- oder achtungswerth genug halten, um ſo viele Umſtände dabey zu machen. — Und die ausſchlieſſenden Rechte, welche auf ſolche Weiſe den Geſellen und Meiſtern ertheilt wurden, ſcheinen uns jezt verwerflich, weil ſie die Fortſchritte des Kunſtfleißes, in unſerer ſpätern Periode, hindern. Aber weder wären jene Gebräuche eingeführt worden, noch hätten ſich dieſe Rechte, unter zahlreichen und zerſtreuten Claſſen mehrerer Länder, feſtſezen können: wenn nicht damahls die Meinung, von der Wichtigkeit der Handwerksarbeiten und von der Nüzlichkeit ſolcher Einſchränkungen zur Sicherung ihres guten Erfolgs, in der Welt geherrſcht hätte.

Der Stand der Gelehrten hat ſich, in dieſen Rückſichten, mit dem Stande der Künſtler und Handwerker, in einem ſehr ähnlichen Falle befunden. Als, nach einer langen Barbarey, die Wiſſenſchaften wieder aufblühten, waren die erſten Männer, die ſich in dem Anbaue derſelben hervorthaten, und die Anſtalten, durch welche ſoche Männer gebildet wurden, weit mehr geachtet, als beyde es in den nachfolgenden Zeiten einer höhern

Auf-

Aufklärung geweſen ſind. — Man weiß, zu welchem Anſehn im Staate, außer mehrern ältern Univerſitäten, beſonders die von Paris gelangte, die mehrmahlen in unruhigen Zeiten dem Streite der Parteyen, durch ihr auf die Wagſchale der einen Partey gelegtes Gewicht, einen entſcheidenden Ausſchlag gab. Zu dieſer Zeit waren die Titel eines Magiſters und Doctors, die in der unſrigen als bloße Ehrentitel betrachtet, faſt bis zur Lächerlichkeit herabgeſunken ſind, in einem Anſehn, welcher die dadurch ausgezeichneten Perſonen den Adlichen gleich machte, und ſie zur Erlangung aller Würden, die dieſen ſonſt vorbehalten waren, berechtigte.

So wie nun die Gelehrten mehr galten, auf höhere Bedienungen und größre Belohnungen im Staate Anſpruch machten, zur Zeit, als Gelehrſamkeit etwas ſeltnes war: ſo waren auch die Handwerker, in der erſten Periode des aufblühenden Kunſtfleißes, mehr geachtet, und wurden für ihre noch minder gemein gewordnen Arbeiten, beſſer bezahlt.

Noch in einem andern Puncte waren dieſe beyden Claſſen, der mit dem Kopfe, und der mit der Hand arbeitenden Menſchen, in dieſer Periode der erſt aufblühenden Gelehrſamkeit und Induſtrie, einander ähnlich. Die Arbeit ſelbſt zog, weil ſie neu war, auch die, welche ſich damit beſchäftigten, ſtärket an ſich. Die bey einer Nation erſt erwaſchende Liebe zur Kunſt und zur Wiſſenſchaft iſt feuriger, als die durch Erziehung und Gewohnheit fortgepflanzte. — Und, dieſe feurigere Liebe zum Gegenſtande verband auch diejenigen inniger mit einander, die, in einerley Gattung ihn bearbeiteten.

Damahls war es, daß die erſten Geſellſchaften der Wiſſenſchaften entſtanden, nicht zuſammenberufen und beſoldet von irgend einem Fürſten, ſondern ſich ſelbſt zuſammengeſellend durch die Aehnlichkeit der Neigungen, und durch die Begierde, ſich gegenſeitig zu unterrichten: — und dieſe ſich ſelbſt bildenden Akademien waren es, welche große Dinge ausrichteten.

Auf eben dieſe Weiſe entſtand, mit dem Handwerksfleiße zu gleicher Zeit, die Vereinigung der Handwerker in geſchloſſene Geſellſchaften: und dieſe Verbindung war ebenfalls weit inniger und von größerem Einfluſſe, ſo lange der Handwerker mit leidenſchaftlicher Anhänglichkeit ſein Gewerbe liebte.

Die Kraft dieſer Verbindungen wurde noch dadurch verſtärkt, daß die Form der meiſten Stadtregierungen auf dieſelben gegründet war. Durch die Eintheilung der Einwohner in Zünfte, und durch die von den Zünften, für ihre Städte, gewählten Rathsglieder oder Caſſenverwalter, wurde der demokratiſche Theil der Verfaſſung, welcher in allen ſtädtiſchen gemeinen Weſen mehr oder weniger vorhanden war, in Ordnung gebracht und aufrecht erhalten. Daher hielten auch alle die, welche ihre ſtädtiſche Regierungsform liebten und bey derſelben Ehre oder Vortheil fanden, ſtrenge über den Zunftgeſetzen.

Aus dieſem noch ungeſchwächten Innungs-Geiſte iſt ein neuer Grund herzuleiten, warum den Handwerkern ihre Arbeiten damahls mehr, als jetzo, einbrachten. Alle Vereinigung der Arbeiter, gegen die unverbündeten Abnehmer, zielt immer zur Vertheurung der Arbeit ab. Darinn liegt eben, wie jedermann weiß, das Nachtheilige der Zünfte: welche, als kleine Staaten im Staate, ſich gegen das große Publicum durch Verabredungen bewaffnen, und ihren Privatvortheil, auf Koſten des allgemeinen, befördern können. — Nun aber dieſe Macht, welche die Verbindung den zünftigen Handwerksgenoſſen gibt, war, im Anfange und während der glänzenden Periode der Städte, weit größer, weil die Verbindung ſelbſt genauer, und von jedermann als nützlich und rechtmäßig anerkannt war. Die Privilegien der Handwerksgilden wurden nicht nur mehr geachtet von den Fürſten und Obrigkeiten, ſondern auch mehr in Ehren gehalten von den Mitgliedern ſelbſt. Und ſo wurde es ihnen auch leichter als jetzt, die Preiſe der von ihnen verfertigten Waaren in einer gewiſſen Höhe zu erhalten: indem ſie die Preisverderber weit nachdrücklicher zu ſtrafen, und neue Mitbewerber weit kräftiger von ſich abzutreiben im Stande waren.

Alſo: Die Neuheit und Seltenheit guter Manufactur-Waaren ſcheint, in der Periode der erſt ſich emporhebenden Induſtrie, der erſte Grund von dem höhern Werthe derſelben geweſen zu ſeyn; die Achtung für das Talent, welches ſie hervorbrachte, kam wahrſcheinlich mit in die Rechnung: und die feſte Anhänglichkeit der Städter an diejenigen Zunftgeſetze, welche die freye Concurrenz hinderten, gaben dem neu entſtandenen Handwerksfleiße die Begünſtigungen eines Monopols.

Doch die Urſachen mögen geweſen ſeyn, welche ſie wollen: ſo iſt die Wirkung ausgemacht. Die Preiſe der Manufactur-Waaren, welche den Erwerb der Stadteinwohner ausmachen, waren, verglichen mit den Preiſen der Lebensmittel und des rohen Materials, welche die Landleute liefern, in ältern Zeiten weit höher als jetzt. Die Preiſe beyder Arten von Erzeugniſſen ſind geſtiegen: aber die Preiſe der Lebensmittel und Materialien der Induſtrie ſind in einem größern Verhältniſſe geſtiegen, als die Preiſe der Arbeiten dieſer Induſtrie. Der Wohlſtand derjenigen Claſſe alſo, welche von den letztern ihren Erwerb hernimmt, muß geſunken ſeyn.

Die bisherigen Betrachtungen gelten hauptſächlich von den größern Städten. Aber an dem Flor derſelben nahmen in den mittlern Zeiten auch die kleinern Städte einen beträchtlichern Antheil, als ihnen gegenwärtig an dem allgemeinen Landesreichthume zufällt. Mehrere Umſtände vereinigten ſich, ihnen dieſe Vortheile zuzuwenden.

Zuerſt entſtand damahls durch ganz Teutſchland in den Städten eine allgemeine und ſehr blühende Manufactur, — die Bierbrauerey. Da die Städte das Monopol davon hatten, und da der Abſatz dieſes Getränks durch die Concurrenz keines andern vermindert wurde: ſo machte dieſer faſt allein für den größten Theil der Landſtädte eine Quelle des Erwerbs, — und für mehrere, deren Fabricat in dieſer Art vollkommner und berühmter war, eine Quelle des Reichthums aus.

Ferner: zu einer Zeit, wo Teutſchland in viele kleine Herrſchaften getheilt war, deren Landesherren in der Mitte ihres Gebieths wohnten, und dort die Einkünfte ihrer Domänen verzehrten; zu einer Zeit, wo der Adel größtentheils auf ſeinen Gütern lebte, wo er die auswärtigen Luxus-Waaren wenig kannte, und noch weniger Auswege wußte, ſich dieſelben zu verſchaffen: zu dieſer Zeit verſorgten ſich die Fürſten und die reichen Gutsbeſitzer mit den vornehmſten Bedürfniſſen und Mitteln des Wohllebens, aus den Städten, welche ihnen am nächſten lagen. Weder durch Reiſen noch Briefwechſel wurden ſie mit Hausrath und Galanteriewaaren fremder Länder und entfernter Städte bekannt. Eben ſo ſchwer wurde es ihnen, bey den unvollkommnern Handlungsverbindungen ſich Handwerkswaaren, die ſie kannten, von fremden Orten kommen zu laſſen. Jede Landſtadt arbeitete alſo ausſchließend, für die Einwohner der Gegend, in welcher ſie lag, — für die Reichen und Vornehmen ſo wohl, als für die Aermern und Geringern. Kein Wunder, daß die Bürger dieſer Städte einen Erwerb hatten, der hinlänglich war, ſie in mittelmäßigen Wohlſtand zu verſetzen.

Dieſem Zuſtand der Dinge hat eine fortlaufende Reihe von Vorfällen nach und nach abgeändert, Vorfälle, deren Wirkungen ſich erſt in unſerm Zeitalter recht merklich gezeigt haben.

Die große Menge kleiner Dynaſtien ſind nach und nach ausgeſtorben, und ihre Landſchaften haben ſich größern Reichen einverleibt, deren Beherrſcher nun in Hauptſtädten glänzende Hofhaltung errichteten. In dieſe Hauptſtädte floſſen in der Folge die Einkünfte, die ſonſt in ſo vielen verſchiednen Bezirken verzehrt worden waren, zuſammen. Mit dem Gelde zogen Hof und Regierung zugleich eine Menge Einwohner aus den Provinzen.

Der Adel ſammelte ſich, um der Geſelligkeit zu genießen, ebenfalls in die größern Städte, oder beſuchte ſie doch in den Winterzeiten. Hier lernte er ausgeſuchtere Mobilien, geſchmackvolleres Tafelgeräth kennen, als er in der Nachbarſchaft ſeiner Güter je geſehn hatte. Von nun an war ſein Aufwand für die Handwerker der Landſtädte, bey welchen ſeine Sitze lagen, verloren. Entweder war er von denſelben abweſend, und trug ſelbſt den Künſtlern größrer Städte, oder den Ausländern, ſein Geld zu. Oder, wenn er auch ſeine väterliche Wohnung nicht verſchmähte, ſo war er doch mit der häuslichen Einrichtung ſeiner Vorfahren, und alſo mit den Producten des Kunſtfleißes ſeiner Gegend nicht mehr zufrieden, ſondern ließ zu ſeiner Bedürfniß die Waaren, die ſeine Anherren bey den Bürgern der nächſten Stadt hatten verfertigen laſſen, aus irgend einem entfernten Sitze des Luxus und der Kunſt herbeyhohlen.

Dieß führt mich auf noch eine andre Betrachtung. — Der Verfall der Landſtädte ſcheint mir auf gewiſſe Weiſe mit dem Fortgange der Künſte zuſammen zu hängen.

So lange nähmlich dieſe noch insgeſammt in ihrer Kindheit waren: ſo lange konnte jeder leicht den Gipfel in der ſeinigen erreichen. Der Unterſchied zwiſchen dem guten und ſchlechten Arbeiter war zu der Zeit geringer, als das Werk des vortrefflichſten ſelbſt noch geſchmacklos, oder roh und einfach war.

Wenn in jedem Fabricat nur für die nothwendigſten Bedürfniſſe geſorgt wird, die allenthalben dieſelben ſind: ſo ſind auch allenthalben leicht die Kenntniſſe zu erwerben und die Muſter auszufinden, durch welche ſich der Fabricant bilden muß. Aber ſo wie die menſchliche Induſtrie, in dem Künſtlichen ihrer Handarbeit und in der Schönheit ihrer

Formen, Fortſchritte macht, ward ſie eben dadurch auf wenigere Orte eingeſchränkt: weil zur Bildung des Geſchmacks Modelle gehören, die nicht allenthalben zu finden ſind; und weil, zur Erweckung der Erfindſamkeit und des mechaniſchen Fleißes, die Mannigfaltigkeit von Ideen, Bedürfniſſen, Geſchäften und Zeitvertreiben nöthig iſt, welche die Menſchen nur in zahlreichern Geſellſchaften und in den Sammelplätzen großer Städte finden.

Als die Hand des Handwerkers von dem Kopfe des wiſſenſchaftlichen Mechanikers, oder von dem Griffel des Zeichners geleitet zu werden anfing: dann zeigte ſich der Unterſchied der Menſchen und Nationen unter einander, an Genie und Kenntniſſen, deutlicher. Die Handwerksarbeiten des einen Landes, in welchem die Wiſſenſchaften und die bildenden Künſte höher geſtiegen waren, erlangten einen augenſcheinlichen Vorzug vor den Arbeiten eines andern, in welchem ſich die Fähigkeiten der Einwohner zu beyden noch weniger entwickelt hatten. Durch dieſe höhere Vollkommenheit erhielt jenes Land für eine Zeit lang eine Art von Monopol, welches den Handwerkern der weniger kunſtreichen Länder, und alſo ihren ſtädtiſchen Gewerben, Schaden that.

Wenn ſich nach und nach dieſe, der einen Nation eigenthümliche, Geſchicklichkeit, in Arbeiten der Induſtrie, den Einwohnern der benachbarten Länder mittheilte: ſo verbreitete ſich doch dieſe

Nachahmung nicht leicht auf alle Provinzen und Gegenden derſelben allgemein; ſondern nahm vorzüglich ihren Weg nach denjenigen Oertern, deren Einwohner ſchon zuvor am meiſten mit dem Auslande in Verbindung geſtanden hat, das heißt, nach den reichſten und größten Oertern.

Von nun an fand ſich alſo ein merklicherer Unterſchied, auch unter den Städten deſſelben Landes, ein, als bis dahin Statt gefunden hatte. Der Handwerker einer entlegnen Provinz konnte dem der Reſidenz, oder einer großen Handelsſtadt, nicht mehr in ſeiner Arbeit gleich kommen. Entblößt von den Hülfsmitteln, die nur Reichthum und Volksmenge, oder die Nachbarſchaft der Gelehrten und Großen dem Kunſtfleiße geben kann, arbeitete er nur auf die gewohnte Weiſe ſeiner Vorfahren fort, oder machte höchſtens die Fortſchritte, zu welchen ihm ſein eigner Verſtand, und ſein einſamer Fleiß verhalf. Da ſich nun, unter der verzehrenden Claſſe, die Kenntniſſe der beſſern Waaren und der Geſchmack an denſelben, weit ſchneller in alle, auch die abgelegnen Gegenden ausbreitet, als unter der arbeitenden Claſſe die Kunſt, ſolche Waaren zu verfertigen: ſo iſt die natürliche Folge, daß die arbeitſamen Einwohner der kleinen und entfernten Städte, ſo geſchickt ſie nach dem Maßſtabe voriger Zeiten ſeyn mögen, ihre reichern Kunden verlieren, weil ſie mit ihrem Zeitalter nicht Schritt halten können.

Dieſe Urſachen von der Abnahme des Flors der kleinen Städte ſind allgemein: und ihre Wirkungen haben ſich in allen Ländern gezeigt. Sie hängen von dem Laufe der Dinge, nicht von den Einrichtungen der Regierung ab, — und können nur, durch eben ſolche Veränderungen, in dem Geiſte und den Geſchicklichkeiten der Menſchen aufgehoben werden, als die waren, durch welche ſie herbeygeführt wurden.

In der That ſieht man eine, obgleich noch entfernte Möglichkeit, wie der natürliche Gang der Cultur, wenn er noch zu höhern Stufen gelangte, den mittlern und kleinen Städten einen Theil der Vortheile zurückbringen könnte, welche der bis jetzt erreichte Standpunct dieſes Fortgangs ihnen entzogen hat. Es iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich, und einige Thatſachen laſſen dieß hoffen, daß die Vollkommenheit der Handwerksarbeiten, welche, ſo wie andre Kenntniſſe, anfangs nur bey einzelnen Nationen und an wenigen Orten, ihren Sitz hatte, und ſich von da zuerſt nur den reichſten Städten andrer Länder mittheilt, nach und nach in ganzen Ländern gemein und bekannt werden wird. Wir ſehen ſchon jetzt, daß der gute Geſchmack, die Zeichenkunde, die Mannigfaltigkeit feiner Werkzeuge und die Kenntniß ehedem geheim gehaltner Handgriffe, immer mehr Land unter der Handwerksclaſſe gewinnen, und von einer Provinz zur andern übergehn. Schon jetzt finden wir, in manchem entlegnen Städtchen, ſo geſchickte Tiſchler, Schloſſer oder Wagener, als wir ſonſt nur in den Hauptſtädten zu ſuchen gewohnt waren. Wenn nur einige ſolche geſchickte Handwerker mit thätigen und ehrlichen Krämern an einem Orte zuſammentreffen: ſo kann eine verfallen geweſene Stadt, oft unglaublich ſchnell, gehoben werden.

Ich ſtelle mir, — um dieſen meinen Gedanken noch mit ein Paar Worten zu erläutern, — drey Hauptperioden in der Geſchichte der Cultur, und beſonders des Arbeitsfleißes der Völker vor.

In der Zeit der Barbarey, der Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit ſind die Menſchen aller Gegenden ſich ziemlich gleich. Ihre Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten ſind allenthalben ungefähr dieſelben, weil ſie allenthalben wenig bedeuten; die Werke, die ſie hervorbringen, ſind ſich ähnlich, weil ſie ſchlecht ſind. Daher hat kein Land, kein Ort einen merklichen Vorzug vor den übrigen, weder in ſeinem Ackerbaue, noch in ſeinem Kunſtfleiße; daher hat auch keines einen vorzüglichen, oder ausſchließenden Abſatz ſeiner Producte. Dieſer Abſatz geht ſelten in die Ferne: und die Handwerksclaſſe aller Orte, da ſie nur für ihre Nachbarſchaft arbeitet, iſt auch allenthalben ungefähr gleich beſchäftigt und gleich belohnt, und alſo gleich wohlhabend.

Die zweyte Periode iſt die der anfangenden und fortſchreitenden, aber noch unvollkommnen Cultur. Während derſelben entſteht eine merkliche Ungleichheit zwiſchen Menſchen, Ländern und Gegenden: und dieſe Ungleichheit iſt um deſto größer, auf je niedrigeren Stufen der Bildung ſich das menſchliche Geſchlecht, oder eine Nation befindet. Alle neuen Erfindungen kommen von einzelnen Perſonen her; alle Verbeſſerungen erfordern eine Zuſammenkunft günſtiger Umſtände, die nur an einzelnen Orten grade ſo ſich vereinigen. Daher geht das Licht der Wiſſenſchaften und der Künſte immer von gewiſſen Puncten auf der Erde aus: und auch die Mittheilung deſſelben wird, durch mannigfaltige Urſachen, in ſo beſtimmten Richtungslinien geleitet, daß neben erleuchteten Räumen andre ganz nahe in der Finſterniß bleiben. — Nie iſt, zwiſchen dem Gelehrten und dem Unwiſſenden, zwiſchen dem Künſtler und dem bloßen Handwerker der Abſtand größer, als in dieſen Zeiten der anfangenden Cultur. — Dieſe Ungleichheit findet ſich auch unter den mit der Hand arbeitenden Claſſen ein, und ſetzt insbeſondre die dazu gehörigen Einwohner der kleinen und abgelegnen Städte gegen ihres Gleichen in den großen, — in den, an der See, an ſchiffbaren Flüſſen, oder im Mittelpuncte der Staaten liegenden, Städten zurück. Derjenige Künſtler und Handwerker, welcher in einem Orte lebt, wo er das Licht und die Einſichten ſeines Jahrhunderts hat auffaſſen können, erhebt ſich und wird reich: der, bis zu welchem ſie nicht gelangt ſind, tritt zurück und verarmt.

In der dritten Periode einer noch höher ſteigenden und weiter verbreiteten Cultur, (von deren Anfange ſich freylich der Zeitpunct nicht beſtimmt angeben läßt, ſondern die nur nach langen Zeiträumen von der vorhergehenden unterſchieden werden kann, nähern ſich die Menſchen wieder ihrer urſprünglichen Gleichheit. Die Unwiſſenheit zerſtreut ſich ſodann an allen Orten; gewiſſe Grundbegriffe der Wiſſenſchaften gehn in die allgemeine Erziehung über; die Erfindungen und Kunſtfertigkeiten in jedem Fache theilen ſich nach und nach allen denen mit, zu deren Gewerbe ſie brauchbar ſind. Und ſo nähern ſich auch die Handwerksleute der Provinzen und der kleinen Städte denen der Reſidenzen wieder, hinter welchen ſie ſo lange zurückgeblieben waren. — Wie weit es mit dieſer Gleichheit kommen kann, iſt unausgemacht: aber das leidet keinen Zweifel, daß ſie jetzt größer iſt, als noch im Anfange unſers Jahrhunderts; und daß ſie, inſofern ſie ſich auf die Arbeiten der Induſtrie erſtreckt, die Wiederherſtellung des Wohlſtandes der Provinzialſtädte zur Folge haben kann.

Aber die Städte haben nicht bloß durch die natürlichen Urſachen gelitten, welche in dem Gange der menſchlichen Begebenheiten liegen, ſondern auch durch die Einrichtungen und Verfügungen der bürgerlichen Regierung.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Epoche der abnehmenden Macht der Städte in den Zeitraum fällt, da die Fürſten die ſtehenden Heere errichteten. Mit der Errichtung der ſtehenden Heere iſt die Einführung des jetzigen Auflagen-Syſtems verbunden geweſen. Dieſe Auflagen konnten von keinem Theile des Landes leichter erhoben werden, als von den Städten. Erſtlich hatte ſich hier der Geldreichthum vorzüglich geſammelt. Zum andern wurde bey an einander hängenden und mit Mauern umſchloſſenen Wohnungen vieler Menſchen die Erhebung der Auflagen leichter, und die Verhüthung des Unterſchleifs ſichrer. Daher wurde, von dem erſten Anfange der Landesbeſteurungen an, den Städten der größre Theil der öffentlichen Laſten aufgelegt. — Dieſe wurden in der Folge immer drückender, da die alten Abgaben, welche durch die Zunftverbindungen und die damit zuſammenhängende Municipaleinrichtung veranlaſſet worden waren, als die Städte ſich wie kleine Staaten ſelbſt regierten, fortdauerten, und die neuen hinzukamen, welche ſie dem größern Staate, mit deſſen Körper ſie wieder inniger vereiniget wurden, zu zahlen hatten.

Und eben dieſer, durch vermehrte Abgaben aller Art, verurſachte Druck, unter welchem die ſtädtiſchen Gewerbsleute ſeufzten, trug hinwiederum oft dazu bey, ihre Arbeit herabzuwürdigen, und die Preiſe ihrer Waaren niederzuhalten, wodurch ihr Wohlſtand von neuem vermindert wurde.

Dieſe Behauptung kann befremdend ſcheinen: und ich halte mich daher für verbunden, die Gründe, die ſie mir wahrſcheinlich machen, mit einigen Worten meinen Leſern vorzulegen.

Es iſt eine gemeine Meinung in der Staatswirthſchaft, daß, ſobald einem Fabricanten oder Kaufmanne eine Abgabe aufgelegt, oder eines der Hülfsmittel ſeiner Arbeit vertheuert wird, er ſich durch den erhöhten Preis der von ihm verfertigten oder zu Markte gebrachten Waaren ſchadlos halte: — und daß alſo allemahl die Bezahlung der auf den Arbeits-Fleiß gelegten Auflagen auf den letzten Verzehrer falle. Dieſe Meinung aber, inſofern ſie zu einem allgemeinen Grundſatze erhoben werden ſoll, hat häufige Ausnahmen in der Erfahrung gegen ſich, und wird ſelbſt durch mehrere wahrſcheinliche Vernunftgründe widerlegt.

Zuerſt iſt dieß ſchon eine ausgemachte Thatſache: daß der wohlhabende Handwerker oder Kaufmann weit mehr über den von ihm feſtgeſetzten Preiſen hält, als der arme. Und ſchon daraus alſo läßt ſich ſchließen, daß alles, was den Wohlſtand beyder Claſſen einſchränkt, was ſie in die größre Nothwendigkeit ſetzt, zu verkaufen, — dieſe Nothwendigkeit entſtehe aus Urſachen aus welchen ſie wolle, — ihren Käufern ein Uibergewicht über ſie gibt, deſſen ſich dieſe zu ihrem Vortheile bedienen werden. — Und unter ſolche Urſachen gehören auch die zu bezahlenden Abgaben.

Wenn wir insbeſondre die Waaren betrachten, welche die Handwerker verfertigen: ſo gehören zwar einige davon zu unentbehrlichen Bedürfniſſen; aber keine ſind von einer ſo dringenden Nothwendigkeit, als die Nahrungsmittel, welche der Ackerbau liefert, und die in den Händen der Landbeſitzer ſind. Wenn nun dieſe beyden Claſſen als Käufer und Verkäufer gegen einander auftreten, um ihre Waaren wechſelſeitig zu vertauſchen: ſo wird zwar jeder Theil verſuchen, ſeine Waare ſo hoch auszubringen, und die des andern ſo wohlfeil zu erhalten, als möglich iſt. Da aber das Bedürfniß des Städters, Brot und Fleiſch zu haben, dringender iſt, als das des Landmanns, ſich zu bekleiden oder zu beſchuhen, und viel größer als das, Tiſche, Stühle oder Spiegel zu haben: ſo kann man vorausſehen, wer in dieſem Wettſtreite wohl am Ende die Oberhand behalten wird, — ſobald der Städter nicht durch geſammelten Vorrath, das heißt, durch ſchon erworbnen Reichthum, in den Stand geſetzt wird, günſtige Umſtände des Handels abzuwarten.

Allerdings werden die Waaren durch Auflagen, die der, welcher ſie fabricirt, zu bezahlen hat, vertheuert. Allerdings ſucht der Verfertiger dieſe Auflagen, ſo viel er kann, auf die Preiſe ſeines Erzeugniſſes zu ſchlagen, und deren Bezahlung alſo ſeinen Käufern aufzubürden. Allerdings müſſen die Menſchen, welche etwas fabriciren, leben können, wenn das Fabricat nicht auf dem Markte fehlen ſoll. Aber das iſt falſch, daß die Erhöhung der Preiſe der Manufacturwaaren, mit der Erhöhung der Abgaben und Laſten, die der Manufacturiſt zu tragen hat, immer gleichen Schritt halte. Dieſer war vielleicht zuvor im Stande, ſich einige Bequemlichkeiten des Lebens mehr zu verſchaffen: — nun ſchlägt er ſie ſich ab, er ſchränkt ſeine Bedürfniſſe ein, er lebt armſeliger; um noch für den alten, oder doch für den geringſten möglichen Preis, arbeiten zu können. Dieß thut er auch vielleicht in der Hoffnung, daß die Menge der Abnehmer ihm den Verluſt am Preiſe erſetzen werde.

Welches von beyden geſchehen ſolle, — ob der Handwerksmann die ihm, von dem Staate oder von den Zeitumſtänden aufgelegten Laſten ſelbſt tragen, — das heißt, ſeine Genüſſe um ſo viel einſchränken ſolle; — oder ob er jene Laſten werde auf die Verzehrer werfen und dieſe nöthigen können, hinfort von ihren Einkünften mehr auf die von ihm gelieferten, und weniger auf andre Bedürfniſſe zu wenden: das hängt lediglich von der dem einen oder dem andern Theile günſtigen Verbindung der Umſtände, von der Größe der Nachfrage nach dem ausgebothnen Fabricat, von dem größern oder geringern Zuſammenhange der Handwerker jeder Art unter ſich, und von ihrem allgemeinen Wohlſtande ab. Da nun der

Innungsgeiſt, mit der geſunknen Macht der Municipalregierungen, ſich ſehr verloren hat, obgleich die Innungsgeſetze noch fortdauern; da allenthalben unter der Handwerksclaſſe mehr über die Schleuderer geklagt wird, als unter ihren Kunden über die Vertheurer: ſo ſcheint im Ganzen wirklich die Lage der Sachen gegen den Städter für den Landbeſitzer zu ſeyn.

Die Waare des letztern iſt die unentbehrlichſte: und der Fall muß alſo oft eintreten, daß der erſtre verkaufen muß, um leben zu können; da er dann lieber, durch die nicht wieder eingeforderte Bezahlung der ihm aufgelegten Abgaben, den reellen Preis ſeiner Arbeit vermindert, als den Abſatz derſelben verzögert oder ungewiß macht.

Um nun auf die kleinen Landſtädte, von denen vorzüglich in dieſem Aufſatze die Rede iſt, zurückzukommen: ſo trifft nicht nur die jetzt eben ausgeführte Urſache des verminderten Wohlſtandes, — Abgaben, für die ſie ſich in dem Verkaufe ihrer Erzeugniſſe nicht entſchädigen können, — bey ihnen in zwiefachem Maße ein; ſondern es ſind noch beſondre Urſachen vorhanden, die ihnen nur allein geſchadet haben.

Die eine dieſer Urſachen wird allgemein anerkannt, und iſt ſchon oft angeführt worden: das iſt die Abnahme der ſtädtiſchen Bierbrauereyen. Welche reiche Quelle von Erwerb dieſe ehedem für die geringern Städte geweſen ſeyn müſſen: das beweien die Anordnungen, welche man faſt in allen gemacht hat, um ſämmtliche Hausbeſitzer an dieſem Erwerbe Theil nehmen zu laſſen. Dieſe Anordnungen und Einrichtungen werden jetzt, nachdem das Brau-Urbar geſunken iſt, den Bürgern mancher Städte ſo läſtig, daß, nach dem Urtheile wohl unterrichteter Perſonen, der Verfall dieſer Städte, durch die auf den Häuſern haftenden Braugerechtigkeiten und die damit verbundnen Laſten, beſchleuniget wird. Aber ſie beweiſen demohnerachtet, daß zur Zeit, als ſie eingeführt wurden, jedermann wünſchte, an dieſem Nahrungszweige Theil zu haben, und daß es der Billigkeit gemäß zu ſeyn ſchien, in der Benutzung einer ſo reichen Fundgrube, eine gewiſſe Gleichheit unter den Bürgern zu beobachten.

Dieſe Geldquelle der Städte iſt ebenfalls durch Auflagen, (welche ein Gegenſtand von ſo allgemeinem Bedürfniſſe und Verbrauche, als das Bier, am beſten tragen zu können ſchien,) ſehr ausgeſchöpft worden. Und damit ſie völlig verſiegen möchte, mußten ſich noch andre Getränke des allgemeinen Geſchmacks bemächtigen, und die Nachfrage nach dieſen alten vaterländiſchen vermindern. Bey den vornehmern und mittlern Ständen hat der Aufguß der Thee- und Coffee-Pflanze den Gebrauch unſers weitzenen und gerſtenen Decocts, wo nicht verdrängt, doch ſehr eingeſchränkt: und unſer gemeiner Mann hat den unſeligen Branntwein kennen und lieben lernen. — Der geringe Erwerb hat, wie dieß immer geſchieht, auch die Fabrication ſelbſt verſchlechtert, und allen Kunſtfleiß erſtickt, durch welchen das alte Getränk vielleicht hätte empfehlungswerth bleiben können. — Dieſer Nahrungszweig iſt, wie er ſcheint, für den größten Theil der Städte, auf immer verloren: und es iſt nur darauf zu denken, wie die alten Bräuverfaſſungen in eine beſſere Uibereinſtimmung, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Brauerey und mit den davon zu erwartenden Gewinnſten, gebracht werden mögen.

Die zweyte Urſache, deren ich oben erwähnte, führe ich mit einiger Bedenklichkeit an: weil ich fürchte im Irrthume zu ſeyn, wo ich in meinen Beobachtungen noch keinen Vorgänger habe.

Wenn der Zufluß von Gelde, der durch die vermehrten Preiſe der Erdproducte und die Verbeſſerungen des Ackerbaues, auf das Land und zu den Beſitzern von Grund und Boden, geleitet worden iſt, ſich gleichförmig über die ſämmtlichen Bewohner der Dörfer, nach Proportion ihres ehemahligen Vermögens, verbreitet hätte: ſo würde aus demſelben auch für die Kleinſtädter, welche für das Bedürfniß des gemeinen Landmanns arbeiten, ein verhältnißmäßig größrer Erwerb erwachſen ſeyn. Der vermehrte Aufwand der Landleute würde das Gleichgewicht zwiſchen den ſtädtiſchen und den ländlichen Gewerben gar bald wieder hergeſtellt haben. Aber die Verfaſſung der Erbunterthänigkeit und der Frohndienſte, welche den Lohn vieler Landarbeiten, auf eine unwiederrufliche Weiſe nach einem alten, auf unſre Zeiten nicht paſſenden, Maßſtabe beſtimmt, hat dieſe Canäle zum Theil verſtopft, durch welche der vermehrte Reichthum der Grundeigenthümer auch bis in die Hütten der bloß von ihrer Handarbeit lebenden Landleute hätte durchdringen ſollen.

Ich mag die Sache überlegen von welcher Seite ich will, ſo kann ich keine andre Meinung faſſen, als daß der gemeine Landmann, der kein Eigenthum hat, und der als Knecht oder Fröhner auf dem herrſchaftlichen Hofe arbeitet, vor hundert oder zweyhundert Jahren wohlhabender war und ſich beſſer befand, als heute: oder vielmehr, daß er, in Rückſicht des Wohlſtandes, nicht in einem ſo großen Abſtande von den niedern Claſſen war, als er es in der gegenwärtigen Zeit iſt.

Das Hofgeſinde, eine gewiß ſehr zahlreiche Claſſe von Landbewohnern, wenn man ſie durchs ganze Land zuſammenrechnet, bekömmt noch heute den Lohn, welcher ihm durch Verträge voriger Jahrhunderte ausgemacht worden war. Mit gleichnahmigen Summen Geldes aber konnten in vorigen Zeiten viel mehr Bedürfniſſe beſtritten werden, als jetzt.

Der eigentliche Hofgärtner erhält zwar an den meiſten Oertern, den größten Theil ſeines Lohnes durch ſeinen Antheil an der Ernte und dem Ausdruſche. Und da die Ernten jetzt reicher geworden ſind, als ſie ehedem waren, theils weil Felder angebauet ſind, die ehedem brache lagen, theils weil die Felder beſſer bebauet werden: ſo beträgt auch der den Hofgärtnern zufallende zehnte oder dreyzehnte Theil an der Garbe und der Hebe mehr, als er ehedem betrug; und ſie genießen überdieß, ſo gut wie der Eigenthümer, des Vortheils der höhern Preiſe.

Doch muß man, um dieſes gehörig zu ſchätzen, bedenken, daß, wo neue Aecker gemacht worden ſind, gemeiniglich auch neue Coloniſten angeſetzt wurden; es iſt zu bedenken, daß der künſtlichere und ſorgfältigere Ackerbau den Frohnarbeiten auch mehr Zeit koſtet, und ihnen alſo weniger Nebenverdienſt erlaubt; und daß, da ihr Antheil an dem erbauten Getreide an vielen Orten kaum zu ihrem eignen Verbrauche hinreicht, ſie von den hohen Preiſen wenigen Nutzen ziehen können.

Hingegen gibt es noch immer eine beträchtliche Anzahl von Frohndienſten, die mit Gelde verlohnt werden. Und da dieſer Geldlohn noch der alte iſt, welcher nach einem viel ſchwerern Münzfuße und nach einem höhern Werthe des Silbers, als der gegenwärtige iſt, beſtimmt war: ſo muß nothwendig in allen ſolchen Fällen das reelle Einkommen dieſer Claſſe gegen vorige Zeiten geſchmälert worden ſeyn, obgleich die Benennung des Preiſes ihrer Arbeit unverändert geblieben iſt.

Ohne Zweifel herrſcht in Abſicht dieſer Einrichtungen durch ganz Teutſchland, ſo wie in Schleſien, eine große Verſchiedenheit, von einem Bezirke, — ja ſelbſt von einem Dorfe zu dem andern. Allenthalben, wo der größte Theil des Lohns der Fröhner, in einer gewiſſen Quote von der Ernte des Herrn bezahlt wird: da werden dieſe gegen vorige Zeiten weniger zurückgeſetzt ſeyn; und ihr Zuſtand kann ſich vielleicht ſelbſt durch die Fortſchritte des Ackerbaues und die Erhöhung der Preiſe verbeſſert haben. In den Orten aber, wo noch viel Arbeit mit Gelde bezahlt wird, und dieſes Geldlohn doch in neuen Zeiten, nicht nach dem Maße der geſtiegnen Preiſe der Dinge und des gefallnen Silberwerths vermehrt worden iſt, muß der Wohlſtand des gemeinen Landmannes ſich unſtreitig verringert haben.

Nun finden wir aber die Städte gerade da am armſeligſten und im größten Verfalle, wo die Claſſe der Frohnleute auf dem Lande am meiſten gedrückt und am ſchlechteſten bezahlt ſind; — und dieß hinwiederum da, wo ſie hauptſächlich mit Gelde bezahlt werden *). Die Erfahrung zeigt alſo eine Verbindung zwiſchen dem Wohlſtande des gerin-

---

*) Im pohlniſchen Oberſchleſien iſt, ſo viel ich weiß, an vielen Orten die in Niederſchleſien allgemein eingeführte Gewohnheit, daß das Ernten und Dreſchen den Arbeitern, durch einen beſtimmten Antheil an dem geernteten und ausgedroſchnen Getreide, bezahlt wird, nicht Herkommens.

gern Landvolks und den Flor der kleinern Städte: und die Natur der Sache läßt nichts anders vermuthen.

Nähmlich, wenn den Vermuthungen zu Folge, die ich habe, das ſämmtliche Dienſtgeſinde und die Frohnarbeiter, inſofern ſie mit Gelde gelohnt werden, in vorigen Zeiten wirklich einen größern Werth an ihrem Arbeitslohne empfingen, als gegenwärtig: ſo könnte auch dieſe zahlreiche Claſſe auf den Ankauf ſolcher Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, die ſich nicht ſelbſt durch ihre Arbeit erhält, mehr von ihren Einkünften verwenden. Nun ſind die Bürger der kleinen Landſtädte die natürlichen und einzigen Lieferanten der von dieſer Claſſe verbrauchten Manufacturwaaren; weil ſie ſolche aus entfernten Orten herbeyzuhohlen weder die Gelegenheit noch die Mittel hat. Die Handwerker und Krämer dieſer kleinen Städte hatten alſo damahls wohlhabendere Kunden, als jetzt, und mußten ſich daher ſelbſt verhältnißmäßig beſſer befinden.

Ohne Zweifel kommt hierbey noch ein Umſtand in Betrachtung, der in unſrer Zeit und in meinem Vaterlande vorzüglich Aufmerkſamkeit verdient.

Es iſt, aus vielen Angaben der Geſchichte und aus noch fortdauernden Spuren des ehemaligen Zuſtandes der Dinge, offenbar, daß vor Zeiten die Anzahl der adlichen Gutsbeſitzer, ſowohl in Schleſien, als in ganz Teutſchland, weit größer geweſen iſt, als jetzt. Unzählige adliche Geſchlechter ſind ausgeſtorben, die ehedem blühten: und die, welche ſeitdem ſich aus der Dunkelheit emporgehoben haben, erſetzen nur einen kleinen Theil dieſes Abgangs. Durch ganz Schleſien, in den Brandenburgiſchen Marken und in Sachſen, findet man Dörfer, wovon jedes mehrere Herrenhöfe enthält, die ehedem eben ſo viele verſchiedene adeliche Eigenthümer und Bewohner hatten, und jetzt faſt immer nur einem Einzigen zugehören. Gewiß hatte wenigſtens ehedem faſt jedes Dorf ſeinen Edelmann, ſo wie jeder Gau ſeinen Grafen und jede Burg ihren Freyherren. So wie der Adel an Zahl abgenommen hat, iſt er auch an Vermögen ungleicher geworden, und das Landeseigenthum iſt in wenigere Hände gekommen. Durch dieſe Verminderung des Güter beſitzenden Adels, und durch dieſe Vereinigung des Landeigenthums in wenigere Hände, iſt für den Nahrungsſtand der kleinen Städte ein doppelter Nachtheil entſtanden. Zuerſt iſt die Anzahl der Menſchen überhaupt geringer geworden, welche den ſtädtiſchen Fleiß beſchäftigen, und dem Handwerker und Krämer Kleider, Hausgeräthe und andre Nothwendigkeiten abkaufen. Fürs andre ſind diejenigen Perſonen, welche aus jener Claſſe noch übrig und im Beſitze von Gütern ſind, weit reicher als ehedem, — folglich auch nach einem Glanze und einer Schönheit in allen ihren Geräthſchaften begierig geworden, die der Handwerker in den kleinen Städten ſeinen Arbeiten nicht zu geben weiß.

Die reichen Gutsbeſitzer ſind nur Kunden der Großſtädter: indeß der mittlere und kleinere Adel, — gemeinſchaftlich mit der Bauerſchaft, — der Abnehmer für die Handwerkswaaren der Kleinſtädter iſt. In einem Lande, wo viel kleiner Adel, mittelmäßig wohlhabend, auf ſeinen Gütern lebt, wird es auch mehrere, in mäßigem Grade blühende, kleine Städte geben. Da, wo wenige ſehr reiche Familien das Land unter ſich theilen, wird der Aufwand derſelben, wenn er nicht ganz für den einheimiſchen Fleiß verloren iſt, doch nur den Hauptſtädten zu Gute kommen. Die elende Beſchaffenheit und die Armuth der kleinen Städte iſt in Pohlen und Böhmen ungefähr in eben dem Verhältniſſe größer, als in Schleſien und Sachſen, in welchem dort die Anzahl der Landeigenthümer geringer, und der Reichthum der wenigen größer iſt, als hier.

Doch, wenn auch die Wahrheit beyder hiſtoriſchen Thatſachen, — daß der jetzige Wohlſtand des fröhnenden Landmanns geringer iſt, als der ehemahlige, und daß vor Zeiten mehr adliche Eigenthümer auf kleinen Landgütern lebten, als jetzt, — noch beſtritten werden kann; ſo iſt doch der Grundſatz ausgemacht, nach welchem ich jene Thatſachen beurtheilt habe: *daß nähmlich, wo das Vermögen der Landbewohner ſehr ungleich iſt, und unter wenigen ſehr reichen, unzählige ſehr arme Menſchen leben, die Landſtädte elend ſeyn müſſen, und* nur die Hauptſtädte blühen können. Die Urſache iſt einleuchtend. Der ganz arme Mann kann nirgends die Handwerker und Krämer ſeines Orts und ſeiner Gegend in Nahrung ſetzen: der ſehr reiche hingegen verſorgt ſich, er wohne wo er wolle, am liebſten aus der Hauptſtadt, wo er alle Waaren modiſcher und geſchmackvoller bekommt, als ſie ihm die nahe Landſtadt liefern kann.

Allgemeine, unter viele vertheilte, und bis auf die niedrigſte Claſſe ſich erſtreckende Wohlhabenheit der Einwohner des offnen Landes, — Gutsbeſitzer und Dienſtleute zuſammengerechnet: — das iſt es, was die kleinen Städte aufrecht erhält.

Dieſe bisher verſuchte Entwickelung der entweder ganz Europa, oder doch vielen Städten und Ländern gemeinſchaftlichen Veränderungen ihres Nahrungsſtandes, iſt allerdings nicht hinlänglich, die Urſachen von dem Verfalle jeder einzelnen Stadt daraus herzuleiten. Und doch iſt es eigentlich nur die Kenntniß dieſer allerbeſonderſten Urſache welche in jedem Falle nützlich iſt, weil ſie allein zu der Entdeckung der Mittel, (wenn es deren gibt,) hinführt, durch welche dem Uibel abzuhelfen iſt. Indeſſen dient denjenigen Perſonen, deren Beruf es erfordert und deren Lage es erlaubt, ſich mit dem Einzelnen bekannt zu machen, die Kenntniß des Allgemeinen dazu, durch Vergleichungen deſſen, was an allen Orten vorgegangen iſt, mit dem, was an ihrem Orte geſchieht, einen Leitfaden für ihre Beobachtungen zu bekommen.

Doch, wenn ich mit Bedenklichkeit und Zweifel von den Urſachen des Verfalls der Landſtädte redete: ſo bin ich noch weit weniger zuverſichtlich in der Beurtheilung der Mittel, durch welche den verfallenden Städten wieder aufgeholfen werden ſoll.

Wenn indeß jene Urſachen nicht ganz unrichtig entwickelt ſind: ſo erhellt vor allen Dingen daraus, daß es eine falſche Meinung ſey, daß die Abhelfung derſelben ganz in der Gewalt der Regierungen ſtehe.

Da die den Städten aufgelegten größern Laſten, verbunden mit dem abnehmenden Begehr nach einigen der vornehmſten Erzeugniſſe ihres Fleißes, den Wohlſtand der Städte überhaupt vermindert haben; da die gewiſſen Gegenden und Oertern eigen gewordne Uiberlegenheit über andre, in Abſicht des Kunſtfleißes, — der, unter den Reichen und Vornehmen aller Gegenden, gemein gewordene Geſchmack an dem großſtädtiſchen Luxus, — und vielleicht auch die vergrößerte Ungleichheit zwiſchen den Reichthümern einiger Wenigen und dem Vermögen der Menge, den Wohlſtand der kleinen Städte insbeſondre vermindert haben: ſo laſſen ſich, im Allgemeinen, keine andre Mittel ihrer Wiederherſtellung denken, als die Verminderung der Städtiſchen Abgaben und Laſten; die Wiedererneuerung des Geſchmacks an gewiſſen ſtädtiſchen

Producten, z. B. ihren Bieren; eine ſolche Erhöhung der Geſchicklichkeit bey den kleinſtädtiſchen Handwerkern, daß ſie die Concurrenz der Großſtädter nicht zu fürchten haben, oder die Errichtung ſolcher ganz neuer Induſtriezweige unter ihnen, bey welchen dieſe Concurrenz nicht Statt findet; — endlich die Verbreitung des wachſenden Nationalreichthums auf die unterſte und ärmſte Claſſe der Landleute. Alles dieß ſind Sachen, die durch Verordnungen nie, und durch Regierungsanſtalten nie plötzlich, bewirkt werden. Einige derſelben können nur Folgen natürlicher Veränderungen und Vorfälle ſeyn, welche die Regierung zwar nutzen, aber nicht veranſtalten kann: andre ſind vielleicht die letzten Wirkungen einer lange dauernden guten Staatsverwaltung.

Die Laſten der Städter beſtanden in Abgaben, welche ſie an den Landesherrn zu bezahlen haben, und in den Unkoſten, welche ihnen die Zunftverbindungen verurſachen. Aber die Veränderung beyder Artikel hat Schwierigkeiten, die bis zur Erſchütterung des ganzen Staasſyſtems ſteigen können. Es iſt ſchwer, in einem Staate, deſſen Bedürfniſſe beſtimmt ſind, Abgaben, deren Ertrag bekannt iſt, abzuſchaffen, ehe man diejenigen gefunden hat, welche ſie, ohne allgemeines Mißvergnügen zu erregen, erſetzen ſollen. Und um die Zunftgerechtigkeiten auf eine gerechte Art abzuſchaffen, müßte der Staat ſie ihren jetzigen Eigenthümern ablaufen: wodurch er aber zu einer ſehr groſſen, außerordentlichen Ausgabe genöthigt würde, da ſchon die gewöhnlichen Ausgaben ſeine Einkünfte verzehren.

Einen allgemeinen Geſchmack zu ändern, — den Bauer vom Brandwein, den Mittelmann vom Coffee zurückzubringen, oder überhaupt die verzehrende Claſſe in der Wahl der Gegenſtände ihres Aufwandes ſo zu beſtimmen, wie es der Vortheil der arbeitenden Claſſe zu erfordern ſcheint, iſt in einer andern Rückſicht, über die Kräfte der Regierung: — und ſie thut genug, wenn ſie nur nicht, um von dem fehlerhaften Hange der Nation Nutzen zu ziehen, denſelben noch vergrößert.

Die weitre Verbreitung der Einſichten, in mechaniſchen und zeichnenden Künſten, unter der Handwerksclaſſe aller Gegenden, und die Vervollkommnung der Induſtrie in den kleinen Städten iſt eines der Hülfsmittel zu der Aufnahme dieſer letztern, an welches man am wenigſten denkt, und welches doch unter die ſicherſten gehören würde, wenn deſſen Anwendung nur noch mehr in der Gewalt der Regierung ſtünde. Sie kann zwar, durch die Fürſorge für die Erziehung und den Unterricht der mittlern Volks-Claſſen, auch zur Verbeſſerung der Handarbeiten, viel thun. Dieſe Fürſorge kann, ohne Zweifel, auf die entferntern Gegenden und die geringen Städte, noch abſichtlicher, als bisher, gerichtet werden. Aber doch muß hier der Geiſt der Nation, — es müſſen auch Zufälle den Bemühungen der Regierung zu Hülfe kommen. Ich habe die Erfahrung ſchon angeführt, die ſich ohne Zweifel durch viele ähnliche Beyſpiele beſtätiget, daß Städte, die lange vernachläßigt und ohne Nahrung waren, durch einige geſchickte und fleißige Handwerker, durch einige ehrliche und thätige Krämer und Gaſtwirthe, die ſich in ihnen anſetzten, gehoben worden ſind. Nicht nur werden, wenn es dieſen Ankömmlingen durch Fleiß und Geſchicklichkeit glücke, durch Nacheiferung mehrere erweckt, ihre Arbeit beſſer und ſorgfältiger zu verfertigen: ſondern auch die Kunden jener wenigen vorzüglichen Handwerker, wenn ſie einmahl um ihrentwillen dieſe Stadt beſuchen oder beſchicken, werden auch wohl verſucht, andre ihrer Bedürfniſſe aus eben dieſer Stadt hohlen zu laſſen.

Bey der Errichtung neuer Induſtriezweige kann zwar die Regierung auf eine thätigere und beſtimmtere Weiſe wirken, als bey der Wiederherſtellung alter, die verfallen ſind. Aber die Möglichkeit, ſolche neue Induſtriezweige ausfindig zu machen, und noch mehr die, ſie in Flor zu bringen, iſt nicht immer vorhanden. Und es iſt durchaus unmöglich, dieſes Aufhelfungsmittel auf alle die Städte auszudehnen, welche einer ſolchen Hülfe bedürften. Die Manufacturen, welche die Regierung errichtet und fortdauernd erhält, ſind gemeiniglich die des Luxus, welche nur unter ihren Angen und in den Reſidenzen gedeihen, und alſo entfernten und kleinen Städten wenig zu Gute kommen: oder es ſind, wie die Metallfabriken, ſolche, die von der Eigenthümlichkeit der Landesproducte abhängen, und alſo nur den Gegenden eigen ſeyn können, wo dieſe Producte von der Natur erzeugt werden. Die neuen Manufacturarbeiten, welche von Zeit zu Zeit dieſe oder jene entfernte Gegend unſers Landes beſchäftiget und bereichert haben, — wie z. B. die Zeugmanufactur um Reichenbach und Langenbielau, — ſind am öfterſten durch den Zufall, durch eine unvorhergeſehene und veranlaßte Verbindung der Umſtände, oder von einzelnen Privat- und Handels-Leuten errichtet worden, welche den rechten Zeitpunct, wo gewiſſe neue Arbeitsarten an einem Orte gelingen können, beſſer, als die Regierung, zu bemerken im Stande ſind. Eine neue Manufactur wird ſich auch eher in einem neu erbauten Ort feſtſetzen, als in einem alten verfallnen. Eher wächſt, wie das Beyſpiel Englands und mehrerer Länder zeigt, ein Dorf, ein nichts bedeutender Ort zu einer großen und reichen Stadt heran, als eine alte verfallne groſſe Stadt wieder aufblüht. Selbſt der Zuſtand der Gebäude trägt dazu bey, welche in der alten Stadt vielleicht zum Vortheile jener alten, jetzt untergegangnen Induſtrie zweckmäßig eingerichtet waren, aber für die neuen Arbeiten und Geſchäfte, die man daſelbſt einführen will, nicht paſſen.

Da-

Daher hat ſich ſo manche kleine Stadt, ſelbſt durch die Feuersbrünſte, welche ſie zerſtöret hatten, gehoben, wenn die Regierung oder der Patriotismus der Einwohner mächtig und thätig genug war, ſie ſchnell wieder aufzubauen. Daher hat unſer großer Friedrich, der, in ſo vielen Maaßregeln ſeiner Regierung, die Mittel zu ſeinen Zwecken ſo richtig traf, auch hierin ſeinen Scharfblick wie ſeine Wohlthätigkeit gezeigt, daß er nicht nur abgebrannte Städte wieder aufbauen, ſondern auch von Städten, denen er aufhelfen wollte, die verfallnen Häuſer niederreißen ließ, um beſſere an deren Stelle zu ſetzen. Eine reinliche, ordentliche Wohnung, ermuntert ſelbſt ſchon zum Fleiß und zur Ordnung. Auch laſſen ſich in einem ſchmutzigen, übelgebauten und halb verfallnen Orte, fleiſſige Menſchen von einer regelmäßigen Lebensart ungerne nieder, als in einem, deſſen Gebäude neu, ſicher und bequem ſind. Eine neue Stadt, oder die, welche aus der Aſche wieder emporſteigt, verſpricht auch eine veränderte Art zu leben, und einen neuen Fortgang der Dinge: da in der alten gemeiniglich die übeln Gewohnheiten, die Trägheit und die Armuth der Vorfahren eben ſo fortdauern, wie die unbequemen und durchlöcherten Häuſer.

Ich habe zuletzt geſagt, daß alles, was den Wohlſtand des kleinen Landmanns, des Tagelöhners und Handarbeiters auf dem Lande befördert, auch den Zuſtand der Einwohner der kleinen Städte verbeſſert. Aber auch dieſe Verbeſſerung kann nur von der Zeit herbeygeführt werden: und alle geradezu auf dieſen Zweck gerichteten Maaßregeln würden, indem ſie das Eigenthum angriffen, ein größeres Uibel anrichten, als das iſt, zu deſſen Abhelfung ſie gewählt werden.

Unter den Urſachen, welche man den Verfall der kleinen Städte oft zuſchreiben, — und unter den Maaßregeln, welche man zu ihrer Wiederherſtellung oft vorſchlagen hört, iſt eine, welche eine beſondre Prüfung verdient, weil ſie von einſichtsvollen Geſchäftsmännern, mit mehr Lebhaftigkeit und größerer Uiberzeugung vorgetragen wird, als irgend eine der vorhergehenden Erklärungen oder Vorſchläge.

Sie ſagen: die Regierung ſey zu willfährig in den Bewilligungen, die ſie den Gutsbeſitzern ertheilt, Handwerker auf ihren Dörfern anzuſetzen, — zu nachſichtig in der Ausübung der Strafgeſetze gegen diejenigen Handwerker, welche ſich, ohne ſolche Bewilligung auf den Dörfern einſchleichen.

Dieſe Uiberläufer der Städte auf das Land, fahren ſie fort, da ſie von den mannigfaltigen Laſten, mit denen die ſtädtiſche Induſtrie beſchwert iſt, frey ſind, können natürlicher Weiſe ihre Waaren und Arbeiten wohlfeiler ſtellen, als es dem zünftigen und der Acciſe unterworfnen Bürger möglich iſt. Sie bringen überdieß dem Landmanne zu Hauſe und zu Hofe, was er, wenn er es vom Städter kaufen ſoll, erſt mit Zeitverluſt und Aufwand herbeyzuhohlen genöthiget wird. Sie ſind alſo allzugefährliche Concurrenten des Städters, als daß dieſer neben ihn beſtehen könnte.

Soll demnach, ſchließen jene Finanzmänner, den Städten aufgeholfen werden; ſo müſſen die Geſetze, welche die ſtädtiſche Induſtrie von den Arbeiten des offenen Landes abſondern, ſtrenge gehandhabt, — die Handwerker, die aus den Städten in die Dörfer geflüchtet ſind, müſſen in die erſtern wieder zurückgehohlt werden; — oder, wenn ſich dabey zu groſe Schwierigkeiten finden, ſo müſſen doch die auf den Dörfern geduldeten Handwerker mit eben den Abgaben belegt werden, welche ihre Gewerbsgenoſſen in den Städten zu bezahlen haben.

Die Frage, welche hierbey zu beantworten iſt, führt auf eine andre noch allgemeinere und wichtigere; — die aber ſelbſt auch wieder ſich von einer doppelten Seite darſtellt.

Erſtlich, iſt es überhaupt zum Beſten eines Staats nothwendig, daß die Handwerksarbeiten nur auf beſtimmte, privilegirte Örter eingeſchränkt werden: oder iſt es ihm gleichgiltig, ob ſie durch das ganze Land ohne Einſchränkung frey gelaſſen werden?

Zweytens, iſt es jetzo, nachdem Städte einmahl vorhanden ſind, deren Einwohner das Recht, Handwerke zu treiben, erkaufen mußten, und in welchen dieſe Handwerker beſondern Abgaben unterworfen ſind, billig, oder unſchädlich, Aenderungen in der urſprünglichen Einrichtung zu machen, und den Dorfeinwohnern die Erlaubniß zu den nähmlichen Arbeiten, mit Auflegung geringerer Laſten, zu ertheilen?

Um die erſte Frage zu beantworten, müſſen wir auf die Erbauung der Städte und die Urſachen derſelben zurückgehn.

An und für ſich nähmlich läßt ſich nicht einſehen, was dem Staate daran liege, an welchem Orte ein fleißiger Mann lebe; und ob ein Werk der Kunſt, oder der Hand, innerhalb der Mauern einer Stadt, oder auf einem offnen Dorfe; hervorgebracht werde. Aber die Natur gewiſſer Arbeiten hat es von ſelbſt bewirkt, daß die, welche ſie trieben, ſich zuſammengeſellten und an gemeinſchaftlichen Orten anbauten.

Einmahl: Die Handwerker und Künſtler arbeiten einander in die Hände. Jeder braucht Werkzeuge, die der andere verfertiget. Alle können alſo beſſer und wohlfeiler arbeiten, wo ihrer viele beyſammen wohnen.

Ferner: nachdem die, zur Verfertigung eines und deſſelben Fabricats erforderlichen Arbeiten ſich unter mehrere Hände vertheilt hatten, (ohne welche Theilung die Induſtrie nie beträchtliche Fortſchritte macht,) war es jedem der Handwerker deren Arbeiten auf einander folgen, nützlicher, den, welcher ihm vor- oder nacharbeitete, in ſeiner Nachbarſchaft zu finden, als ihn in der Ferne aufſuchen zu müſſen.

Je künſtlicher die Manufacturarbeiten werden: deſto mehrerer Menſchen Mitwirkung haben ſie nöthig; deſto lieber ſetzen ſich diejenigen, welche ſolche treiben, zu Orte, wo ſchon ein Zuſammenfluß von fleißigen und kunſtreichen Leuten vorhanden iſt.

Ein dritter Vortheil entſteht aus dieſem Beyſammenwohnen vieler Handwerker für den Abſatz ihrer Producte. An Oerter, wo eine Menge und Mannigfaltigkeit von Waaren zum Verkaufe ausſteht, werden Fremde deßwegen häufiger hingelockt, weil ſie ſich hier mit vielen ihrer Bedürfniſſe zu gleicher Zeit verſorgen können. Jeder Handwerker einer ſolchen Stadt kann alſo hoffen, daß in den Kunden, die zu ſeinem Nachbar kommen, auch ihm Abnehmer ſeiner Fabricate zugeführt werden.

Was den Vortheil der verbrauchenden Claſſe, oder der Conſumenten betrifft, (die anfangs ganz allein, und immer zum größten Theile, aus den Einwohnern und Bebauern des Landes beſtehn): ſo ſind einige Handwerksarbeiten, — als z. B. die der Schmiede, — ihnen ſo unmittelbar und ſo beſtändig nöthig, daß dieſe ſich, vom Anfange der Landesbevölkerung an, unter den Dorfeinwohnern niederließen, und auch durch die Geſetze aller Länder, von den Privilegien der Städte ausgenommen wurden. In Abſicht aller übrigen Werke des Kunſtfleißes aber, die der Landmann zu ſeinen täglichen Geſchäften nicht nöthig hat, iſt es dieſem ſelbſt vortheilhafter, wenn ſie ſich an gewiſſen Plätzen ſeines Diſtricts ſammeln, als wenn ſie über die ganze Oberfläche desſelben zerſtreut ſind.

Er wird zuerſt dadurch gewinnen, daß, durch vereinigte Hände und ſich aufklärende Köpfe mehrerer, die Handwerksarbeit, deren er bedarf, vollkommner wird. Er wird dadurch gewinnen, daß er viele ſeiner Bedürfniſſe an einem und demſelben Orte aufſuchen kann, die er ſonſt aus vielen zuſammenhohlen müßte. Es kann ihm nicht ſo viel nutzen, wenn z. B. von den zwanzig Handwerkern, die in der Stadt beyſammen wohnen, zwey oder drey in ſeinem Dorfe leben, als es ihm ſchadet, wenn die ſiebenzehn andern auf eben ſo vielen, verſchiednen Dörfern, zerſtreut ſind.

Iſt endlich von dem Intereſſe des Staats die Rede; und verſteht man unter dieſem Ausdrucke, was er in der That anzuzeigen beſtimmt iſt, die vereinigten und gleichſam ſummirten Vortheile aller Bürgerclaſſen: ſo verlangt dasſelbe vor allen Dingen, daß jedes Werk der Natur, oder der Kunſt ſo gut erzeugt, oder verfertigt werde, als es möglich iſt. Und wenn alſo Handarbeiten, in den Städten, wo viele Handwerker beyſammen leben, vollkommner, als auf den Dörfern, gemacht werden: ſo bringt es auch der Vortheil des Staats mit ſich, die Vereinigung derſelben, in einem gemeinſchaftlichen Wohnorte, aufrecht zu erhalten, und ihre Zerſtreuung zu verhüthen.

Ein minder in die Augen fallender, aber doch nicht zu verkennender Vortheil entſteht aus der Trennung der ſtädtiſchen Arbeiten von den ländlichen für den Staat dadurch: daß, wie die Lehrer der Staatswirthſchaft gezeigt haben, der Umlauf des Geldes productiver wird, d. h. mehr Arbeit und alſo mehr Reichthum hervorbringt, wenn er einen größern Kreis beſchreibt.

„Wenn der Landmann, ſagt Büſch *), ſein Getreide an den neben ihm wohnenden Handwerker verkauft; und dieſer hingegen des erſtern Kleider und Schuhe verfertiget: ſo bringt dieſer einfache und immer wiederholte Tauſch nicht mehr Betriebſamkeit hervor, als die, welche ſchon zuvor vorhanden ſeyn mußte, wenn dieſer Tauſch möglich ſeyn ſollte. Wenn aber der Landmann die von ihm erzeugten Lebensmittel nach der Stadt führt, deren Einwohner für ganz andre Menſchen, als für ihn arbeiten; — er hingegen das gelöſete Geld in einer zweyten Stadt anlegt, die ihre Nahrungsmittel und den rohen Stoff zu ihren Handwerks-

---

*) Man ſehe ſein Werk vom Geldumlaufe, im erſten Buche, 3ten Abſchn. §. 30-37.

Waaren vielleicht wieder aus andern Gegenden zieht: ſo wird auf dem längern Wege, auf welchem dieſes Geld umläuft, weit mehr Reichthum, als bey dem kürzern, gewonnen.

Die Haupturſache dieſes, durch die Entfernung der Hervorbringer von den Verzehrern zu vermehrenden Reichthums liegt, glaube ich, darin, daß auf dieſe Weiſe eine größre Thätigkeit in beyden Claſſen erweckt wird, welche nicht nur bey ihnen Körper und Geiſt zu neuen Arbeiten ſtärkt, ſondern auch neue Antriebe zum Fleiße gibt. Der Landmann, wenn er aus ſeinem Dorfe zur Stadt zu kommen genöthigt wird, um ſeine Erzeugniſſe darin abzuſetzen, lernt dort zugleich Waaren kennen, welche ihm die Begierde, noch mehr zu erwerben, einſtößen, damit er ſich dieſelben verſchaffen könne. Der Handwerker, der für vieler [illegible] unbekannte Kunden arbeitet, denkt mehr darüber nach, wie er den Geſchmack aller befriedigen wolle. Der Bauer, wenn er die Abnehmer ſeiner Ernten vor der Thüre hat, und der Handwerksmann, wenn er keine andern Kunden, als die in ſeiner nächſten Nachbarſchaft hoffen kann, aber dieſer gewiß iſt, — ſind beyde mit einem dürftigen Auskommen leicht zufrieden, und ſtreben nicht nach mehrerem. Wenn der erſte hingegen ſeine Käufer auf einem große Markte findet, wo ſie ſich bis zu einem unbeſtimmbaren Grade vermehren können; wenn zu dem andern ſeine Kunden aus vielen Orten zuſammen kommen, die alle ungleichen Geſchmack, — und wovon einige größere Mittel haben, ihn zu belohnen: ſo erhalten beyde größre Bewegungsgründe, ſich anzuſtrengen, der eine, in der Abſicht um ſeine Renten reicher, — der andre, um ſeine Arbeit vollkommner zu machen.

Aber eben dieſe Darſtellung von dem Hergange der Sache, die den Urſprung der Städte erklärt und zugleich ihren Nutzen beweiſet, macht es auch einleuchtend, daß, da es große Vortheile ſind, durch welche die von ihrer Handarbeit lebenden Menſchen bewogen worden ſind, ſich in gemeinſchaftlichen Wohnplätzen zu vereinigen, — daß da dieſe Trennung der Stadt- von der Land-Induſtrie und des Handwerkers vom Landbauer, ohne allen Zwang der Regierung, durch die Natur der Sache und das Intereſſe beyder Theile, urſprünglich hervorgebracht worden war, — es auch keinen Zwang der Regierung bedürfe, dieſe Einrichtung, ſo lange ſie wahrhaft nützlich iſt, aufrecht zu erhalten. Es wird durch dieſe Darſtellung augenſcheinlich, daß es große Unbequemlichkeiten ſeyn müſſen, welche den Handwerksmann aus der Stadt, wo er in ſeiner natürlichſten vortheilhafteſten Lage iſt, vertreiben, und ihn wieder auf das Land zurückzukehren nöthigen, welches er, bey dem erſten Aufkeimen der Induſtrie, ſo gerne verlaſſen hatte. Man ſchaffe, wenn es möglich iſt, jene Unbequemlichkeiten hinweg: und den Auswanderungen der

Handwerker, von den Städten auf das Dorf, wird vorgebeugt werden. Finden ſich aber, das erſtre zu thun, unüberwindliche Schwierigkeiten: ſo wird auch der Zwang das andre nicht verhindern, es ſey dann mit Gefahr noch größere Uibel anzurichten.

In der That, wenn es einmahl der Lauf der Dinge und die Einrichtungen der Geſellſchaft dahin gebracht haben, daß den Bürgern, in gewiſſen Städten, die Entrichtung aller ihnen aufgebürdeten Laſten zu ſchwer fällt: iſt es ihnen zu verdenken, wenn ſie denſelben zu entgehen ſuchen? Iſt es der Regierung ſelbſt zu verdenken, wenn ſie unvermögend jenen Laſten im Allgemeinen abzuhelfen, in einzelnen Fällen Nachſehn beweiſet, ſo oft ſich ein fleißiger Menſch ihrem Drucke, ſelbſt auf eine etwas unregelmäßige Weiſe, zu entziehen ſucht? Würde es dem Staate wohl großen Vortheil bringen, wenn er, ohne den Zuſtand der Städte im Weſentlichen zu verbeſſern, nur alle diejenigen mit Gewalt in die Städte zurücktriebe, die außerhalb derſelben ihr Fortkommen gefunden, und ſich auf eine nützliche Weiſe beſchäftigt haben? — Wird dadurch wohl dem Flor der Städte wirkſam aufgeholfen werden, wenn man in Abſicht ihrer, alles beym Alten läßt, aber nur noch wachſamer als bisher iſt, von den Beſchwerden, welche ihre Einwohner niederdrücken, keinem eine Ausnahme zu geſtatten? Was wird es den Städtern helfen, wenn man einen Handwerker, der ſich auf dem Dorfe gut oder doch kümmerlich nährte, unter die Abgaben der Städte zieht? Er wird dadurch vielleicht ſein Auskommen verlieren, die Stadt wird wenig gewinnen. Dieſe Mitbewerber, dieſe auf dem Dorfe ſich anſetzenden Handwerker waren es nicht, welche die Städte in den Verfall brachten. Denn eben deßwegen ſchlugen ſie auf dem Lande ihre Wohnung auf, weil die Städte ſchon im Verfalle waren.

Man muß noch hinzuſetzen, daß, wenn es bloß auf Beklangen der Gutsherren geſchieht, daß Handwerkern die Erlaubniß, ſich auf Dörfern niederzulaſſen, ertheilt wird, der Fall wohl zuweilen eintreten kann, wo dem Privatvortheile eines Einzigen das allgemeine Beſte aufgeopfert wird; — daß aber ſelten ganze Gemeinden um eine ähnliche Vergünſtigung anhalten werden, ohne daß wirkliche Urſachen vorhanden ſind, welche dieſe Erlaubniß ſchicklich und nützlich machen.

Es gibt groſſe und volkreiche Dörfer, auch in unſerm Lande, die nie Stadtrecht erhalten haben, aber die in den weſentlichen Beſchaffenheiten Städten gleichkommen. Dieſen ſind Handwerker aller Art eben ſo nöthig, als irgend einer Stadt, — und ſie geben den Handwerkern, die ſich in ihnen niederlaſſen, Ausſicht auf einen eben ſo ſichern Gewinn. Soll ihnen von der Regierung verſagt werden, was der natürliche Zuſtand der Dinge fordert?

Es gibt Gegenden, wo mehrere wohlhabende Dörfer nahe an einander, und von Städten entfernt liegen. Hier kann es der Vortheil eines ganzen Bezirks, — der doch gewiß vom gemeinen Weſen einen größern Theil, als eine mittelmäßige Stadt iſt, ausmacht, — erheiſchen, daß die Handwerker, welche für die vornehmſten Bedürfniſſe der Einwohner arbeiten, mitten unter ihnen leben. Soll ihr Beſtes durchaus dem Vortheile der Städter nachgeſetzt werden?

Es iſt auch nicht zu leugnen, daß, je weitere Fortſchritte in einem Lande Cultur und Kunſtfleiß machen, deſto unnöthiger, — und in einzelnen Fällen deſto ſchädlicher, — alle diejenigen Einſchränkungen werden, welche, bey der erſten Entſtehung von beyden, zu ihrer Unterſtützung nothwendig waren. Städte ſind die Pflanzſchulen der Induſtrie. Wenn der Baum erwachſen iſt, ſo kann er in jedes Land verſetzt werden: und wenn der Handwerksfleiß einmahl allgemein ausgebreitet iſt, ſo liegt weniger daran, wo der Handwerker wohne.

Ja, wenn es durchaus nicht in der Gewalt der Regierung ſteht, gewiſſen Städten wieder aufzuhelfen: iſt es nicht beſſer, anſtatt hier vergebliche Verſuche immer zu wiederhohlen, anderswo aufblühende Dörfer zu begünſtigen, und ihnen zu einem Wohlſtande zu verhelfen, der ſie den Städten gleich macht? Wenn der Staat auch nicht dieſelben Einkünfte von ihnen zieht, als von Städten: ſo erhält er doch alle die weſentlichen Vortheile, welche für ihr mit jeder Niederlaſſung wohlhabender und fleißiger Bürger, verbunden ſind.

Auf der andern Seite iſt aber auch nicht zu leugnen, daß ungleiche Behandlung gleicher Perſonen, von Seiten der Regierung, an ſich eine Ungerechtigkeit iſt; daß insbeſondre ungleiche Abgaben, aufgelegt auf Menſchen deſſelben Gewerbes, den natürlichen Gang der Induſtrie ſtöret. Wenn der Handwerker in den Städten ſein Meiſterrecht erkaufen muß, indeß ein andrer in den Vorſtädten oder auf dem nächſten Dorfe daſſelbe Handwerk ohne ſolche Eintrittskoſten treibt; wenn jener Materialien ſeiner Arbeit und Lebensmittel veracciſen muß, indeß dieſer ſie von dieſen Abgaben frey erhält: ſo iſt dieß freylich eine Parteylichkeit, welche im Allgemeinen und als Regel nicht anders als gemißbilliget werden kann, weil ſie einen auf Unkoſten vieler begünſtiget.

Indeß in einem unvollkommnen Zuſtande der Dinge, ſind Ausnahmen von den Regeln unvermeidlich. Jene Nachſicht zeiget immer, daß die Einrichtungen und Geſetze, von welchen man den Einzelnen losſpricht, mangelhaft ſind. Aber es gibt Seiten und Umſtände, wo der Regent nur zwiſchen dem größern oder kleinern Uibel zu wählen hat.

Was wird für die kleinen Städte wohlthätiger gehalten, und was iſt es auch in vieler Rückſicht mehr, als der Aufenthalt und die Conſumtion der Soldaten, welche in ihnen als Beſatzung liegen?

Aber wie viele unzünftige Concurrenten bekommen nicht auch dadurch die Handwerker dieſer Städte?

Alles dieſes beweiſt alſo nach meinem Urtheile nicht, daß man die Anſetzung der Handwerker auf Dörfern ohne wichtige Urſache aus bloßer Gunſt erlauben dürfe: aber nur daß der Zwang, welcher die hier einmahl angeſeſſenen in die Städte zurücktreiben, — die Strenge, welche ſie auf das Dorf verfolgen ſollte, ihres Zwecks, den Städten aufzuhelfen, verfehlen würde.

Die gewiſſen und ſichern Sätze, welche aus den bisherigen Betrachtungen folgen, ſcheinen mir folgende zu ſeyn:

1) Der Wohlſtand der Städte im Ganzen, d. h. als Sammelplätze der Handwerks- und Kunſt-Arbeiten betrachtet, hängt ab von der Schätzung der Waaren, welche durch dieſe Arbeiten hervorgebracht werden, von der Güte und Vollkommenheit derſelben, und von der Wohlhabenheit derjenigen, welche die natürlichen, oder nach der Lage jedes Orts, wahrſcheinlichen Abnehmer davon ſind.

2) Das Steigen und Fallen dieſes Wohlſtandes, die Einſchränkung deſſelben auf einige größere, — oder die Ausbreitung deſſelben auf viele kleine Oerter, — mit einem Worte, ſowohl die Ungleichheiten der Induſtrie und der ſtädtiſchen Nahrungszweige in verſchiednen Gegenden und Städten, als die Wanderungen derſelben von einer Ge-

gend und einer Stadt zur andern, — hängen größentheils von Zeitumſtänden und zufälligen Begebenheiten ab, welche die Regierung nicht herbeyführen und abändern, ſondern nur beobachten und benutzen kann.

3) Für die kleinen Städte insbeſondere gibt es kein zu Aufrechterhaltung oder Wiederherſtellung ihres Flors wirkſames, allgemeines Mittel, als die Minderung derjenigen Laſten, welche durch die ſtädtiſchen und zünftigen Einrichtungen den Bürgern dieſer Städte ausſchließend aufgelegt werden, die Vervollkommnung der in ihnen im Gange ſeyenden Handwerksarbeiten, und die vermehrte Wohlhabenheit der kleinen Landleute in der Gegend, wo dieſe Städte liegen.

4) Alle diejenigen Verfaſſungen und Einrichtungen, in den großen und kleinen Städten, die ſich auf einen Zuſtand ihres Gewerbs und ihres Nahrungsſtandes beziehn, welcher nicht mehr vorhanden iſt: und die alſo zu der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Dinge nicht mehr paſſen, ſind wahre Hinderniſſe der in dieſen Städten auch jetzt noch möglichen Induſtrie, — und müſſen alſo von der Regierung, ſo weit es ohne bedenkliche Erſchütterungen des ganzen Staatsſyſtemes geſchehen kann, abgeändert werden.

5) Alle Ungleichheiten in den Auflagen und Laſten bey Staatsbürgern, die gleiche Geſchäfte treiben, und alſo den Staaten gleichen Nutzen lei-

ſten, ſind im Allgemeinen ſowohl unbillig, als der Induſtrie hinderlich, weil ſie den Begünſtigten leicht vom Fleiße in der Ausarbeitung ſeines Werks abhalten, und dem Unbegünſtigten die Kräfte nehmen, bey allem Fleiße zu einem gewiſſen Grade von Vollkommenheit darin zu gelangen.

6) Ausnahmen hiervon ſind deſſen ungeachtet unvermeidlich, ſo lange fehlerhafte allgemeine Einrichtungen nicht abgeändert werden können, und ſind zuweilen ſogar nützlich, wenn ſie nicht anders, als zur Begünſtigung von Perſonen, die ſich durch Fleiß oder Geſchicklichkeit auszeichnen, oder zum Vortheile ganzer Gemeinheiten und Bezierke, gemacht werden.

7) Die Regierung kann nach dieſem allem zum Flor der kleinen Städte mehr auf eine negative Weiſe beytragen, indem ſie die Hinderniſſe davon wegräumt, als auf eine poſitive; indem ſie neue Quellen des Erwerbs eröffnet. Letzteres iſt wenigſtens nur an einzelnen Oertern möglich, und es geſchieht am ſicherſten durch Unterſtützung derjenigen Arbeitsarten, welche ſich von ſelbſt, an dieſen Oertern und den umliegenden Gegenden, eingefunden haben.

Uiberſetzung und Erläuterung
der
Rede Kleons,
eines Athenienſiſchen Demagogen,
im
37ſten Kapitel des 3ten Buchs des Thucydides.

Anmerkung. Dieſer Aufſatz iſt im Jahre 1794 unter der Herrſchaft der Robertspierriſchen Parthey und des Schreckenſyſtems, verfertigt. Der ſchnelle Fortgang der Begebenheiten hat ſeit dieſer Zeit ſchon einen Zuſtand der Dinge in Frankreich herbeygeführt, zu welchem einige der Betrachtungen in demſelben nicht mehr vollkommen paſſen. Das Schreckensſyſtem iſt mit ſeinem Anführer zugleich geſtürzt, eine neue Verfaſſung iſt eingeführt worden, welche ſich, (von einer demokratiſchen, im Sinne der Alten, dadurch mehr, als die damahlige, unterſcheidet, daß die Geſetze nicht mehr durch die Mehrheit der Stimmen, in einer einzigen zahlreichen Verſammlung, rechtskräftig werden, ſondern einer doppelten Berathſchlagung in zwey Verſammlungen unterworfen ſind; und daß die geſetzgebende von der ausübenden Gewalt, wenigſtens der Form nach, abgeſondert, wenn auch, dem Weſen nach, vielleicht nicht hinlänglich getrennt iſt. Indeß, die Begebenheiten der vorigen Perioden der Revolution bleiben doch geſchehene Thatſachen, und ſind noch jetzt Gegenſtände unſrer Betrachtung; ſo wie ſie noch den Beobachtungsgeiſt und die Politik unſrer Nachkommen beſchäftigen werden. Noch iſt der Charakter der Franzöſiſchen Nation, welcher ſeinen Einfluß auf die ehemahligen Stürme hatte, und welcher noch jetzt die zurückkehrende Ruhe und Ordnung unſicher macht, nicht geändert. Es dauert endlich noch der demokratiſche Geiſt in der Verfaſſung ſelbſt fort: welcher eine Zuſammenſtellung der in der Revolution berühmt und mächtig gewordnen Demagogen, mit den alten Athenienſiſchen, — ſowohl zu Erklärung des Vergangnen, als zu Vermuthungen über die Zukunft, — nützlich macht.

Bey den Zerrüttungen und Kriegen, welche, von Frankreich ausgehend, ſich über einen großen Theil von Europa ausgebreitet haben, und dieſes gemeinſchaftliche Vaterland aller geſitteten Menſchen beunruhigen, iſt vielleicht nichts was ſo ſehr zum Troſte und zur Erheiterung des aufgeklärten Menſchenfreundes dienen kann; als die Einſichten, welche er aus dieſen Zerrüttungen ſelbſt zu ſchöpfen, — die politiſchen und moraliſchen Begriffe, die er durch die Begebenheiten der Zeit aufzuhellen, die Grundſätze, welche er dadurch zu berichtigen im Stande iſt. Nie hat die Staatswiſſenſchaft und ſelbſt die Sittenlehre ſich durch die Beobachtung ſo großer mit ganzen Nationen und ihrer Regierungsform angeſtellten, Verſuche bereichern und erklären können. Und wenn gleich diejenigen unverantwortlich gehandelt haben, welche, ohne von dem Ausgange verſichert zu ſeyn, dieſe gefahrvollen Verſuche an Frankreich gemacht haben; — wenn gleich die befriedigte Wißbegierde kein Erſatz für das Elend, oder für das aufs Spiel geſetzte Glück eines ganzen Volks iſt: ſo bleiben doch immer die Belehrungen, welche ſich aus dieſer Staatsveränderung, — und ſelbſt aus den Verbrechen und Unglücksfällen, welche ſie begleitet haben, — ziehn laſſen, ein wirklicher Gewinn für das menſchliche Geſchlecht, und geben für jene Uibel einige, wenn auch ſehr unvollkommne Vergütung. Unter dieſe Wiſſenſchaften nun, auf deren

Studium die franzöſiſche Revolution von neuem aufmerkſam macht, und die von ihr, wenn auch nicht neue Aufſchlüſſe, doch eine größere Klarheit und Anſchaulichkeit in den Vorſtellungen ihrer Gegenſtände erhalten, gehört auch die Geſchichte und Staatskunſt der alten Welt, und mithin griechiſche und römiſche Literatur, aus welcher wir ſie ſchöpfen.

Die Geſchichte der griechiſchen Republiken macht für uns alle einen Theil des jugendlichen Unterrichts aus: und der Ruhm der Schriftſteller, aus welchen wir ſie lernen, und der Männer, welche in derſelben auftreten, ſichert ihr noch auf lange Zeit die Aufmerkſamkeit der geſitteten Welt. Aber im Grunde hat ſie doch nur ein ſchwaches Intereſſe für uns gehabt, und ſie iſt ſelbſt von uns nur halb verſtanden worden, ſo lange der Schauplatz der Welt, auf welchem wir ſelbſt Zuſchauer und mithandelnde Perſonen ſind, uns gar keine Auftritte gezeigt hat, die jenen Gemälden ähnlich waren. — Die Geſchichte der Griechen iſt die Geſchichte unaufhörlicher Revolutionen; ſie iſt zum großen Theile die Geſchichte der Demokratien und ihres Kampfes mit den andern Regierungsformen. Das neuere Europa hingegen both, ſeit geraumer Zeit, das Bild ruhiger Monarchieen, oder wenigſtens unerſchüttert feſt ſtehender Verfaſſungen dar: und nur die Streitigkeiten, welche dieſe großen und kleinen Staatskörper miteinander auszufechten hatten, oder die Fortſchritte, welche ſie in ihrer innern Verwaltung machten, füllten die Blätter unſrer Geſchichte. In dieſem Zuſtande der Dinge entwickeln ſich weder menſchliche Charaktere und Leidenſchaften auf dieſelbe Weiſe, noch ſind die Veranlaſſungen zu Thaten oder Begebenheiten, — zu Verbrechen oder Tugenden derſelben Art vorhanden, als wir in der Geſchichte der griechiſchen Freyſtaaten finden — Dieſe Ruhe, deren die Einwohner Europens, wenigſtens im Innern der Staaten und in Anſehung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe genoſſen, iſt durch eine große Nation, der ihre politiſche Macht ſowohl als ihre Geiſtesgaben, von je her einen vorzüglichen Einfluß auf die Sitten und die Schickſale Europens verſchafften, unterbrochen worden. Bey ihr hat ſich zum erſtenmahle wieder die Zerrüttung einer innern Revolution mit einem auswärtigen Kriege zuſammengeſellt; bey ihr hat ſich jener alte Zuſtand der Dinge gewiſſermaaßen wieder erneuert, wo Revolutionen und Aenderungen in der Verfaſſung der Staaten, bald die Urſachen und Begleiterinnen, bald die Endzwecke der Kriege waren.

Eben dieſe große Nation, die man unter allen Europäiſchen, der Monarchie und dem Geſchlechte ihrer Monarchie am meiſten ergeben glaubte, hat, mit Zerreißung aller dieſer Bande, mit Hintanſetzung der ausgemachteſten Grundſätze der

Politik, — welche es für unmöglich erklärt, daß ein großer Staat demokratiſch regiert werde, — und mit Verachtung aller der Beyſpiele, welche ihr ihre Nachbarn und Zeitgenoſſen zur Verbeſſerung ihrer Verfaſſung an die Hand gaben, durchaus eine rein demokratiſche Verfaſſung bey ſich einzuführen; verſucht *). Ob nun gleich die Größe dieſer Nation, die Eigenheit ihrer Charakters, und

---

*) Die Verfaſſung, die auf der Repräſentation des Volks, und einer aus Abgeordneten und Stellvertretern deſſelben beſtehenden geſetzgebenden Verſammlung beruht, iſt zwar von der reinen Demokratie, im genaueſten, und beſonders im alten Sinne, nach welcher die geſetzgebende Gewalt in der Verſammlung aller Bürger ihren Sitz hat, in ſehr weſentlichen Puncten unterſchieden. Aber dieſe letztere Demokratie hat nie anders, als in Staaten, welche in Städte eingeſchloſſen geweſen, oder von denſelben ausgegangen ſind, Statt gefunden. Städte haben überhaupt in alten und neuen Zeiten, die erſten Muſter von regelmäßigen Verfaſſungen gegeben: und Nationen haben ſie erſt nachgeahmt. Bey dieſer Nachahmung hat nothwendig vieles verändert werden müſſen, was in einer kleinen, überſehbaren, auf einem kleinen Raume beyſammenwohnenden, bürgerlichen Geſellſchaft, möglich war, aber bey einer großen, in einem weitläuftigen Lande zerſtreuten, unmöglich iſt. Zu dieſem Unterſchiede zwiſchen der griechiſchen Demokratie und der repräſentativen Verfaſſung, hat die neue Ordnung der Dinge, welche, ſeit der Verfertigung des obigen Aufſatzes, in Frankreich eingeführt worden iſt, und bis jetzt beſteht, noch manche neue Einſchränkungen hinzugethan. Die allgemeinen Grundſätze aber, die auch in dieſer neuen Verfaſſung herrſchen, — die Auf-

der Grad von Einſichten und Verdorbenheit, zu welchem die Menſchen überhaupt in unſerm Jahrhunderte gelangt ſind, auch den Verwirrungen der franzöſiſchen Demokratie eine eigne Form gibt: ſo hat dieſe doch im Ganzen eine Menge der alten Auftritte erneuert, hat viele derſelben Gräuel ſehen laſſen, durch eben ſo große Anſtrengungen in Erſtaunen geſetzt, eben ſo plötzliche Unbekannte aus dem Staube erhoben und Mächtige geſtürzt, eben ſo außerordentliche und ſeltſame Charaktere zum Vorſchein gebracht, oder gebildet; — endlich einzelnen, vor kurzem unbekannten Menſchen einen eben ſo unglaublichen Einfluß auf die Menge verſchafft, als wir dieß alles in Athen, und in den Demokratien des alten Griechenlandes finden. Die Vergleichung der Geſchichte jener entfernten Zeit mit der Geſchichte der unſrigen, iſt in einer zwiefachen Rückſicht lehrreich. Von der einen Seite gibt ſie uns Aufſchlüſſe über die Begebenheiten des erſtern: an deren Wahrheit wir nun weniger zwei-

hebung alles erblichen Unterſchiedes der Stände, die gleiche Theilnahme aller Bürger an allen Regierungsämtern, und die dem Volke überlaſſene Wahl aller obrigkeitlichen und richterlichen Perſonen, — enthalten immer noch die weſentlichſten Eigenheiten der Demokratie, und gerade diejenigen, deren Möglichkeit, bey der Regierung eines großen Volks, die größten Staatsweiſen, wie Montesquieu, und ſelbſt die eifrigſten Freunde der Demokratie, wie Rouſſeau, geleugnet hatten.

Anm. zu d. n. A.

ſeln, und deren Zuſammenhang wir deutlicher einſehen, nachdem wir unter unſern Augen ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Urſachen haben entſtehen geſehen. Von der andern ergänzt, oder berichtigt ſie unſre politiſchen Einſichten überhaupt, und iſt beſonders geſchickt, unſer Urtheil über den Werth der Verfaſſungen zu berichtigen, und uns von dem Vorurtheile, welches der lieblich klingende Nahme der Freyheit für die demokratiſche erregt, zu heilen. Zwar iſt in Frankreich das große und tragiſche Drama noch lange nicht zu Ende *); zwar

---

*) Die blutigen Auftritte dieſes Schauſpiels, welche eben damahls, als ich dieß ſchrieb, durch die Kühnheit, mit welcher die Verbrechen begangen, durch die Geduld, mit welcher ſie von einem ganzen Volke ertragen wurden, durch die Verdienſte vieler Perſonen, welche Opfer derſelben waren, die Aufmerkſamkeit und das Erſtaunen von ganz Europa erregten, — dieſe Auftritte ſind, dem Himmel ſey Dank, vorüber: und es iſt zu hoffen, daß die gegenwärtige Ruhe nicht bloß ein Stillſtand von den Miſſethaten der Revolution, ſondern wirklich ihr Ende ſeyn wird. Aber das Ende des Trauerſpiels ſelbſt, — diejenige Auflöſung des Knotens, welche das Schickſal des Franzöſiſchen Staats völlig entſcheidet, für die Dauerhaftigkeit der neuen Ordnung der Dinge Gewähr leiſtet, und über die Zukunft ſichere Vorausſetzungen erlaubt, — dieſes Ende, dieſe Auflöſung iſt immer noch nicht herbeygekommen. Die Zeit iſt noch zu kurz, ſeit dem die neue Verfaſſung eingeführt iſt, der gegründeten Einwendungen gegen dieſelbe ſind noch zu viele, — die Samen zur Zwietracht, zum Mißbrauche der Gewalt, oder zur Verweigerung alles Gehorſams gegen die Geſetze ſind noch zu häufig

ſind es immer noch proviſoriſche Urtheile, die wir zu folge der Thatſachen aus der neueſten Geſchichte dieſes Landes, fällen; zwar würde es immer noch verwegen ſeyn, die Möglichkeit einer Verfaſſung an ſich deßwegen zu leugnen, weil ſie nie in der Welt vorhanden geweſen iſt, oder über die mögliche Vollkommenheit einer andern, die wir mehrmahlen von großen Verbrechen und Unglücksfällen begleitet geſehn haben, abzuſprechen. Aber das iſt uns doch erlaubt, die noch unvollſtändigen Belehrungen der Erfahrung, ſo weit als ſie reichen, zu benutzen, und wenn wir in einer ſehr alten, und jetzt in der neueſten Epoche, gewiſſe gemeinſchaftliche Thorheiten, Laſter und Unfälle den Demokratien ankleben ſehen, dieſe für Früchte der Verfaſſung ſelbſt zu halten. — Offen für künftige neue Belehrungen, werden wir doch für jetzt, den Werth der Verfaſſungen durch eine Vergleichung der **Mißbräu-**

---

ausgeſtreut, — die Parteyen ſind noch zu ſehr gegen einander erbittert, und einander noch zu gleich; — und die herrſchende hat noch zu gewaltſame Mittel gegen die unterjochten nöthig: als daß man die Geſetze, welche jetzt Frankreich regieren, ſchon für Grundlagen eines feſten und dauerhaften Staatsgebäudes halten ſollte. Es iſt alſo auch jetzt noch nicht unnütz, politiſche Freyheit, von demokratiſcher Regierungsform, ſo ſehr als möglich zu unterſcheiden: wozu die Vergleichung jener vergangnen Auftritte der Franzöſiſchen Revolution, mit mehrern Auftritten aus der Athenienſiſchen Geſchichte, die ſtärkſte Veranlaſſung gibt. Anm. z. d. n. A.

che, welche bisher bey denſelben unausbleiblich geweſen ſind, mit den Vortheilen, welche wir bisher aus ihr haben entſtehen ſehen, beſtimmen dürfen.

Ein Umſtand macht die Vergleichung der Franzöſiſchen Anarchie mit der, in welche ſehr oft die Demokratie Athens ausartete, vorzüglich intereſſant: dieſer iſt eine gewiſſe Aehnlichkeit in den Geiſtes-Anlagen und der Cultur beyder Völker. Beyde geiſtreich, der Poeſie und Beredtſamkeit ergeben, und durch die Werke beyder Künſte unter ihren Zeitgenoſſen berühmt, — beyde für Rednerkünſte und Rednertalente ſehr empfindlich, und durch dieſelben leicht verführbar; beyde eitel, veränderlich, unruhig, thätig, — leicht faſſend, und mit einem durchdringenden Geiſtesblicke verſehen, aber nicht zum dauernden Nachdenken geneigt; beyde heftig, aber ſchnell abwechſelnd in ihrer Liebe, wie in ihrem Haſſe; — enthuſiaſtiſch für jeden Gegenſtand und jede Perſon, die Eindruck auf ſie machen, eingenommen, aber eben ſo leicht gegen dieſe ihre Lieblinge abgekühlt, oder erbittert; beyde wüthend in ihrer Feindſchaft und grauſam in ihrer Rache, aber äußerſt zuvorkommend, höflich und menſchenfreundlich, in den Augenblicken des Vergnügens und der Ruhe, — biethen die Franzoſen und Athenienſer, auch jetzt in ihrem politiſchen Leben, in ihren Volksverſammlungen, in ihren Clubs, in dem Charakter, den Reden und den

Schickſalen ihrer Demagogen, ſo viele Vergleichungspuncte dar: daß es wenigſtens ein Vergnügen für einen denkenden Mann iſt, und nicht ganz ohne Nutzen für einen wißbegierigen ſeyn kann, wenn man ſie aufzuſuchen und ins Licht zu ſtellen ſucht.

Mehrere Schriftſteller haben ſchon dieſen Stoff der Unterhaltung benutzt. Mein Freund, der Herr Rector Manſo, hat neulich in einem ſehr wohl geſchriebenen Programme, über die Athenienſiſchen Demagogen, die Thatſachen aus der Geſchichte geſammelt, welche den Geiſt dieſer Menſchen, und zugleich den Geiſt derjenigen Verfaſſung, in welcher allein ſie eine Rolle zu ſpielen vermögen, ſchildern. Und der Herr Profeſſor Heeren hat in einem Aufſatze, der in die Girtannerſchen Annalen eingerückt iſt, einen Mann, und eine Geſchichte ins Andenken gebracht, die vorzüglich fähig ſind uns beydes, die Demokratie und die Demagogen, kennen zu lehren. Dieſer Mann iſt Kleon, und die Geſchichte iſt die Berathſchlagung der Athenienſer über die Strafe, welche den von ihnen abgefallenen, und nun wieder eroberten Mitylenäern ſollte zuerkannt werden.

Zu der Vollendung dieſes letztern Gemäldes will ich hier einen kleinen Beytrag liefern, indem ich die Rede dieſes Kleons, die ihm bey der gedachten Gelegenheit Thucydides in den Mund legt, überſetze: — eine Rede, in welcher er die Athenienſer und die Fehler der Demokratie, deren Auswurf er ſelbſt war, ſo ſchildert, daß man glaubt, einen Patrioten auf dem Rednerſtuhle des Pariſer Convents, die Fehler ſeiner Nation und die falſchen Schritte ihrer Repräſentanten rügen zu hören. Dieß ſelbſt iſt nicht eine der am wenigſten auffallenden Aehnlichkeiten zwiſchen der Athenienſiſchen und Franzöſiſchen Volksverſammlung, daß oft in beyden eben der Mann, welcher die Ausſchweifungen der demokratiſchen Regierung am weiteſten treibt, und der Urheber der unbeſonnenſten Beſchlüſſe iſt, in ſeinen Reden die Sprache eines Weiſen und eines Tugendlehrers führt, und dem Volke, das er verführt, zugleich wahre und heilſame Lehren gibt.

Um aber den Leſern, welche die Quellen der Griechiſchen Geſchichte nicht unter den Augen haben, die Rede, deren Uiberſetzung ich liefere, verſtändlich zu machen, will ich ihr eine kurze Erinnerung an die Perſon, welche auftritt, und an die Sache, wovon ſie redet, voranſchicken.

Kleon war ein Demagoge im eigentlichen Verſtande: das heißt, er war einer von den Volksrednern, die, ohne ein öffentliches Amt zu begleiten, — wenigſtens nicht durch das Anſehn ihres Amtes, ſondern durch den Einfluß ihrer Beredtſamkeit aufs Volk, — an der Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte Antheil hatten, und ſelbſt zuweilen den Athenienſiſchen Staat regierten. Die Verſammlung aller Athenienſiſchen Bürger nähmlich wurde als der Souverain angeſehen: und jedem Bürger von einem gewiſſen Alter und einem unbeſcholtenen Rufe war es erlaubt, dieſem Souverain Rath zu geben; das heißt, es war ihm erlaubt, den Rednerſtuhl vor dem verſammelten Volke zu beſteigen, und über die Angelegenheiten, welche der Senat vor dasſelbe gebracht hatte, ſeine Meinung zu ſagen. Freylich nutzten nur wenige dieſe Erlaubniß, weil nur wenige ſich die dazu nöthige Fähigkeit zutrauten, oder wenn ſie es verſuchten, Gehör und Aufmerkſamkeit beym Volke erhielten. Wem es aber gelang, ſich durch ſeine Reden Beyfall zu verſchaffen: der ſprach öfter und über mehrere Arten der Geſchäfte. Wenn er ſogar das Glück hatte, daß ſeine Vorſchläge vom Volke angenommen, und durch die Stimmen-Mehrheit in Geſetze oder Beſchlüſſe des Staats verwandelt wurden: ſo vermehrte dieß ſein Anſehn, und gab ſeinen folgenden Reden ein größeres Gewicht. Durch viele gelungene Verſuche der Art gewannen, von Zeit zu Zeit, einzelne Perſonen das Vertrauen des Volks ſo ſehr, daß es bey jeder wichtigen Berathſchlagung ihre Meinung wiſſen wollte; und daß ſie daher, ohne irgend einen öffentlichen Auftrag dazu erhalten zu haben, bloß durch die ſtillſchweigende Genehmigung ihrer Zuhörer, für die Häupter der Republik, und für die Leiter der Geſchäfte angeſehen wurden *). Auf dieſem Wege war

---

*) Das, was wir in Paris haben vorgehen ſehen, iſt dem hier geſchilderten Zuſtande der Dinge in gewiſſen Abſichten ähnlich, in andern unähnlich. In

Perikles in dem freyen Athen zu einer faſt unumſchränkten Herrſchaft emporgeſtiegen: auf eben dieſem Wege erwarb ſich in der Folge Demoſthenes ſein Anſehn und ſeinen Ruhm. In der Zwiſchenzeit zwiſchen beyden, vornehmlich während des Peloponneſiſchen Krieges, ſpielte dieſer Kleon eine Rolle auf dem Rednerſtuhle, und eben deßwegen im Athenienſiſchen Staate.

Das, was ihn in Athen ſelbſt unter Staatsleuten, die ſeine Zeitgenoſſen waren, auszeichnete, war zuerſt ſein niedriges Herkommen oder die

---

Frankreich iſt es eine Verſammlung gewählter Repräſentanten des Volks, — in Athen war es die Verſammlung des Volks ſelbſt, welche die Regierung führt. Jeder Redner des Convents iſt ein Glied deſſelben, und alſo, als ſolches, vom Volke gewählt. Der Redner vor der Volksverſammlung in Athen hingegen war zwar auch ein Glied der Verſammlung, denn er war Athenienſiſcher Bürger: aber er war doch auf keine Weiſe gewählt, oder durch irgend etwas vor ſeinen Mitbürgern ausgezeichnet; ſondern ſein erſter Beruf lag in dem Zutrauen, welches er zu ſich ſelbſt hatte, und die Beſtätigung deſſelben hing von dem Beyfalle ab, welchen ſeine Reden fanden. Hier fängt nun die Aehnlichkeit der beyderſeitigen Redner an, die hauptſächlich darauf gegründet iſt, daß der Convent zahlreich genug iſt, um eine Volksverſammlung vorzuſtellen. Der Redner alſo, welcher oft vor demſelben ſpricht und angehört wird, und ſeinen Rath durch die Zuſtimmung der Majorität beſtätigt ſieht, erlangt nach und nach, ohne Amt und Würde, ein Anſehn, das, wegen der Macht, welche die durch ihn geleitete Verſammlung beſitzt, einer Oberherrſchaft gleich ſteht.

Handarbeit, mit der er ſich in ſeinen frühern Jahren abgegeben hatte. Er wird von denen, die ihm dieſen ſeinen Stand oder ſein Geſchäft vorwerfen, der **Gerber**, oder der **Lederbereiter** genannt.

Es iſt ſeltſam, daß in dem demokratiſch regierten Athen, wo das geſammte Volk, ohne Ausſchluß auch des geringſten Bürgers, die oberſte Gewalt beſaß, doch das Vorurtheil der Geburt, oder vielmehr das Vorurtheil gegen den Handwerksſtand, ſo lange fortdauern und ſo allgemein ſeyn konnte. Für alle Perſonen, welche eine öffentliche Rolle ſpielten, blieb es Zeitlebens ein Flecken in den Augen der Menge ſelbſt, von welcher doch ein großer Theil aus mechaniſch beſchäftigten Leuten beſtand, ein Handwerk getrieben, und ihren Unterhalt mit einer ſolchen Arbeit ſich erworben zu haben. Die Gegner des Kleons griffen alle ſein Anſehn beym Volke von dieſer Seite an. Ariſtophanes, der eine ganze noch jetzt vorhandne Komödie, die Ritter, bloß in der Abſicht ſchrieb, ihn lächerlich und verhaßt zu machen, durchwebte ſein Stück mit ſpottenden Anſpielungen auf die Arbeiten des Gerbers. Auch die Geſchichtſchreiber, die im Tone einer ernſthaften und unparteyiſchen Erzählung ſeine ſchlechte Seite aufdecken, ermangeln nicht, des Umſtandes ſeiner niedrigen Her-

kunft

kunſt zu erwähnen. So ſehr behalten Sitten über die Verfaſſung die Oberhand*).

Dieſe Niedrigkeit ſeiner frühern Beſchäftigung war demohnerachtet nicht die Urſache des Unwillens, mit welchem, nach dem Zeugniſſe des Thucydides, alle rechtſchaffene Leute ſeine Gunſt beym Volke und ſeinen Einfluß in die Staatsangelegenheiten anſahen: ſondern die Art war es, wie er zu dieſer Höhe hinaufgeſtiegen war, und die, wie er ſich ſeines Anſehens bediente. Seine Wichtigkeit in Athen hatte er nicht bloß derjenigen unächten Beredtſamkeit zu danken, die in der Fähigkeit beſteht, auf einen vermiſchten, ungebildeten Haufen Eindruck zu machen: ſondern er hatte ſie noch mehr der Schmeicheley zu danken, mit welcher er ſich den jedesmahligen Launen und Leidenſchaften des Volks anſchmiegte. Dazu kam eine gewiſſe Uibertreibung aller populären Meinungen, und eine große Heftigkeit in dem Ausdrucke derſelben; — Eigenſchaften, welche den Vorträgen eines Redners immer eine vorzügliche Kraft, bey unverſtändigen Zuhörern geben.

---

*) Zwey Sachen kamen zuſammen, den Handwerksſtand im Alterthum, ſelbſt bis auf Cicero's Zeiten, (der durchaus nichts Gutes aus einer Handwerksſtätte erwartet) herabzuſetzen: einmahl, die Verachtung gegen alle Arbeiten, die den Menſchen zum Kriege und zu den militäriſchen Uibungen ungeſchickt machen; zum andern der Umſtand, daß ſo viele Handwerke von Sklaven getrieben wurden, und auch viele der freyen Handwerker nur Freygelaſſene, oder Söhne von Freygelaſſenen waren.

Von ſeiner erſten Erſcheinung auf dem politiſchen Schauplatze an, hatte er ſich ein Geſchäfte daraus gemacht, angeſehne und verdienſtvolle Männer anzugreifen: beſonders dann, wenn ihre Gunſt beym Volke zu wanken anfing, oder ſie durch fehlgeſchlagne Unternehmungen Anlaß zum Mißvergnügen gaben. Schon gegen den Perikles war er als Gegner aufgetreten; und er hatte, das wohlgegründete Anſehn desſelben zu zerſtören, das Seinige beygetragen. Während des Peloponneſiſchen Krieges war mehr, als Ein tapferer und erfahrner General, von ihm der Feigheit oder des Unverſtandes, und mehr, als Eine redliche Magiſtratsperſon, der Beſtechung und der Verrätherey beſchuldiget worden. — Dieſes iſt ein Hauptgebrechen der alten Demokratien, welches wir auch in der neueſten wieder finden: daß es in denſelben ein Weg iſt, ſich geltend zu machen, wenn man gegen diejenigen, welche das Vertrauen des Volks beſitzen, Verdacht und Haß erregt. Durch Anklagen ſchwangen ſich in Rom und Athen eine große Anzahl der Männer empor, welche in der Geſchichte dieſer beyden Staaten bedeutende Rollen ſpielen. Einige dieſer Männer, wie Cicero ſelbſt, hatten das wirkliche Verdienſt, mächtige Verbrecher zur Verantwortung gezogen zu haben. Weit mehrere waren ohne Unterſchied Feinde aller, die durch ihr Anſehn, oder ihren Ruhm, ihrem Ehrgeitze im Wege ſtunden. Einige ausgezeichnet ſchlechte Menſchen, worunter Kleon gehörte, machten geradezu die Tugend und das Verdienſt zum Ziele ihrer Pfeile. Ein andrer Umſtand, welcher dem Kleon ſeinen Einfluß, und lange Zeit den Sieg über ſeine Nebenbuhler verſchaffte, war eben der, durch welchen bey den aufeinander folgenden Revolutionen in Frankreich, ſtets der Sieg der ſpätern herrſchenden Partey, über die ältern Demagogen, entſchieden wurde, — ich meine die immer größre Annäherung zu dem Aeuſſerſten in Meinungen und Maaßregeln; — das Ungeſtüme, Gewaltſame und Ausſchweifende, in den Unternehmungen und in den Mitteln, ſie auszuführen. Wurde über Krieg und Frieden gerathſchlaget: ſo war er für den Krieg. Er verhinderte mehr, als einmahl, die Annahme der billigen Bedingungen, welche die Lacedämonier zu Beendigung des Peloponneſiſchen Krieges den Athenienſern anbothen. War von den Maaßregeln, in Abſicht der Bundesgenoſſen, die Rede: ſo war er ſtets für die Strenge und gegen alle Schonung. — In der Heftigkeit und der Uibertreibung liegt an und für ſich eine gewiſſe Gewalt, durch welche die ſchwächern Menſchen fortgeriſſen und überwältigt werden. Und wenn die Neigungen eines Volks einmahl eine gewiſſe Richtung genommen haben: ſo erhält derjenige am ſicherſten Eingang bey ihm, der in derſelben Leidenſchaft, in dem ausſchweifendſten Grade, eingenommen ſcheint. Es iſt überdieß eine ſichere Art, einem Volke zu ſchmeicheln, wenn man durch die Vorſchläge, die man ihm thut, die Uiberzeugung äußert, daß nichts ihm unmöglich, daß jede Beleidigung deſſelben das ſchwerſte Verbrechen, und daß alles gerecht ſey, welches ihm Vortheil bringt.

Durch dieſe beyden Züge alſo charakteriſiren die Geſchichtſchreiber die politiſche Aufführung Kleons: daß er ein Volksſchmeichler, — und daß er ein Ankläger und Verleumder war; und in der That ſcheinen beyde ſich noch jetzt, unter ähnlichen Umſtänden, leicht in einer und derſelben Perſon zu vereinigen.

Dieſe Schmeicheley nimmt bey jedem Volke, nach den Neigungen und der Stimmung deſſelben, eine eigne Farbe und Geſtalt an. Bey den Athenienſern finden wir, daß ihre beliebteſten Redner, Kleon wie Demoſthenes, ſich in ihren Urtheilen, über die Handlungen und den Charakter der Athenienſer, große Freyheiten erlauben, und nur gewiſſe Tugenden gleichſam auswählen, die ſie nicht aufhören an ihnen zu preiſen; — wozu beſonders ſolche gehören, welche den Begriff von Würde und Erhabenheit mit ſich führen. Mangel der Einſichten, unbeſonnene Maßregeln, Wankelmüthigkeit, Vernachläßigung ihrer Angelegenheiten, tadeln ſie mit einer Bitterkeit, daß es ſcheint, ſie wiſſen ihr Anſehn gewinne eher durch eine ſolche

Strenge, als daß es dadurch aufs Spiel geſetzt werde. Dagegen aber ſind natürlicher Verſtand und Faſſungskraft, Tapferkeit und Klugheit in kriegeriſchen Unternehmungen, Großmuth und Wohlthätigkeit gegen Unterdrückte, und, (welches ein gutes Zeugniß, wenn nicht für den Charakter der Athenienſer, doch für ihre Beurtheilung des Werths der Tugenden, gibt) auch Redlichkeit und Gutmüthigkeit, die Vorzüge, welche ſie, um ihrem Volke zu gefallen, ihm als ein von ſeinen Vorältern ererbtes Eigenthum zuſchreiben.

Finden wir nicht dieſem Bilde der Kleonſchen Beredtſamket die Reden der franzöſiſchen Demagogen in vielen Puncten ähnlich? Haben wir nicht ſchon oft auf dem Rednerſtuhle des Convents die übertriebenſten Vorſtellungen von der Größe und Güte der Nation, und lauten Tadel ihrer Sitten, Einrichtungen und Maaßregeln, zugleich und aus dem Munde derſelben Perſon gehört? Sind insbeſondre nicht mehr als einmahl die, welche dem franzöſiſchen Volk am meiſten geſchmeichelt haben, zugleich die feindſeligſten Ankläger derer geweſen, welche die Nation als ihre vorzüglichſten Glieder zu ihren Agenten und Vorſtehern gewählt hatte? Nach den Aeußerungen der ächten Demagogen iſt das Volk im Ganzen groß und gut, verſtändig und tugendhaft: aber jeder einzelne, der ſich in dieſem Volke bemerkbar macht und unter dem Haufen hervorragt, iſt, wenn er nicht zu ihrer Partey gehört, ein Schwachkopf oder ein Böſewicht.

Mit dem Inhalte der Reden Kleons war ſein Styl und das Aeußere ſeines Vortrags einſtimmig. Seine Stimme war laut, und ſchreyend, ſeine Geberdenſprache heftig, ſeine Ausdrücke waren gemein, aber kraftvoll. Er war der erſte, wie Plutarch im Leben des Nicias ſagt, der den auf der Rednerbühne eingeführten Anſtand verließ, und bald durch laute Ausrufungen, bald durch Zerreiſſung ſeiner Kleider, durch heftiges Schlagen mit der Hand an die Schenkel, durch ungeſtümes Hin- und Herlaufen, ſeine Leidenſchaft zu ſchildern, und Leidenſchaft zu erwecken ſuchte.

Noch eine ſonderbare Aehnlichkeit hat ihm das Glück mit einigen der franzöſiſchen Demagogen zugeſtanden: daß es ſeine Unbeſonnenheit und Verwegenheit gewiſſermaßen rechtfertigte, indem es ihm Unternehmungen im Felde gelingen ließ, mit deren leichter Ausführbarkeit er auf der Rednerbühne nur deßwegen geprahlt hatte, weil er den Unwillen des Volks gegen die Heerführer, welchen ſie anvertrauet waren, erwecken wollte.

Die Belagerung der vierhundert, auf der Inſel Sphakteria eingeſchloſſenen Spartiaten war einer der merkwürdigſten Vorfälle des peloponneſiſchen Krieges; merkwürdig beſonders, weil die Spartiaten, — die an der Regierung Theil habenden Bürger der Stadt Sparta, im Gegenſatz der Lacedämonier, d. h. der übrigen freyen Einwohner von Laconien — noch immer eine vorzügliche Würde in Griechenland behaupteten; und weil es noch unerhört war, daß je eine ſo groſe Anzahl derſelben ſich hatte zu Kriegsgefangenen ergeben müſſen. Dieſe Belagerung, deren Erfolg, durch die Lage des Orts und die Beſchaffenheit der Umſtände, unfehlbar zu ſeyn ſchien, zog ſich demohnerachtet in die Länge. Kleon klagte den Feldherrn, der ſie führte, einer unverantwortlichen Saumſeligkeit an. In dem eignen Tone, den die Volksredner dieſer Art haben, verſicherte er, daß er, wenn er an der Spitze einiger leichtbewaffneten Mannſchaft ſtünde, in zwanzig Tagen die Spartiaten, todt oder lebendig in die Hände des Athenienſiſchen Volks liefern würde. Das Volk nahm ihn wider ſein eignes Erwarten beym Worte. Nicias ſelbſt, und ſeine übrigen Gegner, daß heißt, alle rechtſchaffnen Leute in Athen, trugen dazu bey, ihm dieſen Auftrag zu verſchaffen, von welchem ſie glaubten, daß er keinen Ausgang haben könnte, als den Staat von einem ſchädlichen Bürger zu befreyen. Das Schickſal veranſtaltete es anders. Kleon, ob er gleich ſelbſt über den unerwarteten Auftrag erſchrack und anfangs zurücktreten wollte, nahm ihn doch endlich an, und erfüllte wirklich ſein prahlhaftes Verſprechen. Sphakteria wurde von ihm eingenommen, und die auf der Inſel eingeſchloſſenen Spartaner wurden als Kriegsgefangene im Triumph nach Athen gebracht.

Wie es aber Heerführern, die ohne wahre militäriſche Verdienſte im Kriege einmahl glücklich geweſen ſind, gemeiniglich bey längrer Fortſetzung desſelben geht: ſo ging es auch dem Kleon. Er endigte ſchlecht. Der Zufall und der Muth, der mit der Unbeſonnenheit zuweilen verbunden iſt, kann in einzelnen Angriffen einen glänzenden Erfolg verſchaffen: ganze Feldzüge mit Ehren zu führen, dazu wird Klugheit, verbunden mit Erfahrenheit, erfordert.

Jenes erſte, ſo glorreich ausgeführte, Unternehmen machte den Kleon nach neuen Lorbeern begierig, und die Siege auf dem Rednerſtuhle befriedigten nicht mehr ſeinen Ehrgeitz. Er erhielt die Anführung eines Heers, welches an die Grenze von Thracien gegen den Braſidas, einen berühmten Spartaniſchen Feldherrn, geſchickt wurde, um die griechiſchen Städte dieſer Gegend, welche Bundesgenoſſen der Athenienſer waren, im Gehorſam zu erhalten, und die abgefallnen, worunter Amphipolis die vornehmſte war, wieder zu erobern. Der Erfolg war, daß Kleon unter den Mauern dieſer Stadt Sieg und Leben verlor *).

---

*) Dieſe Schilderung Kleons iſt auf zwey Stellen des Plutarchs, im Leben des Perikles, und im Leben des Nicias, und auf drey Stellen des Thucydides gegründet; — wovon die erſte im dritten Buche, K. 36—41. die Sache der Mitylenäer, die zweyte im

So viel von dem Manne, welcher in der folgenden Rede auftritt. Die Sache welche den Inhalt derſelben ausmacht, verdient noch eine kurze Auseinanderſetzung.

Die Inſel Lesbos gehörte, wie mehrere Inſeln des Aegäiſchen Meeres, zu derjenigen Art der Bundesgenoſſen Athens, die man füglich als Unterthanen betrachten kann. Dieſe Verbindung, welche mehrere ſchwächere Staaten an einen mächtigern knüpfte, ohne die Unabhängigkeit der erſtern wenigſtens dem Nahmen nach, aufzuheben, war in der alten Welt ſehr gewöhnlich *). Auf ſie gründete ſich das imperium, welches den Städten Athen

---

vierten Buche, K. 21. 22. die Verhinderung des Friedens mit den Lacedämoniern, die dritte im 5. Buche, K. 2—11 den letzten Feldzug und Tod des Kleons betrifft.

*) Als in den mittlern Zeiten die Feudal-Anarchie die Staaten in eine Menge kleiner Herrſchaften zerſplitterte, die ihre Streitigkeiten unter einander, ohne die Hülfe des größern Staates, welchem ſie angehörten, abzuwarten, durch Krieg und Tractaten ſelbſt ausmachen, und ſich ihre Sicherheit, durch ihre eigne Macht oder durch ihre Bündniſſe, verſchaffen mußten, — zu dieſer Zeit, welche dem uralten Zuſtande der Dinge in Griechenland ziemlich ähnlich war, kam auch wieder die alte Sitte zum Vorſchein: daß Städte und Dynaſten außer ihren Unterthanen und Bürgern, Schutzverwandte oder eigentliche ſocios, im alten Sinne des Worts halten, die für das Recht, die Waffen ihres Schirmherren zu ihrer eignen Vertheidigung anzuflehen, ſich auch zu Führung ihrer Kriege, zu gewiſſen, im Falle gemeinſchaftlicher

und Lacedämon über Griechenland zugeſchrieben wird. Der Urſprung ſolcher Bündniſſe lag gemeiniglich in einem gemeinſchaftlichen Kriege, den dieſe ſchwächern Staaten mit dem ſtärkeren zugleich zu führen gehabt hatten: und es entſtand daraus ein dauerhaftes Verhältniß, wenn ſie auch noch im Frieden, denſelben gemeinſchaftlichen Feind fürchteten. — So waren im perſiſchen Kriege, die Athenienſer und Lacedämonier Herren der Griechen geworden. — Ganz natürlich aber ſank der ſchwächere Bundsgenoſſe, wenn das Bündniß fortdauernd war, zum Unterthanen herab. Da

---

Unternehmungen, ihnen zu leiſtenden Beyträge, und zu der Anerkennung ihrer ſchiedsrichterlichen Ausſprüche bey vorfallenden Zwiſtigkeiten verpflichteten. Beſonders verſtärkten ſich die Städte in der Schweiz, und unter allen am meiſten Bern dadurch, daß ſie Edelleuten und kleinen Städten ſo genanntes Burgrecht ertheilten, d. h. ſie durch ein gewiſſes Band bürgerlicher Rechte und Pflichten, mit ihrem gemeinen Weſen verknüpften. So wie dieſe Städte, oder jene Dynaſten noch mächtiger wurden, geſchah mit ihren Ausbürgern, oder ihren Schirmverwandten, eben das, was auch mit den Bundsgenoſſen der Römer und Athenienſer vorging, daß ſie ſich in wirkliche Unterthanen verwandelten. Doch liefert die Schweiz noch jetzt, von dieſem alten Zuſtande der Dinge, mehr Beyſpiele, als irgend ein andres Land, dar: indem das Verhältniß der Städte und Landſchaften, mit den Cantons, wozu ſie gehören, bald einem bloßen Bündniſſe unter Gleichen, bald einer völligen Unterwürfigkeit ähnlich iſt. Anm. d. n. A.

der mächtigere Staat mehr Truppen und Schiffe lieferte: ſo ſchien es billig, daß er an der Direction der Kriegsverhandlungen den größern Antheil hätte. Da er einen unverhältnißmäßig großen Aufwand machte: ſo ſchien es billig, daß er durch Beyträge der Bundesgenoſſen unterſtützt würde. Daher waren die älteſten Bedingungen des Bundes zwiſchen Athen und den Inſeln dieſe geweſen: daß die Einwohner der letztern gewiſſe Gelder, zum Behufe des Perſiſchen Krieges, zahlen, und daß ſie während deſſelben Truppen ſtellen ſollten, welche von Athenienſiſchen Feldherren angeführt würden. Dieſe Verbindlichkeit, für den Perſiſchen Krieg Tribut zu zahlen und im Heere zu dienen, wurde bald auf alle Kriege, welche Athen zu führen hatte, ausgedehnt. Auf ſie folgte die Anmaßung, eine Gerichtsbarkeit über die Bundesgenoſſen, auch mitten ihm Frieden auszuüben; anfangs nur in den Streitigkeiten, welche dieſe kleineren Staaten unter einander hatten, endlich aber auch in der zweyten Inſtanz, in den Rechtshändeln ihrer Bürger. Eine ſo unbeſtimmte und unter einem fremden Nahmen verſteckte Herrſchaft artete um deſto eher in Tyranney aus. Die Mitylenäer hatten die Athenienſiſche unerträglich gefunden: und ſie nutzten die Gelegenheit, die ihnen der Peloponneſiſche Krieg darboth, ſich von ihr loszumachen. Sie warfen ſich in die Arme der Lacedämonier. Aber der Staat von Sparta war bey allen kriegeriſchen Anlagen seiner Bürger, und ohnerachtet die öffentliche Erziehung bloß auf Krieg abzielte, doch zu auswärtigen Kriegen und entfernten Feldzügen wenig geſchickt, und in den Vorbereitungen dazu äußerſt langſam *). Auch dießmahl zauderten ſie ſo lange, den Lesbiern Hülfsvölker zu ſchicken: daß Mitylene ſich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, ehe Alcidas, der Spartaniſche Admiral, zu ihrer Hülfe erſchien. Nun ſollte alſo die Volksverſammlung von Athen das Schickſal und die Beſtrafung dieſer Stadt entſcheiden.

Man bekommt ſehr ungünſtige Begriffe von dem Grade der moraliſchen Bildung, zu welchem die Menſchen der damahligen Zeit gelangt waren, und beſonders von den Fortſchritten, die das Völkerrecht unter ihnen gemacht hatte, wenn man ſieht, daß von *dem Volke*, welches mit Recht für eines der aufgeklärteſten und geſittetſten gilt, der größere Theil ſich zu dem Ausſpruche vereinigen konnte, *daß in einer wiedereroberten Bundes-Stadt alle erwachſene Mannsperſonen ums Leben gebracht, alle andern Einwohner als Sklaven verkauft, und die Gebäude geſchleift werden ſollten.*

---

*) Dieß erhellt aus mehrern Vorfällen des Peloponneſiſchen Krieges, und wird von Thucydides ſelbſt an mehr als einem Orte, beſonders in den Reden, die er den Geſandten der Lacedämoniſchen Bundsgenoſſen hin und wieder in den Mund legt, angemerkt.

Der Befehl zu dieſer grauſamen Ahndung eines ſehr verzeihlichen Wankelmuths, war ſchon an den General Paches, welcher die Stadt erobert hatte und nun beſetzt hielt, abgefertiget: als die Empfindungen der Menſchlichkeit ſich in den Gemüthern einiger wenigen Perſonen zu regen anfingen, ſich durch ſchnelle Mittheilung auch bald der Menge bemeiſterten, und endlich es den mitylenäiſchen Geſandten und andern Freunden der unglücklichen Stadt möglich machten, die Zuſammenberufung einer zweyten Verſammlung zu erhalten, in welcher das ſchon gegebne Decret von neuem unterſucht werden ſollte.

Hier nun geſchah es, daß Kleon, — von welchem, nach dem zuvor geſchilderten Charakter desſelben, der Leſer nichts anders vermuthen wird, als daß er für die Ermordung, die Einziehung der Güter und für die Zerſtörung alles deſſen, was in Mitylene vorhanden war, geſtimmt habe, — zur Vertheidigung des gefaßten Entſchluſſes und zur Hintertreibung der von menſchlichern Staatsmännern beabſichtigten Aenderung auftrat, und indem er die Athenienſer zum ſtandhaften Beharren bey ihrem erſten Entſchluſſe ermahnte, ihnen im Allgemeinen ihre Wankelmüthigkeit und die Veränderlichkeit ihrer Rathſchläge vorwarf.

Dieſe Rede hat allerdings ſo ganz das Gepräge des Thucydideiſchen Styls, und iſt ſeinen übrigen Reden in Gedankenfolge und Ausdrucke ſo ähnlich: daß es umſonſt iſt, die eigne Manier der Beredtſamkeit des Kleons daraus kennen lernen zu wollen. — Aber des Thucydides Wahrheitsliebe und geſunder Verſtand wird ihn doch verhindert haben, dem Kleon Geſinnungen und Ideen in den Mund zu legen, die ſich in den von ſo vielen Athenienſern angehörten Vorträgen deſſelben nicht wieder gefunden, und die mit ſeinen auf der Rednerbühne wirklich geäußerten Meinungen nicht übereingeſtimmt hätten. Und über den Zuſtand der Dinge in Athen werden wir eben ſo gut belehrt, wenn wir hören, wie Thucydides glaubt, daß Kleon unter dieſen Umſtänden geredet haben könnte, als wenn wir ſeine eigne Rede vor uns hätten.

Rede des Kleons.

„Schon oft habe ich Gelegenheit gehabt, zu
„erkennen, wie unfähig ein demokratiſch regiertes
„Volk ſey, die Herrſchaft über auswärtige Staaten
„zu führen: nie aber habe ich es vielleicht deutlicher
„eingeſehn, als bey dieſer Aenderung eures, über
„die Mitylenäer gefaßten Entſchluſſes. Weil ihr als
„Bürger mit einander ohne Argwohn und ohne Liſt
„umgeht: ſo nehmt ihr als Staat gegen die euch *)

---

*) Bundsgenoſſen, heißt es freylich im Text. Aber welches ungleiche Bündniß dieſes war, habe ich oben erklärt. Und der Zuſammenhang erfordert,

„unterworfnen Staaten eben dieſe Geſinnungen an.“ (1)

„Ihr glaubet nicht, was doch unſtreitig wahr iſt, daß jede Nachſicht, die ihr gegen dieſe Staaten, von ihnen überredet, oder durch euer eignes unzeitiges Mitglied bethört, beweiſet, ohne bey ihnen Dank zu verdienen, nur euch ſelbſt in Gefahr bringt. Ihr bemerkt nicht, daß eure Herrſchaft über ſie immer das Anſehn einer unrechtmäßigen Gewalt behält; daß ſie immer gegen dieſelbe Anſchläge machen, und nur wider ihren Willen ihr unterworfen ſeyn werden. Daher ihr Gehorſam nie durch Wohlthaten, die ihr ihnen, mit euerm Schaden erzeigt, — nie durch die Gewinnung ihrer Zuneigung, ſondern nur durch eure Uibermacht geſichert werden kann.“

„Das ſchlimmſte aber von allem iſt, daß wir hierdurch ein Beyſpiel von Wankelmuth in unſern Entſchlüſſen geben; und daß wir nicht einzuſehen ſcheinen, wie viel beſſer ein Staat, mit mangelhaften aber unveränderlichen Geſetzen und Beſchlüſſen *), regiert wird, als mit vortrefflichen,

---

daß der Leſer hier an das wirkliche Verhältniß, welches zwiſchen Athen und ſeinen ſogenannten Bundsgenoſſen war, ſogleich erinnert werde.

(1) Dieſe, und die folgenden Ziffern, beziehn ſich auf die am Ende beygefügten Anmerkungen.

*) Unter dem Worte νόμος muß man hier, nach dem Zuſammenhange, augenſcheinlich nicht bloß

„die aber weder Anſehn noch Feſtigkeit haben; und „wie viel einem gemeinen Weſen Einfalt und Unwiſſenheit bey ſeinen Bürgern, verbunden mit einem ruhigen und gegen Geſetze folgſamen Geiſte, „nützlicher iſt, als Fähigkeiten und Einſichten, mit „zügelloſen und immer wandelbaren Leidenſchaften *).“

Geſetze im eigentlichen Verſtande, oder allgemeine Regeln des Verhaltens für die Bürger eines Staats, in allen Fällen, ſondern auch Decrete, oder Beſchlüſſe über einzelne Angelegenheiten, die durch die Mehrheit der Stimmen Geſetzeskraft erhalten haben, verſtehn. Wie käme ſonſt Kleon darauf, indem er die Abänderung des gegen die Mitylenäer gefaßten Beſchluſſes tadeln will, von der Schädlichkeit veränderlicher Geſetze in einem Staate überhaupt, zu reden? Es iſt aber in einem demokratiſchen Staate eher möglich, Geſetze mit Beſchlüſſen zu verwechſeln, oder ſie unter einem gemeinſchaftlichen Nahmen zuſammen zu faſſen, weil beyde, von der höchſten Gewalt im Staate, — der Volksverſammlung, — mit ungefähr gleichen Formalitäten gegeben werden, und alſo gleiches Anſehen haben. Doch wurde in der Folge, da Begriffe und Sprache ſich mehr entwickelt hatten, νόμος von ψήφισμα, — Geſetz vom Beſchluſſe, ziemlich ſorgfältig unterſchieden. Anm. z. n. A.

---

*) Ich glaube man muß, um die beſtimmte Bedeutung der Wörter, bey einem Schriftſteller, wie Thucydides, einzuſehen, der ſich große Freyheiten mit ſeiner Sprache erlaubt, ſehr genau auf den Zuſammenhang Rückſicht nehmen. σωφροσύνη und ἀκολασία heißen zwar für gewöhnlich nichts, als die Mäßigung, die Ausſchweifung der Liebe zum ſinnlichen Vergnügen. Aber hier iſt da-

„Ja, wenn man die von der Natur weniger begabten Nationen mit den geiſtreichern und einſichtsvollern vergleicht: ſo findet man gemeiniglich die öffentlichen Angelegenheiten, bey jenen, beſſer verwaltet. Bey den geiſtreichen Nationen wollen die guten Köpfe noch weiſer ſcheinen, als die Geſetze; und ſind immer geneigt, gegen den beſten Rath, den andre vor ihnen gegeben haben, ihre Angriffe zu richten: weil ſie glauben, ihren Verſtand bey keinen größern Gegenſtänden zeigen zu können. Und eben hierdurch bringen ſie ihr Vaterland ins Unglück. Bey der einfältigern Nation hingegen ſehen die Menſchen, mißtrauiſch gegen ihre eignen Einſichten, die geſetzlichen Entſcheidungen für Werke einer höhern Weisheit als die ihrige an, und halten es für unmöglich, Fehler in demjenigen zu finden, was in der Verſammlung mit allgemeinem Beyfalle vorgetragen worden iſt *).

---

davon die Rede, daß das Volk einer plötzlichen Bewegung des Mitleidens, gegen einen zuvor, nach reifer Uiberlegung, gefaßten Entſchluß, gefolgt war. σωφροσύνη muß alſo die Einſchränkung aller Art von Neigungen, und die Unterwerfung derſelben unter das Geſetz, oder unter den Ausſpruch des Volks, und ἀκολασία die jedem augenblicklichen Einfalle oder Triebe nachgebende Geſetzloſigkeit bedeuten, die eben deßwegen nothwendig wankelmüthig iſt.

*) Was kann der λόγος des καλῶς εἰπόντος (die Rede deſſen, der wohl geſprochen hat,) in dieſer Stelle anders ſeyn: als der Vorſchlag, oder die

„Da hier die Bürger über die Handlungen und die „Rathſchläge derer, welche die öffentlichen Angelegenheiten verwalten, als Richter, nicht als Nebenbuhler urtheilen: ſo ſind auch ihre Entſcheidungen gemeiniglich richtig, und daher ihre Unternehmungen glücklich.“ (e)

„Dieſe Denkungsart ſollten auch wir annehmen, die wir *) euch in euern Verſammlungen „Vorträge thun: wir ſollten uns nicht von dem „Ehrgeitze, größre Einſichten und einen tiefer dringenden Verſtand, als andre, zu zeigen, dazu verführen laſſen, euch wider eure einmahl angenommene Meinung **) zu Neuerungen aufzumuntern.“

Rede eines Demagogen, die zum Geſetze oder Beſchluſſe geworden war, und die dadurch eben das Siegel der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit erhalten hatte? „Eben dadurch“ — kann nur Thucydides, oder ſein Kleon, ſagen wollen, — „werden die Geſetze und Volks-Decrete wankend, „wenn das, was ſchon abgemacht iſt, in neue „Berathſchlagung gezogen wird. Und dieß geſchiehet „in einer Stadt leicht, wo immer ein Redner „über den andern ſeyn will: und jeder ſich anmaßt, „auch hintendrein noch zu tadeln, was damahls, „als es vorgebracht wurde, der ganzen zuhörenden Verſammlung vortrefflich ſchien.“

*) Das „wir“ in dieſer Stelle, muß nothwendig auf die Volksredner der Athenienſer gehn, weil es ausdrücklich dem Volke ſelbſt, welches ὑμέτερον πλῆθος euer Volk, heißt, entgegengeſetzt wird.

**) παρὰ δόξαν kann heißen, gegen die eigne Meinung des Redners: aber es bedeutet

„Was mich betrifft, ſo bin ich noch meiner ehemahligen Meinung: und ich wundere mich über die, welche euch zu einer neuen Berathſchlagung über die Beſtrafung der Mitylenäer, zuſammenberufen, und dadurch nur eine Verzögerung der Strafe veranlaſſen, die weit mehr zum Vortheile der Verbrecher, als zu dem eurigen gereicht. Denn durch den Aufſchub wird der Zorn des Beleidigten gemeiniglich abgekühlt: je ſchneller aber die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße folgt, deſto angemeſſener iſt ſie ihm, und deſto kräftiger wirkt ſie zu Verhütung deſſelben.

„Auch begreiſe ich nicht, welche Gründe die, welche der entgegengeſetzten Meinung ſind, vorbringen, und wodurch ſie beweiſen wollen, daß die uns von den Mitylenäern angethane Beleidigung uns nützlich geweſen ſey, und daß eine ſo harte Beſtrafung unſerer Bundesgenoſſen uns ſelbſt Schaden bringe *)." Es iſt augenſcheinlich, daß

---

wahrſcheinlicher, gegen die allgemeine Meinung; gegen das, was zuvor jedermann wahr geſchienen hat, und deßhalb zu einem Beſchluſſe der Volksverſammlung geworden iſt. Denn dagegen eifert ja eigentlich Kleon, daß ſpäter auftretende Redner dasjenige wieder über den Haufen ſtoßen, was nach den Beweiſen und Gründen, welche die vorhergehenden beygebracht hatten, ſchon allgemeine Volksmeinung, oder doch Meinung des größern Theils geworden war.

*) So heißt es nicht im Text, aber ſo muß es heißen, nach der Vernunft und nach dem Zuſamme

„ſie entweder bloß im Vertrauen auf ihre Beredtſamkeit verſuchen wollen, ob ſie euch nicht bewegen: eure beſſere Einſicht zu verleugnen, und euren einmüthig gefaßten Entſchluß zu wiederrufen; oder daß ſie beſtochen ſind, und um eines ſchändlichen Gewinſtes willen, euch durch ſcheinbare Trugſchlüſſe gefliſſentlich zu Fehltritten verleiten. Von allen ſolchen Wettkämpfen des Scharfſinns und der Beredtſamkeit aber, die bey den öffentlichen Berathſchlagungen gehalten werden, theilt der Staat die Preiſe immer nur an andere aus, und behält die gefährlichen Folgen für ſich *). Daran aber ſeyd ihr ſelbſt Schuld, die ihr bey dieſem Wettſtreite ſo ſchlechte Richter vorſtellt, weil ihr von den Sachen, worüber berathſchlagt wird, nur durchs Hörenſagen unterrichtet ſeyd, von den Reden aber, die vor euch gehalten werden, die Eindrücke unmittelbar empfangt." (3) „Was alſo künftige Unternehmungen betrifft, ſo

---

menhange. Von beyden vorhandnen Lesarten, wovon die eine heißt, „daß unſre Unglücksfälle für unſre Bundsgenoſſen nachtheilig ſind," die andre „daß ſie — nicht nachtheilig ſind," giebt keine einen verſtändlichen Sinn.

*) Er will ſagen, niemand hat einen Nutzen davon, als die Redner, welche in den Ruf größerer Einſichten kommen, oder von der Partey, die ſie vertheidigen, bezahlt werden: der Staat aber leidet durch die Unrichtigkeit der Maßregeln, die dem zu Folge ergriffen werden.

„haltet ihr ſie für möglich, wenn jemand euch die-
„ſelben mit ſchönen Worten annehmlich zu machen
„weiß. Und was ſchon geſchehene Dinge angeht,
„ſo gebt ihr, — da ihr nicht mit eignen Augen
„ſeht, ſondern glaubt, was ihr hört, — demjeni-
„gen immer Beyfall, der auf eine beredte Weiſe,
„recht viel daran tadelt. Ihr ſeyd vortrefflich da-
„zu aufgelegt, durch die Neuheit eines Vortrages
„hingeriſſen zu werden: aber ihr ſeyd unvermögend,
„geprüften und durch die Mehrheit der Stimmen
„für gut erkannten Rathſchlägen zu folgen *). Ihr
„verachtet das Gewohnte und Alte; aber das Kühne
„und Ausſchweifende hat eine unumſchränkte Ge-
„walt über euch. Jeder von euch will vor allen
„Dingen ſich ſelbſt als Redner und Staatsmänner
„zeigen. Und wenn er dieß nicht kann, ſo beſtreitet er
„wenigſtens, was andre geſagt haben; damit es nicht
„ſcheine, als wenn er aus Unfähigkeit, eine eigne Mei-
„nung zu haben, fremder Meinung habe folgen müſſen.
„Ihr beklatſcht einen witzigen Gedanken, ehe ihr
„ihn noch ausgehört habt **); wollt immer ſchon

---

*) δεδοκιμασμένου heißt zwar eigentlich nur, geprüft und für gut erkannt: daß hier aber nicht von dem Privaturtheile eines jeden, ſondern von derjenigen Prüfung und Billigung, welche durch den Beſchluß der Volksverſammlung, ſich als Urtheil des größern Theils bewährte, die Rede iſt, erhellt aus der Begebenheit ſelbſt, welche zu allen dieſen Betrachtungen Kleons, die Veranlaſſung gab.

*) Von Wort zu Wort: „ihr lobt den, welcher etwas Scharfſinniges ſagt, zum voraus." Hiebey iſt

„zum voraus wiſſen, was der Redner ſagen wird, ſeyd aber ſehr kurzſichtig, die wirklichen Folgen ſeiner Rathſchläge vorauszuſehen. Immer nach einem andern Zuſtande der Dinge, als dem, worin wir leben, begierig, ſeyd ihr doch nicht einmahl von der gegenwärtigen Lage der Sachen gehörig unterrichtet. Uiberhaupt aber hängt ihr ganz von dem Vergnügen ab, das man euern Ohren zu machen weiß, und handelt in euern Verſammlungen nicht anders, als ſäßet ihr da, um dem Schauſpiele ſtreitender Sophiſten zuzuſehen, nicht um über Staatsgeſchäfte zu rathſchlagen."

„Hiervon nun wünſchte ich euch wo möglich zurückzubringen. — Und um auf unſern eigentlichen Gegenſtand zurück zu kommen: ſo behaupte ich, daß, von allen euch unterworfnen Städten, Mitylene euch am meiſten beleidigt hat. Wenn von ihnen einige, entweder durch die Härte eurer Herrſchaft gedrückt oder von euern Feinden genöthigt, ſich zum Abfall haben verleiten laſſen: ſo habe ich billig Nachſicht gegen ſie. Sie aber, die auf einer Inſel, und noch dazu mit Mauern umgeben war, und nur einen Angriff zur See von unſern Feinden zu fürchten hatte; ſie, die ſelbſt gegen einen ſolchen Anfall durch ihre See-

nicht deutlich: ob Thucyd. bloß ſagen will, ihr lobt ihn, ehe ihn andre loben"' oder, „ihr lobt ihn, ehe er noch redet." Das letztre habe ich für ſeinen Sinn gehalten, weil er ihn durch das unmittelbar folgende gleichſam ſcheint deutlich machen zu wollen.

„macht hinlänglich gedeckt war; die übrigens von euch in völliger Freyheit gelaſſen, und vorzüglich vor andern geehrt wurde: wenn dieſe euch verließ, welchen andern Bewegungsgrund konnte ſie haben als die Begierde, euch Schaden zu thun? Ihre Abſicht war nicht ſowohl von euch abzufallen, als euch anzugreifen, und in Gemeinſchaft mit euren bitterſten Feinden, euern Untergang zu befördern. — Und daß ſie ſich auf dieſe Weiſe mit euren Feinden vereinigte, verdient größern Haß, als wenn ſie für ſich ſelbſt Macht erlangt, und dieſe gegen euch gekehrt hätte."

„Weder ließ ſie ſich durch das Unglück andrer Städte, die von euch abgefallen, aber bald wieder bezwungen worden waren, warnen; noch machte ſie der glückliche Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, wegen der Gefahren, worin ſie ſich durch ihren Abfall freywillig ſtürzte, bedenklich. Mit Kühnheit und Selbſtvertrauen, in Abſicht der Zukunft, und mit Hoffnungen, die weit über ihre Kräfte, aber noch unter ihren Wünſchen waren, fing ſie zuerſt den Krieg mit euch an, zog die Gewalt dem Richter vor; und weil ſie glaubte, euch überwinden zu können, ſo that ſie auch den Angriff auf euch, ob ſie gleich nie war beleidigt worden."

„Es iſt eine gemeine Erfahrung, daß die Staaten, welche in kurzer Zeit zu einem unerwarteten Wohlſtande gelangen, übermüthig werden.

„Uiberhaupt pflegt dem Menſchen das Glück, welches ihm auf dem natürlichen Wege nach und nach zu Theile wird, ſicherer zu ſeyn, als das, welches er plötzlich, und wider alle ſeine Erwartung erhält. Ja es iſt den meiſten leichter, ſich gegen Unglücksfälle zu vertheidigen, als ſich in einem glücklichen Zuſtande zu erhalten.“

„Schon lange hätten wir die Mitylenäer vor den andern Bundesgenoſſen, durch keine vorzügliche Begünſtigungen auszeichnen ſollen: ſie würden alsdann gewiß nicht zu dem Grade von Uibermuth gegen uns gelangt ſeyn. (Denn ſo iſt der Menſch überhaupt: wer gefällig gegen ihn iſt, den verachtet er; wer ſich ihm widerſetzt, den hält er hoch.) Aber wenigſtens müſſen ſie jetzt für die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens ſo wie ſie es verdienen, geſtraft werden.“

„Ihr thut Unrecht, wenn ihr die Schuld bloß den Wenigen, (den Reichen und Vornehmen *) zuſchreibt und das Volk freyſprecht. Denn alle haben ſich auf gleiche Weiſe als eure Feinde bewieſen, in deren Macht es ſtand, zu

---

*) οἱ ὀλίγοι, oder die Wenigen bedeutet nichts anders, als was wir die Häupter einer Oligarchie nennen: die, weil ſie ſich von dem Haufen des Volks nur durch äußre Vorzüge auszeichnen, (denn, beruhte ihr Anſehn auf perſönlichen Verdienſten, ſo würde die Regierung der Ariſtokratie, — der der alten Bedeutung dieſes Worts — heißen,) nothwendig die Reichen oder die Adlichen ſeyn müſſen.

„euch überzugehn und ſich von euch in ihr Vaterland
„wieder zurückführen zu laſſen. Aber weil
„ſie die Partey ihrer Oligarchen für die ſicherere
„hielten, vereinigten ſie ſich mit ihnen zu einem gemeinſchaftlichen
„Abfalle von euch.“

„Wenn ihr von eueren Bundesgenoſſen diejenigen,
„welche der Feind zum Abtritt von euch
„gezwungen hat, und die, welche euch freywillig
„verlaſſen haben, mit gleicher Strafe belegt: wer
„wird ſich wohl noch enthalten, bey der kleinſten
„Veranlaſſung von euch abtrünnig zu werden; da
„er, wenn es ihm glückt, die Freyheit zur Belohnung,
„und wenn es ihm mißlingt, keine ſehr
„harte Strafe zu fürchtn hat? Wir hingegen müſſen
„gegen jede ſolche abgefallne Stadt Geld und
„Menſchen aufs Spiel ſetzen. Und ſiegen wir dann
„über ſie, ſo bekommen wir eine zu Grunde gerichtete
„Stadt, von der wir die Einkünfte, durch
„die ſie uns eigentlich nützlich würde, nicht mehr
„ziehen können: leiden wir aber eine Niederlage,
„ſo haben wir einen Feind mehr; oder wir müſſen
„doch die Zeit, die wir zur Bekriegung unſrer
„eigentlichen Feinde anwenden ſollten, mit der
„Wiedereroberung unſrer Unterthanen und Bundesgenoſſen
„zubringen.“

„Ihr müſſet aber bey dieſen nicht die Hoffnung
„erwecken, daß, wenn ſie euch beleidigt haben,
„ſie entweder durch Rednerkünſte, oder durch
„Geld ſich Einfluß genug über euch verſchaffen

„können, um euch zu Verzeihung grober Verbrechen, als wären es leichte Vergehungen, zu bewegen. War es denn wider ihren Willen, daß „ſie euch Schadensthaten? war es ohne ihr Wiſſen, „daß ſie ſich gegen euch verſchworen? Aber nur „das iſt verzeihlich, was unfreywillig iſt.“

„Ich war alſo gleich anfangs für eine ſtrenge „Beſtrafung: und ich ſtimme noch jetzt dafür, daß „ihr euer erſtes Decret nicht abändert, und euch „nicht durch drey Sachen, die mit den Abſichten „eines über andre herrſchenden Volks ganz unverträglich ſind, — Mitleiden, die Gewalt ſüßtönender Worte und anſcheinende Billigkeit, — irre „führen läßt. Das Mitleiden findet nur gegen Menſchen Statt, die uns ähnlich ſind, nicht „gegen natürliche Feinde, die von keinem Mitleiden gegen uns etwas wiſſen. (5) Was die Annehmlichkeiten eines beredten und rührenden Vortrags betrifft; ſo mögen diejenigen, welche ſie euch zu verſchaffen wiſſen, ihre „Geſchicklichkeit bey andern weniger wichtigen Gelegenheiten zeigen, nicht bey ſolchen, wo, wie „bey der gegenwärtigen, das gemeine Weſen das „kurz dauernde Vergnügen mit ſeinem großen Schaden bezahlt, und nur der Redner allein Vortheil „davon zieht. Die Billigkeit aber iſt beſſer „bey denen angebracht, die wir dadurch für die „Zukunft zu gewinnen hoffen können, als bey de-

„nen, welche, wir mögen thun was wir wollen, „doch unſre Feinde bleiben.“

„Die Sache ins kurze zu faſſen: wenn ihr „meinem Rathe folget, ſo werdet ihr thun, was „in Abſicht der Mitylenäer gerecht und für euch „nützlich iſt. Beſchließt ihr aber etwas anders: „ſo ſprecht ihr nicht ſowohl jene frey, als ihr euch „ſelbſt verurtheilt. Denn iſt der Abfall jener kein „Verbrechen: ſo müßt ihr kein Recht zur Herr„ſchaft haben. Geſetzt aber, daß dieß letztre wahr „wäre; geſetzt, daß ihr ohne gegründete Anſprüche „darauf zu haben, die Herrſchaft an euch geriſſen „hättet: ſo müßt ihr doch jetzt auch mit Unge„rechtigkeit, weil es euer Intereſſe erfordert, die „Ungehorſamen beſtrafen; oder, ihr müßt der Herr„ſchaft ſelbſt entſagen, und euch erſt aus einer ſo „gefährlichen Lage herausbegeben, ehe ihr eine un„zeitige Menſchenliebe ausübt.“

„Faßt alſo das Herz, durch dieſe Beſtrafung „zugleich euch gegen eure Feinde zu wehren und „ihnen zu zeigen, daß ihr nach überſtandner Ge„fahr nicht weniger eifrig ſeyd, euch zu rächen, „als ſie zuerſt waren, euch zu beleidigen. Bedenkt, „wie ſie euch behandelt haben würden, wenn ſie „wären Sieger geweſen; bedenkt überdieß, daß ſie „der angreifende Theil ſind. Gerade diejenigen „welche einen andern ohne Urſache und Vorwand „beleidiget haben, pflegen ſeine erbitterſten Feinde „zu werden und ihn ſo lange zu verfolgen, bis ſie

„ihn zu Grunde gerichtet haben: weil ſie, ſo lange er noch nicht ganz unterdrückt iſt, immer die Rache deſſelben fürchten. — Und dieſe Furcht iſt nicht ungegründet: da ein ſolcher, ſo wenig zu erwartender Angriff eines Schwächern, bey dem, welcher ihm entgangen iſt, einen viel größern Haß zurückläßt, als einer, der von einem gleichen und natürlichen Feinde herkomme *).

---

*) Ein unparteyiſcher Beurtheiler wird, in der dunkeln Kürze des Thucydideiſchen Styls, nicht immer bloß die Gedankenfülle eines großen Denkers, ſondern auch oft das Unvermögen eines, ſeines Ausdrucks nicht ganz mächtigen, Schriftſtellers erkennen. Er ſcheint mit ſeiner Sprache zu ringen, und entweder ſeine Begriffe nicht genug aufs reine gebracht zu haben, oder in der Sprache noch keine recht beſtimmten Formen für ſie aufzufinden. Daher iſt ſein Uiberſetzer, — wenigſtens nach meiner Meinung, — ſchlechterdings verbunden, den Worten nach von ihm abzuweichen, und den Sinn, ſo weit er ihn gefaßt hat, überzutragen. So hier zum Beyſpiele. Was heißt das, ὁ μὴ σὺν ἀναγκη τι παθὼν, (der, welcher eine nicht nothwendige Beleidigung von einem andern leidet;) und wie iſt dieſer τῷ ἀπὸ τῆς ἴσης ἐχθρῷ, (einem gleichen Feinde) entgegengeſetzt? Man erräth den Sinn: aber ausgedrückt iſt er nicht. Die Beleidigung, welche die Athenienſer von den Mitulenäern erhielten, wird einer ſolchen Feindſchaft, wie die, zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern, entgegengeſetzt. Die letztre iſt eine Feindſchaft unter Gleichen, unter natürlichen Rivalen. Und wenn man von ſolchen Feinden Angriffe und Nachſtellungen erfährt, ſo iſt man darauf gefaßt; ſie ſcheinen gewiſſermaßen in ihrem Verhältniſſe nothwendig zu ſeyn; ſie erregen

„Werdet alſo nicht Verräther an euch ſelbſt: „ſondern handelt jetzt nach den Empfindungen, „die ihr hattet, als ihr die Beleidigung von ihnen „erlittet. Damahls war es euer höchſter Wunſch, „die Mitylenäer zu überwinden und zu züchtigen. „Vollzieht dieſes jetzt an ihnen, ohne durch eure „gegenwärtige glücklichere Lage *) euren Zorn ab-

---

daher auch keinen bittern Groll, ſondern erwecken nur zu einer lebhaften Vertheidigung. Hier iſt alſo ὁ παθὼν τι ἐξ ἀναγκης. Die erſtere, — die Fehde zwiſchen Athen und Mitylene — iſt ein Streit zwiſchen Herrn und Unterthanen, zwiſchen einem Mächtigen und einem Schwachen. Wenn jener von dieſem beleidigt wird, ſo iſt es ihm unerwartet; ſo ſcheint es ihm unnatürlich; es iſt eine ganz unaufgeforderte Beleidigung. Nun verſteht man alſo, was Thucydides ſagen wollte, oder ich glaube wenigſtens es zu verſtehen. Der, welcher, — wie jetzt die Athenienſer, — eine feindliche Behandlung von jemanden erfährt, der gar nicht in der Lage war, ſein Feind zu werden, — der keine natürliche und nothwendige Urſache dazu hatte, wird, wenn er dieſem Angriffe entgangen iſt, weit aufgebrachter darüber ſeyn, als wenn er von einem ihm gleichen, — und alſo gleichſam natürlichen Feinde, wäre angegriffen worden. Der doppelte Gegenſatz, der im Gedanken des Thucydides liegt, zwiſchen einem gleichen und einem ungleichen, und zwiſchen einem natürlichen und einem unerwarteten Feinde, — iſt alſo von mir nur deutlicher durch Worte ausgedrückt worden.

*) Es iſt klar, daß das τό παρόν αὐτίκα, (das jetzt Gegenwärtige,) welches den Zorn der Athenienſer beſänftigen könnte, nichts anders als ihre durch den Sieg erlangte Sicherheit ſeyn kann: die, da ſie ih-

„kühlen und die Gefahr, die einſt über eurem Haupte ſchwebte, bey euch in Vergeſſenheit bringen zu laſſen.

„Straft dieſe abgefallnen Rebellen, wie ſie es verdienen, und zum warnenden Beyſpiel für die übrigen euch unterworfnen Staaten. Die Einwohner derſelben mögen erfahren, daß, wer von euch abfällt, das Leben verwirkt. Wird dieſe heilſame Furcht erſt einmahl bey ihnen erregt ſeyn: ſo werdet ihr nicht mehr, wie jetzt, nöthig haben, den Krieg mit euern natürlichen Feinden zu unterbrechen: um eure Waffen gegen rebelliſche Unterthanen zu kehren.“ (6)

Anmerkungen

zu einigen Stellen dieſer Rede.

(1) Ich weiß nicht, ob das, was wir von dem Privatleben der Athenienſer wiſſen, dieſe liebenswürdige Einfalt des Charakters, nach der man niemanden etwas ſchlimmes zutrauet, weil man ſelbſt niemanden zu ſchaden geneigt iſt, beſtätigt. Die Rechtshändel wenigſtens, die wir aus den noch vorhandnen Reden Athenienſiſcher Sachwalter kennen lernen, ſind voll von ausgeſuchten Bubenſtü-

---

re vormahlige Gefahr ihnen aus den Gedanken brachte, ſie auch die Beleidigung kaltblütiger betrachten ließ, durch welche ſie waren in dieſe Gefahr geſetzt worden.

cken, die ein Bürger gegen den andern verübte, oder geben Beyſpiele von den boshafteſten Verleumdungen, wenn die erzählten Thatſachen Erdichtungen ſind.

Ich habe noch zwey Anmerkungen bey dieſer Stelle zu machen. Die erſte betrifft den Zuſammenhang, derſelben. Er würde nicht deutlich ſeyn, wenn man nicht annähme, daß Kleon der Demokratie einen verſteckten Lobſpruch machen wollte, indem er ſie zu tadeln ſcheint. Er ſollte nähmlich, nach der natürlichen Folge der Ideen den Grund angeben, warum die demokratiſche Verfaſſung ein Volk zur Beherrſchung andrer Völker ungeſchickt macht. Das ſcheint er nun nicht zu thun: — dafür aber ſagt er, daß die Athenienſer für eine herrſchende Nation zu gutmüthig wären. Er muß alſo annehmen, daß dieſe Gutmüthigkeit ſelbſt aus der demokratiſchen Verfaſſung fließe.

Es iſt hier der Ort nicht, die Wahrheit dieſer Vorausſetzung zu unterſuchen. Nur ſo viel fällt in die Augen: daß, wenn in einem demokratiſchen kleinen Staate, — zum Beyſpiel, in einer einzelnen Stadt, — das Aeußere der Gleichheit, und die häufigeren Zuſammenkünfte in Volksverſammlungen und Gerichtshöfen, ſo wie das ſtärkere Theilnehmen an gemeinſchaftlichen National-Gegenſtänden, die Bürger genauer mit einander verbindet, ſie, von der andern Seite, durch häufigeres Zuſammenſtoßen ihrer Meinungen ſowohl als ihrer Rechte, getrennt, und durch Leidenſchaften.

die in andern Regierungsformen ganz unbekannt ſind, gegen einander erbittert werden. Die höchſten Grade von Freundſchaft und Feindſchaft finden ſich in den Demokratieen: und aus der Anlage des Gemüths, zu dem Aeußerſten in beyden entſteht gewöhnlich nicht der gutmüthige Charakter, den Thucidides an ſeinen Landsleuten rühmt.

Aber die Athenienſer wollten vorzüglich gern; — und dieß iſt meine zweyte Bemerkung, — wegen ihrer Unbefangenheit und Gutmüthigkeit gelobt ſeyn. Jedes Volk hat, wie ich ſchon oben berührte, gewiſſe Tugenden, die es vorzüglich ſchätzt oder in deren Beſitze es zu ſeyn glaubt. Dieſe muß man an ihm rühmen, um ihm zu gefallen. Andre ſind ihm gleichgiltiger, oder es macht weniger Anſpruch darauf: und es verträgt es, daß ſie ihm abgeſprochen, und daß ihm die entgegenſtehenden Fehler vorgeworfen werden. Es gehört zu den demagogiſchen Künſten, dieſe Volkslaunen zu ſtudiren, und den großen Haufen, vor welchem man redet, gerade darüber zu loben, worüber er gelobt ſeyn will, und ihn eben deßwegen freymüthig zuſchelten, weßhalb er den Tadel verträgt. Denn Freymüthigkeit und ſelbſt Heſtigkeit, in der Rüge gewiſſer Fehler, iſt eines der Mittel, durch welche auf eine große und gemiſchte Verſammlung, Eindruck gemacht werden kann. Haben nicht ſelbſt auf der Kanzel die ſtrengſten Strafprediger den größten Beyfall beym gemeinen Volke?

Was die Athenienſer betrifft: ſo zeigt die einſtimmige Gewohnheit mehrerer Redner, ſie wegen der Einfalt, Unſchuld und Gutmüthigkeit in ihrem Betragen gegen einander zu loben: daß entweder wirklich einige von dieſen Zügen in ihrem National-Charakter lagen, oder daß ſie doch den Ehrgeiz beſaßen, ſich dieſe Eigenſchaften zueignen zu wollen. Außer dieſen machen die Liebe zur Freyheit, beſonders der Eifer für die Befreyung Griechenlandes von dem Joche der Barbaren, die Bereitwilligkeit, Hülfsbedürftigen beyzuſpringen, und Unterdrückte zu retten, Muth in Gefahren, und beſonders die Großmuth, ſich für das gemeinſame Wohl von Griechenland aufzuopfern, den gewöhnlichſten Stoff zu den Lobſprüchen ihrer Volksredner aus. Selbſt Demoſthenes, deſſen politiſche Reden faſt nichts als Vorwürfe enthalten, welche er den Athenienſern, über ihre Unthätigkeit und die thörichte Verwaltung ihrer wichtigſten Angelegenheiten, macht, vergißt deſſen ungeachtet nicht jene ehrenvollen Züge des National-Charakters unter ſeinen Tadel zu miſchen. Wie er dann auch gleich den franzöſiſchen Demagogen, das Gute und die Tugenden dem Volke, das Böſe, die Thorheiten und die Laſter den einzelnen Perſonen, beſonders ſeinen Gegnern, zuſchreibt.

(2) Wenn Kleon hier einem minder witzigen und lebhaften Volke, — bey welchem auch, eben

deßwegen, die Begierde, Witz und Talente öffentlich zu zeigen, nicht ſo allgemein iſt, — vor einem geiſtreichen oder eiteln, in Abſicht der Verwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten, den Vorzug gibt: ſo wird ſeine Meinung durch mehr als ein Beyſpiel aus der ältern und neuern Geſchichte beſtätiget *). Wenn er aber insbeſondre zur Demokratie den letztern National-Charakter ungeſchickt findet; wenn er es in dieſer Regierungsform für äußerſt verderblich hält, daß die Volksverſammlung, die den Staat regieren ſoll, zu einem Schauplatze werde, wo die Mitglieder wetteifern, Beweiſe ihres Scharfſinns und ihrer Beredtſamkeit abzulegen: ſo ſcheint ſelbſt die Geſchichte unſrer Tage uns Thatſachen zu liefern, die mit dieſer Behauptung übereinſtimmen.

Man mag den Charakter derjenigen Nationen betrachten, die ihre Verfaſſung ganz oder zum Theil demokratiſch gemacht, und ſich dabey behauptet haben **); oder man mag die Natur dieſer Verfaſſung a priori unterſuchen: ſo wird man auf gleiche Weiſe auf den Gedanken gebracht, daß eine Nation, die der politiſchen Freyheit fähig ſeyn ſoll, einen gewiſſen Grad von Einfalt und Anſpruchloſigkeit in ihrer Art zu denken, und von Ruhe und Gelaſſenheit in ihrem Temperamente haben müſſe. Denn wie kann ein Volk in den Beſitz dieſer Art von Freyheit geſetzt werden? Nur dadurch, daß die Verwaltung ſeiner öffentlichen Angelegenheiten einer zahlreichen Verſammlung anvertrauet wird. Es mag nun das Volk in corpore, oder es mögen, wenn das Volk zu zahlreich iſt, die Repräſentanten deſſelben zuſammen kommen: immer iſt es eine Menge, welche die Regierung des Staates führt. Wenn aber in einer zahlreichen Verſammlung, die über wichtige und die Leidenſchaften erregende Gegenſtände ſich berathſchlagt, Ordnung und diejenige Ruhe erhalten werden ſoll, ohne welche ein ungehinderter Gebrauch des Nachdenkens unmöglich iſt; ſo iſt nothwendig, daß die meiſten Glieder der Verſammlung geneigt ſind zu ſchweigen, zuzuhören, ſich unterrichten zu laſſen, — verſtändig genug, um über das urtheilen zu können, was andre vortragen, nicht eitel genug, um ſelbſt Vorträge machen zu wollen; — und daß die wenigen welche darin reden und handeln, ſelbſt kaltblütig und geſetzt, auch bey ihren Zuhörern nur Belehrung nicht Bewunderung oder heftige Aufwallungen zu bewirken ſuchen. Der Geiſt der Unterſuchung muß in einer ſolchen Verſammlung herrſchen: aber der ſpeculative oder der dichteriſche Geiſt, — zu weit gehende Grübeleyen oder zu hohe Flüge der Phantaſie, und beſonders plötzliche Anfälle von Schwärmerey und Leidenſchaft, — müſſen von derſelben entfernt bleiben. Dieß ſcheint aber nur der Fall bey einer Nation ſeyn zu können, die ſowohl im Verſtande als Charakter, im Denken wie im Handeln, eine gewiſſe Einfalt und Ruhe hat, Eigenſchaften, die mit der herrſchenden Begierde durch Aeußerung ſeiner Talente zu glänzen, nicht beſtehen können. — Gerade da, wo jedermann an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen das Recht hat, muß nicht jeder den Ehrgeiz haben, ſich darein miſchen zu wollen *). Hierzu trägt ſehr viel bey, wenn

---

*) Wer wird den Italiänern Geiſteskräfte und beſonders eine Lebhaftigkeit und Feinheit des Witzes abſprechen, die uns kältern und langſamern Teutſchen fehlt? Aber hat bis auf den heutigen Tag irgend ein italiäniſcher Staat ſeine militäriſchen, Polizey- und Finanz-Einrichtungen zu derjenigen Vollkommenheit gebracht, durch welche ſich einige teutſche Staaten auszeichnen?

**) Man denke an die Schweizer, die Holländer, die Engländer und die Amerikaner.

---

*) Es gibt eine hieher gehörige Stelle in dem Oreſtes des Euripides: wo dieſer philoſophiſche Dichter, — der ſelbſt in einer Demokratie lebte, und über ſie ſeine eigne Beobachtungen mit den Urtheilen der Weiſen ſeiner Zeit vereinigen konnte, — genau dieſe Meinung äußert, welche ich oben ausgedrückt habe. Er läßt in der Volksverſammlung, vor welcher Oreſtes, wegen des an ſeiner Mutter verübten Mordes, gerichtet werden ſoll, einen Mann auftreten, denn er folgendermaßen ſchildert:

Min' und Geſtalt verſprach nicht viel, allein er war
„Ein Mann: — betrat die Stadt und der Verſammlung Kreis
„Nicht oft, — und bauete mit eigner Hand ſein Feld."

und ſetzt dann hinzu:

„Nur Männer ſolches Sinns erhalten einen Staat."

es noch keine Müßiggänger in einer Nation gibt, ſondern die meiſten Glieder von ihr mit ihrem Ackerbaue, oder ihrem ſonſtigen Gewerbe, ſo vollauf zu thun haben, daß ſie die Regierungsgeſchäfte, die auf ſie, als Bürger eines Freyſtaats fallen, mehr als eine Laſt anſehn, die ſie des gemeinen Beſtens wegen übernehmen, als wie einen

---

Alſo fand Euripides, daß es in einer Demokratie zur Erhaltung der Verfaſſung und des Staats unentbehrlich ſey, daß ein guter Theil der Bürger ſich mehr mit ſeinen Privat- als mit öffentlichen Angelegenheiten abgebe; daß die am ſeltenſten in der Verſammlung erſcheinenden und für das Wohl des gemeinen Weſens am wenigſten mitſprechenden Bürger eben diejenigen ſind, welche am meiſten für dieſes Wohl thun. — Eben dieß hat, wie ich im Text erwähne, die Revolution in Amerika ſo wenig ſtürmiſch gemacht, daß es daſelbſt ſo viele Einwohner gab, die dieſer Euripidiſchen Schilderung ähnlich waren; daß ihnen der ſich immer mehr, mit der Bevölkerung zugleich erweiternde Landbau einen noch viel anziehendern Gegenſtand für ihren Eigennutz anwies, als die Theilnehmung an den Angelegenheiten des Staats, oder der politiſchen Parteyen für ihren Ehrgeitz war. In einer großen Geſellſchaft, wo, wie in unſern gottesdienſtlichen, nur Einer reden darf, und die andern ſchweigen, iſt natürlicher Weiſe Ordnung und Stille. In einer, wo alle reden dürfen: müſſen ſich die meiſten freywillig, aus Unvermögen, Beſcheidenheit oder Ordnungsliebe des Redens enthalten: oder es entſteht nothwendig eine unerträgliche Verwirrung. Jene Verſammlung iſt das Bild der Monarchie, dieſe der Demokratie.

beneidenswerthen Vorzug, nach deſſen Erweiterung ſie ſtreben. Vielleicht hat dieſer Umſtand vornehmlich die Umänderung der Verfaſſung in den amerikaniſchen Staaten ſo leicht gemacht, und dieſe glückliche Nation in den Beſitz der politiſchen Freyheit geſetzt, ohne daß ſie die Stürme bürgerlicher Unruhen, welche ſonſt die Erwerbung derſelben zu begleiten pflegen, erfahren hätte. Die Regierungs-Rechte der Bürger wurden erweitert, und wurden einer größern Anzahl zu Theile: aber da ihre Lebensart ſich nicht änderte, ſo blieb der große Haufe, der in dem Anbaue des Landes ein noch näheres Intereſſe, als in dem Regieren desſelben fand, unter den Oberhäuptern, die er ſich ſelbſt gewählt hatte, eben ſo ruhig und folgſam, als er zuvor unter der Regierung des Königs und des Parlaments von England geweſen war.

Eine zweyte üble Folge, die in einer demokratiſchen Regierungsform, aus der National-Eitelkeit entſteht, iſt, daß die geſetzgebende Verſammlung, durch den Wetteifer einer zu großen Anzahl ihrer Mitglieder um Ruhm und Beyfall des Volks leicht zu Uibertreibungen ihrer erſten guten und gemeinnützigen Einrichtungen verleitet wird: — wodurch ſie entweder ſchädlich, oder Quellen von Unruhen werden. Denn welches Mittel haben die, welche ſpäter über eine ſolche Materie reden, die ſchon von ihren Vorgängern, auf eine für das Intereſſe, oder für die Neigungen des Volks ſo günſtige Weiſe abgethan worden iſt, als es die Gerechtigkeit und die Rückſicht auf das Wohl des ganzen Staats und aller künftigen Zeiten nur immer erlaubt, — welches Mittel, ſage ich, haben ſie, ihnen den Kranz der Popularität zu rauben, und ſich über jene in der guten Meinung des Volks hinweg zu ſchwingen? Kein anderes, als dieſes, die Grenzlinie des Rechts und des wahren Nutzens zu überſchreiten, und indem ſie etwas noch mehr demokratiſches, oder wie ſie dann zu ſagen pflegen, etwas noch ſtrenger mit den Principien übereinſtimmendes ſuchen, entweder unausführbare, oder Verwirrung ſtiftende Vorſchläge zu machen? Und zu ſolchen Uibertreibungen iſt ein lebhaftes und witziges Volk immer mehr, als ein kaltblütiges und bloß mit gemeinem Verſtande begabtes, aufgelegt.

(3) Kleon berührt hier eine der wenig bemerkten Hauptſchwächen der Demokratieen überhaupt, und der Athenienſiſchen zu ſeiner Zeit insbeſondre. Dieſe iſt, daß ein großer Theil der Perſonen, welche in dieſer Regierungsform über die Staatsgeſchäfte entſcheiden, oder bey dieſen Entſcheidungen mitwirken, von den Gegenſtänden ſelbſt, worüber die Berathſchlagung gehalten wird, zu weit entfernt iſt, — und ſie großentheils nur vom Hörenſagen, aus den Reden und Vorſtellungen ihrer Demagogen, nicht aus eigner Erfahrung und Handhabung, kennet. In den Monarchieen und Ariſtokratieen, wo die vollziehende Gewalt mit der ge-

ſetzgebenden und beſchließenden mehr verbunden, oder ihr näher verwandt iſt, hat der Fürſt, oder der Senat gemeiniglich mehr unmittelbare Kenntniß und ſicherere Quellen der Belehrung über die jedesmahlige Lage der Umſtände und über die Thatſachen, welche bey den zu faſſenden Entſchlüſſen zum Grunde liegen ſollen, als ſie in der Demokratie das Volk, beſonders deſſen ärmerer Theil hat.

Dieſer Fehler der gedachten Verfaſſung iſt um deſto merklicher, je weniger ſich ein demokratiſch regierendes Volk ſeiner eignen Angelegenheiten im Kriege und Frieden ſelbſt annimmt; je mehr es (wie in Athen der Fall war,) bloß beſchließen will, ohne ſelbſt thätig mitzuwirken. Er iſt merklicher, wenn das Volk durch Miethstruppen ſeine Kriege führt, als wenn die Bürger ſelbſt zu Felde ziehn; — merklicher, wenn es nach gemachten Decreten, die Ausführung blindlings einigen wenigen Perſonen überläßt, als wenn alle ſeine Glieder eifrig und bereit ſind, zur Vollziehung der gefaßten Entſchlüſſe ihre Zeit, Kräfte und Vermögen aufzuopfern. In einer wohl eingerichteten Demokratie muß das Volk nicht bloß berathſchlagen und beſchließen: ſondern ein großer Theil deſſelben muß auch ſelbſt mit Betreibung der öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt ſeyn. Wie unmöglich aber dieſes, bey einem großen Volke, wie ſchwer auf die Dauer, auch bey einem kleinen ſey, beweiſet die Natur der Sache, und das Beyſpiel von Athen ſelbſt. Der Vorwurf, den Kleon den Athenienſern macht, daß ſie ihre Angelegenheiten nur von Ferne und mit fremden Augen ſehn, traf dieſelbe in ſpätern Zeiten noch weit mehr, als in den ſeinigen: und dann ſank auch dieſer Staat, der zuvor unter der Volksregierung aufgeblüht war. Wie oft ſtellte Demoſthenes dem Volke dieſe Wahrheit vor! Immer dringt er darauf, daß ſie ſelbſt zu Felde gehn, ſelbſt ihre Angelegenheiten in die Hände nehmen, und nicht bloß müßig auf dem Markte ſtehn, nach Neuigkeiten von ihren Armeen und Flotten fragen, ihre Feldherren beurtheilen, und in den Verſammlungen ihre Stimmen zu Decreten geben ſollen, über deren Ausführung niemand wacht. Zwar will er dieß vornehmlich deßwegen, weil er glaubt, daß in der Demokratie nur Bürger, die ihre eignen Angelegenheiten ſelbſt verwalten und ſelbſt für ſie fechten, auf einen glücklichen Erfolg rechnen können. Aber zum anderen räth er es ihnen auch deßwegen: damit die, welche berathſchlagen, welche Richter über die Feldherren und Staatsleute ſind, welche in ihren Verſammlungen den Staat regieren wollen, vollſtändig und wahrhaft von den Sachen, wovon die Rede iſt, unterrichtet ſeyn; — ſich nicht ſo oft von Verleumdern gegen die redlichſten und verdienſtvollſten Diener des Volks aufdringen, oder von Prahlern und beſtechnen Sachwaltern ſchlechter Menſchen und ſchlechter Sachen, täuſchen laſſen mögen.

(4) Dieſe Schilderung, ſollte man glauben, ſey unmittelbar beſtimmt, das Bild des franzöſiſchen National-Charakters zu entwerfen: ſo genau paſſen viele der angegebnen Züge auf dieſe Nation, auch wie wir ſie in der gegenwärtigen Kriſis geſehen haben; — die Liebe zur Veränderung, die Gewalt eines beredten Vortrags, die ſchnelle Wahrnehmung deſſen, was in den Vorſtellungen eines Redners ſchön oder witzig iſt, der enthuſiaſtiſche Beyfall, den das Kühne und Außerordentliche in den Vorſchlägen auf der Stelle erhält, und der Wankelmuth, mit welchem hintendrein auch die zuerſt bewunderten Geſetze und Einrichtungen verachtet und bey Seite geſetzt werden.

In dieſer Schilderung ſcheint mir beſonders ein Umſtand merkwürdig. Kleon ſetzt unter die nothwendigen Eigenſchaften eines freyen Volks, die er aber den Athenienſern abſpricht, die ſtandhafte Anhänglichkeit an das, was die Majorität beſchloſſen hat. In der That ſcheint mir hierauf, als auf einer Grundſäule die Feſtigkeit der demokratiſchen Verfaſſung zu beruhen. Wenn in derſelben die ihr eigne Art der politiſchen Freyheit, mit Ordnung und Ruhe, verbunden ſeyn ſoll: ſo müſſen die Bürger der Republik gewöhnt ſeyn, eben die Geſetze, oder eben die Beſchlüſſe, die ſie mit der vollkommenſten Freymüthigkeit getadelt, und mit dem lebhafteſten Eifer beſtritten, ſo lange ſie noch in Unterſuchung waren, mit dem ehrfurchtsvollſten Gehorſame zu befolgen, ſobald ſie durch die Einſtimmung des größern Theils ihre Sanction erhalten haben. Wie äußerſt ſchwer vereinigen ſich dieſe beyden Sachen, daß man, mit gutem Herzen und mit wahrem Eifer, das ausführen helfe, gegen deſſen Beſchließung man ſich ſelbſt geſetzt hat! Weit leichter gehorcht es ſich Geſetzen, die man zwar mißbilligt, an deren Gebung man aber keinen Antheil genommen hat, als ſolchen, gegen die man aus allen Kräften ſelbſt gearbeitet, oder gegen welche man geſtimmt hat, und die doch, wider unſern Rath und unſern Willen, durchgegangen ſind. Das Opfer iſt hier um deſto größer, je mehr wir durch die Verfaſſung aufgefordert wurden, eine Meinung über die Sache bey uns feſtzuſetzen; und je mehr Recht ſie uns gab, auf die Entſcheidung derſelben Einfluß zu haben. Und wem bringen wir in der Demokratie dieſes Opfer? Der größern Anzahl im Volke, oder in einer Volksverſammlung. Die Verehrung für dieſe ſoll an die Stelle der Verehrung des Fürſten, oder der Großen treten, durch welche in der Monarchie und Ariſtokratie, das Anſehn der Geſetze unterſtützt wird. Jene erſtre Geſinnung iſt aber, nach der Erfahrung aller Zeitalter, dem Menſchen weit fremder und erhält ſich ſchwerer auf lange Zeit, als die letztre. — Die Urſache iſt, weil die Glieder einer ſolchen Verſammlung kein Glanz umgibt, wie den Monarchen und die Ariſtokraten; weil es oft dabey nothwendig iſt, für Perſonen, die man einzeln wenig achtet, in ihrer Vereinigung Ehrfurcht zu haben; weil endlich hier weder die Phantaſie noch die Leidenſchaft, ſondern bloß die Vernunft und der ſtandhafte Wille, dieſe Regierungsform aufrecht zu erhalten, das Anſehn der Geſetzgeber gründen ſoll.

(5) Iſt dieß nicht ganz die Sprache Marats und Barrere, welche die Stimme der Menſchlichkeit und des Mitleidens durch Sophiſtereyen, wozu ſie die republikaniſche Schwärmerey mißbrauchen, zu unterdrücken ſuchen?

Aber woher kommt es, daß der Geiſt der alten und der neuen Demagogen, auf gleiche Weiſe blutdürſtig ſcheint; und daß, einem regierenden Volke *ſchmeicheln*, ſo oft nichts anders iſt, als gegen deſſen Feinde, und alle, die ihm verdächtig ſcheinen, *wüthen*? Nehmen in den Augen auch leidenſchaftloſer Republikaner, die Verbrechen oder die Angriffe, die gegen ihren Staat gerichtet ſind, einen andern Charakter an, weil *Staat* und *Volk* in dieſer Regierungsform mehr *Eins* ſind, und alſo jeder Bürger perſönlich durch den beleidigt zu ſeyn glaubt, der etwas gegen das gemeine Weſen unternimmt? Oder werden überhaupt nur in dieſer Regierungsform, alle Leidenſchaften, wozu einmahl der Zunder vorhanden iſt, ſtärker angeflammt? So viel iſt z. B., in Abſicht des Krieges, gewiß, daß wenn die ganze Maſſe des Volks ihn will und beſchließt, ſie ihn auf eine grauſamere Art führt, als wenn ſie bloß dem Rufe ihrer Obern ins Feld folgt. In Monarchieen wird der Soldat gemeiniglich erſt durch den Krieg ſelbſt gegen den Feind erbittert: in Republiken bringt er ſchon die Erbitterung des beleidigten Staatsbürgers mit. Iſt aber in einem demokratiſchen Staate das Volk einmahl gegen irgend einen Menſchen, oder eine Geſellſchaft von Menſchen, aufgebracht: ſo ermangeln die Volksſchmeichler nicht, dieſer Leidenſchaft immer mehr Nahrung zu geben, indem ſie alle ihre Beredtſamkeit aufbiethen, den verhaßten Gegenſtand in dem empörenſten Lichte darzuſtellen.

(6) Dießmahl lag Kleon mit allen ſeinen Sophiſtereyen unter, und die gelindere Beſtrafung der Mitylenäer wurde, obgleich mit einer ſehr geringen Stimmen-Mehrheit beſchloſſen. Ein zweyter Bothe wurde dem erſten Todes-Engel, auf einem vorzüglich ſchnellſegelnten Schiffe nachgeſchickt, deſſen Ruderer von den Mitylenäiſchen Geſandten, durch Geld und Verſprechungen, zur äußerſten Beſchleunigung der Fahrt ermuntert wurden. In der That gelang es ihnen auch, daß ſie mit dem zweyten Befehl ankamen, als Paches eben den erſten in die Hände bekommen hatte, und ſich anſchickte, ihn auszuführen. Aber dieſe Gelindigkeit, die Kleon zu verhindern gearbeitet hatte, war doch immer noch grauſam genug. Tauſend Männer, die man für die ſchuldigſten der Mitylenäer bey der begangnen Bundbrüchigkeit hielt, wurden am Le-

den geſtraft. Die Mauern der Stadt wurden niedergeriſſen, die Kriegsſchiffe den Mitylenäern weggenommen; und die Ländereyen unter Atheniensiſche Coloniſten vertheilt, deren Pächter nunmehro die Mitylenäer auf Gütern wurden, die ſie vorher als Eigenthümer beſeſſen hatten.

Ende des erſten Theils.

Inhalt.

Seite

Uiber den Charakter der Bauern und ihr Verhältniß gegen die Gutsherren und gegen die Regierung . . 1

Uiber die Lage Schleſiens in verſchiedenen Zeitpuncten, und über die Vorzüge einer Hauptſtadt vor Provinzialſtädten 201

Uiber die Muße . . 231

Lob der Wiſſenſchaften . . 241

Von der Popularität des Vortrages . 289

Uiber den Gebrauch des Worts Frankreicher für Franzoſen . 313

Seite

Bruchſtücke zu der Unterſuchung über den Verfall der kleinen Städte, deſſen Urſachen, und die Mittel ihm abzuhelfen 315

Ueberſetzung und Erläuterung der Rede Kleons, eines Atheniensiſchen Demagogen, im 37ſten Kapitel des 3ten Buchs des Thucydides . . . 385

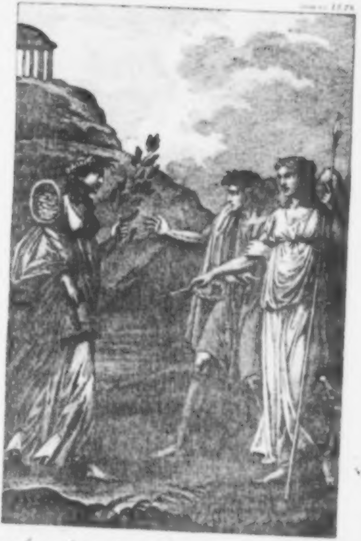
Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.

Sechſter Band.

Enthält:

Vermiſchte Aufſätze.

Zweyter Theil.



Am Arm der Tugend geht der Mensch
der Glückseligkeit entgegen.

Vermiſchte Aufſätze

welche

einzeln oder in Zeitſchriften

erſchienen ſind.

Neu herausgegeben und verbeſſert

von

Chriſtian Garve.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Zweyter Theil.

Breßlau 1801.

D

dieſ
der
Pro
Mo
lung
nach
ſert
noch
term
nach
ſo

Ges. Werke 5 70

Vorbericht.

Die Aufſätze, welche wir dem Publicum in
ſem Bande geſammelt vorlegen, waren vor-
einzeln, die meiſten in den Schleſiſchen
ovinzial-Blättern, einer in der Berliner
onaths-Schrift und zwey in Beckers Erhob-
gen erſchienen. Wir geben den fünften
h einer Handſchrift des Verfaſſers verbeſ-
wieder, und außer den ſchon gedruckten
h verſchiedene ungedruckte. Da dieſe letz-
n ebenfalls beſtimmt waren, nach und
h in Zeitſchriften ihre Stelle zu finden,
haben wir durch ihre unmittelbare Be-

kanntmachung zwar gegen den Titel des Buches, den wir, aus Gründen, die jeder von ſelbſt erräth, zu ändern Bedenken trugen, aber weder gegen die Abſicht des Verfaſſers, noch, wie wir hoffen, gegen die Wünſche und Vortheile ſeiner Freunde und Leſer verſtoßen.

Breßlau, den 8. Octob. 1800.

Die Herausgeber
Manſo und Schneider.

Die Tugend
macht den Menſchen glücklich.

Es ſcheint mir zur leichtern Befolgung der moraliſchen Vorſchriften ſehr nützlich, wenn man ſie ſimpliſicirt, ſo weit es ohne Aufopferung der Wahrheit, oder Verſtümmelung der Begriffe geſchehen kann. Mir leuchtete, bey einer neulichen Selbſtbetrachtung, folgende Darſtellung dieſer Vorſchriften auf eine ſo angenehme Weiſe ein, daß ich geneigt wurde, ſie auch andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es ſich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt ſich unter die zwey Geſichtspuncte bringen: des moraliſch beſten paſſiven und des moraliſch beſten thätigen Zuſtandes. Aus dieſen beyden Sachen, Thun und Leiden iſt unſer Leben, unſer ganzes Weſen, unſer Seyn, in ſo fern wir es gewahr werden, — und nur in ſo fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zuſammengeſetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und ſind uns unſrer Thätigkeit bewußt. Daraus entſtehen zwey Hauptarten der Tugend: eine leidende, und eine thätige. Zufriedenheit mit unſern Schickſalen ſcheint mir die erſte, — Wohlwollen und Guthätigkeit die zweyte zu ſeyn. Aus beyden Eigenſchaften in ihrem größten Umfange und zuſammengenommen, ſcheinen mir die menſchlichen Tugenden, als aus ihrer erſten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Böſen und in Beförderung des Guten ſcheinen mir alle menſchlichen Pflichten als in den letzten Endpuncten zuſammen zu laufen. Wenn ich mich einer ſchon etwas veralteten und, in mancher Abſicht, unſchicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: ſo würde ich ſagen, daß das Erſtere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen die Menſchen bezeichne.

In Abſicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, iſt eine Geſinnung, ein Betragen, wie ſie den beſten, reinſten Begriffen von Gott gemäß ſind. Aber dieſe Begriffe ſagen, daß alle Eigenheiten unſrer Natur, oder unſrer Umſtände, und alle Veränderungen, die in beyden vorgehen, ihren letzten Urſprung in Gott haben; und daß alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich beſte iſt. Beruhigung des Gemüths alſo bey dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegſchaffen können, iſt die größte, oder iſt vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unſre Uiberzeugung von ſeiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in dieſem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angebohrne Beſchaffenheiten unſerer körperlichen und geiſtigen Natur, oder durch die Verhältniſſe und Veränderungen des Weltlaufs beſtimmt werden, — was bleibt in dieſem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgeſetzt, daß wir wirklich nichts dabey ändern können, ſo iſt nur *ein* Geſchäft uns übrig gelaſſen — dieß, unſre Natur ſo viel, als möglich iſt, dabey aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden ſo wenig, als möglich, unterdrücken zu laſſen; unſre Freyheit gegen das, was dieſe Freyheit einſchränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch iſt dieß anders zu erreichen, als durch Gelaſſenheit, Geduld, ſtillen Geiſt, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menſchen, im unthätigen Zuſtande und vornehmlich im Leiden, unterſcheidet?

Auf der andern Seite bezieht ſich alles moraliſche Gute im *Handeln* auf Wohlwollen. Lieben, die Glückſeligkeit aller empfindenden Weſen, nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns, gerne ſehen, bewahren und befördern, das iſt der Grund, oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroiſchen Handlungen.

Viele Pflichten entſtehn aus einer Miſchung und Vereinigung beyder Tugenden. Es muß dabey ertragen, und es muß gehandelt: — dem Eindrucke des Uibels auf unſer Gemüth muß geſteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen ſollen, müſſen die leidende und thätige Güte in ſich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu ſehn, wo wir große Tugenden bewundern ſollen. Eine jede Aufopferung aber ſetzt eine gelaſſene mit Gemüthsruhe verbundne Ertragung eines Schmerzens voraus. Wenn in der Gefahr den Helden dieſe Gleichmüthigkeit, dieſe Zufriedenheit verließe: ſo würde er durch den Aufruhr verdrießlicher, oder ängſtlicher Gefühle ſeiner Beſonnenheit beraubt, und an der Ausführung ſeines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben ſo iſt die Tugend der Mäßigung zuſammengeſetzt. Die Begierde, wenn ſie zum Genuſſe gelangt, will im Genuſſe immer weiter gehn. Die Mäßigung hört bey dem, von dem Verſtande angegebnen, Puncte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bey Endigung des Vergnügens, eine verdrießliche Leere zu erwarten ſteht. Je gelaſſener der Menſch das Unangenehme erträgt: deſto leichter wird er ſich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten, oder in ſolchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht werden kann, iſt Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geiſtes dabey ſich offenbaret, iſt Heiterkeit die nur ein größrer Grad von Geduld iſt.

Die Pflicht des Fleißes bey der Arbeit iſt nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit: — der Standhaftigkeit womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man ſeine Kräfte zu nützlichen Abſichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle dieſe ſchweren und heroiſchen Tugenden werden nur deßwegen höher, als andre, geſchätzt, weil ſich in ihnen jene beyden Hauptzüge, oder jene Beſtandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weiſe, zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweiſt, muß ein ihm angethanes Uibel mit Gelaſſenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere ſeine Ruhe, ſeine Geſundheit und ſein Leben wagt, muß zugleich ſeine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und ſeinen Abſcheu gegen das Uibel, dem er ſich ausſetzt, zu mäßigen wiſſen.

Und wenn dieß ſich ſo verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beyden Grundſäulen tugendhafter Geſinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: ſo iſt auch ohne weitläuftige Beweiſe klar, daß Tugend den Menſchen und warum ſie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe ſind eben ſo gut für die beyden Hauptarten des glücklichen Zuſtandes, als für die der pflichtmäßigen Geſinnungen anzuſehen.

Alles Vergnügen iſt ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen iſt die Liebe: das leidende hat keinen andern Nahmen, als den Nahmen des Vergnügens ſelbſt; aber es iſt, in Abſicht der Gemüthsſtimmung, von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterſchieden.

Man kann ſein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beſchäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unſern Sinnen, von unſrer angebohrnen Stimmung ab. Dieſer Theil unſers Zuſtandes iſt alſo nicht in unſrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genoſſen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens iſt, das Aufſehen auf Gott und die Vorſehung, alles dieſes was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zuſtand des Gemüthes, mit Vorſatz, den unwillkürlichen Zuſtande des Vergnügens [illegible] (ſo weit dieß geſchehen kann,) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Geſunden: aber er arbeitet daran, ſeinen Gemüthszuſtand dem eines Geſunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelaſſene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird ſich bemühen, in ſeinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern geſegneten Lebens iſt.

Die Geduld alſo arbeitet auf die Glückſeligkeit los, obgleich unfähig, ſie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünſtige Einfluß äußerer Urſachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: ſie ſind unmittelbarer Genuß; ſie ſind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an lebloſen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genoſſen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wolluſt. Vergnügen an Menſchen, welches Liebe heißt, geht immer in Handlungen über, und iſt ohne ſolche nicht zu genießen. Entweder ſind dieß Handlungen des denkenden Verſtandes, wie beym Umgange, im Geſpräch, bey der Mittheilung der Gedanken: oder es ſind Handlungen des Herzens, wie bey erwieſenen Wohlthaten oder bey geleiſteten Dienſten. In allen Aeußerungen der Liebe iſt die Befriedigung, welche jedes Weſen erfährt, das ſeiner Natur gemäß wirkſam iſt, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reitzender Gegenſtand auf unſre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidiſche, der Schadenfrohe, der Böſewicht, haſſen: alſo leiden ſie. Es ſind Menſchen vorhanden, die den äußerſten Verdruß in ihnen erregen: ſie ſind alſo nicht glücklich.

Der Faule, der für andre Menſchen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für ſie aufwendet, lieben nicht und haſſen nicht. Sie ſind alſo leer von Vergnügungen: ſie ſind gewiß weniger glücklich, als wenn ſie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte anwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man ſetze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorſehung der murrenden, oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß ſelbſt der Nahme der erſtern Eigenſchaften ſchon etwas Angenehmes, der Nahme der andern etwas Verdrießliches und Unglückweiſſagendes in ſich ſchließt. Bey der Beobachtung der Gemüthszuſtände ſelbſt, wird man noch deutlicher entdecken, daß, von den moraliſch ſchlechtern, Unluſt ein Beſtandtheil ſey; daß hingegen Stimmung zum Frohſeyn, oder vermindertes Mißvergnügen bey den beſſern vorausgeſetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Verſöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schickſale liegt immer zugleich ein Troſt und eine Quelle der Freude verborgen, oder wird dabey vorausgeſetzt. Entſteht die Geduld, wie ſie dann am leichteſten entſtehen und am ſicherſten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: ſo iſt nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daſeyn eben des Gottes, welchem wir unſre Ungeduld aufopfern, zugeſichert wird. Iſt aber dieſe Gelaſſenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entſchluſſes, — der aufgebothenen Seelenkraft, welche dem Uibel widerſteht, — ſelbſt des Ehrgeitzes, der keinen unanſtändigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an ſich blicken laſſen: ſo gibt dieß zwar unmittelbar keinen Grund des Troſtes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uibels; es wehrt der traurigen Schwärmerey einer melancholiſch gewordnen Einbildungskraft, — einer Gemüthskrankheit, welche oft ſchlimmer iſt, als das Unglück, wodurch ſie erzeugt wurde.

Was bey großen Verbrechen augenſcheinlich ſichtbar iſt, findet ſich bey den meiſten unmoraliſchen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abſcheulichkeit. Es herrſcht in dem Augenblicke, da man ſie begeht, eine der Leidenſchaften in der Seele, die aus dem Verdruſſe herſtammen, und Abarten der allgemeinen Leidenſchaft ſinnlicher Unluſt ſind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er ſich zum Morde entſchließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden ſeyn? Muß man nicht glauben, daß ſein Geiſt eben ſo finſter und melancholiſch iſt, als ſeine Mienen ſchrecklich und wild ausſehen? Iſt auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß ſchon ein ſtilles Lächeln, auf dem Geſichte des tugendhaften Mannes, das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die ſein Inneres in dieſem Zeitpuncte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes im Gedanken hat, Gutes an andern Menſchen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre ihnen wohlzuwollen,) Gutes in ſeiner eignen Handlung gewahr wird und in deren Folgen vorausſieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beywohnen?

Wenn es uns alſo gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unſer Zuſtand ſchmerzhaft, die Gegenſtände uns verdrießlich, die Menſchen verhaßt, und wodurch wir alſo nach und nach boshaft werden,

die

die Selbſtthätigkeit unſrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der lebloſen und Liebe gegen die lebendige Natur vorſätzlich zu bewirken ſucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben dieſe Bemühung, durch welche wir nach Aller Geſtändniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückſeligkeit näher bringen.

Ich ſehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche ſich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer ſyſtematiſchen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie iſt einer von den vielen Geſichtspuncten, unter welchen ſich die Moral, bey der Beobachtung einzelner Menſchen und beſondrer Fälle, zeigt. Es iſt deſſen ungeachtet nicht unnütz, auch dieſe eingeſchränkten Geſichtspuncte zu ſammeln: theils, weil ihre vollſtändige Aufzählung, wofern ſie möglich iſt, dereinſt richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen laſſen, von wo aus wir alle unſre Pflichten und nach ihrem ganzen Zuſammenhange überſehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeſchränkte Geſichtspunct immer für diejenigen Menſchen beſonders lehrreich iſt, mit deren Natur und Lage er insbeſondre harmonirt.

Für mich zum Beyſpiele hat der Gedanke ſowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten ſich in zwey große Vorſchriften vereinigen, — mich von dem Uibel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu laſſen, und an der Beförderung des Guten, ſey es mit noch ſo eingeſchränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Einige Betrachtungen,

veranlaßt durch das Dekret der Nationalverſammlung
in Frankreich über die Güter
der Geiſtlichkeit.

Bey den Berathſchlagungen der Franzöſiſchen Nationalverſammlung, welche ſich endlich mit Feſtſezung des Artikels geendigt haben: „Daß die Nation die Güter der Geiſtlichkeit in ihre Hände nehmen, und dieſer dagegen beſtimmte Gehalte an Gelde aus den allgemeinen Staatseinkünften anweiſen will;“ liegt die allgemeine Frage zum Grunde: Iſt es beſſer, daß der Staat die, welche ihm dienen, durch liegende Gründe und ein an jedes Eigenthum, oder daß er ſie durch fixe Einkünfte und beſtimmte Goldſummen beſoldet?

Jene erſte Methode, Aemter zu beſolden, iſt in den Europäiſchen, von Teutſchen Völkerſchaften geſtifteten, Reichen die älteſte geweſen: und ſie iſt die einzige mögliche in Staaten und Zeitperioden, wo des Goldes und Silbers noch wenig, der Umlauf geringe iſt, und wo liegende Gründe und deren Erzeugniſſe das ganze Nationalvermögen ausmachen.

So iſt demnach in jenen Reichen nicht nur der Aufwand beym Gottesdienſte und der Unterhalt der Kleriſey durch dazu gewidmete Ländereyen beſtritten worden; ſondern auch die Civilämter, ja ſelbſt die Militärdienſte wurden auf gleiche Weiſe beſoldet. Der Staat räumte den Perſonen, welche jene Aemter verwalteten, oder dieſe Dienſte leiſteten, Landgüter ein, deren Bewirthſchaftung mit allen dazu nöthigen herrſchaftlichen Rechten ihnen ſo lange zuſtand, und deren Einkünfte ihnen ſo lange zugehörten, als die Pflichten des Amtes oder des Dienſtes von ihnen erfüllt wurden. Der Graf war ein Richter und eine Mittelsperſon in einem kleinen Diſtrikte; der Herzog in einem größern. Beyde bekamen für die ihnen aufgetragenen Geſchäfte den Mießbrauch der Lehngüter, die in der Folge das Erbtheil und das Gebieth ihrer Nachkommen wurden. Alle Militärlehne waren nach ihrem Urſprunge beſtimmt, den Sold für einen Soldaten, oder die Koſtenentſchädigung und die Belohnung für den Heerführer eines kleinen Haufens auszumachen. Der Eine machte ſich für den ihm auf Lebenslang angewieſenen Unterhalt anheiſchig, ſobald er aufgerufen würde, zum Marſche gegen die Feinde auf ſeine eignen Koſten bereit zu ſeyn. Der Andre verſprach, für die ihm zugeſtandnen größern Einkünfte, auch nach dem Verhältniſſe derſelben, mehrere Kriegsleute ins Feld zu führen

Bey den Staatsämtern und Militärdienſten hat ſich dieſe Einrichtung geändert. Jedermann weiß, daß aus jenen mit anſehnlichen Gütern beſoldeten Staatsbeamten, den Herzogen und Grafen, in Teutſchland ſowohl, als in den meiſten aus den Trümmern des Römiſchen Reichs entſtandnen Monarchieen, Beſitzer und Landesherren der nähmlichen Länder geworden ſind, die ſie im Nahmen des oberſten Landesherren zu regieren beſtimmt waren. Man weiß, daß die mit militäriſchen Dienſten belaſteten Lehne nach und nach in ein gewöhnliches Eigenthum verwandelt wurden. — Nur bey der Geiſtlichkeit iſt in den katholiſchen Staaten jene alte Methode beybehalten worden, öffentliche Dienſte dadurch zu beſolden, daß denen, welche ſie leiſten, liegende Gründe auf Lebenslang zur Verwaltung und zum Nießbrauch übertragen werden. Auch die Engliſche Kirche hat, nebſt der Hierarchie der Römiſchen und mehrern ihrer Gebräuche, dieſe Einrichtung, an geiſtliche Würden Land- und Güterbeſitzungen zu knüpfen, beybehalten. In der Proteſtantiſchen ſind die Widmuthen, von welchen ein großer Theil der Landpfarrer ſeinen vornehmſten Unterhalt zieht, Uiberreſte einer ähnlichen Verfaſſung.

Die Franzöſiſche Nationalverſammlung hat bekannter Maßen dekretirt: daß jene Einrichtung in Frankreich abgeſchafft ſeyn ſoll, hat die Nation für Eigenthümerinn der Güter der Geiſtlichkeit erklärt.

und dieſe zur Wiederherſtellung der Finanzen anzuwenden beſchloſſen; hat aber zugleich der Geiſtlichkeit Beſoldungen aus dem öffentlichen Schatze zu beſtimmen und zu ſichern ſich vorbehalten. Mehrere Mitglieder der Verſammlung, der Abt Sieyes insbeſondre, haben dieſe Operation mit Gründen der Gerechtigkeit und des Vortheils beſtritten. Es gibt aber, wie mich dünkt, noch einige allgemeine Geſichtspuncte, unter welche die Frage nicht geſtellt worden iſt, und unter welchen die Unterſuchung derſelben ſowohl vollſtändiger als intereſſanter für Alle wird.

Die Beſoldung öffentlicher Dienſte durch Darreichung liegender Gründe, aus deren eigner Verwaltung die Beſoldeten ihre Einkünfte ziehen, ſcheint mir nur unter folgenden zwey Beziehungen nützlich zu ſeyn:

Erſtlich wird auf dieſe Weiſe eine gleichförmige Beſoldung gleicher Dienſte auf alle künftigen Zeiten weit vollkommener geſichert, als bey irgend einer andern Art der Beſoldung geſchehen kann. Aus einer gewiſſen beſtimmten Portion von Grund und Boden laſſen ſich zu jeder Zeit Früchte ziehen, die mit den Früchten aller Ländereyen des ganzen Landes immer in gleichem Verhältniſſe ſtehn. Und derjenige Beamte alſo, oder die Folge von Beamten, welchen jene Portion für ihre Dienſte zugeeignet iſt, bekömmt von dem jedesmahligen Reichthume des ganzen Staats immer einen gleich großen Theil, und wird alſo gleich gut beſoldet. Alles, was die verbeſſerte Oekonomie, die vermehrte Volksmenge, der erweiterte Abſatz der Produkte, dem Reichthume der Nation zuſetzen, erſtreckt ſich auf den Wohlſtand dieſer beſoldeten Diener. Die Hülfsquellen wachſen mit den ſich vermehrenden Bedürfniſſen. Wenigſtens bleiben die Nachfolger im Amte, in Abſicht ihrer Einkünfte, der Bequemlichkeiten, die ſie ſich verſchaffen können, und alſo auch in Abſicht derjenigen Achtung, welche vom Anſtändigen in der äuſern Lebensart und Haushaltung abhängt, immer mit den Höhern, den Niedrigern, und mit ihres Gleichen in dem nähmlichen Verhältniſſe, in welchem ihre Vorfahren ſtanden.

Man ſetze an die Stelle liegender Gründe, welche Art von Einkünften man wolle; ſo wird mit der Zeit die dem Amte zugeſtandene Beſoldung gröſſer oder kleiner werden; und die Abſicht des erſten Austheilers, wofern er der Wichtigkeit oder Schwierigkeit der Dienſte die Gröſſe der Belohnungen angemeſſen hat, wird in der Folge vereitelt. Beſonders ſind auf Geld fixirte Salarien einer tufenweiſen Verminderung ihres wahren Gehalts unterworfen; ſo wie die Verſchlechterung der Münzſorten, die Vermehrung der Quantität des umlaufenden Goldes und Silbers, und die erhöhten Preiſe der Produkte, dieſelbe Summe gleichbenannter Geldſtücke zum Aequivalent einer immer kleinern und kleinern Anzahl nützlicher Dinge herabwürdigen. — Wenn auch von Zeit zu Zeit die Gerechtigkeit des Staats für dieſen Verluſt, den ſeine Beſoldeten ohne ihre Schuld leiden, einen Erſatz nothwendig findet, und deßhalb eine Vermehrung der Gehalte beſchließt; ſo geſchieht dieſe Reform doch nicht eher, als wenn das Uibel zu einer gewiſſen Höhe erwachſen, und alſo, nachdem es ſchon lange zuvor empfunden worden iſt. Uiberdieß haben ſolche Reformen ſelbſt ihre großen Unbequemlichkeiten. Wenn ſie ſich auf ganze Claſſen der Staatsbeamten, z. B. auf ſämmtliche Kirchen- und Schullehrer erſtrecken ſollen, ſo machen ſie merkliche Erſchütterungen in den Finanzen eines Staats, und bringen Einnahme und Ausgabe aus ihrem Gleichgewichte; zu geſchweigen, daß für die Moralität und die Oekonomie der Privatperſonen, welche beſoldet werden, eine plötzliche Vermehrung ihrer Einkünfte weniger vortheilhaft iſt, als die Sicherheit derjenigen, die ihnen einmahl angewieſen ſind.

Ein zweyter Nutzen der Einrichtung, nach welcher Aemter mit liegenden Gründen beſoldet werden, kann darin beſtehen, daß dadurch die Urbarmachung der Ländereyen zuerſt veranlaßt und ihre Kultur auf immer geſichert wird. Perſonen, die davon ihren Unterhalt ziehen ſollen, ſind in der Nothwendigkeit, ſie auch zu bewirthſchaften. Eine ſolche Verfaſſung macht alſo, daß diejenige Claſſe von Bürgern, welche dem Staate ſchon durch Uibernehmung gewiſſer zum gemeinen Beſten abzweckenden Geſchäfte nützlich wird, ihm auch noch durch die Art und Weiſe Dienſte leiſtet, wie ſie die für ſolche Geſchäfte angewieſenen Belohnungen erhält. Der Geiſtliche, der mit ſeinem Amte zugleich eine Pfründe, d. h. Ländereyen, welche ihm zu bewirthſchaften obliegt, erhält, muß, außer ſeinen Arbeiten als Volkslehrer, auch noch die eines Ackerbauers und Koloniſten übernehmen.

Dieſer Nutzen wird für den Staat erheblicher ſeyn in derjenigen Zeitperiode, wo in dem großen Haufen der Nation entweder nicht genug Arbeitſamkeit und Fleiß, oder nicht genug Einſicht iſt, um die noch wüſte liegenden Ländereyen des Staatsgebieths urbar zu machen. Je größere Strecken Landes noch innerhalb den Grenzen eines Reichs ohne Eigenthümer oder doch ohne Anbauer ſind; deſto mehr wird für den Staat zugleich erſpart und gewonnen, wenn er die jährlichen Ausgaben, die er für Dienſtleiſtungen an ſeine Bürger zu machen hat, in einmahl für allemahl dazu angewieſene Grundſtücke verwandelt. Er bezahlt alsdann ſeine Diener mit einem Eigenthume, welches außer dieſer Anwendung ihm ganz unnütz geweſen wäre, und gar keine Einkünfte gebracht hätte, und er ſichert zugleich den Anbau dieſer weggegebenen Theile ſeines Gebieths. Dieſer Anbau wäre vielleicht erſt ſpät oder nie erfolgt; wenn die Regierung ſelbſt die Mühe und die Koſten, die dazu im Anfange nöthig ſind, hätte anwenden ſollen, oder wenn Privatperſonen bey dieſen Koſten und Schwierigkeiten auch noch die Auslagen des erſten Ankaufs ſolcher Grundſtücke hätten machen müſſen. Aber in den Händen ſolcher Perſonen, die durch ihre Aemter an Ort und Stelle gebunden ſind, und die in den Einkünften ihrer Ländereyen die einzigen Quellen ihres Unterhalts finden, iſt die Kultur derſelben, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, unausbleiblich. — Wenn noch dazu kömmt, daß dieſe Menſchen etwas mehr Einſicht und Vorkenntniſſe haben, als die übrigen Bürger, daß ſie untereinander zuſammenhängen, als ein Korpus, und ſich wechſelsweiſe unterſtützen, (wie dieſes der Fall mit der Kleriſey war); ſo werden die an ſie ausgetheilten Ländereyen unter ihrer Verwaltung unfehlbar die beſte Kultur erhalten, welche zu derſelben Zeit möglich, oder irgend einem Theile des Landes anzutreffen iſt.

Auf dieſe Weiſe hat die Errichtung und Dotirung der Klöſter, der Domkapitel, und der geiſtlichen Benefizien überhaupt dem neuern Europa in der That genutzt. Durch Klöſter ſind die wildeſten Gegenden, und die entfernteſten, verlaſſenſten Theile ſeiner Länder zuerſt angebauet worden. Die jetzt ſo zahlreich bewohnten und mit ſo arbeitſamen Menſchen angefüllten Gebirge und Thäler der Schweiz hatten die Centra ihrer erſten Kultur in den Klöſtern von St. Moritz, und Einſiedel. Die Franzoſen nennen ebenfalls eine Anzahl Abteyen und Klöſter, welche die in ihren abgelegnen Provinzen vernachläſſigten Flecke zuerſt urbar machten, und die Schwierigkeiten des Anbaues, wovon die Privatperſonen abgeſchreckt wurden, überwanden. Auch in Teutſchland datiren wohlhabende Städte und reiche Gegenden ihren erſten Urſprung und ihren älteſten Anbau von der Erbauung eines Gotteshauſes, zuweilen von der Stiftung einer feyerlichen Meſſe. In den Sitzen der Teutſchen Biſchöffe iſt gemeiniglich die Erbauung der Kathedralkirche das älteſte Denkmahl eines geſellſchaftlichen Unternehmens. Die Quartiere nahe um die Kirchen ſind immer die erſten mit Häuſern und Menſchen angefüllten geweſen. Die Geiſtlichen haben in den noch ſchlechtbebauten Ländern zuerſt das Muſter der Kultur gegeben; ſie haben die Weltlichen um ſich verſammelt, als Lehrer ihre Schüler, und als Eigenthümer ihre Koloniſten. Durch dieſes doppelte Band haben ſie ehedem im nördlichen Europa, wie noch zu unſrer Zeit in Amerika geſchah, die zu einer herumirrenden Lebensart gewöhnten Halbwilden ſtätig gemacht, und ſie zu häuslichen Niederlaſſungen, zur Arbeit und zum Ackerbau genöthigt.

Dieſen Dienſt, wüſte Ländereyen anzubauen, haben in den mittlern Zeiten die Kloſtergeiſtlichen, noch mehr als die Weltgeiſtlichen, geleiſtet. Es gehörte anfänglich mit unter die Kloſterpflichten der Erſten, daß die Glieder mit eignen Händen die Erde anbauen mußten. Sie konnten alſo, wenn ſie ihrem Berufe treu waren, eigentlich als Ackerbau treibende Geſellſchaften angeſehen werden, die mit vereinigten Kräften, und angeſpornt durch die Verbindlichkeit des Gelübdes, Schwierigkeiten bey dieſem Anbau überwanden, von welchen der Privatfleiß der übrigen Bürger überwunden ward.

Doch dieſes Verdienſt der Mönche dauerte nicht lange, indem ſie den Anbau ihrer Ländereyen den Händen Anderer anvertrauten, die ſie als ihre Vaſallen und Knechte behandelten. Sie behielten nur noch das Verdienſt, welches ſie mit der übrigen Kleriſey gemein hatten: daß ſie, — ſtätiger als andre Gutsbeſitzer, weniger durch Krieg und Abenteuer von ihren Wohnſitzen und Territorien entfernt, ausgeſchloſſen von andern Wegen ihr Glück zu ſuchen, — die ihnen zu ihrem Unterhalt, und zu den Koſten des öffentlichen Gottesdienſtes, angewieſenen Ländereyen mit mehr Intereſſe und Sorgfalt bewirthſchafteten, als die Weltlichen.

Dieſer zweyte Nutzen, den die Austheilung der Ländereyen an Beamte und nahmentlich an die Religionsdiener gehabt hat, ſetzt indeß einen ſehr unvollkommnen Zuſtand der Dinge voraus, und zieht wieder eine üble Folge nach ſich. Jener Zuſtand betrifft die Staaten überhaupt, worin eine ſolche Einrichtung Statt findet; dieſe üble Folge betrifft die Verwaltung der geiſtlichen Aemter ſelbſt.

Die Möglichkeit, zahlreiche Korpora durch Ländereyen zu beſolden, die ſie anbauen müſſen, weiſet geradezu auf einen ſehr rohen Zuſtand der Geſellſchaft und eine noch wüſte Natur im Lande ſelbſt hin. Sind Hände zur Kultur da, ſind die Einwohner eines Landes verſtändig und arbeitſam genug; ſo iſt es unſtreitig nützlicher, dem, welcher die Ländereyen zu bewirthſchaften hat, kein andres Geſchäft zu geben, und dagegen diejenigen, welche ſich mit der allgemeinen Verwaltung oder mit dem Unterrichte beſchäftigen, von den Landeigenthümern und Landbauern erhalten zu laſſen.

Denn die Vermiſchung der verſchiednen Geſchäfte iſt eben das Uibel, wovon ich vorhin als einer Folge der Austheilung der Ländereyen reden wollte. Die Funktionen derjenigen Geſchäftsmänner und Religionsdiener, die mit Landgütern beſoldet werden, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie dieſen Beſoldeten Zeit genug übrig laſſen, für die Bewirthſchaftung der Güter zu ſorgen. Es müſſen alſo keine große Vorbereitungen nöthig ſeyn, ſich zu dieſen Funktionen geſchickt zu machen; es muß kein großes Studium nöthig ſeyn, ſie zu verrichten. Wie würde ſonſt die doppelte Arbeit miteinander beſtehen können: die, durch welche ſie der Religion, oder dem Staate dienen, und die, durch welche ſie ihre Belohnung dem Boden abgewinnen, der ihnen dazu eingeräumt iſt?

Es müſſen folglich dieſe Geſchäfte bloß mechaniſch ſeyn, und dafür angeſehen werden; oder, ſind ſie es nicht, ſo werden ſie nach und nach dahin ausarten. Das ſtärkſte Intereſſe zieht die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf diejenigen Gegenſtände, welche ihm unmittelbar nützlich ſind. Und wenn alſo ſeine Pflicht, dem Publicum zu nützen, mit der Pflicht, gewiſſe Eigenthumsſtücke zu benutzen, gleichſam zuſammengeknüpft iſt: ſo kann man leicht errathen, welche von beyden Pflichten am treueſten wird erfüllt werden.

Bey der Kleriſey traf der doppelte vorher angezeigte Fall ein. Nach den Religionsbegriffen der Zeit, nach der Beſchaffenheit des Gottesdienſtes in den mittlern Zeiten, waren ihre Verrichtungen größtentheils mechaniſch. Sie beſtanden faſt durchaus in der Veranſtaltung gewiſſer Ceremonien, in der Beobachtung beſtimmter Regeln, in der Ableſung oder Abſingung vorgeſchriebener Formeln. Bey allem dieſen hatte der Verſtand wenig zu thun; wie es denn auch nicht auf den Verſtand wirken, ſondern durch übernatürliche und wunderthätige Einflüſſe die Andächtigen zu ihrem Heil erwecken ſollte. Die Feyer der Heiligenfeſte, der Pomp der Meſſen, und ſelbſt das Abſingen der kanoniſchen Stunden ließ die Gemüther der Biſchöffe, Stiftsherren und Benefiziarien, frey genug, zugleich noch ihres Leibes an fröhlichen Tafeln zu pflegen, und die Güter zu verwalten, von welchen ſie dieſe Tafeln beſetzten.

Aber ſicher iſt es auch, daß eben dieſer Umſtand: daß die geiſtlichen Güterbeſitzer, und daß die Vornehmſten unter ihnen Dynaſten und Fürſten wurden, die Natur ihres Standes und ihrer Verrichtungen verkehrte. Die Religion war bey der erſten Pflanzung ihres Ordens, und bey den erſten Stiftungen, wovon er ernährt wurde, doch gewiß der eigentliche Gegenſtand geweſen, mit welchem die Biſchöffe und Canonici ſich zu beſchäftigen verſprachen, und für welchen die Layen oder Fürſten ſich ſo vieler Güter entäußerten. Der Unterricht hatte zwar immer bey einem noch rohen und ſinnlichen Volke weniger gegolten, als die Kirchenceremonien; aber er war doch von den Pflichten, ſelbſt der obern Geiſtlichkeit, nicht ganz ausgeſchloſſen geweſen. Nach und nach verdrängten die Adminiſtration und Regierung der Güter, von welchen die gottesdienſtlichen Perſonen lebten, bey ihnen die Sorge für den Gottesdienſt ſelbſt, für welchen ſie leben ſollten. Sie hörten auf Lehrer des Volks zu ſeyn, da ſie Herren des Volks, und Beſitzer des Grundes und Bodens, worauf ihre Kirchkinder wohnten, geworden waren. Die weltlichen Händel, in welche ſie als Landbeſitzer verwickelt wurden, ſtörten die geiſtlichen Meditationen und Arbeiten, zu welchen ihr geiſtlicher Beruf ſie verpflichtete. Endlich hörte man ſogar auf, die Meditationen, das Studium, und die Unterweiſung des Volks für Pflichten der Geiſtlichkeit anzuſehn. Die Religion ſelbſt wurde von ihrem wahren Endzwecke entfremdet, weil die, welche ihr dienten, ihre erſte Beſtimmung aus dem Geſichte verloren hatten. — — Doch, ich greife mir ſchon vor in Bemerkungen, die für den zweyten Theil dieſes Aufſatzes beſtimmt waren.

Ich habe zwey Vortheile angezeigt, die mit der Methode, die Staatsbeamten und Religionsdiener durch fideikommiſſariſche Beſitzungen zu unterhalten, in Zeiten einer noch mangelhaften Cultur und Staatswirthſchaft, verbunden ſind. Aber, ſo wie die bürgerliche Geſellſchaft vollkommner wird, Anbau und Sittlichkeit zunehmen, und die Regierung der Länder vermehrte und wirkſamere Hülfsmittel und beſſere Regeln bekömmt: ſo wird der letztere dieſer Vortheile immer kleiner und kleiner, und der erſtere wird durch große Inkonvenienzen, welche dagegen eintreten, überwogen. Ich will einige derſelben aufzählen:

1) Der Beſitz von Ländereyen iſt mit der Herrſchaft über die Menſchen, welche dieſe Ländereyen bewohnen, oder welche ſie bearbeiten, theils nothwendig verbunden, theils durch die Feudalverfaſſung der Europäiſchen Reiche, und durch die Methoden der alten Landwirthſchaft, willkürlich verknüpft worden. Es kam alſo in die Hände der Kleriſey, mit dem Nießbrauche und den Einkünften der Gebiethe, die zu ihrem Unterhalte gewidmet wurden, zugleich die Jurisdiktion über einen großen Theil der Einwohner. Natürlicher Weiſe gab der Geiſtlichkeit ſchon der Einfluß, den ſie vermit-

telſt der Religion auf die Gemüther hat, ein Mittel, über die Menſchen zu herrſchen, und eine Verſuchung, nach der Herrſchaft zu ſtreben. Die Würde, die ihnen als Vertrauten und Abgeordneten der Gottheit zugeeignet ward, vereinigte ſich mit der, welche ihnen eine etwas größere Geiſtescultur wirklich eigen machte. Wenn ſich nun zu beyden Arten der Uiberlegenheit, noch die Gewalt hinzugeſellte, die aus dem Reichthume fließt, und die, welche mit den Domänialrechten freyherrlicher Gutsbeſitzer verbunden iſt: ſo müßten nothwendig der Ehrgeiz und die Herrſchſucht bey dieſem Orden außerordentlich genährt, und zugleich ihm alle Wege gebahnt werden, dieſe Leidenſchaften zu befriedigen.

Man kann demnach eine von den Urſachen, warum die Kleriſey im chriſtlichen Europa in den mittlern Jahrhunderten zu einem ſo großen, und ſo drückenden, für Denkungsfreyheit und Aufklärung ſo nachtheiligen, Uibergewicht über die weltlichen Stände, und überhaupt über jede andre Macht im Staate gelangte, darein ſetzen: daß ſie, in ein zuſammenhängendes Corpus vereinigt, einen ſo großen Theil der Ländereyen der Staaten mit allen den oberherrlichen Rechten adlicher Gutsherrn beſaß.

In der That hat ein Biſchof, welcher Lehrer des Volks, Aufſeher ſeiner Sitten, ein durch eine unſichtbare Würde über dasſelbe erhabner Prieſter iſt, wenn er noch überdieß ſehr reich, und wenn er Grund- und Gerichtsherr über einen Theil ſeines Kirchſprengels oder über den ganzen wird, eine ſehr große Summe von Kräften in ſeinen Händen, um auf das Volk zu wirken, und es zum Gehorſam und zur Ehrerbiethung zu gewöhnen: daß man nichts anders erwarten darf, als daß der geiſtliche Herr ein Deſpot werden, und ſein Unterthan, der zugleich ſein Kirchkind iſt, einen Sklavenſinn bekommen wird.

2) Eine andere Inkonvenienz iſt folgende: Da ſich der Reichthum, der in liegenden Gründen beſteht, viel weniger theilen und ſchwerer von einem Beſitzer zum andern übertragen läßt, als der Geldreichthum: ſo ward, durch jene Verwandlung der Beſoldungen in fideikommiſſariſche Beſitzungen, dem Staate großentheils die Gewalt entzogen, die er immer über die Vertheilung und beſte Anwendung des zu Penſionen beſtimmten Staatsvermögens behalten ſoll. Es ward ihm forthin ſchwer oder beynahe unmöglich gemacht, eine Aenderung in den Belohnungen der dem Staate oder der Kirche geleiſteten Dienſte vorzunehmen; und wenn die Wichtigkeit oder Schwierigkeit gewiſſer Aemter ſich geändert hatte, oder wenn beyde richtiger eingeſehen wurden, auch die mit denſelben verbundnen Einkünfte nach gleicher Proportion zu verändern.

Wenn der Staat eine halbe Million ſeiner jährlichen Einkünfte zur Beſoldung einer gewiſſen Claſſe öffentlicher Diener widmet; ſo kann er in der Vertheilung ſeiner Belohnungen und Vortheile mit den Veränderungen Schritt halten, die in den Umſtänden, den Geſchäften, den Meinungen vorgehn. Er kann alsdann ohne groſse Schwierigkeit, und ohne daß es viel Aufſehen mache, das unnütz gewordne Amt abſchaffen, das weniger nützliche eines Theils der Beſoldung berauben, das fehlende hinzufügen, das ungerecht herabgewürdigte billiger belohnen. — Aber, wenn Landgüter von einer halben „Million jährlicher, Einkünfte an eben dieſe Claſſe zu gleichem Endzwecke in beſtimmten Portionen ausgetheilt ſind, wenn dann an jedes Amt, jeden Titel beſtimmte Güter gebunden ſind: dann iſt die Aenderung weit ſchwerer. Die einer gewiſſen Stelle aſſignirten Einkünfte nehmen die Natur des Eigenthums an, ſobald das Kapital ſelbſt dem Offizianten zur eigenen Nutzung übergeben wird. Und der Reformator, welcher davon einen Theil wegnehmen, und zu einem andern Behuf anwenden will, ſcheint einen Eingriff in Eigenthumsrechte zu thun. Faſt iſt es nur die Zeit groſser und allgemeiner Revolutionen, wie die der Reformation war, wie die jetzige in Frankreich iſt, wo eine ſolche durch die Zeit befeſtigte, auf liegende Gründe, oder auf erblichen Beſitz *) gebaute Hierarchie geiſtlicher oder weltlicher Würden umgeſtürzt, und die Eintheilung der Einkünfte unter die Beſoldeten verändert werden kann.

---

*) Wie die Parlamentsräthe in Frankreich.

Bey der Kleriſey ſind zwey Umſtände hinzugekommen, welche die Unveränderlichkeit in den Beſoldungen geiſtlicher Aemter nachtheiliger gemacht haben.

Der erſte iſt, daß dieſe Güter, von welchen die geiſtlichen Würden ihre Einkünfte ziehen, größtentheils nicht vom Staate oder dem Landesherrn nach einem geſetzmäßigen Maßſtabe und nach allgemeinen Rückſichten ausgetheilt, ſondern von Privatperſonen nach weit eingeſchränktern Beziehungen, und nach individuellen Vorurtheilen geſchenkt worden ſind. — Der zweyte iſt, daß bey den geiſtlichen Aemtern die Würde der Funktionen gar nicht nach der Schwierigkeit derſelben, und die Würde der Perſonen gar nicht nach der wirklichen Arbeit, die ſie verrichten, oder den Geſchicklichkeiten und Einſichten, die ſie dazu nöthig haben, geſchätzt worden ſind.

Der letztere Umſtand war es, was den erſtern ſo gemeinſchädlich machte. Da nähmlich der Privatmann, der ſeine Güter zu der Bereicherung einer gewiſſen geiſtlichen Stelle verſchenkte oder vermachte, die freye Wahl hatte, welches Amt er auf dieſe Weiſe begünſtigen wollte, ſo kamen die größten Güter und Einkünfte bey denjenigen geiſtlichen Würden zuſammen, welche in den Augen des großen Haufens die höchſten an Anſehn, oder die wichtigſten durch ihre Funktionen waren. Dieſe Meinung des großen Haufens ward durch Aberglauben und falſche Religionsbegriffe beſtimmt, und ſo auch ihre Freygebigkeit mißgeleitet. Die Biſchöffe, Domherren, und Kloſtergeiſtlichen, gerade die, welche wenig fürs gemeine Beſte thaten, bekamen mehr, als die eigentlichen Pfarrer, welche die weſentlichen Pflichten des religiöſen Lehramts erfüllen. Die Urſache war: die Meſſe wurde für etwas viel heiligeres gehalten, als die Predigt, und dieſe Meſſe, mit großem Pompe von einem Biſchof abgeſungen, für etwas kräftigeres und erhabeneres, als wenn ſie ein gemeiner Prieſter geleſen hätte. Den Segensſpruch des Geiſtlichen ſuchte das Volk mit weit größerm Eifer, als ſeinen Unterricht; aber dieſer Segen ward für mehr oder weniger wohlthätig oder wunderthätig gehalten, je nachdem der, welcher ihn ertheilte, von höherer oder geringerer Würde war. Des Papſtes Segen galt über alles; die von Erzbiſchöffen und Biſchöffen galten nach Proportion. Eben ſo wurden die Chorgeſänge der Kloſtergeiſtlichen oder Stiftsherren, welche das Volk nicht verſtand, doch mehr von ihm für Gottesdienſt gehalten, als die Katechismuslehre, welche es verſtand. — Die großen Güter wurden alſo nicht denjenigen zugewandt, welche an Verdienſten, ſondern denen, welche am Range die erſten waren, oder welche ihr Leben mit bloßen Ceremonien oder ſogenannten geiſtlichen Uibungen zubrachten.

3) Eine dritte nachtheilige Folge aus der mehrmahls gedachten Einrichtung iſt die, welche ich

ſchon berührt habe: die fremde und mit den Amtspflichten gar nicht zuſammenhängende Beſchäftigung, welche ſie der durch Landgüter beſoldeten Kleriſey auflegt.

Die niedern, beſonders die Landgeiſtlichen, denen nur ganz kleine Güter zu ihrem Unterhalte angewieſen wurden, ſind eben dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich mit dem Detail einer kleinen Landwirthſchaft abzugeben. Dadurch ſind ſie in Gefahr, auch in ihren Sitten, und ihrer Denkungsart, in die Claſſe ganz gemeiner Landleute herabzuſinken. Wenn ſie ihre Widmuth gehörig benutzen wollen, um davon das ihnen zugedachte Auskommen zu ziehen, ſo müſſen ſie, wie der Bauer, eine beſtändige Aufmerkſamkeit nicht nur auf die Cultur des Bodens (dieſe gibt dem Verſtande noch immer viel zu denken, und erniedrigt den Charakter nicht), ſondern auch auf die eigentliche Hauswirthſchaft wenden, d. h. darauf, daß ſie keine mögliche kleine Erſparung verſäumen, keinen möglichen kleinen Vortheil verlieren. Dadurch wird aber das Gemüth kleindenkend und eigennützig. Die Colliſionen, in die der Geiſtliche bey der Verfolgung dieſer Gewinnſte mit den Vortheilen oder Rechten ſeiner Nachbarn geräth, verwickeln ihn in Streitigkeiten, welche ihm die Liebe Andrer entziehen, und ihn ſelbſt oft hartnäckig und ſtreitſüchtig machen. Im beſten Falle wird er durch dieſe Arbeit, und durch die damit zuſammenhängenden Sorgen und Leidenſchaften, von ſeinem Hauptgeſchäfte: ſich ſelbſt, und dann das Volk zu unterrichten, — abgezogen.

Die hohe Geiſtlichkeit hingegen, welcher groſſe und weitläuftige Territorien zu Theil geworden, wird eben dadurch Herr, Richter, Obrigkeit. Sie hat die Verwaltung eines groſſen Fideikommiſſes, als einen Theil ihrer Amtspflichten, über ſich. Dieſe Pflicht iſt an ſich ein ſo weitläuftiges Geſchäft, daß die ganze Zeit der Männer, welchen ſie obliegt, gar wohl damit ausgefüllt werden kann. Von der andern Seite iſt ſie etwas viel anziehenderes für den Eigennutz und den Ehrgeiz, als die Arbeiten und Pflichten des Lehramtes, welchen ſie untergeordnet ſeyn ſoll. Der Biſchoff, der Canonicus, der als Herr zu gebiethen, und als Eigenthümer zu wirthſchaften und zu genieſſen hat, aber als geiſtlicher Lehrer und Hirte dem Volke dienen, es belehren, tröſten und unterſtützen ſoll: welchen von beyden Aufträgen wird er wohl am ſorgfältigſten erfüllen? welche von dieſen beyden ſo ſehr von einander abgehenden Rechten und Pflichten wird wohl der andern vorgezogen werden?

Die Erfahrung hat darüber ſchon deutlich entſchieden. Sie hat an der katholiſchen Klerisey gezeigt, daß, wenn Grund und Boden zur Unterhaltung derſelben aſſignirt wird, die beyden Extreme ſich in ihr vereinigen: die Niedrigkeit der erwerbenden Armuth, und der Stolz des gebiethenden Reichthums. Die Dorfpfarrer ſind in katholiſchen Ländern größtentheils unter der Würde ihres Amtes, ſind zu ſehr Pöbel, um wahre Volkslehrer ſeyn zu können. Die hohe Geiſtlichkeit iſt über ihr Amt erhaben, und dünkt ſich zu vornehm, um ſich mit dem Unterrichte und der Seelſorge abzugeben; woraus am Ende entſteht: daß das ganze Corpus, welches bloß zum Beſten des Volks errichtet und dotirt worden iſt, durchaus zwecklos wird, und durch die Verfaſſung, die man ihm gegeben hat, ſeine Beſtimmung verfehlt.

Aber iſt bey der ungleichen Vertheilung von Geldſalarien nicht das nähmliche Uibel zu befürchten?

Erſtlich: Dieſe Ungleichheit wird nie ſo groß werden, wenn benannte Summen an die Beſoldeten von verſchiedenem Range ausgetheilt, als wenn Landgüter von unbekanntem Werthe an ſie verſchenkt werden: nie ſo groß, wenn der Staat die Austheilung macht, als wenn es den Privatperſonen überlaſſen wird, die Einkünfte jedes Amtes nach Wohlgefallen zu erhöhen.

Zum andern: Geſetzt auch, daß die Geiſtlichen vom höchſten Range eben ſo hohe, und die vom niedern eben ſo kleine Summen zögen, als ſie jetzt Einkünfte von ihren Gütern und Widmuthen bekommen: ſo würde doch der Abſtand zwiſchen beyden dadurch nicht eben ſo groß, und die Denkungsart der Höhern und Niedern würde dadurch nicht ſo verändert werden, als durch eine gleiche Verſchiedenheit des Länderbeſitzes. Eine ſehr kleine Einnahme kann noch ſehr wohl mit Würde beſtehen, wenn die Erziehung dem Menſchen die dazu nöthigen Einſichten und Sitten gegeben hat, und wenn die moraliſche Aufführung dieſe Erziehung nicht verleugnet. Aber wenn der Mann ſelbſt dieſe kleine Einnahme aus tauſend Quellen mühſam zuſammen ſuchen ſoll; wenn er ſich dieſelbe nur durch eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten, durch eine ſtete Wachſamkeit über die Dienſte und Abgaben, die er zu fordern hat, über die Beeinträchtigungen, denen er ausgeſetzt iſt, über die Gelegenheiten zu gewinnen, die ſich ihm darbiethen, ſichern kann: dann iſt er in Gefahr, einen Geiſt der Kleinigkeiten, eine niedrige Habſucht, ein menſchenfeindliches und ſtreitſüchtiges Weſen anzunehmen, wodurch er der gemeinen Volksclaſſe ähnlich wird.

Eben ſo flößt eine große Einnahme bey weitem den Stolz nicht ein, den eine große Territorialbeſitzung, mit herrſchaftlichen Rechten verbunden, einflößt. Die Erhebung von Einkünften und die Berechnung derſelben nimmt nicht ſo viel Zeit und Arbeit hinweg, als die Verwaltung von Gütern; und ein noch ſo gut beſoldeter Biſchof wird gewiß zum Studieren eher geneigt ſeyn, und zu predigen ſich eher herablaſſen, als wenn er den Rang eines Fürſten hat

Es iſt ſicher, daß allen dieſen nachtheiligen Folgen durch andre Umſtände entgegen gearbeitet werden kann, und daß, wenn dieſe Umſtände vorhanden ſind, jene Folgen eingeſchränkt werden. Aber die Quelle bleibt immer dieſelbe, und die Natur des erſten Uibels verändert ſich deßhalb nicht.

In England iſt die weltliche Kleriſey guten Theils in dem nießbrauchlichen Beſitze ihrer Güter und Pfründen geblieben; aber eben dadurch iſt auch zwiſchen dem Dorfpfarrer und dem Biſchof, der niedern und hohen Geiſtlichkeit, der weite Abſtand geblieben, welcher der Römiſchen Hierarchie, ſo verderblich war. Aber, da das Licht der Wiſſenſchaften alle Claſſen dieſer Nation durchdrungen hat; da Cultur und Aufklärung die Höhern und Niedern auch im weltlichen Stande einander näher gebracht haben: ſo hat ſich die Engliſche Kleriſey, obgleich durch Ländereyen beſoldet, doch von ihrem wahren Berufe weit weniger entfremdet. Es gibt Biſchöffe, die das Volk vom Predigtſtuhle, andre, die das Publicum durch Schriften belehren.

Nichts deſto weniger werden auch noch heute in der Engliſchen Kirche mehrere der Unbequemlichkeiten empfunden, die ich als Folgen der Belehnung mit Gütern angeſehen habe. Es wird in England, wie in den katholiſchen Staaten, über die Herabwürdigung der niedrigen Geiſtlichkeit, die gemeinen Sitten und die pöbelhafte Aufführung ihrer ſo äußerſt ſchlecht beſoldeten Vikarien, ſo wie über den Müſſiggang und den Luxus der reichern und höhern Benefiziaten, geklagt. Selbſt, daß die Theologen der Engliſchen Kirche in der Auslegung der Bibel, in richtiger Beurtheilung der Dogmen, in der vernünftigen Reinigung des orthodoxen Syſtems, geringere Fortſchritte gemacht haben, als ihre proteſtantiſchen Brüder auf dem feſten Lande; daß ſie gegen die Diſſentirenden eine Art von Verfolgungsgeiſt behalten, der ſich beſonders in dem Widerſtande zeigt, womit ſie jeden Verſuch, die bürgerlichen Rechte derſelben zu vermehren, beſtreiten: dieß alles iſt zum Theil eine Folge der Landbeſitzungen und Zehnten, welche die Engliſche Kleriſey als ihr Eigenthum behalten hat. Sie fürchtet in jeder Veränderung des Lehrſyſtems und der Religionsgebräuche, in jedem einer andern Partey eingeräumten Rechte, einen verborgnen Angriff gegen dieſes ihr Eigenthum. Sie nimmt die Denkungsart aller durch unveräußerliche Güter feſt gegründeten Geſellſchaften an; eine Denkungsart, die dahin geht: alle Veränderungen zu ſcheuen, und das Alte, möge es mit noch ſo vielen Mißbräuchen verbunden ſeyn, beyzubehalten.

Die Geiſtlichen eines Landes, wenn ſie mit Gelde beſoldet werden, hängen nicht ſo genau zuſammen, und haben bey weitem nicht ſo viel Gemeinſchaftliches in ihrem Intereſſe, ihren Abſichten und ihren Planen, als wenn ſie von liegenden Gütern oder von fixen Abgaben, die auf die übrigen Güter gelegt ſind, leben. Aber nur dieſe Verbindung der Geiſtlichen unter ſich hat ſie zum Schaden der Staaten mächtig gemacht. Dieſe hat ihre Trennung von dem übrigen Körper ihrer Mitbürger veranlaßt, und ihnen einzeln eine Wichtigkeit gegeben, die nicht von ihren perſönlichen Eigenſchaften, und der durch Verdienſte erworbenen Achtung abhängig geweſen iſt.

Die Nützlichkeit des neuen Plans alſo, den die Nationalverſammlung in Abſicht der Unterhaltung der Geiſtlichkeit angenommen hat, ſcheint außer Zweifel zu ſeyn. —

Aber handelte die Nationalverſammlung auch gerecht, indem ſie die Güter der Geiſtlichen der Nation zueignete, und für die künftige Erhaltung der wirklich nützlichen Glieder dieſer Geiſtlichkeit durch Geldbeſoldungen zu ſorgen verſprach, die ſie nach ihrem Gutbefunden beſtimmen wollte? Oder im Allgemeinen, (denn das Dekret der Nationalverſammlung iſt bloß zufällige Veranlaſſung dieſer Unterſuchung, die zu allen Zeiten die Aufmerkſamkeit denkender Männer verdient): kann es irgend einem Staate erlaubt ſeyn, die Eigenthumsrechte eines ſo alten und feſtgegründeten Corpus, als die Geiſtlichkeit in katholiſchen Ländern iſt, anzugreifen, auch um des größten Nutzens willen, der daraus für das gemeine Weſen zu hoffen ſteht? — Dieſe Frage iſt ſo verwickelt, und ſie wird durch Nebenumſtände in der gegenwärtigen Zeit ſo bedenklich, das ich mich nicht getraue, etwas anders zu thun, als die Gründe beyder Parteyen in aller der Stärke, in welcher ich ſie einſehe, darzulegen.

Diejenigen, welche jene Frage verneinend beantworten, haben in der That ſehr viel für ihre Meinung anzuführen.

1) Sie geben von der Heiligkeit des Eigenthums aus, deſſen Sicherung die erſte Urſache der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft geweſen ſey, und alſo auch ihr höchſtes Geſetz ſeyn müſſe. Kein Uibel ſagen ſie, kann dem gleich kommen, wenn irgend eine Macht im Staat ein wohlgegründetes Eigenthum zu ſtören ſich anmaßt. Keine Verbeſſerung kann der menſchlichen Geſellſchaft ſo wichtig ſeyn, daß ſie die Verletzung der Grundſätze ſelbſt, worauf die Vereinigung der Menſchen beruht, rechtfertigen könne.

2) Sie ſetzen als einen zweyten Grundſatz feſt, daß, nach allen Begriffen des natürlichen und bürgerlichen Rechts, Corpora eben ſowohl wahre Eigenthümer ſeyn können, als einzelne Perſonen.

3) Von der Geiſtlichkeit insbeſondere behaupten ſie, daß die Erwerbsmittel, durch welche ſie zu ihren Gütern gekommen ſind, von der Art ſeyen, daß ſie bey jeder Beſitzung eines Privatmanns ein wahres Eigenthum begründen würden. Schenkungen und Vermächtniſſe machen die geſetzmäßigſte Uibertragung des Eigenthums aus. Und von dieſen

leitet die Kleriſey den größten Theil ihrer Reichthümer her.

4) Im Falle aber auch der Kleriſey die Titel und Beweiſe der erſten rechtmäßigen Erwerbung für ihre Güter fehlen ſollten: ſo wird ſie doch darin durch die längſte Verjährung geſchützt, die ſich für irgend einen andern Beſitz in den Europäiſchen Staaten anführen läßt. Und ohne der Verjährung dieſes Recht zuzugeſtehn, daß ſie das Eigenthum heilig und unverletzlich mache, kann durchaus kein Eigenthum ſicher ſeyn; kann es im Grunde gar kein Eigenthum geben: denn jede geſetzmäßige Uibertragung ſetzt ein älteres Eigenthum voraus. Das älteſte Eigenthum aber iſt immer ohne Titel; — die erſten Erwerbungen ſind immer in der Dunkelheit des Alterthums verborgen.

5) Ein wichtiger Umſtand iſt, daß die Güter der Geiſtlichkeit größtentheils von Privatperſonen, und nicht vom Staate, ihr übergeben worden, und daß ſie durch Vermächtniſſe an die erſtre gekommen ſind. Dadurch bekömmt die Beſtimmung dieſer Güter diejenige Heiligkeit, die überhaupt teſtamentariſchen Verordnungen, und noch mehr teſtamentariſchen Stiftungen, nach Gründen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Nutzens, zukommen ſoll. Dadurch bekommen aber zugleich, außer der Geiſtlichkeit, noch mehrere Parteyen Anſprüche an den Genuß oder den Rückfall jener Güter, — Parteyen, welche zugleich mit der Geiſtlichkeit beraubt werden,

wenn

wenn der Staat über dieſe Güter zu einem ganz fremden und von der Abſicht der Stifter abgehenden Gebrauche disponirt.

In Abſicht des erſten Puncts dieſes fünften Grundes ſind die Betrachtungen, welche hierbey eintreten, leicht zu überſehen, und ſie ſind ſchon oft in ähnlichen Fällen wiederhohlt worden. Wenn alle Staaten große Vortheile aus frommen Stiftungen gezogen haben, und noch ähnliche hoffen können: ſo müſſen alle Schritte vermieden werden, welche die Menſchen von ſelbigen abzuſchrecken vermögen. Nichts aber macht abgeneigter, ſein Vermögen nach ſeinem Tode einem öffentlichen Gebrauche zu widmen, als die Furcht, daß es dieſem Gebrauche entzogen, und wider die Beſtimmung des Erblaſſers angewandt werden möchte. Und dieſe Furcht wird natürlicher Weiſe durch willkürliche Aenderungen, welche ſich der Staat in der Verfaſſung und der Zweckbeſtimmung alter Stiftungen erlaubt, allgemein verbreitet.

Wenn ferner jedes Vermächtniß ein Aktus des Eigenthumsrechts nach bürgerlichen Rechten iſt: ſo iſt eine Verletzung der Bedingungen des Vermächtniſſes, indeß man das vermachte Gut ſelbſt ſich zueignet, eine eben ſo große Ungerechtigkeit, als die iſt, das nach einem Vertrage empfangne Gut eines Lebenden zu behalten, ohne die Bedingung des Vertrages zu erfüllen. Und dieſe Ungerechtigkeit begeht eben ſo wohl der Staat, wenn er auf dieſe Weiſe mit einer dem Publicum gewidmeten Stiftung verfährt, als der Privatmann, wenn er es mit einem ſeiner Perſon zugedachten Vermächtniſſe thut.

Eben daher entſtehen neue Prätendenten an dasjenige Vermögen, welches eine Stiftung gründete, ſobald ſie entweder durch die Unmöglichkeit, ihre Abſicht fernerhin zu erreichen, von ſelbſt aufhört, oder durch die Aenderungen, welche der Staat in der Natur und Abzweckung derſelben vernimmt, vernichtet wird.

Dieſe Betrachtung wird ſich, angewendet auf den beſtimmtern Fall der geiſtlichen Stiftungen, beſſer entwickeln laſſen.

Nachdem mit den kirchlichen Aemtern beſtimmte Einkünfte und Güter verbunden worden, eröffneten ſie für Perſonen, die ohne Eigenthum waren, eine Quelle des Unterhalts, und für die, welche ein geringes Eigenthum hatten, Mittel zu einem bequemern Leben. Sie formirten mit einem Worte eine neue Laufbahn, auf welcher man zu den beyden großen Gegenſtänden aller menſchlichen Betriebſamkeit, zu Anſehn und Vermögen, gelangen konnte. Die Hausväter und Familien erkannten bald den daraus für ſie erwachſenden Vortheil, daß nähmlich diejenigen ihre Kinder, oder ihrer Angehörigen, die ſie ſelbſt am wenigſten bedenken konnten, in der Kirche verſorgt werden könnten. Sie ſahen in den Einkünften der geiſtlichen Stifter oder der Klöſter ein Erwerbsmittel für ihre eignen Nachkommen und Verwandten, ſobald ſie ſich Hoffnung machen konnten, daß immer einige von dieſen zu den geiſtlichen Aemtern gelangen, oder in die Kloſtergeſellſchaften aufgenommen werden würden. Dieſes ward ohne Zweifel ein neuer Bewegungsgrund, der ſich in dem Gemüthe reicher Erblaſſer mit der Sorge für das Heil ihrer eignen Seele verband, von ihren Gütern der Kirche einen Theil zuzuwenden. Sie hinterließen dadurch einen, bleibenden gleichſam deponirten Schatz, an welchem auch ihre Enkel Theil nehmen könnten, und zu welchem ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit, um der Wohlthätigkeit ihres Ahnherren willen, vorzüglich vor Andern würden zugelaſſen werden. Dieſer Antrieb, für entfernte Verwandte und Nachkommen zu ſorgen, iſt ſtärker in Familien, die ſchon zu einem gewiſſen erblichen Anſehen gelangt ſind, beſonders, wenn ſie durch einen gemeinſchaftlichen Nahmen enger verbunden werden. Und da in den mittlern Zeiten der größte Theil der Ländereyen, ſo wie der Reichthümer überhaupt, in den Händen ſolcher Familien, d. h. des Adels, war; da alſo auch die meiſten Schenkungen und Vermächtniſſe von den Groſſen herkamen, denen an der Erhaltung eines Familienglanzes am meiſten gelegen war: ſo wurde auf der einen Seite bey den Gebern der Antrieb, die Kirche zu bereichern, durch jene zu hoffenden und oft vielleicht ausbedungenen Vorrechte für die Perſonen ihrer Familie und ihres Standes verſtärkt; auf der andern entſtand bey denen ſelbſt, welche zu kirchlichen Aemtern zu wählen hatten, die Gewohnheit, vorzüglich auf Candidaten aus denjenigen Familien Rückſicht zu nehmen, von welchen dieſe Aemter ihr Anſehn und ihre Einkünfte bekommen hatten.

Wir ſehen, wenn wir die verſchiednen Länder des chriſtlichen Europa vergleichen, daß dieſe beyden Dinge wechſelſeitig wie Urſache und Wirkung zuſammenhängen. Je größer die Schenkungen wurden, welche ein geiſtliches Amt einträglich und ehrenvoll machten; deſto ausſchließender wurden auch auf ein ſolches Amt die Rechte derer, welche den Donatoren angehörten, oder doch mit ihnen durch Standesgleichheit am genaueſten verbunden waren. Und ſo ſind umgekehrt nirgends die Stifter, Bisthümer und Dompfründen zu ſo ungeheuern Landbeſitzungen gekommen, als da, wo die Vorrechte der Geburt und der Verwandtſchaft nach dem Charakter der Nation am meiſten galten, und bey der Wahl zu hohen geiſtlichen Aemtern über alles reſpektirt wurden. In Italien wo die Bisthümer häufig und klein ſind, und die Pfründen der Stiftsherren mit jenen in Verhältniß ſtehn, hat der Adel kein ausſchließendes Recht, in die Stifter aufgenommen und bis zu den erſten Stellen in denſelben erhoben zu werden. Teutſchland, welches aus ſeinen Biſchöffen Fürſten, und aus ſeinen Domherrn große Ländereybeſitzer entſtehen ſah, hat auch zugleich den Zutritt zu dieſen Würden Allen verſchließen geſehn, die nicht von den Familien herkommen, welche ſo große Reichthümer der Kirche einverleibt haben. Nirgends ſind die höhern geiſtlichen Stifter, wie in Teutſchland, ſo ganz als natürliche geſetzliche Verſorgungsmittel der jüngern Kinder von großen, oder doch adelichen Familien angeſehen worden.

Wenn die Abſicht der erſten Geber zweifelhaft wäre, den jüngern Gliedern der Familien ihres Standes den Zutritt zu dem Genuſſe ihrer Schenkungen, und alſo zu einer reichlichen Verſorgung zu verſichern: ſo würde doch aus der langen Gewohnheit, die Kirchenpfründen auf dieſe Art auszutheilen, endlich ein Recht für dieſe Familien und ihre jüngern Glieder entſtanden ſeyn. So ſicher hat z. B. der Adel darauf in Teutſchland gerechnet, daß ſeine jüngern Söhne eine ihrem Stande gemäße Verſorgung in der Kirche finden werden: daß er eben deßwegen den Erſtgebohrnen, in der Vertheilung des Familienvermögens, einen weit größern Vorzug vor den Nachgebohrnen zugeſteht, als ſonſt die Billigkeit und die natürliche Aelternliebe gegen Kinder geſtatten würde.

Wenn alſo die wahrſcheinliche Abſicht des Stifters und Gebers, von welchem das Eigenthum der Kirche herkömmt; wenn die ſichere, vom Staate ſelbſt, durch Genehmhaltung der geiſtlichen Inſtitute und ihrer Verfaſſungen, erregte Erwartung ein

Recht gibt: ſo haben z. B. an den Stiftsgütern der Domkapitel diejenigen adlichen Familien ein Miteigenthumsrecht, deren jüngere Glieder Jahrhunderte hindurch aus denſelben Unterhalt und äußere Würde erhalten haben. Je mehr die ganze übrige Verfaſſung der Rechte und der Gewohnheiten des Adels ſich nach der Vorausſetzung, daß jene Laufbahn ſeinen Gliedern geſichert ſey, gebildet hat; je mehr der Staat ſelbſt, durch Geſetze, welche dieſe Anwendung der geiſtlichen Güter vorausſetzen, derſelben Feſtigkeit gegeben hat: deſto größer iſt die Ungerechtigkeit, welche einer zahlreichen Claſſe angeſehener Bürger auf einmahl das Vermögen entzieht, auf deſſen Nießbrauch ſie aus ſo guten Gründen rechnen konnte. Der Geſetzgeber geräth entweder mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und zerrüttet das Glück der Familie, wenn er die übrigen Verfaſſungen, Rechte und Gewohnheiten des Standes ſtehen läßt, indem er die Fonds an ſich zieht, deren bisherige Verwendung allein jene Verfaſſungen aufrecht erhalten oder billig machen konnte, oder, will er auch dieſe zugleich ändern, ſo wird eine das Wohl des ganzen Staats zerrüttende Revolution unvermeidlich.

Was die Stiftsgüter für den Adel ſind, das waren die Kloſtergüter in katholiſchen Ländern für bürgerliche Familien: — ein erwünſchtes Mittel, ihnen die Laſt der Verſorgung jüngerer Söhne zu erleichtern. Freylich ward hier der Umſtand, daß die an ſolcher Verſorgung Theil nehmenden Stände zahlreicher waren, und unbeſtimmtere Grenzen hatten, Urſache, daß keiner derſelben ein ſo gewiſſes Recht darauf erlangte. Indeſſen hat doch der Vertheidiger derjenigen Klöſter, welche Eigenthum beſitzen, gewiß etwas für ſich, wenn er ſagt: daß auch hier die Abſicht der Donatoren wahrſcheinlich geweſen ſey, ihren ärmern Mitbürgern einen Zufluchtsort und einen Verſorgungsweg zu eröffnen, und daß dieſe Abſicht reſpektirt werden müſſe; — daß wenigſtens die Aufhebung ſolcher Klöſter eine Zerrüttung in den Glücksumſtänden ganzer Stände hervorbringe, weil ſie dadurch die ihren Gliedern bisher zugänglichen Wege des Unterhalts oder des Glücks ſich verſchließen, und alſo alle Anſtalten und Verfügungen, die ſie in Rückſicht darauf gemacht haben, unſchicklich werden ſeyn.

Und dieß, ſagt man weiter, gibt einen hinlänglichen Rechtsgrund, jene alten Stiftungen beyzubehalten; ſelbſt nachdem die Umſtände ſich geändert haben, um derentwillen ſie zuerſt errichtet worden ſind: ſelbſt, nachdem die daran gebundenen Verrichtungen aufgehört haben, oder für weniger nützlich als ehedem gehalten werden. Es ſey darum, daß der Praelatus scholarcha nicht mehr für die Unterweiſung der Jugend ſorgt, der Kantor nichts mehr mit der Kirchenmuſik zu thun hat, und der Biſchof ſelbſt nicht mehr predigt. Dafür haben ſie andere Verrichtungen, — zum Theil nützlichere — vorzüglich Regierungs- und wirthſchaftliche Geſchäfte bekommen, die ebenfalls einer Belohnung werth ſind. Die Hauptſache iſt: daß, wenn dieſe Stellen ſelbſt, mit den daran hängenden Einkünften, nicht aufrecht erhalten werden, denjenigen Familien, die durch undenklichen Beſitzſtand ein Recht haben, ihre Glieder zu denſelben zu befördern, Hülfsquellen geraubt werden, die ihnen zur Erhaltung ihrer eignen bürgerlichen Exiſtenz unentbehrlich geworden ſind. Die Pfründen der hohen Domſtifter ſind Familiengüter geworden, die in Kommunion von einer gewiſſen Anzahl von Geſchlechtern nach beſtimmten Regeln der Umwechſelung genoſſen werden.

Dem Staate iſt es gleichgiltig, von wem Landgüter beſeſſen werden, wofern ſie nur gut bewirthſchaftet werden. Nicht, ob die, welche ſie beſitzen dem Staate Nutzen ſtiften: nicht, ob es arbeitſame, oder ob es bloß ihrem Vergnügen nachgehende Menſchen ſind: ſondern, ob ſie auf unrechtmäßigem Wege dazu gelangt ſind, und ob ſie ihr Vermögen mißbrauchen (wozu bey Ländereyen auch gehört, wenn ſie ſie wüſte liegen laſſen): das iſt die einzige Sache, wornach der Staat Recht hat zu fragen, wenn er ſich eine Oberaufſicht über Güterbeſitz anmaßt.

Wollte man reiche Einkünfte nur dem zugeſtehen, der Verdienſte ums Publicum hat, und für daſſelbe eine Arbeit übernimmt, welche von jenen Einkünften ein Aequivalent iſt: ſo wäre ja eben ſo viel Urſache vorhanden, die erblichen Reichthümer der Privatfamilien, als die bloß nießbrauchlichen der Körperſchaften, anzugreifen. Der Beſitzer einer reichen Dompfründe mag vielleicht weniger fürs gemeine Beſte thun, als der Inhaber einer armen Dorfpfarre. Aber wie viele andre Reiche ſchwelgen von ihren großen Familiengütern, ohne dem Publicum irgend einen Dienſt zu leiſten, indeß die verdienteſten und arbeitſamſten Menſchen in ererbter Armuth ſchmachten! Sobald aus den geiſtlichen Gütern durch Herkommen und Verjährungen Subſtitutionsmittel der jüngern Kinder der Familien geworden ſind: ſo darf man nicht mehr darnach fragen, wie groß die Arbeit ſey, welche dieſen dadurch aufgelegt wird.

Iſt es dann in irgend einem Staate unerlaubt, Stifter für adliche Fräulein oder für die Perſonen eines gewiſſen Nahmens und Herkommens zu machen, — bloß in der Abſicht, um dieſelben in den Stand zu ſetzen, bequemer und angenehmer zu leben, ohne ihnen dadurch irgend eine Pflicht gegen das Publicum aufzulegen? oder hält man es ſich für erlaubt, deßwegen dieſe Stiftungen, wenn ſie einmahl die landesherrliche Zuſtimmung erhalten haben, zu ſtören, weil dadurch müßige Menſchen in einem größern Uiberfluße erhalten werden, als andre Arbeitſame haben?

Man ſehe die geiſtlichen Stifter, mit welchen keine beſtimmten oder keine ſehr wichtigen Amtsgeſchäfte, und doch große Einkünfte verbunden ſind, als ſolche Familienſtiftungen zu ſtandesmäßiger Verſorgung adlichen Perſonen an. Werden ſie dadurch ungerecht? Und wenn ſie gerecht ſind; iſt es nicht eine Ungerechtigkeit, ſie aufzuheben?

Alſo der Umſtand, daß die Kirchengüter von Privatperſonen durch Vermächtniſſe herkommen, und von dem Eigenthume gewiſſer Familien abgeriſſen worden, hat die erſte Veranlaſſung gegeben, den jüngern Söhnen adlicher Familien — Anfangs eine vorzügliche, und bald eine ausſchließende Wahlfähigkeit zu den Pfründen, welchen jene Güter zugeeignet worden, einzuräumen. Jener Umſtand iſt daher auch als der erſte Grund eines wirklichen Rechts anzuſehn, welches ſich dieſe jüngern Glieder der wahlfähigen Familien auf einen immer geſicherten Zutritt zu jenen Kirchenämtern und dem Genuſſe der damit verbundnen Güter zuſchreiben. — Wäre aber auch dieſes Recht unvollkommen in ſeinem Urſprunge: ſo iſt es dennoch durch die ſeit undenklicher Zeit ſtreng beobachtete Gewohnheit, durch die auf dieſelbe gegründeten anderweitigen Geſetze und Gewohnheiten des Standes, dergeſtalt befeſtigt, daß es ein eben ſo unſtreitiger Raub für alle dieſe Familien iſt, wenn ihnen durch Aufhebung der geſtifteten Kirchenämter, oder durch Verminderung der daran haftenden Güter, die bisher ſicherre Hoffnung einer Verſorgung ihrer Nachgebohrnen auf alle künftigen Zeiten entzogen wird, — als er ein Raub für jeden andern Bürger iſt, wenn er ſeine-aus einem Vertrage hergeleiteten Erwartungen durch die Treuloſigkeit des andern Kontrahenten getäuſcht ſieht.

Aber ich ſage, daß, vermöge des oben gedachten Umſtandes, ſich noch ein zweyter Prätendent zeigt, wenn Stiftungen, welche Privatperſonen dotirt haben, aufgehoben, und die liegenden Güter, welche ſie geſchenkt haben, eingezogen werden ſollten: ein Prätendent, deſſen Rechte noch weniger zu beſtreiten ſind. Dieſe Güter, die nun ihre Beſtimmung verloren haben, kehren rechtlicher Weiſe zu denjenigen Familien zurück, deren Anherrn ſie aus dem Familiengute herausgenommen hatten. Da ſie nicht dem Staate gehörten, ehe ſie der Kirche zugewandt wurden: ſo können ſie auch nicht dem Staate zugeeignet werden, wenn die Kirche ſie verliert. Der urſprüngliche Eigenthümer oder deſſen Erben treten in ihre ehmahligen Rechte wieder ein.

Ein Fürſt hebe ein Fideikommiß auf, wenn er dieſe Art der Forterbung der Güter dem Staate nachtheilig findet; aber das Eigenthum der Majoratsgüter gehört ihm deßwegen nicht. Man gehe einen Schritt weiter, zu Stiftern, die zur Verſorgung von adlichen Perſonen aus einer einzigen, aber ausgebreiteten Familie gemacht worden ſind

Behält die Familie nicht das Recht, dieſe Güter unter ſich zu theilen, wenn es dem Landesherrn nicht mehr gefällt, jenes Inſtitut und ſeine Regeln beſtehen zu laſſen? Durch unmerkliche Fortſchritte kömmt man auf ſolche Stiftungen, die zwar nicht unmittelbar zum beſten einzelner Familien, ſondern zur Bereicherung gewiſſer Aemter gemacht worden, die aber doch eben ſo wohl aus dem Privatvermögen von Familien genommen ſind, und unmittelbar zur Unterſtützung und Bereicherung einer gewiſſen Claſſe von Familien entweder urſprünglich abgezielt haben, oder nach und nach ſind gebraucht worden.

Alſo: der jetzige Inhaber der Kirchenpfründen: alle Familien, deren Kinder wahlfähig ſind, ſie künftig zu beſetzen, und die nach Geſetz und Herkommen darauf rechnen konnten, einige ihrer Glieder dazu zu befördern; und endlich die Nachkommen derjenigen Ahnherrn, welche die Pfründe zuerſt durch ihre Schenkungen bereichert haben: alle dieſe drey verlieren ein durch ſtillſchweigende oder ausdrückliche Einwilligung des Staats ihnen zugeſichertes Eigenthum, wenn ſich dieſer Staat anmaßt, willkürlich über dieſe Güter zu diſponiren.

Endlich 6): Geſetzt die Geiſtlichkeit wäre nicht als Eigenthümerinn der Güter, ſondern als ein Collegium von Beamten zu betrachten, welche von dieſen Gütern beſoldet werden: warum ſoll es billig ſeyn, den obern Stellen, den Domkapitularen und Biſchöffen, die ſeit vielen Jahrhunderten für ſie ſtritten Salarien zu entziehn? Weil man glaubt, daß dieſe Salarien zu groß für ſie ſind? Weil man ſie für müßige Verzehrer hält? Aber man thut Unrecht. Sie begleiten noch Aemter; wenn gleich nicht gerade dieſelben, welche urſprünglich mit gleichen Titeln verbunden waren, doch andre, die für das Wohl der Geſellſchaft wichtig ſind, und die, um gut verwaltet zu werden, eben ſo wohl Arbeitſamkeit als Geſchicklichkeit erfordern. Sie haben die Direktion über die übrige Geiſtlichkeit zu führen; ſie ſorgen für die Aufrechthaltung der Anſtalten zum öffentlichen Gottesdienſte; ſie ſind die Cenſoren über die Sitten der Prediger in ihrem Sprengel, ſie ſind Richter bey gewiſſen Rechtsſachen, ſie haben die Beſetzung der übrigen geiſtlichen Aemter über ſich, und können durch ihre Wahlen und durch die veranſtalteten Prüfungen der Kandidaten, Einfluß auf die Studien der Theologen, und ſelbſt auf die Aufklärung des Volks bekommen. Sie haben alſo wenigſtens die Geſchäfte Proteſtantiſcher Conſiſtorien, wenn man auch die gottesdienſtlichen Verrichtungen, die ſie in Perſon beſorgen, nicht mit in Anſchlag bringen wollte, da ſie größtentheils in Ceremonien beſtehn. Wenn die Biſchöffe und Domkapitularen dafür beſſer bezahlt werden, als die geiſtlichen Conſiſtorialräthe der Proteſtanten, iſt dieß eine Ungerechtigkeit? Geben nicht größere Einkünfte ſelbſt eine größere Würde in den Augen des Volks? Und iſt ſolche nicht für Perſonen, die in einem wichtigen Zweige öffentlicher Angelegenheiten dirigiren ſollen, nützlich? Und wenn es wahr wäre, daß die hohe Geiſtlichkeit durch ihre Beſitzungen von ihren erſten Funktionen abgebracht worden ſey, und dadurch die Nutzbarkeit verloren habe, die ſie in den Augen des Volks hoher Belohnungen und großer Wohlthaten ſo würdig machte; iſt es nicht natürlicher, ſie zu jenen Pflichten zurückzuführen, als ſie ihrer Güter zu berauben?

So redet der Sachwalter der Geiſtlichkeit. — Seinen Gründen wird von der andern Seite folgendes entgegengeſetzt:

1. Das Wort Eigenthum iſt ein ehrwürdiges Wort, wie die Sache ſelbſt unverletzlich ſeyn ſoll. Aber es wird auch, wenn ſeine Grenzen nicht beſtimmt werden, zu einem bloßen Schreckbilde, durch welches die, welche von Mißbräuchen in einem Staate Vortheil ziehn, den Reformator zurückſcheuchen. Iſt es um keiner Urſache willen erlaubt, einen verjährten Beſitzſtand irgend einer Art zu ſtören, ſo iſt jede wichtige Verbeſſerung in einem Staate unmöglich. Ein Prinzipium ſelbſt aber läßt, ſo gegründet es ſcheint, irgend eine verborgne Schwäche vermuthen, wenn ſolche Folgerungen aus demſelben gezogen werden können. — Ob die Sicherung des Eigenthums, oder ob überhaupt das allgemein zu vermehrende Wohl die erſte Abſicht derer geweſen ſey, welche in eine bürgerliche Vereinigung traten: darüber kann ewig geſtritten wer-

den; aber daß bey den ſchon vereinigten Menſchen ihr gemeinſchaftliches Beſte ihr höchſtes Geſetz ausmache, — ein Geſetz, in welches gewiß Alle ſogleich einſtimmen würden, als ſie jenes Beſte einſähen: das kann keinen Zweifel leiden. — Daß der Vorwand des gemeinen Beſtens, weil der Begriff unbeſtimmt iſt, die Ungerechtigkeiten des habſüchtigen Regenten ſowohl als aufrühriſcher Unterthanen und Parteyhäupter begünſtigen könne; iſt kein Grund, demſelben den erſten Rang unter den Prinzipien der Regentenmoral zu verweigern. Denn der Begriff des Eigenthums wird bey der Anwendung in unzähligen Fällen nicht weniger ſchwankend, und kann dem Ungerechten ebenfalls legal ſcheinende geben. Uiberhaupt, wenn man nach einer ſolchen Regel des Verhaltens ſucht, welche es ganz unmöglich mache, unter dem Schein des Rechtes Böſes zu thun: ſo wird man ſich umſonſt bemühen Regeln feſtzuſetzen.

Aber, ſey auch das Eigenthumsrecht die nie zu überſchreitende Grenze, wobey alle Reformen ſtill ſtehen müſſen; ſo kömmt nun alles auf die Unterſuchung des ſpeziellen Falls an: ob ein vollkommenes Eigenthum in demſelben vorhanden ſey, und ob ein unvollkommenes eben die Unverletzlichkeit habe.

2. Freylich, „Corpora können nach natürlichen und bürgerlichen Rechten Eigenthum erwerben.“ Aber die geſunde Vernunft führt doch auch darauf, daß zwiſchen dem Eigenthume derſelben und dem

Eigenthume der Privatfamilien ein eben ſolcher Unterſchied ſey, als zwiſchen der Exiſtenz und der Perſonalität der Einen und der Andern. Die Fortdauer der erſtern hängt ab von dem Willen der Menſchen; die Fortdauer der zweyten von der Natur.

Die Ewigkeit des Eigenthümers iſt der Grund von der Ewigkeit des Eigenthums. Der Vater reproduzirt ſich in ſeinen Kindern nach natürlichen Geſetzen, dieſe in den Enkeln. Die Familie hat, nach der Ordnung der Natur, einen Grund der Fortdauer in ſich. Daraus entſteht, daß es Anfangs für höchſt billig angeſehen und zuletzt im Staate zum ſtrengen Rechte wurde, daß auch das Eigenthum, welches der Familie gehört, mit ihr zugleich fortdauere. Der Staat, der an der Hervorbringung der Perſonen keinen Antheil hat, darf auch die Mittel der Erhaltung derſelben unter keinem Vorwande antaſten.

Ganz anders iſt es mit einem Corpus. Es entſtand durch eine willkürliche Veranſtaltung der Menſchen. Es iſt das Werk ihres Willens, und erhält ſeine Natur und ſeine Form von den Ideen ihres Verſtandes. Seine jetzigen Mitglieder ſterben aus, wenn nicht neue gewählt oder zugelaſſen werden. Dieſe Wahl, dieſe Zulaſſung alſo iſt der Grund ſeiner Fortdauer. Aber ſie iſt abermahls das Werk der Menſchen: es ſey derer, welche das Corpus ausmachen, es ſey andrer Privatperſonen, es ſey des Staatsoberhauptes ſelbſt. In allen Fäl-

len

len wird derjenige menſchliche Wille, welcher das Corpus kreirt und erhält, der Beurtheilung andrer Menſchen, und im Staate der Beurtheilung des Regenten mehr unterworfen ſeyn, als es die Na-ur der Dinge iſt, durch welche ſich der einzelne Menſch fortpflanzt. Wenn aber das Daſeyn des Corpus abhängiger iſt, als das Daſeyn des Menſchen; ſo muß auch gewiß des erſten Eigenthum, welches nichts anders iſt, als ein ihm zugeſichertes Erhaltungsmittel, abhängiger, und alſo weniger unverletzlich ſeyn, als das Eigenthum der Familie.

Es gibt aber unter den Körperſchaften ſelbſt noch Unterſchiede, welche hierbey in Betrachtung kommen. Es kann deren geben, wo die Abſicht der Vereinigung, welche das Corpus hervorgebracht hat, lediglich das Privatbeſte der Perſonen iſt, welche ſich in dieſelbe begeben haben. So ſind z. B. die Zünfte; ſo die Geſellſchaften, die ein Wittweninſtitut errichten.

Andere hingegen, und unter dieſe gehört die Geiſtlichkeit, haben eine Abſicht, die ſich nicht auf ſie ſelbſt, ſondern auf das Beſte des Staates bezieht. Sie entſtanden um der Dienſte willen, welche das Publicum bedurfte, und zu deren Verrichtung mehrere Perſonen gleichförmig arbeiten mußten. Die Mitglieder, welche dieſe Corpora ausmachten, wurden gewählt, nach der Geſchicklichkeit, welche man ihnen zutraute, jene Abſicht zu erreichen. Sie wurden bey ihrem Abtritt durch Andere erſetzt, weil das Bedürfniß fortdauernd war, welches ihre erſte Anſtellung veranlaßt hatte. Kurz, die moraliſche Exiſtenz ſolcher Corporum hat nicht ihren Grund in ihnen ſelbſt, ſondern in dem gemeinen Beſten, das durch ſie befördert wird.

So iſt z. B. die Geiſtlichkeit keine Geſellſchaft, die zuſammengetreten iſt, in der zugeſtandnen Abſicht, ihre Privatvortheile zu vergrößern. Es geſchah ſogar nur gelegentlich, daß ein Corpus aus ihren zerſtreuten Gliedern erwachſen iſt. Jedes derſelben iſt Geiſtlicher, nicht durch Theilnahme an einer gewiſſen Geſellſchaft; ſondern inſofern er Diener der Religion, Vorſteher des Gottesdienſtes, Lehrer des Volks iſt. Die Aehnlichkeit des Endzwecks und der Verrichtungen hat erſt die Verbindung geſtiftet. Die Geiſtlichen haben angefangen, einen eignen Stand auszumachen, weil ihre Aemter für nöthig genug befunden wurden, um ſie fortdauernd zu machen, weil derſelben ſo viele, und weil deren Geſchäfte ähnlich waren. Der ganze Stand hat ſein Daſeyn bekommen, um der Religion und des öffentlichen Gottesdienſtes willen. Die Güter, mit welchen man jenen unterhielt, waren eigentlich dieſen großen Gegenſtänden gewidmet.

Es ſcheint klar, daß der Staat über das Eigenthum der erſten Gattung der Corporum nicht dieſelbe Gewalt habe, als über des Eigenthum der zweyten. Wenn Bürger des Staats eine kleinere

Geſellſchaft in der größern errichten, mit keiner andern Abſicht als der ihres eignen Beſten; wenn die Fonds, welche ſie dazu ausſetzen, ihrer Vereinigung Beſtand zu geben, von Anfang an, keine Beziehung auf einen öffentlichen Nutzen haben: ſo behält zwar der Staat die Aufſicht über dieſe Fonds, daß nicht Ungerechtigkeiten dabey vorgehn, auch vielleicht, daß dadurch nicht zuviel von dem ganzen Reichthume des Staats der Cirkulation entzogen oder zu eigennützigen Abſichten angewandt werde; aber zur Diſpoſition über das geſellſchaftliche Eigenthum ſelbſt hat er kein Recht. Hingegen wo die Geſchenke, Vermächtniſſe, Beyträge, aus denen das Eigenthum eines Corpus ſich nach und nach geſammelt hat, eigentlich Beyträge waren, eine gewiſſe gemeinnützige Abſicht ausführen zu helfen, woran dem Staate ſelbſt gelegen iſt; wenn bey jenen Schenkungen und Vermächtniſſen auf die Perſonen eigentlich gar keine Rückſicht genommen wurde, ſondern nur auf die Sache, wenn ſie nicht abzweckten, jenen Bequemlichkeit und Wohlleben, ſondern für dieſe Arbeiter, Vorſteher, Verwalter zu verſchaffen: dann hat der Staat ohne Zweifel, wofern ihm die Abſicht ſelbſt wichtig iſt, auch mehr Rechte über diejenigen Güter, welche zur Erhaltung des Corpus ausgeſetzt, aber eigentlich als Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht anzuſehen ſind.

Jedermann empfindet dieſe Stufen des Eigenthumsrechts, wenn er ſie ſich gleich nie genau entwickelt hat.

Die Ungleichheit des Vermögens der Privatperſonen iſt ein Uibel. Der Luxus vieler Reichen iſt eine fehlerhafte und ſchlechte Anwendung desjenigen Vermögens, welches, unter Viele vertheilt, vielleicht beſſer gebraucht werden würde. Aber, man ſieht auch auf den erſten Blick, daß es die äußerſte Ungerechtigkeit ſeyn würde, deßwegen dem Reichen ſeinen Uiberfluß entziehn, und ihn dem ganzen gemeinen Weſen zueignen zu wollen. Die Erwerbungen der Privatperſonen hatten gar keine weitere Abſicht, als daß dieſe Perſonen mit ihren Familien leben, — und, wenn ſie viel erwarben, bequem und angenehm leben könnten. Dieſe Abſicht verfolgten ſie unter den Augen und mit Genehmhaltung der Regierung. Das Eigenthumsrecht alſo an den Gütern, zu deren Beſitz ſie auf dieſem Wege kamen, iſt geradezu und ganz allein an die Perſonen, nicht an einen öffentlichen Zweck gebunden, und darf alſo auch, ſelbſt durch die oberſte Gewalt des Staats, nicht von jenen abgetrennt und zum Behuf des letztern angewandt werden.

Bey einem Corpus, deſſen Errichtung ebenfalls auf die Bedürfniſſe und das Beſte des gemeinen Weſens keine Beziehung hat, welches bloß um ſein ſelbſt willen da iſt, tritt ein ähnlicher Fall ein:

doch ſchon mit gröſſrer Einſchränkung. Denn, da doch das Corpus ſelbſt ein Geſchöpf der Menſchen, und nicht der Natur iſt, und da dieſe Menſchen zugleich Bürger ſind: ſo hat der Staat das Recht, zuerſt, gleich Anfangs zu beurtheilen, ob er die Verbindung ſelbſt dem allgemeinen Beſten zuträglich finde, und alſo die Entſtehung dieſer neuen moraliſchen Perſon geſtatten wolle. Er behält ferner das Recht, auch in der Folge die Aſſoziation aufzuheben, wenn ſie ihre unſchädliche Natur verändert, oder wenn er ſelbſt über ihre Abzweckung und ihre Folgen andere Einſichten bekömmt. Aber das zur Aufrechthaltung des Corpus beſtimmte Eigenthum, da es ganz Privatzwecken gewidmet war, hat der Staat nicht das Recht, nach Aufhebung des Corpus zu öffentlichen Abſichten zu widmen. Wenn die Zünfte aufgehoben werden: ſo müſſen die Kapitalien und Güter, welche die Corporation erworben hat, den Mitgliedern überlaſſen werden. Wenn ein Wittweninſtitut aufgehoben wird, ſo müſſen die geſammelten Gelder den Einlegern zurückgegeben werden.

Aber bey einem Corpus, das aus Beamten, aus Dienern der groſſen bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, — wozu jedes Glied nur Kraft gewiſſer Verrichtungen gehört, die ihm fürs Publicum übertragen worden ſind; da iſt das Eigenthum eigentlich gebunden an den Dienſt, an die Verrichtung, nicht an die Perſonen. Die Verſorgung, oder die bequemere Lebensart derer, welche jenen Dienſt leiſten, oder dieſe Verrichtung thun, iſt nur eine zufällige Nebenſache; oder ſie iſt vielmehr bloß eine untergeordnete Abſicht, inſofern ſie ein Bewegungsgrund wird, welcher die Einen antreibt, ſich dieſem Geſchäfte zu widmen, und die Andern in den Stand ſetzt, demſelben ohne Abhaltung obzuliegen. Je mehr oder weniger nun der Staat dieſes Geſchäft ſelbſt zu ſeinen Endzwecken nöthig findet, und daher unter ſeine Aufſicht nimmt: deſto mehr Recht darf er ſich auch über die Diſpoſition der Güter anmaßen, welche die Hülfsmittel ausmachen, jenes Geſchäft immer im Gange zu erhalten.

Hiermit hängt ein anderer Umſtand zuſammen. Wenn ein Corpus ſich ergänzt durch die Wahl neuer Mitglieder; wenn dieſe Wahl eine Prüfung erfordert, wenn dieſe Prüfung und dieſe Wahl dem Staate ſelbſt zuſtehen, oder doch ſeine Genehmigung erheiſchen: ſo iſt dieſes ganze Corpus, und mithin auch ſein Eigenthum, abhängiger vom Staat, als wenn es ſich ohne Wahl und Prüfung, bloß nach feſt beſtimmten Regeln, (vermöge äußerer Verhältniſſe der neuen Ankömmlinge, z. B. nach Verwandtſchaft), oder doch ohne alle Einmiſchung des Landesherrn, vollzählig macht. Erſteres ſetzt nähmlich ſchon voraus, daß das Corpus einen beſtimmten Auftrag hat, wozu eine beſondere Tüchtigkeit der Perſonen gehört; und daß dieſes ihm aufgetragene

Geſchäft in das allgemeine Beſte ſo ſtark eingreift, daß es dem Staate weſentlichen Nutzen oder Schaden bringt, nachdem es gut oder ſchlecht beſorgt wird.

Augenſcheinlich nun, ſagt die Partey, deren Gründe ich jetzt vortrage, befindet ſich die Geiſtlichkeit in beyden der Fälle, in welchen, nach der obigen Entwickelung der Ideen, das Eigenthum eines Corpus minder vollkommen und der ſouveränen Gewalt des Staats mehr unterworfen iſt. Wären die Religion und der Gottesdienſt nicht für unentbehrlich zur Wohlfart der in einer bürgerlichen Geſellſchaft lebenden Menſchen erkannt werden: ſo wäre nie eine Kirche entſtanden, ſo hätte es nie Kirchendiener gegeben; und es wären nie ſo viel Wohlthaten aus dem öffentlichen Schatze und aus dem Vermögen der Privatperſonen zuſammengefloſſen, um eine immer währende Succeſſion dieſer Kirchendiener zu erhalten. Es ſind alſo Aemter, die man durch jene Wohlthaten beſolden, nicht Perſonen oder Stände, die man bereichern wollte. — Die Form dieſer Beſoldung und die Quelle derſelben, ändern in ihrer Natur nichts. Daß es liegende Gründe waren, daß ſie von Privatperſonen herkamen beweiſt nicht, daß ſie zu irgend etwas anderm beſtimmt waren, als Arbeiten möglich zu machen oder zu belohnen, die für die religiöſe Wohlfahrt der Geſellſchaft nöthig befunden wurden. Daraus kann nimmermehr ein wahres und vollkommnes Eigenthum der Perſonen werden, welche zu Verrichtung dieſer Arbeiten herbeygerufen wurden, und nur deßwegen die daran geknüpfte Belohnung eingeräumt bekamen.

Alſo: 1) das Eigenthum der Geiſtlichkeit hatte ſeinen Zweck nicht in der Geiſtlichkeit ſelbſt, ſondern in einem gemeinen Beſten, das durch ſie befördert werden ſollte; — und 2) das Recht der Neuaufzunehmenden an dieſem Eigenthume ward ausgetheilt durch Wahl, nach einer Prüfung ihrer Tüchtigkeit, und mit Einwirkung des Staates. Beydes beweiſt, daß der einzige richtige Geſichtspunct, unter welchem man die Kirchengüter anſehen kann, der iſt, ſie als Beſoldungen zu betrachten.

Hat man je anders gedacht, ſo hat man ſich bloß durch den Umſtand irre führen laſſen, daß dieſe Beſoldungen durch liegende Gründe fixirt worden ſind, und alſo von den Beſoldeten nicht anders als durch Ausübung ſolcher Rechte gezogen werden können, dergleichen Privateigenthümer über ihre Güter ausüben. Aber der Unterſchied bleibt ausgemacht. Vermögen, welches bloß geknüpft iſt an Perſonen; welches unmittelbar Beziehung darauf hat, ſie zu ernähren, und ihnen Hülfsmittel zu perſönlicher Thätigkeit und perſönlichem Genuſſe zu verſchaffen, iſt Eigenthum; dasjenige Vermögen, welches geknüpft iſt an Arbeiten, an Geſchäfte, und welches unmittelbar darauf abzweckt, dem gemeinen Weſen die Vortheile zu verſchaffen, wozu jene Arbeiten die Mittel ſind, iſt Beſoldung

3) Die Geiſtlichkeit beruft ſich auf die Rechtmäßigkeit ihrer Erwerbungen. Aber wenn dieſe erſt erwieſen werden müßte, ehe über ihr jetziges Eigenthumsrecht an ihren Gütern ein Ausſpruch geſchähe: ſo würde ein neuer höchſt verwickelter Streit entſtehen, welchen beynahe kein anderer Richter entſcheiden könnte, als der ſchon zuvor Partey genommen hätte. Die Feinde der Geiſtlichkeit finden hier ein weites Feld zu beredten Anklagen, indem ſie an die Kunſtgriffe erinnern, durch welche kinderloſe Reiche von der ihr Gewiſſen beherrſchenden Kleriſey, und noch mehr von den ihr Todbette umgebenden Beichtvätern ſo oft verleitet worden ſind, ihr Vermögen, das von Rechtswegen ihrer Familie gehörte, oder eine weit nützlichere Anwendung litt, der ſchon überflüſſig verſorgten Kirche anzuwenden. Irrthum auf der Seite der Geber, welche in der Bereicherung der Kirchen und Klöſter eine Büßung ihrer Sünden zu finden glaubten; Täuſchung und Zudringlichkeit auf der Seite der Erwerber, welche die Hoffnungen und Schrecken der Religion mißbrauchten, um weltliche Zwecke für ſich ſelbſt zu erreichen: das ſind wohl nicht Erwerbswege, die dem erworbnen Eigenthume einen ehrwürdigen Charakter der Unverletzlichkeit geben. Und doch ſind es notoriſch

diejenigen, durch welche viele Reichthümer der Kirche zugefloſſen ſind.

Der Freund und Sachwalter der Geiſtlichkeit darf indeß hierauf nicht verſtummen. Auch die feindſeligſte und die genaueſte Nachforſchung, kann er ſagen, würde nicht für alle Beſitzungen der Kirche einen dem Rechte nach ſo zweydeutigen Urſprung entdecken. Viele derſelben ſind abgetretene Domänen der Landesherren; andre waren das Eigenthum der Geiſtlichen ſelbſt, deſſen ſie ſich zum Beſten des Corpus, in welches ſie getreten waren, entäußert haben; noch andre ſind freye Wohlthaten gutmeinender, für Religion und Volksbelehrung eifriger Chriſten. — Und wann, kann er hinzuſetzen, iſt es nothwendig geweſen, in die Bewegungsgründe eines Verkäufers oder Donators einzudringen, oder gar auf die Richtigkeit oder Falſchheit der Theorieen zu ſehen, aus welchen dieſe Bewegungsgründe entſprungen ſind, um die Rechtmäßigkeit des Kaufs oder der Schenkung zu beurtheilen? Wenn der Wille des Eigenthümers zu Ubertragung ſeines Eigenthums bewieſen iſt: kann derſelbe unkräftig gemacht werden durch Muthmaßungen oder Beweiſe von einer noch beſſern Anwendung, die er von dem Seinigen hätte machen können?

Doch, dieſer Unterſuchung kann man in der That entübrigt ſeyn, wenn ſchon zuvor erwieſen iſt, daß alle der Geiſtlichkeit zugewandten Güter, — ſo untadelhaft auch die Art und Weiſe ſeyn mag, wie die Schenkung derſelben veranlaßt worden; auch wenn dabey Niemanden Unrecht geſchehn iſt, und der Geber dabey aus ganz freyem und wohlüberdachtem Entſchluſſe gehandelt hat, — doch kein vollkommenes und wahres Eigenthum ausmachen. Denn freylich könnte nicht geleugnet werden, daß, wenn jene Güter in dem Falle als ein unverletzliches Eigenthum anzuſehen wären, wenn ſie ohne Unrecht an die Kirche gekommen ſind, ſie es auch jetzt noch ſeyn müßten; da die Länge der Zeit es unmöglich gemacht hat, jene Rechtmäßigkeit ſo zu prüfen, als zu einer gerichtlichen Entſcheidung darüber erfordert würde. Nach den Geſetzen des Eigenthums muß die Verjährung ſchlechterdings den mangelhaften Titel der erſten Aquiſition ergänzen. Und dieſe Verjährung hat die Geiſtlichkeit für ſich. Sind hingegen die Ländereyen und Renten, von welchen die Geiſtlichen ſich Eigenthümer nennen, ein dem Beſten der Religion und des Staats zugeeignetes Vermögen, das ihnen nur inſofern überlaſſen wird, als ſie ſich anheiſchig gemacht haben, beyden zu dienen: ſo kann durch keine Verjährung die Beſtimmung dieſer Güter verändert, und letztere dergeſtalt den Perſonen, welche jene Aemter begleiten, oder deren Abkömmlinge wahlfähig zu denſelben ſind, zugeeignet werden, daß ſie auch dann noch beyden verbleiben müßten, wenn Religion und Staat keine, oder keine ſolchen Dienſte mehr dafür von ihnen erhalten, die mit der Gröſſe der Belohnungen im Verhältniſſe ſtänden.

Was 4) die Achtung betrifft, welche der Sachwalter der Geiſtlichkeit für die Stiftungen der Privatperſonen fordert, eine Achtung, die ſich auch auf die beſtimmte Verfaſſung erſtrecken ſoll, die ſie ihren Stiftungen gegeben haben; — ſo ſcheinen zwey Betrachtungen gegen die Giltigkeit dieſes Beweiſes einzutreten. Die Gefahr, daß vernünftige Patrioten davon abgeſchreckt würden, etwas von ihrem Vermögen zu einer öffentlichen gemeinnützigen Anſtalt zu vermachen, wenn nicht alle älteren Stiftungen bey ihrer urſprünglichen Verfaſſung blieben, iſt wirklich nicht vorhanden. Dieſen Vernünftigen iſt nur daran gelegen, — nicht ſchlechterdings ihren Willen befolgt zu ſehn, und auf alle künftige Zeiten über ihre ehemahligen Güter und deren Anwendung zu gebiethen, ſondern — ihren Mitbürgern etwas weſentlich Gutes in irgend einer Art menſchlicher Glückſeligkeit zu erweiſen. Wenn ſie alſo nun hoffen können, daß ihr Vermächtniß zu dem allgemeinen Endzwecke der äußern oder innern Wohlfahrt, welchen ſie vor Augen hatten, auf eine vernünftige und den Zeitumſtänden angemeſſene Art werde angewendet werden, ſo ſind ſie befriedigt. Ja ſie werden ſelbſt wünſchen, daß ihre Stiftungen durch weiſe Vorſteher künftiger Zeiten diejenigen Abänderungen leiden mögen, welche die Erfahrung und verbeſſerte Einſichten an die Hand geden werden. Die Sicherheit alſo, welche ſie für die Fortdauer ihrer Anſtalt begehren, wird ihnen dadurch nicht geſtört, wenn ſie bey ältern Stiftungen die Endzwecke der Teſtatoren beybehalten, und nur die Mittel, welche jene vorſchrieben, nach der Lage der Sachen und den Fortſchritten der Erkenntniß, verändert ſeyn — auch ſelbſt dadurch noch nicht, wenn ſie ſehen, daß einige jener Stiftungen von dem Staate, in Zeiten allgemeiner Gefahr, oder unter Umſtänden einer gebieteriſchen Nothwendigkeit, zwar zu ganz andern, aber zu noch wichtigern, noch dringendern Gegenſtänden des allgemeinen Wohls angewandt werden.

Nur zwey Sachen ſind es vornehmlich, welche die Neigung zu wohlthätigen Stiftungen erſticken: wenn Gelder und Güter, die dem Publicum gewidmet waren, zu dem Privatvortheile einzelner Perſonen angewandt werden; — und wenn die Abänderung der geſtifteten Anſtalten heimlich geſchieht und dadurch dem Publicum in ihren Bewegungsgründen verdächtig wird. Wenn ſie ihm Gegentheil öffentlich geſchieht; wenn der Eigennutz keines Menſchen einigen Antheil an derſelben hat, wenn das zu einer öffentlichen Abſicht Beſtimmte dem Publicum gewidmet bleibt; wenn es von dem größern und beſſern Theile des Volks anerkannt wird, daß der neue Gebrauch, welchen man von den Stiftsgütern macht, in dem Geiſte der alten Stiftung, wenn auch nicht dem Buchſtaben derſelben gemäß, iſt; wenn er entweder den beſondern Theil der menſchlichen Wohlfahrt, welchen der Stifter im Auge hatte (als Religion, Erziehung, Armenpflege), wirklich beſſer befördert, — oder in augenſcheinlichen Nothfällen noch größern Bedürfniſſen des Staats zu Hülfe kommt: dann wird gewiß keine der Triebfedern geſchwächt, durch welche Menſchen, die hell und gut denken, bewogen werden, ihr Eigenthum an gemeinnützige Anſtalten zu wenden.

Die einzige Furcht bleibt alſo noch übrig, daß die Selbſtſüchtigen und Schwachköpfigen, die, welche nur durch ihre Eitelkeit, nicht durch die Liebe des gemeinen Beſten getrieben werden, und ihren Nahmen, nicht die gute Sache verewigt wiſſen wollen, — daß ferner die Eigenſinnigen, die auf grundloſen Beſtimmungen beſtehen, bloß, weil ſie ihre Erfindung ſind, — ihre Wohlthätigkeit vom Publicum zurückziehn. Ob aber von dieſer Claſſe ſo viele, und wahrhaftig gemeinnützige, Stiftungen zu erwarten ſtehn; und ob die Furcht vor dieſem Verluſte von einer Operation zurückhalten müſſe, welche dem gemeinen Weſen einen gewiſſen und gegenwärtigen groſſen Vortheil bringt, oder eine dringende Gefahr von ihm abwendet: dieß zu entſcheiden wird eine Art von Berechnung erfordert, die nur auf der Stelle, und nach Maßgabe der Umſtände jedes beſondern Falles, angeſtellt werden kann.

Was die Heiligkeit der Teſtamente betrifft: ſo iſt augenſcheinlich, daß dieſelbe nicht erfordern kann, was an ſich unmöglich iſt: daß in alle Ewigkeit das nachgelaſſene Vermögen nach dem Willen des Erblaſſers angewandt werde. Denn weiter kann ſich die Verfügung eines Menſchen auf die Zukunft nicht erſtrecken, als ſeine Vorherſehungskraft. Für einen Zuſtand der Dinge, welchen er nicht erkannte, konnte er auch keine Entſchlüſſe faſſen. Sollten dieſe alſo auch alsdann gelten, wenn der neue Zuſtand eintritt, welchem ſie nicht mehr angemeſſen ſind, und auf welchen bey Faſſung derſelben nicht gerechnet wurde; ſo wird die Macht des Menſchen erweitert über die Grenze ſeiner Einſichten, und alſo über die natürlichen Schranken ſeiner Gerichtsbarkeit. Und wenn es in andern Fällen erlaubt iſt, die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß ein Menſch unter dieſen Umſtänden ſich ſo würde entſchloſſen haben, als eine wirkliche Erklärung ſeines Willens anzuſehn: ſo wird man auch, aus der präſumirten Einwilligung eines vernünftigen Stifters, ein Recht zu Abänderung ſeiner Verordnungen herleiten dürfen, wenn man nur davon überzeugt iſt, und das Publicum überzeugen kann, daß die Neuerung ſehr nützlich, oder daß ſie unvermeidlich war.

Wenn die Geſetze ſelbſt, das Heiligſte in einem Staate, das Fundament, worauf das Anſehn der Teſtamente ſelbſt beruht, demungeachtet nicht unabänderlich ſind, ſondern umgeformt werden können und müßen, wenn ſich die innern oder äußern Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft ändern, oder auch wenn die Meinungen und Sitten von denen, die in dem Zeitalter des Geſetzgebers herrſchten, zu weit abweichen: warum ſollen Vermächtniſſe, d. h. Geſetze, die ein Privatmann dem Publicum vorgeſchrieben hat, ſchlechterdings unverletzlich ſeyn, und gegen alle Einwendungen der Zweckloſigkeit und der Ungereimtheit ſich ewig behaupten können?

5) Aber nun heißt es weiter: nicht das Eigenthumsrecht der Perſonen allein, welche eben jetzt die geiſtlichen Würden begleiten, wird gekränkt, wenn man mit den daran geknüpften Gütern eine ſo willkürliche Verfügung zu andern Endzwecken macht, als die Nationalverſammlung in Frankreich gethan hat; auch alle die Perſonen und Generationen von Menſchen, die eine gegründete Anwartſchaft darauf hatten, die Nachfolger der jetzigen Beneficiaten zu ſeyn, verlieren ein ihnen durch Herkommen und Geſetz zugeſichertes Recht. Und wenn dieſe mit ihren Anſprüchen abgewieſen werden, ſo treten endlich die Nachkommen derjenigen Familie an ihre Stelle, aus deren Erbgütern die geiſtlichen Stifter und Prälaturen dotirt worden waren. Entweder müſſen die geiſtlichen Güter jenen verbleiben, oder dieſen zurückgegeben werden.

Aber ſchon dieſe Theilung des Rechts zu dem Beſitze der geiſtlichen Güter, unter mehrern Prätendenten beweiſt, daß das Recht keines derſelben vollſtändig iſt, und an ein eigentliches Eigenthums-

recht,

recht, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, reicht. Nicht jeder Anſpruch, jedes Recht, iſt Eigenthumsrecht, und hat das unverletzliche Anſehn dieſes letztern. Und eben wo ſolcher Anſprüche mehrere, aus ganz ungleichen Quellen entſprungen, bey einem und demſelben Gegenſtande zuſammenkommen: da iſt es ein Zeichen, daß jene vollkommne und innige Verknüpfung einer beſtimmten Sache an eine gewiſſe beſtimmte Perſon, oder eine beſtimmte Succeſſion von Perſonen, fehlt, welche das Weſen des Eigenthums ausmacht.

Aber es iſt der Mühe werth, die Anſprüche jeder von dieſen drey Claſſen der Eigenthümer insbeſondre zu unterſuchen.

Was die zu der Zeit gegenwärtigen Inhaber geiſtlicher Pfründen betrifft, in welcher ein Staat mit ihren Gütern und mit der Verfaſſung der Geiſtlichkeit ſelbſt Aenderungen vornimmt, ſo fordert allerdings die Gerechtigkeit, daß ſie, welchen ihre Würden und Einkünfte unter Genehmhaltung des Staats auf Zeitlebens verliehen waren, auch dieſelben auf Zeitlebens genießen. Selbſt zugeſtandne Beſoldungen dürfen nicht, wenn nicht eine Verſchuldung der Beſoldeten dazwiſchen tritt, geſchmälert werden. Das, was der Staat einmahl einer beſtimmten Perſon zugeſagt hat, muß er von Rechtswegen halten. Und ein mit einer beſtimmten lebenslänglichen Beſoldung bisher verknüpftes Amt jemanden auftragen, heißt ihm verſprechen, daß er den Sold genießen ſoll, ſo lange er ſich nicht des Amtes unwürdig macht. Iſt dieſe Beſoldung ſchon von uralten Zeiten her fixirt, und durch Jahrhunderte hindurch von allen auf einander folgenden Offizianten genoſſen worden: ſo hat das Recht des Gegenwärtigen durch Gewohnheit und Herkommen ein deſto ehrwürdigeres Anſehen. Was hiergegen geſündigt wird, kann nur durch die äußerſte Noth und durch die Unentbehrlichkeit jener entzogenen Einkünfte zur Rettung des Staats entſchuldigt werden: eine Entſchuldigung, die nicht das Recht darthut, ſondern nur anzeigt, daß es Fälle gibt, wo der Selbſterhaltung alle Rechte weichen müſſen.

Aber nun dieſe nähmlichen Perſonen, deren Rechte auf die Pfründen die vollkommenſten ſind, können nach ihrem Tode, da ſie keinen natürlichen Nachfolger haben, auch keine Rechte zurücklaſſen. In Abſicht ihrer alſo wären die Kirchengüter, ſobald ſie abſterben, eigenthumsloſe Güter, die in andern Fällen dem Staate anheimfallen.

Dann alſo, heißt es, kommen die Anſprüche derjenigen an die Reihe, welche ſich zu Kandidaten eben der geiſtlichen Würden qualifiziren und nach der bisherigen Einrichtung mit Grunde hoffen konnten, ſie mit allen daran hängenden Gütern und Rechten, nach dem Tode der vorigen Beſitzer, zu erhalten.

Daß eine gegründete Erwartung, eine, die der Staat ſelbſt, durch ſeine ausdrückliche Beſtätigung oder ſeine ſtillſchweigende Genehmhaltung einer gewiſſen Verfaſſung, erregt und garantirt hat, eine Art von Recht gibt: kann nicht geleugnet werden. Daß dieſes Recht deſto mehr Achtung verdient, je länger es beſtanden hat, und je mehr die Perſonen und Familien, welchen es zukam, ihre anderweitigen Einrichtungen darnach gemacht hatten, beſonders, wenn dieſe Einrichtungen ſelbſt vom Staate von neuem beſtätiget worden waren: dieß iſt eine nicht weniger ausgemachte Wahrheit.

Aber zuerſt iſt es klar, daß dieſe Erwartungen auf die geiſtlichen Pfründen und Güter, bey den vermuthlichen Candidaten nur in dem Falle bis zu einem ſcheinbaren Rechte anwachſen konnten, wenn die Claſſe und Anzahl der Familien, welche die Candidaten aus ihren Gliedern aufſtellen, eingeſchränkt war, und dieſe eine ausſchließende Anwartſchaft darauf hatten. Daher ſind auch bey der Aufhebung von geiſtlichen Stiftern und Klöſtern, oder bey der Einziehung ihrer Güter, welche zu irgend einer Zeit in irgend einem Staate vorgenommen worden iſt, jene Klagen wegen verletzter Rechte von keiner Seite erſchollen, als von Seiten des Adels: weil dieſer allein, durch die ausſchließende Wahlfähigkeit zur Aufnahme in einige derſelben, eine nähere und eine ſichere Hoffnung zur Theilnahme an jenem Kircheneigenthums hatte. Die Söhne der Bürger wurden zwar auch in den unadelichen Klöſtern und Stiftsſtellen verſorgt; die Hausväter der mittlern Claſſe konnten alſo auch auf dieſe Verſorgung Rechnung machen. Aber niemahls ſchrieben ſie ſich ein eigentliches Recht darauf zu; nie hielten ſie ſich durch Aufhebung der Orden beleidigt. Ohne Zweifel, weil ſie dieſes Recht mit einer zu großen Menge theilten. —

Iſt aber jene Ausſchließung der übrigen Stände von den hohen Stiftern, welche allein dem Adel das Recht zu einem Einſpruche gegen deren Veränderung gibt, nicht ſelbſt eine Uſurpation, und der erſte Durchbruch durch die urſprünglichen Geſetze der Stiftung? So lange als dieſe ihrem erſten und einzigen Zwecke, der Belehrung, Beſſerung und Tröſtung des Volks durch Unterricht, gewidmet blieb; mußten nicht nach Vernunft und Recht diejenigen Perſonen den meiſten Anſpruch auf das Amt und deſſen Emolumente haben, welche die zu Beförderung jenes Zwecks nöthigen Eigenſchaften in dem vorzüglichſten Grade beſaßen? Haben nicht erſt ſpät die großen Einkünfte, und dieſe allein, die Candidaten aus vornehmen Familien herbeygelockt, welche deßwegen dieſe Würden ihrer Geburt anſtändig glaubten, weil dieſelben ſie in den Stand ſetzten, mit eben dem Glanze zu leben, deſſen ihre erſtgebohrnen Brüder vermöge ihrer Familiengüter genoſſen? Waren es nicht dieſe vornehmen Geiſtlichen, welche, da ſie gewöhnliche Predigerarbeiten eben ſo ſehr unter ihrer Würde zu ſeyn glaubten, als ſie große Einkünfte derſelben gemäß hielten, zuerſt den Genuß der Pfründe von der Erfüllung der geiſtlichen Amtspflichten trennten, und die ganze Natur und den Geiſt dieſer Inſtitute veränderten? Und nachdem einmahl ganze Collegien der obern und reichern Geiſtlichkeit mit Perſonen des Adels beſetzt waren: vereinigte ſich nicht dieſe dann erſt, das, was durch Zufall und Umſtände einmahl geſchehen war, durch Geſetze zu verewigen, und das Gehege, welches die niedrigern Stände von dem Zugange zu ihren Würden und Gütern ausſchloß, undurchdringlich zu machen? — War es überhaupt Recht, — oder war es ſchon die erſte und größte Ausartung der Stiftungen, daß geiſtliche Aemter, und die dieſen allein zugedachten Vermächtniſſe, als Ausſteuer, und Glückswege für adliche jüngere Brüder gebraucht wurden? Und wenn jene erſte große Abweichung von dem Geiſte und Zwecke des Inſtitus erlaubt war: ſollten alle nachfolgenden Aenderungen, die nicht aus Privateigennutz einer Perſon oder Familie, ſondern aus Bewegungsgründen des allgemeinen Beſten geſchehn, unrechtmäßig ſeyn?

Dieſe Fragen ſind zum Theil hiſtoriſch, und werden ohne Zweifel bey dem einen Stift anders als bey dem andern, und ſelbſt bey verſchiednen demſelben gehörigen Gütern verſchiedentlich beantwortet werden müſſen. Die letzteren ſind nur nach und nach, durch eine Reihe von Jahrhunderten, geſammelt worden, ehe ſie ſolche Maſſen von Reichthümern ausmachten, als mit Bisthümern und Dompräbenden in einigen Ländern verbunden ſind. Unter denſelben ſind die ſpätern Schenkungen, und ſonder Zweifel die anſehnlichſten in einem ganz andern Geiſte, und mit andern Abſichten den Stiftern einverleibt worden, als die älteren. Dieſe hatten Bekehrung der Heiden, Aufrechthaltung des Chriſtenthums, Predigt, Gebeth, und Gottesdienſt allein zum Bewegungsgrunde. Aber bey jenen wurde ohne Zweifel ſchon der Vortheil, welcher aus reich dotirten geiſtlichen Stellen für die Männer, welche ſie begleiten, und ſelbſt für die Familien entſteht, welche ihre Söhne in dieſelben bringen können, mit in Anſchlag gebracht. Und die ſchon ſich einſchleichende, und immer mehr zur Gewohnheit werdende Einſchränkung der Wahlfähigen bewog wahrſcheinlich Teſtatoren, welche ſelbſt zu der obern begünſtigten Claſſe gehörten, mehr und reichlicher zu ſchenken. Dagegen hielten ſie ſich dann auch wohl berechtigt, für große Gaben einige Forderungen zu machen, und an ihre Stiftungen Bedingungen zu knüpfen, wodurch ſie Perſonen einer geringern Geburt, als die ihrige, von dem Genuß ihrer Wohlthaten entfernten.

Aus dem Allen erhellet wenigſtens ſoviel: daß es ſchwer ſeyn würde, den eigentlichen Werth und Gehalt der Rechte, welche ſich die zu den hohen Stiftern wahlfähigen Familien auf den beſtändigen Genuß der Pfründen für alle ihre Nachkommen zuſchreiben, auszumitteln, — was in denſelben Recht und was Uſurpation ſey, zu entſcheiden, — und zu wiſſen, ob der Wille der Fundatoren, und die Verordnungen der ſie bereichernden Wohlthäter, durch die Ausübung jener Rechte erfüllt oder gebrochen werden.

Doch man nehme auch die dem Adel günſtigſten Vorausſetzungen an: ſo würde hieraus zwar ſo viel folgen, daß Veränderungen, welche einer reſpectabeln Bürgerclaſſe einen großen Verluſt zuziehn, nicht ohne den augenſcheinlichſten Nutzen für das ganze gemeine Weſen oder ohne die dringendſte Nothwendigkeit vorgenommen werden müſſen; es würde folgen, daß dieſe Behutſamkeit deſto gerechter ſey, wenn jene Claſſe ihrer Vortheile ſehr lange genoſſen hat, und deren Fortdauer mit gutem Grunde hoffen konnte; aber nimmermehr, daß alle ſolche Veränderungen durchaus und in allen Fällen unerlaubt ſeyen. An ſich bleibt es ausgemacht, daß bey allen geiſtlichen Aemtern und Stiftungen der Vortheil der Perſonen, welche in dieſelben eingeſetzt werden, und noch weit mehr der Vortheil der Familien, aus welchen ſie genommen werden können, nur eine Betrachtung vom zweyten

Range, nur eine untergeordnete Abſicht ſey, die, wäre ſie zum letzten Zwecke geworden, ſelbſt den größten aller Mißbräuche ausmachen würde; die aber, wenn nach dem Recht allein geurtheilt wird, zu jeder Zeit den wirklich höhern Zwecken, dem Beſten der Religion, oder, wenn dieſe ſolcher Inſtitute nicht mehr bedarf, dem Beſten des Staats von neuem untergeordnet werden kann.

Was endlich die Anſprüche derjenigen Familien betrifft, deren *Vorfahren* die Kirche mit ihren Gütern bereichert hatten: ſo ſcheint allerdings beym erſten Anblick die Forderung gerecht, daß dieſe Güter zu ihren alten Eigenthümern wieder zurückkehren ſollen, wenn durch Aufhebung der Stifter und geiſtlichen Pfründen der Gegenſtand nicht mehr vorhanden iſt, deſſentwegen ſie ſich derſelben begeben hatten. Aber auf der andern Seite finden ſich bey genauerer Betrachtung folgende Einwendungen:

Zuerſt würde dieſer Anſpruch, wenn man ihn auch für vollgiltig annähme, nur bey dem kleinſten Theile der Kirchengüter eine mögliche Anwendung finden. Bey den meiſten würde es äußerſt ſchwer ſeyn, die geſetzmäßigen Erben derjenigen auszumitteln, welche ſie dem Kirchengute von ihrem Eigenthum zugewandt haben. Es gibt ohne Zweifel unter den Fonds der geiſtlichen Stiftungen ſehr viele, deren Quelle unbekannt oder ungewiß iſt. Unzählige der Familien werden ausgeſtorben, oder nur noch in Nebenlinien fortdauernd gefunden werden. Und bekanntlich haben zu den größten und reichſten Stiftern, beſonders in Teutſchland, die Landesherrn durch Abtretung eines Theils ihrer Domänengüter den Grund gelegt: und da dieſe Domänengüter als ein Eigenthum des Staats angeſehen werden konnten, von welchem der Regent, nach ſeinem Verwaltungsrechte, nur eine gemeinnützige Anwendung machte: ſo kehren ſie rechtlicher Weiſe zum Staate zurück, wenn jener beſondre Gebrauch nicht mehr Platz hat.

Zum zweyten: Dieſe Rückkehr der Kirchengüter zu den Familien ihrer Donatoren iſt nur in der Vorausſetzung nothwendig, wenn man Urſache hat, das Eigenthumsrecht des erſten Erblaſſers oder Gebers, über Güter, welche er einer öffentlichen Anſtalt zum Beſten des gemeinen Weſens vermacht oder ſchenkt, als immer fortdauernd anzuſehn. Wäre aber dieſes ausgemacht: ſo bliebe alsdann auch ſein Wille wegen der beſondern Anwendung dieſer Güter auf immer verbindlich; und die Aufhebung oder Aenderung der Stiftung wäre an ſich ungerecht. — Hierüber aber iſt eben noch der Streit, der alſo erſt ausgemacht ſeyn müßte, ehe jene Aufforderung in Betrachtung kommen könnte. Er werde aber auch entſchieden, für welche Partey er wolle, ſo ſcheint es nicht, daß er je zu Gunſten der Privatfamilie ausfallen kann, die den Nahmen der ehemahligen Wohlthäter der

Kirche tragen. Denn, iſt der Wille der letztern ein unabänderliches Geſetz für alle künftigen Zeiten: ſo muß die Stiftung in der Art fortdauern, und mit ſolchen Perſonen auf die Weiſe beſetzt werden, als bisher. Darf dieſem Willen entgegengehandelt werden: ſo iſt die Verbindung des Gutes mit dem erſten Eigenthümer völlig unterbrochen; es ſteht unter einer fremden Gewalt; und die Nachkommen des Donators, welche nur aus ſeinem Rechte die ihrigen herleiten, können keinen Anſpruch mehr darauf machen.

Werden denn Güter, die einer Privatfamilie vermacht ſind, wenn dieſe ausſtirbt, von der Familie des Erblaſſers zurückgefordert? Werden ſie nicht, ſo gut als alles andre Eigenthum derſelben, als beſitzloſe Güter angeſehen, über welche der Staat verfügt? Warum ſollen Vermächtniſſe dem gemeinen Beſten gewidmet, eine ſtillſchweigende Bedingung bey ſich führen, die bey keinem andern Vermächtniſſe Statt findet?

6) Endlich, um auf das letzte Argument des Sachwalters der geiſtlichen Eigenthumsrechte zu kommen, — wäre es allerdings ungerechte und ſchnöde Parteylichkeit, die höhere und reichere Geiſtlichkeit, beſonders der Domſtifter, als müßige und unnütze Verzehrer zu betrachten. Sie haben noch jetzt Aemter, die in den Händen guter und weiſer Menſchen wohlthätig werden können. Die Direktion der geiſtlichen und kirchlichen Angelegenheiten

iſt ein wichtiger Theil der allgemeinen Staatsregierung. Ihre Einkünfte ſelbſt ſetzen ſie in Stand, auch außer der Sphäre ihres Berufs Gutes zu thun. Und wenn ein großer Theil ihrer Geſchäfte in der Regierung von Land und Leuten, oder in der wirthſchaftlichen Verwaltung großer Ländereyen beſteht: ſo wird ihnen ſelbſt dadurch ein weites Feld von Arbeitſamkeit und Wohlthätigkeit eröffnet.

Allein dieſe letztern Dienſte, die ſie dem Publicum in der Qualität von Herren, von reichen Leuten und von Gutsbeſitzern leiſten, können nicht als Gründe angeführt werden, warum ihnen dieſe Einkünfte und Güter konferirt werden müßten. An welche andre Perſonen ſie auch, nach Aufhebung oder Einſchränkung des geiſtlichen Eigenthums daran, kommen mögen: ſo wird man von dieſen immer fordern, daß ſie ſolche wohl verwalten; und es wird nach aller Wahrſcheinlichkeit eben ſo oft geſchehn, weil die neuen Beſitzer auch Menſchen ſind, unter denen die guten und ſchlechten abwechſeln. Alſo nur die eigentlichen Berufsgeſchäfte, die Amtspflichten ſind es, welche, da ſie mit dem Beſitze der Güter anfangs belohnt wurden, auch allein der Maßſtab ſeyn können, wornach man die Schicklichkeit und Angemeſſenheit dieſer Belohnungen beurtheilen kann. Die Unterſuchung läuft darauf hinaus: die Arbeiten, welche Domherrn und Biſchöffe als ſolche, dem gemeinen Weſen widmen, zu vergleichen mit der Portion des ganzen Staatsvermögens, welche zu Bezahlung derſelben angewendet wird; — ſie ferner zu vergleichen mit der Anzahl der übrigen Bedürfniſſe des Staats, mit den Arbeiten, durch welche für dieſe geſorgt werden muß, mit der Größe und Schwierigkeit ſolcher Arbeiten, und alſo mit der Belohnung, welche ihnen gebührt. Dieſe Vergleichung allein gibt einen vernünftigen Grund zu irgend einer Veränderung eines beſtehenden Collegiums von Beſoldeten. Und wo derſelbe zum Vortheile des Inſtituts ausfällt: da iſt es zugleich ungerecht und unpolitiſch, es anzutaſten. Aber wäre der Fall undenkbar, in welchem das gegenſeitige Reſultat herauskäme? Und wäre es alsdann ungerecht, den Verrichtungen, nach ihrer Größe und nach ihrer Schwierigkeit, den Lohn genauer anzumeſſen?

So ſtehen, nach meinen beſten Uiberlegungen, die Sachen beyder Parteyen. Ihre Gründe und Gegengründe liegen vor dem Richterſtuhle des Publicums. Mir kömmt es nicht zu, zu entſcheiden. Oder vielmehr es kömmt noch Niemanden zu, über einen Gegenſtand abzuurtheilen, der noch mehr von allen Seiten, und von Perſonen verſchiedener Stände und aus verſchiedenen Geſichtspuncten, geprüft werden muß, ehe das Nützliche und Nothwendige, dieſes und das Gerechte, das Gerechte und das Billige, von einander gehörig abgeſondert ſeyn kann. Wir ſind in einem Zeitpuncte, wo es um deſto unzeitiger wäre, hievon übereilte Urtheile zu fällen.

da eine groſſe Nation Experimente in dieſer Sache gemacht hat, deren Ausgang noch ſo ſehr zweifelhaft iſt, und deren Erfolg uns durch die Erfahrung, die ſicherſte Lehrerinn, über das Thunliche und das Schickliche am beſten aufklären wird.

Indeß muß jeder patriotiſche Teutſche, der weder ſelbſt verdächtig werden will, als wenn er ſeinen bloß ſpekulativen Ideen von Verbeſſerung einen ruhigen Zuſtand der Dinge aufopfern wollte; noch ſein Vaterland der Gefahr auszuſetzen wünſcht, welche die ſich ausbreitende Neuerungsſucht mit ſich führet, bey obigen Unterſuchungen folgende allgemeine Ideen in Erinnerung bringen: Ideen, welche, — das Reſultat der Unterſuchungen möge ausfallen wie es wolle, — eine zu vorſchnelle, oder eine zu ausgedehnte Anwendung derſelben verhindern können.

Zuerſt iſt es ewige Wahrheit: daß Alles, was in einem Staate durch Gewaltthätigkeit geſchieht, mit Gewalt und wider Willen der Intereſſirten, durchgeſetzt wird, an ſich ein Uibel, — und, wenn die Partey dieſer letzteren zahlreich iſt, ein der Erhaltung des Staates gefährliches Uibel ſey. Güter mögen übel erworben ſeyn; ſie mögen zwecklos angewandt werden; Inſtitute mögen nach und nach unnütz werden. Sobald ſie tief eingewurzelt ſind in die Natur und Verfaſſung des Staats, feſt gegründet durch die Meinungen des groſſen Haufens, konſolidirt durch die Zeit und eine undenkliche Verjährung: ſo iſt die Zerſtörung derſelben immer eine Revolution, eine der großen Erſchütterungen, die, wie die ähnlichen Naturbegebenheiten in der Körperwelt, unausbleiblich vielen Schaden thun, wenn ſie gleich zu einem entfernten Nutzen abzwecken. Der Verluſt, den eine beträchtliche Claſſe von Bürgern eines Staats leidet, iſt an ſich ſchon ein weit ſich verbreitendes Unglück, da Niemand an ſeinen Einkünften Verluſt leiden kann, ohne diejenigen wieder leiden zu laſſen, welche ſich von den ihm geleiſteten Dienſten ernährt haben. Aber die Leidenſchaften, die dadurch erregt werden, ſind ein noch weit größeres Uibel: Erbitterung von Seiten der Verlierenden und aller ihrer Anhänger, Habſucht und Raubſucht von Seiten ihrer Gegner. Die Boßheit der Menſchen ſchläft in Zeiten des Friedens: ſie erwacht bey jedem großen öffentlichen Streite, beſonders über das Eigenthum.

Zweytens: In allen Sachen, aber am meiſten in Sachen der Religion, ſoll der Landesherr, oder der oberſte Staatsverwalter mit großen Reformen nicht der Opinion zuvorlaufen. Er kann nicht mit wirklichem Vortheil Veränderungen, welche an ſich die Vernunft gut heißt, zu Stande bringen, wenn ſie von einem großen oder gar dem größten Theile der Bürger gemißbilliget werden. Die Aufhebung der Klöſter in den Oeſterreichiſchen Staaten war eine geringere Veränderung, als die Aufhebung der weltlichen Stifter in irgend einem katholiſchen Lande ſeyn würde; weil die Klöſter, mit der Staatsverfaſſung viel weniger zuſammenhängen. Aber doch, ſo lange in den Religionsbegriffen des Volks die Kloſtergelübde noch für unverletzlich, und die Güter derſelben für Gott geheiligt galten: ſo lange war es eine nicht völlig gerechte, und eine in Abſicht des geſuchten Erfolgs zweydeutige Operation, ſie aufzuheben. „Wird der Aberglaube dadurch ausgerottet? oder wird der Religionseifer dadurch nur noch ſchwärmeriſcher werden?“ Das kommt auf die Stimmung der Gemüther und die ſchon unter der Nation herrſchenden Einſichten an. Eher ſoll von Rechtswegen kein Fürſt und kein Reformator die äußere Verfaſſung des Religionsweſens antaſten, bis er ſich der Gewalt über das Innere desſelben, d. h. über die Uiberzeugungen der Menſchen, durch die höhere Kraft ſeiner Vernunft erworben hat *).

Um deßwillen kann eine Nation, oder ihre Repräſentanten-Verſammlung eine ſolche Veränderung, als die der Verfaſſung und Beſoldung ſämtlicher Geiſtlichkeit iſt, weit eher vornehmen, als ein Mo-

---

*) Ich weiß wohl, daß zuweilen gewaltthätige Aenderungen der Art durch die Folge gerechtfertigt werden, indem ſie ſelbſt beytragen, die irrigen Meinungen und den Wahnglauben des Volks zu verbeſſern, um derentwillen ſie ſo großen Widerſpruch erregten. Aber der Fälle, wo ein ſolcher Erfolg ſich ſicher genug vorausſehen läßt, werden nur wenige ſeyn.

narch, oder eine erbliche Ariſtokratie. Denn, wenn in der Volks- oder Deputirten-Verſammlung die meiſten Stimmen zu einer ſolchen Abſchaffung alter Religionsinſtitute ſich vereinigen: ſo iſt dieß ein Beweis, daß der größte Theil der Meinungen in der Nation auf dieſer Seite ſey; — und daß alſo die Operation weder eine ſolche Erbitterung erregen werde, die zu einem bürgerlichen Kriege führen könne, noch durch das Entgegenwirken einer zu großen und mächtigen Partey in dem Erfolge werde vereitelt werden.

Ohne Zweifel gehört dieß unter die größten Vortheile einer Verfaſſung, wo die Nation ſelbſt legale Mittel hat, ihre Geſinnungen zu erkennen zu geben, daß die ſchickliche Zeit für Reformen beſſer erkannt wird, und die projektirten entweder ſogleich aufgegeben, oder mit allgemeiner Zufriedenheit, und alſo mit größerm Nutzen, durchgeſetzt werden.

Es wird aber hiebey vorausgeſetzt, daß die Repräſentanten-Verſammlung den Sinn und die Meinungen ihrer Kommittenten im Ganzen befolgt hat, und von dieſen nicht für Uibertreter ihrer Vollmachten erklärt wird.

Darauf wird es auch in Frankreich ankommen, ob die Einziehung der geiſtlichen Güter zum Verderben des Staats gereichen, oder das Beſte deſſelben befördern wird. Iſt im ganzen Reiche die Uiberzeugung von der Nothwendigkeit oder Schicklichkeit dieſer Operation herrſchend; ſind die Mei-

ungen und Geſinnungen des Volks darauf im Gan-
n vorbereitet; wird dieſe, jetzt noch durch lau-
ch andre Leidenſchaften gleichſam in Verwirrung
ſetzte und eben deßwegen noch nicht nach ihrem
nfange wirkſame, Volksmeinung durch die An-
endung, welche die Nationalverſammlung von den
ütern macht, und durch die Erreichung des ge-
ſſten Guts, zum Vortheile der gewagten Verän-
rung befeſtigt: ſo wird die Unzufriedenheit der
rlierenden Anfangs zum ſchweigen gebracht, und
ietzt überwunden werden. Hat im Gegentheil die
ationalverſammlung den Geiſt und die Geſinnun-
n, die noch jetzt in der franzöſiſchen Nation herr-
en, nicht gekannt, oder nicht bey ihren Dekre-
über die geiſtlichen Güter zu Rathe gezogen:
ht der größte Theil der Franzoſen darin eine
ntheiligung der Religion; oder rechtfertigt der Er-
g die Hoffnungen nicht, welche man ſich von dem
taatsnutzen der Operation gemacht hatte; ſo wird
Bürgerkrieg und alles damit verbundne Elend
lge dieſer in der Theorie ſo ſcheinbar zweckmä-
gen Reform ſeyn.

Aber noch ſind zwey Hauptbetrachtungen hin-
zufügen.

Erſtlich: Ein Inſtitut kann durch eine Rei-
von Aenderungen, die zwar im Anfange Miß-
äuche ſind, aber zuletzt Geſetze werden, derge-
lt ſeine erſte Natur verlieren, daß es in der ge-
nwärtigen Zeit nach einem ganz andern Maßſta-

be, als nach ſeiner Schicklichkeit, zu Erreichung des urſprünglichen Endzwecks beurtheilt werden muß.

Die Biſchöffe waren ganz unſtreitig, zur Zeit ihrer Entſtehung in der chriſtlichen Kirche, nichts anders, als Beamte, welchen die Sorge für den Unterricht in der Religion und für die Haltung des öffentlichen Gottesdienſtes, nebſt der Aufſicht über alle zu gleichem Endzwecke in einem gewiſſen Diſtrikte angeſtellten Perſonen, aufgetragen war. — Die Verehrung der Menſchen für das Amt, die Liebe ſelbſt zu vorzüglichen Perſonen, welche es begleiteten, bewog Viele aus ihren Gemeinden, ihre Aecker, Wieſen und Weinberge, Geld und Geldeswerth, herzugeben, um dieſen Perſonen das Leben bequem und die Fortdauer des Amts ſelbſt auf ihre Nachkommen ſicherer zu machen. Aus dieſer Vermehrung der Fonds, beſonders, wenn es liegende Gründe waren, entſtand für den Biſchof ein neues Geſchäft: die Verwaltung der Fonds und die Oberaufſicht über die Dienſtleute, mit welchen die Güter bewirthſchaftet wurden. Auf der andern Seite erweiterte ſich die geiſtliche Wachſamkeit über die Sitten zu einer wirklichen Jurisdiktion über viele mit Religion zuſammenhängenden bürgerlichen Handlungen. Dieſe Jurisdiktion und jene Gewalt über die Dienſtleute auf den Gütern gab den Biſchöffen natürlicher Weiſe eine gewiſſe Herrſchaft. Dieſe Herrſchaft iſt in dem einen chriſtlichen Reiche, nach Maßgabe der Zeitumſtände und der inweltlichen Angelegenheiten vorgegangenen Revolutionen, größer und unabhängiger geworden, als in den andern. — In Teutſchland, wo aus den weltlichen Staatsbeamten Fürſten und Landesherrn geworden ſind, haben ſich die oberſten Geiſtlichen zu einem gleichen Anſehn erhoben. — Durch dieſe Veränderung, deren Legalität, wenn ſie anfangs unvollkommen war, durch die lange Konvenienz und nachmahlige ausdrückliche Einwilligung des ganzen Reichs, und durch die Uibereinſtimmung der ſämmtlichen übrigen Reichsverfaſſung ergänzt worden iſt, verloren die hohen geiſtlichen Reichsſtifter gänzlich ihre Natur und Beſtimmung. Sie wurden Fürſtenthümer mit Landeshoheit verſehen, nur von einer beſondern Art: ausgezeichnet durch eine eigenthümliche Regierungsform, eine Form, die aus ihrer ehemahligen bloß geiſtlichen Beſtimmung herſtammte. Ein ariſtokratiſches Corpus, das Domkapitel genannt, welches ſich aus Geſchlechtern, die ihre Wahlfähigkeit dazu unter ihre erblichen Vorzüge zählen, ergänzt, wählt aus ſeinem Schooße ſein und des Landes Oberhaupt, das den Titel Biſchof führt. Bey jenem Corpus ſowohl, als bey dieſem Oberhaupte, ſind die Nahmen zwar geiſtlich: aber die geiſtlichen und gottesdienſtlichen Verrichtungen ſind ſchlechterdings Nebenſachen: ſie ſind nichts, als Gebräuche, welche an den Urſprung dieſer neuen Art von Herrſchaft und Regierungsform erinnern. Nur die geiſtliche Juriſdiktion, die ſich bey dieſem

Landesherrn mit der Staatsregierung in denſelben Händen vereinigt, iſt noch ein wahrer Uiberreſt des alten Amts, welches mit dem Titel des jetzigen Wahlfürſten verbunden war.

Es iſt klar, daß, wenn in irgend einem Lande mit einem geiſtlichen oder weltlichen Inſtitute eine ſolche Umwandlung vorgegangen iſt, daß die urſprüngliche Natur desſelben nur als die Veranlaſſung und die Baſis zu Errichtung eines neuen Staatsgebäudes angeſehen werden kann: daß, ſage ich, nunmehr die Legalität der Vorrechte und Güter, die zu den Titeln des Inſtituts gehören, nicht mehr nach dem beurtheilt werden darf, was dieſe Titel in dem älteſten Zuſtande der Dinge anzeigten. Es ſey darum, daß der Biſchof bey Einführung der chriſtlichen Religion in Teutſchland eine bloß geiſtliche Perſon und ein Prediger des Evangeliums war. Aber er iſt jetzt ein Landesherr, in einem Wahlfürſtenthume, eingeſchränkt durch dasjenige ariſtokratiſche Corpus, aus welchem er gewählt wird. Eine ſolche Regierungsform iſt an ſich ſo wenig unrechtmäßig, als jede andre; ſobald, wie z. B. im Kirchenſtaate, die beherrſchte Nation ſelbſt damit zufrieden iſt, oder ſobald, wie in den teutſchen unmittelbaren Reichsſtiftern, der größere Staat, dem die Landeshoheit ſubordinirt iſt, dazu einwilliget, und ſelbſt die Feſtigkeit ſeiner Totalverfaſſung in der Fortdauer jener Regierungsform der Stifter findet.

Kann es an ſich als unerlaubt angeſehen werden, daß ein Staat ſo regiert wird, wie jetzt der Römiſche? daß ein Landesherr ſo gewählt wird, wie jetzt der Papſt? daß ein Kardinalskollegium Mitregent iſt, und ausſchließend das Wahlrecht hat? Oder könnte es für einen hinlänglichen Grund gehalten werden, den Kirchenſtaat zu zertrümmern, weil der Nahme Papſt, der jetzt dem Landesherrn der Römer zukömmt, urſprünglich ihren Lehrer bedeutete? Selbſt die unerlaubten und zweydeutigen Handlungen, durch welche dieſer geiſtliche Hirt ſei- en Schaafſtall und ſeine Gewalt über die Heerde ergrößerte, können jetzt nicht mehr in Anſpruch enommen werden, nachdem daraus ein völlig ausebildetes, gehörig begrenztes, und durch Traktaen befeſtigtes, gemeines Weſen entſtanden iſt.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es in Teutſchand mit Bisthümern, welche Landeshoheit haben. Der Nahme iſt noch der alte; die Sache iſt neu. Dieſe Art der Regierungsform kann ihre Mänel und ihre Inkonvenienzen haben: aber ſie iſt icht ungerecht, wenn ſie die allgemeine Einſtimung des Teutſchen Reichs hat; und es wäre unerecht, ſie abzuſchaffen, ſo lange ſie durch dieſe bereinſtimmung beſtätigt wird.

Anders war in der That der Zuſtand der Kir- e in Frankreich. Welche Reichthümer auch ihre leriſey erworben hatte, ſo blieb ſie doch Unteran. Ihre Herrſchaft war bloßer Güterbeſitz. Das

Eigenthum und die Würde der Biſchöffe und Prälaten hatten immer noch auf die Verrichtung der geiſtlichen Funktionen ihre unmittelbare Beziehung. Ihre Jurisdiktion griff in die Regierungsform des Staats bey weitem nicht ſo ſtark ein. Dieß hindert nicht, daß auch ihre Abſchaffung ein Unglück für Frankreich werden kann: aber es beweiſt wenigſtens, daß der glücklichſte Erfolg derſelben andern Ländern, wo die geiſtlichen Güter gewiſſer Maßen zu Staatskörpern erwachſen ſind, nie zum Beyſpiele dienen dürfe.

Eine zweyte Betrachtung grenzt an die vorige. Der Hauptgrund, warum es dem Souverän unerlaubt iſt, in das Privateigenthum, ſelbſt um des gemeinen Beſten willen, Eingriff zu thun, iſt: die allgemeine Zerrüttung, die er verurſacht, und die Unmöglichkeit, Frieden und Sicherheit, und ſelbſt das Daſeyn der bürgerlichen Geſellſchaft zu erhalten, wenn nicht die Unverletzlichkeit jenes Eigenthums als Grundgeſetz angenommen wird. In Abſtrakto betrachtet, kann es wohl nützlicher ſcheinen, daß die Ungleichheit der Glücksgüter, wenn ſie übermäßig angewachſen iſt, auch durch Gewalt aufgehoben werde. Die Geſetzgeber und Staatsreformatoren der alten Welt ſind dieſer Idee nachgegangen, und haben, dem Übel abzuhelfen, entweder eine neue Theilung der Ländereyen gemacht, wie Lykurg, oder, wie Solon, die Schuldverſchreibungen kaſſiert, durch welche die Aermern den

Reichern zinsbar wurden; oder haben, wie die Gracchen, durch agrariſche Geſetze das Vermögen der Reichen zu beſchneiden, und das Eigenthum der Aermern zu erweitern verſucht. Aber ſelbſt dieſe Verſuche und ihr Erfolg haben die folgenden Staatsmänner weiſer gemacht. Dieſe haben eingeſehn, daß gegen das Uebel der Ungleichheit der Güter, ſo groß es immer ſeyn mag, ſich kein ſchleuniges Hülfsmittel finden laſſe, welches nicht noch ſchlimmer ſey, als das, was es heilen ſoll. Denn mit der Erbitterung der einen Claſſe wird die Zufriedenheit der andern nicht erkauft. Ueber die neue Theilung entſtehn unabſehliche Streitigkeiten. Lange Zeit dauert der Same zu Aufruhr und bürgerlichen Kriegen fort. Und wenn keine Gegenrevolution den alten Zuſtand auf einmahl wiederherſtellt: ſo entſteht er nach und nach durch die Natur der Dinge und der Menſchen von ſelbſt.

Wenn alſo das wahre und eigentliche Eigenthum, — das, welches an Perſonen und Familien gebunden iſt, — doch ſeine Feſtigkeit gegen alle Vorwände des gemeinen Beſten nur dadurch behauptet, daß Reformen, welche jenes Eigenthum angreifen, mit einer allgemeinen Verwirrung der Dinge verbunden ſind; wenn die unvermeidlichen Störungen der Ruhe und die nie zu endigenden Streitigkeiten, welche erregt werden, ſobald man dieſes Werk der Natur und des Zufalls: das Privateigenthum, der Willkür der Geſegeber unterwerfen will; — wenn, ſage ich, dieſe die einzigen durchaus giltigen Urſachen ſind, warum alle agrariſchen Geſetze, alle Soloniſchen σεισαχθεια, oder Laſtenerleichterungen des gemeinen Mannes durch Aufhebung ſeiner Verbindlichkeiten, für unerlaubt und ſelbſt für verabſcheuungswürdig gehalten werden müſſen: ſo kann es auch bey einem unvollkommnen Eigenthum, dergleichen die, gewiſſen Aemtern und Ständen durch Herkommen und Geſetze geſicherten, Beſoldungen ſind, Fälle geben, wo es eben ſo unverletzlich wird, als das Privateigenthum, weil die Aenderung deſſelben mit gleich großen Zerrüttungen begleitet iſt.

Allenthalben alſo, wo, um eine ſolche Reform, als die in der Verfaſſung der geiſtlichen Güter hervorzubringen, ein ruhiger und befeſtigter status quo erſchüttert werden muß; wo Traktaten gebrochen, Staatsverfaſſungen über den Haufen geworfen werden müſſen; wo, auf der andern Seite, kein unerträgliches Uibel eine Verbeſſerung durchaus nothwendig macht, keine drohende Gefahr alle andern Betrachtungen bey Seite ſetzen heißt: da ſind die Reformen große Uibel, denen ſelbſt der beſcheidne Weiſe, welcher die Fehler des alten Zuſtandes am beſten einſieht, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten ſich gedrungen findet. — Und in der That zeigt ſich, daß eine noch ſo zweckloſe und fehlerhafte Vertheilung der dem öffentlichen Dienſte gewidmeten Güter doch durch eine allgemeine Verbreitung richtiger Kenntniſſe und einer gemeinnützigen Thätigkeit unter alle Stände weſentlich verbeſſert werden kann, indem, wenn der Geiſt der Zeit und der Nation ſich veredelt, auch diejenigen, die bey großen Belohnungen nur wenig für das Beſte ihrer Nebenmenſchen zu thun verpflichtet ſind, angeſpornt werden, freywillig zur allgemeinen Glückſeligkeit, nach Verhältniſſe ihres Vermögens, mitzuwirken

Ueber
fehlſchlagende Erwartungen.

L

ſo
un
ſch
al
wi
ni
ein
ge
B
vo
mi
wi
B
ſo
M
S
wo
F

Keine Beobachtung wird im menſchlichen Leben
o häufig und in dem Leben mancher Menſchen ſo
naufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehl-
chlagen; — und zwar die hoffnungsvollen ſowohl
ls die fürchterlichen. Wenige Güter ſind, wenn
ir ſie erlangen, von ſo großem Werthe, — we-
ige Vergnügungen ſo ergötzend, als wir uns beyde
nbildeten, da wir ſie wünſchten. Oder, verrin-
ert auch die Gegenwart der Sache die günſtige
orſtellung nicht, welche wir bey der Vorausſehung
en ihr hatten, ſo vermiſchen ſich doch vielleicht
it dem Genuſſe kleine Unannehmlichkeiten, auf die
ir nicht rechneten, als wir ſie zum Ziele unſers
eſtrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die,
geringfügig ſie ſeyn mögen, doch wegen ihrer
Mannigfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer, im
Stande ſind, die frohe Empfindung in dem Beſitze
eit höherer Güter zu vernichten. Können nicht
liegen und Mücken den ſchönſten Sommertag in

der anmuthigſten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht ſehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öfteſten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unſers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen ſuchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns ſelten von der Seite, oder in dem Zeitpuncte, wo wir Anwartſchaft darauf hatten. Und eben ſo thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in deſſen Umgange wir uns aufzuheitern verſprachen, nicht zu Hauſe, werden auf einer Spazierreiſe, durch die wir uns erhohlen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeſte, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geſchickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben ſo oft trügen uns unſere traurigen Ahndungen. Es iſt ſchon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menſchen an der Krankheit ſterben, die ſie im Leben am meiſten geängſtiget hat. Unfälle, die unſer ganzes Glück zu zerſtören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden ſogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlſtande. Perſonen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verluſt uns unüberſtehlich ſcheint: und wir überleben ihn nicht nur recht wohl, ſondern wir genieſſen von dieſem Zeitpuncte an einer beſſern Geſundheit und eines gröſſeren Frohſinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern, gekannt, die an einem Tage ihrer ſchon halb erwachſenen Kinder beraubt wurden, und ſich und Andern die unglücklichſten aller Sterblichen ſchienen: und die doch in der Folge ſo ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bey ſolchen Vorfällen im Groſſen geſchieht, ſehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Geſellſchaft, in welche wir aus Furcht ſchrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Luſtreiſe mit dem ungünſtigſten Anſcheine des Himmels an, und genieſſen auf derſelben des angenehmſten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unſern Hausgenoſſen, den Verweis eines Höhern, und werden mit einer leichten und ſelbſt angenehmen Entwickelung der Sache überraſcht.

Woher kömmt denn nun dieſe ſo oft wiederhohlte Täuſchung menſchlicher Vorausſehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menſchlichen Klugheit ſpotten will, und ſich über die Verlegenheiten beluſtiget, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unſerer Schickſale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu ſchlecht beobachten, und daher falſch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß ſie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverläſſige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beydes, unter gewiſſen Einſchränkungen, Statt.

Es iſt richtig, daß, in Abſicht dieſes Fehlſchlagens der Erwartungen, ein großer Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß ſich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anſchläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorſtellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugeſtehen, daß in den Schickſalen einiger Menſchen eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrſche, in den Schickſalen andrer ein immerwährender Widerſpruch der Begebenheiten mit den Vorausſetzungen vorkömmt. Der Menſch, welchem dieſes letztere widerfährt, und der ſich ſelbſt keine Schuld beymeſſen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieſer Gleichförmigkeit der die Erwartung täuſchenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet,

oder

oder durch den Zuſammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt ſich auch die Urſache jenes Unterſchieds ſehr oft entdecken, wenn man auf den Geiſt und den Charakter der Perſonen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1) Die Perſonen, deren Vorausſehungen am öfteſten eintreffen, ſind die, welche am beſten beobachten. Alle Vorausſehung iſt ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Urſachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer alſo ein Menſch, in den Sachen, wobey er auf die Zukunft gewiſſe Rechnungen zu machen, oder für dieſelbe Entſchlüſſe zu faſſen hat, alle kleinen ihm jetzt vor Augen liegenden Umſtände bemerkt: deſto richtiger wird er beſtimmen können, was darauf erfolgen werde. Dieſe Beobachtungen, oder dieſe Schlüſſe geſchehen nicht immer mit vollem Bewußtſeyn, und ſo, daß man Andern davon in dem Augenblicke Rechenſchaft geben könnte: und eben deßwegen ſehen ihre Reſultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der ſogenannte Tact, der zur Ausführung weit ausſehender oder keinen Aufſchub leidender Unternehmungen nöthig iſt, von denen die erſtern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Unterſuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menſchen iſt es der erſte Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigſten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht ſo oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn ſie bey dem Entſchluſſe blieben, zu welchem ſie ſogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Inſtinct geneigt waren. Zu dieſer Verfolgung ſeines erſten Gedankens gehört beym Menſchen Feſtigkeit, Muth und Selbſtvertrauen. Man bemerkt auch, daß Perſonen, welchen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſich öfter, als andere von gleichen Geiſtesfähigkeiten, in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Urſache kann ſchwerlich eine andere ſeyn, als weil ſie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeſchwächten Geiſtes zu folgen, und durch die endloſen Uiberlegungen, zu welchen ihre Unentſchloſſenheit ſie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenſtände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn ſie gar kein Uibergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entſcheidung dem Zufalle überlaſſen.

Andere aber ſind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverläſſigkeit zu durchſchauen, was ihnen bey der erſten Anſicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Menſch zu der einen oder zu der andern dieſer beyden Claſſen gehöre, kann er am beſten aus dem Erfolge ſeiner überlegungen abnehmen. Wenn bey ihm durch die weitläuftige Berathſchlagung, durch die langſame Abwägung der beyderſeitigen Gründe, eine poſitive Entſcheidung hervorgebracht wird, bey der er ſich völlig beruhiget, und von der er, troz aller neuen Einfälle, die er ſelbſt hat, oder der Rathſchläge, die ihm Andere geben, bey der Ausführung nicht mehr abgeht: ſo iſt dieſer Weg für ihn wahrſcheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine ſtandhafte Überzeugung folgt, hat die Vermuthung für ſich, daß ſie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber ſeine Überlegungen, ſo tief ſie in die Sache hineinzugehen, und ſo ſehr ſie ſeine theoretiſche Kenntniß derſelben zu erweitern ſcheinen, doch nicht feſt und entſchloſſen machen; wer die practiſchen Reſultate ſeines angeſtrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Anſehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit ſeiner eignen Gemüthsſtimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrſcheinlich beſſer dabey fahren, wenn er ſeinem erſten Gedanken folgt, als wenn er ſich zu ausführlich mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Die Gefahr zu irren, inſofern ſie aus Unwiſſenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entſteht, iſt in beyden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entſteht, iſt dem zweyten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn ſie einen Gegenſtand zu lange mit unverwandten Augen anſehen.

2) Eine Urſache, welche viele fehlgeſchlagne Erwartungen veranlaßt, iſt, daß die Menſchen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öfteſten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menſchen zu viel erwarten. Das geſchieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, ſo wie ſie den Menſchen verführt, von ſeiner Perſon und ſeinen perſönlichen Eigenſchaften zu groß zu denken, ſo gibt ſie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu ſchmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorſteht. Denn man ſtellt ſich leicht angenehme und glückliche Erfolge, ſo außerordentlich ſie ſeyn mögen, als wahrſcheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth ſey, dergleichen zu erfahren. Der, welcher ſich einbildet, ſeiner Thaten oder ſeiner Schriften wegen, Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder ſelbſt verachtet ſeyn: im Grunde ſeines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß ſeine Verdienſte künftig einmahl in dem gehörigen Lichte erſcheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher ſich ſelbſt für liebenswürdig hält, ſieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und ſo iſt mit jeder Einbildung von einem gewiſſen Verdienſte die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmahl den ihm angemeſſenen

Lohn erhalten werde. Dieſe Empfindung, welche tief in der menſchlichen Natur eingewurzelt iſt, mag vielleicht die Ahndung einer Wahrheit ſeyn. Dem beſſern Menſchen ſteht vielleicht zu der einen, oder der andern Zeit ein beſſeres Schickſal bevor, und wenigſtens iſt es unſrer vernünftigen Natur gemäß, Glückſeligkeit mit Tugend in unſern Vorſtellungen zu verknüpfen. Nichts deſto weniger iſt es gewiß, daß, wenn der Menſch dieſe ſeine Verdienſte zu hoch berechnet, und wenn er beſtimmte Belohnungen in dieſem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter, als Andere, in ſeinen Erwartungen getäuſcht wird.

Bey andern entſteht dieſe zuverſichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde ſelbſt, die ſie nach dem gehofften Gegenſtande haben. Die meiſten Leidenſchaften haben den Zauber, daß ſie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege ſtehen. Wenn ſie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit ſteigen, ſo können ſie ſogar den Menſchen in denjenigen Zuſtand des Wahnwitzes verſetzen, in welchem er, trotz des Zeugniſſes ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft das Gut, deſſen Wunſch ſeine ganze Seele erfüllt, wirklich ſchon zu beſitzen glaubt. Dieſer Uibergang vom heftigen Begehren zur Uiberredung von dem Beſitze der Sache, hat die Tollhäuſer mit ſo viel Unglücklichen angefüllt, die ſich für Könige und Fürſten, oder die ſich für begünſtigte Liebhaber irgend einer ſchönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bey jenen niedern Graden der Leidenſchaft, bey welchen die geſunde Vernunft noch Meiſter über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorſtellung eines heftig gewünſchten Gegenſtandes eigen iſt, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr alſo ein Menſch Leidenſchaften, und je heftigere er hat, deſto mehr und deſto gewiſſere Erwartungen hat er; und deſto öftern und ſchmerzlichern Täuſchungen iſt er alſo ausgeſetzt. Je größre Dinge er begehrt, deſto ſeltnere Zufälle gehören dazu, ſie ihm zu verſchaffen, und die Unwahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächſt mit dem Ausſchweifenden der Wünſche.

Oft vereinigt ſich beydes: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geſchieht bey denen, die ſich ihres Glückes ſelbſt, als eines Verdienſtes, rühmen und, wie Cäſar, glauben, daß die zerbrechlichſte Barke im Sturme ſich erhalten müſſe, wenn ſie derſelben ihre Perſon und ihre Entwürfe anvertrauen. Dieſe Einbildung, ſo ſehr ſie an ſich Irrthum iſt, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich ſeyn, beſonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn ſie bey gewöhnlichen Menſchen, und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrſchende Meinung wird, ſo iſt ſie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagſtücke.

Faſt jeder Menſch traut, beſonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, ſeinem Glücke mehr zu, als er billig ſollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag ſind die meiſten ängſtlich und furchtſam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren ſich günſtige Vorfälle ereignen werden. Daher ſind ſie ſo karg mit ihren Dienſten oder mit ihrem Gelde, wenn ſie heute jene zu leiſten, dieſes zu geben aufgefordert werden, und hingegen ſo freygebig mit Verſprechungen, die ſie erſt nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es iſt nicht immer die Abſicht zu täuſchen, welche ſie zu dieſem letztern ſo bereitwillig macht. Nein, ſie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: ſie glauben ehrlicher Weiſe, daß bis zu dem beſtimmten Zeitpuncte die Umſtände zu ihrem Vortheile ſich abändern, ihre Hülfsquellen ſich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zuſagen erleichtern werden.

Dieſe gemeine Schwachheit der Menſchen wächſt bey einigen zu einer ſchädlichen Thorheit an. Der äußerſte Grad davon zeigt ſich bey gewiſſen halb Blödſinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorſtehen ſoll. Aber auch ohne ſich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereigniſſe zu täuſchen, ſind die, welche ihrem Glücke und der Gunſt des Zufalls zu ſehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel deſſelben zu werden und ſich am Ende eine deſto bittere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche ſie ſich bey der Ausſicht auf dieſelbe machten.

Dieſes Fehlſchlagen überſpannter Erwartungen iſt

3) den trägen und ſinnlichen Menſchen eigen, die, je weniger ſie ſelbſt zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Luſt haben, deſto mehr vom Zufalle und von andern Menſchen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm ſein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menſchlichen Geſellſchaft hat, die Wichtigkeit der Dienſte, die er dem gemeinen Weſen, oder einzelnen Perſonen leiſtet, gerade zu und unmittelbar verſchaffen können, der wird gemeiniglich, wenigſtens in den Hauptſachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umſtände, die er nicht veranſtaltet hat, ſich ſeine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer ſein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, ſondern einen beſonders günſtigen Wind, der in eine Segel ſtoßen ſoll, erwartet; der wird immer Urſache haben, über ſein Unglück und fehlſchlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, ſagt ein uralter griechiſcher Dichter, haben die Götter den Menſchen zu Kauf gegeben, und Arbeit iſt der Preis, den ſie dafür fordern. Wer alſo dieſe Güter, die er ſich verdienen ſoll, geſchenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit ſich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt ſehr unzufrieden ſeyn.

Jndeſſen iſt nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umſtande des menſchlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menſchen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günſtiger, oder widriger Zufälle, — ſich deutlich zu zeigen ſcheint, es in dieſem Umſtande iſt. daß die Vermuthungen des einen Menſchen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Uiberlegung, öfter mit den Erfolgen zuſammentreffen, als die des andern. Daraus entſteht, daß die Veranſtaltungen des einen immer paſſend ſind, und daher ihre beabſichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald ſeine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von ſich verſäumt findet, immer aber ſeine frühern Handlungen mit den ſpätern Ereigniſſen im Widerſpruche ſieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewiſſem Menſchen ſtimmt, wie es ſcheint, die Cauſſalität der Natur mit dem Principe der Freyheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verſtandes und den Entſchlüſſen ihres Willens, die Wirkſamkeit der unbekannten Urſachen des Weltalls mit ihrer eignen] eingeſchränkten aber vernünftigen Thätigkeit beſſer, als bey andern, zuſammen. Sie ſind, — um mich des Ausdrucks einer veralterten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der ſie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall ſeine Würfe den Erwartungen des einen Menſchen ſtandhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, iſt ſchon von uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat ſie, wie alle wunderbaren Erſcheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um ſie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig iſt, als der Lauf der Geſtirne, dieſe zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher ſich über die Dinge, deren Urſachen er nicht ergründen kann, wenn ſie ihm doch zu wichtig ſind, um ſtillſchweigend bey Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Abſichten zu beruhigen ſucht, kann ſich ſehr wohl vorſtellen, daß es zu der Erziehung mancher Menſchen gehöre, ſie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlſchlüſſe machen zu laſſen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menſchen, ihm diejenigen Eigenſchaften zu geben, welche zum Glücke führen. Perſonen, in deren Leben die Dinge ſich oft ſo ereignet haben, wie ſie ſich dieſelben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geſchäften geſchickter. Die Dreiſtigkeit, welche ſie erhalten, iſt eine nützliche Eigenſchaft, nicht nur bey Ausführung, ſondern auch bey der Beurtheilung der Sachen. Wer in ſeine Einſichten, wegen des öftern Fehlſchlagens ſeiner Erwartungen, ein großes Mißtrauen zu ſetzen anfängt, iſt, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein ſchüchterner Menſch, wenn er in eine große fremde Geſellſchaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er ſich vom erſten Augenblicke an befindet, hört und ſieht er nichts mehr genau, und ſeine eigenen Talente ſtehn ihm nicht mehr zu Gebothe. Er wird unfähiger, und hat alſo auch falſchere oder zweydeutigere Ahndungen, als, bey einem ruhigen Zuſtande des Gemüths, ſich von dem Maße ſeiner Einſichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Menſch, welcher ſich im entgegengeſetzten Falle befindet, leicht ſtolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er ſich ſelbſt weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer ſtärker angefeſſelt.

Ohne Zweifel ſchmerzt nichts ſo ſehr, als oft fehlſchlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geiſt ſo lebhaft, als durch ſie, erweckt, die Natur der Dinge oder ſeine eigne Handlungsweiſe, — die Geſetze, wornach die natürlichen und moraliſchen Urſachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er ſelbſt zu urtheilen und zu ſchließen pflegt, — zu erforſchen, es ſey, um die Quelle ſeiner irrigen Vorausſehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnden; es ſey, um ſich zu beruhigen, und ſein Gemüth an einen ſchlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anſchläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber ſich auch das Schickſal oder die Urtheilskraft der Menſchen in der glücklichern Ahndung oder der weiſen Berechnung der Zukunft zeigen mag, ſo iſt es doch das allgemeine Loos der Menſchheit, oft und vielfältig in ihren Ausſichten betrogen zu werden.

Die Welt nähmlich iſt nicht allein für uns gemacht. Unſere Wünſche hingegen, unſere Entwürfe, und unſere Erwartungen gehen bloß von uns ſelbſt aus, und vereinigen ſich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Univerſum hat ſeine eigne Natur, ſeine eigne Laufbahn, ſo zu ſagen, — ſein von den Abſichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle dieſe Wirkungen durchkreuzen ſich, — vereinigen ſich das eine Mahl, und zerſtören ſich zu andern Zeiten: — zwar alles nach einem Plane, (ſo glaubt und hofft es der Gottes-Verehrer,) aber doch nach einem Plane, den wir nicht überſehen können. Nur ſo viel wiſſen wir, daß, bey dieſem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und ſelbſt das Wohlſeyn eines großen Theils der Individuen beſtehen kann. Was habe ich aber Urſache mich zu wundern, daß, bey dieſem ſo unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geiſtigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Geſetzen fortwirkt, meine eiguen kleinen Beſtrebungen oft gleichſam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die ſich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mit nahen Urſachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menſchen iſt in einem ſo verwickelten Syſtem allerdings ſehr unſicher; aber ſeine innere Vollkommenheit kann dabey beſtehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieſer uns unüberſehnliche Kampf aller Naturkräfte, unter ſich und mit unſern Bemühungen, und die daraus entſtehende Unſicherheit unſerer Hoffnungen und unſerer Entwürfe die Welt zu dem Uibungs-Platze machen, der ſie in den Augen des Weiſen iſt.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er ſo oft in ſeinen beſtgegründeten Erwartungen betrogen worden iſt, und ſeine nach reifſter Uiberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen ſehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das iſt überhaupt dem Menſchen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder ſich dem Unmuthe und der Niedergeſchlagenheit preiß geben? — Dadurch würde er, mit beſſerm Erfolge an ſeinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrſcheinlichkeiten noch kurzſichtiger werden. — Was bleibt ihm alſo übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von ſeiner, ſich auf dieſe äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulaſſen. In den Handlungen ſelbſt, die er thut, in dem Fleiße, den er auf ſeine Geſchäfte verwendet, in den guten Geſinnungen, die er dabey in ſich belebt, in der Uiberlegung und dem Nachdenken, welche er anzuſtellen, — und in der Tugend und Stärke des Geiſtes, welche er zu beweiſen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wiſſen, deſſen Erreichung ihm gewiß iſt, und der ihn ſchadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den ſeine Handlungen in gewiſſen äußern Erfolgen haben, verfehlen ſollte. Auf dieſe Art iſt es möglich, die beyden, ſonſt unverträglich ſcheinenden, Sachen zu vereinigen: ſo munter und dreiſt an jedes Geſchäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange ſicher entgegen ſähe, und doch ſich auf einen ungünſtigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieſer weiſe Mann wird theils überhaupt ſeine Erwartungen herabſtimmen, theils wird er bey ſeinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bey ſicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beydes werden ſein Verſtand und ſein moraliſcher Charakter gewinnen.

Es iſt unausbleiblich, daß, ſolange ſich der Menſch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Weſen betrachtet, und in ſeinen Ideen eben ſo egoiſtiſch auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, als in ſeinen Gefühlen und Wünſchen, er ſich leicht alles zu fordern, alles zu erwarten berechtiget glaubt, was

nem glücklichen Leben, nach ſeiner Meinung,
t. In den Augenblicken, wo ſolche Geſinnun-
errſchend werden, würde der Menſch nicht un-
die ganze Welt aufgeopfert ſeyn, um nur eine
Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erſt,
er den Zuſammenhang, in welchem er mit un-
en, zu gleichem Wohlſeyn berechtigten Geſchö-
ſieht, — und die Unmöglichkeit einſieht, daß
alle, in allem, was ſie begehren, zugleich be-
gt werden können, lernt er ſeine Wünſche ein-
ken. Von dieſem Zuſammenhange, — von die-
nmöglichkeit aber wird er durch theoretiſche Be-
ben weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er
bendes erfahren, wenn er dadurch zu einer ver-
ten Denkungsart gebracht werden ſoll. — Und
unn er dieſe Erfahrungen anders machen, als
ihm oft in ſeinen Entwürfen entgegen gearbei-
ird, — als wenn er ſeine zu weit getriebenen
rüche und Hoffnungen unter den Anſprüchen und
ebungen anderer Menſchen erliegen ſieht, und
durch den Einfluß des Himmels und der Ele-
, bald durch den der Meinungen und der geſell-
lichen Einrichtungen, ſeines ſicher erwarteten
s verluſtig geht. Anfangs ſchreibt er dieß viel-
bloß einem Mangel der Einſicht von ſeiner
, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten ande-
Menſchen zu, und hofft immer noch jene zu ver-
n und gegen dieſe Schutz zu finden. Am Ende er-
er es für ein Geſetz der Natur, daß immer ein

Ding das andere, ein Menſch den andern einſchränken ſoll; daß, indem jede einzelne Kraft ſo weit um ſich zu greifen und ihren Wirkungskreis ſo ſehr zu erweitern ſucht, als ſie kann, alle in einer gewiſſen Sphäre erhalten werden. So ſucht er dann endlich ſeine Wünſche ſchon zum voraus ſo einzuſchränken, wie die Natur der Dinge die Wirkſamkeit ſeiner Kraft eingeſchränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen ſo großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im erſten Aufbrauſen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüſternheit in Anſpruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich iſt der Mann, welcher es verſteht, bis an das Ende ſeines Lebens, ſich in ſeinen häuslichen und öffentlichen Geſchäften, in den Arbeiten ſeines Verſtandes und in denen ſeiner Hände, immer ſo zu beeifern, als wenn er die höchſten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen ſo zufrieden zu ſeyn, als wenn er ſich keiner Talente und keiner Anſtrengungen bewußt wäre. So vergnügt ſich unter allen Spielern keiner beſſer, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerkſamkeit anwendet, um gut zu ſpielen, und am Ende deſſelben mit dem kleinſten Gewinne fröhlich nach Hauſe geht.

Ueber
einige Schönheiten
der Gebirgsgegenden.

Es gibt Perſonen, welche behaupten, daß man ſich und andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Urſachen davon zergliedert. Für Leſer dieſer Art kann dieſer Aufſatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen: weil ich beynahe nicht weiß, als Empfindungen zu zergliedern, und Urſachen zu bekannten Erſcheinungen aufzuſuchen. Wenn indeß dieſe Perſonen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche ſie von den Dingen unmittelbar, durch die Einwirkung derſelben auf ihren innern oder äußern Sinn, erhalten, ſo reichhaltig, ſo mannigfach und ſo beſtimmt, — und wenn die Wiederhohlungen derſelben, welche ihnen die Einbildungskraft verſchafft, ſo getreu, und ſo ſehr in ihrer Gewalt ſind, daß ihre Tage mit dem Vergnügen daran ausgefühlt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Weſen bey ſeinen Vergnügungen hat, erreicht werden: ſo beneide ich ſie. Sie ſind Weſen höherer Art, die mit dem Verſtande anſchaun; oder in deren Anſchauungen ſchon alle Begriffe liegen, welche wir andern, kärglicher von der Natur ausgeſtatteten, Menſchen erſt mühſam durch Nachdenken entwickeln müſſen. — Wofern ſie hingegen ſich nur deßwegen mit dem Empfinden begnügen, weil ſie die Arbeit des Nachdenkens ſcheuen; wenn ſie gar kein Bedürfniß fühlen, die Zwiſchenräume zwiſchen einer angenehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichſten Menſchen oft lang genug ſind, mit irgend einer Geiſtesbeſchäftigung auszufüllen; wenn ihnen bloß an dem ſinnlichen Genuſſe, und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntnißkraft gelegen iſt: ſo habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menſchliche Glückſeligkeit nur zur Hälfte: und verſchmähen nur aus Unwiſſenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verſtandes.

Zwiſchen dieſen beyden Claſſen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich ſelbſt gehöre, und der ich auch allein verſtändlich zu ſeyn und zu gefallen Anſpruch mache. Dieſe empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von dem Anmuthigen, wie von dem Schönen auch unmittelbar gerührt. Aber die ſinnlichen Eindrücke ſind bey ihr vorübergehend und flüchtig: und ſie bedarf des Nachdenkens, um dieſelben feſtzuhalten. Ihre Anſchauungen haben Lücken, oder Undeutlichkeiten: und der Verſtand muß dieſelben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindungen des Vergnügens ſelbſt iſt oft bey ihr der Reiz nur ſchwach: und er wird erſt durch die nachfolgende Beſchäftigung des Verſtandes lebendig. Für Leute dieſer Art iſt es ein Bedürfniß, zu philoſophiren, das heißt, ihre Empfindungen zu zergliedern: und ſie ſind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genuß der Schönheit und der Harmonie erſt hinterdrein, wenn ſie ſich überlegen, was ſie geſehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen ſie ſich auch erſt die Vorſtellungen des Gegenſtandes ins Gemüth, und machen es der Erinnerungs- und der Einbildungskraft möglich, auch in Abweſenheit deſſelben das genoſſene Vergnügen zu erneuern. Auf dieſe Weiſe nutzen ſie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einſichten, und laſſen ſich, wie es der Endzweck der Natur zu ſeyn ſcheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, durch das beyde verknüpfende Band der Schönheit, leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leſer aus dieſer Claſſe, der Nachhülfe der philoſophirenden Vernunft mehr als das Vergnügen, welches der Anblick ſchöner Gegenden gewährt. Die Natur, auch die unbelebte Natur ſpricht mit uns. Aber ihre Stimme iſt leiſe, und wir müſſen ſie verſtärken, um ſie hörbarer zu machen. Ihre Sprache iſt uns anfangs fremd, und wir müſſen ſie ſtudiren, um ſie zu verſtehen. Zuweilen ſind ihre Ausdrücke räthſelhaft und wir müſſen ſie auslegen. Der Mittag und der Abend, der heiße Sommer und der milde Herbſt, die dunklen Schatten des Waldes, die Geſtade eines Fluſſes oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wieſen, ſanft emporſteigende Hügel, und ſchroffe hohe Felſen; jede dieſer verſchiedenen Anſichten hat ihren eigenthümlichen Charakter, iſt mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und iſt geſchickt, andre Ideen zu erwecken. Aber dieſe Eigenthümlichkeiten wollen erwogen werden; dieſe Gemüthsbewegungen ſchleichen ſich nur nach und nach, bey längerer Aufmerkſamkeit, in die Seele; dieſe Ideen entſtehen nur, wenn die eigne Thätigkeit des Geiſtes der Einwirkung der Gegenſtände entgegenkömmt. Daher kömmt es, daß dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend ſchon lange Weile macht, die den Andern bey längerer Betrachtung auf das angenehmſte unterhält. Bey jenem verlieren ſich alle Verſchiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmahl geſehen hat. Für dieſen iſt der Anblick neu, und vielleicht in ſeiner Art einzig: weil er ſich Zeit läßt, auch das Kleine zu bemerken, und den Zuſammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener ſieht nichts, als gewiſſe Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick ſchmeicheln, aber Geiſt und Herz leer laſſen; dieſer ſieht Werke der Natur, oder der Kunſt vor ſich, die ihn zugleich ſinnlich ergötzen, belehren und rühren.

Dieſen Freunden der Natur alſo, die, ſo wie ich, einen neuen Genuß darin finden, ſich von einem genoſſenen Vergnügen Rechenſchaft zu geben, wird auch, ſo wie mir, oft die Frage eingekommen ſeyn, was dann eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Landgegenden gebe. Meine Empfindung iſt mir deutlich, daß, wenn ich aus dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe iſt, als wenn ich eine Gemäldegallerie verlaſſen hätte, und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, eintrete. Aber woher entſteht dieſe Empfindung? worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieſer beyden Landſchaften?

Einige derſelben fallen Jedermann in die Augen: andre ſind verborgner und wollen geſucht werden. Der erſte Gegenſtand, der mich frappirt, iſt der Berg ſelbſt, wenn ich ihn aus der Ebne, oder vom Thale aus anſehe. Was macht, daß ich an dieſen von der Natur aufgeworfnen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn ſie keine beſonders anziehenden Gegenſtände enthalten? Was iſt Urſache, daß ein Wald, eine Wieſe, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne ein intereſſanter Gegenſtand zu ſeyn ſcheint, als wenn er in einer und derſelben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Urſache in der aufgerichteten Lage ſelbſt. — Ich gehe in die Werkſtätte eines Malers, und ſehe mehrere große Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut der Maler, wenn er mir den vollkommenſten Genuß ſeiner Kunſtwerke verſchaffen will? Er ſtellt ſeine Bilder auf die Staffeley: er bringt ſie aus einer horizontalen Lage in eine, die zwiſchen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile ſeines Bildes meinem Auge näher, ohne doch die Entfernungen unkenntlich zu machen; dadurch verſchafft er ſeinem Bilde eine beſſere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil desſelben blendete, der andere mir dunkel blieb; dadurch ſetzt er mich in den Stand, es mit meiner größern Bequemlichkeit und ohne Anſtrengung zu betrachten, und alle Mannigfaltigkeit desſelben mit einem Blicke zu umfaſſen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen mußte, und doch nur immer eine Sache auf einmahl ſah.

Ein Bergrücken nun, was iſt er anders, als eine große Erdfläche, die mit allem, was auf ihr ſteht, Bäumen, Häuſern, Thieren, Menſchen, — von der Natur auf eine Staffeley geſetzt, und unſerm Auge zum bequemſten Anſchauen und zum vollſtändigſten Genuſſe vorgeſtellt wird? Dadurch kommen Gegenſtände, die auf dieſer Fläche, wofern ſie horizontal läge, zu entfernt geweſen wären, um deutlich geſehen zu werden, unſerm Auge ſo nahe, daß es keine Mühe koſtet, ſie zu unterſcheiden. Dadurch kommen die hintern Gegenſtände, welche in der Ebne von den vordern wären verdeckt worden, ſo weit über dieſe in die Höhe, daß es möglich iſt, beyde zugleich wahrzunehmen.

Man ſtelle ſich einen Obſtgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern, in gleichlaufender Richtung, liegt. Wenn ich vor dieſem Obſtgarten in der Ebne ſtehe, ſo ſehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und muß mir die übrigen bloß hinzudenken. Wenn dieſer Garten auf dem Abhange eines Berges ſteht, an deſſen Fuße oder in deſſen Nachbarſchaft ich mich befinde: ſo ſehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor: Wipfel an Wipfel gedrängt und doch von denſelben unterſcheidbar, ſtärkt mein Auge durch eine weit größre Maſſe von Grün, oder ergezt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blühten und Früchten.

So iſt es alſo der auf Bergen gleichſam zur Schau ausgeſtellte Reichthum der Natur; es iſt die größre Anzahl zugleich überſehbarer Gegenſtände, es iſt die durch die ſchräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Entfernten und Emporhebung des im Gedränge Verſteckten, was bey dem Anblicke eines Berges das Auge ſo angenehm füllt, und die Aufmerkſamkeit feſſelt. Nach Ideen und Empfindungen ſchmachtet die Seele. Je mehr ſie deren und in je kürzerer Zeit ſie ſie empfängt, deſto mehr iſt ſie befriediget. Sie verlangt aber auch nach einer gewiſſen Klarheit derſelben. Iſt es et der Sinn des Geſichts, welcher ſie ihr zuführt ſo muß ſie nothwendig eine Berglandſchaft, in der ſie viel auf einmahl wahrnehmen, und alles deutlich unterſcheiden kann, derſelben Landſchaft im flachen Lande, wo vieles ihr verdeckt bleibt, und vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehn.

Mehrere Urſachen kommen noch zuſammen, dieſen Reichthum und dieſe Mannigfaltigkeit ſichtbarer Gegenſtände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bey Ausſichten liegt, bey Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felſen, oder ein nackter Sandberg ſind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenſtände; aber ſie füllen doch den Blick mehr, als eine ſandige oder unfruchtbare Ebne, weil ſie ſich mehr unterſcheiden. Ein ſchwarzer Tannenwald gibt zwar auf Bergen, ſo wie auf der Ebne, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehrere auf einmahl ſieht, als hier. Weit gröſſer aber iſt der Unterſchied zwiſchen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn beyde angebauet ſind und mit den Erzeugniſſen des Fleiſſes prangen. — Die Natur der Sache bringt mit ſich, daß in der Ebne groſſe Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und alſo dieſelben Producte tragen, und einerley Anbaus fähig ſind. Auf Bergen hingegen ändert ſich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs, Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabſehbaren Felder mit einerley Getreideart beſetzt, welche die Ausſicht der Ebne ſo einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in ſo viele abſtechende bunte Parthien, welche den bebauten Bergen das Anſehn von Gemählden geben. Bald iſt Wieſe, Acker und Wald auf demſelben Bergrücken vereinigt: bald iſt er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannigfaltigen Grün des Sommer- und Winter-Getreides, in Gruppen zuſammengewachſener hoher Tannen, in kahle unfruchtbare Sandhaufen und in reiche fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens ſelbſt hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie ſie es war, welche den Kunſtfleiß in die Gebirge zwang, und dadurch nicht ſelten den Grund zu einem Wohlſtande legte, wie ihn der blühendſte Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebne, nie hervorgebracht hätte: ſo gab ſie auch zu dieſer mühſamen Benutzung kleiner fruchtbaren Flecke, zu dieſem Miniaturgemälde des Landbaues die Veranlaſſung, welches uns in einem eingeſchränkten Bezirke alle Arten der Producte und Arbeiten ſehen läßt.

Aber einen weit größern Zuſatz zu dem Vergnügen, welches Berge dem Auge, durch die Mannigfaltigkeit der auf ihnen zur Schau ausgeſtellten Gegenſtände, gewähren, giebt die Wirkung des Lichts und des Schattens, ſo wie dieſelben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres- und Tages-Zeiten abwechſeln. Nicht bloß der Kenner der Malerey, ſondern jeder aufmerkſame Beobachter der Natur weiß, wie viel die verſchiedene Beleuchtung beyträge, den Anblick der Gegenſtände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verſtecken, — unbedeutenden Geſtalten einen gewiſſen Reiz zu geben, oder den Eindruck der anmuthigſten zu ſchwächen. Wie ſehr iſt jede Landſchaft, wenn ſie in Regen und Nebel eingehüllt iſt, von derſelben Landſchaft, wenn ſie im hellen Sonnenlichte glänzt, unterſchieden! Wie viel intereſſanter erſcheinen Felder und Wieſen in dem milden Lichte der Abendſonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags. Welchen Reiz geben dieſen ſonſt erleuchteten Flächen die verlängerten Schatten der Bäume: und wie ermüdend ſcheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochnes Licht ſich über das Ganze verbreitet. Dieſe Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmliſchen Körper veranſtaltet, um unſer Vergnügen zu vervielfältigen, ſind in Gebirgen weit auffallender, als in dem Ebnen, — bringen dort größre Contraſte hervor, und enthüllen, oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drey Sachen ſind es, nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beytragen.

Zuerſt giebt es im flachen Lande gar keine ſo großen Maſſen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort ſind es bloß Bäume und Häuſer, hier ſind es die Berge ſelbſt, welche die Strahlen des Lichts auffangen, und ihre eigne dunkle Geſtalt uf der entgegenſtehenden Seite, bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Maßſtabe abzeichnen. Dort werden alſo, an einem heitern Tage, große Maſſen von Licht nur von kleinen Parthien von Schatten unterbrochen: es ſey denn, wo die Dichtheit der Bäume und Häuſer die Sonne gänzlich ausſchließt, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier lechen ungeheuer große Schatten gegen eben ſo große Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals rangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indeß die andere ſchon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbiethet. Bald iſt die Form dieſer großen Schatten merkwürdig, bald iſt s bloß ihr Kontraſt gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen n dem Anblicke einer Gebirgslandſchaft! Ich ſehe n der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ch in dieſer wahrgenommen und genoſſen hatte.

In Gebirgen ſchließt mir das Licht, wohin s fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Dieſe große Abwechſelung aber von Erleuchtung und Beſchattung, in einem und demſelben Tage, dieſe Vereinigung des Lichts und er Dunkelheit in einer und derſelben Landſchaft, önnen nur von der Erdfläche ſich erhebende große

Körper, deren es außer den Bergen keine gibt, verurſachen.

Dazu kömmt nun zweytens das, worauf ich eben hindeute: daß, nach der Natur und dem Baue der Gebirge, das Licht in ihnen weit mehr Gegenſtände dem Auge entdeckt, der Schatten ihnen weit mehrere verbirgt, als in der Ebne der Fall ſeyn kann. Dieſe von der Natur aufgeworfnen Erdwälle ſind nirgends ganz zuſammenhängend und ununterbrochen *). Immer iſt Berg von Berg, durch ein dazwiſchen laufendes Thal, unterſchieden. Jede Reihe von Bergen correſpondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze ſich vereinigenden Reihe, um größre Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne große Berg beſteht ſtets aus einer Gruppe vieler kleineren Berge, die, an einander aufgethürmt, zugleich durch mannigfaltige Zwiſchenräume, bald durch enge Schluchten, bald durch geräumige Thäler von einander getrennt ſind. Dieſe wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfnen Erdreichs, dieſe Einſchnitte, die, bey der erſten Entſtehung, oder bey ſpätern Revolutionen, die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft ſich verändernden Anſicht der Berge Anlaß. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzu-

---

*) Wenigſtens nicht ſo weit, als ich Gebirge geſehen habe; wenigſtens nicht da, wo Gebirgsgegenden ſchön ſind.

ſehen, und das, was in denſelben verſchloſſen iſt, zu entdecken, iſt durchaus nothwendig, daß die Sonne ihre Strahlen in ſie hineinwerfe. Am anmuthigſten und reichſten erſcheinen ſie, wenn ſie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, ſelbſt im vollen Lichte glänzen. Daher kommt es aber, daß ſie in der einen Tageszeit verſchwinden, und zu einer andern wieder zum Vorſchein kommen, und daß die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannigfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, welche man auf einmahl und deutlich ſieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, iſt der erſte Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verſchaffen.

Eine Schönheit anderer Art iſt die, welche uns den Anblick der Ebne oder der Thäler, von der Höhe aus angeſehn, ſo vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenſtände erſcheinen in denſelben verkleinert, und doch deutlich. Dadurch bekommen ſie das Anſehn von Feinheit und Kunſt und werden Gemälden ähnlicher. Wenn auf den Fußſteigen des Thals Menſchen hin und her wandeln: ſo ſind ſie ſich bewegenden Automaten oder Marioneten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Maßſtabe ſehe, iſt zugleich ſo entfernt, daß es undeutlich wird, und die Umriſſe in einander fließen. Vom Berge herab ſehe ich im Thale die Häuſer, Bäume, Thiere und Menſchen klein, und doch deutlich, und mit ſcharf abgeſchnittnen Umriſſen. Dieß macht das Ganze, welches zugleich auf einmahl überſehn wird, einer gemalten Landſchaft, oder einer Abbildung in der Camera obscura ähnlich.

Kant ſagt mit Recht: die Kunſt, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunſt ausſieht, gefallen auf gleiche Weiſe.

Die Urſache des erſtern fällt in die Augen: denn die Kunſt hat keine andre Beſtimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andre Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur geſammelt und näher zuſammengedrängt werden. Die Urſache der zweyten Erſcheinung iſt verborgner. Da die Natur ihr unabhängiges Weſen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat: ſo ſcheint ſie auch nur durch ſich, ohne Rückſicht auf Aehnlichkeit mit irgend einer andern Sache, gefallen zu müſſen. Das Urtheil iſt indeß ganz allgemein, daß ein jedes Naturproduct uns deſto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Anſehn hat, von Künſtlerhänden ausgearbeitet zu ſeyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unſers Herzens der geheime Wunſch verborgen, daß die Natur wirklich Kunſt, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleyer ein Künſtler verborgen ſeyn möchte. Es iſt uns, wie es ſcheint, viel daran gelegen, daß ein verſtändiger Urheber der Welt vorhanden ſey: und jede Kunſtähnlichkeit der Natur führt auf eine abſichtliche Bildung derſelben, die auf einen verſtändigen Urheber hinweiſt.

Dieſe Natur nun, die wie Kunſt ausſieht, iſt vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Maleriſche überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen iſt, hat das Anſehen einer, zum Vergnügen des Auges gemachten, Veranſtaltung, — nicht nur ſcheint das dort mehr abwechſelnde Spiel von Licht und Schatten und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Geſichtseindrucks berechnet: ſondern auch die Verkleinerung der Gegenſtände, und das Zuſammendrängen derſelben auf einen kleinen Fleck gibt der Landſchaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugniſſen menſchlicher Kunſt.

Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe geſehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können ſehr intereſſant werden, wenn man ſie in der Tiefe unter ſich, oder in der Entfernung weit von ſich ſieht. Ein Fußſteig, der durch ein grünes Feld, oder durch Saaten läuft, eine Landſtraße, eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehrern Orten hervorblicken ſehe, indeſſen ſie an allen andern verſchwinden, ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt iſt, oder in einer einſamen Bergſchlucht wie verloren liegt: alles das kann beytragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Daß Bäche und Flüſſe, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus überſehen kann, der

Landſchaft ſo viele Anmuth ertheilen, kömmt ohne Zweifel aus zwey Urſachen. Erſtlich, weil das helle und glänzende Waſſer, unter andern dunkeler gefärbten Gegenſtänden, einen ſehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweytens, weil die Bewegung eines Stroms der erſte Anfang von Leben und Thätigkeit iſt, und der Menſch nichts lange mit Vergnügen anſehen kann, was in ewiger Ruhe iſt. Aus gleicher Urſache ſind auch Fußſteige und Landſtraßen etwas anmuthiges. Außer dem, daß ſie die Fluren, durch welche ſie gehen, theilen, und einen Abſtich der Farben machen, ſind ſie es, auf welchen die Menſchen und Thiere einher gehen, und die uns entweder wirklich das Bild mannigfaltiger Geſchäftigkeit darſtellen, oder uns wenigſtens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu ſehen. Eine andere Art der Ausſichten iſt es, wenn man, entweder mitten in den Gebirgen, von einem über die andern Berge hervorragenden, Gipfel, oder auf der Grenze zwiſchen dem Gebirge und flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinſieht.

Dieſe Ausſicht iſt, mehr oder weniger, einer Landkarte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenſtände abhängt, aber ſie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenſtände herrühret. Dieſe Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg iſt, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vorberge bey dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene genoſſen.

Das Vergnügen der Ausſicht, deren man von ſo hohen Bergſpitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg, und die noch höhern Gipfel der Alpen ſind, genießt, iſt mehr ein Vergnügen, das aus Ideen, als eines, das durch den ſinnlichen Anblick der Gegenſtände entſteht. Man ſieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt ſind, nicht wirklich: ſondern man weiß nur, daß ſie da oder dort liegen; und man ſieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich ſieht. Unſer Auge kann ſo große Entfernungen nicht mehr meſſen, ſo wenig es ſo entfernte Gegenſtände unter deutlichen Umriſſen faſſen kann. Aber der Verſtand mißt die erſten und beſtimmt die andern. Und die Größe und Mannigfaltigkeit des ſinnlichen Anblicks iſt gerade hinlänglich, um den Verſtand in Bildung ſeiner Begriffe von der Größe und dem Reichthume der Natur zu unterſtützen.

Die ſichtbaren Annehmlichkeiten der Ausſicht in große und weite Entfernungen, werden entweder auf den Vorgebirgen, oder auf den, mitten auf dem flachen Lande liegenden nicht allzuhohen Bergen genoſſen, wo man unter ſeinen Füßen ein ſchönes Gemälde anfangen ſieht, das ſich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich ſich in eine bloße Landkarte verliert. Schon der weite Raum füllt das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung: die Wälder und zerſtreuten Hügel bringen Schatten und Licht in die Landſchaft; und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entferntern, von welchen man nur die Schlöſſer und die Thurmſpitzen hervorglänzen ſieht, geben dem Auge und dem Verſtande zugleich Beſchäftigung. Je intereſſantere Gegenſtände im Vorgrunde ſind, beſonders, wenn ein Strom oder See ihn belebt, je beſſer das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und ſtark ſchattirte Gegenſtände, welche es von ſeinem Standpuncte bis zum Horizonte hintereinander geſtellt findet, meſſen kann: deſto vollkommner wird es befriediget, und deſto länger wird es unterhalten.

Einen noch höhern Reiz bekömmt dieſe Ausſicht in die Ebene, wenn ſie mitten aus dem Gebirge, durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge, gleichſam hervorſchimmert. Wenn man tief in Gebirge verſchloſſen, und von allen Seiten mit rauhen Felſen und tiefen Thälern umgeben iſt, und man, auf der einen Seite, über flache Berge hinweg oder durch Zwiſchenräume, welche die höhern Berge laſſen, in die Ebene hinaus ſieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt: ſo macht der Contraſt, zwiſchen der rauhen und wilden und zwiſchen der milden und angebauten Natur, den Anblick von beyden äuſerſt anmuthig.

Der Menſch wünſcht in die Ferne zu ſehn ſagt Rouſſeau, weil ihm niemahls da wohl iſt, wo er iſt, und er ſich immer glücklicher denkt, wenn er ſich in Gedanken an einen entfernten Ort verſetzt. Es ſey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es ſey Wißbegierde und Erweiterungstrieb beym Menſchen die Urſache dieſer allgemeinen Neigung zu Ausſichten in die Ferne: ſo iſt gewiß, daß der Reiz dieſer Ferne größer wird, wenn große majeſtätiſche, oder auch anmuthige Gegenſtände, in der Nähe, unſern Blick an ſich ziehn, und wir die Ferne, nur von einer Seite, gleichſam durch ein geöffnetes Thor erblicken. Wir ſind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns iſt, und doch befreyt von der Furcht, in einem ſchönen Gefängniſſe gleichſam eingeſchloſſen zu ſeyn.

Viertens, allenthalben, wo das Gebirge angebaut iſt, findet man es immer gleichſam, in eine Menge von Fächern, getheilt, auf welchen Wald, Obſtgärten, Wieſen, Felder, mit verſchiedenen Getreidearten beſäet, und kahle Felſen; mit einander abwechſeln. Die Natur der Sache hat dieſe Zierde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier ſelten große Strecken gibt, welche desſelben Anbaues fähig, und dieſelben Erzeugniſſe zu tragen geſchickt ſind: ſo hat der Boden in kleinere Portionen getheilt werden müſſen. Dieſe Nothwendigkeit hat eine

Schönheit hervorgebracht. Ein ſo angebauter Bergrücken iſt auch deßwegen einem Gemälde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Producte eine gleich vielfache Abwechſelung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Uiberhaupt gehört zu den größten Vorzügen, welche die Gebirgslandſchaft von der Landſchaft im flachen Lande voraus hat, daß die Wirkung von Licht und Schatten in der erſten viel mächtiger, und die Abwechſelungen dieſer Wirkung, in den verſchiedenen Tages- und Jahreszeiten, viel größer iſt. Und dieſelben Gegenſtände können daher weit öfter geſehen und wieder geſehen werden, ohne Uiberdruß zu erwecken oder gleichgiltig zu werden.

Körper, die über einander ſtehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über den andern, und auf demſelben Bergrücken die Bäume und Häuſer, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit ſtärkern Schatten, als ähnliche Gegenſtände auf den Ebenen thun können: — und dieſer Schatten bewegt ſich eben ſo, von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch den erſten Umſtand entſteht im Gebirge ein ſolcher Contraſt von Licht und Dunkelheit auf einem mäßigen Raume, daß die hellen, der Sonne ausgeſetzten, Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze ſchimmern, indeß nahe dabey andre faſt in nächtliche Schatten gehüllt ſind. Von dieſen äußerſten Graden des Lichts, bis zu dem äußerſten Grade der Dunkelheit, welche beyde in derſelben Berglandſchaft vorkommen, ſind ohne Zweifel mehrere mittlere Abſtufungen des Lichts, wodurch das eine Aeußerſte in das andere übergeht; und jeder Gegenſtand wird alſo, in den verſchiednen Tageszeiten, nach und nach, in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt ſich alſo gewiß, zu der einen oder andern Zeit, dem Auge in ſeinem vortheilhafteſten Lichte.

Durch den zweyten Umſtand wird es bewirkt, daß auf denſelben Bergen, ganz andere Gegenſtände zur Abendzeit ſichtbar ſind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, daß in einem Berge, der uns, zu der einen Tages- oder Jahreszeit, eine ganz einfache und zuſammenhängende Fläche zu ſeyn ſchien, ſich, zu einer andern, verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahndete Wege, Gewäſſer, Häuſer und Dörfer erblicken. Eine Ebene, ſo wie wir ſie einmahl aus einem gewiſſen Standpuncte geſehen haben, zeigt ſich immer und ewig ſo: aber ein Gebirge verwandelt ſich ſehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entſteht auch die Täuſchung, in Abſicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit größer, als in der Ebene iſt. Man denkt ſich nähmlich diejenigen Gegenſtände einander als nahe, die ſich zu berühren ſcheinen, oder zwiſchen denen man keine mittlern entdeckt. Dieſer Schein aber kann eine bloße Täuſchung ſeyn, wenn er nur von dem Schatten herrühret, in welchem dieſe Zwiſchengegenſtände liegen. Und da die Schatten, in den Schluchten der Gebirge, weit dichter, als die in offenen Gegenden ſind: ſo ſchließen ſich auch Berge, welche durch ſolche Thäler geſchieden werden, weit enger für unſer Auge zuſammen, und wir nehmen daher oft Berge für Grenznachbarn, oder nur für Stufen eines und deſſelben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte, einzelne Berge ſind.

Wie oft ermüden dieſe ungeſehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchſten Gebirgsſpitzen großer Gebirgsketten erklimmen will ſich ſchon immer am Ziele glaubt, und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte ſeiner Beſtimmung getrennt findet! Aber für den bloßen Beſchauer wird dieſer Umſtand eine Quelle von Vergnügen: weil ſich der Abſtand der einzelnen Theile des Gebirges bald größer, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwiſchen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekömmt aber auch das Ganze ein verändertes Anſehen. Eben dieſelbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höhern Berge im Sonnenglanze ſchimmerten, und die damahls nur das Bild der Melancholie, der Einſamkeit und der Abſonderung von aller Welt darſtellte, bringt des Abends, wenn ſie, umgeben von waldigten und tief ſchattirten Bergen, zwiſchen ihnen allein, in vollem Lichte, auf einer eben ſo erleuchteten grünen Wieſe glänzt, die Idee eines arkadiſchen, höchſt reizenden ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verurſachen, und der mit dieſen zugleich ſich über die Landſchaft fortbewegt. Je einen größern Raum ich auf einmahl überſehe: deſto merklicher wird mir dieſe Bewegung, und deſto belebender iſt die abwechſelnde Erleuchtung und Beſchattung, durch welche, in der Richtung des Laufs der Wolken, nach und nach alle Gegenſtände hindurch gehen.

Sechſtens. Bey den nahen Ausſichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler, liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuſchung, nach welcher man ſich als einen Zuſchauer der Dinge der Welt aus einem höhern Standpuncte betrachtet. Man ſieht gleichſam die Welt von oben; man ſieht auf einmahl, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wieſen, Aeckern und Wegen, vorgeht. Man iſt ein Zeuge und Beobachter von der Geſchäftigkeit der Menſchen, ohne ſich doch darein zu miſchen.

Siebentens. In hohen Gebirgen ſind auch die großen Formen der Berge ſelbſt, und ihre ſchroffen Felſen merkwürdig, und bey ihnen verſchwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, unter der Größe des Ganzen. Uiberhaupt ſind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge ſind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in dieſen iſt die Maſſe und Form der Berge ſelbſt, nebſt ihrer Stellung und ihrem Zuſammenhange unter einander, ein Gegenſtand, der das Auge beſchäftiget und an ſich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen, aus dem Standpuncte eines unter ihnen hervorragenden Gipfels, überſieht: ſo haben ſie ganz das Anſehen von großen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig ſind, nachdem Luft und Waſſer, Hitze und Froſt, und alle Kräfte der phyſiſchen Natur Jahrtauſende lang an ſeiner Zerſtörung gearbeitet haben. Die Berge, mit ihren Thälern und Abgründen, ſind gleichſam übereinander gehäufte Denkmähler der vorigen Zeiten und der Revolutionen, welche in denſelben vorgefallen ſind. Dieß führet mich auf den Urſprung der Dinge und auf die immerwährende Wirkſamkeit zurück, durch welche ihre Zuſtände, in einer unendlichen Reihe, aufeinander folgen. Nirgends ſehe ich deutlicher, als im Gebirge, daß nicht immer alles auf der Erde ſo geweſen iſt, als es gegenwärtig iſt; daß die größten und dauerhafteſten Gegenſtände doch entſtanden, und nach gewiſſen Geſetzen erzeugt und gebildet worden ſind. Insbeſondere werden wir hier gewahr, welche große Wirkungen auch kleine Urſachen hervorbringen können, wenn ſie ununterbrochen, in einem langen Zeitraume, fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar ſehr mannigfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidaliſche Geſtalt geben, — dieſe Thäler, von ſo großer Tiefe und Breite ſie auch ſeyn mögen, zeigen doch augenſcheinlich, durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältniß gegen die Berge, daß ſie nichts anders, als Aushöhlungen ſind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewäſſer gemacht haben. Indem wir die kleinen Waſſerſtröme, die noch jetzt, vor unſern Augen, das Erdreich der Berge abſpülen, mit den großen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergſtröme ausgegraben worden ſind, ſo erkennen wir, daß das Große in den Erzeugniſſen der Natur, nicht allein von der abſoluten Größe ihrer Kräfte, ſondern auch von ihrer immerwährenden Dauer und der feſten Beharrlichkeit in ihrer Wirkſamkeit abhängt.

Es gibt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen ſie Anlaß geben, als durch die Empfindungen die ſie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch dieſe ſonderbaren Geſtalten der Berge, wodurch ſie zu Erforſchung ihres Urſprungs einladen, als durch die Schönheiten ihrer Ausſichten, wodurch ſie Sin und Einbildung ergötzen. Von dieſer Art ſcheint mir das berühmteſte, — das Adersbachiſche, auf der Grenze von Böhmen und Schleſien liegende Gebirge zu ſeyn. Ein ungeheurer Felſenwald, der ſich auf einem naſſen und ſumpfigen Boden erhebt, dieſe großen, von einander abgeſonderten und ganze Alleen bildende Säulen, ihre ſehr abwechſelnden und oft ſeltſamen Geſtalten: alles das iſt mehr ein Gegenſtand der Wißbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenſtand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt ſich, wie dieſe großen Felſenmaſſen ſich haben ſo aufthürmen, und auf einem ſo wenig feſten Boden erhalten können.

Die Unterſuchung über den Urſprung der Dinge, iſt zwar bey allem, was wir in der Natur ſehen, gleich natürlich: aber doch geſchieht es nur bey den großen, außerordentlichen und ſeltſamen Gegenſtänden, daß ſie uns dieſe Frage über ihren Urſprung gleichſam aufdringt. Bey dem Anblicke der Adersbachiſchen Felſen fragt Jedermann, wie dieſelben wohl entſtanden ſeyn möchten: nur wenigen Menſchen hingegen kömmt es ein, eben dieſe Frage bey ganz gewöhnlichen Erdhügeln oder bey den auf unſern Feldern zerſtreuten Steinmaſſen zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende ſolcher Gegenden, daß ſie ihren Beſchauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangne Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandſchaft iſt das immer währende ſchöne Grün, das von den, an vielen Orten herabrollenden, Bächen, und von der durch die Berge eingeſchluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchgeſeihten, und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit, weit friſcher, als in der Ebne erhalten wird. Dieſes Grün ſticht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchem die meiſten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet ſind, auf eine für das Auge ſehr anmuthige Weiſe ab.

Neuntens. In der Gebirgslandſchaft iſt auch das Lebloſe mehr in Bewegung: oder der Beobachter wird doch deſſen Bewegung mehr gewahr. Ich ſehe und höre die wirkſamen Kräfte der Natur gleichſam deutlicher. Die Bäche rauſchen, der Wind ſäuſelt lauter; das Echo hallt ſtärker nach und wiederhohlt den Schall öfter; die Wolken verſtecken und umhüllen wechſelsweiſe die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmey des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer größeren Entfernung. Ich werde gewahr, daß in der ruhigſten Einöde, wo ich das einzige belebte Weſen zu ſeyn glaubte, doch rund um mich herum Naturkräfte beſtändig in Thätigkeit ſind. Und dieß iſt es, was mein Nachdenken auf große Gegenſtände führet und ins Spiel bringt.

Verſchiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erſte Art der Gebirgsgegenden ſind die großen, die eine Art von Ebnen, mitten im Gebirge, vorſtellen; die von kleinen Hügeln unterbrochen und von hohen Bergen eingeſchloſſen ſind, dergleichen das Thal vom Warmbrunn iſt. Wenn ein ſolches Thal, ſo wie das jetzt genannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüſſe gewäſſert, und mit Pflanzen, Thieren und Menſchen angefüllt iſt: ſo gibt dasſelbe, theils weil dieſer Reichthum einer ſchönen Landſchaft aus den nahen Bergen auf einmahl überſehen werden kann, theils weil dieſer Anbau und dieſe Bevölkerung mit dem Rauhen und Wilden der ſie einſchließenden Gebirge, auf eine ſehr merkliche Weiſe, abſticht, einen angenehmen Anblick. Man genießt hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebne gewährt, mit der Abwechſelung, dem Maleriſchen und dem Erhabnen der Natur, ſo wie ſie ſich in den Gebirgen darſtellt.

Dieſe große, gleichförmige, einer kleinen eingeſchloſſenen Landſchaft ähnliche Fläche ziehe ſich nun in ein langes ſich windendes Thal, das von zwey Reihen mannigfaltig gruppirter Berge eingeſchloſſen iſt, zuſammen. Der Boden dieſes Thals ſey eben, und noch breit genug, um Aecker, Wieſen, einzelne Obſtgärten, und zerſtreute Wohnungen, oder ganze Dörfer zu faſſen. Die Ausſicht verengere ſich: aber die Gegenſtände ſollen zugleich dem Auge näher kommen. Der Zuſchauer verliere an Mannigfaltigkeit: aber er gewinne an Ruhe und Aufmerkſamkeit. Aus Standpuncten, aus welchen ſich ſolche Thäler, mit den einſchließenden Bergketten, wohl überſehen laſſen, biethen ſie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unſchuldigen und anmuthigen Schäferlebens dar. Eben deßwegen gefallen ſie auch den Menſchen, die gern im Geräuſche der Welt leben, den Eitlen, die ſich gerne zeigen wollen, und den Ehrgeitzigen, welche die Ruhe haſſen, nur wenig. Aber ſie nehmen dafür die nachdenkenden, die ſanft empfindenden Menſchen, die, welche gern mit ſich ſelbſt, oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Dieſe finden hier gerade ſo viele Gegenſtände zur Beſchäftigung der Sinne, als ſie nöthig haben, um ihren Verſtand, ihre Einbildungskraft, oder die Empfindungen ihres Herzens ins Spiel zu bringen. Die Natur iſt hier ſo ſchön und ſo reich, daß ſie, als Nebenidee, das Gemüth, bey andern Beſchäftigungen, lange unterhalten und beleben kann: aber ſie iſt nicht reich und erhaben genug, um es ganz an ſich zu ziehen und andere Gegenſtände daraus zu verbannen.

Es gibt überhaupt zwey Arten der Vorzüge, welche eine Landſchaft, und beſonders eine Gebirgslandſchaft unterſcheiden können. Die einen ſind Merkwürdigkeiten für den Reiſenden: die andern ſind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es gibt Gegenſtände und Anſichten, welche, durch ihre Größe und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannigfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Außerordentliche, welches ihnen eigen iſt, gleich auf den erſten Blick und in kurzer Zeit große Eindrücke machen, und lange Erinnerungen hinter ſich laſſen. Zu dieſen, wenn ſie bekannt ſind, ſtrömen die Reiſenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenſtände ſind es, welche man in den hohen Alpen und in den Eisthälern der Schweiz, in dem Meerbuſen von Neapel, und auf dem Aetna aufſucht. Andere Gegenden und Ausſichten haben nichts Anziehendes für den Reiſenden, welcher bloß die Gegenden durchläuft, und die Merkwürdigkeiten darin beſehen will: aber ſie ſind dagegen höchſt anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen luſtwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden ſchon geſehen hat, kann durch ſie weder ſeine Kenntniſſe erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für ſeine Imagination ſammeln. Er nennt ſie alſo mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieſer hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgibt, weder Unterricht noch tiefe Eindrücke, ſondern nur Annehmlichkeiten und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichthum und ihre Schönheit, die er mit Muße betrachten kann, und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannigfaltig abwechſeln ſieht, vollkommen befriediget. Ja, es lehrt die Erfahrung, daß eben die Gegenſtände, welche den Fremden beym erſten Anblicke am ſtärkſten rühren und am meiſten in Erſtaunen ſetzen, die Einheimiſchen am meiſten ermüden und kalt laſſen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die daſſelbe umgebenden Steinklippen täglich vor Augen ſieht, wundert ſich über die Einfalt der Reiſenden, welche aus fernen Landen herbey kommen, um ſo einförmige, und ſelbſt traurige Gegenſtände zu ſehen. Was bey dem täglich erneuerten Anblicke gefallen ſoll, braucht nicht groß, oder neu, aber es muß ſchön ſeyn, und mancherley Abwechſelungen und Veränderungen haben, deren man, ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit genießen kann. Und gerade dieß iſt der Fall in Abſicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht erſteigbaren Bergen umſchloſſen, neben einander parallel laufen, oder einander durchkreuzen: da iſt es am leichteſten möglich, in kleinen Entfernungen, ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel iſt eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter ſich verbirgt. So wie man einen derſelben erſteiget, ſo zieht ſich gleichſam der Vorhang auf, und man erblickt eine neue Welt, die vor kurzem noch ganz unſichtbar war. Da, wo alle Gegenſtände größer und majeſtätiſcher, die Ebnen, welche man auf einmahl überſieht, von weiterem Umfange, die Berge höher ſind: da muß man auch ſich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die Ausſicht ſich zu verändern anfängt. So wie der erſte Anblick einer ſolchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht: ſo ſind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich ſeyn, die Mannigfaltigkeit, deren die Schönheiten dieſer mittlern Gebirge und ihrer Thäler fähig ſind, mit Worten zu beſchreiben. Worte geben immer einen ſehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche geſehn werden müſſen, — beſonders, wenn die Merkmahle, wodurch ſie ſich unterſcheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant ſind. Doch zweyerley Ausſichten muß ich noch erwähnen, deren Eindruck ich ſo unterſchieden von andern und unter ſich ſo gleichförmig gefunden habe, daß ich glaube, mich deutlich genung darüber erklären zu können. Von den Ausſichten der erſtern Art gibt das Thal von Langwaltersdorf in Schleſien auf dem Wege zwiſchen Schweidnitz und Friedland ein Beyſpiel. Es iſt ein ſchönes, breites und lachend grünes Thal zwiſchen zwey

Reihen Bergen eingeſchloſſen, die einander beynahe ſo regelmäßig entgegen geſetzt ſind, als die Couliſſen auf einem Theater, und wovon immer zwey und zwey wieder Thäler zwiſchen ſich enthalten, die als Zweige von jenem größern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieſes letztere überſieht, läuft an der einen Bergſeite in einer ſolchen Erhöhung über das Thal, daß die Structur der Berge und die Richtung der zwiſchen ihnen befindlichen Thäler auf einmahl deutlich geſehn werden können.

Dieſe Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Geſtalt charakteriſiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menſchlichen Fleißes, welche ſie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den Reichthum der Gewächſe, mit welchen ſie begleitet ſind, und endlich durch eine mehr als gewöhnlich regelmäßige Form und Stellung der Berge, die Natur der Kunſt, und hinwiederum den Kunſtfleiß der Menſchen der freyen Natur ſo nahe, daß, aus beyden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines ſanften Vergnügens entſtehe.

Dieſer entgegengeſetzt iſt die zweyte Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder erhabnen nennen möchte. Hier ſcheint ſich entweder die Natur ganz ſelbſt überlaſſen; und weder der Anblick menſchlicher Wohnungen, noch irgend eine Spur einer an ſie ſelbſt gewandten Pflege, erinnert den Beſchauer an die Bewohner und Beherrſcher der Erde: oder die Natur ſelbſt iſt hier nur in lebloſen Maſſen groß, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder ſie hat endlich ihre Schönheiten in ſolcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, daß ſie den Beobachter, indem ſie ihn an ſich zieht, zugleich in Verlegenheit ſetzt.

Von dieſer Gattung iſt die zweyte der Ausſichten des Mittelgebirges, welche ich zu ſchildern mir vornahm, ein Miniaturbildniß. Ich meine ſolche, wie ſie in meinem Vaterlande Schleſien aus den Fenſtern des Fürſtenſteiniſchen Schloſſes oder von den Anhöhen des katholiſchen Kirchhofes in Tannhauſen geſehen werden. Es iſt die Ausſicht in ein tiefes, enges und ſchroff abgeſchnittenes Thal, in deſſen Grunde man ſich einen Bach ſchlängeln ſieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher ſchwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und ſo nahe ſteht, daß ſie ihn von der übrigen Welt ausſchließt, die Menge Gegenſtände, welche er demungeachtet auf dieſem Bergrücken und in dem tiefen Thal erblickt: alles das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens an Schönheit, und verſetzt ihn zugleich in eine gewiſſe Schwermuth. Er ſcheint ſich von den Menſchen verlaſſen, und wird doch von der Natur unterhalten.

Da ich in dieſem Aufſatze bloß die Abſicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bey dem Anblicke der Natur genoſſen habe, Rechenſchaft zu geben: ſo enthalte ich mich billig, von ſolchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder bloß aus Beſchreibungen kenne, oder mir durch meine Einbildungskraft ſelbſt zuſammenſetze. Ich will auch gern zugeben, was die meiſten der Reiſenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, daß in den Alpen die Natur einen Charakter habe und Anblicke gewähre, von welchen man ſich, durch die noch ſo aufmerkſame Betrachtung unſerer Schleſiſchen und Sächſiſchen Gebirge, keine Vorſtellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Eindrucks auf die Sinne iſt, auf keine Weiſe durch Vernunftſchlüſſe beſtreiten. Aber ich will meinen gereiſten Leſern, welche über das, was ſie in der Schweiz ſahen, nachgedacht, und es mit den Schönheiten ihrer vaterländiſchen Gebirge verglichen haben, vorlegen, was ich von dem Eigenthümlichen der Alpen weiß; und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den ſie auf mich machen würden, muthmaße.

Die Reiſenden und die Dichter haben mich mit zwey Erſcheinungen der höchſten Alpen, dergleichen ich in unſern Bergen nie geſehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchſten mit Eis bedeckten Spitzen, in der Entfernung, durch das mannigfaltige Spiel ihrer Farben geben, wenn ſie von der Abendſonne erleuchtet werden, — und dem grauſen Anblicke, den, in der Nähe, und an ihrem Fuße die Eisthäler darbiethen, welche zwiſchen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe zeitlebens nur blaue Berge geſehen, und kenne der höchſten Alpen roſenfarbnes Haupt, das ſich nach Haller über der niedern Berge blauen Rücken erhebt, nur aus den Nachrichten der Reiſenden und der Naturforſcher. Ich habe im Sommer Schnee nie anders, als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unſers Schleſiſchen Rieſenkammes blinken geſehen, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche, bey meinem erſten Eintritte in das Gebirge, rührte, und weder einen langen noch ſtarken Eindruck machte.

Aber ich kann mir vorſtellen, daß, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erſtiegen habe, ſich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewiſſen Tageszeiten, durch eine ſtärkere Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten meinem Auge näher zu kommen ſchiene, immer aber ſich durch Glanz und Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterſchiede, ich von dem Außerordentlichen dieſes Anblicks, ſelbſt nach der großen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Ich kann mir vorſtellen, daß dieſes ewige, ſich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu ſeyn ſcheint, indeß es dem Auge etwas Ungeſehenes und Großes darbiethet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die Ewigkeit, aus welcher es herſtammt, und den unermäßlichen Himmelsraum, an welchen es grenzt, hindeutet.

Aber ich ſehe ein, daß nur der erſte Anblick ſchön und groß zugleich, und der zweyte ſchauderhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich, und dem menſchlichen Körperbaue aushaltbar ſey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genoſſen, — nur in dieſer können ſie nach ihrer ganzen Größe und Erhabenheit überſehn werden. In der Nähe und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verſchwinden ſie ſelbſt wieder unter

So groß und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten ſeyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können: ſo habe ich doch diejenigen mit Aufmerkſamkeit geſehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes, und des mit ihm ſo nahe grenzenden, ſo nahe durch Boden, Klima und Charakter der Einwohner verwandten Sachſens, darbiethen. Vielleicht verſchaffe ich einigen mit mir gleichgeſtimmten Leſern, durch dieſe Erinnerung an die verſchiedenen Scenen unſers Gebirgsſchauplatzes, eine Erneuerung eines ehemahligen Sinnengenuſſes, verſtärkt durch das Vergnügen einer leichten Geiſtesbeſchäftigung.

Ueber
die Veränderungen
unſrer Zeit
in Pädagogik, Theologie, und Politik.

Unter zwey Fehlern, der Neuerungsſucht und der Anhänglichkeit ans Alte, iſt der letztere der geringere. Denn er hält ſich zuerſt an das Bekannte und ficht gleichſam im Lichte: der andre, nur durch das Schimmerlicht ungewiſſer Vorausſetzungen und nie erprobter Grundſätze aufgehellt, wandelt einen unſichern und gefährlichen Weg, und gibt, im Streite mit ſeinem Gegner, bald Blößen, bald thut er vergebliche Luftſtreiche.

„Der Menſch vom gemeinſten Verſtande kann, ſagt Montesquieu, die übeln Folgen, welche ein noch jetzt beſtehendes Geſetz nach ſich zieht, einſehen: — aber der durchdringendſte iſt nicht im Stande, diejenigen vorauszuſehen, welche aus einem neuen entſpringen werden.“ Wie unendlich viele Fehler werden die Richter in jedem neuen Geſetzbuche gewahr, welche dem ſcharfſinnigſten Geſetzgeber entgingen: und wie oft muß man von dem, was die Vernunft vorzuſchreiben ſchien, auf das zurückkommen, was die Erfahrung gelehrt hatte.

Aber wenn man dieſe Hartnäckigkeit, bey alten Meinungen und Gewohnheiten zu verharren, übertreibt; wenn man ſie bis auf kleine, erkünſtelte

Formalitäten ausdehnt, welche augenſcheinlich zum Zwecke nichts beytragen, und nur die Geſchäfte erſchweren; wenn man ſie, im Widerſpruche mit dem allgemeinen Geiſte der Zeit, mit dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und der Cultur, mit den Grundſätzen und den Lehren der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, beybehält, und dem alles mit ſich fortziehenden Ströme ſeine eigenen Kräfte allein entgegen ſtemmen will: ſo folgt man nicht dem Anſehn der Erfahrung, ſondern man verleugnet ſeine geſunde Vernunft; man ſtürzt ſich freywillig in die Dunkelheit barbariſcher Zeitalter, da man in dem Lichte eines cultivirten leben könnte; man wird ohne Nutzen Despot, kränkt ſich und verfolgt Andre, wegen vermeinter Neuerungen, vergebens, und befördert zuletzt, durch die Lächerlichkeiten, deren man ſich in ſeiner Sache ſchuldig macht, den Fortgang derjenigen Meinungen, welchen man ſich widerſetzen wollte.

Diejenigen Neuerungen, welche am meiſten Anhänglichkeit und Vorliebe, oder Widerwillen und Widerſtand erregen, betreffen in unſrer Zeit vornehmlich die Erziehungskunſt, die Religion, und das Regierungs- und Verwaltungs-Syſtem der Staaten. Es wird nicht unnütz ſeyn, die Wirkungen jenes doppelten Geiſtes, in dieſen verſchiedenen Kreiſen, wo er am thätigſten iſt, zu beobachten.

I.

Die öffentliche und die häusliche Erziehung haben in unſern Zeiten die größten Veränderungen erfahren. Männer vom größten Genie haben ſich damit beſchäftiget, und die Regierungen haben endlich daran Theil genommen. Jene haben durchgedrungen, die Aeltern, der allgemeinen Gewohnheit zum Trotze, zu überzeugen, daß die Gelindigkeit und die der Entwickelung der Natur gegebne Freyheit der Strenge und dem Zwange, bey der Erziehung, vorzuziehen ſey; daß der Unterricht in den Wiſſenſchaften nicht das Ganze ausmache, und, „viel gelernt haben,“ nicht ſo viel heiße, als ein gebildeter Menſch ſeyn; daß die Sachkenntniß der Sprachkenntniß vorzuziehn, und dieſe nur ein Hülfsmittel und eine Vorbereitung zu jener ſey. Vornehmlich haben ſie die Methoden dieſes Sprachſtudiums ſelbſt verbeſſert, und dadurch Zeit für die Sachen erſpart; ſie haben die Naturkenntniß zu den übrigen Wiſſenſchaften hinzugefügt; ſie haben Augen und Ohren der jungen Leute, nicht bloß ihr Gedächtniß und ihren Verſtand zu ihrer Belehrung und Bildung zu Hülfe genommen. Dieſe, die Regierungen, haben neue Inſtitute, worin dieſe neuen Methoden zuerſt eingeführt wurden, errichtet; oder haben den alten den neuen Studienplan vorgeſchrieben. — Sie haben für die Naturgeſchichte, die mehr, als alle andern Wiſſenſchaften Aufwand erfordert, Sammlungen veranſtaltet. — Durch beydes vereiniget, haben unſre Gymnaſien und Univerſitäten eine neue Geſtalt gewonnen. Aber noch iſt die öffentliche Meinung nicht entſchieden: ob unſre darin erzogne Jugend beſſer, gelehrter, mehr ſelbſtdenkend, (worauf die neuen Unterrichtsmethoden vornehmlich abzielen,) und beſonders, ob ſie zu den verſchiednen Geſchäften des bürgerlichen Lebens brauchbarer iſt, als zuvor.

Gewiſſe Endzwecke, die, bey der alten Erziehung, erhalten wurden, gehen unſtreitig, bey der gegenwärtigen, verloren. Die Kenntniß des Lateiniſchen wird bey weitem nicht ſo weit als ehedem getrieben; man findet wenige mehr, welche dieſe Sprache, nach ihrem wahren Genius, ſchreiben, und faſt niemanden, welcher ſie ſo ſpricht. Die literariſchen und bibliographiſchen Kenntniſſe haben abgenommen. Das Griechiſche wird nur noch von Philologen; oder von Liebhabern der allgemeinen Literatur erlernt. Aber andre Wiſſenſchaften, und andre Zweige der menſchlichen Vollkommenheit haben dafür ausnehmend gewonnen. Die Kenntniß der Naturgeſchichte iſt ſehr allgemein geworden. Und mit ihr ſind die ökonomiſchen und artiſtiſchen Kenntniſſe geſtiegen, und die Chymie iſt durch neue Entdeckungen, welche der ganzen Phyſik eine neue Geſtalt geben, bereichert worden. Beſonders aber iſt die ſtaatswirthſchaftliche Verwaltung, die ſonſt nur einer blinden Routine überlaſſen war, in wiſſenſchaftliche Unterſuchung gezogen, und ein wichtiger

ger Theil der Philoſophie geworden. Dadurch hat die Geſchichte zugleich einen neuen Geſichtspunct, größere Brauchbarkeit, und ein allgemeineres Intereſſe gewonnen: indem ſie jetzt nicht mehr bloß, für Krieg und Frieden, und die Unterhandlung unter Völkern, ſondern auch für Ackerbau, Handel und die Geſetzgebung, beſonders für die, welche die Auflagen und die innere Policey betrifft, und endlich für die Kenntniß der menſchlichen Natur ſelbſt und die Geſetze ihrer Entwickelung, die belehrenden Facta ſammelt. Man ſage, was man wolle; wir haben keine der Kenntniſſe, in deren Beſitz unſere Vorfahren waren, verloren: und wir haben neue hinzu erlernt. Es mögen noch ſo viele unwiſſende Candidaten von der Univerſität kommen: ſo ſehen wir uns doch noch allenthalben von Leuten von Talenten umgeben, und vortreffliche Werke über alle Zweige der Wiſſenſchaften erſcheinen. „Die alten Sprachen, ſagt man, werden augenſcheinlich vernachläſſigt.“ — Aber ich ſehe alle Tage ſich die Anzahl der Ausgaben der Autoren vermehren, — und verkauft werden. Sie werden immer prächtiger; und finden alſo Liebhaber und Käufer auch unter den Reichen und Vornehmen. Sie werden immer vollkommner, von leerem Wortkrame gereinigter, durch philoſophiſche Sprachkenntniß und durch geſchichtliche und naturhiſtoriſche Aufklärungen brauchbarer: — und ſie ſetzen alſo immer gelehrtere Philologen voraus, von welchen ſie veranſtaltet werden.

Was, zweytens, die Brauchbarkeit der jetzt erzognen Jugend zu den verſchiednen Geſchäften und Berufsarbeiten des bürgerlichen Lebens betrifft, — den zweyten Hauptgeſichtspunct, nach welchem die Güte eines Erziehungs- und Studien-Syſtems beurtheilt werden muß: ſo ſind in der Natur der Sache Urſachen vorhanden, warum das Urtheil darüber, beſonders, wenn es eine Vergleichung mit den Früchten unſrer alten Schulerziehung in ſich enthält, ſchwankend ſeyn muß, und ſelbſt zuweilen für das neue Syſtem nachtheilig ausfallen kann. —

Beym Menſchen kommt es überhaupt auf Erziehung und Unterricht nicht allein, ſondern es kommt zugleich auf Natur und Anlage an. Er iſt nicht ein Thon, der zu einer Bildſäule geformt wird; ſondern er iſt eine Pflanze, die vom Gärtner nur gepflegt, mit ſchicklichem Erdreiche bedeckt, begoſſen, höchſtens durch Einimpfung fremder Baumzweige in gewiſſem Grade veredelt wird. Wenn dieß, in Abſicht der Vollkommenheit des Menſchen im Allgemeinen, wahr iſt: ſo iſt es weit mehr, in Abſicht der praktiſchen Vollkommenheit, in Abſicht ſeiner Brauchbarkeit zu Geſchäften, wahr. Es gehört dazu noch weit mehr Genie, als Wiſſenſchaft. Bey einigen Zweigen, wie z. B. der Rechtspflege, hat die Wiſſenſchaft, bey andern, als den militäriſchen und Verwaltungsgeſchäften, hat das Genie ein größeres Gebieth. Aber in allen kommt auf eigne Urtheilskraft, auf Gegenwart des Geiſtes, kurz auf Talente und Tugenden, die von jedem Studienplane unabhängig ſind, ſehr viel an. Daraus folgt, daß in Abſicht dieſes Punctes wenigſtens kein großer Fortgang ſeyn kann, — auch wenn die Studien noch ſo ſehr verbeſſert worden ſind. Denn die Natur des Menſchen bleibt in allen Jahrhunderten dieſelbe. Die natürlichen Kräfte deſſelben verändern ſich unendlich weniger, als ſeine Kenntniſſe: und der Zufall oder die Vorſehung, welche eine gewiſſe Anzahl größerer Genies, und mehr hervorragender Fähigkeiten, zu jeder Zeit, unter die übrigen Menſchen — als ein Salz, welches ſie würzen und ſchmackhaft machen ſoll, ausſtreut, beobachtet in dieſer Vertheilung faſt immer das gleiche Verhältniß der Anzahl. Kein Wunder alſo, daß wir auch jetzt noch eben ſo viele mittelmäßige Köpfe, und ſo viel ſeichte oder ſchlechte Arbeiter unter den Candidaten aller Aemter, als ehedem, finden. Das Mittelmäßige wird im menſchlichen Geſchlechte, — beſonders auf dem Theater der Welt und der Geſchäfte, wo das Bedürfniß, der Eigennutz und der Ehrgeitz, nicht innerer Trieb, nicht Bewußtſeyn der Geſchicklichkeit, nicht Verlangen andern zu nutzen, die Menſchen zuſammendrängen, — das Mittelmäßige, ſage ich, wird dort immer herrſchen: das durchaus

Schlechte, und das ganz Vorzügliche wird gleich ſelten ſeyn.

Es kann indeß zuweilen der Zufall, an einen Ort, in ein Collegium, eine größere Anzahl fähiger und arbeitſamer junger Leute, oder unwiſſender und den Müſſiggang liebender, zuſammenführen. Und aller Bemühungen der einſichtsvollſten Männer ungeachtet, der Jugend, durch einen beſſer gewählten Studienplan, mehr wahre Liebe zu den Wiſſenſchaften einzuflößen, und beſonders auch ſie zu den praktiſchen Kenntniſſen mehr einzuweihen, (wie denn dieß in der That einer der Endzwecke iſt, auf welchen die Beſten der neuern Pädagogen losarbeiten, den Menſchen zu dem eigentlich bürgerlichen Leben und deſſen Geſchäften zu erziehn.) — können doch gerade jetzt, in dieſem Lande, durch einen bloßen Zufall, ſich wenigere brauchbare Jünglinge finden, als, den unſichern Uiberlieferungen zu Folge, in vorigen Zeiten vorhanden geweſen ſeyn ſollen.

Die Sitten und die Charakterbildung ſind das dritte Hauptſtück der Erziehung. Und nun, fragt man, „ſind unſre nach dem neuen Syſtem erzognen „Jünglinge beſſer und geſitteter, als die nach dem „alten erzogenen, oder das Gegentheil?“ Und die laudatores temporis acti ſind ſehr geneigt, das letztre zu glauben. „Zuerſt, ſagen ſie, während der Zeit der Erziehung ſelbſt, ſind die Zöglinge unſrer Schulen und Univerſitäten nicht ausſchweifender und ſittenloſer, als je? Haben ſie nicht, da ſie von dem heilſamen Zwange der ehemahligen Schulzucht befreyt worden ſind, zugleich alle Schranken durchbrochen, welche ihnen vor Zeiten das Anſehn ihrer Aeltern und Lehrer ſetzte? Herrſchen unter ihnen nicht Wollüſte, die der Jugend voriger Zeiten unbekannt waren? iſt nicht Unbeſcheidenheit und Anmaßung der jungen Leute, Verachtung gegen Aeltere, und, — was immer damit verbunden iſt, — auch Verachtung der Geſetze, oder eines wohlgemeinten Raths, an der Tagesordnung? — Und wie zeigen ſich die jungen Männer, die in dieſen Treibhäuſern gereift ſind? Fleiß und Ordnungsliebe und reine Achtung für Geſetze und Obern, ſind dieß nicht, aus gewöhnlichen Eigenſchaften, ſeltne geworden?“

Es iſt ſchwerer hierauf, als auf alle Fragen, welche die Folgen der gegenwärtigen Erziehung betreffen, zu antworten. — Fragt man warum? — weil ſich über Sitten und Charaktere überhaupt weit ſchwerer, als über Talente, urtheilen läßt; — weil der Charakter weit weniger durch die Erziehung, — und noch weit weniger durch den Schul- und akademiſchen Unterricht, gebildet wird, als der Kopf; weil auf den Charakter, welcher bleibt, immer Leidenſchaften, welche vorübergehen, Einfluß haben, — und beſonders jene Zeit der Jugend oder der erſten Reife, welche hier beurtheilt werden ſoll, dem Einfluſſe der Leidenſchaften am meiſten unterworfen iſt; — weil der Fortgang moraliſcher Vollkommenheit im menſchlichen Geſchlechte, oder die Veränderungen der Sitten überhaupt, weit unmerklicher und zweydeutiger ſind, als die, welche in dem Verſtande und in der Aufklärung vorgehn; endlich, weil ſelbſt die Beurtheiler hier mehr von Leidenſchaften und fremden Rückſichten regiert werden, und oft mehr das, was ihnen mißfällt, als das, was allgemein gemißbilligt zu werden verdient, tadeln.

Die Verbeſſerung der Sitten erwarte ich mehr von der Vorſehung: und, wenn ja die Bemühungen der Menſchen etwas dazu beytragen können, ſo iſt ſie die langſame und ſpäte Folge der vereinigten Hülfsmittel der Religion, der Regierung und der Erziehung. Daß unſere Jugend moraliſch beſſer iſt, würde mir ſchwer werden, zu beweiſen. Aber daß ſie nicht ſo ſchlimm iſt, als die Tadler der gegenwärtigen Zeit behaupten; daß die Laſter eher unter einander abgewechſelt, als ſich abſolut vermehrt haben; daß es noch viele vortreffliche, in ihrer Aufführung regelmäßige, gegen Aeltern und Vorgeſetzte ehrerbiethige, keuſche und fleißige Jünglinge gibt: davon würde ich leicht auch die hartnäckigſten Gegner überzeugen. Ich habe die Jünglinge voriger Zeiten weniger gekannt, ich habe die guten, weder damahls noch jetzt, gezählt, — und würde ſie immer nur, in einem ſehr kleinen Kreiſe, aufgezählt haben. Wie wäre es mir möglich, eine gründliche Vergleichung unter ihnen anzuſtellen? Es geht hiemit, wie mit der Vergleichung des Reichthums der Sprachen. Dieſe iſt auch immer gewagt und grundlos, wenn man nicht alle Wörter der einen mit allen Wörtern der andern Sprache verglichen, und ſich dadurch wirklich überzeugt hat, daß die eine in der That für mehr Sachen, Nahmen, und für mehrere Schattirungen oder Combinationen der Ideen, Wörter enthält, als die andere. So viel weiß ich, daß ich in meiner Jugend, von den Univerſitäten, Abſcheulichkeiten gehört habe, von denen ich jetzo nichts mehr höre; daß die Jugend damahls, wie jetzt, ihre Lehrer lächerlich gemacht hat; daß Trunkenbolde und Schläger unter ihnen unendlich häufiger waren; und daß es damahls weniger möglich war, dem Strome des allgemeinen Verderbens zu entgehen.

Alles demnach zuſammen genommen, ſcheinen die Neuerungen in dem Erziehungs-Syſteme die Beſtätigung ihrer Güte durch die Erfahrung erhalten zu haben. Aber iſt die Abneigung gegen dieſelben, — iſt die Vorliebe für das alte Syſtem, bloß weil es alt iſt, aus allen Gemüthern verſchwunden?

Ich glaube beynahe, daß ſie es wenigſtens aus den Gemüthern aller derjenigen iſt, die Einfluß auf die Sache haben können, und deren Meinungen wieder die Urtheile vieler andern mit ſich fortziehen, oder das Verfahren vieler andern beſtimmen.

Die Verbeſſerungen werden nun, frey vom Widerſtande und Enthuſiasmus, — welcher letztere faſt immer durch jenen erregt wird, und durch ſeine Ausſchweifungen ihn von neuem reizt, — wahrſcheinlich ihren Gang natürlicher Weiſe fortgehn, und dahin gedeihen, wohin es, nach der Natur des Menſchen und der Macht der Erziehung über dieſelbe, kommen kann.

Ehedem war Rom der Thron, wo das Vorurtheil des Alterthums, in jedem der drey oben genannten Gebiethe, beſonders aber auch in dem Erziehungsweſen, mit eiſernem Scepter herrſchte, und es durch alle Macht des eignen Despotismus, und durch zu Hülfe gekommne Macht der Staaten-Regierungen unterſtützte. Da hier das Anſehn dieſer Regierung ſelbſt auf dem Anſehn des Alterthums faſt einzig gegründet war: ſo war auch daſelbſt die Anhänglichkeit an alte Formen in jeder Art unumſchränkt, und jede Neuerung, ſollte ſie auch eine augenſcheinliche Verbeſſerung ſeyn, war Rebellion. Unter der Aufſicht derſelben ſtanden auch die Schulen und Univerſitäten. Rom ſtellte die Muſter des Unterrichts für das übrige Europa auf; es gab ihm ſeine Erzieher und Lehrer, indem es die geiſtlichen Aemter, mit welchen Lehrſtellen verbunden waren, beſetzte, oder die Mönchsorden, aus denen die meiſten Profeſſoren genommen wurden, ausſandte; — und daher kommt die Unterordnung in welcher noch jetzt die ältern Lehranſtalten unter der Geiſtlichkeit jedes Orts ſtehn; — es führte zuletzt eine ſtrenge Aufſicht über Lehrbücher und Lehrer, verboth jene, und zog dieſe vor ſein Gericht, ſobald ſie von dem vorgeſchriebnen Syſteme im mindeſten abwichen. Zu dieſer Zeit war die Heftigkeit, mit welcher das Vorurtheil des Alterthums über ganz Europa herrſchte, fürchterlich, und keines hat in der That den Fortgang der Cultur in den mittlern Zeiten mehr zurückgehalten.

Nach und nach hat das Reich dieſes Vorurtheils ſich immer mehr ins Enge zuſammengezogen, oder ſich in immer mehrere Theile zerſplittert. Jede Religions-Partey hat ihr eignes Alterthum, auch in Abſicht der Erziehungsmethode; und was ſtrafbare Neuerung in Rom iſt, ſcheint ſchon längſt in allen proteſtantiſchen Ländern, den hartnäckigſten Anhängern des Alterthums alt, und von unbeſtreitbarer Wahrheit und Güte. — Dieſe dergeſtalt zerbrochne Macht, iſt in unſern Tagen immer mehr zerfallen, und in Abſicht der Erziehung hat ſich der Despotismus, welcher das alte Syſtem aufrecht erhalten ſoll, in die Köpfe einiger alten Schulleute, — von welchen unſer große König, als er einen derſelben kennen gelernt hatte, ſagte, daß ihre race in kurzen ausgeſtorben ſeyn würde, und er froh wäre, vor ihrem Untergange, noch ein Muſter derſelben geſehen zu haben, — und in die dunkeln Gewölber einiger Kloſterſchulen zurückgezogen: wo er aber in einem ſo engen Raume und mit ſo wenigen Hülfsmitteln herrſcht, daß er ſelbſt anfängt, an der Sache, welche er verficht, zu verzweifeln. — Bey alten Schulleuten iſt ein natürlicher Grund vorhanden, warum ſie mehr, als andre Menſchen, am Alten hängen. Sie ſind ſelbſt alle Tage ihres Lebens auf eine gleichförmige Art mit denſelben Sachen nach denſelben Regeln beſchäftigt geweſen, und haben ſich in die Methode, die ſie dabey befolgten, ſo tief hineingearbeitet, daß es ihnen unmöglich wird, ſich in eine andre zu fügen; ſie leben überdieß ſo entfernt von dem Schauplatze der Welt, wo ſich die Meinungen und Gewohnheiten unaufhörlich verändern, und der Stoß, welcher bey allen übrigen Menſchen ihr Gedanken- und Gewohnheits-Syſtem erſchüttert, reicht ſo ſpät zu ihnen, daß ſie weit unveränderlicher, als andre, bey den frühern Eindrücken, den Grundſätzen und dem Geſchmacke ihrer Jugend verharren müſſen. Sie ſind endlich Herrſcher, — und alle Herrſchaft beruht zum Theil auf Gewohnheit und Alterthum. Kein Wunder alſo, wenn ſie nichts von dem verändert wiſſen wollen, worauf, wie ſie fühlen, ſich ihr eignes Anſehn gründet, und daß ſie nichts von dem, was ſie verehren, vernachläſſiget wiſſen wollen. Sie ſind daher ſtrenge Orthodoxen in der Religion, ſehr demüthige und unter die Gewalt ſich beugende Unterthanen, ſehr herrſchſüchtige Deſpoten über ihre Untergebnen. Man muß Nachſicht gegen ſie haben, wenn ſie gegen die Verbeſſerungen mit Gründen und allenfalls mit Klagen ſtreiten; ſie werden unerträglich, aber ſie ſchaden noch weniger, wenn ſie zornig werden und poltern. Ihre Wuth, da ſie von aller Macht entblößt iſt, wird nur lächerlich: und alles, was lächerlich geworden iſt, nähert ſich eben deßwegen ſeinem Ende

II.

Die Religion iſt die zweyte Sache, welche zu unſrer Zeit in den Gemüthern der Menſchen die zwiefache Leidenſchaft einer übereilten und hitzigen Neigung zu Neuerungen, und eines ungegründeten und ſtürmiſchen Eifers für die Aufrechterhaltung des Alten erregt hat. Und in Abſicht ihrer ſcheint das Recht noch weit mehr, als bey der Erziehung, auf der Seite derer zu ſeyn, welche, auch ohne überzeugende Gründe anführen zu können, das Alte nicht verlaſſen wollen, als auf Seiten derer, welche, mit gleich mangelhaften Beweiſen verſehen, das Neue vorzuziehen geneigt ſind.

Die, welche der Religion, um der Religion ſelbſt willen, als wahrhaft fromme und gottesfürchtige Menſchen, ergeben ſind, halten das, was ſie für unmittelbar von Gott empfangne Belehrungen halten, nothwendig auch für unabänderliche Wahrheit; und glauben alſo, daß jede Neuerung in der Religion nothwendig ein Verderbniß derſelben, jede anſcheinende Berichtigung ihrer Lehren im Grunde eine Verfälſchung, jede vermeintliche Verbeſſerung in ihren Gebräuchen eine Abweichung von heiligen Geſetzen ſeyn müſſe.

Die, welche zwar anerkennen, daß in demjenigen Syſteme der Glaubenslehren und in derjenigen Verfaſſung des Gottesdienſtes, die eben jetzt in ihrer kirchlichen Geſellſchaft herrſchen, Menſchenſatzungen mit göttlichen Wahrheiten, und willkürliche Einrichtungen mit weſentlichen Uibungen verbunden ſind, und daß in beyden ſelbſt eigentliche Mißbräuche ſich mit der Zeit eingeſchlichen haben; welche aber doch zugleich an die Ehrwürdigkeit und Wahrheit des ganzen Religionsſyſtems glauben, werden Verbeſſerungen desſelben nicht überhaupt für unmöglich halten, nicht jede vorgeſchlagne: bloß als Neuerung verwerfen, aber ſie werden ſehr abgeneigt ſeyn, in dieſen Reformen ſchnell zu Werke zu gehn, und gänzlich gegen ſie ſtimmen, wenn ſie befürchten, daß durch ſie das alte Gebäude ſelbſt erſchüttert werden, oder die einmahl rege gewordne Neuerungsſucht alle Schranken der Beſcheidenheit und der Mäßigung durchbrechen möchte.

Diejenigen endlich, welche die Religion als Stütze des Staats, als zuſammenhängend mit allen politiſchen und moraliſchen Grundſätzen betrachten; welche allein durch das Anſehn der Religion das Anſehn der Obrigkeit und der bürgerlichen Geſetze geſichert glauben, und welche endlich jede große Aenderung in Religionsmeinungen und Gebräuchen als die Urſache einer großen Zerrüttung in den Gemüthern der Menſchen, und, als den Anfang unabſehlicher Aenderungen in allen Theilen des menſchlichen Lebens betrachten, haben Urſache, dieſe Aenderungen, auch wenn ſie ſie für Verbeſſerung halten ſollten, zu fürchten, und ſich mit aller Macht einem Strome zu widerſetzen, der, wenn er einmahl aus ſeinen Ufern tritt, nie vorausſehen läßt, wie weit ſeine Uiberſchwemmungen reichen werden.

So ſtarke Gründe, welche die Anhänger des Alten in der Religion für ſich haben, müſſen uns, ſelbſt, wenn ſie ihre gute Sache durch Vorurtheil und Leidenſchaft beflecken, ſehr duldſam gegen ſie machen, und uns abhalten, wenn wir ihre Uiberzeugung nicht durch Beweiſe bewirken können, ihre Einſtimmung je durch Gewalt zu erzwingen, oder durch Verachtung und Spott zu erſchleichen.

Aber es können deſſen ungeachtet wirklich Vorurtheil und vernunftloſe Leidenſchaft ſich in dieſen Religionseifer einmiſchen, und dieſe können, wenn ſie hartnäckig, und beſonders mit Gewalt begleitet ſind, auch großen Schaden thun, wenigſtens die Veredlung des Menſchengeſchlechts lange Zeit aufhalten.

Um auf eine intereſſantere Weiſe über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, muß ich denſelben enger einſchränken. Ich will beſonders von denjenigen Religions-Neuerungen reden, welche zu unſrer Zeit unter den proteſtantiſchen Theologen und Layen, mit einer Schnelligkeit, von welcher die vorige Zeit kein Beyſpiel aufweiſt, vorgegangen ſind. — Die Ausbreitung derſelben iſt zwar ſchon ſo allgemein, und ſie vergrößert ſich alle Tage ſo ſehr, daß die Hitze der orthodoxen Partey ſich ſchon durch die Gewohnheit, lauter Neologen um ſich zu ſehen, nach und nach abgekühlt hat. Wenigſtens wird ihr Widerſtand täglich ohnmächtiger, und ſie verzweifelt immer mehr an einem guten Erfolge. Die Gemüther ſind indeß noch ſehr getheilt. Die des gemeinen Mannes, wenn er nicht aus bloßer Sittenloſigkeit die Lehren der alten Religion geringſchätzt, hängen natürlicher Weiſe an denſelben, da ihm wenig Zugang zur gründlichen Kenntniß der neuen Meinungen und ihrer Gründe geöffnet iſt, und er überhaupt in ſeiner Uiberzeugung und in ſeiner Verehrung der Religion, mehr durch das Anſehn der Perſonen, von welchen ihm dieſelbe beygebracht worden iſt, durch das Anſehn der Bibel und des Geſangbuchs, durch welche er allein das Andenken an ſie erhält, und durch die Gewohnheit, die ihm in der frühen Jugend beygebrachten Grundſätze für heilig anzuſehn, als durch eine deutliche Einſicht in den Sinn und in die Beweiſe der dogmatiſchen Lehrſätze regiert wird.

Von älteren Perſonen, beſonders von alten und frommen Theologen, iſt eben ſo natürlicher Weiſe zu erwarten, daß, unfähig, ein neues Studium über die Religion, und Prüfungen, zu welchen ſie bisher keine Veranlaſſung hatten, zum erſten Mahle anzufangen, ſie ihre eigne, durch ſo viele Jahre unerſchütterte Uiberzeugung, die Uiberzeugung ihrer frommen und doch auch verſtändigen Vorfahren, und die Beruhigung, welche dieſe und ſie ſelbſt in den bisher für wahr gehaltenen Lehren gefunden haben, als den einzigen, und als einen hinlänglichen Maßſtab der Wahrheit annehmen, und dasjenige aus Gründen a priori im Allgemeinen verwerfen, was ſie einzeln und ſtückweiſe nicht unterſuchen können.

Ich ſage nichts von Schwärmern oder von gewiſſen Religionsparteyen, die ſich zur Schwärmerey hinneigen, und die, da ſie durch das Syſtem der Dogmatik und des eingeführten Gottesdienſtes, ihre Einbildungskraft zu exaltiren, und ihre Leidenſchaften zu entflammen gewußt haben, und ſich auch durch gewiſſe ſinnliche Gefühle, der Freude und des Troſtes, welche andern Chriſten unbekannt ſind, in ihrem Glauben beſtärkt halten, und an ihre Religionsübungen angezogen werden, nothwendig den Neuerern, welche ihnen dieſe höhern Genüſſe rauben wollen, mit größerer Heftigkeit, als andre Andächtige, abgeneigt ſind. Aber dieſer Enthuſiasmus iſt nicht dazu gemacht, ſich einer groſen Anzahl von Perſonen mitzutheilen; er iſt nicht dazu gemacht, beſonders bey Leuten von Geſchäften, und die an der Regierung Theil haben, lange zu dauern. Er iſt alſo für die Neuerer ſelten fürchterlich, und ſetzt, zu unſrer Zeit, den theologiſchen Reformen nur einen ſchwachen Widerſtand entgegen.

Doch es iſt Zeit, mich, ſo wie ich es in Abſicht des neuen Erziehungs-Syſtems gethan habe, in eine kurze Entwickelung und Beurtheilung der Veränderungen einzulaſſen, die zu unſrer Zeit in der Dogmatik unſrer Theologen und in der religiöſen Denkungsart der Layen vorgegangen ſind. Bey der Unbefangenheit und Unparteylichkeit, mit welcher ich dieſe Beurtheilung anzuſtellen gedenke, und bey der Ehrfurcht für Religion, welche mich bey derſelben belebt, hoffe ich, keinen meiner Leſer zu ärgern, und einige vielleicht aufzuklären.

Die erſte Frage, wie ich ſchon zu verſtehen gegeben habe, iſt immer die: „ſind denn Verbeſſerungen in einer von Gott geoffenbarten Religion möglich?“ Dieſe Frage muß durchaus verneint werden, ſobald von Lehren die Rede iſt, die unmittelbar von Gott den Menſchen mitgetheilt, oder die, im eigentlichen Sinne des Wortes, den erſten Lehrern eingegeben worden ſind. — Wie kann an dem, was ewige Wahrheit iſt, die Zeit etwas verändern? Wie kann die fortſchreitende Aufklärung des menſchlichen Verſtandes Irrthümer da entdecken, wo die unendliche Weisheit und Allwiſſenheit unmittelbar zu uns geredet hat? Es iſt alſo über alle Neuerungen in der Religion auf einmahl der Stab gebrochen, ſobald die unmittel-

bare

bare und wörtliche Eingebung der Bibel ausgemacht iſt.

Darüber haben aber alle aufgeklärten und denkenden Männer unſrer Zeit nur *eine* Stimme: daß dieſe Eingebung ſich wenigſtens nicht erweiſen läßt.

Woraus will ich mit Gewißheit erkennen, daß ein gewiſſer Satz, den man mich als göttliche Wahrheit lehrt, unmittelbar von Gott, und nicht aus der Denkkraft eines Menſchen herſtamme? — Nur entweder aus dem Inhalte deſſelben, oder aus der Geſchichte, wie derſelbe zuerſt dem menſchlichen Geſchlechte bekannt geworden iſt.

Was den innern Gehalt irgend einer Idee oder eines Lehrſatzes ſelbſt betrifft: ſo ſehe ich für Menſchen die abſolute Unmöglichkeit ein, zu erkennen, ob dieſelben nur von Gott herkommen können, oder auch *zuerſt* von Menſchen gedacht und durch menſchliche Verſtandskräfte entdeckt werden konnten? Welchen Maßſtab der Göttlichkeit kann die eingeſchränkte menſchliche Vernunft haben? Wie kann der Unwiſſende beurtheilen, wie weit der Weiſe und der Gelehrte mit ihrer Einſicht wohl reichen mögen? Und wie viel weniger kann der endliche Verſtand ſich anmaßen, in irgend einer Erkenntniß das Gepräge des Unendlichen zu finden?

Iſt der als geoffenbart und von Gott eingegeben mir beygebrachte Satz geheimnißvoll, d. h. mir unverſtändlich: ſo kann ich durchaus nicht, nicht einmahl über Wahrheit oder Falſchheit deſſelben, noch weniger über deſſen Werth, und noch weniger über das Maß von Verſtandskräften, welches ihn zu entdecken nothwendig war, urtheilen. Iſt er mir verſtändlich: ſo überſteigt die Idee, welche er enthält, nicht die Grenze meines Verſtandes. Und was ich faſſen kann, warum ſollte das ein anderer größerer Geiſt, als ich bin, nicht entdecken können? Warum ſollte nicht irgend jemand zum erſten Mahle denken können, was ich fähig bin, meinen Vorgängern nachzudenken? — Das Faſſen eines Satzes geſchieht nur durch eine Verknüpfung deſſelben mit unſerm übrigen Gedankenſyſteme. Was aber mit unſerm Gedankenſyſteme verknüpft oder vereinbart iſt, kann auch aus demſelben geſchloſſen werden.

Es bleibt alſo nur noch die Geſchichte der Offenbarung als ihr Beweis übrig. Aber welche Geſchichte derſelben iſt möglich, als die Verſicherung gewiſſer Männer, daß ſie von Gott inſpirirt waren, und daß ſie in dieſen Zeiten der höhern Einwirkung jene Sätze zum erſten Mahle dachten? — Aber wodurch unterſchieden ſie ſelbſt eine unmittelbar göttliche Einwirkung von einer außerordentlichen Thätigkeit ihres eigenen Geiſtes? Wodurch wurden ſie ſelbſt gewiß, daß ſie von Gott inſpirirt waren? — Darüber können ſie uns keine Rechenſchaft mehr geben. Wenn alſo auch ihre eigne Liberzeugung feſt und gegründet war: ſo haben ſie doch kein Mittel in den Händen, uns zu überführen.

„Aber ſie thaten, heißt es, Wunder, und ſagten, daß es in der Abſicht geſchähe, ihre Inſpiration, und alſo die Göttlichkeit dieſer Lehren zu beweiſen.“

Auf dieſen Beweis der Wunder kommt allerdings alles an. Die Bibel und die Verfaſſer und Lehrer derſelben berufen ſich augenſcheinlich auf Wunder, als auf Beweiſe ihrer Lehren. Es iſt nicht ehrlich von den Neuerern unter den Theologen gehandelt, wenn ſie dieſes leugnen, und die Wunder des A. und N. Teſtamentes als natürliche Begebenheiten erklären wollen: oder es iſt ein Beweis einer ſchiefen Denkungsart, der alles ihr übriges Argumentiren verdächtig macht.

Es iſt indeß unſtreitig, daß die Kraft dieſes Beweiſes unmöglich die Gemüther der Menſchen zu unſerer Zeit mit eben dem Grade von Zuverſicht überzeugen kann, mit welchem wir andre hiſtoriſche Zeugniſſe annehmen; daß Begebenheiten, einzig in ihrer Art, deren ähnliche wir nie geſehen haben, deren ähnliche in völlig aufgeklärten Zeiten nie geſchehen ſind, in Zeiten der Unwiſſenheit und der Barbarey aber in zahlloſer Menge erdichtet und fälſchlich angenommen worden ſind, immer einigen Verdacht gegen ihre Wahrheit in unſerm Gemüthe zurücklaſſen; und daß alſo die Gewißheit, welche daraus entſteht, weder mit den Beweiſen, die aus

Vernunftgründen geführt werden, noch mit der Gewißheit, die aus einer glaubwürdigen Erzählung von natürlichen, alltäglichen und wahrſcheinlichen Begebenheiten entſteht, verglichen werden kann. — Bey aller Ehrfurcht alſo, die ich ſelbſt gegen die Schriften, welche unſre Bibel ausmachen, häge, und bey aller der, welche verſtändige und nachdenkende Männer, die der Geſchichte der Aufklärung im menſchlichen Geſchlechte nachforſchen, gegen dieſe Bücher, als erſte und älteſte Quellen unſrer Belehrung, haben müſſen: iſt es doch mir iſt es doch den meiſten dieſer mit mir gleichdenkenden Weiſen unmöglich, die Wunder, die in der Bibel ſtehen, mit ſo voller Überzeugung anzunehmen, daß wir dadurch gehindert würden, die Lehren der chriſtlichen Dogmatik von neuem zu prüfen, und die Vermiſchung von Wahrheit und Irrthum von Vorurtheilen eines gewiſſen Zeitalters und von ewig unabänderlichen Grundſätzen in jenen Lehren für möglich zu halten.

Auf dieſe Weiſe hat alſo die Partey, zu welcher ich mich bekenne, für die Reformen, welche ſie in ihrem Glaubensſyſteme nothwendig finden, ſich Raum verſchafft: und welches ſind nun dieſe Reformen ſelbſt?

Die eigentliche und vornehmſte, der Mittelpunct, aller übrigen, und zugleich der Gegenſtand des heftigſten und noch nicht geendigten Streites, betrifft die Verſöhnungs- oder die Genugthuungs-Lehre.

Ohne Zweifel ſind die Dogmen von einem urſprünglichen Stande der Unſchuld und einem Sündenfalle, durch welchen die ganze Natur des Menſchen verdorben und dieſes ſittliche Verderben erblich geworden iſt, — die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, als einer Eigenſchaft, welche die Strafe des ſündigen Geſchöpfs nicht als Beſſerungs- nicht als Abſchreckungs-Mittel, ſondern als Befriedigung eines unerlaßlichen Geſetzes, verlangt, — von der Ewigkeit dieſer Strafen, wegen der Unendlichkeit des Oberherrn, gegen welchen die Sünde begangen wird, von der daraus folgenden ewigen Verdammniß, die allen Menſchen, als gebohrnen Sündern, bevorſteht, — von der Unmöglichkeit, daß dieſe Strafe ihnen anders erlaſſen und ihre Glückſeligkeit wieder hergeſtellt werde, als wenn die ihnen gebührende unendliche Strafe, in ihrer Unendlichkeit, von irgend einem Weſen ausgeſtanden würde, — daß unendliche Strafen in einer endlichen Zeit nur von einem Weſen, das ſelbſt unendlich iſt, und bey welchem die Intenſion ſeines Weſens und aller ſeiner Handlungen und Leiden, dasjenige erſetzen kann, was ihnen an Extenſion abgeht; daß alſo nur eine Gottheit die Strafen der Menſchen an ihrer Statt übernehmen könne, — die Lehre von der Dreyeinigkeit, welche mehrere gleich unendliche Perſonen in der Gottheit annimmt, und jeder alſo ihre eignen Functionen anweiſt, und das Verhältniß zwiſchen einem Verſöhner und einem Verſöhnten, (welches, wenn beyde eine und dieſelbe Perſon ſind, ungereimt ſcheint), dadurch für die menſchliche Vernunft erträglicher macht, daß beyde zwar Gott, aber doch verſchiedene göttliche Perſonen ſind; — die Lehre von der urſprünglichen Abſicht und dem Inhalte der Jüdiſchen Offenbarung, die darauf ſich vereinigen ſollen, die Befreyung der Menſchen durch eine an ihrer Stelle die Strafen der Sünden leidende göttliche Perſon anzukündigen, — die Lehre von Jeſu Chriſto, als einem mit der zweyten Perſon in der Gottheit innigſt vereinigten Menſchen, — eine Vereinigung, durch welche die dadurch zuſammengeſetzte Perſon des Leidens fähig wird, und zugleich unendlich bleibt; endlich die Leidens- und Todes-Geſchichte des Stifters der chriſtlichen Religion, verbunden mit ſeiner Auferſtehung; welche eine ſolche Begebenheit zeigt, die man für ein freywillig übernommenes Leiden einer außerordentlichen Perſon anſehen kann, und die mit der völligen Wiederherſtellung derſelben zu ihrer vorigen Herrlichkeit endiget: — alle dieſe Lehren und Geſchichten ſind ſo zuſammenhängend und machen ein ſo wohl verbundnes Syſtem aus, daß dieſe ihre genaue Verknüpfung, wie ſie überhaupt dem menſchlichen Verſtande Ehre macht und vielleicht ſein erſtes völlig ſyſtematiſches Werk iſt, auch eine gewiſſe Uiberzeugungskraft bey ſich zu führen ſcheint, wenigſtens ſehr geſchickt iſt, diejenigen, welche einmahl überzeugt ſind, Jahrhunderte lang in dieſem Glauben unerſchüttert zu erhalten. Aber ſobald man ſich erlaubt, ſie einzeln mit ſeiner Vernunft zu unterſuchen: ſo iſt faſt keine einzige, die gegen die Einwürfe derſelben aushielte, ja die nicht ihren erſten und ſicherſten Grundſätzen widerſpräche. Dieſes ganze Syſtem hat alſo zwar nach und nach, — aber unfehlbar in ſeinem ganzen Umfange, fallen müſſen, und iſt gefallen; obgleich in der Bibel unverkennbare Spuren vorhanden ſind, daß Begriffe und Meinungen der Art, wiewohl nicht ſo ausführlich, ſo beſtimmt, ſo verkettet unter einander, den Verfaſſern der heiligen Schriften vorſchwebten.

An die Stelle dieſes Syſtems iſt nun folgendes einfachere mit den allgemeinen Begriffen der Vernunft und dem moraliſchen Gefühle mehr übereinſtimmende getreten, für deſſen Wahrheit ebenfalls Zeugniſſe aus den heiligen Schriften angeführt werden können, und das, wenn es auch nicht ohne alle Dunkelheit in den Begriffen, noch ohne alle Inkonſequenzen in den Schlüſſen iſt, doch zur Erreichung der allgemein anerkannten Endzwecke aller Religion zureicht und der chriſtlichen Religion ſelbſt und deren Urkunden deßhalb die Verehrung gut denkender Menſchen ſichert, weil dieſe zur Bekanntmachung und Ausbreitung der darin enthaltenen

Wahrheiten unter ganzen Völkern und in ganzen Welttheilen am meiſten beygetragen haben.

Der Menſch iſt, nach dieſem Syſteme, nicht als Sünder gebohren: denn eine Sünde iſt eine freye Handlung, und was angebohren iſt, kann nicht frey ſeyn. Der Menſch bringt nichts als die Unvollkommenheiten und Einſchränkungen ſeiner Natur auf die Welt, — die, da ſie ſich zugleich auf das Sittliche erſtrecken, auch ſeine freyen Handlungen, wenn er bey erlangter Reife des Verſtandes anfängt zu handeln, unvollkommen, oder mit einem andern Worte ſündhaft machen. Die Sünden, d. h. die fehlerhaften und von dem Geſetze der Vernunft und der Schicklichkeit abweichenden Handlungen, ziehen Strafe nach ſich, entweder in ſo ferne ſie als moraliſche Unvollkommenheiten und Mängel auch phiſiſche, d. h. Schmerzen zur Folge haben, und überhaupt den Zuſtand des Menſchen verſchlimmern; oder in ſo fern Strafen von Gott als Mittel der Verbeſſerung des Sünders oder der Verhüthung künftiger Sünden unmittelbar veranſtaltet werden. Wir können uns von der Gerechtigkeit Gottes keinen andern Begriff machen, als den, nach welchem wir auch die Ausſprüche eines menſchlichen Richters gerecht oder ungerecht nennen. Die Gerechtigkeit, welche Strafe verlangt, bloß, weil es ſchicklich iſt, daß der, welcher geſündiget hat, leide, ſieht weit mehr der Leidenſchaft der Rache, als der Tugend, welche wir bey Menſchen Gerechtigkeit nennen, ähnlich. Jene Schicklichkeit iſt auch ungefähr von gleicher Art, als wenn man den, welcher einem Krebsſchaden hat, bloß deßwegen zu ſchneiden und zu brennen für Pflicht hielte; weil es ſchicklich wäre, daß äußere Urſache des Schmerzes hinzukäme, der ſchon durch innere gequält würde. — Iſt die Strafe als Strafe nicht nothwendig: ſo iſt ſie auch nicht unerlaßlich, wenn ſie gleich weder von dem Sünder ſelbſt noch von einem Andern ausgeſtanden worden iſt. Und da Sünde Unvollkommenheit in Abſicht der Handlungen iſt, — die zum Theil aus Freyheit, zum Theil aus Unvollkommenheit der Natur entſteht, — alles uns aber darauf hinweiſt, daß die Vorſehung durch die Natur und die Offenbarung die menſchliche Natur ſtufenweiſe zu vervollkommnen ſucht: ſo iſt höchſt wahrſcheinlich der göttliche Plan zur Wiederherſtellung oder vielmehr zur Erhöhung der menſchlichen Glückſeligkeit nicht der, daß er eine Perſon ſendet, welche alles aus der Sünde zu erwartende Elend ausſtehe, — ſondern dieſer, daß er durch eine allmählige Ausbreitung ſittlicher Begriffe und Wahrheiten, verbunden mit der Veranſtaltung ſolcher Weltbegebenheiten und Umſtände, wodurch jene Wahrheiten noch wirkſamer werden, die Menſchen nach und nach weiſer und beſſer mache: woraus ihre Glückſeligkeit unmittelbar entſteht, und wodurch ſie auch derjenigen Glückſeligkeit noch empfänglicher werden, die er aus Gnaden ihnen zuſetzen will. — Jene Ausbreitung der wichtigſten Wahrheiten nun hat Gott, ſo ſagt dieſes Syſtem weiter, vorzüglich durch die Iſraelitiſche und Chriſtliche Religion und durch die Lehrer und Urkunden beyder veranſtaltet. Durch die Iſraelitiſche ſind zu allererſt reine und vernünftige Begriffe von Gott, dem Urſprunge der Welt und unſrer Verbindlichkeit gegen den Schöpfer unter die Völker gekommen. Und es kann als ein Wunder von der größten Uiberzeugungskraft für den göttlichen Urſprung der Moſaiſchen Geſetzgebung angeſehen werden, daß das Iſraelitiſche Volk, — ſonſt unter den übrigen Nationen durch keine vorzüglichen Gaben der Natur, durch keine von ihm hervorgebrachten Werke der Kunſt oder der Wiſſenſchaft ausgezeichnet, ſich, in Abſicht ſeiner Religionsbegriffe, ſo weit über alle übrigen erhebt.

Dieſe Vorzüge der Iſraelitiſchen Religion ſind erſt durch die Schriften und Lehrer der Chriſtlichen den übrigen Völkern bekannt und mitgetheilt worden, und dieſe für Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen ſo wichtigen Lehren ſind von Chriſto und ſeinen Apoſteln weit mehr entwickelt, von allem Willkürlichen unweſentlicher Gebräuche, und noch mehr von den Vorurtheilen und Irrthümern der Jüdiſchen Traditionen gereinigt, — in allgemeinen Umlauf gebracht worden. Mit Recht alſo ſehen wir Jeſum, unter allen, die uns in der

Schrift als Propheten und Lehrer religiöſer Wahrheiten merkwürdig werden, für den erſten und ehrwürdigſten an: — und ohne ſeine Natur erforſchen zu wollen, wozu alle uns gegebnen hiſtoriſchen Nachrichten nicht zureichen, weihen wir ihm unter allen Predigern der Wahrheit den vornehmſten Dank und die größte Verehrung.

Die Wahrheiten nun ſelbſt, auf welche ſich ſeine Lehren vereinigen, und die alſo in der That den ganzen Körper unſerer Dogmatik ausmachen, ſind die von dem Daſeyn Gottes, als eines verſtändigen und moraliſchen Weſens, die von der Unſterblichkeit der Seele, wodurch allein unſer Streben nach Vollkommenheit einen erreichbaren Zweck erhält, und endlich die, daß nur durch moraliſche Verbeſſerung die Gnade Gottes erhalten, und der Zuſtand nach dieſem Leben glücklich werden könne.“

In dieſer Theologie ſind freylich, ſo wie es in unſern an die Theologie grenzenden philoſophiſchen Wiſſenſchaften geſchehen iſt, — unſre Kenntniſſe, deren wir ehedem ſehr viele zu haben glaubten, auf eine ſehr geringe Anzahl zuſammen geſchwunden: aber die, welche übrig geblieben ſind, reichen zu unſerer Beruhigung und Beſſerung zu. Wir können uns kaum mehr rühmen, eine Dogmatik, ſo wenig als eine Methaphyſik zu beſitzen: aber wir haben noch geſunde Vernunft und Sittlichkeit, und haben noch die ehrwürdigen in den heiligen Schriften niederlegten Uiberlieferungen des Alterthums, welche mit beyden übereinſtimmen und ſie befeſtigen. Wir haben für jene Wahrheiten weder die Sanction des Anſehens noch die der Vernunftgründe verloren: aber beyde ſind mit einander übereinſtimmender, und das menſchliche Gemüth, welches ſich zuvor unaufhörlich ängſtigen mußte, ſo oft es ſich in dem Falle befand, entweder ſeine evidenteſten Uiberzeugungen zu unterdrücken, oder ſich durch den Zweifel an heiligen und allen ſeligmachenden Wahrheiten in Gefahr der Verdammniß zu ſetzen, iſt ruhiger geworden.

Zwar hat, durch eine ſeltſame Verknüpfung widerſprechender Dinge, eben der Mann, der uns, ſelbſt in unſrer natürlichen Religion, der Unwiſſenheit da überwieſen hat, wo wir ganz evidente Einſichten zu haben glaubten, Kant, in ſeiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft die ganze Wiſſenſchaft unſrer alten Dogmatik aufrecht zu erhalten und mit ſeiner Philoſophie zu vereinigen geſucht. Er nimmt ein radicales Böſe, oder ein angebohrnes Verderben im Menſchen, das ſittlich und frey, und doch zugleich angeerbt iſt, — (ein ſchwer zu faſſender Begriff:) er nimmt eine Gerechtigkeit Gottes an, welche Strafe, bloß der moraliſchen Ordnung wegen, verlangt, und ſie alſo auch in dem Falle, daß der Sünder ſich beſſert, nicht erlaſſen kann; er nimmt die Unmöglichkeit einer allmähligen Beſſerung des

Menſchen und die Nothwendigkeit einer plötzlichen Sinnenänderung, — einer vollkommnen Wiedergeburt im alttheologiſchen Sinne, — an; er behauptet endlich die Nothwendigkeit einer Genugthuung, und nimmt Chriſtum für den, welcher ſie geleiſtet hat. Daß Kant mit dieſen Sätzen gleichſam nur geſpielt, und indem er ihnen einen ganz neuen und fremden Sinn untergeſchoben, die eifrigen Anhänger des alten theologiſchen Syſtems habe täuſchen, und für ſein philoſophiſches gewinnen wollen, iſt eine Vermuthung, die eines ſo großen und wahrheitsliebenden Mannes, der ſelbſt die Lüge zu dem erſten aller Verbrechen und zur Quelle der übrigen macht, ganz unwürdig wäre. Ich geſtehe es indeß, daß ich mir die ſeltſame Erſcheinung nicht anders habe zu erklären wiſſen, als daß ich Kanten, der in der Zeit des noch völlig herrſchenden Glaubens an die alte Dogmatik ſeine Erziehung erhielt, wirklich von einer ihm zur Gewohnheit gewordnen Verehrung für die Lehrſätze derſelben eingenommen glaube: weßwegen er dann, um dieſe aus den frühen Eindrücken ſeiner Erziehung übrig gebliebene Hochachtung dagegen mit den ſpätern, durch eignes Nachdenken erworbnen, Einſichten und Uiberzeugungen zu vereinigen, ſeinen Witz und ſeinen Scharfſinn, — denn mit beyden iſt Kant gleich reichlich verſehen, — aufgebothen habe, jenen dogmatiſchen Lehrſätzen einen verſtändlichen und mit ſeiner Philoſophie übereinſtimmenden Sinn zu geben. Dieſes hat nun freylich, ohne jenen Lehrſätzen große Gewalt anzuthun, ohne den wahren Altgläubigen nichts deſto weniger geradezu zu widerſprechen, nicht geſchehen können. Chriſtus, als Stellvertreter des menſchlichen Geſchlechts, im wahren dogmatiſchen Sinne, inſofern, er nähmlich im Gerichte Gottes als die Perſon angeſehen wird, welche alle Sünden aller Menſchen begangen hätte, und ſo beſtraft wird, daß ſein Leiden die allen Menſchen für alle ihre Vergehungen gebührenden und bevorſtehenden Strafen aufwiege; — und eben dieſer Stellvertreter des menſchlichen Geſchlechts nach Kantiſchen Begriffen, nach welchen er nur ein Ideal einer vollkommen ſittlichen Menſchennatur iſt, und ſich gegen das ganze menſchliche Geſchlecht verhält, wie die Idee des Plato gegen die Gattung der Individuen, welche nach ihrem Modell geformt iſt: — dieß ſind zwey ſo durchaus verſchiedene Begriffe, daß es auch Kanten ſelbſt nicht möglich geweſen iſt, das Auffallende dieſer Auslegung durch die Neuheit und Originalität derſelben zu mildern. — Obgleich, um es beyläufig zu ſagen, das Anſehen eines großen Mannes, wenn es einmahl die Sanction des öffentlichen Ruhms erhalten hat, oder die Menge blinder Nachbether unter uns Teutſchen ſo groß iſt, daß über dieſe Schrift von Kant, auf die er ſelbſt ſicherlich keinen großen Werth ſetzte, Commentarien ohne Ende gemacht worden, und daß man Exegeſe, Predigten, Catechiſation, kurz die ganze Theologie nach derſelben hat reformiren wollen.

Doch ſo ſtark der erſte Eindruck geweſen ſeyn mag, den dieſe Schrift von Kant bey ihrer Erſcheinung gemacht hat, ſo iſt es unmöglich, daß er dauerhaft ſey: und jene drey ſimplen Wahrheiten werden wahrſcheinlich noch immer fort die Dogmatik unſrer aufgeklärten Gottesverehrer ausmachen.

Ich muß, um in dem Urtheile über den Werth derſelben meine Unparteylichkeit zu beweiſen, noch dieſe Anmerkung hinzuſetzen. Den ängſtlich Frommen ſcheint mit der Aufhebung der eigentlichen Verſöhnungslehre ein Grund der Beruhigung, wegen ihres künftigen Schickſals und der zu erwartenden Beſtrafung der Sünden, geraubt zu ſeyn, deſſen gleichen ihnen keine andre Lehre widergibt. Ein ſolcher Beweis der göttlichen Menſchenliebe, als die Einwilligung in das Leiden und den Tod ſeines Sohnes, um die Menſchen zu erlöſen, ſcheint durch keine andre Wohlthat Gottes im Reiche der Natur oder der Gnade den Menſchen gegeben zu werden, — und eine ſo ſichere Gewährleiſtung für die wieder erlangte göttliche Gnade, als die durch eben dieſen Tod der göttlichen Gerechtigkeit geleiſtete Genugthuung, liegt weder in den allgemeinen Verſicherungen, welche uns die Erfahrung und die Schrift von der göttlichen Güte geben, noch in der Zuverſicht, welche uns das Bewußtſeyn unſerer ſtets ſo unvollkommnen Tugend gibt.

Von der andern Seite glauben einige hitzige Beſtreiter der Verſöhnungslehre in ihr einen Grund zur Unſittlichkeit zu entdecken; und ſind geneigt, das Verderben der Religion und der Chriſten in den Zeiten des Papſtthums aus dieſer Quelle herzuleiten.

Ganz augenſcheinlich ſind die letztern gegen die alte Lehre ungerecht, und die erſtern im Irrthume in Abſicht der neuen.

An und für ſich kann es wahr ſcheinen, daß, wenn eine fremde Genugthuung uns rechtfertigen, die Tugend eines Andern uns in den Augen Gottes als tugendhaft darſtellen kann, die Bemühung um eigne Tugend, wenigſtens zur Erlangung der Gnade Gottes, überflüſſig ſey: und in der That hat ſich in der Römiſchen Kirche die Anzahl der Stellvertreter, welche die Sünden Andrer bey Gott durch ihre Frömmigkeit oder durch ihre Kaſteyungen abbüßten, dergeſtalt vermehrt, und die reichen Sünder, welche die Stellvertreter belohnen können, haben dadurch ſo große Vortheile gewonnen, daß dieſe Claſſe allerdings wegen ihrer Ausſchweifungen unbeſorgter werden konnte. Aber die proteſtantiſche und die wahre Chriſtliche Dogmatik erklärt die Beſſerung des Lebens und die unabläſſige Bemühung, ſeine Pflichten zu beobachten, für das einzige ſichere Zeichen des Glaubens, welcher ſich die Genugthuung Chriſti zueignen darf, und für die einzige Bedingung, unter welcher ſie dem Sünder zu Gute kommt.

kommt. Die redlichen Enthuſiaſten, wie z. B. die der Brüdergemeine, welche die ganze Religion in die Verſöhnungslehre concentrirt haben, ſind immer die ſtrengſten Moraliſten geweſen und haben ſich ſelbſt durch einen untadelhaften Wandel ausgezeichnet.

Aber dafür verſchwindet auch die höhere Beruhigung, welche der orthodoxe Chriſt in der Verſöhnungslehre finden will, und welche in der Lehre von der unendlichen Güte Gottes nicht vorhanden ſeyn ſoll, für den denkenden Mann, wenn er überlegt, daß Gott, welcher die Anſtalten zu ſeiner Verſöhnung mit dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt macht, ſchon in dieſem Augenblicke mit ihm ausgeſöhnt ſeyn muß; und daß ſich überhaupt ein Feind oder ein erzürnter Oberherr, der ſeine Gegner oder ſeinen Unterthan ſo ſehr liebt, daß er ſelbſt ſeinen Sohn aufzuopfern bereit iſt, um die Vereinigung mit ihm wieder herzuſtellen, und doch ſich außer Stande befindet, die Vergebung, die ganz von ihm abhängt, auch ohne dieſe Aufopferung zu ertheilen, durchaus nicht denken läßt. Wenigſtens iſt es immer die weſentliche und allgemeine Güte Gottes, welche uns von der Wahrheit dieſer veranſtalteten Genugthuung verſichert, die dann uns wieder von der Gnade Gottes verſichern ſoll.

Alſo unſtreitig iſt es, daß die neuern Aufklärungen unſrer Theologen, welche die Anhänger an der Orthodoxie voriger Zeiten als ſchreckliche Verfälſchungen des Chriſtenthums anſehen, dem guten Menſchen keinen Bewegungsgrund zur Tugend, dem für ſein künftiges Schickſal bekümmerten Menſchen keine Quelle des Troſtes entzogen, — daß ſie aber dem denkenden Manne mehr Liebe zur Religion, mehr Anhänglichkeit an die Sätze, welche aus derſelben, als durch das Feuer einer neuen Prüfung geläutert und bewährt, übrig geblieben ſind, eingeflößt, — und in ſein ganzes Gedankenſyſtem mehr Harmonie und Verſtändlichkeit gebracht haben.

Wir haben alſo, ſo dünkt es mir wenigſtens, durch die Neuerungen gewonnen. Aber deßwegen können die Hitze, mit welcher man ſie verficht, die Uibertreibungen, zu welchen man ſich durch ſie hinreißen läßt, die Art und Weiſe, mit welcher man dem Widerſtande der alten Partey begegnet, noch ſehr unrecht und ſehr ſchädlich ſeyn. Es iſt daher noch ein Theil meiner Unterſuchung übrig: Was kann man, zu unſrer Zeit, von den redlichen Orthodoxen, was von den ächten Aufklärern unter den Theologen billiger Weiſe erwarten und fordern?

Ich geſtehe es, daß die Rolle der letztern, beſonders, wenn ſie in öffentlichen Aemtern ſtehn, bey weitem die ſchwerere ſey; und daß ich mich ſelbſt nicht, auf eine mich befriedigende Art, aus den Schwierigkeiten herauszuwickeln wüßte, die der Widerſpruch zwiſchen der Amtspflicht eines Geiſtlichen, den Forderungen ſeiner Gemeinde, den Bekenntnißſchriften ſeiner Kirche, und zwiſchen ſeinen innigſten Uiberzeugungen in unzähligen Fällen verurſacht.

Einer Gemeinde, welcher ich verſprochen habe, den Lutherſchen Lehrbegriff vorzutragen, unvermerkt an deſſen Stelle eine bloß philoſophiſche Religion in meinen Predigten unterzuſchieben, ſcheint unredlich zu ſeyn. Und doch iſt es auch wieder Unredlichkeit, und noch dazu eine Verrätherey an der Wahrheit, wenn ich mit dem Schein eigner Uiberzeugung und unter dem Nahmen von Gott geoffenbarter Lehren vortrage, was ich ſelbſt nicht mehr glaube; und wenn ich überdieß diejenigen Irrthümer bey meiner Gemeinde noch immer fortpflanze, die ich ſchon längſt abgelegt habe, — und diejenigen Wahrheiten ihr vorenthalte, auf deren Erkenntniß ich ſelbſt ſtolz bin.

Wie ſind in dem hier angeführten Falle zwey ſo unverträgliche Pflichten zu vereinigen?

In den Predigten, der an das ganze Volk gerichtet ſind, iſt dieſes ſchon ſchwer, aber doch nicht unmöglich. Ich kann es nicht anders als für erlaubt halten, daß ein von dem neuen theologiſchen Syſtem überzeugter Religionslehrer, in ſeinen öffentlichen Vorträgen, bey denjenigen Wahrheiten, welche er mit den Orthodoxen gemeinſchaftlich anerkennt, am längſten verweilt, ſie am öfteſten wiederhohlt, und am ausführlichſten entwickelt; — und doch dabey ſich der Ausdrücke und Formen des alten Syſtems bedient, wo dieſelben einen wahren und einen guten Sinn zulaſſen.

Das erſte muß ihm erlaubt ſeyn: einmahl, weil darüber alle Parteyen übereinkommen und die Schrift es ausdrücklich ſagt, daß unſre Religionserkenntniſſe nur in dem Grade wichtig ſind, als ihr Einfluß auf die ſittliche Beſſerung der Menſchen ſichtbar iſt: zweytens, weil jene geheimnißvollen Lehren, z. B. von der Dreyeinigkeit und der Genugthuung, nur einen einzigen unabänderlichen Begriff darbiethen, der nur immer wiederhohlt, nie erweitert werden kann; die Sittenlehre hingegen, gegründet auf die Kenntniß der menſchlichen Natur, unzählige Seiten hat, und eines unaufhörlichen Fortgangs der Einſichten fähig iſt.

Das andere muß ihm erlaubt ſeyn: einmahl, weil kein vernünftiger Theologe von ſeiner neuen Weisheit ſchon ſo eingenommen ſeyn kann, daß er ſeyn Syſtem für apodictiſch gewiß, und die Uiberzeugung, welche andre von dem alten haben, für durchaus ungereimt halten ſollte. Wer ſagt ihm, daß in dieſen dunkeln und geheimnißvollen Gefilden des Unſichtbaren und des Zukünftigen ihm nicht Dinge verborgen bleiben, die ihn auf einmahl über Wahrheit und Irrthum ganz anders, als er jetzt thut, würden urtheilen laſſen? — Zweytens, weil die Verehrung, welche die Chriſten ſo vieler Jahrhunderte für jenes orthodoxe Syſtem gehabt haben und die, welche ein achtungswürdiger Theil unſrer

Zeitgenoſſen für dasſelbe noch jetzt hat, es auch in den Augen eines jeden Menſchenfreundes, der für die religiöſen Gefühle ſeiner Mitbürger Achtung heget, zu einem Gegenſtande nicht nur der Schonung, ſondern auch der Aufmerkſamkeit und immer erneuerter Prüfungen machen muß; endlich weil durch jene Lehren ſo viele frommen Gemüther wirklich getröſtet und zum Guten erweckt worden ſind und noch getröſtet und erweckt werden.

Aber weit ſchwerer wird die oben angeführte Colliſion für den Prediger bey dem Unterrichte der Jugend. Hier darf, hier kann er nichts verſchweigen, was zum Lehrgebäude der Religion gehört. Welches ſoll er ihr nun vortragen, das ſeinige oder das alte? Das letztere fordern oft die Aeltern, die Vorgeſetzten, die Beſtallung zu ſeinem Amte: das erſte ſcheint ſein Gewiſſen zu fordern.

"Hier ſehe ich keinen andern Ausweg, als, welchen ſchon vor geraumer Zeit der beſcheidne und behutſame Hermes in Quedlinburg in ſeinem Handbuche vorſchlug; — das alte Syſtem mit ſeinen Beweiſen auf das treueſte und deutlichſte darzuſtellen, und ſelbſt dieſe Beweiſe ſo ſehr zu ſchärfen, als es nur die eigne Natur derſelben, oder der Scharfſinn des Predigers zuläßt; dann aber auch die Einwürfe, welche dagegen vorhanden ſind, und welche in den neuern Zeiten ſo viele redliche und aufgeklärte Menſchen von jenem Syſtem abgebracht haben, nicht zu verſchweigen, und endlich der Jugend die höhere Wichtigkeit derjenigen Lehren, welche unmittelbar auf ihr Verhalten Einfluß haben, und in welchen beyde Parteyen übereinkommen, begreiflich zu machen; wobey es zugleich der Geiſtliche ſeinen Lehrlingen zur Pflicht machen kann, die Prüfung beyder Syſteme bey reifern Jahren von neuem anzuſtellen, und dann ſich für diejenige Seite zu entſcheiden, wo ſie die meiſte Uiberzeugung und Beruhigung finden.

Dieß halte ich wenigſtens bey Kindern der Aufgeklärten und bey ſelbſt aufgeklärten jungen Leuten für eine mögliche und nützliche Methode ihres Religionsunterrichtes. Bey den Kindern der gemeinen Volksclaſſe hingegen muß man nothwendig dem Prediger ein wenig mehr Nachſicht zugeſtehen, entweder den tief eingewurzelten Vorurtheilen und Meinungen dieſer Claſſe mehr nachzugeben, oder freyer bloß ſeiner eignen Uiberzeugung zu folgen.

Was ich aber für die erſte Pflicht der Theologen, welche Anhänger des neuen Syſtems ſind, zu unſrer Zeit halte, iſt, derjenigen Art von Täuſchung, mit welcher ſich ihre erſten Vorgänger, — die auf einem noch nie betretnen Wege furchtſam einhergingen, — ſelbſt zu verblenden ſuchten, und mit welcher ihre Nachfolger jetzt nur noch andre blenden könnten, — der Täuſchung, nach welcher ſie das ganze neue Syſtem geradezu im neuen Teſtamente finden wollen, und allen Stellen, welche für das alte Syſtem zu zeigen ſcheinen, einen mit dem ihren übereinſtimmenden Sinn geben, — gänzlich zu entſagen. Der redliche Theologe, wenn er auch keine Wunder glaubt, kann nichts anders als anerkennen, daß in der Bibel Erzählungen von wirklichen Wundern vorkommen; daß dieſe darin nicht als bloß außerordentliche Naturbegebenheiten, ſondern als von Gott unmittelbar bewirkte Störungen des Laufes der Natur vorgeſtellt werden. Er muß, wenn er auch keine vertretende Genugthuung, im ſtrengen Sinne des Wortes, mit den Eigenſchaften Gottes und der Natur des ſündigen Menſchen verträglich findet, doch zugeſtehen, daß die Lehre von den Opfern, die er auf allen Blättern der Bibel antrifft, und die im neuen Teſtamente ganz deutlich auf Chriſtum angewandt wird, geradezu auf eine ſolche Genugthuung hinweiſet. Wenigſtens muß er dieſes Geſtändniß in Schriften, die nicht für das Volk *), ſondern ſelbſt für die Religionslehrer beſtimmt ſind, zu thun ſich nicht

---

*) Ein lehrreiches Muſter der Vorſichtigkeit, in einer für das Volk beſtimmten Schrift nicht anſtößig zu werden, ohne gleichwohl der Wahrheit, oder ſeiner Uiberzeugung das geringſte zu vergeben, iſt der Verfaſſer ſelbſt in dieſem theologiſchen Theile ſeiner Fragmente. Er ließ ihn zuerſt in dem November-Stücke der Schleſiſchen Provinzial-Blätter drucken: und hierzu arbeitete er diejenigen Theile deſſelben, in welchen er ohne Zurückhaltung ſein Glaubensbekenntniß ablegt, beſonders aus, ſo daß ſie in der angeführten Zeitſchrift

weigern. Wenn er und ſeine Leſer ſich einmahl von der Vorausſetzung einer unmittelbaren Eingebung der bibliſchen Bücher frey gemacht haben: ſo kann die Hochachtung beyder für dieſe Bücher ſehr wohl mit der Meinung beſtehen, daß nicht alles durchaus, was in denſelben ſtehet, Wahrheit ſey. Die Vorſehung hat ſich mehrerer Schriften des Alterthums, die voll von Irrthümern, aber dabey reich an nützlichen Wahrheiten ſind, bedient, um das Menſchengeſchlecht zu erleuchten und zu beſſern; wozu unſtreitig die Schriften der Griechiſchen und Römiſchen Philoſophen gehören. Aber unter allen dieſen Schriften iſt keine, welche an ſich von irrigen Zeit- und Orts-Begriffen ſo rein, und ſo reich an, für alle Zeiten und alle Claſſen der Menſchen, verſtändlichen und nützlichen Wahrheiten iſt, keine dabey, welche in einem ſo weiten Kreiſe und in einer ſo langen Dauer gewirkt, und ſo viel Gutes im menſchlichen Geſchlechte hervorgebracht hat, als die Schriften der Bibel. Dieß reicht zu, auch ohne die unbeweisbare Eingebung derſelben, ihnen die Hochachtung aller Freunde der Wahrheit und der Tugend zu ſichern.

Dieß ſind alſo die Pflichten der Neuerer; welches ſind nun die Pflichten der Anhänger des alten Syſtems?

---

mehr eine Vorbereitung ſeiner Leſer auf Erklärungen und Bekenntniſſe dieſer Art, als dieſe Erklärungen und Urtheile ſelbſt, enthalten.

Ohne Zweifel vor allen Dingen Duldſamkeit gegen die, welche ſie als ihre Gegner anſehen. Je zahlreicher die Partey derſelben von Tage zu Tage wird; eine je größere Zahl vortrefflicher Männer ſie in ſich einſchließt; deſto weniger iſt es erlaubt, ſie in ihren Meinungen, durch Leichtſinn, oder gar durch Sittenloſigkeit regiert zu glauben. Welchem Menſchen, dem nicht eine blinde Ergebenheit an das, was er ſelbſt glaubt und thut, alles Gefühl des Rechts und ſelbſt des Anſtandes und der Schicklichkeit raubt, kann es einkommen, eine ſo große Anzahl der einſichtsvolleſten, und in ihrer ſittlichen Aufführung untadelhafteſten Männer, unter welchen auch die Spaldinge und Zollikofer ſind, ſtrafbarer Leidenſchaften oder unlauterer Abſichten zu beſchuldigen?

Wenn aber auch ſolche Zeloten ſich durchaus nicht überzeugen können, daß man ehrlicher Weiſe, und bloß durch Gründe und Vernunftſchlüſſe beſtimmt, von einem Syſtem abweichen könne, welches ſie zu dem ihrigen gewählt haben: ſo ſollten ſie wenigſtens aus Klugheit die Gegenparten ſchonen und glimpflich behandeln: da ſie viel zu mächtig iſt, als daß ſie ſelbige durch Gewalt und Heftigkeit überwinden könnten, und viel zu geachtet, als daß ihre harten Beſchuldigungen gegen ſie dieſelbe um ihr Anſehn bringen könnten. Die alte Methode, den Neuerungen in der Religion durch Ungeſtüm, Drohungen und wirkliche Verfolgung Einhalt zu thun, iſt heute zu Tage durchaus unmöglich, da die von mir entwickelnden Neuerungen in ſo vielen von einander unabhängigen Ländern ausgebreitet ſind, und gewiß durch eben ſo viel Macht und Anſehn durch ganz Europa unterſtützt als bekämpft werden.

Aber deßwegen fordre ich, zweytens, von den Orthodoxen nicht, daß ſie die Vertheidigung ihrer Uiberzeugungen unterlaſſen ſollen. In der Religion, der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen, iſt es Pflicht eines jeden, das, was er für Wahrheit erkannt hat, ſo treu zu bewahren, ſo ſtandhaft zu behaupten, ſo muthig gegen Angriffe zu vertheidigen, als er kann. Sie ſollen alſo, — wir wünſchen es von ihnen und werden ihnen ein Verdienſt daraus machen, — dieſe altgläubigen Lehren mit der möglich größten Deutlichkeit und Präciſſion vortragen, ſie von allen den menſchlichen Zuſätzen, mit welchen ſie vielleicht verunſtaltet, und wodurch ſie verdächtig gemacht worden ſind, reinigen, und ſie mit den ſtärkſten Beweiſen verſehen, welche ſie für ſie aufbiethen können. Alle Schwächen ihrer Gegner, alle Inconſequenzen in deren Syſtem, alle ſittlich ſchlimmen Folgen der Neuerungen ſollen ſie aufdecken. Aber hier muß auch ihr Eifer ſtehen bleiben. Wenn ſie ſich bis zum Schimpfen und Poltern herablaſſen: ſo ſind ſie nur unartige Thoren, welche andere beleidigen, indem ſie ſich ſelbſt lächerlich machen. Wenn ſie die obrigkeitliche Autorität zu Hülfe nehmen: ſo ſind ſie Verfolger, und ſchaden durch den Zwang, den ſie dem Gewiſſen anthun, der Religion mehr, als ſie ihr durch die gewaltſamen Anſtalten, die vermeinten Wahrheiten derſelben aufrecht zu erhalten, nutzen. Wenn ſie endlich die Gegenparten der Unſittlichkeit, bloß ehrgeiziger Abſichten, oder eines Haſſes gegen die Religion überhaupt beſchuldigen, ſo ſind ſie Verleumder, die ſchon durch ihr eignes pflichtwidriges Verfahren ihre Grundſätze verdächtig machen.

III.

Ich komme auf den dritten Gegenſtand, bey welchem leidenſchaftliche Anhänglichkeit an das Alte, und heftige Begierde nach Neuerungen die Menſchen zu gewiſſen Zeiten, und auch zu der unſrigen in Parteyen theilt, die ſehr gegen einander erbittert ſind. Das iſt die Verfaſſung der Staaten, und was am meiſten mit derſelben zuſammen hängt, die Unterordnung der verſchiedenen Stände, und die Vorrechte des einen vor dem andern.

Dieſer Zwiſt ſpinnt ſich vornehmlich zwiſchen denjenigen an, die ſich in der gegenwärtigen Verfaſſung vorgezogen, und in einem höhern Glücksſtande als andere finden, und zwiſchen denen, welche ſich zurückgeſetzt, und in einer neuen Ordnung glücklicher zu werden glauben. Wenigſtens wird ein großer Theil von denen, die in den Staaten über Beybehaltung der alten Verfaſſung, und Einführung neuer Verbeſſerungen ſtreiten, durch dieſen eigennützigen Bewegungsgrund regiert. Ein weit kleinerer Theil ſtreitet dabey über Prinzipien, ſieht wirklich auf das Wohl des Menſchengeſchlechts, vertheidigt das Alte, oder iſt dem Neuen ergeben, weil er das Eine oder das Andere für das Vollkommnere hält. Eine noch geringere Anzahl vielleicht vertheidiget das Alte bloß, weil ſie in demſelben Ordnung und Ruhe, und alſo die Befeſtigung der allgemeinen Sittlichkeit findet, oder ſucht das Neue, weil dieſes, mit Unordnung und Anarchie verbunden, allen Lüſten und Leidenſchaften einen freyen Spielraum gibt.

Man ſieht leicht, wie heftig dieſer Streit, wenn er lange dauert, werden muß, da jede der drey Unterabtheilungen, aus welchen jene beyden großen Parteyen beſtehn, ſo verſchieden auch ihre Endzwecke und Triebfedern ſind, doch alle ſehr wichtige Gegenſtände vor Augen haben, — wichtige an ſich oder in Abſicht auf ſie. Was liegt dem Menſchen mehr am Herzen, als ſeine Vorrechte vor Andern? Was iſt in den Augen des Weiſen ſelbſt von höherem Intereſſe, als die Vollkommenheit der bürgerlichen Geſellſchaft und der Geſetze, wodurch dieſelbe regiert wird? Was bringt endlich die Guten mehr auf, als eine befürchtete Störung der öffentlichen Ordnung, oder reizt die Böſen mehr, als was der Unſittlichkeit Vorſchub gibt? Wenn man die Sache im Allgemeinen betrachtet, ſo hat bey keiner der von mir in dieſen Blättern betrachteten Arten des Streites, welche über das Anſehn des Alten, und die Vorzüge der neueren Verbeſſerungen geführt werden, der Anhänger des erſteren ſo viel Recht auf ſeiner Seite und der Liebhaber der letztern ſo viele Gründe gegen ſich, als in dem Streite über die Neuerungen in der Staatsverfaſſung.

In Abſicht des Erziehungsſyſtems hat das Alte gar keinen ſichtbaren Vorzug, als den, ſchon durch die Erfahrung und den Erfolg geprüft worden zu ſeyn. Vielmehr ſcheinet der immer währende Fortgang der Wiſſenſchaften auf neue Methoden in dem Vortrage derſelben führen, und dieſelben nothwendig machen zu müſſen.

In der Religion iſt das Anſehn des Alterthums ſchon viel bedeutender, nicht nur bey denen, welche überhaupt das Menſchengeſchlecht in den älteſten Zeiten für weiſer, und mit dem Unſichtbaren vertrauter, als das gegenwärtige, halten; ſondern bey allen denen, welche ihre Religion aus einer alten Offenbarung, und aus vorlängſt von Gott eingegebenen Schriften herleiten. Doch iſt auch bey der Religion nicht das Alterthum an ſich, ſondern die Wahrheit der Probierſtein ihrer Güte und ein Grund zu ihrer Annahme. Nur in ſo fern kann das alte Syſtem als das unveränderlich wahre erſcheinen, in ſo fern es unmittelbar von Gott kommt, und nur in ſo fern kann es die Vermuthung der Wahrheit für ſich haben, als es aus Zeiten herſtammt, wo Gott vertrauter, als jetzt, mit den Menſchen umging.

In Abſicht der Staatsverfaſſungen und der Regierung hingegen iſt das Alter ſelbſt ein Grund und ein weſentlicher Beſtandtheil der Vollkommenheit. Eine alte Verfaſſung, alte Geſetze, ſind eben deßwegen beſſer, als neue, weil ſie alt ſind: denn ſie werden als ſolche von dem großen Haufen tiefer verehrt, und gehorſamer befolgt. Das Volk vergißt es endlich, daß es auch ein Menſch, mit Schwächen und Fehlern, wie alle andern, war, welcher die Geſetze machte. Lykurg erſchien endlich in den Augen der Spartaner als ein Halbgott, und die ſpätern Juden glaubten viel feſter an die Prophetenwürde des Moſes und hielten ſeine Geſetze weit heiliger, als die Iſraeliten, ſeine Zeitgenoſſen. Dieſe Furcht vor den Geſetzen, — dieſe Gewohnheit, ſie als unumſchränkte Gebiether anzuſehen, welche Demaratus, bey dem Herodot, dem Xerxes als den größten Vorzug der Griechen und den Grund ihrer Tapferkeit im Kriege angibt, kann unmöglich bey Geſetzen Statt finden, welche man eben erſt aus dem Kopfe, oder vielleicht aus den Leidenſchaften eines Menſchen, aus dem Streite der Parteyen, oder aus den Inſinuationen von Günſtlingen eines Monarchen hat entſtehen ſehen, und bey denen ſelbſt ihr Urſprung ihre Güte verdächtig macht. Von alten Geſetzen wird aber nicht nur das Anſehn durch die Dunkelheit ihres Urſprungs erhöht, ſondern auch die Ausübung durch die Gewohnheit, ſie immer ausgeübt zu haben, erleichtert und befördert. Und ſo wie bey Staatsverfaſſungen und Geſetzen das Alte an ſich gewiſſe Vortheile mit ſich führt; ſo haben, bey eben denſelben, Neuerungen weſentliche Nachtheile, welche auch bey der weiſeſten Reform und dem glücklichſten Erfolge ſchwerlich vermieden werden können. Zuerſt erregen die politiſchen Gegenſtände, eben weil ſie ſo groß und wichtig ſind, die Leidenſchaften der Menſchen allzuſehr. Und wer kann für den Charakter der Menſchen ſtehen, ob er ſeine ihm bisher eigene Sittlichkeit behalten werde, wenn ſie von heftigen Leidenſchaften entflammt werden. Zweytens wird bey den verſtändigſten und redlichſten Reformatoren ihr Wahrheitsſinn durch die großen Verſuchungen in Gefahr geſetzt, welche ungewohntes Anſehn und oft ungewohnte Reichthümer dem Menſchen geben. Auch die Stifter der Religionen haben ſich nicht immer davor ſchützen können, und die Stifter politiſcher Revolutionen haben ihnen faſt immer untergelegen.

Endlich iſt die bloße Auflöſung der bisherigen Bande der Geſetze, das verminderte Anſehn der bisherigen Magiſtratsperſonen, die geſchwächte Unterordnung der Stände, welche von Staatsrevolutionen unzertrennlich iſt, in der oft langen Zwiſchenzeit, ehe die neuen Geſetze Anſehn erhalten, und die neu errichteten Obrigkeiten ſich Gewalt zu verſchaffen wiſſen, eine Urſache ſchrecklicher Verbrechen und ſchrecklicher Unglücksfälle, gibt den Böſen, welche zugleich Geiſtes- oder Körper-Kraft in ſich fühlen, eine Gewalt, welche ſie ſonſt nie hatten, und raubt den Guten, welche zugleich ſchwach ſind, ihre vornehmſte Stütze in dem Beyſtande der Richter und der Obrigkeit.

Ohne alſo auf die eigentliche Beſchaffenheit irgend einer großen Staatsreform zu ſehen, oder ehe wir von derſelben unterrichtet ſind, haben wir Urſache, auf die Seite derjenigen zu treten, welche ſich derſelben widerſetzen. Bey der alten Verfaſſung war wenigſtens für die Einwohner der jetzigen europäiſchen Staaten, Leben und Eigenthum, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen, ſicher. Ihr Wohlſtand wurde vielleicht durch unweiſe Geſetze geſchmälert, aber ihr Unglück wurde durch keines geradezu befördert. Die Regierungen und Obrigkeiten konnten vielleicht habſüchtig, gegen das Wohl der Bürger gleichgültig, und ihre Macht über ihre Rechte auszudehnen bemüht ſeyn. Aber ſie hatten keine Urſache, die Unterthanen — ihnen unbekannte Menſchen — unmittelbar zu haſſen und zu verfolgen. Während der Zeit bürgerlicher Unruhen hingegen, — und ſolche laſſen ſich bey dem Anfange großer Staatsreformen immer erwarten, — wird Leben und Eigenthum eines jeden Bürgers, der nicht ganz vor der Welt verborgen, und ganz um ie unbekümmert lebt, in Gefahr geſetzt. Die ſogleich ſich erhebenden und ſich bekämpfenden Parteyen haſſen und verfolgen einander, nicht bloß aus Ehrgeiz und Eigennutz, ſondern aus Rachſucht und mit Wuth.

Die Vertheidiger der alten Einrichtungen im Staate vertheidigen vielleicht, ihrer Abſicht nach, nur ihre Privilegien, von welchen einige vielleicht ungerecht, und für die übrigen Stände drückend ſeyn können; aber ſie vertheidigen doch zugleich, der Wirkung nach, die Ordnung, die Ruhe und den Grad von Sittlichkeit und Glückſeligkeit, welchen die Menſchen bisher im Staate erreicht haben.

Auch das kann für dieſe Partey ein günſtiges Vorurtheil werden, daß ſie größentheils aus dem älteren und erfahreneren Theile unſrer Mitbürger, aus denen, welche Anſehn und Eigenthum haben, beſteht, und daß die Revolutionsfreunde ſich vorzüglich unter der Jugend, unter den Hitzköpfen, und unter denen, welche nichts zu verlieren haben, finden.

Die Neuerer, wenn man von ihnen das günſtigſte Urtheil fällt, durch welche Charakterzüge findet man ſie ausgezeichnet?

Entweder ſind es Leute von Genie, lebhafte und erfinderiſche Köpfe, die ihre Speculation auf die Politik, das Staatsrecht, und beſonders auf die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand ihres Vaterlandes und deſſen Regierung gewandt haben, und nun durch ihr bloßes Nachdenken und durch Vernunftſchlüſſe eine beſſere Ordnung der Dinge aufſuchen und geſunden zu haben glauben. Zu dieſer Claſſe gehören die Mablys, die Rouſſeaus, die Lockes: und ich wäre geneigt, auch den Sieyes dazu zu rechnen, wenn nicht bey ihm ein feuriges, obgleich in ſtiller Tiefe brennendes Temperament mit einem ſehr metaphyſiſchen Kopfe ſich vereinigte. Oder es ſind feurige, empfindungsvolle Leute, die das ihnen, oder andern von Höhern widerfahrene Unrecht auf die Urſachen desſelben in der alten Verfaſſung aufmerkſam, und nach Veränderungen, wodurch es verhüthet werden kann, begierig macht; es ſind Leute von lebhafter Einbildungskraft, und zum Enthuſiasmus geneigt, die jedes ihnen vorſchwebende Ideal einer höhern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als die gegenwärtige des Menſchengeſchlechts, in Wirklichkeit ſetzen wollen.

Aber jene ſpeculativen Köpfe ſind gemeiniglich nie in öffentlichen Geſchäften gebraucht worden, und ermangeln des Beyſtandes der Erfahrung gänzlich. Beſonders fehlt es ihnen an Vorausſicht der Hinderniſſe, welche die Reformen vom einleuchtendſten Nutzen in einem alten und in einem volkreichen Staate finden.

Dieſe enthuſiaſtiſchen Menſchenfreunde, außerdem daß ſie nicht von perſönlichen Rückſichten frey ſind, übertreiben oft, wie Rouſſeau wirklich gethan hat, ihre Gemälde von den Ungerechtigkeiten und dem Drucke, welchen die Geringen leiden. Der Feuereifer, in welchen ſie dadurch ſich und andere verſetzen, ſchadet ihrer guten Sache, verfälſchet ihre richtigen Einſichten, und verunreiniget ihre wohlwollenden Abſichten.

Ich alſo, alt und krank wie ich bin, Freund der Ruhe vor allen andern Gütern der Erde, Feind des Streits und ſelbſt jedes großen Geräuſches, und vielleicht doch nicht ganz unerfahren in den Wegen der Welt, und von der Unrichtigkeit vieler Meinungen überzeugt, welche der Regierung die Unterthanen verdächtig, und dieſe gegen die Regierung unwillig machen, den Adel vom Bürgerſtande entfremden, und die Begierde nach Neuerungen erwecken: ich bekenne mich, in Abſicht der Staatskunſt und der Verfaſſung, zu der Partey der Altgläubigen. Ich finde die Einwohner der Europäiſchen Reiche ſo glücklich, und ſo ſittlich, als die Menſchen zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande geweſen ſind. Was ſollte mich alſo bewegen, große und totale Aenderungen zu wünſchen? Die ſo ſehr gerühmten Griechen und Römer blenden mich nicht mehr. Von allen übrigen Nationen wiſſen wir wenig, oder wir wiſſen das Schlimmſte. — Auch ich habe das Drückende von vielen Einrichtungen der jetzigen Staatenregierung und Ständeverfaſſung erfahren, und eine mir günſtigere Ordnung der Dinge gewünſcht. Aber von meinem erſten Unwillen abgekühlt, bin ich immer geneigter geblieben, ein altes Uibel, das ich kenne, zu ertragen, als im Beſtreben nach einer unſichern und entfernten Glückſeligkeit mich neuen und unbekannten Gefahren auszuſetzen.

Die Franzöſiſche Revolution, weit entfernt, die Neuerungsſucht bey mir anzufachen, hat vielmehr auch die Begierde nach nützlichen Reformen bey mir gemäßiget. Ich war anfangs, ich geſtehe es, leidenſchaftlich für den Erfolg jener Revolution eingenommen, ſo lange nur noch die ihr von ihren Stiftern zum Grunde gelegten Principien und Meinungen bekannt waren, und ich in denſelben das Werk der Philoſophie und des Patriotismus zu erkennen glaubte. Aber ſie ſelbſt hat in ihrem Fortgange mich über ihre weſentliche Beſchaffenheit und ihren Werth belehrt. Ich ſehe jetzt deutlich ein, daß da, wo eine große Menge von Menſchen mitwirken muß, nie auf die Wirkung ſicher gerechnet werden kann, und dieſe immer unvollkommner und ſchlechter ausfällt, als man ſich vorgeſtellt hatte. Ich ſehe ein, daß, wenn die Unterthanen gegen die Regierung Gewalt brauchen, zu allen Gewaltthätigkeiten der Bürger gegen einander das Thor geöffnet iſt.

Ich habe aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution gelernt, daß, ſobald die Reformatoren das Volk und die Waffen zur Hülfe nehmen müſſen, um ſich ſelbſt zu ſchützen, und ihre Entwürfe durchzuſetzen, ſie, bey den größten Talenten und ſelbſt dem glücklichſten Erfolge ihrer Unternehmung, doch eines fortdauernden Einfluſſes auf ihre Partey nicht ſicher ſind, vielmehr höchſt wahrſcheinlich von weit ſchlechtern und weit unfähigern Menſchen, die aber die Sprache des Volks beſſer verſtehn, und ſeine Vorurtheile und Leidenſchaften beſſer zu handhaben wiſſen, zuerſt überwältiget und verdrängt, zuletzt verfolgt und vernichtet werden. Wenn auch nicht bey allen Nationen unter ähnlichen Umſtänden die Succeſſion der ſich vertreibenden Parteyhäupter, ſo ſchnell, als in Frankreich, iſt; wenn auch nicht bey allen Revolutionen ſich, am Ende dieſer Reihe, aus den Hefen der Nation, ein Tyrann wie Robertspierre erhebt, welcher mit einer, in den Annalen der Welt unerhörten, Grauſamkeit beſchließt, was mit den Grundſätzen der erhabenſten Menſchenliebe angefangen hatte: ſo iſt doch bey jeder Staatsumwälzung das Glück der Nation ein Spiel des Zufalls und der Leidenſchaften; bey jeder ſind die mit einem offenbaren oder geheimen Bürgerkriege verbundenen Greuel und Unglücksfälle gewiß und nahe, und die von der neuen Verfaſſung zu erwartende Glückſeligkeit iſt ungewiß und entfernt. Wer mit ſo eingeſchränkten Einſichten, als die menſchlichen ſind, Unternehmungen dieſer Art anfängt, ſcheint mir ein Verbrecher, und wer ſie nach den Belehrungen, die wir darüber in unſern Tagen erhalten haben, noch mit eben der billigenden Theilnehmung anſieht, welche der Anfang der Franzöſiſchen Revolution bey ihm erregte, ſcheint mir ein Thor und des Nachdenkens unfähig zu ſeyn.

Ob ich aber gleich die Treue und Anhänglichkeit an diejenige Staatsverfaſſung, in welcher man gebohren und erzogen iſt, für die Pflicht eines jeden guten Bürgers halte; ob ich gleich jede gewaltſame Störung derſelben für ein Verbrechen, und jede ſchnelle und ins Große gehende Verbeſſerung derſelben für einen äußerſt gewagten Verſuch halte: ſo müßte ich doch meine Vernunft ſelbſt verleugnen, wenn ich nicht den neuern Politikern zugeſtehen wollte, daß es Mißbräuche in der Verwaltung der Staaten geben könne, welche unerträglich ſind, und durchaus geändert werden müſſen, daß mit der Zeit in einem Staate die Veränderungen in den Verhältniſſen der Dinge und Menſchen, gegen einander ſowohl als gegen Auswärtige, ſo groß ſeyn können, daß die alten Geſetze durchaus nicht auf ſie paſſen, und alſo zwecklos oder ſchädlich ſind; daß durch den unſtreitigen Fortgang, welchen die Menſchen in allen Zweigen der Kenntniſſe gemacht haben, auch die politiſchen Begriffe haben aufgeklärt, und eben deßwegen verändert werden müſſen; und daß endlich, ſo wie es in jedem Producte der Natur einen Zeitpunct der Reife und einen andern des Verfalls und des Untergangs gibt, welcher letztere, ſo wie z. B. der leibliche Tod nur in einer Umgeſtaltung, nicht in einer Vernichtung des untergehenden Dinges beſteht, — ſo auch die politiſchen Körper, oder die Staaten durch ähnliche Perioden hindurch gehen, und daß es zu gewiſſen Zeiten der Weisheit und der angeſtrengteſten Kraft der Menſchen unmöglich iſt, das Leben und die Fortdauer derſelben zu erhalten.

Es gibt unter den alten politiſchen Meinungen und Maximen ſo augenſcheinliche Irrthümer, daß es dem vernünftigen Manne heute zu Tage unmöglich iſt, jene noch beyzubehalten. Unter den verſchiedenen Ständen haben ſich durch die Veränderung der Menſchen, aus welchen jeder beſteht, auch die Verhältniſſe dergeſtalt verändert, daß dieſelbe Geſinnung, daſſelbe Betragen des einen Standes gegen den andern unmöglich jetzt ſchicklich ſeyn kann, welches vor mehrern hundert Jahren allgemein gebilliget, oder wenigſtens vollkommen ruhig geduldet wurde.

Sehr richtig unterſcheidet eines der aufgeklärteſten und beſcheidenſten Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung in Frankreich, Rabaud de St. Etienne, die Staatsrevolutionen in drey Claſſen; in ſolche, welche der Perſonen, in die, welche der Sachen, und in die, welche der Meinungen wegen geſchehn. Wenn ein verhaßter Regent oder eine verhaßte Dynaſtie vertrieben wird, um eine andere Perſon oder eine andere Familie auf den Thron zu ſetzen; wenn die Engländer Jacob den zweyten der Krone verluſtig erklären, und ſie ſeinem Tochtermanne, dem Prinzen von Oranien, außer der Ordnung zuwenden; ſo iſt dieſe Revolution mehr ein Wechſel in den Perſonen, welche den Staat regieren, als eine Veränderung der Verfaſſung, wonach er regiert wird, obgleich vielleicht das Volk und die Großen dieſe Gelegenheit ergreifen, ihre Rechte zu befeſtigen, oder vergeßne wieder hervorzurufen.

Die Völkerwanderungen waren die größten Beyſpiele von Revolutionen, die der *Sachen wegen* geſchahen. Ein Volk warf ſich auf das andere, zerſtörte deſſen Regierung, und führte ſeine eigene Verfaſſung ein, weil es, von Bedürfniſſen gedrängt, die Befriedigung derſelben ſuchte, und es brachte eine große Veränderung in den politiſchen Verhältniſſen der Menſchen hervor, weil es eine große Verbeſſerung in ſeiner phyſiſchen Exiſtenz ſuchte.

Dieſe beyden Arten von Revolutionen ſind *zufällig* und *vorübergehend*. Sie können auch ſehr zerſtörend ſeyn: abre ihr Erfolg iſt bald entſchieden; und eben dadurch wird die mit ihnen verbundene Unruhe und Gefahr vermindert.

Aber eine dritte Art von Revolutionen entſtehet aus den veränderten Meinungen und Begriffen, und dieſe ſind von der einen Seite unvermeidlich und unwiderſtehlich, von der andern die gefährlichſten und am längſten dauernden unter allen.

Es iſt nähmlich offenbar, daß jede Staatsverfaſſung und jedes Geſetz ihre letzte Stütze in der

Meinung der Majorität haben, daß man ſich ihnen unterwerfen müſſe. — Man irrt ſich, wenn man durch den Schein des ſichtbaren Einfluſſes, den ſtehende Heere auf die Sicherung des Gehorſams der Unterthanen haben, verblendet, glaubt, daß Gewalt und Armeen allein eine Staatsverfaſſung ſchützen können. — Wenigſtens muß alſo in der Armee noch die Gewohnheit, den Befehlshabern zu gehorchen, und die Meinung, daß man ihnen gehorchen müſſe, herrſchen. Man glaube nicht, daß eine Uniform, oder — welches ohne Zweifel mehr thut, die ſtrenge Kriegsdiſciplin, die alte Denkungsart unter dieſer Claſſe beſtändig erhalten, und die Einführung neuer Begriffe und Meinungen auf immer verhindern könne. Auch ſie ſind dem Einfluſſe der Zeit unterworfen, und ſchreiten, wiewohl langſamer, mit dem Menſchengeſchlechte von Einſicht, zu Einſicht, oder wenigſtens von Meinung zu Meinung fort.

Wenn nun von einem Syſteme der Sitten, der Religion, oder der Regierung dieſe erſte, in der Denkungsart der Menſchen liegende, Stütze völlig morſch geworden iſt; ſo fällt jenes Syſtem unausbleiblich. Zwar nicht ſogleich als die Meinungen ſich ändern, — weil anfangs dieß im Verborgenen geſchieht, und die Menſchen nicht ſogleich ihre neuen Uiberzeugungen einander mitzutheilen die Gelegenheit, oder das Herz haben. — Aber es geſchieht ſogleich, als ein dreiſterer Mann aufſtehet, der das laut zu ſagen wagt, was Tauſende vor ihm gedacht haben; oder ſobald ſich zu den Meinungen noch eine gemeinſchaftliche Leidenſchaft geſellt, welche die Menſchen noch ſtärker, als jene, mit einander vereiniget.

So iſt die Reformation Luthers entſtanden. Er würde nicht ſo viel ausgerichtet haben, wenn nicht in ganz Europa der Zunder ſchon bereit gelegen hätte, in welchen er nur den Funken durfte fallen laſſen. Und ſo, behauptet Rabaud, ſey die jetzige Revolution in Frankreich entſtanden, weil der größere Theil der Franzoſen über Monarchie und Königswürde, über den Unterſchied der Stände, über Juſtiz- und Finanz-Verwaltung, über Religion und Prieſterſchaft, anders habe denken lernen, als ihre Vorfahren gedacht haben.

Dieſe Revolutionen, ſagt jener Autor ferner, ſind unaufhaltſam. In der That findet man, wenn man die Geſchichte der Religionen, der Philoſophie, oder auch nur der Volksmeinungen im menſchlichen Geſchlechte ſtudieret, daß die Begriffe desſelben gleichſam in einer geraden Linie immer vorwärts gehen, daß ſie wenigſtens, wenn ſie auch Krümmungen machen und von ihrer Richtung abweichen, doch nie auf den alten Punct, von welchem ſie ausgegangen ſind, zurückkehren. Es iſt eine aus Gründen nicht ganz zu erklärende, aber wahre Thatſache, daß nie ein Syſtem von Meinungen, das einſt im menſchlichen Geſchlechte, oder unter den civiliſirten Völkern deſſelben, — welche allein feſtſtehende Meinungen und ein Syſtem derſelben haben, — allgemein herrſchend geweſen iſt, in der Folge aber nach und nach bezweifelt, und endlich allgemein verworfen worden iſt, ſey wieder angenommen und von neuem herrſchend geworden. Als die alte Religion der Griechen und Römer, welche Jahrhundert hindurch die Verehrung dieſer beyden aufgeklärteſten Nationen des Alterthums beſeſſen hatte, einmahl ihre Gewißheit und ihre Achtung in den Gemüthern der Menſchen verloren hatte, ſo war alle Macht und alle Kunſt Julians, ſelbſt verbunden mit ſeinen großen Regententugenden, und mit den Bemühungen einiger ſehr ſcharfſinnigen Männer, ſeiner Lehrer und Freunde, die Ungereimtheiten der Mythologie und des heidniſchen Gottesdienſtes vernünftig zu erklären, nicht im Stande, das ſinkende Gebäude wieder aufzurichten, oder die Einführung des Chriſtenthums, welches zu dem Geiſte der Zeit, und dem Zuſtande der menſchlichen Kenntniſſe beſſer paßte, zu verhindern. So hat Muhameds Religion über den alten Sabäismus der Orientaler nicht nur den Sieg erfochten, ſondern auch die Herrſchaft bis heute behauptet. Die Macht des Papſtes und der Geiſtlichkeit, ehedem ſo ausgebreitet und ſo kräftig unterſtützt, iſt geſunken, um, wie es ſcheint, nie wieder aufzuſtehn. Und durch welche Schreckensbilder man auch vor einiger Zeit die Proteſtanten in Furcht geſetzt hat, als wenn die allgemeine Herrſchaft des Papſtes ſich wieder näherte: ſo hat doch nicht nur der Erfolg dieſe Vorausſetzungen nicht wahr gemacht, ſondern der Catholicismus ſcheint ſeit der Zeit noch weit mehr an Anſehn und Einfluß, ſelbſt in den Ländern, wo er vor kurzem noch unbeſchränkt herrſchte, abgenommen zu haben. Descartes Wirbel werden vor Newtons Attraction und Ariſtoteles Categorien vor den Kantiſchen nie wieder aufkommen. Kurz alles beweiſt, daß Uiberzeugung oder Glaube der Menſchen ſich durchaus durch Gewalt nicht beſtimmen laſſe, und unter dem größten Widerſtande doch immer dahin fortſchreite, wohin ſie eben jetzt durch die einleuchtendſten Gründe oder durch das ſcheinbarſte Blendwerk gezogen werden. Und wäre dieſe Erfahrung allgemein richtig, ſo würde allerdings auch in Geſetzen und Verfaſſungen eine Revolution, trotz allem Widerſtande der Klugheit und der Macht, zu Stande kommen, wenn dieſe Revolutionen wirklich in neuerworbenen Kenntniſſen und Uiberzeugungen der Völker ihren Grund hätten.

Doch wenn auch hierüber geſtritten werden könnte, ſo hat doch Rabaud ſicher in dem folgenden Puncte recht, daß die Revolutionen dieſer Art die langwierigſten und die unruhvollſten ſind. Die Urſache iſt, weil die Meinungen der Menſchen ſich nicht *zu gleicher Zeit, und auf einmahl in gleichem Grade* ändern. Einige bleiben noch lange dem alten Syſteme anhänglich, indem andre in den Neuerungen ſchon zu den Extremen fortgeſchritten ſind; viele bleiben auf mittlerem Wege ſtehn, und wollen das alte Syſtem mit dem neuen, ſo gut ſie können, vereinigen. Daraus entſtehet eine große Mannigfaltigkeit von Parteyen, die alle, von der Wahrheit und Güte ihres Syſtems überzeugt, hartnäckig in Vertheidigung desſelben und gegen jede andere Partey, als gegen Feinde der guten Sache, erbittert ſind. Die Urſache des Krieges unter Feinden, welche um eines gewiſſen Intereſſes willen mit einander ſtreiten, kann dann auf einmahl gehoben werden, wenn eine Partey der andern nachgibt, oder die Vortheile auf beyden Seiten ausgeglichen werden: aber eine Feindſchaft, die auf der Verſchiedenheit der Uiberzeugungen beruhet, kann durchaus nicht auf einmahl gehoben werden, weil die Uiberzeugungen der Menſchen ſich erſt mit der Zeit, nach und nach und langſam ändern, ſo wie ſie neue Einſichten und neue Begriffe bekommen.

So erregte die Reformation noch hundert Jahre, nachdem ſie ziemlich ruhig in ihrem Hauptumriſſe vollendet worden war, den blutigen dreyßigjährigen Krieg: und ſelbſt der weſtphäliſche Friede würde wenig zur Beruhigung von Teutſchland und Europa genutzt haben, wenn nicht ſeit der Zeit die Meinungen der Proteſtanten und Catholiken ſich dem Syſteme der allgemeinen Duldung mehr genähert hätten.

Welches nun die Aenderungen ſind, die in den Meinungen der Menſchen, in Abſicht der Regierung, Politik und Staatsverfaſſung, vorgegangen ſind, und Aenderungen in dieſem Syſtem in einigen Ländern ſchon hervorgebracht haben, in andern vorzubereiten ſcheinen: dieß auseinander zu ſetzen, würde mich auch hier theils zu weit führen, theils zu einer Zeit, wo der Streit zwiſchen den alten und neuen Meinungen noch ſo heftig fortdauert, gewagt und vielleicht ſchädlich ſeyn. Aber als Beyſpiel und zur Erläuterung der bisherigen Theorie, werde ich einige ſolcher Neuerungen in den Begriffen anführen, die in den Gemüthern faſt aller vernünftigen und gemäßigten Perſonen aus allen Parteyen Platz genommen haben. Ich werde um deſto eher im Stande ſeyn, ſie von einigen andern neuen Meinungen, die ebenfalls ſehr ſcheinbar ſind, und ebenfalls bey ſehr vielen guten Köpfen und guten Bürgern Beyfall gewonnen haben, deren Wahrheit aber noch weit weniger entſchieden iſt, und deren Einfluß auf manche Gemüther ſchädlich werden kann, zu unterſcheiden.

Ich rechne zu der erſten Claſſe folgende:

1) Die unmittelbar göttliche Autorität entweder der Fürſten überhaupt, oder gewiſſer Regentenfamilien und Dynaſtien insbeſondere, war vor Alters allgemein herrſchende Meinung der Völker, und kam von da auch in die Lehrgebäude der Philoſophen. Mit ihr hing die Lehre von der Unrecht-

mäßigkeit jeder Einſchränkung dieſer von Gott ſelbſt eingeſetzten Macht zuſammen. So verehrt der rechtgläubige Türke noch heute den Sultan als Nachfolger der Kaliſen, und nie iſt es dieſem Volke eingekommen, ſeinem Regenten, der zugleich halber Prophet iſt, das Recht ſtreitig zu machen, daß er ohne Richter und Recht jedem Unterthan auf der Stelle das Leben nehmen könne. An die Stelle dieſer Meinung iſt unter den civiliſirten Völkern Europens folgende getreten: daß zwar die Macht der Fürſten, ſo wie alle bürgerliche Ordnung, inſofern von Gott herkomme, als Gott dieſe zur Sittlichkeit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts unentbehrliche Einrichtung, da ſie dem zufolge Mittel zu dem Zwecke ſeiner Schöpfung iſt, nothwendig billigt und durch ſeinen Willen beſtätigt, und in ſofern er ſelbſt durch ſeine Vorſehung diejenigen Umſtände veranlaßt hat, durch welche die Menſchen bewogen worden ſind, in die bürgerliche Geſellſchaft zu treten, und ſich der Regierung eines Oberhaupts zu unterwerfen: daß aber an und für ſich, und unmittelbar, der Staat, die Verfaſſung desſelben und die Regierungsrechte ſeiner Oberhäupter Werke der Menſchen ſind, und von ihrer gemeinſchaftlichen Uiberzeugung, daß ſie in dieſen Einrichtungen ihre Glückſeligkeit finden, herkommen. Eine unmittelbare Folge hiervon iſt, daß, ſo wie die Völker ſich den Fürſten ſelbſt unterworfen haben, ſie auch nach der Abſicht, in welcher ſie es thaten, die Form und die Schranken der Regierung beſtimmen durften. Auf dieſer Baſis ruht nun gewiß das Anſehn der Monarchen in den Gemüthern denkender und friedliebender Bürger eben ſo ſicher, als auf jenem geheimnißvollen und unerweislichen göttlichen Urſprunge der Fürſten: aber der Gehorſam dieſer Bürger iſt nunmehr weniger blind, vielleicht aber auch weniger unumſchränkt, und vielleicht, wenn Umſtände der Zeit Unzufriedenheit in ihren Gemüthern erregen, leichter, als ehedem, wankend zu machen.

2) Vor Zeiten unterſchieden die verſchiedenen Caſten, Stämme und Geſchlechter der Menſchen ſich ſo ſchneidend und ſo abſolut, daß die Mitglieder derſelben ſich kaum für Geſchöpfe einerley Art hielten, und daß der Niedrige ſeinen angebohrnen Unadel und ſeine Verachtungswürdigkeit eben ſo ruhig erkannte, als der Höhere von ſeiner hervorragenden Würde und von ſeinen Vorrechten überzeugt war. Jch will nicht von den Aegyptern und Hindoſtanern ſprechen, unter welchen dieſe Abſonderungen am weiteſten getrieben wurden, welche aber doch als Beyſpiele dienen können, in welchem Grade ſolche Meinungen bey ganzen nicht unaufgeklärten Nationen herrſchen, und wie lange ſie ſich bey allem Empörenden, was ſie für den denkenden Mann oder für den Menſchenfreund haben, unangefochten erhalten können.

Ich will bloß bey dem Unterſchiede der adlichen und unadlichen Geburt ſtehn bleiben, ſo wie er unter Europens civiliſirten Völkern, von den älteſten Zeiten der Griechiſchen Geſchichte an, bis auf die unſrigen, geherrſcht hat.

Man laſſe ſich durch den Nahmen von Freyheit und Republik, welcher den Griechen und Römern gleichſam als ihr Eigenthum zuzugehören ſcheint, nicht irre machen. Ihre Freyheit und ihr Republicanismus waren mit keiner Gleichheit verbunden. Nicht nur ſahen ſie den Unterſchied zwiſchen Sclaven und freyen Leuten als ganz nothwendig und in der Natur gegründet an, und bauten ſelbſt die Würde ihrer Bürger auf die Herabwürdigung dieſer von allen bürgerlichen Rechten entblößten Miteinwohner ihrer Staaten: ſondern ſelbſt unter ihren Freyen machten ſie einen ſehr großen Unterſchied, zwiſchen den edlen und unedlen Geſchlechtern, und leiteten dieſen Unterſchied nicht von Conventionen, ſondern von der göttlichen Herkunft ihrer Edlen, oder von den ihnen angebohrnen Vorzügen her. Bey dem Homer und den drey griechiſchen Tragikern, wovon die letztern in der blühendſten Zeit des Athenienſiſchen Freyſtaats lebten, aber den Inhalt ihrer Gedichte aus einem ältern Zeitraume hernahmen, erkennen die Helden und Söhne der Helden, das heißt im Grunde, die von edlen Geſchlechtern Abſtammenden, einander, bey der erſten Zuſammenkunft ſogleich an der Geſtalt, dem Gange und dem ganzen Betragen. Und ſo ſehr oft wird die Sentenz wiederhohlt, daß Tapferkeit, Schönheit und Verſtand der Antheil einer vornehmen Geburt ſey. Wie weitläufig und genau iſt Pindar, bey dem Lobe ſeiner Helden in der Herzählung ihrer Geſchlechtsregiſter, — ein Beweis, welche hohe Meinungen die Griechen von dem Werthe eines alten und vornehmen Herkommens hatten. Selbſt unter der Demokratie, welche den alten fürſtlichen und adligen Geſchlechtern ihre politiſchen Vorrechte raubte, dauerten doch die Begriffe von der Würde des Adels fort: wie man aus der Sorgfalt der Geſchichtſchreiber ſchließen kann, mit welcher ſie bey Staatsmännern und Philoſophen des Geſchlechts, woraus ſolche herſtammen, erwähnen, wenn ſich dasſelbe durch ſein Alterthum, oder ſeine ehemahlige Größe unterſcheidet. Bey den Römern wiſſen wir, wie ungeheuer die Vorrechte der Patrizier vor den Plebejern waren. Und obgleich die politiſchen Vorrechte nach und nach den erſtern entzogen wurden; ſo blieben ihnen doch die, welche ſich auf die Religion und auf die geiſtlichen Aemter bezogen, — ein Beweis, daß man doch noch in dieſer alten Abſtammung ſogar eine gewiſſe Heiligkeit ſuchte.

Doch nirgends iſt dieſes Adels-Syſtem ſo vollſtändig ausgearbeitet, ſo ſehr durch Geſetze befeſtiget, und für ſo unwiderſprechlich, ſelbſt von denen, welchen es läſtig war, angenommen worden, als in den Europäiſchen Monarchien, und in dem ſogenannten Mittelalter. Der Bauer und der Bürger waren eben ſo feſt überzeugt, daß der Adlige nicht zu ihres Gleichen gehöre, als dieſer immerhin von ſeiner Erhabenheit über jene ſeyn mochte. Die Herrſchaft und ſelbſt der Stolz des letztern ſchien den erſtern ſowohl gegründet und ſo natürlich, daß ſie eben deßwegen beydes ohne Murren und Unzufriedenheit ertrugen.

Dieß alles hat ſich nun allerdings zu unſrer Zeit geändert. Man erkennet dieſe natürliche Ungleichheit unter den Menſchen, welche bloß von der Geburt und der Abſtammung herrühren ſoll, nicht mehr an. Man glaubt, daß der Unterſchied, der ſich zwiſchen den höhern und niedern Ständen in Abſicht der Sitten, der Einſichten oder irgend einer andern Vollkommenheit, findet, nur eine Folge der verſchiedenen Erziehung und Beſchäftigung, und des langen auf die Niedrigen verübten Druckes, nicht der Natur und Geburt ſey. Dieſer Unterſchied hat ſich zwiſchen dem bürgerlichen Mittelſtande und dem Adel, durch den gewachſenen Reichthum und die verbeſſerte Erziehung des erſtern, an vielen Orten ſehr vermindert: und eben an dieſen Orten iſt es, wo die alte Meinung von der natürlichen Erhabenheit des Adligen über den Unadligen geſunken iſt.

Die vernünftigen Leute aus beyden Ständen können jetzt nicht mehr umhin, anzuerkennen, daß zwar vielleicht der Unterſchied erblicher Rechte zwiſchen dem Adel und Unadel, zur Ruhe der Staaten, zur Aufrechthaltung der monarchiſchen Verfaſſung und überhaupt zur bürgerlichen Ordnung nothwendig ſeyn kann; und daß er ganz gewiß von allen guten Bürgern reſpectiret werden muß, ſo lange als die Geſetze des Staats jene Vorrechte ſchützen, daß aber zwiſchen einem vernünftigen und tugendhaften Bürger, und zwiſchen einen aufgeklärten und tugendhaften Adligen kein Unterſchied vorhanden ſey; und daß von dieſen einer den andern im eigentlichen Verſtande als ſeines Gleichen anſehen müſſe. Und ich geſtehe es, der Wahrheit und Evidenz dieſer Grundſätze hat auch mein Verſtand ſich nicht entziehen können.

3) Einer dritten alten politiſchen Meinung will ich noch erwähnen, welche jetzt beynahe von allen Staatsmännern und Philoſophen verworfen wird. Die älteſten Völker überließen ihren Fürſten alle politiſche Gewalt ganz unumſchränkt, die geſetzgeberiſche ſo wie die richterliche, und letztere am bereitwilligſten und am liebſten. Man ſahe es für die erſte Pflicht der Könige an, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen, und die Privathändel der Unterthanen durch Machtſprüche zu entſcheiden. Vom Dejoces, dem erſten Könige der Meder, wird es ausdrücklich erzählt, und von ſehr vielen andern erſten Königen der Völker iſt es glaublich, daß ſie eben deßwegen zu dieſer Würde von ihren Mitbürgern erhoben

wurden, weil ſie ſchon zuvor, als Privatperſonen, das Schiedsrichteramt unter denſelben mit vorzüglicher Weisheit und mit Zufriedenheit der Parteyen verwaltet hatten. Und dieſe politiſchen Begriffe hatten ſich ſelbſt zur Zeit der Römiſchen Kaiſer unter dieſem durch Wiſſenſchaften aufgeklärten Volke ſo wenig geändert, daß ihre Geſchichtſchreiber den guten Kaiſern, den Trajanen und Antoninen, die eigne Verwaltung des Richteramts zum größten Verdienſte ausrechneten, und alſo die Vereinigung der richterlichen und geſetzgeberiſchen Gewalt für vortheilhaft und gemeinnützig hielten. Heute zu Tage iſt man allgemein überzeugt, und ſeit Montesquieu iſt es gleichſam zu einem Glaubensbekenntniſſe aller Politiker geworden, daß die gute Organiſation eines Staates und die Freyheit und Glückſeligkeit der Völker davon abhänge, daß die geſetzgeberiſche von der richterlichen Gewalt in der Ausübung getrennt ſey, daß der, welcher die Vorſchriften zur Beſtrafung der Verbrechen und zur Entſcheidung der Streitigkeiten über das Eigenthum gibt, nicht zugleich über die Criminal- und Civil-Prozeſſe ſelbſt im Einzelnen den Ausſpruch thun dürfe. In der That, wenn dieſe Ausſprüche nicht willkürliche Machtſprüche ſeyn: wenn ſie nach allgemein zuvor bekannten Geſetzen geſchehen ſollen, ſo darf nicht derjenige Richter ſeyn, welcher alle Augenblicke das Recht hat, das Geſetz ſelbſt, wornach er richten ſoll, zu ändern. Das Geſetz muß, ohne Rückſicht auf Perſonen und Umſtände, bloß von der Vernunft, nach der Einſicht in die allgemeinen und weſentlichen Verhältniſſe der Handlungen und der Gegenſtände, gegeben werden, und ein Geſetz, welches bloß für einen einzigen Fall und eine einzige Perſon gegeben worden iſt, hat immer den Verdacht der Parteylichkeit und Ungerechtigkeit wider ſich. Dieſen faſt allgemein gebilligten Neuerungen in der Politik der neuern Philoſophen will ich zwey andre der Franzöſiſchen Politiker entgegen ſetzen, welche zwar auch ſehr ausgebreiteten Beyfall erhalten haben, aber weit weniger evident, ſehr vielen und großen Ausnahmen unterworfen, und, bey einer unrechten Anwendung, der Ruhe der Staaten gefährlich ſind.

Der eine Grundſatz iſt von den Engländern zu den Franzoſen übergegangen, und iſt deßwegen auch den Fremden des alten politiſchen Syſtems weniger verdächtig geworden. Es iſt dieſer, daß, da die Staaten zur Aufrechthaltung des Privateigenthums errichtet worden ſind, auch dieſes Eigenthumsrecht von der Staatsgewalt ſelbſt auf keine Weiſe angetaſtet werden könne; und daß alſo zu jeder Auflage, bey welcher der Staat einen Theil von dem Eigenthume des Bürgers für ſeine Bedürfniſſe fordert, die eigene Einwilligung des Bürgers, von Rechtswegen, unentbehrlich ſey; und daß daher keine ſolche Auflage rechtmäßig ſey, als wenn ſie von dem Volke ſelbſt oder deſſen Repräſentanten bewilligt wird.

Das zweyte Princip, welches mehr rein Franzöſiſch und unſerer Zeit eigenthümlich iſt, dehnt nur jenes erſtere Princip zu einem weitern Umfange aus. Es wird nähmlich behauptet, daß jedes Volk das Recht habe, ſich durch ſeine Repräſentanten ſelbſt zu regieren, und daß keine andere Oberherrſchaft gerecht oder wenigſtens für die Völker glücklich ſey, als welche von Magiſtratsperſonen verwaltet wird, die ſich das Volk, mittelbar oder unmittelbar, nach Mehrheit der Stimmen ſelbſt wählt.

Schon der erſte dieſer beyden Sätze iſt noch großen Zweifeln unterworfen. Es gibt wohlverwaltete Staaten und glückliche Nationen, bey welchen die Regenten die Auflagen vorſchreiben, ohne das Volk oder Landſtände zu Rathe zu ziehn. Es iſt möglich, es iſt nicht unrechtmäßig, und es kann in vielen Fällen nützlich ſeyn, daß ein Volk ſich des Rechts, ſeinen Beytrag zu den öffentlichen Bedürfniſſen zu beſtimmen, entäußere, und ſie irgend einer einzelnen Perſon oder einem Corpus auftrage. Warum ſollte es ſo viel ſchwerer ſeyn, vernünftige und gerechte Auflagen, als gerechte Geſetze zu machen? und warum ſollte ich als Bürger über meinen Beutel weit abſoluter, als über meine Handlungen zu gebiethen haben?

Was den zweyten Satz betrifft, ſo iſt er nicht bloß zu bezweifeln, ſondern durchaus zu verwerfen.

Denn wenn die Regierung eine Kunſt iſt, und Wiſſenſchaft vorausſetzt, ſo kann es nicht nur in vielen Fällen nothwendig, ſondern es ſcheint faſt in allen zweckmäßig zu ſeyn, daß die Regierung in den Händen einer und derſelben Perſon, oder einer und derſelben Anzahl mehrerer Perſonen, lange Zeit verharre; und daß dieſe Perſonen von Jugend auf zu den Regierungs-Geſchäften gebildet und erzogen werden. Die Vorausſetzung, daß die Menſchen, ſobald ſie ihre Obrigkeit nur ſelbſt, und immer neu wählen, gewiß gut regieret ſeyn werden, iſt durchaus falſch und ungegründet. Der Zufall herrſcht bey dieſen Wahlen eben ſo, als bey der Beſtimmung des Regenten durch die Erbfolge, und die Cabalen und Leidenſchaften herrſchen bey jenen weit mehr, als bey irgend einer andern Art der Beſetzung öffentlicher Aemter.

Ich komme nun noch zu dem dritten Theile der Unterſuchung, welches, nach meiner Uiberzeugung, die Pflichten ſowohl derer ſind, welche ſich den neueren politiſchen Meinungen in ihrer Uiberzeugung genähert haben, als derer, welche noch ſteif dem ganz alten Syſtem anhängen. Dieſe Materie wird kürzer zu behandeln ſeyn, weil jene Pflichten einleuchten, und ſie wird angenehmer zu behandeln ſeyn, weil ich auf die volle Einſtimmung aller vernünftigen und billigen Leſer rechnen kann.

Ich rede [illegible] zuerſt von denen, welche den neuen Grundſätzen in der Politik, auch den noch zweifelhaften, auch den von mir für gefährlich gehaltenen, zugethan ſind: aber ich rede zu den ehrlich und durch Gründe Uiberzeugten, nicht zu den Enthuſiaſten, nicht zu den Unzufriedenen, welche nur eine Verbeſſerung ihres eigenen Zuſtandes ſuchen, noch weniger zu den Rachſüchtigen, welche nur ihre Feinde, oder Rivalen erniedrigen wollen; ich rede zu Freunden der Wahrheit und des öffentlichen Wohls, welche ſich wenigſtens einbilden, daß, durch eine Veränderung in gewiſſen Theilen der Staatsverfaſſung, die Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen ungemein erhöht werden würden. Da nun dieſen am allermeiſten um die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu thun iſt; ſo werden ſie in der Art und Weiſe, wie ſie ihre für wahr gehaltenen Grundſätze ausdrücken und ausbreiten, ſich der größten Klugheit und Behutſamkeit befleißigen. Da ſie einſehen müſſen, daß einige dieſer Grundſätze von ſchwachen Köpfen und Unwiſſenden, oder ſelbſt nur von denen, welche nicht in die ganze politiſche Theorie eingeweiht ſind, leicht mißverſtanden und gemißbraucht werden können; ſo werden ſie mit denſelben allenthalben zurückhalten, wo ſie ſolche Zuhörer vor ſich haben, und wo es ihnen an Zeit, an Gelegenheit und an Beruf fehlt, denſelben eine vollſtändige Belehrung zu ertheilen.

Andere dieſer Grundſätze, wie, zum Beyſpiele, die von der Grundloſigkeit oder Schädlichkeit gewiſſer Vorrechte des einen Standes vor dem andern, ſind mit den unter den Menſchen ſo gemeinen Leidenſchaften, der Eiferſucht und dem Neide, ſo nahe verwandt, daß ſie bey dem großen Haufen der mittlern und niedrigern Stände, ſelten bloße Grundſätze bleiben, ſondern immer zugleich Bewegungen des Unwillens und des Haſſes erwecken. Dieſe wird alſo auch der vernünftige Neuerer nicht nur mit allen den Einſchränkungen verſehen, wodurch ſie unſchädlich gemacht werden, er wird ſie nicht nur mit der größten Beſcheidenheit ausdrücken, ſondern ſie auch im Umgange mit Unbekannten gänzlich verſchweigen, oder ihnen immer die Gründe für die entgegenſtehenden Grundſätze, und die Urſachen beyfügen, welche wir haben, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge zufrieden zu ſeyn.

Eine zweyte und noch heiligere Pflicht der politiſchen Neologen, und die ſelbſt von ihnen noch ſtrenger, als von den theologiſchen, gefordert werden kann, iſt, daß ſie ſich in dem Streite mit ihren Gegnern vor aller Hitze und Heftigkeit, zu welcher in unſerer Zeit politiſche Diſputen ſo leicht verleiten, auf das ſorgfältigſte hüthen. Je leichter ſich in alles, was über die Mängel der Regierung, die Mißbräuche in der Staatsverwaltung, den Druck der niederen Stände, und die Privilegien der höhern geſagt wird, perſönliche Rückſichten einmiſchen, die immer auf Leidenſchaften, eben dadurch aber auf Übertreibungen und Irrthümer führen; deſto mehr wird der Mann, welcher die Wahrheit ſucht, und die Gerechtigkeit liebt, nicht nur nicht mit Bitterkeit und Unwillen, ſondern ſelbſt nicht mit allzugroßer Wärme und Theilnehmung ſeine Mißbilligung gewiſſer von der Regierung angenommenen Maximen und gewiſſer noch jetzt im Staate beſtehenden Einrichtungen ausdrücken und ſein Verlangen nach einem veränderten Zuſtande der Dinge mit der größten Gelaſſenheit und Ruhe äußern.

Wenn irgend bey einer Unterſuchung Kaltblütigkeit und Herrſchaft der Vernunft über die Affecten nothwendig iſt, ſo iſt es heute zu Tage bey den politiſchen Unterſuchungen. Eben weil ſie ſchon an ſich durch Umſtände der Zeit ſo äußerſt intereſſant geworden ſind, erregt das kleinſte ausgeworfene Fünkchen ſo leicht ein großes Feuer, und der Unterſucher iſt in Gefahr, entweder ſelbſt zu Fehltritten verleitet zu werden, oder ſeine Gegner wieder ſich aufzubringen und aller Belehrung unempfänglich zu machen, oder endlich in den Gemüthern der beyſtehenden Zuhörer Leidenſchaften zu erregen, welche ihnen und andern ſchädlich werden können.

Aber nicht nur mit Duldſamkeit, ſondern auch mit Achtung und Aufmerkſamkeit muß der politiſch ſogenannte Aufklärer die Gründe der Alten und bloß durch die Praxis Belehrten, welche das Anſehn des Alterthums und des Herkommens vertheidigen, anhören. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſe Gründe ſtark ſind, daß, wenn die Vortheile auf beyden Wagſchalen gleich ſind, es unſtreitig vernünftig und Pflicht iſt, bey dem Alten zu bleiben; und daß ſelbſt wahre Verbeſſerungen in einer neuen Ordnung der Dinge durch den höheren Vortheil der öffentlichen Ruhe ſoweit überwogen werden können, daß es Verbrechen gegen den Staat und gegen die Menſchheit ſeyn würde, nach jenen Verbeſſerungen zu trachten. Die Treue und Anhänglichkeit gegen die Verfaſſungen, Geſetze, und ſelbſt, gegen allgemeine Gebräuche, welche im Staate bisher als Recht angenommen und herrſchend geweſen ſind, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, eine wahre Bürgertugend: ſie muß alſo von uns an den Perſonen, welche ſie beſitzen, geehrt werden, ſelbſt wenn wir nicht mit ihnen in dem Urtheile über jene Verfaſſungen übereinſtimmen. Dieſe Perſonen, welche neuen Gründen nicht ſo leicht Gehör geben und den neu gepredigten Lehren nicht ſogleich den Eingang in ihr Gemüth erlauben, mögen immerhin, vielleicht aus bloßer Trägheit ſich der Unterſuchung der neuen Grundſätze entziehn, oder aus Eigenſinn und um ihrer perſönlichen Vortheile willen, in Vertheidigung der alten hartnäckiger werden: immer machen ſie doch in gewiſſer Rückſicht die Pfeiler des

Staats aus ; immer ſind ſie Urſache, daß auch feh-
rhafte Einrichtungen der Dinge in denſelben ei-
e große Feſtigkeit und Fortdauer erhalten können ;
nd dieſe Feſtigkeit iſt zur Glückſeligkeit der Men-
hen und zu ihrem Fortgange in Einſichten und Tu-
enden durchaus unentbehrlich.

Ganz fehlerlos werden unſere politiſchen Ein-
chtungen nie werden. Und von der andern Seite
nd die Meinungen der Menſchen über Gegenſtände,
e ſo weit über die Faſſungskraft des großen Hau-
ens erhaben, ſo dunkel an ſich und ſo vielſeitig ſind,
ußerſt ſchwankend und veränderlich.

Wie würde irgend eine Verfaſſung der Staa-
en ihre Stifter, irgend eine Geſetzgebung die Ge-
etzgeber überleben können, wenn nicht ein ſehr
roßer Theil der Bürger, nicht aus Überzeugung
on der Güte derſelben, ſondern bloß aus Gewohn-
eit, bey dem bliebe, was einmahl vorhanden iſt.

Drittens, — und das iſt vielleicht der wichtig-
e Punct, — muß der, welcher die neuen Maxi-
nen in einem Staate, in deſſen Verfaſſung und
Geſetzen noch die alten herrſchen, angenommen hat,
u eben der Zeit dieſe Geſetze mit noch pünctliche-
rem Gehorſam befolgen, indem er die mit denſelben
zuſammenhangenden Irrthümern beſtreitet. Wenn er,
ohne Schaden zu thun und ohne Tadel zu verdie-
nen, über Auflagen philoſophieren, und nach der
beſten Methode ſie zu erheben forſchen will, ſo
muß er die von ihm, nach den bisher beſtehenden

Finanzgeſetzen, geforderten Abgaben auf das pünctlichſte bezahlen. Er muß ſich keine Contravention gegen ein zu Recht beſtändiges Herkommen erlauben, ſelbſt, wenn er dieſes Herkommen nicht in der Vernunft und in der Natur der Dinge gegründet findet, und er muß ſeine Ehrerbietung gegen den Regenten und alle Obrigkeiten verdoppeln, indem er wiſſenſchaftlich den Urſprung ihrer Gewalt unterſucht und prüft. Der unadlige Bürger, welcher nicht nur ſeiner Menſchenwürde ſich bewußt, ſondern auch durch wahre Verdienſte, Einſichten und Tugenden ausgezeichnet, ſich mit Recht für perſönlich gleich mit dem vornehmſten und verdienſtvollſten Adeligen ſchätzen kann, wird mit deſto größerer Beſcheidenheit ſich, im äußeren Umgange, in den Schranken ſeines Standes halten, und, aus Achtung für die Geſetze ſeines Vaterlandes, ſich vor dem Manne höheren Standes, in welchem er keine natürliche und angebohrne Erhabenheit über ſich erkennt, doch ehrerbiethig beugen. Wie geringhaltig und unbedeutend ſcheint dieſer äußere Glanz dem Manne, welcher weiß, was der Werth von Weisheit und Tugend iſt, weil er ſie ſelbſt beſitzt! Wie könnte es ihm ſchwer werden, jenen Glanz an einem andern zu erblicken und ſich ſelbſt deſſen beraubt zu ſehen? Wenn der dadurch ausgezeichnete Mitbürger auch von wahren Verdienſten nicht entblößt iſt; ſo wird er dem beſcheidenen Weiſen auf halbem Wege entgegen kommen. Und wie leicht iſt es alsdenn, die Ungleichheiten des Standes auszugleichen, wenn Gleichheit zwiſchen den Perſonen vorhanden iſt.

Ich komme endlich zu den Pflichten derer, welche die heutigen Neuerungen in den politiſchen Grundſätzen uneingeſchränkt verdammen, und dem Alten ohne Ausnahme anhängen. Denn auch ſie haben Pflichten und ſind der Verſuchung ausgeſetzt; Ungerechtigkeiten zu begehen. Ich habe zugegeben, daß, vor aller Unterſuchung, die alte Einrichtung vor der neuen den Vorzug habe. Aber derjenige thut auch gewiß Unrecht, der, nachdem die Sache unterſucht worden iſt, den Gründen kein Gehör gibt, oder immer noch die neuen Begriffe und Sätze verdammt, die er doch weder zu verſtehn, noch weniger zu prüfen ſich die gehörige Mühe gegeben hat. Ich will derjenigen Pflichten, die beyden Parteyen gemein ſind, nur kurz erwähnen. Auch die Vertheidiger der uneingeſchränkten Regentengewalt, des leidenden Gehorſams, aller Privilegien des Adels, kurz alles alten Herkommens, ſind geneigt in Hitze und Leidenſchaft zu gerathen, und laſſen dieſer um deſto mehr Raum, da ſie die Geſetze und Richterſtühle auf ihrer Seite haben, und ſo leicht ihre Gegner für ungehorſame Unterthanen anſehen, oder als ſolche darſtellen können. Aber wie leicht iſt es, die Vernünftigen unter ihnen zu überzeugen, daß ſie durch dieſe Hitze ſowohl Unrecht als Schaden thun, — Unrecht, indem ſie rechtſchaffenen und wohlgeſinnten Bürgern ungegründete Beſchuldigungen machen; Schaden, indem ſie durch ihre Hitze die Hitze der Gegner erwecken, und die ruhige und vernünftige Entſcheidung des Streits immer mehr erſchweren. Ich will nur zwey Vergehungen berühren, deren ſich die Anhänger der alten Politik heute zu Tage nicht ſelten ſchuldig machen, und werde ihnen dadurch Gelegenheit geben, eben ſo viele Tugenden auszuüben.

Die erſte Vergehung iſt, daß ſie ſich durch die Neuerungen verleiten laſſen, ihre eignen Grundſätze zu übertreiben, und ſelbſt diejenigen Mißbräuche in Schutz zu nehmen, welche ſie zuvor ſelbſt gemißbilligt haben. Es gibt Leute, und es hat ſogar unter uns Teutſchen Schriftſteller und Philoſophen gegeben, die, weil die Franzöſiſchen Revolutionärs mit einer Tafel der Menſchenrechte ihre neue Konſtitution angefangen haben, und einige darunter auf Empörung zu führen ſcheinen, und vielleicht wirklich Volksunruhen in Frankreich erweckt haben, geradezu leugnen, daß es angebohrne Rechte des Menſchen gäbe, und behaupten, daß alle unſere Rechte bloß von der bürgerlichen Geſellſchaft herkommen. Und doch, wer kann die Bündigkeit derjenigen Beweiſe verkennen, mit welchen ſchon vor hundert Jahren Hobbes widerlegt worden iſt. Auch er behauptete, daß der Menſch von Natur weder Rechte noch Pflichten habe, ſondern daß beyde erſt aus Verträgen entſtehen. Aber, antwortete man ihm, woher entſteht denn die Pflicht, die Verträge zu halten, ohne welche alle aus ihnen hergeleiteten Pflichten null ſind? Dieſe Replik iſt unbeantwortlich.

Weil die **Schranken**, welche die Franzoſen der monarchiſchen **Gewalt** ſetzen wollten, **zuletzt** die Umſtürzung der **Monarchie** herbeygeführt haben: ſo ſind die treuen Anhänger der Königswürde geneigt, auch den willkürlichſten Despotismus in Schutz zu nehmen. Um die jetzt beſtrittenen Vorrechte des Adels aufrecht zu erhalten, glauben viele Perſonen dieſes Standes, daß dieſe Vorrechte noch mehr vergrößert werden, und der Bürger- und Bauernſtand noch mehr erniedriget werden ſollten.

Weil bey der Franzöſiſchen Revolution auch Schriftſteller und Philoſophen Einfluß gehabt haben, iſt manchen Perſonen auch der Nahme der Aufklärung **verhaßt**: und, was das Edelſte im Menſchen iſt, gebildete Vernunft und **Kenntniß**, ſcheint ihnen der Grund alles Verderbniſſes der neuern Zeiten zu ſeyn.

Wer ſieht aber nicht, daß durch ſolche Uibertreibungen nicht nur die Wahrheit gänzlich verloren geht, ſondern auch die vertheidigte Sache ſelbſt den Schein der Wahrheit verliert.

Der zweyte Fehler, welchen die alten Politiker ſo leicht begehen, iſt, daß ſie den Verdacht übler und aufrühriſcher Geſinnungen gegen die Vertheidiger, der neuen Grundſätze, ohne davon Beweiſe zu haben, entweder ſelbſt hägen oder bey andern erwecken.

Wie unſchuldig werden nicht oft heute zu Tage diejenigen, welche von Freyheit und allgemeinem Menſchenwohl mit Theilnehmung und Wärme, und von Despotismus und Unterdrückung mit Unwillen ſprechen und ſchreiben, für Beförderer der Franzöſiſchen Neuerungen gehalten? Der Philoſoph, welcher die Rechte der verſchiedenen Stände unparteyiſch unterſucht, ſcheint dem nur für ſich und ſeines gleichen eingenommenen Adligen ein Feind des Adels zu ſeyn.

Nichts thut in der That der freundſchaftlichen Verbindung und dem angenehmen Umgange der Menſchen mehr Schaden, als Argwohn. Und wenn nun ganze große Claſſen gegen einander argwöhniſch werden, und dieſen Argwohn recht gefliſſentlich nähren: was kann anders daraus erfolgen, als Spaldung und Erbitterung von allen Seiten, und ein ſtillſchweigender Bürgerkrieg? Wenn dieſe verdachtvollen und Verdacht erweckenden Perſonen das Ohr der Fürſten haben: ſo können ſie leicht ſchuldloſe Bürger vor Gericht bringen und gute Menſchen unglücklich machen.

Das

Chriſtenthum als Lehrgebäude
und als Inſtitut betrachtet.

Ein Fragment.

Bisher hat die Chriſtliche Religion beynahe nur Gegner und Vertheidiger, aber wenige unparteyiſche Prüfer gefunden. Die einen gingen von dem Glauben an dieſelbe, als einer göttlich gebothnen Pflicht aus, und ſuchten nur das, was ihre Uiberzeugung wankend machen, oder ihre Verehrung mindern könnte, niederzuſchlagen und zu entkräften. Die andern, die ſich von dem Einfluſſe des Anſehns und der Erziehung losgemacht hatten, ſuchten ihre Abweichung von der gemeinen Meinung durch Aufſuchung aller ſcheinbaren Mängel in den Urkunden des Chriſtenthums zu rechtfertigen. Jene hielten es für nothwendig, in den Schriften des N. T. keine hiſtoriſche noch dogmatiſche Unrichtigkeit zuzugeben, und alles, was unſern jetzigen Einſichten der Wahrheit widerſprach, entweder durch gewaltſame Erklärungen damit zu vereinigen, oder ſelbſt zur Beſtreitung der Vernunftkenntniſſe zu gebrauchen. Dieſe, ebenfalls leidenſchaftlich gegen das Chriſtenthum eingenommen, es ſey der Gewalt wegen, die ſie nöthig gehabt hatten, ihren erſten Glauben von ſich zu werfen, es ſey, wegen der ſtärkern Ergebenheit, die wir für neue und ſelbſterfundne Meinungen haben, zum Theil auch zur Streitſucht durch die Heftigkeit der Gegner aufgefordert, waren eben ſo wenig geneigt, der Offenbarung, und ihren Lehren und ihrem Nutzen, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, als die eifrigen Gläubigen geneigt waren, die unſtreitigen Rechte der Vernunft anzuerkennen.

Es iſt endlich Zeit, es iſt eines philoſophiſchen Jahrhunderts würdig; und es iſt nach den durch ſo langen Streit erſchöpften Quellen der Gründe und Gegengründe eher möglich, die Chriſtliche Religion, es ſey als ein Inſtitut, wie ſie uns die Geſchichte zeigt, es ſey als einen moraliſchen und theologiſchen Unterricht, wie wir ſie in den Schriften des N. T. finden, ganz unbefangen zu prüfen: von dem erſten die nützlichen und ſchädlichen Folgen für das menſchliche Geſchlecht, von dem andern Wahrheit und Irrthum, ſo weit jetzt unſre hiſtoriſchen und philoſophiſchen gewiſſen Kenntniſſe reichen, gegen einander zu halten, und dadurch die Verehrung, die wir ihr ſchuldig ſind, und den Nutzen, den wir von ihr ziehn müſſen, zu beſtimmen.

Es verſteht ſich, daß dieß freylich nur nach dem Maße der Begriffe und Kenntniſſe geſchehen kann, die der Autor einer ſolchen Unterſuchung hat. Meine Hoffnung iſt nicht, die ſtreitenden Meinungen der Menſchen zu einem mehr ſichern Mittelpuncte zu bringen: aber mein Vorſatz iſt, den Gegenſtand ſo zu betrachten, als wenn er ſich mir jetzt in meinem Alter zum erſten Mahl zeigte, und ich ſeine Würde erſt aus ſeiner Beſchaffenheit ſchließen wollte. Dieß iſt mein Vorſatz. Aber freylich können vorgefaßte Meinungen und Begriffe den Menſchen unvermerkt beſchleichen, und ich kann für nichts ſtehen, als für die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich Liebe oder Haß gegen irgend ein Syſtem von mir entfernen will, um der Sache ſelbſt ihren natürlichen Einfluß auf mein Gemüth zu laſſen.

Hier ſind alſo zuerſt einige Reſultate meiner Betrachtungen über das, was die Einführung des Chriſtenthums, theils als Unterricht, theils als geſtiftete Geſellſchaft, in den Einſichten und dem Zuſtande der Menſchen vortheilhaftes oder nachtheiliges gewirkt hat.

1.

Das erſte was unſtreitig die Predigt des Chriſtenthums gewirkt hat, iſt, daß ſie den Begriff von einem einzigen, höchſten und ganz unſichtbaren Gotte, deſſen Weſen nur durch geiſtige Vollkommenheiten für uns beſtimmt iſt, in der Welt ausgebreitet, und alſo unter den Völkern, unter welchen ſie Eingang gefunden, die Vielgötterey und den Götzendienſt nach und nach ausgerottet hat. Dieſe Lehre kam von der alten Jüdiſchen Religion her.

von welcher Chriſtus und ſeine Apoſtel gleichſam nur die Reformatoren und die Miſſionarien waren. Durch die Lehrer der Chriſtlichen Religion, wurden die Vorzüge, welche die Jüdiſche, in Abſicht der Lehre von Gott, unſtreitig vor der Volks-Religion aller andern, auch der aufgeklärteſten Nationen beſaß, zuerſt dieſen Nationen mitgetheilt und den Menſchen aller Stämme und jedes Urſprungs gemein gemacht.

Die Veränderung, die dadurch in den Begriffen der Menſchen vorging, war groß, und unſtreitig eine Veränderung zum Beſſern. Sinnliche Gottheiten, und die nach der Mannigfaltigkeit der Theile und der Vorfälle in der Welt vervielfältigt waren, mußten nothwendig einen eben ſo ſinnlichen Gottesdienſt, und eine abergläubiſche Verehrungsart hervorbringen. Die Volksreligion der Heiden hing mit der Moral gar nicht zuſammen, und arbeitete ihr in vielen Rückſichten entgegen. Der Begriff eines unſichtbaren, geiſtigen, moraliſch vollkommnen Gottes, den das Chriſtenthum verbreitete, konnte höchſtens unwirkſam auf die Gemüther ſeyn, aber ſchädlich konnte er nicht werden. Er mußte die Verpflichtung gut zu ſeyn und verſtändig zu handeln, verſtärken; weil Verſtand und Güte die einzigen Eigenſchaften des Weſens waren, welches das Chriſtenthum als oberſten Herrn der Menſchen und als höchſtes Muſter für ihre Nachahmung vorſtellte. — Die Begierde, ſich dieſem unſichtbaren Weſen, welches nur die Vernunft denken ſoll, mehr zu nähern, konnte Enthuſiaſten hervorbringen. Aber der Aberglaube, welcher durch keine, abgeſchmackte und niedrige Mittel ſich die Gunſt der höhern Weſen zu erwerben ſucht, konnte nicht Statt finden, ſo lange jene Lehre von einem einigen Gott, der ein Geiſt ſey, nicht von neuem verfälſcht wurde.

2.

Durch die Ausbreitung dieſer Lehre von Gott, welche die Juden bisher als ihr Eigenthum und als ein Vorrecht ihrer Nation angeſehen hatten, wurde nun, auf der Seite der Juden ſelbſt, eine zweyte Veränderung bewirkt, die man nicht nur als Folge des Chriſtenthums, ſondern als eine der Hauptabſichten ſeines Stifters und ſeiner erſten Lehrer anſehn kann. Die Ausſchließung aller nichtjüdiſchen Völker von der Theilnahme an der Erkenntniß und dem Troſte, den die Jüdiſche reinere Dogmatik gab, wofern dieſe Völker nicht zugleich ſich allen Vorſchriften ihres Nationalgeſetzbuchs unterwürfen, dieſe Ausſchließung hörte auf, ein weſentlicher Artikel der Jüdiſchen Religion zu ſeyn; die wichtigen und allen Menſchen unentbehrlichen Wahrheiten, welche dieſe Religion enthielt, wurden dadurch von den Ceremonien des Gottesdienſtes getrennt und abgeſondert, und ſie ſelbſt wurde demnach reiner und geiſtiger.

Dieſer Gegenſtand nimmt in Chriſti Reden und in der Apoſtel Briefen einen weit größern Raum ein, als die meiſten der andern Gegenſtände, die wir jetzt zur Chriſtlichen Dogmatik und Moral rechnen; ich meine die Lehre, daß auf der einen Seite die moraliſchen Gebothe von höherer Wichtigkeit auch für Juden ſelbſt ſind, als die Vorſchriften von äußern Gebräuchen, und daß auf der andern, dieſe moſaiſchen Kirchen- und Policey-Geſetze, beſonders ſo wie ſie durch Tradition und Subtilität der Ausleger vermehrt worden, nimmermehr für alle Völker verbindlich ſeyn können, deren Pflicht und Glückſeligkeit es doch iſt, den einigen Gott der Juden zu kennen und durch Gehorſam gegen ſein Sittengeſetz zu verehren.

Da die erſten Lehrer der Chriſtlichen Religion, wie ich ſchon geſagt habe, mehr wie Reformatoren der Jüdiſchen Religion, als wie Stifter einer neuen handelten: ſo war es natürlich, daß ihre vornehmſte Bemühung darauf gerichtet war, die Vorurtheile, die der erſten anklebten, zu beſtreiten, und ihre Mängel zu verbeſſern. Chriſtus beſtändiger Streit mit den Phariſäern entſtand aus dieſem Angriffe, den er auf die übertriebne Verehrung der bloß poſitiven Gebothe des Moſaiſchen Geſetzes und der Tradition that, und aus dem Vorzuge, den er den Vorſchriften der Sittenlehre, beſonders den Pflichten der Menſchenliebe vor jenen Gebothen gab; und die Apoſtel hatten in den neugepflanzten Gemeinden keinen Unterricht öfter einzuſchärfen nöthig, als den, daß die Heiden durch das Evangelium gleichen Antheil an der Gnade Gottes, als die Juden, hätten, ohne zur Annahme und Befolgung des ganzen Jüdiſchen Geſetzes verpflichtet zu ſeyn. Für die aus dem Judenthume bekehrten Chriſten, blieb es noch eine Zeitlang ſchwankend, welchen Gehorſam ſie, um ihrer Abſtammung willen, den Gebräuchen und Uiberlieferungen ihrer Väter ſchuldig wären. Auch machten noch die Apoſtel ſelbſt einige von dieſen Vorſchriften, die Enthaltung vom Eſſen des Blutes und des Erſtickten, zu allgemeinen Gebothen der Neubekehrten. Aber der Geiſt, der in ihren und ihres Meiſters Lehren herrſchte, ging doch dahin, den moraliſchen Geſetzen über die gottesdienſtlichen Gebräuche der Juden das Uibergewicht zu geben, die Anhänglichkeit an dieſe in der Nation ſelbſt zu ſchwächen, und die Erkenntniß von jenen unter die übrigen Nationen, ohne Zuſatz des daran haftenden Ceremoniels, auszubreiten.

3.

Eine dritte Folge welche hieraus entſtand, daß die Chriſtliche Religion darauf abzweckte, gewiſſe Lehren in der Welt auszubreiten, war dieſe, daß ein Lehrſtand durch ſie errichtet wurde, und die gottesdienſtlichen Verſammlungen zugleich die Abſicht bekamen, das Volk in jenen Lehren zu unterrichten. Das war im Grunde ebenfalls eine Eigenheit und ein Vorzug der Jüdiſchen religiöſen Verfaſſungen, welche das Chriſtenthum nun überall verbreitete. Zwar hatte Moſes keinen andern Gottesdienſt geſtiftet, als der in Feyerlichkeiten, Opferungen und ſinnbildlichen Handlungen beſtand. Seine Prieſter, waren von ihm nicht zu Lehrern beſtimmt worden, und ſie hatten auch in den erſten und blühendſten Zeiten der Jüdiſchen Religion und des Jüdiſchen Staats dieſe Functionen nicht verrichtet. Aber nach Zurückkehr der Juden aus der ſogenannten Babyloniſchen Gefangenſchaft, da ſie ihr Geſetzbuch als eine alte Urkunde anſehen mußten, welche Erklärung brauchte, hatten bey ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen auch die Ausleger deſſelben aufzutreten angefangen. Mit der Auslegung des Geſetzes, wurden bald andre religiöſe und moraliſche Unterweiſungen verbunden. So entſtand in ihren Synagogen ein Lehrſtuhl; und ein Theil ihrer Sabbathe und Feyertage war den Vorträgen der Schriftgelehrten, und ſelbſt ihren Dispüten gewidmet. Die Chriſtliche Societät, die in ihren Zuſammenkünften viel von der Jüdiſchen Synagoge annahm, die zwar anfangs nur Aelteſte und Diener, nicht eigentlich Prediger und Lehrer hatte, trug doch jenen zugleich das Amt und das Recht auf, für Ermunterung, Belehrung und Tröſtung der übrigen Gemeindeglieder zu ſorgen. So entſtand dann nach und nach der große Vorzug, den die Chriſtliche Religion als Partey, vor allen vorhergehenden Volksrelizionen bekam, daß ihr Gottesdienſt nicht in Gebräuchen, oder doch nicht allein in Gebräuchen, ſondern, neben Gebeth und Dankſagungen, auch in öffentlichen Religions-Vorträgen beſtand. Dadurch allein mußte dieſe Religion dem menſchlichen Geſchlechte Gutes erweiſen. Sie ſtiftete faſt zuerſt einen öffentlichen Unterricht für das Volk; und ſey derſelbe anfangs noch ſo eingeſchränkt geweſen, bloß auf die eigenthümlichen Lehren, welche die Partey unterſchieden, auf die Pflichten, die ihr gerade in ihrer Lage die heiligſten waren; ſey derſelbe auch bald darauf durch alle die Verderbniſſe verunſtaltet worden, welche die Einſichten der Menſchen oder ihre Beredtſamkeit betroffen haben: ſo wurde doch dadurch ein Grund zu der allgemeinen Aufklärung der Menſchen gelegt, der wir uns in der heutigen Zeit nähern. Die Chriſten erkannten und rühmten auch von ſich frühzeitig dieſen Vorzug, daß der gemeinſte Menſch unter ihnen, über die Religion, die Natur Gottes und des Menſchen Verpflichtung, ſo reine Begriffe hätte, als unter den Griechen und Römern bisher nur der Antheil der Philoſophen und der von ihnen erzognen Reichen geweſen wäre.

4.

Eben hieraus aber, daß in der Chriſtlichen Religion ſelbſt durch die einfachen Lehren ihrer Stifter, der Grund zu einer Dogmatik gelegt wurde, hieraus, daß von ihren Anhängern ſie nicht bloß die Beobachtung gewiſſer Regeln, ſondern die Anerkennung gewiſſer Wahrheiten verlangte, entſtanden entferntere, nützliche ſowohl als ſchädliche Folgen. Von der einen Seite hat dieß die Religion mit der Philoſophie und den Wiſſenſchaften mehr in Verbindung geſetzt, und zu einer langen Reihe von Unterſuchungen Anlaß gegeben, die, wenn ſie auch an ſich fruchtlos waren, doch zu andern Kenntniſſen führten, oder andre Studien als Hülfsmittel beförderten. Von der andern Seite war es nicht nur für das Praktiſche der Religion, welches ihr wichtigſter Endzweck iſt, ſchädlich, daß die Lehrſätze und deren Beſtimmung die Aufmerkſamkeit der Chriſten und beſonders ihrer Aufſeher ſo ganz an ſich zogen: ſondern es entſtanden auch, (da wenige und einfache Wahrheiten, und wenige nicht ganz verſtändliche Schriften, worin man dieſe Wahrheiten als in Urkunden aufſuchte, der Gegenſtand eines immer währenden Studiums ſo vieler Köpfe wurden,) zu dem erſten Lehrgebäude ſelbſt ſo viele unnütze Zuſätze, und unter den Lehrern verſchiedner Denkungsart, ſo viel Streit, daß, über der Begierde die reine Lehre feſtzuſetzen, die Chriſtliche Tugend beynah verloren ging, und durch die Bemühung eine allgemeine Gleichheit der Lehrform zu erhalten, die Secten ſich bis ins Unendliche vervielfältigten. Von dieſem Streite der Religionsparteyen, und beſonders von ihrem Haſſe, war zwar die heidniſche Religion nicht, wie einige Gegner der

Chriſtlichen behaupten, frey geweſen, aber ſie hatte doch weniger davon gewußt. Da jene nur in Gebräuchen beſtand, und keine Lehren hatte: ſo konnte die Verſchiedenheit der Parteyen, in die ſie ſich theilte, nicht bis zur Entgegenſetzung gehn. Eine Ceremonie widerſpricht niemahls einer andern Ceremonie: aber eine Lehre kann der andern widerſprechen. Die, welche den Inſtituten des Numa folgten, mochten vielleicht die Gebräuche beym Gottesdienſte der Iſis anſtößig finden. Aber die erſten leugneten nichts von dem, was die Anbether der letztern bejahten: denn keiner hatte mit allgemeinen Wahrheiten zu thun, ſondern nur mit Gebräuchen, durch welche ſie das Andenken alter Göttergeſchichten erneuerten, oder mit Formen, unter welchen ſie ihre gegenwärtige Noth den verſchiedenen Göttern vortrugen. Der Haß des Aegypters konnte deßwegen doch noch gegen den Römer rege werden, wenn er ihn dem Bilde der Gottheit, das er verehrte, verächtlich begegnen, oder ihn bey Religionshandlungen leichtſinnig ſah, die er mit Andacht verrichtete. So konnte auf der andern Seite der Römer die Entmannung der Phrygiſchen Prieſter der Cybele mißbilligen, und von der Verachtung ihrer ihm ungereimt ſcheinenden Gebräuche auf einen Widerwillen gegen ihre Perſon übergehen. Aber die Quelle des Haſſes, (und es iſt eine reiche Quelle,) der aus dem Streite über dogmatiſche Lehrſätze fließt, wenn der Stolz und die

Rechthaberey an die Stelle der Wahrheitsliebe treten, wenn ſich die eine Partey die Autorität anmaßt zu entſcheiden, und die andre die Denkfreyheit gegen dieſe Autorität aufrecht erhalten will; wenn endlich das Bekenntniß gewiſſer Lehrſätze mit Einkünften und Ehrenſtellen, die die eine Partey beſitzt, verbunden wird, und die andre den Beſitz dieſer Vortheile zugleich mit ihren Sätzen ihren Gegnern beſtreitet: — dieſe Quelle, ſage ich, war für die verſchiednen National-Religionen der alten Welt verſtopft, und floß reichlich für die Secten des Chriſtenthums. Durch die Streitigkeiten der Ketzer und deren Entſcheidung wurde die Dogmatik der orthodoxen Partey immer weitläuftiger und immer ſubtiler; und die Anläſſe zu neuem Streite vermehrten ſich mit der Ausdehnung und Subtilität des Syſtems. So hat die Welt, ſo haben die Staaten und die Wiſſenſchaften, durch die entfernten Folgen des dogmatiſirenden Geiſtes der Chriſtlichen Religion, viel gelitten; — ein Geiſt, der an ſich zwar viel vernünftiger, als der ſinnliche oder allegoriſirende der heidniſchen Religion iſt, welcher ſich mit Schauſpielen, Aufzügen und Opfern begnügt, — aber der doch, wenn er nicht durch eine reife Vernunft im Zaume gehalten wird, eben um deſto mehr ausartet, weil er die Vernunft und alle Wiſſenſchaften mit in ſein Intereſſe ziehen kann, und an allen den Unvollkommenheiten Theil nimmt, welche dieſen in jeder Zeitperiode ankleben.

5.

Das Gute und das Böſe, welches daraus entſtand, daß die Chriſtliche Religion nicht bloß eine Praxis hatte, welche ſie geboth, ſondern auch eine Theorie, an deren Vertheidigung, Entwickelung und Reinigung ihre Anhänger und Lehrer arbeiteten, wurde in einem vorzüglichen Grade dadurch befördert, daß ſie zuerſt unter allen Volksreligionen, außer der Jüdiſchen, ſich auf ein Buch gründete und ihren Anhängern ſchriftliche Urkunden überlieferte, in welchen ihr weſentlicher Inhalt ſowohl als ihre Beglaubigung zu finden ſeyn ſollte. So wie die Prediger des Chriſtenthums in andern Puncten nur dasjenige unter den geſitteten Völkern der Welt gemein gemacht hatten, was der Jüdiſchen Religion und, um der Religion willen, dem Jüdiſchen Volke eigenthümlich geweſen war: ſo wurden auch, in dieſem Puncte, die Folgen, welche ſich unter den Anhängern der Moſaiſchen Religion daraus ergeben hatten, daß ſie gewiſſe Bücher als göttliche Offenbarungen und Quellen der Religion verehrten, nur auf die weit größre Anzahl der Menſchen und Nationen ausgebreitet, welche die auf gleiche geſchriebene Dokumente ſich ſtützende Chriſtliche Religion annahmen. Die Apoſtel ſelbſt brachten keine andre, als eben jene alten jüdiſchen Urkunden mit. Und ob ſie gleich von den Menſchen einer andern Herkunft nicht einen unbedingten Gehorſam gegen alle Gebothe forderten, welche in dieſen

Urkunden den Nachkommen Abrahams gegeben werden: ſo machten ſie doch dieſelben zu einem Hülfsmittel ihres Unterrichts, und zu einem Grunde ihrer Beweiſe, flößten durch ihr Beyſpiel und durch ihre Ermahnungen den Neubekehrten die größte Verehrung gegen die heiligen Bücher der Juden ein, und machten es ohne Zweifel zur Pflicht und Gewohnheit der Gemeinden, dieſelben in den Privathäuſern zu leſen und öffentlich auszulegen. Das Beyſpiel dieſer Jüdiſchen Religionsbücher, und der Gebrauch, den man davon zum Religions-Unterrichte und beym Gottesdienſte machte, bereiteten die Chriſten vor, den Schriften ihrer erſten und verehrteſten Lehrer ein gleiches Anſehn zu geben, und ſie zu einem gleichen Gebrauche zu beſtimmen. Viele Gemeinden hatten eigne Dokumente dieſer Art, Briefe und Aufſätze von den Apoſteln, von welchen ſie waren gepflanzt worden. Mehrere Gemeinden tauſchten dieſe gegen einander aus oder vereinigten ſie alle. Unter den Erzählungen von dem Leben Jeſu wurden diejenigen, die ihrer Verfaſſer wegen in der größten Achtung ſtanden, oder deren Aechtheit und Werth am allgemeinſten anerkannt war, jenen Briefen beygefügt. So entſtand endlich eine neue Sammlung heiliger Bücher für die Chriſten, die den von den Jüdiſchen Stiftern des Chriſtenthums überlieferten an die Seite geſetzt, auf gleiche Weiſe vermehrt, gebraucht und behandelt wurden.

Wenn man nun dieſen der Jüdiſchen und Chriſtlichen Religion eignen Umſtand und deſſen Folgen überlegt: ſo erkennt man zuerſt, daß er einen wahren Vorzug von beyden ausmacht. Schrift und Buch iſt das beſte Mittel unter allen, die Menſchen zu belehren; und nicht mündliche Uiberlieferung, nicht Hieroglyphen, nicht Ceremonien und Gebräuche, (die eine Art von Hieroglyphen ſind,) können die Stelle des Schreibens zur Mittheilung und Aufbewahrung gewiſſer allgemein wichtigen Begriffe erſetzen. Erſtlich wo ein Buch der Religion zum Grunde liegt, da liegen ihr Ideen zum Grunde; und dieſe Ideen bleiben. Wo die Religion ohne Buch iſt, da hat ſie entweder nie etwas für den Verſtand belehrendes enthalten, oder dieſes verliert ſich unter dem ſinnlichen immer mehr mit der Länge der Zeit. Wenn den ſymboliſchen Handlungen der heydniſchen, d. h. der mythologiſchen Religion gleich anfangs auch gewiſſe Vorſtellungen zum Grund lagen; wenn ſie auch, nach der Abſicht der Stifter, gewiſſe erkannte Wahrheiten fortpflanzen ſollten: ſo verloren ſie doch mit der Zeit die Deutlichkeit ihrer Bedeutung; der Geiſt verſchwand, der Körper blieb. Und was zuerſt eine Art von pantomimiſcher Sprache geweſen war, wurde zuletzt Aberglaube und Alfanzerey.

Schriftlich verfaßte Geſetze und Lehren der Religion gaben zweytens einen Leitfaden des Unterrichts, und einen Leitfaden der Reform für alle künftigen Zeiten ab, den keine Religion haben konnte, welche bloß auf Herkommen und Gewohnheit gegründet war. Die Mißbräuche und Verderbniſſe, die in jedem menſchlichen Inſtitute entſtehen, wenn es durch die Hände vieler Generationen hindurchgeht, ſind ſchwerlich zu heben, wenn man kein erſtes Muſter der Reinigkeit hat, auf welches man zurückgeht. Und ſo wie geſchriebene Geſetze den Staaten zuerſt eine gewiſſe Dauer und Feſtigkeit gegeben haben, ſo konnte ein geſchriebenes Religionsbuch allein die durch Vernunft oder durch Offenbarung einmahl erlangten Kenntniſſe über Gott und die Religion befeſtigen. Daher ſehen wir auch, daß, unerachtet aller der Menſchenſatzungen, mit welchen die neuen Jüdiſchen Lehrer die einfachere Moſaiſche Religion erſchwert und die Sittengebothe derſelben entkräftet hatten, unerachtet aller der Auswüchſe der Dogmatik und der Verderbniſſe der Sittenlehre, durch welche die von Chriſto veranſtaltete Reformation nöthig gemacht wurde, doch in der Jüdiſchen Religion, von ihrem Urſprunge an bis auf Chriſtum, mehr Haltung, mehr Feſtigkeit und Uibereinſtimmung, (das Kennzeichen der Wahrheit,) mehr Zuſammenhang und Gleichförmigkeit, in Rückſicht auf Lehrbegriff und Moral, geweſen iſt, als in irgend einer der Religionen des Alterthums. Bey dieſen blieben zwar die Gebräuche, wenn ſie durch politiſche Geſetze befeſtigt wurden; aber das, was man ſich bey denſelden dachte, da es nie genau beſtimmt geweſen war, wurde mit der Zeit durchaus verändert. Der Geiſt der älteſten, roheſten Zeit wehete, obwohl dunkel, in dieſen Ceremonien. Was man davon verſtand, und was in den mythologiſchen Erzählungen, dem einzigen Dokumente, daß dieſen Ceremonien zur Auslegung diente, enthalten war, widerſprach durchaus den Ideen, die man durch Vernunft und Erfahrung geſammelt hatte. Die Unmöglichkeit, dieſen Widerſpruch zu heben, auch nur denſelben gehörig, aus Mangel von Religions-Urkunden, zu beurtheilen, mußte nothwendig den Gottesdienſt für die eine Partey, die ihrer Vernunft Gehör gab, ganz unnütz machen, und bey der andern, die das Alterthum über alles verehrte, dem Aberglauben und der Schwärmerey das freyeſte Spiel geben. Bey den Juden hingegen erhielten ſie gewiſſe reine wahre Begriffe mitten unter allen Abwechſelungen ihres Staates und ihres Gottesdienſtes. Sie verglichen von Zeit zu Zeit ihre gegenwärtige Verfaſſung, ihre Meinungen und ihre Uibungen mit ihrem alten Geſetzbuche: und ſie arbeiteten mit mehr Leichtigkeit an Verbeſſerungen, da ſie ein Modell der Vollkommenheit, wenigſtens nach ihrer Vorſtellung, hatten. Selbſt die Reformation, welche Chriſtus vornahm, und welche die Apoſtel unter den Juden aller Römiſchen Länder verbreiteten, fand nur dadurch Eingang, daß die auf gewiſſe Weiſe Wiederherſtellung der reinen, von Menſchenſatzungen gereinigten, Moſaiſchen Lehre zu ſeyn ſchien. Wenigſtens wurde ihre Annahme dadurch erleichtert, daß die Lehrer der neuen Religion auf ein allgemein verehrtes Buch zurückgehn, und in demſelben die Beſtätigung ihrer Behauptungen, und die Grundlinien ihrer Sittenlehre aufſuchen konnten. —

Daß alſo die Chriſtliche Religion, vom Anfange an, mehr, als die Religionen der Völker, die wir Heyden nennen, den Verſtand beſchäftigt hat, daß ſie immer als ein Syſtem von Wahrheiten und Erkenntniſſen angeſehen worden, daß durch ſie auch gewiſſe Wahrheiten und Erkenntniſſe ſich, mitten durch die Jahrhunderte der Barbarey und Unwiſſenheit, erhalten, und bis auf beſſere Zeiten fortgepflanzt haben, bis auf Zeiten, wo ſie von der Vernunft unterſucht, beſtätigt und geſichert werden konnten: das haben wir dem Umſtande zu danken, daß dieſe Religion Bücher in die Welt eingeführt hat, die, für heilig und göttlich gehalten, und angeſehen als die erſten Urquellen der Wahrheit, der Gegenſtand allgemeiner Betrachtung, Erforſchung und Auslegung geworden ſind.

Dieß ſind, nach meiner Uiberzeugung, die Vortheile, die daraus entſtehn, wenn eine Religion ſich auf Bücher gründet. Ihnen ſtehn unverkennbare Unbequemlichkeiten zur Seite, die ſich unter den Juden zu äußern anfingen, und die unter den Chriſten weit merklicher wurden, weil die

Wirkungen aller Urſachen größer werden, wenn ſie auf eine größere Maſſe wirken.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer National-Religion ſind, und dieſe für heilig und göttlichen Urſprungs gehalten werden: ſo erhalten ſich die darin überlieferten Wahrheiten ſicherer, die Begriffe, die den Anhängern der Religion angeboren, werden beſtimmter und feſter: aber eben dadurch wird die Freyheit des Nachdenkens verhindert und der Fortgang der Vernunft gehemmt. Eine Religion, wie die der Römer und Griechen, ohne Glaubensſyſtem und ohne heilige Bücher, ſo abergläubiſch ſie iſt, kann doch mit der Philoſophie beſtehn und ſich mit derſelben vertragen. Eine Religion, wie die Jüdiſche und Chriſtliche, die ein Lehrbekenntniß und eine Bibel hat, woraus das Bekenntniß hergeleitet wird, ſo rein und ſo vernünftig ſie von ihrem Urſprunge ſeyn mag, wird doch ewig mit der Philoſophie im Kampfe liegen. Jene Bücher verändern ſich nicht und gehen nicht mit fort mit den Menſchen, unter welchen ſie für Quellen der Religion anerkannt ſind. Früh oder ſpät kommen die Begriffe, welche aus ihnen geſchöpft ſind, mit denen, welche die menſchliche Vernunft aus ſich ſelbſt entwickelt, in Colliſion. Selbſt, je mehr man die erſten bearbeitet und je genauer man ſie beſtimmt, deſto größer wird oft die Abweichung von dem Syſteme der übrigen Kenntniſſe; ſo wie zwey divergirende Fäden ſich immer weiter von einander entfernen, je länger man ſie fortſpinnt.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer Religion ſind: ſo wird Auslegung dieſer Schriften die Hauptbeſchäftigung der Lehrer; und alles, was dieſe Beſchäftigung des Auslegens und Commentirens fremder Gedanken, und beſonders alter Sprachen, nützliches oder ſchädliches für den menſchlichen Verſtand hat, alles, was ſie zur Erkenntniß der Wahrheit beförderliches oder hinderliches enthält, das vereinigt ſich zwiefach bey den Auslegern unſrer heiligen Schriften; — zwiefach ſage ich: erſtlich, weil hier nur ein einziges Buch iſt, an deſſen Erklärung ohne Aufhören alle Geſchlechter arbeiten; zum andern, weil die Sprachen, in welchen es geſchrieben iſt, abgeſtorben und nicht einmahl in andern Büchern aufbewahrt ſind; und endlich, weil auch die Facta, durch welche dunkle Ausdrücke der Sprache erklärt, und der Zuſammenhang und die Abzweckung des Inhalts ausgefunden werden könnte, erloſchen ſind.

Das Auslegen alter Schriften in abgeſtorbenen Sprachen, welche in großer Hochachtung ſtehn, verhindert, wenn es herrſchendes Studium eines Zeitalters wird, das Selbſtdenken. Das haben die Jahrhunderte bewieſen, in welchen die Gelehrten ſich ganz allein mit der Erklärung der Römer und Griechen beſchäftigten. Aber dieſe hielt man doch noch für menſchliche Schriften, und man durfte ſich alſo auch erlauben, das, was in ihnen geſagt wurde, zu beurtheilen. Man durfte das, was man unverſtändlich fand, für verdorben oder verſtümmelt halten und bey Seite legen, man durfte das, was man unrichtig oder ſchlecht fand, widerlegen und tadeln, wenn man dazu Muth und Geiſtesfreyheit genug hatte. Hingegen bey einem für göttlich gehaltnen Buche wird voraus geſetzt, daß alles verſtändlich und daß alles wahr und vollkommen ſey. Wenn nun demungeachtet wirklich dunkle Stellen vorkommen: ſo muß, ſo lange jener Wahn herrſcht, ein Sinn mit Gewalt aus den Worten erzwungen oder in dieſelben hineingelegt werden. Dadurch iſt den Hypotheſen und der Spitzfindigkeit die Thüre aufgethan. Ja, ſelbſt die Schwärmerey findet in den dunkeln Stellen Nahrung, weil ſie da, wo nicht bekannte und allgemein verſtändliche Wahrheiten ſtehn, geheimnißvolle und höhere Entdeckungen erwartet, dergleichen ſie überhaupt von einer Offenbarung zu hoffen, berechtigt zu ſeyn ſcheint.

Daraus entſtehen die zwey Abwege, durch welche die Theologie beyder Völker, die ihre Religion auf ein Buch gegründet haben, der Juden und Chriſten, ausgeartet iſt; eine Dogmatik voll Subtilitäten, und eine Moral voll willkürlicher Satzungen, oder eine zur Schwärmerey ſich hinneigende Myſtik.

So wie die Pflicht und die Beſchäftigung, alte für göttlich gehaltene Schriften in erloſchnen Sprachen auszulegen, ohne Dunkelheiten übrig zu laſſen, nothwendig die metaphyſiſchen Grillen oder die Phantaſien der Ausleger mit in die Religion bringt, und die Denkungsart der Ausleger von der geraden geſunden Vernunft abwendet; ſo macht die Nothwendigkeit, in der ſie ſind, jeden Satz wahr, und jeden Vortrag vollkommen zu finden; daß ſie ihren anderweitigen Uiberzeugungen und ihrem Geſchmacke entſagen und beydes, wenn ſonſt noch ſo viele Gründe dafür ſind, beſtreiten müſſen.

Von der einen Seite wird alſo der Forſcher, der mit einer Verehrung, wie das Göttliche verlangt, zur Auslegung einer ſolchen Schrift hinzukömmt, verhindert, ſeiner eignen Vernunft und Erfahrung zu trauen und die Kette der Schlüſſe aus beyden in ihrem natürlichen Gange zu verfolgen: auf der andern wird er oft veranlaßt, ſeine eignen Begriffe unvermerkt dem göttlichen Autor in dunkeln Stellen unterzuſchieben, und dadurch ſeine eignen Vorurtheile und Träumereyen zu heiligen.

Der Geiſt der Subtilität, welcher in allen Talmudiſchen und Rabbiniſchen Schriften der Juden herrſcht, der ſich ſchon in den Satzungen, caſuiſtiſchen Entſcheidungen und Diſputen der Schriftgelehrten zu Chriſtus Zeiten zeigte, und der dieſe Nation noch bis auf den heutigen Tag auszeichnet, entſtand zum Theil gewiß daraus: daß ihre Gelehrten ſich mit nichts weiter, als mit dem Studiren des moſaiſchen Geſetzes, beſchäftigten. Da der menſchliche Geiſt nach Neuheit und Abwechſelung begierig iſt: ſo wollte jeder Nachfolger zu den Entdeckungen ſeiner Vorgänger etwas hinzuthun. Und da doch das Object und die Quelle der Erkenntniß immer dieſelbe blieb, da der zu bearbeitende Stoff ſich gar nicht vermehrte: ſo blieb den ſpätern Auslegern nichts übrig, als entweder noch einen neuen und verborgnen Sinn aus längſt erklärten Worten herauszubringen, oder aus den herausgebrachten Sätzen weitere und ſubtilere Folgerungen zu ziehen. Auf dieſe Weiſe wurden die, ohne das ſchon vielfachen, Vorſchriften für die Religions-Uibung und das öffentliche und Privatleben, die das Moſaiſche Geſetzbuch ausmachten, durch eine Menge noch feiner ausgedachter, noch mehr läſtiger Einſchränkungen vermehrt, die man alle nur in ſo fern für verbindlich anſah, als man ſie für Folgerungen aus jenen Gebothen, oder für Entſcheidungen nach der Analogie, oder für Vorkehrungen zu gewiſſerer Beobachtung der erſten anſah.

Das Uibel wuchs unter den Chriſtlichen Völkern und ihren Gelehrten, mit der Entfernung der Zeiten, welche das Verſtändniß der älteſten und beſonders der Jüdiſchen Bücher immer ſchwerer machte. Die Schriften des neuen Teſtaments, obgleich den Auslegern näher, waren doch ebenfalls in einer Sprache, der jüdiſch-griechiſchen, geſchrieben, die bald erloſch und in der ſehr wenige andre Schriften geſchrieben worden waren. Für die Erklärung der Begebenheiten, auf welche dieſe Schriften ſich beziehn und durch welche viele Aeußerungen erſt ihre beſtimmte Abſicht, und alſo ihren wahren Sinn erhalten ſollten, blieben ſchon den nächſten Jahrhunderten eben ſo wenig ſichere und umſtändliche Nachrichten übrig, als für die Geſchichten, aus welchen Moſes und die Propheten erklärt werden ſollten.

Ein unermeßliches Feld von Nachforſchungen, Muthmaßungen, willkurlichen Entſcheidungen der einen und ſchwärmeriſchen Ahndungen der andern Partey, war nun eröffnet, da auf dieſe Weiſe die Menſchen ihre vornehmſten Kenntniſſe und die ſicherſten ſowohl, als die wichtigſten Wahrheiten aus zwey Büchern herzuhohlen angewieſen wurden, die weder durch Sprach- noch Sachkenntniſſe vollkommen verſtändlich zu machen waren.

Uiber die Dinge ſelbſt iſt ſchon Widerſpruch genug unter den Menſchen, wenn ſie aus ihren Erfahrungen durch ihr Raiſonnement Syſteme aufführen. Aber hier iſt doch ein ſolider Grund, auf den man immer wieder zurückgehen kann, nähmlich, die Erfahrungen zu erneuern und die Vernunftſchlüſſe zu prüfen. Uiberdieß, da dieſe Syſteme, wenn auch mit voller Uiberzeugung vertheidigt, ſich doch nur als menſchlich ankündigen: ſo iſt ihre Beſtreitung kein Verbrechen; und zuweilen erlauben ſich ihre Urheber ſelbſt davon abzuweichen.

Bey Auslegungen dunkler Bücher hingegen entſtehen der Streitigkeiten weit mehrere, weil es beynahe ganz willkürlich iſt und ganz von der eigenthümlichen Denkungsart jedes Auslegers abhängt, welchen Sinn er in Worte hineinlegen will, welche keinen beſtimmten enthalten; und iſt das Buch göttlich: ſo iſt, ſobald die Auslegung für richtig angeſehen wird, der herausgebrachte Sinn ein Glaubensſatz von dem man nicht mehr ohne Sünde abweichen kann. Dieß verbiethet die Streitigkeit unter denen, die in ihren Erklärungen abweichen und verhindert jeden, ſeine erſten Ausſprüche neuen Unterſuchungen zu unterwerfen.

Unterdeſſen, weil in der Religion, wie in allen Sachen, zu denken, wenn auch über weniger fruchtbare Gegenſtände, beſſer iſt, als gedankenlos der Sinnlichkeit oder der Phantaſie preis gegeben zu ſeyn: ſo iſt doch die unaufhörliche Bemühung von Juden und Chriſten, den Sinn der Bücher ihrer Religion auszufinden und zu erläutern, ein Mittel und eine Veranlaſſung für ſie geworden, ihren Scharfſinn ſowohl zu üben, als die Wiſſenſchaften überhaupt anzubauen. Wenn die Juden dieſe gelegentlichen Vortheile der Hermeneutik in geringerm Maaße einernteten, ſo war die Urſache vielleicht gerade dieſe: daß ſie weniger Schwierigkeit dabey zu überwinden, daß ſie nur ein heiliges

Buch, in einer einzigen Sprache, auszulegen hatten; daß ihnen dieſe Sprache gewiſſer Maßen als ihre Mutterſprache ſchon bekannt war und die Sacherklärungen durch National-Uiberlieferungen geleitet und beſtimmt wurden. Die Chriſten, mit zwey Sprachen, zwey Geſchichten, zweyerley Lehrbüchern beſchäftigt, — noch weniger durch gewiſſe allgemein autoriſirte Traditionen über deren Sinn belehrt, waren noch mehr in der Nothwendigkeit, nachzuforſchen oder nachzudenken. Mit dem erſten ging es langſam und anfangs ſchlecht, weil hiſtoriſche Forſchungen Zeit, Vorbereitungen von andern Kenntniſſen und ſelbſt ſolche Erleichterungsmittel erfordern, die in dem ganzen politiſchen Zuſtande der Welt liegen. Die Chriſten waren alſo lange Zeit nur auf das letztere, das Nachdenken, eingeſchränkt. Nachdenken aber über Dinge, die eigentlich eine hiſtoriſche Baſis haben, (dergleichen Sprachen überhaupt ſind und dergleichen ein großer Theil des Inhalts des A. und N. T. insbeſondre iſt,) artet, wenn nicht hiſtoriſche Forſchungen vorangegangen ſind, leicht in Grübeleyen, leere Abſtractionen oder ſchwärmeriſche Geheimnißſucht aus. So ging es auch mit dem Philoſophiren der erſten Chriſten und Kirchen-Väter über die Bibel. Aber da dieſes Buch bey allen Veränderungen der chriſtlichen Staaten und Völker in Europa, dieſen immer ehrwürdig blieb und die Aufmerkſamkeit ihrer Gelehrten auf ſich zog: ſo wurde endlich, nachdem Scharfſinn und Imagination ſich an der Auslegung deſſelben erſchöpft hatten, Kritik und Geſchichtforſchung zurückgerufen. Um der Bibel willen lernte man zuerſt die alten Sprachen, um ihre Geſchichte zu rechtfertigen, ſtudirte man die Geſchichte andrer Völker. So wurde das Studium des Alterthums eingeleitet, das dann zuletzt wieder eine neue und geſunde Philoſophie, auch ſelbſt in Abſicht der h. Schrift, hervorbrachte. — Man kann mit Sicherheit behaupten, daß der ganze Gang, den die Cultur der Wiſſenſchaften in dem neuern Europa genommen hat, ganz vorzüglich durch das Studium der Bibel und die Abſicht, ſie auszulegen, beſtimmt worden ſey. Den Wortſinn der heiligen Schriften zu erklären, dazu hat man angefangen, die Sprachen ſorgfältiger zu erforſchen; und in der Griechiſchen ſowohl, als der Orientaliſchen Literatur iſt die geiſtliche Literatur von der profanen vorangegangen. Die Geſchichte der Bibel theils aufzuklären, theils zu beſtätigen, das war die erſte Abſicht chronologiſcher und antiquariſcher Unterſuchungen, und die Philoſophie ſelbſt iſt zuerſt von Fragen ausgegangen, welche die Theologie aufgeworfen hatte.

Um die Begriffe über dieſen Punct aber vollſtändig zu machen und die Vortheile richtig zu erkennen, welche die Chriſtliche Religion den Völkern dadurch gebracht hat, daß ſie ihnen anſtatt eines Gottesdienſtes, der ganz allein auf Tradition oder

Staatsgeſetze gegründet war, ein Glaubens- und Sitten-Syſtem gab, welches ſie aus einem Buche zu ſchöpfen oder zu erläutern hatten, muß man noch folgende zwey Umſtände bedenken:

1) Wenn die Beſchäftigung des Auslegens den menſchlichen Verſtand in einiger Rückſicht zu hindern, in andrer auf Abwege zu führen ſcheint, (beſonders wenn das ausgelegte Buch theilweiſe dunkel iſt und durchaus für göttlich gehalten wird:) ſo iſt doch dafür dieſe Beſchäftigung nach der Natur des Menſchen und nach dem eigenthümlichen und nothwendigen Gange ſeiner Erziehung bey dem Einzelnen ſowohl, als dem ganzen Geſchlechte, dazu gemacht, die Grundlage unſrer Erkenntniſſe und Verſtandesbildung zu ſeyn. Das Kind wird durch die Worte und Reden der Aeltern unterrichtet, die es anfangs nur halb verſteht, mit deren Auslegung es in der Stille ſich ſelbſt beſchäftigt, und mit deren Erklärung und Entwickelung ſeine Lehrer ihre Lectionen anfangen. Ehe der Menſch an die Objecte ſelbſt geht, ſie zu unterſuchen, gibt er ſich erſt ab mit den Ausſprüchen ſeiner Vorfahren und der Erwachſenen, über die Objecte, um ſie erſt nachzuſprechen, dann zu begreifen, endlich zu prüfen. Nur wenige Sachen ziehen ihre Aufmerkſamkeit zuerſt durch ſich ſelbſt auf ſich, die meiſten erwecken unſre Neubegierde erſt, weil wir das, was wir andre darüber ſagen hören oder von ihnen wörtlich lernen, verſtehen wollen. Der Geiſt eines Kin-

des würde weit länger in ſtumpfer Unthätigkeit ruhen, und der Geiſt vieler Kinder nie zum Denken erwachen, wenn er nicht durch die ihnen zeitig in Worten und Redensarten mitgetheilten Gedanken der erwachſenen Menſchen auf die Objecte gebracht würde, welche Aufmerkſamkeit verdienen, und einſehen lernte, was ſich über dieſelben denken läßt. Wenn auch in dieſen Worten und Redensarten vieles anfangs unverſtanden bleibt: ſo iſt es doch für ihn ein Merkzeichen, daß noch etwas darin liegt, welches andre verſtanden haben und alſo auch für ihn zu erforſchen und aufzuklären möglich iſt. Und iſt in der Seele ſelbſt einige eigenthümliche Kraft, ſo wird früh oder ſpät die Wißbegierde des Menſchen, ſelbſt durch die Mangelhaftigkeit ſeiner erſten Erkenntniſſe, von welcher er durch die unverſtandenen Zeichen, die er ins Gedächtniß gefaßt hat, die Anzeige erhält, gereizt, ſie zu ergänzen und zu verbeſſern.

Sehr viel trägt alſo auch unter ganzen Nationen, zur Aufklärung und zur Bildung, ein Buch bey, welches genug verehrt wird, um mit allgemeiner Aufmerkſamkeit ſtudirt zu werden. Wenn es auch weder von ſehr reichhaltigem noch gemeinnützigem Inhalt wäre: ſo würde doch die Bemühung, jedes Wort davon zu verſtehen, und von jedem Satze den Sinn, die Beziehung, den Beweis, oder die Anwendung zu finden, eine Uibung des Verſtandes abgeben, dergleichen keine andre gleich nützliche für das erſte Kindesalter des menſchlichen Geſchlechts gefunden werden kann. So nutzten die Griechen ihren Homer. — Eine Geſchichte von lauter Zweykämpfen und den Streitigkeiten einiger Heerführer ſchien nicht dazu gemacht, die Nation über einen groſſen Umfang von Materien zu belehren. Und in der That ſind die Facta und einzelne Dinge, welche vom Homer beſchrieben werden, groſſentheils geringfügig, und die allgemeinen Ideen in ſeinem Werke oft kindiſch. Aber das unabläſſige Studium Homers brachte mehr Weisheit aus demſelben heraus, als er je hineingelegt hatte. Die Griechen klärten ſich über viele politiſchen, moraliſchen und militäriſchen Gegenſtände auf, indem ſie die Geſänge ihres verehrten Barden ins Licht ſetzen wollten.

Mit der Hochachtung der Bücher ſteigt der Ernſt der Beſchäftigung: und mit dem Ernſte der Beſchäftigung und dem Grade der darauf gewendeten Aufmerkſamkeit, der Nutzen, den man für die Verſtandesbildung aus ihrer Erklärung zieht. In dieſer Rückſicht alſo müſſen Bücher, denen man wirklich göttlichen Urſprung zuſchrieb, in denen man jedes Wort für wichtig, und jeden Satz für eine geoffenbarte Wahrheit hielt, den Chriſtlichen Nationen den Dienſt, ihren Geiſt zu üben, in einem weit höhern Grade geleiſtet haben, als den Griechen die Homeriſchen Heldengedichte.

2) Dazu kömmt aber der zweyte Umſtand, daß in dieſen beyden Religionsbüchern der Juden und

Chriſten in der That ſo viele klare und deutliche Stellen, und in dieſen Stellen ſo viele wichtige und nützliche Wahrheiten, ſo viele den Geiſt wirklich aufklärende Belehrungen ſtehen, als in keinem der alten Bücher, für welche andre Nationen, eine ähnliche Hochachtung, als wir für die Bibel hägen, gehabt haben.

Immer ſind es die älteſten Urkunden, Geſchichten und Lehren, welche den erſten Platz unter allen Schriften in der Verehrung der Nationen einnehmen. Entweder ſind es die erſten Strahlen des aufgehenden Genies, welche eben deßwegen in der Dunkelheit, aus der ſie hervorbrechen, heller leuchten: oder es ſind Schriften, die mit dem Urſprunge ihrer Sittlichkeit, ihrer Staatsverfaſſung und ihres Gottesdienſtes zuſammenhängen, und wichtig bleiben, durch die Wichtigkeit des Zeitpuncts, in welchem ſie erſchienen. Daher kommt es aber auch, daß gerade dieſe verehrteſten ſchriftlichen Urkunden des menſchlichen Geiſtes nur die Uranfänge ſeiner Bildung darſtellen, nur wenig Licht und noch viel Finſterniß enthalten, und das Gepräge des Kindesalters in Einfachheit und ungeſchmückter Wahrheit, aber auch in der Unwiſſenheit und in thörichten Erdichtungen und Meinungen an ſich tragen. — Wenn nun die Hochachtung für dieſe Schriften länger dauert, als derjenige Zuſtand des menſchlichen Geiſtes, aus welchem die Vorſtellungen derſelben geſchöpft waren: ſo entſtehet freylich in den Gemüthern ihrer Verehrer eine Verwirrung; es entſtehen Widerſprüche, die ihrem Fortgange hinderlich ſind. Bald müſſen ſie durch Künſteleyen dem alten Autor Verbeſſerungen neuerer Zeiten leihen, bald ſind ſie in Verſuchung, ihrer eignen beſſern Erkenntniß zu entſagen, um nur ihrem Autor nicht zu widerſprechen.

Kein unparteyiſcher Leſer der Bibel, keiner, der die Wirkung derſelben auf die Chriſtliche Welt bloß mit den Augen der Vernunft beleuchtet, kann leugnen, daß dieſe Bemerkung in einigem Grade auch auf ſie anwendbar iſt. Auch ſie, obgleich zuſammengetragen aus Schriften verſchiedner Zeitalter, trägt doch unleugbare Spuren der Unvollkommenheit in den Ideen und in der Darſtellung derſelben, diejenigen Mängel nähmlich, welche dem Zeitalter oder dem Volke und dem Autor eigen waren, von welchem jeder ihrer Theile herſtammt. Und die Meinung, daß dieſe Schriften durch göttliche unmittelbare Eingebung verfaßt worden, indem ſie jene Unvollkommenheiten ſelbſt heiligte, ſetzte den menſchlichen Fortſchritten zu reinerer Erkenntniß oder zu einer lichtvollern Darſtellung allerdings Hinderniſſe entgegen. Aber alles dieſes zugegeben, bleibt es doch ewig wahr, daß, wenn alle Stellen, deren Inhalt oder deren Vortrag jetzt von der prüfenden Vernunft nicht gebilligt wird, abgerechnet werden, noch ſo viel reine und brauchbare Wahrheit, ſo viele geſunde und durch die Erfahrung erprobte Moral, ſoviel Belehrung und ſoviel Troſt auch für den vernünftigen Mann in unſerm A. und N. Teſtament übrig bleibt: daß diejenigen Völker, welche von der Leſung und Auslegung dieſer Bücher, den Curſus ihrer religiöſen und moraliſchen Kenntniſſe anfingen, natürlicher Weiſe weiter kommen mußten, als alle die Nationen, welche entweder gar keine Religionsurkunden, oder nur ſolche hatten, wie wir ſie bey den übrigen Völkern, außer Chriſten und Juden finden. Freylich zieht das Wunderbare und das Geheimnißvolle Menſchen von noch unvollkommner Geiſtesbildung am meiſten an ſich: und daher haben auch gerade diejenigen Theile der Bibel, welche ſich durch die eine oder die andere dieſer Eigenſchaften auszeichnen, Jahrhunderte hindurch in dem Lehrgebäude und der Sittenlehre der Chriſten die Oberhand gehabt, über das ganz verſtändliche und natürliche Wahre und Gute, das jenen Wundern und Geheimniſſen in der Schrift zur Seite ſteht. Aber unmöglich hat doch letzteres von den Auslegern und Predigern der göttlichen Schriften ganz überſehen werden können. Ein guter Same nützlicher und wahrer Ideen iſt in tauſend Gemüther dadurch ausgeſtreuet worden, der früher oder ſpäter ſich entwickeln mußte, und gewiß die eignen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes, Wahrheit zu finden, oder zur Klarheit ſeiner Begriffe zu gelangen, beſchleuniget hat.

Ich will meine Gedanken über dieſen Punct noch einmahl kurz zuſammenfaſſen.

Uiber die Gedanken eines andern nachzudenken, wird dem Menſchen von nicht ganz reifer oder von nicht ſehr ſtarker Vernunft leichter, als ſelbſt über die Gegenſtände nachzudenken.

Ein für göttlich gehaltnes Religionsbuch biethet zu ſolchen abgeleiteten Gedanken einen deſto brauchbarern Gegenſtand an, je mehr es wegen der Verehrung die ihm erwieſen wird, die Aufmerkſamkeit an ſich zieht, und den Fleiß der Menſchen zur Forſchung aufbiethet.

Unter allen für heilig gehaltnen Büchern, welche die Menſchen auf dieſe Art beſchäftigt haben, iſt keines, welches ihre Aufmerkſamkeit und ihren Fleiß durch einen ſo großen Schatz wirklicher Wahrheiten und nützlicher Lebensregeln belohnen könnte, als die Bibel.

Durch die Beſchäftigung die Bibel auszulegen, welche den Chriſten durch ihre Religion zur Pflicht gemacht wurde, erhielten ſie Stoff, worüber ſie nachdenken, und über welchen ſie ſich auch ihre Gedanken mittheilen konnten, einige einleuchtenden Grundſätze, auf die ſie bauten, Aufforderung zum Unterſuchen, und viel Veranlaſſung zu wiſſenſchaftlichen Nachforſchungen.

Philoſophie und Gelehrſamkeit ging bey den Chriſten von der Bibel, ihrer Auslegung, ihrer Rechtfertigung und ihrer Beſtreitung aus. Und beyde, ihre Philoſophie und Gelehrſamkeit, gewannen einen Vorzug über die Philoſophie und Gelehrſamkeit andrer Völker, weil die Bibel ein Buch von mehreren innern Werth und Gehalt war, als die ähnlichen Religionsurkunden der leztern.

6.

Ich kehre zu den beſondern theoretiſchen und moraliſchen Begriffen zurück, welche nach meiner Meinung durch dieſe Grund-Bücher der Chriſtlichen Religion, und durch die Ausleger derſelben unter den Menſchen verbreitet worden ſind.

Ich rechne zu den erſten vorzüglich den Begriff von der Schöpfung der Welt aus nichts. Die erſten Chriſten fanden dieſen Begriff ſchon in der Jüdiſchen Synagoge, aber ſie nahmen ihn zu einem der Grundſteine ihrer ganzen Theologie an, und machten ihn zum herrſchenden Glaubensſatz des geſitteten Europa. Woher er, dieſer dem menſchlichen Verſtande ſo ſchwer zu findende, und, auch nachdem er gefunden iſt, ſo ſchwer zu faſſende Begriff, unter die Juden kam, und warum er bey ihnen allein Wurzel gefaßt hatte, das iſt, ſelbſt nach allen darüber angeſtellten Unterſuchungen, noch nicht völlig erklärt. Die Schriften Moſis und des ganzen A. Teſtaments enthalten denſelben nicht ſo beſtimmt und deutlich, daß er aus ihnen allein geſchöpft zu ſeyn ſcheint. Darüber ſind ſie zwar ganz entſchieden, und davon fängt ſelbſt der älteſte Geſetzgeber der Juden an, daß die Welt, d. h. die Einrichtung, Ordnung und Form der Dinge, die wir ſehen, in welcher und durch welche wir ſelbſt da ſind und leben, von Gott herrühre. Aber ob das Machen, das Schaffen, durch welches die Abhängigkeit des Urſprungs der Welt von dem Willen und der Handlung eines denkenden Weſens ausgedrückt wird, ſich eben ſowohl auf die Materie als auf ihre Form erſtrecke, ob dieſe Wörter bloß eine Bildung des ſchon vorhandnen Stoffs zu beſtimmten und regelmäßigen Geſtalten, oder eine Hervorbringung des Stoffs ſelbſt bezeichnen: das kann aus den Wörtern ſelbſt, die, wie alle methaphyſiſchen einer uralten Sprache, unbeſtimmter Bedeutung ſind, nicht herausgebracht, und eben ſo wenig aus dem Zuſammenhange der Schöpfungsgeſchichte, oder den damit verbundnen allgemeinen Betrachtungen hergeleitet werden. Es iſt auch höchſt unwahrſcheinlich, daß Moſes ſelbſt und ſeine Zeitgenoſſen die Frage hierüber würden haben beantworten können, weil ſo leicht und einleuchtend der Begriff des Entſtehens auch Menſchen von geringerer Cultur iſt, weil ſie täglich Dinge entſtehen ſehen, es ihnen doch ungemein ſchwer wird, die doppelte Art des Urſprungs, den des Seyns, und den der Bildung, von einander zu unterſcheiden, weil dazu die ſchwer zu machende Beobachtung von der Fortdauer der Grundſtoffe, nach dem Untergange der ſichtbaren Dinge, Thiere und Pflanzen, und die ſchon ſehr feine Abſtraction der Form von der Materie gehört. Die ſpätern Schriftſteller des A. Teſtamentes beziehen ſich, wenn ſie von dem Urſprunge der Welt, und ihrem Verhältniſſe zu Gott reden, immer auf die Schöpfungsgeſchichte Moſis, und ſcheinen aus ihr allein ihre Begriffe zu ſchöpfen. Sie beſtimmen alſo keinen derſelben, welcher jener erſten Erzählung unbeſtimmt war, und können allein dieſen Punct der Jüdiſchen Dogmatik nicht aufs Reine gebracht haben, wenn er nicht ſchon vorher in jenen noch ältern Uiberlieferungen und Ausdrücken eingewickelt lag, und ſich aus denſelben, in der Folge der Zeit, von ſelbſt herausſpann.

Auf welchem Wege aber auch die Religion der Juden dieſen Begriff, „daß Gott auch den Urſtoff der Dinge, oder, mit andern Worten, die Dinge ſelbſt ohne vorher daſeyenden Urſtoff, durch ſeinen Willen hervorgebracht habe" — bekommen haben mag: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er ihr eigenthümlich war. Die Philoſophie der Griechen hat ſich nach und nach, durch Nachdenken über die Natur, den Jüdiſchen Religionsbegriffen in allen andern Puncten ſehr genähert. Sie hat einen Einigen Gott, den Urſprung der Welt, durch abſichtliches Wirken deſſelben, die Regierung deſſelben über die Schickſale, und die Oberherrſchaft deſſelben über die Handlungen des Menſchen, mit den

Weiſen unter den Juden faſt auf gleiche Weiſe gelehrt. Aber die Erſchaffung des Stoffs aus nichts, durch den bloßen Willen des einzigen, ewig vorhandnen Weſens, das Gott heißt, hat ſie nie unter ihre Lehrſätze aufgenommen, und zum Theil feſt und beſtimmt verworfen. Die einen haben Begriffe von Schöpfung und Bildung immerfort in dem Dunkel gelaſſen, in welchem ſie in den älteſten Urkunden der Juden ſind; dahingegen ſie ſich, bey dieſem Volke, zu einer beſtimmten Behauptung des erſtern Begriffs geläutert haben. Die andere Partey der griechiſchen Weltweiſen, welche den Unterſchied jener beyden Vorſtellungen deutlich erkennt, nimmt die der Chriſtlichen und Jüdiſchen Lehre entgegengeſetzte Behauptung an, indem ſie eine ewige Materie dem geiſtigen auch ewigen Weſen, welches daraus die Welt hervorbringt, an die Seite ſetzt.

Ob die Juden ſelbſt ſchon die Wichtigkeit dieſes ihnen eigenen Begriffs einſahen; und bey ihren Proſelyten die Annahme deſſelben zu einer Bedingung des Uibertritts zur moſaiſchen Religion machten, iſt mir nicht völlig deutlich. Aber gewiß machten die Chriſtlichen Lehrer daraus einen Grundpfeiler ihrer Religion und Theologie; ſie erkannten deutlich den Abſtand, welchen dieſes Dogma zwiſchen der Philoſophie der Griechen über Gott und dem Glauben der Chriſten an denſelben verurſachte; ſie ſetzten einen großen Vorzug ihrer Lehre darein, auf dieſe Weiſe den Gott, welchen ſie anbetheten, über alle Weſen, welchen die Menſchen bisher einen gleichen Nahmen beygelegt hatten, erhöht, und dadurch die Verehrung deſſelben, die Pflicht des Gehorſams gegen ihn, und das Vertrauen auf ſeine Fürſorge feſter gegründet zu haben. Bis in unſre Tage hat ſich die natürliche Theologie Chriſtlicher Philoſophen hauptſächlich in dieſem Puncte, von der Vernunft-Religion der alten Weiſen unterſchieden.

Lange Zeit iſt dieſer aus der Schrift und dem Chriſtenthume in die Philoſophie übergegangne Begriff unbeſtritten geblieben, da ſchon viele andre, ſonſt feſt geglaubte Sätze des erſtern beſtritten worden waren. Erſt in den letzten Jahrhunderten haben ſich bey fortgehenden Unterſuchungen dieſelben Schwierigkeiten hervorgethan, welche die Denker in den frühern Perioden der Cultur, abgehalten hatten, jenen Lehrſatz aufzunehmen. Er iſt jetzt einer von den Steinen des Anſtoßes, wo die Vernunft ſelbſt eben ſo ſehr in Verlegenheit geräth, wenn ſie ihn, um der Schwierigkeiten willen, die ihn umgeben, verwerfen will, als wenn ſie ihn durch Gründe zu vertheidigen ſucht.

Unterdeſſen, wenn man den feſten Glauben an denſelben, ſo wie er viele Jahrhunderte hindurch unter den Chriſtlichen Völkern und ihren Weltweiſen beſtanden hat, vorausſetzt, und nun nur nach den Folgen fragt, welche dieſer Glaube auf das übrige Syſtem der Kenntniſſe oder der Sitten natürlicher Weiſe geäußert habe: ſo dünkt mich, ergeben ſich folgende Bemerkungen.

Je unvollkommner und eingeſchränkter die Götter ſind, welche die Menſchen verehren: deſto unnützer iſt die Religion, oder deſto verderblicher; — unnütz, wenn vermöge ſolcher Begriffe der Einfluß dieſer Weſen auf die Welt, auf die Schickſale der Menſchen, und beſonders auf ihre moraliſche Glückſeligkeit vernichtet wird; verderblich, wenn dadurch entweder Muſter der Unſittlichkeit, oder Gegenſtände eines abergläubiſchen und kleinlichen Dienſtes der Menſchen aufgeſtellt werden. Eingeſchränkte und kleine Geiſter kann man auch durch kleine und geringfüge Handlungen verehren und bewegen; leidenſchaftliche und böſe kann man nicht, durch Handlungen, die ihrem Charakter ähnlich ſind, erzürnen.

Um dieſer Urſache willen war die Lehre von einem einzigen Gotte, dem Urheber und Regierer der ganzen Welt, auch für die Moralität der Menſchen ſo wichtig. Sie bekamen dadurch zum erſten Mahle einen Gegenſtand der Verehrung, welcher der Verehrung würdig war, weil er Werkmeiſter des größten und vortrefflichſten Werks war; einen Geſetzgeber, der in der Ordnung der Natur, welche er feſtgeſetzt, moraliſche Gebothe den Menſchen gegeben, und Macht hatte, ſeine Gebothe aufrecht zu erhalten; einen Oberherrn, der keiner menſchlichen Gaben und Opfer bedurfte, und deſſen Gunſt alſo nicht anders, als durch Gehorſam und durch Nachahmung ſeiner Vollkommenheiten, zu erhalten ſeyn konnte.

Dieſe Eigenſchaften der Macht, der Unabhängigkeit, und der Größe, durch welche das unſichtbare Weſen, Gott, in den Augen ſeiner Anbether erhoben werden mußte, wenn der Glaube an ihn, und der ihm zu leiſtende Dienſt dieſe Anbether hinwiederum veredeln oder in Schranken halten ſollte, wurden durch die Lehre von der Schöpfung aus Nichts noch um einen merklichen Grad erhöht, wurden in ihrem ganzen Umfange befeſtiget, und gegen alle Zweifel geſichert. Auf dieſe Weiſe wurde erſtlich Gott eine Kraft zugeſchrieben, die er mit keinem andern Weſen theilte. Wir finden mehrere Kräfte in der Natur, geiſtige und mechaniſche, welche neue Körper, auch von regelmäßigen Geſtalten, aus vorhandnem Urſtoffe bilden können: aber keine, die ein neues Element hervorbringen könnte. Zweytens wurde auf dieſe Weiſe die Welt von Gott durchaus und vollkommen abhängig: da hingegen in dem Syſteme einer von Gott bloß geſchehenen Bildung der präexiſtirenden Materie, die Eigenſchaften dieſer letztern einen nothwendigen Einfluß über die Beſchaffenheit des hervorgebrachten Werkes behalten. Dadurch wurde die Herrſchaft Gottes auch über den Menſchen und ſeine Schickſale unumſchränkter. Das, was aus den Dingen und Menſchen zuletzt werden ſoll, kann von nichts abhängen als von dem Weſen, das durch ſeinen Willen die einzige Urſache iſt, daß irgend etwas exiſtiert. Seinen Abſichten kann kein Hinderniß ſich widerſetzen, da außer ihm keine Kraft vorhanden iſt, welche nicht bloß eine Folge ſeiner abſichtlichen Schöpfung wäre.

Wenn es nach dieſem Syſteme ſchwerer wurde, das Uibel in der Welt zu erklären; ſo wurde es, wenn jenes Syſtem völlig feſt ſtand, deſto gewiſſer, daß dieſe Uibel nur ſcheinbar ſeyn müſſen, und daß ein andrer Zuſtand vorhanden ſey, in welchem ſich das Räthſel eines unvollkommen ſcheinenden Products eines vollkommnen und uneingeſchränkten Urhebers, auflöſe. —

In allen Syſtemen des Deismus muß man die Welt, welche da iſt, für die beſte halten. Aber nach dem Syſteme derjenigen, die Gott und die Materie zu zwey unabhängigen Principien machen, iſt es nur die möglich beſte Welt nach Beſchaffenheit des Urſtoffs, aus welchem die höchſte Weisheit und Güte den Bau derſelben aufführte. Nach dem Syſteme derjenigen, welche Gott für das einzige Principium erkennen, iſt es die abſolut beſte, weil ſie durch keine andre Urſache, in ihrer erſten Form und in aller ihren Veränderungen, beſtimmt wird, als durch das Ideal der Vollkommenheit, welches in dem göttlichen Verſtande vorhanden war, und durch die höchſte Güte, welche ſeinen Willen belebte.

Dadurch wird alſo der Troſt, welchen der Glaube an einen Gott dem Unglücklichen gibt, viel größer und das Vertrauen feſter, welches der gute Menſch auf ſeine Regierung haben kann. Denn wie weiß derjenige, welcher, außer der Macht Gottes, die ſich durch Handlungen des beſten Willens, nach der größten Einſicht, wirkſam erweiſet, noch materielle Kräfte annimmt, die blind und abſichtlos wirken: — woher weiß er, wie weit der Einfluß der letztern jene Macht einſchränken und jene Abſichten ſtören könne? Woher weiß er, wenn er unglücklich iſt, daß ſein Unglück vielleicht nicht für die Kraft des höchſten Weſens ſelbſt zu ſchwer und zu tief eingewurzelt, — daß es nicht dergeſtalt in der Beſchaffenheit ſeines eigenen Urſtoffs oder der Elemente aller Dinge gegründet ſey, daß Gott ſelbſt ſeine wohlthätigen Abſichten, zu helfen, nicht durchſetzen könne? Wie läßt ſich das, was von Gott und was von den Mängeln der Materie herkömmt, in den Einrichtungen der Welt unterſcheiden? Und mit welcher Sicherheit läßt ſich alſo von der Zukunft vermuthen, daß ſie beſſer, als das Gegenwärtige ſeyn werde?

Ohne mich hier in eine Unterſuchung über die Lehre von der Schöpfung aus Nichts und über ihre Gründe und die Schwierigkeiten, welche ihr ankleben, einzulaſſen, kann ich doch mit Sicherheit annehmen, daß der moraliſche Einfluß der Ideen von Gott auf die Gemüther der Menſchen, zur

Verpflichtung derſelben und zu ihrem Troſte, durch die Chriſtliche Religion, eben vermöge dieſes ihr eigenthümlichen und von ihr zuerſt ausgebreiteten Lehrſatzes von der Erſchafung der Welt aus Nichts, ausnehmend vermehrt und in mehr als einer Abſicht nützlicher gemacht worden ſey. Das ganze Syſtem bekam allerdings dadurch einen beſſern Zuſammenhang, und alle Zweifel wurden niedergeſchlagen. Das Materielle, welches, bey Vorausſetzung zweyer Urweſen, in einem beſtändigen Streite von ungewiſſer Entſcheidung mit dem Geiſtigen iſt, wurde in der Theologie der Chriſten dieſem gänzlich und durchaus untergeordnet. Die Allmacht Gottes wurde ganz unumſchränkt. Die moraliſchen Geſetze alſo, welche von ihr aufrecht erhalten werden, bekamen eine noch ehrenvollere Sanction; die Hoffnungen des Tugendhaften, die auf ſie gebaut werden, eine ſicherere Gewährleiſtung. Der Gottesdienſt ſelbſt wurde vom Aberglauben mehr gereinigt, je mehr Gott über alle Geſchöpfe erhöht und von aller Aehnlichkeit mit menſchlichen Oberherrn entfernt wurde.

In der That finden wir auch, daß nie die Religion auf das menſchliche Gemüth ſo ſtark gewirkt und ſo viele Menſchen in ihrem ganzen Leben regiert und belebt hat, als ſeit der Zeit der Erſcheinung des Chriſtenthums. Religiöſe Tugend, oder Tugend auf Religion gegründet iſt das Eigenthum der Chriſten geweſen. Wenn daraus nicht immer wahre Tugend entſtand; wenn in Abſicht des Gottesdienſtes und der Moral der Kirche, aus der Idee des Weltſchöpfers jene Verbeſſerung, deren ich gedacht habe, nicht entſtand, oder bald wieder geſtört wurde: ſo geſchah es, weil mehr Urſachen zugleich auf die Ausbildung der Theorie und der Praxis bey den Chriſten wirkten; — ſo geſchah es, weil man neben jenem höchſten Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, bald wieder andere geringere Weſen zur Verehrung aufſtellte, die alſo auch wieder einen geringfügigern und aus mehr kleinen Uibungen zuſammengeſetzten Dienſt erforderten. Aber auf alle diejenigen unter den Chriſten, welche jene Grund-Idee lebhaft gefaßt und ihr feſt angehangen haben, hat ſie auch den Einfluß über ihr Gemüth geäußert, welchen ich angezeiget habe. Und ſie hat ſich, obgleich vermiſcht mit neuen weit unedlern und ſchädlichern Zuſätzen, doch in dem Lehrbegriffe der Chriſten erhalten, bis auf die Zeiten, wo ſie eine mehr gebildete Vernunft vorfand und alsdann eine Veranlaſſung zu einer neuen Reinigung der Religion und zur Anerkennung und Unterſcheidung der Mißbräuche, von dem urſprünglichen Chriſtenthume wurde.

7.

Es iſt eine gemeine Meinung, daß die Chriſtliche Religion zuerſt den Begriff von Gott, als einen Vater der Menſchen, ausgebreitet habe, da er zuvor nur als ein furchtbares Weſen angeſehen worden ſey. Dieſer Meinung kann ich nicht ohne Einſchränkung beytreten. Ich finde, daß ſelbſt in den Volks-Religionen der Heyden die Geſänge der Dankbarkeit, die Lobpreiſungen für empfangene Wohlthaten, und alſo die Erinnerungen an die Güte der Götter, einen großen Theil der gottesdienſtlichen Uibungen ausmachten. Zwar kamen bey ſo vielen menſchlichen Göttern, unter welchen die Aufſicht über die menſchlichen Angelegenheiten einzeln vertheilt war, nicht nur einige Gottheiten vor, deren Weſen durch übelartige Leidenſchaften beſtimmt war, welche ſie den Menſchen furchtbar machten, ſondern auch unter den Handlungen aller Götter kamen ſolche vor, wo ſie nur eine zerſtörende Herrſchſucht gezeigt hatten. Aber die höchſten Götter, die Gegenſtände der allgemeinen Verehrung, wurden doch vornehmlich als die Geber des Guten und die Freunde der Menſchen angeſehen. Die Direction der wohlthätigſten Naturerſcheinungen oder die Anleitung der Menſchen zu den ihnen nützlichſten Künſten und Kenntniſſen wurde ihnen zugeſchrieben. Betrachten wir ferner die Religion, wie ſie ſich durch die Vernunft einiger Weiſen des heidniſchen Alterthums ausgebildet hatte: ſo finden wir noch weniger von Furcht und noch mehr von Liebe und Vertrauen in der Empfindung, welche dieſe Religion einflößte. Die Natur der Sache und der Vernunft erlaubt es nicht anders, als daß der Begriff

des Guten und des Urhebers alles Guten bey der
philoſophiſchen Vorſtellung von Gott zum Grunde
liege. Selbſt der Nahme Vater, der dieſe er-
freulichen Verhältniſſe der Menſchen zu einem gei-
ſtigen Urheber der Welt, unter einem der Phanta-
ſie bekannten und angenehmen Bilde zuſammenfaßt,
ſt ſowohl von den Anbethern der Götter in den
Tempeln, als von den ſpeculativen Verehrern einer
höchſten Gottheit, auf den Gegenſtand ihrer Ver-
hrung angewandt worden.

Was die Vorſtellungen der Juden betrifft, ſo
waren ſie in Abſicht der Natur Gottes denen, wel-
he die Chriſtlichen Lehrer ausbreiteten, vollkom-
nen gleichförmig. Sie ſchloſſen zwar die Heyden
on derjenigen Gnade Gottes aus, welche ſie nur
ür ſie beſtimmt glaubten: aber ihre eigne Religion
war ganz auf Gnade und Wohlthaten, die ſie von
Gott empfangen hatten, und auf ſolche, die ſie von
hm erwarteten, gegründet. Ihnen konnte der Ge-
anke von Gott unmöglich mehr furchtbar als er-
reulich ſeyn, da ſie ſich für ſein eigenthümliches
Volk anſahen, mit deſſen Erhaltung und Wohler-
ehn er von Anbeginn an beſchäftigt geweſen wäre.

Die Religionsfeyerlichkeiten der Griechen und
Römer hatten größtentheils den Charakter des Fröh-
chen und waren mit geſellſchaftlichen Vergnügun-
en, mit Gaſtmählern, Tanz und Muſik verbun-
en. Ein ähnlicher Geiſt herrſchte in vielen Anord-
ungen des Moſaiſchen Ceremonial-Geſetzes. Dieß

alles beweiſet, daß die Menſchen auch vor der Einführung der Chriſtlichen Religion den Gedanken an Gott oder Götter mit den Empfindungen von Freude und guter Hoffnung verknüpft, und alſo im Ganzen wenigſtens, dieſen höhern Weſen mehr Liebe zu den Menſchen und Wohlthätigkeit, als Zorn und rächenden Eifer, zugeſchrieben haben.

Dieſen Thatſachen, welche die von den Theologen der vorchriſtlichen Welt zugeſchriebene Furcht vor der Gottheit, (eine Furcht, die nach ihrer Meinung durch das Evangelium zuerſt in Zutrauen verwandelt worden ſey,) zu widerlegen ſcheinen, ſtehen einige andre Thatſachen aus der Religions-Geſchichte des heydniſchen Alterthums und einige Begriffe aus der Dogmatik deſſelben entgegen.

Erſtlich gab es gewiſſe Arten des Gottesdienſtes, deren Gebräuche dazu gemacht waren, Furcht auszudrücken oder Furcht einzuflößen. Die meiſten derer, welche den unterirdiſchen Göttern gewidmet waren, gehörten zu dieſer Gattung. Es gab ferner Götter, deren Prieſter ſich an ihren Feſten zerfleiſchen und martern, oder ſich ihnen zu Ehren verſtümmeln mußten. *) Endlich, was waren die

---

*) Es gibt eine merkwürdige Stelle des Dionyſ. Halic. II. 19., wo er die Römer lobt, daß ſie in keinem ihrer gottesdienſtlichen Feſte Trauerkleider anlegten und ein Klaggeſchrey erhoben, wie die Griechen bey den der Proſerpina geweihten Feſten. ἑορτὴ δὲ παρ᾽ αὐτοῖς οὐδεμία μελανείμων ἢ

Opferungen der Thiere überhaupt anders, als Be-
enntniſſe, daß die Menſchen Urſache haben, Tod
nd Untergang von den Göttern zu befürchten,
enn ſie nicht ihrem eignen ſchuldvollen Haupte ein
nſchuldiges unterſchieben, an welchem die Gerech-
gkeit derſelben ſich genugthun oder ihre Rache ſät-
igen könne.

Der Gottesdienſt der Alten war in zwey Haupt
weige getheilt; in Dank und Verſöhnung. Bitten
varen gemeiniglich mit dem letztern verbunden, weil
nan nicht eher glaubte, von den Göttern etwas
rhalten zu können, bis ihr Zorn geſtillt wäre. So
vie alle Feſte des Dankes Freudenfeſte waren, ſo
varen die Verſöhnungsfeſte Feſte des Trauerns und
alle ihre Gebräuche Ausdrücke der Bangigkeit. Das,
vas nähmlich Gott dem Menſchen zu allen Zeiten
furchtbar gemacht, iſt der Gedanke an ſeine Ver-

πένθιμος ἄγεται, κοπετὰς ἰχνεία καὶ θρήνους γυναικῶν ἐπὶ θεοῖς ἀφανιζομένοις, ὥσπερ Ἕλλησιν ἐπιτελεῖται, περί τε Περσεφόνης ἁρπαγὴν καὶ τὰ Διονύσου πάθη. οὐδ' ἂν ἴδοι τις παρ' αὐτοῖς, οὐ θεοφορήσεις, οὐ κορυβαντιασμούς, οὐκ ἀγυρμούς, οὐ βακχείας καὶ τελετὰς ἀποῤῥήτους, οὐ διαπαννυχισμοὺς ἐν ἱεροῖς ἀνδρῶν σὺν γυναιξὶν &c. Daß aber Furcht und Bangigkeit vor dem Unſichtbaren ſchon dem Dionyſius ein natürliches Uibel des Menſchen zu ſeyn ſchien, ergibt ſich aus der gleich folgenden Stelle, wo er die Griechiſchen Mythen dadurch entſchuldigt, als: ταραχὰς ἐξαιρούμενοι ψυχῆς καὶ δείματα gebunden, wenn er dieſelben als Beleidigungen der Gottheit angeſehen hat, und wenn er ſowohl über die Größe des Zorns, als über die Art der ihm bevorſtehenden Strafe und über die Möglichkeit oder die Mittel, beyde abzuwenden, zweifelhaft geweſen iſt.

Je mehr man glaubte, unmittelbar auf die Götter wirken und ſie beleidigen zu können; je mehr es ſolcher Beleidigungen gab, die man unwiſſend und unbemerkt begehen konnte, weil das Mißfallen der Götter an kleinen Handlungen hing oder ſelbſt an ſolchen, die man nicht genau kannte; und je mehr menſchliche Leidenſchaft man den Göttern zuſchrieb: deſto größer mußte die Furcht ihrer Anbether ſeyn.

Dieſen Urſachen der Furcht vor Gott wirkte die Chriſtliche Religion auf mehr als eine Art entgegen. In ihrer erſten Reinigkeit ſchaffte ſie nur Gebräuche ab und führte keine neuen ein. Sie gab wenigſtens keinen Gebräuchen eine ſolche Wichtigkeit, daß ſie unmittelbar auf Gott wirkten, — durch ſich ſelbſt die Gnade Gottes gewännen oder ſeinen Zorn erregten. Die moraliſchen Verſündigungen wurden von ihr als der eigentliche und einzige Grund des Zorns Gottes über die Menſchen und ſeiner ſtrafenden Strenge vorgeſtellt. — Dadurch wurde alſo die Aengſtlichkeit aufgehoben, die mit einem ceremonienvollen, von Gott unmittelbar gebothnen, von ihm ſtrenge geforderten Cultus verbunden war, mit einem Gottesdienſte, in deſſen Geſetzen man ſo leicht etwas verſehen konnte und bey welchem jede kleine Unachtſamkeit von ſo ſchrecklichen Folgen war.

8.

Die Idee vom Zorn Gottes und von der Nothwendigkeit, ihn zu verſöhnen, wurde durch das Chriſtenthum nicht völlig aufgehoben. Aber an die Stelle der Opferungen und Gebräuche, welche die Verſöhnung unter Juden und Heyden zur Abſicht hatten, trat im Chriſtenthum ein einziges, einmahl für allemahl vollendetes Opfer, deſſen Kraft und Wirkſamkeit nur der Sünder durch gewiſſe Bedingungen von ſeiner Seite auf ſich leiten mußte. Von dieſen Bedingungen werden wir bald insbeſondere reden.

Ich will jetzt nicht deſſen gedenken, daß, wenn die Vernunft die Idee einmahl vertragen kann, daß Gott verſöhnt werden müſſe, (und ſie vertrug ſich bey den Menſchen nicht nur bis auf dieſe letzten Jahrhunderte mit dieſer Idee, ſondern ſie entwickelte ſie auch aus dem Vorrath ihrer Principien ſo natürlich und nothwendig, daß keine im menſchlichen Geſchlechte allgemeiner herrſchte und länger dauerte,) es doch ihr und den reinen Begriffen von Gott mehr gemäß ſey, das freywillige Leiden und Sterben eines vollkommnen Menſchen für ein ſolches Gott verſöhnendes Opfer anzuſehen, als die

Marter oder den Tod der Thiere. Ich will hier nur des Umſtandes erwähnen, daß der Verſöhnungs-Actus nun nicht mehr vom Menſchen ſelbſt geſchah, ſondern durch einen andern ſchon vollgiltig geſchehen war. — In der Darbringung der Verſöhnopfer, in allen Handlungen, welche die Jüdiſche und Heydniſche Religien zur Entſündigung vorſchrieb, konnten Fehler vorgehn und Mängel vorhanden ſeyn, welche die Abſicht des Ganzen vereitelten. — Dieſe Furcht war im Chriſtenthume gehoben. Gott ſelbſt hatte das Verſöhnungsopfer Chriſti veranſtaltet; dieſes war vollendet und von ihm genehmigt worden.

Es iſt überdieß wahr, daß die Vorſtellung: Gott mache ſelbſt die Anſtalt, durch welche er verſöhnt werde, zwar eine neue Seite den Widerſprüchen und Zweifeln darbiethet; aber da, wo ſie mit Glauben und Uiberzeugung angenommen wird, gewiß einen neuen und ſtarken Grund der Beruhigung gibt.

Es iſt wahr, wenn verſöhnen ſo viel heißt, als den Unwillen eines Andern gegen uns aufheben und ihm wieder ein Wohlwollen gegen uns beybringen derjenige eigentlich ſchon verſöhnt ſey, der ſelbſt Anſtalten macht, daß er verſöhnt werde. Und in dieſem Falle ſcheinen ſolche Anſtalten unnöthig. Die Chriſtliche Lehre, ſo wie ſie ſich wenigſtens bald, auch unter den erſten Chriſten, ausbildete, geräth dadurch in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, indem ſie den reinen Begriff von der höchſten Güte mit

n durch Tradition aus der Jüdiſchen in ſie über-
angenen Glauben an die Nothwendigkeit eines
rſöhnopfers vereinigen wollte. Um jene Güte zu
öhn, ließ ſie Gott ſelbſt für das Opfer ſorgen,
lches ihm für die Sünden des menſchlichen Ge-
lechts dargebracht werden ſollte. Dieſes Opfer
rd vorgeſtellt, als die Gott theuerſte, von ihm
iebteſte Perſon, (welchen Begriff man auch mit
n Worte Sohn Gottes verbinden mag,) —
d an ſich als eines der vollkommenſten und lie-
nswürdigſten Weſen. — Aber ſo hatte ja Gott
on alle die Geſinnungen des höchſten Wohlwol-
ns gegen die ſündigen Menſchen, welche ihm durch
s Sühnopfer beygebracht werden ſollten. Indem
beſchloß, ſeinen Sohn dahin zu geben zur Ver-
hnung der Sünden: ſo war ja ſchon alles bewirkt,
n deßwillen er ſeinen Sohn hingab, d. h. ſeine
ebe gegen die Menſchen war in ihrer vollen Wirk-
mkeit, ſein Rathſchluß war ſchon gefaßt, die
enſchen nicht unglücklich zu machen. Alſo die
enderung in ſeinen Geſinnungen, die allein durch
s Wort Verſöhnung ausgedrückt werden kann,
ar ſchon vorgegangen. Mit einem Worte, Nie-
and ſcheint im eigentlichen Verſtande andre mit ſich
bſt verſöhnen oder Anſtalten zu ſeiner eignen Aus-
hnung machen zu können. Ein König, ein Herr,
n Vater kann Urſache haben, ſeinen guten Willen,
in völlig beſänftigtes und liebreiches Gemüth vor
inen Unterthanen, Knechten und Kindern zu ver-

bergen. In dieſem Falle kann jeder von dieſen, auf eine verſtellte Weiſe, ſelbſt die Veranlaſſung zu ſolchen Handlungen von Seiten der Strafbaren geben, auf welcher er erſt die Erklärung ſeiner Ausſöhnung, die Verſicherung ſeiner Huld folgen laſſen will. Aber nimmermehr kann er wirklich durch dieſe von ihm ſelbſt veranlaßten Handlungen oder Vorgänge das verſöhnte Gemüth erhalten.

Doch, die Erfahrung hat durch Jahrtauſende gelehrt, daß Menſchen ſich dieſen anſcheinenden Widerſpruch verbergen können, und daß ſie dieſen Glauben an ein nothwendiges Verſöhnopfer mit dem Glauben, daß Gott ſelbſt dieſes Opfer veranſtaltet habe, zuſammenzureimen wußten. Und in dieſer Uiberzeugung kann in der That die Verſöhnungslehre dem Gemüthe einen ausnehmend ſtarken Eindruck von der göttlichen Gnade geben und alſo das Zutrauen und die Freudigkeit vermehren, welches von dieſem Eindrucke abhängt. Daß Gott ſeinen eingebohrnen Sohn dahin gab für die Menſchen, iſt die geläufigſte Vorſtellung des Chriſtenthums, durch welches es ſeinen Schülern den Reichthum und die Größe der göttlichen Güte begreiflich machte. Keine ältere Religion, bey welcher von Verſöhnung die Rede war, hatte ſo viel Großes, Edles und Geiſtiges mit dieſen Mitteln der Verſöhnung zu verknüpfen gewußt. In dieſer Lehre war der Siz des Aberglaubens geweſen, theils, weil man dabey körperlichen Handlungen und ſinnlichen Veränderungen

inen unmittelbaren Einfluß auf Götter und Geiſter
uſchrieb, — es war in der That eine Art von Ma-
ie, wenn vom Schlachten eines Thiers, von ge-
viſſen genau beſtimmten Gebräuchen die Denkungs-
nd Geſinnungs-Art einer Gottheit abhängen ſoll-
e; — theils, weil hierbey dem Betruge und der
Schwärmerey freyer Spielraum gegeben war, denn
ie Beſtimmung der Handlungen, durch welche Gott
berhaupt und jede Gottheit insbeſondre verſöhnt
erden ſoll, kann, da ſie von der Vernunft nicht
n die Hand gegeben wird, bloß von der Imagina-
on, dem Zufalle oder abſichtlicher Faction ihren
rſprung nehmen. — Dieſem Übel war geſteuert,
o die Menſchen nur an ein Opfer glaubten,
icht mehr ſelbſt ein Opfer darbrachten. Und
a dieſes Opfer der erſten Chriſten eine unſchuldige
ollkommen gute Perſon war, deren freywillige Ü-
ernahme des Opfertodes Großmuth, und deren
briges Leben Gehorſam gegen alle Gebothe der
ugend war: ſo war doch der Einfluß dieſes Opfers
uf die Geſinnungen Gottes moraliſch, nicht ma-
iſch. Der vernünftige und tugendhafte Chriſt ſah
enigſtens, daß Gott an Tugend, an Standhaf-
igkeit im Leiden, an Wohlthun, und an großmü-
higer Aufopferung für Andre Wohlgefallen habe,
eil er um eines einzelnen ausnehmenden Tugend-
Beyſpiels willen, dem ganzen menſchlichen Geſchlech-
e ſeine Vergehungen vergab.

Uiberhaupt ſind die Wirkungen gewiſſer Lehren und Meinungen auf die menſchlichen Gemüther nicht zu beurtheilen, nach dem Urtheile, welches die denkende Vernunft des Philoſophen über dieſe Lehren fällt, oder nach den Folgerungen, welche dieſe daraus herleitet. Es gibt deren, die zur Beſſerung vieler tauſend Menſchen in gewiſſen Perioden beygetragen haben, ob ſie gleich bey einer genauen Zergliederung, (welche aber dieſe Menſchen niemahls angeſtellt haben,) der Moralität ſehr gefährlich ſcheinen können. Andre haben Menſchen im Leben und Sterben Troſt gegeben, die bey gründlicherer Unterſuchung ihr Tröſtliches einem ganz andern Princip zu danken haben, welches aber von eben dieſen Menſchen wenig geachtet wurde. Solche Lehren haben in dem Erziehungsplane des menſchlichen Geſchlechts ihre beſtimmten Perioden, wo ſie Gutes ſtiften: und die Vorſehung hat dafür geſorgt, daß der Glaube an ſie nicht länger dauert, als die Umſtände dauern, unter welchen ſie nutzen können.

Unter dieſe Lehren aber, deren wirklicher hiſtoriſch bewieſener Einfluß auf die menſchlichen Gemüther in großen Zeitperioden, von den Vorausſetzungen, die wir jetzt bey allgemeiner Betrachtung derſelben, nach unſern Begriffen, in Abſicht ihrer wahrſcheinlichen Folgen, zu machen geneigt ſind, ganz verſchieden geweſen iſt, gehört auch unſtreitig die Lehre von dem Verſöhnungs-Tode Jeſu, eine Lehre, die nach meinem Urtheile in den Schriften des N. T. unverkennbar enthalten iſt, und gewiß wenigſtens einen Theil des Chriſtlichen Syſtems von den älteſten Zeiten an ausgemacht hat.

Uiber einen Satz
aus der
Ethik des Spinoza.

Ein Fragment.

Der Nahme des Spinoza iſt in vieler Menſchen Munde. Wenige kennen ihn und ſeine Schriften. Und ſo wie ſeltſame Meinungen immer mehr Aufſehn machen, als nützliche Lehren: ſo gründet ſich auch unter denen, welche ihn kennen, ſein Ruf, bis auf den heutigen Tag, mehr auf ſeine Metaphiſik, die gewiß niemand, den Urheber ſelbſt nicht ausgenommen, völlig verſtanden hat, als auf ſeine Moral, in welcher tiefgedachte, verſtändliche und praktiſch-brauchbare Wahrheiten vorkommen. Ungeachtet er auch dieſe letztere aus ſeiner Metaphyſik herzuleiten glaubt, ſo hat er ſie doch gewiß durch Beobachtung gefunden. Sein Geiſt war der Geiſt eines wahren Philoſophen: ſeine Methode war zuweilen die Methode eines Sophiſten. Er dringt daher in die Natur der Dinge und des Menſchen wirklich tief ein. Aber er will dieſe Erfindungen niemahls ſeinen Scharfblicke, ſondern immer ſeinem Syſteme zu danken haben. Auch dazu hat er Witz und Erfindungskraft genug, um irgend eine Verbindung zwiſchen den wahren Sätzen, die ihn ſeine Erfahrung gelehrt hat, und zwiſchen den Hirngeſpinſten ſeiner Speculation herauszukünſteln. Aber dieſer glückliche Erfolg verführt ihn. Er wendet eben die Methode, die, wie er glaubt, ihn auf ſo evident richtige Sätze in der Seelenlehre und Moral gebracht hat, auf Gegenſtände an, wo keine Erfahrung ihm mehr vorleuchtet: und er verliert ſich alsdann in dunkle und in mancher Rückſicht ſchädliche und troſtloſe Hirngeſpinſte.

Einige dieſer ſeiner moraliſchen Lehrſätze habe ich durch meine eigne Erfahrung ſo beſtätigt gefunden, und ſie haben mir in gewiſſen Fällen zu einem ſo guten Leitfaden meiner eignen Aufführung gedient, daß ich ſowohl glaube, zur Aufklärung derſelben hinlänglich vorbereitet zu ſeyn, als auch durch dieſelbe etwas Gutes ſtiften zu können.

Einer dieſer Sätze lautet bey ihm*) ſo: „Wenn wir von einem Affecte die Idee der äußern Urſache trennen, und ihn mit andern Gedanken verknüpfen können: ſo wird dadurch Liebe oder Haß gegen die äußre Urſache, und dadurch ein Theil des Affects ſelbſt aufgehoben.

Fol-

---

*) *Ethices Spinozae pars V. de Libertate humana Prop. II.* Si animi commotionem s. affectum a caussae externae cogitatione amoveamus, et aliis jungamus cogitationibus: tum amor seu odium erga caussam externam, ut et animi fluctuationes, quae ex his affectibus oriuntur, destruentur.

Folgende Betrachtungen ſind dazu beſtimmt,
n Sinn und die praktiſche Anwendbarkeit dieſes
sſpruchs ins Licht zu ſetzen.

Wenn wir wiſſen wollen, was die Geduld be-
dert, ſo müſſen wir Achtung geben, wie ſich der
ngeduldige beträgt. — Wir ſehn ihn immer zu-
ich unwillig: er läßt nicht bloß die Ausdrücke
s Schmerzes ſondern auch des Zorns von ſich hö-
n. Der ungeduldige Kranke wird auf ſeine Wär-
und Freunde leicht böſe. Wen lange Weile,
sbleibende Erwartungen, oder zu lang anhalten-
Beſchwerden in hohem Grade ungeduldig machen,
r kann ſich nur mit Mühe des Scheltens und der
chimpfworte enthalten, ſelbſt, wenn er nicht ein-
hl recht weiß, auf wem er ſchimpfen und wen
ſchelten ſoll. Die Bemerkung iſt alt, daß Kran-
ungeduldig werden, wenn ſie zu geneſen anfan-
n. Aber eine von den Urſachen dieſer Erſchei-
ng iſt vielleicht weniger bemerkt worden; —
ß der geneſende Kranke den Arzt und die ihm um-
benden Freunde mehr, als der gefährlich Kran-
, anklagt. So lange er viel litt, war er, mit
dermann zufrieden, weil er überzeugt war, daß
in Menſch Urheber ſeines Uibels ſey. Da er beſ-
r zu werden anfängt, ſo fängt er auch an zu glau-
en, daß ihm von ſeinem Arzte noch ſchneller ge-
lſen werden, und daß er von ſeinen Freunden
och mehr geſchont werden könne, und die Vorwür-

ſe, die er ihnen insgemein macht, vermehren die unangenehmen Empfindungen der Krankheit.

Alſo nicht immer das größte Uibel erregt die größte Leidenſchaft: und wer, von dem wirklichen Schmerze den Unwillen darüber, und, von dem Unangenehmen in der Empfindung das Zornartige trennen kann, hat ſchon viel zur gelaſſenern Ertragung des Uibels gethan.

Doch was in Glücks- oder Unglücks-Fällen, die, wie Geſundheit und Krankheit, ganz vom Schickſale, von der Beſchaffenheit des Körpers, oder den äußern Umſtänden abhängen, für moraliſche Urſachen des Vergnügens und Mißvergnügens zu den bloß phyſiſchen hinzukommen, iſt ſchwer mit Gewißheit auszumachen. Aber dieſe Erfahrung iſt deutlich, daß, wenn angenehme Ereigniſſe von dem Betragen andrer Menſchen gegen uns herrühren, oder wenn ſie aus dem entſtehn, was wir ſelbſt gethan, oder unterlaſſen haben, die erſtern uns ein weit ſüßeres Vergnügen gewähren, die andern uns mit einem viel ſchärfern Stachel verwunden, als wenn wir die Urheber derſelben nicht kennten, oder wenn deren Urſachen in dem allgemeinen Laufe der Natur verborgen wären.

Ich rede nicht bloß von Beleidigungen oder Wohlthaten, die uns von einzelnen Perſonen wir erfahren, ſondern auch von dem angenehmen oder unangenehmen Zuſtande, in den uns die Meinungen, Geſinnungen und das Betragen der ganzen Geſellſchaft, in der wir leben, verſetzen.

Woher kömmt es, daß weit weniger Menſchen ſich, wegen einer ſchmerzhaften und unheilbaren Krankheit, die doch zu den größten Uibeln des menſchlichen Lebens gehört, ſelbſt entleibt haben, als wegen einer fehlgeſchlagnen Liebe, einer ihnen von einem Fürſten, oder einer über ſie erhabnen Perſon angethanen Kränkung? Warum kann ein Zuſtand, der ganz erträglich iſt, worin aber ſich der Menſch unterdrückt und verachtet glaubt, ſo große Stürme, in der bürgerlichen Geſellſchaft ſowohl, als bey einzelnen Perſonen, erregen, und bey beyden ſo großen Anſtrengungen hervorbringen, um ſich aus einem ſolchen Zuſtande zu reißen? Sind die Menſchen in den vereinigten Colonien jetzt viel glücklicher, als ſie es ehedem unter dem Scepter von England waren? Es iſt wenigſtens zweifelhaft. Aber ſie ſind ruhig, weil ſie die Uibel, die ſie jetzt leiden, oder die Hinderniſſe, die ſich der Ausbreitung ihres Wohlſtandes widerſetzen, der Nothwendigkeit zuſchreiben; und ſie waren wüthend, zur Zeit als ſie ſie den Menſchen zuſchrieben.

Ruhe und Einſamkeit iſt für manchen Menſchen vielleicht nach ſeiner Leibesbeſchaffenheit und nach den Anlagen ſeiner Seele der wünſchenswürdigſte Zuſtand. Er iſt vielleicht, entfernt vom Geräuſche, am heiterſten und am meiſten aufgelegt, ſeiner ſelbſt zu genießen. Er wird daher auf dem

Lande, oder in einer einſamen Stadt, wohin er ſich aus Wahl begeben hat, oder durch den Zufall verſetzt worden iſt, dieſe Entfernung von der Welt lieben, und ſie als einen Zuſtand der Freyheit und eines ungeſtörten Selbſtgenuſſes betrachten können. Und eben dieſer Menſch wird durch eine ähnliche Einſamkeit und Ruhe, an einem Orte, wo viel Geſelligkeit herrſcht, unglücklich, wenn er denkt, daß es die Geringſchätzung, die Gleichgiltigkeit, und die Vergeſſenheit andrer Menſchen iſt, welche ihm dieſe Ruhe zuzieht. — Es iſt alſo nicht gleichgiltig bey den Uibeln, die wir leiden, von welchem Urheber ſie kommen: — nicht einerley in Abſicht des Eindrucks, den ſie auf uns machen ſollen, ob wir bloß an ſie ſelbſt, oder an die Quellen derſelben gedenken.

Die entfernten Urſachen dieſer Erſcheinung ſind nicht ſchwer zu erkennen. Erſtlich ſind alle zuſammengeſetzte Leidenſchaften heftiger als einfache. Vereinigte Kräfte wirken ſtärker: und wenn das Gemüth von zwey Seiten zugleich angegriffen wird, durch Mißvergnügen über die Sache, und durch Unwillen über die Perſon; ſo iſt kein Wunder, daß es eher unterliegt. Dazu kömmt, daß vermiſchte Empfindungen dunklere Empfindungen ſind, und ſich weniger beſtreiten laſſen. Ein ſimpler Schmerz eines einzigen Gliedes beunruhiget das Gemüth lange nicht ſo ſehr, als ein Uibelbefinden des ganzen Körpers. Dort kann man ſeine Aufmerkſamkeit auf den leidenden Punct richten, und ſeine Geduld und Entſchloſſenheit dagegen gleichſam vereinigen: hier iſt man, indem man Unluſt empfindet, zugleich mit ſeinen Gedanken zerſtreut; und dieß macht die Hülfe, die man ſonſt von der Vernunft erhalten könnte, unmöglich. Aus gleicher Urſache läßt ſich auch ein mit Zorn vermiſchter Schmerz ſchwerer, als ein Leiden, das keinen Unwillen erregt, bekämpfen. Das Gemüth denkt im erſtern Falle immer an ſein Uibel und die Urheber desſelben zugleich, und verhindert durch dieſes Hin- und Herſchwanken den Eindruck der Beruhigungsgründe, welchen es gleichſam auszuweichen ſcheint. Aber es iſt ein zweyter Grund, der noch tiefer in der Natur des Menſchen liegt, warum uns Uibel, für deren Urſachen wir andre Menſchen und deren Geſinnungen und Handlungen halten, ſchwerer drücken, und uns in größere Leidenſchaften verſetzen, als Leiden, deren Urſachen wir nicht wiſſen, oder in der Körperwelt finden. Wir ſind moraliſche Weſen, und vornehmlich beſtimmt, unter moraliſchen Weſen zu leben, auf ſie zu wirken, und durch ſie Eindrücke zu bekommen. Und alle Empfindungen, die ſich auf dieſelben beziehn, ob ſie gleich in Abſicht der Stärke, hinter den Empfindungen der Sinne zu ſtehen ſcheinen, haben doch den eignen Charakter, daß ſie das Gemüth weit länger beſchäftigen, tiefer durchdringen, und alſo die Stimmung desſelben weit mehr umändern.

als jene. Ein Menſch, der in Steinſchmerzen das heftigſte Geſchrey von ſich hören läßt, kann, wenn ſie vorbey ſind, bald wieder munter und heiter werden. Aber der Verluſt eines Freundes, eine erlittene Beſchimpfung, der Kummer über einen ungerathenen Sohn, kann den Menſchen auf lange Zeit zu allen Freuden unmöglich machen, kann ihn ſogar in eine beſtändige Schwermuth verſenken.

Ein andrer Fall, welcher beweiſt, wie viel der Unwille über den Urheber des Uibels beyträgt, die Laſt des Uibels ſelbſt zu vergröſſern, iſt die Reue. Sie miſcht ihren Wermuth faſt in jeden Kelch der Leiden, — und dieſer Wermuth iſt von der bitterſten Art. Man gebe auf ſich ſelbſt und Andre Acht, welcher Gedanke, bey dem Anfalle einer Krankheit, bey einem Verluſte, den man leidet, oder bey einem Unglücksfalle, den man erfährt, ſich am erſten dem Gemüthe darbiethet und es am längſten beſchäftigt: und man wird finden, daß es die Unterſuchung der Frage iſt, ob man wohl ſelbſt an ſeinem Unglücke Schuld ſey. Man pflegt dann ſein vergangnes Leben durchzugehn, und ſich über Handlungen zur Rechenſchaft zu ziehn, die man zuvor unbemerkt gelaſſen, oder ſelbſt gebilligt hatte: und wenn man irgend eine Wahrſcheinlichkeit findet, daß, bey veränderten Maßregeln, die jetzige Lage weniger unangenehm ſeyn würde: ſo heftet man auf ſolche Umſtände ſeine Aufmerkſamkeit, als wenn man wirklich die gegenwärtigen dadurch verbeſſern könnte.

In ſich und in ſeinen Handlungen die Urſachen ſeines Unglücks aufzuſuchen, iſt, bey jeder Art unangenehmer Vorfälle, das allergewöhnlichſte: und ſich als den Urheber derſelben zu finden, oder zu vermuthen, das allerſchmerzlichſte.

Ich weiß es aus meiner eignen Erfahrung, wie es in Fällen geht, wo man nur ungewiß darüber iſt. Eine Schwäche des Körpers, die uns Vergnügungen raubt, oder uns in unſern Geſchäften ſtört, iſt ein großes Uibel. Aber ſie macht das Gemüth viel unmuthsvoller, den ganzen Menſchen weit unglücklicher: ſo lange er ſelbſt nicht genau weiß, ob ſie in ſeinen Nerven oder in ſeiner Seele liegt, ob er wirklich unvermögend, oder ob er vielleicht nicht entſchloſſen, nicht thätig, nicht aufmerkſam genug iſt. Und es kann ihm ſelbſt eine Verſchlimmerung ſeines körperlichen Zuſtandes willkommen ſeyn, wenn ſie ihn nunmehr völlig überzeugt, daß er ſich nicht ſelbſt durch Fehler des Vergnügens beraubt, oder in dem Erfolge ſeiner Arbeit geſtört, ſondern daß er einem unwillkürlichen Drucke ſeines Körpers untergelegen hat. — Ein ſchwereres phyſiſches Leiden, an welchem wir ſelbſt auf keine Weiſe Schuld ſind, heilt und beſänftigt oft die Unruhe des Gemüths über ein leichteres, welches wir uns ſelbſt zugezogen haben. — Die Verzweiflung, der äußerſte Grad unangenehmer Leidenſchaften, iſt von je her in dem Gefolge der Reue gefunden worden. Und in der That läßt ſich kein größrer Aufruhr im Gemüthe denken, als wenn Zorn und Schmerz mit einander vereinigt ſind, und beyde den Menſchen ſelbſt zur Quelle und zum Gegenſtande haben.

Bey den unangenehmen Leidenſchaften iſt es alſo ſehr ſichtbar, daß ſie unſre Aufmerkſamkeit nicht bloß auf die Sache, ſondern auch auf ihre Urſachen richten, und durch die Vorſtellung der letztern den Eindruck der erſtern verſtärken. Bey den Affecten, die aus der Freude entſtehen, iſt dieſer Umſtand zwar nicht ſo in die Augen fallend, aber doch zu erkennen. Von allem Guten, das uns von einer unſichtbaren Hand wiederfährt, wünſchen wir den Urheber zu wiſſen; und dieſe Neugierde beſchäftigt uns dann oft mehr, als der Genuß. Warum? Weil Liebe und Dankbarkeit neue angenehme Empfindungen ſind, die wir ſuchen, und ohne welche das Vergnügen über das Geſchenk ſelbſt unvollſtändig iſt. Kein Menſch wird ſich an den Schönheiten der Natur lange weiden, oder ſehr innig dadurch gerührt werden, der ſie nur als angenehm für Augen, Ohren, und Gefühl betrachtet. Aber die Aufſuchung ihrer Urſachen kann ihnen einen lang dauernden Reitz geben; und die Verehrung gegen ihren Urheber, wenn wir glauben, endlich die erſte Quelle derſelben in einem moraliſchen Weſen gefunden zu haben, kann unſer Innerſtes mit angenehmen Gefühlen durchdringen. — Auch hier bewährt es ſich, daß, ſo leicht wir auch der Sinnlichkeit unterliegen, wir doch mehr Geiſt als Körper, mehr moraliſcher als materieller Natur ſind: die Liebe iſt eine weit ergiebigere, länger dauernde Quelle von Freude, als alle Reitze der Sinne; und wenn irgend ein Vergnügen lange aushalten und recht ſchmackhaft werden ſoll, ſo muß *ſie* ſich mit demſelben vereinigen, — welches anders nicht geſchehn kann, als wenn wir die freyen und verſtändigen Urheber des Guten, das uns wiederfährt, aufſuchen und gefunden haben.

Alſo iſt es durch Erfahrung bewährt, daß Leidenſchaften, — fröhliche und traurige, — verſtärkt werden, *wenn ſich mit der Vorſtellung der Sache ſelbſt, welche Luſt oder Unluſt erregt, der Gedanke an den Urheber, und alſo Liebe oder Haß gegen ihn*, verbindet. Und es iſt alſo auch des Spinoza Ausſpruch bewieſen, daß wir die Leidenſchaften ſchwächen können, wenn es uns gelingt, jene beyden Vorſtellungen von einander zu trennen.

Aber iſt dann dieß, — in dem Sinne welchen ich Spinozas Satze gegeben habe, möglich? Iſt es dem Menſchen zuträglich? Würde dadurch eben nicht das Moraliſche unſrer Empfindungen aufgehoben werden, welches ihnen doch ihren einzigen Werth gibt?

Erſtlich, alle Leidenſchaften, ohne Rückſicht auf ihre Beſchaffenheit, können der Seele ſchädlich werden, durch ihre Stärke. — Wenn ſie dem Menſchen ſeine Feyheit rauben; wenn ſie ihn unfähig machen, ſich von ihrem Gegenſtande wegzuwenden, und ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern zu richten; wenn ſie das Vergleichen des Vergangnen mit dem Gegenwärtigen, der Mittel mit dem Zwecke, einer Empfindung mit der andern nicht mehr erlauben: ſo ſind ſie immer Feinde ſeiner Glückſeligkeit und ſeiner Tugend, mögen ſie aus einer ſonſt noch ſo reinen Quelle entſtehen, mögen ſie, in einer gemäßigten Stärke, dem Menſchen noch ſoviel Gutes thun. Befindet man ſich in dem beſchriebnen Falle, ſo muß die erſte Sorge ſeyn, ihrer Heftigkeit entgegen zu arbeiten, und wäre es auch, indem man die gemiſchten moraliſch-phyſiſchen Eindrücke auf die bloß phyſiſchen zurückbrächte.

Ich will die oben ſchon angeführte Reue zum Beyſpiele nehmen, dieſe Leidenſchaft, die ſelbſt für ein Mittel zur Beſſerung, und von vielen ſogar für eine nothwendige Bedingung derſelben gehalten wird. Aber außer den Fällen, wo ſie in troſtloſe Melancholie ausartet und ſogar zur Verzweiflung führt, macht ſie, bey vielen Uibeln des Lebens, den Grund der Ungeduld aus, durch die wir andern beſchwerlich werden, und uns ſelbſt zu Vorkehrungen gegen die Uibel untüchtig machen. Sogar die [illegible] unſerer Fehler, die wir bereuen, wird uns unmöglich, wenn die Unzufriedenheit über uns ſelbſt, uns ganz beherrſcht. In den Augenblicken, wo wir gegen uns ſelbſt als gegen unſre ärgſten Feinde aufgebracht, oder über unſre unheilbare Thorheit niedergeſchlagen ſind, haben wir weit mehr Verſuchung, uns an uns ſelbſt oder andern zu rächen, (denn ſehr oft geht die Unzufriedenheit über uns ſelbſt in Zorn gegen andre über,) als Antrieb, unſre Kräfte zu der noch möglichen Verbeſſerung unſerer ſelbſt aufzubiethen.

Wenn alſo Geduld eine Pflicht und ein Gut iſt: ſo iſt es, bey Unglücksfällen aller Art, ſehr oft eine Regel, nicht nach den uns unbekannten Handlungen, durch welche wir ſie vielleicht möchten veranlaßt haben, mit einer für uns ſelbſt grauſamen Neugierde zu forſchen, nicht unſre Zeit damit zu verlieren, daß wir alles, was von unſerer Seite als Vernachläſſigung oder als Schuld ausgelegt werden mag, aus der vergangnen Zeit ſammeln: ſondern unmittelbar und allein auf das Uibel ſelbſt loszugehn, es ſey um es mit Anſtand zu tragen, oder um ihm abzuhelfen. Sogar alsdann, wenn wir uns ganz offenbar als die Werkmeiſter unſers Unglücks anklagen müſſen: muß der Unwille über uns ſelbſt auf alle Weiſe gemäßigt werden, damit der Muth uns wieder herauszuhelfen nicht darunter leide. Ohne Zweifel iſt die Selbſtbeſſerung ohne die Selbſtkenntniß nicht möglich. Aber zur Erlangung einer *heilſamen* Selbſtkenntniß gehören Betrachtungen über die Urſachen unſrer Fehler, über die Irrthümer, die dabey zum Grunde liegen, und über die allmähligen Fortſchritte, durch welche die böſe Gewohnheit ſich feſtgeſetzt hat. Und ruhige Betrachtungen ſind, bey einem unruhigen, ſich ſelbſt mit Bitterkeit anklagenden Gemüthe, unmöglich. Die Regel des Spinoza iſt alſo hier allerdings anwendbar: „*den Gedanken an die äußre Urſache von der Empfindung zu trennen, damit letztre gemäßigt werde.*“

Aber noch weit mehr iſt die Regel des Spinoza anwendbar, wenn andre Menſchen die Urheber derjenigen Umſtände ſind, über welche wir in Leidenſchaft gerathen. Hier iſt vornehmlich, zu Mäßigung der letztern, nöthig, die erſtern zu vergeſſen; — oder wir werden gewiß ſowohl unſrer Pflicht als unſerm Vortheile entgegen handeln, — das Übel vergrößern, und uns andrer Haß von neuem zuziehn.

Cheſterfield gibt, in ſeinen bekannten Briefen, die viel Weltkenntniß, wenn auch nicht immer die reinſte Moral enthalten, ſeinem Sohne die Lehre: daß einem Manne von Stande bey Beleidigungen, beſonders ſolchen, die ſeiner Ehre wiederfahren, nur einer von zwey Wegen offen ſtehe, entweder den Beleidiger zu Boden zu ſchlagen, oder gar keine Empfindlichkeit gegen ihn merken zu laſſen. Die mittlere Partey, da man ſeinen Unwillen merken läßt, ohne desſelben Folgen empfinden zu laſſen, macht verächtlich und unangenehm zugleich. Die Ohnmacht, die darin verborgen liegt, reizt andre zu neuen Kränkungen, und gibt dem, welcher uns den Vortheil abgewonnen hat, zugleich das Vergnügen des Triumphs. Und die üble Laune, die damit verbunden zu ſeyn pflegt, macht uns auch den Gleichgiltigen unangenehm, und verdunkelt alle unſre guten Eigenſchaften.

Und gerade dieſe mittlere Partey iſt es doch, welche die meiſten Menſchen nehmen, wenn einzelne Perſonen oder die ganze Geſellſchaft, in der ſie leben, ihrem Intereſſe zuwider handeln, ihre Wünſche nicht erfüllen, oder ihre Anſchläge vereiteln. Oft würde der Verluſt ſelbſt, den ſie leiden, ihnen erträglich ſeyn: aber daß ſie von dem oder jenem übervortheilt werden ſollen, iſt ihnen unausſtehlich. Sie würden ſich auf der Stufe, worauf ſie ſtehen, ganz wohl befinden: aber daß ihnen ein Andrer den Rang abgelaufen, daß ihnen ein Großer nicht Wort gehalten, daß ſie ein vermeintlicher Beſchützer nicht beſſer empfohlen hat, das macht ſie unglücklich. Was iſt kleiner und unbedeutender, als einmahl einer guten Mittags- oder Abend-Mahlzeit zu entbehren: und doch kann es ernſthaftes Mißvergnügen verurſachen, nicht zu einem Gaſtmahle gebethen worden zu ſeyn, wenn man es dem Kaltſinn oder der Verachtung des Wirths Schuld gibt. Man gebe auf die Vorfälle ſeines Lebens Achtung, und man wird finden, daß unter hundert Unannehmlichkeiten, welche daſſelbe verbittern, vielleicht neun und neunzig an ſich nur Kleinigkeiten wären, wenn wir nicht dabey in gewiſſe widrige Leidenſchaften gegen die Menſchen geriethen, von welchen es abhing, uns jene Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Aber die meiſten dieſer, unſern Unwillen erregenden, Handlungen andrer ſind nicht immer eigentliche Beleidigungen, weil wir keine Rechte hatten, die Unterlaſſung derſelben zu fordern. Noch weniger ſind es ſo ſchwere Beleidigungen, daß wir ſie auf die Art, wie Cheſterfield verlangt, rächen dürften, geſetzt auch, daß uns unſre Ohnmacht oder unſer Gewiſſen nicht abhielte, unſern Zorn auszulaſſen. Was bleibt uns alſo übrig, wenn wir demungeachtet dieſen Unwillen über die Menſchen von dem Verdruſſe über die Sache nicht abſondern, als daß wir mürriſch werden, anklagen, Vorwürfe machen, ſelbſt das unangenehme Gefühl in uns vergrößern und verlängern; denen, die uns nicht wohlwollen, Gelegenheit zum Spott geben, Gleichgiltigen mißfallen, und ſelbſt unſre Freunde von uns abwendig machen.

In den Augenblicken alſo, wenn der Verdruß noch kocht, wenn man die Entbehrung der Sache, welche uns andre verweigert haben, noch lebhaft fühlt, noch durch die Verlegenheit, in die ſie uns geſtürzt haben, leidet, iſt es ein guter Rath, ſeine Aufmerkſamkeit, wo möglich, nur auf die Sache ſelbſt zu richten, die uns unangenehm iſt, und die Perſonen, welchen wir ſie Schuld geben, zu vergeſſen, — nur abzuwägen, wie groß der Verluſt, den wir leiden, oder das Uibel, welches wir dulden, an und für ſich ſelbſt ſey, nicht zugleich zu denken, welche Geſinnungen dadurch bey den Menſchen gegen uns vorausgeſetzt werden; kurz dem Affect, welchen die Wirkung erregt, von dem Affect, welcher auf den Urheber geht, abzuſondern. In der Folge, wenn der unangenehme Umſtand vorüber iſt, oder das Gemüth weniger beunruhiget, dann mag es nützlich ſeyn, betrachtend, aber nicht zürnend, an das Betragen andrer Menſchen und an die Motive dieſes Betragens zu denken. Während der Leidenſchaft konnte dieſes Andenken nur unſre Quaal oder unſern Ungeſtüm vermehren. Bey ruhigem Gemüthe kann es uns Troſtgründe an die Hand geben, oder uns Behuthſamkeits-Regeln für die Zukunft lehren.

Bey den angenehmen und fröhlichen Leidenſchaften, wo die Vorſtellung der äußern Urſache Liebe in uns erregt, iſt es weniger nothwendig, dieſe Vorſtellung zu entfernen. Die Eindrücke des Vergnügens ſind ohne das ſanfter, als die der Unluſt, und ſie zu verſtärken iſt alſo nicht mit einer gleichen Gefahr für die Freyheit und Selbſtbeherrſchung des Geiſtes verbunden. Uiberdieß ſubren Freude und Liebe, auch wenn ſie etwas über das gehörige Maß ausſchweifen, nicht ſo leicht zu unrechten Schritten oder zu Beleidigungen andrer, als Mißvergnügen und Haß. Ja es gibt Fälle, von denen ich oben ſchon einen angeführt habe, wo es ſehr rathſam iſt, das Herz durch das Andenken an den verborgnen Wohlthäter zu beſchäftigen, indem die Sinne oder der Verſtand der Wohlthat ſonſt nur unvollkommen genieſſen.

Indeſſen iſt doch auch in den aus dem Vergnügen entſtehenden Affecten ein Uibermaß möglich. Auch die Freude muß zuweilen gemäßigt werden, damit ſie weiſe bleibe und nicht zu Thorheiten verleite, oder Schmerzen nach ſich ziehe. In dieſem Falle iſt Einſchränkung der Aufmerkſamkeit auf den bloßen Werth des Gutes ſelbſt, mit Vergeſſung der Urſachen, ein nicht zu verwerfendes Hülfsmittel.

Sie iſt beſonders bey allen den Vergnügungen nothwendig, woran die Eitelkeit Antheil nimmt. Und in welche unſrer Freuden miſcht ſich die Eitelkeit nicht? Die Zufriedenheit über uns ſelbſt, und beſonders über die Achtung und Liebe, in der wir bey Andern ſtehn, oder die Wir erworben zu haben glauben, macht vielleicht die Hälfte von der Freude aus, die wir über irgend einen glücklichen Erfolg empfinden. Wer überhebt ſich wohl ſeines Glücks am meiſten; wer wird dadurch aufgebläht und andern beſchwerlich? Nicht derjenige, der es bloß zu genieſſen gedenkt, ſondern zuerſt und vor allen Dingen

gen der, welcher dabey immer an ſich ſelbſt, als an den Urheber ſeines Glücks, — und an ſeine Klugheit, an ſeine Verdienſte, als die Urſachen desſelben, gedenkt. Dadurch wird erſt jenes Vergnügen zu einer Leidenſchaft, welche das Gemüth beherrſcht und auf die Aufführung gegen Andre Einfluß hat. Nicht die Freude überhaupt, ſondern die ſtolze Freude iſt der Seele ſchädlich und verführt zu Ausſchweifungen: eben ſo wie es der niederſchlagende oder ſich anklagende Schmerz thut. Und ſo wie es ein Bewußtſeyn unſerer Fehler gibt, welches auch bey dem heiterſten Gemüthe Staat findet und welches beſſert, und eine leidenſchaftliche Reue, die nur bey Unglücksfällen ſich einzufinden pflegt und das Gemüth aufbringt: ſo gibt es auch eine zwiefache Erinnerung an unſre Verdienſte, eine nachdenkende, die, unabhängig von unſerm äußern Glücksſtande, uns zu einer beſcheidnen Zufriedenheit mit uns ſelbſt führet, und eine, die durch gewonnene Vortheile und durch glänzende Erfolge bey unſern Unternehmungen erweckt, mehr die Einbildungskraft und Sinnlichkeit, als den Verſtand beſchäftigt, — und unſre Freude in Übermuth verwandelt. Daher es eine vernünftige Regel iſt, im Unglück nicht viel an unſre Fehler, im Glücke nicht viel an unſre Verdienſte zu denken: in beyden Fällen alſo den Affect zu mäßigen, indem wir die Urſachen desſelben, ſo weit ſie in uns ſelbſt liegen, vergeſſen.

Aber die Eitelkeit im Glücke wird nicht bloß dadurch erweckt, wenn wir uns über uns ſelbſt, als Urheber desſelben, freuen. Auch wenn wir es von Andern herleiten, aber dieſe Andern an Rang, an Macht, an Anzahl, an Ruhm und Talenten einen Vorzug haben: ſo vergrößert der Urheber den Werth der Sache in unſern Augen oft weit über den Grad des Nutzens oder des Vergnügens, welches ſie uns gewährt. Wie viele Glückliche alter und neuer Zeit beſchäftigten ſich nicht und ermüdeten andre damit, daß es ein König, ein großer Mann, eine ganze Volksverſammlung ſey, von welchen ſie ihre Schätze oder ihre Würden erhalten hätten!

Doch zweytens, die Abſicht der Regel, ſo wie ich ſie wenigſtens verſtehe und für brauchbar halte, iſt nicht dieſe allein, die Wirkungen von ihren moraliſchen Urſachen, die Freude über das Glück von der Liebe, den Schmerz im Unglück von dem Unwillen gegen die Urheber zu trennen, damit in keinem Falle die Leidenſchaft zu ſtark und unſre Geiſtesfreyheit eingeſchränkt werde. Sie ſoll und kann, dünkt mich, uns noch einen andern Dienſt leiſten. Indem ſie uns abhält, bey den nächſten moraliſchen Urſachen der verſchiedenen Zuſtände, in welchen wir uns befinden, zu lange ſtehen zu bleiben: gibt ſie uns Anlaß und Muße, zu der höhern

entferntern hinaufzuſteigen, die alles gewiſſer
ßen ins Gleichgewicht bringt, und das Gemüth
ner beruhiget.

Wenn wir das Unangenehme, welches uns
derfährt, bloß von unſern Fehlern herleiten, ſo
rden wir ſchwermüthig; ſchreiben wir es dem
en Willen Anderer zu, ſo werden wir unwillig
mürriſch. Aber wenn wir darin die Natur und
weiſe Anordnung ſehen, dann, nur dann kön-
wir geduldig und mit Guthmüthigkeit leiden. —
f gleiche Weiſe, wenn uns unſer Wohlſtand, —
ückgeführt auf unſre eignen Verdienſte, durch
wir ihn uns erworben, und auf die Gunſt An-
r, welche uns damit beſchenkt oder belohnt ha-
, — eitel und thöricht machen kann: ſo macht
hingegen die Herleitung desſelben von den wohl-
tigen Geſetzen der Natur und den wohlthätigen
ſinnungen ihres Urhebers nur dankbar und ru-
vergnügt.

Das iſt zwar nicht völlig im Syſteme des Spi-
a. Aber eine andre ſeiner Regeln leidet dieſe
slegung, und ſie iſt nur, ſo ausgelegt; wahr
h nützlich. Spinoza will nähmlich haben, die
ſe Nothwendigkeit ſoll uns beruhigen, aber, —
ſteht ſich, — die Nothwendigkeit, die in den
turgeſetzen liegt, und an welche alſo auch unſer

Daſeyn und alles Gute, deſſen wir genieſſen, geknüpft iſt. Warum, ſagt er, beklagen wir ein neugebohrnes Kind nicht, welches nicht reden kann und den Gebrauch ſeiner Vernunft nicht hat, indeß wir Stummheit und Blödſinn für zwey der größten Uibel für den erwachſenen Mann halten? Darum, weil jenes nach dem Laufe der Natur erfolgt, dieſes, wie wir glauben, wider die Ordnung derſelben iſt. Wie glücklich wären wir alſo, wenn wir alle unſre Schickſale für eben ſo natürlich anſehen, als die Unfähigkeit des Kindes zu reden und zu denken; wenn wir uns überzeugten, daß das Ungewohnte, wozu unſre Unglücksfälle gehören, aus eben ſo nothwendigen Naturgeſetzen entſpringt, als der gewohnte Lauf der Dinge, in welchem doch Beraubungen und Schmerzen auf jeder Stufe des Lebens vorkommen.

Das Beyſpiel iſt auffallend und macht Eindruck. Aber es iſt doch nicht durchaus paſſend. Wir beklagen das ſtumme und unvernünftige Kind nicht bloß deßwegen nicht, weil es nach der Ordnung der Natur ſtumm und unfähig ſeyn muß, ſondern, weil es nach eben dieſer Ordnung zur Sprache und zur Vernunft gelangen wird; weil dieſe Unfähigkeit mit ſeinem ganzen übrigen Zuſtande in Harmonie ſteht und alſo eben deßwegen ihm kein Leiden verurſacht, weil endlich auf der Leiter

s Lebens die Kindheit eine Stufe iſt, die zu ihrer
it und zu ihrem Orte eben ſowohl ihre eigne
lückſeligkeit hat, als jedes andere Alter. Bey dem
wachſenen, den Krankheit und Zufälle um Spra-
e und Vernunft bringen, iſt alles dieſes verſchie-
n. Es iſt zwiſchen dieſer Unfähigkeit und ſei-
n übrigen Zuſtande Mißhelligkeit und Widerſpruch;
her er ſie auch, wenn er ſich ſeiner bewußt iſt,
t Schmerzen empfindet. Er iſt nicht, wie das
nd, aus einem noch unvollkommneren Zuſtande
dieſen gekommen, woraus alſo der Beobachter
er ſchließen kann, daß ein weiterer Fortgang
n Beſſern zu erwarten ſey: ſondern er iſt von
er höhern Stufe des Daſeyns auf eine niedrige-
herabgeſunken. Endlich, jenes ſtumme Kind kann
kindiſchen Freuden, — dieſer ſtumme Mann
n nicht der *männlichen* Freuden genießen.

Uiberdieß, wenn gleich das Unordentliche, wel-
das Leben und die Geſundheit der Menſchen
ört, eben ſowohl nach Naturgeſetzen geſchieht,
das *Ordentliche*, wodurch das Leben ent-
t und erhalten wird: ſo iſt doch der Unterſchied
beyden für die Empfindung und ſelbſt für die
nunft nicht aufgehoben. Was wir Ordnung
Natur nennen, iſt nicht bloß die Folge von Ur-
en und Wirkungen überhaupt, ſondern die Rei-
olcher auf einander folgenden Wirkungen, die

ſich zuſammen auf Daſeyn und Erhaltung eines gewiſſen Dinges beziehen und deſſen Entwickelung und Reife ſtufenweiſe zu Stande bringen. Dieſe Ordnung iſt freylich zugleich Geſetzmäßigkeit und ſchließt eine Nothwendigkeit in ſich. Eben um deßwillen haben wir auch für die Geſetze der Natur überhaupt, oder für den nothwendigen Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen eine gewiſſe Ehrfurcht, weil dieſer, ſo nachtheilig er uns in einzelnen Fällen wird, doch mit derjenigen beſondern Kette der Veränderungen von gleicher Art iſt, an welche unſere Geburt, unſer Wachsthum, Leben und Wohlſeyn geknüpft ſind. Aber beydes, Nothwendigkeit und Ordnung, bleibt doch ewig von einander getrennt, wenn nicht ein drittes hinzukömmt, welches beyde vereiniget. Wir geben die erſte in allen Naturbegebenheiten zu, wir erkennen die andre nur in denjenigen, die für uns oder andre lebendige Geſchöpfe wohlthätig ſind.

Aber wer, — was Spinoza nicht that, — unter Natur-Ordnung einen ordnenden Verſtand verſteht und Geſetzmäßigkeit mit dem Begriffe eines Geſetzgebers verbindet, der findet allerdings eine Beruhigung über unangenehme Schickſale in dem Zuſammenhange der Kräfte und Wirkungen, durch welche dieſelben herbeygeführt wurden. Eben

e Vernunſt und eben der Wille, welche die Ur-
hen ſich vereinigen ließen, durch welche ich als
lenſch Daſeyn, Leben, Empfindung und verſtän-
ge Thätigkeit, alles, worauf ich ſtolz und wo-
rch ich glückſelig bin, erhielt, beherrſchen und lei
t auch die, dieſen Plan durchkreuzenden, oft ihn
renden Kräfte und Urſachen. Bey dieſer Voraus-
zung iſt eine Einheit in der Natur, wonach al
s in ihr als zuſammengehörig, und alles, was
atürlich iſt, für gut angeſehen werden muſt.
ann iſt es auch möglich, die Stummheit eines
rwachſenen in einem einzelnen Falle mit der
prachloſigkeit neugebohrner Kinder in allen
ällen in Parallel zu ſetzen, in ſofern beydes
heile desſelben weiſen und wohlthätigen Plans ſeyn
nnen.

Dieß alſo, um auf meinen vorigen Gegenſtand
rückzukommen, dient unſtreitig, die Herrſchaft
r Vernunft über die Leidenſchaften zu erleichtern,
enn wir von den fröhlichen und traurigen Ereig-
ſſen, wodurch dieſe Leidenſchaften erregt werden,
cht bloß die nächſten Urſachen aufſuchen, ſondern
bis zu dem entfernteſten Urſprunge verfolgen:
o ſie dann dem Gottesverehrer als die letzten Glie-
r einer Kette vorkommen, deren oberſter Ring
n der Hand der höchſten Vernunft gehalten wird.
licht unſre Fehltritte und Thorheiten allein, nicht

die Irrthümer oder die gehäſſigen Neigungen andrer Menſchen bringen allein die unangenehmen Auftritte und Lagen hervor, welche unſer Leben verbittern. Die Urſachen derſelben liegen tiefer; ſie ſind in die allgemeine Einrichtung der Dinge verwebt, welcher mir zugleich Alles, was wir ſind und von Gütern beſitzen, zu danken haben.

Ueber

ie Grenzen des bürgerlichen Gehorſams,

und

den Unterſchied von

Theorie und Praxis,

in Beziehung auf zwey Aufſätze in der
Berliner Monathsſchrift.

U
in
de

C
e
ei
ſa
zu
w
C
ſ
u
S

I.

Über die Grenzen des bürgerlichen Gehorſams, n Beziehung auf den Aufſatz von Kant über den Gemeinſpruch: das mag in der Theorie richtig ſeyn, taugt aber nicht für die Praxis.

Es iſt Ihnen, meine Herren *), ohne Zweifel eben ſo ſtark, wie mir, die Aeußerung Kants in einem Aufſatze der Berliner Monathsſchrift aufgefallen, daß der thätige Widerſtand, auch eines ganzen vereinigten Volks, auch gegen einen wirklich tyranniſchen Regenten, d. h. gegen einen, der den Grundvertrag mit ſeinem Volke gebrochen hat, und ſeine Gewalt zum Verderben deſſelben mißbraucht, unerlaubt ſey. Dieſer Satz kann nicht durch ſeine Neuheit und Paradoxie in Verwunderung ſetzen:

---

*) Der gegenwärtige Aufſatz iſt, ſo wie der folgende, über den Unterſchied von Theorie und Praxis, eine vor einer Geſellſchaft von Freunden gehaltenen Vorleſung.

denn es iſt der alte orthodoxe Satz von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit und von der obedientia passiva, die ſo lange auch in dem freyen England von der herrſchenden Kirche iſt gepredigt worden, der, mit andern Ausdrücken, von allen damahligen Rechtslehrern behauptet wurde, und den, in England, nicht der Fall Carls des Erſten, und die kurzdaurende republikaniſche Verfaſſung, ſondern erſt die Vertreibung der Stuarte, und noch mehr die Philoſophie unſers Jahrhunderts, die, in Abſicht politiſcher Gegenſtände, von England und von der Revolution ausgegangen iſt, aus den Köpfen der Menſchen und aus den Schriften der Staatsrechtslehrer verbannt hat. Aber das ſetzt in Verwunderung, das eben jetzt, da dieſe Sätze endlich, nach vielem Streite, unter den denkenden Menſchen Europens ausgemacht zu ſeyn ſcheinen: daß ein König ein Menſch ſey, daß er Rechte habe, wie alle andern Menſchen, gegründet auf ſeine Natur, inſofern dieſe Rechte ihm mit andern Menſchen gemein ſind, oder gegründet auf Verträge, inſofern ſie ihm eigenthümlich ſind, — daß, wenn er dieſe Verträge bricht, der andre contrahirende Theil eben ſo gut von der Erfüllung ſeines Verſprechens losgeſprochen, oder zu Erzwingung des Vertrags berechtigt ſey, als dieß bey allen andern Verträgen Statt findet; ich ſage, das iſt auffallend, daß dieſe endlich allgemein geltend gewordnen Sätze gerade von dem erſten unſrer Philoſophen beſtritten werden, und daß wir die tiefſte Speculation der am freyſten denkenden Vernunft zu den Behauptungen zurückkehren ſehen, die wir für die Auswüchſe der Barbarey und der Geiſtes-Sklaverey voriger Zeiten hielten.

Um deſto mehr aber iſt es billig, daß wir dasjenige noch einmahl prüfen, worüber wir zwey ſo große Autoritäten mit einander ſtreitend finden. — Faſt alle aufgeklärten Männer unſers Jahrhunderts, wenigſtens bis auf die Zeit der franzöſiſchen Revolution, haben uns geſagt, daß das unbegrenzte Recht der Fürſten oder des jedesmahligen Staats-Oberhaupts, und die Pflicht des unbedingten Gehorſams bey dem Volke eine Schimäre ſey, die aus unrichtigen Begriffen von dem Urſprunge der bürgerlichen Geſellſchaft, und aus unrichtigen Religionsbegriffen entſtehe; daß dieſes falſche Princip bürgerlichen Unruhen nicht vorbeuge, die immer aus Leidenſchaften, nie aus Principien entſtehen, daß es aber die Berichtigung und Vervollkommnung der Staats-Theorie und die Verbeſſerung der Prinzen-Erziehung verhindere, von welchen beyden Stücken allein, in ruhigen Zeiten, ein Fortgang der Staaten an Glückſeligkeit zu erwarten iſt. Kant tritt dagegen auf und ſagt, dieſes Recht der Könige oder Staats-Oberhäupter, dieſe Pflicht der Völker, ſey wirklich und weſentlich in den erſten Begriffen des Rechts und in der moraliſchen Natur des Menſchen gegründet. Widerſtand gegen den, die einmahl das Ruder der bürgerlichen Geſellſchaft in Händen hat, ſey unter allen Umſtänden unerlaubt: und es ſey die geſetzgebende Vernunft, die Freyheit ſelbſt, welche dieſes ſtrenge Geboth gibt, das der Sklaverey ſo ähnlich ſieht.

Ich fordere Sie auf, meine l. F. mir in der kleinen Unterſuchung, die ich über Kants Aeußerung anſtellen will, beyzuſtehn. Um ihren Beytrag dazu vorzubereiten, will ich zuerſt die Vertheidigung derſelben ganz in dem Geiſte und Syſteme Kants, ſo weit ich beyde gefaßt habe, verſuchen: und dann will ich mir meinen eignen freyen Geſichtspunct wählen, aus welchem ich die ganze Sache ſo gut beurtheilen will, als ich ſie verſtehe, ſo unparteyiſch, als es möglich iſt, wenn man alte eingewurzelte Ideen mit neuen zuſammenhält.

Wenn ich alſo zuerſt als Kants Sachwalter und Stellvertreter auftreten ſollte, ſo würde ich ſo ſagen:

So wie der letzte Zweck des Menſchen nicht ſeine Glückſeligkeit, ſondern die Erfüllung ſeiner Pflicht iſt: ſo iſt der letzte Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft nicht das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen, ſondern der moraliſche Zuſtand derſelben. Die Natur des Menſchen hat den Samen der Moralität und der Vernunft in ſich: dieſer Same aber kann durchaus nur in der bürgerlichen Geſellſchaft aufgehn, die allein den wilden Trieben des thieriſchen Inſtincts entweder ſolche Schranken entgegen-

etzt, oder zu ihrer leichtern Befriedigung ſolche
ülfsmittel gibt, daß der ſatt und ruhig gewordne
enſch anfangen kann, auf die leiſern Ausſprüche
iner Vernunft zu hören, und die erſten Keime
oraliſcher Ideen zu cultiviren. Der bürgerliche
erein bringt nicht erſt Pflichten und Rechte her-
or, die ſo alt ſind, als die Menſchen, und ihren
rund in der Natur der Vernunft haben, aber er
t es, der es allein dem Menſchen möglich macht,
ch ſeiner vernünftigen Natur, bewußt zu werden,
nd ſich der thieriſchen Gierigkeit und Wuth zu ent-
gen, womit er im Stande der Einſamkeit ſeine
edürfniſſe ſucht, oder diejenigen bekämpft, welche
e ihm ſtreitig machen; einer Gierigkeit und einer
uth, die alle Kräfte der Seele verzehren, und
iemahls die zum Nachdenken und zum moraliſchen
efühle nöthige Stille in derſelben beſtehn laſſen. —
ie bürgerliche Geſellſchaft alſo zu erhalten, un-
nterbrochen in ihr zu verharren, alles zu unterlaſ-
n, was auch nur auf eine Zeit lang das Band
er bürgerlichen Vereinigung auflöſet, iſt die erſte
flicht des moraliſchen Menſchen, welcher weiß,
aß außer dieſer Vereinigung auch die Möglichkeit
erloren geht, Pflichten auszuüben. — Nun wird
ber die bürgerliche Geſellſchaft aufgelöſet, die
Staatsverbindung hört auf, der Bürger tritt in
en Naturſtand zurück, ſobald dem eben jetzt beſte-
enden Oberhaupte auf eine thätliche Weiſe wider-
anden wird. Augenſcheinlich iſt in dieſem Augen-

blicke noch keine Form einer neuen Staatsverfaſſung gebildet; keine neue anerkannte Obrigkeit, keine Pflicht des Gehorſams iſt vorhanden: denn alles dieß ſoll erſt durch den Widerſtand erſchaffen oder anders gebildet werden: erſt am Ende des Streits zwiſchen Volk und Regent ſoll eine neue verbeſſerte Ordnung der Dinge und der bürgerlichen Geſellſchaft hervorgehn. Alſo in der Zwiſchenzeit, während dieſes Streites ſelbſt, iſt gar keine bürgerliche Ordnung, iſt gar kein pflichtmäßig Befehlender und Gehorchender; der Staat iſt auf eine Zeit lang vernichtet, damit aus dem Nichts eine neue Schöpfung hervorgehe. Aber eben dieſe Vermeſſenheit des Unternehmens iſt es, welche daſſelbe unerlaubt macht. Da außer der bürgerlichen Geſellſchaft gar keine Pflichten anerkannt noch ausgeübt werden können, und der Widerſtand des Volks gegen das Oberhaupt des Staats die bürgerliche Geſellſchaft aufhebt: ſo hören in der That während eines ſolchen Streits die Menſchen auf, als moraliſche Weſen zu handeln; die Ideen von Pflicht und Recht, die zwar in der Natur des Menſchen liegen, aber, bey ihrer Schwäche, und bey der Stärke der ihnen widerſtrebenden Sinnlichkeit, die Pflege und den Schutz einer geſetzmäßigen den Menſchen umgebenden Ordnung erfordern, werden dunkel und ſchwankend: und das höchſte Intereſſe des Menſchen, ſeine Vernunft und Sittlichkeit, wird aufgegeben, um ein viel geringeres, das vermeynte Staatsbe-

ſte,

ſie, zu vertheidigen, welches man von der Obrigkeit gekränkt zu ſeyn glaubte.

Dieſe Gründe ſind nicht unwichtig: und die Erfahrung, auf die ſich Kant ſo ungern bezieht, ſcheint ihnen das Wort zu reden. Die Franzöſiſche Revolution kann uns allerdings auf die Gedanken bringen, daß auch die aufgeklärteſten und geſittetſten Menſchen, wenn ſie aus der Zucht der bürgerlichen Subordination herauskommen, wieder zu wilden Thieren werden.

Noch ein andrer etwas ſubtilerer Grund, der ſich aber leicht deutlich machen läßt, ſcheint mir bey der Kantiſchen Behauptung vorausgeſetzt zu werden. Da ſeine Geſetzgeberinn Vernunft alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen, und auf Erfahrung keine Rückſicht nehmen ſoll: ſo muß ſie in ihren Vorſchriften abſolut ſeyn, und diejenigen Modificationen vermeiden, oder verwerfen, die ſchlechterdings nur von den Umſtänden und von der wandelbaren Erfahrung hergenommen werden müſſen. Gerade aber gehört die Erlaubniß, Widerſtand gegen die Machthabenden Obrigkeiten zu leiſten, unter diejenigen moraliſchen Beſtimmungen, welche der meiſten Modificationen und Rückſichten, beſonders Rückſichten auf Gradationen nöthig haben, bey denen ein genauer Maßſtab nicht Statt findet. Bey jeder Unzufriedenheit, auch nur eines Theils der Unterthanen, Widerſetzlichkeit zu erlauben, heißt in der That die bürgerliche Geſellſchaft vernichten. Zu dem Widerſtande gegen die Tyranney, den Zeitpunct abwarten, wo das ganze Volk in Corpore, ungetheilt aufſteht, ein allen Individuen gleich unerträglich gewordnes Joch abzuſchütteln, heißt dieſen Widerſtand durchaus aufgeben, weil es nie geſchehn kann und geſchehn wird, daß eine große Menge Menſchen, von ſelbſt, in einem Augenblick, in gleichen Gefühlen und gleichen Entſchließungen übereinſtimmte. Alſo iſt, ſelbſt nach der Theorie derer, welche Widerſtand für erlaubt erklären, doch nur ein *gewiſſer* Grad des Drucks und der Tyranney, nur eine *gewiſſe* Anzahl der leidenden und unzufriednen Bürger, bey welcher der Fall des rechtmäßigen Widerſtandes eintritt. Aber welches iſt dieſer Grad und dieſe Anzahl? Welcher Mißbrauch der oberſten Gewalt muß vernünftiger Weiſe ertragen, und welcher darf mit Gewalt hintertrieben werden? Welches Verhältniß muß der unterdrückte Theil des Volks zu dem begünſtigten, oder zu dem unangetaſteten haben, (denn auch bey der tyranniſchſten Regierung gibt es immer Günſtlinge, und andre völlig vergeſſene und deßwegen ungeſtört bleibende Unterthanen;) wenn er ſich anmaßen darf, im Nahmen des ganzen Volks zu handeln. Alle dieſe Fragen ſind durch Vernunftgeſetze a priori nicht zu beantworten. Ja wenn ſich Kant auf die Erörterung derſelben einließ, wenn er ſogar nur die Rechtmäßigkeit der Frage zuließ: ſo mußte er zugleich zugeben, daß in der Beurtheilung der Meralität der Handlungen uns in der That nichts leiten könne, als die Betrachtung unſers oder des allgemeinen Wohls; und daß eine Handlung rechtmäßig oder unrechtmäßig werde, nach den guten oder übeln Folgen, die ſich nach vernünftiger Vorausſetzung von ihr erwarten laſſen.

Um alſo ſich in dieſe ſchlüpfrige Unterſuchung, bey welcher die Strenge ſeiner Grundſätze nachgeben mußte, nicht einzulaſſen, ſcheint er mir den Knoten zerhauen zu haben, den er ſich nicht zu löſen getraute. Er unterſagte den Widerſtand gegen die höchſte Obrigkeit durchaus, weil er die Fälle, wo er Widerſtand erlauben, und wo er ihn verbiethen ſollte, nicht nach Vernunftprincipien zu beſtimmen wußte. Und Scharfſinn beſaß er genug, eine Behauptung, die nur Bedürfniß zu Aufrechterhaltung ſeiner Theorie war, in einen aus dieſer Theorie ſelbſt hergeleiteten Satz zu verwandeln.

Wenn ich nun, abgeſehn von dieſen Gründen und von der Beziehung, die der Kantiſche Satz auf ſein ganzes Moralſyſtem hat, ihn mit meiner eignen Vernunft und nach meinen eignen Principien erwäge, ſo finde ich ihn zuerſt in der Allgemeinheit, in welcher er vorgetragen iſt, durchaus unhaltbar.

Einmahl, die Obrigkeit, wie ſie wirklich im Staate gefunden wird, das Staats-Oberhaupt, das nicht in einer moraliſchen Fiction, ſondern in der Reihe der Dinge exiſtiert, iſt ein Menſch und beſteht aus Menſchen, und kann alſo unmöglich übermenſchliche Rechte haben. Man kann ihn als einen Gott verehren, um ſeinen Vorſchriften mehr Heiligkeit und ſeiner Regierung mehr Kraft bey dem großen Haufen zu geben: aber man kann ihn nicht in der That zu einem Gott erheben; man kann die ewigen Verhältniſſe der Natur bey ihm nicht abändern, auf welchen am Ende auch die ewigen und unveräußerlichen Rechte beruhen. Ihn aber von aller Verantwortlichkeit ohne Ausnahme frey zu ſprechen, ihm lauter Rechte und der mit ihm verbundnen Nation lauter Pflichten zu geben: das heißt, ihn aus der gemeinen Sphäre der Menſchlichkeit herausheben. Was wird aber daraus entſtehen, als entweder, wenn dieſe Ideen in den Gemüthern der Regenten und des Volks wirklich wurzeln, daß ſie beyde ihrer wahren moraliſchen Natur ungetreu werden, daß ſie beyde der Wahrheit zuwider denken und handeln, und daß alſo der Charakter des Fürſten ſowohl, als der Nation, verſchlimmert wird. Oder bleibt die Theorie von der Praxis getrennt; widerlegen die Thatſachen zu laut die angenommenen Principien und widerſtehen ihnen die natürlichen Gefühle zu ſtark: ſo wird dadurch Widerſetzlichkeit und Empörung nicht nur nicht verhütet, ſondern die Exploſion des lange verſchloſſenen Unwillens iſt deſto heftiger, je unbilligere Meinungen er zuvor zu durchbrechen hatte.

Und nun kömmt die andere große Frage hin- n: wer iſt als das wahre Staatsoberhaupt anzu- ehen, und wie weit kann er ſeine Gewalt ſeinen lgenten mittheilen?

Iſt der, der in der wirklichen Ausübung der Souverainetäts-Rechte iſt, er mag dazu gelangt eyn, wie er will, berechtigt, dieſen leidenden Ge- orſam zu fordern? — So iſt ja alsdann die Uſur- ation eben ſo geſichert, als die königliche Würde: o hat ja die Empörung, wenn ſie einmahl durchge- rungen und einen Anführer bekommen hat, eben ie Conſiſtenz und eben die Unverletzlichkeit, wie die Majeſtät, gegen welche ſie ſich auflehnte.

Oder muß erſt der Titel des Regenten, die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche auf Oberherrſchaft geprüft und richtig erfunden ſeyn, wenn die Pflicht es widerſtandloſen Gehorſams eintreten ſoll? So at alſo die Nation doch ein Recht des Widerſtan- es, das Recht, ihren Gehorſam ſo lange zu ſu- pendiren, bis ſie die Giltigkeit der Anſprüche deſ- en, der ſie beherrſchen will, unterſucht und aner- annt hat. Aber wie viel iſt der Nation nicht ein- geräumt, wenn ihr zugeſtanden wird, an ihren Oberhäuptern das Recht zu regieren von der Ausübung der Gewalt in facto zu unter- ſcheiden; wenn es ihr zugegeben wird, ihre Pflicht des Gehorſams von der Rechtmäßigkeit ihres Ober- herrn abhängig zu machen! Wenn die Erlaubniß, Widerſtand zu leiſten, der Nation deßwegen verſagt wurde, weil der Mißbrauch davon ſo leicht und ſo groß iſt: iſt nicht der Mißbrauch, der von der Erlaubniß, die Rechtmäßigkeit der Oberherrſchaft zu prüfen, gemacht werden kann, eben ſo groß? Und iſt nicht der Mißbrauch noch größer, der davon gemacht werden kann, wenn auch dieſe Prüfung unterſagt und jedem als Pflicht aufgelegt wird, demjenigen unbedingt zu gehorchen, welcher ſich in dem Beſitze der Gewalt befindet? oder iſt es vielleicht nur das Alterthum der Regierung und die Verjährung, welche ihre Rechte unbeſtreitbar und allen Widerſtand zum Verbrechen macht? Die Verfaſſung, welche in der Epoche ihres Urſprungs noch gleichſam ein weicher Thon war, welcher ſich umformen und ändern ließ, wird mit der Länge der Zeit hart und unbiegſam, und erlaubt nicht, daß man irgend eine Gewalt dagegen anwende, ohne daß die ganze Maſchine zu Grunde gehe.

Aber gerade von dieſen Perioden, wo neue Staatsverfaſſungen errichtet werden, iſt die Rede, wenn von dem Widerſtande einer Nation gegen ihr bisheriges Staats-Oberhaupt geredet wird. Unmöglich kann der Staatsrechtslehrer, der von den beſtehenden Verfaſſungen redet, vergeſſen, daß ſie einmahl entſtanden ſeyn mußten, — daß, nach der Natur der Dinge, auf demſelben Wege, auf welchem die alten Verfaſſungen entſtanden ſind, auch noch neue entſtehen werden, und daß für dieſe Perioden in der Geſchichte der Menſchheit auch noch

ichten und Rechte ſeyn müſſen, welche abzuleug-
n nichts beyträgt, um dieſe gefährlichen Criſen zu
hüthen, aber viel beyträgt, ſie noch gewaltthäti-
zu machen.

Und wenn nur noch dieſe abſolute Unterwer-
ng der Nationen unter ihre Oberhäupter auf die
näßigte Monarchie eingeſchränkt wäre, wie wir
jetzt in dem größern Theile Europens beſtehen
n. Aber in ſeiner Allgemeinheit befeſtigt der
ntiſche Satz eben ſo auf ewig die zügelloſeſte De-
kratie und die grauſamſte Factionen-Herrſchaft,
die in Verhältniß mit dieſen immer gelinde und
afte Monarchie. Alſo auch einem ganzen Volke,
n welchem ein andres, nachdem es unterdrückt
rden iſt, beherrſcht wird, darf dieſes andre nicht
derſtehen. Wenn das Centrum der Macht, fixirt
einer einzigen Perſon, dieſelbe über alle Ver-
ntwortlichkeit erhebt, warum ſoll eine Volksver-
mmlung oder eine herrſchende Stadt, wenn ſie
r Souverain von Ländern und Völkern geworden
, nicht eben ſo unbedingten Gehorſam fordern kön-
en? Aber welcher planmäßigen Unterdrückung wird
s menſchliche Geſchlecht dadurch nicht preis ge-
ben?

Ferner, wenn der Mißbrauch der Gewalt von
Seiten des Souverains ſelbſt ertragen und nie an-
ers, als durch Vorſtellungen, gehindert werden
nuß: iſt dieß bey dem Mißbrauche, den ſeine Mi-
iſter und deren Unterbediente von der übrigen ma-

chen, gleichfalls der Fall? Iſt jeder, der einen Theil der öffentlichen Gewalt überkommen hat, eben dadurch unverletzlich? So wird in der That jede Nation in zwey große Haufen getheilt, in ſolche, denen alles zu thun erlaubt iſt, ohne von denen, die ſie beleidigen, irgend etwas befürchten zu dürfen, und in ſolche, die alles leiden müſſen, ohne irgend einen Schutz, als die Hülfe der Zeit und die freywillige Beſſerung ihrer Unterdrücker, zu haben.

In der Allgemeinheit der Theorie alſo, wenn nicht von dieſer oder jener Nation, von dieſer oder jener Epoche in den Annalen der Menſchheit, ſondern von Staaten, Oberhäuptern der Staaten und Nationen in abſtracto die Rede iſt, kann unmöglich, nach meinem Bedünken, der Nation das Recht, der Tyranney zu widerſtehen, und ihrem Untergange, wenn er ihr von Seiten ihrer Beherrſcher droht, auch durch Anwendung der Gewalt zuvorzukommen, abgeſprochen werden. Was würde aus den Menſchen und Nationen geworden ſeyn, wenn gar kein Tyrann je wäre verjagt, wenn keiner deſpotiſchen Gewalt je wäre Widerſtand geleiſtet, keine unvernünftig zuſammengeſetzte Verfaſſung je wäre zerſtört worden, wenn die Vernunft und die Weisheit nie die Gewalt der Waffen gebraucht hätten, um eine übelthätige Ordnung der Dinge und der Geſellſchaft umzuändern?

Aber ganz anders wird die Beantwortung der Frage ausfallen, wenigſtens ganz andre Modificationen leiden, wenn von unſerer Zeit und von dem

geſitteten Europa die Rede iſt. Iſt zu der Zeit,
wenn die Saaten zu einer gewiſſen leidlichen Ord-
nung und die Menſchen zu einem gewiſſen Grade
der Aufklärung und Sittlichkeit gekommen ſind;
wenn Anſtand, Gebräuche und Religion die unbän-
digſten Leidenſchaften im Zaume halten, und Wiſ-
ſenſchaften und Künſte die Gemüther der Regenten
und Unterthanen mildern und beleben: iſt in einem
elchen Zeitpuncte thätliche Widerſetzung einer Na-
ion gegen ein ſeine Gewalt mißbrauchendes Ober-
haupt ein nothwendiges Mittel ihrer Errettung,
der ein heilſames Mittel zu Erlangung eines beſ-
ern Zuſtandes? Und iſt nicht, unter obigen Vor-
usſetzungen, wenn der Druck der Obern, ſchon
ermöge der verfeinerten National-Sitten, nie bis
um Unerträglichen geht, und die Einſichten der
Untern, — vermöge der erleichterten Mittel des
Unterrichts, in Reden und Büchern, gewiß bis zu
en Höchſten durchdringen: iſt nicht, ſage ich, ein
eduldiges Ertragen der noch übrigen Uibel, ver-
unden mit einer bündigen und eindringenden Vor-
tellung der Irrthümer, welche bey jedem Mißbrau-
che zum Grunde liegen, zugleich hinlänglich zu dem
vorgeſteckten Endzwecke der Staatenverbeſſerung,
und rathſam wegen der Gefahren, die auf dem We-
ge der Gewalt dem Reformator aufſtoßen?

Ich geſtehe es, ich bin geneigt, dieſes zu glau-
ben. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß in unſerer
Zeit und in Ländern, wie jetzt die Europäiſchen re-

giert werden, die Macht der Wahrheit und vernünftiger Gründe ſtark genug iſt, die Hinderniſſe, die uns noch auf dem Fortgange zur Vollkommenheit von Seiten politiſcher Einrichtungen im Wege ſtehen, fortzuſchaffen. Die Franzöſiſche Revolution ſelbſt hat mich gelehrt, daß die Gefahren zu groß ſind, die mit einer offenbaren Widerſetzlichkeit einer ganzen Nation gegen ihren Regenten und ihre Regierung verbunden ſind, — Gefahren, die nicht bloß aus dem Verluſte des Handels und der Induſtrie, ſondern aus der Verwilderung und der Zügelloſigkeit der Gemüther entſtehen.

Zuerſt, wenn wir die ganze Weltgeſchichte durchgehn, ſo finden wir nur wenige mit Gewalt durchgeſetzte Revolutionen, die eine Nation dauerhaft glücklicher gemacht hätten. Von dem Uibergange der erſten Griechiſchen Monarchien zur republikaniſchen Form wiſſen wir zu wenig, um ſagen zu können, wie viel die Gewalt, wie viel der bloße Geiſt der Nation gewirkt habe. Aber von den Römern wiſſen wir genau, wie ſie ihre Könige verjagten und die Königswürde abſchafften. Und wenn wir gleich keinen Maßſtab der Glückſeligkeit haben, um gewiß zu ſeyn, daß die Römer unter den Conſuln beſſer daran waren, als unter den Königen: ſo wiſſen wir doch gewiß, daß ſie nicht ärmer und ohnmächtiger, nicht geiſtloſer und ungeſitteter wurden. Mit einem Worte, wenn man nicht Spitzfindigkeiten in die Geſchichte bringen will, wo ſie am we-

gſten hingehören, ſo muß man geſtehen: „den
ömern ſey ihre Revolution gelungen.“ Aber von
an finden wir in der That an der unabſehlichen
eihe von Empörungen und Regierungsveränderun-
n, die bis auf unſre Zeiten vorgefallen ſind, kei-
von dem Volke veranſtaltete, die irgend einen
uchtenden Erfolg gehabt hätte, als die, wodurch
olland ein Freyſtaat geworden und England un-
r das Haus Oranien und endlich an Hannover ge-
mmen iſt. Ich unterſcheide die Rebellion unter
rl dem Erſten von der Revolution unter Jacob
m Zweyten. Jene war nichts weniger als glück-
h. Sie brachte auf eine kurze Zeit eine Schein-
epublik unter einem deſpotiſchen Oberhaupte her-
r und endigte ſich mit der Wiedereinſetzung der
en unbeſchränkten oder unbeſtimmten königlichen
acht. Aber die Revolution unter Jakob dem
eyten war glücklich. Nicht nur beſtand ihr Er-
g: ſondern dieſer Erfolg war auch eine wahre
erbeſſerung. Genauere Beſtimmung der Rechte,
e richtigere Vertheilung der verſchiednen Gewal-
n, eine ſolche Verbindung zwiſchen Autorität und
reyheit wurde dadurch in England eingeführt,
ß noch bis jetzt die eifrigſten Anhänger der Mo-
rchie die Vertreibung der Stuarte ſegnen müſ-
n. —

Aber wenn die Anzahl glücklich ausgeführter
evolutionen, die mit der Verbeſſerung des Zuſtan-
s der Nation ſich geendigt hätten, ſo gar gerin-

ge iſt: muß dieß nicht allein jede Nation abſchrecken, eine ähnliche zu verſuchen?

Und ich ſehe auch deutlich in der Natur der Sache, die mir jetzt in einem ſo großen und ſo fürchterlichen Schauſpiele deutlicher und näher vor Augen liegt, warum die Gefahren einer noch ſo billig ſcheinenden Revolution ſo groß und warum ihr Erfolg ſo mißlich iſt.

Zwey Umſtände ſind es, welche ſchon die Rechtmäßigkeit derſelben im Allgemeinen zweifelhaft machen: erſtlich, daß nie die ganze Nation die Revolution anfangen kann; — zweytens, daß ſie nie, wenn ſie angefangen worden, in beſtimmten Schranken gehalten und nach einem Plane geleitet werden kann.

Den Anfang jeder Widerſetzlichkeit, die eine Nation gegen ihre Regierung ausübt, muß immer ein Theil der Nation machen, der entweder, den Mißbräuchen näher, ſie beſſer einſieht, oder von ihnen mehr gedrückt, ſie lebhafter verabſcheut. Aber dieſer Theil iſt immer nur eine Faction, ſo lange er die Einſtimmung der Nation nicht erhalten hat: und handelt auch im Geiſte einer Faction. Ja, da dieſe Einſtimmung nie vollſtändig erhalten wird: ſo bleibt auch bey dem Fortgange der Revolution ein Streit von Factionen gegen einander. Nie hat ſich eine Nation in corpore ihrem Regenten widerſetzt. Immer hat ein Theil der Nation gegen den andern, mit dem Regenten verbündeten, Theil geſtrit-

n. Dadurch aber verändert ſich die ganze Natur
r Sache: Aus der Begierde nach Verbeſſerung
s Staats wird nun, da einmahl Krieg entſtan-
n iſt, Begierde nach Sieg und Unterdrückung der
egner. Und da, nach aller Erfahrung, die bür-
rlichen Kriege grauſamer, als die Nationalkrie-
, geführt werden: ſo ſind auch die Leidenſchaf-
n, die in dem Laufe der Revolutionen bloß im
efolge des Parteyenkampfes entſtehen, von einer
wüthenden Art, daß ſie alles Gute des zuvor
fgeregten Patriotismus zerſtören können. —
nn alſo einer ihre Gewalt mißbrauchenden Ob-
keit nie Gewalt entgegengeſetzt werden, ohne
ß dieſe Gewalt zugleich gegen dieſe Mitbürger
richtet ſey, und ſind, wenn einmahl Krieg im
nern des Staats entſprungen iſt, deſſen Ausgang
d Folgen nicht zu berechnen: ſo iſt es gewiß
chſt mißlich, das Uibel einer fehlerhaften Ord-
ng durch die Uibel einer abſoluten Unordnung
bekämpfen.

Dazu kommt, daß, wie im Kriege, ſo bey dem
ebrauche der Gewalt überhaupt, auf Glück und
nſtände alles ankömmt, und alſo das Wohl der
ation, welches durch die Vernunft und die Ge-
gebung erhöht werden ſollte, dem Spiele des
falls Preis gegeben wird. Man ſieht es als ei-
der größten Ungereimtheiten des Mittelalters
, daß es ſeine Rechtsſtreitigkeiten durch Duelle
ſcheiden ließ. Aber thut die Nation, welche

eine Revolution anfängt, etwas anders? Tritt ſie nicht ebenfalls ganz, oder in ihren Champions und Armeen, auf den Kampfplatz, um ihre Rechte und die Rechte ihrer Regenten durch die Stärke der Sehnen, die Geſchicklichkeit zu morden und alle die Künſte des Krieges entſcheiden zu laſſen, welche wohl zeigen, welche Partey die glücklichere oder die kühnere ſey, aber nicht, welche Recht habe oder die weiſere ſey.

Dazu kommt nun noch, was ich auch ſchon im Anfange geſagt habe, da ich Kants Satz zu rechtfertigen ſuchte: die menſchliche Vernunft und die menſchliche Tugend, ſo wie ſie für jetzt ſind, brauchen noch den Zügel der bürgerlichen Ordnung und die Verehrung nicht nur für die Geſetze, ſondern auch für die Obrigkeit. Die Meinungen und Sitten der Menſchen, losgebunden von allen Feſſeln ſichtbarer Autorität, ſcheinen ins Wilde und Ungeheure hineinzugehen. — Und was noch ſchlimmer iſt, in den Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo Gemüther alle aufs äußerſte geſpannt ſind, machen nur diejenigen Eindruck, die die Extreme vertheidigen: und diejenigen, welche die Mäßigung in Schutz nehmen und die Schranken der Wahrheit und Ordnung ſuchen, werden als Schwache verachtet, oder als laue Patrioten verabſcheuet. So bekommt endlich in der Nation der ſchlechteſte Theil, welches der in Meinungen und Denkungsart ausſchweifende oder wüthende iſt die Oberhand. Der erſte Zweck, das anfängliche Intereſſe, welches zur Revolution führte, wird gänzlich vergeſſen, und die Gegenſtände der Begierden, welche die Revolution ſelbſt erzeugt hat, werden raſtlos verfolgt. Im ganzen werden die Menſchen unſittlicher und unverſtändiger, wenn ſie lange Zeit des Friedens und der Ordnung in ihrem äußern Zuſtande entbehren.

Sicher wird in einem Lande und in einem Clima, bey ſolchen Sitten, bey einem ſolchen Grade der Aufklärung, wie glücklicher Weiſe die unſrigen ſind, der vernünftige Mann, der die Mißbräuche der Regierung am beſten erkennt, ſie am geduldigſten ertragen, weil er ihre Abſtellung von der Kraft der Gründe, von der Zeit, und den immer wachſenden Einſichten der höhern und niedern Stände erwarten kann.

II.

Uiber den Unterſchied von Theorie und Praxis, in Beziehung auf die Abhandlung eines andern Schriftſtellers über denſelben Gegenſtand in der Berliniſchen Monatsſchrift.

Gewiſſe Dinge ſind in Gefahr, immer mehr verdunkelt zu werden, je mehr man darüber redet und ſchreibt. So iſt es mit dem Worte *Aufklärung* gegangen. Einfach in ſeinem Urſprunge, unzweydeutig in ſeiner Bedeutung, völlig entſchieden, in Abſicht des Werths ſeines Gegenſtandes, hat man es durch gehäufte Unterſuchungen geheimnißvoll, vieldeutig und verdächtig gemacht. Der eben ſo einfache Satz, daß die Theorie zu der Praxis nicht genug ſeyn und oft in derſelben Ausnahmen leide, ſcheint durch ſubtilere Unterſuchungen nicht weniger von ſeiner erſten Verſtändlichkeit und unbeſtrittnen Giltigkeit zu verlieren. — Nach der neueſten Abhandlung eines talentvollen jungen Schriftſtellers in der Berliner Monathsſchrift ſoll in allen Fällen, wo es auf Pflicht und Recht ankommt, die Theorie unumſchränkt und ohne Ausnahme über die Praxis herrſchen. In allen den Fällen aber, wo es auf Nutzen und Glückſeligkeit oder auf Kunſt und Geſchicklichkeit ankommt, ſoll die Theorie ſich Einſchränkungen und Ausnahmen von der Erfahrung gefallen laſſen müſſen. — Weil aber der Begriff von Pflicht und Recht auch in den Verhältniſſen zwiſchen Regent und Volk und bey der Einrichtung einer Staatsverfaſſung vorkommt, der ſcharfſinnige Verfaſſer aber ſich nicht getrauet, hier eine Theorie zu finden, die von den Umſtänden der Nation, auf welche ſie angewandt wird, nicht Veränderungen leiden müßte: ſo ſucht er Gründe auf, warum dieſes moraliſche Verhältniß von dem allgemeinen Geſetz ausgenommen ſeyn müſſe.

Ohne mich auf die Verſchiedenheit der Gegenſtände, wobey Theorie und Praxis vorkommen, einzulaſſen, will ich Ihnen, m. H., nur kurz die Meinung vorlegen, die ich von dem Unterſchiede beyder im allgemeinen habe, und von den Urſachen, warum ſie nicht vollkommen zuſammen paſſen, obgleich die eine nur der Abdruck der andern ſeyn ſollte. Hieraus werden Sie auch zugleich meine Gründe ſehen, warum ich glaube, daß dieſe Disharmonie zwiſchen Theorie und Praxis, ſo weit ſie vorhanden iſt, ſich über den ganzen Umfang menſchlicher Kenntniſſe und menſchlicher Handlungen erſtreckt, daß, ſolange Menſchen Menſchen ſind, ſolange ſie wenigſtens die unvollkommne Kenntniß der Dinge behalten, die ſie jetzt beſitzen, — in moraliſchen Wiſſenſchaften ſowohl, als in mechaniſchen, in Sachen der Klugheit ſowohl, als in Sachen des Rechts, bey Beförderung ihrer Glückſeligkeit ſowohl, als bey Uibung der Tugend, die Theorie Einſchränkungen und Ausnahmen leiden wird.

Die Summe aller der Kenntniſſe, die man zum voraus im Allgemeinen über die Gattung gewiſſer Gegenſtände eingeſammelt hat, ehe man anfängt, mit einem einzelnen derſelben zu operiren: dieſe nennt man Theorie. — In der Theorie wird nie von einzelnen Dingen, ſondern von Gattungen und Arten geredet. Es ſind alſo die Gegenſtände derſelben nur die herausgehobnen gemeinſchaftlichen Merkmahle der Individuen, mit Weglaſſung der Beſonderheiten eines jeden. — Das, was hierüber die Theorie lehrt, iſt ſelbſt wieder von zweyerley Art und entſpringt aus zweyerley Quellen. Der eine Theil beſteht in geſammelten Erfahrungen, die, weil ſie gleichförmig in allen bisher vorgekommnen Fällen gemacht worden ſind, nun im Allgemeinen, wenigſtens proviſoriſch, für Grundſätze gelten. Ein anderer Theil der Theorie beſteht in zergliederten und an einander geketteten Begriffen. Die Begriffe ſelbſt ſind ein Werk der Erfahrung und der Abſtraction. Aber wenn dieſelben, abgeſondert von dem individuellen Beywerke, einen eignen Gegenſtand des Nachdenkens ausmachen: ſo findet oft der menſchliche Geiſt, daß, indem er ſich den einen Begriff A denkt, er ſich zugleich drey, vier andre Begriffe denken muß; — oder, daß wenn er den Begriff A mit dem von B oder C willkürlich verbindet, dadurch ein denkbarer neuer Begriff von beſtimmten Merkmahlen entſteht.

So wie das Auge erſt nach der Entwickelung der Roſe gewahr wird, wie viele über einander gefaltete Blätter es ſah, wenn es die einfach ſcheinende Knoſpe ſah: ſo unterſcheidet das Auge der Seele oft, durch die Meditation in einem Begriffe, der ihr anfangs einfach ſchien, viele nothwendig dazu gehörigen Theile; wird gewahr, daß mit dem *einem* Satze zugleich zehn, zwanzig andere behauptet werden. So haben die Menſchen entdeckt, daß, wenn ſie ſich einen Raum von drey Linien umſchloſſen vorſtellen, ſie ſich ſelbſt dadurch, ohne es zu wiſſen, die Winkel, welche dieſe Linien machen, beſtimmen. Sie haben eingeſehen, daß, indem ſie behaupten, die Umfangslinie des Kreiſes ſey von einem Mittelpuncte gleich weit entfernt, ſie mit dieſem Satze eine *Menge* andrer Eigenſchaften des Kreiſes ſtillſchweigend bejahen, die ſie aber, erſt durch fortgeſetztes Nachdenken, aus dieſer Grundeigenſchaft folgern.

Zu andern Sätzen gelangen ſie durch die Combination der Begriffe. Sie vereinigen die Begriffe von den Winkeln mit dem des Zirkels, oder verbinden die geradlinigen und krummlinigen Figuren, theilen die Figuren durch Linien oder ſetzen mehrere Figuren zuſammen: und nun modificiren ſich die einzelnen Begriffe in der Zuſammenſetzung ſo, daß daraus neue Sätze entſtehen.

Dieſer Theil der Theorie iſt der einzige demonſtrative. Die reine Mathematik gibt uns davon das einzige Muſter von einem gewiſſen Umfange. Denn nirgend, als in ihr, können dieſe Entwickelungen und Combinationen abſtracter Begriffe ſo weit getrieben werden, und geben zu einer ſo langen Reihe von Schlußfolgen Anlaß. Bey allen andern Wiſſenſchaften macht die Bildung eines Begriffs, ſeine Herleitung aus der Erfahrung, ſeine Abſonderung von dem beſondern Individuellen den größten und ſchwerſten Theil des Unterſuchungsgeſchäftes aus. Den Begriff zu entwickeln iſt gemeiniglich leicht und die daraus entſpringenden Folgerungen ſind oft mehr veränderte Darſtellungen und Ausdrücke des urſprünglichen Begriffs, als neue Sätze.

Alſo, noch ehe wir die Theorieen in Rückſicht auf die Praxis betrachten, ſehen wir ſie aus zwey ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, die auch von ungleicher Gewißheit ſind. — Die geſammelten und in Ordnung gebrachten Erfahrungen machen den einen, und die aus Zergliederung und Combination der Begriffe entſpringenden demonſtrativen Sätze den andern Theil aus.

Man könnte alſo vermuthen, daß in dieſer Verſchiedenheit der Beſtandtheile eigentlich die Schwäche einer Theorie läge; — daß, je mehr ſie demonſtrirte Sätze enthielte, je ſtrenger und vollkommner müſſe ſie ſich auf die Praxis anwenden laſſen; — und nur da, wo ſie gleichſam anticipirte Erfahrungen aufſtelle, könne ſie durch neue veränderte oder beſſer gemachte Erfahrungen eingeſchränkt werden.

Aber ſo iſt es in der That nicht. Die Schwäche der Theorieen liegt wenigſtens nicht allein auf dieſer Seite. Es gibt viele, bloß durch Erfahrung erkannte, allgemeine Sätze, die doch ſo wenige Ausnahmen leiden und in der Anwendung ſo ſicher ſind, als die demonſtrativiſch erkannten. — Und es gibt hingegen viele auf mathematiſchen Sätzen beruhende Regeln der Mathematik und Baukunſt, die doch, wenn man ſie, ohne die Erfahrungs- oder practiſchen Kenntniſſe hinzuzufügen, anwendet, täuſchen oder des Ziels verfehlen.

Die wahre Schwäche unſrer Theorieen ſcheint mir in ihrer Unvollſtändigkeit zu liegen: und dieſe Unvollſtändigkeit ſcheint ſich mir über den einen Zweig unſrer Kenntniſſe ſowohl, als über den andern zu erſtrecken.

Nicht nur haben wir, wie ich ſchon geſagt habe, von dem Individuellen abſtrahirt, da wir in der Theorie bloß die Gattungen und Arten behandelten, ſondern von dieſen Gattungen und Arten haben wir nur einige der vorzüglichſten oder die ſich am beſten im Allgemeinen behandeln laſſen, heraus gehoben. Wir haben in der Mechanik z. B., die Theorie des Hebels und des Schwerpuncts zuerſt bearbeitet und am vollſtändigſten ausgeführt. Die Theorie der Reibungen iſt weit ſpäter hinzu gekommen und bey weitem noch nicht ſo aufs reine gebracht. — Bey der Erbaunng wirklicher Maſchienen aber hat das Eine ſo viel Einfluß wie das Andre, und noch haben viele chymiſche Eigenſchaften der Körper Einfluß, die in gar keine Theorie gebracht worden ſind. Wenn unſre Theorie des Waſſerbaues alles das enthielte, was bey der wirklichen Regulierung eines beſtimmten Stroms vorkommt: ſo würde die Anwendung derſelben ausgemacht ſicher und ohne Ausnahme ſeyn. Aber ein großer Theil dieſer Gegenſtände kann gar nicht ſcientifiſch behandelt, — er kann nicht zum voraus erkannt werden. — Es bleibt alſo vieles von dem, was die Theorie von Rechtswegen enthalten ſollte, der unvollkommnern, auf der Stelle erlangten Kenntniß oder Beurtheilung des Baumeiſters überlaſſen. —

So iſts nun in der That auch in Abſicht des Moraliſchen.

Wenn man freylich zur Theorie der Moral nicht mehr rechnet, als die Regel, thue Recht, handle nach der Vernunft, oder, welches mit andern Worten daſſelbe ſagt, handle ſo, daß deine

xime ein allgemeines Geſetz werden könne, ſo
n keine Ausnahme von einer ſolchen Theorie zu ge-
ken: aber es iſt auch an keine wahre Anwendung
ſelben zu gedenken. Es iſt nicht viel beſſer, als
n Baumeiſter zu ſagen, daß er ein feſtes, beque-
s und ſchönes Haus aufführen ſolle. — Die wah-
Theorie der Moral iſt die Beantwortung der
age: wie handle ich recht, und was muß ich
un, wenn ich mich als ein tugendhafter Menſch
tragen ſoll? — Aber wenn man dieſes verſucht,
nn man wirklich mit dem warmen Eifer eines gu-
n Herzens darnach fragt, dann wird man die Un-
llſtändigkeit der moraliſchen Theorie ſo gut wie
der andern gewahr.

Man mag nun die Pflicht aus ſeiner eignen
atur ſelbſt und den Verhältniſſen erkennen, in
elchen der Menſch ſieht, oder ſie auf den Zweck
s allgemeinen oder des beſondern Wohlſeyns be-
ehn: ſo bleiben im voraus und bis man zum
andeln kommt, ſo viele von dieſen Dingen unbe-
immt und unbeſtimmbar, daß außer den zuvor
usgemachten Regeln, die die Theorie enthält, noch
iele Beurtheilungen auf der Stelle nöthig ſind,
m jene zu ergänzen.

Man ſieht aber zugleich, wo die Theorie die
meiſten Ausnahmen zu erwarten hat, nähmlich da,
wo der Individuelle Zuſtand der Dinge am wenig-
ſten vorauszuſehen iſt, da, wo die allgemeinen Sätze

am wenigſten vollſtändig das Gemälde von der Wirklichkeit enthalten.

Die Theorie iſt eine Landcharte und gibt, ſo wie dieſe, eine Vorſtellung von der Lage der Dinge in der Welt, ehe man noch unter ſie gekommen iſt. Aber ſie kann dieß nur, indem ſie ſehr vieles, und ſelbſt das meiſte von dem, was auf der Erde vorhanden iſt, wegläßt, und nur einige Hauptſachen andeutet. Eine ſolche Charte kann ſehr richtig und dem Reiſenden, der gerade nur die Lage und die Entfernungen der Oerter zu wiſſen verlangt, ſehr nützlich ſeyn. Aber wer ökonomiſche Operationen auf ihre Anzeigen gründen wollte, würde ſich oft getäuſcht und verlaſſen finden.

Zwiſchen der Theorie und der Erfahrungskenntniß, welche einige neuere Philoſophen als einander entgegengeſetzt vorgeſtellt haben, ſcheint mir bloß ein Unterſchied zu ſeyn, wie er ſich zwiſchen zwey Arten derſelben Gattung findet. Die Theorie enthält Kenntniſſe, die man zum voraus, ehe man noch die Gegenſtände ſelbſt unter Augen gehabt hat, erwerben kann, Kenntniſſe, die von vielen Dingen ähnlicher Art zugleich gelten und nur das ihnen Gemeinſchaftliche betreffen; — Kenntniſſe endlich, die aus den Erfahrungen aller Zeiten oder aus der Entwickelung längſt abſtrahirter Begriffe geſchöpft worden ſind. Die eigentlichen Erfahrungs- oder praktiſchen Kenntniſſe hingegen ſind ſolche, welche der Menſch durch eignes Anſchauen der wirklichen Dinge erhält, es ſind nicht die geſammelten und ſchon erprobten Erfahrungen ſeiner Vorgänger, ſondern die Entdeckungen ſeiner eignen augenblicklichen Beobachtung; — Kenntniſſe, die weniger entwickelt ſind, — denn ſie ſind neuer, — die weniger ſich mit Worten ausdrücken laſſen, — denn ſie ſind concreter, und die Sprache biethet nur Zeichen für abſtracte Ideen dar; — Kenntniſſe endlich, deren Richtigkeit nur durch ein gewiſſes Wahrheitsgefühl beurtheilt werden kann, weil Zeit und Reflexion ſie noch nicht auf dem Probierſtein des Zuſammenhangs mit den übrigen Wahrheiten haben bringen können. Auch in dieſen ſo genannten Erfahrungskenntniſſen iſt ein Theil Erfahrung und ein andrer Räſonnement aus Begriffen. Nähmlich auch über diejenigen Dinge und über diejenigen Merkmahle der Dinge, welche die Theorie nicht angegeben hat, und nicht angeben konnte, auch über dieſe findet eine Operation des Verſtandes und der Vernunft Statt, durch welche Begriffe abgeſondert, entwickelt und combinirt werden. Aber weder kann dieß mit ſoviel Ausführlichkeit geſchehen, noch kann das Reſultat davon andern ſo leicht mitgetheilt werden, als es bey der Entwickelung und Combination längſt abſtrahirter Begriffe möglich iſt.

Ohne Zweifel gibt es Operationen, bey welchen die Vorkenntniſſe, welche die Theorie darbiethet, mehr zureichen, als bey andern; ſolche, wo das Beſondre des individuellen Falls weniger Einfluß hat, als das Allgemeine der Gattung. Bey dieſen wird alſo auch die Theorie durch die Praxis weniger Zuſätze und Einſchränkungen bekommen. Ohne Zweifel ſind die Pflichten des Bürgers im Privatleben leichter zum voraus zu beſtimmen, als die Pflichten der Staaten gegen einander, oder die der Nationen gegen ihre Oberhäupter; ohne Zweifel ſind die Regeln des Rechts für Zeiten der Ruhe und einer feſtſtehenden Verfaſſung leichter in eine allgemeine Theorie zu bringen, als die für Zeiten bürgerlicher Streitigkeiten, der Errichtung oder Umänderung einer Staatsverfaſſung. — Und ſchon deßwegen iſt der Zuſtand der Ruhe und der Ordnung einem revolutionären Zuſtande vorzuziehn, ſchon deßwegen ſind der Erhaltung dieſer Ruhe und Ordnung die meiſten der Vortheile für Staaten, welche von großen Veränderungen erwartet werden, billig aufzuopfern: weil der Maßſtab von Pflicht und Recht in dem erſten Zuſtande allgemein und zum voraus zu beſtimmen iſt, in dem zweyten nur vom Menſchen ſelbſt, der ſich darin befindet, und nach Empfindungen mehr, als nach Uiberlegungen, beſtimmt werden kann.

Ein
ernſthafter Commentar
über einen Scherz.

J

we
rer
bre
G
ſtü
ſel
kö
zu
G
wä
B
ha
Ar
ih
lic
G
le
liſ
ſie
ſe

In der Zeit, da Swift als Schriftſteller noch
enig bekannt, und als Geiſtlicher und Dorfpfar-
er in einer entlegenen Gegend von Irland war,
rachte er, nach der Gewohnheit der engliſchen
eiſtlichen, — welche eine Pfründe als ein Grund-
ück anſehen, das ſie, nach Gefallen, entweder
lbſt anbauen, oder durch andre verwalten laſſen
önnen, — einen Theil jedes Jahres in London
. Um aber doch die Pflichten ſeines geiſtlichen
tandes nicht ganz zu vergeſſen, verrichtete er,
ährend dieſes Aufenthaltes, in dem Hauſe des Lord
erkeley, zu welchem er einen vertrauten Zutritt
atte, das Geſchäft eines Capellans, wohnte den
ndachtsübungen der frommen Lady bey, und las
r gewöhnlich nachher eine moraliſche, oder geiſt-
che Abhandlung vor. Sie fand eben damahls viel
eſchmack an Boyles Betrachtungen, die aus al-
rley Gegenſtänden der Natur und Kunſt mora-
ſche Nutzanwendungen ziehen, und war willens,
e ſich alle nach der Reihe von Swift vorleſen zu
aſſen. Swift, den dieſe Lectüre nicht eben ſo gut,

als die Gräfinn, unterhielt, ſuchte ſich von dieſem Auftrage durch einen Scherz loszumachen. Nachdem er eines Tages abermahls ihr eine Vorleſung aus ihren Lieblingsautor gehalten hatte, nahm er das Buch heimlich mit ſich nach Hauſe und nähete behuthſam einige Blätter hinein, auf die er den folgenden Aufſatz (Betrachtungen über einen Beſenſtiel) geſchrieben hatte. Darauf ließ er das Buch wieder unbemerkt an ſeinen Ort legen. Und als er beym nächſten Beſuche von der Dame gebethen wurde, in den Betrachtungen Boyles fortzufahren, öffnete Swift das Buch da, wo die eingeſchobnen Blätter waren, und fing ſehr ernſthaft an zu leſen: Betrachtungen über einen Beſenſtiel. Die Gräfinn befremdete zwar Anfangs der ſonderbare Titel. Indeß verlangte ſie, daß Swift fortfahren ſollte, weil, wie ſie ſagte, dieſer bewundernswürdige Schriftſteller ihr ſchon ſo manchmahl wichtige Belehrungen, bey Betrachtungen unwichtiger Gegenſtände, gegeben hätte, daß ſie auch hier mehr erwarten könnte, als der undankbare Stoff verſpräche. Swift fing nun an, mit pathetiſcher Stimme, ſo wie er ſonſt die Boyliſchen Betrachtungen zu leſen gewohnt war, ſeinen eignen Aufſatz abzuleſen. Milady Berkeley ahndete noch immer den Betrug nicht: und ob ihr gleich zuweilen der Ton etwas fremd vorkam, ſo äußerte ſie doch noch öfter über den großen Mann ihre Bewunderung, der ſo vortreffliche Sachen ſelbſt über einen Beſenſtiel zu ſagen wußte.

Nach geendigter Vorleſung, trat Geſellſchaft zur Gräfinn herein, und Swift eilte davon, um bey dem folgenden Auftritte, den er vorherſah, nicht gegenwärtig zu ſeyn. Die Gräfinn, voll von ihrem Autor, fragte jeden aus der Geſellſchaft, ob er Boyles Betrachtung über einen Beſenſtiel geleſen hätte. Kein Menſch wußte etwas von dieſer Betrachtung. Sie verſicherte, daß ſie in ihrem Exemplare ſtände, und daß Swift ſie eben daraus vorgeleſen hätte. Das Buch wurde herbeygehohlt: und man fand in der That die Betrachtung, aber von Swifts Hand geſchrieben. Jedermann lachte, die Gräfinn nannte Swift einen Schalk, und niemand wurde dadurch geärgert. Aber beym Publikum fand das kleine Stück, als es in der Folge abgedruckt wurde, ſtrengere Richter: weil man es, wider Swifts urſprüngliche Abſicht, für eine Satyre auf Robert Boyle, einen wirklich verdienſtvollen, und allgemein geſchätzten Mann, anſah. Für uns iſt es nichts mehr, als eine nicht geiſtloſe Poſſe: die dadurch einiges Intereſſe mehr erhält, daß die Betrachtung, womit ſie ſchließt, durch die Geſchichte unſerer Tage ſo ſehr beſtätiget wird, daß ſie beynahe für dieſe geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Wie ich dieß verſtehe, darüber will ich mich umſtändlicher erklären, wenn ich zuvor den Swiftiſchen Aufſatz ſelbſt, in einer freyen Uiberſetzung, den Leſern werde vorgelegt haben.

Swifts Meditation über einen Beſenſtiel.

„Dieſen jetzt, in einem ſtaubigen Winkel, einzeln und vernachläſſigt liegenden Stecken *) kannte ich einſt als einen jungen Baumſtamm, im Walde in einem blühenden Zuſtande. Er war voll Saft, mit grünenden Zweigen und Blättern bekrönt. — Aber jetzt mag die geſchäftige Kunſt des Menſchen immerhin mit der Natur wetteifern, und an den vertrockneten Stamm ein Bündel eben ſo ſaftloſer und dürrer Zweige anbinden: er iſt doch, wenn es hoch kommt, nichts mehr, als das Entgegengeſetzte von dem, was er zuvor war, ein umgekehrter Baum, der ſeine Wurzeln in die Höhe ſtreckt, und mit ſeinen Zweigen den Boden kehrt. Jetzt iſt er das Handwerkszeug jeder ſchmutzigen Stubenmagd, verdammt ihre Arbeit für ſie zu thun, und dazu auserſehen, andre Dinge rein zu machen, indem er ſelbſt ſchmutzig wird. Endlich, wenn er in dem Dienſte der Mägde, bis auf den letzten Stumpf, abgebraucht iſt: wird er vor die Thür hinausgeworfen, oder zu einem Gebrauche beſtimmt, der ſeinem Daſeyn zugleich ein Ende macht, Feuer damit anzuzünden.“

„Ach,

---

*) Der Swiftiſche Beſen war ein einzelner Stecken, mit daran gebundnen Birkenruthen.

„Ach, ſagte ich, indem ich dieß betrachtete, bey mir ſelbſt, mit einem tiefen Seufzer, wahrlich, der Menſch iſt nichts beſſer, als ein Beſenſtiel. Die Natur ſchickt ihn in die Welt, munter und rüſtig, mit Lebenskraft zum Wachſen und Gedeihen angefüllt. Sein Haupt iſt dann mit ſeinen eignen Haaren geziert, die gleichſam die Zweige der mit Vernunft begabten Pflanze ausmachen. Dieß währt ſo lange, bis das Beil der Zeit und der Unmäßigkeit ſeine grünen Aeſte abgeköpft hat, und ihn dann, als einen vertrockneten Stamm, mit kahlem Haupte zurückläßt. Dann nimmt er ſeine Zuflucht zur Kunſt, bedeckt ſein Haupt mit einem unnatürlichen Bündel von Haaren, die niemahls auf demſelben gewachſen ſind, füllt ſie mit Puder an; und iſt noch ſtolz auf dieſen geborgten Schmuck, den er eine Perücke nennt. — Und doch ſollte dieſer unſer Beſenſtiel auftreten, und auf die geplünderten Birkenruthen, die er an ſich trägt, da ſie doch nicht auf ihm gewachſen ſind, ſtolz thun; indeß er über und über mit Staub und Schmutz bedeckt iſt, (mag er ihn auch aus dem Zimmer der ſchönſten Dame ausgefegt haben:) gewiß, wir würden ſeine Eitelkeit verachten und lächerlich finden. — Welche parteyiſche Richter ſind doch wir Menſchen, wenn wir über unſre eigne Vortrefflichkeit und andrer Fehler urtheilen wollen!

„Doch, der Beſen, ſagte ich, ſtellt einen umgekehrten Baum vor. Und ich bitte euch, was iſt

„der Menſch anders, als ein Ding, bey dem das Oberſte zum Unterſten gekehrt, und der Kopf da iſt, wo die Ferſen ſeyn ſollten. Die zur Regierung beſtimmte Vernunft liegt auf dem Boden und kriecht im Staube, indeß die Sinnlichkeit, welcher es zukäme, zu gehorchen, die höchſte Stelle einnimmt und den ganzen Menſchen beherrſcht.

„Und mit allen dieſen Fehlern wirft er ſich doch zu einem allgemeinen Reformator auf, will alle Beſchwerden in der Welt abthun und die Mißbräuche verbeſſern. Er guckt und ſtöbert in jedem Schmutzwinkel der Natur und der Geſellſchaft umher, bringt allen darin verſteckten Unrath ans Licht, macht einen gewaltigen Staub, wo zuvor keiner war; und bedeckt ſich, während der Zeit, über und über mit eben dem Kothe, den er wegkehren zu wollen vorgibt. Seine letzten Tage bringt er, wie ſein Bruder, der Beſen, in der Dienſtbarkeit der Weiber zu: bis er endlich, ſo wie dieſer, bis auf den Stumpf abgenutzt, zur Thür hinausgeworfen, oder dazu gebraucht wird, ein Feuer anzuzünden, wobey andre ſich wärmen können.

Scheint dieſe letzte Betrachtung nicht recht dazu gemacht, die Helden der Franzöſiſchen Revolution, dieſe kühnſten aller Reformatoren, zu ſchildern? Wer hat mehr, als ſie, in allen Winkeln

es Staats und der Regierung, herumgeſucht, um
em verborgenſten Schmutz, von gemißbrauchter
Gewalt oder von verſchwendeten Finanzen, von Un-
erechtigkeit oder Vernachläſſigung, ausfindig zu
nachen? und wer hat mehr, mit eben dem Unra-
he, welcher ausgefegt werden ſollte, ſich ſelbſt be-
ndelt, — die willkürliche Gewalt höher getrieben,
ie öffentlichen Gelder unſinniger verſchwendet, bey
einen Ungerechtigkeiten alle Gefühle der Menſchlich-
eit mehr unterdrückt, und ſorgloſer die Verwaltung
ichtiger Staatsgeſchäfte dem Zufalle überlaſſen,
ls eben die, welche in Frankreich ſich ſeit mehreren
ahren, nach ihrem Vorgeben, mit der Ausrottung
ller dieſer, in der alten Verfaſſung eingewurzel-
n Mißbräuche, beſchäftigten? Wer hat mehr des
irchterlichſten Staubes gemacht, und das Land,
elches er von erträglichen Uibeln befreyen wollte,
ehr mit Blut und Verbrechen bedeckt?

Und dieſer üble Erfolg von den Arbeiten der-
nigen Menſchen, welche Swift mit ſeinem Beſen-
iele vergleicht, wenn ſie eine zu große Fläche von
nem durch zu lange Zeit angehäuften Staube zu
nell reinigen wollen, hat ſich nicht bloß bey den
ranzöſiſchen Staats-Reformatoren, in unſern Ta-
n, gezeigt. Swift hatte einen ähnlichen verun-
ückten Reformations-Verſuch in ſeinem Vater-
nde, zwar nicht ſelbſt erlebt, aber doch von ſei-
n Vätern beſchreiben hören, und in manchen noch
ſeiner Zeit vorhandnen Spuren beobachten kön-

nen. Auch die Urheber der großen Staatsveränderungen zur Zeit Carls I., obgleich weit frömmer und in ihren erſten Schritten weit gemäßigter, als die heutigen Franzöſiſchen, wurden doch zuletzt eben ſo gewaltthätig, eben ſo verſchwenderiſch, und für ihr Vaterland eben ſo Unheil ſtiftend, als dieſe. Einige zu willkürlichen Anmaßungen der Krone, einige deſpotiſchen Handlungen der Kleriſey ſollten weggeſchafft, und für die Zukunft verhütet werden: und an deren Stelle trat die willkürlichſte Gewalt eines einzigen Mannes, welcher König, Parlament, Kirche und Volk zugleich unterdrückte.

Faſt allenthalben, wo in der Welt große Reformen öffentlicher Mißbräuche plötzlich haben ausgeführt werden ſollen, ſind noch größre Mißbräuche erfolgt. Die Gracchen im alten, Arnold von Breſcia und Rienzi *) im neuern Rom, Marcell, ſo wie Robertspierre in Paris, alle haben damit angefangen, den Staat ſäubern, und zu ſeinem alten Glanze, zu den Tugenden und dem Glücke voriger Zeiten, wieder erheben zu wollen; und haben damit geendiget, ihn in noch größerm Verfall und mit verdorbnern Sitten zurückzulaſſen.

Selbſt diejenigen Reformatoren, welche mit weniger Ungeſtüm zu Werke gegangen, und weiſe oder glücklich genug geweſen ſind, etwas von den entworfenen Verbeſſerungen wirklich zu Stande zu

---

*) Siehe die Anmerkung am Schluſſe.

eingen, haben doch nicht ganz den Vorwurf von
ich ablehnen können, daß ſie gerade eben die Feh-
er, welche ſie an ihren Obern rügten und um de-
rentwillen ſie ihnen den Gehorſam aufſagten, im
ohen Grade ſelbſt begingen. Um die Völker von
iner tyranniſchen Herrſchaft zu befreyen, haben
ich Privatbürger, wenigſtens eine Zeitlang, einer
eſpotiſchen Gewalt anmaßen müſſen: und ſelten
nd große Ungerechtigkeiten, welche Mächtige be-
ingen, von den Schwächern auf eine andre Weiſe,
ls mit Begehung ähnlicher Ungerechtigkeiten, be-
raft und weggeſchafft worden. Selbſt unſre pro-
eſtantiſchen Glaubensverbeſſerer, ob ſie gleich gegen
ie Mißbräuche der Römiſchen Kirche mit keinen
ndern Waffen, als mit den Waffen der Gründe
nd der Uiberzeugung, zu Felde zogen, konnten ſich
och nicht davor hüthen, etwas von dem Gewiſſens-
vange, von der Unduldſamkeit und von der geiſt-
chen Herrſchaft, gegen welche ſie ſtritten, bey ſich
nzuführen.

Woher kommt wohl dieſe ſonderbare Erſchei-
ung? Warum werden die, welche das Unrecht aus
r Welt wegzuſchaffen ſuchen, ſo leicht ſelbſt un-
recht; und warum begehen diejenigen, welche
roße Verbrecher ſtrafen wollen, ſo leicht ähnliche
erbrechen? — Die Geſchichte unſerer Tage gibt
ns hierüber zwar nicht neue, aber für uns deut-
chere Aufſchlüſſe, weil die Begebenheiten, woraus
ir ſie ſchöpfen, uns näher ſind.

Die erſte Urſache von den Verbrechen und Unglücksfällen, von welchen große Reformen im Staate und in der Kirche begleitet werden, iſt eben die, welche auch viele der Mißbräuche hervorbringt, die zu ſolchen Reformen die Veranlaſſung geben.

Es ſollten nähmlich die Regierer in der menſchlichen Geſellſchaft und die Verwalter ihrer Angelegenheiten von Rechtswegen nur eine einzige Sorge haben: das iſt, die, ihr Geſchäft gut zu verrichten, und den Zweck ihres großen Auftrags, das Wohl der Völker, zu befördern. Es iſt ihnen aber gemeiniglich, vermöge ihrer Lage, noch eine andre Sorge unentbehrlich: das iſt die, ſich auf ihrem Poſten zu behaupten und dieſe ihnen verliehene Macht Gutes zu thun, die ihnen, bloß in ſo fern es Macht iſt, ſo viele gerne aus den Händen winden und ſich zueignen möchten, ungeſchwächt zu erhalten. So müſſen zum Beyſpiele die Könige ſelbſt, wenn auch auf ihrem Throne noch ſo geſichert, doch immer darauf denken, bey ihrem Volke ihr Anſehen, und bey den Auswärtigen ihre Macht zu befeſtigen. Noch weit mehr ſind ihre Miniſter, die nur eine geliehene Macht haben, genöthiget, einen großen Theil ihrer Aufmerkſamkeit und ihrer Zeit auf die Mittel zu richten, wie ſie ſich in ihrem Poſten behaupten, ihre Nebenbuhler entfernen, ihre Feinde überwinden oder gewinnen, ihrem Fürſten und deſſen Günſtlingen, von denen die Fortdauer ihres Anſehns abhängt, gefallen wollen. Dieſe Sorge der Männer,

welche hohe Poſten im Staate begleiten, für die
loſe Erhaltung ihres Anſehns, hindert aus-
ehmend den guten Gebrauch deſſelben; zuerſt
chon deßwegen, weil ſie zu einer großen und weit-
äuftigen Beſchäftigung wird, die nichts zum Wohl
es Staats beyträgt. Sie erſchöpft die Kräfte des
Mannes in ganz eigennützigen Anſchlägen und Un-
ernehmungen, welche, wenn ſie auch ungetheilt,
einen großen, gemeinnützigen Geſchäften gewidmet
wären, kaum zu denſelben hinreichen würden.

Dazu kommt aber noch der wichtige Umſtand:
aß, bey den Mächtigen und Angeſehenen im Staa-
e, dieſe Sorge für ihre Selbſterhaltung auf nichts
nders hinausläuft, als einen offenbaren oder ge-
eimen Krieg mit ihren Gegnern zu führen, und
ch zu dem Ende eine Partey zu verſchaffen, wel-
he dieſen Gegnern gewachſen ſeyn könne. Die,
welche ihnen übel wollen, müſſen gewonnen oder ge-
ürzt, — die, welche ihnen wohl wollen, müſ-
n empor gehoben und durch Dienſtleiſtungen im-
er ſtärker gefeſſelt werden. Da dieſen ihren Maß-
egeln von vielen entgegen gearbeitet wird, deren
Widerſtand ſie überwinden, oder deren heimlich ge-
gten Schlingen ſie durch Liſt zu entgehen ſuchen
üſſen: ſo kommen ſie gar leicht hierbey in Ver-
uchung, von dem geraden Wege der Wahrheit und
erechtigkeit abzugehen, und ſich auch den Gebrauch
redlicher Kunſtgriffe zu erlauben. Dieſe Art zu
ndeln aber, wenn ſie ihren einmahl bey dem-

jenigen Theile ihrer Geſchäfte eigen geworden iſt, der auf die Behauptung ihres Poſtens abzielt, wird auch leicht bey dem andern Theile ihrer Geſchäfte herrſchend, dem nähmlich, wodurch ſie die Pflichten ihres Poſtens erfüllen, und ihr Anſehn dem gemeinen Weſen wohlthätig machen ſollen.

Ein Fürſt, welcher des zweydeutigen und oft unredlichen Spiels der Politik gegen auswärtige Staaten gewohnt geworden iſt, — der, welcher ſeine Vorrechte gegen die Anſprüche und Freyheitsbegriffe ſeiner Unterthanen zu bewachen nöthig gehabt hat, wird leicht in ſeiner Staatsverwaltung ſelbſt von denjenigen edlen und menſchenfreundlichen Grundſätzen abweichen, die ſonſt einem oberſten und unabhängigen Regenten ſo natürlich ſind. Noch mehr wird ein untergeordneter Staatsverwalter, ein Miniſter, welcher eine von dem Fürſten ihm nur geliehene Macht beſitzt, wenn er immer damit beſchäftigt iſt, ſich Freunde zu erwecken und Feinden zu widerſtehn, leicht dabey das ſittliche Gefühl und den patriotiſchen Geiſt ſchwächen, die ihn in der Führung ſeines Amtes leiten ſollen.

Vergleichen wir nun mit den Gewalthabern der Staaten die Reformatoren derſelben: ſo finden wir, daß ſie in eben dieſem unglücklichen Falle ſind, zu ihrer Unternehmung Macht zu bedürfen, und dieſe Macht ſich doch erſt ſelbſt ſchaffen, und gegen immerwährende Angriffe vertheidigen zu müſſen. Sie haben von der einen

Seite die größte Veranlaſſung, von den ſtrengen Vorſchriften des Rechts abzuweichen, weil ſie mit großen Gefahren umgeben ſind, und mit bittern und oft ungerechten Feinden zu kämpfen haben; und ſie haben von der andern Seite den ſcheinbarſten Vorwand, unregelmäßige Schritte, die ſie zur Aufrechthaltung ihres Anſehns thun, durch die großen Endzwecke des gemeinen Beſtens, wozu ſie daſſelbe anwenden wollen, zu entſchuldigen.

Jeder Reformator muß, wenn es ihm gelin- en ſoll, ſich an die Spitze einer Partey ſtellen. Wie wollte er, bey dem Haſſe und dem Widerwil- en, welchen Neuerungen bey einem großen Theile er Menſchen unfehlbar erregen, ſich ſelbſt ſchützen nd ſeinen Plan durchſetzen können, wenn er nicht ine Menge Gehülfen hätte, und dieſelben zu einer inſtimmung in ſeine Abſichten, und alſo zu einem wiſſen Gehorſam gegen ſich zu bringen wüßte? Welche ſchwere und gefährliche Rolle aber die Rol- eines Parteyhauptes ſey, und zu welchen uner- ubten Schritten ſie auch den redlichſten Mann ver- iten könne: davon hat niemand ein vollgiltigeres ugniß abgelegt, als der Cardinal von Retz in ſeiner trefflichen Denkſchrift über die Unruhen der Fron- , — in welchen er ſelbſt dieſe Rolle geſpielt hat. „Welche Kleinigkeit“ ſagt er, „iſt die Kunſt, elche ein Fürſt oder ein Miniſter, in einer ſchon efeſtigten Regierung, braucht, um ein, zur Ver- hrung dieſer Nahmen ſchon lange gewöhntes Volk

„zu regieren, gegen die unendlich ſchwerere, deren „ein Parteyhaupt nöthig hat, um bey Anhängern, „die durch kein anderes Band, als durch die zufällige „Uibereinſtimmung ihrer Meinungen und „Leidenſchaften, an ihn geknüpft werden, ſein Anſehn „zu behaupten.“

Dieſe Schwierigkeiten ſind bey der Beherrſchung einer Partey, die bloß durch Meinung und Grundſätze zuſammen gehalten wird, wie dieß der Fall bey der Partey eines Reformators iſt, noch weit größer, als bey der Beherrſchung einer ſolchen, die durch ein augenblickliches und nahes Intereſſe ihren Zuſammenhang erhält, wie es die Partey der Fronde war. Die Anhänger jedes Neuerers, immer bereit ihn zu verlaſſen oder ihn ſelbſt aufzuopfern, noch mehr geneigt, ſich mit ihm zu entzweyen, ſobald ſich die geringſte Verſchiedenheit ſeiner und ihrer Meinungen und Abſichten hervorthut, müſſen von ihm gleichſam bewacht und immer von neuem gewonnen werden. Wie viel muß er alſo nicht oft ihren Launen, ihrer Unwiſſenheit und ihren Leidenſchaften nachgeben? Wie oft muß er nicht gegen ihre Feinde härter und gewaltthätiger ſeyn, als er es ſelbſt für recht hält, um nur ihre Zuneigung nicht zu verſcherzen! Wie oft muß er nicht über das Ziel, welches er ſich bey ſeiner Reform geſteckt hatte, hinausgehen, weil er den Haufen, der ihn bey der Ausführung unterſtützt, zwar in Bewegung zu ſetzen, aber nicht zu mäßigen weiß. Wie oft endlich muß er ſich nicht zu Betrug und falſchen Vorſpiegelungen herablaſſen und die Wahrheit ſelbſt durch Uibertreibungen verfälſchen, um nur den Muth ſeiner Partey zu erhalten, und ihre Thätigkeit nicht erſchlaffen zu laſſen.

So viel findet der Reformator bey der ihm ergebnen Partey, bey ſeinen eignen Freunden und Verehrern zu thun. Aber welche noch weit größre Schwierigkeiten und Gefahren ſtehen ihm nicht von Seiten ſeiner Gegner bevor, die, zahlreich und erbittert, ſich ſehr bald zu einem offenbaren Kriege gegen ihn rüſtet. Der anſehnlichſte Theil dieſer Gegner beſteht aus den Anhängern des alten Syſtems, die, mächtig durch das noch beſtehende Anſehn der alten Verfaſſung, auch durch ihre perſönliche Würde furchtbar werden. Denn gemeiniglich ſind, bey großen Neuerungen, die Begüterten, die Vornehmen, die, welche ſich ſchon Ruhm erworben haben, und die Perſonen vom höhern Alter am wenigſten geneigt, ihnen beyzutreten. Außer dieſen Gegnern findet der Reformator gar bald noch Andre unter ſeinen Anhängern ſelbſt; weil dieſe, durch die Abweichung von dem alten Syſteme, zur Freyheit im Denken gewöhnt, leicht ebenfalls in ihren Urtheilen und Abſichten von einander abweichen und alſo neue Parteyen bilden. Und dieſe ſtreiten gegen einander mit deſto größerer Erbitterung, je genauer ſie zuvor mit einander verbunden waren.

In dieſen doppelten Krieg mit erklärten Feinden und mit aufrühreriſchen Anhängern verwickelt, iſt der Reformator allen den Verſuchungen zur Ungerechtigkeit ausgeſetzt, welche der Krieg unglücklicher Weiſe mit ſich führt. Von der einen Seite wird er für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt, von der andern wird durch die Größe des Unternehmens ſein Ehrgeiz entflammt. Das Dringende der Umſtände macht ihm ruhige Uiberlegung oft unmöglich: und Inſtinct oder Enthuſiasmus muß daher in ſolchen kritiſchen Augenblicken ſeinen Entſchluß beſtimmen. Eben dieſe Umſtände aber ſchwächen zugleich ſein moraliſches Gefühl, oder machen ihn gegen die Vorwürfe ſeines Gewiſſens taub. Da der Krieg, welchen er zu führen hat, ein bürgerlicher Krieg iſt; da er mit Feinden rings umgeben, und nicht immer im Stande iſt, ſie von ſeinen Freunden zu unterſcheiden: ſie wirkt alles das, was von jeher die bürgerlichen Kriege zu den grauſamſten gemacht hat, — Argwohn gegen einige Perſonen, alter Groll gegen andre, und die Kränkung fehlgeſchlagner Erwartung, — auch auf ſein Gemüth.

Wenn alſo die Mächtigen der Erde, auch im ruhigen Zuſtande der Dinge, durch nichts ſo ſehr zum Mißbrauche ihrer Gewalt verleitet werden, als durch das, was ſie zur Aufrechterhaltung ihres Anſehns thun müſſen; und wenn die Urheber großer Reformen für die Erhaltung ihres Anſehns noch weit mehr beſorgt zu ſeyn Urſache haben, und weit mehr Mühe finden, dieſen Endzweck zu erreichen, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie nach und nach zu allen den Maßregeln, welche ſie an den alten Gewalthabern ſo ſtrenge getadelt hatten, verleitet werden, und ſich ſogar oft noch gewaltthätigere Schritte erlauben.

Dreyerley Lagen ſind für die Sittlichkeit der Menſchen vorzüglich gefährlich, ein Zuſtand *perſönlicher Unſicherheit*, eine noch *unbefeſtigte Herrſchaft* und der *Krieg*. In jeder dieſer Lagen wird das Gewiſſen, bey Maßregeln, ie es mißbilligt, durch die ſcheinbare Nothwendigkeit derſelben eingeſchläfert. Man *vergißt* entweder die moraliſchen Geſetze, wenn ſo dringende hyſiſche Bedürfniſſe und ſo heftige Leidenſchaften uf uns einſtürmen, und wenn man genöthigt iſt, o plötzliche Entſchlüſſe zu faſſen; oder man glaubt ch auch zu Ausnahmen von jenen Geſetzen *beechtigt*, wenn man ſich, zwiſchen der Erreichung roßer Zwecke und ſeinem Untergange, gleichſam in e Mitte geſtellt ſieht.

Alle jene drey Verſuchungen kommen bey den rhebern großer Reformen zuſammen. *Zuerſt*, it ſo viel Klugheit und Mäßigung ſie auch im Anange zu Werke gehn, — ſo rechtſchaffene Geſinungen und ſo löbliche Abſichten ſie auch bey ihrem nternehmen an den Tag legen mögen: ſo ſind ſie ch immer einem groſen Haſſe derer ausgeſetzt, e von ihnen in dem ruhigen Genuſſe der Vortheile, welche die alten Mißbräuche ihnen brachten, geſtört worden ſind. Und dieſer Haß ſetzt unvermeidlich ihr Glück, ihre Freyheit und ſelbſt ihr Leben in Gefahr. Sie haben zweytens, wenn ſie ihre Entwürfe durchſetzen wollen, unumgänglich nöthig, an der Spitze einer zahlreichen Partey zu ſtehen, die ſie beherrſchen und nach ihrem Willen regieren. Aber dieſe Herrſchaft beruht auf einem äußerſt ſchwankenden Grunde, auf dem guten Willen ihrer Anhänger, und wird ihnen, weder durch wirkliche Macht, noch durch Herkommen und Gewohnheit geſichert. Sie werden endlich in einem hartnäckigen Streit, mit den Anhängern des von ihnen angegriffenen Syſtems der Religion oder der Regierung, verwickelt; und hieraus allein erklärt ſich, warum, wenn der Revolutions-Zuſtand einige Jahre fortdauert, der Geiſt der neuen Partey ſich immer mehr zu verſchlimmern, und das, was aus reiner Liebe der Wahrheit, oder der Gerechtigkeit angefangen worden war, zuletzt eine Sache des Ehrgeizes, der Herrſchſucht und der Rachbegierde zu werden ſcheint.

Die Erfahrung unſrer Tage hat uns noch eine zweyte Urſache entdeckt, warum Reformen, welche große Veränderungen im bürgerlichen und politiſchen Zuſtande der Menſchen erfordern, die Uebel welche ſie wegſchaffen wollten, nur in andrer Geſtalt, oft in größerer Menge, hervorbringen müſſen: eine Urſache, auf welche wir ſchwerlich bey einer Unterſuchung der Sache a priori gekommen ſeyn würden. Dieſe liegt darin, daß Revolutionen auf ihrem Fortgange, natürlicher Weiſe ihre Häupter und Anführer verändern, und daß den Sachen, wo der große Haufe mitwirkt, mit der Länge der Zeit Liſt und Stärke das Übergewicht über Vernunft und natürliche Abſichten erhalten.

Wir wollen zuerſt, wie es billig iſt, Reformations-Verſuche im Staate, (von welchen hier allein die Rede iſt,) von bloßen Aufruhr oder ſolchen Unternehmungen unterſcheiden, welche bloß den Ehrgeiz und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften zur Quelle haben. Wir wollen annehmen, welches in der That oft der Fall iſt, daß die erſten, welche den Muth faſſen, ſich alten und von der öffentlichen Macht beſchützten Mißbräuchen entgegenzuſtellen, wirklich von der Liebe des Guten beſeelt werden und die Abſicht haben, ihre Nation glücklicher zu machen. Wir wollen ſogar vorausſetzen, welches ſich bey ſo wenigen aus der Geſchichte bekannten Revolutionen findet, — daß dieſe urſprüngliche Uneigennützigkeit und Tugend der Reformatoren nicht nach und nach durch ihre ſo gefährliche Lage ſey verdorben worden, und daß ſie, trotz aller Verſuchungen, die Ungerechtigkeiten der Menſchen gegen ſie durch ähnliche zu erwiedern, ihren erſten Grundſätzen treu geblieben ſind. Aber dadurch iſt der ſittlich gute Gang der Revolution noch nicht geſichert, weil ſie ſelbſt, — dieſe erſten Urheber, —

ihres fortdauernden Einfluſſes auf die Revolution ſo wenig gewiß ſind. Es iſt vielmehr nach unſern neuſten Erfahrungen nichts zuverläßiger zu erwarten, als daß ſie die Regierung ihres eignen Werks ihren Händen in kurzem entriſſen und weit ſchlechtern Menſchen, als ſie ſelbſt ſind, überliefert ſehn.

Die Urſache davon liegt ſchon in denjenigen Eigenheiten der Revolutionen, deren ich bey dem erſten Puncte erwähnt habe.

Eben weil die Reformatoren zugleich Parteyhäupter ſeyn müſſen, — eben weil ſie einen Krieg zu führen haben, ſind ſie nur in ſofern zu der Rolle, welche ſie ſpielen, gemacht, als ſie außer den Einſichten und dem Gemeingeiſte, welche einen nützlichen Reformator leiten und beſeelen müſſen, auch noch den wahren Herrſchergeiſt und das Talent eines großen Feldherrn beſitzen. Weil nun dieſe letztern Eigenſchaften mit jenen erſtern ſo ſelten in einer Perſon vereinigt ſind, und weil das ruhige Nachdenken und das zarte ſittliche Gefühl, welches zu Verbeſſerungs-Entwürfen nöthig iſt, mit der Kühnheit, der Feſtigkeit des Willens und einer gewiſſen leidenſchaftlichen Hitze bey der Ausführung, welche zum Herrſchen und zum Kriegführen gehören, ſich nur ſelten verträgt: ſo ſind jene erſten vernünftigen und wohlmeinenden Reformatoren, welche den Streit mit den Mißbräuchen anfingen, ſelten im Stande, ihn auszufechten. Unter ihren Gehülfen und Anhängern finden ſich bald

ute, die, mit der Kunſt, die Gemüther des ge-
inen Volks zu beherrſchen, beſſer bekannt, oder
rch ein feurigeres Blut, durch einen höhern Grad
n Enthuſiasmus und durch eine geringere phyſi-
e und moraliſche Empfindſamkeit zu kühnen Unter-
hmungen mehr aufgelegt, — ſie nach und nach
s Vertrauens ihrer Parten und endlich auch alles
nfluſſes auf die Angelegenheiten derſelben berauben.

Wenn wir die Geſchichte der Revolutionen un-
ſuchen: ſo finden wir, daß ſie, ſobald ſie durch
e geraume Zeit fortdauerten, eben denſelben Gang,
die Franzöſiſche, genommen haben, und daß
e Urheber und Stifter, je beſcheidnere und men-
nfreundlichere Männer ſie waren, deſto eher von
wüthenden Zeloten ihrer eignen Parten unter-
ſt worden ſind, und in dieſer zwenten Revolu-
entweder ihren Untergang fanden oder zu bl-
leidenden Werkzeugen der neuen Machthaber
abgeſetzt wurden. Dieſe zwente Generation der
ormatoren, welche an die Stelle der erſten tritt,
ngt zu ihrem Geſchäfte ein weit geringeres Maß
Einſichten und von moraliſchem Gefühle mit.
fängt immer mehr an, die Sache bloß als Par-
ache zu behandeln, und die Erhaltung ihres An-
s und die Uiberwindung ihrer Gegner zu ihrem
en Zwecke zu machen? — ein Glück, wenn ſie
ſt nicht wieder von einem dritten Geſchlechte noch
igerer, noch tieſer zu den Geſinnungen des Pö-
herabſinkender, noch dreiſter ſich über allen An-

ſtand und alles ſittliche Gefühl hinwegſetzender Parteyhäupter unterjocht oder verdrängt wird.

Man hat demnach nicht Urſache, ſich zu verwundern, daß große und plötzliche Reformen, ſobald ſie den Staat in große Parteyen theilen und nicht anders, als durch den von der einen Partey erfochtenen Sieg, vollendet werden können, oft mehr Uibel anſtiften, als ſie verbeſſern wollen. Sie haben nähmlich alsdann zu ihrer Unterſtützung eine große Menge von Menſchen, und alſo auch viele ſchlechte, unwiſſende und unſittliche nöthig. Dieſe, wenn ſie zugleich verſchlagene, kraftvolle und auf ihren Vorſätzen beharrliche Menſchen ſind, kommen, bey längerer Fortdauer der Unruhen, ſehr leicht in die Höhe und endlich an die Spitze der reformirenden Partey. Und indem ſie allen Verſuchungen zum Böſen, welche, ſchon in der alten Ordnung der Dinge, aus der Begierde zu herrſchen und aus dem Kriege entſtanden, zehnfach ausgeſetzt ſind, entbehren ſie überdieß noch desjenigen Zaums, welcher den ehemahligen Herrſchern durch eine feinere Erziehung und durch die ihnen eingeflößte Achtung für äußern Anſtand angelegt wurde.

Man kann es überhaupt zu einem Grundſatze annehmen, daß jede große Reform im Staate und in der Kirche, welche nicht in kurzer Zeit zu ihrem Endzwecke gelangt und daher nicht von denjenigen Perſonen, welche ſie anfingen, geendigt werden kann, der Gefahr, in ihrem Geiſte und ihren Endzwecken auszuarten, ausnehmend unterworfen iſt.

Dieß gilt, ſage ich, ſelbſt von Reformen in Abſicht der Religion. Vielleicht iſt diejenige, welche im ſechszenten Jahrhunderte einen Theil von Teutſchland und Europa von dem Joche der Römiſchen Hierarchie befreyte, eben deßwegen glücklicher, als mehrere vorhergehende Verſuche derſelben Art, geweſen, weil Luther und Melanchthon, welche, in dem Geiſte ächter Frömmigkeit und mit gründlichen Einſichten verſehen, dieſe Reformation anfingen, glücklich genug waren, ſelbſt noch die Zeit zu erleben, wo dieſelbe feſte Wurzel gefaßt hatte und zu einer dauerhaften und ruhigen Verfaſſung der kirchlichen Angelegenheiten gediehen war.

Auch unter ihrer Partey gab es hitzige, überſpannte Köpfe und wilde Neuerer, welche alle angefangnen Veränderungen auf das äußerſte treiben wollten. Auch unter ihr gab es Schwärmer und Enthuſiaſten, welche, wenn ſie die Oberhand behalten hätten, dem Werke der Vernunft und der Frömmigkeit das Anſehn der Thorheit und der Ausſchweifung gegeben haben würden; es gab Ehrgeitzige und Verfolgungsſüchtige, welche mit Feuer und Schwert ſowohl gegen die alten Rechtgläubigen, als gegen alle Sektirer, die nicht in allen Puncten mit ihren Meinungen übereinſtimmten, zu wüthen für erlaubt hielten. Glücklicher Weiſe behielt der gute und fromme Luther mit ſeinem Freunde Melanchthon über alle dieſe Reformatoren der zweyten Generation die Oberhand, und ſein Anſehn überlebte das ihrige. Luther war gerade muthvoll und populär genug, um fortdauernd auf ſeine Partey zu wirken und ſeinen Feinden zu widerſtehn. Er wußte ſein Anſehn bey der erſtern gegen neue ſich emporhebende Demagogen zu behaupten und im Kampfe mit den letztern aller andern Hülfe, als der Hülfe der Wahrheit, ſeiner eignen feſten Uiberzeugung, ſeiner populären Beredtſamkeit und ſeines eiſernen Fleißes, zu entbehren.

Wer weiß, ob die hundert Jahre früher von Johann Huß angefangene Religionsverbeſſerung nicht einen glücklichern Gang würde genommen haben, wenn er, welcher die Irrthümer des herrſchenden Religions-Syſtems und die Mißbräuche des Kirchenregiments zuerſt entdeckt und, unbeſorgt für ſeine perſönliche Gefahr, zuerſt gerügt hatte, — wenn Johann Huß, ſage ich, ſeiner Partey noch eine Reihe von Jahren hätte vorſtehen und den von ihm ausgeſtreuten Samen hätte zur Reife bringen können? Die Coſtnitzer Kirchenverſammlung glaubte unbedachtſamer Weiſe, daß ſie die ketzeriſche Partey nicht ſicherer ausrotten könne, als wenn ſie ſie bey ihrer Wurzel, in ihrem Stifter und Urheber angriffe. Sie brachte alſo Johann Huß mit ſeinem Freunde Hieronymus auf den Scheiterhaufen. Dadurch that ſie aber nichts anders, als daß ſie den Böhmiſchen Sektirern, anſtatt eines frommen, gelehrten und allgemein verehrten Hauptes, mehrere bloß ehrgeizige, unaufklärte und wildſchwärmeriſche Anführer gab, die ihr zweifelhaftes Anſehn bey ihrer eignen Partey nur durch eine ausſchweifende Härte und Grauſamkeit gegen ihre Gegner aufrecht zu erhalten wußten. So artete das, was anfangs nur eine religiöſe Verbeſſerung zu ſeyn ſchien, in eine bürgerliche Empörung aus, welche dem Lande Böhmen ſelbſt den Untergang drohte und die benachbarten Länder mit Verwüſtungen und Blutvergießen anfüllte.

Hätten in England unter Carl I. Hambden und die Patrioten, welche mit ihm vereinigt den Kampf gegen die deſpotiſchen Grundſätze der Krone und die Unduldſamkeit der Geiſtlichkeit zuerſt anfingen, auch denſelben zu Ende bringen können: ſo würde wahrſcheinlich der gerichtliche Mord des Königs und der gänzliche Umſturz der Monarchie nicht die gute Sache der Freyheit, welche jene Männer verfochten, geſchändet und das öffentliche Wohl, welches ſie zum Zwecke hatten, aufs Spiel geſetzt haben. Aber auch hier löſeten die Anführer und Häupter der Revolution einander mehr als einmahl ab, und immer war die nachfolgende Generation ausſchweifender in ihren Freyheitsideen, ſelbſtſüchtiger und herrſchſüchtiger in ihrem Charakter, gewaltthätiger in ihren Maßregeln, als die vorhergehende. Auf die Presbyterianer, welche zuerſt im langen Parlemente die Oberhand hatten, folgten die Independenten: dieſe vertrieb Cromwell mit ſeinen Soldaten und ſetzte das Rump-Parlament ein; dieſes wurde von dem Kriegsrathe abgelöſet, und die völlig militariſch gewordne Regierung endigte ſich zuletzt mit der willkürlichen Herrſchaft eines Einzigen.

Können wir zweifeln, daß auch in Frankreich die blutigen Auftritte, welche alle geſitteten Menſchen in Europa zugleich empört und mit Mitleiden für dieſe unglückliche Nation durchdrungen haben, nie erfolgt ſeyn würden, wenn die Häupter der erſten National-Verſammlung, die Fayette, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnere, Mouniers, — und ſelbſt Mirabeau, ihr Anſehn bey ihrer Partey behalten und die Bewegungen des Volks, deren Urheber ſie waren, fortdauernd regiert hätten? Aber dieß iſt eben das Unglück der Revolutionen, und dieß wird immer ihre Geſchichte ſeyn, ſobald ſie eine geraume Zeit unentſchieden fortdauern: daß ihre Direction den Händen ihrer erſten Stifter entzogen und weniger einſichtsvollen, weniger gutdenkenden, aber heftigern, ſchwärmeriſchern oder liſtigern übergeben wird. Wenn, um in der Allegorie Swifts fortzufahren, bey der vorgenommenen Reinigung, der Staub erſt ſo dick iſt, daß niemand mehr recht genau ſeinen Nachbar erkennen kann *), ſo reißt dem Reformator der erſte, der beſte, welcher mehr Kraft, als er, hat, den Beſen aus der Hand, und anſtatt damit bloß auszufegen, braucht er ihn, ſeine Feinde oder alle, welche ihm im Wege ſtehen, damit vor den Kopf zu ſchlagen.

Für uns gemeine Erdenſöhne, die wir den Welt- und Staaten-Reformen nur von weitem zuzuſehen, nicht ihnen zu helfen oder zu widerſtehen, berufen ſind, enthält die Swiftiſche Allegorie und deren Auslegung nur eine Regel. Das iſt die: daß wir uns begnügen ſollen, vor unſrer eignen Thüre zu kehren, und daß wir den Unrath daſelbſt nie ſo lange ſich ſollen anhäufen laſſen, daß es nöthig wäre, viel Staub zu machen, wenn wir ihn endlich einmahl wegſchaffen wollen.

Anmerkungen.

Zu Seite 388. **Tiberius** und **Cajus Gracchus**, zwey Brüder und Volkstribunen in Rom, traten im 7ten Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt nach einander auf, um ſich der Rechte des Volks gegen die Anmaßungen und Bedrückungen der Großen anzunehmen. Beyde verfolgten dieſen Endzweck durch Mittel, die von einer gewiſſen Seite ungerecht waren, wie z. B. das Agrariſche Geſetz; oder durch ſolche, die eine zu große Umkehrung der Dinge veranlaßten: wie das Geſetz von der Uibertragung der richterlichen Gewalt vom Senat auf den Ritterſtand. Beyde verloren in dem Laufe ihrer Unternehmungen das Leben. Aber die Parteyen, welche ſie geſtiftet oder angeführt hatten, blieben: und durch die Gracchiſchen Unruhen wurde der Same zu den folgenden bürgerlichen Kriegen der Römer ausgeſtreut, deren letztes Ende die Alleinherrſchaft des Auguſtus war.

Arnold von Breſcia lebte im zwölften Jahrhunderte nach Ch. G., war ein Schüler des Abälard, und wurde durch das Eigenthümliche ſeiner religiöſen Meinungen Theilnehmer und Stütze einer politiſchen Revolution zu Rom, deren Geiſt und Zweck mit ſeinen Begriffen zuſammenhing. Er war einer der erſten im Mittelalter, welche den Muth hatten, öffentlich zu ſagen, daß die gehäuften Ceremonien des Gottesdienſtes eine Ausartung der einfachen und ganz moraliſchen Religion Chriſti, und daß die Macht und die Reichthümer der Geiſtlichkeit ein Hinderniß ihrer Amtsführung ſeyen. Dieſe Begriffe und dieſer Muth waren zu Rom, wohin ſie Arnold im Jahr 1139 brachte, zu einer Zeit ſehr willkommen, da ein lebhaftes Freyheits-Gefühl und die Erinnerung an die Größe ihrer Vorfahren in den Einwohnern dieſer Stadt erwacht waren, ſie einen Senat errichtet hatten und mit nichts geringerem umgingen, als den Papſt, der bisher mit dem Kaiſer die Herrſchaft über ſie getheilt oder um dieſelbe geſtritten hatte, auf ſeine geiſtlichen Würden und Verrichtungen herabzuſetzen. Ob Arnold gleich durch den Bannſtrahl Innocenz II. aus Rom vertrieben worden war: kam er doch unter einem ſchwächern Papſte im Jahre 1144 dahin zurück und ſtand bis 1155 an der Spitze derjenigen Partey, welche die alte freye Verfaſſung von Rom wieder herſtellen wollte. Unglücklicher Weiſe geſellte ſich bey den Römern zu dem Verſuche, ſich unabhängig zu machen, gar bald das ſchimäriſche Project, Macht zu erlangen und unter dem Nahmen des Kaiſers über die Welt, oder doch über Italien, zu herrſchen. Entwürfe der Art mußten wie Träume verſchwinden. Schon Conrad III., dem die Römer die Oberaufſicht über ihre neue Republik auftrugen, verwarf ihre Anerbiethungen und wollte ſich lieber mit alten Feinden, den Päpſten, als mit rebelliſchen Unterthanen verbinden. Friedrich I. ging noch weiter. Er half dem Papſte Hadrian das unſichere Gebäude der Römiſchen Freyheit zerſtören und überlieferte Arnolden, der von neuem aus Rom geflohen war, in ſeine Hände, unter denen er den gewöhnlichen Ketzertod ſtarb.

Zweyhundert Jahre ſpäter (1346 — 57) erweckte die lange Abweſenheit des päpſtlichen Hofes, der in Avignon reſidirte, verbunden mit den Gewaltthätigkeiten, durch welche die Römiſchen Großen, bey ihren Befehdungen gegen einander, die öffentliche Ruhe ſtörten, bey dem Volke Roms die Begierde nach Freyheit und republikaniſcher Verfaſſung von neuem. Dieſe Revolution, die mehr, wie die ehemahlige, vom gemeinen Volke ausging und auf eigentliche Demokratie abzielte, wurde von Nicolaus Rienzi geleitet, einem Manne von niedriger Herkunft aber gelehrter Erziehung, der durch die Leſung der Claſſiker zur Nachahmung altrömiſcher Großthaten begeiſtert und durch ſeine, auf Sinne und Einbildungskraft ſtark wirkende, Beredtſamkeit zum Demagogen gemacht war. Die erſten Schritte auf ſeiner politiſchen Laufbahn in Rom that er, als Notarius des Papſtes, gewiſſer Maßen unter der Autorität deſſelben, und mit dem Beyfalle des größten Mannes ſeiner Zeit, des Petrarch. In kurzem erhob er ſich unter dem Titel eines Tribuns, den das Volk ihm ertheilte, zu einem wirklichen Souverain und Geſetzgeber von Rom; wußte den unruhigen Adel zu unterjochen oder doch zur Ruhe zu bringen, nöthigte den Päpſtlichen Hof zur ſtillſchweigenden Anerkennung ſeiner Gewalt, und verſchaffte, ſelbſt bey den Italiäniſchen Staaten, ſich Achtung und Anſehn. Aber eben dieſer Mann, der im Anfange Geſetze gab, wie ein Weiſer, handelte in der Folge, von ſeiner eignen Macht berauſcht, oder weil er nun die Fehler ſeiner Natur ungehindert äußerte, als ein ausſchweifender Menſch und ein Böſewicht. So wie ſein Anſehn beym Volke ſank, ſtieg die Macht des Adels wieder empor: und er wurde ſehr leicht aus Rom vertrieben. Nach ſieben Jahren, (1356) während welcher Zeit eine Reihe auf einander folgender Revolutionen Rom zu einem Schauplatze von Mord und Verwüſtungen gemacht hatte, trat Rienzi von neuem auf, vom Päpſtlichen Hofe ſelbſt dahin geſandt und mit dem Nahmen eines Senators begleitet. Als Tribun hatte er ſein Anſehn nicht erhalten können; als Senator konnte er ſich nicht einmahl in den Beſitz deſſelben ſetzen. Der Tribun war von der Gegenpartey nur vertrieben worden: der Senator wurde von ſeiner eignen Partey, mit allen Beweiſen des äußerſten Haſſes, ermordet. Aber lange nach ihm herrſchten Krieg und Zerſtörung in den Straßen Roms; wo bald die adligen Geſchlechter gegen einander, bald alle gegen das Volk oder die Päpſtlichen Legaten zu Felde zogen, bis endlich die Rückkehr der Päpſte und die Herrſchertalente einiger unter ihnen die geiſtliche Regierung befeſtigten, und den Anſprüchen des Volks und der Großen auf gleiche Weiſe ein Ende machten.

Daſſelbe vierzehnte Jahrhundert ſahe auch in Frankreich, dem Sitze der uneingeſchränkteſten monarchiſchen Gewalt, Begierden nach einer ungewohnten Freyheit erwachen. Ein neuer, vor kurzem erſt auf den Thron gekommner Zweig des königlichen Hauſes, der Valois, und die gehäuften Unglücksfälle, welche die beyden erſten Könige deſſelben im Kriege gegen die Engländer betrafen, machten die Großen und das Volk beherzt, ſich der Regierung zu widerſetzen: aber ſie machten ſie weder einig noch weiſe genug, um ein dauerhaftes Syſtem der Freyheit zu gründen. Die Etats generaux vom Jahre 1355 unter dem unglücklichen Könige Johann waren in der Einſchränkung der Krone weiter gegangen, als es mit der nöthigen Thätigkeit der Regierung, beſonders während eines auswärtigen Krieges, beſtehen kann. Die unglückliche Schlacht bey Maupertuis und die Gefangennehmung des Königs Johann gaben den Neuerern noch freyeres Spiel und machten den Dauphin, den nunmehrigen Regenten des Reichs, noch abhängiger. Auch bey dieſer Revolution oder bey dieſem Verſuche, eine zu ſtiften, war Paris an der Spitze des Bürgerſtandes, und der im Texte genannte Peter Marcell als Prévôt des Marchands, (Vorſteher der Kaufmannſchaft oder vielmehr Haupt des Magiſtrats) ſtand an der Spitze der Gemeinde von Paris. Dieſer Mann, der ſchon in Etats generaux von 1355 eine Hauptrolle geſpielt hatte, wurde, nach der Gefangennehmung des Königs und der Staatenverſammlung von 1356, in Paris allmächtig. Seine Abſichten ſchienen anfangs redlich, und ſein Muth ſcheint groß geweſen zu ſeyn. Aber der Widerſtand, den er fand, und der Geiſt ſeiner Zeit und ſeiner Partey machten ihn gewaltthätig, indem er ſich zu ſeinem Schutze den Beyſtand des Königs Carl von Navarra aufſuchte, dem die Geſchichte den Beynahmen des Böſen gegeben hat, wurde er zuletzt nur ein Werkzeug in den Händen dieſes ehrſüchtigen und ränkevollen Fürſten. Als ſolcher wurde er auch ſeiner Partey ſelbſt verhaßt, und endigte ſein Leben, wie Rienzi, durch den Dolch eines ſeiner ehemahligen Anhänger: worauf, nach vielen in Paris und der Provinzen verübten Gräueln, Stadt und Land, einer anarchiſchen Freyheit müde, ſich demüthiger, wie zuvor, unter die willkürliche Macht des Monarchen beugten.

Zu Seite 406. Auch dieß iſt ein Unglück der Zeiten einer Revolution, welches zugleich zu großen Verbrechen führt, daß man nie ſo ſicher, als in Zeiten der Ruhe auf die Geſinnung und die Handlungsweiſe der Menſchen oder auf ſeine eigne Kenntniß von ihnen rechnen kann; daß man daher gegen ſeine Freunde ſelbſt argwöhniſch wird, und alſo auch Verleumdungen und Anklagen gegen ſie weit leichter Gehör gibt. In Zeiten der Ruhe herrſchen das Geſetz und die Gewohnheit über den Menſchen, und die Abſichten und Regeln ſeines Eigennutzes und Ehrgeitzes ſind bekannt. In Zeiten bürgerlicher Verwirrungen, und wenn große Aenderungen in der Vertheilung der Macht und des Anſehens geſchehen, handelt jeder mehr nach ſeinem eignen Inſtincte, nach ſeinem Charakter, oder nach ſeinen beſondern Verbindungen, kurz nach unbekannten Motiven. Ehrgeiz und Eigennutz finden dann oft außerordentliche und kurze Wege, ihr Ziel zu erreichen, und man kann daher ihre Wirkung auf den menſchlichen Willen nicht mehr berechnen. Dieß iſt die Urſache von ſo vielen verrätheriſchen Freundſchaften, die ſich in dieſer Periode bilden, und von eben ſo vielen ungerechten Anklagen des Verraths, wodurch unſchuldige in den Augen der neuen Partey verdächtig gemacht und geſtürzt werden. Aus dieſem doppelten Uibel, aus der wirklichen Untreue Einiger und aus dem falſchen, aber wahrſcheinlichen Anklagen gegen Andre entſtehen eben dieſe Spaltungen, — und zwiſchen den dadurch gebildeten kleinern Parteyen dieſe bittern Feindſchaften, welche zu ſo unerhörten Grauſamkeiten, als wir in Frankreich haben verüben ſehen, Anlaß geben. Hierdurch wird überdieß die Aufmerkſamkeit von dem erſten Zwecke der Unternehmung ganz abgezogen. Den Böſen wird ein großer Spielraum der Thätigkeit gegeben, die Guten werden muthlos gemacht und entweder ſelbſt in Gegner der zuvor gebilligten Verbeſſerungen verwandelt, oder zum Stillſchweigen und zur Unthätigkeit genöthigt.

Einige Fragen,
die Witterungslehre
betreffend.

I.

Uiber die Witterungslehre überhaupt, und über den Einfluß des Mondlichts, und deſſen Veränderungen auf den Zuſtand der Atmoſphäre insbeſondre.

Unſer Zeitalter wird in Abſicht der Fortſchritte, welche es in den Wiſſenſchaften gemacht hat, ſich vorzüglich dadurch bey der Nachwelt auszeichnen, daß es, in mehrern Zweigen derſelben, uns näher, als je, zu der Sokratiſchen Weisheit gebracht hat, unſre Unwiſſenheit und die Grenzen unſrer Einſicht zu erkennen. Zu dieſer deutlichern Erkenntniß deſſen, was wir nicht wiſſen und nicht wiſſen können, hat uns in der Philoſophie Kant verholfen, — ein Verdienſt, das ihm gewiß bleiben wird, auch wenn die Verſuche, die er ſelbſt gemacht hat, die von ihm bezeichneten Grenzen zu erweitern, oder die entdeckten Lücken unſrer Erkenntniß auszufüllen, die Probe künftiger Unterſuchungen weniger aushielten. Nach der Metaphyſik iſt keine Wiſſenſchaft, von welcher die Menſchen ſo wenig wiſſen, und ſich ſo viel zu wiſſen bisher eingebildet haben, als die Witterungslehre. Und zu keiner Zeit iſt dieß ſo offenbar geworden, als zu der unſrigen, — gerade durch die glücklichen Fortſchritte derjenigen beyden Zweige wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, die, wenn irgend etwas es thun könnte, uns zu Aufſchlüſſen über die Witterung verhelfen ſollten, — ich meine, durch die ſorgfältiger angeſtellten Witterungsbeobachtungen ſelbſt, und durch die neuen Entdeckungen in der Phyſik und Chymie. Wer mit beyden auch nur etwas bekannt iſt, ſieht nun auf das deutlichſte ein: daß es, für jetzt, durchaus unmöglich iſt, ſichere Anzeigen der künftigen Witterung, es ſey nach der Theorie, feſtzuſetzen, und daß alle Regeln für die Witterung, locale und allgemeine, ſolche, die von Gelehrten, und ſolche, die vom gemeinen Manne herkommen, in gleichem Grade trüglich ſeyn müſſen.

Nicht nach Erfahrungen iſt es bisher möglich, ſolche Regeln zu geben. Denn nachdem die Naturkündiger, in den letzten zwanzig Jahren, angefangen haben, meteorologiſche Beobachtungen, an mehrern Orten, mit größerer Genauigkeit und mit vielfachern und vollkommnern Werkzeugen zu machen, zeigt ſich, daß die Witterung noch bey weitem nicht lange und genau genug beobachtet worden iſt, um eine periodiſche Gleichförmigkeit ihrer Veränderungen auffpüren zu laſſen: woraus doch allein, (wenn Erfahrung uns dazu verhelfen ſoll,) die Geſetze der Witterung abſtrahirt werden müßten. Es zeigt ſich, daß, wenn es ja Perioden und eine gewiſſe Regelmäßigkeit in dem Laufe der Witterung, wie in dem Laufe der himmliſchen Körper, gibt, jene Perioden doch weit länger ſeyn müſſen, als die Zeiträume ſind, während welcher wir ſichere und gut angeſtellte Beobachtungen aufzuweiſen, und zur Vergleichung vor uns haben. Jahrhunderte lang müſſen, — wie wir jetzo ganz deutlich einſehen, — an vielen und weit entlegnen Oertern des Erdbodens die Witterungsbeobachtungen fortgeſetzt werden, ehe man auch nur mit einigem Scheine des Rechts Hypotheſen zu bilden wagen darf; — noch weit mehr, ehe man die gewagten Hypotheſen durch die Erfahrung wird bewähren können. Wo ſind bisher die Beobachter geweſen, — wir mögen die Gelehrten, oder die Landleute dafür annehmen, — die ununterbrochen, während mehrerer Generationen, in einerley Geiſte und nach gleichförmigen Regeln fortbeobachtet, ſich einander ihre Wahrnehmungen mitgetheilt, und uns dadurch diejenige Maſſe von Thatſachen verſchafft hätten, die ſchlechterdings vorher geſammelt ſeyn muß, ehe man Ordnung und Regel darin entdecken und auf dieſe Ordnung Vorausſetzungen bauen kann?

Daß durch die Theorie es noch weit weniger möglich ſey, ſolche Regeln zu geben, haben uns eben diejenigen am deutlichſten bewieſen, welche am meiſten zu unſrer Zeit beygetragen haben, dieſe Theorie zu vervollkommnen, die Prieſtleys und De Lucs, — die, welche uns die wichtigſte Entdeckung der neuen Phyſik, die Verwandlung verſchiedener Subſtanzen in luftförmige Flüßigkeiten, gelehrt, — und die, welche dieſe Entdeckung auf die Unterſuchung der Atmoſphäre angewandt haben.

So lange als wir noch die Schwere und die Elaſticität der Luft als die einzigen Urſachen anſahen, welche, nach ihren verſchiednen Abwechſelungen und Gradationen, Regen oder Sonnenſchein, Ungewitter oder Windſtille und Heiterkeit hervorbrächten; ſo lange man die Dünſte bloß als von der Luft getragen anſah, die dann, wenn ſie ſchwer und elaſtiſch genug wäre, ſie ſchwebend erhielte, ſie aber im Regen fallen ließe, ſobald ſie leichter und weniger elaſtiſch würde: ſo lange hatte man noch ſo einfache Elemente der Witterungs-Theorie, daß man hoffen konnte, der Entdeckung ihrer Grundſätze nahe zu ſeyn. Die fleißige Beobachtung der Barometer und die des Himmels und der Witterung ſelbſt waren damahls die einzigen Arbeiten des Meteorologen. — Nachdem man anfing, die Luft für ein chymiſches Menſtruum anzuſehen, welches das ausgedünſtete Waſſer, — ſo wie das Waſſer das Salz, — auflöſe und ſo innig mit ſich verbinde, daß es ſelbſt durchſichtig bleibe: ſo mußte man die Entſtehung des Regens als die Präcipitation einer chymiſch aufgelöſten Subſtanz, als eine dem Anſchießen der Salze in Kryſtallen ähnliche Operation betrachten. Hierdurch wurden alſo die Veränderungen der Witterung, die man bisher bloß den Geſetzen der Mechanik und der mathematiſchen Phyſik unterworfen hatte, in das Gebieth der Chymie gebracht, — einer viel weitläufigern und geheimnißvollern Wiſſenſchaft, und deren Grenzen erſt zu unſrer Zeit ſich unermeßlich erweitert haben. Die Aufgabe erſchien nun als weit verwickelter, wenn man wiſſen wollte: „welcher Zuſtand der Luft zum Regen und welcher zum ſchönen Wetter gehöre?“ Denn es war nun offenbar, daß man dazu wiſſen müßte, welche Eigenſchaften der Luft, oder welche äußern auf ſie wirkenden Urſachen ſie mehr oder weniger fähig machten, entweder Dünſte aufzulöſen und mit ſich nnig zu vereinigen, oder ſich von ihnen zu trennen und ſie als Präcipitate fallen zu laſſen. — Und dieſe Eigenſchaften und dieſe Urſachen waren durchaus noch unbekannt.

Die neueſten Entdeckungen oder Hypotheſen der Chymiker und Meteorologen, (denn welcher Nahme ihnen zukomme, wage ich, bloßer Dilettante in dieſen Wiſſenſchaften, nicht zu entſcheiden), geben noch einen Schritt weiter. Sie lauben gefunden zu haben, daß aus dem Waſſer ſelbſt Luft werden kann, und daß der Regen eine wahre Reproduction des Waſſers aus Luft iſt. Prieſtley verwandelte, nach ſeiner Angabe, „reines Waſſer in permanente Luft, indem er es mit lebendigem Kalke verband und einer ſtarken Hitze ausſetzte,“ *) — und „wenn er dephlogiſtiſirte Luft mit brennbarer durch einen elektriſchen Funken zerſetzte: ſo erhielt er allemahl viel Waſſer, auch wenn beyde Luftarten über Queckſilber und nicht über Waſſer waren aufgefangen worden.“ **) Wenn dieſe Facta auch noch zweifelhaft wären: ſo iſt durch eben dieſes Prieſtleys ältere Verſuche, welche hundert Naturkundige nachgemacht, vervielfältigt und berichtigt haben, ſoviel ausgemacht, daß eine Menge von Subſtanzen oder feſten Körpern, durch eine gewiſſe Behandlung in einer luftförmigen Geſtalt dargeſtellt, — oder daß ſie als elaſtiſche durchſichtige Flüßigkeiten exiſtiren können. — Seit dieſer Zeit nun erſcheint die Atmoſphäre, die man ehedem bloß als ein einfaches Element, oder höchſtens als eine Miſchung von zwey Elementen, Waſſer und Luft, anſah, als ein äußerſt zuſammengeſetztes und aus ſehr ungleichartigen Theilen zuſammengeſetztes Flüßige. Vielleicht kommt es noch einmahl dahin, daß wir einſehen, die Eigenſchaften der Körper, die wir durch die Wörter, feſt, tropfbar oder flüſſig, dunſtförmig und luftförmig, ausdrücken, ſind nur vier verſchiedne Zuſtände, in welche jeder Körper, durch auf einander folgende immer höhere Auflöſungen, gerathen kann. Alsdann wäre die Luft und der Dunſtkreis als der Inbegriff aller Subſtanzen, in dem Zuſtande ihrer vollkommenſten Auflöſung, anzuſehen; er wäre dann das große Laboratorium der Natur, wo dieſe Subſtanzen, die in ihrem fixen Zuſtande einander nichts anhaben können, auf einander am mächtigſten wirken, und, durch unaufhörliche Trennungen und Verbindungen, den Grund zu allen Veränderungen der Witterung und zu allem Einfluſſe der Atmoſphäre auf Pflanzen, Thiere und Menſchen legen. Geſetzt aber auch, daß dieſe Vorausſetzung ein Hirngeſpinnſt der Speculation ſey: ſo ſind doch ſchon die wirklich bewieſenen Thatſachen hinlänglich, uns die Atmoſphäre als einen Sammelplatz mehrerer luftförmigen elaſtiſchen Flüſſigkeiten vorzuſtellen, die, da ſie nicht bloß mechaniſch, nach den Geſetzen der Schwere und des Stoßes, ſondern auch chymiſch, nach den Geſetzen der Verwandtſchaften auf einander wirken, uns ihre Operationen weit räthſelhafter, und, die Reſultate derſelben vorherzuſehn, uns völlig unmöglich machen.

---

*) De Lucs neue Ideen über die Meteorologie. Teutſche Uiberſ. Thl. 2. S. 155.

**) Ebend. S. 157.

Indeſſen, ſo klar und deutlich uns unſre beßre Kenntniß der Natur und beſonders der Witterungslehre zeigt, daß es uns für jetzt unmöglich ſey, die künftige Witterung vorherzuſehn, oder irgend nur eine beſtimmte und ſichere Regel für dieſelbe anzugeben: ſo iſt es demungeachtet gar nicht unnütz, diejenigen Regeln und Anzeigen, welche man bisher für giltig angenommen hat, und die oft zugetroffen haben, zu ſammeln, zu prüfen und ſo weit zu beſtimmen, als die bisherigen Beobachtungen und Vorkenntniſſe erlauben. Es iſt dieß ſogar nothwendig, um den künftigen Beobachtern der Witterung Geſichtspuncte anzuweiſen, nach welchen ſie die Natur betrachten und die Thatſachen mit den Hypotheſen vergleichen können.

Unter die mannigfaltigen Urſachen, welche auf die Beſtimmung der Witterung Einfluß haben, und deren Menge eben die Abwechſelungen derſelben ſo groß und ſo unüberſehbar macht, — unter dieſe Urſachen, ſage ich, iſt zu allen Zeiten die Bewegung der himmliſchen Körper, beſonders des Mondes, mitgerechnet worden: und es iſt unſtreitig, daß dieſer letztere in den verſchiedenen Perioden ſeines Laufs einen Einfluß auf die Witterung äußert, der auch den Sinnen merklich wird, und ſich ſogar in gewiſſem Grade beſtimmen läßt.

Uiber den Einfluß, den der Mond als Körper durch die Attraction auf unſre Atmoſphäre äußert, ſind die Gelehrten ſchon lange einig, — nachdem ſie entdeckt haben, daß er, in einem, weit ſchwerer zu bewegenden, Flüßigen, dergleichen die Waſſer des Oceans ſind, die großen Bewegungen von Ebbe und Fluth hervorbringt. Aber dieſer Einfluß hat ſich, in den Erſcheinungen der Witterung ſelbſt, bisher noch nicht deutlich wahrnehmen laſſen. — An den Einfluß des Mondes, als eines *leuchtenden Körpers*, oder an den Einfluß des *Mondlichts* und der verſchiedenen Phaſen deſſelben auf die Witterung, haben, bis auf unſre Zeit, die Gelehrten weniger, als der gemeine Mann, geglaubt: aber die ſcheinbare Wirkung iſt hier weit mehr in die Augen fallend; und am Ende haben auch die gelehrten Naturforſcher, (wie es in vielen andern Fällen gegangen iſt,) die vorher verachteten Beobachtungen des großen Haufens wieder hervorgeſucht.

Jeder, welcher den Himmel mit aufmerkſamen Augen zu betrachten gewohnt iſt, wird ſich erinnern, daß er oft den leuchtenden Mond mit dem ihn umgebenden Gewölke gleichſam ſtreitend geſehen hat. Um den Ort nähmlich herum, an welchem der Mond am Himmel ſteht, öffnet ſich oft, wenn der übrige Himmel bewölkt iſt, der Vorhang der Dünſte; ein heller von Wolken leerer Kreis umgibt den Mond, und aus ihm, als einem Centrum, verbreiten ſich Streifen von heiterem Blau, die, nachdem die Wolken dichter oder dünner ſind, ſich auf eine größre oder geringere Entfernung von ihm erſtrecken. Zuweilen erweitert ſich, ſo wie der Mond heraufkömmt, dieſer lichte Kreis um ihn immer mehr, die Oeffnung, welche die Wolken laſſen, wird immer größer und größer, und die Scene ſchließt ſich mit einer völligen Erheiterung des ganzen Himmels. Dann ſcheint es, als wenn der Mond die Wolken überwunden hätte. Zu einer andern Zeit, wenn die Wolken ſchwerer, zuſammenhängender und undurchdringlicher ſind, öffnet ſich zwar der volle Mond, oder das erſte Viertel, wenn zu der Zeit der Mond hoch genug gegen unſern Scheitelpunct herauf kömmt, einen kleinen Raum, wo er zwiſchen finſtern Wolken durchſcheinet: aber von Zeit zu Zeit wird er immer wieder bedeckt; die lichten Streifen, die von ihm ausgehn und das Gewölke ſpalten, verlieren ſich wieder, und am Ende tritt der Mond völlig hinter den immer ſchwärzer werdenden Vorhang zurück. — Augenſcheinlich wirkte in beyden Fällen das Licht des Mondes auf Zertheilung der Dünſte. Nur in dem zweyten Falle war die Wirkung nicht ſtark genug, um den Urſachen, welche Dünſte erzeugten, das Gleichgewicht zu halten; im erſten war ſie hinlänglich, weil dieſe Urſachen ſchwächer waren.

Es iſt eine ausgemachte Erfahrung, daß im Sommer zwiſchen dem erſten Viertel und dem Vollmonde Gewitter ſeltner zu Stande kommen, und aufziehende Gewitter von dem Monde zu dieſer Zeit oft zerſtreuet werden.

In den erſten Vierteln habe ich oft ein ſchon zum Regen ſich neigendes Wetter ſich ſo lange halten] geſehen, als der Mond noch über dem Horizonte war, oder in einer gewiſſen Höhe am Himmel ſtand. Nachdem er aber untergegangen war, oder ſobald er dem Horizonte ſehr nahe kam, ſchloſſen ſich die Wolken, die vorher noch in der Gegend des Mondes getheilt waren, und der Regen trat ein.

Eben ſo werden in der Nacht Reiſende bemerken, daß im letzten Viertel, wenn der Mond nach Mitternacht aufgeht, mit dieſem Aufgange und der Erhebung des Mondes über den Horizont oft eine Veränderung des Wetters zum Beſſern, oder wenigſtens eine anfangende Zertheilung des Regengewölkes verbunden iſt.

Dieſer Einfluß des Mondenlichts wird noch durch eine andre gemeine Erfahrung beſtätigt.

Jeder wird ſich erinnern, viele Mahle ſchönes Wetter um den Vollmond und Regenwetter um die Zeit des Neumondes erlebt zu haben. Dieß iſt noch mehr von dem Winter, als von dem Sommer wahr. Obgleich auch die ſchönſten Sommernächte oft zugleich auch mondhelle Nächte ſind: ſo ſchwebt es doch noch lebhafter in jedermanns Gedächtniſſe, daß er die größte Heiterkeit und Kälte einer Winternacht mit dem hellſten Lichte des vollen Mondes ſehr oft zuſammen geſehn hat. Die mondleeren finſtern Nächte hingegen ſind ſehr häufig, im Herbſte und Winter, zugleich regnichte und ſtürmiſche, — im Sommer gewitterreiche Nächte.

Doch auch dieſe Regel trügt. Ja ſie iſt gar nicht einmahl ſo zu verſtehn, daß, in jedem Monathe, die Tage um den Vollmond heiter ſeyn müßten, und die, welche vor dem Neumonde vorhergehn und auf ihn folgen, Regen vermuthen ließen. Sie ſagt nur: daß, wenn man, in mehrern Jahren, die Witterung ſämmtlicher Monathe mit einander vergleicht, man im Durchſchnitte die Anzahl der heitern und trocknen Vollmonde und der trüben und regnichten Neumonde als die größre finden wird.

In der That iſt dieſer Einfluß des Mondes, als eines Lichts, auf die Veränderungen des Dunſtkreiſes, nach den neueſten Entdeckungen und Theorien der Phyſiker, nichts weniger als unwahrſcheinlich. — „Alle große meteorologiſche Phänomene, ſagt De Luc *), hängen durch ein unſichtbares Band zuſammen, und das Licht hat einen großen Antheil an dieſem Bande. Wenn man auch nur auf die Verbindung zwiſchen Licht und Feuer ſieht, die bey den Sonnenſtrahlen augenſcheinlich iſt; ſo muß man dem Lichte eine große Wichtigkeit bey den meteorologiſchen Veränderungen zugeſtehen.“

Ich ſetze noch folgendes nach De Luc hinzu. Die Sonnenſtrahlen erwärmen nicht unmittelbar: — das beweiſen die höhern Luftſchichten, die, obgleich eine größre Anzahl von Sonnenſtrahlen auf ſie fallen, weit weniger erwärmt ſind, als die untern,

---

*) Am ang. Orte S. 292.

die weniger Lichtſtrahlen erhalten. Wahrſcheinlich erwärmen die Sonnenſtrahlen die Luft erſt, indem ſie ſich mit andern in ihr vorhandnen Flüſſigkeiten verbinden. Da dieſes aber bey den Sonnenſtrahlen immer, obgleich in ungleichem Grade geſchieht, ndem dieſe nie leuchten, ohne zu wärmen: ſo wird ie reine Wirkung des Lichts bey der Sonne gar icht, oder ſehr ſchwer wahrgenommen. Nur der Mond, deſſen Strahlen leuchten, ohne zu wärmen, ietet dem Phyſiker die Gelegenheit dar, die mit er Wärme unvermiſchte Wirkung, des Lichts auf ie Luft, auf die Zerſtreuung oder die Erzeugung, on Dünſten, kennen zu lernen.

Daß aber auch das Licht, als Licht, mit den uftförmigen Flüſſigkeiten in ſolchen Verhält- iſſen ſtehe, daß ſich eine verſchiedne Wirkung des- lben auf die Atmoſphäre, nach der Verſchieden- eit der Beſtandtheile, woraus ſie zuſammengeſetzt t, vermuthen läßt, ſcheint daraus zu folgen, daß gewiſſen Luftarten das Feuer mit einem viel blen- ndern Glanze leuchtet, als in andern.

Ja, das beſondre Experiment Prieſtleys, deſ- n De Luc*) gedenkt, daß, da er, von zweyen mit ich vielem Waſſer angefüllten Recipienten, den nen den Sonnenſtrahlen ausſetzte, den andern ht, in jenem ſich Luft über dem Waſſer ſammelte, in dieſem keine: dieſer Verſuch, ſage ich, ſcheint gerade darauf hinzudeuten, daß die Wärme, mit Licht verbunden, Waſſer in Luft verwandelt. Denn die Wärme allein, ſelbſt ein lebhaftes Feuer verwandelt, wie auch De Luc an dem angeführten Orte anmerkt, das Waſſer nur in Dünſte, nicht in Luft. Daß alſo die Sonnenſtrahlen nicht Waſſerdünſte, ſondern Luft hervorbrachten, kann wahrſcheinlich nur von dem einen Umſtande herkommen, der ihnen außer der Wärme eigen iſt, das iſt, vom Lichte.

---

*) Ebendaſ. S. 293.

Doch dem ſey wie ihm wolle: ſo ſind ſchon jene erſtern Beobachtungen, die der gemeinſte Mann machen kann, hinreichend, auch den gelehrten Meteorologen auf die Betrachtungen der Monds-Viertel aufmerkſam zu machen. Das, was ich darüber vortragen werde, ſind nicht ſowohl Beobachtungen die ich ſelbſt angeſtellt und hinlänglich berichtigt habe, als eine Anleitung, um Beobachtungen zu machen. Es kommt nähmlich darauf an, zu entdecken: „ob der Grad der Helligkeit des Mondes, oder die Quantität des Lichts, das er jedesmahl in die Atmoſphäre verbreitet, in einem proportionirten Verhältniſſe mit dem Einfluſſe ſtehn, den er auf die Aufheiterung der Luft und auf Zertheilung der Dünſte, (ſie geſchehe nun durch Auflöſung oder Verwandlung in Luft,) äußert.“

Dieſe Quantität des Lichts, mit welcher der Mond auf unſre Atmoſphäre wirkt, und von welcher man, nach meiner Meinung, unterſuchen ſoll, ob ſie dem Einfluſſe, den der Mond auf die Zertheilung der Wolken äußert, proportioniert ſey, hängt von zwey Umſtänden ab: erſtlich von dem Grade ſeiner Erleuchtung, oder von dem Ab- und Zunehmen ſeines Lichts in den verſchiednen Mondesvierteln, und zweytens von der größern oder geringern Höhe, auf die er ſich über unſern Horizont erhebe. Die Lichtſtrahlen jedes himmliſchen Körpers ſind deſto zuſammengedrängter und leuchtender, je mehr ſie perpendikulär auf unſern Scheitel fallen, und je mehr ſich alſo der himmliſche Körper unſerm Zenith nähert; ſie ſind deſto ſchwächer, je ſchiefer ihre Richtung iſt, oder je näher der leuchtende Körper am Horizonte ſteht.

Nun macht der Mond während eines Monathes denſelben Lauf, welchen die Sonne innerhalb eines Jahres vollendet. (Es verſteht ſich, daß ich hier nur von der ſcheinbaren Bewegung der Sonne rede) Nicht nur durchläuft er in 29 Tagen den ganzen Kreis des Himmels von Weſten nach Oſten, ſondern er hat auch, während eines Monaths, nach der Reihe, alle die Gradationen der nördlichen und ſüdlichen Abweichung vom Aequator, welche die Sonne in einem Jahre hat, nur mit derjenigen Verſchiedenheit, welche der Unterſchied in der Schiefe ihrer Bahnen erfordert. So wie die Sonne in jedem Jahre einen Zeitpunct hat, wo ſie am weiteſten von uns abſteht, und einen andern, wo ſie uns am nächſten kommt: ſo erreicht der Mond während jedes Monaths einmahl ſeinen höchſten Stand, wo er ſich über den Aequator am weiteſten erhebt, einmahl ſeinen niedrigſten, wo er am tiefſten von demſelben ab nach Süden ſteht, und zweymahl ſeinen mittlern, wo er ſich im Aequator befindet.

Das Geſetz dieſer wechſelsweiſen Annäherung und Entfernung des Mondes iſt folgendes. Zur Zeit des Neumondes hat der Mond eine gleiche Abweichung mit der Sonne, oder nimmt über den Himmel ungefähr eben den Weg, in welchem die Sonne zu der nähmlichen Zeit läuft. Zur Zeit des erſten Viertels hat der Mond die Abweichung, oder ſteigt zu der Höhe über den Horizont, als die Sonne drey Monathe ſpäter haben oder ſteigen wird. Zur Zeit des Vollmondes kommt der Mond ſo hoch herauf, als die Sonne in ſechs Monathen kommen wird, und im letzten Viertel beſchreibt der Mond am Himmel den Kreis, den die Sonne in neun Monathen beſchreiben wird.

In ſo fern alſo das Maß des Lichtes, welches der Mond jedesmahl in unſre Atmoſphäre ſchickt, von der Nähe und von der Fülle deſſelben abhängt: ſo ergibt ſich, daß während eines Jahres dieſe beyden Urſachen ſich bald mit einander combiniren, bald einander entgegenwirken, woraus ſich alſo eine proportionirte Verſchieden-

eit in der Wirkſamkeit des Mondslichts vermu-
hen läßt.

Um die Zeit der Winterſonnenwende, im Decem-
er und Januar, hat der Mond, im Vollmonde,
ine größte nördliche Abweichung, und im Neu-
onde ſeine größte ſüdliche; — im Vollmonde
mmt er dann unſerm Scheitelpuncte, im Neu-
onde bleibt er dem Horizonte am nächſten. Da-
r kommt das, was jedermann bemerken kann,
ß die mondhellen Nächte im Winter heller und
ndender ſind, als im Sommer. Daher kommt
dann aber auch, daß ſich im Winter die bey-
n Urſachen, welche, nach unſrer Vorausſetzung:
s Licht des Mondes zur Zerſtreuung der Dünſte
kſam machen, vereinigen. Nach dieſer Voraus-
ung läßt ſich alſo um den Anfang des Winters
um am erſten erwarten, daß die Tage des Voll-
nds heiter, und die des Neumonds dünſtig und
enhaft ſeyn werden. Die beyden Viertel in die-
Jahreszeit, — da in denſelben der Mond die
tlere Höhe des Aequators hat, werden keine aus-
ichnete Wirkung äußern, weil dieſe Wirkſam-
durch mittlere Höhe und mittleres Licht des
ndes zugleich geſchwächt wird.

Zur Zeit der Frühlings - Nachtgleiche iſt es
Epoche des erſten Viertels, wenn der Mond
höchſten gegen unſern Scheitelpunct herauf-
mt. Denn, nach dem zuvor ausgegebnen Ge-
, beſchreibt er alsdann denjenigen Kreis am

Himmel, den drey Monathe darauf, alſo am höchſten Sommer, die Sonne beſchreiben wird. — In eben dieſer Jahreszeit ſteht der volle Mond kürzere Zeit über dem Horizonte und kommt weniger hoch herauf, weil er den Gang am Himmel nimmt, welchen in ſechs Monathen, alſo im Herbſte, die Sonne nehmen wird. — Hier wird es demnach mehr zweifelhaft, welches Mondesviertel das gute Wetter bringen wird, in ſo fern die Mondshelle dazu beyträgt. Im erſtern Viertel wirkt ein kleineres Licht mit mehr perpendikulären Strahlen auf unſre Atmoſphäre: im Vollmonde ein größeres mit ſchiefern Strahlen. — Eben ſo ſtreiten ſich alsdann das letzte Viertel und der Neumond mit einander, weſſen Einfluß geringer ſeyn, oder von welchem unter beyden Regen und Dunkelheit eher zu erwarten ſeyn ſoll. Im letzten Viertel ſteht der noch etwas erhellte Mond am tiefſten; um den Neumond herum iſt der Mond am dunkelſten, aber er erhebt ſich wieder zur Höhe des Aequators. — Nach dieſen Datis muß die aus den Mondsvierteln gezogne Wetteranzeige nie unſichrer und ſchwankender, als zur Zeit des Frühlings ſeyn.

Im hohen Sommer, oder um die Zeit des ſolſtitii aeſtivi, hat der Vollmond die wenigſte Kraft zu leuchten, und, wenn das Licht etwas thut, die Wolken zu zerſtreuen, auch die wenigſte Kraft, das Wetter heiter zu machen; denn er geht dann gerade den tiefen und kurzen Weg über unſern

Ge-

Geſichtskreis, den die Sonne ſechs Monathe ſpäter, im Anfange des Winters, nehmen wird. — Auch die mondhellen Sommernächte ſind minder blendend, und die Hoffnung, daß im Vollmonde gutes Wetter ſeyn wird, iſt im Sommer geringer.

Aus eben der Urſache vermindert ſich die entgegengeſetzte Wirkſamkeit des Neumondes. So wie der Mond ſein Licht nach und nach verliert, ſo erhebt er ſich dagegen immer höher und höher, und verweilt länger über unſerm Horizonte. — Welche von beyden Urſachen wird den meiſten Einfluß haben? Dieß iſt es eben, was, weil es zweifelhaft iſt, auch das angenommene Prognoſticum, zu dieſer Zeit unſicher macht.

Im Herbſte findet das umgekehrte vom Frühlinge Statt. Das erſte Viertel iſt alsdann zur Aufklärung des Himmels das unwirkſamſte Viertel, weil dann der noch unvollkommne Mond zugleich einen niedrigen und einen kurzen Kreis des Himmels beſchreibt. Regen und Ungeſtüm iſt dann am erſten zu erwarten. Der Vollmond iſt zweydeutig, weil die größte Erleuchtung der Mondſcheibe mit der mittlern Schiefe ihrer Strahlen verbunden iſt. Aber das letzte Viertel in den Herbſtmonathen, wo der noch zur Hälfte erhellte Mond ſeinen höchſten Standtpunct erreicht und am längſten über dem Horizonte verweilt, ſcheint den wirkſamſten Einfluß des Mondes zur Erheiterung des Wetters zu verſprechen.

Im Herbſte war es, wo ich zuerſt die Abwechſelungen der Witterung mit den Mondsvierteln verglich, und es ſchien mir, daß ſie mit jener Theorie übereinkämen. In zwey Monathen, dem, welcher vor der Herbſt-Nachtgleiche voranging, und dem, welcher darauf folgte, war der Vollmond regenhaft und trübe, und ſo wie, gegen das letzte Viertel, der Mond ſich mehr unſerm Zenith näherte, ſo ſchien ſeine Kraft die Wolken zu zerſtreuen, von Tage zu Tage zuzunehmen. Eben hierdurch wurde ich zu der Speculation veranlaßt, die ich hier dem Publicum vorlege.

Man erkennt leicht, daß in den übrigen Monathen des Jahres, in Abſicht des Lichts und der Höhe des Mondes in den verſchiednen Vierteln, alle die mittlern Gradationen vorkommen, welche zwiſchen den Standpuncten mitten inne ſind, die ich für die vier Hauptepochen des Jahres angegeben habe.

Ja, man könnte nach jenen Angaben eine Tabelle machen, worin von Tage zu Tage der Grad des Lichts, den der Mond, nach Maßgabe der uns ſichtbaren Erleuchtung deſſelben, ſeiner Höhe und ſeines Aufenthalts über unſerm Horizonte, jeden Tag des ganzen Jahres in unſre Atmoſphäre ſendet, — und alſo der Grad der Wirkſamkeit, den er auf die Auflöſung der Dünſte und die Durchſichtigkeit der Luft äußern ſollte, berechnet wäre.

Wenn man nun alsdann die wirkliche Beſchaffenheit der Witterung mit derjenigen vergliche, die, nach der vorausgeſetzten Einwirkung des Mondenlichts, Statt haben ſollte: ſo würde man dadurch am vollkommenſten dieſe Hypotheſe entweder widerlegen oder berichtigen können.

Vielleicht würde man gut thun, wenn man die übrigen merkwürdigen Epochen der Bewegung der Erde und des Mondes, diejenigen Puncte ihrer Bahn, wo ſie als Körper durch die anziehende Kraft am ſtärkſten auf einander wirken, und wo insbeſondre der Mond auf Ebbe und Fluth den größten Einfluß hat, mit jenen Epochen, wo des Mondes Licht am wirkſamſten iſt, combinirte, und Achtung gäbe, ob die Zuſammenkunft dieſes doppelten Einfluſſes merklichere Veränderungen in der Witterung hervorbrächte.

Meine Abſicht bey dieſem Aufſatze iſt alſo nicht, Regeln, die ich, durch die Erfahrung beſtätigt, gefunden habe, feſtzuſetzen, ſondern nur eine Hypotheſe zu entwickeln, die der Grund zu Beobachtungen werden kann. — In der That ſind für Erfahrungen, woraus die Witterung beſtimmt werden ſoll, Jahrhunderte nur kurze Zeiträume der Beobachtung. Je größer die Anzahl von Urſachen iſt, die zu einer gewiſſen Wirkung concurriren: deſto wahrſcheinlicher wird es, ſchon nach den Geſetzen des Zufalls, daß die Wiederkehr ähnlicher Fälle, worauf allein die Vorausſetzung der Zukunft ſich gründen kann, erſt in entfernten Perioden zu erwarten ſteht.

Ich ſetze noch einen einzigen Umſtand hinzu. In der nähmlichen Jahreszeit, wird das Verhältniß des Lichts, welches wir dem Vollmonde, dem Neumonde und den beyden Vierteln zugeſchrieben haben, das eine Jahr ſtrenger richtig, und alſo auch die davon abhängende Wirkung eher zu erwarten ſeyn, als das andre.

Wenn, z. B. das eine Jahr, im Sommer der Vollmond gerade um den 21. Jun. eintrifft: dann iſt auch in dieſem Jahre, in dieſem Monathe, die Wirkung des Vollmondes die möglich kleinſte, weil genau die völlige Rundung ſeines Lichtes mit ſeiner größten Erniedrigung verbunden iſt. Aus gleicher Urſache wird der Vollmond im December nie heller ſeyn, und durch ſein Licht mehr wirken, als wenn er gerade um den 21. Decbr. trifft. Treffen die Vollmonde beyder Epochen, in einem andern Jahre, 14 Tage früher, oder ſpäter: ſo wird der Mond im Sommervollmonde, von ſeinem niedrigſten, — im Winter-Vollmonde von ſeinem höchſten Stande ſchon ſo viel abgewichen ſeyn, als die Sonne ſelbſt ihre Abweichung vom Aequator in 14 Tagen verändert. Dieſer Unterſchied iſt freylich ſehr klein, und für unſre Empfindung unmerklich. Aber auch — kleine Unterſchiede müſſen bey einer Wirkung, deren Größe man nicht kennt, nicht vernachläßigt werden.

II.

Noch einige Fragen, die Witterungslehre betreffend.

Erſte Frage.

Darüber iſt man einig, daß die Veränderung der Winde auf die Veränderung der Witterung den größten Einfluß habe; und daß, wenn man wüßte, warum der Wind, zu der einen Zeit von Oſten, und zur andern von Weſten bläſet, und wann er ich von der einen Himmelsgegend zur andern wenden wird, man einen großen Schritt gethan hätte, ſowohl um die Urſache von Sonnenſchein und Regen zu erklären, als um beyde Witterungen vorausuſagen. Aber eben, weil dieſe Abwechſelungen der Winde ſo mannigfaltig, in den verſchiedenen Jahen ſo ungleich, und überhaupt ſo regellos ſind: ben deßwegen iſt die Ausſicht auf eine vollſtändige Kenntniß und ſichere Vorausſehung der Witterung für jetzt noch ſo dunkel und ungewiß.

Ob man gleich, nach dem Geſtändniſſe der neueſten Meteorologen, mit der Theorie der Winde bey weitem nicht aufs Reine iſt: ſo iſt dieſelbe doch nicht unverſucht geblieben. Ich kenne nur wenig von dem, was in unſrer Zeit darüber geſchrieben worden iſt. Vielleicht findet ſich alſo die Frage, die ich in Abſicht dieſes Gegenſtandes zu thun gedenke, ſchon in Büchern beantwortet, die ich nicht geleſen habe. Aber es iſt auch meine eigne Unwiſſenheit, für welche ich durch den Weg dieſer Zeitſchrift Belehrung ſuche *). Zugleich glaube ich aber auch fürs Publicum nichts unnützes zu thun, wenn ich die Veranlaſſung gebe, daß Kenntniſſe, welche in Büchern, die nur von Gelehrten von Profeſſion und eines gewiſſen Faches geleſen werden, gleichſam verborgen liegen, zur allgemeinen Kenntniß des Publicums gelangen.

Es iſt eine Erfahrung, die alle Menſchen unzählige Mahle in ihrem Leben gemacht haben, die aber wenigen ſo auffällt, als ſie mir zuweilen aufgefallen iſt: daß, in dem Maße, als man ſich über die Ebne des Landes, oder der See erhebt, man eine ſtärkere Bewegung in der Luft findet. Die Windſtille mag auf der Ebne, oder im Thale noch ſo vollkommen ſeyn: ſo ſpürt man, ſobald man eine Anhöhe erſteigt, von Zeit zu Zeit ein kleines Wehen;

---

*) Die Aufſätze über dieſe Materie erſchienen zuerſt in den Schleſiſ. Provinzial-Blättern v. J. 1794.

und dieſes wird immer merklicher, auf je höhern Gipfeln man anlangt. Eine ſanfte Bewegung der Luft auf der Ebne wird auf Bergen ſchon zu einem Winde, und der Wind zum Sturme. Deßwegen ſucht man in ruhigen, ſchwülen Tagen die Anhöhen, um von der Luft abgekühlt zu werden, und in ſtürmiſchen die Thäler, um dem Winde zu entgehen. Die, welche hohe Gebirge, in der beſten Jahreszeit und bey dem heiterſten Wetter, bereiſen, finden, wenn ſie an dem Fuße derſelben eine völlige Windſtille oder die ſanfteſte Bewegung der Luft zurückließen, doch auf ihren Gipfeln oft einen eben ſo heftigen als kalten Wind. Selten wird man jemanden von der Schneekoppe, oder dem Brocken zurückkommen ſehen, der nicht über den Sturm klagte, der ſeinen Aufenthalt auf dieſen höchſten Spitzen großer Gebirgsketten beſchwerlich gemacht hätte.

Ich frage alſo: „Gibt es auf den höchſten „Berg-Gipfeln je eine vollkommne Windſtille? „Oder gibt es keine, und iſt die Luft dort immer „in Bewegung?“

Ich erinnere mich unzähliger Zeugniſſe für den auf hohen Gebirgen herrſchenden Wind; ich erinnere mich keines einzigen Reiſenden, der beſtimmt ausgeſagt hätte, eine Windſtille daſelbſt gefunden zu haben. Aber dieſer negative Beweis iſt mir nicht hinlänglich; und ich wünſchte von der Beleſenheit, oder der Erfahrung meiner Landsleute poſitive Belehrung zu erhalten.

Ich ſehe voraus, daß die Folgen in Abſicht der Theorie der Winde ſehr verſchieden ſeyn müſſen, nachdem jene Fragen auf die eine, oder die andre Art beantwortet werden.

Schon der Umſtand, daß der Wind, wenn er überall weht, auf Anhöhen ſtärker iſt, und daß er mit der größern Höhe proportionirlich wächſt: ſchon dieſer ſcheint mir für jene Theorie ſehr bedeutend. Er beweiſt, dünkt mich, daß der Urſprung ſolcher Winde nicht örtlich iſt; daß die Bewegung nicht von der Erde ausgeht, und von den untern Schichten der Luft den obern mitgetheilt wird. Wäre dieß, ſo müßte ſich, ſo wie ſich die bewegende Kraft von dem Puncte, wovon ſie ausging, weiter entfernt, und ſich in einem größern Raume ausbreitet, ihre Wirkung, das heißt, die Bewegung der Luft, immer mehr vermindern. In höhern Regionen müßte alsdann der Wind aus eben den Urſachen ſchwächer werden, aus welchen das Licht, welches ein leuchtender Körper verbreitet, abnimmt, je weiter ſich die Strahlen aus einander ſtreuen. Da aber das Gegentheil hiervon geſchieht: ſo iſt dieß ein Beweis, daß die obere, freye Atmoſphäre, die von allen irdiſchen Gegenſtänden und deren Einflüſſen am meiſten entfernet, und gleichſam ſich ſelbſt überlaſſen iſt, von den Urſachen, welche den Wind hervorbringen, am ſtärkſten afficirt wird;

es iſt ein Beweis, daß die Bewegung der Luft, wie wir ſie in den Ebnen und tiefern Gegenden empfinden, nur eine ihr von der obern Luftmaſſe mitgetheilte, und durch die beſondre Lage jedes Orts modificirte Bewegung iſt. Nur in den höhern Regionen der Atmoſphäre findet ſich dieſe Luftbewegung in ihrem natürlichen Zuſtande: das heißt, nur dort hat ſie diejenige Richtung und Geſchwindigkeit, welche die auf die Atmoſphäre wirkenden Kräfte, an ſich, erfordern. An der Oberfläche der Erde hingegen leidet dieſe Bewegung mannigfaltige Veränderungen, indem die Luft durch die feſten Körper, gegen welche ſie ſtößt, bald von ihrem Wege abgebracht, bald in ihrem Laufe verzögert, oder beſchleuniget wird. — Dieſer Umſtand, daß gleichſam der Sitz des Windes in der höhern Atmoſphäre iſt, läßt uns weiter darauf ſchließen, daß die himmliſchen Körper und deren Lauf die Urſachen jener Bewegung ſeyn mögen: ja er erlaubt uns beynahe keine andre Hypotheſe. Denn, wenn wir von den Ausdünſtungen aus Erde und Meer, und von den Gährungen, welche die in der Luft gemiſchten Subſtanzen hervorbringen, bey der Erklärung des Windes, abſtrahiren, (und das müſſen wir thun, wenn die Bewegung ſich nicht von unten nach oben, ſondern umgekehrt, in der Atmoſphäre fortpflanzt): ſo werden wir, in der freyen, hohen Himmelsluft, gar keine andre Quelle von Bewegung und Veränderung, als die gedachte, gewahr.

Sollte es nun vollends ausgemacht ſeyn, daß auf den höchſten Bergſpitzen die Luft nie bewegungslos ſey, daß ein ewiger Wind, wenn gleich von ungleicher Stärke, in der obern Atmoſphäre herrſche: ſo würde man noch weit ſichrer den Urſprung der Winde aus dem Laufe der himmliſchen Körper herleiten müſſen, deren ewige und ununterbrochene Bewegung allein die immerwährenden Bewegungen auf unſrer Erde und in unſerm Dunſtkreiſe erklären zu können ſcheint *).

Man würde, wenn die Beantwortung obiger Frage auf die gedachte Art ausfiele, noch weit mehr Urſache haben, den wahren Wind von dem ſcheinbaren zu unterſcheiden. Jener würde die Bewegung ſeyn, welche in der freyen Luft, und alſo in den höchſten durch nichts beſchränkten Regionen des Dunſtkreiſes herrſcht. Dieſer würde eben dieſe Bewegung ſeyn, wie ſie auf der Oberfläche der Erde, durch Gebirge, Wälder und Ströme gebrochen oder abgeleitet, und durch die Ausdünſtung geſtört und verändert wird. Jener wahre Wind würde allgemein ſeyn, und durch die ganze

---

*) Daß es Wirbelwinde und Gewitter-Stürme gibt, die ſich nur über einzelne Gegenden, und auf die untern Regionen der Atmoſphäre erſtrecken, iſt mir ſehr wohl bekannt: und ich werde ihrer unten noch gedenken. Aber dieſe Lufterſcheinungen unterſcheiden ſich ſehr deutlich von dem, was man im eigentlichen Verſtande windige Witterung nennt. Von dieſer iſt hier nur die Rede.

Atmoſphäre einerley Richtung haben, und allenthalben zugleich ſich verändern können: und doch würden die daraus entſtehenden localen und ſcheinbaren Winde von unendlicher Mannigfaltigkeit, in ihrer jedesmahligen Richtung ſowohl, als in ihren auf einander folgenden Abwechſelungen, ſeyn können. In jedem Lande nähmlich, an jedem Orte würde die Luft, ob ſie gleich mit der ganzen Maſſe der Atmoſphäre ein gemeinſchaftliches erſtes Princip und eine gemeinſchaftliche Richtung der Bewegung hätte, doch durch die Gegenſtände, gegen welche ſie anprallte, von denen ſie entweder zurückgeworfen oder von ihrer Bahn abgebeugt würde, durch die Gegenſtände, welche ſelbſt in Bewegung wären, und ihr die ihrige mittheilen, oder endlich durch die Körper, welche ſich mit ihr vermiſchten, und chymiſche Veränderungen in ihr hervorbrächten, eine eigne, locale Bewegung bekommen, die ſowohl von den localen Winden anders gelegner Gegenden, als von dem allgemeinen wahren Winde in der Atmoſpäre weit verſchieden wäre.

Jedermann weiß, wie unrichtig, und wie verſchieden die Einwohner einer Stadt die Richtung des Windes beurtheilen, wenn jeder ſie ſo annimmt, wie er ſie in ſeiner Straße findet. Wenn auf dem freyen Felde, durch ganze Länder, ein allgemeiner Oſt- oder Weſtwind weht: ſo kann man zwiſchen Reihen von Häuſern, die in verſchiedenen Richtungen ſich durchkreuzen, Winde aus allen Himmelsgegenden finden. Ein Thurm, ein weitläuftiger Pallaſt, eine enge, lange Straße zwiſchen hohen Gebäuden, die einen Durchzug der Luft veranlaſſen, können oft dem einen Stadtquartier einen Wind geben, welchen man in keinem andern, und eben ſo wenig außerhalb der Stadt gewahr wird. An dem einen oder dem andern Platze findet man auch vielleicht, bey dem größten Sturme, eine völlige Windſtille, weil er unter dem Schutze von Gebäuden liegt, welche gerade die, zur Brechung und Abhaltung der bewegten Luft nöthige, Lage haben.

Wenn es ſich nun beſtätigte, daß der Wind in der höchſten, d. h. in der freyen Atmoſphäre, immerwährend ſey, ſo wie es ſchon ausgemacht iſt, daß er dort immer heftiger, als in der untern, iſt: ſo würde man alle Winde auf den Ebnen unſers Erdbodens, für eben das, was die Winde in den Straßen einer Stadt ſind, für Brechungen und Modification des einzigen wahren Windes, für Folgen der Reflexion, oder Refraction anzuſehen haben. Wenn wir zuweilen in ganzen Ländern eine vollkommne Windſtille erfahren: ſo würde dieß nicht anzeigen, daß die Atmoſphäre in Ruhe iſt, ſondern daß wir gerade hier im Schutze ſind. Nur die Gebirge, von welchen die Länder, in der Nähe oder Ferne, umgeben werden, oder auch bloß die, im Verhältniſſe gegen die benachbarten Länder, geringere Elevation derſelben über dem Meer, wodurch ſie die Lage groſer Thäler bekommen, würden zu gewiſſen Zeiten den in der Atmoſphäre wirklich vorhandnen Wind von ihnen abhalten; wenn nähmlich gerade die Richtung des Windes mit der Richtung dieſer Gebirgsketten ſo zuſammen träfe, wie es ſeyn muß, um jenen aufzufangen, und zu vernichten.

Daraus würde nun weiter folgen, daß wir, zu Erfindung einer Theorie der Winde, jenen allgemeinen Wind der obern und freyen Atmoſphäre, der nie aufhört, ob er gleich ſeine Richtungen wechſelt, zuerſt ſtudiren müßten, und dann erſt, wenn wir dieſen kennten, uns an die Unterſuchung der beſondern Winde, welche in der niedern Region, und in einzelnen Ländern und Gegenden herrſchen, machen dürften. Die Beobachtungen des Wetters auf hohen Gebirgen würden doppelt wichtig ſeyn: ob es gleich freylich nie möglich ſeyn wird, ſie ununterbrochen durch einen langen Zeitraum fortzuſetzen.

Es würden aus der Beantwortung der obigen Frage bald neue Fragen entſtehn, die man zwar, wenn jener erſte Punct zur Gewißheit gebracht worden wäre, muthmaßlich beantworten könnte: die aber doch jeder Naturkündiger noch lieber durch Erfahrungen wird entſchieden ſehen wollen.

Zum Beyſpiele. Sind die Abwechſelungen in der Richtung der Winde auf den höchſten Berggipfeln eben ſo häufig und eben ſo unregelmäßig, als auf der Ebne: oder ſind ſie dort ſeltner und gleichförmiger? Wenn der Wind der Ebne, der in ſeinem Laufe mannigfaltig aufgehaltne und geſtörte Wind der Höhe iſt: ſo iſt das letztere zu vermuthen.

Auch hier kann uns das, was wir in den Straßen der Städte bemerken, zu einem Beyſpiele, und zu einem Vermuthungsgrunde dienen. Der Wind, der auf dem freyen Felde herrſcht, darf ſich nur wenig ändern: ſo ſind die Aenderungen des in jenen Straßen empfindbaren Windes ſehr merklich. Jeder, der täglich, bey verſchiedner Witterung, den Aufenthalt zwiſchen Gebäuden mit dem im offnen Felde abwechſelt, wird wiſſen, nicht nur, wie ganz anders er oft den Wind am erſtern Orte beurtheilt hatte, als er ihn am letztern fand: ſondern auch, daß er dort weit öfter, als hier, die Bewegung der Luft mit völliger Ruhe, und den Wind aus der einen Himmelsgegend mit dem aus einer andern hat abwechſeln ſehn. — In der Ebne ſind wir immer noch zwiſchen Mauern: denn wir ſind zwiſchen Gebirgen, wenn dieſe gleich entfernt und unſichtbar ſind; oder wir ſind vielleicht zwiſchen Ländern, die, ohne eigentliche Berge, ſich doch über die Meeresfläche mehr erheben, als das unſrige. Der Wind, der ſich gegen dieſe Mauern ſtößt, muß nothwendig mannigfaltiger wechſeln, als der, welcher unaufgehalten durch die freye Atmoſphäre geht. Jede abgeleitete und durch kleine Nebenurſachen gebrochne und zerrüttete Bewegung iſt immer veränderlicher, als die urſprüngliche, die nur durch groſse und allgemeine Urſachen hervorgebracht wird.

Daſs die Beſchaffenheit der Dinge wirklich ſo ſey, wie wir aus jener vorausgeſetzten Beantwortung der Frage gefolgert haben: dieſs wird durch mehrere Erſcheinungen andrer Art wahrſcheinlich gemacht. Eine derſelben iſt die gröſsre Regelmäſsigkeit in der Abwechſelung der Winde zwiſchen den Wendekreiſen. Auf die Gewiſsheit, mit welcher dort die ſo genannten Paſſatwinde zu beſtimmten Jahreszeiten zu erwarten ſind, und auf die gleichförmige Dauer derſelben, gründet die Schifffahrtskunſt vornehmlich ihre Maſsregeln bey den Reiſen nach Oſt- und Weſt-Indien. Dieſs ſcheint anzuzeigen, daſs die himmliſchen Körper, die auf die Atmoſphäre jener Zone in einer mehr verticalen Richtung wirken, und daher einen ſtärkern Einfluſs auf ſie haben, die Urſachen der regelmäſsigen Winde ſind. — Und wenn ein allgemeiner und regelmäſsiger Wind der Vater aller localen und unordentlich abwechſelnder Winde iſt: ſo ſind ſie zugleich als die erſten Urſachen des Windes überhaupt anzuſehn.

Zweyte Frage.

Es iſt ein andrer Umſtand bey den Winden, den ich mich nicht erinnere irgendwo erklärt gefunden zu haben. Das ſind die Windſtöſse.

Der Wind mag ſchwach, oder ſtark ſeyn: niemahls weht er ununterbrochen, und mit immer gleicher Heftigkeit. Es iſt nicht ein immerwährend fortfließender Strom der Luft, den man empfindet, wenn man gegen den Wind angeht: ſondern es ſind periodiſch wiederhohlte Stöße. Die Bewegung der Luft läßt wechſelsweiſe nach, und verſtärkt ſich wieder. Weht ein ſanfter Zephyr? Er erſtirbt zuweilen ganz, und läßt die Natur in völliger Ruhe, bis er gleichſam ſeine Kraft wieder geſammelt hat, um von neuem uns anzufächeln. Stürmt ein Orkan? Er äußert ſeine Wuth nur, indem er wechſelsweiſe aufbrauſet und ſich beruhiget. Auf Augenblicke des größten Ungeſtüms folgen immer Augenblicke des Nachlaſſes: und das, was der Sturm zerſtöret, ſchwemmt er nicht durch die Unaufhaltſamkeit ſeines Stroms, ſondern reißt es durch die Heftigkeit ſeiner Stöße mit ſich fort, oder zu Boden.

Dieſe Abwechſelungen des Nachlaſſes und der Verſtärkung des Windes folgen zuweilen in gleichen Zeiträumen und ziemlich regelmäßig auf einander. Dieß geſchieht beſonders, wenn der Wind ſelbſt ein anhaltender, und ein in der ganzen Atmoſphäre herrſchender Wind iſt: wie es die Winde um die beyden Nachtgleichen ſind. Bey den ſanftern Bewegungen der Luft, die ſich in allen Jahreszeiten, und auch in den ſchönſten Tagen einfinden, — und bey den plötzlichen und vorübergehenden Stürmen, die mit Gewittern verbunden ſind, iſt es zwar eben ſo merklich, daß die Bewegung durch

ab-

abgeſonderte, auf einander folgende Stöße geſchieht: aber die Folge dieſer Stöße iſt nicht regelmäßig; die Verſtärkung und der Nachlaß folgen, bald geſchwind, bald langſam, auf einander.

Aus der Wahrnehmung dieſer Erſcheinung entſteht nun die Veranlaſſung zu mehreren Unterſuchungen.

Zuerſt frage ich: iſt dieſe systole und diastole des Windes, dieſe Art von Pulsſchlägen in der Bewegung der Luft, die wir, in unſerm Himmelsſtriche und auf der Ebne, zu allen Jahreszeiten gewahr werden, allen Gegenden der Erde und allen Höhen der Atmoſphäre gemein, und allenthalben gleich merklich? Iſt beſonders auf den höchſten Gebirgen und auf dem offnen Meere, und iſt zwiſchen den Wendekreiſen, (wo, der Richtung nach, ſo beſtändige Winde wehen,) der Wind, in Abſicht ſeiner Stärke, eben ſo abwechſelnd als bey uns? Bewegt ſich an allen Orten die Luft nur ruckweiſe und durch Stöße, wie wir dieſe Bewegung bey uns finden?

Wenn dieß der Fall wäre: ſo würde ſich eine auffallende Analogie zwiſchen den Erſcheinungen der Gewitter und denen der Winde finden. Dort folgen die Blitze und die Donnerſchläge ebenfalls nur nach Zwiſchenräumen, und zwar nach ziemlich gleichen Zwiſchenräumen auf einander. Und die Urſache iſt, weil die elektriſche Materie, die ſich im Blitze entzündet hat, ſich erſt wieder eine Zeitlang ſammeln muß, ehe ſie zu einem zweyten Schlage reif iſt. Auf gleiche Weiſe würde man alſo glauben müſſen, daß die Kraft, welche die Bewegung der Luft beym Winde erzeugt, durch jeden Stoß gleichſam verzehrt werde: daß ſie ſich dann allmählig wieder ſammle und erneure: und daß ein zweyter Stoß erſt dann erfolge, wenn die Kraft wieder ergänzt, oder die Feder wieder geſpannt iſt, welche bey dem vorhergehenden Rucke des Windes aufgewandt worden, oder abgelaufen war.

Dieſer Umſtand würde uns weit eher auf Urſachen des Windes, die in der Atmoſphäre ſelbſt liegen, als auf ſolche, die von dem Einfluſſe der himmliſchen Körper und ihrer Bewegungen abhängen, ſchließen laſſen. Man könnte verſucht werden, ihn zu den elektriſchen Erſcheinungen zu zählen, bey welchen Exploſionen etwas weſentliches ſind. Wenigſtens ſcheinen Veränderungen auf unſerer Erde und in der Atmoſphäre, die ihren Anfang und ihr Ende haben, welche kommen und verſchwinden, und die ſelbſt in ihrer Dauer unterbrochen ſind, mit den immerwährenden und ununterbrochnen Bewegungen nichts gemein zu haben, durch welche die Weltkörper auf ihren Bahnen fortrollen. Hingegen ſehen ſie denjenigen Bewegungen ähnlich, welche wir in gewiſſen Körpern auf unſrer Erde, durch Reibung oder durch chymiſche Miſchungen: ſelbſt hervorbringen können.

Indeß, ſo gut wir die Bewegung der himmliſchen Körper, in Abſicht ihrer Bahn und ihrer Geſchwindigkeit, kennen: ſo wenig kennen wir die eigentliche Art ihrer Bewegung. Wer kann ſagen, ob dieſelben, durch abwechſelnde Momente von Ruhe und Bewegung, ſchrittweiſe auf ihren Bahnen fortſchreiten, wie der Zeiger an einer Uhr, oder ob ſie, wie ſchwimmende Körper, in ununterbrochnem Zuge gleichſam fortgleiten. Ja, die Analogie der ganzen Natur ſcheint für die erſtere Meinung zu ſeyn. — Allenthalben, wo wir, in uns und um uns herum, im Menſchen, in den Thieren und in den Gewächſen, auf dem Meere und in der Luft, Bewegungen ſehen und beobachten können: da finden wir ſie periodiſch. Alles geſchieht in der Natur durch eine Art von Pulsſchlägen, durch eine Folge von Schlafen und Wachen, durch Nachlaß und Anſpannung, durch einen wechſelsweiſen Hin- und Hergang von Bewegung zur Ruhe. Die himmliſchen Körper geben uns mit ihrem Kreislaufe das einzige Beyſpiel von ewiger Bewegung, bey welcher wir dieſe Unterbrechung nicht gewahr werden. Aber unſre Wahrnehmungen berechtigen uns eben ſo wenig, ſie zu leugnen. Ja, wenn wir erſt davon, aus andern Gründen, gewiß wären, daß der erſte Urſprung der Bewegungen in der Atmoſphäre, von der Bewegung der Erde und der Himmelskörper herkommt: ſo würde eben dieſer Umſtand, daß die Bewegung des Windes durch unterbrochne Stöße geſchieht, uns vermuthen laſſen, daß jenes allgemeine Geſetz auch von den Planeten in ihrem Kreislaufe beobachtet werde.

Vielleicht führt uns die Bemerkung jenes Geſetzes ſelbſt noch einmahl tiefer in die Geheimniſſe der Natur; vielleicht iſt ſie unfruchtbar an Folgen, und nur merkwürdig, weil ſie auffällt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Bewegung der Luft, der Analogie, nach welcher die Natur ihre Bewegungen durch Pulsſchläge zu regieren ſcheint, genau entſpricht. Es ſcheint von der einen Seite eine immer wirkende Kraft vorhanden zu ſeyn, welche, zu allen Zeiten, Bewegung in der Atmoſphäre unterhält: und von der andern ſcheint dieſe Kraft, ſo wie die Kraft des Herzens, durch wechſelsweiſe Ausdehnung und Zuſammenziehung zu wirken, und den Strom, den ſie in dem einen Augenblicke fortreibt, in dem folgenden zurückzuhalten.

Dritte Frage.

Dieſe wird vielleicht manchen lächerlich, und den meiſten nicht der Mühe werth ſcheinen aufgeworfen zu werden: aber genug, ich weiß ſie mir nicht auf eine befriedigende Art zu beantworten; und in der Unterſuchung der Natur iſt keine Erſcheinung eine Kleinigkeit. Selbſt Täuſchungen geben, indem ſie aufgedeckt werden, Veranlaſſung, die Wahrheit deutlicher einzuſehen.

Wie kömmt es, daß wir die Gewitterwolken nie, oder höchſt ſelten über unſerm Haupte entſtehen, ſondern immer, oder gemeiniglich von dem Horizonte gegen unſere Scheitel heraufziehen ſehn?

Ich laſſe es zweifelhaft, ob jenes nie, oder ſelten, und dieſes immer, oder gemeiniglich geſchehe: weil ich mich dunkel erinnere, von Fällen gehört zu haben, wo unter den Augen des Beobachters ſich eine Wolke bildete, aus welcher, nachdem ſie ſich mehr und mehr verdickt und ausgebreitet hatte, Blitz und Donner hervorbrachen. Aber außerdem, daß ich, obgleich von jeher ein ziemlich aufmerkſamer Beobachter des Himmels, nicht ein einziges Mahl in meinem Leben dieſe Erſcheinung geſehen habe; außerdem, daß ſelbſt die, welche es geſehen zu haben vorgeben, nur von einzelnen Blitzen und Donnerſchlägen reden, die aus ſolchen, ihrer Nähe, ſichtbar entſtandnen Wolken hervorbrachen, nicht von Gewittern, welche den ganzen Geſichtskreis einnahmen, und ganze Landſtriche durchzogen: außerdem, ſage ich, iſt wenigſtens die Anzahl der Gewitter, welche zu uns kommen, ohne allen Vergleich größer, als die Zahl der Gewitter, welche bey uns entſtehen.

Fragen wir an den Oertern nach, über deren Scheitelpunct das Gewitter ſtand, als wir es am Horizont ſahen, und von wo es über unſern Himmel heraufzog: ſo finden wir, daß es dort eben ſo wenig entſtanden, ſondern eben ſo wie bey uns aus der Fremde angekommen war.

Es iſt ſeltſam, daß, wenn ein Theil des Landes ſich von dem andern merklich unterſcheidet, oder durch natürliche Grenzen abgeſondert iſt, wie z. B. das Gebirge vom flachen Lande, — jede dieſer Abtheilungen gemeiniglich die andere für die Quelle und den Siz der Gewitter hält.

In unſerm flachen Schleſien z. B. glaubt der gemeine Mann, daß die Gewiter aus dem Gebirge kommen. Und die Sache hat Schein. Denn die Gewitter kommen gemeiniglich aus dem Mittage, oder aus der Gegend zwiſchen Mittag und Abende und dieſes iſt die Gegend, in welcher uns Einwohnern der Ebenen die Gebirge liegen; zu geſchweigen, daß jedermann die Gebirge als die Werkſtätte der Natur, wo ſie ihre großen Erſcheinungen vorbereitet, zu betrachten gewohnt iſt.

Aber dieſer Schein fällt weg, wenn man in das Gebirge ſelbſt kömmt, und den Gebirgsmann eben ſo zuverſichtlich behaupten hört, daß ihm die Gewitter vom flachen Lande zugeſchickt werden.

Darin ſind beyde einſtimmig, daß die Gewitter nicht nahe bey ihnen, oder an dem ihnen ſichtbaren Theile des Himmels entſtehen, ſondern, nachdem ſie ſich ſchon an andern Orten völlig gebildet haben, zu ihnen heraufkommen. — Wo iſt nun der Ort, wo ſich die Gewitter wirklich bilden, wo iſt ihre eigentliche Geburtsſtätte?

So nahe iſt ſie bey weitem nicht, als man zu glauben geneigt iſt, wenn man bloß aus dem Standpuncte ſeines Aufenthalts den Himmel beobachtet, oder auf das nicht Achtung gibt, was man leicht beobachten kann, wenn man dieſen Standort verändert.

Man reiſe nach Weſten und nach Süden, (den beyden Himmelsgegenden, aus welchen wir gemeiniglich die Gewitter kommen ſehen:) ſo wird man immer noch dieſelbe Erſcheinung wiederfinden, die wir bey uns erklärt wiſſen wollten. Dort, wie hier, kommen die Gewitter vom Mittage und Abend her, und ziehen vom Horizonte gegen den Scheitelpunct herauf. So weit wenigſtens, als meine Reiſen und meine beſtimmten Nachrichten reichen, habe ich das Land noch nicht gefunden, welches die Gewitter als einheimiſche Producte ſeiner eignen Atmoſphäre, nicht als eingewanderte Producte eines fremden Himmelsſtrichs anſähe. Allenthalben, wo ich war, ſahe ich die Gewitterwolke zuerſt von weitem und am Horizonte, hörete immer erſt den Donner dumpf in der Ferne rollen, ſahe die Blitze ſich am Horizonte ſchlängeln: und erſt dann, wenn jene Wolke allmählich näher kam, verdunkelte ſich der Himmel über meinem Haupte, wurden die Blitze leuchtender, folgten die Donner ſchneller auf einander, und wurde die Atmoſphäre ſelbſt, in der ich mich befand, mit dem Gewitter angefüllt.

Wenn wir, indem wir eine Donnerſchwangere Wolke am Abend-Horizonte ſtehen ſehen, uns in dieſem Augenblicke an den Ort begeben könnten, wo ſie jetzt ihren Regen und ihre Blitze ausſchüttet: ſo würden wir, bey eingezognen Erkundigungen, erfahren, daß vor ein Paar Stunden auch dort wieder die Wolke am Horizonte geſehen wurde, daß auch dort ſie allmählig heranzog. So von Station zu Station verfolgt, würde ſich der erſte Standort des Gewitters, — der, wo man deſſen Entſtehung annehmen könnte, — immer weiter und weiter entfernen. Und doch muß es einen ſolchen geben. Aber wo iſt er? Wo iſt die Gegend der Erde, wo die Gewitter nie, oder doch ſelten vom Horizont hinaufziehn, ſondern ſich hoch am Himmel, und nahe am Scheitelpuncte bilden? Iſt ſie auf dem Ocean, iſt ſie in den heißen Zonen zu finden? Darüber ſagen die Reiſebeſchreiber nichts. Wenigſtens iſt mir kein poſitives Zeugniß eines derſelben bekannt. Und doch müßte, dünkt mich, einem nur halbaufmerkſamen Menſchen die Erſcheinung außerordentlich auffallen, wenn er, der in ſeinem Vaterlande die Gewitterwolke immer in der Ferne eher, als in der Nähe, und den Himmel nur durch ihren allmähligen Heranzug ſich bedecken ſah, an einen Ort ankäme, wo er für gewöhnlich die Gewitterwolken am heitern Himmel über ſeinem

Haupte entſtehen, und ſich vom Scheitel aus gegen den Horizont ausbreiten ſähe.

Oder iſt in den Phänomen eine optiſche Täuſchung? Muß man ſich die Sache vielleicht ſo vorſtellen, daß zwar zur Zeit, wenn ein Gewitter entſteht, die Materie, welche das Licht aufhält und alſo die Dunkelheit verurſacht, die, welche den Regen gibt und die Exploſion des Blitzes veranlaßt, durch unſere ganze Atmoſphäre, — über unſerm Scheitel ſowohl, als am Horizont, — gleich verbreitet iſt; daß ſie uns aber am Horizonte eher ſichtbar wird, weil wir dort, gleichſam perſpectiviſch, eine größere Maſſe dieſer Materie zuſammen gedrängt ſehn, indeß ſie in den unſerm Scheitelpuncte näher gelegnen Theilen des Himmels noch zu ſehr zerſtreut erſcheint, als daß ſie das Licht verdunkeln, und ſichtbare und ſchwarze Wolken formiren könne. Dann aber, wenn ſie ſich immer mehr und mehr anhäuft, kömmt vielleicht endlich die Finſterniß, und mit ihr Donner und Blitz in unſern Zenith. — Nach dieſer Erklärung würden die Wolken nur heraufzuziehn ſcheinen: im Grunde aber würden ſie an allen Orten, welche das Gewitter trifft, zugleich entſtehn; und die allmählige Verdickung der elektriſchen und wäßrigen Dünſte würde nur durch einen optiſchen Betrug von uns für eine Annäherung gehalten werden.

Aber außerdem, daß hierbey der Ausſage der Sinne zu unmittelbar widerſprochen wird, welche die annähernde Bewegung der Gewitterwolke ſo deutlich wahrnehmen, ſteht jener Erklärung noch der Umſtand entgegen, daß wir den Blitz auch ſchon am Horizonte ſehen, und den Donner von ferne hören, wenn die Atmoſphäre über und um uns noch von beyden frey iſt. Es ſteht ihr der Umſtand entgegen, daß wir die Reiſe der Gewitterwolken in der Succeſſion der Verwüſtungen, die ſie anrichten, ganz augenſcheinlich bemerken können.

Noch einmahl alſo: wo iſt das Vaterland der Gewitter? In welcher Erdzone bilden ſich zuerſt die Gewitterwolken, die wir, ſchon völlig gebildet, nur herbeykommen ſehen?

Eine zweyte Frage hängt mit dieſer zuſammen, und würde vielleicht durch deren Beantwortung auch ihre Auflöſung finden. Warum kommen die Gewitter ſämmtlich, oder größtentheils aus Abend und Mittag? Ich geſtehe wieder, daß ich von Hörenſagen weiß, daß auch aus Morgen und Mitternacht Gewitter kommen können; und es geht die Rede unter dem gemeinen Manne, daß die Gewitter, die aus dem Morgen kommen, die ſchwerſten ſind. Aber ich geſtehe, daß ich dieſe Erfahrungen nicht ſelbſt gemacht habe, und daß alle, von mir beobachteten, Gewitter ihren Lauf von Weſten und Süden nahmen. Ich geſtehe auch, daß ich gegen die ſeltnern Wetterbeobachtungen, die ich nicht mit Tag- und Jahreszahl bezeichnet, und mit allen Umſtänden ausführlich und pünctlich erzählt höre, ſehr mißtrauiſch bin, weil ich weiß, wie wahr die Frau v. Sevigne ſagt, daß wir von der Witterung ſo reden, als wenn wir erſt ein Jahr in der Welt gelebt hätten. Unſre eigne Erfahrungen mögen noch ſo oft einen ſolchen Ausſpruch widerlegt haben: wir vergeſſen unſre Erfahrungen und wir behalten uns das, was wir haben ſagen hören.

An und für ſich läßt ſich allerdings von dem Erdgürtel, über welchen die Sonne ihren Lauf in verticaler Richtung nimmt, vermuthen, daß ſich in ihm die Gewitter zuerſt erzeugen, und von da über andre Gegenden verbreiten müſſen. Die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß die Sonnenhitze zu den Urſachen der Gewitter gehört. Denn je ſtärker und anhaltender dieſe iſt: deſto ſchwerere Gewitter pflegen zu entſtehn. Wo alſo die Strahlen der Sonne am kräftigſten wirken, da muß ſich nach aller Wahrſcheinlichkeit das elektriſche Fluidum am häufigſten ſammeln. Alſo daß der Mittag die Gewitter-Religion iſt, iſt einiger Maßen begreiflich. Aber warum iſt es auch der Abend? Warum kann nicht Südoſt eben ſo gut und eben ſo oft uns Gewitter zuſchicken, als Südweſt? Iſt vielleicht die vereinigte Wirkung von Meer und Sonne dazu nöthig, um elektriſche Dünſte zu erzeugen, oder die vorhandnen Dünſte zu elektriſiren? In dieſem Falle würden allerdings unſere Länder ihre Gewitter von Süden, als der Gegend, wo die Sonne läuft, und von Weſten, als der Gegend, wo der Ocean uns am nächſten iſt, und alſo aus Südweſt zu erwarten haben.

Das Reſultat von dieſem allen iſt: daß es zur Beförderung der Witterungslehre äußerſt zu wünſchen wäre, daß denen, die weite Reiſen thun, Anweiſungen gegeben würden, das Eigenthümliche der Naturerſcheinungen in den Ländern, welche ſie beſuchen, zu beobachten, und mit den ähnlichen Erſcheinungen unſers Himmelsſtrichs zu vergleichen. Selten trifft man auf einen Reiſenden, der in ſeinem Vaterlande die Natur und die Menſchen ſorgfältig genug ſtudirt hätte, um von den Verſchiedenheiten, die er im Phyſiſchen und Moraliſchen fremder Länder antrifft, ſo wie er ſollte, frappirt zu werden. Noch ſeltner iſt es, einen zu finden, der dieſe Aufmerkſamkeit auf die Witterungserſcheinungen gerichtet hätte, und im Stande wäre, durch die Vergleichung der einheimiſchen mit den ausländiſchen, ſowohl dem Leſer, welcher dem fremden Himmel nie ſah, einen deutlichen Begriff von deſſen Beſchaffenheit zu geben, als ihm zu lehrreichen Folgerungen aus der Vergleichung der beyderſeitigen Beobachtungen zu verhelfen.

Inhalt.

Seite

Die Tugend macht den Menſchen glücklich . . . 1

Einige Betrachtungen, veranlaßt durch das Dekret der Nationalverſammlung in Frankreich über die Güter der Geiſtlichkeit 19

Uiber fehlſchlagende Erwartungen . . . 107

Uiber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden 129

Uiber die Veränderungen unſrer Zeit in Pädagogik, Theologie und Politik . . 171

Das Chriſtenthum, als Lehrgebäude und als Inſtitut betrachtet. Ein Fragment . 259

Uiber einen Satz aus der Ethik des Spinoza. Ein Fragment 317

Seite

Uiber die Grenzen des bürgerlichen Gehorſams und den Unterſchied von Theorie und Praxis 325

Ernſthafter Commentar über einen Scherz 379

Fragen, die Witterungslehre betreffend . 413

* * *

Christian Garve's
ſämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Enthält:

Sammlung einiger Abhandlungen.

Garve III. T.

Mathieu del.

Prüfung der Faehigkeiten

Sammlung
einiger
Abhandlungen.

Von

Christian Garve.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Breßlau 1801.

Ming. 525
[illegible] 572

Vorrede.

Ich habe dieſe Abhandlungen zuſammendrucken laſſen, weil einige meiner Freunde dieſelben zu beſitzen wünſchten, ohne ſich das groſſe Werk anſchaffen zu dürfen, in welchem ſie zerſtreut ſind. Da dieſelben für eine periodiſche Schrift verfertiget worden, an welcher mehrere Theil hatten: ſo wird ſich der Leſer an das Wir nicht ſtoßen, mit welchem der Verfaſſer von ſich ſelbſt redet, und welches Schriften dieſer Art eigen zu ſeyn pflegt.

Ich habe dieſe Aufſätze beynahe ganz unverändert gelaſſen, nicht weil ich ſie für vollkommen halte, ſondern weil ich jetzt außer Stande bin, große Verbeſſerungen zu machen, und kleine für den Nutzen, den ſie ſtiften, zu mühſam finde. Uiberdieß macht oft die Veränderung, die in dem Gemüth oder den Umſtänden eines Schriftſtellers vorgegangen iſt, daß er Stellen ſeiner ehemahligen Schriften zu verbeſſern glaubt, wenn er ſie bloß ſeiner jetzigen Lage und Denkungsart gemäßer macht. Endlich iſt es entweder an ſich, oder nur mir insbeſondere ſchwer, den Faden *alter* Gedanken ſo vollſtändig wiederzufinden, daß er anders geleitet werden kann, ohne zerriſſen zu werden. Ich finde es weit leichter, eine Materie von neuem durchzudenken, als einzelne Stücke derſelben nach einem alten Plane zu bearbeiten.

Unter allen ſcheint mir jetzt die Abhandlung vom Intereſſirenden am meiſten einer Verbeſſerung zu bedürfen. Sie iſt zu weitſchweifig, zuweilen mit einer unnützen Metaphyſik überladen; und oft mit Betrachtungen ausgeziert, die nicht nothwendig zum Hauptſtoffe gehören.

Folgender Plan ſcheint mir jetzt der einfachſte, kürzeſte und richtigſte zu ſeyn.

Intereſſe im eigentlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung an dem Gewinnſte oder Verluſte eines andern. Intereſſe im figürlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines andern. So vielerley Arten der Beſchäftigungen der Seele es gibt, wann Gegenſtände auf uns ſelbſt wirken: eben ſo viele Arten der Theilnehmung oder des Intereſſes gibt es auch, wann dieſe Gegenſtände auf andre wirken. So wie die Vorſtellungen unſers Verſtandes, unſre Gemüthsbewegungen und unſre Schickſale uns unmittelbar einnehmen: ſo können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines andern uns durch die Theilnehmung beſchäftigen, das heißt, uns intereſſiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines andern alsdann am erſten Theil, wenn ſie ſo klar, ſo einleuchtend, und von ſo begreiflichem Nutzen ſind, es ſey zum menſchlichen Leben oder zur Auflöſung von Schwierigkeiten, daß wir ſie leicht zu unſern eignen Gedanken machen können, und Luſt haben, uns darauf einzulaſſen. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derſelben, in ihren Ausbrüchen oder in ihrer Schilderung erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten andrer Theil, wenn dieſe wahrſcheinlich, anſchauend, deutlich und erheblich ſind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Perſonen verſetzen zu können; dieſes, um in dieſer Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten auf uns gewahr zu werden.

In einigen Werken des Genies ſind alle dieſe Arten von Intereſſe vereiniget, als, zum Beyſpiele, im Drama; faſt in allen ſind einige derſelben vermiſcht. Uiberhaupt aber gehört zu dieſer Theilnehmung eben ſo wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhörers, als ein Grad von Wirkſamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenſtände intereſſiren allgemein, die, um an ſich und nach ihrer Brauchbarkeit verſtanden zu werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntniſſe erfordern, als die allen wohlerzogenen Menſchen gemein ſind. Diejenigen intereſſiren nur eine gewiſſe Claſſe, die Erfahrungen oder Neigungen einer beſondern Art vorausſetzen.

Man kann ſagen, das Intereſſe der Gedanken oder der Empfindungen ſey die Grundlage, worauf ſich das Intereſſe der Begebenheiten ſtützt, weil dieſe nur inſofern wichtig werden, als ſie die Urſachen von einem von beyden ſind.

Chr. Garve.

Verſuch

über die

Prüfung der Fähigkeiten.

Wenn das Hauptwerk der Erziehung darinnen beſteht, den Fähigkeiten der Seele Beſchäftigung und den Neigungen ihre gehörigen Gegenſtände zu geben: ſo wird ihr erſtes Geſchäft ſeyn müſſen, dieſe Fähigkeiten zu kennen. Aber wie ſchwer und wie mißlich iſt dieſe Unterſuchung! Wodurch will man die Fähigkeiten des Geiſtes kennen lernen, wenn man ihn nicht handeln ſieht? Und doch, was kann es in dieſem Alter für Verrichtungen geben, bey denen dieſe Fähigkeiten merklich würden? Es geht mit der Bildung der Geiſter, wie mit der Entſtehung der Körper. Wir werden dieſe letztern nicht eher gewahr, als bis ſie ſchon eine merkliche Größe erreicht haben, und ſchon lange über die Epoque hinaus ſind, wo ſich ihre Beſtandtheile zuſammenfügten, und durch ihre Lage und ihre Geſtalt die Beſchaffenheit und Erſcheinungen des künftigen Dinges beſtimmten. Eben ſo erkennen wir die Vollkommenheiten eines Geiſtes erſt alsdann, wann ſie an wichtigen Gegenſtänden geübt werden; aber dann iſt es gemeiniglich ſchon zu ſpät, die

Wahl iſt geſchehen, und nur der glückliche oder unglückliche Erfolg läßt uns auf die Anlage der Seele ſchließen, die dieſen Gegenſtänden angemeſſen war. In der That, wie viel Kenntniß der Seele und was für eine feine Beobachtung gehört dazu, wenn man in kleinen Wirkungen eben die Kraft, die große hervorbringen könnte, in nichtswürdigen Beſchäftigungen das Genie, und ſelbſt in Ausſchweifungen und Fehlern die Vorzüge des Geiſtes erkennen ſoll? Wenn nicht hier der Zufall oft mehr thäte, als die Klugheit und die Wahl, oder wenn nicht die Natur, mit vorzüglichen Fähigkeiten für gewiſſe Sachen, auch eine vorzügliche Neigung dazu verbunden hätte, ſo würden die meiſten Talente erſtickt oder ſchlecht angewendet werden.

Alſo, wenn das der einzige Endzweck dieſer Unterſuchung wäre, dem Menſchen ſeine Beſtimmung und ſeine Geſchäfte anzuweiſen, ſo könnte man ſie getroſt aufgeben. Der Richterſtuhl, der über die Fähigkeiten junger Bürger in einem Staate den Ausſpruch thun, und jedem ſeine Lebensart nach dieſem Ausſpruche zuerkennen ſollte, iſt einer von den ſchönen Vorſchlägen, die zu weiter nichts dienen, als ihre Erfinder zu beluſtigen. Die Natur will nicht haben, daß ſich unſre Weisheit in alle ihre Werke miſchen ſoll; und am Ende macht ſie es doch vielleicht eben ſo gut, als wir es mit unſrer ganzen Klugheit würden gemacht haben.

Aber um den erwachſenen Mann mit ſeinen eignen Kräften bekannt zu machen, ihm, wenn der Zufall ihn gerade an die rechte Stelle geſtoßen hat, mehr Zufriedenheit zu geben, oder wenn er an die unrechte gekommen iſt, ihm wenigſtens einen Zeitvertreib zu zeigen, der ſich beſſer für ihn ſchickt, als ſeine Geſchäfte; endlich wenigſtens von den Erſcheinungen in dieſer Sphäre Grund anzugeben, und die ſeltſame Vereinigung zu erklären, die man ſo oft in demſelben Menſchen zwiſchen großem Verſtande und großer Einfalt, zwiſchen ausnehmenden Talenten und einer ungewöhnlichen Unfähigkeit, zwiſchen großen Kräften und einer völligen Ohnmacht gewahr wird, dazu iſt dieſe Unterſuchung nützlich. Kann wohl die Philoſophie, wenn ſie nun einmahl nicht zugelaſſen wird, die Dinge in der Welt zu beſſern, etwas anders thun, als das, was geſchieht, zu beſchreiben? und wenn ſie nicht an der Spitze des Heers gehen kann, als Befehlshaber, um die Begebenheiten zu lenken; ſo muß ſie wenigſtens hinter her gehen, als Geſchichtſchreiber, um ſie aufzuzeichnen.

Alle Unterſuchungen, die man zu dem Ende anſtellen müßte, theilen ſich in zwo Claſſen. Entweder ſammlet man die Kennzeichen, aus denen man auf gewiſſe Fähigkeiten der Seele ſchließen kann. Dieſer Theil iſt lang und beruhet auf einer Reihe von Beobachtungen, zu denen jeder einzelne Menſch nur einen Beytrag thun kann. Oder man beſtimmt für jede Fähigkeit die Art von Geſchäften, die ſie am beſten auszurichten im Stande iſt. Dieſer Theil würde leicht ſeyn, wenn es möglich wäre, jede Art von Geſchäften durchaus zu kennen, ohne ſelbſt die Fähigkeit zu beſitzen, ſie auszuführen.

Um zu wiſſen, wie ſich gewiſſe Fähigkeiten der Seele äußern, muß man dieſe Fähigkeiten erſt unterſcheiden.

1. Die erſte Fähigkeit, der Grund aller übrigen, und die, welche die Stärke und Beſchaffenheit der andern beſtimmt, iſt das Vermögen zu empfinden. — So iſt der Gang der Natur! Zuerſt empfängt die Seele eine Menge Eindrücke, das Gedächtniß erhält ſie, die Einbildungskraft ſetzt ſie zuſammen, der Verſtand ſammlet das Aehnliche in denſelben, und verwandelt die Eindrücke in Ideen, die Vernunft endlich bringt dieſe Ideen in Verbindung und erbaut ſich daraus das Syſtem ihrer Grundſätze und ihrer Regeln. Die Empfindungen ſind alſo der Stoff, welchen die übrigen Fähigkeiten bearbeiten. Iſt dieſer feſt und dauerhaft, ſo iſt weiter nichts als ein geſchickter Künſtler dazu nöthig, um vortreffliche Werke daraus zu machen; iſt er ſchwach und untauglich, ſo wird ſelbſt eine Meiſterhand und die weiſeſte Anwendung nur etwas Mittelmäßiges hervorbringen.

Von der Empfindung ſollte alſo der Anfang dieſer Unterſuchung, ſo wie der Erziehung überhaupt, gemacht werden. Sind die Eindrücke, die

die Seele des Kindes von ſich ſelbſt und von den Sachen außer ſich empfängt, richtig, mit den Gegenſtänden übereinſtimmend, tief und dauerhaft: ſind ihre Empfindungen wahr und ſtark? daß iſt die Frage, die man zuerſt entſcheiden muß. Ich ſetze mich in die Stelle des Vaters und Lehrers, und folge dem Kinde in allen ſeinen Bewegungen.

1. Das erſte, worauf ich Acht haben werde, iſt, ob das Kind die Sachen, die es einmahl empfunden hat, geſchwind und leicht wieder erkennt. Dieſe Beobachtung werde ich ſelbſt zu der Zeit anſtellen, wo das Kind für dieſe Empfindungen noch keine Worte hat. Der Schluß ſelbſt iſt klar. Um eine Sache wiederzuerkennen, iſt nöthig den alten und den gegenwärtigen Eindruck zu vergleichen. Je geſchwinder dieſe Vergleichung geſchieht, deſto merklicher müſſen die Spuren ſeyn, die die Sache in der Seele zurückgelaſſen hat. Man ſieht zugleich, warum dieſes Merkmahl bey Kindern richtig iſt, und bey Erwachſenen trügt. Die Seele der erſten beſchäftigt ſich ganz allein mit Empfindungen; ihre Aufmerkſamkeit iſt niemahls zwiſchen den ſinnlichen Gegenſtänden und allgemeinen Ideen getheilt; und das Maaß der Stärke alſo, mit welchem ſie empfindet, iſt zugleich das Maaß ihrer Kraft überhaupt. Bey den andern hängt die Leichtigkeit, die alten Gegenſtände wiederzuerkennen, nicht bloß von dem Nachdrucke, mit dem man ſie zuerſt empfunden hat, ſondern auch von dem Grade der Aufmerkſam-

ſamkeit ab, den man jetzt auf ſie wendet; und für die Empfindung bleibt nur ſo viel von der Kraft der Seele, als zum Denken nicht nöthig iſt.

2. Ein ander noch allgemeineres und ſicheres Merkmahl iſt es, wenn das Kind eine große Aufmerkſamkeit auf den jedesmahligen Gegenſtand ſeiner Empfindung hat, und ſich durch die übrigen Sachen, die jetzt nicht eigentlich zu ſeiner Betrachtung gehören, wenig oder gar nicht zerſtreuen läßt. Jedermann wird ſich erinnern, dieſen Unterſchied an Kindern bemerkt zu haben. Einige werden von dem Anblicke keiner einzigen Sache ſo ſtark gerührt, daß ſie eine Zeitlang bey derſelben verweilen, ſie ſehen alles an, ohne irgend etwas zu bemerken; unter der Menge von Dingen, die um ſie ſind, irret der Sinn und die Seele beſtändig von einem Gegenſtande zum andern, ohne bey einem einzigen ſtille zu ſtehen; oder vielmehr, ſie verhalten ſich gegen alle nur leidend, nehmen alle Eindrücke an, wie ſie ihnen von ungefähr in die Sinne fallen, ohne einem einzigen freywillig den Vorzug zu geben.

Andre ſind immer nur mit einem Gegenſtande auf einmahl beſchäftigt. Ihre Augen oder Ohren haben immer etwas Feſtes und Beſtimmtes, worauf ſie ſich richten. Unter einem noch ſo großen Haufen von Sachen oder Perſonen unterſcheiden ſie augenblicklich das Bekannte vom Fremden, gehen unachtſam bey dem einen vorbey, und ſehen dafür das andre ſo lange ſtarr und unverwandt an, bis ſie ungefähr damit eben ſo bekannt worden ſind, wie mit den übrigen.

Wenn man das Uibrige gleich ſetzt, ſo kann man mit Recht vermuthen, daß die Bilder in der Seele des letztern beſſer und richtiger ſind, als in der erſten.

Dieſe Gabe, viele Dinge nicht zu ſehen und nicht zu hören, um von einer recht gerührt zu werden, die Aufmerkſamkeit mit einem Worte, iſt ſowohl die Urſache als der Beweis ſtarker Empfindungen. Die Urſache, weil, wo mehr Kraft angewendet wird, die Wirkung größer ſeyn muß; der Beweis, weil die Seele von jeder Sache um ſo viel mehr an ſich gezogen wird, je größer die Thätigkeit iſt, in die ſie die Seele ſetzt. Iſt die Seele nur zu leichten und gleichſam nur berührenden Eindrücken fähig; ſo werden ſie niemahls über die Zerſtreuungen die Oberhand behalten; die Kraft der Seele wird unter alles gleich ausgetheilt, und durch dieſe Theilung verzehrt. Heftige Wirkungen hingegen werden die Aufmerkſamkeit, auch ohne ihren Willen, auf die Gegenſtände feſthalten, die ſie erregen.

3. Ein drittes, aber mehr zweydeutiges Kennzeichen iſt ſchon immer bey dieſer Unterſuchung gebraucht worden; die Lebhaftigkeit meine ich, und die Geſchäftigkeit des Geiſtes. Die Wahrheit, die zum Grunde liegt, iſt dieſe: Je beſſer und lebhafter die Bilder ſind, die die Seele durch die Em-

pfindungen erhält, deſto größer iſt das Vergnügen über dieſelben, und deſto größer das Verlangen nach neuen.

Die Begierde alſo, mit welcher wir gewiſſe Seelen immer neue und neue Gegenſtände ihrer Empfindung aufſuchen ſehen, und die Behendigkeit, die dieſe Begierde allen ihren Handlungen gibt, könnte ein Beweis von der Güte ihrer Empfindungen ſeyn, wenn nur dieſe Munterkeit nicht oft einer gewiſſen Beharrlichkeit entgegen wäre, welche jedem Eindrucke Zeit genug läßt, ſich in den Seelen feſtzuſetzen, ehe ein neuer auf ihn folgt. Ein ſchneller Uibergang von einer Sache zur andern zeigt freylich eine wirkſame Seele, aber er löſcht zu leicht einen Eindruck durch den andern aus, und zerſtört die Wirkung, indem er den Gegenſtand zu oft abändert.

Man ſieht alſo, wie leicht hier der Irrthum iſt. Ein langſamer Fortgang von einem Gegenſtande zum andern, der bey Kindern oft für Dummheit angeſehen wird, kann eben die Urſache ihres künftigen Verſtandes ſeyn, weil er für ihn eine Reihe unterſchiedner und ſorgfältig gezeichneter Bilder ſammlet. Und die Flüchtigkeit der andern, über die man ſich als eine unfehlbare Verkündigung eines fähigen Geiſtes freuet, verwirrt und vermiſcht dieſe Bilder, und gibt der Reflexion, wenn ſie endlich ihr Amt anfangen will, nichts als ein Chaos von halbverlöſchten und verworrnen Zügen, aus denen ſich nichts zuſammenſetzen läßt. Die Kunſt beſteht alſo darinnen, zu unterſcheiden, ob die Seele aus Trägheit und Verdroſſenheit ſo ſchwer die alten Gegenſtände verläßt, oder ob es aus einer gewiſſen Art von dunkler Betrachtung herrührt, die ſie darüber anſtellt.

4. Die unmittelbarſten Wirkungen der Empfindungen ſind die Begierden. Man kann alſo dieſe brauchen, um auf jene zurückzuſchließen; und da ſich die Begierden eher als die Fähigkeiten entwickeln, ſo iſt dieß auch der erſte Weg der Unterſuchung, die Talente aus den Leidenſchaften zu beurtheilen.

Sind dieſe rauſchend und heftig, aber vorübergehend, ſo ſind die Eindrücke in der Seele ſchnell, aber flüchtig. Sind ſie ruhig, aber dauerhaft, ſo iſt die Empfindung langſam, aber tief. Iſt zwiſchen den Begierden und ihren Gegenſtänden ein gewiſſes Verhältniß, geſetzt auch, daß ſie zuweilen darüber hinausgehen ſollten, ſo kann man in den Begriffen Ordnung und Richtigkeit vermuthen. Ausſchweifende oder ganz verkehrte Leidenſchaften, ohne alles wenigſtens ſcheinbare Verhältniß mit dem Gute, auf welches ſie gerichtet ſind, zeigen Zerrüttung und Undeutlichkeit in den Bildern an, die die Dinge von ſich in der Seele abgedrückt hatten. Ein Mangel aller Leidenſchaften iſt das untrüglichſte Kennzeichen der Dummheit.

5. Aber die genaueſte und ſchärfſte Prüfung läßt ſich durch die Beobachtung des Geſchmacks anſtellen. Für diejenige Claſſe von Empfindungen iſt das Vermögen der Seele am fähigſten, in der ſie das Schöne vom Häßlichen am leichteſten und richtigſten unterſcheidet. Nach der Einrichtung der Natur bringt, wenn die ſinnlichen Werkzeuge richtig und die Seele nicht unfähig iſt, das Schöne Vergnügen und das Häßliche Verdruß hervor. Aber nicht bey allen Gegenſtänden iſt dieſe angenehme oder unangenehme Empfindung gleich ſtark. Das Auge eines Malers empfindet weit mehr Verdruß über eine unrichtige Geſtalt, als ſein Ohr über eine Disharmonie; hingegen ſieht der Tonkünſtler die abgeſchmackteſte Zeichnung ohne Ekel, und geräth bey falſchen Tönen oder bey verfehltem Takte außer ſich.

Man kann alſo dieſe Beobachtung auf zweyerley Art brauchen.

Einmahl das Empfindungsvermögen überhaupt zu beurtheilen. Ein Menſch, dem alles gleichgiltig iſt, der das Schlechte und Gute mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, und auf den Harmonie, Ordnung und Schönheit keine Wirkung thun; deſſen Eindrücke müſſen an und vor ſich ſchlecht, unrichtig und ſchläfrig ſeyn: denn wenn das Bild von der Sache ſelbſt richtig gefaßt iſt, ſo iſt dieſe begleitende Empfindung von Luſt oder Unluſt unausbleiblich.

Zum andern die Art von Gegenſtänden zu beſtimmen, zu denen jede Seele die beſte Anlage hat, nähmlich für die, wo ſie am leichteſten und genaueſten das Gute nicht nur vom Schlechten, ſondern auch vom Mittelmäßigen unterſcheidet, wo ihre Unterſcheidungen die feinſten, und ihr Vergnügen und ihre Unluſt die lebhafteſten ſind. Es würde dieſe Art von Prüfung weit vollkommner werden, wenn es möglich wäre, von jeder Art der ſinnlichen Gegenſtände dem Kinde die ſchönſten und vortrefflichſten vorzuſtellen, um an ihnen ſeine Empfindung zu prüfen. Wenigſtens wäre es doch billig, anſtatt das Auge und das Ohr des Kindes von Jugend auf an Mißgeſtalten und Disharmonie zu gewöhnen, und es gegen den natürlichen Ekel davor abzuhärten, es lieber durch richtige Zeichnung und wohlklingende Töne ſchon zuvor einzunehmen, und ihm ſeine erſten Vergnügungen zu einem Muſter zu machen, nach denen es ſchlechtere beurtheilen und verwerfen lernte.

6. Das wären alſo ſolche Kennzeichen der Empfindung, die ſelbſt Urſachen oder Wirkungen der Sache ſind, die ſie bezeichnen. Es gibt aber andre, die mehr Anzeichen als Merkmahle ſind, die ganz auf der Oberfläche liegen, die bey den einzelnen Menſchen am leichteſten bemerkt werden, und ſich doch, weil ſie ſo mannigfaltig und ſo veränderlich ſind, am ſchwerſten in eine allgemeine Regel verwandeln laſſen.

Das Wichtigſte dieſer äußern Merkmahle iſt der Bau der Werkzeuge. Ein lebhaftes, munteres und feuriges Auge iſt daher immer mit Recht für das Zeichen eines fähigen Geiſtes gehalten worden, weil es die Quelle der vornehmſten und meiſten Empfindungen, oder, wie Milton ſagt, das große Thor der Weisheit iſt.

Die Munterkeit und das äußere Betragen, die Beweglichkeit und Thätigkeit des Körpers iſt ein ander ſolches Mermahl. So wie der Schlaf die Beraubung aller Empfindung iſt, ſo iſt die Schläfrigkeit die Schwächung derſelben. Eine Seele, die immer mit gewiſſen Gegenſtänden beſchäftiget iſt, ſetzet auch ihren Körper in Bewegung, und verhindert die Erſchlaffung der Nerven, aus der die Trägheit entſteht. Wenn hingegen die Seele leer oder nur ſchlecht gerührt iſt, ſo wirkt ſie in ihren Körper eben ſo langſam und eben ſo ſchwach, als auf ſie war gewirkt worden, und der Menſch verſinkt in Langeweile und Müdigkeit.

7. Aber ein Merkmahl, welches ſeltner beobachtet wird, iſt die Unfähigkeit eines jungen empfindenden Kopfs zur Erlernung abſtrakter Begriffe, oder der Wörter die ſie ausdrücken. Man hört ſo oft über die Ungelehrigkeit von Kindern klagen, die allenthalben, nur nicht in ihren Lehrſtunden verſtändig ſcheinen. Ganz gewiß müſſen alsdann entweder die Sachen nicht gut für ſie gewählt ſeyn, die man ſie lehrt, oder der Lehrer unterſcheidet die

Gabe, bloß andrer Gedanken zu behalten, nicht von der Fähigkeit ſelbſt zu denken. In einem je höhern Grade es die letztere beſitzt, deſto weniger wird es von der erſten haben, beſonders von den unfruchtbaren Gegenſtänden, mit denen man gemeiniglich den Unterricht anfängt. Eine Seele, die mit wirklichen Bildern von Dingen erfüllt iſt, wird ſich ſehr ungern von denſelben zu bloßen Worten wegwenden, die es nicht verſteht; und je lebhaftere Eindrücke es bekömmt, mit deſto größerm Widerwillen wird es ſich die Gewalt anthun, Sachen zu behalten, die ohne alle Eindrücke ſind.

Die Geſchichte der Genies hat dieſe Anmerkung beſtätigt, und oft das Urtheil ihrer erſten Schullehrer widerlegt.

Nur noch zwey Worte über dieſe ganze Materie. —

Erſtlich: Es iſt nichts ſchwerer, als die Empfindungen anderer zu beurtheilen oder zu vergleichen. Unſre Sprache drückt das ſinnliche Bild bloß durch den Nahmen des Gegenſtandes aus. Jeder erinnert ſich alſo bey dem Worte an ſeine eigne Idee, aber keiner erfährt die Idee des andern. Die Mittheilung der Gedanken beſteht nicht ſowohl darinnen, in dem andern eben die Eindrücke hervorzubringen, die wir ſelbſt haben, ſondern nur die Eindrücke wieder zu erwecken, die durch eben die Gegenſtände bey ihm hervorgebracht werden. Unſre ſinnlichen Begriffe ſind lauter Verhältniſſe. Das

Abſolute in denſelben könnte ſich völlig ändern, und alle unſre Ausdrücke würden noch können dieſelben bleiben, wenn nur die Aenderung durchgängig und auf eine gleichförmige Art geſchähe. Um alſo zu wiſſen, wie empfindet ein anderer, müſſen wir unterſuchen, was fängt die Seele mit ihren Empfindungen an? und der Gebrauch, den jemand von den Bildern macht, die in ſeiner Seele geſammlet ſind, zeigt am erſten, wie dieſe Bilder beſchaffen ſind. Man wird dieſes nirgend ſo gewahr, wie bey den nachahmenden Künſtlern. Würde man wohl aus der beſten Beſchreibung eines Malers ſchließen, daß er was anders und beſſers ſieht, als wie andere? Sobald er durch Worte mittheilen ſoll, ſo ſchränkt ſich ſeine Empfindung bloß auf das Allgemeine ein, was allen ſehenden Menſchen in die Augen fällt, und wofür die Sprache nur allein gemacht iſt. Aber ſobald er den Pinſel in die Hand nimmt, da wird man gewahr, daß ſein Auge tauſend Sachen bemerkt hat, die uns unſichtbar waren; und daß in ſeiner Vorſtellung die Natur mit allen ihren Geſtalten ſich auf eine ganz andre Art abmale, als in der unſrigen.

Zweytens: Obgleich die Werkzeuge nicht verdorben ſeyn müſſen, wenn die Empfindung gut ſeyn ſoll, ſo iſt es doch falſch, daß ſich die Stärke der letztern nach der Schärfe der erſtern richtet. Was wir ein ſcharfes Auge nennen, iſt nur ein Auge, das entferntere oder kleinere Gegenſtände doch noch deutlich ſieht. Es ſieht alſo ohne Zweifel mehr auf einmahl: aber bey einer gewiſſen Größe und Nähe ſieht das ſchwächere Auge eben ſo gut: es bedarf alſo mehr Zeit, ſich dieſelbe Anzahl von ſinnlichen Begriffen zu verſchaffen, aber es gelangt endlich doch dazu; und oft beſſer, weil ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkter und ſeine Aufmerkſamkeit alſo weniger getheilt iſt.

Uiberdieß iſt es nicht der bloße Eindruck der Sache, ſondern es iſt die Idee, die aus dieſem Eindrucke herausgezogen wird, die den Stoff zu den folgenden Wirkungen der Seele gibt.

Alſo iſt die Beurtheilung der Empfindungen etwas anders, als die bloße Beurtheilung des Sehens und Hörens; alſo kann dieſe Beurtheilung nicht unmittelbar durch die Beobachtung deſſen, was das Kind oder der Menſch von ſeinen Empfindungen ſagen kann, geſchehen; alſo iſt kein ander Mittel, zu irgend einer Kenntniß derſelben zu kommen, als die Wirkungen und Folgen der Empfindungen kennen zu lernen.

II. Die zweyte Handlung der Seele, die auf die Empfindungen zunächſt folgt, als die Wiederhervorbringung derſelben, entweder in eben der Form und Ordnung, in der wir ſie gehabt haben, das iſt das Gedächtniß; oder getrennt und zuſammengeſetzt, die Einbildungskraft. Beydes iſt in gewiſſer Maaße eine unmittelbare Folge der Empfindung und eine nothwendige Vorbereitung zum Denken. —

Keine Fähigkeit ſcheint leichter zu erkennen zu ſeyn, als das Gedächtniß, weil man glaubt nur Achtung geben zu dürfen, wie viel man behalten kann. Im Grunde aber iſt die Unterſuchung eben ſo ſchwer, und der Irrthum häufig, weil man gemeiniglich von dem Mangel einer gewiſſen Gattung von Gedächtniſſe auf den Mangel des Gedächtniſſes überhaupt ſchließt.

Es gibt ein gewiſſes bloß behaltendes, und ein andres, ſo zu ſagen räſonnirendes Gedächtniß. Man könnte das erſte das Gedächtniß im engern Verſtande, und das andre die Gabe der Erinnerung nennen. Jenes iſt das, wovon man am erſten urtheilt, und wovon man vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß es bey einem großen Verſtande ſelten ſey; es erhält die ehemahligen Eindrücke, und ſtellt ſie der Seele, ſo oft ſie will, in eben der Ordnung wieder vor, ohne daß ſie dabey eine andre Bemühung nöthig hätte, als ſich darauf zu richten. Man kann die Stärke dieſes Gedächtniſſes ziemlich richtig nach demjenigen abmeſſen, was ein Menſch auswendig lernen kann.

Das andre iſt ein Erinnern, welches durch Nachdenken geſchieht, wenn die Seele ihre ehemahligen Vorſtellungen, ſobald nur eine davon wieder lebhaft worden iſt, durch ihre Verbindung und Folge aufzuwecken weiß. Dieſes Gedächtniß ſetzt zwar voraus, daß die alten Ideen auf eine gewiſſe Weiſe verlöſcht ſind, aber es erſetzt dieſe Schwäche durch eine andre Kraft der Seele, die es anzeigt, die Kraft die Verbindungen der Dinge einzuſehen, und ſelbſt verdunkelte Bilder durch ihre eigne Bemühung wieder klar zu machen. Dieſes Gedächtniß iſt ein ſehr ſicher Kennzeichen, oder vielmehr ein Theil des Verſtandes.

Man wird ſehr oft Menſchen ſehen, die Erzählungen und Geſchichte ſchlecht behalten, und immer entweder Lücken oder Irrthümer finden, ſo oft ſie Begebenheiten wieder erzählen ſollen: und die ſich doch ganzer Reihen von Vernunftſchlüſſen und Raiſonnements ohne Mühe erinnern. Dieſe Menſchen haben gewiß die zweyte Art des Gedächtniſſes, und die erſte fehlt ihnen.

Der Grund iſt dieſer: Die Verbindung zwiſchen Wahrheiten iſt genauer, als die zwiſchen Begebenheiten; die Seele alſo, die ihre alten Bilder nach und nach durch eine gewiſſe Art von Schlüſſen wieder erwecken muß, ſieht bey den erſten den Weg genau bezeichnet, den ſie zu gehen hat, bey den letztern aber muß ſie ihn auf Geradewohl ſuchen, und geht alſo oft fehl. Die meiſten Begebenheiten werden nur durch Zeit und Ort verknüpft, oder dieſe Verbindung iſt doch wenigſtens die einzige, die wir einſehen; wenn die Seele alſo ihre Ordnung bey der Erinnerung nicht verrücken ſoll, ſo müſſen ſich die Begriffe in eben der Reihe und Ordnung nach einander erhalten haben; weil das Nachdenken das Fehlende nicht erſetzen kann.

Zweytens. Wenn man unmittelbar, ſo bald man nur die Gedanken auf das richtet, was man ehemahls empfunden oder erlernt hat, ſich die ganze Reihe der alten Ideen wieder vorſtellt, ſo hat man die erſte Art von Gedächtniß. Wenn man aber bey dem erſten Blicke auf die Sache wenig oder nichts von ihr weiß, nach und nach aber und ſtufenweiſe ſich eines Theils nach dem andern erinnert, und den Fortgang immer gewahr wird, wie eine Idee die nächſtliegende aufweckt; ſo hat man die zweyte.

Man ſieht alſo auch, warum man bey Kindern faſt nur über das erſte urtheilt. Alles, womit man ſie beſchäftigt, und woran man ihre Fähigkeiten prüft, ſind größtentheils Sachen, die ohne innere Verbindung ſind, und wo alſo kein ander Mittel iſt, als daß man ſie entweder auswendig wiſſen oder vergeſſen muß.

Wem beyde Arten von Gedächtniß fehlen, der wird für ſein Nachdenken nur wenig Gegenſtände, und alſo einen kleinen und eingeſchränkten Verſtand haben.

III. Die Einbildungskraft nimmt aus den Empfindungen einzelne Theile, und macht daraus ein neues Ganze. In einem höhern Grade nennt man ſie die Gabe der Dichtung.

Ihre Vollkommenheit beruht, wie einer jeden Zuſammenſetzung ihre, erſtlich auf der Richtigkeit der Theile und ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen, von denen ſie genommen ſind. Zweytens, auf der Regelmäßigkeit und Richtigkeit der Verknüpfung. So erfordern die Maler bey dem, was ſie Ideal nennen, die genaueſte Wahrheit und die getreueſte Kopie der Natur in den Theilen, und in dem Ganzen Wahl und Anordnung.

Jeder Menſch baut ſich zuweilen in ſeinen Gedanken eine kleine Welt, in der er wohnt, und in der er ſich gefällt. Wenn dieſe gut geordnet iſt, und eine Reihe von Möglichkeiten enthält, die zuſammenhängen, ſo iſt die Imagination richtig; wenn die Bilder den wirklichen Empfindungen an Stärke nahe kommen, ſo iſt ſie lebhaft; wenn ſie zuſammengeſetzt einen höhern Grad von Vollkommenheit haben, als die Natur, aus der ſie geſammlet ſind, ſo iſt ſie erhaben. Auf dieſe Art alſo können unſre Spielwerke uns unſre weſentlichen Vollkommenheiten aufklären.

Dieſe Fähigkeit hat noch das Eigne, daß ſich bey ihr vorzüglich die Beſtimmung der Seele und die Art von Gegenſtänden zeiget, für die ſie gemacht iſt. Die Empfindungen, die die ſtärkſten waren, laſſen auch die ſtärkſten Eindrücke zurück, und die Verbindungen werden alſo auch am leichteſten und beſten. Durch dieſen Weg zeigt zuweilen die Natur von ſelbſt die Abſicht mit ihrem Geſchöpfe.

Der künftige Bildhauer macht Menſchen aus Leim, der junge Tonkünſtler ſingt richtigere und künſtlichere Melodien.

Dieſe Werke der jugendlichen Einbildungskraft ſind leicht zu erkennen, wo ſie wirklich körperliche Theile zu einem Ganzen verbindet. Man darf nur darauf Achtung geben, in welcher Gattung das Kind die größte Erfindſamkeit, den richtigſten Geſchmack und die beſte Anordnung hat. Aber die Einbildungskraft, die bloße Bilder zuſammenſetzet, zeigt ſich ſpäter und läßt ſich leichter verkennen, und auf dieſer beruht doch eigentlich die Fähigkeit zum Gelehrten oder zum ſchönen Geiſt.

Man kennt gemeiniglich nur eine einzige Art von Einbildungskraft, die, welche ſinnliche Bilder vereiniget, um neue Bilder hervorzubringen, die aus den Theilen der Körper neue Körper, aus Thatſachen Thatſachen, und aus einzelnen Erſcheinungen in der Natur und beym Menſchen eine ähnliche Welt und ähnliche Menſchen zuſammenſetzt. Hier geben die Sinnen zuerſt den Stoff, und ihnen wird auch zuletzt das Werk, wann es vollendet iſt, vorgeſtellt. Aber es gibt auch eine Einbildungskraft für den Philoſophen, oder wenigſtens für den Erfinder der Philoſophie. Um zu einer neuen Wahrheit zu kommen, wenn ſie nicht eine unmittelbare Folge einer ſchon bekannten iſt, iſt es unmöglich, die Art von deutlich gedachten Schlüſſen zu brauchen, durch welche man dieſe Wahrheit, wenn ſie erfunden iſt, beweiſt. Wie will man den Weg zu einem Ziele abzeichnen, welches man noch nicht kennt? Alſo Schluß vor Schluß von der bekannten Wahrheit zur unbekannten fortzugehen, und ſich die ganze Reihe von Begriffen, durch welche beyde zuſammenhängen, gleich mit Deutlichkeit und richtiger Unterſcheidung zu denken, das iſt unmöglich. Hier muß der ſchnelle Flug des Genies erſt das unbekannte Land ausſpähen, erſt die fremde Gegend durchſchaut haben, ehe der langſam fortſchreitende Verſtand ſeinen Weg antreten kann. Die Seele muß das Vermögen haben, die ganze Reihe mit Einem Blick und einer Art von unmittelbarem Anſchauen zu überſehen. Ideen, die entwickelt eine ganze Wiſſenſchaft ausmachen, müſſen ſich zuſammendrängen, ein Ganzes ausmachen, und ſich gleichſam in ein Bild vereinigen. So wie es eine gewiſſe Ahndung gibt, durch die man künftige Begebenheiten vorausſieht, ohne ſich alle die Urſachen erklären zu können, aus denen man ſie folgert: ſo gibt es eine gewiſſe Kunſt glücklich zu rathen, durch die man weit hinaus liegende Ideen und entfernte Folgerungen der Wahrheiten vorausſieht, ohne ſich aller der Schlüſſe bewußt zu ſeyn, durch die man auf ſie gekommen iſt.

Würde wohl in einem andern Kopfe, als in Neutons ſeinem, der Fall eines Apfels die Idee eines neuen Weltſyſtems haben erregen können? Mit welcher Geſchwindigkeit des Blitzes mußte ſeine Seele die unendliche Reihe von Begriffen durchlaufen und erleuchten, die von der Idee der Schwere auf alle Körper angewendet, veranlaſſet wurden.

Unerklärlich ſcheint es in der That zu ſeyn, allgemeine Ideen, zu denen kein Bild in der Imagination gehört, auf gewiſſe Weiſe ſinnlich klar zu denken; und doch iſt dieſe Fähigkeit gewiß in der menſchlichen Seele. In einem geringern Grade finden wir ſie ſchon bey der Erlernung und Wiederhohlung der Wiſſenſchaften. Man wird oft gewahr, daß, ehe man ſich aller Theile eines allgemeinen Beweiſes, oder mit einem Worte alles deſſen, was man von einer Sache weiß, einzeln erinnert, man ſchon zum voraus auf gewiſſe Art empfindet, wie der Gang des ganzen Nachdenkens ſeyn wird. Und eben dieſe Vorausempfindung, wann wir ſie haben, macht uns alsdann die Aufklärung der einzelnen Theile leichter. Es gibt gewiſſe Augenblicke, wo es ſcheint, als wenn in einen dunkeln Theil unſrer Seele auf einmahl ein Licht gebracht würde; die ganzen Ideen, die hier verborgen liegen, zeigen ſich mit einem Mahle, obgleich Zeit und Folge dazu gehört, um ſie einzeln nach und nach herauszuheben, und zum Bewußtſeyn zu bringen.

Wo alſo dieſe ſchnellen plötzlichen Aufklärungen öfter geſchehen; wann der Geiſt des Schülers den Beweiſen ſeines Lehrers zuvorkömmt, und das Ende der Schlußfolge ſchon zum voraus fühlt, ehe ihn noch die Reihe der Schlüſſe dahin geführt hat;

bey wem einzelne Winke viel Gedanken veranlaſſen; weſſen Verſtand nicht immer durch alle Wendungen und Umſchweife lauter unmittelbarer Folgerungen fortſchleicht, ſondern zuweilen glückliche Sprünge thut: bey dem hat die Natur die Anlage zu dem groſſen Lehrer oder dem Erfinder der Wiſſenſchaften gemacht.

Die dichteriſche Einbildungskraft hat Merkmaßle, die auch ſchon in einem zarten Alter Statt finden. Das erſte iſt, wenn es wohlgemachte Erdichtungen mit Vergnügen und einer Art von Theilnehmung hört; wenn es ſchnell ihre Anlage und ihren Entwurf faßt, und wenn es ſie bald von abgeſchmackten, ungeheuern oder unnatürlichen unterſcheidet. Eine lebhafte Einbildungskraft wird leicht Bilder, die ihm von einer Meiſterhand vorgemalt ſind, nachmalen. Die Perſonen und Begebenheiten werden anfangen ihr gegenwärtig zu werden; und ſie wird alſo alle die Wirkung thun, die die Empfindung bey dem wirklichen Daſeyn der Gegenſtände haben würde. Eine richtige Einbildungskraft wird die Aehnlichkeit mit der Natur leicht gewahr werden, und wenn ſie einmahl den Reiz derſelben empfunden hat, ſie in allen denen Werken vermiſſen, die ungetreue oder mit Fleiß verſtellte Kopien von ihr ſind. Wer einmahl eine richtige menſchliche Bildung kennt, wird Rieſen und Zwerge leicht unterſcheiden. Alſo, wenn die Fabel oder Geſchichte Mitleiden, Liebe, Haß, Bewunderung, kurz alle Arten von Leidenſchaften in der Seele rege macht, ſo iſt die Einbildungskraft gut. Die Entſtehung dieſer Leidenſchaften hängt immer von einer gewiſſen idealen Gegenwart der Gegenſtände ab, und dieſe wird von der Einbildungskraft gewirkt. Eine rührende Begebenheit alſo mit Kaltſinn anhören; bey der Erzählung einer vortrefflichen That gleichgiltig ſeyn; an dem Schickſale der Tugendhaften keinen Antheil nehmen; ſich für keine Perſon oder für keine Art von menſchlichen Vollkommenheiten intereſſiren, zeigt nicht bloß ein unempfindliches Herz, ſondern auch einen ſchwachen Kopf an. Die Seele muß ganz unfähig ſeyn, ſich dieſe Art von Bildern nur vorzuſtellen, wenn ſie von ihnen gar keine Wirkung empfindet.

Weiter! Wenn man bey gewiſſen Kindern zuweilen eine plötzliche Freude, eine Furcht, eine Niedergeſchlagenheit ſieht, die ſich aus ihren gegenwärtigen Empfindungen nicht erklären läßt; ſo kann man daraus auf eine geheime Geſchäftigkeit der Einbildungskraft ſchließen, die ihre Wirkungen äußert, ohne uns die Mittel dazu zu entdecken. Diejenigen, deren Ideen bloß von der gegenwärtigen Empfindung beſtimmt werden, haben auch niemahls andere Leidenſchaften, als die aus ihrer wirklichen Verfaſſung und ihren Umſtänden entſtehen. Wem aber die gütige Natur, außer der einen Welt, die ſie ſeinem Sinne vorgeſtellt hat, die Gabe verleiht, noch viele andere in ſich ſelbſt zu bauen, der verliert ſich oft von den Dingen, die ihn umgeben, mit ſeinen Begierden eben ſo wohl als mit ſeinen Gedanken, und ſeine Vergnügungen und ſeine Schmerzen entſtehen nicht bloß aus der Lage, die er in dieſer Welt hat, ſondern auch aus der, welche er in der von ihm erdichteten annimmt.

In einem höhern Alter hat man ſo viele Mühe nicht nöthig, dieſe Kraft gleichſam auf der That zu ertappen und ſie bey ihrer geheimen Wirkſamkeit zu überraſchen; man kann ſie alsdann dazu auffordern, und ihr ſelbſt die Arbeiten vorſchreiben, nach denen man ſie beurtheilen will. Die natürlichſten Proben, die man machen kann, ſind die Erzählung und die Erdichtung ſelbſt. Es zeigt ſchon einen hohen Grad von Einbildungskraft an, wenn wir wirkliche Begebenheiten oder die Erdichtungen anderer gut beſchreiben können; einen höhern, wenn wir ſelbſt dieſe Begebenheiten erfinden. Ohne Einbildungskraft werden wir Perſonen, Sitten und Handlungen, wenn ſie uns auch vor Augen ſind, niemahls in ein vollſtändiges und ähnliches Bild faſſen, das dieſe Gegenſtände andern wieder kenntlich machte. Aber ohne einen weit höhern Grad werden wir uns nicht neue Perſonen und Begebenheiten zuſammenſetzen, die in der Zeichnung richtig und der Natur ähnlich, und doch ohne Original wären. Warum müſſen alſo diejenigen Uibungen des Styls, die den fähigen Kopf am ſtärkſten unterſcheiden, und dem mittelmäßigen die meiſte Gelegenheit zum Unterrichte geben, warum müſſen dieſe bey der Erziehung am wenigſten gebraucht werden?

Dieß ſind die Aeußerungen dieſer Fähigkeit durch ihre Wirkungen; es gibt noch andre, die mehr mit derſelben beyſammen zu ſeyn, als von ihr unmittelbar herzurühren ſcheinen, und die eben deßwegen nur mit den erſten verbunden, den Schluß zuverläßig machen.

Erſtens: Man findet oft bey Leuten von einer ſtarken Einbildungskraft eine Art von Zerſtreuung und Abweſenheit von den Gegenſtänden, die um ſie ſind. Die Einrichtung der Natur hält zwiſchen dem dunkeln und dem hellen Theile unſrer Vorſtellungen ein beſtändiges Gleichgewicht. Sobald die einen an Klarheit ſteigen, ſo ſinken die andern in eine tiefere Finſterniß; und jede Annäherung der Seele auf einen Gegenſtand iſt zugleich eine Entfernung von den übrigen. Die Eindrücke alſo, die die äußern Gegenſtände durch die Sinne auf uns machen, werden in eben dem Grade ſchwächer, in welchem andre Vorſtellungen, die ſchon in der Seele da ſind, ſtark ſind. Auf dieſe Art kann die Einbildungskraft ihre Bilder zuweilen ſo lebhaft und ſo ſtark machen, daß die Seele auf eine Zeitlang die Empfindungen ganz vergißt, und ſich deſſen nicht bewußt wird, was um ſie herum vorgeht.

Zweytens: Die Fähigkeit der Seele, ſich durch ſich ſelbſt zu beſchäftigen, iſt ein noch ſichereres Kennzeichen von einer ſtarken Einbildungskraft oder Neflexion. Der Trieb zur Wirkſamkeit iſt der erſte und urſprünglichſte in der menſchlichen Seele, und vielleicht der Grund aller übrigen. Wenn die Seele alſo in ſich und in ihren eignen Bildern oder Ideen für ihre Beſchäftigungen keine Gegenſtände findet, ſo ſucht ſie darnach außer ſich, und ohne einen neuen Zufluß von Empfindungen, geräth ſie in den Stand der Unthätigkeit, der unter dem Nahmen von Langeweile ſo bekannt und ſo quälend iſt. Wer alſo, ſobald ſeine Geſchäfte geendigt ſind, unmittelbar nach Geſellſchaft, nach Zerſtreuungen und nach Vorrath von neuen Eindrücken ſchmachtet; wer nicht mehr denken kann, ſobald ſeine Augen und ſeine Ohren nicht angefüllt ſind, der muß ſelbſt wenig Ideen hervorzubringen wiſſen. Um deßwillen liebt der Pöbel alle Schauſpiele, nicht weil ſie ſchön ſind, ſondern weil ſie ihn beſchäftigen; ein Seiltänzer ſetzt auf einige Augenblicke ſeine ſchwache Seele in eine Bewegung, die er ihr ſelbſt nicht zu geben weiß, und die ihm angenehm iſt.

Um ſo viel größer das Vermögen der Seele iſt, ſich ſelbſt alte Bilder wieder zu erneuern, oder dieſelben durch neue und noch nicht angeſtellte Verknüpfungen reizender zu machen, um ſo viel mehr kann ſie des beſtändigen Anſtoßes von außen entbehren. Um deßwillen haben von je her die Dichter die Einſamkeit und die Einöde geliebt; nicht weil ſie Feinde des Vergnügens oder der Geſellſchaft waren, ſondern weil ſie ſich das Vergnügen, das andre in der Geſellſchaft ſuchen, und das ſie ohne Hülfe der Sinnen nicht erhalten können, durch ihre eigne Einbildungskraft zu verſchaffen wußten.

Endlich eine gewiſſe Abneigung und Unfähigkeit bey Begriffen, wo keine Bilder ſind, und ein ſchneller Fortgang in allem, wobey es auf die richtige Vorſtellung eines Bildes ankömmt, iſt das letzte äußere Kennzeichen.

Man hat angemerkt, daß eine ſehr große Richtigkeit und Correction in den Werken des jugendlichen Witzes gemeiniglich das Zeichen eines geringen Genies iſt. Man könnte eben ſo überhaupt ein zu frühzeitiges Nachdenken und abſtracte Betrachtungen zu einer Zeit, wo die Seele noch mehr empfinden als denken ſollte, zum Zeichen einer ſchwächern Seele annehmen. Nach der Ordnung der Natur entwickelt ſich die Einbildungskraft zuerſt, der Verſtand hernach. So wie alſo bey gewiſſen Körpern, die zu ſchnell zur Reife kommen, der Bau ſchwach und die Kraft klein iſt: ſo ſind die Seelen, die nicht mit der gehörigen Langſamkeit eine Fähigkeit nach der andern entwickelt und ausgebildet haben, beſtändig mittelmäßig. Ein Kind alſo, welches von einer ſchönen Fabel entzückt wird, und bey einem eben ſo ſchönen Beweiſe gähnt; das voll Munterkeit und Aufmerkſamkeit iſt, wann es die Geſchichte auf einem guten Kupferſtiche oder Gemälde erklären hört, und verdroſſen und zerſtreut wird, ſobald man ihm allgemeine Wahrheiten vorträgt; das in ſeinen Spielen Erfindſamkeit, und in den Lernſtunden Unfähigkeit zeigt, würde mir weit mehr Hoffnung machen, als ein andres, das eine ganze Moral mit der größten Geduld und der ſcheinbarſten Aufmerkſamkeit anhört, und in der Grammatik eben ſo gern lieſt, als im Robinſon.

IV. Aus dieſen Materialien nun endlich, die die Empfindung herbeygeſchafft, das Gedächtniß bewahrt, die Einbildungskraft geſammlet hat, erbaut die Vernunft das Syſtem allgemeiner Begriffe, nach denen der Menſch ſich und ſeine Geſchäfte regieret.

Dieſe Frage iſt alſo ohne Zweifel die wichtigſte, und die erſt ſpät und faſt nur vom Menſchen ſelbſt zu beantworten iſt: Wie ſtark iſt in der Seele die Fähigkeit nachzudenken, und durch welche Merkmahle kann man ſie erkennen?

Zuerſt alſo wieder: Was iſt der Verſtand, und wie vielfach ſind ſeine Geſchäfte? Die Ausbreitung der Philoſophie hat dieſe Begriffe ſo bekannt gemacht, daß man nur darauf zurückzuführen braucht, ohne ſie zu erklären.

Jede Empfindung bezieht ſich auf einen einzelnen Gegenſtand. Wenn alſo die Empfindung die einzige Art von Vorſtellungen iſt, ſo muß ſie entweder ſo weit ausgebreitet ſeyn, wie die Natur ſelbſt; alsdann würde ſie die allgemeinen Begriffe unnöthig machen, aber ſie iſt nur eine Eigenſchaft der Gottheit; oder ſie iſt nur auf Einen Gegenſtand eingeſchränkt, alsdann macht ſie allen Fortgang der Erkenntniß unmöglich, und iſt das Unterſcheidende des Thiers. Um alſo unſerer Einſchränkung zu Hülfe zu kommen, mußten wir die Geſchicklichkeit erhalten, die unendliche Menge von einzelnen Gegenſtänden, die ſich uns nach und nach durch die Sinnen darſtellen, unter gewiſſe Claſſen und gleichſam in große Gruppen zu bringen, wir mußten ein Mittel haben, aus unſern Empfindungen, die für ſich abgeſonderte und immer neue Ganze ausmachen, einen gewiſſen Theil herauszuziehen, der der Seele zurückbliebe, wenn die Empfindung ſelbſt ſchon lange vergeſſen wäre; und die unermeßliche Mannigfaltigkeit von Eigenſchaften, die mit jedem einzelnen Dinge ſich der Seele zeigen, mußten ſich auch auf eine kleine Anzahl von ſolchen einſchränken laſſen, die ſich oft wieder finden, und die alſo eine immer wiederhohlte Erfahrung erſparen: dieſes Mittel iſt die Abſtraktion.

Alſo, mehrere Empfindungen mit einander vergleichen, das, was in ihnen ähnlich iſt, bemerken, dieſes in einen Begriff ſammeln, und das Uebrige alles, was unähnlich war, weglaſſen, das heißt Abſtrahiren; und dieſes mehrmahls wiederhohlt, heißt Nachdenken; oder weil bey uns die Sprache ſchon eher, dieſe abſtrakten Begriffe mit Worten verbunden, der Seele liefert, ehe ſie ſelbſt noch zur Abſtraktion fähig iſt: ſo beſchäftigt ſich nunmehr die Vernunft zuerſt damit, die Bedeutung der Worte zu beſtimmen, und die wahre allgemeine Idee aufzuſuchen, von welcher das Wort ein Zeichen ſeyn ſoll.

Die Erlernung der Sprache hängt alſo mit der Vernunft zuſammen, als ein Mittel; und der richtige Gebrauch derſelben hängt davon ab, als Wirkung.

Man findet indeſſen hier doch einen ſehr merklichen Unterſchied.

Wer durch Worte denken und ſich ausdrücken ſoll, muß allgemeine Begriffe haben, das iſt klar; denn die Worte bezeichnen keine andre. Aber die Seele kann dieſe Begriffe auf eine doppelte Art haben. Entweder ſucht ſie nur in den einzelnen Fällen den Begriff auf, und begnügt ſich, wenn ſie in jedem vorkommenden neuen Falle dieſe Merkmahle wiedererkennen und den Begriff anwenden kann, oder ſie ſammlet dieſe Merkmahle in eins, bezeichnet jedes mit einem Worte, und bemüht ſich, den allgemeinen Begriff abgeſondert von den Fällen, aus denen er abgezogen iſt, vorzuſtellen. Der erſte macht ſich das Wort und die Vorſtellung deutlich, indem er eine geſchwinde dunkle Uiberſehung der Fälle anſtellt, in denen es gebraucht wurde; der andere, indem er eine Erklärung davon macht.

Man könnte jenes den praktiſchen, und dieſes den theoretiſchen Verſtand nennen.

Der praktiſche Verſtand hängt mit der Einbildungskraft zuſammen, oder iſt vielmehr nur eine beſondere Anwendung derſelben. Ihr Werk iſt es, der Seele zugleich mit dem Worte die Fälle herbeyzubringen, aus deren ſchneller und ihr ſelbſt unbewußter Vergleichung ſie jedesmahl den Begriff von neuem hervorbringt.

Die Kennzeichen von beyden werden ſich alſo einander ſehr ähnlich ſeyn.

Erſtens: Leute von dieſer Art können ſich ſehr wenig über Sachen erklären, die ſie doch recht gut verſtehen, und die ſie recht glücklich ausführen, wenn ſie ſie unternehmen. Der Grund iſt augenſcheinlich. Zur Erklärung gehören Worte, zu dieſen Merkmahle, die von ihren Gegenſtänden abgeſondert, und ohne ſie gedacht und bezeichnet worden, kurz gerade das, durch deſſen Mangel dieſe Art von Verſtande ſich unterſcheidet. Man kann überhaupt zwey Arten von Menſchen in der Welt bemerken. Einige wiſſen vortrefflich von Sachen zu ſprechen, und können ihre ganze Theorie mit Genauigkeit und Deutlichkeit vortragen, die ihnen doch mißlingen, ſobald ſie die Hand daran legen. Andere reden wenig und verwirrt, und bringen ſie zu Stande.

Man thut ſehr unrecht, wenn man die erſten als Schwätzer, und die andern als bloße Handwerker anſieht.

Die Fähigkeiten, die ſie zu dem machen, was ſie ſind, ſind von der Natur ſelbſt unterſchieden. Deß Philoſoph, der erklärt, vergißt über den Merkmahlen, die er ſammlet, die individuellen Umſtände der Fälle, die doch in der Ausübung müſſen mit zu Rathe gezogen werden, und ſie verunglückt ihm alſo. Der Künſtler, welcher arbeitet, findet in dem Bilde, das ihm anſtatt der Erklärung gegenwärtig iſt, alle dieſe kleinen Umſtände; aber er kann aus dieſem Bilde nicht die einigen, wenigen Theile herausnehmen, die das Uibrige würden kenntlich machen: er kann alſo ſich nicht erklären, als indem er die Sache zeigt. Wenn die erſten beſtändig zum Erklären und die andern zum Ausüben beſtimmt würden, ſo würde die Welt richtige Theorien und vortreffliche Werke zugleich erhalten.

Zweytens. Ein ander Zeichen eines ſolchen praktiſchen Verſtandes iſt die genaue Beobachtung des Schicklichen; die Uibereinſtimmung in ſeinen Reden und Handlungen mit der Zeit, dem Orte und den Verhältniſſen der Perſonen; mit einem Worte eine gewiſſe größere Aufmerkſamkeit auf alles, was zum menſchlichen Leben gehört. Man ſieht viel junge Leute, die dieſe Gabe vollkommen beſitzen, und deren Fortgang in den Wiſſenſchaften ſehr geringe iſt, die deßwegen von der Welt und beſonders von Leuten ihres Alters hervorgezogen und von ihren Lehrern verachtet werden. Die Urſache iſt die: Zu dieſer Klugheit des geſellſchaftlichen Lebens iſt eine ſchnelle Uiberſehung einer Menge von Gegenſtänden auf einmahl, aber nicht die Ergründung eines einzigen nöthig. Die Seele muß ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen ſehr vielen Dingen zu theilen, oder ſie muß ſich vielmehr von dem Ganzen ein richtiges Bild bis auf alle Kleinigkeiten zu machen wiſſen: aber ſie hat nicht nöthig, dieſe kleinen Umſtände, die ſie bloß empfindet, und nach denen ſie ſich richtet, in Gedanken von den Uibrigen zu trennen und auszudrücken.

Und dieß iſt drittens eben die Urſache, warum dieſe Art von Köpfen weit eher zur Reife zu kommen ſcheint, als die andern. Ihr Verſtand erſcheint zugleich mit ihrer Einbildungskraft, und dieſe iſt eine unmittelbare Wirkung der Empfindungen. Uiberdieß finden ſie jeden Augenblick und allenthalben Gegenſtände, an denen ſie ihn üben; die Zerſtreuungen und Zeitvertreibe, die den Fortgang der übrigen Fähigkeiten verzögern, ſind ſo viele Gelegenheiten, dieſe zu ſchärfen. Man wird alſo weit zeitiger von dieſer Art von Fähigkeit urtheilen können. Ein junger Menſch, der im Umgange artig, in Geſellſchaft klug und vorſichtig, in Ausrichtung kleiner Geſchäfte geſchickt und glücklich, aber ſonderlichen Geſchmack und Talente für die eigentlichen Wiſſenſchaften iſt; ein ſolcher junger Menſch hat die Art von Verſtand, davon wir reden.

Viertens. Ein höherer Grad dieſes Verſtandes bringt die Gabe der Vorherſehung hervor, die ir ſchon oben genannt haben, und die das eigentliche Talent zu Geſchäften ausmacht. Die Zukunft liegt in dem Gegenwärtigen eingewickelt. Man muß dieſes ganz überſehen können, um jene darin zu finden. Wirkungen kann man nur aus ihren Urſachen kennen: aber dieſe ſind oft in ſo vielen Dingen zerſtreut; viele davon ſo klein, ſo unmerklich, und doch in der Zuſammenkunft ſo erheblich, daß es unmöglich iſt, ſie zu bemerken, wenn man ſie ſich nicht anders als deutlich denken kann. Ein Kopf, der immer zergliedern und ſchließen muß; deſſen Fähigkeiten nur die Dinge von derjenigen Seite faſſen, von der ſie ſich deutlich machen laſſen; wird dieſe kleinen Umſtände überſehen, er wird ſich bloß an die Hauptſachen halten, dieſer ihre Kräfte unterſuchen, und ſo genau er immer dieſe kann abgemeſſen haben, einen falſchen Erfolg herausbringen. Das iſt die eigentliche Grenzſcheidung zwiſchen Theorie und Praxis. Die erſte nimmt keine andern als die größten, die in die Augen fallendſten Urſachen, und dieſe ergründet ſie völlig; die andere nimmt alle Umſtände zuſammen, aber bloß in einem Bilde. Wer alſo auf dieſe anſchauende Art denken kann, weſſen Seele eine Menge verwickelter Begebenheiten zugleich zu umfaſſen im Stande iſt, weſſen Beobachtung ſo genau iſt, daß er unter der Menge doch nicht die kleinſten Umſtände überſieht; wer endlich alle dieſe Beobachtungen ſo ſchnell und ſo fertig anwenden kann, daß er augenblicklich aus ihnen den

Erfolg zieht, ohne ſich ſelbſt ſeines Schluſſes bewußt zu ſeyn: das iſt der Mann, der den entſcheidenden Augenblick in der Schlacht oder im Kabinet treffen wird, und deſſen Entſchlüſſe zugleich ſchnell und ſicher ſeyn werden.

Eben daher rührt bey dieſen Leuten die feſte Uiberzeugung, mit der ſie die Gewißheit eines Erfolgs vorherſehen, deſſen Gründe ſie doch nicht angeben können. Dieſe Gründe liegen in dem Bilde, was ſie haben, und dieſes Bild können ſie niemand mittheilen, weil Worte nur immer gewiſſe Theile, niemahls den ganzen Eindruck bezeichnen. Plato ſetzt deßwegen die Staatsmänner und den Wahrſager in eine Claſſe, und leitet bey beyden dieſe Gabe, das Zukünftige ohne Schlüſſe zu entſcheiden, (weil ſich die Wirkungen der Seele dabey nicht erklären laſſen,) von dem Einfluſſe einer höhern Macht her; denn, ſagt Sokrates, daß dieſe Gabe nicht unter die Wiſſenſchaften gehöret, ſehen wir augenſcheinlich. Wem würden Perikles und Themiſtokles eher dieſe Kunſt gelehrt haben, wenn ſie ſich lernen ließe, als ihren Söhnen, die doch ohne Anſehn und Einfluß in Griechenland waren?

Fünftens. Dieſe Art von Verſtand macht endlich, daß der Menſch über Begebenheiten, Perſonen und Handlungen richtige Urtheile fällen kann, unerachtet er verlegen iſt, wenn er die Eigenſchaften, die er den Dingen beylegt, erklären, oder die Gründe anführen ſoll, warum ihnen dieſelbe zukommen. Er iſt deßwegen ein genauer Beobachter der Unſchicklichkeit in dem Betragen anderer, empfindet das Lächerliche leicht und geſchwind, und wird alſo zur Satyre oder zur Spötterey mehr als andre Köpfe aufgelegt ſeyn. Eben dieſer Geiſt der Beobachtung, der ihn fähig macht, ſelbſt alle dieſe kleinen Verhältniſſe zu wiſſen, um ſie zu beobachten, macht ihn auch zugleich aufmerkſam, wenn andre ſie aus den Augen ſetzen.

Das Lächerliche iſt das Ungereimte in Kleinigkeiten. Eine Seele, die nur immer auf daß Groſſe, auf gewiſſe Hauptbegriffe, auf ganze Summen von Merkmahlen geht, überſieht dieſe kleinen Mißhelligkeiten oder vergißt ſie augenblicklich. Von dem andern, der nicht über die Sachen grübelt, ſondern ſie nur anſieht, werden ſie gefaßt und behalten. Die Seele des erſten iſt ein Maler, der die groſſen Züge allein abſondert, und durch ſie das Bild entwirft; die Seele des andern iſt ein Spiegel, der die Sache ganz, wie ſie iſt, mit allen ihren kleinſten Flecken darſtellt.

Die andere Gattung von Verſtande, die räſonnirende, wenn ich ſo ſagen darf, gehört eigentlich für die Wiſſenſchaften, und verdient alſo am meiſten unſre Aufmerkſamkeit. Sie iſt nichts anders als ein philoſophiſches Genie, ein gewiſſer Trieb, der zugleich mit Fähigkeit verbunden iſt, das Individuelle aufs Allgemeine zurückzuführen, und dieſes Allgemeine zu einem abgeſonderten Gegenſtande einer Betrachtung zu machen.

Dieſe Fähigkeit äußert ſich zuerſt dadurch, daß die Seele, die ſie beſitzt, indem ſie durch die Sprache die Anzahl von Begriffen erhält, die ungefähr den Umfang deſſen ausmachen, was man bon ſens oder den Menſchenverſtand nennt, ſich nicht dabey beruhigt, dieſe Begriffe bloß klar zu haben, ſondern von jedem Worte Beſchreibung und Erklärung verlangt. Jede Seele iſt bemüht, Gedanken in ſich hervorzubringen; es iſt alſo natürlich, daß, wenn ſie ein Zeichen von einer Sache bekömmt, die ſie ſo ſehr wünſcht, ſie dieſe Sache ſelbſt ſucht. Die Einbildungskraft kam den Köpfen von der erſten Art in dieſem Falle zu Hülfe, und ſtellte ihnen geſchwind einen einzelnen Fall, eine Begebenheit vor, wo dieſes Wort hingehörte, und gab ihnen alſo für eine Idee ein Bild. Aber bey unſrer Gattung von Köpfen iſt die Einbildungskraft weder ſtark noch ausgebreitet, alſo kann die Seele ſich den Begriff des Worts nicht durch die Erinnerung der Fälle aufklären; ſie wünſcht alſo die Beſtimmungen, die in den Fällen liegen, und die eigentlich allein zu dieſem Worte gehören, ſchon abgeſondert, ſchon aus ihrer Verwickelung mit dem Übrigen herausgehoben, ſchon mit einander zuſammengeſetzt.

Mich deucht, ich brauche nicht erſt auf eine Erfahrung zurückzuführen, die alle Tage gemacht werden kann. Einige Kinder fordern von jedem neuen

Worte eine Erklärung, und dieſe führet ſie erſt zur Aufmerkſamkeit auf die Sache. Die andern beobachten ganz in der Stille, und kennen ſchon die Sache eher, zu der das Wort gehört, ehe man ihnen noch das Wort ſelbſt geſagt hat.

Die Folge alſo hieraus muß gerade die entgegengeſetzte von derjenigen ſeyn, die wir oben aus einem entgegenſtehenden Grunde zogen. Dieſe Fähigkeit muß ſich viel ſpäter entwickeln, weil zu der erſten nur Empfindung und Erinnerung, zu dieſer eine wiederhohlte Vergleichung und eine langſame Sammlung der Aehnlichkeiten gehört. Ein Kind von dieſer Art kann alſo in den erſten Jahren ſehr leicht ein Dummkopf zu ſeyn ſcheinen. Abſtractionen hat es noch nicht Zeit genug gehabt zu machen, und die Einbildungskraft erſetzt bey ihm dieſen Mangel nicht durch die Erinnerung der Fälle. Um eben dieſes Bedürfniſſes willen verlangt es Erklärungen: weil es ſonſt bey dem Worte nichts als einen leeren Schall hört. Die Seele iſt alſo in dieſer Zeit beſtändig wirkſam, aber ihre Arbeit iſt noch unvollendet; und erſt der Erfolg kann entſcheiden, ob ihre Kraft ſich nur deßwegen verbarg, weil ſie innerlich geſchäftig war; oder weil ſie durch ihre Schwäche eingeſchränkt wurde.

In allen Sachen, wo es keine Abſtraction durch Worte gibt, iſt der Fortgang eines ſolchen Kopfs langſam. Alle dieſe Begriffe, die die Seele anders nicht als klar denken kann, die mehr gefühlt als geſagt werden können, kommen bey ihm ſpät und ſind ſelten richtig genug. Hingegen alles, wo ſich die Merkmahle von dem Dinge abſondern, wo ſie ſich unter einen Begriff und in ein Wort faſſen laſſen, kurz, was ſich erklären und lehren läßt, begreift er ſchnell, und iſt in kurzem im Stande, es wieder mitzutheilen.

Der Geſchmack iſt ein dunkles Gefühl des Schönen. Einige Theile davon laſſen ſich in Begriffe auflöſen, und ſind deßwegen der Erklärung und einer Theorie fähig; andre aber ſind zu ſehr im Ganzen verſtreut, zu vielfach und zuſammengeſetzt, als daß ſie gedacht werden könnten, wenn man ſie nicht mehr empfindet. Die Art von Geiſtern, von der wir reden, werden alſo mit der erſten Gattung von Schönheiten weit leichter bekannt werden, als mit der letzten; wo ihr Gefühl durch kein Räſonnement geleitet oder unterſtützet werden kann, wird es mangelhaft oder unſicher ſeyn; ſie werden als Kunſtrichter die Erfindung und die Anordnung eines Gedichts, die Richtigkeit der Bilder und die Genauigkeit des Ausdrucks geſchwinder einſehen, als die feinen Schönheiten der Harmonie, die Uibereinſtimmung des Ganzen, oder den Ton, der überhaupt darinne herrſcht. Von einem Gemälde werden ſie die dichteriſchen Schönheiten weit eher als die mechaniſchen finden; der Ausdruck der Leidenſchaften wird von ihnen beſſer bemerkt werden, als die Wirkungen des Lichts oder die Harmonie der Farben; und ihre Entſcheidung wird oft von des Mahlers ſeiner unterſchieden ſeyn.

Unter dieſe Sachen, die nicht erklärt, ſondern nur gefühlt werden können, wie ſie ſeyn müſſen, gehören faſt die ganzen Geſetze des Wohlſtandes und der Lebensart; die Klugheit in den Geſchäften des täglichen Lebens; die beſtändige Rückſicht bey allem, was man ſagt oder thut, auf die Charaktere, die Verhältniſſe und die Umſtände der Perſonen, mit denen man zu thun hat. In dieſem allem wird unſer junger Philoſoph von dem bloß gemeinen Verſtande des andern übertroffen werden.

Dieſes hat noch eine andre Folge. Er wird ſich mit dem allgemeinen Geſpräche in einer großen Geſellſchaft ſchlecht behelfen, und wird doch in einer Unterredung mit einer einzelnen Perſon, wo eine beſtimmte Materie der Vorwurf iſt, vortrefflich ſeyn können. Bey dem erſten iſt ein Gemiſch von tauſend abgebrochenen und zerſtückten Gedanken, ein beſtändiger Uibergang von einem Gegenſtande zum andern. Man will durchaus nichts ergründet, ſondern alles nur berührt haben. Jede Idee, die vorgebracht wird, muß, ſo zu ſagen, auf der Oberfläche des Dinges liegen, von der ſie genommen iſt; der Zugang zu ihr muß leicht ſeyn, und ſie muß eben ſo geſchwind begriffen als verlaſſen werden können. Unſer guter Philoſoph wird nun hierbey nicht bloß durch die Mannigfaltigkeit der Vorwürfe überhäuft; ſondern er bleibt auch bey ihrem ſchnellen

Fortgange zurück; man läßt ihm nicht Zeit, ſeine Betrachtungen vorzubringen, oder wenn er ſie geſagt hat, ſo ſind ſie für die übrigen weder einleuchtend noch treffend; ſie hören ſie alſo mit Kaltſinnigkeit an, und geben ihm wenig Gelegenheit, ſie zu wiederhohlen. Alles dieſes iſt in einer geheimen Unterredung verändert; der Gegenſtand iſt einfacher, und man hält länger bey demſelben aus; überdieß hat man mehr die Abſicht, zu unterſuchen. Der andre findet alſo nunmehr, da er ſich die Zeit nimmt nachzudenken, die Betrachtung des philoſophiſchen Geiſtes richtig, aber feiner, als er ſie ſelbſt würde gemacht haben, und nun entſteht die Achtung aus eben den Urſachen, um deren willen er vorher vernachläßiget wurde.

Im Ganzen genommen aber muß die erſte Art von Verſtand den Menſchen zur Geſellſchaft geſchickter machen, als die zweyte. Helvetius ſagt: Die gewöhnlichſte Materie des Geſprächs in der Welt iſt von Perſonen und Begebenheiten nicht von Sachen. Der angenehme Menſch in der Geſellſchaft iſt alſo der, der durch einen ſehr ausgebreiteten Umgang viele Perſonen und ihre Umſtände kennt, und zwar gerade die Perſonen, von denen der Geſellſchaft daran gelegen iſt, etwas zu wiſſen. Wenn er ſeine Erzählungen mit etwas Witz vermiſcht, wenn er noch dabey den Leidenſchaften der Anweſenden zu ſchmeicheln, und ihre Geſinnungen gegen die Perſonen, von denen er ſpricht, zu errachen und anzunehmen weiß, ſo iſt er vollkommen. Und dieß iſt gerade alles das, was unſerm Manne fehlt. Er hat nicht den Bemerkungsgeiſt, um ſich von ſo viel Kleinigkeiten, als dabey nöthig ſind, zu unterrichten; nicht die Einbildungskraft, um ſie vorzutragen, endlich nicht die praktiſche Urtheilskraft, ob das, was er ſagt, den Perſonen, die es hören, angenehm oder verdrüßlich ſeyn werde.

Aber eben aus dieſem Geiſte der Zergliederung folgt, daß, wenn ſich dieſer Kopf einmahl entwickelt hat, er ſich durch ſeine Werke weit richtiger abmeſſen läßt. Er wird das, was er weiß, allemahl ausdrücken und mittheilen können. Seine Begriffe müſſen ſchlechterdings entweder völlig entwickelt oder dunkel ſeyn. Die bloße Klarheit des Anſchauens, die die Gegenſtände in der Seele erleuchtet, ohne ſie aufzulöſen, iſt für ihn nicht gemacht. Was er alſo nicht zu ſagen weiß, davon hat er auch gewiß keine Vorſtellung.

Die reine Mathematik iſt ein rechter Probierſtein für dieſe Köpfe. Da ſie faſt die einzige Wiſſenſchaft iſt, wo nur eine Idee, (die Idee der Größe,) durchaus entwickelt wird; da in ihr nirgends Einbildung, aber allenthalben Verſtand herrſcht; da hier das Nachdenken durch keine von den Schwierigkeiten aufgehalten wird, die in der Philoſophie den Fortgang ſo langſam und oft die Schritte ſo unſicher machen: ſo muß dieſe Wiſſenſchaft dieſer Art von Verſtande angemeſſen ſeyn. Wer alſo bey ihrer Erklärung die Beweiſe leicht einſieht, dem Lehrer in ſeinen Schlüſſen zuvorkömmt, und zuweilen von dem Satze, der vorgetragen wird, ſchon die Beweiſe vorherſieht, der hat dieſen Verſtand gewiß. Sollte dieß nicht ein Grund mehr ſeyn, warum die Mathematik ſehr bequem wäre, um damit den Unterricht eines künftigen Gelehrten anzufangen?

Dieſe Köpfe unterſcheiden ſich gemeiniglich im Umgange noch durch ein ander Merkmahl. Sie ſind beſtändig damit beſchäftigt, von allen Begebenheiten die Urſachen anzugeben, dahingegen die andern ſich mit der bloßen Wirklichkeit der Thatſache und mit der Kenntniß der Umſtände beruhigen. Die erſten haben nicht ſobald einen Vorfall aus der phyſiſchen oder ſittlichen Welt gehört, ſo fangen ſie ſchon an ihn zu erklären; die andern ſuchen an ſtatt der Erklärung lieber mehrere Nachrichten, oder wenn ihnen die, welche ſie haben, hinreichen, ſo ſuchen ſie lieber wieder eine neue Begebenheit, als die Urſache der alten auf. Die erſten wiſſen mit einer bloßen Thatſache nichts anzufangen, wenn ſie ſie nicht gleich auf ihre Möglichkeit zurückführen, ſie mit ihren Grundſätzen in Verbindung bringen, und daraus entweder ihre alten Begriffe beſtätigen, oder neue abziehen können. Die andern verlangen nichts als ein getreues und vollſtändiges Bild von der Sache; das Anſchauen deſſelben lehrt ſie alsdann auf künftige Fälle eben das, was jenen ſeine Schlüſſe. Wenn die Klugheit nicht dieſe Neigung des Philoſophen alles zu erklären einſchränkt, ſo wird er der Geſellſchaft beſchwerlich und ſelbſt in den Wiſſenſchaften unnütz.

Man kann zuweilen die Fähigkeiten der Seele durch ihre Fehltritte erkennen; oder vielmehr, gewiſſe Fähigkeiten ſind einer unrechten Anwendung ſo ſehr unterworfen, daß man bey aller Uiberzeugung, daß man ſie beſitzt, doch noch mit einer großen Behuthſamkeit von der andern urtheilen muß. Z. B. weil dieſen Köpfen der ſchleichende Gang von einer Erfahrung zur andern, um daraus endlich durch vielfältige Beobachtungen und immer neue Vergleichungen die abſtracten Begriffe zu ſammlen oft zu langſam iſt: ſo iſt ihre Methode, aus einem einzelnen Falle, oder aus wenigen, den allgemeinen Begriff herauszuziehn, und nun ohne Anſtand aus dieſem Begriffe die übrigen Fälle zu erklären.

Dieſes iſt es, was die Syſtemmacher hervorgebracht hat, die aus einzelnen Beobachtungen gleich Geſetze der Natur machen, und durch eine einmahl zugetroffne Hypotheſe alle Erſcheinungen der Welt erklären; die eingeſchränkten Kunſtrichter, die die freye Wahl des erſten Genies in eine Regel für alle künftige verwandeln, und dem Vergnügen verbiethen, aus andern Quellen zu fließen, als aus denen ſie es ſchon gekoſtet haben; die einſeitigen Moraliſten, die immer die menſchliche Natur und die ihrige vermiſchen, und alle Erfahrungen unter das

Joch der Grundſätze bringen, die gar nicht mit Hülfe dieſer Erfahrungen waren gemacht worden.

Ein andrer Abweg dieſer Köpfe iſt das Subtiliſiren. Sobald der Zergliederer Körper theilen will, die entweder zu dicht ſind und zu feſt zuſammenhängen, um ſich trennen zu laſſen, oder zu klein, um gefaßt zu werden; ſo iſt ſeine Kunſt vergeblich. Und wenn der Philoſoph Begriffe auflöſen will, die entweder zu verwickelt und zu individuell ſind, um einer andern Erklärung als des Vorzeigens fähig zu ſeyn; oder zu einfach und ſchon zu weit zergliedert, um noch eine neue Auflöſung zuzulaſſen; ſo iſt ſeine Arbeit nicht bloß vergeblich, ſondern auch ſchädlich. Eine ſolche hat zuerſt die Vernunftlehre mit Sophismen, und die ganze Philoſophie mit Spitzfindigkeiten angefüllt, ſie hat die Erklärungen eingeführt, die dunkler als die erklärte Sache ſind, und den Geiſt des Weiſen durch Beweiſe geblendet, die in einer andern Form der bloße natürliche Verſtand würde für abgeſchmackt erkannt haben.

Aber nun noch einmahl zu unſerm richtig philoſophirenden Jünglinge zurück, der dieſe Abwege vermeidet. Er wird ſich noch durch eine gewiſſe Methode in ſeinen Geſprächen unterſcheiden; alle ſeine Gedanken werden einander untergeordnet, und die Verhältniſſe, in denen ſeine Ideen fortgehen, werden immer genauer und weſentlicher ſeyn. Aber eben deßwegen ſcheinen ſeine Vorſtellungen oft ſeltſam, widerſinnig, oder mit dem Gegenſtande unzuſammenhängend, entweder weil er ſeine Betrachtungen zu weit hinausgeführt hat, und der Gedanke, den er vorbringt, erſt durch viele Mittelglieder mit der gegenwärtigen Sache oder Begebenheit zuſammenhängt, die er oft zu ſagen vergißt, und die die andern nicht ergänzen können; oder, weil er zu weit zu den Principien zurückgeht, und ſeine Einbildungskraft erſt durch eine Menge von andern vorbereiten muß, deren Abſicht man nicht errathen kann.

So alſo zeigt ſich dieſe Fähigkeit in dem Umgange und im geſellſchaftlichen Leben.

Die höhern Verſtandskräfte und den Geiſt der Unterſuchung durch die gewöhnlichen Aeußerungen im geſellſchaftlichen Leben kennen zu lernen, iſt ſchwer, weil er hier außer ſeiner eigentlichen Sphäre iſt, und ihn viele Hinderniſſe entweder zurückhalten oder unbrauchbar machen; aber bey der Erlernung der Wiſſenſchaften zeigt er ſich uneingeſchränkt und unverdunkelt.

Das erſte Merkmahl eines verſtändigen Lehrlings iſt die Fähigkeit und die Neigung zu eignen Betrachtungen. Die Verſchiedenheit der menſchlichen Geiſter bringt unausbleiblich auch in ihre ähnlichſten und übereinſtimmendſten Begriffe eine gewiſſe Verſchiedenheit, ſobald nur die Begriffe nicht bloße Wiederhohlungen eines einzigen ſind. Von zwey Menſchen, die durchaus einerley über eine gewiſſe Materie denken, hat gewiß nur Einer oder gar keiner gedacht; es muß ihnen ein fremdes Gepräge ſeyn aufgedrückt worden, ihre eigne Geſtalt würde Unähnlichkeiten haben. Ein junger Menſch alſo, bey dem ſich die Fähigkeit des Nachdenkens zuerſt entwickelt, wird ſeines Lehrers Unterſuchung mehr zur Gelegenheit als zum Muſter ſeiner eignen brauchen. Wenn er mit ihm zuſammentrifft, ſo wird er die nunmehr erlernten Begriffe als die ſeinigen mit dem vollen Bewußtſeyn des Eigenthums annehmen und bewahren; wenn er von ihm abgeht, ſo wird er eben ſo dreiſt verwerfen, und wenn man ihn belehren will, reich an Zweifeln und Einwürfen ſeyn. Man ſieht ſo oft, daß gute junge Köpfe ſtreitſüchtige Köpfe ſind. Wenn dieſer Widerſpruch die Folge von wirklich angeſtellten Unterſuchungen, und nicht die Abſicht derſelben iſt: wenn er bloß von einer freyen und durch kein Anſehen des Lehrers eingeſchränkten Beurtheilung herrührt, ohne zuvor ſchon beſchloſſen worden zu ſeyn, ehe man noch geprüft hatte: ſo iſt er eine Uibung für den Schüler und eine Probe ſeiner Fähigkeiten. In dieſem Fall gibt es, wie Plato ſagt, für die Irrenden keine andere Strafe, als die, belehrt zu werden. — Aber wenn ſich die Eitelkeit darein miſcht, und man ſchon immer geneigt iſt, die entgegenſtehende Meinung anzunehmen, ehe man noch die Gründe dazu gefunden hat; wenn man nun anfängt, Irrthümer zu wünſchen, um ſie aufdeken zu können: ſo kann die Streitſucht den Kopf verderben, den Fähigkeiten eine falſche Richtung geben, und das auf Spitzfündigkeiten und Diſputirkünſte verwenden, was die Natur zur Erforſchung der Wahrheit beſtimmt hatte.

Die Erlernung der Sprachen iſt gemeiniglich unſer erſtes Studium; alſo wird ſie auch die erſte Gelegenheit für den Lehrer ſeyn, die Köpfe ſeiner Schüler zu unterſuchen. Ein Theil der Sprache iſt willkürlich, und kann bloß von dem Gedächtniſſe gefaßt werden; der andre iſt philoſophiſch, und beruht auf den Verhältniſſen der Begriffe. Von dem bloß nachdenkenden Geiſte wird der erſte ſchwer gefaßt; er hat nichts, woran er ſich halten kann, und alles Vergeßne iſt verloren. Aber der andre wird ihm leicht; er kömmt geſchwind mit der Abſtraction gewiſſer allgemeinen Regeln der Anordnung und Verbindung der Begriffe zu Stande, die er, ohne es zu wiſſen, bey der Erklärung der Stellen zum Grunde legt, die er nicht nach den Bedeutungen aller einzelnen Wörter verſteht; ein lebhaftes Gefühl vom Zuſammenhange macht ihm beſtändig das Unrichtige oder das Mangelhafte ſeiner Erklärungen merklich, und hilft ihm oft zum voraus ſchon dasjenige muthmaßen, was er durch die Auslegung finden ſoll. Bey einer gewiſſen Fertigkeit in der Sprache, bey welcher er ſchon Verſuche im Schreiben machen kann, wird es ihm oft an Wörtern und Ausdrücken fehlen, aber er wird dem Genie der Sprache weniger Gewalt anthun; er, wird viele von ſolchen Sprachfehlern begehen können, die bloß willkürliche Regeln der beſondern Grammatik übertreten, aber keine ſolchen, die in allen Sprachen Ungereimtheiten wären.

So wie die Sprache, ſo hat jeder andre Gegenſtand des Wiſſens und des Thuns eine doppelte Seite; eine Seite für den Fleiß und das Gedächtniß; eine andre für das Nachdenken und den Verſtand. Man kann nach einem langen Studio der Geſchichte von ihr, außer einzelnen merkwürdigen und großen Thatſachen, faſt nichts als ihre Philoſophie wiſſen; und man kann hingegen in der Mathematik nichts als eine Nachricht von ihren Sätzen lernen. Ob man alſo gleich in der erſten Erziehung nicht ſchon der Wiſſenſchaft einen ausſchließenden Vorzug geben darf, die man nach der Wahl oder nach den Fähigkeiten des Lehrlings als ſein künftiges Studium anſieht, theils, um nicht dadurch den Kopf zu ſehr einzuſchränken, wenn man ſeinen natürlichen Hang durch eine zu frühzeitige Befriedigung noch verſtärkte, theils weil keine Ausübung einer menſchlichen Fähigkeit ohne einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit in den übrigen, vortrefflich oder auch nur brauchbar werden kann: ſo iſt es doch ſehr unrecht, daß, wenn man auch mit dem größten Theile junger Leute einerley Wiſſenſchaften treiben darf, man von ihnen einerley fordert, und ihren Fleiß oder ihre Tüchtigkeit gerade nach einerley Art des Fortgangs beurtheilt. In der That wird der junge Menſch vom größten Verſtande in dieſem Alter am meiſten zurückgeſetzt; weil man auf das, was er beſſer als andre in ſeinen Arbeiten leiſtet, als auf ein Nebenwerk oder etwas Uiberflüßiges nicht Acht hat, und hingegen die Art von Vortrefflichkeit verlangt, zu der er am unfähigſten iſt. Thatſachen und Wörter, mit einem Worte alles das, was man durch Sprachen und Geſchichte erlernet, müſſen freylich jedem ſtudirenden Jünglinge gelehrt werden. Sie bereichern den Kopf, indem ſie ihm zugleich eine mannigfaltige Art von Gegenſtänden darbiethen, unter denen die Natur leichter und ſichrer den rechten findet, für den ſie den Menſchen beſtimmt hat. Aber man muß bey dieſem Unterrichte nicht durchgängig einerley Zweck haben. Wir wollen die Geſchichte zum Beyſpiele nehmen. Dem einen wird es leicht, ſich die ganze Folge und den Zuſammenhang der Begebenheiten, ſo wie er durch fruchtbare und unfruchtbare Zeiten von Genealogie und Chronologie fortgeführt wird, einzuprägen; ohne daß irgend eine Begebenheit heftigen Eindruck genug gemacht hätte, um ſich mit allen ihren kleinen Umſtänden, die allemahl bey Begebenheiten das Intereſſirende ausmachen, in ſeiner Einbildungskraft zu erhalten. — Dem Geſchichtslehrer, dem eigentlichen Gelehrten im engſten Verſtande des Worts, iſt eine ſolche Erlernung nothwendig. — Ein andrer findet unbeſchreibliche Mühe, dieſe Kette zuſammenzuſetzen; kaum denkt er ſie vollſtändig zu haben, ſo ſind ſchon wieder einige Glieder davon verloren gegangen; Nahmen ohne Begebenheiten, Zeitpuncte ohne Umſtände, die dieſelben merkwürdig gemacht haben, entwiſchen ihm augenblicklich; und alle Mühe, dieſe Lücken wieder auszufüllen, iſt verloren. Aber dafür bleibt das Bild großer Männer und großer Thaten mit allen ſeinen kleinen Zügen in ſeiner Seele unauslöſchlich; er behält nichts, als wofür er ſich intereſſirt, aber dieß behält er auch ganz und ſo, daß er alle Augenblicke davon Gebrauch machen kann. — Große Staatsmänner und große Heerführer haben die Geſchichte nicht anders gekannt; und kaum hat der ſie nöthig anders zu kennen, der nur Beyſpiele und Rathſchläge bey ihr ſucht. Ein dritter wird vielleicht, nach einem eben ſo langen und ämſigen Studio, immer noch Nahmen, Perſonen und Begebenheiten verwechſeln; weder das Ganze noch die einzelnen Theile haben ſich in ſeinem Gedächtniſſe erhalten, er weiß in der That von den Vorfällen ſelbſt nichts: aber deßwegen hat doch dieſe Wiſſenſchaft ihre Frucht für ihn gebracht; während der Arbeit eine Menge von Uibungen, und nach derſelben eine Menge von Reflexionen, Grundſätzen, Erfahrungen, die er nach und nach ohne deutliches Bewußtſeyn aus den Begebenheiten herausgezogen hat, und die die Principien ſeines Denkens geblieben ſind, nachdem er ſich an keine einzige dieſer Begebenheiten mehr erinnern konnte. Vielleicht gibt es einen vierten, der aus der Geſchichte ungefähr eben ſo ein weſentliches Stück von ihr zurückbringt, als der rechnende engliſche Bauer aus der Oper, der die Violinſtriche zählte; und doch würde ſie noch immer einen Einfluß über ſeine Denkungsart und ſeinen Kopf behalten. — Dieß alſo iſt des weiſen Lehrers Arbeit und ſein Verdienſt, bey jeder Wiſſenſchaft von ihrem eigenen und unmittelbaren Endzwecke, der Erlernung der Sachen, die ſie enthält, noch den mannigfaltigen Gebrauch, der ſich davon machen läßt, zu unterſcheiden, und ſeiner Schüler Fähigkeiten aus dieſem Gebrauche zu beurtheilen.

Der philoſophirende Verſtand, um uns nicht zu weit von ihm zu verlieren, zeigt ſich am deutlichſten durch die Begriffe, die er ſelbſt hervorbringt. In nichts unterſcheiden ſich die guten Köpfe von den ſchlechten ſo ſehr, als in ihren Aufſätzen. Bey dem bloßen Lernen kann größre Aemſigkeit und vielleicht mehr Gedächtniß die letztern weiter gebracht haben: aber der Gebrauch, den die erſtern auch von ihrer geringern Kenntniß in dem machen, was ſie für ſich ſelbſt denken, wird ihnen ſehr bald ihren Vorzug wiedergeben. Zuerſt iſt immer etwas Eignes und Charakteriſtiſches, wo die Kraft der Seele ſelbſt ſchafft, nicht bloß empfangne Ideen zurückgibt; zweytens äußert ſich der Geiſt des Nachdenkens durch eine gewiſſe Verfolgung einerley

Idee, durch eine Auseinanderwickelung allgemeiner Grundſätze, durch die Geſchicklichkeit, viele Begriffe aus einem gemeinſchaftlichen Gliede herzuleiten. Wenn auch in den einzelnen Begriffen noch Dunkelheit, in den Sätzen Irrthum, in ihrer Anwendung Spitzfündigkeit iſt; ſo wird doch das Ganze zuſammenhängen, ein Irrthum wird wenigſtens durch den andern unterſtützt werden.

Die Fähigkeit nachzudenken, mit einem Grade von Einbildungskraft vermiſcht, gibt das, was wir nach Verſchiedenheit der Gegenſtände Witz oder Scharfſinn nennen. Es iſt bekannt, daß man zu dem Gebiethe des erſten die Aehnlichkeiten, und zum Gebiethe des andern die Unterſchiede der Dinge beſtimmt. Aber darauf hat man nicht immer Acht gegeben, daß dieſe Verbindungen oder dieſe Trennungen bald durch die Einbildungskraft und bald durch den Verſtand geſchehen können; daß es einen ſinnlichen und einen vernünftigen Witz gebe.

Das, was man den Witz im engern Verſtande nennen könnte, und was in der Welt unter dieſem Nahmen gemeiniglich bekannt iſt, beſteht in einer gewiſſen Erfindſamkeit, verborgne und doch einleuchtende Verbindungen unter Begriffen zu entdecken, die von einander ſehr entfernt ſcheinen. Man hat die Productionen deſſelben Einfälle genannt, um dadurch die Art von Vergleichungen auszuſchließen, die durch Unterſuchung und Nachdenken gefunden werden, und den Charakter der Schnellig-

keit

keit anzuzeigen, der dieſen Werken des Witzes weſentlich iſt, und ihr vornehmſtes Verdienſt ausmacht. Es iſt begreiflich, daß dieſe außerordentlichen Verbindungen unter ſehr fremdſcheinenden Ideen ſchlechterdings eine gewiſſe Mannigfaltigkeit und einen unordentlichen Reichthum von Objekten verlangen, unter welchen ſich von Zeit zu Zeit einige zuſammen finden müſſen, die einer ſolchen Verbindung fähig ſind. Um deßwillen iſt die Geſellſchaft und ein vermiſchtes abwechſelndes Geſpräch der eigentliche Ort und die Werkſtätte des Witzes. Wo eine fortgehende Reihe von Begriffen die Abſicht iſt, da ſind die Ideen alle von einerley Art, ihre Ubereinſtimmung wird ſchon vorhergeſehen, und darf nur von dem Verſtande beſtimmt und abgewogen werden. Ein witziger Kopf befindet ſich alſo oft weit beſſer unter einer Geſellſchaft leerer Schwätzer, die niemahls auf einer Sache beharren, und deren durch einander gehende verworrene Begriffe deſto ſeltſamere Verbindungen erlauben, (noch das Vergnügen der Eitelkeit hinzugerechnet, das Leben und die einzige Seele der Geſellſchaft zu ſeyn), als bey einer Zuſammenkunft verſtändiger Männer, deren Gedanken gleichförmiger und regelmäßiger fortgehen.

Man ſieht leicht, daß dieſe Art von Witz ſich mit dem, was wir den praktiſchen Verſtand genannt haben, beſſer als mit dem theoretiſchen verträgt. Die Einbildungskraft muß viele Begebenheiten und

Bilder im Vorrath haben, und ſie muß durch jeden Anlaß, durch die kleinſte Verwandtſchaft der gegenwärtigen Dinge an dieſelbe erinnert werden, wenn die Vernunft ſie eben ſo geſchwind ſoll vergleichen können. Uiberdieß liegen dieſe Aehnlichkeiten, die der Witz aufſucht, nicht in dem Weſentlichen und Innern der Sachen, nicht, ſo zu ſagen, in ihrer Struktur, ſondern nur in der äußern Geſtalt, in ihren zufälligen und abwechſelnden Merkmahlen. Aber dieſe letztern können, ihrer Menge und ihrer Kleinheit wegen, nicht durch deutliche Begriffe erkannt werden; und wer durch dieſe am meiſten denkt, überſieht ſie, oder ſtellt ſie ſich falſch vor. Endlich iſt der Schein des Ohngefährs, der dem wirklich witzigen Einfalle nothwendig iſt, niemahls zu erhalten, wenn die Ideen zu ſehr in einander gegründet ſind, und man augenſcheinlich die Folge einſieht, in der man auf ſie hat kommen können. Der zu genaue und innere Zuſammenhang alſo, der zwiſchen den Ideen in einem bloß philoſophirenden Kopfe ſeyn muß, wenn eine die andre ſoll erwecken können, macht ihm leichte und zufällige Verknüpfungen unmöglich; ſeine Einfälle haben immer das Anſehen des Studirten und Ausgedachten. In der Geſellſchaft ſind die Erfahrungen leicht zu machen, die dieſes beſtätigen. Wenn eine gewiſſe Materie zum Geſpräche aufgeworfen wird, ſo ſind gemeiniglich, (wenn überhaupt die Geſellſchaft nicht aus Dummköpfen beſteht,) zwo Parteyen in der

Art, wie ſie mit dem Gegenſtande umgehen. Die einen wollen die Sachen als eine wirkliche Materie des Geſprächs, die andern nur als eine Gelegenheit dazu brauchen. Jene wiſſen von den Dingen nichts zu ſagen, als in ſo fern ſie ſie ſelbſt unterſuchen können; dieſe finden an den Beziehungen derſelben Stoff zum Reden genug, entweder durch Erinnerungen, die ſie in ihnen erwecken, oder durch die Anwendungen, die ſie davon machen können. Beſonders iſt die Gabe gut zu erzählen das Eigenthum des witzigen Kopfs. Die Theile einer Begebenheit ſo zu ordnen, daß diejenigen neben einander kommen, deren Aehnlichkeit oder deren Kontraſt den Eindruck machen ſoll; ſie durch den Ausdruck in das gehörige Licht zu ſtellen, und ihr ein lächerliches, oder wenigſtens ein außerordentliches Anſehen zu geben: alles das hindert der bloße reine Verſtand durch die Langſamkeit, mit der er verfährt. Zum Unterſuchen ſind dieſe Sachen zu klein und zu mannigfaltig; ein gewiſſes Gefühl muß ſie uns finden lehren, und dieſes Gefühl gibt der Witz. Aber eben deßwegen iſt es dem witzigen Kopfe ſo natürlich, Geſchichte zu erdichten, oder die wahren zu verunſtalten. Da die ſeltſamen Verbindungen unter Vorfällen immer angenehmer ſind, als die unter Ideen: ſo erzählt er noch lieber, als er Einfälle ſagt. Und weil nun in der wirklichen Welt, beſonders in dem engen Zirkel der Erfahrungen eines einzigen Menſchen, ſolche Verbindungen weit ſeltner vorkommen, als ſie der witzige Kopf braucht: ſo muß er oft die Armuth der Natur in dieſem Stücke erſetzen, oder wenigſtens dem Alltäglichen der Begebenheiten durch einen Zuſatz von ſeiner eigenen Schöpfung aufhelfen.

Auf keine Fähigkeit thun ſich Aeltern bey ihren Kindern mehr zu gute, und bey keiner können ſie leichter hintergangen werden, als bey dem Witze. So wie der wirkliche Witz ſeinen Erfindungen den Schein des bloßen Zufalls und eines nicht vorher geſehenen, nicht zur Abſicht gehabten Lächerlichen geben muß: ſo kann hinwiederum der Zufall in der That oft eben das hervorbringen, was ſonſt nur das Werk des Witzes iſt. In einem Kopfe, wo ſchon die Ideen nach gewiſſen Abſichten und nach gewiſſen Regeln geordnet werden, iſt dieſes nicht möglich, oder wenigſtens ſelten. Aber wo noch die Seele alle Begriffe, die ihr vorkommen, ohne den geringſten Grund ihrer Aehnlichkeit oder ihrer Verbindung dabey nöthig zu haben, zuſammenſetzt; da müſſen nothwendig unter der Menge ganz ungereimter und nichtsbedeutender Verknüpfungen einige vorkommen, in die ſich ein lächerlicher oder ein verſtändiger Sinn hineinlegen läßt. Ein Zweig des Witzes iſt die Naivetät. Sie beſteht darinnen, wenn unter dem Scheine der Einfalt und der Unwiſſenheit eine große oder doch eine auffallende Wahrheit geſagt wird; wenn der Ausdruck ungereimt oder einfältig, und der Sinn groß iſt. Wenn man nun bey

Kindern ſolche Ausdrücke noch dazu mit der einnehmenden Miene der Unſchuld und der Freundlichkeit vorbringen hört, ſo glaubt man, ſie ſind naiv, ob ſie gleich bey ihnen oft wirklich Einfalt ſind. Man bemerkt nähmlich nicht, daß der Gedanke, den man ſonſt vielleicht mit dieſem oder einem ähnlichen Ausdrucke zu verbinden gewohnt iſt, bey dem Kinde wirklich fehlt; der, den es hatte, war vielleicht ſo nichtsbedeutend oder ſo widerſinnig, als der Ausdruck. Daher ſcheinen ſo oft dieſe artigen Einfälle, die im dritten Jahre bewundert wurden, Ungereimtheiten im achten. Das Kind ſagt jetzt nichts ſchlechters, als zuvor; aber man wird nur mehr gewahr, daß der Gedanke, den man vorausgeſetzt hatte, nicht vorhanden ſey; der angenommene Kontraſt zwiſchen Bezeichnung und Idee fällt weg, das Naive wird tölpiſch.

Wenn es aber auch noch leicht wäre, den wahren Witz zu erkennen, ſo iſt es doch gewiß ſchwer, die übrigen Fähigkeiten des Kopfes nach demſelben zu beurtheilen. Natürlicherweiſe äußert ſich der Witz am erſten, weil auch unter einem kleinen Vorrathe von Ideen ſchon genug Zuſammenſetzungen möglich ſind, und dieß eben das Werk und das Verdienſt des Witzes iſt, das Verborgne zu finden: aber er iſt deßwegen nicht immer die Ankündigung eines großen Geiſtes. Mit dem philoſophiſchen Geiſte verträgt er ſich ſelten; eine ſehr feurige Einbildungskraft verzehrt ihn ſo zu ſagen, und er findet nur bey einer gewiſſen Mittelmäßigkeit dieſer beyden Hauptfähigkeiten Statt. Alles, was er ſucht, liegt nur, auf der Oberfläche, und bedarf weder ein tiefes Nachdenken, noch eine ſehr ſtarke Empfindung.

Er iſt ſogar, wenn er zu frühzeitig ausgebildet wird, der Uibung der andern Fähigkeiten ſchädlich. Da er die Seele gewöhnt, immer von dem Weſentlichen der Sachen abzugehen, und auf ihre Zufälligkeiten und ihre äußern Verhältniſſe zu ſehen, ſo verhindert er die Unterſuchung; und indem er die Aufmerkſamkeit der Seele bey jedem Gegenſtande theilt, und ſie von der bloßen Betrachtung gleich auf Anwendungen desſelben abzieht, ſo läßt er keinen ſtarken und bleibenden Eindruck zu. Der Witz iſt der Diener und der Gehülfe der Eitelkeit. So wie er das Licht iſt, welches die Talente den Augen des großen Haufens ſichtbar macht, ſo erhöhet er ſie zugleich in den Augen des Menſchen ſelbſt. Die Geſchicklichkeit, ſich mit Vortheile zu zeigen, erweckt die Begierde, es oft zu thun; und ſo wird die Bemühung, neue Vorzüge zu erwerben, durch die Bemühung, ſeine alten ſehen zu laſſen, geſtört.

Man ſollte ſich aber um deſto weniger um dieſe Fähigkeit Mühe geben, weil ſie unter allen übrigen die wenigſte Cultur zuläßt oder erfordert. Sie entwickelt ſich von ſelbſt, und man kann nichts anders zu ihrer Ausbildung thun, als ſie regieren und im Zaume halten. Der Witz iſt vortrefflich, wenn er in eine Seele, die ſchon mit Ideen und Bildern angefüllt iſt, als die letzte Verſchönerung hinzukömmt. Der Reichthum wird alsdann zugleich zur Pracht, und die Geſtalten, in welche die Seele ihre Begriffe kleidet, werden eben ſo ſchön, als die Begriffe ſelbſt geſund und vollkommen ſind. Sollen aber dieſe Ideen und Bilder erſt geſammlet werden, dann iſt ſeine Geſchäftigkeit ſchädlich und hinderlich.

Aber dieſe ganze Gattung von Witz iſt nicht die einzige. Es gibt einen andern ſo zu ſagen reflektirenden Witz, der mit der zwoten Art von Imagination, von der wir oben geredet haben, in Verbindung ſteht; ein Witz, der nicht unter einzelnen Dingen, ſondern unter allgemeinen Ideen, und nicht äußere Verhältniſſe, ſondern innere Uibereinſtimmungen, aber auf eine ſolche Art ſucht, daß man die Operation des Verſtandes und die Folge der Begriffe, durch welche dieſe Uibereinſtimmungen ſind gefunden worden, nicht gewahr wird. Nähmlich ein bloß geſunder natürlicher Verſtand, ohne dieſen Witz, hält keine andern Ideen gegen einander, als wo ſich ſchon aus dem, was er von ihnen weiß, ihre Uibereinſtimmung vorherſehen läßt, und wo es alſo bloß darauf ankömmt, dieſelbe auf etwas Beſtimmtes und Deutliches zu bringen. Auf dieſe Art verfähret die kluge Vorſichtigkeit in den gewöhnlichen Geſchäften des gemeinen Lebens, und die beſcheidene Lehrbegierde in der Erlernung der

Wiſſenſchaften. Dieſe Eigenſchaften ſichern den Menſchen vor Verwegenheit und Irrthum; aber ſie machen ihn auch zu großen Unternehmungen und zu neuen Entdeckungen untüchtig. Wenn aber mit dem Verſtande ſich der Witz vermählt, ſo wird der erſte beherzter und unternehmender. Er bekömmt einen gewiſſen geheimen Zug, die unähnlichſten Begriffe mit einander zu vergleichen, und die entfernteſten zuſammenzubringen; das Feld ſeiner Geſchäftigkeit wird größer, die Vergleichung geſchieht ſchneller; die Verbindungen, die er macht, werden mannigfaltiger und neuer.

Es giebt ferner in der Philoſophie, im Erklären und im Beweiſen eben ſo wohl einen gewiſſen Geſchmack, als in den Künſten und in den Werken des ſchönen Geiſtes; ein dunkles Gefühl von der Stärke oder der Schwäche der Gründe ſelbſt, ehe man ſie noch genau geprüft hat; ein vorläufiges Urtheil von der Wahrheit oder der Brauchbarkeit ſeiner Ideen vor der Unterſuchung. Dieſer Geſchmack nun wird von dem Witze, von dem wir reden, und den die Lateiner Sagacität nennen, hervorgebracht. Er weiſet dem Nachdenken die Puncte an, auf die es ſich zu richten hat. Bey der Erlernung der Wiſſenſchaften bringt er eine ſchnelle Begreifung und eine richtige Anwendung der vorgetragnen Wahrheiten hervor; bey einem höhern Fortgange äußert er ſich durch eine gewiſſe Erfindſamkeit, die Seite des Dinges zuerſt zu finden, von der ſie ſich am beſten angreifen läßt, und den Begriff von ihm zu faſſen, der am leichteſten und am fruchtbarſten bearbeitet werden kann. So zeigt er ſich z. B. in der Mathematik durch die Wahl der Beweiſe, durch die Abkürzung des Weges, und durch eine gewiſſe feinere Verwickelung und durch eine unvermuthete Auflöſung der Aufgaben.

Mit dem Witze gehört der Scharfſinn zu einer Claſſe. Der Scharfſinn ſcheint mehr auf der Partey des philoſophiſchen Verſtandes zu ſeyn*, ſo wie der Witz auf der Seite des dichteriſchen. Denn eben das Unterſcheiden und Abſondern, mit dem der Scharfſinn zu thun hat, bringt die Abſtraktion hervor, oder iſt eine Folge derſelben. Um deßwillen iſt die Subtilität, die eine Wirkung dieſer Urſache iſt, ſo oft für die Eigenſchaft der Philoſophen angeſehen worden. — In der That aber gibt es auch einen Scharfſinn, der ſich mit dem Witz vermiſcht, und unter ſeinem Nahmen verbirgt. Die Begriffe von Aehnlichkeit und Unterſchied ſind immer gegenſeitig, und wo Uibereinſtimmungen bemerkt werden, da muß man die Verſchiedenheiten zugleich mit empfinden, die von jenen abſtechen.

Die andere Gattung von Sarfſinn äußert ſich nur bey der Erlernung der Wiſſenſchaften. Man hat aber nicht ſo wohl ihn kennen zu lernen, als die Fehler, zu denen er verleiten kann. Die falſche Anwendung von Scharfſinn iſt Spitzfindigkeit, und beſteht in der Entdeckung nichtswürdiger oder falſcher Unterſchiede.

Das frühzeitigſte und beynahe das ſicherſte Zeichen des Scharfſinns iſt ein richtiger Gebrauch der Sprache. Jede Sprache hat eine Menge Wörter und Ausdrücke, die im Hauptbegriffe übereinkommen, aber ſich doch durch ſo beſtimmte und ausgemachte Nebenbegriffe unterſcheiden, daß es wenig Fälle gibt, wo der Gebrauch derſelben ganz gleichgiltig wäre. Dieſen Unterſchied genau zu bemerken, und aus der Natur und der Verbindung der übrigen Begriffe zu beurtheilen, welcher von dieſen Unterſchieden hier nothwendig oder wenigſtens ſchicklich ſey, das kann nur der Scharfſinn; und eben dieſes iſt es, was die Genauigkeit im Ausdrucke ausmacht. Leute, die ſelbſt den Werth jedes Worts und den Gedanken jeder Rede genau wiſſen, werden leicht an jungen Leuten dieſe Verſchiedenheit bemerken. Einige ſagen alles nur halb; ſie ſind zufrieden; wenn man nur ungefähr gewahr wird, was ſie ſich denken; ſie nehmen immer das gewöhnlichſte Wort zuerſt, und kennen keine andre Wahl des Ausdrucks, als die Nachahmung, weil ſie keine Unterſchiede kennen, nach denen ſie ihre Wahl beſtimmen ſollten. Bey andern hingegen ſieht man wenigſtens die Bemühung, für ihre jedesmahligen Ideen einen ihnen eignen Ausdruck zu finden; man bemerkt, daß ſie auf den Zuſammenhang des ganzen Gedankens Achtung gegeben, und in den Worten mehr als den ganz groben Begriff, der in allen andern Synonymen eben ſo gut war, geſucht haben. In der That, weil dieſe Richtigkeit des Ausdrucks der Grund und beynahe das weſentlichſte Stück der Schönheit des Styls iſt, ſo ſollte bey den Ausarbeitungen, die man junge Leute machen läßt, auf keine Eigenſchaft ſo ſehr geſehen werden. Ein richtiger Gebrauch der Sprache bringt in unſere Vorſtellungen eine größere Mannigfaltigkeit, indem er uns unter Begriffen, die wir ſonſt für einen einzigen gehalten hätten, Unterſchiede finden läßt, durch die ſie zu mehrern werden. Er macht die Entwickelung der Ideen leichter, indem er uns bey jedem Begriffe, den wir aufklären wollen, die am nächſten damit verwandten zeigt, von denen der Begriff durch die Erklärung abgeſondert werden muß; er gibt uns endlich mehr Stoff zur Philoſophie, indem er mehr Bedeutungen der Worte als ſo viel ſinnlich klare Begriffe uns anweiſet, die wir deutlich zu machen, und durch genaue Merkmahle zu beſtimmen haben.

Jetzo ſind wir im Stande, uns den Begriff von einem Genie zu machen. — Wir haben geſehen, daß einige Fähigkeiten in gewiſſer Maaße einander entgegen ſtehn, und daß man ſie deßwegen ordentlicher Weiſe nur unter verſchiedenen Menſchen vertheilt findet. — Aber wenn dieſelben in einem beſtimmten Falle dieſen Streit aufheben; wenn ſie in einer gewiſſen Seele zuſammenkommen, und ſich einander das Gegengewicht halten; wenn ſie ſich endlich alle zuſammen auf einen gewiſſen Gegenſtand vereinigen: alsdann bringen ſie ein Genie hervor. — Uiberhaupt heißt Genie entweder alles, was in unſern Fähigkeiten von der Natur herrühret, und wird dem Erlernten oder der Gelehrſamkeit entgegengeſetzt; oder es zeigt eine höhere Claſſe von Geiſt an, und in dieſem Verſtande nehmen wir es jetzt. — Es gibt alſo ſo viel Genies, als es Gegenſtände für beſondere Fähigkeiten gibt. Wir wollen zum Beyſpiel das dichteriſche Genie nehmen. Es iſt klar, daß ſeine herrſchende Eigenſchaft die Einbildungskraft ſeyn muß, die von richtigen, ſtarken und feinen Empfindungen geleitet, von einer einſichtvollen, aber praktiſchen Vernunft ausgebildet, und durch den Witz ausgeſchmückt wird. Aber wenn die nachdenkende oder die philoſophirende Vernunft dieſer nicht zur Seite ginge, ſo würden ſich dieſe Bilder und dieſe Begriffe nicht ausdrücken laſſen; denn alle Worte ſind Zeichen für abgezogne Begriffe. Dieſe Uibereinſtimmung und Vereinigung alſo von Empfindungskraft und Vernunft, wovon die eine die Bilder, die nachgemacht werden ſollen, vorſtellt; die andre ſie ordnet und die Farben herbeyſchafft, mit denen ſie entworfen werden: dieſes macht das Eigenthümliche und das Seltne von dieſem Genie. Fähigkeiten, die ſich in gewiſſem Grade aufheben, müſſen ſich bey ihm vereinigen; die Erinnerungskraft, die die Ideen durch ihre Folge und Verbindung aufweckt, muß mit dem Gedächtniſſe, das ganze Reihen von Begebenheiten wieder darſtellen kann, verbunden ſeyn; die Empfindungen müſſen ſo ungeſtört bleiben, als wenn die Seele ſich bloß mit dem Gegenſtande ſelbſt beſchäftigte, und doch muß die Seele zugleich einen geheimen Blick auf ſich ſelbſt thun, um dieſe Empfindungen gewahr zu werden, und ſie in den gehörigen Schranken zu halten. Empfinden und Denken zugleich, das iſt die große Kunſt des Dichters.

Ich will nur noch einige allgemeine Merkmahle, woran ſich gute Köpfe überhaupt erkennen laſſen, hinzuſetzen:

Erſtlich. Die Eitelkeit hat bey ihnen weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes iſt bey ihnen ein ſchwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund, weil die Sache ſelbſt ſchon für ſich ſie beſchäftigt und einnimmt. Ein guter Schriftſteller und ein wirklicher Gelehrter wird ſchon durch das Vergnügen, das er genießt, indem er ſchreibt oder lehret, hinlänglich belohnt, ohne erſt die Hoffnung zu Hülfe zu nehmen, daß es andre wiſſen werden. Wer alſo nicht mit einer gewiſſen Leidenſchaft an ſeine Arbeit geht; nicht aus Vergnügen über ſeine eigne Beſchäftigung bey derſelben aushält, ohne alles Intereſſe des Eigennutzes oder des Ehrgeizes; wer bey ſeiner Wiſſenſchaft oder bey ſeinem Werke einen andern Bewegungsgrund, als das Angenehme des Gegenſtandes ſelbſt, und das Vergnügen ſeine Kraft auszuüben bedarf, der iſt ohne Genie.

Zweytens. Gute Köpfe, die, wenn ſie für ſich ohne Aufforderung und ohne Anſtrengung über eine Materie denken, voller Einſichten ſind, werden vielleicht an den Zeiten und Orten, wo ſie ſich am meiſten zeigen wollen, und wo es eigentlich darauf ankömmt, eine Probe ihrer Fähigkeiten zu geben, weniger leiſten als andre. Dieſes iſt eine nothwendige Erinnerung für Lehrer, die oft ſehr unrichtig die Fähigkeiten ihrer Schüler aus den öffentlichen Prüfungen beurtheilen. — Die Urſache davon iſt zum Theil phyſiſch. Zum Denken wird eine gewiſſe Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter erfordert. Die, bey welchen ſonſt dieſe Bewegungen langſam und ſchläfrig ſind, werden bey einer außerordentlichen Gelegenheit, wo dieſelben durch die Leidenſchaft des Ehrgeitzes, der Furcht, der Hoffnung beſchleunigt und verſtärkt werden, beſſer und richtiger denken. Dahingegen die andern, bey welchen der gehörige Grad von Bewegung ordentlicher Weiſe vorhanden iſt, wenn die Bewegung durch eben dieſe Leidenſchaft noch mehr beſchleunigt wird, eben dadurch unfähiger werden. — Zum Theil iſt die Urſache ſittlich. Jede Leidenſchaft entzieht dem Gegenſtande einen Theil von der Aufmerkſamkeit und von der Kraft der Seele, und nimmt ſie für ſich weg. Je ſtärker man alſo die Leidenſchaften erregt, um deſto mehr ſchwächt man eine jede andre Anwendung der Seelenkräfte; und zwar gerade da am meiſten, wo dieſe am größten, und alſo zugleich die Leidenſchaften am ſtärkſten ſind: dahingegen bey andern, wo Triebfedern fehlen, wo die Wirkſamkeit der Seele an und für ſich klein iſt, eben dieſe Leidenſchaften nützlich ſeyn können.

Drittens. Gute Köpfe haben ſelten eine gewiſſe Art von ſo anhaltendem, und, wenn ich ſo ſagen darf, ſklaviſchem Fleiße. Sie unterrichten noch weit lieber ſich ſelbſt, als ſie ſich unterrichten laſſen, und ihre Seele beſchäftigt ſich lieber damit, ſelbſt Begriffe hervorzubringen, als ſie bloß einzuſammeln. — So richtig dieſe Bemerkung iſt, ſo würde ſie verführen können, wenn man ſie nicht gehörig einſchränkte. Zuerſt alſo ſteht der Grundſatz feſt: Ohne fortgeſetzte und vielfältige Uibung, und ohne eine Erlangung von mannigfaltigen Kenntniſſen, kann keine einzige Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes, und wenn ſie auch von der eigentlichen Gelehrſamkeit noch ſo entfernt wäre, zur Vollkommenheit gelangen. Aber dieſe Uibungen können entweder von uns ſelbſt gewählt, oder von andern vorgeſchrieben ſeyn; dieſe Kenntniſſe können uns entweder von andern beygebracht, oder von uns ſelbſt aufgeſucht werden. Mittelmäßige Köpfe hängen in beyden ſchlechterdings von ihren Lehrern ab; ſie ſind niemahls begierig, mehr von der Sache zu wiſſen, als ihnen von derſelben iſt geſagt worden, und niemahls kömmt ihnen die Luſt zu andern Arbeiten an, als die ihnen aufgegeben ſind. Ihre ganze Bemühung alſo beſteht bloß im Faſſen und im Wiederhohlen, und dieſe beſchäftigt ſie genug, um zu nichts anderm weder Zeit noch Neigung zu haben. Gute Köpfe hingegen finden in dem Unterrichte ihrer Lehrer nur einen Stoff, den ſie ſelbſt erſt bearbeiten, ſie ſuchen ſich die Quellen der Kenntniſſe, die ſie brauchen, ſelbſt; und ob ſie gleich diejenigen nicht vernachläßigen, die ihnen angebothen werden, ſo ſind ſie doch nicht ſo ängſtlich begierig darnach, als die andern, die darin das einzige Mittel ihrer Aufklärung finden. — Dieß iſt die eine Urſache dieſer Erſcheinung. Die andre iſt, daß mit einer größern Fähigkeit auch nothwendig eine größere Leichtigkeit im Arbeiten verbunden iſt. Bey einer gleichen Anzahl von Beſchäftigungen werden alſo natürlicherweiſe die erſten doch mehr Zeit unbeſchäftigt ſeyn, als die andern. — Lehrer von Einſicht werden dieſes Merkmahl nutzen, und den Fleiß, der eine behende und zugleich anhaltende Wirkſamkeit iſt, (das eigene Gepräge des Genies,) von der bloßen Arbeitſamkeit, die in einer ämſigen und unermüdeten Wiederhohlung einerley vorgeſchriebner, und vielleicht immer fruchtloſer, Bemühungen beſteht, unterſcheiden. Nur Lehrer von eingeſchränkten Einſichten, die noch dabey Eitelkeit haben, werden die Fähigkeit ihrer Schüler nach der Zeit abmeſſen, die ſie in ihren Hörſälen zugebracht haben, und den beſtändigen Zuhörer auch für den geſchickteſten halten.

Es iſt alſo nur noch die zwote Frage übrig, zu welcher Art von Geſchäften oder Wiſſenſchaften jede Fähigkeit gehört. Uiberhaupt iſt ſchon aus der Erklärung dieſer Fähigkeiten ſelbſt klar, daß der bloß philoſophierende Verſtand für die Theorie, der andre für die Ausübung iſt; der eine Gelehrte, der andre Leute von Geſchäften oder Künſtler macht. Huart hat dieſen Theil unſrer Materie ſchon ſehr gut abgehandelt, und wir brauchen alſo nichts als einige Anmerkungen zu machen, die ſich hauptſächlich auf die Wiſſenſchaften einſchränken ſollen.

Unter der Claſſe von Menſchen, die man Gelehrte nennt, ſind einige bloß dazu beſtimmt, die ſchon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wiſſenſchaft zu lehren; andere, ſie zu erweitern: die dritten, ſie auf das menſchliche Leben und den wirklichen Nutzen der Geſellſchaft anzuwenden. Man würde ſehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wiſſenſchaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen gibt, die einen Gelehrten fordern, und die ohne Genies beſſer beſtellt werden. Geſunder Verſtand, (bon ſens) das heißt, eine nicht ſehr tiefſinnige, aber doch richtige Vernunft, die ſich an den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Kenntniſſe geübt hat; eine Gabe, die Gedanken andrer zu faſſen, und in den Sinn deſſen, was man lieſt oder hört, einzubringen; ein Gedächtniß, welches, wenigſtens bey einer hinlänglichen Wiederhohlung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand ſetzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergeſſen: das iſt für dieſe Aemter und für die Claſſe von Gelehrten, die ſie beſorgen, und alſo ohne Zweifel für den größten Theil, hinlänglich. Wenn zu dieſen Fähigkeiten des Verſtandes noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters hinzukommen; erſtlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langſamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweytens eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzuſehen, bis ſie ſie andern wieder beybringen können: ſo können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, ſie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde alſo durch die Strenge, die alle mittelmäßigen Köpfe von der Gelehrſamkeit ausſchließt, dem Staate mehr ſchaden als nützen. Geiſter von höhern Gaben laſſen ſich entweder ſchwerlich zu dieſen Dienſten brauchen, oder verrichten ſie in der That ſchlechter, weil ſie ſie unwillig oder zerſtreut thun, und ſie nur als Nebendinge anſehen, von denen ſie je eher je lieber wieder loszukommen ſuchen. Ein geſchickter Lehrer wird einen jungen Menſchen, der in dieſe Claſſe von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden niemahls etwas Eigenes und Hervorſtechendes haben aber ſie werden auch niemahls abgeſchmackt ſeyn; er wird oft andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine ſchickliche Art zu thun wiſſen; er wird fleißig, bedachtſam und überlegt ſeyn, und vor allen Dingen bey dem Mittelmäßigen, was er macht, ſich einer gewiſſen höhern Vollkommenheit bewußt ſeyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine ſehr mittelmäßige Arbeit, ein ſchlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren: aber wenn er es ſelbſt für vortrefflich hält, wenn er den Unterſchied gegen andre nicht fühlt, dann iſt er verloren. Ein ſolcher muß die Wiſſenſchaften verlaſſen.

Die andere Claſſe von Gelehrten, welche die Wiſſenſchaften erweitern ſollen, erfordert wirklich das, was man Genie nennt, das heißt, irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichen Grade und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, ſie zu unterſtützen. Wir haben hier das meiſte ſchon gethan, da wir die Merkmahle dieſer Fähigkeiten angegeben haben. Die Wiſſenſchaften ſelbſt braucht man hier nicht erſt auszuzeichnen; zuerſt, weil ſolche Köpfe für ſich ſelbſt die Gegenſtände finden, die für ſie gemacht ſind; zweytens, weil faſt jede Wiſſenſchaft ſo viel verſchiedene Seiten hat, daß man eben ſo viel verſchiedene Köpfe braucht, um ſie anzubauen.

Nur bey der Wahl der Wiſſenſchaften iſt noch dieß zu merken. Man ſuche den jungen Leuten einen wirklichen Begriff von denſelben beyzubringen, ſo daß ſie im Ganzen, (und ſo weit es, ohne ſie erlernt zu haben, möglich iſt,) ungefähr vorausſehen können, was ſie darinne zu erwarten haben, und ſtelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wiſſenſchaft an. — Man kennt aus dem Xenophon die Schule der Gerechtigkeit der Perſer, in welcher der Lehrer nicht bloß die Geſetze des Rechts vortrug, ſondern ſeine Schüler auch nach denſelben über Streitigkeiten den Ausſpruch thun ließ. Wäre es nicht möglich, daß man auf dieſe Art junge Leute über jede Gattung etwas verſuchen ließe, und dann auf diejenige, in welcher ſie das Beſte lieferten, ihre Neigungen zu leiten ſuchte? Man bemühe ſich ferner, ſo viel möglich, den Eindruck zu zerſtören, den auf die erſten Jahre die äußern Blendwerke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menſchen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem menſchlichen Leben und den verſchiedenen Ständen deſſelben vor. Nichts iſt hierbey ſo wichtig, als ihn zu überzeugen, daß die Glückſeligkeit und das Elend beynahe allenthalben gleich, und faſt nirgends von dem Stande, ſondern durchaus von der Perſon abhängig ſey.

Die Prüfung der Geſchicklichkeiten muß weniger durch öffentliche Examina und feyerliche Unterſuchungen, als durch die beſtändige Aufmerkſamkeit auf die gewöhnlichen Arbeiten, geſchehen. Uiberdieß ſollten die erſten Probeſtücke nicht ſowohl ganz neue Ausarbeitungen ſeyn, die gemeiniglich elend und leer ſind, und nur den Stolz der jungen Leute vermehren, und die Zeit zum Lernen nehmen, ſondern freye Wiederhohlungen des Gelernten. Das erſte, wodurch ſich die Seele im Denken übt, iſt, die Gedanken anderer mit eignen Ausdrücken zu wiederhohlen, und einige eigne damit zu vermiſchen. Durch nichts alſo könnte man die Geſchicklichkeit beſſer erforſchen, als wenn der Schüler (der während des Unterrichts nichts oder nur ſo viel, als zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit nothwendig iſt, aufzeichnen müßte) für ſich ſelbſt alsdann eben dieſe Materie, als wenn er zu unterrichten hätte, ſchriftlich oder mündlich vortrüge. Man würde auf dieſe Art ſowohl die Art von Wiſſenſchaft, als den Grad der Fähigkeit, der einem jeden zukäme, erkennen.

Die dritte Claſſe, welche die ausübenden Gelehrten in ſich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrſamkeit, als Klugheit und Witz. Die Merkmahle von dieſen Fähigkeiten ſind alſo auch die Beſtimmung für die Praxis. Man wird dieſe Sache ziemlich richtig einſehen, wenn man ſich nur an das Beyſpiel der praktiſchen Arzneykunſt erinnert. Man weiß, wie oft große Kuren von Leuten ſind verrichtet worden, deren Wiſſenſchaft ſehr mittelmäßig war. Man kann daraus wenigſtens ohne weitere Unterſuchungen die Nothwendigkeit lernen, auf dieſe Merkmahle Achtung zu geben. Es iſt nichts gewöhnlicher, als Leute vom wirklichen Verdienſt verachtet zu ſehen, bloß weil ſie ſich nicht in den Plätzen befinden, wo ſie von ihren Gaben Gebrauch machen können. Leute von großer Gelehrſamkeit, die auf einer Akademie die Stützen ihrer Wiſſenſchaft werden könnten, leben oft ohne Nutzen und ohne Anſehen, weil ſie durchaus obrigkeitliche Aemter begleiten, oder überhaupt Geſchäften vorſtehen wollen.

Ich will dieſes Ganze nur noch mit der Bemerkung einiger Hinderniſſe beſchließen, die der Prüfung der Talente im Wege ſtehn.

1) Ein jeder Menſch kann größtentheils von den menſchlichen Fähigkeiten nur nach ſeinen eignen urtheilen; und je eingeſchränkter er ſelbſt iſt, deſto weniger kann er höhere Vollkommenheiten begreifen. Daher kömmt es, daß, da das Maaß welches er annimmt, ſchon zu klein iſt, die Größe, welche er mißt, zu groß herauskömmt, und er alſo immer über ſeine Fähigkeit ein zu günſtiges Urtheil ſpricht. Dieſe Bemerkung zeigt uns erſtlich die Nothwendigkeit, über unſer Genie andre urtheilen zu laſſen, die ſelbſt Genie haben. Zweytens gibt ſie uns ein Merkmahl, woran wir unſer eignes prüfen können.

2) Jeder Menſch ſteht in gewiſſen Verbindungen, die ſeiner Eitelkeit entweder aufhelfen und ſie unterſtützen, oder in andern, die ſeine wirkliche Fähigkeit verkleinern und unterdrücken. Es iſt nur gar

zu gewiß, daß unſre eigne Gemüthsart in die Beurtheilung unſrer ſelbſt einen zu groſſen Einfluß hat. Und ſo, wie in Abſicht auf die Moral, die Schwermuth oder der Leichtſinn das Maaß unſrer Tugenden und Laſter verfälſcht; ſo werden auch oft Furchtſamkeit und Mißtrauen unſre Fähigkeiten heruntersetzen, oder Dreiſtigkeit und Munterkeit ſie vergröſſern. Der Eine ſucht ſelbſt nicht ſo viel in ſeinem Verſtande, als er finden würde, wenn er nur Zutrauen zu ſich hätte, und läßt daher einen Theil ſeiner Gaben ungebraucht; der Andre ſucht in ſich ſo viel, und vielleicht noch etwas mehr, als er hat, und wendet alſo eine kleinere Kraft mit gröſſerm Nachdruck an. Um alſo dieſem Hinderniſſe abzuhelfen, iſt es eine Regel für den Lehrer, die Wage auf beyden Seiten einigermaßen gleich zu machen, entweder, indem er dem einen etwas weniger dem andern etwas mehr als Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder indem er ſie in ſolche Umſtände und Verbindungen ſetzt, wo dieſe ihre Leidenſchaften ohne Einfluß ſind. Vornehmlich aber muß er ſich dadurch warnen laſſen, ſeine Schüler nicht nach einzelnen Fällen, in denen ſie ſich entweder ſehr vortheilhaft oder nachtheilig gezeigt haben, ſondern nach dem Ganzen zu beurtheilen.

3) Dieß iſt endlich noch ein groſſes Hinderniß bey dieſer ganzen Unterſuchung, daß wir eine lange Zeit, von uns ſelbſt und andern, bloß nach der Gröſſe unſers Gedächtniſſes beurtheilt werden. Wie

viel weißt du? iſt immer die erſte Frage, die man an ein Kind thut. Das heißt mit andern Worten ſo viel, als; was haſt du behalten? und gemeiniglich verlangt man alsdann die Wiederhohlung der Gedanken, die man ihm ſelbſt vorgeſagt hat, und zwar auch gerade mit den Ausdrücken, in denen ſie uns am deutlichſten ſcheinen. Und doch kann das Kind, welches bey einem ſolchen Verhör oft verſtummt, und ſehr fehlerhaft und zerſtückt das wieder erzählt, was es gehört hatte, ein weit fähigerer Kopf als das andre ſeyn, das alles auf das genaueſte herſagt. Die wahre Unterſuchung des Vermögens zu denken iſt, wenn man zwo Perſonen über eine Materie, über die ſie gleich viel Erfahrung und Unterricht haben, ihre eignen Meinungen und Urtheile ſagen oder aufſchreiben läßt. Der gute Kopf wird hier den Mangel deſſen, was er vergeſſen hat, durch eigne Betrachtungen erſetzen, der andre wird entweder bloß wiederhohlen, oder nichts hervorbringen. Daher wird auch in den Gedanken des einen mehr Methode und anſcheinende Bündigkeit ſeyn, weil ſie bloß entlehnt ſind, in des andern ſeinen mehr Unregelmäßiges, aber zugleich mehr Eigenthümliches. Die Natur gibt auch ihren geringſten Werken gewiſſe Vorzüge vor den bloßen Werken des Fleißes und der Kunſt, die dem Auge des Kenners nicht entgehen.

Betrachtung

einiger

Verſchirdenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter.

Dem Geiſte der Kinder, ſagt Quintilian, wird eine Menge abwechſelnder Arbeiten weniger ſchwer, weil ſie dieſelben mit einem geringern Bewußtſeyn und mit weniger freywilligen Anſtrengung thun; eben ſo wie ihr Körper ſich durch die Bewegung weniger ermüdet, weil ſie eine kleinere Laſt mit minderer Gewalt, und ohne ſich ſelbſt zu fühlen, in Bewegung ſetzen. Uiberdieß, ſetzt er hinzu, meſſen ſie niemahls in ihren Gedanken ab, wie viel ſie ſchon gethan haben; dahingegen bey den Erwachſenen die Ermüdung beynahe öfter aus dem Uiberdenken und der Erinnerung der Arbeit, als aus dem Gefühle der Kraftloſigkeit entſteht. — Anmerkungen von der Art, welche dieſer Schriftſteller oft macht, wenn er für ſich ſelbſt denkt, erregen den Wunſch, daß er weniger Fleiß auf die Wiederhohlung und Berichtigung der Ideen ſeiner Vorgänger gewandt hätte.

Die Erfahrung, welche in dieſer Anmerkung ausgedrückt iſt, ſtimmt mit einer andern vollkommen überein, die der erwachſene Mann bey ſich ſelbſt, und eben deßwegen vielleicht mit mehr Zuverläßigkeit machen kann. Welche Arbeiten des Geiſtes gerathen wohl in irgend einer Art beſſer, als diejenigen, bey welchen man ſich am wenigſten ängſtlich bemüht, ſie vortrefflich zu machen? Welche unſerer Begriffe ſind wohl die reichſten, lebhafteſten, in der Entwickelung am fruchtbarſten? Die, welche ein freywilliges Nachdenken über den Gegenſtand nach und nach aus den bekannten Ideen hervorgearbeitet, oder die, welche ein oft bloß zufälliger ſchneller Blick auf die Sache aus der Reihe ſich ſelbſt darbiethender Vorſtellungen aufgefaßt hat? Die Werke, die man für das Publicum ſchon beſtimmt, indem man ſie verfertiget, ſind gemeiniglich unter dem, was man für ſich ſelbſt oder für ſolche Freunde macht, von deren Beyfall und Achtung man ſich ſchon verſichert hält. Der Wunſch, etwas Gutes hervorzubringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unſer Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen ſoll, die Achtſamkeit endlich auf unſer eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dieß iſt eine Art von Zerſtreuung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenſtand vereinigt ſeyn ſollte, auf ſich ſelbſt zurückgekehrt, und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.

Die obige Anmerkung iſt aber noch einer andern Anwendung fähig, und dieſe iſt eigentlich unſer Zweck. Da das menſchliche Geſchlecht und der einzelne Menſch in dem ſtufenweiſen Fortgange ihrer Fähigkeiten einander ſo ähnlich ſind, ſo findet man hier einen Grund von der nothwendigen und unausbleiblichen Verſchiedenheit, die zwiſchen den älteſten und den ſpätern Arbeiten desſelben ſeyn muß. Es gibt in beyden eine Zeit der Kindheit und des männlichen Alters.

In den Werken der erſten ſehen wir eine Kraft, die ſich durch ihre bloße Energie und die Gegenſtände getrieben fühlt zu wirken, und deßwegen in ihrer natürlichen Thätigkeit durch nichts geſtört wird; in den Werken der andern eine Kraft, die erſt durch ein beſonderes Intereſſe gereitzt werden muß, die nach Abſicht und in Hoffnung eines gewiſſen Erfolges wirkt, und die eben deßwegen in ihren Aeuſſerungen eingeſchränkt, und von ihrer natürlichen Richtung abgebracht wird. In den Werken der einen Zeit werden ſich die Schriftſteller ihrer Ideen nur ſo zu ſagen entſchütten, die ihnen durch die Gegenſtände ſelbſt und eine ganz unwillkürliche Beobachtung derſelben aufgedrungen worden; — in den Werken der andern werden ſie Ideen, die ſie geſucht und ausgearbeitet haben, in der Abſicht mittheilen, ſich Beyfall und Ruhm zu erwerben. Der älteſte Schriftſteller iſt das Kind, das den ganzen Tag ohne Abſicht hin und her läuft, und niemahls fühlt, wie müde es iſt, weil es ſich bey keinem Schritte mehr an denjenigen erinnert, den es ſchon gethan hat, noch den voraus ſieht, den es noch zu thun gedenkt. Der neuere Schriftſteller iſt ein Wanderer, der immer den Ort im Geſichte hat, wo er hin will, in der Begierde anzulangen ſeine Schritte zählt, und ſich durch das Uiberſehen des zurückgelegten und des noch vor ihm liegenden Weges freywillig entkräftet.

Dieſer eine Umſtand hängt mit vielen andern zuſammen, die ſich, dünkt uns, ſo am beſten entwickeln laſſen, wenn man ſich zuerſt alle die Verſchiedenheiten der beyden Zeitalter vorſtellt, und alsdann ſieht, was für Einfluß ſie auf die Werke des Geiſtes, und vornehmlich auf die Schriftſteller haben mußten.

Die erſte und größte Verſchiedenheit liegt in der Art und Weiſe, diejenigen Begriffe zu bekommen, die der Schriftſteller mittheilen ſoll. Bey uns iſt faſt das einzige Mittel das Lernen. Unterricht und Leſen lehren uns meiſtentheils alles kennen, was wir wiſſen; und beydes unternehmen wir nicht anders, als in ſo fern wir es zur Ausführung eines gewiſſen Plans brauchen. Bey den Alten ſcheint dieſe Erlernung weniger Studium als inſtinktmäßige Beſchäftigung geweſen zu ſeyn. Ihre Sinnen waren ihre Lehrer, ſie ſahen, ſie hörten, ſie dachten zu Folge der Eindrücke, die die Natur und ihre Verhältniſſe mit andern Menſchen auf ſie gemacht hatten.

Was erſtlich die ſichtbare körperliche Natur betrifft, ſo weit ſie durch den Anblick erkannt werden kann: ſo kannten ſie ſie in der That beſſer, als wir, und dieſe Kenntniß koſtete ihnen keine Arbeit. Wir werden von Kindheit an erſt durch unſere Erziehung, dann durch unſere Lebensart und Geſchäfte vor dem Anblicke der Natur abgehalten; und viel alſo von dem, was wir durch unſere eignen Augen lernen könnten, müſſen wir erſt von unſern Lehrern und aus Büchern erfahren. Die Claſſe von Menſchen, unter welchen es faſt allein Schriftſteller gibt, lebt bey uns beſtändig in ihren Häuſern eingeſchloſſen; ihre Beſchäftigungen und ihre Zeitvertreibe ſind größtentheils innerhalb der vier Wände ihres Zimmers. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unſere Menſchen in das freye Feld hinausgeführt. Und dann ſind ſie gemeiniglich ſchon ermüdet und zerſtreut, oder ihr Kopf iſt ſchon mit ſo viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwurfe ſo vieler Vergnügungen, mit ſo viel ſelbſtgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeſchränkte bürgerliche und häusliche Leben gibt, daß ſie ſelten mehr lebhaft von dem gerührt werden, was ſie ſehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich iſt, und ihre Aufmerkſamkeit durch einen ſtärkern Reiz an ſich zieht, als der bloß einfache Eindruck auf ihre Sinne iſt. — Wir beobachten alſo ſehr wenig ſelbſt. Viele Dinge geſchehen täglich vor unſern Augen, oder ſind nur wenig

Schritte von uns, die wir doch kaum eher bemerken, als bis wir ſie in Büchern gefunden haben. Die Dichter müſſen uns erſt ſagen, was eine ſchöne Gegend ſey, und wie die Sonne auf und untergehe. Die Abwechſelung der Jahres- und der Tageszeiten, die verſchiedenen Geſtalten der Natur, die ſichtbaren Eigenſchaften und Veränderungen der Pflanzen und Thiere gleiten, ihrer Gewöhnlichkeit und unſrer Zerſtreuung wegen, nur über die Oberfläche unſerer Seele weg, und berühren ſie kaum, wenn wir ſie nicht zuvor ſchon durch Beſchreibungen haben kennen lernen. Erſt durch die Kopien werden wir auf die Originale aufmerkſam, weil wir in der Vergleichung zwiſchen beyden eine Beſchäftigung finden, die mehr nach unſrer jetzigen Denkungsart iſt, als die freye Beobachtung ſelbſt.

Was die Kenntniß betrifft, die der Menſch nur von Menſchen und durch ſeine Verbindung mit ihnen bekommen kann; ſo ſcheint es zwar, daß unſer jetziger Zuſtand uns weit geſellſchaftlicher gemacht, uns in mannigfaltigere Verhältniſſe mit andern Menſchen geſetzt habe, und ſie uns alſo auch von mehrern Seiten kennen lehre.. Und das iſt in gewiſſem Verſtande auch wahr. Auf einer andern Seite aber ſind wir in der That mehr von ihnen abgeſondert, als in dem früheſten Zeitpuncte der Geſellſchaft. Jetzo kennt jeder Menſch nur einige wenige Menſchen ſeines Standes, von ſeiner Denkungsart, von ſeinen Geſinnungen. Alle übrigen

Claſ-

Claſſen und Stände der Menſchen, ſammt ihren Begriffen und ihren Empfindungen bleiben ihm Zeitlebens fremde, wenn er ſie nicht höchſtens aus Büchern lernt. Der Umgang mit andern Menſchen iſt ein Recht geworden, das uns nur gegen die zuſteht, mit welchen wir gleiches Ranges ſind. Wenn wir mit Höhern umgehen wollen, ſo müſſen wir uns dieß erſt durch gewiſſe Vorzüge, die Aufſehen machen, verdient haben. Jeder entfernt ſich von denen, die unter ihm ſind, und zu denen, die über ihm ſind, darf er ſich nicht nahen. Oder wenn auch zuweilen der Eigennutz der Geringern, oder die Begierde beluſtigt zu werden, bey den Vornehmern, oder endlich eine edlere, minder eingeſchränkte Denkungsart auf beyden Seiten dieſe Grenzen überſpringt; ſo bleibt doch der Umgang froſtig, ohne diejenige Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die uns allein die Kenntniß fremder Herzen gewähren, und uns in dem Umgange mit ihnen eine Quelle zu Beobachtungen eröffnen kann. In den alten Zeiten waren faſt alle Glieder einer Stadt, einer Republik einander bekannt. Die Staaten waren kleiner. Ihre Bürger hatten alle ein gewiſſes gemeinſchaftliches Intereſſe; Geſchäfte, die ſie oft zuſammenbrachten; öffentliche Zuſammenkünfte, wo ſie ſich durchaus kennen lernten; Feyerlichkeiten, an denen ſie alle Theil nahmen. Die Rechte der verſchiedenen Stände äußerten ſich weniger durch eine gegenſeitige Entfernung von einander in dem geſellſchaftlichen Leben, als in einer Unterordnung bey der Ausführung öffentlicher Geſchäfte. Das Befehlen und Gehorchen war bey denen Gelegenheiten, wo es eigentlich darauf ankam, die Pflichten ſeines Standes zu erfüllen, ſehr ſtrenge. Aber ſobald dieſe Gelegenheiten vorüber waren, ſo ſtellte ſich eine Art von Gleichheit wieder her. Einen weit größern Unterſchied unter den Menſchen macht der Reichthum, als der Rang; und nur dadurch, daß beyde gemeiniglich bey uns vereinigt zu ſeyn pflegen, iſt die Abſonderung der Stände aufs höchſte geſtiegen. Das Verhältniß, das der Befehlende gegen den Gehorchenden hat, kann er nur unter gewiſſen Umſtänden zeigen, und ſo lange, als die Art von Handlungen vorkömmt, die er anzuordnen verſteht. Hingegen der Unterſchied, den der Reichthum macht, iſt beſtändig, und erſtreckt ſich auf alles. Wohnung, Hausgeräthe, Kleidung, Aufwand der Tafel, Koſtbarkeit der Ergötzungen, alles, was der Reiche hat und thut, iſt anders als bey dem Armen. Der eine kann alſo ſeine Erhabenheit, und der andre ſeine Niedrigkeit niemahls aus den Augen verlieren. — Uiberdieß bildet ſich durch die lange Abſonderung auch endlich ein Unterſchied in dem, was man Anſtand und Sitten nennt, in der Art, ſich zu betragen und auszudrücken. So willkürlich auch dieſe Begriffe bald an die eine, bald an die entgegengeſetzte Art etwas zu thun und zu ſagen verknüpft werden, ſo ſind ſie doch das erſte, wornach wir den Vorzug und die Verdienſte des Menſchen meſſen; und dieß alſo ſetzt endlich die vorher ſchwankende und oft niedergerißne Grenze zwiſchen Leuten von Stande und gemeinen Leuten feſt, und hebt alle Möglichkeit zur Wiedervereinigung auf. Beyläufig zu ſagen: die Begriffe und die Geſinnungen des gemeinen Mannes ſind bey weitem nicht ſo ſehr von der feinern Welt ihren unterſchieden, als die Verſchiedenheit des Ausdrucks vermuthen läßt. Es gehört aber, auch ſelbſt für den denkenden Mann, etwas dazu, ſeine eignen Vorſtellungen unter einer niedrigen ihm ungewöhnlichen Bezeichnung wieder zu erkennen. Was geſunder Verſtand, natürlicher Scharfſinn, und Witz durch Erfahrung gebildet geben kann, das hat der geringere Theil des menſchlichen Geſchlechts mit dem größern gemein, und oft in einem höhern Grade. Aber die Gewohnheit macht, daß wir dieß alles nicht mehr für das halten, was es iſt, wenn es uns nicht unter der Geſtalt, auf die Art gewendet, mit den Worten geſagt vorkömmt, wie wir es zu denken gewohnt ſind. Die Vernunft muß ein mehr didaktiſches Anſehen kriegen. Manche Beobachtung, die in dem Munde eines gemeinen Tagelöhners verächtlich iſt, weil ſie ſich nur auf etwas einzelnes und uns gering ſcheinendes bezieht, würde, von einem Philoſophen geſagt, ſobald er ſie mit abſtrakten und zugleich edlern Worten ausgedrückt, ſie allgemein und vielleicht dadurch unrichtiger gemacht hätte, eine Entdeckung ſcheinen. Und doch iſt der Verſtand gerade die Kraft, deren Wirkung noch am wenigſten von dem Werkzeuge abhängt, deſſen ſie ſich bedient. Bey den Ideen der übrigen Fähigkeiten können wir oft kaum bis auf den Grund kommen. Wir wiſſen immer nicht, iſt es das Wort oder die Sache, die wir jedesmahl witzig und artig und groß nennen. Wenigſtens ſind es die Falten des Gewandes, durch die wir den Bau des Körpers beurtheilen. Wenn alſo die Mittheilung der Ideen das einzige Band der Geſellſchaft ſeyn kann, ſobald der Eigennutz ſchweigt und die Bedürfniſſe befriedigt ſind; ſo gibt es kein ſolches mehr unter Gliedern einer Nation, die eine ſich fremde Sprache reden, und von einander weder geliebt noch hochgeſchätzt werden können. Dieß alles fällt in den erſten Zeiten weg. Erziehung und Sitten, und Kenntniſſe und Sprache ſind noch unter die verſchiedenen Stände eines Staats gleich ausgetheilt. Nichts iſt durch Verabredung unedel und verächtlich worden. Jedes Ding, jedes Wort, macht noch den Eindruck, den es vermöge ſeiner Natur oder ſeiner Bedeutung zu machen im Stande iſt; nicht den, welchen es bloß von Gelegenheiten und Umſtänden erborgt. — Alſo liegt in der That das Gemälde menſchlicher Handlungen und Leidenſchaften dem Beobachter mehr und in einem größern Umfange vor Augen.

Unſere Schauſpiele, unſere Romanen, warum ſind ſie uns jetzt ſo reizend, oder vielmehr ſo nothwendig geworden? Zum Theil deßwegen, weil ſie uns in die menſchliche Geſellſchaft wieder verſetzen, von der wir gewiſſermaßen ausgeſchloſſen ſind; weil ſie uns Menſchen von allerley Ständen, und in weit wichtigern Auftritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir ſelbſt zu ſehen Gelegenheit haben; weil ſie uns wieder in die Häuſer der Großen führen, zu denen wir keinen Zutritt mehr haben, und uns mit der Vorſtellung ſchmeicheln, daß dort dieſe Großen uns ähnlicher und weniger über uns erhaben ſind, als ſie zu ſeyn ſcheinen, wenn wir bloß die Mauern ihrer Paläſte anſehen; weil ſie uns in den niedrigſten Claſſen, zu denen wir uns aus Vorurtheil und Stolz und angewöhntem Ekel nicht herablaſſen wollen, eben die Aeußerungen der Natur zeigen, die uns bey uns ſelbſt gefallen: mit einem Worte, weil ſie uns das Vergnügen, unter Menſchen und unter Menſchen aller Art zu ſeyn, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verſchaffen; und weil ſie daher zugleich den Theil unſerer Kenntniſſe ergänzen, den wir durch Erfahrung nicht mehr einſammeln können.

Eben aus dieſer größern Vereinigung der Menſchen folgte eine gewiſſe allgemeinere Bekanntſchaft mit ihren Verrichtungen, beſonders zu einer Zeit, wo ein Theil der Bequemlichkeiten, die durch dieſe Arbeiten verſchafft wurden, noch ganz neu, und als ein wichtiges Geſchenk für die menſchliche Geſellſchaft noch hochgeſchätzt war. — Die Künſte, die Handwerke, die Geſchäfte des Ackerbaues, die Arbeiten jedes Standes waren weniger ſchwer zu erlernen, wurden von dem Theile, der ſie nicht trieb, noch nicht verachtet, und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die ſich jeder erwarb, ohne darnach geſtrebt zu haben.

Auf dieſe Art alſo mußte ſich ihr Geiſt mit mannigfaltigen Begriffen anfüllen, (die ihm in der That weit weniger Bemühung, Nachdenken und Anſtrengung koſteten, als uns unſere vielleicht eingeſchränktern, aber mehr ergründeten Kenntniſſe. Das Auge und das Ohr kann in einer kurzen Zeit von unendlich viel Sachen unterrichten. Nachdenken und Leſen hält uns lange bey wenig Gegenſtänden auf. Aber freylich zeigen uns jene auch nur die Erſcheinungen, nur das, was uns zunächſt und der Empfindung offen liegt, nur das Reſultat von dem geheimen Spiele der natürlichen Triebfedern; dahingegen uns dieſe zugleich daran gewöhnen, den innern Bau der Dinge und die Urſachen von den Begebenheiten zu erforſchen. Wir wiſſen jetzt vielleicht weniger, wie die Dinge ausſehen, aber wir wiſſen beſſer, was ſie ſind.

Dieſer Unterſchied nun in der Mühe oder Leichtigkeit, mit der wir gewiſſe Ideen bekommen, hat ſelbſt auf die Geſtalt dieſer Ideen einen großen Einfluß. Wo eine Mühe überwunden werden ſoll, da müſſen wir eine Begierde haben, deren Befriedigung der Beſchwerlichkeit der Arbeit werth iſt; da müſſen wir uns eine Abſicht vorſetzen, Mittelſwählen; uns ſelbſt zur Anwendung unſrer Kraft auffordern; ſie, wenn ſie ermüdet, oder ſich von dem Gegenſtande verliert, zurückbringen und feſthalten; ſie in ihren Operationen nach einem Plane leiten; dem natürlichen Fortgange unſrer Vorſtellungen durch einen künſtlichen entgegen arbeiten. Alle Begriffe, die auf dieſe Art entſtehen, ſind mehr unſer Werk, als das Werk der Dinge, die wir betrachten. Unſre Regeln, unſre vorhergeſammelten Begriffe haben immer mehr oder weniger an dem Eindrucke gekünſtelt, den die Sachen auf einen völlig noch uneingenommenen Geiſt machen würden. Selbſt das, was wir für reine lautere Beobachtung halten, iſt ſchon zum Theil aus unſerm übrigen Gedankenſyſtem gefolgert. — Uiberdieß, je mehr wir uns die Hervorbringung und Zuſammenſetzung gewiſſer Gedanken Arbeit koſten laſſen, deſto mehr ſind wir in Gefahr, die nächſten unmittelbarſten Verhältniſſe der Begriffe zu überſehen, und dafür entferntere und weit hergeſuchte zu wählen. Die einfältige, nackende, einleuchtende Wahrheit; ſo wie ſie ſich dem bloß ruhigen Zuſchauer der Natur von ſelbſt darbiethet, und von dem zu geſchäftig ſuchenden Geiſte übergangen; und an ihre Stelle ſetzt er eine Menge erkünſtelter halb falſcher Sätze, denen er erſt durch den Ausdruck wieder einen Schein von Wahrheit und Aehnlichkeit mit der Sache ſelbſt geben muß.

Das, was wir Anſtrengung nennen, beſteht nicht ſowohl in einem gewiſſen Maaße der aufgewendeten Kraft, als in der Mühe, dieſelbe von den Gegenſtänden, welche nach den phiſiſchen Geſetzen am ſtärkſten auf unſere Sinne oder auf unſre Einbildungskraft wirken würden, abzuziehen, und ſie auf ſolche zu richten, mit denen wir nach unſerer gegenwärtigen Lage gar nicht oder nur ſchwach beſchäftigt ſeyn würden. Die Ideen können bey einem Schauſpiele eben ſo lebhaft ſeyn, als bey einer Meditation. Die Aufmerkſamkeit kann bey dem erſtern ſogar in einem noch höhern Grade angeſtrengt ſeyn. Aber in dem erſtern Falle laſſen wir uns nur beſchäftigen; wir ſind leidend; die Objekte biethen ſich von ſelbſt dar; der Fortgang unſrer Vorſtellung iſt vollkommen mit dem Fortgange der Veränderungen analogiſch, die um uns her vorgehen. In dem andern Falle beſchäftigen wir uns ſelbſt. Wir ſelbſt müſſen die Gegenſtände in uns erſt hervorbringen, oder ſie unſerm Verſtande gegenwärtig machen; den Eindruck der andern müſſen wir dagegen ſchwächen oder bey Seite ſchaffen. Dieſer Streit zwiſchen den Gegenſtänden, die eben jetzt auf unſre Sinne wirken, oder die unſre gegenwärtige Verfaſſung uns ins Gemüthe bringt, und zwiſchen denen, die ſich der Verſtand zu betrachten vorgeſetzt hat; dieſer macht eben das Beſchwerliche und Ermüdende der Arbeit aus.

Der alte Dichter ſah die Natur, ohne zu wiſſen, daß er dieſe Betrachtung als ſeine Beſtimmung, oder als das Mittel zu gewiſſen Abſichten zu betrachten hätte. Sie malte ſich alſo in ſeiner Seele ab, ohne daß er einen einzigen Pinſelſtrich beygetragen oder ſie in ihrer Zeichnung geleitet hätte. Unſere Dichter, wenn ſie die Natur beobachten, thun es ſchon immer in der Abſicht, ſie zu ſchildern, ſie wollen ſie gern ſchön ſehen, oder wenigſtens ſo, wie ſie ſich ſchön ausdrücken läßt; und dadurch wird das Gemälde ein Gemiſche von wahren Eindrücken, von bloß eingebildeten Zügen ihrer Einbildungskraft und von abſtrakten Begriffen, die ſie durch Unterricht und Uiberlieferung bekommen haben.

Alſo ſchon der Weg, die Sachen ſelbſt kennen zu lernen, welche den Stoff der Dichter ausmachen, war bey den Alten und Neuen nicht derſelbe. Die Sinne unterrichten den Verſtand mehr bey den erſten, und der Verſtand die Sinne mehr bey den andern. — Aber nun das, was jeder von Begriffen ſich geſammlet hat, mitzutheilen, dazu gehören auch noch Bewegungsgründe, und die ſind wieder bey beyden verſchieden.

In der Kindheit des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft kannte man die Langeweile nicht; man fühlte keine Bedürfniſſe, ſich durch ſeinen Witz Zeitvertreibe zu verſchaffen. Bey allen den Menſchen, deren Arbeit in Bewegung beſteht, iſt Ruhe eine hinlängliche Erhohlung. — Erſt alsdann, da es Beſchäftigungen im Kabinete gab, bey denen der Geiſt ſich erſchöpfte und der Körper nicht ermüdete, brauchte man Erhohlungen, die nicht in dem Aufhören der Beſchäftigung, ſondern in ihrer Abwechſelung beſtunden; ſolche, wo nur an die Stelle von der Anwendung der einen Fähigkeit die Anwendung einer andern, an die Stelle von Vorſtellungen des Verſtandes und des Nachdenkens ſinnliche und imaginative Eindrücke geſetzt wurden. Dazu waren nun anfangs alle die Sachen gut genug, die heftig und lebhaft die Sinne rührten. Nach und nach wollte man nicht ſo ſtarke, aber mannigfaltigere, mehr abwechſelnde Eindrücke haben, ſolche, bey denen ſich noch überdieß Ideen von Richtigkeit und Schönheit antreffen ließen. Der Witz und die Einbildungskraft wurden zu den Regierern dieſer Vergnügungen beſtimmt. Nach einer Menge von Revolutionen in den Dingen, welche die Menſchen zu ihren Ergötzungen beſtimmten, iſt das Bedürfniß zu leſen an die Stelle vieler andern gekommen. Dieſes Bedürfniß zu befriedigen, ſetzt ſich der Schriftſteller, und am meiſten der Dichter, vor. Natürlicherweiſe muß er ſich alſo in dem, was er unternimmt, nach der Natur des Bedürfniſſes richten, für welches er arbeitet. In der That werden bey uns die Dichters ſelten anders als zum Vergnügen geleſen, und der Dichter ſelbſt kann ſich ſchwerlich einen andern Endzweck vorſetzen. Iſt er durch das Vergnügen zugleich nützlich, ſtößt er den Leſern, deren Zeit er verkürzt, zugleich eine Anzahl nützlicher Wahrheiten und tugendhafter Geſinnungen ein: vortrefflich! wir wiſſen ihm dafür Dank, unſerer Erhohlung ſo viel Werth in unſern eignen Augen gegeben zu haben; — und im Grunde würde es ihm auch ohne irgend einen Einfluß des Nutzens auf unſern Geiſt nicht einmahl gelungen ſeyn, den Einfluß zu erhalten, uns Vergnügen zu machen. Aber bey dem allen wird er es doch nicht dahin bringen, daß wir uns aus der Leſung der Dichter, (wenn wir aus den Jahren der Erziehung heraus, und nicht ſelbſt Dichter oder Kunſtrichter ſind) eine eigentliche Arbeit, eine Beſchäftigung machten.

Noch eine andere große Verſchiedenheit in den Werken der Schriftſteller liegt in dem Unterſchiede ihrer Sprache. Oder vielmehr, wenn man bey den Werken einzelner Schriftſteller das, was ihnen, und das, was ihrer Zeit zugehört, zu leicht vermiſchen kann; ſo kann man hingegen aus der Vergleichung der Sprachen ſicherer die Verſchiedenheiten lernen, durch welche die ganzen Nationen und die ganzen Zeitalter ſich charakteriſiren. Die Sprachen ſind für den einzelnen Menſchen, der durch die Geburt in eine ſchon civiliſirte Geſellſchaft eintritt, eben ſo viel ſchon zubereitete Formen, nach welchen er ſeine Begriffe zu modelliren genöthigt iſt, oder unter welchen ſie ihm allein bekannt werden. Und da der Verſtand die Wörter braucht, nicht bloß andern zu ſagen, was er denkt, ſondern es ſich auch erſt ſelbſt deutlich vorzuſtellen; da die Sprache nicht bloß das Werkzeug der Mittheilung, ſondern auch der Bildung der Gedanken iſt: ſo muß der Geiſt, der in den Werken jeder Nation herrſcht, eben ſo verſchieden ſeyn, als das Naturell ihrer Sprache.

Wenn wir die älteſte griechiſche Sprache mit der unſrigen vergleichen, ſo finden wir, erſtlich, was natürlicherweiſe bey Menſchen ſeyn mußte, die beſtändig unter dem Anblicke der Natur lebten, und ſie alſo überhaupt genommen beſſer kannten, als unſere immer eingeſchloßne Menſchen; wir finden, ſage ich, die Sprache, in Abſicht der natürlichen Dinge und ihrer ſichtbaren Veränderungen, reicher als die unſrige. Sie hatte für Pflanzen, für Thiere, für die gewöhnlichſten Erſcheinungen und Handlungen derſelben und für die Arbeiten, die der Menſch mit ihnen vornimmt, mehr Nahmen der allgemeinen Sprache, die bekannt, und an Würde und Deutlichkeit allen andern Wörtern der Sprache gleich waren. Unſere Sprache iſt an ſolchen Wörtern arm. Nicht als ob die Perſonen, die mit jedem dieſer Dinge als mit ihrem Geſchäfte umgeben, ſie nicht auch zu benennen wüßten. Aber dieſe Nahmen ſind nur bloß den Leuten dieſes Standes und dieſer Beſchäftigung bekannt. Eben deßwegen wechſeln ſie auch von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ab. Was von den wenigſten gekannt wird, das wird auch keinen allgemeinen feſtgeſetzten Nahmen haben, oder dieſer Nahme wird unter dem beſondern Beynahmen jedes Orts bald verloren ſeyn. Wenn einmahl die Sache aus der Zahl derjenigen weggeſchafft iſt, die ſich alle Glieder einer Nation mitzutheilen haben, ſo braucht es auch kein Zeichen mehr, woran alle das Ding erkennen. — Wörter haben wir alſo wohl für alle dieſe Dinge, aber nur nicht bekannte, nicht edle Wörter.

Lieſt man den Homer da, wo er Gegenſtände fürs Geſicht und beſonders Bewegungen vorſchreibt, ſo wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Geſtalt der Sache ein beſonderes Wort hat, für die wir nur ein gemeinſchaftliches, oder Umſchreibungen haben. Er kann den Verfolg einer ſinnlichen Veränderung, die Abwechſelung, die die Bewegung der Körper in ihrem Anblicke hervorbringt, in ihrer vollſtändigen Folge auf einander vorſtellen. — Wären uns eben die Sachen zu beſchreiben gegeben worden, ſo würde uns unſre jetzige Denkungsart und das Naturell unſrer Sprache darauf geführt haben, nur einen einzigen Umſtand, den wir für den hauptſächlichſten gehalten hätten, herauszuheben. Wir hätten der Einbildungskraft unſrer Leſer nur auf die Spur helfen können. Homer zeichnet ihr die Sache vollſtändig vor.

Man ſehe z. B. die Beſchreibung eines Sturms beym Homer Iliade IV. B. v. 421.

Ὡς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης
Ὄρνυτ' ἐπασσύτερον Ζεφύρου ὑποκινήσαντος
Πόντῳ μὲν τὰ πρῶτα κορύσσεται αὐτὰρ ἔπειτα
Χέρσῳ ῥηγνύμενον μεγάλα βρέμει, ἀμφὶ δὲ τ' ἄκρας
Κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, ἀποπτύει δ' ἁλὸς ἄχνην.

Man vergleiche ſie nur mit der Uiberſetzung des Pope, oder mit der Beſchreibung eines ſpätern Dichters, und man wird den Vorzug der homeriſchen Sprache im Ausdrucke ſichtbarer Erſcheinungen gewahr werden. Zuerſt gibt er die Sache, die er malen will, nur überhaupt an, κῦμα ὄρνυτ'; aber er ſetzt ein Beywort hinzu, ἐπασσύτερον, das der Imagination ſchon ein ſehr zuſammengeſetztes Bild gibt. Es zeigt das Drängen einer Welle gegen die andere an, die Schnelligkeit, mit der auf jede heranrollende und ſich zerſchlagende Welle eine zweyte und eine dritte folgt, die das Auge beynahe mit der erſten vermiſcht. Pope drückt dieß einzige Wort durch zwo Zeilen aus:

The billows float in order to the ſhore
The wave behind rolls on the wave before.

Das Wort ὑποκινήσαντος zeigt nicht bloß, wie das Engliſche the Winds move the Seas, die Bewegung an, ſondern es beſtimmt auch die Art der Bewegung: es iſt ein innerer Aufruhr, der das Waſſer von der Tiefe in die Höhe treibt. Pope ſcheint dieß durch einen andern Vers ausgedrückt zu haben:

Till with the growing ſtorms the deeps ariſe.

Bis ſo weit hat Pope den Homer zwar umſchrieben, aber doch ausgedrückt; aber wo dieſer die Beſchreibung der auf einander folgenden Geſtalten des ſtürmiſchen Meeres anfängt, da verläßt ihn ſein Uiberſetzer gänzlich. Eine allgemeine Redensart gilt für eine Menge beſtimmter und maleriſcher. Erſtlich wird das Meer nur noch leicht bewegt, es rüſtet ſich, κορύσσεται, noch iſt die Bewegung mitten im Meere, die Wellen zerſchlagen ſich gegen einander, keine reicht bis ans Ufer. — Aber der Sturm wächſt, die Wellen werden größer, eine treibt die andre fort, die letzte bricht ſich ſchon mit großem Geräuſch am Lande, Χέρσῳ ῥηγνύμενον. Der Sturm erreicht ſeine größte Höhe, die Wellen thürmen ſich bey den Vorgebirgen, wo ſie weniger Raum haben, ſich auszubreiten, krümmen ſich in ihrer größten Erhebung, κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, werfen an ihrer Spitze einen weißen Schaum aus, und ſtürzen wieder zurück. Dieſe auf einander folgenden Erſcheinungen wird ſchwerlich irgend eine neuere Sprache mit gleicher Genauigkeit und Kürze ausdrücken können.

So werden wir in den meiſten Beſchreibungen Homers immer den Anblick, den die Sache gewährt, die Art und Weiſe, wie ſie ſich dem Auge darſtellt genau angegeben finden. Wenn wir bloß ſagen: er hat ihn mit ſeinem Schwerte durchbohrt; ſo ſagt er:

ἡ δὲ διὰ πρὸ
Ἀντικρὺ κατὰ κύστιν ὑπ' ὀστέων ἔλυθ' ἀκωκή.

διὰ, der Spieß ging durch; πρὸ, er kam vorne wieder hervor; ἀντικρὺ, die Spitze war auf der entgegenſtehenden Seite von der, wo er ſie eingeſtoßen hatte.

Wenn er das Schwärmen der Bienen beſchreibt, ſo zeigt er uns alles, was das Auge dabey vorzüglich rührt: erſt das unaufhörliche Hervorkommen eines Schwarms nach dem andern aus dem Stocke; dann die zuſammengedrängten Truppe, die nur Einen Körper auszumachen ſcheinen; dann die Zertheilung und die mannigfaltigen Richtungen dieſer Haufen.

Ἠΰτε ἔθνεα εἶσι μελισσάων ἀδινάων
Πέτρης ἐκ γλαφυρῆς ἀεὶ νέον ἐρχομενάων
Βοτρυδὸν δὲ πέτονται ἐπ' ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν
Ἀι μὲν τ' ἔνθα ἅλις πεποτήαται ἀι δέ τε
ἔνθα.

Hingegen ſind wir im Nahmen abſtrakter Begriffe und in Ausdrücken für die Verhältniſſe derſelben reicher. Wir haben erſtlich weit mehr Abſtrakta gemacht, mehr Kräfte der Dinge, mehrere ihrer gemeinſchaftlichen Eigenſchaften, mehrere Beziehungen derſelben auf einander wahrgenommen, und alſo auch benannt. Beſonders haben wir in den Fähigkeiten und Operationen des Geiſtes eine

Menge Unterſchiede durch eigne Wörter kenntlich gemacht, die bey den Alten ſich unter einem gemeinſchaftlichen Nahmen vermiſchten. Uiberdieß haben wir Wörter, die dieſe abſtrakten Begriffe geradezu ausdrücken; die den Verſtand unmittelbar darauf führen, und ohne erſt den Umweg durch ein gewiſſes Bild zu nehmen, aus dem jeder ſich den hieher gehörigen Theil ſelbſt ausſuchen muß. Es ſind zwar in allen Sprachen die Wörter für die Dinge aus der unſichtbaren und geiſtigen Welt ihrem Urſprunge nach Metaphern. Aber dieſer Urſprung iſt bey uns vergeſſen, die Metapher wird nicht mehr bemerkt. Bey den Alten war eben dieſe Metapher das einzige Mittel, ſich den Begriff entweder ſelbſt zu formiren, oder ihn andern verſtändlich zu machen. Die Etymologie erhält bey uns noch die Denkmähler dieſes Uiberganges von den ſichtbaren Gegenſtänden zu den abſtrakten. Aber der Sprachgebrauch läßt uns nicht mehr an die erſten gedenken. — Urſprünglich konnte man ſich den Begriff eines Worts anders nicht aufklären, als indem man entweder das Ding ſelbſt, oder ſonſt etwas zeigte, das dem Dinge ähnlich war. Im letztern Falle mußten die Vergleichungsſtücke, die die Merkmahle des Begriffs ausmachten, nothwendig nach der verſchiedenen Fähigkeit oder Aufmerkſamkeit deſſen, der die Vergleichung anſtellte, verſchieden ſeyn; und der Begriff war daher ſchwankend, und wurde auf ſehr ungleichartige Gegenſtände angewandt. Izt kommen wir freylich ebenfalls zuletzt zu dieſem einzigen Hülfsmittel; aber nur erſt nach einem längern Umwege. Wir erhalten die Idee eines abſtrakten Wortes, indem wir es in eine ganze Menge anderer verwandeln, die concreter und von den ſinnlichen Begriffen ſo zu ſagen weniger entfernt ſind. So löſen wir immerfort Wörter in Redensarten auf, bis wir endlich auf ſolche kommen, die nicht anders, als durch die Gegenwart des Objekts oder durch eine Metapher klar werden können; dieſe Verwandlung heißen wir Erklären. Wir werden alſo den Urſprung unſrer abſtrakten Ideen aus den ſinnlichen weniger gewahr, weil wir erſt nach einer Succeßion von andern abſtrakten Ideen darauf zurückkommen, und gemeiniglich dieſe Kette nicht bis ſo weit fortführen. In der älteſten Sprache war dieſer Urſprung gleich unmittelbar bey jedem Worte ſichtbar. Ein Bild für das Auge oder Ohr war das nächſte Glied, an welches der allgemeine Begriff geknüpft war.

Drittens. Die älteſte Sprache iſt maleriſcher, als die unſrige; maleriſcher in einer doppelten Bedeutung. Erſtlich: weil ſie noch weniger zuſammengeſetzte Ideen ausdrückte, ſo hatte ſie auch noch weniger abgeleitete, und mehr Stammwörter; dieſe Stammwörter, je näher ſie ihrem Urſprunge ſind, je weniger ſie noch an den erſten Tönen geändert haben, die die Menſchen bey Erblickung eines gewiſſen Gegenſtandes ausſtießen, und die ſie nachher brauchten, um ihn andern wieder eingedenk zu machen, deſto mehr kommen ſie mit der Sache ſelbſt im Tone oder Accent überein. Das Malen der Gegenſtände fürs Ohr iſt bey einer ſolchen Sprache weniger die Abſicht des Dichters und das Werk ſeiner Kunſt, als eine natürliche Wirkung der Wörter und Ausdrücke, welche die einzigen waren, die er wählen konnte. Zweytens: Jedes Wort, das den ſinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege macht, und zu deſſen Bezeichnung nur ganz allein beſtimmt iſt, malt die Sache, in ſofern die Erweckung des Bildes in der Imagination die erſte und einzige Wirkung iſt, die es thut. Es gibt in jeder Sprache Wörter, die von einer Sache oder Handlung gerade nur den ſinnlichſten Theil ausdrücken, und denſelben ſo geradezu, ſo ohne allen Nebenbegriff vorſtellen, daß man an nichts, als an dieſen ſinnlichen Anblick der Sache, denken kann. Andere hingegen drücken mehr eine innere Beſchaffenheit und Einrichtung des Dinges aus, oder ſtellen es zugleich mit gewiſſen Nebenzügen vor, die den Eindruck des bloß ſinnlichen Bildes ſchwächen, und die Idee mehr intellectuell machen. Starr anſehen und begaffen, etwas befühlen und betaſten, ſagt einerley; aber das erſte drückt mehr die Handlung, und das andere mehr die körperliche Bewegung aus, die dabey vorgeht. Die alten Sprachen hatten einen Uiberfluß von der erſten Gattung von Wörtern und Redensarten. Die unſrigen haben auch noch einige; aber faſt die meiſten derſelben ſind in dem Munde des Pöbels. Es gibt bey uns eine Menge ſolcher niedrig gewordner Ausdrücke, die kein Mann von guter Lebensart, und noch weniger ein Schriftſteller brauchen darf, und die doch die Sache weit ſinnlicher bezeichnen, ſie ſo zu ſagen weit mehr vor Augen ſtellen, als die edlern Ausdrücke.

Von allen dieſen Verſchiedenheiten nun in den Sachen, welche gekannt wurden, in der Methode ſie zu erlernen, in den Werkzeugen ſie auszudrücken, was mußten davon die Folgen in Abſicht der Werke ſelbſt ſeyn, die das Genie aus dieſem Stoffe und in einer ſolchen Sprache hervorbrachte?

Erſtlich muß in den alten Schriftſtellern nothwendig mehr Originelles ſeyn. Wir nennen original, was ſeine nächſte und unmittelbare Urſache in dem Dinge ſelbſt hat, an welchem es erſcheint. Diejenigen Gedanken ſind original, die dem Menſchen, der ſie hat, ganz eigen, aus der individuellen Natur ſeines Geiſtes und ſeiner Verfaſſung entſprungen ſind, und die eben deßwegen von keinem andern eben ſo gedacht werden können.

Jeder Menſch hat ſeine eigenthümliche Form des Geiſtes, ſo wie ſeine Geſtalt. Er iſt anders organiſirt, als die übrigen; die Gegenſtände bringen in ſeinen Werkzeugen durch dieſelbige Einwirkung doch andere Bewegungen hervor, und malen ſich in ſeiner Seele mit andern Schattirungen ab.

Er hat eine andere Anlage ſeiner Fähigkeiten, und richtet alſo ſeine größte Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände, oder auf andere Theile derſelben. Die Reihe der Dinge ſelbſt, die er ſieht, und die Ordnung, in welcher er ſieht, iſt verſchieden; und ſeine neuen Erfahrungen finden alſo bey ihm eine andere Grundlage vorher eingeſammleter Begriffe, als bey jedem andern. Er hat andere Veranlaſſungen, ſich an ſeine gemachten Erfahrungen zu erinnern. Alſo bleiben bey ihm gewiſſe Ideen haften, die den übrigen entwiſchen, weil gerade nur er den Anſtoß gehabt hat, ſie ſo oft, als nöthig war, zu erneuern. Dafür werden andere ihm dunkel, auf die ihn ſeine Umſtände nicht oft genug wieder zurückgeführt haben. Er hat andre Neigungen, und daher auch die andre Bedürfniß, die Sachen kennen zu lernen. Er hat endlich andere Beyſpiele vor ſich, und hat ſeine einzelnen Begriffe auf eine andre Art zuſammengeſetzt. In allen denen Ideen, die der Geiſt aus ſolchen Operationen ſelbſt hervorbringt, die er aus ſeinen eignen Erfahrungen, durch ſeine eigne Art von Abſtraktion ſchöpft, muß jeder Menſch etwas Eigenthümliches, oder mit einem andern Worte, etwas Originelles haben. Wir geben aber den Gedanken desſelben dieſen Nahmen nur alsdann, wenn die Unterſchiede merklicher, und die Gedanken ſelbſt von Wichtigkeit ſind.

Alſo nur in denjenigen Begriffen eigentlich kann es eine vollkommene Uibereinſtimmung unter mehrern Menſchen geben, die ſie ſich einander ſchon unter einer abſtrakten Form mit Wörtern ausgedrückt überliefert haben. Dieſe Wörter und Ausdrücke ſind in unſerer jetzigen Welt für die Bedürfniſſe und die Güter des Geiſtes, das heißt für die Ideen, ungefähr eben das geworden, was das Geld in Abſicht der äußern Güter und Bedürfniſſe iſt; eine Art von conventionellen Zeichen, die man im geſellſchaftlichen Verkehr an die Stelle der Sache ſelbſt ſetzt, gibt und empfängt, nicht weil ſie ſelbſt das ſind, was man begehrt oder mittheilen will, ſondern weil man vorausſetzt, daß jeder ſich bey Gelegenheit den wirklichen Werth des Dinges, den ſie vorſtellen, dafür eintauſchen könne. Dieſe Wörter ruhen eben ſo oft ungebraucht in dem Gedächtniſſe des Gelehrten, als das Geld im Kaſten des Reichen, und befriedigen ihre Beſitzer nur mit der bloßen Möglichkeit, ſich die Vorſtellungen oder die Vergnügungen zu verſchaffen, deren Symbole ſie ſind. Mit beyden laſſen wir unſere Kinder lange vor der Zeit ſpielen, ehe ſie begreifen können, wozu das eine angewendet werden könne, und was die andern bedeuten.

Nähmlich eine ſolche allgemeine Idee, die jemand aus ſeinen eignen Beobachtungen noch nicht gefunden hat, muß, wenn ſie bey ihm eine wirkliche Idee werden ſoll, erſt mit den Erfahrungen zuſammengehalten, und aus denſelben ſo zu ſagen aufgeklärt und beſtätigt werden. Sie iſt alsdann eine Art von Wegweiſerinn, die ihm bey dem vorkommenden Falle anzeigt, worauf er zu ſehen habe: und wenn er nun das Ding oder die Seite derſelben auffindet, von welchem andre zuerſt dieſen Begriff genommen haben; wenn er unter den Factis, die ihm vorkommen, das Muſter entdeckt, wovon die Wahrheit, die er zuvor den Worten nach gefaßt hatte, der Ausdruck ſeyn ſoll; dann iſt es erſt wahrhaftig ſein Begriff, und ſein Verſtand weiß, was die Worte ſagen wollen. Aber die nach dieſer Methode aufgeklärte Vorſtellung hat weit weniger die unterſcheidende Form ſeines Geiſtes, weil der Verſtand dabey weniger frey zu Werke gegangen, weil die Aufmerkſamkeit ſchon immer von der vorhergefaßten wörtlichen Idee geleitet worden, weil die Arbeit des Geiſtes mehr darauf gerichtet geweſen iſt, die Dinge ſo anzuſehen, ſie ſich ſo vorzuſtellen, wie es mit der Beobachtung und der Meinung der übrigen übereinſtimmte, als die Sache in ihrem ganzen Umfange und nach der ſämmtlichen Summe der Eindrücke, die ſie auf ihn zu machen fähig war, kennen zu lernen.

Nun iſt klar, daß in dem älteſten Zuſtande der Ideen mehr als jetzt geweſen ſeyn müſſen, die jeder Menſch für ſich aus ſeinen eignen Empfindungen, ſo gut er konnte, herleitete; und daß hingegen in dem unſrigen die überlieferten und mit gewiſſen Wörtern bezeichneten Ideen die Oberhand haben, ſolche, die nur umgetauſcht, nicht von dem Geiſte ſelbſt hervorgebracht und geprägt werden. In jenem erwuchs der Menſch ohne viel Unterricht. Aber deſto mehr Gelegenheit, Muße und Aufforderung hatte er, ſeine Sinne zu brauchen. Was hernach ſein Verſtand mit den dergeſtalt geſammleten Ideen anfangen ſollte, das hing noch weit weniger von der Leitung und dem Beyſpiel anderer, als von dem natürlichen Hange und den freywilligen Bewegungen eines jeden ab. Was jeder von der Natur oder von Menſchen kannte, das hatte er ſelbſt an ihr geſehen. So oft er davon redete, ſo ſtund vor ſeiner Einbildungskraft wieder die Perſon, der Vorfall, die Begebenheit, an der er zuerſt dieſe Beſchaffenheit oder dieſes Verhältniß wahrgenommen hatte. Bey ihnen hatte, nach des Protagoras Syſtem, noch jeder Menſch ſeine eigne Wahrheit. — Bey uns hingegen kömmt der Unterricht den Sinnen lange zuvor. Wie viel Nahmen ſind nicht in dem Munde unſrer Kinder und Erwachſenen, ehe ſie die Objekte geſehen haben, und die ſie zum Theil niemahls recht ſehen. Wie viel Ausdrücke von Eigenſchaften und Verhältniſſen der ſichtbaren und moraliſchen Welt brauchen wir nicht, ehe wir jemahls durch unſre eigne Umſtände ſind veranlaßt worden, dieſe Verhältniſſe kennen zu lernen, und ehe uns die Verknüpfungen der Dinge vorgekommen ſind, bey welchen allein dieſelben ſich haben entdecken laſſen. Wie viel allgemeine Sätze und Sentenzen, und Regeln und Sittenſprüche können wir nicht ſchon auswendig, ehe wir noch den kleinſten Theil der vorläufigen Ideen haben, an deren Kette jene erſt das letzte Glied ſeyn ſollten. Unſere Ammen und unſere Lehrmeiſter bringen uns eine Menge ſolcher präſumtiver Kenntniſſe durch Wörter und Formeln bey, von denen wir vor der Hand nur ſo viel wiſſen, daß etwas dabey gedacht werden ſoll, und von andern gedacht worden iſt, die wir aber erſt hinterdrein, und oft ſehr ſpät, mit wahren Gedanken ausfüllen können. Wir hören und reden ſchon viel von menſchlichen Handlungen und Tugenden und Fehlern, ehe wir noch einen Menſchen mit Aufmerkſamkeit haben handeln geſehen. Je mehr alſo die natürliche Ordnung unſrer Aufklärung umgekehrt wird, je mehr wörtliche abſtrakte Ideen vor den ſinnlichen und Erfahrungsideen vorhergehen, je mehr der Beobachtungsgeiſt dem Syſtem nachfolgt, und daſſelbe nur zu beſtätigen ſucht, deſto mehr Gleichheit unter den Begriffen mehrerer, die jetzt bloß den gemeinſchaftlichen Theil ihrer Fähigkeiten und nach einerley Vorſchrift geübt, und den eigenthümlichen vernachläßigt haben; deſto weniger Originelles alſo.

Und ſo finden wirs auch in der That, wenn wir die Werke der Alten und Neuern anſehen. Muß es nicht einen etwas denkenden Menſchen wundern, wenn er hört, daß alle die vornehmſten Gattungen der Dichtkunſt, die, welche noch bis auf den heutigen Tag den ganzen Umfang menſchlicher Werke in dieſer Art zu umfaſſen ſcheinen, gerade zu der Zeit ſind erfunden und feſtgeſetzt worden, da man am wenigſten über die Natur dieſer Gattungen, und über die Verſchiedenheiten, deren dieſelben fähig wären, nachdenken konnte? Iſt es nicht augenſcheinlich, daß dieſe verſchiedene Dichtungsarten nur ſo viel verſchiedene Geſtalten waren, die die Begriffe in dem Kopfe der erſten Schriftſteller annahmen? Daß die Claſſifikation derſelben, die wir jetzt als nothwendig anſehen, zum Theil von dem zufälligen Umſtande abhing, daß gerade ſolche und ſolche Genies die erſten waren, die die Aufmerkſamkeit der Nationen auf ſich zogen? Der erſte poetiſche Erzähler alter Geſchichte, und der, welcher in der Ode die Empfindungen bloß aus den Thatſachen herauszog, und dieſe als eine Art gröbern Stoffs liegen ließ, und der, welcher die Begebenheiten vor den Augen ſeiner Zuſchauer vorgehen ließ: waren das Leute, welche bemerkt hatten, wie vielerley Formen die Vorſtellung einerley Sachen annehmen könnte? Oder geriethen ſie nicht vielmehr darauf, weil ſie nach keinem Muſter gebildet, ſich bloß den Bewegungen ihres eignen Geiſtes überließen, und alſo durch die größre Leichtigkeit, die ſie fanden, ſich die Sachen auf die eine als auf die andre Art vorzuſtellen, getrieben wurden, dieſe zu wählen? Sobald aber die erſten Schriftſteller einen Grad von Anſehen und Ruf erhalten hatten, ſo wurde nunmehr die natürliche Wirkſamkeit der nachfolgenden geſtört. Jedermann war auf dieſe Werke aufmerkſam, und machte ſich mit denſelben bekannt. Eine neue Laufbahn zur Ehre und zur Achtung war geöffnet. Am Ende derſelben ſah man dieſe Männer angelangt. Jedermann ſetzte ſich alſo nunmehr in Bewegung; nicht mehr dahin, wohin er ſelbſt natürlicherweiſe ohne Wegweiſer gegangen ſeyn würde, ſondern dahin, wo er ſahe, daß andre vor ihm glücklich geweſen waren. Endlich kam die Philoſophie, die immer Gründe findet, warum das Ding, das auf die eine Art geſchehen iſt, nur auf dieſe einzige Art geſchehen konnte, theilte die Dichtkunſt a priori in ſo viel Claſſen, als der Zufall und die Natur der erſten Dichter verſchiedene Werke hervorgebracht hatten, und ſchränkte nun vollends die Freyheit der folgenden Schriftſteller durch den Schein von Vollſtändigkeit ein, den ſie dieſer Claſſification gab.

So haben bey allen Arten der Erfindungen die beſondern Umſtände, die Talente und der Geſchmack der erſtern Perſon, die durch dieſelbe bekannt worden iſt, entſchieden, nach welchen Regeln alle künftige arbeiten ſollten. Die erſte Entdeckung eines neuen Werks zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit der Geſellſchaft, iſt ein Werk des Zufalls, das heißt, eines Zuſammenfluſſes von Urſachen, die wir nicht aus einander ſetzen können. Sobald der Menſch die Früchte derſelben genießt, ſo gibt ihm ſeine Trägheit ſo viel Anhänglichkeit an die Form, unter welcher er die Sache zuerſt geſehen hat, daß nun gar nicht mehr davon die Rede iſt, ob nicht vielleicht wenn noch nichts erfunden wäre, ſein eigner Verſtand ihn auf einem andern Wege zu demſelben Ziele würde geführt haben. Eine zweyte Erfindung koſtet oft mehr als die erſte, weil man, außer der Schwierigkeit der Unternehmung ſelbſt, noch zugleich den Hang der Nachahmung überwinden muß.

In der That iſt es wohl begreiflich, daß die Empfindungen des Menſchen in Verſen oder in Proſe ſich auf nicht mehr als vier oder fünferley Arten ſollten mittheilen laſſen; daß es entweder eine Erzählung mit Göttern und Heldengeſchichten und Wundern und Erſcheinungen; oder eine dialogiſche Vorſtellung, und zwar dieſe, wenn ſie traurig iſt, zwiſchen Königen und Fürſten, und wenn ſie luſtig iſt, zwiſchen Bürgern und Bedienten; oder daß es ein Geſang, und in dieſem alsdann nur Empfindungen mit Enthuſiasmus und Unordnung; oder daß es endlich eine Fabel ſeyn müſſe, wenn etwas ein Gedicht ſeyn ſoll? Man ſtelle ſich einmahl vor, unſer Klima wäre zuerſt bevölkert, unſere Nation zuerſt civiliſirt, unſere Sprache zuerſt ausgebildet worden; unſere Religion, unſere Geſchichte, unſere Naturkenntniſſe, unſre Regierungsformen wären die älteſten geweſen. Hätte ſich wohl auch ein einziges Stück der alten Dichtkunſt ſo vorſtellen laſſen, wie es jetzt iſt? Hätte wohl irgend ein Menſch an Epopeen und Oden und Schauſpiele nach Art der Alten denken können? Würden wir wohl, wenn wir von der ganzen Natur und dem menſchlichen Geſchlechte nichts weiter gewußt hätten, als was wir jetzt wirklich vor Augen haben, alle die Einrichtungen abgerechnet, die ſchon den Geiſt der alten Zeit in die unſrige verpflanzen; würden wir wohl auf viele von den Regeln gekommen ſeyn, die jetzt die claſſiſchen Schriftſteller der neuern beobachten?

Man ſehe nur, wie genau die ganzen Formen unſerer poetiſchen Werke zu der Lage und Verfaſſung und Geſchichte von Griechenland, und wie wenig ſie zu der unſrigen paſſen! Bey jener machen ſie einen Stein des ganzen Gebäudes aus, bey uns ſind ſie ein angeflickter Zierrath. Ihre Epopee enthielt ihre älteſte Geſchichte, den Urſprung ihrer Städte und ihrer großen Geſchlechter. Was der Dichter dort in eine zuſammenhängende Erzählung brachte, das hörte ſtückweiſe ſchon das Kind an der Bruſt ſeiner Mutter, das beſang der Jüngling an den Feſten der Götter und Helden, davon redete der Sachwalter vor Gerichte, der Patriot im Rathe, der Heerführer im Felde. Ihre Oden, ihre Schauſpiele, der Stoff und die Form derſelben, waren in die beſondern Ceremonien ihres Gottesdienſtes, oder in die beſondern Feyerlichkeiten ihrer Zuſammenkünfte, oder in die Verfaſſungen ihrer Regierungsformen ſo eingewebt, daß ſie nur unter dieſen auf alle Weiſe ihre Veranlaſſung, ihre Beziehung, ihre volle Wirkung hatten.

Der Glanz, den ein berühmt gewordner Dichter oder Redner von ſich wirft, blendet ohne Zweifel ſeine unmittelbaren Nachfolger am meiſten, und die Nachahmungsſucht iſt in der That niemahls ausſchweifender und ſklaviſcher, als gleich nach der Epoche der Erfinder. So war es in Griechenland, ſo in Rom, ſo in Italien zu den Zeiten Petrarchs. Die erſten Dichter wurden von den nächſten Jahrhunderten nicht bloß als Originale angeſehen, die man aus freyer Hand nachzeichnen wollte, ſondern als Modelle, in welche man ſein Werk bis auf die kleinſten Fugen paſſen mußte. — Nach und nach, da die Anzahl der aufgeklärten Völker, unter denen es Dichter gibt, größer geworden, haben ſich auch die Originale vermehrt; die Verehrung hat ſich getheilt, die Philoſophie hat uns Möglichkeiten gewieſen, wo wir auch noch keine Beyſpiele haben, und wir, die wir jetzt ſo ſpät kommen, haben eben dadurch, daß uns ſo viele Muſter zum Nachahmen überliefert worden, den Vortheil erlangt, daß es uns leichter wird, mitten unter der Nachahmung noch etwas von dem eignen unſers Kopfes und Herzens zu behalten.

So erhält der menſchliche Geiſt in ſeinem weiteſten Fortgange auf einige Art das Recht wieder, was er bey ſeinen früheſten Verſuchen gehabt hatte. Die erſten Genies waren Originale gewiſſermaßen aus Nothwendigkeit. Was hätten ſie anders ſeyn ſollen, da ſie die erſten waren? Die nachfolgenden waren viele Jahrhunderte durch, aus Trägheit und aus Bewunderung, ihre Nachahmer. Dieſer Einfluß würde vielleicht nicht ſo lange und ſo merklich fortgedauert haben, wenn nicht Zwiſchenzeiten von Unwiſſenheit und Barbarey den menſchlichen Geiſt auf ſeiner Laufbahn aufgehalten, oder ihn beynahe wieder ganz bis an die Schranken zurückgebracht hätten. Und wäre es nur noch reine einfältige Unwiſſenheit, ein Mangel aller Cultur geweſen: ſo hätte ſie wenigſtens die Freyheit des Menſchen in den Operationen ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes wieder herſtellen können. Die Geſellſchaft und die Wiſſenſchaften hätten alsdann ihre Reiſe wieder von vorne angefangen, und nach einer Reiſe ähnlicher Revolutionen wären unſere Homere oder Solons doch auch erſchienen. Aber ſo waren es Jahrhunderte einer verkehrten ungeſtalteten Gelehrſamkeit. Die Anhänglichkeit für das Alterthum dauerte fort, aber man kannte und verſtund dieſes Alterthum nicht mehr. Als man ſich nun aus dieſer Dunkelheit hervorarbeitete, ſo hatte man die alten Muſter noch immer im Geſichte. Die Erhabenheit derſelben über alles, was in ſpätern Jahrhunderten oder von andern Nationen war hervorgebracht worden, war augenſcheinlich. Die Hochachtung für ſie mußte ohne Grenzen ſeyn. Die Schwierigkeit, die es koſtete, ſie zu finden und zu ergänzen, und die Arbeit, die man ſich machte, ſie zu erklären, waren ſehr geſchickt, dieſe Hochachtung noch höher zu treiben. Nach und nach iſt dieſes Studium durch die Menge der ſchon vorhandnen Hülfsmittel weniger ſchwer, und nach eben dem Maaße weniger eifrig geworden. Der Mann von Genie hat auch bey der Leſung der Alten doch noch einige Muße übrig behalten, an ſeinen eignen Ideen zu arbeiten. — Die Philoſophie hat endlich ihr Licht auch an dieſe Gegenſtände gebracht. Sie hat uns die Regeln die ihren Grund in dem Beſtändigen der menſchlichen Natur haben, von denen unterſcheiden gelehrt, die aus dem veränderlichen Zuſtande derſelben fließen.

Alles das zuſammengenommen hat zwar nicht unſrer Literatur die Grundzüge nehmen können, die von der alten griechiſchen und römiſchen in ihr liegen: aber es hat doch wenigſtens die Geſtalten und Farben derſelben geändert.

Eben dieſe Philoſophie iſt es, welche unſere Schriftſteller noch zu Originalen, wenigſtens in einzelnen Theilen ihrer Werke, machen kann.

Nähmlich derjenige Theil der Dinge, der der Empfindung nicht unmittelbar offen liegt, der erſt durch eine Reihe von Beobachtungen und Schlüſſen aus ihnen gefunden werden muß, wird da genauer erkannt, wo nicht jeder Menſch mit ſeinen Erkenntniſſen immer von vorne anfangen, und alle die erſten einfachſten Erfahrungen wieder durchwandern muß, ſondern wo er bey ſeinem Eintritte in die Geſellſchaft das Reſultat von den Erfahrungen ſeiner Vorfahren concentirt erhält, und von dieſen nunmehr ausgehen kann. Die älteſten Menſchen ſponnen ſich ſo zu ſagen den ganzen Faden ihrer Ideen ſelbſt: ſie kannten ihn deßwegen genau, er war völlig ihre, aber weit fortgeſetzt war er nicht. Jetzt bekömmt jeder Menſch durch Uiberlieferung und Unterricht ſchon ein ganzes Gewebe von Ideen in die Hand, das er ſelbſt noch nicht überſehen kann, das er indeß als einen unbekannten Schatz verwahret, bis er es nach und nach bey Gelegenheit aus einander wickelt. — Und alsdann erſt, wenn er damit fertig iſt, dasjenige, was er von fremden Gedanken bekommen hatte, in ſeine eignen zu verwandeln: alsdann erſt kann er nun anfangen, umherzugehn und ſich ſelbſt Gegenſtände für ſeine eigne Bearbeitung aufzuſuchen.

Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht bloß Empfindung, ſondern auch Zergliederung des Empfundnen verlanget, gehört die Entſtehung und die Abwechſelung der Begierden; aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und der Entwickelung der Ideen ſelbſt, der Mechaniſmus, nach welchem die Seele bey ihren Operationen verfährt, die Triebwerke und die Geſetze ihrer Bewegungen. Dieſe müſſen wir alſo von Rechtswegen beſſer kennen, als die Alten. Hingegen die Aeußerungen derſelben, die Geberdenſprache, die von der Leidenſchaft unwillkürlich ausgeſtoßnen Worte, alles, was vom innern Menſchen merklich in den äußern übergeht; das konnten ſie ſo gut wiſſen, wie wir, denn es gehören nur Augen und Aufmerkſamkeit dazu; ja ſie bemerkten es vielleicht beſſer, eben weil ſie nichts weiter zu bemerken hatten. Daraus entſpringen zween Unterſchiede zwiſchen unſern Dichtern und den ihrigen. Erſtlich: Jene zeigen uns mehr das Innere, dieſe mehr das Aeußere der menſchlichen Handlungen. Unſere Dichter ſind ſchon eine Art Metaphyſiker, und müſſen es faſt für uns ſeyn. Sie zergliedern die Empfindung, die der Alte ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätte, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen ſie ſich erklären läßt. Sie ſagen uns nicht bloß die Gedanken, die der wirklich hatte, welcher in der vorgeſtellten Verfaſſung war, ſondern auch die, welche bloß dunkel in ſeiner Seele zum Grunde lagen, und in der Leidenſchaft ſich äußerten, ohne von dem Verſtande bemerkt zu werden. Sie ſondern in dem Gemälde der menſchlichen Seele die Züge, die in Eins verlaufen waren, von einander ab, und laſſen die geheimern kleinern Triebfedern einzeln vor unſern Augen ſpielen, die die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeiget. Der Alte hingegen nennt das Phänomen ſo im Ganzen, wie wir es ſehen, beſchreibt und erklärt nichts; iſt genau, reich, umſtändlich, wenn er die Wirkungen erzählt; unbeſtimmt, arm, kurz, wenn er ihre Urſachen angibt. Zweytens: Wenn unſere Dichter originell ſeyn ſollen, ſo können ſie es nicht anders ſeyn, als durch neue Entdeckungen in dieſem Theile der Natur; der andere Theil iſt erſchöpft, oder für uns zerſtreute Zuſchauer weniger ſichtbar. Und ſo ſind auch diejenigen originell geworden, welchen wir zu unſern Zeiten dieſes Verdienſt zugeſtanden haben. Sie haben irgend eine neue Claſſe der Empfindungen wahrgenommen, verborgene Unterſchiede und Schattirungen ſonſt ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Begriffe, die in einer zuſammengeſetzten Vorſtellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforſcht. Die Alten konnten originell ſeyn, ſelbſt in dem ganz ſichtbaren Theile der Natur.

Der Vorzug, den in dieſem Stücke unſer Jahrhundert vielleicht vor allen übrigen voraus hat, iſt augenſcheinlich. Man müßte in der That ſeine eigene Empfindung verleugnen, wenn man ſagen wollte, daß man den Menſchen von ſeiner innern Seite, die Philoſophie ſeines Herzens, in den Alten mehr oder nur eben ſo gut kennen lernte, als in einigen vortrefflichen Werken der Neuern. Vielleicht ſind dafür Handlungen und Reden bey jenen genauere Kopien der damahligen Natur, als ſie es bey unſern Dichtern von der unſrigen ſind. Unſere Imagination bekömmt dort vielleicht getreuere Bilder: aber unſer Verſtand erhält weniger Begriffe, oder weniger Unterſchiede unter ähnlichen Begriffen. Unſer Herz wird vielleicht heftiger angegriffen; aber die Schläge ſind einförmiger, und zielen mehr darauf ab, das Ganze unſerer Empfindungen überhaupt in Bewegung zu ſetzen, als eine jede einzelne Saite derſelben beſonders zu rühren.

Kein Unterſchied zwiſchen den alten und neuen Dichtern iſt ſichtbarer als der; daß jene mehr Dinge wußten und ſchilderten, dieſer ihre Kenntniſſe eingeſchränkter, aber tiefer ſind.

Es gibt jetzt unter dem Haufen der wißbaren Dinge einen Theil, der, ſo zu ſagen, das gemeinſchaftliche Gut aller menſchlichen Geiſter ausmacht, Gegenſtände, die allen gleich wichtig, ungefähr gleich bekannt ſind, und deren Erlernung die gewöhnliche Art der Uibung iſt, die jeder ſeinem Verſtande gibt. Andere hingegen ſind nur das Eigenthum einer gewiſſen Gattung von Menſchen; die übrigen kennen ſie nicht: und von der Unwiſſenheit bis zur Verachtung iſt nur noch ein Schritt: — ſie nehmen auch keinen Theil daran. Ein ſolcher Unterſchied war in der erſten Epoche weniger ſichtbar. Der alte Dichter breitete ſich alſo in der That über den ganzen Umfang der Natur, der Künſte und der Geſchäfte des Menſchen aus. Die Beſchreibung eines Wagens, eines Rades, einer Handarbeit, eines Schildes, eines Gebäudes war für ihn beynahe gleich erheblich; alles war noch neu. Heute zu Tage iſt der Dichter in allem, was zu den Arbeiten der niedern Claſſen gehört, unwiſſend, und der

Leſer in Abſicht derſelben ekel. Der eine iſt nicht im Stande, ſie zu beſchreiben, und der andere hat kein Intereſſe, ſie kennen zu lernen.

Von wie viel Sachen mußte Homer nicht Kenntniſſe haben, von denen unſre heutigen Dichter nichts wiſſen, eben deßwegen nichts wiſſen, weil ſich jetzt ſo viel davon wiſſen läßt; aber nur durch Studium und Fleiß, da Homer, zu deſſen Zeit jede Claſſe der Kenntniſſe noch arm war, leicht den ganzen Vorrath einſammeln konnte, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie er zu demſelben gekommen war. Welcher Dichter weiß jetzt bey uns, wann die Plejaden auf- und untergehen? welcher Wind der angenehmſte und welcher der Regenwind ſey? welche Tage zur Saat dieſer oder jener Frucht taugen? Wer kennt den Bau des Pfluges, des Weberſtuhls, des Schiffes, und weiß die Handgriffe, durch die ſie gebraucht werden? Wem iſt die Beſchaffenheit und die Lage aller Städte und Dörfer ſeines Vaterlands ſo gut bekannt, als dem Homer die von Griechenland und Kleinaſien? Wer kennt die Rüſtung unſerer Soldaten, ihre Art zu fechten, die Anordnung eines Heeres ſo gut? Wer iſt von den Erdarten, den beſondern Produkten, dem Klima jeder Provinz ſo gut unterrichtet, als Homer, deſſen gewöhnlichſte Beywörter davon entlehnt ſind? Alles das ſind Dinge, die uns entwiſchen, weil wir unſern ſtarren Blick nur auf Einen oder wenige Gegenſtände gerichtet haben, um dieſe ganz zu durchſchauen; da jene ihr freyes unangeſtrengtes Auge in der ganzen weiten Welt umherſchweifen, und auf jedem Gegenſtande ruhen ließen, der ſich durch irgend eine Art von Neuheit oder Sonderbarkeit auszeichnete?

Was insbeſondre die Natur außerhalb dem Menſchen betrifft, von wie viel Thieren oder Pflanzen können unſere Dichter reden, ohne unverſtändlich oder niedrig zu werden? Wie viele von den Erſcheinungen der todten Natur ſind nicht gänzlich aus der Zahl nachahmbarer Objekte bey uns ausgeſtrichen, weil ſie weder recht genau gekannt werden, noch edle Nahmen haben, noch bey dem Leſer dieſe ſchon vorläufige Kenntniß der Sache finden, ohne welche die beſte Beſchreibung für ihn bloße Wörter ſind? Andere werden noch in unſere Nachahmungen aufgenommen, aber wir ſchildern ſie nicht nach unſern eigenen Beobachtungen, ſondern nach Begriffen, die wir von andern und großentheils von alten Dichtern überkommen haben. Sehr wenige ſehen die Natur ſo, wie ſie innerhalb ihres eignen Geſichtskreiſes liegt, und wie ſie deßwegen von einem Bezirke zum andern abwechſelt. Den Beſchreibungen der Alten ſieht man es an, daß ſie auf der Stelle ſind gemacht worden; alles ſchickt ſich nur auf ihr Land, ihre Menſchen, ihre Geſchichte. Selbſt jede ihrer Erdichtungen hing auf gewiſſe Weiſe mit der Wahrheit zuſammen. Unſere Erdichtungen gehen in die weite Welt hinaus, und ſehen dem einen Lande, der einen Epoche ſo ähnlich, wie der andern. Wir richten uns bloß nach den allgemeinen Geſetzen der Natur; ſie weit mehr nach den Verfaſſungen und Denkmählern ihres Volks.

Aus dem, was wir bisher geſagt haben, wird ſich erklären laſſen, was die Simplicität heiße, die man den älteſten Schriftſtellern als einen ihnen eigenen Charakter zuſchreibt, und die, wie man vorgibt, die größte Schwierigkeit für den Uiberſetzer derſelben in eine unſrer Sprachen ausmacht. Dieſe Simplicität iſt nichts anders, als die zuſammengefaßte unentwickelte Empfindung aller der Verſchiedenheiten zwiſchen der Art, wie wir die Sachen ſehen und ausdrücken, und zwiſchen der ihrigen. Ungefähr folgende Stücke ſind einige von den Urſachen dieſer Empfindung. Sie ſchildern alle Arten von Gegenſtänden, ſeltene und gemeine, bekannte und fremde: wir ſind gewohnt, nur gewiſſe Gegenſtände der Beſchreibung und Betrachtung werth zu halten. Sie gehn mit ihrer ganzen Abſicht niemahls weiter, als uns das Bild der Sache, von der ſie reden, zu überliefern: wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objekte, die wir ſchildern, gemeiniglich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen, die wir in unſerm Kopfe geſammelt haben, anzubringen. Sie legen niemahls in den Ausdruck einen größern Reichthum von Gedanken, als der in dem Gegenſtande ſelbſt liegt: wir haben faſt immer noch außer der Abſicht, der Imagination des Leſers ein gewiſſes Bild vorzuſtellen, die zweyte, in ſeinem Verſtande gewiſſe Betrachtungen zu veranlaſſen. Sie ſuchten geringſcheinende Gegenſtände, wenn ſie ihnen auf ihrem Wege aufſtießen, nicht durch feine Nebenzüge, durch veranlaßte Anwendungen derſelben, durch bewirkte kleine Verhältniſſe mit erheblichern, wichtig zu machen: bey uns wird der gute Schriftſteller in dieſem Falle immer eine Art von Kunſtgriff gebrauchen, uns noch an etwas anders denken zu laſſen, als was er geradezu ſagt. Sie nahmen allen ihren Stoff faſt durchgängig aus der Geſchichte ihres Landes, und noch dazu aus einer gewiſſen Epoche derſelben; ſie erfanden niemahls ganz neue Subjekte, ſondern ſetzten höchſtens zu den alten einige neue Umſtände hinzu; alle ihre Fabeln haben auch deßwegen einen gemeinſchaftlichen Charakter: wir haben in den unſrigen mehr Mannigfaltigkeit, weil ſie ganz von unſrer Wahl abhängen. Sie ſuchten in ihren Gemälden nur Wahrheit, nicht Abwechſelung; und wenn deßwegen in dem Laufe der Begebenheit dieſelbe Sache wieder vorkam, ſo ſcheuten ſie ſich nicht, ſie auf dieſelbige Art zu ſagen: wir ſind mit der Richtigkeit noch nicht zufrieden, oder wir opfern auch wohl einen Theil derſelben auf, wenn nur unſre Neubegierde unterhalten wird; das immer Veränderte in den Vorſtellungen iſt für unſre Seelen, deren übrige Triebfedern ſchon zum Theil abgenutzt ſind, ein nothwendiger Reiz geworden, wenn ſie uns gefallen ſollen. Sie richten ſich in der Umſtändlichkeit ihrer Schilderungen nicht nach der Rangordnung, die unſer Stolz oder auch der Mißbrauch gewiſſer Sachen unter den Gegenſtänden gemacht hat: bey uns werden nur wenige ausführlich gezeigt, andere kommen nur berührt wieder, noch andere müſſen wir mit einer Decke überziehen, die ſie geheimnißreicher und anſtehender zugleich machen. Sie faſſen in ihrem Ausdrucke alles das in Eins zuſammen, was in der Empfindung der Seele nur als einfach vorkömmt: wir ſondern das alles von einander ab, und drücken es einzeln aus, was der Verſtand Mannigfaltiges in dieſer Empfindung wahrnimmt. Ihre Vorſtellungen gehen ſehr auf das Einzelne, und beſtimmen jeden Theil der Sache, wenn ihr Anblick geſchildert werden ſoll; ſie halten ſich bloß an das Allgemeine, und geben nur überhaupt die Gattung an, wenn ihre Kräfte und Geſetze berührt werden: wir hingegen geben von den ſichtbaren Veränderungen nur ungefähre ſchwankende Bilder, von den geiſtigen genaue zergliederte Begriffe.

Aus dem Haufen dieſer Verſchiedenheiten wollen wir noch beſonders zwey herausheben.

Erſtlich: Alle alte Gedichte der Griechen ſind eine Art von Denkmählern, die zwar nicht die genaue Wahrheit und die wirkliche Geſchichte enthalten, aber doch etwas ihr Aehnliches überliefern. Alles, was ihre Dichter von ihren Göttern und

Helden erzählen, ſo unwahrſcheinlich es auch ſeyn mag, wenn es mit der Natur der Dinge und des Menſchen überhaupt verglichen wird, bekömmt doch eine Art von Glaubwürdigkeit, wenn man es mit der Natur und der beſondern Geſchichte des Landes vergleicht. Das Syſtem ihrer politiſchen und gottesdienſtlichen Einrichtungen, viele unleugbare Facta der folgenden Zeiten, viele fortdauernde Spuren der älteſten Periode hängen auf gewiſſe Weiſe mit den Fabeln der Dichter zuſammen, und ſcheinen dieſelben vorauszuſetzen. Zwiſchen der wirklichen und der mythologiſchen Geſchichte war doch ein gewiſſes Band, das, wenn es nicht der letztern die Glaubwürdigkeit erwarb, ihr wenigſtens mehr Intereſſe gab, und ſie ungefähr zu eben dem machte, was unſere Hypotheſen in der Naturlehre ſind, zu Vorausſetzungen, aus denen ſich Umſtände und Begebenheiten, die wirklich erfolgt ſind, erklären laſſen. Die Dichtkunſt ſcheint ſich bey allen Völkern, die ihre Ausbildung nicht von andern bekommen haben, ihre Götter und Helden und die ehrwürdigſten Zeiten ihres höchſten Alterthums zugeeignet zu haben. Wie Homer und Sophokles auf den trojaniſchen Krieg ſo kömmt David immer auf die Ausführung aus Aegypten und den Untergang der Aegypter zurück.

Nothwendig aber mußte das, was wir zu unſern Zeiten als die Abſicht der Dichtkunſt anſehen, durch dieſe eingeſchränkte Wahl ihrer Subjekte zum

Theil vernichtet, zum Theil in einen bloßen Nebenzweck verwandelt werden. Die Perſonen wurden weder gut noch böſe von den Dichtern gewählt; ſie wurden ſo genommen, wie ſie jedermann glaubte. Die geheimen Triebfedern der unſichtbar wirkenden Kräfte ſprachen den Dichter davon frey, die Bewegungsgründe und Veranlaſſungen unter den ſichtbaren Kräften und ihren bekannten Geſetzen aufzuſuchen. Die Begebenheit im Ganzen ward ſchon als bekannt und geglaubt vorausgeſetzt; es wurde, alſo nicht mehr gefragt, ob ſie habe geſchehen können: nur das, was nach dieſer Vorausſetzung in den einzelnen Theilen der Handlung hatte erfolgen können oder müſſen, nur das war dem Dichter übriggelaſſen, nach ſeiner Kenntniß von Natur und Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen. Das Principium war die Uiberlieferung, aus dieſem durfte nur richtig gefolgert werden. — Die moraliſchen Zwecke alſo Thorheiten zu verſpotten, oder Tugenden zu empfehlen, oder Wahrheiten zu lehren, fanden bey Leuten nicht Staat, die nicht einen eignen Stoff bearbeiteten, ſondern einen ſolchen, welcher das Eigenthum der Nation geworden war. — Ihre Fabeln waren eben deßwegen einfacher, nicht bloß weil ſie das Einfache liebten, weil ihr Genie fruchtbarer war, aus ſehr wenigen Zufällen eine Menge intereſſanter Reden und Handlungen herauszuziehen; ſondern vornehmlich, weil ihnen dieſe Fabeln ſo einfach waren überliefert worden, weil es Fabeln waren, die man nicht zum Vergnügen erdichtet hatte, ſondern die nach und nach durch unmerkliche Zuſätze und Abänderungen aus der erſten Tradition waren gebildet worden. — Uiberhaupt muß alles das, was von einem einzigen Kopfe in der Abſicht hervorgebracht wird, zu unterrichten oder zu rühren, einen ganz andern Charakter haben, als was ſo zu ſagen das Reſultat von tauſend Köpfen, und der Zuſammenfluß von Ideen und Meinungen einer noch ganz incultivirten Nation iſt.

Für uns iſt dieſes Band, das die dichteriſche Welt mit der wirklichen zuſammenhing, zerriſſen, die Erdichtungen oder ſelbſt die Geſchichten, die die Dichter bearbeiten, können auf uns keine andere Beziehung haben, als die ihnen zukommen, in ſo fern es menſchliche Begebenheiten ſind, wir müſſen alſo nothwendig von einer andern Seite den Eindruck verſtärken, der ihnen von der einen abgeht. Unſer Verſtand und unſer Herz ſind dem Vergnügen verſchloſſen, das dem Griechen die Thaten ſeiner älteſten Helden, durch ſeine älteſten Weiſen beſchrieben, machen mußten; aber beyde ſtehen immer noch dem Vergnügen offen, das mannigfaltige und lebhafte Ideen oder geſellſchaftliche Neigungen in ihnen erregen. Unſer Dichter muß nothwendig mehr Abſichten ſich vorſetzen, als ſein Werk unmittelbar ankündigt.

Bey der Bildung unſerer neuen Dichtkunſt iſt ein Streit von entgegenwirkenden Urſachen merklich. Durch die Bewunderung, die man für die Alten hatte, wurde man zu der Nachahmung derſelben gezogen, man ſuchte, ſo viel man konnte, ſich in ihre Zeit und Umſtände zu verſetzen, ihre Denkungsart anzunehmen, und ſah die Aehnlichkeit mit ihnen für das höchſte Verdienſt eines Werks an. Durch die Veränderungen hingegen, welche unterdeſſen in Sprache und Religion und Wiſſenſchaften und ſogar Aberglauben vorgegangen waren, wurde dieſe Nachahmung zum Theil unmöglich. Man konnte nicht mehr völlig ſich in den Geſichtspunct ſetzen, aus dem die Alten die Dinge angeſehen hatten, oder man kam immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem ſeinigen zurück. So vermiſchten ſich die Farben des Antiken und des Modernen; Begriffe, die ihre Gegenſtände nur in jener Zeit hatten, mit einer Ausführung derſelben, die nur auf die unſrige paßte.

Und dieſe Nachahmung mußte nothwendig mehr auf den äußern Bau, auf die Wahl der Verzierungen, auf die Form des Werks gehen, als auf das innere Weſen deſſelben. Man überliefert uns die Alten als Muſter der Vortrefflichkeit, die das Zeugniß aller Jahrhunderte für ſich haben. Aber dieſe Vortrefflichkeit nehmen wir anfangs nur auf Treu und Glauben an, und weit eher, als wir ſie durch uns ſelbſt in ihren Werken zu finden im Stande ſind. Denn die Sprachen, in denen ſie geſchrieben ſind, erfordern ein langes Studium; und wenige gelangen dazu, ſie bis auf den Grad zu kennen, daß das Leſen des Originals auf ſie denjenigen unmittelbaren Eindruck des Vergnügens macht, nach welchem wir ohne weitere Regeln von dem Vorzuge eines Werks urtheilen können. Dasjenige, wovon dieſer Eindruck abhängt, liegt in der That bey den Alten wie bey den Neuen weit weniger in dem was ſich durch allgemeine Regeln ſagen, erklären und finden läßt, als in der unnennbaren Richtigkeit und Malerey des Ausdrucks; in tauſend Kleinigkeiten, die ſo in das Innere der Sprache verwebt ſind, daß nicht der Verſtand, ſondern nur das Gefühl ſie bemerken kann. Man darf ſicher aus der Schwierigkeit, die es koſtet, ſich ein ſolches Gefühl zu erwerben, und der Menge der Bewunderer, die dem ungeachtet die Alten haben, ſchließen, daß der größte Theil es nur aus einer falſchen Scham iſt; ſie fürchten durch einen öffentlichen Widerſpruch gegen die allgemeine Meinung ſich den Verdacht eines üblen Geſchmacks oder eines Mangels an Kenntniß zuzuziehen.

Was alſo von den Alten am meiſten nachgeahmt wurde, was ſich bey ihnen auf etwas Allgemeines und Deutliches bringen, in Regeln abfaſſen, in ein Syſtem vereinigen ließ, das iſt ihre Geſchichte, ihre Maſchinen, ihre Metaphern, der Gang ihrer Epopee, ihres Trauerſpiels; ihrer Ode, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene, ihre politiſchen Geſinnungen (z. B. ihre ausſchließende Hochachtung für die Tapferkeit und für die Ehre eines Kriegers), ihre Anzeichen und Prophezeihungen, u. ſ. w. —

Im Einzelnen hingegen, in der Ausführung behalten die Werke der Neuern, ſo ſehr ſie ſich auch mit dem Geiſte der Alten mögen genährt haben, doch immer das Gepräge eines Jahrhunderts, das immer weniger und weniger ſinnlich wird; deſſen Imagination ſich immer weiter von der bloſen Zuſammenſetzung von Bildern entfernet, und unter der Aufſicht der Philoſophie nur an der Verſchönerung allgemeiner Ideen arbeitet. Das Syſtem der Alten war rein, einfach, ganz allein durch ihre eignen Umſtände beſtimmt; das unſrige iſt vermiſcht, zuſammengeſetzt, der Abdruck zweyer verſchiedenen Geſtalten des menſchlichen Geſchlechtes zugleich.

Es iſt eine bekannte Anmerkung, daß es ſehr wenig ſchön geſagte Gedanken gibt, die nicht etwas Falſches enthielten, die nicht, um ſchön zu werden, etwas hätten müſſen übertrieben werden. Man muß entweder das in der vollkommenſten Allgemeinheit ausdrücken, was nur auf einige Fälle paßt, oder man muß den höchſten Grad nennen, wo nur ein niedrigerer vorhanden iſt. Ideen, die nur einige Verſchiedenheiten haben, müſſen durch die Verbergung ihrer Aehnlichkeiten zu einem vollkommnen Kontraſte erhöht, andere, die ſich nur in einigen Merkmahlen ähnlich ſind, zur vollkommnen Uibereinſtimmung gebracht werden. Man unterſuche einmahl die glänzendſten Ideen aus den beſten philoſophiſchen Dichtern unſers Jahrhunderts, aus den Philoſophen ſelbſt, die aber zugleich ſchön ſchreiben wollen, und frage ſich, ob die Sache genau immer ſo ſey, wie ſie ſie vorſtellen? ob es nicht oft eben ſo viel Ausnahmen als Fälle gebe, die unter die Regeln paſſen? ob nicht etwas von der Wahrheit habe verſchwiegen oder verfälſcht werden müſſen, um die Vorſtellung ſtark und neu zu machen?

Dieſe vorſetzliche Unwahrheit in den Gedanken, die ihren Ausdruck reizender macht, würde ich zu einem unterſcheidenden Charakter der Neuen machen, und hingegen das Matte, und wie es ſcheint Kraftloſe im Ausdrucke, mit einer genauen Wahrheit verbunden, zum Charakter der Alten.

Wenn zum erſtenmahl ein beobachtender Geiſt eine Verbindung der Dinge, eine gewiſſe Folge von Urſachen und Wirkungen, eine Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit unter den Gegenſtänden, gewiſſe Regeln in den Operationen des Menſchen und der Natur entdeckt hatte; ſo war die Neuheit dieſer Erfindung ſchon genug, den Ausdruck auffallend und ſtark zu machen. Ich begreiſe recht wohl, warum gemeine Gedanken, Sentenzen, die jetzo in dem Munde unſerer Kinder und unſrer Diener ſind, in den erſten Zeiten einem Manne den Titel eines Weiſen erwerben konnten; denn in der That ſolche Gedanken und Sentenzen ſind alles, was uns die philoſophiſche Geſchichte von den meiſten der erſten Weiſen aufbehalten hat. Ein ſolcher Gedanke war von groſsem Werthe, als er das erſtemahl aus der Hülle der einzelnen Erfahrungen herausgezogen, und mit allgemeinen Worten noch richtig und bedeutend abgebildet wurde. Es gehörte ein hoher Grad von Scharfſinn dazu, dieſe erſten Grundſätze, auf die noch durch keine vorhergehenden allgemeinen Begriffe die Seele geführt wurde, der Natur ſelbſt abzulernen. Man denke nur, wie ſchwer es uns jetzt noch wird, jetzt, da wir einen ſo groſsen Vorrath von erklärten zergliederten Ideen haben, deren Ausdrücke wir nur auf eine neue Art zuſammenſetzen dürfen, um das Eigenthümliche unſrer eignen Ideen auszudrücken; wie ſchwer es uns dem unerachtet noch wird, ein Gefühl, das wir ohne Anweiſung oder Beyſpiel, bloſs durch die Verbindungen und Umſtände unſers eignen Lebens bekommen haben, bis zu der Deutlichkeit zu erhöhen, daſs es ſich mit Worten verſtändlich ausdrücken und mittheilen läſst. Und man wird begreifen, welches in der That die Gröſse eines Geiſtes ſeyn muſste, der, ohne dieſe Hülfsmittel, ſeine Sprache zum erſtenmahl zu dem Ausdrucke ſolcher ihm eignen Erfahrungen bringen, und die Form finden muſste, in welcher ſeine Idee kenntlich blieb. Aber mehr brauchte es auch alsdann nicht, ſie vortrefflich zu machen. Bey uns hingegen iſt dieſe erſte Anzahl von Ideen ſchon durch tauſend Köpfe gegangen, von allen gedacht, geſagt, und etwas berührt worden. Einen groſsen Theil davon lernen wir ſchon an der Bruſt unſrer Mütter, oder auf dem Arme unſrer Wärterinnen. Unſer Umgang, unſre Bücher, alles erfüllt uns mit ſolchen Grundſätzen und Bemerkungen, und macht uns mit ihnen ſo bekannt, daß wir ſie anfangen geringe zu ſchätzen. Ihnen alſo mehr Leben und Stärke in unſrer Seele zu geben, müſſen ſie durch den Ausdruck erhöht, geſchärft, verfeinert werden. Wenn man die Bilder und Ideen ſeines Kopfes für das Vergnügen eines Fremden zurichten will, ſo muß man ſie dem andern nicht bloß mittheilen, denn er hat die meiſten derſelben ſchon, und er würde ſie alſo als ein Geſchenk, das man ihm mit ſeinem Eigenthume machen wollte, verachten; ſondern man muß ihm zugleich eine ausgebreitetere Nutzbarkeit derſelben, einen größern Umfang von Fällen, die er darunter zuſammenfaſſen kann, eine größere Mannigfaltigkeit von darin verborgenen Vorſtellungen zeigen, als er bisher in ihnen wahrgenommen hat. Was man feine Gedanken nennt, ſind gemeiniglich ſolche, wo außer der erſten offenbaren und deutlich ausgedrückten Verbindung der Ideen, noch eine andre verſtecktere bloß angezeigte Verhältniß derſelben unter ſich oder mit gewiſſen Gegenſtänden gemeint iſt. Starke Gedanken ſind die, wo mannigfaltige Wirkungen unter eine einzige Urſache, viele Fälle unter eine Regel, viele Ideen unter einen einzigen Ausdruck gebracht werden. —

Wir finden einen großen Theil dieſer Anmerkungen durch eine Art von Originalen beſtätigt, die aus den alten Zeiten zu uns gekommen ſind; ich meine die Stücke der alten hebräiſchen Poeſie. Hier ſehen wir eine andre Natur, andre Meinungen, andre Begebenheiten, eine andre Verfaſſung eben ſo ungehindert auf den Geiſt des Dichters wirken. In der That ſind auch die Werke, die er hervorbringt, eben ſo originell, eben ſo ſeinem Volke und Lande angemeſſen, als die Werke der Griechen den ihrigen. Nur iſt hier die Denkungsart noch antiker, die Einbildungskraft noch geſchäftiger, der Bilder noch mehr, der abſtrakten Begriffe noch weniger, und dieſe noch ſchwankender; die Sprache nicht bloß allegoriſch, ſondern zum Theil noch hieroglyphiſch; noch mehr Feuer und Enthuſiasmus in der Beſchreibung der ſichtbaren Natur; noch weniger Kenntniß des innern Menſchen, ſeiner Fähigkeiten und Neigungen; die Ideen noch alle mehr einzeln, alle gleichſam noch einfache Erſchütterungen der Empfindung, ohne bemerkte Verhältniſſe; aber alle dieſe Gegenſtände immer in Beziehung auf die Religion; der ganze Stoff der Dichtkunſt durch die beſtändige Verbindung mit einer Gottheit belebt und veredelt, und zwar einer Gottheit nach dem würdigſten Begriffe, den ſich je der menſchliche Geiſt von dieſem Weſen gemacht hatte.

Auch dieſe Dichter haben wir nachzuahmen angefangen. Aber wir können uns in der That noch weniger in ihre Zeit und in ihren Geiſt verſetzen. Einmahl ſind der Denkmähler ſelbſt zu wenig. Nur eine lange und häuſige Lectüre kann endlich aus der Menge dunkler verworrener Begriffe, die jedes Stück einzeln von dem Charakter einer ſolchen alten Zeit zurückläßt, ein klares Ganze machen. Uiberdieß wenn Sprache und Verfaſſung ſchon zu weit von uns entfernt ſind, ſo geht der Unterſchied der Denkungsarten und das Eigenthümliche der Alten bis zum Unverſtändlichen; wir haben nur ungefähre, nur ungewiſſe Vorſtellungen, wo wir von unſern gewöhnlichen zu weit abgehen ſollen.

Alles alſo, was von den Alten und Neuen iſt geſagt worden, gibt uns zuſammengenommen folgende Charaktere von beyden:

Die Alten waren Originale, weil ſie nichts anders als die Natur ſelbſt zum Muſter hatten. Dieſe Natur war ihr Gegenſtand nach allen ihren Theilen. Sie beobachteten ihre Erſcheinungen in den verſchiedenſten Claſſen; kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menſchen war ihnen völlig fremd oder verächtlich. Aber ſie kannten auch von der Natur nichts als die Oberfläche, und ſorgten für nichts weiter. Ihre Sprache war dazu gemacht, ſinnliche Bilder auszudrücken, und ihr Geiſt hatte wenig andre. Selbſt die reinen Ideen des Verſtandes erſchienen noch unter körperlicher ſichtbarer Geſtalt. — Ihr Stoff war nicht das Werk ihres Witzes, ſondern eine Folge ihres Zuſtandes, und alſo genau mit ihm übereinſtimmend. Das Gefallen war nicht ihre Abſicht. Ihre Werke ſind die Wirkungen eines ſich ſelbſt gelaſſenen Geiſtes, der in ſeinen Operationen nur von der Natur der Dinge und ſeinem Inſtincte geleitet, dieſelben durch keine freywilligen Entwürfe und Abſichten in ihrer Richtung verändert.

Die Neuen können in den meiſten Fällen nicht mehr Originale ſeyn, — nicht nur weil ſchon ſo viel vor ihnen iſt geſagt, ſchon die erſten ſichtbarſten Phänomene der Natur ihnen ſind weggenommen worden, ſondern vornehmlich, weil ſie ſich eher mit den Beſchreibungen als mit den beſchriebenen Gegenſtänden bekannt machen, und eher die Begriffe von den Dingen als ihre Bilder bekommen. — Die Natur hat den Augen jedes menſchlichen Geiſtes eine eigene Struktur gegeben, damit die Natur ſich anders in ihnen abbilden ſoll. Aber wir verſchließen ſie, und laſſen uns dafür erzählen, was andere vor uns geſehen haben. — Wo wir alſo noch original ſeyn können, das iſt in den feinern Beobachtungen innerer Eigenſchaften und Einrichtungen des menſchlichen Geiſtes, der Denkungsart, der Sitten. — Die Gegenſtände der Nachahmung ſind weit eingeſchränkter. Ein Theil iſt unbekannt, ein anderer verächtlich geworden. — Aber dieſe wenigen kennen wir beſſer, und haben ſie mehr durchdrungen. Unſere Sprache iſt für abſtrakte Begriffe gemacht, und unſer Geiſt hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verſtandsideen durch Bilder ausgedrückt werden, ſo iſt es nicht mehr Bedürfniß, ſondern Zierrath; es iſt nicht mehr die einzige, ſondern eine uns fremde Art ſie zu denken. — Wir wählen unſern Stoff; unſre eignen Umſtände können uns nichts weiter als Bemerkungen des Einzelnen zur Ausführung verſchaffen. — Unſer Zweck iſt das Vergnügen unſerer Leſer und unſer Ruhm. — Die Werke unſrer Zeit ſind Denkmähler von dem, was der menſchliche Geiſt nach Abſicht, mit Bewußtſeyn und durch ſich ſelbſt hervorzubringen im Stande iſt. —

Vermiſchte Anmerkungen

über

Gellerts Moral, deſſen Schriften überhaupt,
und Charakter.

Unſere Abſicht iſt, das Andenken eines vortrefflichen Mannes und unſers Freundes zu erneuern, indem wir zugleich von dem letzten Geſchenke reden, das er uns und dem Publiko gemacht hat.

Wer Gellerten kannte, mußte ſchon vorausſehen, was das Eigenthümliche dieſer Moral ſeyn würde. Er konnte keine tiefſinnigen Unterſuchungen über die erſten Triebfedern unſrer Natur und die erſten Gründe von Verbindlichkeit erwarten: aber er konnte wiſſen, daß er die Religion zum Grunde der Moral geſetzt; daß er die einzelnen Tugenden ſorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendſte Art eingeſchärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geſchöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte; daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühſame Zergliederungen, und Ordnung ohne ſtrenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredtſamkeit, den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes finden würde. Wer dieß in dieſem Werke ſucht, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darin erkennen.

Wir haben ſchon oft, dünkt uns, das Urtheil gehört und geleſen: daß dieſe Moral kein Syſtem ſey. Wir ſollten denken, wenn ein Syſtem eine Reihe von Wahrheiten iſt, die zuſammenhängen, und davon die vorhergehenden zum Verſtande oder zum Beweiſe der folgenden angewandt werden, ſo iſt dieß ein Syſtem. Denn die wichtigſten Pflichten ſind entweder ausdrücklich, oder bey Gelegenheit abgehandelt, die allgemeinen Grundſätze ſind vorausgeſchickt, die beſondern Tugenden aus dieſen Grundſätzen hergeleitet.

Wenn der Leſer, welcher den Schriftſteller kennt, ihn ſelbſt handeln geſehen, ihn reden gehört hat, wenn ein ſolcher Leſer überhaupt die Schriften des Mannes beſſer verſteht; wenn er ſich viele Stellen durch die Geberde deſſelben, durch ſeine Mienen, durch ſein ganzes Betragen beſſer zu erklären weiß, oder ſie rührender und eindringender findet, ſo muß es bey dieſer Moral vorzüglich Statt finden. In der That ſehen wir bey gewiſſen Stellen das Bild dieſes ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns ſein leidendes aber liebreiches Geſicht, wir hören den Ton ſeiner Stimme, wir erklären, wir verſtärken uns alles, was wir leſen, indem wir uns das hinzudenken, was ſeine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in ſeiner ganzen Perſon, und noch mehr in ſeinem Umgange und ſeinem Leben ſichtbar wurde. Könnten wir doch dieſe Empfindung unſern Leſern mittheilen! könnten wir das Bild, das von ihm in unſerer Einbildungskraft daſteht, zergliedern, ohne es zu zerſtören, um auch dem Verſtande unſrer Leſer einige Züge davon kenntlich zu machen! Aber auch das unvollkommenſte Bildniß eines ſolchen Geiſtes und eines ſolchen Herzens muß immer noch ein einnehmendes Gemälde geben, wenigſtens muß es eine reizende Arbeit für den Maler ſeyn; und warum ſollen wir nicht auch etwas auf unſer eignes Vergnügen rechnen dürfen?

Wenn in einem ſchönen Körper es irgend ein beſonderer Zug, ein einzelner Theil iſt, der ihn ſchön macht: ſo iſt es dem Maler leicht, zu treffen. Aber wenn die Schönheit nicht in der ausnehmenden Vortrefflichkeit eines Gliedes, ſondern in der guten Bildung aller Theile, und in der Uibereinſtimmung derſelben liegt: dann wird es ſchwer, das, was man bey dem Anblicke auf einmahl empfunden hat, durch einzelne Züge nach und nach wieder darzuſtellen. Das letztere iſt der Fall, wenn man den eigenthümlichen Charakter des Gellertſchen Geiſtes ſchildern will. Seine Talente waren gewiß groß, aber ſie waren nicht groß durch den ausnehmenden Grad einer einzigen Fähigkeit, ſondern durch die Vereinigung und die mittlere Proportion aller. So mußten die Talente eines Mannes ſeyn, deſſen Schriften das Verdienſt haben ſollten, das Abbt den Gellertſchen zuſchreibt, von ſeiner ganzen Nation geleſen, verſtanden und geachtet zu werden; zu Aufklärung der niedrigſten und zur Verbeſſerung und Ergötzung der höchſten Claſſen beyzutragen. Nur durch dieſe feine Miſchung der verſchiedenen Erkenntnißkräfte kann die Natur einen Geiſt hervorbringen, deſſen Werke vortrefflich ſeyn können, ohne über die Faſſung des großen Haufens erhoben zu ſeyn.

Der Leſer muß immer die Talente des Schriftſtellers, den er verſtehen, und der ihm gefallen ſoll, zwar in einem niedrigern Grade, aber doch in einem gewiſſen Maaße haben. Diejenige Art von Genie alſo, die, indem ſie über andere erhaben iſt, doch noch die meiſte Aehnlichkeit mit ihnen beybehält; welche die Denkungsart am wenigſten verändert; dieſe wird auch den meiſten brauchbar und ergötzend werden. Sobald in den Ideen oder im Ausdrucke eines Buches Witz, oder Scharfſinn, oder nachforſchende Vernunft, ein ſehr merkliches Uibergewicht über die übrigen Fähigkeiten haben, ſobald wird es nur Eine Claſſe von Leſern geben, die an dem Buche Geſchmack findet, und die es zu brauchen weiß. Es muß ebenfalls ein in ſeiner Art witziger Kopf, oder ein Philoſoph einer niedrigern Stufe ſeyn, der alles das gewahr werden ſoll, was der höhere Witz und die tiefere Philoſophie in das Werk hineingelegt hat. Wenn aber die Vernunft die Zergliederung nur ſo weit treibt, als nöthig iſt, die Begriffe, welche alle Menſchen klar haben, vollkommen deutlich zu machen; wenn die Einbildungskraft ihre Bilder aus dem allgemeinen Vorrathe aller menſchlichen Erfahrungen hernimmt, und ſie nach den Regeln der natürlichſten, gewöhnlichſten Ordnung zuſammenſetzt; der Witz neue, aber keine ſehr verſteckte Aehnlichkeit aufſucht; und wenn alle dieſe Fähigkeiten in einer Sprache ſich ausdrücken, die rein, anſtändig, gewählt, und doch nicht zu ausgeſucht fremd und künſtlich iſt: dann wird das, was durch die Vereinigung ſo vieler ſich im Gleichgewichte haltenden Kräfte iſt hervorgebracht worden, auch einen ſehr zuſammengeſetzten Eindruck auf die Seele der übrigen machen; es wird für jede Claſſe von Leſern eine Seite haben, die ihrem Kopfe und ihrem Geſchmacke gemäß iſt: und ſo wird es auch von allen Claſſen geſchätzt und geliebt werden. Dieß, deucht uns, iſt der Charakter der Gellertſchen Schriften. Seine Fabeln ſind das Buch der Nation geworden; man lieſt ſie, wo man ſonſt nichts lieſt; jedermann verſteht ſie, findet den Scherz, woran er ſich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn beſſern ſoll. Und iſt nicht eben in dieſen Fabeln dieſes glückliche Gleichgewicht aller Gaben des Geiſtes am meiſten ſichtbar? Sie enthalten viel Wahrheit und Philoſophie, ſowohl Beobachtungen über die Dinge und Menſchen, als Regeln, ſie beſſer zu machen: aber es ſind ſolche, die jeder, ſobald er ſie hört, als bekannt anſehen, die jeder, auch wenn er kein großer Beobachter iſt, durch ſeine eigne Erfahrung rechtfertigen kann. Die Erzählung iſt lebhaft, voller Munterkeit und eines einnehmenden Scherzes: aber kein einziger witziger Einfall, den es Mühe koſtete zu erklären; keine ſcharfſinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erſt durch einen ähnlichen Scharfſinn entdeckt werden müßte. Die Poeſie des Styls iſt in ihrer Art die vollkommenſte, die ſeyn kann; kein Zwang, nicht die geringſte Abweichung von der Richtigkeit des Sinns und der Genauigkeit des Ausdrucks um des Sylbenmaaßes willen, allenthalben die eigentlichſten Wörter, keine neugemachte Redensart, keine fremde Wendung, alles mitten aus dem gemeinſten Sprachgebrauche herausgenommen, lauter Ausdrücke, die jedermann, im Munde führt, und doch alle edel, ihrem Gegenſtande angemeſſen, und in der Verbindung neu.

Uns dünkt, wenn man das Ding, was man Geſchmack nennt, irgendwo zu ſuchen hat, ſo iſt es eben nicht an den äußerſten Grenzen des Genies, ſondern in dieſem Mittelpuncte, wo die verſchiedenen Fähigkeiten, die in den Umkreis des menſchlichen Geiſtes gehören, gleichſam zuſammenſtoßen, und ſich in gleichen Proportionen vereinigen. Genie nähmlich ſoll irgend eine ausnehmende Größe der Geiſteskraft, die in einem Werke ſichtbar iſt, und

Geſchmack die Uibereinſtimmung und Schicklichkeit aller Theile deſſelben anzeigen. Wenn nun jene Größe nicht ſowohl darin beſteht, daß das ganze Syſtem aller Fähigkeiten in gleichem Grade erweitert iſt, als daß vielmehr nur Eine aus allen übrigen abgeſondert, und einzeln unter ihnen gleichſam hervorgezogen worden: ſo wird der Theil des Werks, der gerade durch dieſe Fähigkeit ſich bearbeiten läßt, vortrefflich, und vielleicht in einem höhern Grade vortrefflich werden, aber alle übrigen (und kein Werk von gewiſſem Umfange läßt ſich in allen ſeinen Theilen nur durch dieſelbe Fähigkeit bearbeiten,) alle übrigen werden ohne Vergleich ſchlechter ſeyn. Uiberdieß wird es an der Verbindung und dem gehörigen Verhältniſſe der Theile fehlen; und eben in dieſer gleichen Ausarbeitung aller Stücke und in der richtigen Zuſammenfügung derſelben liegt das Geſchmackvolle. Man kann alſo wohl ſagen, daß vielleicht kein teutſcher Schriftſteller dieſe Eigenſchaft ſo ſehr ſeinen Werken mitgetheilt habe, als Gellert. Wenn ſeine Werke nicht alle von gleicher Vortrefflichkeit ſind, ſo iſt doch das Unanſtändige, Unſchickliche in keinem.

Dieſen ſo von Natur gleichſam gemäßigten Geiſt findet man gewiß auch in ſeiner Moral wieder. Die Grundſätze der Pflichten ſind alle da, ſind bis auf einen gewiſſen Grad entwickelt, aber ſie ſind nur ſo weit verfolgt, als ſie ohne Mühe erklärt und verſtanden, und ohne Streitigkeiten feſtgeſetzt werden können. Allenthalben findet man in den Abhandlungen der einzelnen Pflichten, daß der Verfaſſer ein Mann iſt, der die Tugend kennt, weil er ſie ausübt; daß er ſich ſelbſt erforſcht, an ſich ſelbſt Verſuche gemacht hat, wie man gut ſeyn könne, und ſeinen Leſern nicht bloß die Folge ſeiner Schlüſſe, ſondern die Sammlung ſeiner Erfahrungen mittheilt.

Dieſe Moral, ſagt Gellert ſelbſt, und ſeine Freunde wiederhohlen es, ſoll mehr für das Herz, als für den Verſtand geſchrieben ſeyn. Was dieſes Verſprechen für einen Sinn habe, zeigt die Art ſelbſt, auf welche er es erfüllt hat. Es konnte unmöglich ſeine Meinung ſeyn, daß er rühren wollte, ohne zu unterrichten; denn wir ſehen ihn ja in der That weit länger mit der Erklärung, als mit der Einſchärfung der Pflichten beſchäftigt. Er verlangt nicht die Neigungen zu beſſern, ohne vorher die Meinungen und Grundſätze berichtigt zu haben; denn was iſt denn der größte Theil ſeines Buchs anders, als ein Vortrag allgemeiner Wahrheiten? Alſo nur das konnte er meinen: einmahl, daß das Vermögen und der Eifer, die Pflichten auszuüben, nicht von einer philoſophiſchen Kenntniß der Natur des Menſchen und des Urſprungs der Pflichten abhänge; zum andern, daß der Vortrag, der Styl, die Methode ſeines Buchs mehr auf die wirkliche Beſſerung, als auf den bloßen Unterricht abzielen ſollte.

Wenn

Wenn ein Werk einen großen und guten Endzweck hat, und dieſen Endzweck erreicht, ſo iſt das Werk gut. Und kann es wohl einen beſſern und höhern Endzweck geben, als den, die Schätze der menſchlichen Weisheit aus den Händen der wenigen, die ſie zuerſt geſammlet und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volks zu bringen; mit einem Worte, den großen Haufen der Nation, ſelbſt mit Vorbeylaſſung der Gelehrten und Weiſern, zu erleuchten und zu veredeln? Wenn alſo Gellerts Moral auch weiter nichts thäte, als daß ſie die Vorſchriften und Bewegungsgründe der Moral, die lange bekannt, und vielleicht vollſtändiger und tiefſinniger abgehandelt ſind, ſo vortrüge, daß ſie nun nicht bloß auf den kleinen Haufen ſchon edler Seelen wirkten, die, um überzeugt zu ſeyn, nur Gründe, und um bewegt zu werden, nur den Anblick des Guten brauchen, ſondern daß ſie auch den Verſtand und das Herz gemeiner Menſchen einnähmen, die überredet und in Leidenſchaft geſetzt ſeyn wollen, und die alſo bey ihrem Lehrer Beredtſamkeit fordern: wäre Gellerts Moral nicht immer noch eines unſerer brauchbarſten Bücher? Und hätte es wohl dieſe Brauchbarkeit behalten, wenn die Erklärungen ſchärfer und kürzer, die Beweiſe ſtrenger, die Unterſuchungen tiefſinniger, der Vortrag wiſſenſchaftlicher wäre? Jetzo mag vielleicht der Gelehrte und der Philoſoph weniger neuen Unterricht daraus ſchöpfen, vielleicht der Mann, der ſchon viel gedacht und geleſen hat, weniger Nahrung darinnen finden: aber die weit größere Anzahl vernünftiger, aber nicht gelehrter Hausväter und Hausmütter wird ſich aus dieſem Buche unterrichten und erbauen.

Unterdeſſen, wenn auch dieſes Buch nicht eigentlich zur Bereicherung der Moral als Wiſſenſchaft, ſondern zur Ausbreitung derſelben als eines gemeinſchaftlichen Gutes der Menſchheit beſtimmt iſt: ſo iſt es doch gewiß auch für den aufgeklärten Leſer noch lehrreich, wofern er nur das Gemeine von dem Leichtbegreiflichen zu unterſcheiden, wofern er nur die Begriffe zu entwickeln weiß, deren Same in den Betrachtungen des Verfaſſers liegt. Ein Beyſpiel davon müſſen wir nothwendig anführen.

„Die Einbildungskraft, ſagt Gellert, entzün„det die Leidenſchaften, indem ſie uns die genoßne „Luſt, oder den erlittnen Schmerz, entweder grö„ßer vorſtellt, als er war, oder allein vorſtellt, „da er doch mit gegenſeitigen Empfindungen ver„miſcht war." Dieſe Anmerkung ſcheint alt und bekannt; aber die Ausführung derſelben leitet auf Betrachtungen, die weniger bekannt, oder weniger bemerkt ſind. Dieß nähmlich iſt der vollſtändige Sinn dieſer Regel. Vor jeder Begierde nach einem gewiſſen Vortheile oder Vergnügen geht die Vorſtellung, und zwar eine bildliche Vorſtellung, des vollkommnern und angenehmern Zuſtandes, in welchen wir uns ſetzen wollen, vorher. So denkt der, welcher den Wein liebt, erſt an das Vergnügen des Trinkens, ehe er nach der Flaſche greift. Wäre nun in dieſem Augenblicke das Bild von dem Uibel oder dem Schmerze, der aus der Befriedigung folgen wird, eben ſo lebhaft, ſo wäre die Begierde überwunden. Aber das Unglück iſt, daß dieſes Bild gemeiniglich ſchwerer für die Einbildungskraft, und oft unmöglich, immer aber unbeſtimmt und dunkel iſt. Als in unſerm Falle wäre es das Bild einer künftigen Krankheit, aber doch keiner gewiſſen, zu keiner gewiſſen Zeit; oder es wäre das Bild eines Menſchen, der verachtet wird, oder der ſich Vorwürfe macht; aber wie wenig ſinnlich iſt nicht dieſes Bild? Alſo iſt nur dieß Mittel wider die Leidenſchaft, entweder der Einbildungskraft alle Arten von ſehr lebhaften und ausführlichen Schilderungen, angenehmer oder verdrießlicher Gegenſtände, zu verwehren, und nur deutlichen Uiberlegungen Platz zu laſſen; oder ihr die Fertigkeit zu erwerben, ſich beyde Arten von Bildern, die, welche der Leidenſchaft, und die, welche der Tugend zu Dienſten ſind, gleich lebhaft vorzuſtellen. Denn, ſich ein Vergnügen zu verſagen, das man ſich jetzt eben nach allen verſchönernden Umſtänden vorſtellt; oder eine Beſchwerde zu übernehmen, deren finſteres Gemälde jetzt eben die Einbildungskraft einnimmt: das ſteht nicht in des Menſchen Macht. Die Regel ſagt alſo: Wer über ſeine Leidenſchaften herrſchen will, muß erſt über ſeine Einbildungskraft Herr werden; er muß denken können, was er will; muß durch den königlichen Befehl ſeiner Vernunft ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenige Sache und auf denjenigen Theil und Umſtand der Sache richten können, der ſeiner Abſicht gemäß iſt. Das wird wieder andere Hülfsmittel vorausſetzen, und unter dieſen fallen die beyden folgenden am meiſten in die Augen: 1) Man muß ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft mit ſo viel wichtigen und einnehmenden Begriffen und Bildern anzufüllen ſuchen, als man kann. Man muß denken lernen. Nur alsdann kann die Aufmerkſamkeit von einem Gegenſtande abgezogen werden, wenn man einen andern gleich bey der Hand hat, der ſie eben ſo ſtark beſchäftigt. Wem bey jeder Sache eine Menge intereſſanter Gedanken und Bilder zu Gebothe ſtehen, der wird leicht den erſten Gedanken vertreiben können, deſſen ſchädliche Wirkſamkeit er kennt. 2) Man muß, ohne beſondere Abſichten, ſeiner Einbildungskraft nicht geſtatten, auch die ſinnlichen Objekte anders als im Großen ſich vorzuſtellen. Wenn einmahl die Seele den Hang hat, ihre Gemälde bis auf die kleinſten Züge auszuführen, ſo wird ihre Begierde immer nur durch das Einzelne, nur durch Einen Gegenſtand, nur durch Einen Umſtand der Sache beſtimmt ſeyn, und die Tugend geht aufs Allgemeine, umfaßt Alle Gegenſtände, zieht Alle Umſtände zugleich zu Rathe. Alles, was die Leidenſchaft reizt, läßt ſich ſo ganz umſtändlich vorſtellen; aber die Ideen, die zur Tugend antreiben, ſind die Ideen des Vaterlandes, der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, der ganzen Natur, der ganzen Zeit, der Zukunft, die alle, entweder nur mit dem Verſtande, oder nur durch einige große und allgemeine Züge der Einbildungskraft vorgeſtellt werden können.

Wir kommen wieder auf den Mann ſelbſt zurück, von deſſen Werke wir redeten. Wir haben keine beſondere Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden. Wir kennen ihn nur aus ſeinen Schriften und aus ſeinem Umgange. Wir werden alſo nur wenig erzählen können; aber bey einem ſolchen Manne muß uns auch dieſes Wenige viel zu denken geben.

Nichts iſt ſchwerer zu beſtimmen, als das Eigenthümliche eines gewiſſen Geiſtes, beſonders wenn dieſer ein großer Geiſt und noch mehr, wenn er ein Genie iſt. Alle Vollkommenheiten des Geiſtes laſſen ſich auf gewiſſe Vollkommenheiten der Gedanken bringen; oder vielmehr, nur ſo viel Unterſchiede und Vorzüge der Fähigkeiten und der Kräfte kennen wir, als wir Verſchiedenheiten und Grade der Vortrefflichkeit in den Ideen finden. Den Charakter einer beſtimmten Fähigkeit können wir alſo faſt nicht anders angeben, als indem wir den beſondern Urſprung, die Entſtehungsart der Gedanken beſchreiben, die dieſer Fähigkeit eigenthümlich ſind. Dieſes geht nun alsdann an, wenn dieſe

Gedanken Folgen anderer Gedanken, mit einem Worte Wirkungen der Reflexion und des Nachdenkens ſind. Aber wenn ſie unmittelbar aus der Kraft der Seele zu entſtehen ſcheinen, wenn ſich die veranlaſſenden höhern oder frühern Ideen nicht finden, ſelbſt von dem Menſchen, der jene hat, nicht bemerken laſſen: dann iſt, ſo wie allenthalben, wo wir zu unſerer Erklärung der Phänomene nicht mehr Wirkungen aus Wirkungen herleiten können, ſondern bis zur wirkenden Kraft ſelbſt kommen, unſere Unterſuchung zu Ende. Und gerade dieſe letzte Art vortrefflicher Gedanken iſt es, die wir dem Genie zuſchreiben; gerade die Quelle ſolcher Ideen ſoll dieß Wort ausdrücken, die nicht durch Fleiß nach und nach ausgebildet worden, ſondern die aus dem Grunde der Seele plötzlich entſprungen ſind.

Wenn wir alſo hier etwas erklären, und dazu Urſachen aufſuchen wollen: ſo dürfen wir uns in der Seele ſelbſt nicht mehr darnach umſehen; ſondern wir müſſen die Umſtände des Menſchen zu Rathe ziehen; die Gegenſtände, von denen er ſeine Begriffe bekommen, die Begebenheiten, durch welche er zur Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Begriffe bewogen worden. Dieß iſt es, was Erziehung heißt.

Alles, was wir von der erſten Erziehung und dem frühern Unterrichte Gellerts wiſſen, iſt bloß das, was ſie mit der Erziehung und dem Unterrichte jedes andern jungen Gelehrten gemein hat. In dieſem Alter wird der Jüngling, den die Natur zum großen Manne beſtimmt hat, wenn er nicht von reichen oder vornehmen Aeltern gebohren iſt, wenig bemerkt. Und wenn er auch bemerkt würde: wer würde der Natur in dieſer ihrer geheimen Werkſtätte folgen können? wer würde unter der Menge wirklich gemeiner Vorfälle die wichtigen, welche eben ſo gemein ſcheinen, herauszufinden, und unter dem Haufen kindiſcher Uibungen, und oft verkehrter Arbeiten, diejenigen zu unterſcheiden wiſſen, bey welchen das Genie des künftigen Mannes ſich zuerſt gezeigt hat?

Und in der That hat bey den wirklich großen Geiſtern dieſe erſte Erziehung weit weniger Einfluß, als bey den übrigen. Eben weil ſie eine eigenthümliche Form haben, ſo haftet die fremde ſchlechtere nicht, die man ihnen aufdrücken will, oder ſie wird zu einer gewiſſen Zeit wieder abgeworfen.

Faſt alle Menſchen einer höhern Claſſe erinnern ſich eines gewiſſen Zeitpuncts in ihrem Leben, in welchem ſich ihre Denkungsart, ihr Charakter, ihre Schreibart ausnehmend geändert habe. Gellert wußte einen ſolchen Zeitpunct. Vielleicht würde alſo zu der Abſicht, die wir haben, eine vollſtändigere Geſchichte ſeiner erſten Studien unbrauchbar ſeyn.

So viel können wir aus der Vergleichung deſſen, was er geworden iſt, mit den Umſtänden, in denen er ſich zuerſt befunden hat, errathen, daß die Vorſehung alles darauf angelegt habe, einen wirklich großen emporſtrebenden Geiſt auf gewiſſe Weiſe niederzuhalten, um ihn gemeinnütziger zu machen. Man ſtelle ſich einen fähigen und thätigen, aber doch ſchon ernſthaften und empfindlichen Jüngling vor, der erſt die gewöhnliche Zeit in der Sklaverey unſerer Schulen ſeufzt; dann ſeine akademiſchen Jahre in Dürftigkeit und Dunkelheit, unter Beſchäftigungen, die ihm mißfallen, oder für die er nicht gemacht iſt, zubringt; dann von ſeinen Umſtänden hin und her getrieben, von wenigen geſchätzt, und noch von niemanden für das erkannt und zu dem aufgemuntert wird, wozu ihn die Natur beſtimmt hat; der von dem beſchwerlichen Geſchäfte eines Privatlehrers, von einem Orte, wo er zu ſeiner eigenen Aufklärung und Verbeſſerung nichts thun konnte, mit nicht günſtigern Ausſichten wieder zu der Akademie zurückkehrt, und es für eine unerreichbare Glückſeligkeit hält, auf dieſer Akademie Lehrer zu werden; der, da er anfängt ſeine Talente zu fühlen, und Männer zu finden, die ihm in der Ausbildung derſelben beyſtehen können, durch die Dürftigkeit gezwungen wird, ſein aufkeimendes Genie zu Arbeiten zu brauchen, durch welche es erniedrigt und in ſeinem Wachsthume verzögert wird; bey dem ſich zeitig mit dieſen niederſchlagenden Umſtänden, eine Schwachheit des Körpers, und ein anhaltendes, wenn auch nicht heftiges, Leiden vereiniget: was kann man wohl natürlicherweiſe von dieſem Jünglinge erwarten? Wenn er nur einen geringen Grad von Kraft und Thätigkeit unter dieſe Umſtände gebracht hat, ſo wird dieſe wahrſcheinlicherweiſe verlöſchen oder geſchwächt werden, und ſich in den alltäglichen Beſchäftigungen eines Handwerksgelehrten verzehren. Iſt es aber ein Menſch von edlerer Natur, von höhern Gaben, von größerm Feuer, ſo wird zwar der Flug des Geiſtes einigermaßen gehemmt, ſeine emporſtrebende Kraft ein wenig zurückgehalten, vielleicht ſeine eigene Glückſeligkeit mit ſeinem Stolze zugleich vermindert werden: aber es werden auch die Früchte dieſes Geiſtes reifer und milder, ſeine Gaben mehr in den Schranken der Brauchbarkeit erhalten, ſein Trieb zu Unternehmungen mehr zu einer ſtillen ſanften Wohlthätigkeit herabgeſtimmt werden.

Vielleicht war es auch für Gellerten nützlich, oder es gehörte wenigſtens dazu, ſeinem Kopfe und ſeinen Schriften ihren eignen Charakter zu geben, daß, wo er nicht Gottſcheds Schüler war, er doch wenigſtens die Werke und den Geſchmack deſſelben herrſchend fand, als er ſich bildete. Wenn ein junger guter Kopf Schriftſteller vor ſich findet, die mehr erhaben als ſchön, mehr ſtark als anmuthig zu ſeyn ſuchen; wenn der Geſchmack der Zeit darauf geht, das Aeußerſte zu verſuchen, was die Sprache vermag; ſo iſt er ſehr in Gefahr, aus Begierde nach noch höherer Vollkommenheit, unnatürlich und ſchwülſtig zu werden; wenigſtens wird ſchwerlich unter ſolchen Umſtänden ein Schriftſteller ſeyn gebildet worden, den alle Welt geleſen und genützt hätte. Wenn aber das Genie Leeres auszufüllen, wirkliche Mängel zu erſetzen, das Matte und Kraftloſe zu beleben findet; wenn es nicht ſowohl damit zu thun hat, das Gute zu übertreffen, als das Schlechte gut zu machen; wenn es ſeine Kraft, die ſonſt zu dem Erhabenen emporſteigen würde, dazu anwenden muß, ſich aus dem Niedrigen und dem Gemeinen hervorzuarbeiten: dann wird, durch dieſe Verbindung ſeiner eignen Vortrefflichkeit mit den Mängeln ſeiner Lehrer und ſeiner Zeit, diejenige Leichtigkeit, Verſtändlichkeit, Simplicität hervorgebracht, die Gellerts Werke faſt von allen nachfolgenden unterſcheiden.

Das einzige Hülfsmittel, von welchem wir deutlich ſehen, daß die Vorſehung es gebraucht hat, die Anlagen, die in ſeinem Geiſte waren, auszuführen, ſind die Freunde, die ſie ihm in Leipzig zuführte, und mit denen er zugleich Mann und Schriftſteller wurde. Es iſt merkwürdig, daß faſt unter allen Nationen ſich die guten Köpfe in Einem Zeitpunct zuſammengefunden haben. Gellert wußte, was er dieſen Freunden ſchuldig war. Er erinnerte ſich mit Dankbarkeit und Vergnügen an die Strenge, mit der er von ihnen beurtheilt worden, an die Schüchternheit, mit welcher er ihnen ſeine Sachen vorgelegt, und an den kleinen Stolz, mit welchem ihr ſparſames Lob ihn erfüllt hatte.

Richter über ſeine Aufführung, oder ſeine Schriften zu haben, die man nicht ſo weit über ſich ſetzet, daß ihr Rath ein Befehl und ihr Tadel ein Vorwurf würde, und die man doch auch ſo weit hochachtet, daß man ihr Urtheil für giltig hält, und zuweilen dem ſeinigen vorzieht; Freunde von gleichem Grade des Verſtandes und von gleichen Abſichten, die man nicht erſt in ſeinem männlichen Alter ſich erwirbt, als wo immer die neuentſtandene Vertraulichkeit Behuthſamkeit und Schonung, und die Freymüthigkeit die Decke der Höflichkeit verlangt; ſondern die man aus ſeinem Jünglingsalter mitbringt, in welchem man dreiſten Widerſpruch zu hören am leichteſten gewohnt wird: ſolche Richter, ſolche Freunde zu haben, iſt zur Ausbildung und zur Beſſerung des Menſchen gleich vortheilhaft. Die Correction, die in Gellerts Werken herrſcht, hatte er gewiß dieſen zu danken.

So weit können wir die Urſachen errathen, die auf die Denkungsart Gellerts einen Einfluß gehabt haben. Wir wollen jetzt ſehen, was ſie für Wirkungen hervorbrachten.

Sowohl ſeine natürlichen Kräfte, als ſeine erworbene Einſichten, hatten den eignen Charakter der Gemeinnützigkeit. Seine Wiſſenſchaft und ſein Genie, anſtatt daß ſie ſonſt den Mann, dem ſie in einem vorzüglichen Grade eigen werden, von den übrigen gemeinern Menſchen entfernen, dienten nur dazu, ihn genauer mit denſelben zu vereinigen. Da ſie ſonſt oft nichts als eine Hochachtung auflegen, die immer mit einiger Eiferſucht, und alſo mit einer Art von Widerwillen verbunden iſt, ſo ſollten ſie bey ihm nur ſeiner Tugend Zutritt verſchaffen. Sie leuchteten gleichſam vor ihm her, damit die Wirkung ſeines Charakters und ſeiner Menſchenliebe ſich auf mehrere erſtrecken könnte.

Zu dem Ende mußten ſeine Einſichten am meiſten auf das praktiſche Leben gerichtet, ſie mußten nicht ſowohl Wiſſenſchaft als Weisheit ſeyn; er mußte weniger erlernte, als Erfahrungsideen, mehr richtige Beurtheilungskraft in einzelnen Fällen, als Tiefſinn zu allgemeinen Theorien beſitzen; er mußte weniger Feuer in ſeiner Einbildungskraft, als Richtigkeit haben; er mußte in den Sachen mehr das Offenbare und Gemeinnützige ins Licht zu ſetzen, als das Verſteckte und weniger Brauchbare zu finden wiſſen; ſein Witz mußte nicht ſowohl durch die Neuheit und das Außerordentliche ſeiner Verknüpfungen, als durch ihre in die Augen fallende Wahrheit gefallen.

Weit mehr Stoff zu ſeinen Erkenntniſſen hatte Gellerten die eigene Beſchäftigung ſeines Verſtandes an den Dingen und Begebenheiten ſelbſt verſchafft, als das Leſen und der Unterricht; weit mehr Begriffe ſcheint er von der innern Empfindlichkeit ſeines Herzens, als von der Schärfe ſeiner äußern Sinne bekommen zu haben. Er hatte für keine der Künſte, deren Schönheiten durch die letztern beurtheilt werden, einen entſchiedenen und ſichern Geſchmack. Aber das moraliſch Gute und Böſe in ſich und in andern zu erkennen, dazu hatte er ein feines Unterſcheidungsvermögen und ein ſicheres Gefühl. Er war ein Beobachter, nicht in der Abſicht, um die menſchliche Natur überhaupt kennen zu lernen, ſondern um ſeine eigne Beſſerung, auf die er weit früher und weit ernſtlicher als die meiſten Menſchen bedacht war, durch die Kenntniß ſeiner Fehler zu befördern. Dieſe Beobachtungen ſah er nicht als Erſcheinungen an, die er aus allgemeinen Geſetzen der Natur erklären wollte, ſondern er machte ſie zu Maximen und Regeln, die er unmittelbar auf ſeine Perſon und ſeine Umſtände anwenden müßte.

Demungeachtet zeigen ſeine Werke, daß er die moraliſche Welt auch in einem weitern Umfange kannte. Er kannte die Empfindungen, das Betragen, die Sitten, die Neigungen, die Ausdrücke der verſchiedenen Stände und der verſchiedenen Charaktere. Was er ſchildert, iſt allemahl kenntlich, und das innerſte Gefühl eines jeden Leſers ſtimmt damit überein. Er kannte die Leidenſchaften vielleicht nur in ihren ſanfteſten Aeußerungen; aber er war auch um ſo viel weniger in Gefahr, durch das Gemälde derſelben ſchädlich zu werden.

Seine Einbildungskraft war in der Epoche ſeines Lebens, wo er ſeine beſten Werke ſchrieb, ſehr wirkſam, obgleich nicht heftig. Die Arbeit erfüllte und beſchäftigte alsdann ſeinen Geiſt völlig; er genoß das volle Glück, das ein Schriftſteller genießen kann, ſich unter ſeinen eigenen Ideen ſelbſt zu vergeſſen, und die Empfindung der Unannehmlichkeiten in der wirklichen Welt, durch die Vorſtellung einer erdichteten, auszulöſchen. So, wie Gellert, kann kein Mann erzählen; wenn nicht die Sache, die er erzählt, vor ſeinen Augen vorgeht; wenn er nicht mitten unter den Perſonen iſt, die er ſprechen läßt; wenn er ſich nicht die Begebenheit ſo als eine gegenwärtige denkt. Aber man ſieht auch, und er ſelbſt bezeugte es, daß nicht ſowohl eine außerordentliche plötzliche Anſtrengung ſeines Geiſtes, als eine anhaltende gleiche Wirkſamkeit, ſeine beſten Stücke hervorgebracht habe. Er war immer gemäßigt, ruhig; vollkommen beſchäftigt, aber nicht begeiſtert; er behielt alſo noch alle Beſonnenheit, auf den vollkommenſten Ausdruck, den richtigſten Reim und die ſtrengſte Correction zu denken. Uiberdieß wurde dadurch das ganze Kolorit ſeiner Gemälde ſanfter, ſein Spott unſchuldiger, die Freude gelaßner. Es blieb alles in den genaueſten Schranken der Moralität und der Kritik. Dagegen ermüdete ſein Geiſt nicht ſobald, er arbeitete oft an einer Fabel ununterbrochen mehrere Tage, änderte ohne ungeduldig oder unmuthsvoll zu werden, und verfolgte die Idee von Vortrefflichkeit, auch wenn es ihm zuerſt fehlſchlug, mit Standhaftigkeit und Muth.

Seine Imagination war, beſonders in ſeinen letzten Jahren, mehr der traurigen Bilder fähig, weil ſelbſt die traurigen Empfindungen die Oberhand hatten. Immer ſcheint das Wehmüthige, das Sanfte, mehr Eindruck bey ihm gemacht zu haben, als das Fröhliche und das Heftige. Er war oft und gern allein, und konnte ohne Bücher, ohne Umgang, und ohne mit neuen Werken umzugehen, ſich lange mit ſeinen eignen Gedanken vergnügen; dieß kann man nur, wenn man entweder Tiefſinn oder Einbildungskraft hat. Die ſanften Rührungen der Religion ſelbſt, die er zu dieſen Zeiten hatte, erfordern die Hülfe dieſer Fähigkeit. Das Nachdenken über Gott kann die Seele in eine ſtarke Thätigkeit ſetzen: aber ſie wehmüthig machen, ſie rühren, Freudenthränen hervorbringen kann es nur, wenn es mit gewiſſen Bildern vergeſellſchaftet iſt. Er klagte in ſeinen ſpätern Jahren oft, daß dieſe Rührungen ausblieben, daß der Anblick der Natur, und die Feyerlichkeit gottesdienſtlicher Handlungen, nicht mehr daſſelbe Feuer der Andacht bey ihm erregte. Aber in der That war er zu mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, um die natürlichen Urſachen, die er ſich von dieſer Veränderung angeben konnte, zu glauben. Seine Uiberzeugung und ſein Wille waren noch gleich lebhaft; aber ſeine Einbildungskraft, und die dunkeln Triebe, die damit zuſammenhängen, waren geſchwächt.

Sein Nachdenken und die Fähigkeiten, die den Philoſophen ausmachen, waren bey ihm ſo, wie ſie bey einem ſolchen Grade von Empfindungsvermögen und Einbildungskraft ſeyn können, und ſo, wie ſie ſeyn müſſen, wenn dieſe Kräfte zum Beſten des Menſchen und der Welt wirken ſollen. Er hatte in ſeinen erſten akademiſchen Jahren die tiefſinnige ſpekulative Philoſophie ſehr geliebt, und mit Eifer getrieben. Aber in der That war es nur der Eifer eines an ſich thätigen Geiſtes, der ſeinen wahren Gegenſtand noch nicht gefunden hatte. Dieſe Philoſophie hatte gewiß auf ſeine Schriften und ſeinen Charakter wenig Einfluß. Aber er machte ſich ſelbſt in der Folge eine andre: eine, die dem bloß geſunden Verſtande aller Menſchen näher kömmt; die in der Geſellſchaft und in der Welt beſſer gebraucht werden kann; und die die Einbildungskraft nicht tödtet, ſondern leitet. Sein Verſtand war wirklich helle und durchdringend; er faßte leicht; brachte ſeine Begriffe geſchwind aufs Reine und Klare; gab ihnen den kürzeſten, gedrängteſten und klärſten Ausdruck; urtheilte mit Beſtimmung und Genauigkeit, und wußte allemahl die Wahrheit, die er eingeſehen hatte, einleuchtend zu machen. Eben weil er in jeder Sache nur auf das Große und Hauptſächliche ſah, und weil er ſeine Betrachtungen nur im Ganzen darſtellte, und ſie nicht bis auf zu feine Theile zergliederte; eben deßwegen iſt er von dem Großen, von dem Manne von Geſchäften, die beyde nur ſolche Betrachtungen faſſen oder brauchen können, eben ſo ſehr geleſen und geachtet, als von denjenigen Philoſophen, die den Werth des geſunden Verſtandes noch zu ſchätzen wiſſen.

Seine Kritiken ſind ſeinen guten Schülern ſehr nützlich geweſen. Er fand jede Unrichtigkeit in Gedanken und Ausdruck, ſobald er ſie finden wollte, und nur nicht für die Perſon zu günſtig eingenommen war. Denn Wohlwollen konnte zuweilen ſein Urtheil verführen, aber niemahls Haß.

Seine Kenntniſſe, ſo weit ſie durch Bücherleſen und Fleiß erlangt werden können, waren nicht ſehr ausgebreitet; aber ſie waren in derjenigen Claſſe, welche er ſich gewählt hatte, vollſtändig, und für ihn, zum beſten Gebrauche ſeiner Talente, hinreichend. Er war, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, einer ſtrengen und anhaltenden Aufmerkſamkeit nicht fähig. Uiberdieß ſchränkten ſich ſeine Abſichten immer mehr auf ſeine moraliſche Vollkommenheit ein. Selbſt die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes machte, daß nur wenig Bücher von ihm mit großer Begierde geleſen werden konnten. Dem Geiſte, der ſelbſt thätig ſeyn kann, wird es immer ſchwer, ſich bloß von Andern beſchäftigen zu laſſen. Das Genie bringt lieber Ideen hervor, als daß es ſich dieſelben mittheilen läßt. Uiberdieß gibt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindung dem Menſchen eine gewiſſe Unruhe, die ſich mit dem ſtillſitzenden Fleiße des unermüdeten Bücherleſens wenig verträgt. Wenn aber Gelehrſamkeit ſo viel heißt, als ein aufgeklärter und bereicherter Geiſt; ſo hatte ſie Gellert in dem vorzüglichſten Grade.

In ſeinen Schriften herrſchet noch außer allen dieſen Fähigkeiten eine ſo einnehmende Munterkeit, ein ſo lachender Scherz, eine bey aller Unſchuld doch ſo fühlbare Spötterey, daß nothwendig in der urſprünglichen Anlage ſeines Geiſtes ein hoher Grad von Lebhaftigkeit geweſen ſeyn muß, weil ſie, auch nachdem ſie durch das Nachdenken gemäßigt und durch Krankheit geſchwächt worden, ſich noch ſo merklich äußern konnte.

Die Gabe, die dazu gehört, vortreffliche Verſe zu machen, genau zu beſchreiben, iſt vielleicht mehr, als irgend ein Philoſoph vermag; dieſe Gabe, nur den Ausdruck des Gedankens zu ſuchen, und doch zugleich den Reim und das Metrum zu finden. Gellert beſaß dieſe Gaben, wenn irgend einer unſerer Dichter, und vielleicht hat nichts zu dem großen und allgemeinen Aufſehen, das ſeine Fabeln machten, mehr beygetragen. Es war eine ſeltſame und in Teutſchland noch unerhörte Erſcheinung, Verſe zu leſen, wo alles ſo geſagt war, wie man ſpricht, und doch alles edel und einnehmend, und alles zugleich im Sylbenmaaße und Reime richtig. Es iſt gewiß, daß die Poeſie, wenn ſie dieſe Vortrefflichkeit erreicht, einen weit größern Eindruck macht, als die Proſe. Sogar das Vergnügen, welches der Reim macht, iſt als dann kein verächtliches Vergnügen mehr. Und wir glauben, daß, obgleich ein gewiſſer Zeitpunct im menſchlichen Leben und in der menſchlichen Geſellſchaft kömmt, wo man überhaupt gegen Verſe gleichgiltiger wird, doch die Fabeln Gellerts zu denen wenigen gehören, die zu allen Zeiten und in jedem Alter mit Vergnügen werden geleſen werden.

So groß aber auch Gellert als Schriftſteller und Dichter iſt, ſo iſt er gewiß nicht bloß als Schriftſteller und Dichter ſo ſehr geſchätzt worden, als er es war. Dieſe ganz allgemeine Verehrung, die er genoß, dieſer Enthuſiasmus, deſſen unſre Nation für Dichter und Schriftſteller ſo wenig fähig zu ſeyn ſcheint, und der in allen Ständen und an allen Orten für die Perſon Gellerts herrſchte; dieſer ſein Ruhm, der nicht bloß im Beyfalle, ſondern in Liebe beſtund, iſt gewiß mehr eine Wirkung ſeines Charakters als ſeiner Gaben. Für den Freund der Tugend iſt dieß eine herrliche Erſcheinung. Sie zeigt, was die Tugend unter den Menſchen vermag; ſie beweiſt, was bey Beobachtung einzelner Perſonen zweifelhaft werden könnte, daß die Menſchen den Werth moraliſcher Vortrefflichkeit kennen, und, wo ſie nicht durch Vorurtheile gehindert werden, die Rechtſchaffenheit, mehr als irgend einen andern Vorzug, für den eigentlichen Gegenſtand der Hochachtung halten.

In der That wäre Gellert für ſeine Freunde und für ſein Land immer ein merkwürdiger Mann, wenn er auch kein großer Schriftſteller geweſen wäre. Derjenigen Menſchen, die es zu dem Hauptgeſchäfte des Lebens machen, gut zu ſeyn, und Gutes zu thun, dieſer Menſchen gibt es noch zu wenig, als daß wir nicht aufmerkſam werden ſollten, wenn wir ſo glücklich ſind, auf dem Wege unſers Lebens einen derſelben anzutreffen. Die Grundfeſte dieſes Charakters war die Religion; und nur die Religion kann einen ſolchen Charakter hervorbringen.

Nur der Mann kann immer rechtſchaffen handeln, der das immer für nützlich erkennt, was recht iſt. Das iſt nun in vielen Fällen ſchon aus den nähern und ſichtbaren Verbindungen, in welchen der Menſch ſteht, und aus den nächſten Folgen ſeiner Handlungen einleuchtend. Solche Tugenden werden alſo von dem Verſtändigen, auch ohne Religion, ausgeübt werden können. Aber in noch mehrern, und gewiß in den ſchwerſten Fällen, erhellt die Nutzbarkeit der tugendhaften Handlung erſt, wenn ſich der Menſch mit der ganzen Natur der Dinge, und alſo zugleich mit ihrem Urheber in Verbindung ſetzt; wenn er ſich die ganze Zukunft, und alſo zugleich das Weſen denkt, in deſſen Verſtande allein dieſe Zukunft vorhanden iſt, und durch deſſen Willen ſie beſtimmt wird.

Der menſchliche Geiſt muß Begierden, einen Endzweck, wornach er ſtrebt, Triebfedern haben, die ihn in Bewegung ſetzen. Wenn man ihm nun die kleinen eingeſchränkten Endzwecke des Eigennutzes und der Eitelkeit nehmen will, ſo müſſen andere Gegenſtände, andere Abſichten an deren Stelle treten; aber dieſer andere Gegenſtand kann nur Gott, dieſe andere Abſicht kann nur Vollkommenheit, das heißt Tugend, ſeyn. Alle Dinge können nur dieſe doppelte Beziehung auf uns haben; die Beziehung, nach der ſie unſere äußern Vortheile, Bequemlichkeiten oder Ergötzungen vermehren; und die Beziehung, nach der ſie unſer Weſen vollkommner machen. Zu der erſten Beziehung brauchen wir den Gedanken von Gott nicht. Die Sinne lehren uns zuerſt dieſe Wirkungen jedes Gegenſtandes; die Vernunft ſagt ſie uns, nach einigen Erfahrungen, zuvor; und alles, was wir dabey mehr oder anders thun als dieſe Thiere, iſt, daß wir dieſe Vortheile auf einem längern Wege ſuchen. Die Gegenſtände aber in der zweyten Beziehung anzuſehen, und durch dieſe Beziehung bewegt zu werden, dazu gehört das lebhafte Bewußtſeyn von der Gegenwart und dem Einfluſſe Gottes. Ohne den Begriff von Gott wiſſen wir nichts von einer innern Vortrefflichkeit unſerer Natur, weil eben die Betrachtungen, die uns lehren, was vollkommner Geiſt ſey, uns darauf führen, daß es einen vollkommenſten geben müſſe; und ohne die Uiberzeugung von dem Einfluſſe Gottes über die Welt und uns, können wir uns dieſe Vortrefflichkeit nicht als einerley mit Glückſeligkeit, nicht als einen Gegenſtand unſerer Begierde vorſtellen.

Dieſe Geſinnungen herrſchten in Gellerts Seele; aber ſie waren auf eine beſondere Art beſtimmt, weil er ſie ganz durch den Glauben an die Offenbarung bekommen hatte. Bloße Vernunftſchlüſſe und Betrachtungen über die Natur der Dinge wirkten bey ihm weder eine ſo feſte Uiberzeugung, noch ſo tiefe Rührungen, als die Lehren, die er aus der heiligen Schrift ſchöpfte. Es iſt gewiß, daß wir zuerſt aus dieſem Buche die Wahrheiten als Uiberlieferungen bekommen, die unſere Vernunft in ihrer folgenden Reife in eigne Einſichten verwandeln kann; es iſt auch gewiß, daß der Eifer derjenigen, welche dieſe Wahrheiten, durch ihr ganzes Leben, aus dieſem Buche ſchöpfen, gemeiniglich größer und brennender iſt, als der Eifer der Andern, die dieſe Einſichten brauchen wollen, ohne auf ihre Quelle zurückzugehn; weil dieſe nur durch das Gewicht der Wahrheit können gerührt werden, jene aber noch das äußere Anſehen einer göttlichen Uiberlieferung dieſer Wahrheiten hinzuthun.

Gellert glaubte von ganzem Herzen alle Lehren unſerer Religion. Dieſe Anhänglichkeit an die Wahrheit, die bey vielen Menſchen aus eben den Urſachen entſteht, aus welchen ſie die Irrthümer und Vorurtheile nicht ablegen, weil ſie ſich ſehr früh bekommen und im Alter niemahls darüber nachgedacht haben, entſtund bey Gellerten aus dem herrſchenden Grundſatze der Pflicht, und dem beſcheidenen Gebrauche ſeiner Vernunft. Der Grundſatz der Pflicht machte, daß alle Beweiſe bey ihm mehr galten, wenn ſie auf Feſtſetzung irgend einer Verbindlichkeit abzielten; daß er ſchon zum voraus geneigt war, jede Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, die Lehren der Gottſeligkeit beſtätigte; und daß er ſelbſt in den kleinſten Theilen des Gebäudes ſeiner Religion, deren Hauptwerk ihm ſo unendlich wichtig war, keine Aenderung wollte gemacht wiſſen. Der beſcheidene Gebrauch ſeiner Vernunft machte, daß er die Nachforſchungen entweder nicht dahin zu treiben ſich erlaubte, wo die Schwierigkeiten anfangen; oder daß er die einmahl empfundene Gewißheit mehr bey ſich gelten ließ, als alle nachfolgende Zweifel.

Was aber noch mehr werth iſt, als der bloße Glaube an gewiſſe Lehren: Gellert machte aus der Religion die vornehmſte Triebfeder ſeiner Thätigkeit. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in der Geſellſchaft, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schriften, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und ſeine Erhohlungen, alles war mit dem Geiſte dieſer Religion erfüllt, alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm ſelbſt zu verſtärken, oder ihren Einfluß bey andern auszubreiten

Nur in einer nicht gemeinen Seele kann irgend ein allgemeines Principium ſo herrſchend werden, daß es auf alle Umſtände und Zeiten des Lebens einen Einfluß habe; und nur bey einem vortrefflichen Herzen kann dieß Principium die Religion ſeyn.

Von Jugend auf ſcheinen die unangenehmen Empfindungen, nicht die, welche Zorn, ſondern die, welche Traurigkeit erregen, bey Gellerten geherrſcht zu haben. Sein körperliches Leiden fing zeitig an, und ſeine dürftigen Umſtände dauerten lange. Dieſer Theil des Temperaments unterſtützte und beſtimmte manche Tugend; und wenn er einige Mängel hervorbrachte, ſo waren es ſolche, die nur ihm den Genuß ſeiner Verdienſte raubten, nicht ſolche, die die Wirkſamkeit derſelben verhinderten.

Das beſtändige Gefühl von Schwachheit oder von Schmerz hat die natürliche Wirkung, daß es den Muth ſchwächt, das Gemüth mit der Idee von künftigen noch größern Übeln erfüllt, und dem Menſchen ein Mißtrauen gegen ſeine Kräfte und gegen ſeinen Werth beybringt. Gellert hatte in der That eine Kraft in der Seele, die, wenn ſie ſich bey außerordentlichen Gelegenheiten auf eine kurze Zeit ſammlete, ihn getroſt und beherzt machte. Er redete mit den Königen ohne Schüchternheit; er fürchtete den Tod weit mehr in ſeinen leichtern Zufällen, als in ſeiner letzten Krankheit.

Aber in dem gewöhnlichen Laufe ſeines Lebens, wenn ihn nichts zu einer außerordentlichen Anſtrengung aufforderte, beunruhigten ihn auch kleine Uibel; und er erſchrack vor Schwierigkeiten, zu deren Uiberwindung er nur Entſchließung gebraucht hätte.

Dieſe Furchtſamkeit entfernte ihn, auf der einen Seite, von allen Arten weitläuftiger Unternehmungen, tödtete ſeinen Ehrgeiz, führte ihn mehr auf ſich ſelbſt zurück, und vermehrte alſo ſeine perſönliche Vollkommenheit, indem ſie eine Menge andrer Beſtrebungen, die ihn von ſeiner Beſſerung zerſtreut haben würden, verhinderte; auf der andern ließ ſie ihn nicht zu dem Grade der Heiterkeit der Seele und der Fröhlichkeit kommen, die die Belohnung der Tugend ſeyn ſoll.

Die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt hat, ſie mag auf den Körper oder auf die Seele gerichtet ſeyn, bey beyden ähnliche Wirkungen; und gemeiniglich ſind beyde Arten der Aufmerkſamkeit verbunden, weil ſie beyde aus einer gemeinſchaftlichen Quelle entſpringen. Im Körper entdecken wir durch eine ſolche Achtſamkeit immer kleine Unordnungen, und in der Seele kleine Fehler, die wir unter den Zerſtreuungen der Luſtbarkeiten oder der Geſchäfte nicht würden bemerkt haben. Man genießt alsdann weder ſeiner Geſundheit, noch ſeiner Tugend, weil man durch das, was in Unordnung iſt, weit mehr beunruhigt, als durch das, was geſund und untadelhaft iſt, vergnügt wird. Gellert hatte dieſe doppelte Aufmerkſamkeit; und er wurde auch wirklich auf dieſe Weiſe durch ſie beunruhigt. Es fehlte ihm an dem Muthe, der vor einem Fehler eben ſo wenig, als vor der Anlage zu einer Krankheit erſchrickt, die Beſſerungsmittel braucht, und den Ausgang erwartet. Wenn dieſes ruhige Beſtreben nach ſeiner Beſſerung zur gegenwärtigen Glückſeligkeit des Menſchen mehr beyträgt; ſo iſt vielleicht das ängſtlichere mit einem größern Eifer verbunden.

Die Furchtſamkeit machte ihn zugleich ſehr beſcheiden. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller iſt wohl mehr geneigt geweſen, andern einen Vorzug vor ſich zuzugeſtehen. Er ſchätzte die Vollkommenheiten beynahe am höchſten, die er nicht beſaß; er zog die Gelehrſamkeit dem Genie vor. Er war niemahls ein Nebenbuhler irgend eines Menſchen geweſen. Auf der Laufbahn, in der er ſich befand, und in welcher unglücklicher Weiſe Neid und Eiferſucht ſo leicht entſtehen, weil viele um einen gemeinſchaftlichen Preiß ſtreiten, hätte er gern jeden ſich zuvorkommen geſehen; und nur durch einige Gewalt war er ſo weit hervorgezogen worden. Er wußte zwar, daß der Stand gegen perſönliche Eigenſchaften in keine Betrachtung kömmt; und wie wäre es möglich, daß ein Mann von ſeinem Geiſte anders urtheilte? Aber demungeachtet waren ihm dieſe Verhältniſſe in der bürgerlichen

Geſellſchaft, als Einrichtungen der göttlichen Vorſehung, ſo wichtig, und er war zugleich ſo geneigt, jeden Anſpruch eines andern, jedes Vorrecht gelten zu laſſen, daß er auch dem bloßen Stande eine ausnehmende Ehrerbiethung und Achtung bewies. Er war überhaupt weit mehr geneigt, ſich allen einmahl gemachten Einrichtungen der Welt, des Staates, oder ſeines Standes, zu unterwerfen, und von ihnen den beſten Gebrauch zu machen, als ſie, wo er ſie auch für fehlerhaft erkannte, zu ändern. Die Perſonen, die über ihm waren, hielt er gemeiniglich auch für weiſer und einſichtsvoller, als ſich. Die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, ſah er faſt immer als eine gerechte und gütige Obrigkeit an. Vielleicht hatte er gegen ſolche Verbeſſerungen, die ohne große Aenderungen nicht geſchehen können, allzuviel Mißtrauen, und von der Güte der Anordnungen, die ſchon vorhanden ſind, einen zu vortheilhaften Begriff. Aber eben der Gehorſam gegen alles, was den Anſchein von Geſetz und Pflicht hatte, eben die Unterwerfung ſeiner eignen Einſichten und Neigungen unter alle göttlichen und menſchlichen Vorſchriften, welche auf ſeinen ganzen übrigen Charakter ſo viel Einfluß hatte, brachte auch dieſe vielleicht zu weit getriebne Behutſamkeit hervor.

Seine ſinnlichen Begierden waren von Natur mäßig. Seine Krankheit hatte ihm eine ſtrenge Enthaltſamkeit aufgelegt; und ſeine Gottesfurcht machte ihn geneigt, lieber eine unnöthige Verleugnung zu übernehmen, als ſich der nothwendigen zu weigern. Er forderte zu den Bequemlichkeiten und zu den Zierrathen des Lebens nur wenig. Und in der That iſt Eitelkeit gewiß die Leidenſchaft, die ein großer Geiſt am erſten unter die Füße tritt. Denn es iſt unmöglich, daß die Seele mit etwas Großem und Gutem ſich abgeben, oder daß ſie mit wichtigen Gedanken und Abſichten erfüllt ſeyn kann, wenn ihr noch der Unterſchied der Kleider und des Hausgeräthes wichtig ſcheint. Bey Gellerten konnte nur die Gewohnheit, nicht die ſinnliche Begierde, eine Art neuer Bedürfniſſe erzeugen. Er verlangte keine Sache prächtig oder ſehr bequem; aber er verlangte ſie ſo, wie er ſie immer gehabt hatte. Er veränderte daher in ſeinen Umſtänden und Einrichtungen wenig. Und ſo wie dieß in der That das Zeichen einer ruhigen und geſunden Seele iſt, ſo iſt es doch zuweilen eine Hinderniß der Verbeſſerung ſeiner Umſtände.

Da er von den Vorzügen oder Vergnügungen, die man für Geld haben kann, einen ſo geringen Theil verlangte, ſo bedurfte er auch keiner großen Einkünfte. So mäßig die ſeinigen auch bis an ſein Ende waren: ſo hatte er doch auch dieſe nicht geſucht; und ſie reichten nicht bloß für ihn zu, ſondern ſeine Mäßigkeit konnte noch einen guten Theil davon zu Wohlthaten bey Seite legen. Keine kräftigere Stütze kann die Tugend und Religion haben, als die Gleichgiltigkeit gegen Rang und Vermögen. Dieſe Gegenſtände, wenn ſie einmahl in der Seele Eindruck gemacht haben, verlangen eine viel zu anhaltende Geſchäftigkeit, bringen viel zu viel andre Leidenſchaften ins Spiel, als daß der Seele Kraft und Zeit ſollte übrig bleiben, für die Rechtmäßigkeit jener Handlung und für ihre innere Vollkommenheit zu ſorgen. Uiberdieß müſſen wir auf dem Wege zu dieſen Abſichten nothwendig eine Menge Menſchen finden, die ſich uns widerſetzen, und die wir mit Gewalt oder Liſt bey Seite ſchaffen müſſen, wenn es uns durchaus daraum zu thun iſt, jene Abſichten zu erreichen. Denjenigen können wir durchaus nicht lieben, der uns in der Erreichung unſrer Abſichten verhindert. Haben wir nun ſolche Abſichten, in denen wir geſtört werden, und welche wir beynahe nur erreichen können, inſofern wir andre darin ſtören: ſo müſſen wir über lang oder kurz haſſen oder gehaßt werden. Die ganze Welt iſt ein Schauſpiel dieſes Krieges.

Menſchenliebe aber und Gütigkeit, die letzte Frucht der Tugend, und das Werkzeug, durch welche ſie zum Beſten der Welt wirkſam wird, war eine der ſichtbarſten Eigenſchaften in Gellerts Charakter. Er that von einem geringen Vermögen viel Gutes: aber er leiſtete noch weit mehr perſönliche Dienſte; und perſönliche Dienſte ſind immer die beſſern Wohlthaten. Er war ſehr geneigt, andre für gut anzunehmen, von denen er nichts Böſes wußte, und leicht geneigt, in denjenigen alles für vortrefflich zu halten, in welchen er einige vortreffliche Eigenſchaften gefunden hatte. Da er an ſich die moraliſche Güte mehr als ſeine Gaben ſchätzte, ſo beurtheilte er auch andrer Werth mehr nach ihrer Tugend; als nach ihrem Verſtande. Und freylich iſt es, bey einem nicht beſtändigen Umgange, leichter, in der erſten, als in der andern Abſicht hintergangen zu werden. Für ſeine erſten und älteſten Freunde hatte er wahre innere Zärtlichkeit; für die übrigen, die er in ſpätern Jahren bekommen hatte, Achtung und Dienſteifer. Zu ſeinem Umgange gehörten nur wenige, und weil das Ungewohnte ihm immer einige Anſtrengung koſtete, nur dieſelben Perſonen.

Sein Beyſpiel und ſein Rath hielten eine Menge junger Leute, die ihm näher bekannt worden waren; von Ausſchweifungen zurück, und gewöhnten ſie zur Arbeitſamkeit und Ordnung. Seine Briefe hatten den Einfluß ſeiner Wohlthätigkeit noch viel weiter ausgebreitet. Aus ſehr entfernten Gegenden wendete ſich der Nothleidende, der Betrübte, der Zweifler, der Geängſtete, oder der Unentſchloßne an ihn; und er that, was er vermochte, einem jeden Beyſtand oder Beruhigung zu verſchaffen. Dieſe Arbeiten füllten einen großen Theil ſeiner Zeit aus; und ob er gleich zuweilen darüber, als über eine Beſchwerlichkeit klagte, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Beſchäftigung, die dem jetzigen Grade ſeiner Kraft gerade angemeſſen war, und ihm dabey die angenehme Ausſicht öffnete, wohlgethan zu haben, einen großen Theil ſeiner geheimen Glückſeligkeit ausmachte, die jeder Menſch genießt, ohne ſie ſelbſt recht gewahr zu werden.

Er haßte gewiß niemanden; er verachtete niemanden: und wenn er in ſeinen letzten Jahren nicht mehr der Ergießungen einer lebhaften Zuneigung, oder einer innigen Zärtlichkeit fähig war: ſo kam dieſes entweder daher, weil er von allen denen Freunden entfernt lebte, mit denen ſein Herz in den Zeiten ſeiner vollen Empfindlichkeit ſich vereinigt hatte; oder weil er überhaupt in allen ſeinen Neigungen gemäßigter und dem Anſcheine nach kälter geworden war.

Sein Anſehen, mit der Liebe verbunden, die er einflößte, hat einen glücklichen Einfluß auf die Akademie gehabt, auf der er lehrte. Sein Lob und ſeine Freundſchaft haben manchen jungen Kopf erweckt und muthig gemacht; ſein Rath und ſeine Vorſorge das Glück vieler würdigen jungen Männer gegründet.

Seine perſönlichen Eigenſchaften hatten ihm diejenige Art von Anſehen und Einfluß gegeben, die die ſchätzbarſte Oberherrſchaft unter den Menſchen iſt. Er vermochte viel, weil er ſehr geliebt wurde, und nur immer das forderte, was der, von welchem er es forderte, billigen mußte.

Ein Mann von ſolchen Gaben und von ſolchem Charakter iſt immer ein Geſchenk für ſeine

Nation. Und wirklich hat die unſrige Gellerten vieles zu danken. Seine Schriften ſind immer die erſten Schriften, und an vielen Orten noch die einzigen, welche geleſen werden. Seine Fabeln unterrichten unſre erſte Kindheit, und ergötzen und erbauen unſer männliches und hohes Alter. Seine meiſten Schriften ziehen den Leſer durch ihre Schönheit an ſich, und ſie beſſern ihn, indem er ſich bloß zu vergnügen gedenkt. Seine geiſtlichen Lieder ſind wirklich das erſte Erbauungsbuch, welches zu dem Privat- oder öffentlichen Gottesdienſte eines verſtändigen Mannes gſchickt iſt. Schon mancher Nothleidende hat ſich mit demſelben getröſtet; ſchon mancher Sterbende ſich den Tod erleichtert.

So lange die Teutſchen ihre jetzige Sprache verſtehen, werden ſie die Gellertſchen Schriften leſen; dieſe Epoche kann ihre Grenzen haben: aber den Gellertſchen Charakter werden die Menſchen verehren, ſo lange ſie die Tugend kennen; und dieſe Zeit iſt unbegrenzt.

Einige Gedanken
über
# das Intereſſirende.

Erſter Theil.

Unſre Aufmerkſamkeit, die gewöhnlicherweiſe unter mehrere Dinge vertheilt iſt, oder ſchnell von einem Dinge zum andern übergeht, kann zuweilen auf einen einzigen, oder eine Anzahl verbundner Gegenſtände, ſo zuſammengebracht werden, daß wir des übrigen Theils der Dinge, die auf oder in uns wirken, vergeſſen; ſie kann zuweilen auf dieſen Gegenſtänden ſo feſtgehalten werden, daß wir eine beträchtliche Zeit lang mit keinen andern Gegenſtänden abwechſeln. Dieſes Zuſammenhalten und dieſes Aufhalten unſrer Aufmerkſamkeit bey Einem Gegenſtande erfordert allemahl eine außerordentliche Kraft, die dieſes bewirke; entweder die Kraft des Menſchen ſelbſt, oder die Kraft der Dinge, von denen er gerührt wird. Im erſten Falle heißt ſeine Aufmerkſamkeit Anſtrengung; die Sache, worauf ſie gerichtet iſt, ein Geſchäfte, und die Handlung Arbeit. In dem andern iſt es entweder die bloße Stärke und Gewaltſamkeit des Eindrucks, oder es iſt die beſtimmte Art deſſelben, welche unſre Aufmerkſamkeit feſſelt. Jenes iſt Zwang, und der Schmerz iſt es nebſt allem, was Schmerzen droht, der auf dieſe Weiſe die Seele wider ihren Willen auf ſich aufmerkſam macht. Dieſes iſt der ſanfte Zug, mit welchem das Vergnügen, oder allgemeiner, alles, was mit unſerm Zuſtande, unſern Gedanken und unſern Neigungen in einem beſondern Zuſammenhange ſteht, das Auge unſers Geiſtes von andern Gegenſtänden abwendet und auf ſich richtet.

Alle die Gegenſtände, oder die Arten, ſie vorzuſtellen, welche, ohne unſre freywillige Anſtrengung, vermöge des Wohlgefallens, das ſie in uns erregen, ſich unſrer Aufmerkſamkeit bemächtigen und dieſelbe ſtätig machen, dieſe, glauben wir, ſoll das Wort intereſſant von andern Arten der Gegenſtände unterſcheiden; — es ſoll die Dinge ausdrücken, welche auf eben die Weiſe und vermöge eben der Triebfedern uns nach ihren Vorſtellungen begierig machen, wie das uns aufmerkſam macht, was zur Befriedigung unſers Eigennutzes etwas beytragen kann.

Dieſer Unterſchied zwiſchen der Aufmerkſamkeit, deren Urheber wir ſelbſt ſind, und zwiſchen der, die das Werk der Gegenſtände iſt, fällt bey den gemeinſten Verrichtungen des Lebens in die Augen. Geſetzt, man leſe ein Werk der Genealogie oder Diplomatik. Es kann ſeyn, daß wir mit unſerer ganzen Aufmerkſamkeit leſen: aber wir ſind uns auch dabey der Mühe bewußt, die es uns koſtet, der Zerſtreuungen, die wir alle Augenblicke abwehren, des Widerſtandes, den wir andern mehr reitzenden Ideen, die ſich eindringen wollen, leiſten müſſen. Nicht die Sachen, die wir leſen, erhalten die Seele in ihrer Richtung auf dieſelben, ſondern unſre Begierde zu lernen, unſre Pflicht, oder die Abſicht, wozu wir die Nachrichten brauchen; wir werden nicht angezogen, wir ſelbſt ſtellen uns zu der Sache hin, und zwingen uns dabey zu bleiben. In dieſem Falle werden wir nimmermehr ſagen, daß das Buch intereſſant ſey; wir werden nur ſagen, daß wir fleißig arbeiten. Geſetzt aber, ein anderes Werk, das wir ebenfalls aus Pflicht oder Zwang zu leſen anfingen, enthalte Geſchichte, Schilderungen, Reden, die uns, indem wir fortfahren, unſrer urſprünglichen Abſicht, warum wir laſen, nach und nach uneingedenk machen, und uns bloß mit den Sachen ſelbſt beſchäftigen, die wir in jedem Augenblicke erfahren; geſetzt, die Begierde, die anfangs nur auf einen entfernten Endzweck, und auf das Leſen als auf ein Mittel gerichtet war, gehe nun auf den Inhalt des Buchs ſelbſt, wir leſen nunmehro bloß, um zu wiſſen, was geſagt und was folgen wird, ohne weiter an einen Gebrauch zu denken: ſo werden wir alsdann zwar auch noch höchſt aufmerkſam ſeyn, vielleicht aufmerkſamer als zuvor, aber wir werden uns keiner Bemühung mehr bewußt ſeyn, unſere Aufmerkſamkeit zu erhalten; die Kraft, die der natürlichen Beweglichkeit der Seele Einhalt thut, wird nicht mehr unſer Entſchluß, ſondern der Eindruck der Gegenſtände ſeyn

Das Buch, ſagen wir alsdann, fängt an uns zu intereſſiren. — Noch ein anderer Umſtand unterſcheidet dieſe beyden Arten der Aufmerkſamkeit; und gerade iſt der eine Umſtand das, was man bey dem Worte Intereſſiren denkt. Nähmlich, wenn ich bloß durch meinen Vorſatz in einer beſtimmten Reihe der Dinge mit meinen Gedanken bleibe: ſo ſtehe ich in jedem Augenblicke nur bey dem Gliede der Reihe ſtill, das jetzt gegenwärtig iſt, und bekümmere mich um die künftigen nicht; ich ſchließe die Reihe, ſobald mein Vorſatz erreicht, oder die Zeit der Arbeit geendigt iſt, ohne mich im geringſten wegen deſſen, was folgen wird, zu beunruhigen. Wenn ich hingegen, durch die anziehende Kraft der Gegenſtände ſelbſt, dieſe Reihe durchlaufe: ſo bin ich mit meiner Aufmerkſamkeit immer ſchon ein wenig vor der gegenwärtigen Idee voraus; ich verlange nach den folgenden Gliedern, indem ich die gegenwärtigen betrachte: und ehe die Reihe nicht bis ans Ende, oder bis an einen Unterbrechungspunct kommt, werde ich nicht ruhig aufhören können. — *Ein Schauſpiel oder ein Roman intereſſirt mich*, und, *ich bin nach dem Erfolge begierig*, ſind gleichbedeutende Redensarten; und es iſt das ſicherſte Zeichen, daß ein dramatiſcher Dichter ſeinen Endzweck zu intereſſiren erreicht hat, wenn er den Zuſchauer in ein Verlangen und eine unruhige Erwartung der Zukunft ſetzt. Der Grund dieſer Verſchiedenheit iſt, dünkt uns, dieſer. Die Begierde der Seele geht eigentlich immer auf etwas Künftiges. Geht ſie nun nicht auf die Sache ſelbſt, mit der man ſich beſchäftigt, ſondern auf eine Abſicht, die außerhalb derſelben liegt, und bloß durch ſie erreicht werden ſoll: ſo iſt außer dem gegenwärtigen Theile der Sache nichts, als dieſe Abſicht, uns in den Augen. — Hingegen, wo die Begierde auf die Dinge ſelbſt geht, mit denen wir unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen, da ſind es eigentlich die folgenden Theile der Dinge, auf die ſie gerichtet iſt, denn die gegenwärtigen werden ſchon genoſſen; und eben dieſe Befriedigung, die das Gegenwärtige der Seele gewährt, richtet ihren Blick gegen das Zukünftige, um neue Befriedigungen zu ſuchen.

Alſo alles das intereſſirt uns, was uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, ohne unſern Vorſatz aufmerkſam und nach der Fortſetzung und der Folge begierig erhält.

Alles Wohlgefallen entſpringt entweder aus dem, was unſere Kraft zu denken beſchäftiget, oder aus dem, was unſre Empfindungen erweckt. Alles, was mit uns auf gewiſſe Weiſe zuſammenhängen, und uns mit ſich vereinigen ſoll, muß entweder Gedanken, oder es muß Neigungen erregen, ſo wie ſie zu unſrer Natur und zu unſerm Zuſtande paſſen. Wer uns intereſſiren will, muß uns viel zu denken geben, oder uns in Affekt bringen.

Zuerſt alſo von dem Intereſſe, das die Dinge und ihre Schilderungen haben können, inſofern ſie Vorſtellungen erregen.

Das Wohlgefallen, das wir an gewiſſen Gedanken finden, beruhet auf unſerer Wißbegierde; oder auf dem Triebe, unſere Kräfte zu äußern. Unſerer Wißbegierde gefallen alle die Reihen von Gedanken, die entweder überhaupt der Seele Wahrheit und Kenntniß, oder die ihr beſonders ſolche Kenntniſſe, ſolche Begriffe geben, welche eine beſondere Beziehung auf ihren ehemahligen oder gegenwärtigen Zuſtand haben; und dieſer letzte Reiz iſt ſtärker, und bekömmt oft allein den Nahmen des Intereſſirenden. Unſerm Triebe zur Geſchäftigkeit gefallen alle die Vorſtellungen, die reich und doch leicht zu faſſen, neu und doch klar ſind, ſtark und ſchnell und doch mit Ordnung abwechſeln.

Wir wollen dieſe Triebfedern des Intereſſirenden ſtückweiſe durchgehen.

Wir haben geſagt, die Wißbegierde werde durch Wahrheit und Kenntniß gereizt. — Einige dieſer Wahrheiten und dieſer Kenntniſſe wirken vermöge ihrer innern Kraft, bloß als Theile von Wiſſenſchaft, entweder der allgemeinen, welche alle Menſchen ſuchen, oder der beſondern, auf welche ſich gewiſſe Menſchen legen. Andere wirken vermöge gewiſſer Beziehungen, die ſie auf den Menſchen durch ſeine beſondern Umſtände bekommen haben. Jene wenden ſich bloß an den

Verſtand; dieſe ziehen auch ſchon gewiſſe kleine Leidenſchaften mit ins Spiel, die ſie befriedigen, oder denen ſie Nahrung verſchaffen. In der Beſchreibung einer Reiſe, die nach dem Nordpole unternommen worden, die Geſtalt der Erde zu unterſuchen, wird durch die Figuren und Rechnungen nur die Wißbegierde des Mathematikers gereizt; dieß iſt das Intereſſe einer beſondern Wiſſenſchaft. Aber das Reſultat dieſer Figuren und Rechnungen, ob die Erde oval oder eingedrückt ſey, dieß erregt die Neubegierde aller; dieß iſt das Intereſſe der Wiſſenſchaft überhaupt. Die Schilderung der Sitten und der Lebensart der Einwohner des Nordens, die in dieſer Reiſebeſchreibung vorkommen könnte, würde von noch mehrern mit Theilnehmung und Begierde geleſen werden; nicht bloß, weil ſie dadurch neue Einſichten bekämen, ſondern noch mehr, weil ſie dabey viele Vergleichungen mit ihren eigenen Umſtänden anſtellen könnten, durch die ſchon vorher gefaßte Begriffe und ſchon daſeyende Neigungen wieder erweckt und beſchäftigt werden würden. Dieß iſt das Intereſſe, welches aus allgemeinen Beziehungen der Dinge auf uns entſteht. Vielleicht lieſt dieſe Reiſe ein Mann, der von dem Nordlichte eine Theorie gemacht und ein Buch darüber geſchrieben hat, und dem würde nichts wichtiger ſeyn, als was von beſondern Beobachtungen dieſes Phänomens, oder von neuen Erklärungen deſſelben geſagt würde, weil dieß durch die Begierde, ſeine Meinung beſtätigt zu ſehen, oder die Furcht, ſich widerlegt zu finden, von wichtigen Folgen für ihn wäre. Dieß iſt das Intereſſe, das aus beſondern Beziehungen der Dinge entſteht. Endlich der Theil, der die Gefahren beſchriebe, welche die Reiſenden ausgeſtanden, die Mühſeligkeiten, welche ſie erduldet haben, würde ohne Zweifel die meiſten und die aufmerkſamſten, begierigſten Leſer finden. Dieß iſt das Intereſſe der Empfindung.

Von dem beſondern Reize, den jede Wiſſenſchaft für den hat, der ſie treibt, von dem allgemeinen Intereſſe, das jede wichtige und verſtändliche Wahrheit für den Menſchen überhaupt hat, wollen wir weiter nichts ſagen. Das Erſte gehört gar nicht zu unſerer Abſicht, und das Letzte iſt durch ſich ſelbſt verſtändlich. Nur von dem Intereſſe wollen wir reden, das ſich auf gewiſſe Beziehungen der Dinge, auf einen gewiſſen Einfluß ihrer Ideen auf unſeren Zuſtand gründet, und welches das eigentliche Intereſſe iſt, das Dichter und Künſtler, zu denen wir hier reden, ihren Werken geben ſollen. Aber eine allgemeine Anmerkung müſſen wir vorausſchicken. — Man kann es unſern Dichtern nicht oft genug wiederhohlen, daß es nicht bloß durch Leidenſchaften möglich iſt zu intereſſiren; daß ſie durch dieſe nur ſelten, und immer nur Augenblicke lang intereſſiren; daß es nur allein der Reichthum der Vorſtellung, die Wichtigkeit und die Menge deſſen, was ſie uns zu denken geben, ſeyn kann, was uns bey einem größern Werke vom Anfange bis zu Ende geſchäftig, aufmerkſam und befriedigt erhalte. Das rührendſte Drama erregt bey dem empfindlichſten Zuſchauer immer nur Blitze der Empfindung. Auf einen Augenblick, wo man getäuſcht wird; folgt eine weit längere Zeit, wo man wieder ſich und die Schauſpieler für das erkennt, was ſie ſind. Für einen Vorfall, für eine Rede, die unmittelbar Leidenſchaft erregt, gibt es hundert, die nur Vorſtellungen erwecken. — Das Vergnügen, Mitleiden und Schrecken zu empfinden, genießt man alſo nur in einzelnen und kurzen Stellen eines Trauerſpiels. Aber das Vergnügen, Menſchen von einem unterſcheidenden Charakter, einem gebildeten Geiſte, feinen Sitten, einer edlen Sprache über wichtige Vorfälle des Lebens reden zu hören; das können wir in allen Auftritten und ohne Unterbrechung genießen. Elend oder Glückſeligkeit ſehe ich nur am Ende des Stücks, aber denkende und handelnde Menſchen ſehe ich durch das Ganze. Iſt nun der Dichter um weiter nichts bekümmert geweſen, als bloß dieſen Fall ſeines Helden recht ſchrecklich zu machen, ſo wird auf viele lange Weile endlich ein ergötzender Augenblick folgen, der noch dazu durch den vorhergehenden Verdruß die Hälfte ſeiner Kraft ſchon verloren hat. Hat aber der Dichter durch das ganze Stück Nahrung für meinen Geiſt ausgeſtreuet, läßt er ſeine Perſonen ſo reden, daß ſie mich mannigfaltige und wichtige Sachen lehren, mich an vieles erinnern, viele dunkle Bemerkungen deutlich, viele Wahrheiten, die ich abſtrakt erkannte, anſchauend machen: dann wird er mich bey den unerheblichen wie bey den wichtigen Vorfällen, am Anfange wie bey der Kataſtrophe ſeines Stückes, ergötzen; die erwartende Begierde nach dem Zukünftigen wird durch das ſüße Gefühl des Gegenwärtigen gemäßigt werden; und mein Herz wird für die letztern ſtarken Eindrücke, die er für daſſelbe beſtimmt, nur deſto mehr geöffnet ſeyn.

Wir kehren von dieſer kleinen Ausſchweifung wieder zurück. — Wir müſſen alſo erſt erklären, wie gewiſſe Ideen eine nähere Beziehung auf die Umſtände des Menſchen bekommen, und dann, auf wie vielerley Art ſolche Beziehungen formirt werden können.

Man erfährt dieß ſchon in dem Vortrage der abſtrakten Wiſſenſchaften. Wenn jemand einen Lehrer oder Schriftſteller über Materien hört oder lieſt, über welche er ſelbſt noch niemahls nachzudenken veranlaßt worden: ſo muß es bloß die Deutlichkeit und Evidenz der Sachen, die ihm vorgetragen werden, und ſeine eigne Luſt zu der Wiſſenſchaft ſeyn, die ihn für das, was er hört, einnehmen, und eine gewiſſe Theilnehmung an denen Unterſuchungen, welche angeſtellt werden, bewirken kann. Und auch alsdann iſt es doch beynahe gewiß, daß er vieles vorbeylaſſen wird; was ihm gleichgiltig ſcheint, ob es gleich unmittelbar zu der Abſicht des Redners und Schriftſtellers gehörte; vieles als einen Gewinn auffaſſen wird, was ohne Bedeutung iſt, und bloß zu Nebenbegriffen oder zu Ausfüllungen gehört. Denſelben Weg, den die Natur bey der Erfindung der Wahrheit nimmt, den will ſie auch bey der Erlernung derſelben genommen wiſſen, wenn die Wahrheit ihren Eindruck machen ſoll. — So wie man nun nicht eher Erklärungen der Phänomenen ſucht, als bis man von denſelben befremdet wird, und ſo wie beynahe alle unſre Unterſuchungen bloß zu Auflöſung von Schwierigkeiten angeſtellt werden, durch die man zuvor beunruhigt worden iſt; ſo muß man auch, damit man an dieſen Erklärungen und Auflöſungen, wenn ſie von andern erfunden worden, und uns nun vorgetragen werden, ein Intereſſe finde, eben dieſe Erfahrungen wenigſtens im Vorbeygehn gemacht, eben dieſe Schwierigkeiten wenigſtens dunkel wahrgenommen haben. — Jeder Gedanke in den Reden und Schriften anderer, deſſen Wahrheit wir zwar einſehen, deſſen Brauchbarkeit wir aber nicht empfinden, und deſſen Abzielung wir nicht gewahr werden, rührt uns wenig. — Dieſe Brauchbarkeit aber, dieſe Abzielung kann in nichts andern liegen, als entweder in dem Lichte und der Gewißheit, die dieſer Gedanke über andere ſchon vorher gehabte, uns wichtig ſcheinende Gedanken ausbreitet, in welchen wir noch Dunkelheit oder Zweifel fanden; oder in den Regeln und Hülfsmitteln, die uns derſelbe zu ſolchen Verrichtungen gibt, an deren Ausführung uns gelegen iſt, und in denen wir nicht fortkommen konnten. — Dieſe andern Ideen muß man alſo nothwendig erſt gehabt, und ihre Lücken oder ihre Undeutlichkeit empfunden haben; zu dieſen Verrichtungen muß man erſt veranlaßt, und durch Mangel dieſer Kenntniſſe gehindert worden ſeyn, wenn man das Intereſſe an dem Unterrichte finden ſoll, das ſich auf die Aufklärung dieſer Dunkelheiten und die Erſetzung dieſes Mangels gründet.

Nicht das Gute, ſagt Locke, erregt an und für ſich Begierde, ſondern nur das Gute, welches eben jetzt zur Vollſtändigkeit unſers Zuſtandes fehlt, nur dasjenige, deſſen Mangel in unſerer jetzigen Verfaſſung eine Lücke macht, über die wir unruhig ſind. Eben die Beziehung, die das Gute auf die Begierden hat, eben dieſelbe hat das Intereſſirende auf den Verſtand. Nicht jede wahre große ſchöne Idee macht uns aufmerkſam, ſondern nur diejenige, die in die Reihe der in uns ſchon vorhandenen und von uns bemerkten Ideen noch hineinfällt, die, welche eine von uns wahrgenommene Lücke unſerer Kenntniſſe ausfüllt, eine gewiſſe Unruhe ſtillt, die wir über unſere Unwiſſenheit in dieſem Stücke empfanden.

Wir ſehen alſo, wie der vorhergehende Zuſtand des Menſchen, die Summe deſſen, was er bisher erfahren, empfunden und gedacht hat, einen Einfluß darauf haben kann, an welchen von den neuankommenden Ideen er den meiſten Geſchmack finden, welche er am geſchwindeſten ſich zueignen, bey welchen er mit ſeiner Aufmerkſamkeit ſtehen bleiben ſoll. Wenn die Natur zuerſt das Auge und das Ohr des neugebohrnen Menſchen öffnet: ſo überläßt ſie denſelben eine Zeitlang ganz der Herrſchaft äußerer Gegenſtände: ſeine innere Wirkſamkeit hat noch gar keine Richtung; alle Dinge, die ſich ſehen, hören oder fühlen laſſen, befriedigen denſelben auf gleiche Weiſe. Nur das hellere Licht, oder der ſtärkere Schall iſt das einzige, was einem Dinge vor dem andern in ſeiner Aufmerkſamkeit und in ſeiner Zuneigung einen Vorzug gibt. Er verlangt an keine andere Sache zu denken, als die ſich ihm darſtellt; er erwartet keine andere Vorſtellung, als die er wirklich hat. Die Form jedes Gegenſtandes iſt der Seele gleichgiltig, weil der Gegenſtand ſelbſt erſt der Seele ihre Geſtalt geben ſoll. — Der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Dingen feſtſtellte, iſt der zwiſchen Luſt und Schmerz; und die erſte Triebfeder, die Aufmerkſamkeit und Erwartung erregt, iſt die Leidenſchaft. Aber indem dieſe Begierden ſich entwickeln, ihre Gegenſtände öfter, und in neuen Verbindungen vorkommen, breiten ſich die Ideen aus, und erzeugen aus ſich neue; viele derſelben fügen ſich in gewiſſe Reihen zuſammen, wovon jedes Glied die Vorausſehung und das Verlangen nach den übrigen erregt; viele vereinigen ſich zu gewiſſen Ganzen, die ſich der Seele auf einmahl darſtellen, und in welchen ſie das Mangelnde aus dem, was vorhanden iſt, fühlen lernt. Der indeß immer fortgehende Fluß äußerer und innerer Gegenſtände und Vorfälle führet neue Begriffe dazu, verſtärket oder modificirt die alten; bis endlich die Körper reif, die Organiſation völlig befeſtiget, die Ideen der meiſten und wichtigſten Dinge erlangt, die vornehmſten Freuden und Schmerzen des Lebens empfunden, und der Menſch und die Dinge, die ihn umgeben, durch ihre gegenſeitige Operation gegen einander gleichſam abgeformt ſind. Alsdann können die neuankommenden Gegenſtände nicht mehr die Seele auf ganz neue Weiſen erſchüttern, ſie müſſen gewiſſermaßen in die Fußſtapfen der alten treten, wenn ſie Eindruck machen ſollen. Die Seele nimmt nicht mehr alles auf, was ſich an die Reihen anſchließt, oder in die Ganzen hineinpaßt, die ſich in ihr formiet haben, und nach welchen ſie alles ordnen muß, was ihr denkbar und empfindbar ſeyn ſoll. Die Aufmerkſamkeit hat ſchon ihre gewiſſen Objekte, und an jedem Dinge ihre gewiſſen Theile, nach welchen ſie ſich allemahl mit Vorbeygehung der übrigen hinkehrt; und

wer

wer alſo dieſe Aufmerkſamkeit gewinnen will, der muß der Seele gerade dieſe Objekte; oder dieſe Theile jedes Objekts vorbehalten.

Uiberdieß legt jede Begebenheit, die dem Menſchen aufſtößt, jeder Zuſtand, in den er geräth, einen gewiſſen Stoff in ſein Gedächtniß nieder, der bearbeitet werden ſoll; jede Idee, die er bekömmt, bereitet ihn zu einer neuen vor, oder enthält den Samen zu derſelben. — Was nun alſo aus dieſen in ihm ſchon vorhandenen Materialien erbaut wird, was aus dieſem in ihm liegenden Samen aufſchießt und reift, iſt ihm weit wichtiger, gehöret weit mehr zu ihm, bringt ſeinen Kopf in weit größere Thätigkeit, und ſeine Einbildungskraft in weit größere Wärme, als was aus ganz fremdem Stoffe zuſammengeſetzt, und auf ausländiſchem Boden gezeugt iſt.

Es wird alſo leicht ſeyn, zu finden, auf wie vielfache Weiſe Ideen und Schilderungen eine genauere Beziehung auf unſern Zuſtand bekommen. Einmahl, wenn ſie das, was wir ſchon halb wiſſen, ergänzen; was wir dunkel empfunden haben, uns deutlich denken; oder was wir in abſtrakten Worten erlernt haben, in einem einzelnen Falle anſchauen lehren. Zweytens, wenn ſie uns an irgend etwas von dem, was wir ſelbſt mit größerer oder geringerer Rührung erfahren haben, lebhaft wieder erinnern, und uns in unſer eigenes voriges Leben einen Blick thun laſſen, der uns Aufſchlüſſe von dem gibt, was wir damahls nicht verſtanden, oder uns bemerken läßt, was wir damahls überſahen. Drittens, wenn ſie uns für gewiſſe Geſchäfte, an denen uns gelegen iſt, oder zu einem Betragen, nach welchem wir ſtreben, Muſter und Anweiſung geben. Viertens, wenn ſie uns zu irgend einer eignen Uibung unſrer denkenden Kraft veranlaſſen, indem wir ſie mit den uns bekannten Grundſätzen zuſammenhängen, und durch die uns wiederfahrnen Begebenheiten erläutern, oder indem wir irgend eine Art von Verwandtſchaft, es ſey der Aehnlichkeit, es ſey der Abhängigkeit zwiſchen ihnen und unſern alten Erfahrungen aufſuchen.

Man wird vielleicht noch mehr Arten eines ſolchen Zuſammenhangs der Vorſtellungen mit uns finden, oder dieſe noch in mehr Unterarten zergliedern können. Aber die, welche wir angeführt haben, ſind hinlänglich, den Begriff ſelbſt zu erläutern, und die Folgerungen verſtändlich zu machen, die wir aus ihm in Abſicht auf die Werke der Dichter ziehen wollen.

Dieß nähmlich fragt ſich jetzt: was für Gegenſtände muß denn alſo der Dichter wählen, wie muß er ſie bearbeiten, wenn er die meiſten, wenigſtens die aufgeklärten, die geſitteten Menſchen durch die Vorſtellungen, die er in ihnen erweckt, intereſſiren will?

Er muß, werden wir überhaupt antworten, *diejenigen Gegenſtände wählen*, von welchen er erwarten kann, daß ſie in aller dieſer Menſchen Seelen correſpondirende Begriffe finden, und daß ſie mit den alten Empfindungen derſelben zuſammenhängen; er muß dieſe Gegenſtände ſo bearbeiten, daß ſie die Züge dieſer Bilder, die Spuren dieſer Empfindungen getreu wieder darſtellen, aber in denſelben mehr, und dieſes deutlicher oder anſchauender zeigen, als die Seele ſelbſt in ihnen entdeckte.

Nach dem erſten Grundſatze alſo werden 1) die Dinge, welche ein wahres Intereſſe haben ſollen, natürliche Gegenſtände und deren ihre natürliche Veränderungen ſeyn müſſen, Dinge, deren Gattung wir durch unſre eigne Erfahrung kennen. Die wirkliche vor uns liegende Welt iſt es, aus der alle unſre Ideen geſchöpft, auf die alle unſre Neigungen gerichtet ſind. Sie iſt der Inbegriff alles deſſen, was uns verſtändlich oder wichtig oder angenehm ſeyn kann. Ihr Reichthum füllt den ganzen Umfang unſrer denkenden Kraft, und erſchöpft das ganze Maaß unſrer Empfindſamkeit. Wer ungeſehene Geſtalten und unerhörte Veränderungen uns vorſtellt, der führt uns in fremde Welten, wo wir andere Organen nöthig hätten, um zu ſehen, und ein ander Herz, um zu fühlen, was uns gezeigt wird. Das Schlimmſte iſt, daß derjenige ſelbſt dieſe Organen und dieſes Herz nicht hat, der uns dieſe Dinge zeigen will. Dieſe neue Welten ſind bloß aus einigen Trümmern der gegenwärtigen erbauet, die gröſtentheils übel zuſammengefügt, und dadurch weit unkenntlicher, weit unkräftiger geworden ſind, als ſie in ihrer alten Anordnung waren. Einige Kunſtrichter, die, wie uns dünkt, mehr nach alten Muſtern und alten Regeln, als nach der Natur und nach ihrer eigenen Empfindung philoſophiren, haben der ſogenannten Imagination in der Dichtkunſt, ich meine der Imagination, welche ganz neue in der Natur nicht vorhandene Weſen und Begebenheiten erfindet, einen viel zu hohen Rang unter den dichteriſchen Fähigkeiten, und ihren Werken einen viel zu großen Werth beygelegt. Vom Longin oben an bis herunter zu dem Engländer Young *) wollen uns dieſe Herren durchaus überreden, daß den Homer nichts größer mache, als ſein Jupiter, wenn er mit ſeinem Haupte den Olymp erſchüttert, und die Pferde des Mars, wenn ſie mit einem Schritte ſo weit ausgreifen, als man von einem hohen Berge ſehen kann; daß Shakeſpears Genie nirgends mehr hervorleuchte, als wo er ſeine Hexen und Ungeheuer reden läßt; und daß Pope bloß ein feiner Verſificateur ſeyn würde, wenn er nicht zum Glücke den Gabalis geleſen, und in ſeinen Lockenraub Sylphen und Gnomen gebracht hätte. Wenn dieſe Kunſtrichter nach ihrem wirklichen Gefühle reden, ſo iſt es freylich ein ſicherer Beweis, daß das unſrige kein

---

*) In ſeinem Verſuch über das Originalgenie.

allgemeines Gefühl ſey. Denn dieß geht ganz darauf, daß es ein größeres Genie erfordere, das Wirkliche und das Natürliche, als das Erdichtete und das Uibernatürliche zu ſchildern, (wir reden hier bloß von den redenden Künſten,) oder daß, wenn auch das letzte mehr Bewunderung erregen ſollte, doch das erſte nur intereſſiren könne. — Die wirkliche Natur iſt weit reicher in dem Stoffe, aus dem ſie jedes Ding zuſammengeſetzt, weit mannigfaltiger in den Arten, durch welche ſie dasſelbe abgeändert hat. Jedes Ding in der Natur iſt ein Gewebe von unzähligen Theilen; eine Miſchung von unendlich viel Beſchaffenheiten, und dieſe alle wieder auf alle mögliche Weiſe beſtimmt: jedes Ding der bloßen Imagination hingegen iſt faſt immer nur eine Zuſammenſetzung aus zwo, drey allgemeinen Eigenſchaften, die man in einem Uibermaße nimmt, in welchem ſie keine beſondern Beſtimmungen, keine Einſchränkungen leiden. Alle dieſe Geſchöpfe der mythologiſchen und Feeren-Welt ſind im Grunde wirklich nur abſtrakte Begriffe. Es iſt Macht, oder Größe, oder Geſchwindigkeit, oder irgend eine andere ſolche Eigenſchaft allein, im höchſten Grade gedacht, die den Nahmen Jupiter oder Oberon bekömmt. Ferner ſind die Verſchiedenheiten der natürlichen Gegenſtände in derſelben Gattung unzählig. Unter der Menge von Beſchaffenheiten, die ihre Individualität ausmachen, darf nur eine einzige abgeändert werden, ſo ſtimmt ſich das ganze

Syſtem um, und das Gemeinſchaftliche der Gattung bleibt doch. Uiberdieß gibt es in dem, was ſeine beſtimmten Grenzen hat, unzähliche Grade des Mehr und des Weniger. Hingegen eine ſolche fremde Geſtalt, deren ganze Exiſtenz an zwey bis drey einmahl ausgemachte Züge gebunden iſt, würde gar nicht wieder erkannt werden, wenn man nicht gerade eben dieſelben Züge vorbrächte: und weil man zugleich die ganze Gattung dieſer Dinge ſelbſt aus lauter Eigenſchaften im höchſten Grade genommen zuſammengeſetzt hat, ſo kann es zwiſchen den Individuen keine merkliche Verſchiedenheit mehr geben, wenn ſie noch zu der Gattung gehören ſollen. Man hat es tauſend Mahl wiederhohlt, daß die Natur eingeſchränkt, aber das Feld der Imagination unendlich ſey. Uns dünkt, die imaginative Welt iſt gegen die wirkliche ein enges armſeliges Gehege, wo man immer daſſelbe Wild unter neuen Nahmen haſcht, und weil man ſich lange im Kreiſe herumbewegt hat, glaubt, daß man ſehr weit fortgekommen ſeyn müſſe. Aber geſetzt, wir wären ſo gute Schöpfer, daß wir wirklich neue individuelle Naturen hervorbringen, und ſie hinlänglich abwechſeln könnten: was können uns alle dieſe Weſen angehen, die wir niemahls um uns herum geſehen, mit denen wir niemahls in irgend einem Verhältniſſe geſtanden haben, und von denen wir wiſſen, daß wir nichts weder zu hoffen, noch zu fürchten haben? — Wenn uns dieſe Götter- Zauberer- Feen-

und Ritterwelt jetzo noch gefallen ſoll: ſo muß es entweder dadurch geſchehen, daß unter dieſen fremden Nahmen wirkliche Menſchen aufgeführt werden, oder daß ſie doch zuweilen wie die uns bekannten Dinge wirken und leiden; oder es müſſen Anſpielungen, es muß Scherz, Satyre, mit einem Worte eine Art von verborgenem Sinne ſeyn, der unter dieſen Bildern hervorleuchtet. Dieſe Dinge und ihre Begebenheiten müſſen nur als das Mittel gebraucht werden, durch welches andere, die uns eigentlich intereſſiren, ins Auge fallen ſollen.

Aus dieſer Regel folgt, 1) daß uns nichts mehr intereſſiren kann, als Schilderungen des Menſchen, ſeiner Sitten und ſeiner Vorfälle. — Denn mit dem Menſchen haben wir doch von dem erſten Augenblicke unſers Bewußtſeyns an am meiſten zu thun, mit ihm verbinden uns unſere Bedürfniſſe am genaueſten, auf ihn macht uns unſere Natur am öfterſten aufmerkſam. Geſchäfte und Vergnügungen, alles, wodurch wir Begriffe bekommen oder gewiſſe Neigungen annehmen, beziehen ſich nur auf Menſchen, oder werden mit ihnen gemeinſchaftlich unternommen und genoſſen. Alſo müſſen von keiner Sache in der Natur ſo viele Elemente von Ideen bey uns vorhanden, auf keine muß unſre Neugierde ſo ſehr gerichtet ſeyn, zu keiner Erkenntniß muß ſo viel Anlage und ſo viel Bedürfniß in uns liegen, als zu der Kenntniß des Menſchen. — Man weiſe uns den Menſchen, den geringen wie den hohen, in außerordentlichen oder in alltäglichen Vorfällen; aber man weiſe ihn uns ſo, wie wir ihn eigentlich kennen wollen, als einen denkenden, empfindenden Menſchen; man finde die wahren Worte, die ihm ſeine Situation eingeben, die eigentlichen Handlungen, zu denen ihn ſein Charakter treiben muß: und unſere ganze Seele wird bey dem Anblicke in eine Geſchäftigkeit kommen, die ſie an nichts weiter denken läßt; der ganze Vorrath ihrer Ideen wird ſich, ſo zu ſagen, in Bewegung ſetzen, und das ganze Syſtem ihrer Empfindungen wird erſchüttert werden. Mit dieſer Saite iſt unſere ganze Seele harmoniſch geſtimmt. Alles, was wir wiſſen, alles, was wir wollen, hat irgend eine augenſcheinliche oder geheime Beziehung auf eine ſolche Schilderung. — Wenn die Erſcheinung nicht ſo gewöhnlich wäre, ſo würde es uns wunderbar vorkommen müſſen, daß der gemeinſte elendeſte Kopf unter den Zuſchauern einer Minna, der, wenn er einen Wirth, einen Major Tellheim, einen Wachtmeiſter wie Paul Werner, ſelbſt reden laſſen ſollte, nicht ein Wort würde zu finden wiſſen, wodurch ſich dieſe Stände oder dieſe Charaktere unterſchieden; doch, wenn dieſe Sprache von dem Manne von Genie gefunden iſt, ſie ſogleich für die rechte eigentliche erkennt, und ihre Richtigkeit gleichſam durch ſeine eignen Erinnerungen beſtätigt. — Wie iſt dieß anders möglich, als daß auch der gemeinſte Mann Leute von dieſen verſchiedenen Ständen und Sitten im wirklichen Leben geſehen, daß er die Unterſchiede ihrer Sprache und ihres Betragens damahls empfunden, und ſeit der Zeit in ſeinem Gedächtniſſe aufbehalten hat, aber ſo verworren unter einem Haufen ſtärkerer Ideen, die zugleich in die Seele kamen, ſo verdeckt von der Reihe derer, die darauf folgten, daß ſeine eigne Kraft nun nicht mehr zureicht, ſie wieder ans Licht zu ziehen? Aber dieſe Gegenſtände dürfen ihm nur wieder vorkommen, beſonders ſo rein, ſo von heterogenen Dingen abgeſondert, ſo zuſammengedrängt, wie ſie ihm ein guter Dichter zeigt: dann finden ſich die Abdrücke, die davon in ſeiner Seele vorhanden ſind, augenblicklich herzu; er drückt, ſo zu ſagen, den alten Stempel wieder darauf, er findet ihn genau paſſend, und eben dieſe Operation, die ſeinem eignen Geiſte zugehöret, iſt das, was ihn bey einer ſolchen Scene thätig und aufmerkſam erhält, mit einem Worte, was ihn intereſſirt.

Unter dieſen Gemälden von Menſchen nun wird uns 3) das Gemälde ſolcher Menſchen am ſtärkſten intereſſiren, die am meiſten unſers Gleichen ſind, die eine Denkungsart, eine Sprache und Sitten wie die unſrige haben, und deren Begebenheiten und Handlungen denen gleichkommen, aus denen der Lauf unſers eignen Lebens beſteht, mit einem Worte, das Gemälde unſrer Zeit und unſrer Nation. — Jeder Menſch hat um ſich herum ein kleines Syſtem. Er ſelbſt iſt der Mittelpunct deſſelben; die

Glieder ſeiner Familie, die Einwohner ſeiner Stadt, die Leute, mit denen er alle Tage umgeht, ziehen die nächſten Kreiſe um dieſen Mittelpunct; Reiſen, Geſchäfte, die verſchiedenen Veränderungen ſeines Zuſtandes, erweitern dieſelbe. Innerhalb dieſes Syſtems ſieht der Menſch alles mit ſeinen eignen Augen, jeder Punct der Peripherie hängt durch irgend einen Strahl mit dem Mittelpuncte zuſammen. Geſchichte und Reiſebeſchreibungen können ihm noch tauſend andre Syſteme außer dem ſeinigen bekannt machen; aber dieſe alle ſieht er nur im Profil, berührt ſie gleichſam nur durch einige wenige Tangenten. Und ſo wie auch dieſe weiter von ſeinem Standorte wegkommen, ſo wird ihr Anblick immer einſeitiger, mangelhafter, dunkler. — In der That, wir kennen nur diejenige Lebensart, diejenige Verfaſſung der Menſchen recht, die auch zugleich unſere eigne iſt. Alle übrigen Zuſtände des menſchlichen Geſchlechts erklären wir uns immer nur durch die Vergleichungen, die wir zwiſchen denſelben und dem gegenwärtigen anſtellen. Wo dieſe Aehnlichkeiten uns verlaſſen oder betrügen, da ſind unſre Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden dunkel oder falſch. Wo die menſchliche Geſtalt anfängt ſehr von der unſrigen abzugehen, da ſehen wir die Menſchen für eine Art von Ungeheuern an, und endlich ſtreiten wir wohl gar darüber, ob es Menſchen oder Affen ſind. Und wo der menſchliche Geiſt, ſeine Ideen, Geſinnungen, Handlungen, gar keine

Gleichförmigkeit mehr mit den unſrigen haben, da verliert ſich das Bewußtſeyn von dem, was ein ſolcher Geiſt ſeyn mag, und das ſympathetiſche Gefühl von dem, was in demſelben vorgeht. — Uiberdieß, die Nachrichten, die uns alte oder entfernte Menſchen bekannt machen ſollen, wie weit können dieſe wohl reichen? Die Griechen und Römer ſind gewiß die beyden Nationen, die wir aus dem Alterthume am beſten kennen. Und doch, wie weit iſt den Begriff, den wir von der Verfaſſung und der Lebensart der Einwohner zu Rom und zu Athen haben, von einem ſinnlichen Anſchauen unterſchieden? Wie viele Lücken ſind nicht in den vollſtändigſten Nachrichten, wie viel Umſtände, die kaum unſre Vernunft mit einander vereinigen kann, und aus denen noch weniger unſre Einbildungskraft ein Ganzes zu machen weiß? Es ſind immer nur einige wenige Beſtandtheile aus der unendlichen Zuſammenſetzung der damahligen Natur, nur einige zerrißne Glieder aus der Kette ihrer Veränderungen. Wir zwingen dieſe Theile zuſammen, wir hängen dieſe Glieder, ſo gut wir können, an einander; aber wir fühlen doch, daß wir nicht die wahre Geſtalt, nicht den ganzen Körper der Natur wieder herausbringen. — Wie viel unmöglicher alſo muß es nicht ſeyn, ein richtiges Gemälde von dem geſammten Zuſtande eines Volks oder eines Zeitalters auf einzelne Stellen von Schriftſtellern zu gründen, die davon im Vorbeygehen geredet haben.

Es ſind ſeit einiger Zeit unter uns die Barden- und Skaldengeſänge aufgekommen. Wenn man damit nichts weiter zur Abſicht hat, als was Kleiſt bey ſeinem Liede eines Lappländers, und Gray bey ſeiner Herabkunft des Odins zur Abſicht hatte, uns auf eine lebhaftere Art, als durch die bloße Erzählung geſchehen kann, das Eigenthümliche und Sonderbare der Lebensart, der Sitten und der Dichtkunſt eines merkwürdigen Volks zu zeigen: ſo iſt die Wahl unſrer Bardenſänger die glücklichſte, weil uns dieſes Volkes Eigenthümlichkeiten am erheblichſten vorkommen müſſen, da wir uns für deſſelben Nachkommen halten können. Aber wollte man ſo weit gehen, daß man die wahre teutſche Poeſie dadurch erſt wieder aufzuwecken glaubte, daß man dieß als die einzigen Originalgedichte, und alles Uibrige als franzöſiſche oder engliſche Nachahmungen anſähe: ſo geſtehen wir aufrichtig, daß es uns um unſer Jahrhundert leid wäre. So viel Mühe alſo hätten wir uns um Kultur und Sitten und Wiſſenſchaften gegeben, damit wir uns in denjenigen Werken, die der Nation vor allen übrigen eigen ſeyn ſollten, wieder in ein rauhes, barbariſches, unwiſſendes Jahrhundert zurückſetzten, unſere in etwas gebildete Sprache wieder regellos machten, unſere kaum gebändigte Phantaſie wieder ihrem wilden Laufe überließen? Und wenn wir uns noch in dieſes Jahrhundert zurückſetzen könnten; wenn uns noch der Dichter dieſe wilde Natur und dieſe rauhen Menſchen ſo zeigen könnte, wie ſie wirklich geweſen ſind! — Aber dazu weiß er ſelbſt lange nicht genug von ihnen. Einige wenige, hier und da aufgeſammlete, halb wahre und halb falſche Nachrichten, größtentheils aus römiſchen Schriftſtellern, und einige Fragmente aus Gedichten benachbarter barbariſcher Nationen, ſind die ganzen Quellen, woraus wir unſre Kenntniß von dieſen unſern Vorfahren ſchöpfen. Einige Nahmen ihrer Gottheiten und Geiſter, einige Gebräuche ihrer Religion, einige wenige von ihren politiſchen und häuslichen Einrichtungen, ihre Tapferkeit, ihr Haß gegen die Römer, machen den ganzen Stoff aus, der zu der Schilderung ihrer Sitten und ihres Zuſtandes verbraucht wird. Daher kömmt es dann auch, daß der Grund des Gemäldes modern oder eine bloße Phantaſie iſt, und daß nur hin und wieder die etlichen wenigen Farben des Alterthums reichlich aufgetragen werden, uns zu erinnern, was der Dichter hat vorſtellen wollen. — Durch ſolche Schilderungen aber, die der Dichter bloß nach ſeinen Einbildungen machen muß, kömmt er von ſeinem eigentlichen Hauptgeſchäfte, der Beobachtung der wirklichen Welt und der gegenwärtigen Menſchen, ab. Die Empfindungen und Leidenſchaften, die ſolche Gedichte ausdrücken, ſind doch niemahls des Dichters eigne. Es iſt eine Maske, die er trägt, bey der er in der That einiges Verdienſt hat, wenn er die Rolle gut zu ſpielen weiß, zu der er ſich durch ſeine Maſke anheiſchig macht, aber es iſt doch nur eine Maſke, und wer immer vermummt geht, muß wahrhaftig ein häßliches Geſicht haben. — Wir kennen allerdings einige ſehr ſchätzbare Stücke dieſer Art. Wir verlangen auch nicht dem Genie irgend eines Dichters Schranken zu ſetzen. Aber wir wünſchten doch unſre beſten Genies mit dem beſchäftigt zu ſehen, was unſerm Zeitalter und unſerer Nation am wichtigſten und am vortheilhafteſten ſeyn muß.

Aus eben demſelbigen Grunde können wir es nicht begreifen, wie es immer ein Kunſtrichter dem andern hat nachſprechen können, daß Könige und Fürſten zur Tragödie nothwendig ſind, weil nur deren ihre Schickſale uns recht ſtark interiſſiren könnten. Auch Hurd, der einſichtsvolle Hurd, klagt bitterlich darüber*), daß die edelſte Gattung des Drama unter den Neuern beynahe verloren ſey, weil ſie ſich auch durch das Unglück von Privatperſonen wollen rühren laſſen. Aber wenn nur ſeine Gründe eben ſo ſtark wären, als ſeine Klagen ernſtlich ſind! Es ſind dieſe beyde: 1) Die Schickſale der Fürſten haben in der Wirklichkeit oder in unſerer Einbildung einen Einfluß über ganze Nationen; alſo müſſen ſie uns ſtärker rühren. 2) Die Perſonen der Fürſten haben in unſrer Idee eine größere Würde; alſo muß uns ihr Unglück mehr in Erſtaunen ſetzen. — Wenn uns recht iſt, ſo haben wir dieſe Gründe ſchon oft gehört, und wohl noch ſtärkere, als dieſe. Aber ſo oft wir es verſuchten, uns dadurch zu überzeugen, ſo oft ſchien uns unſere Empfindung zu ſagen: Es iſt falſch, daß wir an das Volk denken, wenn wir einen König auf der Bühne ſehen. Nur ſelten geht die Täuſchung ſo weit, daß wir wirklich einen Fürſten zu ſehen glauben, und niemahls ſo weit, daß wir auch das Volk für wirklich hielten, welches in ſeinem Titel ſteht. Es iſt genug gefordert, wenn wir über das Unglück des Schauſpielers, der den König macht, als über ein wirkliches gerührt werden ſollten: aber es iſt eine Chimäre, wenn man ſich einbildet, daß wir auch noch mit ſeinen unſichtbaren Unterthanen Mitleiden haben ſollen, von welchen wir gar zu gewiß wiſſen, daß ſie nirgends vorhanden ſind. — Es gibt viele ähnliche Philoſophie über das Theater, und im Vorbeygehn geſagt, über den Menſchen überhaupt, die als eine Reihe von Begriffen ganz richtig iſt; nur daß ſich die Gegenſtände zu dieſen Begriffen gar nicht in der Natur finden. — Uiberdieß wie viel ſind nicht im Leben der Könige Privathandlungen; Begebenheiten, die in einem Bürgerhauſe wie in einem Pallaſte vorgehen können; und ſind nicht die meiſten Subjekte unſrer und der alten heroiſchen Trauerſpiele von der Art? Was ſoll alſo hier der Nahme des Fürſten thun, wenn er nur als Menſch handelt oder leidet? Aber, die größre Würde der Könige und ihre Handlungen? — In der That, bey dem aufgeklärten edlern Theile der Zuſchauer exiſtirt dieſe Idee von Würde gar nicht; und dieſen Theil wird doch wohl der Dichter am meiſten intereſſiren wollen. — Und geſetzt, wir hätten wirklich einen ſo eingeſchränkten Kopf, oder eine ſo niedrige Seele, daß uns der Nahme Fürſt, König, auch auf der Bühne unſrer natürlichen Gleichheit vergeſſen ließe: wozu würde dieß anders dienen, als uns gegen das Schickſal dieſer höhern Weſen gleichgültiger zu machen? Ja eben dieß, daß der Dichter ſich verbunden hält, Könige und Fürſten die höchſte Sprache der Poeſie reden zu laſſen, eine Sprache, die ſehr einförmig iſt, und die meiſten Verſchiedenheiten der Charaktere und der Denkungsarten unter einem immer gleichen Pompe verbirgt; eben dieß, daß man den höhern Stand nicht anders als durch ein gewiſſes Gepränge kenntlich zu machen weiß, welches oft dem natürlichen Ausdrucke der Leidenſchaft ſchadet: eben dieß iſt eine Urſache mehr, warum uns das heroiſche Trauerſpiel weniger intereſſant ſeyn muß, als das bürgerliche. Auch die Könige müſſen erſt wieder Menſchen werden, wie wir, wenn ſie uns durch ihre Schickſale rühren ſollen.

---

*) In der Abhandlung von dem Gebiethe der verſchiedenen Gattungen des Drama.

Weil alſo, wenn die Menſchen, die uns vorgeſtellt werden, nur kenntliche, nur in ihrer Art merkwürdige Menſchen ſind, es nicht der Hoheit des Standes und der politiſchen Wichtigkeit der Begebenheiten braucht, um uns zu intereſſiren: ſo werden wir natürlicher Weiſe darauf geleitet, daß an der Bearbeitung der Charaktere und der Vorfälle am meiſten gelegen iſt.

Diejenige Bearbeitung, haben wir geſagt, macht uns die dichteriſchen Vorſtellungen einer Sache intereſſant, durch welche unſre eignen dunkeln Ideen von derſelben getreu erweckt, aber zugleich aufgeklärt oder erweitert werden. Aufgeklärt werden ſie, 1) indem wir das, was wir bloß in beſondern Fällen zu empfinden wußten, allgemein denken lernen, und die Wahrheit, die in unſern Erfahrungen unter vielem nicht dazu gehörigen Stoffe verborgen lag, rein und abgeſondert unſerm Verſtande dargeſtellt ſehen; dieß macht das Intereſſe, welches Sentenzen, und was man überhaupt Philoſophie in einem Gedichte nennt, am rechten Orte und auf die rechte Weiſe gebraucht, wirken können; 2) indem das, was wir bloß mit Wörtern und in einem abſtrakten Satze gefaßt hatten, in einem einzelnen Falle auf einmahl anſchauend gemacht wird; dieß iſt das Intereſſe der poetiſchen Schilderung ſelbſt.

Erweitert werden unſre Begriffe, indem uns entweder von den Dingen ſolche Theile und Eigenſchaften gezeigt werden, die wir ſelbſt gar nicht bemerkt hatten, die wir aber, ſogleich als ſie uns bekannt werden, der Sache gemäß und mit allen ihren übrigen Theilen und Eigenſchaften übereinſtimmend finden; oder indem uns die feinern Züge, die einfachern Elemente, die innern Kräfte der Dinge, die in unſerm eignen Begriffe zwar lagen, aber von uns unterſchieden, nicht aus einander gebracht werden konnten, entdeckt und kenntlich gemacht werden. Wenn wir uns unſre Begriffe von den Dingen von der wirklichen Welt abſtrahiren wollen, ſo müſſen wir ſehr aufmerkſam ſeyn, um die Sache, die wir beobachten; nicht unter der Menge der andern, die mit ihr zugleich da ſind, zu verlieren; um uns nicht durch den ſchnellen Fluß der äußern Veränderungen und unſrer eignen Begierden von ihr eher wegtreiben zu laſſen, ehe wir noch ihre Geſtalt gefaßt haben. Uiberdieß ſind es nur immer Stücke von Begriffen, die wir auf dieſe Weiſe jedesmahl erhalten. Die Augenblicke, wo wir aus den Geſprächen oder den Handlungen der Menſchen, mit welchen wir umgehen, etwas Erhebliches von dem Menſchen überhaupt lernen könnten, ſind ſelten. Wir müſſen unſer Bischen Weisheit darüber mühſam zuſammenſparen, und bekommen doch oft nichts Brauchbares, nichts recht Ganzes. Vom Dichter erwarten wir aber, daß er dieſe Beobachtungen beſſer und vollſtändiger zu machen Gelegenheit gehabt habe; von ihm fordern wir, daß er ſie uns auf einmahl und in ganzen Haufen überliefern ſoll: nicht bloß, indem er ſeinen Perſonen die Reflexionen ſelbſt in den Mund legt, die er bey dieſer, bey jener Gelegenheit mag angeſtellt haben, und woraus ſeine Kenntniß nach und nach erwachſen iſt; ſondern vielmehr, indem er ſeine Perſonen ſo handeln, ſo reden läßt, daß es uns leicht wird, aus ihnen ſelbſt dieſe Wahrheiten zu abſtrahiren. Er hält uns, ſo wie die Natur, nur den Stoff zu unſern Kenntniſſen vor; aber die Natur einen rohen, er einen zugearbeiteten Stoff; bey ihm kömmt das Individuelle ſchon dem allgemeinen etwas näher; der Verſtand findet nicht mehr ſo viel wegzulaſſen, ſo viel zuſammen zu ſuchen. Im Bildniſſe laſſen ſich die Umriſſe, die die Geſtalt beſtimmen, leichter als in dem Geſichte der Perſon ſelbſt unterſcheiden.

Was die Sentenzen betrifft, ſo ſind dieſelben in der neuern Kritik ausnehmend verſchrieen, und man hat Recht gehabt ſie zu verſchreyen, wenn man darunter entweder alltägliche und ſo zu ſagen ſchon in gewiſſe Formulare gebrachte Wahrheiten verſteht; oder wenn überhaupt da allgemeine abſtrakte Urtheile ſind, wo lauter partikuläre Ideen, ſolche, die ſich bloß auf die Umſtände und das Geſchäfte des Redenden beziehen, erfordert wurden. Aber, wie es in der Kritik und in der Moral oft gegangen iſt, man hat dieſen Fehler eben mit deſto mehr Hitze verfolgt, je länger man ihn für ſchön gehalten hatte. Nichts iſt in der That unerträglicher, als wenn in einem Gedichte, beſonders in einem dramatiſchen Gedichte, (denn aus dieſer Gattung, als der intereſſanteſten unter allen, laſſen ſich die Regeln und Fehler in dieſer Art am leichteſten abſtrahiren) der Dichter lehret, anſtatt daß die Perſonen ſprechen ſollen. Nichts ſtöret die Täuſchung mehr, als wenn wir anſtatt ſolcher Gedanken, die bloß aus der Situation und dem Charakter des Redenden erwachſen konnten, diejenigen Betrachtungen hören, die einem wohlbeleſenen Menſchen bey Gelegenheit dieſer Situation und dieſes Charakters einfallen können. — Aber nichts iſt ergötzender und anziehender, als einen denkenden Mann in wichtigen Umſtänden ſeines Lebens ſeine Begriffe ſowohl als ſeine Empfindungen entwickeln zu ſehen; nichts iſt intereſſanter, als dieſen Streit der Vernunft mit den Leidenſchaften zu ſehen, ich meine zu ſehen, wie durch die allgemeinen Begriffe, Grundſätze, Maximen, die eine Perſon in ihre gegenwärtige Lage mitbringt, die beſondern Eindrücke, welche dieſelbe von den Vorfällen erhält, eingeſchränkt werden; und wie hinwiederum die neuen Erfahrungen, die ſie jetzt macht, auf dieſe alten Ideen zurückwirken, ſie beſtätigen, zweifelhaft machen, oder abändern; nichts iſt lehrreicher, als mitten in dem Laufe der Begebenheit und der Leidenſchaft, die ununterbrochen fortgeht, doch zugleich diejenige ſtille unmerkliche Arbeit des Verſtandes zu ſehen, durch welche jeder etwas vollkommnere Menſch auch aus den unruhigſten Scenen ſeines

Lebens Nahrung von Wahrheit und Kenntniß herauszieht.

Man ſieht wohl, daß, was man eigentlich Sentenzen heißt, nur ein Theil der Sache iſt, wovon ich rede. Dieſe eigentliche Sentenzen mußten freylich zu der Zeit ein größres Intereſſe haben, als die Zahl allgemein gedachter, allgemein ausgedrückter Wahrheiten noch geringer, als die Sprache noch nicht an den Ausdruck ſolcher Wahrheiten gewöhnt, und das Gedächtniß der Menſchen weniger mit ſolchen Grundſätzen und Maximen angefüllt war. Man weiß, daß im Anfange der Philoſophie einige ſolche Sentenzen dem Erfinder den Nahmen eines Weiſen erwerben konnten. In den Trauerſpielen der Griechen, beſonders des Euripides, finden wir ſie häufiger, als wir ſie in unſern neuern Stücken würden vertragen können. An ihre Stelle iſt eine gewiſſe Methaphyſik, eine Zergliederung der Empfindungen und Leidenſchaften getreten. Unſre Dichter laſſen ihre Perſonen über ihr eignes Gefühl weit mehr räſonniren, als die Alten gethan haben. — Unſtreitig iſt es für unſre Wißbegierde eines der empfindlichſten Vergnügen, wenn man uns unſre Erfahrungen generaliſiren lehrt, wenn man unſerm Gefühle Worte verſchafft, und der Idee ſo zu ſagen aus ihrer Hülſe heraushilft. Es wird alſo faſt niemahls fehlen, daß bey Leuten, deren Kopf nicht ſchon ſehr bereichert und deren Geſchmack nicht ſehr fein iſt, eine jede Sentenz, wenn ſie auch noch ſo ſehr am unrechten Orte ſteht, nicht eine Art von Bewunderung erregen ſollte. Ein Stück, das wohl verſificirt und mit ſolchen Sentenzen angefüllt iſt, wird, bey aller kunſtrichterlichen Einſicht des franzöſiſchen Parterre, doch gemeiniglich bey der erſten Aufführung von ihm beklatſcht. Nur den Mann wird ein ſolches Stück beleidigen, bey dem auf der einen Seite das Vergnügen neuerworbener Kenntniſſe wegfällt, weil ihm die meiſten ſolcher Wahrheiten ſchon etwas Bekanntes und Geläufiges ſind, und der auf der andern das Mißvergnügen geſtörter Empfindungen fühlet, weil er die Unſchicklichkeit dieſer Lehrſprüche, bey den Umſtänden deſſen, der ſie ſagt, bemerkt.

Wenn alſo der Dichter dieſes Intereſſe mit dem weſentlichern richtig geſchilderter Charaktere und Handlungen vereinigen will: ſo muß er ſolche Charaktere, ſolche Situationen ſuchen, deren Entwickelung es mit ſich bringt, daß die Perſonen mehr als andre über ihre Begebenheiten denken, und dieſe Gedanken freyer als andre ausdrücken. Dieß iſt eben der Vortheil der wahren launichten Charaktere.

Das Wort Laune ſoll theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Menſch alle Sachen von einer etwas ſonderbaren Seite anſieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Luſt hat, und was andre weder ſagen noch thun würden, weil ſie ſich von der Meinung der übrigen oder von der Gewohnheit einſchränken laſſen, ohne Zurückhaltung ſagt und thut. — Andre Charaktere verſchließen Betrachtungen in ſich, oder richteten ſie bloß nach den Abſichten ein, die ſie bey ihrer Rede haben, oder nach den Geſinnungen der Perſonen, mit denen ſie reden. Der launichte Charakter öffnet ſo zu ſagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich ſo weit heraus, daß er geſagt werden muß; und läßt uns alſo mehr von der geheimen Philoſophie des Menſchen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn dieſe Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeſchmacktes bey den Sachen denken, ſo iſt ſie unerträglich. Für ſolche Menſchen iſt die Politeſſe und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir ſie nicht verachten oder haſſen ſollen, ſo wie häßliche Körper nothwendig bekleidet ſeyn müſſen. — Aber iſt es ein fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das ſich ſo ganz ſeinen eignen Eingebungen überläßt: ſo iſt uns in der That ſein Umgang lehrreicher und intereſſanter, als wenn ein eben ſolcher Kopf und ein ſolches Herz die Maske des gemeinen Wohlſtandes trägt, und, um andern Menſchen ähnlicher zu ſcheinen, den freyen Ausbruch ſeiner Gedanken und Geſinnungen hindert.

Von derjenigen Aufklärung, welche geſchieht, wenn allgemeine Begriffe anſchauend gemacht werden, dürfen wir nichts mehr hinzuſetzen, da dieß eigentlich das Hauptgeſchäfte des Dichters iſt. — Das Individuelle, das Beſondere, iſt an und für ſich, wenn das Uibrige gleich iſt, allemahl intereſſanter als das Allgemeine. — Denn eben weil jenes durch die Sinne und die Einbildungskraft, bey denen wir uns leidend verhalten, dieſes durch den Verſtand erkannt wird, bey welchem wir ſelbſt thätig ſeyn müſſen: ſo iſt die Aufmerkſamkeit bey jenem immer weniger vorſetzlich und weniger mühſam als bey dieſem, und dieß war eben das Kennzeichen des Intereſſirenden.

Man weiß, was wohlgewählte Beyſpiele auch tiefſinnigen Unterſuchungen für ein Intereſſe geben können; weil ſie ſo zu ſagen alle die von einander geriſſnen Theile der Sache, die uns das Räſonnement einzeln und nach und nach gewieſen hatte, wieder zuſammenſetzen, und uns den ganzen Körper auf einmahl überſehen laſſen. Solche Beyſpiele nun, für die meiſten, für die brauchbarſten unſrer allgemeinen Begriffe, ſoll uns der Dichter durch ſeine Nachahmungen geben; und eben dadurch werden dieſelben einer moraliſchen Abſicht fähig, weil ſie alle die Grundſätze der Tugend und alle die Regeln der Klugheit, die in unſerm Gedächtniſſe todt liegen, gerade auf diejenige Art uns eingedenk machen können, auf welche allein ſie einen

Einfluß auf unſer Verhalten haben. Eine Poeſie, die dieſen Endzweck nicht hat, die keinen wichtigen Lehren, keinem nützlichen Begriffe Leben und anſchauende Klarheit verſchafft, iſt nicht nur ein bloſſes Spiel, und ein ſehr koſtbares zeitverderbendes Spiel; ſondern es iſt auch größtentheils ein mattes langweiliges Vergnügen.

Nur davon müſſen wir noch einige Worte ſagen, daß die Schilderungen des Dichters unſere Begriffe von den Dingen auch *erweitern* müſſen, wenn ſie intereſſiren ſollen. Nicht was jeder, auch bey einem flüchtigen zerſtreuten Anſchauen der Sache, an ihr findet, ſondern was nur der tiefſehende Beobachter bey einer langen aufmerkſamen Betrachtung derſelben entdecken konnte, das wollen wir in dem Gemälde des Dichters finden. Jeder Charakter hat gewiſſe Züge, die ſo auf der Oberfläche liegen; daß ſie jedermann und beym erſten Anblicke in die Augen fallen. Dem erſten Dichter konnten dieſe Züge genug ſeyn; und er hatte immer Ruhm davon, nicht eben daß er ſie entdeckte, aber daß er ſie auszudrücken wußte. Aber nun; nachdem der Geizige, der Eiferſüchtige, der Verliebte, von Dichtern und Rednern vielleicht einige hundertmahl ſind geſchildert, und jene Züge von den meiſten mit den dazu einmahl gewidmeten Ausdrücken wiederhohlt worden; nachdem faſt jedem nicht ganz unwiſſenden Menſchen eine Menge ſolcher Züge aus ſeiner Lektüre von Romanen und

Komödien in Gedanken ſchwebt: ſo kann es wohl kein großes Verdienſt mehr für den Dichter, kein großes Vergnügen für den Leſer ſeyn, wenn nur dieſe alten Bilder und Redensarten auf eine neue Art wieder zuſammengeſetzt werden. Und doch iſt in der That manches unſrer neuen Gedichte von dieſer Art. Wir wollen freylich die Dinge, die Menſchen ſehen, die wir ſehen können, aber wir wollen nicht das Gemeine, das Alltägliche an ihnen ſehen.

Dieſes Gemeine in den Charaktern und Leidenſchaften zu vermeiden, hat man zween Wege: entweder ſie ſtark, oder ſie fein zu ſchildern. Entweder den höchſten Grad der Leidenſchaft, die gewaltſamſten Ausbrüche eines Charakters, die heftigſten Wirkungen einer Situation zu zeigen, und zwar die bekannten gewöhnlichen Züge der Sache, aber in einem ungewöhnlichen Grade vorzuſtellen; dieß iſt am meiſten das Werk des Trauerſpiels, beſonders des Trauerſpiels in Verſen bisher geweſen: oder die Sache durch gemäßigte, aber unbemerktere geheimere Züge zu ſchildern; die unmerklichern Spiele und Uibergänge der Leidenſchaft aus dem Grunde der Seele hervorzuheben: die feinern Miſchungen zu zeigen, durch welche derſelbe Hauptcharakter in verſchiedenen Menſchen mannigfaltig abwechſeln kann; die Situation nach ihren kleinſten Wirkungen auf die Perſon, die ſich darinnen befindet, vorzuſtellen; dieß ſollte das Werk des bürgerlichen Trauerſpiels, der hohen Komödie und aller der dramatiſchen Stücke ſeyn, wo die Proſe dem Dichter mehr Freyheit und eine genauere Aehnlichkeit mit dem natürlichen Ausdrucke erlaubt. — Obgleich beyde Arten, die dichteriſche Vorſtellung der Sache über die gemeinen Vorſtellungen zu erheben, ihren Werth haben; obgleich zu jeder vorzügliche Fähigkeiten des Geiſtes nöthig ſind: ſo geſtehen wir doch, daß wir die letztere Art für die ſchwerere und für die intereſſantere halten; daß es nach unſerer Meinung mehr Kunſt koſtet, alle Schattirungen einer ruhigen Zuneigung, als einige wenige ſtarke Farben einer raſenden Liebe zu treffen; daß es mehr Vergnügen macht, den ganzen Zuſtand der Seele bey einem Hausvater zu ſehen, der von einer übereilten Liebe ſeines Sohns, der Herrſchſucht ſeines Bruders und der Zurückhaltung ſeiner Tochter beunruhigt wird, als die etlichen gewaltſamen Erſchütterungen in der Seele eines Königs, der ſeinen Vater ermordet und ſeine Mutter geheirathet hat.

Durch die bloßen Ideen, haben wir geſagt, kann uns ein Werk intereſſiren, entweder inſofern es unſere Wißbegierde befriedigt; und zu dem Ende wird es uns begreifliche, für uns wichtige, von uns ſchon gewünſchte Kenntniſſe verſchaffen müſſen; davon haben wir bisher geredet: oder inſofern es unſere denkende Kraft in Thätigkeit ſetzt, und zu dem Ende wird es eine Reihe ſchnell fortgehender richtig zuſammenhängender, hell und kräftig ausgedrückter Ideen enthalten müſſen.

Auch ein Geſpräch von ganz unerheblichem Inhalte, aber ein feuriges muntres Geſpräch, wo das an Lebhaftigkeit erſetzt wird, was am innern Werthe des Geſagten abgeht, kann doch immer noch ſehr unterhaltend für die ſeyn, welche es führen, und ſogar angenehm für die, welche es anhören. Um deßwillen macht das Streiten allemahl das Geſpräch intereſſanter; und durch Zänkereyen iſt man immer ſicher, die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden zu erregen. Bey jedem Streite entwickeln ſich, durch Hülfe der Leidenſchaft, welche ſich darein miſcht, die Begriffe ſchneller, die Worte rollen leichter fort, Gedanken und Ausdrücke ſind ungeſuchter und kräftiger. Uiberdieß wird der Zuhörer durch den ſchnellen und wiederhohlten Uibergang von der einen Partey zur entgegengeſetzten; durch den Kontraſt der beyderſeitigen Meinungen und Geſinnungen, durch die immer vom neuen erregte und immer befriedigte Erwartung der Antworten und Gegenantworten, noch mehr beſchäftigt.

Dieſe Gattung des Intereſſe iſt in vielen Arten der kleinern Gedichte die einzige, deren ſie fähig ſind, und ſie iſt allen Arten nothwendig. — Der Lehrdichter mag noch ſo große und noch ſo neue Wahrheiten, der dramatiſche Schriftſteller mag noch ſo rührende Situationen und noch ſo einnehmende Charaktere gefunden haben; wenn nicht beyde das, was ſie uns zu ſagen haben, mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit und in einer ununterbrochenen Reihe in unſre Seele bringen, wenn ſie nicht Stoß auf Stoß folgen laſſen, und die meiſten Ideen in der kürzeſten Zeit erwecken können, ſo werden ſie uns doch nicht intereſſiren.

Man ſieht, daß es hierbey vornehmlich auf den Styl ankömmt, obgleich Gedanke und Ausdruck mit einander ſo zuſammenhängen, daß es unmöglich iſt, anders ſich körnicht, mit Wärme oder Genauigkeit auszudrücken, als wenn man auch eben ſo denkt. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß diejenige Ausbildung der Ideen, durch welche ſie zuſammengedrängt, vollkommen gemacht, und zu einem geſchwinden und doch immer richtigen Fortgange geſchickt gemacht werden, mit der Arbeit ſie gut auszudrücken einerley, oder doch für uns nicht zu unterſcheiden ſey. Die Erfahrung lehret, wie ſehr unähnlich die Urtheile der Nationalen und der Ausländer über ein Werk, das jene im Original und dieſe in der Uiberſetzung kennen, ausfallen; daß Schönaich dem Engländer ganz erträglich, und Geßner ihm kuff ſcheinen könne. So ſehr hängt der Eindruck der Sachen von dem Eindrucke der Schreibart ab, in der ſie geſagt werden. In ihr liegen die Fehler, die uns am erſten und am meiſten beleidigen, und von ihr kommen die Schönheiten, die uns allenthalben durchs ganze Werk reizen. Ein vernachläßigter Ausdruck zieht über das beſte

Werk einen Flor, der die Schönheiten deſſelben einem gemeinen Auge ganz unſichtbar, und auch einem ſcharfen und geübten unkenntlich macht. Dürfen wir uns nun wohl noch wundern, warum der große Haufe unſrer Nation ſich ſo wenig für unſre guten Köpfe und Schriften intereſſiert, da unter dieſen guten Köpfen ſo viele ſind, die ihre Gedanken nur halb auszudrücken wiſſen; da die Kunſt zu ſchreiben, die bey den Franzoſen und Engländern auch mancher mittelmäßiger und ſchlechter Schriftſteller beſitzt, bey uns nicht einmahl allen unſern guten Schriftſtellern eigen Iſt; da die meiſten unſrer Leute von Genie entweder dieſſeits der Vollkommenheit in Abſicht der Schreibart ſtehen bleiben, oder ſchon über dieſelbe hinaus ſind, entweder die in unſrer Sprache liegende Schönheit und Kraft des Ausdrucks vernachläßigen, oder in dieſelbe fremde Schönheiten und eine ihr unnatürliche Stärke bringen wollen?

So viel von dem Intereſſe, das aus Vorſtellungen entſpringt: in dem folgenden Theile werden wir von dem Intereſſe reden, das aus Empfindung und Leidenſchaft entſteht.

Einige Gedanken
über
# das Intereſſirende.

Zweyter Theil.

Ohnerachtet das Intereſſe, welches aus Leidenſchaften entſteht, (der Gegenſtand unſrer noch übrigen Arbeit) von dem Intereſſe, welches aus Vorſtellungen entſpringt, nicht vollkommen getrennt werden kann, weil dieſe letztern nur inſofern wichtig und reizend für die Aufmerkſamkeit werden, als ſie etwas in ſich enthalten, was die Leidenſchaften aufbringt, oder ihnen ſchmeichelt: ſo ſcheint doch dieſe Abtheilung, welche wir zum Grunde unſers Plans gelegt haben, ſo wichtig zu ſeyn, als irgend eine Theilung zwiſchen den Veränderungen der menſchlichen Seele ſeyn kann. Denn wenn es erlaubt iſt, überhaupt Verſtand und Herz von einander zu unterſcheiden, obgleich weder Vernunft noch Einbildungskraft lange geſchäftig ſeyn kann, ohne das Herz daran Theil nehmen zu laſſen, ſo iſt es auch erlaubt, den Antheil, den wir in den Aeußerungen des Verſtandes eines andern, von dem, den wir an den Ausbrüchen ſeines Herzens nehmen, abzuſondern; oder mit andern Worten, das Intereſſe, welches Räſonnements oder Schilderungen, und das, welches die Gemüthsbewegungen oder Schickſale erregen, zu unterſcheiden.

Vielleicht würden wir die Wahrheit, die wir bey unſrer Eintheilung im Sinne hatten, noch beſſer ausgedrückt haben, wenn wir ſo geſagt hätten: Der Zuſtand eines Menſchen, der von etwas intereſſirt wird, iſt ein vollkommneres Wachen, ein höherer Grad von Leben. Er wird alſo darinnen beſtehen, daß wir uns ſelbſt lebhafter empfinden, daß wir mehr Begierden und Erwartungen haben, als gewöhnlich. Aber was für Begierden; und wornach? Entweder nach gewiſſen Veränderungen der Umſtände, die uns in der Wirklichkeit oder in der Vorſtellung gegenwärtig ſind; oder nach gewiſſen Veränderungen unſrer Gedanken ſelbſt. Eine Sache intereſſirt uns, entweder weil ſie zu unſrer eignen Vollkommenheit etwas beyträgt; dieß war das Intereſſe, welches die Deutlichkeit, die Menge der Vorſtellungen hervorbringt; oder weil ſie etwas in unſern Umſtänden verbeſſert. Von dieſer letztern Art des Intereſſe wollen wir jetzt reden.

Zuerſt bemerken wir, daß das Intereſſirende in den Begebenheiten immer etwas künftiges iſt: eine Gefahr, die uns nahe kömmt, eine Freude, die wir erwarten. Wenn der Vater, der ſeinen Sohn an einem fremden Orte aufzuſuchen gereiſt war, ihn todt findet, ſo iſt er aufs lebhafte gerührt; er iſt inſofern beſchäftigt, aber er iſt nicht intereſſirt.

Wenn eben dieſer Vater, bey der Ankunft in die fremde Stadt, von einem Jünglinge der ſeinem Sohn ähnlich iſt, und der eben begraben werden ſoll, reden hört: dann wird er im höchſten Grade intereſſirt.

Zweytens in dieſer Zukunft muß noch einige Dunkelheit ſeyn. Es iſt eine ungewiſſe Erwartung, mit Begierde oder Abſcheu verbunden. Sobald ein guter oder ſchlimmer Ausgang gewiß iſt, ſobald iſt die Beſchäftigung der Seele, die Unruhe nicht mehr ſo groß. Man ſage dem Spieler voraus, daß er gewinnen wird, ſo mag er ſich mehr freuen, aber ſeine Seele wird weniger thätig ſeyn. Und warum dieß? Die Thätigkeit der Seele beſteht in der Begierde, und die Begierde hört auf, wenn die Sache erreicht iſt. Erreicht iſt aber auch die Zukunft, ſobald ſie gewiß wird.

Drittens: So viel es alſo in unſern Umſtänden Veränderungen zum Beſſern oder zum Schlechtern geben kann, große oder kleine: auf ſo vielfache Weiſe können wir intereſſirt werden. In dem Laufe jedes Tages kommen auch dem eingezogenſten, ruhigſten Menſchen tauſend kleine angenehme Vorfälle vor: deren Erwartung zu gewiſſen Stunden und Augenblicken ihm mehr Lebhaftigkeit gibt. Bey jedem Menſchen gibt es ſolche kleine Dunkelheiten der nächſten Zukunft, durch welche er in einige Unruhe und in eine ſtärkere Bewegung geſetzt wird.

Auf dieſe Weiſe alſo intereſſirt uns nun unſer eigen Leben. Aber wie kann dieſe Hoffnung und Furcht entſtehen, ohne daß in unſern Umſtänden ſich etwas ändert?

Uns dünkt, es gibt eine dreyfache Art, die Leidenſchaften hervorzubringen, ohne die Umſtände des Menſchen zu ändern: die eine würde ich gern die muſikaliſche, die andere die maleriſche, die dritte die dichteriſche Art heißen, nicht, als wenn nicht eine jede Kunſt mehr als ein Mittel hätte zu rühren, ſondern weil ſich bey jeder Eine Art beſonders merklich zeigt.

Entweder wird die Leidenſchaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieſer Leidenſchaft geſtimmt wird. Das geſchieht durch die Muſik. Wenn man ſagt, ſie ahmt die Leidenſchaften nach, ſo will man oft weiter nichts als ſo viel ſagen: von einer gewiſſen Spannung der Nerven wird jede Leidenſchaft begleitet: iſt dieſer Spannung da, ſo entſteht dieſe Leidenſchaft oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlaſſung dazu. Töne, die eigentlich nur auf eine Erſchütterung des Gehörnervens wirken, haben doch einen unſtreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die Nerven ſchlaff und dadurch die Seele ſchwermüthig machen, oder welche ſie anſpannen und dadurch die Seele erheben. Der Komponiſt ſetzte dieſe Töne zuſammen, und erweckt dieſe Leidenſchaften. Er viel iſt wenigſtens ausgemacht, daß die meiſte Inſtrumentalmuſik, außer dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfaſſung, in die ſie den Körper ſetzt.

Oder die Leidenſchaft wird erregt durch das Anſchauen einer Begebenheit, die einen andern in Leidenſchaft ſetzt, und an der wir durch Sympathie Theil nehmen. Dieſe Art, Leidenſchaften zu erwecken, hat die Malerey mit der Poeſie gemein, aber die Malerey hat gar keine andere.

Die Poeſie hat noch eine zweyte. Nähmlich, es entſtehen Leidenſchaften, wenn uns die Empfindungen oder die Ideen eines andern lebhafter an unſre Umſtände und Empfindungen ähnlicher Art erinnern, und alſo, ſo zu ſagen, ein vergangnes Intereſſe wieder aufwecken.

Wir werden uns bloß auf die beyden letztern Arten, die Leidenſchaften zu erregen, einſchränken. Für die Dichter und die Schriftſteller überhaupt iſt dieſe Unterſuchung beſtimmt. Gemälde und Muſik können uns ergötzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verſtande intereſſiren können uns nur die redenden Künſte.

Noch einmahl alſo, dieſe Künſte erwecken Leidenſchaften, 1) indem ſie Begebenheiten uns darſtellen, an denen wir Antheil nehmen, 2) indem ſie Empfindungen uns vorlegen, die uns unſerer eigenen eingedenk machen. Man ſieht leicht, daß das

Drama, die Epopee, alle die Theile der Dichtkunſt, welche Begebenheiten erzählen oder nachahmen, Leidenſchaften auf die erſte Art erwecken; die Ode, die Elegie hingegen, alle die Gattungen, welche bloß den Gemüthszuſtand des Dichters ſchildern, auf die zweyte.

Dieſe Materie iſt von unendlichem Umfange; wir müſſen ſie in engere Grenzen einſchlieſſen, wenn wir ihrer mächtig werden wollen.

An welchen Leidenſchaften nehmen wir vornehmlich Theil? Auf welche Weiſe müſſen ſie geſchildert werden, damit dieſe Theilnehmung befördert werde? und welches iſt die nützlichſte Art der Leidenſchaften, die der Dichter erwecken kann?

Um zu wiſſen, welche Leidenſchaften und Empfindungen am meiſten intereſſiren, haben wir zween Wege; entweder die menſchliche Natur zu fragen, oder die Praxis der Dichter.

Die Natur ſagt uns: Wir nehmen an den Leidenſchaften, von welchen wir andre bewegt ſehen, Theil, entweder wenn wir uns genau in ihre Umſtände zu verſetzen, und die Wirkung derſelben auf die Seele uns vorzuſtellen wiſſen; oder wenn wir zwiſchen dieſen Umſtänden und unſern eignen eine gewiſſe Verbindung ſehen.

Wir glauben, es gibt eine dreyfache Sympathie. *Eine*, die bloß im Körper ihren Grund hat; unſere Werkzeuge gerathen bey gewaltſamen Bewegungen ähnlicher Werkzeuge in eine ähnliche Bewegung; ſo fühlen wir das Geſchrey eines Menſchen, der auf der Tortur liegt. Eine zwote, die in den Vorſtellungen der Seele ihren Grund hat; unſere Einbildungskraft gibt uns die Rolle der leidenden Perſon, und wir bilden alſo auch alle ihre Empfindungen nach. Eine dritte, die in den moraliſchen Empfindungen ihren Grund hat; wir erzürnen uns über ein augenſcheinliches Unrecht, das Jemanden geſchieht, mehr, als wir mit dem ihm zugefügten Uibel Mitleiden haben würden, wenn es ein bloßer Zufall wäre.

Die erſte Art der Sympathie findet nur bey dem Schmerze, nicht bey dem Vergnügen Statt. Denn die Erſchütterungen müſſen gewaltſam ſeyn, die eine harmoniſche Erſchütterung unſerer Nerven hervorbringen ſollen; und die Erſchütterungen des Vergnügens ſind ſanft. Um deßwillen alſo iſt körperlicher Schmerz kein ſchicklicher Stoff für den Dichter. Um deßwillen ſoll Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater umbringen, und Atreus nicht ſeines Bruders Kinder vor den Augen der Zuſchauer auftragen. Die Leidenſchaften, die uns von andern durch unſern Körper mitgetheilt werden; auch die, wo ſich nur unſere körperliche Sympathie ſehr mit hineinmiſcht, ſind immer unangenehme verdrüßliche Leidenſchaften; ſie erlauben ſelten eine Miſchung von Vergnügen, und ſie erregen kein Wohlgefallen über uns ſelbſt und unſere Empfindlichkeit.

Die zweite Art der Sympathie, die, welche aus der Einbildungskraft und dem Verſetzen in des andern Umſtände entſpringt, muß ebenfalls bey dem Leiden merklicher, als bey jeder andern Art der Empfindungen ſeyn. Denn, warum hätte man faſt in allen Sprachen alle andre Arten von Sympathie unbenannt gelaſſen, und dem Mitleiden allein einen Nahmen gegeben?

Wir ſehen demungeachtet augenſcheinlich, daß wir an der Fröhlichkeit eben ſowohl Theil nehmen können, als an der Betrübniß.

Alle Leidenſchaften laſſen ſich in ſolche theilen, die aus dem Widerſtande gegen das Uibel und den Schmerz; und in ſolche, die aus der Neigung gegen das Gute und das Vergnügen entſtehen. Jede Gattung theilt ſich wieder, nach dem die Leidenſchaft die Seele erhebt oder niederſchlägt. Es gibt einen Widerwillen gegen das Uibel, der zum Widerſtande führt, der mit einer Art von Aufwallung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der muthig und beynahe verwegen macht, das iſt die zornartige Unluſt. Es gibt einen andern, der zur Muthloſigkeit führt, der mit einer Unterdrückung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der ſchwermüthig und verzweifelnd macht, das iſt die Betrübniß. Eben ſo gibt es eine Freude, die ſtolz macht, die Zuverſicht und weit ausſehende Entwürfe einflößt; und eine andre, die weichlich macht, die in dem Schatten der Ruhe und bey dem Genuße einſchläfert.

Noch iſt der Charakter der Leidenſchaften anders, wenn bloß das Gute oder Böſe erwartet wird, und anders, wenn es nun kömmt.

Allgemeine Regeln zu geben, welche Leidenſchaften ſich am leichteſten mittheilen laſſen, mag vielleicht ſehr mißlich ſeyn; aber jeder darf ſeine Erfahrungen anführen, und der Leſer hat immer Vortheil, wenn er ſie mit ſeinen eignen vergleicht.

Uns alſo ſcheint es 1) daß, inſofern die Sympathie von den Vorſtellungen der Seele herkömmt, körperlicher Schmerz und Luſt am wenigſten Theilnehmung veranlaſſen. Vorſtellen können wir ſie uns wenig, wenn nicht der Körper hilft. Daher diejenigen, die von einem ſo feſten Baue des Körper und ſo abgehärteten Fibern ſind, daß von hieraus der Zugang zur Seele verſchloſſen iſt, geſetzt auch, daß ſie das fühlbarſte Herz haben, doch bey den körperlichen Leiden andrer, wenn nicht moraliſche dazu kommen, wenig empfinden. Das Unglück, woran wir durch die Imagination Theil nehmen ſollen, muß auch von der Imagination herkommen; die Vorſtellungen, welche ſich der Leidende von den Dingen macht, nicht die Bewegungen des Körpers, welche er fühlt, müſſen die Quelle ſeines Unglücks ſeyn.

2) Am Leiden können wir überhaupt mehr Theil nehmen, als am Vergnügen; es ſey nun, weil der Schmerz immer die heftigſte Empfindung iſt, und alſo auch mit mehr Gewalt auf den Zu-

ſchauer wirkt, oder weil wir dem Fröhlichen und Glücklichen nichts helfen können, da hingegen die Noth andrer unſern Beyſtand und alſo unſre Thätigkeit auffordert. Daher kömmt es alſo auch, daß nur das Trauerſpiel eigentliche Leidenſchaft erregt, die Komödie aber mehr bloß durch die Vorſtellungen intereſſirt.

3) An dem weichlichen Vergnügen, das in dem bloßen Genuſſe beſteht, bey dem die Kräfte des Geiſtes mehr hinſinken, als empor ſtreben, können wir am wenigſten Theil nehmen, wenn wir nicht ſelbſt in einem ähnlichen Zuſtande ſind, oder uns desſelben erinnern. Aber davon iſt jetzt die Rede nicht. Dieſe Maler der Wolluſt alſo, auch der feinern geſitteten Wolluſt, erreichen doch ihren Zweck, geſetzt er wäre auch der edelſte, am wenigſten. Es iſt umſonſt, ſeine Seele in einen Zuſtand, der ganz leidend iſt, worin ſie nichts wirkt, ſondern bloß Eindrücke andrer Dinge empfängt, freywillig zu verſetzen. Nur die Freude, die geſchäftig, behende, mit Unternehmungen ſchwanger, voll großer Hoffnungen iſt; dieſe nur können wir bey uns ſelbſt, ohne ſie zu fühlen, nachmachen: denn unſre Kräfte zu Handlungen zu erwecken, haben wir die Gewalt; aber Eindrücke hervorzubringen, wenn die Gegenſtände nicht da ſind, haben wir keine. Was die verſchiedene Arten der Unluſt anbetrifft, ſo kömmt viel auf den Charakter des Zuſchauers an. Ein männlicher Geiſt wird mehr An-

theil an dem Zorne, und ein weiblicher mehr Antheil an der Betrübniß nehmen. Jenes ſcheint der Fall bey den Alten geweſen zu ſeyn: deßwegen konnten ſie auch ſo ſchreckliche Geſchichten, ſo gräßliche Ausbrüche der Wuth vertragen, ſie ſahen lieber eine Medea, die, wenn gleich durch Grauſamkeiten, ſich über ihr Unglück erhebt, als eine Niobe, die weinend unter demſelben zu Boden ſinkt. Dieſes ſcheint der Fall bey uns zu ſeyn; wir wollen mehr wehmüthige als ſtarke Empfindungen ſehen; ein Feiger, der aber ſonſt ein guter Mann und unglücklich iſt, findet mehr Mitleiden, als ein Tapferer, der durch das Unglück wild und unbändig werden. Dieß kömmt alſo daher, weil der männliche Geiſt die muthige Widerſetzung des Zornigen billiget, und die Ohnmacht des Niedergeſchlagenen verachtet; der weibliche Charakter hingegen den Ungeſtüm des Zorns ſcheuet, und hingegen das Sanfte der Betrübniß gut heißt. Dieß hängt alſo mit der Sympathie der moraliſchen Empfindungen zuſammen, und davon werden wir gleich reden.

4) An allen glücklichen und unglücklichen Vorfällen andrer Menſchen können wir mehr Antheil nehmen, wann ſie erwartet werden, als wenn ſie gegenwärtig ſind. Um deßwillen ſchließt ſich das Trauerſpiel, ſobald der unglückliche Streich vollbracht iſt. Den Hoffnungen zweyer Liebenden, die ſich durch allerhand Schwierigkeiten aufgehalten ſehen, können wir mit Vergnügen zuſehen; aber

wann ſie nun verlobt ſind, ſo gehen wir davon. Die Urſache liegt in dem, was wir ſchon geſagt haben. Nur an der Begierde oder dem Abſcheue nehmen wir eigentlich Theil, nicht an dem Genuße und dem Leiden; jenes ſind Handlungen, dieß ſind Empfindungen; dort wirken wir ſelbſt, hier die Dinge. Wo ſich nun bey den Perſonen, welche es eigentlich gilt, Hoffnung in Luſt verwandelt, da hört ihr Beſtreben und alſo unſre Mitwirkung auf. Bey dem Schmerze iſt es etwas anders; weil kein Schmerz ohne Furcht, obgleich Luſt ohne Hoffnung ſeyn kann. Bey dem Genuße verliert ſich die Begierde, und alſo auch die Theilnehmung. Bey dem Schmerze verliert ſich nicht die Verabſcheuung; die Beſtrebung das Uibel wegzuſchaffen bleibt, und dieſes Beſtreben theilen wir mit dem Leidenden.

Was die moraliſche Sympathie betrifft, ſo richtet ſich dieſe nach zwo Sachen; nach dem Charakter der Perſon, und nach dem Charakter der Leidenſchaft, an welcher wir Theil nehmen ſollen. Die Perſon müſſen wir lieben oder hochachten; die Leidenſchaft müſſen wir in gewiſſem Grade billigen. 1) Liebe und Hochachtung gründen ſich auf moraliſche Vollkommenheit, die wir einem Menſchen zuſchreiben. Aber Hochachtung geht auf die moraliſche Vollkommenheit bloß an ſich betrachtet, Liebe auf dieſelbe als eine Quelle des Vergnügens oder des Nutzens für uns. Alle Umſtände einer Perſon, gegen welche wir eine dieſer beyden Geſinnungen haben, rühren uns mehr, alle ihre Empfindungen nehmen wir leichter an; einmahl, weil wir dieſe Umſtände mehr mit den unſrigen verbinden, zum andern, weil wir dieſe Empfindungen für etwas vollkommners und nachahmungswürdigers halten.

2. Beſonders müſſen wir die Leidenſchaft, welche Sympathie erregen ſoll, für erlaubt oder für löblich, und den Grad derſelben für billig und der Urſache gemäß anſehen. Die Stoiker ſagten, unſre eigne Leidenſchaften bekämen dadurch ihre größte Stärke, weil wir aus Irrthum es für recht hielten, ſie zu haben. Wir wollen jetzt nicht unterſuchen, wie weit dieſes wahr ſey; aber ſo viel iſt gewiß, daß jede Leidenſchaft geſchwinder entſteht, und auf eine größere Höhe ſteigt, wenn wir durch den Gedanken von Unrechtmäßigkeit oder von Thorheit nicht zurück gehalten werden. Der freywillige Entſchluß der Seele geſellt ſich bey Leidenſchaften, die wir billigen, zu dem unfreywilligen Eindrucke der Gegenſtände; und dieſe vereinigte Kraft unſerer ſelbſt und des Dinges macht alſo die Wirkung größer.

So wie in den Begriffen von der Moralität etwas Feſtes und Unwandelbares, und etwas Veränderliches und Willkürliches iſt; ſo werden auch die Leidenſchaften, welche man billiget, zum Theil bey allen Menſchen dieſelben, zum Theil durch die

Verſchiedenheit der Sitten und der Geſetze verſchieden ſeyn.

Allgemein wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die auf Wohlwollen gegründet iſt, mehr Theilnehmung erregt; als eine, welche aus Haß entſteht; die Elektra flößt uns bey weitem nicht ſo ſehr ihren Haß gegen ihre Mutter ein, als ſie uns ihre Liebe zu ihrem Bruder einflößt. Allgemein wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die ein Menſch bloß wegen ſeiner eignen glücklichen oder unglücklichen Veränderungen empfindet, weniger Theilnehmung erregt, als die, welche er über das Schickſal andrer, die unter ihm ſtehen, oder für welche er zu ſorgen hat, empfindet. Ein Vater, der ſeine unglücklichen Kinder, ein Bürger, der ſein Land beweint, fordert mehr Mitleid, als ein Menſch, der ſeine eigne Armuth oder ſeine Krankheit beklagt. Allgemein wird es ſeyn, daß Zorn nur bey einem durch Ungerechtigkeit erlittnen Unglücke gebilliget und mit empfunden wird.

Aber verſchieden werden die Meinungen über die Größe der Beleidigungen ſeyn, und über die Härte der Ahndung, die bey jeder Beleidigung erlaubt iſt. Eine empfangne Ohrfeige erregt den ganzen Tumult in dem Cid, und dieſer Tumult ſcheint den Zuſchauern nicht übertrieben. Die Rache der Elektra iſt grauſam; aber die Ermordung eines Vaters ſchien ſie den Griechen zu rechtfertigen. Verſchieden werden ſie ſeyn über den Werth der Tugenden, die ſich in den verſchiedenen Leidenſchaften äußern. Jede Art der Fähigkeiten und Tugenden, die Tapferkeit, die Mäßigkeit, die Menſchenliebe, hat ihre Epoche in der menſchlichen Geſellſchaft; vielleicht hat es noch keinen Zeitpunct gegeben, wo alle Tugenden auf gleiche Art wären geſchätzt worden. Zu der einen Zeit wird man geneigt ſeyn, auch Handlungen der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit zu entſchuldigen, wenn ſie nur mit Entſchloſſenheit unternommen und mit Muth ausgeführt worden; zu einer andern wird man auch weibiſches tändelndes Weſen vertragen können, wenn es nur mit Feinheit der Sitten und Gutherzigkeit verbunden iſt.

So viel ſagte uns die Natur des Menſchen; was ſagt uns nun die Praxis der Dichter?

Wenn man die alten und neuen Trauerſpiele in ſeinen Gedanken durchläuft, ſo wird man, glauben wir, zwo Leidenſchaften am öfterſten in ihnen vorkommen ſehen: Rachſucht und Liebe. Rache, oder die Ahndung einer empfangnen Beleidigung, iſt oft der Stoff des heroiſchen Trauerſpiels, und iſt den Dichtern am meiſten eigen, welche nach Erhabenheit ſtreben; Liebe iſt gemeiniglich der Stoff des wehmüthigen Trauerſpiels, und iſt die Lieblingsmaterie der Dichter, welche mehr Empfindlichkeit des Herzens haben.

Dieſe Einförmigkeit wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es nur zwo Leidenſchaften zu ſchildern geben kann, ſolche, die aus der Freude und dem Wohlgefallen, und ſolche, welche aus dem Mißfallen entſtehen. Rührt nun dieſe Freude oder dieſer Verdruß von den menſchlichen Handlungen her, ſind es die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, durch welche dieſe Leidenſchaften erregt werden, ſo werden ſie faſt allemahl in Liebe oder in Zorn ausſchlagen.

Aber warum iſt unter allen Arten der Zuneigung, die Liebe der Geſchlechter vorgezogen worden?

Deßwegen, weil 1) dieſe Leidenſchaft allgemeiner iſt; ſie gründet ſich auf einen Naturtrieb, ſie erinnert an eines der ſtärkſten ſinnlichen Vergnügungen; die Sympathie kann alſo allgemein ſeyn. Die väterliche, die freundſchaftliche, die Vaterlandsliebe hingegen, ſind nur gewiſſen Perſonen eigen, ſie ſind mehr Tugenden, als wirkliche Leidenſchaften; nur derjenige kann ſtark daran Theil nehmen, der ſelbſt fähig iſt ſie zu fühlen. 2) Weil dieſe Leidenſchaft am meiſten Verwickelungen und Abenteuer hervorbringt, und alſo der beſte Stoff zu einer Fabel iſt. Da ſie ſich mit dem Intereſſe der Familien durchkreuzt, ſo findet ſie mehr Schwierigkeiten und Widerſtand zu überwinden; da ſie ausſchließend iſt, ſo hat ſie mit Nebenbuhlern zu kämpfen; da ſie, durch die Unauflöslichkeit der Ehe, den lebenslangen Zuſtand zweyer Menſchen beſtimmt, ſo macht ſie auf gewiſſe Weiſe die Entſcheidung ihdes Schickſals aus; da ſie endlich geſchwinder auf ihre Befriedigung dringt als jede andre Leidenſchaft, ſo bringt ſie in der kürzeſten Zeit die wichtigſte Begebenheit des menſchlichen Lebens zu Stande, wodurch ſie einer dramatiſchen Behandlung am meiſten fähig wird. 3) Weil ſie die am meiſten poetiſche Leidenſchaft iſt: ſie belebt die Einbildungskraft, weil ſie zum Theil körperlich iſt, und den Lauf der Säfte beſchleunigt; ſie iſt in ihrer vollen Stärke zu der Zeit des Lebens, wo die Seele am meiſten wach, und die Nerven am gefühlvollſten ſind; ſie vermiſcht ſich mit vielen andern Empfindungen, weckt jede ſchlafende Leidenſchaft auf, und färbt jede Idee, jede Handlung mit ihrer eignen Farbe. Die Liebe hat die Poeſie hervorgebracht, und es iſt nicht bloße Nachahmung, ſondern es iſt Natur, daß die Liebe und ihre Abenteuer öfters als jeder andre Umſtand des menſchlichen Lebens von der Dichtkunſt ſind beſungen worden.

Aber warum haben die Alten ſo wenig Liebe in ihren Stücken? Man irret ſich. Liebe iſt in ihren Stücken genug, aber nur nicht die Geſchichte des Verliebens. Wenn wir die tragiſchen Begebenheiten der griechiſchen Bühne betrachten, ſo finden wir, daß die Liebe viele derſelben veranlaßt und ſich faſt in alle gemiſcht hat. Was ſtürzt den Agamemnon, was zerrüttet die Häuſer des Atreus, des Jaſons, des Theſeus, als die Liebe? Was iſt es dann, das uns die griechiſchen Dichter in der Kintämneſtra, in der Medea, in der Phädra ſchildern, als die Wirkungen der Liebe? Freylich der ausſchweifenden, der ehebrecheriſchen, der ſchändlichen Liebe. Aber ſie haben auch in der Alceſtis das Gemälde ehelicher Treue aufgeſtellt. Die Neuern haben alſo nicht die Liebe zuerſt ins Theater gebracht; aber ſie haben ſie auf eine neue Weiſe behandelt, einen andern Zeitpunct derſelben, ſo zu ſagen, gewählt. Die Griechen ſchildern mehr die eheliche Liebe, es ſey in ihrer Ausſchweifung und Verderbniß, oder in ihrer Vollkommenheit und Reinigkeit; die Eiferſucht einer beleidigten Frau, oder die Wuth einer Ehebrecherinn iſt der Stoff ihres Gemäldes: unſre Dichter hingegen ſchildern mehr den Roman vor der Ehe, die Zärtlichkeit des Liebhabers, oder die Eiferſucht der Braut.

Und ſo bringen es die Sitten der Griechen und die unſrigen mit ſich. Bey den Griechen gab es keinen ſolchen Roman. Ihre Töchter blieben in dem innerſten Theile des Hauſes, den Augen aller Mannsperſonen, ſelbſt ihres Liebhabers verborgen, bis er ihnen als Gemahl zugeführt wurde. Eher trat das weibliche Geſchlecht nicht auf dem Theater der Welt auf, als bis es verheirathet war; und auch dann waren die Beſten, die Tugendhafteſten, am wenigſten ſichtbar.

Was alſo in der menſchlichen Natur liegt, daß die Liebe eine allgemeine und poetiſche Leidenſchaft iſt, daß ſie am Elende und Glückſeligkeit der Menſchen und der Familien ſehr vielen Theil hat:

das hat Griechen und Franzoſen und Teutſche auf gleiche Weiſe dahin gebracht, die Liebe in ihre Stücke zu bringen, es ſey als eine unſichtbare Triebfeder der Handlung, oder als das ſichtbare Original des Gemäldes. Was aber bloß in den Sitten unſrer Zeit liegt, daß beyde Geſchlechter auch vor der Ehe freyer mit einander umgehen können; daß der Jüngling und die Braut auf gleiche Weiſe ihre Neigung geſtehen dürfen; daß es einen ſo häufigen Kampf der Leidenſchaft der jungen Perſonen mit dem Intereſſe der Alten und ihrer Familien gibt; daß dieſer Streit von beyden Seiten durch gegenſeitige gemachte Entwürfe geführt wird, woraus eigentlich die Intrigue entſteht: dieß hat auch unſerm Theater und unſern Romanen eine beſondre Art von Liebeshändeln gegeben, von denen die Alten wenig wußten.

Eine Leidenſchaft gibt es, in welcher ſich dieſe beyden, Liebe und Zorn, mit einander vereinigen; keine iſt auch deßwegen öfter geſchildert worden, in keiner haben die Dichter ein größer Feld gefunden, ihre Einſicht in die Führung der Leidenſchaften zu zeigen. Dieſe Leidenſchaft iſt die Eiferſucht. Die Medea, der Othelo und die Zaire, drey Hauptſtücke dreyer berühmten Nationen, haben die Eiferſucht zum Stoff.

In der That wird kaum irgend eine Leidenſchaft ſo viel andre Leidenſchaften in ſich ſchlieſſen, kaum eine ſo mannigfaltige Bewegung des Gemüths erregen. Wer den Eiferſüchtigen ſchildern will, der muß die Liebe und den Haß, die Freude und die Traurigkeit, die Hoffnung und die Furcht ſchildern. Uiberdieß kann man der Entſtehung dieſer Leidenſchaft mehr als irgend einer andern nachſpüren: Andre Leidenſchaften entſtehen entweder zu langſam oder zu ſchnell, um aus ihrem Urſprunge ihre Natur kennen zu lernen. Eine einzige Beleidigung kann das Gemüth in Zorn bringen; die Vorſtellungen folgen hier mit ſolcher Geſchwindigkeit auf einander, das Blut und die Lebensgeiſter brauſen ſo ſchnell auf, daß es dem Menſchen ſelbſt nicht möglich iſt, den Gang der Leidenſchaften zu entwickeln. Die Liebe, wenn ſie ganz ſinnlich iſt, entſteht eben ſo ſchnell und oft bey dem erſten Anblicke. Iſt ſie hingegen moraliſch, ſo wächſt ſie unmerklich; es iſt unmöglich, den Zeitpunct zu beſtimmen, wo Gleichgiltigkeit in Neigung, und Neigung in Zärtlichkeit übergingen. Bey der Eiferſucht hingegen iſt der Zuſtand, aus welchem die Leidenſchaft gleichſam ausgeht, ſchon ein an ſich merklicher Zuſtand, deſſen Abänderungen ſich wohl wahrnehmen laſſen. Wenn ein Menſch, welcher liebt, und heftig liebt, anfangen ſoll zu haſſen: ſo muß der Uibergang deutlich ſeyn. Die Ideen, welche ſeine erſte Leidenſchaft beſtritten und beſiegt haben, müſſen öftere Anfälle auf dieſelbe gethan haben; es muß ein Kampf vorgegangen ſeyn, mit einem Worte, der Menſch, der eiferſüchtig wird, iſt ſelbſt geſchäftig, ſeinen Argwohn zu ſtärken oder zu beſiegen, er weiß alſo und kann angeben, was in ihm vorgeht.

Und dieß bringt uns auf eine andre Bemerkung, die man bey der Leſung der Dichter machen kann, daß nichts ſo ſehr intereſſirt, als der Streit mehrerer Leidenſchaften.

Wir haben ſchon angemerkt, daß nicht ſowohl die Empfindung, die leidende Veränderung des Geiſtes, die bey der Leidenſchaft zum Grunde liegt, als die Thätigkeit, die wirkſamen Beſtrebungen der Seele, durch welche ſich die Leidenſchaft äußert, dasjenige ſey, woran wir Theil nehmen. Iſt nur Eine unbeſtrittene Leidenſchaft in der Seele, ſo kehrt ſie ihre ganze Wirkſamkeit nach außen, ſie geht bloß mit der Unternehmung, mit der äußern Handlung um, die zu ihrer Befriedigung abzielt; die innere Wirkſamkeit des Geiſtes ſelbſt, die, welche eigentlich durch die Rede geſchildert werden kann, iſt nur geringe. Wenn aber mehrere Begierden vorhanden ſind: ſo arbeitet die Seele innerlich, eine Entſcheidung des Streits oder ein Gleichgewicht zu finden; und dieſe Arbeit iſt es, welche eigentlich Worte malen können.

Ein Menſch, der einen andern vollkommen und durchaus haßt, iſt auf gewiſſe Weiſe ruhig, weil er einmahl entſchloſſen iſt, und einen einfachen Entwurf verfolgt; die Ideen, die zu jeder Leidenſchaft gehören, ſo wie ſie ſich mehr feſtſetzen, werden dunkler. Wenn er aber eben die Perſon liebt, über deren Beleidigung er ergrimmt: dann iſt das Gemüth in Aufruhr; die Ideen des Haſſes ſind neu, und alſo lebhaft und deutlich, die Ideen der Liebe ſind im Beſitze der Seele, und leiſten alſo muthigen Widerſtand, der ſie hinwiederum klärer und lebendiger macht. Mit einem Worte, der Widerſpruch der Ideen und der Begierden, das iſt der Zuſtand, wo der Menſch ſeiner ſelbſt am beſten bewußt iſt, und wo er am meiſten ſeine Vorſtellungen und Neigungen ausdrücken kann.

Uiberdieß iſt die Erwartung, die zum Intereſſirenden nothwendig iſt, bey dem Streite zweyer Leidenſchaften größer als bey Einer. Was der Menſch thun wird, der bloß liebt oder bloß haßt, das iſt ausgemacht; die Wahl kann nur zwiſchen den Arten der Befriedigung ſeyn, und dieß erregt die Neubegierde nicht ſo ſtark, weil es nichts iſt, was die Natur des Menſchen ſelbſt ſo ſehr anginge. Aber wozu ſich der Sohn noch entſchlieſſen wird, der ſeinen eignen Vater an dem Vater einer Geliebten rächen ſoll; was die mütterliche Liebe einer heftigen und gegen ihren Gemahl wüthenden Frau thun wird; das ſind wir höchſt begierig zu wiſſen, und ſind ſehr zweifelhaft, es voraus zu ſagen.

Dieſer Streit der Leidenſchaften iſt auf mehr als eine Art möglich.

Der erſte iſt zwiſchen einer alten eingewurzelten Neigung, und einer neuentſtehenden Leidenſchaft.

durch welche ſie beſiegt werden ſoll. Dieß iſt der Fall bey der Eiferſucht. Dieſe Art des Streites iſt zu einer Schilderung, zu einer Entwickelung der Leidenſchaft am vortheilhafteſten. Die Entſtehung iſt es, welche uns die Natur der Leidenſchaft am beſten erklärt. Und wo können wir dieſer Entſtehung zuſehen, als wo der Zeitpunct, wo ſie anfängt, merklich iſt; und wo kann er merklich ſeyn, als wo er von dem vorhergehenden Zuſtande der Seele ſehr abſticht? Uiberdieß findet ſich der Vortheil, den der Streit der Leidenſchaften dem Dichter leiſtet, daß er die ſtummen beredt macht, bey keinem Streite mehr, als wo eine einmahl feſte Uiberzeugung beſtritten, und eine ſchon zur Gewohnheit gewordene Zuneigung angegriffen wird.

Eine andre Art des Streites, der viel Unruhe und Erwartung erregt, aber weniger den Charakter entwickelt, iſt der, wenn eine neue und zufällig entſtandne Begierde, einer alten Leidenſchaft, bey der Wiedererkennung des Gegenſtandes, oder bey einer beſſern Belehrung, Platz macht. Dieß iſt der Fall bey der Iphigenia von Tauris und bey der Merope. Hier iſt es nicht ſowohl ein Streit, als eine plötzliche Umkehrung der Geſinnungen. Das Intereſſe entſpringt nicht ſowohl, weil man in den Zuſtand der Perſon tief eindringt, und ſich alſo dadurch die Geſinnungen ſehr zu eigen machen kann, ſondern weil man ſelbſt durch den Widerſpruch unruhig wird, der ſich zwiſchen der jetzigen Bewegung der Perſon und ihren wirklichen Geſinnungen und Verhältniſſen findet. Geſchieht nun die Entdeckung; ſo iſt bey der Perſon ſelbſt zwar kein eigentlicher Streit, die alte Leidenſchaft nimmt ungehindert Platz: aber ſie äußert ihre Gewalt weit ſtärker; ſie iſt mit einem Grade von Schrecken verbunden, alſo noch eine Miſchung von der Leidenſchaft, aus welcher ſie entſtanden war. Fälle dieſer Art werden auf dem Theater öfter als im menſchlichen Leben vorkommen, denn ſie fodern immer eine wunderbare Verwickelung, um dem Menſchen den wahren Gegenſtand ſeiner Liebe oder ſeines Haſſes zu verbergen, oder um ihn auf eine Zeitlang wider ſeine wirkliche Geſinnungen handeln zu laſſen.

Ein dritter Streit iſt zwiſchen zwo Leidenſchaften, welche ſich zwar einander nicht aufheben, welche nicht einander entgegenſtehen, aber die doch entgegenſtehende Maßregeln und eine doppelte Aufführung brauchen.

Wenn ein Menſch zwo Perſonen liebt, welche einander haſſen; wenn er die Gunſt zwoer Perſonen ſucht, die entgegenſtehende Unternehmungen haben, an welchen ſie ihn wollen Theil nehmen laſſen, wenn er in zweyfachen Verbindungen iſt, die ihm beyde theuer ſind, und ihm alſo entgegenſtehende Pflichten auflegen: dann iſt er in einer wichtigen Situation. Das iſt der Fall bey Germeuil im Hausvater, ſo iſt Neoptolem im Philoktet, der gern den kranken Helden retten, und doch ſeinem gegebenen Worte treu ſeyn wollte. Man ſieht leicht, warum man ſich für einen ſolchen Menſchen intereſſirt. Die Unruhe iſt vielleicht unter allen Bewegungen der Seele diejenige, welche ſich am leichteſten mittheilt; und eine ſolche Lage der Umſtände bringt Unruhe hervor. Uiberdieß iſt man begierig, die Entſcheidung zu wiſſen; man findet die Aufgabe verwickelt, und man wünſchet ſie aufgelöſt zu ſehen.

Eine ſolche Situation kann aber eben ſowohl lächerlich als rührend werden, nach dem Charakter der Perſon, welche ſich in derſelben befindet. Bey einem ſchwachen Geiſte, oder wenn die Parteyen, unter welchen zu wählen iſt, nicht erheblich ſind; ſo artet dieſe Unruhe in eine kindiſche Unentſchloſſenheit und Verlegenheit aus, die allemahl lächerlich iſt. Man wird ſich erinnern, in ſehr viel Komödien ſolche Scenen geſehen zu haben, wo ein alberner Menſch durch ſeine Verlegenheit die Zuſchauer erluſtiget. Bey einem edlen und großen Charakter hingegen, und wenn die Vorfälle wichtig ſind, und die Wahl einen großen Ausſchlag gibt: dann wird dieſe Unruhe rührend.

Wir könnten hier den Streit zwiſchen Leidenſchaft und Vernunft, als eine beſondre Gattung hinzufügen, wenn er ſich nicht auf gewiſſe Weiſe über alle die vorigen Arten erſtreckte.

Nähmlich, was wir eigentlich Leidenſchaft nennen, iſt eine ſinnliche Begierde, die vom Körper herrührt, die durch den Lauf der Säfte und die Bewegung der Lebensgeiſter unterſtützt wird. Vernunft iſt der Geiſt, inſofern er aus ſich ſelbſt und abgezogen vom Körper wirkt und handelt. Sobald alſo nur der Menſch ſelbſt thätig iſt, und ſo weit er es iſt, da und ſo weit wirkt ſeine Vernunft. Aber jeder Streit der Leidenſchaften macht den Menſchen ſelbſt thätig; alſo erweckt jeder Streit der Leidenſchaft die Vernunft.

Im Grunde war dieß eben der Vortheil, den wir von dieſem Streite ziehen konnten. Eine einfache ſinnliche Leidenſchaft kann thieriſch ſeyn, und iſt es immer mehr oder weniger: eine zwiefache entgegengeſetzte muß auf gewiſſe Weiſe vernünftig werden, (oder der Menſch iſt verloren,) durch die Arbeit, die die Seele ſelbſt dabey anwenden muß, ſie auseinander oder in Vereinigung zu bringen. In dem erſten Falle denkt der Menſch wenig. Es iſt bloßes dunkles Gefühl bey ihm: und wer will dieſes dunkle Gefühl ſchildern? wer will ſich darein verſetzen? In dem andern denkt er nothwendig Etwas, ſeine Empfindungen, die bloße Eindrücke waren, welche auf die Seele geſchahen, müſſen nun von ihr bearbeitet, geändert, und ſo zu ſagen in die Form gebracht werden, daß ſie bey einander Platz haben. Dieſe Ideen zu beſchreiben, dazu iſt die Sprache gemacht, das kann allein der Vorſatz des Dichters oder Redners ſeyn.

Es gibt demungeachtet noch eine reinere oder höhere Vernunft, als die, welche bloß aus dem Zuſammenſtoße der Leidenſchaften zum Vorſchein kömmt. Wir wollen ſagen, es gibt auch Begierden, die ihren erſten Urſprung in dem Geiſte und ſeinen eignen Vollkommenheiten haben. Dieſe Begierden machen den Grund der Tugend aus. Sie ſind gleichförmig und ruhig, und geben alſo zu keinen gewaltſamen Aeußerungen, aber wohl zu einer lebhaften Thätigkeit Anlaß, wenn die Seele dieſe ihre eigenthümlichen Begriffe, dieſe ihr am meiſten zugehörenden Neigungen bey dem Sturme der körperlichen Begierden und der gewaltſamen Bewegung der Lebensgeiſter zu erhalten ſucht. Dieß iſt, glauben wir, ein äußerſt intereſſanter Anblick, der vielleicht nicht ſo oft recht geſchildert worden iſt, weil nur die beſten und vortrefflichſten Männer in ſich ſelbſt das Original zu einer ſolchen Schilderung finden können. Dieß iſt der Kampf des weiſen Mannes mit dem Unglücke, und oft auch mit dem Glücke, welchen die Götter ſelbſt, wie Seneka ſagt, mit Vergnügen anſchauen.

Mit dieſem Streite der Leidenſchaften, von welchem bisher geredet worden iſt, haben zween Fälle etwas ähnliches, die nach Theorie und Erfahrung vorzüglich intereſſant ſind. Des erſten gedenkt ſchon Ariſtoteles in ſeiner Rhetorik. Das Mitleiden, ſagt er, wird ſtärker rege, wenn nach Vollbringung des Streichs, der das Schickſal des

Helden entſcheidet, nun ein Umſtand ſich ereignet oder bekannt wird, der ihn würde gerettet haben, wenn er nicht ſchon das äußerſte erlitten hätte. Was macht Clariſſens Tod trauriger, als die Ankunft der Norton, die ihr die Vergebung von ihren Aeltern bringt? Was iſt ſchrecklicher als die Situation des Romeo, der ſeine Geliebte wieder aufleben ſieht, da er das Gift ſchon getrunken hat? Dieſe Beyſpiele zeigen zugleich die Verſchiedenheit, die hierbey noch Statt findet. Iſt die Perſon ſelbſt, wie Romeo, noch am Leben und gegenwärtig, ſieht ſie ſelbſt den glücklichen alles ändernden Vorfall, und iſt doch verloren: ſo iſt die Situation ſchrecklich. Iſt die Perſon, wie Clariſſe, ſchon todt, und iſt es nur der Leſer, der das Unglück, welches ſie erlitten hat, mit dem Glücke, was ihr bevorſtund, vergleicht: ſo iſt die Situation wehmüthig.

Im erſten Falle wird das Leiden des Helden ſelbſt vergrößert; im zweyten wird nur die Vorſtellung dieſes Leidens bey dem Zuſchauer lebhafter.

Ein zweyter Fall, wo nicht ein eigentlicher Streit der Leidenſchaften, aber doch ein gewiſſer Widerſpruch in den Begebenheiten und Gemüthsbewegungen das Intereſſe vermehrt, iſt der Fall des Oedips, der gerade durch die Mittel, welche er anwendet, ſich zu retten, ſein Unglück beſchleunigt, gerade durch die Nachrichten, welche ihm einen Zuwachs von Glückſeligkeit verſprechen, ſeines Unglücks gewiß wird. Derſelbe Bothe, welcher[ihm die Krone von Korinth anbiethet, beweiſt es ihm, daß er Lajus und Jokaſtens Sohn ſey. Aber woher entſteht hier das größere Intereſſe? Aus der nähmlichen Urſache, als im vorigen Falle, aus dem größern Aufruhre, in dem Gemüthe des Leidenden. Dort war es das nahe Bild der Glückſeligkeit, welches das Gemälde des Unglücks noch ſchwärzer machte; die Begierden entbrannten zu eben der Zeit heftiger, da ſie ihren Gegenſtand unwiederbringlich verloren ſahen: hier gibt die Gewalt, mit welcher der Menſch ſeinem Unglück entgegengearbeitet hat, und die gegen ihn ſelbſt gekehrt wird, auch dem darauf folgenden Schmerz eine größre Heftigkeit. Ein lange zuvorgeſehenes Unglück, zu deſſen Abwendung man nichts gethan hat und nichts hat thun können, kann ſehr ſchmerzlich ſeyn, aber zu gewaltſamen Entſchlüſſen wird es ſelten bringen; das Gemüth bleibt in ſeiner Lage, obgleich dieſe Lage traurig iſt. Aber wann der Menſch ſchon vorher, und mit einiger Hoffnung, nach einem Ziele gerungen, wann er Vorkehrungen gegen das Unglück gemacht, Helfer herbeygerufen, alle ſeine Einſichten und ſeine Kräfte aufgebothen hat: dann iſt ſchon ohnedieß die Seele in einer lebhaften Bewegung; und wann alſo mitten in dieſem Sturme ein unglücklicher Streich ſeine Bemühungen vernichtet, dann kehrt ſich eben die Kraft der Seele, welche ſchon in Thätigkeit war, gegen ſich ſelbſt; er wird unwillig und aufgebracht über ſein Schickſal.

Man ſieht leicht, daß auch Fabeln von dieſer Art künſtlich ſeyn müſſen. Und ohne das Syſtem eines blinden Schickſals, welches in der alten Tragödie ſo ſehr herrſcht, wird es kaum möglich ſeyn, viele derſelben zu Stande zu bringen. In der That miſcht ſich dieſes Schickſal in die meiſten ihrer Stücke. Oedip wird durch einen Orakelſpruch zum Vatermörder, Phädra wird von der Venus in ihren Stiefſohn verliebt gemacht, und Oreſt bringt ſeine Mutter auf den Befehl des Apollo um, der ihn doch dafür durch die Furien ſtrafen läßt.

Dieſes Syſtem iſt das Syſtem der meiſten noch rohen unerleuchteten Völker. Und darum ſind auch nur in den älteſten Epochen die Geſchichten häufig, wo ein Menſch alles thut, einem geweiſſagtem Schickſale zu entgehen, und gerade dadurch ſich in dieſes Schickſal verwickelt. Für uns, die wir dieſe Ideen nicht annehmen, können ſolche Verwickelungen nicht anders als unwahrſcheinlich und unnatürlich ſcheinen; und wenn ſie auch dieß nicht wären, ſo würden ſie das größte Intereſſe für einen feinern und geſitteten Zuſchauer, die Theilnehmung an der Moralität der Handlungen, aufheben.

Noch zu einer Erklärung müſſen wir dieſe Anmerkungen über den Streit der Leidenſchaften anwenden.

Was iſt wohl das, was die Kunſtrichter eine Situation nennen? Es iſt eine Zuſammenkunft ſolcher Umſtände und Begebenheiten, durch welche die Empfindungen oder Leidenſchaften der handelnden Perſon, in Wirkſamkeit geſetzt und genöthigt werden, in Entſchlüſſen und Handlungen auszubrechen. Aber wodurch werden ſie in dieſe Wirkſamkeit geſetzt? Gemeiniglich durch einen ſolchen Streit, als wir bisher betrachtet haben.

So wie wir in der Körperwelt die Kräfte nur nach dem Widerſtande meſſen, den ſie überwinden, ſo meſſen wir in der moraliſchen Welt, die Stärke der Neigungen oder Empfindungen, nur nach den gegenſeitigen Eindrücken oder Begierden, über welche ſie die Oberhand behalten. Der Hausvater konnte ſeinen Sohn und ſeine Tochter lieben, ſo ſtark er immer wollte; daß er ihn liebte, das konnte bekannt ſeyn, aber wie innigſt ſeine Zärtlichkeit ſey, wie weit er andre Väter darin übertreffe, das konnte man erſt ſehen, da ſein Sohn ausſchweifend und ſeine Tochter zurückhaltend wurde.

Diderot redet von nichts anders, als einem ſolchen Streite, wann er den Kontraſt zwiſchen dem Charakter und den Umſtänden ſo ſehr empfiehlt. Was iſt den der Charakter? Es ſind diejenigen Neigungen und Abneigungen, die ebenfalls bey gewiſſen Vorfällen und Gelegenheiten entſtanden ſind, aber die ſich nun einmahl feſtgeſetzt haben, die fortdauernd ſind. Was ſind die Umſtände? Es ſind die jetzt vorfallenden Begebenheiten, welche Gelegenheit zu neuen Empfindungen und Geſinnungen geben. Was wird alſo der Mann ſeyn, deſſen Charakter mit ſeinen Umſtänden im Streite ſteht? Es wird ein Mann ſeyn, welcher die Gewohnheit hat eine Perſon zu lieben, und welcher jetzt eben Veranlaſſung bekömmt ſie zu haſſen; es wird einer ſeyn, der für beſtändig eine Perſon ſehr verehrt, und für jetzt veranlaßt iſt, ſie zu beſchimpfen. Alſo im Grunde dieſer Streit zwiſchen Charakter und Umſtänden, immer ein Streit zwiſchen Neigungen und Neigungen; zwiſchen einer Leidenſchaft und der andern. Nur daß die eine Neigung ſchon längſt iſt erregt worden, und ſeit der Zeit fortgedauert hat; die andre erſt jetzt erregt wird und größtentheils vorübergehend iſt.

Wir empfinden demungeachtet noch hierbey eine Verſchiedenheit. Eine Leidenſchaft kann einer andern auf eine doppelte Art zuwider ſeyn: einmahl, wie ſich Haß und Liebe gegen dieſelbe Perſon zuwider iſt, ſo iſt es bey der Eiferſucht; das andremahl, wie der Geitz und die Liebe zu einem armen Mädchen, ſo iſt es beym Harpagon. Man ſieht nähmlich, im erſten Falle iſt der Streit eigentlich zwiſchen den Begierden ſelbſt, man muß durchaus eine Wahl treffen; eine Neigung muß aufgeopfert werden. Im andern Falle können beyde Leidenſchaften bey einander beſtehen, und dauern auch zugleich fort; aber der Streit iſt zwiſchen den Grundſätzen, Meinungen und Arten zu handeln, zu welchen dieſe Leidenſchaften Anlaß geben. Als Geitzhals muß er eine Heirath ohne Mitgift für unvernünftig halten:

und als Verliebter muß er ſie jetzt billigen. Vielleicht iſt die Entſcheidung zu gewagt: aber uns dünkt, daß nur der erſte Streit eigentlich rührend ſey, und für die Tragödie und das Intereſſe durch Empfindung gehöre; der andre hingegen leichter komiſch werde, und mehr bloß durch die Entwickelung des Charakters intereſſire. Das erſte bringt Unruhe, plötzliche Uibergänge, gewaltſame Entſchlüſſe und zuletzt Reue hervor; das andre hingegen faſt immer nur Verlegenheit, und gewiſſe Widerſprüche im Betragen und Reden, die lächerlich werden.

Noch müſſen wir einer Leidenſchaft gedenken, die eine Art des Zorns zu ſeyn ſcheint, und die von den Dichtern vorzüglich oft iſt gebraucht worden, das Schrecken oder Mitleiden zu vermehren: das iſt der Unwille wider ſich ſelbſt; die Reue. Warum iſt es rührend, wenn Orosmann befiehlt, daß Zaire, die er umgebracht hat, vor ihn ſoll gebracht werden? warum iſt es ſo ſchrecklich, wenn die Mörderin des Königs in Makbeth, ihre blutigen Hände wäſcht, und die Flecken nicht wegnehmen kann? Deßwegen glaube ich, weil ſich alsdann zwo der unangenehmſten Leidenſchaften, die ſonſt faſt immer getrennt ſind, mit einander vereinigen, Traurigkeit und Zorn; weil die Reue gemeiniglich den Menſchen veranlaßt, ſich mitten im Elende den glücklichen Zuſtand lebhaft vorzuſtellen, in welchem er ohne ſeine Vergehung ſeyn werde, und dieſe Vorſtellung das Rührendſte des Elends iſt; weil endlich unter allen Schmerzen dieſer am meiſten aus dem moraliſchen Theile des Menſchen, aus dem Innerſten ſeines Geiſtes ſelbſt entſpringt. Jeder andrer Verdruß, jede andre Betrübniß kömmt vom Körper, oder von Dingen außer uns her; die Reue iſt der Unmuth eines Geiſtes über ſich ſelbſt. Und ſo wie in der wirklichen Welt, dieſer Unmuth der bitterſte Schmerz, und der Stachel beynahe aller andrer Leiden iſt, in welche er ſich ſo oft miſcht; ſo iſt er auch in der poetiſchen Welt das Hülfsmittel, unſre Theilnehmung an fremden Leiden ſtärker und tiefer zu machen.

Was wollen wir denn nun mit allen dieſem? wollen wir den Dichter einſchränken? wollen wir ihn nöthigen, gerade nur dieſe und keine andre Begebenheiten zu bearbeiten?

Nein, wir wollen ihn freyer machen; wir wollen ihm ſagen, daß jede Begebenheit mannigfaltige Eindrücke machen, mannigfaltige Neigungen erregen könne, nach dem Charakter der Perſon, die er in die Begebenheit ſetzet; und daß es alſo immer in ſeiner Gewalt ſtehe, Charakter und Begebenheit ſo gegen einander abzumeſſen, daß daraus wichtige und intereſſante Empfindungen und Leidenſchaften entſpringen. Wir wollen ihn lehren, daß wir nicht an den Vorfällen und Veränderungen ſelbſt, ſondern nur an den Geſinnungen oder den Begierden unſrer Nebenmenſchen Theil nehmen, die durch ſolche Vorfälle erregt oder aufgebracht werden; und daß es alſo mehr von ſeinen Perſonen, daß heißt im Grunde mehr von ihm ſelbſt, von ſeiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er intereſſant ſeyn ſoll oder nicht.

Es gibt eine Verſchiedenheit der Leidenſchaft, nach dem ſie aus dieſem oder jenem Vorfalle entſpringt, und nur unter gewiſſen Umſtänden möglich iſt: ſo hat jeder Stand, jede Lebensart, jede Verfaſſung des Menſchen ihre eigne Leidenſchaften. Es gibt eine andre Verſchiedenheit, die bey den nähmlichen Vorfällen Statt findet, nach der verſchiednen Seite, von welcher dieſelben betrachtet und empfunden werden; ſo kann dasjenige bey dem einen Zorn erregen, was den andern niederſchlägt. Die erſte Verſchiedenheit iſt lange Zeit her, und zum Theil noch, für die wichtigſte gehalten, wenigſtens ſind die meiſten Regeln darüber gegeben worden; man hat nur einem gewiſſen Stande, einer gewiſſen Art von Umſtänden und Vorfällen, in Griechenland ſogar nur gewiſſen Familien und Geſchichten, erlaubet zu rühren; und das ganze übrige menſchliche Leben iſt bloß dem Lächerlichen Preis gegeben worden. Dieſe Schranken müſſen wir jetzt niederreiſſen, da wir anfangen, die Menſchheit ſelbſt zu ſchätzen, was ſie werth iſt. Aber die andre Verſchiedenheit, die Verſchiedenheit der Eindrücke, welche dieſelbe Begebenheit auf verſchiedene Gemüther macht; und welche Eindrücke es eigentlich ſind, an welchen der Zuſchauer Theil nimmt, und an welchen er am meiſten Theil nimmt: das iſt zwar von guten Dichtern nicht aus der Acht gelaſſen, aber von den Kunſtrichtern weniger bearbeitet worden. Und hier nun, glauben wir, können wir, zu folge der obigen Erfahrungen und Schlüſſe, folgende Regeln feſtſetzen:

1) Alle moraliſche Vergnügungen und Leiden laſſen ſich leichter mittheilen, und werden ſtärker mit empfunden, als die phyſiſchen. Unter den phyſiſchen verſtehen wir diejenigen, welche aus Veränderungen der äußern Umſtände der Perſon entſtehen; die, welche ſich auf die Begierde nach Leben, Geſundheit, Rang, Vermögen und körperlichem Vergnügen gründen. Moraliſch aber nennen wir denjenigen Theil der Glückſeligkeit oder des Elends, welcher aus Veränderungen des innern Zuſtandes der Seele ſelbſt entſpringt; denjenigen, welcher ſich auf die Liebe des Menſchen zu ſeiner eignen Vollkommenheit, oder auf ſeine Zuneigung zu andern moraliſchen Weſen gründet. Es iſt ein Glück zu lieben, oder geliebt zu werden, es iſt ein Elend, zu haſſen oder gehaßt zu ſeyn; es iſt ein Glück bey ſich ſelbſt ruhig und mit ſich zufrieden, es iſt ein Unglück über ſich mißvergnügt und mit ſeinen Handlungen unzufrieden zu ſeyn. Der Menſch alſo, welcher einen Freund verliert; der, welchen ſeine Mitbürger anfangen zu haſſen; der das haſſen muß, was er zuvor geliebt hat; der nicht mehr das

hochachten kann, was er noch jetzt liebt; der Menſch, welcher gezwungen wird, von ſich ſelbſt ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; der Beſchäftigungen, an denen er ſonſt Vergnügungen fand, weil er ſie billigte, aufgeben muß, weil er ſie jetzt mißbilligt und verwirft: dieſer Menſch iſt auf eine moraliſche Weiſe unglücklich. Man ſieht leicht, daß hier nicht von einer beſondern Art der Unglücksfälle, ſodern von einer beſondern Art der Eindrücke die Rede ſey, welche jeder Unglücksfall machen kann. Alle merkliche Veränderungen des Glücks werden zugleich unſre Geſinnungen gegen gewiſſe Perſonen, oder dieſer ihre gegen uns ändern; bey allen Vorfällen wird unſer moraliſcher Zuſtand mit berührt werden. Es kömmt nur darauf an, daß der Dichter dieſen Geſichtspunct faſſe, daß er ihn für den wichtigſten halte, daß er ſelbſt in ſeiner Perſon mehr von Freundſchaft und Ruhe des Geiſtes, als von Reichthum und Wohlſtand gerührt werde.

2) Der Dichter zeige uns mehr die Theilnehmung der andern Perſonen an dem Schickſale der Hauptperſon, als dieſer ihr Unglück ſelbſt. Mit nichts können wir beſſer ſympathiſiren, als mit der Sympathie ſelbſt; keine Leidenſchaft pflanzt ſich leichter fort, als die man ſelbſt durch Mittheilung bekommen hatte. Einen Menſchen ermordet zu ſehen, iſt ein mehr gräßlicher als rührender Anblick: aber eine troſtloſe Witwe über die Leiche hingebückt, verwaiſte Kinder um dieſelbe herumſtehen zu ſehen, das iſt rührend. Einen Mann können wir vielleicht ruhig

ins Gefängniß ſchleppen ſehen; aber wir werden bewegt, wenn ſeine Familie hinter ihm her folgt, und den Kerkermeiſter um Mitleiden und Gelindigkeit anfleht. So iſt es in der wirklichen Welt; ſo finden wir es auch auf der Bühne. Nicht der Fall des Helden, ſondern die vielfachen Bewegungen, die dieſer Fall bey den Umſtehenden erregt, das iſt es, woran wir Theil nehmen. So rührt auch der Maler oft mehr durch Affekten, die er auf den Geſichtern der Umſtehenden ausdrückt, als durch die Haupthandlung ſelbſt.

Die Geſchichte des Geſchmacks beſtätigt dieſe Anmerkung. Vor rohen Zuſchauern bringt man alles, was auf dem Theater iſt, um; das heißt, man will, daß alle Perſonen durch ihr eigen Unglück, keine bloß durch ihre Theilnehmung an einem fremden Unglück, die Zuſchauer rühre. Aber was iſt der Erfolg? Die Zurüſtungen der Exekution vergnügen dieſe rohen Zuſchauer mehr, als die Todesfälle ſelbſt ſie rühren. In einem aufgeklärten und geſchmackvollen Jahrhunderte läßt der Dichter nur Einen ſterben, nur Einer wird wirklich und perſönlich unglücklich. Aber dieſer Eine iſt ein Vater, er iſt ein Gemahl, ein Hausherr, ein König, eine Stütze verlaſſener Armen. Aller dieſer ihre Empfindungen ſind ſo viel reflektirte Strahlen, die ein gemäßigteres, aber ein lieblicheres Licht geben, als die Strahlen, welche unmittelbar von dem Gegenſtande ſelbſt auslaufen.

3) Das Leiden des Verluſtes iſt rührender als das Leiden des Schmerzens. Nähmlich daran liegt alles, daß der Zuſchauer von dem Zuſtande, an dem er Theil nehmen ſoll, ſich ein vollſtändiges Bild machen könne; daß ihm Ideen genug gegeben werden, um ſeine Einbildungskraft ſelbſt in Wirkſamkeit zu ſetzen, ſich dieſen Zuſtand vorzuſtellen. Aber von welcher Art des Leidens laſſen ſich die meiſten Ideen geben? oder vielmehr, auf welche Art bricht jeder Schmerz, der an und für ſich ein ſtummes unerklärliches Gefühl iſt, in Gedanken und Worte aus? Faſt immer durch eine Vergleichung ſeines jetzigen Zuſtandes mit dem vergangenen. Der Kranke denkt an die Tage der Geſundheit, der Arme ſtellt ſich den Wohlſtand eines andern, oder ſeinen ehemahligen Wohlſtand vor; der, welcher den Tod eines Freundes betrauert, erinnert ſich ſeines Umgangs. Was rührt im Kaufmann von London am meiſten? daß er hingerichtet wird? Nein; daß er alle die Anſtalten erfährt, die zu ſeiner Glückſeligkeit waren gemacht worden, und die nun vergeblich ſind.

Auch darauf, finden wir, werden die Dichter von ſelbſt geleitet, ſobald der Geſchmack einer Nation wächſt. Was ſind die Zeiten der Barbarey die Gedichte und Erzählungen, durch welche man rühren will, was ſind jetzt noch die Gedichte und Erzählungen, die man für den Pöbel macht? Bloße ſimple Mordgeſchichten. Man häuft Unglücksfälle auf Unglücksfälle: und wenn man den Eindruck noch durch etwas verſtärken will; ſo iſt es durch das Wunderbare der Vorfälle. In unſern beſten Tragödien und Romanen hingegen, wenn der Held unglücklich werden ſoll, ſehen wir doch das Gemälde ſeiner Glückſeligkeit einen weſentlichen und wichtigen Theil ausmachen. Soll eine Familie zerrüttet werden: man führt uns erſt in dieſelbe ein, da ſie noch einig und glücklich iſt; oder man macht uns doch mit dieſem Zuſtande bekannt. Sollen einem Vater ſeine Kinder ungehorſam, ſoll einem Liebhaber ſeine Geliebte untreu werden: man lehrt uns erſt, was es heiße, ein Vater guter Kinder, und der Treue ſeiner Geliebten verſichert zu ſeyn.

4) Alle Leidenſchaften, oder vielmehr diejenige Art jeder Leidenſchaft, bey welcher eine Thätigkeit der Seele, entweder zu Hervorbringung von Gedanken, oder zu gewiſſen Beſtrebungen und Entwürfen vorkömmt, ſind geſchickter nachgeahmt um mitgetheilt zu werden, als die, welche der Seele alle Kraft nehmen. Was iſt je in der Poeſie ſchwerer geweſen, als bloße reine Traurigkeit? Man ſchließt deßwegen ſo bald als möglich, wenn man ſieht, daß die Perſonen nichts mehr übrig haben, als zu klagen. Die Liebe ſelbſt, dieſe ſo poetiſche Leidenſchaft, hört auf es zu ſeyn, wenn ſie am meiſten bloß Liebe iſt; und eine Scene, wo Liebhaber und Geliebte, ihrer gegenſeitigen Zuneigung ſchon gewiß, und von der Einwilligung ihrer Verwandten

verſichert, doch noch mit einander heftig verliebt und intereſſant reden ſollen, iſt eine erſchreckliche ſchwere Scene. Warum das? Weil, wie wir ſchon geſagt haben, wir uns mehr mit den Wirkungen und Handlungen eines durch Leidenſchaften aufgebrachten Gemüths, als mit ſeinen Empfindungen vereinigen. Wo Eifer etwas durchzutreiben, oder Behuthſamkeit etwas zu vermeiden vorkömmt; wo Schwierigkeiten zu überwinden, Anſtalten zu machen, Unternehmungen und Erwartungen ſind: da wird es erſt dem Dichter ſelbſt, und dann auch dem Zuſchauer leichter, an die Stelle der Perſon zu treten. Aber wo nun die Leidenſchaft ruhig bloß ihrer ſelbſt genießt; wo ſie nichts mehr zu wünſchen noch zu fürchten hat: da ſinkt der Flug des Dichters; ſeine Begeiſterung wird matt, und mit ihm erkaltet der Leſer.

Auf eine doppelte Art aber können Leidenſchaften wirkſam ſeyn, entweder indem ſie zu Gedanken Anlaß geben, oder indem ſie Unternehmungen und neue Begierden erzeugen. Iſt die Leidenſchaft von der Art der ſtummen, ſo muß ſie unternehmend ſeyn; iſt ſie gelaſſen, ſo muß ſie beredt ſeyn: der Schmerz auf dem Theater iſt entweder Wehmuth oder Verzweiflung.

Aus dieſer Regel haben einige neuere Kunſtrichter geſchloſſen, daß die ganz vollkommnen Charaktere in der Dichtkunſt nicht intereſſant ſeyn können, weil ſie nicht thätig genug ſind. Aber iſt dieſe Entſcheidung wohl richtig?

Erſtlich muß man unter dem vollkommnen Manne nicht den Menſchen verſtehen, der alle Geſchicklichkeiten und Wiſſenſchaften beſitzt, ſo wie Grandiſon zuweilen beſchrieben wird. Eine ſolche Schilderung kann froſtig werden. Einmahl, weil ſie falſch und unnatürlich iſt: denn einen ganz tugendhaften Menſchen kann es wohl geben, wenigſtens iſt das Ideal der moraliſchen Vollkommenheit kein Hirngeſpinſt, es iſt vielleicht die reinſte, die unverfälſchteſte Natur; aber einen Menſchen, der bey der größten Gelehrſamkeit, dem feinſten Witze, auch der artigſte Hofmann, der tapferſte Soldat, ein guter Fechter, Reuter und Tänzer ſey, den kann es nicht geben, weil dieſe Geſchicklichkeiten Uibungen erfordern, wovon die eine die andere aufhebt. Zweytens, weil in einer ſolchen Schilderung immer Kleinigkeiten zu viel Werth gegeben wird; auch wenn es der Dichter nicht will.

Zweytens muß man unter dem vollkommenen Charakter nicht nothwendig einen Catonſchen Charakter verſtehen; wenn man den Cato ſo annimmt, wie Addiſon und die meiſten ihn ſchildern. Seine Tugend iſt zu einſeitig; Muth und Entſchloſſenheit ſchimmert unter den übrigen zu ſehr hervor; ſein Wohlwollen iſt zu allgemein und zu kalt: überdieß thut er alles, was er thut, mit einem gewiſſen Prunk. Der Charakter des Sokrates iſt nicht weniger vollkommen: aber ſeine Schilderung würde weit intereſſanter ſeyn. Er war auch ſtandhaft und beherzt, wenn es irgend einer war: aber er trozte nicht der Gefahr oder den Schwierigkeiten; er überwand ſie, indem er ſich unter ihnen zu beugen ſchien. Seine Menſchenliebe iſt eben ſo rein, und von eben ſo großem Umfange: aber ſie kann ſich bey einzelnen Perſonen bis zur Zärtlichkeit erwärmen; er wird wechſelsweiſe der Vater, der Bruder, der Freund, der Geſpiele der Alten und der Kinder, mit denen er ſpricht. Endlich iſt er in ſeinem Thun und Reden einfältig und gemein; in dem Innerſten ſeines Geiſtes iſt der große und der außerordentliche Menſch, auf der Oberfläche ſieht man nur den gewöhnlichen guten Mann.

Dieß alſo abgeſondert: ſollte wirklich der unvollkommne Menſch in ſeinem Bildniſſe uns gefallen und an ſich ziehen; und der vollkommenſte beſte Menſch ſollte uns langweilig ſeyn? Einzelne Strahlen der Tugend ſollten einen Charakter erwärmen, und das volle Feuer derſelben ſollte ihn kalt machen?

Wir fürchten uns vor einer Entſcheidung; aber wir wünſchten nur einige Data dazu zu ſammlen, damit andre beſſer als wir entſcheiden könnten.

Von der einen Seite ſcheint es wahr, was Diderot ſagt, daß der Lorber des Apollo durch

Blut befruchtet werden müſſe; daß faſt alle beträchtliche Unglücksfälle durch Verbrechen geſchehen; und daß in einer Welt voll tugendhafter Menſchen keine tragiſche Begebenheiten mehr möglich wären. Es ſcheint wahr, daß das Unglück nicht eher recht rührend wird, als wenn es ſich ein ſonſt guter und von uns geliebter Mann durch irgend einen Fehler ſelbſt zugezogen hat; es ſcheint endlich wahr, daß eine gewiſſe Ausſchweifung und Schwärmerey jeder Leidenſchaft, die ohne moraliſche Unordnung nicht möglich iſt, der beſte poetiſche Stoff ſey.

Und doch ſehen wir auf der andern Seite, daß wir den Mann, an deſſen Begebenheiten wir Theil nehmen ſollen, lieben oder achten müſſen, und daß ſich dieſe Liebe oder Achtung auf irgend eine in ſeinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir ſehen, daß verwickelte Unglücksfälle bloß dadurch intereſſiren, weil wir eines weiſen Mannes Entſchlüſſe dabey ſehen wollen; wir ſehen, daß nicht die Begebenheit intereſſirt, ſondern der Charakter, und zwar gewiſſe Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit ſo zu ſagen aufgefordert und in volle Wirkſamkeit geſetzt worden: auch bey der Bosheit iſt es der Muth, bey dem Betruge die Klugheit, welche uns die Unterhaltung gewähret.

Des Dichters Geſchäfte iſt freylich, die Natur in aller ihrer Mannigfaltigkeit zu ſchildern; und wenn die Natur mehr mittelmäßig gute als vollkommene Menſchen hervorbringt: ſo würde ſein Gemälde nicht treu und alſo auch nicht lehrreich ſeyn, wenn er uns ſehr oft fehlerloſe Menſchen vorſtellen wollte. Uiberdieß wird er, wenn er vollkommne Menſchen ſchildert, oft bloß nach ſeiner Einbildungskraft, und nach ſeiner Idee von Tugend ſchildern müſſen; und dieſe Idee kann falſch oder mangelhaft ſeyn, dieſer Imagination kann es an Uibereinſtimmung der Theile und richtiger Zuſammenſetzung fehlen; wenn er aber fehlerhafte Menſchen ſchildert, ſo kann er nach der Natur kopiren; und dieſe wird ihn weniger irre führen, oder er wird ſeine Irrthümer leichter einſehen lernen. Eben deßwegen mögen vielleicht vollkommne Charaktere weniger abwechſelnd ſeyn. Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit eine Mannigfaltigkeit geben könnte: ſondern weil uns dieſe Mannigfaltigkeit weniger bekannt iſt; da wir hingegen die Abwechſelungen der Laſter oder der Thorheiten vor uns ſehen. Das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, hat immer einen Hang zu einem bloß allgemeinen generiſchen Begriffe; wir wiſſen nicht, daß der Menſch einer höchſten Vollkommenheit fähig iſt, die nur ſeine Vollkommenheit ſeyn würde; ſondern wir wiſſen nur von einer höchſten Vollkommenheit der ganzen Gattung. Unſre Moral ſelbſt leidet noch von dieſer Unzulänglichkeit unſerer Einſicht, weil ſie ſich ebenfalls die gemeinſchaftliche Natur als das Muſter aller einzelnen Naturen vorſtellen, und es alſo jedem Menſchen überlaſſen muß, die beſtimmtere Art der ihm eignen Vollkommenheit beſſer zu empfinden, als ſie ſie ihm erklären kann.

Es iſt alſo allerdings wahr, daß der Dichter weniger darauf arbeiten muß, ſeinen Charaktreren die höchſte moraliſche Größe, als vielmehr ihnen moraliſche Richtigkeit und Verhältniß zu geben; iſt er ſelbſt nicht ein ſehr großer Mann, ſo wird er zu der Bildung eines ſolchen Charakters ſeinen Geiſt auf eine gewaltſame Weiſe anſtrengen müſſen, und er wird nicht einen großen Mann, ſondern einen großen Rieſen hervorbringen. Es iſt wahr, daß der Dichter uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verſtand, die Miſchung von Thorheit und Weisheit, als die einförmige ungehinderte Wirkſamkeit der Tugend wird vorſtellen müſſen; denn daran iſt uns am meiſten gelegen, die Geſchichte der wirklichen Welt aus ihm, in ihren innern und feinern Theilen, zu lernen.

Aber dann ſehen wir doch auch nicht, warum es dem wahrhaftig großen Geiſte, der ſich ſelbſt der Vollkommenheit nähert, der das Auge gehabt hat, ſie bey andern ſtückweiſe aufzuſammeln, oder das Glück, ſie im Ganzen in einem größern Beyſpiele vor ſich zu ſehen; dem Manne, deſſen Imagination weit genug iſt, die Züge der moraliſchen Bildung zu vergrößern, ohne ſie zu verſtellen, und welcher Einſicht genug hat, die allgemeine Idee von Vollkommenheit mit den Eigenthümlichkeiten eines beſondern Charakters zu vergeſellſchaften: wir ſehen nicht ein, warum es ihm nicht erlaubt ſeyn ſollte, dieſes Ideal von Vollkommenheit, für welches ſeyn Herz am meiſten erwärmt iſt, zu ſchildern; oder warum dieſe Schilderung kalt werden ſollte? Gibt es denn keine lebhafte Aeußerung des Geiſtes, als die Leidenſchaft? Gibt es keine muthige Widerſetzung, als den Zorn, keine innige Zuneigung, als eine weibliche Zärtlichkeit? Oder muß der große Mann allemahl mit Pomp und einer gewiſſen Zurüſtung reden und handeln; und gibt es nicht bey dem höchſten Verſtande eine Leichtigkeit und Gemeinheit des Ausdrucks, die allen verſtändlich iſt, und bey der höchſten Tugend ein einfaches und ungekünſteltes Betragen, welches alle einnimmt?

Der Dichter ſchöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit in ſich ſelbſt, er ſchildere ſie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Muſtern; er ſuche nicht dieſe Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme ſich nicht vor, einen Cato, einen Römer, ſondern einen großen Mann zu ſchildern; er folge nicht den Meinungen der Geſchichtſchreiber und der Kunſtrichter, ſondern ſeinen Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich in ſeiner Imagination dieſes Bild liegt, wenn er ſchon dem Ziele nahe genug iſt, um es im Geſichte zu haben, uns gewiß das intereſſanteſte Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fließen kann.

Anhang.

Geſchrieben im Jahre 1779. *)

Ohne Zweifel iſt die Schwierigkeit, einen fehlerhaften Plan auszuführen, die Urſache geweſen, warum dieſe Abhandlung damahls unvollendet blieb, als ich ſie zuerſt ſchrieb. Dieſe Schwierigkeit iſt jetzt noch größer geworden, da die Länge der Zeit, und die Entfernung von Unterſuchungen dieſer Art, alle die Begriffe bey mir ausgelöſcht haben, mit denen ich die noch fehlenden Theile auszuführen gedachte. Ich hatte nähmlich drey Puncte über das Intereſſe, das aus Leidenſchaften entſteht, auszuführen übernommen: 1) Welches ſind die Leiden-

---

*) Ohnerachtet ich im Anfange entſchloſſen war, dieſe Abhandlung ohne Zuſätze und ohne Verbeſſerungen herauszugeben, ſo habe ich es doch meiner Achtung für das Publikum gemäß gehalten, einen Verſuch zu machen, in wie weit ich mich wegen des unausgeführten Plans der gegenwärtigen Abhandlung rechtfertigen, oder denſelben ergänzen könne.

ſchaften, an welchen wir in der poetiſchen Schilderung am meiſten Theil nehmen? Dieſe Frage iſt in dem zweyten Stücke der alten Abhandlung beantwortet. 2) Auf welche Art müſſen ſie geſchildert werden, wenn ſie intereſſiren ſollen? 3) Für welche Leidenſchaften iſt es am nützlichſten, die Menſchen zu intereſſiren? Dieſe beyden Fragen ſind noch zu beantworten übrig. Aber die letztere gehöret zur Unterſuchung der Natur des Intereſſirenden gar nicht, und die erſte hat größtentheils ſchon die Beantwortung erhalten, deren ſie fähig iſt.

Denn, indem geſagt worden: daß die Leidenſchaften des Schmerzes mehr als die Leidenſchaften des Vergnügens; die aus moraliſchen Urſachen entſtehenden mehr als die aus körperlichen; die thätigen mehr als die bloß duldenden; die durch Sympathie mehr als die durch eigne Eindrücke empfundnen intereſſiren: indem geſagt worden, daß die Unruhe der Erwartung mehr Eindruck mache, als der Schmerz der Entſcheidung; daß die Liebe gegen die Perſon, eine gewiſſe Billigung der Leidenſchaft, unſre Sympathie verſtärke; daß der Streit der Leidenſchaften am lebhafteſten rühre: ſind nicht eben dadurch die Mittel angegeben worden, wie Leidenſchaften geſchildert werden müſſen, wenn ſie den Leſer oder Zuſchauer zur Theilnehmung bewegen ſollen?

Nähmlich jede Leidenſchaft iſt ein Zuſammengeſetztes aus vielen; jede hat vielerley Seiten und Ausſichten. Jeder Schlag, der auf die Seele geſchieht, zerrüttet nicht bloß den Ort, wo er hintrifft, ſondern erſchüttert zugleich alle andre empfindliche Stellen ihres Syſtems. Die Leidenſchaft iſt ein Feuer, deſſen Glanz und Wärme, von hundert Seiten gebrochen und zurückprallend, ſich mit der Hauptflamme vereiniget. Was kann man alſo anders thun, um die Frage zu beantworten: wie ſind Leidenſchaften zu ſchildern? als daß man die Zergliederung derſelben anſtellt; daß man die mittelbaren Wirkungen derſelben aufſucht; und daß man anzeigt, welche Elemente der Leidenſchaft, welche Art ihrer Wirkungen ſich in der Nachahmung durch Worte am beſten ausnehmen, am klärſten dargeſtellt werden können, und am kräftigſten wirken? —

So ſind z. B. körperliche und geiſtige Vergnügen und Schmerzen mit einander vermiſcht. Die Ausſicht auf Wohlſtand und Ehre miſcht ſich in die Unternehmungen unſrer reinſten Menſchenliebe. Das zärtlichſte Bedauren geliebter Freunde hat zugleich den Schmerz über entſtandene äußere Unbequemlichkeiten oder verlorne Vortheile zum Grunde. Aber auch keine Begierde iſt ſo körperlich, daß nicht moraliſche Freuden und Schmerzen, Liebe und Haß, Reue oder Wohlgefallen mit uns ſelbſt, Scham oder Stolz ſich darein miſchen. Wenn der Dichter alſo angewieſen wird, in jeder Leidenſchaft die moraliſche Seite aufzuſuchen; uns in den Schickſalen ſeiner Perſonen vornehmlich die Wirkungen zu zeigen, die dieſelben auf ihr Herz, ihre Geſinnungen, ihre Denkungsart thun: ſo iſt die Methode der Schilderung ſo weit beſtimmt, als es durch Regeln geſchehen kann. Ferner: Einerley Begebenheit kann entweder auf viele Perſonen durch Sympathie Einfluß haben, oder ſie kann nur eine einzige Perſon betreffen. Dieſelbe Art von Affekt kann aus verſchiedenen Bewegungsgründen entſtehn und bald Billigung oder Verzeihung, bald Mißbilligung oder Abſcheu erhalten. Endlich, ſo wie wenige Leidenſchaften in der Seele mächtig werden, ohne durch andre verſtärkt worden zu ſeyn, ſo werden auch wenige eine Zeit lang in der Seele fortdauern, ohne von entgegenſtehenden beſtritten zu werden. Indem man alſo ſagt: der Dichter muß die Begebenheiten ſo anlegen, die Charaktere der Perſonen ſo beſtimmen, daß die Entſtehung der Leidenſchaften die er ihnen beylegt, dem Leſer begreiflich ſey, und eben deßwegen von ihm in gewiſſen Grade genehm gehalten werde: indem man ſagt, der Dichter muß in jeder Leidenſchaft vornehmlich den Streit ſchildern, den ſie erregt: ſo hat man zugleich angegeben, wie er Leidenſchaften intereſſant machen müſſe.

Alles übrige, was ſich unter der Frage Wie? begreifen läßt, iſt das Werk des Genies, nicht der Regeln. Es enthält freylich weit mehr, als darüber geſagt worden iſt, weit mehr als darüber geſagt werden kann. Und eben deßwegen ſind alle

Unterſuchungen dieſer Art für den Dichter unnütz; und nur eigentlich dem Leſer derſelben brauchbar, der ſeinen Geſchmack bilden, oder dem Moraliſten, der aus dem Bilde den Menſchen ſelbſt kennen lernen will. Denn, derjenige, deſſen Geiſteskräfte zur Erfindung der beſonderſten Methode zureichen, die der Stoff und das Werk erfordern, welches er vorhat, der, deſſen Einbildungskraft ihm die einzelnen Worte der Leidenſchaft, ihren Gang, ihre Ausbrüche, gerade in der einzigen Begebenheit weiſen, die er bearbeitet: der wird auch durch eben dieſe Stärke ſeines Geiſtes die allgemeinen Regeln finden, oder ſie, ohne ſie zu wiſſen, beobachten, die der Philoſoph ihm vorſchreiben kann. Dieſe Betrachtung ſollte die aeſthetiſchen Schriftſteller vor gewiſſen allzu ſpeciellen und ins kleine gehenden Unterſuchungen bewahren, dieweil ſie dem Dichter entbehrlich und zur Erkenntniß der Natur nicht erheblich genug ſind, eigentlich keiner Art von Leſern nutzen, und nur zu einem leeren Gepränge des Scharfſinns dienen. Ein Fehler, vor dem ich mich ſelbſt vielleicht in dieſer Abhandlung nicht genugſam gehütet habe.

Alles was man, außer der genauern Beſtimmung der Wahl der einzelnen Theile oder der verſchiedenen Anſichten und Aeußerungen der Leidenſchaften, von der Art ihrer Schilderung ſagen kann, läßt ſich in die zwey Wörter zuſammenfaſſen: *Wahr* und *natürlich*. *Wahr* bezieht ſich auf die

Züge des Gemäldes, es muß ähnlich ſeyn: Natürlich bezieht ſich auf die Stärke des Kolorits: es muß nicht übertrieben ſeyn. Jenes iſt das Werk des Genies: es muß ſich zu einem hellen Anſchauen der Sache erheben können, daß es die wahre Geſtalt derſelben trifft; dieß iſt das Werk des Geſchmacks; er muß in dem Ausmalen des geiſtigen Bildes eine gewiſſe Mäßigung beobachten.

Wenn der Sprachgebrauch den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Wörtern nicht vollkommen rechtfertigt: ſo erkennt wenigſtens die geſunde Vernunft den Unterſchied, den wir zwiſchen den beyden Begriffen gemacht haben. Es iſt gewiß, daß der Zeitpunct in welchem der Dichter erfindet, und ſeinen Gegenſtand geiſtig anſchaut, nicht derjenige iſt, wo er ſich hinſetzt und ſeine Verſe ausarbeitet. Es iſt gewiß, daß jener Aktus in aller ſeiner Vollkommenheit vorgegangen ſeyn, und daß dieſer zweyte jene Vollkommenheit wieder verdunkeln oder zerſtören kann; daß der Dichter, indem er ſich zur äußern Darſtellung ſeines innern Bildes wendet, wenn er die Wörter, den Reim, das Sylbenmaaß ſucht, das Wahre entweder zu kalt oder zu kühn, zu flüchtig oder zu umſtändlich ſagen kann.

Das Wahre iſt allen Epochen der Dichtkunſt gemein. Zu jeder Zeit hat es große Geiſter gegeben, die die Natur kennen und fühlen. Das Natürliche unterſcheidet ſie. In den älteſten Zeiten bleibt in der Schilderung der Leidenſchaften der Ausdruck etwas zurück. Er iſt matt, kurz vorübereilend. In den Zeiten der blühenden Wiſſenſchaften und der verfeinerten Sitten bekömmt er mehr Leben, mehr Umſtändlichkeit: aber er bleibt noch beſcheiden, und concis; in dem dritten Zeitraum wird er kühn und übertrieben. Die Erſcheinungen der Leidenſchaft werden zu weitläuftig ausgemalt, werden mit zu hellen Farben erleuchtet. Homer, Virgil, Lukan, können die drey Muſter von dieſen Zeitaltern ſeyn. Es iſt der Erfahrung gemäß, daß das ſtärkſte Intereſſe nur da Statt findet, wo Wahrheit und Mäßigung ſich mit einander vereinigen. Die dunkle Dämmerung des Morgens, oder eines trüben Tages, kann die Gegenſtände richtig zeigen, aber es erhellt und belebt ſie nicht genug, das Gemüth bleibt träge, indem es ſie anſieht, und bekömmt alſo weder klare Vorſtellungen, noch merkliches Vergnügen. Das helle Licht des Mittags im Sommer macht die Gegenſtände glänzend: aber es blendet, es ermattet; es macht, daß wir die Augen von den Dingen abkehren. Aber das ſanfte Licht des Abends oder eines ſchönen Herbſttages macht eigentlich die Gegend intereſſant. Das Auge wird erquickt, geſtärkt, indem es zugleich auf die Gegenſtände hingezogen wird; das Gemüth bekömmt lebhafte Ideen, und bleibt doch in ſeiner Ruhe; wir ſehen die Natur am meiſten natürlich, weil weder Theile derſelben uns entwiſchen, noch ein fremder Schimmer ſie entſtellt.

Dichter haben zu allen Zeiten noch beſondre Methoden gewählt, die Leidenſchaften ihrer Perſonen intereſſanter zu machen, indem ſie ſie entweder mit einem beſonders ſchwärmeriſchen und phantaſiereichen Charakter verbunden, oder ſie zu einem ſo hohen Grade getrieben haben, daß ſie den Gebrauch der Vernunft völlig aufheben. Die Heftigkeit der Leidenſchaften durch Wahnwitz oder Raſerey zu ſchildern, in welche ſie bey ſchwachen oder bey ungeſtümen Temperamenten ausarten, iſt mit dem Urſprunge der tragiſchen Muſe gleich alt. Die Griechen hatten ihren Ajax, ihre Hekuba, ihren Oreſtes; Schakeſpear und Garrick ſind beyde durch den König Lear berühmt worden. Die ſchönſten Scenen im Makbeth ſind die, wo Gewiſſensbiſſe und Furcht ihm und ſeiner am Königsmorde mitſchuldigen Frau die Schreckenbilder ihrer Einbildungskraft als wirkliche Geſtalten aufdringen. Die ſchwärmende Clementine im Grandiſon, die ſchwärmende Julie im Romeo machen, jene den Roman, dieſe das Trauerſpiel intereſſant. Dieſe ſo glücklichen Beyſpiele haben viele Nachahmer gefunden.

Es iſt wahr, die Heftigkeit der Leidenſchaften fällt nie mehr in die Augen als wenn ſie das Gemüth verrücken. Die Unordnung der Begriffe, der ſchnelle Uibergang von einem Gegenſtande zum andern; die beſtändige Rückkehr ſelbſt von den entfernteſten oder gleichgiltigſten Dingen auf die Urſache der Leidenſchaft; die Erhöhung der Imagination, die alle Begriffe in ſinnliche Geſtalten kleidet, und dieſe kühn und mit einer gewiſſen reiſſenden Geſchwindigkeit ſchildert; alle die Symtome, die die Leidenſchaften zu einem poetiſchen Stoffe machen, ſind in dem Zuſtande des Wahnwitzes noch in einem höhern Grade vorhanden. Zweytens. Dieſer Zuſtand iſt an und für ſich einer der traurigſten, die der Menſchheit wiederfahren können. Wenn er wahr iſt, oder bis zu einer Art von Täuſchung nachgeahmt werden kann: ſo findet er bey jedem nicht ganz rohen oder verworfnen Menſchen Mitleiden; und wenn er eine Perſon trifft, die wegen ihres vorzüglichen Verſtandes ſchätzbar, und wegen ihrer anſtändigen Aufführung liebenswürdig war, ſo zerreißt er die Seele.

Ferner, ſo wie im Weine, ſo auch ihm Wahnwitz iſt oft die Wahrheit. Was der Menſch ſonſt verbirgt, das entdeckt er alsdann. Er handelt nicht mehr nach Abſichten, ſondern nach Eingebungen. Eine edle Seele zeigt ſich alsdann noch gut, und erweckt noch mehr Mitleiden. Was Plato von den Träumen ſagt, das gilt auch von dieſem unglücklichen Zuſtande, wo der Menſch wachend träumt. Die Einbildungen des Verrückten richten ſich nach Charakter, den er bey geſundem Verſtande gehabt hat, und ſchildern denſelben.

Unterdeſſen, ſo wie alle Kunſtgriffe, die nicht in der Natur der Sache ſelbſt liegen, nur wenigemahle gebraucht werden müſſen, wenn ſie nicht ihre Kraft verlieren ſollen: ſo iſt es auch mit dieſer Art von poetiſchem Kunſtgriffe beſchaffen. Wohl gebraucht verführt er die Seele das erſtemahl ganz; er entzückt, er bezaubert. So iſt es mir mit der Clementine, mit der Julie gegangen. Oefter wiederhohlt, wird er, wenn er auch in aller Vollkommenheit angewandt wird, ſtumpf und unkräftig. Beſonders aber kann nichts leichter übertrieben werden, als ein ſolches Gemälde; nichts leichter verfehlt, als die Abſicht desſelben.

Zuerſt iſt es ausgemacht, daß es immer am leichteſten iſt, die Extremen zu ſchildern. Man braucht keine Wahl mehr, wenn man alles aufs äußerſte treiben darf. So iſt es ſchon bey der größten Hitze der Leidenſchaften, auch wenn ſie den Menſchen noch bey dem Gebrauche ſeiner Vernunft läßt. Es gehört zu eben der Mäßigung, von der ich oben geredet habe, daß die poetiſche Schilderung innerhalb der mittlern Grade der Leidenſchaften ſtehen bleibe, wo die größte Mannigfaltigkeit, die meiſten feinen Schattirungen, die größte Vermiſchung mit verwandten, der meiſte Streit mit entgegenſtehenden Begierden Statt findet. Nichts grenzt näher an Schwulſt, oder kann leichter dazu verführen, als die Sprache der alleräußerſten Leidenſchaft; und nichts iſt kälter und weniger intereſſant als Schwulſt. Eben der Mangel der Urtheilskraft und des Geſchmacks, der die römiſchen Dichter des ſchlechtern Zeitalters verleitet hat, erhabne Gedanken durch den

Ausdruck ſchwülſtig, oder ſeine ſpitzfündig zu machen: eben der hat ſie auch dazu gebracht, jeden Zorn in Wuth, jede Liebe in ſchmelzende Zärtlichkeit oder tobende Begierde, den Stolz in unmenſchliches Aufblähen, und den Muth der Tugend in Göttergröße zu verwandeln.

Aber noch weit weniger genaue Richtigkeit, weniger beſtimmte Wahrheit iſt da nöthig, wo Perſonen auftreten, die ihres Verſtandes beraubt ſind. Der Abwege von der Vernunft ſind unzählige; der Weg der Vernunft, oder einer der Vernunft untergeordneten Leidenſchaft iſt jedesmahl nur ein einziger. Alles was nur nicht richtig, nicht zuſammenhängend, nicht zur Sache gehörig iſt, iſt hinlänglich den Zuſtand des Wahnwitzes zu ſchildern. Aber das Gemälde einer von Leidenſchaften beſtrittnen Vernunft erfordert Züge, die mit dem Charakter, den Fähigkeiten, der Lage der Perſon genau übereinſtimmen. Es iſt für den Dichter weit leichter, ſeine Einbildungskraft ſchwärmen zu laſſen, als ſie zu gleicher Zeit zu erhöhen und zu fixiren. Und obgleich auch das verwirrte Gemüth ſeine Geſetze hat, wornach es handelt und denkt, ſo ſind doch dieſe Geſetze weit weniger ausgemacht, weit weniger bekannt. Der Dichter arbeitet nach einem unbeſtimmtern Modell, der Zuhörer urtheilt nach einer unſichern Regel.

Uiber dieſes kann dieſer Gemüthszuſtand nur unter viel Einſchränkungen den Zuhörer rühren.

1) Soll die Abweſenheit der Vernunft nur Mitleiden und Jammer erwecken: ſo muß bey der Gegenwart derſelben uns die Perſon Hochachtung eingeflößt haben. In einem ganz neuen Stücke *) wird eine der Hauptperſonen gleich vom Anfange an als melancholiſch, und bey heftigen Anfällen als raſend vorgeſtellt. 2) Die Urſache muß nicht nur wichtig genug ſeyn, um eine ſolche gänzliche Zerrüttung der Werkzeuge des Gemüths hervorzubringen, ſondern ſie muß auch von der Art ſeyn, aus welcher, nach der Erfahrung, eine ſolche Veränderung zu entſtehen pflegt. Es gibt ſehr große Unglücksfälle, heftige Leidenſchaften, tiefer Gemüthskummer, die doch niemahls die Vernunft angreifen, oder die Werkzeuge derſelben in Unordnung bringen. Andre Leidenſchaften hingegen, dem Anſcheine nach weniger ſtark, haben oft dieſe unglückliche Wirkung gethan. Die Liebe ſteht in dieſer Liſte der Zerſtörerinnen der menſchlichen Vernunft oben an. Ihre äußerſte Heftigkeit, oder ihre fehlgeſchlagnen Erwartungen, haben mehr Wahnwitzige gemacht, als alle andre Affekten zuſammengenommen. Die Reue über einen Königsmord, und die Furcht vor den Folgen, kann machen, daß die Hände dem Mörder blutig erſcheinen. Aber es ſcheint mir weniger natürlich, daß ein alter Mann, ein König, durch die Undankbarkeit ſeiner Töchter kön-

---

*) Die unglückliche Verſchwiegenheit.

ne raſend gemacht werden. 3) Es muß mehr Schwärmerey als Wahnwitz ſeyn. Raſerey oder Narrheit ſind nach meinem Gefühl immer, jene ſchrecklich, dieſe lächerlich, und können niemahls anders als beleidigen oder Verachtung erregen anſtatt zu rühren. 4) Die Anfälle müſſen nur kurz und abwechſelnd ſeyn. Scenen dieſer Art mögen noch ſo gut gearbeitet ſeyn, wenn ſie lange dauren, ſo werden ſie eckelhaft. In dem vorgedachten Stücke, erſcheint eine Mutter gleich vom Anfange an melancholiſch, hat wiederhohlte Anfälle von Raſerey, und ſtirbt an den Folgen derſelben. Die Tochter wird nach dem Tode der Mutter ebenfalls unſinnig, ſpielt die nähmliche Rolle zum zweyten Mahle, und ſtirbt auf eine ähnliche Art. Ich habe nie ein Stück geſehn, wo, bey ſo vielen Anlagen zur Rührung, ich ſo viel gelitten, ich ſo ängſtlich gewünſcht hätte, von der Qual des Zuſchauens ſolcher Auftritte befreyt zu werden. So leicht iſt es in die äußerſten Fehler zu fallen, wenn man das Rührende durch außerweſentliche Mittel verſtärken will.

Das wahrhaft große und männliche Genie zeigt ſich am meiſten, wenn es die Natur in ihrer Reinigkeit und Geſundheit ſchildert. Die Leidenſchaft iſt in dem Gemälde der Seele, was die Bewegung in der Schilderung der Körper. Ohne ſie können wir nicht die Kräfte gewahr werden, die in beyden verborgen liegen. Aber ſie werden dazu unnütz, wenn ſie bis zur völligen Zerſtörung derjenigen

Charaktere und Geſtalten anwachſen, die wir eben durch ſie genauer und lebhafter ſehen wollen.

Anſtatt Vorſchriften und Grundſätze dieſer Art noch mehr zu häufen, wollen wir einen der berühmteſten leidenſchaftlichen Auftritte, den Tod der Dido im vierten Buche der Aeneis, unterſuchen, und diejenigen Umſtände bemerken, die in demſelben vorzüglich intereſſant ſcheinen.

Wenn Virgil uns für die Liebe der Dido intereſſiren wollte, ſo mußte er machen, daß wir dieſelbe in einem gewiſſen Grade billigen; wenn er wollte, daß wir an ihrem Unglücke Theil nehmen, ſo mußte er machen, daß wir ſie ſelbſt hochachten.

Eine ſo heftige Leidenſchaft, ſo plötzlich entſtanden, und bis auf die Höhe getrieben, wo ſie zur Verzweiflung führt, iſt allemahl ein Fleck in dem Charakter. Sie mußte alſo ſtarke Urſachen haben. Aeneas mußte ſehr liebenswürdig ſeyn. So hat ihn auch Virgil geſchildert. Sanftmuth, Frömmigkeit, Zärtlichkeit gegen die Seinen, mit Muth verbunden, machen den Charakter des Aeneas aus; Eigenſchaften die dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich gefallen. Aeneas war ſchön. Aber Venus erhöhte noch, als ſie ihn zur Dido einführte, ſeine natürliche Bildung, durch wunderbar über ſeine Geſtalt und ſein Betragen ausgegoßne Reitze.

— — namque ipſa decoram I. 593.
Caeſariem nato genetrix, lumenque juventae
Purpureum et laetos oculis adflarat honores.

Dieſe Eigenſchaften, die im Aeneas ſelbſt liegen, läßt der Dichter nicht allein wirken. Die Liebe der Dido iſt ein unmittelbares Werk des Amors, der ſich unter der Geſtalt des Aſcanius zu ihr einführen läßt.

Virgil, der ſonſt weit moraliſcher iſt, als ſeine Vorgänger, bleibt doch hier dem Syſtem getreu, das in der ganzen fabelhaften Geſchichte und in allem poetiſchen Stoffe der Alten herrſcht, nach welchem Menſchen von der Gottheit unwiderſtehlich zu Handlungen getrieben werden, wofür ſie doch in der Folge als für freywillige leiden müſſen. Dieſes Syſtem, das die Alten nicht beleidigte, weil ſie bloß die Macht der Gottheit verherrlichen wollten, iſt unſrer Empfindung zuwider, weil wir die Gottheit vornehmlich durch Gerechtigkeit erhöht wiſſen wollen. Das Intereſſe ganzer Geſchichten wird dadurch unſtreitig für uns geſtört; das Intereſſe einzelner Scenen, weniger. Es ſcheint zwar die ſtufenweiſe Entwickelung der Leidenſchaft wegzufallen, wenn eine Gottheit ſie einpflanzt: aber bey den guten Dichtern des Alterthums überwindet die Natur das Syſtem. Sie nehmen an, daß die Leidenſchaft durch ein Wunder erſchaffen wird, und laſſen ſie doch ſo allmählich wachſen, als wenn ſie aus natürlichen Urſachen entſtanden wäre.

Virgil hat noch mehr für die Dido gethan, um uns durch ihre Geſtalt und ihren Charakter einzunehmen, als ſelbſt für ſeinen Held.

Ihre Geſtalt iſt in den ſchönſten Verſen des erſten Buchs beſchrieben.

Regina ad templum, ſorma pulcherrima Dido I, 500
Inceſſit, magna iuuenum ſtipante caterua.
Qualis in Eurotae ripis, aut per iuga Cynthi
Exercet Diana choros; quam mille ſecutae
Hinc atque hinc glomerantur Oreades, illa pharethram
Fert humero, gradiensque deas ſupereminet omnes:
Latonae tacitum pertentant gaudia pectus.
Talis erat Dido.

Oder vielmehr ihre Schönheit wird nicht beſchrieben; aber wir bekommen durch dieſe Verſe den Eindruck von einer großen hohen edlen Geſtalt, welche Ehrfurcht erweckt.

So wie Sanftmuth bey einem tapfern Manne, ſo iſt Würde bey einer ſchönen Frau, das was uns am meiſten feſſelt.

Der Charakter ihrer Geſtalt iſt auch der Charakter aller ihrer Reden und Handlungen.

Wir finden ſie zuerſt beſchäftigt mit Gründung ihres neuen Staats, Gebäude aufzuführen, Geſetze zu geben, Recht zu ſprechen.

Ihre erſte Rede an die geretteten Trojaner iſt voller Würde. Sie zeigt Muth und Vorſichtigkeit gegen die Fremden, die an ihren Ufern landen wollten, in der Abſicht zu ſchaden.

Res dura et regni nouitas me talia cogunt
Moliri et late fines cuſtode tueri.

Dieß hatte die Anſtalten hervorgebracht, über welche die Trojaner ſich beklagen. Sie zeigt Großmuth und Gaſtfreyheit gegen die Unglücklichen, die durch das Schickſal auf ihr Ufer ausgeworfen werden.

Was ſie den Gefährten des Aeneas ſagt, hat nur den Ausdruck von Menſchenliebe, mit einer gewiſſen Hoheit verbunden.

Soluite corde metum, Teucri, ſecludite curas
etc. I. 562.

Was ſie dem Aeneas ſelbſt ſagt, hat ſchon mehr die Sprache des Herzens, es zeigt von Freundſchaft und Hochachtung.

Quis te, nate dea, per tanta pericula caſus 615.
Inſequitur.

Sie erinnert ſich ihrer alten Bekanntſchaft mit den Trojanern.

Atque equidem Teucrum memini Sidona venire
etc. 619.

Sie gedenkt endlich, welches ſchon eine gewiſſe Vertraulichkeit vorausſetzt, ihres eignen Unglücks.

Non ignara mali miſeris ſuccurrere diſco.

Der Eindruck, den Aeneas auf ſie macht, findet in ihrem Herzen einen Widerſtand, aus welchem natürlicher Weiſe Streit und aus dem Streit größeres Intereſſe entſtehen muß. Dieſer Widerſtand liegt in der Liebe zu ihrem verſtorbnen Gemahl, geſtärkt durch die Gefahren, die ſein Tod ihr zugezogen, durch die Unternehmungen zu denen er ſie veranlaſſet hat; in dem öffentlich erklärten Entſchluſſe, nie eines andern zu ſeyn; endlich in der Würde einer Regentinn und Geſetzgeberinn ſelbſt. Der Schatten ihres Gemahls wird durch die entſtehende Neigung beleidigt; ihr Anſehn würde durch den gebrochnen Eid leiden, wenn ſie dieſer Neigung nachgäbe.

So iſt das Herz beſchaffen, das ſie ihrer Schweſter Anna, nach einer ſchlafloſen, in verliebter Unruhe und Kampf zugebrachten Nacht eröffnet. —

> Anna ſoror, quae me ſuſpenſam inſomnia terrent!

Alles was ſie hier ſagt, iſt das erſte, natürlichſte, was ein von einer entſtehenden Liebe beunruhigtes Weib ſagen kann, wenn ſie eine Freundinn hat, vor der ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet.

„Was für ein Mann iſt dieſer Fremdling! „Wie ſchön, wie tapfer, wie edel! Es iſt nicht „möglich ſeine hohe Abkunft zu verkennen. Und „was für Thaten er gethan, was für Gefahren „er ausgeſtanden hat! Ja, wenn ich nach dem Sichäus noch einen andern lieben könnte, ſo würde „es dieſer geweſen ſeyn. Aber lieber wollte ich

„ſterben, ehe ich die Treue gegen dieſen Gemahl „verletzte.“

Dieſe ganz einfältigen aber wahren Gedanken haben im Virgil, durch die Wahl der Wörter und ihre Stellung, eine poetiſche Würde bekommen, ohne etwas von ihrem Natürlichen zu verlieren.

Zuerſt redet ſie von ihrer Liebe nur noch als von einer ungewiſſen, einer möglichen Neigung.

Huic uni forſan potui ſuccumbere culpae.

Einen Augenblick drauf, geht ſie einen Schritt weiter. Sie geſteht ein, daß ſie den Aeneas wirklich liebt.

Solus hic inflexit ſenſus, animumque labantem
Impulit. Agnoſco veteris veſtigia flammae.

Aber nichts verräth ihre Leidenſchaft mehr, als die Heftigkeit und Stärke des Ausdrucks, mit welcher ſie ſchwört, derſelben nicht nachzugeben.

Sed mihi vel tellus, optem, prius ima dehiſcat
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Ante, Pudor, quam te violo, aut tua iura reſoluo.

Anna, die Schweſter der Dido, die, wenn ſie auch nicht ganz ein Geſchöpf des Dichters war, doch mehr von ſeiner Willkür abhing, weil er durch keine ſehr bekannte Tradition eingeſchränkt wurde, konnte entweder ſich dieſer Leidenſchaft widerſetzen, oder ihr ſchmeicheln. Das erſte, dünkt mich, würde im Drama ein lebhafter Intereſſe gegeben haben, wo die Geſchichte der Leidenſchaft ſelbſt der Hauptgegenſtand wäre. Der Dichter hat das zweyte beliebt. Ohne Zweifel, weil er in einer bloßen Epiſode ſeines Werks die Leidenſchaft ſchneller ihrer Kataſtrophe zueilen laſſen mußte, zu welchem Ende es nöthig war, den innern Kampf der Dido abzukürzen, und ihren Ehrgeiz und ihre Schamhaftigkeit geſchwind zu überwinden.

Anna billigt alſo die Neigung der Dido ganz, hebt alle Bedenklichkeiten, findet in der Ankunft der Trojaner eine beſondere Führung der Götter, und in der Verbindung mit dem Aeneas die Ausſicht auf künftige Sicherheit und Größe ihres Staats.

Dieſe Gründe ſind kurz, deutlich, gedrängt, und mit mäßigem Affekt ausgeführt. Die Reden der Anna werden nur durch dieſe Art der Beredtſamkeit intereſſant.

Es iſt oben geſagt worden, daß unſer Mitleid mit dem Unglück eines andern noch lebhafter wird, wenn er durch eben den Umſtand in daſſelbe geräth, der in ihm wahrſcheinliche Hoffnungen von Größe und Glückſeligkeit erweckte. Von dieſer Seite betrachtet, tragen die ermunternden Vorſtellungen der Anna etwas dazu bey, die Empfindung der folgenden traurigen Auftritte zu ſchärfen. Wenn der Leſer ſich an die Stelle der Dido ſtellt, ſo erhebt ſich ſein Herz über der wahrſcheinlichen und nahen

Ausſicht, alle ihre Wünſche auf einmahl erfüllt, ihren Staat größer und ihre Leidenſchaft befriedigt zu ſehn. Deſto ſtärker wird es durch den Kontraſt des Ausgangs gerührt.

Dido wurde wenigſtens von den Vorſtellungen ihrer Schweſter auf dieſe Art getäuſcht.

His dictis incenſum animum inflammauit amore
Spemque dedit dubiae menti, ſoluitque pudorem.

Die Phänomene der ſchon herrſchenden Liebe berührt Virgil mit der ihm eignen Weisheit, nur kurz; malt ſie nicht aus, ſondern bezeichnet ſie nur durch einige allgemeine ſtarke Züge.

Das Vergnügen, mit welchem ſie den folgenden Tag den Aeneas in ihrer neuen Stadt herumführt; die Verwirrung die ſie überfällt, ſo oft ſie mit ihm ſpricht; der Eifer, mit welchem ſie ſich die Schickſale von Troja zum zweytenmahle erzählen läßt; die Liebkoſungen gegen den Aſcanius; ihre ſchlafloſe Nächte; ihre plötzliche Gleichgiltigkeit gegen alle ihre liebſten Geſchäfte, gegen ihre wichtigſten Angelegenheiten, dieß ſind die Züge, durch welche er das verliebte Herz der Dido ſchildert.

Juno und Venus kommen überein, den Aeneas und die Dido bey Gelegenheit einer Jagd, in eine Höhle zu bringen, um ihrer Flamme zu vollem Ausbruche zu verhelfen.

Die Schutzgöttin der Dido ſcheint in dieſem Geſpräch das Herz des Leſers auf ſeiner Seite zu haben, wie Dido ſelbſt in der ganzen Geſchichte. Sie verlangt nicht mehr den Untergang ihres Feindes, ſie wünſcht nur die Erhaltung, die Glückſeligkeit ihres Lieblings.

Die Anſtalten der Jagd, und das Gemälde derſelben, iſt eine kurze Zerſtreuung von den leidenſchaftlichen Scenen, die weder lang noch ununterbrochen ſeyn dürfen, wenn ſie nicht den Dichter und den Leſer erſchöpfen ſollen.

Das Intereſſe der Erwartung iſt nirgends größer als in dieſem Zeitpuncte. Der Leſer kennt nun die Heftigkeit der Leidenſchaft der Dido. Er ſieht die fürchterliche Verſuchung zum voraus. Er ahndet etwas Schlimmes, da er auf der einen Seite die unwiederruflichen Schlüſſe des Schickſals über den künftigen Sitz des Aeneas weiß, und auf der andern Seite vorausſieht, daß nur ein ehliges Band und ein beſtändiger Aufenthalt des Aeneas zu Carthago die Ehre der Dido retten, oder ihre Leidenſchaft beſänftigen könne.

Die Scene der Höhle wird vom Virgil mit der feinſten Sittſamkeit berührt. Er macht ſie nur fürchterlich durch die Unglückweiſſagenden Meteoren die vorhergehn;

> — — Fulſere ignes et conſcius aether Connubiis, ſummoque vlularunt vertice Nymphae.

und er läßt ihre Natur errathen, durch die Folgen die ſie hat.

Neque enim ſpecie famaque mouetur,
Nec iam furtiuum Dido meditatur amorem;
Coniugium vocat: hoc praetexit nomine culpam.

Sobald Dido der Verſuchung untergelegen, ſobald iſt auch ihre Schamhaftigkeit überwunden. Durch den Genuß wird die Liebe auch des andern Geſchlechts dreiſter, beſonders bey einer Perſon, die Macht und Anſehn beſitzt. Dido geſteht die ihrige öffentlich; und ſucht durch die Hoffnung und das Vorgeben der Ehe, ihre ſtrafbare Schwachheit vor ſich und vor ihrem Volke zu beſchönigen.

Es iſt zweifelhaft, aus welcher Urſache Virgil hier den Jarbas auftreten läßt; einen ehedem von Dido verſchmähten Afrikaniſchen Fürſten, der, da er jetzt erfährt, daß ſie ſich einem Fremdlinge Preiß gibt, von Eiferſucht entbrannt, den Jupiter, deſſen Gottesdienſt er in ſeinem Lande eingeführt hatte, um Rache anfleht.

Geſchieht es bloß, um die Haupthandlung, durch das Bild der Fama (V. 174 — 197) und der Eiferſchucht zu unterbrechen?

Oder geſchieht es, um dem Leſer, der zu partheyiſch für Dido eingenommen iſt, und eben deßwegen den Held des Dichters weniger liebt, gegenſeitige Eindrücke beyzubringen, und ihm zu zeigen, daß Dido eben ſo ungerecht gehandelt habe, als ihr jetzo begegnet wird?

Oder hat Virgil dadurch bloß einen kürzern Weg zur Entwickelung der Geſchichte finden wollen, indem Jupiter, dieß Verlangen ſeines Anbethers zu erhören, den Merkurius zum Aeneas abſendet, ihm die Abfahrt von Carthago befehlen zu laſſen?

Aeneas folgt dieſem Befehl ohne Widerſpruch.

> Ardet abire fuga, dulcesque relinquere terras.

Er hat nicht mit ſich zu kämpfen. Sein Entſchluß iſt gleich gefaßt; aber er iſt doch wegen des Schickſals der Dido nicht ohne Unruhe.

> Quid agat, quo nunc reginam ambire furentem
> Audeat adfatu, quae prima exordia ſumat.

Er trägt es ſeinen Gefährten auf, für die Ausrüſtung der Flotte zu ſorgen. Er ſelbſt nimmt es über ſich, dieſe Nachricht der Dido zu der gelegenſten Zeit, und mit der größten Schonung beyzubringen.

> Tentaturum aditus, et quae molliſſima fandi
> Tempora, quis rebus dexter modus.

Aeneas iſt alſo nicht ganz unzärtlich. Aber er iſt doch für unſre Empfindung für unſre Sitten zu kalt. Ohne Zweifel hat das Alterthum, das in Muth und Entſchloſſenheit faſt alle Tugenden der Männer ſetzte, und das die Liebe für eine ſchändlichere Schwachheit derſelben anſah als wir, anders davon geurtheilt. Davon aber bin ich noch nicht überzeugt, daß Aeneas nicht für alle Zeitalter intereſſanter geworden wäre, wenn bey ihm, wo nicht Liebe, doch Dankbarkeit mit der Pflicht des Gehorſams gekämpft hätte.

Dido erfährt die Anſtalten zur Abreiſe, ehe ſie noch Aeneas ihr entdeckt.

quis fallere poſſit amantem?

Die Vorwürfe in die ſie ausbricht, da ſie ihn ſieht, (V. 305 — 330), die kalte und bloß vernünftige Antwort desſelben (V. 333 — 361), und die noch heftigern Ausbrüche des Zorns und der beleidigten Liebe bey der Dido (365 — 387) gehören unter die ſchönſten Stellen dieſes Buchs.

In allen Reden der Leidenſchaft ſind in der That diejenigen am intereſſanteſten, die zugleich eine moraliſche Empfindung ausdrücken. Wenn Dido dem Aeneas vorwirft, was ſie alles um ſeinetwillen aufgeopfert habe, ſo fällt mir nichts mehr auf als der Vers:

— — te propter eundem
Exſtinctus pudor, et qua ſola ſidera adibam,
Fama prior.

Wenn Aeneas ſich rechtfertigt: ſo macht keine ſeiner Vorſtellungen mehr Eindruck bey mir, als die Sehnſucht nach ſeinem alten Troja und nach den Ueberreſten der Seinigen. Da das Schickſal zu dieſen zurückzukehren ihm nicht erlaubt, wie viel weniger wird es ihm vergönnen in Afrika zu bleiben?

Me, ſi fatis meis paterentur ducere vitam
Auſpiciis, et ſponte mea componere curas;
Vrbem Trojanam primum, dulcesque meorum
Reliquias colerem.

Aber es iſt gewiß, daß Dido, im ganzen genommen, weit intereſſanter ſpricht, weil ſie mehr gerührt iſt.

Virgil iſt der Natur getreu, wenn er den Zorn und die Leidenſchaft der Dido durch die kalte Vertheidigung des Aeneas noch anwachſen läßt.

Num fletu ingemuit noſtro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit, aut miſeratus amantem eſt?

Vorher hatte ſie nur die Rechte der Liebe für ſich angeführt, jetzt rückt ſie ihm ihre Wohlthaten vor.

Ejectum litore, egentem
Excepi, et regni demens in parte locaui.

Vorher hatte ſie ſich nur über ihr Unglück beklagt, jetzt will ſie das ſeinige.

Dabis improbe, poenas.
Audiam, et haec manes veniet mihi fama ſub imos.

Erſchöpft von Liebe und Zorn, verliert Dido das Bewußtſeyn, ſobald mit der Gegenwart des Aeneas, dieſe heftige Aufwallung aufhört.

An dieſem einzigen Orte ſcheint Aeneas erweicht. Sie verließ ihn plötzlich, da er eben noch viel zu ſagen wünſchte, und nicht Worte finden konnte:

> Linquens multa metu cunctantem et multa
> parantem
> Dicere.

Der Poet ſagt ſogar ausdrücklich, daß er ſelbſt die Unruhe der Liebe gefühlt habe,

> Lenire dolentem
> Solando cupit, et dictis avertere curas,
> Multa gemens, magnoque animum labefactus
> amore.

Aber ſein Vorſatz iſt deßwegen nicht erſchüttert. Die Anſtalten zur Abreiſe werden verdoppelt.

Dido wendet ſich an ihre Schweſter. „Niemand, ſagt ſie, kann dieſen Mann beſſer behandeln als du, keines Menſchen Worte machen bey ihm mehr Eindruck.“

Man wünſchte, daß eine Perſon, die beyden Verliebten ſo wichtig iſt, hätte mehr auftreten, ſich thätiger beweiſen können.

So lange Dido den Aeneas vor ſich ſah: ſo lange hatte der Unwille über die Liebe die Oberhand. Sie wollte, daß er reiſen ſollte:

> Neque te teneo, neque dicta refello.
> I, ſequere Italiam ventis, pete regna per
> undas.

Jetzt, nachdem ſie wieder mit ſich allein iſt, ihre Lebensgeiſter ſich beſänftiget haben, bekömmt die Zärtlichkeit über den Zorn ihr altes Uibergewicht. Sie will ihn nicht mehr weglaſſen. Sie bittet ihre Anna, den Aeneas nur dahin zu bringen, daß er ihr eine kurze Friſt verwillige, daß er den Winter bey ihr abwarte, um ſich nicht ſelbſt in Gefahr zu ſetzen.

Exſpectet facilemque fugam, ventoſque ferentes.

Es liegt etwas Rührendes in dieſer Beſorgniß für die Sicherheit eines Ungetreuen.

Anna erfüllt ihren Auftrag, aber ohne Erfolg.

Fata obſtant, placidasque viri deus obſtruit aures.

Stoiſche Standhaftigkeit bey einem empfindlichen Herzen wird durch folgenden Vers ſchön gezeichnet:

Mens immota manet, lacrymae voluuntur inanes.

Die Unbeweglichkeit des Aeneas, ſchreckliche Anzeichen bey ihrem Opfer, und die Stimme ihres Gemahls, die ſie aus ſeinem ſacrario hört, bringen endlich die Dido zu dem Entſchluß zu ſterben.

Sie zeigt nun ihrer Schweſter Anna ein heiteres Geſicht; und gibt vor, ſie habe einen Weg gefunden, durch magiſche Künſte Aeneas Liebe, oder ihre Ruhe zu bewirken.

Die fürchterlichen Anſtalten, das Geheimnißvolle, und das Wunderbare der Zauberey, haben ſie, ſo lange der Glaube an dieſelbe noch vorhanden war, zu einem ſehr poetiſchen Stoffe gemacht. In ſehr viele alte Fabeln iſt derſelbe verwebt, wie in die Geſchichte der Medea, in andre iſt er mit Kunſt hineingebracht worden. Kein Dichter iſt in der Beſchreibung derſelben weitläuftiger, als Lukan, wo er die Theſſaliſche Hexe dem Sohne des Pompejus den Ausgang der Pharſaliſchen Schlacht durch einen wiedergebrachten Todten vorherſagen läßt. Aber auch Virgil, der ſolcher Hülfsmittel des Schreckens am wenigſten nöthig hatte, der im Stande war, eine Situation durch die Geſinnungen und die Gedanken der Perſonen ſelbſt rührend zu machen, die ſich in derſelben befinden; Virgil, der ſeine Dido deßwegen erſt bey den Römern entſchuldigen mußte *), die wie alle abergläubiſche Völker, die magiſchen Künſte zugleich glaubten und verabſcheuten: Virgil hat doch ein ſolches magiſches Opfer mit allem Pomp der Poeſie beſchrieben; und er enthält ſich nicht, die ungereimten und abergläubiſchen Mittel anzuführen, durch welche man glaubte die Liebe erzwingen zu können. Einen Umſtand hat Virgil dadurch erhalten, der wirklich den letzten Auftritt, den Tod der Dido, noch rührender macht. Es gehörte zu den Zubereitungen des magiſchen Opfers, daß ein Scheiterhaufen errichtet,

---

*) Teſtor, cara, deos, et te, germana, tuumque IV. 492.
Dulce caput, magicas invitam accingier artes.

mit Cypreſſen umkränzt, und mit den Waffen, den Geſchenken des Aeneas, und mit ihrem unächten hochzeitlichen Bette belegt werden mußte. Unter dieſen entleibt ſich Dido. Der Schauplatz ihres Todes konnte auf keine Art geſchmückt werden, die zur Verſtärkung des Eindrucks mehr beygetragen hätte. —

Es folgt die letzte Nacht, in welcher das Gemüth der Dido, von Liebe, Rache und dem Gedanken des nahen Todes beunruhiget, in dem größten Aufruhr iſt.

„Was ſoll ich thun? Soll ich die ehemahls
„verſchmähten Freyer wieder aufſuchen? — Oder
„wie? wenn ich ſelbſt mit den Trojanern ginge?
„Mit den Trojanern? Vielleicht, weil ich ihnen
„Gutes gethan habe? — Als wenn ſie etwas von
„Dankbarkeit wüßten. — Nein, ſie werden mich
„nicht in ihre Schiffe aufnehmen; oder ſollten ſie,
„ſo werden ſie mich als ihre Sklavinn behandeln. —
„Und wie ſollt' ich gehen? Allein, oder mit
„meinem Volke? O Schweſter, du biſt an meinem
„Unglücke ſchuld! Warum blieb ich doch nicht meinem
„erſten Gemahle getreu? ſo hätt' ich nichts von
„dieſen Qualen empfunden.“

Dieſe Gedanken ſo einfältig, ſo ohne das Feuer des Ausdrucks und der Poeſie vorgetragen, zeigen doch ſchon ihre Wahrheit, ihre Schicklichkeit zu den Umſtänden. Was für Eindruck müſſen ſie nicht alsdann machen, wenn ſie in virgilianiſche Verſe eingekleidet ſind?

Aeneas, durch eine neue Bothſchaft des Merkurs aus dem Schlafe geweckt, ſegelt noch in dieſer Nacht mit der größten Eile ab.

Dido ſieht des Morgens aus ihrer Burg die Ufer und den Hafen leer. Ihr Affekt kömmt aufs Aeußerſte.

,,Alles ſoll dem Flüchtlinge nach. — Aber es ,,iſt zu ſpät. — Früher hätte ich ihn beſtrafen ſollen! — Nein, das kann der zärtliche Sohn nicht ,,ſeyn, der ſeinen alten Vater aus dem Feuer trug. ,,— O wenn ich doch ihn, ſein ganzes Heer, ſeinen Sohn, und mich ſelbſt mit ihnen hätte in ,,den Untergang ſtürzen können!'' Jener Gedanke und dieſe Empfindung haben etwas mehr Auffallendes, als die übrigen Theile dieſer Rede, weil ſie eine mehr einleuchtende Wahrheit haben. Ein empfindliches Herz, das Vaterliebe kennt, kann gegen die Liebe einer andern Art nicht ganz fühllos ſeyn. Der Zorn, der aus Liebe entſteht, wüthet gegen ſich ſelbſt immer zugleich mit, indem er ſich gegen den Beleidiger ausläßt.

Es folgen Verwünſchungen gegen den Aeneas die zugleich Prophezeihungen von Vorfällen enthalten, die dieſem wirklich in Italien begegnen; und der letzte Befehl an ihr Volk, die Römer ewig zu haſſen.

Der letzte Auftritt dieſes Trauerſpiels iſt der ausgearbeitetſte unter allen, und er iſt es vielleicht vorzüglich, der dem ganzen Buche ſeinen Ruhm verſchafft hat.

Dido, in dem Augenblicke, da ſie ſterben will, iſt nicht mehr in Wuth — dieß würde den Leſer nicht gerührt, ſondern beleidigt haben. Sie iſt bey dem Anblicke der Waffen und aller Denkmähler des Aeneas und ihrer Liebe, die auf dem Scheiterhaufen liegen, nur gerührt, nur wehmüthig.

Dulces exuuiae!

Sie ſchiebt die Urſache ihres Unglücks mehr auf das Schickſal, als auf ihren Geliebten:

Dum fata deusque ſinebant.

Dann wird ſie groß. Sie ſieht in ſich nicht mehr die ſchwache verliebte Dido, nicht die verachtete und verzweifelnde Geliebte: ſondern die Königinn, die Stifterinn eines neuen Staates, die glückliche Rächerinn des Todes ihres Gemahls:

Et nunc magna mei ſub terras ibit imago.
Vrbem praeclaram ſtatui; mea moenia vidi:
Vlta virum.

In allem war ſie glücklich und groß, bis auf den Augenblick, da die Trojaner landeten:

Felix, heu nimium felix, ſi litora tantum
Nunquam Dardaniae tetigiſſent noſtra carinae!

Sie verbirgt ihr Geſicht in das Bette, den Zeugen ihrer Luſt, und die Quelle ihres Unglücks; eine neue, aber nicht ſo heftige Aufwallung ihres Unwillens

willens und ihres Schmerzes beſchließt ihren Kampf: — „Wie? ungerochen ſoll ich ſterben? — Ja! auch „ſo iſt es beſſer zu ſterben. Der Grauſame mag „die Flamme meines Scheiterhaufens ſehen, und „dieſes Vorbedeutungszeichen auf ſeine Reiſe mitnehmen.“

Virgil hält ſich bey ihrer Entleibung nicht auf. Alles, was bloß ſinnlich iſt, muß in einer Scene, die das Herz rühren ſoll, nur kurz berührt werden.

Das Gerücht von ihrem Tode erſchallt bald durch die ganze Stadt. Anna läuft herzu, und findet ihre Schweſter ſterbend.

Ich halte mich bey ihren Klagen nicht auf. Sie ſcheinen mir etwas kalt, wie die ganze Rolle dieſer Perſon.

Aber warum rühren dieſe drey letzten Zeilen ſo ſehr?

Ter ſeſe attollens, cubitoque innixa leuauit,
Ter reuoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
Quaeſiuit coelo lucem, ingemuitque reperta.

Anna hängt über der Dido, und will ihren letzten Hauch auffangen. Sie ſucht ſie in ihren Armen zu erwärmen. Dieſe Bemühung, die Liebe der Dido zu ihrer Schweſter, die Begierde ihr noch etwas zu ſagen, bringt die ſchon Sterbende wieder zu ſich.

Der erſte Theil der obigen Stelle enthält nur das Bild einer körperlichen Aktion; aber ſie iſt ſo kurz und ſo gut gemalt. Das Anſtrengen der letzten Kräfte einer Sterbenden, ſich in die Höhe zu richten, und das Zurückſinken der Ohnmacht, wird unſrer Einbildungskraft durch die wenigen Worte auffallend deutlich.

Der zweyte Theil enthält ein moraliſches Gemälde von dem größten Ausdrucke, und ſo einfältig, in anderthalb kurze Zeilen eingeſchloſſen.

Dido kömmt zu einem halben Bewußtſeyn, öffnet die Augen, hat ſie ſtarr gen Himmel gerichtet; aber ſieht kein Licht mehr. Ein dunkler Eindruck von Aengſtlichkeit über die ungewohnte Finſterniß an dem Orte, der ſonſt der Sitz und die Quelle des Lichts war, macht, daß ſie die Augen halb willkürlich, halb durch eine mechaniſche Bewegung, hin und her kehrt, um irgend einen Ausgang ins Freye zu ſuchen, um dem vermeinten Hinderniſſe auszuweichen, das die gewünſchten Strahlen auffängt. Jetzt kömmt die Sterbende zu einem vollern Bewußtſeyn: ihre Augen werden von den Lichtſtrahlen gerührt, ſie fühlt ihr Daſeyn wieder; und ein tiefer Seufzer iſt der einzige Ausdruck dieſes Gefühls.

Was rührt an dieſem Gemälde? Erſtlich, es ſcheint ſo wahr. Wenn dieß nicht die Empfindungen von Sterbenden ſind: ſo ſind es doch genau die Empfindungen, die wir Sterbenden zuſchreiben. Der Dichter hat genau das Ideal getroffen, das wir von dieſer intereſſanten Scene des menſchlichen

Lebens mit uns herumtragen, wenn er auch nicht den Gegenſtand ſelbſt getroffen hätte.

Zweytens, ohne auf die Richtigkeit der Schilderung zu ſehen: was kann rührender ſeyn, als ein Menſch, der leidet, der ſchon anfing in dem Schlummer des Todes das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und mit demſelben ſeiner Noth und ſeines Schmerzes zu verlieren, und der nun wieder erwacht, ſich und alles ſein Elend wieder fühlt, und das zurückkehrende Leben beſeufzt.

Was iſt rührender, als dieſer Streit der menſchlichen Natur zwiſchen der Furcht vor dem Tode, welche macht, daß der Sterbende das Licht wünſcht und ſucht, und zwiſchen dem Jammer des Lebens, der ihm Seufzer auspreßt, wenn er das Licht gefunden hat.

Zwo allgemeine Folgerungen will ich aus dieſer vielleicht zu weitläuftigen Zergliederung des virgilianiſchen Gemäldes ziehen.

Erſtlich: Wo viel Intereſſe in den Reden der Leidenſchaft ſeyn ſoll, da muß Abwechſelung, Streit und Verbindung mehrerer Leidenſchaften ſeyn. Der ſchnelle Uibergang vom Zorne zur Zärtlichkeit, von der Reue zum Stolze, macht die Reden der Dido vorzüglich intereſſant. Man laſſe eine von dieſen allein herrſchen; und die intereſſante Sprache derſelben wird vielſchwerer zu finden, wird viel kürzer auszuhalten ſeyn. Aeneas, Anna, alle ſind, mit ihr verglichen, langweilig. Ihre Reden ſind mehr beredt als rührend, weil ihre Geſinnungen einfach ſind.

Zum zweyten: Das vornehmſte Intereſſe der Dichtkunſt, beſonders der epiſchen Dichtkunſt, iſt, Wahrheit und Natur in poetiſchem Schmucke zu ſehen, natürliche Gedanken in ſchönen Verſen. Da dieſer Schmuck ſo leicht der Wahrheit Eintrag thut, ſo empfinden wir die überwundene Schwierigkeit, wenn beyde glücklich vereinigt ſind, und genießen das Vergnügen der Kunſt. Da uns oft die Würde des Ausdrucks auf gemeine Wahrheit erſt aufmerkſam machen muß: ſo werden wir im Bilde gewahr, was uns im Original entwiſchte, und genießen alſo das Vergnügen an der Natur.

Den letzten Punct des alten Plans, welche Leidenſchaften zu erwecken am nützlichſten ſeyn, halte ich für unnöthig zu berühren. Jede wohlgetroffene Schilderung hat den Nutzen, daß ſie uns den Menſchen kennen lehrt. Seine Leidenſchaften wechſeln zwar in den verſchiedenen Zeitpuncten vielleicht eben ſo ab, wie ſeine Krankheiten, und es ſcheint alſo am nützlichſten zu ſeyn, jedesmahl diejenigen zur öffentlichen Belehrung oder Warnung im Bilde auszuſtellen, zu denen die Verſuchungen am größten, oder deren ſchlimme Folgen die ausgebreitetſten ſind. Allein, nach der Wahrheit und der Erfahrung, nützt die Poeſie nicht ſowohl unmittelbar durch den Gegenſtand, den ſie ſchildert, als mittelbar durch die Wahrheiten, die ſie beyher lehrt, oder durch die

Muſter des Schönen, die ſie dem Geiſte vorhält. Dieſen Nutzen befördert ſie, welche Art von Leidenſchaften ſie auch zu ſchildern vornehme, wenn ſie nur die wahre Natur derſelben trifft.

Anſtatt dieſer beſondern Unterſuchung, zu der ich mich anheiſchig gemacht hatte, will ich noch einige allgemeine Lücken der obigen Abhandlung ausfüllen, oder einige Fehler verbeſſern.

Nach meiner jetzigen Einſicht iſt überhaupt die Materie von Erweckung der Leidenſchaften für den Zweck des Ganzen zu weitläuftig abgehandelt worden. Intereſſiren und rühren grenzt in einem Puncte an einander: aber es iſt nicht einerley. Das eine geht auf das Ganze eines Werks, das andre auf einzelne Scenen desſelben: das eine iſt eine Aufbiethung unſers Verſtandes; das andre eine Erweichung des Herzens: das eine ladet zum Leſen oder Anhören einer Geſchichte ein; das andre gibt wirklich den Genuß, wozu wir eingeladen ſind.

Neugierde, Liebe und Vortheil ſind die drey Triebfedern, die uns für etwas intereſſiren. Begebenheiten, Perſonen und Wahrheiten ſind die Gegenſtände, für welche wir intereſſirt werden können. Neugierde intereſſirt uns hauptſächlich für Begebenheiten, und wird erhalten durch die Verwickelung; Liebe intereſſirt uns für Perſonen und wird erweckt durch ihre Charaktere.

Unſer Vortheil kömmt bey der Poeſie in keine oder nur in eine entfernte Betrachtung.

Der Artikel von der Verwickelung iſt oben ausgelaſſen worden. Ich will noch einige Worte darüber hinzufügen:

1) Iſt die Verwickelung zum Intereſſe einer poetiſchen Erzählung nothwendig? Kann insbeſondere ein dramatiſches Stück ohne dieſelbe ſehr intereſſant ſeyn?

Ich bin ehedem dieſer Meinung geweſen. Ich habe geglaubt, daß die Intrigue mehr zu dem Vergnügen eines rohen geſchmackloſen Haufens gebildeter denkender Zuhörer beytrage; daß eine Gallerie von Gemälden aus dem menſchlichen Leben, wohlgetroffen und auf irgend eine Art mit einander verbunden, uns hinlänglich an ſich ziehen könne; daß endlich die ſogenannten Historys des engliſchen Theaters der mittlern Zeit nur beſſer behandelt werden dürfen, um noch jetzt intereſſant zu werden. —

Ich ändre jetzt dieſe Meinung. Wenn ich auf die Denkungsart des größten Theils der Menſchen ſehe, für welche doch die Poeſie, und beſonders die theatraliſche, beſtimmt iſt; wenn ich auf meine eigne in den Zeiten ſehe, wo ich mich erhohlen will, und dieſe Zeiten ſoll das Theater eigentlich ausfüllen: ſo werde ich gewahr, daß die unterhaltene und befriedigte Neugier, das Wohlgefallen an einer wunderbaren und doch natürlichen Begebenheit, die Erwartung in die wir wegen des Erfolgs geſetzt werden, die Grundlage von dem Vergnügen ausmache, das wir während der Anhörung des Stücks genießen, und daß das Vergnügen der Rührung und des Unterrichts nur einzelne Theile der Zeit ausfülle, die wir zu dieſer Erluſtigung beſtimmen.

Wißbegierde und Neugierde iſt im Grunde Eins. Jene geht aufs Allgemeine, dieſe aufs Beſondre; jene auf Wahrheiten, dieſe auf Fakta. Eine kann alſo die andre erklären. In beyden Fällen entſteht der Reiß aus der Schwierigkeit, die Befriedigung aus der Auflöſung.

Was thut die populäre Beredſamkeit, um allgemeine Materien intereſſant vorzutragen? Außer der Klarheit, der Ordnung im Vortrage, von welcher im Anfange dieſer Abhandlung geredet worden, und welche macht, daß der Leſer ohne Mühe und in der kürzeſten Zeit die Begriffe faßt, die der Schriftſteller gehabt hat, bleibt in der Methode nichts übrig, als eine Art von Verwickelung und Auflöſung, durch die die eine Unterſuchung Leben erhält. Der Schriftſteller muß zuerſt die Schwierigkeiten zeigen, ſie in ihrem größten Lichte darſtellen, und dann dieſe heben.

Der vorzügliche Reitz, den die Mathematik für ihre Kenner hat, rührt vornehmlich davon her, daß in ihr mehr, als in andern ſpekulativen Wiſſenſchaften, Aufgabe und Auflöſung, die Schwierigkeit und die Hebung derſelben, ſich deutlich von einander unterſcheiden.

4. Aber worinne beſteht die Verwickelung? Die Uiberwindung großer Schwierigkeiten iſt es allemahl, was den großen oder den merkwürdigen Mann zeigt. Dieſe müſſen alſo in jeder Begebenheit vorkommen, welche intereſſiren ſoll. Aus dieſen entſteht die eigentliche Verwickelung, ſobald dieſelben, in einen kleinen Zeitraum zuſammengedrängt, ſich ſchnell wieder auflöſen ſollen. Daher finden wir in der Epopee, wo die Erzählung Zeit und Raum hat, zwar allemahl große Hinderniſſe, widrige Zufälle, feindliche Anſchläge, Gefahren, die den Muth oder die Weisheit des Helden aufbiethen: aber weil dieſe Schwierigkeiten ſich nicht auf einen Punct vereinigen, weil ſie nicht auf einmahl ſich verlieren: ſo iſt Verwickelung, Intrigue im engern Verſtande, nicht dieſem Gedicht eigen. Auf dem Theater iſt die Zeit durch die Dauer der Vorſtellung eingeſchränkt. Die Zufälle, deren nicht viele ſeyn können, müſſen ſich mehr zuſammendrängen; der Knoten muß alſo verwickelter werden, die Schlingen deſſelben durchkreuzen ſich mehr.

Die Vollkommenheit liegt auch hier in der Mitte. Eine Verwickelung, wo die Zufälle zu ſehr gehäuft, zu künſtlich durch einander verſchlungen werden, iſt ſchwer zu faſſen, wird unwahrſcheinlich, und verwirrt, anſtatt zu intereſſiren. Eine allzueinfache Handlung, wo jede Urſache ihre gewöhnliche vorhergeſehene Wirkung thut, und durch keine entgegenwirkende in dem Laufe ihrer Erfolge aufgehalten wird, kann zwar durch das Sittliche der Charaktere und die Wahrheit des Dialogs belebt werden, aber doch nie ein ſtarkes Intereſſe, beſonders in einem längern Werke, hervorbringen.

Die Einheit des Intereſſe, die alte und oft wiederhohlte Vorſchrift der Kunſtrichter, iſt nun zweyer Urſachen wegen nothwendig. Unſere Schwachheit iſt die eine. Wir können nicht viel Sachen auf einmahl faſſen, wir können nicht an vieler Menſchen Schickſale zu gleicher Zeit Theil nehmen. Es gehört eine gewiſſe Beſchäftigung des Gemüths dazu, ſich in eines andern Stelle zu verſetzen; und dieſe kann man nur auf Einen Gegenſtand auf einmahl verwenden.

Die Nothwendigkeit einer Verwickelung iſt die zweyte. Wennn die Handlungen, die Begebenheiten zwoer Perſonen zu gleicher Zeit neben einander fortlaufen: ſo wird entweder keine verwickelt ſeyn können, und alsdann wird unſere Aufmerkſamkeit von keiner gereitzt; oder ſie ſind es beyde, und alsdann wird ſie ermüdet. Es iſt ſeltſam, daß die Art der Imagination, die zu Erfindung wunderbarer Verwickelungen gehört, die, welche den poetiſchen Stoff ſchaft, in verfeinerten Zeiten weniger gemein iſt, als in rohen, und daß daher die Dichter des erſtern Zeitraums oft genöthigt ſind, ihren Stoff aus den Erfindungen des letztern zu nehmen, und ſich lieber bemühen, ihn von den Ungereimtheiten zu ſäubern, die ihm ankleben, als ihn durch ganz neue Erfindungen zu erſetzen. Die Dichter des erleuchteten Griechenlands nahmen alle ihre Subjekte aus der Mythologie; und noch bis auf die ſpäteſte Zeit arbeitete der Witz und der Scharfſinn ihrer beſten Köpfe, die Geſchichten zu verſchönern, die die wilde Einbildungskraft ihrer Vorfahren erfunden hatte. Die neuern Dichter haben die Romane und die Schauſpiele der mittlern Zeiten auf gleiche Weiſe benutzt.

Iſt es, daß die Einbildungskraft ganz zügellos, an keine Regeln gebunden ſeyn will, wenn ſie eigentlich erfindet, und daß, um ſich an Richtigkeit und Ordnung zu binden, ſie ſchon einen Plan, wenn auch nur einen Chaotiſchen, vor ſich haben muß?

Es gibt eine Neubegierde, unbekannte ſeltſame Dinge zu erfahren. Es gibt eine andre, bekannte Dinge erklärt, mit unbekannten oder groſſen in Verbindung geſetzt zu ſehen, oder ihren Urſprung zu erfahren. Dieſer Art des Intereſſes haben ſich die alten Dichter, und vorzüglich Virgil bedient, indem ſie faſt alle Perſonen, die ſie aufführen, aus der Fabel und Tradition hernehmen und mit der bekannten Geſchichte in Verbindung bringen, indem ſie lauter ſolcher Begebenheiten erwähnen, die auf die Erbauung bekannter Städte und den Urſprung groſſer hiſtoriſcher Erfolge eine Beziehung haben. An keinem Orte landet Aeneas, wo nicht Städte oder Gegenden, von ihm und ſeinen Begleitern benannt, noch zu Virgils Zeiten vorhanden waren; er thut keinen Schritt, der nicht Spuren und Denkmähler zurück läßt, die noch die Leſer Virgils erkennen konnten. Die ganze Liebesgeſchichte der Dido iſt zugleich die Veranlaſſung des Streits zwiſchen Rom und Chartago.

Aus eben dem Grunde iſt das Intereſſe zu erklären, das wir an Nachahmungen nehmen; ein Intereſſe, das von den alten Dichtern mit Vorſatz und offenbar geſucht worden, anſtatt von ihnen vermieden oder verſteckt zu werden. Die griechiſchen Dichter gingen gefliſſentlich auf den Fußſtapfen des Homers; die Römiſchen gefliſſentlich auf den Fußſtapfen der Griechen. — Es iſt allerdings ein Vergnügen, eine alte Geſchichte wieder verjüngt zu ſehen; Züge aus einem verehrten alten Schriftſteller in einem ungewohnten Glanze wiederzufinden; und ihnen vielleicht zum erſtenmahle aus Empfindung den Beyfall zu ſchenken, den wir ihnen bisher nur des Anſehns und des Alterthums wegen vergönnt hatten. —

So wie die alten Dichter von Seiten des Reichthums und der Mannigfaltigkeit des Stoffs, unter dem ſie zu wählen hatten, eingeſchränkter waren als die unſrigen, indem ihnen ſo viel Jahrhunderte von Geſchichten, merkwürdigen Perſonen und Kenntniſſen fehlten: ſo waren ſie auf der andern Seite begünſtigt durch die allgemeinere Bekanntſchaft, in welcher die geringere Anzahl von Perſonen, Begebenheiten und Schriften ſtand, aus welchen ſie den Stoff oder wenigſtens den Schmuck ihrer Gedichte hernahmen. Ihre Schilderungen hatten nicht immer das Verdienſt der Neuheit, aber ſie hatten das Verdienſt, geſchwinder verſtanden und durchgängiger gefühlt zu werden. Perſonen, Oerter, Flüſſe, nichts war den Leſern ganz fremde. Selbſt ihre Anſpielungen gingen weniger verloren. Die nähmliche Art der Neubegierde, die das Bekannte ſo gerne unter fremden Gegenſtänden wieder findet, macht auch in den Epiſchen Gedichten, die Vorherſagungen ſolcher Begebenheiten, die zu oder kurz vor den Zeiten des Dichters und ſeiner Leſer vorgegangen, ſo intereſſant. Alle Dichter, die nach dem Virgil gekommen ſind, haben ſich der fruchtbaren Materie bemächtigt, die ihnen dieſer, nach dem Homer, in Aeneas Hinabfahrt in den Orkus angezeigt hatte. Alle haben auf eine oder die andre Weiſe, mit mehr oder weniger Schicklichkeit, die Geſchichte ihrer Zeit und ihrer Nation weiſſagen laſſen.

Ich beſchließe dieſe Zuſätze mit der Bemerkung eines Maaßſtabes, wornach der Schriftſteller zum voraus muthmaßen kann, welcher Theil ſeines Werks ſeine Leſer am meiſten intereſſiren wird. Grade derjenige, der ihn ſelbſt, da er ſchrieb, am meiſten intereſſirt hat; bey dem er die meiſte Luſt, die größte Leichtigkeit, und das vollſte Gnüge fand. Gedanken, die andern lebhaft werden ſollen, müſſen ſich uns zu der Zeit, da wir ſie hervorbrachten, mit vorzüglicher Klarheit dargeſtellt haben. Und wenn die Helligkeit der Begriffe den Leſer vergnügen ſoll, bey dem ſie doch durch die Verſchiedenheit ſeiner Denkungsart etwas verdunkelt wird, wie ſollte ſie den Schriftſteller gleichgiltig gelaſſen haben, bey dem ſie in ihrem erſten Lichte ſtrahlt! wenn Begebenheiten zeitvertreibend oder rührend ſind für diejenigen, die ſie ſtückweiſe und nach und nach erfahren, wie vielmehr müſſen ſie denjenigen ergötzt oder gerührt haben, der ſie auf einmahl überſah, und ihre Theile ſelbſt ausbildete!

Die Aufmerkſamkeit des Scribenten iſt allemahl größer, als die Aufmerkſamkeit auch des beſten Leſers. Was dieſer nicht entwiſchen und doch nicht anſtrengen ſoll, muß alſo jene noch weit ſtärker und mit größrer Leichtigkeit gefeſſelt haben.

Uiber den
Einfluß einiger beſondern Umſtände
auf die Bildung unſerer Sprache und Litteratur.

Eine Vorleſung.

Meine Herren,

Wann wir die Fähigkeiten eines Menſchen kennen, um zu wiſſen, was er thun kann, und ſeine beſondern Umſtände, um zu wiſſen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: ſo können wir ungefähr vorausſehen, welche Werke er unternehmen wird; wenigſtens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben ſo, wie mit einzelnen Menſchen, verhält es ſich auch mit ganzen Nationen. Was man die Literatur eines Volks nennt, iſt der Inbegriff der Werke, die es in ſeiner eignen Sprache beſitzt: und die Geſtalt derſelben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiſte der Nation, theils von den beſondern Umſtänden ab, durch welche dieſer Geiſt ſeine Richtung gegen gewiſſe Gegenſtände, und mehr Hülfsmittel zu der einen als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiſte der Nation ſelbſt iſt ausnehmend verborgen; es iſt ſchwer, das Gemeinſchaftliche in der Denkungsart eines

Volks aus einer ſo unendlichen Menge von einzelnen Verſchiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine ſehr kleine Anzahl von Fällen vor ſich hat, ſo kann man faſt nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenſeitige Beyſpiele wankend würde. Die beſondern Umſtände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks ſich angefangen, liegen mehr vor Augen, und laſſen ſich mehr außer Streit ſetzen: oder wann auch hier eine ſo vielfältige Verbindung mannigfach wirkender Urſachen Statt fände, daß die Geſchichte ſie nicht alle angeben, noch die Philoſophie ſie alle errathen konnte; ſo gibt es doch darunter einige ſo merkliche und ſo mächtige, daß ſich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verſtehen läßt.

Sie ſehen leicht, meine Herren, daß dieſe Umſtände von doppelter Art ſind; daß ſie entweder außer der Nation, von der die Rede iſt, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfaſſung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wiſſenſchaft überhaupt, und beſonders aus ihrer eigenen Sprache, Geſchmack gewinnt, und dann die Beſchaffenheit der Literatur bey andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten.

Was war es für ein Zeitpunct, wo die Barbarey ſich zuerſt in Teutſchland zu zerſtreuen anfing? Ein ſpäterer allerdings, als bey den mittäglichen und weſtlichen Völkern. Italien iſt das erſte und faſt das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meiſterſtücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich Meiſterſtücke in ſeiner eigenen ſchuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unſer eigenes anzuzünden. Wir laſen und lernten, ja wir ſchrieben ſo gar lateiniſch und griechiſch; viele gut, einige ſo gar vortrefflich: aber doch konnte das noch lange keine Literatur geben, keine uns eigene Literatur, die ein treues Gemälde unſers beſondern Geiſtes, unſerer unterſcheidenden Denkungsart geweſen wäre. Die Gelehrten machten in dieſem Jahrhunderte gleichſam eine eigene, unter die andern zerſtreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieſelbige Denkungsart, denſelbigen Ton hatte: und zwar deßwegen, weil ſie durchgängig auf einerley Art war gebildet worden. Da ſie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverſtändliche Sprache redeten und ſchrieben; ſo hatten ſie zwar unter ſich ſelbſt eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinſchaft, als die Gelehrten unſers Jahrhunderts: aber auf die Uibrigen der Nation hatten ſie wenig Einfluß; auch nahmen ſie eben ſo wenig von der beſondern Denkungsart derſelben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geiſtes an. Denn ſie ſchrieben nicht allein, ſondern ſie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damahls **Luther** für die teutſche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht ſagen. Es iſt wahr, ſeine Sorgfalt, ſeine Richtigkeit im Ausdrucke, ſeine Genauigkeit in der Wortfügung haben unſre Gramatik und unſer Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollſtändiger gemacht, als es ohne ihn würde geſchehen ſeyn: aber bey alle dem haben doch ſeine Werke unſre Literatur nicht angefangen; ſie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrſamkeit oder Schriften zum Vergnügen in unſerer Sprache zu liefern. Wer dieſe hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch ſelbſt die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierathen aus dem zerſtreuten Reichthume der Sprache zuſammenleſen; mußte noch ſelbſt unbeſtimmte Wörter beſtimmen, oder wenn er für ſeine Ideen gar keines hatte, bald durch Zuſammenſetzung und Abänderung neue finden, bald ſich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch ſelbſt neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war: kurz, er mußte ſich ſeinen Styl noch erſchaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Abſicht weit dunkler und barbariſcher, als das, worin **Luther** lebte. Man vergaß ſein Biſchen ächtes altes Latein über den Zänkereyen, zu welchen ſich eine verderbte, mit ſpitzfündigen Begriffen überladene Latinität am beſten ſchickte; und teutſch lernte man auch nicht.

Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieſer Zwiſchenzeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, machten unſre weſtlichen Nachbarn, die Franzoſen, auf einmahl ein gewaltiges Aufſehen. Sie eroberten und ſchrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerkſam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt ward, Schriftſteller und Künſtler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war ſo plötzlich, ſo groß, daß ſie nothwendig ſo wohl die Franzoſen ſelbſt, als auch ihre Nachbarn in eine Art von Betäubung ſetzen mußte, in welcher beyde nicht wußten, was ſie von ſich und was ſie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getroſt, daß ſie die erſte Nation auf der Welt wären, und in der That hatten ſie einigen Anſpruch auf dieſen Nahmen.

Die teutſche Nation war damahls noch ein ſo zuſammengeſetztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene ſehr verſchieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeſchäften den Glanz dieſes erobernden und witzigen Volks mehr in die Nähe ſahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer eigenen Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweiſen konnte; die alle beeiferten ſich, an dieſem Glanze Theil zu nehmen, ſuchten ſich, ſo viel als möglich, dieſer fremden Nation einzuverleiben, ſich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterſcheiden: und ſo waren ſie herzlich zufrieden, daß die Teutſchen von den Franzoſen verachtet wurden, weil ſie ſelbſt glaubten, halbe Franzoſen zu ſeyn. — Unſre Gelehrten hingegen, die dem Spiel ſehr in der Ferne zuſahn, ließen ſich noch wenig durch dieſe Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder ſie tröſteten ſich durch eine gegenſeitige innige Verachtung der elenden Tändeleyen eines Volks, bey welchem, nach ihrer Meinung, die wahre Gelehrſamkeit auszuſterben anfing. Von dieſer Seite alſo war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eiferſucht ſehr rege werden und teutſche Schriftſteller mit den franzöſiſchen um den Preis kämpfen ſollten. Unterdeſſen verbreitete ſich der Geſchmack an dem Ausländiſchen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Claſſe von Leuten, die zwiſchen den Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte ſtehen. Begierde, den Großen zu gefallen und ſein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeitz, ihres Umganges gewürdiget zu werden, Handel mit den Franzoſen, die die nützlichen Künſte zugleich mit den angenehmen und ſchönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieſes fremden Geſchmacks bey. Nun dachten endlich auch wir Teutſchen daran, daß wir eine Sprache hätten, die ſich ſchreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir ſchon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt, ſchon von der Politur fremder Schriftſteller eingenommen waren, ſo konnte es gar nicht anders ſeyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Abſicht zu haben. Laſſen Sie uns doch ſehen, meine Herren, wie weit ungefähr dieſe Nachahmung ſich erſtreckt hat.

Man muß hier die Geſtalt unſrer Wiſſenſchaften und den Charakter unſrer jetzigen Schriftſtellerſprache wohl unterſcheiden. In jenen ſteckt, wenn ich ſo reden darf, mehr lateiniſcher Geiſt, in dieſer hingegen mehr franzöſiſcher und engliſcher. Beyde zuſammen machen eine Miſchung, die, wenn man ſie recht aus einander ſcheiden könnte, den Zuſtand unſrer Köpfe und unſrer Schriften am beſten erklären würde.

Wiſſenſchaften und Philoſophie fingen nicht erſt da bey uns an, wo wir anfingen, teutſche Schriftſteller zu haben. Wir hatten ſchon einen großen Vorrath von Gelehrſamkeit, und zur Philoſophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle europäiſche Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mittelbar durch die unreinen Kanäle der neuern ſcholaſtiſchen Theologie und Philoſophie bekommen. Sokrates, Ariſtoteles und Cicero, ſammt dem guten Thowas Magiſter, haben vielleicht auf die Art und Weiſe, wie wir die Wiſſenſchaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptörter unſerer Syſteme, auf die Fragen, die wir vorzüglich unterſuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflöſen, und die Streitigkeiten, die ſich immer von neuem bey uns entſpinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorſtellen mögen.

Aber nun unſre eigene Sprache. Die Unterſcheidung deſſen, was in ihr ſchön, edel, anſtändig ſeyn ſollte, die Beeiferung, ſich über allerhand Arten von Gegenſtänden in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; dieſe hat ſich erſt angefangen, als ſich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unſre Regeln und unſre Muſter genommen? — Die alten Sprachen ſind von der unſrigen zu entfernt, als daß ſie viel zu ihrer Ausbildung beytragen könnten: überdieß ſind die, welche teuſch ſchreiben, und gut zu ſchreiben ſich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war alſo ganz natürlich, daß die ſchon verfeinerte Sprache unſrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unſrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortrefflichkeit uns zuerſt gereizt hatte, auf eine Verbeſſerung unſerer eigenen zu denken; daß, ſage ich, dieſe unſern Ausdruck oft ohne unſern Vorſatz bildete und beſtimmte. Das Franzöſiſche kam zuerſt; das Engliſche folgte. Man merkt den Uibergang von jenem zu dieſem gar deutlich in unſern Schriftſtellern. Unſer Styl iſt in der neueſten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausſchweifender. Man drückt ſeine Gedanken vielleicht freyer und eigenthümlicher aus, und bey guten Köpfen gewinnt der Leſer dabey allemahl: aber man verzeiht ſich auch ſeltſame Zuſammenſetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bey ſchlechten Schriftſtellern ſehr oft ins Sinnloſe und Abendteuerliche aus. Kurz, dieſe Art von Freyheit hat, ſo wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftſteller werden dadurch vortrefflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einfluſſe dieſer fremden Literatur auf die unſrige noch etwas genauer rede, und zwar beſonders, inſofern er ſich auf die Sprache erſtreckt hat.

Eine ſich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewiſſe allgemeine Farbe an, die ſich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unſrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt iſt, die ihren Wörtern ganz andre Endungen gibt, ſie mit ganz andern Tönen ausſpricht, ſie nach ganz andern Geſetzen abändert. Und doch hat ſie dergleichen nicht wenige aus der franzöſiſchen und engliſchen herübergenommen; oft, weil ſie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftſteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erſt lange durchſuchen wollten. Armuth iſt es in einem doppelten Falle: einmahl, wenn für die Sachen, die wir ſagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden ſind, entweder weil die Sache bey der erſten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil ſie der Nation noch nicht bekannt war; und dieſer Fall kömmt in allen Sprachen vor, wo ſich jeder, der von unbekannten Dingen zum erſtenmahl ſpricht, des Rechts bedient, ein neues ausländiſches Wort zu brauchen: zweytens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jetzt erwählten Tone der Schreibart paſſend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jetzt zu unſerer beſondern Abſicht glauben nöthig zu haben. Dieſes letztere iſt es, was ſo viel fremde Wörter auch in unſre guten Schriftſteller gebracht hat. In der That muß der Fall bey einem guten Schriftſteller öfter vorkommen, weil bey dieſem immer die Ideen genauer beſtimmt ſind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleichſcheinende Wörter noch unterſcheiden. Schreibt er beſonders über eine Materie, worin die Ausländer viel gearbeitet und viel von ihm ſind geleſen worden; ſo wird ſich ihm mancher Begriff gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbiethen; mancher wird ihm nicht genau und ſtark genug geſagt ſcheinen, ſo bald er nicht mit eben demjenigen Worte geſagt wird, womit er zuerſt ihn bekommen hat. Oft iſt es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgiltig dünkt, was durch den langen Gebrauch unſcheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte iſt. Oft aber iſt es wahre Empfindung, und dann iſt deſſen Ohr nicht ſo wohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgeſagte, übel paſſende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantiſchen Reinigkeit der Sprache gerührt wird.

Eine Sprache, wenn ſie für alle Claſſen von Werken bequem ſeyn ſoll, muß einerley Sache auf mehr als einerley Art, nach den verſchiednen Gattungen der Materie und den verſchiedenen Abſichten des Schriftſtellers, ausdrücken können. In dieſen Gattungen der Schreibart gibt es unzählige mittlere Stufen: doch laſſen ſie ſich überhaupt auf dreye bringen. Dieſe ſind die eigentlich poetiſche und maleriſche, die populäre und dialogiſche, und die didaktiſche.

Sehen wir unſere Sprache an, ſo finden wir ſie an Wörtern der erſten Art reicher, als vielleicht irgend eine andre. Nahmen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer ſinnlichſten Seite vorſtellen, die ſo zu ſagen, nur die ſichtbare Erſcheinung der Sache, nicht ihre innere Natur ausdrücken, ſolche Nahmen haben wir in Menge: und oft ſind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Dieſen Reichthum unſrer Sprache hat wohl niemand beſſer gekannt, beſſer genutzt, als **Klopfſtock** und **Geßner**, obgleich in zwo ganz verſchiedenen Arten. Wie weit hier die franzöſiſche hinter der unſrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, ſo bald es auf Schilderung der ſichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein ſind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Beſtimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Uiberſetzungen unſrer teutſchen Dichter, beſonders der beyden, die wir oben genannt haben. **Klopfſtock** verliert im Franzöſiſchen ganz unendlich. Tauſend im Teutſchen genau beſtimmte Wörter werden dort zu allgemein, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzählige Menge der maleriſchſten, ausdruckvollſten Beywörter, die aus der ſchwachen dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden ſie durch ſolche erſetzt, die weit abſtrakter und eben deßwegen weit leerer ſind, zum Theil werden ſie mit einem Schwalle von Wörtern umſchrieben, worunter die ganze Idee erſtickt. Oder wenn man die Uiberſetzung der Meſſtabe für zu unvollkommen hält, um ſie bey der Vergleichung zum Grunde zu legen; ſo vergleiche man die Überſetzung Geßners, die von ſo ausgemachter und vorzüglicher Güte iſt, mit dem Originale.

Was Wörter im geſellſchaftlichen Style betrifft, ſo wie er im Luſtſpiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geſchriebenen Werken vorkömmt, ſo möchten wir ſie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Grenze zwiſchen dem Niedrigen, dem Komiſchen, dem Vertraulichen, u. ſ. w. weniger genau beſtimmt iſt, oder oft das alte ſehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an ſeine Stelle gekommen. Bey einigen ſolcher Wörter iſt alle Rettung verloren; beſonders wenn man ſich einmahl bey ihnen an gewiſſe unanſtändige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bey andern iſt die Rettung noch möglich, wenn ſich ihrer ein Schriftſteller vom erſten Range annimmt. Ein Mann, von dem ſchon die ganze Nation überzeugt iſt, daß er mit der feinſten Auswahl und ſorgfältigſten Überlegung ſchreibt; wenn ſo ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: ſo wird man vielleicht in dem erſten Augenblicke anſtoßen; aber bald wird man auf Gründe zu ſeiner Entſchuldigung denken; man wird das Wort an Stellen hingeſetzt finden, wo es ſo eigenthümlich und paſſend iſt, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Anſehen dieſes

Manns unterſtützt, werden es andre Schriftſteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben ſo gewohnt ſeyn, es zu hören, als ob wir uns niemahls davon entwöhnt hätten. Auf dieſe Art hat uns Ramler und Leßing ſchon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftſteller von gleichem Anſehen, wie ſie, ſollten es auch thun. Die meiſte Unbequemlichkeit findet man, wenn man Geſpräche ſchreibt. Man möchte ſo gerne die Sprache rein erhalten, ſo gerne alles das teutſch ſagen, was wirklich teutſch geſagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Anſehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beybehalten, wie ſie im Geſpräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beyde Endzwecke vereinigen, wann ſich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Franzöſiſch noch Teutſch, ſondern ein Gemengſel von beyden Sprachen redete, noch eine ſo große Menge fremder Wörter und Redensarten, beſonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür ſchlechterdings kein gleichgeltender teutſcher Ausdruck da iſt, der gemein und gebräuchlich wäre? Dieſe Unart hat indeſſen an den meiſten Orten ſchon ziemlich nachgelaſſen; man bedienet ſich ſchon weit mehr, als vordem, der Ausdrücke der Mutterſprache: und wo dieſe noch nicht gewöhnlich ſind, da hat der Schriftſteller das Recht, ſie gewöhnlich zu machen. Er bildet, wenn er nur ſonſt vortrefflich iſt, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und ſchreibt der Nation vor, wie ſie reden ſoll, wenn er ihr nicht nachſchreiben kann, wie ſie wirklich redet.

Wenn es den Teutſchen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, ſo fehlt es ihnen an der didaktiſchen Gattung. Daher kömmt es, daß unſre Philoſophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philoſophiren, entweder immer in Metaphern ſchreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nun hat die franzöſiſche und engliſche Sprache einen augenſcheinlichen Vorzug. Da unſere Wiſſenſchaften, wie ich bereits geſagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen ſind, oder uns durch lateiniſch geſchriebne Bücher ſind überliefert worden; ſo ſind die meiſten Wörter, die wir in den abſtrakten Theilen der Wiſſenſchaften nöthig haben, lateiniſch. Dieſe haben nun natürlicher Weiſe in Sprachen, die von der lateiniſchen abſtammten, leicht können aufgenommen werden: und die Franzoſen, die ſonſt für die Reinigkeit ihrer Sprache ſo ſehr beſorgt ſind, nehmen in dieſer Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigne Stammſprache haben, konnten dieſe Wörter durchaus nicht in teutſche verwandeln. Wir mußten alſo teutſche ſuchen oder machen, die mit jenen einerley Ideen bezeichnen ſollten. So haben wir uns freylich zu helfen geſucht: aber wer in dieſer Gattung ſchreibt, und noch mehr, wer darinne überſetzt, der wird finden, daß für eine Menge von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden iſt, wo die philoſophiſche Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unſre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dieß, meine Herren, ſey genug von den einzelnen Wörtern geſagt. Das Zweyte, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, ſind Redensarten, gewiſſe Verbindungen von Wörtern, die ſchon ganze vollſtändige Gedanken bezeichnen; gewiſſe eigene Wendungen und Uibergänge. Und hier iſt es nun, wo unſre Sprache unſtreitig ſehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, ſo wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher leſen und bewundern werden. Wie weit darinne der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das iſt auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich ſchwer zu beſtimmen. Zum Unglücke hilft das Eifern ſehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenſcheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die ſie reden; und dieſe Revolutionen mögen nun zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung gereichen, ſo werden ſie demjenigen allemahl Verderbniße ſcheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt iſt. Freylich würde unſre Sprache ganz anders ſeyn, wenn unſre Nation, als die erſte an Kultur und Künſten, alles das aus ſich ſelbſt hervorgebracht hätte, was ihr jetzt von andern iſt überliefert worden, anders würde ſie ſeyn, wenn die Griechen und Römer ſo unſre Nachbarn wären, wie jetzt die Franzoſen und Engländer; anders endlich, wenn die ſprachverwandten nordiſchen Nationen entweder vor uns oder mit uns zu gleicher Zeit durch ihre Schriftſteller Aufſehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bey der Sache ja etwas zu bedauern iſt, ſo iſt es dieß, daß wir gerade am meiſten mit Völkern in Verbindung geſtanden, deren Sprache ſo wenig mit der unſrigen gemein hat, und uns niemahls um diejenigen bekümmert haben, die unſre eigne älteſte Sprache oder einen Dialekt derſelben reden.

Unter der Menge beſonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig ſcheint. Die franzöſiſche Sprache gebraucht lange nicht ſo viel Verbindungswörter, als die unſrige; ſie bringt die Ideen in keinen ſo genauen Zuſammenhang, als die unſrige. Dadurch hat ſie eine abgeriſſene ſentenziöſe Schreibart veranlaßt, worinne man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leſer ſelbſt überläßt, ſich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der ſo ſchreibt, in der That ein bündiger Kopf iſt, der ſich an eine ſtrenge und genaue Ordnung ſeiner Gedanken gewöhnt hat, ſo mag für einen auch denkenden Kopf in einer ſolchen Schreibart viel leichte und ſchmeichelhafte Beſchäftigung, und mithin viel Reizendes ſeyn. Aber ſobald ſich ihrer ein nicht ſo bündiger Schriftſteller bedient, ſo leitet ſie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege ſeiner Ideen ab; ſie führt ihn in Verſuchung, Sätze zuſammenzuhäufen, die keine richtige Folgen machen: und dann verliert ſich der Schriftſteller oft völlig von ſeinem Ziele, ſcheint uns die ſcharfſinnigſten Sachen zu ſagen, und ſagt uns im Grunde ſo viel als nichts. Die ſo geſchriebenen ſchlechten Bücher ſollten gar nicht überſetzt werden; die ſo geſchriebenen guten Bücher ſollte der Ueberſetzer eben dadurch am meiſten verteutſchen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen ſo viel als möglich angäbe; und keiner unſrer Originalautoren ſollte der Sprache Gewalt thun, um ſie eben ſo zerriſſen und unzuſammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die franzöſiſche es geworden iſt. Nichts iſt einem guten Werke ſo weſentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache ſo ſchätzbar, als wenn ſie durch ihr Genie dieſen richtigen Gang und dieſe genaue Verbindung begünſtiget.

Sie ſehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erſchöpft iſt; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerſtreute Gedanken vorlegen, deren Ausführung ich mir aufs Künftige vorbehalte.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftſteller zuerſt zum Vorſcheine gekommen ſind, und der Dialekt dieſer Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wiſſen will, warum unſre Denkungsart und unſre Sprache gerade dieſen und keinen andern Schwung genommen haben? Wäre die Dichtkunſt in Schwaben, wo ſie aufzublühen anfing, zur völligen Reife gediehen, ſo würde ſich unſer Geſchmack ganz anders gewöhnt haben; wir würden uns unſtreitig von dem, was gut teutſch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich ſeyn ſoll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen geſprochen werden, müſſen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben dieſe Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigſtens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte ſeines Landes verſteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien iſt; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und abſolut lächerlich findet; wenn der Athenienſer, ſeines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikateſſe und den Wohlklang des joniſchen Herodots nicht verkennt: ſo kann davon die Dichtkunſt und Beredtſamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bey denen jene Bedingungen nicht Statt finden, würde ein Dichter, wie **Homer**, der die verſchiedenen Dialekte unſers Landes vereinigen wollte, nicht anders als abenteuerlich und abgeſchmackt ſcheinen.

Uiber den Mangel einer allgemeinen Hauptſtadt iſt ſchon vielfältig geklagt worden. Halb iſt dieſe Klage gerecht, und halb iſt ſie ungerecht. Auf die Künſte hat freylich eine allgemeine Hauptſtadt einen ſehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenſeitige Mittheilung der Einſichten und Erfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlerſchaft erregt, können die Menſchen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bey den Künſten findet dieſe Mittheilung anders nicht Statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften iſt es in gewiſſer Abſicht nützlich, daß die Schriftſteller beyſammen wohnen, ſich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath hören, einer den andern entflammen und aufmuntern; aber ſo nothwendig iſt es bey weitem nicht, als bey den Künſten. Es gibt hier ſchon Wege, wodurch ſich Kenntniſſe und Geſchmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht beſäßen wir einige unſerer ſchönſten Werke nicht, die ſich durch den originellen Charakter der einfältigſten und liebenswürdigſten Natur empfehlen, wenn unſere Schriftſteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptſtadt hätten gefallen wollen, und der gekünſtelte Ton der vornehmen Welt einmahl Mode geworden wäre. — Wer am meiſten Recht hat, über den Mangel einer Hauptſtadt zu klagen, das iſt der theatraliſche Dichter. Denn dieſer vermißt damit ein gebildetes, beſtimmtes, überall bekanntes Publikum, deſſen Sitten er kopiren und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine

Bühne, die reich genug wäre alle guten Schauſpieler der Nation an ſich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktiſche ſeiner Kunſt zu belehren, und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es ſcheint, als wenn es unſern Schriftſtellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläufigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht deſſelben zu genießen. Und doch ſind die Werke der Montesquieu und der Ferguſon nur auf dieſe Weiſe entſtanden. Eine Haupturſache davon iſt wohl die, daß bey den meiſten unſrer jungen Köpfe der Ruf, den ſie als Schriftſteller ſuchen, bloß das Mittel ſeyn ſoll, ihr Glück zu machen. Freylich können ſie alsdann nicht genug eilen, dieſen Ruf zu erhalten; und es wäre ſehr unnatürlich, wenn ſie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieſelben nur gut genug ſind, Leute die ihre Umſtände verbeſſern können, auf ſie aufmerkſam zu machen.

Man klagt darüber, daß unſre Großen unſere Bücher nicht leſen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dieß hängt ſo natürlich mit den Umſtänden unſerer Nation und ſelbſt mit der Beſchaffenheit unſerer Literatur zuſammen, daß man ſich wenigſtens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philoſophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdruck, mit mehr Scharfſinn in der Unterſuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf ſich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieſer Art, das wir den Schriften unſrer Nachbarn an die Seite ſetzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unſern Fürſten einen teutſchen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden ſie dann auch unſre Klopſtocke und Geßner und Leſſinge und Moſes leſen.

Verzeichniß der Abhandlungen.

Seite

Vorrede 3

Verſuch über die Prüfung der Fähigkeiten 9

Betrachtung einiger Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter 89

Vermiſchte Anmerkungen über Gellerts Moral, deſſen Schriften überhaupt und Charakter 151

Einige Gedanken über das Intereſſirende. Erſter Theil 193

Einige Gedanken über das Intereſſirende. Zweyter Theil 239

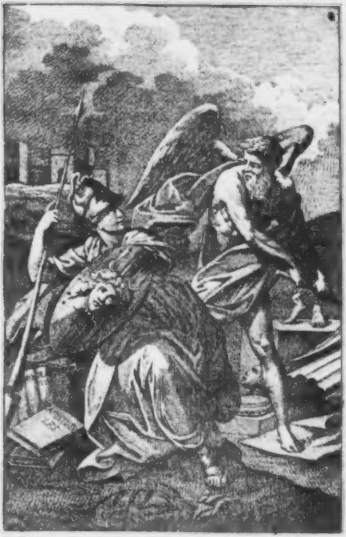
Seite
Anhang zur voranſtehenden Abhandlung 287
Uiber den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſerer Sprache und Literatur. Eine Vorleſung 333

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.
Achter Band.

Enthält:

Uiberſicht der vornehmſten Principien
der Sittenlehre ꝛc.

Goethe VIII Th.



Uiberſicht

der vornehmſten

Principien der Sittenlehre,

von dem Zeitalter des Ariſtoteles an bis
auf unſre Zeiten.

Von

Chriſtian Garve.

Preußische
Staatsbibliothek
Berlin

Breßlau 1801.

1937.372
Philos. 2. 77

An Herrn
Immanuel Kant.

Ich habe dieſe Abhandlung, welche, als eine Einleitung, zu der jetzt eben herauskommenden Uiberſetzung der beyden erſten Bücher der Ariſtoteliſchen Moral gehört, beſonders abdrucken laſſen, um ſie Ihnen zuzueignen. Ich glaube Ihnen dadurch den höchſten Beweis von meiner Hochachtung zu geben, zuerſt, weil ich dieſe Arbeit unter Schmerzen und Schwächen, während der grauſamſten Krankheit, durch welche die Natur langſam ihr Geſchöpf zerſtört, in welcher ſie aber, um ſeine Geduld zu ſtärken, ihm den Gebrauch ſeiner Gemüthskräfte frey läßt, ausgearbeitet habe, und weil ich, eben wegen der dabey überwundenen Schwierigkeit, auf Sie einigen Werth lege; und zweytens, weil ich Ihnen dadurch zeige, wie fähig ich Sie halte, ein freymüthiges Urtheil von Ihren Schriften, von Seiten eines Mannes, an welchem Sie Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit erkennen, nicht nur zu ertragen, ſondern auch gerne zu ſehen und zu ſchätzen. Sie wiſſen, daß ich, nicht lange nach der erſten Herausgabe Ihres großen Werkes, in einen Briefwechſel mit Ihnen gerieth, der durch das erſte über Ihr Werk erſchienene öffentliche Urtheil, — in der That ein ſehr mangelhaftes, einſeitiges und unrichtiges, — an welchem ich einigen Antheil hatte, veranlaßt wurde: und das Andenken an dieſe kurze, aber einer perſönlichen Bekanntſchaft näher kommende Verbindung iſt mir noch ſehr viel werth. Die Art, mit welcher Sie meine Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen dieſen Antheil eröffnete, und die Rechtfertigung, durch welche ich Ihnen zeigte, wie gering und unwillkürlich dieſer Antheil geweſen ſey, aufnahmen, ließ mich die Güte und den Edelmuth ihres Charakters entdecken, da ich bis dahin nur den Umfang und die Tiefe Ihres Geiſtes gekannt hatte. Ich wünſchte nun noch, am Ziele meines Lebens, oder während meiner Annäherung zu demſelben, in dieſe Verbindung mit Ihnen zurückzutreten. Ich weiß gewiß, daß Sie mein Verlangen darnach auf eine ähnliche Weiſe, wie ehedem, beantworten werden; und ich wünſche es, bey einem ſolchen Zuſtande meines Geiſtes, als der gegenwärtige iſt, zu erfahren, wie Sie über dieſe Schrift urtheilen, und noch mehr, welche Geſinnung ſie ſie Ihnen gegen mich eingeflößt hat. Ich ſage nichts von ihr ſelbſt: ſie liegt vor Ihren Augen. Ich bin überzeugt, daß ich an ſehr vielen Orten in der Auffaſſung Ihrer Ideen geirrt, und beſonders meine eigenen mit eingemiſcht habe: ich bin noch mehr überzeugt, daß meine Gegengründe noch weit mehr Unrichtigkeiten enthalten, und daß ich Kennern der Philoſophie viele Blößen gebe. Indeß wird Sie das nicht abhalten, Nachforſchungen nach der Wahrheit zu ſchätzen, auch wenn die Wahrheit nicht gefunden iſt; es wird Sie nicht abhalten, den Fleiß und die Sorgfalt zu erkennen, welchen ich auf das Studium Ihrer Schriften gewandt habe; und Sie werden wenigſtens den Leichtſinn, die Kürze, und die Oberflächlichkeit jener erſten Recenſion, dieſer meiner letzten nicht zuſchreiben können.

Sie ſind, theurer Mann, ſo viel ich weiß, in einem hohen Alter, und Sie genießen eines geſunden Alters. Die Natur hat Sie mit großen Geiſtesgaben ausgerüſtet, und ſie hat Ihnen auch Geſundheit und körperliche Kräfte gegeben, um jene Gaben in einem langen Leben zum Beßten der Welt und der Wiſſenſchaften anzuwenden. Mir iſt nicht ein ſo glückliches Loos in der Lotterie des Lebens gefallen. Mit einigen glücklichen Naturanlagen gebohren, und durch ein anhaltendes Studium mit den Wiſſenſchaften vertrauter geworden, bin ich doch, durch das beſtändige Kämpfen mit einem kränklichen Körper, in meinem eignen Fortgange in Kenntniſſen und in den Arbeiten, durch welche ich dem Publikum nützen wollte, ſehr zurückgeſetzt worden. Der Genuß der Wiſſenſchaften, das Lernen und die Mittheilung des Erlernten iſt indeß immer der angenehmſte Genuß meines Lebens geweſen. Auch in dieſer letzten, traurigſten Periode desſelben, iſt mir die noch übrige Fähigkeit zu Denken und mein Vergnügen daran dasjenige, welches mich am meiſten unterſtützt. Wünſchen Sie mit mir, daß ich dieſen Troſt nicht verliere, oder daß der lange geſpannte Faden endlich reiße, oder einige Erleichterung meiner Uibel mir die Ertragung derſelben leichter machen.

Meine Abſicht in dieſem Aufſatze iſt, das Princip der Ariſtoteliſchen Moral, welche ich eben jetzt überſetze und bearbeite, und zu welcher eigentlich dieſer Aufſatz als ein Excurſus gehört, im Allgemeinen zu beurtheilen. Ich werde zuerſt die Wahrheit des Satzes: *daß die Tugend in der Mitte zwiſchen zwey Extremen liege*, und die Brauchbarkeit desſelben zu einem allgemeinen Princip beurtheilen. Ich werde hierauf, um dieſe Beurtheilung auch denjenigen Leſern, welche mehr die Principien der Sittlichkeit überhaupt, als den Ariſtoteles, kennen lernen wollen, intereſſant zu machen, die Unterſuchung einiger der vornehmſten Moralſyſteme, die ſeit der Zeit des Ariſtoteles unter den Philoſophen berühmt geworden ſind, folgen laſſen; an deren Spitze ich aber doch noch das Syſtem ſeines Lehrers Plato ſetzen will, weil Ariſtoteles viele ſeiner Ideen aus dieſem Syſteme ſchöpft, und auf andere kommt, indem er es zu widerlegen ſucht.

I.

Beurtheilung
des Ariſtoteliſchen Princips.

1.

Zuerſt alſo: iſt es wahr, daß das Weſen der Tugend darin zu ſetzen ſey, die Mitte zwiſchen zwey fehlerhafte Extremen zu halten, wovon das eine in einem Uibermaße, das andere in einem zu geringen Grade desjenigen Triebes oder Beſtrebens, welches bey der Handlung zum Grunde liegt beſtehe?

Dieß iſt augenſcheinlich von allen Pflichten der Mäßigung wahr, welche vor der Moral des Menſchen den größten Theil, wenigſtens die Grundlage, ausmachen. Ein Menſch, der ſich vollkommen beherrſchte, und ſeine ſinnlichen Neigungen in ſteter Ordnung hielte, würde wenig Vorſchriften mehr nöthig haben, um klug, gerecht, oder zu gehöriger Zeit tapfer zu handeln. Aber was gehört nun dazu, um ſeine ſinnlichen Triebe zu beherrſchen: oder vielmehr, welches iſt die Regel der Ordnung, wonach die Schranken zu beſtimmen ſind?

Einmahl, dieſe Triebe kommen von der Natur her: und ſie hat dieſelben dem Menſchen nicht umſonſt gegeben. Sie ſind ihm nützlich und nothwendig. Ohne die Liebe zum Vergnügen und den Abſchen vor dem Schmerz, ohne ſinnliche Liebe und ſinnliche Abneigung, ohne Furcht vor der Gefahr und ohne den Trieb nach Selbſterhaltung, ohne eigennützige und geſellige Neigungen, wäre er nicht einmahl ein lebendiges Weſen, und könnte noch weniger ein vernünftiges ſeyn. Die Vollkommenheit des Menſchen, ſowohl in Anſehung ſeines Charakters überhaupt, als in Anſehung jeder einzelnen Handlung insbeſondere, erfordert durchaus, daß jene Triebe nicht nur vorhanden, ſondern auch in einem gewiſſen Grade vorhanden und wirkſam ſeyn müſſen. So wie der Körper desjenigen Thieres nicht geſund ſeyn kann, in welchem die Neigung zu Speiſe und Trank ſich zu gehöriger Zeit nicht einfindet: ſo kann auch die Seele desjenigen Menſchen nicht geſund ſeyn, welche gar keine oder eine zu geringe Neigung zum Vergnügen und wenig oder gar keinen Widerwillen gegen den Schmerz hätte. Es gibt alſo einen Defect, oder ein fehlerhaftes zu Wenig in Abſicht der ſinnlichen Neigungen.

Zweytens zeigt aber von der andern Seite die gemeinſte Erfahrung, daß die menſchliche Tugend und Glückſeligkeit keinen größern Feind habe, als die Ausſchweifungen des ſinnlichen Vergnügens, als die Abneigung von jeder zu übernehmenden Mühe oder Unannehmlichkeit, auch wenn dieſelbe unumgänglich nothwendig iſt, um größere Uibel zu vermeiden, oder den Beſitz größerer Güter zu ſichern, als endlich das Uibermaß des Ehrgeitzes und der Geldbegierde, wodurch der Menſch am meiſten mit den Rechten Anderer in Widerſpruch geräth. Schon die Geſundheit und das Leben des Menſchen wird durch nichts ſo ſehr in Gefahr geſetzt, als durch den übermäßigen Genuß von Speiſe und Trank, welcher immer nur ſeinen Grund darin hat, daß der Menſch der ſinnlichen Luſt, welche mit dieſem Genuſſe verbunden iſt, zu ſehr nachhängt und ſeine Begierde darnach nicht in eben die Schranken einſchließt, welche die Natur den Bedürfniſſen ſeines Körpers geſetzt hat. Aber ein noch weit größeres Hinderniß für den Geiſt ſowohl bey den Bemühungen, welche er auf die Vermehrung ſeiner eignen Vollkommenheit, als bey denen, welche er auf die Ausübung ſeiner Pflichten wenden muß, iſt unmäßige Begierde nach Vergnügen und den Mitteln zu demſelben, und Unmäßigkeit im wirklichen Genuſſe, und von der andern Seite unmäßiger Abſcheu vor Beſchwerden und Mühe, und mangelnde Standhaftigkeit mitten unter der einmahl übernommenen Arbeit oder Gefahr. Niemand kann im Rauſche ſinnlicher Vergnügungen ein kluger und einſichtsvoller Mann werden. Und ſelbſt ohne anhaltende, mühevolle und oft beſchwerliche Arbeiten laſſen ſich weder Kenntniſſe erwerben, noch die Kräfte des Geiſtes üben. Keines Menſchen natürliche Rechtſchaffenheit wird die Probe aushalten, wenn er von einer ungemeſſenen Geldbegierde angetrieben wird, ſein Vermögen durch jedes Mittel zu vermehren, oder wenn ein ungezähmter Ergeitz ihn in jedem Mitbewerber um Rang und Macht einen Feind ſehen läßt. Von Tapferkeit kann gar nicht mehr die Rede ſeyn, wo der Abſcheu vor Schmerz und die Furcht vor Verwunderung und Tod einmahl in der Seele herrſchend geworden iſt.

Alſo gibt es, in Abſicht der ſinnlichen Triebe und Empfindungen, ein zweytes fehlerhaftes Extrem, — das **Uibermaß** oder das Zu Viel in denſelben.

Die Tugend der Mäſſigung und Selbſtbeherrſchung kann alſo allerdings nicht anders ausgeübt werden, als durch die Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen zwey gleichſam ſtreitenden Parteyen, zwiſchen einer gewiſſen Trägheit und Schläfrigkeit der ſinnlichen Gefühle und Triebe, welche den Menſchen unthätig und dem Körper zum Dienſte der Seele, die Sinnlichkeit zum Dienſte der Vernunft weniger brauchbar macht, und zwiſchen einer übermäſſigen Heftigkeit eben dieſer Gefühle und Triebe welche die Vernunft verdunkelt und ihre Herrſchaft völlig verkennt. Das Princip des Ariſtoteles ſetzt eine Wahrheit feſt, welche ſpätere Philoſophen, die Stoiker, verkannt haben, daß die Tugend keine völlige Unterdrückung der Leidenſchaften fordere, daß es zur Vollkommenheit des Menſchen eben ſo nothwendig ſey, gegen die Reitze der Sinne empfindlich zu ſeyn, an ſchönen Geſtalten und Farben Wohlgefallen zu finden, das Melodiſche in den Tönen, das Sanfte und Schmeichelnde in den Gefühlen, das Schmackhafte in den Speiſen, nicht nur zu bemerken ſondern auch zu begehren, als daß dieſe ſinnlichen Reitze den Menſchen nicht durchaus beherrſchen, und daß er die Vergnügungen des Auges, des Ohrs, des Gaumens, und des ganzen Körpers, überhaupt nicht als ein Ziel anſehe, welches er ohne Aufhören ins Unendliche verfolgen dürfe. Ariſtoteles erkennt an, daß auch der tugendhafte Mann eine inſtinctartige Begierde nach dem Leben, nach Eigenthum und Vergrößerung deſſelben, nach Macht und Rang, d. h. nach der Erhabenheit über andere Menſchen, ſo wie Abneigung und Furcht vor Tod, Armuth und Niedrigkeit haben könne und müſſe: und er gibt mit Recht der Vernunft nur das Amt, dieſe Triebe und ihre Ausbrüche von beyden Seiten in Schranken einzuſchließen und ihnen Ort, Zeit, ſchickliche Gelegenheit, Grad und Dauer ihrer Befriedigung anzuweiſen. Dieſe Schranken ſind freylich weder bey dem einen Menſchen ſo, wie bey dem andern, noch in dem einen Falle ſo, wie in dem andern beſtimmt. Der eine Menſch kann ſich ohne Tadel ſinnliche Vergnügungen erlauben, welche ein anderer ſich aus Pflicht abſchlagen muß, ſo wie bey einem geſunden Magen es erlaubt iſt, mehr zu eſſen, als wenn man einen ſchwachen hat. Eben ſo können die Umſtände der Zeit, unſerer Lage, oder der einzelnen Handlung, welche wir eben vorhaben, uns bald eine größere Nachgiebigkeit gegen die ſinnlichen Begierden erlauben, bald eine engere Beſchränkung gebiethen. Ariſtoteles war demnach in Verlegenheit, das Maß, welches die Vernunft den Begierden und Leidenſchaften zu ſetzen hat, mit einem allgemeinen Worte zu bezeichnen. Er fand dazu kein beſſeres, als das der Mitte: weil dieß in der That in allen Fällen und bey allen Menſchen das Gemeinſchaftliche der Mäßigung iſt, daß ſie in keiner Sache zu viel oder zu wenig thut.

Durch dieſen Ausdruck wurde das Princip gewiſſermaßen falſch; denn er deutet auf eine feſte und immer gleiche Beſtimmung, dergleichen es bey der Tugend der Mäßigung nicht gibt: aber es wurde durch dieſen Ausdruck deutlicher, weil die Mitte gewiß auf die Vermeidung zweyer gleich tadelhaften Abwege, welche faſt bey jeder menſchlichen Handlung vorkommen, des zu Viel und des zu Wenig, augenſcheinlich hinweiſt. Es iſt nicht immer genau die Mitte zwiſchen Feigheit und Verwegenheit, zwiſchen Lüſternheit und Unempfindlichkeit, in der wir uns zu erhalten haben. Ariſtoteles ſagt dieß in den letzten Kapiteln dieſes Buchs ganz ausdrücklich. Unſere Tapferkeit darf ſich zuweilen der Verwegenheit nähern; und unſere Mäßigung muß zuweilen bis zur völligen Enthaltſamkeit ſich einſchränken. Aber in allen Fällen wird immer von beyden

Seiten eine Grenze ſeyn, welche zu überſchreiten, Unſittlichkeit und Thorheit iſt.

2.

Wenn wir aber auch von der Unbeſtimmtheit des Ariſtoteliſchen Princips, oder vielmehr von der falſchen Beſtimmung, welche es in manchen Fällen der Tugend der Mäßigung gibt, abſehen: — iſt dann die Mäßigung die einzige Tugend des Menſchen? und ſind alle übrigen Tugenden eben ſo leicht unter die Idee einer mittlern Entfernung von zwey entgegengeſetzten Abwegen, von einem Zuviel und Zuwenig zu bringen?

Gibt es nicht Vollkommenheiten, die ohne Maß und Ziel verfolgt werden dürfen? und bey welchen kein Zuviel Statt findet? gibt es nicht Beſtrebungen, welche, wäre es möglich, ins Unendliche fortgeſetzt, untadelhaft, und ſelbſt im höchſten Grade löblich ſeyn würden?

Allerdings gibt es ſolche Beſtrebungen. Es iſt kein Grund vorhanden, warum wir in Erwerbung richtiger Einſichten eine Mäßigung beobachten müßten. Eine ohne Ende fortgehende Erweiterung derſelben iſt vielmehr ein Ziel und die Beſtimmung des Menſchen. Eben ſo wenig hätte Wohlwollen und Güte einer Einſchränkung nöthig, wenn nicht unſre Kräfte und unſre Mittel von ſelbſt unſern Wirkungskreis beengten. Des Muthes, in ſo fern er Stärke des Geiſtes und des Charakters iſt, kann der Menſch nie zu viel haben, und die Verwegenheit iſt nie ein Exceß dieſes Muthes, da ſie vielmehr von einer Schwäche, welche an Verzweiflung grenzt, herrühret.

Wenn mit Recht zu dem Menſchen geſagt wird, daß er nicht zu weiſe, nicht zu gerecht ſeyn ſolle: ſo iſt dieß nicht von dieſen Vollkommenheiten ſelbſt in ihrer Wahrheit und Lauterkeit zu verſtehen. Entweder will der Moraliſt nur den falſchen Anmaßungen ſolcher Menſchen ſteuern, welche ſich, um einiger erworbenen Kenntniſſe oder Verdienſte willen, eine Erhabenheit über das ganze übrige Menſchengeſchlecht zuſchreiben. Er will ihnen ſagen: bildet euch nie ein, den höchſten Gipfel der Weisheit und Güte erſtiegen zu haben. Oder wenn er von jenen Eigenſchaften ſelbſt redet, ſo will er nur anzeigen, daß, da die Zeit und der Fleiß des Menſchen eingeſchränkt ſind, er auf jede Vollkommenheit nur ſoviel von beyden wenden müſſe, als derſelben, nach Verhältniß ſeiner übrigen zugleich zu verfolgenden Endzwecke, gebühren. Ob er gleich der Einſichten nicht zu viel haben kann, ſo kann er doch unrecht thun, wenn er ſeine Gelehrſamkeit auf Koſten ſeiner Geſundheit vermehrt. Ob er gleich des Wohlwollens nicht zu viel haben kann; ſo kann er doch unrecht thun, wenn er durch ſeine Freygebigkeit ſich in Armuth ſtürzt.

Alle Beſtrebungen nach abſoluter Vollkommenheit alſo dürfen nicht bey einer gewiſſen Mitte ſtehen bleiben, und können alſo auch durch dieſelbe nicht erklärt werden. Außerdem gibt es aber auch noch eine Tugend, welche bloß in Unterlaſſungen beſteht, das iſt Gerechtigkeit, bey welcher das Princip des Ariſtoteles ſich nicht ſchicklich anbringen läßt. Nicht unrecht zu thun, niemanden zu beleidigen, iſt etwas ganz abſolutes und einfaches, das nicht zwiſchen zwey Extremen in der Mitte ſchwebt, das gar nicht einmahl ſolche Extreme hat. Bey der ſtrengen Gerechtigkeit läßt ſich kein Zuviel noch Zuwenig denken. Auch hat Ariſtoteles ſeinen ganzen Scharfſinn und ſelbſt manche Sophiſtereyen und Unterſchiebungen neuer Ideen unter alte Worte zu Hülfe nehmen müſſen, um die Tugend der Gerechtigkeit als ein Mittel zwiſchen zwey Extremen darzuſtellen. Kein Theil ſeines Werkes iſt daher auch dunkler und verwickelter, als der, welcher von der Tugend der Gerechtigkeit handelt.

Das Princip des Ariſtoteles iſt alſo in ſo fern fehlerhaft, als es nicht die ganze Tugendlehre umfaßt.

3.

Aber auch bey der Tugend der Mäßigung ſelbſt, bey welcher es ſeine vornehmſte Anwendung findet: iſt es auch hier ein wirkliches Princip, eine Grundanlage der menſchlichen Natur, aus welcher, als aus einer Quelle, die Pflichten hergeleitet werden können; oder iſt es nicht vielmehr ein bloßer Geſichtspunct, unter welchem ſie ſich, von einer gewiſſen Seite betrachtet, faſſen laſſen?

Allerdings macht es nicht das Weſen der Tugend aus, die Mitte zwiſchen zwey Extremen zu halten. Nicht in der Einſchränkung an ſich liegt die Vollkommenheit. Aber weil die menſchliche Natur eingeſchränkt iſt: ſo iſt es Pflicht und zugleich Vorzug der Vernunft, daß ſie dieſe Schranken kenne, und ſich in den Geſetzen, welche ſie den freyen Handlungen des Menſchen vorſchreibt, nach denſelben richte. Das Weſen der Mäßigung, in ſo fern ſie eine Tugend iſt, beſteht eigentlich in der Schicklichkeit und Uibereinſtimmung unſerer Begierden und Handlungen mit drey Sachen: mit der Beſchaffenheit unſerer ſelbſt, als des handelnden Weſens; mit den Endzwecken, welche wir durch unſere Handlungen zu erreichen ſuchen; und endlich mit den, unſere Handlung begleitenden und zu ihrem Endzwecke mitwirkenden, Umſtänden.

In der erſten Rückſicht iſt ſie eine Folge der Selbſtkenntniß, und ihr ſittlicher Werth beruht auf der zur Erlangung dieſer Kenntniß erforderlichen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und auf der zum Widerſtande gegen ausſchweifende Begierden nöthigen Stärke des Geiſtes.

In der zweyten Rückſicht iſt ſie Conſequenz in den Begriffen zwiſchen dem Grade der nöthigen Wirkſamkeit mit der beabſichtigten Wirkung; und zugleich Uiberſicht unſerer geſammten Vollkommenheit überhaupt, und der gehörigen Abwägung des einen Guts gegen das andere.

Erſtlich. Derjenige, welcher einen eingeſchränkten Endzweck ſucht, handelt unvernünftig, wenn er mehr Zeit, Kraft, und überhaupt ein heftigeres Beſtreben darauf wendet, als zur Sache nöthig iſt. Wer eſſen und trinken will, um ſeinen Körper zu nähren, thut Unrecht, wenn er an der Tafel die Grenzen des Hungers und des Durſtes überſchreitet. Wer bey der Erwerbung und Vermehrung ſeines Eigenthums nur die Abſicht hat, ſich die Bedürfniſſe des Lebens, und die im geſellſchaftlichen Zuſtande unentbehrlichen Bequemlichkeiten zu ſichern, thut unrecht, wenn er ſeine Habſucht bis auf große Reichthümer erſtreckt, die nur zu einem überflüſſigen und läſtigen Luxus führen.

Zweytens. Derjenige, deſſen Natur mannigfaltige Bedürfniſſe hat; und der ſeine Kräfte und ſeine Zeit zwiſchen mehreren Arbeiten zur Befriedigung jener Bedürfniſſe theilen muß, handelt unſchicklich und iſt mit ſeiner Natur im Widerſpruche, wenn er auf ein einziges unter den vielen Gütern, die ſeine Glückſeligkeit ausmachen, alle ſeine Begierden richtet, und alle ſeine Kräfte an ihm verſchwendet. Der Menſch hat einen Leib, welchen er pflegen, Sinne, welche er auf eine anſtändige Weiſe vergnügen ſoll. Er hat aber auch einen Geiſt, den er mit Kenntniſſen zu nähren und zu bereichern hat; er hat eine ſittliche Natur, welche nur durch Ordnung und Harmonie in ſeinen innern Bewegungen und in ſeinen äußern Handlungen befriediget werden kann. Er iſt endlich Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, die ihm zu ſeiner Glückſeligkeit unentbehrlich iſt, die aber ihm ihren Beytrag dazu, durch ihre Dienſte, nicht anders leiſtet, als wenn er ſie durch Gegendienſte erwiedert. Auch auf ſie muß er einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit, ſeiner Neigungen und ſeines Verſtandes wenden.

Wer nun mit Beyſeitſetzung aller andern Endzwecke ſeine Tage bloß dem ſinnlichen Vergnügen widmet; wer ſeinen Verſtand Brache liegen, und ſein Herz von moraliſchen Empfindungen leer läßt, um unabläßig dem Wucher obzuliegen, oder ohne alle Gewiſſensbiſſe die Plane ſeiner Ehrſucht zu verfolgen: der handelt allen ſeinen Endzwecken, einen einzigen ausgenommen, entgegen, und verhindert dadurch die Erreichung des letzten und höchſten, der Glückſeligkeit, die in der Vereinigung aller Endzwecke beſteht. Dieß nun thut der Unmäßige; und um deßwillen begeht er ein ſittliches Verbrechen.

Eine dritte Rückſicht, warum die Mäßigung eine Tugend, oder vielmehr eine dritte Urſache, warum die Ausübung derſelben für den Menſchen

Pflicht iſt, liegt in der Eingeſchränktheit oder in den beſondern Beſtimmungen der Umſtände, unter welchen er handelt, der Mittel, welche ihm zu Gebothe ſtehn, und der Perſonen, welche ihm Beyſtand leiſten. Die Handlungen des Menſchen gehen nähmlich nie auf das ganze Wohl der menſchlichen Geſellſchaft, noch weniger des Univerſums, er hat nur einen kleinen Theil des Geſchäfts zu bearbeiten, welches, ſo zu ſagen, dem ganzen Menſchengeſchlechte von der Natur aufgetragen worden iſt, — die allgemeine Vollkommenheit zu befördern. Er ſey Feldherr, Staatsmann, ſelbſt Regent, ſo bleibt er doch nur ein einzelnes Rad in der großen Maſchine, durch deren fortgehende Wirkſamkeit die Welt zu ihrem Ziele geführt wird. Er muß alſo ſeine Endzwecke ſo einſchränken, daß ſie die gleichnützlichen Abſichten Anderer nicht ſtören; er muß die Heftigkeit der Begierde, mit welcher er nach ſeinem Ziele ſtrebt, in dem Grade mäßigen, daß dadurch die Beſtrebungen Anderer nicht unterdrückt werden. So wie ſeine Endzwecke eingeſchränkt ſind, ſo ſind es auch ſeine Hülfsmittel. Er muß, als ein vernünftiger Menſch, nicht wollen, was ihm unter ſeinen Umſtänden unmöglich iſt. Er muß kein Unternehmen anfangen, zu deſſen Ausführung es ihm an Gehülfen und Unterſtützung fehlt. Kurz er muß ſeine Begierden eben ſo wohl ſeinen Umſtänden, als ſeiner Perſon anpaſſen. Die Mäßigung iſt für ihn Pflicht, ſowohl, weil ſeine Körper- und Geiſtes-Kräfte, als auch, weil ſein Wirkungskreis eingeſchränkt ſind.

Ariſtoteles Princip ſündiget alſo auch dadurch, daß es nicht die in der Natur des Menſchen und ſeiner Lage liegende Urſache der Verpflichtung angibt, ſondern nur eine daraus hergeleitete, durch nichts bewieſene, und faſt willkürlich ſcheinende Regel iſt.

Wenn wir die Sache noch tiefer unterſuchen: ſo finden wir, daß ſich die Tugend der Mäßigung, oder die Verpflichtung, ſich zwiſchen zwey Grenzen eines Zuviel und eines Zuwenig einzuſchließen, hauptſächlich auf den Körper bezieht, der Geiſt aber in dem, was er ohne Einfluß des Materiellen in ſich ſelbſt wirken und erreichen kann, keiner Einſchränkung unterworfen ſey, und ſeine Beſtrebungen und Handlungen ins Unendliche gehen können. Es ſind entweder nur die körperlichen Vergnügungen, welche durch die Mäßigung eingeſchränkt werden müſſen, weil ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad Vergnügen ſind, über denſelben hinausgehend aber zu Schmerzen werden, und indem ſie den Körper zerſtören, auch den Geiſt elend machen; oder es ſind körperliche Erhaltungsmittel, wie Speiſe und Trank, welche, weil der Körper nur einen eingeſchränkten Raum einnimmt, und nur eine gewiſſe Quantität Materie und Bewegungskraft zu ſeinem Daſeyn erfordert, nach dieſen Schranken abgemeſſen werden müſſen. Wenn die Mäßigung den Ehr- und Geld-Geiz im Zaume hält: ſo iſt es hauptſächlich, inſofern Ehre und Geld jene körperlichen Vergnügungen und Erhaltungsmittel zur Abſicht haben und alſo als Mittel billig, nach Maßgabe der dadurch zu erreichenden Endzwecke, beſchränkt werden müſſen. Endlich bey allen den Handlungen, wobey der Körper als Werkzeug dienen muß, iſt es nothwendig, auch das Geiſtige derſelben ſo zu mäßigen, daß es mit den körperlichen Kräften in Harmonie bleibe. Wenn wir verbunden ſind, unſere Begierden und unſere Entwürfe, nach den Schranken, welche uns von unſerer bürgerlichen Lage, von unſerm Vermögen, unſerm Anſehn in der Geſellſchaft, und der Anzahl und Wichtigkeit unſerer Verbindungen geſetzt werden, zu ordnen: ſo iſt es, weil bey allen unſern Unternehmungen in der äußern Welt die Thätigkeit unſers Geiſtes allein nichts ausrichten kann, ſondern der Körper mitwirken muß, dieſer aber, wegen ſeiner ſehr beſchränkten Kraft, Werkzeuge und Gehülfen nöthig hat, welche nur durch Geld oder Macht oder Ruhm, kurz durch die äußern Glücksumſtände herbeygeſchafft werden können.

In allem hingegen, was den Geiſt allein angeht, wo er allein wirkt, wo nur ſeine eigne Vollkommenheit der Endzweck iſt: da ſind keine unabänderlichen Schranken von der Natur geſetzt, und es werden alſo auch keine von der Vernunft unſern

Beſtrebungen vorgeſchrieben. Der Geiſt iſt einer Erweiterung, einer Vermehrung ſeiner Vollkommenheit, einer Ausbreitung ſeines Wirkungskreiſes fähig, die nur mit unſerm Tode aufhört oder unſern Blicken ſich entzieht. Der Körper wächſt an Größe, Kraft und Schönheit nur bis zu einem gewiſſen Zeitpuncte, von wo an er wieder abnimmt und ſich nach und nach ſeiner Zerſtörung nähert. Ob jene Erweiterung des Geiſtes ins Unendliche fortgehe, wiſſen wir zwar nicht aus Erfahrung: aber wir kennen wenigſtens die Schranken derſelben nicht: indem uns die Geſchichte bisher das Menſchengeſchlecht in einem ſteten Fortgange zu höherer Vollkommenheit darſtellt. Der Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper iſt wenigſtens in dieſer Rückſicht unſtreitig: und es muß alſo auch einen in den Handlungen geben, zwiſchen denen, wo der Geiſt nur allein für ſich zu wirken hat, und denen, wo er zugleich den Körper regieren ſoll. Bey dem Triebe nach Wahrheit, nach Erkenntniß, nach ſittlicher Vollkommenheit, und nach demjenigen Vergnügen, welches aus Einſichten und Tugenden entſpringt, darf der Geiſt ſich keine beſtimmten Schranken ſetzen; bey allen denjenigen Trieben hingegen, wobey entweder der Körper auf den Geiſt Einfluß hat, wie bey den Leidenſchaften, oder welche der Geiſt nur durch Hülfe des Körpers befriedigen kann, wie bey dem Streben nach allen äußern Glücksgütern, muß der Geiſt ſich nach der Materie richten oder derſelben widerſtehn: er muß Bewegungen, welche ihm von dem Körper, den Sinnen und dem Blute gleichſam aufgedrungen werden, Einhalt thun, um ſeine Freyheit zu behaupten: und er muß diejenigen Bewegungen, welche er dem Körper, den Nerven und Muſkeln deſſelben mittheilt, mäßigen, um die Kraft deſſelben zu ſchonen, und ſeine Geſundheit nicht zu zerſtören.

Die menſchlichen Bedürfniſſe und Arbeiten, woran der Körper Antheil nimmt, ſind unzählig: die, welche den Geiſt allein beſchäftigen, ſind von geringer Anzahl, obgleich die wichtigſten an Gehalt und Werth, und zugleich die Regierer aller übrigen. Ich habe ſie in dem Laufe dieſer Unterſuchung faſt alle ſchon aufgezählt. Ganz vollſtändig, ſcheinen ſie mir folgende zu ſeyn:

Der Geiſt, das heißt, das vernünftig denkende und wollende Weſen, verlangt, ſo wie jedes Ding, das eine Empfindung ſeines Daſeyns hat, nach ſeiner Fortdauer. Es will in Ewigkeit fortdenken und handeln. Zweytens, der Geiſt verlangt und ſtrebt nach Glückſeligkeit, oder nach einem Zuſtande, in welchem er ſich wohl befindet, und deſſen Fortdauer er wünſcht. Dieſes weiter zu erklären, iſt unmöglich, ſo wenig als das Selbſtbewußtſeyn, mit welchem es gleich urſprünglich und gleich einfach iſt. Wer nicht weiß, was das heißt, ſich ſeiner bewußt ſeyn, und ſich wohl befinden: den wird es keine Philoſophie lehren; denn er iſt kein Menſch, kein lebendiges Weſen. Und wer jedes Wohlbefinden mit dem ſinnlichen Vergnügen für einerley hält, der iſt eben ſo wenig zu belehren: denn er iſt nicht Geiſt, oder er verleugnet ſeinem Syſtem zu Ehren, die Ausſprüche ſeiner geiſtigen Natur. Dieſer Trieb nach Glückſeligkeit geht ebenfalls ins Unendliche, ſowohl der Dauer, als dem Grade nach; weil der Geiſt eben ſowohl die Momente ſeiner Dauer zu zählen, als die Grade ſeines Wohlbefindens abzuwägen weiß und immer die längſte Dauer und den höchſten Grad vorzieht.

Glückſeligkeit iſt dauerhaftes und ſich vermehrendes Wohlbefinden, ein unerklärlicher, aber allen Menſchen verſtändlicher Begriff. In dem Wohlbefinden des Geiſtes laſſen ſich aber noch zwey Stücke unterſcheiden: und eben ſo viele Triebe ſind ihm eigenthümlich. Wir erkennen nähmlich im Geiſte ſelbſt, ſo einfach ſein Weſen, das heißt, der uns von ihm mögliche Begriff, und ſeine uns bemerkbare Action iſt, zwey deutlich unterſchiedne Kräfte: die Erkenntnißkraft und den Willen. Die Vollkommenheit der Erkenntniß, oder das Wohlbefinden des Geiſtes, in ſo fern er ein denkendes Weſen iſt, beruht auf der Menge, und auf der Wahrheit der Ideen. Hieraus entſteht alſo der erſte geiſtige Trieb nach Wiſſenſchaft und Wahrheit. Die Vollkommenheit des Willens, oder das Wohlbefinden des Geiſtes, in ſo fern er innerlich nach etwas ſtrebt, oder den Körper zu äußern Thätigkeiten bewegt, beruht auf Sittlichkeit, einem den Menſchen ebenfalls ohne Erklärung deutlichen Begriffe, der aber augenſcheinlich auf einen ſolchen Zuſtand des Geiſtes hindeutet, der mit dem Zuſtande der Geſundheit im Körper analogiſch iſt, und auf eine ſolche Beſchaffenheit der Handlungen des Geiſtes, welche mit den Bewegungen eines geſunden Körpers verglichen werden kann. Hieraus entſteht der zweyte rein geiſtige Trieb, der Trieb nach ſittlicher Vollkommenheit. In dem Streben beyder Triebe gibt es keine geſetzmäßigen Grenzen. Wir können unſere Einſichten ohne Ende vermehren und berichtigen, wir verlangen darnach, und wir thun recht, uns darum zu bewerben. Wir können immer weiſere und beſſere Menſchen werden. — Der Wunſch darnach liegt ſelbſt in dem Herzen des Laſterhaften: und wir thun recht, uns in dem Streben nach Tugend kein Ziel zu ſetzen.

Wenn der Unterſchied zwiſchen den bloß geiſtigen Trieben und denen, an welchen der Körper, als Urſache oder als mitwirkender Theil, Antheil hat, — die Schrankenloſigkeit der erſtern und die nothwendige Beſchränkung der letztern verkannt worden, — und daher die Mäßigung, oder die Beſchränkung der Begierden, wie Ariſtoteles gethan hat, für die einzige Tugend des Menſchen angeſehen worden iſt: ſo liegt der Grund darin, daß ſelbſt an ſeiner bloß geiſtigen Vollkommenheit der

Menſch,

Menſch, nicht ohne Hülfe des Körpers, arbeiten kann. Um unſere Einſichten zu vermehren, müſſen wir unſere Sinne zur Beobachtung der Welt gebrauchen, müſſen wir unſere Gedanken durch hörbare Töne ausdrücken, auf dieſem Wege ſie an andere Menſchen mittheilen und die ihrigen empfangen. Alles dieß kann nicht ohne Handlungen des Körpers geſchehen: und bey jeder Handlung des Körpers findet eine Grenze, ein Punct der Ermüdung und gleichſam der Sättigung, — findet Trägheit und Uibertreibung Statt, und iſt daher die Mäßigung nothwendig. Eben ſo kann der Menſch an ſeiner ſittlichen Vollkommenheit nicht anders arbeiten, als indem er oft gute Handlungen thut und ſich im geſellſchaftlichen Leben tugendhaft aufführt. Die äußere Aufführung des Menſchen aber beſteht ebenfalls zum Theil in körperlichen Handlungen, die durch den Geiſt regiert werden müſſen.

Ariſtoteles konnte alſo leicht zu ſeinem Irrthume verleitet werden, ein Princip, welches bloß die Regel für die Mäßigung ausdrückt, für das Princip der Tugend überhaupt zu halten. Oder vielmehr es liegt bey dieſem Irrthume etwas Wahres zum Grunde, daß nähmlich keine gute Handlung geſchehen kann, bey welcher nicht eine Aufſicht der Vernunft über die ſinnlichen Begierden und körperlichen Triebe nöthig iſt, und das für die ganze Aufführung des Menſchen das ne quid nimis eine weiſe Regel iſt. Aber das Princip des

Ariſtoteles wird dadurch noch fehlerhafter, daß es nicht das Weſen der Mäßigung erklärt, noch die Verpflichtung zu derſelben aus den Grundeigenſchaften der menſchlichen Natur herleitet. Es wird dadurch fehlerhaft, daß es die Regel, welche es enthält, auf eine unvollkommene Art und durch eine Metapher ausdrückt. Denn was iſt es anders, als eine Metapher, wenn er die Tugend die Mitte zwiſchen zwey Extremen nennt? Er vergleicht ſie alsdann mit einem Standpuncte, den jeder auf einer gegebnen Linie, oder mit einem Wege, den er auf einer Fläche zu ſuchen hat: und er gibt zu Auffindung dieſes Standpuncts oder dieſes Weges die Regel, daß man in der Mitte zwiſchen den Endpuncten der gegebnen Linie, oder zwiſchen zwey auf beyden Seiten der Fläche bemerkbaren Wegen zu ſuchen habe. Dieſes Bild iſt weder vollkommen richtig, noch in der Anwendung auf die abgebildete Sache leicht und deutlich.

Doch man kann ſagen, daß es zwey Arten moraliſcher Principien gebe, ſolche, welche das Weſen der Tugend aus den urſprünglichen uns entdeckbaren Eigenſchaften der menſchlichen Natur erklären, oder die Idee der Verpflichtung, einer Schuld und eines Verdienſtes, aus der einfachſten Grundidee, auf welche wir in der Zergliederung der einzelnen Pflichten kommen können, herleiten; und ſolche, welche nur beſtimmt ſind, dem Menſchen, der nach Tugend und ſittlicher Vollkommenheit begierig iſt, zum Leitfaden zu dienen. Zu der erſten gehört ſicher das Ariſtoteliſche Princip nicht. Es iſt keine Grundeigenſchaft der menſchlichen Natur, welche ihn lehrte, in allen Dingen zwey Extreme und eine Mitte anzunehmen, und die Mitte den Extremen in allen Fällen vorzuziehen. Der Menſch geräth, in der Entwickelung ſeiner moraliſchen Begriffe, ganz gewiß auf die goldene Regel der Mittelmäßigkeit: aber ſie iſt nicht unter dieſen Begriffen der erſte und einfachſte. Hingegen kann ſie ihm in einzelnen Fällen, beſſer als ein metaphiſiſcher Grundſatz, als Anweiſung deſſen, wonach er zu trachten, und wofür er ſich zu hüthen hat, dienen. Wenn er weiß, daß er bey der Luſt, wenn ſie rauſchend wird, und im Zorne, wenn er einmahl aufgebracht iſt, keine Grenzen mehr kennt, und keiner Vernunft, ſelbſt ſeiner eigenen nicht, Gehör gibt: ſo wird er ſich deſto mehr zur Nüchternheit in ſeinen Vergnügungen und zur Gelaſſenheit bey verdrießlichen Vorfällen verpflichtet glauben. Wenn er ſich bewußt iſt, daß eine natürliche Trägheit und Schüchternheit in ſeinem Temperamente liegt, ſo wird er Thätigkeit und Muth durch alle möglichen Mittel in ſich zu erwecken ſuchen.

Ariſtoteles hat in der That, bey einer groſſen Anzahl von Tugenden, ſein Princip ſehr geſchickt angewandt, die weniger bemerkbaren Eigenſchaften derſelben ans Licht zu ziehen. Uiberhaupt iſt er, ſo ein ſpeculatives Anſehen ſeine Philoſophie im Ganzen hat, und noch mehr durch ſeine Ausleger, beſonders die Scholaſtiker, welche in ſeinen Werken allenthalben das Subtile dem Nützlichſten vorzogen, bekommen hat, doch weit mehr wahrer Philoſoph in Erörterung ſpecieler und praktiſcher Materien, als in ſeiner Methaphyſik. Von der andern Seite wird er in ſeinen Beobachtungen oft durch die vorausgeſchickten allgemeinen Begriffe und Grundſätze geleitet. Wenn dieſe allein auch einen Gegenſtand nicht hinlänglich aufklären: ſo bringen ſie doch eine gewiſſe Methode in die Beleuchtung desſelben durch die Erfahrung.

Iſt es indeß nicht bey einem der berühmteſten Principien der Kantiſchen Moral der nähmliche Fall? Iſt der Satz, daß diejenige Handlung gut ſey, welche allen Menſchen als ein Geſetz vorgeſchrieben werden könne, geſchickt, ein vollſtändiges Moralſyſtem darauf zu bauen, oder die einzelnen Pflichten daraus herzuleiten? Mir, ich geſtehe es, hat es immer geſchienen, wenn ich die Anwendung desſelben verſucht habe, daß dadurch eine Frage, welche beantwortet werden ſollte, auf ein anderes Problem zurückgeführt würde, das unendlich ſchwerer aufzulöſen iſt.

Ein Menſch, dem es um Recht und Pflicht zu thun iſt, kommt in einem bedenklichen Falle zum Philoſophen und fragt ihn, wie er unter ſeinen Umſtänden zu handeln habe: und der Philoſoph antwortet ihm, daß er ſich fragen müſſe, welches Geſetz er für einen ähnlichen Fall dem ganzen menſchlichen Geſchlechte vorſchreiben würde. Jener wünſcht nur ſein eigner Geſetzgeber zu ſeyn, und traut ſich die dazu nöthigen Einſichten nicht zu: und der Philoſoph verlangt, daß er ſich zum Geſetzgeber, nicht *einer* Nation, ſondern des ganzen Menſchengeſchlechts, erheben ſolle. — Wie manches Mitglied einer geſetzgebenden Verſammlung, das ſich in ſeinen Privat-Verhältniſſen ſehr wohl zu regieren wußte, thut die unweiſeſten Vorſchläge zu Geſetzen für die den ſeinigen ähnlichen Fälle! So viel ſchwerer iſt es, für Viele, als für einen Einzigen, Geſetze zu geben, das unter einer Mannigfaltigkeit von Abwechſelungen immer gleich Schickliche, als das einem einzelnen genau beſtimmten Falle Angemeſſene, ausfindig zu machen.

Ja, iſt bey dieſer Unterſuchung der Weg vom Beſondern zum Allgemeinen nicht weit natürlicher, als der umgekehrte, und wird jener nicht weit öfter, als dieſer, gewählt? Wenn ich zum Beyſpiel zu einem Geſetze über die Eheſcheidungen, oder über die Grenzen der väterlichen Gewalt Vorſchläge thun ſollte: ſo würde ich mich vor allen Dingen aller der uneinigen Ehen, welche ich in meinem Wirkungskreiſe ſelbſt geſehen, beobachtet, oder von denen ich umſtändliche Nachricht erhalten habe, zu erinnern ſuchen, würde mir von jedem Falle die beſondern Urſachen des Zwiſtes, und die Lage der Eheleute ſo genau als möglich ins Gedächtniß rufen, und daraus entweder die wahrſcheinlichen Folgen der getrennten oder fortgeſetzten Ehe zu ſchließen, oder die wirklichen Folgen, welche mir bekannt geworden wären, zu erklären ſuchen. Ich würde alſo zuerſt für jeden einzelnen Fall die Frage aufzulöſen mich bemühen, ob das Recht und der Nutzen, ſowohl der für die bürgerliche Geſellſchaft, als der für die Individuen, auf der Seite der Eheſcheidung, oder auf der Seite der angenommenen Unauflösbarkeit der Ehe geweſen ſey. Aus der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieſer Fälle würde ich mir diejenigen Grundſätze, welche in der Natur der Menſchen, in der Natur der Ehe und in der Einwirkung der häuslichen Geſellſchaft auf die bürgerliche liegen, abſtrahiren und von den Entſcheidungsgründen, die bloß jenen Perſonen und ihrer beſondern Lage eigenthümlich waren, unterſcheiden. Je mehr ich ſolche einzelne Fälle genau unterſucht und für mich ſelbſt genugthuend entſchieden hätte, deſto eher würde ich mich berechtiget glauben, als Rathgeber zu einem Geſetze für die Eheſcheidungen aufzutreten. Eben ſo würde ich, ehe ich es wagte, über die geſetzmäßige und gemeinnützige Ausdehnung der väterlichen Gewalt im Allgemeinen etwas zu entſcheiden, mich zuerſt zum Rathgeber einzelner Väter, bey Ausübung ihrer Herrſchaft über ihre Kinder, in Gedanken aufwerfen. Ich würde mich ſelbſt fragen, welche Rechte ich dieſem oder jenem mir wohl bekannten Vater, bey den Ausſchweifungen ſeiner Kinder oder bey ſeinen Streitigkeiten mit ihnen, würde eingeräumt haben, und welche wahrſcheinlichen Folgen die Strenge, die ein alter Römer über ſeinen Sohn ausüben durfte, in unſrer Zeit vermuthen ließe, oder mit welchen die von einem Vater unſerer Zeiten ausgeübte begleitet war. Auch hier würde ich das Geſetz für Alle aus vielen Geſetzen, die ich für einzelne gegeben hätte, zu ſammeln oder gleichſam zu berechnen ſuchen.

Aber ſo wie ich jenen Kantiſchen Grundſatz nicht für eine richtige Beſtimmung der Methode halte, nach welcher wir zur Kenntniß unſrer Pflichten gelangen: ſo halte ich ihn doch für ein ſehr gutes Mittel, uns in Fällen, wo egoiſtiſche Leidenſchaften uns irre leiten, zu einer richtigern Beurtheilung unſrer vorhabenden Handlung zurückzuführen. „Was würde daraus werden, wenn alle Perſonen, welche in deinen Umſtänden ſind, das thäten, was du dir anmaßeſt?“ Dieß iſt oft eine gute Warnung für einen durch Stolz und Selbſtliebe verblendeten Menſchen, der das zur Regel für ſich macht, was höchſtens nur eine erlaubte Ausnahme von der Regel ſeyn würde, wenn er ein ganz außerordentlicher Menſch und durch ſeinen Verſtand, ſeinen Charakter oder ſeine Lage, über das übrige Menſchengeſchlecht erhaben wäre.

Ich glaube dieſe Beurtheilung des Ariſtoteliſchen Princips dadurch nützlicher zu machen, wenn ich es mit den vor und nach ihm berühmt gewordenen Principien vergleiche, und eine kurze Ueberſicht von den Fortſchritten oder wenigſtens von den Veränderungen gebe, welche die Moral in der Entwickelung ihrer erſten Principien unter den Menſchen gemacht hat. Von den älteren, welche vor der Einführung der chriſtlichen Religion, der Quelle einer ganz neuen Betrachtungsart der Pflichten, vorhergegangen ſind, werde ich zuvörderſt nur das Platoniſche und Stoiſche etwas umſtändlicher erklären: das erſtere, weil es Ariſtoteles vor ſich gehabt', aber in der That nicht nach ſeinem ganzen Umfange überſehen und nach ſeinem wahren Werthe gewürdiget hat, von der andern Seite aber eine ſchwache Seite desſelben aufdeckt, und an mehrern Orten beſtreitet; das zweyte, weil unter den Griechiſchen Philoſophen keine Sekte ſo große Fortſchritte in der Moral gemacht hat, als die Stoiſche, von welcher auch das einzige ſyſtematiſche Werk, welches uns über dieſe Wiſſenſchaft aus dem Alterthume übrig iſt, herſtammt. Da, in den Zeiten der auf die chriſtliche Religion folgenden oder ſich an ſie anſchließenden Philoſophie, die Principien ſich mehr vervielfältigt, und die Begriffe oder wenigſtens die Vorſtellungsarten ſich in weit mehrere Zweige getheilt haben: ſo werde ich ſie da unter gewiſſe allgemeine Geſichtspuncte zu vereinigen ſuchen, um zuletzt noch etwas mehr Raum für die Entwickelung und Beurtheilung der moraliſchen Grundſätze, welche das Anſehen der Kantiſchen Schule unter den Teutſchen Philoſophen in unſern Tagen ſo weit ausgebreitet hat, zu gewinnen.

II.

Beurtheilung

des Platoniſchen Princips.

Ich ſtelle billig dem Ariſtoteliſchen Princip zunächſt das Syſtem ſeines Lehrers zur Seite, welches er verließ, in einzelnen Nebenideen zu widerlegen ſucht, im Ganzen aber nicht gehörig würdiget.

Plato war im Grunde mehr als Ariſtoteles dazu gemacht, die allgemeinen Principien der Moral zu unterſuchen. So ſubtil und abſtract die von dem leztern abſtammenden Scholaſtiker geworden ſind, und ſo ſehr er oft beydes in ſeinen eignen Werken iſt: ſo iſt er doch weit beſſer beobachtender, als ſpeculativer Philoſoph. Plato war zugleich Poet, und in der That gehört etwas dichteriſcher Geiſt dazu, dieſe der bloßen Vernunft undurchdringlichen Tiefen der menſchlichen Natur zu durchforſchen, das verborgene Licht in denſelben aufzufaſſen, oder ſein eignes in dieſelben zu bringen.

Denn man ſage, was man wolle, diejenigen, welche mit dem meiſten Glücke die höchſte Metaphyſik bearbeitet und den Beyfall der zahlreichſten Schulen erhalten haben, von Plato bis auf Kant, unſern in dieſem Fache wirklich ausgezeichnet großen Landsmann, ſind nicht bloß, als tiefe Denker, wofür allein die Welt ſie gehalten hat, ſondern auch als ſchöne Geiſter dabey zu Werke gegangen. Sie haben nicht bloß Ideen aus Ideen hergeleitet, ſondern ſie haben auch Ideen freywillig combiniert, welches das Werk der Dichtkunſt iſt. Ich ſchließe dieß ſchon daraus, daß keiner von ihnen es gewagt hat, alle allgemein anerkannten moraliſchen Vorſchriften (z. B. daß es niemanden erlaubt ſey, Andere zu ermorden, zu berauben oder zu verleumden), bey Seite zu ſetzen und ihre Principien allein für hinreichend zu halten, um aus ihnen alle wahren Sätze zu folgern. Alle haben jene gemeinen und im ganzen menſchlichen Geſchlechte verbreiteten Uiberzeugungen gleichſam als das Ziel angeſehen, worauf ſie losarbeiten und wobey ſich die Schlußfolgen ihrer Principien endigen müßten. Jene Sätze ſind gleichſam die Thatſachen und Erſcheinungen, ihre Principien ſind den phyſikaliſchen Hypotheſen ähnlich, welche deſto vollkommner ſind, je genauer und beſſer ſie die Erſcheinungen erklären. Aber ſolche Hypotheſen ſind ſicher nicht bloß das Werk der ſchließenden Vernunft, ſondern auch der zuſammenſetzenden und dichtenden Einbildungskraft. Doch ich kehre zum Plato zurück.

Das Werk, in welchem Plato ſein Moralſyſtem am vollſtändigſten entwickelt hat, oder doch in die erſten Gründe des tugendhaften Handlungen zugeſchriebenen Werths am tiefſten eingedrungen iſt, iſt ſein berühmtes Werk über die Republik. Es iſt jetzt ziemlich allgemein bekannt, daß die Unterſuchung über die vollkommenſte Staatsverfaſſung, ob ſie gleich dem Werke den Nahmen gegeben hat, und einen beträchtlichen Theil desſelben ausfüllt, doch nicht den Hauptzweck davon ausmache, ſondern nur eine Vorbereitungsunterſuchung der, gleich Anfangs als Veranlaſſung des ganzen Dialogs aufgeſtellten, Frage ſey: „Warum iſt die Tugend etwas Gutes, und worin liegt der Grund des Werthes, welcher gerechten und ſittlichguten Handlungen vor den gegenſeitigen zugeſchrieben wird? Kömmt dieſer ihr Vorzug bloß von den äußeren Vortheilen her, die zufällig mit denſelben und mit ihrer Bekanntwerdung unter den Menſchen, mit denen jeder in Verhältnißen ſteht, verknüpft ſind? oder liegt er in der Gerechtigkeit und Tugend ſelbſt, und iſt auch alsdann noch dem Menſchen wünſchenswerth, wenn er auch ganz im Verborgnen, und gleichſam nur für ſich ſelbſt, gerecht und tugendhaft iſt?“

Dieſe Fragen zu beantworten ſchlägt Plato einen Weg ein, der allerdings dem Dichter mehr, als dem Philoſophen, anſieht, den Weg der Vergleichung. Das Gegenbild iſt in der That ſehr glücklich gewählt, und die Wahl deſſelben wird von dem Autor mit vielem Witze gerechtfertiget. Aber im voraus und vor der gänzlichen Vollendung der Vergleichung konnte er doch ſeinen Schülern nicht dafür ſtehen, daß die Sache, mit welcher er die menſchliche Natur verglich, und in welcher er als in einem Spiegel die moraliſchen Eigenſchaften derſelben aufſuchte, ihr wirklich ſo nahe verwandt und ſo vollkommen analogiſch mit ihr ſey, daß ihn die Unterſuchung der erſteren auf alle weſentlichen Umſtände bey der letzteren führen würde. Der Geiſt des einzelnen Menſchen, ſagt Plato nähmlich, iſt ein für gemeine Augen zu kleiner und zu ſchwer zu beobachtender Gegenſtand. Allein in einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen, in einem Staate, finden wir eben dieſe Natur mit ihren Eigenſchaften, Thätigkeiten und Wirkungen, aber im Großen, wieder. Auch ein Staat kann gerecht oder ungerecht, tugendhaft oder laſterhaft ſeyn; auch bey ihm können wir alſo zuerſt den Urſprung der Tugend, und wie ſie unter einer Geſellſchaft von Menſchen entſtehen und ſich erhalten könne, und zweytens ihre Wirkung, oder den Einfluß, den ſie auf das Wohlſeyn der Menſchen, an ſich betrachtet, habe, kennen lernen. Wenn uns nun dieſe Unterſuchung gelingen ſollte; ſo wird es höchſt wahrſcheinlich uns leichter werden, das Weſen der

Gerechtigkeit und Tugend, als Eigenſchaften des einzelnen Menſchen betrachtet, und ihre Beziehung auf ſein individuelles Wohl- oder Uibelſeyn ausfindig zu machen.

Man ſieht freylich, daß Plato bey dieſer Einleitung ſeines Syſtemes auch auf den Schein apodiktiſcher Gewißheit und einer bloß aus ſeinen Schlüſſen zu ſchöpfenden Uiberzeugung Verzicht thun mußte. Unſer moraliſches Gefühl und unſer gemeiner Menſchenſinn wird erſt hintendrein die Reſultate dieſer Vergleichung, wenn ſie mit unſern ſittlichen Empfindungen, oder nur dunkel geahndeten Theorien übereinſtimmen, beſtätigen müſſen. Wir werden allerdings Freude haben, wenn wir unerwartet, auf dieſem Wege, am Ende zu lichtvollen moraliſchen Vorſchriften und herzerhebenden Ermunterungen zur Tugend gelangen. Aber es wird doch nur zufällig und ein Werk des Glücks oder des Genies ſeyn, wenn er uns wirklich zum Ziele führt.

Indem Plato oder ſein Stellvertreter, Sokrates, ſeinen neuen Staat erbaut, um mit demſelben Gerechtigkeit und ſittliche Ordnung zugleich zu erzeugen, (bey welcher Unterſuchung er ſich allerdings auf viele Materien einläßt, welche zu ſeinem Hauptzwecke nichts beytragen,) findet er, daß vornehmlich drey Beſtandtheile zur Errichtung einer bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig ſind: eine regierende Claſſe, in welcher die Weisheit und Vernunft des Staatskörpers ſich gleichſam ſammlet, das Ganze beſeelt, jedem andern Theile ſeine Functionen vorſchreibt, mit einem Worte: die Geſetze gibt und die allgemeinen Anordnungen macht, welche nur das Werk des Verſtandes und der Einſicht ſeyn können. Zweytens: die beſchützende Claſſe, welche, unter Aufſicht und Lenkung der Regierung, die innern und äußern Feinde des Staats zurücktreibt; dann die Geſetze zur Vollziehung bringt, und die widerſpenſtigen Leidenſchaften einzelner Bürger zum Gehorſam gegen die Ausſprüche der Vernunft im Staate zwingt. Und bey dieſer Claſſe iſt die unentbehrlichſte Eigenſchaft Muth, dieſes Gemiſch geiſtiger Tugend und körperlicher Stärke, dann Einſchränkung dieſes Muthes, damit er im innerlichen Verkehr der Beſchützer mit ihren Mitbürgern nicht ſelbſt die öffentliche Ruhe durch Uebermuth der erſteren ſtöre; endlich gänzliche Ergebenheit an die Regierung und Gehorſam gegen dieſelbe. Den dritten Beſtandtheil macht die Claſſe der erwerbenden und genießenden Bürger aus, welche für die Bedürfniſſe der beyden übrigen Claſſen und für ihre eigenen zugleich ſorgen, und ſich weder durch Weisheit noch Muth, ſondern vornehmlich durch Mäßigung und Ordnung und beſonders durch eine beſcheidene Einſchränkung auf ihr gewähltes oder ihnen angewieſenes Gewerbe auszeichnen, wodurch auch ihr Gehorſam gegen die Regierung und ihre bereitwillige Mitwirkung mit der die Regierung unterſtützenden Kriegerclaſſe am meiſten geſichert wird.

Aus dieſen drey Claſſen muß jeder Staat beſtehen: und wie müſſen jene nun beſchaffen ſeyn, wenn dieſer gerecht ſeyn, d. h. wenn unter den Bürgern im Innern Gerechtigkeit herrſchen, und Gerechtigkeit im Betragen gegen auswärtige Staaten zu erwarten ſeyn ſoll?

Jede derſelben muß zuerſt das ſeyn, was ſie ſeyn ſoll, und dann müſſen ſie unter ſich in der vollkommenſten Harmonie ſtehn, um nur ein Ganzes auszumachen: denn eben in der Vereinigung beſteht das Weſen und das Leben des Staats. Die Regierung muß alſo wirklich aus den weiſeſten und tugendhafteſten Männern der Nation zuſammengeſetzt ſeyn. Die Krieger-Claſſe muß wirklich Muth und hochſtrebenden Geiſt mit Beſcheidenheit und Liebe gegen ihre unbewaffneten Mitbürger vereinigen, und die dritte zahlreichſte, mit den verſchiedenen Gewerben zur Herbeyſchaffung körperlicher Bedürfniſſe beſchäftigte, Claſſe muß diejenigen Kenntniſſe, den Fleiß, und die Mäßigung und ruhige Gemüthsart wirklich beſitzen, welche zu ihrer Lage erfordert werden.

Hieraus entſpringt nun zweytens ihre Vereinigung und Harmonie, wenn nur noch dieß hinzu kommt, daß jeder ſich wirklich auf ſeine Geſchäfte einſchränkt, keiner ſeinen eigenthümlichen Wirkungskreis verläßt, um in einen fremden einzugreifen.

In

In dieſem Falle iſt es natürlich, daß die Regierung den übrigen Bürgern nur mit ihren Einſichten vorleuchtet, ohne ſie zu tyranniſiren, daß die Krieger nur ſtets ihre Waffen zur Unterſtützung der regierenden Weisheit und zum Wohl ihrer Mitbürger anwenden, und daß die Gewerbsleute ruhig und mit Freuden den anerkannten höhern Einſichten ihrer Regenten gehorchen, die für ſie ſtreitenden Mitbürger hochachten und ehren, ohne ſie zu fürchten oder zu haſſen, und ſie mit allem Nöthigen verſorgen, ohne gegen ſie Neid zu hegen.

Nun vergleicht Plato den Staat mit dem einzelnen Menſchen, ich meine mit dem Geiſte desſelben, beſonders mit der Quelle und dem Sitze ſeiner Thätigkeit, dem Begehrungsvermögen; er findet die Beſtandtheile in beyden genau ähnlich und lernt nun das Weſen der Tugend ſowohl, als den Grund, warum ſie an ſich begehrungswürdig ſey, in der Verfaſſung und Einrichtung ſeines Innern kennen, welche der Verfaſſung eines vollkommenen geſitteten und glücklichen Staates eben ſo analogiſch iſt. Auch hier zeigt ſich wieder der Einfluß, den die Sprache, es ſey die gemeine oder die philoſophiſche, und die längſt zuvor, oft ziemlich willkürlich, gemachte Unterſcheidung der Begriffe und Wörter auf die Unterſuchungen des Philoſophen hat. Die Vergleichung wäre dem Plato nicht ſo leicht geworden und die Analogie zwiſchen Staat und Menſch wäre nicht ſo vollkommen geweſen, wenn die griechiſche Philoſophie, ſo wie die unſrige, nur den Unterſchied zwiſchen vernünftigen und vernunftloſen Begierden anerkannt und die Sprache nur die beyden Beſtandtheile in der Seele, Vernunft und Sinnlichkeit mit eignen Nahmen ausgedrückt hätte. In der griechiſchen Sprache und Philoſophie hingegen waren ſchon vor Plato drey ſolche Theile angenommen: λόγος, ϑυμὸς und ἐπιϑυμία, die wir nach Anleitung der von den Scholaſtikern gemachten lateiniſchen Uiberſetzung, auch im Teutſchen nicht beſſer auszudrücken wiſſen, als durch den vernünftigen, den zornartigen und den begehrlichen Theil des Begehrungsvermögens. Das erſtere und das letztere Wort kann man als Uiberſetzungen des Griechiſchen gelten laſſen; aber das zweyte drückt das Original ſehr unvollkommen aus. Θυμὸς iſt nicht Zorn; dieſer letztere wird im Griechiſchen durch ein ganz anderes, mit ϑυμὸς auf keine Weiſe zuſammenhängendes, Wort bezeichnet. Auch nach der griechiſchen Philoſophie iſt Zorn eine Leidenſchaft, und alſo immer vernunftlos; er iſt als ſolche auch nur vorübergehend; ϑυμὸς iſt etwas im Menſchen ſtets vorhandenes und bleibendes; es iſt ein urſprünglicher Trieb im Menſchen, der zuweilen vernünftig ſeyn kann, ob er ſich gleich zur andern Zeit der Herrſchaft der Vernunft entzieht und ſogar dieſelbe unterdrückt.

Ohne Zweifel brachte der Werth, welchen die alten Griechen auf Muth und Tapferkeit ſetzten, wenn die Eigenſchaften auch nicht von Principien ausgingen, ſondern bloß inſtinktartig wirkten, auch die Philoſophen darauf, den an ſich vernunftloſen Trieben, welche den Menſchen zum Widerſtande gegen Feinde, d. h. gegen ungerechte Beleidiger, bereit und beherzt machen, einen Vorzug vor den ebenfalls vernunftloſen Trieben zuzugeſtehen, welche ihn bloß zum Genuß des Vergnügens, zur Vermeidung des Schmerzens, alſo zur Weichlichkeit, auffordern und ſeine Natur daher zu ſchwächen und zu erniedrigen ſcheinen, indeß jene Triebe des Widerſtandes die Kräfte derſelben erhöhen.

Doch der Urſprung dieſer Eigenthümlichkeit der griechiſchen Philoſophie ſey auch, welcher er wolle: ſo iſt ſo viel gewiß, daß ſie diejenigen Triebe, welche das ſinnlich Angenehme zum Gegenſtande haben, und bloß dem Vergnügen nachjagen, von denen, welche aus dem Gefühle des Unangenehmen entſpringen und den Widerſtand gegen das Böſe und die Zurücktreibung deſſen, was uns beleidigt, zur Abſicht haben, weit ſchärfer abſondert, als unſere jetzige Philoſophie thut; daß ſie den letztern einen größern moraliſchen Werth beylegt, als den erſtern, und daß ſie ſelbige zwiſchen Vernunft und ſinnlicher Begierde, als ein aus beyden gemiſchtes Princip, in die Mitte ſetzt. Um dieſen, dem Unwillen gegen das Böſe vor dem Hange zum Vergnügen gegebenen, Vorzug zu rechtfertigen, ſchiebt ſie in den Begriff des erſtern ein Merkmahl ein, welches nicht immer der Sache ſelbſt, d. h. dem Triebe, wovon hier die Rede iſt, zukommt. Sie ſieht ihn nähmlich für den Unwillen über ein, von andern Menſchen uns zugefügtes, Unrecht, alſo zugleich als den Unwillen über Ungerechtigkeit und die Uibertretung der ſittlichen Geſetze, folglich ſelbſt als etwas Moraliſches an. Aber dieſer inſtinktartige Muth, der den Menſchen gegen ungerechte Beleidiger vertheidigen ſoll, brauſt auch oft, eben weil er blind und vernunftlos iſt, gegen billige und ſchuldloſe Gegner und ſelbſt gegen uns wohlwollende Freunde auf.

Indeß fand nunmehr Plato, da einmahl dieſe Abtheilung zwiſchen λόγος, θυμὸς und ἐπιθυμία, d. h. zwiſchen der praktiſchen Vernunft, dem zornartigen Triebe, (den man vielleicht beſſer den Nach- oder Straf-Trieb überſetzen könnte), und der Begierde nach ſinnlicher Luſt und den Mitteln dazu, gemacht worden war, die drey Beſtandtheile ſeiner Republik genau in dem menſchlichen Herzen wieder, und er konnte nun die vollkommene Verfaſſung, welche er jener gegeben zu haben glaubte, auf dieſes anwenden. Die Vernunft im Menſchen war augenſcheinlich, was die regierende Claſſe im Staate war, die oberſte Beherrſcherinn des Ganzen, vermöge ihrer Einſichten zum Geſetzgeben und Anordnen beſtimmt, und vermöge dieſer ſowohl, als vermöge ihrer Freyheit und Unabhängigkeit von allen körperlichen Einflüſſen, über die übrigen Theile erhaben. Der θυμὸς war der Krieger-Claſſe eben ſo vollkommen analogiſch, er war gleichſam der Beſchützer des Menſchen und der muthige Vollzieher der Ausſprüche der Vernunft in Fällen, wo dieſe nur durch Anwendung der Gewalt vollſtreckt werden konnten. Die ἐπιθυμία, die Begierde nach Vergnügen und Wohlleben, und folglich auch die nach Reichthum und Ehre, welche die Mittel dazu ſind, ſtellte eben ſo deutlich die erwerbende Claſſe im Staate vor, die ſich ebenfalls nur mit Gegenſtänden des Eigennutzes beſchäftiget und ihr Geſchäft nur mechaniſch und ohne Rückſicht auf den letzten Endzweck des Staates treibt, wie Eigennutz und Ehrgeiz ihren Endzweck blindlings, ohne Hinſicht auf das höchſte Wohl des Menſchen, verfolgen.

So wie nun das Innere des Menſchen eine Republik im Kleinen darſtellt, ſo ſtellt der vollkommene Menſch nichts anders, als das Bild einer vollkommenen Staatsverfaſſung, dar. Er wird nach eben den Regeln und durch eben die Einrichtungen tugendhaft und glücklich, welche in der bürgerlichen Geſellſchaft Sittlichkeit und Wohlſtand erzeugen. Nun beruhte, nach Plato, die beſte Staatsverfaſſung auf zwey Gründen: erſtlich darauf, daß jedes Glied der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders die drey Hauptbeſtandtheile derſelben, dasjenige wirklich ſind, was ſie ſeyn ſollen, und dasjenige wirklich thun, wozu ſie beſtimmt ſind; und zweytens: daß ſie mit einander in der vollkommenſten

Harmonie wirken. Aber dieſe zweyte Beſtimmung iſt ſelbſt wieder eine Folge der erſten; beſonders, wenn noch die Einſchränkung hinzu kommt, auf welcher Plato ſo oft beſteht, daß jeder im Staate nur ſein eigenes Geſchäft treiben und nie in das Geſchäft des Andern eingreifen ſoll. Denn nie wird Zwiſtigkeit in einer Geſellſchaft ſeyn, wo jeder, zufrieden mit der Art, wie der Andere ſein Geſchäft treibt, ſeine eigene Beſtimmung vollkommen erfüllt. Wenn nun im Menſchen auf gleiche Weiſe ſeine Vernunft wirklich einſichtsvoll iſt, und in der That alle ſeine Thätigkeiten regiert; wenn ſein inſtinktartiger und durch körperliche Kräfte und Leibesübungen geſtärkter Muth, auf das Geboth der Vernunft, und auf dieſes allein, wirklich die äußeren Feinde des Reiches, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens, beſtreitet, und die innern Feinde desſelben, die unmäßigen Begierden, im Zaume hält; wenn endlich der immer geſchäftige Trieb nach Vergnügen, der ſich bald in die Begierde nach Eigenthum und Erwerb, bald in die nach ehrenvollen Unterſcheidungen ausbildet, der Vernunft in den Schranken, welche dieſe ihm ſetzt, willig gehorcht, und wenn, eben durch eine ſolche beſchränkte und doch vollſtändige Wirkſamkeit der verſchiednen Begehrungskräfte, die vollkommenſte Harmonie unter ihnen entſteht: was kann dieſer Menſch anders, als tugendhaft und glückſelig zugleich ſeyn? Er iſt tugendhaft; denn als vernünftig, und durch Vernunft in allem geleitet, beſizt er zuerſt gewiß Klugheit; er beſizt Mäßigung, weil ſeine Begierden unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehn; er iſt tapfer, weil er inſtinktartigen Muth hat, der, immer durch die Vernunft geleitet, nur das Unrecht bekämpft, und durch den Endzweck des allgemeinen Beßten beſeelt wird. Aber wer dieſe drey Tugenden beſizt, dem fehlt gewiß die vierte, die Gerechtigkeit, nicht, welche gleichſam die Vollendung und das Reſultat derſelben iſt, wenn ſie, vereinigt, im äußern Verkehr mit andern Menſchen, in dem geſellſchaftlichen Leben wirken. Eben dieſer Menſch iſt aber auch glückſelig; denn der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt dem Zuſtande der höchſten Geſundheit in ſeinem Körper ähnlich, da jeder Theil ſeiner geiſtigen Natur genau ſo gebildet iſt, wie es dieſe Natur erfordert, und die Funktionen vollkommen verrichtet, welche den Bedürfniſſen derſelben entſprechen. Und durch die Harmonie der verſchiedenen Triebe iſt ihm zugleich ein andres Hauptſtück der Glückſeligkeit geſichert: der innere Friede und die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. So findet ſich alſo am Ende gleichſam von ſelbſt die unſchäzbare Wahrheit, daß die Tugend nicht bloß deßwegen achtungswerth und die Gerechtigkeit Pflicht ſey, weil ſie im geſellſchaftlichen Leben, wenigſtens im Durchſchnitte, den Menſchen die größten äußerlichen Vortheile verſchaffen, ſondern auch darum, weil beyde, auch noch verborgen liegend in dem Innern des Menſchen, und nie, weder durch Achtung Anderer noch durch äußere Vortheile belohnt, doch ſeine Glückſeligkeit oder ſein höchſtes Gut ausmachen.

Dieſes ſo von mir entwickelte Princip der Platoniſchen Moral iſt ohne Zweifel an ſich und in der Befriedigung, welche es dem gemeinen Menſchenſinne gewährt, dem Ariſtoteliſchen vorzuziehn. Aber in Abſicht des Beweiſes von ſeiner Wahrheit und Zulänglichkeit, in Abſicht der Deduktion, durch welche Plato auf daſſelbe führt, hat es eben ſo große Mängel. Ariſtoteles Princip enthielt eine Metapher, Plato's ſeines iſt auf eine Allegorie gebaut. Und Vergleichungen, ſo glücklich die Bilder gewählt, und ſo paſſend in der Anwendung ſie ausfallen mögen, können doch immer nur dazu dienen, die verglichenen Sachen deutlicher zu machen, aber nie zu beweiſen, daß ſie ſich wirklich ſo verhalten. Die menſchliche Natur mußte alſo an ſich und ohne Rückſicht auf irgend einen noch ſo nahe mit ihr verwandten Gegenſtand unterſucht werden, wenn das oberſte Princip ihrer Sittlichkeit mit philoſophiſcher Schärfe aufgeſucht werden ſollte. Und was iſt denn der Staat, durch deſſen Vergleichung mit dem einzelnen Menſchen die moraliſche Tugend des leztern erkannt werden ſoll? Nichts anders, als eine Sammlung vieler Menſchen, eine größere oder geringere Anzahl von Individuen, mit einander vereiniget. Was iſt alſo ein glücklicher Staat anders, als einer, in welchem die einzelnen Menſchen, die ihn ausmachen, glückſelig ſind? Und was iſt ein gerechter Staat anders, als ein Staat, deſſen Bürger gerecht und tugendhaft ſind, und wo beſonders die Regierung, als angenommene Repräſentantin der ſämmtlichen Bürger und Erklärerin ihres Willens, durch die allgemeine Tugend gleichſam gezwungen wird, auch in den ihr allein übertragenen Geſchäften, beſonders in dem Verfahren gegen Auswärtige, gerecht zu ſeyn. Wie iſt es alſo möglich, von der Gerechtigkeit oder Glückſeligkeit eines Gemeinweſens zu urtheilen, wenn man nicht ſchon weiß, was es ſey, das den einzelnen Menſchen tugendhaft und glücklich mache. Es wäre alſo weit natürlicher, die Unterſuchung über die vollkommenſte Staatsverfaſſung auf die von dem vollkommenſten Menſchen folgen zu laſſen, als den entgegengeſetzten Weg, welchen Plato gewählt hat, einzuſchlagen. In der That muß er bey demſelben den Beweis, daß er mit ſeinem Staatsgebäude Gerechtigkeit und Glückſeligkeit in ſeinem Gemeinweſen errichtet habe, entweder ſchuldig bleiben, oder nur durch eine petitio principii führen. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß, nur durch die glückliche Zuſammentreffung einer willkürlichen oder doch unbewieſenen Eintheilung des menſchlichen Begehrungsvermögens mit den, in der That weſentlichen und nothwendigen Abtheilungen der Staatsbürger, die Vergleichung zwiſchen Staat und Menſch ſo gut von ſtatten gehet und einen Schein von wahrer Analogie bekömmt.

Ich ſetze noch hinzu, daß zur Vollkommenheit eines Moralprincips zwey Erforderniſſe gehören: einmahl, daß es deutlich zeige, warum die Tugend gut und die Pflicht verbindlich ſey; zum andern, daß ſich die einzelnen Pflichten mit Leichtigkeit aus ihm herleiten laſſen. In Abſicht des erſten Puncts iſt der Vorzug offenbar auf der Seite des Platoniſchen Princips. Es iſt weit augenſcheinlicher, daß der vollkommene Zuſtand deſſen, worin das Weſen des menſchlichen Geiſtes beſtehet, beſonders in Abſicht ſeiner Thätigkeit, in welcher er ſich vornehmlich als Geiſt zeigt, verbunden mit der vollkommenſten Harmonie dieſer weſentlichen Beſtandtheile, ſeine Glückſeligkeit gründe und ſein höchſtes Gut ausmache, als daß dieſe Glückſeligkeit darauf beruhe, und der höchſte Zweck des Menſchen darein zu ſetzen ſey, ein gewiſſes Mittel zwiſchen zwey Extremen in allen Handlungen zu beobachten.

In Abſicht des zweyten Punctes bleibt das Platoniſche Princip hinter dem Ariſtoteliſchen zurück. Es würde dem Plato ſchwer geworden ſeyn, ein vollſtändiges Recht der Natur und eine vollſtändige Ethik aus ſeiner Harmonie herzuleiten. Dem Ariſtoteles aber gelingt es, bis auf einige Ausnahmen, ſehr wohl, die verſchiednen Tugenden und Pflichten aus der Mäßigung herzuleiten: weil in der That, wie ich ſchon geſagt habe, bey einem eingeſchränkten Geſchöpfe, auch jede Thätigkeit beſchränkt ſeyn muß, wenn ſie nicht unvernünftig und ſchädlich ſeyn ſoll.

Aber nun, abgeſehen von den Mängeln des Beweiſes, auf welchen Plato ſein Princip gründet, und abgeſehen von denjenigen Eigenheiten deſſelben, von welchen noch nicht allgemein anerkannt iſt, ob ſie wirklich in der menſchlichen Natur oder von willkürlichen, in der griechiſchen Sprache und Philoſophie gemachten, Abſonderungen ihren Urſprung haben; ſo ſcheint mir allerdings das Platoniſche Princip unter allen, welche, ſeit der Einführung der Philoſophie, in der Welt aufgeſtellt worden ſind, eines der haltbarſten und befriedigendſten zu ſeyn. Keine feſtere und ſolidere Grundlage kann man der Tugend geben, als wenn man ſie als den vollkommenen Zuſtand und die Geſundheit des Geiſtes darſtellt; keine größere Uiberzeugung kann man im Menſchen erwecken, daß die Tugend, vermöge ihres Weſens, dazu geeignet ſey, ſeine Glückſeligkeit und ſeinen letzten Zweck auszumachen, als wenn man ihm ſagt, daß ſie für ſein eigenthümliches Selbſt eben dasjenige ſey, was die vollkommene Geſundheit für ein mit ihm ſehr nahe verwandtes, aber doch von ihm unterſchiedenes und nur auf ihn Einfluß habendes Object, für ſeinen Körper iſt. Und was kann in der That, da die Tugend nur eine Beſchaffenheit der menſchlichen Natur iſt, nur aus ihr allein erkannt werden kann, uns einen Begriff von ihr geben, als wenn wir irgendwo einen Menſchen auffänden, der nach demjenigen Theile, welcher ihn eigentlich zum Menſchen macht, d. h. nach dem, was in ihm geiſtig und frey iſt, zur völligen Reife gelangt wäre, ohne etwas von ſeiner urſprünglichen Integrität zu verlieren: oder wenn wir uns aus unſern Begriffen ein ſolches Ideal von einem Menſchen zu bilden ſuchen.

Es iſt wahr, es bleibt hier noch die Schwierigkeit der Freyheit übrig. Nicht dieſe ganze innere Vollkommenheit des Menſchen, welche doch alsdann zu ſeiner Tugend mit gehört oder bey ihr vorausgeſetzt wird, hängt von ihm ſelbſt und von ſeinen freyen Handlungen ab; ſo wenig, als der richtige und ſchöne Bau ſeiner Glieder und der Lauf ſeiner Säfte von ihm abhängt. Aber dieſe Schwierigkeit iſt in allen Syſtemen vorhanden: und die ſo oft von den griechiſchen Philoſophen aufgeworfene, aber ſelten von ihnen anders als ſophiſtiſch beantwortete Frage: ob die Tugend gelehrt und erlernt werden könne, oder ein Geſchenk der Natur und des Himmels ſey, wird auch gründlichern Unterſuchern immer große Schwierigkeiten entgegenſetzen. Allerdings iſt die menſchliche Tugend ein Gemiſch von Natur und Freyheit, von natürlichen Anlagen und vorſätzlichen Erwerbungen. Was hülfe es, dieß in der Theorie zu leugnen, da es die Erfahrung ſo laut prediget. Wie kann jemand zur Tugend der Klugheit gelangen, der blödſinnig iſt?

Und der wirklich weiſe Mann iſt gewiß zugleich auch ein Mann von Talenten. Gerechtigkeit wird ohne Wohlwollen nicht lange beſtehen, und auf das Wohlwollen hat die angebohrne größere oder geringere Empfindlichkeit des Herzens Einfluß. Wie ſehr die Tapferkeit von dem Bewußtſeyn körperlicher Stärke, von einem gewiſſen Laufe der Säfte, oder von einer natürlichen Hitze des Temperaments abhängt, iſt von den größten Männern, welche dieſe Tugend geübt haben, anerkannt worden, und wird von den Griechen noch deutlicher anerkannt, welche eine Tugend haben, die ſie Tapferkeit nennen, und einen ſinnlichen Trieb, den ſie zwar mi einem andern Nahmen belegen, den wir aber nich anders, als ebenfalls durch Muth, ausdrücke können.

Da ich alſo von der Unvollkommenheit, da ſich in dieſer Geſundheit des Geiſtes, oder in dieſer Harmonie der Seelenkräfte, oder wie man ſonſ die vollkommenſte Verfaſſung des innern Menſche nennen will, dasjenige, was frey und im eigentlichen Verſtande ſittlich iſt, von dem, was Gab der Natur oder Geſchenk des Glücks iſt, nicht rei abſondern läßt, weniger beleidiget werde, weil i dieß nicht für einen Fehler des Platoniſchen Princips, ſondern für einen Mangel der menſchliche Erkenntnißkraft halte; ſo ſchließt ſich, ich geſte es, mein eigenes Moralſyſtem an das Platoniſche ſo wie ich es wenigſtens verſtehe und auslege, a das vollkommenſte an. Der Menſch, deſſen Geiſt und Herz unverſtümmelt, reif und geſund iſt, handelt, glaube ich, immer tugendhaft, dieſe Vollkommenheit ſeines Innern mag auch herkommen, woher ſie wolle. Seine Handlungen werden immer als frey angeſehen werden können, wenn es auch die Diſpoſition des Gemüthes, woraus ſie entſtehen, nicht wäre. Denn welche Handlungen des Menſchen würden für moraliſch gelten können, wofern ſie ihm nur alsdann als freyem Weſen zugerechnet werden könnten, wenn der geſammte Zuſtand ſeiner Natur, von dem ſie ſtets mehr oder weniger beſtimmt werden, ſein eignes Werk und von ſeiner Freyheit durchaus abhängig wäre.

Wenn nun aber der Menſch dieſe ihm zu Theil gewordene Vollkommenheit des Geiſtes nebſt deren Einfluß auf ſeine Handlungen mit Bewußtſeyn erkennt, ſo erkennt er, zu gleicher Zeit, daß, freywillig und vorſätzlich an der Erhaltung und Vermehrung jener Vollkommenheit zu arbeiten, eben mit zu der Tugend gehöre, und daß, da jene Arbeit vornehmlich nur durch ſtete Wiederhohlung ſolcher Handlungen, welche jenem intellektuellen und moraliſchen Charakter der Seele gemäß ſind, geſchehen kann, er dieſe Handlungen als Pflichten anſehen müſſe.

Die Tugend wird nähmlich nach dieſem Syſteme zur Pflicht, inſofern ſich der Menſch entweder einen Höhern denkt, der ſein Geſetzgeber wäre und nun nach der Kenntniß ſeiner Natur und der mit ihr bis jetzt vorgegangenen Entwickelung ihm vorſchreiben ſollte, was er ſeiner Natur und alſo ſeiner Beſtimmung gemäß zu thun hätte; oder inſofern er in ſich ſelbſt ein zwiefaches Weſen erkennt, ein höheres, weiſeres und eben deßwegen zum Geſetzgeben und Regieren geſchicktes, dergleichen wirklich die Vernunft iſt, und ein niedrigeres, unweiſeres und zum Gehorchen beſtimmteres, wofür wir die geſammte Sinnlichkeit und insbeſondere die ſinnlichen Begierden halten. In dieſem Falle alſo würde das, was für den Menſchen nur Tugend, d. h. Vollkommenheit und Glückſeligkeit iſt, für den Höhern Geboth, für den Gringeren Zwang und Gehorſam werden.

III.

Beurtheilung

des Stoiſchen Princips.

Nach dem Plato und Ariſtoteles und deren Schülern haben keine philoſophiſchen Secten unter den Griechen die Moral ſorgfältiger bearbeitet, und mehr Anhänger ihres Syſtems gefunden, als die Stoiſche und Epikuräiſche. Beyde haben neue Begriffe in Umlauf gebracht, neue Unterſuchungen veranlaßt, und dadurch auf den Fortgang der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Einfluß gehabt. Die Stoiker haben ohne Zweifel dieſe letztere im Alterthume am meiſten vervollkommnet, und, welches ein noch größeres Verdienſt iſt, ſie mit dem meiſten Erfolge der moraliſchen Verbeſſerung ihrer Zeitgenoſſen gelehrt. Ihre Dialektik iſt zwar äußerſt ſophiſtiſch, und durch dieſelbe wird zuweilen auch ihre Moral angeſteckt. Sie haben, was ihnen die Peripateti-

ker

ker beſtändig vorwarfen, unnöthiger Weiſe, eine neue Kunſtſprache in die Sittenlehre eingeführt, und beſtreiten oft Sätze ihrer Vorgänger mit großer Heftigkeit, die ſie nur auf eine veränderte Weiſe ausdrücken. Man muß ihnen indeß zugeſtehen, daß ſie in der Aufſuchung der Principien einen viel geradern, feſtern und dem Zwecke gemäßern Weg einſchlagen, als Plato und Ariſtoteles, daß ſie zuerſt die verſchiedenen Neigungen, Leidenſchaften und moraliſchen Verhältniſſe genau unterſcheiden und mit Schärfe und Kürze definiren, daß ſie zuerſt die in der That ſehr wichtige Unterſcheidung zwiſchen πρέπον und ἀγαθὸν oder, wie Cicero es ausdrückt, zwiſchen honestum und decorum machen, durch welche die beyden Haupt-Claſſen der Tugenden, die, welche Tugend ſind wegen der Wirkungen, die ſie hervorbringen, und die, welche es ſind wegen des Charakters, aus welchem ſie herſtammen, von einander abgeſondert werden, daß ſie endlich das erſte vollſtändige und ſyſtematiſche Lehrbuch der Sittenlehre geliefert haben, von welchem uns Cicero in ſeinen Officiis wenigſtens den Umriß und die vornehmſten Hauptſtücke aufbehalten hat.

Es iſt ferner unleugbar, daß die Stoiker mehr, als andre Philoſophen, auf die Ausübung der Sittenlehre gedrungen, daß mehrere ihrer Lehrer und Schriftſteller die vorzügliche Gabe beſeſſen haben, die Vorſchriften derſelben anſchaulich für den Verſtand und für das Herz eindringlich zu machen, daß ſie unter ihren Anhängern ſelbſt wahre Tugendhelden aufzuweiſen haben, und daß, beſonders in Rom und in den ſpäteren Zeiten, ſie vornehmlich und ihre Sittenlehre dem einreißenden Sittenverderbniſſe widerſtanden und die wenigen großen Männer, welche dieß Zeitalter vor dem allgemeinen Abſcheu und der Verachtung ſchützen, gebildet haben. —

Die Principien dieſer Secte lernt man am vollſtändigſten aus Cicero's drittem Buche de finibus und aus den Büchern de Officiis kennen, welche letzteren, wo nicht immer die Worte, doch den Geiſt des Stoiſchen Syſtems enthalten; und ihre Methode die praktiſche Moral zu lehren zeigt ſich in den Schriften des Antonin und des Epiktet, zweyer Männer, von denen der eine auf der höchſten Stufe des größten Staates, als ſein Oberhaupt, der andere auf der niedrigſten, als Sklave, ſtand, in ihrem vortheilhafteſten Lichte. Der Ernſt und die Würde des Erſten, der innigſte Antheil, den ſein eignes Herz an den Vorſchriften der Sittenlehre und den Tröſtungen der Religion nimmt, die aus einer großen Welterfahrung geſchöpften Beobachtungen des menſchlichen Lebens, verbunden mit einem äußerſt ſpekulativen und tiefſinnigen, aber doch nicht ſophiſtiſchen Kopfe, geben ſeinen Selbſtgeſprächen, wenigſtens nach meiner Erfahrung, eine ſo hinreißende Gewalt über den Geiſt und das Herz des Leſers, als kaum irgend eine moraliſche Schrift bey mir bewieſen hat. Ich habe oft zu ihnen als zu einer Arzeney, bey Anfällen meiner Seelenkrankheiten, meine Zuflucht genommen; ich habe oft aus ihnen Troſt bey Aengſtlichkeiten und Verlegenheiten geſchöpft, die mein Gemüth mit dem des guten Kaiſers gemein zu haben ſchien. Bey dem Epiktet, von dem ich beſonders ſeine vom Arrian geſammelten Vorleſungen in Gedanken habe, kommt zu der Würde und dem Herzlichen des Vortrags noch ein gewiſſer ihm eigenthümlicher Witz, eine oft ganz neue und originelle Darſtellung der moraliſchen Lehren, ein Herablaſſen zu den beſondern und kleinſten Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens, verbunden mit dem Scheine ſo vieler Gutmüthigkeit, hinzu, daß er zuweilen ergötzt, noch öfter den Verſtand intereſſirt und das Herz erwärmt, und den Leſer faſt immer in der Diſpoſition tugendhaft zu ſeyn zurückläßt; — das Kennzeichen, wie Rouſſeau ſagt, von einem wahrhaft vortrefflichen Buche. Ich ſage nichts vom Seneca, den ich als Schriftſteller hier nicht zu ſchildern die Pflicht habe, als Moraliſten aber für viel weniger bedeutend, als jene beyden Männer, halte.

Und nun auf das Syſtem der Stoiker ſelbſt zu kommen, welches ich kurz zu entwickeln gedenke; ſo iſt ſein erſter, und in der That ein großer Vorzug vor den Syſtemen des Plato und Ariſtoteles: daß der Weg, welchen es einſchlägt, um zu den Principien der Sittenlehre zu gelangen, der

Natur der Sache weit gemäßer und eben deßwegen weit fähiger iſt, Uiberzeugung zu bewirken. Es unterſucht, wie es in der That ſeyn muß, da die Entſtehung und das Weſen der menſchlichen Tugend gefunden werden ſoll, die menſchliche Natur ſelbſt, und zwar wählt es die mir hier vorzüglich ſchicklich ſcheinende Art der Unterſuchung, welche ich an einem andern Orte *) die philoſophiſch-hiſtoriſche genannt habe. Die Stoiker fangen an, den Menſchen gleich nach ſeiner Geburt zu beobachten, und beſchreiben gleichſam ſeine Naturgeſchichte, indem ſie die verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung durchgehen, bis ſie endlich zu derjenigen gelangen, wo der Menſch fähig wird, zu erkennen, was Tugend iſt, deren Werth zu ſchätzen, und alsdann alle andern Gegenſtände ſeiner Begierden gegen dieſes höhere Gut entweder gänzlich zu verachten und bey Seite zu ſetzen, oder ſie ihm wenigſtens dergeſtalt unterzuordnen, daß ſie nicht mehr den Nahmen des Guten für ihn verdienen.

Jedes neugebohrne Kind, ſagt der Stoiker, bringt wie alle lebendigen Geſchöpfe, die Selbſtliebe mit auf die Welt, einen von allem Einfluſſe ſinnlicher Luſt und ſinnlichen Schmerzens unabhängigen Trieb, ſich ſelbſt, ſeinen Körper und ſo viel

---

*) Siehe in meinen Verſuchen die Abhandlung: Uiber die Kunſt zu denken. Th. 2. S. 350.

es von ſeinem Weſen erkennt, in ſeiner Integrität zu erhalten, und dasjenige, welches dasſelbe zerſtören oder verſtümmeln kann, abzuwehren. Es ſtrebt, wie wir aus deutlichen Zeichen ſehen, nach Leben und Fortdauer, und es flieht vor dem Tode und der Verletzung. Es ſucht die Hülfsmittel des erſtern an der Bruſt ſeiner Mutter, und verbirgt ſich vor dem andern in ihren ſchützenden Armen.

Die Natur hat nähmlich dadurch für die Thätigkeit des Menſchen geſorgt, daß ſie ihm, von ſeinem erſten Entſtehen an, gewiſſe Dinge und gewiſſe Zuſtände ſeiner ſelbſt als ſolche angewieſen hat, welche er durchaus vorziehen und andre, welche er jenen nachſetzen, und, wenn nicht höhere Endzwecke ihn hindern, verwerfen muß. Wie könnte er thätig ſeyn und handeln, wenn er nicht nach gewiſſen Gegenſtänden ſtrebte, und andre vermeiden wollte? Und wie könnte er nach etwas ſtreben, wenn ihm alles gleichgiltig wäre? Und ohne Thätigkeit wäre der Menſch nicht einmahl ein lebendiges Geſchöpf, und noch viel weniger des geiſtigen Lebens und der Tugend fähig.

Dieſe von der Natur ſelbſt den Menſchen empfohlenen Dinge nennen ſie ziemlich unnatürlich prima naturae, theils, um ſie nicht Güter nennen zu dürfen, unter welche ſie ſelbige durchaus nicht gerechnet haben wollen; theils, um die Begierde darnach und den Abſcheu vor ihrem Gegentheile, von Luſt und Schmerz der Sinne, ganz unabhängig zu machen, und ſie als ein unmittelbares Werk der Natur darzuſtellen.

Zu dieſen Primis naturae gehören, wie ich ſchon geſagt habe, zuerſt die Gegenſtände der Selbſtliebe: und unter dieſen iſt es die Liebe zum Leben, welche ſich am früheſten entwickelt. So wie der Menſch ſeinen Körper und deſſen Theile kennen lernt, dehnt er ſeine Selbſtliebe auf dieſe alle aus, wünſcht die unverſtümmelte Erhaltung derſelben, und erſchrickt vor dem Gedanken, einen davon zu verlieren oder verunſtaltet zu ſehen. Er wünſcht noch mehr; er wünſcht ſich einen geſunden, einen behenden und wohlgeſtalteten, und einen ſtarken Körper, und bekommt hingegen einen Abſcheu vor Krankheit, und ein Mißfallen an Unbehülflichkeit und Schwäche. Bald lernt er auch an ſeinem äußern Zuſtande, deſſen Einfluß auf ſich ſelbſt er gewahr wird, Unterſchiede machen: und es iſt ebenfalls die Natur, welche ihn antreibt, Wohlhabenheit und Glück der Armuth und dem Unglücke vorzuziehn.

Auf die Selbſtliebe folgt zweytens, und nach ihr entwickelt ſich beynahe zuerſt der Trieb zur Geſelligkeit. Schon das Kind ſchreyet und ängſtet ſich, wenn es allein iſt, und wird erſt wieder ruhig, wenn Menſchen zu ihm kommen. So bald der Knabe die Kinderſtube verläßt, iſt ihm die Einſamkeit verhaßt und freudenleer, und nur in Geſellſchaft, und vornehmlich in der Geſellſchaft anderer Kinder, findet er Vergnügen und Zeitvertreib. So iſt der Menſch auf allen Stufen ſeines Alters, wofern nicht andere Triebe den Trieb zur Geſelligkeit durchkreuzen, oder die Vernunft ihn einſchränkt. Er ſucht den Umgang, ſobald er kann, und die Einſamkeit nur, wenn er muß. Nunmehr wünſcht er auch, von andern Menſchen geliebt zu werden: und er wird gewahr, daß der Zuſtand desjenigen, welcher von liebevollen Freunden und Verwandten umgeben iſt, dem Zuſtande eines Andern weit vorzuziehen ſey, der ſich nur in der Geſellſchaft gegen ihn kaltſinniger oder ihm übelwollender Perſonen befindet. Bald fängt er auch ſelbſt an, einige Perſonen mehr als andere zu lieben, und auf dieſe trägt er alle Wünſche ſeiner Selbſtliebe über. Auch ſie wünſcht er, geſund, wohlhabend und glücklich zu ſehen, und ihre Krankheit und Noth erregt ſeinen Abſcheu. Noch mehr: er verlangt ſelbſt, ihnen jenen Wohlſtand zu verſchaffen und dieſe Noth von ihnen abzuwehren. Und dieſe Bemühung gibt der Liebe in ſeinen Augen erſt den rechten Werth. So lehrt ihn nach und nach die Natur, daß im Wohlwollen ſelbſt eine Süßigkeit liege, und daß er alſo, auch um ſeiner ſelbſt willen, die Zuneigung und das Wohlthun gegen andre Menſchen, dem Haſſe und der Beleidigung derſelben vorziehen müſſe.

Mit dem Triebe der Geſelligkeit hängt die Neigung zur Herrſchaft, und der Abſcheu vor Unterwürfigkeit und Sklaverey zuſammen. Wir werden gewahr, daß, was wir von der Liebe anderer Menſchen nicht erwarten dürfen, uns unſer Anſehn über ſie verſchaffen kann, und was wir von ihrem Haſſe nicht zu fürchten haben, wir von ihrer Verachtung leiden können. Eben alſo, weil wir den Umgang und folglich die Menſchen überhaupt lieben, wünſchen wir über ſie etwas erhaben zu ſeyn, um uns gleichſam in dem Gedränge unter ihnen gemächlicher zu befinden, und einen größern Spielraum zu haben: eben, weil wir uns andern Menſchen zu nähern wünſchen, ſehen wir uns ungern unter dieſelben erniedriget, weil dieß ſie unfehlbar von uns entfernt.

Nun folgt drittens die Wißbegierde, ein unleugbarer Naturtrieb. Schon der Knabe verlangt immer etwas Neues zu ſehen, zu hören, zu erfahren: und es wird ihm die Zeit lang, wenn er ſich lange unter denſelben Perſonen und Gegenſtänden befindet. Dieß iſt die Urſache, warum er die Straße der Stube, und das freye Feld dem Hauſe vorzieht. Auch der erwachſne Menſch ſucht im Umgange vornehmlich das Vergnügen, von neuen Vorfällen Nachricht zu bekommen, oder ihm unbekannte Perſonen kennen zu lernen, kurz Thatſachen für ſeine Erfahrung, oder Bilder für ſeine Imagination, den Stoff ſeiner Erkenntniſſe, einzuſammeln: und ein Geſpräch in welchem er nichts erfährt, als was er ſchon längſt gewußt hat, wird ihm bald läſtig; ſo daß er entweder die Geſellſchaft verläßt, oder zum Spiele ſeine Zuflucht nimmt, welches ihm zwar nicht neue Kenntniße verſchafft, aber ihn doch mit abwechſelnden Ideen unterhält.

Dieß iſt nur ein kleiner Zweig des großen Stammes der Wißbegierde. Der Menſch zieht von Natur die Wiſſenſchaft der Unwiſſenheit vor. Er lernt gern, wenn es ihm nur nicht viele Mühe koſtet, und er vergißt ungern, was er einmahl gelernt hat. Ein mathematiſcher oder philoſophiſcher Satz, den er wirklich verſteht, ein Beweis, deſſen Schlußkraft er wirklich einſieht, macht auch dem gemeinſten Manne Vergnügen.

Mit der Wißbegierde ſteht das Gefühl des Schönen und Anſtändigen und das Verlangen darnach in Verbindung. Der Menſch iſt unter allen lebendigen Geſchöpfen das einzige, welches, in Geſtalten, Bewegungen und Tönen, Ordnung, Uibereinſtimmung und Harmonie wahrnimmt, und von dieſen Eigenſchaften angezogen wird, ſo wie er hingegen Unregelmäßigkeit, Ungeſtaltheit und Disharmonie mit Mißfallen empfindet.

Dieſes Gefühl von Schönheit und Anſtand trägt er endlich auch auf ſeine Handlungen über, und gibt, (noch immer nicht durch Tugend, ſondern nur vermöge eines Naturtriebes), einer regelmäßigen, geſetzten und ſchicklichen Aufführung vor einer unordentlichen, leichtſinnigen und unſchicklichen den Vorzug.

Um dieß beſſer zu verſtehen, ſagen die Stoiker, muß man noch Folgendes bemerken. Unter den Dingen, welche die Natur den Menſchen urſprünglich empfohlen, und ihrem Gegentheile vorzuziehen angewieſen hat, gibt es wieder einen von ihr ſelbſt veranſtalteten Unterſchied des Ranges und der ihnen gebührenden Schätzung. Geſundheit, z. B. Behendigkeit und Stärke ſind, jedes für ſich, wünſchenswerthe Eigenſchaften des Körpers. Aber jedermann, welcher der Natur folgt; wird mehr darnach ſtreben, einen geſunden, als einen geſchmeidigen und gewandten Körper zu haben, und mehr darnach, behend als ſtark zu ſeyn. Es iſt dem Menſchen mehr daran gelegen, ein bequemes Auskommen zu erwerben, als großen Ruhm zu beſitzen. Uiberdieß hat zweytens die Natur manche jener aufgezählten Vortheile mit einander in Widerſpruch gebracht, ſo daß ſie nicht zugleich erreicht werden können. Die Geſundheit leidet zuweilen unter den Leibesübungen, welche den Körper geſchickt machen ſollen. Wer nach Ruhm trachtet, muß oft dem Reichthume entſagen. Die Befriedigung der geſelligen Neigungen iſt nicht immer mit den Forderungen der Selbſtliebe verträglich. Und wer ſeinen Durſt nach Wiſſenſchaft ſtillen will, muß zuweilen etwas von ſeiner Geſundheit, und viel von den geſellſchaftlichen Vergnügungen aufopfern.

Nun kommt es alſo bey dem Menſchen, der alle dieſe Triebe in ſich vereiniget hat, darauf an.

eine geſchickte Auswahl zu treffen. Er muß *zuerſt*, nach den Anlagen und folglich den Anweiſungen ſeiner Natur, jeden der genannten ſchätzbaren Gegenſtände wirklich ſchätzen, deſſen Gegentheile vorziehen, und wenn ihn nichts daran hindert, zu erlangen ſuchen. Er handelt der Natur gemäß, wenn er alle mögliche Sorgfalt auf ſeine Geſundheit wendet, wenn er ſeinen Körper ſowohl zu verſchönen, als zu ſtärken bemüht iſt, wenn er ſich um Vermögen und einen höhern Rang in der Welt bewirbt, wenn er ſich viele Menſchen zu Freunden zu machen ſucht, wenn er ſeine Wißbegierde und ſelbſt eine unſchuldige Neugierde zu befriedigen ſtrebt, wenn er endlich in Kleidern, Hausgeräthe und allem, was ihn umgibt, das Schöne und Elegante dem Gemeinen und Alltäglichen vorzieht. Er muß aber nun, *zweytens*, in ſeiner Schätzung dem Maße des Werthes folgen, welchen die Natur dieſen Vortheilen gegeben hat. Er muß alſo einmahl auf die Erwerbung derjenigen mehr Zeit und einen größeren Eifer wenden, welche, nach den unverdorbenen Antrieben der Natur, für ihn wichtiger und anziehender ſind. Er muß mehr darum bekümmert ſeyn, ſeinen Körper unverſtümmelt und ſeine Geſundheit unverletzt zu erhalten, als in ritterlichen und andern, zum Vergnügen in die Geſellſchaft eingeführten, Leibesübungen große Geſchicklichkeit zu erwerben, oder die, welche er hat, zu zeigen. Er wird alle Gelegenheit wahrnehmen, ſich der Armuth zu entreißen oder ſeine Einkünfte zu vermehren; aber er wird noch viel lebhafter dahin ſtreben, durch den Ruf eines ehrlichen Mannes, ſich die Achtung und Liebe ſeiner Mitbürger zu verſchaffen. Der Wißbegierige wird, wenn ihn höhere Pflichten nicht abrufen, ſich gern in der Einſamkeit ſeinen Büchern und der Meditation widmen; aber ſobald er einem Nothleidenden beyzuſtehen hat, oder durch ſeine Berufsarbeiten, von denen er mit den Seinigen lebt, andere weniger reitzende Geſchäfte zu beſorgen aufgefordert wird, oder endlich dem Staate im Felde oder im Rathe dienen ſoll: ſo wird er ſeine geliebten Bücher und Werkzeuge ohne Widerwillen verlaſſen. Solange indeß mehrere oder alle dieſe ſchätzenswürdigen Gegenſtände mit einander, wenn gleich mit einer großen Unterordnung derſelben, und einem großen Unterſchiede der auf ſie gewandten Zeit und Mühe, ſich vereinigen laſſen, ſo wird er nach allen in dem Verhältniſſe ihres Werthes trachten. Wenn nun aber dieß durchaus unmöglich iſt, und der Beſitz des einen die Erwerbung des andern ausſchließt; ſo wird er bereitwillig den geringern Werth dem größern aufopfern.

Und hierdurch (um auf die erſte Veranlaſſung dieſer ganzen Unterſuchung über den verſchiedenen Werth der primorum naturae, — welches man vielleicht durch urſprüngliche Naturdinge überſetzen könnte, — wieder zurück zu kommen), wird es begreiflich, wie in der menſchlichen Aufführung eine Ordnung und Schicklichkeit, durch die bloße Befolgung der Naturtriebe, Staat finden könne. Sie beſteht nähmlich in der gehörigen Auswahl, Unterordnung, Vereinigung und gegenſeitigen Ausſchließung der mehr oder minder ſchätzbaren Gegenſtände derſelben, und in einer harmoniſchen Reihe von Beſtrebungen nach ihrer Erwerbung, die an Dauer, Eifer und darauf gewandten Kräften und Hülfsmitteln jenen Verhältniſſen angemeſſen ſind.

Und zu dieſer Regelmäßigkeit der Aufführung, ſagen die Stoiker, fordert uns ebenfalls ein Naturtrieb auf, — ein Zweig des Schönheits-Triebes, der, welcher ſich am ſpäteſten unter allen entwickelt, aber auch der edelſte unter allen iſt. Dieſer Trieb, weit entfernt Tugend zu ſeyn, mit welcher er auch ſogar der Art nach nichts gemein hat, bringt doch etwas hervor, was in den Augen des großen Haufens Ausübung der Tugend zu ſeyn ſcheint. Die Stoiker nannten es καθήκοντα, welches Cicero durch officia überſetzt hat, und welches wir gewohnt ſind durch Pflichten oder pflichtmäßige Handlungen zu überſetzen. Wir hätten aber beſſer gethan, wenn wir uns an das Griechiſche gehalten, und es ſchickliche Handlungen genannt hätten. Es ſcheint uns im höchſten Grade widerſinnig, wenn wir vom Cicero hören, daß die Stoiker die officia, eben das, wovon ſein vortreffliches Werk handelt, und über welches hinaus wir uns nichts höheres an Sittlichkeit zu denken wiſſen, unter die Dinge rechnen, welche weder gut noch böſe ſind, welche nichts zur Glückſeligkeit (beatitudo) beytragen, und mit den Gegenſtänden aller andern Naturtriebe, mit Reichthum und Macht, in gleichem Range ſtehen. Die Paradoxie dieſes Satzes würde uns weniger auffallend, wenn wir officia durch das Schickliche oder Anſtändige in dem Betragen ausgedrückt hätten. Auch wir ſind gewohnt, Schicklichkeit und Anſtand von der Tugend zu unterſcheiden und unter dieſelbe herabzuſetzen. In der That ſehen wir Menſchen, die nichts weniger, als reine Tugend, beſitzen, durch Erziehung, Stand, Ehrgefühl und die ſeinen Sitten des Zeitalters, dergeſtalt in ihrer Aufführung geregelt werden, daß dieſe in der Welt für untadelhaft angenommen wird.

Aber wie entſteht nun endlich dieſes ſo ſeltene und ſo ſchwer zu erklärende Produkt, Tugend? Es entſteht allerdings auf eben dieſem bisher verfolgten Wege, wenn wir noch einen Schritt weiter gehen. Aber dieſer eine Schritt bringt uns in eine ganz neue Welt. Die Vernunft erſcheint, überſieht nun dieſen ganzen großen Bau der Natur, welchen ſie im reif gewordenen Menſchen vollendet hat, beſtätiget nun durch Einſicht und Uiberzeugung, was der Menſch zuvor von der Natur gelernt, und gleichſam blindlings angenommen hatte. Sie erkennt den Vorzug der von der Natur dem Menſchen empfohlnen Gegenſtände vor denjenigen, gegen welche dieſe ihm einen Abſcheu eingeflößt hat, und ſie geſteht den erſtern einen gewiſſen Werth zu. Sie ſieht ein, daß, wenn dem Menſchen alles gleichgiltig, er eben ſo gerne krank als geſund, verachtet als geehrt wäre, wenn ihm weder an geſellſchaftlichen Freuden, noch an Wiſſenſchaft und Wahrheit etwas gelegen wäre, wenn er die Liebe Andrer nicht ſchätzte, niemanden ſelbſt liebte, und weder von Schönheit noch Kunſt gerührt würde, er noch weniger als eine Pflanze, und kaum ein lebendiges Weſen, aber gewiß kein vernünftiger Menſch ſeyn würde. Sie ſchreibt ihm alſo dasjenige, wozu ihn ſchon die unverdorbenen Naturtriebe, wenn er ſie bey ſich in ihrem urſprünglichen Zuſtande zu erhalten gewußt hat, gleichſam von ſelbſt leiteten, als Regel der Sittlichkeit und Geſetz der Weisheit vor. Sie beſtimmt, zweytens, den verſchiednen Rang dieſer von Natur dem Menſchen als begehrungswürdig angewieſenen Sachen weit genauer, und ſetzt ihn weit unwandelbarer feſt, als es dem Naturmenſchen möglich iſt, ſeine Triebe und ihre Forderungen zu ordnen. Dieſer, nur durch das Schimmerlicht ſeiner erſten Anlagen geleitet, ſchwankt in der Würdigung der Gegenſtände, wonach er trachten und die er fliehen ſoll, hin und her, und wird auf den verſchiednen Stufen ſeines Alters ſehr verſchiedentlich, durch Temperament, durch Laune, Mode und ſelbſt durch den Uiberdruß der Einförmigkeit, bald für die eine, bald für die andere Sache geſtimmt. Zu der einen Zeit des Lebens denkt er gar nicht an ſeine Geſundheit, wenn er ſich nur als einen vortrefflichen Tänzer oder einen ſtarken Fechter zeigen, und im Getümmel der Geſellſchaft ſich vergnügen kann. Zu einer andern Zeit will er ſeine Einſamkeit und Gemächlichkeit durchaus nicht verlaſſen, und opfert Reichthum und Ehre, ſelbſt die Liebe ſeiner Freunde und Verwandten, ſeiner Geſundheit auf. Heute iſt ihm die Wiſſenſchaft über alles, und er ſcheut nicht die Kränklichkeit, die mit einer ſitzenden Lebensart verbunden iſt, um belehrt zu werden: und morgen möchte er ſich gerne auf die Laufbahn der Ehre ſtellen, und zieht einen bloß ſchlichten Menſchenverſtand aller Gelehrſamkeit vor.

Der Weiſe weiß nichts von dieſem Schwanken. Nachdem er einmahl ſich ſelbſt, ſeine Lage und ſeine Verhältniſſe in der Welt kennen gelernt hat: ſo hat er auch den Plan ſeines Lebens unwiderruflich entworfen, und ein für allemahl beſtimmt, was für ihn gehöre, und was ihm nicht zukomme, wonach er zu trachten, und was er bey Seite zu ſetzen habe: ob er bloß im häuslichen Leben ſeinen Acker zu bauen, für Weib und Kind zu ſorgen, und mit der Erwerbung eines ehrlichen Auskommens ſich zu begnügen habe, oder ob es ihm erlaubt ſey, höher zu ſtreben, die Süßigkeiten der Wiſſenſchaft und der Kunſt zu ſchmecken, oder im bürgerlichen Leben Anſehn, und Ehre in öffentlichen Geſchäften einzuernten. Der Naturtrieb alſo, welcher

cher die officia bewirkt, — iſt von der Weisheit, welche die Tugend hervorbringt, darin weſentlich unterſchieden, daß jener dem Menſchen ſeine Vorſchriften nur auf kurze Zeit, und gleichſam täglich, ertheilt, dieſe ihm die Regel für ſein ganzes Leben gibt; daß jener, weil er kurzſichtig iſt und wenig von der Zukunft weiß, oft ſeine Anweiſungen im Laufe des Lebens ändert, ſo wie ihn die äußeren Umſtände des Menſchen beſtimmen, dieſe, weil ſie das ganze Leben überſchaut, in ihren Geſetzen unwandelbar, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, und bis ans Ende beharrlich iſt.

Aber nun kommt noch, drittens, hinzu, daß die Weisheit den Menſchen über etwas belehrt, worüber ihn die Naturtriebe in gänzlicher Unwiſſenheit laſſen. Von dieſen kennt und ſchätzt jeder nur den Gegenſtand, wonach er unmittelbar ſtrebt, keiner von ihnen weiß die höheren Endzwecke, um derentwillen er ſelbſt von der Natur den Menſchen eingepflanzt worden iſt. Dieſe Triebe verführen ſogar den Menſchen, zu glauben, daß es bloß um die Erwerbung dieſer Gegenſtände zu thun ſey, — und daß die Natur, wenn ſie ihn nach Reichthum oder Ehre zu ſtreben veranlaßt, keine höhere Abſicht habe, als ihm beydes wirklich zu verſchaffen. — Die Vernunft hingegen, welche alle Triebe, und die Dinge, wonach ſie ſtreben, in ihrer Menge und Mannigfaltigkeit vor ſich ſieht, die Verſchiedenheit des Ranges unter den letztern, ihren Streit und ihre Widerſprüche mit einander erkennt, lernt nun auch die Endzwecke der Natur bey dieſer ganzen Einrichtung des Menſchen richtiger beurtheilen. Sie gelangt zu der Einſicht, daß es ihr allein darum zu thun geweſen ſey, die Thätigkeit des Menſchen im einſamen und geſellſchaftlichen Leben möglich zu machen, und ihm Antriebe zu Handlungen zu verſchaffen. In der That, was iſt dasjenige, welches die Menſchen, in ihren Häuſern und auf dem Markte, in der Stadt und auf dem Lande in Bewegung ſetzt? Was iſt die Urſache der allgemeinen Geſchäftigkeit, welche wir an jedem Orte, wo Menſchen bey einander wohnen, gewahr werden? Keine andere, als folgende: Der eine läuft und bewegt ſich, um ſeinen Körper zu üben und ihm Geſundheit, oder Geſchicklichkeit und Anſtand zu verſchaffen; der andere handelt und wandelt, ackert und baut, um ſich Vermögen zu erwerben; ein dritter eilt in den Rath, um ſich Ehre einzulegen. Dieſen treibt die Wißbegierde auf Reiſen, über See und Land; jenen die Ruhmbegierde in den Krieg und aufs Schlachtfeld; einen dritten macht die Liebe zu Weib und Kind, oder die zu ſeinen Freunden häuslich, aber doch unabläßig geſchäftig, um jenen Brot zu verſchaffen, oder dieſen Dienſte zu leiſten oder ihren Umgang zu genießen. Alle werden durch eines der natürlichen Dinge (primorum naturae) angelockt. Man ſetze, daß dieſe einen Augenblick ihren Reiz für den Menſchen verlieren; und das ganze menſchliche Leben ſteht ſtille. Dieß alles ſieht die Vernunft, und zugleich, wie wenig Befriedigung der Menſch nach der Erlangung der Dinge, welche er ſo eifrig ſucht, wirklich erhält: und eben hieraus erkennt ſie, daß dieſe Erlangung, bey jener ganzen Veranſtaltung, nicht Zweck, ſondern nur Mittel zu höhern Zwecken ſey. Dieſe Zwecke liegen in den Handlungen und in der erregten Thätigkeit ſelbſt. Jene ſchon gedachte Regelmäßigkeit, Ordnung und Schicklichkeit derſelben, die Vernunft und Sittlichkeit, welche aus ihnen hervorleuchten, die richtige Vertheilung der Zeit und Kräfte des Menſchen auf jede ſeiner Unternehmungen, nach dem Verhältniſſe des größern oder mindern Vorzuges, welchen der dadurch beabſichtigte Zweck verdient, und die harmoniſche Verbindung der auf einander folgenden Beſtrebungen, ſo daß keine die andere ſtört, keine der andern vorgreift, ſondern jedesmahl diejenige vorangeht, welche als Mittel zu der folgenden nöthig iſt; — alle dieſe Beſchaffenheiten, welche in der Thätigkeit ſelbſt liegen, und die tugendhafte unterſcheiden, ſind von unendlich größerm Werthe als die äußern Endzwecke derſelben. Die Klugheit und Nüchternheit, mit welcher ein Menſch nach der Erhaltung ſeiner Geſundheit ſtrebt, iſt mehr werth, als die Geſundheit ſelbſt. Der Fleiß und die Redlichkeit, durch welche jemand zu Vermögen gelangt, iſt mehr werth, als der Reichthum. Nicht die erlangte Wiſſenſchaft, ſondern das Streben nach derſelben, während der Zeit des Studirens, das bey demſelben angewandte Nachdenken, hat in den Augen des wahren Gelehrten, den hohen Werth, daß er ſich für die Aufopferung ſeiner Gemächlichkeit und ſeines Schlafes hinlänglich belohnt glaubt, ſo wie das Vergnügen des Malers größer iſt, wenn er den Pinſel in der Hand hat, als wenn das vollendete Bild auf der Stafeley ſteht.

Und die Verſchiedenheit dieſer beyden Arten des Werths, — des Werths ſolcher Handlungen, welche nun bey den Stoikern anfangen Tugend zu heißen, und des Werths der dadurch beabſichtigten Naturendzwecke — iſt ſo unendlich groß, daß jene nur allein den Nahmen des Guten verdienen, dieſe aber im Grunde weder gut noch böſe ſind, und daher um ihren, obgleich geringen Werth auszudrücken, von den Stoikern, mit einem von ihnen neu gemachten Worte, προηγμένα, genannt werden, welches Wort Cicero durch anteponenda überſetzt hat, und welches ich, weil ich nicht beſſer konnte, durch vorzügliche Dinge gegeben habe.

Und nun ſind wir bey dem Principe der Tugend nach der Stoiſchen Sittenlehre, und bey ihrem Beweiſe, daß die Tugend allein Glückſeligkeit hervorbringe, oder das höchſte Gut ſey, angelangt.

Das Princip der Tugend iſt: Handle der Natur gemäß, und dieſer Denkſpruch hat nach den bisher gegebenen Erklärungen folgenden Sinn:

„Folge deinen Naturtrieben, bewirb dich, wenn es ſeyn kann, ohne Ausnahme, um den Gegenſtand eines jeden unter ihnen, und vereinige in deiner Perſon und in deinem Zuſtande alle Vortheile und Vorzüge, zu welchen jene Triebe dich anlocken. Da aber dieſe Vorzüge ſelbſt einen ſehr ungleichen Werth haben: ſo wende auf die Erwerbung des Schätzbaren, nach Verhältniſſe, einen größern Theil deiner Zeit und deiner Kraft. Und da ferner zwiſchen einigen jener Naturzwecke ein abſoluter Widerſpruch, und die Bemühung, ſie zugleich zu erlangen, durchaus vergeblich iſt: ſo opfere den niedrigern Trieb der Befriedigung des edlern, z. B. den Reichthum der Wiſſenſchaft, auf. Laß, in dem Laufe der Jahre, alle deine abwechſelnden Beſtrebungen in der natürlichſten Ordnung auf einander folgen, ſo daß ſie zuſammen ein harmoniſches Ganze ausmachen, und dieß alles thue ſtandhaft, ununterbrochen, aus Uiberlegung und mit Vorſatz, durchs ganze Leben. — Ohne aber den Eifer dieſer deiner Geſchäftigkeit im mindeſten zu ſchwächen, erinnere dich ſtets, daß alle die Dinge, um welche du dich bewirbſt, an ſich weder gut noch böſe ſind und zu deiner Glückſeligkeit nichts beytragen, und daß in deiner Handlungsweiſe und in der Schicklichkeit deines Betragens das wahre Gute und der Grund deiner Glückſeligkeit liege, — welche letztere dem zu Folge auf immer, und ſelbſt unter den größten Leiden, geſichert iſt.

„weil nie ein Fall im menſchlichen Leben vorkommen „kann, wo es dir unmöglich ſey, ſchicklich zu „handeln.“

Der Beweis nun, zweytens, daß die Tugend allein und ohne Zuſatz irgend eines andern Hülfsmittels glückſelig mache, iſt leicht zu führen. Ich will nicht von den Sophismen reden, zu welchen ſie, von ihrer Dialektik verführt wurden, wenn ſie fragen: „was die Glückſeligkeit, nach dem einſtimmigen „Urtheile aller Menſchen, anders ſey, als „die Summe des Guten, welches der Menſch „beſitzt, wofern ſolches das ganze Leben einnimmt; „und wie alſo die Tugend, da ſie allein den Nahmen „des Guten verdiene, von der Glückſeligkeit „getrennt, oder, um ſie zu bewirken, eines Beyſtandes „benöthiget ſeyn könne?“ Wer ſieht nicht, daß ſie ſchon in die Worte legten, was ſie an Ideen heraus bringen wollen? — Aber ſie haben, auch nach ihrem Syſteme, gründlichere Beweiſe für jenen Satz anzuführen. Es ſind nähmlich wenigſtens zwey allgemein anerkannte Eigenſchaften der Glückſeligkeit, wenn ſie auch nicht das ganze Weſen davon ausmachen: die, daß ſie von den Zufällen des Lebens ſo wenig als möglich abhängen, und die, daß ſie durchs ganze Leben dauern ſoll. Nun kommen, unter allem, was die Menſchen je gut genannt haben, dieſe beyden Vorzüge der Tugend, wenn ſie nach dem Sinne der Stoa erklärt wird, allein zu. Die Ausübung derſelben iſt unter allen

Umſtänden und in jeder Lage des menſchlichen Lebens möglich, — auf der Folter, wie auf dem Roſenbette, auf dem Throne, wie in der Bettlerhütte, im Gefängniſſe und in der Einöde, wie in der Geſellſchaft ſeiner Mitbürger und Freunde. In jeder dieſer Lagen gibt es, wie ich ſchon oben mit einem Worte anzeigte, eine Handlungsweiſe, welche ſchicklich iſt, und von der Vernunft gebilliget wird, und eine andere, welche unſchicklich und tadelhaft iſt. Beſtehe auch die Handlung des Menſchen nur in der innern und verborgnen Thätigkeit ſeines Geiſtes, wie dieß bey der Geduld eines ſchmerzhaft Kranken der Fall iſt: ſo hört der Menſch doch niemahls auf zu handeln, ſo lange er lebt; und es iſt ihm alſo auch niemahls unmöglich ſittlich gut zu handeln: und inſofern die Glückſeligkeit hiervon abhängt, kann ſie ihm durchaus nicht entgehen. Das Schickſal kann über ſeine Verhältniſſe und ſeinen Körper gebiethen; es kann ſogar ſeine äußere Wirkſamkeit hemmen oder verändern: aber über die Thätigkeit ſeines Geiſtes, über ſein Denken und Wollen hat es keinen Einfluß; und daß eben hiedurch auch die immerwährende Dauer der auf Tugend gegründeten Glückſeligkeit bewieſen iſt: darüber iſt es unnöthig, auch nur ein Wort zu verlieren.

Auf dieſe Auseinanderſetzung des Stoiſchen Moralſyſtems, die, wegen deſſen Subtilität, ein wenig ſchwer, und vielleicht in einigen Stellen dem damit noch unbekannten Leſer dunkel iſt, will ich mein Urtheil über dasſelbe folgen laſſen: und zwar ſowohl über den Weg, welchen die Stoiker zu ihrem Princip nehmen, als über das Princip ſelbſt.

1) Was jenen Weg betrifft: ſo finde ich, zuerſt, daß die Stoiker in ihrer Geſchichtbeſchreibung des Menſchen nicht ehrlich zu Werke gehen, ſondern mit einem ſchielenden Zuvorblick auf ihre künftige Theorie die Thatſachen verfälſchen. Sie laſſen es gefliſſentlich aus, oder leugnen es wider alle Erfahrung, daß ſinnliche Luſt und ſinnlicher Schmerz die erſten Reitze ſind, durch welche das neugebohrne Kind in Bewegung geſetzt wird, wenn es die erſten Zeichen des Lebens von ſich gibt, und daß die Naturtriebe nur durch dieſe Werkzeuge auf dasſelbe wirken. Wenn es die Bruſt der Mutter ſucht, ſo geſchieht es nicht, um ſein Leben zu erhalten, ſondern weil ihm die Muttermilch wohl ſchmeckt. Es iſt nicht Schutz, welchen es in dem Buſen der Mutter ſuchet, ſondern Wärme und Behaglichkeit. So ſteht es mit dem Knaben, ſo mit dem Jünglinge, ſo endlich mit dem Manne und dem Greiſe. Auf allen Stufen ſeiner Entwickelung befolgt der Menſch die Naturtriebe, weil ihre Befriedigung ihm Vergnügen macht, und die Verſagung derſelben ihm Unluſt erweckt. So ſucht er

Reichthum und Ehre, ohne Zweifel, um ſich mehrere Vergnügungen dadurch zu verſchaffen. Die Wißbegierde würde nie entſtehen, wenn nicht das Studieren und der Gebrauch, den man von erweiterten Kenntniſſen macht, etwas Angenehmes hätte. Und wer kann den Trieb nach Schönheit und Kunſt vom Vergnügen trennen? — „Warum laſſen nun die Stoiker dieſen wichtigen Theil der Naturgeſchichte des Menſchen aus?“ — Darum weil ſie in ihren Declamationen Vergnügen und Schmerz durchaus herabſetzen wollen; — darum, weil ſie das Vergnügen weder unter die ἀγαθὰ, noch unter die προηγμένα, weder unter die guten noch unter die vorzuziehenden Sachen rechnen, und es für durchaus nichtswürdig in den Augen des Weiſen angeſehen wiſſen wollen. Aber ſtören ſie nicht durch gefliſſentliche Auslaſſung eines Umſtandes in der menſchlichen Natur, an welchen jeder Menſch in jedem Augenblicke erinnert wird, die Wirkung, welche ihre an ſich vortreffliche Entwickelung der auf einander folgenden Naturtriebe ſonſt auf das Gemüth des Schülers zu deſſen Uiberzeugung machen würde?

Einer zweyten Sophiſterey machen ſie ſich dadurch ſchuldig, daß ſie ihr Syſtem, welches ſie als ihren Endpunct im Auge haben, durch die gleich Anfangs gewählten oder neu gemachten Worte vorbereiten. Sie thun dieß, indem ſie die Nahmen des Angenehmen und des Guten bey den Gegenſtänden der Naturtriebe äußerſt ſorgfältig vermeiden, und, um doch anzuzeigen, was es ſey, wodurch ſie Begierden erzeugen und die Thätigkeit des Menſchen erwecken, das auch ihren Landsleuten fremde und mißfällige Wort προηγμένα ſtempeln, welches ich, wie ich ſchon geſagt habe, mit dem Worte, vorziehende Dinge, — dem teutſchen Sprachgebrauche eben ſo ungemäß, — überſetze. Der ſachkundige Leſer wird es gemerkt haben, wie vielen Zwang es mich koſtete, um den Werth und das Anziehende, welches die befriedigten Naturbedürfniſſe für den Menſchen haben, jedesmahl deutlich auszudrücken, ohne ſie Güter zu nennen: und vielleicht bin ich doch einmahl davon abgewichen. Die Wörter gut oder angenehm, laufen jedem Menſchen ſo natürlich in den Mund, wenn er von Dingen redet, nach welchen er trachtet, und er kennt ſo wenig einen andern Unterſchied der Gegenſtände, um deſſentwillen einer dem andern vorzuziehen wäre, als weil der eine gut und der andere böſe, der eine angenehm, der andere verdrießlich iſt, daß er ſich gar nicht mehr auszudrücken weiß, wenn von ihm gefordert wird, ſich jener beyden Ausdrücke zu enthalten und doch von Vorzügen und Antrieben zu reden. Was gewinnen aber die Stoiker durch alle dieſe Wort-Künſteley? Können ſie dadurch die Natur des Menſchen ändern und machen, daß er das Vergnügen nicht ſchätze und den Schmerz nicht verabſcheue? Wird es ihm je möglich ſeyn, zu denken, daß er etwas anders vorzuziehen und zu wählen habe, als das höhere Gut vor dem geringern?

Drittens iſt es im höchſten Grade unnatürlich, daß, nachdem die Stoiker den Fortgang der menſchlichen Triebe, von Stufe zu Stufe, von den unedlern zu den edlern, in der That mit vieler Einſicht entwickelt haben, bis ſie endlich zu dem Triebe gelangen, der ſo nahe als möglich an die Tugend grenzt, dem Triebe, in jedem Falle ſchicklich zu handeln, woraus, nach ihrer Theorie, die gemeinen Pflichten des Lebens entſtehen, welche auch ein nicht weiſer Menſch beobachten kann, (eben die Officia, die wir in Cicero's Werke als die Vorſchriften der höchſten Sittenlehre anſehn), daß ſie, ſage ich, nun, da ſie nur einen Schritt weiter fortgehn, auf einmahl einen unendlichen Abſtand zwiſchen dieſer Tugend und jener gemeinen Pflicht (dem Officio) finden; daß ſie jener zuerſt den Nahmen des Guten geben, dieſe hingegen mit dem Eigennutze und dem Ehrgeitze in eine Claſſe ſetzen, wenigſtens ſie nur für zwey Arten derſelben Gattung und für völlig gleichgiltig in Abſicht der Glückſeligkeit erklären. Und worin beſteht dann dieſer große Unterſchied zwiſchen der Aftertugend des gemeinen Mannes und der wahren Tugend des Weiſen? Gewiß nicht darin, daß dieſe allein aus Vernunft und Uiberlegung, jene aus einem blinden Inſtinkte entſteht. Nein; ohne Einſicht und Nachdenken iſt es unmöglich, ſchicklich zu handeln; und um ſich Regeln, auch nur für einen Theil ſeiner Aufführung, vorzuſchreiben, muß man die Wiſſenſchaft ſeiner Natur und ſeiner Verhältniſſe erlangt haben. Auch iſt der Pflicht-Trieb ſchon die dritte Stufe nach dem Triebe der Wißbegierde, der gewiß nicht ohne Anwendung der Vernunft befriediget werden konnte. — Alſo beſteht der Unterſchied zwiſchen Tugend, — dem höchſten Gute, und der Ausübung der Pflicht, — welche weder gut noch böſe iſt, — nur darin, daß jener ſtandhafter, gleichförmiger, durch den ganzen Lauf des Lebens, das Schickliche und Anſtändige verfolgt, und daß ſie mit dem Bewußtſeyn geſchieht, daß in dieſer Schicklichkeit und in dieſem Zuſtande allein die wahren Endzwecke der Natur liegen, und diejenigen Endzwecke, welche durch das ſchickliche Betragen beabchſichtiget zu werden ſcheinen, nur ihre Lockungen ſind, um den Menſchen aus ſeiner Trägheit zu reißen, und ſeine ſchlafenden Kräfte zu wecken. — Aber auch dieſes Bewußtſeyn kann dem ſeiner Pflicht treuen unweiſen Manne nicht gänzlich fehlen, da er ja in der Beobachtung derſelben andere Triebe und diejenigen am öfteſten aufopfert, deren Befriedigung ihm das meiſte Vergnügen gewährt. — Aber es war den Stoikern darum zu thun. ihren Weiſen über alle gemeinen Menſchen unendlich zu erheben, und den Satz zu behaupten, daß die Tugend auch in Phalaris Ofen den Menſchen glückſelig mache. Beydes kann nur durch Wörter ſcheinbar gemacht werden, da Thatſachen und reelle Gründe es nie der durch kein Syſtem mißgeleiteten Vernunft einleuchtend machen können. Daß zwiſchen der mangelhaften Ausübung vieler Pflichten bey den gewöhnlich guten Menſchen und zwiſchen der vollkommenſten Ausübung aller Pflichten bey dem Tugendhaften, zwiſchen officium und recte factum, καθῆκον und καθόρθωμα, (denn mit dieſem letztern auch neu gemachten Worte benennen die Stoiker die Handlung oder das Werk des Tugendhaften), ein Unterſchied der Art, nicht des Grades ſey: dieſem widerſpricht ſelbſt die von den Stoikern angegebene Stufenfolge der menſchlichen Entwickelung, welche in der That das Verdienſt hat, den Uibergang des Menſchen von Sinnlichkeit zur Vernunft, und von einer, zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft ſchwankenden, oder aus beyden gemiſchten, Sinnesart zur wahren Weisheit, beſſer, als es vorher noch geſchehen war, zu zeigen. Und daß es möglich ſey, unter den quälendſten Schmerzen, bloß durch die Ausübung der Pflichten, welche noch in dieſem Zuſtande Statt finden, vollkommen glückſelig zu ſeyn, dieſem widerſpricht der Menſchenverſtand, wofern man nicht von dem Begriffe der Glückſeligkeit den Begriff des Wohlbefindens ausſchließen will, in welchem Falle man aber nicht mehr weiß, was man ſich bey dem Worte Glückſeligkeit denken ſoll.

Was 2) das Stoiſche Princip ſelbſt, handlder Natur gemäß, betrifft: ſo merke ich zuerſt an, daß der Ausdruck deſſelben zweydeutig iſt: wie es dann auch von den Stoikern ſelbſt oft in einem doppelten Sinne gebraucht wird. Es kann nähmlich entweder heißen, handle der Natur der Dinge gemäß, oder handle deiner Natur gemäß. Im erſten Falle wird es gebiethen, jedesmahl den Umſtänden und Verhältnißen angemeſſen zu verfahren, und wird mit dem Princip Clarks in neuern Zeiten, the fitneſs of things, die größte Aehnlichkeit haben. Im zweyten Falle, welcher wirklich den ächten Stoiſchen Sinn enthält, wird es dasjenige vorſchreiben, was ich zuvor ſchon weitläuftiger entwickelt habe, nähmlich den Naturtrieben in der Ordnung und nach dem Range, welchen ſie unter einander haben, zu folgen, und den Eifer für die Erreichung ihrer Abſichten mit der vollkommenſten Gleichgiltigkeit gegen das daraus entſpringende Vergnügen zu verbinden. Dieſe Zweydeutigkeit iſt ſtets ein Fehler eines Princips, weil dieſes ein Leitſtern für die Handlungen oder das Denken, und alſo vollkommen einleuchtend ſeyn ſoll: aber ſie iſt in unſerm Falle verzeihlich, weil beyde Auslegungen ſich auf gewiſſe Weiſe vereinigen laſſen.

Wenn nun aber endlich das Stoiſche Princip in ſeinem ächten Sinne genommen, und von den Subtilitäten und Paradoxien der Schule entkleidet wird: ſo iſt es nach meinem Urtheile vollkommen wahr; es ſtellt das Weſen der Tugend richtig dar; es zeigt ihren Werth und die Urſachen, welche der Menſch hat, nach ihr zu trachten; es enthält die einzelnen Pflichten unter ſich, und erlaubt endlich eine leichte und natürliche Herleitung derſelben. In den beyden erſten Puncten iſt es dem Platoniſchen Princip gleich, deſſen Inhalt es nur auf eine andere Weiſe ausdrückt; in Abſicht des dritten Puncts hat es noch vor dem letztern einen Vorzug.

1) Die Aehnlichkeit des Platoniſchen und Stoiſchen Maral-Princips leuchtet bey einer etwas ſorgfältigen Prüfung beyder ſogleich ein. In der That, was heißt der Satz, der ſeiner Natur gemäß handelnde Menſch handelt tugendhaft, anders als: Die Tugend iſt die menſchliche Natur ſelbſt in ihrer Vollkommenheit und Integrität, wenn ſie durch freye Handlungen dargeſtellt wird, oder ſich in denſelben äußert. Es iſt alſo aus der vollkommenen Beſchaffenheit, oder, wie Plato ſich ausdrückt, aus der vollkommenen Verfaſſung (Conſtitution) des innern Menſchen, daß die Tugend hervorgeht. — Die Stoiker gehen noch einen Schritt weiter, und ich geſtehe, daß ihnen meine Uiberzeugung auch auf dieſem Schritte folgt. Sie behaupten nähmlich, daß die Natur des Menſchen ſelbſt das Ideal oder gleichſam das Vorbild der Tugend ſey. — Wie könnte ſonſt, nach ihrem Syſteme, die Aehnlich-

keit oder die Uibereinſtimmung mit der Natur die Handlungen tugendhaft machen? Der Menſch iſt tugendhaft, wenn er ganz Menſch iſt: und nur indem er von der Menſchennatur abweicht, geht er zum Laſter über; daher auch der gemeine Sprachgebrauch den höchſten Laſterhaſten einen Unmenſchen nennt.

Und wie könnte nun, nach dieſer Vorausſetzung, die Verbindung der Tugend mit dem Guten und ihr Einfluß auf Glückſeligkeit verkannt werden? Für jedes Ding iſt die Zerſtörung oder die Aufhebung ſeiner Natur Untergang: und für ein empfindendes Weſen iſt die Annäherung an ſeinen Untergang Elend. Den Menſchen alſo, deſſen Natur durch das Laſter zerſtört wird, muß das Laſter nothwendig elend machen; ob es gleich nicht die einzige Art des Elendes für ihn ſeyn darf, wofern es mehrere Arten ſeiner Zerſtörung gibt. Und da entgegengeſetzten Subjekten nur entgegengeſetzte Beſchaffenheiten zukommen können: ſo muß die Tugend den Menſchen glückſelig machen, weil ſie den edelſten Theil ſeiner Natur aufrecht erhält: ob ſie gleich ebenfalls nicht die ganze Glückſeligkeit ausmacht, wenn dieſe Natur noch andre Hülfsmittel zu ihrer Erhaltung braucht.

2) Daß ſich endlich aus jenem Princip die einzelnen Pflichten des Menſchen ohne Zwang herleiten laſſen, das haben einmahl die Stoiker durch die That gelehrt, in deren hinterlaſſenen Schriften

ten wir die ſittlichen Vorſchriften für die meiſten Fälle, und beſonders für ſehr ſpecielle und verwickelte Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, aus jenem Princip auf eine höchſt natürliche und einleuchtende Weiſe hergeleitet finden. Es läßt ſich aber überdieß aus der Beſchaffenheit des Princips ſelbſt dieſer Vortheil erwarten. Denn wenn zuvor geſchieht, was die Stoiker thaten, — ich meine, wenn zuvor die Natur des Menſchen nach ihren verſchiedenen Trieben und deren Gegenſtänden, nach den Abwechſelungen und der Stufenfolge dieſer Triebe, in den verſchiedenen Zeitaltern und Umſtänden des Lebens, und endlich die Verhältniſſe der Triebe gegen einander unterſucht worden ſind: ſo muß es allerdings möglich und ſogar leicht ſeyn, durch die bloße Anwendung des Princips, *handle deiner Natur gemäß* für die verſchiedenen Lagen und Vorfälle des menſchlichen Lebens und der bürgerlichen Geſellſchaft alle Obliegenheiten des Menſchen ausfindig zu machen. —

IV.

Beurtheilung

des Epikureiſchen Princips.

Das Epikureiſche Moralſyſtem, welches jezt in der Ordnung meiner Unterſuchungen folgt, iſt weit leichter zu erklären, als das Stoiſche, weil die Principien deſſelben ſinnlicher ſind. Wir beſitzen überdieß, auch von einem lateiniſchen Schriftſteller, eine beynahe noch vollſtändigere Auseinanderſetzung des ganzen Epikureiſchen Syſtems, als ſelbſt die Officia und das Werk de finibus von der Stoiſchen Moral enthalten. Der größte unter den Rednern der Römer hat uns den Stoicismus aufgeklärt, und einer ihrer größten, oder doch ein großer Dichter hat uns die vornehmſte Urkunde zur Geſchichte des Epikureismus hinterlaſſen. Das Gedicht des Lukretius Carus de rerum natura, iſt zwar ein Gedicht, und an vielen Stellen wahrhaft poetiſch, der Verfaſſer aber läßt ſich doch auf die Erklärung der Begriffe und auf die Beweiſe der Sätze ſeiner Schule ſo ausführlich ein, und trägt beyde in ſolcher Ordnung vor, daß er uns das vollſtändigſte Compendium einer Philoſophie geliefert hat, welches wir von den alten Schulen der Griechen beſitzen.

Auch Epikur fängt ſein Moralſyſtem mit der Naturgeſchichte des Menſchen an, und trägt dieſelbe eben ſo einſeitig nnd in den Thatſachen unvollſtändig vor, als Zeno: aber er ſcheint, ehrlicher als dieſer, aus ſeinen einſeitigen Wahrnehmungen ſeine Grundſätze wirklich zu ſchließen, nicht nach dem ſchon feſtgeſetzten Syſteme die Wahrnehmungen zu modeln und die Thatſachen auszuwählen.

Sinnliche Luſt und ſinnlicher Schmerz, ſagt Epikur, iſt es, was das neugebohrne Kind in die erſte Bewegung ſetzt, durch welche es Zeichen des Lebens von ſich gibt. Daß es Schmerzen fühle, und dieſe ſeiner Natur zuwider ſeyn, gibt es vom erſten Augenblicke ſeiner Geburt an zu erkennen, und von dieſem Gefühle gibt es immer nur eine Art. **Daß es aber auch Luſt empfinden könne**, wird man erſt ſpäter gewahr, und dieſe theilt ſich in der Folge in mannigfaltige Arten. Zuerſt ſcheint die Seele des Kindes ganz auf ſeiner Zunge zu ſeyn. Dann kommt der Geruch, den es bey einem ſtärkern Reitze durch das Nieſen anzeigt. Man hat, glaube ich, die Tage gezählt, nach welchen es anfängt, den erſten Schall zu hören. Endlich öffnet es ſeine Augen dem Lichte und kehrt ſie ſehnſuchtsvoll nach ihm, ſobald es dasſelbe gefunden hat. —

Unterdeſſen iſt es auch gegen das Wohl- und Uibelbefinden des ganzen Körpers empfindlich geworden. Es lächelt im Bade, deſſen Wärme ihm behagt: es ſchreyt über die Kälte oder eine unbequeme Lage

Alle dieſe Empfindungen der Luſt und des Schmerzes und ihren entgegengeſetzten Reitz zum Abſcheu oder zum Wohlgefallen behält der Menſch durch das ganze Leben. Aber er bekommt neue: oder jene einfachen Empfindungen der fünf Sinne und des ganzen Körpers theilen ſich vielmehr nach und nach bey ihm, ſo wie theils ſeine Sinnen-Werkzeuge reifer und vollkommner werden, theils mehrerley Gegenſtände auf dieſe Werkzeuge wirken und merkbar verſchiedne Eindrücke auf dieſelben machen. So lernt er, in dem anfangs einfachen Schalle, die muſikaliſchen Töne unterſcheiden, und zuletzt an Wohlklang und Harmonie Vergnügen finden, ſo wie gegen Mißklänge und Disharmonien einen Widerwillen empfinden. Die verſchiedenen Arten des Geſchmacks und des Geruchs ſind ſehr zahlreich und ſehr merkbar für das Gefühl unterſchieden: aber man redet wenig davon, weil ſie ſich nicht deutlich durch Worte ausdrücken und andern mittheilen laſſen. Das Auge hingegen, dieſes Licht des Geiſtes, ſteigt durch deutlich wahrzunehmende Stufen von einer Empfindung zur andern, und die Verſchiedenheiten der Empfindung auf jeder dieſer Stufen laſſen ſich auch dem Verſtande deutlich machen und mit Worten ausdrücken. Zuerſt nach dem Lichte bemerkt das Kind die Verſchiedenheit der Farben, findet an einigen derſelben ein Wohlgefallen und hat gegen andere eine Abneigung; dann gibt es auf die einfachen Umriſſe der Körper, auf das Runde und Eckige, das ſanft Wellenförmige und das mit rauhen Spitzen und Winkeln umgebne Acht. Es ſpielt gern mit einer Kugel — es wird eine kleine dreyeckige Piramide bald aus der Hand legen. Endlich lernt der Menſch die Geſtalten der Körper im Ganzen unterſcheiden, und erhebt ſich bis zu der Empfindung des Schönen, welches ſo nahe an Begriffe und an den Verſtand grenzt, und die Grundlage von mehreren Künſten und Wiſſenſchaften ausmacht. — Der Sinn des Gefühls bleibt durchs ganze Leben einfach: aber die Begriffe, welche daraus entſtehen, werden zahlreicher und ſind ſehr fruchtbar an Folgen, in Abſicht der Erkentniſſe. Härte und Kälte, Weiche und Wärme ſind die einzigen unmittelbaren Gefühle, welche die Berührung der Körper erregt. Wenn die ſo künſtlich gegliederte Hand, durch die Auflegung ihrer verſchiedenen Theile auf die Flächen eines Körpers, nach und nach die Geſtalt derſelben den Menſchen kennen lehrt: ſo wird ſie doch jeden Punct, wo ſie den Körper berührt, nur durch die Härte, oder den Widerſtand, den er ihr leiſtet, gewahr.

Mit der Reife des mannbaren Alters entwickelt ſich endlich gleichſam ein ſechſter Sinn. Der Trieb der Geſchlechter gegen einander iſt der ſtärkſte Reitz,"— und die Befriedigung dieſes Triebes die höchſte Sinnenluſt, welche die Natur dem Thiere ſo wie dem Menſchen gegeben hat. Nur daß bey dem letztern jener Reitz gemeiniglich durch die Empfindung der Schönheit erweckt, und dieſes Vergnügen durch den Genuß der Schönheit unterſtützt und veredelt wird: dahingegen das Thier nur die unwiderſtehlichen Aufforderungen der Brunſt kennt und nur durch die Stillung dieſes dringenden, aber auch nur auf einen kurzen Zeitraum jedes Jahres eingeſchränkten Bedürfniſſes befriediget wird.

Und nun iſt der Menſch mit allen Antrieben und Bewegungsgründen ausgerüſtet, welche die Natur zur Erweckung ſeiner Thätigkeit für ihn im Vorrathe hat: und ſie reichen auch in der That für alle Endzwecke ſeines Lebens, und ſelbſt zur Begründung der Glückſeligkeit zu. — Die einzige Urſache, warum er einen Gegenſtand begehret und nach ihm trachtet, iſt, weil er ihm, als er gegenwärtig war, eines jener ſinnlichen Vergnügungen gewährte, und ihn, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekommt, noch mehr Vergnügen hoffen läßt: und wenn er eine andere Sache verabſcheuet und fliehet; ſo kann nichts anders zum Grunde liegen, als daß ſie ihm eine ſinnliche Unluſt erweckt hat, oder ihm mit einer ſolchen drohet. Wenn es Begierden und Beſtrebungen in der menſchlichen Natur gibt, welche auf ganz andere Zwecke, als ſinnliche Luſt, zu gehen ſcheinen, als zum Beyſpiele das Verlangen nach Tugend oder nach Wiſſenſchaft: ſo iſt es nur, weil dieſe Zwecke nicht die letzten ſind, und man nicht ſo leicht einſieht, wie ſie entfernte Mittel zum Vergnügen ſeyn können."

Daß Epikur wirklich alle Vergnügungen des Menſchen auf die Sinnenluſt eingeſchränkt habe: das ſagt er ſelbſt in ſeinem Buche περὶ τέλους, **vom höchſten Gute**, von welchem uns Diogenes Laertius dieſe Stelle aufbehalten hat, und aus welchen auch Cicero ſie anführt *). Und es hängt ſo genau mit ſeinem ganzen Syſteme zuſammen, wenn dieſes nicht völlig inconſequent ſeyn, und ſich bloß durch Wörter und Ausdrücke unterſcheiden ſoll: daß kein unbefangner Beurtheiler desſelben einen Augenblick daran zweifeln kann. Wenn Epikur ſelbſt ſich zu andern Zeiten milder ausdrückte und auch von einem Vergnügen an der Tugend oder der Wiſſenſchaft redete: ſo glaubte er entweder, es nach ſeinem Syſteme wirklich thun zu können, wie wir in der Folge ſehen werden; oder er wurde von

---

*) Sie heißt im Original: ὀυ γὰρ ἔγωγε ἔχω τι νοήσω 'ταγαθὸν ἀφαιρῶν, μὲν τὰς διὰ χυλῶν ἡδονὰς, ἀφαιρῶν δὲ καὶ τὰς δι ἀφροδισίων, καὶ τὰς δι ἀκροαμάτων, καὶ τὰς διὰ μορφῆς. Denn ich weiß nicht, was ich mir unter dem Worte **Gut** vorſtellen ſoll, wenn man das Vergnügen des Gaumens, die Freuden der ſinnlichen Liebe und das Vergnügen, welches von angenehmen Tönen und ſchönen Geſtalten herrührt, hinwegnimmt.

dem Enthuſiasmus der Tugend ergriffen, deſſen er ſelbſt fähig war, und dieſer macht alle Philoſophen ihres Syſtems ein wenig vergeſſend, und bringt ſie den übrigen Menſchen in Begriffen und Behauptungen näher. — Wenn Metrodor und andere Schüler des Epikur noch mehr von den urſprünglichen Grundſätzen ihres Meiſters abweichen: ſo mögen ſie wohl dem allgemeinen Unwillen, welchen jene Grundſätze bey den Griechen, bey allen übrigen Sekten und ſelbſt bey den Regierungen erregten, haben begegnen wollen: und wenn die neueren Vertheidiger und Anhänger des Epikur wie z. B. Gaſſendi, aus ſeinen Ausdrücken eine noch reinere Sittenlehre herauszwingen: ſo thun ſie es aus einer Vorliebe für ihren Helden, welche ſie weniger um die Wahrheit, mit welcher ſie ſein Syſtem darſtellen, als um die Mittel, ihm bey ihren Zeitgenoſſen Beyfall zu verſchaffen, bekümmert macht.

Wenn aber die Sache des Epikur auch nicht falſch von ihrem Sachwalter vorgeſtellt werden darf: ſo iſt ſie deßwegen noch nicht verloren. Es iſt für ihn, wie er ſelbſt glaubt, ein Weg von dem ſinnlichen Vergnügen zur Tugend offen; und dieſer iſt nach ſeiner Philoſophie folgender:

„Obgleich, ſagt er, die urſprünglichen Quellen aller Beſtrebungen des Menſchen und die Antriebe zu ſeinen Handlungen wenig zahlreich und einfach ſind, und wenn der Menſch zu den Jahren der Mannbarkeit gekommen iſt, unveränderlich dieſelben bleiben: ſo ſind doch ſeine Erkenntnißkräfte zahlreich und mannigfaltig, und können, während des ganzen Lebens, durch eine nie aufhörende Entwickelung zu einer immer größern Vollkommenheit fortſchreiten. Und indem dieſe immer fortſchreitenden und wachſenden Einſichten ſich mit den Empfindungen der Sinne von Luſt und Unluſt, und den daraus entſtehenden Begierden vereinigen, verändern und verfeinern ſie beyde ſo ſehr, daß die Empfindungen eine ganz andere Geſtalt annehmen, in welcher ſie nicht mehr für ſinnliche Luſt und ſinnlichen Schmerz gehalten werden, und daß die Begierden ganz andere Zwecke, als ihre urſprünglichen, zu bekommen ſcheinen. und in der That zu andern Handlungen antreiben, als zu ſolchen, die unmittelbar auf Befriedigung des Gaumens, der Augen und Ohren gehen.

Zuerſt entwickelt ſich im Menſchen die Imagination — die Fähigkeit, das, was die Sinne, als es gegenwärtig war, **empfanden**, nach dem es ihnen entrückt geworden iſt, unter einem, dem ſinnlichen Eindrucke ähnlichen, Bilde vorzuſtellen. Dieſe auf Luſt und Schmerz angewandt, zeigt dem Menſchen auch von dieſen, nachdem ſie ſchon aufgehört haben, die Bilder: d. h. ſie verſetzt ihn einiger Maßen in die Lage, als er ſie wirklich empfand, und erneuert ihre Eindrücke, obgleich ſchwächer. Und eben durch dieſe Schwächung bringt ſie die erſte Verfeinerung in der urſprünglichen Sinnlichkeit hervor: ſo wie ſie zugleich den Werth der angenehmen ſinnlichen Eindrücke erhöht, indem ſie dieſelben dauerhafter macht.

Auf die Imagination folgt die an ſie grenzende Erinnerungskraft, oder das Gedächtniß, — die Fähigkeit, ſich eben dieſe ſinnlichen Eindrücke durch Begriffe und mit Worten vorzuſtellen, — eine Fähigkeit, welche dem Verſtande ſchon nahe verwandt iſt und demſelben vorarbeitet. Auch die genoſſene Luſt und den erlittenen Schmerz kann der Menſch, ſobald er zu dem Alter gekommen iſt, wo er Begriffe hat und eine Sprache redet, in ſeinem Gedächtniſſe, durch die bloßen Nahmen derſelben und durch die Erinnerung der Umſtände, der anweſenden Perſonen u. ſ. w. erneuern, wenn er gleich nicht aufgelegt iſt, ſich in die ehemahlige Lage zu verſetzen und dem, was er ehemahls empfand, gleichſam nachzuempfinden. Dadurch bekommt er die Sinneneindrücke gewiſſer Maßen mehr in ſeine Gewalt, weil das Gedächtniß mehr von ihm abhängt, als die Imagination, und er ſich zu *allen* Zeiten der Dinge erinnern kann, die er nur *zuweilen* ſich bildlich vorzuſtellen im Stande iſt.

Nun kommt drittens der Verſtand, die den Menſchen vom Thiere unterſcheidende Fähigkeit, — welcher die Begriffe aufs Reine bringt, ſie in ihre Merkmahle zergliedert, die *Eigenſchaft* von der *Sache* unterſcheidet, und dadurch ein *Urtheil* und einen *Satz* möglich macht; welcher endlich den erſten Zuſammenhang unter den Dingen und unter den Begriffen ſtiftet, die Urſachen mit ihren Wirkungen und die Gründe mit ihren Folgen verbindet, dieß alles mit Worten ausdrückt, und dadurch die Rede vollendet.

Mit nichts beſchäftigt ſich der Verſtand ſo ſehr, als mit dem von den fünf Sinnen herrührenden Vergnügen und Mißvergnügen, und mit dem Wohl- oder Uibelbefinden des ganzen Körpers: denn nichts iſt dem Menſchen wichtiger. — Die Zergliederung der von uns genoſſenen Vergnügungen, und die Aufſuchung ihrer Urſachen, Hinderniſſe und Beförderungsmittel macht den Anfang, und ſtets einen großen Theil unſerer Philoſophie aus. Sie iſt die Grundlage der ſchönen Künſte und der Wiſſenſchaft davon, welche ſelbſt einen beträchtlichen Theil der Philoſophie ausmacht. Der Schmerz läßt ſich zwar nicht auf gleiche Weiſe zergliedern noch auf deutliche Begriffe bringen, wie das Vergnügen: weil er eine einfachere Empfindung iſt, und ſein Eigenthümliches ſich in der Erinnerung mehr verliert. Aber die Urſache deſſelben, die Heilmittel und die Vorkehrungen, die man machen muß, um ihn zu verhüthen, laſſen ſich vom Verſtande unterſuchen: und er wird um deſto mehr dazu aufgefordert, weil dem Menſchen mehr daran gelegen iſt, Schmerz zu vermeiden, als Luſt zu genießen. Ganze große Zweige der menſchlichen Wiſſenſchaft, wie z. B. die Arzneykunſt und die aus ihr entſtandenen Phyſik und Chemie, haben ihren Urſprung dem Schmerze zu danken.

Aber ſo wie die Sinnen, ihre Empfindungen und ihre Begierden das Denken, — dieſes eigenthümliche Werk des Verſtandes, — zuerſt beym Menſchen erwecken, den Stoff dazu darreichen, und es ſelbſt auf ſeinem Fortgange leiten: ſo wirkt auch der Verſtand ſehr ſtark auf die Sinnen zurück, verändert die Geſtalt der Empfindungen und gibt den Begierden eine andere Richtung.

Der Verſtand berichtiget zuerſt die Empfindungen: zwar die Wahrnehmungen der äußern Gegenſtände mehr, als die Gefühle der Luſt und Unluſt; aber auch dieſe, inſofern er in der ſinnlichen Luſt den Menſchen dasjenige, was ihm eigentlich darin die angenehme Empfindung erweckt, von dem unterſcheiden lehrt, was nur überflüſſiger und unnützer Zuſatz iſt, — worin ſich der Menſch oft irrt, — ſo wie er auch vom Schmerze den Sitz genauer beſtimmt, und von beyden den Grad richtiger angibt, der von der Empfindung gemeiniglich falſch berechnet wird.

Aber einen weit größern Einfluß hat der Verſtand auf die ſinnlichen Begierden, wenn er das von ihm gefundne Princip der Cauſalität auf ſie anwendet, d. h. die Urſachen aufſucht, welche die Gegenſtände derſelben dem Menſchen verſchaffen, und ihm zuletzt alſo zum Genuſſe der Luſt verhelfen. Die Begierde geht nun von dem End zwecke zu den Mitteln über, die ſelbſt durch das Angenehme des durch ſie beabſichtigten Vergnügens gleichſam tingirt werden, — daher ſie auch mit der Zeit unmittelbar Begierden erwecken können. — Dieſe Urſachen haben wieder andere Urſachen, dieſe Mittel bedürfen vielleicht wieder anderer Mittel und früherer Vorbereitungen. Alle dieſe entdeckt der Verſtand und ſo lockt er die Begierde von ihrem unmittelbaren Gegenſtande, der Sinnenluſt, immer weiter auf noch mehr von ihr entfernte Endzwecke. Daraus entſteht die ganze Reihe von Beſtrebungen, welche, ſagt Epikur, die andern Philoſophen für nichtſinnlich halten, weil ſie die Natur nicht ganz durchſchauen und die Kette von Begierden nicht von Glied zu Glied verfolgen.

Ohne Geſundheit iſt keine Sinnenluſt möglich. Mit einem behenden Körper kann man die Gegenſtände der Begierden ſchneller ereilen, und mit einem ſtarken ſich derſelben ſicherer bemächtigen. Der Menſch wünſcht ſich alſo Geſundheit, Behendigkeit und Stärke.

Geld und Gut iſt, wie der Verſtand ſehr zeitig erkennt, das Mittel, ſich alle käuflichen Vergnügungen zu verſchaffen, d. h. alle die, deren Gegenſtände durch ſolche Arbeiten anderer Menſchen hervorgebracht werden, welche ſie für einen Lohn zu machen bereit ſind. Und ſolcher Vergnügungen ſind unter den ſinnlichen die meiſten. Daher iſt das Verlangen nach Eigenthum eines der älerſten im menſchlichen Geſchlechte, und die Begierde nach Reichthum und Vermögen eine der ſtärkſten und immerwährendſten bey jedem Menſchen.

Aber ein Eigenthum iſt nur in der bürgerlichen Geſellſchaft möglich, oder kann doch nur durch ſelbe geſichert werden. Der Menſch wünſcht alſo in die bürgerliche Geſellſchaft zu treten, und bleibt in ihr, troß aller Beſchwerden, welche ſie ihm auflegt; aber er thut dieß nicht um ihrer ſelbſt willen. Er iſt ein politiſches d. i. ein zum bürgerlichen Leben geſchicktes Thier, weil er ein habſüchtiges Weſen, — und dieß hinwiederum, weil er ein nach ſinnlicher Luſt begieriges Weſen iſt.

Doch es gibt noch andere Vergnügungen, welche wir nicht mit Gelde erkaufen können. Das ſind entweder ſolche, welche wir durchaus von der Zuneigung Anderer gegen uns erwarten müſſen, wie z. B. daß ſie uns zu ihren Feſten laden; — oder ſolche, die wir entweder wegen der zu großen Mühe, welche die dazu nöthigen Arbeiten verurſachen, oder wegen des zu geringen Lohnes, den wir dafür zahlen wollen, nicht von freyen Arbeitern für Geld erhalten würden: ſondern allein von der Unterwürfigkeit erhalten können *). Daraus entſteht das

---

*) Man denke an die Prachtgebäude der alten Welt, z. B. die Piramiden, welche doch auch wohl nur Spielwerke der Eitelkeit großer Monarchen waren. Es wäre unmöglich geweſen, ſie zu Stande zu bringen, wenn nicht die Sklaverey in dieſen Ländern Statt gehabt hätte. Mein Schleſiſcher Leſer

Verlangen, ſich bey andern Menſchen beliebt zu machen, — und die Begierde nach Herrſchaft. Aus jenem Verlangen entſpringt die Menſchenliebe und die Wohlthätigkeit, weil der Menſch bald einſieht, daß, um geliebt zu werden, er andere lieben müſſe. Die Herrſchſucht theilt ſich wieder in mannigfaltige Zweige.

Auch die Ruhmbegierde hat keinen andern Urſprung. Jedermann eilt dem berühmten und angeſehnen Manne, wenn er in Noth und Gefahr iſt, mehr als dem Unbekannten, zu, um ihm zu helfen: jedermann beeifert ſich mehr, dem erſten Vergnügen zu machen.

Um dieſe Mittel zum ſinnlichen Vergnügen gehörig anzuwenden: dazu gehört Kenntniß der menſchlichen Natur und der menſchlichen Geſellſchaft. Und um jene Arbeiten, durch welche die meiſten Vergnügungen herbeygeſchafft werden, zu verfertigen und immer mehr zu verfeinern: dazu gehört Kenntniß der körperlichen Natur, ihrer Kräfte und ihrer Art zu wirken. Dem Menſchen iſt alſo zum Genuſſe des ſinnlichen Vergnügens, beſonders, wenn er dasſelbe ſtets vervielfältigen und erhöhen will, Wiſſenſchaft nöthig. Kein Wunder alſo, daß der Menſch oft Vergnügen, Bequemlichkeit und Schlaf

wird ſich vielleicht hierbey an den Grafen Hodiz in Roßwalde und an die von ſeinen Unterthanen daſelbſt aufgeführten Schauſpiele, Opern und Feſte erinnern.

der Unterſuchung der Dinge und dem Studieren aufopfert. Er ſucht die Erkenntniß nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil ein kenntnißreicher Mann ſich mehrere Wege zum ſinnlichen Vergnügen zu eröffnen, oder den Reiz dieſes letztern zu erhöhen weiß.

So iſt auch Epikur bis zu der Grenze des Gebieths der Tugend gekommen: und es wird ihm eben ſo wenig, als den Stoikern, ſchwer werden, in daſſelbe überzugehen.

Wenn nähmlich der Verſtand auf dem zuerſt angezeigten Wege fortſchreitet: ſo erweitert ſich für ihn der Zuſammenhang der Dinge, und die Kette der Urſachen und der Gründe, verlängert ſich immer mehr: bis er ſich endlich der erſten Urſache der Dinge und den erſten Gründen ſeiner Vorſtellungen von ihnen nähert. Der erſte Grund einer Reihe von Ideen heißt, Princip, und die erſte Urſache aller vereinigten Reihen der wirklichen Dinge iſt der Weltſchöpfer. Er verlangt nach der Erreichung dieſes Zweckes um ſo viel mehr, je näher er dieſem Ziele kommt. Auf dieſem Wege wiederhohlt er nur dieſelbe Operation, durch welche er die unmittelbarſte Urſache und den nächſten Grund fand: und es iſt alſo kein neues Seelenvermögen, welches dabey ins Spiel käme, oder um deßwillen angenommen werden müßte. Aber es gehört ohne Zweifel mehr Kraft des Geiſtes dazu, die Aufmerkſamkeit auf eine und dieſelbe Reihe von Ideen längere Zeit feſtzuhalten.

Daher wird auch der Verſtand, wenn er bis zu jenem letzten Ziele auf ſeinem Fortgange ausdauert, von uns Teutſchen Vernunft genannt *). Zwiſchen νοῦς und λόγος ſcheint ein ähnlicher Unterſchied zu ſeyn: daß jenes die Fähigkeit zu denken überhaupt, dieſes dieſelbe Denkkraft, aber inſofern ſie den durchgängigen Zuſammenhang der Dinge durchſchaut und das ganze Leben des Menſchen regiert, anzeigt.

Der nun auf ſolche Weiſe vollendete Verſtand entdeckt endlich das von dem ſinnlichen Vergnügen allerentfernteſte Mittel zu deſſen Erlangung, — aber eben deßwegen auch das allgemeinſte Mittel, alle und immerwährende Vergnügungen zu erhalten: das iſt die Tugend. Zu dieſer Entdeckung gelangt er, indem er zuvor aus dem Begriffe der Sinnenluſt den Begriff der Glückſeligkeit bildet. —

---

*) Ich wenigſtens kann keinen andern Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft als den angegebnen, auch nach den Kantiſchen Erklärungen von beyden, einſehen. Ob die Griechen wirklich νοῦς und λόγος ſo von einander unterſchieden haben, wie ich es im Texte angebe, dafür will ich auf keine Weiſe ſtehn. Ihre Philoſophen ſcheinen in dem Gebrauche dieſer Wörter geſchwankt zu haben. Ariſtoteles verſteht unter νοῦς das Vermögen, die Principien zu erkennen oder gleichſam die Vorrathskammer derſelben, — und unter λόγος das Vermögen, zuſammenhängend zu denken oder zu raiſoniren.

Wenn ich aber auch hier eine neuere Unterſcheidung der Seelenkräfte in die Darſtellung des Epikureiſchen Syſtems eingemiſcht hätte: ſo würde ich es doch nicht dadurch verfälſcht haben; und Epikur würde es mir ſehr danken, wenn ich die Reihe der dazu weſentlichen Sätze nur richtig, aber mit Worten ausdrückte, die meine Zeitgenoſſen beſſer verſtehn.

Es iſt nähmlich dem Menſchen, welcher fortdauert, nicht daran gelegen, einen Augenblick Vergnügen zu genießen, und den Reſt ſeines Daſeyns hindurch Schmerz zu leiden, ſondern die ganze Zeit, ſolange er ſich ſeiner bewußt iſt, ſchmerzlos und ergötzt zu ſeyn. Und es iſt einem Menſchen, welcher den Zeitraum eines gewöhnlichen Menſchenlebens durchlebt, nicht genug, dann und wann, während desſelben, Vergnügen, abwechſelnd vielleicht mit größerm Schmerze, zu genießen, ſondern immer angenehme, und nie unangenehme Empfindungen zu haben. Da es aber nach der Erfahrung dem Menſchen unmöglich iſt, allen Schmerzen auszuweichen: ſo ergibt ſich nun folgender höchſter Endzweck des Menſchen: die größte Summe des körperlichen Vergnügens mit dem möglich kleinſten Maße von unangenehmen Empfindungen, durch das ganze Leben hindurch, zu vereinigen. Dieſe Vereinigung iſt die dem Menſchen erreichbare Glückſeligkeit: und der Verſtand ſoll nun die Mittel zu deren Erhaltung aufſuchen.

Natürlicher Weiſe fängt er dieſe Unterſuchung mit der Frage an: woher es kommt, daß der nach Vergnügen von Natur ſo begierige Menſch ſich doch, außer dem, was er von unvermeidlichen Zufällen leidet, noch ſelbſt, viel Unluſt bereite und ſein Leben durch Krankheit, körperliche Schmerzen und Entbehrung, die er vermeiden konnte, elend macht. Und der Verſtand findet, der Grund liege in folgenden Stücken:

Erſtlich: Jeder Sinn gewährt dem Menſchen nur *eine* Art von Vergnügen, und die aus jedem Sinne erwachſende Begierde geht nur auf die Erlangung dieſer einzigen Luſt. Der Menſch wird oft durch den Reiz jenes Vergnügens ſo ſtark eingenommen, daß er die Vergnügungen und Schmerzen aller übrigen Sinne darüber vergißt; und er wird mit dem Trachten nach den Mitteln dazu dergeſtalt beſchäftiget, daß er darüber die Vorkehrungen, die zum Genuſſe der übrigen Lebensfreuden und zur Vermeidung der Schmerzen nothwendig ſind, vernachläſſigt.

Zweytens: die ſinnliche Empfindung geht nur auf das Gegenwärtige; und nur der Verſtand ſieht die Zukunft. Wer alſo ſeine Empfindungen nicht durch Verſtand regiert, iſt in Gefahr, ein nahes ſehr kleines Vergnügen einem entferntern weit größern, welches durch jenes verhindert wird, vorzuziehn, und ſich alſo des letztern zu berauben. Er iſt in Gefahr, einen Schmerz, ein Uibel, die er eben jetzt übernehmen ſoll, wenn beyde auch ſehr leicht überwindlich ſind, dergeſtalt zu ſcheuen, daß er ſich lieber einer weit länger dauernden Noth und unerträglichern Schmerzen, die er durch jene vermeiden konnte, ausſetzt. So handelt ein Menſch, welcher ſich nicht einen Krebsſchaden, auch mit dem ſicherſten Erfolge operiren laſſen will.

Drittens: eben dieſe Liebe zum Gegenwärtigen und dieſe Blindheit in Abſicht der Zukunft, welche der Sinnlichkeit anklebt, verurſacht, daß der Menſch, auch in Aufſuchung der Mittel zum Vergnügen, die nächſten Mittel den entferntern vorzieht: da doch dieſe letztern oft die einzigen ſichern ſind, und ihre Vernachläſſigung die nahen Mittel gänzlich unbrauchbar macht. Der ganz rohe Menſch will lieber rauben und genießen, als ſich Vermögen erwerben, um mit der Zeit weit mehr Vergnügen ohne alle Gefahr zu erkaufen. In der bürgerlichen Geſellſchaft ſind die meiſten verſtändig und gebildet genug, den Weg zur Erlangung der Sinnenluſt durch vorhergegangene Erwerbung des Vermögens einzuſchlagen. Aber das noch entferntere Mittel zu ſehr vielfachen und ſehr lange aushaltenden körperlichen Genüſſen, welches in der Liebe und Achtung Anderer gegen uns, und in den Mitteln zur Erlangung dieſer Liebe, in der Erhaltung von aller Beleidigung und dem Wohlthun liegt, kennen ſie nicht, oder vernachläſſigen es. — Eben ſo verſäumen die Menſchen die Erwerbung der Wiſſenſchaft, und befreidigen ſich mit der ihnen leicht und angenehm ſcheinenden Unwiſſenheit, weil ſie, wegen der weiten Entfernung der Wiſſenſchaft von dem Sinnengenuſſe, nicht ſtark genug von dem Einfluſſe der erſten auf die letzte frappirt werden, obgleich nichts dem Menſchen mehr Gewalt gibt, ſich alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, als Wiſſenſchaft.

Endlich da nicht alle Vergnügungen mit einander beſtehen können: ſo irrt der Menſch oft in der Auswahl derjenigen, deren Genuß er ſich vergönnt: weil, wie ich ſchon geſagt habe, der Sinn, in Abſicht des Grades der Empfindungen, trüglich iſt. Er opfert alſo auch, dieſes Irrthums wegen, ein größeres Vergnügen dem kleinern auf. Er fährt lieber in dem Genuſſe eines Vergnügens, woran er ſich einmahl gewohnt hat, unaufhaltſam bis zum Uiberdruſſe fort, als daß er ein neues verſuchen ſollte, welches ihm der Verſtand als weit größer darſtellt, welches aber jenes unterbrechen würde.

Eben ſo weiß der unverſtändige Menſch nicht, daß in der Erinnerung des vergangenen und in der Vorausſehung des künftigen körperlichen Vergnügens, und in dem Nachdenken über beyde, eine Art von Luſt liege, die oft größer, immer aber länger dauernd iſt, als jene Genüſſe ſelbſt. Er berauſcht ſich alſo mit derjenigen Luſt, welche aus dem unmittelbaren Eindrucke der Gegenſtände auf die Sinne entſteht, dergeſtalt, daß er darüber Erinnerung Vorausſehung und Nachdenken verliert. So geh es pünctlich mit der Trunkenheit und der Wolluſt. Aber in minderem Grade iſt es die Wirkung bey allen rauſchenden Vergnügungen, und bey allen zu heftigen oder zu lange dauernden Genüſſen, daß ſie die Fähigkeiten der Seele, die zu jenen ſanftern Freuden erfordert werden, ſchwächen.

Was hat nun die Vernunft zu thun, um dieſe Hinderniſſe eines durch das ganze Leben fortwährenden Vergnügens aus dem Wege zu räumen? —

Vor allen Dingen ganz augenſcheinlich dieß: eine gewiſſe Regel, Ordnung und Geſetze ins menſchliche Leben zu bringen, und ſich die Sinnlichkeit zu unterwerfen. Denn wenn es, um die größte Summe des ſinnlichen Vergnügens mit dem mindeſten Schmerze in einem Menſchen-Leben zu vereinigen, nothwendig iſt, die gegenwärtigen, aber kleinern Sinnenfreuden den künftigen und entferntern, aber größern, aufzuopfern, ſich jetzt ſchmerzhaften Operationen zu unterwerfen und gefahrvolle Unternehmungen zu wagen, um für die Folge langwierigen Krankheiten zu entgehen und größere Unglücksfälle zu verhüthen; — wenn es nothwendig iſt, nicht der Befriedigung Eines Sinnes allein zu fröhnen, ſondern ſie alle über das Vergnügen zu Rathe zu ziehen; — ſich eben ſo oft mit den entferntern Vergnügen, als mit den unmittelbaren Urſachen deſſelben zu beſchäftigen, und ſich emſiger um Vermögen, Wiſſenſchaft, und beſonders um die Achtung ſeiner Mitbürger, durch ihnen geleiſtete Dienſte als um den Genuß der Ergötzungen ſelbſt zu bewerben, — welche letztere ſich am Ende doch durch alles jenes vervielfältigen werden; wenn es endlich nöthig iſt, oft die ſchwächern Vergnügungen, ſo wie ſie ſich in der Erinnerung, in der Vorausſehung und in dem Nachdenken darüber zeigen, den lebhaftern, welche unmittelbar vorſchweben, in ſeiner Auswahl vorzuziehen: ſo iſt es nur die Vernunft, welche alle dieſe Regeln finden kann; und nur durch den Gehorſam gegen ihre Gebothe, — nur durch die Unterwerfung der einzelnen Sinne unter das, alle Sinne zugleich überſchauende, Auge der Vernunft, kann der Menſch die Sinnenluſt zur Glückſeligkeit erheben. Dieſe Regeln ſelbſt nun ſind die Vorſchriften der Tugend. Sie ſind, im Weſentlichen dieſelben, welche andere Philoſophen aus ihren Syſtemen heraus bringen. Der Menſch, der jene Regeln beobachten will, muß die Tugend der Klugheit beſitzen, weil er ohne Einſicht in das menſchliche Leben und in die Natur der Vergnügungen, und ohne beſtändige Anwendung dieſer Einſichten auf einzelne Fälle, unmöglich ſeine Genüſſe geſchickt zuſammen ordnen kann; er muß gerecht und wohlwollend ſeyn, weil die Beobachtung der Gerechtigkeit und das Wohlthun gerade diejenigen entfernten Mittel des Vergnügens ſind, welche die Vernunft, als die ſicherſten und allgemeinſten, am meiſten empfiehlt; er muß die einzelnen ſinnlichen Vergnügungen mäßigen, ſonſt wird er nimmermehr ſie alle in Vereinigung bringen; er muß endlich *tapfer* ſeyn, — denn dieſe Tugend liegt in der erſten Regel der Vernunft, welche eine gegenwärtige Noth und Gefahr zu übernehmen befiehlt, um eine künftige größere zu verhüthen.

Das Epikureiſche Princip der Tugend iſt alſo: *Strebe darnach, dein ganzes Leben mit den größten und zahlreichſten, ſinnlichen Vergnügungen, ununterbrochen von irgend einem Schmerze oder doch mit der Einmiſchung des möglich kleinſten auszufüllen; und befolge zu dieſem Ende die Geſetze, welche dir die Vernunft zur Anordnung der Sinnenluſt vorſchreibt.*

Und welches iſt nun das Urtheil, das ein unparteyiſcher Richter über dieſes Syſtem fällt?

Gewiß wird er nicht es unbedingt verdammen, und es als ein Lehrgebäude der Unſittlichkeit und des Laſters vorſtellen: denn Epikur war bey demſelben ein ſittlich vortrefflicher Mann; und es laſſen ſich in der That die meiſten Pflichten des Lebens aus jenem Syſteme herleiten. — Aber eben ſo wenig wird er ihm ſeinen Beyfall geben. — Das Epikureiſche Princip der Sitten iſt weder *wahr*, noch *genugthuend*.

Es iſt nicht richtig. Dieß zeigt ſich am beſten in den Mängeln ſeiner Beweiſe. — Da es ganz auf die Naturgeſchichte des Menſchen und die Beobachtung gebaut iſt: ſo wird die ganze Grundlage desſelben dadurch untergraben, daß die Thatſachen der Geſchichte unvollſtändig geſammelt und die Beobachtungen einſeitig angeſtellt ſind.

Es iſt durchaus falſch, daß der Menſch keine andern Vergnügungen kenne, als die ſinnlichen, und daß dasjenige, was man gemeiniglich mit dem Nahmen der geiſtigen Vergnügungen belegt, in nichts anderem beſtehe, als in der Erinnerung und Vorausſehung ſinnlicher Genüſſe, oder in dem Nachdenken darüber. Die ſeichteſte Beobachtung kann die dieſen Satz widerlegenden Thatſachen entdecken.

Der Menſch liebt, ſich ſchön, artig geſchmückt, und ſeine Bewegungen graziös zu wiſſen. Er freut ſich auf ſeine Hand, von ſeinem Spiegel, der ihm ſolches ſagt; und er freut ſich noch mehr in der Geſellſchaft, wenn andere Blicke auf ihn werfen, die er als Zeichen des Wohlgefallens oder der Bewunderung auslegen kann. — Und doch ſchmecken dem Häßlichen ſeine Speiſen nicht ſchlechter: und er genießt alle Sinnenluſt, wie der Schöne. — Auch das kleinſte Kind freuet ſich über ſeine ſchönen Schuhe, die es vielleicht drücken. Was macht den Dichter in den Augenblicken der Begeiſterung ſo ſelig? — was macht die in dieſer Begeiſterung geſchriebenen Werke den Leſern ſo angenehm? — Gewiß nicht die Sinnenluſt, an welche ſie gar nicht erinnert werden, wofern nicht gerade der Dichter dieſes Thema gewählt hat. Aber es iſt die lieblichſte Fähigkeit der Seele, welche in eine lebhafte Thätigkeit bey beyden geſetzt wird: es iſt eine angenehme Unterhaltung, aber keine eigentliche Luſt, welche ſie froh macht.

Warum hört der gemeinſte Mann gern politiſche Neuigkeiten, welche ihn gar nichts angehn, und ihm unmittelbar weder Nutzen noch Vergnügen verſchaffen? ſucht, nach gethaner Arbeit, ſeine Erhohlung nicht bloß in Speiſe und Trank und Ruhe, ſondern im Reden und Hören und in Zuſammenkünften, wo er etwas neues zu erfahren hofft. — Wenn der Mathematiker, bey der Entdeckung der Auflöſung eines lange vergeblich unterſuchten Problems, das εὕρηκα des Archimedes mit ſtürmiſcher Freude ausruft; wenn ſelbſt das Verſtehen eines verwickelten Beweiſes dem Schüler ein lebhaftes Vergnügen machte: ſo denken beyde an keine genoſſene Luſt, ſie ſehen auch keine voraus, denn die mathematiſchen Sätze haben gar keine Beziehung darauf: ſondern ſie fühlen ſich etwas mehr werth, weil ſie einen Beweis der Stärke ihres Verſtandes von ſich haben.

Und wer kann die Erheiterung eines Kranken, wenn er auch nur das Angeſicht ſeines Freundes vor ſich ſieht, mit welchem er vielleicht wenig reden kann, — wer kann das Vergnügen eines Hausvaters, der ſtumm unter den ihn liebenden Seinigen ſitzet, — wer kann endlich die Freude, welche eine wohl angebrachte Wohlthat, die dem Empfänger wirklich zur Gründung ſeines Glücks dient, dem Geber macht, aus der Sinnenluſt herleiten? Wenn es auch möglich iſt, einen Zuſammenhang zwiſchen beyden ſich auszudenken: ſo iſt doch gewiß, daß in den Gemüthern jener Menſchen keine Idee von einer vergangenen oder künftigen Befriedigung irgend eines Sinnes vorhanden war. Und es kommt nicht darauf an, wie man den Urſprung der menſchlichen Empfindungen durch Kunſt erklären kann, ſondern, wie man die Entſtehung derſelben im menſchlichen Herzen wirklich beobachtet.

Es gibt demnach, außer dem Vergnügen der Sinne, auch noch Vergnügungen des Geiſtes und des Herzens. Es gibt alſo auch Begierden und Bedürfniſſe, welche aus den letztern entſtehn. Es gehört alſo noch etwas mehr zur Glückſeligkeit, als alle möglichen körperlichen Genüſſe in dem Zeitraume des Lebens gleichſam zuſammen zu pfropfen, und dem Schmerze, der, wie Plato ſagt, mit dem Vergnügen immer als ein hinteres Glied derſelben Kette verbunden zu ſeyn pflegt, und daher oft von dieſem nachgeſchleppt wird, geſchickt auszuweichen. Folglich hat auch endlich die Tugend, welche die

Schöpferinn der Glückſeligkeit ſeyn ſoll, eine höhere Beſtimmung, als die Maßregel zum ſchmerzloſen Genuſſe körperlicher Vergnügungen ausfindig zu machen. Das Moralprincip des Epikur iſt alſo falſch.

Es iſt aber, zweytens, auch nicht genugthuend; und zwar in doppelter Rückſicht:

Einmahl reicht es zwar hin, für den gewöhnlichen Lauf des menſchlichen Lebens die Verpflichtung des Menſchen zur Ausübung der Tugend zu beweiſen: aber für gewiſſe ſeltnere Colliſionsfälle, die aber doch häufig genug vorkommen, gibt es ihm keine Bewegungsgründe zur Tugend, und ſcheint ihm ſogar das Laſter anzurathen. Wenn ein Menſch ſich durch Raub und Mord ein großes Vermögen, und alſo für ſein ganzes Leben die Mittel zu allen Vergnügungen verſchaffen kann, und dabey jene ſtrafbare Handlung dergeſtalt auf ewig zu verbergen weiß, daß ſie ihm weder die Ahndung der Geſetze zuzieht, noch die Achtung ſeiner Nebenmenſchen vermindert: — was kann ihn hindern, ſeinen höchſten Zweck auf dem geradeſten Wege zu verfolgen? Die Regel, welche die Vernunft ſeiner Aufführung vorſchrieb, wird dadurch nicht übertreten. — Wenn ein Anderer, ſo wie der Herzog von Richelieu, durch einen höchſt glücklichen Körperbau, durch einen hohen Stand und äußere Annehmlichkeiten in den Stand geſetzt wird, die unmäßigſte Wolluſt bis in ein hohes Alter zu genießen und doch geſund zu bleiben; wenn er dieſer ſeiner Wolluſt das Glück und ſelbſt das Leben vieler achtungswürdigen Perſonen des andern Geſchlechts aufopfern, und doch dabey die Liebe dieſes Geſchlechts und die allgemeine Achtung der Geſellſchaft beybehalten kann: — was in der Welt könnte ihn bewegen, in der Befriedigung ſeiner Lüſte mäßig zu ſeyn? — Gerade alſo, wo die Verſuchung zum Laſter am größten iſt: da iſt der Widerſtand, welchen ihr die Epikureiſche Tugend leiſtet, der ſchwächſte: da, wo Principien und allgemeine Lehrſätze am meiſten nöthig ſind, da hören die ſeinigen auf, wirkſam zu ſeyn.

Dieſes Princip iſt zum andern deßwegen nicht genugthuend, weil es einen natürlichen Eindruck, welchen die Tugend auf alle Menſchen macht, und der einen weſentlichen Beſtandtheil von ihr zum Grunde hat, nicht erklärt. Sie erregt nähmlich nicht nur Zuneigung, ſondern auch Achtung; ſie hat nicht bloß Schönheit, ſondern auch Würde. Ich unterſcheide, bey einer empfangnen Wohlthat, ſehr wohl den Eindruck, welchen das mir dadurch zu Theil werdende Glück verurſacht, von demjenigen Eindrucke, welchen es macht, dieſes Glück von der Menſchenliebe und Freygebigkeit eines Andern erhalten zu haben. — Nun dieſe von der Tugend erregte Achtung, dieſe Würde derſelben wird durch dasjenige Syſtem nicht erklärt, welches die Tugend bloß zur Dienerinn des ſinnlichen Vergnügens macht.

Die Würde des Menſchen liegt in der Vollkommenheit ſeiner ganzen Natur und in der Erhöhung aller ſeiner Kräfte. Aber alle ſeine einzelnen Sinne können befriedigt werden: und er bleibt doch im Ganzen ein ſehr unvollkommner Menſch.

V.

Beurtheilung

des Chriſtlichen Prinzip.

So weit waren die Griechen und Römer gekommen, und durch dieſe Verſchiedenheiten hatten ſich ihre moraliſchen Begriffe und Meinungen durchgewunden: als die chriſtliche Religion erſchien, und die erſte große Aenderung darin hervorbrachte. Die Einführung dieſer Religion muß in den Augen jedes unbefangenen Beobachters, auch wenn er von dem Nutzen derſelben für das menſchliche Geſchlecht nicht überzeugt iſt, eine der größten und merkwürdigſten Weltbegebenheiten ſcheinen, werth, die Geſchichte derſelben in zwey Theile zu theilen. Keine andere Begebenheit hat auf Verfaſſung, Sitten, Cultur, Gelehrſamkeit und Schickſale ſo vieler Völker und Länder der Erde, – beſonders der ſchon zuvor geſitteten und aufgeklärten Völker, — einen ſo großen und ſo lange dauernden Einfluß gehabt. Noch nach achtzehnhundert Jahren empfinden wir die Wirkung derſelben. Alles, was in und um uns iſt, wird gewißer Maßen durch die Folgen dieſer Einführung beſtimmt.

Am allermeiſten aber iſt das Sittliche, in Abſicht der Meinungen ſowohl, als in Abſicht der Ausübung, bey den Völkern, welche die chriſtliche Religion angenommen haben, verändert worden. Ihr eigenthümlicher Vorzug iſt ohne Zweifel, daß ſie zuerſt unter allen Volksreligionen, die Religionsmythen mit Religionslehren vertauſcht, und dieſe nebſt den Gebräuchen des Gottesdienſtes mit der Moral verbunden hat. Man hat zwar den alten Religionen daraus ein Verdienſt machen wollen, daß ſie ihren Anhängern bloß die Beobachtung gewiſſer Gebräuche vorſchreiben, ohne weder Sätze als Wahrheiten zu lehren noch Gebothe für Pflichten zu geben. Eben dadurch, ſagt man, wurden ſie duldſam und mit einander verträglich: weil alle Gebräuche neben einander beſtehen können; aber ein Satz nothwendig die Annahme des ihm Widerſprechenden ausſchließt, und weil eine aufgelegte Pflicht den, welchen eine andere Religion ſie verwerfen heißt, ſogar abſcheulich macht. Daher die Unduldſamkeit und der Verfolgungsgeiſt erſt mit der chriſtlichen Religion gebohren worden iſt, und ſo lange, als ſie, fortgedauert hat. Ohne den Grund dieſer Beſchuldigung zu unterſuchen, welches mich zu weit von meinem Wege abführen wür-

würde, will ich nur dieß einzige bemerken, daß für einen Menſchen, welcher Verſtand und Sitten für die beyden Hauptangeln hält, an welchen die menſchliche Vollkommenheit und Glückſeligkeit hängt, jede Religion, welche in ihrem Gottesdienſte bloß auf die Sinne wirkt und mechaniſche Uibungen veranlaßt, ohne weder Ideen noch ſittliche Empfindungen zu erwecken, eine verächtliche Religion iſt, und daß nur diejenige Religion ſchätzbar und des Nahmens werth iſt, welche dem Verſtande etwas zu denken, und dem ſittlichen Gefühle eine gewiſſe Richtung gibt.

Auch die Unterſuchung, ob die chriſtliche Religion wirklich einen Einfluß, und einen vortheilhaften, auf die Sittlichkeit der Völker, welche ſie annahmen, gehabt habe, gehört nicht zu meinem Endzwecke: obgleich meine innigſte Uiberzeugung mich dringt, zu bekennen, daß ich dieſen Einfluß für groß und ſehr wohlthätig halte. Je vertrauter ich mit den Schriften der Griechen und Römer, und mit den hiſtoriſchen Denkmählern ihres ſittlichen Zuſtandes geworden bin: deſto mehr hat es mir eingeleuchtet, daß, in den ſittlich verdorbenſten Zeitaltern der chriſtlichen Europäiſchen Völker, doch mehr Tugend, mehr Beſcheidenheit in dem Laſter, beſonders bey den niedrigern Volksclaſſen, vorhanden geweſen ſey, als bey jenen ſo gerühmten Völkern des Alterthums. Wo bey dieſen die

Philoſophie nicht hindringen konnte: da war auch das Volk von allem Unterrichte in ſeinen Pflichten entblößt. Unter den Chriſten hingegen bekommt auch der gemeinſte Mann, der ſonſt gar keine Gelegenheit etwas zu lernen hat, doch in der Kirche, einige beſſere und deutlichere Begriffe von der Sittlichkeit, als die ſeinigen ſind. Mögen darunter immer einige unrichtige ſeyn: aber die wahren fehlen doch gewiß nicht. Je religiöſer ein gemeiner Mann iſt, deſto aufgeklärter wird er ſich im Durchſchnitte zeigen. Daher ſcheinen die Herrnhuthiſchen Handwerker ſo weit über ihres Gleichen an Einſichten und ſelbſt in der Art ſich auszudrücken erhaben, ob ſie ſich gleich nur in ihren Bethſtunden bilden.

Doch meine Hauptabſicht iſt auf die Darſtellung des eigenthümlichen Princips, welches die chriſtliche Religion zuerſt in die Moral eingeführt hat, und das ebenfalls von großen Folgen für die Theorie und Praxis dieſer Wiſſenſchaft geweſen iſt, gerichtet. Dieſes Princip iſt der Gehorſam und die Liebe gegen Gott. Alle Tugenden, ſagen die chriſtlichen Lehrer, welche entweder aus den Antrieben einer wohlgeordneten Selbſtliebe, oder aus den Empfindungen des Wohlwollens und der Zuneigung gegen andere Menſchen, oder ſelbſt aus der Betrachtung der Schönheit und der innern Vortrefflichkeit der Tugend geſchehen, ſind in den Augen Gottes, und alſo in der wahren Moral, nichts mehr, als glänzende Laſter *). Wenn Tugenden Gott gefallen, und alſo wirklich einen friſchen Werth haben ſollen, ſo muß der einzige, oder doch der vornehmſte Bewegungsgrund dazu geweſen ſeyn: die Gebothe Gottes unſers höchſten Oberherrn zu befolgen, und ihm, als unſern größten Wohlthäter, unſere Dankbarkeit zu beweiſen.

Die chriſtlichen Lehrer hatten nicht Urſache, dieſes Princip zu beweiſen, da ſie es aus einer unmittelbaren Offenbarung, oder aus Schriften ſchöpften, welche, wie ſie glaubten, die eignen Reden und Ausſprüche Gottes enthielten. Aber ſie beſtätigten dasſelbe durch alle die Gründe, welche die Stärke jenes religiöſen Antriebes zur Tugend, und die Schwäche anderer ſpekulativen Bewegungsgründe zeigen können, und ſie wandten es auf die meiſten Pflichten an, um es als genugthuend darzuſtellen.

Wenn nun der philoſophiſche Moraliſt, deſſen Sachwalter ich in dieſem Aufſatze bin, über das chriſtliche Princip urtheilen ſoll; ſo wird er zu-

---

*) Dieſes harte Urtheil über den völligen Unwerth der nicht chriſtlichen Tugenden, ſteht weder mit ausdrücklichen Worten in den Schriften des N. T., noch läßt es ſich auf eine evidente Weiſe aus den Ausſprüchen desſelben herleiten. Aber es kam ſehr frühzeitig in das Moralſyſtem der chriſtlichen Lehrer, und blieb ſehr lange herrſchende Meinung der Kirche.

erſt anerkennen, daß daſſelbe eben, weil es ſo einfach und deutlich iſt, mehr, als die philoſophiſchen Syſteme, dazu gemacht iſt, auf die Menſchen im Großen, und beſonders auf die zahlreichern und niedrigern Volksclaſſen zu wirken. Es ſtelle ihnen keine andern ſittlichen Verhältniſſe dar, als die, in welchen ſie ſich nach ihrer politiſchen Lage wirklich befinden, und deren Einfluß auf ihre Handlungen ſie vollkommen einſehen. — Sie ſind Unterthanen, und erkennen ſich zum Gehorſam gegen einen Oberherrn verbunden. Es iſt ihnen alſo einleuchtend, daß der höchſte Oberherr, Gott, welcher zugleich ein über die Menſchen unendlich erhabnes Weſen iſt, einen noch weit ſtrengern Gehorſam von ihnen zu fordern berechtigt ſey. Die Gebothe eines menſchlichen Regenten können auch das Unrechte befehlen: die Geſetze Gottes drücken den Stempel des Rechts und der Tugend auf alle Handlungen, welche ſie vorſchreiben. Jene Volksclaſſen fühlen ſich überdieß von der Wohlthätigkeit Vieler in ihrem Glücke abhängig, wiſſen, daß, um neue Wohlthaten zu erhalten, kein ſo ſicheres Mittel iſt, als ſich für empfangne ſehr dankbar zu bezeugen, und daß bey Höhern die beſte Art der Dankbarkeit der Gehorſam gegen ihren geäußerten Willen iſt. Dieſe ihnen ſo geläufigen Empfindungen richtet das Chriſtenthum nun auf Gott, den es ihnen in der That zuerſt, als ihren höchſten und immerwährenden Wohlthäter darſtellte, weil es ihn zum Weltſchöpfer und Weltregierer erhob, welches keiner von den Göttern Roms und Griechenlands geweſen war.

Das chriſtliche Princip hat zweytens eine ſehr nahe und einleuchtende Beziehung auf Glückſeligkeit, und unterſtützt alſo die allgemein anerkannte Verpflichtung zum Gehorſam gegen einen göttlichen Oberherren und Regenten noch durch die, das Gemüth ſanfter beſtimmenden, Bewegungsgründe des davon zu erwartenden Wohlſeyns. — Da nach der chriſtlichen Lehre Gott der Urheber von dem Daſeyn des Menſchen, von deſſen Leben, und allem dem iſt, was daſſelbe bisher erhalten und angenehm gemacht hat: ſo iſt auch nur von Gott, als der erſten Urſache, alles künftige Wohlſeyn zu erwarten. Und wenn er nun in der Offenbarung ſeinen gehorſamen Unterthanen ihre Beglückung in dieſer und in einer künftigen Welt verſprochen, wenn er den Uibertretern ſeiner Befehle Elend und einen jammervollen Zuſtand gedroht hat: ſo iſt der Weg zur Glückſeligkeit kein anderer, als der: ſein Wohlgefallen durch die Ausübung der von ihm vorgeſchriebenen Pflichten zu erhalten.

Dieſes Princip iſt drittens in der chriſtlichen Religion vollkommen conſequens, weil ſie eine unmittelbare göttliche Offenbarung zum Grunde ihrer Lehren legt, und ihre Bekenner anweiſt, Gott ſelbſt als in den heiligen Schriften redend anzuſehen. Nur in dieſem Falle kann es unbedingte

Pflicht ſeyn, dem, was uns unter dem Nahmen eines göttlichen Geboths überliefert wird, zu gehorchen, wenn wir wiſſen, daß es gleichſam aus dem Munde Gottes gefloßen iſt. Der gläubige Chriſt, der von dem göttlichen Urſprunge der heil. Schriften überzeugt war, ſahe die darin vorkommenden Geſetze und Regeln für die menſchliche Aufführung wirklich in dieſem Lichte, — als Reden aus dem Munde Gottes, an. Und da nun zugleich in dem A. und N. Teſtamente, faſt für alle Fälle des menſchlichen Lebens, ſittliche Regeln vorkommen, mit welchen jeder Vernünftige zur Beſtimmung ſeiner Aufführung auslangen kann: ſo hatten die chriſtlichen Lehrer Recht, die Offenbarung als ein vollſtändiges Sittenſyſtem, und alſo das Princip des Gehorſams gegen Gott, d. h. gegen die Offenbarung, als ein völlig genugthuendes Princip anzuſehen, aus welchem ſich alle Pflichten herleiten laſſen.

Aber eben deßwegen iſt dieſes Princip zur Grundlage einer philoſophiſchen Moral nicht geſchickt. Sie weiß von keiner unmittelbaren Offenbarung. Sie ſieht Gott nur in der Natur, d. h. ſie ſchließt nur aus den Beſchaffenheiten des Werkes die Eigenſchaften des Urhebers: — ſie hört Gott nur in den Ausſprüchen der menſchlichen Vernunft, d. h. ſie nimmt an, daß alles, was wahr iſt, auch von dem Verſtande Gottes anerkannt, und alles, was wirklich Pflicht iſt, von ihm befohlen werde. Die Philoſophie ſieht endlich den Begriff Gottes ſelbſt, und alſo auch die Ueberzeugung von ſeinem Daſeyn, als abgeleitet von dem Begriffe der höchſten intellektuellen und ſittlichen Vollkommenheit an, wovon die Vernunft in ſich ſelbſt und in der Natur die erſten Elemente aufſuchen muß. Dieſe wenigen Data reichen zu, das Princip des Gehorſams gegen Gott als Grundlage der Sittenlehre, wenn es von dem Glauben an den unmittelbar göttlichen Urſprung unſrer heil. Schriften getrennt iſt, zu würdigen.

Es kann, *einmahl*, durchaus nicht das erſte und urſprüngliche ſeyn. Denn da ich in der Philoſophie erſt ſchließe, „Gott will alles, was „ſittlich gut, und befiehlt alles, was recht und „Pflicht iſt; — nun erkenne ich mit Gewißheit „dieſe Handlung für ſittlich gut, und dieſe Ver„pflichtung für gegründet; — alſo will Gott jene „und gebiethet mir dieſe:“ ſo muß ich zuvor aus andern Gründen die Einſicht von der ſittlichen Güte der Handlung und von der Verbindlichkeit einer Vorſchrift erlangt haben, ehe ich zuletzt gleichſam die Beyſtimmung Gottes, und die Sanction dieſes höchſten Geſetzgebers annehmen kann.

Zum andern: der Gehorſam, es ſey gegen Gott, es ſey gegen Menſchen, iſt ſelbſt nur eine abgeleitete Pflicht. Ich kann fragen: „warum bin „ich verbunden, zu gehorchen?“ was ſetzt mich ge„gen ein anderes Weſen in das Verhältniß eines

„Unterthanen, welches mich nöthiget meinen Willen dem ſeinigen aufzuopfern?" Freylich leuchtet dieſes bey Gott ſehr bald ein, da bey ihm die höchſte Weisheit, Güte und Macht zuſammen kommen; drey Sachen, welche den Grund zu aller Herrſchaft legen, und die, wenn ſie vereiniget ſind, die rechtmäßigſte Herrſchaft begründen. — Aber dieſe Deduction iſt doch noch aus mehreren Gliedern beſtehend, wenn ſie vollkommen genugthuend und gegen alle Eingriffe geſichert ſeyn ſoll. Und bloß das, daß die Herleitung der Pflicht zum Gehorſam aus vorhergehenden Verbindlichkeiten möglich und ſelbſt nöthig iſt, zeigt, daß es nicht die Urpflicht und der ſummariſche Inbegriff aller andern, — kurz, daß es nicht das erſte Princip der Sittenlehre ſeyn könne.

Dazu kommt noch, drittens, eine Betrachtung, auf der **Kant** ſo ſehr beſteht, und die, ob ſie gleich frommen Gemüthern beym erſten Anblicke anſtößig ſcheint, doch für den prüfenden Verſtand viel Wichtigkeit hat. Es gehört nähmlich zum Weſen der Tugend, daß ſie aus der eignen Vernunft des Menſchen ihre Vorſchriften herleite; — daß ſie in ſeinem ganzen Charakter liege, und nicht aus irgend einem einzelnen und fremden, ſey es auch aus einem noch ſo ehrwürdigen, Bewegungsgrunde herſtamme. — Jeder Gehorſam iſt blind, die Tugend aber iſt ſehend: jener folgt fremden Einſichten, dieſe hat die eigne Einſicht des Menſchen zur Führerinn. Jener unterwirft ſich den Geſetzen eines Obern, ohne ſie zu kennen und ohne ſie zu prüfen, weil er den Oberherren als ſeinen Gebiether anerkennt, und von deſſen Weisheit eine hohe Meinung hat. Die Tugend hingegen, von der Vernunft unzertrennlich, iſt ihre eigne Geſetzgeberinn, und bekommt eben dadurch ihre vornehmſte Würde; zu geſchweigen, daß der Gedanke an einen Oberherrn von dem an willkürliche Belohnungen und Strafen nicht zu trennen iſt, dieſer letztere Bewegungsgrund aber die Reinheit der Tugend unausbleiblich befleckt.

Um ſchon von ſeiner Vernunft anerkannte Pflichten gewiſſer zu beobachten, kann der Menſch keinen höhern und edlern Antrieb haben, als den Gehorſam gegen Gott und die Furcht vor deſſen Mißfallen: ja er hat dieſen Bewegungsgrund, in Zeiten der Verſuchung, zur Unterſtützung ſeiner wankenden Tugend ſehr nöthig. Aber die Kenntniß ſeiner Pflichten kann er nicht aus dieſer Quelle ſchöpfen; und der erſte Grund aller Verpflichtung kann nicht in einer beſondern Pflicht, dergleichen der Gehorſam gegen Gott iſt, liegen.

Und welches war nun der wirkliche Einfluß eines Princips auf die chriſtliche Kirche, in welcher es ſo lange herrſchte, und auf die in ihr begriffnen Völker, welche in den Mittelzeiten ihre

Sitten und ihre Wiſſenſchaften nur von der Kirche bekamen? Er war theils vortheilhaft, theils nachtheilig, ſo wie in dem Princip ſelbſt Wahrheit mit unrichtigen Begriffen verbunden war.

1. In Abſicht des *vortheilhaften* Einfluſſes iſt es unverkennbar, daß eben die Einfachheit und die natürliche Stärke dieſes Princips die Urſache geweſen iſt, warum die chriſtliche Moral mehr bey den Völkern ausgerichtet hat, als die Moral aller Philoſophen des Alterthums. Der vortreffliche Zuſammenhang zwiſchen der chriſtlichen Dogmatik und Moral trug auch das Seinige dazu bey, der letztern Kraft zu geben: ſo wie die hohe ſyſtematiſche Vollkommenheit, welche die Kirchenlehrer in die Dogmatik zu bringen gewußt hatten, auch die Irrthümer der letztern zu befeſtigen diente. Der chriſtliche Religionslehrer fing ſeinen Unterricht damit an, Gott als den Weltſchöpfer, und zwar als den Schöpfer aus nichts vorzuſtellen: und durch dieſe einzige Vorſtellung erhebt er den Begriff von Gott ſo ſehr, als nie zuvor die Menſchen ſich Gott gedacht hatten. Er unterließ dabey nicht, alle die wohlthätigen Einrichtungen in der Natur, die eben deßwegen, weil Gott ganz ihr Urheber in Materie und Form iſt, von ihm allein herrühren, aufzuzählen. Und ſelbſt in den öffentlichen Kirchengebethen erneuert man dieſe Erinnerung bey jeder Zuſammenkunft der Chriſten. Der Katechet ſtellte nun zugleich Gott als den Regierer al-

ler einzelnen Begebenheiten der Welt vor, und machte dadurch auch das zeitliche Glück der Menſchen ſichtbar von ihm abhängig. Nie war die Allgegenwart eines Gottes gelehrt worden; aber ein immer gegenwärtiger Gott, wie der chriſtliche, welcher Zeuge aller unſerer Handlungen iſt, und dieſelben in dem Augenblicke, wann ſie geſchehen, mit Wohlgefallen oder Mißfallen bemerkt, wirkt weit ſtärker auf die Gemüther, als die Allwiſſenheit eines abweſenden Gottes. Der Unterricht des Chriſtenthums ſchloß ſich mit dem künftigen Zuſtande nach dem Tode, in welchem Gott von ihm ſelbſt veranſtaltete Belohnungen und Strafen den Beobachtern oder Uibertretern ſeiner Befehle austheilen wird. Hier war alſo alles vereiniget, was auf edle und unedle Gemüther wirken konnte: die Verehrung gegen die größte Vollkommenheit und Erhabenheit, und Furcht vor der größten Macht; — Dankbarkeit gegen unausgeſetzt empfangene Wohlthaten, und Verlangen nach neuen; — das Beſtreben, den Beyfall eines ſo erleuchteten Zeugen und Richters bey ſeinen Handlungen zu erhalten, und die Scheu vor einem immer gegenwärtigen Oberherrn; endlich Furcht und Hoffnung der zukünftigen Dinge.

2. Dieſes Princip aber, der Gehorſam gegen Gott alſo, der nothwendig unumſchränkt ſeyn muß, wurde vielleicht nicht ſo ganz vortheilhafte Folgen hervorgebracht haben, wenn die Chriſten nicht di

Schrift und die Offenbahrung hätten zu Rathe ziehen können, in welcher in der That nichts als Sprüche der Weisheit, und Lehren der Tugend ſtehen, deren Kenntniß allerdings hinreichend war, ihr praktiſches Leben darnach einzurichten. Was konnte dieſes an und für ſich ſo ſchöne, ſo ganz in der Natur des Menſchen gegründete Princip dafür, wenn in der Folge bey der Auslegung ſolcher Sprüche, die von Menſchen doch immer geſchahen, dieſe Unumſchränktheit gefährlicher wurde? Wenn Menſchen aus ihren Satzungen eine Moral bildeten, die dann natürlich auch aus Menſchenſatzungen beſtand? Wenn ſie ſich zu Stellvertreter Gottes erhoben, und ihre Gebothe unmittelbar für die ſeinigen ausgaben? War doch das Princip der reinen chriſtlichen Moral nur Gehorſam gegen Gott, und Furcht vor ſeinen Mißfallen, das Größte und Edelſte, das es geben konnte! — Aber nun fing man ohne Schuld des Princips an, in moraliſchen Dingen Menſchen unumſchränkt zu gehorchen. Wie ſehr eine ſolche Unterwürfigkeit unter menſchliche Oberherrn in moraliſchen Sachen die Völker erniedrigen und verunedlen, die Fähigkeit des Verſtandes unter ihnen ſchwächen, und die Sittlichkeit verderben kann: das hat die Geſchichte des Mittelalters bis zur Reformation hinlänglich gelehrt. Und wie leicht Menſchen ein göttliches Anſehen, welches ihnen die Meinung der Welt zugeſteht, zu mißbrauken verleitet werden: das wiſſen wir aus der Geſchichte der Päbſte.

Aber nun wurde auch die Pflicht des Gehorſams falſch ausgelegt, und alle Pflichten für gleich gehalten, die gleichen Gehorſam ausdrückten. Man ſcheint hier auf den Grund des Geſetzes vergeſſen zu haben, daß nähmlich Gott nur darum Gehorſam fordere, weil dieſer unſer Glück, unſer Wohl befördere, und dieß allerdings mehr durch die Erfüllung der ewigen Geſetze der Menſchenliebe und Gerechtigkeit, als durch die Beobachtung eines Kirchengebrauchs gegründet werde.

Der zweyte Umſtand, welcher dem Princip des Gehorſams eigen iſt, und mit der Zeit, — beſonders der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Moral, Schaden gethan hat, iſt ſelbſt der einzige Vorzug, — ich meine die Einfachheit deſſelben. Wenn es einmahl verſtanden und auf die Pflichten des Lebens angewandt iſt, ſo iſt wenig mehr dabey zu erläutern und nichts zu unterſuchen. So lange es, wie es im Anfange der Fall war, und immer hätte ſeyn ſollen, mit der unabläſſigen Leſung der heiligen Schriften verbunden wurde: ſo konnte es in der That für die Chriſten hinreichen, ſie faſt alle Pflichten des Lebens zu lehren, und ihnen die Verbindlichkeit dazu zu zeigen. Selbſt als es davon getrennt und an das Studium der Canonen der Kirchenverſammlungen, der Decrete der Päbſte und aller Vorſchriften der kirchlichen Tradition geknüpft wurde: konnte es noch zur Belehrung und zum Leitfaden in den meiſten ſittlichen Verhältniſſen des öffentlichen und des Privat-Lebens dienen: — und dieß um deſto mehr, je mehr die Geiſtlichkeit ſich in die weltlichen Geſchäfte eingemiſcht und bürgerliche Angelegenheiten unter ihre Gerichtsbarkeit gezogen hatte. Man empfand alſo die Nothwendigkeit fortgeſetzter moraliſcher Unterſuchungen nicht. In der Bibel waren alle Tugendlehren nur in Sittenſprüchen gegeben, keine in zuſammenhängenden Syſtemen, oder auch nur in einer gewiſſen Ordnung gelehret worden. Die chriſtlichen Lehrer gingen auf demſelben Wege fort. Sie gaben viele neue, oft ſehr vernünftige Belehrungen; einige unterſtützten ihre Vermahnungen durch wahre Beredtſamkeit: aber niemand dachte an die Unterſuchung der menſchlichen Natur und der Natur der menſchlichen Pflichten. Daher, ſo ſehr die Kirchenväter für das Syſtem der Dogmatik arbeiteten, ſo viel zahlreiche und ſcharfſinnige Werke ſie zur Erklärung und zum Beweiſe der theoretiſchen Lehren ſchrieben; und zu ſo einer großen Vollendung ſie auch endlich jenes Syſtem wirklich brachten: ſo wenig thaten ſie für die wiſſenſchaftliche Moral, ſo wenig Schriften haben ſie uns in dieſer Gattung hinterlaſſen, und ſo geringe Fortſchritte hat überhaupt die philoſophiſche Sittenlehre zwiſchen dem Zeitraume der Einführung des Chriſtenthums und der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften im vierzehnten und funfzehnten-Jahrhunderte gemacht. Die ſpekulative Philoſophie wurde durch das ganze Mittelalter kultivirt, — zwar nicht ſehr zur Erweiterung nützlicher Kenntniſſe, aber doch zu einer gewiſſen Uibung des Verſtandes: und das Metaphyſiſche der Kirchen-Dogmatik führte ſelbſt auf jenes Studium, und gab ſogar einen großen Theil des Stoffs zur ſcholaſtiſchen Philoſophie her. Aber die Moralphiloſophie lag in dieſem langen Zeitraume gänzlich unangebaut. An ihre Stelle traten Aſcetik und Caſuiſtik, zwey Formen, in welche ſich das kirchliche Moralſyſtem natürlicher Weiſe ausbildete. Da dieſes größtentheils nur Uibungen der Andacht, der Selbſtverleugnung, des Gehorſams, — Büßungen und Gebethe vorſchrieb: ſo wurden die Anweiſungen zu ſolchen Handlungen am ſorgfältigſten bearbeitet, und die Regeln dazu immer genauer beſtimmt: und die Sammlung ſolcher Anweiſungen und Regeln, mit Ermahnungen verbunden, machte den Inhalt der aſcetiſchen Bücher aus. — Da, von der andern Seite, vom Anfange des Chriſtenthums an, die eigentliche Lebensmoral, — ſelbſt nach dem Muſter des Unterrichts im neuen Teſtamente, — von den Lehrern der Kirche nie anders, als in einzelnen, unzuſammenhängenden und unbewieſenen Sätzen vorgetragen worden war: ſo wurden ſpäterhin, als alle Pflichten immer mehr in die äußern Handlungen, als in die Geſinnungen, geſetzt wurden, auch die moraliſchen Unterſuchungen immer mehr auf einzelne Fälle, und beſonders auf Colliſions-Fälle eingeſchränkt, wobey der Geiſt der Zeit, — die Grübeley, ſeine Nahrung fand.

VI.

Beurtheilung

des Puffendorfiſchen Princips.

Das erſte, was im Mittelalter die Gelehrten zu moraliſchen Unterſuchungen zurückbrachte, war die Einführung des alten Römiſchen Rechts, und das ſorgfältige Studium, welches man auf daſſelbe wendete.

Vielleicht haben die alten Römer dem menſchlichen Geſchlechte durch nichts einen ſo großen Dienſt geleiſtet, als durch die ſo vollkommne Ausarbeitung ihres bürgerlichen Rechts, welches ſelbſt unter den verworfenſten Regierungen ihrer Kaiſer immer neue Fortſchritte machte, — und durch die Sammlung und Abfaſſung der Geſetzbücher, welche ſie uns hinterlaſſen haben. In der Wiſſenſchaft des Rechts und in dieſer allein, ſind die Römer Erfinder. Ihre Rechtspflege übertraf die Griechiſche, nach welcher ſie zuerſt copirt war, weit: und dieß trug vielleicht, nach der ſcharfſinnigen Bemerkung des Adam Smith, dazu bey, auch die Sitten der Römer über die Griechen im Ganzen zu erheben.

Als im vierzehnten Jahrhunderte die Römiſche Rechtspflege bey den Gerichtsſtühlen des neuern Europa, — und das wiſſenſchaftliche Studium dieſes Rechts auf den Univerſitäten deſſelben eingeführt worden war: wurde zwar im Anfange nur der poſitive und hiſtoriſche Theil dieſes Rechts mit großem Fleiße getrieben, und machte, nebſt dem canoniſchen Rechte und der Theologie, beynahe das ganze Studium des Zeitalters aus, in welchem Paris der Hauptſitz der theologiſchen, Bologna der Hauptſitz der juridiſchen Wiſſenſchaften war. Aber nach und nach kam man doch auch dazu, dem Geiſte der Geſetze nachzuſpüren, und die Urſachen, welche die Entſcheidungen der Pandecten und Inſtitutionen über bürgerliche Angelegenheiten hatten, in der Natur dieſer Angelegenheiten ſelbſt und in der Natur des Rechts aufzuſuchen. Daraus entſtanden die erſten Keime des Naturrechts, und mit dem Naturrechte fängt das Studium der neuern wiſſenſchaftlichen Moral an: ſo wie es immer ein Vorzug dieſer letztern vor der Moral der alten Philoſophen blieb, daß jene die philoſophieſche Rechtswiſſenſchaft mit in den Umfang ihres Gebieths zog, und die aus der Rechtswiſſenſchaft entlehnten moraliſchen Begriffe, zum Beyſpiel den von der Zurechnung, und den damit zuſammenhängenden von der Freyheit des Willens, in ein helleres Licht ſtellte.

Auf die Wiederauflebung der römiſchen Rechtswiſſenſchaft folgte, faſt unmittelbar, die des Studiums der römiſchen und griechiſchen Beredtſamkeit, Dichtkunſt und Philoſophie. Auch hierdurch wurden die Gelehrten Europens von einer andern Seite zur Moral zurückgeführt. Aber ſo wie die erſten Leſer der Griechen und Römer ſich mehr mit dem Verſtehen und Auslegen ihrer Gedanken und Ausdrücke, als mit der Unterſuchung der von ihnen vorgetragnen Sachen, beſchäftigten: ſo entſtanden auch anfangs aus dem Studium der vortrefflichen moraliſchen Werke des Plato, Ariſtoteles und Cicero, nur neue Platoniſche und Peripatetiſche Secten, welche alle Sätze, die ſie in den Schriften ihrer Stifter und Hauptvertheidiger fanden, ohne weitere Prüfung annahmen. Es war alſo noch weniger zu erwarten, daß ſie auf die Prüfung der erſten Principien denken, oder die Unterſuchung der Moral ſelbſt ſchon bis zur Erfindung neuer und eigner treiben würden.

Da nun meine eigentliche Abſicht in dieſem Aufſatze iſt, die nach und nach entſtandnen neuen Principien und Syſteme der Moral zu entwickeln: ſo iſt allerdings bey dieſer die Einführung der römiſchen Rechtswiſſenſchaft von größerer Erheblichkeit, als die Erneuerung der griechiſchen und römiſchen wiſſenſchaftlichen Moral. Und in der That von Rechtslehrern und von dem Studium der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrer Verhältniſſe ſind diejenigen Moraliſten ausgegangen, welche uns nach der Zeit neue moraliſche Principien in Menge gegeben haben.

Ich ſetze dieſe Epoche nicht früher an, als mit dem Hugo Grotius und deſſen berühmten Werke de jure belli et pacis. — Nicht, daß er ſelbſt ein neues moraliſches Syſtem erfunden hätte: aber er verband zuerſt die Philoſophie mit der Rechts- und hiſtoriſchen Staats-Wiſſenſchaft; ob er gleich beydes noch mit einem unnützen Ueberfluſſe von Gelehrſamkeit und Citationen aus den Alten ausſtattete. Aber die Größe ſeines Nahmens und das Glück, welches ſein Werk in der gelehrten Welt, und ſelbſt bey den Staatsleuten und den Regierungen machte, hatte Einfluß auf ſeine Nachfolger, auch in dem Studium des Rechts mit hiſtoriſcher Gelehrſamkeit Philoſophie zu verbinden; und aus ſeiner Schule ging Puffendorf hervor, von welchem wir, ſo viel ich weiß, die erſte neue Formel eines Moralprincips haben.

Aber von nun an muß ich mich kürzer faſſen, weil ſich die Menge neuer Moralſyſteme immer mehr häuft, je mehr ſich der Anbau der Philoſophie unter allen Nationen Europens ausbreitet: und ich darf mich kürzer faſſen, weil die zuvor gegebnen ausführlichen Erörterungen einiger Syſteme es dem Leſer ziemlich leicht machen werden, den Werth oder Unwerth dieſer neuen Principien zu beurtheilen.

Das Princip des Puffendorf zeigt ganz deutlich, daß er von der Staats- und Rechts-Wiſſenſchaft zu den moraliſchen Unterſuchungen ausgegangen ſey. Dieſes Princip iſt: Sey geſellig d. h. handle immer ſo, daß du ein unſchädliches und brauchbares Mitglied, ſowohl der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, als insbeſondere der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyſt, zu der du gehörſt, und die für dich, in gewöhnlichen Fällen, die ganze menſchliche Geſellſchaft vorſtellt. Und da es nur durch die Ausübung der Gerechtigkeit möglich wird, daß die Menſchen mit einander in Geſellſchaft leben können; — und da der Staat ſeine Erhaltung nur von der Treue ſeiner Bürger und deren Gehorſams gegen die Geſetze, — ſeine Beſchützung von ihrem Muthe, — ſeinen innern Wohlſtand nur von der beſten Verwaltung der Staatsämter, und der Bereitwilligkeit aller Bürger, der öffentlichen Sache zu dienen, — endlich die Glückſeligkeit oder die Erleichterung ſeiner einzelnen Mitglieder von der unter ihnen wechſelſeitig herrſchenden Liebe und Wohlthätigkeit erwarten kann: ſo ſey gerecht, gehorſam gegen die Geſetze, treu in deinem Amte, oder fleißig in deinem Berufe, muthig zur Abwendung der öffentlichen Gefahr, im Privatumgange liebreich und wohlthätig.

Das Princip der Geſelligkeit ſchließt zwey Sachen in ſich: es ſoll die Grundlage der Moral in der menſchlichen Natur zeigen; und zugleich die Urpflicht angeben, aus welcher ſich alle andern herleiten laſſen. 1) Der Menſch, meint Puffendorf, iſt deßwegen ein ſittliches Weſen, weil er ein geſeliges Weſen iſt. Wäre nur ein einziger Menſch auf dem Erdboden: ſo hätte er keine Pflichten auszuüben. Und wären alle Menſchen ſo von der Natur gemacht, daß ſie ſich, wie gewiſſe Thiere, von einander trennten und ganz einſam lebten: ſo wären ſie alle zur Ausübung von Pflichten, und alſo zur Sittlichkeit, unfähig. Aber zum Leben in Gemeinſchaft mit ſeines gleichen beſtimmt und geneigt, und zugleich mit Vernunft begabt, iſt der Menſch auch von der Natur zur Sittlichkeit und Tugend berufen. 2) Und eben deßwegen, weil alle Pflichten des Menſchen nur im geſeligen Leben ausgeübe werden können, laſſen ſie ſich auch alle aus der einen Pflicht, das geſellige Leben aufrecht zu erhalten, zu unterſtützen und zu verſchönern, herleiten.

Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe doppelte Beziehung des Puffendorfiſchen Princips zu beurtheilen.

Erſtlich. Was die Geſelligkeit als Grundlage der Sittlichkeit in der menſchlichen Natur betrifft, ſo iſt zuerſt das Factum, welches dem Beweiſe zum Grunde liegt: daß der Menſch, wenn er im ungeſeligen Zuſtande und wenn er vollkommen einſam lebte, gar keine Pflichten zu beobachten hätte, nicht richtig. Denn etwas anders iſt, ob der Menſch, außer aller Geſellſchaft lebend, je ſeine geiſtigen Kräfte ſo weit würde haben anbauen können, um eine ſittliche Verpflichtung anzuerkennen; — und etwas anders, ob der Menſch, wenn er in jenem Zuſtande Hülfsmittel fände, ſeine Vernunft bis auf dieſen Grad zu entwickeln, wirklich gar keine Gegenſtände zu moraliſchen Handlungen und keine Veranlaſſungen zur Tugend antreffen würde. Er würde doch auf eine ſchickliche oder unſchickliche Weiſe mit der körperlichen Natur und mit ſich ſelbſt umgehen können; er würde, in der Sorge für ſeine Erhaltung und Geſundheit, Klugheit, in dem Gebrauche ſeiner Nahrungsmittel, Mäßigkeit, und in dem Kampfe mit den wilden Thieren, Muth beweiſen können. — Noch mehr aber iſt der Menſch, nachdem er und ſeine Vorfahren, durch die längſt geſtiftete bürgerliche Geſellſchaft, an Geiſt und Körper ausgebildet worden ſind, mit Pflichten auch für die vollkommenſte Einſamkeit ſo reichlich verſorgt: daß dasjenige, was er der Geſellſchaft und Andern ſchuldig iſt, jetzt augenſcheinlich nur einen Theil ſeiner Verpflichtung ausmacht.

Zweytens. Die Geſelligkeit im Menſchen hat eine doppelte Quelle: Inſtinkt und Vernunft. Schon als Thier iſt der Menſch geſellig: d. h. er vereiniget ſich gern mit ſeines Gleichen, er läuft gern dahin, wo er einen Haufen Menſchen beyſammen ſieht; er ſchlägt mit zu, wenn jemand den Haufen angreift. Er iſt noch weit mehr geſellig als vernünftiger Menſch: weil er einſieht, daß er nur durch die Hülfe Andrer ſeines Lebens ſicher ſeyn, ſich ohne große Beſchwerde nähren und noch mehr ſich ſelbſt ausbilden könne. Aber aus welcher von beyden Quellen die Geſelligkeit auch komme, ſo iſt ſie doch immer eine abgeleitete und nicht eine urſprüngliche Eigenſchaft, und alſo nicht vollkommen geeignet, ein Urprincip der Sittlichkeit zu werden. Es läßt ſich

drittens, aus ihr nicht unmittelbar, ſondern erſt durch Beweiſe und Umwege zeigen, daß der Menſch zu dem, was ihm als Pflicht vorgeſchrieben werden ſoll, wirklich verbunden ſey, und daß er in der Ausübung der Tugend ſeine Glückſeligkeit finden werde. Es fragt ſich nähmlich: Warum ſoll ich der Geſellſchaft Dienſte leiſten? warum ſoll ich ſie aufrecht erhalten helfen? Und nun muß erſt bewieſen werden, daß die Aufrechterhaltung oder die Wohlfahrt der Geſellſchaft mir wirklich zu meiner Wohlfahrt unentbehrlich ſey, — wodurch das Princip der Geſelligkeit in das der Selbſtliebe übergeht; — oder daß jene Pflichten noch von etwas Anderm, was im Menſchen ſelbſt liegt, z. B. der Vernunft gebothen werden, wodurch es auf das Kantiſche Princip zurückgeführt wird.

2. Was die zweyte Rückſicht betrifft, die Möglichkeit, die meiſten oder alle Pflichten des Lebens

aus der wahren Geſelligkeit herzuleiten: ſo iſt es allerdings wahr, daß die meiſten Handlungen, wobey wir ſittlich gut oder böſe handeln können, beſonders die, wobey wir große Verſuchungen zur Ungerechtigkeit und zum Laſter haben, oder eine wahrhaft verdienſtliche Tugend durch große Aufopferungen zeigen können, ſich auf andre Menſchen beziehen. Die Zergliederung der Verhältniſſe, welche in der Geſellſchaft, beſonders der bürgerlichen, vorkommen, und die Unterſuchung, was bey jeder derſelben einzelnen Perſonen oder dem Ganzen ſchadet oder nutzt, macht daher in der That den wichtigſten und zugleich den weitläuftigſten Theil der moraliſchen Wiſſenſchaft aus. Und dieſer Umſtand eben bewirkte, daß Männer, wie Puffendorf und ſeine Nachfolger, welche zum Praktiſchen eilten, wo ſie, ihres eigenthümlichen Studiums wegen, zu Hauſe waren, und ſich in den Regionen der Metaphyſik nicht gern lange verweilen wollten, das Princip der Geſelligkeit andern mehr abſtrakten, vielleicht richtigern, aber dem gemeinen Verſtande nicht ſo einleuchtenden und mehrerer Speculation bedürftigen Principien vorzogen.

VII.

Die Principe einiger andern, beſonders Engliſchen Moraliſten.

Um mir nun die Arbeit, in Abſicht der von nun an ſich immer mehr vervielfältigenden Verſuche, neue Moralprincipien zu erfinden, ſo viel ſichs thun läßt, zu erleichtern, will ich dieſelben unter zwey Claſſen bringen. Der eine Theil unſerer neuern Philoſophen, beſonders die Engländer, haben die Moral ganz allein auf die Empfindung und das Empfindungsvermögen gründen wollen. Andre, unter welchen ſich die meiſten teutſchen Philoſophen befinden, haben die Moral ganz aus den Einſichten und der Vernunft hergeleitet. Ein Syſtem, das Leibnitziſch-Wolfiſche hat beydes zu vereinigen geſucht: indem es die Vollkommenheit zum letzten Zwecke des Menſchen aufgeſtellt, und den Satz: Strebe nach deiner Vollkommenheit! zum Princip der Moral gemacht hat.

Erſte Claſſe.

Principien, aus der Empfindung und dem Empfindungsſyſteme hergeleitet.

1.

Ich rechne zu dieſer Claſſe zuerſt das Syſtem der Selbſtliebe, ſo wie es die Neuern, beſonders die Franzöſiſchen Philoſophen, angenommen, und als das einzige wahre, von Spitzfindigkeit und leerem Wortkrame freye, aufgeſtellt haben; und welches auch von unſerm großen Könige in einer eignen kleinen Schrift vertheidiget worden iſt. Es iſt im Grunde von dem Glückſeligkeits-Syſteme nicht unterſchieden: nur daß es, ſowohl nach der Zweydeutigkeit des Worts Selbſtliebe, als nach den unbeſtimmten Begriffen der meiſten von jenen Philoſophen, zweifelhaft wird, ob es das Epikureiſche Syſtem ſeyn ſoll, welches die Selbſtliebe nur in die Liebe zum ſinnlichen Vergnügen ſetzet, oder das eigentliche wahre Glückſeligkeits-Syſtem, welches auf Geſundheit, Wohlſtand und ſtets wachſende Vollkommenheit des ganzen Menſchen, nach Geiſt und Körper, ſieht, und der Selbſtliebe alſo einen Gegenſtand von viel größerm Umfange darbiethet. Die Franzöſiſchen Philoſophen nehmen die Selbſtliebe größtentheils in dem erſtern Sinne. Und keiner unter ihnen hat den Epikureismus weiter getrieben, oder gleichſam mehr koncentrirt, als Helvetius, der ſogar alle ſinnlichen Vergnügungen auf die bloße Befriedigung des Geſchlechts-Triebes eingeſchränkt, und aus der ſinnlichen Liebe faſt alles, — Talente, Witz und Tugend hergeleitet hat. Keiner hat aber auch dieſes Syſtem ſchöner ausgeſchmückt, und mit ſo vielen feinen, größtentheils wahren, und höchſt angenehm vorgetragenen Beobachtungen aus dem geſellſchaftlichen Leben unterſtützet, als er: daher es auch, ſeit ſeiner Zeit, das in Frankreich allgemein herrſchende Moralſyſtem geworden iſt.

Friedrich der Zweyte nahm das Wort Selbſtliebe im zweyten Sinne, für Liebe zur wahren eignen Glückſeligkeit. In keiner von beyden Auslegungen habe ich Urſache, das Syſtem der Selbſtliebe weiter zu beurtheilen.

2.

Es gehört ferner zu dieſer Claſſe das Princip des **Wohlwollens**, welches beſonders Engliſche Philoſophen, und vorzüglich die Schottiſchen angenommen, und in die Philoſophie eingeführt haben. Sie ſetzen voraus, daß die Sorge des Menſchen für ſeine eigne Wohlfahrt, bloß um dieſer Wohlfahrt ſelbſt willen, nur Klugheit, und allein die Sorge für die Wohlfahrt anderer, Tugend ſey; daß, da der Menſch kein vollſtändiges

Ganze, ſondern nur einen Beſtandtheil eines größern Ganzen, nähmlich der **Geſellſchaft** ausmache, er auch ſich ganz dieſer ſchuldig ſey, und daß folglich, nach dem Ausſpruche des Cicero, von ſeiner Perſon und von ſeiner Zeit ein Theil ſeiner Familie, ein zweyter ſeinen Freunden ein dritter ſeinem Vaterlande, und ein vierter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zugehöre. Sie ſetzen hinzu, daß die Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt aus dieſem Syſteme fließen: weil mit einem ungeſunden, verkrüppelten und ſchmerzhaften Körper mit einem ungebildeten Geiſte, einem unzufriednen Herzen, und ohne alle äußere Hülfsmittel des Glücks, kein Menſch für die Wohlfahrt Anderer mit Erfolge ſorgen kann.

Sie ſetzten zweytens zum voraus, daß das Wohlwollen oder die Liebe zu andern Menſchen ein urſprüngliches Princip in der menſchlichen Natur und ihr, als die Baſis der Sittlichkeit, von dem Schöpfer verliehen ſey.

Man erkennet leicht, daß das Princip des Wohlwollens, im Grunde von dem der Geſelligkeit nicht weſentlich unterſchieden ſey: nur daß das erſte mehr reine Empfindung der Liebe iſt, für deren Erweiſungen der ſittliche Menſch gar keine Erwiederungen erwartet, das Princip der Geſelligkeit aber doch zugleich einen Vernunftbegriff in ſich ſchließt, inſofern es die Unentbehrlichkeit der Vereinigung der Menſchen in eine Geſellſchaft zur Erhaltung, Ausbildung und Wohlfahrt der Einzelnen vorausſetzt. Doch ſind beyde Principien gleichen Mängeln unterworfen: erſtens, weil ſie etwas Abgeleitetes in der menſchlichen Natur für etwas Urſprüngliches halten, und zweytens, weil ſie eine einzige Tugend auswählen, um der Grund der übrigen zu ſeyn, anſtatt daß ſie eine gemeinſchaftliche Grundlage aller Tugenden zu liefern verſprachen.

3.

So wie Helvetius das Epikureiſche, — ſo hat Hutcheſon, Profeſſor der Moral in Glasgow, ein vortrefflicher Mann, und ein wahrhaft großer Philoſoph *), das Empfindungsſyſtem am weiteſten getrieben: indem er einen eignen moraliſchen Sinn, ein Vermögen, Recht und Unrecht, das Sittlich-Gute und Böſe unmittelbar zu empfin-

---

*) Sein Werk über die Leidenſchaften, und das, worin er ſein moraliſches Syſtem entwickelt, ſind ſeine mir bekannt gewordenen Hauptſchriften. Schon das erweckt ein ſehr günſtiges Vorurtheil für ihn, daß Adam Smith, der ſein Nachfolger auf dem moraliſchen Lehrſtuhle in Glasgow war, ihn auch als ſeinen Lehrer ausnehmend hochſchätzte und es ſich immer zur vorzüglichen Ehre rechnete, daß die Univerſität ihn würdig gedachtet hätte, an die Stelle eines ſo großen Mannes zu treten.

den, und von jenem auf eine angenehme, von dieſem auf eine mißfällige Weiſe afficirt zu werden, im Menſchen angenommen hat. Er iſt der erſte, welcher unter den Schottiſchen Philoſophen und beſonders auf den beyden Univerſitäten, Edimburg und Glasgow, die Gewohnheit aufgebracht hat, für jede etwas auffallende und bey dem erſten Anblicke nicht gleich zu erklärende Erſcheinung der menſchlichen Natur ſogleich eine eigne Urkraft anzunehmen: eine Gewohnheit, welche der guten ſpekulativen Philoſophie geradezu entgegenſtehet, ob ſie gleich die Beobachtungs- und praktiſche Philoſophie, in welcher die ſchottiſchen Gelehrten vorzüglich glänzen, nicht verhindert, vielmehr gelegentlich ſie zu befördern dienen kann. Reid, von dem wir ein großes Werk über die Erkenntnißkräfte haben, nimmt eine eigne Fähigkeit für die Mittheilung unſrer Gedanken an Andere, und wieder eine andere für die Erfindung der Sprache an. Auch der in vieler andern Rückſicht ſo wahr und tief denkende Adam Smith, iſt von dieſem Fehler nicht ganz frey, indem er ſein berühmtes Werk über den Nationalreichthum damit anfängt, ein eigenes Tauſch-Princip, — ich meine eine urſprüngliche Neigung und Fähigkeit des Menſchen zum Tauſchen, feſtzuſetzen. In der That aber heißt es eigentlich ſoviel, als der Unterſuchung aller Principien entſagen, wenn man an eine ſpecielle Wirkung eine erſte Urſache ſogleich anknüpft, und dieſe nach jener benennt. Dieß waren die qualitates occulatae der Scholaſtiker, welche wir ſo ſehr verachten, und ſie kommen, wie wir ſehen, unvermerkt, in einem ſehr erleuchteten Zeitalter und Lande wieder. Aber, wie ich ſchon geſagt habe, der Reichthum ſo vieler andern, für das Leben noch weit nützlicheren, Kenntniſſe, als metaphyſiſche Spekulationen ſind, bedecken bey den genannten Männern jenen Fehler, der aber von mir hier gerügt werden muß.

Das Daſeyn eines eigenen moraliſchen Sinnes in der menſchlichen Natur, läßt ſich auf keine Weiſe darthun.

1) Der Gegenſtand eines Sinnes muß etwas Einfaches und Einzelnes ſeyn: und die Sittlichkeit iſt etwas viel Umfaſſendes und Allgemeines. Durch die Eindrücke der Handlungen unſerer ſelbſt und Anderer auf einen gewiſſen Sinn, könnte man wohl etwas Angenehmes oder Unangenehmes in denſelben gewahr werden: aber daß dieſes Angenehme gerade von der Art des ſittlich Angenehmen ſey, kann kein Sinn lehren. Wir fühlen durch das Auge das Angenehme der Farben, und das Angenehme der Geſtalten. Daß aber das Angenehme der Geſtalten von anderer Art ſey, und Schönheit heiße, lehrt der Verſtand. Das Ohr ergötzt uns durch den Wohlklang einzelner Töne, und durch die Harmonie und Melodie vieler vereinigten Töne. Daß aber dieſe Vereinigung derſelben, welche die Muſik ausmacht, zu einer höhern Gattung des Ver-

gnü-

gnügens gehöre, und den Geiſt veredle, kann nur der Verſtand einſehen.

2) Wenn der Menſch ein unmittelbares Gefühl deſſen hätte, was Recht und Unrecht, Tugend und Laſter wäre: ſo hätte er auch einen weit ſicherern Führer, in Abſicht ſeiner moraliſchen Aufführung, als er nach der Erfahrung wirklich hat. Der tugendhafteſte Menſch iſt oft in der größten Verlegenheit, zu wiſſen, was jetzt ſeine Pflicht ſey. Und er kann nur durch weitläuftiges Nachdenken, und durch Befragung weiſer Freunde, zu einem zweifelhaften Lichte darüber kommen. Die dem moraliſchen Sinne vorgelegte Handlung macht auf denſelben keinen Eindruck, weder des Angenehmen noch des Unangenehmen.

3) Es iſt ausgemacht, daß die Tugend aus Ideen erwächſt, und die Pflicht durchdacht werden muß, ehe ihre Schönheit empfunden wird. Aber bey einem Sinne geht die Empfindung des Angenehmen vorher, und die Betrachtung der Urſachen folgt erſt. — Auch wird der Menſch der Sittlichkeit erſt fähig, wenn der Verſtand ſich zuvor bis auf einen Grad ausgebildet hat: und wo die letztere Eigenſchaft gänzlich mangelt, findet ſich die erſte niemahls ein. — Aber die Sinne entwickeln ſich im Menſchen vor allen anderen Fähigkeiten; und ſie entwickeln ſich auch im roheſten Menſchen ohne alle Cultur.

4.

Da ich mit den Schottiſchen Philoſophen beſchäftiget bin: ſo kann ich zwey Männer zu erwähnen nicht unterlaſſen, mit denen ich ſelbſt vertrauter geworden bin, weil ich einige ihrer Schriften ſelbſt überſetzt und bearbeitet habe, — Ferguſon und Smith, — beydes vortreffliche Männer, welche die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften mit wahren Meiſterwerken bereichert haben.

1) Ferguſon hat weder in dem kleinen Compendium der Moral, welches ich überſetzt habe, noch in dem Werke, Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft, noch in ſeinem neueſten großen Syſteme der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, — ſeinen drey Hauptſchriften in dieſem Fache, — die erklärte Abſicht gehabt, ein neues Princip der Sittlichkeit aufzuſtellen; auch iſt er nicht ein bloßer Empfindungs-Philoſoph: aber er ſieht doch den Menſchen als vornehmlich für die Geſellſchaft geſchaffen an; und findet mit ächten alt-römiſchen und brittiſchen Sinne, die meiſten Pflichten deſſelben in patriotiſchen Handlungen, und in der Thätigkeit zur Beförderung des Menſchen- und Bürger-Wohls; und er hat überdieß, in der Entwickelung ſeines Syſtems Eigenthümliches genug, um von mir nicht ganz übergangen zu werden.

Ferguſons Syſtem iſt im Grunde das ächt-Stoiſche, von Spitzfindigkeiten, Übertreibungen und

Paradoxien gereinigt, und auf ſeinen weſentlichen Inhalt zurückgebracht, der darin beſteht: daß der Menſch ſeine Glückſeligkeit nur in der ſtets zunehmenden Vollkommenheit ſeiner ganzen Natur finden, — und daß er dieſe Vollkommenheit nur durch eine ununterbrochne Reihe wohlthätiger und patriotiſcher Handlungen, mit Klugheit und Muth ausgeführt, durchs ganze Leben vermehren kann. Das, was Ferguſon noch Eigenthümliches hinzuſetzt, und was, wenn es auch nicht als eine völlig neue Idee angeſehen werden kann, doch von ihm zuerſt ſein volles Licht erhalten hat, iſt: daß der Menſch, ſo wie alle lebenden, und ſelbſt alle organiſirten Weſen, — ſeiner Natur nach, ein immer fortſchreitendes und gleichſam in der Succeſſion exiſtirendes Weſen ſey, welches nie ganz vollſtändig auf einmahl vorhanden iſt, nie das Ziel erreicht, wo man ſagen kann, — nun iſt es vollendet. Hieraus ſchließt Ferguſon, daß der höchſte Zweck des Menſchen nicht in irgend einen genau zu beſtimmenden, aber ruhigen Zuſtande, — ſondern nur in einer immerwährenden Thätigkeit und einem Streben nach noch höhern Zielen liege. Das, was der Menſch ſchon erreicht hat, oder je erreichen wird, iſt nichts, als ein Erhohlungs-Punct auf ſeiner Reiſe des Lebens, durch welchen er ſich zu fernern Unternehmungen ſtärken ſoll. Nur im Handeln ſelbſt alſo, in ſofern ſich die Vollkommenheit der menſchlichen Natur thätig erweiſt und entwickelt,

— welches nur durch kluge, gerechte, mäßige und tapfere Handlungen geſchehen kann, — liegt der wahre Zweck und die Glückſeligkeit des Menſchen. Dieſe Grundſätze trägt Ferguſon in einem ſo männlichen Style, der unverkennbare Spuren ſeiner wahren Uiberzeugung und ſeiner lebhaften Theilnehmung zeigt, vor; und er führt dieſelben, mit ſo vieler Erfahrungskenntniß, durch die verſchiedenen moraliſchen und politiſchen Verhältniße durch, auf welche ſie eine Anwendung leiden: daß er, in allen ſeinen genannten Schriften, auch dem philoſophiſchen Leſer neue Sachen zu denken, und dem tugendhaften eine neue Erhebung des Herzens gibt. Eine beſondere Würdigung des Eigenthümlichen in ſeinem Syſteme wäre überflüßig, weil es nur Beziehungen zuſammenſetzt, die ich einzeln ſchon beurtheilt habe.

2) Adam Smith, der erſte unter meinen Schottiſchen Lehrern und Freunden, ſo wie er überhaupt ein weit mehr origineller Kopf iſt, und alle von ihm bearbeiteten Wiſſenſchaften mit weit mehr neuen Wahrheiten bereichert hat, als Ferguſon: ſo hat auch ſein Werk über die moraliſchen Empfindungen, — das einzige, in welchem er die Moral unmittelbar bearbeitet, oder im Zuſammenhange vorträgt, — die erklärte Abſicht gehabt, ein neues Princip derſelben aufzuſtellen, und durch Beweiſe und Erfahrungen zu unterſtützen. Dieſes Princip iſt, — wenn es erlaubt iſt, ein ſo hartes

Wort von den Ideen eines großen Selbſtdenkers zu brauchen, — in der That ungereimt, und mit der leichteſten Mühe zu widerlegen. Aber er weiß es durch ſeine Erklärungen und Anwendungen ſo lehrreich zu machen; er ſieht in den Sachen ſo richtig, ob er gleich in der urſprünglichen Form, unter welche er ſie zwingen will, einen ſo verkehrten Blick hat; und die Entwickelung ſeines eigenen Syſtems, verbunden mit der Beurtheilung fremder Syſteme, ſteckt in der Geſchichte der Moralphiloſophie und in dem Inhalte derſelben ein ſo helles Licht auf, daß ich aus ſeinem Werke über die moraliſchen Empfindungen, deſſen erſten Grundſatz ich für ungereimt erkläre, doch mehr gelernt zu haben bekenne, als aus den Werken vieler anderen, in ihren Principien untadelhaften, und in ihren Beweiſen weit ſtrengeren Moraliſten.

Dieſes Princip iſt die Sympathie. Ein Menſch iſt dazu gemacht, an dem, was der Andere thut und leidet, Theil zu nehmen. Er hat von der Natur die urſprüngliche Neigung bekommen, ſich in die Stelle des Andern, mit dem er umgeht, bis auf einen gewiſſen Grad zu verſetzen, und er hat einen natürlichen Trieb dieß zu thun, ſobald er mit ihm in Geſellſchaft iſt; und einen um deſto ſtärkern, je mehr er die andere Perſon liebt und achtet. Wenn er nun, nachdem er ſich, ſo viel ihm möglich iſt, bemüht hat, in die Stelle des Andern zu treten, und ſich deſſen Zuſtand ſo anſchauend, als wäre es ſein eigner, vorzuſtellen, das Betragen des Andern in dieſem Zuſtande billiget, für gegründet und ſchicklich erklärt: ſo iſt das Betragen ſittlich gut. Wenn er ſich aber nicht in die Empfindungen des Andern verſetzen, noch ſeine Triebfedern gleichſam ſelbſt anerkennen kann; weil er jene übertrieben oder zu ſchwach, dieſe zweckwidrig oder auf einen unrechten Zweck gerichtet findet: ſo kann das Betragen des Andern mit Grunde für ſittlich fehlerhaft gehalten werden.

Der zweyte Menſch nähmlich, welcher den erſten nach jener Sympathie beurtheilen ſoll, ſey es auch ſein beſter Freund, iſt doch immer nur ein unparteyiſcher Zuſchauer. Er kann nie ſelbſt fühlen, was der Andere in dieſem Augenblicke fühlt; er kann nur lebhaft denken, was der Andere wohl fühlen möchte: er wird für jetzt nicht ſelbſt von den Begierden beunruhiget, welche ſeines Freundes Bruſt pochend machen; aber er kann die Urſachen von dieſen Begierden in den Verhältnißen des Freundes kennen, und dieſe Kenntniß auf ſeine Empfindung wirken laſſen. Findet er alſo, bey dieſer Unparteylichkeit und Kaltblütigkeit, doch die Aeußerungen des Andern von ſeinem jetzigen Schmerze, oder ſeiner Luſt nicht zu groß, findet er die Maßregeln desſelben, zur Befriedigung ſeiner Begierden, dem Werthe ihrer Gegenſtände und den Umſtänden angemeſſen: ſo kann man ſein Zeugniß für giltig halten, und in dem Betragen den Leidenden oder

Handelnden den gehörigen Grad von Mäßigung, oder Klugheit und Gerechtigkeit vorausſetzen.

Tauſend Beyſpiele beweiſen es, daß der Menſch die Beyſtehenden, die ruhigen Zuſchauer ſeiner Handlung, für die giltigen Richter derſelben erkennt. Er gibt ſich eben ſo viele Mühe, ſich in die Lage und Empfindung zu verſetzen, in welcher jene ſeinen Zuſtand und ſein Betragen in demſelben betrachten, als ſie ſich immer geben mögen, um mit ihm zu ſympathiſiren; und er glaubt nicht anders ihren Beyfall zu erhalten, als wenn er in ſeinen Aeußerungen die Stärke oder Schwäche ihrer Empfindungen ausdrückt. Er wird ſich daher jedesmahl, nach der Beſchaffenheit der Geſellſchaft und dem Grade der Theilnahme an ihm, herauf- oder herabſtimmen. Er wird, bey einem körperlichen Schmerze, das Schreyen und alle heftigen Ausbrüche ſeiner Empfindung vermeiden: weil er weiß, daß an körperlichen Schmerzen andere Menſchen weniger Theil nehmen können, weil ſie ſich weniger in die Stelle des Leidenden zu verſetzen wiſſen. — Er wird bey Leiden der Seele, z. B. bey dem Betrübniße über den Verluſt der Seinigen, unter wirklichen Freunden, ſeinen Thränen freyern Lauf laſſen, und unter gleichgiltigeren Beſuchen nur eine ſtille und ruhige Traurigkeit zeigen.

Der von beyden Theilen, von dem Handelnden und dem, welcher über ihn urtheilt, anerkannte Grundſatz der Sittlichkeit und Pflicht iſt: daß der

Menſch ſo handeln muß, daß die nicht in denſelben Zuſtänden befindlichen, und mit denſelben Gefühlen angefüllten Menſchen mit ihm ſympathiſiren können: daß heißt mit andern Worten, er muß ſo handeln, wie es der entfernte und unparteyiſche Zuſchauer ſeiner Handlungen für *recht* erkennt.

Wer ſieht aber nun nicht auf den erſten Blick ein, daß das Sympathiſiren mit Andern ſelbſt wieder eine moraliſche Handlung ſey, welche einen Maßſtab bedürfe. — Der eine Menſch iſt nicht derſelben Theilnahme mit den Schickſalen, Gefühlen und Wünſchen ſeines Nächſten fähig, wie der Andere. Smith ſagt ſelbſt, daß man an Freunden mehr Theil nimmt, als an Fremden, — daß man ſich in den einen Zuſtand des Menſchen beſſer zu verſetzen weiß, als in den anderen. Welcher unter dieſen verſchiedenen Graden der Sympathie iſt nun derjenige, nach welchem der Handelnde ſich richten ſoll? Das ſagt Smith niergends: und alles bleibt alſo noch, nach wie vor, der eignen Unterſuchung des Menſchen überlaſſen.

Und doch hat dieſes dem Scheine nach ſo populäre, ſeichte Syſtem eine Seite, von welcher es mit dem Kantiſchen Princip einerley iſt.

Kant ſagt: Ein Menſch *handelt recht*, wenn diejenige Maxime, nach welcher er in einem einzelnen Falle handelt, zu einem allgemeinen Geſetze für alle ähnlichen Fälle gemacht werden kann. Er ſieht alſo den Menſchen unter einem doppelten

Geſichtspuncte an: einmahl, in ſofern er in einem gewiſſen Zuſtande gleichſam befangen und auf denſelben eingeſchränkt, und mit ſeinen Gefühlen und Betrachtungen ebenfalls dieſer individuellen Lage und dem jetzigen Augenblicke unterworfen iſt; und zweytens, inſofern er ſich, vermöge ſeiner Vernunft, über ſich ſelbſt, die Welt und die Schickſale der Menſchen erhebt, und ohne etwas ſpecielles zu fühlen, nur über die Zuſtände der Menſchen und ſeinen eignen urtheilt und nach dieſem Urtheile entſcheidet, was Recht iſt. Die Entſcheidung, welche er in dieſem Augenblicke der Erhabenheit gibt, iſt Geſetz für alle und eine giltige Maxime für ihn. Das, was er in dem erſten Zuſtande der Eingeſchränktheit und Befangenheit für gut hält, kann leicht einſeitig beurtheilt und alſo irrig ſeyn, und es kann folglich nur durch die Übereinſtimmung mit jenem Geſetze den Stempel reiner Sittlichkeit bekommen.

Aber was ſagt **Smith** im Grunde anders, wenn er ſeinen ruhigen Zuſchauer für den ſittlichen Richter der Handlungen, deren Zeuge er iſt, annimmt, und den Grad der Theilnahme, deren jener an den Gefühlen und Begierden, des wirklich in dem gegenwärtigen Falle intereſſirten und durch unmittelbare Gefühle regierten, Menſchen fähig iſt, als das giltige Maß vorſchreibt, welches der Letztere ſeinen Empfindungen und Neigungen geben ſoll.

Die Sache iſt freylich ſehr verſchieden, und ohne Zweifel bey Smith weit unvollkommener ausgedrückt: aber der Sinn beyder Philoſophen iſt doch im Grunde derſelbe. Smith nimmt an, die Vernunft des Menſchen ſey, wenn ſie in einer gewiſſen Entfernung über ſeine eignen Handlungen urtheile, fähig, ein richtiges Urtheil zu fällen. Je größer die Höhe iſt, von welcher die Vernunft dieſen Uiberblick thut; je mehr ſie in demſelben, außer der einzelnen Handlung des Menſchen, auch alle anderen ähnlichen Handlungen andrer Menſchen umfaſſet: deſto ſicherer kann man ſich auf ihre Entſcheidung verlaſſen. Dieſes iſt aber die Höhe, aus welcher der Geſetzgeber die Handlungen der Menſchen anſieht. Der ſympathiſirende Zuſchauer Smiths iſt alſo in der That der Geſetzgeber Kants. So kommen große Männer, ſo weit ſie in ihren Denkungsarten von einander abgehen, und ſo unähnlich ſelbſt auf den erſten Blick ihrer Behauptungen ſind, doch, wenn ſie ſich verſtändigen, in dem Weſentlichen ihrer Ideen zuſammen.

Zweyte Claſſe.

Principien, welche ganz aus dem Erkenntnißvermögen und aus den Einſichten hergeleitet werden.

Ich will unter dieſer Claſſe nur drey Männer erwähnen, welche für die Erfinder neuer Principien anerkannt, und deren Nahmen dadurch berühmt geworden ſind: die Engländer Doctor Clarke und Wollaſton, und der Teutſche Kant. — Denn auch Kants Syſtem, welches ganz auf Vernunft gebaut iſt, leitet wenigſtens nach dem Begriffe, welchen bisher alle Philoſophen von der Vernunft gehabt haben, ſeinen Urſprung aus dem Erkenntnißvermögen her. — Doch da Kant die Vernunft vom Verſtande ſo ſcharf abſondert; da er eine praktiſche Vernunft annimmt; da überhaupt ſein Syſtem etwas ſo ganz Eigenthümliches hat: ſo werde ich es, als zu keiner Claſſe gehörig, zuletzt ganz allein zur Unterſuchung vornehmen.

1.

Das Moralſyſtem des D. Clarke hat durch den Ruhm ſeines Urhebers in England ein größeres Aufſehen gemacht, als es, von einem andern

Verfaſſer herrührend, wahrſcheinlich gemacht haben würde. Er iſt auch Verfaſſer eines Beweiſes vom Daſeyn Gottes, — ein in der That ſehr tiefſinniger und ſyſtematiſcher Philoſoph, und der am meiſten, nach teutſcher Art und teutſcher Strenge, unter den Engländern philoſophirt.

Auch ſein Sittenprincip iſt unter allen, die aus jener Inſel gekommen ſind, am meiſten metaphyſiſch. Es iſt the Fitneſs of Things, oder die Schicklichkeit der Dinge.

Jedes Ding in der Welt, ſagt Clarke, hat ſeine eigenthümlichen Verhältniſſe gegen andere Dinge; es hat ſeine Kräfte, mit welchen es, nach gewiſſen immer gleichförmigen Geſetzen, auf ſie wirkt; es hat ſeine eigenthümliche Empfänglichkeit, nach welcher es von ihren Einwirkungen nur gewiſſe aufnimmt, und andere gleichſam von ſich abgleiten läßt. In der einen Lage wird es zerſtört oder leidet eine Veränderung ſeiner natürlichen Form; in einer andern erhält es ſich lange und wird in ſeiner Art immer mehr veredelt.

Der Menſch nun, welcher, vermöge ſeiner Vernunft, der Uiberſchauer aller dieſer Dinge und ihr Herr iſt, — unumſchränkter Beherrſcher der Vernunftloſen, und vernünftiger Regierer der Vernünftigen — kann keine andere Richtſchnur ſeines Betragens gegen ſie haben, als ihre Natur und ihre daraus entſpringenden Verhältniſſe unter einander und zu ihm ſelbſt. Indem er dieſe ſo woh zuſammenpaßt, daß ſie, wie die Fugen eines ſorgfältig verbundnen Gebäudes, nirgends eine Lücke, — nirgends eine Schwäche oder einen ununterſtützten Theil zurücklaſſen: ſo handelt er nach dem wahren Syſteme der Natur und in dem Geiſte ihres großen Urhebers; er ergänzt und vervollkommnet die Erſtere, und gehorcht dem Willen des Andern.

Es iſt dieß nicht die Schicklichkeit im Platoniſchen Sinne, nach welcher ſie in der harmoniſchen Vereinigung aller Seelenkräfte bey jeder Handlung beſteht. Es iſt nicht die Schicklichkeit der Handlungen im Stoiſchen Sinne, welche alle übrigen Dinge nur in Beziehung auf den Menſchen ſelbſt und deſſen Natur anſieht. Die Clarkiſche Schicklichkeit iſt die Behandlung jedes Dinges in ſeiner Art, und nach ſeiner Natur. Durch je mehr Eigenthümlichkeiten dieſe Natur ſich unterſcheidet, deſto mehrere Verhältniſſe finden zwiſchen dem Menſchen und dieſem Dinge Statt, und deſto mehr Pflichten hat er alſo gegen daſſelbe. — Der tugendhafte Mann behandelt einen Baum, als einen Baum, d. h. als ein vegetatives Weſen, welches wachſen, gedeihen, blühen, Früchte tragen und ſich fortpflanzen kann: und er vermeidet alſo, ihn zu beſchädigen, und ſucht vielmehr ſein Wachsthum zu befördern, und ſeine Keime zu entwickeln. Er behandelt ein Thier, als ein Thier, d. h. als ein empfindendes und lebendes Weſen: er macht ihm alſo nicht ohne Noth Schmerzen, er ſorgt, wenn er kann, für deſſen

Erhaltung und Wohlſeyn. Er bedient ſich überdieß jedes Thiers nach deſſen beſonderer Natur: er braucht den Hund zur Jagd, und das Pferd zum Reuten. — Er behandelt endlich den Menſchen, als Menſchen, d. h. als ein vernünftiges und ſittliches Weſen: er braucht ihn alſo nicht anders zu ſeinen Zwecken, als vermittelſt des eignen Willens des Andern und des Einfluſſes, den er durch Bewegungsgründe auf dieſen hat; er beweiſet ihm nicht nur Fürſorge für ſein Leben und Vergnügen, ſondern auch für ſeinen Verſtand und die Veredlung ſeines Charakters. — Hier häufen ſich nun die Verhältniſſe. Erſtlich in Abſicht der Nähe: der Verwandte iſt mir näher als der Freund, dieſer näher, als der Mitbürger, der Mitbürger näher, als der Fremde. — Zweytens in Abſicht der Aehnlichkeit. Ein Menſch hat mehr Eigenſchaften des Genies und des Herzens mit mir gemein als der andere, und iſt alſo zum Umgange mit mir tauglicher; er kann mehr auf mich, ich kann mehr auf ihn wirken. Dieß eben macht den Freund. — Drittens das Verhältniß des Bedürfniſſes. Dieſer Menſch iſt arm, und ich bin reich, ich kann ihm beyſtehen; er iſt unwiſſend, und ich bin gelehrt, ich kann ihn unterrichten; er iſt unbekannt, und ich habe Einfluß, ich kann ihm emporhelfen. Dieß iſt das Verhältniß, welches den Lehrer an ſeine Schüler knüpft, und urſprünglich den Helden und Regenten an ſein Volk knüpfte.

Wer nun auf alle dieſe Verhältniſſe in ſeinem Betragen Rückſicht nimmt, handelt tugendhaft: und eben dieſer iſt auf dem Wege zum höchſten Gute oder zur Glückſeligkeit, — denn alle dieſe Männer hielten beyde Ausdrücke für gleichbedeutend. — Er ſorgt nähmlich durch ein ſolches Verhalten dafür, daß alle Dinge auch auf ihn nach den ſchicklichſten Verhältniſſen zurückwirken, wodurch ſein Leben und Wohlſeyn am meiſten geſichert iſt; er iſt zugleich auf die, ſeiner Natur angemeſſenſte und alſo ihm angenehmſte, Weiſe beſchäftiget; er iſt endlich mit der ganzen großen Natur und deren Urheber in der vollkommenſten Uibereinſtimmung.

Dieſes Syſtem, wenn es nicht zum Gebrauche zu metaphyſiſch wäre, wenn ein Moralprincip bloß die Beſchaffenheit der ſchon reifen Tugend ins Licht ſetzen, und nicht auch das Entſtehen der Tugend in der menſchlichen Natur erklären ſollte, würde eines der vollkommenſten Syſteme ſeyn. Aber es iſt augenſcheinlich, daß die aptitudo rerum, die Schicklichkeit und gleichſam das Einpaſſende der Dinge gegen einander nicht die erſte Idee ſey, welche ſich die Menſchen von der Tugend machen, daß es vielmehr eine abgeleitete und künſtliche Formel ſey, an die ſie ihren urſprünglichen und natürlichen Begriff von Tugend knüpfen; und eben dieſer letztere ſollte aufgeſucht werden.

2.

Der zweyte engliſche Philoſoph, der, zu dieſer Claſſe gehörig, ſich einen Nahmen erworben hat, iſt Wollaſton. Sein Moralprincip, — in der That neu und ihm eigenthümlich, — hat indeß mehr, bey ſeiner erſten Erſcheinung, Aufſehen bey der Nation, als einen bleibenden Eindruck gemacht. Es hat jedoch das Verdienſt, daß es am reinſten aus Erkenntniß und Erkenntnißvermögen hergeleitet, und von allem, was auf Empfindung und Wohlſeyn Beziehung hat, am vollkommenſten abgeſondert iſt. Und ich geſtehe es aufrichtig, daß es mir immer geſchienen habe, das Kantiſche Princip müſſe, wenn es nach ſeiner ganzen Strenge genommen und in ſeiner vollen Conſequenz angewandt wird, auf die Wollaſtoniſchen Lehrſätze führen.

Wollaſton ſagt: „jede Handlung iſt gut, welche einen wahren Satz ausdrückt. Wahrheit iſt das Höchſte. Sie zu erkennen und ſie in ſeinen Reden und Handlungen gleichſam lebendig und wirkſam darzuſtellen, iſt der letzte Endzweck des Menſchen. — Die Fähigkeit die Wahrheit zu erkennen, macht den Menſchen zu einem vernünftigen Weſen: und durch die Anlagen ſeiner Natur, Wahrheit auch in Handlungen auszudrücken, wird er ein ſittliches Weſen.“ (Wie nahe ſchließen ſich hier, an die Wollaſtoniſchen Grundſätze Kants Behauptungen an! Auch dieſer ſieht die Lüge für das erſte aller Laſter und die Urquelle der übrigen an; und erklärt die Wahrhaftigkeit für eine ſo durchaus unbedingte Pflicht, daß wir ſelbſt den unſchuldig Verfolgten, welcher in unſern Schutz und in unſer Haus geflohen iſt, dem ihm aufſuchenden Mörder anzeigen müſſen, wenn dieſer uns um deſſen Aufenthalt befragt.

„So wie der Menſch, fährt Wollaſton fort, ſeine Ideen durch Worte und vermittelſt der Sprache ausdrückt: ſo kann er ſie auch durch Handlungen bezeichnen und Andern mittheilen. Dieß iſt in der Geberdenſprache jedermann klar: aber es iſt nur dem aufmerkſamſten Beobachter gegeben, zu entdecken, daß jede Handlung, ohne Ausnahme, einen gewiſſen Satz ausdrückt: und in der Wahrheit oder Unwahrheit dieſes Satzes liegt die Sittlichkeit oder Unſittlichkeit der Handlung.“

„Wenn ich ein Thier martere: ſo ſage ich damit den Satz aus, — *ich halte dieß Thier für ein empfindungsloſes Weſen, und behandle es daher ſo, wie meinen Tiſch, oder einen Stein.* Wenn ich einen Menſchen zum Sklaven mache: ſo drücke ich dadurch den Satz aus, — *dieſer Menſch iſt ein vernunftloſes Weſen, welches ich, wie Pferde und Ochſen, ohne ſeine Einwilligung, zu meinen Endzwecken gebrauchen kann.* Wenn ich ungerecht handle, ſo erkläre ich dadurch, daß ich mich für kein Glied der menſchlichen Geſellſchaft halte und nicht zu dem großen Syſteme gehöre, welches die Natur unter den Menſchen, vermöge ihrer Aehnlichkeit, geſtiftet hat. Zuweilen werden mehrere Unwahrheiten zugleich durch dieſelbe Handlung ausgedrückt, und dann wird dieſe noch ſchändlicher. Wenn ein Menſch den andern ermordet: ſo ſagt er damit zweyerley aus; einmahl, — ich kann dieſem Menſchen das Leben wieder geben, wenn es mir nicht mehr ſchädlich, oder wenn es mir ſogar nützlich iſt; denn augenſcheinlich wollte ich ihm nicht das Leben, als Leben, rauben, ſondern nur ihn mir unſchädlich machen; und zweytens, — ich vernichte durch die Ermordung eines Menſchen nichts, als ein Leben, und nicht zugleich eine vernünftige Denkkraft; denn nur die äußere Thätigkeit des Menſchen wollte ich hindern, nicht die innere Thätigkeit ſeiner Vernunft.“

Es iſt unverkennbar, daß in dieſem Syſteme ein großer Scharfſinn verborgen liegt, der deſſen Urheber Ehre macht: zumahl, da er es mit vieler Geſchicklichkeit durchgeführt hat. Aber zwey Sachen zerſtören es doch gänzlich: erſtlich, der unendliche Zwang, der bey allem Scharfſinne angewandt werden muß, um es nur einiger Maßen wahrſcheinlich zu machen, daß jede Handlung einen Satz ausdrücke, und daß, nach der Wahrheit oder Unwahrheit dieſes Satzes, die ſittliche Güte jener Handlung zu beurtheilen ſey. Das Zwangvolle und Unnatürliche aber kann nicht das Wahre ſeyn. Und zweytens iſt ſich wenigſtens kein Menſch bewußt, daß er, bey der ſittlichen Beurtheilung ſeiner Handlungen, je dieſe Speculation angeſtellt habe; daß ihm ſein Gewiſſen nichts als Mangel an Wahrhaftigkeit vorwerfe, wenn es ihn wegen ungerechter und verrätheriſcher Handlungen anklagt, und daß es ihm wegen wohlthätiger und gemeinnütziger nur deßwegen Beyfall gebe, weil er dadurch wahre Sätze ausgedrückt hat. Was aber keinen Menſchen zur Tugend wirklich bewegt, das kann auch nicht das menſchliche Princip der Tugend ſeyn.

VIII.

Leibnitziſch-Wolfiſches Moralſyſtem.

Ich habe geſagt, daß dieſes Syſtem beyde Claſſen gewiſſer Maßen mit einander vereinige — ſich auf Erkenntniß und Empfindung zugleich Gründe und die Urquelle der Tugenden in dem Verſtande ſowohl, als in dem Begehrungsvermögen, finde. Und dieß iſt unſtreitig das Wahre; da es die Vollkommenheit zum höchſten Zwecke des Menſchen macht, — Vollkommenheit aber ſich auf den ganzen Menſchen, und alſo auf beyde Hauptkräfte ſeines Geiſtes bezieht. „Mache dich ſelbſt vollkommen:“ dieß iſt nach Wolf und Leibnitz, die erſte Pflicht, welche auf keine höhere in der menſchlichen Natur zurückgeführt werden kann, und aus der alle andern fließen.“

Dieß würde mit dem Platoniſchen Tugendſyſtem, und alſo auch mit meinen eignen Ideen vollkommen übereinſtimmen; es würde die dop[illegible]lte Beziehung auf Geiſt und Herz in welchen die Vollkommenheit, nach den gewöhnlichen Begriffen, gleichſam ihren Sitz hat, in die Augen fallend machen: wofern nicht Wolf und Leibnitz, mehr Metaphyſiker als Plato, einen neuen Begriff der Vollkommenheit gegeben hätten, welcher das Vollkommene in allen Dingen, — in den lebloſen ſowohl als den lebendigen, in den Pflanzen wie in den Thieren, — umfaßt, aber eben deßwegen, in der Anwendung auf die menſchliche Natur insbeſondere, weniger deutlich und genugthuend iſt.

„Ein vollkommner Klotz würde deßhalb nicht ein vollkommner Stein ſeyn. Es gibt eine Vollkommenheit eines Berges: ein Erdhügel iſt ein ſehr unvollkommner Berg; aber er kann deßwegen ein ſehr vollkommner Erdhügel ſeyn. Der Staub unter meinen Füßen hat ſeine Vollkommenheit, wenn er wahrer ächter Staub iſt. — In allen Dingen dieſer Art iſt es ſchwer, die Vollkommenheit anzugeben: und doch ſind jene Redensarten in jedermanns Munde. Sobald aber von Metallen, von Pflanzen, Thieren oder Menſchen die Rede iſt: ſo weiß jeder ſchon beſſer, was er unter Vollkommenheit verſtehen ſoll. — Was iſt nun das Gemeinſchaftliche in allen dieſen Dingen, um deßwillen ſie alle vollkommen heißen? — Dieß muß aufgeſucht werden, um das Moralprincip, — mache dich ſelbſt vollkommen, — richtiger zu erklären.“

Hier nun, glaube ich, liegt das πρῶτον ψεῦδος, der Grundirrthum im Wolfiſchen Syſteme. — Es gibt, nach meinem Urtheile, keine gemeinſchaftliche Vollkommenheit für alle jene Dinge, — es gibt gar keine wahre, d. h. keine eigenthümliche Vollkommenheit für einen Berg, einen Erdhügel und einen Stein. Ein Berg iſt nur vollkommen in Beziehung auf den Menſchen: — entweder in Beziehung auf ſeinen Verſtand, inſofern er ihn unter einen allgemeinen Begriff bringen will, und findet, daß er dieſen Begriff erfüllt; oder in Beziehung auf des Menſchen Empfindung, inſofern die Geſtalt des Berges ihm als regelmäßig und ſchön erſcheint; oder in Beziehung auf ſeine Endzwecke, inſofern ihm der Berg den Nutzen wirklich leiſtet, welchen er von dieſen Erderhöhungen erwartet. — Nur lebendige und vernünftige Weſen, nur die, welche ſich ihrer ſelbſt bewußt ſind, — alſo Menſchen und Thiere, — ſind einer eignen Vollkommenheit fähig: denn nur ſie können einen ihrer Zuſtände von dem andern unterſcheiden.

Um nun zwey ſo ungleichartige Sachen, als die, bloß durch einen Mißbrauch des Worts, dem Berge, dem Erdhügel und dem Steine zugeſchriebene Vollkommenheit, und die von Menſchen und Thieren im wahren Sinne des Worts ausgeſagte Vollkommenheit iſt, unter einen gemeinſchaftlichen Begriff zu bringen, mußte eine in der Thal falſche Kunſt angewandt werden. — Ich ſtelle mir den Urſprung der Wolfiſchen Definition der Vollkommenheit, — „*daß ſie die Uibereinſtimmung des in einem Dinge vorhandenen Mannigfaltigen zu Einem ſey*“ *) folgender Geſtalt vor. Leibnitz und Wolf bemerkten, daß, vom Anfange der Philoſophie an, die Uibereinſtimmung der Seelenkräfte unter einander, und insbeſondere die Harmonie der Begierden mit der Vernunft, als die Baſis der menſchlichen d. h. geiſtigen Vollkommenheit angeſehen worden war. — Freylich war dieß nicht die bloße Uibereinſtimmung zu *Einem*, — zu *irgend einem* gemeinſchaftlichen Zwecke: ſondern es war die, zu gegenſeitiger Veredlung aller jener Kräfte und Beſtandtheile des Menſchen, und dann die Uibereinſtimmung zur Hervorbringung wohlthätiger und gemeinnütziger Handlungen. — Aber ſie nahmen aus jenem Begriffe bloß den Theil, welcher ſich auf alles, was je, mit Recht oder mit Unrecht, vollkommen genannt worden iſt, anwenden ließ: — *die Ui-*

*) *Anmerk.* Ich bediene mich hier des bey den Wolfianern gewöhnlichen Ausdruckes: ob er gleich etwas dunkel iſt. Es ſoll die Uibereinſtimmung zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke, oder zur Unterſtützung der Thätigkeit eines gewiſſen Haupttheils, oder zur Hervorbringung einer gewiſſen Form, oder alles dieß zugleich anzeigen. Vielleicht aber iſt dieſe Unbeſtimmtheit des Ausdruckes ſelbſt das beſte Kennzeichen von dem Werthe der Definition.

bereinſtimmung des Mannigfaltigen zu Einem. Dieß paſt zu der ſo genannten metaphiſiſchen Vollkommenheit des Berges: denn, um den Nahmen eines Berges mit Recht zu führen, muß er alles in ſich haben, was mit dem Begriffe vom Berge übereinſtimmt und ſich in demſelben vereiniget. (Man bemerke aber, daß dieſer Vereinigungspunct nicht in dem Berge ſelbſt, ſondern in dem Menſchen liegt, welcher ſich einen Begriff von demſelben machen will.) — Dieß paßt auf die, eben ſo mißbräuchlich genannte, äſthetiſche Vollkommenheit: denn nach der allgemeinen Meinung beruht die Schönheit der Form auf der Harmonie und Verſchmelzung der Umriſſe. Dieß paßt auf die Vollkommenheit des Nützlichen: denn um zu einem gewiſſen Endzwecke brauchbar zu ſeyn, muß die Sache alles in ſich enthalten, was zur Erreichung dieſes Zwecks zugleich wirken ſoll. Es paſt endlich zur Vollkommenheit der Thiere und Menſchen, welche letztere zu allen Zeiten, wie wir geſehen haben, in Uibereinſtimmung und Harmonie iſt geſetzt worden.

Aber indem Leibnitz und Wolf den Begriff Vollkommenheit ſo allgemein und abſtrakt machten, verdunkelten und verfälſchten ſie den ächten alten moraliſchen Begriff von Vollkommenheit. Das Princip Perfice te, in ſeinem alten, einfachen und Jedem einleuchtenden Sinne, nach welchem es darauf geht, daß der Menſch nach Einſichten ſtreben, ſeine Begierden zähmen, die innere Thätigkeit ſeines Geiſtes durch Denken und wohlwollende Neigungen unterhalten und erhöhen, und eben dieſe Thätigkeit durch nützliche Arbeiten, durch treue Abwartung eines gewiſſen Berufes, durch gerechte und wohlthätige Handlungen, auch äußerlich, im geſellſchaftlichen Leben üben ſoll, iſt, nach meinem Urtheile, wahr und genugthuend. — Und eben dieſes Princip, wenn es, nach dem Leibnitziſch-Wolfiſchen Begriffe der Vollkommenheit, nichts weiter bedeutet, als — „Suche das Mannigfaltige in dir übereinſtimmend zu Einem zu machen,“ — ſcheint mir ein für den Verſtand unbefriedigendes, für das Herz unkräftiges, ein undeutliches und ſchwaches, leicht zu widerlegendes Princip zu ſeyn. — Denn, welcher Zuſtand läßt ſich im Menſchen erdenken, in welchem nicht alles zu einer gewiſſen Einheit übereinſtimmte? — Auch in dem ganz Laſterhaften ſtimmt alles zuſammen, ihn vollkommen laſterhaft zu machen. — Dieß leugnet zwar Leibnitz, und nach ihm Wolf, die beyde die Uibereinſtimmung nur bey der Tugend möglich finden: und dahin mußte ſie ihr beſſerer Genius leiten. Aber alsdann müſſen ſie eine urſprüngliche, aus ihrem Princip nicht hergeleitete, Güte der menſchlichen Natur vorausſetzen, mit welcher alles, was zu den erſten Anlagen hinzukommt, oder gleichſam auf dieſelben gepfropft wird, harmonieren muß, wenn irgend eine Uibereinſtimmung im Menſchen möglich ſeyn ſoll. In dieſem, — und nur in dieſem Falle, wenn die ſittliche Grundlage im Geiſte des Menſchen ſchon den Vereinigungspunct (oder die Einheit, wohin alles im Menſchen zuſammenſtimmen ſoll, angegeben hat, kann das Wolfiſche Princip das Laſter von der Tugend unterſcheiden: denn nun werden bey dem Laſterhaften die Handlungen wenigſtens mit den Grundanlagen der Natur im Widerſpruche ſtehen. — Aber eben dieſe ſittlichen Anlagen waren es, welche das Princip umfaſſen ſollte, anſtatt ſie vorauszuſetzen.

IX.

Kantiſches Moralſyſtem.

Ich komme jetzt, wie es ſcheint, zu der ſchwierigſten aller meiner Unternehmungen, — der Darſtellung und Beurtheilung des Kantiſchen Moralſyſtems. Sie iſt ſchwierig wegen der innern Beſchaffenheit des Syſtems ſelbſt, wegen der neuen Kunſtſprache, welche in dasſelbe eingeführt iſt, und ohne welche es nicht ſcheint unverfälſcht dargeſtellt werden zu können; — wegen der wirklich neuen Begriffe, oder neuen Unterſcheidungen alter Begriffe, welche darin vorkommen, und deren man ſich ſtets wieder erinnern muß, wenn man nicht den Philoſophen mißverſtehen will; endlich wegen der feinen Fäden, durch welche die Sätze dieſes Syſtem zuſammenhängen, und die, da ſie bey aller ihrer Feinheit doch niemahls reißen, dem Syſteme einen deſto größern Werth geben, aber auch die Schwierigkeit für den Lehrling, welcher es ſtudieren will, vermehren.

Das Unternehmen ſcheint, zweytens, ſchwierig wegen der Parteyen, in welche die philoſophiſche Welt, in Abſicht des Kantiſchen Syſtems, getheilt iſt, wovon die eine aus enthuſiaſtiſchen Verehrern, — die andere aus erklärten, ſogar erbitterten Gegnern deſſelben beſteht, und zwiſchen welchen der kaltblütige und unparteyiſche Beurtheiler, der nicht allen Sätzen des Kantiſchen Lehrgebäudes ſeine Beyſtimmung gibt, und ihm doch ſeine Achtung nicht verſagt, ſeinen Platz kaum behaupten kann: weil jede Partey von dem, welcher nicht mit ihr iſt, glaubt, daß er wider ſie ſey. Dazu kommt, daß die Kantiſche Schule ſelbſt ſich, ſeit der Erſcheinung der Vernunftkritik, in neue Parteyen getheilt hat. An der Spitze der neueſten ſteht jetzt der Herr Profeſſor Fichte in Jena, und zugleich auf der höchſten Höhe der Methaphiſik, auf welche ich ihm nicht mehr folgen kann.

Ich will indeß mir die Sache ſo leicht zu machen ſuchen, als möglich. Es ſoll mich nicht befremden, wenn ich höre, daß ich Kanten nicht verſtanden habe. Es iſt Andern vor mir eben ſo gegangen: und ich weiß, daß ich in eines Andern Gedanken nicht ſo vollkommen eindringen, als mir von meinen eignen Rechenſchaft geben kann. Ich werde mich nicht erniedriget glauben, wenn auch einſichtsvolle Richter urtheilen, daß meine Darſtellung von Kants Syſtem nicht völlig richtig iſt, und meine Einwürfe ſchwach ſind. Denn weit entfernt, mich Kanten an Tiefſinn und ſyſtematiſchem Geiſte an die Seite zu ſetzen, erkenne ich vielmehr, daß ich, mehr zur Philoſophie des Lebens gemacht, in den hohen Regionen der feinſten Spekulation nicht ganz zu Hauſe bin, und alſo leicht mich verirren kann. Ich werde indeß thun, was ich kann, — (und in der That habe ich Kants Kritik lange und ſorgfältig ſtudirt,) ich werde die Sache ſagen, ſo gut, als ich ſie weiß, ich werde ſie ehrlich beurtheilen, ſo wie ſie mir wirklich vorkommt, sine ira et studio, quorum cauſas procul habeo.

Der Zuſammenhang des Kantiſchen Syſtems macht es nothwendig, den theoretiſchen und den praktiſchen Theil desſelben zugleich darzuſtellen, um den letztern vollſtändig zu verſtehen. Dieß iſt freylich in der Kürze ſchwer: aber ich will es verſuchen. —

Es ſind drey Fragen, welche die Kantiſche Philoſophie zu beantworten unternimmt.

1) Wie kommt der Menſch zur Erkenntniß irgend eines Objects überhaupt?

2) Wie kommt er zu der apodiktiſchen oder abſoluten Gewißheit eines Satzes a Priori?

3) Wie kommt der Menſch zur Erkenntniß des Unſichtbaren, — der ſittlichen Freyheit, Gottes, des Moralgeſetzes und der Unſterblichkeit?

Erſte Frage.

Die erſte Frage hatte man, vor **Kant**, folgender Geſtalt beantwortet.

„Die außer uns vorhandenen Gegenſtände wirken durch die Sinne auf unſer Gemüth, und bringen in demſelben bildliche Vorſtellungen von ſich hervor, — in welchen ſie aber ſchon als Gegenſtände, außer ihm vorhanden, erſcheinen. Dieſe ſinnlichen Bilder zergliedert der *Verſtand*, löſet ſie in ihre Merkmahle auf, ordnet, nach der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit dieſer letztern, die Dinge in Arten und Gattungen, ſondert die *Eigenſchaft* von der *Subſtanz*, bildet hierdurch allgemeine Begriffe, und ſteigt durch fortgeſetzte Abſtraction zu immer höhern. Endlich verbindet er dieſe Begriffe wieder durch Schlüſſe, — bey welcher Operation er *Vernunft* genannt wird. An einer Reihe von Schlüſſen ſteigt er bis zur Grenze des Uiberſinnlichen hinauf und wieder bis zu dem *einzelnen* hinab, und vollendet dadurch den einen, und zwar den urſprünglichen Zweig der menſchlichen Erkenntniß.“

„Von dieſem Zweige der Erkenntniß, und in der That von aller menſchlichen Erkenntniß — denn die beyden andern Zweige ſind nur aus jenem abgeleitet, — iſt die Urquelle die Einwirkung, gegenwärtiger Objecte auf die Sinne, oder die *äußere Erfahrung*, — bearbeitet vom Verſtande, und von ihm bis zu einem vernünftigen Räſonnement, oder einer menſchlichen Rede auseinandergeſetzt.“

„Die abgeleiteten Quellen der beyden anderen Zweige ſind: die innere Erfahrung, und die Analogie.“

„Erſtens: Indem wir die äußern Dinge empfinden und über dieſelben nachdenken, werden wir zugleich gewahr, daß wir empfinden und daß wir denken. Wir gelangen zum Selbſtbewußtſeyn, indem wir uns unſrer, bey den Vorſtellungen aus der Körperwelt bewieſenen, innern Thätigkeit bewußt werden. Hierdurch gelangen wir zu dem Begriffe eines Geiſtes und zu allem, was damit verbunden iſt, des Intellektuellen und des Sittlichen. Im Selbſtbewußtſeyn liegt der Begriff des Daſeyns, und an denſelben iſt eine ganze Genealogie anderer Begriffe geknüpft. Der Begriff von Urſache und Wirkung ſcheint das vereinigte Reſultat der innern und äußern Erfahrung zu ſeyn: und zwar auf folgende Weiſe: Aus der innern Erfahrung wiſſen wir, was eine Handlung, was ein nisus, ein effort, ein Streben und alſo was Kraft ſey. Durch die äußere Erfahrung kennen wir die regelmäßige, oft wiederkommende Folge gewiſſer Dinge und Begebenheiten auf einander. Dieſe beyden Begriffe nun mit einander vereiniget, die Gleichförmigkeit in der Folge der Dinge, vermöge welcher immer eines vorangehen muß, wenn ein anderes folgen ſoll, und der nisus einer Kraft, welche eine

Handlung hervorbringt, auf welche auch ſtets eine äußere Veränderung folgt: — dieſe beyden Begriffe, ſage ich, zuſammengenommen, ſcheinen mir den Menſchen zum Begriffe der Cauſſalität geführt zu haben.“

„Zweytens. Zu demjenigen aber, was wir weder durch die äußere noch durch die innere Erfahrung ſelbſt kennen, — zu dem, was wir entweder in der Welt nie ſelbſt geſehen noch erfahren haben, z. B. wie es in China ausſieht, oder was an ſich unſichtbar iſt, iſt kein anderer Zugang, als — eine Reihe von Schlüſſen von den Wirkungen auf die Urſache, aus welchen wir erkennen, daß wir daß nie Erfahrene als wirklich vorhanden vorausſetzen müſſen, wenn das, was wir erfahren haben, nicht eine Chimäre ſeyn ſoll; — und dieſe Reihe von Schlüſſen, verbunden mit der Analogie des Nichtgeſehenen von dem, was wir geſehen haben. Wo dieſe Aehnlichkeit gänzlich fehlt, hilft jene Reihe der Schlüſſe nichts; denn wir können uns von der Sache gar keinen Begriff machen. Je größer die Aehnlichkeit iſt, deſto überzeugender werden jene Schlüſſe. Durch die Schlüſſe, welche wir von dem Daſeyn einer Welt auf ihren Urheber machen, gelangen wir zu der Idee der Nothwendigkeit, ein Urweſen vorauszuſetzen: und durch Analogien, aus unſerem Geiſte genommen, bilden wir uns den Begriff von Gott. Die

Denk-

Deutlichkeit dieſes Begriffs unterſtützt die Stärke jener Beweiſe.“

Dieß iſt, wenn nicht, die reine, ächte Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie, doch diejenige, welche mir bis jetzt zwar nicht über alle Einwürfe erhaben, aber doch der Wahrheit am nächſten zu kommen ſcheint.

Zwar darin ſtimmen beyde Syſteme, — das von mir auseinandergeſetzte und das Kantiſche, — überein, daß in beyden unſere Vorſtellung von Gegenſtänden oder unſere Erkenntniß das vereinigte Produkt der Einwirkung der außer uns vorhandenen Gegenſtände, — welche Kant die Dinge an ſich, *) nennt, — und unſerer eignen Selbſtthätigkeit iſt. Aber nach Kant iſt der Beytrag, welchen

---

*) Dieſe Dinge an ſich haben die neueſten Ausleger oder Ergänzer des Kantiſchen Syſtems für ein ſehr läſtiges und das Ganze verunſtaltendes hors d'oeuvre dieſes ſchönen und großen Baues gehalten, und haben allerley Verſuche gemacht, ihrer los zu werden. Der am beſten gelungene iſt der von H. P. Fichte, der aus dem Selbſtbewußtſeyn oder der Vorſtellung des Ich alles herausbringt: erſtlich, daß es ein nicht-Ich, oder eine Welt geben müſſe, — weil ohne den Gegenſatz auch das Ich unvorſtellbar ſey; und zweytens, wie dieſe ganze Welt beſchaffen ſeyn, — oder vielmehr wie wir ſie uns vorſtellen müſſen, — ſo, daß ſich auch die Geſtalt der Pflanzen und Thiere aus dem bloßen Ich mit der Zeit wird heraus bringen laſſen.

die uns ganz unbekannt bleibenden Dinge an ſich liefern, weit unbeträchtlicher und zugleich ganz unbeſtimmbar: dasjenige aber, was unſre eigne Selbſtthätigkeit zur Vorſtellung der Dinge, oder zur Erkenntniß beyträgt, iſt ſehr mannigfaltig, umfaßt vieles von dem, was man ſonſt den Objekten zugeſchrieben hat, und läßt ſich ganz genau angeben. Der Beytrag der Gegenſtände heißt Stoff, der, welchen wir, unſere Vorſtellungs- und Denk-Geſetze hinzuthun, heißt Form: — zwey Wörter, welche eben ſo nöthig haben, durch die Sachen, die von ihnen bezeichnet werden ſollen, aufgeklärt zu werden, als ſie dienen, den Unterſchied dieſer ins Licht zu ſetzen. Nur ſo viel ſieht man deutlich: daß der Stoff ſich auf das Einzelne in unſern Vorſtellungen bezieht, oder dasjenige in ſich begreift, was wir in jeder Erfahrung für individuell halten, die Form hingegen auf dasjenige geht, was vielen unſerer Vorſtellungen gemein iſt.

„Es ſind bey der Unterſuchung über den Urſprung und das Weſen unſerer Erkenntniß, ſagt Kant, drey Fragen zu beantworten.“ *)

1) Wie kommen wir zur Vorſtellung irgend eines Objects d. h. zu irgend einer Erkenntniß?

---

*) Dieſes ſind alſo, wie man leicht ſieht, drey untergeordnete Unterſuchungen, in welche meine obige Hauptfrage zergliedert werden kann.

2) Wie kommen wir zu einer zuſammenhängenden Erfahrung?

3) Wie bringen wir alle dieſe Erfahrungen in ein gemeinſchaftliches und vollſtändiges Syſtem?

„Um dieſe Fragen zu beantworten, fährt Kant fort, müſſen wir im Menſchen drey Kräfte unterſcheiden, die Sinnlichkeit, oder das Empfindungsvermögen; den Verſtand, oder die Denkkraft; und die Vernunft, oder das Vermögen Schlüſſe zu machen.“

Jede dieſer drey Kräfte hat ihre eigene Form, d. h. ihre Geſetze, nach welchen wir uns die Sachen nicht anders als ſo vorſtellen können, und durch welche der, von den Dingen an ſich gelieferte, Stoff dergeſtalt geformt und gemodelt wird, daß er fähig wird vorgeſtellt zu werden, und als ein Objekt außer uns zu erſcheinen.

1. Die Sinnlichkeit, oder das Empfindungsvermögen hat, einmahl, die Empfänglichkeit, *)

---

*) Diejenige Einrichtung eines Theils der Seele nähmlich, durch welche er fähig wird, auf eine beſtimmte Weiſe afficirt zu werden, iſt die Empfänglichkeit desſelben. Um die Einrichtung eben dieſes Theils, durch welche er fähig wird, dieſe Affectionen ſelbſt auf eine gewiſſe beſtimmte Weiſe zu modelliren und umzuformen, iſt eine Kraft oder ein Vermögen im engeren Verſtande. So hat der Magen Empfänglich-

die Einwirkungen der Dinge an ſich aufzunehmen und gewahr zu werden. Dadurch erhält ſie den Stoff, welchen ſie, vereinigt mit dem Verſtande, zu Vorſtellungen bearbeiten ſoll.

Das Empfindungsvermögen hat, zum andern, ſeine Form, welche darin beſtehet, daß ſich der Sinn nichts anders, als in Raum und Zeit, vorſtellen kann, und vermöge welcher alſo der von den Dingen dargereichte Stoff als etwas an einem gewiſſen Orte vorhandenes, und zu einer gewiſſen Zeit vorgehend, erſcheint.

Raum und Zeit liegen ganz in uns, und in den Geſetzen unſerer Sinnlichkeit, — nicht in den Dingen an ſich. Vor der Einwirkung dieſer letztern, ſind es gleichſam ſchlafende Formen. Durch die Einwirkung dieſer werden ſie zu Anſchauungen. Sie ſelbſt, abgeſondert von den äußern Eindrücken, ſind Anſchauungen a priori, — mit dieſen Eindrücken verbunden, bilden ſie die empiriſchen Anſchauungen, — die Grundlage aller unſerer Erkenntniß.

2. Dieß iſt noch nicht genug. Um uns etwas als ein Objekt vorzuſtellen und alſo eine Erkenntniß von ihm zu haben, müſſen wir es uns auch 1) als daſeyend, möglich oder unmöglich, — müſſen wir es uns 2) als reell, und von ei-

---

lichkeit, die Speiſen aufzunehmen, und Kraft, ſie zu verdauen.

nem gewiſſen Grade der Realität, — müſſen wir es uns 3) als groß oder klein oder alles umfaſſend, — müſſen wir es uns endlich 4) als Urſache oder Wirkung, als hervorgebracht durch etwas vorhergehendes, und nach ſich ziehend etwas folgendes — vorſtellen. Alle dieſe Begriffe, glaubte man bisher, ſchöpften wir aus den Dingen und deren ſinnlichen Eindrücken ſelbſt, und aus der innern Erfahrung.

Alles dieß, ſagt Kant, ſind bloße Formen unſers Verſtandes, — Geſetze unſers Denkens. Wir ſind von der Natur genöthiget und eben dadurch berechtiget, die von den Sinnen überlieferten Anſchauungen unter dieſe Formen zu ordnen. Ob unſer Begriff des Daſeyns auf die Dinge an ſich paßt, ob ſie eine Quantität oder Qualität, d. h. einen reellen Inhalt und eine gewiſſe Größe haben, ob ſie endlich als Urſachen und Wirkungen auf einander folgen: davon wiſſen wir ganz und gar nichts. Aber denjenigen Objekten, (gleichſam der zweyten Ordnung) welche ſich der Verſtand aus der Einwirkung der unbekannten erſten Objekte, oder der Dinge an ſich, auf die Sinne, und alſo aus den ſinnlichen Anſchauungen, bildet und wirklich erſchafet: dieſen Objekten kommen alle jene Prädicate zu, und ſie werden erſt dadurch als Objekte erkennbar. *)

---

*) Daß dieſe Darſtellung der Sachen einem Menſchen von gemeinem Verſtande, dergleichen ich bin, nicht

Dieſe Verſtandesgeſetze ſind, ſo wie alle Geſetze, ehe und bevor ſie auf etwas angewandt werden, bloße leere Formen, gleichſam Rahmen, in welche etwas eingeſpannt, und dadurch eingeſchränkt werden ſoll. Wenn ſie aber einmahl auf die ſinnlichen Anſchauungen angewandt worden ſind, — welche vermittelſt der Anſchauungen a priori, der Vorſtellungen von Raum und Zeit, geſchieht: ſo kann ſich alsdann der Verſtand dieſe Geſetze

einleuchten will, ob ich ſie gleich nicht völlig zu widerlegen und die entgegengeſetzte Darſtellung nicht gegen alle Einwürfe zu retten weiß, iſt allerdings wahr, und ich werde bis auf den letzten Augenblick meines Lebens die Sache nicht anders empfinden. Der Stoff, den die Dinge an ſich zu unſrer Erkenntniß liefern ſollen, — entblößt von dem Begriffe von Raum und Zeit, (als welche erſt unſre Sinnlichkeit hinzuthut), eben dieſer Stoff entblößt von den Begriffen des Daſeyns, der Größe, der Beſchaffenheit und des Zuſammenhanges, (als welche erſt von dem Verſtande hinzugethan werden), ſcheint mir ein ſo verwirrtes Chaos, oder ein ſo völlig leeres Nichts zu ſeyn, daß ich von der einen Seite nicht begreifen kann, wie Kant doch dieſen Stoff, d. h. das Empiriſche in unſern Vorſtellungen zur Grundlage unſrer ganzen Erkenntniß machen konnte; und daß ich von der andern Seite ſehr wohl begreifen kann, wie ſcharfſinnige Männer unter ſeinen Schülern dieſe Dinge an ſich und ihren Beytrag zu unſrer Erkenntniß, nur als ein ad interim errichtetes Gerüſte, angeſehen haben, welches auch nach vollendetem Baue der große Mann, um der Schwachen willen, hat ſtehen laſſen, welches aber nun endlich in Zeiten, die fähiger ſind ſtarke Wahrheiten zu ertragen, weggenommen werden muß.

auch an ſich vorſtellen oder mit Wörtern ausdrücken: und dieß ſind alsdann jene vier berühmten Claſſen der Kategorien, deren Inhalt ich ſchon oben angegeben habe. Sie bleiben aber immer noch, wenn ſie nicht auf das Sinnliche und die Erfahrung angewandt werden, leere Formen ohne wirkliches Objekt, und können alſo keine neue Quelle der Erkenntniß abgeben, wofür ſie von andern Philoſophen anerkannt worden ſind.

3. Die Erkenntniß eines Objekts iſt nunmehr zu Stande: aber die Erfahrung iſt die Sammlung mehrerer zuſammenhängenden Erkenntniße; und wie gelangen wir nun zu dieſer? Dieſer Zuſammenhang wird nunmehr geſtiftet durch die dritte Hauptkraft, das Vermögen zu ſchließen, oder er wird vielmehr nur durch dieſelbe vollendet: denn ſchon der Verſtand fängt, nach Kant an, unmittelbare Conſequenzen zu machen *).

Die theoretiſche Vernunft, d. h. diejenige, welche bloß als Erkenntnißkraft wirkt, hat, nach Kant, wofern ich ihn recht verſtehe, eine doppelte Funktion.

---

*) Ich begreife allerdings nicht, welcher weſentliche Unterſchied zwiſchen einer unmittelbaren Conſequenz und der längſten Reihe von Schlüßen ſey, als die längere Fortſetzung oder öftere Wiederhohlung einer und derſelben Operation. Ich begreife alſo auch nicht, wie Verſtand von Vernunft dadurch ſo völlig geſchieden werden kann.

Die erſte Funktion der Vernunft iſt bloß, die Arbeiten des Verſtandes, in Verknüpfung der Dinge und der Begriffe, zu verfolgen und zu erweitern. Der Verſtand hatte uns ſchon einen Zuſammenhang der Dinge, die neben einander ſind, gelehrt. Der Menſch, als vernünftiges Weſen, bleibt bey keinem derſelben ſtehen, ſetzt immer voraus, daß neben dem, was er bisher gleichſam als die Grenze der Welt angeſehen hat, noch wieder etwas anderes ſtehen müſſe, und ſo iſt er, in der Aufſuchung deſſelben, nach und nach um die ganze Erde gekommen. So ſind die Weltumſegler, die Cooks, entſtanden.

Der Verſtand hatte uns ſchon einen Zuſammenhang der Dinge, die auf einander folgen, gelehret, und zu den Wirkungen die Urſachen aufzuſuchen, aus den Urſachen die Wirkungen herzuleiten angefangen. Der Menſch, als mit Vernunft begabt, kennt auch in dieſer Operation keine Grenzen. Er ſetzt immer voraus, daß die letzte in der Natur gefundne Urſache ſpäterer Erſcheinungen, wieder ihre noch frühere Urſache haben müſſe, und er iſt eben ſo begierig als fähig, dieſe mit der Zeit auszufinden.

Bey dieſer erſten Funktion, bey welcher ſie ſich bloß mit den Erſcheinungen beſchäftiget, thut die Vernunft nichts von ihren eigenthümlichen Formen und Geſetzen, zur Bildung einer Erkenntniß, hinzu: man müßte dann eben dieſes

Fortſtreben zu immer größerer Erweiterung unſerer Naturkenntniße zu den Vernunft-Formen zählen.

Aber die Vernunft hat noch eine zweyte Funktion: das iſt die, das Syſtem unſerer Kenntniße ganz zu vollenden, und die Reihen, in welchen die Dinge und die Begriffe, als Glieder einer Kette, an einander hängen, bis zu deren erſtem Gliede zu verfolgen.

Es gibt ſolcher Reihen in unſern bis hierher gebildeten Erkenntnißen vier. Erſtlich die Reihe der Dinge, die neben einander ſind: und die Vernunft ſtrebt darnach, die Grenze der Welt, oder das erſte und letzte aller neben einander ſeyenden Dinge zu beſtimmen.

Die zweyte Reihe iſt die der Dinge, welche auf einander folgen. Und hier ſucht die Vernunft den Anfang und das Ende der Welt, das Erſte und Letzte jener Dinge auf.

Die dritte Reihe iſt die Reihe der Veränderungen oder Bewegungen. Wir ſehen in der Körperwelt nirgends eine Bewegung, welche nicht durch die vorhergehende Bewegung eines andern Körpers veranlaßt worden wäre. Eine Billiardkugel läuft nur, weil ſie von einer andern angeſtoßen wird, und ſie theilt ihre Bewegung einer dritten mit, welche ſie auf ihrem Wege antrifft. So ſcheint es faſt mit allen Veränderungen und Begebenheiten der Welt zu ſeyn. Nur bey Menſchen und Thieren ſcheinen wir etwas eignes zu bemerken, daß ſie ſich ſelbſt bewegen, oder eine Reihe von Bewegungen, durch keinen äußeren Stoff veranlaßt, anfangen können. Doch wird auch dieß, bey genauerer Unterſuchung, als täuſchend befunden. — Hier ſucht nun alſo die Vernunft die urſprüngliche Quelle der Veränderungen, und kommt dadurch auf den Begriff der freyen Handlungen.

Die vierte Reihe iſt die der exiſtirenden Subſtanzen: und die Vernunft ſucht die erſte Subſtanz oder das Urweſen, welches auf den Begriff von Gott führt.

Dieſe Reihe ſcheint der Vernunft eigenthümlich zu ſeyn: denn wenn der Verſtand von Wirkungen zu Urſachen in die Höhe ſteigt: ſo iſt es immer nur von den Beſchafferheiten, nicht von den Subſtanzen, — von den Veränderungen, nicht von dem Beharrlichen, — von der Form, nicht von der Materie, daß er die Urſachen und den Urſprung ſucht. Denn er wird durch nichts veranlaßt, den Untergang oder das Entſtehen der Materie als möglich anzunehmen, — ſelbſt durch die Natur des Geſetzes der Cauſalität verhindert, dieſes auf die Materie und auf Subſtanzen anzuwenden.

Die Vernunft muß aber doch das Bedürfniß fühlen, ſich auch von dem Daſeyn der Subſtanzen, durch eine andre Art von Urſachen und Wirkungen, als jene Kategorie in ſich enthält, Rechenſchaft zu geben. Denn was hätte ſie, nachdem ſie die Freyheit, die Urquelle der Veränderungen, gefunden hat, noch nöthig, nach der Urquelle der Subſtanzen, — nach Gott, — zu forſchen *). Vielleicht iſt dieß der erſte dunkle Blick, den ſelbſt die theoretiſche Vernunft in die überſinnliche Welt thut.

Die eigenthümliche Form der Vernunft, in Abſicht dieſer zweyten Funktion, iſt: daß ſie den Menſchen dringend auffordert, nach der Vollſtändigkeit des Syſtems ſeiner Erkenntniße zu ſtreben, und alſo, durch unablâßig fortgeſetzte Unterſuchungen der Natur, ſich jenen vier Schlußſteinen, der Grenze, dem Anfange und Ende der Welt, der Freyheit, und Gott, beſtändig zu nähern; daß ſie ihm aber zugleich alle Hoffnung abſpricht, dieſelben jemahls zu erreichen, oder zu einer Erkenntniß derſelben zu gelangen, weil alle ſeine Erkenntniß ſich auf die Welt der Erſcheinungen einſchränkt, Gott aber, die Freyheit der Handlungen u. ſ. w. zu den Uiberſinnlichen gehören.

Sobald ſich die Vernunft anmaßt, jene Schlußſteine unſerer Erkenntniß poſitiv zu ſetzen, verwickelt ſie ſich in unauflösliche Widerſprüche. Wenn ſie aber dieſelben, als bloß von ihr ſelbſt geſchaffene Ideen, behandelt, welche dem Menſchen nur zur Regel und zum Leitſtern, bey ſeinen Nachfor-

---

*) Hier iſt einer von den Orten, wo ich fürchte, Kanten nicht zu verſtehn, weil ich die in ſeinem Syſteme ſonſt allenthalben wahrgenommene Conſequenz hier vermiſſe.

ſchungen in der Natur, dienen ſollen: ſo leiſtet ſie dadurch auch den letztern und höchſten Beytrag, zur Bildung ſeiner empiriſchen Kenntniſſe.

Zweyte Frage.

Die zweyte Hauptfrage, welche die Kantiſche Philoſophie zu beantworten ſucht, iſt: — **„wie kommen wir zu einer apodiktiſchen, oder abſoluten Gewißheit einiger Theile unſerer Erkenntniß?“**

Dieſe Frage iſt von den Philoſophen vor Kant bisher folgender Geſtalt beantwortet worden *).

Es gibt keine andern apodiktiſch gewiſſen Sätze, die von einem bedeutungsvollen Inhalte wären und zu einer reellen Wiſſenſchaft führeten, als die mathematiſchen und geometriſchen.

---

*) Wenn ich ſage, — von den Philoſophen vor Kant: ſo meine ich, — von den Philoſophen, die ich hauptſächlich ſtudirt, — und in dem Sinne, wie ich ſie verſtanden, und den ich, vielleicht mit meinen eignen Ideen vermiſcht, zu meiner eignen Philoſophie gemacht habe. Man ſehe alſo, damit ich der Wahrheit durchgängig treu bleibe, an allen den Orten, wo ich der Kantiſchen Philoſophie eine ältere entgegenſtelle, an die Stelle dieſer Philoſophen, mich ſelbſt, und ſehe das, was ich jenen als ihre Meinung zuſchreibe, als das vereinigte Reſultat meiner Lektüre und meines Nachdenkens an.

Die Metaphyſik hat nur einen einzigen abſolut gewiſſen Satz: den Satz des Widerſpruchs. Dieſer aber iſt vollkommen identiſch, und alſo inhaltsleer. Und ſo ſind es alle, welche aus ihm allein hergeleitet werden.

Die erſte Urſache aber, warum die rein mathematiſchen Sätze demonſtrativ gewiß ſeyn können, liegt darin, daß ſie ſämmtlich bloß analytiſch ſind, d. h. daß ſie das Prädikat bloß aus dem Subjekte entwickeln, in welchem es ſchon zuvor mit inbegriffen war, aber vor unſern Augen gleichſam verborgen lag. Wenn der Geometer den Satz beweiſt: in jedem **Dreyeck** enthalten die drey Winkel zuſammen 180 Grade: ſo verwundert und freut ſich der Lehrling, wie er den ſo ganz diſparaten Begriff von genau beſtimmten 180 Graden aus einem davon ſo verſchiedenen und dabey ſo einfachen Begriffe, als der von drey zuſammenſtoßenden Seiten iſt, habe herausbringen können. Aber der alte und erfahrne Mathematiker ſieht ein, wie die Winkel zugleich beſtimmt werden, indem die drey Seiten ſo gegeneinander geneigt werden, daß ſie zuſammenſtoßen und alſo eine geſchloſſene Figur bilden. Er alſo, dieſer alte Geometer, würde gleich bey der Entſtehung eines Dreyecks, vor aller Demonſtration, voraus ahnden, daß deſſen Winkel nicht mehr und nicht weniger denn 180 Grade enthalten könnten. — Der höchſte Geometer, d. h. ein unendlicher Verſtand, würde ſchon in dem bloßen Begriff eines Dreyecks alle möglichen daſſelbe betreffenden geometriſchen Lehrſätze gleichſam eingewickelt liegen ſehen.

Eine zweyte Urſache jenes Vorzugs der mathematiſchen Sätze, in Abſicht ihrer Gewißheit, beſteht darin, daß die Bilder, mit welchen die darin zergliederten Begriffe, den Sinnen und der Einbildungskraft vorgemalt werden, ſo einfach, ſind, daß der Verſtand in denſelben nichts, als die reine Idee ſieht, — wenigſtens nichts, als dieſe, darin gewahr wird und beachtet: dahingegen bey philoſophiſchen Sätzen, die Verſinnlichung, der Begriffe, welche zu allem Denken unentbehrlich iſt, nicht anders, als durch Beyſpiele, geſchehen kann, welche aber außer der zu zergliedernden Idee, noch viele andere Nebenumſtände enthalten, wodurch die Aufmerkſamkeit zerſtreuet und der Verſtand, bey ſeinen Schlüſſen, in Ungewißheit gebracht wird.

Wenn der mathematiſche Lehrer ein Dreyeck auf die Tafel oder das Papier malt: ſo enthält zwar dieſes nicht den bloßen reinen Verſtandesbegriff eines Dreyecks; — es iſt von einer beſtimmten Größe und Beſchaffenheit, iſt mit Kreide oder mit Dinte, — zierlich oder nachläßig gezeichnet: aber dieſe Umſtände ſind ſo klein und unbedeutend, daß weder Lehrer noch Schüler darauf achten, und beyde das abgemalte Dreyeck für den wahren Begriff aller Dreyecke anſehen können.

Wenn aber der Philoſoph den Begriff des Neides zergliedert, und, um ihn anſchaulich zu machen, das Beyſpiel eines neidiſchen Mannes anführt, und deſſen Betragen ſchildert: ſo iſt in dieſer Schilderung, mit dem, was allen Neidiſchen gemein iſt, und folglich zum wirklichen Begriffe des Neides gehört, ſo vieles vermiſcht, was nur dieſem einzelnen Neidiſchen allein eigen iſt, und alſo abgeſondert werden ſollte; daß dieſes philoſophiſche Bild des Neides, gegen jenes mathematiſche eines Dreyecks, ſehr untreu iſt, und der Philoſoph immer wieder zum bloßen Worträſonnement zurückkehren muß, wobey er aber oft von Andern, — zuweilen auch von ſich ſelbſt, mißverſtanden wird.

Ich will nur noch eine einzige Bemerkung aus meinem eignen Ideen-Vorrathe hinzuſetzen.

In Kants Räſonnement über Raum und Zeit, und über mathematiſche Gewißheit, ſind viele vortreffliche, neue, und höchſt belehrende Sachen. Aber Eine Idee iſt vorzüglich neu, ihm eigen, und verdient den Nahmen einer wahren Entdeckung. Er zeigt nähmlich, daß alle mathematiſchen Grundſätze, ohne Ausnahme, — z. B. der, daß die gerade Linie die kürzeſte zwiſchen zwey Puncten ſey, — ſich durchaus nicht demonſtriren laſſen, ſondern bloß angeſchauet und durch die Anſchauung gewiß werden. Kein Menſch wird durch Gründe, welche gewiſſer ſind, als der Satz ſelbſt, einem Andern darthun, daß der geradeſte Weg unter allen der kürzeſte ſey; und jeder, der ſich darauf einläßt, wird ſich in Wortſpiele und petitiones principii verwickeln.

Kant bemerkt noch zweytens, und wie mich dünkt, mit Recht, daß die drey berühmten Lehrſätze von den Dreyecken, auf welchen die ganze Geometrie beruht, — und welche dadurch bewieſen werden, daß man die Dreyecke auf einander legt, und ſie ſich wechſelſeitig decken läßt: — daß dieſe Lehrſätze nicht eigentlich demonſtriret, ſondern nur durch Anſchauung als gewiß erkannt werden. Denn das Aufeinanderlegen zweyer Figuren, und das ſo genaue Paſſen derſelben auf einander, daß die eine die andere völlig bedeckt, ohne doch über ſie im mindeſten hervorzuragen, ſind gewiß keine diskurſive, ſondern bloß anſchauliche Begriffe.

Kant nimmt freylich, um die Ehre der mathematiſchen Gewißheit zu retten, und ſie nicht zuletzt gar auf etwas Empiriſches zu gründen, hierbey eine ganz andere Art der Anſchauung, als die ſinnliche, eine Anſchauung a priori an, weil Raum und Zeit Vorſtellungen a priori ſeyn.

Da ich aber, nach allen meinen Bemühungen, mir von einer Anſchauung a priori keinen Begriff zu machen weiß; da mir ſogar die Worte einen Widerſpruch zu enthalten ſcheinen, weil ich nur das Gegenwärtige anſchaue, eine Vorſtellung a priori aber auf einen künftig erſt wahrzuneh-

neh-

nehmenden Gegenſtand geht: ſo bleibe ich einfältiglich dabey: daß ich den geometriſchen Grundſatz von der geraden Linie und die drey Lehrſätze von der Gleichheit der Triangel, die einander decken, durch eine ſinnliche Anſchauung als wahr erkenne. Von Kant belehrt, und doch im Widerſpruch mit ihm, ſehe ich ein, daß auch die mathematiſchen, ſo wie die philoſophiſchen Erkenntniſſe, ihren Urſprung in der Erfahrung haben; und daß ihre erſten Begriffe und Grundſätze nichts anders, als angeſchaute, oder, wie man ſich ſonſt ausdrückte, wahrgenommene Objekte oder Fakta aus der Sphäre der innern oder äußern Empfindung ſind, deren Eindrücken auf das Gemüth wir unbedingten Beyfall geben.

Der große Vorzug der mathematiſchen Anſchauungen, und folglich der Gewißheit ihrer Grundſätze, liegt in der äußerſten Einfachheit der angeſchauten Objekte. Wer eine gerade Linie einmahl geſehen, und ſie bey dem erſten Blicke für die kürzeſte zwiſchen ihren Endpuncten erkannt hat, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß alle geraden Linien in der Welt in gleichem Falle ſeyn werden.

Von dieſer ganzen Deduktion der ältern Philoſophen über den Urſprung der demonſtrativen Gewißheit, leugnet Kant beynahe alle Sätze.

Er leugnet, daß die Sätze der reinen Mathematik die einzigen apodiktiſch gewiſſen, und zugleich von bedeutungsvollem Inhalte wären. „Es gibt, ſagt er, auch in der Metaphyſik Sätze, die a priori gewiß, und doch nicht identiſch, — nicht bloß Folgen von dem Satze des Widerſpruchs ſind. Dazu gehört der Satz von der Cauſalität, oder daß jedes Ding in der Natur ſeine Urſache haben müſſe. Dazu gehören alle die Grundſätze, welche ſich auf die Kategorien beziehen, und welche in der Critik der reinen Vernunft ſo vortrefflich entwickelt werden. — Eine andere Claſſe a priori gewiſſer Sätze liefert die Vernunft: aber nur die praktiſche. Alle Regeln der Sittlichkeit ſind a priori gewiß: und durch ſie bekommt auch alles, was mit ihr in Verbindung ſteht, und ohne welches ſie nicht beſtehen kann, — die menſchliche Freyheit, Gott, und die Unſterblichkeit, eine Gewißheit a priori, die zugleich ganz vollkommen, obgleich von anderer Art iſt, als die mathematiſche und metaphyſiſche.

Kant leugnet, zweytens, daß die rein mathematiſchen Sätze deßwegen einer Demonſtration fähig wären, weil ſie ſämmtlich analytiſche Sätze ſind.

Er entwickelt, bey dieſer Gelegenheit, den Unterſchied zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Sätzen, mit einer größeren Deutlichkeit, als ich mich erinnere, in irgend einem andern Philoſophen vor ihm gefunden zu haben. — Analytiſche Sätze ſind diejenigen, deren Prädikat nichts enthält, als was ſchon im Begriffe des Subjekts zuvor lag, und nur durch Zergliederung der Merkmahle darin aufgefunden worden iſt, z. B. jede Kugel iſt rund. Ein ſynthetiſcher Satz iſt derjenige, deſſen Prädikat etwas ganz neues enthält, was nicht im Subjekte liegt: als die Erde iſt rund, dieſer Menſch iſt ein Schwelger. Alle Erfahrungsſätze ſind von der letzteren Art.

Nun behauptet Kant: auch die arithmetiſchen und geometriſchen Sätze ſind lauter ſynthetiſche Sätze.

Wenn der Geometer den Satz aufſtellt, — in jedem Dreyecke ſind die drey Winkel zuſammengenommen ſo groß, als 180 Grade: ſo liegt doch augenſcheinlich, ſagt Kant, die Größe der Winkel, und eine ſo beſtimmte Größe, — der Begriff von Grad und der von der Zahl 180, nicht in dem Begriffe eines Dreyecks, oder dreyer zuſammenſtoßenden Linien.

Kant geht noch weiter. Er behauptet, daß ſelbſt der arithmetiſche Satz, fünf und drey zuſammengenommen machen acht, ein ſynthetiſcher Satz iſt: weil doch der Begriff der Zahl Acht, in den Begriffen keiner von den beyden Zahlen, Fünf und Drey, liegt.

Ich geſtehe, daß ich mich von dem Letztern noch weit weniger, als von dem Erſtern, überzeugen kann. Der geometriſche Satz ſcheint mir noch jetzt ein analytiſcher zu ſeyn. Aber der arithmetiſche enthält nicht einmahl eine Analyſe: er zeigt bloß ein neues willkürlich gewähltes Wort, Acht, für die in den Zahlen, Drey und Fünf enthaltenen Einheiten.

Aber, woher kommt nun alſo, nach Kant, der Unterſchied zwiſchen demjenigen Theile unſerer Erkenntniß, welcher einer Gewißheit a priori, und alſo einer abſoluten und nothwendigen Gewißheit, fähig iſt, und demjenigen, welcher nur bis zur Wahrſcheinlichkeit erhoben werden kann?

„Er liegt, ſagt Kant, in dem doppelten Beytrage, welchen die auf uns wirkenden und unſere Sinnlichkeit afficirenden Dinge, — und welchen wir ſelbſt zu unſerer Erkenntniß thun.“

„Alle Erfahrungsſätze, alle diejenigen, welche ſich auf den urſprünglich uns von den Dingen an ſich gelieferten Stoff beziehen, und in ſinnlichen Anſchauungen des Gegenwärtigen und Einzelnen ihren Grund haben, ſind keiner Demonſtration und keiner vollkommnen Gewißheit fähig.“

„Alle diejenigen Sätze hingegen, welche ihren Grund in den unabänderlichen Formen und Geſetzen unſers Geiſtes und ſeiner drey Hauptkräfte haben, und hier ihren Urſprung nehmen, ſind, wie jene Formen ſelbſt, unabänderlich und nothwendig — und zugleich a priori gewiß, weil ſie es vor aller Erfahrung, — vor aller deßhalb angeſtellten Beobachtung ſind.“

„Zu dieſer letztern Claſſe gehören, zuerſt, die Sätze der reinen Mathematik. Sie haben ſämmtlich, zu ihrem Gegenſtande Raum und Zeit, die Formen unſerer Sinnlichkeit oder unſers Empfindungs-Vermögens, und leiten ihren erſten Grund von Anſchauungen a priori ab, welches gleichſam die in Thätigkeit geſetzten Formen der Sinnlichkeit ſind.“

„Zu eben dieſer Claſſe gehören zweytens die Sätze der reinen Philoſophie a priori, einer eben ſo ſoliden, aber noch weit unentbehrlichern Wiſſenſchaft, als die Mathematik, deren erſte Grundſätze in der Critik der reinen Vernunft, in demjenigen Theile, welcher vom Verſtande und deſſen Operationen handelt, aufgeſtellt worden ſind. Unter dieſen iſt der Satz vom zureichenden Grunde, oder der, daß jedes Ding ſeine Urſache habe, die Grundlage alles Zuſammenhanges in unſerer Erkenntniß. Solange man ihn aus dem Satze des Widerſpruches, oder aus der Erfahrung herleiten wollte, waren alle Verſuche, ihn zu demonſtriren, fruchtlos. Aber er erſcheint ſogleich in der abſoluten Gewißheit a priori, als man ihn für ein bloſſes Geſetz unſrer Denkkraft erkennt, ohne welches wir keine Begriffe faſſen, noch Sätze mit einander verbinden, folglich durchaus nichts erkennen könnten.“

„Der Grund nähmlich von der abſoluten Gewißheit jener ſynthetiſchen philoſophiſchen Sätze liegt darin, daß ſie in den Formen des Verſtandes, welche, mit Worten ausgedrückt, die vier Claſſen der Kategorien liefern, ihren alleinigen Urſprung und die Gewährleiſtung für ihre Gewißheit haben.“

„Der Beweis iſt leicht. Alles iſt apodiktiſch oder vollkommen gewiß, was nothwendig und bey unſerm Denken unabänderlich iſt. Die Geſetze des Verſtandes ſind abſolut nothwendig; und ohne Anwendung der Kategorien auf die Anſchauungen wiſſen wir weder, was ein Objekt iſt, noch was Daſeyn, was Beſchaffenheit und Größe heißt. Diejenigen Sätze müſſen abſolut gewiß ſeyn, ohne welche alle Erkenntniß unmöglich wäre.“ *)

---

*) Iſt dann aber zwiſchen derjenigen Gewißheit, die daraus entſtehet, daß wir uns, vermöge unſerer Natur, die Sachen nicht anders vorſtellen können, und zwiſchen der, welche aus dem innern und nothwendigen Zuſammenhange der Sachen ſelbſt herfließt, kein Unterſchied? Und doch wird nur die letztere eine demonſtrative Gewißheit genannt; und nur deren Urſprung ſuchen wir. Iſt es einerley ob der Verſtand durch den Eindruck der Beweiſe gezwungen wird, den bewieſenen Satz für wahr zu halten, oder ob er, ſelbſt durch einen gewiſſen Naturzwang genöthiget, die Natur der Dinge hinwiederum zwingt, ſich in ſeine Formen gleichſam zu paſſen? — Wenigſtens wird der gemeine Menſchen-Verſtand keine Urſache einſehen, warum er den Satz, daß das hier gegenüberſtehende Haus roth angeſtrichen ſey, nicht auch für abſolut gewiß halten dürfe: da es ihm eben ſo unmöglich wird, es ſich mit einer andern Farbe vorzuſtellen, als zweymahl zwey für mehr oder weniger als vier zu halten.

„Zu der Claſſe der a priori gewiſſen Sätze gehören, nach Kant, drittens, diejenigen, welche in den Formen und Geſetzen der Vernunft ihren Urſprung haben. Aber nicht in denen der theoretiſchen Vernunft. Denn die dieſer eigenthümliche Form beſteht bloß darin, daß ſie den Verſtand, in der Unterſuchung der Natur, bis zur Grenze des Unſichtbaren lockt, und ihm ein lebhaftes Beſtreben zur Vollendung des Syſtems ſeiner Erkenntniſſe einflößt; daß ſie ihm aber, anſtatt reeller Kenntniſſe, bloße Ideen gibt, welche ſie aus ſich ſelbſt ſchöpft, — wozu die von Gott, der Freyheit der menſchlichen Handlungen, und der Unſterblichkeit, — gehören, die, zwar ſämmtlich in der Theorie unerwieſen und unerweisbar, doch als Regeln und Leitſterne, zur Richtung des Ganges unſerer Unterſuchungen, unentbehrlich ſind.“

Aber nun erſcheint der, alle Verſuche, zur Erkenntniß jener Gegenſtände zu gelangen, aufgebenden, theoretiſchen Vernunft, die praktiſche Vernunft zu Hülfe. Die Urform dieſer letztern, oder ihr urſprüngliches Produkt, (denn ich weiß nicht, welcher von beyden Ausdrücken die Sache richtiger vorſtellt) iſt das Geſetz der Sittlichkeit, welches, a priori und alſo abſolut gewiß, ſeine Gewißheit über alle diejenigen Gegenſtände ausdehnt, welche damit in nothwendiger Verbindung ſtehen.“

Und hier iſt zugleich der Uibergang zu der dritten Hauptfrage, welche in der Kantiſchen Critik gelöſt werden ſoll.

Dritte Frage.

Wie gelangen wir zu der Kenntniß des Uiberſinnlichen, des eingeſchränkteſten, aber des koſtbarſten Theils unſerer Erkenntniß, weil er uns unſere Würde gibt?

Die Antwort der ältern Philoſophen auf obige Frage war, nach meiner Auslegung, folgende:

Unſre Erkenntniß vom Uiberſinnlichen, d. h. unſre Vorſtellungen und Uiberzeugungen von Gott, der menſchlichen Seele und einer zukünftigen Welt ſind die letzten, feinſten Fäden, in der Zergliederung unſrer Vorſtellungen vom Sinnlichen, oder unſrer alltäglichen Erfahrung; ſie ſind die höchſten letzten Glieder in der Reihe der Schlüſſe, welche uns von den Wirkungen zu den Urſachen zurückführen. Die Sittlichkeit aber, ganz zur That und Handlung gemacht, iſt davon völlig ausgeſchloſſen, und gehört zu eben der Welt, in welcher wir leben und weben, und über die hinaus ſich unſer Wirkungskreis nicht erſtreckt, — d. h. zur ſinnlichen.

Uiberhaupt iſt die überſinnliche Welt von der ſinnlichen, wenn auch weiter, doch auf keine andre

Weiſe, getrennt, als der uns unſichtbare Theil dieſer ſinnlichen Welt von dem uns ſichtbaren getrennt iſt. Der Weg, durch den ich von der Kenntniß von Breslau zur Kenntniß von Conſtantinopel gelange, und von der Kenntniß unſrer Erdkugel zur Kenntniß des Saturns übergehe, iſt kein anderer als der, durch welchen ich von allem, was ich je in der Welt geſehen, erfahren und gelernt habe, auf dasjenige komme, was vor derſelben vorherging, was nach ihr ſeyn wird, und was über dieſelbe erhaben iſt. Dieſer Weg iſt der ſchon oben angezeigte einer Reihe von Schlüſſen, verbunden mit der Analogie. Die Reihe der Schlüſſe gibt mir die Wahrſcheinlichkeit, — die Analogie gibt mir den Begriff der Sache. Da, wo ich mir gar keinen Begriff von ihr bilden kann, helfen alle Beweiſe nichts, ſie mir glaublich zu machen.

Wäre eine ſo unendliche Kluft zwiſchen dem Unſichtbaren und dem Sichtbaren, dem Uiberſinnlichen und dem Sinnlichen befeſtiget, als Kant anzunehmen ſcheint: ſo wären alle Bemühungen ſie zu überſpringen fruchtlos; und es wäre thöricht für den Menſchen, ſich je mit Unterſuchungen dieſer Art abzugeben. Wäre kein Uibergang von dem Daſeyn oder der Beſchaffenheit dieſer ſinnlichen Welt, zu dem Daſeyn ihres Urhebers oder zu den Eigenſchaften, welche ihm nach ſeinem Werke zukommen müſſen, ſo müßte von dieſem Urheber unter vernünftigen Menſchen nicht mehr die Rede ſeyn. Und gäbe es zwiſchen Gott und dem Menſchen keine Aehnlichkeit, nach welcher wir uns ein höchſtes, verſtändiges und moraliſches Weſen, wenn auch ſehr unvollkommen, doch einiger Maßen, vorſtellen könnten: — wäre, wie Spinoza und einige neuere Verehrer von ihm angenommen haben, die Denkkraft in Gott durchaus etwas anders, als die, welche wir durch die Thätigkeit unſers eigenen Verſtandes kennen; wäre ſeine Güte von der unſrigen, ſeine Gerechtigkeit von der menſchlichen, durchaus unterſchieden: ſo hätten wir gar keinen Begriff von Gott; und was hülfe uns alsdann ein ganz bedeutungsleeres Wort, mit welchem wir zwar auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe ſpielen, mit welchem wir Andere täuſchen, mit welchem wir aber uns ſelbſt weder zum Guten ermuntern noch tröſten könnten?

Die Sittlichkeit gehört, wie ich ſchon geſagt habe, nach dieſen Philoſophen, ganz zu der ſinnlichen Welt: da ſie ihre Regeln aus den Verhältniſſen des gegenwärtigen Lebens herleitet, und die Triebfedern zu Befolgung derſelben, in den Empfindungen und Vorſtellungen des Menſchen, ſo wie er ſie nach ſeiner jetzigen Lage hat, aufſucht. Der Menſch muß in der Sinnenwelt frey, — er muß es als ein Glied derſelben, — qua phaenomenon — ſeyn: oder ſeine Freyheit hilft uns zu nichts. Denn wozu haben wir ſie nöthig, als ihn der Zurechnung ſeiner Handlungen fähig zu machen, ohne welche er, wegen derſelben, weder des Lobes noch des Tadels würdig ſeyn kann. Aber alle ſeine Handlungen geſchehen in der Welt der Erſcheinungen, und beziehen ſich auf Gegenſtände aus dieſer. Ich ſehe zwar ſehr wohl die Schwierigkeiten ein, die mit dem Begriffe, oder vielmehr mit dem Gefühle der Freyheit, ſo innig ich von deſſen Wahrheit überzeugt bin, verbunden ſind; und ich geſtehe, daß ich ſie für unauflöslich halte. Kant hat ſich, nach meinem Urtheile, ſehr um die wahre Philoſophie verdient gemacht, daß er dieſe Schwierigkeiten noch mehr ins Licht geſetzt, und uns dadurch einen der unabänderlichen Schranken unſerer Erkenntniß deutlich gezeigt hat. Aber hat er die Schwierigkeit dadurch gehoben, daß er den Menſchen gleichſam auf die Grenze der beyden Welten, — der ſinnlichen und der überſinnlichen, geſtellt, — daß er ihn, ſo groß auch der Abſtand beyder Welten iſt, als zu beyden gehörig dargeſtellt, und ihm zu gleicher Zeit einen intelligiblen Charakter, nach welchem er zum Reiche des Ueberſinnlichen gehören, und nach welchem er zugleich frey ſeyn ſoll, — und einen Erſcheinungs-Charakter zugeſchrieben hat, nach welchem er zu unſerer Sinnenwelt gehört, und dem Naturzwange unterworfen iſt?

Dieſe Unterſcheidung iſt ſehr künſtlich von Kant ausgedacht, und ſehr fein und ſcharfſinnig von ihm durchgeführt worden: aber ſie hinterläßt doch, nach allem darauf gewendeten Studium, in meinem Gemüthe, außer den Worten, keinen deutlichen Begriff. Und wenn ich auch wirklich verſtände, wie der Menſch zugleich frey und unfrey ſeyn könne: was kann zu ſeiner Sittlichkeit eine Freyheit beytragen, welche er nur als Glied einer Welt beſitzt, in welcher er nie etwas zu handeln hat, und unfrey in der gegenwärtigen ſinnlichen Welt iſt, worin er allein Pflichten beobachten, und Gutes oder Böſes thun kann?

Dieſe Art, wie nach meiner Darſtellung der ältern Philoſophie, dieſe aus der ſinnlichen Welt in die überſinnliche übergeht, und dadurch die dritte Frage beantwortet, verwirft Kant gänzlich. „Keine Schlüſſe, ſagt er, können uns zu dem Uiberſinnlichen führen! den die Schlußkraft hört auf, wo die Erſcheinungen aufhören, deren Grenzen das Räſonnement nicht überſchreiten darf. An der Kette von Wirkungen und Urſachen, können wir nicht bis zu ihm hinaufſteigen: denn das Geſetz der Cauſalität, iſt bloß eine Form unſers Verſtandes, beſtimmt, die ſinnlichen Eindrücke oder die Anſchauungen zu ordnen, und dadurch eine Erfahrungskenntniß möglich zu machen. Die Analogie kann uns nicht von ihm lehren: denn zwiſchen dem Uiberſinnlichen und dem Sinnlichen iſt gar keine Aehnlichkeit vorhanden: und auch wahrſcheinliche Gründe finden da nicht Statt, wo keine Vergleichung, keine allmählige Annäherung Statt findet." —

„Es gibt nur Eine Brücke über die zwiſchen beyden Welten, der ſinnlichen und der überſinnlichen vorhandene, für unſere Erkenntnißkräfte, unüberſteigliche Kluft: dieſe iſt das Geſetz der Sittlichkeit; es iſt die praktiſche Vernunft; es iſt die Freyheit, oder das innige Bewußtſeyn des Menſchen, daß er frey und einer Zurechnung fähig ſey."

Und nun bin ich da angelangt, von wo ich hätte ausgehen ſollen: da mein eigentlicher Zweck bloß war, das Kantiſche Moralſyſtem darzuſtellen. Aber ich glaubte, daß in einem großen Prunk-Gebäude, die innerſten und geheimſten Zimmer nicht mit mehr Vergnügen beſehen, und richtiger beurtheilet werden können, als wenn man durch den großen Eingang in den Pallaſt getreten iſt, und zuerſt die vorliegenden Säle und Zimmer beſichtiget, und ſo den Plan des ganzen Baues überſehen hat. Wenn ich mich bey dieſer Beſichtigung zu lange aufgehalten, und auch das nicht zu meinem Zwecke gehörige mitgenommen habe: ſo hoffe ich doch, daß ich dem Leſer an ſich intereſſante Gegenſtände werde gezeigt haben; ich hoffe zugleich, daß ich, durch dieſen Umweg, den mir noch übrigen Theil des Weges werde abgekürzt haben.

Die Ordnung, nach welcher ich das Kantiſche

Moralſyſtem darzuſtellen gedenke, iſt ungefähr folgende:

Ich will zuerſt die verſchiedenen Geſichtspuncte ſammeln, durch welche es, theils mit dem theoretiſchen Theile am meiſten zuſammenhängt, und daher zugleich ſich von andern Syſtemen am meiſten unterſcheidet, theils überhaupt am meiſten eigenthümliches hat.

Ich will, hieraus zweytens, die Reſultate in einer kurzen und mehr populären Darſtellung vereinigen; und endlich

Drittens mit den bekannten Hauptformeln ſchließen, in welche Kant ſelbſt die erſten Pirncipien der Moral zuſammen faßt.

Ich werde die Beurtheilung einzelner Behauptungen zuweilen als Noten unter den Text ſetzen. Die Beurtheilung des Ganzen wird am Ende kurz ſeyn können: weil nach allem, was ich ſchon über das Kantiſche Moralſyſtem, und über alle vorhergehenden geſagt habe, das Urtheil des Leſers dem meinigen faſt immer zuvorkommen wird.

1.

Sammlung der verſchiedenen Geſichtspuncte, aus welchen das Kantiſche Moralſyſtem anzuſehen iſt.

Erſter Geſichtspunct.

Die Sprache hat kein anderes Wort, als das Wort *Vernunft*, um die höchſte unſerer Geiſteskräfte auszudrücken. Wenn dieß nicht wäre: ſo verdiente die praktiſche Vernunft durch einen eignen Nahmen ausgezeichnet, und als eine vierte und wirklich als die höchſte Kraft im Menſchen aufgeſtellt zu werden: ſo ſehr iſt ſie von der theoretiſchen Vernunft in allen ihren *Formen* und Grundeinrichtungen verſchieden, und ſo ſehr iſt ſie über dieſe, ſo wie über alle andere Kräfte, erhaben, denen ſie allen Geſetze vorſchreibt.

Die Natur der theoretiſchen Vernunft iſt, unaufhörlich Erkenntniß zu ſuchen und ſie niemahls zu finden; — aber an deren Stelle Ideen zu finden oder hervorzubringen, welche als *Regeln* für den forſchenden Verſtand dienen können, ohne ihn mit neuen Wahrheiten zu bereichern. Und dieß iſt vielleicht die Seite, wo ſich die theoretiſche Vernunft am genaueſten an die praktiſche anſchließt;

inſofern ſie ſelbſt ſchon anfängt, Regeln und Vorſchriften zu geben, welches das eigenthümliche Werk dieſer letztern iſt. — Die praktiſche Vernunft hingegen ſucht gar nicht nach Erkenntniß, und findet dieſelbe. Indem ſie dem Menſchen für ſein Verhalten Geſetze gibt, welchen er ſich ohne Einſchränkung unterworfen anerkennt, entdeckt ſie ihm zugleich, daß er ein ſittliches, und alſo auch ein freyes Weſen ſey; welches aber, da er in der Sinnenwelt durchaus nicht frey ſeyn kann, ihm das Daſeyn einer überſinnlichen Welt zugleich bekannt machet und beweiſet.

Die theoretiſche Vernunft ſchöpft nichts aus ſich ſelbſt, die praktiſche alles. Jene empfängt den Faden der Erkenntniſſe von dem Verſtande, und führt ihn nur höher hinauf, bis dahin, wo er an einen höchſten, feſten Punct angehangen werden ſoll. Dieſe findet jenen feſten Punct in ſich ſelbſt, — in den Ideen der Sittlichkeit, welche gleichſam ihr Weſen ausmachen, in den Gebothen, welche ſie dem Menſchen vorſchreibt, und in den Pflichten, welche ſie ihm auflegt, ohne weiter Rechenſchaft von ihrer höchſten Oberherrſchaft zu geben. Und von dieſen ſteigt ſie dann herab in unſere ſinnliche Welt und in das menſchliche Leben, in welchem ſie Alles, bis auf das Einzelne, regulirt; indem ſie zugleich alle vom Verſtande erworbnen Kenntniſſe vorausſetzt oder beſtätiget, und ihnen dadurch die zuvor umſonſt geſuchte Vollendung gibt, daß ſie einen Gott, — nicht ein unbeſtimmtes Urweſen, ſondern einen Weltſchöpfer und Weltregierer, einen Belohner und Beſtrafer der menſchlichen Handlungen, an die Spitze von allem ſetzt.

Dieß macht alſo die Grundlage, oder den Anfang, (Princip, ἀρχήν nach griechiſchem Sinne,) des Kantiſchen Moralſyſtems aus: "die praktiſche Vernunft iſt das höchſte im Menſchen; was von ihr ausgeht, davon läßt ſich kein weiterer Grund angeben, und doch iſt es ſo gut, als demonſtrativ gewiß, und zugleich verpflichtend. Sie kann von der Erfahrung nichts hernehmen, da ſie weit früher ihre Geſetze gibt, als dieſe erworben wird, und ſelbſt die zu ihrer Erwerbung nöthigen Arbeiten anordnet." Gehorche deiner praktiſchen Vernunft, als dem oberſten Gebiether in dem kleinen Reiche deiner Natur: dieß iſt alſo die erſte und urſprünglichſte Form des Sittengeſetzes *).

---

*) Ich werde bey dieſer Darſtellung des erſten Geſichtspunctes von neuem meine Unwiſſenheit, oder einige Lücken in dem Kantiſchen Syſteme gewahr.

Ich begreiſe, zuerſt, nicht, was deſſen Urheber bewog, oder wodurch er es rechtfertigte, daß er die praktiſche Vernunft von der theoretiſchen ſoweit, — faſt eben ſoweit, als die überſinnliche Welt von der ſinnlichen, — trennte, und doch beyde mit demſelben Nahmen belegte. Warum muß die theoretiſche Vernunft ſich bloß mit der Erkenntniß und den Erſcheinungen abgeben, und warum hat die praktiſche mit der Sittlich-

Zweyter Geſichtspunct.

Dieſe praktiſche Vernunft bringt nun den Begriff des Sollens hervor, welcher dem Men-

keit allein zu thun? Warum muß jene ihre bündigſten Schlußſätze zuletzt beſcheiden als bloße Ideale annehmen, welchen ſie weder Daſeyn noch Gewißheit zuſichern kann; und woher kommt dieſer ihr geſetzgeberiſches Anſehen, und wie kann ſie vermöge deſſelben auch auf das Richteramt, in dem Reiche der Erkenntniß und Wahrheit, Anſpruch machen?

Mein zweyter Einwurf geht nicht ſowohl gegen einen Fehler des Kantiſchen Syſtems, als gegen die Schwächen aller unſerer höchſten Principien und gegen die Anmaßung derjenigen, welche das Ihrige durchaus zu dem erſten, alle Philoſophie gründenden, und allen Menſchen dereinſt einleuchtenden, machen wollen. Mir ſcheint es unmöglich, ein ſolches Princip zu finden, unmöglich, einen Satz zu finden, bey welchem es dem ihn verſtehenden Menſchen unmöglich würde nach einem neuen Grunde zu fragen. — Warum muß ich der Vernunft, und gerade der praktiſchen gehorchen? Der Kantianer ſetzt voraus, daß kein vernünftiger Menſch je dieſe Frage thun wird: denn er müßte darauf Verzicht thun, ein Menſch und ein vernünftiges Weſen zu ſeyn, er müßte ſeine angebohrne Würde verleugnen, er müßte ſich vor ſich ſelbſt, und dem, welchem er dieſe Frage vorlegte, ſchämen. Aber dieſe Zurückweiſung eines Einwurfs, die Erweckung der Schaam, ihn machen zu können, iſt doch keine Widerlegung deſſelben: oder ſie iſt ein Beweis, daß dieſe Schaam ſelbſt und das Gefühl, aus welchem ſie ſtammt, ein höheres Princip der Sittlichkeit ſey, als jener Vernunftſatz, deſſen Wahrheit über alle Einwendungen zu erheben, man ſich erſt auf dieſes Gefühl berufen mußte.

ſchen allein eigen iſt, und das ganze Gebieth der Sittlichkeit in ſich ſchließt. Er zeigt nähmlich die moraliſche Nothwendigkeit an, welche der Menſch ſich durch ſeine Vernunft ſelbſt auflegt, und welche er durch Freyheit befolgt. Das Sollen iſt dem Müſſen, welches die Naturnothwendigkeit oder einen fremden Zwang anzeigt, entgegengeſetzt und von dem Seyn unterſchieden, welches, ohne Rückſicht auf das, was recht und gut iſt, uns bloß ſagt, was wirklich geſchiehet.

Da alſo das, was geſchehen ſoll, von dem, was geſchieht, ganz unabhängig iſt, und früher von der praktiſchen Vernunft beſtimmt, als dieſes letztere durch Erfahrung erkannt wird: ſo entſtehen daraus drey einleuchtende und wichtige Folgerungen.

Einmahl: die Vernunft braucht die Strenge ihrer Geſetze nicht nach dem, was der Menſch, ſelbſt der beſte, von denſelben erfüllt und je er-

---

Meine dritte Bemerkung iſt nur Wiederhohlung einer ſchon oben gemachten. Die praktiſche Vernunft iſt doch immer Vernunft, alſo das Vermögen zuſammenhängend zu denken. Wenn ſie alſo bloß aus ſich ſelbſt ihre Geſetze ſchöpft; ſo ſehe ich nichts, wornach ſich menſchliche Handlungen richten können, als die Richtigkeit des Zuſammenhangs und die Wahrheit der Schlußſätze. Das Kantiſche Princip iſt alſo immer entweder auf Schicklichkeit, (die Stoiſche aptitudo) auf die Clarkiſche fitneſs, oder auf Wahrheit im Sinne des Wollaſtoniſchen Syſtems zurückgekommen.

füllen wird, — ja nicht nach dem, was an ſich in dieſem Leben ausführbar iſt, zu mäßigen. — „Der Menſch ſoll ſo handeln, er ſoll auf dieſe und keine andere Weiſe, nach Körper und Geiſt, beſchaffen ſeyn, er ſoll die Natur außer ſich durch ſeine Handlung in dieſe Geſtalt bringen:“ dieß bleiben ewige und unabänderliche Vorſchriften, ſo wie apodiktiſch gewiſſe Wahrheiten der praktiſchen Vernunft, wenn gleich kein Menſch je ſo gehandelt hat, keiner, bey allem Streben nach Vollkommenheit, ſo beſchaffen geweſen iſt, keiner, in dem Wirken auf andere Dinge, ſeinen Endzweck völlig erreicht hat.

Zum andern: da das Sollen von dem Seyn ſo ganz unabhängig iſt, und das Princip, welches jenen Begriff erzeugt, weit früher wirkt, als diejenigen Principien ſich im Menſchen entwickeln, durch welche er das Daſeyn der Dinge erfährt: ſo kann die praktiſche Vernunft bey ihren Vorſchriften, — weder in Abſicht des Inhalts derſelben, noch in Abſicht der Triebfedern, durch welche ſie deren Beobachtung ſicher ſtellet, irgend etwas von der Erfahrung, oder von Sachen, die ſelbſt ſich auf Erfahrung gründen, entlehnen. Die menſchlichen Handlungen können alſo nicht um irgend eines dadurch zu erreichenden Zwecks willen ſittlich gut ſeyn: denn ein ſolcher Zweck kann nur durch die Erfahrung uns bekannt werden. Uiberhaupt, nicht die Folgen der Handlungen, die immer nur in der ſinnlichen Welt exiſtiren, ſondern ihre Uibereinſtimmung mit den Formen der Vernunft macht ihren ſittlichen Charakter.

Eben ſo wenig kann die Vernunft ihre Bewegungsgründe zur Pflicht aus dem, was da iſt, (verſteht ſich, in der Sinnenwelt, denn wir kennen kein anderes Daſeyn), oder aus der Erfahrung hernehmen: nicht aus dem Angenehmen, denn dieſes ſchmeichelt unmittelbar nur der Empfindung, und iſt weder bey demſelben Menſchen zu allen Zeiten, noch bey mehreren Menſchen zu verſchiedenen Zeiten dasſelbe; nicht aus dem Nützlichen, denn dieſes iſt nur der Weg zum Angenehmen, und wird überdieß erſt durch weit ſpätere Erfahrungen erkannt; nicht aus der Glückſeligkeit des Menſchen überhaupt, denn dieſe iſt nur die Zuſammenſetzung des Angenehmen eines ganzen Lebens; endlich nicht aus der Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts, oder der Geſellſchaft überhaupt, denn dieſe iſt wiederum nur das Zuſammengeſetzte von der Glückſeligkeit der Einzelnen. Nur das geſetzgeberiſche Anſehen der praktiſchen Vernunft ſelbſt, nur ihre vom Menſchen anerkannte höchſte Souveränität muß der Bewegungsgrund ſeyn, welcher ihn zum Gehorſam gegen ihre Gebothe antreibt. Nur indem der Menſch vor ihr, als dem Höchſten in ſeiner Natur, gleichſam niederfällt; und ſich unbedingt, ohne nach weitern Gründen zu fragen, ohne andre Endzwecke dadurch zu ſuchen, ohne ſelbſt auf Belohnungen dafür zu rechnen, ihren Vorſchriften, bloß weil ſie vernünftig ſind, unterwirft: nur dadurch bekommt er ſeine ſittliche Würde.

Eine dritte Folge iſt dieſe. Obgleich das Sollen von dem Seyn ganz unabhängig iſt, und die Geſetze der Vernunft unabänderlich wahr und verpflichtend bleiben, wenn ſie auch nie von Menſchen in aller ihrer Reinigkeit erfüllt worden ſind oder werden ſollten: ſo führt doch umgekehrt das Sollen zum Seyn. Denn ein vernünftiger Geſetzgeber gebiethet, nach der ſicherſten obgleich nur nach einer ſittlichen Vorausſetzung, welche eben hier Vernunftglauben heißt *), nichts, was an ſich unausführbar iſt, und nie in der Wirklichkeit dargeſtellt wird. Und dieß eben iſt der Weg, auf welchem die Vernunft von ihren Geſetzen zu Erkenntniſſen gelangt, nähmlich zu der von einer zukünftigen Welt, in welcher die Tugend des Menſchen noch reifen, oder ſich ihrem großen Ziele durch ewig währende Fortſchritte nähern kann, und zu der von Gott, der, als Weltſchöpfer und Weltregierer, durch ſeine Macht das hinzu thut, was

---

*) Ich glaube, daß dieſes Begriffs, welcher in dem Kantiſchen Moralſyſtem, beſonders in dem, welches Gott und die Unſterblichkeit betrifft, von einer ſo großen Wichtigkeit und einem ſo ausgebreiteten Gebrauche iſt, hier am ſchicklichſten zuerſt erwähnt wird.

zu Erreichung der ſittlichen Endzwecke gehört, und nicht aus der Beobachtung des Geſetzes folgt.

Dritter Geſichtspunct.

Der Menſch iſt frey. Schon die theoretiſche Vernunft hatte ihn bis zu den Thoren der Freyheit gebracht: aber nur, inſofern Freyheit überhaupt, zur Begreiflichkeit des erſten Urſprungs irgend einer Reihe von Veränderungen unentbehrlich iſt. Sie hatte zugleich den Widerſpruch, — daß der Menſch durchaus der Natur-Nothwendigkeit unterworfen ſeyn muß, wenn nicht die ganze Reihe der Erſcheinungen unterbrochen, und dadurch alle Erfahrung unmöglich gemacht werden ſoll, und daß er doch von dem Einfluſſe äußerer Urſachen unabhängig ſeyn muß, wenn er frey ſeyn ſoll, — dadurch zu heben geſucht, daß ſie ihn zum Bürger und Bewohner zweyer Welten, der ſinnlichen und überſinnlichen, macht. Aber die praktiſche Vernunft, welche durch Gründung der Sittlichkeit zuerſt es außer Zweifel ſetzt, daß es eine überſinnliche Welt gibt, konnte auch zuerſt den Menſchen in ſein Recht, ein Glied derſelben, und alſo frey zu ſeyn, mit vollem Anſehen einſetzen.

Der Menſch iſt ſich mit einer Gewißheit, die über alle ſophiſtiſchen Einwürfe erhaben iſt, bewußt, daß er frey und der wahre Urheber ſeiner

Handlungen ſey. Er erkennt, daß er Pflichten habe, und daß die Nichterfüllung derſelben ihn tadelnswerth und ſtrafwürdig mache. Wenn aus einer unſittlichen Handlung Unglück für ihn entſteht, ſo rechnet er ſich die Schuld davon zu, und dieſe Vorſtellung trägt ſehr viel dazu bey, das Quälende ſeines Leides zu vermehren. Kein Mörder hat jemahls ſich damit entſchuldiget, daß er durch Bewegungsgründe zu ſeinem Verbrechen ſey getrieben worden, welche in Gegenſtänden außer ihm lagen, — daß er jenen Reichen nicht würde ermordet haben, wenn nicht deſſen Geld einen unwiderſtehlichen Reitz für ihn gehabt hätte. Er geſteht alſo dadurch zu, daß er eine Selbſtmacht beſitze, welche, jenes Reitzes ungeachtet, ihn fähig mache, das entgegengeſetzte von dem zu thun, wozu er ihn antreibt.

Auf den Begriff der Freyheit gründet ſich alles Lob und aller Tadel, welche wir den menſchlichen Handlungen ertheilen, und diejenige eigenthümliche Empfindung, durch welche ſich der Eindruck, den die angenehmen oder unangenehmen Folgen von den freyen Handlungen Anderer auf uns machen, von dem Eindrucke des Angenehmen oder Unangenehmen, wenn dieſes uns durch lebloſe oder unvernünftige Weſen verurſacht wird, unterſcheidet. Ein Ziegel fällt vom Dache, und verletzt mich; ein unbeſonnener Menſch ſtößt mich im Vorbeylaufen ins Geſicht, und verletzt mir das Auge: der erſte Zufall ſchmerzt mich bloß; der andere verdrießt mich zugleich, weil ich über die Unbeſonnenheit des Menſchen, welcher aus Pflicht, auf mich und die Möglichkeit mich zu beſchädigen hätte Acht geben ſollen, ungehalten bin. Woher dieſer Unterſchied? Den Ziegel halte ich für unſchuldig, und ich beſchäftige mich alſo mit nichts, als mit meinem Schmerze. Den Menſchen halte ich für ſchuldig, d. i. für den wahren Urheber meines Schmerzens; und meine Empfindung iſt alſo zwiſchen dem Uibel ſelbſt und deſſen Urſache getheilt.

Aus dieſem Geſichtspuncte der mit der Sittlichkeit ſo unzertrennlich verbundenen Freyheit folgt nun:

1. Daß jeder Menſch ſein eigner Geſetzgeber ſeyn müſſe. — Ein Hauptſatz im Kantiſchen, und ein wahrer und wichtiger Satz in jedem Moralſyſteme.

Ein Menſch mag noch ſo weiſe handeln: wenn er bloß fremden Vorſchriften gefolgt iſt, die er nicht zuvor geprüft, und durch ſein eignes Urtheil ſanktionirt hat: ſo handelt er nicht frey; und wir ſind über die Beſchaffenheit ſeines ſittlichen Charakters noch immer im Dunkeln. Der Gehorſam gegen eine rechtmäßige Autorität, welche ſich auf höhere Einſichten, vollkommnere Sittlichkeit, oder auf Wohlthaten gründet, iſt eine große Tugend: aber ſie iſt es nur alsdann, wenn wir zuvor, durch ein von uns ſelbſt gegebnes Geſetz, dieſe Autorität anerkannt, — wenn wir durch ein eignes Urtheil jenen unſern Oberherrn für weiſer und beſſer, als wir ſind, — und zugleich für unſern Wohlthäter erkannt haben. Dieß iſt nicht die Anmaßung eines Stolzen, der nicht ertragen kann, irgend einen andern über ſich zu ſehen: es iſt das natürliche Urtheil aller Menſchen, welche die Tugend des Kindes, die ganz im Gehorſam beſteht, von der Tugend des reifen Mannes unterſcheiden, welcher aus freyem Willen thun ſoll, was das Kind nur aus Gehorſam thut.

2. Da der Menſch nur in ſo fern ſittlich handelt, als er frey iſt, und er nur frey iſt, in ſofern er zur überſinnlichen Welt gehört, in welcher keine Erfahrung Statt findet, keine Erkenntniße beſtimmter Gegenſtände erworben, noch weniger Empfindungen, welche ſich unmittelbar auf die Sinne beziehen, und alſo die Welt, zu der ſie gehören, am deutlichſten anzeigen, erregt und empfangen werden können: ſo kann die Vernunft, auch aus dieſem Grunde, ihre Geſetze auf nichts, was Erfahrung vorausſetzt, bauen. Nicht die Endzwecke und Folgen der Handlungen, — denn dieß ſind Gegenſtände zuvor erworbener Kenntniſſe, — nicht das durch jene dem Menſchen ſelbſt geſicherte und über Andere ſich ausbreitende Wohlſeyn, — denn dieß iſt ein Gegenſtand der Empfindung, kann den ſittlichen Werth jener Handlungen ausmachen. Nur die Beziehung derſelben rückwärts auf ihren Ur-

ſprung, nur das rein Vernunftmäßige derſelben iſt es, welches ihnen den Charakter ſittlicher Vollkommenheit, zwar in den Augen des großen Haufens, einen geringern Glanz, aber, in den Augen des Weiſen, eine deſto größere Würde gibt *).

Vierter Geſichtspunct.

Die Menſchen und die Philoſophen haben ſich von jeher in zwey verſchiedne Vorſtellungsarten, in Abſicht der Tugend, getheilt. Die einen haben tugendhafte Handlungen, als ſchöne Handlungen

---

*) Ich geſtehe, daß ich immer noch zweyerley Sachen nicht völlig begreife: zuerſt, warum die Freyheit auf die überſinnliche Welt eingeſchränkt werden muſte, oder auf dieſelbe, nach der Abſicht, die Kant dabey hatte, eingeſchränkt werden konnte. Ich begreife nicht, wie der Menſch in einer Welt frey handeln kann, wo er gar nichts zu handeln hat, und wie er in dieſer unſrer ſichtbaren Alltagswelt frey handeln kann, in welcher er nicht frey iſt. Ich begreife zweytens noch immer nicht, wie die Vernunft ihre Geſetzgebung zu Stande bringt, wenn ſie durchaus nichts vor ſich hat, woraus ſie ihre Vorſchriften ſchöpfen kann, als ſich ſelbſt. In der praktiſchen Vernunft liegt doch nichts weiter als Vrnunft; nichts, als entweder das Vermögen die Wahrheit zu erkennen, oder ihr geſetzgeberiſches Anſehn ſelbſt. Leitet ſie ihre Geſetze bloß aus der Natur der Wahrheit her, ſo finde ich mich wieder im Wollaſtoniſchem Syſtem, deſſen ich ſchon mehrmahlen gedacht habe — und doch ſehe ich keinen andern Ausweg. Denn Geſetze, welche bloß aus der geſetzgebenden Gewalt deſſen, welcher ſie gibt, hergeleitet werden, Regeln für ein vernünftiges Betragen, welche lediglich aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt erkannt werden, ſind, und bleiben mir unbegreiflich. —

angeſehen, und andern vorgeſtellt. Dieß iſt den Griechen ſo geläufig geworden, daß ſogar in ihrer Sprache kein andres Wort für das ſittlich Gute vorhanden iſt, als das Wort καλὸν, das Schöne. Der Sinn, welcher dabey zum Grunde liegt, iſt ohne Zweifel dieſer: daß die ſittliche Vollkommenheit eine, nicht völlig bekannte oder nicht ganz erklärliche, und doch von Jedermann anerkannte Beſchaffenheit menſchlicher Charaktere und Handlungen ſey, eben ſo wie die Schönheit der Körper auch nicht völlig erklärbar iſt, und doch Jedermann in die Augen leuchtet; und daß jene zugleich den Menſchen achtungswerth mache, indem ſie ihm zugleich Annehmlichkeiten in den Augen Anderer gibt, eben ſo, wie wir ſchöne Gegenſtände bewundern, indem wir uns an ihnen zugleich ergötzen. Andere Philoſophen eben dieſer Claſſe haben die Tugend als die Geſundheit der Seele dargeſtellt, welche das Wohlſeyn derſelben ſichert, und das freye Spiel ihrer Kräfte, — den erwünſchteſten Zuſtand für alle Weſen, welche Kräfte haben und ſich deren bewußt ſind, — befördert. Noch Andere ſind ſorgfältig, den beneidenswerthen Zuſtand des Mannes zu ſchildern, der mit Verſtand, Mäßigung und Muth verbindet, der, mit ſich ſelbſt und ſeiner Aufführung zufrieden, — nicht, weil er ſich bewußt iſt, immer recht, aber doch immer nach ſeinen beſten Einſichten gehandelt zu haben, — nichts von Reue weiß, keinen Vorwürfen von Andern ausgeſetzt iſt, und des höchſten Vergnügens genießt, deſſen der Menſch, wie Sokrates ſagt, fähig iſt, des Vergnügens, gewahr zu werden, daß er täglich beſſer werde. Alle dieſe ſtimmen überein, die Tugend von ihrer leichten und angenehmen Seite vorzuſtellen, als Heil und Vergnügen bringend für den Menſchen, welcher ſie ausübt, und für die, mit welchen er zu thun hat, — dem Laſterhaften verhaßt, wegen der Unwiſſenheit, oder beſchwerlich, wegen der Ungewohnheit, aber durch fortgeſetzte Ausübung dem Tugendhaften immer mehr ſich empfehlend.

Die Andern geben der Tugend ein weit ſtrengeres und ernſthafteres Anſehen. Sie reden weniger von Tugend, als von Pflicht, — nicht von der Schönheit der Handlungen, ſondern von ihrer Uibereinſtimmung mit dem Geſetze. Sie ſtellen dieſelbe nicht als leicht und annehmlich, ſondern als ſchwer, von Wenigen erreichbar, und den natürlichen Neigungen zuwiderlaufend vor. Nach ihnen iſt ſie nicht der ganz natürliche Zuſtand des Menſchen, ſondern ein Zwang, den er ſich ſelbſt anthut: ſie beſteht in Aufopferungen; und die Selbſtverleugnung iſt die Baſis aller ſittlichen Vollkommenheit.

Faſt alle alten Moraliſten haben die erſte Vorſtellungsart gewählt; die chriſtliche Religion hat zuerſt die zweyte eingeführt. Und es war natürlich, daß, da die letztere die Tugend bloß auf Gehorſam und Unterwürfigkeit gründete, da ſie die menſchliche Natur als urſprünglich verderbt, und den Menſchen, bey dem ernſtlichen Beſtreben gut zu handeln, doch als ſchuldvoll vorſtellte, der ſelbſt ewigen Strafen unterworfen wäre, wenn er nicht durch eine göttliche Veranſtaltung gerettet würde, — ihre ganze Sittenlehre ein ſtrengeres, und in gewiſſer Abſicht furchtbares Anſehen bekam.

Kant erklärt ſich für die Vorſtellungsart der letztern Claſſe. Ob er gleich erkennt, daß in beyden Wahrheit enthalten ſey, und daß ſie ſich bey einer billigen Auslegung vereinigen laſſen: ſo glaubt er doch, daß die Bemühung, die Tugend durch ihre Leichtigkeit und Annehmlichkeit zu empfehlen, die Philoſophen zu der ſo falſchen Glückſeligkeitslehre verleitet habe, welche im Grunde doch auf ſinnlichen Genuß hinauslaufe. Die härtere Vorſtellungsart hingegen, von einem unerbittlichen Geſetze und dem Gehorſam gegen daſſelbe, von Schuld und Strafe, von Schwierigkeiten, die zu überwinden, und Aufopferungen, die zu machen ſind, ſcheint ihm den Menſchen näher zu den wahren Principien der Moral zu bringen, nach welchen in der That ein ſolches Geſetz vorhanden iſt, und ein ſolcher Gehorſam erfordert wird, und alle Ausſicht nicht nur auf willkürliche Belohnungen, ſondern auch auf die aus der Tugend ſelbſt entſtehenden Annehmlichkeiten, von den Triebfedern zur Erfüllung der Pflicht ausgeſchloſſen bleibet. Er will alſo lieber, daß man von ſittlich guten Handlungen rede, welche gebothen ſind und bloß von dem Geſetze herſtammen, als von einem ſittlich vollkommenen Charakter, welcher bleibend iſt, und dem Menſchen gleichſam natürlich zu ſeyn ſcheinen kann. Eben dieſer Vorzug, welchen er der ſtrengern Lehrart gibt, die, wie ich geſagt habe, in dem chriſtlichen Kirchenſyſteme herrſcht, ſcheint ihn auch geneigt gemacht zu haben, die andern dieſem Syſteme eigenen Vorſtellungen und Begriffe anzunehmen, von einem radicalen Böſen im Menſchen, von einer Gerechtigkeit in Gott, welche nicht das Mögliche, ſondern das Vollkommene fordert, und nicht die Strafe für die kleinſte Abweichung von dem letzteren ohne Genugthuung erlaſſen kann. Die Alten haben die Art, wie die Tugend in die Pflicht übergeht, und wie die Anmuth der erſtern ſich in die Strenge der letzteren verwandelt, nicht ganz erkannt: und ich habe ſelbſt ſchon dieſe Materie nach ihrer Anleitung erörtert. Aber in der That hat Kant, nach meinem Urtheile, das Verdienſt, dieſelbe in das volleſte Licht geſetzt zu haben. Gewiß entſteht dieſer ſo große Unterſchied zwiſchen Tugend und Pflicht daher, daß im Menſchen zwey Weſen, Geiſt und Körper, zu einem Ganzen vereiniget ſind, und daß im Geiſte ſelbſt ein zwiefaches Princip, die Vernunft und die Sinnlichkeit, vorhanden iſt. Nur hieraus iſt erklärlich, wie die Tugend, welche, als Zuſtand, dem Menſchen nur Glückſeligkeit zu gewähren gemacht iſt, ihn, bey der Ausübnng, als Handlung — in der Geſtalt der Pflicht beläſtigen und beſchweren kann. Betrachte ich den Menſchen im Ganzen als ungetheilt, ſo iſt die Tugend allerdings, nach meiner Meinung, nichts, als ein Zuſtand des Wohlſeyns, und die Ausübung der Pflicht eine Erhöhung dieſes Wohlſeyns durch Thätigkeit: und ſo würde er es finden, wenn er ein bloß vernünftiges Weſen wäre. Betrachte ich ihn, wie Araſpas in der Cyropädie, gleichſam als zwey Menſchen in einem, als einen vernünftigen, edleren und über die Thierheit erhabenen, und einen andern ſinnlichen, unedleren und mehr animaliſchen; — ſehe ich die Tugend als die Herrſchaft des beſſeren Theils über den ſchlechteren an, und betrachte ich, was jeder Theil empfindet und leidet: ſo erkenne ich allerdings, daß etwas im Menſchen iſt, dem die Tugend großen Schmerz machen kann, indeß etwas Anderes in ihm zugleich ſich derſelben erfreut. Da aber der Schmerz eine ſtärkere Empfindung, als das Vergnügen, iſt; ſo wird in ſolchen Fällen allerdings das Gefühl der Schwierigkeit und des Zwanges, welche bey der Ausübung der Pflicht vorwalten, über die Empfindung des Wohlgefallens an dem ſittlichen Charakter, welcher dadurch bewieſen wird, die Oberhand haben. Und es wird alſo für den großen Haufen verſtändlicher und vielleicht auch lehrreicher ſeyn, die Tugend von dieſer ſchweren Seite anzuſehen, und ſie alſo ihm mehr unter dem Nahmen ſtrenger Pflicht zu predigen.

Fünfter Geſichtspunct.

Würde, gegründet auf Sittlichkeit: ein Geſichtspunct, der gewiß andern Moral-Syſtemen nicht fremd iſt, und ſelbſt nur eine natürliche Empfindung jedes edlern Menſchen ausdrückt; — aber doch ein Verdienſt und ein Vorzug des Kantiſchen Syſtems, in welchem er in ein vorzügliches Licht geſetzt wird.

Uiberhaupt ſcheint es, daß, wenn die ältern Philoſophen die Tugend größtentheils als ſchön und durch ihre Schönheit liebenswürdig vorſtellen, es in Kants Charakter lag, ſie mehr als erhaben darzuſtellen, — durch ihre Erhabenheit Ehrfurcht, und durch dieſe erſt Liebe gegen ſie einzuflößen, — eine Liebe von der Art, wie die Kinder ſie nach und nach gegen ihre Aeltern bekommen.

Die Unterſchiede, die Kant zwiſchen dem Schönen und dem Erhabenen, in der Kritik der Urtheilskraft gemacht hat, ſtimmen mit dem, was er in ſeinen moraliſchen Schriften, von der Würde des Menſchen ſagt, — die im Grunde nichts anders, als eine gewiſſe Erhabenheit deſſelben, iſt, ſehr wohl überein. Wie es dann überhaupt entweder glücklicher Wurf des Genies, oder Folge einer viel umfaſſenden Denkkraft iſt, daß in denjenigen Werken Kants, welche den verſchiedenſten Stoff behandeln, doch die Begriffe genau übereinſtimmen, und ſelbſt einander wechſelsweiſe unterſtützen.

Schön iſt nach Kant, was durch ein leichtes und freyes Spiel des mit der Einbildungskraft verbundenen Verſtandes gefällt, welches daher allen Menſchen gefällt, die jene Fähigkeiten in einem gewiſſen Grade und in der gehörigen Harmonie mit einander haben, — und, in dem Urtheile des Mannes vom Geſchmack, auf allgemeinen Beyfall Anſpruch macht, ob es gleich nicht nach Regeln beurtheilet werden kann.

Erhaben hingegen iſt, was durch ſeine Schwierigkeit ſelbſt gefällt, — durch die Hinderniſſe, welche es der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft in den Weg legt, es zu faſſen — durch das unangenehme Gefühl, welches es in dieſen erregt, ſich von der Größe des Gegenſtandes gleichſam überwältiget zu ſehen: welches Mißvergnügen ſich aber, für den Freund des Erhabenen, zuletzt in das höhere Vergnügen auflöſet, in ſich eine über alle Sinnlichkeit weit erhabne Kraft gewahr zu werden, nähmlich die Vernunft, welche mit ihrer Idee umfaſſen kann, was der Sinnlichkeit als Bild zu faſſen unmöglich wird.

Erhaben iſt alſo eigentlich die Vernunft; und ſie wird es durch ihre Verwandtſchaft mit der überſinnlichen Welt, und ihre mit Oberherrſchaft verbundene Uiberlegenheit über Sinnen, Einbildungskraft und Begierden. Und nun werden durch ſie alle Gegenſtände erhaben, welche, auf gleiche Weiſe den Sinnen überlegen, den Menſchen das Daſeyn der Vernunft in ſich bemerkbarer und gleichſam anſchaulich machen.

Auf keinen Gegenſtand in der Welt, paßt dieſer Begriff des Erhabnen vollkommner, als auf Tugend und Pflicht, in welchen ſich die Uiberlegenheit der Vernunft über die Sinnlichkeit am deutlichſten zeigt, — durch welche allein die Freyheit des Menſchen außer Zweifel geſetzt wird, die wiederum allein ihn in die überſinnliche Welt einführt, und zum Bürger derſelben einweiht. Die Erhabenheit der Tugend theilt ſich dem Menſchen mit, welcher der Tugend fähig iſt, und die Vernunft beſitzt, die ihn ſelbſt über alles, was in und außer ihm iſt, ſo weit erhebt. Und dieſe Erhabenheit des Menſchen, gegründet auf Sittlichkeit, iſt es, was **Kant** die Würde des Menſchen nennt, ein in ſeinem Syſteme oft vorkommender und viel bedeutender Ausdruck, (der mir zuweilen nicht mehr und nicht weniger zu ſagen ſchien, als was andere Philoſophen, z. B. die Stoiker, die Glückſeligkeit nennen: indem er glaubt, daß es für edlere Seelen ein weit ſtärkerer Antrieb zur Erfüllung der Pflicht ſey, ſeine Menſchenwürde zu behaupten, als alle Annehmlichkeiten, welche aus dieſer Erfüllung entſtehen, — die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht ausgenommen *).

Die Würde des Menſchen hat in dem Kantiſchen Syſteme noch zwey Anſichten, welche beyde nicht zu vernachläßigen, deren letztere aber von vorzüglicher Wichtigkeit iſt.

1.

Da alles, was auf die Weichlichkeit der egoiſtiſchen Philoſophen und Glückſeligkeitslehrer hinleitet, oder damit in Verwandtſchaft ſteht, Kanten verhaßt war: ſo ſetzte er an die Stelle der *Liebe der Tugend*, welche in dem Munde aller Philoſophen iſt, die *Achtung für das Geſetz*, und gab dem Worte *Achtung* eine weit beſtimm-

---

*) Dieſe Idee von der Würde des Menſchen, oft ſelbſt mit Kraft und Würde des Ausdrucks, mitten unter metaphyſiſchen Speculationen, dargeſtellt, reißt, durch das Große und Herzerhebende, welches ſie enthält, den Leſer mit ſich fort, und hat auch mich für ſich gewonnen. Aber ich habe mir bey Kants Unterſuchung nicht verbergen können, daß ſie der Schilderung der Stoiker von ihrem *Weiſen*, der auch in Phalaris Ofen glückſelig iſt, ähnlich ſey; — welche auch in den Schriften des Antonin und Epiktet anziehend und herzerhebend iſt, aber doch durch Gründe, Erfahrung und Thatſachen zu wenig unterſtützt wird, um Uiberzeugung zu gewähren, und überdieß zu viel Anſtrengung des Gemüths erfordert, um ganz gefaßt zu werden, als daß ſie in das alltägliche Leben mitgenommen werden, und hier einen großen Einfluß auf unſere Handlungen haben könnte.

tere und deßhalb wichtigere Bedeutung, als es in irgend einem Moralſyſteme hat. Dieſe Achtung macht gleichſam den Uibergang von Ehrfurcht zur Liebe, von der Strenge des Geſetzes zu der ſanftern Herrſchaft des moraliſchen Gefühls, und iſt gewiſſer Maßen dazu beſtimmt, die Principien Kants mit den gemeinen Vorſtellungen der Menſchen zu vereinigen.

Kant ſahe nähmlich ſehr wohl ein, daß abſtrakte Spekulationen der Moral wenn ſie angewandt werden ſollen, in dem Augenblicke der Handlung, in leichtere und gemeinere Begriffe, und zuletzt ſelbſt in Gefühle **verwandelt werden müſſen.** Er nahm daher auch ein moraliſches Gefühl an, welches aber erſt aus den Principien folgt, und von denſelben hergeleitet wird. Es entſteht nähmlich daſſelbe aus der Befolgung des Geſetzes ſelbſt, und aus der Ausübung der darin gebothenen Pflichten. Dieſe geſchieht anfangs bloß aus Ehrfurcht für den innern Geſetzgeber, — **iſt bloßer Zwang,** und erregt in der Sinnlichkeit keine andern Empfindungen, als Schmerz und Betrübniß über die Aufopferungen, welche ſie ſich gefallen laſſen muß, und über die Beſchwerden, welche ſie zu erdulden hat. Nach und nach aber findet der Menſch eben in dieſem Zwange, in dieſem Schmerze eine gewiſſe Süßigkeit, weil er ſich eben dadurch ſeiner Selbſtmacht, der Oberherrſchaft des beſſern Theils in ihm über den ſchlechtern, bewußt wird, und den hohen Adel ſeiner Vernunft, welche mit ſolcher Strenge über ſeine Sinnlichkeit zu herrſchen vermag, mit Wohlgefallen betrachtet. Dieſes Wohlgefallen nun am Geſetze, deſſen Befolgung wir jene angenehme Empfindung zu danken haben, verbunden mit der urſprünglichen Furcht vor demſelben, bringt eben dieſe gemiſchte Empfindung hervor, welche Kant Achtung für das Geſetz nennt.

Die Achtung für das Geſetz nun wird, nach und nach, auf die Tugend, dann auf den Tugendhaften, und endlich auf alle Menſchen, — weil ſie der Tugend fähig ſind, — übergetragen. So wie nichts höheres im Menſchen iſt, als das Sittengeſetz: ſo iſt nichts höheres in der ganzen Natur, als der Menſch: weil er allein es durch ſeine Vernunft ſich geben, — er allein daſſelbe befolgen kann. Das Thier hat Leben, Begierden, ein Streben nach Wohlſeyn, ſelbſt Geſchicklichkeit, es ſich zu verſchaffen, ſo wie der Menſch. Aber es hat kein Geſetz in ſich, welches alles dieß in die Ordnung brächte; — es hat nichts höheres, welchem ſeine Begierden unterworfen wären; und es iſt gleichſam denſelben Preis gegeben. Dieſer Unterſchied erhebt alſo dem Menſchen über das Thier: die Vernunft und das Sittengeſetz machen ihn zum Herrn der Schöpfung, oder zum erſten der Geſchöpfe. Und welches Verhältniß verdient mehr den Nahmen der Würde?

2.

Die zweyte Anſicht, welche Kant der Würde des Menſchen gibt, und die noch größeren praktiſchen Nutzen hat, iſt folgende:

Alle Handlungen des Menſchen haben Zwecke; durch jede Einrichtung, welche er ſeiner Aufführung gibt, ſtrebt er nach einem gewiſſen Gute: — durch den gelehrten Fleiß nach Wiſſenſchaft, durch Sparſamkeit nach Vermögen, durch Dienſteifer im Amte nach einer höhern Beförderung. Aber er ſucht alle dieſe Zwecke nur als Mittel, um höhere zu erreichen: — die Wiſſenſchaft, zum Gebrauche im ganzen Leben, oder um ſie an Andere in Geſprächen und Schriften mitzutheilen; — das Vermögen, um ſich alle Arten von Bequemlichkeiten und Genüſſen zu verſchaffen; — die Erhöhung im Staate, um einer ausgebreitetern Achtung unter ſeinen Mitbürgern gewiß zu ſeyn.

Welches iſt nun der letzte und höchſte Zweck des Menſchen? welches iſt der Zweck des ganzen Menſchen und ſeines ganzen Lebens? welches iſt die Beſtimmung, die ihm die Natur, oder vielmehr der Weltſchöpfer in der Natur gegeben hat? — Ohne Zweifel die Erreichung des Höchſten, welches in ihm, und in der ganzen Natur außer ihm liegt. Aber es gibt nichts Höheres, als die Sittlichkeit, oder die Befolgung des Vernunftgeſetzes. Dieſe iſt alſo des Menſchen höchſter und letzter Zweck: und unaufhörlich durch alle Handlungen nach einer immer größern Reinigkeit der ſittlichen Grundſätze, und nach einem immer ſtrengern Gehorſam gegen dieſelben zu ſtreben, das iſt ſeine Beſtimmung; dieß iſt gleichſam der Auftrag, welchen der Urheber ſeines Daſeyns ihm für ſein ganzes Leben gegeben hat.

Aber der Menſch iſt auch unter allen Naturweſen, die wir kennen, das Einzige, welches der Sittlichkeit fähig iſt, weil er allein Vernunft und Freyheit beſitzet, ohne welche die Sittlichkeit nicht Statt findet. Er iſt es alſo allein, in welchem die Natur ihren letzten Endzweck erreichen kann. Aber auch in allen Menſchen kann ſie ihn erreichen: denn alle ſind auf gleiche Weiſe zur Sittlichkeit beſtimmt und ausgerüſtet. — Jeder Menſch iſt Selbſtzweck. Alle andern Dinge ſind augenſcheinlich zum Nutzen und zum Gebrauche für Andere. Die Thiere ſind zum Dienſte und zur Nahrung der Menſchen, — zum Theil auch zur Fütterung für einander ſelbſt. Die Beſtimmung der Pflanzen zur Ernährung der Thiere und Menſchen und zur wechſelſeitigen Beförderung ihrer eignen Vegetation iſt noch deutlicher. Aber der Menſch iſt nicht bloß zum Gebrauche und Nutzen für Andere, — er iſt um ſein ſelbſt willen da: und wenn auch nur eine inziges ſolches Weſen, wie der Menſch, vorhanden wäre, ſo wäre die Welt nicht umſonſt erſchaffen worden.

Dieß beſtätigt ſich noch dadurch: daß alle jene Dinge in eben dem Maße eines eigenthümlichen Zweckes fähig zu ſeyn ſcheinen, in welchem ſie ſich dem Menſchen nähern. Bey dem Thiere, da dieſes dem Menſchen am ähnlichſten, iſt, wird es uns auch am leichteſten, einen innern Zweck, nähmlich das angenehme Gefühl des Lebens, und die Empfindung des Wohlſeyns, zu denken. Der Pflanze, welche ohne Empfindung iſt, gibt ihre regelmäßige Geſtalt eine Analogie mit dem Menſchen: und ihre volle Entwickelung und Schönheit ſcheint, ohne Beziehung auf irgend einen Nutzen, ein letzter Zweck ſeyn zu können. Aber im Mineral, im Steine, können wir uns ſchon gar keinen eignen Zweck ſondern nur einen Gebrauch vorſtellen.

Dieß iſt eine neue Seite, von welcher ſich die Würde des Menſchen zeigt: eine Seite, die ſehr wohl fähig iſt, ihn in ſeinen eignen Augen zu veredlen und zu erheben, aber nicht im Stande iſt, ihn ſtolz zu machen. Denn er iſt nur gegen andere Menſchen ſtolz: und dieſen Adel hat er mit allen Menſchen gemein. — Dieß iſt eben der praktiſche Nutzen, welchen ich dieſer Anſicht von der Würde des Menſchen zuſchrieb; ſie gibt einen vortrefflichen Grundbegriff, um das ſittliche Verhältniß der Menſchen gegen einander zu erkennen.

Kein der Kantiſchen Moral eigenthümlicher Grundſatz, hat von dem erſten Augenblicke an, da ich mit ihm bekannt wurde, meine Einſtimmung ſe völlig gewonnen; keiner hat mir, bey längerer und genauerer Betrachtung, zur Anwendung im täglichen Leben ſo brauchbar geſchienen, — es ſey, um meine Pflichten gegen andere Menſchen zu erkennen, oder um mein moraliſches Gefühl in Augenblicken der Verſuchung ſchleunig zu erwecken, als der Saz: — „behandle jeden Menſchen als Selbſtzweck, keinen als bloßes Mittel für dich, und zu Erreichung deiner Zwecke.“

Dieſer Grundſaz folgt zuerſt, unmittelbar, aus jener allen Menſchen gemeinen Würde, von der ich zulezt geredet habe. Denn wenn wirklich jeder Menſch, ſo gut wie ich, als ein ſittliches Weſen, einen lezten Zweck in ſich hat, und nach der Beſtimmung der Natur, oder ihres Schöpfers, um ſein ſelbſt willen da iſt: ſo handle ich aller Wahrheit und allem Rechte entgegen, ich ſtreite wider die Abſichten des Weltſchöpfers, und ich beleidige ſein Geſchöpf, den Menſchen, wenn ich dieſen bloß als Werkzeug betrachte, um durch ihn meine Entwürfe auszuführen, um mir durch ſeine Arbeit mein Leben bequem und angenehm zu machen, ohne im mindeſten auf die Entwürfe, die er für ſich ſelbſt zu ſeinem eignen Wohlſeyn macht, Rückſicht zu nehmen, oder daran zu denken, ob ſein Leben froh oder elend ſey. Ich ſeze, durch ein ſolches Betragen gegen Andere, entweder mich ſelbſt herab, indem ich der Würde der menſchlichen

Natur, die auch meinen größten Vorzug ausmacht, vergeſſe: oder ich ſetze den Anderen auf eine höchſt ungerechte Art herab, indem ich mir eine Erhabenheit über ihn anmaße, die ich nicht beſitze.

Und dieſer Grundſatz, ſo wie er ſich unmittelbar an unſere Darſtellung von der Würde des Menſchen anſchließt: ſo ſchließt er ſich hinwiederum ſehr genau an das thätige, und geſellſchaftliche Leben an, und iſt fruchtbar an ſittlichen Belehrungen für dasſelbe.

Er verdammt zuerſt Strenge und durchaus die Sklaverey: — ein Verhältniß der Menſchen gegen einander, das, wenn es einmahl durch die bürgerliche Geſellſchaft befeſtiget iſt, den Satz ſelbſt in die Theorie der Philoſophen bringt, daß ein Menſch das bloße Werkzeug des andern ſeyn könne *). — Er iſt, zweytens, wider alle Tyran-

---

*) Dieß iſt in der That die Definition, welche Ariſtoteles, in dem zweyten Buche ſeiner Politik, von einem Sklaven gibt: „daß er ein lebendiges und vernünftiges Werkzeug (organon) für einen andern Menſchen ſey.“ Die Definition iſt ſcharfſinnig, und in der That wahr: wenn man eine Thatſache zugibt, welche Ariſtoteles dabey vorausſetzt, und zu deren Annahme ſich unſer, die Geſchichte ſonſt ſo tief durchforſchende, Meiners hinneigt: — daß es nähmlich Racen unter den Menſchen gebe, welche an Vollkommenheit ſo weit von einander verſchieden ſind, als der vernunftloſe Theil der Seele von dem vernünftigen, und der Körper vom Geiſte. „So wie im Menſchen ſelbſt die Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit

ney und Gewaltthätigkeit: denn der Tyrann zwingt immer den Unterjochten, wider deſſen Willen, mit Gewalt zu ſeinem Dienſte, und braucht ihn alſo, im eigentlichen Verſtande, bloß als Mittel. Er iſt drittens wider die Sorgloſigkeit aller Herren, welche von ihren Dienern und Untergebenen nur den größten Nutzen mit den kleinſten Aufopferungen zu erhalten ſuchen, aber ſich weder um deren Glück und Wohlſeyn, noch um ihre Sittlichkeit, welche ſie eigentlich zu Selbſtzwecken und zu Endzwecken der Natur macht, im mindeſten bekümmern. Er iſt viertens, wider die Liſt, welche der eigennützige Menſch unter ſeines Gleichen, oder der Niedere

---

und des Geiſtes über den Körper deſpotiſch und doch rechtmäßig iſt, weil beyden Theilen dadurch geholfen wird: ſo iſt es auch, ſchließt der Philoſoph, für zwey Menſchen, die eben ſo weit von einander abſtehen, für beyde gleich vortheilhaft, und alſo auch gerecht, daß der Eine uneingeſchränkt herrſche, der Andere unbedingt gehorche und nichts thue, als gehorchen." — Der Stolz der Griechen, an welchem auch Ariſtoteles Theil nahm, machte, daß ſie zwiſchen Griechen und Barbaren, d. h. Ungriechen, wirklich jenen Unterſchied annahmen. Die Sophiſterey jenes Arguments würde dem Philoſophen ſelbſt eingeleuchtet haben, wenn er ſich erinnert hätte, daß unter den Barbaren auch kriegsgefangene Griechen wären, oder wenn er, ſo wie wir, Sklaven, dem Terenz, Tiro und Epiktet ähnlich, gekannt hätte. Aber allgemeine Gewohnheit des Zeitalters, noch dazu befeſtiget durch Alterthum und Geſetze, herrſchen auch über die Meinungen der Philoſophen.

ten Höhern beweiſt, wenn er Schmeicheleyen und Gefälligkeiten bloß dazu anwendet, ſie für die Erreichung ſeiner oft unrechtmäßigen Abſichten zu gewinnen, und unbekümmert darum iſt, ob ſie ſelbſt an ihrer Ehre dadurch leiden, oder ihre Pflichten übertreten, nur auf die Vortheile ſehend, welche er vermittelſt ihrer erhalten kann. Niemand ſieht einen andern Menſchen mehr für bloßes *Mittel* für ſich an, als der Günſtling den Monarchen.

Von dieſer Seite alſo angeſehen, vereiniget die Würde der menſchlichen Natur, den einzelnen Menſchen genauer mit ſeiner Gattung, bewahrt ihn eben ſo wohl vor Stolz und Uibermuth gegen Niedrigere, als vor Kriecherey gegen Höhere: weil er ſich eben ſo wenig als bloßes Mittel gebrauchen laſſen will, ſo wenig er ſich erlaubt, andere Menſchen als nur für ihn erſchafen anzuſehen, und ſie zu bloßen Werkzeugen in ſeiner Hand zu erniedrigen.

Sechſter Geſichtspunct.

Außer dem Geſetze der Vernunft, welches den *ganzen* Menſchen, inſofern er ſittlich und frey, und alſo ein Mitglied der überſinnlichen Welt iſt, regieret, ſind alle Triebfedern, welche den ſinnlichen Menſchen, und der, als ſolcher, dem Naturzwange unterworfen iſt, abwechſelnd in Bewegung ſetzen, und ſeine Thätigkeit erregen, entweder das Angenehme, oder das Schöne, oder das Schöne, oder das Nützliche, oder die Glückſeligkeit überhaupt. Das Angenehme bringt in den Sinnen einen Reiz, das Schöne ein Wohlgefallen in der Einbildungskraft hervor: das Nützliche iſt gleichſam das ſinnliche Vergnügen des Verſtandes, welcher, vermöge der Anwendung des Princips der Cauſalität auf die ſinnlichen Erſcheinungen, die Urſachen des Reizenden und des Wohlgefälligen aufſucht, und, wenn er dieſe entdeckt hat, auch ihnen etwas ſinnlich Anziehendes gibt, inſofern als ſie Mittel ſind, in der Zukunft den Sinnen Luſt, oder der Einbildungskraft angenehme Beſchäftigung zu gewähren. Die Glückſeligkeit iſt die Vereinigung von allem dieſen, und zwar für ein ganzes Menſchenleben *). Hierdurch iſt ſie mit der Ver-

---

*) Die genaue Beſtimmung der Bedeutung von Wörtern, die ſonſt ſchwankend waren, die eben ſo beſtimmte Zueignung eines neuen Worts für jede neue Idee, (wie hier der Wörter, Angenehm und Reiz für das Vergnügen der Sinne, der Wörter ſchön und Wohlgefallen für die Vergnügen der Einbildungskraft), und die Standhaftigkeit, mit welcher ſich Kant immer desſelben Worts bedient, wenn er auf dieſelbe Idee wieder zurückkommt, macht einen großen Vorzug ſeiner Schriften aus, — dient oft wirklich dazu, die Unterſuchung gründlicher zu machen, und beſonders Conſequenz und Harmonie zwiſchen entfernten Theilen de-

nunft näher verwandt, welche auch Totalität, und alſo Vereinigung aller im Menſchen vorhandenen Vorſtellungen und Erkenntniſſe ſucht. Dieß eben hat die Philoſophen verführet, die Glückſeligkeit für das Geſetz der Vernunft ſelbſt zu halten. Aber ſie iſt nur mit der theoretiſchen Vernunft verwandt. Beyde ſuchen und ſtreben nach Totalität, aber ſie finden ſie nicht: indem eine ſolche ſtete Vereinigung und ein immerwährender Zuſammenhang aller Vergnügungen dem ſinnlichen Menſchen eben ſo unmöglich fällt, als eine ſyſtematiſche Vereinigung aller Kenntniſſe dem wißbegierigen Menſchen. Und beyde, Glückſeligkeit und theoretiſche Vernunft, ſcheinen nur dazu beſtimmt, um den Menſchen auf noch höhere Principien zu führen.

Wenn nun unter allen dieſen genannten Triebfedern keine wäre, welche das Anſehen des Sittengeſetzes bey dem Menſchen unterſtützen, und ihn zur Ausübung desſelben bewegen könnte, ohne dieſe Ausübung zugleich zu verunreinigen: ſo würden wir uns nach andern Antrieben umſehen, oder der wahren Sittlichkeit entſagen müſſen.

Erkenntniß hervorzubringen: aber ſie täuſcht auch zuweilen durch einen falſchen Schein von Strenge und Bündigkeit in den Beweiſen, deren Reſultat doch nur dasjenige enthält, was ſchon im Anfange in die Definition der Wörter gelegt worden war.

1.

Das Angenehme war die erſte jener Triebfedern. — Dieſes iſt, einmahl, durchaus und unmittelbar ſinnlich. Den Reiz der Sinne haben wir mit den Thieren gemein: er beſteht aus bloßen Eindrücken, und iſt mit gar keinen Begriffen, noch weniger mit vernünftigen Einſichten verbunden. Daher ſind auch die aus ihm entſtehenden Begierden blind, und verfolgen ihren Gegenſtand, ohne Rückſicht auf alles Uible, und ſelbſt auf das Unangenehme, welches ſonſt noch aus demſelben entſtehen mag: weßhalb auch niemand mehr Schmerz leidet, als der immer dem Vergnügen nachjagt.

Das Angenehme iſt, zum andern, unbeſtimmt und veränderlich. Es hängt von dem Baue der Organe bey jedem Menſchen, — es hängt von Nebeneindrücken, — oft auch von Gewohnheit und Laune ab. Daher hat jedes Alter, jedes Geſchlecht ſeine eignen Vergnügungen. Dem einen Menſchen ſchmeckt dasjenige wohl, wovor dem andern eckelt. Den Einen kitzelt angenehm, was den Andern ſchon ſticht und brennt. Auch mit ſich ſelbſt iſt der Menſch, in Abſicht deſſen, was für ihn angenehm ſeyn ſoll, nicht übereinſtimmend.

Beyde Eigenſchaften machen das Angenehme, oder das eigentlich ſinnliche Vergnügen durchaus untauglich, eine Triebfeder der Sittlichkeit zu ſeyn. Von der erſten iſt es augenſcheinlich. Wie könnte in dem Reiche des Uiberſinnlichen, in welchem allein der Menſch ſeyn, und alſo ſittlich iſt, die tiefſte, am meiſten thieriſche, Sinnlichkeit herrſchen? Wenn die Abſicht die Handlung adelt oder herabſetzt: ſo ſind die, welche tugendhafte Handlungen als Mittel zum ſinnlichen Genuſſe brauchen, und die, welche das Vergnügen durch Liſt oder Gewalt zu erhalten ſuchen, in ihrem Betragen gleich lobenswürdig. Es kann ſeyn, daß die Tugend, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gegen Andere, Mäßigung der Begierden bey uns ſelbſt, ein mehr ſicheres und beſſer gewähltes Mittel ſey, ſich langdauernde und ungeſtörte Sinnenluſt zu verſchaffen, als das Laſter, die Unterlaſſung oder Verletzung der Pflichten gegen Andere und die Zügelloſigkeit in dem Genuſſe. Aber ſo iſt der Menſch, welcher das erſte Mittel wählt, nur klüger. Er verſteht ſein Handwerk beſſer: aber er hat deßwegen keinen andern Charakter.

Die andere Eigenſchaft des Angenehmen, daß es unbeſtimmt, verſchieden bey verſchiedenen Menſchen, und veränderlich bey jedem einzelnen, — alſo gewiſſer Maßen geſetzlos iſt, macht es gewiß auch unfähig, Geſetz zu werden, oder dem Geſetze zur Grundlage und als Urſache ſeines Einfluſſes zu dienen *). — Schon von der Erfahrung überhaupt darf der oberſte Geſetzgeber des Menſchen, die Vernunft, bey dem Inhalte und den Triebfedern

---

*) Es iſt ein durch das ganze Kantiſche Syſtem herrſchender Begriff, deſſen Beweis ich doch nirgends

gefunden habe, daß die Menſchen weit vollkommner unter einander und jeder mit ſich ſelbſt, in Abſicht ihrer Vernunft, als in Abſicht ihrer Sinnlichkeit, — mehr in dem, was ſie empfinden, mehr in den Regeln, wonach ſie ſchließen, als in den Geſetzen, wonach ſie die Dinge wahrnehmen, übereinſtimmen. Ich ſehe hiervon keinen Grund, weder in der Theorie noch in der Erfahrung. Zuerſt nicht in der Theorie. Die Grundeinrichtungen und erſten Anlagen der Natur ſcheinen mir in allen Theilen ihres edelſten Werkes, des Menſchen, gleich regelmäßig, ſtandhaft und unabänderlich ſeyn zu müſſen. Dieſe Regelmäßigkeit, dieſe Standhaftigkeit der Geſetze, ſind Vorzüge des Schöpfers, nicht der Dinge ſelbſt, und können, ja müſſen, eben ſowohl bey der Thierheit, als bey der höheren vernünftigen Menſchheit, bey der Art, wie wir Luſt und Schmerz fühlen, eben ſowohl, als bey der Art, wie wir die erhabenſten Wahrheiten kennen, oder die noch erhabenere Tugend lieben lernen, Statt finden. Jene Vorausſetzung hat, zweytens eben ſo wenig Grund in der Erfahrung, und wird ſogar durch dieſelbe widerlegt. Es iſt wahr, daß die Menſchen über das ſinnlich Angenehme, und über das Schöne ſehr verſchieden urtheilen. Aber dieß geſchieht nur, weil die Empfindungen von beyden ſehr zuſammengeſetzt, und mit vielen ganz fremden und ungleichartigen Eindrücken vermiſcht ſind. Wenn man ſie in ihre einfachen Beſtandtheile zergliedert, und die nicht zu ihnen gehörigen, ſondern bloß durch Zufall, Gleichzeitigkeit, u. ſ. w. mit ihnen aſſociirten Vorſtellungen abſondert: ſo findet man die Urtheile der Menſchen auch über dieſe Puncte weit ähnlicher. Je mehr wir in die Theorie der Künſte eindringen: deſto beſſer können wir davon Rechenſchaft geben, ihrer Regeln, deßwegen nichts entlehnen, und deßwegen darf ſie nicht auf die Folgen und

warum daſſelbe Kunſtwerk den Einen bezaubert, den andern anekelt. Ein noch ſo ſchlecht gemalter Kopf vor einem Perückenmacher-Laden, kann einem zum erſten Mahle zur Stadt kommenden Bauer ſehr gefallen. Aber was gefällt ihm daran? Die Aehnlichkeit, die er in der That zwiſchen dem Bilde und einem wirklichen Menſchenkopfe gewahr wird. Die großen Abweichungen, welche das Bildniß von ſeinem Originale hat, entgehen ihm, weil er niemahls weder die Geſtalt des Menſchen genauer unterſucht, noch ein Gemälde je genau betrachtet und deſſen Züge beobachtet hat. Der Kenner, welchen jenes Bildniß anekelt, muß die grobe Aehnlichkeit deſſelben mit einem Menſchen, woran der Bauer ſich ergetzt, zugeben: aber er bemerkt ſie nicht mehr über den eben ſo großen Unähnlichkeiten, welche ihm zugleich in die Augen fallen. Der Bauer und der Kenner würden auf gleiche Weiſe darüber urtheilen, wenn ſie ſich einander verſtändigen könnten.

Und ſind denn, auf der andern Seite, die Menſchen in der Art zu denken, und in dem, was ſie für wahr und recht halten, in den Reſultaten ihrer Schlüſſe, oder ſelbſt in der Art, wie ſie ſchließen und ihre Gedanken zuſammenhängen, übereinſtimmender? Gibt es nicht verſchiedene Köpfe, welchen durchaus dasjenige nicht einleuchtet, was allen andern vernünftigen Menſchen Beyfall und Uiberzeugung ſo leicht gewinnt, und die hingegen von Gründen und Beweiſen gerührt werden, welche allen Andern ungereimt ſcheinen. Dieſer Mangel der Uibereinſtimmung iſt nirgend größer, als bey den erſten Principien, alſo gerade da, wo die Vernunft ganz beſonders und allein herrſchet. Dieß hat die Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie ſelbſt gelehrt. Grundſätze, welche den Ei-

Zwecke der Handlungen ſehen, welche doch von dem Verſtande, nach dem Geſetze der Cauſalität, erkannt werden: weil die Erfahrung nie allgemein und nothwendig gewiſſe Erkenntniſſe gibt, das Sittengeſetz aber nichts, als nothwendige, und abſolut gewiſſe Wahrheiten, enthalten ſoll, und weil jenes Geſetz der Cauſalität, nur auf Erfahrung anwendbar, ebenfalls nicht die apodiktiſche Gewißheit und die unabänderliche Feſtigkeit gewähren kann, welche den Principien der Sittlichkeit eigen ſeyn muß. — Und nun ſollte die praktiſche Vernunft bis zu den veränderlichen Launen des ſinnlichen Geſchmacks herabſteigen, um ihre Regeln von ihnen zu bekommen, oder ihre Triebfedern aus ihnen herzuleiten? Das Sittengeſetz ſoll das ganze menſchliche Leben regieren, und alle Handlungen des Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen und höchſten Zwecke leiten; — und es ſollte ſeine erſte Grundlage auf dasjenige bauen, was am Menſchen das Veränderlichſte iſt, und auf den Bau ſeiner ſinnlichen Organe, den Zuſtand ſeiner Ner-

---

nen ſo einleuchtende und unumſtößliche Wahrheiten ſchienen, daß ſie darauf die Hoffnung eines ewigen Friedens in den Gefilden der Philoſophie gründeten, kamen den Andern als unhaltbare Luftgebäude und Hirngeſpinſte vor. Und welchen Nutzen auch dieſe Philoſophie in Teutſchland geſtiftet haben mag, ſo hat ſie gewiß die Gleichförmigkeit der Denkart unter den Philoſophen über Gegenſtände der Spekulation nicht vermehrt. Die alten Meinungen ſind geblieben, und in der Kantiſchen Schule ſelbſt hat jedes Princip immer wieder mehrere, ſehr ungleichartige, Kinder gebohren.

ren, und alle die innern und äußeren Zufälle, welche auf ſein ſinnliches Vergnügen Einfluß haben, und beſtimmen, was in jedem Augenblicke ihm angenehm oder zuwider ſeyn ſoll?“

Gegen den erſten Grund, warum das Angenehme verworfen wird, machen die Freunde der Glückſeligkeitslehre den Einwurf, daß Kant dem Angenehmen Unrecht thue, daß es nicht bloß ein Angenehmes der Sinne gebe, ſondern daß auch der Verſtand und ſelbſt die Sittlichkeit das ihrige haben. Iſt dann das Vergnügen des Wißbegierigen, ſagen ſie, — es ſey an der Beſchäftigung des Denkens ſelbſt, es ſey an der Erfindung der Wahrheit, — ein ſo unedles und thieriſches Vergnügen? Iſt das Vergnügen, welches eine zärtliche Mutter an ihrem Kinde, der Freund am Freunde, und jeder gute Menſch an andern Menſchen hat, ganz von derſelben Art, als der Reitz, mit welchem ein wohlſchmeckendes Gericht oder ein köſtlicher Wein meinen Gaumen kitzelt? — Und gibt es nicht endlich ein Angenehmes, welches aus dem Bewußtſeyn guter Handlungen entſteht, — und von denjenigen, die es einmahl kennen, über alle andern Vergnügungen geſetzt wird? Hierauf gibt Kant zweyerley Antworten, die beyde dazu dienen, ſeine Begriffe vom Angenehmen noch mehr ins Licht zu ſetzen.

„Erſtlich. Das Angenehme, — als ſolches. — iſt immer bloß ſinnlich. Die Quellen, woraus es entſteht, können verſchieden ſeyn: aber der Theil der Seele, worauf es Eindruck macht, iſt immer derſelbe. Die Epikuräer würden Recht haben, daß es keine eigentlichen Vergnügungen des Verſtandes oder der Sittlichkeit gebe, wenn ſie nicht zugleich die Verſchiedenheit der Quellen ſelbſt leugneten. Aber darin haben ſie vollkommen Recht, daß auch die Wiſſenſchaft, die Freundſchaft, und ſelbſt die Tugend, wenn ſie dem Menſchen als **angenehm vorkommen** ſollen, auf gleiche Weiſe ſein Empfindungsvermögen, d. h. ſeinen innern oder äuſſern Sinn afficiren müſſen, den am wenigſten ſelbſtthätigen, den unedelſten und den geſetzloſeſten Theil ſeiner ſelbſt.“

„**Zweytens. Das Angenehme** oder das Vergnügen, welches aus der Sittlichkeit entſteht, iſt von einer ganz beſondern Art: und die Beſchaffenheit deſſelben beweiſet ſelbſt, daß es nicht die Triebfeder zu guten Handlungen ſeyn kann; es folgt auf dieſelben, aber es iſt nicht ihre Quelle. Denn worin beſteht dieſes Vergnügen? — In dem Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, in der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, wegen erfüllter Pflichten. — Alſo müſſen ſchon gute Handlungen vom Menſchen geſchehen, Pflichten müſſen ſchon erfüllt worden ſeyn, ehe jene angenehme Empfindung Statt findet. Alſo wurde hier das ſittliche Gute vom Menſchen ausgeübt: ehe er das Vergnügen der daraus entſtehenden Selbſtzufriedenheit kannte. Alſo kann die Tugend dieſer Triebfeder entbehren.“

„Ja, wenn es, um mit ſich ſelbſt wegen ſeines ſittlichen Betragens zufrieden zu ſeyn und der innern Ruhe des Tugendhaften zu genießen, nothwendig wäre, daß der Menſch ſich bewußt iſt, aus ganz reinen Principien gehandelt zu haben, und durch keine andern Antriebe, als durch die Ehrfurcht und den Gehorſam gegen das Vernunftgeſetz, dazu bewogen worden zu ſeyn; — wenn jenes Vergnügen ſelbſt wegfiele, oder wenigſtens vermindert würde, wofern der tugendhafte Mann weiß, daß es ſich mit unter die Bewegungsgründe gemiſcht: ſo würde es gewiß von den erſten Quellen der Sittlichkeit ausgeſchloſſen werden müſſen. Dieß iſt aber in der That der Fall. Je mehr wi bloß aus Pflicht, und nicht aus Neigung, gehandelt haben: deſto mehr ſind wir mit uns ſelbſt zufrieden. Denn jenes Vergnügen iſt eigentlich ei Vergnügen an dem Erhabnen, es iſt das Wohlgefallen an der Erhabenheit unſerer Natur, da wir ohne alle ſinnlichen Antriebe, aus bloßen reine Vernunft-Principien handeln können.“

2.

Die zwey folgenden Triebfedern, die d Schönen und des Nützlichen nehme ich zuſammen: weil ſie einen gemeinſchaftlichen Grundfehl haben, um deßwillen ſie unwürdig ſind, vom Vernunftgeſetze, als Mittel, den Gehorſam gegen ſeine Gebothe zu bewirken, zu Hülfe genommen zu werden: obgleich jede derſelben noch ihre eigenthümlichen Beſchaffenheiten hat, welche ſie zu jener Beſtimmung untauglich machen. Dieſer gemeinſchaftliche Grundfehler iſt, daß, obgleich nicht rein ſinnlich, ſie doch beyde mit der Sinnlichkeit verwandt ſind, und das Angenehme in der Empfindung, entweder zum Beſtandtheile, oder zur Abſicht haben.

Das Schöne war, was zugleich der Einbildungskraft und dem Verſtande, der mit ihr vereiniget iſt und harmonirt, eine angenehme, leichte und ſpielende Thätigkeit verſchafft. Was iſt aber die Einbildungskraft anders, als das Vermögen, die Eindrücke der Sinne, obgleich ſchwächer, zu wiederhohlen? Es iſt immer der Reitz des Gegenwärtigen, durch welchen das Abweſende in der Einbildungskraft gefällt. Nur, daß die Einbildungskraft noch mehr Selbſtthätigkeit hat, als die Sinnlichkeit, und jede Aeußerung einer neuen Kraft dem Menſchen auch neues Vergnügen macht. Beſonders wird der Reitz des ſinnlich Angenehmen, welcher bey dem Genuſſe oft zu heftig war, erſt in dem ſchwächern Bilde, welches die Imagination davon wieder erweckt, recht anziehend. Uiberdieß iſt auch der ſchöne Gegenſtand oft den Sinnen gegenwärtig: und ob er gleich nicht dadurch als ſchön gefällt, daß er in den Sinnen unmittelbar angenehme Gefühle erregt; ſo miſchen ſich doch ſolche unter die Urſachen des Vergnügens, welches wir an demſelben finden.

Das Schöne wird aber noch überdieß, durch ihm eigenthümliche Gränzlinien von dem ſittlich Guten abgeſondert. Es gibt dem Menſchen eine leichte, ſpielende Beſchäftigung: und die Ausübung der Tugend iſt Anſtrengung und Arbeit. Das Schöne iſt, zweytens, ohne Regel: und obgleich das Geſchmacksurtheil des Kenners auf allgemeinen Beyfall Anſpruch macht: ſo kann doch die Richtigkeit desſelben nicht durch Gründe bewieſen werden. Das ſittliche Gute hingegen hat ſtrenge und genau beſtimmte Geſetze zum Grunde; und deren Richtigkeit iſt eben ſo apodiktiſch erweisbar, als es ſelbſt genau beſtimmt iſt. Das Schöne endlich wirkt auf den Menſchen bloß durch einen unmittelbaren Eindruck, ohne daß er von der Natur des Gegenſtandes einen Begriff haben, oder deſſen innere Eigenſchaften kennen darf. Das ſittlich Gute hingegen wirkt durch keinen Eindruck, ſondern durch eine vollkommene Einſicht in die Beſchaffenheit des Gegenſtandes, nähmlich des vernünftigen Menſchen.

Daher kommt es, daß diejenigen Philoſophen, welche, wie Plato und mehrere Alte, die Tugend als Schönheit im Charakter und in den Handlungen empfehlen, zuerſt die Strenge des Geſetzes und die Schwierigkeiten bey deſſen Befolgung allzuſehr verbergen, und daß eben deßwegen der, von der Liebe zur Tugend durch ihre Vorſtellungen gerührte, Zuhörer, oft weniger in der wirklichen Ausübung leiſtet, weil er ſich gewiſſer Maßen getäuſcht findet, das Schöne bey der Erfüllung gemeiner Pflichten wenig gewahr wird, aber deren Beſchwerliches fühlt. Eben dieſe Philoſophen ſind mehr geneigt, ſchöne Gemälde und Beſchreibungen von der Tugend zu geben, als eine genaue und ſyſtematiſche Theorie der Moral zu liefern. Und oft ſchwanken die Begriffe bey ihnen, ſo wie der Eindruck des ſinnlich Schönen mannigfaltig und ſchwankend iſt.

Was, zweytens, das Nützliche anbetrifft, ſo iſt es nichts anders, als das Mittel, ſich künftig den Genuß des Angenehmen oder des Schönen zu verſchaffen. Es zwecket alſo auf ſinnliches Vergnügen ab, und bekommt ſeine Kraft, den Menſchen in Thätigkeit zu ſetzen, nur durch dieſes. Es iſt alſo ebenfalls tief unter der Würde der Sittlichkeit. Uiberdieß ob es gleich mehr, als das Schöne, unmittelbar mit dem Verſtande verwandt iſt, und mit der Einbildungskraft gar nichts zu thun hat: ſo entſteht doch ſelbſt aus der größern Entfernung in der es vom Sinnlichen zu ſeyn ſcheint, ein neuer Grund, es nicht mit dem Sittlichen zu verknüpfen. Es iſt zuerſt, beynahe noch ungewiſſer und ſchwankender, was nützlich, als was angenehm iſt: und der Begriff des Wohlſtandes, der Wohlfahrt, des Glücks, oder wie man ſonſt den Zuſtand des Menſchen, der ſich alles Nützliche verſchafft und im Beſitze hat, nennen will, iſt noch weit unbeſtimmter, als der Begriff des ſinnlichen Vergnügens. Die Urſache iſt, weil zwar das Princip der Cauſalität, welches der Verſtand bey Aufſuchung des Nützlichen anwendet, apodiktiſch gewiß iſt, aber die aufgefundenen Urſachen deſſen, was man in jedem beſonderen Falle zu bewirken ſucht, da ſie nur halb aus dem Princip und halb aus der Erfahrung hergeleitet werden müſſen, doch ſehr oft unſicher ſind, und die gehoffte Wirkung nicht leiſten. Es iſt weit gewiſſer, daß dieſe oder jene Speiſe mir wohl ſchmecken, als daß der Reichthum mich glücklich machen werde. Das Sittliche aber muß, wie mehrmahls geſagt worden iſt, auf feſten und gewiſſen Grundlagen ruhen. Zweytens, das ſinnliche Vergnügen iſt vorübergehend. Auch mit dem Schönen beſchäftiget ſich die Einbildungskraft eines Menſchen nur kurze Zeit. Aber das Nützliche, oder die Mittel, durch welche er ſich das Wohlleben verſchaffen will, können, eben deßwegen, weil es der Verſtand iſt, welcher ſie auffinden muß, den Menſchen weit länger, ja immerwährend, beſchäftigen. Daher ſtürzen dieſe ſtete Nachforſchung und dieſes Streben nach dem Nützlichen den Menſchen noch weit tiefer in die Sinnlichkeit. — Weit mehr Verbrechen und Laſter geſchehen aus Geldbegierde und aus Ehrgeiz, als aus Lüſternheit und Wolluſt. Gründe a priori und ſelbſt die Erfahrung geben alſo dem Nützlichen die Ausſchließung von den Triebfedern der Tugend.

3.

Es kommt, drittens, die Glückſeligkeit an die Reihe: — ein edler klingendes Wort, aber im Grunde dieſelbe Sache. Sie iſt die Summe alles des Schönen, welches ein Menſch in ſeinem Leben genoſſen hat; ſie iſt die Vereinigung desſelben, gleichſam in Einen Körper; ſie will einen ſteten Zuſammenhang zwiſchen den Vergnügungen ſtiften, ſo daß der Menſch in jedem Augenblicke ſeines Daſeyns durch dieſelben befriedigt werde. Sie geht noch weiter: ſie verlängert die Reihe dieſer zuſammenhängenden Vergnügungen über dieſes Leben hinaus; ſie geht, obwohl ohne gegründete Anſprüche, in die überſinnliche Welt über, und umfaßt in ihrem Begriffe auch die Freuden, welche, in einem andern Leben nach dem Tode, einen unſterblichen, und dann höchſt veredelten Geiſt befriedigen ſollen. Durch das erſte, — durch die geſuchte Totalität und Vereinigung alles Vergnügens, — iſt ſie, wie ich ſchon geſagt habe, mit der theoretiſchen Vernunft näher verwandt, und könnte in der That zu den Ideen derſelben gezählt werden, die zwar keine Realität haben, aber doch als ein Leitfaden des Nachdenkens nützlich ſeyn können. Durch das zweyte, — durch den Uibergang in das Land der Unſterblichkeit, und zu einem künftigen überſinnlichen Daſeyn, — nähert ſie ſich ſelbſt, obwohl durch eine falſche Anmaßung, der praktiſchen Vernunft. Durch beydes aber wird ſie doch wirklich veredelt, erhebt ſich über die ſinnliche Luſt und ſelbſt über das Vergnügen der Einbildungskraft; und wird würdig, mit der Sittlichkeit in Verbindung zu treten, obgleich nicht ihr zur Grundlage zu dienen.

Denn, erſtlich, iſt ſie ein bloß aus der Erfahrung zu ſchöpfender Begriff; und die Erfahrung, welche bloß zu der Welt der Erſcheinungen gehört, und zur Erklärung derſelben nützlich iſt, kann der geſetzgebenden Vernunft, welche, über die Erſcheinungen erhaben, abſolute Realität ſucht, nicht vorleuchten. Die Erfahrung überdieß, welche zur ſteten Beſtimmung des Begriffs der Glückſeligkeit erfordert würde, kann nie vollſtändig gemacht werden: weil es niemanden möglich iſt, alle Arten des Vergnügens aufzuzählen, oder irgendwo vereiniget zu finden. Der Begriff der Glückſeligkeit iſt, zweytens, eben ſo, wie der des Vergnügens, ſchwankend. Jeder Menſch hat die ſeinige *): was den einen glücklich macht, ſcheint

---

*) Ich geſtehe es, daß Vernunftgründe und Erfahrung mich nöthigen, dieſes ſchlechterdings zu leugnen. Die Menſchen würden ſchon dann übereinſtimmen, wenn ſie unter Glückſeligkeit völlige Be-

dem andern ein ſehr langweiliges, und ſelbſt unglückliches Leben zu ſeyn. — Wer könnte aber unabänderliche Geſetze für alle Menſchen und für alle Fälle, in Rückſicht auf die Erlangung einer Sache, geben, welche bey jedem Menſchen verſchieden iſt, und nach den Abwechſelungen der Zeit und der Umſtände ſich verändert? — Die Glückſeligkeit endlich beſteht, in der letzten Auflöſung ihrer Merkmahle, doch aus ſinnlichen Eindrücken und kann alſo für ein rein vernünftiges Weſen, dergleichen der Menſch, inſofern ihm Sittlichkeit zukommt, iſt, nicht letzter Endzweck, noch erſte Triebfeder ſeiner Handlungen ſeyn. —

Wenn alſo weder das Angenehme, noch das Schöne, noch das Nützliche, nach die Glückſeligkeit ſich dazu eignet, Endzweck des Tugendhaften, bey Befolgung des Sittengeſetzes, zu ſeyn, und die Bewegungsgründe herzugeben, warum er ſich

---

friedigung ihrer ſelbſt, und einen ſtets erwünſchten Zuſtand verſtänden: geſetzt auch, daß jeder dieſe Befriedigung und dieſen Zuſtand in andern Dingen ſuchte. Aber auch dieſe Verſchiedenheit der Meinungen, in Abſicht der Beſtandtheile, iſt bloß ſcheinbar. Die Menſchen werden darin in dem Maße übereinſtimmender, als ſie mehr, oder doch gleicher aufgeklärt ſind, — als ſie mehr oder weniger auf derſelben Stufe der Reife im Leben, oder auf derſelben Stufe der Cultur in der Geſellſchaft ſtehen. Sie werden ſich in dem Maße leichter mit einander in ihren Begriffen über Glückſeligkeit vereinigen, je beſſer ſie einander verſtändigen und ſich gegenſeitig ihren wahren Sinn mittheilen können.

das Joch der Pflicht gefallen läßt; und wenn dieß doch zugleich die einzigen bewegenden Kräfte ſind, welche, aus der Sinnenwelt genommen, den Menſchen in Thätigkeit ſetzen, und ihn zur Verfolgung ſeiner beſonderen Endzwecke auffordern: ſo bleibt für die ſittliche Thätigkeit, für die Befolgung des Geſetzes, nichts als das Anſehen des Geſetzes ſelbſt *), nichts als das Bewußtſeyn der Verbindlichkeit, dieſem, ohne alle andern Endzwecke, ohne alle Hoffnung eines Lohnes, ohne weitere Antriebe, zu gehorchen. Dieß iſt es, was Kant behauptet und was er meint, wenn er das Weſen des ſittlich Guten bloß in das **Formelle** der Vernunftmäßigkeit ſetzt, und das Materielle der Handlungen, d. h.

---

*) Aber iſt es irgendwo im Kantiſchen Syſteme erwieſen, daß die bloße Autorität des Vernunftgeſetzes eine, den Menſchen zur Thätigkeit bewegende, Triebfeder ſey? Ja wäre ſie dieß, ſo würde unmittelbar der Ausſpruch der Vernunft die Erfüllung der Pflicht bewirken, ſo wie ein empfundner Schmerz uns unmittelbar von der Sache, welche uns verletzt, zurücktreibt und die Luſt uns an den ergötzenden Gegenſtand anlockt. Würde aber nicht alsdann die Tugend mehr bloßes Naturwerk zu ſeyn ſcheinen, als ſie es jetzt in den Augen derjenigen Philoſophen iſt, welche den Entſchluß dazu als letztes Reſultat des Nachdenkens über die Natur unſerer ſelbſt und anderer Dinge anſehen? Im Kantiſchen Syſteme ſcheint keine Uiberlegung bey einem von ſelbſt und allgewaltig auf uns wirkenden Geſetze nöthig zu ſeyn: und doch iſt, nach aller Menſchen Empfindung, die Ausübung der Pflicht von deſto größerem Werthe, je eine reifere Uiberlegung vorangegangen iſt.

den Gegenſtand, womit man zu thun, und den nahen Endzweck, den man dabey vor Augen hat, gänzlich ausſchließt.

Siebenter Geſichtspunct.

„Die Tugend macht den Menſchen nicht glückſelig; ſie hat die Glückſeligkeit nicht zu ihrem Endzwecke: Aber ſie **macht den Menſchen** würdig glückſelig zu ſeyn. Dieſe Würdigkeit, mit dem wirklichen Genuſſe der Glückſeligkeit verbunden, macht das höchſte Gut des Menſchen aus. Die Vereinigung beyder kann Niemand als Gott, durch **willkürliche Veranſtaltungen**, ſtiften.“

Indem **Kant** ſo dachte und ſo ſchrieb, ſcheint mir bey ihm die Natur über das Syſtem geſiegt zu haben: und der Philoſoph war nur geſchickt genug, nach erlittener Niederlage, einen Frieden auf gute Bedingungen zu ſchließen. Er ſahe bey allen andern Menſchen, er empfand bey ſich ſelbſt, daß das Verlangen nach Glückſeligkeit ſo tief und urſprünglich in der menſchlichen Natur liege, als irgend ein Princip der Vernunft; daß, wenn man den Menſchen ermahnt, an ſeiner Glückſeligkeit zu arbeiten, oder auch nur für ſein Glück zu ſorgen, er zwar zuweilen auf ſeine Aufforderung nicht achtet, aber doch nichts dagegen, auch nur bey ſich ſelbſt, einwendet; daß er nie die Frage aufwirft: — „*aber warum ſoll ich glückſelig ſeyn?*“ — daß er hingegen bey jedem andern, noch ſo feſt ſtehenden, Principe des Handelns, bey jeder andern, ihm ſelbſt noch ſo heiligen und von ihm verehrten Autorität, immer noch geneigt bleibt, zu fragen — *aber warum ſoll ich dem Geſetze gehorchen? warum ſoll ich dem Vernunft-Principe gemäß handeln?* — und daß, wenn man ihn mit der Vorſtellung zurückweiſet, „daß er außerdem ſeine angebohrne *Würde* verleugne und ſich ſelbſt zur Thierheit erniedrige,“ — er zwar dadurch zum Stillſchweigen gebracht wird; aber doch insgemein zu ſich ſelbſt ſagt, daß ihm an *Würde* nur in ſo fern gelegen ſey, als ſie beytrage, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, oder ihn glückſeliger zu machen. Um nun dieſer allgemeinen Denkungsart der Menſchen und ſeiner eignen Empfindung ein Genüge zu thun, ſuchte er zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, die er ſoweit von einander getrennt hatte, zuletzt wieder eine Vereinigung zu ſtiften.

Er beharrt zwar alſo dabey, dem Tugendhaften alle Ruckſicht auf Glückſeligkeit, als Endzweck, zu unterſagen: aber er erlaubt ihm, in der Entfernung auf ſie, als einen gewiſſen Erfolg, hinauszuſehen. Er gehet noch weiter: er ſtellt die Glückſeligkeit nimmt bloß als eine Sache vor, die der Tugendhafte zu erwarten hat, ſondern als eine, die er ein Recht hat zu erwarten, und knüpft auf dieſe Weiſe auch ein moraliſches Band zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit. Ja er gründet hier ſogar den Erfolg auf das Recht, und die Gewißheit, daß der Tugendhafte einſt glückſelig ſeyn werde, auf die Würdigkeit desſelben, es zu ſeyn. — Es iſt ſchwerer einzuſehen, wie Kant dieſe Anſprüche desſelben oder ſeine Würdigkeit beweiſt: aber es iſt leichter, den Schlüſſen zu folgen, durch welche er aus der Würdigkeit die Sicherheit der Erwartung herleitet.

Zwar liegt, nach ſeinem Syſteme, in der Tugend ſelbſt nicht die Glückſeligkeit, und ſie kann auch aus derſelben allein zu keiner Zeit entſtehen. Zwar bringen die Natururſachen, ſo wie wir ſie aus Erfahrung kennen, die Glückſeligkeit des Tugendhaften, in dieſem Leben niemahls hervor. Aber die moraliſchen Principien ſind ſo unumſtößlich, und das, was nach dem Vernunftgeſetze geſchehen ſoll, iſt ſo gewiß, dereinſt geſchehen zu müſſen: daß wir hinlänglichen Grund haben, bloß deßwegen die Unſterblichkeit der Seele, ein zukünftiges Leben, und das Daſeyn eines allmächtigen Gottes, Weltſchöpfers und Belohners zu glauben, damit der Tugendhafte, in jenem künftigen Leben, und durch die Veranſtaltung dieſes Gottes, die Glückſeligkeit erhalten könne, deren er würdig iſt.

Da Principien und Geſetze, doch nur Sätze ſind, und aus Begriffen beſtehen, die eigentlich zur Erkenntniß gehören, und an und für ſich nicht im Stande ſind, das Begehrungsvermögen zu afficiren, oder den Menſchen in Thätigkeit zu ſetzen: ſo ſonderte Kant, durch diejenige Feinheit der Unterſcheidungen, und der geſchickten Wohl eigenthümlicher Wörter um ſie auszudrücken, die ſein Lehrgebände auszeichnet, den Willen von den Begierden ab, — faßte unter dem letztern Worte alles Streben unſerer Kräfte, welches durch Antriebe entſteht, zuſammen: und difinirte den Willen als das Vermögen des Menſchen, bloß durch Vernunft-Principien in Thätigkeit geſetzt zu werden. Da er in dem Reiche der Sittlichkeit die Erfahrung, weder als Beweis noch als Widerlegung zuläßt: ſo kann, in ſeinem Syſteme, auch jener Unterſchied allerdings nicht widerlegt werden. Aber diejenigen Philoſophen, welche die Erfahrung allenthalben zu Rathe ziehen, werden leugnen, daß es einen Willen in dieſer Bedeutung, — daß es ein ſolches Vermögen im Menſchen gebe. Sie werden fortfahren zu glauben, daß das höhere ſowohl, als das niedrigere Begehrungsvermögen, außer den Principien, welche nur Regeln enthalten, auch noch Triebfedern bedürfe, und daß das Wort Gut, in allen Sprachen, dasjenige ſey, welches den Inbegriff aller Triebfedern bedeutet, aber von den Philoſophen zur Bezeichnung derjenigen Triebfedern, welche den vernunftmäßigen Willen in Bewegung ſetzen, gebraucht worden ſey.

Kant, von der Allgemeinheit dieſer Meinungen, oder ſelbſt von dieſen Gründen der Philoſophen, außer den Zeiten der Spekulation, gerührt, geſtattete ihnen, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, auch auf ſeine Spekulationen Einfluß. Er zeigte alſo ſeinem *reinen* Willen, in der Ferne, einen anziehendern Gegenſtand, als bloße Principien ſeyn können. Er machte zwar die Autorität des Geſetzes, zur einzigen Triebfeder ſittlicher Handlungen: aber er kam doch der Autorität des Geſetzes, durch Hoffnungen, bey den gehorſamen Unterthanen desſelben, und ſelbſt durch Anſprüche, die er ihnen ertheilte, zu Hülfe. Der Tugendhafte ſollte nach ihm zwar nie um der Glückſeligkeit willen tugendhaft handeln: aber er ſollte ſie hoffen, und, bey der Vorausſetzung eines gerechten und allmächtigen Regierers der Welt, ſogar als ſein Recht verlangen dürfen.

Eben dieſe Theilnahme an den allgemeinen Empfindungen und Meinungen der Menſchen machte, daß Kant ſich nicht getraute, die Befolgung des Vernunftgeſetzes allein das höchſte Gut zu nennen, ſondern auch die Glückſeligkeit zu einem Beſtandtheile desſelben machte. Er wurde dadurch der erſte Philoſoph, welcher den *höchſten Endzweck* von dem *höchſten Gute* des Menſchen trennte, jenen in die bloße Ausübung der Pflicht, dieſes in die durch Glückſeligkeit belohnte Pflicht ſetzte.

Je mehr er ſich von den Philoſophen entfernte, deſto mehr näherte er ſich den Theologen: und je weniger Einfluß er ſeinen vormahls erlernten wiſſenſchaftlichen Begriffen bey ſich einräumen wollte, deſto mehr Einfluß geſtand er den religiöſen Begriffen zu, die ihm in dem erſten Unterrichte ſeiner Jugend waren beygebracht worden. Es iſt, z. B. nichts den Philoſophen alter und neuer Zeit ſchwerer geworden, als ſich eine Erſchafung der Welt aus nichts zu denken, oder Beweiſe für dieſelbe zu finden. — In der chriſtlichen Religionslehre macht ſie den Anfang, und in der That den Grundſtein des ganzen Gebäudes aus. Kant nimmt ſie, als eine Vernunft-Wahrheit in ſeine Philoſophie auf; aber als eine Wahrheit der praktiſchen Vernunft: — und dieß, eben jener von Gott zu ſtiftenden Verbindung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit wegen, welche, wie er glaubt, nur ein ſolcher Gott ſtiften kann, der über Form und Materie der Welt zu gebiethen, und alſo die Welt aus nichts erſchafen hat.

Alle übrigen Philoſophen haben ſich vor nichts mehr gefürchtet, als der Tugend willkürliche Belohnungen, wären ſie auch von Gott ſelbſt ausgetheilt, zu geben. Die Einen haben deßwegen die Tugend ſelbſt zur Glückſeligkeit gemacht, oder den Zuſtand des Tugendhaften für den glückſeligen erklärt: die Andern haben die Glückſeligkeit als eine natürliche Folge und eine Wirkung der Tugend angeſehen. — Die chriſtliche Religion hingegen, oder vielmehr die theologiſche Moral, kennt beynahe keine andern Belohnungen der Tugend, oder keine andern Bewegungsgründe zur Ausübung derſelben, als die Seligkeit, welche Gott den Frommen in einem andern Leben bereitet hat. — Kant ſchließt ſich auch hier an die Theologen an, und indem er dem Tugendhaften abſpricht, durch die Tugend ſelbſt glückſelig zu werden, läßt er ihm nur die Hoffnung, die Glückſeligkeit durch Veranſtaltungen Gottes und durch willkürliche Veränderungen, die dieſer dereinſt in der Welt und in des Menſchen Lage machen wird, zu erhalten.

Dieß iſt der Punct, von welchem Kant ausging, um auf ſein philoſophiſch-theologiſches Lehrgebäude zu kommen, welches er in der Schrift, die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, darlegte: — einer Schrift, in welcher Kant faſt alle Glaubensartikel der Orthodoxie, auf eine ſehr ſcharfſinnige, aber ſelten befriedigende Weiſe, mit ſeinem Syſteme, zu verbinden ſucht; die in den Nebenſachen äußerſt lehrreich iſt, aber in der Hauptſache den Leſern mehr Beſchäftigung des Verſtandes für den Augenblick, als Unterricht für die Zukunft verſchafft.

Aber iſt dann jenes feine Gewebe, welches ich, in dieſem Geſichtspuncte auseinandergeſetzt habe, und durch welches die Glückſeligkeit an die Moral geknüpft werden ſoll, ohne daß es doch in dieſelbe eindringe und ſie verunreinige, auch in dem Kantiſchen Syſteme ſelbſt, haltbar?" Mich dünkt, nicht; ſelbſt jetzt nicht, da der Scharfſinn, mit welchem es angelegt iſt, einen lebhaften Eindruck auf mich macht.

Zuerſt, wenn die Sittlichkeit und die Tugend im Menſchen ohne alle Rückſicht auf Glückſeligkeit, völlig zu Stande gebracht worden iſt: was iſt es nöthig, hintendrein dieſe aufzuſuchen, und ſie ihnen als einen Schmuck, den ſie nicht verlangen, oder als ein ihre Triebfedern verſtärkendes Gewicht, welches ſie verſchmähn, anzuhängen? Nachdem der Philoſoph bewieſen hat, daß es keine natürliche Beziehung der Tugend auf Glückſeligkeit gebe: was kann ihn bewegen, ſelbſt eine willkürliche Verbindung unter ihnen zu ſtiften, als eben jenes Gefühl, daß dieſe Verbindung unentbehrlich, und daß es nicht anders möglich ſey, irgend jemanden zu etwas zu bewegen, als wenn man ihm zeigt, daß es gut für ihn ſey, d. h. daß es ihn glückſeliger machen werde. Iſt es aber nicht der Strenge des Syſtemes zuwider, daß ſich die Wirkungen eines Gefühls unter die Schlußſätze von Beweiſen a priori miſchen? Oder widerlegt nicht vielmehr dieſes Gefühl, mit deſſen Ausſprüchen der Philoſoph ſein Moralſyſtem vollendet, die Principien, mit welchen er es anfing, und welche zuletzt nicht auszureichen ſcheinen?

Es iſt, zweytens, nicht vollkommen deutlich, was unter der Würdigkeit des Tugendhaften, glückſelig zu ſeyn, zu verſtehen ſey. — Ich verſtehe, was es heißt, wenn man mir ſagt, daß ein Menſch eines Amtes, oder eines höhern Poſtens im Staate würdig ſey. Das will nähmlich zweyerley ſagen: entweder, daß der Mann zu dem höheren Amte fähig und demſelben gewachſen ſey; oder daß die Verleihung dieſes Poſtens an ihn, eine ſchickliche Belohnung für diejenigen Verdienſte ſey, welche er ſich durch die Verwaltung der bisher bekleideten Aemter erworben hat. — Wenn ich dieſe Begriffe auf die Tugend anwende; ſo finde ich, daß die zweyte Bedeutung des Wortes, würdig, nach dem Kantiſchen Syſteme, bey derſelben gar nicht Statt findet. Die Glückſeligkeit iſt keine ſchickliche Belohnung für die Tugend: für ſie iſt gar keine Belohnung ſchicklich, ſie bedarf derſelben nicht, und jeder Gedanke an eine ſolche verunreiniget ſie. Es bleibt alſo nur noch der erſte Begriff übrig: daß der Tugendhafte allein der Glückſeligkeit fähig ſey. — Aber wodurch iſt dieſes im Kantiſchen Syſteme bewieſen? Warum ſollte der gegen ſeine Pflicht Gleichgültige, oder ſelbſt der Laſterhafte nicht eben ſowohl fähig ſeyn, ſich wohl zu befinden, oder eines ihm erwünſchter und ihn völlig befriedigenden Zuſtandes, — worin eigentlich die Glückſeligkeit beſteht, — zu genießen? Nur dann würde dieſes zu leugnen ſeyn, wenn der Zuſtand einer tugendhaften Seele ſelbſt einen Beſtandtheil von dem Wohlſeyn des Menſchen ausmachte, wie nach den Plauriſchen Grundſätzen; oder wenn ſie, als *Urſache*, zur Hervorbringung der Glückſeligkeit als *Wirkung*, unentbehrlich wäre, wie alle ſogenannten *Eudämoniſten**) behaupten. Aber, nach Kant, welcher beydes verwirft, kann zwiſchen dem *ſittlichen* oder *unſittlichen* Menſchen, in Abſicht der Fähigkeit zur Glückſeligkeit, kein Unterſchied Statt finden. Ja, warum ſollte der Laſterhafte ihrer in dieſem Sinne nicht noch würdiger ſeyn können: da er alles darauf anlegt, dasjenige, was er für Glückſeligkeit hält, zu erlangen, und da er vielleicht mit mehr Klugheit dabey verfährt, und mehr Hülfsmittel dazu in den Händen hat, als der Tugendhafte?

Und worin beſteht dann die Glückſeligkeit, welche Gott den Tugendhaften in einem zukünftigen Leben bereitet hat, und mit welcher er ſie belohnt, ob ſie gleich dieſelbe weder verlangen, noch nach ihr trachten? Beſteht ſie in der Gelegenheit, welche er ihnen verſchafft, an intellektueller und moraliſcher Vollkommenheit ohne Aufhören zu wachſen, — in den günſtigen Umſtänden, welche er veranſtaltet, um zu machen, daß ſie, ohne von Schmerz und Krankheit geſtört, durch den Widerſtand anderer Menſchen abgeſchreckt, und durch den ſchlechten Erfolg ermüdet zu werden, in der Anwendung ſittlich guter Handlungen unaufhörlich fortſchreiten können? Aber alsdann liegt ja in der Ausübung der Tugend, der vornehmſte Beſtandtheil der künftigen Seligkeit. Warum ſollte ſie dann den Menſchen nicht auch in dieſem Leben glückſelig machen können? Die Antwort iſt: weil der Menſch einen Körper hat, welcher ihn drückt; weil er ſich in einer äuſſern Lage befindet, welche durch das ſittliche Verhalten nicht abgeändert werden kann, und welche ſeine Thätigkeit oft hindert, oft ihn zu einem bloß leidenden Geſchöpfe machet. — Aber ſo thut die Tugend, was ſie kann: ſie macht den Menſchen zu dem Glückſeligſten unter allen, welche mit einem gleichen Körper und unter gleichen Umſtänden leben. — und dieß war es nur, was billige Philoſophen ſagten, wenn ſie die Tugend für die Quelle der Glückſeligkeit ausgaben.

---

*) So nennen die Kantianer diejenigen Philoſophen, welche die Glückſeligkeit als Zweck des Menſchen, und als Princip der Tugend anſehen.

Wofern aber von den willkürlichen Belohnungen der Tugend in der zukünftigen Welt, die freyere und ungehindertere Ausübung der Tugend ausgeſchloſſen wird: was bleibt alsdann für die Glückſeligkeit der andern Welt übrig, als eben der Genuß des *Angenehmen* und *Schönen*, die Befriedigung der Wißbegierde, und alle die Vergnügungen, welche Kant für ſinnlich erklärt, und welche ſelbſt andere Philoſophen der Würde der Tugend nicht angemeſſen zu ſeyn geglaubt haben.

Achter und letzter Geſichtspunct.

„Das Recht *) iſt von der Pflicht gänzlich abgeſondert: und das Naturrecht gehört eigentlich gar nicht zur Wiſſenſchaft der Moral.“

Daß Kant dieſe Trennung behauptet, iſt zwar durch ſeine neueſten Schriften, in welchen er die Rechtslehre und die Ethik abhandelt, recht deutlich geworden: aber den Grund dazu hat er ſchon in der Darſtellung ſeiner erſten Principien gelegt; und ſeine Schüler ſind hierin von den gemeinen Begriffen noch weiter, als er, abgegangen.

Das Recht bezieht ſich bloß auf die äußeren Verhältniſſe des Menſchen, und auf ſeine Lage unter andern Menſchen. Die Pflicht bezieht ſich ganz auf ihn ſelbſt, und auf die Uebereinſtimmung ſeiner Handlungen mit dem Vernunftgeſetze. Es iſt nicht die Pflicht, — es ſind nicht die Principien der Sittlichkeit, aus welchen ſich das Zwangsrecht herleiten läßt. Es iſt keine moraliſche Pflicht des Menſchen, ſein Recht zu behaupten.

Die Zwangsrechte ſind nur dazu nöthig, damit Menſchen in Geſellſchaft mit einander leben, —

---

*) Daß hier von dem Zwangsrechte die Rede ſey, welches in den Wiſſenſchaften des Naturrechts, des bürgerlichen, — des Staats-Rechts u. ſ. w. abgehandelt wird, geht aus dem zunächſt Folgenden augenſcheinlich hervor.

oder vielmehr, damit ſie als freye Weſen neben einander exiſtiren können. Das erſte Princip der Rechte, und der Endzweck, wohin ſie abzielen, iſt nicht, daß die Vereinigung unter den Menſchen erhalten, oder die Wohlfart der Geſellſchaft befördert werde: ſondern nur, daß die Ausübung der Freyheit des Einen, die Freyheit des Andern nicht ſtöre. Dieß Princip der Rechte hat daher noch ein weiteres Gebieth unter ſich. Es bezieht ſich nicht bloß auf die menſchliche Geſellſchaft: es bezieht ſich auf alle vernünftigen Weſen. — **Die Rechtslehre** iſt die Auflöſung der Frage: — „wie können mehrere freye Weſen neben einander vorhanden ſeyn und ihre Freyheit ausüben, ohne daß eines das andere in dieſer Ausübung ſtöre? und wie viel muß jedes von ſeiner Freyheit aufopfern, damit die Freyheit des andern ungekränkt bleibe?“

Hieraus nun, — aus der bloßen Abſicht, das Nebeneinanderſeyn mehrerer freyen Weſen möglich zu machen, wird hergeleitet, daß ich mein Leben, meine Glieder und meine äußere Freyheit mit Gewalt gegen andere vertheidigen dürfe: es wird ſogar daraus die Entſtehung und das Recht des Eigenthum hergeleitet; aber letzteres freylich auf eine ſo künſtliche Art, daß ich eben dadurch einen Verdacht bekomme, ob dieß wirklich der Grund eines ſo leicht zu begreifenden, und ſo allgemein von allen Menſchen anerkannten Rechte, als das Eigenthum iſt, ſeyn könne *).

---

*) Die Möglichkeit, das Eigenthum einer Sache außer mir auf eine rechtmäßige Weiſe zu erwerben, beruht, wofern ich Kanten in ſeiner Rechtslehre S. 63. u. f., wo er dieſe Materie abhandelt, richtig verſtanden habe, auf einem dreyfachen Beſitze: auf einem Beſitze der bloßen reinen Vernunft; auf einem intelligibeln Beſitze, oder einem Beſitze des Verſtandes; und endlich auf einem empiriſchen Beſitze, oder einem ſolchen, durch welchen ich die Sache wirklich in meine Gewalt bekomme. — Der Vernunft-Beſitz iſt nichts anders, als ein a priori gewiſſes Poſtulat, d. h. eine Vorausſetzung der praktiſchen Vernunft: daß es möglich ſeyn müſſe, das Eigenthum von Sachen außer uns rechtmäßig zu erwerben. Es würde nähmlich die Verletzung der Freyheit eines Menſchen ſeyn, wenn er von unoccupirten Sachen keine durch ſeinen bloßen Willen mit ſich verknüpfen könne; und doch verlangt ein noch höherer Grundſatz der praktiſchen Vernunft, daß die Freyheit keines der Menſchen, die neben einander auf dem Erdboden exiſtiren, verletzt werde. Dieſe Uebereinſtimmung aller vernünftigen Weſen, daß ich durch meinen bloßen Willen ein noch nicht occupirtes Objekt mit mir verknüpfen dürfe, und ſo das Eigenthum deſſelben erhalten könne, macht den Vernunft-Beſitz aus. Hieraus nun entſteht der intelligible, oder der Verſtandes-Beſitz, vermöge deſſen ich nun wirklich eine Sache, durch den bloßen Willen, ſie zu haben, mit mir verknüpfe ohne ſie deswegen in meine Gewalt zu bekommen. Hierdurch wird jenes Vernunft-Princip auf die Dinge in der Erſcheinung angewandt, welches das eigentliche Geſchäft des Verſtandes iſt. Endlich folgt der empiriſche Beſitz, welcher nun, mit der Beyſtimmung aller vernünftigen und freyen Weſen, die Sache wirklich denjenigen in [illegible]

Aber nicht bloß dieſer einzelne Punct, ſondern die ganze Deduction des Zwangsrechts, und deſſen

---

ne Gewalt gibt, der ſie ſchon zuvor durch ſeinen bloßen Willen zu ſeinem Eigenthume gemacht hatte.

Ich geſtehe es, daß dieſe Deduction des Eigenthumsrechts mich angenehm unterhält, weil ſie meinen Scharfſinn übt, wenn ich ſie verſtehen will: daß aber folgende, ihr damit kontraſtirende, leichtere Deduction mir mehr einleuchtet; vielleicht eben weil ich nicht dazu gemacht bin, bis zu den erſten Principien der Dinge durchzudringen.

„Die Menſchen haben zur Erhaltung ihres Lebens Nahrungsmittel und andere Bedürfniſſe nöthig, welche ſie auf dem Erdboden im Pflanzen- und Thierreiche finden. Wären dieſe ihnen nützliche Dinge in ſo unerſchöpflicher Menge vorhanden, daß jeder alles, was er braucht, aus dem Vorrathe der Natur nehmen könnte, und doch, wenn neue Bedürfniſſe bey ihm entſtünden, immer wieder genug, um ſie zu befriedigen, vorfände: ſo würde kein Menſch daran denken, ſich ein Eigenthum zu wünſchen, weil keiner den Andern in irgend einem Genuſſe ſtören würde; es müßte dann aus Eigenſinn oder Bosheit geſchehen. Da nun dies aber nicht der Fall iſt, ſondern die Dinge, mit welchen ſich der Menſch nähren, bekleiden, u. ſ. w. kann, in eingeſchränkter Anzahl, und oft ſehr ſparſam, vorhanden ſind; ſo iſt ein Auskunftsmittel nöthig, wie mehrere neben einander lebende Menſchen von den Früchten der Bäume, von bequemer Lagerſtätte u. dergl. ihren Antheil bekommen könnten, ohne daß ſie daher täglich in Zank und Streit geriethen, woraus endlich Mord und Blutvergießen entſtehe. Es fanden ſich aber hierzu nur zwey Wege: daß jeder Menſch, mit der Einwilligung der übrigen, ſich jedesmahl, wenn das Bedürfniß ihn anwandelte, das, was er brauchte, z. B. einen Apfel vom Baume, nähme und das übrige, ihm auch brauchbare, für andere Menſchen, oder für ſich auf einen andern Zeitpunct

Trennung von moraliſcher Pflicht, mit welcher es, ſeitdem man unter den Menſchen von Pflicht und Recht ſpricht, in den Meinungen der Menſchen und in den Syſtemen der Philoſophen verbunden geweſen iſt, bietet auch mir nicht genug ſtarke Beweiſe dar, um lange genährte Begriffe und Ueberzeugungen fahren zu laſſen.

Denn erſtlich ſcheint es mir ganz willkürlich; oder es ſcheint mir vielmehr allem Gebrauche des Wortes und der Sache *Recht* im bürgerlichen Leben und in Gerichtshöfen, und ſelbſt den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, zuwider, daß durch das **Recht** nur die Freyheit der neben einander wohnenden Menſchen, vor gegenſeitigen Angriffen

---

des Bedürfniſſes, ſtehen ließ, — welche Einrichtung man die *Gemeinſchaft der Güter* heißt: — oder daß Alle übereinkamen, die nützlichen Dinge ein für allemahl zu vertheilen, und jedem ſeine Portion als ein beſtändiges Eigenthum anzuweiſen. Von der erſten Methode fand man, daß Zank und Krieg und Blutvergießen dadurch nicht verhindert wurde. Man wählte alſo die zweyte.

Dieſem zu Folge iſt die Einführung des Eigenthums die vernünftigſte Methode, wie viele Menſchen die von der Natur ihnen ſparſam dargereichten Güter, in Frieden mit einander genießen können: und das Eigenthum iſt eben deßwegen *rechtmäßig*, weil es *vernünftig* iſt. — Unter vernünftigen Menſchen würde es daher auch, ohne ausdrücklichen Vertrag, d. h. im Naturſtande, reſpectirt werden; unter unvernünftigen oder halb aufgeklärten Menſchen, iſt es nur durch den Zwang der bürgerlichen Geſellſchaft ſicher.

geſchützt werden ſoll, und nicht, auch ihr Leben, die unverſtümmelte Erhaltung ihrer Glieder u.ſ.w. — Güter, die jedem eben ſo theuer und den Angriffen der Ungerechtigkeit eben ſo ausgeſetzt ſind. Was nöthigt die Philoſophen, um nur die Principien der Wiſſenſchaften immer abſtrakter zu machen, anzunehmen, daß die Menſchen, als ſie Rechte unter ſich einführten und Andern zugeſtanden, bloß das Problem der praktiſchen Vernunft auflöſen wollten: — „Wie können freye Weſen nebeneinander als frey exiſtiren?“ und nicht eben ſowohl das eben ſo gewiß von der praktiſchen Vernunft ihnen aufgegebene, und zu ihrem Leben, — beſonders dem geſellſchaftlichen Leben, noch nothwendigere Problem: — „Wie können Menſchen neben einander und in Gemeinſchaft mit einander leben, ohne ſich wechſelsweiſe aufzureiben, und ſich das Leben oder alle Endzwecke des Lebens zu rauben?“

Zweytens, wenn gleich das äußere Recht von einem Menſchen erfüllt werden kann, ohne daß er dadurch eine ſittliche Pflicht erfülle, — eben weil er jenes Recht bloß aus Furcht vor dem Zwange reſpektirt hat; und obgleich der Richter zufrieden iſt, wenn nur das, was den Geſetzen gemäß iſt, geſchieht, geſetzt auch, daß der ſeine Schuld Bezahlende dieß nicht aus ſittlichen Bewegungsgründen thut: ſo bleibt doch ſtets eine doppelte Verbindung zwiſchen

Recht

Recht und Pflicht. Erſtens muß dem Rechte, welches der Eine beſitzt, eine Pflicht in dem Andern, gegen welchen er dieſes Recht hat, entſprechen. Wenn ich den Mörder mit Gewalt von mir abhalten darf, ſo muß es doch wohl eine Pflicht anderer Menſchen ſeyn, mich nicht zu ermorden. Nähme ein Philoſoph beydes zugleich, jenes Recht und Abweſenheit dieſer Pflicht an; ſo entſage ich ſeiner Philoſophie, ſo künſtlich er dieſe aus einander geriſſenen Gegenſtände, in der Folge ſeines Syſtems, wieder vereinigen mag.

Zweytens: Die Gewiſſenspflicht und die Zwangspflicht, ſcheinen mir noch bis jetzt nur verſchiedene Grade, einer und derſelben ſittlichen Forderung zu ſeyn. Ich bin verbunden, einem Freunde zu dienen, ich bin mehr verbunden, einem die äußerſte Noth leidenden Menſchen beyzuſpringen, ich bin in einem noch höheren Grade verbunden, ihm nicht ſelbſt zu ſchaden, und im höchſten Grade, ihm nicht das Schätzbarſte ſeiner Güter, das Leben, zu nehmen. Die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Zwanges von Seiten des Andern gegen mich, hängt gewiß genau mit der Ueberzeugung von der Größe meiner Verpflichtung und von der Strafwürdigkeit, welche ich mir durch Uebertretung derſelben zuziehe, zuſammen.

9.

Kurze Uiberſicht und Darſtellung des ganzen Kantiſchen Moralſyſtems.

Der denkende Leſer würde ſich ohne Zweifel aus dieſen Geſichtspuncten eine Uiberſicht des ganzen Syſtems, auch ohne meinen Beyſtand, ſammeln: und ich bin ohne dieß, durch das Anziehende des Gegenſtandes verführt, oder durch die Schwierigkeit, ihn deutlich zu machen, genöthiget, ſchon weit ausführlicher in dieſer Auseinanderſetzung geweſen, als mein erſter Vorſatz war. Ich hoffe indeß, daß ich jetzt dem mit den Hauptbegriffen des Kantiſchen Moralſyſtems ſchon bekannten Leſer, dasjenige mit wenigen Worten werde ſagen können, wozu viele gehörten, um einen Fremdling in dasſelbe einzuführen.

„Der Menſch erhält von ihm ganz unbekannten, und immer unbekannt bleibenden, Dingen an ſich, den Stoff, — und von ſeiner eignen Natur und deren Selbſtthätigkeit die Form ſeiner Erkenntniß. Die Sinne lehren in Raum und Zeit kennen, und machen, daß er ſich Objekte als außer ſich und außer einander, an einem gewiſſen Orte und zu einer gewiſſen Zeit, vorſtellt, woraus Wahrnehmungen, oder, nach dem Kantiſchen Sprachgebrauche, Anſchauungen entſtehn. Der Verſtand lehrt ihn kennen, was Daſeyn, Möglichkeit, Größe, Realität, — und was endlich *Urſache* und *Wirkung* heiße; und macht, durch die Anwendung dieſer Begriffe auf die Anſchauungen, ihm eine *Erfahrungskenntniß* möglich. Die Vernunft will endlich, aus der Vereinigung dieſer Erfahrungen, ein ganzes und vollſtändiges Syſtem machen, wobey ſie aber nur in dem Menſchen unaufhörlich die Bemühung aufregt, ohne ihn jemahls zum Ziele zu bringen.

Der Menſch iſt aber nicht nur ein *erkennendes*, ſondern auch ein *thätiges* Weſen. Und Triebfedern dieſer Thätigkeit, in Abſicht ſinnlicher Objekte, entſtehen mit der *Erkenntniß* zu gleicher Zeit und aus eben den Quellen. Indem nähmlich die Sinne von den äußern Dingen, oder von den Veränderungen in uns ſelbſt *afficirt* werden, *nehmen* wir nicht bloß etwas *wahr*, ſondern empfinden auch Luſt und *Unluſt*. Der Gegenſtand der erſten Empfindung heißt das *Angenehme*, und wirkt durch *Reiz*. Das ſinnlich Angenehme modificirt ſich auf vielfache Weiſe, und bekommt alsdann andere Nahmen, als z. B. die des *Schönen* und *Nützlichen*. Der Verſtand nähmlich, ſo wie er ſeine Kategorien auf die Anſchauungen anwendet, um *Erfahrungen* daraus zu *machen*, wendet auch ſeine Selbſtthätigkeit überhaupt auf die Empfindungen an, und veredelt ſie gleichſam dadurch. Aus allem dieſen entſtehen *Begierden*, und aus den Begierden

Zwecke; aber eingeſchränkte und untergeordnete Zwecke, die bloß in ſinnlichen Gegenſtänden liegen. Der Verſtand lehrt ihn zur Erreichung dieſer Zwecke die Mittel. Daraus entſteht bey ihm die Weltklugheit, welche gleichſam die ſinnliche Tugend iſt.

In Abſicht der Erkenntniß iſt mit der Anwendung des Verſtandes auf die Sinnlichkeit der Kreis geſchloſſen: und ſie bleibt auf Erſcheinungen, d. h. auf ſinnliche Gegenſtände, eingeſchränkt. In Abſicht der Thätigkeit erhebt ſich der Menſch höher, und ſteigt bis zu den überſinnlichen und außerweltlichen Dingen empor. Dieſer Uibergang geſchiehet durch die ſittliche Freyheit: von welcher ſich der Menſch bis zu der Höhe des Vernunftgeſetzes emporſchwingt.

Schon die theoretiſche Vernunft, indem ſie die erſten Glieder der Ideen-Reihen ſuchte, fand: daß es freye Weſen geben müſſe, d. h. Urquellen der Veränderungen, — ſolche, welche die Reihen der Urſachen und Wirkungen von vorn terminiren; und deren Handlung, durch welche ſie die erſte Veränderung hervorbringen, nicht wieder durch eine vorhergehende Veränderung in einem andern Dinge außer ihnen, veranlaſſet worden wäre.

Aber wo wäre ein ſolches Weſen zu finden? Der Menſch, ſo wie wir ihn durch Sinnen und Verſtand kennen, konnte es nicht ſeyn: denn alsſolcher iſt er ein Glied der ſinnlichen Natur, und der Nothwendigkeit einer, von ihm immer höher ſteigenden, Kette der Urſachen unterworfen. — Hier kommt nun die praktiſche Vernunft der theoretiſchen zu Hülfe. Sie iſt es, welche dem Menſchen ſagt, was er thun ſoll, und wozu er ſie, innerhalb ſeines Wirkungskreiſes, machen ſoll. Der Menſch, der dieſes Geboth, dieſes Sollen als unumſtößig wahr und verpflichtend für ſich anerkennt, und doch in der Erfahrung, inſofern er zur ſinnlichen Welt gehört, nicht ſo iſt, nicht ſo ſeyn kann, wie das Geſetz von ihm fordert, ahndet zuerſt, und iſt zuletzt durch eine eigene Art von Gewißheit, welche der Vernunftglaube heißt, überzeugt, daß er, außer dem ſinnlichen Charakter, welchen er durch den mit den Sinnen vereinigten Verſtand erkennt, noch einen höheren habe, von welchem ihn beyde nichts haben wiſſen laſſen; daß er, außer der ſichtbaren Welt, in welcher er lebt, Luſt und Schmerz empfindet, und durch Begierden zu Handlungen, die dem Naturzwange unterworfen ſind, getrieben wird, noch Glied einer unſichtbaren Welt ſey, in welcher er frey iſt, und als erſter Urheber ſeiner Handlungen, eine Verpflichtung, mit welcher zugleich immer eine Zurechnung, eine Verantwortung, eine im Falle der Uibertretung entſtehende Strafwürdigkeit verbunden iſt, übernehmen kann. Das Vermögen des Menſchen, ſich ohne ſinnliche Triebfedern, bloß durch den Einfluß eines Vernunft-Princips, zu Handlungen zu beſtimmen, heißt der Wille. Er iſt rein, wenn das Princip allein auf ihn Einfluß gehabt hat. Er iſt unrein, wenn Begierden ſich mit ihm vermiſchen und er, anſtatt bloß rückwärts auf das Geſetz, welches ihm gebiethet, zu ſehen, auch vorwärts auf die Zwecke des Angenehmen, oder Nützlichen ſieht, welche er zu erhalten hofft.

Eine Maxime iſt die Regel, nach welcher ich eine einzelne Handlung wirklich thue: das Geſetz iſt die Regel, nach welcher ich alle ähnlichen Handlungen, unter gleichen Umſtänden, thun ſoll; — oder vielmehr, nach welcher alle vernünftigen Weſen, in gleicher Lage, handeln ſollen. Wenn ich bloß nach Maximen handle: ſo handle ich als ein ſinnliches und dem Naturzwange unterworfenes Weſen; denn dieſe Maximen werden mir alsdann von meiner Sinnlichkeit gegeben, und von den, auf dieſe wirkenden, äußeren Gegenſtänden gleichſam aufgezwungen. Ich handle alsdann auch nicht ſittlich: weil Sittlichkeit ohne Freyheit nicht beſtehen kann. — Wenn ich mich nach Geſetzen beſtimme: ſo handle ich als ein überſinnliches, rein vernünftiges und zugleich freyes Weſen. Es kommt alſo auch nur alsdann meinen Handlungen ſittliche Güte zu. Das Geſchäft des Willens iſt, die Maximen des Menſchen mit den Geſetzen zu vereinigen d. h. zu machen, daß er in einzelnen

Fällen ſo handle, wie alle vernünftigen Weſen, zu allen Zeiten, in gleichem Falle handeln ſollen.

Da das Sittengeſetz ein Vernunft-Princip a priori ſeyn muß; und die Sittlichkeit nur in einem Lande der Freyheit, alſo in der überſinnlichen Welt, Statt findet, in welcher es keine Erfahrungen für den Menſchen zu machen gibt: ſo kann auch das Geſetz ſeine Regeln nicht aus der Erfahrung, d. h. aus der Erkenntniß der Dinge in dieſer Sinnenwelt und deren Verhältniſſen, — ſondern es muß dieſelben bloß aus dem Weſen der Vernunft hernehmen. Eben ſo wenig kann es ſeine Triebfedern von Gegenſtänden der Erfahrung entlehnen: ſondern es muß ſich lediglich auf ſein eignes gebiethendes Anſehn ſtützen. Nun iſt die Glückſeligkeit ein Gegenſtand der Erfahrung: denn nur durch die Erfahrung lernt der Menſch kennen, was ihm angenehm, oder unangenehm ſey; nur durch ſie wird ihm bekannt, was ihm längere, oder kürzere Freuden gewähre, und wie er endlich am geſchickteſten ſein ganzes Leben mit angenehmen Empfindungen, ohne eingemiſchten Schmerz, zubringen könne: — welches letztere eben den Begriff der Glückſeligkeit ausmacht. Dieſe kann alſo nicht der Endzweck des Menſchen; bey Befolgung der ſittlichen Vorſchriften, — ſie kann nicht die Triebfeder zum Gehorſam gegen das Geſetz ſeyn.

Eben dieß folgt, wenn man auf der andern Seite die Natur des Menſchen betrachtet. Wenn er Vergnügen oder Schmerz empfindet: ſo wird er afficirt; er verhält ſich dabey leidend und iſt alſo von andern Gegegenſtänden außer ihm abhängig. Wenn er ſittlich handelt: ſo iſt er ſelbſt thätig und frey; und nichts, als ſeine eigne Vernunft, hat auf ihn Einfluß. Wenn er durch Begierden nach irgend einem Zuſtande oder einem Gegenſtande, — ſelbſt wenn er durch daß Verlangen nach Glückſeligkeit, in Thätigkeit geſetzt wird: ſo liegt nicht in ihm die Urquelle dieſer Handlungen: ſondern Vorſtellungen beſtimmten ihn, welche in ihm durch andere Gegenſtände, vermittelſt ihrer Einwirkung auf die Sinne, hervorgebracht wurden; er kann alſo nicht darüber verantwortlich, — er kann alſo auch nicht dazu verpflichtet ſeyn. Wenn er aber ſittlich gut handeln ſoll: ſo muß er erſter Urheber ſeiner Handlungen, — und dieſe müſſen ihm anzurechnen ſeyn. Und dieſes kann nur alsdann geſchehen, wenn ſein Bewegungsgrund bloß in der Autorität der Vernunft, und in ſeinem Gehorſam gegen ſie liegt. Denn da dieſe Vernunft ein Theil von ihm ſelbſt iſt; und da das Sitten-Princip derſelben aus nichts andern geſchloſſen, ſondern aus der Form der Vernunft ſelbſt hergeleitet wird: ſo endigt ſich alsdann wirklich in ihm die Reihe der Urſachen, woraus Veränderungen in der Welt entſtehn, — welches das eigentliche Weſen der Freyheit iſt. Der Menſch kann demnach weder Vergnügen, noch Reichthum, weder Ehre noch Wiſſenſchaft, noch überhaupt die geſammte Wohlfahrt ſeiner ſelbſt und Anderer, — wären es auch ganze Länder und Staaten, — ja ſelbſt nicht das, was man wahre Glückſeligkeit nennt, ſich zum letzten Endzwecke ſetzen, wenn er eine ſittliche gute Handlung begeht: denn im erſten Falle handelt er nie völlig frey, ſondern wird durch die Natur der Gegenſtände und ſeine eigene gleichſam gezwungen; im letzteren Falle muß er hingegen den erhabenen Charakter einer vollkommenen Freyheit und Unabhängigkeit behaupten.

Da indeß das reine Vernunftprincip nur ein Satz, ein Compoſitum von Begriffen, — und als ſolcher nicht geſchickt iſt, ein Bewegungsgrund, auch ſelbſt des Willens zu ſeyn: ſo muß, durch irgend eine Veränderung, aus jenem Satze ein Gefühl werden, welches dann, auf eine den ſinnlichen Triebfedern ähnliche Art, zur Erweckung und Beſtimmung der Thätigkeit wirken kann. Dieſes geſchieht in der That vermittelſt des moraliſchen Gefühls, — eines Wortes, welches faſt alle Menſchen im Munde führen und nur Wenige verſtehen. Es iſt aber daſſelbe die, in Achtung verwandelte, Anerkennung des Geſetzes. Sobald nämlich der vernünftige Menſch von der Wahrheit des Sittengeſetzes, als eines Satzes, überzeugt iſt: ſo entſteht unmittelbar auf eine in der That einzige und nicht völlig erklärbare Weiſe daraus bey ihm eine doppelte Empfindung: einmahl eine Verehrung des Geſetzes, als ſeines Gebiethers, und zweytens eine Demüthigung und Niedergeſchlagenheit ſeiner ſelbſt, als eines zur ſtrengſten Unterwürfigkeit unter das Geſetz verbundenen, und doch dasſelbe nie ganz erfüllenden Weſens *). Dieſe zwiefache Empfindung, die liebende Verehrung eines Andern, mit Demüthigung unſerer ſelbſt verbunden, iſt das, was man eigentlich Achtung nennet. Die Achtung des Geſetzes iſt nicht Luſt an demſelben, als an etwas Angenehmen; denn man empfindet zugleich das Schwere und Mühevolle ſeiner Erfüllung. Sie iſt nicht Wohlgefallen an geſetzmäßigen Handlungen, als an ſchönen: denn dieſe haben oft ein gemeines und wenig gefälliges Anſehen. Sie gibt deſſen ungeachtet

---

*) Dieß würde völlig unerklärbar, ja ſogar ungereimt ſeyn: wenn man nicht vorausſetzte, daß hier ſchon vom ganzen Menſchen, — dem rein vernünftigen mit dem ſinnlichen, die Rede ſey. Denn nur alsdann kann die Verehrung auf unſern vernünftigen Theil und deſſen Geſetze gehen, die Demüthigung und Geringſchätzung aber auf unſre ſinnliche Natur und die Begierden, welche dem Gehorſam gegen das Geſetz widerſtreben, und dadurch die Erfüllung desſelben unmöglich machen. Ich werde alſo auch in der ganzen Folge meiner Darſtellung auf gleiche Weiſe von dieſem zwiefachen Menſchen, dem vernünftigen und ſinnlichen reden.

dem Menſchen ein *Intereſſe* an dem ſittlich Guten, welches er zuvor, bloß als zugeſtandne Wahrheit, mit Kälte betrachtete. Und dieſes Intereſſe iſt die ſittliche Triebfeder, welche unmittelbar bey jeder Handlung auf den Menſchen wirkt, und die Theorie in Ausübung verwandelt.

Jene Achtung gegen das Geſetz geht in eine Achtung des Menſchen gegen ſich ſelbſt über. Auch dieſe letztere Empfindung iſt zuſammengeſetzt. Der Menſch erkennt die Erhabenheit ſeiner vernünftigen Natur mit Freuden, und die Niedrigkeit ſeiner ſinnlichen mit Demüthigung. Aber eben dieſer Abſtand macht ihm jene Erhabenheit recht merklich. In ſich ſelbſt einen Geſetzgeber zu finden, der über Sinne, Begierden, alle Stärke der thieriſchen Triebe, und ſelbſt den feinern Reitz der Schönheit ſiegen, und durch trockne, ſtrenge, aber weiſe Gebothe dieſe kleine Welt, den Menſchen, regieren kann, — dieß iſt es, was dem Menſchen eine Erhabenheit gibt, welche, wenn wir ihn mit andern Weſen vergleichen, ſeine *Würde* heißt. Dieſe Würde liegt weder in den Talenten des Menſchen, noch in ſeinem guten Herzen, ſondern bloß in der Erfüllung ſeiner Pflicht um des Geſetzes willen. Der Gedanke dieſer Würde hat aber etwas ſo Anziehendes für den Menſchen, daß ſie weder ein neuer Bewegungsgrund wird, dem Geſetze Einfluß zu geben. In der That ſind auch gewöhnliche Menſchen im Stande, dem, was ſie ihre Würde nennen, ihr

Vergnügen, ihr Leben, und alles, was Glückſeligkeit in demſelben heißt, aufzuopfern.

Und nun, was iſt Tugend, und wie entſteht ſie? Es iſt nicht gut, wie Plato und andere Philoſophen des Alterthums gethan haben, die Tugend, als einen bleibenden Zuſtand zuerſt zu ſetzen, und dann erſt die Pflicht, die einzelne Handlung, aus ihr herzuleiten. Man erkennt in dieſer Art der Darſtellung nicht ſo deutlich die Unentbehrlichkeit der Freyheit der den Willen durch das bloſe Geſetz beſtimmenden Vernunft, und der Selbſtherrſchaft zur Sittlichkeit: und man wird durch ſie verleitet, die Tugend als den natürlichen Charakter, und als einen erwünſchten Zuſtand des Menſchen, und die ausgeübten Pflichten bloß als ſchöne Handlungen anzuſehen. — Nein, umgekehrt die Pflicht, die einzelne dem Geſetze gemäße, und aus Gehorſam gegen daſſelbe, mit Aufopferung der Neigung, vollbrachte Handlung iſt das Erſte: und aus vielen ſolchen oft wiederhohlten Handlungen folgt erſt der bleibende Zuſtand, — der tugendhafte Charakter.

In dem Begriffe der Pflicht aber liegt der eines Zwanges, eines ſtrengen Geboths und einer beſchwerlichen Ausführung, einer nicht, aus Liebe zur Sache, ſondern aus Gehorſam gegen einen Oberherrn vollbrachten Handlung. Woher dieſes, wenn doch der Menſch ſein eigner Geſetzgeber iſt, und die Natur des Willens darin beſteht, ſich durch dieſes Geſetz beſtimmen zu laſſen?

Die Urſache liegt in dem zwiefachen Menſchen, welcher in jedem einzelnen Menſchen vereiniget iſt, dem vernünftigen und dem ſinnlichen? ſie liegt in dem doppelten Charakter, welchen der Menſch trägt, — einmahl als Erſcheinung, d. h. als Mitglied dieſer ſichtbaren Welt, und zweytens als Ding an ſich, d. h. als Mitglied der überſinnlichen Welt. Nach dem erſten dieſer beyden Charaktere, iſt er dem Naturzwange unterworfen, und alſo der Sittlichkeit unfähig: und nur nach dem zweyten iſt er frey und ſein eigner Geſetzgeber.

Wenn nun eine ſittliche gute Handlung wirklich geſchehen ſoll: ſo muß der ſinnliche Menſch mit dem vernünftigen, der unfreye mit dem freyen, in Uibereinſtimmung gebracht werden. Dieß kann ohne Streit nicht geſchehen, welcher ſchon an ſich immer beſchwerlich iſt. Aber noch ſchlimmer iſt es, daß es immer der vernünftige Menſch iſt, welcher ſiegen, — und der ſinnliche, welcher überwunden und gedemüthiget werden muß; und doch mit der gegenwärtigen Lage des Menſchen ſeine Sinnlichkeit näher verwandt. Die Triebfedern des Reitzenden, welche den Menſchen vom Gehorſam gegen das Geſetz abziehen, wirken und bemächtigen ſich ſeiner Aufmerkſamkeit leichter, als die Bewegungsgründe, welche ihn dem Geſetze unterthänig machen. Das Materielle der moraliſchen Handlungen ſelbſt, d. h. die Gegenſtände, mit welchen ſie zu thun haben, und die nächſten

Endzwecke, ſind alle ſinnlich, und verwickeln den Menſchen, mitten unter der Ausübung der Tugend, mit Gegenſtänden, welche zum Laſter verführen: und die Moralität der Handlung, welche ihr ihren Werth gibt, und dem Menſchen den Bewegungsgrund geben ſoll, liegt nur in der *Form* derſelben, d. h. in der Uibereinſtimmung mit dem Geſetze, welche die Sinnlichkeit gar nicht afficirt, in der Einbildungskraft weniger lebhafte Vorſtellungen erregt, und ſelbſt den Verſtand mit nicht ſo mannigfaltigen Begriffen beſchäftigt, als die Verrichtungen und Endzwecke dieſes Lebens, welche jenes *Materielle* ausmachen.

Weit entfernt alſo, daß der Menſch bey der Ausübung der Tugend die ſüße Harmonie in ſeinem Innern empfinden ſollte, die Plato ſo ſehr rühmt, und worein er den Werth der Tugend ſetzt, — geſchiehet dieſe Ausübung durch einen beſtändigen Kampf des Willens mit den Begierden, und des Geſetzes mit den Neigungen, — einen Kampf, der in dieſem Leben nie aufhöret, weil der Menſch nicht aufhöret, ein halb ſinnliches Weſen zu ſeyn, und nur durch ſeine *praktiſche Vernunft* ſich bis in die überſinnliche Welt erhebt, indeß Sinnlichkeit, Verſtand und ſelbſt die *theoretiſche Vernunft* bloß mit den Gegenſtänden der Erfahrung beſchäftiget ſind, und ihn an dieſe Welt feſſeln.

Aber, empfindet er bloß das Bittere der Pflicht, und wird er gar nichts von etwas Angenehmen oder Schönen gewahr, welches in der zur Gewohnheit gewordenen Pflicht, d. h. in der Tugend, liegt? Nein, ſagt Kant, ein ſolches Angenehme iſt vorhanden, und es gibt ein Gefühl im Tugendhaften, welches ihn daſſelbe ſchmecken lehrt. Aber durch eine Eigenthümlichkeit, die einzige ihrer Art iſt, entwickelt ſich bey rein vernünftigen Weſen das Gefühl zuletzt, entwickelt ſich aus einem Princip, und durch eine Reihe von Thätigkeiten, welche nach dem Princip, und allein nach ihm, geſchehen. Bey den ſinnlichen Weſen iſt das Gefühl das Erſte: aus dieſem entſtehet die Thätigkeit und aus einer Reihe ſolcher Thätigkeiten abſtrahirt endlich der Verſtand einen allgemeinen Begriff, welchen er ein Princip nennt.

Anfangs iſt die Ausübung der Tugend der Erlernung der Wiſſenſchaften ähnlich. Nichts iſt dem Kinde und dem Knaben unangenehmer, als der Anfang des Lernens: und nichts iſt für den gelehrten Mann ergötzender, als die Erwerbung neuer Kenntniſſe und die Entwickelung ſeiner eignen Gedanken. Der Geſchmack an der Arbeit entſteht hier erſt während der Arbeit ſelbſt: und das Vergnügen, welches wir am Ende empfinden, geht mehr auf die Beſchäftigung, als auf den Gegenſtand. So freut ſich der Geometer mehr über die Demonſtration, als über den bewieſenen Lehrſatz.

— Auf gleiche Weiſe iſt für den unſittlichen, d. h. für den ganz ſinnlichen Menſchen, die Erfüllung der Pflicht Anfangs nur peinliche Aufopferung oder mühevolle Arbeit. Aber ſchon die bloſe überwundene Schwierigkeit hat ihre Annehmlichkeit. Wenn das Anfangs Schwere nach und nach leicht wird: ſo iſt die Empfindung noch angenehmer. Und da, bey einer pflichtmäßigen Aufführung, Ordnung, Regelmäßigkeit und Conſequenz iſt, — Eigenſchaften, welche auch dem ſinnlich-verſtändigen Menſchen gefallen, und ſelbſt den Wiſſenſchaften ihren Reitz geben: ſo iſt es nicht unbegreiflich, wie der Menſch, in einem tugendhaften Leben, nach und nach an der Tugend Geſchmack gewinnen könne.

Aber dieß iſt noch nicht das moraliſche Gefühl, von welchem Kant redet, welches durch das Princip, das Vernunftgeſetz, hervorgebracht werden, und durch welches ſich das Princip in eine Triebfeder verwandeln ſoll. Dieſes entſteht aus dem Unangenehmen und der Schwierigkeit der Pflicht ſelbſt, verbunden mit der Erhabenheit: welche der Menſch dadurch zeigt, daß er, ohne einen andern Zwang, als den, welchen er ſich ſelbſt anthut, und ohne einen andern Bewegungsgrund, als den, vernünftig zu handeln, jenes Unangenehme zu übernehmen, und dieſe Schwierigkeiten zu überwinden im Stande iſt

Ohn-

Ohnerachtet nähmlich das Vergnügen, und die Liebe zu einer Sache, bloß um des Vergnügens willen, welches wir an ihr haben, eigentlich ihren Sitz in der Sinnlichkeit haben: ſo hat doch auch die reine Vernunft etwas der Empfindung, und der aus Empfindung entſtehenden Neigung Analogiſches *).

Die urſprünglichſte dieſer Empfindungen iſt die Achtung gegen das Sittengeſetz. Es liegt in

---

*) Wir würden hier eine ſehr angenehme und lichtvolle Anſicht der überſinnlichen Welt, und einen Geſichtspunct bekommen, aus welchem wir dieſelbe mit der ſinnlichen Welt vergleichen können: wenn wir nicht allzudeutlich ſähen, daß es bloß die künſtliche Compoſition des Syſtems wäre, welche uns dieſen Anblick verſchafft hat. —

Die reine Vernunft hat ihr Urprincip, das Geſetz; ſie wendet dieſes auf die ſittlichen Handlungen und Gegenſtände an, welche gleichſam die Erfahrung der praktiſchen Vernunft ausmachen; und ſie endigt endlich mit einem Gefühle, welches aber erſt zuletzt auf viele ſolcher Handlungen folgt. Bey dem ſinnlich-verſtändigen Menſchen finden wir alle dieſe drey Stücke; aber in umgekehrter Ordnung. Das Gefühl, verbunden mit Luſt und Unluſt, iſt das erſte; dann folgen darauf die Erfahrungen; aus deren Reihen endlich der Verſtand, in Vereinigung mit der theoretiſchen Vernunft, Principien herleitet. Dürfen wir uns dann nicht alſo, nach dieſem Beyſpiele, die überſinnliche Welt als den Archetypus, und die ſinnliche, als das nach ihr geformte Schattenbild vorſtellen? Könnte nicht in jener manches in der Realität und als Ding an ſich vorhanden ſeyn, was wir in dieſer nur als Erſcheinung zu erkennen im Stande ſind?

der Natur des rein-vernünftigen Menſchen, daß, ſobald er die Autorität eines in ihm ſelbſt wohnenden Geſetzgebers und ſeine Verbindlichkeit zum Gehorſam gegen ihn als wahr anerkannt hat, er noch außer der Uiberzeugung davon, etwas anders, die Verehrung gegen das Geſetz, in ſich gewahr wird. *Verehrung* iſt etwas Angenehmes: denn es enthält die Idee von etwas Vortrefflichem in ſich, das verehrt werden muß. Sie iſt aber nicht reine Luſt: denn ſie iſt immer damit verbunden, daß man den verehrten Gegenſtand über ſich ſetzt, — welches allemahl der Eigenliebe wehe thut. Bey der Achtung gegen das Geſetz aber iſt mit der Selbſterniedrigung, welche in jeder Verehrung liegt, noch ein beſonderes ſchmerzhaftes Gefühl von Demüthigung verbunden: indem der Menſch theils mit der Erhabenheit ſeiner vernünftigen und ſittlichen Natur die Niedrigkeit und Verderbtheit der, mit der Vernunft ſtreitenden, Begierde gewahr wird, theils ſeine Unfähigkeit, bis zu der Einigkeit des Vernunftgeſetzes mit ſeinen Empfindungen und Handlungen hinaufzuſteigen, empfindet. Dieſe nun aus dem Wohlgefallen am Erhabenen, und der Unluſt über ſeine eigne Niedrigkeit entſtehende Empfindung iſt das, was man, — oder vielmehr, was Kant, — *Achtung* nennt. Dieſe iſt indeß dem *Gefühle* ähnlich, mehr anziehend und mit mehr bewegender Kraft verſehn, als das reine Princip, wenn dieſes bloß *gedacht*, nicht in Empfindung verwandelt wird. Sie iſt es, was moraliſches Gefühl heißt, oder heißen ſollte: und in dieſer neuen Geſtalt wird das Princip fähig, eine Triebfeder zu werden.

Die Achtung gegen das Geſetz bringt natürlicher Weiſe bey dem Menſchen die Achtung gegen ſich ſelbſt hervor: der erhaben genug iſt, dieſes Geſetz ſich ſelbſt zu geben, und ſtark genug, um deſſen Anſehen, gegen alle Lockungen der Sinnlichkeit und gegen die Sophiſtereyen des Verſtandes ſelbſt, durchzuſetzen. Dieſe Achtung gebührt jedem Menſchen, weil jeder ein vernünftiges Weſen iſt: und ſie iſt die Grundlage von der Würde der menſchlichen Natur, einem neuen moraliſchen Begriffe, der aber von großer Bedeutung und von weit ausgebreiteten Folgen in dem Sittenſyſteme iſt. Denn bloß dieſe Würde zu behaupten, kann ſich der Menſch, ohne alle Rückſicht auf Glückſeligkeit, als Endzweck vorſetzen, und um ihrer willen allein die ſchwerſten Pflichten ausüben.

Indeß wird hierdurch der Widerſpruch, oder, wie Kant es nennt, die Antinomie der praktiſchen Vernunft nicht gehoben; — der einzige, welcher bey dieſer vorkommt, da die theoretiſche mehrere ſolcher Widerſprüche erzeugt, und faſt nur durch die Entdeckung und Auflöſung derſelben, ihre nützlichſten Belehrungen gibt.

Das Vernunftgeſetz fordert nähmlich als eine unerläßliche Bedingung einer ſittlich guten Handlung, daß der Menſch dabey nicht ſeine eigne Glückſeligkeit, — auch nicht in dem edelſten Sinne dieſes Wortes, — ſondern lediglich die Uibereinſtimmung mit dem Geſetze zur Abſicht habe. Eben dieſe Vernunft aber, welche die Glückſeligkeit von den Endzwecken der Tugend ausſchließt, ſtellt eben ſo unumſtößlich den Grundſatz feſt: daß der Gehorſam gegen das Geſetz, und die Glückſeligkeit auf irgend eine Art verbunden ſeyn müſſen, und der Tugendhafte dieſelbe zu erwarten habe. Sie lehrt noch weiter: daß dieſes Band zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, nicht nur, dem Erfolge nach, vorhanden, ſondern auch in der Natur der Sittlichkeit gegründet ſey; daß der Tugendhafte nicht nur die Glückſeligkeit zu erwarten, ſondern auch ein Recht auf dieſelbe habe.

Der ſittlich gute Menſch iſt der Glückſeligkeit würdig; und es muß ein Gott und ein ewiges Leben ſeyn, damit er derſelben theilhaftig werden könne: — dieß ſind gleichſam die Schlußſteine des Kantiſchen Moralſyſtems, wodurch er zugleich ſein Gebäude näher an die Syſteme der übrigen Philoſophen anſchließt.

5.

Die Principien der Kantiſchen Moral, auf kurze und beſtimmte Formeln gebracht.

Es gibt derſelben hauptſächlich zwey, welche nur durch Abänderung des Ausdrucks, oder durch Anwendung auf das *Beſondere* vervielfältiget werden. Ich bin auf dieſelben ſchon in dem Laufe dieſer Unterſuchungen geſtoßen, und ich bringe ſie nur hier bey dem Leſer in Erinnerung, theils, weil ſie in der That die Haupt-Reſultate der vorgetragenen Schlüſſe enthalten; theils, weil ich noch etwas zu ihrer Erläuterung hinzufügen will. Kant nennt dieſe Grundſätze, *kategoriſche Imperative*, ein fremdes, auffallendes und doch, wie mich dünkt, unnöthiges Kunſtwort. Es heißt nicht mehr, als ein *unbedingtes Geboth*: welches eben ſo viel iſt, als ein oberſtes Moralprincip.

Das erſte dieſer Gebothe iſt: *Handle ſo, daß die Maxime, wornach du handelſt, ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen, welche ſich in gleichem Falle befinden, ſeyn könne.*

Das zweyte Geboth iſt: *Behandle alle Menſchen als Weſen, welche die letzten Endzwecke ihrer Natur und ihres Schöpfers in ſich ſelbſt haben, und* erlaube dir nicht irgend einen bloß als Mittel zu Erreichung deiner Abſichten anzuſehen.

Kant ſetzt noch ein drittes ſolches unbedingtes Geboth hinzu, das er zugleich als verſchieden von den vorigen Grundſätzen, und doch als unentbehrlich anſieht, um das Haupterforderniß der Sittlichkeit — die Abſonderung von allem Intereſſe, — anzudeuten. Dieſe Formel iſt: Der Wille eines jeden vernünftigen Weſens iſt als ein allgemeines Geſetz anzuſehen. Mich dünkt aber, dieſer Satz ſey in dem erſten der beyden obigen enthalten, und drücke ihn nur anders aus. Denn wenn vernünftige Weſen, in jedem einzelnen Falle, keiner andern Regel bey ihrer Handlung folgen, als welche fähig wäre, allen vernünftigen Weſen auf immer als Geſetz vorgeſchrieben zu werden: ſo iſt ja die Regel, welche ſich jedes einzelne vernünftige Weſen unter den beſondern Umſtänden vorſchreibt, immer zugleich allgemeines Geſetz. Und da jene Regel den Willen des vernünftigen Weſens beſtimmt; ſo folgt gleich, daß dieſer Wille des einzelnen in einem beſondern Falle als geſetzgeberiſcher Wille für alle Fälle zu betrachten ſey.

Von jenen zwey Hauptgebothen demnach, oder, in Kantiſcher Sprache, von jenen Imperativen, iſt der erſte, zuvörderſt deutlich. Die Sinnlichkeit iſt nach Kant ganz allein auf die Gegenwart und den ſie afficirenden Gegenſtand eingeſchränkt. Die Vernunft, frey und weder an Zeit noch Raum, noch ein beſondres Object gefeſſelt, hat den allgemeinen Uiberblick aller ähnlichen Dinge und Verhältniſſe zu allen Zeiten. Die Regel, welche von ihr kommt, muß alſo auch auf alle Zeiten, Oerter, Umſtände, Perſonen und Gegenſtände paſſen. Dieß iſt ihr eigenthümlicher Charakter. Eine Regel des Handelns aber für alle Fälle und alle Menſchen iſt ein allgemeines Geſetz. Alſo handelt der, welcher nach einer ſolchen Regel handelt, von der einen Seite ſittlich, denn er gehorcht der Vernunft; und er handelt zugleich nach einem, für alle vernünftigen Weſen giltigen, Geſetze. Dieſes letztere iſt alſo ein gutes Merkmahl des Erſtern.

Dieſer Grundſatz iſt zweytens, auch in der That von praktiſchem Einfluſſe. Oft kann er ein Licht ſeyn, das uns plötzlich erleuchtet; wenn wir, verblendet von dem Reitze der Sinnlichkeit, oder von großen Vortheilen zu Ungerechtigkeiten verleitet, uns ſelbſt fragen: „Was würde aus der Welt werden, wenn Jedermann immer ſo handeln wollte, wie ich jetzt handle?" In vielen Fällen wird er dann ſogleich einſehen, daß er Unrecht thue, und wird durch das lebhafte Gefühl davon vom Böſen zurückgehalten werden.

Die Vortrefflichkeit und den Nutzen des zweyten Geboths, beſonders bey der Ausübung der geſelligen Pflichten, habe ich ſchon oben auseinander geſetzt, und darf hier nichts hinzufügen. Die Formel bezieht ſich aber nicht bloß auf die Pflichten gegen andre Menſchen, ſondern auf die Sittlichkeit überhaupt. Der Satz heißt dann: Handle ſo, daß du die Menſchheit ſowohl in dir als in Andern, als einen Zweck anſeheſt. Dieß enthält, zuerſt den Gedanken, welcher der Sittlichkeit zum Grunde liegt, daß für den Menſchen ſelbſt die Ausübung der Pflicht, der höchſte, einzige Endzweck ſey. Es enthält zugleich den Samen, woraus ſich die Idee von der Würde des Menſchen entwickelt. Denn was iſt Erhabneres in der Natur, als um deſſentwillen die Natur ſelbſt da iſt.

4.

Beurtheilung des Kantiſchen Syſtems.

Ich habe ſchon, in der Auseinanderſetzung der Kantiſchen Grundſätze, mein Urtheil über dieſelben oft geäußert oder durchſchimmern laſſen; und es war natürlich, wenn ich von der lichtvollen Deutlichkeit einer neuen eben entwickelten Idee gerührt war, oder die Uiberzeugungskraft von Beweiſen, ungeachtet aller angewandten Mühe, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, nicht empfand, daß ich beyde Eindrücke ſogleich hinzufügte. Der

Leſer kann alſo unter dieſem Artikel nichts als Wiederhohlungen erwarten, die ihm aber doch, wie ich glaube, nicht unnütz oder unangenehm ſeyn werden, wenn das Wiederhohlte vereiniget und geordnet iſt, und es ihm auf dieſe Weiſe leichter wird, ſelbſt als Richter über den Gegenſtand und über deſſen Beurtheilung zu entſcheiden.

Ich werde meine gelegentlich ſchon geäuſſerten Ideen zuſammenſtellen. Ich werde zuerſt das *Syſtem ſelbſt*, — und ſodann die *Form* beurtheilen, in welche es gleichſam zuſammengedrängt iſt:

Ich werde von dem Syſteme, zuerſt deſſen *Vorzüge*, d. h. was ich darin für vorzüglich halte *), — und dann die *Seiten, welche mir weniger genug gethan haben*, anzeigen.

Ich rechne unter jene *Vorzüge*: 1) daß durch die Kantiſche Critik der praktiſchen Vernunft einige ſehr lichtvolle, unſtreitig wahre und durch nützliche Folgerungen brauchbare Ideen, entweder ganz neu in die Moral eingeführt, oder doch aus der Dunkelheit, in welcher ſie zuvor lagen, hervorgezogen und in ein ſolches Licht geſetzt worden ſind: daß ſie aller Leſer Augen auf ſich ziehen und allen, wenn ſie ſie einmahl aufmerkſam betrachtet haben, einleuchten.

---

*) Ich habe vielleicht nur zu oft, in der Darlegung des Kantiſchen Lehrgebäudes der Sitten, meine Ideen den Kantiſchen untergeſchoben; noch viel leichter könnte es mir wiederfahren, meine Vorurtheile unter die Wahrheiten, in der Beurtheilung davon, zu mengen.

2) Daß nicht nur unter den Begriffen des Moralſyſtemes ſelbſt, — denn deren ſind nur wenige, und auch dieſe ſcheinen mir nicht alle mit einander harmoniſch zu ſeyn, — ſondern noch mehr zwiſchen der Kantiſchen Moral und ſeiner Metaphyſik, zwiſchen dieſen und ſeiner Critik der Urtheilskraft, welche die Principien des Schönen und des, ſonſt unter uns Aeſthetik genannten, Wiſſenſchaft enthält, zwiſchen allen endlich, und den neueſten praktiſchen Anwendungen dieſer Lehrſätze auf Tugend und Recht, ein ſolcher Zuſammenhang, eine vollkommene Gleichförmigkeit der Denkungsart, der Begriffe und der ſie bezeichnenden Wörter, eine ſo ſtete Uibereinſtimmung des Autors mit ſich ſelbſt herrſcht, als kaum in irgend einem andern Syſteme älterer und neuerer Zeit angetroffen werden wird; — ein Vorzug, der jedoch einen Leſer, der Freund des Denkens iſt, mehr ergötzt, unterhält und ihn dadurch für das Syſtem gewinnt, als ihn wirklich überzeugt.

3) Es enthält, ſo abſtrakt auch ſeine Principien, und ſo wenig ſie Empfindung zu erregen geſchickt ſind, einige herzerhebende und das Tugendgefühl des Menſchen lebhaft rührende Theile; Darſtellungen, welche jeden davon ergriffenen Leſer auch zur Erforſchung der trocknern und dunklern Theile ermuntern. Stellen dieſer Art finde ich weit mehr

in den Urſchriften Kants, als in den beſſer und in einem reinern Ausdrucke geſchriebenen Werken ſeiner Schüler: wovon die meiſten mich durch eine immerwährende Abgezogenheit der Begriffe ermüden, ohne je der Einbildungskraft oder dem Herzen etwas zu ſagen, welches dem Geiſte zú einem Erhohlungspuncte diente.

4) Es enthält nicht nur einzelne Sätze und Beweiſe, und noch mehr Widerlegungen, welche vollkommen gründlich ſind: ſondern es iſt, in ſeiner Totalität, nach meinem Urtheile, nur eine neue, fremde, durch neue und große Anſichten bereicherte, und durch ein allzukünſtliches Gewebe von Subtilitäten verſteckte Darſtellung eines wahren, aber gemeinen Syſtems. Die ächten Schüler Kants werden dieſen Lobſpruch für den ärgſten aller Vorwürfe anſehen, weil ſie, auf die abſolute Verwerflichkeit aller vorhergehenden Syſteme der Moral, faſt allein die Vortrefflichkeit und Würde der Kantiſchen gründen. Ich hingegen rechne es dem großen Denker zum Verdienſte an, daß aus ſeinen Spekulationen die Fühlbarkeit ſeines Herzens hervorleuchtet, und daß er, bey aller Originalität ſeines Geiſtes, doch oft merken läßt, daß er auch, wie ein gemeiner Menſch, empfinde und ſich ausdrücken könne: ja, daß er ſich oft in den Augenblicken der Spekulation von ſeinen Gefühlen beſchleichen läßt, und die Forderungen von

dieſen, ohne es ſelbſt zu ahnden, in die Schlußfolgen der erſteren einmiſcht.

Unter die Mängel, welche mir dem Kantiſchen Syſteme eigen zu ſeyn ſcheinen, gehören folgende:

1) Kant miſcht, wie mich dünkt, willkürliche und bloß des Syſtems wegen angenommene Begriffe unter Principien, welche a priori gewiß ſeyn ſollen; legt oft ſchon in die Definition, oder in den für das Definitum gewählten Nahmen, den Keim von dem Lehrſatze, welchen er daraus zu ſchließen gedenkt, und geht überhaupt in ſeinen Unterſuchungen auf ein zuvor ſchon beſtimmtes Ziel, und auf ſchon zuvor bey ihm ausgemachte Sätze los; anſtatt daß reine Spekulation a priori, unwiſſend gleichſam, wohin die Kette der Schlüße ſie führen wird, erſt am Ende die Uiberzeugung hervorbringen muß.

2) Aus allem, was Kant von der Achtung gegen das Geſetz, dem moraliſchen Gefühle und der Würde des Menſchen, geſagt hat, ſcheint es mir, bey gänzlicher Herabwürdigung und Beyſeitſetzung deſſen, was ſelbſt die ſtrengen Stoiker Glückſeligkeit nennen, dem Kantiſchen Vernunftgeſetze an Triebfedern zu fehlen, wodurch es den vernünftig denkenden Menſchen auch zum vernünftigen Handeln bewegen könnte.

3) Es enthält, bey allem Syſtematiſchen, doch eine Inconſequenz: indem es zuletzt die Glück-

ſeligkeit wieder zu Hülfe der Principien ruft, welche es ſo lange, bey Erklärung derſelben, verworfen hatte; und dadurch, daß es dem tugendhaften Menſchen eine Würdigkeit glückſelig zu ſeyn zuſchreibt, und eine gewiſſe Hoffnung es zu werden gibt, ein weniger natürliches Band zwiſchen den ſittlichen Ideen und den Neigungen ſtiftet, als die ſo verachtete Glückſeligkeitslehre.

4) Es ſcheint mir aber auch in dieſem Syſteme, für das Moralgeſetz nicht nur an Triebfedern, ſondern auch an Stoff des Inhalts zu gebrechen: indem, wenn dieſer höchſte Geſetzgeber im Menſchen, unwiſſend in Abſicht aller der Dinge, welche außer ihm ſind, des Laufs der Welt, des Wohls und Wehes einzelner Menſchen und ganzer Geſellſchaften, kurz aller Gegenſtände des menſchlichen Handelns, alle ſeine Vorſchriften bloß aus der Form, oder dem Weſen der Vernunft hernehmen ſoll, er entweder keine andere Pflicht als die, die Wahrheit zu reden, und der Wahrheit gemäß zu handeln, wie Wollaſton, vorſchreiben muß; oder bey der wirklichen Geſetzgebung unvermerkt die ſo ſchwer verbothne Erfahrung mit einſchieben, und das Materielle der Handlungen zu Hülfe nehmen muß. Das Erſte behauptete Kant nirgends ausdrücklich, und nimmt es wahrſcheinlich nicht für ſeine Meinung an: das Andere ſcheint ihm ſelbſt, bey der Bildung ſeines oberſten Grundſatzes oder kategoriſchen Princips, wiederfahren zu ſeyn.

Nach dieſem Entwurfe werde ich alſo meine Ideen in folgender Ordnung darſtellen.

I.

Urtheil über das Kantiſche Syſtem im Ganzen.

A.

Vorzüge deſſelben.

Erſter Vorzug.

Neuheit und Wahrheit, Originalität und praktiſche Brauchbarkeit einiger ihm eigenthümlichen Begriffe und Sätze.

1) Es iſt keine ganz neue Idee, aber ſie iſt, wenn ich nicht irre, von Kant zuerſt von allen Seiten beleuchtet, und nach ihrer Gründlichkeit und Unentbehrlichkeit vollſtändig dargeſtellt worden: daß jeder Menſch ſein eigner Geſetzgeber ſeyn müſſe. — Seine Handlungen können untadelhaft ſeyn: aber wenn er, indem er ſie thut, nicht bloß ſeiner eignen Vernunft folgt, ſondern ei-

nem fremden Oberherrn gehorcht, ſo handelt er eigentlich nicht ſittlich. Dieſer Satz leuchtet im Grunde ſchon dem gemeinen Menſchen-Verſtande ein: aber er wurde von mancherley Urſachen verdunkelt, worunter auch oft eine falſche Beſcheidenheit war; aber der Stolze iſt nicht deßwegen ſtolz, daß er ſelbſt, und kein anderer ihm Regeln zu einer vernünftigen Aufführung vorgeſchrieben hat, ſondern weil er glaubt, ſie ganz genau beobachtet zu haben. — Es leuchtet nähmlich ein, daß, wenn ein Menſch auf das Wort eines Andern glaubt, was er ſelbſt nicht unterſucht hat, er dabey nicht ſelbſt denke; und daß er, wenn er auf den Befehl eines Andern etwas thut, wovon er die Rechtmäßigkeit nicht geprüft hat, eigentlich nicht ſelbſt handle. Handlungen aber, welche nicht dem Menſchen ſelbſt zugehören, können auch nicht von ſeinem Charakter zeugen. Von der andern Seite muß der, welcher ein Geſetz prüfen will, auch daſſelbe geben dürfen, und es zu geben im Stande ſeyn.

Alle Menſchen ohne Vorurtheile dachten alſo hierüber von jeher ſo wie Kant. Aber es iſt deßhalb nicht weniger ſein Verdienſt, daß er ſo ernſtlich auf dieſem Grundſatze beſteht; daß er deſſen Zuſammenhang mit der Freyheit des Willens, ohne welche keine Sittlichkeit Statt findet, zeigt; daß er durch ihn die religiöſen Begriffe berichtigt;

und daß er endlich die daraus folgende Würde des Menſchen ins Licht ſetzt.

2) Eine zweyte Idee, welche mir in ihrer lichtvollen Darſtellung, bey Kant als neu aufgefallen, und wegen ihres, an Sinn und Kraft reichen, Inhalts ſchätzbar geworden iſt, iſt die: *daß jeder Menſch ein letzter Endzweck der Natur ſey, und daß Niemand den Andern bloß als Mittel behandeln dürfe.* Heiliges und ehrwürdiges Geſetz, das nicht bloß den Regenten und Herrn ihre Pflichten gegen ihre Unterthanen und Diener, ſondern auch einen Freund ſeine Pflicht gegen den anderen lehrt! Die Idee ſelbſt iſt im Grunde uralt. Man hat von jeher den Fürſten geſagt, daß ſie ihre Völker, wie Hirten ihre Heerden, behandeln ſollen, die nicht bloß die Milch und die Wolle der Heerden genießen, ſondern auch für ihre Erhaltung und ihr Wohlſeyn ſorgen. Alle Kanzeln erſchallen davon, daß ein Menſch das Glück des Andern, wie ſein eignes, und nicht bloß ſeines durch jenen befördern ſolle. Und wenn Paulus, in ſeinen Briefen zu den Vätern ſagt, *daß ſie ihre Kinder nicht zum Zorne reitzen* — *), wenn er zu

---

*) Die Ausleger haben, nach meinem Urtheile, den großen Sinn, der in den Worten dieſer Stelle liegt, und die Pädagogen die wichtige Erziehungsregel, welche ſie enthält, nicht hinlänglich einge-

den Herren ſagt, daß ſie ihre Knechte als Diener Chriſti anſehen ſollen: was ſagt er im Grunde anders, als daß kein Menſch ſo tief unter dem Andern ſtehe, um nicht in den Augen Gottes einen gleichen Werth zu haben, und von ihm, eben aus dieſer Urſache, eine achtungsvolle Behandlung fordern zu können. Indeß bleibt es Kanten eigen: daß er dieſen Grundſatz weit mehr im Allgemeinen auf alle Pflichten gegen den Nächſten angewandt hat, die er auch in der That alle in ſich enthält, und auf welche er gerade in den ſchwerſten Colliſions-Fällen aufmerkſam macht.

Aber auch in der Idee ſelbſt iſt es etwas Kanten eigenthümliches, wodurch ſie ſich in ſeinem Sy-

ſehen, oder nicht hinlänglich beachtet. Sie ſagt zuerſt das, wovon ich im Texte rede, und wodurch ſie dem Kantiſchen Grundſatze vollkommen gleichbedeutend wird: daß auch der Greis den Knaben, und der Vater den Sohn, — obgleich dieſe Unterſchiede unter Menſchen die natürlichſten und zugleich die größten ſind, doch in moraliſcher Rückſicht, als ſeines gleichen, oder wenn man lieber will, als ſeinen Freund behandeln müſſe, dem er nicht blos Wohlthaten zu erweiſen, ſondern dem er auch mit Anſtande und auf eine nicht beleidigende Art zu begegnen verbunden ſey. Sie ſagt aber auch den Vätern und Erziehern die wichtige Regel: daß auch ihre Zöglinge Urſache haben können, auf ſie zornig zu ſeyn; und daß ſie durch nichts mehr den ſittlichen Charakter der Kinder verderben können, als wenn ſie dieſelben durch die Heftigkeit ihres eignen Unwillens, und durch die übertriebene Strenge ihrer Strafen, oft zu einem gerechten Zorne reizen.

ſteme, von der gleichförmigen Idee aller guten Menſchen und aller Sittenlehrer unterſcheidet. Aber dieſes Eigenthümliche ſcheint mir nicht eben ſo wahr zu ſeyn. Er gründet den Satz, daß jeder Menſch Selbſtzweck für ſich und Andere ſey, bloß auf die ſittliche Natur des Menſchen: alle andern Menſchen und Philoſophen gründen ihn auf die Fähigkeit deſſelben glückſelig zu ſeyn. Jener behauptet, daß, nur um die Beobachtung des Vernunftgeſetzes nicht zu ſtören, wir ihn nicht willkürlich zu unſern Abſichten brauchen dürfen: und daß wir ihn nur dann als Zweck behandeln, wenn wir ſeine Sittlichkeit befördern. Dieſe glauben, daß alles, was einer Empfindung fähig iſt, von uns geſchont, und alles, was eines Wohlſeyns fähig iſt, von uns, ſo weit dieß möglich iſt, in einen ſolchen Zuſtand des Wohlſeyns verſetzt werden müſſe; daß alle Weſen dieſer Art Endzwecke in ſich enthalten, weil ſie ſich ihrer bewußt ſind, und ihren Zuſtand als einen guten oder böſen unterſcheiden; daß aber der Menſch unter allen Dingen im höchſten Grade Selbſtzweck ſey, weil er der mannigfaltigſten und höchſten Arten von Glückſeligkeit fähig ſey.

Ich ſchließe mich an dieſe Philoſophie an. Ich gehe in meinem eignen kleinen Gedankenſyſteme noch weiter. Ich dehne die Idee von Selbſtzweck auf alle Dinge in der Natur aus, welche irgend eine Vollkommenheit haben; und ich kenne nur drey Eigenſchaften in der Natur, bey welchen der Unterſchied einer innern und eignen Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit Statt findet, — „Vegetation, Empfindung und Verſtand, (vielleicht nur drey Zweige eines und deſſelben Stammes; obgleich dieß eine bisher ganz unbewieſene Hypotheſe iſt): und ich kenne drey Naturweſen, welche Zwecke in ſich ſelbſt enthalten, — die Pflanze, das Thier und den Menſchen, dieſen letzten ganz vorzüglich, weil er alle jene drey Eigenſchaften zugleich beſitzt.

3) Ein dritter wichtiger Gegenſtand, welchen Kant in ein größeres Licht, als ſeine Vorgänger, geſetzt hat, betrifft die moraliſche Freyheit des Willens. Zwar nicht dieſe Freyheit ſelbſt: denn es iſt nur eine kleine, wenig geachtete Sekte von Philoſophen, welche ſie leugnet, und die Nothwendigkeit der menſchlichen Handlungen behauptet; ſondern er betrifft zuerſt und vornehmlich die Dunkelheiten und Widerſprüche, welche bey dem Begriffe von Freyheit, wenn der Verſtand ihn faſſen will, vorwalten; und zweytens den wichtigen und ausgebreiteten Einfluß, welchen es auf die Natur der Sittlichkeit hat, daß dieſe die Freyheit des Menſchen vorausſetzt. Ich ſehe es überhaupt als den größten und bleibendſten Gewinn an, welchen die Philoſophie und der menſchliche Geiſt von Kants Bemühungen haben wird, daß darin gewiſſe Grenzen unſerer Erkenntniß, über welche wir nie hinaus

kommen können, deutlicher, vollſtändiger und bündiger, als es von irgend einem alten oder neuen Schriftſteller geſchehen iſt, gezeigt werden. Kein Philoſoph unſerer Zeit hat mehr beygetragen, uns unſre Unwiſſenheit zu lehren, als Kant. Unter dieſen Grenzen iſt keine, welche alles unſer Bemühen, in der Erkenntniß unſrer Natur weiter zu dringen, mehr beſchränkt, als der Begriff der Freyheit. Es iſt uns unmöglich, ſie aufzugeben. Nicht bloß das innigſte Gefühl verhindert uns daran, ſondern die geſunde Vernunft ſagt uns, daß wir unmöglich wegen Handlungen gelobt oder getadelt werden können, deren wahre Urheber wir nicht ſind. Und von der andern Seite iſt es uns doch eben ſo augenſcheinlich, daß wir nach Bewegungsgründen handeln, welche in Vorſtellungen liegen, die von Gegenſtänden außer uns, in uns erweckt werden *). Wie ſind nun dieſe beyden Sachen zu vereinigen? Die Unmöglichkeit hiervon, und das Sophiſtiſche in den Ausflüchten der Determiniſten, welche dieſe Widerſprüche heben wollen, hat Niemand vortrefflicher gezeigt, als Kant. Es iſt wahr, es iſt ihm, nach meinem Urtheile, in dem Verſuche, das Räthſel aufzulöſen, nicht ſo wohl gelungen, als in dem, es darzuſtellen. Der

---

*) Ich habe etwas den Kantiſchen Ideen Aehnliches ſchon zuvor gedacht, und in den Anmerkungen zum Ferguſon auseinander geſetzt.

vorgegebene doppelte Charakter des Menſchen, der ſinnliche und der überſinnliche, gibt neue Worte, aber nicht faßliche Begriffe. Indeß iſt für mich das Verdienſt groß genug, mir in einem Gegenſtande, welchen man bisher für völlig aufs Reine gebracht anſahe, noch die unbemerkten Dunkelheiten zu zeigen, auch wenn ſie mir nicht aufgehellt werden.

Was zweytens, den ihm eigenthümlichen Gebrauch betrifft, welchen Kant von dem Begriffe der Freyheit in dem ganzen Sittenſyſteme macht, ſo ſcheint mir derſelbe zu weit getrieben, oder nicht immer richtig zu ſeyn: das erſte, wenn er aus der Freyheit allein herleitet, was auch noch durch andere Rückſichten beſtimmt werden muß; das andere, wenn er manches aus den ihm eignen Vorſtellungen über die Natur der Freyheit ſchließt, mit welchen ich nicht einverſtanden ſeyn kann. So leitet er aus der Freyheit her: daß, weil der Menſch nur in der überſinnlichen Welt frey iſt, in welcher keine Erfahrungen Statt finden, auch die geſetzgebende Vernunft die Erfahrung nicht zu Rathe ziehen könne, nicht ihre Beweggründe durch ſie verſtärken dürfe. Aus der Freyheit leitet er her, daß die ſittlichen Handlungen ihren Charakter bloß durch ihre Uibereinſtimmung mit der Vernunftform, und gar nicht durch ihre Beziehung auf die Gegenſtände und Endzwecke bekommen, mit welchen ſie zu thun haben: weil der Menſch nur frey iſt, inſofern ſeine Vernunft allein ihm gebietet, und ein Sklave wird, ſobald äußere Gegenſtände auf ihn Einfluß haben. Aus ihr ſchließt er endlich, daß die Glückſeligkeit durchaus von den Endzwecken der Tugend ausgeſchloſſen werden müſſe: weil alle Triebfedern, welche in ihr liegen, im Grunde ſinnlich und alſo zwingend ſind, und daher alle Handlungen, welche bloß um ihretwillen geſchehen, zu einem bloßen Naturerfolge, nicht zu einem Werke der Freyheit machen.

Ein Zweyter Vorzug der ganzen Kantiſchen Philoſophie, woran auch ſeine Moral Theil nimmt, iſt der ſtrenge ſyſtematiſche Zuſammenhang, welcher in derſelben herrſcht: — ein Zuſammenhang, vermöge deſſen die Elementarbegriffe des Anfangs ſchon auf die letzten Reſultate am Ende, und die in den erſten Theilen gewählten Definitionen, Eintheilungen und Kunſtwörter, auf die Behandlungsart der Gegenſtände und den Gang der Unterſuchung, in den letzten, Beziehung haben. Ich kenne unter allen Philoſophen keinen ſo beharrlichen Denker, dem es gelungen iſt, Ideen Jahre lang mit ſich herumzutragen, ſie immer gleich wahr zu finden *), immer an ihnen fort zu arbeiten und

*) Ich nenne dieß ein Glück, weil es eben ſo von einer gewiſſen natürlichen Feſtigkeit der Denkkraft, als von der Wahrheit der Sachen, welche man

denſelben Faden durch mehrere Zweige der Wiſſenſchaft fortzuſpinnen, ohne ihn je zu zerreißen; ich

---

denkt, und der Kraft ihrer Gründe abhängt. Es giebt andere Menſchen, welche auch fähig ſind, ſelbſt zu denken, ja zuweilen vielleicht tiefer in die Gegenſtände einzudringen, denen aber, vermöge einer natürlichen Veränderlichkeit ihres Geiſtes, oder auch vielleicht wegen einer gewiſſen Fruchtbarkeit deſſelben, welche ihnen immer neue Anſichten zeigt, eine und dieſelbe Sache zu verſchiedenen Zeiten ganz verſchieden vorkommt. Ich wage, — und geſtehe es, — mich unter die letztern zu rechnen. Beyde Denkungsarten haben ihre vortheilhafte und ihre nachtheilige Seite. Der ſtets ſeinen erſten Uiberzeugungen getreue Denker weiſt auch oft in der Folge Einwendungen und Gründe ab, welche ſtark genug geweſen wären, ihn wankend zu machen; und er beharret eben ſo feſt auf dem Irrthume, als auf der Wahrheit, wenn beyde einmahl ſein Gemüth durch die erſten Gründe, welche er für dieſelben fand, gefeſſelt haben: und der zweyte verliert oft die Frucht ſeines erſten Nachdenkens, indem er die Reſultate deſſelben in der Folge mit ſchlechteren Gedanken vertauſcht, und kommt ſelten zur völligen Ruhe über die Gewißheit ſeiner Ideen. Doch iſt, um große Erfindungen in den Wiſſenſchaften zu machen, weitläufige Pläne auszuführen, und Syſteme zu bauen, die erſtere Geiſtesanlage weit geſchickter. Ein ſolcher Mann iſt zu der Philoſophie der erſten Principien gebohren. Der Andre, deſſen Geiſt in ſeinen Uiberzeugungen wankelmüthiger, aber an Ideen fruchtbar iſt, wird mehr gemacht ſeyn, ein populärer Philoſoph zu werden. Er wird ſich zuweilen, in ſeinen verſchiednen Schriften, ja auch wohl in einer und derſelben, widerſprechen: aber er wird an jedem Orte, wo er eine Sache berühret, ſie von allen Seiten darſtellen, und es der Urtheilskraft eines entſchiednern Leſers leicht machen, die richtige Parthey zu finden.

müßte dann meinen Freund Ariſtoteles unter dieſe Denker rechnen, in deſſen Werken, obgleich die vorgetragenen Meinungen, beſonders in der Phyſik und Metaphyſik, auf den erſten Anblick nicht immer übereinſtimmend ſcheinen, doch dieſelben Grundbegriffe, Eintheilungen, Kunſtſprache von einem Ende bis zum Andern herrſchen, — ein Umſtand, welcher auch das Verſtehen ſeiner Schriften ſchwerer macht, weil er ſelbſt in den populärſten, in der Moral und Politik, von allen ſubtilen Unterſcheidungen der Begriffe und der genauen Beſtimmung der Wortbedeutungen, welche in ſeinen abſtrakteſten, z. B. dem Organon und der Metaphyſik, herrſchen, Gebrauch macht; alle ſeine Werke aber nur von wenigen Litteratoren geleſen werden.

Eben dieſer genaue Zuſammenhang nun herrſcht, nicht nur unter den Begriffen und Grundſätzen der Kantiſchen Moral, — einem kleinen Gebiethe, innerhalb deſſen es auch einem weniger planmäßig und ſyſtematiſch denkenden Kopfe möglich geweſen wäre, ihn zu erhalten: ſondern auch zwiſchen ihr und den weitläuftigen Gefilden ſeiner theoretiſchen Philoſophie. Dieß eben veranlaßte mich, — obgleich die Abſicht meiner Schrift eigentlich nur war, die Principien der Kantiſchen Sittenlehre darzuſtellen, — daß ich mich auf einen kurzen Entwurf des ganzen Syſtems einließ. Und ich hoffe, daß es, auch in dieſem unvollkommnen Umriſſe, dem aufmerkſamen Leſer nicht wird entgangen ſeyn, wie

Kant ſchon durch die Begriffe von Sinnlichkeit und von Raum und Zeit, durch die Theorie vom Verſtande und von den Kategorien, durch die theoretiſche Vernunft, ihre Ideen und ihre Antinomien, die ſein Werk beſchließen, die Principien der Sittenlehre vorbereitet habe. Indem er ſelbſt unſere Erkenntniſſe, welche doch ganz aus Erſcheinungen beſtehn, ſich nicht aus den urſprünglichen Eindrücken der Dinge auf die Sinne, nach und nach, entwickeln läßt, ſondern ſie großentheils aus den Formen und Geſetzen des Empfindungsvermögens und des Verſtandes ableitet: ſo bereitet er uns vor, in dem Reiche der Sittlichkeit, wo der Menſch ganz von dem Einfluſſe anderer Gegenſtände, frey und unabhängig ſeyn ſoll, alles, einzig und allein, aus den Formen und Geſetzen unſerer ſittlichen Natur, d. h. der praktiſchen Vernunft, hergeleitet zu finden. — Wie künſtlich und zugleich wie glücklich hat er den Begriff der metaphyſiſchen Freyheit, durch das der theoretiſchen Vernunft zugeeignete Geſchäfte herbeygeführt, unſere Erkenntniß in ein vollſtändiges, ſyſtematiſches Ganze zu bringen. Zu Folge dieſer ihrer Beſtimmung ſoll ſie von allen Arten der Ideen-Reihen, und alſo auch von der Reihe der Veränderungen, — welche ebenfalls, inſofern immer eine die Wirkung der andern iſt, eine ſolche Reihe bilden, die erſten Glieder aufſuchen. Das erſte Glied in dieſem letzten Falle kann nichts anders als eine erſte Veränderung ſeyn, die in irgend einem Dinge vorgeht, und keine in einem andern Dinge, noch früher vorhergegangne Veränderung vorausſetzt. Eine Veränderung dieſer Art aber muß eine innere Veränderung des Dinges, — und alſo eine Handlung desſelben ſeyn. Und wie genau ſtimmt dieſer Begriff der metaphyſiſchen Freyheit, daß ſie die erſte Urquelle von einer Reihe von Veränderungen bezeichne, mit dem Begriffe des moraliſch freyen Weſens zuſammen! Dieſes muß, inſofern es ein moraliſches Weſen iſt, wegen ſeiner Handlungen verantwortlich, folglich wahrer Urheber derſelben ſeyn. Dieß wäre es aber nicht, wenn die Veränderung in ihm, welche Handlung heißt, bloß Wirkung und Folge einer Veränderung wäre, welche zuvor in einem andern Dinge vorgegangen iſt. Inſofern aber das moraliſch freye Weſen auch ein handelndes Weſen ſeyn muß, ſoll es auch in andern Dingen Veränderungen hervorbringen, welche wieder neue nach ſich ziehen. Durch dieſe beyden vereinigten Charaktere nun erfüllt es den, von der theoretiſchen Vernunft bloß hypothetiſch aufgeſtellten, Begriff freyer Handlungen, daß ſie nähmlich von einer Reihe der Veränderungen die erſten Glieder, und die Quelle der ganzen Reihe ſind.

Dieſes genaue Zuſammenpaſſen, und die durch aneinanderhängende Mittelglieder geſtiftete Verbindung der entfernteſten Begriffe, findet nicht nur in demjenigen Theile der Kantiſchen Philoſophie Statt.

welchen ich in dieſem Aufſatze durchgegangen bin, und welcher auch bey ihm ein zuſammenhängendes Werk ausmacht, deſſen erſte Theile augenſcheinlich ſchon mit Rückſicht auf die letztern*) ausgearbeitet ſind: ſondern die Begriffe und Grundſätze ſeiner Moral ſind mit denen ſeiner Aeſthetik, die er in der Kritik der Urtheilskraft vorgetragen hat, eben ſo harmoniſch. Dieſes Werk iſt überhaupt, wegen des Reichthums neuer Ideen, und wegen des Einfluſſes derſelben auf die Begriffe und Grundſätze ſeiner ganzen übrigen Philoſophie, eines ſeiner ſchätzbarſten und unentbehrlichſten für einen Leſer, welcher ihn vollkommen verſtehen will.

---

*) Mir hat es immer geſchienen, daß die Unterſuchung von dem Daſeyn Gottes, der Unſterblichkeit, und den darauf bisher, beſonders von den Leibnitziſchen Philoſophen, gegebnen Beweiſen der Punct geweſen ſey, von wo er ausgegangen iſt, um ſeine ganze übrige Theorie über die Natur des Menſchen und ſeiner Erkenntnißkräfte zu finden; und daß alſo in der That die Kritik der praktiſchen Vernunft nicht nur das Ziel, ſondern auch das Fundament und der Anfang der Kritik der reinen Vernunft geweſen ſey. Ich bin darin noch mehr beſtärkt worden, ſeitdem ich, im zweyten Bande der vor kurzem geſammelten kleinern Schriften Kants, die Abhandlung: über den einzig möglichen Beweis vom Daſeyn Gottes, deren weſentlichen Inhalt ich ſchon vor vielen Jahren in einer akademiſchen Streitſchrift unſers Philoſophen gefunden hatte, jetzt, nachdem ich mit ſeinem Ideenſyſteme vertrauter geworden bin, von neuem geleſen habe.

Wie genau hängen die Unterſcheidungen, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft zwiſchen dem Angenehmen, dem Schönen und dem Erhabenen macht, und die Erklärungen, die er davon gibt, mit ſeinen moraliſchen Begriffen von der Achtung des Geſetzes, und der Würde des Menſchen zuſammen. Wie ſehr herrſchen auch in jener dieſelben Grundſätze, welche ihn in der Moral die Glückſeligkeitslehre verwerfen laſſen; und, wie ähnlich iſt die Verbindung, welche er in der Theorie des Erhabnen zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit ſtiftet, indeß er ihren Widerſtreit ins hellſte Licht ſetzt, mit derjenigen Verbindung, welche er in der Theorie von der Würdigkeit des Menſchen, glückſelig zu ſeyn, ebenfalls zwiſchen jenen, zuvor ſo weit von ihm getrennten, Gegenſtänden zu Stande bringt.

Dieſer Zuſammenhang nun, außer dem, daß er die größte Uibung und das ergötzendſte Vergnügen für einen denkenden Leſer iſt, macht auch in der That die Begriffe deutlicher und die Beweiſe ſchärfer. Nur dann mangelt bey aller jener Deutlichkeit der Begriffe, doch die Uiberzeugungskraft dieſer Beweiſe: wenn der Leſer ſelbſt ſieht, wie durch die erſten Definitionen und ſelbſt durch die gewählte Kunſtſprache, die zu beweiſenden Lehrſätze ſchon als bewieſen angenommen worden ſind.

„Dritter Vorzug des Kantiſchen Moralſyſtems: — das Rührende und Herzerhebende, welches ſelbſt in einigen der abſtrakteſten Theile desſelben herrſcht, beſonders, ſo wie ſie von Kant ſelbſt dargeſtellt worden ſind.“

Was hat die Menſchen mehr von der Kantiſchen Moral abgeſchreckt, als der kategoriſche Imperativ und das Formelle des Vernunftgeſetzes, welches, mit Ausſchluſſe alles Materiellen der Handlung, das Sittliche ausmachen ſoll. Mich ſelbſt hat das Fremde dieſer Ausdrücke beleidiget: und ihre Unentbehrlichkeit leuchtet mir noch jetzt nicht ein. Und wodurch ſind, von der andern Seite, mehr gute und edle Menſchen für die Kantiſche Moral gewonnen worden: als eben durch die Strenge des Geboths, welche jener Imperativ ausdrücken ſoll, durch die Schwierigkeiten, welche er bey der Ausübung der Pflicht findet, und durch die Erhabenheit, welche er zugleich in der menſchlichen Natur zeigt, da es der Menſch ſelbſt iſt, welcher ſich dieſes Geboth auflegt, und dieſe Schwierigkeiten zu überwinden aufgibt; und er auch ſelbſt es iſt, welcher, ohne von irgend jemanden dazu gezwungen zu werden, ohne Belohnungen zu hoffen, oder Strafen zu fürchten, bloß aus Ehrfurcht gegen ſeinen freywillig gefaßten Entſchluß, und gegen ſeine Vernunft, welche ihn denſelben faſſen ließ, ein ſolches Geboth befolgt.

Die ſtrengen Moraliſten haben überhaupt, nicht nur beym Volke, ſondern bey allen Claſſen der Menſchen, größern Eingang gefunden; weil, wer einmahl in dem Enthuſiasmus iſt, etwas Schweres unternehmen zu wollen, ſich lieber noch mehr Laſten aufgelegt, — noch größere Hinderniſſe zu überſteigen vor ſich ſieht, um ſeine Kraft recht zeigen zu können. Aber wenn dieſe Strenge ſich mit Erhabenheit verbindet; wenn der Moraliſt, indem er den Menſchen niederſchlägt und demüthiget, — worauf, z. B. die Lehrer der Brüdergemeine, und ſelbſt viele andere Religionslehrer allein hin arbeiten, — ihn zugleich in ſeinen eignen Augen erhebt, und veredelt, — welches letztere ausſchließend der Endzweck der Stoiker war, — dann iſt die Empfindung, welche aus dieſen beyden vereinigten Eindrücken, aus der vom Menſchen in ſich wahrgenommenen Niedrigkeit und aus der geahndeten Hoheit ſeiner ſelbſt entſtehet, äußerſt rührend und anziehend. Und es iſt Kanten in der That zuweilen gelungen, dieſe doppelte Empfindung durch die Entwickelung ſeiner Principien zu erregen.

Schon der Begriff des Erhabenen, ſo wie ihn Kant in der Kritik der Urtheilskraft zuerſt vollſtändig entwickelt, ſcheint mir eine der reichſten Ausbeuten aus den Kantiſchen Spekulationen zu ſeyn. Und ob er gleich zu ſubtil iſt, um ſich in die allgemeine Maſſe der menſchlichen Erkenntniſſe zu miſchen; ſo wird er doch den geübtern Denkern, und auch ſchönen Geiſtern, die, wie Schiller, Philoſophie mit tiefem Gefühle und der Gabe zu ſchreiben verbinden, auf immer einen reichen Stoff, ſich ſelbſt durch Betrachtungen darüber zu ergötzen, und andre zu belehren, darreichen. — Aber die Anwendungen, welche er von dieſem Begriffe der Erhabenheit in der Moral macht, und aus welchen großentheils das rührende und Herzerhebende vieler Anſichten und Vorſtellungsarten entſteht, welche dieſer Moral eigen ſind, und den ihrer Vorzüge, von welchem ich hier rede, ausmachen, geben dem Stammbegriffe ſelbſt einen noch größern Werth. Aus dem Begriffe der Erhabenheit iſt der von der Würde des Menſchen abgeleitet, welche in der Kahtiſchen Moral eben die wichtige Stelle einnimmt, und einen eben ſo großen Einfluß hat, als die Glückſeligkeit in den Syſtemen der übrigen Moraliſten. — Das Gefühl des Erhabnen macht einen Beſtandtheil von demjenigen aus, was Kant die Achtung für das Geſetz, und das moraliſche Gefühl nennt: — zwey Begriffe, welche zwar mehr vom Verſtande verknüpfte und von der Willkür zuſammengeſetzte Begriffe, als wahre Empfindungen des Herzens zu ſeyn ſcheinen, aber doch auf den Leſer, welcher in ſie eindringt, einen rührenden Eindruck machen.

Uiberhaupt kann man es als charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen der Kantiſchen Moral und zwiſchen der mehrerer Alten, beſonders des Plato, anſehen: daß in dieſer die Vorſtellung des ſittlich Schönen, in jener die Vorſtellung des ſittlich Erhabnen herrſcht: zwey Begriffe, die ſo nahe mit einander verwandt ſind, daß unmöglich die darauf gebauten Syſteme ſo gar weit von einander entfernt ſeyn können. Der eine Philoſoph will das Geſetz liebenswürdig, der andere achtungswerth machen. Sollten beyde ſich nicht vereinigen können, wenn ſie ſich zu verſtändigen wüßten?

Für einen vierten Vorzug des Kantiſchen Moralſyſtems, und für einen der größten halte ich es: daß ſein weſentlicher Inhalt und Sinn mit der darin herrſchenden Darſtellungsart und Sprache nicht völlig übereinſtimmen, und jene zwar weniger Eigenthümliches, aber in der That mehr Wahrheit enthalten.

Es gibt Philoſophen, die nicht anders, als zu Folge gegenwärtiger Empfindungen, denken. Eine durch ihre vorzügliche Klarheit ſich auszeichnende Wahrnehmung, oder ein lebhaftes Gefühl muß ihre Denkkraft erwecken, und beſtändige Rückſichten auf die Welt, und ihre Erfahrung, und die dieſen gemäßen Empfindungen begleiten ſie während ihrer ganzen Meditation. Bey andern Philoſophen ſcheinen die Stunden der Spekulation, und die des Lebens, der Beobachtung und der Empfindung von einander getrennt zu ſeyn. Die

Erſtern ſind nicht gemacht, in der Verknüpfung ihrer Begriffe ſehr weit zu gehen, und alſo große Entdeckungen in den abſtrakten Wiſſenſchaften zu machen: weil ſie ihre Ideen-Reihen zu oft unterbrechen und zu ſchnell endigen. Die letztern ſind im Stande, wenigſtens eine geraume Zeit hindurch, bloße Begriffe zu kombiniren, ſo wie der Mathematiker Zahlen und Linien kombinirt, ohne im mindeſten an die Gegenſtände zu denken, von welchen ſie hergenommen ſind, oder auf welche ſie angewandt werden können. Dieſe allein ſind geſchickt, neue Syſteme zu bauen und bis zu den Principien durchzudringen; aber ſie verirren ſich auch oft von der Wahrheit, weil ſie nicht immer, ſo wie der Geometer, die Figur, auf welche ſich alles bezieht, vor Augen haben; und ſie entfernen ſich immer von der Sprache und Denkungsart der übrigen Menſchen. —

Kant ſcheint mir zu der letztern Claſſe zu gehören. Allein ob er gleich mit der äußerſten Kälte in den ſubtilſten Abſtraktionen lange Zeit fortfahren kann, ohne je auf Erfahrung oder Gefühl Rückſicht zu nehmen, ja ſelbſt, indem er ſie verbannt; ſo fehlt es ihm doch weder an Beobachtungsgeiſt noch an Empfindungsvermögen: und ſeine Beobachtungen und Gefühle ſind von denen anderer Menſchen bey weitem nicht ſo ſehr unterſchieden, als ſeine Spekulationen von den übrigen, vielmehr leuchten die Erſtern ihnen ein, ſie haben etwas Anziehendes für ſie, und werden leicht von ihnen angenommen *). Dieſer doppelte Charakter ſcheint mir, inſofern er der Perſon zugehört, ein Vorzug des Mannes und, inſofern er auf ſeine Schriften Einfluß hat, auch ein Vorzug dieſer Schriften zu ſeyn. Er kann zwar, während ſeiner Meditation, ſeine Gefühle und Erfahrungen vergeſſen: aber ſie liegen doch im Grunde der Seele, immer bereit zu erwachen, und ihn entweder zurückzurufen, wenn er ſich verirrt, oder ſich in ſeinen Vortrag einzumiſchen, wenn dieſer zur Belehrung anderer Menſchen unbrauchbar wird.

So ſcheint es mir auch in der Moral gegangen zu ſeyn. Seine Spekulation brachte ihn auf das bloß Formelle eines Vernunftgeſetzes, in welchem zugleich Inhalt und Triebfedern zu den Gebothen liegen ſollen, die es dem Menſchen ertheilt. Aber ſeine Erfahrung brachte ihn auf das moraliſche Gefühl, und ſein Gefühl brachte ihn auf die Glückſeligkeit zurück.

---

*) Ich erinnere mich, wie ſehr, lange vor der Periode des Ruhms, zu welchem Kant durch ſeine Kritik gelangt iſt, ſeine kleinen, damahls wenig Aufſehen machenden Schriften mich an ſich zogen, wie begierig ich nachforſchte, ob nicht eine neue von ihm erſchienen wäre; und mit welcher Bewunderung ich ſie, in Geſellſchaft meines Freundes Engel, — eines eben ſo guten Richters philoſophiſcher als dichteriſcher Schriften — durchlas.

Denn was iſt das Weſentliche der Kantiſchen Moral, wenn man ſie von ihrer Kunſtſprache entkleidet, woran zugleich die meiſten der ihr eigenthümlichen Begriffe hängen?

„Die Vernunft, der oberſte Regent des kleinen Staats, welchen wir Menſch nennen, iſt auch einziger Geſetzgeber für ſeine *freyen* und *ſittlichen* Handlungen *). Die Vorſchriften der geſetzgebenden Vernunft gehen vornehmlich auf die Anordnung und Einſchränkung der ſinnlichen Begierden und Triebfedern, vermittelſt deren ſie allein auf die, in der Sinnenwelt geſchehenden, Handlungen des Menſchen, Einfluß haben kann. Der Gehorſam gegen das Vernunftgeſetz heißt *Pflicht* und iſt mit Zwang und Mühe verbunden, ſo lange die *Neigungen* des Menſchen mit ſeinem vernünftigen Willen im Widerſpruche ſind. Er heißt *Tugend* und wird leicht und angenehm, ſobald die Begierden mit der Vernunft völlig harmoniren; — welches aber beym Menſchen in dieſem

---

*) Ob ſie dieſe Geſetze, nach Maßgabe der ihr von dem Verſtande dargereichten Erfahrungen, gibt, oder ob ſie den Stoff derſelben bloß aus ſich ſelbſt und aus ihrem *Weſen* zieht: dieß würde ich freylich unausgemacht laſſen: — überzeugt, daß ſie in beyden Fällen auf gleiche Weiſe ihre Geſetze *ſelbſt* und ohne einen fremden Einfluß gibt. — Kant beſtehe allerdings auf dem Letztern.

Leben niemahls geſchieht. Die Ausübung der Pflicht wird dem Menſchen ſchon *hier*, durch die *Würde*, welche er dadurch in ſeinen eignen Augen erhält, und durch die *Achtung*, welche er nach und nach für das Geſetz ſelbſt gewinnt, belohnt, (inſofern nähmlich in dieſer Achtung etwas von *Liebe* und alſo von *Vergnügen* eingemiſcht iſt:) und die Tugend wird von Gott, in einem zukünftigen Leben mit einer vollkommenen *Glückſeligkeit* belohnt werden.

Welcher vernünftige und rechtſchaffne Mann wird nicht dieſes Syſtem von Grunde ſeines Herzens unterſchreiben?

B.

Die mir mangelhaft ſcheinenden Seiten des Kantiſchen Moralſyſtems.

Erſter Mangel*)

Es ſcheinen in dem Kantiſchen Syſteme mehrere Begriffe und Sätze ohne Beweis, bloß um des

---

*) Ich glaube dem verſtändigen Leſer nicht erſt ſagen zu dürfen, daß ich nicht von dem rede, was *Feh-*

Syſtems willen, angenommen, und unter die Principien, als gleich gewiß, eingemiſcht zu werden.

Zu ſolchen willkürlichen Begriffen rechne ich 1) den großen Unterſchied, welcher zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft gemacht, und die eigne Funktion, welche jeder von beyden zugeſchrieben wird;

2) Die noch größere Trennung der überſinnlichen Welt von der ſinnlichen;

3) Die Verſetzung der Freyheit in die überſinnliche Welt, — oder vielmehr die Theilung des Menſchen zwiſchen beyde Welten;

4) Die größere Verſchiedenheit, welche zwiſchen einem Menſchen und dem andern, — und die größere Veränderlichkeit, welche bey einem und demſelben Menſchen, in ſeinen Empfindungen und Erfahrungen, als in den Reſultaten ſeiner Vernunft, — in Abſicht deſſen, was ihm angenehm, oder nach Beobachtungen wahr iſt, als in dem, was er aus Principien a priori für wahr hält, vorhanden ſeyn ſoll.

ler iſt, ſondern von dem, was mir ſo ſcheint. Meine Kritik kann unendlich fehlerhafter ſeyn, als die, welche darin beurtheilet wird. Sie iſt, wie jede Recenſion ſeyn ſoll, nur eine zweyte Schrift über denſelben Gegenſtand, eben ſo, wie die erſte, dem Urtheile des Publikums vorgelegt. Richter iſt in der gelehrten Republik niemand: zum beurtheilen ſind alle berechtiget.

1) Ich höre in der Kantiſchen Philoſophie zum erſten Mahle von einer doppelten Vernunft, einer theoretiſchen und einer praktiſchen reden: und ich erfahre weder das Weſen noch den Grund dieſes Unterſchiedes; ſo wenig ich ihn bey mir ſelbſt, durch das Selbſtbewußtſeyn und die Beobachtung meines Innern entdecken kann *). Ich ſehe, daß jede dieſer beyden Arten der Vernunft ſo eigenthümliche Funktionen, — und daß beyde ſo wenig gemeinſchaftliche haben, daß ich nicht begreife, warum beyde Vernunft heißen. —

Was iſt die Vernunft, nach der Kantiſchen Definition? — „Das Vermögen Schlüſſe zu machen."

Schon auf die theoretiſche Vernunft, ſo wie ſie bey Kant erſcheint und handelt, ſcheint mir dieſe Definition nicht recht zu paſſen. Worin würde, wenn ſie nichts, als das Vermögen zu ſchließen, wäre, der große Abſtand, den Kant zwiſchen ihr und dem Verſtande annimmt, und den er dem Unterſchiede zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit gleich macht, beſtehen? Der Verſtand macht auch Schlüſ-

---

*) Es iſt ſeltſam, daß die praktiſche Vernunft die Erfahrung als Quelle oder Urſtoff der ſittlichen Begriffe, und als Grundlage, woraus ſich die Principien entwickeln, ſo ſehr verſchmäht: und daß wir doch nur aus der Erfahrung wiſſen, daß wir eine Vernunft haben, und daß dieſe Vernunft Schlüſſe macht; — es müßte dann eine noch höhere Vernunft geben, welche uns davon belehrte.

ſe: denn er zieht, nach Kants eigener Theorie, unmittelbare Folgerungen. Aber um zehen und mehr Schlüſſe zu machen, wird keine andere Kraft erfordert, als die, welche eine einzige Schlußfolge zieht: es gehört nur zu jenem eine längere Beharrlichkeit in der Anwendung dieſer Kraft. Uiberdieß hat jene erſte Art der Vernunft bey Kant weniger damit zu thun, Schlüſſe zu machen, durch welche man immer nur vom Allgemeinen zum Beſondern, und von den Principien zu den Erfahrungsſätzen kommt. Der Gang, welchen ſie nimmt, iſt gerade der entgegengeſetzte. Sie ſteigt die Reihen der Ideen aufwärts. Und das ganz Eigenthümliche von ihr, welches gar nicht in der Definition liegt, iſt das Streben nach Vollendung dieſer Reihen, nach Zurückführung derſelben zu den erſten Gliedern, und überhaupt nach durchgängiger ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit unſrer Erkenntniß.

Und noch weniger liegt in der Definition, daß die Vernunft, wenn ſie ſich lange umſonſt dem Anfange aller jener Reihen genähert hat, ohne ihn finden zu können, endlich, nicht ebenfalls ſchließend, ſondern aus ſich ſelbſt und vermöge ihrer weſentlichen Form, die Ideen hervorbringt, wodurch der Menſch zuerſt etwas von Gott, der Unſterblichkeit und der Freyheit ahndet, ohne ſie doch beweiſen zu können.

Aber noch weit weniger ſcheint die praktiſche Vernunft ein bloßes Schlußvermögen zu ſeyn. Sie macht bey Kant niemahls Schlüſſe. Sie bringt ihre Principien unmittelbar aus ihrem Weſen hervor: ihre Geſetze ſind nicht die Reſultate vorhergegangner und zuſammenverknüpfter Begriffe, ſondern es ſind nur die, der Vernunft weſentlichen, eigenen Naturgeſetze ſelbſt, mit Worten ausgedrückt. Dafür hat ſie aber ganz andere Funktionen, welche eben ſo wenig mit dem Geſchäfte, Schlüſſe zu machen, als mit den übrigen Verrichtungen der theoretiſchen Vernunft etwas gemein haben. Warum iſt jene das Höchſte und Gebiethende im Menſchen, und dieſe nicht? Warum hat jene bloß mit dem Uiberſinnlichen und Sittlichen zu thun, und dieſe bloß mit den Erkenntniſſen, welche aus Erfahrungen ſtammen und alſo zur Welt der Erſcheinungen gehören? Wodurch bekommt jene die Autorität eines unumſchränkten Geſetzgebers? — Durch die höheren Einſichten, welche ihr eigen und gleichſam in ihr, aus allen übrigen Erkenntnißkräften des Menſchen geſammelt ſind? Aber dieſe Einſichten können ſich nicht höher erheben, als die theoretiſche Vernunft ſie bringt: und dieſe iſt alſo auch gleichfalls in deren Beſitz. Uiberdieß thut die praktiſche Vernunft bey ihrer Geſetzgebung auf zuvor erlangte Einſichten und Erkenntniſſe Verzicht, und ſtützt lediglich ihr Anſehen auf ihr Weſen und den Rang, welcher ihr in der menſchlichen Natur angewieſen iſt. Alle dieſe Behauptungen ſind freylich in dem Kantiſchen Syſteme, oder vielmehr zu der ihm gegebenen eigenthümlichen Form und Sprache nothwendig. Aber wodurch werden ſie bewieſen?

2) Eben ſo willkürlich und unbewieſen ſcheint mir die Abſonderung zu ſeyn, welche Kant zwiſchen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt macht.

Dieſe Trennung iſt nicht zuerſt von Kant begonnen worden; andere Philoſophen hatten ſie längſt vor ihm gemacht, aber er hat ſie am weiteſten getrieben. Ihr Urſprung iſt aus einer ſehr guten Quelle: aus der Religion, aus der Ehrfurcht vor Gott, und den hohen Begriffen von dem zukünftigen Leben.

In der Volksreligion der Griechen und Römer, waren die Götter ſelbſt bis zu rohen, obwohl mächtigen, Menſchen herabgeſetzt; denn ſie ſelbſt ſtammten aus rohen Zeiten. Die Philoſophie der Griechen erhob die Gottheit nicht viel höher, als bis zu der Vollkommenheit des Ideals, welches ſie ſich von dem Menſchen, ſeiner intellektuellen und moraliſchen Natur machten. Die chriſtliche Religion, welche in der That die reinſten und zuſammenhängendſten Begriffe von Gott unter die Völker zuerſt verbreitete, und beſonders den Begriff von ihm durch den eines Weltſchöpfers erhöhte, veranlaßte in der Folge den Menſchen, daß er ſich gar zu ſehr von einer begreiflichen Vorſtellungsart ſeines Weſens entfernte. Daher kam der gemeine Haufe zu den Heiligen zurück, auch höheren Weſen, die ihm aber näher und begreiflicher waren. Und bey den theologiſchen Philoſophen entſtanden daraus die Begriffe von einer Gerechtigkeit in Gott, die von der menſchlichen ganz unterſchieden, auch nach andern Regeln richtete, von einer Weisheit, die mit unſrer Vernunft gänzlich im Widerſpruche ſtehn könnte, u. ſ. w. und ſie kamen dadurch ſo weit, die Religion ſelbſt mit Vernunft in Widerſpruch zu bringen. Die Scholaſtiker trieben dieſes noch weiter, weil es dem ihnen eignen Geiſte der Subtilität, Stoff und Nahrung gab. Von ihnen ſtammt der Begriff einer Dauer ohne auf einander folgende Momente her, welchen ſogar faſt alle ſpekulativen Philoſophen, bis in unſre beſſeren Zeiten hinein, beybehalten haben, und welcher doch nie bewieſen, und von der andern Seite dem menſchlichen Verſtande undenkbar iſt. Von eben dieſen ſtammt der Begriff einer Allgegenwart, nach welcher das allgegenwärtige Weſen, jeden Punct des Raums mit ſeinem ganzen Weſen erfüllt, und doch durch den ganzen Raum ausgebreitet iſt, ohne ausgedehnt zu ſeyn; von einer Allwiſſenheit, welche in einer einzigen unveränderlichen Idee, alles Wißbare, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, umfaſſet.

Ein ſehr ſpekulativer, abſtrakter Kopf einer ganz andern Art, ging von eben dieſer Abſicht, in der Vorſtellung von Gott allen Anthropomorphismus, oder alle Verähnlichung deſſelben mit dem Menſchen zu vermeiden, und die Unendlichkeit in dem Urweſen zu zeigen, aus, um endlich die Idee eines Gottes, in ſo fern dieß Wort ein verſtändiges und ſittliches Weſen bezeichnet, ganz zu vernichten. Er ſchreibt dieſem Urweſen auch eine Denkkraft und Gedanken zu. Aber da dieſe Gedanken auch der Art nach etwas ganz anders ſeyn ſollen, als die unſrigen, ſo macht er aus ihnen die Dinge ſelbſt, welche gedacht werden. Daher endlich der Hauptſatz ſeines Syſtems: daß die ganze Welt in Gott, und alle Dinge in derſelben nichts als Modifikationen ſeiner Eigenſchaften und Handlungen ſeyn. Von der anderen Seite nimmt er dieſen göttlichen Gedanken das Merkmahl des Bewußtſeyns, welches das erſte Erforderniß zum Denken iſt. So iſt mir wenigſtens, bey der Durchleſung ſeiner Werke, der Gang ſeiner Ideen vorgekommen. Begreifen konnte er freylich eben ſo wenig, als irgend einer ſeiner Leſer, was ein Gedanke ſey, deſſen ſich der Denkende nicht bewußt iſt; und was einer ſey, in welchem zugleich das Daſeyn der Dinge, welche gedacht wurden, liegt. Aber je unbegreiflicher dieß war: deſto näher ſchien es dem Unendlichen zu ſeyn, welches er erklären wollte *).

*) Wenn ein ſo ſchätzbarer Schriftſteller, als der Geh. R. Jakobi, beſonders in ſeinen, an Menſchenkenntniß reichen und die Liebe zur Tugend erweckenden, moraliſchen Schilderungen iſt, das Syſtem des Spinoza für das einzige erklärt, auf welches ein konſequenter

Eben ſo wie man Gott über den Menſchen erheben wollte: ſo wollte man auch den Zuſtand und die Wohnung der höhern Geiſter und der vollendeten Gerechten, über die gegenwärtige Welt, den Sitz der Sünde und des Irrthums erheben. Und auf gleiche Weiſe verdunkelte man immer mehr den Begriff von dieſem Zuſtande und dieſer Wohnung, daß man endlich ſelbſt den Glauben an Unſterblichkeit und ein künftiges Leben dadurch vernichtete.

Kant, der, wie wir geſehn haben, ſich in mehreren Puncten dem kirchlichen Glauben nähert, je weiter er ſich von den Begriffen der Philoſophen und ihren Beweiſen entfernt, hat jene Vorſtellungen von dem unendlichen Unterſchiede zwiſchen Gott und dem Menſchen, unerachtet beyde als vernünftige und ſittliche Weſen zu einer Gattung zu gehören ſcheinen, und von dem eben ſo großen Abſtande der künftigen Welt, in Abſicht der Vollkommenheit und Harmonie der Dinge, (beſonders zwiſchen Natur und Sittlichkeit), von der gegenwärtigen

---

Denker zuletzt kommen muß, wenn er die Natur der Dinge am tiefſten erforſcht, und vor welchem man ſich nur in der Offenbarung retten kann: ſo ſcheint er mir ſeine eigenen Ideen, wegen einiger Aehnlichkeit, denen des Spinoza unterzuſchieben. Er hat die erſten in eben dieſer Schrift, veranlaßt durch den unglücklichen Streit mit Mendelsſohn, entwickelt; aber ich geſtehe es, daß ſie mir unverſtändlich ſind, jedoch, ſo weit ich ſie verſtehe, von den Spinoziſtiſchen verſchieden zu ſeyn ſcheinen.

ebenfalls angenommen Wodurch ſich aber bey ihm der Begriff von einer überſinnlichen Welt völlig ausgebildet zu haben ſcheint, iſt nach meinem Urtheile, ſein theoretiſches Syſtem von dem Urſprunge unſerer Erkenntniſſe, von Dingen an ſich, welche er als wirklich vorhanden annimmt, welche den Grundſtoff zu dieſen Kenntniſſen geben, und welche uns dennoch gänzlich unbekannt ſeyn ſollen. An ihre Stelle ſetzt er nun neuė Objekte, welche ſich die Sinnlichkeit, vereinigt mit dem Verſtande, durch die Anſchauungen a priori der erſtern, und durch die Kategorien der letztern ſelbſt ſchafft, welche er Erſcheinungen nennt, aber als Objekte behandelt, da ſie ſowohl den Inhalt unſrer Erfahrungen, als den Gegenſtand und Endzweck unſrer Begierden ausmachen. Durch dieſe künſtliche Theorie, welche ich oben entwickelt habe, ſind in der That in ſeinem Syſteme zwey Welten entſtanden: eine uns gänzlich unbekannte, die Welt der Dinge an ſich; und eine andre, das einzige Feld unſerer Erkenntniße, die Welt der Erſcheinungen. Da nun dieſer Unterſchied einmahl gemacht, und es ihm dadurch ſo leicht war, Dinge, welche in dieſer Welt unerklärlich ſind, dadurch zu erklären, daß er ſie in die Region der Dinge an ſich, und in dieſe uns ganz unbekannte, aber doch nicht minder gewiß vorhandne Welt überſetzt, — wie er dieß mit der Freyheit, und mit dem Charakter des Menſchen, als eines freyen Weſens, gethan hat, — da er hierdurch zugleich die Gelegenheit erhielt, ſeine Begriffe von Sittlichkeit, und ſeine Theorie von der Tugend zu beſtätigen: ſo machte er jenen uralten theologiſchen, zum Theil ſcholaſtiſchen, Begriff von den zwey Welten zu den ſeinigen, und beynahe zu dem Begriffe ſeines Zeitalters. Dadurch wurde nun ganz natürlich alle Rückſicht des ſittlichen und guten Menſchen, der als ſolcher in das Reich des Uiberſinnlichen gehört, auf das Wohlſeyn und die Glückſeligkeit, welche zu Gegenſtänden der ſinnlichen Welt gehören, und alle Rückſicht der geſetzgebenden Vernunft auf Erfahrungen unmöglich. Sein Syſtem wurde gleichſam gerundet, und von allen Seiten geſchloſſen: aber wurde es dadurch feſter und gewiſſer, ſo lange jener Grundunterſchied des Sinnlichen und Uiberſinnlichen ſelbſt, unerwieſen blieb?

3) Der dritte, nach meinem Urtheile, willkürlich angenommene, Begriff hängt mit dem vorigen zuſammen und wird alſo kürzer abzufertigen ſeyn. Dieß iſt der Begriff von Freyheit überhaupt, als einer nur in der überſinnlichen Welt Statt habenden Eigenſchaft der Dinge; — dieß iſt der Begriff von einem in uns vereinigten zwiefachen Menſchen: — einen unfreyen und der Nothwendigkeit der Natururſachen unterworfnen Menſchen, — der ſich bey uns in der Befolgung unſrer ſinnlichen Triebe offenbaret, — und einem freyen, welchen wir nur aus unſern Handlun-

gen, inſofern ſie *ſittlich* ſind, kennen lernen. Dieſer doppelte Charakter des Menſchen, hängt mit der Vorausſetzung jener zwiefachen Welt zuſammen, und wird, nach Kants Urtheile, nur dadurch begreiflich, daß der Menſch ein Glied von beyden, ein Phänomenon und Noumenon zugleich iſt.

Wenn ich nun die *metaphyſiſche* Freyheit betrachte, ſo ſehe ich allerdings ein: daß, wenn irgend eine *Veränderung* in der Welt vorgehen, — oder, um die Sache deutlicher zu machen, indem ich ſie auf etwas Konkretes bringe, — wenn irgend eine *Bewegung* in der Welt vorhanden ſeyn ſoll, und alle Bewegungen, die wir ſehen, nur fortgepflanzte und von andern zuvor bewegten Dingen mitgetheilte Bewegungen ſind, es nothwendig in irgend einem Dinge eine *erſte* Bewegung geben müſſe, und daß dieſe erſte Bewegung nur in einem ſich ſelbſt bewegenden Dinge Statt finde. Es muß alſo ſich ſelbſt, ohne Einwirkung von außen, bewegende, oder, um zum allgemeinern wieder zurück zu kehren, — *ſich ſelbſt verändernde* Dinge geben *).

---

*) Dieß iſt die Art, wie die alten Philoſophen die metaphyſiſche Freyheit ausdrückten, welche man ſonſt in ihren Spekulationen ganz vermiſſen würde. Aber ſo wie ſie in der That das Wort *Bewegung* ſelbſt, nach der ausdrücklichen Erklärung des Ariſtoteles, in einer viel weiteren Bedeutung nehmen als wir, und darunter alle Veränderungen verſtehen; ſo hatten ſie auch ein Recht,

Aber warum wird nun dieſe Freyheit in die überſinnliche Welt geſetzt? Die Veränderungen, welche wir erklärt wiſſen wollen, gehen alle in der ſinnlichen vor und ſind nichts als Erſcheinungen. Was kann uns alſo eine erſte Urquelle von Veränderungen einer ganz andern Art, in einer ganz andern Welt, helfen?

Und mit welchem Rechte nehmen wir an, da uns dieſe letztere gänzlich unbekannt iſt, daß in ihr Veränderungen, z. B. Bewegungen, vorgehen; mit welchem Rechte, daß dieſe Veränderungen ebenfalls aus und auf einander folgen, und alſo eine erſte Urſache vorausſetzen, wie eine Kette, die nicht fallen ſoll, mit ihrem oberſten Gliede an irgend etwas Unbeweglichem befeſtigt ſeyn muß. Ja widerſpricht nicht dieſes Letztere geradezu der Behauptung, daß

die

---

das Vermögen, ſich ſelbſt zu bewegen, in dem Sinne unſrer metaphyſiſchen Freyheit zu brauchen. Und, dieß vorausgeſetzt, ſehen wir, daß Plato ſowohl als Ariſtoteles viel mit dieſem Begriffe beſchäftiget ſind und denſelben ſowohl auf die Seelenlehre als auf die Theologie anwenden. Plato macht in ſeinem Phädon einen Beweis von der Unſterblichkeit der Seele daraus, daß dieſe eines von den Dingen iſt, die ſich ſelbſt bewegen und dadurch auch die Urſachen der Bewegung in andern Dingen werden. Und Ariſtoteles, ſo wie andere Philoſophen, iſt ſehr gewohnt, ſich Gott unter dem Begriffe eines erſten Bewegers zu denken, da die neuern Philoſophen ihn mehr als den Ausbilder und Entwickler der Materie anſehn.

die Cauſalität oder die Beziehung und der Einfluß von Urſachen auf Wirkungen durchaus den Dingen nicht angehöre, ſondern eine bloße Form und ein Geſetz des Verſtandes ſey, beſtimmt, von ihm auf Anſchauungen angewandt zu werden und ſie dadurch ſo zu ordnen, daß eine Erfahrung möglich werde.

Wenn ich die moraliſche Freyheit betrachte: ſo ſehe ich vollkommen ein, daß ſie dem Menſchen unentbehrlich iſt, wenn er ſittlicher, des Lobes und Tadelns würdiger Handlungen fähig ſeyn ſoll. Wie Lob und Tadel, Verdienſt und Schuld bey Handlungen Statt finden ſollen, bey denen der Menſch nur die Mittelsperſon und gleichſam der Agent eines andern handelnden Weſens iſt, und durch deſſen Einfluß, ſo wie die Kugel auf dem Billard, durch die an ſie ſtoßende bewegt, und in der Richtung dieſer Bewegung beſtimmt wird, iſt durchaus unbegreiflich, oder vielmehr undenkbar und widerſprechend.

Aber zum zweyten Mahle, warum muß dieſe moraliſche Freyheit nur in der überſinnlichen Welt ihren Sitz haben? — Warum der Menſch dieſelbe nur als Mitglied derſelben beſitzen? Alle ſeine Handlungen, über welche wir ihn zur Rechenſchaft ziehen, und derentwegen wir ihm Schuld beymeſſen und Strafe diktiren, oder Verdienſt und Belohnung zueignen, geſchehen ebenfalls in dieſer under ſinnlichen Welt, und ſind ſelbſt nichts, als Erſcheinungen.

Wenn er nun auch nach einem andern Charakter, den Niemand vollkommen verſteht, nach dem, ein noumenon (und alſo vielleicht ein Ding an ſich) zu ſeyn, frey iſt: ſind deßwegen jene Handlungen, worauf wir ſeinen Anſpruch auf Sittlichkeit gründen, weniger nothwendig und in die Reihe einander ohne Aufhören veranlaſſender Urſachen eingeſpannt? Alſo wird die Schwierigkeit, welche uns in Abſicht der Freyheit beunruhigte, nicht gehoben: und jene Freyheit, die ihm zukommt, wird zu nichts gebraucht, und iſt ſelbſt zweifelhaft, da wir nicht wiſſen, ob in jenem unbekannten Lande überhaupt Handlungen geſchehen.

Dieſer Begriff paßte indeß genau in den Zuſammenhang des Syſtems, und macht mit dem vorhergehenden von den zwey Welten in der That ein ſchwer zu durchdringendes Ganze aus.

4) Eine vierte Vorſtellung, welche ich für willkürlich angenommen und unbewieſen halte, iſt die: daß die Sinnlichkeit, und ſelbſt der Verſtand, nach weit weniger feſten, unabänderlichen und bey allen Menſchen gleichen Regeln wirkt, oder afficirt wird, als die Vernunft, und beſonders die praktiſche, handelt; und daß dasjenige, was dem Menſchen angenehm ſeyn ſoll, oder was er aus der Erfahrung als Wahrheit ſchließt, von einem Menſchen zum andern, und von einer Zeit zur andern

den eben denſelben Menſchen, weit mehr abwechſelt, als das, was die Vernunft a priori, oder durch Schlüſſe heraus bringt.

„Am aller unbeſtimmteſten und veränderlichſten iſt, ſagt Kant, das die Sinne Reitzende, Ergötzende oder Beleidigende. Kein Menſch in der Welt hat je verlangt oder erwartet, daß eben die Speiſen, welche für ihn die wohlſchmeckendſten ſind, auch den Gaumen der übrigen kitzeln ſollen. Vielmehr hat die entgegengeſetzte Vorausſetzung das Sprichwort: *daß ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten laſſe*, hervorgebracht. Eben ſo häufig ändert ſich bey demſelben Menſchen der Geſchmack in den verſchiednen Altern und oft durch den Einfluß der kleinſten Zufälligkeit. — Das Vergnügen, welches Schönheit gewährt, iſt ſchon von einer etwas allgemeinern und beſtändigern Art: ſo daß derjenige, welcher ſich *guten Geſchmack* oder richtiges Urtheil über das Schöne zuſchreibt, Anſpruch darauf macht, daß die Empfindungen anderer Menſchen mit den ſeinigen übereinſtimmen ſollen, ob er gleich durch nichts beweiſen kann, daß er richtig empfindet. In den Erfahrungen, dem Werke, an welchem der Verſtand viel mitgearbeitet hat, ſind die Menſchen noch einiger unter ſich, und jeder mit ſich ſelbſt, als in Abſicht des Schönheits-Gefühls. Aber auch hier, wie oft widerſprechen ſich dieſe Erfahrungen! und wie oft vernichten neue Phänomene, oder genauere Beobachtungen alle Reſultate, welche man aus den alten gezogen hat! Nur die Vernunft allein iſt dasjenige Vermögen, welches bey allen Menſchen und bey jedem ſtets nach gleichen Geſetzen wirkt, und durch deſſen Thätigkeit ſolche Sätze gefunden werden können, deren abſolute Wahrheit von allen der Vernunft theilhaftig gewordnen Weſen anerkannt werden muß. Daher iſt es auch nur die Vernunft allein im Menſchen, welche dazu geeignet iſt, Geſetzgeber für ſeine Handlungen zu ſeyn, weil Geſetze immer Ausſprüche zur Beſtimmung aller Handlungen ähnlicher Art ſind; und die Vernunft, ihre Grundanlagen, Formen und Eigenſchaften ſind es auch nur allein, welche den Stoff und die Triebfedern zu den ſittlichen Regeln geben müſſen. Sonſt, wenn Erfahrung oder Wohlgefallen am Schönen, oder Reitz der Sinne bey der Sittlichkeit zu Rathe gezogen würde, ſo müßte jeder Menſch ſein eignes moraliſches Geſetz haben, und dieſes Geſetz müßte von Zeit zu Zeit verändert werden. Dieß aber vernichtet die Abſicht und das Weſen eines Geſetzes, welches durchaus allgemein und von Dauer ſeyn muß."

Dieſe Reihe von Vorſtellungen ſcheint ſehr zuſammenhängend zu ſeyn: und ſie iſt in dem Kantiſchen Moralſyſteme weſentlich nothwendig, um die Erfahrung von der einen Seite, um die Glückſeligkeit von der andern, von allem Antheil an der Entdeckung der ſittlichen Regeln und von den Beweungsgründen ſie zu befolgen, auszuſchließen. „Auch die Glückſeligkeit, ſagt Kant, indem er ſich hier einer ziemlich gemeinen Volksmeinung nähert, iſt ein ſchwankendes, ungewiſſes Wort. Jeder Menſch hat die ſeinige: und eine Art der Glückſeligkeit, welche ihn heute in einen Enthuſiasmus für die Tugend bringen würde, könnte ihn morgen gänzlich kalt dagegen laſſen."

Ich will nicht dasjenige wiederhohlen, was ich oben ſchon in einer Note über dieſe ganze Vorſtellungsart geſagt habe, und welches im Grunde das Weſentliche deſſen enthält, was ich darüber zu ſagen weiß.

Es iſt Täuſchung und oberflächliche Beobachtung, welche jene Meinung hervorgebracht hat. In der That iſt auch nicht zu vermuthen, daß die Natur oder der Schöpfer des Menſchen, irgend einen Theil ſeines Weſens nach weniger feſten und unabänderlichen Formen gebildet, und weniger gleichförmigen Geſetzen in ſeinen Operationen unterworfen habe, als den andern. Die Urſache der ſcheinbaren größern Verſchiedenheit und Veränderlichkeit des ſinnlichen Geſchmacks und des Schönheits-Gefühls, als der von der Vernunft gelehrten Wahrheiten oder diktirten Gebothe, liegt, nach meinem Bedünken, darin: daß auf jene weit mannigfaltigere, kleinere und verwickeltere Urſachen Einfluß haben, welche jedes Mahl auseinander zu ſetzen, wie weder Beruf noch das Vermögen deben. Es ſind aber nur immer die einfachen Operationen jeder Kraft, in welchen man ihren Charakter und ihre Geſetze entdeckt, und bey denen alſo allein dieſe Veränderlichkeit oder Verſchiedenheit unterſucht werden müßte, wenn man mit Grunde behaupten wollte, daß jene beyden Beſchaffenheiten der einen Kraft in einem höhern Grade, als der andern, zukommen. Von der Beurtheilung des Schönen habe ich ſchon oben gezeigt, daß die Urtheile zweyer Menſchen über daſſelbe Kunſtwerk entgegengeſetzt ſeyn, und beyde doch nach gleichen Grundſätzen urtheilen können: nur daß der Eine das Bild genauer, als der Andre, beobachtet hat. Auf gleiche Weiſe würden die Menſchen über das, was ihnen wohlſchmeckt, ſich weit eher einverſtehen, wenn ſie ſich einander verſtändigten, was ſie wohlſchmeckend nennen. — Wenn der Eine den Geſchmack des Tabacks liebt, und ſogar den Genuß davon ſich zur Nothwendigkeit gemacht hat, der Andere denſelben beynahe verabſcheut: ſo werden beyde, wenn ſie klug und der Entwickelung ihrer Begriffe fähige Männer ſind, ſich bald wechſelsweiſe mit einander verſtändigen. Der Eine wird zugeben, daß der Geſchmack dieſes Rauchs in der That wenig ſinnlichen Reiz habe, aber eine angenehme und ihm durch Gewohnheit unentbehrlich gewordne Neben-Beſchäftigung ſey; der Andere wird einräumen, daß er dieſes Unterhaltende und deßhalb Angenehme des Tabackrauchens, in der

Einſamkeit, wie in der Geſellſchaft, ſehr wohl erkenne, weil er wiſſe, daß der Fluß der Hauptideen, worauf man eben ſeine Aufmerkſamkeit richte, durch einen kleinen ſinnlichen Genuß oder eine körperliche damit verbundene Beſchäftigung, ſchneller und anhaltender werde, — wie denn auch eben darum die denkendſten Männer ſich gerne, bey der Tafel, in Geſellſchaft befinden. Beyde aber werden auch willfährig geſtehen, daß ſie dieſe Nebenunterhaltung nicht vermiſſen und auch jenen kleinen Reitz nur ſchwach empfinden.

Ueberdieß, iſt dann der Geſchmack geſetzlos, wenn die Zunge des einen Menſchen anders organiſirt iſt, als die des andern? Der allgemeine Geſchmack am Süßen, der allen Kindern ohne Ausnahme und ſelbſt den Thieren gemein iſt, beweiſt, daß es doch auch in Abſicht des ſinnlichſten Genuſſes Principien geben müſſe.

Auch dürfen die Fürſten nicht fürchten, daß wenn ſie die Glückſeligkeit ihrer Völker nach ihren eignen Begriffen, mögen auch dieſe ſeyn, welche ſie wollen, befördern, die Völker am Ende ihnen den Dank verſagen werden, weil etwa dieſe dasjenige, was ſie ihnen verſchaffen, gar nicht für Glückſeligkeit erkennen würden. Alſo bey der wirklichen Anwendung der Glückſeligkeit auf das Sittliche hindert die Mannigfaltigkeit, welche in den Wortbegriffen und wörtlichen Erklärungen der Menſchen über die erſtere herrſchen mag, auf keine

Weiſe, dieſen das Ziel anzuweiſen, auf welches gutthätige und menſchenfreundliche Handlungen losarbeiten ſollen.

Auf der andern Seite, gibt es nicht eben ſo verſchiedne Köpfe als Zungen? Urtheilen nicht die Menſchen, wenn wenigſtens ſie ſelbſt und alle Andern glauben, daß ſie bloß nach der Vernunft und mit Vernunft urtheilen, doch eben ſo verſchieden, als wenn ſie ihren Kunſtgeſchmack oder den Geſchmack ihres Gaumens zeigen? Jene Verſchiedenheit mag auch, ich glaube es gewiß, nur ſcheinbar ſeyn; und vielleicht können ſich die Menſchen über Vernunftbegriffe und Vernunftſätze am erſten vereinigen, weil für dieſe beyden eigentlich die Sprache gemacht iſt, und ſie alſo am leichteſten mitgetheilt werden können. Aber dieß folgt doch aus der letztern Erſcheinung, daß die angenommene Verſchiedenheit zwiſchen Vernunft, Erfahrung, und Reitz nicht vorhanden ſey.

Zweyter Mangel.

Es ſcheint mir in dem Kantiſchen Moralſyſteme, wenn man deſſen Principien in derjenigen Strenge nimmt, welche ſie hatten, ehe Kant die

Achtung für das Geſetz und das *moraliſche Gefühl* in daſſelbe eingeführt hatte, gänzlich an Triebfedern, die den Menſchen zur Befolgung des Geſetzes bewegen könnten, zu fehlen; und ſelbſt, nachdem jene Empfindungen zu Hülfe genommen worden ſind, um den Einfluß jener Principien auf den Willen möglich zu machen, ſcheinen mir dieſe Triebfedern nicht hinlänglich zu ſeyn.

Es gibt in der geiſtigen Natur des Menſchen zwey ganz verſchiedene Dinge, die auch in ihren Wirkungen ewig von einander getrennt bleiben, und ohne ein *drittes*, welches eine Verbindung zwiſchen ihnen ſtiftet, ohne allen Einfluß auf einander bleiben. Von dieſen beyden Dingen iſt das eine das *Denken*; und das andere, das *Begehren*. Ich ſchließe in das *Begehren* auch das *vernünftige Wollen* mit ein. Wenn dieſes durchaus nicht erlaubt ſeyn ſoll: ſo muß man ein Wort für eine höhere Gattung finden, welche beydes unter ſich begreife, und dieſe höhere Gattung muß man dem *Denken* entgegen ſetzen; oder man muß ſagen, daß von jenen beyden von einander getrennten Vermögen, das eine einfach, — das *Vermögen zu denken*, — das andere zuſammengeſetzt, — das *Vermögen zu begehren* und *vernünftig zu wollen*, — iſt.

Das Denken hat es mit der *Wahrheit* zu thun, und geht auf die *Erkenntniß* derſelben: das *Begehren* (in jenem weitläuftigern

Sinne des Worts) hat zu ſeinem Gegenſtande etwas, welches, weil es noch einfacher iſt, als das Wahre, ſich noch weniger als dieſes erklären läßt, welches aber alle Menſchen kennen, ohne Erklärung kennen, und welches ſie mit verſchiedenen Nahmen, bald das Angenehme, bald das Wünſchenswerthe, überhaupt aber mit dem allgemeinen Nahmen des Guten benennen; und hat zum Endzwecke, den Menſchen in Thätigkeit zu ſetzen, und Handlungen hervorzubringen, wodurch er ſich dieſes Gute verſchaffe.

Das Wahre iſt von dem Guten eben ſo getrennt, als das Denken vom Begehren. Durch die Uiberzeugung, daß eine Sache wahr ſey, wird kein Menſch in Bewegung und Thätigkeit geſetzt, und die Wahrnehmung des Guten und Angenehmen bringt keine Erkenntniß des Wahren hervor, noch wirkt ſie auf die Uiberzeugung. Dieß wird durch kein Beyſpiel deutlicher, als durch das Studium der reinen Mathematik. Der Geometer, welcher ſich den Pythagoriſchen Lehrſatz denkt, und deſſen Beweiſe mit dem größten Wohlgefallen durchforſcht, nimmt doch an den rechtwinklingen Dreyecken und der Hypothenuſe nicht den geringſten Antheil, und wird weder in Abſicht ihrer, noch durch ſie, in Abſicht anderer Dinge, zu dem mindeſten Verlangen, und zu der ſchwächſten Beſtrebung gebracht. Sein Geiſt und ſein Körper bleiben in der vollkommenſten Ruhe. Wenn aber in dieſem Geometer die Vorſtellung erweckt wird, daß er einen Sohn habe, und daß dieſer in dieſem Augenblicke von einer tödtlichen Krankheit befallen ſey: ſo ſpringt er von ſeinem Stuhle, und voll Verlangen nach der Erhaltung ſeines Kindes, eilt er dahin, wo er dieſem Hülfe leiſten kann.

Was iſt nun dieſes ſogenannte Gute? d. h. was iſt dasjenige, welches Verlangen erregt, den Geiſt zuerſt in Thätigkeit ſetzt, und macht, daß er auch ſeinen Körper mit ſich fort bewegt?

Es gibt Vorſtellungen, bey welchen wir bloß ein von uns verſchiednes Objekt vor uns haben, und unſerer ſelbſt und unſers gegenwärtigen Zuſtandes gänzlich vergeſſen *). Von dieſer Art ſind die Vorſtellungen des Mathematikers. Seine Dreyecke und Quadrate haben nicht den mindeſten Einfluß auf ihn: und die lebhafteſte Vorſtellung von jenen ſchließt nicht im geringſten die Vorſtellung von dem jetzigen Zuſtande ſeines Kopfes und ſeines Magens, der Heiterkeit des erſtern und der ſchweren Verdauung des letztern, in ſich, und erinnert den Menſchen weder an ſeine häusliche noch öffentliche Lage. Vorſtellungen der Art laſſen ihn kalt und unbeweglich.

---

*) Und dieſe Vergeſſenheit unſrer ſelbſt kann bey der Vorſtellung eines Objekts ſteigen, bis zur Begeiſterung des Dichters, welcher ſich durch die Imagination neue Welten ſchafft; und bis zur Entzückung des Schwärmers, welcher ſie für wirklich hält.

Es gibt hingegen andere, bey welchen wir entweder ganz allein uns ſelbſt, und unſern gegenwärtigen Zuſtand uns vorſtellen, oder, wenn wir auch einen von uns verſchiedenen Gegenſtand ins Auge faſſen, doch durch dieſen alle Augenblicke an uns ſelbſt, und die Lage, worin wir uns befinden, erinnert werden. So ſtellt ſich der ſchmerzhaft Kranke faſt nichts als den Theil des Körpers, woran er leidet, und den Zuſtand deſſelben vor: und der betrübte Vater, welcher an ſeinen vor kurzem verſtorbnen Sohn denkt, wird durch dieſe Vorſtellung ſelbſt erſt ſeines jetzigen verlaſſenen und freudenleeren Zuſtandes inne. Vorſtellungen dieſer Art ſind die intereſſanten, die anziehenden oder abſchreckenden, kurz die den Menſchen in Bewegung ſetzenden, und ihn zum Handeln reitzenden Vorſtellungen.

Wenn nähmlich ein gewiſſer Zuſtand bey uns gegenwärtig iſt, und wir uns dieſes Zuſtandes bewußt werden, oder ihn uns vorſtellen: ſo iſt es nach den Geſetzen unſerer Natur nothwendig, und iſt in dieſe Vorſtellung ſelbſt eingeſchloſſen: daß wir entweder jenen Zuſtand dem entgegengeſetzten oder einem andern vorhergegangenen Zuſtande vorziehen, und daher deſſen Fortdauer gerne ſehen: oder daß wir einem andern Zuſtande, welcher ehedem uns gegenwärtig war, oder ſelbſt ſeinem entgegengeſetzten den Vorzug geben: in welchem Falle wir die Fortdauer des jetzigen ungern ſehen.

Dieſer Vorzug, den wir bey der Vorſtellung unſrer ſelbſt und unſers Zuſtandes, und zwar bey der Vorſtellung eines gegenwärtigen Zuſtandes, dem einen Zuſtande vor dem andern geben, iſt das Element von dem Begriffe des Guten. Und dieſes ſo allgemein beſtimmte Gute, — bey welchem es freylich ganz unausgemacht bleibt, in welchem Theile des Menſchen, — ob im Körper oder Geiſt, in den Sinnen oder in dem Verſtande, der erſte Urſprung des Wohlbehagens und des Vorzugs liege, welchen er einem Zuſtande vor dem andern gibt, — dieſes Gute, ſage ich, iſt das Einzige in der menſchlichen Natur, welches die Begierden ſowohl als den Willen in Bewegung ſetzen, und zum Zwecke eines thätigen Beſtrebens dienen kann. Aus mehrern ſolchen Zuſtänden, welche ihm, als ſie gegenwärtig waren, wohlgefielen, d. h. andern Zuſtänden vorgezogen wurden, ſetzt der Menſch den erſten, rohen Begriff der Glückſeligkeit zuſammen. Und in ſofern iſt die Glückſeligkeit der letzte und alleinige Endzweck, welchen ſich der Menſch, bey allen ſeinen Handlungen vorſetzen, und welcher ihn zur Thätigkeit irgend einer Art bewegen kann.

Wenn ein Princip, d. h. ein allgemein wahrer Satz, der eine höchſte Regel für menſchliche Handlungen ausſagt, den Willen des Menſchen bewegen ſoll, dieſer Regel wirklich zu folgen: ſo muß nothwendig die Vorſtellung, die im Principe liegt, und die ihm bloß ein von ihm verſchiedenes, und ihm gleichgültiges Objekt ins Gemüth bringt, mit einer andern Vorſtellung des Menſchen, von einem ehemahls ihm gegenwärtigen, und damahls ihm wohlgefälligen Zuſtande ſeiner ſelbſt, dergeſtalt in Verbindung gebracht werden, daß er einſieht, daß er von der Befolgung der Regel einen ähnlichen Zuſtand zu hoffen habe. Die Vorſtellung unſers eigenen Zuſtandes, des einzigen Objekts, welches uns eigentlich intereſſant ſeyn kann, weil es allein unſerm Gemüthe gegenwärtig ſeyn, und von ihm mit Selbſtbewußtſeyn erkannt werden kann, iſt auch der einzige **Mittelbegriff, welcher das Denken** einer Wahrheit, mit dem Verlangen nach einem Endzwecke verknüpfen, und einen Grundſatz zur Triebfeder machen kann. Wenn die Vernunft ihre Geſetze gibt: worauf kann ſich ihre Autorität gründen, oder wodurch kann ſie dieſelbe behaupten, als darauf und dadurch, daß es gut iſt, vernünftig zu handeln. Alſo iſt gut ſeyn ein noch höheres praktiſches Principium, als vernünftig ſeyn. Und da die Glückſeligkeit nichts anders iſt, als die Summe von vielem Gutem: ſo iſt Glückſeligkeit nothwendig der letzte Endzweck, — und die Hoffnung auf ſie die erſte Triebfeder der menſchlichen Handlungen.

Das Kantiſche Moralſyſtem nun, wenn es, in ſeiner erſten Strenge, weder zugab, daß die Tugend ſelbſt den Menſchen glückſelig mache, — es ſey, in ſo fern der innere Zuſtand des Tugendhaften, ein dem menſchlichen Gemüthe natürlicher und alſo dem Menſchen wohlgefälliger Zuſtand, und das Analogon der Geſundheit für den Körper ſey; — oder in ſo fern eine tugendhafte und pflichtmäßige Aufführung ihm alles dasjenige, was zu ſeiner Glückſeligkeit gehört, verſchafft; — noch erlaubte, auf fremde Belohnungen von außen her, Rückſicht zu nehmen: — die Kantiſche Moral in dieſer Geſtalt, ſage ich, vernichtete alle Triebfedern, welche den Menſchen bewegen können, überhaupt zu handeln, und alſo auch die, welche ihn bewegen, tugendhaft zu handeln.

Aber auch nachdem Kant dieſe erſte Strenge gemildert, — nachdem er die aus Vergnügen und Schmerz, — aus wohlthuender Erhebung und kränkender Demüthigung des Gemüths, zuſammengeſetzte Empfindung, welche er Achtung für das Geſetz nennt, und woraus er das moraliſche Gefühl herleitet, hinzugefügt hat, ſcheint es dieſem Syſteme immer noch an hinlänglichen Triebfedern zu gebrechen.

Denn, erſtlich, findet ſich das moraliſche Gefühl erſt ein, nachdem die Pflicht vollbracht iſt, und iſt eine Folge von der Ausübung der Tugend. Alſo mußten doch die erſten Pflichten ohne den Einfluß dieſer Triebfedern vollbracht, und die erſten Tugenden bloß um gedachter Grundſätze willen, ausgeübt worden ſeyn.

Uiberdieß iſt jenes Gefühl, ſo wie es durch die Definition eingeſchränkt wird, zugleich ſchwach, und kann nur in ſeltnen Augenblicken eines völlig freyen Gemüths, mehr in den dem Nachdenken gewidmeten, als in den geſchäftigen Zeiten, — wo der Menſch die Triebfedern zur Ausübung der Pflicht am meiſten nöthig hat, entſtehen.

Will man aber dem moraliſchen Gefühle einen weitern Umfang geben: warum ſoll es dann, — da man einmahl dem Angenehmen, ſey es auch unter einer noch ſo künſtlichen Zuſammenſetzung verſteckt, einen Einfluß auf die Beförderung der Tugend gegeben hat, — nicht erlaubt ſeyn, auch andere ähnliche und der Würde der Tugend nicht minder anſtändige Gefühle und Triebfedern zu Hülfe zu nehmen?

Dritter Mangel.

Es ſcheint mir aber in dem Kantiſchen Syſteme, wenn es nach aller Strenge genommen wird, der Vernunft nicht bloß an Triebfedern zu fehlen, wodurch ſie ihre Geſetze unterſtützen, ſondern auch an Stoff, woraus ſie ſie bilden kann. — Ich habe hiervon ſchon an mehrern Orten, beſonders bey der Erklärung des Wollaſtoniſchen und zuletzt bey der Darſtellung des Kantiſchen Syſtems ſelbſt, geredet. Um mich alſo nicht zu wiederhohlen, will ich nur uoch folgende zwey Bemerkungen hinzuſetzen.

Einmahl, der Satz, daß die Vernunft ihre Geſetze ganz allein ſelbſt und ohne fremden Einfluß gebe; — daß ſie der einzige und höchſte Geſetzgeber des Menſchen ſey, kann einen doppelten Sinn haben. Endweder heißt er ſo viel: die Vernunft erkennt die Regel, welche ſie den menſchlichen Handlungen vorſchreibt, bloß durch die Anwendung ihrer eignen Kraft, ohne daß ſie ſie von einem andern vernünftigen Weſen, — deſſen Ideen ſie zuvor waren, — entweder als Lehren, oder als Gebothe empfangen hätte. — Bey dieſer Auslegung des obigen Satzes bleibt es unansgemacht, woher ſie ſelbſt den Stoff zu dieſen Regeln nehme, nnd auf welchem Wege ſie zur Erkenntniß von deren Wahrheit gelange: genug, wenn ſie alle ihr vom Verſtande oder der Erfahrung dargereichten Prämiſſen in richtige Schlüße mit einander verbunden, und zu Reſultaten von vollkommner Gewißheit hingeleitet hat.

Oder der Sinn des Satzes iſt: daß die Vernunft ihre Geſetze, nicht nur als Selbſterfinderin gebe, ſondern daß ſie auch zu dieſer Erfindung keine andern Vorkenntniſſe, als die ihres eignen Weſens, und der ihr eignen, ſogenannten Form, nöthig habe.

In dem erſten Sinne des Satzes, — den ich allerdings für den einzigen halte, in welchem er wahr iſt, werden ihn auch diejenigen Philoſophen unterſchreiben, welche glauben, daß die Regeln der Sittlichkeit die letzten und reifſten Früchte der Erfahrung ſind; die aber jetzt bey dem Kinde beynahe die erſten Begriffe ſind, weil ſie, nicht von ihm ſelbſt erfunden, — ihm Anfangs nur von andern Menſchen beygebracht, und erſt ſpät von ihm ſelbſt geprüft werden. Alsdann iſt es auch leicht einzuſehen, wie die Vernunft, nachdem ſie das, was Wahrnehmung und Verſtand, ſowohl anderer Menſchen, als des von ihr ſelbſt regierten Unterthans, über das menſchliche Leben und die Verhältniſſe des Menſchen zu Andern, an Kenntniſſen geſammelt haben, aufnimmt und überſieht: eben dieſes durch ſich ſelbſt und durch ihre eigenthümliche Kraft, nicht nur im Zuſammenhange, ſondern auch in dem größten und weitläufigſten Zuſammenhange zu denken, die wahren Verhältniſſe der Handlungen mit den Zwecken, und dieſer mit dem letzten Endzwecke aufzufinden, und ſonach die Vorſchriften der Sittlichkeit zu geben vermag.

Nach der zweyten Auslegung des obigen Satzes: — welchen Inhalt kann ſie ihren Geſetzen geben, und welchen Stoff findet ſie dazu in ſich ſelbſt?

1) In der Vernunft, als **Gattung**, welche die praktiſche und theoretiſche unter ſich begreift, liegt nach Kants Definition nichts als das Ver-

mögen zu ſchließen; oder, — nach dem Gebrauche, welchen er von dem Worte Vernunft macht, — iſt ſie das oberſte Erkenntnißvermögen und die höchſte Richterin der Wahrheit. Ihr Geſchäft und ihre Beſtimmung in dem Menſchen iſt, die von der Sinnlichkeit und dem Verſtande ihr gleichſam vorbereiteten und überlieferten Einſichten zu prüfen, und durch ein gemeinſchaftliches Band mit einander zu verknüpfen, und zu vollenden: aus welchem Zuſammenhange die eigentliche Erkenntniß der Wahrheit hervorgeht.

Welche Handlung iſt nun ſittlich gut, wenn ich die Sittlichkeit bloß in die Übereinſtimmung mit dem innern Weſen der Vernunft ſelbſt ſetze?

Ich ſehe nur zwey Regeln ein, welche die Vernunft den Handlungen des Menſchen vorſchreiben kann, wenn ſie dabey nichts, als ihr eignes Weſen, zu Rathe zieht, mit welchem die Handlungen übereinſtimmen ſollen. — Die erſte Regel wäre folgende: „handle jedesmahl nach deiner möglich beſten Erkenntniß: ſuche dir daher die richtigſten und ausgebreitetſten Einſichten über die Gegenſtände, welche deine Aufführung betreffen, zu erwerben; aber folge jedesmahl denjenigen, welche du bis jetzt erlangt haſt.“ — Die zweyte würde ſeyn: „handle nach der Wahrheit; d. h. mache, daß deine Handlungen ſowohl als deine Reden mit wahren Sätzen übereinſtimmen, und die Ausdrücke, oder gleichſam die äußern Darſtellungen derſelben ſind.“

Bey der erſten Regel würde die von Kant verworfne Erfahrungs-Moral vollkommen ihre Rechnung finden. Denn die Vernunft gebiethet darin nichts anders, als ſich nach allen Mitteln und Wegen umzuſehen, wie man über das thätige Leben Einſichten erlangen könne, und ſich nach den erlangten, wären ſie auch weder ganz vollſtändig noch apodiktiſch gewiß, zu richten. In dieſem Falle iſt aber die Erfahrung gewiß die erſte Lehrerin, an welche uns die Vernunft weiſt. Daß ſie uns Einſichten über das handelnde Leben verſchafft, iſt unſtreitig: und daß die Mangelhaftigkeit dieſer Einſichten der Sittlichkeit der nach ihnen vollbrachten Handlungen keinen Eintrag thut, ſagt die Vernunft ſelbſt, wenn ſie befiehlt, nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu handeln. Im Kantiſchen Syſteme muß dieſe Regel verworfen werden.

Es bleibt alſo nur noch die zweyte Regel übrig, wenn die Vernunft ihre Gebothe aus ihrem eignen Weſen ſchöpfen ſoll. Und in der That läßt ſich dieſe Regel, — auf die *Reden* des Menſchen vollkommen, — und auch auf viele Handlungen deſſelben anwenden; in ſo fern auch die Handlungen, ſo gut als die Worte, Ausdrücke von dem ſind, was wir denken. Auch ſcheint Kant nicht weit von der Idee entfernt zu ſeyn, daß die *Wahrheit* die Baſis der ganzen Sittlichkeit iſt. Daher die Behauptung, daß die Lüge das Erſte aller Laſter, und die Neigung zu lügen das Grund-Verderbniß des Menſchen ſey: daher das kategoriſche Geboth, immer die Wahrheit zu ſagen, und wenn die Welt darüber zu Grunde ginge. — Indeß laſſen ſich weder alle Handlungen, welche die Pflicht gebiethet, und das Gewiſſen anerkennt, ohne den größten Zwang, als Ausdrücke gewiſſer Wahrheiten betrachten; noch hat Kant irgendwo dieß für ſeine wahre Meinung erklärt. Der Stoff fehlt alſo immer noch, welchen die Vernunft zu ihren Geſetzen in ſich ſelbſt finden ſoll.

2) Betrachte ich nun die *praktiſche* Vernunft, als *Unterart* und eigentliche Geſetzgeberin des Menſchen insbeſondere: ſo finde ich in ihrem Weſen nichts eigenthümliches, als eben ihr geſetzgeberiſches Anſehen ſelbſt. Aber welchen Stoff zu ihren Geſetzen kann ſie hieraus herleiten? Kann der Geſetzgeber eines Volks, aus ſeinem Rechte zur Geſetzgebung ſelbſt, die Schicklichkeit und Weisheit derjenigen Vorſchriften erkennen, zu deren Befolgung er, vermöge jenes Rechtes, ſein Volk verpflichten kann?

Meine zweyte Bemerkung iſt dieſe: daß die Natur der Sache Kanten gezwungen hat, ſelbſt in ſeinem kategoriſchen Imperatif von der Strenge ſeines Syſtems abzugeben, und in denſelben etwas aus der Erfahrung geſchöpftes zu miſchen. *Handle ſo, daß deine Maxime zu einem all-*

gemeinen Geſetze werden könne. Dieſe Regel, — läßt ſie ſich wohl aus dem Weſen meiner eignen Vernunft allein herleiten? ſetzt ſie nicht augenſcheinlich voraus, daß die Vernunft aller Menſchen mit einander harmonire? daß die meinige mit der übrigen gleiche Geſetze und Formen habe, und alſo keine andern Regeln geben könne, als ſolche, welche auch für ſie verbindlich ſind? Woher weiß ich aber dieſe Aehnlichkeit, als indem ich mich mit andern Menſchen vergleiche, — und alſo aus der Erfahrung?

Vierter Mangel.

Ich finde in dem Kantiſchen Moralſyſteme, bey allem ſyſtematiſchen Zuſammenhange in der Form, eine Inkonſequenz in einigen weſentlichen Stücken des Inhalts.

Ich rechnete oben dieſe Inkonſequenz Kanten, dem Menſchen, als ein Verdienſt, an: in dem Syſteme kann ſie nicht anders, als wie ein Fehler betrachtet werden. Es war mir lieb, mich mit einem großen, von mir geſchätzten Manne, in den Geſinnungen übereinſtimmend zu finden, da ich ſo weit in meinen Ideen, und vielleicht noch mehr in den

Ausdrücken derſelben, von ihm abzugehen ſcheine. Ich freute mich, die ſo oft gemachte Erfahrung von neuem beſtätiget zu ſehen, daß wahrheitsliebende Philoſophen, über Gegenſtände, welche das allgemeine Intereſſe der Menſchen angehen, — dergleichen die moraliſchen ſind, einander weit ähnlicher denken, als reden: und ich ſahe mit Vergnügen, welche reiche Belehrung für alle Tugend-Freunde, und für alle Claſſen von Menſchen, in den Kantiſchen Werken über die Sittenlehre, übrig bleibe, auch wenn alles davon abgeſondert wird, wodurch ſie ſich von dem Lehrgebäude anderer Moraliſten ſo merklich unterſcheiden.

Aber wenn nun einmahl ein Syſtem gebaut werden ſoll: ſo müſſen die zuerſt feſtgeſetzten Principien mit allen folgenden Sätzen genau übereinſtimmen. Und nun ſcheint es mir, daß in dem Kantiſchen Syſteme die erſten Principien ſich nicht mit einigen ſpäter hinzukommenden Sätzen, durch welche die Strenge von jenen gemildert werden ſoll, vereinigen laſſen.

Die erſten Principien verlangen durchaus, daß nichts, als das Anſehen des Vernunftgeſetzes, den Willen zur Beobachtung der Pflicht bewege. Sie erklären die Tugend nicht nur für verunreiniget, ſondern für vernichtet, wenn ſich, in die Bewegungsgründe zu derſelben, eine Begierde nach den Gegenſtänden, wonach ſie trachtet, und wäre dieß auch das Wohl der Welt, mit einmiſcht. Am allerentfernteſten aber von der Sittlichkeit iſt, nach jenen Principien, die Klugheit, welche den Schein derſelben annimmt, und nur die Glückſeligkeit, — d. h. ein unbeſtimmbares Gemiſch angenehmer Gefühle, durch eine regelmäßige und unbeſcholtne Aufführung ſucht.

In dieſen Principien liegen nun zweyerley Vorausſetzungen: einmahl, daß die bloße Idee, daß eine Handlung mit dem Vernunftgeſetze übereinſtimmend ſey, auch hinreiche, den Menſchen zur Vollbringung dieſer Handlung zu bewegen; und daß, zweytens, die durch nichts anderes unterſtützte Kraft jener Idee dieſe Handlung hervorgebracht haben müſſe, wenn ſie ſittlich gut ſeyn ſolle. Wenn nun auf dieſe Weiſe die Tugend gleichſam zu Stande gebracht worden iſt: was ſind noch neue Zuſätze zu der Moral nöthig? Wenn der Menſch auf dem Wege der Sittlichkeit ſchon mit vollem Eifer, und gänzlich befriedigt, einhergeht: was kann den Moraliſten bewegen, noch hintendrein neue Antriebe zur Tugend in Gefühlen zu ſuchen? Oder was kann den Tugendhaften ſelbſt veranlaſſen, doch noch an Glückſeligkeit, welche er bisher verſchmäht hat, zu denken, und ſie als eine Folge ſeiner pflichtmäßigen Aufführung zu erwarten?

Und doch geſchieht beydes im Kantiſchen Syſteme. Das moraliſche Gefühl erſcheint hintendrein, da das, was durch daſſelbe bewirkt werden ſoll, ſchon erreicht worden iſt, und der Menſch ſich ſchon in der tugendhaften Thätigkeit befindet, wozu es als Triebfeder dienen ſoll. Und dieſes Gefühl entwickelt ſich auf eine ſonderbare Art, aus Vernunft-Ideen, da alle andern Gefühle aus Eindrücken der Sinne entſtehen.

Indeß jenes moraliſche Gefühl wird doch noch aus den Principien entwickelt. Aber woraus entwickelt ſich die noch weit fremdere Idee von Glückſeligkeit, von einer ſichern Hoffnung und ſelbſt von einem Rechte des Menſchen auf Glückſeligkeit, womit das Kantiſche Syſtem ſich ſchließt?

Und nicht nur ſoll es in der Natur des Menſchen liegen, Glückſeligkeit zu verlangen: ſondern es ſoll auch ſogar in der Natur der Sittlichkeit liegen, mit der Glückſeligkeit zuſammenzuhängen, und gleichſam die Vorläuferinn derſelben zu ſeyn. Gewiß, ein ganz unerwarteter Zuſammenhang.

Und doch iſt dieſer Satz: daß der Tugendhafte allein würdig ſey, glückſelig zu werden, von einer ſo großen Wichtigkeit in dem Kantiſchen Syſteme, daß auf ihn allein der Glaube an die beyden großen Wahrheiten von dem Daſeyn Gottes und von der Unſterblichkeit gebaut wird. Der ſittliche Menſch muß nähmlich einen Gott, Weltſchöpfer und Weltregierer annehmen, weil nur durch deſſen willkürliche Veranſtaltungen der Tugendhafte glückſelig werden kann. Und er muß ein ewiges Leben nach dem Tode annehmen, weil in unſerm gegenwärtigen Leben keine ſolche Veranſtaltungen Gottes vorhanden ſind.

2.

Beurtheilung der Formeln, in welche die Grundſätze des Kantiſchen Moral-Syſtems von deſſen Urheber zuſammengefaßt worden ſind, oder der kategoriſchen Imperative.

Ihrer ſind zwey: und beyde ſind ſchon dem Leſer bekannt. Von dem zweyten, nach welchem *jeder Menſch, als Zweck an ſich*, muß betrachtet werden, ſage ich nichts mehr; da ich über dieſen Punct alles erſchöpft zu haben glaube. Uiber den erſten, daß, bey einer ſittlich guten Handlung, die Maxime, nach welcher ſie geſchieht, fähig ſeyn müſſe, ein allgemeines Geſetz zu werden, erlaube mir der Leſer noch folgende drey Anmerkungen.

1) Wenn ich davon abſehe, daß die Uibereinſtimmung der Vernunft in allen Menſchen, oder ſogar bey allen vernünftigen Weſen, in Abſicht ihrer *Form*, und alſo in Abſicht deſſen, was jede gebiethen muß, in dem Kantiſchen Syſteme nicht bewieſen iſt: ſo erkenne ich es allerdings als einen

hoben, und weite Ausſichten eröffnenden Grundſatz: daß, wenn der Menſch ſich ſittliche Regeln ſeiner Handlungen vorſchreiben will, er ſich mit ſeinen Gedanken, über ſich ſelbſt, über ſeinen gegenwärtigen, beſonders ſeinen körperlichen Zuſtand und ſeine äußere Lage hinwegſetzen, und die ganze Welt, das Menſchengeſchlecht, und ſich als ein nur kleines Glied derſelben, gleichſam aus der Höhe, betrachten müſſe. Dieß allein wird ihn zwar nicht in den Stand ſetzen, zu erkennen was recht ſey, wenn es ihm überhaupt an Einſichten fehlt: aber es wird ihn doch von der Parteylichkeit befreyen, mit welcher die Stärke der gegenwärtigen Eindrücke, das Urtheil des Menſchen, in Abſicht ſeiner Pflicht irre führt, wenn er mit ſeinen Gedanken bloß bey ſich ſelbſt und ſeiner individuellen Lage ſtehen bleibt. Adam Smith will, wie ich ſchon oben erwähnte, eben das ſagen, wenn er die Sympathie anderer Menſchen, oder das Urtheil des ruhigen und nicht in gleichem Falle ſich befindenden Zuſchauers für den Maßſtab erklärt, wornach wir ſelbſt unſere Gefühle zu mäßigen und unſer Betragen einzurichten haben.

2) Es giebt kein vortrefflicheres Mittel, den Menſchen, welcher, durch Vorurtheil verführt, Unrecht thut und recht zu handeln glaubt, aus ſeinem Irrthume zu bringen, als wenn man bey ihm den

Gedanken lebhaft macht: was würde aus der ganzen Welt, und was würde aus dir werden, wenn jedermann ſo handelte, wie du in dieſem Augenblicke handeln willſt? Freylich kann dieſe Frage nicht anders beantwortet werden, als, indem man ſich weiter fragt: was erhält und was zerſtört die menſchliche Geſellſchaft? wodurch wird die Wohlfahrt der Menſchen, im Allgemeinen und im Beſondern, befördert, oder vernichtet? Und dieſe zweyte Frage ſetzt augenſcheinlich voraus, daß, ſeine und Anderer Glückſeligkeit zu befördern, oder doch nicht zu ſtören, der Endzweck des Tugendhaften bey ſittlich guten Handlungen ſey.

3) Aber wenn jener Grundſatz als ein ganz allgemeines Princip, woraus alle Pflichten in den beſondern Fällen herzuleiten ſind, angeſehen werden ſoll: ſo ſcheint er mir oft etwas Unmögliches zu befehlen, und immer den Forſcher gewiſſer Maßen im Kreiſe herumzuführen.

Die Frage nähmlich, welche der nach Gerechtigkeit durſtende Menſch ſich ſelbſt zur Beantwortung vorlegt, iſt die: was ſoll ich, nach meiner individuellen Beſchaffenheit, in dieſem gegenwärtigen Falle thun? Und der Moraliſt antwortet ihm: du ſollſt dasjenige thun, was du allen vernünftigen Weſen, die ſich mit dir in gleichen Umſtänden befinden, als Geſetz vorſchreiben könnteſt.

Aber iſt dieſe letztere Frage nicht, in vielen Fällen, weit ſchwerer zu beantworten, als die erſtere? Wie ſchwer iſt es nicht, nur einem ganzen Volke Geſetze zu geben! und wie viele ſcheitern in dem Verſuche dazu, denen es ſehr wohl gelingt, ihre eigne Aufführung vernünftig anzuordnen! Und hier ſoll jeder ſittlich ſeyn wollende Menſch ſich zum Geſetzgeber für das ganze menſchliche Geſchlecht und für alle vernünftige Weſen erheben.

Iſt nicht gerade der entgegengeſetzte Gang der Unterſuchung der natürliche und dem Geiſte des Menſchen angemeſſenſte? Finden wir nicht immer das Allgemeine erſt aus dem Beſondern? Und wie können wir anders, in Abſicht einer Menge, erkennen, was ihr nützlich, oder für ſie zweckmäßig, — kurz vernünftig ſey, als indem wir dieſe Menge theilen, und erſtlich in Anſehung einzelner Perſonen, dann von ganzen Parteyen, und endlich von dem vereinigten Ganzen dieſe Frage beantworten: wobey wir immer die Unterſuchung von uns ſelbſt anfangen müſſen.

Um zu erkennen, was in einem einzelnen Falle unſere Pflicht ſey: ſcheint es keinen kürzern und ſicherern Weg zu geben, als die Lage unſerer eignen Sachen und die beſondern Verhältniſſe, in denen wir uns befinden, genau zu unterſuchen: und die beyden Hauptfragen, auf welche es bey der Beſtimmung, ob eine Handlung ſittlich gut oder böſe ſey, ankommt, — die eine, ob die Handlung ſchicklich, in ſich zuſammenhängend und der Würde des Menſchen gemäß, d. h. rein vernünftig ſey, — die andere, ob ſie wohlthätig, oder wenigſtens unſchädlich ſey, werden ſich ſehr leicht beantworten laſſen, ohne daß wir dabey auf Pflichten anderer Menſchen Rückſicht nehmen dürften. Um aber uns zur Erfüllung einer ſchon erkannten Pflicht, welcher aber Leidenſchaften entgegenſtehen, aufzumuntern: dazu kann uns die Anwendung jenes Grundſatzes ſehr nützlich werden, indem er unſere Gedanken von unſerer individuellen Lage, aus welcher die Leidenſchaften entſprangen, abzieht, und ſie auf die allgemeine Einrichtung der Welt, und die Verhältniſſe der Menſchen gegen einander überhaupt richtet, und eine ruhigere und unparteyiſchere Beurtheilung unſerer eigenen Umſtände vorbereitet. Auch ſcheint jene Regel noch weit brauchbarer bey den Unterlaſſungs- als bey den thätigen Pflichten. Was ich unterlaſſen ſoll, wird mir oft dunkel, wenn ich bloß meinen engen Wirkungskreis anſehe, weil ich in denſelben durch eine unerlaubte Handlung oft nur wenig ſchade: aber es leuchtet mir ſogleich ein, wenn ich den unermeßlichen Schaden erwäge, welcher daraus entſtehen würde, wenn es jedermann erlaubt wäre, das zu thun, was ich jezt zu unterlaſſen die Pflicht habe. Hingegen, was ich thun ſoll: dieß lehrt mich gemeiniglich die Betrachtung meiner beſondern Umſtände und Verhältniſſe ſehr genau, und es würde mir ſchwer und ſelbſt unmöglich werden, es aus den allgemeinen Verhältniſſen der Menſchen unter einander zu ſchließen.

Abhandlung
über die
Verbindung der Moral
mit der
Politik,
oder
einige Betrachtungen
über die Frage:
in wiefern es möglich ſey, die Moral des Privatlebens
bey der Regierung der Staaten zu
beobachten.

Von

Chriſtian Garve.

Breßlau 1801.

Abhandlung

über die

erbindung der Moral mit der Politik,

oder

einige Betrachtungen

ber die Frage: „in wiefern iſt es möglich die
oral des Privatlebens bey der Regierung der
Staaten zu beobachten?“

Eine genugthuende Antwort dieſer Frage iſt über meinem Horizont. Je mehr ich mich mit derſelben beſchäftige: deſto mehr Schwierigkeiten ſehe ich von allen Seiten. Auf der einen iſt es Pflicht des Philoſophen, der Gerechtigkeit und der ſtrengen Tugend wenigſtens in der Theorie nichts zu vergeben, da die Leidenſchaften der Menſchen ſich ohne das ſo leicht erlauben, in der Ausübung Ausnahmen davon zu machen. Auf der andern iſt es Vorſchrift ſeiner Vernunft, nichts Unmögliches zu fordern, weil ſonſt auch ſeine der Anwendung fähigſten Lehren, von den Perſonen, welche den Geſchäften vorſtehen, verachtet werden. In welchem Puncte ſich dieſe beyden Sachen vereinigen laſſen, iſt mir bisher noch nicht klar geworden. Zieht man die Erfahrungen aller Zeitalter, und die Beyſpiele ſelbſt der beſten Fürſten zu Rathe: ſo ſollte man glauben, daß es unmöglich ſey, auf dem Throne und an der Spitze der Staaten, von den ſtrengen Regeln die der Aufführung des Privatmanns im Verkehr mit ſeines Gleichen vorgeſchrieben ſind, nicht abzuweichen. Wenn man auf der andern Seite die Nützlichkeit und innere Vortrefflichkeit dieſer Regeln bedenkt; wenn man ſieht, daß, ſobald dieſelben nicht auch im öffentlichen Leben für unverletzlich gehalten werden, ſich gar keine beſtimmte Schranken mehr ſetzen laſſen, um der Willkür und den Leidenſchaften der Regenten Einhalt zu thun: ſo iſt man geneigt, den Urtheilen der Welt und den Erfahrungen, welche die Geſchichte von den Folgen der Dinge darbeut, zu trotzen, und jede Staatshandlung für ein Verbrechen zu erklären, die nicht auch im Verhältniſſe eines Bürgers gegen den andern erlaubt wäre.

So viel ſehe ich deutlich ein, daß der einzige Weg jene Frage zu unterſuchen, dieſer iſt: ſich zuerſt die Unterſchiede deutlich zu machen, die ſich zwiſchen der Lage der Regenten und Privat-Perſonen finden.

Dieſe Unterſchiede ſind doppelt. — 1. Der Souverain eines Staates iſt gegen den Souverain eines andern Staates in dem Stande der Natur, wo jeder nur ſich ſelbſt zu ſeinem Beſchützer hat, und beyde, wenn ſie in Streit gerathen, nur ſich ſelbſt zu ihren Richtern haben. Der Privatmann hingegen ſteht mit einem andern in einer ſolchen Verbindung, vermöge welcher ihnen vor Beleidigungen ein höherer Schutz gewähret, und ihnen zu ihren Streitigkeiten ein Richter angewieſen wird.

2. Der Souverain hat für die Erhaltung und das Wohl einer ganzen Geſellſchaft zu ſorgen, die ihm anvertrauet iſt: er iſt Depoſitarius einer fremden Macht, ein Geſchäftsträger eines anſehnlichen Corporis. — Der Privatmann hat nur für das Wohl ſeiner ſelbſt und der Seinigen, — eines einzigen, oder weniger Menſchen, zu ſorgen.

I.

Zu Folge des erſten Unterſchiedes alſo wird es, um die Pflichten eines Staats und eines Souverains gegen den andern auszufinden, nützlich ſeyn, überhaupt zu unterſuchen, welche Pflichten unabhängige Menſchen im Naturſtande gegen einander zu beobachten haben.

Dieſe Materie vom Naturſtande iſt ſchon oft aus verſchiedenen Geſichtspuncten unterſucht worden. Man zweifelt, und mit Recht, ob derſelbe je unter einzelnen Menſchen Statt gefunden habe. Aber wenn er auch nie vorhanden geweſen iſt, ſo iſt deßwegen doch die hypothetiſche Unterſuchung, was bey Vorausſetzung völliger Unabhängigkeit Menſchen einander leiſten können und ſollen, nicht unnütz, wenn doch die wirklichen Zuſtände der Menſchen ſich jener Independenz bald mehr, bald weniger nähern.

Freylich macht es eine Schwierigkeit mehr, daß wir hierbey nicht die Erfahrung zu Rathe ziehen können. Nehmen wir, wie es faſt geſchehn muß, die Beyſpiele aus den Handlungen moraliſcher Perſonen, (mit welchem Nahmen wir die Staaten belegen, weil die Vielen, aus welchen ſie beſtehn, wegen ihrer Verbindung als eine einzige Perſon handeln,) ſo ſind wir, beſonders bey unſrer Unterſuchung, in Gefahr einen Cirkel zu machen, und, indem wir zuerſt das Weſentliche des Standes der Natur aus den Beyſpielen vielleicht ſchon verdorbner und ungerecht handelnder Staaten abſtrahiren, alsdann nach jenen Begriffen hinwiederum dieſe Verderbniſſe, und dieſe Ungerechtigkeiten zu entſchuldigen.

Selbſt die Staaten ſind ſelten in jener völligen Verbindungsloſigkeit, die das Eigenthümliche des Naturſtandes ausmacht. Es entſtehen aus der Nachbarſchaft, aus dem Verkehr der Nationen, ſelbſt aus ihren Kriegen, und den Friedensſchlüſſen, mit welchen ſie ſich endigen, nach und nach allerhand Bande unter ihnen, die, indem ſie ihr Verhältniß, dem Zuſtande der Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft näher bringen, auch eine größre Uibereinſtimmung in den Pflichten der Fürſten und der Privatleute bewirken. Ein Staat der vermittelſt der ihm geleiſteten Garantinen auf einen mächtigen Schutz zu rechnen hat, iſt nicht mehr n der Lage, als einer der lediglich auf ſeine eigne Stärke ſeine Sicherheit bauen muß.

Doch ſelbſt um den Einfluß dieſer Verbindungen, deren es viele Stufen gibt, auf Pflichten oder Gewohnheiten der Staaten deutlicher einzuſehen, kann man nicht umhin, ſich einen Zuſtand, der vorher ging, zu denken, wo noch gar keine Verbindung Statt fand.

In dieſem Zuſtande nun finde ich drey Eigenthümlichkeiten.

Erſtlich, jeder muß nicht nur für ſeine Sicherheit ſelbſt ſorgen, ſondern jeder iſt auch allein Richter darüber, was zu ſeiner Sicherheit gehört.

Zweytens, die Gewiſſens- und die Zwangspflichten ſind in Abſicht des wirkſamen Grundes ihrer Verbindlichkeit, nicht unterſchieden: oder mit andern Worten, der unabhängige Menſch hat keine andre Bewegungsgründe gerecht zu handeln, als die er auch hat, wohlthätig zu ſeyn.

Drittens, das Eigenthumsrecht wird nicht durch ſo deutliche und ſo unverletzliche Regeln beſtimmt.

Was den erſten Punct, die Sorge für die Sicherheit betrifft: ſo iſt dieſelbe im bürgerlichen Leben und im Naturſtande vornehmlich darin verſchieden, daß man in dem erſtern keine Gefahr von andern Menſchen befürchtet, als bis ſie da iſt, und alsdann entweder, wenn keine Obrigkeit Hülfe leiſten kann, ſich ſeiner Haut wehrt, oder wenn Zeit dazu iſt, bey der Obrigkeit Schutz ſucht. Im Naturſtande hingegen muß man die Gefahren dieſer Art, (ich meyne die, welche von den Gewaltthätigkeiten der Menſchen herkommen,) vorausſehen und ihnen vorbeugen, oder man iſt verloren.

Dieſe Anſtalten gegen künftige vermuthliche Angriffe ſind es, welche den Ungerechtigkeiten des unabhängigen Menſchen den meiſten Spielraum laſſen, und den Moraliſten welcher Grenzen ſetzen will, am meiſten verlegen machen.

In Abſicht derſelben müſſen augenſcheinlich zwey Betrachtungen vorhergehn, wenn das Verfahren gerecht ſeyn ſoll. Erſtlich: „wie wahrſcheinlich ſtehen dieſe Gefahren uns bevor?“ Wenn die Vorausſehung derſelben nicht richtig iſt: ſo ſind auch die Maaßregeln falſch, die deßhalb genommen werden. In dem ungegründeten Mißtrauen liegt der erſte Grund zu Ungerechtigkeiten.

Zweytens, „wie weit dürfen die Anſtalten dagegen getrieben werden?“ Die allgemeine Regel iſt: beleidige niemanden zuerſt. Aber es gibt augenſcheinlich Fälle, wo alle Vertheidigung umſonſt iſt, wenn der Angriff abgewartet wird.

Mehrere können ſich gegen einen verbünden. Ihren vereinigten Kräften zu widerſtehen, iſt dieſem Einen unmöglich: aber er kann ihr Bündniß trennen, wenn er einen derſelben zuerſt angreift und überwindet.

In dem Falle der Nothwehr iſt jedem Menſchen, auch im bürgerlichen Zuſtande, erlaubt, für die Erhaltung ſeines Lebens ſelbſt das Leben andrer aufzuopfern: — noch weit eher ſich des Eigenthums andrer zu bemächtigen. Dieſer Fall der Nothwehr erſtreckt ſich im Naturſtande viel weiter, weil er da nicht bloß bey Thätlichkeiten, ſondern auch bey Anſtalten und Verbündungen andrer zu unſerm Untergange eintritt.

Klar iſt es, wenn die Umſtände genau ſo ſind, wie ich ſie angegeben habe; — wenn ein Angriff uns gewiß bevorſteht; wenn er gewiß alsdann, wann er zur Ausführung kömmt, unüberwindlich für uns iſt; wenn er gewiß dadurch zu Schanden wird, wenn wir einen unſrer Feinde zuerſt angreifen: ſo iſt dieſer Angriff im Naturſtande erlaubt.

Aber dann wird er ungerecht, wenn alle dieſe Veranlaſſungen falſch ſind: er wird zweydeutig, wenn die Wahrheit derſelben nicht ausgemacht iſt.

Alles kömmt alſo bey der Beſtimmung, ob der frühere Angriff eines uns bloß drohenden Gegners, oder eines uns gefährlichen Rivals, gerecht oder ungerecht ſey, darauf an, wie richtig die Geſinnungen und die Stärke der Feinde, und wie richtig unſre eigne Hülfsmittel von uns beurtheilt worden ſind. Was durch die Noth allein gerechtfertigt würde, wird erlaubt, wenn man ſich eine Noth erdichtet, oder fälſchlich eine größre eingebildet hat, als vorhanden war.

Aber wen hat der Menſch im Naturſtande, oder jedes unabhängige Corpus, wen haben ſie zum Nothgeber, wen zum Richter über alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten als ſich ſelbſt?

Dieſe Regel alſo, welche dem unabhängigen Menſchen, ſo wie den Unterthanen in einem Staat vorſchreibt, „Du ſollſt niemanden zuerſt beleidigen; du ſollſt dich keines fremden Eigenthums bemächtigen," kann bey dem erſten lange ſo wirkſam nicht ſeyn, als bey dem andern, ihn von Ungerechtigkeiten abzuhalten: weil bey jenem augenſcheinlich weit mehrere Ausnahmen davon Statt finden, und es in ſeiner Lage ihm allein überlaſſen bleibt zu beurtheilen, ob der Fall der Ausnahme vorhanden ſey. Was für den Bürger Nothwehr heißt, iſt nach der bloßen Beurtheilung der geſunden Vernunft enger eingeſchränkt, als das, was eben dieſen Nahmen unter Unabhängigen und Schutzloſen verdient. Aber es iſt auch nicht einmahl der Einſicht des Bürgers überlaſſen, dieſe Fälle der Nothwehr zu beſtimmen, ſondern ſie werden von den Geſetzen ſchon zum voraus angegeben. An die Stelle dieſer Geſetze nun kann in dem Naturſtande nichts anders treten, als der eigne Verſtand und das eigne Gewiſſen derer, welche darin leben, — ihr Scharfblick und ihr Muth, vermöge welcher ſie ſich nicht durch ſchimäriſche Gefahren leicht ſchrecken laſſen; und ihr wohlwollendes Herz, welches ſie abgeneigt macht, andern ohne die äußerſte Noth zu ſchaden. Und eben dieſe Eigenſchaften werden alſo auch nöthig ſeyn, um ſelbſt

Jener erſtern allgemeinen Regel, ihre Kraft, und einen Einfluß auf die Ausübung zu geben.

Dieß iſt die Hauptſache, die ich in meiner vorigen Abhandlung ſagen wollte, und die ich in der gegenwärtigen auszuführen ſuche. „Für Menſchen im Naturſtande, für Regenten, kömmt es nicht ſowohl auf Regeln des Rechts, als auf Bildung ihres Geiſtes und Charakters an.“ Sie ſind allerdings Geſetzen ſo gut wie wir alle unterworfen. Aber dieſe Geſetze ſind nicht auf marmorne Tafeln geſchrieben, und werden nicht durch eine Obrigkeit, die das Schwert über ihrem Haupte hält, aufrecht erhalten. Ihr eigner Verſtand muß ſie dieſelben lehren, und in ihrem Herzen müſſen ſie die Sanction davon finden. Zwar ſind die Verträge, den geſchriebenen Geſetzen, und die Gewalt, welche diejenigen auszuüben das Recht haben, denen die Vertrags-Puncte nicht gehalten worden, — iſt einer Strafe ähnlich. Aber wie ſehr iſt doch das eine von dem andern in ſeiner Natur und in ſeiner Wirkung unterſchieden!

Dieß führt mich auf den zweyten der Puncte, die ich oben als dem Naturſtande eigenthümlich angegeben habe.

Diejenigen welche geſagt haben, daß vor Errichtung einer bürgerlichen Geſellſchaft die Menſchen gar keine Pflichten gegen einander hatten, haben ohne Zweifel den Grund der bürgerlichen Pflichten ſelbſt aufgehoben. Denn wenn die Natur der Menſchen und in ihren natürlichen Verhältniſſen, keine ſolche Bewegungsgründe zu Handlungen liegen, die wir als Verbindlichkeiten anſehen können: woher ſoll dann das Verbindliche des erſten Actus kommen, durch welchen die bürgerliche Geſellſchaft errichtet worden iſt?

Wenn hingegen der Sinn jener Männer dieſer geweſen iſt, das zwiſchen Zwangsrechten, und erbethnen Rechten, zwiſchen äußern und innern Pflichten, ſich im Naturſtande bloß ein idealer Unterſchied denken laſſe; daß alſo Gerechtigkeit, in ſofern ſie von Menſchenliebe unterſchieden iſt, in beſagtem Zuſtande nicht eine eigne ganz abgeſonderte Claſſe von Pflichten ausgemacht habe, und erſt durch die bürgerliche Vereinigung zu dieſem ihrem höhern Anſehen gelangt ſey: ſo haben ſie, wie mich dünkt, die Wahrheit und Vernunft auf ihrer Seite.

Allerdings iſt auch im Naturſtande ein reeller und leicht zu faſſender Unterſchied zwiſchen Gutes thun, und Böſes unterlaſſen. Und dieß iſt eine von den Grundlagen bey der Claſſification der Gewiſſens- und Gerechtigkeitspflichten. Auch im Naturſtande ſind die Bewegungsgründe zum letztern ſtärker, dringender für denjenigen Verſtand, welcher die Wahrheit und die Natur ſeiner ſelbſt und anderer einſieht, als die Bewegungsgründe zum erſtern. Es ſind alſo auch alsdann Stufen der Verbindlichkeit denkbar: eine vollkommnere und die wenigere Ausnahme leidet, dazu, andrer Zuſtand nicht zu verſchlimmern, alſo niemanden ungereizt zu beleidigen; eine geringere und die mehr von den Umſtänden abhängt, dazu, den Zuſtand andrer nach Möglichkeit glücklicher zu machen.

Aber dieß iſt noch nicht genug um Zwangs- von Gewiſſenspflichten, ſo wie ſie jetzt im Verhältniſſe ſtehen, abzuſondern.

Es frägt ſich: wodurch kann der Naturmenſch abgehalten werden, ſeinen Nächſten nicht zu ſchaden? Ich ſage eben dadurch, wodurch er angetrieben wird, ihm, wenn er kann, zu nutzen; — durch Wohlwollen.

Zwar ſcheint zu dem erſten hinlänglich, daß man nur den andern nicht haſſe. Aber dieſer Zuſtand der Gleichgiltigkeit wird ſogleich geſtört, als die Vortheile entgegen geſetzt ſind. Außer dieſem Falle würde freylich der roheſte Naturmenſch eben ſo wenig jemanden Schaden thun, als ein Schlafender. Aber eben von dieſem Falle iſt allein die Rede. Was kann alſo dem Reitze des eignen Vortheils, wenn derſelbe durch Beeinträchtigung eines andern befördert wird, entgegen wirken, wenn es nicht eine der Liebe ähnliche Geſinnung iſt, welche macht, daß man fremdes Leiden für ein eignes Übel hält?

Nach unſerm jetzigen Syſtem des Naturrechts, iſt noch eine andre und zwar ſtärkere Triebfeder, den Menſchen auch ohne gutes Herz vom Beleidigen andrer abzuhalten, vorhanden: ſo liegt in dem

Zwangsrechte welches der Beleidigte hat, den Angreifer zu ſeiner Schuldigkeit mit Gewalt zurückzuführen. Dieſen Bewegungsgrund hat niemand zum Wohlthun: denn niemand hat das Recht Wohlthaten mit Gewalt zu erpreſſen.

Hier komme ich auf den eigentlichen Punct, wohin ich wollte.

Gerechtigkeitspflichten ſind Zwangspflichten, und wenn ſie in der Ausübung von Gewiſſenspflichten unterſchieden ſeyn ſollen: ſo muß der, welcher ſie zu fordern hat, im Falle ſie ihm verſagt werden, das Zwangsrecht anwenden können.

Aber kann er das im Naturſtande? — Es wäre ein Wortſpiel dieß zu behaupten. Er hat das Recht des Widerſtandes. Ich kann ſeinem Widerſtande widerſtehn. — Er hat das Recht des Krieges. Aber heißt bekriegen ſo viel als zwingen? Iſt die höhere Gewalt immer auf der Seite des Beleidigten? Wo dieſer alſo einzeln iſt wie der Beleidiger; — wenn für den erſtern nicht Helfer bereit ſind, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen: wird nicht alsdann die Verbindlichkeit gerecht zu ſeyn, in ſofern ſie von dem Zwangsrecht der Gegenpartey abhängt, dem zufälligen Ausgange eines Wettſtreits, oder der Stärke der Sehnen und Muskeln überlaſſen?

Und da gemeiniglich Bewußtſeyn überlegner Stärke ungerecht macht: wird nicht der Streit zwiſchen dem Beleidiger und Beleidigten am öfterſten ungleich ſeyn, und dieſer, indem er ſein Zwangsrecht ausüben will, nur ſeinem Feinde Gelegenheit geben, ihn vollends zu Grunde zu richten?

Daß alſo der eine Menſch den andern im eigentlichen Verſtande zwingen kann, ihm nicht zu ſchaden, d. h. gerecht gegen ihm zu ſeyn; — mit andern Worten, daß der Beleidigte eine überlegene Macht über den Beleidiger in Händen hat: dieß kömmt erſt von der bürgerlichen Vereinigung her, und war in der That der vornehmſte Zweck derſelben. Hier iſt die ganze Macht des Staats auf Seiten deſſen, der Unrecht leidet: Der, welcher Unrecht thut, ſteht einzeln. Nun hat es einen wahren Sinn, wenn man mir ſagt, daß ich als Gläubiger das Recht habe meinen Schuldner zu zwingen, mir das Meinige wiederzugeben. Das heißt, ich kann den Richter, und die ihm zu Gebothe ſtehenden Bewaffneten aufbiethen, ihm eine ſo groſe Gewalt anzuthun, der er nicht widerſtehen kann, — eine Gewalt die hinlänglich iſt, ihn zur Erfüllung ſeiner Schuldigkeiten zu bewegen. — Ganz von andrer Art iſt die Gewalt die ich einem andern anthue, indem ich mich einer gleichen Gewalt deſſelben ausſetze. Dieß iſt kein Zwang im eigentlichen Verſtande, und kann nicht die Wirkung davon haben.

Ich komme alſo wieder auf meinen Satz zurück. Im Naturſtande hat der Menſch keine andre Bewegungsgründe die Gerechtigkeitspflichten, — als die er hat, die Gewiſſenspflichten zu erfüllen:

Wenigſtens iſt kein beſonderer Bewegungsgrund beſtändig und nothwendig, mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der erſtern verbunden. Furcht, wenn dieſe an die Stelle der Liebe und der Großmuth treten ſoll, kann nur bey gewiſſen Perſonen, und unter beſtimmten Umſtänden Wirkung thun: nähmlich alsdann, wenn der, welcher oden Beleidigungen andrer ausgeſetzt iſt, ſtärker iſt der mehrere Freunde hat, als der welcher ihn zu beleidigen in Verſuchung geräth. Die ſogenannten vollkommnen Rechte müſſen im Naturſtande noch durch die zufällige Uiberlegenheit des Menſchen, welchem ſie zukommen, unterſtützt werden. Und, dieſe Uiberlegenheit vorausgeſetzt: — ſo wird der andre dadurch zur Unterlaſſung von Ungerechtigkeiten nicht ſtärker, als zu Erweiſung von Gefälligkeiten angetrieben werden. Dem Uibermächtigen eine Wohlthat abzuſchlagen iſt eben ſo gefährlich, als ihm ein Recht zu verweigern.

So würde es, dünkt mich, unter Menſchen im Naturſtande ausgeſehn haben: ſo iſt es noch jetzt unter Regenten unabhängiger Staaten beſchaffen. Kein Mittel den Ungerechten zu zwingen iſt hier vorhanden, als mit ihm Krieg zu führen. Aber dieſes Mittel iſt nur in den Händen des Stärkern von gewiſſem Erfolge. Um dieſer Urſache willen ſehen wir auch, daß jeder Souveran ſich wenn er kann, dieſes Schutzes vor der Ungerechtigkeit andrer, — ſeiner eignen Uibermacht, zu verſichern

ſucht.

ſucht. Jeder iſt auf Schwächung ſeiner Rivalen bedacht, um, wie er andern vorſpiegelt, oder vielleicht ſich ſelbſt überredet, in der Zukunft, die bloße Furcht welche er einflößt zur Schutzwehr ſeiner Rechte und der Rechte ſeines Volks zu haben, ohne erſt das Schwert ziehn zu dürfen. So werden oft auf der Stelle Ungerechtigkeiten begangen, um in der Folge das Recht beſſer vertheidigen zu können.

Beym Privatmanne hängt Ehrlichkeit gemeinhin von ganz andern Principien ab, als auf welche ſeine Tugend und ſein wohlthätiges Beſtreben zum Beſten anderer ſich gründet. Jene kann ohne dieſe beſtehn: daher iſt es auch, wie Leſſing ſagt, für den gemeinen Bürger ſo verzweifelt wenig, wenn er nichts mehr als ehrlich iſt. Ganz anders bey den Unabhängigen. Bey ihnen iſt Beobachtung des Rechts die höchſte und verehrungswürdigſte Tugend: denn ſie iſt nur bey einer großen Einſicht, einem ausgebreiteten Wohlwollen, und einem feſten Muthe möglich.

Bey dem Privatmanne kann Furcht vor der Strafe oder mit andern Worten, die Furcht vor der Gewalt des ganzen Staats die dem Beleidigten beyſteht, von Ungerechtigkeiten abhalten. Bey dem Unabhängigen hingegen iſt dieſe Furcht entweder eine unwirkſame, oder eine verkehrt wirkende Triebfeder. Sie iſt eine unwirkſame, wenn der Unabhängige ſich für mächtig genug hält, den Krieg der aus ſeinen Ungerechtigkeiten entſtehen möchte, (das einzige Uibel welches er zu befürchten hat,) auszuhalten, und in demſelben Sieger zu bleiben. Furcht iſt ſelbſt ein zu Ungerechtigkeiten verleitendes Principium bey demjenigen Souverain, der ſich zu ſchwach fühlt, um im Streite mit andern nicht unterzuliegen, und ſich daher nicht eher für ſicher hält, bis er auf irgend eine Art zur Gleichheit mit ſeinem Nebenbuhler, oder zur Uibermacht gelangt iſt.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Naturſtandes iſt, daß das Eigenthum in demſelben weder durch ſo kenntliche und deutliche Zeichen zu beſtimmen, noch durch andre Mittel, als die beſtändige Wachſamkeit und die Gewalt des Eigenthümers zu befeſtigen möglich iſt: wodurch die ganze Einrichtung etwas von ihrer Natur und von ihrem Nutzen verliert.

Ich will die gewöhnlichen Grundſätze von den erſten rechtmäßigen Erwerbungsarten als ungezweifelt annehmen: ich will es als ausgemacht anſehen, daß ein Actus, durch welchen jemand hinlänglich deutlich erklärt, daß er eine vorher niemanden zuſtändige Sache ſich zueignen wolle, alle andre von dem Gebrauche derſelben ausſchließe; daß beſonders die auf die Vervollkommnung oder Benutzung einer Sache gewandte Arbeit ein ſolcher Actus ſey. — Aber deßwegen bleibt es noch immer richtig, daß vor aller Verbindung unter den Menſchen, dieſe Zeichen, woran der eine ſein Eigenthum erkannt wiſſen will, den übrigen zweydeutig bleiben werden. Und mit der verminderten Deutlichkeit und Gewißheit, ob etwas ein Eigenthum ſey, vermindert ſich auch die Achtung für daſſelbe, ſelbſt bey Perſonen die alle Rechte deſſelben anerkennen.

Alle andere Zeichen, wodurch man ſeine Anſprüche an eine Sache anzeigen will, außer wenn ein Menſch dieſelbe in ſeiner Hand hält, oder ſie mit ſeinem Munde verzehret, verlangen eine Auslegung. Und dieſe zu geben, ſie zu empfangen, dazu gehöret Mittheilung durch Hülfe der Rede oder irgend einer Art von Sprache, bey welcher aber die Perſonen, die einander verſtändigen wollen, ſich ſehen, mit einander umgehen, alſo ſchon in gewiſſer Verbindung ſeyn müſſen.

Selbſt die auf eine Sache gewandte Arbeit iſt nicht ein ohne alle Convention und vor allem Verkehr verſtändliches Kennzeichen des Eigenthümlichen. Wenn der eine Menſch keinen Begriff von den Arbeiten hat, die ſich auf eine Sache wenden laſſen, wie will er es ihr anſehen, ob ſie von der Natur oder durch den Fleiß eines ſeines Gleichen in den Zuſtand gebracht worden iſt, in welchem er dieſelbe ſieht?

Ein Volk, welches nie vom Ackerbau etwas gehört hätte, würde an einem gepflügten Acker, oder an einem reifen Kornfelde nicht unmittelbar die Hand der Menſchen erkennen. Bringt nicht zuweilen das Spiel des Zufalls auch etwas Regelmäßiges in der Geſtalt der Erdfläche hervor? Und kann nicht die

Natur eine Menge gleichartiger Gräſer auf einem Flecke zuſammen gehäuft haben?

Zäune, Gehege, und alle bloße ſymboliſche Mittel ſein Eigenthum vor Dingen, die allen gemein ſind, auszuzeichnen, ſind noch weit weniger ohne vorläufige Kenntniß ihrer Beſtimmung und der damit zuſammenhängenden Ideen ihrer Urheber, verſtändlich.

Eins von beyden gehört nothwendig dazu, wenn ein Menſch den andern, ein Volk das andre, in Abſicht dieſer Erklärung ſeines Willens, verſtehen, und ſogleich bey dem Anblicke jener Kennzeichen des Eigenthums, die Rechte desſelben anerkennen ſoll: — Umgang oder Aehnlichkeit. Ich will ſoviel ſagen, entweder müſſen die Menſchen darüber einander ihre Gedanken mitgetheilt, ſich einander von dem rohen Zuſtand der Dinge, den durch Arbeit darin vorgegangnen Veränderungen, und deren Abſicht unterrichtet haben, und überein gekommen ſeyn, daß ſie die Gegenſtände immer auf dieſe Weiſe beurtheilen wollen. Oder ſie müſſen in ihren Lebensarten, in ihren Bedürfniſſen, den Mitteln dieſe zu befriedigen, den Arbeiten die ſie zu dem Ende vornehmen, den Künſten die ſie darauf wenden, einander gleichkommen. Nur alsdann weiß ein Menſch die Handlungen eines andern Menſchen, die er nie geſehen hat, aus den Wirkungen derſelben zu errathen; nur alsdann iſt er im Stande auf die Abſichten aus den angewandten Mitteln zu ſchließen.

Beydes aber, Umgang und Gleichförmigkeit der Lebensart, macht ſchon eine Verbindung unter den Menſchen, oder ſetzt ſie voraus.

Aber die Anerkennung des Eigenthums iſt nicht die einzige Schwierigkeit im Naturſtand: es iſt noch eine größre, Reſpekt für dasſelbe einzuflößen, ohne unmittelbare Gewalt zu brauchen.

Das Eigenthum iſt eigentlich keine Beziehung, welche die Sache auf mich hat; ſondern es iſt eine Beziehung welche Perſonen gegen mich haben. Denn wie kann ich eine lebloſe Sache, — noch mehr, wie kann ich eine unbewegliche, z. B. ein Stück Land, dauerhaft mit mir verknüpfen? Alle Verhältniſſe, welche ein lebloſes Ding mit mir verbinden, beſtehen entweder darin, daß dasſelbe auf mich wirkt, und durch ſeine Wirkung eines meiner Bedürfniſſe befriediget, oder darin, daß es nahe um mich, und alſo zu meinem Gebrauche immer bereit iſt. Die Nutzbarkeit und die Nähe, das ſind reelle Beziehungen einer todten Sache auf mich. Aber dieſe ſoll das Wort Eigenthum nicht ausdrücken. Es findet augenſcheinlich nur Statt wo viel Menſchen zuſammen kommen; es drückt im Grund eine Anordnung aus, wonach mehrere, welch gleiche Begierden, und eine eingeſchränkte Anzal von Objecten zu Befriedigung der Begierden haben, an dem Genuſſe dieſer Güter ſämmtlich Th haben können, ohne daß Streit und Krieg unter ihnen entſtehe.

Eigenthum, ſage ich, iſt ein moraliſches Verhältniß, zwiſchen Perſonen. Es iſt mit dem Beſitz eins und daſſelbe, wenn der Menſch allein iſt.

So lange neben mir niemand iſt, der nach den Apfel verlangt, welchen ich abbreche, und zum Munde führe: wie kann darüber die Frage ſeyn, ob er mir zugehöre? Sobald aber nur ein Zweyter hinzukömmt, der auch Aepfel verlangt, und Bedarf: ſo bald entſteht ein Streit; der nicht eher geendigt werden kann, bis wir entweder theilen, oder ausmachen, welchem von beyden der ganze Apfel zu Theile werden ſoll. — Dieß ſind die zwey Hauptarten, wie Eigenthum entſteht, Theilung oder Abtretung. In beyden bleibt immer viel Willkürliches. Denn wie wir den Apfel theilen ſollen, kann unmöglich durch natürliche innere Gründe beſtimmt werden: eben ſo ſchwer iſt es eine Urſache des Vorzugs zu finden, warum der eine mehr als der andre, den ganzen Apfel behalten ſolle.

Auf welche Weiſe nun auch dieſe Fragen entſchieden werden, ſo iſt klar, daß wenn z. B. der Grund der erſten Occupation gelten ſoll, das Recht ſeinen Urſprung habe in den moraliſchen Urſachen, welche den zweyten hinzukommenden bewegen: (und wenn er richtig und zuſammenhängend denkt, bewegen müſſen) dem erſten zu laſſen, was er früher geſehen und genommen hat.

Wenn man alſo frägt, „gibt es ein Eigenthum im Naturſtande?“ ſo heißt das: „gibt es gewiſſe Handlungen eines Menſchen in Abſicht des Dinges welches er zu ſeinem alleinigen Gebrauch beſtimmt, um deren willen, alle andre Menſchen, wenn ſie der richtigen, geſunden Vernunft folgen, bewogen werden, des Gebrauchs desſelben ſich zu enthalten?“

Es gibt deren ohne Zweifel. Aber dieſer Urſprung der Geſetze des Eigenthums zeigt auch die nothwendige Wankelhaftigkeit derſelben, ohne neue Verträge und ohne errichtete Geſellſchaft.

Denn erſtlich, um auf jenen Fall wieder zurückzukommen. Der Bewegungsgrund, welcher den zweyten abhielt, dem erſten den Apfel, welchen er in Händen hatte, zu entreiſſen, war entweder bloße Liebe zu ihm; — er wollte ihn der Labung nicht berauben, welche ihm der Genuß der Frucht verſchaffen konnte: oder es war der Gedanke, daß, wenn er dieſem den von ihm zuerſt entdeckten Apfel nähme, dieſer ihn hinwiederum mit Gewalt hindern würde, einen andern für ſich zu pflücken, und daß auf dieſe Weiſe keiner ſeinen Durſt in Ruhe ſtillen könnte; mit allgemeinen Worten, daß, für ſämmtliche künftige Fälle, wo ſie ähnliche Bedürfniſſe würden zu befriedigen haben, es für beyde am nützlichſten ſey, eine ſolche Regel vom erſten Anfange an, und ohne Ausnahme, zu beobachten. Der erſte Grund bringt nach den gewöhnlichen Eintheilungen der Syſteme nur eine Gewiſſenspflicht hervor. Der zweyte iſt eigentlich worauf ein Zwangsrecht beruht. Bey dieſem aber iſt es klar, daß vor Entſcheidung des Rechts, die Entſcheidung deſſen was allen nützlich iſt vorhergehen müſſe. Wenn aber das Eigenthumsrecht, und die Vorſchriften, nach welchen nur dieß, unter ſolchen und ſolchen Bedingungen für Eigenthum zu halten iſt, aus dem Principio des Nutzens, als einem allgemeinern und höhern hergeleitet worden: ſo wird folgen, daß im Naturſtande jeder das Recht haben wird, auf dieſes höhere Principium zurückzugehen, und zu prüfen, in wie weit er zu Beobachtung der daraus gezogenen Regeln verbunden ſey. Wer ſieht aber nicht, daß dadurch das Eigenthum diejenige Unverletzlichkeit verliert, welche ihm im bürgerlichen Leben deßwegen zukömmt, weil in dieſem die poſitiven Anordnungen der Geſetze, und die Conventionen der Geſellſchaft die höchſte Richtſchnur des Betragens der Bürger ſind.

Ich habe in meiner ältern Abhandlung geſagt: „Der Begriff des Eigenthums ſchließe ſchon in ſich, daß er von allen oder den meiſten Menſchen anerkannt werde, und daß der, welchem es gehört, von dieſer Geſinnung der übrigen im Ganzen verſichert ſey, welches beydes ohne Verkehr und Verabredung nicht möglich iſt.“ Und ich finde noch in dieſem Satze, ſo wie ich ihn damahls verſtand, Wahrheit.

Wodurch unterſcheidet ſich wohl das Recht, welches ich an einer Sache habe, von dem bloßen

Einſchließen und Verwahren der Sache, welches ein phyſiſches, kein moraliſches Hülfsmittel iſt, dieſelbe zu behalten. Wenn ich das was mir gehört, immer in meiner Hand tragen könnte; wenn ich ſo allwiſſend und ſo ſtark wäre, daß ich andre, in jedem Augenblicke, da ſie es verſuchen, das was ich zu Befriedigung meiner Bedürfniſſe aufgeſucht, oder durch Arbeit hervorgebracht habe, mir zu entwenden, bemerken und davon mit Gewalt abhalten könnte; — wenn nicht eine ſolche beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung des Meinigen mich an den übrigen zu meiner Erhaltung nöthigen Arbeiten hinderte: ſo würde die Unmöglichkeit, in welche die andern ſodann verſetzt würden, mir das Meinige zu nehmen, die Stelle des Rechts vertreten; Gewalt und Recht würden auf meiner Seite zuſammen fallen. Da ich aber ſehr viele Dinge, deren fortdauernden und ausſchließenden Gebrauch ich verlange und nöthig habe, aus meiner Hand weglegen, und ohne Obhuth gleichſam Preis geben muß; da weder meine Kraft noch meine Zeit ganz allein auf die Verwahrung des Erworbenen und die Abwehrung andrer von deſſen Gebrauch gewendet werden kann: ſo müſſen moraliſche Bewegungsgründe, welche andern die Neigung benehmen mir etwas zu entwenden, an die Stelle meiner phyſiſchen Gewalt treten, welche ihnen das Vermögen dazu benehmen ſollte. Bewegungsgründe dieſer Art, fähig auf alle verſtändige und die Folgen der Dinge überſehnde Menſchen zu wirken, ſind vorhanden. Ein ſolcher iſt die Betrachtung, daß wo mehrere Menſchen beyſammen ſind, Friede unter ihnen die erſte und nothwendigſte Bedingung iſt, unter welcher nur allein es jedem einzelnen möglich wird, an ſeinem Wohl zu arbeiten; und daß dieſer Frieden nicht anders zu erhalten ſteht, als wenn gewiſſe Theilungsregeln, der für ſie von der Natur zubereiteten Güter ausgemacht und heilig gehalten werden. Die Gewißheit nun, daß ſolche Bewegungsgründe auf andre Menſchen wirken, und ſie bewegen werden, mir das Meinige zu laſſen, iſt die moraliſche Sicherheit, um derentwillen ich mir ein Recht zuſchreibe. Recht wäre wenigſtens ein leeres unfruchtbares Wort, eine bloß ſpeculative Idee ohne Anwendung, wenn es mir nicht, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge, auch dann, wenn meine phyſiſche Kraft ruhte, eine moraliſche Sicherheit gewährte. Dazu aber muß es von der allgemeinen Meinung, oder doch der Meinung des größten Theils unterſtüzt werden. Von dieſer Meinung muß ich demnach wenigſtens wahrſcheinlich verſichert ſeyn, wenn ich, in der That und nach der Wirkung, mir ein Recht ſoll zuſchreiben können. Und wie will ich dieſe Verſicherung mit hinlänglicher Gewißheit erhalten, als durch irgend eine Art von Erklärung? Und dieſe Erklärung, iſt ſie nicht der erſte Grund des Vertrags, auf welchem die Geſellſchaft beruht?

Ermangle ich dieſes Beweiſes von der Uibereinſtimmung andrer Menſchen mit meinen Anſprüchen: ſo muß ich mich bloß darauf verlaſſen, daß ſie Verſtand genug haben werden, um einzuſehen, wie nützlich es für alle, und auf alle zukünftige Zeiten ſey, ſolche Forderungen als die meinigen ſind, gelten zu laſſen; — und daß ſie frey genug von Leidenſchaften ſeyn werden, um ihrer Vernunft Gehör zu geben. Wie geringe iſt ſchon an ſich dieſe Sicherheit! Aber ſie wird noch kleiner, wenn man folgendes bedenkt:

Geſetzt die gute Idee eines einzuführenden und zu reſpectirenden Eigenthumsrecht habe ſich in den meiſten menſchlichen Köpfen hinlänglich entwickelt. In ſofern iſt alſo unter ihnen Uibereinſtimmung ohne und vor allem Vertrage. Aber damit dieſe Idee in Ausübung komme, wird noch eine neue Bedingung erfordert. Das Inſtitut des Eigenthums iſt ein Syſtem der Theilung von den Gütern der Erde; und eine Methode, die durch dieſe Theilung gemachte Anordnung zu verewigen. Aber nach welchen Regeln ſoll getheilt werden? welches ſind die Handlungen, durch die ein Menſch eine ihm nützliche Sache ſich zu eigen machen kann? Auf welche Weiſe ſoll das erworbne Eigenthum von einem Menſchen auf den andern übergetragen werden? Durch welche Zeichen wird es allen und deutlich genug bekannt, daß jene Handlungen vorgegangen, daß dieſe Methoden befolgt worden ſind? Uiber alle Stücke muß erſt eine gleichförmige Entſcheidung von allen angenommen ſeyn, ehe eine dauerhafte Achtung gegen das Eigenthumsrecht unter ihnen Statt finden kann. Zwar gibt es vielleicht in Abſicht derſelben etwas, welches an ſich das Beſte iſt, in welchem alſo diejenigen, welche weiſe genug wären, es zu erkennen, von ſelbſt übereinkommen würden. Aber bis dahin reicht auch jetzt noch der menſchliche Verſtand nicht, am wenigſten der Verſtand des großen Haufens. Es müſſen alſo willkürliche und poſitive Einrichtungen, an die Stelle der noch unbekannten Vernunfts-Regeln, treten. Und wie kann in willkürlichen Einrichtungen Uibereinſtimmung unter mehrern herrſchen, ohne vorhergehende Verabredung?

Ich habe dieſen Punct vielleicht weitläuftiger ausgeführt, als es zu meiner gegenwärtigen Abſicht nöthig war, um einige Ausdrücke meiner vorigen Abhandlungen zu rechtfertigen.

Wende ich dieſe Betrachtungen auf Staaten und Regenten an: ſo ſehe ich, daß die Idee eines Länder-Eigenthums ebenfalls eine von ihnen vorgenommene Theilung, oder vielmehr eine Genehmigung derjenigen, welche der Zufall und frühere Begebenheiten gemacht haben, zum Grunde hat; daß dieſe Genehmigung nicht eher Statt findet, als bis die Nationen mit einander in die Verbindung treten, daß ſie ſich wechſelsweiſe von ihren Wünſchen, Bedürfniſſen, Abſichten und Anſtalten unterrichten können; daß alſo die Achtung für dieſes Eigenthum zuerſt mit Verträgen und Verabredungen, die unter ihnen auf eine oder die andre Weiſe zu Stande gebracht wurden, angefangen hat. Ich ſehe ebenfalls, daß dieſes öffentliche Eigenthum ſo gut wie das Privateigenthum, — in Abſicht der Zeichen deſſelben, in Abſicht der Erwerbsmittel, und der Uibertragungsmethoden, — durch poſitive und willkürliche Regeln habe unterſtützt werden müſſen, wenn es nicht eine bloße Speculation bleiben ſollte; daß es aber deßwegen nicht zu dem vollen Anſehn des Privateigenthums gelangt iſt, weil es nicht ganz dieſelbe Deutlichkeit und Gewißheit hat; weil es nicht das höchſte Geſetz iſt, ſondern ein dem allgemeinen Beſten ſubordinirtes Geſetz bleibt; weil die anerkannten poſitiven Vorſchriften des Völkerrechts nicht ſo vollſtändig alle Puncte entſcheiden, welche in Abſicht des Staats-Eigenthums ſtreitig werden können.

Wilde herumſchweifende Nationen haben keine beſtimmte Grenzen ihrer Wohnſitze. Ihre Kriege entſtehen mehr aus Beleidigungen, die einzelnen Gliedern der einen, von Perſonen aus der andern, widerfahren ſind, als aus Verletzung des Eigenthums.

Erſt müſſen mehrere Horden von Nomaden jagenden Wilden auf einem eingeſchränkten Gebieth zuſammenkommen, — erſt muß über die Wildbahn oder die Weideplätze Streit unter ihnen entſtanden ſeyn, ehe eine davon ſich einkommen läßt, dieſen oder jenen Flecken des Erdbodens als ein Eigenthum in Anſpruch zu nehmen.

Wenn wilde Völker unter geſittete kommen, ſo iſt ihnen anfangs nichts heilig. Nicht bloß die Unbändigkeit ihrer Leidenſchaften, ſondern auch ihre Unwiſſenheit in Abſicht des Nutzens und des Werths der Werke die ſie zerſtören, macht, daß ſie ſich über alle Schranken hinausſetzen.

Die erſten Tractaten waren Friedensſchlüſſe, und Friedensſchlüſſe zogen die erſten Grenzlinien die ein Eigenthum bezeichnen; an welches kein Volk ſo lange dachte, als niemand in Anſpruch nahm, was es gebrauchte.

Dieſes Eigenthum ward beſtimmter und deutlicher als Ackerbautreibende Völker ſich nebeneinander niederließen. Da ſie den Frieden zu ihren Beſchäftigungen mehr bedurften; da ſie nöthig hatten, immer auf demſelben Flecke des Erdbodens zu bleiben: ſo mußten ſie auf Mittel denken, jenen zu erhalten, und den Beſitz von dieſem ſich zu verſichern. Auch hier wurden Streitigkeiten die erſte Veranlaſſung die Grenzen zu beſtimmen. Die Beylegung derſelben war ein Vertrag. Und die Pflicht das Eigenthum zu reſpectiren, wurde auf die Pflicht des Worthaltens, gegründet.

Indeß, dieſe Verträge ſuchten nur immer die gegenwärtigen Urſachen der Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es entſtanden neue, über welche in den Artikeln jener Verträge keine Entſcheidung zu finden war: und neue Kriege wurden unvermeidlich, die vermöge ihres Begriffs alle Rechte des Eigenthums aufhoben.

Endigte ſich irgend einer dieſer Kriege mit dem Untergange eines der ſtreitenden Völker oder Staaten: ſo erloſch aller Begriff von Eigenthum deſſelben, und das Eigenthum des Mächtigern der ihn verſchlang, ward dadurch nicht ſichrer noch genauer beſtimmt.

Hielten ſie hingegen einander ſo weit die Wage, daß ſie beyde noch als Unabhängige mit einander Frieden machten, ſo ſetzte dieſer Friede wahrſcheinlich zu dem Codex ihres Völkerrechts ein neues Geſetz hinzu.

Nur durch einer Reihe ſolcher blutiger Proceſſe unter den Nationen, wurde endlich eine hinlängliche Anzahl von Urtheilsſprüchen und rechtlichen Entſcheidungen veranlaßt, um die friedliche Auseinanderſetzung ähnlicher Colliſionen für die Zukunft möglich zu machen. Mit jeder neuen genauern, deutlichern Beſtimmung des Eigenthums, ward auch das Recht, welches demſelben zugeſtanden wurde, ehrwürdiger.

Die Geſchichte des Eigenthums im bürgerlichen Leben iſt dieſer Schilderung ähnlich. Auch hier ſind Streitigkeiten vor den richterlichen Sentenzen, und richterliche einzelne Sentenzen vor einem vollſtändigen Geſetzbuche vorhergegangen.

Aber ein zwiefacher Unterſchied hat dieſen Fortgang der Rechte in der bürgerlichen Geſellſchaft beſchleuniget.

Erſtlich, in derſelben gibt es Geſetzgeber, die ohne beſondre Veranlaſſung, über die ſchon vorgekommenen oder noch zu erwartenden Fälle von Streitigkeiten oder von Verbrechen, zum voraus entſcheiden, und dieſen Entſcheidungen, ſelbſt wenn ſie willkürlich ſind, alle Bürger unterwerfen dürfen.

Die gegenwärtige Noth, und unmittelbares Bedürfniß iſt innerhalb eines Staats nicht das einzige, was Geſetze veranlaßt: auch die Weisheit kann dieſelbe machen, und die oberherrliche Gewalt kann dieſelbe einſchärfen.

Nationen hingegen machen ſelten unter ſich anders Anordnungen in Abſicht des Eigenthums, als nachdem ſie vorher die Uibel alle empfunden haben, die aus der Unbeſtimmtheit desſelben entſtehen mußten. Niemand hat den Beruf, niemand die Gewalt zum voraus für ſie alle nachzudenken, und ihnen Vorſchriften für Auseinanderſetzung von Streitigkeiten zu geben, die ſie noch nicht gehabt haben.

Daraus, (nur dieß beyläufig zu bemerken,) iſt es erklärbar, warum mit der Länge der Zeit, ſelbſt wenn die Nationen nicht vollkommner und geſitteter würden, ſie doch friedlicher werden müßten. Der Fälle, worüber Streit entſtehen kann, kommen in einer großen Reihe von Jahrhunderten nothwendig mehrere vor. Jede Streitigkeit zieht irgend eine

Entſcheidung nach ſich, weil der Krieg doch zu-
zt mit einem Friedenstractat ſich endigen muß.
ieſe gibt für die Zukunft ſchon eine Richtſchnur.
erden mehrere Kriege, die aus ähnlicher Urſachen
tſtanden waren, der Nothwendigkeit der Sachen
gen, durch ähnliche Vergleichs-Artikel geendi-
t: ſo bekommen die Regeln derſelben eine etwas
ößere Feſtigkeit. Wofern alſo die Nationen nur
weit cultivirt ſind, daß ſie die Denkmähler ihrer
erhandlungen aufbewahren, und der Nachwelt
von deutliche Nachrichten geben, ſo wird mit je-
r Generation das Völkerrecht ſowohl vollſtändiger
s heiliger.

Ein zweyter Unterſchied zwiſchen dem Zuſtan-
der Dinge, im bürgerlichen Leben und im Ver-
ltniſſe der Staaten, iſt dieſer: daß in jenem die
zahl der Perſonen, welche neben einander ruhig
hnen wollen, weit größer iſt; daß ſie einen weit
ufigern Verkehr mit einander haben; und daß ſie
o auch in weit mehrere und mannigfaltigere Strei-
keiten verwickelt werden.

Dieß macht erſtlich, daß ſie die Nothwendig-
t von Geſetzen und von der Ehrfurcht gegen die
eſetze deutlicher und überzeugender einſehen. In
er Stadt wo alle Proceſſe der Bürger durch das
chwert ausgemacht werden ſollten: wäre des Blut-
rgieſſens kein Ende, und der Untergang aller un-
rmeidlich. Nationen empfinden das Unglück des
rieges, und die Nothwendigkeit einer rechtlichen

Entſcheidung der Streitigkeiten nicht eben ſo ſtark. Sie werden alſo eher von den Leidenſchaften hingeriſſen, die ſie zu jenem reitzen, und haben weniger Ehrfurcht für die Geſetze, durch welche dieſe möglich wird.

Ferner, je mehr Fälle, welche richterlicher Entſcheidung bedürfen, in kurzer Zeit vorkommen: je vollſtändiger wird die Rechtswiſſenſchaft; je mehr Regeln und Beſtimmungen werden erfunden, um künftigen Mißhelligkeiten zuvorzukommen; je mehr zweifelhafte Puncte werden ins Klare gebracht.

Die weit ſeltnern Verhandlungen der Staaten über ihr Eigenthum laſſen in dem daraus nach und nach erwachſenden Geſetzbuche weit größre Lücken. Iſt es ſchon im Privatrechte unmöglich, allgemeine Geſetze zu geben, welche auf alle künftige vorkommende Fälle genau paßten, wo doch der Beyſpiele und Inſtanzen, aus welchen man das Geſetz abſtrahiren kann, ſo unzählige ſind: wie viel weniger werden alle verwickelte Fragen über das Eigenthum der Staaten, ſchon durch ihre bisherige Tractaten vollſtändig beantwortet ſeyn?

Im Staate erſetzt nun am Ende die Weisheit des Richters, oder der Machtſpruch des Souverains die Mangelhaftigkeit der Geſetze. Man̄ mag die Willkür des erſtern einſchränken ſo viel man will: ſo muß in der Anwendung der Geſetze, noch ſehr viel ſeiner Einſichten überlaſſen bleiben. Aber unter Nationen oder Souverains, welche keinen Richter über ſich haben: wer ſoll unvollſtändige Rechtsregeln ergänzen, wer zweydeutige anwenden? Nur die Parteyen ſelbſt. Und man weiß wohl, daß es zuviel von Menſchen gefordert heißt, wenn man von ihnen völlige Unparteylichkeit verlangt, ſobald ſie in ihrer eignen Sache, und noch dazu in Sachen die wirklich mehrere Seiten haben, Richter ſeyn ſollen.

Ein poſitives Recht muß in allen Angelegenheiten der Menſchen ſich zu dem natürlichen geſellen, oder dieſes wird unanwendbar, und ebendeßwegen vernachläßigt werden. Soll die Gerechtigkeit nicht bloß in den abſtracten Ideen der Menſchen, ſondern auch in ihren Handlungen vorhanden ſeyn, ſo muß ſich gegen viele willkürliche Einrichtungen eine gewiſſe Ehrfurcht bey ihnen eingefunden haben; mannigfaltige poſitive Geſetze müſſen durch Gewohnheit und Alterthum zu einem feſten Anſehn gelangt ſeyn. — Aber die Unabhängigen wollen ſich, mehr oder weniger, nur nach dem Naturrechte richten; die Rechtsgründe ſollen aus der Beſchaffenheit der Dinge hergenommen ſeyn. Wenigſtens machen die, welche es nicht ſind, nicht den ſtarken Eindruck, daß ſie den Leidenſchaften Feſſeln anlegten.

Dieß hängt mit der Idee zuſammen, welche ich oben geäußert habe. Privatbürger haben ſich ganz und gar deſſen begeben, auf den erſten Grund aller Gerechtigkeit, den allgemeinen Nutzen zurückzugehen; ſie haben ſich verpflichtet, ſich an die Geſetze, als die letzte und oberſte Entſcheidung von dem was Recht und Unrecht iſt, zu halten, und durch Gewohnheit und langjährige Beobachtung geheiligte Regeln keiner neuen Prüfung zu unterwerfen. Die Staaten und ihre Beherrſcher haben ſich jenes Rechts nicht ohne Ausnahme begeben können. Beſonders in den Fällen, wo die Fragen über das Eigenthum wirklich verwickelt ſind, und wo die Verträge nicht deutliche Ausſprüche thun, (welche Fälle der Civil-Richter nach Analogien entſcheiden müßte.) erlaubt ihnen Vernunft und Natur, nach ihrer eignen Einſicht des allgemeinen Beßten zu handeln.

Die größte Schwierigkeit hiebey macht noch, nach meiner gegenwärtigen Uiberzeugung, der Umſtand, deſſen ich ſchon in meiner frühern Abhandlung erwähnt habe, daß das Recht der Verjährung auf das Eigenthum der Staaten nicht anwendbar, oder doch bisher nicht angewandt worden iſt.

Ich habe ſchon geſagt: Der Beſitz iſt vor dem Rechte vorhergegangen. Zufälliger Weiſe hatten in dieſer Gegend die Celten, in einer andern die Sarmaten oder Slaven ihre Sitze genommen. Endlich flieſſen ſie an einander, ſie lernten ſich kennen, und um friedlich zu leben, willigte jede Nation ein, daß die andre behalten ſollte, was ſie von ungefähr eingenommen hatten.

Die Geſetze des Eigenthums alſo bekräftigen nur einen gewiſſen ſchon ältern Beſitzſtand. Aber da ſo viele Veränderungen in dieſem Beſitzſtande vorgegangen ſind, von welchem Zeitpuncte ſoll man das Regulativ nehmen? — Dieſe Frage die bey dem verwickelten Länder-Prozeß, welchen der Weſtphäliſche Friede endigte, die Unterhändler ſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, macht überhaupt bey Beſtimmung des Eigenthums die größte Schwierigkeit, und erhält, wenn ſie nicht feſt entſchieden wird, daſſelbe immer in einem unſichern Zuſtande.

Wenn nicht im bürgerlichen Leben die Geſetze einen gewiſſen Termin feſtgeſetzt hätten, über welchen hinaus niemand mehr nach der Giltigkeit des erſten Erwerbs-Titels meines Eigenthums fragen darf; wenn ich das Recht meines entfernteſten Ahnherren auf ein Gut, welches von ihm auf mich vererbt worden iſt, immer von neuem beweiſen müßte, ſobald jemand Anſpruch an daſſelbe macht: könnte ich wohl dieſes meines Eigenthums je ſicher ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß in der Reihe aller derer, unter welchen mein Gut aus Hand in Hand gegangen iſt, ehe es zuletzt in die meinige kam, nicht einer ſich durch Betrug oder Gewalt deſſelben bemächtigt habe? Wenn nicht alte Ungerechtigkeiten endlich vergeſſen werden: wer kann ſein gegenwärtiges Recht als völlig giltig betrachten?

Bey den kleinern Angelegenheiten der Privatleute kommt die natürliche Vergeſſenheit, welche mit der Zeit die Vorfälle und Handlungen bedeckt, und die Documente vernichtet, der gerichtlichen Verjährung zu Hülfe, — oder ſie macht ſelbſt einen nicht willkürlichen Verjährungs-Termin. Aber dieß iſt bey den großen Begebenheiten der Staaten nicht im gleichem Grade der Fall. Die Geſchichtſchreiber und Archive verewigen ſo viel als ſie können alle Rechts-Anſprüche, alle Urſachen der Streitigkeiten, alle begangnen Ungerechtigkeiten. Und was noch ſchlimmer iſt: die Nachrichten davon erhalten ſich, und ſind doch nicht übereinſtimmend und gewiß.

Wenn in den Privatfamilien alle Documente, alle Teſtamente, alle Contracte, Jahrhunderte hindurch eben ſo ſorgfältig aufgehoben, — wenn von allen Anſprüchen, Prozeſſen und Judicaten eben ſo genaue Verzeichniſſe gehalten würden, als beydes in Abſicht der Documente und der Verhandlungen der Souveraine geſchieht; — und wenn zu gleicher Zeit jedem erlaubt wäre das von ihm oder ſeinen Vorältern vernachläßigte, oder durch den Richter beyden längſt abgeſprochne Recht, von den älteſten Zeiten an wieder hervorzuſuchen: würde alsdan das Eigenthum die Feſtigkeit haben, welche ihm jetzt in der bürgerlichen Geſellſchaft zukommt? Die Prozeſſe würden ſo verwickelt, und ſo mannigfaltig werden, daß nur Machtſprüche, nicht richterliche Sentenzen ſie würden entſcheiden können. Oder wenn die Perſonen ſich enthielten ſolche Rechtshändel anzufangen: ſo würden ſie es mehr aus Meaſchenliebe, oder aus Liebe zur Ruhe, als aus Ehrfurcht gegen das Eigenthum thun. Die Juriſten ſelbſt nennen den Beweis über das Eigenthum probationem diabolicam. Wie viel ſchwerer muß er nicht über das öffentliche Eigenthum eines Volkes zu führen ſeyn; da hier der datorum weit mehrere vorhanden, und dieſe oft weit mehr widerſprechend ſind?

Ein Souverain A ſtört den ſeit hundert Jahren beſtehenden Beſitzſtand der benachbarten Länder, weil er findet, daß ſein Nachbar B vor ſolcher Zeit ſich etwas zugeeignet hat, was dem Staate des A zugehörte. Aber B der noch beſſere Alterthumsforſcher in Dienſten hat, entdeckt, daß das Stück Landes, welches ſein Vorfahr dem Ahnherrn des A vor hundert Jahren genommen hatte, vor zweyhundert Jahren ganz unſtreitig einen Theil der Staaten ausmachte, welche er, B, gegenwärtig beherrſcht und alſo nicht anders als unrechtmäßiger weiſe i den Beſitz des A gekommen ſeyn könne. Noch ältere Urkunden kehren vielleicht die Sache abermahl um, und zeigen vor 300 Jahren den Staat A vo neuem in dem Beſitze des ſtreitigen Stücks. We von beyden hat nun ein wahres Recht an dasſelbe Es iſt augenſcheinlich, daß wenn nicht ein ewig Same zu Streitigkeiten übrig bleiben ſoll, e Zeitpunct feſtgeſetzt werden muß, über welchen bi aus der Urſprung der Rechte nicht weiter auf ſucht werden darf. Es iſt aber eben ſo augenſche lich, daß dieſer Zeitpunct nur willkürlich beſtimmt werden kann.

Dazu muß es noch kommen, ehe ein ewiger, oder auch ſelbſt nur ein recht dauerhafter Friede unter den Nationen Statt finden kann; — dahin wird es vielleicht noch kommen, daß eine allgemeine Convention der europäiſchen Mächte, alle Anſprüche, die aus einem frühern Zeitalter, als von ihnen in dieſem Vertrag feſtgeſetzt wird, herſtammen, für null und nichtig erklärt; dahin muß es zuvor noch kommen, daß derjenige für einen gemeinſchaftlichen Feind aller angeſehen wird, der wegen noch ſo gültiger aber verjährter Rechts-Anſprüche, den gegenwärtigen Beſitzſtand zu ſtören ſich unterfängt.

Aber ſo lange dieſe Convention noch nicht geſchloſſen iſt: was kann nicht der Witz und der Fleiß der Menſchen geſchärft durch den Eigennutz oder die Ruhmbegierde, aus den ſo mannigfaltigen, oft ſo dunkeln und vieldeutigen Denkmählern der Vorwelt herausfinden, um Anſprüche der Habſucht mit Rechts-Beweiſen zu unterſtützen?

II.

Der Souverain handelt im Nahmen einer ganzen Nation. Der Privatmann nur für ſich oder für eine Familie. Das iſt der zweyte Geſichtspunct, nach welchem die Verſchiedenheit ihrer Pflichten zu beurtheilen iſt.

Geſetzt auch, der einzelne Menſch lebte im Naturſtande mit ſeines Gleichen: ſo könnten ihm doch dieſelben Freyheiten nicht zugeſtanden werden, die man jetzt einem Souverain gegen andre Souveraine erlaubt.

Das höchſte erdenkliche Geſetz aller menſchlichen Handlungen iſt, zu thun, was dem Menſchengeſchlecht im Ganzen genommen am nützlichſten iſt. Alſo eine zahlreiche Geſellſchaft von Menſchen hat einen Vorzug von einem einzelnen Menſchen; die Erhaltung von jener iſt etwas Wichtigeres als die Erhaltung von dieſem, ihr Wohl iſt ein größeres Stück von der geſammten Glückſeligkeit, welche den Endzweck des Schöpfers ausmacht. — Der Souverain, der die vereinigte Macht einer ſolchen Geſellſchaft in Händen hat, iſt eigentlich nur Repräſentant derſelben; es ſind ihre Rechte welche er vertheidigt, ihre Erhaltung welche er ſicher ſtellen, ihre Reichthümer welche er vermehren will. Ohne Zweifel darf er einem ſo großen Objecte mehr von Vortheilen eines Dritten aufopfern, als der Privatmann ſeinem eignen Intereſſe.

Aus dieſer Uebertragung der Macht und Rechte ganzer Staaten an Einen oder wenige Stellvertreter, entſtehen neue und nicht minder ſchwere Colliſionen für dieſe letztern. Mit dem Staats-Intereſſe, deſſen Beſorgung dem Regenten aufgetragen iſt, vermiſcht ſich faſt unvermeidlich das perſönliche Intereſſe des Regenten. Weil beyde ſehr oft zuſammenfallen, ſo werden ſie leicht für ganz einerley gehalten. Bey den Verhandlungen, welche die Regenten mit einander in National-Angelegenheiten abzumachen haben, lernen ſie ſich zugleich als Menſchen kennen. Es entſtehen zwiſchen ihnen alle die Neigungen und Verhältniſſe die unter Privatperſonen exiſtiren. Der eine Regent iſt der Freund des andern aus Hochachtung, iſt verwandt mit einem dritten, haßt dem vierten aus Eiferſucht, oder eines ihm ungleichen Charakters wegen. Sie alle zuſammen machen einen eignen Stand in der großen Societät des Menſchengeſchlechts aus, der ſeine eignen geſellſchaftlichen Bande hat.

Es iſt beynahe unmöglich, daß auf die National-Verhandlungen, die in den Händen der Fürſten ſind, nicht dieſe perſönlichen Rückſichten neben dem Staats-Intereſſe Einfluß haben ſollten. Die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt es, was die Vernunft vermuthen läßt: daß dieſe gebohrnen Geſchäftsträger der Nationen ſehr oft im Nahmen der leztern handeln, wenn ſie bloß durch Bewegungsgründe, die auf ſie als Menſchen Beziehung haben, getrieben werden. Die Staaten müſſen Friedensſchlüſſe, und Tractaten als die ihrigen anſehen, welche ihre Könige in ihren eignen Angelegenheiten, um die Privat-Verbindungen ihrer Perſonen und Familien willen, geſchloſſen haben.

Dieß iſt ſchon an ſich vielleicht eine Ungerechtigkeit, die doch bey Regenten, welche Menſchen ſind, und ihre Perſönlichkeit nie ganz ausziehen können, zu entſchuldigen iſt. Aber es entſteht daraus oft eine zweyte, auch in den Verhandlungen die als National angeſehen werden. Die doppelte Rolle welche ein ſouverainer Fürſt ſpielt, als vornehmſter Privatmann in ſeinem Staate, und als Vorſteher desſelben, macht es ihm oft unvermeidlich, — und gibt ihm noch öfter einen ſcheinbaren Vorwand, ſeinem Worte untreu zu werden.

Die Verbindungen die er mit andern Fürſten ſeines Gleichen, um eines perſönlichen oder Familien-Intereſſes willen eingegangen iſt, können zur Zeit, da ſie erfüllt werden ſollen, dem National-Intereſſe ſo ſehr ſchädlich befunden werden, daß er ſich wirklich für verpflichtet halten kann, von denſelben abzutreten.

In ruhigen Zeiten, wenn keine große Staatsveränderungen die Augen der Menſchen auf die politiſchen Angelegenheiten richten, ſind die Fürſten am erſten im Stande, und ſind auch am meiſten geneigt, den Empfindungen ihres Herzens oder den beſondern Verhältniſſen ihrer perſönlichen Lage zu folgen, — ſich zu verbinden mit dem welchen ſie lieben, und ſich mit andern in Pläne einzulaſſen, die nur zur Vergrößerung ihrer Häuſer abzielen. — Die Stimme der Nation ſchweigt alsdann; und der Fürſt iſt in voller Freyheit, den ihm näher liegenden Bewegungsgründen Gehör zu geben.

So bald aber verwickelte und gefährliche politiſche Umſtände eintreten; ſo iſt der uneingeſchränkteſte Monarch nicht mehr mächtig genug nach den Neigungen ſeines Herzens, oder ſelbſt nach den Geſinnungen die in ſeinem Charakter liegen, ganz allein zu handeln. Er wird von der allgemeinen Meinung ſeiner Nation mit fortgeriſſen, er wird durch die herrſchende Geſinnung derſelben beſtimmt. Selbſt wenn er edel und gut denkt, bekömmt das Intereſſe ſeines Staats, nun da die Gefahr, welche ihn bedroht, näher tritt, das Uebergewicht über alle andere Betrachtungen. — Sieht er auf ſich ſelbſt: ſo haben ſich die Triebfedern nicht weniger verändert. Er hatte ſich zu etwas anheiſchig gemacht aus Freundſchaft, oder in der Abſicht die Vortheile ſeiner Lage zu vergrößern. Jetzt aber iſt es ſeine Sicherheit und ſeine Regenten-Ehre, welche das Gegentheil erfordert.

Wenn unter ſolchen Umſtänden Tractaten gebrochen werden: ſo hat der Regent nicht ſowohl dadurch eine Schuld auf ſich geladen, daß er ſein Wort jetzt zurückzieht, als dadurch, daß er es zuvor gegeben hatte. Er ſollte keine Sache verſprechen, wenn ſeine Nation ihre Schätze und ihr Blut hergeben muß, wenn dieſelbe bloß ihm, und nicht der Nation nützlich iſt.

Aber wer iſt im Stande, bey der in der That innigen Verknüpfung des Intereſſes einer erblich herrſchenden Familie, mit dem Intereſſe des von ihr beherrſchten Staates, wer iſt im Stande zu jeder Zeit die feine Grenzlinie zu finden, die noch immer beyde Gegenſtände von einander abſondert? Zeit und Umſtände entwickeln oft erſt die wahre Beſchaffenheit der Verhältniſſe, und zeigen gefährliche Folgen für einen Staat von Verträgen ſeines Fürſten, die er zur Zeit als er ſie einging, dem Staate nützlich oder doch gleichgültig glaubte. — Hier iſt alſo das Große und Wichtige welches National-Angelegenheiten vor Privatgeſchäften voraus haben, ein unbezweifelter Grund, warum dort ein aus Unklugheit oder aus Leidenſchaften gegebenes Wort, wenn die Folge den daraus entſtehenden Schaden lehrt, zurückgenommen werden darf, — hier nicht.

Selbſt die bloße Veränderung der Umſtände kann eine gültige Urſache zu einem Bruche werden, wenn gleich der Vertrag wirklich nicht zwiſchen Fürſt und Fürſt, ſondern zwiſchen Nation und Nation geſchloſſen worden war.

Der Privatmann muß die Strafe ſeines Unverſtands, oder ſeiner wenigen Kenntniſſe, vermöge welcher er Verträge eingegangen iſt, die ihm in der Folge ſchädlich werden, mit Recht dadurch tragen, daß er zur Erfüllung derſelben gezwungen wird. Er muß auch zuweilen dem Unglück Preiß gegeben werden, welches veränderte und nicht vorauszuſehende Umſtände, ihm bey Erfüllung eines in unverſchuldeter Unwiſſenheit gethanen Verſprechens zuziehn. Sein Wohl, ſein Vermögen, ſelbſt ſein Daſeyn iſt nicht etwas ſo Wichtiges, daß darüber der Heiligkeit der Verträge Eintrag geſchehen ſollte, die immer leidet, wenn viele Fälle vorkommen, wo dieſelben gebrochen werden.

Aber eine ganze Nation, oder die Perſon welche im Nahmen derſelben handelt, darf unter gleichen Umſtänden ſich von der Pflicht ihr Wort zu halten, freyſprechen. Vorausgeſetzt daß der aus der Haltung deſſelben für den Staat entſpringende Schaden ſo groß iſt, daß er deſſen Erhaltung in Gefahr ſetzt. Sollten Nationen verpflichtet ſeyn, ſelbſt mit der Gefahr ihres gänzlichen Ruins einmahl eingegangne Verbindungen zu erfüllen: wie theuer würde nicht oft dem Menſchengeſchlecht dieſe Strenge zu ſtehen kommen? Würde der Vortheil, den ihm das Beyſpiel einer ſolchen Treue verſchaffte, — in ſofern es das Recht der Verträge die Grundfeſte ſeines Wohlſtandes als unverbrüchig darſtellte: — würde er wohl dem Elende und dem Untergange vieler Tauſenden gleich wiegen, welche dadurch aus der Zahl ſeiner Glieder oder wenigſtens aus der Zahl ſeiner glücklichen Glieder ausgetilgt würden. —

Ein Fürſt verſprach einem andern Beyſtand zu ſeiner künftigen Vertheidigung. Aber in dem Augenblicke, da ſein Verbündeter bedrohet wird, iſt er ſelbſt in Gefahr von einem andern Nachbarn angegriffen zu werden. Eine Peſt hat die Volksmenge ſeines Staats vermindert, Mißwachs hat die zu kriegeriſchen Unternehmungen nöthigen Vorräthe leer gemacht. Soll er noch ſein armes, ermattetes, bedrohtes Volk anſtrengen, um einem andern Dienſte zu leiſten, welche er ſelbſt braucht?

Ein andrer ſchließt einen Vertrag zu gemeinſchaftlichen Angriff und Vertheidigung, mit dem Bedinge, nie in einem abgeſonderten Friedensſchluß, ſein Intereſſe von dem Intereſſe ſeines Bundes-Genoſſen zu trennen. Aber nach einigen Jahren des Krieges findet er ſeinen Staat an Volk und Geld erſchöpft; er ſchadet dieſem zur Fortſetzung des Krieges ſehr, er nutzt ſeinen Bundesgenoſſen wenig; er hat vielleicht während deſſelben, das Intereſſe ſeines Staats, und die wahren Abſichten ſeiner Verbündeten beſſer kennen gelernt; vielleicht hat ſich ſogar dieſes Intereſſe, haben ſich dieſe Abſichten in dem beſagten Zeitraum geändert. Iſt es eine verabſcheuungswürdige Treuloſigkeit, wenn er ſich und ſeinen Staat aus dem gefährlichen Spiel in dem Augenblick zurückzieht, da er es mit Ehren endigen kann?

Konnten die Holländer es Heinrich dem Vierten verdenken, daß er ſein durch ſo viele Jahre zerrüttetes Reich durch den Frieden von Vervins zur Ruhe und zu einiger Erhohlung zu bringen ſuchte, ob er ſie gleich dadurch einer größern Gefahr bloß ſtellte?

Wurden Bolingbrocke und die Miniſter der Königinn Anne, die im ſpaniſchen Succeſſionskriege zuerſt unter den Bundesgenoſſen, und abgeſondert von denſelben einen Friedenstractat mit Frankreich ſchloſſen, wirklich Verräther an dieſen? Oder verdienen ſie nicht vielmehr als kluge Staatsmänner und als Wohlthäter der Menſchheit Dank von der Nachwelt, indem ſie den Krieg nicht länger dauern ließen, als das Staats-Intereſſe, welches ihn veranlaßt hatte, daurete, und den allgemeinen Frieden Europens durch den zwiſchen England und Frankreich veranlaßten?

War unſer großer Friedrich bundbrüchig gegen die Franzoſen, da er nach der Chotuſitzer Schlacht, ſich den Beſitz Schleſiens, durch den Breßlauer Frieden ſicherte, und an einem Kriege keinen Theil mehr nahm, bey welchem weder er noch ſein Staat mehr Vortheil hatte? Selbſt die Franzoſen müſſen dieſe Beleidigung nicht ſo hoch ihm angerechnet haben, da ſie ſich in kurzem von neuem mit ihm verbanden. —

Aber dieſer Grund, warum die Politik zuweilen erlaubt, was die Moral dem Privatmann verbiethet, die Wichtigkeit einer Nation und deren Wohlſtandes, — dieſer Grund, wenn er in manchen Fällen wirklich vorhanden iſt, gibt noch weit öfter Gelegenheit Ungerechtigkeit zu

be-

beſchönigen. — Zu beſchönigen nicht bloß in den Augen der Welt, ſondern auch ſelbſt in dem Herzen des Souverains und ſeiner Staatsdiener. Die Uiberlegungen die hierbey erfordert werden, ſind oft ſehr verwickelt, die Leidenſchaften die ſich einmiſchen, ſehr überwältigend. Aber wo ſind Hülfsmittel dagegen, um dort Jrrthum und hier Ungerechtigkeit zu verhüthen, als in dem Geiſt und Charakter der Fürſten, und derer; welche ſie um Rath fragen?

* * *

Eine andre Schwierigkeit in der Moral der Regenten, die unter dieſes Hauptſtück gehört, entſpringt aus der Ungleichheit der Staaten. Ein große Monarchie von 25 Millionen Menſchen, un eine Stadt von tauſend Einwohnern, ſind, wen beyde unabhängig ſind, einander den Rechten nac gleich. Aber iſt das Wohl von 25 Millionen nich mehr werth, als das von tauſend Menſchen. Un wenn alſo die Erhaltung oder ein weſentliches Jntereſſe des größern Staats von dem kleinern einig Aufopferungen ſeiner Rechte und Beſitzungen fordert, iſt es nicht dem Adminiſtrator des erſtern erlaubt, den zweyten dazu auch mit Gewalt zu nöthigen?

Wenn die Fürſten ſich bey Entſchlüſſen dieſ Art teuſchen, ſo liegt der Grund des Blendwer nicht in der Unrichtigkeit des Grundſatzes wornach ſie handeln, ſondern in unrichtigen Begriffen, die ſie von der Wohlfahrt des Staates haben.

Der Satz iſt unſtreitig wahr. Das Uibergewicht großer Geſellſchaften von Menſchen über kleine, iſt nicht bloß phyſiſch, ſondern auch moraliſch. Nicht bloß die Stärke derſelben iſt ungleich; ſondern auch ihre Rechte ſind es. Ein Menſch iſt unverſchämt, welcher ſich einem ganzen Publiko vorzieht, geſetzt auch, daß dieſes aus weit weniger bedeutenden Perſonen beſtände als er iſt. Und eine zahlreiche Nation muß bey der Colliſion ihrer Vortheile mit den Vortheilen kleiner Völkerſchaften, den Vorzug haben.

Aber kann der Fall einer ſolchen Colliſion wohl ſich jemahls ereignen, oder iſt er je mit Deutlichkeit zu erkennen?

Wenn man unter Wohl des Staats Glückſeligkeit aller oder der meiſten Individuen verſteht: ſo kann jener Fall ſich faſt nur alsdann ereignen, wenn die große Nation geſittet, die kleine wild iſt.

Ein weitläuftiges Reich kann durch eine Räuberhorde von einer Grenze bis zur andern beunruhiget werden. Es kann alſo wirklich das Wohl der Millionen, welche es bewohnen, dabey intereſſirt ſeyn, daß dieſe tauſend Menſchen ausgerottet, vertrieben oder unterjocht werden.

Indeß jener Begriff vom Wohl des Staats, ob es gleich der weſentliche Grundbegriff iſt, kann doch in der Folge der Zeit und der Dinge nicht der einzige bleiben. Eben dieß macht ſo viel Verwirrungen in den politiſchen Berathſchlagungen, dieß erregt bey guten Fürſten ſo viel Bedenklichkeit, und gibt den böſen ſo ſcheinbare Vorwände, daß es nicht immer deutlich auszumachen iſt, was wahres Staats-Intereſſe heißt. Hätten die Handlungen der Regenten unmittelbar auf das Wohl aller der Individuen die unter ihnen ſtehn, Einfluß: ſo dürfte man ihnen zur einzigen Richtſchnur geben, dieſes Wohl, — ſelbſt mit Ausſchließung und Aufopferung jedes andern Gegenſtandes, zu befördern. Das was Millionen Menſchen in der That und Wahrheit glückſeliger machte, könnte nie eine ungerechte Handlung ſeyn. Alsdann wäre die abſolute Größe des Nutzens, den ſie ſtiften, der richtige Maaßſtab des Rechts.

Aber ſo iſt es bey weitem nicht. Die Regenten haben nur die entfernten Mittel zu dieſem großen Endzweck in Händen. Sie ſind wie die Flußgötter, die aus ihrer Urne zwar Waſſer ausgießen, aber ohne beſtimmt vorherzuſehen, wohin daſſelbe ſtrömen, wie viele Ländereyen und welche es bewäſſern wird. Das Ziel, wornach ſie arbeiten, die Glückſeligkeit des Staats, inſofern dieſe ſo viel bedeutet, als die Summe der Glückſeligkeit, deren ſeine ſämmtlichen Glieder genießen, — iſt ein für menſchliche Augen unüberſehlicher Gegenſtand. Sie müſſen ihn daher unter gewiſſe allgemeine und abſtracte Geſichtspuncte, — dergleichen die der Macht, des Reichthums, der Bevölkerung des Staats ſind, zu faſſen ſuchen. Je mehr dieſe Endzwecke, welche ſie unmittelbar zu erreichen ſich vorſetzen, von der letzten Abſicht entfernt ſind; — je ungewiſſer es wird, wie viele ihrer Unterthanen, und in welchem Grade ſie wirklich durch Ausführung ihrer Entwürfe werden glücklicher werden: um deſto weniger Erlaubniß haben ſie, zur Beförderung jener Endzwecke, zur Unterſtützung dieſer Unternehmungen, gewaltſame Mittel zu wählen, oder in andere Rechte und Beſitzungen Eingriffe zu thun.

Man kann ſich eine Stuffenleiter von Begriffen denken, durch welche das, was man gemeinhin Staats-Intereſſe und Staatsraiſon nennt, aus der natürlichen und erſten Vorſtellung von Glückſeligkeit einer Nation entſtand.

Dieſe erſte und natürliche Vorſtellung nähmlich iſt: „Eine Nation oder der Staat iſt glücklich, wenn die Menſchen, aus welchen er beſteht, glücklich ſind.“

Aber das Schickſal einer Menge muß nach dem größern Theile geſchätzt werden. Das Wohl des Staats wird alſo das Wohl der meiſten Glieder deſſelben ſeyn.

Aber dieſe Glieder ſind ungleich — Ungleich in Abſicht ihres innern Werths, und des innern Vermögens welches ſie haben Glückſeligkeit zu genießen; — ungleich, wegen des Einfluſſes den ſie auf andre haben, und der Hülfsmittel die ſie beſitzen, wieder andre zu beglücken.

Mit dieſer Ungleichheit der Menſchen, welche auf der Schätzung ihres Beytrages zur allgemeinen Glückſeligkeit, und alſo auf Natur und Wahrheit gegründet iſt, verbindet ſich bald die Ungleichheit, die auf der Meinung und dem Vorurtheile beruht.

Man ſucht den Staat vornehmlich in den höhern Ständen, in dem Adel, den Begüterten, den Wohlerzognen, den Gelehrten: und glaubt das Intereſſe des erſtern richtig zu beſtimmen, wenn man auf die Vortheile dieſer aller Rückſicht nimmt, — und dieß um ſo mehr, weil jeder aus dieſer Claſſe gleichſam wieder ein kleines Reich unter ſich hat, — ich will ſagen, mit einer Anzahl niedrigerer Menſchen in Verbindung ſteht, deren Wohl- oder Uibelbefinden an dem ſeinigen hängt.

Die Erfahrung lehrt nun ferner theils gewiſſe allgemeine Hülfsmittel, durch welche man Wohlhabenheit und Zufriedenheit einer Menge ſichern und befördern kann, theils gewiſſe allgemeine Kennzeichen, wornach man ſie beurtheilen muß wenn es nicht möglich iſt, ſie in ſich ſelbſt kennen zu lernen. Zu jenen Hülfsmitteln gehört z. B. Flor der Handlung, zu dieſen Kennzeichen die Bevölkerung, zu beyden der gute Zuſtand der Armeen, Flotten, Feſtungen, und des öffentlichen Schatzes.

Ehedem hielt man ſich bloß an gewiſſe äußre Kennzeichen, um das Blühen eines Staats, und alſo die Güte ſeiner Regierung abzumeſſen. Jetzt, da man den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung etwas beſſer einſehen lernt, beobachtet man mehr die Hülfsmittel, und den innern Zuſtand. Und ohne Zweifel iſt dieſer Probierſtein weniger fehlbar als der erſte.

Demungeachtet da Sicherheit das erſte Moment der Glückſeligkeit iſt, und Macht zur Sicherheit führt, ſo geſchieht es auch jetzt noch häufig, von Staats-Männern und Philoſophen, daß ſie den weitläuftigen und viel umfaſſenden Begriff von Glückſeligkeit des Staats, in den engen und eingeſchränkten von Macht und Einfluß ſeines Regenten einſchließen.

Es iſt klar, daß dieſer letztre Endzweck weit öfter in Widerſpruch mit dem eben ſo verſtandnen Intereſſe andrer Staaten kommen kann, als die wahre Glückſeligkeit der Einwohner des erſten Landes, mit der Glückſeligkeit der Einwohner des zweyten.

Aber die Einſchränkung der menſchlichen Fähigkeiten und die Unvollkommenheit ſeiner Einſichten, bringt nothwendig in Handlungen, welche ſich auf unüberſehbar große Gegenſtände beziehn, eine Mangelhaftigkeit hervor. Schon dieſer Umſtand macht Rechtswiſſenſchaft und Moral des Privatmanns ſichrer, als die Moral des Staatsmanns je werden kann. Erſtrer weiß mit wem er zu thun hat, wem er durch ſein Verfahren Schaden thut, oder Nutzen ſtiftet, er weiß wie viel dieſer Nutzen oder Schaden beträgt. Er ſieht, wie wenig ſein Individuum gegen den ganzen Staat bedeutet, und wie unrecht es wäre, allgemein nützliche Geſetze in ſeinem Falle aufzuheben. Der Beherrſcher eines Staat hingegen hat weder die Menſchen vor Augen deren Glück er befördert oder ſtört; noch weiß er das Gute was er thut mit dem Böſen was er anrichtet genau zu vergleichen; noch kann er ſich endlich beſtimmt das Verhältniß denken, in welchem das Glück ſeines Staats gegen den noch höhern Endzweck des allgemeinen Menſchenwohls ſteht. Die Gegenſtände die er zu verfolgen gemüßiget iſt, Ehre, Macht, Glück des Staats ſind mehr Gegenſtände für den Verſtand oder die Imagination als für die Sinne, und die Erfahrung. Eben deßwegen iſt er auch mehr in Gefahr bloße Schimären zu verfolgen.

Ich kehre von dieſer Digreſſion dahin zurück, von wo ich ausging.

Wenn ganze Geſellſchaften von Menſchen, Vorrechte vor einzelnen Menſchen haben: ſo haben auch große Geſellſchaften Vorrechte vor kleinen.

Hat der Regent der erſtern alſo nur nicht unrichtig beurtheilt, was wahres Intereſſe ſeines Staats heißt, beſonders was er als Mittel zur Erhaltung deſſelben anſieht: ſo kann ihm unmöglich die Befugniß abgeſprochen werden, ein weit geringeres

Intereſſe weit wenigerer Menſchen, wenn dieſe auch von ihm unabhängig ſind, ſeinen höhern Endzwecken unterzuordnen.

Die Geſchichte lehrt auch durch ihre Nachrichten, daß größre Monarchien immer von ihrem Uibergewicht über kleinere in gefährlichen Zeitpuncten Gebrauch gemacht haben; und ſie zeigt durch den Beyfall oder den Tadel, mit denen ſie die erzählten Handlungen belegt, daß dieß nur alsdann von der Nachwelt für unrecht erkannt wird, wenn die Staats-Urſachen nicht wichtig, die Gefahren nicht groß genung geweſen ſind, um unregelmäßige Schritte zu rechtfertigen, oder wenn die Monarchen nicht in Zeiten der Ruhe gut zu machen ſuchten, was ſie in Zeiten der Noth andern zum Schaden unternommen hatten.

War es im dreyßigjährigen Kriege für die Oeſterreichiſchen Regenten ein durchaus weſentlicher Gegenſtand, daß ihre teutſchen und italiäniſchen Staaten zuſammenhingen: ſo war es zu entſchuldigen, daß ſie die Graubündner mit Gewalt zu nöthigen ſuchten, ihnen das Thal, wodurch dieſe Staaten getrennt wurden, einzuräumen.

Konnte im Jahr 1535 Franz der Erſte die Italiäniſche Grenzen ſeiner Staaten gegen Karl den Fünften nicht vertheidigen, ohne ſich des ungehinderten Durchgangs durch die Päſſe der Alpen, welche Savoyen in Beſitz hatte, zu verſichern: ſo ward auch ſein zweydeutiges Recht, welches er hatte, dieſes Land mit ſeinen Truppen zu beſetzen, durch die Nothwendigkeit vollgiltig.

•

Dieſe Betrachtung, daß die Regenten, eben um der Wichtigkeit ihrer Pflichten willen, auch unter gewiſſen Umſtänden größere Rechte haben, führt mich auf noch einen andern Geſichtspunct, in welchem die Lage dieſer Mächtigen der Erde anzuſehen iſt; ein Geſichtspunct der nur ſelten von ihnen erwogen wird, und der, indem er ſie auf der einen Seite erhebt, ſie auf der andern einſchränkt und neuen Verbindlichkeiten unterwirft. Sie zuſammengenommen ſind die großen Vorſteher der Menſchheit; ſie beſtimmen durch ihre vereinigte Summe von Weisheit und Tugend, oder von Thorheit und Laſter, — unter allen moraliſchen Urſachen am meiſten, — den Grad der Glückſeligkeit und des Elendes auf Erden in jedem Zeitalter. Sie lenken durch den Zuſammenfluß ihrer Unternehmungen den Lauf der menſchlichen Dinge, und veranlaſſen, handelnd oder leidend, durch ihre Thaten und durch ihre Schickſale, die größten, und noch dazu immerwährende Veränderungen in dem Zuſtande der geſammten Menſchheit: — Veränderungen, durch welche dieſe in Entwickelung ihrer Kräfte, und in der Annäherung zu ihrer Vollkommenheit, bald weiter gebracht bald verzögert wird. Wenn ſie auf der einen Seiie Stellvertreter der Nationen ſind: ſo ſind ſie auf der anderen die erſten Werkzeuge der Vorſehung. Sie helfen unter ihr den Plan derſelben entwickeln. Sie ſind die erſten Triebfedern in der großen Maſchine der moraliſchen Welt, wodurch der höchſte Regierer derſelben die übrigen Räder in Bewegung ſetzt.

Und dieſem Verhältniſſe, ſo bald als ſie es einſehen, und ſo weit als ſie es einſehen, iſt es auch ihre Pflicht, gemäß zu handeln. Sie, deren Handlungen durch den Zuſammenhang mit den Handlungen andrer Regenten, auf viele Nationen, oft auf ganze Welttheile Einfluß haben, müſſen auch das Wohl des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen, als ihren wahren und letzten Zweck erkennen.

Nun ſind alle Regeln der Tugend ſowohl als die Regeln der Gerechtigkeit eben auf dieſes allgemeine Wohl gerichtet. Sie ſind deßwegen verpflichtend, weil ihre Ausübung nothwendig iſt, wenn die Menſchen bey einander leben, und glücklich leben wollen.

Alle Regeln aber müſſen der Abſicht der Regel untergeordnet ſeyn. Und es iſt alſo unſtreitig wahr, „alles iſt Recht, was dem menſchlichen Geſchlecht im Ganzen erſprießlich iſt.“

Wer dieſen großen Geſichtskreis überſehen kann, und die Folgen ſeiner Handlungen ſo vollſtändig und ſo deutlich vor Augen hat, daß er nach eigner Einſicht mit Gewißheit beurtheilen kann, welche der ganzen vernünftigen Schöpfung in allen künftigen Zeitaltern mehr nutzen als ſchaden werden: der braucht ſich nach keinen allgemeinen Regeln zu richten, — und er kann diejenigen, welche uns Recht und Gewiſſen vorſchreibt, übertreten, ohne weder ungerecht noch ſtrafbar zu handeln. Nach dieſer Rückſicht irren diejenigen nicht, welche behaupten, daß die göttliche Gerechtigkeit und Güte, obgleich als Eigenſchaften in ſeinem Weſen, den eben ſo genannten Tugenden unſers Geiſtes ähnlich, doch in ihren Aeußerungen ſehr weit von dem Verfahren abgehen können, welches uns jene Tugenden vorſchreiben. Wenn ſeine Gedanken nicht die unſrigen ſind, in Abſicht der Einſchränkung und Mangelhaftigkeit, ſo können auch die Wege, welche er zur Erreichung des Ziels allgemeiner Glückſeligkeit nimmt, nicht die unſrigen ſeyn.

Es darf uns demnach nicht wundern, daß vernünftige Menſchen Offenbarungen haben für göttlich halten können, durch welche Handlungen befohlen wurden, die ohne eine ſolche Autorität laſterhaft geweſen ſeyn würden. Sie irrten vielleicht in den Gründen warum ſie jene Offenbarung annahmen: aber ſie dachten richtig, daß ſie ſie nicht um der letztern Urſache willen verwarfen. Gott befiehlt einem Vater ſeinen Sohn zu opfern; er befiehlt einem Volke andre Völker auszurotten. Kann dieß allein einen Beweis abgeben, daß die Schriften, worin das ſteht, nicht von ihm ſind? Aber der welcher allen Menſchen das Leben gegeben, und alle dem Geſetze des Todes unterworfen hat, kann ja wohl über das Leben eines einzelnen Menſchen, über das Daſeyn einzelner Nationen gebiethen. Wenn er durch die allgemeinen Geſetze der Natur Zerſtörung zu einem ſo weſentlichen Theil ſeines Plans gemacht hat, als Hervorbringen: ſo kann er ja auch wohl in einem beſondern Falle Menſchen zum Werkzeuge der Zerſtörung brauchen, und ihnen Zeit und Ort dazu anweiſen. Thäten dieſe Menſchen was er ihnen befiehlt auf eignen Antrieb, ſo wären ſie Verbrecher: denn ſie ſähen nichts als Zerſtörung und Untergang vor Augen: das höchſte Weſen ſahe Leben und Glückſeligkeit als eine entfernte Folge davon voraus, und hatte dieſe zur Abſicht. — Zadig warf ſich voll Ehrfurcht vor dem Engel Jezrad als Geſandten der Vorſehung nieder, den er als Eremiten, nach ſeinen Handlungen, für einen Räuber und Mörder gehalten hatte *).

Auf einem ſo erhabnen Standpuncte ſteht kein Menſch. Keiner kann das menſchliche Geſchlecht im Ganzen und alle folgende Jahrhunderte überſehen, und beurtheilen, was der Welt als der ewigen Kette aller vernünftigen Weſen zu ihrem Beſten gereicht. Alſo kann auch keinem die Gewalt

---

*) Zadig. Hiſt. Orient. Chap. XX.

verliehen ſeyn, um ſolcher großen Zwecke willen die kleinern zu zerſtören, welche den Grund zu den gewöhnlichen menſchlichen Pflichten ausmachen.

Indeß nähert ſich doch ein Menſch nach ſeiner Lage und Verhältniſſen, ſo wie nach ſeinem Berufe, mehr dieſem erhabnen Standpuncte als der andre.

Auch gewiß, wenn irgend jemand berechtigt iſt bey der Regierung ſeiner Handlungen, ſich nicht bloß an die einmahl etablirten Regeln zu halten, ſondern auf den höhern Grund der Regeln, das allgemeine Beſte der Menſchen, unmittelbar zu ſehen: ſo müſſen es diejenigen Perſonen ſeyn, die, erſtlich, Richter und Geſetzgeber der übrigen Menſchen ſind; zum andern die Angelegenheiten der Völker im Großen abſichtlich anordnen, oder gelegentlich durch ihre Verhandlungen leiten; und die endlich durch keinen Contract dieſes Recht der Selbſtprüfung auf immer aufgegeben haben.

Zuerſt die welche am Ruder großer Staaten ſich befinden, ſtehen wirklich auf einer Höhe, von wo ſie mehr vom menſchlichen Geſchlechte und von der Zukunft überſehen. Sie kennen den Zuſtand der Völker beſſer, ſie haben mehr Gelegenheit die Urſachen und Triebfedern zu beobachten, aus welchen die künftigen Erfolge entſtehn. Sie können alſo, wenn ſie ſelbſt mit nöthigen Geiſteskräften ausgerüſtet ſind, es eher in ihren politiſchen Berathſchlagungen als irgend ein Privatmann in ſeinen bürgerlichen Geſchäften wagen, die Betrachtung der beſondern Umſtände und die Vorausſehung der bevorſtehenden Fälle oder, die Hoffnung zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge, an die Stelle allgemeiner Grundregeln zu ſetzen.

Zum andern; ſie haben wirklich dieſen Beruf. Das Wohl der Länder und der Zeiten hängt an ihren Entſchlüſſen. Beſonders ſind alle Verhandlungen eines Souverains mit andern ſeines Gleichen, die Kriege die ſie mit einander führen, die Verträge die ſie machen, die Verwandtſchafften die ſie ſtiften, für mehr als ein Land und Volk Quellen des Wohlſtandes oder des Unglücks. Alſo fordert ſie auch ihr Poſten auf, das Glück der Völker, auf welches ſie durch die auswärtigen Staats-Geſchäfte gewiß Einfluß haben, auch gefliſſentlich zu ihrer Abſicht zu machen.

Aus Pflichten entſtehen Rechte. Und wenn ſie in einem ſo großen Wirkungskreiſe Gutes thun ſollen, ſo müſſen ſie auch in einem eben ſo großen Geſichtskreiſe beobachten und urtheilen dürfen.

Weit anders iſt es mit Privatleuten und ihren Geſchäften. Ich will nicht wiederhohlen, was ich eben geſagt habe, daß ſie ſich, in dem Grund-Vertrage der bürgerlichen Vereinigung, des Rechts begeben haben, das was die Geſetze im allgemeinen verordnen, in jedem beſondern Falle, -- ob es hier nützlich oder ſchädlich ſey, — zu prüfen. Ich will nur dieſe beyden Bemerkungen hinzufügen. Der

Privatmann kann die jedesmahligen individuellen Folgen ſeiner Handlungen, beſonders in demjenigen Verkehr mit andern, welcher das Eigenthum betrifft, weit weniger vorausſehen und beurtheilen: er muß ſich alſo an die allgemeine Vorſchrift ſtrenger halten, oder er hätte gar keine.

So wie es den Menſchen eher gelungen iſt von den Geſetzen des Weltbaues etwas zu verſtehen, als die Geſetze der Witterung einzuſehen, und ſo wie ſie beſſer gelernt haben Finſterniſſe an Sonne und Mond, als Regen und Wind in unſrer Atmoſphäre vorauszuſagen: ſo haben ſie auch über den Gang der großen politiſchen Angelegenheiten, und die Erfolge von Staatshandlungen in Abſicht des Schickſals der Völker, deutlichere Begriffe und ſicherere Vorzeichen, als über den Lauf der Familien- und perſönlichen Begebenheiten, oder über die Erfolge ihrer Privatverhandlungen. Der Grund iſt das im Phyſikaliſchen wie im Moraliſchen — in den großen Gegenſtänden, der Urſachen die zugleich wirken weniger, und dieſe wenigern regelmäßiger ſind, in den kleinern hingegen der Zuſammenfluß concurrirender Umſtände unendlich groß, und alſo auch die Wirkungsart jedes Umſtandes ungleicher und regelloſer iſt. Wo aber das Individuele des Falls in welchem wir handeln, und der Folgen die wir veranlaſſen, ſich weniger deutlich erkennen läßt, da müſſen allgemeine Grundſätze uns unumſchränkter regieren.

Dazu kömmt, daß eben, weil die Angelegenheit des Privatmanns klein iſt, das Intereſſe, welches mit derſelben verknüpft iſt, immer überwogen wird von dem Intereſſe des Geſetzes ſelbſt, d. h. von dem Nutzen, welchen die Geſellſchaft davon hat, daß Geſetze beobachtet werden. Bey National-Angelegenheiten kann wohl zuweilen das Gegentheil Statt finden.

Dieß führt mich auf einen doppelten Unterſchied zwiſchen den Pflichten die wir zur Gerechtigkeit, und denen die wir zur moraliſchen Tugend rechnen. Von dieſen Unterſchieden iſt der eine von mehrern Moraliſten bemerkt und deutlich auseinander geſetzt worden; der andre weniger.

Erſtlich es gibt Pflichten, bey welchen die Allgemeinheit und Unverletzlichkeit der Regel, der menſchlichen Geſellſchaft wichtiger iſt, als der Nutzen oder Schaden, welcher in irgend einem beſondern Falle, aus der unter der Regel ſtehenden Handlung herauskommen kann. Von dieſer Art iſt die Pflicht wiederzugeben was man geborgt hat. Hiebey wird dem Menſchen die Beurtheilung nicht mehr zugeſtanden, ob er unter ſeinen Umſtänden, durch die Zurückzahlung ſeiner Schulden auch etwas gutes ſtifte: Er muß ſie zurückzahlen. Dieß iſt Verpflichtung der Gerechtigkeit.

Bey andern Pflichten hingegen kömmt der Nutzen oder Schaden, welcher in jedem Falle aus der Handlung entſpringt, mehr in Betrachtung

als

als die Nutzbarkeit des Geſetzes. Der Grund warum ich etwas Gutes thue, wenn ich einem Armen eine Gabe reiche, liegt mehr darin, daß ich weiß, daß er ſie bedarf, und gut anwenden wird, und daß ich ſie entbehren kann, als darin, daß ich das Geſetz Armen zu geben durch meinen Gehorſam dagegen aufrecht erhalten will. Ich darf daher auch jedesmahl neue Uiberlegungen anſtellen, ob ich es für nützlich oder unnütz halte, Almoſen zu geben; — und mich mehr nach dieſen Uiberlegungen, als nach dem allgemeinen Geboth wohlzuthun, richten. Dieß ſind die Gewiſſenspflichten.

Die Allgemeinheit alſo der erſtern, — der Geſetze der Gerechtigkeit — beruht auf zwey Gründen: erſtlich an der überwiegenden Wichtigkeit des Geſetzes über die Wichtigkeit und Größe der Angelegenheit, auf welche das Geſetz angewandt wird; zweytens auf der Gefahr durch jede zugeſtandne Ausnahme von der Regel, die Regel ſelbſt wankender zu machen.

Was den erſten Grund anbetrifft: ſo iſt es augenſcheinlich, daß derſelbe in den Geſchäften des Privatlebens immer oder doch in den allermeiſten Fällen Statt finden wird, — auf die Verhandlungen der Staaten mit einander aber, ſich nicht mit gleicher Gewißheit anwenden läßt.

Der Schaden und ſelbſt der Ruin den die Ausübung der ſtrengen Gerechtigkeit zuweilen über den einen Bürger und ſeine Familie, ohne beträchtlichen Nutzen für die andre dabey intereſſirte Partey bringt, iſt doch ein ſehr kleiner Gegenſtand gegen den Nutzen einer geſetzmäßigen Ordnung unter einer ſo zahlreichen und ſo enge verbundenen Geſellſchaft.

Aber wenn über der gleich pünctlichen Beobachtung ähnlicher Pflichten, eine Nation zu Grunde geht, oder ein unabhängiger Staat, die Provinz eines andern wird; — wenn wenigſtens Millionen von Menſchen an ihrem Wohlſtande leiden, oder durch Mangel umkommen: erſetzt dann noch dem menſchlichen Geſchlecht, der Nutzen der aus der Geſetzmäßigkeit als einem allgemeinen Principio für daſſelbe entſteht, den Schaden, welchen das Geſetz ſelbſt ihm in dieſem Falle brachte?

Ich ſage nicht, daß nicht ſehr oft und gemeiniglich beydes vereinigt iſt, Intereſſe der Nationen und Intereſſe des Geſetzes; ich ſage nicht, daß die Monarchen ſich ſehr oft täuſchen, und die Vergleichung zwiſchen der Wichtigkeit ihrer Endzwecke und der Wichtigkeit der allgemeinen Vorſchriften unrichtig anſtellen, weil ſie auf der Waagſchaale der erſtern ihre Leidenſchaften mit wägen.

Aber das behaupte ich nur, daß die Größe der National-Gegenſtände, mit welchen der Regent zu thun hat, und der Umfang des Nutzens oder Schadens, welcher aus ſeinen Entſchlüſſen zu erwarten iſt, ihn zu Ausnahmen von der Regel berechtigen könne, zu welchen derjenige nicht berechtiget iſt, deſſen Wirkſamkeit in der engern Sphäre des Privatlebens eingeſchloſſen iſt.

Daß die Nachſicht, mit welcher die politiſchen Handlungen ſelbſt von der Nachwelt beurtheilt werden, von ihrer Wichtigkeit herkomme, iſt daraus klar, daß derſelbe Fürſt, welcher von der ſtrengen Gerechtigkeit in ſeiner Politik abwich, ohne dadurch ſeinen Charakter in den Augen der Welt ſehr zu beflecken, ſobald er als Menſch in ſeinem Betragen gegen einzelne Perſonen, ſich ähnliche Unregelmäßigkeiten erlauben wollte, mit der größten Schande gebrandmarkt ſeyn würde. Ein König der einen Krieg leichtſinnig und ohne hinlängliche Urſachen anfängt, opfert vielleicht tauſende von Menſchen auf. Einer, welcher einen Großen an ſeinem Hofe, dem er nicht wohl will, ohne Richter und Recht ermorden läßt, bringt nur einen einzigen Menſchen ums Leben. Demungeachtet wird jener vielleicht doch noch für einen großen Mann und für einen vortrefflichen Regenten, dieſer wird gewiß für einen Tyrannen gehalten. Woher dieſer Unterſchied? Dort, ſetzte man voraus, waren Staatsabſichten die Triebfeder, und der Regent irrte ſich nur in der Schätzung und Abwägung derſelben; oder es lagen doch National-Leidenſchaften zum Grunde, bey welchen ſelbſt die Ausſchweifungen nicht ohne alle Entſchuldigung ſind. Aber hier handelte nicht der Monarch, ſondern der Menſch: die Gründe ſeines Entſchluſſes oder die Urſachen ſeines Affectes lagen nur in Angelegenheiten die ihm betrafen. Der Gegenſtand welchen er ſuchte, war nicht größer, als der, welchen der Eigennutz oder die Rachſucht jedes Privatmanns unter gleichen Umſtänden haben würde. Die Geſetze waren daher in dieſem Falle für den Regenten ſo unverletzlich als ſie für den niedrigſten Bürger ſind. Wenn er ſie übertritt, iſt er mit dieſem gleich ſtrafbar.

Der Verdacht, daß Ferdinand der Erſte den Cardinal Martinuſius in Ungarn hat umbringen laſſen, iſt ein größrer Schandfleck in ſeine Geſchichte, als in der Geſchichte ſeines Bruders ſeine zweydeutige Politik, und ſein immerwährendes Kriegführen. Wir billigen in der Verwaltung des Richelieu nicht, die Liſt und Gewalt die er angewandt hat, ſeinen König mächtig zu machen: aber wir wanken in unſerm Urtheile, und ſind unſchlüßig, ob wir um der Größe der Endzwecke willen, die Unregelmäßigkeit der Mittel entſchuldigen ſollen. Hingegen würden wir vor ihm als einem Ungeheuer ſchaudern, wenn wir es für bewieſen hielten, daß er ſich ſeiner perſönlichen Feinde, durch eine heimliche Fallthüre in ſeinem Cabinette entlediget habe.

Der zweyte Grund, warum gewiſſe Regeln ohne alle Ausnahme ſeyn müſſen, iſt, weil jede Ausnahme ſie wankend macht.

Und dieß trifft wieder das Privatleben weit mehr als die politiſchen Verhandlungen.

Je mehr Menſchen auf einem kleinen Platze bey einander leben, und je öfter eine und dieſelbe Art von Handlung wiederhohlt wird: deſto anſteckender iſt das Beyſpiel, und deſto leichter bilden ſich Gewohnheiten. In der bürgerlichen Geſellſchaft kömmt alles darauf an, daß es zur Gewohnheit werde, gerecht zu handeln, niemanden das Seinige zu entwenden u. ſ. w. weil Gewohnheit die Triebfeder iſt, die am zuverläſſigſten auf einen großen Haufen zugleich wirkt. Was dieſe Gewohnheit hier unterbricht, iſt äußerſt ſchädlich, weil dadurch die Autorität der Geſetze ſelbſt, die in der Gewohnheit ihre vornehmſte Stütze hat, untergraben wird. Jede einzelne Uibertretung, welche ungeahndet hingeht, iſt wegen der Menge derer, welche dadurch zur Nachahmung verleitet werden, gefährlich. Und die Rechtfertigungsgründe, die zuweilen eintreten, können deßwegen nicht angenommen werden, weil ſie das Schädliche des Beyſpiels bey dem großen Haufen der bloß auf das Aeußere der Handlung ſieht, nicht verhindern.

Bey den Souverainen iſt dieſe Urſache, nie Ausnahme von der Regel zu geſtatten, weniger vorhanden. Die Anzahl der Perſonen in dieſem Poſten iſt zu geringe, ſie ſind nicht ſo enge mit einander verbunden, und ihre Handlungen ſind nicht ſo gleichartig, daß unter ihnen aus Beyſpielen ſo leicht Gewohnheiten entſtehen könnten. Die Vorfälle, welche ihre Aufführung beſtimmen, ſind von der Größe und Wichtigkeit, daß ſie wenigſtens immer neue Ueberlegungen veranlaſſen. Leidenſchaften können davon viel Einfluß haben; die Gewohnheit und Beyſpiele weniger. Die Abenteuer Carls des Zwölften würden nicht leicht einen Fürſten zum irrenden Ritter machen. Die Eroberungsſucht Ludewigs hat zum Beyſpiel gewiß an den Kriegen, die ſeitdem aus ähnlichen Triebfedern unternommen worden, ſo wenig Antheil gehabt, als die Feldzüge des Alexanders daran haben.

Dem Privatmanne alſo muß die eigne Beurtheilung aller der Fälle, welche das Eigenthum betreffen, unterſagt ſeyn, weil im bürgerlichen Leben Einförmigkeit des Verfahrens in dieſen Puncten nothwendig iſt: den Landesherrn kann dieſe Beurtheilung nicht unterſagt, ſondern ſie muß nur aufs Gute, aufs Edle, Große und Menſchenfreundliche geleitet werden.

Ich komme zu der zweyten weniger bemerkten Eigenſchaft des ſtrengen Rechts. Es geht nähmlich nur auf Erhaltung des Zuſtandes und der Verhältniſſe, die einmahl da ſind. Wenn daher in öffentlichen Sachen, in Angelegenheiten der Staaten mit ihren Fürſten, und der Nationen unter einander nie davon wäre abgewichen, und nie das höhere Geſetz des allgemeinen Nutzen zu Rathe gezogen worden: ſo mögen Macht der Staaten, Regierungsform, Unterordnung der Stände, und die meiſten menſchlichen Dinge noch in dem Zuſtande ſeyn, in welchem ſie vor tauſend Jahren geweſen ſind.

Die Grundgeſetze der Conſtitution haben zur Abſicht, das einmahl eingeführte Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Regierungsgliedern, und dieſer mit dem Unterthan fortdauernd zu machen. Die Geſetze des Eigenthums ſind dazu gemacht, daß der, welcher einmahl reich iſt, reich bleiben, der Arme arm bleiben ſoll. Nach denſelben behält jeder was er hat, darf nichts von dem andern nehmen, darf keinen Grenzſtein verrücken, keine Veränderungen vornehmen. Die Geſetze des Völkerrechtes zielen ebenfalls bloß dahin ab, jedem Staat das Land und die Einkünfte, welche er einmahl hat, zu ſichern; den herrſchenden Staat in ſeinen Vorrechten, den abhängigen in ſeiner Unterwürfigkeit zu befeſtigen; kurz alle Verhältniſſe von Macht, Ehre und Reichthum zwiſchen den Souverainen auf dem Puncte zu erhalten, wo ſie heute ſind.

Was erkennen wir nun aus der Geſchichte? Daß dieſe Geſetze von Nationen und ihren Häuptern nie können unverbrüchlich erhalten worden ſeyn, weil die Welt ſich ſo erſtaunlich verändert hat, ganze Staaten verſchwunden, andere entſtanden ſind; und der jetzige Zuſtand von Europa ſelbſt einer immer fortgehenden Revolution ähnlich ſteht.

Was lehrt uns aber die Geſchichte noch weiter? Daß durch dieſe Veränderungen, ſie mögen nun von der Ungerechtigkeit, die bloß ihren Leidenſchaften folgte, oder von der Weisheit, die ſich über die Regeln wegſetzte, hergekommen ſeyn, doch zum Theil wahre Verbeſſerungen zu Stande gekommen ſind.

Zwar ſcheint es in der Speculation möglich, daß in den Gerechtſamen mehrerer Staaten gegen einander, ſo wie in der innern Conſtitution eines Staats, Veränderungen mit vollkommner Gerechtigkeit vorgehn können, wenn nähmlich alle dabey intereſſirten Parteyen einwilligen. Aber iſt dieſes in Facto wirklich oft geſchehen? Iſt es, — ſobald die Menge derer, welche ſich in ihren Meinungen dabey vereinigen müſten, groß iſt, leicht zu erwarten, daß es geſchehen werde? Die glücklichſten Aenderungen der Engliſchen Verfaſſung ſind doch nur durch eine Faction angefangen worden, welcher der größte Theil des übrigen Volks in der Folge beyſtimmte. Würde die gegenwärtige geſegnete Verfaſſung von Teutſchland und die Territorial-Hoheit der Stände je durch eine völlig freye Verabredung zwiſchen Kaiſer und Reich ihre Wirklichkeit bekommen haben?

Alſo die Frage, „gibt es in der Politik gar keine Ausnahme von jenen Rechtsregeln:“ verwandelt ſich in die Frage: „iſt es für die Menſchheit ohne Ausnahme vortheilhaft, daß der Zuſtand aller

Staaten ſo bleibt, wie er iſt? Und thut jeder Unrecht, welcher darin etwas verändert?"

Wenn man aus allen Jahrhunderten diejenigen politiſchen Unternehmungen vornimmt und beleuchtet, die durch die allgemeine Stimme der Nationen für ruhmwürdig erklärt worden ſind: ſo wird man finden, daß, nach den Regeln des ſtrengen Rechts geprüft, ſie viel Tadelhaftes enthalten; daß aber, weil ſie das allgemeine und dauerhafte Beſte ganzer Länder, Nationen, Religionsparteyen befördert haben, und weil man aus den Umſtänden und dem Charakter der Hauptperſonen ſchließen kann, daß ſie dieſes Beſte, wenn auch nicht allein, doch in der That mit zur Abſicht gehabt haben, — ihre ungerechte Seite vergeſſen worden, und nur die glorreiche und wohlthätige im Andenken der Menſchen geblieben iſt.

War des Churfürſten Moritzens Unternehmung gegen Carl den Fünften, da er ihn in Inſpruck überfiel, gerecht? Machte er eine gegen ſeinen Vetter und ſeine Religionsverwandten ausgeübte Treuloſigkeit dadurch gut, daß er gegen den untreu ward, welcher jene erſtern unterdrückt und ihn mit ihrer Beute bereichert hatte? War die verweigerte Freylaſſung des Landgrafen eine hinlängliche Urſache, warum Moritz Waffen, die er für Carln und zu Ausführung ſeiner Befehle in Händen hatte, ohne Kriegserklärung gegen ihn kehren durfte? — Aber er focht doch für Unterdrückte, für die Gewiſſensfreyheit, für die Conſtitution von Teutſchland, für eine Religion, deren Erhaltung wir als einen Segen für die Nachwelt anſehen. Wie nachſichtig beurtheilten auch die ſtrengſten Moraliſten dieſen Feldzug Moritzens, weil ſie ihm höhere Abſichten haben zuſchrieben, als die Regeln waren, die er übertrat.

Wer verdient als Menſch, als König, als Held; mehr die Dankbarkeit von Europa, und beſonders von Teutſchland, als Guſtav Adolph? Aber war ſein Unternehmen vollkommen gerecht? — Iſt es nicht die erſte Grundlage zu allen Ungerechtigkeiten, ſich in fremde Händel zu miſchen? Was hat, nach den Regeln des Privatrechts zu urtheilen, ein Staat für Befugniß, die Streitigkeiten in einen andern mit gewaffneter Hand beyzulegen, geſetzt auch, daß er der gerechten Partey beyſteht? Er ſoll Gründe, Beweiſe, Uiberzeugungsmittel, aber nicht das Schwert brauchen. — Welches Recht hatte er, ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten, zu deren Schutz er zu kommen vorgab, und deren Einwilligung ihm zum Eintritt in Teutſchland, den einzigen ſcheinbaren Rechtstitel gab, mit Gewalt zu ſeinem Bündniß und zu Abtretung ihrer Feſtungen zu nöthigen? Aber Guſtav opferte ſelbſt dabey Bequemlichkeiten und Leben auf. Für ſeinen Staat ſchien er zunächſt nichts als Sicherheit zu ſuchen, die durch das Bündniß des ſiegenden Kaiſers mit ſeinem Thron-Rival in Gefahr geſetzt wurde. Für das Land, in welches er mit ſeinem Kriegsheer kam, brachte er der unterdrückten Partey Hülfe mit; hier that er Uibermacht eines Religionsverfolgers und ſeiner Generale, die aufs äußerſte gemißbraucht worden war, Einhalt, — und wurde die erſte Urſache aller Veränderungen, auf welche zuletzt eine vernünftigere und billigere Anordnung der Dinge in dieſem Reiche, die Feſtſtellung unzähliger vorher ſchwankender Rechte, der Friede der Parteyen, und die Freyheit des Gewiſſens folgte. Wenn er auch nicht alle dieſe Güter, welche für Teutſchland und ganz Europa aus ſeinen Feldzügen entſtehen ſollten, vorausſah, und zur Abſicht hatte; ſo war er doch von Geſinnungen belebt, die auf ſolche Abſichten gerichtet ſind. Er wollte bey einer großen Nation, das was er für das Beſte derſelben hielt, befördern: und der Erfolg hat gezeigt, daß er wirklich zu ihrem Glück beygetragen hat. Und dieſes macht ſein Unternehmen in den Augen aller vernünftig urtheilenden Menſchen untadelhaft.

Sobald man alſo den Souverainen dieſes einräumt, daß ſie ſich um die Angelegenheiten andrer Staaten bekümmern, und die in denſelben vorgehenden Ungerechtigkeiten beſtrafen, oder die Streitigkeiten auch durch Kriegsheere beylegen helfen dürften: ſobald erlaubt man ihnen auch eine Abweichung vom Privatrechte, auf welche nothwendig unzählige andre folgen. Im Privatleben iſt, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden, die erſte Regel, ſich nur um ſich zu bekümmern, in fremden Angelegenheiten nie ungebethen Rath zu geben, aber auch bey Freunden nie über einen ſimpeln Rath hinauszugehn, deſſen Befolgung oder Nichtbefolgung man denjenigen überläßt, die davon Nutzen ziehen ſollen.

In der Verwaltung der Staaten kann dieß unmöglich die erſte Regel ſeyn. Unter unabhängigen einzelnen Menſchen, deren einer vor dem andern immer auf der Huth ſeyn müßte, würde ſie eben ſo wenig gelten. Hier muß ſich jeder um alle bekümmern. Die Veränderungen die in dem Hauſe meines Nachbars vorgehn, können mir unmöglich gleichgültig ſeyn, wenn meine Sicherheit nur von ſeinem guten Willen und meine Macht ihm zu widerſtehn, abhängt. Alles was von mir gefordert werden kann, iſt, daß ich bey der ungebethnen Theilnehmung an den Angelegenheiten meines Nachbars ſein Beſtes ſowohl als meine Sicherheit zum Augenmerk habe.

Noch weit klärer aber iſt es, daß Staaten weder ihre äußre Ruhe ſicher ſtellen, noch für ihre innere Verwaltung gehörig ſorgen können, wenn ſie nicht an den Auftritten, die in andern Staaten vorgehn, ohne, und ſogar wider deren Willen Antheil nehmen, — und thätlich mitwirken, die Angelegenheiten derſelben in die Form und Ordnung zu bringen, welche ſie ihrem eignen Staats-Intereſſe gemäß halten.

Sobald Regenten ſolche Schritte thun, ſobald handeln ſie als von der Vorſehung verordnete Schiedsrichter und Regierer der Welt. Sie treten aus den ihnen zunächſt angewieſenen Schranken heraus: und ihre Berathſchlagungen können durch nichts mehr geleitet werden als durch ihre Klugheit und durch ihre Liebe zum menſchlichen Geſchlechte.

„Aber, heißt dieſes nicht dem Willkür der Monarchen zuviel einräumen, und ihrem Ehrgeiz ein zu weites Thor eröffnen? was werden nicht ihre Leidenſchaften erſt wagen, wenn Moraliſten ſelbſt in den Grundſätzen ihnen ſo viel zugeſtehn? Soll die Nothwendigkeit, oder der Vorwand Völker beglücken zu wollen, die ihrer Sorgfalt nicht anvertraut ſind, alles bey ihnen entſchuldigen: welcher Länder-Verwüſter wird alsdann ohne Entſchuldigung bleiben? Soll der Vorſatz, Verbeſſerungen zu machen, Eingriffe in poſitive Rechte anderer erlauben: ſo kann dem Deſpotismus kein Damm mehr entgegengeſetzt werden, daß er nicht unter dieſem Vorwande, die Freyheiten edler Nationen untertrete, keiner der Eroberungsſucht, daß ſie nicht ihre Gewalt über ſchwächere Nachbarn ausdehne. Sollen keine Grenzen mehr unverrückbar, kein Staatseigenthum ſicher, keine Verträge mehr heilig ſeyn?“

Gott bewahre uns für ſo ſchrecklichen Lehren. Sie ſind eben ſo fern von den Geſinnungen meines

Herzens, als ſie es, hoffe ich, von den Grundſätzen ſind, die ich hier vortrage.

Denn zuerſt, wenn es auf Vorwände ankömmt, hat es je einem ungerechten Mächtigen daran gefehlt? Hat das poſitive Recht mit allen ſeinen Regeln und Clauſeln den Eroberern und den Deſpoten Einhalt gethan? Sind nicht unter dem Schein von Rechtsanſprüchen, die aus alten Pergamenten, aus Teſtamenten, aus allen Erwerbungstiteln des bürgerlichen Rechts hergeleitet wurden, eben ſo viel ungerechte Kriege geführt worden, als der unverhehlte Bewegungsgrund der Convenienz je hätte hervorbringen, oder der vorgegebene des allgemeinen Beſten je hätte beſchönigen können? Und wenn eines von beyden ſeyn ſoll; wenn es unmöglich iſt, zu verhindern, daß nicht die Großen der Erde entweder mit ihren Documenten oder mit ihrem Gewiſſen ſpielen, und zu dem, was ihnen bloß Habſucht oder Herrſchſucht eingegeben hatten, entweder juriſtiſche oder politiſche Gründe ausfindig machen und anführen: wäre es nicht beſſer, wenn ſie das letztere vorzögen, indem ſie doch wenigſtens dadurch der Wahrheit näher träten, und zugleich ihr Verfahren nach mehr bekannten dem gemeinen Verſtande mehr offen liegenden Grundſätzen prüfen ließen. Um die Rechtsanſprüche, die jetzt vor jedem Kriege in Manifeſten angeführt werden, zu unterſuchen, dazu gehört eine Kenntniß der Geſchichte, welche wenige Menſchen haben. Ob das Staats-intereſſe, welches man im gegenſeitigen Falle verwenden müßte, reell und groß genug ſey, um die Unternehmung zu rechtfertigen, oder ob das allgemeine Wohl von Europa, wenn man dieſes, meinem Syſtem gemäß, verwenden wollte, dadurch wahrſcheinlich befördert werde: darüber würden ſehr viele verſtändige Menſchen urtheilen können. Der ungerechte Fürſt würde mit einer ſolchen politiſchen oder moraliſchen Deduction weit mehr in ſeiner Blöße ſich zeigen; und der Unwille aller Rechtſchaffnen, und der Tadel der Zeitgenoſſen und der Nachwelt würde ihn weit ſicherer treffen. O wollte Gott, daß nie mehr ein Krieg geführt, nie eine Eroberung verſucht würde, als wenn der, welcher jenen anfängt, und nach dieſer ſtrebt, auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zeigen könnte, daß beyde ſeinem eignen Lande, oder auch nur ihm ſelbſt nützlich wären. Wollte Gott, daß die wahre Convenienz, die Abzielung eines politiſchen Unternehmens auf irgend einen Zweck, — ſelbſt den des wohl verſtandnen Eigennutzes, die Maaßregeln der Regenten leitete; daß nur dieſe Convenienz vor ihren erwieſen werden müßte, wenn ſie ihre Unternehmungen in den Augen der Welt rechtfertigen wollten. Wie ruhig würde jetzt Europa lange Zeit ſeyn, und wie ungeſtört jeder Unterthan unter ſeinem Oelbaum und Weinſtock ſitzen können!

Aber wenn noch überdieß die Nationen von ihren Herrſchern forderten, daß ſie Handlungen, die ganz Europa zerrütten, auch durch irgend eine Ausſicht auf das künftige größre Glück von ganz Europa rechtfertigen müßten: würde dann wohl noch dem ländersüchtigen Fürſten, oder dem kriegeriſchen Abenteurer irgend ein Scheingrund zu Gebothe ſtehen, welcher die übrigen Menſchen blenden könnte?

Doch ich will nicht mein Syſtem durch bloße Vergleichung mit dem bisherigen, oder durch ſchimäriſche Vorausſetzungen rechtfertigen. Ich will bloß zeigen, was in demſelben liegt. Und in der That, eine ſolche Ungebundenheit der Fürſten, als man aus ihm ſchlieſſen wollte, iſt weit von dem Geiſte deſſelben entfernt.

Einmahl. Iſt es einerley, ob ich ſage, „der Fürſt hat keine zwingende Geſetzgeber, als ſeine Einſicht des Beſten;“ — oder ob ich ſage, „er hat gar keine Geſetze?“ Enthält jener Satz eine unbekannte Wahrheit? Kann in Facto die Sache geändert, — kann dem Unabhängigen die Gewalt entzogen werden, zu thun was er für gut hält? Und gibt es ein anderes moraliſches Mittel dieſe Gewalt einzuſchränken; als ihn zu lehren, was wahrhaft gut iſt, und ſein Herz gegen menſchliches Elend und Wohl empfindlich zu machen?

Zum andern. Aus der Natur und den Gründen der Freyheit ſelbſt, welche ich Unabhängigen im Stande der Natur nicht abſprechen konnte, folgt die Einſchränkung dieſer Freyheit.

1. Da

1. Da Erhaltung deſſen was da iſt, ein näher liegendes und zur Glückſeligkeit der Menſchen weſentlicheres Gut iſt, als die Beförderung eines noch ungewiſſen Beſſern; und da das Recht eigentlich die Erhaltung und die Fortdauer des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge zur Abſicht hat: ſo verpflichtet eben die Regel des allgemeinen Nutzen, welche allein den Regenten von den untergeordneten Pflichten des ſtrengen Rechts frey ſprechen kann, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge dieſe Pflichten zu beobachten.

„Aendre, in deinen Verhältniſſen mit deinem Volke, in den Verhältniſſen deines Volks mit andern Völkern, außer von der Noth gedrungen, oder durch außerordentliche Vorfälle aufgefordert, — nichts.“ Dieß iſt das erſte Geſetz der Vernunft und des Gewiſſens für einen tugendhaften Fürſten. Es iſt etwas Großes einer ganzen Nation oder mehreren Nationen mehr Glückſeligkeit zu verſchaffen als ſie haben; aber es iſt ſchon ſehr preiswürdig, ihnen den Genuß derer, welche ſie beſitzen, zu verſichern: und es iſt verwegen und frevelhaft ſie in einer ungewiſſen Hoffnung künftiger Vortheile, für jetzt elend zu machen.

Aber welches iſt eine ſolche Noth, welches ſind dieſe außerordentliche Vorfälle? Dieß iſt es eben, was die Freyheit der Monarchen gefährlich zu machen ſcheint, weil es ihrer Beurtheilung überlaſſen werden muß. Indeß wenn es auch alle menſchliche Weisheit überſteigt, durch allgemeine und beſtimmte Regeln dieß im voraus zu entſcheiden: ſo wird, wenn der Fall da iſt, ſelten mehr als geſunder Verſtand und Redlichkeit erfordert, die wahre Beantwortung der Frage zu finden.

So viel läßt ſich aus obigem Grundſatze im Allgemeinen ſchlieſſen. Wenn nicht Revolutionen von ſelbſt durch Zufall, oder durch andre Menſchen in dem Zeitalter eines Regenten entſtehen, an denen er Theil zu nehmen gezwungen wird: ſo iſt es ihm nicht erlaubt von freyen Stücken dergleichen zu veranlaſſen. Allen großen Reformen muß die Vorſehung vorgearbeitet haben; ſelbſt denen die durch Uiberzeugung hervorgebracht werden, aber noch weit mehr denen, wo die Gewalt mitwirken muß.

Die Urſache iſt, um die Menſchen zu berechtigen, in Hoffnung eines künftigen Guten, welches er ſtiften will, jetzt, mitten im Frieden Unruhen anzufangen: dazu iſt die menſchliche Einſicht von der Zukunft nicht groß und gewiß genug. — Der Fürſt mag an der Conſtitution ſeines Reichs, oder er mag an den Verhältniſſen mit andern Staaten etwas ändern wollen: immer iſt das erſte was er hervor bringt, Streit, Unzufriedenheit, Mißvergnügen, Erbitterung und ſehr oft Blutvergieſſen und Verwüſtung. — Hat er nun in der Entfernung nichts weiter vor ſich, als ſich perſönlich eine gröſſre Erhabenheit, mehr Gewalt, einen berühmteren Nahmen zu erwerben, fürchterlicher für Auswärtige, und ungebundner in ſeinen eignen Grenzen zu ſeyn: ſo handelt er als ein Tyrann und ein Feind des menſchlichen Geſchlechts, der kleine, kaum ihm ſelbſt beym vollen Genuß bemerkbare Vortheile ſeiner perſönlichen Lage, , mit dem Leben, der Geſundheit und dem Wohl vieler tauſenden von Unterthanen und Fremden erkaufen will.

Iſt es wirklich ein National-Intereſſe, welches er bey ſeinen eigenmächtigen Entwürfen vor Augen hat: ſtört er deßwegen unveranlaſſet den Ruheſtand von Europa, weil er durch die errungnen Vortheile hofft ſeinem Lande neue Quellen des Wohlſtandes zu eröffnen: ſo wird ſein Unternehmen ſchon dadurch ungerecht, daß er vielen Nationen ſchadet, um einer zu nutzen; daß er der Familie, deren Hausvater er iſt, und vielleicht nur einigen vornehmen Gliedern derſelben, das Wohl mehrerer Familien ſeiner Nachbarn aufopfert; — und es wird noch tadelhafter, weil dieſe Vortheile ſelten gewiß genug, noch ſeltner gegen den zuvor anzurichtenden Schaden gehörig abgewogen ſind.

Wäre endlich der Endzweck einer Friede ſtörenden Unternehmung ein allgemeines Gut der Menſchheit oder doch ein gemeinſchaftliches aller der Nationen, welche darein verflochten werden: ſo würde zwar dann (vorausgeſetzt, daß die Abſicht lauter, und die Erreichung derſelben wahrſcheinlich wäre,) der heldenmüthige Abenteurer zu entſchuldigen ſeyn, der auch unaufgeopfert einen ſolchen Kampf wagte. Wenn Mancocapac Peru wirklich in der Abſicht eroberte, um es geſitteter zu machen; wenn Alexander deßwegen den Darius bekämpft hätte, um die Länder Aſiens von einem deſpotiſchen Joche zu befreyen, und ihnen griechiſche Freyheit, Künſte und Aufklärung mitzutheilen: ſo würde, zwar vielleicht das Gewagte und Unſichere eines ſolchen Endzwecks von den Zeitgenoſſen Tadel verdient haben: — aber glücklich ausgeführt, würde das Unternehmen von der Nachwelt mit Recht geprieſen werden. Aber wie ſelten möchten wohl Entwürfe dieſer Art zu machen, wie ſelten auch nur Vorwände der Art zu finden ſeyn! — Der Fälle, welche unter dieſe Rubrik gehören, ſind ſo wenige, daß ſie bey Feſtſetzung einer allgemeinen Regel nicht in Anſchlag kommen.

Und dieſe Regel war: Der gute Fürſt muß ſo lange alles um ihn herum ruhig iſt, die Ruhe nie zu erſt ſtören. Dann muß er bloß an Erhaltung nicht an Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes der Dinge denken: d. h. er muß ſtrenge gerecht ſeyn. Wenn aber dieſes Gleichgewicht durch andre geſtört worden, und der Strom der Verwirrung ihm mit ſich fortreiſſet, dann muß er nach dem beſten Hafen zu ſteuern ſuchen, den er zu finden weiß: mit andern Worten, er muß ſuchen Gutes aus dem Übel zu ziehn, und für ſeinen Staat und für alle Nationen ſo viel Vortheile zu erkämpfen als ihm möglich iſt.

Wir ſehen die Urtheile der vernünftigen und billigen Richter dieſer Theorie folgen. Alle die Könige die ohne nahe Veranlaſſung ihre Nachbarn bekriegen, Zankäpfel unter die Nationen werfen, oder den gegenwärtigen ruhigen Beſitzſtand der Staaten um verjährter Anſprüche willen unterbrechen, ſind immer als Unglücksſtifter in der Geſchichte gebrandmarkt worden. Aber die Weiſeſten und beſten Fürſten haben von den zu ihrer Zeit vorfallenden Revolutionen und Kriegen zum Vortheil ihrer Staaten Gebrauch zu machen geſucht.

Ungerechte Fürſten fangen die Kriege an: gerechte miſchen ſich in dieſelbe um ſie zu ſchlichten. Und wenn es in gewiſſen Zeiten, unumgänglich nothwendig wird, (wie dieß nach Kriegen, bey Succeßionsfällen ſich wirklich ereignet) neue Einrichtungen in Abſicht der Eintheilung des Staats-Eigenthums zu treffen, neue Verträge zwiſchen den Nationen zu errichten, und die durch einander geworfnen Rechte wieder durch neue Schranken von einander abzuſondern: iſt es alsdann den daran Theil habenden, den zur Wiederherſtellung der Ruhe vornehmlich mitwirkenden Mächten nicht erlaubt, auch den ihnen anvertrauten Ländern und Völkern gröſſre Vortheile zuzuwenden, wenn dadurch nur nicht das Wohl aller geſtört wird?

2. Wenn nur ein wahrer und ein großer Vortheil der für die Menſchen zu erhalten iſt, eine ihre gegenwärtige Ruhe ſtörende Unternehmung der Politik rechtfertigen kann: ſo muß, damit dieſe Rechtfertigung Statt finde, das Nachtheilige der Mittel, welche man anwendet, mit dem Nutzen des Zwecks welchen man ſich vorſetzt, verglichen werden, und das Uibergewicht des letztern erwieſen ſeyn. Es iſt unſinnig und es iſt grauſam, heute mit Gewißheit tauſend Unglücklich zu machen, um vielleicht, in zwanzig, dreyßig Jahren, Hunderten zu größerm Wohlſtande zu verhelfen. — Und welche enge Schranken werden nicht bloß durch dieſe einzige Regel, der Freyheit der Könige, wenn ſie als weiſe und tugendhafte Männer handeln wollen, geſetzt!

Wenn unter jene Mittel der Krieg mit gehört: ſo muß jeder der das mannigfaltige Elend das damit verbunden iſt, und die Bosheiten zu denen er Anlaß gibt, kennt, vor Furcht ſchaudern, wenn er auch die wohlthätigſten Zwecke, welche ſich nur je die Politik vorgeſetzt hat, auf dieſem mit Blut bezeichneten Wege zu erhalten gedenkt. Eben deßwegen wird ein menſchenfreundlicher Fürſt nie ganz freywillig einen Plan entwerfen, wozu Krieg als ein nothwendiger Theil gehört. Irgend eine Nothwendigkeit muß ihm die Waffen in die Hände gegeben haben. Es iſt genug, wenn er ſie alsdann zur Aufrechterhaltung der beſſern Partey, und zu Bewirkung groſſer und nützlicher Reformen zu führen weiß.

3. Eine dritte Betrachtung kömmt hinzu, auch gutgemeinte Entwürfe der Fürſten einzuſchränken: — dieſe, daß von allen Veränderungen eine ſehr ſchädliche Folge der Veränderlichkeit ſelbſt iſt, d. h. daß andre gereizt werden, die neugemachte Einrichtung wieder abzuändern. Dieß iſt vorzüglich von Veränderungen in Staatsſachen wahr, bey welchen alle Sicherheit von dem Alterthum, und die Zufriedenheit der Menſchen von der Gewohnheit herkömmt. Iſt in den Rechten oder Beſitzungen, iſt in der innern Verfaſſung der Staaten etwas; dem Herkommen zuwider durchgeſetzt, iſt die Gewohnheit unterbrochen worden, geſetzt auch beydes ſey in der beſten Abſicht geſchehen, ſey durch die gelindeſten Mittel ausgeführt, und im Erfolge als bewährt und nützlich gefunden worden: immer wird bey dem großen Haufen der Menſchen, der Reſpect gegen die Geſetze ſich verhindert haben, und nicht weniger von der Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande verloren gegangen ſeyn. Es wird ſelten fehlen, daß nicht abermahlige Verſuche gemacht werden ſollten, das Alte wieder herzuſtellen, und auf dieſe Weiſe die Dinge eine Zeitlang in einem Schwanken bleiben, welches der beſten Verwaltung der Staaten nicht günſtig iſt. So bringt faſt jede Eroberung neue Kriege hervor, und wird ſelten

anders dem Eroberer ſicher, als wenn er einen zweyten, gemeiniglich ſchwerern Kampf deßhalb glücklich beſteht. Die Urſache liegt vor Augen. Der Staat welcher eine Provinz durch Krieg verliert, ſieht ſich aller Friedensſchlüſſe ohngeachtet, noch bald für den rechtmäßigen Eigenthümer derſelben an, und behält ſich vor, bey der erſten günſtigen Gelegenheit ſie wieder zu erwerben. Die erſten Eroberungen Ludwigs des Vierzehnten in den Niederlanden, koſteten wenig Blut: aber welche lange und verwüſtende Kriege entſpannten ſich nicht daraus? Jetzt hat die Zeit dieſe Wunde geheilt, und den Beſitzſtand in jenen Gegenden, ſicher gemacht. Der ſiebenjährige Krieg wurde eigentlich noch um Schleſien geführt: und ſein glücklicher Ausgang, verbunden mit der durch den Lauf der Zeit immer kräftiger werdenden Verjährung, und noch mehr mit der allgemeinen Uiberzeugung des ganzen Europa von der Nützlichkeit der preußiſchen Macht für den Ruheſtand aller, — dieſer verband erſt unſre Provinz auf eine unauflösliche Art mit dem preußiſchen Staate.

Der rechtſchaffene Fürſt wird alſo auch dadurch abgehalten, Unternehmungen, welche den gegenwärtigen Beſitzſtand ſtören, anzufangen, weil, wenn ſie an ſich auch den Ländern die ſie betreffen, nützlich ſeyn können, ſie doch allen Völkern durch die unruhige Begierde die ſie bey ihnen unterhalten, immer wieder neue Unternehmungen zu wagen, ſchädlich werden.

4. Endlich, (und dieß iſt ein Hauptpunct den der Leſer nicht aus den Augen verlieren muß,) habe ich bey meinen obigen Betrachtungen, die Staaten als moraliſche Perſonen die in dem Stande der Natur nach der ſtrengſten Bedeutung dieſes Worts leben, angenommen, alſo in einer vollkommnen Unabhängigkeit, ohne alle Verbindung mit einander, — in einem Zuſtande, wo keiner von dem andern etwas weiß, keine Verträge ihnen Schranken ſetzen, keine Gewährleiſtungen ihnen Sicherheit verſchaffen. Dieß war der älteſte Zuſtand der Staaten, in den Zeiten, da die Menſchen, aus welchen ſie beſtanden, noch roh und ungeſittet waren. In demſelben waren Kriege unvermeidlich. Die Furcht vor den Fremden war die herrſchende Leidenſchaft einer jeden Nation, — daraus entſtand der Haß: und da jede Völkerſchaft nur immer bedacht war ihren Untergang abzuwehren, konnte ſie unmöglich darauf denken, was recht und was nützlich ſey. Der Moraliſt, (wenn anders einer in dieſer Epoche erſcheinen, oder zu einer Theorie, die der allgemeinen Praxis entgegen war, ſich erheben konnte,) predigte ganz umſonſt. — Die Moral hat erſt von der Zeit an bey den Politikern einiges Gehör finden können, ſeitdem die Staaten unter einander in Verbindungen gerathen ſind, die ſie mehr oder weniger dem

Verhältniſſe der einzelnen Menſchen im bürgerlichen Leben näher gebracht haben.

Nie iſt dieſer Zuſammenhang auf einer ſo großen Erdfläche und unter ſo vielen Staaten vorhanden, und nie iſt er unter verbundenen Staaten ſo genau geweſen, als er es in unſerm Europa iſt. — Die lange Dauer unſrer Staaten, die beträchtliche Anzahl derſelben, die auf einem nicht allzugroßen Raume neben einander exiſtiren, und die immer wachſende Aehnlichkeit der Menſchen die in dieſen Staaten wohnen, macht den wahren Grund jener Verbindungen.

Wo häufige Total-Revolutionen vorgehn, und ganze Staaten oft verſchlungen werden, wie dieß in Aſien, und vorzüglich in Hindoſtan noch bis auf unſere Zeiten geſchehen iſt: da können ſich die Verhältniſſe zwiſchen den übrigbleibenden nie durch die Zeit ſo feſtſetzen, daß daraus heilige Rechte würden.

Wo in weiten Wüſteneyen kleine Völkerſchaften herumirren, oder wo ungeheure Monarchien, einzeln von Nomaden umringt, von halben Welttheilen Beſitz nehmen: da können der Theilnehmer an den Verträgen nicht genug ſeyn, um daß ein Bundbrüchiger immer eine überlegne Macht gegen ſich fände. Die Zerſtückelung von Europa in viele Reiche von mäßigem Umfange iſt eine der Hauptſtützen ſeiner Cultur und höhern Sittlichkeit, aber auch ſeines Völkerrechts. Eine Univerſal-Monarchie, oder eine ihr nahe kommende Macht würde für Europa den Schaden thun, den der Deſpotismus in einem einzelnen Lande thut: ſie würden allen gemeinſchaftlichen Verabredungen Vieler, allen Berathſchlagungen, Negociationen, Debatten, ein Ende machen, wodurch erſt die Begriffe von dem was Recht iſt, auſs Reine gebracht worden ſind. —

Endlich wenn von benachbarten Nationen, eine die Sprache der andern nicht verſteht, eine die Gebräuche der andern verabſcheut, oder eine an den Verfeinerungen der andern nicht Theil nimmt: ſo iſt Mißtrauen und Abneigung zwiſchen ihnen bey allen Verträgen unausbleiblich.

Alſo die Verbindung mehrerer Staaten zuſammen, in Verträgen oder Friedensſchlüſſen, woran ſie insgeſammt Theil nehmen, dieſe macht eigentlich das verbeſſerte, dem bürgerlichen Stande nahe kommende Verhältniß aus, von dem ich rede. Auch zwey Menſchen würden durch gegenſeitige Verſprechungen noch keine hinlängliche Sicherheit erlangen. Erſt wenn viele unter gemeinſchaftlichen Bedingungen zuſammentreten, kann daß Bündniß unter ihnen feſt werden, indem immer gegen einen Uibertreter, mehrere Vertheidiger desſelben zu erwarten ſind.

Eine Art dieſer Verträge, woran mehrere Theil nehmen, ſind die Garantien, — das Eigenthümliche und der Vorzug des Europiſchen Völkerrechts. Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem Schutze, welchen die Obrigkeit dem Bürger gewährt, — und ſind auch zu eben ſo wohlthätigen Zwecken, zur dauerhaften Feſtſetzung gewiſſer Rechte wirkſam. Vermöge derſelben kann der ſchwächere Beleidigte ziemlich ſicher auf Beyſtand zählen. Eben deßwegen hat er nicht mehr ſo viel Gewalt und Liſt nöthig ſich ſelbſt zu beſchützen, nicht mehr ſo viele Urſachen, ſelbſt nach überlegner Macht zu ſtreben *).

---

*) Die Garants oder Gewährleiſter bey einem Tractat, machen ſich anheiſchig, ihre Macht gegen die Partey zu vereinigen, die zuerſt den Contract brechen wird. Sie können aber doch nicht eher, dieſer Garantie zu Folge, handeln, bis ſie erſt geurtheilet haben, daß der Vertrag gebrochen ſey. Sie werden alſo ſtillſchweigend von den contrahirenden Parteyen als Richter anerkannt. — Durch ihre Verbindung bildet ſich eine Macht, die der Macht jedes einzelnen dieſer Contrahenten überlegen iſt. — Dieß kann mit der ſouverainen Macht in der bürgerlichen Geſellſchaft verglichen werden. — Der laut erklärte Entſchluß dieſer garants mit ihrer geſammten Macht den Bundbrüchigen anzufallen, iſt der Androhung einer Strafe von Seiten der Obrigkeit ähnlich.

Gewiß iſt es, daß dieſe Einrichtung nicht eher Statt fand, bis viele Staaten an einerley Bündniſſen, oder denſelben Friedensſchlüſſen Theil nahmen. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß dieſelbe etwas beygetragen hat, den leichtſinnigen Bruch öffentlicher Verträge zu verhindern. Aber ſie iſt doch noch nicht zureichend, ſie unverletzlich zu machen.

Die bürgerliche Geſellſchaft hat bey ihren Vorkehrungen zu gleichem Endzwecke, unter andern Vorzügen auch dieſen, daß die von ihr verordneten Richter bey Entſcheidung der Streitigkeiten die

So wie für den Bürger nichts heiliger ſeyn ſoll, als Grund-Contract, worauf die bürgerliche Vereinigung beruht, und die Conſtitution, welche die Bedingungen derſelben anordnet, weil von beyden die ganze Glückſeligkeit, die nur im geſelligen Leben für den Menſchen möglich iſt, abhängt: ſo muß für die Staaten von Europa und ihre Beherrſcher nichts heiliger ſeyn, als die Tractaten, durch

ſie ſchlichten ſollen, weniger intereſſirt ſind. Dieſe gewinnen und verlieren an ihrem eignen Vermögen, in ihren eignen Rechten nichts, daß Eigenthum und die Rechte der Parteyen die vor ihren Richterſtuhl kommen, mögen feſtgeſetzt werden, wie ſie wollen. — Die Garants hingegen von den Tractaten der Fürſten, ſind wieder andre Fürſten. Ihr Intereſſe iſt mit dem Intereſſe der contrahirenden Mächte verflochten. Sie vermittelten den Friedensſchluß, oder bekräftigten ihn durch ihre Beyſtimmung und Gewährleiſtung, weil ſie nach den damahligen Umſtänden ihre Rechnung dabey fanden. Dieſe Umſtände ändern ſich, die Gewährleiſtenden Mächte ſelbſt ſehen den Frieden, oder gewiſſe Bedingungen deſſelben, nicht mehr für vortheilhaft für ſich an. Die perſönlichen Neigungen der Regenten und ihrer Miniſter, die jene Unterhandlung zu Stande bringen halfen, ändern ſich nicht weniger. So nach werden aus dieſen Richtern, Parteyen. Sie brechen zuerſt den Vertrag, durch welchen ſie ſich anheiſchig gemacht hatten die Verträge andrer aufrecht zu erhalten. Entweder ruht ihre Macht, dann wenn ſie ihrem Verſprechen gemäß agiren ſollte: oder ſie wird wohl gar gegen denjenigen gebraucht, welcher bey den Bedingungen des alten Contracts am feſteſten beharret.

welche ihr jetziger Zuſammenhang, und das Syſtem des Europäiſchen Gleichgewichts, vornehmlich zu Stande gebracht worden iſt.

Die Pflichten der Staaten ändern ſich demnach mit ihrer Lage, und werden bey der wachſenden Sicherheit derſelben ſtrenger. Sie können um deſto mehr allgemeinen Regeln folgen; je weniger ſie durch plötzliche Gefahren überraſcht werden können. Sie dürfen der Sorge für ihre Erhaltung deſto weniger von ihren andern Pflichten aufopfern, je weniger ſie ganz allein die ganze Sorge zu führen haben, — weil ſie nähmlich wiſſen, daß an ihrer Erhaltung andern Staaten eben ſo viel als ihnen ſelbſt gelegen iſt. Sie müſſen um deſto mehr zu Beybehaltung des einmahl vorhandnen Zuſtandes der Dinge arbeiten, und alſo das Eigenthum und poſitive Rechte um deſto mehr reſpectiren, je vollkommner und gemeinnütziger dieſer Zuſtand an ſich iſt.

Als noch in manchen Theilen Europens barbariſche Nationen hausten, die ihren cultivirtern Nachbarn mit Zerſtörung aller ihrer Anlagen drohten; — ſo lange noch menſchenfeindliche Geſinnungen und Aberglauben in gewiſſen Nationen ſo zu ſagen erblich waren; ſo lange endlich innerhalb der Grenzen jedes Staats ſelbſt, ſo viel ſtreitende Parteyen, ſo viele Gährungen und Quellen zu bürgerlichen Kriegen ſich fanden: ſo lange konnten auch die großen Kräfte der politiſchen Welt nicht im Gleichgewicht bleiben. Die Staaten (gleich auf einander gehäuften Körpern, die noch nicht auf ihrem gemeinſchaftlichen Schwerpuncte ruhen) rieben ſich an einander, zerſtörten ſich wechſelsweiſe, oder verdrängten einander von ihrer Stelle. Das iſt Geſetz der Natur, daß unvollkommner Zuſtand veränderlich iſt.

Dieß ſehen wir, (um ein Beyſpiel aus einer ganz andern Gattung, aber ein wie ich glaube, paſſendes Beyſpiel anzuführen,) an der Sprache. So lange ſie bey einer Nation noch ſtammelt: ſo lange veraltert ſie von dreyßig zu dreyßig Jahren, und wird immer wieder neu. Iſt ſie einmahl zu ihrer völligen Ausbildung gelangt: ſo dauert ſie Jahrhunderte unverändert. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit mehrern andern Dingen. Die Beharrlichkeit findet ſich erſt, wenn der Zeitpunct der Reife und der Vollkommenheit da iſt. Bey den Verhältniſſen der Staaten, und den Verhältniſſen der Beherrſcher zu ihren Unterthanen, iſt ebenfalls eine öftere Umänderung des Zuſtandes, der Beſitzungen, der Rechte, die unausbleibliche Begleiterin, fehlerhafter Vertheilungen des Staats-Eigenthums, unweiſer Verträge, und mangelhafter oder wenig beſtimmter Verfaſſungen. Während ſolcher ſich ſchnell folgenden Abwechſelungen ſind Ungerechtigkeiten unausbleiblich, ſo wohl weil ſie leichter Entſchuldigung, als weil ſie mehr Beyſtand und Hülfsmittel finden. — Der beſſere Zuſtand hingegen iſt gemacht fortzudauern. Je vernünftiger die Verabredung, je zweckmäßiger die Einrichtungen, je deutlicher die Beſtimmungen der Rechte ſind, deſto ehrwürdiger werden ſie. Und derjenige iſt doppelt ſtrafbar, der hier an neue Revolutionen denkt, die außer dem Mangel rechtlicher Anſprüche, auch alle Gründe der Schicklichkeit und des Nutzens gegen ſich haben.

Zwar iſt dieſer Punct der Vollkommenheit in der Politik noch lange nicht erreicht. Aber man erkennt, wenn man anders in den menſchlichen Angelegenheiten einen Plan annimmt, daß die Vorſehung darauf losarbeitet. Und wir können hoffen, daß diejenige ſtrenge Gerechtigkeit, und dieſelbe Ehrfurcht für Eigenthum und Verträge, die jetzt nur im Privatleben herrſcht, auch auf die Verhandlungen der Staaten übergehen wird, ſo bald gleicher Wohlſtand, gleiche Aufklärung und Sittlichkeit der meiſten Völker unſers Welttheils, dem Ehrgeiz ihrer Beherrſcher keinen ſcheinbaren Vorwand, und den gut geſinnten Fürſten keinen Bewegungs-Grund zu eigenmächtigen Schritten geben wird.

*

Es ſind dreyerley verſchiedene Zeitumſtände zu unterſcheiden, in welchen auch die Maaßregeln eines Souverains verſchieden ſeyn müſſen.

Der erſte Zuſtand iſt der, deſſen ich ſchon oben erwähnt habe, der Zuſtand allgemeiner Ruhe; wenn weder die Sicherheit ſeines eignen Staats durch Anſchläge die andre gegen ihn gefaßt ha-

haben, in Gefahr geſetzt wird, noch in andern Staaten Revolutionen vorgehn, oder Kriege geführt werden, welche einen nachtheiligen Einfluß auf ſein Land befürchten laſſen; kurz, wenn die politiſche Welt eines ruhigen und heitern Tages genießt.

In dieſem Zuſtande, (welchen man als denjenigen anſehen kann, auf welchen die Regeln der Moral eigentlich berechnet ſind) darf, wie ich ſchon geſagt habe, ein guter und menſchenfreundlicher Fürſt, nie zuerſt und freywillig etwas ſtören.

Welchen Bewegungsgrund könnte er dazu haben, der einen Schein von Giltigkeit hätte? Der Fall der Nothwehr die alles entſchuldigt, iſt nicht vorhanden. Und kein Staats-Intereſſe, welches er auch immer vorwenden möchte, iſt den Vortheilen gleich, die ein ſolcher Ruheſtand den Ländern gewährt.

In einem ſolchen Zeitraume iſt alſo ſtrenge Beobachtung aller Verträge, ſorgfältige Achtſamkeit, auch die kleinſten Urſachen zu Beſchwerden für die benachbarten Staaten, und beſonders Anläſſe zum Mißtrauen zu verhüthen, — endlich Vereinigung der ganzen Aufmerkſamkeit auf die innere Verwaltung des Staats, heilige Pflicht jedes Regenten.

Zweyter Zuſtand. Wenn gegen einen Staat Anſchläge und Verbindungen jetzt eben gemacht werden, oder doch mit großer Wahrſcheinlichkeit zu befürchten ſind.

Jenes ſetzt Thathandlungen voraus, von welchen der bedrohete Staat hinlänglich unterrichtet ſeyn muß, wenn die darnach genommenen Maaßregeln gerecht ſeyn ſollen. Dieſes kann auch zuweilen aus den Geſinnungen der Nationen und ihrer Fürſten mit ziemlicher Sicherheit geſchloſſen werden.

Unſer großer Friedrich fand ſich vor dem Anfange des Krieges von 1756, gegen den Oeſterreichiſchen Staat und ſeine Verbündeten in dem erſten Falle; — die Königin Eliſabeth gegen Philipp den Zweyten, faſt ihre ganze Regierung hindurch, und am meiſten in dem Jahrzehend von 1580 bis 90, in dem letztern. Religions-Eifer und Geiſt des Deſpotismus mußten damahls Spanien gegen eine Inſel waffnen, welche der Schutzort der Freyheit und des Proteſtantismus war. Das Entgegenſtehende des Intereſſes in den holländiſchen Angelegenheiten, Unwille über die fehlgeſchlagene Erwartung in Abſicht ſeiner vormahligen Verbindung mit England, — endlich manche kleine angethane und empfangene Beleidigungen waren für einen Geiſt, wie Philipps ſeiner, zu ſtarke Urſachen zum Haſſe, als daß Spanien nicht ſchon vor Ausrüſtung ſeiner unüberwindlichen Flotte, als Feind Englands angeſehen werden ſollte. Darnach mußte alſo auch, nach geſunder Politik, Englands Königin handeln.

In ſolchen Zeitpuncten nimmt mit der Gefahr auch die Schwierigkeit zu, das was Pflicht der

Selbſterhaltung, und das was die Treue und die Gerechtigkeit fordert, genau von einander abzuſondern.

Es ſind beſonders hiebey zwey gefährliche Puncte, wo es leicht iſt, von dem rechten Wege, als unklug, oder als ungerecht abzuweichen: erſtlich in Abſicht der Art und Weiſe, wie man zur Kenntniß der Anſchläge ſeiner Gegner gelangt; zweytens in Abſicht der Mittel, welche man vorkehrt ſie zu vereiteln.

Wenn es nicht erlaubt ſeyn ſoll, ſich eher gegen bloße gemachte Entwürfe andrer, mit den Waffen in der Hand zur Wehre zu ſetzen, als bis man von der Wirklichkeit ſolcher Entwürfe gewiß überzeugt iſt: ſo ſcheint es, müſſe man das Recht haben alle Schritte zu thun, wodurch man das Vorhaben ſeiner Rivale entdecken könne. Demungeachtet ſind einige dieſer Schritte, worunter z. B. die Beſtechung der eignen Diener unſers Gegners, die heimliche Entwendung von Documenten gehören, — den Begriffen von Treue und Redlichkeit, die ein tugendhafter Mann hat, dergeſtalt zuwider, daß er ſie unmöglich billigen kann, wenn es nicht ſchon ein erklärter Feind iſt, gegen den ſie gebraucht werden. Aber in dieſem Falle wären ſie unnöthig. Uiberdieß ſind ſolche Kunſtgriffe feindſelige Anſchläge anderer zu erfahren, wenn ſie entdeckt werden, ſelbſt ſchon hinlängliche Urſachen Feindſchaft zu erregen, und machen alſo den ſelbſt zum Beleidiger und erſten Aggreſſor, der ſich nur von den bevorſtehenden Angriffen der Gegenpartey vergewiſſern wollte.

Auf der andern Seite würde ein, der Eiferſucht anderer ausgeſetzter Fürſt ſich ſeinen Feinden auf gut Glück Preis geben müſſen, wenn er bey bloſſen Vermuthungen einer von denſelben ihm drohenden Gefahr, weder gegen ſie agiren, noch ſeine Beſorgniſſe durch alle mögliche Wege der Erkundigung aufklären dürfte.

Ich zeige hier bloß die Schwierigkeit an, ohne im Stande zu ſeyn, ſie völlig aufzulöſen. Zeit und Umſtände verändern viel: und wenn nicht in dem Charakter eines Fürſten oder ſeines Miniſters Hinterliſt liegt; wenn es ihnen wirklich nur um Sicherheit und Vertheidigung des Reiches, welchem ſie vorſtehn, zu thun iſt: ſo wird ihnen in jedem beſondern Falle ihr Gewiſſen beſſer als der Rechtslehrer ſagen, was ihnen erlaubt ſey.

So viel iſt gewiß, ſchon in dem Gedanken, daß eine Nation die andre für ihren natürlichen Feind, ein Staat den andern für ſeinen nothwendigen Rival hält, liegt ſchon etwas ſo Menſchenfeindliches, zum Theil etwas ſo Ungerechtes und Unwahres, daß wenn man dieſe Maxime erſt gelten läßt, man umſonſt eine Regel ſucht, Ungerechtigkeiten und Treuloſigkeiten zu verhüthen, welche nothwendige Folgen jener Maxime ſind. Denn was iſt mir nicht gegen den erlaubt, von dem ich gewiß glaube, daß er immer mit dem Vorſatz herumgeht, mich zu Boden zu ſchlagen?

Je weniger allgemeine Gründe alſo vorhanden ſind, ſolche bleibende feindſelige Geſinnungen bey irgend einer Nation oder einem Regenten gegen einen andern vorauszuſetzen: je weniger gewagte Schritte darf dieſer letzte ſich erlauben, um die Wirkungen dieſer Feindſeligkeit auszukundſchaften.

Dieſer Zuſtand der Dinge nähert ſich in Europa: und wenn die Menſchen nicht an Gewohnheiten, an Formeln, an alten ererbten Maximen mehr hingen, als ſie von ihren eignen Uiberlegungen regiert werden: ſo würde ſchon jetzt in Europa vom natürlichen Feinde unter Politikern nicht mehr die Rede ſeyn.

Aber daß doch dieſer von ehemahligen Kriegen übrig gebliebne Samen zu Streitigkeiten noch immer keimt: ſo iſt dieß wenigſtens der Maaßſtab, nach welchem Rivale ſich im Frieden gegen einander zu betragen haben. „Vor geheimen Nachforſchungen von meiner Seite, müſſen offenbare Merkmahle des übeln Willens von Seiten meiner Gegner vorhergehn.“

Der zweyte Punct, „welche Mittel ein Staat brauchen dürfe, um vermuthlich Anſchläge ſeiner Gegner zu hintertreiben“ hat weniger Schwierigkeit.

Es iſt klar, daß die gelindeſten die beſten ſind. Wenn alſo durch pünctliche Erfüllung aller eingegangnen Verträge, und durch die nachbarlichſte Begegnung, der Haß des Gegners zu entwaffnen iſt; wenn man ſich durch Bündniſſe, durch eine gute Landesverwaltung, durch bloße Sorgfalt auf alle Vertheidigungsanſtalten gewandt, hinlänglich vor ihm ſchützen kann: ſo iſt das Zuvorkommen nicht erlaubt.

Aber wer wagt ſich, zu behaupten, daß dieß ohne Ausnahme der Fall ſeyn? und daß nicht der erſte Aggreſſor doch der wahrhaft gerechte Mann ſeyn könne, weil er nichts thut als unausbleiblichen, und dann wenn ſie erſt ausbrechen, ihm unwiderſtehlichen Angriffen andrer zu begegnen? Wer da weiß, was im Kriege das Unerwartete, die Schnelligkeit und das Glück der erſten Unternehmungen vermag, der wird einem mit Kriege bedrohten Fürſten nicht ohne Einſchränkung anrathen, dieſe Vortheile ſeinen Feinden in die Hände zu geben.

Der dritte Fall iſt: wenn ein Staat zwar nicht ſelbſt bedroht wird; aber wenn in andern Staaten große Veränderungen vorgehn, ſie in bürgerliche Streitigkeiten oder in Kriege verwickelt ſieht, welche durch entfernte Folge auch ihm ſelbſt ſchaden oder nutzen können. Welchen Antheil darf er daran nehmen, welche Rolle hat er dabey zu ſpielen?

Dieſe Frage iſt vielleicht die wichtigſte von allen, weil die Fälle, wo ſie zu beantworten iſt, am häufigſten vorkommen, und die Gefahr alſo Ungerechtigkeiten in dieſer Art zu begehn, am größten iſt. Weit öfter werden Europäiſche Fürſten in Kriege andrer verwickelt, als ſie ſelbſt Kriege zu führen haben. Um das Intereſſe von einem oder zwey Mächten dreht ſich immer die ganze politiſche Maſchine von Europa. Die meiſten Streitigkeiten werden erſt durch die Einmiſchung der Nebenparteyen verwickelt und langwierig. Uberdieß iſt die immer das letzte Ziel des königlichen Ehrgeizes, — (wie man gemeiniglich ſagt,) — eine groſe Rolle auf dem Schauplatz der Welt zu ſpielen, d. h. mit andern Worten, auf die Angelegenheiten andrer Staaten Einfluß zu haben; bey ihren Entwürfen zu Rathe gezogen zu werden, oder bey ihren Händeln, es ſey als Schiedsrichter, es ſey als Gehülfe einer Partey, den Ausſchlag zu geben.

Ehe wir von den Ausnahmen reden, müſſen wir erſt die Regel feſtſetzen. Dieſe iſt nach Gründen der Vernunft und des allgemeinen Rechts folgende: „Der Souverain eines Staats hat ſein eigentliches Geſchäfte innerhalb der Grenzen desſelben. Darauf iſt alſo auch ſeine Autorität eingeſchränkt. Handlungen andrer Staaten gehören nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit, ſo wenig als die Vorfälle in denſelben ſeine Fürſorge erfordern. Was in beyden die Sicherheit oder die Wohlfahrt ſeines Landes nicht berührt, dabey muß er ſich bloß als Zuſchauer verhalten, wenn er nicht von den intereſſirten Parteyen ſelbſt zur Theilnehmung aufgefordert wird.“

So wie im bürgerlichen Leben, die ungebethnen Friedensſtifter oft die Zänkereyen vergrößern, und die, welche ſich zu Reformatoren aufwerfen, die verdorbne Sachen noch mehr zerrütten: ſo bringen auch ehrgeizige Fürſten, indem ſie ſich anmaßen die Waagſchaale von Europa in Händen zu halten, eben dadurch die Geſchäfte noch mehr aus dem Gleichgewicht; und zünden das Feuer der Zwietracht erſt recht an, indem ſie ſtrittige Rechte durch die Dazwiſchenkunſt entſcheiden wollen. Die Parteyen welche Frankreich bey Erlöſchung des Valeſiſchen Stamms theilten, wären nie ſo erbittert gegen einander geworden, wenn Philipp ſich nicht eingemiſcht hätte, die ſtreitige Succeſſion zu reguliren. — Iſt es überdieß bloß Herrſchſucht welche einen Fürſten bewegt, ſich bey allen in benachbarten Staaten entſtehenden Unruhen thätig zu erweiſen; ſo wird er es in kurzem nicht dabey bewenden laſſen, die Gelegenheiten, die ſich ihm zum Gebrauche ſeines Anſehens darbiethen, zu nutzen: — er wird ſelbſt Anläſſe dazu hervorzubringen ſuchen; er wird Unruhen ſtiften um ſie beyzulegen; — er wird Parteyen gegen einander aufhetzen, um als Gebiether in einem fremden Lande handeln zu können.

Eine ſolche Rolle haben mächtige Monarchen Europens zuweilen geſpielt, — mehrere haben darnach geſtrebt. Sie hat in der That etwas Glän zendes. Und beynahe kann bey einem Fürſten die Begierde nach Macht außer der Sicherheit keinen andern Endzweck haben, als auf dieſe Weiſe zur indirecten Beherrſchung mehrerer Staaten zu gelangen. Aber es iſt doch eine unerlaubte und für das Wohl der Völker verderbliche Rolle.

Indeß iſt jetzt in Europa die Verbindung des Intereſſes der verſchiedenen Staaten, beſonders wegen des doppelten Gegenſtandes, des politiſchen Gleichgewichts und des Handels ſo groß, daß, nach der Wahrheit, in keinem Theile dieſes Syſtems merkwürdige Veränderungen vorgehn können, ohne daß jeder andre Theil deſſelben, mehr oder weniger die Wirkung davon gewahr wird.

Den Fürſten Europens ganz zu verwehren, an fremden Regierungsangelegenheiten Theil zu nehmen, hieße die Staaten dieſes Welttheils wieder ſo iſoliren, wie ſie es in uralten Zeiten waren. Und die Folge davon müßte ſeyn, daß, indem ſie ſich weniger um einander bekümmerten, ſie ſich auch nicht mehr einander ſo gut kennten, ſie alſo ſich auch mehr vor plötzlichen Ueberfällen gegenſeitig fürchten müßten: woraus von jeher weit größere Ungerechtigkeiten entſprangen, als diejenigen ſind, welche die unzeitige Neugierde und Geſchäftigkeit der Regenten in Abſicht fremder Staatsſachen, begleiten.

Wenn die Sicherheit eines Staats alſo durch Veränderungen, die bey einem Nachbar vorgehn, in Gefahr geräth: ſo darf der Regent des erſten hinzutreten, die Sachen wieder in die Ordnung zu bringen, welche ſeinen Beſorgniſſen abhilft. Dieſer Fall der angegriffnen Sicherheit iſt alsdann vorhanden, wenn durch den befürchteten Ausgang der Unruhen, entweder ein Staat, der auf der Waage von Europa ein merkliches Gewicht gab, zu ſchwach, ein andrer übermächtig wird, oder wenn der Krieg ſich unſern Grenzen nähert; oder wenn ein Bundsgenoſſe ſich in einen Feind verwandelt.

Auch in der bloßen Abſicht Gutes zu ſtiften, darf ein mächtiger Fürſt, der andre Staaten zerrüttet, von Feinden bedroht, von übermüthigen Siegern unterdrückt, oder von Factionen zerriſſen ſieht, ſich als Beyſtand der beſſern Partey oder als Vermittler thätig erweiſen. Es kann zuweilen wahre preiswürdige Großmuth ſeyn, in Staaten, deren Schickſale auf unſer Wohl und Wehe geringen Einfluß haben, Ruhe wieder herzuſtellen, oder eine glücklichere Einrichtung der Dinge zu befördern.

„Aber darf ſich der Regent auch ſolcher Gelegenheiten zu ſeiner eignen Vergrößerung bedienen?“

Es ſind Beyſpiele, wo dieſes geſchehen iſt, auf allen Blättern der Geſchichte zu finden. Faſt immer haben die Helfer der Unterdrückten, oder die Schiedsrichter der Streitenden, ſich für ihre Wohlthat ſo reichlich bezahlt gemacht, daß es ungewiß geblieben iſt, ob ſie mehr für ihre Freunde und die gute Sache, oder für ihren eignen Vortheil die Waffen ergriffen haben. Es koſtete das Teutſche

Reich die drey Lothringiſchen Biſthümer, daß Frankreich ſich der Freyheit ſeiner Fürſten, und der verbeſſerten Religion zu Carls des Fünften Zeiten annahm. Die Schweden und Franzoſen erhielten zur Belohnung ihrer ſchiedsrichterlichen Theilnehmung an den Unruhen des dreyßigjährigen Krieges ſo anſehnliche Provinzen von Teutſchland, daß eigentlich zu Eroberungen unternommene Kriege ihnen nicht mehr hätten einbringen können.

Solche Beyſpiele vermehren eben den freundſchaftlichen Eifer, mit welchem immer die Potentaten Europas herbeyeilen, wo irgend ein Feuer ſich entzündet, um, wie ſie vorgeben, löſchen zu helfen, aber in der That, um etwas von dem aus den Flammen Gerettetem als Beute davon zu tragen.

Iſt nun dieß gerecht?

Es iſt abermahls unmöglich dieß bejahend oder verneinend im allgemeinen zu beantworten. Aber gewiſſe allgemeine moraliſche Grundbegriffe laſſen ſich feſtſetzen, nach welchen jeder Fürſt und Staatsverwalter, wenn es ihm anders um Erfüllung ſeiner Pflicht zu thun iſt, ſein Verfahren prüfen kann.

Alles was ein Regent in ſolchen Fällen thut, bloß um einer ihm als Menſchen eignen Leidenſchaft Genüge zu thun, oder um einen nur auf ſeine Perſon und ſeine Familie eingeſchränkten Vortheil zu erhalten, — das iſt unrecht.

Alles was er in fremden Angelegenheiten thut, bloß der Nation wegen welcher er vorſteht, zu Beförderung eines Intereſſes, das ſich lediglich auf ſeinen Staat bezieht, (ausgenommen, wenn Erhaltung und Sicherheit dieſes Intereſſe iſt) das kann, nach den Umſtänden, bald recht, bald unrecht ſeyn.

Alles was er thut mit Rückſicht auf Sicherheit, Freyheit und Wohlſtand der ſämmtlichen Nationen, welche in die unter ſeine Gerichtsbarkeit gezogne Angelegenheit, oder in den von ihm mit ausgefochtnen Streit verwickelt ſind, das iſt vollkommen recht.

Jacob der erſte that Recht, daß er ſich nicht in die Händel des Churfürſten von der Pfalz, bloß weil dieſer ſein Schwiegerſohn war, miſchte, wenn er deſſen Wahl zum Könige von Böhmen für unrechtmäßig, und die Sache desſelben zugleich für gleichgiltig für Englands Sicherheit und für die Wohlfahrt von Europa hielt. Aber ſeine Gewiſſenhaftigkeit war zu groß, oder ſeine Moral nicht aufgeklärt genug, wenn er ſich verpflichtet hielt, einem ſo nahe verbundnen Fürſten, der in Gefahr war völlig unterdrückt zu werden, wegen des zweydeutigen Rechts ſeiner erſten Schritte nicht beyſtehen zu dürfen, da doch mit ſeinem und ſeiner Bundsgenoſſen Falle, die teutſche Freyheit und die proteſtantiſche Religion über den Hauſen fiel, und Papiſten und Spanier, — damahls die Erbfeinde von England, und in der That Feinde von allem was Glück und Wohlſeyn der Staaten heißen kann, — die Oberhand behielten.

Wenn Guſtav Adolph bloß die Abſicht gehabt hätte, ſich die Unruhen Teutſchlands zu Nutze zu machen, um einen feſten Fuß in demſelben faſſen zu können, und in dem Fürſtenrath deſſelben eine Stimme zu erhalten: ſo war das Blut ſeiner Schweden für einen mehr ihrem Fürſten als ihrem Lande wichtigen Gegenſtand mit Unrecht gewagt; und das Blut der Teutſchen, die er zu beſtreiten kam, mit Unrecht vergoſſen. Aber er verdient Dank und Ehre, wenn er zugleich Retter von Teutſchland und von der Gewiſſensfreyheit ſeyn wollte.

Es wird ein ewig glänzender Schmuck in der Krone der preußiſchen Monarchie bleiben, daß der größte ihrer Könige ſeine Heldenlaufbahn mit einer Unternehmung beſchloß, welche ohne ſeine Macht zu vergrößern, oder ſeinen Staat zu bereichern, bloß zur Aufrechterhaltung der Conſtitution von Teutſchland, zur Beſchützung fremden Eigenthums, und zur Befeſtigung des allgemeinen Ruheſtandes abzielte, -- ſo wie der Nachfolger dieſes Helden ſeine Laufbahn mit einer gleich edel abzweckenden, gleich uneigennützig ausgeführten Theilnehmung an fremden Angelegenheiten angefangen hat.

Doch der Sinn jener Regeln wird ſich noch deutlicher zeigen, wenn ich die Fälle, worin ſie anzuwenden ſind, genauer unterſcheide.

Die Veränderungen eines Staats, von welchen ich unterſuche in wie weit ſie andre Mächte zur Theilnahme an denſelben berechtigen, ſind vornehmlich von zweyerley Art, entweder Streitigkeiten die er mit Auswärtigen hat, Kriege die er führt, Eroberungen die er macht, Niederlagen die er leidet; oder es ſind Aenderungen ſeiner Conſtitution, Zuwachs oder Verluſt an Rechten auf Seiten eines oder des andern ſeiner Staatsglieder, nebſt den aus ſolchen Aenderungen entſtehenden, auf ſolche Aenderungen abzielenden bürgerlichen Unruhen.

Es iſt alſo immer Krieg und Streit, der vornehmlich die Aufmerkſamkeit der Ausländer auf einen Staat hinzieht. Es iſt immer, um entweder der einen Partey beyzuſtehn, oder beyde zu vergleichen, daß Ausländer ſich in jene Händel miſchen.

So lange in einem Hauſe alles ruhig und geſund iſt, bekümmert ſich die Nachbarſchaft nicht um deſſen Einwohner. Dann läuft aber alles hinzu, wenn man eine lärmende Zänkerey hört, wenn Feuer geſchrien wird, oder wenn jemand darin tödtlich verwundet worden.

Der natürlichſte und vernünftigſte Zweck dieſer vorzüglichen Aufmerkſamkeit auf das Böſe, welches den andern vorgeht, ſollte ſeyn es zu lindern, — die Zänkenden zu verſöhnen, das Feuer zu löſchen und die Wunden zu verbinden.

So alſo ſollten die Fürſten in jenen Angelegenheiten auftreten, — als Friedensſtifter. Und in der That iſt dieß auch immer ihr Vorwand. — Aber iſt es auch ihr wirkliches Geſchäfte?

Die ſtreitenden Parteyen dahin zu bringen, daß ſie ſich ſelbſt mit einander verſöhnen und ihre Rechte durch eigne Verabredungen ausgleichen, iſt ein gerechteres und rühmlicheres Werk eines großen Staatsmanns, als ſelbſt mit gewaffneter Fauſt Schiedsrichter derſelben zu werden. Den alten Ruheſtand wiederherſtellen iſt, im Ganzen beſſer, als noch ſo weiſe Aenderungen machen zu helfen, weil dieſe immer die Unſicherheit der Staaten und ihrer Verfaſſungen vermehren, jener die Feſtigkeit derſelben dauerhafter macht, — woran im Ganzen dem menſchlichen Geſchlecht am meiſten gelegen iſt. Denn alle wahren Verbeſſerungen entſtehen in ihm, durch den immer anwachſenden Schatz ſeiner Erfahrungen und Begriffe nach und nach von ſelbſt, wenn nur ſein Fortgang nicht durch phyſiſche Unglücksfälle, oder politiſche Revolutionen geſtört wird.

Doch nicht allemahl kann die Einmiſchung eines Staats, in innere oder äußere Streitigkeiten ſeiner Nachbarn bloß auf Vereinigung der Parteyen gerichtet ſeyn, oder ſich mit einem friedlichen Rath endigen. Zuweilen muß erſt mit gefochten werden, ehe man verſöhnen kann; und ein ſehr zerrütteter Körper kann oft nicht anders in Ruhe gebracht werden, als indem man die Lage und Anordnung ſeiner Theile abändert.

In dieſem Falle tritt alſo gemeiniglich ein Staat als Bundsgenoſſe einer der ſtreitenden Parteyen auf, die gegenſeitige zu bekämpfen. Die Hauptfrage iſt alsdann: welche Partey er ergreifen ſolle, die zweyte, durch welche Mittel er ihr beyſtehen müſſe.

Bey jener ſcheinen mir drey Betrachtungen vorhergehen zu müſſen: erſtlich, welche von den beyden Parteyen die im Streite liegen, iſt die gerechtere? zweytens, welcher Partey Uibergewicht iſt für die Sicherheit und Flor meines Staats am nützlichſten? — endlich welcher Partey Uibergewicht iſt zum Vortheil des menſchlichen Geſchlechts überhaupt am meiſten zu wünſchen?

Nach der Regel muß das Recht zuerſt zu Rathe gezogen werden. „Wer will dem andern, an Gütern oder an Rechten das Seinige nehmen? Wer iſt angreifender Theil? Auf weſſen Seite iſt das Herkommen, die Gewohnheit, der uralte Beſitz, oder vorhergegangene Verträge?

Wenn nicht der Schaden, welchen der gerechte Theil in der Verfolgung ſeiner Rechte anrichtet, ſehr groß, oder der Nutzen der für alle entſteht, wenn an den Rechten ſelbſt was geändert wird, ſehr einleuchtend iſt; ſo muß das was immer geweſen iſt, aufrecht erhalten, und der, welcher für den alten Zuſtand ficht, in Schutz genommen werden. —

Aber doch iſt der Fall ſehr denkbar, — hat ſich in der Welt ereignet, und wird ſich wahrſcheinlich noch mehrmahlen zutragen, daß der angreifende Theil zugleich in andrer Abſicht der beſſere, —

der angegriffene der ſchlimmere iſt, — daß letzterer grauſame und unerlaubte Mittel braucht eine gerechte Sache zu vertheidigen, oder Vortheile, die er mit Gerechtigkeit erworben hat, auf eine ungerechte Weiſe verfolgt und nutzt.

Uiberdieß kann die eine Partey ſo offenbarer Feind meines Staats ſeyn, und wenn ſie obſiegt demſelben ſo gefährlich werden, daß ich als Regent der Sicherheit deſſelben ſchuldig bin der Gegenpartey beyzuſtehen, ohne die Rechts-Anſprüche derſelben unterſucht zu haben, und ſelbſt, wenn ich an ihrer Giltigkeit zweifle.

Welcher Ausgang eines Kriegs oder bürgerlicher Unruhen, — der Sieg, welcher Partey für die Menſchheit überhaupt am vortheilhafteſten ſey: — das hängt vornehmlich von den Geſinnungen ab, die bey einer Partey herrſchen, von dem Grade Aufklärung und Tugend, zu welcher die Menſchen in ihr gelangt ſind. Der Sieger kann immer ſeinen Einfluß weiter verbreiten, kann ſtärker auf andre Menſchen (theils durch ſeine Macht theils durch ſein Beyſpiel) wirken, als der Uiberwundene. Und wenn alſo die Grundſätze des erſtern irriger, härter und menſchenfeindlicher ſind als die Grundſätze des letztern: ſo leidet die allgemeine Glückſeligkeit der Menſchen durch dieſes Uibergewicht des Schlimmern.

Die groſen Gegenſtände, welche das menſchliche Geſchlecht bey den Revolutionen der Staaten intereſſiren, ſind hauptſächlich dieſe drey: ob Gewiſſensfreyheit oder Religions-Zwang, ob Aufklärung und gute Sitten, oder Unwiſſenheit und Laſter, endlich, ob Deſpotismus oder Geiſt einer vernünftigen Freyheit wahrſcheinlich durch die emporkommende Partey wird befördert werden.

Dieſe Gegenſtände müſſen den nähern Endzwecken, wovon ich zuvor redete, bey den Berathſchlagungen der Cabinetter über die zu ergreifende Partey nachſtehen, weil jeder Fürſt für ſein Land eher als für das ganze menſchliche Geſchlecht, und für Aufrechterhaltung der Dinge eher als für Reformirung derſelben zu ſorgen hat. Aber wenn jene Endzwecke in Sicherheit ſind, oder die darauf abzielenden Betrachtungen keinen hinlänglichen Ausſchlag geben: ſo iſt es einem Menſchenfreunde auf dem Throne erlaubt, ſich bloß dadurch beſtimmen zu laſſen, daß er eine duldſame Partey gegen eine intolerante, daß er die aufgeklärtere, edlere, großmüthigere Nation, gegen die ungeſittetere und grauſamere, daß er die Freunde der Freyheit gegen deſpotiſch Geſinnte vertheidige.

Wir wollen uns vorſtellen, um dieſe Theorie durch ein Beyſpiel zu erläutern, daß wir die Berathſchlagungen zu machen hätten, welche Guſtav Adolph als ein redlicher Fürſt ohne Zweifel anſtellte, als er ſich in den dreyßigjährigen Krieg miſchte.

1. „Wer hat Recht, Ferdinand und die Li-

guiſten, oder die Proteſtanten? Wer iſt der angreifende Theil?" Dieß konnte, wenn auf die erſten Veranlaſſungen des Krieges zurückgegangen wurde, wenigſtens zweifelhaft ſcheinen. Das Recht der Böhmen einen König zu wählen, war nicht ausgemacht, der Titel des Churfürſten von der Pfalz zu dieſer Krone war alſo zweydeutig. In wie weit Unterdrückung, oder gebrochne Verträge von Seiten der Oeſterreichiſchen Regenten, den Böhmiſchen Ständen die Befugniß gaben, die herkommliche Succeſſionsordnung zu ändern, war unmöglich zu ergründen. — Auf welche andre entferntere Urſachen des Krieges man zurückging, es ſey auf den Donauwerthiſchen Tumult, und die gegen die Stadt erkannte Reichsacht, es ſey auf die Errichtung der Proteſtantiſchen Union und der Katholiſchen Ligue, oder auf den Jülich- und Bergiſchen Succeſſionsſtreit: ſo war, „außer den Mauern von Ilium gefehlt worden, wie innerhalb derſelben." Die Proteſtanten hatten ſich zuerſt gerüſtet, zuerſt losgeſchlagen: aber ſie hatten vorhergehende Verletzungen des Religionsfriedens von Seiten der Katholiken, und heimliche Anſchläge derſelben zu ihrer Rechtfertigung anzuführen. Aber jenen Verletzungen ſetzte die Gegenpartey noch ältere Eingriffe der Proteſtanten in die ihnen durch den Religionsfrieden geſetzte Schranken entgegen; und dieſen Verdacht erklärte ſie für ungegründet, oder ſchob ihn, nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit, auf die Proteſtanten zurück. Das eigentliche Recht war alſo im Dunkeln.

2. „Welches iſt für Schweden vortheilhafter, — wenn ein deſpotiſch geſinnter Fürſt ſeine uneingeſchränkte Herrſchaft bis an das Meer, welches auch die Ufer von Schweden beſpült, erweitert; wenn eine Religionspartey in Teutſchland die Oberhand bekömmt, welche die Religion des Schwediſchen Volks und Königs haßt, und die Anhänger derſelben zu verfolgen ſich berechtigt glaubt; — wenn endlich der Bundesgenoſſe und Verwandte des Thron-Prätendenten von Schweden freye Hände bekömmt, ſich in die Angelegenheiten des Nordens zu miſchen: — oder wenn Teutſchland unter einem eingeſchränkten Oberhaupte in mehrere kleinere Herrſchaften getheilt bleibt, wenn ein anſehnlicher Theil dieſer Fürſten mit Schweden durch eine gemeinſchaftliche Religion und durch Dankbarkeit für die im Augenblicke dringender Noth geleiſtete Hülfe verbunden, — wenn endlich dem Feinde der gegenwärtigen Regierung und Conſtitution Schwedens ſeine mächtigſte Stütze entzogen wird.“ — Die Beantwortung dieſer Frage, ohne Zweifel der erſten, welche die Staatsmänner von Schweden aufwarfen, konnte nicht anders als einſtimmig für die Ergreifung der letztern Partey ausfallen.

3. „Welches iſt dem Intereſſe der Menſchheit überhaupt gemäßer, daß der mit Spanien verbundene Kaiſer Ferdinand, welcher, nachdem er die im

Anfange ihm fürchterlichen Gegner überwunden hat, nun alle Welt, auch die, welche ihn nicht beleidigt hat, unterdrücken will, ſeine Macht unverhindert vermehre, oder daß er in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen werde? Welches iſt beſſer, daß die Partey, deren Religionsgrundſätze den freyen Gebrauch der Vernunft verbiethen, und welche alle anders Denkende zu dieſer Religion zwingen will, in einem für Europa ſo wichtigen Lande als Teutſchland, dem erſten Sitze der Reformation, obſiege: oder daß diejenige Partey bey Kräften und in der ungeſtörten Uibung ihrer Religion bleibe, welche ſich zu freyern und duldſamern Grundſätzen bekennt? Welches iſt für Europa vortheilhafter, daß ſpaniſcher Stolz und römiſche Bigotterie, oder daß teutſcher Freyheitsſinn, und proteſtantiſcher Unterſuchungsgeiſt ſich in denſelben ausbreite?" Auch hierüber konnte unmöglich ein Streit ſeyn, wenigſtens bey dem Fürſten und bey dem Volke nicht, welche ſelbſt den Gottesdienſt der Reformatoren bey ſich eingeführt, — und welche vor kurzem durch eine kühne Handlung, durch Abſetzung eines intoleranten Königs, und Aenderung der Thronfolge, die Freyheits-Rechte einer Nation behauptet hatten.

Es wird nicht unnütz ſeyn, dieſem Beyſpiele der löblichſten Theilnehmung eines Fürſten an den Unruhen auswärtiger Staaten ein anderes von entgegengeſetzter Art an die Seite zu ſtellen.

Hatte wohl Philipp der Zweyte eben ſo viel

Recht ſich in die bürgerlichen Kriege Frankreichs zur Zeit der Ligue, als Guſtav ſich in den teutſchen Krieg zu miſchen? Ergriff jener die Partey, welche er unterſtützte, aus eben ſo billigen Urſachen.

1. Er trat auf gegen das deutlichſte und ausgemachteſte poſitive Recht, welches nur in Staatsſachen vorhanden ſeyn kann. Wenn in irgend einem Staate ein Geſetz durch Alterthum, allgemeine Uibereinſtimmung der Nation, immer gleichförmige Entſcheidung aller Jahrhunderte heilig geworden: ſo iſt es in Frankreich die Succeſſions-Ordnung, nach welcher, wenn der regierende Zweig der königlichen Familie abſtirbt, der älteſte Sohn des nächſten Mannsſtamms ihm auf dem Throne folgt. Nach dieſem Geſetze, welchem keine auch nur ſcheinbare Anſprüche entgegengeſetzt werden konnten, war Heinrich von Navarra der unſtreitige Erbe der franzöſiſchen Monarchie. Und doch wandte Philipp ſeine Schätze und ſeine Heere an, eben dieſen Heinrich von der Thronfolge auszuſchließen.

2. Es war nicht Philipps Reich, es war nur er ſelbſt, es war nur ſeine Tochter, deren Intereſſe er durch Ränke, Beſtechungen, heimliche und offenbare Gewalt bey den franzöſiſchen Unruhen zu befördern ſuchte. Spaniens Sicherheit ſtand auf keinem Fall von Seiten des geſchwächten und in Factionen getheilten Frankreichs in Gefahr, der Thronfolger in dieſem mochte ſeyn, welcher er wol-

te. Spaniens Wohlfahrt konnte nichts dadurch gewinnen, wenn ein Guiſe in Frankreich herrſchte. Selbſt Spaniens Vergrößerung, wenn, nach den unrichtigen Begriffen der damahligen Politik, dieſe ja für einerley mit der Vermehrung der National-Glückſeligkeit gehalten wurde, konnte nicht als die Abſicht von Philipps Entwürfen angeſehn werden, da er Frankreich als ein abgeſondertes Reich ſeiner Tochter und ihrem Gemahl zueignen wollte. Alle ſeine Triebfedern lagen in Leidenſchaften des Menſchen Philipps, nicht in Entwürfen des Königs und Landesvaters. Es ſchmeichelte ihm, jetzt, während der Unruhen, in dieſem Lande, durch ſeine Geſandten zu herrſchen. Es reitzte noch mehr ſeinen Ehrgeitz die Regierung dieſes Staats, ſo lange er lebte, durch den Einfluß, den er auf ſeine Tochter, auf einen König den er eingeſetzt hätte, und auf eine Partey, die immer ſeines Beyſtandes bedürfen würde, hoffen konnte, in Händen zu behalten. Alles das waren bloß perſönliche Vortheile für ihn. — Der einzige Vortheil ſeines Staats auf die Zukunft, war die Wahrſcheinlichkeit Frankreich zum Bundesgenoſſen oder doch nicht ſo oft zum Feinde zu haben. Aber dieſer Vortheil war ſo entfernt und ſo ungewiß, daß es unerlaubt blieb, ein unſtreitiges Recht um deßwillen zu verletzen, und die Schätze und das Blut ſeiner Unterthanen ihm aufzuopfern.

3. Sehen wir auf ein noch höheres und all-

gemeineres Intereſſe, ſo finden wir Bewegungsgründe zu Philipps Unternehmen, die wir nicht ganz verwerfen können, wenn wir uns, wie es billig iſt, ganz in ſeine Stelle verſetzen. Er war ein ſo eifriger Katholik, daß er das Wohl der Länder, und die Sicherheit der Könige an das Bekenntniß dieſer Religion gebunden glaubte. Die Aufrechterhaltung und Ausbreitung derſelben in der Welt, hielt er für die erſte Pflicht eines Souverains. Nach ſolchen Begriffen konnte er es für etwas ſehr Verdienſtliches anſehen, daß er ſeinen Glaubens-Genoſſen in Frankreich, — nicht nur im Streit mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern Beyſtand leiſtete, ſondern, daß er ſie auch zum Kriege mit denſelben aufforderte. Er konnte es als einen ſehr würdigen Gegenſtand ſeiner Politik und ſeiner Waffen anſehen, vom franzöſiſchen Throne einen Prinzen zu entfernen, mit welchem die Ketzerey zugleich in dieſem großen Lande triumphiren würde. — Die Nachwelt hat demohnerachtet dieſe Rechtfertigung nicht gelten laſſen. Die Erfahrung hat das Irrige in den Religionsbegriffen Philipps gezeigt; die Vernunft mißbilligt einen ſo unaufgeklärten Religionseifer, als den größten Flecken in dem Charakter eines Regenten; und das moraliſche Gefühl verabſcheut das Heimtückiſche und Grauſame in den Maaßregeln, durch welche Philipp der Religion zu dienen vorgab, da doch Religion nur inſofern ein Gut iſt, als ſie Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe befördert. Endlich wird dieſer Bewegungsgrund Philipps ſelbſt als ein bloßer Vorwand verdächtig, wenn man ſieht, daß er ſich der Bekehrung Heinrichs, und der Losſprechung desſelben vom Banne, eben ſo eifrig widerſetzte, als er ſich zuvor der Thronbeſteigung des noch ketzeriſchen und im Banne lebenden Heinrichs widerſezt hatte.

Bey dieſem Artikel meiner Unterſuchung wäre es unnatürlich nicht Ludwigs des Vierzehnten zu erwähnen, des Fürſten, der mehr als irgend ein andrer ſich in die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn gemiſcht hat und ganz Europa durch ſeine Intriguen und die Furcht vor ſeinen Waffen zu beherrſchen ſuchte. Ich will aber nur Eine ſeiner hieher gehörigen Unternehmungen anführen, gerade diejenige, welche die ſcheinbarſten Vorwände hatte. Ich meine den Beyſtand, den er dem abgeſetzten Jacob dem Zweyten leiſtete, ihn wieder auf den Thron Großbrittaniens zu ſetzen.

Niemahls hatte er noch eine, den poſitiven noch ſo gute Sache vertheidigt. Jacob, der rechtmäßige König von England, von einer Faction ſeiner Unterthanen, welche die Oberhand erhielt, vertrieben, von ſeiner eignen Tochter und ſeinem Schwiegerſohne verdrängt, nahm zu ſeinen Bundesgenoſſen ſeine Zuflucht. Welcher gerechte Monarch konnte die in Jacob beleidigte Majeſtät ungerochen laſſen, — welcher menſchenfreundliche Fürſt mußte nicht an dem Schickſale eines von ſeinen eignen Kindern verrathenen Vaters Theil nehmen?

Man ſetze hinzu, daß Ludwig dem nahen Ausbruch eines Krieges entgegenſah, für welchen er durch die Revolution in England, wenn ſie Beſtand hatte, einen neuen mächtigen Feind bekam, und zu welchem er ſich einen treuen Alliirten verſchaffte, wenn er Jacoben wieder einſetzte. Das Franzöſiſche Intereſſe ſchien in dieſem Zeitpuncte mit dem Intereſſe der Stuarts enge verbunden.

Auch für die katholiſche Religion, deren Beſchützung ſich Ludwig immer zur Pflicht machte, auch für die allgemeine Ruhe der Völker, und die Feſtigkeit der Thronen, ſchien viel gewonnen, wenn rebelliſche und ketzeriſche Unterthanen in Großbritanien gehindert wurden, das Beyſpiel einer gegen ihren katholiſchen Souverain glücklich ausgeführten Empörung zu geben.

Warum hat demohnerachtet die Nachwelt dieſe dem Staats-Intereſſe ſo gemäße, ſo großmüthige Verwendung Ludwigs für das alte Recht, und für den Unterdrückten, nicht mit ſo lautem Beyfalle geprieſen, als andre Unternehmungen, von mehr zweydeutiger Rechtmäßigkeit? — Bloß deßwegen, weil ſie nicht gelungen iſt?

Der üble Erfolg trägt allerdings in der Politik dazu bey, die Güte der Bewegungsgründe zu verdunkeln. Aber ich glaube doch auch, daß die Stimme, die insgeheim in aller Menſchen Herzen für die Freyheit, und für die Aufklärung ſpricht, das Urtheil der Welt über dieſe Begebenheit geleitet habe. Es war freylich nur ein Theil der Engliſchen Nation, welcher den Prinz von Oranien herbeygerufen hatte, (denn ſonſt hätte Jacob keine Anhänger mehr übrig behalten, die doch noch ſein Enkel in Menge fand:) — aber es war der größere, der anſehnlichere und der erleuchtetere Theil. Mit völliger Einſtimmigkeit einer Nation iſt nie eine Staatsrevolution zu Stande gekommen. Und wenn man es alſo ihren vornehmſten und edelſten Gliedern, wann dieſe die Mehrheit der Stimmen im Volke auf ihrer Seite haben, nicht zugeſtehen will, daß ſie Aenderungen in der Staatsverfaſſung oder in der Thronfolge machen dürfen, ſo kann ſich keine Nation eines Tyrannen oder einer unterdrückenden Regierung entledigen. Ein ſolcher Grundſatz würde das Recht einer einzelnen Perſon über das Recht eines ganzen Volks zu ſehr erheben. Und dieſem widerſpricht das Freyheitsgefühl jedes edlen Menſchen. Alſo war das Recht Jacobs, das Unrecht des Wilhelms und der Maria, nicht erwieſen: denn bey ſo einem wichtigen Intereſſe konnte die Verwandtſchaft in keine Betrachtung kommen.

Daß überdieß Jacob weniger aufgeklärt als ſein Volk war, daß er in kleinen Gebräuchen und in der Unterwürfigkeit unter dem Pabſt die Religion ſuchte, da viele ſeine Unterthanen ſchon erkannten, daß ſie nur in der Ausübung aller moraliſchen

Pflichten beſtehen könne; — daß, wenn Jacob mit ſeinem Entwurfe die katholiſche Religion in England wieder einzuführen, durchgedrungen wäre, dieſe philoſophiſche Nation viel von ihrem Scharfſinn und beſonders von derjenigen Denkfreyheit verloren hätte, durch welche ſie ſeitdem die übrigen Nationen erleuchtet hat: dieß wird gegenwärtig auch der vernünftige Katholik zugeſtehn.

Ludwig war alſo mehr auf der Seite eines ſcheinbaren Rechts und eines perſönlichen Intereſſe, inſofern ſeine eigne Hoheit und Unverletzlichkeit zu leiden ſchien, wenn ein anderer König entthront wurde, als auf der Seite eines groſſen die Menſchen überhaupt und die Nachwelt intereſſirenden Nutzens. Die Partey, gegen welche er ſtritt, war im Grunde die Sache der Vernunft und einer vernünftigen Freyheit. Die Bewegungsgründe, welche Ludwigen bey dieſer Gelegenheit regierten, ſind alſo in der Folge, entweder nicht für lauter oder nicht für aufgeklärt genug gehalten worden. Dieß hat den Werth ſeiner Handlung in den Augen unparteyiſcher Beurtheiler vermindert. Sein Staatsvortheil konnte dieß erfordern, daß er verſuchte, Jacoben wieder einzuſetzen: aber das Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts hat gewonnen, daß es ihm nicht gelungen iſt.

Die erſte Frage bey der Einmiſchung in Geſchäfte fremder Staaten, ſagte ich, iſt, welche Partey man ergreifen, — die zweyte, durch welche

Hülfsmittel man ſie unterſtützen ſolle. — Ich will hierüber nur eine einzige Betrachtung anführen, da dieſe Abhandlung ſich ohne das ſchon über das Maaß verlängert hat, welches ich mir vorſetzte.

Alles Heimliche iſt in der Politik verdächtig. Das Offenbare iſt immer edler. Alſo in einem fremden Staate, einer Partey, der man ſich äußerlich nicht anzunehmen ſcheint, insgeheim Geld, Waffen oder Rathgeber zuſchicken, iſt gemeiniglich eine unerlaubte Handlung. Sie iſt nur noch um einen Schritt von der Maaßregel entfernt, Parteyen in einem Lande, wo keine ſind, zu ſtiften, und Mitbürger unter einander, oder Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten aufzuhetzen, welches immer ſchändlich iſt.

Demohnerachtet haben ſich in den vorigen unruhigern Zeiten Europas, wo mehr Samen zu bürgerlichen Fehden in dem Haß der Religionsparteyen, oder in den Mängeln der bürgerlichen Verfaſſungen lag, wenige Staatsmänner Bedenken gemacht, die Rivalen ihrer Staaten durch dieſe heimliche Unterhaltung der bey jenen entſtandnen Gährungen zu ſchwächen, oder ihnen durch die geheime Direction derſelben Abbruch zu thun.

Was Philipp in Frankreich that, das that Eliſabeth in Holland, ehe ſie ſich noch öffentlich für die vereinigten Provinzen erklärte; das that Richelieu in Teutſchland, ehe er an dem dreyſigjährigen Kriege directen Antheil nahm. Auch jetzt iſt dieſe

Politik nicht ausgeſtorben. Die Factionen von Schweden wurden vor der letzten Regierungsveränderung von eben ſo viel auswärtigen Mächten regiert. Und wer weiß nicht, welche geheimen Triebfedern in unſern Zeiten die Schritte der Patrioten in Holland ſo verwegen machte?

Nur die Noth, glaube ich, und die Furcht vor einer großen Gefahr kann ſolche Maaßregeln rechtfertigen. Eliſabeth war eher zu entſchuldigen, wenn ſie dem Könige von Spanien heimliche Feinde erweckte, oder die welche er hatte, insgeheim unterſtützte, als Ludwig der Vierzehnte, wenn er am Hofe Carls des zweyten, Miniſter und Parlamentsglieder beſtach; oder die Factionen in Ungarn unterſtützte.

Uiberhaupt dünkt mich, würde in vielen Fällen der Verwaltung der auswärtigen Geſchäfte, folgende Regel ein guter Leitfaden für gewiſſenhafte Regenten ſeyn, wenn ſie über Entwürfe, die von zweydeutiger Natur ſind, ſich berathſchlagen.

Alle die Maaßregeln, bey welchen die, welche ſie ausführen, ſehr unmoraliſche, treuloſe, niederträchtige Handlungen thun müſſen, bey welchen ſelbſt Menſchen zu ſolchen Handlungen überredet, beſtochen, gezwungen werden müſſen, — ſolche Maaßregeln ſind eines edeldenkenden Fürſten und einer braven Nation unwürdig.

Alſo Diener eines fremden Herrn zu Verräthern, Bürger eines andern Landes zu Aufwieglern machen, — Geſetzloſigkeit, Tumult und Blutvergießen in einem andern Staate durch Kunſtgriffe veranlaſſen! das iſt ſchlimmer als offenbare Gewalt brauchen, und Länder durch Kriegsheere verheeren. Hier werden wenigſtens nur die Leiber und Güter der Menſchen angegriffen: dort wird ſelbſt gegen ihre Tugend und ihre moraliſche Glückſeligkeit zu Felde gezogen.

Zwey Gegenſtände muß ich noch berühren, ehe ich dieſe Materie als geendigt anſehen kann. Der eine betrifft die Einſchränkung und Berichtigung einer Behauptung in meiner vorhergehenden Abhandlung: der zweyte betrifft die Colliſionen mit dem Rechte die aus dem Handlungsintereſſe entſtehn.

„Die Sorge für die Sicherheit des Staats“ habe ich geſagt, „kann ſelbſt zuweilen erfordern, ihn durch Eroberungen zu vergrößern, um ihn mit den übrigen Mächten in ein gewiſſes Gleichgewicht zu bringen.“ — Ferner: „Es kann Eroberungen geben, welche nicht nur dem erobernden Staate, nicht nur den eroberten Provinzen ſelbſt, ſondern auch ganz Europa und dem ganzen menſchlichen Geſchlecht nützlich ſind: entweder weil durch die neue Vertheilung des Staatseigenthums das Gleichgewicht größer, und alſo der Ruheſtand den Völkern mehr geſichert, oder der Verkehr derſelben erleichtert wird.“ „Der großen Zerſtörung in der politiſchen Welt,“ ſage ich an einem dritten Orte, „iſt in dem neuern Europa dadurch vorgebeugt worden, daß die Monarchien desſelben ſich bis zu gewiſſen natürlichen Grenzen ausgedehnt haben.“

Dieſe Sätze, die von unleugbaren Erfahrungen abſtrahirt ſind, haben dennoch Einſchränkungen nöthig, wenn ſie nicht anſtößig und dem Mißbrauche unterworfen ſeyn ſollen. Es iſt aber in manchen Materien ſehr ſchwer, jeder Behauptung ihre Schranken gleich hinzuzufügen. Der billige Leſer muß dieſelben nach dem Geiſte und dem Inhalt der ganzen Abhandlung ſelbſt ſetzen.

So, um von dem letzten Satze anzufangen, konnte es nicht meine Meinung ſeyn, daß jene natürliche Grenzſcheidung der Staaten zur Erhaltung des Friedens unter ihnen durchaus nothwendig ſey. Ich ſehe ſehr wohl ein, daß Königreiche und Republiken beſtehen, die keine andre als willkürliche Grenzen haben, deren Feſtigkeit auf der Heiligkeit der Tractaten beruht. Ich verlange alſo nicht etwan, daß dieſe Grenzen ſo lange verrückt, und Kriege und Eroberungen ſo lange fortgeſetzt werden ſollen, bis jeder Staat ein Meer, ein Gebirge oder einen großen Strom erreicht habe. — Meine Abſicht war mehr zu erklären, warum das, was vor Zeiten in dieſer Art geſchehen iſt, nicht laut gemißbilligt wird, als zu ſagen, was jetzt noch geſchehen ſoll; — mehr, manche ehemahlige Unruhe, welche Europa verwüſtet hat, als einen Theil von dem Plane der Vorſehung, und den Erfolg, zu rechtfertigen, als eine Regel für künftige Fälle zu geben.

Und in dieſer Rückſicht wird der ſtrengſte Rechtslehrer, wenn er über die Geſchichten alter Eroberungen nachdenkt, Tadel und Lob ſehr ungleich austheilen. Er wird erkennen, daß es deren gegeben habe, die jetzt faſt unumgänglich nothwendig ſcheinen, andre die den Staaten ſehr nützlich waren, noch andre, die bloß dem Ehrgeize einzelner Menſchen zur Befriedigung dienten.

Es iſt z. B. gewiß, daß, ſeitdem faſt der ganze Völkerſtamm, welcher franzöſiſch ſpricht, und die ganze Ländermaſſe, welche von dem Rhein und den Pyrenäen eingeſchloſſen wird, unter demſelben Könige vereinigt iſt, das Innere von Frankreich einer ungeſtörtern Ruhe genießt, und ſelbſt ſein Verhältniß mit Auswärtigen friedlicher iſt, als da ein Theil ſeiner Provinzen unter Englands Scepter gehörte. Wenn alſo auch Philipp Auguſt, Carl der Siebente und Heinrich der Zweyte nicht mit den vollgiltigſten Rechtsgründen verſehen waren, um von den Engliſchen in Frankreich gelegnen Domänen, zuerſt die Normandie und die angrenzenden

Provinzen *), dann Guienne **), endlich das am längſten rückſtändige Calais ***) ihrem Staate wieder einzuverleiben: ſo verdienten doch dieſe gewaltthätigen Schritte, (welche zum Theil Operationen in Kriegen waren, die ſchon aus andern Urſachen Frankreich mit England führte) vor den Augen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt, weit mehr Nachſicht als der Verſuch Ludwigs Holland im Jahr 1672 zu erobern, die Einnahme von Straßburg mitten im Frieden oder die unter dem Schein eines rechtlichen Verfahrens von ſeinen Reunions-Cammern ausgeübten Räubereyen.

Es iſt ein Glück für die Einwohner der Gruppe von Inſeln, die der Schöpfer in dem Atlantiſchen Ocean, nahe an einander, ausgeſäet hat, daß ſie, theils durch Gewalt, theils durch Tractaten, unter Ein Volk, und zwar unter das aufgeklärteſte von ihnen, vereiniget worden ſind. Wenn die Einwohner Irlands in unſern Zeiten mehr den Druck fühlen, den ihnen Englands Handlungspolitik auflegt, als ſie die Wohlthat erkennen, welche England ihren Vorfahren durch die Mittheilung eben der Künſte erwieſen hat, deren freyere Ausübung ſie jetzt verlangen: ſo folgt daraus nicht, daß nicht wirklich die Oberherrſchaft Englands für Irland nützlich geweſen ſey. Heinrich der Zweyte beging eine ungerechte Handlung, da er ohne gegründete Anſprüche ſich dieſe Inſel unterwarf. Aber wird wohl der Geſchichtſchreiber jetzt von dieſer Unternehmung nach einem andern Maßſtabe urtheilen können, als nach der Grauſamkeit oder Menſchlichkeit mit der ſie iſt ausgeführt worden?

---

*) Im Jahr 1203.

**) Im Jahr 1451 — 53.

***) Im Jahr 1558.

Es war wider das Recht des Staats-Eigenthums, daß Ferdinand und Iſabella ſich des letzten Mauriſchen Königreichs Granada bemächtigten. Aber iſt dieſe Ungerechtigkeit mit der verrätheriſchen Theilung von Neapel, die Ferdinand zehn Jahre darauf mit Ludwig dem Zwölften verabredete, zu vergleichen? War es auch wohl dem gerechteſten Fürſten möglich, in ſeinem größern Staate, einen kleinern zu dulden, deſſen Bürger durch Religion, Nationalhaß und lange Kriege, des erſtern Feinde waren. Und wenn ſich die Caſtilianer begnügt hätten, die Mauren bloß ihrer Unabhängigkeit zu berauben, und ſie dem Spaniſchen Staatskörper einzuverleiben, übrigens ſie bey der Ausübung ihrer Religion geſchützt, ihr Privateigenthum nicht gekränkt und ſie nur durch Unterricht und gelinde Behandlung der Religion und den Sitten des Landes näher zu bringen geſucht hätten, würde auch der ſtrengſte Moraliſt, jene Maßregel, welche die Staatskunſt eingab, haben mißbilligen können?

Dieſes letztre iſt zugleich ein Beyſpiel meines erſten Satzes, daß Sicherheit des Staats Eroberungen erfordern könne. Viele ähnliche biethet die ältere Geſchichte dar, und ſie müſſen in einem Zeitpuncte häufig ſeyn, wo geſittete Staaten an Barbaren grenzten, oder mitten in dem Herzen eines Landes fremde Erobrer ſich eingeniſtet hatten.

Daß ein Herzog von Maſovien im dreyzehnten Jahrhundert einen fremden Ritterorden herbeyrief, um die Preußen zu bezwingen, daß die Engländer die Oberherrſchaft über die Schotten zu erhalten ſuchten, daß die Ruſſiſche Kaiſerinn in unſern Tagen die Krimiſchen Tartarn ihrem Scepter unterwarf: dazu hatten dieſe Eroberer in den Verwüſtungen, welchen ihre Staaten unaufhörlich von jenen räuberiſchen Nachbarn ausgeſetzt waren, ſo dringende Bewegungsgründe, daß man ihre Unternehmungen ohne übertriebne Strenge nicht mißbilligen kann.

Aber allerdings kann dieſer Fall mitten in Europa jetzt nicht mehr eintreten. Je mehr alle Völker, in den Grundſätzen ihrer Politik, in den Gewohnheiten ihres Völkerrechts, in ihrer Neigung zu friedlicher Arbeitſamkeit, in der Sanftmuth ihrer Sitten einander gleich kommen: deſto weniger kann eines zu ſeiner Sicherheit die Unterjochung des andern durchaus nöthig haben. Wo nicht mehr die Nationen ſondern nur die Fürſten Krieg führen, und nicht Haß oder Begierde nach Beute, ſondern Politik ſie auf das Schlachtfeld führt: da erfordert auch die Sicherheit eines Staats mehr Schutzwehre gegen die Leidenſchaften andrer Regenten, welche in Tractaten und Bündniſſen gefunden werden kann, — als abſolute Obmacht oder Unterwürfigkeit der benachbarten Völker, welche nur eine Folge von Gewaltthätigkeiten ſeyn kann.

„Aber gerade diejenige Urſache der Unſicherheit, von welcher ich in dem erſten der oben angeführten Sätze ausdrücklich rede, — die, welche in der Ungleichheit der Macht beſteht, kann auch jetzt noch einem Staate Beſorgniſſe erregen, kann auch jetzt noch einen Regenten bewegen auf Vergrößerung zu denken. Iſt dieß nun ein hinlänglicher Grund für den Schwächern, dem Mächtigern, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbiethet, Provinzen zu rauben, um ſich mit ihm ins Gleichgewicht zu ſetzen?“

Gewiß nicht, — wenn man die Sache an ſich und im Allgemeinen betrachtet. Und ich mißbillige es jetzt, wenn ich Anlaß gegeben habe, dieß für meine Meinung zu halten.

Ich ſehe, daß kleine Staaten mitten unter großen in dem neuern Europa ſich lange erhalten haben.

Ich finde, daß genaue Erfüllung aller Gerechtigkeitspflichten, und eine weiſe, vorſichtige Verwaltung, bey kleinen Staaten die Stelle der Macht vertreten kann, indem ſie den größern eine gewiſſe Achtung gegen ſie einflößt, ihnen alle Urſachen zu Beſchwerden benimmt, und ſelbſt ihre Großmuth auffordert.

Genf würde nicht fremde Truppen und Geſetzgeber innerhalb ſeiner Mauern geſehen haben, wenn nicht Fehler in ſeiner Regierung von Seiten ſeiner Obrigkeit oder ſeiner Bürger begangen worden wären. Und demohnerachtet haben dieſe mächtigen Schiedsrichter, da ſie genöthigt wurden, Gewalt zu brauchen, dieſe Gewalt nicht angewandt, den kleinen Freyſtaat zu unterdrücken, ſondern nur ihn zu reguliren.

Ich erkenne, daß bey dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, auch ungleiche Staaten ſicherer als ſonſt neben einander beſtehen können, da alle wachſam ſind, keinen einzelnen unterdrücken zu laſſen. Der ſchwächere Fürſt, beſonders wenn er einen ſeinen Kräften angemeſſenen Vertheidigungszuſtand unterhält, und ſeiner Treue und Gerechtigkeitsliebe wegen bekannt iſt, wird immer Freunde und Bündniſſe finden, die ihn vor den Angriffen der Mächtigern ſchützen werden.

Aber iſt dieß immer ſo geweſen? Wenn wir nicht von künftigen Fällen reden, bey welchen wir nicht die beſondern Umſtände vorausſehen können, und daher nach allgemeinen Gründen entſcheiden müſſen, — ſondern von vergangnen, bey welchen uns Urſachen, Umſtände und Folgen bekannt ſind:

— hat es nicht Eroberungen gegeben, die man, (abſtrahirt von dem poſitiven Rechte), für vernünftiger, billiger, nöthiger erklären muß, als andere? Iſt nicht das Gleichgewicht von Europa durch die Vergrößerung des einen Staats wirklich befeſtigt, durch die Acquiſitionen eines andern auf lange Zeit geſtört worden? Sind nicht, wie ich es in dem zweyten der obigen Sätze anführe, zuweilen einem Staate Provinzen oder Gerechtſame geraubt worden, die für ihn ein läſtiger Uiberfluß, für den Eroberer zu ſeinen Bedürfniſſen ſehr nothwendig waren? Sind eroberte Provinzen nicht oft, durch den Tauſch ihrer Landesherrn, erſt in ihre natürliche Lage gekommen, in welcher ſie ſelbſt beſſer gedeihen, und ihren Nachbarn mehr Vortheil bringen konnten? Sind nicht große, geſegnete Länder erſt durch die Erwerbung kleiner Diſtricte, an welchen ihre vorigen Eigenthümer nur wenig verloren, zu der Benutzung aller ihrer natürlichen Vortheile gelangt?

Um nur einige dieß beweiſende Beyſpiele aus der Geſchichte zu führen: Was hat wohl in den mittlern Zeiten mehr Unglück über Teutſchland gebracht, als daß ſeine Kaiſer ſo viele und ſo unbeſtimmte Rechte in Italien hatten? Die Römerzüge waren die unter jeder Regierung ſich erneuernden Anläſſe zu innern Zerrüttungen und zu auswärtigen Kriegen. Indeß jeder kleine Vorfall in Italien, der auf das Wohl Teutſchlands keine Beziehung hatte, die Aufmerkſamkeit der Regenten des letztern auf ſich zog, — ihre Politik oder ihre Waffen beſchäftigte, wurden die wichtigſten Angelegenheiten des teutſchen Reichs verſäumt. Haben alſo nicht diejenigen Mächte, — Päbſte, Fürſten oder Republiken, — Teutſchland eine wahre Wohlthat erwieſen, die das Oberhaupt deſſelben in ſeine eigne Grenzen nach und nach eingeſchränkt, und ſeinen oberlehnsherrlichen Rechten über Rom und Italien, ein Ende gemacht haben?

Ward England nicht erſt von der Zeit an ruhig, mächtig und glücklich, da er ſeine Franzöſiſchen Beſitzungen verlor? dadurch wurde ihm ein Gegenſtand entzogen, deſſen Vertheidigung ſeine Macht theilte, der die Aufmerkſamkeit ſeiner Beherrſcher von der innern Verwaltung abwendete, und bald ihren Ehrgeitz reitzte, neue Eroberungen in einem fremden Lande zu machen, bald ſie den Angriffen eines eiferſüchtigen Nachbars bloßſtellte.

Jeder vernünftige Beurtheiler politiſcher Unternehmungen, wird einen Unterſchied zwiſchen derjenigen Ungerechtigkeit machen, welche Ferdinand beging, da er der Catharina von Foix, deren Gemahl Jean d'Albert, ein franzöſiſcher Vaſall war, Navarra entriß, und zwiſchen der, da er zu Gewinnung des Königreichs Neapel, den rechtmäßigen Landesherrn, ſeinen Vetter und den mit ihm theilenden Ludwig den Zwölften zugleich betrog. Durch jene erweiterte er ſein Reich bis an ſeine natürliche Grenzen, vollendete, das große Werk, alle durch Sprache und Abſtammung verwandte Völkerſchaften jenſeit der Pyrenäen, in einen gemeinſchaftlichen Staatskörper zu vereinigen, und hob eine ſeine Länder unterbrechende, zwar kleine, aber wegen ihrer Anhänglichkeit an ein fremdes Intereſſe doch ihnen fürchterliche Macht auf. Durch die letztre Unternehmung erhielt er nur entlegne, ſein Reich nicht beunruhigende, ihm auf keine Weiſe zugehörige Provinzen. Das Vergnügen zu überliſten, zu triumphiren, zu herrſchen, konnte für ſeine Perſon ein ſehr großes Gut ſcheinen, ob es gleich in der That ein elendes, eines edlen und guten Menſchen unwürdiges Vergnügen iſt: — aber ſein Volk gewann dadurch nichts als neue Arbeit, neue Gelegenheit zu Aufwand und Blutvergießen.

Schonen, Holland, Bleckingen, jetzt die mittäglichſten und fruchtbarſten Provinzen des Schwediſchen Reichs, ſind mit demſelben von der Natur vereinigt, und ſind ihm als Kornkammer zu ſeiner Verproviantirung und als Eigenthum, zu einem Gleichgewicht der Macht mit den Nordiſchen Mächten, faſt unentbehrlich. Da dieſelben von den älteſten Zeiten einen Zankapfel zwiſchen Dännemark und Schweden ausgemacht haben, und ſeit 1343 mehrmahlen aus dem Beſitz des einen Staats in den Beſitz des andern gekommen ſind: ſo war im vorigen Jahrhunderte, eben durch dieſe öftere Verwechſelung des Eigenthümers, das Recht auf dieſelben ſchwankend geworden. Aber wenn Carl Guſtav ſeinen kriegeriſchen Geiſt bloß auf Wiedererlangung derſelben gewandt hätte: ſo würde er nicht mit ſeinem Enkel den Nahmen eines bloß ruhmſüchtigen und kriegliebenden Fürſten gemein haben. Wenigſtens hat gewiß der Kopenhagner Friede, von 1660, — die Furcht der glücklichen Kühnheit dieſes Königs in ſeinen Angriffen auf Dännemark, — die Sachen in Norden in einen natürlichern Zuſtand verſetzt, als der war, worin ſie ſich ſeit dem Stettiner Frieden von 1570 befanden, und hat die Ruhe dieſer Reiche durch eine ſchicklichere Theilung der Provinzen mehr geſichert.

Können dieſe Eroberungen wohl in eine und dieſelbe Claſſe mit denjenigen geſetzt werden, welche eben dieſer Carl Guſtav in Pohlen machte, oder mit den nach bloßer Vergrößerung ſtrebenden Entwürfen Ludwigs des Vierzehnten?

Uiberhaupt ſind in dem Falle, wenn mit einem großen von der Natur ſchlecht begabten rauhen Lande, eine fruchtbare kleinere Provinz in einen Staatskörper durch Eroberung vereiniget wird, die Vortheile davon oft gegenſeitig. Jenes iſt ſicherer ſeine Bedürfniſſe zu erhalten, dieſes gewinnt einen leichtern Abſatz, und tapfere Beſchützer. Die Nothdurft des erſtern, konnte beſonders in vorigen Zeiten, ſo hoch ſteigen, daß es durch die Liebe zu ſeiner Erhaltung gezwungen wurde, ſich eine ſolche

Vorrathskammer zu verſchaffen. Aus dieſer Urſache war der Beſitz von Liefland für Schweden weit wichtiger, als für Pohlen und Rußland, die mit ihm darum kämpften. Auch die in Teutſchland durch Guſtav Adolphen und ſeine Generale gemachten Erwerbungen, verſchafften dem Staate, zu welchem ſie hinzukamen, größere Vortheile, als ſie dem entzogen, von welchem ſie getrennt wurden. Hätten die Nachfolger dieſes Helden nicht die durch ihn gegründete Macht gemißbraucht: ſo würden Schwedens Nachbarn nicht Urſache gehabt haben, dieſe ſeine Vergrößerung mit Unwillen anzuſehen.

Die Unternehmung Peters des Großen, Ingermannland zu erobern, und die Carls des Zwölften den König von Pohlen vom Throne zu ſtoßen, konnten beyde, in Abſicht des Mangels gegründeter Anſprüche gleich ungerecht ſeyn. Aber der letztre erwarb durch Aufopferung ſo vieler Menſchen, nichts als eine eitle Ehre für ſich ſelbſt. Der erſte verſchaffte ſeinen weit nach Aſien ſich erſtreckenden Ländern, das was ſie zu ihrem Fortgange in Gewerben, Handlung und Sittlichkeit am meiſten bedurften, einen Zuſammenhang mit dem Meere, welcher zu den übrigen Europa führt. Dieſe kleine Erweiterung der Grenzen gab Rußland durch ſeine vermehrte politiſche und Handlungs-Verbindung mit den übrigen Europäiſchen Reichen, Vortheile, welche ihm die größten Eroberungen an ſeinen öſtlichen und ſüdlichen Grenzen nicht würden gebracht haben.

Alle dieſe und mehrere vielleicht noch ſchicklichere Beyſpiele, die aus der Geſchichte angeführt werden könnten, ſind demungeachtet nicht zureichend, es als eine Regel feſtzuſetzen, daß dieſe Art von Convenienz, — die Schicklichkeit der Lage einer Provinz gegen die Länder eines größern Staats, die Uibereinſtimmung der beyderſeitigen Einwohner, in Abſtammung, Charakter, Sprache, Religion oder Zuneigung, die Nützlichkeit der Verbindung beyder mit einander, — jenem größern Staate ein Recht gebe, ſich dieſer Provinzen zu bemächtigen.

Sie ſind deßwegen nicht zureichend: Erſtlich, weil es ſo ſchwer iſt, zum voraus dieſe Schicklichkeit genau zu beurtheilen, die Vortheile die aus der Acquiſition neuer Ländereyen für den erobernden Staat, die nachtheiligen Folgen, die aus ihrem Verluſt, für den geſchwächten Staat entſtehen werden, richtig zu berechnen.

Zweytens, weil andre ſtärkre Gründe auf der Gegenſeite ſeyn können: wozu vornehmlich der von mir oben angeführte gehört, daß jede Aenderung in den Grenzen der Staaten, das Staats-Eigenthum überhaupt unſicher macht, indem ſich immer eine Revolution aus der andern, eine Theilung aus der andern entſpinnt, und friedliche Geſinnungen nur durch lange ununterbrochnen Frieden entſtehen können.

Endlich, weil es einen Zuſtand der Nationen gibt, wo Länder und Provinzen die vollkommenſte Verbindung, ſofern dieſelbe zum Wohlſtande der Einwohner nöthig iſt, haben, und ſich wechſelsweiſe alle ihre Vortheile mittheilen können, ohne zu einem und demſelben Staate zu gehören.

Dieſer Zuſtand iſt eben derjenige, dem wir uns nach und nach in Europa nähern, wofern anders zu hoffen iſt, daß die National-Vorurtheile, ſo wie die harten Einſchränkungen, welche die Staatswirthſchaft macht, die jetzt ſchon ſich gemildert haben, ſich immer mehr verlieren werden. Wenn der Däne den Schweden, der Engländer den Franzoſen, anſieht und liebt wie ſeinen Landsmann; wenn Producte, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaften des einen Landes ungehindert in das andre übergehn: welche Vortheile könnte noch der wahre Staat, d. h. die in dem Staate lebenden Menſchen davon haben, daß die Einwohner eines andern, demſelben Könige als ſie ſelbſt gehorchen.

Eine gute und eine nach gleichen Grundſätzen geführte Verwaltung der mit einander grenzenden Staaten, würde alſo auch dieſe Urſache oder dieſen Vorwand, neue Acquiſitionen zu machen, aufheben, — eine Urſache oder ein Vorwand, die in jenen Zeiten wirklich vorhanden waren, da die Grenzen der Länder auch die Menſchen in ihren Geſinnungen, Meinungen, Gütern und Handel von einander trennten.

Hierdurch ſind zugleich ſchon die Grund-Ideen angegeben, welche bey dem ſtreitenden Handlungs-Intereſſe der Staaten in Betrachtung kommen.

Seitdem der Handel ein ſo wichtiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Staatsmänner geworden iſt, ſeitdem führen die Fürſten einen immerwährenden geheimen Krieg miteinander, durch die Kunſtgriffe die jeder anwendet, Kunſtfleiß und Handlung ſeines Volks auf Koſten ſeiner Nachbarn zu vermehren.

Ich wundre mich, daß diejenigen, welche gegen die Zwangs-Geſetze des Handels nichts einwenden, verlangen können, daß unter Nationen, die ſo gegen einander geſinnt, als es der Geiſt jener Geſetze anzeigt, irgend eine unwandelbare Grenze des Rechts feſtgeſetzt werden ſolle. Iſt es einmahl den Menſchen erlaubt, andern, auf welche Weiſe es immer ſey, wiſſentlich und vorſätzlich zu ſchaden; ſo können es nur willkürliche Geſetze ſeyn, welche den Grad der Beeinträchtigung beſtimmen, bey welchem man ſtille ſtehen ſoll.

Es gibt nur *Einen*, ganz fixen Punct in der Moral: das iſt der der Liebe; — da ein Menſch das Wohl des andern mit dem ſeinigen aufs möglichſte zu verbinden ſucht. Sobald man hiervon abweicht, und dieß einmahl zum Principio annimmt, daß man in ſeinen Entwürfen zu ſeinem eignen Beſten, auf das Beßte der Uibrigen gar keine Rückſicht nehmen dürfe: ſo iſt auch der Ungerechtigkeit, welche gefliſſentlich ſchadet, das Thor eröffnet. Denn wo iſt die Grenzlinie? Eine gewiſſe Einſchränkung des Handels, gewiſſe Verbothe der Ein- und Ausfuhr der Waaren, machen, daß der Nahrungsſtand der Nachbarn leidet. Einige Einſchränkungen mehr: — ſo geht er vielleicht gänzlich zu Grunde. Was iſt dann aber für ein großer Unterſchied, ob ich den Menſchen die in des Nachbars Staate leben, die Mittel zu ihrem Auskommen abſchneide, und alſo mache, daß ſie verhungern, oder ob ich ſie mit dem Schwert ausrotte. Ein Unterſchied iſt freylich: der nähmlich, daß ich im letzteren Falle, den Untergang der Menſchen, welche ich ums Leben bringe vor Augen ſehe, im erſtern die ſie zu Grunde richtenden Wirkungen meiner Maaßregeln nur im Geiſt und in der Entfernung erblicke: daher ich in jenem hartherziger und von ſchlimmern Charakter ſeyn muß, als in dieſem, wenn ich mich von meinem Unternehmen durch ſeine Folgen nicht abſchrecken laſſe. — Aber es iſt hier nicht die Rede von der Moralität der Perſonen, ſondern von dem Recht oder Unrecht der Handlungen.

Dieſes ſcheint mir einzuleuchten, daß diejenigen Zweige der innern Verwaltung, welche auf andre Staaten zu ihrem Schaden oder Nutzen Einfluß haben, mit der Politik in den auswärtigen Geſchäften, welche ganz allein auf die Fremden gerichtet iſt, gleichen Regeln unterworfen ſeyn müſſen.

Die Selbſterhaltung iſt die höchſte Abſicht; und die Furcht unterzugehen, die vollkommenſte Rechtfertigung.

Daher kein Zweig der Handlung zuweilen Einſchränkungen ſo nothwendig erfordert, keiner in gewiſſen Zeitpuncten ſo wenig Rückſicht auf das Intereſſe anderer erlaubt, als der Handel mit Lebensmitteln, ſo lange es nicht bewieſen iſt, daß eine allgemeine Freyheit desſelben, zuverläſſig, zu allen Zeiten, und in jedem Lande, die Hungersnoth verhindern würde.

Nach der Selbſterhaltung ſind alle die übrigen Zwecke die ſich die Handlungspolitik vorſetzen kann, nur Vortheile, die den Wohlſtand einer Nation — und zwar niemahls der ganzen, ſondern nur, wenn es hoch kömmt, eines beträchtlichen Theils derſelben, vermehren. — Dieſe Vortheile, wenn ſie eben ſo vielen Menſchen in einer andern Nation Nachtheil bringen, ſind für den, welcher das menſchliche Geſchlecht im Ganzen überſieht, das heißt, für den, der am richtigſten urtheilt, keine wahren Güter mehr. Sie ſind wirkliche Uebel, wenn ſie anderswo einer größern Anzahl ſchaden, als ſie in dem Lande des Staatswirthſchafters nützen.

„Aber dieſer kann nun einmahl einen ſo weiten Geſichtskreis nicht faſſen. Er iſt überdieß wie ein Hausvater nur verbunden für die Seinigen zu ſorgen. Endlich iſt es ſelbſt unter Mitbürgern, die ſicherſte Methode, wie das allgemeine Beſte bewird, wenn jeder, nur mit Verſtande, nach den Abſichten ſeines Eigennutzes handelt. Eben dadurch daß jeder Kaufmann darauf denkt, ſo viel ſelbſt zu gewinnen, andre ſo wenig gewinnen zu laſſen, als möglich iſt, ſchränken ſich die Gewinnſte aller ein: und die Billigkeit iſt hier, wie bey der Beſtimmung des Marktpreiſes, das Reſultat der entgegengeſetzten Beſtrebungen vieler Eigennützigen. Sollte das bey den ökonomiſchen und merkantiliſchen Verhandlungen der Staaten nicht auch der Fall ſeyn?"

Er iſt es allerdings im Ganzen. Die Adminiſtration der Staaten würde noch weit ſchlechter als jetzt beſtellt ſeyn, wenn ſich jeder Regent unmittelbar damit beſchäftigen wollte, auch die Induſtrie und den Wohlſtand andrer Länder zu befördern. Der Gegenſtand, den er innerhalb der Grenzen ſeines Staats zu beſorgen hat, iſt ſchon zu groß für menſchliche Fähigkeiten. Er darf alſo bey den gewöhnlichen Angelegenheiten der innern Verwaltung, das was andre Nationen angeht, aus der Acht laſſen, und nur darauf denken, den Menſchen in ſeinem Lande, Unterhalt, Beſchäftigung und Einkommen zu verſchaffen.

Nur zwey Bedingungen müſſen dabey erfüllt ſeyn. Erſtlich, der Regent muß die ſeinem hohen Poſten angemeſſene Erhabenheit der Geſinnungen bey ſich unterhalten, nach welcher Glückſeligkeit der Menſchen überhaupt, nicht bloß der Menſchen welche auf einem gewiſſen Flecke des Erdbodens leben.

als der wahre und letzte Zweck aller preiswürdigen Unternehmungen angeſehen wird.

Zum andern, da wo die Folgen ſeiner Operationen auf andre Staaten anfangen, ſich ſeinen Augen deutlicher zu zeigen; wo die Schädlichkeit für dieſe, gröſſer und beſtimmbarer wird: da fängt für ihn die Pflicht der Behutſamkeit an.

Er muß in ſolchen Fällen wenigſtens rechnen. Er muß die Reichthümer, die er in ſeinen Staat lockt, den Zuwachs an Arbeitſamkeit und Erwerb, den er demſelben zu verſchaffen hofft, mit der Armuth, der Nahrungsloſigkeit, und eben ſo ſehr mit der Unzufriedenheit und dem Jammer vergleichen, welche er an andern Orten durch ſeine Maaßregeln veranlaßt. Iſt das Uibergewicht auf Seiten der Vortheile groß: ſo darf er das Seinige dem Fremden, das Viele dem Wenigen vorziehn. Aber wenn der Schluß der Rechnung gegenſeitig ausfällt; ſo muß er eine ſolche Maaßregel aufgeben, oder guter Wille, Freundſchaft und Friede zwiſchen ſeiner Nation und ihren Nachbarn wird nicht lange beſtehn.

Abſichtlich zu ſchaden iſt niemahls erlaubt. Der Schaden den man unwiſſend anrichtet, indem man nach zugeſtandnen Geſetzen ſeine Vortheile ſucht, iſt kein Unrecht. Dieſen Nachtheil andrer bemerken, wiſſen wie ſchmerzlich er für ſie ſey, und doch ſeinen Gang fortgehn, weil es die Geſetze erlauben, iſt die Handlung eines böſen Herzen, aus welchem bey größern Veranlaſſungen, bald wirkliche Ungerechtigkeiten hervorquellen werden.

Es iſt zu hoffen, daß, je mehr Fortſchritte die Menſchen in den Künſten und Wiſſenſchaften machen, welche ſich mit der Beſorgung ihres Privat- oder öffentlichen Intereſſes beſchäftigen, ſie deſto mehr die Mittel welche zu Erreichung ihres eignen Nutzens die ſchicklichſten ſind, auch mit der Moral, mit ihren Pflichten gegen andre, und mit den allgemeinen Endzwecken der Vorſehung, alle ihre Geſchöpfe glücklich zu machen, übereinſtimmend finden werden.

Schon jetzt hat die Philoſophie aus der Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft manches menſchenfeindliche Vorurtheil ausgerottet, indem ſie als unnütz und ſchädlich für den Einheimiſchen dargethan hat, was man zuvor als einen auf Unkoſten der Auswärtigen zu machenden Gewinn betrachtete und empfohl.

*

Ich will die Hauptideen dieſer auf die Politik angewandten Moral noch, ehe ich ſchließe, kurz zuſammenfaſſen.

Ich ſtelle mir vor, ein Prinz werde, kurz zuvor ehe er den Thron beſteigt, von ſeinem Schutzengel ſo hoch über die Erde erhoben, und mit ſo geſchärfter Sehekraft begabt, daß er nebſt ſeinen Staaten, zugleich die Reiche, mit welchen er künftig in Verbindung ſtehen wird, und alle ihre Einwohner überſchauen könne, (ein Standpunct, welcher allein der Größe ſeiner künftigen Verrichtungen angemeſſen iſt, und in dem er ſich, wenn er einer ſolchen Rolle gewachſen iſt, oft im Geiſte verſetzen wird.) Indem das Gemüth des jungen Fürſten durch den Anblick ſo vieles Lebens, ſo mannigfaltiger Thätigkeit, ſo groſſer von Menſchen ausgeübter Tugenden, ſo vielfachen Genuſſes, und der nicht minder zahlreichen Scenen des Elendes, des Mangels und der Laſter, auf einer ſo groſſen Erdfläche gerührt wäre: redete ihn ſein Schutzgeiſt, oder ſein Gewiſſen, welches beym Menſchen die Stelle des Schutzgeiſtes vertritt, folgendergeſtalt an:

„Siehe hier den Schauplatz deiner künftigen Thaten. Das Reich iſt groß, welches zu beherrſchen du berufen biſt. Aber es umſchränkt noch nicht die Sphäre deiner Wirkſamkeit. Die Einwohner desſelben ſind die Kinder des Hauſes, welches dir zur Verwaltung anvertrauet iſt; von dir vornehmlich erwarten ſie ihre Sicherheit und ihr Glück: aber die Einwohner dieſes ganzen vor dir liegenden Welttheils ſind deine Nachbaren und Verwandte, welche dem Einfluſſe deiner klugen oder thörichten, deiner gerechten oder boshaften Handlungen ausgeſetzt ſind.“

„Überdieß biſt du der oberſte Richter der Menſchen in deinem Lande. In allen andern Ländern findeſt du niemanden der dein Richter ſey. Das

Vorrecht iſt groß: aber die Laſt welche dir dadurch aufgelegt wird, iſt noch viel größer. Andre werden geleitet durch Geſetze: du ſollſt dich ſelbſt leiten. Andre dürfen in den meiſten Fällen nur die Handlungen nach unwandelbaren Regeln, — du mußt oft die Regeln ſelbſt prüfen. Wie vielmehr iſt deinen Einſichten und deinem moraliſchen Gefühl als den Einſichten und den Gewiſſen andrer Menſchen überlaſſen! Welche Aufforderung an dich, jene ſo vollſtändig, dieſes ſo empfindlich, beyde ſo richtig machen als es möglich iſt!“

„Der erſte Schritt zur Erfüllung deiner Pflichten iſt, deine Verhältniſſe zu kennen. Vergleiche dich mit allen den Menſchen, deren Wohnplätze und Geſchäftigkeit du hier vor dir ſiehſt, und unterſuche was du für ſie ſeyn kannſt, ſo wirſt du bald entdecken, was du in Abſicht ihrer zu thun ſchuldig ſeyſt.“

„Erſtlich, du biſt Stellvertreter einer Nation. Du handelſt in ihrem Nahmen. Die Macht mit welcher du begleitet biſt, iſt die vereinigte Kraft Leibes und der Seelen von allen den Menſchen woraus ſie beſtehn. Die Reichthümer welche du zu vertheilen haſt, ſind aus ihrem Vermögen zuſammengebracht. Das hohe Anſehen, welches du beſitzeſt, iſt eigentlich der Inbegriff der Vorrechte, welche eine ganze Geſellſchaft von Menſchen, über jeden einzelnen Menſchen voraus hat.“

„Du mußt alſo, wenn du dieſe Macht, dieſe

Reichthümer, dieſes Anſehn gebrauchſt, deine Perſönlichkeit, ſo viel als es dir nur immer möglich iſt, auszudehn. Alles was du in der Regierung deiner Staaten, in den Verhandlungen mit Auswärtigen thuſt, um deiner ſelbſt, deiner Familie, deiner Freunde willen, darum thuſt, weil dieſer Fürſt dir gefällt, oder weil ein andrer dir mißfällt, — um dich an der einen Perſon, ſie ſey König oder Miniſter, zu rächen, um einer andern, ſie ſey Günſtling, Verwandter oder Geliebte, gefällig zu ſeyn: das iſt ungerecht, weil es der Größe und dem Umfange deines Berufs nicht angemeſſen iſt."

„Als einzelner Menſch haſt du nur die Kräfte eines Menſchen. Dieſe ſtehn dir zu deinen Abſichten, wenn ſie keinen Bezug auf die Nation haben, allein zu Gebothe. Aber wenn du die Kräfte von Millionen in Bewegung ſetzeſt; wenn du die Früchte der Arbeit von Millionen aufwendeſt; ſo müſſen auch die Endzwecke, welche du ſucheſt, das Wohl dieſer Millionen angehn."

„Nur ein einziger Fall iſt ausgenommen, wenn von dem Anſehn, welches du perſönlich genießeſt, auch die Achtung abhängt, welche andre Nationen gegen die deinige haben ſollen. Da unter Unabhängigen mit der Verachtung immer Gefahr verbunden iſt: ſo darfſt du die Beleidigungen deiner Ehre alsdann rächen, wenn ſie den ganzen Staats-

Körper, welchem du vorſteheſt, in Verachtung bringen.“

„Durch dieſe einzige Betrachtung, wenn ſie deinem Gemüthe immer gegenwärtig iſt, wirſt du den gefährlichſten Verſuchungen zu Ungerechtigkeiten vorbeugen. Die Gelegenheiten, wo Leidenſchaften aus perſönlichen Rückſichten entſtanden, dich irre führen könnten, biethen ſich alle Augenblicke dar. Der Fälle, wo du als Regent durch falſch eingeſehnes National-Intereſſe irre geführt werden, an fehlerhaften Nationalleidenſchaften Theil nehmen könnteſt, ſind viel weniger. Überdieß ſind jene Affecten gemeiniglich heftiger, und laſſen der Überlegung vielweniger Raum. — Handele alſo nicht als ein einzelner mächtiger Menſch, ſondern als der Geſchäftsträger und Worthalter eines ganzen Volks: und du wirſt durch dieſen Geſichtspunct, wenn du deine Angelegenheiten aus ſolchem betrachteſt, das Recht und Unrecht in denſelben ſehr aufgeklärt finden.“

Zweytens. Deine Nation iſt ſelbſt nur ein einzelnes Glied des großen Körpers aller geſitteten Staaten: und du als Repräſentant der erſtern trittſt eben in dieſes Verhältniß mit den Regenten der letztern. Alle dieſe Staaten haben ſich nach und nach Jahrhunderte hindurch zu einem zwar noch nicht völlig zuſammenhängenden, aber doch ſchon untrennbaren Ganzen, durch wechſelſeitige Mittheilung alles deſſen, was ſie an eigenthümlichen Gütern beſaßen, und durch Verträge, vereiniget. Auf dieſer Verbindung beruhen größtentheils die Vorzüge, welche die Menſchen in Europa heute zu Tage vor ihren Vorfahren, und vor den Bewohnern der übrigen Welttheile auszeichnen. Auf ihr beruht es, daß du wenig oder gar keine Gefahr mehr läufſt, völlig unterdrückt zu werden, und dein Reich unter eine fremde Bothmäßigkeit kommen zu ſehn. Davon hängt es ab, daß die Kriege menſchlicher geführt werden, und weniger Störungen der allgemeinen Glückſeligkeit nach ſich ziehn; davon, daß National-Vorurtheile ſich mildern, Kenntniſſe allgemeiner werden, und Verdienſte allenthalben mehr als Landsmannſchaft gelten. — Es iſt alſo eine deiner erſten Pflichten, dieſe Verbindung aufrecht zu erhalten, und ſie, ſoweit es von dir abhängt, feſter zu machen. Sey alſo vor allen Dingen den Verträgen treu, durch welche dieſe Bande zuerſt geknüpft, oder durch die ſie enger und genauer geworden ſind.“

„Je größer jetzo deine Sicherheit geworden iſt, je weniger darfſt du die Eingriffe in herkommliche Rechte und alte Verfaſſungen erlauben, Eingriffe welche nur dringende Noth rechtfertigen kann. Je williger andre deine und deines Staats Eigenthumsrechte anerkennen; deſto heiliger müſſen die die einmahl feſtgeſetzten Grenzen der ihrigen ſeyn.“

„Indem du vermöge jenes Zuſammenhanges Europäiſcher Staaten auf Beſchützer rechnen kannſt, wenn du in Gefahr wäreſt unterdrückt zu werden: ſo haſt du auch vermöge eben deſſelben Richters deiner Handlungen in gewiſſem Verſtande anzuerkennen. Die übereinſtimmenden Urtheile der europäiſchen Mächte, entweder declarirt in feyerlichen Tractaten und Friedensſchlüſſen, oder ſtillſchweigend gefällt durch die Art des Verfahrens und die Gewohnheiten, welche von dem größten und beſten Theil derſelben angenommen worden, müſſen von dir jetzt als Geſetze geehrt werden, da du auf den Beyſtand dieſes Theils deine Sicherheit bauſt, und ſeine Neigung dir beyzuſtehen von ſeiner Hochachtung und ſeinem Beyfall abhängt.“

„Da du empfindeſt, daß du mehr vor Aufrührern und Feinden geſchützt biſt, als die Monarchen der Vorwelt: ſo darfſt du dir den willkürlichen Gebrauch der Macht nicht für erlaubt halten, zu welchem dieſe oft durch die Noth getrieben, noch öftrer durch die Furcht verleitet wurden.“

„Je beſſer, ruhiger, ſchicklicher das gegenwärtige Verhältniß der Staaten unter einander, und je mehr es jetzt möglich iſt, daß ohne plötzliche und gewaltſame Veränderungen in Rechten und Beſitzungen zu machen, alle zu ihrem höchſten Flor gelangen: deſto weniger kannſt du dich berechtigt glauben, dieſe Verhältniſſe durch Trenloſigkeit aufzuheben, dieſe Rechte und Beſitzungen durch Krieg und Blutvergießen zu ſtören.“

„Unter allen Arten aber das Recht zu beleidigen, iſt keine ſchändlicher als die, welche unter dem Scheine des Rechts geſchieht. Verträge freymüthig und offenbar brechen, wenn die Umſtände ſich augenſcheinlich geändert haben, iſt weder dem guten Nahmen eines Regenten ſo nachtheilig, noch erregt es bey dem, welchem man ungetreu wird, ſolchen Haß, noch gibt es ein ſo verderbliches Beyſpiel, als Verträge den Worten nach halten, indem man dem Sinne und den Abſichten derſelben entgegen handelt.“

„Schikanen entehren ſchon in Privatgeſchäften; aber in öffentlichen ſind ſie verhaßter als offenbar Ungerechtigkeiten. Die abſcheulichſte unter allen iſt, die Artikel der Verträge mit Vorſatze zweydeutig auszudrücken, um ſie zum Nachtheil und wider den Willen des andern Theils geltend zu machen *). Nach ihnen folgt dieſe, — eigen-

---

*) In dem Osnabrückiſchen Frieden, erzählt der jüngere Pfeffel, in ſeinen Commentariis de limite Galliae, ſchloſſen die franzöſiſchen und kaiſerlichen Geſandten, unter andern den Artikel, daß Frankreich das ganze Elſaß, und das ſupremum dominium über Ober- und Nieder-Elſaß, doch unbeſchadet der Reichs Unmittelbarkeit der Biſchöfe von Baſel und Straßburg, des Immediat-Adels, und der Reichsſtädte, zugehören ſolle. Da zwiſchen dem erſten Ausdrucke und dem letzten ein Wider-

nützige Auslegungen ſeiner Worte hintendrein erfinden, die man mit redlichern Geſinnungen von ſich gegeben hatte.

„Aus dieſer Achtung für die Vorzüge des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge, ſey beſonders behuthſam bey Unternehmungen die du auf alte Anſprüche oder ehemahlige Erwartungen entfernter Anherren gründeſt.“

„Das Eigenthumsrecht kann nie unter den Staaten feſt gegründet ſeyn, wenn ihre Fürſten nicht wenigſtens ſtillſchweigend die Verjährung anerkennen, und einen langen ruhigen und niemanden ſchädlichen Beſitz mehr als veralterte Documente gelten laſſen.“

„Diejenigen täuſchen dich, welche dir einflößen, daß du ein wahres Recht auf alles das habeſt, worauf du nach den Regeln der Civil-Geſetze, aus alten Geſchichten Anſprüche herleiten kannſt. Dieſe Deductionen beweiſen nichts, weil ſie zu viel beweiſen. Welcher Souverain des jetzigen Europa wird nicht ſeine Nachbarn zu plagen und zu berauben immer Befugniſſe behalten, wenn er durch ſolche aus ſeinen Archiven gezogne ſcheinbare Rechts-

---

ſpruch zu ſeyn ſchien: ſo verlangten die Reichsſtände eine deutlichere und weniger zweydeutige Erklärung. Aber weder konnten ſie es dahin bringen, daß eine ſolche in das Friedens-Inſtrument eingerückt wurde, noch konnten ſie es durch ihre Geſandtſchaft von Ludwig dem Vierzehnten erhalten, daß er eine Declaration, welche ſie ſicher ſtellte, darüber ertheilt hätte.

beweiſe dazu autoriſirt wird. Aber der höchſte Grund aller Rechte iſt der allgemeine Nutzen: und es iſt der Wohlfahrt der Menſchen gemäß, vor allen andern den gegenwärtigen Beſitzſtand zu reſpectiren, — und wenn man ja von dieſem abweicht, weniger das Alte und Vergangne, als das jetzt Gemeinnützige aufzuſuchen.“

„Drittens, du biſt Hausvater einer Familie, die einen beträchtlichen Theil des ganzen Menſchengeſchlechts ausmacht, deren Wohl oder Weh ein wichtiger Beytrag oder eine merkliche Verminderung der allgemeinen Glückſeligkeit iſt.“

„Eben dieſe Größe deiner Endzwecke erweitert deine Rechte. Aber dieſe Endzwecke ſind nur alsdann wirklich groß, wenn ſie ſich in der That auf die ganze Menge der Menſchen beziehn, welche dein Reich in ſich faſſet.“

„Inſofern alſo das, was du Staats-Intereſſe nennſt, mit der Glückſeligkeit der größten Zahl der Einwohner deines Landes einerley iſt: inſofern kannſt du vieles dafür wagen, und jeden, der dieſem Intereſſe im Wege ſteht, mit Kühnheit beſtreiten. Du kannſt dieß um ſo viel mehr, weil du hier des Widerſtandes viel weniger finden, der gewagten Schritte weit weniger benöthigt ſeyn wirſt.“

„Aber Staat als ein idealiſches Weſen, als concentrirt in deiner Perſon, in deinen Armeen, in deiner Schatzkammer, in deiner und deiner Familie Ehre, — iſt nicht ein eben ſo hoher Gegenſtand. Und dem Intereſſe welches ſich hierauf bezieht, darfſt du nicht ſo viel vom dem Schweiße und Blute der Menſchen aufopfern.“

„Alle dieſe genannten Sachen ſind nur Mittel. Dieſe müſſen geprüft werden, — wie viel ſie wirklich zum Wohlſeyn deiner Unterthanen beytragen, auf wie viele ſie Einfluß haben, und auf wie würdige.“

„Aber gehe oft von dieſen Weſen der Einbildungskraft, auf das wirkliche Weſen der Sachen. Der Staat ſind die Menſchen. Wohlfahrt des Staates iſt, Geſundheit, Zufriedenheit, Ruhe, Wohlhabenheit, Geſchicklichkeit, Tugend aller dieſer Menſchen, oder des größern und beſſern Theils unter ihnen.“

„In Unternehmungen die darauf geradezu abzielen, dieſe innern Vorzüge und äußern Güter ſo vieler Perſonen zu vermehren, handelſt du eigentlich als Regent, als höheres Weſen. Und nur bey dieſen darfſt du dich von den Schranken frey glauben, welche dem Privatmanne bey allen ſeinen Schritten geſetzt ſind.“

„Deine erſte und vornehmſte Pflicht in dieſer Abſicht geht auf die innere Verwaltung deines Staats. Den Boden deſſelben aufs Beſte anzubauen, die Einwohner zu beſchäftigen, ſie aufzuklären, ihnen eine unparteyiſche Rechtspflege zu gewähren, ihrer Thätigkeit alle Hilfsmittel zu verſchaffen, und auch zu ihrer angenehmern Exiſtenz durch weiſe Polizey beyzutragen: dieß iſt das deiner Beſtimmung am nächſten liegende Geſchäfte."

„Je mehr du dich mit dieſen Arbeiten abgeben, an den Kenntniſſen die ſie vorausſetzen, Geſchmack finden, und in dem Succeß derſelben einen würdigen Preis für deine Ehrbegierde erblicken wirſt: deſto freyer wirſt du von den Verſuchungen der falſchen Politik und des falſchen Heroismus ſeyn, welche nur in auswärtigen Unternehmungen und neuen Erwerbungen einen dem fürſtlichen Charakter angemeſſenen Ruhm ſuchen. Die alten Könige haben nur deßwegen immerwährende Kriege geführt, weil ſie nichts anders als den Krieg wußten, wobey ſie ſelbſt thätig ſeyn, und worin ſie ihre Gaben und ihre Geiſtes-Größe zeigen konnten."

„Nach der Verwaltung deines Staats iſt der Schutz vor auswärtigen Feinden das Größte Gut, welches du den Menſchen in denſelben gewähren kannſt."

„Der Sicherheit, wenn ſie wirklich angegriffen iſt, muß alles nachſtehn. — Aber hier eben, wo deine Rechte am größten ſind, können deine Leidenſchaften dir am gefährlichſten werden."

„Hüthe dich zu ſchnell andre Fürſten und Nationen für deine Feinde zu halten. Traue den Nachrichten von ihren feindſeligen Geſinnungen, oder ihren boshaften Anſchlägen nicht ohne Prüfung. Oft ſind es ſelbſt ränkevolle Schmeichler, die dir ſolche hinterbringen, und ihre Anhänglichkeit an dein Intereſſe auf Koſten der öffentlichen Ruhe zeigen wollen. Mißtrauen iſt von jeher der Grund zu Feindſchaften geweſen; und hat ſelbſt die Ungerechtigkeiten des andern Theils entſchuldiget."

„Die Waffen welche du zuerſt gegen Uibelgeſinnte brauchen mußt, ſind eine deſto gewiſſenhaftere Billigkeit, ein deſto großmüthigeres Betragen. Du wirſt ſie dadurch, wenn noch Grundſätze der Ehre in ihrem Herzen ſind, entwaffnen; du wirſt neutrale Mächte für dich einnehmen: du wirſt wenigſtens die Stimmen aller Weiſen und Redlichen in Europa auf deiner Seite haben. Und dieſe Stimmen vermögen etwas, ſelbſt unter dem Geräuſche der Waffen. Sie dringen endlich durch, und verſchaffen dem mit Unrecht Angegriffenen, Freunde und Beſchützer."

„Eine Regierung welche Achtung einflößt, iſt immer ſtark; eine Nation die bewundert und geſchätzt wird, kann nicht leicht unterdrückt werden. Wo Weisheit die Verwaltung führt, wo innerlicher Friede wohnt, wo keine Parteyen am Hofe, keine Mißvergnügte im Lande ſind: da hat ein Feind böſes Spiel. An einen ſolchen Staat wagt ſich der klügere Ehrgeizige nicht: und der Verwegnere wird mit Schande und Verluſt zurückgewieſen."

„Doch es gibt Zeiten; wo alle dieſe Mittel nicht den Beleidigungen andrer zuvorzukommen hinreichen. Alsdann, was du thun mußt, das darfſt du thun. Mit Vorausſetzung jener Geſinnungen kann es dir ſicher überlaſſen bleiben, die Schranken, welche du in den jedesmahligen Umſtänden dir zu ſetzen haſt, ſelbſt zu finden.“

„Endlich du biſt ein Mitglied des großen Senats, der über Europa und gewiſſermaſſen über die Welt gebiethet. Deine Entſchlüſſe und Thaten, vereinigt mit den Entſchlüſſen und Handlungen der dir an Würde Gleichen, beſtimmen und leiten den Lauf der menſchlichen Dinge, ſo wie die Bewegung der himmliſchen Sphären auf alle Veränderungen der Körper unſers Erdballs einwirkt.“

„Große und ehrwürdige Beſtimmung, — eine unter den Triebfedern zu ſeyn, welche der Thätigkeit der moraliſchen Welt ihre Richtung geben, und dieſem edelſten Theile der Schöpfung, ſeine Geſtalt und ſeine Bewegung mittheilen! Es kann aus demſelben keine geringere Pflicht folgen, als für das Beſte der Welt, nicht bloß für das Beſte einer einzigen Nation zu ſorgen.“

„Es iſt keine ſchimäriſche, überſpannte Moral, welche dich lehrt, in Unternehmungen, welche ihrer Natur nach auf mehrere Nationen Einfluß haben, auch das Wohl mehrerer Nationen in Betrachtung zu ziehn. Es iſt der klärſte Ausſpruch der Vernunft, daß unſre Pflicht gutes zu thun ſich ſo weit erſtreckt, ſo weit unſre Kraft ſich erſtreckt, um wirken zu können.“

„Aber dieſe auf die Wohlfahrt der Menſchen überhaupt gerichtete Sorge, macht es dir weit mehr zur Pflicht, zu erhalten, als zu verbeſſern. Fürſten thun genug, wenn ſie den Menſchen, auf ihrem natürlichen Fortgange zur Vollkommenheit, nur die Störungen abwehren. Uiberdieß kannſt du jenen Gegenſtand eher überſchauen, und du kannſt ihm ein Genüge thun, indem du deine Leidenſchaften einſchränkeſt. Das wohlthätige Umändern der Dinge erfordert große Einſichten, und iſt nur möglich, wenn zufällige Umſtände es vorbereitet haben."

„Wenn dann aber nun einmahl dieſer Ruheſtand, den du zu erhalten ſuchteſt, geſtört worden, wenn du einige Streitigkeiten auszukämpfen, oder an fremden Theil zu nehmen haſt: dann erhebe dich zu dieſem hohen Standorte. Handle nicht als ein einzelner Menſch, nicht bloß als Sachwalter Einer Nation, ſondern als ein Freund und Beſchützer alles Guten und Wohlthätigen unter den Menſchen."

„Alle kriegeriſche Unternehmungen endigen ſich ungerecht, wenn ſie nicht auch den Ländern, welche du mit Kriege überzogen haſt, Vortheile bringen, die ſie für das während des Krieges erlittene Elend ſchadlos halten."

„Immer ſey, wenn du unter zwey Parteyen wählen mußt, auf der Seite der beſſern Sache; — zuerſt des Rechts; dann, wenn dieſes nicht klar, oder wenn es zu klein iſt, auf der Seite der Vernunft, der Sittlichkeit und der Freyheit. Nur dadurch können Siege dem menſchlichen Geſchlechte

Vortheile ſchaffen, wenn die beſſern Menſchen die Sieger ſind."

„Jede neue Einrichtung die du machen hilfſt, muß darauf gehn, den Frieden unter der Nation auf die Zukunft zu befeſtigen. Dazu kann ſie aber nicht dienen, wenn ſie ſich nicht durch ihre innere Weisheit, und Billigkeit allen Parteyen empfiehlt."

„Durch nichts kannſt du dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr nützen, als durch die Verbeſſerung der herrſchenden Begriffe und Gewohnheiten. Begriffe und Gewohnheiten breiten ſich von einem Staate zum andern aus. Nicht bloß die einzelnen Menſchen ahmen nach: ſondern ganze Nationen noch weit mehr. Immer iſt das Licht aus einem gewiſſen Mittelpuncte ausgegangen. Siehe alſo zu, daß in deinem Lande ein ſolcher Focus ſey, von wo aus, Verſtand, Wiſſenſchaft, Edelmuth, und Gerechtigkeitsliebe, auf die übrigen Nationen ſtrahlen. Deine Regierung gebe das Beyſpiel einer weiſen und redlichen Politik: dein Volk ſey das Muſter einer betriebſamen aufgeklärten und glücklichen Nation: und dann werden noch in künftigen Jahrhunderten ganze Welttheile die Früchte deiner Herrſchaft genießen."

„Nichts aber kann dieſe Vereinigung der Menſchen, und deine Pflicht, ihnen allen, wo es möglich iſt, nützlich zu ſeyn, dir in einem ſo hellen Licht zeigen, als der Gedanke, daß ein höchſter gemeinſchaftlicher Vater und Regierer der Menſchen vorhanden ſey. Ja ſie ſind alle, auch die geringſten deiner Unterthanen, auch die Einwohner fremder Staaten, mit dir eines Geſchlechts, und zwar eines göttlichen Geſchlechts. Es iſt wirklich ein Plan in der Natur entworfen, ſie durch Tugend zur Glückſeligkeit zu führen. Dazu leuchtet die Sonne: um deßwillen drehen ſich die Weltkörper in ihren Kreiſen — dazu iſt der menſchliche Körper ſo künſtlich gebaut, dazu iſt die Erde mit ſo unzähligen Gütern bereichert, dazu hat die menſchliche Seele ihre Fähigkeiten, dazu das menſchliche Geſchlecht in der Sprache ein Mittel ſeiner Verbindung bekommen. Und in dieſen großen ewigen Plan ſollſt du eintreten — in ihn mehr als ſonſt irgend jemand mitwirken. Eben das Weſen, welches dich als Menſch ſchuf, welches dich als Königsſohn gebohren werden ließ, welches Jahrhunderte zuvor ſchon dieſen deinen Staat bildete, und ihn deinen Ahnherrn unterwarf: eben das Weſen iſt der Schöpfer, der Freund und Wohlthäter aller der Menſchen, die jetzt unter dir ſtehn, und auf die du Einfluß haſt. Wenn du deine Herrſchaft anwendeſt ſie weiſer und glücklicher zu machen; ſo wirkſt du mit dem höchſten Geiſt gemeinſchaftlich, und unter Menſchen in der erhabenſten Sphäre.“

Chriſtian Garve's

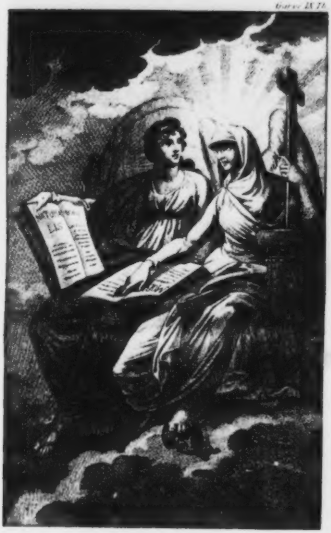
ſämmtliche Werke.

Neunter Band.

Enthält:

Eigene Betrachtungen über die allgemeinſten
Grundſätze der Sittenlehre.

Garve IX Th.



Religion und Philosophie

Eigene

Betrachtungen

über die allgemeinſten

Grundſätze der Sittenlehre.

Ein Anhang

zu der

Uiberſicht der verſchiednen Moralſyſteme

von

Chriſtian Garve.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Breßlau 1801.

Pilon 6. 21

An den
Herrn Rector Manſo.

Sie haben, theuerſter Freund, bey den Kindern meines Geiſtes, mir den Dienſt einer Hebamme geleiſtet, ohne Sie wären ſie niemahls an das Tageslicht gekommen. Wollten Sie wohl das letzte und am meiſten verwaiſete derſelben auch als Pflegevater aufnehmen und es als Ihr beſonderes Eigenthum betrachten? Nach meinem Wunſche wenigſtens ſoll es Ihnen beſonders zugehören, und in Ihrer Hand und vor dem Publicum ein Denkmahl Ihrer mir geleiſteten Hülfe und meiner Freundſchaft ſeyn. Und Sie haben gewiſſer Maßen auch die Verpflichtung, ſich dieſes verlaßnen Geſchöpfes anzunehmen, da Sie mit daran Schuld ſind, daß es, von ſeiner Familie getrennt, ſo einſam in der Welt herumirrt.

Sie wiſſen, liebſter Freund, daß dieſer Aufſatz dazu beſtimmt war, den Schluß meiner Uiberſicht von den verſchiednen Moralſyſtemen der Philoſophen zu machen. Ich glaubte ihn in wenigen Blättern endigen zu können; da die Ideen, welche ich darin vortragen wollte, mir immer ſo deutlich geſchienen hatten, daß ich hoffte, auch in ihrem Ausdrucke kurz ſeyn zu können. Aber vielleicht hat es mit der Deutlichkeit derjenigen Begriffe, welche man bloß im Kopfe durchdacht hat, nie ſeine vollkommne Richtigkeit; und man findet immer noch Lücken und Dunkelheiten in denſelben, wenn man nun anfängt, ſie vollſtändig mit Worten auszudrücken und Andern mittheilbar zu machen. Vielleicht war ich auch zu der

Zeit, da ich zuerſt dieſe Ausſichten erblickte, kraftvoll und munter; in welchem Zuſtande man immer ſchneller zum Ziele eilt. Zu der Zeit, als ich ſie durch die Hand eines Freundes niederſchrieb, war ich ſchwach und kämpfte mit Schmerzen. Man macht alsdann nur mit Anſtrengung ſeine Begriffe deutlich, und Anſtrengung bringt entweder Schwierigkeit oder Weitläuftigkeit im Ausdrucke hervor. Jenen Fehler, als den mir größer ſcheinenden, wollte ich vermeiden, und bin vielleicht in dieſen gefallen.

Wie dem auch ſey: Sie waren es, der mir zuerſt den Rath gab, dieſen Aufſatz von der Uiberſicht zu trennen, und ich bin ſehr zufrieden, Ihrem Rathe gefolgt zu haben: wie dann mein nachfolgendes Urtheil die meiſten der Veränderungen, welche ich, in den Styl oder ſelbſt in den Sachen meiner letztern Schriften, auf Ihre Erinnerungen gemacht habe, faſt immer gebilliget hat.

Sie ſagten mir, daß bey dem Umfange, welchen dieſer Aufſatz in der Ausarbeitung bekommen hätte, der erſte Band des Ariſtoteles eine unförmliche und dem Käufer unangenehme Größe bekommen würde. Sie ſagten ferner, daß dieſer Aufſatz in einem andern Geiſte gearbeitet und mit einem andern Style geſchrieben zu ſeyn ſchiene, als die vorhergehende Überſicht; daß in der letztern mehr Kürze und Präciſion, in der erſtern mehr Popularität und ausführliche Darſtellung herrſche; daß jene für ſchon unterrichtete Leſer, dieſe für ſolche, die unterrichtet werden ſollen, geſchrieben zu ſeyn ſchiene. Und in beyden Puncten hatten Sie Recht.

Was den erſten Rath betrifft, ſo hat mir die Vorſehung an Ihnen ſchon deßwegen einen für meine Schriftſtellerey ſehr nützlichen Freund zugeſandt, weil Sie beyde Künſte, die Kunſt Bücher zu ſchreiben, und die Kunſt, ein Buch zu machen, gleich gut verſtehen, von denen ich kümmerlich nur die erſte kenne. Ich denke mir nähmlich bey dem Worte, ein Buch machen, welches, wofern ich mich nicht irre, die Franzoſen zuerſt gebraucht haben, wie ſie denn auch Meiſter in der dadurch ausgedrückten Sache ſind, die Kunſt, einem Buche eine gefällige, dem Leſer angenehme und für den Verleger verkäufliche Geſtalt und Größe zu geben; das Werk, wenn es mehrere Theile hat, geſchickt und in ungefähr gleiche Bände zu theilen; die Lettern wohl nach dem Formate und der Größe zu wählen und wenn deren mehrere Arten, z. B. zu Text und Anmerkungen, nöthig ſind, ſie in ein gutes Verhältniß zu ſetzen; kurz den Inhalt des Buches durch alles, was auf die Sinne und die Bequemlichkeit des Leſers wirkt, zu empfehlen. Dieſe Kunſt, die für den Verleger wichtig iſt, wird es auch eben deßwegen für den Autor: nicht bloß in Rückſicht auf ſeinen

Eigennutz, ſondern ſelbſt wegen des ihm verzeihlicheren Ehrgeitzes, von Vielen geleſen zu werden. Und wirklich, mein Ariſtoteles hat als Waare dadurch gewonnen, daß ich meine eignen Gedanken von ihm abgeſondert habe.

Aber ſollte der zweyte und noch wichtigere Grund, welchen Sie mir zu dieſer Abſonderung gegeben haben, und den ich auch treffend finde, mich nicht abhalten, Ihnen dieſen Aufſatz beſonders zu widmen? War jenes Ihr Urtheil nicht vielleicht nur ein ſanft eingekleideter, ein fein verſchleyerter Tadel der fehlerhaften Weitläuftigkeit, und des minderen Intereſſes, durch welche ſich die Entwickelung meiner eignen Principien unterſchied?

Aber zuerſt ſchmeichle ich mir, daß dieſes nicht ganz der Fall ſey. Ich bilde mir ein, daß Ihr Urtheil mit meinen Gedanken, und ſelbſt mit meinem zum voraus gefaßten

Vorſatze übereinſtimme. Ich glaubte nähmlich, alte längſt bekannte Syſteme den Leſern mehr zurückrufen als vollſtändig entwickeln zu dürfen, und mehr die Sachen, welche ihnen ſchon bekannt waren, unter die mir vorzüglich einleuchtenden Geſichtspuncte ſtellen, als ſie damit bekannt machen zu müſſen.

Vielleicht bin ich bey dem Kantiſchen Syſteme allein einen Schritt weiter gegangen, weil ich die Begriffe und Sätze deſſelben noch weniger als die der älteren Moraliſten in allgemeinem Umlaufe und von einem großen Theile der Leſer richtig verſtanden glaubte. Aber meine eigenen Ideen und Meditationen, die dem Leſer noch völlig fremd waren, glaubte ich von dem Anfange ihrer Reihe, durch alle Mittelglieder derſelben bis ans Ende, verfolgen zu müſſen.

Vielleicht wollten Sie auch etwas mehr

ſagen, welches ich hintendrein ebenfalls dachte: daß nähmlich die väterliche Liebe mich wohl könne verführt haben, mein Kind, indem ich es recht ſchön ausbilden wollte, durch Verzärtelung und eine ihm gegebne zu große Freyheit, zu verderben.

Indeß wenn dieſe meine Principien oder meine Einfälle auch an innerm Werthe hinter jenen älteren Syſtemen zurückſtehen, oder eben deßwegen unvollkommner ausgedrückt ſind, weil ich zu lebhaft ſtrebte, ſie deutlich und anziehend zu machen: ſo ſind es doch die eigenthümlichen Gedanken Ihres Freundes und bekommen dadurch gewiß in Ihren Augen einen größeren Werth. Sie ſind überdieß in einer noch ſchlimmeren Periode meiner Krankheit aufgeſetzt worden, und erinnern Sie alſo an zwey Sachen, welche Ihre Theilnahme daran vermehren müſſen: an die Leiden eines Freundes; und dann an den Kampf, welchen der Geiſt desſelben mit ſeinem ihn beläſtigenden Körper unternahm, und ſoweit beſtand, daß er das Ziel ſeiner Arbeit erreichte. Eben weil dieß eine perſönliche Beziehung unter uns vorausſetzt, iſt dieſe kleine Schrift vorzüglich dazu gemacht, das Andenken unſrer Verbindung bey Ihnen künftig zu erneuern.

Einigen Perſonen, welche uns beyde nur von ferne und nach dem Rufe kennen, wird es vielleicht befremdend ſcheinen, daß einem jungen aufblühenden Schriftſteller, der ſich bisher nur von den Blühten der Dichtkunſt und der Literatur genährt hat, ein alter beynahe abgeſtorbner Gelehrter, eine ernſte und faſt herbe Frucht der Wiſſenſchaft zum Geſchenke anbiethet; es wird eben dieſe vielleicht befremden, daß ich Ihnen, der Sie ſich bisher dem Publicum nur als Dichter, als Alterthumsforſcher, als Sprachkenner und Literator bekannt gemacht haben, ein Stück ganz abſtracter Philoſophie zueigne.

Dieſen Perſonen, wenn ich deren Urtheil hörte, würde ich folgendes antworten:

Jeder gibt, was er ſelbſt hat. Wenn die Biene Geſchenke gäbe, ſo würde ſie Honig austheilen; und die Ameiſe, wenn es anders wahr iſt, daß ſie Weihrauch macht, würde an Statt eines den Gaumen kitzelnden Saftes, ein die Nerven ſtärkendes Rauchwerk ſchenken. Ich für mein Theil kann nichts beſſeres, und nichts beſſer thun, als philoſophiren: und meine Freunde müſſen alſo, wenn ich ihnen eines meiner Bücher zueigne, mit etwas Metaphyſik vorlieb nehmen.

Aber dieß iſt noch nicht alles. Jene Perſonen wiſſen nicht, dieß ſey eben das Band und der feſteſte Grund unſrer Freundſchaft, daß wir einander nicht ähnlich genug in unſern Studien ſind, um einander entbehren zu können; und nicht unähnlich genug, um einander nicht zu verſtehen; und daß die Lücken unſrer Erkenntniſſe gut genug in einander paſſen, um aus dem Ganzen etwas Vollkommneres zu machen, als die einzelnen Theile ſeyn würden.

Ich bin nicht ganz von Kenntniß der Literatur und Philologie entblößt; ich bin weder mit den alten noch den ausländiſchen Sprachen ganz unbekannt, und habe mich beſonders in den letztern Jahren meines Lebens mit den Schriftſtellern des Alterthums beſchäftiget; auch die neuere Geſchichte habe ich, ſpät, aber ziemlich ernſthaft, ſtudirt. Ich bin indeß in dieſe Kenntniſſe doch nicht, wie ein Mann, der ſie aus Beruf treibt, eingeweiht: und ich habe oft Nachweiſungen oder Belehrungen nöthig, die Sie mir mit wenigen Worten geben können und die ich ſelbſt nur mühſam und mit Zeitverluſt würde aufſuchen müſſen. Sie hingegen ſind ein denkender Mann und mit der Philoſophie der Alten und Neuern, ſo gut als ich mit der Dichtkunſt und Geſchichte, bekannt: aber ich ſchmeichle mir doch, daß Sie durch mich auf manche politiſchen und moraliſchen Ideen, ſelbſt in Beziehung auf die Gegenſtände Ihrer philologiſchen Nachforſchungen, gekommen ſind, die Sie ohne meinen Umgang, entweder nie oder mühſam und ſpäter gefunden haben würden.

Wenn ich die Geſchichte meines Lebens überdenke: ſo glaube ich in der That, mir das Verdienſt, welches Horaz aus übergroßer Beſcheidenheit zu ſeinem einzigen macht, anmaßen zu dürfen; ich glaube nicht ganz unnütz als Wetzſtein für Andere geweſen zu ſeyn, wenn ich auch, als ſchneidendes Inſtrument, nur wenig ausgerichtet habe. Selbſt in meinen

Schrif-

Schriften habe ich die Wiſſenſchaften nicht mit großen und neuen Entdeckungen bereichert: aber ich habe manche Leſer zum Nachdenken gebracht, und ihnen das Selbſtdenken durch mein Beyſpiel und durch manche Beobachtungen über die menſchliche Natur und deren Verſchiedenheiten erleichtert. So iſt es auch in Abſicht meines Umgangs und der dadurch Andern geleiſteten Dienſte beſchaffen.

Und vorzüglich ſind es die Philologen, deren Schneide ich habe ſchärfen können. Als Jüngling war ich Freund eines weit älteren, mir in vieler Rückſicht unähnlichen Mannes; der durch ſeine bedrückten Umſtände zu allen Sclavenarbeiten der Literatur verdammt, durch ſein Genie zu den mühſamſten weitläuftigſten und ſubtilſten Forſchungen über alte Sprachen, Critik und Geſchichte gemacht, aber bey der Verarbeitung ſeiner oft unermeßlichen Materialien zu wirklich nützlichen Arbeiten, zwar in

Gedanken wie im Lateiniſchen Ausdruck, äußerſt genau, aber auch äußerſt langſam, und oft ſein Werk zur Reife zu bringen unfähig war. Dieſer Mann war der vortreffliche, in der Folge allgemein geſchätzte, Reiz. Er fand an dem raſchen, und vielleicht vorlauten Jünglinge, welcher ich damahls war, auch einen Liebhaber der Sprachen und des Alterthums, aber in der That einen Unwiſſenden oder oft ſehr falſch Belehrten; er fand aber zugleich einen, der ſeine nur mit halben Worten ausgedrückten Ideen verſtehen, den ſchwer ſich bey ihm entwickelnden die völlige Deutlichkeit geben, und ſeine einzelnen Winke in einen Zuſammenhang bringen konnte. Ich lernte viel von ihm, ſelbſt in Abſicht der Genauigkeit im Denken und Schreiben: aber er lernte auch von mir, etwas ſchneller denken und vielleicht manchen mehr erweiterten Geſichtspunct über die Gegenſtände ſeiner Unterſuchungen faſſen. Er glaubte durch mich mehr Philoſoph geworden zu ſeyn, ſo wie ich gewiß durch ihn ein beſſerer Schriftſteller, auch in meiner Mutterſprache, geworden bin. Nie hat ein Mann mich aufrichtiger und inniger geliebt: nie hat ein alter großer Gelehrter das Verdienſt, welches ein jüngerer noch unbekannter um ihn haben konnte, mit größerem Danke Zeit ſeines Lebens erwiedert.

In meinem Alter, (denn Krankheit macht den Menſchen immer weit älter, als er ſonſt ſeyn würde;) bin ich wieder Freund eines jungen, äußerſt thätigen und in allem, was er thut, ſehr ſchnell zum Ziele eilenden Philologen. Mein Freund Manſo, von dem ich hier rede, iſt mir ſowohl in den Eigenſchaften des Gelehrten, als in denen des Menſchen, weit mehr ähnlich als Reiz es war. Er iſt vielleicht als Sprachforſcher und Alterthumskenner mir nicht ſo weit überlegen, und er kann als Philoſoph meiner beſſer entbehren, als dieſer. Ich geſtehe indeß, daß er mich auf manche Erforderniſſe eines guten Stils und manche Fehler meines eignen aufmerkſam gemacht hat, die ich zuvor nicht ſo gut kannte; daß die Vollkommenheit, welche er als Verſificator in der Dichtkunſt erlangt hat, auch meiner Proſa nützlich geweſen iſt; und daß er, bald durch literariſche Notizen, bald durch hiſtoriſche Nachrichten, bald durch Aufſchlüſſe, über den Sinn dunkler Stellen in alten Schriftſtellern, mich in meinen Arbeiten unterſtützt hat. Auf der andern Seite, ob er gleich die Sachen ſo wie die Sprache zu unterſuchen verſteht, und ſeine Gedanken ſchnell fließen: glaube ich doch, daß ich ſie zuweilen noch richtiger gemacht, ihm einige neue mitgetheilt, und beſonders ihn auf die aus der Geſchichte und Literatur zu ſchöpfende Menſchenkunde geführt habe.

Iſt es alſo nicht ſchicklich, daß Philoſophie, welche das Band unſrer Freundſchaft geknüpft hat, auch den Stoff zum Denkmahle derſelben für die Zukunft, hergebe?

Sie, liebſter Freund, ſind den geraden Weg zu einem guten Schriftſteller gegangen: ich habe einiger Maßen den verkehrten verfolgt. Sie haben mit Einſammlung des Stoffes, mit Sprachen, Poeſie, Critik und Geſchichte angefangen und ſind zur Philoſophie übergegangen. Ich habe viel frühzeitiger philoſophirt, als ich etwas wußte. Mein erſter Sprachunterricht war ſehr mangelhaft; in der Geographie und ſelbſt der vaterländiſchen Literatur, war ich bis zum zwanzigſten Jahre ſehr unwiſſend; und an der Geſchichte fand ich nicht eher Geſchmack, als bis meine Politik und Moral reif genug waren, um die Begebenheiten unter Geſichtspuncte, aus dieſen beyden Wiſſenſchaften hergeleitet, ſtellen zu können. Selbſt die Dichtkunſt reitzte mich mehr, da ich ſchon für ihre nährenden Früchte den Geſchmack gebildet hatte, als da ich mich bloß an den Blühten derſelben hätte ergetzen ſollen.

Aber nun ſtudirte ich auch dieſe Gegenſtände, welche gewiſſer Maßen noch neu für mich waren, mit vielem Eifer und mit einem innigen Vergnügen. Um die Zeit, da wir einander kennen lernten, trafen unſre gelehrten Laufbahnen ſchon ziemlich zuſammen: und Sie haben ſich ſeit der Zeit immer mehr genähert.

Es iſt, ſagt Plutarch, einem Leidenden mehr als andern Menſchen erlaubt, ſtolz von ſich ſelbſt zu reden: und Socrates ſagt, daß, wenn der Menſch ſich dem Ende ſeines Lebens nähere, er die Zukunft deutlicher als in andern Zeiträumen ſeines Lebens voraus ſehe. Dieſes doppelten Vorrechtes will ich mich bedienen. Ich will ein wenig ſtolz reden; und ich will wahrſagen.

Ich glaube voraus zu ſehen, daß Sie mit der Zeit ſich immer mehr mir nähern, — daß ihre Urtheile über den Werth der Bücher und der Schriftſteller, da wo Sie noch jetzt von den meinigen abgehen, immer mehr mit ihnen übereinſtimmen werden. Sie werden zwar immer Werke, in denen bloß Einbildungskraft herrſcht, etwas mehr als ich ſchätzen, weil der Himmel Ihnen ſelbſt mehr von dieſer Kraft, oder von dem Gefühl der Schönheiten, welche ſie hervorbringt, verliehen hat, als mir: aber Sie werden doch die Werke, in welchen neben den Blühten der Einbildungskraft auch die Früchte des Verſtandes und der Einſicht zu genießen ſind, in welchen jene bloß den Schmuck und dieſe das Weſen ausmachen, noch weit mehr als jetzt über jene hinwegſetzen. Sie werden einer richtigen und lebhaften Schilderung der Leidenſchaft, beſonders wenn ſie in ſchönen Verſen enthalten iſt, immer einen ſehr hohen Werth beylegen; und ich ſelbſt habe mich oft an dieſen Schilderungen ergetzt: aber Sie werden es doch mit gleichen Unwillen, als ich, empfinden, wenn auf unrechtmäßige und ſtrafbare Leidenſchaften ſo viel Talent verwandt und ſo viel Anmuth ausgeſtreuet iſt. Nie werden Sie, von den beyden Horaziſchen Endzwecken, den, die Leſer zu vergnügen, bey Ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus den Augen ſetzen; und von der Hand der Dichtkunſt geleitet, werden Sie auch in Ihre Proſa immer mehr Anmuth und Schmuck bringen, als ich, von trockner Metaphyſik ſpät zu den ſchönen Wiſſenſchaften übergegangen, es konnte: aber der zweyte Endzweck, der zu nützen, d. h. zu belehren oder zu beſſern, wird immer mehr die Oberhand bey Ihnen bekommen, und Ihren Werken ihr endliches Gepräge geben. Indem Sie von der einen Seite ſich von dem bloßen Prunke der Gelehrſamkeit, der jungen Schriftſtellern, beſonders Literatoren, durchaus unentbehrlich iſt, — wäre es auch nur um der allgemeinen Meinung willen, welche darüber in ihrer Claſſe herrſcht, — immer mehr losmachen; werden Sie auf der andern Seite den moraliſchen oder ächt philoſophiſchen Endzweck der Wiſſenſchaft immer höher ſchätzen lernen, und mit keinem Ihrer Werke zufrieden ſeyn, in welchem Sie nicht entweder neue Einſichten für die Menſchen- und Völker-Kunde, die Politik, die Staatswirthſchaft und das geſellſchaftliche Leben verbreitet, oder den Samen zu Tugenden unter Ihre Leſer ausgeſtreuet hätten.

In dieſer Epoche, — und o möchte ſie doch, wenn auch die letzte, doch eine recht lange, geſunde und freudervolle Periode Ihres Lebens ſeyn! — werden Sie ſich Ihres alten ſchon lange unter den Menſchen unſichtbaren Freundes Garve erinnern, und werden auch ihn und ſeinen Umgang unter den Werkzeugen und Hülfsmitteln finden, deren die Vorſehung ſich bedient hat, Ihr Genie zur Reife zu bringen, und Ihr gutes Herz bis zu einem wahrhaft ſittlichen Charakter zu erheben.

Doch werden Sie gewiß auch jetzt, bey den Aehnlichkeiten, die ſchon unter uns vorhanden ſind, bis an mein Ende mein Freund bleiben, und wenn natürlicher Weiſe mein Umgang durch meine Krankheit nicht angenehmer werden kann: ſo wird Ihr Herz durch mein Leiden ſtärker an mich gefeſſelt werden. Ich liebe und ſchätze Sie von Herzen.

Breßlau den 3. Nov. 1798.

Garve.

Inhalt

von der Uiberſicht der verſchiedenen Moralprincipe in dem achten Bande der ſämmtlichen Werke.

Seite

I. Das Ariſtoteliſche Moralprincip. . 14

II. Das Platoniſche. 47

III. Das Stoiſche. 64

VI. Das Epikureiſche. 98

V. Das Chriſtliche. 127

VI. Das Puffendorfiſche. . . . 145

VII. Die Principe einiger andern, beſonders Engliſchen Moraliſten.

— Das Princip der Selbſtliebe. . . 155

— Das Princip des Wohlwollens. . . 156

— Hutcheſon. 158

— Ferguſon 162

— Adam Smith. 164

— Clarke. 171

— Wollaſton. 176

VIII. Leibnitziſch-Wolfiſches Syſtem. 180

Seite.

IX. Kantiſches Syſtem. . . . 187
— 1. theoretiſcher Theil deſſelben. . . 190
— 2. praktiſcher Theil. 221
— a) Sammlung der verſchiedenen Geſichtspuncte aus welchen das Kantiſche Moralſyſtem anzuſehen iſt. . . 223
— b) Kurze Uiberſicht deſſelben. . . 290
— c) Das Kantiſche Moralprincip, nach ſeinen Hauptformeln. . . . 309
— d) Beurtheilung deſſelben. . . 312
  1. Urtheil über das Kantiſche Syſtem im Ganzen 318
  2. Die mir mangelhaft ſcheinenden Seiten des Kantiſchen Moralſyſtems . . 340
  3. Beurtheilung der Formeln, in welche die Grundſätze des Kantiſchen Moralſyſtems von deſſen Urheber zuſammengefaßt worden ſind, oder der kategoriſchen Imperative 378

Ich habe neulich dem Publicum eine Überſicht der verſchiednen Moralſyſteme, von Ariſtoteles an bis auf das Kantiſche, dieſes mit eingeſchloſſen, vorgelegt. Ich ſetzte mir bald anfangs vor, meine eignen an mehrern Stellen jener Abhandlung zerſtreuten Ideen am Schluſſe derſelben zu ſammeln und in einem kurzen Zuſammenhange darzuſtellen. Ich wollte zugleich eigne Anſichten der Sittenlehre, welche ſich mir bey meinen Meditationen mehrmahls dargebothen hatten und mir lichtvoll und fruchtbar ſchienen, hinzufügen. Ich nannte jene Recapitulation meiner Ideen mein Glaubensbekenntniß, in ſofern ſie auch die Widerſprüche enthielten, in welchen ich mit meinen Vorgängern und Zeitgenoſſen ſtand. Ich nannte dieſe Anſichten meine Principien, inſofern ſie die allgemeinſten und abſtrakteſten Begriffe enthalten, mit welchen die Reihe der moraliſchen Unterſuchungen anfangen kann.

Bey der Ausarbeitung beyder Stücke wurde ich zu einer größern Weitläuftigkeit verführet, als meiner urſprünglichen Abſicht gemäß war. Was nur der Beſchluß einer Abhandlung ſeyn ſollte, wurde eine Abhandlung ſelbſt: und ich wurde alſo genöthiget, dieſes Glied von dem übrigen Körper zu trennen. Da mir indeſſen doch daran gelegen iſt, die mir, auch nach dem Studium des Kantiſchen Syſtems, übrig gebliebenen und damit nicht harmonirenden Uiberzeugungen einer ältern Zeit dem Publikum im Zuſammenhange darzulegen; da ich auch die beyden allgemeinen Anſichten der Sittenlehre denkenden Männern vorzulegen wünſchte, und vielleicht den mir ähnlichen, die dunkel etwas ähnliches gedacht haben, ein Vergnügen zu machen hoffte: ſo entſchloß ich mich, dieſes Bruchſtück als einen eignen Aufſatz beſonders herauszugeben. Und ich laſſe ihn ſobald als möglich auf jene Uiberſicht folgen: theils weil vieles darin ſich auf Aeußerungen in dieſer bezieht und die Leſer, welche ſich ſchon zuvor mit den abgezogenſten Begriffen der Sittenlehre Anderer vertraut gemacht haben, auch meinen Abſtractionen am leichteſten folgen werden; theils weil in meiner perſönlichen Lage Urſachen genug ſind, das was ich thun will, bald zu thun. Und nun, nach dieſer kleinen Vorrede, übergebe ich dem Leſer den Aufſatz unverändert, ſo wie er, ſeiner erſten Beſtimmung gemäß, geſchrieben war. Wo dieß Unſchicklichkeiten, in einer nun für ſich beſtehenden Abhandlung, hervorbringt; da bitte ich den Leſer um Nachſicht für einen Kranken, der noch denken, aber nicht das, was er geſchrieben hat, wieder durchſehen und in Hauptſachen umändern kann.

Inhalts-Anzeige

zu den eigenen Betrachtungen.

Erſte Abtheilung.

Seite

Des Verfaſſers Glaubensbekenntniß.
Über die Triebfedern der Sittlichkeit. — 5.
— die geſetzgebende Vernunft. — — 22.
— die ſittliche Freyheit. — — — 28.

Zweyte Abtheilung.

Seine Principien.
Erſtes Princip. — — — — 49.
1. Entwickelung des Begriffes von Vollkommenheit und Anwendung deſſelben auf den Menſchen. — — — — 49.
2. Ideal eines vollkommenen Menſchen. — 71.
3. Beweis, daß ein ſolcher Menſch ſittlich gut ſeyn müſſe. Er beſitzt:
Klugheit. — — — — — — 94.
Mäßigung. — — — — — 97.
Tapferkeit. — — — — — 122.
Gerechtigkeit. — — — — — 145.
1) inſofern dieſe eine Folge der drey vorhergehenden Tugenden. — — — 147.
2) inſofern ſie eine Frucht der Unabhängigkeit, und die Bedingung einer ununterbrochnen angenehmen Thätigkeit. — 170.
Ob dieß Princip die ſittliche Freyheit aufhebe. — — — — — — — 186.
Zweytes Princip. — — — — 186.
Hauptidee des Verfaſſers: das Weſen des durch Handlungen hervorgebrachten Guten

Seite

beſteht im Hervorbringen, Erhalten und Vervollkommnen; die Natur des Böſen im Zerſtören und Verſchlechtern. Doch dieſes iſt nur ein Theil des ſittlichen Princips, welches eigentlich dreyfach. — — — 187.

1. das Princip der Schicklichkeit, oder des angezeigten Guten, inſofern eine Handlung auf die Eigenſchaften und den Charakter des Menſchen, welche ſich dadurch äußern, bezogen wird. — — 191.
2. das Princip der Wohlthätigkeit, oder des durch Handlungen hervorgebrachten Guten, inſofern dieſelben auf die guten oder böſen Folgen, welche ſie für andre haben, bezogen werden. 198.

Beſtätigung dieſes Princips.

- durch die allgemeingeltenden Urtheile der Menſchen über das Sittliche in einzelnen Fällen. — — — — — 204.
- durch die Verbindung und übereinſtimmung mit dem erſten Princip. — — 227.

3. Noch werden einige Handlungen des Menſchen bloß deßwegen ſittlich gut genannt, weil ſie zur Aufrechthaltung der geſelligen Ordnung, ohne welche keine ſittliche Bildung im menſchlichen Geſchlechte Statt findet, unentbehrlich ſind. Hieraus entſpringt das Princip der Ordnung. Herleitung der Pflichten der Gerechtigkeit, ſowohl der natürlichen als poſitiven, aus dieſem Princip. — — — — — 237.

1.

Mein Glaubensbekenntniß.

Ich habe es im Grunde ſchon längſt abgelegt. Denn wie wäre es möglich, die Gedanken ſo vieler Andern über einen Gegenſtand darzuſtellen und zu beurtheilen, ohne ſeine eigenen zu entdecken. Ich habe vielleicht von dem Geiſte meiner Philoſophie noch weit mehr verrathen, als nöthig war. Es wird der jetzt herrſchenden Partey der Philoſophen, wenn einige dieſe Schrift würdigen, ſie bis hieher durchzuleſen, nicht entgangen ſeyn, daß ich ein populärer Philoſoph, im ſchlimmſten Sinne des Worts, oder vielmehr, daß ich ein Prediger des allgemeinen Menſchenſinnes, — des Feindes aller ächten Philoſophie, ſey. Ich geſtehe ihnen, daß ſie Recht haben. Ich gebe ihnen auch zu, daß dieſer Menſchenſinn, dem ich anhänge, ſich oft bey zwey Menſchen, und bey einem und demſelben, zu verſchiedenen Zeiten widerſpricht; und daß die Menſchen, ſobald ſie über unſinnliche Gegenſtände reden, oft ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen. Aber geht es dann der Transſcendental-Philoſophie und den Philoſophen beſſer? Iſt unter ihnen mehr Uibereinſtimmung? und tauſchen ſie nicht oft ihre erſten, von ihnen für unumſtößlich gehaltenen, Principien in kurzer Zeit gegen neue aus? Wenn alſo jene, dem Menſchenſinne mit Recht zugeſchriebenen, Mängel nicht ihm eigen, ſondern Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheinen: ſo fragt ſich nur, können wir uns von allem eine philoſophiſche Erkenntniß erwerben, (welches allerdings beſſer ſeyn würde); oder müſſen wir uns nicht in vielen Fällen, in Abſicht des Sittlichen, mit den Ausſprüchen unſers Gewiſſens, und in Abſicht der Erkenntniß, mit der Erfahrung, und mit den aus ihr, man weiß ſelbſt nicht wann und wo, gezogenen Reſultaten, — welche eben, wenn ſie in allgemeinen Umlauf kommen, Menſchenſinn genannt werden, — begnügen? Und wenn man nun noch mit der gemeinen Erfahrung und ihren Lehren die Wiſſenſchaften, in welchen die Erfahrungen der Vorwelt, mit allen bisher daraus gezognen Schlußfolgen, geſammelt und geordnet ſind, — die Naturkunde, im weiteſten Verſtande, und die Geſchichte verbindet: könnte nicht vielleicht dieſer, auf eine ſolche Weiſe bereicherte Menſchenſinn, viele Gegenſtände richtiger beurtheilen, als die auf eine einzige Reihe von Ideen ſich einſchränkende und dieſelbe, ohne Einmiſchung anderer Kenntniſſe, verfolgende Philoſophie?

Ich geſtehe ferner, daß ich ſo tief in der Materie ſtecke, daß ich gar keinen andern Weg weiß, zur Erkenntniß der Form zu gelangen, als indem ich ſie in dem Stoff aufſuche, oder ſie aus demſelben entwickle. Ich fange von ſinnlichen Wahrnehmungen an, um zu den höchſten Vernunftwahrheiten, und von ſinnlichen Empfindungen und Trieben, um zu den, dieſe Triebe am meiſten einſchränkenden, ſittlichen Vorſchriften zu gelangen.

Wenn ich den Weg, auf welchem dieſes geſchieht, weitläuftig aus einander ſetzen wollte: ſo würde ich nur dasjenige wiederhohlen, was ich, bey der Darſtellung des Kantiſchen Syſtems, — um dasſelbe durch die Vergleichung mit ſeinem Entgegengeſetzten zu erläutern, von dem Syſtem der ehemahligen Philoſophie, die ich zugleich für die meinige erkannte, geſagt habe.

Alle Gegenſtände, wenn ſie einmahl hinlänglich deutlich geworden ſind, werden nur verdunkelt, wenn man ſie in ein noch helleres Licht ſetzen will. Uiberdieß würde ich die Gedanken der Philoſophen, mit denen ich übereinſtimme, mit den mir eigenthümlichen zu vermiſchen gezwungen ſeyn: da ich, in dieſem letzten Theile meines Aufſatzes, die Natur ſittlicher Handlungen unter einigen neuen Geſichtspuncten zeigen wollte, die ich bey meinen Vorgängern nicht gefunden habe. Um jedoch das, was ich mein Glaubensbekenntniß genannt habe, nicht unvollſtändig zu laſſen, und doch nicht den Leſer durch Wiederhohlungen zu ermüden, will ich hier nur die Summe meiner moraliſchen Ideen, deren meiſte der Leſer ſchon weiß, unter folgende drey Puncte zuſammenfaſſen: 1) von den Triebfedern der ſittlichen Handlungen; 2) von der geſetzgebenden Vernunft; und 3) von der ſittlichen Freyheit.

In Abſicht des erſten Puncts bin ich überzeugt, daß die Glückſeligkeit, in dem wahren Sinne genommen, eine ſehr würdige, und in der That die einzige Triebfeder ſittlicher Handlungen ſey.

In Abſicht des zweyten Puncts bin ich überzeugt: daß dem wahrhaft ſittlichen Menſchen, ſeine eigne Vernunft die Regeln ſeiner Handlungen vorſchreiben müſſe; daß aber die Vernunft dieſe Regeln nicht aus ſich ſebſt, ſondern aus der Erfahrung, und aus den, von allen andern geiſtigen Fähigkeiten eingeſammelten, Kenntniſſen hernehme.

In Abſicht des dritten Puncts bin ich überzeugt: daß der Menſch, wenn er, um ſittlich ſeyn zu können, frey ſeyn ſoll, dieß in der Sinnenwelt ſeyn müſſe; daß aber auch nicht bloß der Glaube an die Sittlichkeit, ſondern wahrſcheinliche Gründe, aus der Natur des Menſchen und der Dinge hergenommen, uns von der Freyheit der erſtern gewiß machen.

1.

Von den Triebfedern der ſittlichen Handlungen.

Zu allen Handlungen des Menſchen, und alſo auch zu den ſittlichen, gehören zwey Dinge: erſtlich Vorſtellungen, nach welchen, — und zweytens Triebfedern und Endzwecke, um derentwillen ſie geſchehen.

Dieſe Vorſtellungen ſind bey dem Thiere, und bey dem Kinde, welches noch Thier iſt, d. h. deſſen Vernunft noch nicht erwacht iſt, bloß ſinnliche Eindrücke. Bey dem Menſchen von gereiftem Verſtande ſind es Kenntniſſe.

Dieſe Erkenntniſſe haben zum Gegenſtande, *einmahl*, den Menſchen ſelbſt, welcher handelt, ſeine Kräfte, die Beſchaffenheit und den möglichen Gebrauch derſelben, endlich die Anlagen ſeines Verſtandes und die Dispoſitionen ſeines Gemüths; denn alles dieſes hat auf ſeine Handlungen Einfluß, macht ſie möglich oder unmöglich, und beſtimmt die Art und Weiſe, auf welche ſie geſchehen müſſen.

Dieſe Erkenntniſſe geben zum andern auf die Dinge, mit welchen er zu thun hat; auf die Eigenſchaften derſelben, durch welche beſtimmt wird, wie ſie behandelt werden müſſen; endlich auf ihre Verhältniſſe unter ſich und mit uns ſelbſt und mit andern Dingen, wodurch beſtimmt wird, ob ſie uns nützlich oder ſchädlich ſind, und durch welche, von uns ſelbſt veranſtaltete, Abänderungen ſie das eine oder das andere werden können.

So muß, z. B. jeder Handwerker, bey der Ausübung ſeiner Kunſt, eine Vorſtellung von ſeinen Händen, Fingern und allen ſeinen Gliedmaßen haben, und wiſſen, wie er jedes derſelben bewegen muß, um die vorhabende Arbeit zu vollbringen: er muß ferner Vorſtellungen von dem Material haben, auf welches er ſeine Arbeit wendet, und von der Natur derſelben, ſowohl in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, als in den neuen Formen, welche es durch die Kunſt erhalten kann; er muß endlich eine Vorſtellung von dem Werke haben, welches er aus dieſem Material verfertigen will, von dem Gebrauche, wozu das Werk beſtimmt iſt, und von den Eigenſchaften, welche es haben muß, wenn es wirklich brauchbar ſeyn ſoll.

Dieſe bey einer Handlung nöthigen Vorſtellungen heißen alsdann Regeln, wenn ſie auf mehrere Handlungen zugleich gehen, und zum voraus für dieſelben beſtimmen, wie der Menſch ſich dabey benehmen, und ſeinen Gegenſtand behandeln muß, um das beabſichtigte Werk hervorzubringen.

Wenn dieſe Regeln nur auf gewiſſe Theile und Kräfte des Menſchen gehen, und wenn ſie nur auf einen eingeſchränkten Umfang von Gegenſtänden, und den innerhalb desſelben zu erwartenden Nutzen oder Schaden Bezug haben, ſo ſind es Kunſt- oder Klugheitsregeln: wenn ſie aber auf den ganzen Menſchen, und auf alle Gegenſtände, unter welchen er lebt, und auf deren Verhältniſſe gegen ihn Rückſicht nehmen, ſo ſind es ſittliche Regeln, und die allgemeinſten derſelben heißen Geſetze.

Die Kochkunſt nimmt nur auf die Zunge des Menſchen, und auf die Speiſen, welche ſie befriedigen ſollen, und deren Zurichtung Rückſicht, ohne im mindeſten auf die Geſundheit des menſchlichen Körpers zu denken. Die Regeln der Artigkeit und des guten Anſtandes, nehmen bey dem artigen Menſchen ſelbſt nur auf ſeinen Körper, auf die angenehmen Stellungen und die leichten Bewegungen desſelben, auf den Wohlklang und allenfalls auf die Ausdrücke ſeiner Rede, und bey andern Menſchen nur auf das Wohlgefallen Rückſicht, welches ſie an ſchönen Formen und graziöſen Bewegungen finden.

Die Regel hingegen, „was du willſt, daß Andere dir thun ſollen, das thue du ihnen auch,“ nimmt auf den ganzen Menſchen, welcher handelt und auf alle Menſchen, mit welchen er in Gemeinſchaft tritt, Rückſicht, — das Erſte, in ſo fern ſie alle körperliche Bewegungen ſowohl als geiſtigen Handlungen einſchränkt und anordnet, und dadurch für das Wohlſeyn von Körper und Geiſt ſorgt, das Andre, in ſo fern ſie auf die allgemeine Natur der Menſchen, zu welcher Gleichheit unter ihnen gehört, gegründet iſt, und die allgemeinſten Forderungen aller Menſchen an uns befriediget. Dieß iſt alſo eine *ächtſittliche* Regel.

Außer den Vorſtellungen, welche zu jeder Handlung gehören, ſind aber auch noch Triebfedern nöthig, welche den Menſchen bewegen, ſie zu thun. Dieſe beyden Sachen ſind weſentlich von einander unterſchieden, und in der menſchlichen Natur getrennt. Aus einer bloßen Regel, alſo auch aus einem Geſetze, kann nie eine Triebfeder werden. —

Doch ſind dieſe Triebfedern im Grunde auch Vorſtellungen, nur Vorſtellungen einer gewiſſen Art. So wie die meiſten übrigen nur auf gewiſſe Objecte gehen, und unſer eignes Selbſtbewußtſeyn in dieſem Momente durch die Aufmerkſamkeit auf etwas, das außer uns iſt, ſchwächen: ſo gehen diejenigen Vorſtellungen, welche fähig werden ſollen, Triebfedern zu ſeyn, d. h. Begierden zu erregen, oder den Willen zu bewegen, ganz auf uns ſelbſt und auf unſern eignen Zuſtand, und zwar zuerſt auf unſern gegenwärtigen, und ſchärfen gleichſam das Selbſtbewußtſeyn. Der Menſch, der nichts als die Idee von einem Brote hätte, und nie den eignen Zuſtand eines Hungrigen oder den Zuſtand deſſen, der bey großem Hunger ein Stück Brot ißet, gekannt hätte, würde niemahls gereizt werden, nach dieſem Brote zu langen, oder es ſich ſogar durch viele Arbeit zu verſchaffen.

Eine ſolche Vorſtellung unſers eignen Zuſtandes, und deſſen beſonderer Beſchaffenheit heißt im allgemeinen Empfindung, und Empfindungen ſind alſo das Element der Triebfedern und Bewegungsgründe.

Doch muß man, um ehrlich zu ſeyn, geſtehen, daß in der Empfindung, außer der Vorſtellung unſers eignen und zwar eines gegenwärtigen Zuſtandes, noch etwas Anders liege, welches niemand erklärt hat. Man kann ſich nähmlich ſein Selbſt, ſeinen Körper und den eben jetzt gegenwärtigen Zuſtand irgend eines Gliedes bloß als Object vorſtellen, wobey derſelbe gleichſam wie außer uns tritt, und ſein Intereſſe verliert. Der Kranke kann, in dem Augenblicke des Schmerzens ſelbſt, ſich das Glied, welches leidet, nach ſeiner Geſtalt und Beſchaffenheit vorſtellen, und vielleicht darüber philoſophiren. Aber zu gleicher Zeit iſt noch eine andere Vorſtellung dieſes Gliedes, mit dem ſtärkſten Selbſtbewußtſeyn vereiniget, in ihm vorhanden, wodurch eben der Schmerz erregt wird. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden gleichzeitigen Vorſtellungen iſt ſo einfach oder ſo fein, daß er allen unſern Unterſuchungen entgeht, und ſich wenigſtens nicht durch Worte ausdrücken läßt.

Man wird alſo noch hinzuſetzen müſſen, daß nur diejenigen Vorſtellungen unſers gegenwärtigen Zuſtandes geſchickt ſind, Triebfedern zu werden, welche wahre Empfindungen ſind, d. h. mit welchen es unmittelbar und nothwendig verbunden iſt, daß der Menſch dieſem ſeinen jetzigen Zuſtande entweder einen Vorzug vor dem vorhergehenden, oder überhaupt vor andern ſchon erfahrnen Zuſtänden gebe, oder daß er ihn dieſe nachſetze und daher ungern wähle.

Die erſten Empfindungen, welche das Kind hat, und die erſten Triebfedern, welche ſich bey ihm entwickeln, ſind eben ſo wie beym Thiere, welchem es ähnlich iſt, körperlich. Anfangs der Schmerz und dann die Luſt, ſetzen es zuerſt in Bewegung.

Doch gibt es unter dieſen körperlichen Triebfedern ſelbſt, ſehr frühzeitig einen Unterſchied. Einige ſind Empfindungen, welche bloß aus einem einzigen Gliede oder Organe des Körpers entſtehen, und uns bloß einen uns wohlgefälligen Zuſtand dieſes Organs vorſtellen: andre hingegen entſtehen aus dem Zuſtande des ganzen Körpers, und aus derjenigen Vorſtellung deſſelben, welche, mit dem ſtärkſten Bewußtſeyn des Daſeyns begleitet, Wohlgefallen nach ſich zieht. Das Kind, welches nach einem ſüßen Safte den Mund öffnet, wird nur durch die Vorſtellung, von einem gewiſſen Zuſtande ſeiner Zunge und ſeines Gaumens, den es ſchon zuvor erfahren hat, dazu bewegt. Das entwindelte Kind, welches im Baade ſeiner Mutter entgegen lächelt, drückt dadurch das Wohlbefinden ſeines ganzen Körpers und die Vorſtellung desſelben aus.

Die Triebfedern, welche bloß aus den Empfindungen, und alſo aus einem gewiſſen Zuſtande einzelner körperlichen Organe entſtehen, ſind von ſittlichen Triebfedern am weiteſten entfernt, ſo wie diejenigen Regeln der Handlungen am wenigſten ſittlich ſind, welche die eingeſchränkteſten ſind, und auf die kleinſten Entzwecke und die kürzeſte Dauer geben.

Die Empfindungen, welche aus dem Zuſtande des ganzen Körpers entſtehen, ſind ſchon etwas edler und treten den ſittlichen näher. Der, welcher ſich, durch das Wohlbefinden eines geſunden Körpers, zum Genuſſe der Nahrungsmittel und zur Wahl derſelben bewegen läßt, iſt augenſcheinlich über denjenigen erhaben, welcher bloß iſſt, weil es ihm wohl ſchmeckt, und bloß dasjenige eſſen will, was ihm am beſten ſchmeckt.

Im Körper aber unterſcheidet ſich unter den Zuſtänden desſelben noch ein beſonderer Zuſtand, welcher die Thätigkeit desſelben heißt: da in den bisher angeführten Zuſtänden der Menſch ſich größtentheils leidentlich befand. Ein jedes Glied des Körpers, wenn es in Bewegung iſt, und wenn es ſeine Kraft äußert, gibt, wofern jene Bewegung und Kraftäußerung dem Baue und der Stärke des Gliedes angemeſſen iſt, eine zweyte Art, von Vorſtellungen, mit welcher eine zur Handlung reitzende Empfindung oder eine Triebfeder verbunden iſt. Der junge Menſch findet ſein größtes Vergnügen an Laufen, Springen, Ringen, und das Stillſitzen iſt ihm der Tod. Auf der Empfindung, welche aus einer behenden Bewegung oder aus einer geſchickten Thätigkeit, es ſey eines Gliedes, oder des ganzen Körpers, entſteht, beruht größtentheils das Vergnügen, welches der Tanz und das Reuten verurſachen. Und dem älteſten Manne iſt ein Spaziergang, bloß als Gang, etwas Angenehmes.

Dieſe Triebfeder, oder dieſes Vergnügen, welches in der Bewegung des Körpers liegt, iſt ein zweyter Uibergang von dem Sinnlichen zu dem Sittlichen: da bey dieſem letztern alles auf Thätigkeiten beruht, und der Zuſtand, der den Charakter des Tugendhaften begleitet, nicht anders, als durch tugendhafte Handlungen, wahrgenommen wird.

Auf die Bewegung des Körpers folgen die Thätigkeiten der verſchiedenen Seelenkräfte; wovon jede, wenn ſie frey, ohne Zwang, in einem ihr angemeſſenen Wirkungskreiſe thätig iſt, und ſelbſt angeſtrengt arbeitet, dem Menſchen dasjenige Vergnügen macht, welches ihn am längſten unterhält, und alſo zur Zufriedenheit ſeines Lebens am meiſten beyträgt.

Die lange Weile iſt das Entgegengeſetzte dieſes Vergnügens. Sie kann bis zum ſchmerzhafteſten Gefühle ſteigen. Eine größere Anzahl von Menſchen hat ſich ſelbſt entleibt, um einer, aus melancholiſchem Temperamente oder aus einer Uiberſättigung der Sinne entſtehenden, immerwährenden langen Weile zu entgehn, als um einen poſitiven Schmerz zu endigen.

Zuerſt kommen die Thätigkeiten des Verſtandes. Seine Wißbegierde zu befriedigen, ſeinen Scharfſinn, oder ſeine Kenntniſſe zu zeigen, einen witzigen Einfall zu ſagen, oder einen zu hören: dieß iſt das vornehmſte Vergnügen, welches der gebildete Menſch im Umgange findet. Auch die Amtsgeſchäfte werden dadurch angenehm, daß ſie dem Verſtande etwas zu denken geben, und ihm Gelegenheit verſchaffen, ſeine Einſichten, vor den Augen anderer, zu erheblichen Zwecken anzuwenden.

Dann folgen die Thätigkeiten des Herzens, d. h. der durch den Verſtand geordneten Neigungen gegen einzelne oder wenige Perſonen. Alle dieſe erregen angenehme Empfindungen und geben dem Menſchen die mächtigſten Triebfedern. Die eigentlich ſo genannte Liebe, die ſtärkſte unter allen, iſt am meiſten mit Sinnlichkeit gemiſcht. Die

Freundſchaft, nicht weniger ſtark, iſt es am wenigſten. Zwiſchen beyden liegt das Wohlwollen und die Gutthätigkeit. Diejenigen Menſchen, welche andern viel Gutes thun, wiſſen, wie ſehr eine erwieſene Wohlthat reizt, eine zweyte zu erweiſen.

Dieſe Triebfedern, die in Thätigkeiten des Verſtandes und Herzens liegen, ſchränken ganz natürlicher Weiſe die bloß ſinnlichen ein, erſtlich, weil jene Vergnügungen, wenn ſie dem Menſchen einmahl durch Erfahrung bekannt werden, ihm ſelbſt von größerm Werthe und ſogar reizender als die Luſt der Sinne, zu ſeyn ſcheinen; zweytens, weil jene oft nicht genoſſen werden können, als mit Aufopferung des ſinnlichen Vergnügens, und weil ſie alſo den Menſchen zu dieſen Aufopferungen gewöhnen. Eben ſo werden durch die Regeln des gereiften Verſtandes und der Erfahrung diejenigen Vorſtellungen modificirt und berichtigt, welche den bloß ſinnlichen Trieb begleiten und ihm ſeine Richtung geben.

Endlich folgen die Thätigkeiten der Vernunft. Denn ſo will ich, da Kant einmahl dieſen Unterſchied gemacht hat, den völlig gereiften oder vollendeten Verſtand nennen; dieſe haben es mit der An- und Unterordnung aller andern Thätigkeiten, mit der Beſtimmung ihres Maßes, und mit der Vereinigung ihrer beſondern Endzwecke zu einem allgemeinen zu thun.

Auch dieſe Thätigkeiten ſind mit angenehmen

Empfindungen in welchen zugleich Triebfedern, — und zwar eben die Triebfedern der Sittlichkeit liegen.

Und wenn man aus der Analogie mit den übrigen einander untergeordneten Seelenkräften urtheilen darf, — bey welchen die Thätigkeit der höhern Kraft, nicht nur das edlere, ſondern auch, bey längerer Fortdauer derſelben, das angenehmere Vergnügen gewähret, und die aus den Aeußerungen der niedrigern Kräfte entſtehenden Triebfedern leicht einſchränkt: ſo müſſen auch die Thätigkeiten der Vernunft, welches zugleich ſittlich gute Handlungen ſind, die ſtärkſten derjenigen Empfindungen bey ſich führen, welche zu Triebfedern dienen können.

Und dieſe Thätigkeiten der Vernunft haben noch das Vorzügliche, daß ſie, außer dem Angenehmen, — oder, wenn man dieſes Wort der Sinnlichkeit allein gewidmet hat, — außer dem Anziehenden, den Willen bewegenden, welches ſie, als Kraftäußerungen des oberſten Seelenvermögens, in ſich ſelbſt enthalten, noch mit der Erinnerung, oder der Hoffnung aller der Annehmlichkeiten verknüpft ſind, welche in der Uibung der übrigen Kräfte liegen; indem die Vernunft dieſen, durch ihre weiſen Anordnungen, ihre freye und am wenigſten gehinderte Wirkſamkeit ſichert. Der weiſe, gerechte und in ſeinen Begierden mäßige Menſch, weiß, außerdem, daß er, bey dieſem wohlgeordneten Zuſtande ſeines Geiſtes, ſich unmittelbar beſſer befordert, auch noch, daß es, bey einer ſolchen Aufführung, weder ſeinen Sinnen an einer hinlänglichen Befriedigung, noch ſeinem Verſtande an freyer Denkkraft und gutem Erfolge in den Wiſſenſchaften, noch ſeinem wohlwollenden Herzen an Freunden fehlen werde.

So wie überhaupt die Menſchen in ihren Begriffen von dem Unbeſtimmtern und mehr Umfaſſenden zu dem Beſtimmtern und Eingeſchränktern fortgegangen ſind: ſo haben ſie es auch in der Unterſcheidung und Benennung derjenigen Vorſtellungen gemacht, welche die jetzt erklärte anziehende und bewegende Kraft in ſich enthalten. Sie haben dieſe ganze große Claſſe Anfangs zuſammengeworfen; und das Wort gut iſt in allen Sprachen gewählt und gebraucht worden, jene Vorſtellungen, ihre Gegenſtände und Urſachen, ohne Unterſchied, zu bezeichnen.

Man entdeckte in der Folge, — von der einen Seite, — daß von jenen anziehenden und ein Verlangen erweckenden Vorſtellungen, einige ganz allein aus dem Körper, und den ſinnlichen Werkzeugen ihren Urſprung nehmen, und daß ſie bloße Eindrücke fremder Gegenſtände auf uns ſind, bey welchen wir uns größten Theils leidend verhalten; — daß andere hingegen von dem in uns lebenden und denkenden Weſen, durch welches auch der Körper erſt belebt wird, herrühren, und in Thätigkeiten der Kräfte dieſes Weſens, d. h. des Geiſtes, ihre erſte Quelle haben. Von der andern Seite fing man an, den höhern Werth des Geiſtes vor dem des Körpers, und den Vorzug der Selbſtthätigkeit vor einem bloß leidenden Gefühle einzuſehen. Nun ſchränkte man den Begriff und den Nahmen des Guten ein. Bisher hatte man jeden, dem Menſchen als begehrungswürdig erſcheinenden, Zuſtand und jedes Object, welches einen ſolchen Zuſtand veranlaßt, mit dieſem Nahmen benannt. Jetzt wurde, ſelbſt im gewöhnlichen Sprachgebrauche, nur dasjenige Begehrungswürdige und Begierden Erweckende, welches aus dem Geiſte und aus Selbſtthätigkeiten entſteht, gut genannt: und für die Sinne, den Körper und die bloß leidenden Gefühle, wenn ſie auch den Menſchen in einen Zuſtand verſetzen, welcher ihm gefällt, wenn er da iſt, und Verlangen erregt, nachdem er aufgehört hat, erfand man andere Wörter, z. B. Angenehm, Reitzend, u. ſ. w. um dieſe Begierden erweckende Kraft ihrer Vorſtellungen und ihrer Gegenſtände anzudeuten. Eine wohlſchmeckende Speiſe, eine dem Auge wohlthuende Farbe, ein dem Ohre ſchmeichelnder Ton hießen nur angenehm: aber Wiſſenſchaft, Freundſchaft, wohl gelingende Geſchäfte hießen gut.

Man dehnte dieſen Nahmen auch noch auf die Geſundheit, den Reichthum, die Ehre, und alles dasjenige aus, was, — mit dieſen analogiſch, — ſowohl unmittelbar Vergnügen erweckt, als vielmehr die Mittel enthält, und dem Menſchen das Vermögen darreicht, ſich vielerley Vergnügen zu verſchaffen. Und man that dieß nicht mit Unrecht; obgleich die Geſundheit auch etwas Körperliches iſt; und obgleich Reichthum, Ehre, u. ſ. w. ebenfalls von den Meiſten nur als Mittel zu ſinnlichen Vergnügungen geſucht werden. Denn die genannten Gegenſtände hängen doch mit den geiſtigen Gütern zuſammen, und ſetzen die Thätigkeit des Verſtandes voraus. Das bloße Thier verlangt nicht geſund zu ſeyn, — es verlangt nur, ſich in dieſem Augenblicke wohl zu befinden, und den gegenwärtigen Schmerz wegzuſchaffen. Der Begriff der Geſundheit ſetzt ſchon die Vorherſehung der Zukunft, und die Uiberſicht einer langen Zeit voraus; welchen beydes nur dem Verſtande möglich iſt. Und die Erhaltung der Geſundheit erfordert die Mäßigung der ſinnlichen Genüſſe, beſonders eines der größten unter ihnen, des Genuſſes von Speiſe und Trank: — eine Mäßigung, zu welcher der Verſtand die Regeln hergeben muß; und welche dem Menſchen faſt nur dadurch möglich wird, daß der Verſtand ihm eine andere Unterhaltung verſchafft.

Was Reichthum, Ehre und die dieſen ähnlichen Güter betrifft: ſo ſind dieſelben, erſtens, bloß entfernte Mittel zum ſinnlichen Genuſſe; — und entfernte Mittel zu einem Zwecke kann ſich nur der Verſtand ausdenken. Sie ſind, zum andern, nicht bloß Mittel, ſich die Gegenſtände und Werkzeuge des Vergnügens zu verſchaffen, — ſondern auch Mittel, die Geiſtes-Cultur zu befördern und wohlthätige Abſichten auszuführen.

Bey dieſer Einſchränkung der Bedeutung von dem Worte *Gut*, iſt der gemeine Sprachgebrauch ſtehen geblieben: eben weil die Menſchen mit ihren Begriffen dabey ſtehen geblieben ſind, den höhern Adel des Geiſtes und einer verſtändigen Selbſtthätigkeit vor dem Körper und ſinnlichen Gefühlen anzuerkennen.

Entweder haben ſie den Unterſchied zwiſchen Geiſtes-Uibung, verſtändig geführten, und zum Beſten der Familien oder des Staats abzweckenden Unternehmungen, und aus dieſem guten Herzen erwieſenen Wohlthaten; und zwiſchen Thätigkeiten der Vernunft, in obigem Sinne, gar nicht bemerkt, ſondern alle jene Handlungen geradezu für ſittliche Handlungen angeſehen: oder, wenn ſie auch erkannt haben, daß die edlen Triebfedern der Wißbegierde und des Wohlthuns einer noch höhern Triebfeder untergeordnet ſind, — *dem* Verlangen nähmlich, alles innerhalb unſrer kleinen Welt wohl geordnet, und alle Triebe und Beſtrebungen mit einander in Harmonie gebracht zu haben: ſo haben ſie doch, zwiſchen jenen Gütern und dieſem, nur einen Unterſchied der Grade nicht der Art angenommen.

Nur einige Philoſophen, z. B. die Stoiker, ſind noch weiter gegangen, und haben bloß jene oberſte Thätigkeit oder die Tugend *gut* genannt.

Was haben ſie aber dadurch gewonnen? Den Unterſchied zwiſchen einem verſtändigen Manne und einem Dummkopfe, zwiſchen Müßiggang und Fleiß, zwiſchen einem liebevollen und einem harten Herzen, — ja ſelbſt zwiſchen Reichthum und Armuth, zwiſchen Ehre und Schande, u. ſ. w. konnten ſie nicht leugnen. Womit hätte ſich ſonſt ihr tugendhafter Mann beſchäftiget, wenn er nicht nach einem dieſer Endzwecke getrachtet hätte? — Alſo mußten ſie, um dieſen Vorzug der geringern Güter vor ihrem Entgegengeſetzten anzudeuten, ein neues Wort erfinden. Dieß thaten ſie auch wirklich. Geſundheit, gebildeter Verſtand, gutes Herz, eben ſowohl, als Reichthum und Ehre, hießen bey ihnen προηγμενα, anteponenda, vorzuziehende Dinge. Aber dieſe Veränderung der Nahmen veränderte die Schätzung der Dinge im menſchlichen Herzen nicht.

Eben ſo iſt es mit dem Worte Glückſeligkeit gegangen. Es ſetzt zu dem Begriffe des Guten den des Immerwährenden hinzu. — Ein immerwährender wünſchenswerther Zuſtand iſt dasjenige, was man urſprünglich, und auch bis jetzt noch, im gemeinen Sprachgebrauche darunter verſtand; wobey man nicht unterſchied, ob dieſes Fortwähren des Angenehmen und Reitzenden von einer beſtändigen Abwechſelung verſchiedner Arten der Sinnen-Luſt, oder von der Verbindung derſelben mit dem Vergnügen an Wiſſenſchaft, Arbeit, Umgang, u. ſ. w. herkäme, oder ob auch die Selbſtzufriedenheit über die wohlgewählte Anordnung aller Genüſſe und Thätigkeiten und das innere Wohlgefallen einer eben ſo in ſich geordneten Seele an ihrem Zuſtande dazu mit, und vielleicht das Meiſte, beyträgt.

Das Vergnügen der Sinne wurde frühzeitig von dem Begriffe der Glückſeligkeit ausgeſchloſſen, oder doch bey demſelben ins dunkle geſtellt. Und dieſes geſchah ganz natürlicher Weiſe: einmahl, weil dieſe Vergnügungen am wenigſten fähig ſind, immerwährend zu ſeyn und unſre ganze Zeit auszufüllen. Eine gute Mahlzeit ergötzt ſehr; aber ſie iſt bald vorüber. Muſik, das Sehen ſchöner Farben und Geſtalten, auch ſelbſt die angenehme körperliche Bewegung, z. B. der Tanz, ermüdet in kurzem. Es müſſen immer große Zwiſchenräume zwiſchen ihnen ſeyn, wenn ſie ihren Reitz behalten ſollen. Und dieſe Zwiſchenräume auszufüllen, und ſelbſt das ſinnliche Vergnügen, während der Zeit, da man es genießt, ſchmackhafter zu machen, ſind jene Thätigkeiten des Verſtandes und Herzens, welche man theils Unterhaltungen theils Geſchäfte nennt, allein geſchickt. Aber auch dieſe können nicht ununterbrochen ſeyn. Krankheit, Ermüdung, viele andere Hinderniſſe machen dieſe Kraftäußerungen oft unmöglich. Nur allein die Thätigkeit der höheren Vernunft kann ohne Ausnahme ſich immer äußern und jeden Moment des Lebens ausfüllen. Man kann, geſund und krank, ermüdet oder ſtark, auf gleiche Weiſe recht und ſchicklich, oder unrecht und verkehrt handeln. Um deßwillen hängt ſich der Begriff der Glückſeligkeit zuletzt ſo genau und faſt ausſchlieſſend an die Tugend: weil ſie es allein iſt, welche den begehrungswürdigen, — oder, um eine gemeinere Sprache zu reden, den angenehmen Zuſtänden des Menſchen das Zuſammenhängende und das Fortwährende geben kann. Wobey indeß jene untergeordneten, mehr unterbrochenen Vergnügungen nicht ausgeſchloſſen ſind, vielmehr zur Vollſtändigkeit der Glückſeligkeit nicht entbehrt werden können.

Kann nun, nach dieſer Auseinanderſetzung, die Ausübung der Tugend ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit beſtehen? können die Principien der Sittlichkeit, ohne die Triebfeder von dieſer zu Thätigkeiten und Handlungen werden? und iſt, eben nach jener Auseinanderſetzung, die Glückſeligkeit, als Triebfeder oder Endzweck, unter der Würde der Tugend?

Von der geſetzgebenden Vernunft.

Ich erkenne es für wahr: daß ein Menſch, der nur von andern gelenkt und regiert wird, — wenn er auch gut regiert wird, dadurch noch nicht zeigt, daß er ſelbſt gut ſey. Ein Sohn, der bloß aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, — ſelbſt der aus Liebe für ſeine Mutter und aus Achtung für ihre letzten Ermahnungen, auf der hohen Schule, ſparſam, eingezogen und fleißig iſt, kann noch nicht für einen guten Haushälter und für einen wahren Freund der Wiſſenſchaften gehalten werden, bis er, auch ohne Einfluß der väterlichen Autorität und der kindlichen Liebe, ſeine Einkünfte ordentlich verwaltet, und die Studien den Ergötzungen vorzieht. Nur alsdann, wenn der Menſch keinen Oberherrn oder Aufſeher ſeiner Handlungen hat; wenn er niemanden, als ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt; wenn er ſelbſt das Urtheil Anderer nicht zu fürchten hat, weil er gewiß iſt, daß ſeine Handlungen niemanden bekannt werden: — nur alsdann beweiſt er durch die Aufführung, die er beobachtet, welchen ſittlichen Charakter er habe, und was er ſelbſt für gut oder für böſe halte. Er muß ſich ſelbſt die Regeln, wonach er handelt, vorſchreiben, damit man ſehe, daß er die nöthige Einſicht beſitzt: und er muß die Bewegungsgründe, um derentwillen er dieſe Regeln befolgt, bloß aus ſich ſelbſt hernehmen, damit man gewiß hoffen könne, ihn immer gut und pflichtmäßig handeln zu ſehen.

Dieß ſind die allgemeinen Meinungen vernünftiger Menſchen, und bey denſelben liegt der Satz zum Grunde: daß bey Handlungen, die als ſittlich gut angeſehen werden ſollen, der Menſch ſein eigener und einziger Geſetzgeber ſeyn müſſe, ſowohl in ſofern er ſich ſelbſt die Vorſchriften ſeiner Aufführung gibt, als in ſofern ſein freyer, aber ſtets guter Wille, dieſen Vorſchriften zu folgen geneigt iſt.

Ich gebe ferner zu, daß, wenn man die Theile, oder Kräfte im menſchlichen Geiſte unterſcheidet, es die Vernunft, d. h. die Erkenntniß- und Denkkraft, in ihrer höchſten Ausbildung, ſey, welche die Geſetze gibt, und der ſich die übrigen Kräfte in ihren Thätigkeiten unterwerfen müſſen. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß dieſe geſetzgebende Vernunft von ſo ganz eigenthümlicher Art, daß ſie von allen andern Seelenkräften, und ſelbſt von der mit ihr gleich benahmten theoretiſchen Vernunft ſo abgeſondert und über dieſe ſo erhaben ſey, und ihrer, um die ſittlichen Geſetze zu geben, ſo wenig bedürfe, als dieß alles von der praktiſchen Vernunft, im Kantiſchen Syſteme, angenommen wird.

Nach dem meinigen ſind die ſinnlichen Wahrnehmungen die Grundlagen aller unſerer Einſichten: und die ſinnlichen Gefühle die erſten Triebfedern, und gewiſſer Maſſen auch die Grundlagen aller übrigen.

So wie der Verſtand aus den alltäglichen Wahrnehmungen, nach und nach, Erkenntniſſe bildet: ſo veredlen ſich, nach einer Stufenleiter, welche in dem Weſen der menſchlichen Natur liegt, die

Gefühle und Triebfedern einzelner Sinne zu denen, welche auf den ganzen Körper, — dann zu denjenigen, welche auf Verſtand und Herz Beziehung haben.

Wenn endlich der Verſtand zu ſeiner völligen Reife gelangt iſt; wenn er die Erkenntniſſe ſo weit entwickelt hat, daß ſeine Einſichten ſich nicht bloß auf einzelne Gegenſtände und Geſchäfte, oder ſelbſt ganze Wiſſenſchaften erſtrecken, ſondern das ganze menſchliche Leben, den Zuſammenhang des Menſchen mit Andern, und des ganzen Menſchengeſchlechts mit der übrigen Natur umfaſſen; und wenn endlich die Erfahrungen, welche das thätige Leben angeben, ſo vollſtändig geſammelt und ſowohl geordnet ſind, als dem Menſchen möglich iſt: dann iſt der Verſtand mit allen nöthigen Datis verſehen, um ſittliche Vorſchriften zu geben. Dieſer gereifte und ſo viel als möglich bereicherte Verſtand iſt eben das, was man im philoſophiſchen Sprachgebrauche Vernunft nennt. Und in ſo fern iſt es auch dieſe allein, welcher es gebühret, Geſetze zu geben. An die vollkommnern und mehr umfaſſenden Einſichten knüpfen ſich auch die edleren Triebfedern an. So wie der Menſch einſichtsvoll wird, um zu erkennen, was ſittlich gut ſey: ſo wird er auch empfindlich für das in der Tugend liegende Anziehende und Wünſchenswerthe. Und in ſo fern enthält die Vernunft in ſich ſelbſt die Bewegungsgründe zur Befolgung ihrer Geſetze.

Hieraus erhellet zu gleicher Zeit, daß die Sittlichkeit nicht das Werk eines Menſchenalters und einer Generation iſt. Sie hat im menſchlichen Geſchlechte ſich eben ſo nach und nach entwickeln, und gleichſam erwachſen müſſen, wie ſie noch jetzt in jedem einzelnen Menſchen erwächſt und ſich entwickelt. Sie ſetzt, wie wir geſehen haben, die höchſte Erweiterung der Seelenkräfte und eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Einſichten voraus. Der Verſtand muß fähig werden, gleichſam den Plan des menſchlichen Lebens und ſelbſt den der Schöpfung zu überſehen: und die Begierden des Menſchen müſſen von den Genüßen einzelner Momente, und von einzelnen dazu hinreichenden Gegenſtänden auf die Glückſeligkeit im Ganzen und auf alles, was dieſe ſtören oder hervorbringen kann, übergegangen ſeyn. Die Sittlichkeit ſcheint mir gleichſam die letzte reifſte Frucht dieſer koſtbaren Pflanze, des Menſchen, zu ſeyn: wovon die Sinnlichkeit der Keim, Verſtand, Wiſſenſchaft und Fleiß in den künſtlichen und mechaniſchen Arbeiten des geſelligen Lebens die Blühte, und die Sittlichkeit und Tugend die reife Frucht iſt. Alle dieſe Stücke gehören zuſammen. Keine Blühte ohne Keim; keine Frucht ohne Blühte. Und nicht jede Pflanze bringt es in einem Jahre in ihrer Entwickelung ſo weit, um reife Früchte zu tragen. Die edelſten Bäume, beſtimmt Jahrhunderte lang zu dauern, bleiben am längſten unfruchtbar: und ſelbſt ihre erſten Blühten ſind ſelten von reifen Früchten begleitet.

Das Reifen des Menſchengeſchlechtes, bey welchem alle ſeine Generationen, mehr als bey Pflanzen und Thieren, ein Ganzes auszumachen ſcheinen, weil die folgende Generation auf demſelben Wege weiter fortgeht, wo die vorhergehende ſtehen geblieben war, dauert natürlicher Weiſe am längſten.

Es gibt noch ganze Völker, welche nicht bis zur Sittlichkeit durchgedrungen ſind: weil bey ihnen noch viele Seelenkräfte ſchlafen, welche zuvor in Thätigkeit ſeyn müſſen, und viele Erkenntniſſe und Triebfedern mangeln, aus welchen die ſittlichen Geſetze und ihr Einfluß auf den Menſchen entſpringen müſſen. Es gibt ſogar bey cultivirten Völkern noch einzelne Perſonen, bey welchen es an dieſer oberſten Vernunft und an moraliſchen Empfindungen fehlt.

Dieſes alles würde, nach meinem Urtheile, nicht Statt finden, wenn die praktiſche Vernunft ein ſolches höchſtes, allen Menſchen eignes, und von allen andern Fähigkeiten und Trieben unſrer Natur abgeſondertes Princip wäre, als das Kantiſche Syſtem annimmt.

Von der ſittlichen Freyheit.

Ich erkenne es für wahr an, daß dasjenige, was im Kantiſchen Syſteme Vernunftglauben heißt, in der menſchlichen Natur wirklich vorhanden ſey: und ich ſelbſt glaube auf dieſe Weiſe an die Freyheit des Menſchen. Aber ich glaube nicht allein an ſie, ſondern einige ſchwache Spuren der Erfahrung machen ſie mir auch wahrſcheinlich, ob ich gleich die Schwierigkeiten nicht zu heben weiß, die eben dieſe meine Erfahrung jener Wahrſcheinlichkeit entgegenſtellt.

Uiberhaupt ſcheint mir der Vernunftglaube ſehr geſchickt zu ſeyn, eine mangelhafte Erkenntniß und eine unvollſtändige Uiberzeugung zu ergänzen; aber nie, ganz allein, jene erſetzen und dieſe gründen zu können. Im letztern Fall ſcheint er mir nicht viel mehr, als ein frommer Wunſch zu ſeyn: mit andern, aus der Erkenntniß des Objects gezognen, Gründen kann er auch eine vollkommne Gewißheit bewirken.

Ich verſtehe nähmlich unter dem Vernunftglauben diejenige Art der Gewißheit, welche daraus entſteht, daß ich eine andere Sache für wahr halte, und dieſe nicht wahr ſeyn könnte, wenn nicht jene erſte Sache auch wahr wäre. So glaube ich an die Freyheit, wenn ich mich nur deßwegen für frey halte, weil ich die Uiberzeugung habe, ein ſittliches Weſen zu ſeyn, welches nicht Statt findet, wenn ich nicht für meine Handlungen verantwortlich bin, welches hinwiederum die Freyheit vorausſetzt.

Wenn der erſte Satz, um deſſentwillen ein zweyter, als eine unerläßliche Bedingung (oder eine conditio sine qua non) von deſſen Wahrheit angenommen wird, — 1) apodiktiſch oder ſonſt vollkommen gewiß iſt; wenn 2) der Beweis des erſten geführt werden kann, ohne daß der zweyte dabey ſchon voraus geſetzt wird; und wenn 3) die, als unentbehrlich vorausgeſetzte Behauptung, an ſich nicht nur nicht unmöglich iſt, ſondern auch keine Schwierigkeit, ja ſelbſt einige anderweitige Gründe für ſich hat: ſo iſt durch dieſe Schlußfolge die letztere vollkommen bewieſen. Dieß iſt die bekannte Beweisart, welche deductio ad absurdum heißt, und welche ſelbſt in der reinen Mathematik ſo häufig angewandt wird.

Wenn z. B. der Satz, „daß der Kreis eine „continuirliche Krümmung habe, und, wenn er „auch ins Unendliche getheilt wird, in keinem ſeiner kleinſten Theile mit einer geraden Linie zuſammen falle,“ — ſchon zuvor demonſtrirt iſt: ſo iſt es auch bewieſen, daß der zweyte Satz, — die Tangente kann den Cirkel nur in einem einzigen Puncte berühren, wahr ſeyn müſſe. Denn es würde ein Widerſpruch herauskommen, wenn man den einen Satz annehmen und den andern verwerſen wollte, die Wahrheit der erſten iſt von der Vorausſetzung des zweyten ganz unabhängig; und die Vorausſetzung ſelbſt hat keine Schwierigkeiten.

Wenn aber eines von dieſen drey Stücken fehlt; wenn entweder der erſte Satz ſelbſt noch nicht gewiß iſt; oder wenn der Beweis von ſeiner Wahrheit, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, die Wahrheit des Satzes, welcher aus ihm geſchloſſen werden ſoll, vorausſetzt; oder wenn dieſe Vorausſetzung ſelbſt noch Einwürfen und Schwierigkeiten unterworfen iſt: ſo wird auch die Kraft jener Beweisart gemindert; und wird beynahe völlig aufgehoben, wenn alle drey Stücke zugleich mangeln.

Dieß letztere ſcheint einiger Maßen der Fall bey dem moraliſchen Vernunftglauben, und insbeſondere bey dem an die Freyheit, womit ich hier beſchäftiget bin, zu ſeyn.

Für jeden guten Menſchen iſt die Sittlichkeit vollkommen gewiß; aber nicht für den moraliſchen Sophiſten. Und eben dieſen ſoll ein Moralſyſtem überführen oder widerlegen.

Eben um deßwillen leitete Plato ſeine Unterſuchungen über den Urſprung und die Natur der Tugend, welche den Inhalt ſeiner Republik ausmachen, dadurch ein; daß er dem Sokrates, von einem der mit ihm ſich Unterredenden, die geheime Meinung der Menſchen, und die Behauptung der Sophiſten über den Werth der Gerechtigkeit vortragen läßt. Nach dieſer Meinung nähmlich gibt es keinen natürlichen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht: ſondern alle Menſchen ohne Unterſchied ſehen es für das größte Gut an, ungeſtraft Unrecht thun zu können, ohne Unrecht leiden zu dürfen: ſo wie ſie es für das höchſte Uibel halten, Unrecht leiden zu müſſen, ohne es thun zu dürfen. Da nun Wenige zu jenem Gipfel der Glückſeligkeit gelangen können, und Alle dieſes tiefe Elend ſcheuen: ſo ſind die Menſchen unter einander übereingekommen, daß ſie die Gerechtigkeit, als das mindere Uibel wählen wollen; daß jeder dem Unrechtthun entſagen, aber auch von allen Uibrigen das Verſprechen haben will, nie Unrecht von ihnen zu leiden.

Gegen dieſe Sophiſten muß erſt bewieſen werden, daß der Menſch eine moraliſche Natur habe. Ein apodiktiſcher Beweis von dieſem Satze iſt nicht möglich: und der, welcher geführt werden kann, ſetzt ſchon voraus, daß der Menſch frey und für ſein Thun und Laſſen verantwortlich ſey; dieſe Freyheit ſelbſt aber iſt noch unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen.

Nur derjenige Menſch alſo, welcher von der Gewißheit ſeiner ſittlichen Natur durch ſein innigſtes Bewußtſeyn, — das heißt im Grunde, durch die ſittliche Güte ſeines Charakters, — überzeugt iſt, wird an die Freyheit ſeines Willens glauben können. Und auch bey ihm wird dieſer Glaude nicht immer Uiberzeugungskraft haben, wenn nicht einige Erkenntniß, und einige aus ihr geſchöpften Gründe hinzutreten.

Aber dieſe kommen, nach meiner Meinung, wirklich hinzu. Ohne noch auf die Sittlichkeit des Menſchen im mindeſten unſere Augen zu richten, werden wir eine große Abtheilung in der Natur gewahr: die zwiſchen drey Claſſen von Dingen, welche zuſammen zu gehören ſcheinen, den Pflanzen, Thieren und Menſchen; und die zwiſchen der ganzen übrigen Welt. In dieſer letzten iſt alles durchaus todt und unbeweglich, wofern es nicht von einem andern Dinge bewegt wird, das ſelbſt wieder von einem dritten bewegt worden ſeyn muß.

Wenn wir einen Stein, deſſen Lage wir geſtern beobachteten, heute auf einem andern Platze finden: ſo werden wir, bey geſundem Verſtande, niemahls glauben, daß er ſich ſelbſt bis dahin fortgeſchoben, ſondern wir werden glauben, daß ein Menſch ihn dahin getragen, oder der Wind ihn dahin gewebet habe. Von allen Bewegungen, die wir auf der Erde und in der körperlichen Natur, jene drey Claſſen ausgenommen, — gewahr werden, iſt uns entweder der Urſprung, und die erſte bewegende Urſache unbekannt, oder wir finden ſie in den Pflanzen, Menſchen und Thieren. Jene Bewegungen von unbekanntem Urſprunge, ſind die Bewegung der Luft, welche wir Wind nennen, die, welche durch die Schwere, und die, welche durch die, Gährung hervorgebracht wird. Aber keinem Menſchen kommt ein, wenn er einen Stein vom Berge herabrollen ſieht, daß dieſer Stein ſich ſelbſt bewege. Auch die Philoſophen, wenn ſie dieſe Erſcheinung erklären wollten, haben entweder zu einer andern Materie, welche auf den Stein drückt, oder ihn ſtößt, und ihn dadurch gegen die Erde treibt, oder zu einer anziehenden Kraft der Erde ſelbſt ihre Zuflucht genommen, welche letztere Urſache aber ſie ſelbſt mehr für eine Bezeichnung, als für eine Erklärung des Phänomens, ausgegeben haben. Alle, Philoſophen und Unwiſſende, kommen überein, daß der fallende Stein von etwas anderem bewegt wird, welches ſelbſt wieder ſeine Bewegung von einer dritten Sache erhält: und daß ſie das Erſte, welche ſich ſelbſt bewegt, und deſſen Bewegung ſich bis auf den Stein fortpflanzt, nicht wiſſen.

Wenn der Oſtwind mich berührt, und ich den Stoß der mich umgebenden Luft auf meine Wange fühle, ſo weiß ich, daß dieſe Luft ſich nur deßwegen nach Abend fortbewegt, weil ſie von der weiter nach Oſten befindlichen gedrängt oder geſtoßen wird. Dieſes zweyte Lufttheilchen wurde wieder von einem dritten, noch mehr öſtlichen, in Bewegung geſetzt. Wo der Anfang dieſer Bewegung, wo das erſte ſich ſelbſt bewegende Lufttheilchen ſey, wiſſen wir nicht.

Nur gährende Flüßigkeiten biethen uns die Erſcheinung von einem Körper an, in deſſen Innern eine Bewegung von ſelbſt entſteht. Aber es iſt nicht der ganze Körper, welcher durch die Gährung fortbewegt wird, ſondern dieſe beſteht in dem Stoße und Gegenſtoße der Theile des Körpers unter ſich: Bewegungen, von welchen der Chymiker ſelbſt, welcher uns vornehmlich mit dieſem Phänomen bekannt gemacht hat, den erſten Urſprung nicht genau weiß, die er aber, ſo wie jedermann, von der Selbſtbewegung der Thiere und Menſchen vollkommen unterſcheidet.

Bey allen übrigen Bewegungen und Veränderungen, welche wir ſonſt auf der Erde vorgehen ſehen, und deren Urſprung wir kennen, ſind die erſten Beweger Pflanzen, Thiere, und vornehmlich Menſchen: welche letztere insbeſondere, durch Bewegungen, die von ihnen ausgehen, in dem Zeitraume mehrerer Jahrhunderte, die Geſtalt der ganzen Natur verändern können.

Es ſey nun, daß ſich, bey genauerer Erforſchung der Gährung zeigen wird, ſie ſey ebenfalls eine in den gährenden Körper von auſſen hineingebrachte, und auf ihn fortgepflanzte Bewegung; es ſey, daß durch die Gährung ſich das Mineral-Reich an das Pflanzenreich anſchließt, und daß ſie gleichſam die unterſte Stufe des Lebens und der Selbſtthätigkeit ausmacht: ſo kann ich ſie doch für jetzt, als ein noch im Dunkeln liegendes Phänomen bey Seite ſetzen.

Es bleiben alſo nur noch die drey oben genannten Claſſen der Dinge, Pflanzen, Thiere, und Menſchen, übrig, bey welchen wir eine in ihnen ſelbſt, urſprünglich und ohne äußeren Anſtoß entſtehende, Bewegung, — und folglich den Keim der Freyheit, gewahr werden. Denn dieſe, im metaphyſiſchen, d. h. im allgemeinſten, Sinne genommen, iſt, ſelbſt nach Kants Definition, da, wo eine Urquelle von einer Reihe von Veränderungen iſt. Dieſe Urquelle kann aber nirgends ſeyn, als in einem Dinge, welches ſich ſelbſt verändert, oder, wenn das Wort Bewegung im Sinne der alten Philoſophen genommen wird, ſich ſelbſt bewegt.

Freylich bemerken wir in jenen drey Dingen die Selbſtbewegung, und alſo das der Freyheit Aehnliche, nicht mit gleicher Gewißheit und noch weniger in gleichem Grade. Bey der Pflanze hat ſie nur Wahrſcheinlichkeit, bey dem Thiere volle Gewißheit, bey dem Menſchen die höchſte Evidenz.

Die Pflanze bewegt ſich ſelbſt, erſtlich, indem ſie wächſt: — nicht, wie der Stein, durch Hinzutretung und Anhäufung neuer Theile, — ſondern von innen heraus, durch Entwickelung eines Keims und durch Nahrung. Eine zweyte Selbſtbewegung, und die einer freyen noch ähnlicher iſt, weil ſie etwas Abſichtliches zu ſeyn ſcheint, iſt die, durch welche die Pflanze jährlich Knoſpen, Blühten und Früchte treibt. Dieſe drey Dinge folgen ſtets regelmäßig auf einander; eines iſt die Urſache des andern: und wenn etwas in der Natur einem Zwecke gleich ſieht; ſo iſt es dieß, daß die Knoſpe und die Blühte nur deßwegen da ſind, um die Frucht und den Samen hervorzubringen. Außerdem finden wir bey jeder Pflanze eine Menge Bewegungen, die nicht nur auf einen Endzweck zu gehen, ſondern auch ſogar ein Empfindungs-Vermögen bey ihr vorauszuſetzen ſcheinen. Sie kehrt, in einem verſchloſſenen Zimmer, ihre Zweige gegen das Licht und die Luft, weil beyde ihr nützlich ſind. Sie ſchließt ihre Blumen des Nachts und öffnet ſie am Tage.

Einige Pflanzen, z. B. die Senſitiva, laſſen durch ihre Bewegungen, durch das Zurückziehen ihrer Blätter, wenn etwas von Außen unſanft ſie berührt, noch wahrſcheinlicher auf eine Art von Empfindung ſchließen. Und was bey der einen Pflanze ſich ganz ſichtbar zeigt, das iſt gewiß in allen, uns unſichtbar, vorhanden: daß nähmlich ihre Theile ſich zu demjenigen hinbeugen, oder nach dem ausſtrecken, was ihnen wohlthut, und zur Erhaltung der Pflanze dient; und ſich hingegen von demjenigen zurückziehn, was ſie verletzt und dem Ganzen ſchadet.

Bey dem Thiere iſt es unnöthig zu erweiſen, was jedermann glaubt, und was auch dem Unaufmerkſamſten in die Augen fällt. Das Thier iſt unter jenen drey Dingen das erſte, welches das Vermögen hat, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen: — ein unſchätzbares Vorrecht dieſes Geſchöpfs, die Quelle mannigfaltigen Vergnügens für daſſelbe, und das vornehmſte Hülfsmittel ſeiner Erhaltung. Und wie viele andere Dinge ſetzt das Thier nicht in Bewegung, indem es ſich ſelbſt bewegt! Auch Thiere können, wenn ſie zahlreich ſind, durch ihren Aufenthalt eine Gegend unkenntlich machen.

Und dieſes Vermögen nun übt das Thier nie, es bewegt ſich nie von der Stelle, als um etwas, das einer Abſicht ähnlich ſieht, zu erreichen; es ſucht entweder ſeine Nahrung, oder es fällt einen Feind an, oder es läuft nach einem Schutzorte, oder nach ſeiner Lagerſtätte.

Noch nicht genug. Man wird bey ihm, noch vor der Bewegung, die Begierde und den Trieb gewahr, durch welche jene veranlaßt werden. Das Thier fühlt erſt den Hunger, ehe es nach Speiſe läuft. Es wird nur durch die Brunſt zu dem Weibchen, und durch Raubbegierde oder durch Zorn gegen den Feind getrieben, — lauter Umſtände, welche ſeine Handlung, einer freywilligen ähnlicher machen.

Der Menſch hat alles dieß mit dem Thiere gemein. Auch er kann ſich von einem Orte zum andern bewegen; auch er bewegt ſich nie ohne Abſicht, und er bewegt ſich auch oft durch bloßen Inſtinkt.

Aber der Menſch kann etwas, was das Thier nicht kann: er kann in ſich ſelbſt Veränderungen, oder Handlungen hervorbringen, in der Abſicht, um dadurch wieder andere Veränderungen hervorzubringen, die dann erſt ſich in äußern Thaten zeigen. Dieß geſchieht nähmlich alsdann, wenn er durch den Verſtand Ideen und Erkenntniſſe in ſich erzeugt, aus welchen Neigungen, oder Entſchließungen folgen, die endlich auch den Körper in Bewegung ſetzen.

Dieſe aus Verſtandesbegriffen und erworbnen Kenntniſſen entſtehenden Handlungen nennt jedermann frey. Und ſind ſie etwas anders, als ein höherer Grad von eben der Selbſtthätigkeit, welche das Thier beweiſt, wenn es ſich von einem Orte zum andern bewegt.

Oder will man nur diejenigen Handlungen frey nennen, welche aus Vernunft-Principien geſchehen: ſo iſt auch hier die Analogie dieſelbe; nur iſt die Kette der einander hervorbringenden Ideen noch länger, und die Selbſtthätigkeit des Menſchen iſt von einem noch höhern Grade.

Hierbey kommt nun noch der merkwürdige Umſtand hinzu: daß, unter jenen drey Claſſen, ſo wie ſich die Selbſtthätigkeit bis zur völligen Freyheit erhebt, ſich auch die Empfindung bis zur Denkkraft entwickelt.

In der Pflanze ſind nur ungewiſſe Spuren von Selbſtbewußtſeyn. Und eben ſo zweifelhaft kann man durch Sophiſmen machen, ob nicht die Vegetation ein bloßer Mechanismus ſey, und das Schlieſen der Blühte bey Nacht, das Ausſtrecken der Zweige nach dem Lichte u. ſ. w. — ohne alles innere Leben, ohne alle eigne Selbſtthätigkeit der Pflanze, nach eben den Geſetzen geſchehen können, nach welchen ſich die Kugeln auf einer Billard-Tafel bewegen. Nur der, welcher auf die Sprache der Natur ſtillſchweigend horcht, — eine Sprache, die ſie mehr durch den ganzen Zuſammenhang ihrer Werke, als durch einzelne Data redet: — nur dieſer wird jene Pflanzenbewegungen von bloßen mechaniſchen ſtets unterſcheiden.

Bey dem Thiere iſt es nicht nur augenſcheinlich, daß es *empfindet*: ſondern die Empfindung iſt auch ſchon bis zur *Darſtellung von Objecten entwickelt*. Das Thier kann ſich derſelben, ſowohl durch *Bilder* als durch *Zeichen*, erinnern; — d. h. es hat *Einbildungskraft* und *Gedächtniß*: es kann ſie ſogar, auf eine uns unbegreifliche Weiſe, mit einander verknüpfen, — ſo, daß es Handlungen ausführt, welche Entwürfe vorausſetzen, wie z. B. die Raubthiere bey der Jagd.

In eben dem Grade aber iſt auch die Selbſtthätigkeit des Thieres unbezweifelter und größer. Kein vernünftiger Menſch wird heute zu Tage noch das, was es thut, für die Bewegungen einer bloßen Maſchine halten. Es hat aber jedesmahl, wenn es ſich oder ſeine Gliedmaßen bewegt, ein Ziel, wornach es ſtrebt, und eine Begierde, wodurch es getrieben wird. Seine Selbſtthätigkeit kommt alſo der Freyheit ſchon viel näher.

Was brauche ich vom Menſchen ein Wort zu ſagen? Seine Ideen ſind die entwickeltſten: und ſeine Freyheit iſt die vollkommenſte; ſo daß wir auch nur ihm dieſe Eigenſchaft zuzuſchreiben pflegen.

Aus allen dieſen Beobachtungen ziehe ich nun folgende Reſultate:

1. Es iſt nicht bloß die Sittlichkeit, aus welcher ich die Exiſtenz freyer Weſen ſchließe, oder um derentwillen ich die Freyheit des Menſchen annehme: ſondern die Beobachtungen der ſichtbaren Welt und die Erfahrungen zeigen mir, auch außer dem Menſchen, Spuren von freyer d. h. unabhängiger Selbſtthätigkeit, ob ſie mir gleich, außer dem Menſchen kein anderes Weſen zeigen, welches der Sittlichkeit fähig wäre.

2. Ich glaube alſo nicht bloß die Freyheit, weil ich mich ſonſt für pflichtlos halten müßte: ſondern ich habe auch einige Erkenntniß von derſelben: — zwar eine ſehr unvollkommne; — aber ſo wie ich ſie von vielen andern Dingen in der Natur habe, und womit ich mich begnüge. Ich finde nähmlich eben dieſelbe Erſcheinung in mehreren Thatſachen. Ich finde ſie in jeder auf eine andre Weiſe modificirt, in jeder auf verſchiedenen Stufen der Realität. Ich kann ſie in keinem dieſer verſchiedenen Beyſpiele von allen Einwürfen und Schwierigkeiten befreyen. Aber eben dieſe Vervielfältigung

der Beyſpiele, — dieſes Gemeinſchaftliche der Schwierigkeiten in jedem dieſer Fälle, macht mir meine Beobachtung im Ganzen wahrſcheinlich, und hindert den Eindruck der Zweifel und Schwierigkeiten; weil ich nun glaube, daß dieſe nicht in der Sache ſelbſt, ſondern in meiner Unwiſſenheit liegen.

Ich kann es nicht vollkommen erklären, wie die Pflanze ſich nährt, wie ſie unſanfte Berührungen von außen zu vermeiden oder zu fliehen, — wie ſie ſich dem ihr Wohlthuenden zu nähern ſucht: aber alles dieß ſind doch unſtreitige Thatſachen.

Ich kann eben ſo wenig die Ortsbewegung, den Inſtinkt, und alle Handlungen des Thieres begreifen. Aber es iſt deßwegen nicht weniger unſtreitig, daß es eine weit größere Selbſtthätigkeit, als die Pflanze, und eine ganz andere Art von Thätigkeit, als die ſich bewegende Billiardkugel, beſitzt.

Darf es mich denn jetzt noch wundern, daß, da ich das Einfache und gleichſam die Elemente nicht begriff, ich das am meiſten Zuſammengeſetzte, und die aus dieſen Elementen gleichſam hervorgebrachte Welt unerklärlich finde? Darf es mich nun wundern, daß ich in der Freyheit des Menſchen unauflösliche Schwierigkeiten finde: und habe ich es nöthig, um denſelben auszuweichen, zu einem ſo verzweifelten Hülfsmittel meine Zuflucht zu nehmen, als das iſt, den Menſchen, nach einem ſeiner Theile, oder wie Kant ſich ausdrückt, nach einem ſeiner Charaktere*), in eine überſinnliche Welt zu verſetzen, von welcher ich ſonſt nichts weiß, und in der mir auch aller Zugang zu Erkenntniſſen verſchloſſen iſt?

3. Alle die Weſen, in welchen wir die Elemente und die Stufen der Freyheit antrafen, ſind ſinnliche Weſen, Mitglieder dieſer ſichtbaren Welt. Ihre Handlungen geſchehen nur in derſelben, und ſind ſelbſt Erſcheinungen. Nur durch hervorgebrachte Bewegung werde ich die Spur einer im Innern des Dinges vorgehenden Handlung, d. h. eigener Kraftäußerung, gewahr. Und die Bewegung ſetzt Ortsveränderung, folglich Raum und Zeit, und alſo dasjenige voraus, was den eigenthümlichen Charakter der Sinnlichkeit und der Erſcheinungen ausmachte.

Dieß läßt mich ſchließen, daß auch die Freyheit des Menſchen, welche nur eine höhere Stufe derſelben Art der Selbſtthätigkeit iſt, welche ich in dem Thiere, und wahrſcheinlich auch in der Pflanze fand, ebenfalls nur eine Eigenſchaft ſey, die ihm nur, qua phaenomenon, als einem Mitgliede dieſer ſichtbaren und ſinnlichen Welt, zukomme.

---

*) Hat nicht vielleicht der vortreffliche Mann, nicht abſichtlich, ſondern durch die Natur der Sache verleitet, ein dunkles Wort gewählt, weil eine nicht völlig erklärte Idee, mit einem eben ſo neuen und unbekannten Worte bezeichnet, weniger auffällt, als wenn ſie mit einem ſchon in dem Sprachgebrauche geläufigen Nahmen belegt worden wäre.

4. Jene Beobachtungen zeigen, daß die Freyheit an die Denk- und Erkenntniß-Kraft in den verſchiedenen Weſen gebunden ſey, und mit den Graden von dieſem Vermögen ſteige und falle. — Nicht ſo iſt ſie es an die Sittlichkeit. Sonſt würde ſie dem Menſchen allein zukommen; und keine Spuren davon würden wir am Thiere und in der Pflanze finden, weil wir in beyden keine Spuren von Sittlichkeit gewahr werden *).

Dieß ſcheint mich ferner darauf zu führen, daß eben die Vorſtellungen, welche wir von der Sinnlichkeit zuerſt empfangen, und deren Merkmahle der Verſtand nach und nach zu Begriffen ausbildet, hinreichen, den freyen Handlungen die Regel zu geben, — eben ſo wie die ſinnlichen

---

*) Zur Beſtätigung hiervon kommt noch eine Bemerkung hinzu, welche bey der Vergleichung der Menſchen unter einander gemacht werden kann: daß nähmlich die Freyheit ihnen allen gemein, und bey allen ungefähr gleich, die Sittlichkeit aber ſehr ungleich iſt. Der größte Verbrecher iſt nicht weniger frey, als der tugendhafte Mann: und er muß es ſeyn, wenn er ohne Ungerechtigkeit ſoll geſtraft werden können. Wenn ja noch ein Unterſchied im Grade der Freyheit zwiſchen den Menſchen Statt findet: ſo würde es zwiſchen dem Dummkopfe und dem klugen Manne ſeyn. Je einfältiger ein Menſch iſt, deſto mehr iſt er nothwendig dem Zwange und der Herrſchaft anderer Menſchen unterworfen. Der Blödſinnige muß unter Tutel gegeben werden; der mittelmäßige Kopf muß fremdem Rathe folgen; der ganz Verſtändige räth ſich ſelbſt.

Triebe, an denen Pflanze und Thier Antheil nehmen, die Grundlage der Triebfedern ſeyn können, durch welche die edelſten Handlungen des ſittlich freyen Menſchen hervorgebracht werden.

Aus allen dieſen Reſultaten ziehe ich nun eine mein ganzes Moralſyſtem, ſo wie das Kantiſche, umfaſſende Schlußfolge.

In dem letzteren war einer der vornehmſten Gründe, warum die geſetzgebende Vernunft die Erfahrung nicht zu Rathe ziehen, und die Glückſeligkeit nicht als Triebfeder annehmen dürfe; weil beyde bloß in dieſer Welt der Erſcheinungen und der Sinnlichkeit Statt finden, der Charakter der Freyheit aber überſinnlich iſt, und alſo auch die auf dieſelbe ſich gründende Sittlichkeit und deren Geſetze zu der überſinnlichen Welt gehören. Durch die jetzt angeſtellten Unterſuchungen werden nun beyde, Erfahrung und Glückſeligkeit, in ihre Rechte eingeſetzt.

Der ſinnliche, der mit dem Thiere und der Pflanze noch verbundene Menſch, und welcher gleichſam die Naturen von beyden mit der ihm eigenthümlichen vereiniget, dieſer iſt es, welchem auch die ſittliche Freyheit zukommt. Dieſe Freyheit entwickelt ſich, mit den Erkenntnißkräften und mit den Ideen zugleich, von unten herauf. Mit ihr iſt die Sittlichkeit in gleichem Falle: die Geſetzgeberin Vernunft iſt ſelbſt nichts, als die bis zu einer hohen Reife gediehene Vorſtellungskraft, welche ſich, aber noch im Keime, und in einer weit unvollkommenern Geſtalt, auch in den ſinnlichen Wahrnehmungen zeiget. Sie darf alſo, ohne ihre Würde zu verletzen, — ſie muß ſogar aus Bedürfniß, bey ihrer Geſetzgebung zu der Erſcheinungswelt und den aus ihr abſtrahirten Regeln oder aus ihr hergenommenen Bewegungsgründen zurückkehren.

II.

Meine Principien.

Hier werden mich die Transſcendental-Philoſophen am meiſten in meiner Blöſſe, und des Nahmens eines Philoſophen unwürdig finden: da ſie das Weſen der Philoſophie vornehmlich darein ſetzen, abſolut erſte, apodiktiſch gewiſſe, und völlig einfache Principien zu haben. Ich werde mir aber durch ein offenherziges Geſtändniß meiner Mängel freyen Raum machen, um meine Ideen, ſo wie ſie ſich einmahl bey mir feſtgeſetzt haben, ohne Zurückhaltung und ohne Verſtellung vorzutragen.

Das, was ich meine Principien nenne, ſind nichts anders, als die allgemeinſten, oder ſehr allgemeine Anſichten, unter welchen ſich mir die moraliſchen Gegenſtände zu gewiſſen Zeiten gezeigt haben. Anſichten, welche mir damahls ein neues Licht über dunkle Seiten derſelben zu verbreiten ſchienen, und in denen ich einige mir eigenthümliche Ideen zu entdecken glaubte. Sie waren nicht ſowohl die Früchte einer langen Meditation, angeſtellt in der Abſicht, ſie zu finden, als ſchnell mir einleuchtende Reſultate meines ganzen vorhergehenden, in der That ernſtlichen und anhaltenden Studiums der Moral.

Meine Principien ſind ferner keine abſolut erſten. Aber wo ſind die erſten Grundſätze, es ſey von einem Syſteme von Wahrheiten, oder von Sitten, bey welchen man nicht noch nach höhern Gründen zum Beweiſe derſelben fragen könnte?

Es kann ſeyn, daß derjenige, welcher eine ſolche Frage thut, ſich als einen abgeſchmackten Menſchen, oder einen ſtreitſüchtigen Sophiſten zeigt: aber immer beweiſet dieß Beyſpiel, daß es gewiſſe Sätze gibt, die der Menſch nicht von Philoſophen, ſondern von der Natur unmittelbar lernen, deren Wahrheit er nicht durch Beweiſe erkennen, ſondern ſchmecken und fühlen muß.

Eben ſo iſt es mit der Gewißheit meiner Principien. Ich kann ſie nicht beweiſen. Aber ich ſehe, daß diejenigen, welche die erſten Grundſätze der Geometrie, „daß eine gerade Linie die kürzeſte zwi„ſchen zwey Puncten ſey; — und daß zwey gerade „Linien keinen Raum einſchließen,“ — haben beweiſen wollen, geſcheitert ſind. Entweder haben ſie ſich im Kreiſe herum gedreht: oder ſie haben das Gewiſſe durch das weniger Gewiſſe zu beweiſen geſucht.

Kant hat einen ſehr glücklichen Gedanken, den Grund der Gewißheit dieſer Sätze in Anſchauungen zu ſuchen. In der That wird niemand eine gerade Linie auf dem Papiere ziehn, oder verſuchen, zwey derſelben an beyden Enden zuſammen zu fügen, ohne auf ewig von beyden obigen Sätzen überzeugt zu werden. — Kant hat noch mehr von Gewißheit hinzuthun, er hat ſeinen Grund der Demonſtration näher bringen wollen. Deßwegen hat er zu den Anſchauungen noch die Wörter a priori hinzugeſetzt. Der große Haufe der Leſer, worunter ich auch bin, hat die Anſchauungen behalten, und das a priori, welches ihm dunkel war, vergeſſen, oder bey Seite geſetzt. Doch wenn es Anſchauungen a priori gibt: ſo gibt es deren für die Philoſophie, wie für die Mathematik; und durch ſie werden die erſten Principien, — und auch für mich die meinigen bewieſen.

Ich habe der Principien zwey: das heißt, von den beyden Geſichtspuncten, unter welchen ich die Moral betrachte, ſcheint mir der eine mehr geſchickt, um das Weſen der Tugend, den erſten Grund unſerer Verbindlichkeit zur Ausübung derſelben, und die Urſache, warum die Tugend den Menſchen glückſelig macht, einzuſehen; der andere mehr dazu geeignet, die anerkannten Pflichten des Menſchen aus ſeiner Natur und aus wenigen Grundpflichten mit Leichtigkeit herzuleiten, und die ganze Kette derſelben mit Einem Blicke zu überſehen.

In Abſicht des erſten Princips iſt Plato mein Lehrer. Er ſetzt das Weſen der Tugend in die Harmonie des kleinen Staats, welcher ſich im Innern des Menſchen befindet. — Ich würde die Vergleichung für natürlicher und im Grunde für eben ſo beweiſend halten, wenn er ſagte, daß die Tugend für die Seele eben das ſey, was die Geſundheit für den Körper iſt; und daß tugendhafte Handlungen vor den entgegengeſetzten eben ſo augenſcheinlich den Vorzug haben, wie die Bewegungen, die Sprünge und die Leibesübungen eines Geſunden beſſer gerathen, und wohlanſtändiger ſind, als die eines Kranken. Ich gebe in meinem Princip noch einen Schritt weiter zum Allgemeinen, und ſetze an die Stelle der Geſundheit die Vollkommenheit.

Auf das zweyte Princip hat mich eine Idee des alten Zoroaſter gebracht. — Doch der Leſer mag ſie ſelbſt hören, und dann über ſie richten.

Er-

Erſtes Princip.

Der vollkommenſte Zuſtand des vollkommenſten Weſens, in ſo fern ſich derſelbe in deſſen freyen Handlungen äußert, auf ſie Einfluß hat, oder durch ſie befördert wird, — heißt Tugend.

Der Plan, welchen mir dieſes Princip bey der nunmehr anzuſtellenden Unterſuchung vorſchreibt, iſt ungefähr folgender:

Zuerſt kommt es darauf an, zu zeigen, daß der Menſch das vollkommenſte der Weſen ſey, welche wir kennen; und dieß kann nur geſchehen durch Entwickelung des Begriffs von Vollkommenheit überhaupt, und durch Vergleichung der übrigen, einer Vollkommenheit fähigen, Weſen mit dem Menſchen.

Zweytens ſoll das Bild desjenigen Menſchen entworfen werden, welcher ſelbſt in ſeiner Gattung am vollkommenſten ausgebildet und gleichſam das Ideal derſelben iſt. Und hieraus ſoll ſich nun

Drittens, ergeben, daß die Handlungsweiſe, welche wir Tugend nennen, nichts anders, als die Handlungsweiſe eines ſolchen und ſo ausgebildeten Weſens, ſey.

1.

Das Wort Vollkommen iſt im gemeinen Sprachgebrauche ſo vielbedeutend, und der damit verknüpfte Begriff iſt ſo unbeſtimmt, daß beyde zu nichts erheblichem zu brauchen ſind. Die Philoſophen haben dieſem Uibel abhelfen, und die Bedeutung des Worts durch eine Definition beſtimmen wollen. Aber indem ſie dieſelbe zu metaphyſiſch und abſtrakt gemacht haben, iſt ſie, von der einen Seite auch gebildeten Menſchen unverſtändlich, und die Anwendung derſelben auf wirkliche Gegenſtände ſchwer geworden; und von der andern Seite hat ſie, in ihrer Allgemeinheit, ſo viele Auslegungen zugelaſſen, daß man auch den ganz falſchen Gebrauch des Worts darunter bringen konnte.

Vollkommen heißt in der Sprache des gemeinen Umgangs, nicht mehr als Vollſtändig. Es zeigt bald einen hohen Grad der Sache, — bald auch nur dieß an, daß ſie ganz, vollendet, und kein Bruchſtück iſt. Wenn es als Beywort zu einem Subſtantiv, und alſo der Begriff als Prädicat zu einem wirklichen Dinge geſetzt wird: ſo zeigen beyde oft nicht mehr an, als daß die Sache alles dasjenige hat, was ſie haben muß, um die ihr gegebene Benennung zu verdienen. Ein Stein iſt ein vollkommener Stein, wenn ihm keine der Eigenſchaften fehlt, die wir mit dem Begriffe Stein verknüpft haben. Wir miſchen alſo hierbey die Claſſification mit ein, die wir ſelbſt unter den Dingen gemacht haben. Die allgemeinen Begriffe dieſer Claſſen ſehen wir für Ideale, und gleichſam für Regeln an, nach welchen die wirklichen Dinge ſich richten ſollen. Wenn eines derſelben den Begriff der Claſſe, wozu wir es rechnen, erfüllt, ſo nennen wir es in ſeiner Art vollkommen: wenn es hinter jenem Begriffe zurückbleibt, ſo nennen wir es unvollkommen.

Dieß iſt es, was die Philoſophen die metaphiſiſche Vollkommenheit genannt haben. Sie hätten beſſer gethan, es gar nicht Vollkomenheit zu nennen. Dieſes Wort ſoll doch eine Auszeichnung, — es ſoll den Vorzug eines Dinges vor dem andern andeuten. Aber nach jenem Begriffe ſind alle Dinge ohne Ausnahme vollkommen. Der noch nicht völlig verhärtete Stein, welcher ein unvollkommener Stein iſt, kann immer noch ein vollkommener Erdenkloß ſeyn.

Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie hat ſo viel Achtung für den gemeinen Sprachgebrauch, oder für jenen ſchon etablirten metaphyſiſchen Begriff gehabt, daß ſie eine Definition der Vollkommenheit geſucht hat, unter welche beyde gebracht werden könnten, und die doch auch auf die höhern, — des Nahmens im Grunde allein würdigen, — geiſtigen und moraliſchen Vollkommenheiten anwendbar wäre: — und es iſt ihr gelungen. Die Vollkommenheit iſt nähmlich nach ihr, die Übereinſtimmung des Mannigfaltigen zu Einem. — Ohne Zweifel iſt es eine hohe Vollkommenheit des Menſchen: wenn ſeine mannigfaltigen Vorſtellungen ſich zur Erfindung einer Wahrheit, oder ſeine mannigfaltigen Begierden zur Vollbringung einer guten That vereinigen. Aber in jenem Erdenkloß ſtimmen auch alle darin verhandenen Erdtheilchen zuſammen, um einen Zuſammenhang hervorzubringen, wodurch es eigentlich ein Kloß wird. — Wie könnte auch ein ſo unbeſtimmter Begriff, dergleichen der von Vollkommenheit war, durch noch unbeſtimmtere, wie es die Begriffe des Mannigfaltigen und der Einheit ſind, aufgeklärt werden?

Ich nenne nur diejenigen Dinge vollkommen, welche, wenn ſie auch von keinem empfindenden oder denkenden Weſen *) wahrgenommen oder genutzt werden, in ſich einen Werth, — einen Vorzug vor Andern haben, und eines beſſern und ſchlechtern Zuſtandes in ſich fähig ſind: beſonders wenn dieſe hiervon ſelbſt ein Bewußtſeyn, oder auch nur die dunkelſte Empfindung beſitzen.

Dieß iſt die ächte, abſolute und innere Vollkommenheit der Dinge, welche vorausgeſetzt werden muß, wenn diejenige Vollkommenheit, die einem Dinge nur in Beziehung auf ein anderes, und wenn es mit dieſem verbunden iſt, zukommt, und die man die unächte Vollkommenheit nennen könnte, die aber einmahl in den Ideen der Menſchen

---

*) Ich will in der Folge an die Stelle beyder immer den Menſchen allein, als das Haupt und den Repräſentanten dieſer Claſſe von Weſen, ſetzen.

und in ihren Reden im Umlaufe iſt, Statt ſinden ſoll. Wenn nähmlich ein Ding auf uns, die wir zu jenen ächt vollkommenen Weſen gehören, dieſe Beziehung hat: daß es entweder unter unſre allgemeinen Begriffe und die von uns gemachten Claſſen leicht gebracht werden kann, wodurch es dem Verſtande in ſeinen Operationen gleichſam behülflich iſt; oder daß es uns auf eine angenehme Weiſe afficirt und uns ergötzt; oder daß es uns zu unſrer Erhaltung und zu unſern Endzwecken nützlich iſt: ſo nennen wir es ein Gut oder vollkommen.

Von jenen erſten Weſen, welche der ächten Vollkommenheit fähig ſind, kenne ich nur jene drey ſo oft genannten, ſo oft von mir zuſammengeſtellten: Pflanzen, Thiere und Menſchen. Und alle Eigenſchaften, welche ich des Nahmens der Vollkommenheit würdig halte, ſind in den Umfang derjenigen Beſchaffenheiten eingeſchloſſen, welche ausſchließend jenen drey Claſſen zukommen.

Vegetation, Empfindung, Denken und Sittlichkeit: dieß, mit allen aus dieſen Eigenſchaften in dem Innern jener Weſen ſelbſt entſtehenden Folgen, — ſind die einzigen Vollkommenheiten, welche ich kenne.

Daß nun jene drey Claſſen Anſpruch an die von mir zuvor definirte Vollkommenheit machen können; daß der Menſch alle dieſe Anſprüche in ſich vereiniget, und daß er allein das Muſter und das Ideal der höchſten Vollkommenheit für uns und unſere Betrachtung aufſtellt: dieß wird eine kurze Uiberſicht und Vergleichung der Pflanzen, Thiere und Menſchen zeigen.

1 Wir ſind ſo ſehr gewohnt, die Pflanzen bloß als Speiſe, womit die Menſchen und Thiere ſich nähren ſollen, oder als Schmuck, womit die Natur unſern Aufenthalt verſchönert, anzuſehen; daß es uns ſchwer wird, in uns ſelbſt zu entdecken, wie wir ſie betrachten würden, wenn wir — als Bewohner einer andern Weltkugel, — auf dieſe Erde herabkämen, und auf derſelben die Pflanzen ganz allein, nebſt der übrigen todten Natur, aber ohne Menſchen und Thiere, anträfen.

Es kann indeß einem denkenden Manne und Beobachter ſeiner ſelbſt nicht entgehen, daß er auch, als gleichgiltiger Beſchauer einer menſchenleeren Erde, den Pflanzen einen innern Werth und einen Vorzug vor der übrigen Natur zuſchreiben, und mit einer reichen Vegetation bedeckte Flächen und Hügel kahlen Steinklüppen vorziehen würde.

Zuerſt wird die Pflanze ihm als Kunſtwerk, die übrige Natur als roh, unbearbeitet und gleichſam nur als das Material erſcheinen, woraus künftig etwas gemacht werden kann.

Ihr Inneres iſt aus Theilen zuſammengeſetzt, wovon jedes wieder ein Ganzes und zwar ein kunſtreiches Ganzes ausmacht, die aber alle nicht nur ſo mit einander verbunden ſind, daß daraus ein regelmäßiges und einfach ſcheinendes Gebäude entſteht: ſondern auch ſo in einander eingreifen, daß dadurch ein Endzweck, und zwar gerade die, Erhaltung und das Aufblühen der Pflanze, erreicht wird.

Sie hat ferner eine Kraft in ſich; bewegt wenigſtens dem Anſcheine nach, ſich ſelbſt, und ſtößt dasjenige von ſich, was ihr im Wege iſt. Der Stein, welcher neben mir liegt, iſt durchaus todt und unbeweglich.

Sie wächſt empor, und zwar aus ihrem Innern, durch Entwickelung des zuvor Zuſammengefalteten. Der Stein bleibt halbe Jahrhunderte unvergrößert, außer, wenn ein Anflug von Staub und Erde ſich an ſeiner Oberfläche verhärtet. Jene bringt alle Jahre aus ſich ſelbſt noch etwas neues, und ſelbſt etwas ſchöneres, als ſie ſelbſt iſt, Blumen und Früchte, hervor. Dieſer hat nie etwas hervorgebracht und iſt ſo unfruchtbar, als er unthätig iſt.

In der Frucht, dem letzten Produkte der Pflanze, liegt ein Same, den ſie ausſtreut, um eine neue Generation ähnlicher Pflanzen hervorzubringen: und ſie arbeitet alſo gleichſam an der ewigen Fortdauer ihres Geſchlechts. Der Stein hingegen, wenn er zerſtiebt, läßt keinen jungen Stein hinter ſich zurück, der ſeine Stelle erſetzen könnte. Er iſt gleichſam umſonſt in der Welt geweſen.

Den erſten Charakter der Vollkommenheit alſo, einen von aller Betrachtung und aller Benuzung unabhängigen Vorzug eines Dinges vor der übrigen Natur, wird jener Beobachter in der Pflanze gewiß erkennen. Auch das Veilchen, das, ungeſehen und ungerochen, in der Wüſte verblüht, erregt mit Unrecht unſer Mitleiden, ob es gleich unſre Sympathie erregen kann. Es iſt doch etwas Schönes, Kunſtreiches und Kraftvolles in dieſer Wüſte geweſen.

Aber auch den zweyten Charakter des vollkommenen Dinges wird er bey einer genaueren Unterſuchung gar bald entdecken: den, daß es eines beſſern und eines ſchlechtern Zuſtandes fähig ſeyn muß.

Und in der That, wer kann dieſen Unterſchied verkennen, wenn er eine Pflanze oder einen Baum friſch und ſaftvoll, ohne alle dürre Zweige, aber mit Aeſten und Blättern von dem ſchönſten Grüne überdeckt, — wenn er ſie endlich in voller Blühte oder mit reifen Früchten prangen ſieht; und wenn er zu anderer Zeit eben dieſes Gewächs, oder ein Gewächs von deſſen Art, verkrüppelt, am Boden geheftet oder gegen denſelben ſich hinneigend, voll ſchon abgeſtorbener Zweige, mit halbverwelkten Blättern, ohne Blühten und Früchte, gewahr wird. Wer wollte nicht, wenn er ſich ſelbſt mit ſeiner Empfindung in die Pflanze hinein verſetzt, glauben, daß ihm der erſtere Zuſtand wohlgefallen, und ihm als der beſſere und glücklichere vorkommen würde, und daß der letztere die Empfindung oder Vorſtellung des Böſen und des Unglücks in ihm hervorbringen müſſe. Und welcher noch größere Unterſchied zwiſchen der Pflanze, wenn ſie noch lebt, und zwiſchen eben derſelben, wenn ſie ſchon völlig abgeſtorben iſt, und ihre Beſtandtheile ſchon anfangen, in Verweſung zu gehen! Dann werden ſie der übrigen Natur gleich; aber hatten ſie nicht zuvor einen Vorzug, als ſie zu jenem herrlichen Baue vereinigt waren?

Den letzten Charakter des vollkommnen Dinges, den, welcher allen übrigen erſt die Krone aufſetzt, das Bewußtſeyn ſeines Daſeyns, und die Empfindung des Unterſchiedes zwiſchen einem beſſern und einem ſchlechtern Zuſtande; — dieſen Charakter wird unſer, aus dem Sterne auf die Erde herabgekommener, Beobachter in der Pflanze allerdings am ſpäteſten, und niemahls mit voller Gewißheit, entdecken. Wenn er aber mehr verſtändiger Mann als Philoſoph iſt: ſo wird er doch in ſo vielen Bewegungen der Pflanze, durch welche ſie entweder ihre Sicherheit ſchützen, oder ihr Wohlſeyn befördern zu wollen ſcheint, diejenigen Zeichen der Empfindung antreffen, welche ein Ding, eingewurzelt an den Boden, worauf es ſteht, ohne Stimme und Sprache, geben kann. Sein Wunſch wird, wie es bey ſo vielen andern Sachen geſchieht, den Gründen zu Hülfe kommen: und er wird auch durch eine Art von Vernunftglauben annehmen, daß an ein ſo ſchönes Geſchöpf, welches von niemanden geſehen, an ein ſo künſtlich gebautes, welches von niemanden unterſucht wird, an ein in Hervorbringung neuer ſchöner Produkte, welche Niemanden nutzen, ſo thätiges Geſchöpf, ſo viel Kunſt nicht verſchwendet worden ſeyn würde, wenn nicht in ihm ſelbſt ein Gefühl von allem dieſen läge.

---

2. Bey dem unvollkommenen Weſen, deſſen Vollkommenheit aber mehr im Verborgnen lag, — der Pflanze, habe ich mich lange aufgehalten: bey dem vollkommnern, dem Thiere, werde ich kürzer ſeyn können: weil es ſo offenbar alle Merkmahle an ſich trägt, welche, nach meinem Begriffe, die Vollkommenheit ausmachen.

Es hat mit der Pflanze den künſtlichen Bau gemein: nur daß der ſeinige noch zuſammengeſetzter iſt, um ihm die Werkzeuge der Bewegung und der Empfindung zu geben. Das Thier hat Muskeln, Nerven und ein Gehirn, wie der Menſch; ſogar ſein Skelet iſt dem menſchlichen außerordentlich ähnlich. — Und wie weit über die, in dem Baue von Blättern und Blumen wahrzunehmende, Kunſt iſt an dem Thiere die Organiſation der ſinnlichen Werkzeuge erhaben! Wer kann das Auge des Thieres, bald vor Aufmerkſamkeit, bald vor Begierde, glänzen ſehen, ohne zu erkennen, daß dieß ein Geſchöpf höherer Art ſey.

Ich ſage nichts von ſeiner Kraft und Selbſtthätigkeit, welche alles, was wir in den Pflanzen davon gewahr werden, weit übertreffen.

Das Leben iſt die unterſte Stufe oder die erſte Erforderniß der Vollkommenheit. Alles Lebloſe kann weder vollkommen noch unvollkommen genannt werden. Es hat gleichſam das Princip ſeines Daſeyns nicht in ſich ſelbſt.

Das Leben beſteht aus zwey Stücken: aus *Thätigkeit* oder Selbſtbewegung, wodurch das lebendige Weſen auch andere Dinge in Bewegung ſetzt; — und aus *Empfindung*, welche ſich zuerſt durch das Gefühl von Luſt und Unluſt äußert, und ſich zuletzt in Vorſtellungen ausbildet.

Von dem erſten Beſtandtheile des Lebens, der Selbſtbewegung, gibt die Pflanze die deutlichſten Beweiſe: von dem zweyten, der Empfindung, zeigt ſie nur die ſchwächſten Spuren. Das Thier hingegen vereiniget augenſcheinlich beyde in ſich: und von ihm ſind wir zuerſt gewiß, daß es ein vollſtändiges Leben beſitze.

Nur einem Sophiſten iſt es heut zu Tage möglich, die Thiere für Maſchinen zu erklären, und ihnen das wirkliche Gefühl von Luſt und Schmerz, ſo wie Vorſtellungen von ihrem Körper und von den äußern Objecten, abzuſprechen. Sie geben beydes durch ſo ausdrückende Zeichen zu erkennen, daß ſie der Menſch für wahr annehmen muß, weil ſie ſelbſt ſeine Sympathie erregen: indem er gleiche Gefühle und Vorſtellungen durch ganz ähnliche Zeichen ausdrückt. Ein neuer Beweis davon, daß das Thier wirklich fühlt, iſt, daß ſich zwiſchen den Zeichen ſeiner Gefühle und zwiſchen ſeiner Thätigkeit ein ſo augenſcheinlicher Zuſammenhang entdecken läßt. Da, wo wir die Zeichen des Schmerzens an ihm wahrnehmen: da ſehen wir auch, daß es ſich mit der größten Geſchwindigkeit von dem Gegenſtande, welcher ihm den Schmerz verurſacht, entfernt, oder mit der größten Heftigkeit auf ihn losgeht und ihn zu vernichten ſuchet. Da hingegen, wo wir die Zeichen der Luſt an dem Thiere gewahr werden: da ſehen wir auch, daß es dem Gegenſtande, welcher ihm die Luſt verſpricht, mit lebhafter Bewegung zueilt, und ſich deſſelben zu bemächtigen ſucht.

So wie hier die Empfindung in Thätigkeit übergeht: ſo bildet ſie ſich, auf der andern Seite, zu Vorſtellungen aus, die ſich durch eben ſo unverkennbare Zeichen offenbaren. Wer kann leugnen, daß das Thier den Baum wirklich vor ſich ſiehet, welchem es ausweichet, um ſich nicht zu verletzen?

Den höchſten Grad ſeiner Vollkommenheit beweiſt das Thier alsdann, wenn es jene Gefühle mit dieſen Vorſtellungen combinirt, und — getrieben und in Bewegung geſetzt durch die erſtern, regiert durch die letztern, — eine, aus mehrern Handlungen zuſammengeſetzte Thätigkeit äußert: wie, z. B. wenn der Hund jagt, oder wenn die wenig bewaffneten Thiere ſich in ganzen Heerden zum Streite mit dem Löwen und dem Tiger vereinigen.

Und wäre es wohl möglich, bey einem ſolchen Weſen zu verkennen, daß es einen innern Werth habe, daß bey ihm ein Selbſtzweck, und alſo Vollkommenheit Statt finde? Es iſt eine Urſache vorhanden, warum das Thier lebe, weil es nähmlich zu leben wünſcht, und ſich vor dem Tode und der Zerſtörung fürchtet; weil es einen angenehmen Zuſtand von einem unangenehmen, und das Wohlſeyn von dem Uibelſeyn unterſcheiden kann. Es iſt nicht umſonſt in die Welt geſetzt: denn die Dinge in der Welt und die Ordnung derſelben tragen dazu bey, in ihm jene Gefühle und Vorſtellungen zu erregen, durch welche es lebt. Die Sonne ſcheint für das Thier nicht umſonſt: denn es hat Augen, welche das Licht, und, vermittelſt desſelben, alle andern Gegenſtände ſehen. Die Luft umgibt dasſelbe nicht vergeblich: denn es hat Ohren, welche die durch die erſchütterte Luft hervorgebrachten Töne hören. Und wenn in dem unermeßlichen Raume irgend eine Weltkugel ſchwimmt, auf welcher ſich nichts, als Thiere und Pflanzen, und keine Menſchen, befinden, ſo hat dieſe zwar einen viel niedrigern Zweck, als unſere Erde; aber ſie iſt doch nicht umſonſt erſchaffen: denn es wohnen auf ihr Weſen, welche ſich ihres Daſeyns bewußt ſind und ſich deſſelben erfreuen.

---

3. Die Pflanze und das Thier waren nur die Sproſſen der Leiter, auf welcher wir zur Vollkommenheit des Menſchen emporſteigen: und über dieſelbe hinaus kennen wir nichts höheres.

Protagoras hat geſagt: der Menſch ſey der Maßſtab aller Dinge. Dieß iſt ein ſophiſtiſches Paradoxon: oder es iſt wenigſtens in einem ſehr eingeſchränkten Sinne wahr. — Die Dinge bleiben, was ſie ſind; der Menſch mag ſich dieſelben vorſtellen, wie er will. Aber ihre Wirklichkeit gibt den Stoff zu keiner Wahrheit, und Erkenntniß gewähren ſie niemanden, wenn der Menſch nicht vorhanden iſt. Und das, was dieſer an ihnen erkennt, — das, was er an ihnen für wahr hält, hängt nicht bloß von den Gegenſtänden ſelbſt, ſondern auch von dem Baue ſeiner ſinnlichen Werkzeuge, und von der Natur ſeines Empfindungsvermögens und ſeines Verſtandes ab. Wenn es nicht höhere Weſen gibt, als der Menſch: ſo weiß niemand, wie die Dinge an ſich beſchaffen ſind.

Aber in einem weit vollkommnern Sinne, und in der That, in dem ganzen Umfange des Sinnes iſt es wahr: daß der Menſch der Maßſtab der Vollkommenheit ſey. Er ſchöpft den Begriff davon zuerſt aus ſich ſelbſt. Nur in ihm ſind alle Beſtandtheile derſelben, in dem Grade, verbunden, daß er ſelbſt davon mit Wohlgefallen gerührt werden, und ſich einen Vorzug vor allen übrigen Dingen zuſchreiben kann. Und ſo wie das Kind erſt an den hellleuchtendſten Gegenſtänden das Licht entdeckt haben muß, ehe es daſſelbe auch an den minder erleuchteten Dingen gewahr wird und aufſucht: ſo ſtrömt gleichſam die Vollkommenheit, vom Menſchen, über die ganze übrige Schöpfung aus. Alles, was er auf irgend eine Weiſe ſchätzen ſoll, muß er mit ſich verglichen haben. Wenn er findet, daß das Ding ihm ähnlich iſt: ſo legt er ihm einen innern Werth bey, und nennt es abſolut vollkommen. Wenn es ihm nur nützlich oder angenehm iſt: ſo legt er ihm eine relative Vollkommenheit bey. Selbſt wenn er ſich von Gott eine Idee machen will, kann er ſich das Weſen deſſelben nur nach der Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt vorſtellen. So wie er die Vollkommenheit der Thiere und Pflanzen zuerſt durch eine Vergleichung mit ſich kennen lernt: ſo lernt er ſeinen höhern Rang über alle Dinge auf der Erde dadurch kennen, indem er ſeine große Erhabenheit über dieſe beyden ausgezeichneten Claſſen von Geſchöpfen gewahr wird. — Er iſt auch Pflanze und Thier; — aber er macht in jeder Gattung die vollkommenſte Art aus: er iſt dabey denkendes Weſen, welches ihn zum Menſchen macht.

Er hat den künſtlichen organiſchen Bau, und die darin gegründete, nährende, wachſenmachende und fortpflanzende Kraft, welche das ganze Pflanzen-Leben ausmacht, und von dem Leben der Thiere beynahe die Hälfte beſchäftiget. Denn Nahrung aufzuſuchen, zu ſich zu nehmen, und in Ruhe zu verarbeiten: darauf ſchränkt ſich, bey dem freyen Thiere, der Kreislauf ſeiner Thätigkeit ein. Er hat alle Werkzeuge der Sinne und der Bewegung, welche die Thiere haben. Aber er hat ein unſchätzbares Glied, welches dieſen fehlt, — ſeine Hand, die ſo kunſtreich gegliedert iſt, daß ſie ihm zum Mittel, Kenntniſſe durch das Gefühl zu erlangen, und zum erſten Werkzeuge der Künſte dient. Er hat überdieß den aufrechten Gang, und das gen Himmel gekehrte Angeſicht vor den Thieren voraus, wodurch er allein der Betrachtung der Natur und aller edlern Beſchäftigungen fähig wird.

Er hat, zweytens, im vollkommenſten Grade, das Leben des Thieres, — Empfindung, — daraus entſtehende Vorſtellungen von dem Daſeyn äußerer Objecte, — darauf gegründete Inſtinkte, und diejenige Thätigkeit, welche durch Inſtinkte erregt wird. Aber das neugebohrne Kind fängt da an, wo das Thier aufhört. — Einzelne Sinne können bey dem Thiere ſchärfer ſeyn: aber bey dem Menſchen ſtimmen ſie alle harmoniſcher zuſammen, und ſind mehr zu ſolchen Wahrnehmungen der Dinge fähig, welche

che; dem Verſtande vorarbeiten. Das Auge des Menſchen bemerkt die Umriſſe der Körper eben ſo genau, als ihre Farben: und legt dadurch den Grund zur Meßkunſt, und bereitet das Schönheits-Gefühl vor. Das Ohr des Menſchen vernimmt nicht nur Schalle, ſondern auch muſikaliſche Töne: und bald wird das Kind durch den Geſang ſeiner Wärterinn ergötzt.

Auch als Thier, iſt der Menſch doch mehr frey, als das für gewöhnlich mit dieſem Nahmen bezeichnete Weſen. Die Inſtinkte beherrſchen ihn nicht ſo tyranniſch: und ſie ſind bey ihm nicht ſo auf gewiſſe Zeiten und Gegenſtände eingeſchränkt. Der Inſtinkt zur Fortpflanzung erwacht bey ihm nicht bloß in einem gewiſſen Theile des Jahres, — und wird bey ihm nie zu Brunſt. — Sein Hunger wird nie ſo wüthend, noch ſo dringend, als der Hunger des Thieres. Dieſe dem Menſchen angebohrne Sanftheit und gemäßigte Heftigkeit der Inſtinkte macht ſie geſchickter, ſich mit andern Empfindungen und Begierden zu verbinden, — eben dadurch ſich zu veredeln, und endlich ſich den Geſetzen des Verſtandes zu unterwerfen.

Zu dieſem ſchon vervollkommneten Leben des Thieres und der Pflanze, geſellt ſich beym Menſchen nun noch ein höheres, ihm eigenthümliches: oder dieſes entwickelt ſich vielmehr aus jenem. Die Empfindung und die ſinnliche Vorſtellung wird zum Gedanken. — Denkkraft! heiliger und großer Nahme! — wer die dadurch bezeichnete Eigenſchaft in einem vorzüglichen Grade von der Natur empfangen hat, und in dem Gebrauche derſelben geübt iſt, weiß, daß ihm nichts höheres hätte zu Theile werden können. Durch die Meditation, ſagt ein großer Denker, der aber oft ſeine Talente gemißbraucht hat, iſt alles, was im menſchlichen Geſchlechte Gutes und Großes geſchehen iſt, zu Stande gebracht worden.

Und höher, als bis dahin, kann auch der Menſch ſelbſt nicht emporſteigen. — Wenn der Begriff oder der Gedanke einmahl zu Stande gekommen iſt: ſo kann der Menſch nichts weiter hinzuthun, als mehrere Gedanken aneinander hängen, daraus mehrere längere oder kürzere Reihen bilden, und endlich von dieſen ſelbſt wieder diejenigen, welche einen großen Gegenſtand oder mehrere verwandte Gegenſtände umfaſſen, in ein gemeinſchaftliches Syſtem vereinigen. Wendet er ein ſo fortgeſetztes Nachdenken auf die Beſchaffenheiten der Dinge, in der Abſicht, ſie kennen zu lernen; ſo entſteht daraus Wiſſenſchaft: wendet er ſie auf ſein eignes Leben oder ſeine Handlungen, in der Abſicht dieſelben zu reguliren: ſo entſteht daraus das Sittengeſetz. Und dieß ſind ohne Zweifel die beyden größten Werke, welche der menſchliche Geiſt hervorbringt: aber nicht durch eine neue noch höhere Kraft, als die Denkkraft iſt, — ſondern nur durch eine längere Anwendung derſelben.

Um aber die Hervorbringung dieſes letzten Verſtandes-Werkes, des Sittengeſetzes, völlig zu begreifen: muß noch hinzugeſetzt werden, daß ſich in dem, zum Manne emporwachſenden, Kinde, mit der Empfindung, (worein ich hier die ſinnliche Wahrnehmung mit einſchließe,) der Inſtinkt zugleich, und in demſelben Grade veredelt.

Der thieriſche Trieb des Kindes wird bloß in Bewegung geſetzt durch das Gefühl von Luſt und Unluſt, und wird bloß regiert durch den erſten ſinnlichen Schein. Es ſucht die Nahrung, weil ſie ihm ſüß ſchmeckt: und nachdem es den Zucker gekoſtet hat, hält es alles, was weiß iſt, für ſüß.

Aus jenen Vorſtellungen werden bey dem Jünglinge Verſtandesbegriffe, die im Manne zu Erkenntniſſen von mancherley Gegenſtänden, obwohl zu abgeriſſenen und fragmentariſchen, reifen. Zugleich entfaltet ſich die einfache Begierde nach Sinnenluſt in die mannigfaltigen Begierden nach Geſellſchaft, nach Geld und Gut, nach Ehre, nach Wiſſenſchaft. Alle dieſe ſetzen eine Erkenntniß gewiſſer Gegenſtände, die Einſicht von dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung, ein Wohlgefallen an Schönheit und Geiſtesbeſchäftigung voraus. Und um dieſen Begierden ein Genüge zu thun, iſt Klugheit nöthig. Dieſe, welche eine Operation des Verſtandes iſt, ſchreibt die Regeln für einzelne Theile des Lebens und für beſondere Geſchäfte vor.

Endlich wird der Verſtand zur reifen Vernunft. Wiſſenſchaft, und ſittliche Regeln, d. h. ſolche, welche auf das ganze Leben und den Zuſammenhang aller Handlungen gehen, entwickeln ſich. Zugleich vereinigen ſich alle jene Begierden in das gemeinſchaftliche Verlangen nach Glückſeligkeit. Es kommt noch ein neues, das Verlangen nach Glückſeligkeit. Es kommt noch ein neues, das Verlangen nach Regelmäſſigkeit der Handlungen, hinzu. Dieſes kann ſehr ſtark werden, wie wir, im Kleinen, an den Perſonen ſehen, welche die Ordnung in ihrem Anzuge und in ihren Zimmern ſehr lieben.

Um jene Vereinigung der Güter, auf welche die einzelnen Begierden gerichtet ſind, möglich zu machen, müſſen ſie einander untergeordnet werden. Dieß kann nur nach jenen Regeln geſchehen, welche aus der Verbindung und Subordination aller unſerer Erkenntniſſe entſtehn. Aus der Klugheit muß Weisheit werden. Jene iſt nicht weſentlich von dieſer verſchieden, ſondern nur ungefähr, wie ein einzelnes Theorem von der Wiſſenſchaft. Eine kluge Aufführung iſt das Element der Sittlichkeit: eine weiſe Aufführung iſt die vollendete Sittlichkeit ſelbſt. — Wer auf eine vernünftige Weiſe, durch nützliche Arbeiten reich zu werden ſucht, iſt beſſer als der, welcher durch Raub und Mord darnach ſtrebt. Aber er iſt deßwegen noch nicht ganz gut, denn er ſucht vielleicht Ruhm und Herrſchaft auf eine unvernünftige Weiſe; oder die Begierde nach dieſen Gütern iſt zu ſtark, und mit ſeinen übrigen Begierden nicht in demjenigen Verhältniſſe, in welchem jene Güter gegen die ſämmtlichen Güter, welche zur Glückſeligkeit gehören, ſtehen. Das menſchliche Leben beſteht aus einer immerwährenden Abwechſelung von Beſtrebungen, welche bald die Erlangung des einen, bald die Erlangung des andern Gutes zur Abſicht haben. Wer nun nach jedem Gute auf eine vernünftige Weiſe ſtrebt, und alle dieſe Beſtrebungen mit einander zu verbinden weiß, der führt ſein ganzes Leben vernünftig: und dieß iſt der ſittlich Gute.

So iſt die Vollkommenheit des Menſchen vollendet. Und gibt es in dieſer Geſtalt etwas Höheres im Himmel und auf Erden? Die glänzenden Sphären, welche in ihren Kreiſen rollen, und durch ihre Bewegung und ihre Ordnung unſere Bewunderung mit Recht auf ſich ziehen, ſind doch. wenn wir ſie nicht als den Wohnſitz lebendiger Weſen betrachten, oder wenn wir von dem Einfluſſe, den ſie an die Bewohner anderer Weltkörper haben, abſehen, nichts anders, als ungeheure Maſſen todter Materie. Was iſt z. B. unſer Erdball, wenn er leer von Menſchen, Thieren und Pflanzen wäre, als eine Anhäufung von Millionen Erdſtäubchen? Die unendliche Menge derſelben kann die Kraft unſerer Imagination überſteigen, und daher erhaben ſcheinen: aber wird der Erdball, durch dieſen Eindruck auf uns, an ſich im mindeſten vollkommner? ſind tauſend ſolcher, leuchtenden oder unerleuchtenden Körper mit einem einzigen lebendigen und vernünftigen Menſchen zu vergleichen?

Aber iſt es denn nöthig, dem Menſchen ſeine eigene Vollkommenheit ſo weitläuftig zu beweiſen? — Ich glaube allerdings. — Der große Haufe denkt an nichts ſeltner, als an die Vollkommenheit ſeiner Natur: um nichts bekümmert er ſich weniger. Es iſt ihm wenig daran gelegen, ein Menſch zu ſeyn: indeß er ſich vielleicht über ein neues Kleid oder einen neuen Titel brüſtet. — Ein großer Theil der Menſchen iſt ſogar geneigt, ſein Geſchlecht zu verachten. Dieß thun die Stolzeſten am meiſten, welche über Andere emporragen wollen, und Vorzüge, die ſie mit ihnen gemein haben, verſchmähen, oder ſogar ungern ſehen. Dieß thun außer ihnen am meiſten die unſittlichen Menſchen, welche in der Herabwürdigung ihrer Natur eine Entſchuldigung für die Unwürdigkeiten finden, welche ſie ſich ſelbſt haben zu Schulden kommen laſſen. Alle Lehrer der Immoralität, — die Mandeville und ihres gleichen, — haben ſich bemüht, durch ſophiſtiſche Beweiſe den Menſchen, als ein von Natur bösartiges oder als ein verächtliches Geſchöpf darzuſtellen, und ſogar das Thier über ihn zu erheben.

Und in der That, wer die Erhabenheit der menſchlichen Natur nicht nur einſieht, ſondern auch empfindet; der iſt ſchon auf dem halben Wege zur

Sittlichkeit. Dadurch allein tritt er in das rechte Verhältniß mit ſeinen Nebenmenſchen. Wie könnte er diejenigen mißhandeln, welche er gezwungen iſt hoch zu achten? Und da es einmahl in ſeiner Natur liegt, thätig zu ſeyn, und in Handlungen ſein ganzes Leben beſteht: was könnte er beſſeres thun, als an dem Wohle anderer Menſchen arbeiten?

Jene Empfindung erlaubt dem Menſchen eben ſo wenig, gegen den geringſten ſeines Gleichen ſtolz zu ſeyn. So wie das Licht der Sonne jeden andern Schimmer auslöſcht; ſo ſind in den Augen des Menſchen, welcher den Adel ſeiner Natur anerkannt hat, worin er allen andern Menſchen gleich iſt, die kleinen Vorzüge ſeiner Perſon, wodurch er ſich von ihnen unterſcheidet, beſonders die Vorzüge des Reichthums und des Ranges, ſehr unbedeutend.

2.

Wo werden wir nun die Entſtehung und gleichſam den Sitz der Tugend zu ſuchen haben? — Ohne Zweifel, in dem vollkommenſten Weſen, welches wir in dem ganzen weiten Raume der Schöpfung finden.

Ich ſage alſo, Tugend iſt der Nahme für die Vollkommenheit der menſchlichen Natur, in ſo fern ich dieſe Vollkommenheit in den freyen Handlungen des Menſchen aufſuche. Dieſe können ſelbſt wieder als das Vollkommenſte in dem Menſchen angeſehen werden, einmahl, weil ſie in demſelben nicht eher zum Vorſchein kommen, bis er völlig entwickelt und zur Reiſe gelangt iſt; zum andern, weil das eigenthümliche Weſen und der Charakter des Geiſtes, — von dem wir in dem Zuſtande ſeiner Ruhe und der Unthätigkeit gar keine Kenntniß erlangen können, — ſich nur durch die Handlungen offenbaret.

Ich ſage ferner: daß kein Menſch ohne alle Tugend iſt, weil die Anlage und der Same zu ihr ſeinem Weſen eingewebet iſt: daß aber, wenn in einem Individuum ſich dieſe Natur in ihrer ganzen urſprünglichen Vollſtändigkeit und Lauterkeit, und doch nach allen ihren Anlagen völlig und harmoniſch entwickelt fände, dieſes Individuum in dem vollkommenſten Sinne des Wortes tugendhaft ſeyn müßte.

Um einen vollkommenen Menſchen beſchreiben zu können, müßte man ſelbſt es ſeyn. Wie ſchwer iſt es, ſich aus der Lage, in welcher man ſich befindet, mit ſeinen Gedanken herauszuſetzen, — ſelbſt nur, unter Schmerzen, ſich einen ſchmerzloſen Zuſtand, mit einem verſtümmelten Körper ſich eine kraftvolle Geſundheit, und bey einer durch Krankheit und Kummer geſchwächten Denkkraft, ſich eine lebhafte und ungehindert thätige vorzuſtellen. — Doch es kommt hier nur darauf an, meine Gedanken deutlich zu machen. Vollkommnere Leſer werden mein Ideal ſelbſt erhöhen; mehr dichteriſche werden es glücklicher ausdrücken. — Iſt dieß nicht ſelbſt ein Beweis von der hohen Vollkommenheit der menſchlichen Natur, daß das Genie des Dichters und Künſtlers, — diejenige Geiſteskraft, welche wir am meiſten bewundern, — hauptſächlich damit beſchäftigt iſt, das Ideal der menſchlichen Natur, — welches im Grunde nichts anders, als die wahre, reine und urſprüngliche Geſtalt derſelben iſt, — nur in irgend einem ihrer Theile, zu entdecken und darzuſtellen?

Ich ſtelle mir alſo einen Menſchen vor, zuerſt mit einem vollkommen wohl gebauten Körper. Von ihm würde ein Künſtler den Umriß zu der Bildſäule eines Gottes genommen haben, ohne ein weiteres Ideal zu ſuchen. Aber der Umriß der Bildſäule täuſcht nur durch einen falſchen Schein: er verſpricht, was er nicht hält. Der Umriß von dem Körper jenes Menſchen verbirgt eine innere eben ſo vollkommene Organiſation, und iſt das Reſultat und die Anzeige derſelben. Eben deßwegen läuft er ſo genau in den Linien der menſchlichen Form, — welches zugleich die Schönheitslinien ſind, die in dem davon eingeſchloſſenen Raume Nerven, Adern, Muskeln und Sehnen eben ſo vollkommen ausgearbeitet, eben ſo richtig, jedes für ſeinen beſondern und alle für den gemeinſchaftlichen Zweck, durch einander verflochten ſind. Aus dieſem innern Baue entſpringt, was für den Menſchen ſelbſt von größerm Werthe, als Schönheit, iſt, — Geſundheit, Behendigkeit und Stärke. Der Geiſt, welcher dieſen Körper bewohnet, wird nicht durch die Schmerzen und das Uibelbefinden desſelben in ſeinen edlern Beſchäftigungen geſtört werden. In ihm wird nicht der Samen zu verdrießlichen Leidenſchaften und zum Haſſe, durch die unangenehmen Empfindungen, ausgeſtreut, welche die ihn zunächſt umgebende und immerwährend auf ihn wirkende Materie allzu oft in ihm erregt. Eben ſo wenig wird er von ihr zu Exſtaſen ſinnlicher Luſt fortgeriſſen, die nur eine andere Art von Krankheits-Gefühlen ſind. Eine ſanfte Ruhe von Seiten des Körpers überläßt dieſen Geiſt gleichſam ſich ſelbſt, und erlaubt ihm, als reiner Geiſt zu handeln.

Von der andern Seite findet der Geiſt in den Gliedmaßen dieſes Körpers ſtets bereitwillige und geſchickte Diener zur Ausrichtung ſeiner Befehle. Und wie ſehr wird die Thätigkeit von jenem dadurch befördert, wenn er weiß, daß er die erſten Werkzeuge, durch welche er allein in die Welt außer ſich zu wirken im Stande iſt, leicht, und ſeiner Idee genau gemäß, bewegen kann.

Die feſten Theile des Körpers ſcheinen den Kanälen, in denen die flüſſigen umlaufen, welche den bey weitem wichtigerm Theil der Organiſation ausmachen, zur Bedeckung und zur Unterlage zu dienen. Das Blut welches in den Adern des Menſchen, den ich mir als vollkommenen Menſchen vorſtelle, fließt, und die Säfte, welche in den übrigen Kanälen umherlaufen, leiſten nicht nur dem Körper auf das vollkommenſte, wozu ſie beſtimmt ſind; ſie erſetzen den Verluſt, welchen er täglich leidet, und verewigen ſein Wohlſeyn: ſondern das Blut, welches in dieſen Adern fließet, iſt zugleich leicht und ätheriſch; alle übrigen Säfte ſind mild, ohne Schärfe; und doch wirkſam und belebend. Keiner derſelben ſtimmt durch einen unnatürlichen Reitz, in den Gefäßen, worin er ſich bewegt, auch das Gemüth zu Begierden, wovon kein Gegenſtand vorhanden iſt, oder zu ſolchen, welche weit heftiger ſind, als der Werth des Gegenſtandes verdient.

In den Sinnen ſtoßen Geiſt und Körper zuſammen. — Die Sinne meines idealiſchen Menſchen ſind ſcharf: aber nicht ſowohl um die Gegenſtände in ſehr großen Entfernungen zu entdecken, worin einige Thiere vor uns den Vorzug haben, — ſondern um in mäßigen Entfernungen ihm recht klare und beſtimmte Vorſtellungen von denſelben zu geben. Die Sinne ſollen ihm nicht bloß ſeinen Raub oder ſeinen Feind von ferne zeigen: ſie ſollen auch den erſten Grund zu ſeiner Belehrung legen. Eben deßwegen ſind ſie nicht bloß ſcharf, um die Dinge wahrzunehmen, ſondern vornehmlich um ihre Beſtimmungen und die Verhältniſſe ihrer Theile zu einander zu bemerken, woraus ihre Natur erkannt, und wodurch das edlere Vergnügen an ihnen genoßen wird. Eben deßwegen ſind auch die Sinne des vollkommenen Menſchen mehr im Gleichgewicht und in Harmonie. Sein Auge iſt maleriſch, und bemerkt Geſtalten und Farben ſo genau, daß es bald in dem Menſchen das Schönheitsgefühl erweckt. Aber es zieht nicht ſeine Aufmerkſamkeit von den Tönen ab, und macht ihn gegen Melodie und Harmonie unempfindlich. Er hat einen ſehr feinen Gaumen, und bemerkt die Unterſchiede des beſſer und ſchlechter Schmeckenden ſehr. — Nie hat ein Menſch einen feinen Geſchmack in Sachen der Kunſt gehabt, dem alle Speiſen und deren Zurichtungen gleichgiltig waren; ſelbſt unter den Thieren iſt dasjenige das Grobſinnlichſte, welches ohne Auswahl ſich von Allem ernährt.

Indeß wenn der Gaumen des von uns gebildeten Menſchen fein iſt: ſo iſt er nicht lecker. Ein ſolcher Menſch verläßt gerne die mit den feinſten Speiſen beſetzte Tafel, um etwas Angenehmes zu ſehen oder zu hören; noch mehr, um etwas zu lernen. Schon durch den Bau ſeiner Sinne und die Anlagen ſeines Empfindungsvermögens iſt die richtige Wahl und Unterordnung ſeiner Vergnügungen vorbereitet. Auge und Ohr herrſchen über die übrigen Sinne: und Alles, was näher an den Verſtand grenzt, hat für ihn auch den größeren ſinnlichen Reitz.

Wenn der vegetative und animaliſche Theil des Menſchen in ſeiner Vollkommenheit ſchon mit dem ſittlich Guten verwandt zu ſeyn, und zu demſelben beyzutragen ſcheint: wie vielmehr wird die Anlage zur Sittlichkeit in der geiſtigen Natur desſelben liegen, wenn dieſe zu einer gleich vollkommnen Entwickelung gelangt iſt.

Es wäre unnöthig, das was zur vollſtändigen Entwickelung eines menſchlichen Geiſtes gehört, in einer Schilderung darzuſtellen. Die ganze Philoſophie iſt dazu beſtimmt, dieſes Gemälde zu entwerfen: und ihre praktiſchen Theile, indem ſie die Regeln geben, nach welchen man zur Vollkommenheit im Denken oder im Handeln gelangen kann, bezeichnen zugleich das Ziel der Vollkommenheit ſelbſt, wohin ſie uns führen ſollen.

Aber eine Mißdeutung muß ich zu heben ſuchen, welche den Satz, um deſſen Beweis es mir hier zu thun iſt, in den Gemüthern vieler Menſchen zweifelhaft gemacht hat. Wenn eine vorzügliche Ausbildung der Seelenkräfte nothwendig mit der ſitlichen Güte des Charakters verbunden wäre: warum würden wir dann, ſo viele in den Wiſſenſchaften, oder an dem Ruder der Staaten, oder an der Spitze der Armeen große Männer, welche die unſtreitigſten Beweiſe von hohen und ausgebildeten Geiſteskräften gegeben haben, ſo oft unmoraliſch handeln ſehen? Warum ſind, unter dem großen Haufen, gemeiniglich die Einfältigſten Unwiſſendſten zugleich die Unſchuldigſten und Ehrlichſten; die Witzigen und hell Sehenden ſo oft boshaft und betrügeriſch?

Ich antworte: wenn ich ſage, daß der am vollkommenſten ausgebildete menſchliche Geiſt nothwendig auch ſittlich gut ſey: ſo verſtehe ich unter jener Ausbildung nicht die Erhöhung einer einzigen Kraft, welche alsdann ſich auch die übrigen Kräfte dienſtbar macht, und welche Genie genannt wird. Ich verſtehe darunter nicht diejenige auf ein beſonderes Geſchäft oder einen beſtimmten Beruf gerichtete Uibung und Anwendung der Geiſteskräfte, wodurch eben der Menſch in dieſem Geſchäfte oder in dieſem Berufe zu einem großen Vorzuge vor Andern gelangt; obgleich nach dieſem doppelten Maßſtabe die Vollkommenheit der Menſchen in den Urtheilen der Welt gemeiniglich beſtimmt wird. — Ich verſtehe darunter eine gleiche und harmoniſche Entwickelung der verſchiedenen Erkenntnißkräfte und der ihnen entſprechenden Triebe. Durch dieſe Gleichheit ſelbſt ſchränkt die eine Kraft, die eine Anlage der Natur die andere ein, und erlaubt ihr nicht, in ihrem Wachsthume vor den übrigen einen unnatürlichen Vorſprung zu nehmen. Iſt nun die Grundlage eines ſolchen Geiſtes kraftvoll: ſo kann doch, troß aller der Einſchränkung, welche in dieſem Falle die Reitzbarkeit der Sinne dem Feuer der Einbildungskraft, dieſe dem tief forſchenden Verſtande, und der Forſchungsgeiſt der, alle Gegenſtände überſchauenden und in Zuſammenhang bringenden, Vernunft entgegenſetzen, der auf dieſe Weiſe ausgebildete Menſch auch unter ſeines gleichen einen hohen Vorrang erhalten, und den Nahmen eines Genies verdienen. Sind aber jene Grundanlagen der Natur ſchwach: ſo wird, bey einer ſo gleichen Entwickelung urſprünglich ſchwacher Kräfte, um deſto eher; neben der Unſchuld der Sitten und der Güte des moraliſchen Charakters, auch eine gewiſſe Einfalt und Mittelmäßigkeit des Verſtandes entſtehen, in ſo fern dieſer ſich durch Werke der Kunſt und der Wiſſenſchaft, oder duch Verwaltung ſchwerer Geſchäfte, und nicht bloß durch die kluge Ausübung der alltäglichen Pflichten des Lebens zeigen ſoll.

Ich ſetze noch hinzu, daß die Gleichheit, welche ich in der Ausbildung der ſämmtlichen Kräfte und Anlagen des Verſtandes und Herzens forderte, wenn dieſe Ausbildung die ſittliche Güte zu ihrem letzten Reſultate haben ſoll, nicht bloß die Gleichheit der Größe, ſondern auch die Gleichheit der Würde war. Wir haben geſehen, daß der Menſch ein dreyfaches Weſen in ſich vereiniget; daß er in gewiſſer Abſicht Pflanze, in anderer Thier, und in einer dritten ein Weſen höherer Art ſey, deſſen gleichſam wir nicht kennen, deſſen Aehnlichkeit wir aber in der Gottheit annehmen. — Wenn nun der Menſch ſich als Menſch ausbilden ſoll: ſo iſt klar, daß die Kräfte und Vollkommenheiten der Pflanze denjenigen, welche das Eigenthum des Thiers ausmachen, und dieſe wieder den Kräften und Vollkommenheiten des höheren im Menſchen enthaltenen Weſens untergeordnet ſeyn müſſen. — Leben, das wachſende Princip und der Trieb nach Nahrung, Luft und Licht müſſen im Menſchen vorhanden ſeyn, und mit dem Alter mehr Kraft gewinnen. Aber die Beſchäftigung damit muß den kleinſten Theil des menſchlichen Lebens einnehmen. — Die Reitzbarkeit der Sinne, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, iſt ſchon von höherem Werthe. Von der einen Seite gibt es, ohne reitzbare Sinne, im Menſchen keinen, oder einen ſehr trägen, Beobachtungsgeiſt, der auch eben deßwegen falſch beobachtet, weil er die ſchwächeren Eindrücke der Dinge nicht bemerkt. Beobachtungen aber ſind der Stoff, welchen der Verſtand bearbeitet. Je mehr der Menſch ſieht und hört und fühlt. u. ſ. w. deſto mehr kann er denken. Und je richtiger er geſehen und gehört hat, deſto wahrer werden ſeine Urtheile, und deſto folgrechter ſeine Schlüße. Von der andern Seite iſt die größere Empfänglichkeit für ſinnliche Luſt und Unluſt unentbehrlich, wenn der Geſchmack am Schönen und der Widerwille gegen Häßlichkeit entſtehen ſoll. Und dieſe Empfindungen ſind es hinwiederum, auf welchen das allgemeinere Wohlgefallen an Ordnung und Regelmäßigkeit beruht: — ein Trieb, der, auf das thätige Leben und die Handlungen des Menſchen angewandt, der Tugend zur Stütze dient, und mit der ſich entwickelnden Vernunft, bey eben demſelben Ziele, der Sittlichkeit ankommt.

Aber dieſe ſinnliche Empfindſamkeit muß in der Entwickelung des Menſchen nicht denſelben

Spiel-

Spielraum gewinnen, noch ſo große Fortſchritte machen, als die Denkkraft, für welche ſie nur die Materialien herbeyſchaffen ſoll, der ſie aber unterworfen und von der ſie regiert werden muß, wenn nicht die Harmonie in der Natur des Geiſtes geſtört werden ſoll.

Daß die Denkkraft einen höhern Werth und eine größere Wichtigkeit für den Menſchen habe, als das Empfindungsvermögen: erhellet ſchon daraus, daß jene ununterbrochen bey dem Menſchen thätig ſeyn kann, da hingegen die Wahrnehmungen und Vergnügungen der Sinne nothwendig unterbrochen und nur nach beträchtlichen Zwiſchenräumen wiederhohlt oder fortgeſetzt werden können; wofern nicht die Sinne ſtumpf werden, und Geiſt und Körper des Menſchen einen beträchtlichen Nachtheil leiden ſollen. Der Menſch denkt immer: und er kann es, ohne daß er davon ermüdet würde, und er fühlt den Verdruß der langen Weile, ſobald die Gedanken im mindeſten ſtocken. Hingegen iſt es unmöglich, daß der Menſch das ſchönſte Schauſpiel lange Zeit ſehen, oder die ſchönſte Muſik hören könne, ohne Uiberdruß zu empfinden, und zuletzt aller Empfindſamkeit für dieſe Gattungen von Eindrücken beraubt zu werden.

Wenn nun die Denkkraft bey einem Menſchen vollkommen, d. h. ſo beſchaffen iſt, daß die Gedanken, welche ſie hervorbringt, ihn ſelbſt befriedigen, und ihm durch die Wahrheit, welche ihm davon einleuchtet, oder durch eine gewiſſe Anmuth und Schönheit, die auch Gedanken eigen ſeyn können, Vergnügen machen und Unterhaltung gewähren: ſo iſt dieſer Menſch der Glückſeligkeit weit näher, als ein anderer, der zur Vereinigung aller, der gröbern ſowohl als der feinern, ſinnlichen Genüſſe die größte Reitzbarkeit der Sinne und das vollkommenſte Empfindungsvermögen hat. Im Begriffe der Glückſeligkeit liegt das Merkmahl des Immerwährenden. Der Menſch, welcher ſich mit ſeinen eigenen Gedanken zu erluſtigen weiß, beſitzt die Kunſt, ſich immer zu freuen. Der, welcher ſich nur durch ſeine Empfindungen zu erluſtigen weiß, muß ſtets von einem Vergnügen, deſſen er ſatt iſt, zu einem andern, das ihm wieder neu geworden iſt, übergehen. Er ſchwankt unaufhörlich zwiſchen Bedürfniß und Uiberdruß hin und her: und wird zuletzt genöthiget, von Zeit zu Zeit alles Vergnügens zu entbehren, um eines neuen Genuſſes fähig zu ſeyn.

Ein zweyter Beweis von dem größern Werthe und der höhern Würde der Denkkraft vor dem Empfindungsvermögen iſt, daß jene eine Regel in ſich ſelbſt enthält, nach welcher ſie verfahren muß, und nach welcher ihre Producte, *die Gedanken*, auf einander folgen müſſen, — die Sinnlichkeit hingegen gänzlich regellos iſt, und in der Folge und Ordnung ihrer Reitze durch kein eigenthümliches Geſetz eingeſchränkt wird. Der Menſch, der einwahl denkt, muß in einem gewiſſen Zuſammenhange denken. Die Begriffe müſſen in einem gewiſſen Grade beſtimmt und wahr ſeyn: oder es ſind gar nicht Begriffe mehr, ſondern leere Worte. Die Schlüſſe müſſen in einem gewiſſen Grade folgerecht ſeyn: oder ſie hören auf, Schlüſſe zu ſeyn; und die ganze Rede iſt ein unverſtändiges Gewäſche. Der Menſch hingegen, der immer nur von Gefühl zu Gefühl übergeht, hat gar keinen, ihm durch die Natur der Sinnlichkeit vorgezeichneten, Weg. Er hört nicht auf, zu empfinden, ſowohl in Abſicht der ſinnlichen Wahrnehmungen, als in Abſicht des Genuſſes, wenn auch die Empfindungen noch ſo unordentlich auf einander folgen. — Eben dieß zeigt, daß die Sinnlichkeit dazu beſtimmt iſt, der Denkkraft untergeordnet zu ſeyn, und von ihr diejenige Regel zu erhalten, welche in ihr ſelbſt nicht liegt. Eben dieß beweiſt aber zugleich, daß die Denkkraft mit der Sittlichkeit näher verwandt iſt, welche die Quelle aller Regeln und alles Zuſammenhangs in den menſchlichen Reden und Handlungen ſeyn ſoll.

Die Denkkraft iſt, drittens, deßwegen von höherm Range in der menſchlichen Natur, als die Sinnlichkeit: weil der Menſch beym Denken ſelbſtthätig iſt, beym Empfinden aber ſich leidend verhält. Zwar iſt Thätigkeit und Leiden bey beyden in einem gewiſſen Grade vermiſcht. Der Verſtand könnte nicht denken, wenn ihm die Sinne nicht die Materialien darreichten, und die Sinne würden nicht empfinden, wenn die auf ſie gemachten Eindrücke nicht von einer thätigen Kraft der Seele gleichſam ergriffen und in Vorſtellungen verwandelt würden. Aber augenſcheinlich ſchöpft der Menſch, wenn er denkt, vieles aus ſich ſelbſt: wenn er hingegen empfindet, empfängt er faſt alles von den Dingen, die auf ſeine Augen und Ohren wirken. Daher hängt es auch großen Theils von ihm ab, was und wie viel er denken, — wenn er anfangen und wenn er endigen will. Hingegen hängt es ganz von ſeiner äußern Lage, von Umſtänden und Zufällen ab, was er hören und ſehen, welche Gegenſtände er mit den Sinnen wahrnehmen, und welche Vergnügungen er durch ſie genießen ſoll. Daher iſt der Menſch, beym Denken, auch mehr frey: eine zweyte Annäherung der Denkkraft an die Sittlichkeit, welche gänzlich auf der Freyheit beruhet, und in welcher ſich die Freyheit des Menſchen am vollkommenſten zeigt.

Nach dieſen verſchiedenen Stufen der Würde nun müſſen ſich die Geiſteskräfte auch in ihrer Entwickelung richten. Ein Menſch, welcher eine ſehr lebhafte und reizbare Sinnlichkeit hat, muß eine, nach eben dieſem Verhältniſſe ſtärkere, Denkkraft beſitzen? wenn nicht die Vollkommenheit des einen Theils den ganzen Menſchen unvollkommner machen ſoll. Ein ſchwacher und wenig thätiger Verſtand wird den Menſchen beſſer regieren, ihn fehlerfreyer und liebenswürdiger machen, wenn auch das Empfindungsvermögen weniger thätig, wenigſtens ruhiger und gelaſſener iſt. Und dieſe Gradation zwiſchen der Stärke der Sinnlichkeit und des Verſtandes muß ſowohl, in Abſicht der Wahrnehmungen, welche von den Sinnen herrühren, als in Abſicht der Gefühle, welche durch ſie erregt werden, Statt finden. Von einem Menſchen, der immerfort beſchäftiget iſt, neue Gegenſtände zu ſehen und zu hören, und den die Schärfe ſeiner Sinne darin unterſtützt, ſollte man erwarten, daß er auch fähiger ſeyn würde, viel zu denken: weil ſein Verſtand unaufhörlich neuen Stoff für ſeine Betrachtungen erhält. Aber man irrt ſich. Wenn dieſer Verſtand nicht an Kraft dem ſinnlichen Wahrnehmungs-Vermögen noch überlegen iſt: ſo wird er durch die, ihm von dem letztern gelieferten, Materialien überhäuft, oder erhält ſo mangelhafte, daß er nichts daraus zu machen weiß.

Wenn, von der andern Seite, die Gefühle von Luſt und Unluſt zu lebhaft ſind und unaufhörlich mit einander abwechſeln: ſo wird der Verſtand in ſeinen Operationen gänzlich geſtört, und gelangt nie zu einer beträchtlichen Vollkommenheit, weil es ihm an ruhiger Muße fehlt.

Aber auch die Denkkraft ſelbſt, von der Seite betrachtet, in ſo fern ſie den Menſchen bloß unterhält, belehrt, vergnügt, und die Mutter der Wiſſenſchaft iſt, muß, einen ſo hohen Rang ſie auch in der menſchlichen Natur einnimmt, — doch noch denjenigen höhern, oder vielmehr der noch auf eine edlere Art geübten Denkkraft nachſtehen, welche, anſtatt einzelne Gegenſtände zu erforſchen und einzelne Zweige der Wiſſenſchaften zu bearbeiten, ſich damit beſchäftiget, alles, was den Menſchen in ſeinem Leben intereſſiren, und beſonders alles, was auf ſeine Handlungen Einfluß haben kann, in Zuſammenhang zu bringen, und ihm ein regelmäßiges Syſtem von Grundſätzen und Ideen, für ſeine äußere ſowohl, als ſeine innere Thätigkeit, für ſeine Aufführung in der Geſellſchaft ſowohl, als für ſeine Meditationen zu geben.

Dieſer Zweig, oder dieſe Anwendung des Verſtandes iſt es, was man die Vernunft nennt: und ſo wie ſie beſtimmt iſt, die *Herrſchaft* in dem Geiſte des Menſchen zu führen, ſo iſt ſie auch augenſcheinlich, an Würde und Werth, über jedes andere Vermögen desſelben, und ſogar über den Verſtand erhaben.

Wenn dieſer, durch die Denkgeſetze, eine Regel in ſich enthält, welche ihn in ſeiner Thätigkeit nicht ausſchweifen läßt, ſo iſt die Vernunft gleichſam *ganz* Regel, und erhält, durch denjenigen allgemeinen Zuſammenhang, welchen ſie, vermöge ihrer Natur, zwiſchen allen Vorſtellungen und Trieben des Menſchen im Innern, und zwiſchen allen ſeinen Endzwecken und Beſtrebungen in der äußern Welt ſtiftet, von allen Seiten ſo beſtimmte Schranken und ſo unabänderliche Geſetze der Ordnung für ihre eignen Operationen, daß ſie eben dadurch geſchickt wird, Ordnung und Zuſammenhang in den Beſchäftigungen und Werken des Verſtandes und der Sinnlichkeit zu erhalten.

Wenn die Glückſeligkeit des Menſchen weit mehr von ſeinem Denkvermögen, als von der Reitzbarkeit der Sinne abhängt, weil er einen weit größern Theil des Lebens mit angenehmen und intereſſanten Gedanken, als mit wollüſtigen Empfindungen ausfüllen kann: ſo trägt aus eben dem Grunde die Vernunft noch mehr zum Endzwecke der Glückſeligkeit bey, als der Verſtand; weil es nothwendig bey jedem Menſchen Zeiten gibt, wo die Denkkraft ermattet, und der Witz nichts hervorbringt, da hingegen es keinen Augenblick des Lebens gibt, wo der Menſch nicht als ein vernünftiges Weſen denken und handeln kann, wäre es auch nur, um jene gezwungene Leerheit des Geiſtes, ſo wie auch den Mangel angenehmer Empfindungen, auf eine ſchickliche Art zu ertragen.

Wenn endlich der Verſtand weniger von äußeren Einwirkungen in ſeinen Operationen abhängt, und mehr aus ſich ſelbſt ſchöpft, als die Sinnlichkeit, und eben deßwegen freyer und edler iſt: ſo iſt die Selbſtthätigkeit der Vernunft noch weit unabhängiger und ihre Freyheit größer. Da ſie keine neuen Erkenntniße zu erlangen ſucht, ſondern nur unter denen, welche die Beobachtung und das Nachdenken dem Menſchen erworben hat, Ordnung und Harmonie hervorbringen will, — die Regeln dieſer Ordnung aber in ihr ſelbſt liegen: ſo iſt, bey keiner ſeiner geiſtigen Operationen, der Menſch ſo vollſtändig Urheber und erſte Quelle derſelben; als bey der Anwendung der Vernunft.

Auch hier muß dem Verhältniſſe der Würde das Verhältniß der Entwickelung und der Stärke bey den verſchiedenen Kräften folgen. Man ſetze, es ſey in einem Menſchen die Denkkraft ſehr lebhaft, der Witz erfinderiſch, der Forſchungs-Geiſt tief eindringend oder ſcharfſichtig in Entdeckung der feinſten Unterſchiede. Iſt bey eben dieſem Menſchen dieſe beſondere Art der Denkkraft, welche nicht erfinderiſch, ſondern nur überlegend iſt, keinen einzelnen Gegenſtand erforſcht, aber über alle rathſchlägt, die zu keiner neuen Kenntniß verhilft, aber jede neu erlangte ſogleich an die übrigen anzuſchließen ſucht, — iſt, mit einem Worte, die Vernunft bey einem ſolchen Menſchen nicht noch in einem höhern Grade ſtark: ſo werden ihn jene Vorzüge eben deſto größern Fehltritten ausſetzen.

Der Mangel dieſer Proportionen zwiſchen Verſtand und Vernunft, iſt Urſache, daß wir ſo viele Beyſpiele von großen Gelehrten und geiſtreichen Schriftſtellern haben, welche in ihrer Aufführung abgeſchmackt oder unſittlich waren; daß wir Dichter und Künſtler vom erſten Range als gemeine, ſogar ſchlechte Menſchen in dem alltäglichen Leben, in den Verhältnißen mit Verwandten und Freunden finden; daß endlich die bewunderten Helden der Geſchichte zuweilen kaum die gemeine Achtung von ihren Hausgenoßen erhalten können.

Bey allen dieſen Perſonen war eine einzige Art der Denkkraft, und die ſich nur auf eine einzige Art der Gegenſtände bezog, ungewöhnlich ſtark. Dieſes Talent wurde auch von ihnen allein geübt. Alle übrigen Seelen-Vermögen blieben bey der Entwickelung zurück: ſo wie durch eine ſtärkere Pflanze eine ſchwächere erſtickt wird. Und zu dieſer, ſchon an ſich gefährlichen, übergroßen Ungleichheit der verſchiedenen Fähigkeiten, kam nun noch bey dieſen Männern hinzu, daß bey ihnen die letzte Entwickelung der Natur, — diejenige, welche alle anderen Seelen-Vermögen in einem oberſten Puncte vereiniget, — aus allen Kenntniſſen und Fertigkeiten das letzte Reſultat zieht, und dadurch die edle Frucht der gemeinen Menſchenvernunft hervorbringt, nicht vollſtändig genug vorgegangen war. Dieſe Menſchenvernunft heißt gemein, nicht, weil ſie verächtlich, ſondern weil ſie ein gemeinſchaftliches Eigenthum aller Menſchen iſt, oder ſeyn ſoll, — da hingegen jede andere Fähigkeit die einzelnen Perſonen von einander unterſcheidet. Sie iſt kein Talent, durch welches ſich ein Menſch vor Andern auszeichnet, ihre Bewunderung an ſich zieht und im Umgange, in Schriften oder auf dem Schauplatze der Welt glänzt.

Sie iſt eine Vollkommenheit, welche ihm die der menſchlichen Natur überhaupt zukommende Würde ſichert, welche ſeinem Weſen inniger einverleibt, aber eben deßwegen tiefer verborgen und weniger ſchimmernd in den Augen gemeiner Beobachter iſt; eine Vollkommenheit, welche ſich auf alle Reden und Handlungen des Menſchen erſtreckt, und ihn beſonders denjenigen achtungswürdig macht, welche am vertrauteſten mit ihm umgehen, oder in ſolchen Verhältniſſen ſtehen, wo Eigennutz und Ehrgeitz, Thorheit und Leidenſchaft die Menſchen am öfteſten trennen.

Die Vernunft iſt in der That für den Menſchen dasjenige, was die Frucht für den Baum iſt, das letzte Product, worauf das Wachsthum aller vorhergehenden Theile, der Knoſpen und Blühten abzielte. Auch am Baume iſt die Frucht weniger ſchön als die Blühte, ob dieſe gleich nur um der Frucht willen vorhanden war. Auf gleiche Weiſe hat das bloße Vernünftigſeyn eines Menſchen für Andere, die nur gelegentlich mit ihm umgehen, nicht das Anziehende und Einnehmende, welches er durch eigentlich ſogenannte Talente, durch Witz oder Scharfſinn erhält: obgleich auch dieſe nur der Vernunft zur Grundlage und zu Werkzeugen dienen ſollen. Die Frucht wird an den Pflanzen oft durch ein zu üppiges Wachsthum der Blätter und Blühten gehindert. Im Menſchen ſchadet nicht weniger die überwiegende Stärke einer einſeitigen Naturgabe der Entſtehung oder dem völligen Reifen der Vernunft.

Auch im Körper iſt es ein Zeichen eines fehlerhaften Baues und eine Urſache vieler künftigen Krankheiten, wenn ein Glied, beſonders wenn ein inneres, zum Leben und zur Bewegung nöthiges Eingeweide eine unverhältnißmäßige Größe und Stärke vor den übrigen hat.

Ein Athlete, der mit ſeinen nervigen Armen alles zermalmt, kann in anderer Rückſicht ein Schwächling ſeyn. Die Geſundheit und Stärke des Ganzen hängt von der Gleichheit der verſchiedenen Triebfedern ab, welche die Säfte in den Gefäßen umhertreiben. Nur das Gehirn und das Herz, dieſe beyden Hauptquellen der Bewegung, jenes für das Nerven- dieſes für das Blutſyſtem müſſen überwiegend ſtark und thätig ſeyn, wenn die Ordnung in allen übrigen erhalten werden ſoll.

Ein Weltmann, der ſonſt um Moralität wenig bekümmert war, und den Menſchen bloß nach ſeiner Liebenswürdigkeit in der Geſellſchaft ſchätzte, Cheſterfield, gibt doch der von uns behaupteten Wahrheit, obgleich unter ganz andern Ausdrücken, Zeugniß. Er ſchreibt in ſeinen bekannten Briefen an ſeinen Pflegeſohn, den er bloß zu einem vollkommenen Weltmanne machen wollte, daß er ſich nicht darum beeifern ſolle, in der guten Geſellſchaft als ein ſehr unterrichteter Menſch, noch weniger als ein guter Dichter aufgenommen zu werden; daß, wenn er ſein Glück in derſelben bloß durch ſein Talent für die Tonkunſt oder die Malerey, ja ſelbſt durch die Gabe gut zu erzählen, oder witzig zu ſcherzen, mache, dieſes Glück immer noch ein ſehr wenig ehrenvoller und unſicherer Succeß ſey; und daß nur derjenige ſich als ein wirklich geachtetes Mitglied einer Geſellſchaft anſehen dürfe, der von derſelben um gar keiner ſolchen beſondern Eigenſchaft willen, ſondern bloß als honnête homme, nach ſeiner ganzen Perſon, geſchätzt und aufgeſucht wird.

3.

Ich kehre nun zu meinem Grundſatze zurück: *daß die Tugend in dem Weſen des Menſchen liege, und daß der vollkommen ausgebildete Menſch nothwendig ſittlich gut ſeyn müſſe.* Und läßt ſich wohl, — wenn man den Ausdruck *der vollkommenen Ausbildung* in dem Sinne nimmt, welchen ich eben entwickelt habe, — etwas anders erwarten?

Ich werde den Beweis dieſer Behauptung, wie ich glaube, am leichteſten und natürlichſten entwickeln, wenn ich auf die vier großen Charakterzüge zurückgehe, in welche ſchon von Alters her die Tugend eingetheilt worden iſt. Von drey dieſer ſogenannten Cardinal-Tugenden, der Klugheit, der Mäßigung und der Tapferkeit, werde ich unmittelbar zeigen, daß ſie ſich in dem Charakter unſers idealiſchen Menſchen finden. In Abſicht der Gerechtigkeit, werde ich den Beweis auf eine doppelte Weiſe führen.

Ich werde zuerſt zeigen, daß ſie eine nothwendige Folge der drey übrigen Tugenden ſey, ſobald der Menſch, welcher dieſe beſitzt, ins geſellſchaftliche Leben gebracht, und zur Thätigkeit in demſelben veranlaſſet wird.

Ich werde zweytens zeigen, daß ſowohl in den erſten Anlagen, als in den letzten Abſichten der Natur mit dem Menſchen, die Erzeugung der Gerechtigkeit ihr vornehmſtes Augenmerk geweſen iſt.

Durch jene Anlagen hat ſie den Menſchen unabhängig von den äußern Dingen und ſich ſelbſt genügſam zu machen geſucht. Nichts aber verleitet den Menſchen mehr zur Ungerechtigkeit, als wenn er abhängig von den Dingen und andern Menſchen iſt.

Nach ihren Abſichten ſoll der Menſch immerfort thätig, und durch Thätigkeit glückſelig ſeyn. — Aber nur die gerechte und menſchenfreundliche Thätigkeit kann ununterbrochen ſeyn und den Menſchen glücklich machen.

Wenn es bey uns feſt ſteht, daß Klugheit, Mäßigung, Muth und Gerechtigkeit die Beſtandtheile der Tugend ausmachen, — und wir haben in dem Laufe unſerer Unterſuchung ſelbſt Urſache gefunden, dieſe Zergliederung der Tugend für eine der beſten zu halten: — ſo iſt es auch ausgemacht, daß dieſe Beſtandtheile der Tugend Eigenſchaften des Menſchen ſind, welcher ſich, der urſprünglichen Anlage ſeiner Natur getreu, entwickelt hat.

1. Klugheit.

Kann es zuerſt dem, nach meinen vorigen Angaben ausgebildeten, Menſchen an Einſichten fehlen: da bey ihm alle Erkenntnißkräfte, ſowohl diejenigen, welche den Stoff von außen, durch unbegreifliche Werkzeuge und Canäle, erhalten, und vermöge des Bewußtſeyns aufnehmen, als die, welche dieſen Stoff zu wirklichen Kenntniſſen und zu Gedanken bearbeiten, in gleicher und beſtändiger Thätigkeit ſind? Und können dieſe Einſichten anders als wahr und ächt ſeyn, da vermöge der Proportion in der vorgegangenen Entwickelung der Natur diejenige Kraft, welche die Wahrheit aus dem Scheine herauszieht, — der Verſtand, über diejenige Kraft, welche dieſen in der That ganz unentbehrlichen Schein liefert, — über das Empfindungsvermögen, — ſowohl das Uibergewicht der Stärke, als das Uibergewicht der Herrſchaft hat? Der

Mann, welcher viel wahrnimmt, aber noch mehr denkt, kommt gewiß zu Einſichten der beſten Art.

Aber Einſichten überhaupt machen noch nicht die Tugend der Klugheit aus. Dieſe beſteht nicht in einer beſondern Art der Erkenntniſſe, ſondern in einer ſolchen Modification aller Kenntniſſe, wodurch ſie Beziehung auf das praktiſche Leben und auf das ganze Leben, und wodurch ſie Zuſammenhang ſowohl mit allen Theilen unſerer Natur, als mit allen den Gegenſtänden erhalten, auf welche wir zu wirken haben. Das menſchliche Leben iſt lang; es iſt ſehr zuſammengeſetzt. Die Gegenſtände, mit welchen wir, während ſeines Laufes, nach und nach in Verbindung kommen, ſind ſehr mannigfaltig. Der folgende Tag hängt mit dem vorhergehenden, der glückliche Erfolg einer neuen Unternehmung hängt mit dem Gelingen einer alten zuſammen. Wenige Menſchen haben in irgend einem Zeitpuncte ihres Lebens zu den ihnen bloß als Menſchen obliegenden Geſchäften und Pflichten tiefe geometriſche, mechaniſche, naturhiſtoriſche oder irgend andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe nöthig. Aber faſt alle müſſen zu der einen oder der andern Zeit mit der Gabe, richtig über Gegenſtände, welche eigentlich für die Wiſſenſchaften gehören, zu urtheilen, verſehen ſeyn. Alle ſind noch ſtärker aufgefordert, in Uibereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu leben, und jede Sache mit ihrem Zwecke, und jeden Zweck mit den allgemeinen Endzwecken ihres Daſeyns zu verbinden.

Von wem ſind nun dieſe beyden Stücke, die gute *Beurtheilungskraft* und das beſtändige *Zuſammenhängen* der erkannten Dinge, und die Hinlenkung dieſer Kenntniſſe zu gemeinſchaftlichen Zwecken zu erwarten, als von demjenigen Menſchen, bey welchem zuerſt die verſchiedenen Erkenntnißkräfte einander das Gleichgewicht halten, und ſich wechſelsweiſe einſchränken, hingegen auch ohne Ausnahme in Thätigkeit ſind; und bey welchem zweytens die Denkkraft, die Meditation und die Wiſſenſchaft ſelbſt noch einer höheren Kraft untergeordnet ſind, der Vernunft, — welche eben auf allgemeinen Zuſammenhang losarbeitet, und in der Auffindung oder der Stiftung deſſelben ihre einzige Beſchäftigung findet.

Der in hohem Grade witzige Kopf, der aber nichts weiter als witzig iſt, der begeiſterte Dichter, der ſpeculative Philoſoph, können deßwegen doch einer guten Beurtheilungskraft in Sachen des gemeinen Lebens ermangeln, und werden ſogar von der übrigen Welt dieſes Mangels vorzüglich beſchuldiget. Aber dann entſteht dieſe köſtliche und zum ſittlichen Verhalten unentbehrliche Gabe gewiß, wenn der Menſch bey *einem* Talent und *einem* Zweige der Kenntniſſe, welche er ſeines künftigen Berufs wegen anbaut, doch um ſeiner perſönlichen Vollkommenheit willen, alle andern Geiſteskräfte

übt

ßt und alle andern Zweige der Kenntniſſe entweder bis auf einen gewiſſen Grad ſich zu eigen macht, oder wenigſtens ihre Natur, ihren Werth und ihre Stelle in dem allgemeinen Syſteme der individuellen und geſellſchaftlichen Glückſeligkeit einſieht.

Auf gleiche Weiſe kann, wie ich oben gezeigt habe, der Mann von Genie, der groſe Künſtler oder Gelehrte, der bewunderte Staatsmann, doch der Sittlichkeit, aus Mangel wahrer Klugheit, entbehren: und die allgemeine Vollkommenheit der Perſon ſehr wohl über den hohen Vorzügen des Dichters, Helden oder Staatsverwalters verloren gegangen ſeyn. Bey dem vollkommenen Menſchen hingegen, ſo wie wir ihn gebildet haben, iſt kein Zweig der Denkkraft, kein Talent, der Vernunft weder an Stärke gleich, noch an Macht und Einfluß auf den ganzen Menſchen überlegen. In ihm iſt die Kraft, welche den Zuſammenhang und die Harmonie der einzelnen Gaben ſtiftet, noch größer, als irgend eine dieſer Gaben ſelbſt: und ſeine Erkenntniſſe werden alſo gewiß in die wahre Klugheit, nach der edelſten Bedeutung dieſes Wortes, übergehen.

2. Mäßigung.

Was die Tugend der Mäßigung betrifft: ſo iſt dieſelbe, in der weiteſten Bedeutung des Wortes, in welcher ſie allein eine Haupttugend genannt zu werden verdient, nicht bloß die Einſchränkung einzelner, beſonders körperlicher, Begierden; ſondern ſie iſt die Fertigkeit des Menſchen, ſeine Handlungen und ſeine Empfindungen, — die Aeußerungen ſeiner thätigen, und der, die Einwirkungen anderer Dinge auf ihn wahrnehmenden Kräfte, ſolchen Regeln zu unterwerfen, welche der Natur dieſer Kräfte, und der behandelten und empfundenen Gegenſtände angemeſſen, und zugleich geſchickt ſind, ſich mit einander zu einem allgemeinen Syſteme der Regeln zu vereinigen.

Was nun hier in Abſicht der freyen Handlungen des Menſchen gefordert wird, — *Ordnung und Regel in denſelben hervorzubringen*: — dieß hat die Natur bey ſeiner urſprünglichen Bildung zuerſt gethan; und eben dieſe Forderung hat die Entwickelung unſers idealiſchen Menſchen, bey ſeinem Emporwachſen vom Kinde zum reifen Manne, erfüllt. Wenn alſo von dieſem irgend eine Tugend zu erwarten iſt: ſo iſt es die, Maß und Regel in allen Dingen zu beobachten.

Die Natur hat, unter ihren Schöpfungen, bey der Organiſation der Pflanzen, zuerſt angefangen, im innern Bau und in der äußern Form, ſichtbar nach Regeln und einer beſtimmten Ordnung zu verfahren; und ſie hat dadurch dieſer Claſſe ihrer Geſchöpfe, den Rang über das ganze Stein- und Mineral-Reich gegeben. So wie ſie von der

Pflanze zur Erſchaffung des Thieres und Menſchen fortgeſchritten iſt, iſt ſie in ihrer Ordnung immer ſtrenger, in ihren Regeln immer genauer geworden: bis ſie endlich durch das feinſte Gewebe und den regelmäßigſten Zuſammenhang unzähliger Theile, das Meiſterſtück der Schöpfung, den Menſchen, hervorgebracht hat, — der nun ſie und die von ihr bey ſeiner Bildung beobachtete Geſetzmäßigkeit, in ſeinen Handlungen und in ſeinen Werken nachzuahmen im Stande iſt. In den Handlungen geſchieht dieſes durch Sittlichkeit, in den Werken durch Kunſt.

Die Mäßigung, in dieſem weiten Umfange der Bedeutung, und die Klugheit in der, welche ich ihr zuvor gegeben habe, machen nicht ſowohl Claſſen beſonderer Tugenden aus, ſondern ſind in der That nur zwey verſchiedene Geſichtspuncte, unter welche man die Tugend überhaupt ſtellen kann.

Es gibt aber Gelegenheiten und Handlungen, bey welchen die Tugend mehr von der einen Seite als von der andern thätig, oder doch ſichtbar iſt. Und dieß ſind die Handlungen, welche man in einem eingeſchränktern Sinne klug oder mäßig nennet.

Der Leſer erlaube mir in Abſicht der Mäßigung, als Zweig und Unterart der Tugend betrachtet, mich in einige genauere Betrachtungen einzulaſſen, die, wenn ſie auch zu meiner gegenwärtigen Abſicht nicht unentbehrlich ſind, doch dieſe wichtige Tugend ſelbſt ins Licht ſtellen, und deutlicher, als bloße abſtracte Ideen, zeigen, in wiefern in der Menſchennatur der Keim der Mäßigkeit liege, und von der vollkommenen Reife jener Natur dieſe Tugend ſelbſt mit Sicherheit zu erwarten ſey.

Uibermaß kann nur im Menſchen da ſeyn, wo ein Streben, eine Bewegung und eine Thätigkeit iſt. Ich bemerke aber in ihm eine vierfache Art des Lebens und der Thätigkeit: 1) die Thätigkeit des ſinnlichen Genußes und der ſinnlichen Begierde nach Genuße. 2) das Streben nach Erlangung der äußern Güter, welche zuſammen das Glück ausmachen, und wovon Ehre, Vermögen und Macht die vorzüglichſten Beſtandtheile ſind. 3) diejenigen Thätigkeiten, welche ihren Reiz in ſich ſelbſt und in der Unterhaltung und dem Vergnügen haben, welche ſie dem Geiſte gewähren, z. B. die Erforſchung der Wiſſenſchaften, die Anſchauung der Kunſtwerke, oder auch gelungene Unternehmungen, bey welchen man nur ſeine Talente zu zeigen die Abſicht hatte; endlich 4) die Thätigkeit, welche ſich mit Uiberlegung aller andern Handlungen und Beſtrebungen beſchäftiget, und in der Aufſuchung der ihnen zukommenden Regeln der Ordnung beſteht.

Dieſe letztere Art der Thätigkeit iſt keiner Unmäßigkeit fähig: denn ſie iſt ſelbſt die Quelle, und gibt das Geſetz der Mäßigung für alle übrigen. Aber die Beſtrebungen und Begierden der drey andern Arten, wiewohl ungleich von Adel und Range, können doch auf gleiche Weiſe ihre Schranken übertreten. Der Wollüſtige, der Habſüchtige, der ſeinem Studium oder ſeiner Liebhaberey ſein Vermögen oder ſeine Geſundheit Aufopfernde, ſchweifen auf gleiche Weiſe aus. Aber jede dieſer Arten der Unmäßigkeit hat ihren eigenen Charakter und ihre eigenen Folgen. Bey jeder gibt es einen Unterſchied zwiſchen der Unmäßigkeit in den Begierden, und der Unmäßigkeit beym Genuße. Von den Urſachen der Unmäßigkeit endlich, ſind einige allen Arten gemein, andre einer jeden eigenthümlich.

Erſte Betrachtung.

Charakter und Folgen jener drey Arten der Unmäßigkeit.

a. Die Unmäßigkeit der ſinnlichen Begierden und Genüße verdirbt und erniedriget den Menſchen am meiſten, macht ihn an Leib und Seele krank, ſchwächt ſeine übrigen Kräfte, und vernichtet oft die Sittlichkeit ganz und gar.

Ich rede aber hier nur von den Ausſchweifungen in den Begierden und Genüßen, zu welchen die beyden niedern Sinne führen, von denen der Lüſternheit, des Trunkes und der Wolluſt. Die Augen und Ohren, in ſo fern die Vergnügungen, welche durch ſie erweckt werden, entweder in der

Befriedigung der Neugierde, oder in dem Wohlgefallen an Schönheit der Geſtalten und Harmonie der Töne beſtehen, ſchließen ſich an die Einbildungskraft und den Verſtand an: und ob ſie gleich auch in jenen Beziehungen den Menſchen zur Unmäßigkeit verleiten können: ſo ſind die Folgen derſelben gemeiniglich denen ähnlich, welche aus dem unmäßigen Vergnügen der Einbildungskraft, des angewandten Witzes u. ſ. w. entſtehen. Sehr oft aber ſind dieſe Sinne, obgleich von edlerer Natur und Beſtimmung, nur Dienerinnen der Uippigkeit und der Wolluſt. Die Geſchlechtsliebe wird zuerſt durch Schönheit erweckt, und der Schönheitsſinn kann, bey einem zu feurigen Temperamente, dem Menſchen leicht gefährlich werden. Uiberdieß ſind es Luxus und Pracht, Muſik und Tanz, welche den Rauſch der Fröhlichkeit unterhalten und den ſinnlichen Menſchen, in den Zwiſchenzeiten, bis zu den ſeltneren Momenten, wo er noch lebhaftere Lüſte genießet, befriedigen und auf dieſe vorbereiten.

Die Urſachen des größern Sittenverderbnißes, welches aus Ausſchweifungen der gröberen Sinnlichkeit beſteht, ſind:

Erſtlich, weil in der Regel dieſe Vergnügungen die lebhafteſten und die Eindrücke davon am meiſten erſchütternd für Körper und Geiſt ſind. Bey ihnen drängen ſich die Luſt und die Begierde in wenige Momente zuſammen, und zerſtören alſo, wenn ſie übermäßig ſind, das Weſen, worauf ſie wirken, deſto gewiſſer. Die Begierden und Befriedigungen des Ehrgeizigen können, zuſammengenommen, größere Wirkungen außer dem Menſchen hervorbringen, und Andern mehr Schaden thun: aber ſie ſind durch den Zeitraum des Lebens mehr vertheilt; und die im Menſchen ſelbſt erregte Unruhe und Zerrüttung iſt fortdauernder, aber nie ſo heftig.

Zweytens: weil bey den ſinnlichen Vergnügungen Leib und Seele zugleich und faſt in gleichem Grade angeſtrengt werden. Und noch dazu iſt es von dem erſten das Nervengebäude, welches dabey am meiſten leidet, derjenige Theil des Körpers, der zu dem Empfinden, Denken und allen Operationen des Geiſtes am nothwendigſten iſt. In der Seele hingegen wird die Thätigkeit der Denkkraft und jede Beſchäftigung edlerer Art durch den Rauſch der Sinne nicht nur auf ſo lange unterbrochen, als dieſer dauert, ſondern oft noch für eine geraume Zeit nach dem Ende der Luſt unterdrückt. In dieſer Zwiſchenzeit entſteht eine Leere der Seele, ein Uiberdruß und Mißmuth, eine Unzufriedenheit mit ſich und der Welt, welche keinen guten Gedanken aufkommen, kein Werk des Fleißes gelingen läßt, und das Andenken an Tugend und Geboth dem Menſchen zuwider macht.

Drittens: bey den Begierden und Beſtrebungen nach Glück, oder Wiſſenſchaft und Kunſt iſt immer mehr Thätigkeit, als leidentliche Affection; bey den Sinnen hingegen wird der Menſch weit mehr bloß afficirt, als er thätig iſt. Hier iſt er leidendes Subject, auf welches andre Dinge wirken: dort iſt er thätiges Subject, welches entweder auf ſich ſelbſt oder auf andere Dinge wirkt. Daher ſchadet er auch, wenn er in dieſer letztern Art ausſchweift, mehr Andern; wenn er in jener erſtern ausſchweift, mehr ſich ſelbſt. Die Folgen verbothener und unmäßiger Luſt bleiben in ihm, zeigen ſich in ſeinem Körper durch Krankheiten, oft in ſeinem Geſichte durch Verunſtaltungen; ſtets aber in ſeinem Geiſte durch Schwächung ſeiner Talente und ſeines natürlichen oder erworbenen Sittengefühls.

b. Die Ausſchweifungen des Eigennutzes und Ehrgeitzes, kurz der Begierden, welche auf äußeres Glück gehen, ſind mehr dazu gemacht, uns zu Ungerechtigkeiten gegen Andere zu verleiten, und entweder zu Handlungen der Gewaltthätigkeit oder des Betrugs zu verführen.

Die Urſache hiervon fällt in die Augen. Jedermann läuft nach Reichthum und Ehre, als den ſichern Mitteln des Wohllebens. Die Natur hat aber doch die Gegenſtände, welche den Reichthum ausmachen, nicht in dem Maße reichlich auf der Erde vertheilt, als die Anzahl der Mitbewerber um dieſelben erfordern würde, wenn ſie alle befriediget werden ſollten. Bey der Hoheit und der Herrſchaft liegt es ſchon in ihrer Natur, daß viele zurückgeſetzt werden müſſen, damit Einer emporkomme; daß Viele niedrig ſeyn müſſen, damit Einer groß ſey. Wer alſo mit aller Gewalt ſtrebt, groß und Beherrſcher Anderer zu ſeyn, muß ſehr viele Nebenbuhler zuvor bey Seite geſchafft, mit vielen Widerſachern zuvor Krieg geführt haben; und man weiß, daß Rivalität und Krieg die Urſache der größten Ungerechtigkeiten ſind.

c. Die Unmäßigkeit, in Abſicht der Befriedigung ſolcher Begierden, welche auf eigene Geiſtesunterhaltung gehen, (und bey dieſer kommen Einbildungskraft und Sinne immer mit ins Spiel,) hat den Charakter, daß ſie den Menſchen zwar nicht ſchädlich, aber unbrauchbar für die Geſellſchaft und zur Erfüllung der geſelligen Pflichten, entweder ungeſchickt oder unwillig und träge macht.

Die Urſache iſt zwiefach. Erſtens, wer eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder die Cultur und Ausübung irgend eines Talents unmäßig, d. h. ohne Rückſicht auf Geſundheit, Vermögen, Familie, Freunde u. ſ. w. treibet, ſchätzt auch dieſe Wiſſenſchaft, dieſe Kunſt oder dieſes Talent übermäßig, und erniedriget in ſeinem Urtheile die Verdienſte und Talente anderer Art unter den Werth, welcher ihnen zukommt. Dadurch aber reißt er gleichſam ſeine Wiſſenſchaft, und das in irgend einer Geiſtesarbeit erworbene Verdienſt, aus dem allgemeinen Syſteme der menſchlichen Beſtrebungen nach

Vollkommenheit heraus, in Verbindung mit welchem allein das ihm eigenthümliche Verdienſt wahren Werth und Brauchbarkeit hat. Niemand treibt einen Zweig der Gelehrſamkeit auf die rechte Weiſe, welcher blind gegen den Zuſammenhang iſt, in welchem dieſer Zweig mit noch größern Aeſten und dem ganzen Stamme ſteht. Alle ſolche unbändig große Gelehrten ſind Pedanten: und der Pedantismus iſt ein Roſt, welcher die am ſchönſten gearbeiteten Waffen am Tage des Treffens unbrauchbar macht. Selten waren große Genies unmäßige Arbeiter. Zwar auch zum Theil, weil ſie reizbare Sinne hatten, und außer den Freuden, die ihnen die Ausübung ihres Talents gewährte, auch Geſchmack an vielen andern Vergnügungen fanden, die ihnen weniger Arbeit koſteten. Aber gewiß liegt auch die Urſache darin, daß ſie die übrige Welt und das Schöne und Vortreffliche, ſowohl der Natur als der Geiſteswerke andrer Art gerne kennen und genießen wollen. Und gewiß kehren ſie von dieſem ihnen etwas fremdern Genuſſe zu ihrer Kunſt, nicht nur mit erneuerten Kräften, ſondern auch mit geſammelten Hülfsmitteln, zurück.

Der zweyten Urſache gedenkt Cicero in ſeinen Büchern von den Pflichten. Der Gelehrte unter ſeinen Büchern, der Mathematiker unter ſeinen Werkzeugen, der Maler an ſeiner Staffeley, alle dieſe, wenn ſie unmäßig ihr Handwerk lieben, oder nach dem Ruhme der Vollkommenheit in demſelben ſtreben, laſſen ſich ungern auch durch Pflichten davon abrufen. Sie ſpringen Nothleidenden, oder Freunden weniger bereitwillig und ſchnell bey, als der etwas weniger beſchäftigte oder weniger ruhmſüchtige Gelehrte und Künſtler, oder der bloße Hausvater und Landmann. Alle andern Verhältniſſe des Lebens und der Geſellſchaft ſcheinen ihnen weniger Bezug auf ſie zu haben, wenn ſie nicht mit ihren Lieblingsarbeiten zuſammenhängen. Die Menſchen, welche Dichter und große Schriftſteller nicht bewundern, oder vor ſchönen Bildſäulen nicht in Erſtaunen gerathen, ſind enthuſiaſtiſchen Dichtern oder Künſtlern gleichgiltige und unbedeutende Menſchen, gegen welche auch die Neigungen des Wohlwollens, der Familienliebe, der Dankbarkeit, u. ſ. w. geſchwächt werden, weil ſie an ihnen nicht das Wohlgefallen finden, welches durch eine angenehme Unterhaltung erregt wird. Kurz es gibt eine gewiſſe Selbſtſucht, welche aus Wiſſenſchaft und Kunſt und dem unmäßigen Eifer für beyde entſtehen kann; ſo wie es eine andre gibt, welche aus der Liebe zum Gelde entſpringt. Alles aber, was uns vom großen Menſchengeſchlechte trennt, und uns gegen eine Menge unſrer Nebengeſchöpfe kalt und gleichgiltig macht, ſchwächt auch das Wohlwollen und den Eifer, unſre Pflichten pünctlich gegen ſie auszuüben.

Zweyte Betrachtung.

Unmäßigkeit der Begierde und Unmäßigkeit des Genuſſes.

Bey jeder Art der Unmäßigkeit gibt es einen Unterſchied zwiſchen den Ausſchweifungen der Begierden, und zwiſchen den Ausſchweifungen des Genuſſes.

Auch dieſer Unterſchied iſt bey der Sinnlichkeit am deutlichſten; bey welcher überhaupt alles, was Unmäßigkeit heißt, in großen Charakteren vorhanden iſt, und ſich am leichteſten beobachten läßt.

Es gibt Menſchen, deren Begierden zu ſchlafen ſcheinen, wenn ſie nicht durch ſtarke Veranlaſſungen aufgefordert werden: aber einmahl gereizt, werden ſie auch unerſättlich. Wenn dieſe Menſchen unter den Ihrigen ein ſtilles und eingezognes Leben führen; ſo bleibt ihre Aufführung regelmäßig, und ihr Charakter ſittlich. Wenn ſie aber in die große Welt, unter Verführer und Ausſchweifende kommen: ſo werden ſie üppig und zügellos.

Bey Andern iſt die Neigung zum ſchönen Geſchlechte, die Liebe zu einer guten Tafel, zu Geſellſchaften und Vergnügen, von Jugend auf, wach und lebendig. Damit iſt ihre Imagination beſtändig erfüllt; darauf zielen alle ihre Entwürfe. Aber im Genuſſe der Vergnügungen ſelbſt wiſſen ſie ſich ſo zu mäßigen, daß weder ihre Geſundheit darunter leidet, noch ihre Geſchäfte dadurch geſtört werden. So erlangte der Wohllüſtling Richelieu ein hohes und geſundes Alter.

So ſehen wir, in noch alltäglichern Beyſpielen, viele Privatleute von mittelmäßigem Vermögen, für gewöhnlich mit einem ſehr frugalen Tiſche und einer geringen Koſt vorlieb nehmen und bey derſelben vergnügt ſeyn; die doch ſelten zu einem Gaſtmahle gebethen werden, ohne daß ſie ſich den Magen überladeten. Andre wollen ihre Lüſternheit täglich befriediget haben: aber bey der Befriedigung hält ihre Verzärtelung ſelbſt ſie ab, das zu ihrem Wohlbefinden unentbehrliche Maß zu überſchreiten.

Die Ausſchweifungen der Begierden, wenn dieſelben beſonders mit Beſtrebungen und Entwürfen verbunden ſind, wenn Verſtand und Witz aufgebothen werden, um ſich die Gegenſtände derſelben zu verſchaffen; ſcheinen etwas Edleres und Menſchlicheres zu haben, als die Ausſchweifungen im Genuſſe, wenn der Menſch von jenen nicht eher gereitzt wird, als bis dieſer vorhanden iſt. Auch das Thier liegt ſo lange in träger Ruhe, als der Gegenſtand ſeiner Begierden nicht gegenwärtig iſt: aber, um den Raub, welchen es einmahl gekoſtet, oder das Weibchen, mit welchem es ſeine Luſt einmahl gebüßt hat, wieder aufzufinden, durchſtreift es Wälder und Berge.

Auch ſind die Ausſchweifungen in den Begierden nach künftigem Vergnügen, dem Körper und Geiſte des Menſchen nicht ſo ſchädlich, als die Unerſättlichkeit im Genuſſe. Die Begierden beſchäftigen mehr die Einbildungskraft: die Genüſſe ſetzen mehr das Nervengebäude in Bewegung. Die Einbildungskraft aber kann eine längere Spannung aushalten, als die Nerven. Ihre Bilder ſind überdieß ſchwächer, als die gegenwärtigen ſinnlichen Eindrücke, und wirken alſo ſanfter auf Körper und Gemüth.

So geht es zu, daß die Richelieus, die Lovelaces und ihres gleichen ein hohes Alter erreichen können, obgleich ihre Sinnlichkeit unaufhörlich ausſchweift. Aber ſie ſind einen weit größern Theil des Lebens mit den Anſtalten zum Genuſſe der Luſt, mit der Anwendung aller Künſte eines erfahrnen Wollüſtling beſchäftiget, als mit dem Genuſſe der Wolluſt ſelbſt. Kein, auf eine gemeine Art, Liederlicher wird ſich von Krankheiten ſo frey und ſeinen Geiſt ſo heiter, als jene, erhalten können.

Aber dafür ſind auch dieſe letztern weit ſchädlichere Menſchen und verderben ihren Charakter nach und nach bis zur völligen Gefühlloſigkeit gegen Recht und Unrecht. Alle Achtung für andere Menſchen und deren Rechte höret bey ihnen auf, nachdem ſie ſo oft diejenigen, nach deren Liebe ſie trachteten, und von welchen ſie am meiſten geliebt wurden, unglücklich gemacht haben.

Bey der Unmäßigkeit der Begierden nach unſerm Glück iſt eben dieſer Unterſchied, zwiſchen unmäßiger Begierde ſelbſt und unmäßigem Genuſſe bemerkbar. — Es gibt Ehrgeitzige, welche nicht ſtolz, und Habſüchtige, welche nicht karg ſind. — Der Ehrgeitz aber ſtrebt nach Ehre, der Stolz genießt derſelben. Ein ähnlicher Unterſchied iſt zwiſchen Habſucht und Geitz.

In der That kommt bey dem Reitze, mit welchem Reichthum und Hoheit den größten Theil des Menſchengeſchlechtes ſo unwiderſtehlich an ſich ziehen, — noch weit mehr als bey den Genüſſen der feinern Wollüſtlinge, — das Vergnügen an einer gelungenen Unternehmung und an Beſiegung von Schwierigkeiten in Betrachtung. Mächtig und reich ſeyn iſt in der That etwas Angenehmes, und verſchafft uns wirkliche Vortheile. Aber beydes hört auf, ſehr angenehm zu ſeyn, wenn man es lange geweſen iſt. Aber das Vergnügen, noch höher emporzuſteigen, und ſein Vermögen noch mehr anwachſen zu ſehen, iſt weit lebhafter und wirkt weit ſtärker auf das Gemüth.

Daher ſtreben die Könige nach Eroberungen: weil es ſonſt für ſie kein Mittel gibt, ſich über ihren gegenwärtigen Stand zu erheben.

Auch bey dieſer Claſſe der Unmäßigen, ſind die im Genuſſe Unmäßigen verächtlicher, aber unſchädlicher; — die in den Begierden Ausſchweifenden ſind edler ſcheinende, aber gefährlichere Menſchen. Der Ehrgeizige verwüſtet die Erde: der Stolze iſt nur denjenigen beſchwerlich, mit welchen er umgeht. Man lacht, oder ärgert ſich vielleicht über den Geizhals: aber man hat oft Urſache, über den Habſüchtigen, — beſonders, wenn er mit Macht und Einfluß begleitet iſt, zu weinen.

Der nähmliche Unterſchied zwiſchen der Unmäßigkeit in der Begierde, und zwiſchen der bey dem Genuſſe, findet ſich auch bey der dritten Art der Thätigkeiten und Triebe, wobey der Menſch ausſchweifen kann: — ich meine bey denjenigen, welche in ihm ſelbſt ihr Ziel haben, — die auf Erlangung von Wiſſenſchaft oder Kunſtfertigkeit, auf Cultur irgend eines beſondern Talents, und alſo auf den angenehmen Genuß ſeiner in Thätigkeit geſetzten Kräfte gehen.

Dieſe Triebe trachten nach wahren Gütern, aber doch nach ſolchen, die andern untergeordnet ſind, und ihnen in einzelnen Fällen aufgeopfert werden müſſen. Wiſſenſchaft und Kunſt haben einen großen Werth: aber einen weit geringern, als die Erfüllung der Pflichten des Berufs und der Menſchenliebe; und ſie verdienen nicht, daß man ihnen Geſundheit, Leben, oder auch nur alle geſelligen Vergnügungen aufopfere.

Der

Derjenige Liebhaber nun einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, welcher auf die Erlangung einer gewiſſen Vollkommenheit in derſelben, mehr von ſeiner Zeit und ſeinen Kräften wendet, als ſeine übrigen Privat- und öffentlichen Verhältniſſe erlauben, und ſich, durch die darauf gewandten Arbeiten, von den ihm obliegenden Geſchäften eines Hausvaters, vielleicht eines Staatsmannes, abhalten läßt; — ſelbſt derjenige Gelehrte oder Künſtler von Profeſſion, welcher, ununterbrochen an ſeine Arbeit geheftet, ſich von derſelben, weder durch die Sorge für ſeine Geſundheit und für ſein Hausweſen, noch durch die Hülfe, welche er Nothleidenden zu leiſten hat, noch durch die allgemeinen Anforderungen, welche Natur und menſchliche Geſellſchaft an ihn machen, abrufen laſſen will: — alle dieſe Perſonen ſind die **Unmäßigen** dieſer Claſſe, in Abſicht der Begierden.

Aber ſie ſind nicht immer zugleich diejenigen, welche im Genuße des von ihnen angebauten Talents, oder der von ihnen erworbenen Wiſſenſchaft ausſchweifen.

Man genießt der Wiſſenſchaften, der Kunſtfertigkeiten, oder der Talente, welche man beſitzt, entweder, indem man ſich ſelbſt wegen dieſes Beſitzes höher ſchätzet, und, durch dieſe vermehrte Hochachtung ſeiner ſelbſt, theils innere Zufriedenheit, theils dasjenige Selbſtvertrauen und die Dreyſtigkeit, im Umgange mit Menſchen, die in allen

Geſchäften und Auftritten des Lebens ſo nützlich ſind, erhält; oder indem man die erworbenen Talente zur Hervorbringung kleiner, mehr anmuthigen als ſchweren, Werke in jeder Wiſſenſchaft oder Kunſt anwendet; oder endlich indem man ſeine Talente vor Andern glänzen läßt, ſie durch ſeine Einſichten belehrt, durch ſeinen Witz ergötzt, oder durch ſeine Kunſtfertigkeiten in Bewunderung ſetzt, — durch alles dieß aber ihre Zuneigung und Achtung ſich erwirbt.

Man kann alſo auch auf eine dreyfache Weiſe in dem Genuße ſeines Talents, ſeiner Wiſſenſchaft oder Kunſt ausſchweifen.

Man kann zuerſt ſeine Wiſſenſchaft oder Kunſt, und ſich ſelbſt um derſelben willen, zu hoch ſchätzen. Das Erſte macht den gelehrteſten oder talentvollſten Mann zum Pedanten: das Andere macht ihn ſtolz, anmaßlich und verachtend gegen diejenigen, welche in einer andern Gattung, ein vielleicht größeres Verdienſt, als das ſeinige iſt, um die menſchliche Geſellſchaft haben. Oft werden auch gerade diejenigen, welche in einer beſondern Kunſt am meiſten glänzen, und ſich dieſer ihrer Erhabenheit über Andere mit dem größten Wohlgefallen bewußt ſind, zu deſto größern Verirrungen und Fehltritten in Sachen, die außer der Sphäre ihrer Kunſt liegen, verleitet. Es trifft nähmlich bey ihnen ein, was Sokrates, als er um den Sinn des über ihn ausgeſprochnen Orakels zu erforſchen, die Dichter, Künſtler, und andern großen Männer ſeiner Vaterſtadt aufſuchte, bey dieſen als einen, alle ihre Weisheit verdunkelnden, Flecken fand, daß ſie, weil ſie in einer einzigen Sache wirklich einſichtsvoller, als ihre Mitbürger, waren, ſich höhere Einſichten in allen andern Sachen zuſchrieben und alſo der Selbſtkenntniß, der höchſten aller Wiſſenſchaften, beraubt waren.

Oder man kann, zweytens, berauſcht von dem Vergnügen an der kleinſten Ausübung eines Talents, ſich begnügen, bloß die Blumen auf dem Felde ſeiner Kunſt oder Wiſſenſchaft zu pflücken; da man, von Rechtswegen, mit Aufopferung dieſes Vergnügens, weiter fortarbeiten ſollte, um bis zu den Früchten zu gelangen. So bleiben manche Gelehrte, manche Philoſophen und Dichter, auf dem halben Wege zu der Vollkommenheit ſtehen, zu welcher die Natur ſie beſtimmt hatte; weil ſie zu zeitig die ſchon erlangte Vollkommenheit zur Hervorbringung von Werken der Kunſt oder Wiſſenſchaft anwenden wollen. Um ein großer Schriftſteller, und überhaupt in irgend einer Kunſt ein großer Mann zu werden, kann man nicht lange genug arbeiten, und nicht ſpät genug vor dem Publikum auftreten. Der dem Genuße nacheilende Jüngling, wenn er ſich einiger Naturgaben, verbunden mit Kenntniſſen, bewußt iſt, unterbricht oft die ihm ſo unentbehrlichen Studien, um jetzt ſchen der Lehrer des Publikums, oder der Schöpfer eines eignen Werks zu ſeyn.

Auf eine dritte Weiſe ſchweifen talentvolle und Wiſſenſchaft oder Kunſt anbauende Männer, in dem Genuße ihres Talents aus, wenn ſie ſich den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen überlaſſen, in welchen ſie ihre Einſichten, oder die Produkte ihres Witzes am leichteſten Andern mittheilen, und deren Beyfall ernten können. Dieß iſt beſonders in großen Hauptſtädten, wo Geſchmack und Luxus herrſcht, — dieß war beſonders in dem alten Paris der Fall. Die Einſamkeit, Stille und ausdauernde Arbeitſamkeit, welche dem Gelehrten oder Künſtler, zur Hervorbringung großer Werke, unentbehrlich ſind, werden einem jungen geiſtreichen Manne entweder unmöglich, oder unſchmackhaft und unerträglich, wenn er zu oft an den Tafeln der Großen glänzt, im Kreiſe liebenswürdiger Frauen mit ſeinen Talenten Beyfall findet, und dergeſtalt das Intereſſe ſeiner Sinnlichkeit oder ſeines Ehrgeitzes mit einer gewiſſen Ausübung ſeines Talents vereinigen kann.

Man ſieht leicht, daß, in dieſer Claſſe der Ausſchweifungen, die Unmäßigkeit in der Begierde und in den Beſtrebungen eines Gelehrten oder Künſtlers mehr der Erfüllung ſeiner übrigen Pflichten ſchadet; daß hingegen die Unmäßigkeit im Genuße mehr der Vollkommenheit ſeiner Wiſſenſchaft, oder ſeines Talents ſelbſt, Eintrag thut.

Dritte Betrachtung.

Welches ſind nun die Urſachen der Unmäßigkeit?

Sie ſind zum Theile allen Gattungen gemein, und zum Theile jeder Gattung eigenthümlich.

Ich werde auch ſie zuerſt bey der Sinnlichkeit, und ſelbſt in dem Körper, aufſuchen; der eben hier ſeinen größten Einfluß auf die Seele zeiget.

Ich bemerke zuerſt, daß eine gewiſſe unnatürliche Reitzbarkeit derjenigen Theile des Nervengebäudes, welche den Sitz der Empfindung oder des ſinnlichen Bedürfniſſes ausmachen, und die Schärfe der Säfte, welche durch dieſe Gefäße abgeſondert werden, bey dem Thiere, ausſchweifende Begierden und Unerſättlichkeit im Genuße hervorbringen. Die Schärfe des Magenſaftes kann einen Heißhunger hervorbringen, der in eine wirkliche Krankheit ausartet und die ganze Maſchine zerrüttet. So wird das Raubthier, durch lange Entbehrung der Nahrung, weit wüthender, als es gewöhnlich iſt. — Auf gleiche Weiſe kann ein unnatürlicher Reitz in den Geſchlechtstheilen die Triebe der Wolluſt weit mehr verſtärken, als ſie, nach der Analogie der übrigen Züge im Charakter des Menſchen, hätte werden können. Auch hieraus entſtehet, beſonders bey dem weiblichen Geſchlechte, eine eben ſo ſchreckliche als gefährliche Krankheit. Die Wuth der Thiere, zur Zeit der Brunſt, entſteht aus nichts, als aus dieſen körperlichen Reitzen, die um ſo gewaltſamer bey ihm zu wirken ſcheinen, je enger die Natur die Zeit des Vermögens zur Begattung und der Begierde darnach eingeſchränkt hat.

Was nun, wenn es in einem höheren Grade vorhanden iſt, Krankheit und wüthende Leidenſchaft hervorbringen kann: dieſes, in einem mindern Grade vorhanden, kann Unordnung im Körper und unmäßige Begierde in der Seele hervorbringen.

Ich bemerke zweytens, daß gemeiniglich von dem Thiere, und dem Menſchen, in ſo fern er Thier iſt, die eine körperliche Luſt unmäßiger begehrt und genoßen wird, wenn das Vermögen und der Reitz zu andern Arten ſinnlicher Genüße fehlen; — und beſonders, wenn dem Körper die Kraft und Behendigkeit abgeht, durch welche er ſich die gleichfalls körperliche Luſt einer abwechſelnden oder einer ſchnellen Bewegung verſchaffen kann. Die Trunkenbolde ſind ſelten ſtarke Eſſer, und es iſt ſelbſt eine der übeln Folgen des unmäßigen Trinkens, daß es dem Menſchen die Eßluſt raubt. Der Lüſterne hingegen, welcher gern an einer reichen und geſchmackvollen Tafel glänzt, iſt gemeiniglich nüchtern. Und die ganze Claſſe der Wohllebenden in Europa, die Reichen und Großen, ſind in dem Maße nüchterner geworden, als ihr Gaumen mehr leckerhaft und ihre Kochkunſt vollkommener geworden iſt. Der, welcher die Freuden der Liebe über alles ſchätzt, vergißt, von weit reitzendern Gegenſtänden angezogen, leicht eines guten Gerichts oder eines feinen Weines. Nur inſofern die Geſellſchaft jener Leidenſchaft zu Hülfe kommt, und eine feine Schwelgerey auch die Lebensgeiſter zu andern Vergnügungen belebt, wird der Wollüſtling zugleich dem Vergnügen des Geſchmacks fröhnen.

Insbeſondere aber ſehen wir, auch ſchon im Kinde, — noch vielmehr im Jünglinge, wie leicht ſie Eſſen und Trinken vergeſſen, und von einer lang gewünſchten Mahlzeit aufſpringen, wenn ſie mit den Genoſſen ihres Alters und ihrer Munterkeit laufen, ringen, ſich baden oder auf irgend eine Art thätig ſeyn können. Nur die Schwerfälligkeit und Langſamkeit des Körpers, welche entweder eine Folge des urſprünglich fehlerhaften Baues, oder Anzeige einer Krankheit iſt, wird einen oder den andern Knaben vielleicht noch an ſeinen Stuhl und ſeinen noch nicht geleerten Teller feſſeln; indeß die andern ſchon ins Feld hinaus eilen, und unter Scherz und Bewegung des Hungers vergeſſen.

Mit dieſen körperlichen Urſachen ſind die, welche in der Seele liegen, analogiſch; und ich werde ſie an jene unmittelbar anſchließen.

Ohne Zweifel gibt es auch in dem Empfindungsvermögen der Seele und in der Reitzbarkeit jedes innern Sinnes einen natürlichen und angebohrnen Unterſchied des Grades: welcher Unterſchied bis zu einer ſolchen fehlerhaften Diſpoſition des Geiſtes ſteigen kann, als die Neigung des Körpers, ſcharfe Säfte zu erzeugen, iſt. Da aber alle ſolche Unterſchiede in den Grundanlagen der Seele ganz einfach und durch kein Merkmahl beſtimmbar ſind: ſo bleibt es freylich immer im Dunkeln, ob jener urſprüngliche Hang zu gewiſſen Unmäßigkeiten in der Seele ſelbſt liege, oder bloß auf Rechnung der körperlichen Werkzeuge zu ſetzen ſey.

Deutlicher aber iſt es: daß das Gemüth um deſto heftiger eine Art von Vergnügen begehrt und deſto ungerner von deſſen Genuſſe abſtehet, je weniger es andre Vergnügen kennt, oder zu deren Genuſſe das nöthige Vermögen hat. Derjenige Menſch wird leicht ausſchweifend ſinnlich, der an die Stelle der aufhörenden Sinnenluſt kein andres Vergnügen zu ſetzen weiß: denn etwas von angenehmen Eindrücken will der Menſch in jedem Augenblicke in ſich gewahr werden. Ich habe deßwegen ſchon geſagt, daß es ein Grund der Mäßigung, in der Begierde, ſo wie in dem Genuſſe jedes Sinnes iſt, wenn alle andern gleich wach, thätig, und zur Wahrnehmung oder Empfindung ihrer Gegenſtände recht aufgelegt ſind. Wer von dem Vergnügen der Tafel, wie Friedrich der Zweyte, aufſtehen kann, um in ſeinem Cabinette Verſe zu machen, oder ſich mit der Leſung guter Autoren zu ergötzen, wer von dieſem Studium ſchnell, zu Pferde ſitzend, auf den Uibungsplatz der Truppen hinauseilt, und indem er Luft und Bewegung genießt, zugleich eines ſeiner königlichen Aemter erfüllt, dann wieder zu Hauſe die Räthe und Miniſter, mit welchen er die Geſchäfte des Tages abmacht, und dieſe endlich nur entläßt, um geiſtreiche und witzige Geſellſchafter zu einem ausgeſucht wohlſchmeckenden Abendeſſen hereintreten zu ſehen: dieſer Mann wird ſchwerlich weder Sklave des Gaumens, noch des Weines, und vielleicht eben ſo wenig der Weiber ſeyn.

Beſonders ſind es die beyden edlern Sinne, Geſicht und Gehör, welche die Aufmerkſamkeit des Menſchen von den Genüſſen der niedern Sinne ablenken, und ihm für alle Aufopferungen, welche die Mäßigkeit, in Abſicht derſelben, fordert, eine gleich bereite Schadloshaltung in dem Vergnügen an der ſchönen Natur und ihrer Nachahmung in der Kunſt darbiethen.

Was der edlere Sinn für den unedlern thut, das thun Witz und Verſtand für alle Sinne. Es iſt faſt unmöglich, daß ein denkender Mann, ein philoſophiſcher Kopf, wie Newton oder Voltäre, ein Schlemmer oder Schwelger ſeyn ſollte.

Jemehr aber ſich die Denkkraft zu jenen großen und alles umfaſſenden Gedanken der Sittlichkeit und der Ordnung, in den Handlungen wie in den Empfindungen, erhebt, deſto mehr wird die Mäßigkeit in den niedrigern Trieben und Genüſſen der Seele, durch den ſchnellen Uibergang, welchen der vernünftige Mann vom thieriſchen Genuſſe zu den höchſten Betrachtungen der Vernunft und der Religion zu machen weiß, geſichert.

Bey den Begierden nach äußerm Glücke, und den daran hängenden Genüſſen, liegen die Urſachen der Unmäßigkeit zum Theil eben darin, wo wir ſie bey der Sinnlichkeit antrafen. Ein kalter, gegen den Sinnenreitz ſtumpfer, von Malerey, Bildnerey, Muſik und Werken der Dichtkunſt wenig gerührter, und noch dazu wenig geſelliger und zum Umgange wenig fähiger Mann: — wenn dieſer nicht das Geld liebte, und in der Vermehrung desſelben einen Endzweck ſeiner Thätigkeit fände: was würde ihn von einem Automat unterſcheiden? Der Ehrgeitzige und Herrſchſüchtige kann zwar auch zuweilen ſinnlich, auch wieder in andern Fällen nach dem Ruhme eines witzigen Kopfes, eines Gelehrten, u. ſ. w. begierig ſeyn. So rivaliſirte Richelieu mit Corneille, und bediente ſich ſogar ſeiner politiſchen Macht, um ſeinen dichteriſchen Ruhm aufrecht zu erhalten. Aber in der Regel ſind die Eroberer, die, welche mit Vernachläſſigung aller Menſchenrechte oder aller Verhältniſſe der Freundſchaft und Schicklichkeit, nur nach den oberſten Stellen im Staate oder in der Welt ſtreben, gefühllos gegen die Vergnügungen der Einbildungskraft, des geſelligen Lebens und des einſamen Nachdenkens.

Eine zweyte Urſache unmäßigen Geld- und Ehr-Geitzes iſt, ohne Zweifel, die vorhergegangene ältere Unmäßigkeit der Begierde nach ſinnlichen Freuden, nach Pracht, nach den Dienſtleiſtungen einer großen Menge und ſelbſt nach den Hülfsmitteln, welche Rang und Reichthum geben, unſern Talenten mehr Bewunderer zu verſchaffen. Jene, von Natur bloß ſinnlichen Menſchen fanden nähmlich in der Folge des Lebens: daß man faſt alle ſinnlichen und ſogar manche der geiſtigen Vergnügungen nur durch die Hülfe und Mitwirkung andrer Menſchen genießen könne; daß man dieſe Hülfe und Mitwirkung entweder von ihnen erkaufen, oder von ihrem freyen Entſchluſſe und ihrem guten Willen erhalten müſſe. Das allgemeine Mittel zum Ankaufe der Dienſtleiſtungen andrer Menſchen iſt der Reichthum: das ſicherſte Mittel, den Entſchluß Anderer dahin zu beſtimmen, daß ſie ſich, zur Beförderung unſers Vergnügens, thätig erweiſen, iſt die Herrſchaft über ſie, — und in einem mindern Grade, die bloße Erhabenheit über ſie, an Range, oder an Ruhm. So kann es leicht geſchehen, daß, indem die Begierde von dem Endzwecke auf die Mittel übergeht, aus der Sinnlichkeit der Ehrgeiz und die Habſucht entſpringen. Zuweilen ſind dieſe beyden Triebfedern, wenn ſie zu Leidenſchaften ausſchweifen, nur Verirrungen eines edlern Triebes, des Triebes nach Vollkommenheit. Dieß iſt bey der Ehre augenſcheinlich. Man will deßwegen ſo gerne Bewunderer oder demüthige Diener haben: weil man von ſeiner eignen perſönlichen Erhabenheit, an der man vielleicht noch insgeheim zweifelt, durch ſolche laute Zeugniſſe Anderer verſichert ſeyn will. Aber auch ſogar den Beſitz des Reichthums kann man in unſern Tagen wohl mit Vollkommenheit verwechſeln: nachdem die Begierde nach ihm ſo allgemein geworden, und die Schätzung der Perſonen, welche einen großen Reichthum erworben haben, ſo ſichtbar iſt.

Wenn endlich die Wißbegierde, die Kunſtliebhaberey, und überhaupt die Begierden oder die Genüſſe, welche aus dem Verſtande, dem Witze und den Talenten entſpringen, bey einem Menſchen das Maß der Pflicht überſchreiten: ſo liegt gemeiniglich eine der folgenden zwey Urſachen zum Grunde.

Entweder es iſt nicht wahre, reine Liebe der Wiſſenſchaft, welche den Menſchen beſeelt: ſondern er ſucht, vielleicht ohne es ſelbſt zu ahnden, den Ruhm, und das Glück, welche Talente und der Ruf derſelben geben können. Und wie es den Habſüchtigen geht, daß ſie zuletzt das Vergnügen, um deſſentwillen ſie reich ſeyn wollten, vergeſſen und bloß in der Anhäufung des Geldes, ohne Gebrauch desſelben, ihre Befriedigung finden: ſo geht es auch manchen dieſer Wißbegierigen, und nach Geiſtes-Ausbildung Strebenden. Ehrgeitz und Verlangen, in der Welt ihr Glück zu machen, waren vielleicht die erſten Triebfedern, welche bey ihnen den Fleiß des Lernens erweckten, und das Streben nach einer höhern Cultur des Geiſtes veranlaßten. Und daß dieß wirklich ihre Triebfedern waren: davon gibt ſelbſt die Unmäßigkeit jenes Fleißes, und das Stürmiſche und Uibertriebene dieſes Strebens einen Beweis. Denn jenen Leidenſchaften iſt die Heftigkeit und die Hitze eigen. Aber die Wahrheitsliebe, der ächte Unterſuchungsgeiſt, und das Verlangen nach innerer Vollkommenheit ſind ſanfte Neigungen, und veranlaſſen nur ein ruhiges Beſtreben. Die Newtone und Haller arbeiten nie ſtürmiſch, aber unaufhörlich, — und werden auch deßwegen alt. Selbſt das hohe Dichter-Genie verbindet Feuer und Begeiſterung mit Ruhe.

Wenn aber auch jenes leidenſchaftliche Verlangen, Einſichten oder Talente in einem ungewöhnlichen Grade zu beſitzen, und der damit zuſammenhängende unmäßige Fleiß zur Erwerbung derſelben, bey unſern obern Wißbegierigen, aus Begierden ganz anderer Art, entſtand: ſo wurden ſie doch vielleicht, während der Beſchäftigung, von den Reitzen der Wiſſenſchaft und eines ſich ausbildenden Talents gewonnen, verloren ihre erſten Endzwecke, den Ruhm, das Emporkommen in der Welt, und alle, zuerſt beabſichtigten, äußern Belohnungen der Geiſtes-Cultur aus den Augen, und wurden ächte Liebhaber der Weisheit. Aber der jenen erſten Triebfedern eigenthümliche Charakter der Heftigkeit und des Hanges zu Ausſchweifungen blieb den von ihnen abgeleiteten Begierden und Beſtrebungen auch dann noch eigen, da dieſe letztern, in ihrem unmittelbaren Gegenſtande, — der Vervollkommnung des Geiſtes ſelbſt, — einen hinlänglich anziehenden Endzweck gefunden hatten.

Eine zweyte Urſache, welche bey Perſonen, die ſich mit unmäſſigem Eifer den Wiſſenſchaften ergeben, und nach dem Ruhme oder nach den weſentlichen Vortheilen eines philoſophiſchen oder dichteriſchen Geiſtes trachten, oft obwaltet, iſt entweder ein Mangel an natürlicher Empfindlichkeit des Herzens, an liebreichen Neigungen und an den Gelegenheiten, ſie zu äußern; oder ſie liegt in einer Unfähigkeit dieſer Perſonen, andern Menſchen im Umgange zu gefallen.

Nichts iſt ſo gut im Stande, den Geiſtes-Vergnügungen das Gegengewicht zu halten, als die Vergnügungen des Herzens. Derjenige Gelehrte, welcher von Jugend auf in einer liebevollen Familie gelebt hat, von derſelben noch jetzt umgeben iſt, und in vielen und angenehmen Verbindungen der Verwandtſchaft und Freundſchaft ſtehet, wird ſelten zu dem übertriebnen, ungeſelligen und pedantiſchen Fleiße kommen, welcher den, in Kloſterſchulen erzogenen, einſam lebenden, und unverehlichten Gelehrten eigen zu ſeyn pflegt.

Außer den Uibungen des wirklichen Wohlwollens, iſt es der Umgang, welcher uns von unſern liebſten Studien am leichteſten abzieht: und kaum wird jemand ſich dieſe Zerſtreuung verſagen, welcher in ſich die Geſchicklichkeit fühlt, das Vergnügen der Geſellſchaft zu genießen, und zu demſelben beyzutragen. Je ungebildeter die Sitten eines Gelehrten ſind, je weniger er gelernt hat, ſeine Gedanken kurz und mit Anmuth auszudrücken, und je weniger er ſich zu den Aufopferungen entſchließen kann, welche die Geſellſchaft, in Abſicht unſerer Meinungen und unſers Geſchmacks, fordert: deſto tiefer wird er ſich in ſeine Einſamkeit zurückziehn, und einem deſto unmäſſigeren Fleiße wird er ſich ergeben.

•

Von dieſen jetzt aufgezählten Urſachen aller oben angegebenen Arten der Unmäſſigkeit: — welche können wohl bey unſerm idealiſchen Menſchen Statt finden, — den, nach unſrer Vorausſetzung, die Natur nach ihrer beſten Form gebaut, und eine glückliche Verbindung aller Umſtände, nach dem Geiſte dieſer erſten Anlagen, ausgebildet hat?

Er kann, zuerſt, keine unnatürlichen körperlichen Reitze haben, die ſo oft den ausſchweifenden Begierden zum Grunde liegen. Sein Körper iſt vollkommen geſund gebaut: und jedes ſeiner Abſonderungs-Gefäße ſcheidet aus dem milden Blute Säfte gleicher Art. Kein Theil, weder ein innerlicher noch ein äußerlicher, iſt übermäßig ſtark, und entzieht den übrigen ihre Empfindlichkeit und ihre Kraft. Daher ein Gleichgewicht der verſchiedenen Bedürfniſſe; — und beſonders ein leichter Uibergang von den Genüſſen einzelner Sinne, zu den

Vergnügungen, die aus der Thätigkeit des ganzen Körpers entſtehen.

Einen ähnlichen Zuſtand der Dinge finden wir auch in der Seele dieſes Menſchen wieder.

Welches waren hier die vornehmſten Schutzwehren der Mäßigung? — Sie liegen in den Schranken, welche ein Sinn dem andern, die Denkkraft allen Sinnen, die Vernunft der Denkkraft, die Begierde nach Eigenthum und Ehre den ſinnlichen Vergnügungen, das Verlangen nach Geiſteskultur dem Ehrgeitze und der Habſucht, die geſelligen Neigungen der bloß eiteln Wißbegierde, und endlich die Begierde nach Ordnung und Harmonie allen Neigungen überhaupt ſetzen. — Und dieſes Vermögen ſelbſt, ſich gegenſeitig im Zaume zu halten, woher erlangten dieß die verſchiedenen Triebfedern der Begierden? — Durch das Gleichgewicht der Kräfte ſelbſt, oder vielmehr durch diejenige Proportion derſelben, wonach die edlere Kraft über die unedlere die Oberhand hat.

Aber wodurch unterſchied ſich die urſprüngliche Form, und die letzte Ausbildung des wahren, in ſeiner Gattung als Ideal aufzuſtellenden, Menſchen, als eben durch dieſe Proportion?

Ich würde nur den Leſer durch Wiederhohlungen ermüden, wenn ich noch ein Wort hinzuſetzen wollte, um zu beweiſen, daß die Anlage zur Tugend der Mäßigung urſprünglich in der menſchlichen Natur liege, und die Tugend ſelbſt, bey der beſten Entwickelung dieſer Anlagen, im reifen Menſchen nicht ausbleiben könne.

3. Tapferkeit.

Ich habe mich bey der Tugend der Mäßigung lange aufgehalten: weil ſie, in der That, von einer gewiſſen Seite angeſehen, alle Tugenden unter ſich begreift. Ich werde bey der Tugend der Tapferkeit, welche nur einen ſpeciellen Gegenſtand hat, kürzer ſeyn können.

Es gibt, wie ich ſchon an einem andern Orte gezeigt habe, mehrere Arten und Urſachen der Tapferkeit. — Es gibt eine Tapferkeit des Bluts; eine andre der Einſichten und des Verſtandes; — eine dritte, welche aus dem Herzen und den geſelligen Neigungen entſteht; eine vierte Urſache des Muths liegt in dem Unwillen gegen das Unrecht; die letzte und edelſte endlich liegt in der Liebe zur Ordnung: es ſey die Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft, oder in unſern Handlungen ſelbſt.

Welche von dieſen verſchiedenen Arten der Tapferkeit könnte nun wohl unſerm Ideal und Repräſentanten der Menſchheit fehlen?

Könnte es, zuerſt, diejenige Art der Tapferkeit ſeyn, welche die eigentliche Bravour ausmacht, und von welcher ein ſehr tapferer General ſagte, daß ſie auch bey Helden wandelbar ſey, und nicht immer von dem, was ſie den einen Tag leiſte, auf das, was man den folgenden von ihr erwarten könne, ſchlieſſen laſſe.

Dieſe Bravour entſteht aus dem bloſſen Bewußtſeyn und dem Gefühle eigner Kraft, welche die Hoffnung gibt, daß man die Angriffe des Feindes überwinden und alſo der Gefahr entgehen werde.

Sie iſt im Menſchen zwiefach: halb thieriſch, halb geiſtig.

Die erſte entſpringt aus dem bloſſen Gefühle der körperlichen Kraft, aus dem einer vollen Geſundheit, aus der Stärke der feſten Theile, aus der Dichtigkeit und dem ſchnellen Umlaufe des Blutes, und aus dem Feuer der daraus abgeſchiedenen Lebensgeiſter.

Dieſe Urſachen allein machen das Thier oder den Wilden beherzt, wenn noch eine heftige Begierde, oder die Rachſucht hinzukommt. — In der alten Welt, ſelbſt noch in der Homeriſchen Heldenzeit, werden alle feigen Männer als Schwächlinge, und alle tapfern Männer als mit rieſenhafter Stärke begabt, geſchildert.

Bey dem wahren, d. h. dem civiliſirten Menſchen, deſſen Vernunft ausgebildet iſt, gibt es noch eine andere Kraft, deren Bewußtſeyn ihn muthig machen kann: das iſt die Kraft ſeines Geiſtes. Sie iſt weniger erklärlich, als die Kraft des Körpers: weil man die Sehnen und Nerven der Seele nicht ſehen kann: aber ſie iſt wirklich vorhanden. Sie iſt von der Stärke einzelner Talente unterſchieden. Sie zeigt ſich bey Ertragung der Leiden als Stärke der Seele, und bey Handlungen als Muth. — Aus ihr entſteht die Entſchloſſenheit, — in demjenigen Sinne des Worts genommen, nach welchem es die Beharrlichkeit bey den einmahl gefaßten Entſchlüſſen bedeutet. Wenn dieſe Entſchloſſenheit ächter Art, und nicht mit bloſer Hartnäckigkeit gemiſcht iſt: ſo liegt bey ihr das Bewußtſeyn, daß man gewöhnlicher Weiſe richtig urtheile, und alſo keine Urſache habe, von ſeinen Entſchlüſſen wieder abzugehen, zum Grunde.

So viel ſieht man wohl, daß ein gewiſſes Gefühl ſeiner geiſtigen Erhabenheit dem Menſchen Selbſtvertrauen und in ſchweren Fällen gute Hoffnung geben könne; daß der, welcher Einſichten genug zu haben glaubt, ſich aus verwickelten Umſtänden heraus zu finden, Lebhaftigkeit und Thätigkeit genug, um Hinderniſſe und Gegnern gewachſen zu ſeyn, der endlich ſich ſo redlicher Abſichten und einer ſo guten Sache bewußt iſt, daß er auf die Hülfe Anderer, und ſelbſt, wenn er unterliegt, auf ihren Beyfall rechnen kann, auf die Gefahren weniger achtet, von welchen Andere abgeſchreckt werden. Denn nicht immer iſt es die unmittelbare Furcht des Todes und der Wunden, welche feig macht: es iſt weit öfter die Furcht vor dem Mißlingen des Unternehmens. Der wahrhaft Tapfere denkt nicht einmahl ſo weit hinaus, ſondern traut ſeinen Kräften oder ſeinem Glücke, daß ſie ihm den Sieg verſchaffen werden, ehe poſitives Uibel ſich ihm nähern kann.

Von dieſer doppelten Kraft liegt der Keim in dem glücklich gebohrnen, — *) und die reife Frucht findet ſich in dem gehörig ausgebildeten Menſchen. Alles iſt, wie wir geſehen haben, bey der Bildung des menſchlichen Körpers, auf Geſundheit und Kraft angelegt, auf eine ſolche Miſchung und Bewegung des Blutes, welche alle Theile, wohin es umläuft, belebt, ohne ſie fieberhaft zu reitzen, und auf eine ſolche Ernährung der äußern Glieder, welche ihnen Spannkraft und mechaniſche Stärke zugleich gibt.

Auf gleiche Weiſe iſt der menſchliche Geiſt aus einer ſolchen Verkettung und Harmonie vieler einzelnen Kräfte gebildet, welche eben durch dieſen Zuſammenhang und dieſe Proportion zu einer einzigen Kraft, zu der des ganzen Geiſtes, ſich vereinigen. Dieſe letztere zeigt ſich nun nicht mehr durch eine größere Geſchicklichkeit bey einzelnen Verrichtungen, ſondern in der Energie, mit welcher der Menſch überhaupt handelt und wirkt.

Jede Kraft aber hat, vermöge ihrer Natur, ein Verlangen, ſich zu äußern. Je größer ſie iſt:

---

*) In dem Sinne des hominis bene nati, homme bien né.

deſto größere Thaten will ſie thun. Man kann nicht große Thaten thun, als indem man große Schwierigkeiten überwindet. Unter allen Schwierigkeiten ſind Gefahren die größten.

So geſchiehet es, daß der Menſch, welcher ſich einer großen Körper- oder Geiſtes-Kraft bewußt iſt, auch in ruhigen Zeiten nach gefahrvollen Unternehmungen verlangt. Er wird alſo deſto weniger ſich den Gefahren entziehen, wenn Bewegungsgründe einer noch wichtigern Art zu Uibernehmung derſelben auffordern.

Die zweyte Art der Tapferkeit iſt die des Verſtandes und der Einſichten.

Sie iſt zweyfach: oder vielmehr, es ſind zwey Arten von Einſichten, welche Tapferkeit hervorbringen.

Es iſt, zuerſt, die Einſicht, daß man ſich einer gegenwärtigen ſchmerzhaften Operation unterwerfen müſſe, um einen ſonſt unheilbaren Schaden wegzuſchaffen, und ſich dadurch die Geſundheit für die ganze Zukunft zu ſichern. Jede Gefahr, welch man übernimmt, iſt ein ſolches gewagtes und ſchmerzhaftes Heilmittel eines künftigen größern Uibels. Dieß iſt am meiſten bey dem Kriege ſichtbar, welcher alle Gefahren in ſich vereiniget, und welcher am öfteſten den Menſchen zu Beweiſen der Tapferkeit auffordert.

Es kommt alſo hierbey auf eine richtige Vorausſehung der Zukunft, und auf die Berechnung einer doppelten Wahrſcheinlichkeit an, einmahl der Wahrſcheinlichkeit, daß das künftige Uibel wirklich erfolgen, und größer ſeyn werde, als dasjenige, welchem man ſich jetzo ausſetzt; und zweytens, der Wahrſcheinlichkeit, daß durch die gefahrvolle Unternehmung dem zu befürchtenden Unglücke wirklich werde vorgebeuget und der Wohlſtand für die Zukunft geſichert werden.

Da ſich nun dieſe Berechnungen nie völlig aufs Reine bringen laſſen: ſo iſt die Fähigkeit, dieſelben doch mit Glück anzuſtellen, und aus nicht ganz deutlichen Gründen eine richtige Schlußfolge, in Abſicht der Zukunft, zu ziehen, immer für eine beſondere, von der allgemeinen Maſſe der Erkenntnißkräfte getrennte, Fähigkeit gehalten worden. Sie iſt eine höhere Gattung des richtigen Blicks, oder der justesse d'esprit, welche ſelbſt in dem Vermögen beſteht, da, wo weitläuftige Uiberlegungen nicht Statt finden, doch die Wahrheit einzuſehen, und welche allen, zu großen Geſchäften von der Vorſehung berufnen, Männern unentbehrlich iſt. Dieß müſſen aber auch nothwendig muthvolle Männer ſeyn.

In der That, Perſonen, welchen es mehrmahls gelungen iſt, die Zukunft zu errathen, und ohne daß ſie ſich der Gründe deutlich bewußt waren, bey einer gefahrvollen Unternehmung richtig trafen, wo ſie wagen und wo ſie ſich zurückziehen ſollten: — dieſe werden gewiß einer neuen Gefahr bereitwilliger, als Andre, entgegengehen, und während derſelben beherzter ſeyn.

Eine zweyte Art der Einſichten, welche zur Tapferkeit führet, iſt die Einſicht, daß in der Lage, in welcher ſich der Menſch auf Erden befindet, — umgeben von Naturkräften, von welchen die ſeinigen weit übertroffen werden, die ihm immer den Untergang drohen, und dieſen Untergang auch endlich, langſam oder ſchnell, herbeyführen, der Menſch keinen ruhigen Augenblick haben könne, wenn er Verletzung und Tod übermäßig fürchtet. Es iſt die Einſicht, daß mit jeder nützlichen Thätigkeit, welche er unternimmt, neue Gefahren verbunden ſind, denen er ſich dabey freywillig ausſetzt, daß dieſe Gefahren mit der Wichtigkeit der Handlung und der Nützlichkeit der Unternehmung wachſen; und daß niemand ſeyn Leben wahrhaft zu ſeinem eignen Beßten, und zum Beßten der Geſellſchaft nutzen kann, der ſich nicht oft der Gefahr ausſetzt, es zu verlieren.

Und führt nun nicht die Natur den Menſchen, indem ſie in ihm ihre Anlagen entwickelt, nothwendig zu dieſen beyden Erkenntniſſen?

Wir haben ſchon geſehen, daß dieſer ächte Naturmenſch die Tugend der Klugheit beſitze: und jene Einſichten gehören ganz vorzüglich zur Klugheit. Wir haben ferner geſehen, wie ſorgfältig die Natur, bey der Abſtufung der Kräfte, welche ſie dem Menſchen gab, es darauf angelegt hat, ihm nicht wiſſenſchaftliche und allgemeine Erkenntniſſe über alles ſchätzen zu lehren, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit vornehmlich auf das Praktiſche, und beſonders auf die Uiberſicht des ganzen menſchlichen Lebens zu richten. Dieſe aber iſt es eben, welche uns die richtige Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten lehrt; dieſe iſt es, welche uns die Beobachtung aufdringt, daß wir ganz unthätige und unnütze Automate ſeyn müßten, wenn wir uns vor aller Gefahr ſcheuen und zurückziehen wollten.

Es gibt, drittens, eine Tapferkeit des Herzens und der Geſelligkeit.

Bey den Thieren wird das Männchen nur durch Begierden, beſonders durch den Hunger und die Brunſt, muthig. Nur das Weibchen ficht aus Liebe, für ihre Jungen. So lange dieſe unter der Pflege ihrer Mutter ſind, iſt die Mutter auch unter den furchtſamſten Thierarten beherzt. Sobald die Jungen verloren gegangen, oder erwachſen ſind, kehrt ſie zu ihrer natürlichen Feigheit zurück.

Auch bey den Menſchen iſt es von jeher die größte Aufmunterung zu tapferem Widerſtande gegen einen Feind angeſehen worden, wenn man ihnen vorgeſtellt hat, daß ſie für Heerd und Altar d. h. für ihre Familien, für Weib und Kind, für alle die Perſonen, welche ihnen theuer waren, ſtritten.

Die alten Teutſchen führten deßwegen ihre

Weiber mit in den Krieg, um durch die Liebe für ſie und durch die Begierde, ſie zu beſchützen, zum kriegeriſchen Muthe angefeuert zu werden. Der Barbar muß, wie es ſcheint, dieſe Perſonen, für welche er ſein Leben wagt, ſehen. Der Geſittete darf nur an ſie denken: aber auch für ihn iſt dieſes Andenken und die lebhafte Anhänglichkeit an ſie eine Triebfeder des Muthes. Und es iſt dieß auch ſehr begreiflich.

Es iſt wahr: liebevolle Herzen ſind zugleich empfindſame Herzen. Und mit der Empfindſamkeit iſt gemeiniglich eine gewiſſe Zartheit der Nerven, und alſo eine größere Abneigung gegen Schmerz und Beſchwerden verbunden. Uiberdieß wer in angenehmen häuslichen oder geſellſchaftlichen Verbindungen ſteht; — wer beſonders ſich von Perſonen umgeben ſieht, denen ſein Leben und ſeine Fürſorge unentbehrlich iſt: der hängt eben deßwegen mehr an dem Leben. Alles dieß ſcheint der Tapferkeit zuwider zu ſeyn.

Wenn aber die Liebe von ächter Art iſt: wenn der liebevolle und menſchenfreundliche Mann ſich nicht bloß unter den Seinigen vergnügen, ſondern ihnen wirklich Beyſtand und Dienſte leiſten will; — wenn er einſieht, daß unter allen Dienſten, welche er ihnen leiſten kann, die Vertheidigung derſelben im Falle der Noth der größte ſey, daß er aber die Gefahr nicht von andern abwenden könne, ohne ſie ſelbſt zu übernehmen, ſo wird er, auch bey einem zarten Körperbaue, und bey einer natürlichen Abneigung gegen alles, was Streit und Gewaltthätigkeit heißt, doch ſeinen Muth auf alle Weiſe anzufachen ſuchen, und ſich, um alle geſellige Pflichten ausüben zu können, auch um die Tugend der Tapferkeit bewerben.

Wenn dieſe Menſchenfreundlichkeit ſich auf einen größern Umfang ausdehnt; wenn ſie zum Patriotiſmus wird: ſo hat die Geſchichte aller Zeiten und Völker gelehrt, daß es keine ſicherere Quelle der Tapferkeit für den Menſchen gebe, als dieſe.

Nichts flößt ihm, mitten in der Gefahr, mehr Zuverſicht und Hoffnung eines guten Ausgangs ein, als wenn er mit Perſonen in den Streit zieht, mit welchen er wirklich genau verbunden, und deren Intereſſe auch das ſeinige iſt.

Doch dieß findet nur in kleinen Republiken Statt. Was aber in allen Staaten Statt findet, iſt, daß der vernünftige Mann einſiehet: wie bey dem bisherigen unglücklichen Verhältniſſe der Völker gegeneinander, — einem Verhältniſſe, welches ſo lange fortdauern wird, als die Völker und ihre Beherrſcher Leidenſchaften haben werden, — keine bürgerliche Geſellſchaft beſtehen kann, wenn ſie nicht muthvolle und tapfere Bürger hat, welche ſich, zu ihrer Vertheidigung, allen möglichen Gefahren auszuſetzen bereit ſind. Die Tugend der Tapferkeit iſt daher die erſte und unentbehrlichſte für einen wahren Freund des Vaterlandes, d. h. des Staats, worin er lebt. Wer demnach ſich zu dieſer edlen Neigung erhebt, — geſetzt auch, daß er in Privat-Verhältniſſen lebe, welche es ihm unwahrſcheinlich machen, daß er je die Pflicht haben werde, ſelbſt in den Krieg zu ziehen, wird deſſen ungeachtet, weder bey ſich, noch bey der Erziehung ſeiner Kinder, — über dem Beſtreben nach den häuslichen Tugenden, die Bewerbung um Muth und Unerſchrockenheit in Gefahren, welche, als öffentliche Tugenden anzuſehen ſind, vernachläßigen.

Darf ich nun wohl meinen Leſern noch in den Betrachtungen zuvorkommen, durch welche bewieſen werden ſoll, daß der vollkommene Menſch, auch aus Liebe gegen ſeines Gleichen, und aus Patriotismus, tapfer ſeyn müſſe?

Wir wiſſen, daß die menſchenfreundlichen Neigungen einen ſehr hohen Rang bey ihm haben. Wir wiſſen ferner, daß ſeine Liebe nicht bloß eine genießende, ſondern eine thätige Liebe iſt. Wie könnte er alſo derjenigen Tugend ermangeln, welche den Menſchen am meiſten zum Wohlthäter ſeines Geſchlechts und der Geſellſchaft, worin er lebt, machen kann.

Eine vierte Quelle der Tapferkeit iſt der Unwille gegen das Unrecht.

Wenn ein Menſch den andern auf eine ungerechte Art verletzt oder beeinträchtiget, d. h. beleidigt: ſo iſt die Empfindung, welche daraus bey dem Beleidigten entſteht, zweyfach.

Es iſt, zuerſt, der Schmerz über das ihm zugefügte Uibel, das Mißvergnügen über den erlittenen Schaden oder Verluſt. — Es iſt, zweytens, der Unwille über die von dem Beleidiger begangne Ungerechtigkeit, und über die Verletzung aller geſellſchaftlichen Pflichten, welche er uns ſchuldig war.

Dieß iſt die erſte und ſicherſte Spur ſittlicher Empfindungen in uns: daß dasjenige Gute oder Böſe, welches uns durch menſchliche Handlungen zu Theil wird, einen ganz andern Eindruck auf uns macht, als daß, welches uns, durch die Natur der Dinge, von lebloſen oder unvernünftigen Weſen widerfährt. Wenn ein Stein uns auf den Kopf fällt, oder eines unſerer Glieder zerſchmettert; oder wenn wir einen Schatz finden: ſo werden wir in dem erſten Falle uns betrüben, in dem andern frohlocken; aber wir werden weder über jenen unwillig ſeyn, noch bey dieſem ein Gefühl der Dankbarkeit haben.

Aus dieſer doppelten Empfindung bey einer empfangnen Beleidigung, entſteht auch eine zweyfache Reaction, d. h. ein doppelter Antrieb, den ungerechten Angriff zurückzutreiben.

Man will zuerſt, das Uibel, welches man leidet, wegſchaffen, oder neuem zuvorkommen: man will alſo entweder unmittelbar ſeinen Beleidiger abhalten, ferner Schaden zu thun, oder ihn zwingen, den angethanen zu erſetzen. Dieß iſt die erſte Urſache, warum wir mit unſerm Feinde in Krieg gerathen; — dieß iſt die erſte Quelle kriegeriſcher Tapferkeit bey dem Menſchen.

Der Beleidigte will aber auch, zweytens, ſeinen Unwillen an dem Beleidiger auslaſſen; er will deſſen Ungerechtigkeit beſtrafen: dieß gibt ihm einen Bewegungsgrund, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen; und wird, im Streite mit demſelben, eine neue Quelle des Muths und der Gleichgültigkeit gegen die damit verbundene Gefahr.

Von dieſer Art der Tapferkeit nun, welche durch den Unwillen über die Ungerechtigkeiten des Gegners belegt wird, rede ich in dieſem Artikel; ſie iſt es vielleicht, welche die Engländer in dieſem Augenblicke *) gegen ihre übermächtigen oder doch ihnen mit Uibermuth drohenden Feinde ſtärkt.

Sie darf indeß bey einem Privatmanne nie der einzige Bewegungsgrund ſeyn, die Gefahr aufzuſuchen. Denn alles Unrecht, welches in der Welt geſchieht, durch welches wir aber nicht ſelbſt beleidiget, und zu deſſen Beſtrafung wir von der Obrigkeit aufgefordert werden, rächen zu wollen, iſt die Handlung eines irrenden Ritters, nicht eines weiſen und tapfern Mannes.

---

*) Im Julius 1798.

Auch iſt jene Quelle der Tapferkeit, ſelbſt da, wo ſie am rechten Orte iſt, doch ſelten rein. Mit der reinmoraliſchen Mißbilligung des Unrechts, oder der übertretenen Pflicht, miſcht ſich gemeiniglich ein ſinnliches Gefühl, ein wirklicher Haß gegen den Ungerechten, welcher Haß, da er immer mehr mit Egoismus gemiſcht iſt, und auf die uns widerfahrene Beleidigung Rückſicht nimmt, mit der Rachſucht verwandt iſt, und leicht in ſie übergehet.

Dieſes ſinnliche Gefühl des Unrechts iſt es, welches die Griechen θυμ̀ος nennen, und welches ihre Philoſophen als eine Mittelgattung der Neigungen, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, beſchreiben: daher ſie auch vielleicht gegen die Rachſucht ſo viel Nachſicht haben.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß derjenige, welcher, bey dem Anblicke einer begangenen Ungerechtigkeit, einen lebhaften Unwillen empfindet, auch bereitwilliger ſeyn wird, ſich der Gefahr auszuſetzen, welche dabey obwalten kann, wenn man den Ungerechten in ſeine Schranken weiſen will: ſo wie überhaupt das Bewußtſeyn, einen gerechten Krieg zu führen: den ſittlich empfindſamen Menſchen muthvoller im Streite macht.

Auch dieſe Art der Tapferkeit kann meinem Urbilde des Menſchen nicht fehlen: wenn anders aus ſeinen Anlagen und aus der Bildung derſelben die ſittlichen Empfindungen, als die reifſte Frucht, hervorgegangen ſind, welches, wie wir geſehen haben, wirklich bey ihm der Fall iſt.

Hiermit verwandt, aber doch noch davon unterſchieden, iſt die fünfte und letzte Art der Tapferkeit, welche aus der Vernunft unmittelbar, aus der Liebe der Ordnung und des Zuſammenhanges in den Handlungen des ganzen Lebens entſpringt.

Es iſt eine doppelte Ordnung, welche verletzt wird, wenn in einem menſchlichen Charakter Muth und die Unerſchrockenheit in Gefahren gänzlich fehlen. — Es iſt, erſtlich, die Ordnung und Harmonie des Charakters ſelbſt: es iſt, zweytens, die Ordnung in den Dingen oder in den geſellſchaftlichen Verrichtungen und Pflichten, zu welchen er berufen iſt.

Einmahl: wenn die Tapferkeit auch zu keiner beſtimmten Abſicht nothwendig, wenn ſie auch einigen Menſchen, bey ihrer ſtillen und ruhigen Lage, weniger nothwendig wäre: ſo bleibt es doch gewiß, daß, nach dem Urtheile aller vernünftigen Männer, Feigheit verächtlich, und Tapferkeit achtungswerth mache. Man ſieht nähmlich dunkel zum voraus, daß tauſend Gelegenheiten vorkommen werden, wo der, welcher alle Gefahr ſcheuet, ſich und Andern unnütz iſt, und vielleicht durch furchtſame Rathſchläge wirklich ſchadet, — wo derjenige hingegen, welcher für eine gute und wohl überlegte Sache auch etwas zu wagen bereit iſt, allein brauchbar, und der Geſellſchaft zu dienen im Stande iſt.

Uiberdieß, wo dieſe eine Art der Kraft, die, welche der Gewaltthätigkeit Anderer widerſteht, — und ſelbſt zu rechter Zeit Gewalt braucht, gänzlich fehlet: da vermuthet man Schwäche im Allgemeinen, und eine Vernachläßigung aller Pflichten, zu welchen ſtarke Triebfedern und eine eben ſo lebhafte Thätigkeit gehören.

Was die Beziehung der Tapferkeit auf die Dinge, mit welchen der Menſch zu thun hat, und beſonders auf die Geſellſchaft betrifft, deren Ordnung durch einen gänzlichen Mangel derſelben geſtört werden ſoll: ſo iſt klar, daß, da es in jeder der kleinern bürgerlichen Geſellſchaften, in welche das menſchliche Geſchlecht getheilt iſt, Böſewichter gibt, welche die Ruhe und Sicherheit ihrer Mitbürger ſtören; da es außerhalb jeder dieſer Geſellſchaften feindſelig geſinnte Staaten gibt, welche jenen den Untergang drohen; da es endlich im menſchlichen Geſchlechte überhaupt, noch eben ſo viel Saamen des Streits und der Feindſchaft, als des Friedens und der Einigkeit gibt: — die beſchützende Tugend, — die Tapferkeit, eine der erſten und größten Tugenden ſey.

Unter dieſem Geſichtspuncte erſcheint die Tapferkeit, als eigentliche Pflicht, als eine patriotiſche und weltbürgerliche Eigenſchaft: und unter dieſem Geſichtspuncte iſt ſie nothwendig demjenigen Menſchen eigen, in welchem die Anlagen ſeiner Natur gehörig entwickelt ſind.

Denn

Denn erſtlich zielen dieſe Anlagen auf die größte Harmonie zwiſchen allen Theilen und Tugenden der Seele; und der Mangel der Tapferkeit würde eine Lücke hervorbringen, welche dieſe Harmonie ſtörte.

Zweytens ſind jene Anlagen darauf gerichtet, Thätigkeit hervorzubringen: und ohne Muth, bey einer furchtſamen Vermeidung aller Gefahren, kann man nur auf eine ſehr eingeſchränkte Weiſe thätig ſeyn. — Endlich vereinigen ſich Sinnlichkeit, Verſtand und liebreiche Neigungen, den Menſchen zum geſelligen Leben vorzubereiten: und ohne Muth iſt der Menſch, gerade in den wichtigſten Fällen, der bürgerlichen, und ſelbſt der allgemeinen Geſellſchaft unbrauchbar.

4. Gerechtigkeit.

So viel ſteht alſo feſt: Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit liegen als Keime in jeder menſchlichen Natur, und finden ſich unausbleiblich, als Eigenſchaften, bey dem Menſchen, deſſen Natur völlig reif und auf eine vollkommne Art entwickelt iſt.

Die Gerechtigkeit muß nun noch hinzukommen, jenen drey Tugenden die Krone aufzuſetzen.

Es gibt zwey Wege, die Tugend der Gerechtigkeit an die drey vorhergehenden anzuknüpfen.

Der erſte iſt der, zu zeigen, daß, ſobald der kluge, mäßige und tapfere Mann zu einem Mitgliede der Geſellſchaft gemacht wird; ſobald er hierdurch Gegenſtände zur Thätigkeit bekommt, und Gelegenheit jene, zuvor gleichſam ruhenden, Tugenden zu äußern; ſobald er, endlich, mit den Verhältniſſen der Geſellſchaft bekannt geworden iſt und ſich an ihre Formen gewöhnt hat, er nothwendig ein geſelliger, und alſo ein gerechter und menſchenfreundlicher Mann ſeyn müſſe.

Der zweyte Weg iſt, unmittelbar zu zeigen, daß der Schöpfer des Menſchen ihm, in den Anlagen ſeiner Natur, alle Erkenntnißquellen des Rechts eröffnet, alle Bewegungsgründe zur Gerechtigkeit gegeben, und allen Verſuchungen und Antrieben, Unrecht zu thun, ſo viel als möglich, vorgebeugt hat.

Den erſten Weg haben ſchon mehrere Philoſophen des Alterthums gewählt, unter welche auch Plato gehört, wenn er die Gerechtigkeit des Staats, d. h. des ganzen Menſchen, als das Reſultat jener drey Tugenden, die er unter die verſchiedenen Bürger-Claſſen vertheilt hatte, betrachtet. Ich ſelbſt habe ſchon dieſen Weg gelegentlich betreten: und ich werde meinen Leſern nur einige alte Ideen zurückrufen dürfen, um ihnen die Sache klar zu machen.

Der zweyte Weg ſchließt ſich genauer an mein Princip an, und iſt demſelben mehr eigenthümlich. Ich werde indeß auch hier, nach allem, was ſchon über unſern Gegenſtand geſagt iſt, meine Gründe in wenige Sätze einſchließen können.

Uiberſicht des erſten Weges.

Wir haben bisher unſern Urmenſchen zwar vollkommen gemacht und zum Handeln ausgerüſtet: aber wir haben ihn, wie unſer wirklicher Stammvater es war, einſam auf die Welt geſetzt. Welche Veränderungen werden nun mit ihm vorgehen, wenn wir ihn in die Geſellſchaft von ſeines Gleichen, den eigentlichen Wirkungskreis ſeiner Tugenden, verſetzen, und, um unſere Unterſuchung abzukürzen, ihn gleich zum Mitgliede einer bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Theilnehmer unſerer jetzigen Cultur machen?

Als ein Mann, mit der Tugend der *Klugheit* begabt, ſieht er ein, daß, wenn auch ein Gott oder eine Zuſammenkunft ungewöhnlicher Umſtände gerade ihn auf einmahl in der Reife des Alters, und völlig an Geiſt und Körper ausgebildet, auf der Erde habe erſcheinen laſſen, dieß doch keinem andern Menſchen widerfahre, keinem ſeiner Nachkommen widerfahren werde. Er ſieht ein, daß, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, der Menſch nur mit Anlagen, und halb als Thier gebohren wird; und daß nur die Erziehung, welche eine Folge der errichteten häuslichen Geſellſchaft iſt, — dann die Geſetze und die Sitten, welche Folgen der bürgerlichen Geſellſchaft ſind, — endlich die Wiſſenſchaften und der Umgang, welche Folgen der allgemeinen Geſellſchaft unter allen geſitteten Nationen ſind, ihn zum wahren, d. h. zum vernünftigen und geſitteten Menſchen ausbilden. Sollten dieſe Geſellſchaften gänzlich zerſtört und vernichtet werden: ſo würde er wieder in den Thierſtand zurückfallen, oder doch als Wilder und Barbar leben. In einer zerrütteten häuslichen und bürgerlichen Geſellſchaft wird er ſchlecht erzogen, und gelangt nur zu einer unvollkommnern Ausbildung. In einem Zeitpuncte endlich, wo der freundſchaftliche Verkehr unter den Völkern unterbrochen iſt, werden auch Wiſſenſchaften und Künſte, die Hülfsmittel derjenigen Erziehung, welche er im reifen Alter ſich ſelbſt gibt, in ihrem Fortgange geſtört.

Er ſieht, als ein kluger Mann, ferner ein, daß er durch die Hülfe der Geſellſchaft nicht nur ſeine geiſtige Ausbildung, ſondern auch ſeine körperlichen Bedürfniſſe, ſeine Nahrung, Bekleidung, Wohnung und übrigen Bequemlichkeiten, in einer Vollkommenheit erhält, welche dem einſam lebenden Menſchen zu erreichen unmöglich iſt, und welche ſelbſt in den verſchiedenen civiliſirten Staaten größer oder kleiner iſt, nachdem in jedem die häusliche und bürgerliche Geſellſchaft vollkommner organiſirt iſt, und vollkommner verwaltet wird. Er erkennt endlich, daß, außer den beyden großen Bedürfniſſen, der Erhaltung und der Ausbildung, welche ihm die bürgerliche Geſellſchaft mit ihren Zweigen entweder allein verſchafft oder doch ſichert, zu ſeiner Glückſeligkeit noch eine engere Verbindung mit wenigen Menſchen, — eine kleinere Geſellſchaft, deren Mittelpunct er ſelbſt ſey, gehöre. Er braucht Umgang und Menſchen, denen er ſeine Ideen mittheile; er braucht andere, welche ihm in der Noth, andere, welche ihm in Geſchäften beyſtehen, andere endlich, welche für ſein Vergnügen ſorgen. Dieſe perſönlichen Dienſte kann er nur von Perſonen erwarten, deren Liebe er ſich erworben hat.

Durch dieſe Einſichten wird er endlich auf die Schlußfolge gebracht, daß er alles thun und ſein ganzes Betragen ſo einrichten müſſe: einmahl, daß die häusliche, bürgerliche und allgemeine Geſellſchaft aufrecht erhalten, und zu einem immer vollkommnern Zuſtande gebracht werde; zum andern, daß auch jene kleinere Geſellſchaft, welche ſich aus Liebe um ihn verſammelt, beſtehe, fortdaure und gedeihe.

Auf dieſem Wege nun weiter fortzugehen, und zu zeigen, daß die Aufrechthaltung und das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft hauptſächlich auf der

Ausübung der Gerechtigkeit, von Seiten ihrer Mitbürger, beruhe; — und daß die Erwerbung von Freundſchaft und Liebe bey denen, welche ſie ſuchen, Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit vorausſetzen: dieß zu zeigen, iſt ſo eigentlich das Geſchäft des Rechtslehrers und des Moraliſten, daß ich meine Leſer, in dieſer Abſicht, an ihren Unterricht verweiſen kann.

Wenn alſo dem völlig ausgebildeten Natur-Menſchen die Tugend der Klugheit nicht fehlt: ſo kann ihm auch die Tugend der Gerechtigkeit nicht mangeln, weil jene ihn einſehen läßt, wie unentbehrlich ihm dieſe ſey.

*

Doch wenn die Menſchen ungerecht ſind: ſo iſt es nicht ſo wohl deßwegen, weil ſie nicht einſehen, daß die Gerechtigkeit ihnen nützlich iſt: ſondern weil die Unmäßigkeit ihrer ſelbſtſüchtigen Begierden ſie abhält, auf die Regeln des Rechts zu hören.

Der Rauſch des unmäßigen Genußes in der ſinnlichen Luſt macht übermüthig; und Uibermuth macht beleidigend. Wie viele Beleidigungen ſind aus dem Trunke entſtanden! Und warum endigen ſich ſonſt die Gelage roher Menſchen ſo oft mit Schlägereyen?

Die unmäßige Begierde nach ſinnlicher Luſt bringt wieder andere Früchte der Ungerechtigkeit hervor. — Sie macht, daß man die Menſchen, welche zur Erreichung derſelben beytragen, ſehr leicht als bloße Werkzeuge behandelt; und daß man die, welche ſich ihr widerſetzen, wüthend verfolgt.

Wie viele Schlachtopfer hat nicht die Wolluſt auf ihren Altären geopfert! Ein Wollüſtling, wie der Herzog von Richelieu, macht gerade diejenigen Perſonen unglücklich, welche er am zärtlichſten zu lieben ſchien: weil er gleichgiltig gegen ſie wird, und ſelbſt ſie zu haſſen oder zu verachten anfängt, nachdem er ſie ihrer Unſchuld beraubt hat. Und welchen andern Stoff hat die alte Tragödie, als die Gräuel und Mordthaten, welche die Eiferſucht, die verſchmähte, oder die aufgedrungene Liebe verurſachten?

Die Begierde nach *Reichthum* und *Herrſchaft* bringt vielleicht nicht größere, — aber ſie bringt zahlreichere Ungerechtigkeiten hervor, als die ausſchweifende Sinnlichkeit.

Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt zu ſagen, daß, da die Anzahl derer, welche ſich um dieſe Güter bewerben, ſo groß, und die Anzahl der Gegenſtände, welche in der Natur vorhanden ſind, um unter ſie vertheilt zu werden, ſo eingeſchränkt iſt, nothwendig daraus ſehr viele Widerſprüche zwiſchen dem Intereſſe und den Beſtrebungen der Menſchen, alſo ein geheimer Krieg unter ihnen, und ein Anlaß zu gehäßigen Leidenſchaften entſtehen müſſen. Aber wo Haß und Streit iſt: da ſind Ungerechtigkeiten unausbleiblich.

Man kann unmöglich mächtig und groß, — und man kann ſchwerlich reich werden, ohne Andere auf dieſer Laufbahn verdrängt zu haben. Aber dieß Verdrängen kann ſelten durch bloßes Verdienſt geſchehen, und erfordert noch oft die Hülfsmittel der Liſt und Gewalt.

Selbſt die edelſte Art der Begierden, die nach Wiſſenſchaft und jeder perſönlichen Vollkommenheit, bringt, wenn ſie unmäßig wird, — wenn ſie die Begierde iſt, über andere Menſchen, in Abſicht dieſer Vollkommenheit, hervorzuragen, und alſo Ruhm zu erwerben, eine eigne Quelle der Ungerechtigkeiten, — die Rivalität, hervor. Man weiß, wie ſehr dieſelbe unter den Gelehrten und ſchönen Geiſtern, an den Orten, wo ſie in beträchtlicher Anzahl verſammelt ſind, zu herrſchen pflegt; und die Ungerechtigkeiten, welche ſie gegen einander ausüben, würden noch verhaßter ſeyn, wenn ſie nicht oft zugleich lächerlich wären.

Mäßigung alſo iſt der große Grundpfeiler der Gerechtigkeit. Und da nun Mäßigung, wie ich gezeigt habe, in die Natur und Form des Menſchen eingewebt iſt; da ſie, in Proportion und richtigem Verhältniſſe beſtehend, das Weſentliche ſeiner vollkommenen Entwickelung ausmacht: ſo iſt der wahre Menſch durch dieſelbe von den größten Antrieben zu Ungerechtigkeiten eben ſo befreyt, als er mit Bewegungsgründen zu Gerechtigkeit durch ſeine Einſichten verſehen wird.

Doch es iſt nicht nur Einſchränkung der Begierden und Mäßigung der Kraft, ſondern es iſt auch Stärke der Seele nöthig, wenn man immer gerecht ſeyn will.

Zwar braucht die friedliche Tugend der Gerechtigkeit nicht der kriegeriſchen Tapferkeit. Aber ſie verlangt den Muth, den Großen zu widerſtehen, welche uns zu Ungerechtigkeiten zwingen wollen; ſie verlangt den Muth, uns von den Perſonen, welche unſer Glück machen können, nie zu Werkzeugen ihrer Privatleidenſchaften brauchen zu laſſen, ſie verlangt endlich den Muth, ſelbſt ſeinen Freunden und Geliebten ungerechte Forderungen und Wünſche abzuſchlagen.

Wie könnte ein Richter gerecht ſeyn, wenn er ſich vor der Macht der Parteyen und ihrem Einfluße bey Hofe ſcheute? Wie könnte es der Staatsverwalter ſeyn, der bey der Vertheilung der Laſten des Staats, bey der Vertheilung von deſſen Belohnungen, und in der Wahl der ſich zu Aemtern meldenden Canditaten, mehr durch die Furcht vor mächtigen Feindſchaften und vor der Gefahr, ſein Amt zu verlieren, als durch ſeine Einſichten und durch den Endzweck der Sache ſich regieren ließe?

Der Feige iſt gemeiniglich auch kriechend und unempfindlich gegen das, was ſeine Würde herabſetzt. Mit Kriecherey und Niederträchtigkeit aber iſt ein Hang zur Liſt, zur Falſchheit, und zu Kabalen verbunden, welche hinwiederum der Ungerechtigkeit zu den beſten Werkzeugen dienen.

Gerecht und edel, justus et tenax propositi, (gerecht und feſt entſchloſſen), ſind immer als Eigenſchaften angeſehen worden, welche zuſammen gehören: und wenn zwiſchen ihnen auch nicht das Band von Urſache und Wirkung wäre, ſo würde es das Band der Aehnlichkeit ſeyn; indem beyde, Gerechtigkeit und Muth, in großen Geſchäften bewieſen, den eigentlich großen Mann bezeichnen.

Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit alſo, mit einander vereiniget, bringen die Tugend der Gerechtigkeit hervor. Und unſer vollkommner Menſch, welcher jene drey Tugenden beſitzt, aber bisher in unſerer Darſtellung einſam war, wird nun, da wir ihn in die Geſellſchaft verſetzen, zwar erſt das Recht lernen müſſen, aber es ſogleich lieben, als er es kennt.

Uiberſicht des zweyten Weges.

Zu eben dieſem Ziele gelangen wir nun auf dem zweyten Wege, indem wir die Anſtalten unmittelbar unterſuchen, welche die Natur bey der Bildung und Entwickelung des Menſchen gemacht hat, ihn zur Gerechtigkeit vorzubereiten:

auf einem Wege, den ich um ſo mehr abkürzen werde, weil er doch nicht ganz neue Ideen, ſondern nur veränderte Anſichten den Leſern darſtellen kann.

Zwey Anſtalten ſcheint mir die Natur vornehmlich zu dem angegebenen Zwecke gemacht zu haben.

Sie hat, zuerſt, dem Menſchen die größten Verſuchungen zur Ungerechtigkeit genommen, indem ſie ihn ſo unabhängig von den Dingen, und ſelbſt von den Menſchen, außer in ſo fern er das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, empfindet, gemacht hat, als es möglich war.

Sie hat ihm, zweytens, die ſtärkſten Bewegungsgründe, gerecht und wohlwollend zu ſeyn, gegeben: indem ſie ihm ſeine eigne Thätigkeit, nicht das, was dadurch hervorgebracht wird, — ſeine Handlungen, nicht das Werk, — (ἐνέργειαν nicht ἔργον) als den Hauptzweck ſeines Lebens, und als die vornehmſte Quelle ſeiner Glückſeligkeit angewieſen, — zugleich aber auch ſeine Anlagen und die Einrichtungen der Welt ſo gemacht hat, daß er eine ununterbrochene und immer gleich angenehme Thätigkeit nur in gerechten und menſchenfreundlichen Handlungen finden kann.

Erſte Betrachtung.

Darin kommen die Weiſen aller Zeiten und Völker überein: daß der homo totus in ſe teres atque rotundus des Horaz, der, welcher alle ſeine Reichthümer mit ſich trägt, am wahrſcheinlichſten ein gerechter Mann ſey. Der Lucaner Ofellus, der das Gütchen, welches er ehedem ſelbſt beſaß, aber in den Revolutions-Zeiten des Triumvirats verlor, nunmehr als Pächter bearbeitete, und nun auf demſelben eben ſo glücklich war, und eben ſo viel von deſſen Früchten genoß, als da ihm das Eigenthum davon gehörte, wird gewiß niemanden ſeines Landgutes berauben. Alle ſtandhaft gerechten und tugendhaften Männer, welche uns die Geſchichte aufſtellt, waren entweder ſolche, wie Sokrates, die auch in der Armuth und in einem niedrigen Stande durch ſich ſelbſt glücklich zu ſeyn wußten; oder es waren ſolche, wie die Scipione, die Catone, und die Antonine, die, wenn ſie auch in dem Beſitze großer Glücksgüter und eines hohen Ranges gebohren waren, und in ihren gewöhnlichen Geſchäften, mit den Reichthümern ganzer Länder und der Herrſchaft über ganze Nationen zu thun hatten, doch jeden Tag ihre froheſten Stunden in ihrem Cabinette, in dem Genuſſe ihrer ſelbſt, und in dem Anbaue der Wiſſenſchaften und der Philoſophie fanden.

In der That, wenn der Menſch ſeine Glückſeligkeit in ſich ſelbſt findet: ſo liegt ſie entweder in den Dingen, welche vom Zufalle, oder in ſolchen, welche von andern Menſchen abhängen. Im erſten Falle iſt er der Rival aller Uibrigen, im andern iſt er der Client der einen und der Widerſacher der andern.

Wird er im erſten Falle, vom Glück hervorgezogen: ſo wird er der Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht ſeiner Mitbewerber; und je höher er ſteigt, deſto mehrere vereinigen ſich, ſeinen Fall vorzubereiten. Um ſich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen, hat er oft Waffen nöthig, deren Gebrauch von ſeiner Seite eben ſo wenig unſchuldig iſt.

Wird er vom Glücke zurückegeſetzt: ſo iſt die Reihe zu haſſen und zu beneiden an ihm; und er führt nun einen angreifenden Krieg im Bündniſſe mit Vielen, — anſtatt, daß er zuvor einen Vertheidigungs-Krieg allein führte.

In dem zweyten Falle muß man zuerſt den Zutritt zu dem Mächtigen ſuchen, der unſer Glück machen kann, und deſſen Gunſt gewonnen werden ſoll: und ſchon in den Maßregeln, welche man dazu nimmt, wird oft viel geſündiget. Erlangen wir am Ende unſern Endzweck: ſo kommt es, (wenn wir ſelbſt in unſerm Poſten gerecht handeln ſollen,) darauf an, daß die Perſonen, welche unſer Glück gemacht haben, und welche noch dazu beytragen können, es uns zu ſichern, rechtſchafſene und ſittlich gute Menſchen ſind. Wir ſind gewiſſer Maſſen in ihrer Gewalt: und es gehört viel Muth dazu, uns, indem wir ihnen ungerechte Forderungen verſagen, ihren Unwillen zuzuziehn.

Werden wir von unſern Beförderern zurückgewieſen, ſo haben wir, wenn nicht wahres Verdienſt uns neue Ausſichten beſſerer Art eröffnet, gemeiniglich nur die zwey Wege übrig: entweder, unſern mächtigen Feind zu ſtürzen, und unſere Mitbewerber bey Seite zu ſchaffen; oder die alte Laufbahn wieder zu betreten, und daſſelbe Spiel der Kabale, und aller Künſte, durch welche man die Gunſt der Mächtigen erhält, von neuem zu ſpielen.

Was hat nun die Natur gethan, uns unſere Unabhängigkeit zu ſichern, und uns nach dem Begriffe und dem Ausdrucke des Ariſtoteles, (αὐτάρκης) ſelbſtgenügſam zu machen.

Sie hat, zuerſt unſern, Körper dergeſtalt gebaut, daß er im Zuſtande der Geſundheit, welches immer der natürliche Zuſtand iſt, ſeine Bedürfniſſe mit Wenigem befriedigen, und ſelbſt der Seele das daran hangende ſinnliche Vergnügen verſchaffen kann, ohne ihr eine zu große Sorge dafür aufzulegen.

Die eigentlichen Bedürfniſſe brauchen durchaus Nahrung und Befriedigung von außen. Aber der menſchliche Körper hat nicht nur Bedürfniſſe, ſondern auch Bewegungskräfte, durch deren Uibung der Menſch ein mannigfaltiges und ganz unabhängiges Vergnügen genießen, und ſelbſt die Sinnlichkeit einſchränken und mäßigen kann. Es verſchmähe, wenn er kann, ſagt der weiſe Ofellus beym Horaz, der, welcher am frühen Morgen dem Wilde nachgejaget iſt, ſich auf einem ungebändigten Pferde ermüdet, oder den griechiſchen Diskus geworfen hat, ein ihm vorgeſetztes geringes Mahl, und einen ſchlechtern Wein, als Falerner.

Ein kränkelnder Menſch iſt ſehr oft ein übellauniger Menſch. Er hält ſich, wegen der unangenehmen Empfindungen, deren Urſache er nicht kennt, leicht an Andere, und behandelt ſie, als wenn ſie die Urheber davon wären. Er bedarf überdieß ſo vielerley Hülfe und ſo großer Schonung, daß er leicht durch die Unaufmerkſamkeit der Andern beleidiget werden kann. Der Menſch von geſundem Körper hingegen iſt deßwegen zu einem liebreichen Betragen gegen andere Menſchen mehr aufgelegt, weil er unabhängiger von ihnen iſt. Weil er weniger Dienſte von andern braucht: ſo iſt er bereitwilliger, ihnen zu dienen.

Dieß iſt noch weit mehr der Fall, bey einer geſunden, und der Natur gemäß ausgebildeten Seele. Sie wird durch ihre Unabhängigkeit zur Gerechtigkeit und Menſchenliebe geführt. Wie mannigfaltige Quellen des Vergnügens hat die Natur nicht in dem Innern der Seele geöffnet, die, wenn ſie auch nicht auf gleiche Weiſe des Beytrages von außen entbehren können, es doch ſchon durch ihre Anzahl und Verſchiedenheit dem Menſchen leichter machen, wenn er des Genuſſes der einen durch Zufälle beraubt worden iſt, noch immer eine hinlängliche Befriedigung ſeiner Wünſche in einer andern Gattung der Thätigkeit zu finden. Und ein Umſtand, welcher die Abſicht der Natur, bey dieſer Einrichtung, am deutlichſten macht, iſt, daß gerade in dem Verhältniſſe, in welchem die Vergnügungen des Geiſtes an Werth und Würde ſteigen, auch ihre Unabhängigkeit zunimmt, und der Hülfsmittel, welcher ihr Genuß von Menſchen oder Dingen bedarf, immer weniger werden.

Gerade die niedrigſten Sinne ſind es, welche zu ihrer Befriedigung die Hülfsmittel des äußern Glücks am meiſten bedürfen.

Wer alle Tage an einer üppigen Tafel ſchwelgen, und ſelbſt eine ſolche halten will; — wer ſeinem Hange zum weiblichen Geſchlechte, unter Perſonen aus den höheren Claſſen der Geſellſchaft, ein Genüge thun, und alle Phantaſien einer feinen, vielleicht überſättigten, Wolluſt erfüllen will, der muß viel Aufwand machen. Keine Neigungen führen unfehlbarer den Luxus bey einer Nation, in welcher ſie herrſchend werden, herbey. Keine Vergnügungen bedürfen es mehr, durch den Luxus unterſtützt zu werden. Entblößt von den Verzierungen, mit welchen der Geſchmack, die Kunſt und der Reichthum ſie ausſchmücken, bekommen ſie bald in

den

den Augen derer, welche ihnen am eifrigſten ergeben ſind, wenn dieſe nicht zu den ganz unedlen Seelen gehören, ein niedriges Anſehen, und verlieren ihren Reiz und ihren Werth. Daher iſt auch die Moral der höheren Stände von der Moral der niedrigern unterſchieden; oder die Handlungen beyder Claſſen werden wenigſtens allgemein ſo beurtheilt, als wenn dieſer Unterſchied Statt fände. Man verzeiht dem Reichen und Großen viele Ausſchweifungen der Üppigkeit und der Wolluſt. Man ſieht bey den Armen und faſt bey allen, welche von ihrer Hände Arbeit leben, die größere Mäßigkeit ihrer Mahlzeiten und die Keuſchheit in ihrer Aufführung als unerläßliche Pflichten an. Dieß kann wohl zum Theil von der Nachſicht herkommen, welche wir überhaupt für die Reichen und Großen haben. Aber ein Grund liegt doch auch in der Natur der Sache. Der Reiche und vornehme Schlemmer und Wollüſtling, wenn er beydes mit einer gewiſſen Eleganz iſt; wenn Anſtand und gute Sitten ihn wenigſtens vor gröbern Ausſchweifungen bewahren; wenn ſeine unedlern Vergnügungen mit denen der Geſellſchaft vereiniget ſind: kann doch vielleicht noch etwas von den Vorzügen ſeines Geiſtes, ſowohl im Verſtande als im Herzen, beybehalten, — kann ſeine Geſchäfte mit Einſicht und Eifer treiben, und wird vielleicht im Alter, von der Erfahrung, vom Unglück und der erwachenden Vernunft belehrt, noch ein achtungswürdiger Mann. Aber der gemeine Arbeiter, welcher ſeine Lüſternheit oder ſeinen Hang zur Wolluſt nur in der ſchlechteſten Geſellſchaft befriedigen kann, und dadurch von allen ſittlichen Empfindungen oder vernünftigen Gedanken abgezogen wird, zugleich aber auch ſich dadurch dem Mangel Preis gibt; kann ſelten anders als durchaus durch jene Ausſchweifungen verdorben werden.

Die edlern Sinne, und die Einbildungskraft, welche von dieſen hauptſächlich ihren Stoff bekommt, geben zwar auch dem Menſchen ihre Freuden nicht ganz umſonſt; ſie finden ihre Befriedigung nicht allein in ſich ſelbſt; ſie verlangen und bedürfen äußerer Gegenſtände: — es ſey, daß ſie bloß Bilder und Vorſtellungen zur Grundlage der Kenntniſſe ſammeln, oder daß ſie ſich an den Empfindungen der Schönheit und Harmonie weiden wollen. Aber von dieſen Gegenſtänden, die ich unter die beyden Hauptbegriffe, Natur und Kunſt, zuſammen faſſen will, iſt der eine, — gerade der größte, der reichſte, an Quellen ſowohl von Belehrungen als von Vergnügungen, — *die Natur*, allen Menſchen geöffnet und zugänglich. Wer mit offenen Augen in der Welt lebt, kann auch in einem ſehr kleinen Geſichtskreiſe, wenn das Glück ihn auf keinen größern Schauplatz geſtellt hat, ſehr viele Dinge kennen lernen, — kann auch aus den Alltags-Begebenheiten, welche unter ſeinen Augen vorgehen, vielen Unterricht ſchöpfen, und durch beydes ein erfahrner und weiſer Mann werden. Noch gewiſſer aber kann der, welcher für die Schönheiten der Natur empfindlich, und ein wenig mit den einzelnen Producten derſelben bekannt iſt, einen großen Theil ſeines Lebens ſehr angenehm zubringen, ohne des Beyſtandes anderer Menſchen, — und noch weniger der Hülfsmittel, welche Reichthum und Rang gewähren, zu bedürfen.

Aber die Kunſt, der andre Hauptgegenſtand, deſſen die Einbildungskraft bedarf, muß bezahlt werden. Die Kunſtwerke ſind Werke der Menſchen: und dieſen muß die darauf verwandte Zeit vergütet und ihre Arbeit belohnt, — alſo müſſen ſie ſelbſt gekauft werden.

Indeſſen kann ſich doch eine weit größere Anzahl von Menſchen an den Werken der Baukunſt, der Bildhauerkunſt und der Malerey ergötzen, als es deren gibt, welche dieſelben beſitzen und ſelbſt verfertigen laſſen können. Der reiche Mann macht hier ſeinen Aufwand, wenn nicht für die ganze Nation, doch für die Liebhaber der Kunſt überhaupt: und dieß iſt deßwegen eine der beſten Arten, ein großes Vermögen anzuwenden.

Uiberdieß wächſt der Geſchmack an den Künſten nur, wenn die Künſte ſelbſt Fortſchritte machen: — aber dann werden auch die Kunſtwerke ſelbſt zahlreicher und der Zugang zu ihnen leichter. Wie denn auch ſey, ſo iſt ausgemacht, daß es weit mehr Menſchen von mittelmäßigem Vermögen und mittleren Glücksumſtänden gibt, welche, mit dem reichſten Liebhaber der Künſte, gleich viel ſchöne Producte des Genies geſehen, und gleich viel Vergnügen oder Unterricht aus dieſer Quelle geſchöpft haben; als es unbegüterte Schlemmer und Wollüſtlinge gibt, welche mit den Reichen und Großen in der Eleganz und Annehmlichkeit dieſes Genuſſes hätten wetteifern können.

Noch um einen Grad unabhängiger, aber doch nicht ganz ſich ſelbſt genügſam, ſondern noch immer einiger Hülfsmittel von außen bedürftig, ſind die Beſchäftigungen und Vergnügungen des Verſtandes.

Um zu einer wahren Wiſſenſchaft zu gelangen, ſind zwey Sachen nöthig: einmahl, daß man Kenntniſſe einſammle; zum andern, daß man ſie durch ſeine eigne Denkkraft bearbeite, ſie gleichſam in Blut und Säfte ſeines eignen Geiſtes verwandle, mit einem Worte, daß man meditire.

Die Kenntniſſe, welche man zu ſammeln hat, ſind von zweyerley Art: entweder ſind es die Einſichten und die Begebenheiten der Vorwelt; oder es ſind die Erſcheinungen der Natur, und die Wirkungen, welche ſie vor unſern Augen entſtehn läßt, und die wir durch Kunſt in ihr hervorbringen.

Der erſte Theil der zu ſammelnden Kenntniſſe umfaßt das Gebieth der Literatur und Geſchichte; und dieſe beyden Zweige bedürfen zu ihrer Hülfe Bücher, alte Denkmähler, Abzeichnungen und Gemälde, oft Reiſen und Unterſuchungen der verſchiednen Länder: lauter Sachen, welche ohne Reichthum, oder wenigſtens ohne einiges Vermögen, nicht anzuſchaffen oder auszuführen ſind.

Der zweyte Theil der Kenntniſſe, die beobachtende und experimentirende Naturlehre, bedarf Werkzeuge, und wird dadurch vielleicht noch koſtbarer.

Indeß glücklicher Weiſe werden, ſo wie die Wiſſenſchaften ſteigen, die Hülfsmittel derſelben wohlfeiler, das Bedürfniß einiger fällt weg, und an dem Nutzen, welchen Andre vermöge derſelben geſtiftet haben, können auch diejenigen Theil nehmen, welche unvermögend waren, ſie ſich anzuſchaffen.

Aber mit dieſer Sammlung der Kenntniſſe endiget ſich nicht die Arbeit des wißbegierigen Verſtandes. Er ſteigt noch eine Stufe höher, und beynahe bis zu einer völlig unabhängigen Beſchäftigung; wenn er nun über dieſen Stoff die Meditation beginnt. In dieſen Augenblicken des Selbſtdenkens iſt ein Menſch auf die vollkommenſte Weiſe thätig und glücklich, ohne daß irgend ein andrer

Menſch oder irgend ein Ding ihm beyſtehen dürfte. Und er kann, bloß mit den allgemeinen Erfahrungen des Lebens verſehen, durch dieſelben ſehr viel lernen. Die ganze Philoſophie, vornehmlich die Moral, entſpringt faſt aus dieſer Quelle: ob es gleich für beyde ſehr nützlich iſt, wenn ſie von der wiſſenſchaftlichen Kenntniß der Geſchichte und der Naturlehre unterſtützt werden. Aber vereinigt mit einer ausgebreiteten Lectüre, mit künſtlichen Beobachtungen und Experimenten im Gebiethe der Phyſik, gibt die Meditation dem Menſchen den höchſten und freyeſten Genuß, welchen ihm der Verſtand gewähren kann.

Doch die Meditation erfordert Muße: und um Muße zu haben, muß man von drückenden Nahrungsſorgen und körperlicher Arbeit frey ſeyn.

Um dieſer Urſache Willen, werden ſich die allerunterſten Claſſen der Geſellſchaft nie bis zur Gleichheit mit den Wohlhabenden erheben: — es fehlt ihnen an Muße nachzudenken.

Aber die Natur hat dem Menſchen einen noch höhern Zufluchtsort für die unabhängige Glückſeligkeit bereitet. Sie hat die höchſte Befriedigung darein gelegt, vernünftig zu denken und zu handeln. Und dieß kann man, ohne ſeine Einbildungskraft mit vielen Bildern und Vorſtellungen bereichert, ohne Kenntniſſe geſammelt, und Wiſſenſchaft erworben, ſelbſt ohne ein ausführliches Nachdenken angeſtellt zu haben.

Auch der Tagelöhner und gemeine Arbeiter, wenn es ihm nur nicht an den erſten moraliſchen Begriffen über Gott, die Welt und ſich ſelbſt gebricht, — kann allerdings, da ſeine Angelegenheiten eben ſo klein und eingeſchränkt ſind, als ſeine Kenntniſſe, ſich über dieſelben einen vernünftigen Plan machen; kann jeden Tag ſeine Arbeiten und Erhohlungen, ſeine Erwerbsmittel und ſeinen Aufwand weislich anordnen, kann ſeine Familie wohl regieren, und mit der Uiberlegung aller dieſer Sachen ſowohl ſeine wenige Muße auf eine angenehme Weiſe ausfüllen, als durch die Ausführung dieſer Entwürfe ſeine ganzen Tage glücklich machen.

Und wer kann dieſe Glückſeligkeit ſtören? Denn wer kann ihn je, in irgend einem Augenblicke hindern, vernünftig zu denken und zu handeln?

* * *

Indem auf dieſe Weiſe die Natur dem Menſchen ganz unabhängige, und bloß in ihm ſelbſt liegende Quellen des Vergnügens und der Zufriedenheit verſchafft hat, macht ſie es ihm möglich, andre Menſchen *uneigennützig zu lieben*.

Von der einen Seite hat ſie in das uneigennützige Lieben eine Süßigkeit gelegt, von welcher nur diejenigen einen Begriff haben, die dieſer erhabenen Empfindung fähig ſind.

Von der andern hat ſie es dem, an Geiſt und Körper reifen und geſunden Menſchen möglich gemacht, auch ſeiner beſten Freunde, im eigentlichen Verſtande, nicht zu bedürfen.

Daraus entſteht, erſtlich, daß ein ſolcher vollkommner Menſch weit mehr Vergnügen daran findet, Andern Gutes zu thun und Dienſte zu erweiſen, als dergleichen von ihnen zu empfangen. Diejenige Liebe aber iſt immer am dauerhafteſten, welche viel leiſtet und wenig fordert.

Daraus entſteht, zweytens, daß ein ſolcher Menſch, in dem Genuſſe der zärtlichſten Freundſchaft und des reinſten Wohlwollens, doch nicht ängſtlich fürchtet, die Gegenſtände von beyden zu verlieren.

Die Fähigkeit nun, uneigennützig zu lieben, iſt es, welche zur wahren Menſchenfreundlichkeit und zum Wohlwollen gegen Andere führt: und dieſe Geſinnungen ſind es hinwiederum, auf welche die Tugend der Gerechtigkeit ſich gründet. Es gibt, nach dem Ariſtoteles, drey Arten der Freundſchaft. Die erſte iſt auf das Angenehme gegründet; wenn ein Menſch ſich an dem Scherze oder einem andern Talente des Andern im Umgange ergötzt. Die zweyte Art der Freundſchaft iſt auf das Nützliche gegründet: wenn ich meinen Freund vornehmlich deßwegen liebe: weil er mir zu Erreichung meiner Endzwecke, in Abſicht meines äuſſern Glücks, behilflich ſeyn kann. Eine dritte Gattung geht auf die Perſon, nicht auf eine einzelne Eigenſchaft oder Beziehung derſelben; und dieſe iſt die eigentliche tugendhafte Freundſchaft.

Wenn wir dieſe Begriffe auf die Menſchenliebe überhaupt anwenden: ſo ſehen wir, daß die allgemeine Menſchenliebe auf die Empfindung des Angenehmen nicht gegründet ſeyn kann: weil nicht alle Menſchen uns Vergnügen machen oder gefallen können. Eine Art der Menſchenliebe kann auf das Nützliche gegründet ſeyn, weil es die ganze menſchliche Geſellſchaft iſt, von welcher wir Dienſte und Vortheile erhalten. Aber dieſe Menſchenliebe wird doch in einzelnen Fällen ſehr oft unterbrochen, iſt unbeſtändig, und wechſelt oft mit Haſſe ab: weil viele Menſchen uns, in ihrer beſondern Beziehung auf uns, weit mehr Schaden thun oder Verdruß machen, als ſie uns, in der Qualität des Menſchen, Dienſte leiſten. Die dritte Gattung der Menſchenliebe iſt auf die Würde des Menſchen gegründet. Wir lieben jeden Menſchen überhaupt, Freund oder Feind, bloß, weil er Menſch iſt, weil in ſeiner Natur gewiſſe vortreffliche Eigenſchaften liegen, weil er ein Gegenſtand unſerer Wohlthätigkeit oder unſerer Großmuth werden kann.

Dieſe Menſchenliebe, von welcher wiederum unſre Unabhängigkeit der Grund iſt, macht die wahre Baſis der Gerechtigkeit aus: weil ſie ſich allein auf alle Menſchen erſtrecken und immerwährend ſeyn kann.

Zweyte Betrachtung.

Alles vereiniget ſich alſo dahin, daß der Hauptzweck des Menſchen, und die Quelle ſeiner Glückſeligkeit in ſeiner Thätigkeit liege. Selbſt das Daſeyn der Seele wird nur durch ihre Handlungen bekannt. Wir wiſſen nichts von ihrer Subſtanz; nur durch die Veränderungen, die in ihr vorgehen, nur durch die Wirkungen, welche ſie hervorbringt, werden wir gewahr, daß es eine ſolche geben müſſe.

Dieſe Veränderungen ſind von zwiefacher Art: Empfindungen und eigentliche Handlungen. Die meiſten Menſchen, verführet von der allgemeinen Meinung und ihrer eignen Trägheit, glauben ihre Glükſeligkeit vornehmlich in Empfindungen ſuchen zu müſſen. Dadurch kommen ſie in die Dienſtbarkeit der äußern Dinge und der Menſchen. Denn nur von außen werden ihnen Empfindungen zugeführet. Aber nach der Wahrheit und nach den Anlagen der Natur, iſt es durchs Handeln, durch Anſtrengung unſerer Kräfte, durch Arbeitſamkeit, und beſonders durch Gutes thun, daß unſer Gemüth, den größten Theil unſers Lebens hindurch, froh erhalten werden kann.

Ich ſage zuerſt: durch Arbeitſamkeit.

Man erinnere ſich irgend eines Tages, wo man, vom frühen Morgen an, raſch von einer Arbeit zur andern fortging, ſich viel ermüdete, viel nachdachte, wenig genoß, aber etwas Nützliches zu Stande brachte oder vorbereitete: und man ſtelle ihm einen andern Tag gegenüber, wo man, auf gleiche Weiſe, von einem Vergnügen zum andern, — ſelbſt von einer guten Geſellſchaft zur andern, von Freunden zu Freunden, von einer witzigen, oder auch lehrreichen, Unterhaltung in dem Concertſaale, von der Anhörung eines Virtuoſen in ein wohlbeſetztes Schauſpiel fortging; und frage ſich dann ſelbſt, an welchem von beyden Tagen man die wenigſten leeren Augenblicke gehabt habe; an dem Abende, welches Tages man am meiſten mit ſich ſelbſt zufrieden geweſen ſey; ob es wohl möglich ſeyn würde, viele der letzteren hinter einander auszuhalten, und ob nicht Wochen und Monathe auf die erſtere Art ununterbrochen angenehm verfließen könnten, wofern nur nicht die Arbeit unſre Kräfte überſteigt, die Anſtrengung zum Schmerz und die Ermüdung zur Krankheit wird. Durch das Angenehme nun, welches in der Arbeitſamkeit liegt, hat die Natur vor Ungerechtigkeiten bewahret.

Aber ich ſetze noch eine zweyte Betrachtung hinzu. Durch das hohe Intereſſe der Thätigkeit hat die Natur uns auch poſitiv zur Ausübung der

Gerechtigkeit ermuntert und uns zu einer pflichtmäßigen Aufführung Bewegungsgründe gegeben.

Sie hat es nähmlich, wie wir bey einer genauen Beobachtung des Menſchen finden, ſo mit ihm veranſtaltet, daß nur in gerechten und gemeinnützigen Handlungen die Thätigkeit des Menſchen ununterbrochen, harmoniſch und auf eine ihm wirklich befriedigende Weiſe fortgehen kann: daß hingegen die Handlungen und Unternehmungen des Betriegers, des Gewaltthätigen, des Eigennützigen und Hartherzigen, weil ſie mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſind, nie gleichförmig zu ihrem Ziele fortſchreiten, ſondern oft ſich ſelbſt zerſtören, und daß ſie alſo, wenigſtens zuweilen, mit beſſern Handlungen abwechſeln müſſen, wenn der böſe Menſch nicht durch ſo vielen Widerſtand gekränkt, alles Vergnügen ſeines Lebens einbüßen will.

Wir wollen, um den Unterſchied durch einen recht großen Contraſt ins Licht zu ſetzen, die beyden Extreme mit einander vergleichen.

Man denke ſich einen Mann, wie Bernſtorf*) der, mit einem wichtigen Staatsamte begleitet, die früheſten und beſten Stunden des Tages den Geſchäften desſelben widmet, und den größten Theil des Vormittags, in ſeinem Cabinette oder im verſammelten Rathe, — entweder den Frieden und nützliche Verbindungen ſeines Vaterlandes mit auswärtigen Mächten unterhält, oder für den Anbau des Landes, für den Wohlſtand und die Belehrung derer, welche es anbauen, ſorgt, und Handel und Kunſtfleiß zu beleben ſucht, oder beſchäftigt iſt, die unentbehrlichſten Bedürfniſſe und Ausgaben des Staats mit dem Vermögen der Einwohner ins Gleichgewicht zu bringen; oder endlich dem Unterdrückten und Beleidigten als Richter zum Schutze eilt; — indeß er bey allen dieſen Geſchäften ſeinen Geiſt in der beßten Schule übt, und ſeine Talente auf dem größten Schauplatze zeigt. Aus dieſer Verſammlung geht er nach Hauſe, um eine Stunde der Muße, die ihm vielleicht vom Morgen noch übrig bleibt, ſeiner Familie zu widmen. Er verſammelt ſeine Kinder um ſich, unterſucht die Fortſchritte aller, unterrichtet diejenigen ſelbſt, welche ſeines Unterrichts fähig ſind, und weihet die älteſten in den Dienſt des Staates ein, indem er ihnen ſeine Grundſätze einzuflößen ſucht, und ihnen ſchon manche ſeiner Erfahrungen mittheilt. Einen Theil dieſer Muße glaubt er ſeiner Gattinn ſchuldig zu ſeyn, die ſich, durch ein kurzes Geſpräch mit ihm, für die von ihr übernommene Beſorgung der Haushaltung und der erſten Erziehung für belohnt hält. Ein anſtändiges, aber nicht ſchwelgeriſches Mahl, mit ſeiner Familie oder einer ausgewählten Geſellſchaft genoſſen, — welches er deſſen ungeachtet ſo viel als möglich abkürzet, theilt den Tag und unterbricht die Geſchäfte, indem es ihn zu den folgenden ſtärkt. Die erſten Stunden nach demſelben wendet er auf die Verwaltung ſeiner eigenen weitläuftigen Domänen, welche er mit eben dem Geiſte und in Beziehung auf dieſelben Endzwecke beſorgt, wie er die Angelegenheiten und das Eigenthum des Staats verwaltet. Jetzt macht er die Entwürfe und Anſtalten, den ihm zugehörigen Theil des vaterländiſchen Bodens dergeſtalt anzubauen und zu verſchönern, daß er zum Schmucke des Landes und zum Beyſpiele einer vollkommenen Oekonomie für ſeine Mitbürger dienen könne. Dann kehrt er zu ſeinen Amtsgeſchäften zurück. Oder, wenn dieſe des Morgens geendiget ſind, eilt er in ſein Cabinet, um einige glückliche Stunden für die Wiſſenſchaften und für die Muſen zu leben. Es iſt nicht bloß ſein Vergnügen, welches er dabey zum Zwecke hat: — ſeine Studien haben immer eine Beziehung auf ſeinen großen Beruf. Er hat nicht nur die beſten Bücher geleſen, deren Inhalt ihm bey ſeinen Geſchäften nützlich ſeyn kann. Er ſtudirt auch diejenigen Wiſſenſchaften und Autoren, welche dazu dienen, ſeine Begriffe aufzuhellen, ihn zum Selbſtdenken anzuleiten, und die Natur des Menſchen kennen zu lernen. Er findet Geſchmack an den Werken des Genies im Fache der Dichtkunſt und Beredſamkeit: überzeugt, daß er nur aus ihnen die dem Staatsmanne ſo unentbehrliche Kunſt, auf die Gemüther Anderer durch ſeinen Vortrag zu wirken, lernen kann. — Den Abend bringt er endlich in der Geſellſchaft geiſtreicher Freunde zu: oder wenn ſein Stand fordert, den Prunk-Geſellſchaften des Hofes beyzuwohnen, oder ihnen ſelbſt vorzuſitzen: ſo nutzt er dieſe Geſellſchaften ganz anders, als die meiſten Mitglieder derſelben. Er zieht hier durch die Annehmlichkeit ſeines Umgangs die fremden Geſandten und andere Perſonen an ſich, welche ihm in ſeinen Geſchäften nützlich ſeyn können, und gibt ihnen durch das Geiſtreiche ſeiner Geſpräche vortheilhafte Begriffe von ſeinen Talenten. Hier bereitet er vielleicht, unter Scherz und Fröhlichkeit, das Gelingen einer Unterhandlung, welche, wenn ſie bloß mit dem Ernſte eines Staatsgeſchäfts wäre betrieben worden, große Schwierigkeit und Widerſetzung gefunden hätte.

---

*) Beyde Bernſtorfe, Vater und Sohn, würden zu dieſer Schilderung die Urbilder ſeyn können. Aber hier iſt es vornehmlich der ältere Bernſtorf, durch Sturzens Schriften bekannt, welcher mir in Gedanken ſchwebt.

So fließen ſeine Tage, dem Scheine nach, einförmig, im Grunde äußerſt abwechſelnd und unterhaltend, in einer beſtändigen Thätigkeit dahin, welche immer ihre Gegenſtände ändert, und ihn daher nicht ermüdet; aber immer auf denſelben Endzweck des öffentlichen und Privat-Wohls losarbeitet.

Man ſetze nun dieſem Manne einen Auswürfling der menſchlichen Geſellſchaft, einen Räuber und das Haupt einer Räuberbande, aber einen Mann von Talenten, einen Cartouche, entgegen.

Er hat vielleicht die ganze Nacht, unter freyem Himmel, der rauheſten Witterung ausgeſetzt, mit der äußerſten Anſtrengung ſeines Geiſtes, und unter großen Beſchwerden und ſelbſt Schmerzen des Körpers, ſeinem Raube aufgelauert oder demſelben nachgejagt. Und nun hat er denſelben erhaſcht. Er hat das einſame Haus eines wohlhabenden Mannes überfallen, und ſich deſſen Schätze, vielleicht mit Aufopferung einiger Menſchenleben, zugeeignet. Er iſt nun auf dem höchſten Gipfel ſeines Glücks und ſeines Ruhms. Aber die Scenen des Jammers, welche er vor ſich ſieht, unterbrechen und ſchwächen doch, wenn er noch Menſch iſt, die Empfindungen der Selbſterhebung und des Vergnügens. Die Talente, welche er bey dieſer Unternehmung vielleicht bewieſen, die Tapferkeit und das Genie, welche er gezeigt hat, werden niemanden bekannt, als den Elenden, ſeinen Cameraden, welche er ſelbſt verachtet, und werden von den Perſonen, welche die Opfer davon ſind, verabſcheut.

Auf dieſe äußerſte Anſtrengung folgt unmittelbar ein ganz entgegengeſetzter Auftritt der Schwelgerey, der Ausſchweifungen aller Art und des Müßiggangs. Hier iſt er vielleicht ein ganz andrer Mann; er iſt ein gerechter Austheiler der Beute an die ihm untergeordneten Räuber; er iſt ein fröhlicher, vielleicht witziger Geſellſchafter. Das wilde Thier iſt für wenige Augenblicke Menſch geworden.

Oder, aller Gelegenheit beraubt, ſogleich eine neue ähnliche Unternehmung, anzufangen, iſt er vielleicht nun auf eine lange Zeit zu einer ihn ſelbſt quälenden Unthätigkeit gezwungen, aus welcher er zuerſt durch die Nachſtellungen der Obrigkeit und durch die Anſtalten, welche ſie gegen ihn macht, aufgeſchreckt wird.

Hier fangen nun wieder ganz andre Arbeiten und Beſchwerden an, auf ein ganz anderes Ziel gerichtet; die durch den vorigen Succeß wenig oder gar nicht unterſtützt werden, und wenn nicht ſeiner ganzen bisherigen Thätigkeit ein Ende machen, doch ſeine Entwürfe auf lange Zeit unterbrechen. Aber zuweilen entgeht er durch alle Liſt, durch angewandte Kunſt und Gewalt, nicht der Weisheit und Wachſamkeit einer von der Macht des Staates unterſtützten Obrigkeit.

Nun ſchmachtet er vielleicht im Gefängniſſe, und iſt allen Erniedrigungen und allen Unannehmlichkeiten eines peinlichen Verhörs ausgeſetzt: bis er endlich durch ſeine auſſerordentliche Leibesſtärke, durch einige von ihm erworbenen Kunſtfertigkeiten, und durch ſeine Aufmerkſamkeit, jeden unbewachten Ort und Moment in ſeiner Gefangenſchaft auszuſpähen, ſeine Feſſeln löſet und ſeinem Kerkermeiſter entwiſcht; — oder, wenn er noch glücklicher iſt, ſeinem Richter ſelbſt, durch die Kunſt ſeiner Vertheidigung und durch die Scheingründe, welche er für ſeine Unſchuld anzuführen weiß, entgehet.

Nun iſt er wieder frey. Aber er iſt auf die weite Erde gleichſam hingeworfen, und muß von vorn anfangen, ſeinen Unterhalt und, wenn es möglich iſt, ſein Glück zu ſuchen. — Wenn der gute Mann dem Landbauer ähnlich iſt, welcher einen feſten Wohnſitz hat, und ſich von ſeinem eigenen Grund und Boden nährt: ſo iſt der böſe Menſch wie der Jäger, welcher in den Wüſten herumſtreift, um dem Wilde nachzujagen, welches er erſt finden, dann erlegen muß, ehe er ſich von demſelben ſättigen kann.

Jener Unglückliche findet vielleicht nunmehr die vordem mit ihm Verbündeten zerſtreut. Die ehemahligen Entwürfe ſeiner Raubbegierde ſind zerriſſen: und er findet es jetzt unmöglich, ſie auszuführen. Vielleicht iſt er ſelbſt, eine Zeitlang dem äußerſten Mangel und ſogar dem Hunger ausgeſetzt: bis ſich ihm endlich eine neue Gelegenheit, ſeine ruhigen Mitbürger anzufallen und Beute von ihnen zu machen, zeigt; und er nun von neuem durch Mord und Brand zum Beſitze vom Gelde und zum Wohlleben gelangt.

So geht ſein Leben hin: — und wie endiget er es? — Gemeiniglich durch einen gewaltſamen Tod, oder durch die Beſtrafung ſeiner Verbrechen.

Was wir nun hier, bey der Vergleichung eines der wohlthätigſten mit einem der ſchädlichſten Mitglieder der Geſellſchaft, augenſcheinlich entdecken, — „daß nähmlich die Thätigkeit, welche auf

„das Gute gebe, ununterbrochen ſeyn, und das „ganze Leben auf eine angenehme Weiſe ausfüllen „kann, die Böſes ſtiftende, oder doch ungerechte „Thätigkeit hingegen nothwendig oft unterbrochen „und gehindert werden müſſe, und nie angenehm „ſeyn könne:“ — dieß würden wir, bey genauer Unterſuchung, als den allgemeinen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen gerechten und ungerechten Handlungen wiederfinden.

Eine ſittlich gute Handlung knüpft ſich ganz natürlich an eine zweyte an. Von einer Arbeit, durch welche wir dem gemeinen Weſen genuͤtzt haben, gehen wir leicht und natürlich zu dem Dienſte, welchen wir einem Freunde, — oder zu der Hülfe, welche wir einem Nothleidenden leiſten. Auf Freundſchafts- und Liebes-Dienſte folgt eben ſo natürlich die Sorge, welche wir auf unſere Familie, auf die Verwaltung unſerer Güter, und auf die Erziehung unſerer Kinder wenden. Dieſe Beſchäftigungen hängen wieder mit dem zuſammen, was wir zu unſerem eigenen Beſten, zur Aufklärung unſers Verſtandes, und zur Erweiterung unſerer Einſichten unternehmen: und das Studium gemeinnütziger Kenntniſſe ſchließt ſich wieder an das Vergnügen eines lehrreichen Umganges an. Auf dieſe Weiſe allein kann das Leben ein harmoniſches Ganze ausmachen.

Eine böſe und ungerechte Handlung hingegen läßt ſich nicht ſo leicht an eine zweyte knüpfen. Es müſſen wenigſtens Zwiſchenräume ſie trennen. Der ungerechte Mann muß zuweilen gerecht, — der Böſe muß zuweilen gut ſeyn: oder er würde ſo wenig lange beſtehen, als der Anführer einer Räuberhorde, wenn er ſeine Mitgenoſſen ungerecht oder übel behandelte. Das Böſe ſtreitet nicht nur mit dem Guten: ſondern es iſt auch im Widerſpruche mit ſich ſelbſt.

Wenn alſo die Natur, durch ihre urſprünglichen Anlagen, dem Menſchen die Thätigkeit zur vornehmſten Quelle ſeiner Glückſeligkeit gemacht hat; und wenn, — vermöge der von ihr herrührenden Einrichtung der Welt, nur die gerechte und menſchenfreundliche Thätigkeit immerwährend, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend und angenehm ſeyn kann, ſo hat ſie auch den Menſchen zu dieſen Tugenden gebildet.

Aber, wird man gegen das jetzt entwickelte Princip einwenden, iſt nicht nach demſelben die Tugend ihres vornehmſten Adels, der ſittlichen Freyheit, beraubt? Iſt ſie nicht eine Gabe der Natur, ein Geſchenk des Glücks? — eine Gabe der Natur, inſofern ſie ſchon in den Anlagen des Menſchen liegt; und ein Geſchenk des Glücks, inſofern ſie eine Folge der vollkommnern Ausbildung iſt; die Ausbildung und Erziehung keines Menſchen aber von ihm ſelbſt, ſondern von den Umſtänden abhängt?

Ich antworte zuerſt, daß dieſer Einwurf jedes Syſtem eben ſowohl trifft, als das meinige. Er entſteht eigentlich aus den Schwierigkeiten, die mit dem Begriffe der Freyheit verbunden ſind, und die auch Kant ſelbſt, nach meinem Bedünken, nicht hinweggeräumt hat.

Nach jedem Syſteme bringt der Menſch Anlagen auf die Welt; und dieß nicht bloß in Abſicht ſeiner Talente und ſeines Verſtandes, ſondern auch in Abſicht ſeines Charakters Der Menſch iſt nicht ein Thon, welchen der Erzieher oder der Moraliſt nach ſeinem Gefallen modeln kann, ſondern eine Pflanze, die ihre beſondre Natur und Geſtalt mitbringt, und von ihm nur als von einem Gärtner gepflegt, groß gezogen und zu ihrer möglich höchſten Vollkommenheit gebracht werden kann. Er wird nie machen, daß auf einem wilden Apfelbaume ein Pfirſig wachſe: aber er wird es dahin bringen können, daß die Aepfel dieſes Baumes ſüß werden.

Jedes Ding muß zuerſt da ſeyn, ehe es handeln kann: und mit dem Daſeyn iſt eine gewiſſe Conſtitution des Weſens, — ſind gewiſſe Beſchaffenheiten verbunden, welche auf die Handlungen, wenn ſie nun anfangen, Einfluß haben müſſen.

Bey dem Menſchen insbeſondre iſt es augenſcheinlich,, daß er als ein unthätiges und unfreyes Kind gebohren werde. Er wird erſt thätig, er wird erſt frey. — Und zu welcher Zeit auch dieſe Epoche eintrete, — es ſey mit dem erſten Schimmer, es ſey mit der vollen Ausbildung des Verſtandes: ſo hat er doch zu dieſer Zeit gewiß ſchon einige beſtimmten, auf das Sittliche ſich beziehenden, Eigenſchaften. Und nach dieſen wird ihm die Ausübung der einen Pflicht leichter, der andern ſchwerer; und alle ſeine ſittlichen Handlungen ſind die vereinigten Reſultate ſeiner jetzt angewandten freyen Kraft, und ſeiner natürlichen oder erworbenen Beſchaffenheit. Welches Princip man auch annehme, ſo iſt in der Klugheit, welche doch jedermann für eine Tugend erkennt, gewiß etwas talentartiges und angebohrnes. Der eine Menſch hat von Natur mehr Verſtand und Beurtheilungskraft, als der andere: der eine iſt mehr durch die Erziehung dazu gewöhnt, alle ſeine Einſichten practiſch zu machen und ſogleich auf das Leben anzuwenden.

Selbſt, wenn wir das Kantiſche Syſtem in ſeinem ganzen Umfange annehmen: ſo werden wir doch auch hier dieſelbe Schwierigkeit wieder finden. Der eine Menſch hat in der That eine ſtärkere Vernunft, und die lauter bey ihm ſpricht, als der andere: der eine hat ruhigere Begierden, und die ſich leichter unter das Joch der Vernunft beugen. Mit einem Worte, ein Menſch iſt, von Kindheit an, vernünftiger, als der andere.

Dasſelbe läßt ſich auf jedes Princip der Tugend anwenden. Sey ſie die Schicklichkeit der Handlungen; die Geſelligkeit; die Wahl der beſten Mittel glückſelig zu ſeyn; oder das Streben nach Vollkommenheit. Immer iſt der eine Menſch, von Natur und durch Erziehung, — zur Zeit, wenn er als freyer Menſch auftritt, mit den Vorſchriften des Moralſyſtems mehr übereinſtimmend, als der andere.

Deſſen ungeachtet glaubt keiner dieſer Philoſophen, daß der Menſch dadurch ſeiner Freyheit beraubt ſey. Alle ſehen nähmlich ein, daß ſie glauben müſſen, — ein Menſch könne ſeinen Naturanlagen und der durch die Erziehung ihm gegebnen Bildung gemäß, und doch noch frey handeln: oder daß ſie überhaupt die Freyheit aufgeben müſſen.

Die zweyte Antwort, welche ich auf obigen Einwurf gebe, iſt zugleich eine Rechtfertigung aller andern Syſteme.

Obgleich der Grund-Charakter, welchen der Menſch in die Jahre der Mannbarkeit und der erſten Reife des Verſtandes mitbringt, ein Werk der Natur und der Erziehung zu ſeyn ſcheint: ſo iſt doch die fernere Ausbildung dieſes Charakters ſein eignes Werk; und es gehört ſogar unter ſeine heiligſten Pflichten, ſich dem Ideale der ſittlichen Vollkommenheit, welches durch das Syſtem aufgeſtellt wird, immer näher zu bringen.

Zufolge der Geſchichte von der Entwickelung des Menſchen, welche ich oben nach den Begriffen der Stoiker, und jetzt nach meinen eignen gegeben habe, arbeitet die Natur gleichſam, von der Geburt des Menſchen an, bis zu ſeiner Mannbarkeit darauf hin, ſittliche Vollkommenheit in ihm möglich zu machen, und ſelbſt ſeinen ſittlichen Charakter bis auf einen gewiſſen Grad zu beſtimmen.

Aber nun übergibt ſie ihn, als ein noch nicht ganz vollendetes Werk, ſich ſelbſt. Sie verlangt von ihm, daß er dem Geiſte nachſpüren ſoll, in welchem ſie ſeine erſten Anlagen, — gleichſam den Umriß zu ſeiner geiſtigen und körperlichen Form, bey ſeiner Geburt, gemacht, — und in welchem ſie dieſen Umriß während der Zeit ausgeführt hat, da er ſelbſt, noch nicht zum vollen Gebrauche ſeiner Vernunft gelangt, auch noch nichts für ſeine Ausbildung thun konnte. In dieſem Geiſte ſoll er nun, als vollendeter Mann, fortarbeiten, und ſeinen Charakter durch ſeine eignen, freyen Handlungen, völlig ausbilden und beſtimmen.

Wie wäre es möglich, dem Menſchen die Vorſchrift zu geben, daß er der Natur folgen ſoll; wenn ſie nicht zu der Zeit, da er anfängt, frey zu handeln, ihm ſchon vorgearbeitet, und ihm dadurch ein Muſter gegeben hätte, nach welchem er ſich in der weitern Ausführung richten kann.

Die Freyheit des Menſchen iſt alſo, in meinem Syſteme, — zwar nicht von den ihr anklebenden Schwierigkeiten befreyet; aber gerettet: einmahl, weil es möglich iſt, daß der Menſch, bey einem ſchon zuvor beſtimmten Temperamente und

Charakter, doch noch frey handle; zum andern, weil er ſelbſt dieſen Charakter, in der Folge, durch ſeine freyen Handlungen mit beſtimmen hilft.

Die Wahrheit der Sache iſt: daß weder die Natur, noch der Menſch ſelbſt den ſittlichen Charakter hienieden gänzlich vollendet. — Der Körper, wenn er bis zu einem gewiſſen Grade des Wachsthums gelangt iſt, ſteht nicht nur ſtille, ſondern gehet auch zurück, und zerſtört nach und nach ſich ſelbſt. — Der Verſtand, die Denkkraft, die Talente haben auch ihren Punct des Stillſtandes, von wo aus ſie durch, alle Uibung des Menſchen, nur wenig vermehrt werden: ſie dauern indeß noch, bey den meiſten Menſchen, bis an das Ende des Lebens fort. Aber der ſittliche Charakter kann ohne Ende an Vollkommenheit wachſen; und er erreicht in dieſem Leben das Ziel einer vollkommen reinen Tugend, wonach er ſtrebt, nicht. Eben deßwegen iſt die Vervollkommnung desſelben am beßten dazu geeignet, die Beſtimmung und den höchſten Endzweck des Menſchen auszumachen. Dieſer nähmlich, deſſen Weſen im Handeln, und deſſen Daſeyn, wie Ferguſon ſagt, in einem beſtändigen Fortgange beſteht, verlangt nothwendig zu dieſem Endzwecke einen Gegenſtand, bey welchem unaufhörliche Fortſchritte möglich ſind.

Mein zweytes Princip.

Das was ich, der Kürze wegen, mit dieſem Nahmen belege, verdient denſelben vielleicht noch weniger, als mein erſtes Princip. Es iſt kein a priori unumſtößlich gewiſſer Satz, aus welchem ich die Pflichten herleite, und durch deſſen Hülfe ich ſie gleichſam erſt entdecke. Es iſt bloß ein neuer Geſichtspunct, unter welchem ich die mir, durch das Gewiſſen und durch die Uibereinſtimmung aller Menſchen, längſt bekannten Pflichten zuſammenfaſſe und eintheile; es iſt ein Band, durch welches ich ſie, unter einander mit dem erſten Principe, dem von der Vollkommenheit, verknüpfe.

Dieſer Geſichtspunct ſchien mir, als er ſich mir zuerſt darboth, neu, und mir eigenthümlich zu ſeyn. Aber ſo wie wir überhaupt oft *Erfindungen* nennen, was doch nur Combinationen alter Ideen ſind, deren Quelle der Erfinder vergeſſen hat: ſo fand auch ich, in der Folge, daß ich nur eine Eintheilung, welche die Griechiſchen Philoſophen zwiſchen den Tugenden des decori, und zwiſchen denen des honesti und utilis machen, mit einer Idee, welche man dem Zoroaſter zuſchreibt, daß nähmlich im Erhalten, Pflanzen, Bauen, die Tugend, und im Zerſtören das Laſter liege, — verknüpft hatte.

Doch will ich dem Leſer meine Meditation ſelbſt vorlegen.

Wenn ich alle die Handlungen mir vor Augen ſtelle, welche die moraliſche Billigung der Menſchen erhalten: ſo finde ich den dreyfachen Unterſchied, daß einige als ſchicklich, andre als gut und wohlthätig, noch andre endlich bloß als ordnungs- und geſetzmäßig gebilliget werden.

Einige Handlungen ſage ich, werden bloß deßwegen gebilliget, weil ſie ſchicklich, den Umſtänden, unter welchen ſie geſchehen, dem Gegenſtande, mit welchem ſie zu thun haben, und der Perſon, welche ſie thut, ſowohl nach ihrem Charakter, als Menſch, als auch nach ihrem Stande und ihren Verhältniſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft angemeſſen ſind. Im Gegentheile werden Handlungen, welche unſchicklich, obwohl unſchädlich ſind, gemißbilliget, und oft mehr, als wirkliche Ungerechtigkeiten, verabſcheuet. Warum wäre es, nach dem Ausſpruche des Cicero und der geſunden Vernunft, ſo äußerſt ſchändlich, und ſelbſt ſtrafbar, wenn ein Menſch, um die Forderungen eines unſinnigen Teſtators, der ihn nur unter dieſer Bedingung zum Erben ſeiner großen Reichthümer eingeſetzt hätte, zu erfüllen, — nackt auf öffentlichem Markte tanzen wollte? Außer der Niederträchtigkeit der Habſucht, welche aus dieſer Handlung hervorleuchten würde, verdient ſie auch, bloß als unſchicklich, — die Regeln des allgemeinen Anſtandes verletzend, und empörend für den Anblick der Anweſenden, das Verdammungs-Urtheil. Und doch werden dadurch die Rechte keines Menſchen gekränkt.

Unwahrheiten für Wahrheiten auszugeben, auch wenn unter dieſer Falſchheit keine unerlaubte Abſicht verborgen liegt, iſt doch eine verwerfliche Handlung, beſonders, wenn man mit guten Menſchen zu thun hat.

Selbſt ein angenehmer Erzähler, wenn er, um ſeinen Geſchichten mehr Eindruck zu verſchaffen, das für Thatſache ausgibt, was er erdichtet, iſt nicht ohne Tadel: ob er gleich nur das Vergnügen der Geſellſchaft dabey ſucht. Aber die Unſchicklichkeit der Handlung verdunkelt die Güte der Abſicht. Die erſte Beſtimmung der menſchlichen Rede iſt, Andern mitzutheilen, was wir denken, oder was wir von den Sachen wiſſen. Erſt eine zweyte Rückſicht iſt es, durch unſere Reden Andern Vergnügen zu machen.

Aber weit tadelnswürdiger ſcheint eine Untergattung der Unwahrheiten, — die Prahlerey, — die unwahre Vergrößerung unſerer Reichthümer, unſerer Verdienſte, oder unſerer Verbindungen mit den Großen. Hier häufen ſich die Unſchicklichkeiten. Nicht nur wird die Abſicht der Rede vereitelt, Andern den Gegenſtand, wovon man ſpricht, bekannt zu machen, ſondern alle Anweſenden werden in einen ungebührlichen Abſtand von dem Prahlenden geſetzt. Nach ſeinem Vorgeben müßten ſie ihm eine äußere Achtung zugeſtehen, welche ihren wahren Verhältniſſen ganz zuwider wäre.

Hiermit ſtimmen die Beobachtungen Smiths über die Sympathie zuſammen.

Ein lautes Geſchrey bey einem körperlichen Schmerze, unaufhörliches Weinen bey dem Verluſte eines Geliebten, eine ausgelaſſene Freude bey einem glücklichen Vorfalle, werden gemißbilliget: weil der Zuſchauer ſich nicht ſo in die Stelle des Leidenden oder des Glücklichen verſetzen kann, daß er den Ausdruck ihres Schmerzens oder ihres Vergnügens ſchicklich fände.

Auch Stand und bürgerliche Verhältniſſe haben auf dieſe Schicklichkeit der Handlungen Einfluß.

Ein Betragen, welches Würde und ſelbſt Hoheit anzeigt, iſt einem Fürſten und den Männern vom erſten Range ſehr anſtändig. Ein ähnliches Betragen würde den verdienſtvollſten Privatmann ſehr übel kleiden.

Mäcen konnte nicht anders, als mit einem anſehnlichen Gefolge, aufs Land reiſen; wenn er nicht eine Unſchicklichkeit begehen wollte. Dem Horaz war es erlaubt, ganz allein, auf einem

Klepper, ſeinen Mantelſack hinten aufgebunden, ganz Italien zu durchreiſen *).

*

Andre Handlungen werden deßhalb gebilliget, weil ſie gut ſind, d. h. weil ſie das Wohl der Geſellſchaft befördern, zum Glück einzelner Perſonen und Familien beytragen, den Menſchen ſelbſt, welcher handelt, vollkommner machen, oder an denjenigen Inſtituten und Werken arbeiten, welche mittelbar auf das öffentliche oder Privatwohl Einfluß haben: dergleichen die Wiſſenſchaften, die Künſte, der Ackerbau und alle nützlichen Gewerbe ſind.

Dieſe Claſſe der ſittlich guten Handlungen, welche am meiſten ausgebreitet, und bey der die Schuld oder das Verdienſt der Handlungen am ſichtbarſten iſt, begreift die Erfüllung aller Pflichten des Berufs, die Pflichten der Wohlthätigkeit und die Pflicht eines nützlichen Fleißes in ſich.

*

Eine dritte Claſſe von Handlungen wird gebilliget oder für Unrecht erklärt, nicht, weil die Handlungen auf eine merkliche Weiſe ſchicklich oder unſchicklich ſind, nicht weil ſie unmittelbar Gutes ſtiften oder Schaden verurſachen: ſondern weil die Regel, nach welcher ſie geſchehen, oder welcher ſie widerſtreiten, und die Unverletzlichkeit dieſer Regel, zum Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich ſind.

---

*) Horazens Satyren. B. 1. S. 6.

Zu dieſer Claſſe gehören faſt alle Handlungen der ſtrengen Gerechtigkeit. Wenn ein armer Schuldner ſeinem reichen Gläubiger ſeine Schuld wiederbezahlt: ſo wird jener vielleicht dadurch ganz elend, und dieſer erlangt dadurch keinen großen Vortheil. Aber die Regel, daß ein jeder ſeine Schulden bezahlen müſſe, iſt von ſolcher Wichtigkeit für die Unverletzbarkeit des Eigenthums, und dieſe hinwiederum für das Beſtehen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß, ohne auf den Nutzen oder Schaden, welchen die Wiederbezahlung einer Schuld in dem gegenwärtigen Falle nach ſich zieht, Rückſicht zu nehmen, man ſie doch auch in dieſem, als eine gute Handlung, billigt, oder als eine Pflicht fordert.

Dieſe Unterſchiede führen auf eine etwas tiefer liegende Idee, aus welcher ſie hergeleitet zu ſeyn ſcheinen. Alle Handlungen des Menſchen haben eine doppelte Beziehung, nach welcher ſie beurtheilt werden: die eine auf die Urſachen, aus welchen ſie entſtehen, auf den Charakter des Menſchen, welchen ſie anzeigen, auf die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche ſie vorausſetzen; eine zweyte auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen, und auf die Veränderungen, welche ſie in den Dingen und Menſchen, worauf ſie Einfluß haben, nach ſich ziehen.

Nach der erſten Beziehung werden diejenigen gebilliget und als ſittlich gut gelobt, welche aus einem vernünftigen Entſchluſſe und aus untadelhaften oder edeln Triebfedern ihren Urſprung nehmen; welche einen gebildeten Geiſt und ein wohlwollendes Herz verrathen; welche, mit einem Worte, Aeußerungen und gleichſam Ausdrücke einer weiſen, in ihren Begierden gemäßigten, menſchenfreundlichen und doch ſtarken und muthigen Seele ſind.

Die Rede iſt nicht das einzige Mittel, durch welches der Menſch Andern ſein Inneres bekannt macht, auch die Phyſiognomie, auch die Mienen- und Gebehrden Sprache ſind Zeichen, durch welche, vermöge einer Veranſtaltung der Natur, ein Menſch die Gedanken und Geſinnungen des andern erkennen kann.

Aber noch weit mehr ſind es die Handlungen, — iſt es die Aufführung des Menſchen, welche uns das Bildniß ſeiner Seele, — ihres intellectuellen und moraliſchen Zuſtandes, darſtellen.

Diejenigen Handlungen nun werden gebilliget, und als ſinnlich gut betrachtet, welche die Vollkommenheit der Seele abmalen und bezeichnen; diejenigen werden getadelt, welche das Bild von Unvollkommenheit, Mangel und Verkehrtheit des Geiſtes darſtellen. Hier zeigt ſich nun ein Weg, wie wir zu einer vollſtändigen Aufzählung der ſittlichen Vorſchriften, welche unter dieſe Rubrik gehören, gelangen könnten. So viel es nähmlich Vollkommenheiten der Seele gibt: ſo viele Hand-

lun-

lungen gibt es, welche deßwegen einen moraliſchen Werth haben, weil ſie eine dieſer Vollkommenheiten vorausſetzen und abbilden, geſetzt auch, daß ſie an nützlichen Folgen unfruchtbar wären. Umgekehrt wird die Anzahl der verwerflichen Handlungen und Reden der Anzahl der Mängel und Unvollkommenheiten gleich ſeyn, welche im menſchlichen Geiſte bisher wahrgenommen worden ſind, und welche durch jene Handlungen ſich an den Tag legen.

Ich mache mich nicht anheiſchig, dieſe Aufzählung vollſtändig zu machen: ich will aber einige Beyſpiele von Handlungen, die dazu mitgehören würden, anführen, weil Beyſpiele immer mehr, als allgemeine Betrachtungen, den Gegenſtand ins Licht ſetzen.

Es iſt eine Vollkommenheit der Seele, wenn die Begierden der niedrigern Sinne gemäßiget, und ihre Vergnügungen denen der höheren Sinne und der Einbildungskraft untergeordnet ſind.

Es wird daher an einem im Grunde mäßigen und nüchternen Manne gemißbilliget, wenn er in ſeinen Reden und Handlungen merken läßt, daß er an den Vergnügungen des Gaumens zu ſehr hängt; wenn er die Delikateſſen eines köſtlichen Mahls, welchem er beygewohnt hat, mit einem außerordentlichen Wohlgefallen und einer großen Umſtändlichkeit beſchreibt, und ſich ſelbſt eines guten Gerichtes, welches er vor mehrern Jahren genoſſen hat, mit ſichtbarem Vergnügen erinnert. Hingegen finden wir etwas Edles in dem Betragen eines Mannes, der, obwohl mit den Feinheiten der Kochkunſt nicht unbekannt, und gegen dieſelben nicht unempfindlich, doch an der beſten Tafel, die Speiſen über der Geſellſchaft und dem Geſpräche zu vergeſſen ſcheint.

Wir tadeln an einem andern, wenn er auch kein Wollüſtling iſt, daß er in ſeinen Geſprächen, bey jeder Gelegenheit, oder ohne alle Veranlaſſung, Anſpielungen auf die Befriedigung des Geſchlechtstriebes einmiſcht, dahin alle ſeine Scherze lenkt, und dadurch zeigt, wie ſehr ſeine Einbildungskraft von dieſem Gegenſtande angefüllt ſey.

Es iſt eine andre Vollkommenheit des Geiſtes, wenn das Empfindungsvermögen die gegenwärtigen Dinge richtig und genau wahrnimmt, das Gedächtniß das Wahrgenommene treu bewahret, und die Einbildungskraft ſelbſt noch den Erinnerungen einen Grad von ſinnlicher Anſchaulichkeit zu geben weiß.

Es wird daher auch in den Reden und Handlungen eines Mannes gelobt, wenn aus denſelben hervorleuchtet, daß er die Umſtände, in welchen er ſich befindet, die Gegenſtände, mit welchen er zu thun hat, und die Perſonen, mit welchen er redet, oder etwas verhandelt, wohl beobachtet hat; daß er ſich ſelbſt der Begebenheiten, die mit ihm und mit ihnen vorgegangen ſind, erinnert, und auf beydes in ſeinen Reden und Handlungen Rückſicht nimmt. Die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit deſſen, was wir thun und ſagen, hängt größtentheils davon ab, ob wir das Gegenwärtige richtig oder falſch beobachten und uns des Vergangnen zur Zeit, wo es auf das Gegenwärtige Einfluß hat, zu erinnern, oder es zu vergeſſen pflegen.

Es iſt eine dritte Vollkommenheit des Geiſtes, wenn die edlern Sinne und die Einbildungskraft gegen das Schöne empfindlich ſind, und der Verſtand ſich mit denſelben zu vereinigen weiß, um es zu beurtheilen: woraus der Geſchmack entſteht, — eine beynahe unerklärliche Fähigkeit, weil er, wie Kant richtig bemerkt, nicht nach beſtimmten Regeln urtheilt, und doch beſtimmte Forderungen an Andre thut, eben ſo zu urtheilen.

Alle Reden und Handlungen nun, welche dieſen guten Geſchmack verrathen, werden auch als ſittlich gut gebilligt. Wo Anſtand, Schicklichkeit und Uibereinſtimmung unter denſelben vorhanden iſt: da ſetzen wir immer voraus, daß Eigenſchaften in der Seele vorhanden ſeyn müſſen, welche auch auf die Ausübung wichtigerer Pflichten leiten werden.

In der That gibt es einen Anſtand höherer Art, oder vielmehr einen, der unerläßlicher iſt: das iſt das geſetzte Weſen, welches ich den Anſtand des Verſtandes nennen möchte. Ihm iſt die Faſeley entgegen geſetzt, ein Betragen, welches einen Menſchen ſehr erniedriget, ob er gleich dabey ein recht guter und ſelbſt ein talentvoller Mann ſeyn kann.

Die Vergnügen und die Begierden der Sinne nähmlich wechſeln ſehr oft ab. Die Ausflüge der Einbildungskraft ſind ebenfalls ſchnell und ändern ſich oft in ihren Richtungen: aber der Gang des Verſtandes iſt feſt, und geht immer nach einem Ziele. Gedanken, welche er einmahl wahr gefunden hat, bleiben unveränderlich dieſelben. Kein Wunder alſo, daß wir bey einem Manne, deſſen Gang ruhig iſt, der zu ſeinen Reden wenige und nur die nothwendigſten Bewegungen macht, weder mit einer übereilten Geſchwindigkeit, noch mit einer trägen Langſamkeit ſpricht, vermuthen, daß er von einer gleichförmig wirkenden Kraft der Seele, dem Verſtande, regiert wird: daß wir hingegen von einem Andern, der, wie der Tigellius des Horaz, das eine Mahl ſo langſam und gravitätiſch einher geht, als wenn er Prieſter in einer Prozeſſion wäre, den folgenden Tag läuft, als ob er vor einem Feinde flöhe, welcher heute übermäßig viel ſpricht, und morgen ganz ſtumm in der Geſellſchaft ſitzt; die Vermuthung hegen, daß Sinnlichkeit und Einbildungskraft bey ihm die Oberhand haben.

Ein weit höherer Vorzug der Seele iſt das Denken und das Selbſtdenken.

Diejenigen Handlungen erhalten alſo auch einen höhern Grad moraliſcher Billigung, welche beweiſen, theils, daß der Menſch überhaupt bey ſeiner Handlung gedacht, der Gegenſtand, die Umſtände, die Hülfsmittel, und ſeine eigenen Kräfte erwogen, und in allen dieſen Sachen tiefer und richtiger als Andere geſehen habe: theils, daß er über Meinungen und Vortheile erhaben ſey, und ſeinen eignen Grundſätzen und Uiberlegungen folge.

Die Wißbegierde und das Streben nach Kenntniſſen iſt als Eigenſchaft der Seele etwas Gutes: und es iſt alſo auch etwas Gutes und Löbliches in den Reden und Handlungen eines Menſchen, wenn man in denſelben Wiſſenſchaft und Kenntniſſe gewahr wird. Doch dieſe werden nicht von Allen gefordert.

Aber die Wahrheitsliebe, auf welche die Wißbegierde gegründet ſeyn muß, iſt ein weit höherer Vorzug der Seele, ſo wie die Erkenntniß der Wahrheit das Ziel des Studiums iſt. Es iſt daher auch eine weit allgemeinere und ſtrengere Forderung, die wir an Männer, welche wir ſchätzen ſollen, thun, daß ſie in ihren Reden wahrhaftig, und in ihrer Aufführung unverſtellt ſind. Auch wenn die Kenntniß einer Wahrheit uns oder Andern nichts nützt, und der Irrthum niemanden Schaden bringt, verlangen wir doch, daß der, welcher mit uns ſpricht, uns, ſelbſt in gleichgiltigen Dingen, die Wahrheit ſage, und nur in dem äußerſten Colliſionsfalle eine Ausnahme mache.

Weil liebreiche Neigungen unter die guten Eigenſchaften der Seele gehören: ſo gehört ein freundliches und gefälliges Betragen, auch wenn es nicht mit Dienſtleiſtungen verbunden iſt, zu den kleinerern Pflichten des Lebens.

Da endlich die Vernunft, wenn ſie Ordnung und Harmonie in die Seele bringt, die höchſte Kraft derſelben iſt: ſo iſt auch die Uibereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt in ſeiner ganzen Aufführung, eine der ſchätzbarſten Tugenden, und ein Gegenſtand der allgemeinen Billigung, welche bis zur Bewunderung ſteigt *).

Die zweyte Beziehung, welche die menſchlichen Handlungen haben, und nach welcher ſie beurtheilt werden, iſt die auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen.

*) Es ſcheint mir, daß Kant, bey ſeinem Syſteme, faſt nur auf diejenige Claſſe der Handlungen, welche bloß ihrer Schicklichkeit wegen gebilliget werden, — und auf diejenige Beziehung der Handlungen, nach welcher ſie als Zeichen gewiſſer Eigenſchaften der Seele beurtheilt werden, Rückſicht genommen habe. Die noch wichtigere Claſſe der, ihrer Tendenz und ihrer Wirkungen wegen, lobens- oder tadelnswürdigen, — die noch wichtigere Beziehung der Handlungen auf die Endzwecke und Folgen, welche ſie in der Welt haben, hat ſeine Aufmerkſamkeit weniger erregt, und auf ſeine Grundſätze weniger Einfluß gehabt.

Die Handlungen der erſten Art, laſſen ſich, in der That, unter dem Nahmen der vernünftigen zuſammenfaſſen: wofern man unter Vernunft nicht ſowohl eine einzelne Kraft der Seele, als vielmehr den Inbegriff und das Reſultat aller ihrer Vollkommenheiten verſteht. Von dieſer Claſſe der Handlungen iſt es genau wahr, was Kant von den ſittlichen Handlungen im allgemeinen behauptet, daß ſie bloß durch ihre Form, — durch ihre Uibereinſtimmung mit der Vernunft, ihren

Und hier iſt nur eine Stimme, daß diejenigen Handlungen die ſittliche Billigung verdienen,

Werth erlangen. Auf dieſe ſtößt es endlich, daß die Vernunft, ohne Rückſicht auf die Erfahrung zu nehmen, die Geſetze für ſie bloß aus ſich ſelbſt hernehmen könne. Dieß heißt mit andern Worten ſo viel: dieſe Handlungen werden, ohne daß man auf ihre Folgen ſieht, deßwegen gebilliget, weil ſie gewiſſe, ſchon zuvor in der Seele des Menſchen liegende, Vollkommenheiten ausdrücken und an den Tag legen.

Ich werde in der Idee, daß Kant, von den beyden Beziehungen, nach welchen der ſittliche Werth der Handlungen allgemein beurtheilet wird, nur auf die eine, die auf den Menſchen, welcher handelt, gehet, geachtet, — und die zweyte, die Beziehung auf die Folgen, welche durch die Handlungen hervorgebracht werden, faſt gänzlich bey Seite geſetzt habe; ich werde, ſage ich, in dieſer Idee noch durch zwey Umſtände beſtärkt. — Einmahl dadurch, daß er faſt allenthalben die Würde des Menſchen an die Stelle der Glückſeligkeit ſetzet; — und da, wo andere Moraliſten uns ermahnen, unſer eigenes und das allgemeine Wohl zu befördern, uns nur auffordert, unſerer Menſchenwürde gemäß zu handeln. Aber die Beförderung der Glückſeligkeit iſt eine Folge der Handlung: die Uibereinſtimmung der Handlung mit unſerer Würde, iſt eine Beziehung der Handlung auf ihren Urſprung und die Quelle, woraus ſie entſteht. Beyde, — Kant und jene Moraliſten, — haben ohne Zweifel einen richtigen Beurtheilungsgrund der Handlungen vor Augen: aber beyde irren, wenn ſie den ihrigen für den einzigen halten.

Ich beſtärke mich in jener Idee, zweytens, durch den Vorzug, welche er denjenigen Tugenden und Pflichten, die nur als Ausdrücke und Kennzeichen einer edeln Seele, Tugenden und Pflichten ſind, vor denjenigen gibt, welche, wegen des durch ſie gewelche Gutes ſtiften, und die der Verwerfung werth ſind, welche Böſes anrichten.

Aber was iſt das Gute und das Böſe, welches der Menſch in der Welt anrichten kann?

Auch dieß iſt bey dem gemeinſten Manne, zu unſrer Zeit und in Europäiſchen Ländern, durch ſein Gewiſſen und die öffentliche Meinung ſo hinlänglich beſtimmt, daß er nicht nöthig hätte zu den Philoſophen zu gehen, um es zu lernen, wenn es ihm bloß darauf ankäme, pflichtmäßig zu handeln.

Jeder, nur halbgebildete, Menſch weiß, daß, wer in einem öffentlichen Berufe, als Obrigkeit, als Lehrer, oder als Richter, die Pflichten ſeines Berufes treu erfüllt; wer ein nützliches Gewerbe mit Fleiß und Geſchicklichkeit treibt, wer auch nur ſein Eigenthum weiſe verwaltet, für ſeine Familie und die Erziehung ſeiner Kinder ſorgt, dem Nothleidenden mit ſeinem Vermögen und perſönlichen Dienſten Hülfe leiſtet, u. ſ. w. — daß alle dieſe Gutes

ſtifteten Guten und verhinderten Böſen, gelobt und gefordert werden. Daraus wird es mir z. B. allein erklärlich, daß er die Lüge, — welche bey ihm nichts anders iſt, als jede, auch noch ſo unſchädliche, Verbergung oder Verſtellung der Wahrheit, für das Grund-Böſe im Menſchen, und die Quelle aller Laſter anſieht. Daraus wird es mir allein erklärlich, daß er die Pflicht, die Wahrheit in allen Fällen zu ſagen, für ſo unerläßlich hält, daß ihr ſelbſt die Pflicht, einen Freund vor dem Dolche des ihn aufſuchenden Mörders zu retten, aufopfert.

thun. Alle dieſe Pflichten lernt der Philoſoph auch, wie der Bauer, weit früher, als er ſeine Speculationen anfängt. Alles, was er noch durch ſeine Speculationen hinzuthut, iſt, daß er ſie durch ein Band mit einander verknüpft, ſie an eine gemeinſchaftliche, einfache, erſte Idee anheftet, und es dadurch möglich macht, die davon abhängenden Pflichten vollſtändiger aufzuzählen, und dadurch vielleicht in den ſeltneren Colliſionsfällen, wo die gemeinen Menſchen Dunkelheiten finden, ihnen zum Wegweiſer zu dienen.

So iſt es wenigſtens mit dem Principe, welches ich hier aufſtelle. Es zog mich dadurch an ſich, daß es die mir, ſo wie allen geſitteten Menſchen, bekannten Pflichten ſo wohl und ſo vollſtändig zu umfaſſen ſchien.

Ich erneure alſo die obige Frage: „Was iſt im allgemeinen das Gute, welches die Handlungen des Menſchen ſtiften ſollen: und was iſt das Böſe, welches ſie zu verhindern beſtimmt ſind?“ Und ich antworte mit dem Zoroaſter:

1. Das Gute iſt: das Erhalten und Vervollkommnen der Naturweſen; und die Hervorbringung, Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Dinge, welche den Naturweſen nützlich ſeyn können.
2. Das Böſe iſt im allgemeinen, iſt das Zerſtören, und was alles eine Art

der Zerſtörung oder als ein Weg dazu angeſehen werden kann, — alles, was die Dauer der Naturweſen verkürzt, ihre Kräfte ſchwächt, ihre Vollkommenheit vermindert.

3. Das Gute, welches eine Handlung ſtiftet, iſt deſto größer, und die Handlung ſelbſt deſto löblicher, zu einer je edleren und höhern Gattung das Naturweſen gehört, für deſſen Erhaltung und Vervollkommnung ſie ſorgt, und je größern Werth die Vollkommenheit ſelbſt hat, welche ſie demſelben verſchafft oder erhält.

Der, welcher ein Menſchenleben rettet, thut ein verdienſtlicheres Werk, als der, welcher eine abſterbende Pflanze begießt und ſie zum Wiederaufblühen zurückbringt. Der, welcher einen Menſchen von ſchädlichen Irrthümern befreyet, und ihm wichtige Kenntniſſe beybringt, hat ein größeres Verdienſt um ihn, und alſo auch einen Anſpruch auf größere Achtung von Allen, als der, welcher feine Speiſen wohlſchmeckend zurichtet; obgleich auch dieſer, als Koch, ſeine Pflicht dadurch erfüllt, und alſo auf ſittliche Berechnung rechnen darf.

4. Das Zerſtören kann nur in dem Falle erlaubt und ſelbſt pflichtmäßig ſeyn, wenn es als Mittel

zur Erhaltung oder Hervorbringung unentbehrlich iſt: ſo wie man ein altes Haus niederreiſſen muß, um ein neues beſſeres an deſſen Stelle zu bauen; wie man einen brandigen Arm ablöſen muß, um das Leben des ganzen Menſchen zu retten. Dieſe Colliſionsfälle können allerdings das Princip zuweilen ſchwankend machen, und den Menſchen, welcher ſich an daſſelbe halten will, nöthigen, an das noch höhere Tribunal ſeines eignen Gewiſſens, an den Rath der Weiſen und die öffentliche Meinung zu appelliren. Aber bey welchem Moralprincipe kommen nicht ähnliche Fälle vor, wo eine ſolche Appellation unentbehrlich iſt?

Hiervon abgeſehen, läugne ich es nicht, daß das in obigen vier Sätzen aufgeſtellte Princip mir eine ſehr lichtvolle Idee und von tiefem Sinne zu ſeyn ſcheint; welche die Pflichten und Verbrechen faſt alle umfaßt, und den Menſchen, wenn auch nicht bey ſeinen Handlungen, doch gewiß bey ſeinen Urtheilen leiten kann.

Um dieſes darzuthun, wollen wir es von beyden Seiten a posteriori und a priori prüfen. Wir wollen es mit den für richtig anerkannten Urtheilen der Menſchen über das Sittliche in einzelnen Fällen, wir wollen es mit den allgemeinen Ideen über die Natur der Sittlichkeit vergleichen.

1.

Bey der erſten Vergleichung finden wir, daß die Urtheile aller Menſchen aber doch der weiſeſten und beſten, und daß die Ausſprüche der Richter über menſchliche Handlungen, deren Verdienſt oder Schuld mit dieſem Princip und dem Maßſtabe, welchen es für den ſittlichen Werth jener Handlungen angibt, übereinſtimmen.

Warum wird der Mord als das größte aller Verbrechen angeſehen? — Weil er die Zerſtörung eines Menſchenlebens iſt; und wir, ſo weit unſre Erfahrung reicht, nichts Höheres und Beſſeres in der Natur kennen, als ein Menſchenleben.

Warum iſt Dſchingis-Chan der Abſcheu des menſchlichen Geſchlechts geblieben? und warum hat, Alexander, obgleich auch ungerechter Eroberer und Zerſtörer, wie jener, bey allen ſeinen Schwachheiten und Verbrechen, doch den Nahmen des Großen und eine gewiſſe Bewunderung bis auf unſre Tage erhalten? — Die allen Menſchen einleuchtende Antwort iſt: jener hat nichts gethan, als auf einer großen Erdfläche gemordet und verwüſtet: — dieſer aber hat, nach dem Zerſtören, auch wieder gebauet, und nach dem Morden für das Leben und ſelbſt das Wohlſeyn künftiger Menſchengeſchlechter geſorgt. Er hat neue Reiche geſtiftet, an ſehr wohl gewählten Orten neue Städte gebaut, und dadurch den Grund zu einem Handel und Gewerbfleiße, dieſen Hauptmitteln der menſchlichen Erhaltung, gelegt, dergleichen vor ſeiner Zeit nicht vorhanden waren. Er hat endlich griechiſche Sprache und griechiſche Cultur unter die Aſiatiſchen Völker gebracht, und dadurch, bey einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechtes, zu deſſen höchſter Vervollkommnung, zu ſeiner Aufklärung beygetragen.

Warum ſind unſere Urtheile über die Römer und über die Osmanen, beyde erobernde Völker, beyde ungerechte Eroberer, beyde während Jahrhunderte Verwüſter der Erde, um ſie zu beherrſchen, ſo verſchieden? Wir ehren und bewundern noch jetzt den Römiſchen Nahmen, wir haſſen den Türkiſchen, und wünſchen die Vertreibung dieſer Nation aus Europa.

Aber dieſe letztern haben nie wieder etwas von dem erbauet, was ſie ehedem zerſtört, ſie haben nie wieder angepflanzt, wo ſie einmahl ausgerottet hatten. Die Länder, welche von ihnen ehedem als von Feinden verwüſtet wurden, liegen noch jetzt in demſelben öden Zuſtande, nachdem ſie Landesherren derſelben geworden ſind. Prächtige Städte, welche ſie bey der Eroberung den Flammen Preis gaben, ſind noch jetzt Aſchenhaufen oder ſind von der Erde verſchwunden. Paradieſiſche Gegenden, mit nützlichen Pflanzen und Thieren aller Art bedeckt, ſind, nachdem ſie einmahl verwüſtet waren, unter ihrer Regierung vollends zu Einöden geworden, wo Unkraut wuchert und wilde Thiere hauſen. Sie verſtanden, mit einem Worte, den Krieg, die Kunſt der Zerſtörung, welche ihnen zu der Herrſchaft über dieſe Länder verhalf: aber ſie verſtanden nicht die Staatsverwaltung, die Kunſt der friedlichen Beherrſchung, durch welche dieſe Länder hätten wieder angebaut werden können. Uiberdieß waren die Türken ein rohes Volk, das über cultivirtere herfiel. In den Ländern Vorderaſiens und Griechenlands, die ſie unterjochten, und deren Einwohner ſie nach und nach ſich ähnlich machten, verunedelten und erniedrigten ſie alſo die menſchliche Natur; ſie brachten Unwiſſenheit und Trägheit an Orte, wo bisher Aufklärung und Kunſtfleiß geherrſcht hatten: ſie vertrieben Wiſſenſchaften und Künſte, und zerſtörten die Denkmähler von beyden. Mit einem Worte, ſie verhinderten in den Ländern, wo ſie herrſchten, nicht nur die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, ſondern ſie machten auch, daß er von dem Puncte der Vollkommenheit, den er ſchon erreicht hatte, wieder zurück fiel. Ganz anders verhielt es ſich mit den Römern. Sie begingen auch ungeheure Ungerechtigkeiten. Wen empört es nicht, wenn es in Rom zur Regel geworden war, das Verdienſt eines als Sieger zurückkehrenden Generals nach den Millionen Menſchen zu ſchätzen, deren Leben er vernichtet hatte! Wer haßt nicht den weiſe genannten Cato, den Aeltern, mit ſeinem ewigen: delenda est Carthago! Und wer weint nicht beynahe über das Schickſal Corinths, welches der rohe Mumminus, nach der Unterwerfung der ganzen Nation, gleichſam nur aus Muthwillen, zerſtörte*).

Aber die Römer wußten doch auch zu regieren, nachdem ſie erobert hatten. Sie bevölkerten die Länder wieder, welche ſie ihrer Einwohner beraubt hatten. Sie führten Colonien dahin, welche größtentheils aus einer edlern und vollkommnern Menſchenrace beſtanden, als zu der die Eingebohrnen gehörten. Sie bauten ſelbſt Carthago und Corinth wieder auf. Sie verſchönerten die Städte, gaben ihnen Amphitheater und Säulengänge, und wollten ſie und ihre Einwohner nach Römiſcher Weiſe glücklich machen, nachdem ſie ihnen zuvor die Glückſeligkeit und den Wohlſtand geraubt hatten, die ſie nach ihrer alten Landesweiſe und nach ihrer Verfaſſung beſeſſen hatten. Selbſt Griechenland, man muß es geſtehen, genoß unter dem Römiſchen Scepter, nachdem die ihm von der Eroberung geſchlagenen Wunden ſich verblutet hatten, und der alte Zuſtand der Dinge vergeſſen war, während eines beträchtlichern Zeitraumes, der Sicherheit, des Friedens und des Wohlſtandes, welche die bürgerliche Geſellſchaft gewähren ſoll, weil ununterbrochener, als es ehedem, bey den beſtändigen Kriegen ſeiner kleinen Republiken, und dem immerwährenden Kampfe der, in jeder ſeiner Städte, gegen einander wüthenden Parteyen geſchehen war.

---

*) Auch Cicero mißbilliget dieſe Zerſtörung: aber ſein Tadel iſt mir zu leiſe und zu ſanft, für die Abſcheulichkeit der Sache: de Officiis l. c. 11. Carthaginem & Numantiam funditus ſuſtulerunt. Nollem Corinthum: — ſed credo aliquid ſecutos, opportunitatem loci maxime, ne poſſet aliquando ad bellum faciendum locus ipſe adhortari.

Uiberdieß waren die Römer ein edleres Volk, als die meiſten der Völker, zu welchen ſie ihre Waffen trugen. Worin dieſe Superiorität gegründet war, weiß ich nicht: aber ſie war wirklich vorhanden, und ſie war es von dem Urſprunge ihres Staates an.

Im Anfange, als ſie noch klein waren, zerſtörten ſie nicht, ſondern ſie verleibten die umliegenden Völkerſchaften, wenn ſie ſie überwunden hatten, ihrem Staate ein; und dieſe gewannen gewiß dadurch von allen Seiten an Ordnung in der Verfaſſung und an Sittlichkeit. Sie brachten durch ihre Herrſchaft und durch ihre Colonien wieder einige Kraft in die ausgearteten Einwohner von Groß-Griechenland.

In der Folge, als ſie groß geworden waren, ſahen ſie ſich in der That für die Welt ſelbſt an und hielten ſich jede Zerſtörung für erlaubt, wodurch ſie, wie ihnen dünkte, ihre eigne Erhaltung ſicherten. Ein ſolcher Patriotismus war allerdings unmenſchlich und grauſam. Aber er wird doch dadurch gemildert, daß er nicht, wie der von den Tartaren und Türken, bloß auf Zerſtörung abzielte, ſondern wenigſtens das Blendwerk zum Grunde de hatte, als ob ſie ein auserwähltes Volk, edler und beſſer, als die übrigen, und von der Natur und der Vorſehung dazu berufen wären, die andern zu beherrſchen, d. h. für ſie als für Unmündige zu ſorgen.

Und in der That, wenn man den natürlichen Eindrücken der Geſchichte ſich überläßt, ſo wird man geſtehen, daß, ſelbſt in dem Kampfe zwiſchen Carthago und Rom, die Menſchheit dabey intereſſirt war, daß Rom obſiegte, und wenn unglücklicher Weiſe die Zerſtörung einer von beyden Städten unvermeidlich war, dieſes Loos die Nebenbuhlerinn desſelben träfe.

Die Gallier, Britannier und Spanier ſind ohne Zweifel durch die Römer veredelt, ihre Ländereyen ſind angebaut und ihre elenden Dörfer zu Städten geworden, wo Handel und Gewerbfleiß im Gange waren.

Durch die Römer wurde eine regelmäßige organiſirte Staatsverfaſſung unter Nationen gebracht, welche gar keine, oder eine weit ſchlechtere hatten. Durch ſie wurde eine Rechtspflege allgemein, — die erſte, welche dieſen Nahmen verdient: obgleich den an ſchnelle Entſchridungen gewöhnten Barbaren die Formalitäten derſelben verhaßt waren, und die Habſucht der römiſchen Obrigkeiten das Ihrige beytrug, ſie noch verhaßter zu machen.

Die Römer waren endlich die Mittelsperſonen, welche die Cultur und die Wiſſenſchaften der Griechen zu den Einwohnern des weſtlichen und nördlichen Europas brachten. Noch auf unſere gegenwärtigen Verfaſſungen, Geſetze, Wiſſenſchaften und Künſte haben ihre Staatsverfaſſung, ihr bürgerliches Recht, ihre Sprache und ihre Literatur Einfluß.

So urtheilen wir alſo über den ſittlichen Werth ganzer Nationen: wir verabſcheuen die, welche bloß zerſtören; wir ſchätzen diejenigen geringe, welche auf die Verſchönerung der Erde, und die Veredlung ihrer Einwohner und Producte gar keinen merklichen Einfluß gehabt, wenigſtens keine bleibenden Wirkungen hinterlaſſen haben. Wir bewundern endlich diejenigen, deren Unternehmungen, obgleich anfangs zerſtörend, ſich doch zuletzt mit der Bevölkerung zuvor unbewohnter Länder, mit dem Anbaue ſolcher, die bis dahin wüſte lagen, mit der Aufklärung unwiſſender und mit der Civiliſirung ungeſitteter Nationen endigten. — Ja wir ſind vielleicht geneigt, unſere Hochachtung gegen diejenigen, Nationen ſowohl als Fürſten, zu übertreiben, welche, wie alle Eroberer, zuerſt große Zerſtörungen anrichten, um dann im Großen bauen und verbeſſern zu können: weil wir aus jenen Zerſtörungen die Kraft ſehen, mit welcher ſie zu Werke gegangen ſind, — aus dieſem Anbaue aber den Geiſt, von welchem ſie belebt waren.

Nach eben dieſem Maßſtabe wird das Verdienſt der verſchiedenen Stände, Perſonen und Handlungen beſtimmt.

Das erſte und größte Verdienſt ſchreiben wir mit Recht einem weiſen und guten Regenten zu. — Und warum? — Weil er am meiſten im Großen erhalten, bauen, anpflanzen und hervorbringen kann, — weil niemand, auf einer ſo großen Erdfläche, alles was lebt, — alle vorzüglichern Naturproducte, Pflanzen, Thiere und Menſchen, vervielfältigen und veredeln kann, als der Landesherr.

Die erſte Pflicht des Monarchen, und der erſte Grund, um deßwillen Regenten ſind eingeführt worden, iſt der Schutz, welcher vor Zerſtörung ſichert. Die Tugend, welche er hierbey beweiſt, iſt die **Tugend der Helden**: und er theilt ſie mit ſeinem Kriegsheere. Dieſe Tugend iſt von je her als die erſte und wichtigſte angeſehen worden, und ſie verdient allerdings einen hohen Rang, wenn ſie dazu dient, das Leben von Millionen dem Schwerte eines auswärtigen Feindes, und ihr Eigenthum der Raubbegierde desſelben zu entziehen. Kraftvolle Anſtalten zur Beſchützung eines Staates ſichern nicht nur die Erhaltung der Einwohner dieſes Staates ſelbſt: ſie ſchützen und erhalten auch gewiſſer Maßen das Leben der Bürger in den benachbarten Staaten: deren Regenten durch dieſelben von allen Verſuchen eines ungerechten Angriffs abgeſchreckt werden.

Die zweyte Pflicht des Regenten, ſo wie die zweyte Urſache, um derentwillen die Völker eines Oberhaupts bedurften, iſt die Rechtspflege, oder das Richteramt: welches, ob er es gleich durch Andere verwalten laſſen muß, doch von ihm ſeine Autorität und ſeine Kraft erhält. Was iſt es aber, wodurch der Richter für die Geſellſchaft wohlthätig wird? Durch die Beſchützung des Eigenthums, welches zur Erhaltung und Veredlung der Menſchen unentbehrlich iſt, und gleichwohl nicht lange beſtehen würde, wenn es nicht ein Mittel gäbe, die darüber entſtehenden Streitigkeiten auszugleichen. Dieſes Mittel gewährt aber nur die Rechtswiſſenſchaft, und die Uibertragung der Entſcheidung jedes ſolchen Streits an einen unparteyiſchen Dritten, welcher jedoch die Macht haben muß, ſeine Ausſprüche in Vollziehung zu bringen und aufrecht zu erhalten.

Die eigentliche Landesverwaltung, das dritte Geſchäft des Regenten, beſteht hauptſächlich in dem Anbaue, und in der Sorge für das Hervorbringen und Erhalten der Naturproducte. Durch die Beförderung und Verbeſſerung der Landwirthſchaft bewirkt der Regent, daß, innerhalb deſſelben Bezirks der Erde, mehr nützliche Pflanzen und Thiere entſtehen, und die Arten derſelben veredelt werden. Durch die Eröffnung neuer Erwerbsquellen, durch die Erweiterung des Handels und des Kunſtfleißes kann er bewirken, daß ſich die Menſchen-

Anzahl vermehrt. Denn da, wo es leicht iſt, eine Familie zu ernähren: da bilden ſich auch gewiß neue Familien; wodurch denn auf die natürlichſte und ſicherſte Weiſe die Bevölkerung des Landes befördert wird.

Der Regent kann endlich auch zur Veredlung der Menſchen, welche auf ſeinem Gebiethe wohnen, beytragen: und weil er es kann, ſo gehört es auch unter ſeine Pflichten; ob es gleich nicht zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gehörte.

Er trägt zu dieſer Veredlung bey, — zuerſt und hauptſächlich durch ſein eignes Beyſpiel und durch den Geiſt ſeiner Regierung. Indem er tauſende ſeiner Unterthanen an ſeiner Regierung Theil nehmen läßt, und dieſen, in den ihnen übertragenen Geſchäften, eben den Geiſt einflößt, oder wenigſtens das Streben nach demſelben von ihnen fordert, ſo kann ſich durch dieſe auch derſelbe Geiſt in die Privatgeſchäfte der Unterthanen, in das Innere der Familien, und endlich in den Charakter der Nation verbreiten. Dieß iſt der Weg, wie ein Monarch unmittelbar ſein Volk bilden kann: wozu aber nothwendig iſt, daß er, entweder durch außerordentliche Naturgaben, oder durch zufällige Vorzüge, welche ſeine Erziehung vor der allgemein im Lande üblichen gehabt hat, wirklich dem größten Theile ſeiner Unterthanen überlegen iſt; — ein ſeltner Fall, da die Monarchen, gewöhnlicher Weiſe, weit mehr durch ihre Nation gebildet werden, als dieſe bilden. Bey Friederich dem Zweyten fand wirklich dieſer ſeltne Fall Statt: und deßwegen hatte er auch auf die Aufklärung und Veredlung ſeines Volks ſo viel Einfluß. — Auf eben dieſe Weiſe, durch den Geiſt der neuen Regierung, gewannen die Schleſier durch die Einverleibung ihres Landes in den Preußiſchen Staat.

Ein zweyter Weg, wie der Regent beytragen kann, die Geiſtesvollkommenheiten ſeiner Unterthanen zu erhöhen, iſt, indem er Erziehungsanſtalten errichtet, oder den vorhandenen eine vollkommnere Einrichtung gibt, indem er die Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt befördert; indem er ſie endlich ſelbſt liebt und anbaut, und diejenigen, welche ſich in beyden zu dem erſten Range erhoben haben, entweder ſeines perſönlichen Umgangs würdiget, wenn ſie mit Gelehrſamkeit und Genie auch den Ton des guten Geſellſchafters verbinden, oder ſie wenigſtens durch Beweiſe ſeiner Hochachtung ehrt.

Friederich der Zweyte vernachläſſigte die Teutſche Literatur; er verachtete ſie ſogar ungerechter Weiſe: und doch hatte er Einfluß auf die Verbeſſerung derſelben. Er flößte ſeinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften überhaupt ſo vielen ſeiner Unterthanen, beſonders aus den oberen Claſſen ein, und theilte den Eifer, mit welchem er ſie ſelbſt, obwohl in einer fremden Sprache, trieb, der gelehrten Claſſe ſeiner Nation dergeſtalt mit, daß aus beyden vereinigten Urſachen, der vermehrten Anzahl der Leſer und dem gereitzten Ehrgeitze der Schriftſteller, auch vollkommnere Schriften in der vaterländiſchen Sprache entſtanden.

Nach dem Verdienſte eines groſſen Regenten hat man immer das Verdienſt des Weiſen, deſſen nächtliche Lampe, nach dem Ausſpruche des Dichters, den halben Erdkreis erleuchtet, am höchſten geſchäzet. Dieſer Umkreis iſt allerdings gröſſer, als der eines Landes oder Staates. Aber in demſelben hat der Weiſe bey weitem nicht, wie der Regent, auf alle lebendigen Weſen, und auch unter den Menſchen hat er unmittelbar nur auf ſehr wenige, Einfluß. Aber er hat ihn gerade auf die Edelſten derſelben, er hat ihn auf diejenigen Kräfte und Eigenſchaften derſelben, welche den vortrefflichſten Theil von ihnen ausmachen, auf die Denkkraft und die Einſicht der Wahrheit; er wirkt endlich durch dieſe ſeine erſten Schüler mittelbar auf ganze Nationen, wenn von ihnen ſeine richtigern Ideen der Faſſung des groſſen Haufens näher gebracht, oder dem Geſchmacke deſſelben gemäßer ausgedrückt worden ſind.

Immer ſehen wir die Hochachtung des Menſchen dieſer Regel getreu nachfolgen, daß jedes Menſchen Handlungen um deſto mehr ſittlichen Werth haben, eine je größere Anzahl von Naturweſen ſie vor der Zerſtörung bewahren, in ihrem natürlichen Zuſtande erhalten und zu einer höheren Vollkommenheit emporheben, oder auf ein je edleres Geſchöpf und auf eine je höhere Kraft deſſelben ſie wirken, um eben dieſen Endzweck der Erhaltung oder Vervollkommnung zu erreichen. So können wir durch die edlern Erwerbsclaſſen bis zum niedrigſten Handarbeiter herabſteigen: und immer finden wir den Mann ſchätzbar, deſſen Arbeit etwas zur Herbeyſchaffung derjenigen Bedürfniſſe beyträgt, ohne welche ſich das menſchliche Leben nicht erhalten, oder deſſen Wohlſeyn nicht beſtehen kann. Je wichtiger dieſe Bedürfniſſe ſind, je mehr dieſelben auch auf den Geiſt, die Wiſſenſchaft, und die Tugend Einfluß haben: deſto mehr wird das Gewerbe geachtet und die Treue in der Abwartung deſſelben gelobt. Zwar hat das Vorurtheil, die Gewohnheit und der Stolz der Menſchen zuweilen nach dieſer richtigen Regel ſehr falſch geurtheilt, ſo daß noch ein weiſer Cicero glauben konnte, aus einer Handwerksbude könne nichts Vortreffliches kommen: aber die Regel ſtand noch feſt, und ſcheint alſo in der menſchlichen Natur gegründet. Auch iſt in der That kein anderes Mittel die untern Claſſen zu erheben, als indem entweder die Nützlichkeit und Wichtigkeit ihrer Arbeit allgemein anerkannt, oder indem ſie ſelbſt durch die Fortſchritte, welche Handwerke und Kunſtfleiß machen, nützlicher und von einem wohlthätigern Einfluſſe werden. — Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß die gemeinſten Vorſchriften der Religion und Sittenlehre zur Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende uns auf eben dieſen Grund der moraliſchen Billigung hinführen. Wer einen Hungrigen ſpeiſt, einen Nackenden bekleidet: was thut der? Er trägt zur Erhaltung eines Menſchenlebens bey. Und wenn lange Zeit die Lehrer der Religion dieſe Art der Sorge für Erhaltung oder Verbeſſerung des Zuſtandes eines Menſchen andern Handlungen, welche auf gleiche Abſicht, und mehr im Großen abzielen, vorgezogen haben: ſo iſt es deßwegen geſchehen, weil in den erſten Fällen die Dunkelheit der Perſonen, welchen geholfen wird, und der wenige Ruhm, welcher davon auf den Helfer zurückfällt, den Bewegungsgrund mehr außer Zweifel ſetzen, aus welchem dieſe Handlungen geſchehen.

8.

Mit der aus der Erfahrung geſchöpften Kenntniß unſerer Pflichten, und mit den allgemeinen Urtheilen der Vernünftigen über den Werth einzelner ſittlichen Handlungen ſtimmt unſer Princip demnach gewiß überein. Aber wie hängt es mit der Theorie und mit den allgemeinen Ideen zuſammen, durch welche wir die Pflichten aus der Natur des Menſchen herzuleiten ſuchen?

Mir ſcheint in der That dieſes zweyte Princip ein ſehr natürlicher Uibergang zu ſeyn, wie das erſte ſich mit dem Praktiſchen vereinigen läßt, und wie aus der Idee der Tugend, welche von jenem aufgeſtellt wird, die beſondern Arten der Pflichten entwickelt werden können.

Man wird aber freylich von dieſer Deduction nicht eine ſyſtematiſche Strenge, noch eine demonſtrative Gewißheit, erwarten dürfen. Die Idee iſt, wie ich ſchon geſagt habe, wenigſtens ihrem Keime nach, ſchon aus dem Zeitalter des Zoroaſter; und ſie trägt etwas von dem Gepräge jenes hohen Alterthums: wo noch die Philoſophie mehr Ahndung der Wahrheit, als vollendete Kenntniß derſelben, war. Sie iſt, auch nach der Entwickelung, welche ich ihr zu geben geſucht habe, mehr Anleitung zu neuen Betrachtungen über die Natur und die Sittlichkeit, als die Grundlage eines ſchulgerechten Unterrichts in der Moral. Ich halte es indeß für nützlich, von einem Gegenſtande, welcher unſichtbar iſt, und doch, wegen ſeiner Wichtigkeit, die Aufmerkſamkeit der Menſchen oft beſchäftigen ſoll, die Anſichten zu vervielfältigen: theils, weil dadurch der Uiberdruß, welchen auch die nützlichſten Sachen bey einer beſtändigen Wiederhohlung verurſachen, gehoben wird; theils, weil nicht alle Menſchen von denſelben Ideen und Vorſtellungsarten auf gleiche

Weiſe gerühret werden, und oft ſelbſt eine unvollkommnere Darſtellung, beſonders in Abſicht des Sittlichen, eine größere Wirkung auf unſer Gemüth thut, als die vollkommnere Darſtellung, welche uns aber geläufig geworden war, zuvor gethan hatte.

Wir haben den Menſchen als das Erſte und Vollkommenſte aller der Weſen gefunden, welche wir durch Erfahrung kennen. Außer ſeinem Schöpfer, von deſſen Daſeyn wir doch hauptſächlich, durch die Wirkungen der Weisheit und Güte, welche im Menſchen ſich vereinigen, überzeugt ſind; und von deſſen Weſen wir nur durch die Analogie ſeiner Eigenſchaften mit denen, welche der Menſch beſitzt, einen Begriff bekommen: iſt alles was wir von höhern Weſen ſagen, oder uns denken, nur eine unbewieſene Vorausſetzung und eine faſt gänzlich leere Idee.

Auf unſerer Erde haben wir geſehen, wie die Vollkommenheit, und ſelbſt die Fähigkeit, eine innere Vollkommenheit zu haben, bey derjenigen Claſſe der Geſchöpfe anfängt, welche die Natur zuerſt mit Kunſt organiſirt, deren Form ſie nach einer ſtets gleichen Regel ausgearbeitet und dieſelbe zu verewigen, durch die Fortpflanzung Anſtalten gemacht hat: — ich meine, bey der Pflanzen-Welt. Von dieſer Claſſe ſteigt die Natur, durch wohl von einander unterſchiedene Stufen, bis zum Menſchen hinauf, der ſelbſt wieder in weitem Abſtande von dem edelſten der Thiere ſteht, und alſo wirklich von der Natur an die Spitze aller ihrer Geſchöpfe auf Erden geſtellt iſt, und zum Haupte und Beherrſcher derſelben beſtimmt zu ſeyn ſcheint. In der That hat er nur allein die Kräfte, um dieſe Herrſchaft zu behaupten; er allein hat den Verſtand, die damit verbundene Regierung zu führen: und er iſt auch wirklich zu dem Beſitze und zur Ausübung von beyden gelangt.

Was iſt aber die erſte Pflicht eines Beherrſchers? — Die Pflicht, für die Erhaltung der ihm untergebenen Weſen zu ſorgen, ihr Wohlſeyn und ihre Vollkommenheit zu erhöhen, den Streit und die Uneinigkeit, welche unter ihnen vorhanden und ihnen verderblich ſind, aufzuheben, oder doch einzuſchränken und weniger verheerend zu machen, endlich die ſchädlichen unter ihnen auszurotten oder zu vermindern, die nützlichen hingegen zu vervielfältigen. Alles dieß hat der Menſch auf Erden wirklich gethan; zu allem dieſen hatte ihn die Natur mit Fähigkeiten ausgerüſtet. Wer ſollte nicht glauben, daß ſie ihn wirklich zu dieſem Geſchäfte beſtimmt habe?

Und finden wir nicht das Weſentliche dieſer Ideen in der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte wieder, — dieſem ehrwürdigen Denkmahle, welches mir dadurch noch ſchätzbarer wird, daß es die älteſten Philoſopheme der Vorwelt, und in der That die vernünftigſten Begriffe über den Urſprung der

Dinge enthält, welche bey irgend einem alten Volke vorhanden geweſen ſind? *) Jener Geſchichte zu Folge wird der erſte Menſch, von edler Geſtalt, und mit dem göttlichen Hauche beſeelt, in den Garten Eden geſetzt: und der Anbau dieſes Luſtgartens wird ihm vom Schöpfer als ſein erſtes Geſchäft aufgetragen. Er ſoll dieſe paradieſiſche Gegend in ihrem erſten Zuſtande erhalten und, wo möglich, noch mehr verſchönern. Dann werden ihm die Thiere vorgeführt, die er kennen lernen und denen er Nahmen geben ſoll. Und da dieſe friedlich, unter ſich und mit ihm, leben, ſo iſt es gewiß nicht, um ſie zu tödten oder zu verjagen, daß er ſie kennen lernt: ſondern er ſoll ihre Hülfe durch ſeine Fürſorge erwiedern. Noch iſt kein andrer Menſch vorhanden, zu deſſen Erhalten und Glück er etwas thun könnte. Aber bald wird Eva gebildet, und ihre beyderſeitige Beſtimmung iſt, ſich durch Umgang die Einſamkeit zu verſüßen; welche Pflicht gewiß niemand auf eine angenehme Weiſe erfüllen wird, der nicht bey wichtigern Bedürfniſſen, Hülfe zu leiſten bereit iſt. So iſt alſo von Moſes ſchon deutlich dem Menſchen ſeine dreyfache Pflicht angewieſen: die Pflanzen- die Thier-Welt, und die Men-

---

*) Wie ſehr ſticht dagegen die ungereimte Mythologie der Griechen ab, welche die Welt aus dem Erebus, der Nacht, dem Chaos, oder einem Ey hervor geben laſſen: oder Liebe und Haß, abſtracte Ideen, zu den Elementen derſelben machen.

ſchen ſelbſt, in ſeine Fürſorge zu nehmen und an ihrer Erhaltung und der Erhöhung ihres Wohlſeyns zu arbeiten.

Auf eben dieſes Reſultat kommen wir durch eine andre Reihe von Schlüßen aus unſerm erſten Princip.

Wir haben geſehen, daß alle Anlagen, welche die Natur zur Vervollkommenung des Menſchen gemacht hat, alle Schritte, durch welche ſie denſelben bis zur völligen Reife entwickelt, ſich zuletzt in der Thätigkeit endigen und darauf abzielen, den Menſchen zum Handeln, und zwar zu einer vollkommenen Art des Handelns, fähig zu machen.

Aber worauf zielen die Handlungen irgend eines Weſens anders ab, als zu wirken, — etwas hervorzubringen? — Es iſt alſo der Natur um gewiſſe Wirkungen zu thun, welche der Menſch, nach ihrer Abſicht, in der Welt hervorbringen ſoll. Und welches ſind dieſe? Welche unter denen, die wir von ihm kennen, ſind wichtig genug, um ſo große Anſtalten, als die, welche zuerſt nöthig waren, ſein Daſeyn hervorzubringen, und jetzt noch nöthig ſind, um ſeine Fortdauer zu ſichern und ihm den Gebrauch ſeiner Sinne und Kräfte möglich zu machen, zu rechtfertigen. Oder mit andern Worten: *welches iſt die Beſtimmung des Menſchen?*

Ich rede nicht von derjenigen Beſtimmung, welche der Menſch ſich ſelbſt, nach einer einſeitigen Uiberſicht ſeines Weſens und der ihn zunächſt umgebenden Dinge, anweiſen kann. Ich rede von derjenigen, welche, wenn es erlaubt iſt, in den Plan des Schöpfers zu ſchauen, wir als die Abſicht anſehen könnten, um welcher willen er ihn in die Welt geſetzt, und zu einem Hauptbeſtandtheile dieſes ſeines ewigen Werks gemacht hat. Jene Beſtimmung, die der Menſch ſich ſelbſt gibt, könnte auch ganz ſchicklich die Glückſeligkeit dieſes, mit dem Tode ſich endenden, Lebens ſeyn. Auch das Thier hat nicht umſonſt gelebt, welches, in einem noch ſo kurzem Zeitraume ſeines Daſeyns, diejenigen Freuden genoſſen, und die Kräfte geübt hat, die aus der urſprünglichen Einrichtung ſeiner Natur herſtammen. Noch vielmehr hätte ein guter und nicht ganz unglücklicher Menſch Urſache, am Schluſſe des Lebens den Schöpfer zu preiſen, daß er ihm ſo viele Jahre lang dieſes ſchöne Schauſpiel, die Welt, gezeigt, und ihm in derſelben die Gegenſtände und Gelegenheiten dargebothen hat, das noch größere Vergnügen einer vernünftigen Thätigkeit und der Ausübung guter Handlungen zu genießen. Aber würde es deſſen ungeachtet der Menſchen wohl viele geben, welchen dieſe Beſtimmung genügte, und welchen es alsdann noch der Mühe werth ſchiene, gebohren zu werden, und alle Beſchwerden und Uibel des Lebens zu ertragen? So unterbrechen iſt das Vergnügen auch des Glücklichſten, ſo unvollkommen iſt die Tugend auch des Beſten! Aber noch weit weniger kann die Beſtimmung, welche der Schöpfer dem Menſchen in ſeiner Welt gibt, zu dieſer Unbedeutſamkeit herabſinken. Sie muß nothwendig etwas Fortwährendes, — ſie muß ewig ſeyn; ſo wie er ſelbſt, ſo wie die Welt iſt, und wie ohne Zweifel alle die Entwürfe ſind, nach welchen er Dinge ſchafft und erhält.

Dieſes vorausgeſetzt, kann man ſich nur zwey Beſtimmungen des Menſchen denken. Die eine iſt bloß auf den Menſchen ſelbſt eingeſchränkt. Sie kann ohne Zweifel am meiſten evident gemacht, und am natürlichſten zu einem Bewegungsgrunde, die Tugend zu üben, gebraucht werden. Dieß iſt die ſtets fortſchreitende Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchen, welche in dieſem Leben anfängt, und auch in einer künftigen ewigen Welt nie das Ziel einer völligen Ruhe findet. Dieß iſt diejenige Beſtimmung, welche der ehrwürdige Spalding in ſeinem bekannten Werke, mit der Gründlichkeit eines Philoſophen, und der Wärme eines tugendhaften Mannes, dargeſtellt hat.

Aber außerdem, daß wir bey dieſer Beſtimmung in eine künftige Welt übergehen müſſen, von welcher wir bey dem jetzigen Geſichtspuncte der Moral abſtrahirt haben, bleibt uns doch auch noch die Frage wichtig, ob nicht auch für dieſe Welt und für die ganze Welt der Menſch eine Beſtimmung habe: ob nicht der Schöpfer durch ihn, als Mittelsperſon und Werkzeug, gewiſſe Abſichten in dieſem großen Werke erreichen, gewiſſe Dienſte leiſten laſſen wolle.

Und hier kommen wir auf die Idee unſers alten Perſiſchen Weiſen und die meinige, als die einzig mögliche, zurück, daß der Menſch, unter der Aufſicht und nach den Geſetzen des Schöpfers, an der Erhaltung, Verſchönerung und Veredlung der Naturweſen innerhalb ſeines Gebiethes, beſonders derjenigen, welche einer innern Vollkommenheit fähig ſind, arbeiten ſoll. Was könnte er anders thun? Was könnte er würdigeres thun? und welche Beſtimmung könnte mehr der für ihn gemachten Anſtalten werth ſeyn, und ihn in ſeinen eigenen Augen zu der Höhe erheben, in welcher er die Tugend gewiß lieb gewinnt.

Und dürfen wir nicht von den Abſichten des Schöpfers, welche nie unerreicht bleiben, nach dem Erfolge urtheilen? — Welches iſt die Geſtalt der Erde, da wo nie ein Fußtritt des Menſchen hingekommen iſt? Und welches iſt ihre Geſtalt in Ländern, wo er ſeit Jahrhunderten ſeine Wohnung aufgeſchlagen und ſeine Herrſchaft gegründet hat? Welches war der Anblick des Landes, der ſich den erſten Ankömmlingen, in den ganz unbewohnten Gegenden von Amerika, zeigte? Nichts von den hochſtämmigen Bäumen mit edler Krone, welche unſre Fluren beſchatten und verſchönern; nichts von dem grünſammtnen Teppich, der unſre Wieſen bedeckt; nichts von den majeſtätiſchen Strömen, die zwiſchen feſten Ufern rollen und unſre Landſchaften beleben. An die Stelle der Bäume waren bloß niedrige Geſträuche und Dornen getreten, das Gras war zu Mooß, und die Ströme waren zu weit ausgebreiteten Sümpfen geworden. Von weidenden Heerden, dem Schmucke unſrer Fluren, konnte gar nicht die Rede ſeyn; an ihrer Stelle fand man nur Raubthiere und Schlangen. Die Natur ſchien herabgewürdigt zu ſeyn, und unter ihrer eignen Fruchtbarkeit zu erliegen, weil ihr die Hand eines Gärtners fehlte.

Scheint es nicht, wenn wir mit dieſen traurigen Einöden ein angebautes Europäiſches Land vergleichen, daß die Arbeit des Menſchen nothwendig iſt, um ſelbſt Thieren und Pflanzen ihre letzte Vollkommenheit zu geben, oder ſie in ihrer urſprünglichen zu erhalten. Doch ich will dieſe Vergleichung zwiſchen einem der Natur allein überlaſſenen und einem von Menſchen gepflegten und angebauten Lande nicht weiter treiben; da ſie Büffon in ſeinem unſterblichen Werke *) ſo unvergleichlich ausgeführt hat. Aber da der Menſch ſo viel zur Verſchönerung der Erde und zur Verbeſſerung ihrer Erzeugniſſe thun kann; da er zu dieſer Verſchönerung und Verbeſſerung unentbehrlich iſt: ſollte man ſie nicht un-

---

*) Man ſehe la ſeconde vue de la nature.

ter die ihm aufgetragenen Geſchäfte rechnen, und ſie als Pflichten, die er zu erfüllen hat, vorſtellen dürfen? Ein über alles dieſes im Stillen nachdenkender Menſch würde ungefähr zu folgenden Ideen kommen.

Alles was iſt, iſt gut: ſagt ein alter Griechiſcher Weiſer.

Die Welt alſo, — der Inbegriff alles deſſen, was vorhanden iſt, in ihrer, — nach allem, was wir von ihr wiſſen, — ewigen Fortdauer, iſt das Vortrefflichſte aller Weſen, außer dem Unendlichen, — das höchſte materielle Gut: und das höchſte formelle Gut, und die, alle andern an ſittlichem Werthe, ſo wie an der dazu erforderlichen Kraft, übertreffende Handlung, iſt die des Schaffens und Hervorbringens einer ſolchen Welt.

Dieſes erſte Verdienſt, dieſe höchſte Tugend, wenn man ſo reden darf, — das Erſchaffen, iſt nur der Gottheit eigen. (Denn von einem Gotte, d. h. von einem verſtändigen und nach Abſichten handelnden Weſen, leiten wir den Bau der Welt, die Bildung der organiſirten Weſen hier auf Erden, und die Uibereinſtimmung her, welche ſich zwiſchen dem Weltbau, und zwiſchen den Bedürfniſſen der Pflanzen, Thiere und Menſchen findet.)

Dieſe Kraft alſo konnte er uns nicht mittheilen: an dieſem Verdienſte konnte er uns nicht Theil nehmen laſſen. Aber was er konnte, das hat er gethan: er hat uns zu ſeinen Stellvertretern und Statthaltern auf der Erde gemacht. Indem er uns, durch Mittheilung der Vernunft und der Sittlichkeit, der Vollkommenheit ſeines Weſens ſo nahe gebracht hat, als es Geſchöpfen möglich iſt, dem Schöpfer zu kommen; hat er uns zu dem höchſten Geſchäfte ausgerüſtet, welches uns nach der Hervorbringung der Dinge ſelbſt noch übrig blieb. Wir ſind beſtimmt, ſeine Schöpfung gleichſam zu vollenden, oder das Geſchaffne, den von ihm gemachten Anlagen gemäß, zur Reife und Vollkommenheit zu bringen.

*

Wir können keine neue Materie hervorbringen; wir können an derjenigen, welche vorhanden iſt, wir können in der Ordnung und den Geſetzen der Natur, nichts abändern; aber wir können auf die Formen derjenigen Dinge, welche beſtimmte Formen haben, wirken; wir können dem Ideale des Schöpfers und dem Muſter gleichſam nachſpüren, welches er bey der Bildung einer jeden Gattung vor Augen hatte, und welches in keinem Individuum ganz erfüllt iſt, und können die einzelnen Dinge dieſem Ideale näher bringen. Wir können die Abkömmlinge krüppeliger und verfallner Pflanzen gerade aufſtehend, grünend und blühend machen. Auf die Thiere können wir einen doppelten

Einfluß haben. Durch unſre Hülfe kann der Körperbau der Thiere verbeſſert, ſie können ſtufenweiſe, von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſchöner, behender und ſtärker werden. Wir können ſie aber auch zahm, d. h. weniger raubgierig und mordluſtig, weniger ihres Gleichen und uns ſelbſt ſchädlich, wir können ſie ſogar uns nützlich machen und ihnen eine Art von Anhänglichkeit an uns und von Liebe einflößen. Aber, was ein noch weit höheres Vermögen iſt, wir können uns ſelbſt verbeſſern und ausbilden; wir können unſre und anderer Menſchen Geſundheit, Verſtand und Tugend auf einen höhern Grad bringen, als ſie ohne uns gekommen wären. Ja wir können auch hier, ſelbſt die Racen veredeln, wir können durch eine fortgeſetzte Cultur, welche im Unterrichte, im Beyſpiele und in der Regierung liegt, häßliche Menſchenſtämme und Nationen verſchönern, dumme verſtändig, und unwiſſende weiſe machen, und Gefühl von ſittlicher Würde denjenigen einflößen, die vorher in ſich gar keinen Werth, und in den Dingen außer ſich keinen andern, als die Befriedigung der Bedürfniſſe des Tages, fanden.

Hier kommt uns eine Idee zu Hülfe, welche wir oben ſchon entwickelt haben.

Es gibt Dinge in der Welt, welche, nach unſern Begriffen, gar keiner Vollkommenheit fähig ſind: man müßte denn das Daſeyn ſelbſt, das Weſen und die Eigenſchaften, die vom Daſeyn unzertrennlich ſind, unter die Vollkommenheiten rechnen. Aber dieß gehört nicht mehr in unſer Gebieth. Dieſe Idee iſt eben ſo ſehr über unſre Faſſung, als die Hervorbringung des Daſeyns über unſre Kräfte iſt.

Es gibt andre Dinge, welchen wir Vollkommenheit, nur durch einen Mißbrauch des Wortes, zuſchreiben: weil ſie nähmlich den Weſen, welche wirklich eine innere Vollkommenheit haben, nützlich ſeyn können. Dieſe Vollkommenheit haben die Menſchen ſelbſt, ſo wie ſie an Cultur fortgerückt ſind, immer mehreren Dingen mitgetheilt, inſofern ſie nähmlich einen nützlichen Gebrauch derſelben entdeckt haben. Andern rohen, weder ſchönen noch brauchbaren Materialien, haben ſie durch Umgeſtaltung beydes, Schönheit und Nützlichkeit, mitgetheilt. Daraus ſind die eigentlichen Kunſtwerke entſtanden: und natürlich ſchreiben wir auch dieſen eine Vollkommenheit zu, weil in ihnen die Handlung, welche ſie hervorbrachte, ſichtbar und gleichſam fortdauernd wird, und weil ſie dem Menſchen ein Vergnügen machen, oder ein Bedürfniß befriedigen: zwey Sachen, welche zu den an ſich guten gehören.

Es gibt eine dritte Claſſe von Weſen; dieſe haben eine Vollkommenheit in ſich ſelbſt, und würden, auch wenn ſie ganz allein und ohne alle Beziehung auf andre Dinge wären, einen Werth behalten. Wir haben geſehen, daß es auf Erden nur drey Claſſen dieſer Art gibt, das Pflanzenreich, die Thierwelt und das Menſchengeſchlecht.

Der Menſch kann keine Pflicht gegen das ganz rohe, Thieren und Menſchen unnütze Material, haben.

Er kann eine Pflicht gegen die Metalle, Salze und Erdarten haben, von welchen er aus der Erfahrung weiß, daß der Menſch mannigfaltigen Gebrauch von denſelben zu machen gelernt hat, und daß einige derſelben ihm unentbehrlich geworden ſind. Dieſe Pflicht beſteht entweder darin, ſelbſt daran zu arbeiten, daß dieſe nützlichen Stoffe ans Tageslicht gebracht und in denjenigen Zuſtand verſetzt werden, in welchem ſie wirklich den beabſichtigten Vortheil leiſten. Oder ſie kann darin beſtehen, daß er ihre Zerſtörung verhüthet und für ihre Aufbewahrung und Fortdauer ſorgt.

Er kann eine Pflicht in Abſicht der Kunſtwerke haben: erſtlich und vornehmlich, ſelbſt deren zu verfertigen, aus an ſich unvollkommnen Dingen wenigſtens relativ vollkommne, aus unbrauchbaren nützliche, aus häßlichen ſchöne, und aus unbedeutſamen Ideen erweckende zu machen. In der That iſt hiermit der größte Theil der Menſchen, ſein ganzes Leben hindurch, beſchäftiget, und die größte Summe ihrer täglichen Pflichten beſteht darin, das, was ſie machen, vortrefflich und ſorgfältig zu machen.

Aber die vornehmſte Pflicht der Erhaltung und Veredelung kann der Menſch nur in Abſicht jener drey Claſſen ausüben.

Was die Pflanzen betrifft: wen rühret nicht bey Geßner die fromme Geſinnung des jungen Hirten, der die entblößten Wurzeln einer alten Eiche aus Mitleiden mit Erde bedeckt, und der an dieſe Empfindſamkeit gegen den alten Baum, die noch weit edlere gegen ſeinen kranken Nachbar knüpft. Noch mehr im Großen aber erfüllt jeder, welcher ſeinen eignen Acker anbaut; noch mehr der, welcher zur Verbeſſerungen des Ackerbaues oder der Viehzucht in ſeinem Vaterlande beyträgt, noch mehr der Regent, oder Länderentdecker, welcher ganzen zuvor ungebauten Ländern zur Cultur verhilft, — die Pflichten, welche ſie gegen die Pflanzenwelt haben.

Wenn gleich die Rückſicht des Nutzens, welchen Menſchen von dieſen Pflanzen für ihre Nahrung oder andern Bedürfniſſe ziehen können, der erſte Bewegungsgrund der Männer iſt, welche Fürſorge für deren Vervielfältigung oder Veredlung tragen: ſo vereinigt ſich, wenn dieſe Arbeit einige Zeit aus Neigung und mit Luſt fortgeſetzt wird, doch gewiß auch damit das Wohlgefallen an der Schönheit der Pflanzen ſelbſt, und eine Liebe zu ihnen, die keine Nation weiter getrieben hat, als die Hindoſtaner, wenn wir den davon in der Sakontala vorhandenen Beweiſen trauen können.

In Abſicht der Thiere kommt allerdings die meiſte Colliſion der Pflichten vor. Hier muß oft nothwendig Zerſtörung vorhergehen, ehe die Erhaltung oder Veredlung folgen kann. Eine Thiergattung lebt, durch eine uns allerdings unbegreifliche Einrichtung, die aber doch gewiß mit dem wohlthätigen Plane, der in der ganzen Schöpfung herrſcht, harmonirt, von dem Tode der andern. Die edelſten, die ſchönſten, die uns am nützlichſten Thiergattungen ſind oft die ſchwächſten, und können von den unedlern und uns unnützen, die zugleich ſtärker und raubſüchtiger ſind, leicht ausgerottet werden.

Hier hat der Menſch, beſonders beym Anfange der Cultur und der Geſellſchaft, der Natur zu Hülfe kommen müſſen. Er mußte in den Ländern, die er bewohnen wollte, zuerſt zerſtören, und dann für die Erhaltung und Vervielfältigung ſorgen. Die grauſamſten, und dabey ſtärkſten Thiergattungen mußte er ausrotten oder entfernen; diejenigen hingegen, welche entweder an ſich ſchon ſchön gebaut, ſanft und ihm nützlich waren, oder ſich zähmen und ihm unterwürfig und brauchbar machen ließen, mußte er ſammeln, gegen die Raubthiere beſchützen, und ihnen endlich, durch eine ſichrere und beſſere Nahrung und durch eine Bedeckung vor den zerſtörenden Einflüſſen des Clima's, das Leben verlängern, und mehr Vollkommenheit und Schönheit geben.

Gegen dieſe Thiere empfinden nun gutdenkende Menſchen ſehr bald auch die uneigennützige Verpflichtung, ihrer Empfindſamkeit zu ſchonen, ihnen nicht ohne Noth Schmerzen, und ſelbſt ihnen Vergnügen zu machen.

Das Wohlſeyn der Thiere aber, mit welchen wir in Verbindung ſtehen, iſt mit dem Nutzen, welchen ſie uns ſchaffen können, ſo genau verbunden; und das beſſere, das edlere, das geſündere Thier wird auch ſo gewiß ſeinem Beſitzer um ſo viel mehr Vergnügen machen oder Dienſte leiſten: daß es immer ſchwer ſeyn wird, bey der Fürſorge, welche der letztere für das Beſte deſſelben trägt, den Bewegungsgrund eines vernünftigen Eigennutzes von dem eines reinen Wohlgefallens an der Vollkommenheit und dem Wohlſeyn dieſer empfindenden Weſen zu unterſcheiden.

Aber die höchſten und die mannigfaltigſten Pflichten ſind, wie leicht einzuſehen iſt und allgemein anerkannt wird, diejenigen, welche der Menſch gegen den Menſchen hat. Und die Urſache iſt, weil im Menſchen ſelbſt am meiſten liegt; weil der Vollkommenheiten, welche ſich in ihm erhalten und erhöhen laſſen, die größte Anzahl iſt; weil endlich auch der Menſch mit dem Menſchen am meiſten bekannt iſt, und indem er ſeine eignen Bedürfniſſe fühlt und die Endzwecke weiß, nach denen er ſtrebt, auch die Seiten leichter entdeckt, von welchen er andern zu Hülfe kommen, — oder die Mittel, durch welche er ihnen Beyſtand leiſten kann.

Hier iſt alſo die große Sphäre der menſchlichen und der tugendhaften Thätigkeit. Der, welcher, ſey es auch nur bey einem einzelnen Menſchen, noch mehr, der, welcher bey Familien oder Nationen beyträgt, ihren Körper geſünder, ſchöner und zu einem beſſern Werkzeuge für die Seele zu machen; der, welcher ihr ſinnliches Vermögen ſchärft, und doch ihre ſinnlichen Begierden mäßiget; der, welcher ihre Einbildungskraft erweckt, und für das Schöne empfindlich macht, aber ſie zugleich dem Verſtande unterwirft und vor Schwärmerey bewahrt; am meiſten der, welcher ſie denken lehrt, welcher ihnen Liebe zur Wiſſenſchaft beybringt, und die Hülfsmittel dazu darreicht; welcher die liebreichen und geſelligen Neigungen in ihnen erweckt und ſie zum Umgange anführt; aber ſie das noch größere Vergnügen lehrt, wohlzuthun, wo ſie weder gegenſeitige Dienſte noch geſelliges Vergnügen erwarten können; der endlich, welcher die alles regierende Vernunft bey ihnen zur Herrſchaft bringt, und ihnen das Verlangen einflößt, ſo zu handeln, daß unter ihren Handlungen Harmonie und Uibereinſtimmung iſt: dieſer, ſage ich, thut Gutes, und erfüllt ſeine Pflicht gegen die Menſchen.

Auf dieſe Weiſe ließen ſich, bey einer noch ſorgfältigern Unterſuchung, aus unſerm Princip die ſämmtlichen Tugenden dieſer Claſſe, bey welcher die Sittlichkeit der Handlungen nach ihren Wirkungen beurtheilt wird, herleiten. Mir war es genug, nur durch Beyſpiele die Möglichkeit dieſer Herleitung zu zeigen.

Um die Meditation, wovon dieſes zweyte Princip die Reſultate enthält, meinen Leſern vollſtändig vorzulegen, muß ich noch folgenden Zuſatz hinzufügen, welcher dieſe ganze Abhandlung beſchließen wird.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß wir einen dreyfachen Beurtheilungsgrund fanden, nach welchem die menſchlichen Handlungen gebilliget oder getadelt werden: ihre Schicklichkeit, ihre Wohlthätigkeit, und die Nützlichkeit der allgemeinen Regel, nach welcher ſie geſchehen.

Wir haben, in der Folge, eine doppelte Beziehung entdeckt, welche alle Handlungen des Menſchen haben, und welche wir als den Grund jener Urtheile anſehen können: die Beziehung auf die Urſachen, aus welchen ſie entſtehen, und die Eigenſchaften, welche ſie bey dem Menſchen vorausſetzen und anzeigen; und zweytens die Beziehung auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen, auf das Gute oder Böſe, welches ſie ſtiften.

Man ſieht leicht, daß das Urtheil über die Schicklichkeit nach der erſten dieſer beyden Beziehungen, — das Urtheil aber über die Wohlthätigkeit der Handlungen, nach der zweyten Beziehung gefällt wird. Denn warum kann es anders löblich und der moraliſchen Billigkeit würdig ſeyn, ſchicklich und anſtändig zu handeln, auch wenn nichts Gutes weiter dadurch bewirkt wird, als weil es vorausſetzt, der Menſch, welcher ſo handelt, habe Vernunft und richtige Beurtheilungskraft, nebſt allen den löblichen Eigenſchaften, ohne welche jene beyden höhern Vorzüge nicht Statt finden.

Daß aber die Wohlthätigkeit der Handlungen aus ihren Wirkungen erkannt wird, iſt ſo klar, daß es unnöthig iſt, ein Wort deßwegen zu verlieren.

Es bleibt alſo noch die dritte Claſſe der gebilligten, oder ſittlich guten Handlungen übrig, welche es weder ihres Urſprungs noch ihrer Folgen wegen, ſondern um der Nützlichkeit der Regel willen ſind, nach welcher ſie geſchehen. Dieſe Urſache der Billigung läßt ſich aus keiner der beyden obigen Beziehungen herleiten. Es muß alſo wahrſcheinlich eine dritte geben, die es uns obliegt aufzuſuchen.

Und in der That ſcheint ſich mir eine ſolche Beziehung zu zeigen: wenn ich bedenke, daß, wenn der Menſch zu derjenigen Ausbildung ſeines Weſens gelangen ſoll, bey welcher allein ſeine geiſtigen und ſittlichen Vorzüge ſichtbar werden, und ſich in ſeinen Handlungen ausdrücken können; — wenn er zu wohlthätigen Handlungen Gegenſtände und Gelegenheiten haben ſoll: er nothwendig in Geſellſchaft mit ſeines gleichen, und zwar in einer bürgerlichen Geſellſchaft leben müſſe. Wenn alſo gewiſſe Handlungen von ihm, abgeſehen davon, ob ſie den Adel ſeiner Natur ausdrücken, oder ob ſie unmittelbar Gutes ſtiften, dazu nothwendig ſind, den geſellſchaftlichen Zuſtand überhaupt, oder den bürgerlichen insbeſondere aufrecht zu erhalten: ſo werden auch dieſe Handlungen als ſittlich gut, und in einem beſondern Grade als Pflicht angeſehen werden müſſen. Sie ſind nähmlich die unentbehrlichen Vorausſetzungen zur Ausübung aller andern, — größtentheils angenehmern Pflichten; und haben daher die Neigungen oft mehr wider ſich, als dieſe. Es gehört ein größerer Selbſtzwang dazu, wenn man immer gerecht, als wenn man, bey natürlich gutem Herzen, wohlthätig ſeyn ſoll.

Um nun die Geſellſchaft unter den Menſchen überhaupt aufrecht zu erhalten, ſind die Regeln der Gerechtigkeit und des Eigenthums, und ihre ſtrenge Beobachtung in allen Fällen nothwendig. Und wenn die Menſchen in einer bürgerlichen Geſellſchaft leben ſollen: ſo iſt eine Staatsverfaſſung, es iſt ein Regent, es ſind poſitive Geſetze nöthig, denen der Bürger unbedingt gehorchen muß, auch wenn er bey deren Ausübung, weder ſeiner eigenen Vernunft und ſittlichen Vollkommenheit gemäß zu handeln, noch etwas Gutes dadurch zu ſtiften glaubt.

Ich würde geneigt ſeyn, dieſe dritte Beziehung der Handlungen, woraus ihre Sittlichkeit beurtheilt werden ſoll, die Beziehung derſelben auf Ordnung zu nennen: aber ich ſehe wohl ein, daß auch dieſe Benennung den Begriff nicht ganz erſchöpft, wenigſtens nicht deutlich genug ausdrückt.

Ordnung iſt indeß eine ganz eigne Sache. Sie iſt dem Menſchen in ſeinem ganzen Zuſtande, in allem, was ihn umgibt, und in ſeinen Handlungen unentbehrlich: nicht ſowohl als Vollkommenheit, nicht als die Urſache guter Folgen; ſondern zum Theile, um ſeiner Schwäche und Unvollkommenheit zu Hülfe zu kommen. Er muß, z. B. ſein Zimmer aufgeräumt, er muß ſeine Bücher in Ordnung haben, wenn er etwas Nützliches thun ſoll. Hätte er ſchärfere Sinne, oder ein getreueres Gedächtniß: ſo würde er alle ſeine Sachen, auch wenn ſie in einer unordentlichen Lage wären, auffinden.

So ſind im Hausweſen auch gewiſſe allgemeine Ordnungen und Regeln nothwendig, ob es gleich an ſich beſſer wäre, jeden einzelnen Fall auf der Stelle zu entſcheiden.

Auf gleiche Weiſe iſt es, in gewiſſer Abſicht, mit dem Staate, deſſen Verfaſſungen und Geſetzen beſchaffen. Sie ſind immer unentbehrlich, aber ſie ſind nicht in jedem einzelnen Falle nützlich. Und doch darf der Bürger ſich, im gewöhnlichen Zuſtande der Dinge, nicht mehr herausnehmen, über ihre Nutzbarkeit zu urtheilen: ſondern er muß ſie ihrer Unentbehrlichkeit wegen reſpectiren.

Aber hier, ſehe ich allerdings, komme ich auf einen ungewiſſen und ſchlüpfrigen Theil meines Weges.

Wenn dieſe Ordnungen, — wenn die Staatsverfaſſungen und Geſetze von höhern Weſen gemacht würden: ſo müßten wir uns ihnen allerdings unbedingt und auf immer unterwerfen. Aber ſie werden ſelbſt von Menſchen gemacht, und müſſen auch durch Menſchen vervollkommnet, und von Zeit zu Zeit verbeſſert werden.

Es gibt alſo zwey Pflichten des Bürgers, in Abſicht jener Ordnungen: — Pflichten die einander gewiſſer Maßen entgegen ſind, und zuweilen in eine fürchterliche Colliſion kommen.

Er hat die Pflicht, jene Ordnungen machen zu helfen und zu ihrer Vollkommenheit beyzutragen.

Er hat zweytens die Pflicht, dieſen Ordnungen, wenn ſie einmahl feſtgeſetzt ſind, unbedingten Gehorſam zu leiſten, und nichts an ihnen zu verändern: damit ſie diejenige Feſtigkeit bekommen, welche nur die Zeit ihrer unveränderten Dauer, und die durch mehrere Menſchenalter ununterbrochne Gewohnheit, ihnen zu gehorchen, geben kann.

Jene erſte Pflicht des Bürgers, — das, was auch bey der Errichtung einer neuen Colonie, oder in dem nie zu wünſchenden Falle einer gänzlichen Staatsreform, der Geſetzgeber zu thun hat; — was, in einem ruhig fortdauernden Staate, dem Regenten und allen Perſonen, welche unmerklich an der Verbeſſerung der Geſetze arbeiten können, — was endlich den Philoſophen obliegt, welche die Ideen dazu an die Hand geben ſollen: dieß alles tritt in die gemeine Reihe der Pflichten zurück, und muß nach eben den Gründen, wie alle übrigen, — nähmlich nach jenen beyden großen Beziehungen, rückwärts auf die Natur des Menſchen und vorwärts auf die Folgen, beurtheilet werden. Geſetze, welche gut ſeyn ſollen, müſſen, von der einen Seite, der Würde des Menſchen gemäß ſeyn, und den Charakter einer edlen, einſichtsvollen, gemäßigten, gerechten und tapfern Nation ausdrücken. Sie müſſen, von der andern, nützlich ſeyn und zur Erhaltung, zum Wohlſeyn und zur Veredlung der Staatsbürger, und alles deſſen, was im Staate lebt, beytragen.

Die zweyte Pflicht des Bürgers hingegen, — das, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge der ſtille und arbeitſame Bürger, in Abſicht der Verfaſſungen und Geſetze ſeines Vaterlandes, zu thun hat, iſt eine eigne Art der Pflichten: — es iſt die Pflicht, ſich jenen Ordnungen, bloß der Ordnung, — nicht ihrer innern Güte wegen, zu unterwerfen; es iſt die Pflicht, Autoritäten zu ehren und Geſetze zu beobachten, von denen man weder einſieht, daß ſie vernünftig, noch daß ſie nützlich ſind, bloß in der Abſicht, um das Anſehen der Obrigkeiten und der Geſetze aufrecht zu erhalten, ohne welche keine bürgerliche Geſellſchaft, und alſo keine Bildung des Menſchen, keine Tugend, beſtehen kann.

Wie nun dieſe beyden Pflichten zu vereinigen ſind; welchen Perſonen im Staate es vornehmlich obliegt, an der Verbeſſerung der Geſetze, mittelbar oder unmittelbar, zu arbeiten, und welche hingegen mehr verpflichtet ſind, einen unbedingten Gehorſam denſelben zu leiſten und weder zur Abänderung derſelben thätig mitzuwirken, noch ſelbſt ihre dahin abzielenden Ideen mitzutheilen; — ferner, in welchen Zeitpuncten es vernünftig und ſogar nothwendig ſey, an Reformen, an Staats-Ordnungen zu denken, und in welchen ſich zu Aufrechterhaltung der ſchon vorhandenen, alle guten Bürger vereinigen müſſen: — dieſe Fragen eröffnen das Feld zu einer ſehr weitläuftigen Unterſuchung, welche zu meinem Zwecke nicht gehört. Hier wird es genug ſeyn, zur Aufhebung jener Colliſionen, einige allgemeine Anweiſungen zu geben.

Erſtlich: die Errichtung der Staaten und die Nothwendigkeit einer ganz neuen Geſetzgebung iſt völlig außer unſerm Geſichtskreiſe: und die Pflichten, welche die Menſchen in dieſem Zeitpuncte zu erfüllen haben, fallen für uns gänzlich hinweg. Es iſt auch, nach allen bisherigen Erfahrungen, — (die neueſte, noch nicht geendigte, ausgenommen) eine völlig neue Geſetzgebung nur in der Kindheit der Welt, und bey dem Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft möglich. Dieſe beſteht alsdann noch aus ſo wenigen Mitgliedern: daß ſie wirklich einander kennen und ſich mit einander verabreden, — daß ſie auch ihren Geſetzgeber kennen und für ihn eine perſönliche Liebe oder einen Enthuſiasmus bekommen, welche auch ſeine Geſetze in den erſten gefährlichſten Jahren unterſtützen, bis ſich die Gewohnheit denſelben zu gehorchen gebildet hat, oder ihre Nützlichkeit erprobt worden iſt.

Alle Geſetzgebungen, welche wir aus der Geſchichte kennen, — die Soloniſche und Lykurgiſche nicht ausgenommen, — ſind nichts anders, als Staatsreformen, Verbeſſerungen von Mißbräuchen, die ſich in die alten Geſetze eingeſchlichen hatten, und Vorkehrungen gegen Unordnungen der Zeit. Die neuen Geſetze haben ſich auch daher an die alten ſo nahe angeſchmiegt und ſo wenig in ihnen abgeändert, als möglich war.

Zweytens: Diejenigen neuen Geſetzgebungen, welche noch heute zu Tage möglich ſind, ſetzen indeß, auch wenn ſie gelingen, — wie man es von den beyden vorhin genannten und von der Staats-Umwälzung Englands im Jahre 1683 behaupten kann, — einen vorhergegangnen ſehr unglücklichen Zuſtand der Dinge, die äußerſten Unordnungen, oder wenigſtens die äußerſte Unzufriedenheit des Volks voraus. Denn die Menſchen hängen dergeſtalt aus Trägheit an ihren alten Geſetzen und Einrichtungen: daß faſt nie die Vernunft, ſondern nur die Leidenſchaft ſie zu großen Abänderungen in denſelben bewegen kann.

Es gehört alſo ſo wenig unter die Pflichten eines guten Menſchen und Bürgers, ſolche Staats-Reformen durch Aufregung der Unzufriedenheit des Volks, — auch gegen wirkliche Mißbräuche der Regierung, herbeyzuführen; daß er vielmehr, durch ſtille Ertragung manches ihn perſönlich treffenden Drucks, ſo viel er kann, dazu beytragen muß, dieſe Unzufriedenheit zu verhüthen oder zu mildern. Es gehört ein gewiſſer, freylich nicht beſtimmbarer Grad der erlittenen Uibel, — es gehört ein beſonderer Beruf dazu: wenn Perſonen berechtiget ſeyn ſollen, anders zu handeln; dieſer Beruf liege nun in der äußern Lage derſelben, welche ſie das Ganze der Mißbräuche beſſer überſehen läßt, oder er liege in ihren höhern Einſichten, welche ihnen die Hülfsmittel dagegen zeigten.

Drittens: Es iſt, um die Endzwecke des Staatsvereins zu erreichen, noch mehr an der Feſtigkeit der allgemeinen Ordnungen, als an ihrer Vollkommenheit gelegen. Es iſt eher möglich, daß eine Nation glücklich ſey, welche eine fehlerhafte Verfaſſung hat, und gegen den Mißbrauch der Gewalt, von Seiten der Regierung und der höhern Stände, wenig geſichert iſt; aber ihre Geſetze und ihre Regenten liebt, und die Verbeſſerungen von der Zeit und dem guten Willen der Obern erwartet, als daß eine Nation es ſey, welche bey einer vollkommnern Verfaſſung ſtets unzufrieden iſt, und ſich nach neuen Abänderungen ſehnt.

Viertens: Es ſind daher ſowohl der Zeitpuncte, wo es nothwendig iſt, neue Ordnungen für die bürgerliche Geſellſchaft zu machen, als der Perſonen, welche dazu berufen ſind, dieſe Neuerungen vorzubereiten oder zu veranſtalten, ſo wenige: daß man dieß nur für die Ausnahme von der Regel, — für die Regel aller Zeiten und Bürger aber, im gewöhnlichen Zuſtande, anſehen kann, ſich den einmahl beſtehenden Ordnungen zu fügen, und der Ruhe ihres Vaterlandes manche ihrer gerechten Klagen gegen die Regierung, und vielleicht auch manche ihrer guten Ideen über die Mittel ihrer Verbeſſerung aufzuopfern.

Fünftens: Viele Uibel, welche man der Verfaſſung und der Regierung Schuld gibt, rühren von der Unwiſſenheit oder dem Sittenverderbniſſe des Volks her. Viele Verbeſſerungen, welche die Freunde der Neuerungen bloß von großen Staats-Reformen erwarten, werden durch den Fortgang der Einſichten und die Verfeinerung der Sitten, nach und nach, von ſelbſt herbeygeführt.

Wie ſehr hat ſich der Geiſt der Verfaſſungen in den meiſten Europäiſchen Reichen geändert, auch wenn ihre geſetzlichen Formen nicht angetaſtet worden ſind! Das Verhältniß der verſchiedenen Stände gegen einander, welches in dieſen Verfaſſungen beynahe das drückendſte war, und bey allen Revotutionen mitgewirkt hat, kann im Weſentlichen ganz verſchieden von dem ehemahligen werden, ohne daß es nöthig ſey, die Nahmen, Titel und Wappen abzuſchaffen.

Die Däniſche Regierung iſt ſeit 1660, nach den geſetzlichen Formen, vollkommen deſpotiſch. Und doch iſt, vermöge des ſanften Geiſtes der Nation, keine Regierung gelinder: und keine iſt, ſeit einem Menſchenalter, ihrem Lande wohlthätiger geweſen.

Niemand, welcher das Glück hat, unter dem Preußiſchen Scepter zu leben, wird jene Art der Freyheit, beym Reden und Handeln, vermiſſen, welche ein vernünftiger Menſch und ein ruhiger Bürger nur fordern kann. Und doch ſind dieſe Freyheiten nicht durch Geſetze und durch Einſchränkungen des Monarchen geſichert. Sie ruhen aber auf der weit feſtern Baſis, auf den Einſichten und Sitten der Nation, welche auch am Hofe herrſchen, und auf Fürſten und Miniſter unwiderſtehlichen Einfluß haben.

Es iſt daher die Pflicht des Privatbürgers in ruhigen Zeiten, es iſt die Ausübung der Tugenden der Klugheit und Mäßigung: Daß er mehr an der Erweiterung derjenigen Kenntniſſe und an der Verbreitung derjenigen Tugenden arbeite, welche zuletzt auch Hof und Regierung, und die Staatsverfaſſung ſelbſt, verbeſſern: als daß er die Abſichten einer Gemeinnützigkeit und ſeines Patriotismus unmittelbar auf die letztere richte.

Die Wiſſenſchaft der Regierungskunſt, beſonders der Staatswirthſchaft, iſt in den neuern Zeiten mit ſolchem Glücke cultiviert, und ſie iſt dadurch zu einem ſo wichtigen Theile der Philoſophie gemacht worden: daß den Philoſophen weitere und tiefere Forſchungen hierin zu unterſagen, für die Wiſſenſchaften überhaupt und die Cultur des Geiſtes eben ſo ſchädlich, als dem Wohle der Staaten entgegen wäre. Indeß werden beſcheidne und friedliebende Gelehrten weit lieber dieſe Gegenſtände im Allgemeinen, als in Rückſicht auf den Zuſtand der Dinge in ihrem Vaterlande, unterſuchen. Von dem letztern ſind ſie ſelten genau unterrichtet, um nicht zuweilen die Thatſachen irrig vorzuſtellen. Und ein ſolcher Irrthum benimmt ihrer Schrift in den Augen der [illegible] allen Credit, oder gibt ihnen wenigſtens den Vorwand, ihre Belehrungen verdächtig zu machen. Es miſchen ſich überdieß, ſobald der Schriftſteller auf das Beſondere und Gegenwärtige kommt, entweder bey ihm ſelbſt, oder doch bey ſeinen Leſern, Leidenſchaften ein, welche der Reinheit und Unparteylichkeit ihres Urtheils Eintrag thun. Wenn er indeß auch von den Mißbräuchen der Regierung und von den Fehlern der Recht und Finanz Verwaltenden in ſeinem Lande vollkommen unterrichtet, und ohne Leidenſchaft und perſönliches Intereſſe dabey iſt: ſo wird er doch beſſer thun, jene Mißbräuche dadurch zu rügen, daß er das Bild einer gerechten und wohlthätigen Regierung aufſtellt, und dieſen Fehlern dadurch entgegen zu arbeiten ſucht, daß er die Grundſätze des Rechts oder der Staatswirthſchaft, welche beleidiget worden ſind, in ein deſto helleres Licht ſetzt; als unmittelbar jene oder dieſe vor die Augen des Publikums zu bringen und vor denſelben zu beſtreiten.

Endlich ſechſtens. Es wird durch die Erfahrung aller Zeiten, und am meiſten durch die der unſrigen, gezeigt: daß, je größer und zahlreicher die Nationen werden, deſto weniger große Staats-Reformen in denſelben ohne Blutvergießen und bürgerliche Kriege geendiget werden können. Und dieß aus einer zwiefachen Urſache.

Erſtlich, bilden ſich bey jeder großen Veränderung, die in der Verfaſſung und den Geſetzen vorgeht, ſey ſie im Ganzen auch ſo wohlthätig, — zwey Parteyen, wovon die eine durch die neue Einrichtung gewinnt, die andere verliert: und an jede derſelben ſchließt ſich eine Menge Perſonen an, bey welchen keines von beyden Statt findet, die aber in den öffentlichen Verwirrungen ihre Privat-Abſichten durchſetzen wollen. Dieſe Parteyen führen mit einander, — zuerſt um die Sache, und dann um ihr Oberherrſchaft, Krieg, und ſie führen denſelben mit einer Wuth und Erbitterung, wovon man in Kriegen mit Auswärtigen kein Beyſpiel hat.

Dieß begreife ich: denn die Gegenſtände, welche bey bürgerlichen Kriegen auf dem Spiele ſtehen, ſind für den einzelnen Bürger, und beſonders für den gemeinen Mann, weit wichtiger, als die, welche bey auswärtigen Kriegen beabſichtiget werden. Daß aber der Haß gegen einen Feind, welcher nur der Feind meiner Partey iſt, und mich ſelbſt nie perſönlich beleidiget hat, bitterer werden, und größere Grauſamkeiten veranlaſſen könne, als derjenige Haß, welcher auf eigenes erlittenes Unrecht gegründet iſt: dieß hätte ich nicht für möglich gehalten, wenn die Geſchichte der Revolution in Frankreich, mich es nicht ſo augenſcheinlich gelehrt hätte.

Die zweyte Urſache, warum weitläuftige Staaten, bey allen Reformen, welche ins Große gehen, unausbleiblich zerrüttet werden, iſt: daß diejenigen Claſſen, deren Zuſtand durch die Reformen verbeſſert wird, nie mit den erlangten Vortheilen zufrieden ſind, ſondern nun erſt anfangen, noch größere zu begehren, — ſolche, welche mit der Natur der Dinge und mit der Natur des Staats-Vereins nicht beſtehen können. Werden ihnen nun dieſe neuen Forderungen verſagt: ſo empören ſie ſich gegen die neue Einrichtung der Dinge, und müſſen von den neuen Reformatoren mit Gewalt und dem Schwerte zur Ruhe gewieſen werden. Werden ihnen aber ihre Forderungen zugeſtanden: ſo entfolgt daraus eine Auflöſung aller Verhältniſſe des Staatsgebäudes und eine völlige Anarchie.

Da nun mit einem Bürgerkriege nicht nur unabſehliches Elend, ſondern auch die Vernichtung aller Sittlichkeit bey einem Volke, verbunden iſt: ſo ſind in alten und volkreichen Staaten, dergleichen die meiſten Europäiſchen ſind, alle auch noch ſo wahre, ſelbſt die nothwendig ſcheinenden Verbeſſerungen, wofern ſie ins Große gehen, und ganze Maſſen, beſonders die unaufgeklärten Claſſen des Volks, aus ihrem gewöhnlichen Zuſtande herauszuheben, und mit neuen Hoffnungen und Ausſichten beleben, nie plötzlich und mit einem Mahle zu unternehmen und auszuführen, und jeder die Ruhe ſeines Vaterlandes liebende, Bürger wird alles vermeiden, was ſolche große Reformen auch nur von weitem herbeyführen könnte. Er wird aber deſto unabläſſiger in ſeinem Wirkungskreiſe, an kleinen Verbeſſerungen, durch Beyſpiel und Unterricht arbeiten: welche, wenn Viele im Staate mit ihm in gleicher Abſicht geſchäftig ſind, große Reformen ohne Erſchütterung im Staate hervorbringen.

Alte Staaten können, ſo wie alte Körper auch bey wirklichen Krankheiten, nicht, ohne die größte Gefahr, durch heroiſche Mittel geheilt werden. Die beſte Curart für ſie, iſt, wenn der leidende Theil ſo unmerklich verbeſſert wird, daß er die Veränderung, indem ſie geſchieht, kaum gewahr wird, und doch am Ende derſelben den verbeſſerten Zuſtand empfindet.

Alles vereiniget ſich alſo dahin, uns die Pflichten der allgemeinen Gerechtigkeit, und die, welche auf die Verfaſſungen und Geſetze der Staaten gehen, als eine eigne Claſſe von Pflichten vorzuſtellen, bey welchen zunächſt weder auf Schicklichkeit und Vernunftmäßigkeit der Handlung, noch auf ihre Nützlichkeit, ſondern nur auf die Sicherung und Befeſtigung derjenigen Ordnung der Dinge geſehen wird, in welcher es allein den Menſchen möglich iſt, zu einer Ausbildung ihres Geiſtes und zu ſittlicher Vollkommenheit zu gelangen.

Die Geſetze der Gerechtigkeit ſind durchaus unabänderlich, obgleich die Kenntniß des Rechts bey uns ſich verbeſſern kann. Die Veränderungen in den Geſetzen und Verfaſſungen der Staaten ſind nur in ſehr ſeltnen Fällen, und in unſern Tagen nur dann erlaubt, wenn ſie ſtufenweiſe und ohne Störung der öffentlichen Ruhe geſchehen.

Wenn wir nun einen Rückblick auf alle die verſchiedenen Urſachen der moraliſchen Billigung [illegible], welche unſer zweytes Princip angibt: ſo müſſen wir den Inbegriff der menſchlichen Pflichten ungefähr in folgende kurze Regeln zuſammen faſſen können:

1. Handle ſo, daß du in deiner Ausführung als ein vernünftiger und edler Mann erſcheineſt, und daß der Charakter eines einſichtsvollen, ruhigen, menſchenliebenden und kraftvollen Geiſtes dadurch ausgedrückt werde. Wenn dieſe Art zu handeln in einzelnen Fällen, auch in Abſicht auf ihre Folgen, unbedeutend iſt: ſo iſt es doch für dich wichtig, deiner ſelbſt würdig gehandelt zu haben.

2. Handle ſo, daß du deinem Wirkungskreiſe zur Erhaltung, zum Wohlſeyn und zur Vervollkommnung aller lebendigen Weſen, in eben dem Graden, als ihre Natur ſelbſt erhaben und vortrefflich iſt, beyträgſt. Der Menſch muß alſo dein erſtes Augenmerk ſeyn. Und das Beſte, welches du bey demſelben befördern kannſt, fängt bey dem Vergnügen der Sinne und der Geſundheit des Körpers an, und endiget ſich mit der Veredlung des Geiſtes und Herzens. Aber auch die Thiere und die Pflanzen ſind deiner Pflege empfohlen, ob ſie gleich deine Aufmerkſamkeit weniger beſchäftigen dürfen. Wenn du indeß, aus rei-

ner Liebe gegen die Natur ein Thier pflegeſt oder eine Pflanze begießeſt: ſo thuſt etwas Gutes.

3. Handle ſo, daß du die allgemeinen Ordnungen der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, als die der bürgerlichen insbeſondere, nicht ſtörſt oder wankend macheſt, ſelbſt dann, wenn du ſie weder mit deiner Vernunft genau übereinſtimmend noch nach deinen Erfahrungen nützlich findeſt: Denn zu jeder Art Sittlichkeit iſt es noch weit nothwendiger, öffentliche Ruhe und Sicherheit zu genießen, als vollkommene Geſetze zu haben.

Christian Garve's
ſämmtliche Werke.

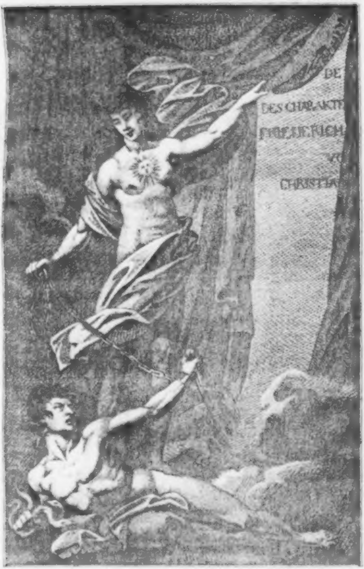
Zehnter Band.

Enthält:

Fragmente zur Schilderung Friedrichs
des Zweyten.

Erster Theil.

Garve XIb


DE
DES CHARAKTE
FRIEDRICH
VO
CHRISTIA

Fragmente

zur

Schilderung

des

Geiſtes, des Charakters, und der Regierung

Friedrichs des Zweyten,

von

Chriſtian Garve.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Erſter Theil.

Breßlau 1801

Prenp. 2.135

Vorrede.

Dieſe Fragmente über Friedrich den Zweyten ſind zum Theile durch meine Unterredungen mit ihm veranlaßt worden.

Ich habe dieſe Unterredungen immer für eine der wichtigen Begebenheiten meines Lebens gehalten. — Sie haben meine Beſchäftigungen auf mehrere Jahre hinaus beſtimmt. Sie haben meinen Arbeiten, und ſelbſt meinem Studiren eine veränderte Richtung gegeben. Sie haben mich damahls mit einer Anzahl merkwürdiger Männer, welche, bey Gelegenheit des Teſchner Friedens, in Breßlau verſammelt waren, in Verbindung gebracht; — mit Männern, welche für ſich nie aufmerkſam auf mich geworden wären. Sie haben mir endlich den Vortheil verſchafft, einen großen Mann von Angeſicht zu ſehen, den Ton ſeiner Stimme und die Accentuation ſeiner Rede zu hören, — ſein Betragen gegen einen jungen, ihm bisher gänzlich unbekannten Gelehrten, — und die Aenderung dieſes Betragens, nachdem er einiger Maßen mit ihm bekannt geworden war, zu bemerken, — zu ſehen, wie ſeine Geſichtszüge, ſein Auge und ſeine Stimme ſich wechſelsweiſe belebten oder beſänftigten, — ſtrenger und gebietheriſcher, oder freundlicher und herablaſſender wurden, je nachdem die Gegenſtände des Geſprächs verſchiedentlich auf ihn wirkten, oder das, was ſein Mitunterredner von denſelben ſagte, ihm mehr oder weniger gefiel; — mit einem Worte, alles dasjenige an ihm zu beobachten, was nur der Anblick und die Gegenwart von einer Perſon lehren kann.

Ich habe immer gefunden, oder ich habe wenigſtens geglaubt, daß ich einen großen Schriftſteller beſſer verſtände, nachdem ich ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, und einigen Umgang mit ihm gehabt hatte. Eben ſo hat e mir, in Abſicht von Männern, welche durch ihre Thaten auf dem Schauplatze der Welt merkwürdig waren, geſchienen, als wenn mir eine Unterredung, oder ein noch ſo kurzer Umgang mit ihnen Aufſchlüſſe über ihre Handlungen und deren Triebfedern gäbe. Friedrich war beydes: Schriftſteller und der thatenreichſte Mann ſeines Jahrhunderts. Es war mir alſo doppelt wichtig, durch die Kenntniß ſeiner Perſon, ſeiner Art zu ſprechen und ſich im Privat-Umgange zu benehmen, jene kleinen Erläuterungen, für das Studium ſeiner Schriften und ſeiner Regierung, zu bekommen.

Ich habe indeß von dieſen Unterredungen nie etwas öffentlich bekannt gemacht: und ich wünſche mir dazu Glück, daß ich es nicht gethan habe. Es iſt ſehr ſchwer, bey Erzählungen dieſer Art, deren, ſeit der Zuſammenkunft Gellerts mit dem Könige, ſo viele heraus gekommen ſind, der Wahrheit vollkommen treu zu ſeyn. Viele kleinen Züge ſolcher Geſpräche entwiſchen dem Gedächtniſſe in wenigen Tagen. Man iſt genöthigt, ſie ſeinen Freunden zu erzählen, — und oft zu erzählen. Dieſe Wiederhohlungen machen uns endlich die Sache ſelbſt unſchmackhaft: und wir werden veranlaßt, um wieder neuen Gefallen daran zu finden, ſie aufzuſtutzen, — das heißt im Grunde, ſie zu verfälſchen. — Bey dieſen Unterredungen gibt es immer gewiſſe Theile, welche weniger intereſſant ſind: und ſobald wir mit denſelben vor dem Publicum auftreten, ſoll alles ein gleiches Intereſſe haben; — eine Klippe, an welcher auch oft die Wahrheitsliebe der Geſchichtſchreiber ſcheitert. In dieſen Unterredungen, wie ſie wirklich gehalten wurden, erſchienen wir zuweilen in einem nachtheiligen Lichte: und in der öffentlichen Erzählung von denſelben wollen wir ſtets in einem vortheilhaften Lichte erſcheinen. Nicht zu gedenken, daß der Inhalt des Geſprächs zwiſchen einem Gelehrten und einem großen Könige unwichtig, und doch das Geſpräch ſelbſt dem Gelehrten wichtig ſeyn kann, eben weil es ihn, — wenn er ein guter Beobachter iſt, — manches über den Geiſt und den Charakter dieſes Königes lehrt, was er weder aus deſſen Schriften noch Thaten lernen kann.

Auch meine Unterredungen mit Friedrich dem Zweyten, ob ſie mir gleich nicht lehrreich genug für das größere Publicum ſchienen, um demſelben mitgetheilt zu werden, ließen doch tiefe und dauerhafte Eindrücke in meinem Gemüthe zurück. Sie veranlaßten mich zu einem ernſthaftern Studium ſeiner Schriften und ſeiner Geſchichte, als ich ſonſt würde angeſtellt haben. Durch die Vergleichungen, welche ich zwiſchen dieſen beyden letztern und zwiſchen den erſtern zu machen Gelegenheit fand, wurde ich auf viele Betrachtungen geleitet, auf welche mich mein bloßes Nachdenken, — nicht unterſtützt durch die Erinnerung an ſinnliche Eindrücke, — nicht würde geleitet haben. — Ich fand in den Schriften des Königs manche der Grundſätze, — und auch manche der Abwechſelungen von Meinungen wieder, welche ich in den Geſprächen deſſelben gehört und bemerkt hatte. Und ich glaubte, in manchen ſeiner öffentlichen Handlungen eben die Charakter-Züge im Großen zu entdecken, welche er, im Kleinen, in ſeinem Benehmen gegen mich gezeigt hatte.

Aus jenem Studium und dieſen Vergleichungen ſind die Fragmente entſtanden, welche ich jetzt dem Publicum vorlege. Sie waren Anfangs bloß zu Materialien beſtimmt, die zu einem größern, zuſammenhängenden Werke über Friedrichs Leben und Regierung verarbeitet werden ſollten. Ich fand aber gar bald, da ſich meine Beobachtungen und Betrachtungen über den großen Mann häuften: daß die Verarbeitung derſelben zu einem Ganzen weit ſchwerer werden würde, als mir die Auffindung und die Sammlung derſelben geworden war. Ich ging alſo in dieſer immer fort, und verſchob jene, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, wenn man mit einer angenehmen Arbeit beſchäftiget iſt, und die, welche man von Rechts wegen vornehmen ſollte, ſcheuet.

Endlich ſahe ich ein, daß es nur zwey Wege gebe, dieſe Bruchſtücke in ein Ganzes zu vereinigen. Der eine Weg war, ſie an eine vollſtändige Geſchichte Friedrichs des Zweyten anzureihen, oder in dieſelbe zu verweben. — Aber eine Geſchichte dieſes großen Königes zu ſchreiben, war nie meine Abſicht geweſen: und ich fühlte wohl, wie weit dieß über meine Kräfte ſeyn würde. Zu geſchweigen, daß, unmittelbar nach dem Tode eines Monarchen, der Zeitpunct für die Sammlung, oder Betrachtung der feinern Züge ſeines Charakters und ſeiner Regierung der ſchicklichſte iſt, — aber ganz unſchicklich, um ſeine Geſchichte zu ſchreiben. Jene Züge können nur von ſeinen Zeitgenoſſen und denen, die mit ihm umgegangen ſind, beobachtet, oder geprüft werden. Sie werden in kurzem vergeſſen, wenn ſie nicht ſchnell und bey Zeiten in gedruckten Schriften fixirt und für die Nachwelt gleichſam niedergelegt werden. — Die Denkmäler aber für eine vollſtändige Geſchichte zu ſammeln, die Wahrheit aus denſelben, durch Vergleichung und Kritik, herauszubringen, und dieſe Wahrheit zu ſagen, ohne jemanden zu beleidigen: dieß iſt nur lange

Zeit nach dem Tode des Regenten und der Verlaufe der Begebenheiten möglich.

Ein zweyter Weg, dieſe einzelnen Betrachtungen als Stoff eines zuſammenhängenden Werkes zu verbrauchen, war, wenn ich daraus eine ſolche Charakter-Schilderung Friedrichs des Zweyten machte, wie die Schilderungen waren, welche ich von einigen Gelehrten verſucht hatte, und die mit einigem Beyfalle vom Publicum waren aufgenommen worden. Dieß war auch in der That meine urſprüngliche Abſicht: ob ich ſie mir gleich niemahls deutlich entwickelt hatte. Aber ich fand auch hier bald, bey genauerer Unterſuchung, wie groß der Unterſchied, und wie ſchwer das Unternehmen bey Friedrich dem Zweyten ſey. Der Charakter eines, bloß ſeiner Wiſſenſchaften oder ſeinem Berufe ſich widmenden Gelehrten, ſo wie jedes in den Schranken des Privatlebens eingeſchloſſenen Mannes, hat ſelten ſo viele Seiten, oder kann ſich wenigſtens nicht von ſo vielen Seiten zeigen: daß dieſe nicht in einer einzigen Schilderung geſammelt und dargeſtellt werden könnten, ohne daß dieſe Schilderung zu weitläuftig würde. Auch ſind einige wenige Thatſachen hinlänglich, um den über ſolche Männer angeſtellten Betrachtungen Klarheit oder Leben zu geben.

Aber wie ganz anders iſt die Sache mit einem Manne, wie Friedrich der Zweyte war, — und der noch dazu auf dem Throne ſaß, beſchaffen: — mit ihm, auf welchen einer ſeiner geiſtreichen Geſellſchafter, der auch zuweilen durch das Außerordentliche und Unerklärliche ſeines Benehmens, ſowohl gegen ihn ſelbſt als gegen Andere, in Verwirrung geſetzt worden war, den Vers des Italiäniſchen Dichters anwendete: La natura lo fece, & ne ruppe la mole, „die Natur machte ihn und zerbrach das Modell.“

In der That waren die Talente dieſes Königs ſo mannigfaltig und ſo geſchmeidig: daß er zugleich Dichter, ſpeculativer Philoſoph, Geſchichtſchreiber, feiner Weltmann, angenehmer Geſellſchafter für ſchöne Geiſter und Gelehrte, einer der erſten praktiſchen Geſchäftsmänner, im

Fache der Privat- und öffentlichen Haushaltung, Soldat, Feldherr, und geſchickter Unterhändler ſeyn konnte, ohne daß eine dieſer Verrichtungen der andern geſchadet hätte; — und ohne daß, bey einer noch ſo lange unterbrochnen Uibung, irgend eines dieſer Talente wäre verloren gegangen oder geſchwächt worden. Und dieß alles war er, wenn nicht auf eine gleich vollkommene, doch auf eine ihm eigenthümliche Weiſe.

Sein Charakter war eben ſo mannigfaltig und zuſammengeſetzt: und er war aus Zügen zuſammengeſetzt, die ſich zu widerſprechen ſchienen. In dem Ganzen ſeines Lebens und ſeiner Regierung herrſchte ein großer Plan, den er mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit verfolgte. Aber in ſeinem Benehmen gegen einzelne Perſonen und in einzelnen Fällen war er oft launig, mit ſich ſelbſt uneins, unerklärlich; und ſchien ſogar die Abſicht zu haben, die Erwartung zu täuſchen.

Und dieſe ſo vielfachen Seiten ſeines Geiſtes und Charakters hatte Friedrich Gelegenheit, in einem langen Leben, in der Staatsverwaltung eines großen Reichs, während einer ſehr unruhigen und thatenreichen Regierung, in langen Feldzügen, und in einer eben ſo langen philoſophiſchen Muße zu zeigen. Hier mußte jedes ſeiner Talente irgendwo den Gegenſtand finden, für welchen es gemacht war; jeder Zug in ſeinem moraliſchen Charakter mußte in dasjenige Verhältniß mit den äußern Anläſſen zum Handeln kommen, in welchem er ſich entwickeln und Andern bekannt werden konnte.

Alle dieſe Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und Herzens von Friedrich dem Zweyten, die an ſich ſo zahlreich ſind, und von der Welt ſo ſehr beleuchtet worden waren, und die, bey den großen Abwechſelungen ſeines Lebens, ſelbſt ſich oft verändert und auf eine neue Art umgebildet hatten, in einer allgemeinen philoſophiſchen Schilderung zuſammen zu faſſen: dieß konnte nicht geſchehen, ohne ein weitläuftiges Werk hervorzubringen, welches, wenn es nicht mit der Lebensgeſchichte des Königs verbunden war, nothwendig hätte ermüdend werden müſſen.

Dieſe bemerkten Schwierigkeiten, die mir unüberwindlich ſchienen, ſchreckten mich dergeſtalt ab: daß ich dieſe Fragmente mehrere Jahre hindurch bey Seite legte, und beynahe die Hoffnung aufgab, je einen öffentlichen Gebrauch von ihnen zu machen. In den letzten Jahren, da eine unheilbare, immer anwachſende Krankheit mir das Ziel in der Nähe zeigte, wo alle meine literariſche Arbeit unterbrochen werden würde, kam ich auf meine frühern Aufſätze, und auch auf dieſe Fragmente über Friedrich den Zweyten zurück. Ich zeigte ſie einigen meiner gelehrten und einſichtsvollen Freunde; ich machte einige Probeſtücke davon in der Genziſchen Monathsſchrift, — und noch zuletzt eines in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie bekannt. Ich glaubte endlich zu finden, — und das Urtheil meiner Freunde beſtätigte mich darin, — daß dieſe Aufſätze auch als Bruchſtücke, und in ihrer unvollkommnen Geſtalt, dem Publicum angenehm, und für einige Leſer lehrreich ſeyn könnten: und ich entſchloß mich alſo, ſie herauszugeben. Dieß iſt dann durch Hülfe meines Freundes, des Herrn Rector **Manſo**, wirklich geſchehen: dem das Publicum die letzte Correction des Styls und die Reinheit des Drucks, welche es in dieſer Schrift finden wird, zu verdanken hat. Der Erfolg wird nun lehren, ob ich mich über den Werth meiner Arbeit ſelbſt getäuſcht und, wie ſo viele Autoren thun, dem nachſichtigen Urtheile meiner Freunde zu viel getraut habe.

Perſonen, welche mehrere Jahre ununterbrochen mit dem Könige gelebt haben, werden ohne Zweifel ganz anders über ihn urtheilen, als ich, der ihn nur fünf oder ſechs Mahle ſah und ſprach, und alles übrige, was ich von ihm weiß, vom Hörenſagen habe, oder aus Büchern ſchöpfe. — Dieſe Geſchichtforſcher, welche die Begebenheiten und Thaten **Friedrichs**, in den Urkunden, zu welchen ſie Zutritt hatten, ſtudirt haben, werden eben ſo wenig immer mit mir einig ſeyn. Sie werden zuweilen, von den Zügen, durch die ich den Charakter **Friedrichs** bezeichne, die Beweiſe in ihren geſammelten Thatſachen vermiſſen, und werden mir hingegen vielleicht Beyſpiele anzuführen wiſſen, welche meine Schilderung zu widerlegen ſcheinen. Indeß dieſe beyden Claſſen der Kenner und Beobachter des Lebens der Könige, — die Augenzeugen und die Geſchichtforſcher, ſind ſelbſt in ihrem Urtheile über jene nicht immer mit einander übereinſtimmend. Wenn alſo beyde ſich, in Abſicht meiner Schrift, nur an den meiſten Stellen derſelben dahin vereinigen, daß ich die Denkungs- und Handlungs-Weiſe des Königs richtig dargeſtellt, und ſelbſt zuweilen ſchärfere Blicke in den Geiſt Friedrichs und ſeiner Regierung gethan habe: ſo werde ich mich immer freuen, dieſe Fragmente ausgearbeitet, und mich zu ihrer Herausgabe entſchloſſen zu haben.

Erſte Abtheilung.

Vergleichungen Friederichs des Zweyten mit zwey andern berühmten Regenten.

I.

Vergleichung Friederichs des Zweyten
mit
dem römiſchen Kaiſer
Marc-Aurel.

Die Vergleichungen zwiſchen Fürſten, oder überhaupt zwiſchen Perſonen, welche merkwürdige Rollen auf dem Theater der Welt geſpielt haben, ſind, ſeitdem Plutarch die erſten Muſter davon aufgeſtellt hat, den Geſchichtſchreibern und Schriftſtellern, die über die Geſchichte philoſophiren, ſehr gewöhnlich geweſen. Aber ihr Werth wird nicht von allen auf gleiche Weiſe beurtheilt. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſie Arten von Hypotheſen ſind, nach welchen man die Thatſachen einer Lebensgeſchichte darzuſtellen und anzuordnen ſucht. Und jede Hypotheſe iſt eine Verſuchung, die reine Wahrheit der Erfahrung zu verfälſchen, und den Erſcheinungen der Natur etwas zuzuſetzen oder abzunehmen, um ſie mit der vorgefaßten Idee übereinſtimmender zu machen. Sobald man vergleicht, ſo iſt man geneigt, die Aehnlichkeiten der Dinge allein herauszuheben, und die Verſchiedenheiten derſelben zu vergeſſen oder zu verſtecken, um ſein angefangnes Werk zu vollenden. Beſonders iſt man, von Menſchen und menſchlichen Charakteren, deren moraliſchen Werth man gegen einander hält, kein unbefangner, ſondern ein intereſſirter Beobachter. Man wünſcht Züge zu merkwürdigen Vergleichungen, oder auffallende Contraſte zu finden: und man büßt nicht ſelten etwas von der Wahrheit oder der Schilderung ein, wenn man die Geſchichte eines merkwürdigen Mannes nach ſolchen Wünſchen, und nach den einſeitigen Geſichtspunct betrachtet, die dadurch angewieſen werden.

Von der andern Seite aber bleibt es doch auch ausgemacht, daß, ſo wie die Vergleichung die erſte und älteſte Operation des Verſtandes, in Abſicht der Gegenſtände der Erfahrung, iſt, ſie auch, auf allen Stufen ſeiner Ausbildung, das beſte Mittel bleibt, ſowohl die Beobachtungen ſelbſt vollſtändiger zu machen, als daraus für die Wiſſenſchaften, oder für das Leben, nützliche Schlüſſe zu ziehn. Es iſt wahr, daß Menſchen, die immer Aehnlichkeiten aufſuchen, die Dinge oft nur von einer einzigen Seite anſehen, und andere eben ſo merkwürdige — oft ihnen mehr eigenthümliche — Seiten übergehen. Aber es iſt eben ſo wahr, daß Menſchen, die nicht vergleichen, gemeiniglich auch gar nicht beobachten, und da ſie eines ſo großen Mittels, das Unbekannte und Neue an das Bekannte zu knüpfen, entbehren, viele Gegenſtände unbemerkt bey ſich vorüber gehen laſſen, die ſonſt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben würden. Alles, was wir mit einiger Sorgfalt unterſuchen ſollen, muß ein gewiſſes Intereſſe bey uns erregen. Und das allgemeinſte Intereſſe, welches Dinge, die uns noch ganz fremd ſind, und weder mit unſern Neigungen in Verbindung ſtehen, erregen können, iſt, daß ſie alte Ideen in unſerm Gemüthe wieder aufwecken, und uns an Gegenſtände erinnern, die ſchon Wohlgefallen, oder Mißfallen bey uns erregt hatten, oder doch der bloßen Bekanntſchaft wegen uns wichtig waren.

Wenn es bey einem an ſich merkwürdigen Manne nicht der Fall ſeyn kann, daß gefundne Aehnlichkeiten zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern oder Zeitgenoſſen uns erſt auf ihn aufmerkſam machen müßten: ſo fällt hingegen auch bey ihm die Gefahr der Einſeitigkeit weg, die mit der vergleichenden Unterſuchung verbunden zu ſeyn pflegt, — und der Nutzen, auf dieſem Wege tiefer in den Charakter einzudringen, bleibt. Ein Mann, deſſen Leben großen Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen gehabt hat, wird natürlicher Weiſe zuerſt durch ſich ſelbſt bekannt. Seine Schickſale und ſeine Handlungen ziehen aller Augen auf ſich: ſeine Tugenden und ſeine Fehler machen einen unmittelbaren Eindruck, der zu ihrer Betrachtung reizt. Erſt nachdem man mit ſeiner Geſchichte, und derjenigen Schilderung ſeines Charakters, die ſich von ſelbſt daraus ergibt, fertig iſt, fängt man an, ihn mit andern zu vergleichen, um die verborgnen Züge ſeines Charakters ausfindig zu machen. Als Hauptgeſichtspunct bey der Lebensgeſchichte eines Fürſten iſt eine angeſtellte Vergleichung mit andern gemeiniglich eine Quelle von ſchiefen Anſichten oder von abſichtlichen Verfälſchungen. Aber als Zugabe zu den Forſchungen der Geſchichtſchreiber, als Betrachtung über ſchon unterſuchte Thatſachen iſt ſie nützlich. Sie führt zur Beurtheilung und zur moraliſchen Schätzung der Handlungen, wovon der Werth hiſtoriſcher Kenntniſſe vornehmlich abhängt. Sie gibt zugleich Gelegenheit, künftigen Geſchichtforſchern noch neue Puncte anzuweiſen, zu deren Aufklärung ſie Nachrichten zu ſammeln, oder die geſammelten zu benutzen haben.

Friedrich der Große iſt ſchon mit mehr, als einem großen Manne der Vorwelt, verglichen worden: und vielleicht kann dadurch am beſten das Schädliche der Vergleichungen vermieden werden, wenn man ſie vervielfältiget. Die Aehnlichkeit Friedrichs mit dem Kaiſer Hadrian*), die bey dem erſten Blicke ſehr auffallend ſcheint, verſchwindet bey einer genauern Unterſuchung, wovon ich in der folgenden Abhandlung reden werde. Die mit Philipp von Macedonien hat Gillies zum Grunde ſeiner Geſchichte Friedrichs des Zweyten gelegt, und er iſt dadurch in der That in die Fehler gefallen, die ich zuvor als Folgen eines voraus beſtimmten Geſichtspuncts bey hiſtoriſchen Schilderungen gerügt habe. Friedrich mit dem Kaiſer Marc-Aurel zu vergleichen, dazu kann nicht die Aehnlichkeit in den Lebensumſtänden dieſer beyden Fürſten reizen: denn dieſe iſt ſehr geringe. Aber die Verehrung, die Friedrich für Marc-Aurel hatte, der Nahme des philoſophiſchen Fürſten, der ihnen beyden, und ihnen faſt allein unter ſo unzähligen Königen, welche die Geſchichte aufſtellt, eigen geblieben iſt; der Tiefe Eindruck von Erhabenheit, Verſtand und Seelengröße, den beyde auf ihre Zeitgenoſſen gemacht, und die Denkmähler des Geiſtes, die ſie, als Schriftſteller, der Nachwelt hinterlaſſen haben, — alles das berechtigt hinlänglich, ſie neben einander zu ſtellen, und das eigenthümliche in den Geiſtesanlagen und den Tugenden eines jeden durch die Schattirungen zu beſtimmen, die ſie von den Talenten und Tugenden des andern abſondern.

---

*) Siehe Büſchings Charakter Friedrichs II. von Preußen.

Marc-Aurel war ein Stoiker, der, wie Cicero vom Cato ſagt, nicht für die Schule, ſondern zum Ausüben und fürs Leben die Grundſätze dieſer Sekte angenommen hatte. Und, da in dieſen Grundſätzen ſicher etwas Uibertriebnes und Unwahres iſt, indem ſie die menſchliche Natur unabhängiger vorſtellen, als ſie ſeyn kann: ſo iſt auch in der Aufführung und in den Betrachtungen Marc-Aurels etwas Uiberſpanntes, welches den angenehmen Eindruck ſchwächt, den ſonſt ihre Vortrefflichkeit machen würde.

— Antonin umſchanzte ſeine Tugend mit Dornen. Seine Selbſtgeſpräche — übrigens ein herrliches Denkmahl eines mit ſeiner moraliſchen Verbeſſerung unabläſſig beſchäftigten Fürſten, — ſind eine Art Todesbetrachtungen, oder hängen mit ſolchen zuſammen. Er ſcheint Troſt gegen Unruhen und Beängſtigungen ſeines Gemüths zu ſuchen: es ſey, gegen ſolche, die aus dem Bewußtſeyn ſeiner Mängel, oder gegen die, welche aus den widrigen Begebenheiten ſeines Lebens, oder endlich gegen die, welche aus der Ungewißheit der Zukunft entſtehn. Die Art, wie er ſich zur Beſiegung dieſer Unruhen ſtärkt, wie er ſich gegen ſeine eignen Schwächen und gegen Verſuchungen waffnet, iſt zwar ſo herzerhebend, ſo tief gedacht, dem Endzwecke, den er ſich vorſetzt, ſo angemeſſen, daß der Leſer, der von ſeinen Gedanken tief gerührt wird, nicht anders vermuthen kann, als daß ſie auf das Gemüth ihres Urhebers noch weit größere Wirkung gethan haben müſſen. Aber ſie zeigen doch ſchon, welche unangenehme Empfindungen die Seele hatte, die ſolcher Beruhigungsmittel bedurfte. Marc-Aurel konnte nicht ganz glücklich ſeyn, da er ſeine Zuflucht unaufhörlich zu den erſten Grundſätzen nehmen mußte, um ſich zufrieden zu erhalten.

Friedrich, ob er gleich den Vorzug, welchen die Stoiker der Tugend vor allen andern Gütern des Lebens beylegten, billigte; ob er gleich die ſtandhafte Ertragung des Uibels, die ſie von ihrem Weiſen fordern, und die einige groſe Männer aus dieſer Sekte bewieſen haben, hochſchätzte und in ſeinen Krankheiten ſelbſt übte, war doch vor allen Uibertreibungen ein Feind; und weder die, welche aus der Speculation — wenn ſie auf die Erfahrung keine Rückſicht mehr nimmt — noch die, welche aus dem Enthuſiasmus entſtehn, konnten je bey ihm Eingang finden. Sein Moral-Syſtem war, wie es ſich von einem Manne, der nur zur Erhohlung von Geſchäften, oder für die beſſre Führung derſelben philoſophirt, erwarten ließ, das Populärſte, Faßlichſte; das, welches dem gemeinen Menſchenverſtands am beſten einleuchtet, und ſich am meiſten dem natürlichen Gefühle empfiehlt: ich meine das Syſtem der Nützlichkeit und der wohlgeordneten Selbſtliebe. Die Pflichten, welche dieſes Syſtem vorſchreibt, ſind am Ende mit den Pflichten der ſtoiſchen Moral einerley: aber die Schlüſſe, auf die es gebaut iſt, ſind weniger abſtrakt, und die Denkungsart, welche es einflößt, iſt weniger ernſthaft und finſter. Uiberdieß hatte Friedrich ein leichteres Blut, ein fröhlicheres Temperament, vielleicht auch eine glücklichere Lage in den Verhältniſſen der Regierung und des Privatlebens, als Marc-Aurel. Das Gegenwärtige befriedigte ihn mehr: die Zukunft beunruhigte ihn weniger. In der That, — um nichts zu verſchweigen — ſahe er auch ſeine Mängel weniger ein, machte ſich weniger Vorwürfe über ſeine Fehltritte, und war nicht ſo wohl, gleich dem ſtoiſchen Kaiſer, bemüht, ſeine Natur zu verbeſſern, welches immer mit Kampf verbunden iſt, als emſig, die ſchon erworbnen Vollkommenheiten derſelben in mannigfaltiger Thätigkeit anzuwenden, woraus nothwendig Glückſeligkeit entſteht. Die Tugenden Friedrichs ſcheinen mehr die Folgen edler und glücklicher Naturanlagen, — die Tugenden Marc-Aurels mehr die Früchte der Anſtrengung und der Wachſamkeit auf ſich ſelbſt geweſen zu ſeyn.

Zwar kann keine Tugend ohne Selbſtüberwindung beſtehen. Auch Friedrich mußte ſeinen Pflichten ſeine Neigungen aufopfern. Wenn er ſeinen Schlaf abkürzte, um zur Ausrichtung ſeiner Geſchäfte die Tage zu verlängern; wenn er an beſtimmten Tagen und zu beſtimmten Stunden immer zu denſelben Arbeiten zurückkehrte, um durch die Ordnung und die Unveränderlichkeit ihrer Vertheilung Zeit für alle zu gewinnen; wenn er alle an ihn einlaufenden Briefe ſich vortragen ließ, und auf der Stelle beantwortete: ſo hatte er deßwegen nicht an dieſen Geſchäften Geſchmack gefunden; es war nicht ein natürlicher Hang, der ihn zu dieſer pünctlichen Regelmäßigkeit hintrieb; er wählte ſich nicht dieſe Lebensart, weil ſie ſeinen Neigungen die gemäßeſte war: ſondern es waren Geſetze, die er ſich vorſchrieb, die aber freylich, nachdem er ſie lange genug beobachtet hatte, zuletzt in Gewohnheiten übergingen. Er mußte, um ihnen treu zu bleiben, wie er ſelbſt geſtand, oft ſeine Trägheit mit Gewalt auffordern, oder ſeinem nach einem anderen Gegenſtande gerichteten Hange mit Mühe widerſtehn.

Indeß, wenn ſeine Vernunft und ſeine Vorſätze auch nicht immer mit ſeinen ſinnlichen Neigungen übereinſtimmten: ſo wurden doch entweder jene durch die Leidenſchaft der Ruhmbegierde ſo kräftig unterſtützt, oder dieſe waren ſo biegſam und gewöhnten ſich an den Zwang, welcher ihnen aufgelegt wurde, ſo leicht: daß er im Ganzen mehr ſeiner Natur zu folgen, als ſie zu überwinden ſchien. Und daher war er auch da, wo er von den Vorzügen dieſer edeln Natur unterſtützt wurde, weit vortrefflicher, — wenigſtens richtete er weit mehr Gutes in der Welt aus, als ſein Vorfahr und Muſter unter den philoſophiſchen Fürſten; aber er verbarg hingegen auch die mangelhafte Seite ſeines Charakters in ſeinen Handlungen weniger: er arbeitete weniger an der Verbeſſerung ſeiner Fehler, als dieſer.

Marc-Aurel war fromm, — wahrhaft fromm. Seine Ehrfurcht gegen Gott war nicht Bangigkeit vor einer unſichtbaren und unwiderſtehlichen Macht, ſondern Verehrung gegen Vollkommenheit, und Dankbarkeit für empfangne Wohlthaten. Sein Glaube an die Vorſehung war nicht bloß der theoretiſche, der in Stunden der Speculation das Gemüth auf eine kurze Zeit beruhiget, aber es in den Zeiten der Ausübung verläßt und den Leidenſchaften Preis gibt. Er knüpfte das Andenken an ſie an jeden einzelnen Umſtand ſeines Lebens, der ihm merkwürdig wurde; er erneuerte es insbeſondre bey den Begebenheiten, welche ihm unangenehm waren, ſelbſt bey denen, welche Menſchen zu Urhebern hatten. Er war daran gewöhnt, ſich bey allem, was er that und was ihm wiederfuhr, als einen Bürger der großen Stadt Gottes und unter der unmittelbaren Leitung einer höchſten Güte zu denken. Dadurch ermunterte er ſich zur Ausübung ſeiner Pflichten, weil er die Ordnung und das Wohlthätige in den Einrichtungen der Natur, woraus er auf einen geiſtlichen Urheber derſelben ſchloß, und um deſſentwillen er ihn verehrte, als Geſetze und Muſter für ſeine eigene Aufführung anſah. Dadurch wurde ſein Gemüth zum Muth in Gefahren, zur Geduld in Widerwärtigkeiten, ſelbſt zur Liebe gegen die Menſchen und zur Nachſicht gegen ihre Fehler geſtimmt, weil er im Andenken an Gott und den großen Plan der Vorſehung ein Mittel fand aus ſeiner individuellen Lage herauszugehn und ſich in den Geſichtspunct eines unparteyiſchen Zuſchauers zu verſetzen. Unſtreitig gibt die Religion, wenn ſie von dieſer Art iſt, der Tugend, die durch ſie belebt wird, eine Erhabenheit, welche die bloß von nähern, menſchlichen Bewegungsgründen unterſtützte, nicht hat. Nichts verbindet den Menſchen ſo mit dem ganzen Univerſum, als Gott: oder, mit andern Worten, nichts kann ſeinen Zuſammenhang mit dem Ganzen ihm ſo oft in Erinnerung bringen, und zu einer ſolchen Quelle moraliſcher Empfindungen und Triebfedern für ihn machen, als die Religion. Aber dieſer Zuſammenhang und das darauf gegründete Verhältniß iſt der höchſte Maßſtab des Rechts. Empfindungen, die aus der Betrachtung deſſelben entſtehn, ſind, da ſie immer unabänderlich dieſelben bleiben, am beſten geſchickt, diejenigen Abwechſelungen und Widerſprüche der Leidenſchaften, welche aus eingeſchränktern Anſichten der Welt, — die, welche bloß aus unſrer perſönlichen Lage, und den Vorfällen des jetzigen Augenblicks herrühren, zu mindern, und dadurch ein der Tugend und der Zufriedenheit günſtiges Gleichgewicht in unſerm Gemüthe hervorzubringen.

Dieſe Verehrung gegen die Religion überhaupt, verbunden mit einem gewiſſen beſcheidnen, beynah furchtſamen Mißtrauen gegen ſeine Einſichten, machte, daß er auch ſelbſt der National-Religion eine gewiſſe Achtung zugeſtand; daß er ihre Gebräuche beobachtete, ihre Ungereimtheiten ſich zu verbergen ſuchte, ihr Anſehn nicht beſtritt: ob er gleich weit von dem abergläubiſchen Eifer eines Julian entfernt war. Es iſt ohne Zweifel eine Schwäche, Meinungen, die augenſcheinlich ungereimt ſind, nicht wegzuwerfen, weil ſie mit andern in Verbindung ſtehn, welche Verehrung verdienen. Wenn die Frömmigkeit aller Rechtſchaffenen den Charakter von der des Marc-Aurel hätte, ſo würden die Volks-Religionen nie gereiniget, und die Irrthümer derſelben würden nur von den Ausgelaſſenen und Zügelloſen beſtritten werden. Auch iſt es nicht möglich, daß die wahren Principien der Vernunft und der Sitten bey einem Menſchen ganz zur Reife gelangen können, der nicht Dreiſtigkeit genug hat, die durch die Erziehung und das Herkommen daran geknüpften Vorurtheile abzuſondern und zu beſtreiten. In der That war daher Marc-Aurel durch ſeine Philoſophie, der er nicht erlaubte, die Uiberlieferungen ſeiner Vorfahren in Sachen der Religion und des Gottesdienſtes zu unterſuchen, die er vielmehr anwendete, ſie zu rechtfertigen, nicht vor allem Aberglauben geſchützt. Spuren davon ſind ſelbſt in ſeinem vortrefflichen Buche. Indeß da, in dem gegenwärtigen Zuſtande der menſchlichen Natur, nicht alle Tugenden mit einander in gleichem Grade vereinbar ſind, ſo wenig ſich alle Talente und alle körperlichen Vorzüge bey einander finden: ſo erhielt Marc-Aurels Charakter durch jene Schwäche ſelbſt, oder durch die Anlagen, aus welchen ſie entſtand, eine gewiſſe Behuthſamkeit und Zurückhaltung, die zwar zuweilen einen weiſen Mann an der vollen Benutzung aller ſeiner Kräfte hindert, aber ihn auch am ſicherſten vor Fehltritten bewahrt. Wer nicht aus Unfähigkeit oder Trägheit des Geiſtes, ſondern aus Ehrfurcht für Pflicht und Tugend, in den Unterſuchungen über die Principien, welche bey dem großen Haufen beyden bisher zur Stütze gedient haben, ſeinem eignen Verſtande weniger zutraut und dem Anſehen des Alterthums und der herrſchenden Meinung etwas mehr einräumt, als er wohl thun ſollte, wird nach eben der Denkungsart in Fällen, wo die Grenzlinie des Rechts und Unrechts auch nicht deutlich zu erkennen iſt, der ſicherern Parteÿ, das heißt, der nachgebenden, der von ihren Rechten abtretenden, kurz der menſchenfreundlichern den Vorzug geben.

Alle Anlagen Friedrichs, ſeine erſten Lehrer, der Geiſt der Philoſophie ſeiner Zeit führten ihn einen andern Weg, und ſetzten ſeinen Charakter aus andern Tugenden und andern Fehlern zuſammen, ſo daß die Religioſität keinen Hauptzug deſſelben ausmachte. Schwärmer und unaufgeklärte Chriſten ſind geneigt zu glauben, und Scheinheilige geben vor, daß dann keine gute Eigenſchaft im Menſchen ſeyn könne, wenn dieſe fehlt. Eben ſo vorurtheilsvolle und parteyiſche Freydenker betrachten dieſen Mangel als einen reellen Vorzug in Friedrichs Charakter und als den Grund vieler andern. Der wahrheitsliebende Unterſucher würdigt den Charakter eines großen Mannes, nach den Vorzügen oder Mängeln, die in den Reden und Handlungen deſſelben ſichtbar ſind, und ſucht muthmaßlich auf den Einfluß zu ſchließen, den das Uibergewicht oder der Mangel gewiſſer Principien auf die Beſtimmung dieſes Charakers gehabt haben mag.

Es kann jetzt, nachdem die Werke des Königs, in welchen er ſeine Geſinnungen von der Religion frey entdeckt, und ähnliche Aeußerungen aus ſeinem Privatumgange im Publicum allgemein bekannt worden ſind, nicht mehr auffallend ſeyn, wenn man ſagt, daß er die Religion ſeiner Väter nicht annahm, daß er in ihr Ungereimtheiten zu entdecken glaubte, die ſie ihm verächtlich machten, und in ihren Bekennern und Lehrern Thorheiten oder Untugenden, welche ihm gegen das Syſtem ſelbſt Widerwillen einflößten. Dieſe Abneigung hat er bald mit Spott und mit Lachen, bald ernſthaft und mit einiger Bitterkeit ausgedrückt.

Aber ſo unleugbar dieſes iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß er die Grundwahrheit der natürlichen Religion, das Daſeyn Gottes, mit Uiberzeugung annahm und ſelbſt mit Eifer vertheidigte. Seine

Schriften ſind voll von den deutlichſten Erklärungen hierüber; ſie enthalten an mehrern Orten die vornehmſten und die gemeinfaßlichſten Gründe dieſer Wahrheit: und eine derſelben iſt ausdrücklich der Widerlegung des dreiſteſten, obgleich nicht des tiefdenkendſten Gottesleugners gewidmet. Demohnerachtet ſcheint auch die natürliche Religion, welche Friedrich annahm, nicht, wie die Religion Marc-Aurels, ſeine Seele durchdrungen, nicht ſein ganzes Leben beherrſcht zu haben! Nicht zu ihr nahm er, wie der philoſophiſche Kaiſer, zuerſt ſeine Zuflucht, wenn er in Verlegenheit war; nicht von ihr ſuchte er, vor jedem andern moraliſchen Princip, Hülfe, um ſeinen wankenden Vorſätzen Feſtigkeit, ſeiner durch Erfahrungen von Bosheit und Treuloſigkeit geſchwächten Menſchenliebe neues Leben, und ſich zu der Ausübung beſchwerlicher Pflichten Beharrlichkeit und ausdauernde Kraft zu verſchaffen. Die Religion Friedrichs ſchien mehr das abgeſonderte Geſchäft für die ſeltnern Stunden des philoſophiſchen Nachdenkens, als eine ſeinem Gemüthe zu allen Zeiten gegenwärtige Idee, eine Triebfeder des Willens und ein Beſtimmungsgrund des Charakters zu ſeyn.

Eine Urſache hiervon lag vielleicht ſchon darin, daß die Theologie Friedrichs reiner, abſtracter war. Nur durch zwey Mittel können Theorien über unſichtbare Gegenſtände einen lebhaften Einfluß auf die Empfindungen bekommen: entweder, wenn ſie ſich mit Bildern der Imagination vereinigen; oder, indem ſie unabläſſig durchdacht und betrachtet werden. Beydes fand beym Antonin Statt: keines bey Friedrich. Jener glaubte noch in den Mythen der Volksreligion und in den Gebräuchen des geſetzmäßigen Gottesdienſtes ſinnliche Erinnerungen an ſeine erhabenſten Begriffe zu finden. Und das Geheimnißvolle dieſer Mythen und Gebräuche, das noch nicht bey ihm in Verachtung geſunken war, gab ſeiner Einbildungskraft vollen Spielraum, ſich mit eben den Gegenſtänden zu beſchäftigen, über welche ſein Verſtand nachdachte. Zugleich aber war, ſowohl aus natürlicher Neigung, als aus Vorſatz, ſein Nachdenken auf keinen Gegenſtand unabläſſiger gerichtet, als auf die erſten Urſachen der Dinge, ihre allgemeine Harmonie, und ihre moraliſchen Endzwecke. Friedrich hingegen, der alle andern Religionen verwarf, außer der, welche auf metaphyſiſchen Beweiſen beruht, und doch für dieſen Zweig der Philoſophie im Grunde weder Neigung, noch vorzügliches Talent, noch Muße hatte, mußte nothwendig von Wahrheiten weniger gerührt werden, die ſich nur ſelten ſeinem Gedächtniſſe darbothen, und auch alsdann ſeinem Geiſte eine ihm weniger angemeſſene Beſchäftigung gewährten.

Ein zweyter Grund dieſer geringern Wirkſamkeit ſeiner Religionsbegriffe, lag, wie ich glaube, in der Unvollſtändigkeit derſelben. Er glaubte das Daſeyn eines Gottes, er verwarf die Vorſehung, und er leugnete die Fortdauer unſers Geiſtes. Dieſe Begriffe hängen nicht zuſammen: und unzuſammenhängende Begriffe thun keine große Wirkung auf das menſchliche Gemüth; weil die Lücken, oder die Widerſprüche, die der Verſtand nicht wahrgenommen hatte, doch, bey dem praktiſchen Gebrauche derſelben, dunkel empfunden werden, und daher das ihrige beytragen, entweder die Uiberzeugung davon zu ſchwächen, oder die Achtung dagegen zu vermindern. Daß aber die Uiberzeugung von dem Daſeyn eines Gottes mit der von der Sterblichkeit und Materialität unſers Geiſtes nicht beſtehen kann, ſcheint mir wenigſtens einleuchtend. Denn da wir den Begriff eines höchſten Geiſtes erſt nach der Analogie des unſrigen bilden: ſo verſchwindet jener Begriff, oder ſeine Möglichkeit wird zweydeutig, ſobald das, was wir im Menſchen Geiſt nennen, das heißt, ſeine denkende Kraft, bloß eine Erſcheinung an einem ſo und nicht anders geformten und organiſirten Körper iſt.

Dazu kömmt aber noch, daß aller Antheil, den der Menſch an dem Begriffe von Gott nehmen kann, wegfällt, wenn aller Zuſammenhang des letztern mit dem Menſchen aufgehoben wird. Ein ſolcher Zuſammenhang iſt aber nicht vorhanden, wenn unſre Schickſale in dieſem Leben von Gott nicht regiert werden, und ein künftiges nicht zu erwarten ſteht. Was hilft es dem Deiſten dieſer

Art, daß er ſeinem Gotte Verſtand und moraliſche Güte zuſchreibt, wenn doch durch jenen Verſtand keiner Unordnung in der Welt abgeholfen, durch dieſe Güte nirgends Glückſeligkeit hervorgebracht wird?

So waren die Meinungen Friedrichs. Welches waren nun die Wirkungen derſelben? Wie wurde ſein Charakter durch dieſe Meinungen beſtimmt? Oder was für Schlüſſe kann man aus denſelben in Abſicht auf ſeinen Charakter ziehn?

Zuerſt hat auch der Deismus der Art, wie Friedrich ihn hatte, — der, welcher bloß eine Frage der Wißbegierde auflöſt, kein Bedürfniß des Herzens befriedigt; — der unvollſtändige, welcher ſich nur dadurch im Gemüthe aufrecht erhält, daß man ihn nicht völlig durchdenkt: auch dieſer iſt doch keine gleichgiltige Idee. Es iſt zuerſt ſchon etwas, Ordnung und Spuren der Weisheit in der Welt anzuerkennen. Es zeigt entweder ein Gemüth an, welches Ordnung liebt und welchem der Anblick der Welt unerträglich wäre, wenn er dieſelbe als ein chaotiſches Gemiſch lebloſer Elemente und blinder Kräfte anſehen müßte, unter welchen ſich, durch einen unerklärlichen Zufall, ein verſtändiges Weſen, der Menſch, gleichſam verirrt hätte. Oder jener Gedanke bringt auch ſelbſt die Idee von Ordnung, Abſicht, Plan, einer Regel, nach der man handeln ſoll, und einer Vollkommenheit, die man erreichen kann, im Gemüthe hervor. Es iſt gewiß, daß der feſte Glaube, den Friedrich an einen geiſtigen und vollkommnen Urheber der Welt beybehielt, obgleich ſein übriges Syſtem dieſen Glauben leicht hätte wankend machen können, mit den Tugenden ſeines eignen Geiſtes, ſeiner Achtung für Verſtand und Moralität, ſeiner Liebe zur Ordnung, ſeiner eignen planmäßigen Art zu handeln, zuſammenhing, und durch dieſe mehr als durch Beweiſe unterſtützt wurde. Ein gedankenloſer, ſinnlicher, oder mit Entwürfen des Ehrgeitzes allein beſchäftigter Fürſt würde von der Religion weder Sätze beſtritten, noch andre aus eigner Einſicht angenommen haben. Hier irgend etwas bey ſich ſelbſt feſtzuſetzen, iſt ſchon das Zeichen eines zum Nachdenken aufgelegten, und an erhabnen Gegenſtänden Theil nehmenden Geiſtes. Aber daß ſich, nachdem alle in ſeiner Jugend ihm als heilig beygebrachten Ideen, durch den Umgang und die Philoſophie ſeines reifern Alters zerſtört worden waren, die Grundidee von einem Gotte doch bey ihm aufrecht erhielt; daß er es nicht aufgab, etwas als das erſte und vollkommenſte Weſen, die Quelle des Guten zu verehren; ob er gleich von ihm keine neuen Wohlthaten, nicht die Vollendung ſeines angefangnen Werks erwartete: das kann man allerdings als ein Verdienſt und als ein Glück für ihn anſehn; als ein Verdienſt, weil es von ſeinem richtigen Verſtande und ſeinem moraliſchen Gefühle zeugte; als ein Glück, weil es gewiß dazu beytrug, ſeinen praktiſchen

Grundſätzen mehr Feſtigkeit und Uibereinſtimmung zu geben.

Zum andern, wenn er diejenigen Sätze der natürlichen Religion verwarf, durch welche ſie am meiſten Gewalt über das menſchliche Gemüth erhält; wenn er die Geſchichten und die eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums beſtritt: ſo bewies er doch bey jenem Verwerfen immer Ernſt und Achtung für die Tugend, und bey dieſen Angriffen immer Billigkeit.

Ich will mich über beydes erklären.

Das, womit ſich ein Menſch oft beſchäftigt, muß ihm wichtig ſcheinen. Der König kehrte, in ſeinen Unterredungen, Briefen und Aufſätzen, ſo oft auf die Materie von der Zukunft, der Unſterblichkeit, und der Vorſehung zurück, daß dieß, wenn es nicht eine gewiſſe Unſicherheit ſeiner Sache, ein Verlangen nach Uiberzeugung verrieth, wenigſtens den Werth anzeigte, den er der Entſcheidung dieſer Fragen beylegte. Niemand hat ihn, wenigſtens in ſeinen reifern Jahren, über jene Lehren und deren Vertheidiger ſpotten hören, ſo oft er ſie auch beſtritt: und nie that er das letztre, ohne der Prinzipien zu gedenken, auf welche er, wenn jene aufgegeben werden mußten, die Moral gründen wollte.

Was ſeine Urtheile über Offenbarung und Chriſtenthum betrifft: ſo ſind zwar überhaupt, — wie es jedem Menſchen bey Gegenſtänden zu geben pflegt, über welche er nicht vollkommen aufs Reine gekommen iſt, — weder ſeine Gedanken ſelbſt, noch die Art, wie er ſie äußerte, immer mit ſich ſelbſt übereinſtimmend geweſen. Jugend, Hang zum Spott überhaupt, und diejenige Zügelloſigkeit, in welche das Gemüth nur zu leicht geräth, wenn es erſt vor kurzem von den Feſſeln fremden Anſehns frey geworden iſt, hat ihn allerdings in ſeinen frühern Jahren über die Grenze derjenigen Achtung und Schonung hinausgeführt, welche einer Religion, die einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechts noch ehrwürdig iſt, gebührt. Er hat ohne Zweifel in Aufſätzen, die er bloß dem Scherze und der Ergießung ſeiner ſatyriſchen Laune widmete, ſich ſolche Aeußerungen erlaubt, welche mit ſeinen eignen Erklärungen in ſeinen ſpätern und ernſthaftern Schriften kontraſtiren. Auch der Geiſt des Widerſpruchs, von dem er nicht frey war, hat gemacht, daß er, gegen verſchiedne Perſonen und zu verſchiednen Zeiten, ſich ungleich über die poſitive Religion und die mit ihr verbundnen Gegenſtände erklärte: daß er gegen eifrige Anhänger derſelben ſie noch bitterer angriff und lebhafter beſtritt, als ſeiner ſonſt gemäßigten Denkungsart angemeſſen war, und daß er gegen unbillige und enthuſiaſtiſche Feinde derſelben ſie ſelbſt in Schutz nahm. — Aber, unter dieſen ungleichen Aeußerungen, muß man doch (wenn man ſelbſt billig ſeyn will) die Stellen, wo er als Mann redet, denen, wo er als Jüngling ſcherzt, — Schriften, wo er als Freund oder lehrender

Schriftſteller in ſeiner eignen Rolle auftritt, denjenigen, wo er als Dichter eine fremde Rolle ſpielt, zur Beſtimmung ſeiner wahren Geſinnungen, vorziehn. Und thut man dieß, ſo erkennt man unleugbar, daß er von der Sekte der franzöſiſchen Philoſophen, deren Einwürfen gegen die geoffenbarte Religion er Gehör gegeben hatte, den übertriebnen Haß gegen dieſe Religion und ihre Diener nicht annahm; daß er, wenn er in den Lehrſätzen des Kirchenſyſtems Ungereimtheiten zu entdecken glaubte, die Reinheit der Moral, in der Religion, welche Chriſtus lehrte, anerkannte; daß er endlich billig genug war, die Verderbniſſe einer Religion, von ihren weſentlichen Beſtandtheilen, die Leidenſchaften und Laſter ihrer Anhänger von den Triebfedern, die in der Religion ſelbſt liegen, zu unterſcheiden.

Es iſt noch eine andre Billigkeit, welche, in Aeußerungen über Religionsſachen, die Pflicht der Menſchenliebe fordert: — das iſt die, kein Aergerniß zu geben, nicht diejenigen zu beunruhigen, die man nicht aufklären kann, — nicht durch Herabſetzung deſſen, was ſie für heilig halten, entweder ihren Unwillen zu reitzen, oder ihre Tugend wankend zu machen. Dieſe Billigkeit erkannte der König als Pflicht: er predigte ſie oft den franzöſiſchen Weltweiſen, die ſie in ihrem Eifer gegen das Chriſtenthum und die Geiſtlichkeit vergaßen. Seine Theorie, wie er ſie in mehrern Briefen an d'Alembert und Voltaire auseinander ſetzt, war: daß es ſehr erlaubt und ſehr natürlich ſey, das, was man für Irrthum und Aberglauben hält, als Irrthum und Aberglauben, d. h. als thöricht und abgeſchmackt, ohne Schonung zu behandeln, wenn man ſich mit ſich ſelbſt, oder mit aufgeklärten und gleichdenkenden Freunden darüber beſpricht: daß man aber, wenn man mit Perſonen zu thun habe, die vom Gegentheile überzeugt ſind, zur Zurückhaltung und zu einem behutſamen Ausdrucke ſeiner Meinungen verbunden ſey: es ſey aus Menſchenliebe, um jene Perſonen nicht zu beleidigen, weil immer ein Theil des Spottes, mit welchem man Meinungen herabwürdigt, auf diejenigen zurückfällt, die ihnen anhängen: es ſey aus Liebe zur Tugend; um nicht mit dem Aberglauben zugleich die Gründe der Sittlichkeit bey unaufgeklärten Menſchen zu zerſtören. Er ſtimmte daher nicht ohne Einſchränkung in die Rechtfertigung des la Barre, der mit einem Crucifix Muthwillen getrieben hatte, ob er gleich deſſen Beſtrafung für viel zu grauſam hielt; er mißbilligte die allgemeinen Verdammungsurtheile, welche ſeine Correſpondenten ſo oft über den Stand der Geiſtlichkeit ausſprachen. Da er, vielleicht irriger Weiſe, glaubte, daß eine Volksreligion ohne Aberglauben nicht möglich ſey: ſo konnte er es um ſo viel weniger gut heißen, ſolche Syſteme plötzlich und ohne Schonung zu zerſtören: indem man, nach dieſer Meinung, kein Mittel hätte, das Volk für das, was man ihm an eingebildetem Troſt raubte, durch wahren ſchadlos zu halten.

Wie oft er dieſen Grundſätzen untreu geworden ſey, iſt zwar Niemanden zu beſtimmen möglich, der in ſo großer Entfernung von ihm, als ich, gelebt hat. Indeß, ſchon der Umſtand, daß diejenigen ſeiner Schriften, in welchen die anſtößigſten Stellen, in Abſicht der Religion, vorkommen, erſt nach ſeinem Tode erſchienen, und augenſcheinlich von ihm nicht zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt geweſen ſind; — ſchon der Umſtand, daß über ſeine Religionsmeinungen, bey ſeinem Leben, ſo lange Zweifel und Ungewißheit unter dem größern Publicum geherrſcht hat: ſchon dieſer Umſtand zeigt, daß er öffentlich die Achtung für den eingeführten Gottesdienſt und Lehrbegriff des Landes nicht verletzt hat, ſo muthwillig er zuweilen beyde insgeheim behandelt haben mochte.

Wenn man nun, nach allen dieſen Angaben, die Religion Marc-Aurels mit Friedrichs ſeiner im Ganzen vergleicht: ſo erſcheint die erſtre als ein feſtes, immer gleiches, mit der Ausübung verbundnes Syſtem, ernſt und feyerlich nicht gereinigt von den Mängeln, die dem bey ſeiner Nation eingeführten Gottesdienſte anklebten, aber veredelt durch ſeinen eignen großen Charakter; die Religion des andern finden wir aus mehr flüchtigen, nicht immer unter ſich übereinſtimmenden, bald mehr, bald weniger tief eindringenden Gedanken zuſammengeſetzt, nicht die Frucht eines anhaltenden Nachdenkens, ſondern vorübergehender auf den Gegenſtand geworfner Blicke; — mehr Sache des ſpeculirenden Verſtandes, als Angelegenheit des Herzens.

Derjenige hat allerdings eine große Schutzwehr der Tugend mehr, der, ſo wie Marc-Aurel, an einen Gott, welcher Herr und Geſetzgeber der Geiſterwelt, Wohlthäter der Menſchen, und Veranſtalter ihrer Glückſeligkeit iſt, nicht nur feſt glaubt, ſondern auch auf ihn ſeine Gedanken unabläſſig richtet. Wenn dieſes Princip ächter Art iſt, ſo daß es den Menſchen nicht zur Beobachtung von Religionsgebräuchen, ſondern zur Ausübung der Pflichten ſeines Berufs und der allgemeinen Menſchenliebe antreibt: ſo wird der, bey welchem es herrſchend iſt, unſtreitig dieſe Pflichten mit mehr Strenge und Gleichförmigkeit erfüllen, wird gegen Verſuchungen zum Gegentheil ſtärker und gewaffneter ſeyn, als der, welchen die mehr wandelbaren und dem Selbſtbetruge unterworfenen Bewegungsgründe der Ehre, oder des gemeinen Beſtens beleben. — Auf der andern Seite kann für einen Mann, der mit den Angelegenheiten einer ganzen Nation beladen iſt, die unabläſſige Beſchäftigung mit der unſichtbaren Welt ſchädlich werden.

Es iſt ein anderes Talent, allgemeine Ideen zu verknüpfen: ein andres, einzelne Gegenſtände zu beobachten. Und die Regierungskunſt beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem letztern. Uiberdieß vermindert ſich der warme Antheil, den man an dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, und beſonders an den Vortheilen des äußern Glücks nimmt, wenn man mit ſeinen Gedanken immer an die Geiſterwelt und die Zukunft geheftet iſt, worauf die Betrachtung der Religion führt. — Man hat es dem Chriſtenthume als einen eigenthümlichen Fehler vorgeworfen, daß es durch ſeine Hoffnungen und Gebothe, die Aufmerkſamkeit des Menſchen ganz auf ein anderes Leben nach dem Tode hinziehe, und ihn dadurch für das gegenwärtige unbrauchbar mache. Man hat ihm aber Unrecht gethan. Denn jede, auch bloß philoſophiſche Meditation, auch die reinſten Vernunftwahrheiten können auf dieſe Weiſe, dem praktiſchen Leben ſchädlich werden, wenn ſie nähmlich das Gemüth ohne Nachlaß beſchäftigen, und ihm dadurch entweder die Neigung oder die Fähigkeit benehmen, auf diejenigen kleinen aber mannigfaltigern Gegenſtände Achtung zu geben, von denen das Gelingen der Unternehmungen in dieſer Welt abhängt. Auch Marc-Aureln hat man den Vorwurf gemacht, daß er ſich zu wenig um die Dinge, die um ihn herum vorgingen, bekümmerte: daß ihm deßwegen die Ausſchweifungen ſeiner Gemahlinn, die Ungerechtigkeiten ſeiner Miniſter, und die Vergebungen vieler ſeiner Freunde und Verwandten verborgen blieben, durch welche doch der Erfolg aller ſeiner guten Abſichten in der Regierung ſeines Reichs geſtört wurde.

Die glücklichſte Folge der Gottesverehrung iſt die Achtung für die menſchliche Natur.

Man kann nicht ein ganzes Volk lieben. Aber man kann glauben, daß der Menſch etwas ſo edles, und Menſchenglück eine ſo erhabene Abſicht iſt: daß es der größte Geiſt ſeiner würdig finden muß, ſich damit Zeitlebens zu beſchäftigen.

Dieſe Idee wird durch nichts ſo feſt gegründet, als wenn man glaubt, Menſchenglück iſt der Zweck der Schöpfung, und der Geiſt des Menſchen iſt von gleichem Geſchlechte mit dem Weſen, welches die Welt hervorgebracht hat, und welches ſie regiert.

In Abſicht dieſer allgemeinen Menſchenliebe, die vielleicht beſſer Menſchenachtung heißen würde, ſtand Friedrich, wie es mir ſcheint, hinter Marc-Aurel zurück. Davon lag zwar der Grund nicht allein in ſeinen religiöſen Grundſätzen, ſondern auch in den vielfältigen Erfahrungen, die er in einem langen Leben von der Schlechtheit der Menſchen gemacht hatte. Daher nahm auch ſeine Verachtung derſelben mit dem Alter zu: und ſo wie dieſe zunahm, verminderte ſich zugleich bey ihm die Empfindlichkeit des Herzens, die ihn in ſeiner Jugend warmer Freundſchaft fähig gemacht hatte. Indeß trug ſein Syſtem über die Welt, das menſchliche Geſchlecht und deſſen Beſtimmung gewiß auch etwas dazu bey, ihm alles, was daſſelbe betraf, in einem verächtlichen Lichte darzuſtellen. Dieß hinderte ihn zwar nicht, ſeine Regentenpflichten im Ganzen zu erfüllen, und auch gegen einzelne Menſchen gerecht oder wohlthätig zu ſeyn. Aber er mußte dieſe Menſchen als Gegenſtände ſeiner Fürſorge oder ſeiner Schonung anzuſehen, beſondre Veranlaſſungen haben. Dieß war der Fall bey der unterſten Claſſe des Landvolks, die er deßhalb vorzüglich gegen Unterdrückung zu vertheidigen ſuchte. Aber wo dieſe beſondern Verhältniſſe wegfielen, überſah er zuweilen die allgemeinen die allen Menſchen ein Recht über uns geben, bloß weil ſie Menſchen ſind und an der Würde einer gemeinſchaftlichen Natur mit uns Theil nehmen. So wurde er von der Unterdrückung, die der gemeine Soldat von ſeinem Befehlshaber zuweilen leidet, weniger gerührt, als von dem Drucke, den der Bauer von dem Mißbrauche der Gewalt ſeines Gutsherren zu fürchten hat. Die Urſache war, weil er ſich zu ſehr gewöhnt hatte, den Soldaten bloß als Werkzeug der Regierung anzuſehn, und weil er die Brauchbarkeit dieſes Werkzeuges von der unbedingten Unterwürfigkeit deſſelben unter ſeine Obern abhängig glaubte. Uiberhaupt ſchien er am erſten gegen Menſchen, welche entweder durch die Verhältniſſe ſeines Standes und ſeines Berufs nicht mit ihm verbunden waren, oder durch keine ausgezeichneten Fähigkeiten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, ungerecht oder unempfindlich ſeyn zu können. Der wahre Probierſtein einer ächten Menſchenliebe aber iſt, wie wir uns gegen Perſonen betragen, gegen die wir keine beſondre Verbindlichkeit noch Neigung haben.

In Abſicht auf dieſe Tugend war auch die Verachtung der poſitiven Religion, die in ſeinem Lande eingeführt war, und von einem Theile der Nation noch mit Anhänglichkeit vertheidigt wurde, nicht gleichgiltig. Es iſt nicht wohl anders möglich, als daß wir eine geringe Meinung von dem Verſtande, oder der Aufrichtigkeit derjenigen bekommen, die das, was wir für handgreiflich ungereimt erkennen, mit vollem Beyfalle annehmen, oder mit Inbrunſt verehren. Friedrich ließ ſich zwar dadurch nicht verleiten, die Talente einzelner Perſonen mißzukennen, und ſich ihres Dienſtes, oder ſie ihrer verdienten Belohnungen zu berauben. Ja es gehört mit unter die Züge ſeines wahren Regenten-Charakters, daß er bey den Männern, die er in Geſchäften brauchte, auf diejenigen Eigenſchaften allein ſahe, durch die ſie ihm nützlich wurden, nicht auf die Uibereinſtimmung, die ſie ſonſt in Meinungen und Charakter mit ihm ſelbſt, oder mit ſeinen Begriffen vom Wahren und Vollkommnen hatten. Aber ſeine zu geringe Idee von dem großen Haufen der Menſchen überhaupt, und von dem großen Haufen ſeines eignen Volks insbeſondre, konnte allerdings dadurch mit beſtätigt worden ſeyn, daß er ihn als blind und gedankenlos, dem Irrthume und dem Betruge in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens Preis gegeben anſah.

Die Lehrmeiſter Marc-Aurels in ſeiner früheſten Jugend waren ein Literator*), ein Schau-

---

*) Jedes Zeitalter hat ſein eignes Erziehungsſyſtem, das größtentheils mehr durch Umſtände und Zufälle entſteht, als abſichtlich von der Vernunft gebildet wird. Erſt hintendrein tritt die Uiberlegung hinzu, um das, was eingeführt iſt, zu beurtheilen und zu verbeſſern. Unter den Griechen und Römern der ältern Zeit, waren alle Elementarkenntniſſe, welche dem Sohne einer angeſehenen Familie in dem Knaben-Alter beygebracht werden mußten, unter dem Nahmen der Grammatik begriffen, wozu auch die Leſung der Dichter und alſo das Studium der älteſten Geſchichte und der Mythologie, die mit der Religion zuſammenhing, gehörte. Der Unterricht für den Jüngling beſtand aus dem Inbegriffe derjenigen Kenntniſſe und Uibungen, welche ihm das große Werkzeug aller öffentlichen Geſchäfte, Beredſamkeit, zu eigen machen ſollten. Außer dem Unterrichte in der Grammatik und Rhetorik gehörte zu der Erziehung der geſitteten Stände bey den Griechen noch die Muſik, — welche die Römer lange Zeit verachteten, aber, wie es ſcheint, in dem Zeitalter der Antonine, in ihre Encyclopädie mit aufgenommen hatten; — bey Griechen und Römern die Gymnaſtik, ob gleich auch dieſe bey jedem Volke aus andern Leibesübungen beſtand. Die Wiſſenſchaften, welche in ältern Zeiten unter dem Nahmen der Grammatik zuſammengefaßt waren und von demſelben Meiſter gelehrt wurden, ſcheinen zu der Zeit, da Marc-Aurel erzogen wurde, ſchon in mehrere Zweige vertheilt geweſen zu ſeyn. Der Nahme Literator kommt

Schauſpieler, ein Tonkünſtler, ein Geometer, ein griechiſcher und mehrere lateiniſche Grammatiker, einige Lehrer der griechiſchen, und einer der lateiniſchen Beredtſamkeit. In der Folge genoß er den Unterricht in der Philoſophie unter den berühmteſten Stoikern und Peripatetikern des Zeitalters: und er beſuchte ihre Schulen ſelbſt noch, da er ſchon zum Nachfolger Antonins des From-

---

in der Stelle des Capitolinus, wo er die Lehrer Marc-Aurels aufzählt, zum erſten Mahle vor. Ohne Zweifel beſchäftigte ſich der Mann, welcher ihn führte, mit den Kenntniſſen, welche zum Verſtehen und zum Gebrauche der Dichter und der claſſiſchen Autoren beyder Nationen nothwendig waren, oder mit dem Studium dieſer Autoren ſelbſt. Beydes gehörte ehedem zu der Profeſſion des Grammatikers, der, wie jeder aus der Geſchichte des gegen einen unwiſſenden Grammatiker aufgebrachten Alcibiades weiß, die Pflicht hatte, wenigſtens ſeinen Homer zu verſtehen und auszulegen. Wahrſcheinlich war dieſe Trennung von der einen Seite durch die Erweiterung und tiefere Ergründung der Sprachwiſſenſchaft, von der andern durch die vermehrte Anzahl guter Schriftſteller und berühmter Dichter veranlaßt worden. Grammatik und literariſche Kenntniſſe machten in der That noch Fortſchritte zu der Zeit, da das poetiſche und das Redner-Genie verſchwanden, und alle Werke des Geſchmacks die Spuren der einreiſſenden Barbarey trugen.

Der Schauſpieler (comoedus) der mit unter den Lehrern Marc-Aurels aufgeführt wird, war ohne Zweifel, als Gehülfe des Rhetorikers, mit dem Unterrichte in der Deklamation und Aktion beſchäftigt. Schon Cicero hatte ſich zu dieſem Endzwecke der Unterweiſung des Roſcius bedient, und unter deſſen Anleitung Uibungen angeſtellt.

men ernannt worden war, und die Würde eines Imperators erhalten hatte. Hier wurde er zum eifrigen Anhänger einer beſtimmten Sekte gebildet, deren Grundſätze und Kunſtſprache nicht nur, ſondern deren Kleidung und Diſciplin er auch annahm.

Die erſten Lehrer Friedrichs waren eine franzöſiſche Dame und etliche Geiſtlichen. Von ſeinem ſiebenten Jahre an hatte ein durch ſeinen Rang und ſeinen militäriſchen Ruf ausgezeichneter Mann die Aufſicht über ſeine Erziehung: und unter dieſem lehrte ihn ein franzöſiſcher Gelehrter die Elemente der Wiſſenſchaften, ein Stabsoffizier aus der Armee des Königs die Mathematik und Ingenierkunſt, und ein junger Cadet die militäriſchen Exercitien. Als Jüngling und Mann hatte er keine Lehrer mehr: er hatte nur Gelehrte zu ſeinen Geſellſchaftern und Freunden, durch deren Umgang oder durch deren Bücher er allerdings ſehr unterrichtet wurde, deren Meinungen er aber eben ſo wenig ohne Einſchränkung annahm, als er ſeine Sitten unmittelbar durch Nachahmung der ihrigen bildete.

Marc-Aurel ſcheint in der That die beſte Erziehung und den vollkommenſten Unterricht, der in ſeinem Zeitalter möglich war, erhalten zu haben. Nicht nur war der Kreis von Wiſſenſchaften und Künſten, für welche man ihm Lehrer gab, viel umfaſſend, ſo daß ſelbſt die Malerey und die Kunſt zu deklamiren darunter begriffen wurden: ſondern die Männer, welche dieſe verſchiedenen Wiſſenſchaften ihm beybrachten, waren auch, jeder in ſeinem Fache, die berühmteſten ihrer Zeit. Sie wurden von ihrem Zöglinge ſelbſt dankbar geehrt, und werth geſchätzt durch Ehrenſtellen oder doch durch ſeine Freundſchaft ausgezeichnet zu werden.

Obgleich der Vater Friedrichs für die Wiſſenſchaften wenig Achtung, und in Abſicht deſſen, was er zur Erziehung eines Prinzen für nothwendig hielt, große Vorurtheile hatte: ſo ſcheint er doch in der Wahl der Hofmeiſter und Lehrer ſeines Sohns weder ſorglos noch unglücklich geweſen zu ſeyn. In der That wird ſeine erſte Erzieherinn, die Frau von Roucoule, uns in allen Nachrichten, die von ihr übrig ſind, als eine Frau von Geiſt, von Kenntniſſen und einer mit Frömmigkeit verbundnen Tugend gerühmt; und ſein Lehrer in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften, der Herr du Han du Jandun, iſt ſelbſt durch die Briefe ſeines Zöglings an ihn, und durch die Lobſchrift, die er auf ihn verfertigt hat, vortheilhaft bekannt. Auch Friedrich gab dieſem ſeinem erſten jugendlichen Unterrichte ein günſtiges Zeugniß durch die Achtung, welche er den Perſonen, die ihn ertheilt hatten, bis an das Ende ihres Lebens bewies.

In einem nicht unwichtigen Puncte hatte die Erziehung eines Römiſchen Großen zu Marc-Aurels Zeiten mit der eines Teutſchen Fürſten zu Friedrichs Zeiten Aehnlichkeit: darin nähmlich, daß die Erlernung einer fremdem Sprache nothwendig zu beyden gehörte. Die Römer hatten ihre Cultur und ihre Wiſſenſchaften von den Griechen erhalten, und die Sprache dieſer letztern war zu einer gewiſſen Allgemeinheit in der ganzen geſitteten Welt gelangt. Der Römiſche Jüngling, der für die gute Geſellſchaft erzogen wurde, mußte Griechiſch verſtehn lernen, um ſeinen Geiſt durch die Leſung der griechiſchen Schriftſteller ausbilden zu können; der, welcher für die Staatsgeſchäfte erzogen wurde, mußte Griechiſch ſprechen und ſchreiben lernen, um dieſes Werkzeug des ausgebreitetſten Umgangs in ſeiner Gewalt zu haben. Aus ganz gleichen Urſachen iſt bey den höhern Ständen der Teutſchen die Erlernung der franzöſiſchen Sprache unentbehrlich geworden. Da wir dieſe Nation in vielen Theilen der Wiſſenſchaften zur Vorgängerinn und Lehrerinn gehabt haben, ſo können wir uns ohne Hülfe ihrer Schriftſteller nicht gehörig ausbilden: da ihre Sprache in ganz Europa geliebt und geſprochen wird, ſo können wir nur durch ſie uns Leuten aus allen Nationen mittheilen. Dieſem Zuſtande der Dinge gemäß, finden wir unter Marc-Aurels Lehrern eben ſo viel Griechen als Lateiner, und Friedrich bekam ſeine eigentliche Geiſtesbildung faſt von Franzoſen allein. Beyde Fürſten ſcheinen noch die beſondre Aehnlichkeit mit einander zu haben, daß ſie an der fremden Sprache mehr Wohlgefallen fanden, als an ihrer eignen, oder ſich doch in derſelben mit mehr Leichtigkeit auszudrücken wußten. Wenigſtens hat Marc-Aurel zu den Aufſätzen, die er für ſich ſelbſt verfertigte, die griechiſche Sprache gewählt, wie Friedrich zu ſeinen Gedichten, Briefen und Denkſchriften die Franzöſiſche.

Sehen wir auf das Ganze des Unterrichts und den Erfolg der Erziehung: ſo iſt der Unterſchied zwiſchen beyden Fürſten ſehr merklich. Marc-Aurel war viel von ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Geiſtesbildung ſeinen Lehrern — Friedrich war das meiſte ſich ſelbſt, ſeinem Nachdenken, ſeiner Lektüre, und ſeinem Umgange ſchuldig. Bey jenem behielt daher die Cultur, durch welche ſich ſein Geiſt veredelte, etwas von dem Zwange und dem Prunke einer ſchulgerechten Gelehrſamkeit: bey dieſem bekam ſie das freye Anſehn einer bloß für die Welt und die Geſchäfte gemachten Vorbereitung, oder einer zum Vergnügen und zur Erhohlung gewählten Beſchäftigung. Jener arbeitete vom Knabenalter daran, ein Philoſoph zu werden: dieſer ſpielte gleichſam mit der Philoſophie und den Wiſſenſchaften. Beyden aber verhalf ihre edle Natur dazu, daß ſie, auf ihren verſchiednen Wegen, der wahren Vollkommenheit näher kamen, als andre auf eben denſelben gekommen ſeyn würden. Marc-Aurel wurde unter allen Wiſſenſchaften, worin er Unterricht empfing, und unter welchen manche unnütze waren, von der Moral am meiſten gefeſſelt. An dieſem Theile der Stoiſchen Philoſophie, den die meiſten ihrer Schüler, eben ſo wie die Dialektik und die Phyſik, nur mit dem Gedächtniſſe, höchſtens mit dem Verſtande, faßten, nahm er mit der ganzen Empfindſamkeit ſeines Herzens Theil. Friedrich, indem er bloß die Blühten des Parnaſſus aufſuchte, und ſich an den Produkten des dichteriſchen Genies ergötzen wollte, ward unvermerkt auch von den Früchten der ernſthaften Vernunft und der Weisheit angezogen, und durch dieſelben genähert. Der Witz und die Einbildungskraft waren die erſten Geiſtesfähigkeiten, welche er ſchätzte und auszubilden ſuchte, und die Werke der tragiſchen und komiſchen Muſe die erſten Gegenſtände ſeiner Zuneigung und ſeines Studiums. Aber bey einem richtigen Geſchmacke kann man nicht lange ſich mit der ſchönen Literatur beſchäftigen, und die Werke großer Dichter ſtudiren, ohne auf das Ernſthafteſte im menſchlichen Leben, auf Sitten und Glückſeligkeit und das Verhältniß beyder gegen einander, aufmerkſam zu werden. Friedrich, den ein ſolcher Geſchmack leitete, deſſen viel umfaſſender Geiſt den Zuſammenhang aller Arten von Talenten und ihrer Produkte überſah; den überdieß die Regierungsgeſchäfte, die er ſelbſt verwaltete, oft veranlaßten, die ſittliche Natur des Menſchen zu betrachten; ging gar bald von dem Angenehmen zu dem Nützlichen über. Und da er anfangs über die Dinge philoſophirt hatte, bloß um ſie poetiſch ſchildern zu können, oder um das Vergnügen an den Gemälden andrer vollſtändiger zu genieſſen: ſo endigte er zuletzt damit, der Moral, ſo wie der philoſophiſche Kaiſer that, vor allen andern Wiſſenſchaften den Vorzug zu geben.

Marc-Aurel konnte*) von jeder ſeiner guten Eigenſchaften, ſeiner Kenntniſſe und Fertigkeiten, dem Lehrmeiſter, welchem er dieſelbe zu verdanken, odre das Muſter, durch deſſen Nachahmung er ſie geübt hatte, angeben. Und er thut dieſes mit einer gewiſſen Affektation, die nicht ohne einige Täuſchung der Selbſtliebe zu ſeyn ſcheint. Indem er ſo beſtimmt erzählt, was er ſeinem Vater, ſeinem Großvater, dem Ruſticus, dem Apollonius, dem Sextus ſchuldig ſey, läßt er uns doch zugleich wiſſen, welche Vorzüge er ſich ſelbſt zuſchrieb.

---

*) Seine bekannten Selbſtgeſpräche oder die Schrift ad ſe ipſum, fängt mit einer dankbaren Erwähnung aller derjenigen Perſonen an, welche an ſeiner Erziehung und Ausbildung Antheil gehabt haben, und mit einer beſtimmten Angabe derjenigen Grundſätze und Maximen, die er von jedem unter ihnen angenommen, und der Tugenden, die er aus ihrem Beyſpiele gelernt hatte. Da der Ausdruck kurz und abgebrochen iſt: ſo läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob er bloß ſich deſſen erinnert und das rühmt, was er von ſeinen Aeltern und Lehrern gehört, und was er in ihren Handlungen geſehen hat; oder ob er ihnen zugleich danke für die Regeln, die ſeine eigne Aufführung leiten, und für die ſittlichen Vollkommenheiten, zu denen er durch ihre Hilfe gelangt iſt. Die letztere Auslegung wird bey dem, was ich im Texte ſage, vorausgeſetzt.

Es iſt in der That ſchwer, ſeinen guten oder ſchlimmen Eigenſchaften bis zu ihrem Urſprunge auf der Spur nachzugehn. Es iſt noch ſchwerer, ſo genau, als es Marc-Aurel thut, die Perſonen zu unterſcheiden, in deren Umgange, oder durch deren Unterricht und Beyſpiel wir zuerſt gewiſſe Meinungen, die bey uns Grundſätze geworden ſind, angenommen, oder gewiſſe Handlungsweiſen, durch die unſer gegenwärtiger Charakter ſich auszeichnet, uns zu eigen gemacht haben. Auch bey Marc-Aurels dankbaren Rückerinnerungen mögen manche unſichere Vermuthungen mit unterlaufen. Indeß zeigt doch dieſe ſo beſtimmte Angabe der Eindrücke, welche jeder ſeiner ältern Verwandten und ſeiner Jugendlehrer in ſeinem Geiſte und in ſeinem Charakter hinterlaſſen haben ſoll, — da ſie in einem Werke vorkommt, welches Marc-Aurel für ſich ſelbſt beſtimmte, und überhaupt von einem redlichen Manne herrührt, deſſen Aeuſſerungen man ſicher für Ausdrücke ſeiner Uiberzeugungen annehmen kann; — daß er ſich bewußt war, durch ſeine Väter, Vormünder und Lehrer, im eigentlichen Verſtande gebildet worden zu ſeyn; und daß ſeine Erziehung einen ihm ſelbſt ſehr merklichen Einfluß auf Kopf und Herz gehabt hatte.

Friedrich wich hier weit von ſeinem Vorbilde ab. Seine frühere Erziehung arbeitete darauf ihn, einen ganz andern Mann aus ihm zu machen, als der er wirklich geworden iſt. Seine erſten Lehrer konnten ihm ſelten wieder in die Gedanken kommen, wenn er auf die Geſchichte ſeiner intellektuellen und moraliſchen Bildung zurückſah. Seine Sitten waren eben ſo wenig durch die Muſter gebildet worden, die ihn in früher Jugend umgaben, als ſeine Kenntniſſe und ſeine Meinungen von den Meiſtern ihm beygebracht worden waren, deren Lehrſtunden er zu jener Zeit beſuchte. Mit dem Zeitpuncte, da er vom väterlichen Zwange frey und Herr darüber wurde, ſeine Muße nach ſeinem Gefallen anzuwenden, fing eine neue Erziehung für ihn an, die er ſich durch ſeine Geſellſchaften und ſeine einſamen Studien ſelbſt gab. Und in der Wahl beyder wurde er zum Theile gerade durch die Abneigung beſtimmt, die er gegen ſeine vorigen Beſchäftigungen gehabt hatte.

Wenn aber auch Friedrich ſeinen Lehrern und Erziehern nicht ſo viel ſchuldig war, oder der Verdienſte, die ſie um ihn hatten, ſich nicht ſo deutlich erinnerte, als Marc-Aurel — es ſey, weil ſeine Natur kraftvoller ſich aus ſich ſelbſt entwickelt, oder er ſeine Kentniſſe und Tugenden auf eine unmerklichere Weiſe und auf mannigfaltigeren Wegen geſammelt hatte: ſo ſtand er doch an Dankbarkeit gegen die, welche für ſeinen erſten Unterricht geſorgt hatten, ſeinem berühmten Vorbilde nicht nach. Er ſuchte noch als Jüngling die Geſellſchaft ſeiner abgelebten Hofmeiſterin auf. Er rief, ſobald er zur Regierung kam, ſeinen Lehrer Du Han aus der Art der Verweiſung, in welcher er ſeit dem unglücklichen Zwiſte ſeines Zöglings mit deſſen Vater lebte, an ſeinen Hof, und machte ſeine letzten Lebensjahre durch ehrenvolle Auszeichnungen und vermehrte Einkünfte, und noch mehr durch die mündlichen und ſchriftlichen Beweiſe ſeiner Freundſchaft glücklich. Auch dem Oberaufſeher ſeiner Erziehung, dem Grafen von Finkenſtein, bewies er ſeine Dankbarkeit nicht bloß durch die Erhebung ſeiner Söhne zu den erſten Staatswürden, ſondern auch durch eine achtungsvollere Begegnung, durch welche er ſie noch vor andern ihres Gleichen unterſchied.

Mit dem zwölften Jahre, ſagt Capitolinus, nahm Marc-Aurel die Kleidung und die ſtrenge Lebensart eines Philoſophen an.

Philoſophie war Sekte geworden; und die philoſophiſchen Sekten hatten etwas Aehnliches mit unſern Mönchsorden bekommen, — ſelbſt bis auf die Feindſchaft, welche dieſe gegen einander hegen. Jede hatte ihre eigenthümliche Diſciplin, ſo wie ihr Syſtem. Das benahm der Wiſſenſchaft die Freyheit, welche ſie haben ſoll, verhinderte das Selbſtdenken in dem theoretiſchen, und beförderte die Heucheley in dem praktiſchen Theile der Philoſophie. Denn die Erfahrung hat bey den philoſophiſchen, wie bey den religiöſen Orden, gezeigt, daß ein härenes Kleid, eine harte Schlafſtelle, und die Kaſteyung des Körpers, nicht nur die Leidenſchaften nicht tödten, gegen welche dieſe Uibungen gerichtet ſind, ſondern oft, indem ſie den Schein einer äußern Strenge der Sitten geben, die Begehung geheimer Ausſchweifungen erleichtern. So wenigſtens ſchildert uns die Folgen des Sektengeiſtes und der Stoiſchen Anmaßungen der Zeitgenoſſe Marc-Aurels, Lucian, der, wenn wir auch ſeine Gemälde als Caricaturen anſehn, doch den Ruf hat, in den Grundzügen derſelben der Wahrheit treu geblieben zu ſeyn.

Friedrich lebte zu einer Zeit, wo die Philoſophie ſich nicht anmaßte, ihren Schülern Gebräuche, körperliche Uibungen und eine beſtimmte Kleidung vorzuſchreiben. Er ſelbſt war frugal und härtete ſich ab: aber als Soldat, zu Erreichung eines beſtimmten Zwecks; — nicht als Philoſoph zur Befolgung allgemeiner ſittlichen Vorſchriften. Als ein Mann von Geſchmacke affektirte er nichts, ſuchte ſich durch nichts in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Er war Philoſoph, nur durch die Gründlichkeit ſeiner Gedanken, die Feinheit ſeiner Beobachtungen, und das Uiberlegte in ſeinem ganzen Betragen. Aber ſeine Sitten waren ganz die eines Weltmannes, und eines Fürſten.

Marc-Aurel hatte Lehrer in der Peripatetiſchen, er hatte andre in der Stoiſchen Philoſophie. Auch noch als ernanntes Oberhaupt des

Römiſchen Reichs beſuchte er die Lehrſtunden derſelben. Entweder war ſeine Wißbegierde zu weit getrieben, oder er war zu wenig ſorgfältig ſeine Würde zu behaupten. Was konnte ein Mann, der einmahl auf die Spur gekommen war ſelbſt zu denken, noch ſo Neues und ihm Unbekanntes in dem Vortrage eines Philoſophen finden, um ſich öffentlich das Anſehn eines Schülers zu geben? Oder wie konnte ein Fürſt, dem die Privat-Unterhaltung dieſer Männer, die freyere und eben deßwegen beſſere Mittheilung aller ihrer Ideen, zu Gebothe ſtand, es nothwendig finden, den Unterricht derſelben in ihren Hörſälen aufzuſuchen?

Die Achtung, welche Friedrich gegen das Genie oder die Einſichten der Männer hatte, von welchen er ſeinen Unterricht erhielt, wurde bald durch das Selbſtgefühl ſeiner eignen Vorzüge gemäßigt. Er verehrte als Jüngling alle, deren Einſichten er den ſeinigen überlegen hielt; er ſchmeichelte Voltairen, deſſen Werke zuerſt ſein Genie erweckt und ſeinen Geſchmack geläutert hatten; er las die Schriften Wolfs mit der Wißbegierde eines Lehrlings. Aber in kurzem fühlte er, daß er an der Seite dieſer Männer und nicht zu ihren Füßen zu ſitzen berufen ſey. Obgleich von der Hoheit ſeines Standes nicht geblendet, ſahe er doch die Würde ſeines Berufs ein; und nahm gegen alle Menſchen, durch welche Vorzüge ſie ſich auch unterſcheiden mochten, den Ton an, welcher dem

Oberhaupte eines groſſen Staates zuſteht. So wie ſeine Erfahrung wuchs, ſo wie die glücklichen Erfolge ſeiner Regierung ſeine Talente mehr entwickelten und ins Licht ſetzten: ſo wurde auch immer der Abſtand geringer, den er zuvor zwiſchen ſich und den Weiſen oder den groſſen Geiſtern ſeines Zeitalters geſehen hatte. Und wenn er nicht ganz die liebenswürdige Beſcheidenheit des Marc-Aurel beſaß, der noch im reifen Alter lernen wollte: ſo war er auch von der gelehrten Pedanterie frey, die dieſem einen Theil der öffentlichen Achtung entzog. Marc-Aurel ſah die Männer, deren Talente er ſchätzte, und deren Umgang er belehrend für ſich fand, immer als ſeines Gleichen, und oft als ſeine Lehrer an. Friedrich konnte die Perſonen, gegen welche er in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtand, doch zuweilen ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen, wozu beſonders der ihm eigne ſatyriſche Witz beytrug, ein Talent, das ſich am liebſten an den Schwächen derjenigen Perſonen und Gegenſtände verſucht, welche in anderer Rückſicht vorzüglich ſind.

Man kann es dem Marc-Aurel vielleicht als Eitelkeit anrechnen, und glauben, daß er ſeinen Beruf verkannte, da er ſich von ſeinen Verehrern oder ſeinen Schmeichlern bewegen ließ, vor ſeiner Abreiſe zu dem Feldzuge gegen die Marcomannen, drey Tage lang ſyſtematiſche Vorleſungen über die Philoſophie zu halten *); — als wenn

---

*) Iturus ad bellum Marcomannicum - rogatus

er der Welt erſt die Verlaſſenſchaft ſeiner Einſichten ſichern müßte, ehe er ſein Leben den Gefahren des Krieges ausſetzte. Doch das Unſchickliche dieſer Handlung würde nur in der Form, nicht in der Sache ſelbſt liegen; und von der Form ſind wir bey dem lakoniſchen Berichte des Geſchichtſchreibers zu wenig unterrichtet. Auch iſt es die öffentliche Meinung in jedem Zeitalter, welche beſtimmt, was anſtändig und unanſtändig ſeyn ſolle: und die zur Zeit des Antonin ſcheint ſeine philoſophiſchen Vorleſungen wenigſtens nicht mehr, als ſein anhaltendes Philoſophiren überhaupt, gemißbilligt zu haben. Friedrich, obgleich über die gelehrte und philoſophiſche Eitelkeit mehr erhaben als Marc-Aurel, hatte dafür in ſeiner Jugend die Eitelkeit des Dichters und des witzigen Kopfs. Zu allen Zeiten liebte er ſeine Ideen auch im Geſpräche ausführlich zu entwickeln, und er hatte eine ausnehmende Leichtigkeit ſie auszudrücken. In ſeinen ältern Tagen hat er auch das Publicum durch eigne, auf Unterricht abzielende, Schriften zu belehren geſucht. Es ſcheint indeß, als wenn auch geiſtreiche und weiſe Männer, die aber in großen Geſchäften leben, die Welt mehr durch ihre Handlungen, durch gelegentliche Reflexionen, durch die Aufzeichnung ihrer eigenen Geſchichte, als durch eigentliche Lehr-

ut praecepta philoſophiae ederet — per ordinem paraeneſeon per triduum, diſputavit. (Vita. Avidii Caſſii.)

ſchriften unterrichten" ſollten. Auch die wärmſten Verehrer der Werke des großen Königs werden geſtehn, daß ſein philoſophiſcher Geiſt, ſein Scharfſinn, ſein Witz, der Reichthum ſeiner Ideen ſich in ſeinen Briefen, in der Geſchichte ſeiner Zeit, und in einigen ſeiner Gedichte noch deutlicher, als in ſeinen Abhandlungen, zeigt.

Einige der Philoſophen, die Marc-Aurels Lehrer geweſen waren, wurden in der Folge ſeine Rathgeber in Regierungsgeſchäften; und andere wurden von ihm zu wichtigen Staatsämtern erhoben. Dieſe Wahl kann durch die Perſonen, welche ſie traf, gerechtfertigt worden ſeyn. Aber im Allgemeinen iſt das Syſtem, welches Friedrich in einer ähnlichen Abſicht befolgte, das weiſere und der Erfahrung gemäßere. Die, welche den beſten Unterricht in der Philoſophie des Lebens geben, ſind nicht immer die geſchickteſten, die Geſchäfte deſſelben zu führen. Friedrich ſonderte alſo diejenigen Perſonen, welche er, als Gelehrte, in ſeinen nähern Umgang aufnahm, immer von denen ab, welchen er, als ſeinen Dienern und Stellvertretern, ſein Vertrauen ſchenkte. Er überſchritt in den vertrauteſten Geſprächen mit den erſten ſelten die Grenzen einer wiſſenſchaftlichen und literäriſchen Unterhaltung: und er erlaubte nie, daß ſie über dieſe Grenze hinausgingen. Dieß kam zum Theile daher, daß die Gelehrten und ſchönen Geiſter, welche er zu ſeinen Geſellſchaftern wählte, Ausländer waren. — Er gab ſeiner Nation den Vorzug, daß er Treue, Arbeitſamkeit und Muth, alle die Tugenden, welche zu bürgerlichen und kriegeriſchen Geſchäften nöthig ſind, vorzüglich in ihr ſuchte und erwartete. Aber er ſprach ihr das Genie ab, welches in den Wiſſenſchaften und der Literatur etwas feinen Geſchmack Befriedigendes leiſten könnte. Dieſer Mangel des Zutrauens zu dem Charakter ſeiner gelehrten Freunde; dieſe geringe Meinung, die er von den angenehmen Talenten ſeiner Unterthanen hatte, machte die Abſonderung zwiſchen ſeinen literariſchen Unterhaltungen und den Berathſchlagungen über ſeine Angelegenheiten noch größer.

Das Studium des bürgerlichen Rechts nahm in dem Erziehungsplane Marc-Aurels eine wichtige Stelle ein: ſo wie die Ausübung des Richteramts zu den Hauptverrichtungen ſeiner Regierung gehörte. Beydes iſt in dem Leben Friedrichs verſchieden. Er hatte von den Civilgeſetzen, nach welchen in ſeinen Ländern geſprochen wird, nur die allgemeinen, und vielleicht zu unvollſtändige Begriffe. Er miſchte ſich aber, einige wenige Fälle in den letzten Jahren ſeines Lebens ausgenommen, nie in die Verwaltung des Rechts perſönlich ein. Hätte er dieß öfter gethan: ſo wäre ſeine geringe Bekanntſchaft mit der Wiſſenſchaft, deren Anwendung er ſich anmaßte, ſeinem Ruhme und ſeinen Unterthanen ſchädlich geworden. Aber wenn der Fürſt nur als oberſter Schutzherr der

Ge-

Gerechtigkeit und als Aufſeher der Richter handelt: ſo iſt ihm eine genaue Kenntniß aller Feinheiten des Rechts entbehrlich. Dieſes Studium würde ihm eine koſtbare Zeit wegnehmen, die er auf noch wichtigere Gegenſtände zu wenden hat. Es gibt überdieß, wenn das Recht ſo künſtlich und formulariſch iſt, als das Römiſche zu Marc-Aurels Zeiten war, dem Gemüthe eine eigne Falte — veranlaßt eine beſondre Denkungsart, die bey den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung nicht wohl angewandt iſt. Es iſt endlich zu beſorgen, daß, wenn eben die Perſon, welche an der Geſetzgebung Theil hat, auch beſchäftigt iſt, die Geſetze auszulegen und auf einzelne Fälle anzuwenden, wenn eben die, welche mit der ausübenden Gewalt begleitet iſt, auch die Rechtspflege in ihre eigenen Hände nimmt, Machtſprüche an die Stelle richterlicher Entſcheidungen treten. Die völlige Abſonderung des Richteramtes alſo von der eigentlichen Adminiſtration iſt ſowohl der Freyheit der Staaten, als der Ausübung der Gerechtigkeit am günſtigſten.

Marc-Aurel hatte mit Friedrich einen Grundſatz gemein, der im öffentlichen und Privatleben gleich nützlich iſt, — den, daß man ſich jeder Sache, die man einmahl für wichtig genug hält, ſie zum Gegenſtande ſeiner Beſchäftigung zu machen, ganz widmen müſſe, daß beſonders jedes öffentliche Geſchäft, welches der Staat aufträgt, etwas Heiliges und Ehrwürdiges ſey, und die ganze Aufmerkſamkeit des Mannes, dem es anvertraut iſt, verdiene. Aber in ihren Urtheilen über das, was wichtig, und was allgemeine Staatsangelegenheit ſey, mochten Marc-Aurel und Friedrich nicht ſelten von einander abgehen. Es wird in dem Leben des erſten angemerkt, daß, da er, als ein Jüngling aus einer der vornehmſten Familien in Rom, frühzeitig in das Collegium der Saliſchen Prieſter aufgenommen worden war, und in der Folge die drey vornehmſten Aemter dieſes Prieſterthums nach einander begleitete *), er nicht wie die andern vornehmen Römer, die zu eben dem geiſtlichen Orden gehörten, die Gebräuche des Gottesdienſtes bloß mitmachte, und die Formeln herſagte, wie ſie ihm von den dazu beſtellten Subalternen angegeben und vorgeſagt wurden: ſondern daß er auf dieſe alten Geſänge und Formularien ein eignes Studium wandte, um ſie zu verſtehen und ins Gedächtniß zu faſſen. In einem ähnlichen Amte, wo es mehr auf Gebräuche, als auf Verwaltung erheblicher Geſchäfte ankam, als ernannter Stellvertreter der Conſuln, während ihrer Abweſenheit, zur Feyer des ſogenannten Lateiniſchen Feſtes, war er gleich ſorgfältig, dieſen Auftrag auf eine vorzügliche Weiſe auszurichten **).

---

*) Fuit in eo ſacerdotio et praeſul et vates et magister: multos inauguravit et exauguravit, nemine praeeunte.

**) Nec multo post praef. Urb. feriarum Latinarum caussa fuit: in quo honore praeclarissime se pro magistratibus agentem ostendit. Cap. in V. Ant. Phil. c. 4

Friedrich hatte zum Glücke keine prieſterliche Würde; er hatte keine geiſtlichen Ceremonien unter ſeinen Verrichtungen. Aber er war doch oft, ſo wie jeder Fürſt, verbunden, Handlungen zu thun, die bloß zur Repräſentation gehören. Er kürzte zwar alles, was nur Gepränge iſt, und durch Gebräuche regulirt wird, ſo viel, als möglich war, ab; er ſuchte ſich das Beſchwerliche der Hof- und Staatsetikette auf alle Weiſe zu erleichtern. Sein militäriſcher Geiſt machte ihn dazu geneigt; und ſein militäriſcher Ruhm gab ihm dazu ein Recht. Beyde brachten in ſeine Vernachläſſigungen der Formen doch einen gewiſſen ihm eignen Anſtand. Aber was er davon noch beybehielt, verrichtete er mit eben ſo vieler Aufmerkſamkeit und mit eben dem Streben nach Vollkommenheit, mit welchem er die weſentlichen Pflichten ſeines Regenten-Amtes erfüllte.

Unter den Vorſätzen, die **Antonin** in ſeinen vortrefflichen Selbſtgeſprächen faßt, oder erneuert, findet ſich einer, der mit dem oben angezeigten Grundſatze in genauem Zuſammenhange ſteht. Er nimmt ſich vor, auf die Reden jedes Menſchen, den er anzuhören einmahl verbunden iſt, ſeine volle Aufmerkſamkeit zu richten, ſelbſt wenn ſie ihm unbedeutend ſcheinen ſollten. Dieſe Aufmerkſamkeit, glaubte er, ſey Pflicht der Menſchenliebe und Rath der Klugheit. In der That macht ſie ſchon oft allein das Gleichgiltige, welches uns andre ſagen, erheblich: weil wir alsdann Anlaß finden, ſelbſt etwas dabey zu denken; indeß bey der Zerſtreuung die Zeit völlig verloren iſt. Sie iſt überdieß dem Regenten beſonders nöthig: weil deſſen Geduld mehr als die irgend eines Menſchen, durch unbeſcheidne Bitten, oder durch mangelhafte Vorträge auf die Probe geſetzt wird; und weil er mehr, als jeder andre, ſchuldig iſt, ſich in die Stelle derer, welche mit ihm reden, und welche gemeiniglich von ihm Hülfe und Schutz, oder Aufträge und Anweiſungen erwarten, ganz zu verſetzen.

Dieſe in der That vortreffliche Regel des Antonin hat ſich zwar Friedrich gewiß nicht ſo deutlich vorgeſchrieben, und er hat ſie wahrſcheinlich auch nicht immer befolgt. Er war überhaupt nicht ſo ein Moraliſt en detail, (wenn ich ſo ſagen darf,) als Marc-Aurel; er war kein ſo genauer Beobachter ſeiner ſelbſt; er beſtimmte ſeine Aufführung mehr durch den Leitfaden allgemeiner Principien, als durch ſpecielle Regeln. Aber ſein richtiger Verſtand und ſein guter Genius leiteten ihn oft von ſelbſt dahin, wohin der Stoiſche Kaiſer durch die Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Meditationen gelangte. Friedrich war im Ganzen nie zerſtreut. Er war gewöhnlich mit ſeinen Gedanken bey den Dingen und Perſonen gegenwärtig, welche ihm vor Augen ſtanden. Weder der Flug ſeiner Einbildungskraft, noch die Forſchungen ſeiner Philoſophie entfernten ihn weit von der wirklichen

Welt, oder zerſtreuten ihn, wenn er mit dieſer zu thun hatte. Schon hierin mochte ihm Antonin unähnlich ſeyn. Die ganze Anlage von dem Geiſte dieſes letztern, der Charakter ſeiner Philoſophie zeigt, wie ſehr er in ſich ſelbſt verſenkt ſeyn konnte. Er hatte alſo ohne Zweifel doppelt nöthig, ſich zur Aufmerkſamkeit auf die Reden derjenigen zu ermahnen, die ihm die unbedeutenden Kleinigkeiten des weltlichen Intereſſe und ſinnlicher Gegenſtände vortrugen. Friedrich hatte dieſe Aufmerkſamkeit von ſelbſt, durch eine natürliche Gewandtheit ſeines Geiſtes. Da er von ſeinen Büchern, ſeinen Verſen und ſeinen Meditationen leicht zu politiſchen Berathſchlagungen, von dieſen zu militäriſchen Uibungen, und von dieſen endlich zu ſcherzhaften Tiſchgeſprächen übergehen konnte, ohne von irgend einer dieſer Verrichtungen die Stimmung ſeines Gemüths, oder die Richtung ſeiner Aufmerkſamkeit zu der folgenden mitzunehmen, ſo war er, von ſelbſt und ohne Anſtrengung, immer ganz bey dem, was er in jedem Augenblicke that. Und in dieſem Zuſtande hörte er auch gewiß recht, verſtand vollkommen, und behielt lange, was man ihm ſagte. Er wußte aber auch noch dieſe ihm natürliche Gegenwart des Geiſtes, durch Vorſatz zu einer völligen Aufmerkſamkeit zu erhöhen, ſobald er glaubte, etwas von der Perſon, welche er ſprach, lernen zu können, oder es für Pflicht hielt, ihr ſein Ohr zu leihen. So hat er beſonders die Geſpräche und die Vorträge gemeiner Leute aus dem Bauernſtande, welche von den Fürſten faſt nie für ſo wichtig gehalten werden, daß ſie bey denſelben verweilen ſollten, oft mit der ausharrendſten Geduld angehört und ſich deren Inhalt tief eingeprägt. Auch waren die Eindrücke von Sachen oft ſehr dauerhaft, die er nur flüchtig und im Vorbeygehn gehört hatte. Und da er immer wach war; da er immer ganz mit offnen Augen und Ohren lebte: ſo blieben in ſeinem Gemüthe Spuren von allem zurück, was in ſeiner Gegenwart gethan und geſagt wurde.

Marc-Aurel liebte verſchiedne Arten der Leibesübungen; er war in einigen Meiſter: aber die Neigung zur Philoſophie ließ aus dieſem Geſchmacke nie eine Leidenſchaft, aus dem Zeitvertreibe nie ein Geſchäft werden. Er war nach dem Zeugniſſe ſeines Geſchichtſchreibers, — was er ſich nach dem Beyſpiele ſeines Vaters vornahm zu ſeyn: ſorgfältig für das gute Anſehn ſeines Körpers: — nicht wie einer, dem das Leben über alles lieb iſt, oder der in Putz und körperliche Geſchicklichkeit einen großen Werth ſetzt; ſondern wie ein vernünftiger Mann, welcher den Aerzten nicht in die Hände fallen, und immer das Werkzeug ſeines Geiſtes brauchbar zu den Abſichten und Verrichtungen deſſelben erhalten will.

In Abſicht der Leibesübungen waren Friedrichs und Marc-Aurels Geſinnungen und Verhalten einander ganz ähnlich. Dieſe Uibungen waren in der erſten Erziehung nicht vernachläſſiget worden; und er war in denſelben zu demjenigen Grade von Vollkommenheit gelangt, der einem Fürſten anſtändig und einem Feldherrn nothwendig iſt. Er hatte aber nie an ihnen ſo viel Geſchmack gewonnen, daß er im reifen Alter ſie zu ſeinen Erhohlungen gewählt hätte. Die Jagd, welche gleichſam der Inbegriff mehrerer Leibesübungen iſt, und von welcher diejenigen Fürſten gemeiniglich ſtark angezogen werden, die in dieſen Uibungen vorzügliche Geſchicklichkeit erlangt haben, machte ſelbſt bey Marc-Aurel einen Lieblingszeitvertreib aus. Friedrich verachtete ſie und haßte ſie beynahe. Er ſahe ſie nicht nur als geiſtloſes Vergnügen an, ſondern als eines, das durch die Heftigkeit der Bewegung, in welche es die Lebensgeiſter für eine Nichtswürdigkeit ſetzt, den Geiſt tödtet, und ihn zur Aufmerkſamkeit auf Geſchäfte oder Wiſſenſchaften unfähig macht.

Den Schmuck verachtete und vernachläſſigte Friedrich noch mehr, als ſein Vorgänger. Aber ein eigner Arzt zu ſeyn, gehörte unter ſeine eigentlichen Studien. So ſeltſam zuweilen die Mittel waren, welche er ſich vorſchrieb; ſo ſehr ſeine Diät zu gewiſſen Zeiten von derjenigen abwich, welche die Aerzte für die geſunde halten, oder die ſie als ihm zuträglich anſahen: ſo wußte er doch wieder ſo zur rechter Zeit ſich zu enthalten, und durch Mäßigung, Ruhe oder Anſtrengung ſeinen Körper wieder herzuſtellen: daß er ſich bey einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, und bey einem öftern Ungehorſam gegen den Rath ſeiner Aerzte bis in ein hohes Alter geſund, und zu allen Verrichtungen ſeines ſchweren Amtes geſchickt erhielt.

Die Beyſpiele ſind ſo häufig, daß nachdenkende Männer, wenn gleich ihr Beruf ſie von der Ausübung der Arzeneywiſſenſchaft ſehr weit entfernt, doch ein Wohlgefallen an deren Studium finden, und ſich von Krankheiten und Heilmitteln einige Kenntniß erwerben: daß man irgend eine natürliche Urſache vermuthen muß, welche dieſe Liebhaberey bey ſolchen Männern hervorbringt. Auch ein kluger römiſcher Kaiſer ſagte, daß der Menſch ſchwach am Verſtande ſeyn müßte, der dreyßig Jahre gelebt hätte, und doch nicht beſſer, als ſein Arzt, wüßte, was ihm nuze, oder ſchade. — In der That iſt bey einem empfindlichen Nervenſyſtem, auf welchem die Fähigkeiten des Geiſtes zum Theil beruhen, auch eine genauere Wahrnehmung der Veränderungen, welche der Körper leidet, ſehr begreiflich. Und wenn der Menſch einmahl die Fähigkeit und die Neigung hat, die Natur der Dinge und ihre Urſachen zu erforſchen: ſo muß ihn nothwendig das große Intereſſe einer Geſundheit, die mehrmahlen angegriffen worden iſt, und die einer ſorgfältigern Pflege bedarf, leicht auf Unterſuchungen über den menſchlichen Körperbau, die Uibel, welche ihm drohn, und die Heilmittel dagegen bringen können.

In einer andern liebenswürdigen Eigenſchaft waren ſich Friedrich und Marc-Aurel ähnlich, — in der ehrerbiethigen Liebe, die ſie gegen ihre Aeltern oder die Stellvertreter ihrer Aeltern bewieſen.

Allerdings war es ein Beweis eines großen und liebenswürdigen Charakters, daß Marc-Aurel drey und zwanzig Jahre lang, als erklärter Nachfolger des Antonin, mit dieſem ſeinem adoptiven Vater in einem Hauſe wohnen, während dieſer Zeit nicht zwey Nächte von ihm abweſend ſeyn, und doch dieſem immer theuer, immer in der vollkommenſten Eintracht mit ihm bleiben konnte, und durch den anſcheinenden Zwang ſeiner Lage nichts von ſeiner Zufriedenheit und Heiterkeit verlor. In dem Verhältniſſe zwiſchen dem Beherrſcher eines großen Reichs und ſeinem Nachfolger, beſonders wenn dieſer nicht durch die Bande des Bluts mit ihm vereiniget iſt, ſind die Veranlaſſungen, welche Mißtrauen in dem Gemüthe des erſten, Unzufriedenheit in dem Gemüthe des letztern erregen, ſo häufig, und die Verleumdungsſucht iſt, unter dem Schein der Freundſchaft, bey jedem Theile ſo geſchäftig, ihn gegen den andern zu erbittern: daß es in beyden eine ungewöhnliche Reinheit der Tugend, eine ſeltne Zärtlichkeit des Herzens, oder einen des Argwohns unfähigen Edelmuth des Geiſtes vorausſetzt: wenn ſie, in einem beſtändigen Umgange mit einander, glücklich und einig ſeyn ſollen. Auch am Hofe des frommen Antonin fehlte es nicht an Leuten, welche ſeine Gunſt zu gewinnen glaubten, indem ſie ihn vom Marc-Aurel abwendig machten. Einige gaben ihm zu verſtehen, daß ſeine Regierung ſeinem Nachfolger zu lange daure: einer erzählte es als eine ſichere Nachricht, daß Marc-Aurels Mutter bey einer gewiſſen Gelegenheit von den Göttern den Tod Antonins erfleht habe. Aber die untadelhafte Rechtſchaffenheit des Sohnes, und die zutrauliche Liebe des Vaters vereitelten alle dieſe Verſuche der Uibelgeſinnten *).

Friedrich hatte nicht ganz dieſelbe Geduld und Unterwerfung in ſeiner Jugend: aber er hatte auch bey weitem nicht dieſelbe Aehnlichkeit mit ſeinem natürlichen Vater, als Aurel mit ſeinem geſetzlichen; — er hatte weit mehr von demſelben zu ertragen. Er mußte alſo von ihm entfernt ſeyn, wenn nicht durch den natürlichen Widerſpruch der Charaktere und die Unähnlichkeit des Geſchmacks, das Leben beyder verbittert und das Band der kindlichen Ehrerbietung und der väterlichen Zärtlichkeit

---

*) Quamvis non deessent, qui aliqua adverſus eum insusurrarent, et praecaeteris Valerius Omulus: qui, cum Lucillam matrem Marci in viridario venerantem simulacrum Apollinis vidisset, insusurravit: illa nunc rogat, ut diem tuum claudas et filius imperet. Vita Ant. Phil. c. 7.

gelöſet werden ſollte. — Aber nachdem nur der Kronprinz Friedrich einen eignen Wohnſitz und die Freyheit, mit ſeiner Zeit nach ſeinem Wohlgefallen zu ſchalten, und ſeine Lieblingsſtudien zu verfolgen, erhalten hatte: ſo kehrte er nun in jeder andern Rückſicht zu den Pflichten eines ehrerbiethigen und gehorſamen Sohns zurück, und gewann die Liebe und das Vertrauen ſeines Vaters von neuem. Die Geſinnungen, welche er gegen dieſen Vater, auch nach deſſen Tode, in ſeinen Reden und Schriften äußerte, müſſen mit Recht für aufrichtig gehalten werden, da er in dem Ausdrucke derſelben ſich in allen Zeiten ſeines Lebens gleich geblieben iſt.

Wenn es indeß bey dem Betragen Friedrichs gegen ſeinen Vater noch zweifelhaft wäre, ob dieſe natürliche Achtung oder dieſe Empfindlichkeit für die Bande des Bluts, welche die Griechen mit einem eignen Nahmen belegen *), und welche ſich in der That von andern wohlwollenden Neigungen durch etwas Eigenthümliches unterſcheidet, in dem Charakter des erſtern gelegen hätte: ſo würde die unterbrochne und immer gleiche Ehrerbiethung und Zärtlichkeit, die er ſeiner Mutter bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens bewies, — und die innige und vertraute Freundſchaft, die er mit ſeiner Schweſter, der Markgräfinn von Bayreuth, unterhielt, dieſe Aehnlichkeit ſeiner

---

*) Sie nennen ſie στοργὴ.

Anlage mit denen des Antonin unwiderſprechlich machen.

Seine Mutter lebte lange genug, um durch ſeine Aufführung gegen ſie überzeugt zu werden, daß ſelbſt die höchſte Würde, der Tumult der Geſchäfte, und der Stolz der Siege, ſein Herz gegen die natürlichen Empfindungen der kindlichen Liebe nicht verhärteten. Er legte gewiſſer Maßen ſeiner Mutter ſeine Siege und die erſten Früchte ſeiner Regierung zu Füßen, und fand in ihrem Beyfalle, und in dem Antheile, den ſie an ſeinem Ruhme nahm, eine vorzügliche Belohnung ſeiner Arbeiten. Noch in ſeinem hohen Alter ſprach er von dem Tode dieſer Mutter, als einer der Begebenheiten, die ſein Herz am empfindlichſten angegriffen, und die Glückſeligkeit ſeines Lebens am meiſten geſtört hätte.

Vom Marc-Aurel wiſſen wir, daß er ſeiner Schweſter und deren Kindern ſeine väterlichen und mütterlichen Familiengüter überließ: und dieſe Freygebigkeit war ohne Zweifel bey ihm mit derjenigen Liebe zuſammenhängend, mit welcher er alle ſeine Verwandten umfaßte. Indeß, die anſehnlichſten Geſchenke ſind keine ſo ſichren Beweiſe von brüderlicher Zärtlichkeit, als ſolche Beweiſe, wie wir ſie von Friedrich an ſeine Schweſter in Händen haben, und als der Umgang, den er mit ihr führte. Ihr ſcheint er alle ſeine Angelegenheiten vertraut, und ſein ganzes Herz aufgeſchloſſen zu haben: zu ihr nahm er ſeine Zuflucht im Unglücke: mit ihr theilte er ſeine Fröhlichkeit und ſeine Studien. Kaum hat irgend eine Perſon ſo ſehr den Nahmen ſeines Freundes verdient: der Verluſt keiner iſt ſo tief und ſo lange von ihm betrauert worden.

Ein nicht ſo uneingeſchränkter Beyfall gebührt dem Betragen Marc-Aurels gegen ſeinen adoptirten Bruder und Mitregenten Verus. Es war gut, daß er die dem Staate unſchädlichen Fehler desſelben zu verbergen, oder zu entſchuldigen ſuchte: er handelte unrecht, wenn er die Nachſicht ſo weit trieb, daß er das Wohl des Staats der Unbeſonnenheit, oder den Ausſchweifungen auch ſeines nächſten Verwandten Preis gab; — er verſtellte ſich, wenn er ihm Lobreden hielt. Das nähmliche läßt ſich von ſeinem Betragen, in Abſicht ſeiner Gemahlinn, ſagen. Schon bey ſeinen Zeitgenoſſen machte ihn die Geduld, die er gegen ihre Zügelloſigkeit bewies, und das Lob, mit welchem er ihre Tugenden pries, einer zu ſorgloſen Aufſicht auf die Seinigen oder einer Unaufrichtigkeit verdächtig. — Vielleicht ſahe es Marc-Aurel als einen Theil der Dankbarkeit an, die er dem frommen Antonin, dem Stifter ſeiner eignen Größe, ſchuldig war *), daß er diejenigen beyden Perſonen, ſo viel

---

*) Dixisse fertur: „si uxorem dimittimus, reddamus et dotem." Dos autem quid erat nisi imperium? J. C. 19.

als möglich, ſchonte, welche dieſer ihm als Theilnehmer und Miterben ſeines Throns beygeſellt hatte. — Aber er ſollte doch die Wahrheit und das allgemeine Beſte, über dieſe Privatverhältniſſe, ſo ehrwürdig ſie ihm immer ſcheinen mochten, die Oberhand behalten laſſen.

Friedrich war gegen ſeine Brüder und Verwandten, gegen alle, welche durch Natur, oder durch erwieſene Dienſte ein Recht auf ſeine Zuneigung hatten, gütig, zuvorkommend, zuweilen zärtlich: aber er würde gegen keinen ſo nachſichtig geweſen ſeyn, von dem er geglaubt hätte, daß er durch ſeine Vergehungen ſeiner Regierung Schande mache, oder ſeine Abſichten vereitelte. Er bewies ſelbſt in dem einen Falle, wo er, ſchon durch erlittne Unglücksfälle empfindlich gemacht, leichter gegen jeden begangnen Fehler in Unwillen gerieth, eine unbillige Strenge gegen den älteſten ſeiner Brüder. Und ob er gleich bey Perſonen, die er, wegen ihrer äußern Verhältniſſe, oder ihrer nahen Verbindung mit ihm, zu ſchonen Urſache hatte, ſeinen Tadel durch Höflichkeit zu mildern, und vielleicht ſelbſt ſeinen freundſchaftlichen Empfindungen durch den Ausdruck ein lebhafteres Colorit zu geben wußte: ſo war er doch zu aufrichtig, als daß er geradezu loben ſollte, was er für tadelnswürdig hielt, und er war zu mächtig, als daß Rückſichten ihn nöthigen konnten, eine angenommene Rolle in ſeiner Familie zu ſpielen.

Die Tugenden, welche man von Marc-Aurel am beſten kennt, und durch Thatſachen beweiſen kann, ſind Tugenden des Menſchen und des Privatmannes: — es iſt ſeine Mäßigung und Beſcheidenheit, in Abſicht der ihm vom Senate zuerkannten Ehrenbezeugungen; es iſt ſeine Schonung gegen Feinde und Rebellen; ſeine Nachſicht und Duldſamkeit gegen fehlerhafte Freunde, ſeine Folgſamkeit gegen den Rath redlicher und einſichtsvoller Diener. — Den großen Regenten lernen wir unglücklicher Weiſe weniger aus ſeiner Geſchichte, als aus den in ſeinem Buche von ihm aufgezeichneten Meinungen, Abſichten und Vorſätzen, und aus der allgemeinen Bewunderung und Zufriedenheit kennen, die ſeine Regierung bey ſeinen Zeitgenoſſen erregte, und deren Nachruhm ſich ungekränkt und unvermindert bey den folgenden Generationen erhalten hat. Wir wiſſen ſehr viel von dem, was er dachte; und wir können bey ſeiner Schrift mehr, als bey dem Buche irgend eines großen Herrn, gewiß ſeyn, daß ſie uns ſeine gewohnte Art zu denken, und den Geiſt ſeiner Regierung ſchildert: aber wir wiſſen ſehr wenig von ſeinen Handlungen, und noch weniger Beſtimmtes wiſſen wir von dem Einfluſſe, den ſeine Regierung auf das Beſte ſeiner Länder und die Vervollkommnung der Menſchen in denſelben gehabt hat. Ja nach den Begebenheiten der nächſt folgenden Zeiten zu ſchließen, hatte weder ſein großes Beyſpiel die

Sitten der Römer verbeſſert, noch hatten ſeine Anſtalten dem Staate eine größere Stärke gegeben.

Alles das iſt in dem Leben Friedrichs des Philoſophen verſchieden und beynahe entgegengeſetzt. Als Menſch hatte ſein Charakter einige beträchtliche Flecke: aber als Regent iſt er groß und ohne Gleichen. Er war in ſeiner Privataufführung nicht immer den Grundſätzen treu, die er in den ruhigern Stunden der Speculation vertheidigte, oder dem ſchönen Bilde ähnlich, daß ſich ſeine Poeſie von einem vollkommnen Menſchen zu entwerfen wußte. Eben ſo wenig waren ſeine Handlungen immer unter ſich, als mit ſeiner Theorie einſtimmig: er war zu verſchiednen Zeiten und gegen verſchiedne Perſonen gerecht und unbillig, dankbar und unerkenntlich, freygebig und karg, nachſichtig und hart. Aber in ſeiner Staatsverwaltung iſt eine gleiche Haltung (tenor) faſt durch ſeine ganze Regierung ſichtbar; und dieſelbe Uibereinſtimmung mit ſich ſelbſt, welche man von der ſittlichen Aufführung Marc-Aurels rühmt, iſt das unſtreitige Verdienſt von Friedrichs politiſcher. Wir kennen die thätigen Auftritte ſeines Lebens genau: und die Geſchichte ſeiner Kriege und ſeiner Staatsverwaltung liegt vollſtändig vor den Augen des Publicums. Wir wiſſen alſo, wie viel zu ſeinen Siegen ſein perſönlicher Muth, ſeine große Kenntniß der Kriegskunſt, ſeine ſich immer gleiche Gegenwart des Geiſtes, ſeine richtige Vorausſehung künftiger Umſtände und ſeine entſchloſſene Vollziehung gemachter Entwürfe beytrug. Wir wiſſen, daß der Reichthum, zu welchem ſich der Staat unter ihm erhob, ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Quellen deſſelben, auf Ackerbau und Gewerbfleiß, — ſeiner Bemühung die Natur in ſeinen Ländern zu verbeſſern und die Menſchen aufzumuntern, unmittelbar zuzuſchreiben war. Daran kann auch ſein ſtrengſter Tadler nicht zweifeln: daß er ſeine Zeit, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte, ſeine erſparrten Schätze auf das Wohl ſeiner Unterthanen, die Unterſtützung ihres Fleißes, die Erleichterung ihrer Noth, auf die Wiederherſtellung des ihnen von der Natur oder den Feinden geraubten Eigenthums, wandte; und daß es ihm im Ganzen gelang, ſie wohlhabender, fleißiger und gegen Unglücksfälle geſicherter zu machen.

Die Schriften Friedrichs, ob ſie gleich ſo zahlreich, von ſo verſchiedner Art, und unter ſo verſchiednen Umſtänden aufgeſetzt ſind, daß ſie Züge aus dem wahren Bilde ſeiner Seele enthalten müſſen, können doch nicht ſo ſicher, als die des Marc-Aurel, für Beweiſe ſeiner gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln, angeſehn werden. Er war Dichter; er ſchrieb zum Theil in der Abſicht, um vor andern zu glänzen, zum Theil um ſich zu vergnügen; — in den ſpätern Zeiten auch, um andre zu unterrichten. In allen dieſen Geſichtspuncten kann der Schriftſteller, ohne Heuchler zu ſeyn, doch vermöge der Natur der Sache und unvermerkt eine etwas andre Geſtalt annehmen, als ſeine gewöhnliche im Handeln iſt. Aber dafür können wir uns auch auf die Lobſprüche, welche ihm die Geſchichte gibt, deſto beſſer verlaſſen, da ſie ſich auf ausführlich erzählte Thatſachen gründen, und wir den Zuſtand, aus welchem er ſeine Länder gehoben, und den, wohin er ſie gebracht hat, vor Augen haben. Er wird wahrſcheinlich auch, in Abſicht ſeines Nachruhms, glücklicher ſeyn, als Marc-Aurel. Dauerhafte Wirkungen ſeiner Regierung, daß hoffe ich gewiß, werden in dem immer wachſenden Flor ſeines Staats, in den verbeſſerten Maximen und Einrichtungen aller Staaten fortdauern, und noch auf Jahrhunderte die Größe ſeines Geiſtes und die Stärke ſeines Charakters bezeugen; da hingegen ſchon die nächſte Generation nach Marc-Aurel, die hohe Meinung, welche er ſeinen Zeitgenoſſen von ſich eingeflößt hatte, bloß durch Uiberlieferung empfing und fortpflanzte, ohne daß ſie von den Dienſten, welche er ſeinem Volke, oder der Menſchheit geleiſtet hatte, die Früchte genoß.

Die ganze Lebensbeſchreibung des Marc-Aurel vom Julius Capitolinus iſt faſt aus lauter Fragmenten zuſammengeſetzt, die noch dazu von Abſchreibern durch einander geworfen zu ſeyn ſcheinen. Es ſind Anekdoten, nicht Geſchichte. So erfahren wir vom Marcomanniſchen Kriege, der die wichtigſte Staatsverhandlung in dem Leben

Marc-Aurels iſt, nichts, als daß er ihn glücklich geendigt hat, daß er ihn mit großen Beſorgniſſen anfing, und als ein frommer, etwas abergläubiſcher Fürſt, ſich den Beyſtand der Götter durch alle Arten religiöſer Uibungen zu verſchaffen ſuchte; daß er, um die Koſten zu demſelben, ohne neue Beſchwerden der Unterthanen, in den Provinzen zu beſtreiten, den Schmuck, Kunſtwerke und andre Koſtbarkeiten aus den kaiſerlichen Sammlungen dieſer Art verſteigerte; daß er in einer waſſeloſen Gegend, bey einer großen Dürre, die ſeine Armee in Gefahr ſetzte, vom Himmel ein Gewitter mit Regen — und, nach der Erquickung der Truppen, auch bald einen großen Sieg erhielt; daß er ſelbſt der gefangenen und überwundnen Barbaren ſchonte, — daß er von dem Kriegsheere eben ſo ſehr geliebt und geachtet wurde, als von den Bürgern in Rom; daß er endlich zwey Mahl einen glorreichen Frieden ſchloß, und Italien von der Furcht vor den Teutſchen befreyte, und im dritten Kriege von noch größern Fortſchritten nur durch ſeinen Tod abgehalten wurde.

Uiber jenen Regen, ob er wunderthätig oder natürlich geweſen, — ob er von einer Chriſtlichen Legion, oder von einem Aegyptiſchen Zaubrer erbethen worden ſey, ob er, oder das Symbol auf den Schilden einer Legion, ihr den Nahmen Fulminatrix zugezogen habe: darüber iſt weit mehr geſchrieben, und nachgeforſcht worden, als über die

Begebenheiten und Handlungen des ganzen Marcomanniſchen Krieges. Und doch iſt es wahrſcheinlich, daß, wenn wir eine ausführliche Nachricht von demſelben, entweder von der Hand eines kriegserfahrnen Augenzeugen, oder nur eines einſichtsvollen Geſchichtſchreibers hätten, Marc-Aurel auch als Feldherr Friedrichen weit ähnlicher erſcheinen würde, als es uns jetzt, bey ſo dürftigen Bruchſtücken ſeiner militäriſchen Geſchichte, erlaubt iſt, anzunehmen. Darin ſtimmen alle Zeugniſſe überein, daß dieſer Krieg als einer der ſchwerſten und fürchterlichſten betrachtet wurde, den die Römer mit den Teutſchen zu führen gehabt hatten. Nie hatte ſich ein weitläuftigerer und zahlreicherer Völkerbund in dieſen Gegenden gegen die Römer vereiniget. Teutſche und Sarmatiſche Nationen, ſonſt ſelbſt in immerwährenden Kriegen gegen einander, waren zu einem gemeinſchaftlichen Einfalle in die Römiſchen Provinzen zuſammengetreten. Italien war mit Schrecken vor ihnen erfüllt; und in der That waren ſie ſchon bis an die Grenzen deſſelben, bis in die Nähe von Aquileja vorgedrungen. Die Peſt wüthete zu eben der Zeit im Innern des Reichs, indem die Barbaren es von auſſen angriffen. Dieſem Strome ſetzte ſich Marc-Aurel in Perſon entgegen. In drey verſchiednen Kriegen brachte er acht Jahre im Felde zu. Eben ſo abgehärtet, wie Friedrich, gegen die Beſchwerlichkeiten des Krieges bey einem ſchwächlichen Körper, eben ſo furchtlos bey den

Gefahren desſelben, philoſophirte und ſchrieb er auch, wie dieſer, im Lager oder in den Winterquartieren. Mehrere ſeiner philoſophiſchen Aufſätze ſind von Carnunt datirt, dem Grenzorte, der dem Schauplatze des Krieges am nächſten war. Es iſt gewiß, daß er mehrere wichtige Siege über die Marcomannen erfocht, und die man nicht bloß ihm als oberſten Regenten zueignete, ſondern ſeinen Anordnungen zuſchrieb. Es iſt endlich gewiß, daß er in dem erſten dieſer Kriege die Hauptabſicht erreichte, die Barbaren von den Römiſchen Grenzen zu entfernen, und von dem Römiſchen Staate abhängiger zu machen; daß er in dem zweyten ſogar ſchon die Hoffnung hatte, Sarmatiſche Länder in eine Römiſche Provinz zu verwandeln, wenn er nicht in dem Laufe ſeiner Siege durch die Empörung des Avidius Caſſius wäre unterbrochen worden; und daß der dritte einen eben ſo günſtigen Ausgang verſprach, als Marc-Aurel ſelbſt von dem Schauplatze des Krieges und des Lebens abgerufen wurde. — Wenige große Männer des Alterthums ſind ſo unglücklich geweſen als Marc-Aurel, ſo ſchlechte Herolde ihres Ruhms zu finden!

Nächſt dem Marcomanniſchen Kriege iſt keine Begebenheit in dem Leben Marc-Aurels wichtiger, als die Empörung des Avidius Caſſius; keine zeigt uns die äußerſte Milde ſeines Charakters, und die Zufriedenheit des Römiſchen Volks mit ſeiner Regierung in einem hellern Lichte. Caſſius, der, man weiß nicht, ob von väterlicher oder von mütterlicher Seite, von dem berühmten Mörder des Cäſars abſtammte, war ein Mann von wirklichem militäriſchem Verdienſte, und beſonders von Alt-Römiſcher Strenge in ſeinem Commando. Marc-Aurel ſelbſt ſchätzte ihn, und hatte ihn, dieſer letztern Eigenſchaft wegen, zum Anführer einer, durch Klima, Luxus, und zu nachſichtige Generale ausgearteten Armee, — der Truppen in Syrien, gewählt, wodurch er zugleich Vorſteher dieſer Provinz ward. Hier wurde er von eben dem Heere, das er in ſo ſtrenger Zucht gehalten hatte, das ihn aber noch mehr verehrte, als fürchtete, zum oberſten Befehlshaber ausgerufen. Seine Provinz ſchien die Ernennung der Armee zu billigen. Eine ſo anſehnliche Stadt, wie Antiochien, vereinigte ſich förmlich mit ihm. Aegypten und Alexandrien nahmen an der Empörung Antheil; und die Gefahr für Marc-Aurel ſchien um deſto größer zu ſeyn, da er an dem andern Ende des Reichs von auswärtigen Feinden umringt war. Dieſes fürchterliche Ungewitter zerſtreute ſich aber eben ſo plötzlich, als es ſich geſammelt hatte. Die Verblendung der Armee und der Provinz war nur augenblicklich geweſen. Und, da ſie vielleicht aus einem falſchen Gerüchte von dem Tode, oder der nahen Todesgefahr Marc-Aurels entſtanden war; ſo war ſie mit der ſichern Nachricht von ſeinem Leben und ſeiner Geſundheit verſchwunden. Alle übrigen Theile des

Reichs vereinigten ſich gegen den Empörer *). Marc-Aurel rüſtete ſich erſt gegen ihn, da er ſchon den Tod desſelben und die Rückkehr der Truppen zur Unterwerfung und Treue erfuhr. Nur durch die Unerſchrockenheit, mit welcher er dieſen drohenden Feinden entgegen ging, und durch die Großmuth, mit welcher er den Uiberwundnen verzieh, konnte er die Größe ſeiner Seele zeigen.

Zum Glücke lernen wir dieſe letztern Geſinnungen nicht aus der kurzen und unbefriedigenden Erzählung des Julius Capitolinus, ſondern aus drey Aktenſtücken von Marc-Aurels eigner Hand kennen, die uns der Biograph des Avidius Caſſius, Volcatius, aufbehalten hat.

Das erſte davon iſt ein Schreiben an ſeinen Bruder und Mitregenten Verus, der ihm die aufrühreriſchen und beleidigenden Reden des Gouverneurs von Syrien gemeldet, und ihn vor den heimlichen Anſchlägen des, mit ſeiner Regierung unzufriednen und bey dem Heere beliebten Feldherrn, gewarnt hatte. Antonin antwortet ihm darauf: „daß ſein Brief mehr die ängſtliche Beſorgniß eines Verwandten, als die ächte Denkungsart eines Regenten ausdrücke; und daß es nicht mit dem Geiſte ſeiner Regierung übereinſtimme, durch ſolche Beſorgniſſe in dem Betragen gegen angeſehne

---

*) Amor Antonini hoc maxime enituit, quod conſenſu omnium, praeter Antiochenſes, Avidius interemtus eſt. J. C.

„Staatsdiener regiert zu werden. Wenn dem Caſſius vom Schickſale das Scepter beſtimmt ſey, ſo werde er vergeblich Anſtalten machen, ihm zuvorzukommen. Kein Fürſt, habe Antonin der Fromme geſagt, ſey vermögend, ſeinen Nachfolger ums Leben zu bringen. Caſſius ſey noch von niemanden förmlich angeklagt; — und, wie Verus ſelbſt berichte, beſitze er die Liebe der Soldaten. Er könne ihn alſo nicht als einen Schuldigen behandeln. -- Caſſius möge von ihm ſo reden, wie es ſeiner Art zu denken und ſeinen Sitten gemäß ſey. Er ſelbſt wolle, um künftige Gefahren von ſeinen Kindern abzuhalten, nicht einen guten, tapfern, und dem Staate nützlichen Feldherrn aufopfern. Verdiente Caſſius mehr, als ſie, geliebt zu werden, und wäre ſein Leben für den Staat wichtiger, als ihre Erhaltung: ſo werde er auch den Tod ſeiner Kinder nicht ungern ſehn."

Mit den Geſinnungen, die in dieſem Briefe herrſchen, ſind diejenigen übereinſtimmend, die er in den beyden andern der oben erwähnten Aktenſtücke, in den, nach unterdrückter Empörung, an ſeine Gemahlinn und an den Senat erlaſſenen Schreiben äußert. Fauſtina hatte ihn in einem Briefe zur ſtrengen Beſtrafung der noch lebenden Theilhaber und Mitwiſſer der Empörung aufgefordert; ſie hatte ihm vorgeſtellt, daß die Pflicht der Selbſterhaltung und die Liebe zu den Seinigen ihm Nachſicht gegen Feinde verbiethe, die ſeiner und der Seinigen nicht würden geſchont haben, wenn ſie Sieger geweſen wären. „Dein Eifer, antwortet er „ihr, für die Sache deines Mannes und deiner „Kinder iſt deiner würdig. Aber ich werde nichts „deſto weniger der Gattinn, der Kinder und des „Schwiegerſohns des Caſſius ſchonen; und ich „werde ſelbſt in Abſicht der Schuldigen dem Senate ſchreiben, daß er die Strafe weder auf zu „viele ausdehne, noch zu ſehr ſchärfe. Keine Eigenſchaft iſt ſo fähig, dem Oberhaupte des Römiſchen Reichs die Liebe aller Völker zu erwerben, als Milde und Verſöhnlichkeit gegen Feinde. Dieſe hat den Cäſar und den Auguſtus „zu Göttern gemacht; dieſe hat deinem Vater Antonin den Beynahmen des Frommen erworben. „— Ja, wenn nach meinen Geſinnungen über die „Urheber dieſer Empörung wäre geurtheilt worden: ſo würde auch Avidius ſein Leben nicht „verloren haben. Meiner Sicherheit wegen ſey „alſo ganz unbeſorgt. Die Götter beſchützen mich: „das Bewußtſeyn meiner Rechtſchaffenheit gibt mir „ein volles Vertrauen in ihre Fürſorge."

An den Senat ſchreibt er: „Ich bitte und beſchwöre euch, daß ihr die euch gerecht ſcheinende „Strenge bey Seite legt, und nur dem Charakter „meiner, oder vielmehr eurer eignen Milde treu „bleibt, und daß kein Todesurtheil in dieſer Sache

„von euch ausgehe. Kein Senator müſſe beſtraft, kein edles Blut vergoſſen werden. Auch die Verwieſenen, wünſche ich, mögen wieder zurückkommen, und die, deren Güter man eingezogen hat, ſie wieder erhalten. Und o könnte ich viele von den in dieſer Empörung Erſchlagenen ins Leben zurückrufen! Nie wird es an dem oberſten Regenten eines Staats gebilliget werden, wenn er an denen, die ihn perſönlich beleidiget haben, Rache übt: — und Rache ſcheint ſelbſt die gerechte Beſtrafung derſelben zu ſeyn. Verzeiht alſo den Kindern, dem Schwiegerſohne und der Gemahlinn des Avidius Caſſius. — Aber was ſage ich verzeihn, von Perſonen, die nichts verbrochen haben? — Nein, in ungeſtörter Ruhe ſollen ſie leben, — damit ſie wiſſen, daß ſie unter des Marcus Aurelius Regierung leben. Ein Theil ihrer väterlichen Grundſtücke, und ihr ganzes bewegliches Vermögen ſoll ihnen wiedergegeben werden. Sie ſollen nicht nur frey, ſondern auch wohlhabend und glücklich ſeyn; und in allen Gegenden des Reichs, wohin ſie kommen, den Ruhm eurer und meiner Menſchenliebe verbreiten. — Auch iſt, verſammlete Väter, das noch keine große Güte, der Gattinn und der Kinder eines Verbrechers zu ſchonen. Ich verlange von euch noch mehr: ich bitte, daß ihr auch die wirklich Mitſchuldigen der Empörung, die aus dem Senatoren- und Ritter-Stande ſind, von der Todesſtrafe und der Einziehung der Gü-

„ter freyſprecht; daß ihr ſie ſelbſt von der Furcht,
„von der Schande, und von dem Haſſe des Volks
„zu befreyen ſucht. Laßt mich, durch eure Bey-
„ſtimmung, für meine Regierung den Vorzug er-
„halten, daß bey einer gegen mich ausgebrochnen
„und gedämpften Empörung, kein Menſch anders,
„als im Getümmel des Aufruhrs ſelbſt, ſein Leben
„verloren habe.“ *)

In dieſen Briefen iſt dieſelbe Vermiſchung von Seelengröße und ſtandhafter Tugendliebe, mit Aberglauben und überſpannten Ideen ſichtbar, die ſich in ſeinem Leben und auch in ſeinen Selbſtgeſprächen zeigt.

In dem Briefe an den Verus verleugnet er beynahe die natürlichen Empfindungen, wenn er ſeinen Kindern gar keine Anſprüche auf ſeine Fürſorge für ihre Erhaltung und künftige Größe zugeſteht. Die Begriffe, welche er über die Unvermeidlichkeit des Schickſals äußert, ſind von der Art, daß, wenn er übereinſtimmend mit denſelben gehandelt hätte, er nie Anſtalten zu Verhüthung künftiger Unglücksfälle hätte machen dürfen.

Es iſt ein edler und großer Zug ſeines Charakters, daß er das Wohl des Staats dem Glücke der Seinigen vorzieht. Es iſt die Denkungsart eines Men-

---

*) Ich habe mich bey dieſen Briefen, als an ſich merkwürdigen Denkmählern der Geſchichte Marc Aurels, länger verweilt, als es zu der eigentlichen Abſicht dieſes Aufſatzes nöthig geweſen wäre

nes, der ſich ſeiner Würde bewußt iſt, durch Reden, welche ſeine Ehre angreifen, nicht leicht in Zorn gebracht zu werden. Es iſt endlich eine ſchätzbare Tugend eines Regenten, beſonders eines Römiſchen Kaiſers in den damahligen Zeiten, wenn er gegen Männer von Anſehn und Verdienſt Argwohn zu faſſen abgeneigt iſt, und auf ungewiſſe Gerüchte von aufrühriſchen Anſchlägen wenig achtet.

Aber es iſt doch ein wenig unnatürlich, daß ein Fürſt, welcher Vater iſt, ſelbſt den Untergang ſeiner Kinder wünſche, um einem würdigern Nachfolger Platz zu machen: und es würde unweiſe ſeyn, wenn er es auf den Ausgang eines bürgerlichen Krieges ankommen ließe, dieſen Nachfolger zu beſtimmen. — Die ehrenrührigen Aeußerungen eines Unterbefehlshabers gegen ſeinen Landesherrn ſind allerdings Handlungen des Ungehorſams und Verletzungen der Bürgerpflicht, die wenigſtens unterſucht, wenn auch nicht auf eine bloße Angabe geſtraft werden müſſen. Das Unternehmen, einem geſetzmäßigen und anerkannten Regenten, wenn es auch der Regent eines Wahlreichs iſt, ſeine Herrſchaft zu rauben, beleidigt nicht bloß die Perſon des Fürſten, ſondern auch den Staat, ſtört die öffentliche Ruhe, und wird ſelbſt, wenn der neue Prätendent der Herrſchaft nicht unwürdig wäre, durch die gewaltſamen Mittel, die er braucht, um dazu zu gelangen, das größte Verbrechen.

Die Gelindigkeit des Kaiſers gegen die Mitſchuldigen, nach unterdrücktem Aufruhr, iſt weit untadelhafter, als die anſcheinende Gleichgültigkeit deſſelben, vor der Empörung, in Abſicht der Anſtalten ihr zuvorzukommen. Doch auch in dem Briefe an die Fauſtina iſt ſeine Zuverſicht zu dem Schutze der Götter, die er auf ſeine Frömmigkeit gründet, mehr in dem Charakter eines guten, nicht ganz aufgeklärten Mannes, als eines Philoſophen *). Die Einſchränkung ſeiner Gelindigkeit auf die Perſonen der Senatoren und Ritter, — in dem Briefe an den Senat, gibt ihr einiger Maßen das Anſehn, als wenn ſie nicht aus bloßer reiner Menſchenliebe, ſondern mehr aus Fürſorge für ſeinen Ruhm, und aus der Begierde, ſich die Liebe der mächtigern Stände zu verſichern, entſtanden wäre. Die Grundſätze der Schonung endlich, welchen er folgt, ſind in Abſicht der ſchuldloſen Verwandten eines Verbrechers vollkommen richtig, in Abſicht wirklicher Theilnehmer an ſtrafbaren Unternehmungen nicht eben ſo unumſchränkt zu billigen. Man kann indeß dieſe außerordentliche Nachſicht Marc-Aurels gegen die Freunde und Anhänger eines Empörers, der ihn zu entthronen und das Reich zu zerrütten droh-

---

*) Auch beym Julius Capitolinus ſagt er zu ſeiner Gemahlinn, die ihn fragt, was er und ſie wohl hätten zu erwarten gehabt, wenn Avidius geſiegt hätte: „Non sic deos coluimus, nec sic vivimus, ut ille nos vinceret.

te, als einen Beweis anſehn, daß er keine neuen Gefahren von ihm befürchtete, daß er der Liebe des größten Theils ſeiner Unterthanen gewiß zu ſeyn glaubte, und daß er die Urſachen des Aufruhrs in den vorübergehenden Leidenſchaften weniger Perſonen ſuchte: Vorausſetzungen, die, da ſie durch den Erfolg gerechtfertigt wurden, für die Güte ſeiner Regierung ein neues günſtiges Zeugniß ablegen.

Fridrichs Regierung fiel nicht in einen Zeitpunct, in welchem es ihm möglich war, ſich vor einem ſeiner Statthalter, als einem ihm gefährlichen Rival, zu fürchten. Noch weniger war er in dem Falle, den Kindern und Freunden eines überwundnen Empörers verzeihen zu können. Aber ſeine Ehre wurde auch zuweilen durch beleidigende Reden, ſelbſt von Perſonen, die in ſeinem Dienſte waren, angegriffen: und er hat ſich nie um derſelben willen an jemanden gerächt. Er iſt einmahl in der Gefahr geweſen, durch einen verrätheriſchen Anſchlag ſein Leben oder ſeine Freyheit zu verlieren: und er hat ſich weder argwöhniſch in Abſicht der Theilnehmer an der Verſchwörung, noch begierig nach der Beſtrafung der Thäter, noch ſehr dankbar gegen die Entdecker bewieſen.

Friedrich und Marc-Aurel waren beyde gegen die Tadler ihrer Regierung ſehr nachſichtig: aber die Großmuth eines jeden hatte ihren eigenthümlichen Charakter. Marc-Aurel ſah es als ein Recht römiſcher Bürger an, deren Staat ehedem frey geweſen war, und noch jetzt manche Formen der republikaniſchen Verfaſſung beybehielt, daß ſie dreiſt und ſelbſt ohne Schonung von ihren Regenten urtheilen durften. Er bekümmerte ſich, wie ſein Geſchichtſchreiber verſichert, ſehr darum, was von ihm geſprochen würde: aber nicht um diejenigen zu beſtrafen, die nachtheilig ſprächen, ſondern um das Lob oder den Tadel ſeiner Unterthanen zur richtigern Beurtheilung ſeiner eignen Aufführung zu benutzen. — Friedrichs Gelindigkeit war zuerſt auf ſeine Macht gegründet, und auf die vollkommne Sicherheit, die er beſaß, daß weder ſpöttiſcher noch unbilliger Tadel ſeinem Anſehn bey ſeinen Unterthanen ſchaden könnten. Er war nicht gleichgiltig gegen die Meinung der Welt, oder gegen die mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen der Perſonen von Gewicht. Er ließ ſich auch wohl herab, Kundſchaft darüber einzuziehn, und war gemeiniglich von dem Tadel, oder der Unzufriedenheit, die irgendwo gegen ihn laut wurden, ſehr wohl unterrichtet. Aber er hielt ſich für zu groß, ſeine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Er änderte ſchwerlich je etwas in ſeiner Aufführung, um der nachtheiligen Urtheile willen, die davon im Publicum waren gefällt worden; aber er veränderte auch oft ſein Betragen gegen diejenigen nicht im geringſten, von welchen ſolche Urtheile herrührten.

Dazu kam aber nun noch, daß er, ſo gut wie Marc-Aurel, die Beleidigungen gegen ſeine Perſon von den Verbrechen gegen den Staat, oder deſſen Oberhaupt unterſchied, und ſich die Rache im erſten Falle für weit weniger erlaubt hielt, als die ſtrenge Beſtrafung im letztern. Auch war es nicht bloß die Gewißheit von der Ohnmacht ſeiner Tadler, die ihn gegen Angriffe auf ſeine Ehre gleichgiltig machte: es war auch die Uiberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Maßregeln: es war die ſichere Hoffnung, daß er, trotz der ausbrechenden Unzufriedenheit einiger, doch von dem größten Theile ſeiner Unterthanen geliebt ſey, oder am Ende ihren Beyfall erhalten werde.

Friedrich war eben ſo wenig geneigt, als Marc-Aurel, gegen Diener, deren Treue oder deren Geſchicklichkeit er erprobt hatte, Verdacht zu faſſen. Er ahndete nicht leicht Gefahr für ſeine Perſon: und in Abſicht ſeiner Regierung fürchtete er weit mehr die öffentlichen, als die heimlichen Feinde. Auch ſchien es zuweilen, daß er, ſo gut, wie Marc-Aurel ein unumſchränkt über die Fürſten gebiethendes Schickſal annähme, welches ſie, ſo lange ſie ihrem Staate unentbehrlich ſind, in den größten Gefahren beſchütze, und alle Maßregeln perſönlicher Sicherheit für ſie unnütz mache.

Aber ſchwerlich würde er bey der wirklichen Vorausſetzung, oder auch bey dem bloßen Gedanſen, daß einer ſeiner Unterthanen ſich bis zur Gleichheit mit ihm erheben wolle, ſo kalt und ruhig geblieben ſeyn, als Marc-Aurel ſich im Briefe an den Verus zeigt, da er von der Möglichkeit redet, daß Caſſius ihn und ſeine Kinder vom Throne verdrängen könne. Einen Aufrührer hätte er nicht gefürchtet: aber einen Rival, wenn irgend ein Menſch in ſeinem Staate vermögend geweſen wäre, dieſe Rolle zu ſpielen, hätte er gewiß ſo zeitig als möglich, und mit aller Macht, die er gegen ihn aufbiethen konnte, unterdrückt.

Jn dieſer Abſicht, wie in Abſicht mehrerer Charakterzüge des Philoſophen auf dem Römiſchen und des auf dem Preußiſchen Throne, iſt es die Verſchiedenheit ihrer beyderſeitigen Lage, welche die Eigenthümlichkeit ihrer Denkungsart, ihrer Geſinnungen und ihrer Tugenden hervorbringt. Friedrich war der Erbkönig einer alten Monarchie, Enkel einer langen Reihe von regierenden Ahnen: Marc-Aurel war gewiſſer Maßen die oberſte Magiſtratsperſon einer alten Republik; er war Sohn eines Privatmanns, und erſt mit dem achtzehnten Jahre, nach ſchon beynahe vollendeter Erziehung, aus einer angeſehnen Patriciſchen Familie in die regierende übergegangen. Er fand noch, da er die Regierung antrat, in vielen Zweigen derſelben die äußern Formen der Freyheit und Gleichheit, obgleich der Geiſt der Verfaſſung völlig monarchiſch war. Der Hof eines Kaiſers war von der

Haushaltung eines vornehmen Bürgers wenig unterſchieden. Zwar ſtimmte ſich der Ton höher, und der Abſtand zwiſchen dem Regenten und den Unterthanen wurde größer, wenn die höchſte Würde einige Geſchlechter hindurch in derſelben Familie fortgedauert hatte. Aber eben in dem Jahrhunderte Antonins hatten die regierenden Familien mit jedem Regenten gewechſelt. — Dieſer Widerſpruch zwiſchen den Formen und dem Weſentlichen der Verfaſſung hatte im Ganzen für den Römiſchen Staat eben ſo viel böſe, als gute Folgen. Was dem Regenten an Familien-Würde abging; das mußte, wenn ihm ſein Anſehen geſichert ſeyn ſollte, entweder die Furcht oder die Liebe der Unterthanen erſetzen. Daher die Grauſamkeiten der Neronen und Domitiane, deren Gleichen wir in befeſtigten Erbmonarchien ſo ſelten finden: daher die ungeheure Strenge und Ausdehnung des Majeſtätsverbrechens. Die vollziehende Macht wurde tyranniſch, weil ſie nach der Verfaſſung zu ſchwach war. — Auf der andern Seite waren die guten Kaiſer, wie Marc-Aurel, ihren Unterthanen näher, als Könige zu ſeyn pflegen. Sie hatten Gefühle, Denkungsart, Sitten mehr mit ihnen gemein; ihre Fürſorge hatte mehr das Anſehn von Menſchen- oder Vaterlandsliebe; es war ihnen eher möglich im eigentlichen Verſtande Freunde zu haben.

Aus dieſer eigenthümlichen Lage Marc-Aurels erklärt ſich alſo auch, wie er, der die oberſte

Gewalt nicht als ein Eigenthum ſeiner Familie, ſondern als ein ihm perſönlich aufgetragenes Amt anſah, weniger durch den Gedanken beleidigt wurde, einen ihm jetzt noch untergeordneten Feldherrn zur höchſten Würde emporſteigen zu ſehn: und wie er, bey der Vorausſetzung, daß dieſer Feldherr ein der Regierung würdiger Mann wäre, ſelbſt damit zufrieden ſeyn konnte, wenn er ſeine Kinder verdrängte. Aus dieſer Lage erklären ſich mehrere der Lobſprüche, die ihm ertheilt werden, und die Friedrich in der Art und in dem Grade weder verdiente noch zu ſeinem wahren Ruhme bedurfte. Die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Marc-Aurel im äußern Betragen z. B. war civilitas morum im eigentlichen Verſtande, — der Ausdruck eines gewiſſen Bürgerſinns und eines Gefühls von Gleichheit mit den übrigen Römern der Senatoriſchen Claſſe. Friedrich hatte dafür die Popularität eines Erbfürſten. Die Erhebung eines ſolchen Königs über die übrigen Claſſen iſt einmahl entſchieden. Er muß ſich der Stelle, welche das Glück ihm angewieſen hat, und welche die öffentliche Meinung ihm zuerkennt, im Aeuſern gemäß betragen, oder er verliert zugleich etwas von ſeiner wirklichen Achtung. Aber er kann und muß durch Güte und durch gefälliges Weſen das Unangenehme des Abſtandes mildern, der ihn von Privatleuten trennt. Er kann den Zutritt zu ſich leicht, er kann denen, welche ihm näher zu kommen Gelegenheit haben, den Umgang mit ſich angenehm machen. Das erſte that Friedrich in ſeinem ganzen Leben, und er wurde, in dieſer Abſicht, ein Muſter der Fürſten: das andre that er nicht immer auf gleiche Weiſe. Er vergaß in ſeinen frühern Jahren den König, bey den frohen Ausbrüchen des Witzes, und der Luſtigkeit ſeiner franzöſiſchen Geſellſchafter, vielleicht zu ſehr, und löſte ihre Zunge, durch die Freyheit ſeiner eignen Reden, zu einer beynahe unanſtändigen Dreiſtigkeit. Aber in den ſpätern ließ er auch zuweilen ſeine Freunde den König zu ſehr fühlen, und benahm der Vertraulichkeit, mit welcher er einige beehrte, dadurch ihr Einnehmendes, daß er ſich ihrer zu einer deſto freyern Ergießung ſeiner ſatyriſchen Laune bediente. Aber es iſt für jeden Menſchen ſchwer, durch Vorſatz das Betragen abzuändern, welches ihm ſeine Lage zur Gewohnheit gemacht hat. Der noch ſo herablaſſende König wird, ehe er es ſich verſieht, in den gebieteriſchen oder den vornehmen Ton fallen. Doch, trotz dieſer Miſchung von civilitas mit abſchreckender Majeſtät, war der Umgang Friedrichs dazu gemacht, ihm Freunde und Verehrer zu erwerben. Mehrere von denen, die er ſeiner Vertraulichkeit würdigte, ſind bis ans Ende mit ihm verbunden geblieben: und alle, die ſich je ihm genähert hatten, wurden ihm nach ſeinem Tode wieder innig gewogen. So viel tiefer war der Eindruck ſeiner Güte, als der von dem Gewichte ſeines Standes geweſen.

Um eben der oben angezeigten Urſache willen ſtand es unter den Verdienſten Marc-Aurels, welche ſeine Zeitgenoſſen rühmten, oben an, daß er das Anſehn des Senats geehrt und erweitert, alle Magiſtratsperſonen in der Ausübung ihrer Gewalt ungeſtört gelaſſen, alle bürgerlichen und kriegeriſchen Angelegenheiten mit den Vornehmſten und Angeſehenſten berathſchlagt, und nicht nur guten Rath angehört, und, wenn er ihn billigte, befolgt, ſondern auch der Mehrheit der Stimmen wider ſeine Meinung nachgegeben habe. Die Römer ſahen nähmlich immer noch den Senat als das rechtmäßige und immerwährende Haupt der Republik, und die kaiſerliche Würde, als eine Dictatur an, die die Umſtände nothwendig gemacht hatten, die aber um deſto mehr Zufriedenheit erweckte, je mehr ſie ihre eigne Gewalt mäßigte, und je mehr Einfluß und Anſehn ſie den alten Staatskörpern ließ. Die Verfaſſung und die Gewohnheiten des ehemahligen Freyſtaats unter der Regierung der Conſuln war immer noch für ſie das Ideal der politiſchen Vollkommenheit; und jeder Kaiſer gewann mehr oder weniger die Achtung der Edlen, nachdem er ſich in ſeinen Regierungs-Maßregeln der Verfaſſung, und in ſeinem Betragen den Sitten jener Zeit mehr, oder weniger näherte.

Friedrich fand in ſeinem Staate kein anderes befeſtigtes Anſehn, als das ſeinige, und das, welches von ihm ausging. Keine Erinnerung einer alten beſſern Verfaſſung war bey ſeinem Volke vorhanden, deren Wiederherſtellung es wünſchte, oder deren Formen es wenigſtens von ſeinem Regenten beobachtet zu ſehn begehrte. Kein Stand in der Nation, keine Claſſe von Bürgern hatte anerkannte Rechte, ſeine Macht mit ihm zu theilen. Er kam auf den Thron einer unumſchränkten Monarchie: und er hatte den Geiſt derſelben. Und eben dadurch wurde ſeine Regierung ſo vollkommen: daß ſeine Talente und ſein Charakter ſo genau zu der Verfaſſung ſtimmten, an deren Spitze er ſtand. Er war gemacht allein zu herrſchen, und er wollte es auch. Er liebte ſo wenig die collegialiſche Behandlung der Geſchäfte, wo die Mehrheit der Stimmen entſcheidet, daß er auch ſelbſt ſeine Miniſter und Befehlshaber lieber einzeln und despotiſch in ihren Departements handeln, als ſich gemeinſchaftlich berathſchlagen ließ. Er fragte ſelten andre um Rath; er ſetzte keinen Ruhm in die Gelehrſamkeit; er machte es eher ſich zum Geſetze, Meinungen, die ihm unter der Geſtalt eines Raths mitgetheilt wurden, nicht anzunehmen: er ließ ſicher, wenn er einmahl entſchloſſen war, ſich durch noch ſo viele widerſprechende Stimmen nicht irre machen. Wäre dieſer Charakter bey ihm mit wenigern Einſichten und geringerer Thätigkeit verbunden geweſen: ſo hätte er den Angelegenheiten, die er zu verwalten hatte, geſchadet. Hätte er ihn in einer republikaniſch geſinnten Nation gleich uneingeſchränkt wirken laſſen: ſo hätte er Haß und Widerſetzlichkeit gefunden. Aber bey ſeinem Verſtande und Muthe, und als Oberhaupt eines zwar edlen, aber doch ſeinem Könige ganz unterwürfigen Volks, wurde er eben durch dieſes Alleinherrſchen, durch dieſe Entfernung aller Rathgeber, durch das unumſchränkte Zutrauen auf ſeine eignen Einſichten, durch das Niederſchlagen jedes Widerſtandes, der ſeine einmahl entworfnen Pläne bey ſeinen Unterthanen, und beſonders bey den Staatsdienern fanden, in den Stand geſetzt, ſolche große Dinge auszurichten. So können zwey große Männer, in verſchiednen Umſtänden, ganz entgegengeſetzt handeln: und doch auf gleiche Vollkommenheit in ihren Maßregeln und ſelbſt in ihrem Charakter Anſpruch machen. Marc-Aurels Nachgiebigkeit gegen den Rath ſeiner Freunde, und ſeine Achtung für die Rechte des Senats und der Obrigkeiten in ſeiner Nation, waren den Verhältniſſen, dem Orte, der Zeit, den Menſchen, unter welchen er lebte, eben ſo angemeſſen, als Friedrichs Beharrlichkeit bey ſeinen eignen Entſchlüſſen, und ſeine Eiferſucht auf ungetheilte Herrſchaft, ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Lage angemeſſen waren. In Marc-Aurels Charakter ſcheint überhaupt Güte und Beſcheidenheit die Oberhand zu haben, die ſelbſt zuweilen in Schwäche und in Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ausartet. In Friedrichs Charakter iſt die Stärke der Güte und die Würde der Anmuth überlegen. Bey jenem waren es menſchenfreundliche Neigungen, das gefühlvolle Theilnehmen an den Schickſalen ſeiner Nebenmenſchen, bey dieſem war es der Verſtand, und das wohlgeleitete Intereſſe eines Königs, welches ſeine Regierung ſo wohlthätig machte.

So iſt es mit dem armen menſchlichen, in die Hülle des Körpers verſteckten, und von den Umſtänden abhängigen Geiſte. Alle Tugenden, alle Liebenswürdigkeiten ſind nicht in Einer Perſon vereinbar. Ein hoher Grad des einen Vorzugs ſchließt einen andern aus, und nähert ſich irgend einem Fehler. Das kann man indeß mit Gewißheit behaupten, daß vielleicht kein glücklicherer Platz auf der ganzen Erde iſt, wo ein edler Geiſt ſich vollſtändig entwickeln, und ſich in ſeiner ganzen Größe zeigen kann, als der, auf welchem Friedrich ſtand, der Platz eines unumſchränkten Monarchen. Schon dadurch allein könnte ſich dieſe Regierungsform (ſo bedenklich ſie auch von mancher Seite ſeyn mag) bey dem menſchlichen Geſchlechte in Achtung erhalten, daß ſie von Zeit zu Zeit Muſter von Erhabenheit und Thätigkeit aufſtellt, dergleichen die untergeordneten Stände, und alle von andern abhängigen und durch andre eingeſchränkten Lagen nicht aufweiſen, wenigſtens nicht in demſelben Lichte zeigen können. Und, unter einem ſolchen Monarchen, wie Friedrich war, kann auch die Unterwürfigkeit mit einem gewiſſen Edelmuthe verbunden ſeyn, und der Gehorſam mit der Freyheit des Geiſtes beſtehn:

weil Unterwerfung und Gehorſam alsdann nicht bloß auf Furcht vor der Macht, ſondern auf Verehrung der Vollkommenheit beruhen.

In keiner Rückſicht ſind Friedrich und Marc-Aurel mehr von einander unterſchieden, als in der Miſchung und dem Verhältniſſe ihrer Geiſtesfähigkeiten. Bey Friedrich war Witz ein hervorſtechendes Talent, Marc-Aurel hatte keine Spur davon. Es war bloß geſunde Vernunft, und zwar eine ſehr abſtracte Vernunft. Alle die Vorſtellungen, mit welchen er ſich in ſeinem Werke beſchäftiget, ſind immer die allgemeinſten, welche der Gegenſtand zuläßt, — die Ermahnungen, oder der Troſt, welche er ſich ſelbſt gibt, ſind immer aus den höchſten Principien genommen. — Der Zuſammenhang ſeiner Begebenheiten und Handlungen mit dem Weltall, die Kleinheit der Gegenſtände, welche das Intereſſe der Leidenſchaft ausmachen, wenn ſie mit der unendlichen Zeit und dem unendlichen Raume verglichen werden; die Weltbürgerſchaft, die den Menſchen mit allen vernünftigen Weſen unter der Regierung eines höchſten Gottes verknüpft; das Nichtige der ſinnlichen Luſt und des Ruhms, bewieſen aus einer bis zu den erſten Grundbegriffen fortgeſetzten Zergliederung der Dinge, welche Vergnügen und Ehre gewähren, das ſind, wie es ſcheint, die einzigen Gegenſtände, welche ſeine philoſophiſche Muße beſchäftigen. Der Ton, in welchem er davon redet, iſt immer ruhig, und ohne

Enthuſiasmus, aber ernſthaft und feyerlich, und beſtätiget ſehr wohl, was ſein Geſchichtſchreiber von der immer gleichen Ruhe, und dem nicht unfreundlichen, aber unveränderlichen Ernſte ſagt, die auf ſeinem Geſichte und in ſeinem Betragen, geherrſcht haben ſollen *).

Friedrichs Witz, mit fröhlicher Laune verbunden, machte, daß er alle Sachen in einem lachenden, und viele in einem belachenswerthen Lichte anſah. Er verglich und trennte auch ſeine Begriffe, aber nicht um die erſten Elemente der Dinge zu finden, oder um ihre Totalität zu überſehen, ſondern um ſich entweder Klugheitsregeln abzuziehn, oder um ſeltſame Contraſte und ihn beluſtigende Aehnlichkeiten zu finden. Er war auch geneigt die Schwäche an den Menſchen, und die Geringfügigkeit in den Dingen, welche für groß gehalten werden, aufzuſpüren, aber mehr mit dem Geiſte der Satyre, welcher in dem Unvollkommnen das Ungereimte und Lächerliche ſieht, als mit dem Geiſte der Philoſophie, der entweder einen mitleidigen Antheil daran nimmt, oder darin einen Grund zur Mäßigung der Begierden findet.

Friedrich hatte überdieß eine fruchtbare Imagination, eine Mannigfaltigkeit von Kenntniſ-

---

*) Studium philoſophiae ſerium eum & gravem reddidit, non tamen abolita in eo prorſus comitate. J. C. 4. — Erat enim ipſe tantae tranquillitatis, ut vultum nunquam mutaverit moerore vel gaudio. ib. 16.

ſen, ein feſthaltendes und ſchnell wieder gebendes Gedächtniß, eine Gabe dichteriſcher Darſtellung. Seine Briefe und ſeine Gedichte zeigen uns noch jetzt, was ſeine Geſpräche ſeinen Geſellſchaftern ſo angenehm machte, einen Reichthum glücklich ausgedrückter Ideen über die verſchiedenſten Gegenſtände. Politik, Moral, Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, die Theorie der Künſte, das öffentliche und Privatleben, die Sitten und die Manieren, das Alterthum, und ſein Zeitalter, alles hat ſein Nachdenken beſchäftigt. Aus jedem Felde der Wiſſenſchaften hat er die Blühte geſammelt, oder einige der ſchönſten und reifſten Früchte gebrochen. — Marc-Aurel war, ſo weit wir ihn kennen, weit ärmer an Gedanken. Er ſcheint keine andre Wiſſenſchaft erworben, oder ſich doch mit keiner in ſeinen reifern Jahren beſchäftigt zu haben, als mit der, welche unmittelbar auf ſeine moraliſche Beſſerung abzielte. Daher ſind in ſeinen Selbſtgeſprächen unaufhörliche Wiederhohlungen. Wir finden tief in die Materie eindringende Betrachtungen darin, die viel zu denken geben; wir finden ſolche, die das Herz ergreifen *). Friedrich ſelbſt nennt mit Recht einige der Antoniniſchen Troſtgrün-

---

*) Ein ſolcher rührender Gedanke, der für den Geiſt, aus welchem er herkam, Bewunderung erregt, und das eigne moraliſche Gefühl des Leſers erweckt, iſt folgender (im 7ten Buche, 61te Betr.) — welchen er an mehrern Orten auf verſchiedene Wei-

de ſtärkende Seelen-Arzneyen. Aber das Ganze ermüdet durch ſeine Einförmigkeit. Wie unzähligemahl wiederhohlt er, daß der Ruhm als ein leeres

ſe, und mit verſchiednen Wendungen wiederhohlt: „Es gibt Menſchen, die, wenn ſie andern etwas „Gutes erwieſen haben, ſich den Dank einfordern. „Andre thun dieß zwar nicht, ſehn aber doch bey „ſich ſelbſt, die, welchen ſie nützlich geweſen ſind, „als ihre Schuldner an. Eine dritte Claſſe — ohne Zweifel die beſte, weiß, nach vollbrachter „That, nichts mehr von dem, was ſie gethan hat; „ſondern ſie iſt dem Weinſtocke ähnlich, der, wenn „er ſeine Trauben gebracht hat, nun nichts weiter „verlangt, als Knoſpen zu einer neuen Frucht „hervorzubringen. — Ein Pferd, das läuft, ein „Hund, der der Spur nachgeht, eine Biene, die „Honig macht, und ein Menſch, der Gutes thut, „thun nichts ſonderbares, worüber man vor Bewunderung aufſchreyen dürfte; ſie handeln nur „ihrer Natur gemäß. Und eine Handlung dieſer „Art kann keinen andern Endzweck haben, als eine ähnliche nach ſich zu ziehn. — “Eine Sache „bleibt alſo übrig, ſagt er VI. 47. — nach Betrachtungen über die Kürze und Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens, — „welche unſre Achtung und „unſer Beſtreben verdient; die, mit Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, wohlwollend gegen die „Heuchler und die Ungerechten, unſer Leben hinzubringen.“ Auch folgendes iſt eine ſehr treffende Vorſtellung, um die Sanftmuth gegen Beleidiger zu empfehlen, VII. 26. „Sobald dich jemand beleidigt: ſo frage dich ſelbſt, welche Vorſtellung vom Guten und Böſen wohl bey ihm zum „Grunde gelegen habe, als er zu dieſer Handlung „bewogen wurde: und du wirſt aufhören, dich über „ſein Betragen zu wundern, oder darüber zu zürnen, und du wirſt bloß Mitleiden mit ihm haben. Denn entweder denkſt du mit ihm einerley, Nichts erſcheine, wenn man den Werth der Menſchen unterſucht, deren Beyfall den Ruhm ausmacht; daß was dem Ganzen der Welt nicht ſchadet, kein wahres Uibel für den Menſchen], der ein Theil derſelben iſt, ſeyn könne; daß das wichtigſte Geſchäft unſers Lebens nicht darin beſtehe, über die Dinge oder die Menſchen um uns, ſondern über unſre eignen Vorſtellungen Gewalt zu bekommen. — Und alle dieſe an ſich ſehr nützlichen Vorſchriften ſcheinen nicht genug angeknüpft an ſeine beſondre Lage, an die Gegenſtände, mit welchen er ſich beſchäftigte, an die beſondern Pflichten, die ihm oblagen. Marc-Aurel denkt ſich immer nur als Menſchen, — als ein Vernunftweſen, ſelten als Regenten, faſt niemahls als römiſchen Kaiſer, — als den Mann dieſer Zeit, dieſes Orts und dieſes Berufs. Das Beſondre ſeiner Erfahrungen ging entweder für ihn verloren: oder er fand wenigſtens nicht werth, es mit ſeinem philoſophiſchen Geiſte zu bearbeiten. Er warf alles andre, was von den mannigfaltigen Gegenſtänden eines ſehr geſchäftigen Lebens in ſeinem Gedächtniſſe übrig blieb, oder ſich ſeiner Einbildungskraft

„und ſiehſt eben die Dinge für gut und für übel
„an, um derentwillen er dich beleidigte. Alsdann
„iſt es ſehr billig, daß du ihm verzeihſt. — Oder
„du denkſt, anders, wie er, und hältſt nicht mehr
„ſolche Sachen für gut oder für übel. Alsdann
„wirſt du noch viel leichter zum Wohlwollen gegen
„einen Irrenden zurückkehren.

wieder darſtellte, als Schaale hinweg, und behielt nur einige wenige ſittlich-erhabne Grundſätze als den Kern zurück.

Friedrich hingegen lebte und webte in der wirklichen Welt, und philoſophirte nur über ſie. Außer der Geſchichte und den Regierungsgeſchäften ſelbſt, waren es die Literatur und der Umgang, die ihm unaufhörlich neue Ideen zuführten. Er weidete ſich an dem Anblicke und an der ausführlichen Schilderung des Einzelnen: und ging in dem Abziehn allgemeiner Begriffe nur ſo weit zurück, als es nöthig iſt, die Folge von Urſache und Wirkung in den Begebenheiten zu entdecken, oder über die Handlungen der Menſchen Urtheile zu fällen.

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich zu dem Leben eines Regenten die Talente und die Studien Friedrichs beſſer, als die Marc-Aurels ſchicken. Die Vereinigung von Einbildungskraft, Verſtand und Witz, wenn jede von dieſen Fähigkeiten in einem mäßigen Grade vorhanden iſt, bringt in Geſchäften weiter, als ein hoher Grad ſpekulativen Scharfſinns von Witz und Einbildungskraft entblößt. Zur Verwaltung eines Staats wird eine Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen, nicht die Ergründung der erſten Principien erfordert. Ja, die Gewandtheit des Geiſtes, welche dem oberſten Aufſeher deſſelben nöthig iſt, um von bürgerlichen und kriegeriſchen Geſchäften, von der innern Polizey zu den auswärtigen Angelegenheiten mit Leichtigkeit überzugehn, ſcheint leiden zu müſſen, wenn ſich dieſer Geiſt zu anhaltend mit gleichförmigen und tiefſinnigen Unterſuchungen beſchäftigt.

Marc-Aurel dankte den Göttern, daß ſie es ihm in der Beredtſamkeit und in der Dichtkunſt nie ſo gut hätten gelingen laſſen, daß er von dieſer Liebhaberey wäre gefeſſelt worden, weil er darüber leicht die Erreichung wichtigerer Endzwecke hätte verſäumen können. **Friedrich** würde nicht in dieſe Geſinnung eingeſtimmt haben. Er ſchätzte nicht nur das Talent eines Dichters ſehr hoch; ſondern er wendete auch auf nichts ſo viel Fleiß, als dieſes Talent bey ſich auszubilden. Und ob er gleich in den Briefen an ſeine Franzöſiſchen Freunde ſeine Verſe oft verachtete: ſo machte er doch deren unaufhörlich im Kriege und im Frieden, von der Jugend bis zum höchſten Alter. Er mußte alſo gewiß viel Vergnügen an dieſer Arbeit finden, und er mußte im Grunde des Herzens überzeugt ſeyn, daß ſie ihm nicht mißlinge.

In gewiſſer Abſicht hatte **Marc-Aurel** recht. Es wird mehr als ein Regent in der Geſchicht genannt, der durch die Liebhaberey für irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt verhindert worden iſt, ſein Amt gut zu verwalten. Der Kaiſer **Rudolph** und der Engliſche König **Jacob** waren ſehr gelehrte aber ſchlechte Fürſten. Auch ſchadet es oft den Geſchäften, auf die Ausſchmückung des Vortrags zu viel Zeit zu wenden, oder darein einen zu großen Werth zu ſetzen. Indeſſen ſind vielleicht Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften weniger in dem Falle den Geſchäften Eintrag zu thun, als die Mathematik und Naturlehre, oder als philologiſche Gelehrſamkeit. Durch jene wird ihr Freund immer aufs praktiſche Leben, — unter die Menſchen und Welthändel zurückgeführt. Sie erlauben überdieß eine öftere Unterbrechung; ſie können zu jeder Zeit bey Seite gelegt und wieder vorgenommen werden, ohne daß der Faden reißt. — In der That verſtand Friedrich vollkommen ſeine Muße zu nutzen, und doch keine ſeiner Arbeitsſtunden ſeiner Liebhaberey aufzuopfern, auf die Eingebungen der Muſe, mitten unter dem Getöſe der Waffen, oder in dem Gewirre der Unterhandlungen, eine kurze Zeit zu horchen, und ſich dann ſchnell mit ungeſchwächtem und unzerſtreutem Geiſte, aus ſeinem Cabinet an die Spitze ſeiner Truppen zu begeben, oder zu den Berathſchlagungen der Staatsmänner überzugehn. — So ſehr er Schmuck des Ausdrucks und Beredtſamkeit liebte, und ſo viel Mühe er ſich gab, in der fremden Sprache, die er zum Ausdrucke ſeiner geſellſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Ideen gewählt hatte, gut zu ſchreiben: ſo gleichgiltig war er über den Ausdruck in ſeiner Mutterſprache bey der Betreibung ſeiner Geſchäfte; ſo kurz, einfach und militäriſch war ſein Ton, wenn er mit ſeinen Befehlshabern und Staatsdienern ſprach.

Wenn

Wenn aber auch Marc-Aurel, als Menſch, nicht das viel-umfaſſende Genie Friedrichs, ſeine Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen und ſeinen Reichthum von Gedanken hatte: ſo ſcheint er doch, als Regent, ſeine Sorgfalt auf alle die Gegenſtände gewandt zu haben, die Friedrichs Wirkungskreis ausmachten. So mangelhaft und unzuſammenhängend auch die Erzählung des Capitolinus iſt: ſo erſieht man doch aus ihr, daß es kaum irgend einen Zweig der Staatsverwaltung gibt, mit welchem er ſich nicht beſchäftigt, und in welchem er nicht ſeinem Reiche irgend etwas Gutes gethan habe. Mehrere Unglücksfälle und Gefahren, welche während ſeiner Regierung auf den römiſchen Staat eindrangen, gaben ihm Gelegenheit, ſeine Thätigkeit, Klugheit und Menſchenliebe, in Hülfleiſtungen und Anſtalten aller Art, zu beweiſen. Gleich bey dem Anfange derſelben verwüſtete eine große Uiberſchwemmung der Tiber einen Theil von Rom und alle umliegenden Gegenden, und zog eine Hungersnoth nach ſich. Zwey große Kriege, gegen die beyden mächtigſten Grenznachbarn und Feinde, welche die Römer damahls hatten, — die Parther und die Teutſchen, — folgten auf einander. Mitten in dem Laufe derſelben wüthete im Innern des Reichs mehrere Jahre hindurch die Peſt, die auch den Armeen gefährlich wurde, und den kriegeriſchen Unternehmungen mehr als einmahl Hinderniſſe in den Weg legte. Endlich ſtörte die Caſſianiſche Verſchwörung ſowohl die Ruhe des Reichs, als die Entwürfe des Landesherrn. Alle dieſe Uibel bekämpfte er mit Muth und beſiegte ſie größtentheils glücklich. Sparſam, wie Friedrich, mit dem öffentlichen Einkommen *), wendete er, wie dieſer, große Summen auf die Wiedererbauung zerſtörter Städte und die Unterſtützung verwüſteter Gegenden. Er ſchlug die auswärtigen Feinde, oder entfernte ſie von der römiſchen Grenze; und wurde von den innern, durch die Anhänglichkeit des größten Theils ſeiner Unterthanen, ohne eigne Anſtalten, befreyet. In den Zwiſchenzeiten der Ruhe war es bald die Verbeſſerung der bürgerlichen Geſetzgebung, bald der Theil der öffentlichen Polizey, welcher über die Sitten die Aufſicht hat, bald jener nicht weniger wichtige, der für die Zufuhr der Lebensmittel ſorgt, und den Getraidehandel anordnet, — bald der Bau und die Unterhaltung von Landſtraßen und Canälen, und bald die Bevölkerung verödeter Gegenden durch neue Anbauer **), worauf ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet war.

---

*) In largitionibus pecuniae publicae parcissimus fuit. — Sed tamen & bonis viris pecunias dedit, et oppidis labentibus auxilium tulit. J. C.

**) De alimentis publicis multa prudenter invenit; — frumentariae rei conſuluit, — vias urbis atque itinerum diligentissime curavit. — Hispanis exhaustis Italica alectione conſuluit.

Man darf nur dieſe verſchiedenen Anſtalten und Geſchäfte Marc-Aurels nennen, um an ähnliche Friedrichs erinnert zu werden. Auch er hat, nach langen und blutigen Kriegen, die er mit der Erwerbung neuer Beſitzungen, oder mit Sicherung ſeiner alten endigte, Muße und Mittel gefunden, die Folgen der Kriege in ſeinen Ländern zu vernichten, und deren Flor, durch den Anbau ihres Bodens, und durch die Beſchäftigung ihrer arbeitſamen Einwohner, weit über die Stufe zu erhöhn, worauf er vor den feindlichen Verwüſtungen, geſtanden hatte. Seine Maaßregeln der innern Verwaltung, beſonders die der Staatswirthsſchaft, gingen mehr ins Große und brachten bleibendere Wirkungen hervor, als die Marc-Aurels: — zum Theile deßwegen, weil dieſe Zweige der Regierungskunſt überhaupt zu ſeiner Zeit beſſer gekannt waren, und durch die Anwendung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe auf dieſelben neue Hülfsmitteln erhalten hatten. — Marc-Aurel gab einzelne gute Geſetze, oder verbeſſerte die Rechtspflege durch einzelne gute Einrichtungen: wozu dieſe, wie mich dünkt, vorzüglich gehört, daß er zuerſt in den Provinzen öffentliche, und mit obrigkeitlichem Anſehn verſehne Regiſtraturen errichtete, in welchen wichtige Privatverhandlungen — auch die Geburten der Kinder aller freyen Leute — eingezeichnet wurden *). Aber Friedrich veranſtaltete eine groſſe Reform in dem ganzen Prozeßgange: und unter ihm wurde ſelbſt das Syſtem des bürgerlichen Rechts der Vollkommenheit um einige Schritte näher gebracht. — Marc-Aurel ſorgte für die Verproviantirung der Hauptſtadt, und der Oerter und Gegenden, wo Mangel eintrat, oder zu befürchten war. Aber wir hören nicht, daß er etwas für den Ackerbau ſelbſt, und zu Belebung der Induſtrie gethan habe, wodurch die Lebensmittel auf immer vermehrt, und unter die ärmern Claſſen gleicher vertheilt werden. — Das, was von Geſinnungen, von Abſichten, von der Aufmerkſamkeit des Regenten auf die verſchiedenen Zweige des öffentlichen Wohls abhängt: das iſt beyden Fürſten gemein. Vernünftige und gute Regenten richten, wie wir ſehn, ihre Aufmerkſamkeit in allen Jahrhunderten auf dieſelben Gegenſtände, und betragen ſich, unter gleichen Umſtänden, auf ähnliche Weiſe. — Aber das, was von Kenntniſſen abhängt: darin iſt Friedrich dem Marc-Aurel und das ſpätere Zeitalter dem frühern ſehr überlegen. Keinen Gegenſtand der Unterſuchung hatten die Alten in der Theorie mehr vernachläſſiget, als die Staatswirthſchaft, als Gewerbe und Handel; — bey keinem hingen ſie in der Ausübung ſo feſt an veralteten Vorurtheilen. Und der Grund lag

---

*) Per provincias tabulariorum publicorum usum instituit.

in der That mit darin, daß immer nur Ein geſitteter und polizirter Staat in der Welt vorhanden war: und dieſer Zweig des menſchlichen Wiſſens, wie jeder andre, nur durch die Mittheilung der Ideen, nur durch das Gegeneinanderhalten verſchiedner, halb ähnlicher, halb unähnlicher Fälle vervollkommnet wird.

Ein Vorzug wird vom Marc-Aurel insbeſondre gerühmt, der eine wahre Regenten-Tugend iſt: — der, daß er die Menſchen zu ihren Pflichten anzutreiben, und von Böſen abzuſchrecken verſtand.

Ein König, der ein großes Reich beherrſcht, kann nichts von dem, was er auszuführen gedenkt, allein — er kann nur den kleinſten Theil ſelbſt bewirken. Sein vornehmſtes Geſchäft iſt alſo, andre in Thätigkeit zu ſetzen. Seine eigne Tugend hat einen eingeſchränkten Wirkungskreis, wie jedes Menſchen. Aber dadurch wird ihr Einfluß groß, wenn er es verſteht, andre tugendhaft zu machen; wenn er dem Trägen Fleiß, dem Muthloſen Tapferkeit einzuflößen, jeden Beamten zu ſeiner Pflicht anzuhalten, jedem ſeiner Geſchäftsträger einen Sporn zu geben weiß, der ihn zur Anſtrengung bewege; wenn er unter den Mittelsperſonen und Werkzeugen der Regierung, den Eigennützigen, oder Herrſchſüchtigen durch die Furcht vor ſeiner Aufſicht im Zaume zu halten, und den Schwachen, in ſich ſelbſt Mißtrauiſchen, durch ſeine Nachſicht, oder ſeinen Beyfall zu beleben im Stande iſt. — Fuit per omnia moderatissimus in hominibus deterrendis a malo, invitandis ad bona. Das iſt die kurze Schilderung, die uns Capitolinus von dieſem Charakterzuge Antonins macht. — Von den Mitteln, die er dazu brauchte, ſagt er, wie von ſo vielem andern, was wir zu wiſſen wünſchten, nichts. Aber, nach dem Geiſte, der in ſeinen Schriften und in ſeiner Regierung herrſcht, war es beſonders ſein Beyſpiel, die hohe Achtung, welche er allen nicht ganz verdorbnen Menſchen einflößte, ſeine eigne ſtandhafte Liebe des Guten, und die Gewalt, welche Güte, mit Kraft verbunden, wenn ſie beſonders durch einen hohen Stand und durch Macht unterſtützt wird, auf die Gemüther der Menſchen hat. Friedrich beſaß von dieſen Eigenſchaften viele : aber er beſaß neben ihnen noch hundert kleine Regierungskünſte, die nicht in der Einfachheit des Charakters von Marc-Aurel lagen: — die aber auch bey Friedrichen ihre Wirkung nicht würden gethan haben, wenn ſie nicht durch die hohe Meinung, die ſeine Unterthanen von ſeinen Fähigkeiten und von der Feſtigkeit ſeines Charakters hatten, wären unterſtützt worden. Dieſe hohe Meinung machte, daß ſelbſt eine gewiſſe Unregelmäßigkeit in ſeinem Betragen, welche, beſonders bey Belohnungen und Strafen, die Erwartung zuweilen täuſchte, und ſein Spiel gleichſam verbarg, weit entfernt ſeine Diener gleichgiltig gegen ſeinen

Beyfall, oder Tadel zu machen, nur ihre Wachſamkeit in Ausrichtung ſeiner Befehle, vergrößerte. Niemand verſtand beſſer, als er, durch ein freundliches Wort, durch eine kleine Aeußerung der Zufriedenheit zu belohnen, oder aufzumuntern, durch ein Ehrfurcht-gebiethendes Weſen den Stolz und die Widerſetzlichkeit niederzuſchlagen, durch die Benutzung gelegentlich eingeſammelter Kenntniſſe, die Idee zu erregen, daß nichts ihm verborgen bleibe, durch die Beſtimmtheit und das Entſcheidende ſeiner Befehle dem Ungehorſam oder der Fahrläſſigkeit alle Ausflüchte zu benehmen, durch das volle Vertrauen in die Richtigkeit ſeiner Maßregeln, welches er äußerte, auch die, welchen er ihre Ausführung auftrug, beherzt zu machen; endlich durch ſeine eigne raſche Thätigkeit ſeine Diener und Agenten in Feuer zu ſetzen. Und — was noch ſeltner iſt, er hatte dieſe Gewalt eben ſo wohl über die Gemüther des Volks, wenn er ſich dieſem, entweder an der Spitze ſeiner Heere, oder auf ſeinen Reiſen durch ſeine Länder, näherte, als über die Gemüther der Großen, welche in einer beſtändigen Verbindung mit ihm ſtanden.

Man hat dem Marc-Aurel zu ſeiner Zeit einen Mangel von Aufrichtigkeit Schuld gegeben *): und eben dieſen Vorwurf hat man auch oft Frie-

---

*) Dederunt in vitio, quod et fictus ſuisset, nec tam simplex, quam videretur, aut quam Pius vel Verus ſuisset. J. C. c. 29.

drichen gemacht. — Dieſer Verdacht wird auf Männer von vorzüglichem Verdienſte, oft nur vom Neide und der gekränkten Eigenliebe geworfen, Leidenſchaften, welche den Menſchen geneigt machen, das offenbare Gute in den Reden und Handlungen andrer dadurch herabzuſetzen, daß er etwas verborgnes Böſes dabey vermuthet. Wenn wir dem Eindrucke folgen, welchen die Schriften und das Leben beyder Fürſten, im Ganzen genommen, auf uns machen: ſo können wir unmöglich Unredlichkeit als einen eigenthümlichen Zug ihres Charakters annehmen. Gutmüthigkeit und religiöſe Tugendliebe beſteht mit fortgeſetzter Verſtellung nicht; und beyde Eigenſchaften kann man dem Antonin nicht abſprechen, wenn man den Zeugniſſen der Geſchichte in irgend einer Sache trauen darf. Der Muth, die Größe der Seele, die Abweſenheit aller Menſchenfurcht, das Bewußtſeyn eigner Macht, ſelbſt die Lebhaftigkeit der Empfindungen und das Feuer des Temperaments verträgt ſich eben ſo wenig mit der kleinen und ängſtlichen Sorgfalt, ſich vor andern Menſchen zu verbergen, oder unter ihnen mit einer Maske zu erſcheinen: und jene Züge ſind unverkennbar in Friedrichs Charakter verenigt. — Wie können Männer, die, in dem Laufe eines langen Lebens, ſich im Ganzen ſo gleich geblieben ſind, in den Verdacht kommen, ſich verſtellt zu haben? Wie können ſie, die mehr, als irgend ein Fürſt, ihr

Herz in ihren Schriften vor der Nachwelt aufgeſchloſſen, und ſich über ihre geheimſten Geſinnungen mit ſo viel Offenherzigkeit erklärt haben, noch jemanden über die Wahrheit des Charakters, den ſie äußerten, zweifelhaft laſſen. Freylich kann daraus nicht gefolgert werden, daß ſie nicht in einzelnen Fällen andre Geſinnungen hegten, als ſie äußerten. Je verwickelter die Verhältniſſe eines Menſchen gegen andre Menſchen ſind, je mehr er deren Hülfe nöthig, und ihren Widerſtand zu befürchten hat, je mehr er die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zieht, und von Menſchen aller Stände und aller Charaktere beobachtet wird; deſto öfter kann er in den Fall kommen, entweder daß er in einem andern Lichte erſcheint, als der wahren Beſchaffenheit ſeines Innern gemäß iſt, oder daß er ſich auch für verbunden achtet, eine angenommene Rolle zu ſpielen. — Perſonen, welche ſich, wie Marc-Aurel, eine ſtoiſche Gleichmüthigkeit zum Geſetze gemacht haben, kommen eben deßwegen leicht in den Verdacht, ſich zu verſtellen: weil ſie Leidenſchaften, die andern ſo natürlich, und ſelbſt unvermeidlich vorkommen, zu unterdrücken ſuchen. Und zuweilen kann es allerdings geſchehn, daß, ob ſie gleich ihr Aeußeres beruhiget haben, ihr Inneres doch noch im Aufruhr iſt, und daß, durch eine kleine Selbſttäuſchung, ſie ſich ſchon die Gemüthsſtimmung zuſchreiben, deren Ausdruck ſie annehmen. — Marc-Aurels Betragen gegen ſeine

Gemahlin und ſeinen Mitregenten, und ſeine Reden von ihnen, gaben den wahrſcheinlichſten Grund, ihn einer langen fortgeſetzten Verſtellung zu beſchuldigen. Aber vielleicht iſt es billig, wie ein neuerer Geſchichtforſcher gethan hat, eher die Verbrechen der Fauſtina und die Ausſchweifungen des Verus, als die Aufrichtigkeit Marc-Aurels in Zweifel zu ziehen. Oder, wenn die öffentliche Meinung des Zeitalters zu einſtimmig gegen jene zeuget: ſo iſt es vielleicht möglich, dieſen dadurch zu rechtfertigen, daß er ſich für verbunden hielt, die Ehre von Perſonen aufrecht zu erhalten, die er nicht von ſich entfernen konnte, ohne zugleich Bewegungen im Staate zu veranlaſſen, und die er, ſo lange ſie mit ihm verbunden waren, nicht herabſetzen konnte, ohne auf ſeine Regierung einen Flecken zu werfen*). — Bey Friedrichen, wenn er je verſtellt geweſen iſt, war die Verſtellung nie zugleich Selbſtbetrug, — ſondern immer Politik. Er ſah ſie vielleicht zuweilen als eine Art von Waffen an, die gegen Fremde oder gegen verdächtige Perſonen zu gebrauchen, im öffentlichen Leben erlaubt iſt, zu andrer Zeit als ein Schild, mit welchem ſich ein Fürſt gegen den Tadel der Unverſtändigen decken muß. — Die größere Verwickelung, welche die Mehrheit der Staaten, und die Vervielfältigung der zum Staats-Intereſſe gerechneten Gegenſtände der neuern Politik gegeben hat, iſt Urſache, daß Verſtellungskunſt den Regenten neuerer Zeiten mehr, als den alten, Schuld gegeben wird. Doch auch in dieſer Krankheit ſcheint der Punct der Criſis vorüber zu ſeyn. Die Aufklärung und Geiſteskultur, durch welche, wenn ſie eine gewiſſe Stufe erreicht hat, die Menſchen fein und verſtellt werden, macht, wenn ſie weiter geht, ſie wieder freymüthig und offenherzig. Und man kann mit Wahrheit behaupten, daß unter Friedrichs Regierung eine Veränderung zum Beſſern in dieſer Abſicht vorgegangen iſt, und daß ſein Beyſpiel ſelbſt dazu beygetragen hat, die Irrgänge der Politik zu vereinfachen, und die Unterhandlungen der Höfe durch Geradheit und Beſtimmtheit der gegenſeitigen Erklärungen abzukürzen.

---

*) Obgleich Julius Capitolinus an dem einen Orte C. 5. ſagt, daß Marc-Aurel die Laſter des Verus verborgen und vertheidiget, und ihn nach ſeinem Tode unter die Götter erhoben habe, ſo ſagt er doch an einem andern, C. 20. daß eben in der Rede, in welcher er dem Staate für die zur Ehre des Verus verordneten gottesdienſtlichen Feyerlichkeiten dankte, er zugleich merken ließ, daß nun erſt mit dem Tode des Verus eine neue und beſſere Staatsverfaſſung beginnen würde, da die Perſon vom Staatsruder entfernt worden ſey, die mit zu weniger Kraft und Nachdrucke zur Ausführung ſeiner Entwürfe mitgewirkt hätte.

Noch iſt ein wichtiger Umſtand zurück, welcher die Regierung Friedrichs von der Marc-Aurels, ſehr zu des erſtern Vortheile, obgleich nicht durch ſein Verdienſt, unterſcheidet. — Marc-

Aurel erſchien in einem Zeitpuncte, wo der Römiſche Staat in Verfall gerieth, die Nation, unter der er gebohren war, ausartete, das menſchliche Geſchlecht ſelbſt von der Höhe, die es ſchon erreicht hatte, wieder herabzuſinken ſchien. Friedrich hingegen wurde in dem Jahrhunderte gebohren, in welchem die Einwohner Europens insgeſamt anfingen, ſich zu erheben, und ſein Vaterland insbeſondre erſt aufblühte, die Induſtrie in ihm erwachte, die Wiſſenſchaften Fortſchritte machten, die Genies ſich zeigten. Marc-Aurel ſah, ſo wie ſein ganzes Zeitalter, auf die vergangne Zeit, als die Periode des Ruhms, der Glückſeligkeit und der Tugend, zurück: und nach beyder Meinung konnte ſich ſein Verdienſt nur darauf einſchränken, den Verfall der Sachen zu verzögern, oder, im glücklichſten Falle, ſie auf den Punct, wo ſie geſtanden hatten, zurückzuführen. Friedrich und das Volk, welches er regierte, hatten alle Urſache, wenn ſie das Gegenwärtige mit dem Vergangnen verglichen, auf jenes ſtolz zu ſeyn, und große Hoffnungen für die Zukunft zu faſſen. Nie hatten bisher die Teutſchen, und insbeſondre die Brandenburgiſchen Staaten den Grad von Anbau, — ſo vollkommne Künſte und Handwerke, einen ſo blühenden Handel, ſo viel Aufklärung, und eine ſo angenehme Geſelligkeit gehabt, als ſich jetzt bey ihnen einfanden. Nichts von allem dieſem war bey Friedrichs Eintritt in die Regierung reif: aber alles war im Werden. Und er, zum Gärtner dieſer menſchlichen Pflanzungen geſetzt, wurde vom Schickſale gleichſam in der ſchönſten Jahreszeit, und zu der angenehmſten und fröhlichſten aller Arbeiten des Anbaus berufen, — zu der, die ſchon in vollem Wachsthume begriffenen Gewächſe groß zu ziehn, und die ſichtbar gedeihenden Knospen bis zu Blühten und Früchten entwickeln zu helfen.

Marc-Aurels Tugenden gingen in dem allgemeinen Sittenverderbniſſe — ſeine Anſtalten in den großen Unglücksfällen des Reichs verloren. Friedrichs Geiſt fand, oder erweckte ähnliche Geiſter, von denen er unterſtüzt, und ſein Werk fortgeführt werden konnte. Die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaften und Künſte zu ſeiner Zeit überall machten, erhöhten und erweiterten die Wirkſamkeit ſeiner Bemühungen, zum Beſten ſeines beſondern Staats. Das Glück vereinigte ſich unter ihm mit der Weisheit. —

Selbſt der Kriegsruhm Marc-Aurels wird durch die geringe Cultur der Länder, wo er ſeine Kriege führte, und durch die Dunkelheit der Nationen, welche er überwand, verringert. Friedrichs Heldenthaten geſchahen auf dem glänzendſten Theater der Welt, und das Verdienſt ſeiner Feinde, die Gleichheit der Waffen, mit denen ſie ihn beſtritten, die Hülfsmittel, die ihnen zu Gebothe ſtanden, die Künſte des Krieges und Friedens, die auch bey ihnen im Steigen waren: — alles dieß trug dazu bey, die Siege, welche er über ſie erfocht, noch glänzender zu machen. — Eben dieſe Barbaren, welche Marc-Aurel beſiegt hatte, ohne einen ausgezeichneten Ruhm davon auf die Nachwelt zu bringen, fielen in kurzem in ſein Reich ein, und zerſtörten alle Spuren ſeiner wohlthätigen und weiſen Regierung. Der von Friedrich ſeinen Ländern verſchaffte Flor hat nicht nur keine ähnliche Gefahr zu befürchten, ſondern auch von dem ſich immer mehr und mehr erweiternden Umkreiſe der Cultur in allen Europäiſchen Ländern neue Unterſtützungen zu erwarten. —

Selbſt die Vollſtändigkeit, mit welcher die Nachwelt die Geſchichte Friedrichs, und die dürftige Kenntniß, die ſie von den Thaten Marc Aurels erhält, wird ihr den groſen Unterſchied der beyden Jahrhunderte zeigen, den Forſchungsgeiſt, welcher die Menſchen zu Friedrichs Zeiten belebte, und die Gleichgiltigkeit, mit welcher ſie zu Marc-Aurels ſeinen das Wiſſenswürdige anſahen, — die Fortſchritte, welche Sprache und Beredtſamkeit, Staats- und Geſchichtskunde unter den Teutſchen in Friedrichs Periode gemacht hatten, und den tiefen Verfall, zu welchem die zuvor blühende römiſche Literatur zu Marc-Aurels Zeiten herabgeſunken war.

Marc-Aurels Verdienſt iſt wie ein einzelner Stern am Himmel in einer finſtern Nacht, der um deſto heller glänzt, — aber im Grunde weder Licht verſchafft noch wärmt. Friedrichs Verdienſt iſt wie die Sonne an einem heitern Tage, die ihre wohlthätigen Einflüſſe zum Gedeihen aller Geſchöpfe mit dem Einfluſſe von tauſend andern Naturkräften vereiniget; — und die nur deßwegen allein leuchtet, nicht, weil alles übrige finſter iſt, ſondern weil ihr hellerer Glanz kleinere Lichter verdunkelt.

II.

Vergleichung Friedrichs des Zweyten
mit
dem römiſchen Kaiſer
Hadrian.

Ich habe in der vorhergehenden Abhandlung Friedrich den Zweyten mit Marc-Aurel verglichen, — zwey ſehr ungleiche Fürſten, aber ſehr geſchickt, wechſelſeitig Licht auf einander zu werfen, weil ſie, ungeachtet der größten Verſchiedenheit ihrer Natur-Anlagen, ihrer Erziehung, ihrer Studien, ihrer Neigungen und ſelbſt ihres Charakters, und der noch größern ihrer Lage und ihrer Begebenheiten, doch gleich große und gute Fürſten, — die Ehre ihres Zeitalters wurden; und weil ſie beyde, trotz aller Verſchiedenheit, in gemeinſchaftlichen Geſinnungen und Handlungen zu-

ſam.

ſammenkommen: daher auch der jüngerere unter ihnen den ältern ausnehmend verehrte. Ich habe frühzeitig die Spuren von dieſer Verehrung, noch vor dem ſiebenjährigen Kriege, in dem Polignaciſchen Cabinete zu Charlottenburg geſehen, wo alle gute Büſten jenes Kaiſers, von der unverkennbaren Hand Friedrichs, mit deſſen Nahmen in Franzöſiſcher Sprache bezeichnet waren. Ich glaube, daß es nicht weniger ein Hülfsmittel iſt, geheime Züge in dem Charakter Friedrichs und verborgnere Verhältniſſe in ſeinen Begebenheiten zu entdecken, wenn man die Unterſchiede zwiſchen ihm und einem andern Römiſchen Fürſten aufſucht, der auf den erſten Blick einige frappante Aehnlichkeiten mit ihm hat. Büſching war der erſte, der, in ſeiner Lebensbeſchreibung Friedrichs, ihn mit Hadrian verglich, und es gelang ihm dieſes, durch einige von ihm ausgewählte Eigenthümlichkeiten beyder, ſo wohl, daß er damahls jedermann, und auch mich, ergötzte, und viele befriedigte. Ich glaube nicht, daß es Widerſprechungsgeiſt iſt, welcher mich geleitet hat, in der Folge die Verſchiedenheit zwiſchen beyden ſorgfältiger aufzuſuchen; und ich ſchmeichle mir auch nicht, daß weder meine Vergleichungen noch Gegeneinanderſtellungen Friedrich den Zweyten demjenigen genauer bekannt machen werden, welcher ihn in der Nähe geſehen oder ſeine Geſchichte und ſeine Schriften mit Sorgfalt ſtudirt hat. Ich glaube indeß doch nichts unnützes zu thun, wenn ich, indem ich einige Puncte der alten Geſchichte aufkläre, den meinen Zeitgenoſſen den merkwürdigſten Regenten unſers Jahrhunderts und ſeine Geſchichte in Erinnerung bringe.

Die Aehnlichkeit zwiſchen Friedrich und Hadrian iſt in der That mehr ſcheinbar, als reell. Hadrians ewige Reiſen, deren Abſicht nur die Befriedigung ſeiner Neugierde war, hatten mit den Geſchäftsreiſen, die Friedrich jährlich durch ſeine Staaten unternahm, nichts gemein, als den Nahmen. Friedrich verwarf ſogar die Reiſen, inſofern ſie Mittel des Unterrichts oder der Ausbildung ſeyn ſollten, — und hielt ſie, — vielleicht mit zu weniger Ausnahme, — für unnütz und zeitverderbend.

Es iſt wahr, Hadrian liebte alle Künſte und Wiſſenſchaften, ſtudirte ſie, und arbeitete ſelbſt in denſelben. Friedrich that dieß auch. Aber das Studium des Leztern war Vorbereitung oder Erhohlung eines groſſen Geſchäftsmanns; das Studium des erſten war mehr ſo beſchaffen, wie es ſich für einen Gelehrten von Handwerk gebührt, und neigte ſich zur Pedanterey.

Hadrian, ein ausſchweifender Liebhaber der Jagd; — Friedrich, ein Feind derſelben, als eines geiſtloſen, und eines alle Geiſtes-Arbeiten ſehr ſtörenden Zeitvertreibes.

Hadrian, ein abergläubiſcher Erforſcher der Zukunft, durch alle Künſte und Auslegungsregeln der Wahrſagerey: Friedrich, der entſchloſſenſte Gegner des Aberglaubens, und Verſpotter der Prophezeyhungen; — Hadrian verengert die Grenzen des Reichs und gibt die Eroberungen ſeines kriegeriſchen Vorfahren auf, um ſich eine ruhigere Regierung zu verſichern: Friedrich, Sohn und Nachfolger eines Königs, der den Frieden ſo wie die Soldaten liebte, wendet die von dieſem geſammelten Schätze und geübten Heere an, ſeinen Staat zu vergrößern, und hat durch einen großen Zeitraum ſeines übrigen Lebens damit zu thun, dieſe neuen Erwerbungen, mit dem Degen in der Fauſt, zu vertheidigen. Die Edelmuth Hadrians gegen wirkliche Rebellen oder gegen verdächtige Große, war eine Tugend, die ein ſo befeſtigter und ſo geliebter König, als Friedrich, nicht zeigen konnte. Die Nachſicht des erſtern gegen die Schuldner des öffentlichen Schatzes, ſeine Wohlthätigkeit gegen einzelne Perſonen, waren Maßregeln eines Regenten, der ohne angebohrne Rechte auf die Regierung, ſich in derſelben durch Gunſt des Volks befeſtigen mußte, oder waren Freundſchaftshandlungen eines ehemahligen Privatmannes, der ſeine alten Bekannten an ſeiner neuen Größe wollte Theil nehmen laſſen. Friedrich kannte weder jene Bewegungsgründe, noch dieſe Verbindungen. Er ſchenkte als König, um entweder Verdienſte zu belohnen, oder um Unglücksfälle wieder gut zu machen; und wenn er von den Anforderungen des Fiſcus weniger erließ, ſo war es, weil ſein Fiſcus viel weniger ungerechte und gewaltſame Forderungen an die Unterthanen machte, als der Römiſche. Hadrian beſchäftigte ſich allerdings ſehr mit der Armee: aber nicht um das Handwerk des Soldaten zu vervollkommnen, ſondern nur um die alte militäriſche Genügſamkeit und Diſciplin wieder herzuſtellen. Friedrich fand ſchon ein ſehr gehorſames, ein abgehärtetes, und wohlgeübtes Heer: aber er machte es erſt zu einem erfahrnen und wahrhaftig kriegeriſchen. Hadrian blieb bey den nothwendigen aber kleinen Beſorgungen ſtehen, die Soldaten an Alter und Körpergeſtalt auszuwählen, oder ihre Kleidung und Waffen an gewiſſe Regeln zu binden: Friedrich vernachläſſigte dieſe Kleinigkeiten nicht, aber er verband damit die höheren Geſchäfte eines groſen Heerführers und eines Meiſters in der Kriegskunſt; — er ließ ſich bis zum gemeinen Soldaten herab, um ihn zu gewinnen; aber ſeine Generale waren es vorzüglich, die er zu belehren und zu üben ſuchte. Hadrian errichtete Monumente ſeiner Pracht in allen Provinzen, die er durchreiſte, und wechſelsweiſe bewohnte, um dieſe Baue zu dirigiren: Friedrich erbaute die abgebrannten Städte der Provinzen, er verſchönerte nur ſeine Hauptſtadt; er errichtete für ſich zwey Palläſte: aber alles das waren nicht Hauptgegenſtände ſeiner Regierung, worauf er ſeinen Ruhm vornehmlich gründete, ſondern es waren entweder Handlungen ſeiner gewöhnlichen Fürſorge, oder ſeine Erhohlungen und Zeitvertreibe. — In der Beſchreibung von den beſtändigen Zügen des Hadrian hört man wohl von Feyerlichkeiten, denen er beygewohnt, von Schauſpielen, die er veranſtaltet, von ungerechten Adminiſtratoren und beſonders Finanzbedienten, die er beſtraft hat: aber wir erfahren nicht, daß er allgemeine nützliche Verordnungen, Anſtalten zu einer bleibenden Verbeſſerung gemacht habe. Friedrich war gegen Prunk und Feyerlichkeiten gleichgültig: er überließ einzelne Ungerechtigkeiten der Beſtrafung der Richterſtühle: aber der Tyranney ſeiner Staatsdiener und Unterverwalter ſuchte er mehr durch beſtimmte Vorſchriften ihres Verhaltens, durch weiſe Entwürfe der ganzen Finanz-Verwaltung, oder duch die, ihnen zu beſtimmten Perioden abgeforderte, Rechenſchaft zuvorzukommen, als daß er einen Ruhm darein geſetzt hätte, ſie ſtrenge zu beſtrafen. Hadrian zerſtreute ſich in alle Wiſſenſchaften: Friedrich fixirte ſich auf einige, weil er nicht bloß Eitelkeit, ſondern Genie hatte, welches immer eine beſtimmte Richtung von der Natur bekömmt: — und brachte es daher auch in dieſen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Die Poeſie Hadrians war größtentheils der Wolluſt, Friedrichs ſeine der Philoſophie gewidmet. Die kleinen Reſte der erſten verrathen weder Geſchmack noch poetiſchen Geiſt. Von der letztern ſind Monumente übrig geblieben, die allein den Ruhm eines Mannes würden gründen können. -- Das Lob, welches Hadrian von den ſchlechten Geſchichtſchreibern ſeiner Regierung erhält, daß er das Kriegsweſen vollkommen verſtand, wird dadurch verdächtig, daß hinzugeſetzt wird: er habe auch die Gladiatoriſchen Waffen zu führen gewußt. Ohne Zweifel verwechſelte man die körperlichen Uibungen, und den geſchickten Gebrauch der Waffen, mit der Wiſſenſchaft und den Vorübungen eines Heerführers. Friedrich, der auf alle Leibesübungen, militäriſche ſowohl als friedliche, nur mittelmäßigen Fleiß gewandt hatte, war dafür mit allem, was zu großen kriegeriſchen oder friedlichen Geſchäften der Verſtand thun muß, was durch Kenntniſſe und durch Nachdenken darin auszurichten iſt, unaufhörlich und mit Glück beſchäftigt geweſen.

Hadrian hat in der Folge ſeiner Regierung, faſt mit allen, die zuerſt ſeine ergebenſten Freunde, oder ſeine treueſten Diener, und ſelbſt mit denen, die ſeine Wohlthäter waren, gebrochen, — und nicht bloß ihnen ſeine Gunſt oder ihre Aemter entzogen, ſondern ſie verfolgt, arm gemacht, und ſogar des Lebens beraubt. Friedrich iſt in ſeinen Freundſchaften, wie in ſeinem Vertrauen, viel beſtändiger geweſen, und wenigſtens gegen diejenigen, welche eines von beyden beſeſſen, nie, nachdem ſie ſolche verloren hatten, grauſam geworden.

Es ſcheint eine der auffallendſten Aehnlichkeiten zu ſeyn, daß Hadrian, wie Friedrich, die Wiſſenſchaften geehrt, und doch die Gelehrten verachtet; ſie ſeines Umganges gewürdigt, und doch ſie zuweilen verſpottet habe. Aber weder das Betragen Friedrichs und Hadrians im Umgange mit den Gelehrten, noch die Eigenſchaften, welche Urſachen desſelben waren, ſcheinen bey beyden gleich geweſen zu ſeyn. Bey Friedrich iſt zuerſt eine große Verſchiedenheit zwiſchen der Periode, da er lernte und ſich bildete, und zwiſchen der, da er wieder andre lehren und ſie bilden wollte. Eine andre iſt zwiſchen ſeinem Betragen gegen die beyden Nationen: die, von welcher er ſeine Cultur erhalten hatte, und die, welcher er ſie mittheilen wollte. Er hat immer eine wahre Verehrung gegen die Männer von Talent beybehalten, die zuerſt ſeine Muſter oder ſeine Lehrer geweſen waren; und wenn ſie ſelbſt, wie Voltaire, ihm die größten Blößen im Moraliſchen zeigten, und ſelbſt durch auffallende Thorheiten ſich verächtlich machten: ſo ſiegte doch bey ihm die Achtung für ihre Talente über das Mißfallen an ihren Fehlern. Aber nachdem er zum vollen Bewußtſeyn, ſo wie zur völligen Ausbildung ſeiner Kräfte, gelangt war, und zugleich als ſchöner Geiſt, als Regent, als Eroberer einen ſo hohen Platz unter ſeinen Zeitgenoſſen eingenommen hatte: ſo wurde es freylich den erſt emporkommenden Gelehrten ſchwerer, ſeine Achtung in dem Grade zu gewinnen, daß ihre Schwachheiten von ihm wären überſehen worden. Die Franzöſiſche Nation war die, deren Schriftſteller ihn unterrichtet hatten: ſeine Teutſchen waren die, welche er unterrichten zu müſſen glaubte. Die Anſprüche der erſtern an literariſchen Ruhm ſchienen ihm gegründet; die der letztern anmaßlich. Und nach dieſen Vorausſetzungen mußte er auch einzelne Perſonen aus beyden Nationen verſchieden behandeln. — **Hadrian** verachtete und drückte, wie Spartianus ſagt, eben die Gelehrten, von welchen er ſeine eigne Gelehrſamkeit überkommen hatte. Da er nichts that, (ſo weit uns wenigſtens die Regierung deſſelben bekannt iſt,) die Wiſſenſchaften zu befördern, oder den Geſchmack und die Künſte aus einem Lande, wo ſie ſchon blühten, in ein anderes, wo ſie noch im Keimen waren, zu verpflanzen: ſo konnte er gegen die Gelehrten nicht, wie Friedrich, das Verhältniß eines Souverains behaupten, welcher dieſelben dirigirt und unterſtützt. Wenn er ſie zu demüthigen ſuchte, ſo ſcheint ihn mehr die Eiferſucht eines Nebenbuhlers, als der Stolz oder das Selbſtgefühl eines Beſchützers, angetrieben zu haben. Er ſuchte Fehler in den Schriften derer, welche den größten literariſchen Ruhm zu ſeiner Zeit hatten, ſo wie Richelieu ſie in dem Cid des Corneille aufſuchte, weil er ſelbſt als Schriftſteller glänzen wollte. Er verwirrte die Philoſophen mit ſpitzfindigen Fragen, um die Uiberlegenheit ſeines eignen Scharfſinns zu zeigen. Friedrich war von Schriftſteller-Eitelkeit frey: es ſey, weil er ſich bewußt war, durch Vorzüge einer höhern Art zu glänzen; oder weil er die Wiſſenſchaften aus wahrer Zuneigung, mehr des Vergnügens als des Ruhms wegen trieb. Aber er war nicht von dem Stolze frey, den ein Mann von großen Gaben, in großen Glücksumſtänden gebohren, faſt unmöglich von ſich abhalten kann, beſonders, wenn noch ausgeführte glänzende Unternehmungen hinzukommen: von dem Stolze, von Unbekannten, ehe ihre Vorzüge bewieſen ſind, gering zu denken, und den Verſtand, ſo wie die Tugenden der Menſchen, beſonders derer, die ſich ſolche anmaßen, in Zweifel zu ziehn. Daraus entſtand natürlich, daß er die Blößen derſelben aufſuchte, und auch, zumahl in den Sachen, wo ſie ihre Stärke zu haben glaubten, ins Licht ſtellte. Er widerſprach auch gern den Gelehrten, wie Hadrian, er gab ſelten ſogar gegründeten Einwendungen, nach, die von dieſen gegen ſeine Meinungen gemacht wurden. Aber es geſchah mehr, weil ſich ſein Syſtem durch die Länge der Zeit, durch die öftere Wiederhohlung deſſelben, und den Beyfall ſo vieler Menſchen bey ihm befeſtigt hatte, — weil die Gründe des Unterredners wirklich auf ſein Gemüth keinen Eindruck machten, — weil ſie ihm in der That nicht deutlich waren, oder ſeicht ſchienen: als weil er überhaupt nicht in einem gelehrten Streite unterliegen wollte. — Daß dieſe eindringende Kraft den Vorſtellungen andrer ſo oft fehlte, lag allerdings auch daran, daß er nicht aufmerkſam genug auf dieſelben war. Und er war nicht aufmerkſam, weil er ſchon zum voraus nicht etwas der Aufmerkſamkeit ſehr Würdiges von den meiſten erwartete. War indeß jemand ſo glücklich, durch die Kürze und das Einleuchtende ſeines Vortrags, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln; ſo ging auch gewiß die Kraft ſeiner Beweiſe für das Gemüth des Königs nicht verloren. Und wann er dieſe Kraft fühlte, ſo war er im Stande nachzugeben; oder er widerſprach dann nur, um die Wahrheit zu erforſchen. Mit einem Worte: Friedrich war ſtolz, **Hadrian** eitel. Friedrich ließ die Gelehrten und Künſtler zuweilen ſeine Erhabenheit fühlen, oder ſuchte ihre Kleinheit aufzudecken: Hadrian wetteiferte mit ihnen, und ſuchte durch ihre Erniedrigung ſich ſelbſt zu erheben.

Wenn beyde, Friedrich und Hadrian, in der Behandlung der Gelehrten und Künſtler, einige Aehnlichkeit hatten: ſo waren ſie in ihrem Geſchmack deſto ungleicher. Hadrian liebte in Schriftſtellern das Schwere und das Geſuchte, er affectirte in ſeinem Style das Veraltete, er ſchrieb ſelbſt ein Gedicht, welches ſein Geſchichtſchreiber unter die äußerſt dunkeln Schriften ſetzt. Das größte Verdienſt von Friedrichs Vortrage, ſo wie der erſte Maßſtab, wornach er den Vortrag anderer beurtheilte, war die Deutlichkeit. Er haßte alle Affectation: das eigenthümliche Wort, nach dem beſten Sprachgebrauch, war das, was er ſelbſt immer ſuchte und gemeiniglich fand, und was er in der Proſa und Poeſie, die ihm gefallen ſollte, forderte. Ohne Leichtigkeit in den Vorſtellungen und ungekünſtelte Reinheit des Ausdruckes konnten ihm auch die Producte wirklich großer Genies nicht Beyfall abgewinnen. Hadrians Wahl unter den Schriftſtellern wich von der allgemeinen Meinung ſo ſehr ab, wie ſein Styl vom Sprachgebrauche: er zog einen jetzt unbekannten Antimachus dem durch alle Jahrhunderte bewunderten Homer vor. Eine ſolche eigenſinnige Vorliebe iſt ſelten mit einer wahren Empfindung des Schönen verbunden. Friedrich urtheilte über Franzöſiſche Dichter und Proſaiſten gerade ſo, wie die ganze Franzöſiſche Nation, wie alle ihre geſchmackvollen Männer urtheilten: und dieſe Einſtimmung iſt bey ſeiner ſonſtigen Abneigung, anderer Meinungen zu folgen, ein ſichrer Beweis, daß er wirklich ihre Schönheiten gefühlt habe. — Uiberhaupt konnte es ihm zuweilen wiederfahren, daß das wirklich Gute an Menſchen und Schriften, nicht bis zu ſeiner Kenntniß durchdrang, weil ſeine Aufmerkſamkeit nicht genugſam darauf hingelenkt, oder ſelbſt durch Vorurtheile davon abgehalten wurde; aber nie, daß es von ihm wahrgenommen ſeyn ſollte, ohne daß er es geliebt und hochgehalten hätte.

Hadrian nahm ſich des gemeinen Volks an, und verbeſſerte das Schickſal der Sklaven: oder er verminderte eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit der Römiſchen Richterſtühle gegen ſie *). Dieß, ſein großes Gedächtniß, ſein an guten Einfällen reicher Witz ſind wahre Aehnlichkeiten zwiſchen Hadrian und Friedrich, die erſte in den Grundſätzen, die zwey andern in den Eigenſchaften des Geiſtes. Wenn beyde eine ungewöhnliche Anhänglichkeit an die vernunftloſen Geſchöpfe, die um ſie waren, oder mit denen ſie zu thun hatten, gezeigt haben; wenn Friedrich ſeinen Windſpielen, wie Hadrian ſeinen Hunden und Pferden, Grabmähler errichtet hat; ſo iſt die Uibereinkommung in einem ſo einzelnen Umſtande auffallend; aber die Sache ſelbſt iſt viel gemeiner, als daß ſie eine Aehnlichkeit des Charakters vorausſetzte. Bey einem Mangel des ganz vertraulichen Umgangs mit Menſchen, entſteht die Liebe gegen Thiere, die ſich uns ſehr ergeben zeigen, leicht. Ein gewiſſes Bedürfniß des Herzens, eine Anlage zur Zärtlichkeit

---

*) Zuvor wurden, wenn Ein Sklave Mörder ſeines Herrn geworden war, alle übrigen Leibeigne deſſelben auf die Folter geſpannt. Hadrian ſchränkte es auf diejenigen ein, die nahe genug geweſen waren, den Anſchlag erfahren zu können. Auch die Todesſtrafe ließ er nicht mehr vom Hausherrn, ſondern vom Richter den Sklaven zuerkennen.

iſt noch dazu nöthig. Und dieſe ſcheint weder dem Hadrian noch Friedrichen gefehlt zu haben, nur daß ſie bey jenem mehr in Wolluſt ausartete, bey dieſem ſich auch in Freundſchaften offenbarte.

Es wird vom Hadrian behauptet, was von ſo vielen andern Männern alter und neuer Zeit geſagt wird, daß er zu gleicher Zeit einen Brief geſchrieben, einen andern dictirt, einen dritten vorleſen gehört, und mit einer Perſon geſprochen habe. Ich ſchätze das Gegentheil höher, was Friedrich that, und was er allen empfahl, — auf einmahl nur eine Sache, und eine nach der andern zur rechten Zeit zu verrichten.

Die Krankheit des Hadrian war die Klippe, woran ſein Ruhm ſcheiterte: Friedrichs Ruhm iſt durch ſeine Krankheit noch erhöht worden. Jener, es ſey, daß er zu den natürlichen Fehlern ſeines Temperaments zurückkehrte, nachdem der Ehrgeiz ihn verließ, kraft deſſen er ſich Gewalt angethan hatte; oder, daß ſeine Ungeduld über ſeine körperlichen Uibel, alle andre verdrießlichen Leidenſchaften verſtärkte: genug, er zeigte ſich bey der Annäherung des Todes bösartiger, grauſamer, von ſchlechterem Charakter, als er je in ſeinem Leben geweſen war. Friedrich litt viel: und ſeine Forderungen an die Aerzte, ſo wie ſeine unregelmäßige Diät, zeigen, daß auch er vom Schmerz übermannt, und von Schwachheiten beſchlichen werden konnte: aber in allen andern Verhältniſſen, als

König, als Verwandter, als Herr gegen die Perſonen, welche ihm Geſellſchaft leiſteten, gegen die Diener, welche ihn pflegten, blieb er derſelbe Mann unverändert: und er zeigte ſich, wo möglich, in den letzten Tagen noch aufmerkſamer, ſich alle zu verbinden, und niemanden zu beleidigen.

In der ſehr unvollendeten Schilderung, welche uns die Geſchichte von dem Leben und Charakter Hadrians hinterlaſſen hat, ſehen wir im Ganzen das Bild einer raſtloſen Thätigkeit, aber ohne beſtimmten Zweck einer mannigfachen Liebhaberey, aber ohne entſchiedene Talente; einer Betriebſamkeit, mehr die Dinge der Welt zu beſichtigen, als ſie weiſe zu regieren; einer mehr auf Verſchönerung und Schmuck, als auf Verbeſſerung und Glückſeligkeit abzielenden Staatsverwaltung. Ein ſolcher Regent macht, während er lebt, Aufſehn, aber er läßt wenig oder keine ſehr wohlthätigen Spuren ſeiner Wirkſamkeit hinter ſich zurück. — Dagegen erhebt ſich nun allerdings ſehr der immer nach einem Plane durch viele Jahre fortarbeitende Friedrich, von unverkennbarem Genie zu der Regierung, wie zu den Wiſſenſchaften, und der Urheber bleibender Werke in beyden Friedeich, der, in der Mitte ſeiner Staaten ruhig ſitzend, bis an die Enden derſelben ſeine Arme ausſtreckte, allen wohlzuthun: die Zeiten ausgenommen, da er an der Spitze ſeiner Heere, entweder wichtige Entwürfe durchſetzte, oder der eindringenden Macht gegen ihn verbundner Feinde wehrte.

Zweyte Abtheilung.

Über den

Regierungs-Charakter

Friedrichs des Zweyten.

14.

Der König, das iſt die allgemeine Stimme, that nie einen Wiederruf, — wollte ſich, beſonders in den Augen ſeiner Diener und Unterthanen, nie dem Vorwurfe eines begangnen Irrthums ausſetzen. Er beharrte alſo auf Entſcheidungen, auch nachdem er einſah, daß die Vorausſetzungen falſch wären, denen zu Folge er ſie gegeben hatte.

Es gibt Auftritte in ſeiner Regierung, welche dieſes zu beweiſen ſcheinen. Es gibt andre, wo er auf gründlichern Bericht ſeine erſten Verfügungen abgeändert, und, ſelbſt in Abſicht der Meinung von Recht und Unrecht, Vorſtellungen Gehör gegeben, oder ſich durch eignes reiferes und ruhigeres Nachdenken umgeſtimmt hat.

So mannigfaltig und verwickelt ſind die Fäden, aus denen der menſchliche Charakter gewebt iſt, daß ſelbſt von den am meiſten gleichförmigen und mit ſich übereinſtimmenden Charakteren, zu verſchiedenen Zeiten, doch ganz entgegenſtehende Handlungsweiſen angeführt werden können. Wozu gerade dieß am meiſten beyträgt, daß der Menſch das eine Mahl nach Charakter, d. h. nach ſeinen, immerwährend durch Natur und Gewohnheit geſtärkten, Gemüthseigenſchaften, das andre Mahl nach Leidenſchaften, d. h. nach augenblicklichen, auf der Stelle entſprungnen, Vorſtellungen und Eingebungen der Einbildungskraft handelt. So kann der gutmüthigſte Menſch zuweilen boshaft, und der menſchenfeindlichſte in einzelnen Fällen gütig ſeyn.

Einige uns umſtändlicher aufbehaltne Facta dieſer Art zeigen uns, in dem Gemüthe des Königs, in der That, den Streit zwiſchen Liebe zur Gerechtigkeit, und Sorgfalt für ſein Anſehn. Und nichts iſt angenehmer, als in edlern Geiſtern dieſer Miſchung und dem Widerſpruche verſchiedner Principien nachzuſpüren.

Wenn lang vorgefaßte Meinnngen ihn gegen einen Stand oder eine Perſon einnahmen: ſo konnte allerdings die natürliche Schnelligkeit ſeines Geiſtes und die nothwendige Eile, bey der Vielheit der Geſchäfte, eine ungerechte Verurtheilung bey dem erſten Scheine von Schuld hervorbringen. Aber ſein richtiger Verſtand, und die nachfolgende kältere Uiberlegung konnte ihn, bey der wirklichen Liebe zur Wahrheit und dem Vorſatze gerecht zu ſeyn, die ihn gewiß niemahls verließen, nicht lange in einem groben Irrthume laſſen. Es fehlte ihm auch, unter der Menge furchtſamer oder ſelbſtſüchtiger Diener, die, um nicht ihrem Herrn zu mißfallen, die Pflicht, ihm die Wahrheit zu ſagen, unterließen, nicht an ſo freymüthigen und um ſich ſelbſt unbeſorgten Depoſitarien ſeiner Macht, die den falſchen Vorausſetzungen des Königs die richtige Darſtellung der Thatſachen, und ſeinen Vorurtheilen Gründe der Gerechtigkeit entgegenſetzten. Wenn ſie dieſes edelmüthige Geſchäft mit Weisheit verrichteten, und die ihrem Souverain ſchuldige Unterwürfigkeit zeigten, indem ſie durch die Sachen ſelbſt, die ſie ſagten, ihn als Menſchen zu belehren ſuchten: ſo konnte höchſtens eine vorübergehende Empfindlichkeit, ein ſpottender oder ein heftiger Ausfall der erſten üblen Laune, das Unglück ſeyn, welches ihnen bevorſtand: aber ſie verloren dadurch nichts von ſeiner Zuneigung, und ſie ſtiegen oft noch in ſeinem Vertrauen und in ſeiner Achtung. Dem ohnerachtet gab er ſelten unmittelbar ihren Vorſtellungen nach. Er beharrte ſogar zuweilen auf der pünctlichen Befolgung des ungerechten Befehls für die gegenwärtige Zeit. Aber er milderte doch ſogleich den Ton, und er milderte in der Folge nach und nach die Verfügungen. Er konnte mit der Zeit ſich ſogar zu Handlungen entſchließen, die einer gegebnen Genugthuung ähnlich ſahen. Nur mußte es ſcheinen nicht Aenderung eines alten Willens, ſondern ein neuer Entſchluß zu ſeyn; nur mußte es das Anſehn haben, als wenn die Ideen, die er nun befolgte, von ihm ſelbſt entſprungen, nicht von einem andern ihm mitgetheilt worden wären, als wenn die Geſinnungen, welche er dann äußerte, nicht die Frucht fremder Vorſtellungen, ſondern ſeiner eignen Erkenntniß oder Billigkeit wären.

Die Sache iſt an ſich ſtreitig: und die Frage wird durch das Beyſpiel eines großen Regenten, der die Kunſt zu herrſchen beſſer verſtand und glücklicher übte, als irgend einer, noch zweifelhafter und wichtiger. Iſt es bey der Verwaltung großer Angelegenheiten, iſt es beſonders für den Regierer des ganzen Staats Pflicht, iſt es nützlich, eingeſehne Irrthümer zu geſtehen, und unzweckmäßige Entſchlüſſe nach den Vorſtellungen von Untergebenen umzuändern? Kann es je nothwendig ſeyn, den Schein anzunehmen, als wenn man nicht irren könne, oder kann die Beharrlichkeit und Unveränderlichkeit in den Beſchlüſſen die Unrichtigkeit der Maßregeln vergüten?

Es iſt von der einen Seite Größe der Seele, ein begangnes Unrecht zu geſtehn und der verkannten Wahrheit Gehör zu geben, ſie werde uns gezeigt, von wem ſie wolle. Der Stand und die Hoheit des Mannes, der dieſes thut, ſelbſt die ſchon ſonſt anerkannte Größe ſeiner Einſichten macht eine ſolche Selbſtverleugnung nur noch verdienſtlicher. Gibt der Regent alſo nach, ändert er ſeine Befehle ab, bey ſolchen Sachen und unter ſolchen Perſonen, bey und unter welchen ſeine Gründe bekannt werden: wo jedermann einſehen muß, es geſchehe aus Uiberlegung, nicht aus Schwäche, aus Ehrfurcht für Wahrheit und Recht, nicht aus Unentſchloſſenheit oder Beſorgniß: ſo kann er dadurch an dem Gehorſam und der Ehrerbietung, von Seiten der ihm Untergebnen, nichts verlieren: und die Geſchäfte müſſen dadurch in Güte der Maßregeln, und Gerechtigkeit der Entſcheidungen gewinnen.

Auch der große Friedrich that alſo Unrecht (es ſey mir erlaubt ſelbſt freymüthig zu reden indem ich der königlichen Pflicht gegen freymüthiges Einreden nachzugeben gedenke) Friedrich that Unrecht, gegen ganze Regierungs-Collegien, Miniſter, — gegen Perſonen, denen er jene Einſicht zutrauen konnte, wenn er doch auf augenſcheinlichen Unrichtigkeiten, und die ihm ſelbſt einleuchten mußten, beſtand. Entweder ſah er jene Männer für ſo eingeſchränkt an, daß ſie ſich durch die Feſtigkeit ſeines Urtheils in ihrem eignen irre machen ließen, daß ſie ihre Einſichten ſeinen Befehlen blindlings unterwarfen, oder er hielt ſich für ſo weit über ſie erhaben, daß er eben ſo wenig ihre Urtheile achten, als ihre Einſichten benutzen durfte. In dem erſten Falle waren ſie nicht fähig, gute Miniſter und Mittelsperſonen ſeiner Verwaltung zu ſeyn: in dem andern wurden ſie zu ſehr von ihm herabgeſetzt, um mit Liebe und Eifer an ſeiner Seite zu arbeiten.

Zwey Fälle gibt es, nach meiner Meinung, wo es einer Perſon, die über andre zu gebiethen hat, nothwendig werden kann, auch wahrgenommene Ungerechtigkeiten nicht ſogleich gut zu machen, und entdeckte Irrthümer nicht durch umgeänderte Maßregeln zu verbeſſern.

Erſtlich, wenn dadurch die Meinung der Untergebnen von der Erhabenheit des Fürſten, und ſeiner Fähigkeit zu regieren zerſtört wird. Das iſt in dem Falle möglich, wenn dieſe Untergebnen, auf welche bey einem gewiſſen Geſchäfte der Regent Rückſicht nehmen, auf deren gehorſame Verehrung er rechnen muß, nur durch Vorurtheil und Gewohnheit, oder auf Treue und Glauben, nicht durch eigne Einſichten, die Achtung oder das Zutrauen gegen ihn gefaßt haben, um deßwillen ſie ihm gehorchen. In dieſem Verhältniſſe iſt oft der gemeine Soldat gegen ſeinen Feldherrn, und überhaupt der gemeine Bürger gegen ſeinen Fürſten. Auch ein Eugen und ein Friedrich gewannen die Unterwürfigkeit und die Bereitwilligkeit des großen Haufens nicht dadurch, daß das höhere Maß ihres Verſtandes dieſem wirklich bekannt geworden wäre. Die Verehrung alſo, die ſie von ihm genoſſen, da ſie nicht durch Handlungen erregt worden war, die ihre Erhabenheit bewies, konnte auch durch eine Handlung verloren gehen, die ihnen von ihrer Größe nichts entzog, ja die in den Augen der Verſtändigen dieſelbe noch erhöhte. — Die geringen und unwiſſenden Claſſen, ſind indeß zuletzt die thätigen Werkzeuge zur Ausführung aller politiſchen Unternehmungen. Sie ſind es vornehmlich im Kriege. In allen den Geſchäften, wo dieſe mit dem Regenten mitwirken, und wo es ihm alſo wichtig iſt, eine gewiſſe Meinung von ſich bey dieſen zu erhalten, iſt es ihm oft unvermeidlich, durch einen falſchen Schein der Unfehlbarkeit blenden zu müſſen.

Zweytens. Bey vielen Geſchäften, und gerade bey eben dieſen Unternehmungen, an deren Ausführung die Menge Theil nimmt, iſt, um in die Operationen mehrerer zerſtreuten Theile Einſtimmigkeit und Uibereinſtimmung zu bringen, Beharrlichkeit ſo unentbehrlich, als die Weisheit der Maßregeln ſelbſt. Nichts iſt ſolchen Unternehmungen gefährlicher, als Verwirrung und Mißverſtand in den genommenen Verabredungen, und Schläfrigkeit in der Ausführung der Befehle. Beydes wird durch häufige Abänderungen veranlaßt, ſelbſt, wenn es Verbeſſerungen der erſten Entſchlüſſe ſind.

Hingegen in Sachen des Rechts, in der innern Verwaltung des Staats, mitten im Frieden, in Ausſprüchen über das Eigenthum, oder in ſolchen, die Schuld und Verdienſt einzelner Perſonen betreffen, kann es dem Regenten weit weniger nothwendig ſeyn, eine falſche Partey, die er anfangs genommen, ſeines Anſehns wegen, hartnäckig zu vertheidigen.

Einmahl, hier hat er mit der Meinung von Perſonen zu thun, die, wenn ſie ſind, was ſie für die Stelle, die ſie begleiten, ſeyn ſollen, d. h. Leute von Kopf und Kenntniſſen, die ſchwache und ſtarke Seite ihres Herrn doch einſehen lernen; — de nen nichts neues damit geſagt wird, wenn ſie erfahren, daß er ein Menſch iſt, und irren kann. Im Gegentheil, Männer von Verdienſt ſind beleidigt, wenn man Mine macht, ſie blenden zu wollen; ſie ſind nur deſto ſcharfſichtiger Fehler auszuſpähen, und finden, haben ſie anders einen Samen von Bösartigkeit in ihrer Natur, deſto mehr Vergnügen daran, dieſe Fehler aufzudecken und bekannt zu machen.

Zum andern, hier iſt durch Abänderung der erſten Sentenz keine Zerrüttung der Plane zu beſorgen. Wenn beſonders der Irrthum in der Thatſache lag; ſo wird, ohne alle Verminderung des oberherrlichen Anſehns, die auf eine Vorausſetzung ſich beziehende Entſcheidung von ſelbſt aufgehoben, wenn jene Vorausſetzung unrichtig befunden worden iſt.

Schon dieſe Entwickelung zeigt einen Entſchuldigungsgrund für den Monarchen, deſſen Charakter ich ſchildere, wenn ſeine Beharrlichkeit nicht in allen Fällen zu rechtfertigen ſeyn ſollte. Die kriegeriſchen Geſchäfte haben einen groſſen Theil ſeiner Lebenszeit angefüllt, und den vornehmſten Theil ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Die Züge des großen Feldherrn waren auch in ſeinem Regentencharakter herrſchend. Aber jene Geſchäfte erfordern im Befehlshaber eine Standhaftigkeit, die bis zur Hartnäckigkeit geht, ſo wie ſie im Untergebenen einen Gehorſam verlangen, der ohne Bedingung und beynah blind ſey. Der militäriſche Charakter bringt es mit ſich, im Laufe der Geſchäfte nie Rath von einem Subaltern anzunehmen, nie ihm ſeine Fehlbarkeit merken zu laſſen. Im Ganzen genommen werden weitläuftige bürgerliche Geſchäfte, behandelt mit dem Geiſte eines Heerführers, wenn der Regent, der ihnen vorſteht, ein Friedrich iſt, doch weit glücklicher verwaltet werden, als einzelne ausgehobne Verirrungen ſollten vermuthen laſſen. Denn in allen menſchlichen Angelegenheiten macht die Ordnung, die Uibereinſtimmung und die lange Fortſetzung gleichförmiger Maßregeln vieles wieder gut, was in beſondern Theilen, aus mangelhaften Einſichten, verſehen worden iſt.

2.

Die Regierungsart, welche der König wählte, und die man die Regierung aus dem Cabinet nennen könnte, hat ihre eignen Mängel und Vorzüge, und ihr Werth oder Unwerth hängt mehr, als die Beſchaffenheit der Regierung durch den geheimen Rath, von den perſönlichen Eigenſchaften des Regenten ab. Ich will mich deutlicher darüber erklären.

Mehrere große Monarchen in Europa haben es für dienlich gefunden, ihre Reſidenz von ihrer Hauptſtadt, dem Sitze der oberſten Landes-Collegien und Gerichtsſtellen, zu entfernen. Aber die unmittelbarſten Mittler zwiſchen ihnen und ihrem Volke, die, welche unter ihnen den verſchiedenen Zweigen der Regierung vorſtehen, die Miniſter mit einem Worte, haben doch die meiſten Fürſten um ſich verſammelt, um entweder in voller Verſammlung derſelben die wichtigſten Angelegenheiten, oder mit jedem von ihnen insbeſondere den ihm anvertrauten Theil der Geſchäfte zu überlegen. Friedrich hatte ſeine Miniſter, ſo wie die Regierungscollegien, von ſich entfernt, er verſammelte dieſelben nie, er arbeitete mit ihnen nie perſönlich die Geſchäfte aus. Die Geſchäftsmänner, welche ihn umgaben und die ſein Cabinet ausmachten, waren nur dazu beſtimmt, alle an ihn einlaufenden Berichte, Anfragen, Antworten der Miniſter, und die Bittſchriften ſeiner Unterthanen ihm vorzulegen, und zu excerpiren, und ſeine Entſcheidung darauf in die gehörige Form zu bringen. Wenn ſie mehr thaten, ſo traten ſie aus den Grenzen ihres Amtes: und der König, der ihnen in der That zuweilen einen Theil von Miniſterialiſchem Anſehn überließ, geſtand ihnen nie die Achtung und ſelbſt nie die Dankbarkeit zu, welche er ſeinen Miniſtern ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Dieſe letzten conferirten alſo eigentlich mit ihm nicht, ſondern ſie fragten nur bey ihm an, ſie erhielten ſeine Entſcheidung, ſie machten, wenn es die Wichtigkeit der Sache erforderte, und die Gewißheit ihrer Uiberzeugung ſie dazu berechtigte, Ge-

genvorſtellungen, und vollzogen zuletzt die königliche Entſcheidung. In andern Fällen verlangte der König ihr Gutachten, und ihre Vorſchläge, welche allemahl ſchriftlich von ihnen eingeſchickt, und vom Könige eben ſo beantwortet wurden. Einzelne Ausnahmen, wo der König auch mündlich mit ihnen die Geſchäfte beſprach, oder auch ſie zu gemeinſchaftlicher Berathſchlagung verſammelte, haben keinen Einfluß auf den allgemeinen Geiſt und den Charakter der Regierung gehabt.

Es iſt gewiß, daß für einen König, der ſelbſt regieren will, und ſelbſt zu regieren verſteht, es beſſer iſt, ſeine Miniſter einzeln, als ſie alle in Gemeinſchaft über die Angelegenheiten zu hören, — daß es beſſer iſt ſchriftlich als mündlich mit ihnen zu handeln. Die Freymüthigkeit eines jeden leidet etwas Gewalt, wenn er in Gegenwart andrer ſeines Gleichen, oft ſeiner Nebenbuhler oder heimlichen Feinde, ſeine Meinung ſagen ſoll. — Wenn man ſchreibt, kann man ſeine Worte mehr abwägen, man faßt ſich kürzer, man iſt weniger in Gefahr auf fremde Dinge auszuſchweifen, und — welches vielleicht die Hauptſache iſt, — man hat weniger Gelegenheit, dem Herrn gewiſſe Geſinnungen im Geſpräche als annehmlich zu empfehlen, — indem man bloß das Anſehn hat, ſein Urtheil durch Darlegung der Thatſachen zu leiten.

Nach der Methode, welche Friedrich befolgte, thut ein König gewiß viel ſelbſt, — und ſcheint beynahe alles zu thun. Das erſte iſt, (die Weisheit des Monarchen vorausgeſetzt, die doch, bey einer ſolchen Selbſtthätigkeit desſelben, als Urſache oder als Folge, nicht fehlen kann) immer ein großes Gut für die Sache ſelbſt; das andre iſt wenigſtens ein Mittel, die Vollziehung der Sachen zu beſchleunigen, und alle Mitwirkenden in Feuer zu ſetzen.

Es ſcheint, daß, wo der Monarch auf gewiſſe Weiſe von ſeinem Hofe, und den Erſten ſeiner Untergebnen entfernt iſt, der Cabale viele Wege abgeſchnitten ſind, durch welche ein von Miniſtern und Großen umgebner König in andern Staaten oft beſtrickt wird.

Die Pünctlichkeit, mit welcher der König jede Anfrage auf der Stelle beantwortete, machte dieſe Expedizion der Geſchäfte eben ſo ſchnell, als ſie einfach war.

Aber iſt es auf dieſem Wege auch einem Fürſten eben ſo möglich, zu einem recht gründlichen Unterricht über die Gegenſtände, welche er entſcheiden ſoll, zu gelangen, als es ihm leicht iſt, ſich dadurch vor einem ungebührenden Einfluſſe der Gunſt oder der Intrigue zu verwahren? Die Nothwendigkeit der Eile bey vielfältigen Geſchäften, die natürliche Liebe des Königs zur Präciſion im Ausdrucke, und die vielleicht nicht ganz gegründete Meinung, daß bey gehöriger Abſonderung des Wichtigen vom Unwichtigen, ſich alle Sachen ins Kurze faſſen laſſen: alles dieß zuſammengenommen hatte den König veranlaſſet, ſeinen Miniſtern beynah ein gewiſſes Maß für alle ihm zu überreichenden Aufſätze vorzuſchreiben, oder ſie wenigſtens auf die möglichſte Kürze dabey einzuſchränken. Aber mußte nicht dadurch zuweilen die Vollſtändigkeit der Berichte, oder die deutliche Entwicklung der Gründe leiden? Mußte nicht ein dadurch beym Könige veranlaßter Irrthum oft erſt weitläuftig gehoben, vielleicht zuletzt als unwiderleglich ihm gelaſſen werden, den, im mündlichen Vortrage, ein paar Worte gleich von Anfange hätten wegräumen können?

Wenn jedes Departement, und ohne Zuziehung oder Benachrichtigung der andern, einzeln mit dem Könige ſeine Geſchäfte verhandelt: ſo wird jedes ſeine Vortheile oder ſeine Gerichtsbarkeit auf Unkoſten der andern zu erweitern ſuchen: und es gehört das ſcharfe alles überſehende Auge, die ſtarke alles im Gleichgewicht haltende Hand eines ſolchen Königs, wie Friedrich der Zweyte dazu, wenn nicht an die Stelle der Verwirrung oder des unzeitigen Nachgebens, die im verſammelten Conſeil zu fürchten ſind, bey einer ſo getheilten Behandlung der Geſchäfte, ein Widerſpruch in den Maßregeln, und ein heimlicher innerer Krieg zwiſchen den Miniſtern entſtehn ſoll.

Und weil doch die Könige Menſchen ſind, und diejenigen, welche täglich um ſie ſind, und täglich mit ihnen arbeiten, doch nach und nach, oder zu gewiſſen Zeiten, einen Einfluß über ſie bekommen, durch welche ſie mehr, als bloße Vollzieher ihres Willens, — durch welche ſie auch wohl ihre Rathgeber werden: — iſt es alsdann nicht ſchlimmer, wenn dieſe, durch den unmerklichen Einfluß der Gegenwart und des Geſprächs wirkende Perſonen Subalternen ſind, die weder Ehre von der guten Verwaltung der Regierung zu hoffen, noch von der übeln Schande zu fürchten haben, — als wenn der Fürſt von denjenigen geleitet wird, die wirklich von ihm einen oder den andern Theil ſeiner Autorität anvertraut erhalten haben, und die über die Anwendung derſelben dem Staate eben ſo, wie ihm ſelbſt, verantwortlich ſind. Je mehr der Mann im Dunkeln iſt, der einen Fürſten zu lenken Gelegenheit hat: deſto mehr iſt er der Verſuchung ausgeſetzt, dieſen Einfluß zu mißbrauchen. Denn da er den Ehrgeiz, die natürlichſte Leidenſchaft in einer ſolchen Lage, und noch die unſchuldigſte, — nicht befriedigen kann: was iſt wahrſcheinlicher, als daß er ſeinen Eigennutz zu befriedigen ſuchen wird? Und wie könnte der Eigennutz eines kleinen Privatmannes in großen Angelegenheiten anders als irre führen?

Ich weiß, daß Friedrich durch die Wahl der Perſonen, welche ſein Cabinet ausmachten, und durch die Aufſicht über ſie, dieſe Uibel im Ganzen zu verhüthen wußte. Aber da ſein Beyſpiel als ein helleuchtendes Gemälde der Welt aufgeſtellt iſt: ſo iſt es Pflicht aller denkenden Menſchen, daſſelbe mit verdoppelter Aufmerkſamkeit zu betrachten, um nicht nur ihn und ſeine Regierung, ſondern auch die Natur der Sache, ihre Unbequemlichkeiten und Vortheile kennen zu lernen. — Und bey einer ſolchen Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, von welchem wir reden, wird man, glaube ich, finden, daß zwar mit ſo vieler Einſicht und Denkkraft, einer ſolchen Thätigkeit und Eiferſucht über ſein Anſehn, und einem ſo richtigen Scharfblick in Beobachtung der Menſchen, als der große König hatte, dieſe Concentrirung aller Geſchäfte auf ſeine einſame Unterſuchung und alleinige Entſcheidung, mehr Gutes als Ubels ſtiftete: daß aber unter einem ſchwächern, öfter in ſeinem Fleiße nachlaſſenden, öfter fremder Eindrücke empfänglichen Monarchen, bey dieſer Methode, die Geſchäfte unfehlbar entweder in Verwirrung gerathen, oder ſeichte und obenhin betrieben werden, — und daß insbeſondere alsdann die Macht nur aus den Händen der Erſten und Vornehmſten des Staats, denen ſie gewiſſer Maſſen gebührte, in die Hände geringerer, weniger bey dem Wohl der öffentlichen Sache intereſſirter, weniger durch die öffentliche Meinung in Schranken gehaltner Perſonen fällt; die alſo höchſt wahrſcheinlich einen ſchlechtern Gebrauch davon machen, als von den erſtern zu befürchten war.

3.

Der ſoldatiſche etwas rauhe Styl, mit welchem Friedrich in ſeinen eigenhändigen Randgloſſen zu den Berichten ſeiner Miniſter und Collegien, die Antworten auf dieſelben ertheilte, da ſie keinen Einfluß auf das anderweitige Betragen des Königs gegen dieſe ſeine Diener und Beamten hatten, machte auch auf dieſelben keinen ſonderlichen Eindruck, noch erregte ſie Muthloſigkeit oder Unwillen: und oft wurde durch dieſen Styl die Abfertigung nur kürzer und nachdrücklicher, ohne daß ſie Perſonen, die deſſen Sinn ſchon kannten, und die Aufwallung des Augenblicks von der beſtändigen Geſinnung ihres Königs gegen ſie zu unterſcheiden wußten, empfindlich oder fürchterlich geworden wäre. Aber eben dieſe Ausdrücke, welche das Leidenſchaftliche in dem Gemüthe des Königs, als er ſie niederſchrieb, verriethen, laſſen vermuthen, daß die Entſcheidungen ſelbſt, welche auf dieſe Weiſe gegeben wurden, nicht immer das Werk der ruhigen Ueberlegung waren. In der That finden ſich, unter dieſen mit Heftigkeit ausgedrückten, oder mit einer Spötterey begleiteten eigenhändigen Randdecreten des Königs, mehrere, die entweder auf ein nicht richtig eingeſehenes Factum ſich gründen, oder von der, dem Könige in andern Fällen heiligen, Regel des Rechts und der Mäßigung abweichen. Es iſt dieß die unvermeidliche Folge einer Regierung durch Cabinetsbefehle. Der erſte Eindruck, der erſte Blick auf die Sache entſcheidet. In hundert Angelegenheiten, welche den Königen vorgelegt werden, iſt es möglich auf dieſe Weiſe dem Endzwecke ein

Ge-

Genüge zu thun, ſo zu entſcheiden, und recht zu entſcheiden: wenn Könige eine ſo ſchnelle Faſſungskraft, ſo viele geſammelte Erfahrungen, und eine ſo richtige Urtheilskraft haben, als **Friedrich** hatte. Aber es gibt andre Sachen, welche langſames Unterſuchen, und wiederhohltes Nachdenken, auch von dem größten Geiſte durchaus erfordern. Dieſe werden aber ſodann, bey der Gewohnheit auf jede Frage ſogleich zu antworten, eben ſo ſchnell abgethan, wie die erſtern.

4.

Es iſt **Friedrichen** der Vorwurf gemacht worden, daß er, wider die Natur ſeines Standpuncts und ſeines Berufs, nicht bloß das Große, ſondern auch das Kleine in der Verwaltung des Staats habe thun wollen, daß er nicht bloß die Direction der Geſchäfte, in welcher er Meiſter war, ſondern auch die ins Einzelne gehende Verwaltung derſelben, in welcher ihm natürlicher Weiſe die Erfahrung mangelte, über ſich genommen habe, daß er überhaupt, um der großen Einſichten willen, deren er ſich in den vornehmſten Stücken bewußt war, und deren Richtigkeit der glückliche Erfolg ſeiner Unternehmungen bewährte, er ſich auch angemaßt habe, über Dinge zu entſcheiden, die er weniger verſtand und die er nie ſtudirt hatte.

Von dieſen Vorwürfen ſind einige wahr, und ſetzen den Charakter Friedrichs als Menſchen mehr ins Licht, andre ſind unbillig oder ungegründet; und ihre Entwicklung führt uns auf Charakterzüge ſeiner Regierung.

Der König hatte ſehr viele Kenntniß auch von den einzelnen Verrichtungen, zu welchen ſich, in der Ausführung, die Oekonomie des Staats und die Regierung eines Landes herablaſſen muß. Dazu verhalf ihm ſeine gute Beobachtungsgabe, ſein Umgang mit gemeinen Leuten, ſein glückliches Gedächtniß, ſeine Fähigkeit, aus wenigem, was ihm bekannt war, das übrige-Unbekannte zu rathen. So wußte er viel von den Sitten und Eigenheiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens, auch der untern Volksclaſſen, — viel von der Verfahrungsweiſe und den Fehlern der Unterbedienten, viel von der Landwirthſchaft ſeiner Staaten, und deren Verſchiedenheiten, manches von Gewerben und Handel. Kaum wird ein König auch mit dieſer Art von Gegenſtänden, die doch ſo weit aus ſeinem Geſichtspunct liegen, ſo bekannt geweſen ſeyn, als Er. — Aber freylich waren dieß nur Bruchſtücke und konnten nicht wohl etwas anders ſeyn. Allerdings rieth er zuweilen falſch und ſchloß nach Analogien, wo er nach Erfahrungen, die ihm abgingen, anders geurtheilt hätte.

Die Theorie, die zu dieſen Zweigen der Staatswiſſenſchaft gehört, und die, zur Zeit ſeiner Erziehung, noch keinen Theil der Wiſſenſchaften ausmachte, war von ihm, ſo weit ſie in dieſer ſeiner

Bildungs-Epoche bekannt war, oder ſo weit ſie in dieſer Bildungsepoche bekannt war, oder ſo weit ſie ſich nachher aus wenigen deutlichen Erklärungen und faßlichen Beweiſen erlernen ließ, ſtudirt worden. Aber ſie war nicht vollſtändig und richtig genug, um ſeinen Beobachtungen allenthalben zur Grundlage zu dienen, oder den Mangel derſelben zu ergänzen. — Dem ohnerachtet hatte er auch in dieſen Fächern große Dinge ausgerichtet. Und obgleich mehrere davon nur mittelbar den Urſprung ihres guten Erfolgs in ſeiner Regierung hatten, inſofern durch ihn der Geiſt des Fleißes und des Nachdenkens war erweckt, und durch ihn der Muth und das Selbſtvertrauen der Eingebohrnen erhöht, und die Achtung der Ausländer erhalten worden: ſo war es doch ganz menſchlich, daß er ſich in den Theilen der Adminiſtration, welche unter ihm gediehen, und von welchen er ſich in der That Kenntniſſe bewußt war, auch noch größere und gewiſſere Einſichten zutraute, als er wirklich beſaß.

Die Beſchäftigung mit dem Kriegsweſen und die Anführung der Armee, dieſe Schule ſeiner geſammten Regierungskunſt, iſt mit der Beachtung und Beſorgung des kleinſten Details nothwendig verbunden. Auch hier kann zwar der Feldherr nicht immer bis zu demſelben herabſteigen; ſein Auge reicht nicht immer bis dahin, es richtig zu erkennen: aber er muß es nie verſchmähen, und er muß jeden Subalternen in der Meinung erhalten, daß die Beobachtung oder die Verletzung ſeiner Pflicht unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht ſtehe. — Dieſe Aufmerkſamkeit auf das Kleine, auch dieſen Grundſatz, daß der Regent das Anſehn haben müſſe, es zu wiſſen, brachte er vom Lager ins Cabinet, aus dem Felde in die Regierung. Und da hier mehr Augen ſind, die darauf ſehen, was der König in dieſen Angelegenheiten ſpricht oder thut, da mehrere Kenner ſind, welche darüber urtheilen können, ob er richtig ſpricht und zweckmäßig handelt: ſo werden auch hier ſeine Blößen, wenn ein ſo vielfach wirkſamer Fürſt deren gibt, eher bemerkt und aufgeſammelt.

Dem ohngeachtet, wenn man einzelne Handlungen, (in welchen jeder Menſch oft Widerſprüche mit ſich ſelbſt begeht,) von dem gewöhnlichen Gange ſeiner Regierung unterſcheidet: ſo kann man nicht verkennen, daß er ſeinen eigentlichen Beruf und ſeine Stärke wohl kannte, und ſich in der That vornehmlich auf jenen einſchränkte, und dieſe benutzte.

Die Kriegskunſt und die Finanzen waren es, auf die er eine immerwährende, und eine bis in das kleinſte gehende Aufmerkſamkeit richtete. Zu jener berief ihn ſein Genie, zu dieſen die Einſicht der abſoluten Nothwendigkeit des Geſchäfts. Die Juſtiz wollte er, einige Auftritte ſeiner letztern Lebensjahre ausgenommen, nur von ferne durch ſeine deklarirte Liebe zur Gerechtigkeit, und ſeinen Wunſch Rechtshändel zu verkürzen und zu vermindern, leiten. In den verſchiednen Zweigen der Staatswirthſchaft folgte er den Ideen derer, welche er für die verſtändigſten hielt, und nahm es nur eigentlich auf ſich, die Schnelligkeit und den Fleiß in der Ausführung, ſo wie die Sparſamkeit im Aufwande durch ſeine Oberdirection zu erhalten. — Wenn er in der Folge der Zeit, mit anwachſenden Jahren und immer anwachſendem Glücke ſeiner Staaten, noch höhere Ideen von ſeinen eignen Einſichten, und kleinere von den Einſichten derer, die unter ihm arbeiteten, faßte; — wenn er die, durch den Umgang mit Männern vom Handwerk, oder während der Ausführung ihrer Vorſchläge eingeſammelten, Ideen über Ackerbau, Induſtrie und Handel, wieder umänderte, zuweilen auch jenen ſelbſt als ſeine Ideen vortrug; wenn er, der königliche Greis, umgeben von einer neuen Generation ſeiner Unterthanen und Räthe, glaubte, dieſe in allem, auch was er in ſeinem vorigen Leben ſeinen ältern Dienern ganz überlaſſen hatte, belehren zu können; wenn er ſich nun auch Eingriffe in das Gebieth der Rechtspflege, der Criminaljuſtiz erlaubte, die er ſonſt nie gewagt hatte; wenn er zuweilen ſeinen Miniſter einen Unterricht in Dingen gab, von welchen er mit Recht Belehrung von ihnen hätte verlangen können: ſo iſt dieß eine ſo natürliche Folge des Alters und großer Succeſſe, verbunden mit der höchſten Autorität, — daß es ſogar den Menſchenkenner befremden müßte, wenn ein ſolcher König in ſeinem Alter anders hätte ſeyn ſollen.

Dem ohnerachtet wußte der König oft, oder er ahndete die Mittelmäßigkeit ſeiner Kenntniſſe: nur daß er die Unwiſſenheit anderer für noch größer hielt. Daher er auch nicht auf der Befolgung ſolcher Rathſchläge, aber wohl auf der Beobachtung der allgemeinen Grundſätze der Ordnung beſtand, — daher er auch gemachte Abänderungen ſeiner Pläne ſich hintendrein gefallen ließ, und, nach Proben von größrer Einſicht der Executoren, ſeine eignen Ideen ihnen zur Berichtigung überließ. Immer erhielt er durch dieſe zuweilen verfehlten Vorſchriften fürs Einzelne, daß man ſeiner Aufmerkſamkeit auf das Ganze gewiß war, und daß man die ihm dereinſt zu gebende Rechenſchaft fürchtete, wenn man auch ſeinen gegenwärtigen Rath nicht hatte benutzen können.

5.

Ein Zug, der, ich weiß nicht, ob mehr den Mann, oder den Stand auszeichnet, welchen er einnahm, ein Zug aber, der auf ſein Verfahren, ſo wie auf die Werke, die er hervorbrachte, viel Einfluß hatte, iſt die Begierde alles Unternommene zu beſchleunigen, alles Angefangne ſo bald als möglich geendiget zu ſehen. Bey jedem Menſchen zwar, der ſich einen Endzweck vorſetzt, beſonders wenn er baut und pflanzt, (und womit hat der Staatsverwalter mehr zu thun?) entſteht mit dem Anfange der Arbeit, eine ungeduldige Erwartung des Endes, mehr oder weniger lebhaft, je nachdem der Endzweck groß, das Gemüth des Menſchen feurig, der Trieb zum Genuß mit dem Triebe, beſchäftigt zu ſeyn, im Gleichgewicht, und ſeine Ausſicht auf fernere Pläne ausgedehnt iſt. Aber die eingeſchränkten Mittel, die vielfachen Hinderniſſe, die nicht von ihm zu hebende Trägheit der Mittelsperſonen, gewöhnen den Privatmann nach und nach daran, auf die Ausführung ſeiner Anſchläge zu warten, und bringen ihn endlich dahin, ſelbſt auf die Geſchwindigkeit der Vollendung einen mindern Werth, als auf die Dauerhaftigkeit des Werks, zu legen. Aber dieſe Begierde, es ſey nach dem Ruhme des zu Stande gebrachten Werks, oder nach dem Genuſſe des veranſtalteten Vergnügens, wächſt ohne Zweifel mit der Mannigfaltigkeit der Entwürfe, die man auszuführen gedenkt, der Größe der Hülfsmittel, die man in Händen hat, und der Gewohnheit ſeinen Willen ſchnell befolgt zu ſehn. Vielleicht kommt bey den Fürſten noch zur Beſchleunigung der Eile in ihren Unternehmungen, der Bewegungsgrund hinzu, daß ſie weniger, als der Privatmann, davon verſichert ſind, ob ihre Nachfolger in ihre Abſichten eingehen, ihre Pläne verfolgen, und ihr angefangenes Werk vollenden werden. Bey unſerm Könige vereinigte ſich mehreres, ihm den

Geiſt zu geben, den Lucan dem Cäſar zuſchreibt: den, der in jeder Sache nichts für gethan hält, ſolange noch etwas zu thun übrig bleibt. Ein natürlich lebhaftes Temperament, das jedes Beſtreben leicht bis zur Ungeduld bey ihm ſteigen ließ, eine eigne große Geiſtes-Thätigkeit, die keine Unternehmung je aus den Gedanken verlor; ein Hang zum Fleiß, und zur Expedition der Geſchäfte, die ihm auch den Fleiß derer, die unter ihm arbeiteten, als ihre unerläßlichſte Pflicht vorſtellte; die Mannigfaltigkeit gemeinnütziger oder ehrenvoller Denkmähler, die er ſich nach einander zu errichten vorſetzte, und die ihm alſo nicht zuließ, auf irgend eines mehr Zeit zu wenden, als es nothwendig brauchte; mehrere glückliche Erfahrungen, welche ihn gelehrt hatten, daß ſein beharrlicher Wille unmöglich ſcheinende Unternehmungen möglich machen und ſeine Betriebſamkeit die weitläuftigſten Geſchäfte ohne ſichtbaren Nachtheil für ihren Endzweck abkürzen könne; endlich der Hang zum Vergnügen und zum Genuß, der ſich bey ihm auf eine ſonderbare Art mit der Liebe zur Arbeit und dem Geiſte der Unternehmungen paarte, und bald dem letztern Grenzen ſetzte, bald ihn zur Erreichung des Ziels anſpornte: das alles erklärt es, warum er bey dem Baue ſeiner Palläſte, bey dem Graben der Canäle, bey der Errichtung der Colonien, bey der Ausführung faſt aller großen Monumente ſeines Reichs und ſeiner Regierung, die Baumeiſter, und Entrepreneurs, — ſeine Miniſter und Kammern, ſo äuſerſt drängte, und ihnen oft nicht die zur dauerhaften Verfertigung nöthige Zeit ließ, indem er ihnen die durch Trägheit unnöthig verlängerte Zeit abſchneiden wollte.

Es würde eine Schmeicheley, nicht eine Schilderung des Charakters Friedrichs ſeyn, zu ſagen, daß dieſes Verfahren ganz fehlerfrey war, und bey einem Regenten überhaupt ohne Nachtheil ſey. Er ſoll mehr als jeder andre für die Ewigkeit arbeiten, weil er zum Beſten einer moraliſchen Perſon arbeitet, die er für unſterblich anſehen muß, — des Staats. Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit der Werke, die er zum Beſten deſſelben, oder auch zu ſeiner Zierde errichtet, iſt daher ein größtes Erforderniß ihrer Zweckmäßigkeit, als bey den Werken eines Privatmanns: und dieſe Dauerhaftigkeit läßt oft nicht eine ſo ſchleunige Vollendung zu. Es zeigt ſich ohne Zweifel ebenfalls eine Stärke des Geiſtes dadurch, wenn er ſeine Beſtrebungen mäßigt, um den Endzweck vollſtändiger zu erreichen, — den Genuß oder den Ruhm, welcher am Ende ſeiner Unternehmungen ihn erwartet, aufſchieb, und ſich mit dem Bewußtſeyn etwas gutes zu thun, befriedigt, welches er ſchon während der Anſtalten dazu genießt. — Es iſt auch gewiß, daß die mit der Ausführung königlicher Entwürfe beladenen Perſonen, dieſe Neigung ihres Herrn, auf die Geſchwindigkeit ihrer Arbeit mehr, als auf deren Güte, Acht zu haben, eben ſo ſehr zum Schaden der Sache, ſeiner Einkünfte und des Staats, mißbrauchen können, als ſie die Fahrläſſigkeit und Langſamkeit eines andern Herrn mißbrauchen würden.

Indeſſen, wenn wir aus den Folgen auf die Urſache und deren Werth ſchließen: ſo brachte unter den Umſtänden, unter welchen ſich der König befand, ſeine vielleicht zu hitzige Eile in Betreibung angefangner Werke, dem Staate mehr Vortheil, als Schaden. Es geht mit den großen Entwürfen, durch die ein Staat blühend, angebaut, und mit den Bequemlichkeiten des Lebens, den Hülfsmitteln der Induſtrie, oder dem Schmucke der Kunſt verſehen wird, wie mit den Entwürfen zu großen ſchriftſtelleriſchen Werken des Genies. Vieles muß darin erſt hingeworfen werden, ehe es ausgearbeitet wird, oder es wird gänzlich vergeſſen. Die Räder der Staatsmaſchine greifen dergeſtalt in einander, daß viele derſelben zugleich in Gang gebracht werden müſſen, wenn im Ganzen eine beſchleunigte Bewegung erfolgen ſoll. Für einen großen Reformator eines Staats, wie unſer König wirklich war, iſt alſo eine Mannigfaltigkeit von Unternehmungen nöthig, die zugleich fortgeführt werden müſſen. Wie wäre es aber möglich, auf jede derſelben gleich anfangs den Fleiß, die Koſten und die Zeit zu wenden, welche vielleicht zu ihrer vollkommenſten Ausführung erfordert wird, und die man darauf wenden würde, wenn man mit ihr ganz alſein beſchäftigt wäre. Vor allen kömmt es nur darauf an, daß man die Maſchine aufſtelle und in Gang bringe. Alsdann zeigen ſich die Fehler und Lücken am beſten: und was bey der erſten Unternehmung gleichſam nur Zeichnung und Andeutung von dem war, was geſchehen ſollte, kann in der Folge, wenn man es vollendet, obgleich unvollkommen, vor ſich ſieht, weil beſſer und zweckmäßiger ausgeführt werden, als es mit der langſamſten Ausarbeitung gleich anfangs gelungen ſeyn würde. — Freylich haben an Gebäuden, Canälen, Straßen und im Colonie-Weſen, oft die erſten Arbeiten, vielleicht mit größern Koſten, verbeſſert oder von neuem gemacht werden müſſen. Mehrere dieſer Verbeſſerungen ſind dem Nachfolger des Monarchen überlaſſen worden. Aber ſchon das Daſeyn der erſten Verſuche iſt ein Gut für den Staat, denn es iſt eine Aufforderung und gewiſſer Maßen eine Verſicherung, daß dieſelben zu größrer Vollkommenheit gedeihen werden. Und wie viel hat nicht der König wirklich zu beſchleunigen gewußt, ohne es im mindeſten an ſeiner innern Güte zu ſchmälern! Wie unglaublich viel hat der durch ſeinen Eifer belebte Eifer der Staatsbeamten und Staatsbaumeiſter ausgerichtet! Und wenn es für das menſchliche Gemüth faſt nicht möglich iſt, viele und ſchwere Dinge zu betreiben, ohne den Ruhm ſie vollendet zu haben, als Belohnung, vor ſich zu ſehen, wenn man nur in dem Maße fleißig im Ausſäen wird, nach welchem man das Reifen der Ernte ſich nahe vorſtellt: ſo wollen wir, indem die Miſchung von Stärke und Schwäche, in dem Geiſte unſers großen Königs, als ein lehrreiches Beyſpiel von Menſchlichkeit, mit philoſophiſcher Kühnheit (die er ſelbſt ſo ſehr liebte) aufſuchen, dankbar die Vorſehung ſegnen, welche durch dieſe Miſchung doch den Urheber ſo großer und nützlicher und vielfacher Veränderungen und Werke in ſeinem Reiche vorbereitete.

6.

So promten Gehorſam der König nach der Regel, und beſonders in Sachen, die bloß Geſchäfte, nicht Perſonen angingen, verlangte: ſo gab es doch Ausnahmen, wo er nachſichtig war, wenn Männer, die ſein Zutrauen beſaßen, die Vollziehung ſeiner Befehle, aus Gründen, es ſey der Menſchenliebe, es ſey der Behutſamkeit, verſchoben *).

Es gibt einen Eigenſinn, der auf allem beſteht, eine eiferſüchtige Herrſchſucht, die immer fürchtet, durch jedes Nachgeben ihre Vorrechte einzubüßen. Beydes iſt Schwäche. Dieſe hatte der König nicht. Ohne alle Gründe beſtimmte er ſich nie. Er wußte auch wohl das Wahrſcheinliche von dem Gewiſſen in dieſen Gründen zu unterſcheiden.

---

*) S. Büſching: das Verfahren Münchhauſens in der Sache des Conſiſtorial-Raths Hähns.

Er bemerkte, wo die Ausführer ſeiner Befehle beſſer, als er, unterrichtet ſeyn konnten, und kannte die, welche Verſtand und guten Eifer genug hatten, daß er glauben konnte, auch ſie handelten nicht ohne Gründe, — am wenigſten, wenn ſie von ſeinen Befehlen abwichen. Wo er alſo ſeiner Sachen weniger gewiß war, und von ſeinem Miniſter oder Feldherrn die gute Meinung hatte, daß ſie nur gewiſſer zu werden verlangten, um dann mit mehr Einſicht zu gehorchen: da ließ er ſich einen Aufſchub in der Vollziehung ſeiner erſten Entſcheidungen gefallen. Und ſo wie er Nachläſſigkeit von Behutſamkeit unterſchied, ſo wußte er Widerſpenſtigkeit von Gewiſſenhaftigkeit zu trennen.

7.

Der Vorzug, welchen er der adlichen Geburt einräumte, iſt bey einem jeden erblichen Monarchen ein ſehr natürliches Vorurtheil. Denn wie ſollte er die Unterſchiede der Geburt unter den Menſchen nicht für wichtig halten, da ſein eigner Thron auf dieſem Grunde ruht? Wenn die höchſten Rechte in der bürgerlichen Geſellſchaft in einer Familie erblich ſeyn können: warum ſollten mindere Vorrechte nicht auch ſich durch die Geburt fortpflanzen dürfen? Und da ſich mit der Vorſtellung von angebohrnen Rechten, einer Vorſtellung, die deutlich und durch die allgemeine Meinung beſtätigt iſt, die dunklere und zweydeutigere von angebohrnen perſönlichen Vorzügen ſo leicht vermiſcht: ſo kann es nicht anders kommen, als daß in den Augen des Fürſten, des erſten der Adlichen, Adel, in gewiſſen Augenblicken, — Verdienſt, und Niedrigkeit der Geburt, — eine unedlere Beſchaffenheit des Menſchen zu ſeyn ſcheint.

Aber da Friedrich nicht bloß, wie die meiſten Fürſten, ſeine Begriffe von den Dingen und durch die Umſtände bekam, ſondern, wie denkende Männer, ſie auch durch freye ſelbſtthätige Betrachtungen ſich bildete: ſo waren jene Vorſtellungen vom Adel, welche nur auf die äußern Verhältniſſe der Menſchen gegründet ſind, mit andern abwechſelnd, welche ſich näher auf die Natur derſelben beziehn. Er dachte und ſprach, wie über viele andre Gegenſtände, ſo auch über den Adel, das eine Mahl bloß als erblicher König, als erſter Officier ſeiner Armee, als erſter Adlicher ſeines Staats, das andre Mahl als Philoſoph und Menſch.

Faſt immer wird der Menſch den Vorzug, an welchem er Theil nimmt, an andern Menſchen ſchätzen, und den, welcher ihm fehlt, zu wenig achten. Unter den Großen wird der ohne perſönliches Verdienſt, gewiß den angebohrnen Rang am meiſten zu erheben geneigt ſeyn. Ein Mann ohne Geburt, der ſich durch Wiſſenſchaft und nützlichen Fleiß auszeichnet, wird, (obgleich das ächte Verdienſt, und der wahrhaft aufgeklärte Verſtand einſeitige Betrachtungsarten verhüthen ſollte) doch oft die billigen Vorrechte einer edlen Geburt, entweder gar nicht, oder unwillig anerkennen. Der, welcher beydes, Vorzüge des Geiſtes von der Natur, und Vorzüge des Standes vom Glück, bekommen hat, wird beydes geltend zu machen ſuchen: wird in ſeinen hellſten Augenblicken, wo die Vernunft allein den Ausſpruch thut, ein wahrhaft unparteyiſcher Richter ſeyn: in denen, wo die Leidenſchaft mitſpricht, (welches leider! gemeiniglich die Augenblicke des Handelns ſind, oder die, wo man ſich nur mit einzelnen Geſchäften und Perſonen abgibt) abwechſelnde Geſinnungen hägen, bald die Wagſchale des Verdienſtes, bald die der Familiengröße in ſeiner Achtung ſteigen und ſinken laſſen, nachdem er entweder von ſeinen eignen Anſprüchen den einen oder den andern Theil gerade jetzt lebhafter ins Auge gefaßt hat, oder nachdem ſich ihm, in ſeiner jedesmaligen Lage, ſein Vortheil mehr mit der Werthſchätzung der einen oder der andern Partey verbunden zeigt.

In dieſem letztern Falle des bald unparteyiſchen, bald ſich ſelbſt uneinigen Richters befand ſich auf eine ganz ausnehmende Art Friedrich. Groß durch das erhabne Geſchlecht, aus welchem er herſtammte, groß durch ſeine Naturgaben, groß durch Ausführung der gemeinnützigſten oder der ſchwerſten Unternehmungen, mußte er natürlicher Weiſe ſelbſt durch die Eigenliebe dahin gebracht werden, Geburt, Verſtand und Tugenden hochzuſchätzen. Den Schriften der in der Dunkelheit gebohrnen Weiſen hatte er ſeinen Unterricht und ſeine Philoſophie zu verdanken. Dichter und ſchöne Geiſter ohne einen andern, als einen literariſchen Nahmen, hatten ſeine einſamen Stunden ergötzt, und ſeine eigne Muſe begeiſtert. In der Führung ſeiner Geſchäfte hingegen, war er mit keiner Claſſe ſo genau verbunden geweſen, als mit dem Adel. Keiner Tugend anderer Menſchen war er bey Erringung ſeiner Gröſe ſo verbindlich geworden; keiner war er bey der Erhaltung derſelben ſo bedürftig, als der, welche nach der allgemeinen Meinung für das Eigenthum des Adels gehalten wird, — der kriegeriſchen Tapferkeit. Unmöglich konnte er alſo auf der einen Seite ableugnen, daß vorzügliche Talente und Tugenden auch in den mittlern und niedern Ständen zum Vorſchein kommen; — unmöglich die Rechte, welche dieſe Eigenſchaften auch dann auf Achtung haben, verkennen. Aber er mußte doch zugleich der Geburt ihre Vorrechte zuſichern, und in den äußern Bezeugungen der Achtung ihr beynahe die erſte Stelle einräumen. —

Dieſe Verſchiedenheit des Urtheils, — und ſogar bis zum anſcheinenden Widerſpruche — findet man in ſeinen Schriften; — man fand ſie auch in ſeinen Geſprächen, — und zuweilen ſelbſt in ſeinem Verfahren.

An-

An dem einen Orte ſagt er laut und deutlich, — daß niemand deßhalb vortrefflich oder verächtlich gebohren werde, weil er aus einer berühmten oder einer dunkeln Familie herſtamme; ſondern, daß die Natur die Anlagen gebe, daß die Erziehung ſie ausbilde, und daß des Menſchen Tugenden ihm ſelbſt zugehören. Er ſcheint es in der Theorie ſogar zur Pflicht des Staats-Verwalters zu machen, in der Wahl ſeiner Geſchäftsträger, bey Vertheilung der Würden, nur auf dieſe Eigenſchaften der Menſchen zu ſehen, die er für unabhängig von der Geburt erklärt hatte.

An einem andern Orte redet er ſo, als wenn das Gefühl der Ehre, das doch den Samen zu allen Tugenden in ſich ſchließt, das natürliche Eigenthum des Adels, als wenn es Ausnahmen von der Regel wären, wenn man Talente oder Verdienſte bey Perſonen ohne Geburt anträfe.

Er erhob Männer aus dem Bürgerſtande bis zu Miniſterpoſten: und doch glaubte er ſeine Armee dadurch reinigen zu müſſen, daß er auch unadliche Junker und Fähndriche aus ihr fortſchaffte. In einigen Fällen trieb er ſeine Unparteylichkeit ſo weit, daß er dem Adel Anlaß zum Mißvergnügen gab: in andern, und beſonders bey der Armee, ging ſeine Vorliebe gegen die Geburt ſelbſt bis zur Ungerechtigkeit gegen alte und treue Diener.

Er hielt Gelehrte, auch wenn ihre Väter unbekannt waren, ſeines Umgangs würdig: und mit einigen derſelben, beſonders in ſeinen jüngern Jahren, verband er ſich genau. Aber für gewöhnlich, und mehr noch in ſeinem höhern Alter war ſeine Güte gegen verdienſtvolle Männer vom Bürgerſtande nur herablaſſend: gegen die von Adel allein freundſchaftlich und vertraulich.

Wenn man aber die Fälle genauer betrachtet, in welchen er auf die eine oder die andre Art ſich erklärte oder handelte: ſo wird man doch finden, daß, wenn er ſich auch zuweilen einem ihm ſelbſt ſo günſtigen Vorurtheile, als das von den angeſtammten Vorzügen edler Geſchlechter iſt, ohne weitere Unterſuchung überließ, er doch im Ganzen das, was in dieſem Vorurtheile reell und der Erfahrung gemäß, und was bloß conventionel oder Anmaßung des Stolzes iſt, ziemlich richtig unterſchied. Seine Begriffe darüber waren nicht völlig entwickelt: und eben deßwegen waren ſie nicht völlig übereinſtimmend. Wenn er ſein philoſophiſches Nachdenken vorwalten ließ, (bey welchem er gemeiniglich nur bey den allgemeinſten und frappanteſten Betrachtungen ſtehen blieb): ſo war er geneigt, in die nicht ganz wahren, oder doch nie beobachteten Sentenzen der Dichter und Philoſophen einzuſtimmen, daß Verſtand, Fleiß und Rechtſchaffenheit die einzigen vernünftigen Unterſchiede unter den Menſchen, und alle übrigen Anſprüche Thorheiten ſind. In dem alltäglichen Umgange, wo man mehr der Gewohnheit und dem Üblichen, als der

Philoſophie, folgt, ſchien er dem Adel ohne Einſchränkung die größten Vorrechte einzuräumen. In der Verwaltung der Geſchäfte, bey Beſetzung der Aemter, bey der Wahl ſeiner Geſellſchafter, in allen den Fällen, wo Nachdenken, aber ſchnelles Nachdenken ſich mit einer gewiſſen Routine paart: empfand oder dachte er, wie mich dünkt, auf folgende Weiſe, und dachte gewiß nicht unrichtig.

Die Naturgaben ſind freylich ohne Unterſchied des Standes ausgetheilt: aber Erziehung bildet ſie aus; und die Erziehung der Stände iſt durch ihren Rang ſelbſt, und durch die öffentliche Meinung, die ihnen ihren Rang angewieſen hat, verſchieden. — Das zeitige Bewußtſeyn eines unverlierbaren Vorzuges vor andern Menſchen, gibt allerdings oft einen leeren Dünkel, eine Trägheit und Gleichgiltigkeit ſich neue Verdienſte zu erwerben: aber auch ein gewiſſes Zutrauen zu ſich ſelbſt, das mit dem Muthe, mit dem Ehrgefühle verbunden iſt, und das zu Aemtern, die ein weit ausgebreitetes obrigkeitliches Anſehn ertheilen, nothwendig erfordert wird.

Das, wodurch ſich der Adel unterſcheidet, oder wozu, wie es nach der Erfahrung ſcheint, mehr Adliche als Bürgerliche gelangen, iſt eine gewiſſe Freyheit und Feinheit der geſellſchaftlichen Sitten, kriegeriſcher Muth, und der Geiſt, der zum Regieren nothwendig iſt. Alle andre Geſchäfte ſind von Menſchen aus den Mittelſtänden mit Ehre getrieben, alle Künſte und Wiſſenſchaften mit Glück angebaut worden: aber es ſcheint nicht bloßes Vorurtheil, wenn man bey der Armee, bey den erſten Stellen aller Regierungs-Departements, bey den Geſellſchaftern der Souverains, die den Hof ausmachen, der Geburt einen Vorzug einräumt.

Die ſtrengſte Subordination iſt die erſte Tugend einer Armee. Sie wird aufrecht erhalten, durch die blinde Verehrung, welche der gemeine Mann gegen ſeinen Officier hägt. Und da, beſonders in Teutſchland, der gemeine Mann gar ſehr den Adlichen, den er nicht mehr für ſeines Gleichen hält, über den Bürgerlichen hinwegſetzt, da beſonders der Bauer, aus welchem der Soldat wird, ſchon auf ſeinem Dorfe den Adlichen als ſeinen Herrn anzuſehn gewohnt iſt, dem er in Reihe und Gliedern als ſeinem Hauptmann gehorchen ſoll; da es viel darauf ankommt, daß die Officiere eines Corps einander gleich ſchätzen, um ihr Anſehn über ihre Untergebnen ungekränkt zu erhalten: ſo iſt es für jetzt wenigſtens wahrſcheinlich, daß die Regimenter, unter deren befehlende Glieder keiner, als der einen ſchon angebohrnen Rang hat, aufgenommen wird, der militäriſchen Vollkommenheit näher kommen.

Die Gabe zu befehlen und Regierungscollegien vorzuſtehn, iſt freylich nicht angebohren; denn ſie iſt eigentlich die vollkommenſte Kenntniß des Geſchäftes, in welchem man andre anführen oder andre brauchen ſoll. Aber die Art von Würde im

Betragen, die dazu nöthig iſt, wenn man ſeine Erhabenheit über viele aufrecht erhalten ſoll, der Nachdruck oder die Energie im Charakter, welche macht, daß man leichtern Gehorſam erhält; ſelbſt das äußere Anſehn, welches Ehrfurcht mit Unterwürfigkeit einflößt, iſt ſchwerer zu erlangen, wenn man ſeine Jugend in der Niedrigkeit, oder doch wenigſtens in der Dunkelheit zugebracht hat, und erſt ſpät zu einer gewiſſen Achtung und zu anſehnlichen Aufträgen unter den Menſchen gekommen iſt. Der adliche junge Geſchäftsmann kommt eher von den ſubalternen Stellen empor, in welchen der bürgerliche lange ſchmachtet; und wenn ihm auch ſein Amt nur noch einen geringen Rang anweiſt, ſo hat er doch in der Geſellſchaft einen angebohrnen, der ihn den Vornehmſten gleich ſetzt, ſobald er artig iſt und Verſtand hat. Der König irrte ſich alſo nicht, wenn er auch in den Civil-Departements, wo Klugheit und Kenntniſſe mehr als Autorität gelten, aber doch Würde mit Klugheit und Kenntniſſen verbunden werden muß, zwar dem bürgerlichen Verdienſte den Zutritt nicht zu den dirigirenden Aemtern verſchloß, aber, nach der Regel den Perſonen von bekannten Nahmen und Geſchlechtern den Vorzug gab.

Was dem Adel den Herrſcher-Geiſt gibt, das erleichtert auch ſeine Bildung zu den Sitten des Hofes. Wenn, von zwey gleich geſitteten Perſonen, der eine über andre erhaben, der andere vielen unterwürfig iſt: ſo wird der erſtre einen edlen und freyen Anſtand bekommen, der andre wird ſich von Schüchternheit und Zwange ſchwer los machen können. Man gebe beyden Talente und Witz, und verſetze beyde in die Geſellſchaft des Monarchen: der erſtre wird ſich zeigen, wie er iſt, und wird gefallen: der andre wird ſich zurückhalten, und nicht bemerkt werden, oder durch Anſtrengung ſeine Schüchternheit überwinden wollen, und mißfallen. Immer wird dieſer mehr Zeit, mehr Mühe brauchen, um ſeine Geiſtesfreyheit wieder zu erlangen. Und wenn ein Menſch ſolche Perioden oft gehabt hat: ſo wird eine Falte in ſein Aeußeres gelegt, die ihn zum wahren Hofmanne untauglich macht.

Die Fürſten, die ihre Lieblinge oder ihre Geſellſchafter aus den niedern Ständen gewählt haben, haben ſelten gut gewählt. Nicht, daß es in dieſen Ständen keine Perſonen gebe, die des Umgangs der Fürſten, und der beſten, verſtändigſten Fürſten würdig wären. Aber dieſe kommen ſelten in ihre Nähe; ſie haben noch ſeltner Gelegenheit, ſich von ihrer ſchätzbarſten Seite zu zeigen. Der Geringe kann unter Großen anfangs nicht anders, als durch kleine Dienſte und durch kleine Vollkommenheiten, emporkommen. Jene ſetzen ſelten eine ſehr edle Natur voraus: oft verderben ſie dieſelbe; dieſe ſind eben ſo ſelten mit großen Talenten und Tugenden verbunden. Der Fürſt kann alſo nie unter den Beſten des Mittelſtandes wählen: er kann ſich ſelten durch wahrhaft ſchätzbare Eigenſchaften zur Vorliebe gegen einen derſelben hinziehn laſſen. Kein Wunder, daß die aus dem Staube gezognen Günſtlinge der Könige ſo oft das Vorurtheil des Standes gerechtfertigt, und den Irrthum von angebohrner Niedrigkeit der Geſinnungen beſtätiget haben.

Wenn alſo Friedrich ſeine Vorliebe für den Adel vornehmlich in der Ausſchließung der Unadlichen von den Officierſtellen, in ihrer ſeltnen Beförderung zu den oberſten Stellen der bürgerlichen Verwaltung in einer größern Entfernung derſelben von ſeiner Perſon, und von ſeinem Hofe gezeigt hat: ſo iſt in ſeinen Maßregeln mehr Zuſammenhang und Uibereinſtimmung, als in ſeinen Aeußerungen über dieſen Gegenſtand geweſen. Er wurde durch Vorurtheil und Philoſophie auf zwey ganz entgegengeſetzte Seiten gezogen. Jenes hatte er nicht genau durchforſcht; dieſe hatte er nicht auf ſo ſpecielle Sachen angewandt. Es blieb alſo immer ein großer und harter Abſtand zwiſchen beyden. Und indem er zuweilen die Sprache des einen, zuweilen die Sprache der andern redete: ſchien er in ſeinen Meinungen ſich zu widerſprechen. Aber er fühlte, was er ſich nicht deutlich entwickelte, daß in beyden etwas Wahres liege. Und dieſes Wahre, dieſen richtigen Mittelweg traf ſein natürlicher geſunder Verſtand in der

Ausübung, im thätigen Leben, wenn ihn auch ſein räſonnirender Verſtand in Schriften und Geſprächen verfehlte.

8.

Der Adel und die Großen haben oft den König für parteyiſch gegen den Bauernſtand gehalten; der Mittelſtand hat nicht ſelten über die ausſchließenden Vorrechte geklagt, die er bey ſeiner Armee, in Abſicht auf den Güterbeſitz, und ſelbſt in ſeiner perſönlichen Achtung, bey gleichem Verdienſte, dem Adelichen vor dem Bürgerlichen eingeräumt hat; der gemeine Mann hat zwar ihm günſtige Geſinnungen zugetraut, aber, da deſſen geſetzmäßige Verhältniſſe gegen ſeine Herren wenig geändert worden, das Verfahren des Königs auch mit geringer Zufriedenheit angeſehen.

So gleiche Klagen entgegenſtehender Parteyen ſollten vermuthen laſſen, daß der, gegen welchen ſie geführt wurden, unparteyiſch geweſen ſey.

So weit ich die Denkungsart des Königs, in den Thatſachen, die mir von dieſer Art bekannt geworden ſind, habe verfolgen können: ſo hatte er zuerſt den Grundſatz, oder die Stimmung des Gemüths, welche den meiſten denkenden Monarchen ſchon ihre Lage beybringt: daß ſie das Volk, ſo wie den gemeinen Soldaten, als die letzte Stütze ihrer Macht anſehn, und dieſes daher zu gewinnen ſuchen müſſen. Feldherrn kommen noch geſchwinder zu dieſer Denkungsart, als Monarchen, die in ihren Pallaſt eingeſchloſſen ſind. Denn jene ſehen nicht nur das Volk mehr in der Nähe, ſondern ſie empfinden auch weit ſtärker das Bedürfniß, von der Treue und Liebe deſſelben verſichert zu ſeyn, und ſie werden ihm ſogar zuweilen durch empfangne außerordentliche Proben davon verbindlich. Iſt der kriegeriſche König im Frieden Verwalter ſeiner Staaten, beſucht er ſie ſelbſt, und geht er in die beſondern Zweige der Landes-Oekonomie ein: ſo hat er noch mehr Gelegenheit, das Elend des Volks zu ſehen, von der Ergebenheit deſſelben Beweiſe zu erhalten.

Aber dieſer, Königen ſo gemeine, Grundſatz führt nicht weiter, als bis zur Affabilität *), einer liebenswürdigen Eigenſchaft der Groſſen, aber keiner großen Tugend, weil ſie ſehr leicht, gemeiniglich mehr auf den Lippen, als im Herzen, iſt, und einen geringen Einfluß auf deren übriges Verhalten hat.

Unſers Königs Aufmerkſamkeit für das Volk, beſonders das Landvolk, ging weiter. Er kannte im Ganzen den Zuſtand deſſelben; er wußte, daß ſeine unmittelbaren Richter diejenigen ſind, die von ihm zugleich Gefälle und perſönliche Dienſte zu

---

*) Geſprächigkeit, Freundlichkeit in Minen und Reden, Leichtigkeit ſich ſprechen zu laſſen; dieß alles ſchließt das Wort Affabilität in ſich.

fordern haben; daß die höhern Inſtanzen, zu welchen von ſeinen Gutsherrn der Bauer appelliren kann, mit Perſonen entweder aus eben dem Stande, über welchen der klagende Bauer ſich beſchwert, oder doch aus einem, der mit demſelben kein Intereſſe gemein hat, beſetzt ſind. Er ſchloß alſo, nach der allgemeinen Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens, daß die meiſten Gutsherrn die Rechte über ihre Unterthanen zu erweitern ſuchen, und daß die höhern Magiſtrats-Perſonen, welche im Falle des Streits über dieſe Rechte zu entſcheiden haben, wenn ſie nicht ganz unparteyiſch ſind, eher für den Adel, als für den Bauer, parteyiſch ſeyn werden. Er ſchloß nach den gewöhnlichen Verhältniſſen, in der Aufklärung und der Wohlhabenheit eben dieſer Stände, daß der Gutsherr viel mehr Mittel in Händen habe, ſeine Gerechtſame gegen den Bauer zu vertheidigen, oder Anmaßungen gegen ihn durchzuſetzen, als dieſer, ſich beyden zu entziehn. Er hielt es alſo in der That für ſeine Pflicht, ſich dieſer Claſſe als der hülfloſeſten doppelt anzunehmen.

Gegen dieſe Gründe und gegen dieſe Grundſätze kann, glaube ich, kein vernünftiger und billiger Mann etwas einwenden. Wenn der König alſo die Klagen der Bauern in ſeinen Staaten, — auch dieſelben Klagen zu wiederhohlten Mahlen, annahm, und deren Unterſuchung verordnete: ſo übte er eine Handlung der Menſchenliebe aus, die ſeinem Herzen Ehre macht. Wenn er vor der Unterſuchung eher geneigt war, die Klagen der Bauern, als die Anſprüche ihrer Gutsherrn, für gerecht, und die jenen ungünſtige Sentenzen ſeiner Gerichtshöfe für parteyiſch zu halten: ſo handelte er zwar nach Vorurtheil, aber nach dem unſchädlichſten, das ein Monarch haben kann, nach dem menſchenfreundlichſten, und, wenn ich es ſagen darf, auch nach einem nicht ungegründeten.

Aber wenn er auch vor aller Unterſuchung entſchied, welches doch nur ſelten geſchehn iſt, wenn er ſogar die Richter, die er für parteyiſch hielt, ohne die Sache ergründet zu haben, beſtrafte, — welches doch nur ein einziges Mahl geſchehen iſt; — wenn er überhaupt, welches in der That mehrere Mahle ſich ereignete, auch nach wiederhohlten ſorgfältigen Prüfungen der ſchon abgeurtheilten Rechtsſachen zwiſchen Guts-Herren und Unterthanen, und nach immer neuen Beſtätigungen der erſten Entſcheidung, doch noch die Klagen der Verurtheilten zuließ: ſo war er ſelbſt, auf eine für die Ehre ſeiner Gerichts-Collegien beleidigende, für die Ruhe der Gutsbeſitzer und ſelbſt der Bauerſchaften in ſeinen Ländern nachtheilige, Weiſe, für dieſe letztern parteyiſch.

Daß dieſe Begünſtigung des Bauernſtandes mehr aus Grundſätzen, als aus Empfindung, herrührte, zeigte ſich dadurch, daß er nicht gegen jeden andern, der Unterdrückung ausgeſetzten, niedrigen Stand, gleiche Geſinnungen äußerte. Gegen den gemeinen Soldaten, beſonders im Kriege, war er, wie es faſt alle große Feldherren geweſen ſind, geſprächig, freundlich, herablaſſend bis zum Tone der Vertraulichkeit. Aber weil er eine ſtrenge Kriegszucht und den uneingeſchränkteſten Gehorſam der Untern gegen ihre Obern für ein weſentliches Erforderniß einer guten Armee hielt, ſo ſchützte er nicht immer den gemeinen Soldaten, im Frieden, gegen die Härte, ſelbſt gegen die Grauſamkeit ſeiner Befehlshaber. Aber gegen deren Eigennutz ſchützte er ihn. Er ließ zuweilen zu, daß er ungerecht behandelt wurde, aber nie, daß ihm etwas von dem ihm Gebührenden entzogen wurde. — Vielleicht folgte er hierin nicht bloß der Kenntniß des Kriegs-Dienſtes, ſondern auch einer richtigen Kenntniß des gemeinen Mannes, beſonders in ſeinen Staaten. Vielleicht urtheilte er ganz richtig, daß der Soldat, ſo wie er im Durchſchnitte in unſern Armeen anzunehmen iſt, eine rauhe Behandlung verträgt und zuweilen erfordert, aber durch Beeinträchtigung ſeines kleinen Einkommens unfehlbar erbittert wird.

Was aber auch der Grund und die Beſchaffenheit ſeiner Nachſicht für den Bauernſtand, und ſeiner Wachſamkeit ihn nicht unterdrücken zu laſſen, geweſen ſeyn mag: ſo hat er ſich doch nicht dadurch zu despotiſchen Eingriffen in das Eigenthums-Recht der Gutsherren, und in gewaltſame Aufhebung des eingeführten Verhältniſſes zwiſchen Gutsherren und

Unterthanen bewegen laſſen. Wie weit hier der Fürſt gehen dürfe, und wie weit es gut ſey, daß er gehe; in wie weit die Eigenthums-Rechte über die allgemeinen Menſchenrechte, wenn ſie durch jene eingeſchränkt werden, triumphiren dürfen; und bey welcher Grenze dieſe, ohne Rückſicht auf jene, wiedergefordert werden können: dieſe Frage, in Beziehung auf die Unterthänigkeit des Landmanns in den Preußiſchen Staaten, iſt zu delicat, und würde mich von meinem Gegenſtande zu weit abführen. Aber ſo viel gehört hieher, und das iſt gewiß: daß der König von der Grenze, wo der Plan, den gemeinen Bauern zu erleichtern, anfängt, in eine Beraubung ſeiner Herren auszuarten, weit entfernt ſtehen geblieben, daß ſeine Mittel, wenn ſie auch zu Klagen des Adels oft Anlaß gegeben, doch im Ganzen ſehr gelind geweſen ſind, und mehr die Abſchaffung augenſcheinlicher Bedrückungen, als die Aufhebung der Dienſtbarkeit, zur Abſicht gehabt haben.

Einer Tugend des Königs, die ſich bey Gelegenheit dieſer Streitigkeiten zwiſchen Adel und Bauern, vorzüglich, — aber auch ſonſt noch oft gezeigt hat, muß ich noch insbeſondre erwähnen: ich meine, der außerordentlichen Geduld, mit welcher er Klagen, und wiederhohlte Klagen, von einfältigen, oft dummdreiſten, oft ſchikanirenden Leuten anhörte, — beantwortete, und zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit und Verfügungen machte.

Sie hängt mit derjenigen Tugend, — ſey es der Geduld, der Menſchenliebe, der Arbeitſamkeit und Ordnung, oder der Popularität, — zuſammen, welche machte, daß er faſt alle empfangenen Briefe ohne Ausnahme, auch die unbeſcheidnen oder Inhaltsloſen, beantwortete.

Wahr iſt es, daß jene Klagen und deren Beantwortung ihm nur Augenblicke, ſeinen Miniſtern, Gerichts-Collegien und Kammern aber oft mehrere verlorne Tage koſteten. Aber doch auch dieſe augenblickliche, beſonders oft wiederkommende Beſchäftigung mit einförmigen und klein ſcheinenden Sachen, würde jeden andern Großen, beſonders einen von ſo lebhaftem Geiſte, der mit ſo großen oder ſo angenehmen Gegenſtänden ſeine Zeit auszufüllen wüßte, unwillig gemacht haben. Es iſt eine Art von gemeinem Stolze der Höhern, — von welcher der König frey war: den Werth des Anliegens andrer nach dem Maßſtabe ſeiner eignen Größe zu meſſen.

Geſchah aber dieß nun von Friedrich aus dem feſten Vorſatze ſeine Pflicht zu thun, und aus der Uiberzeugung, daß ſeine Geduld zu den Regentenpflichten gehöre?

Zum Theil war es dieß gewiß. Er glaubte, daß man der Einfalt des gemeinen Mannes ſehr vieles zu gute halten müſſe; und daß, ſie zu ertragen, das einzige Mittel ſey, die Verfahrungsweiſe ſeiner Räthe und Beamten zu erfahren.

Zum Theil war es eine Art und Ausübung derjenigen Beharrlichkeit und Regelmäßigkeit, die ihm in den Geſchäften, und zuletzt ſogar in ſeinen Unterhaltungen, zur Gewohnheit geworden war, und bey welcher ihm auch Wiederhohlungen nicht läſtig wurden, wenn ſie ihm nur beſchäftigten.

Es ſey der Bewegungsgrund, welcher er wolle, dieſe Herablaſſung zu Leuten, die an Stand oder Einſichten weit unter uns ſind, iſt, als Eigenſchaft des Geiſtes, eine ſehr ſchätzbare Eigenſchaft. Nichts iſt, wodurch ſich Männer, die mehr Eitelkeit als wahre Größe haben, mehr zu erheben glauben, als wenn ſie alles, was unwichtig ſcheint, von ſich abweiſen. Dagegen weiß die wahre Erhabenheit, welcher die Herablaſſung nicht ſchwer wird, und weniger für ihre Ehre gefährlich ſcheint, das Kleine neben das Große zu ſetzen, und ſich mit jedem zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte abzugeben.

Ich muß noch eines Umſtandes bey dieſer Nachſicht des Königs gegen unbeſcheidne Bitten, oder ungeſtüme Klagen erwähnen, welche ſein richtiges Gefühl oder ſeine gute Beurtheilungskraft beweiſt. Jene Willfährigkeit war weit größer, wenn dieſe Bitten oder Klagen von ganzen Gemeinden, als wenn ſie von einzelnen Perſonen kamen. In derſelben Rechtsſache von einer Dorfgemeinde mehrmahls beläſtiget zu werden, ließ er ſich gefallen: und er hielt es für billig, wiederhohlte Unterſuchungen derſelben zu veranſtalten. Aber die Bittſchriften einzelner wies er auch oft ohne Umſchweife, zuweilen mit Härte ab.

Der Grundſatz, welchen er hier zu befolgen ſchien, war dieſer: Eine ganze Gemeinde wird ſelten anders, als durch wirkliche Beſchwerden, zu gemeinſchaftlichen Klagen vereinigt: oder iſt ſie von ihren Anführern irre geführt, ſo verdient die Schwäche und Unwiſſenheit des größern Theils Schonung. Und wahr iſt es: daß ein König, welcher dieſer Präſumtion folgt, — zwar wohl zuweilen den Gerichten unnöthige Arbeiten verurſachen, aber doch Ungerechtigkeit am ſicherſten verhüthen, und die Liebe ſeiner geringern Unterthanen erhalten wird.

9.

Die Nachſicht, und die mitleidige Fürſorge die er für den Bauern hatte, und der Vorzug, den er dem Adel einräumte, ſtanden beyde mit einander im Verhältniſſe, und floſſen aus einer Quelle.

Der Bauer war nur als Stand, der Edelmann als Individuum bey ihm angeſehn. Jener Stand gab ihm ſeine Soldaten, dieſer ſeine Officiere. Beyde gehörten näher zu ihm, als Haupt der Armee. Der Bürger war ihm nur inſofern wichtig, als er reich, — oder als er unternehmend und fleiſig war. Jene ſahe er zugleich als Werkzeuge und als Gegenſtände ſeiner Regierung, dieſe nur in dem leztern Lichte an. Das Wohl jener Claſſen, glaubte er, durch beſondre Aufſicht über ihre Lage, und ihre Schickſale, und zuweilen durch außerordentlichen Beyſtand, das Wohl dieſer nur durch allgemeine Anordnungen beſorgen zu müſſen.

10.

Nichts aufzuſchieben iſt eine vortreffliche Methode, viel in kurzer Zeit zu thun? Aber wer iſt der aufſchiebende Menſch? Und wie unterſcheidet ſich dieſe beſondre Gattung der Trägen? Es ſind diejenigen, welche nicht leicht aus dem einen Zuſtande in einen neuen überzugehen wiſſen, welchen jeder erſte Anfang einer Sache, jede Aenderung ihrer Beſchäftigung, wie ihrer Umſtände, etwas koſtet. Dann ſind es die mit ſich Unzufriedenen, welche den guten Augenblick abwarten wollen. Ferner die, welche, ihrem Vergnügen ergeben, ſich nicht wollen darin ſtören laſſen. Endlich die Zerſtreuten, welche die Sache vergeſſen.

Der König war keines von allen dieſen. Immer bereit anzufangen und aufzuhören, ſo wie die

Vernunft und die Umſtände das eine oder das andre erheiſchten, nicht einer aufgezogenen Uhr ähnlich, ſondern freyhandelnd, wie ein Mann und ein wahrhafter König, beſtimmte und wählte er, was er in jedem Augenblicke thun wollte. Er war überdieß Herr über ſeine Talente, wie über ſeinen Willen, und ſeine Fähigkeit oder Aufgelegtheit zu dieſen oder jenen Arbeiten hing nicht von der Witterung, von der Stunde des Tages, oder von ſeiner Verdauung ab. — Er lebte eingezogen und von zerſtreuenden Vergnügungen entfernt. Die Geſchäfte ſelbſt gehörten zu den Abwechſelungen, welche zu ſeiner Unterhaltung nothwendig geworden waren, und durch welche ihm die davon abſtechenden Arbeiten der militäriſchen Uibungen, und des Studierens anziehender wurden. Endlich war ſein Gedächtniß getreu, wo irgend ein Intereſſe ihm den Gegenſtand wichtig machte.

Uiberhaupt, wenn die Geſchäfte des Regenten durch Gleichförmigkeit ermüden: ſo reitzen ſie auch die Neubegierde, weil ſie ihm immer von Perſonen und Vorfällen Nachrichten zuführen, die entweder durch ſich, oder in ihrer Beziehung auf ſeine Perſon und ſein Amt, oder wenigſtens in ihrem Zuſammenhange, als Gemälde der Welt, bedeutend ſind. Ein philoſophiſcher König wird auch ſchon deßwegen ein beſſrer König ſeyn, weil für den, welcher der Natur der Dinge in der Geſchichte und in den Wiſſenſchaften aus eigner Neigung nachſpürt, nichts ganz gleichgiltig iſt, was ihm dieſe Natur in ihrer gegenwärtigen Geſtalt darlegt. Und hierdurch wird ihm ohne Zweifel ſein eigner Beruf werther, der ihn, wenn er ihn ſelbſt treibt, das Schauſpiel des menſchlichen Lebens, der Sitten, der Leidenſchaften, der Glückſeligkeit und des Elendes auf einem größern Raume, und in einer ununterbrochnern Folge überſchauen läßt, als daſſelbe von irgend einem andern Erdenbewohner geſehen werden kann.

11.

Friedrich ſelbſt, wenn er ſeine Regierung jetzt überſähe und beurtheilte, würde unparteyiſch und groß genug denken, um zu geſtehn, daß er ſich in der Wahl ſeiner Leute, der Perſonen, die er zu wichtigen Aufträgen beſtimmte, oder zu hohen Poſten berief, zuweilen ſehr geirret habe; daß er ſich ſogar bey einigen durch unbedeutende Gründe, durch einſeitige Vorzüge, oder durch Empfehlungen, die kein Zutrauen verdienten, habe beſtimmen laſſen.

Gewiß war der Menſch, welchen er ſelbſt hatte kennen lernen, von der Seite wirklich empfehlungswerth, von welcher er ihn ſchätzte. Das, was er an den Menſchen achtete und liebte, war wirklich das Gute, — promter Verſtand, Fleiß, Beobachtungsgeiſt, oder Redlichkeit. Aber er ſchloß oft aus einer Eigenſchaft zu viel. Er beurtheilte oft den ganzen Menſchen, nach einer einzelnen Handlung, oder nach einem Worte, die ihm zufällig von ihm bekannt geworden waren.

Ein König iſt zwar oft in der traurigen Verlegenheit, nur zwiſchen zwey gleich mißlichen Parteyen wählen zu können: entweder mit den Augen andrer zu ſehen, und die Perſonen, mit welchen er erledigte Aemter beſetzen will, bloß aus Berichten zu kennen; oder, wenn er ſich auf Empfehlungen nicht verläßt, ſie, wie den Löwen aus den Klauen, nur aus ſolchen abgeriſſenen und mangelhaften Datis zu beurtheilen, als ihm, bey ſeiner Entfernung von ihnen, der Zufall oder ihr günſtiges Geſchick hat zuführen können. Welches ſoll er vorziehn? Denen trauen, welche den Menſchen genau zu kennen im Stande ſind, aber den Willen haben können, die Schilderung zu verfälſchen, — oder ſich ſelbſt, der ihn weniger kennt, aber unparteyiſcher urtheilt? Ein Glück iſt es, wenn die Aeußerungen, welche dem Monarchen von den Menſchen, die er brauchen will, bekannt werden, gerade ſolche Charakterzüge ſind, dergleichen es auch unter kleinen Handlungen giebt, die, weil ſie mit der ganzen Beſchaffenheit des Kopfes und Herzens in Verbindung ſtehen, auch auf dieſelbe richtig ſchließen laſſen.

Eine Art von Divinationsgabe iſt alſo allen Königen, die ſelbſt regieren wollen, nöthig. Sie müſſen glücklich errathen, was ſie gründlich zu wiſſen ganz unvermögend ſind. Ich ſehe dieſe, ſo zu ſagen, als die feinſte Blume der Urtheilskraft an. Und wirklich glänzt ſie unter den übrigen Verſtandesgaben Friedrichs hervor. Er verſtand, wenn es irgend jemand verſtand, ſich das Bild eines ganzen Menſchen nach einem einzigen Zuge, den er von ihm geſehen hatte, mit ziemlicher Richtigkeit zu entwerfen. Er unterſchied durch ein richtiges Gefühl den Punct in den Reden und Handlungen andrer, der charakteriſtiſch iſt, und über ihre Fähigkeiten und Neigungen im Ganzen urtheilen läßt, von den gleichgiltigen Nebenſachen, die nichts bedeuten, oder in der Beurtheilung irre führen.

Aber unmöglich kann doch auch das Errathen des noch ſo weit ſehenden Mannes immer zuverläſſig ſeyn. Es werden immer Fälle vorkommen, wo die Merkmahle, welche gewöhnlicher Weiſe auf gewiſſe Eigenſchaften des Geiſtes oder Charakters ſchließen laſſen, dieſelben nicht anzeigen. Und es muß der menſchlichen Schwachheit, auch bey den größten Männern, und auf dem Throne, ſo viel Nachſicht zugeſtanden werden, daß das mit dem

Jahren und dem guten Erfolge wachſende Zutrauen zu ſich, dieſe Männer ſchneller in ihrem Urtheile, und eben deßwegen dem Irrthume mehr unterworfen macht.

12.

„Es iſt eine andre Art von Verſtand, ſagt d'Argenſon *), welche zu den Wiſſenſchaften, eine andre, welche zur Staats-Verwaltung gehört.“ Der Geſichtspunct, in welchem er dieß ſagt, iſt eingeſchränkter, als die Wahrheit des Satzes ſelbſt. Es iſt unſtreitig, daß das geſchäftige Leben andre Fähigkeiten, andre Vorübungen erfordert, als das contemplative. Und der Unterſchied wächſt mit dem Umfange und der Mannigfaltigkeit der Geſchäfte Allgemeine Ideen zu zergliedern und zu verbinden, iſt eine andre Beſchäftigung des Geiſtes, als einzelne Dinge zu beobachten und zu beurtheilen. Die Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt iſt ſehr verſchieden von der praktiſchen Menſchenkenntniß; und die Erfindungsgabe, welche zu Auflöſungen wiſſenſchaftlicher Probleme führt, iſt nicht einerley mit der Gewandtheit des Geiſtes, welche in Verlegenheiten des Krieges oder der Unterhandlungen ſchnell die Hülfsmittel entdeckt.

---

*) In den Loisirs d'un Ministre.

Aber das war es nicht eigentlich, was d'Argenſon ſagen wollte. Er ſah nur auf eine beſondre Art der Klugheit, die der Adminiſtrator in Staaten, deren Regierungsform, wie die ehemalige Franzöſiſche, weniger durch Geſetze beſtimmt, als durch Gewohnheiten, Rechte der verſchiednen Corporum*) und durch Formalitäten eingeſchränkt wird, nöthig hat, um die Autorität mit der Beobachtung dieſer Formen zu verbinden. — Er macht noch dadurch auf zwey Puncte aufmerkſam, welche die Regierung, ſo wie den Charakter der Könige, ſehr ſchildern, und durch deren Entwickelung auch unſers Königs Charakter und Regierung ins Licht geſetzt werden kann: erſtlich, wie er ſich in Abſicht der Hinderniſſe verhalten habe, welche wirkliche Rechte, oder bloße Gewohnheiten, und herrſchende Meinungen der verſchiedenen Claſſen, Stände und Corporum ſeiner Unterthanen, ſeinen Reformen, oder ſeinen Unternehmungen in den Weg legten;

---

*) Weder das Wort Gemeinheit, noch die von Herrn Campe vorgeſchlagenen Wörter Geſammtheit und Geſellſchaft erſchöpfen die beyden im Corpus liegenden Begriffe, — Verbindung mehrerer zu einem beſtimmten Zwecke und Organiſation dieſer Verbindung. Die evangeliſche Geiſtlichkeit kann mit Recht ein Corpus, nicht füglich eine Gemeinheit oder Geſammtheit genannt werden. Man hat daher lieber das lateiniſche Wort beybehalten, als ein teutſches, aber dem dadurch auszudrückenden Begriffe nicht entſprechendes an deſſen Stelle ſetzen wollen.

zum andern, wie er den Formalitäten, welche dem Leben der Regenten und ihren Geſchäften, mehr, wie dem Leben und den Geſchäften aller andern Menſchen, ankleben, und beſchwerlich fallen, entweder mit Anſtand habe genugzuthun gewußt, oder mit Muth habe trotzen können? In einer kleinern Sphäre, auch im geſellſchaftlichen Umgange, charakteriſirt ſich der Menſch durch die geſchickte Beobachtung oder durch die Vernachläſſigung der Formalitäten. Der eine Menſch gefällt, weil er alle conventionelle Regeln der Höflichkeit, auf eine ihm wohlſtehende und geſchmackvolle Weiſe, beobachtet, ohne doch darüber die wichtigern Pflichten des Umgangs oder der Freundſchaft zu verſäumen. Der andere erwirbt ſich Achtung und Liebe, ob er ſich gleich über dieſe Regeln hinwegſetzt, wenn er durch die Offenheit und Simplicität ſeines Charakters, oder durch das Reichhaltige ſeiner Geſpräche, oder durch die reellen Dienſte, die er zu leiſten im Stande iſt, dieſe Dreiſtigkeit wieder gut macht, indem er zugleich die Motive derſelben ſehen läßt. Dieſer letztre, wenn er mit vorzüglichen geſellſchaftlichen Tugenden auch Anſehn genug in der Geſellſchaft verbindet, um ſeinem Beyſpiele Nachahmer zu verſchaffen, kann ſelbſt Reformator derſelben werden, indem er den Zwang der falſchen Politeſſe vermindert, und die Ausdrücke der wahren einfacher und kürzer macht. Niemahls aber wird derjenige, deſſen ganze Aufmerkſamkeit mit dieſen Kleinigkeiten beſchäftigt iſt, und der ein groſſes Verdienſt darein ſetzt, ſie pünctlich zu beobachten, ein Mann von groſſem Geiſte ſeyn, noch wird er wichtige Beyträge zum Nutzen oder zum Vergnügen der Geſellſchaft liefern.

Zum erſten Puncte.

Ich nehme einen Monarchen an, der das Gute thun, und nützliche Verbeſſerungen in ſeinen Ländern machen will.

Dieſer kann zweyerley Hinderniſſe finden, die ihn in ſeinen Reformen einſchränken.

Erſtlich. Die ausgemachten und deutlich beſtimmten Geſetze der Verfaſſung, nach welchen dem Landesherrn nur ein gewiſſer Theil der Macht zugeſtanden, und ihm gewiſſe Bedingungen vorgeſchrieben ſind, unter welchen allein es ihm freyſteht ſie auszuüben.

Zweytens. Die Gewohnheits-Rechte, die, ohne je von der ganzen Nation anerkannt, und durch feyerliche Verträge zwiſchen ihr und dem Souverain beſtätiget worden zu ſeyn, durch langen unbeſtrittenen Gebrauch, ganzen Ständen oder beſondern Corporibus ſeiner Unterthanen zukommen. Von dieſer Art waren die Rechte der Parlamenter in Frankreich, die Rechte gewiſſer adelichen Claſſen am Hofe.

Drittens. Die Meinungen und die Leidenſchaften, die in der ganzen Nation, oder unter ihrem größern und geringern Theile, oder in beſondern Claſſen von ihr, z. B. dem Adel oder der Geiſtlichkeit, herrſchend ſind.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß der Souverain die eigentlichen Rechte ſeiner Unterthanen, oder die mit ſeinem Volke eingegangnen Verträge heilig halte.

Die Gewohnheits-Rechte der Corporum ſind oft alte durch die Zeit geheiligte Mißbräuche, und Anmaßungen, nicht durch Überlegung, ſondern durch das Ohngefähr entſtanden, nicht durch einen wirklichen Vertrag beſtätigt, ſondern nur durch die lange Nachſicht.

Hier tritt eine Colliſion der Pflichten ein. Inſofern ſolche Gewohnheiten, durch ununterbrochnen Gebrauch, die ſtillſchweigende Einwilligung des Souverains und des Volks erhalten haben; inſofern ſich die ganze Verfaſſung, der Gang der Geſchäfte, ſelbſt der Charakter der Menſchen, nach ſolchen Gewohnheiten gemodelt hat: inſofern nähern ſich dieſelben der Natur der Conſtitutions-Rechte, und nach dem Maße wird es zur Gerechtigkeit gehören, ſie zu achten.

Inſofern dieſe Gewohnheiten wirkliche Mißbräuche ſind, und dem allgemeinen Beſten im Wege ſtehen, inſofern ſie bloß einzelne Theile des Staats zum Nachtheil des Ganzen begünſtigen, oder nur den Vorſtellungen und dem Charakter einer Claſſe angemeſſen, den National-Begriffen aber, und dem National-Charakter entgegen ſind: inſofern wird es die Regentpflicht, die das allgemeine Beſte aufs möglichſte zu befördern befiehlt, verlangen, an der Abſchaffung oder Einſchränkung ſolcher Gewohnheiten zu arbeiten, oder trotz derſelben, gemeinnützige Einrichtungen, die denſelben zuwider ſind, durchzuſetzen.

Inſofern endlich ſolche Gewohnheiten, ſie mögen nun erſchlichen oder dem Staate ſchädlich und den nöthigen Verbeſſerungen hinderlich ſeyn, bey denen, welche dadurch Vortheile erhalten, eine lebhafte Anhänglichkeit erregt haben, und von mächtigen Ständen als ein ſchätzbares Eigenthum, oder von der Nation ſelbſt als ein Bollwerk gegen die willkürliche Gewalt des Regenten, geliebt und vertheidigt werden: inſofern iſt es Pflicht der Klugheit ſie zu ſchonen, und entweder, wenn die Uibel, welche ſie nach ſich ziehen, oder die Güter, welche ſie hindern, nicht ſehr erheblich ſind, ganz unangetaſtet zu laſſen, oder, wenn ſie mit dem Wohl des Staats und den Abſichten einer guten Adminiſtration durchaus nicht beſtehen können, nur nach und nach, und mit Behutſamkeit zu entkräften.

Religiöſe und politiſche Meinungen, die in dem ganzen Volke oder den zahlreichen und mächtigen

Claſſen deſſelben herrſchen, ſind mit jenen Gewohnheitsrechten in gleichem Falle: und dieß um deſto mehr, je größer, ausgebreiteter und mit der Verfaſſung des Staats oder dem Charakter der Nation mehr zuſammenhängend die Anhänglichkeit an ſolche Meinungen iſt. Es wird ebenfalls das eine Mahl das Recht durchaus erheiſchen, dieſe Meinungen zu ſchonen, das andre Mahl das gemeine Beſte verlangen, denſelben entgegen zu arbeiten und ſie aus den Gemüthern nach und nach auszurotten, das dritte Mahl die Klugheit und die Sorge für die öffentliche Ruhe anrathen, an ihrer Beſtreitung nur langſam und behutſam zu arbeiten.

Der Colliſionsfälle kommen weniger in einem Reiche vor, deſſen Verfaſſung ganz genau durch Geſetze beſtimmt iſt. Und es iſt eine ſolche Beſtimmung unſtreitig ein großes Glück für eine Nation, wenn die Verfaſſung weiſe, das größte Hinderniß aller Verbeſſerungen, wenn die Verfaſſung fehlerhaft iſt; in beyden Fällen eine große Erleichterung für die Regierung. Wo die Gerechtigkeit nur ſtrenge Geſetze zu beobachten hat, da hat die Klugheit wenig zu berathſchlagen: und das Gewiſſen hat weniger zu verantworten.

Aber in den meiſten Monarchien Europens iſt eine entgegengeſetzte Lage der Dinge. Der Monarch iſt entweder bloß durch die Sitten, durch die unbeſtimmten Vorrechte des Adels, durch die in der

Militair- und Civilverwaltung eingeführte Verfahrungsart, durch die Beyſpiele ſeiner Vorfahren, eingeſchränkt: oder wenn auch gewiſſe Corpora, Verſammlungen, Individuen geſetzlich an der Regierung Theil nehmen: ſo ſind doch die Grenzen ihrer Gewalt unbeſtimmt und unbefeſtigt, und der Monarch kann, nachdem er mehr oder weniger Geſchicklichkeit, Muth oder Zutrauen bey der Nation hat, ſich von den ihm angelegten Feſſeln mehr oder weniger losmachen.

Hier in ſolchen Reichen ſind nun zwey Abwege zu vermeiden. Der eine iſt der Abweg, den die trägen, die den Vorurtheilen ſelbſt ergebnen, die in der Macht nur die Pracht oder das Vergnügen liebenden Monarchen wählen: das iſt der, alles beym Alten zu laſſen, was auch augenſcheinlich einer Verbeſſerung bedürfte; ſich bloß durch die Gewohnheit regieren zu laſſen, und wenn die geſunde Vernunft anfängt, derſelben ſchnurſtracks zu widerſprechen, jedem herrſchenden Vorurtheile, beſonders dem der höhern Stände, beyzutreten. — Das andre iſt der Abweg, welchem die thätigen, die ehrgeizigen, die deſpotiſch geſinnten oder die für Verbeſſerungen enthuſiaſtiſchen Fürſten einzuſchlagen verſucht werden: der, die Rechte ſeiner Unterthanen vermeinten Verbeſſerungen aufzuopfern, ſeine Entwürfe mit offenbarer Vernachläßigung oder Verletzung der gewohnten Formen, bey allem Widerſpruche der dabey Intereſſirten, durchzuſetzen; die herrſchenden Meinungen des Volks geradezu durch ſchnelle und eigenmächtige Veränderungen zu beleidigen.

Die, welche den letztern Weg einſchlagen, ſtreben entweder bloß nach dem Deſpotismus, unter dem Vorwande des gemeinen Beſten: oder ſie ſuchen wirklich das gemeine Beſte, wenigſtens das nach ihren Vorſtellungen Gute, mit Ungeſtüm und Uibereilung.

Die erſten, (deren die Geſchichte ſehr viele aufweiſet) verletzen gemeiniglich die wahren Rechte ihrer Unterthanen, ſo wie ihre Gewohnheiten und Meinungen beleidigen; denn wenn bloß Ergeiz und Herrſchſucht ihnen den Muth einflößt, die letztern zu beſtreiten: ſo bleiben die Leidenſchaften ſchwerlich bey den Grenzen ſtehen, in welche die Gerechtigkeit ſie einſchließt. Dieſe deſpotiſche Verachtung aller Regeln und Einſchränkungen, die Herkommen und Gewohnheit ihrer Herrſchaft ſetzten, hat alle die Folgen, welche von der willkürlichen Gewalt, wenn ſie in einem Staate eingeführt iſt, herkommen.

Aber auch die gewaltthätigen Fürſten der beſſern Art, die, welche, indem ſie gewiſſe Schranken durchbrechen, die ſie eben ſowohl hinderten, Böſes als Gutes zu thun, die Abſicht haben, die Religionsfreyheit und die Aufklärung zu befördern.

die Unterdrückung des gemeinen Mannes zu erleichtern, oder die Rechtspflege kürzer und gleicher zu machen: auch dieſe ſind dennoch auf einem wirklichen Abwege. Es gibt Reformen dieſer Art, die nur in ſo fern wahre Verbeſſerungen ſind, als ſie freywillig angenommen werden, d. h. inſofern die Vorurtheile der Unterthanen wirklich gehoben, ihre Meinungen geändert, ihre Begriffe geläutert ſind. Das Nützliche grenzt hier ſo nahe an Recht, und Pflicht der Schonung ſo nahe an die Pflicht der Gerechtigkeit: daß derjenige Regent, welcher auf die eingewurzelten Meinungen, und ehrwürdig gewordenen Gewohnheiten ſeiner Völker nicht Rückſicht nimmt, ſchwerlich ſich immer enthalten wird, auch in ihre Rechte und in ihr Eigenthum, wenn ſie groſſen oder ſehr edel ſcheinenden Abſichten im Wege ſtehen, Eingriffe zu thun. Das iſt zum Beyſpiele mit den Erleichterungen der Fall, welche ein Regent dem unterdrückten gemeinen Haufen verſchaffen will, bey welchem der Höhere, der bisher ſtrenge und vielleicht deſpotiſch geherrſcht hat, immer etwas leidet, und bey welchem, wenn dieſe Erleichterungen ſchnell und groß ſeyn ſollen, er nothwendig von ſeinem Eigenthume, oder von Rechten, die er für ſo ſicher, als ſein Eigenthum gehalten hat, verlieret.

Es ſind nun zwey Wege, wie ein Regent, der einen beſſern Zuſtand der Dinge in den oben genannten Stücken in ſeinem Staate einführen will, und durch Herkommen, Formen und Meinungen, die in der Verwaltung und bey den Gliedern des Staats herrſchen, gehindert wird, auf ſein Ziel, trotz dieſer Hinderniſſe, los gehen kann.

Die vortrefflichſte, eines Beherrſchers vernünftiger Weſen würdigſte, und der Güte eines ſolchen Endzwecks angemeſſene Methode, die eigentlich allein das Gute wirklich ſtiftet, welches die Reform anzeigt, iſt die, zuerſt auf die Opinion, und durch dieſe auf die Verfaſſung zu wirken; das Volk zuvor zu belehren, zu überzeugen, ehe man ſeinem weltlichen oder kirchlichen Zuſtande etwas ändert, zu machen, daß die dabey intereſſirten Stände die neue Anordnung ſelbſt als die beſſere anerkennen, und dazu ihre Einwilligung geben und mitwirken. Dieſe Methode iſt unſtreitig die langſamere, die ſchwerere, und, man kann es nicht leugnen, oft durchaus unmöglich. So wie Kinder, nach der Regel, keine Worte lernen ſollen, ehe ſie die Begriffe davon faſſen können, und keine Befehle bekommen ſollen; deren Nutzen ihnen nicht gezeigt werden kann: zuweilen doch aber durchaus, wenn nicht ihr Fortgang in Kenntniſſen und Sittlichkeit zu ſehr aufgehalten werden ſoll, Nahmen ins Gedächtniß faſſen und gewiſſe Handlungsweiſen ſich zur Gewohnheit machen müſſen, von welchen ſie ganz gewiß, bey heranwachſendem Alter, von ſelbſt

den

den Sinn und die Zweckmäßigkeit einſehen werden: ſo muß der Regent ebenfalls, nach der Regel, die Einſicht bey ſeinem Volke vor der Reform, die auf dieſe Einſicht gebaut iſt, voran gehen laſſen: aber zuweilen kann die Größe des Gutes, die Unfähigkeit einer beſſern Volksbelehrung bey der bisherigen Verfaſſung der Dinge, die gewiſſe Vorausſehung, daß der Beyfall des Volks bey dem wirklichen Gebrauche der neuen ſo unwillig angenommenen Sachen erfolgen werde: dieß, ſage ich, kann einen über ſeine Nation oder deſſen größern Theil erhabenen Regenten-berechtigen, auch Mißbräuche abzuſchaffen, ehe die Irrthümer abgelegt worden ſind, worauf ſie ſich gründen, und im Bürgerlichen und Geiſtlichen beſſere Form vorzuſchreiben, als die noch herrſchenden Ideen erlauben. Hier iſt es, wo Weisheit und Tugend des Regenten vorzüglich nötig iſt, — Tugend, damit nicht der Ehrgeiz und die Herrſchſucht täuſche und ihm alles das Beſte des Volks vorſpiegle, was bloß Beſtes ſeines Hauſes, Intereſſe ſeiner Hoheit, oder ſeines Schatzes iſt, — Weisheit, damit er den Werth der Reform, welche er vorhat, die Denkungsart ſeines Volks, die Stärke ſeiner Vorurtheile, die Wirkſamkeit der Mittel zur Belehrung deſſelben richtig beurtheile, und durch Abwägung des Böſen, welchem er nicht ausweichen kann, mit dem Guten, welches er befördern will, den Ausſchlag der Entſcheidung dahin gebe, wo der Ausſchlag der überwiegenden Vortheile iſt.

Ein zweyter, mehr künſtlicher, nicht ſo edler, mit der Liſt verwandter Weg, ähnliche Abſichten bey ähnlichen Schwierigkeiten zu verfolgen, iſt der, welchen d'Argenſon vorſchlägt, und welchen viele Staatskünſtler, ſo wie er, für das Meiſterſtück der Regentenklugheit anſehn. Das iſt der: die Formen zu behalten, und die wirkliche Gewalt ſich zu verſichern; ſeine Entwürfe durchzutreiben, und doch den Schein zu behaupten, als wenn nichts ſey geändert worden, unter alten Benennungen und Gebräuchen neue willkürliche Einrichtungen zu verſtecken. Dieſe Verbindung der Autorität mit den Formen iſt in keinem Reiche der Welt ſo künſtlich geweſen, als bisher in Frankreich: wie dann in keinem der Streit zwiſchen beyden ſo mannigfaltig und ſo auffallend geweſen iſt. Unbeſtimmte, unbewieſene und doch zugleich unbeſtrittne Rechte der Parlamenter, der Provinzen, des Adels ſtießen ſich immer mit den, nach eben ſo ſichern und eben ſo ſchwankenden Gründen unumſchränkten, Rechten des Königs. Aber was aus dieſem ſo lange Jahre fortdauernden, ſo unnatürlichen Kampfe, nachdem alle Künſte der Feinheit, welche d'Argenſon empfiehlt, um ihn beyzulegen von den Staatsminiſtern Frankreichs erſchöpft worden, endlich erfolgt ſey, hat die Geſchichte unſerer Tage gelehrt.

Die Revolution, deren endlicher Ausgang noch ſo entfernt und ungewiß ſcheint, iſt die Explosion der Gährungen, welche aus dem Streite der königlichen Autorität, die nach Erweiterung ſtrebte, aus den Formen und den Gewohnheitsrechten, welche dieſe Autorität einſchränken wollten, und aus den unter den aufgeklärten Ständen herrſchenden Meinungen, die weder mit den Formen der Parlementer, noch mit den Anſprüchen der Krone übereinſtimmten, entſtanden.

Will man groſse Beyſpiele von dieſer Politik haben, welche das Volk durch die alten Formen täuſcht, indem ſie die Verfaſſung im Weſentlichen umändert: ſo darf man nur alle groſsen Staats-Revolutionen betrachten, die von obenher ſind bewirkt worden, beſonders die Geſchichte des Uibergangs der Staaten von republikaniſcher Freyheit zur Alleingewalt eines Einzigen. Alle Geſchichtſchreiber haben die Feinheit und die Kunſt angemerkt, mit welcher Auguſt das römiſche Volk zu überreden wuſste, in ſeinen Comitien noch immer Geſetzgeber und Austheiler aller Staatswürden zu ſeyn, und an ſeinem Senate den groſsen Rath der Nation, in ſeinen Conſuln die oberſten Magiſtratsperſonen zu haben, ob er gleich eigentlich in ſeiner Hand die Gewalt aller dieſer Verſammlungen und obrigkeitlichen Aemter vereinigt hatte.

Aber was iſt nun Friedrichs Verhalten in dieſem Puncte geweſen, wie hat ſich ſein Charakter in dieſer Rückſicht gezeigt?

Erſtlich. Er fand in ſeinem Staate ſehr wenig Formen, Gewohnheiten und Anſprüche, welche ſeinem unumſchränkten Willen Schranken ſetzten. Die, welche vorhanden geweſen waren, und der äußern Form nach noch beſtanden, hatten längſt vor ſeiner Zeit ihre Kraft verloren. — Sein Volk war in allen ſeinen Ständen zu einem vollkommnen Gehorſam gewöhnt. Er fand kein Corpus mächtig genug, um die Widerſetzung desſelben fürchten zu dürfen. Weder ein unruhiger Geiſt der Freyheit, noch der Geiſt der Faction beherrſchte die Nation, welche er zu regieren berufen war. Die Provinz, die er durch das Schwert erworben hatte, unterwarf ſich ohne Einſchränkung dem Willen ihres Eroberers. Er hatte alſo weder große Reitzungen, die ihm ſo wenig läſtigen Schranken ſeiner Macht noch mehr zu erweitern, noch Veranlaſſung, dieſe Politik des ſcheinbaren Nachgebens gegen die Anſprüche oder die Gewohnheiten gewiſſer Regierungszweige oder Volksclaſſen, bey wirklicher Anmaßung der vollen Gewalt, zu üben. Aber er war auch eben deßwegen weniger in Gefahr, den biedern, militäriſchen offnen Charakter ſeiner Perſon und ſeiner Regierung durch den öftern Gebrauch ſolcher Kunſtgriffe zu verderben.

Was indeß, zweytens, von landſtändiſchen

Rechten, den einzigen, die hierbey in Betrachtung kommen, in ſeinen alten ererbten Staaten noch übrig war: das ließ er ungekränkt beſtehen; und ich weiß ſelbſt von keinem Verſuche, den er gemacht hätte, den Zuſtand der Dinge, welchen er vorfand, noch mehr, zum Vortheil der willkürlichen Gewalt, umzuändern. Ja in den letztern Jahren, da ſein Uibergewicht über alle Theile ſeiner Unterthanen, durch das Gewicht und den Einfluß, den er in Europa erlangt hatte, noch mehr befeſtigt war, ſchien er ſogar geneigt, der Nation oder ihren Ständen noch mehrere Rechte oder einen größeren Einfluß zuzugeſtehen. Er fragte ſie um Rath in Dingen, die, da ſie zur Geſetzgebung gehörten, von ihm und ſeinen Miniſtern allein hätten entſchieden werden können; er begünſtigte manche Einrichtung, dergleichen die Schleſiſche Landſchaft iſt, welche, da ſie eine geſetzliche Verſammlung eines gewiſſen Theils der Bürger zuläßt, ihnen gewiß auch dadurch eine neue Gewalt in die Hände gibt.

Was, drittens, die Rechte der Tribunale, die durch Formen derſelben dem Regenten geſetzten Schranken betrifft, ſo war von der einen Seite auch hier nicht ein Schatten von den Colliſionen, welchen die Könige von Frankreich, in ihrem Verhältniſſe mit ihren Parlamentern, ſo mühſam ausweichen mußten, und die ſie bald deſpotiſch, bald kleinmüthig entſchieden. Jndeß erkannte er, daß das Recht unwandelbare Regeln habe, über welche der Regent nicht gebiethen dürfe, und er unterwarf ſich alſo denſelben, — ſo lange er nur nicht glaubte, daß perſönlicher Eigennutz oder Parteylichkeit ſie verletzt hätte. Er hatte in ſeinen frühen Regierungsjahren eine gewiſſe Scheu vor der Juſtiz, in deren Geſchäfte er, wie er ſelbſt geſtand, ſich weniger, als in die Geſchäfte irgend eines Regierungszweiges miſchen wollte. Was die eigentlichen bloß formellen und durchs Herkommen geheiligten Einſchränkungen und Beſtimmungen betrifft, welche die Gerichtspflege begleiten, und wodurch zuweilen auch der Regierung Schranken geſetzt werden, ſo hielt er zwar viele derſelben für zwecklos und thöricht: aber doch durchbrach er in einzelnen Fällen jene Schranken nicht, und nur durch die Reformation des ganzen Juſtizweſens ſuchte er dem Läſtigen derſelben abzuhelfen. Doch hiervon wird weiter unten die Rede ſeyn, wenn ich von ſeinem Verhalten in Abſicht der eigentlichen Formalitäten reden werde.

Es blieb aber bey dem allen noch immer in ſeinem Volke eine große Macht übrig, ſeinen Reformen Widerſtand zu leiſten, nähmlich in den herrſchenden Meinungen. Jn keinem Puncte aber gab es herrſchende Meinungen, die von den feinigen abgegangen wären, die er mißbilligte, und die er alſo umzuändern hätte wünſchen können, als im Puncte der Religion. Und in dieſem war in der That ein weiter Abſtand zwiſchen der kirchlichen Verfaſſung des Volks, und zwiſchen den Geſinnungen des Königs. — Aber das Zeitalter des Fanatismus, wo die Völker an ihren religiöſen Grundſätzen ſo feſt hingen, daß diejenigen, welche ſich von denſelben entfernten, als ihre Feinde, und ſelbſt ihre Regenten, wenn ſie den Glauben an ſie verleugneten, für Tyrannen anſahn, eines Fanatismus, der ihnen zugleich zum Vereinigungspuncte diente, um eine Empörung ſtiften zu können, und ihnen auch die Energie gab, um ſich der Macht und den Armeen ihrer Könige zu widerſetzen, — dieſes Zeitalter war vorüber. Die orthodoxen Unterthanen **Friedrichs** des Zweyten liebten ihn zwar wegen ſeiner Freygeiſterey weniger, aber ſie gehorchten ihm deßwegen nicht unwilliger. Sie bewunderten ſo ſehr ſeine Talente, ſie waren von ſeinem Glücke ſo geblendet, ſie wurden auch ſelbſt von ſeinen dem Lande erwieſenen Wohlthaten nach und nach ſo gerührt, daß ſie darüber ſeine Religion vergaßen, ſeufzten, daß ein ſo großer König nicht auch ein Chriſt ſeyn ſollte, zweifelten, ob auch die Nachrichten von ſeinen freygeiſteriſchen Meinungen wahr wären, und äußerten, wenn glaubwürdige Zeugen dieſelben beſtätigten, ihre Bekümmerniß oder ihren Unwillen darüber: aber ſie blieben deßwegen nicht minder treue und gehorſame Unterthanen, führten zum Theil ſeine Armeen an, ſaßen in ſeinen Gerichtshöfen als Chefs derſelben, und handelten mit ihm völlig vereinigt, ob ſie gleich ganz anders dachten. Deßhalb waren ſie auch nicht des Abends bey ſeinen kleinen Geſellſchaften, wo er mit ihm gleichdenkende Freunde ſuchte, um ſich zu vergnügen: aber ſie nahmen des Morgens, geehrt von ihm und ihn wieder ehrend, an ſeiner Regierung und ſeinem Geſchäftleben Theil. Von der andern Seite war Friedrich eben ſo duldſam, ließ die Verachtung gegen gewiſſe Lehrſätze der eingeführten Religion, die er innerlich hegte, nie öffentlich merken; war wirklich in ſeinen Meinungen ſehr gemäßigt, wenigſtens im Alter, wie ſich dieß in ſeiner Correſpondenz an d'Alembert zeigt, und gebrauchte ſeine Macht nie, ſeine Grundſätze zu verbreiten. Nur einmahl ließ er ſich, bey der Streitigkeit über die Einführung des Berliner-Geſangbuchs, verleiten, Duldſamkeit mit Spott zu verbinden, eine Miſchung von Seiten des Regenten, welche dem Volke weher thut, als ſelbſt die gegen ſeine Meinungen gerichtete Autorität. Indem der König dem ſchwärmeriſchen Theile der Einwohner den Gebrauch ungereimter Lieder verſtattete, und ihn ſelbſt gegen ſein Oberconſiſtorium vertheidigte, und doch zugleich dieſe Lieder für ungereimt und lächerlich erklärte, erbitterte er gewiß die Anhänger dieſes Geſangbuches mehr, als wenn er den Gebrauch deſſelben verbothen hätte. Dieſe gegenſeitige Stimmung des Volks und des Königs nahm mit ſeinen Regierungsjahren zu, und dem alten Freygeiſte Friedrich dem Zweyten, dem Sieger, dem Eroberer, dem Vater ſeines Vaterlandes, entzog man nichts weder von ſeiner Verehrung, noch von ſeiner Dankbarkeit, um ſeines Mangels an Religion willen, da man hingegen von dem ſchon zu Rheinsberg ſpottenden Kronprinzen ſehr viel fürchtete, und den jungen König, der ſich zuerſt unter den Regenten Europens als einen Nicht-Chriſten zeigte, wo nicht mit Widerwillen, doch mit höchſter Mißbilligung anſah.

Zum zweyten Puncte.

Alle Geſchäfte, an welchen mehrere Menſchen Theil nehmen, müſſen gewiſſe zuvor verabredete und beſtimmte Formen haben. Dadurch werden die Sachen ſehr erleichtert. Jeder Theilhabende weiß, was er bey gewiſſen oft wiederkommenden Gelegenheiten zu thun habe; und kann alſo ſeine ganze Aufmerkſamkeit und ſein Nachdenken auf diejenigen Gegenſtände vereinigen, welche, dem gegenwärtigen Falle ganz allein eigen, ſich zum voraus nicht beſtimmen ließen, und alſo die Beſtimmung von ſeinem Verſtande erwarten.

Dieß iſt die Urſache, warum bey der Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte mehr Formalitäten vorkommen, als in der von Privatangelegenheiten. Ein Hausvater, der, unter ſeiner Frau, Kindern und Geſinde, alles nach gewiſſen zuvor abgemeſſenen Formen thut, iſt ein Pedant. Die Sachen ſind zu klein, als daß er nöthig hätte, ſein jedesmahliges Nachdenken durch ſolche Vorausbeſtimmungen zu erleichtern.

Eine zweyte Urſache, woraus Formalitäten entſtehen, iſt die Würde der Perſon, welche in das Geſchäft mit eingemiſcht iſt, oder in demſelben die Hauptrolle ſpielt. Alle Würde, alle Autorität wird durch das Feyerliche gehoben. Dieß wird aber dadurch bewirkt, daß ſich die Geſtalt der Sache oder die Form einer Verhandlung von dem ganz gewöhnlichen Zuſtande und dem alltäglichen Laufe ähnlicher Dinge merklich unterſcheiden. Dieß wird ferner durch Ceremonien und Gebräuche bewirkt, welche entweder durch ihre Schönheit und ihren Schmuck, oder ſelbſt durch etwas Geheimnisvolles, welches ſie in ſich enthalten, die Augen des Volkes auf ſich ziehen und ihm Ehrfurcht gebiethen. Aber dieſe Ceremonien mußten zum voraus veranſtaltet werden: ſie mußten alſo zum voraus beſtimmt ſeyn. Daraus entſtehen Formalitäten *).

Kein Wunder alſo, daß an den Höfen der Fürſten und bey den Auftritten, wo ſie Eindruck auf das Volk machen wollen, die Formalitäten ſich häufen. Sie ſind die Perſonen von der höchſten Würde im Staate, ſie haben Urſache, die Kraft ihres Anſehens und der Geſetze durch Gebräuche und Ceremonien, durch welche ſie ſelbſt, ihre Handlungen und alles, was ſie umgibt, das Anſehen von etwas Außerordentlichem bekommen, zu unterſtützen; und endlich, da die Staaten ewig oder doch von langer Dauer ſind, ſo erhalten jene Gebräuche durch das Alterthum des Herkommens ſelbſt ein höheres Anſehen und eine größere Unverletzbarkeit.

Eine dritte Urſache, aus welcher bey einer Sache oder Angelegenheit Formalitäten entſtehen, iſt, wenn dieſelbe unter mehreren Menſchen im Streit iſt; beſonders, wenn ſie das Eigenthum betrifft. Alsdann traut eine Partey der andern nicht. Beyde wollen alſo gerne die Verhandlungen, die

---

*) Daher ſind die Ceremonien in der Religion und im Gottesdienſte entſtanden, weil man jener dadurch Feyerlichkeit, und durch dieſe ein Ehrfurcht gebiethendes Anſehen hat geben wollen. Dieſe Ceremonien haben ſich um deſto mehr gehäuft, je weniger die Religionslehrer verſtanden, auf Geiſt und Herz des Volks zu wirken. Je weniger in einer Religion von Unterricht und Moral die Rede iſt, deſto weitläuftiger und künſtlicher iſt das Ritual.

ſie mit einander vornehmen, oder die Verträge, die ſie ſchließen, durch ſo beſtimmte Formeln und Ausdrücke verklauſelt haben, daß es keinem Theile möglich ſeyn ſoll, Winkelzüge zu machen, oder unter zweydeutigen Worten ſeinen wahren Sinn zu verſtecken.

Allenthalben, wo mißhellige und gegen einander mißtrauiſche Menſchen zuſammen kommen, da iſt immer mehr Förmlichkeit in ihrem ganzen Betragen, mehr Ceremoniel in ihrem Wohlſtande, mehr Steifheit ſelbſt in ihren Höflichkeitsbezeugungen.

Aus dieſem gezwungnen Betragen der Mißhelligen entſtehen Formalitäten, wenn, nachdem ſie in wirklichen Streit mit einander gerathen ſind, ſie nun ihre Sache unter ſich durch Vergleich, oder vor einem Richter ausmachen wollen. Und dieß geſchieht ganz beſonders, wenn die Sache das Mein und das Dein betrifft. Das Eigenthum iſt eine willkürliche Einrichtung der Menſchen, welche nur in der bürgerlichen Geſellſchaft Beſtand und Feſtigkeit hat. Und ſie hat deßwegen nur in dieſer Feſtigkeit, weil es von Natur gänzlich unbeſtimmt iſt, welche Sache, oder welcher Boden dieſem oder jenem Menſchen angehören. Eben ſo wenig gibt es natürliche Zeichen, daß ein Menſch ſein Eigenthum auf einen andern übergetragen, — daß er es verkauft oder verliehen, und daß er etwas an den andern zu fordern habe. Unendliche Streitigkeiten, und im Naturſtande Kriege, müſſen aus dieſer Unbeſtimmtheit entſtehen. Um ihr abzuhelfen, iſt nichts anders zu thun, als daß die Menſchen, die in Geſellſchaft mit einander leben wollen, willkürliche Zeichen für alle Transactionen, die mit dem Eigenthume vorgehen, erfinden und bey ſich einführen. Dieß iſt wirklich geſchehen; in der bürgerlichen Geſellſchaft, durch Geſetze; unter Unabhängigen, dergleichen die Völker gegen einander ſind, durch Verträge. Dieſe Zeichen beſtanden anfangs, ſo lange man noch nicht ſchreiben konnte, in Ceremonien*); und ſind es noch, wenn man nicht ſchreiben will, oder der Sache mehr Feyerlichkeit zu geben gedenkt. Aus den Ceremonien ſind, nachdem man ſchreiben gelernt hat, Formalitäten geworden.

Dieſe dritte Urſache iſt es, welche gemacht hat, daß die Formalitäten nirgends mehr Raum gewonnen, und ihre Herrſchaft länger behauptet haben, als bey den Unterhandlungen der Staaten, und, in der bürgerlichen Geſellſchaft, bey der Rechtspflege, — auf Congreſſen, und in den Gerichtshöfen.

---

*) Man erinnere ſich der unzähligen Ceremonien, die bey der Römiſchen Rechtspflege, zur Zeit der Republik, eingeführt waren, und über welche Cicero in ſeiner Rede pro Muraena ſpottet. Die Parteyen mußten bald da bald dorthin gehen, oder gewiſſe Bewegungen mit ihrem Körper machen. Dabey wurden jedesmahl gewiſſe Formeln von dem Richter oder von den Parteyen hergeſagt.

Man erinnere ſich, zum Beweiſe des Erſten, an die Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens. Wer zürnt nicht auf die Geſandten und auf die Fürſten, welche ſie dazu autoriſirten, wenn über die Frage, wer den andern zuerſt beſuchen ſolle, Monathe lang unterhandelt, und darüber das Friedensgeſchäft bey Seite geſetzt wurde?

Woher kommt es anders, daß Regensburg der rechte Sitz der Formalitäten und eines läſtigen Ceremoniels iſt, als weil an dieſem Orte ſo viele kleine Fürſten und Staaten, deren Gerechtſame nicht völlig beſtimmt ſind, in beſtändiger Unterhandlung mit einander ſtehen?

Daß bey der Verwaltung des Rechts und vor Gericht Formalitäten lange geherrſcht haben, und noch jetzt zahlreich ſind: davon darf ich keine Beyſpiele aufführen, da die Klagen darüber ſo alt und ſo allgemein ſind. Aber viele dieſer Klagen ſind ungerecht, und rühren von Perſonen her, welche der Natur des Geſchäfts unkundig, auch die dabey unentbehrlichen Formen mit unnöthigen Formalitäten verwechſeln.

Der Gang, welchen die Formalitäten im menſchlichen Geſchlechte und in der bürgerlichen Geſellſchaft genommen haben, könnte ſonderbar ſcheinen, wenn uns nicht die Geſchichte in ſo vielen

Beyſpielen zeigte, daß die Menſchen von dem gänzlichen Mangel einer Sache unmittelbar zur Uibertreibung und zum Uibermaße fortgehen, und zuletzt erſt auf die Einfachheit zurückkommen. Man denke nur an die Geſchichte der Wiſſenſchaften. Von einer gänzlichen Unwiſſenheit gingen die Menſchen zu den ſubtilſten Unterſuchungen über die Natur und den Urſprung der Dinge über: und erſt ſpät näherte ſich ihre Philoſophie der Erde und dem geſellſchaftlichen Leben wieder. — Rohe Menſchen und Völker haben gar kein Ceremoniel, weder in ihrem Umgange, noch in ihren Verhandlungen mit einander. Halb cultivirte haben ein ſehr zuſammengeſetztes, und häufen die Formalitäten. Eine noch höhere Ausbildung vermindert dieſelben wieder und bringt eine weiſe Mäßigung hervor.

So iſt es auch in Teutſchland gegangen. In dem erſten Theile des Mittelalters gab es gar keine Formalitäten, weder vor Gericht, noch bey andern Geſchäften. Das Schwert und der Ausſpruch einer einzigen Perſon entſchied alles. Alle hohen Staatsämter wurden nur von einzelnen Perſonen verwaltet. Die Einführung des Römiſchen Rechts, welche der erſte Schritt zu einer gewiſſen Ordnung in allen Regierungs-Geſchäften war, brachte auch zuerſt die Formalitäten nach Teutſchland. Noch weit mehr trug, um dieſelben zu vermehren, die Errichtung des Kammergerichts bey: — damahls die größte Wohlthat für Teutſchland, weil es den Landfrieden befeſtigte und den Fehden ein Ende machte. Der Weſtphäliſche Friede ſetzte allem dieſen die Krone auf: indem er die Gerechtſame ſo vieler großen und kleinen Fürſten feſtſetzte, die alle, von einander unabhängig, und doch auch einander an Range nicht gleich, den beſtimmten Grad ihres Ranges durch eigne Ceremonien und Formalitäten bezeichnen wollten. Vielleicht war es die in jenem Frieden ſanctionirte Verfaſſung von Teutſchland, welche auch den Charakter der Nation zur Liebe der Titel und des Ceremoniels gebracht hat.

Von dieſem Zeitpuncte an bis zum Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms des Erſten, herrſchten die Formalitäten in Teutſchland unumſchränkt, ſowohl an den Höfen, als bey allen Geſchäften: wozu der Stolz des öſterreichiſchen Hauſes, welches ſich auszeichnen wollte, die Nachahmung der Etikette des Spaniſchen, mit welchem jenes verwandt war, und ſelbſt die geringe Fähigkeit einiger Kaiſer, welche durch Pomp dasjenige erſetzen wollten, was ihnen an perſönlichem Anſehen abging, vieles beytrug.

Dieß alles hatte ſich bis zum Jahre 1740, da Friedrich der Zweyte zur Regierung kam, ſchon wieder ſehr gemindert, und zwar hauptſächlich durch zwey Urſachen: einmahl durch die Einführung von Finanz-Collegien und einer eigentlichen Landes-Adminiſtration, — von der man zuvor wenig wußte; und dann durch die Veränderung des Militärs.

Die Cameral- und Verwaltungs-Geſchäfte, die Bewirthſchaftung der landesherrlichen Domänen, die Beſtimmung und Erhebung der Auflagen erlauben und erfordern nicht ſo viele Formalitäten, als die juriſtiſchen und die auswärtigen Angelegenheiten eines Staates. Bey jenen muß jeder Fall nach den individuellen Umſtänden, und gemeiniglich auf der Stelle, entſchieden werden. Allgemeine Grundſätze ſind den Finanz-Verwaltern allerdings unentbehrlich: aber voraus beſtimmte Formen ihres Verfahrens ſind für ſie unnöthig. Auch iſt der Geiſt der Finanzadminiſtration immer ein wenig despotiſch, und eben deßwegen den Formalitäten entgegen.

Was die militäriſchen Geſchäfte betrifft: ſo erfordern dieſelben zwar immer Kürze im Ausdrucke, und Schnelligkeit im Handeln, und es läßt ſich bey ihnen das wenigſte zum voraus beſtimmen: weil alles von den Umſtänden des Augenblicks und von der Lage des Terrains abhängt. Seit der Einführung der ſtehenden Kriegsheere und einer ſtrengen Disciplin aber, war der militäriſche Ton, — vielleicht härter und rauher, aber auch kürzer und entſchiedner geworden. Alle Formalitäten hörten auf, und wurden verhaßt oder lächerlich. Dieſer

Geiſt herrſchte zuerſt in den Armeen Ludwigs des Vierzehnten, und wurde, — obwohl mit weit weniger Galanterie vermiſcht, unter das Kriegsheer Friedrich Wilhelms des Erſten verpflanzt.

Bey dem Antritte der Regierung ſeines Sohnes, konnte dieſer nur noch von drey Arten der Formalitäten beläſtiget, oder bey ſeinen Entwürfen eingeſchränkt werden: durch die am Hofe; durch die bey den Gerichtshöfen; und durch die bey Führung der öffentlichen Geſchäfte und den Unterhandlungen mit andern Staaten.

Der König ſahe bald ein, daß das Hof-Ceremoniel, unter allen Formalitäten für einen Fürſten, zwar nicht am einſchränkendſten, aber am ſchädlichſten ſey: und er bemühte ſich am meiſten, jenem auszuweichen, oder es bey ſich in den engſten Schranken zu halten.

Zwar haben alle Formalitäten, wenn deren bey einem Geſchäfte mehrere ſind, als die Natur deſſelben erfordert, einen nachtheiligen Einfluß, zuerſt auf die Perſonen, welche damit zu thun haben, und dann auf die Geſchäfte ſelbſt. Zuerſt auf die Perſonen, weil ſie dieſelben des Selbſtdenkens überheben, und ihnen nur das Verdienſt übrig laſſen, alle zuvor beſtimmten Regeln wohl ins Gedächtniß gefaßt zu haben, und dieſelben richtig zu beobachten; weil ſie ihnen oft eine koſtbare Zeit rauben, die ſie zur Bearbeitung der Hauptſachen anwenden können; weil ſie endlich dieſe Perſonen von alten Vorurtheilen abhängig machen, mit welchen jene Formalitäten in Verbindung ſtehen. Sie haben zweytens einen nachtheiligen Einfluß auf die Geſchäfte ſelbſt, weil dieſe dadurch über Gebühr weitläuftig und verzögert werden; wozu noch kommt, daß, wenn bey veränderten Umſtänden immer die alten Formen beobachtet, und, die Geſchäfte nach einmahl herkömmlichen Regeln getrieben werden, viele Colliſionen zwiſchen der Form und der Sache ſelbſt entſtehen, und ſo die Erreichung des Zwecks gehindert wird.

Doch unter allen Formalitäten iſt es ein weitläuftiges und ſtrenges Hof-Ceremoniel, welches der Geſellſchaft am meiſten ſchadet. Es beſchränkt den Geiſt und die Zeit gerade desjenigen Mannes im Staate, welcher am meiſten zu thun hat und welcher am meiſten ſelbſt denken ſoll, — des Fürſten. Es iſt mit Prunk, mit Feyerlichkeiten, mit Ergötzungen aller Akt verbunden: und gewinnt alſo auch leicht die Sinnlichkeit der Großen, indem es ihrem Stolze ſchmeichelt. Es iſt daher jungen und ſchwachen Fürſten von jeher gefährlich geweſen, und hat ſie von der eignen Verwaltung ihrer Angelegenheiten abgezogen. Indeß andere Formalitäten und Ceremonien, durch ihr altväteriſches Anſehen abſchrecken, und durch ihr ewiges Einerley ermüden, reizt das Ceremoniel großer Höfe durch den immer neuen Schmuck, welchen man ihm zu geben weiß, und zieht die Aufmerkſamkeit durch die Hoheit der Perſonen auf ſich, welche daſſelbe zu beobachten haben.

Ehe ich von den Mitteln rede, wie Friedrich der Zweyte alle dieſe Nachtheile zu vermeiden, — dem Hof-Ceremoniel auszuweichen oder ihm zu widerſtehen gewußt hat, muß ich zuvor ſagen, daß er, bey Gelegenheiten, wo es durchaus nothwendig war, ſich demſelben auf die ſchicklichſte und anſtändigſte Art zu unterwerfen und mit aller Würde zu repräſentiren wußte: — ein Wort, welches die Franzoſen erfunden haben, um alle diejenigen Handlungen eines Fürſten oder eines Großen zu bezeichnen, die, ohne einen beſtimmten Endzweck zu haben, ihn nur als einen über die Andern erhabnen Mann auszeichnen ſollen. Unſer großer König wußte, daß, bey der Schwäche und Sinnlichkeit der Menſchen, ein Fürſt dieſer Repräſentation und des damit verbundnen Ceremoniels nicht ganz entbehren könne; und er widmete beyden alle Jahre einen Theil des Winters, den er in Berlin zubrachte. Wenn außerdem die Zuſammenkunft mehrerer fürſtlichen Häuſer, wenn die Durchreiſe von Königen andrer Staaten durch die ſeinigen, oder wenn Vermählungen und andere Familien-Feſte ſeine Gegenwart in Berlin, oder die Bewirthung der Fremden in Potsdam erheiſchte: ſo ſcheute er weder die

Koſten, noch die Zeit, welche er aufwenden mußte, um mit dem vollen Glanze eines großen Fürſten zu erſcheinen: und er unterwarf ſich alsdann auch allen herkömmlichen Gebräuchen ſeines Hauſes, und beobachtete die Etikette mit Genauigkeit, aber doch ohne Zwang und mit perſönlicher Würde.

Außer dieſen wenigen Fällen entging er dem Prunke und dem Zwange des Hoflebens zuerſt durch ſeinen Aufenthalt in Potsdam, und dem noch ruhigern und einſamern in Sansſouci.

Schon ſein Vater hatte ihm darin vorgearbeitet. Er hatte Potsdam erbauet und es zu ſeiner Reſidenz gewählt: nicht bloß, weil er das Ceremoniel haßte, — ob er gleich dieſen Haß ſelbſt bis zur Vernachläſſigung des Anſtandes und der guten Sitten trieb; ſondern noch mehr, weil er die Soldaten und die militäriſchen Uibungen über alles liebte, und dieſen Uibungen an einem erſt neu erbaueten, einſamen Orte, ungeſtöret obliegen konnte; wozu noch kam, daß er hier allen andern Geſellſchaftern, als die zu ſeiner Tabagie gehörten, den Zutritt am beßten verwehren konnte. Der König, ſein Sohn, wählte eben dieſen Aufenthalt, — zwar auch, um hier die erſten Verſuche der neuen Taktik zu machen, — aber vornehmlich um hier, für gewöhnlich, das Leben eines reichen Privatmannes zu leben; um die Regierungs-Geſchäfte, unabhängig vom Einfluſſe des Hofes, ſeiner Verwandten und ſelbſt der Miniſter, zu verwalten, um des Umgangs der ſtillen und ruhigen Muſen zu pflegen, und um endlich mit einigen ausgewählten Geſellſchaftern, deren Geburt und Rang ihnen auf dieſen Vorzug keinen Anſpruch geben konnten, ſeine Abende zuzubringen.

Auch Ludwig der Vierzehnte hatte ſich von ſeiner Hauptſtadt entfernt. Aber er brachte nach Verſailles ſeinen ganzen Hof mit; er vermehrte daſelbſt die Pracht desſelben, er vervielfältigte die Feſte: kurz, er entfernte ſich nur von den Geſchäften, anſtatt mehr Muße und Ruhe zu deren beſſerer Betreibung aufzuſuchen. So ſehr verändert der Geiſt der Fürſten den Erfolg ihrer ähnlichſten Maßregeln.

Friedrich verminderte, zweytens, den Zwang der Etikette, ſchon durch ſein militäriſches Kleid, welches er immer trug, und welches, geehrt durch ſeine Siege, in kurzem die Kleidung beynahe aller Fürſten in Teutſchland wurde. — Dadurch wurde, wenigſtens bey ſeiner Perſon, die Kleiderpracht, dieſer ſo unnütze und koſtſpielige Theil des Hof-Ceremoniels, unmöglich gemacht. Und von ſeinem Beyſpiele verbreitete ſich eine gewiſſe Mäßigung des ſonſt für nöthig gehaltenen Putzes, über die andern Mitglieder ſeines Hofes, und ſelbſt über die Hofleute.

Noch viel mehr aber befreyte er ſich von dem Läſtigen eines ceremoniöſen Umgangs, durch den militäriſchen Geiſt und Ton, welchen er in den ſeinigen brachte, den er aber mit den feinſten Sitten, mit Gelehrſamkeit, Witz und Philoſophie zu verbinden wußte. Dieſer Ton ſtand ihm wohl an: denn er war wirklich Soldat. Und nachdem er Held und Sieger geworden war, erhielt er ein doppeltes Recht, denſelben auch gegen Perſonen zu brauchen, welche ſonſt mit aller Strenge des Hof-Ceremoniels behandelt ſeyn wollten, — gegen die auswärtigen Geſandten.

Ich habe ſchon geſagt, wie ſehr der Geiſt, der in einer verſammelten Armee, beſonders auf Feldzügen, herrſcht, dem Geiſte der Höfe und der Etikette zuwider iſt, und demſelben entgegen arbeitet. Da nun der König, außer ſeinen Verwandten, den Miniſtern und einigen Gelehrten, faſt nur mit Officieren umgeben war, welche ihn auf dieſen Feldzügen begleitet, und ſich ſelbſt den Ruhm der Helden erworben hatten; da dieſe Officiere, mit welchen der König umging, zum Theil alte, verwundete Krieger waren, welchen man auch am Hofe Abweichungen von dem gewohnten Anſtande erlaubt: ſo mußte nothwendig, mit Beybehaltung aller Würde, ſich am Hofe Friedrichs ein freyerer, von Formalitäten mehr entladner, und mehr durch Feinheit und guten Geſchmack, als durch ſtrenge Beobachtung des Herkommens und der Etikette ſich auszeichnender, Ton des Umgangs verbreiten.

Er löſete nicht nur dieſe Feſſeln für ſich ſelbſt, ſondern auch für alle die Perſonen, welche ihn umgaben.

Die alten Hofmänner und Hofdamen, welche nichts als Hofleute waren, widerſtanden der Aenderung am längſten. Und zuweilen gab der König aus Achtung für ihr Alter und für ihre Treue ihnen, in Abſicht der Formalitäten, nach, wenn er dieſelben auch nicht für nothwendig hielt. Aber endlich mußten auch dieſe Vertheidiger des alten Herkommens dem Strome nachgeben, oder nahmen wirklich das neue Syſtem an, oder machten jüngern Nachfolgern Platz, die ganz in den Sinn des Königes eingingen.

Was aber, drittens, Friedrich den Zweyten am meiſten von der Laſt des Hof-Ceremoniels befreyte, und was jeden Fürſten davon befreyen wird, iſt: daß er ein geiſtreicher, talentvoller und durch Wiſſenſchaft und Erfahrung ausgebildeter Menſch war. Alle höhern Fähigkeiten werden, auf jeder Stufe der bürgerlichen Geſellſchaft, durch die Gewohnheiten ihres Standes durchbrechen, ſich zu einer höhern Sphäre und freyern Sitten empor heben, und doch ihres Gleichen nicht beleidigen. Wenn aber oberſte Gewalt im Staate, Macht, Anſehen und Ruhm ſich mit ausgezeichneten Geiſtesgaben und einer immerwährenden Uibung derſelben in einer Perſon vereinigen; dann kann ein ſolcher Fürſt an ſeinem Hofe alles thun, was er will, und ſtets auch den äußern Schein hoher Würde erhalten. Das, was gemeinern Fürſten, die weder Beweiſe von perſönlicher großer Vortrefflichkeit gegeben, noch merkwürdige Thaten in ihrem Leben gethan haben, ſelbſt nicht ihre Hofleute, geſchweige denn auswärtige Mächte und deren Geſandten verzeihen würden: das thut ein ſolcher Fürſt, wie ich ihn zuvor geſchildert habe, ungeſtraft und oft mit Beyfall, und ſo, daß er die Nachahmung andrer Höfe erweckt. Wer vergibt nicht gern einem großen Könige, wenn er in ſeinem Umgange die Etikette übertritt, ſobald er dieſes durch perſönliche Annehmlichkeit, durch Witz, durch Mittheilung ſeiner großen Erfahrungen, und durch alle die Vorzüge wieder gut macht, die allein auch den Privatmann an den Hof der Könige bringen?

Die zweyte Gattung der Formalitäten, von welchen die Handlungen der Fürſten beſchränkt werden, ſind die, welche bey der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, bey den Unterhandlungen mit fremden Mächten, bey der Schließung von Bündniſſen und Friedens-Traktaten vorkommen.

Dieſe haben auf den Geiſt des Fürſten weit weniger Einfluß: aber ſie haben vielleicht auf ſeine Geſchäfte einen noch größern. Er kann in ſeinem Betragen einfach ſeyn, ſich an ſeinem Hofe und in der innern Verwaltung ſeines Landes, nach eignen

Einſichten, nicht nach vorgeſchriebenen Formen richten: und er kann doch gezwungen ſeyn, in ſeinen Verhandlungen mit fremden Höfen und deren Geſandten, bey welchen noch eine entgegengeſetzte Denkungsart herrſcht, ſich in das ganze Labyrinth von Weitläuftigkeiten und Formalitäten einzulaſſen, durch welche oft die Endigung der wichtigſten Angelegenheiten, an deren Entſcheidung den Völkern äußerſt gelegen iſt, ohne Noth verzögert wird.

Die Urſache dieſer Umſchweife und Weitläuftigkeiten in den Unterhandlungen liegt nicht ſowohl darin: daß die Würde der Staaten und die Wichtigkeit der Angelegenheiten eine gewiſſe Feyerlichkeit, und dieſe, wie ich ſchon geſagt habe, Formalitäten erfordert. Sie liegt vielmehr in dem Mißtrauen der Höfe gegen einander, welches oft durch ihre Stellvertreter noch vermehrt wird. Dieſes Mißtrauen macht, daß ſie, beſonders bey dem Anfange einer Unterhandlung, ſich erſt wechſelsweiſe ausforſchen wollen, und, um dazu Zeit zu gewinnen, bald ſich hinter zweydeutige Ausdrücke verſtecken, übertriebne Forderungen machen und dagegen allgemeine und unbeſtimmte Antworten geben, bald neue Gegenſtände des Streits, an denen im Grunde ihnen wenig gelegen iſt, oder Puncte der Etikette in Anregung bringen, um ihre Hauptabſichten deſto eher durchzuſetzen. Jene Urſache lieget ferner oft in dem Eigennutze und dem Ehrgeize der Geſandten, welche die Unterhandlung führen. Indem dieſe, von der einen Seite, ſich, durch die Erhöhung der Würde ihres Fürſten, ſelbſt ein höheres Anſehen bey Auswärtigen geben wollen, von der andern ſich bey ihrem Fürſten beliebt zu machen glauben, wenn ſie deſſen Gerechtſame und Anſprüche übertreiben: ſo ſind ſie es oft, welche auf Puncten des Ceremoniels, der Titel und der Formalitäten ſtrenger beſtehen, als ihre Herren, und welche die Uibereinkommung der Fürſten über den eigentlich unter ihnen ſtreitigen Gegenſtand, durch eingemiſchte Unterhandlungen über ganz fremdartige Anſprüche, erſchweren.

Die Auseinanderſetzung der Urſachen zeigt zugleich, wie ein Fürſt dieſen Uibeln ausweichen, oder ihnen abhelfen könne. Er muß zuerſt das Mißtrauen theils ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad ablegen, theils bey andern Höfen zu vermindern ſuchen. Er muß zweytens ſeine Unterhandlungen in der Hauptſache ſelbſt führen, und ſeine Miniſter und Geſandten durch ſeine Vorſchriften leiten und durch ſeine Aufſicht im Zaume halten.

Alle dieſe Mittel wandte Friedrich an: und ſie waren, vermöge ſeiner perſönlichen Vorzüge und vermöge ſeiner glücklichen Lage, in ſeinen Händen von größerm Erfolge.

Ein junger Fürſt, wie er bey dem Antritte ſeiner Regierung war, der in ſich ſelbſt Kraft und

Muth, mit Einſichten verbunden, fühlt, und der eine reiche Schatzkammer und eine zahlreiche und wohlgeübte Armee vorfindet, iſt nicht ſehr geneigt, in den Verhandlungen mit Auswärtigen bedenklich und mißtrauiſch zu ſeyn. Bald kamen ſeine Siege und Eroberungen hinzu, welche die Feſtigkeit und den Muth ſeines Charakters, und die Kürze ſeiner Handlungsart bey allen Angelegenheiten noch vermehrten. Der ſiebenjährige Krieg erhob ihn zu dem Gipfel des Heldenruhms. Die letzten Jahre ſeiner Regierung brachte er mit einer ſehr weiſen und glücklichen Adminiſtration ſeines Landes zu, durch welche dasſelbe reicher, cultivirter und bevölkerter wurde. Dieß alles war wohl im Stande, ihm Selbſtvertrauen zu ſich einzuflößen und ihm die mißtrauiſche Furchtſamkeit vor der Liſt und den geheimen Abſichten auswärtiger Mächte zu benehmen. Er glaubte, mit ſeinem Verſtande ihre Pläne leicht zu durchſchauen, — und Macht genug zu haben, ſie zu vereiteln. Dieß, verbunden mit der Geſchwindigkeit und der kraftvollen Kürze, zu welcher er ſich, bey ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen, in ſeinen Reden und Handlungen gewöhnt hatte, machte ihn natürlicher Weiſe bey ſeinen Unterhandlungen abgeneigt, ſowohl gegen Zweydeutigkeiten und Winkelzüge ſich gleichſam zu ſchützen, als durch Weitläuftigkeiten und Formalitäten Zeit zur Uiberlegung zu gewinnen.

Ich will nicht ſagen, daß die Beſtimmtheit ſeiner Forderungen, die Kürze und Deutlichkeit ſeiner Antworten auf die Forderungen der andern Partey immer eine vollkommene Aufrichtigkeit von ſeiner Seite in den Unterhandlungen zum Grunde hatte, oder mit derſelben verbunden war. Ich weiß nicht, in wie weit Offenherzigkeit, ohne welche auch ſelbſt keine ſtrenge Wahrhaftigkeit ſeyn kann, im öffentlichen Leben überhaupt möglich iſt, oder unter den Umſtänden Friedrichs des Zweyten Statt fand. Indeß iſt nicht zu leugnen, daß er, bey dem Scheine derſelben, oft ſeine wahren Abſichten verbarg, und daß er, beſonders in der früheren Hälfte ſeiner Regierung, fremden Mächten Mißtrauen gegen ſich einflößte, indeß er nur ein geringes gegen ſie hatte.

Aber auch dieß änderte ſich mit dem Fortgange ſeiner Einſichten und ſeiner Macht. Und er wurde in der That in ſeinen ältern Jahren ſeinen Nachbarn um ſo viel weniger gefährlich, je wohlthätiger er für ſeine Unterthanen wurde.

Das zweyte Mittel, durch welches Fürſten ſich der Umſchweife und Formalitäten, bey Unterhandlungen mit andern Staaten, entledigen können, iſt, wenn ſie dieſe Unterhandlungen ſelbſt führen und ihre Abgeordneten, durch genaue Inſtructionen, leiten.

Ich habe ſchon geſagt, daß dieſe Abgeordneten und die Miniſter jene Weitläuftigkeiten verurſachen oder vermehren, es ſey, weil ſie, aus wirklicher Anhänglichkeit an das Intereſſe ihres Herrn, die Anſprüche desſelben über alle Wahrheit oder doch über alle Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolges hinaus treiben; es ſey, weil ſie immer dadurch die Gunſt ihres Fürſten ſuchen und ſich ſelbſt ein Anſehen geben wollen. Beydes möchte in der Regierung Friedrichs des Zweyten zuweilen der Fall geweſen ſeyn: denn er hatte ſehr treue Diener und jeder beeiferte ſich, ihm zu gefallen. Hätte er nun, wie ſo viele andre Fürſten, ſich auch den wohlgemeinten Rathſchlägen und Eingebungen ſeiner Miniſter gänzlich überlaſſen; wäre er nur bloß in ſo fern an der Spitze der Unterhandlungen geweſen, als er durch ſeine Einwilligung die gefaßten Schlüſſe ſeiner Geſandten ſanctioniren mußte: ſo würde er zuweilen in ein unabſehliches Labyrinth von Streitigkeiten und ſelbſt in neue Kriege verwickelt worden ſeyn. Da er aber zuletzt immer ſeinen eignen Ideen und Maßregeln folgte, die nicht nur zweckmäßig und klug, ſondern auch gemäßigt waren; da man auch auswärts wußte, nur er ſelbſt rede durch das Organ ſeiner Miniſter und Geſandten: ſo konnte er vieles in den Unterhandlungen abkürzen was die Miniſter nicht abkürzen durften; vieles aus denſelben weglaſſen, was jene gern beybehalten wiſſen wollten.

Als die Fürſten Teutſchlands noch perſönlich auf den Reichstägen zuſammen kamen, wurde doch zuweilen etwas unter ihnen ausgemacht: ſeitdem bloß ihre Geſandten in Regensburg zuſammen kommen, wird faſt keine einzige Angelegenheit geendiget. Friedrich wählte alſo das rechte Mittel, die Unterhandlungen über Bündniſſe, Friedensſchlüſſe und andere Verträge ſchnell zum Ziele zu bringen, daß er mit ſeiner Perſon, oder gleichſam mit ſeinem Geiſte dabey erſchien, und bald von Anfang entweder mit Strenge auf ſeiner Forderung beſtehen, oder ohne ein langweiliges gegenſeitiges Abdingen nachgeben konnte. Eben weil die Mandatarien und Sachwalter in ihrem Verfahren vor Gericht weit umſtändlicher und zögernder ſind, als vernünftige Partheyen ſeyn würden, wenn ſie ſelbſt ihre Sache führeten: hat man geglaubt, die Proceſſe dann am ſicherſten abzukürzen, wenn man die Advocaten abſchaffte. Nun iſt dieß zwar unmöglich gefunden worden, gerade wie es heute zu Tage unmöglich iſt, daß Könige unmittelbar mit einander negoziren. Aber die Idee, welche in beyden Fällen zum Grunde liegt, iſt doch richtig. Und Friedrich der Zweyte hat, indem er dieſelbe bey den öffentlichen Angelegenheiten auf eine mäßige und ſchickliche Weiſe befolgte, ſeinen Endzweck, die Abkürzung der Formalitäten, wirklich erreicht.

Die dritte Art der Formalitäten, welche

Friedrich der Zweyte, bey dem Antritte ſeiner Regierung, in ſeinen Staaten, vorfand, und welche nicht ſowohl ihn einſchränken, als ihm zuwider ſeyn konnten, — deren er ſich nicht für ſeine Perſon zu entledigen brauchte, aber denen er zum Beſten des Staats widerſtreben und Schranken ſetzen mußte, waren diejenigen, welche an den Gerichtshöfen und bey der Verwaltung des Rechts herrſchten.

Dieß iſt nicht in allen Staaten der Fall, daß die Formalitäten der Gerichtshöfe dem Fürſten und ſeinen Entwürfen und Maßregeln keine Hinderniſſe entgegen ſetzen.

Zwar, wenn die Gerichtshöfe nichts als Gerichtshöfe ſind, und, ihrer Beſtimmung getreu, ſich bloß mit der Verwaltung des bürgerlichen Rechts, mit der Entſcheidung über das ſtreitige Eigenthum und mit der Unterſuchung der Verbrechen und der ihnen gebührenden Strafen beſchäftigen: ſo können die bey dieſem Geſchäfte eingeführten Formen, auch wenn ſie an ſich überflüſſig und zweckwidrig ſind, nur einen deſpotiſchen Fürſten einſchränken, — denjenigen nähmlich, welcher ſich ſelbſt in die juriſtiſchen Geſchäften miſchen, und durch Machtſprüche entſcheiden will, was nur nach allgemeinen Regeln des Rechts entſchieden werden ſoll.

Aber wenn die Gerichtshöfe eines Landes, ſo wie ehedem in Frankreich, unter der Monarchie, zugleich fortdauernde und unſterbliche Corpora ſind, die einen eignen Stand im Staate ausmachen, bey welchen ſich außer den Formalitäten, die den richterlichen Geſchäften eigen ſind, auch noch andere durch das Herkommen, die Gerechtſame und Anſprüche dieſes Standes bilden; — wenn ferner dieſe Gerichtshöfe die Grenzen ihrer urſprünglichen Beſtimmung überſchreiten, und das Recht erhalten, die Geſetze des Fürſten zu ſanctioniren, und ſelbſt dagegen Vorſtellungen zu machen: ſo hat allerdings die Claſſe von Formalitäten, von welchen wir reden, einen Einfluß auf die ganze Regierung und auf alle Staatsgeſchäfte. In dieſem Falle kann die Anhänglichkeit, welche gewöhnlicher Weiſe Rechtsgelehrte, und noch mehr Gerichts-Körper, an alte Gebräuche, an das Herkommen und alſo auch an die Geſetze haben, der willkürlichen Gewalt des Monarchen einen Damm entgegenſetzen. Dagegen können aber auch die mit der Zeit immer mehr befeſtigten Vorurtheile ſolcher Körper, und die gleiche Anhänglichkeit, welche ſie an die Gerechtſame ihres Standes, und an die Geſetze des Staates haben, auch den heilſamſten Maßregeln des Regenten Widerſtand leiſten. Dieß iſt in Frankreich oft geſchehen, und der immerwährende Streit zwiſchen den Parlamentern und dem Hofe gehört mit unter die Urſachen des Verfalls der Monarchie.

Ein anderer Umſtand, welcher den Formalitäten der Gerichtshöfe eine größere Wichtigkeit gibt, findet in den meiſten teutſchen Staaten, und ſelbſt in einigen der Preußiſchen Monarchie, Statt. Dieß iſt der, wenn die Gerichtshöfe zugleich die allgemeine-Landespolizey zu beſorgen haben: in welchem Falle ſie auch gemeiniglich den Nahmen der Regierungen führen.

Ich habe ſchon geſagt, daß die Adminiſtrations-Geſchäfte, zu welchen auch die Landespolizey-Geſchäfte gehören, weniger Formalitäten zulaſſen und erfordern, als die juriſtiſchen. Es wäre alſo überhaupt einer Unterſuchung werth, ob es nützlich ſey, ſolche Geſchäfte den richterlichen Collegien zugleich mit den ihnen eigenthümlichen zu übertragen. Hiervon abgeſehen, iſt es gewiß, daß ein Fürſt, der ſich mit der Staatsverwaltung ſelbſt abgibt, bey ſolchen Regierungen, wenn ſie die Werkzeuge zur Ausführung ſeiner Verfügungen ſeyn ſollen, mehr Widerſtand findet, es ſey wegen des Herkommens und der Gewohnheiten, welche ſich auch bey dieſem Zweige ihrer Geſchäfte in ihnen gebildet und feſtgeſetzt haben, es ſey wegen des Geiſtes der Perſonen, aus welchen die Regierungen beſtehen, und welche ſämmtlich Rechtsgelehrte von Profeſſion ſind; als wenn er jene Ausführung eignen Collegien oder ſeinen Cammern übertragen hätte.

Dieß zum Theil iſt vielleicht der Grund, warum Friedrich der Zweyte dieſe Abſonderung in den neu erworbnen Provinzen wirklich vorgenommen, und den Gerichtshöfen alle andre Regierungsgeſchäfte, als die, das Recht zu pflegen, abgenommen hat.

Dieſe Fälle ausgenommen, bey welchen aber der Richter nicht als Richter erſcheint, und nicht ſowohl von den ihm eigenthümlichen Geſchäften und deren Formalitäten, als von den ihm zufälliger Weiſe übertragnen die Rede iſt: that Friedrich, in Abſicht der erſten, alles, was ein Gerechtigkeit liebender und aufgeklärter Fürſt thun kann.

Zuerſt, er bekümmerte ſich, beſonders in den früheren Jahren ſeiner Regierung, wenig um die juriſtiſchen Geſchäfte in ſeinem Staate und ließ dem Rechtsgange den bisher eingeführten Lauf. Er hatte, wie er ſagte, eine heilige Ehrfurcht vor den Richtern und ihrer geheimnißvollen Sprache. Es war bey dieſer Aeußerung Scherz und Ernſt beyſammen. Er ſahe von der einen Seite ein, daß Recht eine Wiſſenſchaft, und die Verwaltung desſelben eine auf dieſe Wiſſenſchaft gebaute Kunſt ſey, die Niemand ausüben könne und ſolle, als der ſie gelernt hat. Er erkannte ferner, daß, da in dieſer Wiſſenſchaft die Natur nicht alles genau beſtimmt habe, dieſes Mangelnde durch willkürliche Einrichtungen habe ergänzt werden müſſen: woraus eben die juriſtiſchen Formeln und Formalitäten entſtanden ſind. Er ſahe endlich ein, oder er vermuthete vielmehr aus wahrſcheinlichen Gründen, daß dieſer Formalitäten, ſo wie er ſie bey dem Eintritte ſeiner Regierung fand, bey ſeinen Gerichtshöfen und in dem gewöhnlichen Proceßgange noch zu viele wären; und daß durch die Weitläuftigkeiten, welche daraus entſtänden, die Proceſſe ohne Noth verlängert und für die Parteyen koſtſpieliger würden. Doch war er überzeugt, daß auch dieſe überflüſſigen Formalitäten von dem oberſten Regenten nicht in einzelnen Fällen geſtört oder verhindert, ſondern durch allgemeine Geſetze abgeſchafft werden müſſen.

Zweytens, der König bereitete, durch ſein Beyſpiel und durch den ganzen Charakter ſeiner Regierung, den Geiſt der Rechtsgelehrten und Richter in ſeinen Staaten zu den Reformen vor, welche er, mit der Zeit, in dem Proceßgange und in den bürgerlichen Geſetzen veranſtaltete.

Da er, ſowohl in ſeinem täglichen Leben und in ſeinem Umgange, als in der Führung aller ſeiner Geſchäfte zeigte, daß er ſelbſt denke, und daß er das Selbſtdenken und die eigne Unterſuchung der Gegenſtände bey ſeinen Dienern und Geſchäftsmännern über alles liebe; da er ſich ſelbſt über viele Vorurtheile, welche ſonſt den Fürſten theuer zu ſeyn pflegen, hinwegſetzte: ſo verbreitete er einen ähnlichen Geiſt über alle Claſſen der theoretiſchen ſowohl als praktiſchen Gelehrten, verminderte bey ihnen die Anhänglichkeit an das Alte, und machte ſie geneigt, dasjenige von neuem zu prüfen, was ſie von ihren Vorfahren und Lehrern als unſtreitbar gelernt hatten. Dieß thaten die Theologen ſeiner Staaten: und von ihnen aus ging das größere Licht, welches ſich auch über die Religion in unſern Zeiten verbreitet hat. Wenn die Rechtsgelehrten und die in den Tribunälen ſitzenden Richter eben daſſelbe thaten: ſo konnte es ihnen nicht entgehen, daß auch ihre Wiſſenſchaft einer Vervollkommnung fähig ſey, und daß der Geiſt der Zeit von Tage zu Tage die Arbeit an dieſer Verbeſſerung dringender fordre. Sie mußten, ſo gut wie der König überzeugt werden, daß auch der Rechtsgang in den Preußiſchen Staaten noch mit unnöthigen Formalitäten überladen ſey, und durch dieſelben oft verzögert werde; daß man auch hier die Materie oft der Form aufopfere, und daß der Richter nicht ſelten durch dieſe Formen genöthiget werde, wider ſein beßres Wiſſen und wider ſeine Privatüberzeugung ſeine gerichtliche Entſcheidung zu Gunſten der ungerechten Partey zu geben. Sobald eine Claſſe von Männern, die ſonſt ganz am Herkommen klebte, ſich ſolche Gedanken und Unterſuchungen erlaubt: ſo iſt der Zeitpunct nicht mehr entfernt, wo einzelne vortreffliche Köpfe aus derſelben wirklich an der Wegräumung der alten Vorurtheile und Fehler und der Einführung neuer, aber richtigerer Principien in ihre Wiſſenſchaft ſo wohl, als in ihre Praxis, arbeiten.

Das dritte und letzte, was Friedrich in

Abſicht der gerichtlichen Formalitäten that, war, daß er die Reformen der Juſtiz wirklich veranſtaltete, welche er auf die angezeigte Art vorbereitet hatte. Natürlicher Weiſe konnte unmittelbar von ihm weiter nichts herkommen, als daß er die erſte Idee zu einer ſolchen Verbeſſerung gab; daß er an die Spitze ſeiner Gerichtshöfe Männer ſetzte, die einſichtsvoll und vorurtheilsfrey waren, um in ſeine Idee einzugehen, und arbeitſam und thätig genug, um Entwürfe von großem Umfange auszuführen; daß er das vollendete Werk derſelben, nachdem er deſſen Hauptinhalt, Sinn und Endzweck unterſucht, gefaßt und gebilliget hatte, durch ſeine oberherrliche Autorität ſanctionirte, und, welches vielleicht das wichtigſte war, daß er die Reformatoren und ihr Werk gegen den allgemeinen Widerſpruch ſchützte, den ſie Anfangs, ſowohl bey dem Stande ſelbſt, zu welchem ſie gehörten, den Rechtsgelehrten und Richtern, als bey allen Claſſen der Einwohner finden mußten. Die Erſtern hatten alte Vorurtheile zu überwinden und alte Gewohnheiten bey ihren Amtsgeſchäften abzulegen; ſie waren genöthiget, in ihrem Alter neue Sachen zu lernen: zwey Dinge, welche gleich ſchwer und unangenehm ſind. Die andern, die nur als Parteyen durch die Proceſſe, welche ſie ſelbſt zu führen hatten, für oder wider irgend eine Juſtiz-Einrichtung intereſſirt ſeyn konnten, glaubten doch oft, daß durch die Neuerungen ihre Gerechtſame geſchmälert wären, oder fürchteten wenigſtens, daß die Unwiſſenheit, in welcher ſie ſelbſt, in Abſicht der neuen Geſetze, waren, ihnen nachtheilig werden, oder ſie dem Betruge ausſetzen könnte.

Es hat, während der Regierung Friedrichs des Zweyten, zwey ſolche Juſtiz-Reformen gegeben. Beyde rührten von Großkanzlern her, welche Männer von Geiſt, Thätigkeit und großer Beharrlichkeit waren; und die beſonders die Perſonen ſehr wohl zu wählen wußten, denen ſie die Ausführung ſolcher großen Entwürfe anvertrauen konnten. Die erſte, vom Großkanzler Cocceji veranſtaltet, betraf nur die Proceß-Form. — Der Codex Fridericianus, den viele für ein neues Geſetzbuch hielten, war nichts anders, als eine neue Proceß-Ordnung. — Die zweyte wurde, unter der Aufſicht und nach den Ideen des Kroßkanzlers von Carmer, zu Stande gebracht. Sie war von weit größerem Umfange, als die erſte. Sie fing auch mit einer Veränderung der Proceßform, und zwar einer in das Weſen der Sache weit tiefer eingreifenden, an, und endigte mit einem neuen Geſetzbuche, — einer unabſehlichen Arbeit, welche jeden andern, weniger ſtandhaften Miniſter abgeſchreckt hätte, unter ihm aber, von wahren Philoſophen und großen Geſchäftsmännern glücklich geendiget wurde.

Beyde Reformen haben, bey ihrer Einführung, großen Widerſpruch gefunden. Beyde ſind auch vielleicht gerechten Einwürfen ausgeſetzt geweſen. Die auswärtigen Rechtsgelehrten, an einen noch verwickeltern Rechtsgang gewöhnt, als der ehemahlige Preußiſche war, hielten es für durchaus unmöglich, daß die neue Einrichtung Statt haben oder von Beſtand ſeyn könne. Mit ihnen ſtimmten viele der Beyſitzer der Preußiſchen Gerichtshöfe überein. In der That mußten mehrere der erſten Einrichtungen, durch nachfolgende Erklärungen, oder neue Verordnungen, verändert werden. Aber es iſt auch, nach der vortrefflichen Bemerkung des Montesquieu, der weiſeſte Geſetzgeber nicht im Stande, alle die Folgen, welche ein neues Geſetz in einem großen Staate hervorbringen wird, vorauszuſehen: ſo wie es hingegen dem gemeinſten Verſtande leicht iſt, die Mißbräuche, oder die ſchädlichen Folgen, welche aus einem ſchon vorhandnen Geſetze entſtanden ſind, gewahr zu werden. Es iſt alſo kein billiger Tadel großer Staats-Reformen, und beſonders einer neuen Geſetzgebung, wenn ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht fortdauern kann, und der Geſetzgeber durch die Erfahrung ſich erſt muß belehren laſſen, ehe er ſeinen erſten Entwurf zur unabänderlichen Regel für immer macht. Wofern nur nach allen gemachten Veränderungen die urſprüngliche Abſicht erreicht, und der Geiſt der neuen Geſetzgebung beybehalten wird: ſo iſt immer das Werk groß, und aller Dankbarkeit, von Seiten der ſämmtlichen Staatsbürger, werth.

Jetzt, nachdem die neue Proceßordnung, ſchon ſeit mehrern Jahren, bey den Preußiſchen Gerichten in Uibung iſt; nachdem der erſte Widerwille gehoben iſt, den jede Neuerung findet, wodurch eine große Anzahl von Menſchen in ihren Zirkeln geſtört wird; nachdem in der neuen Verfaſſung diejenigen Abänderungen gemacht worden ſind, deren Nothwendigkeit nur durch die Erfahrung und die Praxis gelehrt werden konnte: kommen alle unparteyiſchen Gerichtsperſonen, die Richter ſowohl, als die an die Stelle der Sachwalter getretenen Juſtiz-Commiſſarien darin überein, daß die neue Proceßform weſentliche Vorzüge vor der alten habe; daß ſie für den Richter den Weg zur Unterſuchung und Entdeckung der Wahrheit, — worin doch eigentlich der Endzweck des Proceſſes beſteht, und worauf ſich eine gerechte Entſcheidung gründen muß, ſehr abkürze und erleichtere; und daß, wenn die dem Richter gegebne Gewalt erweitert worden iſt, er doch hinlänglich von den mitwirkenden Perſonen bewacht und controllirt wird, um ſich Parteylichkeiten nicht erlauben zu dürfen. Die alte Proceßform war einer akademiſchen Disputation ähnlich. Der Richter, welcher den Präſes vorſtellte, mußte abwarten, bis die Sachwalter beyder Parteyen, welche bey dem Proceſſe die Stelle des Reſpondenten und Opponenten vertraten, alle ihre Gründe und Gegengründe vorgetragen, und ſich in Beweiſen und Widerlegungen, zuweilen auch in gegenſeitigen Schikanen, erſchöpft hatten. Dann erſt trat er, ſo wie der Präſes am Ende einer akademiſchen Disputation, hervor, und entſchied, bloß nach den Thatſachen und Beweiſen, welche ihm von den Parteyen und ihren Sachwaltern waren vorgetragen worden, nicht nach denen, welche er vielleicht in dem Laufe des Proceſſes entdeckt hatte, und welche von unwiſſenden Sachwaltern waren ausgelaſſen, oder vielleicht von beſtochenen verſchwiegen worden.

Sind nun wohl durch die akademiſchen Streithandlungen je wichtige Wahrheiten erfunden worden? Iſt ſelbſt dieſe Methode, die Wahrheit zu unterſuchen, die zweckmäßigſte, und die, welche am nächſten zum Ziele führt? Würde nicht derſelbe Gelehrte, welcher jetzt, nach langem Streite der Parteyen, eine vernünftige Entſcheidung gibt, die Sache noch weit gründlicher unterſucht, und weit ſchneller zu Ende gebracht haben, wenn er die Unterſuchung, vom Anfange an, ſelbſt und allein geführt hätte.

Warum ſollte nun der Weg zur Entdeckung der Wahrheit in den Wiſſenſchaften, ein andrer ſeyn, als der in den Angelegenheiten des geſellſchaftlichen Lebens? — Einen Unterſchied ſehe ich zwiſchen beyden wohl ein. — Die allgemeinen Wahrheiten haben keinen Einfluß auf das perſönliche Intereſſe des Philoſophen, und erregen weder ſeinen Eigennutz, noch ſeinen Unwillen, noch irgend eine andere ſeiner Leidenſchaften: aber die Gegenſtände, welche der Richter zu unterſuchen hat, können einen ſolchen Einfluß haben, und das richtigere Urtheil ſeines Verſtandes, durch die parteyiſchen Eingebungen ſeiner Leidenſchaften, durch Liebe oder Haß gegen die Proceß führenden Parteyen, durch Furcht vor ihren Beſchützern, u. ſ. w. irre führen. Bey dem erſten kommt alſo alles darauf an, ſeine Denkkraft von allen Feſſeln loszumachen, und ſeiner Unterſuchung den freyeſten Spielraum zu geben: bey dem anderen iſt es auch nöthig, ſeinen Privatneigungen Feſſeln anzulegen, und ſeine Unterſuchung in gewiſſen Schranken zu halten, und ſie gleichſam einer beſtändigen Aufſicht und Controlle zu unterwerfen. Dieß iſt, in der neuen Preußiſchen Proceßordnung, nach den mit ihr vorgenommenen Veränderungen, in einem hohen Grade geſchehen. — Die Unterſuchung der Sache iſt zuerſt von der Beurtheilung und Entſcheidung derſelben getrennt. Der den Proceß inſtruirende Rath iſt ein anderer, als der, welcher das Referat und den Entwurf zur Sentenz macht. — Und dann wird der Erſtere, ob er gleich den Gang der Unterſuchung leiten und den Parteyen alle ihm nöthig ſcheinenden Thatſachen abfragen, und deren Beweiſe abfordern kann, doch hinwiederum durch das Recht der Parteyen, oder ihrer Stellvertreter, Beweiſe und Thatſachen, welche der Richter nicht verlangt, herbey zu bringen, in gehörigem Zaume gehalten. Vielleicht iſt es das Meiſterſtück einer guten Proceßordnung: die Einſichten des Richters und der Sachwalter auf gleiche Weiſe zu nutzen, und ſie zur glücklichen Erforſchung der Wahrheit zu vereinigen; und doch zugleich ihre Leidenſchaften oder ihr Intereſſe einander entgegen zu ſetzen und den nachtheiligen Einfluß beyder durch deren Widerſpruch aufzuheben.

Iſt nun dieſer Furcht, daß dem Richter zu viel Gewalt eingeräumt ſeyn würde, abgeholfen: ſo kann die Verwandlung des Proceßganges, aus einer förmlichen Diſputation in eine, von einer einzigen Perſon, mit Hülfe zweyer Beyſtände, geführte Unterſuchung nichts anders, als eine Annäherung an die Natur, und an die allgemeine Art, wie in allen Zweigen der menſchlichen Erkenntniß die Wahrheit iſt unterſucht und gefunden worden, zu ſeyn ſcheinen. Und da die Natur immer einfach und ihr Gang immer der kürzeſte iſt: ſo müſſen, durch die neueſte, von dem großen Friedrich veranſtaltete, Proceßordnung, nothwendig ſehr viele Formalitäten abgeſchafft worden, und viele unnöthige Weitläuftigkeiten des alten Proceſſes von ſelbſt weggefallen ſeyn.

Was das neue Geſetzbuch betrifft: ſo iſt der Zeitraum, ſeit welchem es vollendet, und noch mehr der, ſeit welchem es in den Preußiſchen Gerichten in Uibung iſt, noch zu kurz, als daß ein völlig gründliches Urtheil darüber gefällt werden, oder dieſes Urtheil gleichförmig ausfallen könnte. Uiberhaupt iſt vielleicht kein menſchliches Werk einer abſoluten Vollkommenheit weniger fähig, als ein Civil- und Criminal-Codex; bey keinem iſt ſelbſt der Maßſtab der Vollkommenheit ſo unbeſtimmt: und nichts, als eine immerwährende Annäherung zu dem Ideal davon, iſt den menſchlichen Kräften möglich.

Indeſſen ſind die Philoſophen und Rechtslehrer, welche dieſes Geſetzbuch bloß durch Leſung und Prüfung kennen, der einſtimmigen Meinung: daß, bey allen den Mängeln, welche ſie darin gewahr werden, kein Staat je ein vollkommneres gehabt habe, — keiner eines, in welchem die Begriffe genauer beſtimmt und deutlicher ausgedrückt, und die Grundſätze richtiger, beſſer durchdacht, und zugleich milder und menſchenfreundlicher wären; daß in keinem andern ſo viel Ordnung und Zuſammenhang herrſche, und für die Anwendung auf alle künftigen Fälle, ſoweit es dem menſchlichen Scharfſinn möglich iſt, dieſe vorauszuſehen, ſo gut geſorgt ſey.

Die Urtheile der Richter und Sachwalter, welche in den Preußiſchen Tribunälen dieſes Geſetzbuch wirklich brauchen und zur Bearbeitung oder Entſcheidung einzelner Rechtsſachen anwenden, ſind verſchieden. Die wenigſten davon hatten, bey ihren immer fortlaufenden Geſchäften, die gehörige Muße, um gleich Anfangs das Geſetzbuch in ſeinem Zuſammenhange zu ſtudiren: und nur dann erſcheint der vorzügliche Werth deſſelben. Als ſie anfangen mußten, dasſelbe als Regel für ihr Verfahren und ihre Geſchäfte zu brauchen, waren ſie genöthiget, ſich mehr mit dem Detail, als mit dem Allgemeinen, zu beſchäftigen, und jenes mehr ins Gedächtniß zu faſſen, als mit dem Verſtande zu prüfen. Bald gab allerdings die Praxis ihnen Fälle zu entſcheiden, und Streitfragen aufzulöſen, für welche in dem Geſetzbuche hinlänglich geſorgt war. Sie mußten, natürlicher Weiſe, mehr als die beurtheilenden Philoſophen, diejenigen Mängel des Geſetzbuches entdecken, welche aus der Unmöglichkeit entſtehen, daß Menſchen die neuen Fälle, welche in den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens vorkommen können, ohne Ausnahme vorausſehen. Es iſt daher eine weiſe Einrichtung, daß die Gerichtshöfe angewieſen ſind, ſolche Fälle an eine fortdauernde Geſetz-Commiſſion zu berichten, und daß dieſe durch ihre Entſcheidung das im Geſetzbuche Mangelnde ergänzen darf: — allerdings das einzige Mittel, dereinſt einen ſo vollſtändigen Civil-Codex zu erhalten, als es die Natur der Sache erlaubt.

Und da jedes Werk des menſchlichen Verſtandes, bey der wirklichen Anwendung zum praktiſchen Gebrauche, auf eine ganz andre Probe geſetzt wird, als wenn es die Prüfung der ſcharfſinnigſten Männer, die aber darüber bloß nach Principien urtheilen, aushalten muß: ſo war es voraus zu ſehen, daß die jenes Geſetzbuch in ihren täglichen Geſchäften brauchenden Gerichtsmänner am erſten da noch

Zweydeutigkeit in den Beſtimmungen und Dunkelheit im Ausdrucke finden würden, wo jeder andre nur Licht und Beſtimmtheit ſah; daß ſie zuerſt die Inconvenienzen mancher in den alten Geſetzen gemachten Abänderungen gewahr werden würden, indeß dieſe letzteren dem bloßen Denker ſehr zweckmäßig und untadelhaft ſchienen. Auch glaubten jene, in Abſicht des Gegenſtandes, von welchem hier eigentlich die Rede iſt, zu bemerken, daß zuweilen alte Formalitäten bloß mit neuen vertauſcht, oder ſelbſt mit neuen vermehrt worden wären.

Doch iſt es für die reelle Güte des Geſetzbuchs, und dafür, daß jene Mängel nur einzelne Theile betreffen und die höhere Vollkommenheit dem ganzen Werke eigen iſt, ein Beweis: daß, ſo wie das Geſetzbuch längere Zeit im Gebrauche iſt, und die durch Erfahrungen angeſtellte Prüfung immer vollſtändiger wird, auch alle Mitglieder unſrer Gerichtshöfe mit demſelben immer zufriedner werden, und ihm das Verdienſt, wahre Verbeſſerungen in der Rechtsverwaltung gemacht zu haben, immer williger zugeſtehen. Und unter dieſe Verbeſſerungen gehört es gewiß, daß, wenn auch nicht immer eigentliche Formalitäten abgeſchafft worden ſind, die ohnehin mehr in der Proceßform als in den Geſetzen lagen, doch gewiß vielen Urſachen der Langſamkeit und der Verzögerung der Proceſſe, durch größere Beſtimmtheit der Begriffe und durch eine vollkommnere Ordnung des neuen Codex, vorgebeugt worden iſt.

So wußte alſo Friedrich der Zweyte in allen Zweigen ſeiner Regierung den Gebrauch der Formen da, wo ſie unentbehrlich und nützlich ſind, beyzubehalten, und von dem Läſtigen der Formalitäten da, wo ſie überflüſſig oder ſchädlich werden, ſich ſowohl als ſeine Unterthanen zu befreyen.

13.

Der König Friedrich hat ſich auch dadurch unter vielen Königen ausgezeichnet, und iſt Muſter für andre geworden, daß er gegen Satyren und Pasquille, gegen Schriften und Reden, in denen ſeine Regierung getadelt oder ſeine Perſon verkleinert wurde, weit mehr Gleichgiltigkeit und Gelindigkeit bewies, als ſich die Regierungskunſt in voriger Zeit für erlaubt gehalten, oder als der beleidigte Stolz der Fürſten ſonſt zugelaſſen hätte. So allgemein die Stimme des Lobes in ſeinen letzten Jahren, und noch mehr nach ſeinem Tode war: ſo bitter iſt er von Feinden und Unterthanen, und bloßen Zuſchauern, in der frühern Periode ſeines Lebens, beurtheilt worden. Aber kaum hat je ein Fürſt weniger gethan, die Verbreitung ſolcher Schriften, die mit dieſer Bitterkeit angefüllt waren,

ren, zu verhindern, oder die Urheber derſelben zu entdecken und zu beſtrafen.

Die Sache hat zwey Seiten: der Charakterzug, der ſich dadurch im Könige ankündigt, leidet eben ſo verſchiedne Auslegungen.

Es iſt kein gefährlicherer Akt des Deſpotiſmus je geweſen; es iſt kein ſchlüpfrigerer Punct für jede Regierung, in Deſpotiſmus auszuarten; als die Beſtrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen. Je weniger hier genau die ſtrafbaren Verbrechen definirt werden können, deſto willkürlicher kann der Deſpot verfahren; und je mehr der Zorn des Menſchen mit den Geſetzen hierbey übereinzuſtimmen ſcheint, je leichter können dieſe zur Grauſamkeit gemißbraucht werden.

Daher ſtellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einſchränkung der Liſte der Vergehungen, die von den erſten Römiſchen Kaiſern unter die Majeſtätsverbrechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtſchaft vor, welche jeder Regierung eigen war.

Es iſt alſo ſchon ein günſtiges Zeichen von dem Geiſte des Regenten, es ſchneidet die Veranlaſſung zu den willkürlichſten Anwendungen der

Gewalt, zu den leidenſchaftlichſten und alſo unregelmäßigſten Beſtrafungen ab, wenn nur Ungehorſam und thätliche Widerſetzung beſtraft, die Unbeſonnenheit der Rede und die Ausgelaſſenheit der Zunge überſehen wird.

Auf der andern Seite muß jede Regierung über ihre Ehre wachen: weil durch die Achtung der Gehorſam dem Obern vergewiſſert, und den Untern erleichtert wird. Es iſt ihr alſo von der Klugheit und ſelbſt von der Liebe gegen ihre Unterthanen verbothen, nachtheilige, verkleinernde Meinungen von ihr unter dieſen ungehindert verbreiten zu laſſen. Die Gleichgiltigkeit dagegen kann ſchädlich werden, durch ihre Folgen: ſie kann ein ſchlimmes Zeichen ſeyn, durch ihre Motive, — jenes, indem die Anzahl der Mißvergnügten, durch Schriften, welche die Fehler der Regierung ſchildern, oft mehr, als durch die Empfindung der aus dieſen Fehlern entſtehenden Uibel, vermehrt wird; — dieſes, wenn die Gleichgiltigkeit gegen den Tadel aus der Verachtung gegen die Volksſtimme entſpringt und entweder die Gedankenloſigkeit zum Grunde hat, welche darauf nicht achtet, oder den Uibermuth, welcher ſich darüber hinwegſetzt.

Bey Friedrich kann unmöglich geleugnet werden, daß ſeine wahre Größe, daß Selbſtbewußtſeyn unverkennbarer Vorzüge in ſeiner Perſon.

die Uiberzeugung von der Güte des Syſtems im Ganzen, welchem er in ſeiner Regierung folgte, ihm auch öffentlichen Tadel, von beyden, ernſthaften oder ſpottenden, erträglicher machte. Dieſe Pfeile des boshaften Witzes oder der grübelnden Tadelſucht, trafen ihn entweder nicht, weil er wirklich in vielen Handlungen unſchuldig war, die das Publicum zur Zeit, da ſie geſchahen, anklagte, in vielen Auftritten ſich groß und ruhmwürdig betrug, in denen der Neid oder die Unwiſſenheit ſeine Aufführung anſchwärzte: oder ſie verwundeten ihn wenigſtens nicht, weil er ſeine Ehre bey dem größern und beſſern Theile des Publicums, trotz alles verdienten oder ungerechten Tadels, vollkommen geſichert ſahe.

Aber zu dieſem erſten, edelſten Motive ſeiner Gelindigkeit gegen Libellenſchreiber, kamen ohne Zweifel andre hinzu, die mehr in ſeinen Umſtänden, in dem Geiſte ſeines Zeitalters und ſeines Volks ihren Grund hatten. Je unbefeſtigter die Macht eines Monarchen iſt: deſto ſorgfältiger muß er über die Meinungen wachen, die ſich von ihm unter ſeinem Volke verbreiten: denn ein wankender Thron kann durch nachtheilige Gerüchte, die Glauben finden, umgeſtürzt werden. Dieſe Unſicherheit war es, welche die erſten Römiſchen Kaiſer ſo ſtrenge gegen jede verabſäumte Ehrenbezeugung, gegen jeden geäußerten Tadel machte. — So lange nicht anerkannte und durch Gewohnheit befeſtigte Geſetze die Thronfolge unveränderlich machen, oder ſo lange der Geiſt des Aufruhrs und der Rotten bey einem Volke herrſcht: ſo lange können die Regenten diejenigen, welche ihre Ehre in Schriften angreifen, nicht anders, als wie offenbare Aufwiegler, betrachten und beſtrafen. Das Feuer glimmt hier immer unter der Aſche: und der iſt ein Mordbrenner, welcher zu der Zeit der Gefahr noch Funken des Mißvergnügens ausſtreut. Aber ſo wie in unſern Europäiſchen Reichen, nach und nach, die Perſon, welche jedesmahl regieren ſoll, völlig genau beſtimmt worden; ſo wie ſich die Autorität des Souverains über alle einzelne Parteyen und ihre Häupter zu einem entſchiednen Uibergewichte erhoben hat: ſeit der Zeit können großmüthige und Freyheit liebende Fürſten auch der unbeſonnenen Tadelſucht den Zügel eher ſchießen laſſen.

Von dieſer Seite hat gewiß nie ein Fürſt vollkommner beruhigt ſeyn können, als Friedrich; nie hat einer unbeſorgter ſich und ſeine Maßregeln der Beurtheilung ſeiner Unterthanen Preis geben können. Nicht nur die Größe ſeiner militairiſchen Gewalt machte alle Gedanken von Widerſetzlichkeit bey den Unterthanen, allen Verdacht einer zu befürchtenden Widerſetzung bey ihm ſelbſt unmöglich: ſondern auch der ruhige Gehorſam, zu welchem die Einwohner ſeiner alten und ſeiner neu-erworbnen

Provinzen, ſeit mehreren Geſchlechtern gewöhnt waren, ihr zur Verehrung ihrer Obrigkeiten geſtimmter Charakter, ihre Liebe zu friedlichen Beſchäftigungen, und der Mangel aller andern Vereinigungspuncte, außer dem, welchen ſie in der Unterwürfigkeit unter ihren gemeinſchaftlichen Monarchen fanden, alles dieß gab ihm die völligſte Gewährleiſtung, daß nie durch literariſche Angriffe gegen ſeinen Ruhm, ſein Anſehn erſchüttert werden könne. Er konnte alſo Angriffe, die er an ſich verachtete, auch als unſchädlich in ihren Folgen überſehen, und da die dringende Sorge für ſeine Sicherheit ihn nicht zu ſtrengen Schritten gegen ſeine Verkleinerer nöthigte, die Sorge für ſeinen Ruhm, wie es einem wahrhaft großen Manne anſteht, der Nachwelt überlaſſen.

Er kannte überdieß nicht bloß ſeine Macht, ſondern auch den Geiſt ſeiner Nation. Schriften, von welcher Art ſie ſeyn mögen, machen auf ſie im Ganzen keinen großen Eindruck. Die Werke des Genies ſelbſt werden nur mit kalter Theilnehmung von ihr geleſen und bald vergeſſen, und wenn unter denen, welche die Zeitumſtände und Perſonen am Ruder betreffen, ſich einige durch Heftigkeit oder Dreiſtigkeit auszeichnen: ſo erregen ſie zwar die Neugierde ſtärker, aber ſie entflammen nicht die Leidenſchaften heftiger: ſie ändern nichts in der Gemüthsſtimmung der Leſer. Ganz anders iſt es bey einem Volke, wie das Franzöſiſche, das, ſo wie es mit mehr Feuer denkt und ſchreibt, auch mit mehr Feuer lieſt, durch Witz leicht gewonnen, durch Beredtſamkeit überwältigt wird, und durch Ideen, die lebhaft genug ſeiner Imagination vorgemalt werden, ſich wenigſtens auf eine Zeitlang in ſeiner Denkungsart determiniren, und oft zu raſchen Entſchlüſſen hinreißen läßt.

Die Preßfreyheit, der in Teutſchland die Preußiſchen Staaten zuerſt in der größten Ausdehnung genoſſen, konnte nur unter einem philoſophiſchen Könige und unter einem gehorſamen und gelaſſenen Volke zum Vorſchein kommen. Dieſes mußte durch ſeine Geſinnungen ſeinem Regenten völlige Sicherheit ſeines Thrones und ſeiner Autorität gewähren. Jener mußte weiſe genug ſeyn, ſich mehr nach ſeiner eignen Einſicht von der Lage der Sache und der Stimmung der Gemüther in ſeinem Reiche, als nach alten Maximen und allgemeinen Gewohnheiten der Regierungen, zu richten. Es iſt mit der Frage über die Preßfreyheit, in Abſicht der Schriften, welche die Regierung und den Regenten betreffen, wie mit der Frage über die Freyheit des Kornhandels. Wodurch die Beantwortung beyder ſchwer gemacht wird, iſt, daß der augenblickliche, ſchnelle Effect der anempfohlnen Maßregeln, mit dem entferntern langſamern nicht immer harmonirt, und daß jener verderblich werden kann, wenn auch bewieſen wäre, daß dieſer wohlthätig oder unſchädlich iſt. Eine aufrühriſche Schrift, eine dreiſte und lebhafte Darſtellung der Uibel, welche das Volk drücken, oder der Fehler, welche die Regierung begeht, kann in gewiſſen Zeitpuncten und bey manchen Nationen, das, faſt alle andre National-Unglücksfälle überſteigende, Uibel von Aufruhr und Empörung hervorbringen. So kann eine unzeitige und unverhältnißmäßige Ausfuhr der Lebensmittel eine augenblickliche Hungersnoth oder die Furcht vor derſelben, und die damit verbundnen Unruhen veranlaſſen. Was hilft es im erſten Falle dem zerrütteten Staate, daß im Ganzen und für entferntere Zeiten die freye Circulation der Einſichten und Einbildungen, der Wahrheiten und Irrthümer über alle Gegenſtände nützlich iſt, weil doch zuletzt ſich die Meinungen läutern, die Wahrheit ſiegt, und durch den Streit ſelbſt die Gemüther aufgeklärt werden? Gewiß, eben ſo wenig hilft es, als ſich das darbende oder das tumultuirende Volk im zweyten Falle dadurch beruhigen läßt, daß, wenn eine ganz freye Circulation der Producte zwiſchen allen Staaten immer Statt fände, jeder Staat zu jeder Zeit am wenigſten die Gefahr einer Hungersnoth laufen würde. So wie hier das Bedürfniß der Erhaltung zu dringend iſt, um auf die zwar gewiſſen aber langſamen Wirkungen der Handlungs-Concurrenz zu warten: ſo iſt dort die Gefahr der Empörung für den jetzigen Augenblick zu ſchrecklich, um ſich derſelben, wegen der entferntern Vortheile der Aufklärung für die Nachwelt, aufzuſetzen.

Dritte Abtheilung.

Uiber den

ſittlichen Charakter

Friedrichs des Zweyten.

1.

Der König war nicht unempfindlich gegen die Vergnügungen der Tafel, und es fehlte ihm auch nicht an der feinen Kennerſchaft, welche nöthig iſt, ſie recht zu genieſſen. Es war nicht eine Sinnlichkeit, die ihn beherrſchte, es war noch weniger Unmäßigkeit, die, wie ſie immer thut, ſeinen Körper beſchwert, und das Licht ſeines Geiſtes verdunkelt hätte. Am wenigſten bedurfte das natürliche Feuer des letztern durch ſtarke Getränke belebt zu werden; und auch die Verleumdung ſelbſt hat nicht geſagt, daß er je von denſelben ſey überwältiget worden. Nach der Geſchichte ſeines ganzen Lebens, nicht nach der ſeiner letzten Krankheit zu urtheilen, war er Herr über ſeinen Gaumen, wie über andre Regungen ſeines Temperaments. Aber er mußte Bewegungsgründe haben, ſich das Vergnügen, welches er lebhaft empfand, zu verſagen. — Er konnte ſtrenge faſten, — vielleicht, (wie es den meiſten Menſchen vom empfindlichen Nerven geht, die ſich überwinden müſſen, um über ſich zu herrſchen leichter ſich gänzlich enthalten, als ſich mäßigen; — und er heilte oder linderte manche ſeiner Krankheiten durch Hunger. Er aß ſchlecht, und war zufrieden, ſobald es die Noth oder ſeine Pflicht erforderte. Die Soldaten ſeines Heers haben ihn eben ſo oft mit ihrer gemeinen Koſt vorlieb nehmen, als ihn die Bauern ſeiner Staaten haben in ihren Hütten zufrieden wohnen ſehen. — Aber er war lecker und gewählt, wenn ruhige Zeiten ihm erlaubten, in ſeinem Pallaſte unter ſeinen Freunden zu leben, und er aß, wenn anders gewiſſe Nachrichten von ihm nicht täuſchen, nicht nur mit Wohlgeſchmack, ſondern auch mit Begierde.

Mir ſcheint es zu Folge mehrerer Erfahrungen, daß Feinheit der Zunge und Feinheit des Gefühls, in Gegenſtänden der Einbildungskraft und der Sittlichkeit, mit einander in Verbindung ſtehn. Wenn Gleichgiltigkeit gegen ſinnliche Empfindungen einen ſtarken und männlichen Geiſt anzeigt: ſo zeigt feine Unterſcheidungsgabe, in Abſicht ſinnlicher Vergnügungen, eine verhältnißmäßige Delicateſſe in Unterſcheidung des Schönen und Schicklichen an. Es ſey, daß eine ſo wohl ausgearbeitete Organiſation des Körpers, welche ihn zu einem tüchtigen Werkzeuge des Denkens macht, auch die Reitzbarkeit der animaliſchen Triebe vermehrt: oder daß, in den uns ſelbſt unmerklichen Stufen unſrer Ausbildung, der Geiſt, von der Wahrnehmung des Beſſern und Schlechtern in dem, was wir ſchmecken und fühlen; zu der Wahrnehmung des Schönen in den Gegenſtänden der edlern Sinne, und endlich zu der Idee der verſtändigen und ſittlichen Vollkommenheit, emporſteigen müſſe.

Die Vergnügungen des Gaumens, obgleich die niedrigſten unter den ſinnlichen in gewiſſer Rückſicht, haben wieder den Vorzug, daß ſie geſelliger ſind, als die übrigen, und einen mit Freunden gemeinſchaftlichen Genuß erlauben. Dieſe Vereinigung körperlicher und geiſtiger Luſt, die im Geſpräche unter guter Geſellſchaft, an einer guten Tafel, und faſt hier nur allein, Statt findet, iſt wohl die Urſache, daß unter allen geſitteten Völkern, von den älteſten Zeiten an, Gaſtmähler bey öffentlichen und häuslichen Feſten gehalten, und als die eigentlichen Sitze der Geſelligkeit, und als Genuß des Wohlſtandes angeſehen worden ſind. Der König kannte und genoß dieſes Vergnügen zwiefach, weil er mit Wohlgeſchmack aß, und mit eignem Wohlgefallen auf eine Art, die allen gefiel, zu ſprechen wußte. Nie iſt vielleicht an einer königlichen Tafel, ein ſo ausgewählter Luxus in Speiſen und Getränken, und ein ſo reicher Aufwand von Witz und Gelehrſamkeit in den Geſprächen vereinigt geſehen worden. Nie ſind vielleicht köſtlichere und fröhlichere Abendmahlzeiten gehalten worden, als die der König, beſonders in ſeinen jüngern Jahren, den um ihn verſammelten Hofleuten und ſchönen Geiſtern gab.

Wenn uns die Aerzte von der letzten Krankheit des Königs erzählen, daß er darin dem Geſchmacke an den ihm ſchädlichſten Speiſen nicht habe widerſtehen können, und daß er lieber aufs äußerſte gelitten, als ſich verſagt habe, was ihm ſchmeckte; wenn ſie uns ihn zu allen Zeiten hartnäckig gegen die Vorſchriften der Diät, und unwillig über die Einſchränkungen, welche ihm ihre Kunſt ſetzen wollte, ſchildern: ſo kann uns dieß zwar Eigenheiten in dem Körper dieſes außerordentlichen Mannes vermuthen laſſen, auch vielleicht einige Schwachheiten ſeines Geiſtes zeigen: aber ſie werden uns nie dahin bringen, zu glauben, daß ſein Epicureismus ganz ſinnlich, und ſeine Zunge, in ſeinem geſunden Zuſtande, Herr über ſeine Vernunft geweſen ſey. Es iſt ſchon etwas ſo Außerordentliches, daß ein todtkranker Mann mit außerordentlichem Vergnügen ißt, daß alles, was mit dieſer Erſcheinung verbunden wär, beſonders die Begierde nach gewiſſen Speiſen, und die Gewalt, mit welcher ſie ihn fortriß, für eine Folge dieſes ungewöhnlichen Zuſtandes des Körpers, nicht für Zeichen des Charakters zu halten iſt. Uiberdieß, hat ſich nicht der König, mit dieſer ſeiner ſchlechten Diät, bis zu einem hohen Alter, geſund, kraftvoll, und geiſtreich erhalten? Was hätte die ſtrengſte Diät beſſeres thun können?

Er kannte ſich alſo nur beſſer, als die Aerzte ihn kannten. Und da er ihrer Kunſt, vielleicht aus einigem Vorurtheil, wenig traute: warum ſollte er ihren ungewiſſen Regeln ſein ſicheres Vergnügen aufopfern? Vielleicht machte ihn ſelbſt, in ſeiner letzten Krankheit, die Uiberzeugung, daß alle Enthaltſamkeit, ſo wie jedes Heilmittel, fruchtlos ſey, bey dem durch die Krankheit geſchärften Reitz, weniger bedenklich, der Begierde nachzugeben. Doch, was er auch als Kranker mag gedacht oder empfunden haben: ſo viel iſt gewiß, in ſeinem geſunden Zuſtande konnten ſeine Sinne allein ihn nicht befriedigen, wenn der Verſtand nicht den Genuß billigte, oder wenn er nicht zugleich unterhalten wurde.

Er ſchätzte überhaupt Bequemlichkeit weniger als ſinnliche Luſt, die Befreyung von einigen kleinen Uibeln weniger, als poſitives Vergnügen. Bequemlichkeit iſt nur Ruhe, — Vergnügen iſt Thätigkeit. Jene ward ihm nicht nöthig, als da er kränklich wurde: dieſe war Bedürfniß ſeines Weſens zu allen Zeiten.

v.

Auch Friedrichs Jugend-Geſchichte enthält einige ſolcher Handlungen, die man in dem Leben gemeinerer Menſchen Jugendſtreiche nennt, Ausbrüche einer unruhigen, noch nicht ſeine wahren Endzwecke kennenden, Begierde nach Beſchäftigung, Beweiſe eines kleinen Muthwillens, webey man ſich über andre hinwegſetzt, und einer Erfindſamkeit, ſie zu überliſten, wodurch man ſich ſelbſt gefällt.

Sein Beyſpiel beſtätigt, was die Geſchichte oft gelehret hat, daß Handlungen der Art ſehr unſichere Anzeigen des künftigen Charakters, beſonders bey den Kindern der Großen, ſind. Dieſe bekommen das Gefühl von ihrer Erhabenheit über andre weit früher, als die Vernunft ſich in ihnen genug entwickelt, um dieſen Vorzug gehörig zu brauchen. Muthwillige Einfälle, dergleichen vielleicht alle jungen Leute haben, kommen bey ihnen leichter zur Ausführung, weil ſie eher Gehülfen dazu, ſo wie Bewundrer nach vollbrachter That, finden. Kein Wunder, daß Lebhaftigkeit des Temperaments, verbunden mit Stolz, und vom Nachdenken nicht regiert, bey ihnen mehr ſichtbare Wirkungen hervorbringen, und Handlungen, die ſich in dem Andenken der Menſchen erhalten.

Aber nie, ſo weit wir in der Jugendgeſchichte Friedrichs zurückgehn, waren Spiele der Art ſeine vornehmſten Zeitvertreibe. Die Neigung zum Wiſſen, und der Geſchmack an Geiſtesarbeiten ſcheint mit ihm gebohren.

3.

Der König war des Zornes fähig, und eines ſehr ſchnellen und heftig aufbrauſenden; ſein Zorn war fürchterlich, wie der Zorn der Könige iſt, beſonders wenn ſie mit Macht zugleich das Ehrwürdige der Hoheit an ſich tragen. Aber er brachte nicht, was Salomon vom Zorn der Könige erwarten heißt, Tod und Verderben, weil er von Rachſucht frey war.

Die alten griechiſchen Philoſophen haben das Zornartige zu einem dritten Theile der Seele, dem Mittel zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft, gemacht, weniger edel und geiſtig, wie die erſte, weniger thieriſch, als die zweyte. Nach ihnen iſt es ein Mangel in der Natur eines Menſchen, wenn ihm dieſe ſchnelle Empfindlichkeit gegen das moraliſche Böſe oder gegen Beleidigungen fehlt, durch welche der Muth zu Beſtreitung des erſten und zu Abtreibung der letztern verſtärkt wird. Aber es iſt ein eben ſo großes Gebrechen, wenn dieſe untergeordnete Kraft, die, nur bey einer ſchnellen Gefahr, der Vernunft zuvorlaufen darf, über dieſelbe herrſcht, und anſtatt, daß ſie ihr gegen die Sinnlichkeit beyſtehen ſoll, mit dieſer ſich verbindet. —

So wenig dieſe Theorie durch Erfahrung oder Gründe zu erweiſen iſt: ſo iſt ſo viel ausgemacht: daß Menſchen von Muth und Kraft nicht wohl ohne Anlagen zum Zorn ſeyn können. Aber was im Zorne Leidenſchaft iſt, liegt, wie bey den mehr ſinnlichen Begierden, im Temperamente, und ſtammt vom Körper. In der Familie des Königs iſt die körperliche Anlage dazu erblich. Von dem feurigen Blute, den beweglichen Nerven, dem lebhaft ſchlagenden Herzen, die dieſem Fürſtenſtamme zu Theil geworden, und zum Glücke für ſeine Länder zu Theil geworden ſind, weil damit auch das ſchnelle Begreifen, die lebhafte Empfindlichkeit, und die muntre Activität verbunden iſt, — läßt ſich dieß Leidenſchaftliche und Heftige im Unwillen nicht trennen, wenn dieſer Unwille durch Fehler der Untergebnen, oder Beleidigungen der Gegner plötzlich gereizt wird.

So war auch Friedrichs Zorn. Die Hoheit des Standes trug nächſt dem Temperamente am meiſten bey, ihn zu nähren. Die Gewohnheit zu befehlen macht jeden Widerſtand, weil er fremd iſt, auch auffallender; die Sorgfalt der meiſten Menſchen den Königen zu gefallen, gibt dem, was ihnen an einem mißfällt, einen deſto ſchärfern Stachel. Aber ſo wie die Erhabenheit in den äußern Verhältniſſen den Zorn entflammt, und die Anlage dazu verſtärkt: ſo mildert ihn die perſönliche Erhabenheit. Zorn iſt Unwille über Kränkungen, welche erniedrigen: er entſteht am öfterſten und iſt am heftigſten bey Beleidigungen, welche unſre Ehre betreffen. Wer alſo über andre innerlich ſich ſo erhaben fühlt, daß er von niemanden erniedrigt werden kann; weſſen Ehre ſo wohl gegründet iſt, daß ſie nicht durch Vernachläſſigungen der Untern, nicht durch Angriffe von ſeines Gleichen, kann geſchmälert werden: der kann, — zwar aufwallende Empfindlichkeit, aber nicht dieſe lang dauernde Bitterkeit gegen den Beleidiger haben, welche den Zorn ſo zerſtörend für des Menſchen Glück, ſo gefährlich für andre macht.

Wenn dieſe Erfahrungsſätze, die ſchon Ariſtoteles lehrt, noch Beſtätigungen bedürften: ſo würde ſie das Beyſpiel des Königes an die Hand geben. Er konnte gegen ſeine großen und kleinen Diener ſehr aufgebracht ſeyn: aber er konnte von keinem vermuthen, daß er ihn verachte, daß er ihm ungehorſam wäre aus Geringſchätzung, oder daß er ſeine Schwäche zu benützen hoffte: und nur dieſe Vorausſetzung oder dieſe Furcht macht Fehler der Untergebnen zu einem Gegenſtande dauerhaften Zorns bey ihren Obern. Die Anſchläge oder die Angriffe ſeiner Feinde konnten ihn zur heftigſten Mißbilligung, ſo wie zu lebhaften Gegenanſtalten entflammen. Aber er hielt keinen Gegner für überlegen genug, um mehr Unruhe als Wuth bey ſeinen Beleidigungen zu fühlen. Der Gedanke an die Mittel der Vertheidigung verdrängte bald den vom erlittenen Unrecht. Und in kurzem trat die gute Laune, und der Witz, Eigenſchaften, die den Geiſt des Königs nie verließen, hinzu, und verwandelten den Zorn in Spott, wodurch er ſeinen Stachel gleichſam verlor, indem er ihn ſchießen ließ.

Oft hat es ſogar bey den Auftritten, wo ſeine Reden und ſeine Handlungen den heftigſten Zorn ausdrückten, das Anſehn gehabt, als wenn dieß mehr eine Rolle wäre, die er ſpielte, als eine Empfindung, der er Luft machte. In demſelben Augenblicke, in welchen er in dem einen Zimmer Dienſtleuten oder Beamten, die er beſtrafen wollte, und ſelbſt den entferntern Zuhörern, die äußerſte Furcht, durch die Heftigkeit ſeines Unwillens, den er über jene auszulaſſen ſchien, einjagte: in demſelben Augenblicke hat man ihn zuweilen ruhig und heiter zu ſeiner Geſellſchaft in das anſtoßende Zimmer zurückkehren, und zum Geſpräch und Scherz aufgelegt geſehn. Das iſt der Charakter des Zorns nicht, der, wenn er auch von einem ſtarken Geiſte noch ſo ſchnell überwunden wird, doch Spuren eines gewiſſen Zwanges oder einer Mißſtimmung in den Beſchäftigungen, wozu er übergehen will, zurückläßt.

Mehrere Beyſpiele führen auf die Vermuthung, der König habe, eben nach jener alten griechiſchen Philoſophie, den Zorn für ein unentbehrliches Hülfsmittel, gegen die Beleidigungen oder die Pflichtvergeſſenheit der Menſchen, mit denen man zu thun hat, beſonders bey einem Regenten, gehalten; er habe geglaubt, daß man einen Obern des Zorns fähig halten müſſe, wenn ſeine Untergebnen ſich nicht, aus Vertrauen auf ſeine Nachſicht, in ſeinem Dienſte vernachläſſigen ſollen; er habe daher bey gewiſſen Gelegenheiten mehr mit Vorſatz, nach Grundſätzen, geſcholten, als aus Zorn und mit Leidenſchaft gewüthet.

Der Zorn, eben weil er eine Leidenſchaft iſt, iſt nicht immer bey gleichen Fällen gleich. Er iſt, wie die Art von Muth, welche von ihm abhängt, ſehr von der Dispoſition des Körpers, von dem Umlaufe des Bluts, der Spannung der Fibern abhängig.

Hierzu kommt, daß die vorhergehenden Geſinnungen gegen die Perſon, welche uns beleidigt, die Stimmung, welche das Gemüth gerade zu der Zeit durch andre Gedanken und Neigungen hat, die es beſchäftigen, viel beytragen, den Zorn zu beſänftigen oder zu erhitzen. Daher kommt es, daß man den König, bey ziemlich gleichen Veranlaſſungen zum Unwillen, das eine Mahl geduldig, das andre Mahl auffahrend findet. Gegen Diener und Domeſtiken verfuhr er auch anders, als gegen freye Unterthanen. Wenn er es bey jenen zuweilen für nothwendig hielt, ſie durch ſeinen Zorn in Furcht zu ſetzen: ſo hielt er es für ſeine Pflicht, dieſe durch ein auffahrendes, gebiethendes Weſen nicht von ſich zu entfremden.

Eines Zorns, der ſein Blut in Wallung gebracht und ſeine Vernunft verdunkelt hätte, war wohl der König nicht fähig. Dazu glaubte er nie beleidiget genug zu ſeyn. Der edle Stolz, welcher auf dem Bewußtſeyn großer, unbeſtrittner Vorzüge beruht, ſetzt den Mann, welcher ihn hat, über die Furcht hinweg, verachtet werden zu können. Und ohne Verachtung kränkt die Beleidigung nicht dergeſtalt, daß ſie gerächt werden muß: ſie wird nur ein Gegenſtand der Mißbilligung und der Beſtrafung.

Daher waren auch dieſe Ausbrüche von Heftigkeit nicht immer von nachtheiligen Folgen für die Perſon, welche ſo unglücklich war ſie auf ſich zu ziehn. Er ſchaffte zuweilen Leute aus ſeinen Dienſten, gegen die er nie ſehr zornig geweſen war. Er behielt andere lange bey, und bewies ihnen in der Folge Freundſchaft und Vertrauen, gegen die ſeine Galle mehrmahls ſich mit dem anſcheinenden größten Ungeſtüm ergoſſen hatte.

Aber welchen Grad auch in einzelnen Fällen ſein Jähzorn erreicht, oder welche Folgen er gehabt haben mag, ſo war Friedrich wenigſtens von der Uibellaunigkeit frey, die bey jeder Gelegenheit in Zorn, wenn auch nur auf kurze Zeit, übergeht, und die einen Fürſten nicht nur für die Perſonen, welche um ihn ſind, ſo beſchwerlich, ſondern auch wirklich zu den Geſchäften, die im Ganzen Heiterkeit fordern, unbrauchbar macht.

4.

Die Empfindungen gegen Vater, Mutter, Bruder, Gemahl, Kind, ſind zum Theil die erſten, welche das menſchliche Herz erwärmen, zum Theil die, welche es gewöhnlicher Weiſe am öfteſten und am längſten beſchäftigen. Sie müſſen alſo nothwendig, durch ihr Eigenthümliches, den Charakter da, wo ſie vorhanden ſind, bilden helfen. Ihre Stärke oder ihre Schwäche, ihre Abweſenheit ſelbſt muß in dem moraliſchen Theile der Seele merkliche Spuren zurücklaſſen. Es iſt billig, wenn wir den Charakter Friedrichs ſtudiren wollen, daß wir ihn auch in dem Kreiſe ſeiner Familie beobachten.

Uiberhaupt ſind die häuslichen Verbindungen um deſto weniger genau, in je ausgebreitetern bürgerlichen Verhältniſſen man ſteht; d. h. je höher von Range, Anſehn und Amt eine Perſon iſt. Regierende Herrn machen das höchſte Glied dieſer Kette, — und geben, das vollkommenſte Beyſpiel zu dieſer Bemerkung. Schon iſt der Umgang weniger vertraut, wo er unter zu viele getheilt iſt. Prunk und Hoheit kontraſtiren mit den ſtillen häuslichen Freuden; und wohnen ſchwerlich mit ihnen unter einem Dache. — Auf der andern Seite ziehn große Geſchäfte den Menſchen von den Seinigen ab, theils, indem ſie ihm ein wichtigeres Intereſſe, als das Familien-Glück iſt, darſtellen, theils, indem ſie ihm eine vollkommne Vertraulichkeit unmöglich machen. So aber, wie jede moraliſche Neigung geübt ſeyn will, wenn ſie nicht nach und nach erlöſchen ſoll: ſo wird auch das von Natur zärtlichſte Herz nach und nach kalt, wenn ihm ein recht vertrauter Umgang fehlt.

Demohnerachtet ſind auch auf den Thronen, wo das Verhältniß von König zu Unterthanen, da es ſich auch über die Familien-Verbindungen erſtreckt, dieſelben verdunkelt, noch große Verſchiedenheiten der Stärke und des Einfluſſes dieſer letztern bemerkbar.

Unſern Friedrich entfremdeten als Jüngling in der That ſeine Geiſtesvorzüge von dem Familienkreiſe, in welchem ſein Vater Vergnügen fand, und in den er gerne ſeinen Kronprinzen auch eingeſchloſſen hätte. Es wurde eine von den Urſachen der Unzufriedenheit des Vaters über ſeinen Sohn, daß dieſen Zuſammenkünften, wo der erſte ſo bequem und nach ſeinem Geſchmacke ausruhen konnte, der letztre andre Geſellſchäften vorzog, weil er Beſchäftigung und Vergnügen, nicht Ruhe ſuchte. Aber, da die Natur dieſen königlichen Jüngling mit einer Wißbegierde verſehen, und mit Gaben ausgerüſtet hatte, die dem Vater verſagt waren: ſo mußte nothwendig dieſe Verſchiedenheit ihrer Neigungen eine Entfernung unter ihnen veranlaſſen, die nie merklicher wurde, als in den Stunden, da beyde ſich zu erhohlen ſuchten. Schon im Privatſtande ſind die fähigern und feurigern Köpfe mit dem Umgange der Verwandten, wenn er nichts als das Vertrauliche und Häusliche zu ſeiner Empfehlung hat, am wenigſten befriedigt. In dem höhern, wo wegen der Würde des Hausvaters der Zwang für die jüngern Glieder der Familie größer iſt, wird die Abneigung der letztern von dieſen Haus-Zuſammenkünften noch ſtärker, wenn ſie für den Zwang nicht durch ein Vergnügen, das nach ihrem Geſchmacke iſt, ſchadlos gehalten werden. Nur in Familien, in welchen, bey Liebe und Eintracht, auch noch Gleichheit in Genie und Cultur zwiſchen ihren verſchiednen Zweigen, beſonders zwiſchen den ältern und jüngern Gliedern, herrſcht, kann, durch einen genauen und angenehmen Umgang, die natürliche, oder die pflichtmäßige Zuneigung zu einer gefühlvollen Zärtlichkeit erwachſen, die die Glückſeligkeit des Lebens ausmacht. Allgemeine, gleiche Eingeſchränktheit des Kopfes und der Kenntniſſe, kann in den Familien niedrigerer Claſſen eine ähnliche Wirkung befördern, weil ſie alle Glieder derſelben mit gleich geringer Unterhaltung zufrieden ſeyn läßt. Aber ein ausgezeichnet guter Kopf, ein hervorragendes Genie wird immer aus dem Kreiſe ſeiner Familie, mit der er nicht mehr gleich denkt, und ähnlich empfindet, herauszuſpringen ſuchen. — Eben deßwegen aber wird ihm der Genuß dieſer ſtillern Freuden unbekannter; und dieſe Saiten des Herzens, weil ſie ſeltner berührt werden, verlieren zuletzt ihren Ton.

Die Urſachen, welche den Jüngling und den Kronerben **Friedrich**, an ſeinen vom Hofe entfernten Aufenthalt in Rheinsberg, und an die von ihm ſelbſt gewählte Geſellſchaft, hefteten, waren auch noch für ihn als Mann und König vorhanden, ihn in ſein angenehmes aber einſames Sansſouci einzuſchließen: und neue kamen hinzu. Die Vergnügungen des Geiſtes füllten ſeine Muße, die Regierungsgeſchäfte die Stunden der Arbeit aus. In ſeinem Herzen blieb keine Leere, in der Eintheilung ſeiner Zeit blieb kein Zwiſchenraum, den er mit dem Genuſſe der Familienfreuden auszufüllen bedurft hätte. Dadurch verlor er unſtreitig einen reellen Theil menſchlicher Glückſeligkeit. Dadurch wurde ohne Zweifel ſein Herz überhaupt gegen bloß freundſchaftliche Verbindungen kälter. Aber das Planmäßige ſeiner Lebensweiſe wurde auf dieſe Art weniger geſtört; auf große Geſchäfte hatte ein kleineres Intereſſe, und auf ſeine Entſchlüſſe hatten perſönliche Neigungen weniger Einfluß. Er ſtand einzeln und einſam da: aber eben deßwegen feſter und unerſchütterlicher.

Indeſſen, wenn er gleich das, was die Griechen mit einem bedeutenden Nahmen στοργή nennen, nicht kannte, — dieſe ſtarken Naturtriebe, die uns gegen die Perſonen desſelben Blutes hinziehn, unabhängig von den Eigenſchaften, die auch gegen Fremde Freundſchaft oder Hochachtung einflößen würden: — ſo übte er dennoch nicht nur die größten der Pflichten aus, welche die Familienverbindungen auflegen! ſondern er fand auch innerhalb ſeines Hauſes die Gegenſtände ſeiner innigſten Verehrung und Zärtlichkeit.

Seine nicht nur ſchonenden, ſondern ehrenvollen Urtheile von einem gegen ihn harten, und von ihm abſtechenden Vater, — ſeine tiefe mit Liebe verbundne Ehrerbiethung gegen ſeine Mutter, laſſen uns eine ſehr achtungswürdige Seite ſeines Charakters erblicken.

Die Römer hatten ein gemeinſchaftliches Wort, (pietas,) für Frömmigkeit und Aelternliebe. — Schienen ihnen beyde Empfindungen verwandt, — oder ſchienen ihnen nur beyde Pflichten gleich heilig zu ſeyn? — Die erſtre Vermuthung könnte Friedrichs Beyſpiel zu widerlegen ſcheinen. Man kann ihn nicht fromm nennen, ohne dem Worte Gewalt anzuthun. Aber man kann ihn unter die dankbarſten und ehrerbietigſten Söhne ſetzen. Noch da ſein Vater lebte, als er noch den Druck ſeiner Herrſchaft fühlte, — durch das Abweichende ſeines Geſchmacks zuweilen beleidigt, durch die Leidenſchaften deſſelben in ſeinen Neigungen eingeſchränkt wurde, — ſpricht er doch, gegen einen vertrauten Freund *), nicht anders von dieſem Vater, als von ſeinem Herrn, dem er Gehorſam, oder als von einem Wohlthäter, dem er Dankbarkeit ſchuldig iſt. Er freuet ſich über ein von dieſem Vater ihm gemachtes Geſchenk, als über ein ihm erwünſchtes Zeichen ſeiner Liebe. In der Folge, als er den Thron dieſes Vaters beſtiegen hatte, und in der Aeuße-

---

*) In den Briefen an Herrn v. Suhm.

rung ſeiner Geſinnungen gegen ihn durch nichts mehr, als durch ſeine Achtung für Pflicht, oder durch ſeine Achtung für die öffentliche Meinung beſchränkt ward, zeigt er durch alles, was er in Schriften und in Geſprächen von dieſem Vater verſchweigt, und durch das, was er von ihm ſagt, nicht bloß Zurückhaltung, ſondern empfundne Achtung an. Er läßt in der, von ihm verfertigten, Geſchichte Friedrich Wilhelms, den Talenten und Tugenden des Monarchen volle Gerechtigkeit widerfahren; er gleitet über die Schwachheiten des Menſchen ſchonend hinweg; und er entſchuldiget die Ungerechtigkeiten des Vaters. Alle gelegentlichen Aeußerungen über ihn in ſeinen Briefen ſind mit dieſen Geſinnungen einſtimmig. Nur aus dem, was Friedrich der Zweyte ſelbſt that, wie er ſich betrug und womit er ſich vergnügte, kann man ſchließen, was er an ſeinem Vater mißbilligte. Aus dem, was er ſagt, erkennt man nur, wie viel er an dieſem zu loben fand, und was er ihm ſchuldig war.

Gegen ſeinen Vater befolgte er nur ſeine Pflicht: aber mit ſeiner Mutter verband ihn kindliche Zärtlichkeit, — und Achtung, die auf Aehnlichkeit der Eigenſchaften gegründet iſt. Wenn man irgend aus den Ausdrücken eines Dichters oder Schriftſtellers auf ſeine wahren Empfindungen ſchließen darf: ſo kann man annehmen, daß der König Friedrich ſeine Mutter wirklich geliebt hat, und daß ihr Tod unter die wenigen aber tiefen Wunden gehört, die dem Herzen deſſelben in ſeinem Leben geſchlagen worden ſind. Ich erinnere mich nicht ohne Rührung eines Theils ſeines Geſprächs mit mir, welcher dieſes beſtätigte; und ich erinnere mich keines Theils deutlicher. Er redete von der Glückſeligkeit; — und mit der Art von Scepticismus, die ihm am beſten Gelegenheit gab, die Gegenſtände nach ſeiner Art zu zergliedern, oder zu malen, behauptete er, daß es keinen ſichern Begriff von Glückſeligkeit gebe, — daß jeder Menſch, nach ſeiner Art zu denken, und ſeinen Gewohnheiten die ſeinige habe. Ich, um durch eine ſehr erlaubte Schmeicheley, da ſie auf Uiberzeugung gegründet war, meinen Widerſpruch zu mildern, ſagte ihm, daß, bey allem dem Unbeſtimmten in den Wünſchen und Beſtrebungen der Menſchen, es doch wohl gewiß höhere und mindre Grade von Glückſeligkeit unter ihnen gebe; — und daß niemand dieſes beſſer wiſſen könne, als er ſelbſt, dem ein ſo vorzügliches Loos zu Theil geworden ſey. Nicht, ſetzte ich hinzu, weil Ew. Majeſtät vom Glücke zu dem höchſten Range unter Menſchen erhoben worden ſind, ſondern weil Sie mit ſo außerordentlichen Kräften zugleich eine ſo große Sphäre überkommen haben, in welcher Sie dieſelben in ihrem ganzen Umfange äußern und zugleich zum Beſten andrer anwenden können, — und hierin, glaube ich, liegt eigentlich der Grund der Glückſeligkeit: mit großen Kräften große Dinge thun können, und noch dazu ſolche, die andre glücklich machen. Er verwarf dieß, ſo wie man eine Schmeicheley verwirft, indem er ſagte, daß ich viel zu wenig auf die Empfindungen des Herzens gerechnet hätte, die, wenn ſie ſchmerzlich wären, das Leben des Größten wie des Kleinſten verbitterten. Er hätte in dem ſeinigen die größten Leiden dieſer Art erfahren: — und, ſetzte er — mit einem Tone der Güte und Vertraulichkeit, der in ſeinen Unterredungen mit mir nie ſo rührend wieder kam, hinzu, — „wenn Er wüßte, was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter gekoſtet hat, ſo würde Er ſehen, daß ich unglücklich geweſen bin, wie jeder andre, und unglücklicher als andre, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe.“

Nach ſeiner Mutter weiß ich keine Perſon, an welcher der König mit ſo wahrer Herzensergebenheit hing; — ich weiß überhaupt keine, von welcher er ſo in eigentlichem Verſtande Freund war, als ſeine Schweſter, die Marggräfinn von Bayreuth. Alle ſeine übrigen königlichen Geſchwiſter haben Beweiſe ſeiner Liebe oder ſeiner Hochachtung erhalten: aber dieſe Schweſter beſaß ſein ganzes Herz, wenn es ſich irgend einem Menſchen überliefert hat. Aehnliche Talente, Neigung zu Dichtkunſt und Wiſſenſchaften, ähnlicher Zwang in dem väterlichen Hauſe, — fortgeſetzte Mittheilung und wechſelſeitige Theilnahme aller Empfindungen, ſo wie aller Schickſale: alles hatte das in der frühen Jugend geknüpfte Band durch die ſtärkſten Motive der Freundſchaft befeſtigt. Es war eines ſeiner ſchwerſten Schickſale, daß der Verluſt dieſer Schweſter ihn mitten unter Unglücksfällen des Krieges treffen mußte. Mit ihr ſtarb wirklich, wie mir es ſcheint, die Zärtlichkeit des Herzens im Könige ab. Er fand nie wieder eine Perſon, mit der er ſich innig verband. Und wie war es möglich, da das Alter, und ſelbſt ſeine wachſende Größe ihn immer mehr von andern Menſchen entfernte? Aber auch nur ein einziges Beyſpiel wahrer Freundſchaft zeigt, daß Friedrich deren fähig geweſen ſey, daß er habe lieben können, — und daß, wenn gegen die meiſten übrigen Menſchen ſeine Zuneigung immer nur ſo ſchwach war, daß es zweifelhaft bleibt, ob er bloß ihre Talente ſchätzte und ihre Dienſte belohnte, oder ob er ihnen wirklich ergeben war: dieß mehr ein Unglück iſt, welches ſeinem Range, ſeinen Umſtänden, und ſelbſt der Superiorität ſeiner Gaben anklebt, als ein Mangel, welcher in ſeinem Charakter läge.

Er hat gegen ſeinen älteſten Bruder als Feldherrn einmahl eine Unzufriedenheit bewieſen, die bis zur Härte ging, und nach den Angaben der Geſchichte nicht ohne Ungerechtigkeit war. In ſeiner eignen Erzählung berührt er dieſe Fehler ſeines Bruders gelinde, und ſchweigt ganz von ſeinem eignen.

Aber ſeine nachfolgenden ſpätern Urtheile über den vom Volke geliebten Vater unſers letztverſtorbnen Monarchen, ſeine Betrübniß, bey deſſen bald darauf erfolgtem Tode, bewieſen, daß, — bey einer ſo gewaltſamen Spannung der Leidenſchaften, als die großen Unglücksfälle und die noch größern Gefahren des Jahres 1757; in dem Gemüthe Friedrichs erregen mußten, — die erſte Wirkung getäuſchter Erwartung, der erſte Ausbruch des Unwillens gegen einen ſeine Abſichten nicht erfüllenden General, nichts von der herrſchenden Stimmung des Königs gegen ſeinen Bruder anzeigte.

Das ehrenvolle Urtheil, welches Friedrich über die Feldzüge ſeines zweyten Bruders Heinrichs fällte, und durch welches er ihn auf gewiſſe Weiſe über ſich ſelbſt hinwegſetzte, iſt bekannt. Und wenn dunklere Gerüchte Spuren von Eiferſucht deſſelben gegen eben dieſes Bruders Glück verbreitet haben: ſo wird jeder, welcher das menſchliche Herz kennt, dieſe, von einer ſtarken Ruhmbegierde faſt unzertrennliche, Schwachheit, von dem einen großen Charakter ſchändenden Neide zu unterſcheiden wiſſen, und der Kenner der Geſchichte wird geheime, unverbürgte Nachrichten offenbaren und gewiſſen Thatſachen nicht gleich gelten laſſen.

Gegen ſeine Schweſter Amalie bewies er eine Aufmerkſamkeit, die mehr als bloße Achtung, die ein wirkliches Vergnügen an ihrem Umgange anzuzeigen ſchien. Allen ſeinen übrigen Geſchwiſtern

leiſte-

leiſtete er, was ſie als Pflicht, wegen ihrer nahen Verbindung mit ihm, fordern konnten, und in Krankheiten und außerordentlichen Fällen bezeigte er ihnen eine Theilnahme, die nicht bloß aus Staatsintereſſe herrührte, oder die Beobachtung des Anſtändigen zur Abſicht hatte.

Es ſcheint ein zu delicater Punct für einen Schriftſteller zu ſeyn, das Verhältniß des Königs gegen ſeine Gemahlinn zu berühren. Demohnerachtet, wovon das ganze Publicum unterrichtet iſt, was der allgemein geliebten Fürſtinn zur Ehre gereicht, und des Königs Charakter zu enthüllen beyträgt: davon darf auch der Philoſoph öffentlich reden, wenn er es mit der Beſcheidenheit thut, welche er dieſen hohen Perſonen, und mit der Wahrheitsliebe, welche er allen Menſchen, bey deren Schilderung, ſchuldig iſt. Das eigentliche Glück des ehelichen Lebens war dieſen beyden Häuptern der königlichen Familie und des Staats, beyden ſo würdig glücklich zu ſeyn, nicht verliehn. Das Herz und die eigne Wahl des Königs hatte dieſe Verbindung, wie es bey ſo vielen königlichen Ehen der Fall iſt, nicht geſchloſſen. — Und bey einem Geiſte von ſo ausgezeichneter Lebhaftigkeit in den Empfindungen, konnte bloße Gewohnheit nicht das Band befeſtigen, welches Zärtlichkeit nicht zuerſt geknüpft hatte. — Unter dieſen Umſtänden, wo ein innig vertrauter Umgang nicht Statt fand, war eine gänzliche Entfernung des Wohnorts beynah unvermeidlich. Eine nähre Gemeinſchaft würde beyde Theile in mehr Zwang geſetzt haben, ohne ihre Gemüther einander näher zu bringen. Den Verluſt von Glückſeligkeit, den in einer ſolchen Ehe die beyden Theile leiden, wird von dem weiblichen Geſchlechte weit ſchmerzlicher empfunden, welches weniger andre Angelegenheiten und Abſichten hat, die Fehlſchlagung in dieſer einen zu vergüten. — Der König empfand dieß; — er war zugleich, wie er es in ſeinem letzten Willen noch bezeugt, voll Hochachtung gegen die Tugenden ſeiner Gemahlinn, und dankbar gegen die ſeine Ruhe nie ſtörende Aufführung derſelben. Er ſuchte alſo durch alles, was die Franzoſen mit einem nicht ganz überſetzbaren Worte, bon procédés nennen, durch die Achtung, die er ihr perſönlich bewies, durch die Annehmlichkeiten, die er ihrem Leben verſchaffte, und durch die Ehrerbiethung, die er von jedermann gegen ſie forderte, das Schickſal derſelben, von welchem er doch im Grunde wußte, daß es nicht ganz glücklich war, zu erleichtern. — Er genoß auch dafür von ihr eine Achtung, die bis an die Verehrung grenzte und, nur durch eine kleine Miſchung von Furcht, weniger angenehm gemacht wurde, als dieſe, mit dem Wohlwollen nahe verwandte, Empfindung natürlicher Weiſe ſeyn ſollte. Aber es iſt das Eigenthümliche der oberſten Gewalt, beſonders, wenn die Größe des Standes und der Macht mit perſönlicher Erhabenheit vergeſellſchaftet iſt, daß ſie gerade die dem Throne nächſten Perſonen am meiſten ſchüchtern macht, — Perſonen, welche durch die Vorzüge, deren ſie vor den übrigen Staatsbürgern genießen, am meiſten zur Freymüthigkeit gegen den Souverain ſcheinen berufen zu werden. Sey es, daß eben dieſe Annäherung zur Gleichheit von der einen Seite, eine ehrerbiethige freywillige Entfernung von der andern nothwendig macht, um die Würde, die der höchſten Gewalt anklebt, deſto mehr zu erheben: oder ſey es, daß die, bey den Gliedern der fürſtlichen Familie, mehr, als bey jedem andern Bürger, rege Hoffnung und Furcht, entweder neue Vortheile von dem Ausſpender aller Ehren und Reichthümer des Staats zu erhalten, oder der alten verluſtig zu gehn, die Begierde ihm zu gefallen in einem ſo hohen Grade ſpanne, daß ſie der Aengſtlichkeit nahe kömmt; immer iſt ſo viel gewiß, daß Friedrich ſchon deßwegen die wahren Freuden des Familienlebens nicht genoß, weil er ſeiner Familie zu ehrwürdig war, und alſo von dieſen freymüthigen Ergießungen des Herzens ſeiner Gemahlinn, Geſchwiſter und Neffen nichts wiſſen konnte, welche die Ehrerbiethung, auch bey der größten Liebe, zurückhält.

Nicht unfähig alſo zu lieben, und gewiß würdig geliebt zu werden, hatte Friedrich doch zu ſeltne Uibungen dieſer zärtlichen Empfindungen, fand zu wenige Perſonen, denen er ſie, rein, und ohne Miſchung von kälterer Ehrerbiethung, einflößte, als daß die Naturanlagen in ihm, von Seiten des Herzens, zur völligen Ausbildung gelangt ſeyn ſollten. Aber ſo wie ſein natürlicher Hang zum Vergnügen und ſeine Fähigkeit es zu genießen den großen Unternehmungen und Mühſeligkeiten ſeines Lebens unterlag, und doch auf dieſelben einen geheimen Einfluß hatte, durch die Munterkeit, welche ſie ihm bey jeder guten Wendung der Umſtände gaben, und durch die Erhohlungen, welche ſie ihm von Zeit zu Zeit verſchafften: ſo wurde die natürliche Empfindlichkeit ſeines Herzens, zwar durch ſeine noch größern Talente, ſeine Geſchäfte, und ſelbſt durch ſtärkere Leidenſchaften verdunkelt: aber ſie wirkte doch im Grunde der Seele, um das Rauhe dieſer Leidenſchaften zu mildern, und jene Talente gemeinnütziger und angenehmer zu machen.

Ich ſetze noch dieſe Bemerkung hinzu. — Ein König kann Urſache haben, ſich von ſeiner Familie etwas zu entfernen. Große Vertraulichkeit bey nahen Verwandten iſt ohne Einfluß nicht möglich. Und ein König muß keinem Freunde als Freunde Einfluß auf die Geſchäfte erlauben, wenn er ihn nicht an ſich tüchtig zum regieren oder zum Rathgeben findet. Das iſt das Unterſcheidende einer Günſtlings-Regierung, wenn perſönliche Zuneigung die Urſache iſt, warum dieſer Mann und kein anderer zu den Staats-Geſchäften gezogen wird. Es kömmt nicht darauf an, ob der Ausgewählte eine ſchon durch Verwandtſchaft mit dem Monarchen, oder bloß durch die Zuneigung desſelben erhobne Perſon ſey: die Gefahr liegt darin, daß das Wohlgefallen an dem Umgange einer Perſon auf ganz andern Eigenſchaften beruht, als von welchen die gute Verwaltung kriegeriſcher oder friedlicher Angelegenheiten abhängt. — Wenn der Monarch zu ſeinen gewöhnlichen Geſellſchaftern ſeine Verwandten wählt: ſo wird die Vorliebe, welche der eine oder der andre durch den Umgang bey ihm erregt, leicht durch das Anſehn, welches demſelben ſchon ſeine Geburt gibt, zu einem Uebergewichte, das den Monarchen in der freyen Ausübung ſeiner Regierungs-Rechte hindert. Dahingegen Friedrich die Genoſſen ſeines Tiſches und ſeiner fröhlichern Stunden bis zu einer großen Vertraulichkeit mit ſich erheben, und doch von aller Theilnehmung an den Geſchäften, wenn nicht ſein Urtheil und ſeine Wahl ihn zum Gegentheile beſtimmten, ſehr leicht ausſchließen konnte. Die Achtung gegen einen gelehrten Mann, das Vergnügen an den Einfällen eines geiſtreichen Kopfes, oder eines angenehmen Geſellſchafters, ſelbſt die höhere Art der Freundſchaft gegen einen zugleich redlichen, denkenden, beredten und ihm ergebnen Diener oder Unterthan, verrückte die Schranken nicht einen Augenblick, durch welche ein ſelbſt regierender König die geſellſchaftliche Vertraulichkeit von dem Vertrauen in Geſchäftsſachen abzu-

abzuſondern wiſſen muß, — Schranken, die keiner dieſer Günſtlinge überſchreiten durfte, ohne ſogleich den nahen Zutritt zum Könige, den er gemißbraucht hatte, zu verlieren. Aber wie viel ſchwerer iſt es dieſe Schranken zu bewahren, — oder wie viel gehäſſiger kann, auf der andern Seite, dieſe Vorſicht ſcheinen, wenn die Perſonen, welche auf ſolche Weiſe von dem Monarchen zugleich angezogen und zurückgeſtoſſen werden, natürliche und ererbte Anſprüche auf ſein Zutrauen, und ein und eben dasſelbe Familien-Intereſſe mit ihm zu haben glauben.

5.

Könige und Leute von geringem Stande ſind beyde auf gewiſſe Weiſe zur Einſamkeit berufen. Beyde lernen die Welt nicht recht kennen: die erſten, weil die Welt ihnen nicht nahe genug kömmt, die letztern, weil ſie von der Welt zurückgeſtoßen werden. Der Mann von Stande kann ſich bloß durch Umgang mit ſeines Gleichen ausbilden, — der Fürſt und der Bürger können beyde nur durch Nachdenken und Philoſophie gebildet werden, inſofern dieſe allein den Mangel derjenigen Erfahrung und Routine, welche in einem freyen, und einem ausgebreiteten Umgange zu erhalten ſteht, erſetzen können.

Friedrich, eben weil er ein größrer Fürſt war, und ganz ſein Fürſten-Amt verwaltete, beweiſt die Wahrheit dieſer Bemerkung ſtärker, als das Leben andrer Könige. Wie hätte er die Menſchen ſollen durch bloßen Umgang kennen lernen? Die Anzahl derer, welche ihm nahe genug kamen, um von ihm recht gekannt zu werden, war immer ſehr klein. Und auch dieſe wenigen Zuſammenkünfte mit ihm hatten, ſeit dem Antritte ſeiner Regierung, immer eine beſtimmte Abſicht, — es ſey literariſche Unterhaltung, oder Berathſchlagung über Geſchäfte: und nur in Geſellſchaften von unbeſtimmter Abſicht, und wo daher jeder abgeſpannt iſt, lernt man Menſchen kennen. — Die ganz vertrauten Verbindungen der häuslichen Geſellſchaft waren außer ſeiner Sphäre, — die gewöhnlichen leichten Zeitvertreibe großer Geſellſchaften waren unter derſelben. — Demohnerachtet, wie geſagt, ſtudirte er die Menſchen, — aber mehr durch Erzählungen anderer, die er vermöge ſeiner Einbildungskraft ſich ſehr vergegenwärtigen konnte, und durch ſeine Philoſophie, indem er aus wenigen Thatſachen das übrige zu errathen ſuchte. Wie aber mit ſolchen Kenntniſſen, an denen Erfahrung weniger Antheil hat, als das Räſonnement, es faſt immer der Fall iſt, daß ſie auf gewiſſe Weiſe tiefer und zuſammenhängender, aber weniger richtig, und daß ſie einſeitig ſind, ſo war auch die Menſchenkenntniß des Königs. Er urtheilte ſehr nach Vorausſetzungen, nach gewiſſen allgemeinen Begriffen, die er ſich von ganzen Ständen, Claſſen, Nationen, oder von dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt gemacht hatte: und eben deßwegen irrte er oft.

So wie die Art der Einſamkeit, in welcher Friedrich lebte, ſeiner Menſchenkenntniß einen eignen Charakter gab: ſo entſtand aus ihr, auch in der Bildung ſeines Geiſtes, auch in ſeiner äußern Politur, etwas ſie Unterſcheidendes. Beyde waren nicht die von ſelbſt gewachſenen Früchte einer maſchinenmäßigen Uibung, die bey mittelmäßigſten Menſchen, wenn er von Jugend auf in der feinen Welt lebt, einen Anſtrich von Artigkeit, und ſelbſt Geſchmack gibt. Sie waren das Werk eines anhaltenden Studiums, der Lectüre der beſten Schriftſteller, des Umgangs mit einigen wenigen großen Geiſtern, und des eignen Nachdenkens über Schönheit und Schicklichkeit. Daraus entſtand, daß die Politur des Geiſtes viel tiefer bey ihm drang, als ſie bey dem Weltmanne zu dringen pflegt; daß aber die Politur der äußern Sitten bey weitem nicht ſo frey, leicht und ungezwungen war, als man ſie von dem wahren Weltmanne fordert. Er lebte für gewöhnlich als Philoſoph und als König. Wenn er zuweilen als Hofmann leben ſollte, ſo machte zwar ſein richtiger Verſtand und ſein guter Geſchmack, daß er dieſe Rolle ohne Uibelſtand ſpielte: aber man ſahe doch, daß es eine gelernte Rolle war. Alles, bis auf ſeine Verbeugungen, war feyerlicher, ſtudirter, als ſolche kleine Verzierungen, oder ſolche kleine Pflicht-Erweiſungen des geſellſchaftlichen Lebens ſeyn ſollen. Aber dafür war auch, ſobald es zum Weſentlichen des Umgangs, zum Geſpräche kam, ſeine Unterhaltung reichhaltiger, in ſeinen kleinſten Einfällen war mehr Salz oder Philoſophie, in ſeinen Höflichkeits-Ausdrücken ſelbſt mehr Empfindung oder mehr Gedachtes, als irgend ein Fürſt aus der bloßen Schule des Hoflebens je zurückgebracht hat.

6.

Woraus läßt ſich wohl das erklären, was dem Könige nicht ganz ungegründeter Weiſe vorgeworfen wurde, daß er ſeiner Geſellſchafter oder auch ſeiner Räthe Gedanken, Gutachten, Vorſchläge zuweilen ohne Billigung anhörte, zuweilen geradezu verwarf, und eben dieſe Gedanken und Vorſchläge, in der folgenden Zeit, oft den nähmlichen Perſonen, als Ideen, die er ſelbſt erfunden hätte, vortrug, oder als Befehle, bey denen ihnen nur die Ehre der Ausführung überlaſſen wäre, bekannt machte?

Wenn Fälle der Art ſich wirklich ereignet haben: ſo iſt es gewiß, daß die hohe Idee von ſeinem eignen Verſtande und die geringe Meinung von dem Verſtande andrer, ihn hier irre geführt hat. Es iſt ein unſichrer Weg, ſeine Erhabenheit über andre zu behaupten, wenn man die Verdienſte oder die Vorzüge nicht anerkennt, deren ſie ſich doch bewußt ſind, oder wenn man die Erkenntlichkeit verbirgt oder verleugnet, die man ihnen für mitgetheilten Rath, oder für gegebnen Unterricht ſchuldig iſt. Da der König dieſes gewiß wußte, und da, wenn Billigkeit ihn nicht dazu vermocht hätte, den Urheber eines nützlichen Gedankens anzuerkennen, ihm doch die Unmöglichkeit würde eingeleuchtet haben, dieſen ſelbſt ſeines Antheils daran vergeſſend zu machen: ſo kann jenes Verfahren aus nichts erklärt werden, als entweder aus der wirklichen ganz unverſchuldeten Vergeſſenheit des Königs, oder, wenn man das Schlimmere annehmen will, aus einer ihm unbewußten Täuſchung der Selbſtliebe, die ihm ſelbſt den Urſprung deſſen, was er wußte und dachte, falſch vorſtellte.

In der That ſind alle Beyſpiele von Aeußerungen dieſer Art aus den ſpätern Lebensjahren des Königs, in welchen für die neueſten Thatſachen ſein Gedächtniß geſchwächt war, wenigſtens ſo, daß, wenn ſich ihm auch die Ideen einprägten, (welches faſt nie fehlte, wenn ſie hell und auffallend richtig waren,) doch das Andenken an die Perſonen und Oerter und Zeiten ſich verwirrte.

Ich ſetze noch dieſe Betrachtung hinzu. Ohnerachtet es unſtreitig ein Fehler iſt, der Wahrheit und Vernunft nicht augenblicklich Gehör zu geben, ein noch größrer, ihr ſogar anfangs, aus Stolz und aus Abneigung vor dem Geſtändniſſe, irgend einer Einſicht bisher ermangelt zu haben, Widernand zu thun: ſo hatte der König doch dieſe, wenn ich ſo ſagen darf, erſt ſpät nachkommende Anerkennung der Richtigkeit in den Vorträgen und Reden andrer, mit vielen ſehr vortrefflichen Männern und Liebhabern des Guten gemein. Ja es iſt gewiß, daß gerade bey den vorzüglichſten Genies und den ſtärkſten Denkern, weil deren Kopf ſchon von eignen Ideen voll iſt, und dieſe Ideen eine ihnen eigenthümliche Form haben, fremde Ideen nicht ſo leicht Eingang finden, indem ſie ihnen nicht gleich anfangs deutlich, und zu ihrem Gedankenſyſteme anpaſſend genug ſind, um ſo viel Eindruck zu machen, daß ſie nach ihrem wahren Werthe geſchätzt werden könnten. Wenn aber ſolche mit eigner Erfindungskraft begabte Männer zugleich wahrheitsliebende Männer ſind: ſo kömmt der zuerſt vernachläſſigte Gedanke des andern ihnen bey einſamer Betrachtung wieder ein, wird dann von ihnen geprüft, wird in die Geſtalt umgeformt, und mit dem Ausdrucke bekleidet, in welchem er ſich mit ihrer gewohnten Ideen-Reihe beſſer vereinigen läßt; und wirkt nun erſt, ſo wie er es nach ſeiner Wahrheit und Wichtigkeit ſoll oder vermag, auf ihren Beyfall und auf ihre Entſchließung. Nach der Verſchiedenheit der Umſtände kann es nun kommen, daß, wenn ſie auf dieſe Weiſe den fremden Gedanken ſich zu eigen gemacht haben, ſie der Perſon, von welcher ſie ihn zuerſt mitgetheilt erhielten, das eine Mahl eingedenk bleiben, ein andres Mahl ihrer vergeſſen. Das erſte wird geſchehn, wenn es ein Mann von Wichtigkeit oder ein Freund war, der ihn ſagte, oder wenn ſie ſich mehr Zeit laſſen, über den Urſprung und die Herleitung ihrer Ideen von neuem nachzudenken. Beydes war bey Friedrichen nur ſelten der Fall. Es waren für ihn nur wenige Menſchen Leute von Gewicht: und über ſeinen eignen geſammelten Schatz von Einſichten eine wiederhohlte Reviſion anzuſtellen, war weder dem Geiſte ſeiner Philoſophie gemäß, noch ihm bey ſeiner ſo ſehr angefüllten Zeit möglich.

7.

Zu den Grundlagen des ſittlichen Charakters Friedrichs des Zweyten, die aber auch auf die Natur und die Ausübung ſeiner Talente viel Einfluß hatten, gehört der Hang zur Fröhlichkeit, die gute Laune, die Dispoſition alle Gegenſtände lachend und hoffnungsvoll, oder, wie die Franzoſen es ausdrücken, roſenfarben zu erblicken. Damit hing die Neigung zur Satyre, — die Luſt und die Fertigkeit, das Lächerliche an den Gegenſtänden und Menſchen aufzuſuchen, zuſammen. Denn ſo wie der, welcher gutes Muths und zur Freude geſtimmt iſt, gerne lacht, und das, was ihm dieſe angenehme Empfindung macht, mit Bereitwilligkeit aufnimmt: ſo erhält auf der andern Seite nichts ſo ſehr die Munterkeit des Geiſtes, oder ſtellt ſie wieder her, wenn ſie durch Bekümmerniſſe und ernſthafte Geſchäfte verloren gegangen iſt, als wenn man der Geringfügigkeit in den menſchlichen Dingen, und den kleinen Ungereimtheiten nachſpürt, die alle Augenblicke in den wichtigſten, und ſelbſt in den traurigſten Begebenheiten vorkommen. Es iſt hier, wie in allen ſolchen verbundnen Charakterzügen, ſchwer, in dem Zweifel von Urſachen und Wirkungen den erſten Anfang zu entdecken. Ein Gemüth, welches alle Sachen als äußerſt wichtig und fürchterlich anzuſehen von der Natur geſtimmt, oder von der Erziehung gewöhnt iſt, wird ſelten unbekümmert und ſorglos genug ſeyn, um auf die Blößen, welche die handelnden Perſonen, auch in Kleinigkeiten, geben, oder auf die poßierlichen Contraſte, die in den Sachen der Zufall ſelbſt hervorbringt, Acht zu haben. Ein ſolcher Menſch, der Schwermuth nahe, würde ſich ſogar nicht erlauben, ſich bey denjenigen Lächerlichkeiten zu verweilen, die er bemerkte, weil er der Ernſthaftigkeit ſeiner Lage und Entwürfe nicht gemäß zu handeln befürchtete. Wer im Gegentheile von der Natur gar nicht das offne Auge für die beluſtigenden Kleinigkeiten, die ſie uns in ihren Werken, und beſonders in den menſchlichen Handlungen und Ereigniſſen, aufſtellt, erhalten hat, weſſen Einbildungskraft, blind oder erſtorben, für die Verzierungen des groſſen Schauplatzes der Welt nur immer mit ſeinen weſentlichen, auf Wohl und

Wehe Einfluß habenden Handlungen beſchäftigt iſt: der wird eben dadurch entweder in einer ſolchen beſtändigen Spannung des Gemüths erhalten, oder auch ſo oft durch Beſorgniſſe und zweifelhafte Vorausſetzungen gequält, daß ſein Ernſt ſich zur Niedergeſchlagenheit neigen muß.

Welche nun auch von dieſen beyden Neigungen, Zweig und welche Wurzel ſey: genug, bey unſerm Könige waren beyde beyſammen. Alle ſeine Werke zeigen es; ſein Umgang zeigt es, und ſein eignes Geſtändniß beſtätigt uns darin: daß er von Jugend auf das Lächerliche aufzuſuchen liebte, und daß es ihm auch gelang es zu finden. — Auf der andern Seite iſt es eben ſo unverkennbar, wie ſehr er zur Freude und zum Scherze geſtimmt war, ſobald er nur nicht ſehr litt; wie geſchwind er ſich im Unglücke tröſtete, wie voll Vertrauen er ſeine Entſchlüſſe faßte, wie ſehr er auf glückliche Zufälle rechnete, und wie leicht er, nach einem erlittenen Unfalle, wieder Hoffnung faßte. — Wenn man auch von jener Neigung zur Satyre etwas auf die Rechnung der erſten Lehrer und literariſchen Freunde des Königs, beſonders Voltaires, ſetzen will, die zugleich große Männer und witzige Spötter waren; wenn man auch von dieſer ſichern Erwartung glücklicher Erfolge im Glück, von dieſer ſchnellen Uiberwindung der unangenehmen Eindrücke im Unglück, viel auf Rechnung der Weisheit ſetzen kann; welche wirklich ihre Maßregeln ſo einſichtsvoll zu wählen weiß, daß ihr der Erfolg mehr geſichert iſt, oder ſicherer erſcheint, — viel auf Rechnung der Seelengröße, welche den Werth der Dinge wichtiger abwägt, und daher die Widerwärtigkeiten auch geringer ſchäzt, und im größern Widerſtande Verdoppelung der Kräfte findet: ſo mußte doch in beyden Sachen die gute Mutter Natur der Kunſt und der Tugend zu Hülfe kommen. Und in der That rüſtete ſie ihn auch, zu der großen Rolle, die ſie ihn wollte ſpielen laſſen, zu ſeinem Glücke und zu ſeinem Ruhme, gleich gut aus, indem ſie mit dem Verſtande große Dinge zu bedenken, ihm auch den Wiz verlieh, kleine zu belachen, und mit dem Ernſte und der Würde, welche wichtige Unternehmungen ſtandhaft verfolgt, diejenige Leichtigkeit des Blicks, und gute Laune, die der Stunden der Ruhe recht zu genießen fähig macht, und, ſelbſt mitten unter Unruhen und Geſchäften Abſchnitte der Erhohlung gibt.

Eine große Entſchloſſenheit kann nicht ohne feſte Hoffungen ſeyn. Und dieſe werden, bey den unvermeidlichen Fehlſchlagungen, nicht lange beſtehen, wenn ſich nicht der Charakter ſelbſt dahin neigt, ſich von den Sachen fröhliche Bilder zu machen. Die Sicherheit, mit der der König ſeinen Generalen Befehle ertheilte, die, mit welcher er ſelbſt ſeine Entſchlüſſe faßte, war gewiß eine von den Urſachen ſeiner Uiberlegenheit über unentſchloſſene Feinde. Aber wir ſehen ſie gemeiniglich verbunden mit den günſtigſten Vorausſetzungen. Er ſetzt viel Vertrauen in ſeine eigne Einſicht: aber er rechnet zugleich viel auf glückliche Zufälle; — die, wenn ſie ihm immer ungünſtig geweſen wären, — oder wenn ſie ſich oft ungünſtig in ſeiner Einbildungskraft abgemalt hätten, bald das gegründetſte Selbſtvertrauen, das er zu ſeinem militäriſchen Talente, ſeiner Wachſamkeit und der Tapferkeit ſeiner Truppen haben konnte, würden überwunden haben. — So hat die Natur den groſſen Mann, indem ſie ihn zur Ausführung ſchwerer Unternehmungen ausrüſten mußte, zugleich mit ſolchen Gemüthsanlagen verſehn, die in den Augenblicken der Ruhe, ihn der Freude und des Genuſſes des Lebens am meiſten fähig machen, und auf dieſe Weiſe, ſchon bey ſeiner erſten Bildung, dem Verdienſte eine Belohnung zugeſellt. Der herzhafte und über das Unglück erhabne Mann iſt gerade der, welcher am beſten verſteht vom Glücke Gebrauch zu machen. Es ſind mehrere Beyſpiele in des Königs Werken vorhanden, daß er in den unglücklichſten Zeiträumen, kurz nach verlornen Schlachten, umringt von Feinden und Verlegenheiten, ſein Gemüth frey genug fand, über ganz gleichgiltige, wenigſtens mit ſeinen Angelegenheiten gar nicht zuſammenhängende, Gegenſtände zu philoſophiren, zu dichten, und ſelbſt zu ſcherzen. Niemahls hat vielleicht die Poeſie einen größern Zweck erreicht, als bey dieſem gekrönten Dichter ſelbſt, bey welchem ſie viel beytrug, ſeinen Geiſt wieder zu erfriſchen, wenn er von verdrießlichen und überhäuften Geſchäften ermüdet war, und ihn von neuem zu erheben und zu ſtärken, wenn er von dem Unglücke niedergedrückt wurde. Irgend eine Erhohlung muß der, ſelbſt in ſeiner größten Kraft immer noch ſchwache, Menſch für den Geiſt, ſo wie den Schlaf für den Körper haben: wenn er nicht endlich bey den größten Talenten, ſo wie bey der blühendſten Geſundheit, unterliegen ſoll. Aber in der Art dieſer Erhohlung unterſcheiden ſich große und kleine Geiſter ſo ſehr, wo nicht noch weiter, als in der Beſchaffenheit ihrer angeſtrengten Arbeiten. Wenn der Menſch von gewöhnlichen Kräften nur ſchlechterdings Abſpannung, wenn der ſinnliche bloß Zerſtreuung verlangt: ſo kann ſelbſt ein großer Geiſt, bloß durch die Abwechſelung ſeiner Arbeiten, ausruhen, und den Tumult, den die wirklichen Dinge und Vorfälle durch ihre Menge, ihre nahe Beziehung auf ſein Intereſſe, und durch den Streit ſo vieler zu ſeinen Maßregeln ſich geſellenden Urſachen, in ihm erregt haben, — durch Betrachtung des allgemeinen Zuſammenhangs der Dinge, und durch eine geiſtreiche Zuſammenſtellung derſelben wieder ſtillen. Wenn Friedrich durch die Menge der Eindrücke gelitten hatte, welche fremde Dinge auf ihn machten, und nach welchen er beſtändig, während der geſchäftigen Auftritte des

Krieges und der Regierung, ſeine Thätigkeit richten mußte: ſo ſtellte er ſeine erſchöpfte Natur wieder her, indem er ſich in ſich ſelbſt zurückzog, und frey und unabhängig von ſeiner Lage, von den Menſchen und den Gegenſtänden, die ihn umgaben, bloß an ſeinen eignen Ideen arbeitete und ſeinen eignen Empfindungen freyen Lauf ließ.

Die Wahrheit indeſſen, die niemanden heiliger ſeyn muß, als dem Schriftſteller, welcher große Männer ſchildert, erfordert zu geſtehn, daß dieſe Neigung und Fähigkeit, die beluſtigende Seite der Dinge aufzufinden, — wenn ſie oft ein Hülfsmittel war, ſie ihm in ihrem wahren Lichte zu zeigen, und ihnen den Schein übertriebener Größe zu nehmen, wodurch ſie oft allein das Gemüth beunruhigen, ihn auch zuweilen zu dem Irrthume verleitete, Gegenſtände für verächtlicher anzuſehen, als ſie wirklich waren. Alles Lächerliche verkleinert. Weſſen Gemüth geſtimmt iſt, dasſelbe ſchneller zu empfinden, weſſen Aufmerkſamkeit ſtets darauf gerichtet iſt, es auszuſpähen, der iſt vor der häufigen Bewunderung der Dinge ſicher, die, nach dem Horaz, eine ſo große Feindinn der Wahrheit und einer richtigen Beurtheilung iſt; aber er iſt auch manchmahl in Gefahr, die Hochachtung zu ſchmälern, welche das wirklich Gute bey ihm erregen ſollte, die Aufmerkſamkeit für die wichtige

Hauptſache, wegen der Geringſchätzung der damit verbundnen Kleinigkeiten, zu verlieren und die Menſchen und Handlungen eben ſo ſehr unter ihren wahren Werth herabzuſetzen, als die ſtaunende Bewunderung, oder die ſchwärmeriſche Vorliebe ſie über denſelben erhöht.

Der König that durch ſeine Satyre oft denen Unrecht, die er nicht genug kannte, er that auch denen wehe, die er ſeines Umgangs würdigte, oft denen, die er lieb hatte, und von denen er verehrt wurde. Beſonders war, ſeinen Abſichten ſich widerſetzt zu haben, ein hinlänglicher Grund für ihn, auch in einem lächerlichen Lichte zu erſcheinen. Die Fürſten, die Miniſter, die Generale, die er gegen ſich hatte, waren faſt alle, wenigſtens zu der Zeit, in welcher ſein Gemüth gegen ſie aufgebracht war, Gegenſtände ſeiner Satyre, wenn er ihnen auch hintendrein, nachdem der Streit zu Ende war, und die Leidenſchaft aufhörte, als Männern von Verdienſt, Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Vielleicht iſt es in dieſem Range, und auf dieſem Poſten, wo Feindſchaften unvermeidlich ſind, und alle Leidenſchaft aus dem Gemüthe zu entfernen, über die menſchlichen Kräfte geht: vielleicht, ſage ich, iſt es noch ein Hülfsmittel, die Bitterkeit des Haſſes, und das Wüthende der Rachſucht zu mäßigen, wenn der Fürſt geneigt iſt, über ſeine Gegner zu ſpotten.

Aber wenn er auf dieſe Weiſe vor Grauſamkeit und unnatürlicher Härte gegen ſeine Feinde, durch Geringſchätzung derſelben, und zu einer gewiſſen Schonung gegen ſie, durch ihre entdeckten, Blößen, geneigt wurde, ſo machte ihn hingegen dieſes Talent, dieſe Neigung zum Spott, in ſeinem Privatleben oft denen fürchterlich, die als ſeine Unterthanen ihm ergeben, und als Geſellſchafter mit ihm in Verbindung waren. — Der Spott iſt eine Art von Waffen. Wenn man mit Ehre angreifen will, ſo muß der Angegriffene ſich mit gleichen Waffen wehren können. Aber einem Könige iſt in einem Kampfe des Witzes kein Gegner gleich; er iſt immer unverwundbar, und doch im Stande, tödtliche Wunden beyzubringen. Eine von ihm aufgefundene und ins Licht geſtellte Lächerlichkeit charakteriſirt den Menſchen nun auf immer vor dem ganzen Publicum, oder quält ihn wenigſtens durch die Furcht, in dieſem Lichte allen übrigen zu erſcheinen. Es iſt nicht bloß die Kränkung des Augenblicks, es iſt das ſchmerzhafte Gefühl einer verminderten Achtung, die den königlichen Spott ſo fürchterlich macht. Wenn die Perſon, welche die Quelle der Ehre iſt, etwas von jemanden ſagt, das Verachtung anzeigt: ſo haftet es auf dieſem, wie ein Brandmahl. Und haben die Worte dieſes Fürſten, außer dem Gewichte, welches ſie durch ſeine Macht erhalten, noch eines durch den Ruhm ſeines großen Verſtandes: ſo ſchlägt ſein Spott noch weit mehr zu Boden, und macht ſicher verſtummen.

Diejenigen, welche dem Spotte der Großen auf eine ſcherzhafte Weiſe zu antworten wagen, ſind nur die verächtlichen Leute. Männer von edlem großen Charakter halten, indem ſie dem Spotte Ernſt und Würde entgegenſetzen, den Spötter, der dem ohngeachtet das Gefühl von Verdienſt nicht verloren hat, zurück, und dieſe ſind am meiſten geſchickt, mit ſolchen Männern, wie Friedrich der Zweyte war, umzugehen. In der That konnte er auch reine Hochachtung fühlen, wenn er mit Talenten Einſicht, und Klugheit mit Anſtand vereinigt fand. Er ſchuf ſich nicht Lächerlichkeiten, um ſpotten zu können; er faßte ſie nur auf, wo ſie waren. Und wem es gelang, zugleich ſeine Aufmerkſamkeit durch das, was er ſagte, zu gewinnen, und ſeine Achtung durch ſein Betragen zu verdienen, der konnte allerdings vertraut mit ihm umgehen, ohne je von ihm durch Spott gedemüthigt zu werden. Aber ſolcher Männer ſind wenige. Ihre Sitten müſſen in der großen Welt gebildet, ihr Gemüth muß leidenſchaftlos und ruhig, und ihr Verſtand muß hell und mit mannigfaltigen Kenntniſſen bereichert ſeyn. Aber andre, weniger Ausgerüſtete, aber vernünftige Männer konnten doch den Witz des Königs durch ihre Ernſthaftigkeit im Zaume halten, und indem ſie Schwächen, die er in einem luſtigen Tone angriff, entweder mit Gründen und Beſcheidenheit vertheidigten, oder mit edler Demuth zugeſtanden, indem ſie ſich vor derjenigen Vertraulichkeit zurückzogen, die zwiſchen dem Könige und Privatmanne und alsdann Statt findet, wenn des letzten Verdienſte oder Talente die Ungleichheit auf der einen Seite wieder ausfüllen, die das Glück auf der andern zwiſchen ihnen gemacht hat; konnten ſie vor den Angriffen des Königs bewahrt bleiben, der zwar witzig und launig genug war, um gerne ſpotten zu mögen, aber doch menſchlich genug dachte, um nicht den beſcheidenen demüthigen und den fein empfindenden Mann kränken zu wollen.

Es blieben ihm alſo, um beſtändig Gegenſtände zu haben, an welchen er ſeine ſatyriſche Laune ausließ, nur Leute übrig, die mit Thorheiten, welche ſie dem Gelächter ausſetzten, Eigenliebe und Dreiſtigkeit verbanden, Leute, die nicht achtungswerth genug waren, um Schonung zu verdienen, und doch ſo viel Witz oder Dreiſtigkeit hatten, daß ſie nicht ohne allen Kampf dem königlichen Witze unterlagen. — Dieß iſt auch die einzige Art, die auffallende Erſcheinung zu erklären, daß ein ſo großer Geiſt, der die ſchönſten Blumen der Wiſſenſchaften, und die reichſten Früchte der Weltkenntniß und Erfahrung geſammelt hatte, und nur vergnügt werden konnte, indem er den Schatz ſeiner Ideen andern aufſchloß und ihn vermehrte, — ein Fürſt, dem die lehrreichſte und angenehmſte Unterhaltung wegen der faſt uneingeſchränkten Freyheit, mit der er ſeine Geſellſchafter wählen konnte, zu Gebothe ſtand, doch zuweilen unter ſeine täglichen Tiſchgenoſſen Perſonen aufnahm, die weder fähig waren, ihn zu verſtehen und von ihm vergnügt zu werden, noch weniger ihm Ideen mittheilen oder Vergnügen erwecken konnten, und die durch einen gemeinen Witz und Dreiſtigkeit auch der übrigen Geſellſchaft läſtig oder verächtlich wurden. Iſt es möglich, daß ein Mann, der ſeine Erhabenheit über andere Menſchen, ſelbſt über die guten und ſchätzbaren, auf eine ſo innige Art fühlte, noch den Contraſt größer zu machen brauchte, indem er auch ſchwache und kleine Menſchen neben ſich ſtellte, oder ſolche, die er ungeſtraft und ohne eigne Vorwürfe erniedrigen konnte? Hatte er dieſen Beweis von ſeinen Kräften nöthig, da er mit Schwachen kämpfte, die er ohne alle Anſtrengung zu Boden ſchlug? Wenn er hierin der Eitelkeit der menſchlichen Natur, welche gern das Gefühl ihrer Vorzüge durch die Vergleichung mit den Mängeln andrer erhöhen mag, einen Zoll bezahlte: ſo wird wenigſtens der billige Richter ihn ſchützen, daß er den ſo fürchterlichen Stachel ſeines Spottes, den er, wie jede andre ſeiner Fähigkeiten, nie lange ungebraucht wiſſen wollte, nicht gegen Männer von Verdienſt kehrte, nicht gegen furchtſame und niedergeſchlagene: ſondern nur gegen ſolche, die, wenn es erlaubt iſt zu ſpotten, die natürlichſten Gegenſtände der Spöttereyen ſind, gegen ſolche, welche geringes Verdienſt mit Dreiſtigkeit und einigem Witze verbanden, welche Blößen genug, aber auch einige Waffen hatten.

Inhalt

des erſten Theils.

Seite

Erſte Abtheilung. Vergleichungen Friedrichs des Zweyten mit zwey andern berühmten Regenten. . . 1 - 142

Vergleichung Friedrichs des Zweyten mit dem römiſchen Kaiſer Marc-Aurel. . . 3

Vergleichung Friedrichs des Zweyten mit dem römiſchen Kaiſer Hadrian. . . 123

Zweyte Abtheilung. Über den Regierungs-Charakter Friedrichs des Zweyten. . . . . . 143 - 264

Seite

Ob der König ſich einen Wiederruf erlaubte, und in wie fern dieſes nöthig oder verwerflich iſt. 145

Die Regierung aus dem Cabinete, Vortheil und Nachtheil derſelben. 153

Randdecrete des Königs. Würdigung derſelben. 159

Wollte der König alles ſelbſt und allein thun, oder das Anſehn davon haben? . 161

Das Dringen des Königs auf die geſchwinde Beendigung aller Baue und von ihm unternommenen Werke. . . 166

In welchen Fällen verzieh der König einen Aufſchub in der Vollziehung ſeiner Befehle? 172

Des Königs Grundſätze und Verfahren in Abſicht des Adels. 173

Vorliebe für die niedere Claſſe. Betragen gegen den Bauernſtand und Soldaten. 184

Für den Bürger trug er die beſondere Fürſorge nicht, die er dem Adel und dem Bauer bewies. 192

Nichts aufſchieben, eine Maxime des Königs. Wie dieß überhaupt möglich iſt. . 193

Seite
Wahl der Perſonen durch Conjectur. . 195
Betragen Friedrichs, als Regenten, gegen Formen und Formalitäten. . . 198
Seine Gleichgiltigkeit gegen Flugſchriften, die ihn und ſeine Regierung tadelten. . 256

Dritte Abtheilung. Uiber den ſittlichen Charakter Friedrichs des Zweyten. 265-312
Der König liebte die Vergnügungen der Tafel. Wie viel er ſich hierin erlaubte. 267
Jugendſtreiche des Königs. . . . 271
Sein Zorn. Er ſtellte ſich zuweilen zornig, ohne es wirklich zu ſeyn. . . . 272
Anhänglichkeit an ſeine Familie. . . 290
Liebe zur Einſamkeit und deren Wirkung . 294
Der König lehrt andre, was er erſt von ihnen gelernt hat. 197
Hang des Königs zur Fröhlichkeit, und die damit verwandte Neigung zur Satyre. 300

Chriſtian Garve's

ſämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Enthält:

Fragmente zur Schilderung Friedrichs des Zweyten.

Zweyter Theil.

Canto XI Th.

[illegible] del. [illegible]

Fragmente

zur

Schilderung

des

Geiſtes, des Charakters, und der Regierung

Friedrichs des Zweyten,

von

Chriſtian Garve.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Zweyter Theil.

Breßlau 1801.

Provid. 2 135

Vierte Abtheilung.

Uiber den
religiöſen Charakter
Friedrichs des Zweyten.

1.

Der erſte Religions-Unterricht, den Friedrich erhielt, und das erſte und nächſte Beyſpiel, das von einem chriſtlich religiöſen Manne vor ſich ſah, mußte nothwendig, bey der guten Vernunft, die er beſaß, und die ſich zeitig entwickelte, ihm das Chriſtenthum überhaupt verdächtig machen, — und wie es gemeiniglich geht, wenn wir Mängel in dem uns für heilig Aufgedrungenen entdecken, — ſeine Abneigung dagegen, ſelbſt über das Maß der von ihm eingeſehnen Irrthümer oder Mißbräuche hinausführen.

Sein erſter Religionslehrer war, wie ich aus Büſching lerne, ein unaufgeklärter Orthodox. Sein Vater, ſo groſſe Eigenſchaften er ſonſt hatte, war nichts weniger, als ein vernünftiger Chriſt. Rechtgläubig und andächtig, übrigens ganz ſeinen Leidenſchaften und Neigungen ergeben, übte er die Religion nur in der Kirche, und übertrat die Moral, welche ſie lehrt, allenthalben. Der Zwang auf der einen Seite, mit welchem der Sohn entweder jenen Unterricht empfangen, oder dieſen Religionsübungen beywohnen mußte, — die lange Weile, die natürlicher Weiſe einem guten Kopfe geiſtloſe Vorträge über unverſtandne Gegenſtände machen; — die tägliche Beobachtung auf der andern Seite, wie wenig dieſe ſo angeprieſene Lehre, bey ihren eifrigſten Verehrern, dazu beyträge, ſie zu etwas anderm zu machen, als wozu die Natur ſie ſchon beſtimmt hat: — dieß alles bereitete den Einwürfen und den Spöttereyen, die ihm bald von den geiſtreichſten und witzigſten Köpfen gegen das Chriſtenthum, durch Schriften und im Umgange, bekannt wurden, den Eingang, und ſchärfte die Waffen, womit ſie das Religionsſyſtem ſeiner erſten Jugend anfielen.

Demohnerachtet, als er ſich von dem erſten lebhaften Eindrucke, den die Neuheit und das Freye dieſer Geſinnungen, verbunden mit dem Witze des Vortrages, auf ſein jugendliches Gemüth machte, in ſeinem reifern Alter gleichſam wieder etwas erhohlt hatte: kam auch eine gewiſſe gemäßigte, billige Art über das Chriſtenthum zu denken, bey ihm zurück. Er ſah den ächten Geiſt desſelben nicht für ſo verächtlich, und noch weniger für ſo verderblich an, als die Franzöſiſchen Encyclopädiſten und ihr Haupt ihn gerne hätten überreden mögen, —

2.

Unter mehrern Beweiſen hiervon iſt auch dieſer, daß er die Reformation zu ſchätzen wußte, — und ob er gleich Luthern zu tief herabſetzte, doch die Vortheile nicht verkannte, welche die durch ihn veranlaßte Aenderung der religiöſen Denkungsart, — in der Aufklärung, den Sitten, und ſelbſt in dem Flor der Länder welche ſolche annahmen, hervorgebracht habe. Derjenige kann nicht ganz ſchlecht von der Religion denken, der von einer Reinigung der Religion eine Verbeſſerung in dem Zuſtande der Menſchen herleitet.

Das Verhältniß, welches er dem Proteſtantismus gegen das alte Römiſche Chriſtenthum beylegte, ebendas ſchrieb er dem Chriſtenthume, in Vergleichung der jüdiſchen und heidniſchen Religionen, zu, an deren Stelle er getreten war. Und dieſer Maßſtab ſeines Werthes iſt ſehr richtig. Die Einführung desſelben war eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht; denn es führte vom Schlechtern zum Beſſern. Dieß kann der unparteyiſche Geſchichtskenner nicht leugnen. Aber in ſeiner Fortdauer bewährte es ſich noch nicht als die abſolute Wahrheit und Vollkommenheit, zu welcher der Menſch gelangen ſoll; und es artete eben deßwegen aus, weil ſeine Lehrer ſich und das Volk dieſes überreden wollten.

3.

Aus ſeinen Reſcripten und Verfügungen ſowohl, als aus ſeinen Urtheilen in Schriften und Geſprächen zeigt ſich, daß er über Religions Sachen und Religions Secten, ſo wie über Duldung oder die Verbeſſerung des Fehlerhaften in denſelben, weniger mit ſich ſelbſt einſtimmig dachte, als über die meiſten andern Regierungs-Gegenſtände; vielleicht eben deßwegen, weil es dunkle und vielſeitige Gegenſtände ſind; — weil er mit ſeinem eignen Syſteme nicht völlig aufs Reine gekommen war, — und ſich alſo jedesmahl mehr an das hielt, was ihm nach den Umſtänden, oder in Rückſicht auf die Menſchen, welche dabey mit ins Spiel kamen, billig ſchien, als an das, was er nach ſeiner eignen Uiberzeugung für wahr oder für gut anſah.

Man kann Stellen aus ſeinen Büchern anführen, und ſeine Geſellſchafter werden ſich ohne

Zweifel Reden aus ſeinen Geſprächen erinnern, wo er von der chriſtlichen Religion, ihren Lehrern, ihrem Einfluſſe, bald ehrenvolle oder doch ſehr billige Zeugniſſe ablegte, bald verächtlichen und wegwerfenden Tadel äußerte. Er lobt die reine Moral des Stifters des Evangeliums. Er mildert an dem einen Orte die Uibertreibung, mit welcher die Franzöſiſchen Gegner des katholiſchen Chriſtenthums faſt alles Elend der Menſchen von dem Prieſterſtande und deſſen Laſtern herleiteten: und ſtimmt an einem andern Orte in dieſe Declamationen ein, welche er mit guten Gründen widerlegt hatte.

Aehnliche Widerſprüche finden ſich ſelbſt in den Maßregeln ſeiner Regierung, in Beziehung auf dieſe Gegenſtände. Das eine Mahl unterſtützte und beförderte er die Bemühungen zu religiöſer Aufklärung des Volks, als nützlich auch zur Vermehrung der menſchlichen und bürgerlichen Tugenden desſelben, ein anderes Mahl ſchien er wieder dagegen, als gegen eine ganz gleichgiltige, und auf Sitten und Wohl der Menſchen ganz unwirkſame Sache kaltſinnig; und ſelbſt als gegen Anmaßungen der Geiſtlichkeit zur Herrſchaft über das Volk eingenommen. Bald handelte und ſchrieb er ſo, als wenn es von Wichtigkeit für das Beſte des Staats wäre, vernünftige Geiſtlichen in die Predigerſtellen einzuſetzen, und in die gottesdienſtlichen Vorträge und

Uibungen das Licht und den guten Geſchmack des Zeitalters einzuführen. Ein anderes Mahl ſchien es wieder, als wenn er bey der Wahl beyder, der Lehrer und der Andachtsbücher, nicht auf deren Güte, ſondern lediglich auf die Wünſche und Geſinnungen des Volks ſehen müſſe.

Auch in Abſicht der verſchiedenen Parteyen, nahmentlich der Brüder-Gemeinde und der Katholiken, urtheilte er nicht immer auf gleiche Weiſe. Jene erklärte er zuweilen für ſehr arbeitſame, nützliche Bürger, die unterſtützt und deren gutes Beyſpiel empfohlen zu werden verdiene; das andre Mahl betrachtet er ſie als Enthuſiaſten, über deren Seitengeiſt man wachen, und deren Bekehrungsſucht man einſchränken müſſe. Dieſe (die Katholiken) behandelte er von der einen Seite mit einer Toleranz, die ſelbſt katholiſche Fürſten gegen verjährte Mißbräuche nicht ausgeübt haben, von der andern mit einer Parteylichkeit, die ſeine Beſorgniſſe vor den Anmaſſungen dieſer Kirche zu erkennen gab.

Dieſe Verſchiedenheiten der Urtheile und der Behandlung haben ohne Zweifel einen Grund, in der menſchlichen Schwachheit, welche nicht erlaubt, daß der weiſeſte Menſch über Gegenſtände, worin bloß Wahrſcheinlichkeiten Statt finden, immer gleich denke. Sie hatten beym Könige aber gewiß noch einen andern Grund, in den, während ſeiner Regierung veränderten Geſinnungen und Verhältniſſen jener Religions-Parteyen ſelbſt. Der Grundſatz ſtand immer beym Könige unerſchüttert feſt, daß der Staat niemanden wegen ſeiner Religion verfolgen, niemanden in der Ausübung ſeiner Religion einſchränken dürfe, daß er aber auch niemanden Proſelytenmacherey und Vergrößerungsanſtalten, unter dem Deckmantel der Religion, erlauben dürfe. Aber ob eine Kirche oder kirchliche Partey ſich bloß durch religiöſe Meinungen, oder auch durch politiſche Geſinnungen auszeichne, — ob ſie nur die Erbauung auf ihrem eignen Wege, oder zugleich Einfluß, Macht und Reichthümer ſuche: darüber war er nicht in allen Zeitpuncten ſeines Lebens gleicher Meinung: und er konnte auch nicht gleiche Meinung hägen, weil die Geſellſchaften ſelbſt, über die er urtheilte, ihren Geiſt verändert hatten. — Die katholiſchen Einwohner ſeiner Staaten, beſonders Schleſiens, die im Anfange, durch den ganz natürlichen Zug der Aehnlichkeit und der Hoffnung, an das Oeſterreichſche Haus geheftet waren, ſolange noch zwiſchen Proteſtanten und Katholiken das Andenken der alten Streitigkeiten obwaltete, und die Einverleibung Schleſiens in den Preußiſchen Staatskörper noch ſo neu war, kamen in den letzten Jahren ſeiner Regierung, — vermöge der allgemeinen Revolution, die während dieſer Regierung in der religiöſen Denkungsart der Menſchen vorgegangen war, — und vermöge des Zutrauens insbeſondre, welchen ſich das Verfahren des Königs nach und nach bey ihnen erworben hatte, zu der gleichen Ergebenheit gegen den Preußiſchen Scepter mit ihren Proteſtantiſchen Unterthanen zu mildern Geſinnungen gegen dieſe zurück. Die Katholiken mußten, ſolange ſie als Staatsglieder verdächtig waren, eingeſchränkt, von Aemtern, welche Vertrauen erheiſchen, zurückgeſetzt, und in allen ihren Schritten bewacht werden. Die treuen und patriotiſch geſinnten Katholiken mußten mit allen ihren übrigen Unterthanen gleich behandelt, — und durften mit keinem Zwange belegt werden. Die Brüdergemeinde hat den Geiſt der Ordnung, des Fleißes, der ſtillen Sittſamkeit beybehalten, der ſie von ihrer Stiftung an unterſchied, und hat ſich von den Auswüchſen einer unaufgeklärten Frömmigkeit gereinigt, wodurch ſie verächtlich oder verdächtig wurde.

4.

Die Toleranz des Königs, ſo richtig ſie als Grundſatz war, war doch als Geſinnung zu ſehr mit ſeiner Verachtung aller poſitiven Religionen verbunden, als daß ſie ſelbſt auf die Gemüther derjenigen, zu deren Gunſt ſie entſchied, den vortheilhaften Eindruck machen konnte, welchen Billigkeit und Freyheitsliebe beym Regenten verdient. Die vorzüglichen Akte jener Duldung waren gemeiniglich mit Zeichen dieſer Verachtung begleitet. Und ſchwerlich konnten z. B. die hartnäckigen Gegner der Verbeſſerungen in den Kirchengeſängen ſich durch die Gründe geſchmeichelt finden, um derentwillen er es ihnen frey ſtellte, ſie nicht anzunehmen. Die Menſchen laſſen ſich Zwang beynah noch lieber als Verachtung gefallen. Zwar ſollten ſolche Aeußerungen ſeiner Abſicht zu Folge, nur den Ausrichtern ſeiner Befehle bekannt werden, — nicht unter das Volk kommen. Aber wie iſt es zu erwarten, daß, was ein geachteter Fürſt, der aller Augen auf ſich zieht, in Parteyſachen, welche immer ein lebhaftes Intereſſe erregen, verfügt, nicht von allen neugierig erforſcht, und zuletzt allen bekannt werden ſollte? — Indeſſen iſt es doch ein Zug, der zu ſeinem Duldungsſyſteme ſelbſt gehörte, und der auch die Kränkung, welche jene ohne ſein Zuthun verbreiteten Aeußerungen bey den ſie treffenden Parteyen verurſachten, milderte, daß er, wie ich an einem andern Orte ſagte, wo er abſichtlich vor dem ganzen Publicum und mit demſelben redete, ſich gewöhnlich gemäßigter und unanſtößiger Ausdrücke bediente. Da er auch in der Kenntniß der Religionsparteyen, ihrer Denkungsart, Sitten, und Urtheile, bis in ein gewiſſes Detail gegangen war, zu welchem ihm ſeine gute Beobachtungsgabe, und ſeine lebhafte Einbildungskraft verhalf: ſo ſuchte er ſich auch in die Stelle derſelben zu ſetzen, und ſich nach dieſer ihrer Denkungsart zu bequemen, wenn er mit ihnen öffentlich redete. Es konnte ihm dieſes mißlingen, wenn jene Vorſtellungen unrichtig waren. Aber ſelbſt ſchon der Vorſatz war etwas werth, und wenige Souverains werden ihm auch darin gleich kommen, allen Claſſen ihrer Unterthanen ſo allerley werden zu können, als Friedrich den ſeinigen es wurde.«

Fünfte Abtheilung.

Uiber den

literariſchen Charakter

Friedrichs des Zweyten.

2.

Friedrich hielt den Lehrer der Beredtſamkeit, den Literator, für die Perſon bey einem Erziehungsinſtitut, auf deren Wahl die größte Sorgfalt gewandt werden müßte, weil von ihr vornehmlich die Bildung der Verſtandskräfte der Schüler abhinge. Nicht ohne Urſache glaubte er, daß in der Kenntniß der Sprachen, der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, und der beſten Autoren in Proſa und Verſen, aus den verſchiedenen Zeitaltern in dieſen Fächern, (Kenntniſſe, welche den unbeſtimmten Nahmen der Literatur ungefähr ausfüllen) die Hülfsmittel zu aller Gelehrſamkeit liegen. Sachkenntniſſe, welche die Gegenſtände der beſondern Disciplinen ſind, werden leicht erlernt, wenn einmahl die Wißbegierde erweckt, und der Kopf aufgeräumt iſt. Aber dieſe Erweckung der Wißbegierde, dieſe Aufräumung der Köpfe kann nur durch Autoren geſchehen, die gefallen und rühren, und das Gefühl des Schönen erwecken, indem ſie ſelbſt das Ideal davon aufſtellen. Und da ſich der Schriftſteller dieſer Art in keinem einzelnen Fache eine groſſe Anzahl findet: ſo muß der, welcher in den Geiſtesprodukten auf die Form derſelben, auf das, was reitzen und bilden kann, ſieht, dieſelben in dem weiten Umfange aller Kenntniſſe aufſuchen, woraus eben die unbeſtimmtere Grenze des Gebieths der Literatur, und die vielumfaſſende Bedeutung des Worts entſteht.

2.

Seine Achtung gegen die Alten war auf gewiſſe Weiſe deſto reiner und unverdächtiger, weil ſie nicht die den Sprachen derſelben eigenthümlichen Schönheiten, (die unbeträchtlichſten in jedem Geiſteswerke,) oder die bey Erlernung dieſer Sprachen überwundnen Schwierigkeiten, (das eitelſte aller Geiſtesvergnügungen), zum Grunde hatte. Sie war eine Folge ſeiner ſoliden, gemäßigten Denkungsart, und ſeines richtigen Geſchmacks: und ſie wuchs daher mit der Reife des Alters und der Geſetztheit ſeines eignen Gemüths. Neuere Schriftſteller haben uns einzelne Geiſtesvorzüge, einzelne Schönheiten der Rede, vielleicht in größerem Grade ſehen laſſen. Wir haben deren, in welchen der Witz, andere, in denen der Scharfſinn den Witz und Scharfſinn der Alten übertrifft. Aber dieſe Vereinigung, und, wenn ich ſo ſagen darf, Gleichgewicht der verſchiedenen Talente, aus welchem Ruhe, Klarheit und

Simplicität in einem doch gefälligen und lehrreichen Vortrage entſteht, finden wir immer noch in den ältern Weiſen und ihren Schriften am meiſten. Das Natürliche und Leichte war ihnen noch neu genug, um ihre Aufmerkſamkeit ganz auf ſich zu ziehn, und der Vorrath von Kenntniſſen, den ſie zu erlernen hatten, war noch ſo eingeſchränkt, daß dadurch keine ihrer Fähigkeiten an freyer und eigner Ausübung gehindert wurde. Dieſe Ruhe, dieſe Klarheit und dieſe Simplicität, waren die Anlagen in dem Genie des Königs: und ſo wie ſich dieſelben mit den Jahren mehr ausbildeten, ſo mußte er die mit ſich verwandten Geiſter und ihre Produkte mehr lieb gewinnen.

Aber wenn er durch dieſe gegründete Liebe der Alten bewogen wurde, das Uiberſetzen derſelben als das vornehmſte Mittel zur Bildung unſrer Sprache und zur Vorarbeit für unſere künftigen Schriftſteller zu empfehlen: ſo wurde er durch eine mangelhafte Kenntniß der Sprachen auf einen unrichtigen Geſichtspunct geführt. Er glaubte, daß durch die Uibertragung der Redensarten einer fremden ſchon verfeinerten Sprache, unſre noch rohe, das erſte Erforderniß, welches ihr fehlt, — angenehme und verſtändliche Formen für den Ausdruck einzelner Ideen-Reihen bekommen müſſe. Dieſes kann in wenigen beſondern Fällen wirklich geſchehn. In den meiſten enthalten Sprachen, die, ſo wie die teutſche, ſchon ſo lange von einer groſen, in einer ordentlichen bürgerlichen Verfaſſung lebenden, mit allen Verhältniſſen und mit allen Künſten des geſitteten Zuſtandes bekannten Nation geſprochen worden ſind, gerade für dieſe erſten, natürlichen, populären Ideen, die wir bey den Alten aufſuchen, und um derentwillen ſie der König ſo ſchätzte, ſchon Ausdrücke genug. Es kommt nur darauf an, ſie alle zu kennen, den genau paſſenden jedesmahl zu wählen, geſchmackloſe Zuſätze, welche im täglichen Gebrauche vielleicht hinzugefügt werden, abzuſchneiden, oder nach der deutlich bezeichneten Analogie neue noch reinere zuſammenzuſetzen. Selten iſt es möglich, Redensarten aus einer fremden, noch weniger aus einer ältern Sprache, wenn ſie nicht vorher ſchon in der unſrigen vorhanden waren, ihr einzuverleiben, ohne gerade die Deutlichkeit oder die Schönheit des Styls, welche man ſucht, aufzuopfern, ohne dem Genie der eignen Sprache Gewalt anzuthun, oder die Kraft und Anmuth des fremden Ausdrucks zu vernichten.

Die meiſten Uiberſetzer der Alten unterliegen dieſen Schwierigkeiten. Und die, welche ſie überwinden, gelangen zum Ziele nicht durch die Uibertragung der lateiniſchen und griechiſchen Redensarten und Wendungen in unſre Sprache, ſondern durch ein mühſames Aufſuchen der jenen am genaueſten entſprechenden, aber ſchon in der letztern gebräuchlichen. Alſo könnten dieſe ja auch von Original-Schriftſtellern gefunden werden, alſo iſt das

Uiberſetzen kein unentbehrliches Hülfsmittel zur Cultur unſrer Sprache. Nur die Uibung im Schreiben iſt im Uiberſetzen das Nützliche.

Ein Punct iſt wahr. Eben dieſe, in den alten Autoren ſo weit von dem Genius unſrer Sprache abweichende, Art die Ideen auszudrücken, zu ſtellen und zu verbinden, nöthigt den Uiberſetzer, der ſeine Pflicht thun will, ſeine Sprache tief zu ſtudiren, — alle möglichen Verſuche zu mannigfaltiger Bezeichnung des nähmlichen Gedankens zu machen, die teutſchen, dem Gegenſtande zugehörigen, Redensarten vollſtändig zu ſammeln und ſie auf hundertfache Art zu wenden, um das Maximum der Vollkommenheit im Uiberſetzen, den Punct, wo dem Genius der eignen Sprache und der Treue der Uiberſetzung zugleich am meiſten Genüge geſchehe, zu finden. Durch eine ſolche fortgeſetzte Arbeit dieſes Studiums kann der Uiberſetzer allerdings, für ſeine Perſon, ſich ſowohl den Reichthum ſeiner Mutterſprache, mehr, denn durch irgend ein anders, bekannt und zu eigen machen, als auch ſeinen Geſchmack ſelbſt ausbilden helfen, indem er ſorgfältiger unter vielen gleichbedeutenden Ausdrücken wählen lernt, und immer mit einem, auf ein gutes Muſter gerichtetem, Auge wählt.

Doch dieſer Vortheil nutzt eigentlich nur dem Uiberſetzer ſelbſt. Für die Nation, für ihre Sprache, iſt durch eine gute Uiberſetzung nur gerade ſo viel gewonnen, als durch jedes andre gut geſchriebne

Buch. — Adelung ſagt zwar, — die Schriftſteller können die Sprache nicht machen, ſie können ſie nur geſchickt brauchen! und im Ganzen ſcheint er mir Recht zu haben. Aber doch verkennt oder verkleinert er über Gebühr den einen Einfluß, welchen große Schriftſteller auf die Nationalſprache haben. Er iſt eben der, den alle große Geiſter auf die Nationalbildung haben. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor: Der erſte gute Schriftſteller eines Volks (gut in Abſicht der Schreibart, wovon hier die Rede iſt.) wurde es dadurch, daß er unter vielen gleichbedeutenden Ausdrücken jedes Gedankens, die alle in der Sprache vorhanden waren, und vermiſcht gebraucht wurden, immer den beſten, an ſich und ihn Beziehung ſeiner Abſicht ſchicklichſten, wählte. Wenn er dadurch unn eine Vollkommenheit in ſeine Schreibart brachte, die zum erſten Mahl die Nation frappirte und ihr ſehr gefiel; — wenn ſein Werk überhaupt Eindruck machte, und allgemein geleſen wurde: ſo ward nach und nach die Wahl dieſes Autors von der Nation beſtätigt, die Redensarten, die er gewiſſen oft wiederkommenden Ideen gewidmet hatte, wurden die eigenthümlichen derſelben; die von ihm verworfnen Wendungen gingen in Vergeſſenheit. So räumte jeder der nachfolgenden guten Scribenten den Unrath gemeiner und geſchmackloſer Ausdrücke von einem andern Theile der Sprache hinweg, oder ſammelte einen Vorrath ſchöner und ſchicklicher in einem andern Fache der Kenntniſſe. Keiner brauchte Redensarten, die ſeinen Leſern fremd waren. Alſo waren die ſchon in der Sprache vorhanden. Aber die guten, welche der Zufall erfunden und der Sprache einverleibt hatte, mußten erſt von dem abſichtlich wirkenden Verſtande des Schriftſtellers geſammelt und zuſammengeſtellt worden ſeyn, um die Empfindung des Vorzüglichen in dieſer Beziehung der Ideen, im Ganzen merklich zu machen, und die Leſer zu einem ausſchließenden Gebrauche derſelben, mit Beyſeitſetzung der geſchmackloſen Redensarten, zu bewegen, oder ſie zu einer ähnlichen Ausſonderung und Wahl aufzumuntern.

Dieſen Dienſt nun leiſtet, wie ich geſagt habe, der Uiberſetzer der Alten, indem er durch das Fremdartige in den Ausdrücken ſeiner Autoren genöthigt wird, unter allen möglichen Ausdrücken ſeiner Mutterſprache zu ſuchen und zu wählen. Aber es iſt ein Dienſt, den jeder Original-Scribent auch leiſten kann. Nur daß dieſer freylich, durch die größre Leichtigkeit, für Gedanken eines teutſchen Kopfs Ausdrücke in der teutſchen Sprache zu finden, auch leicht verführt wird, ſich von der ſorgfältigern Bearbeitung ſeines Styls, und einer mühſamen Aufſuchung anderer Redensarten, als der ihm geläufigſten, und welche ſich ihm zuerſt darbiethen, freyzuſprechen. Dafür läuft aber auch der Uiberſetzer Gefahr, unnatürliche und mit dem Grundſyſteme ſeiner Mutterſprache nicht paſſende Ausdrücke in dieſelbe einzuführen, und dadurch diejenige Gleichförmigkeit und Analogie zu ſtören, die einer Sprache ihre wahre Anmuth gibt.

Demohnerachtet kann das Uiberſetzen der Alten, wenn man nach Vollkommenheit dabey ſtrebt, der Sprache und Literatur eines Volks auf eine mittelbare Weiſe Dienſte thun, indem es zur Uibung des Styls eine Gelegenheit darbiethet, wie ſie kaum irgend eine andre Art der Schriftſtellerey gibt. Die Gedanken, welche der Uiberſetzer der Alten ausdrücken ſoll, gehen von den ihm und ſeinen Leſern geläufigen oft weit ab. Um ſie verſtändlich zu machen, und unverfälſcht zu erhalten, wird er genöthigt, den ganzen Reichthum ſeiner eignen Sprache zu durchſuchen, und allen Wendungen nachzuſpüren, deren ihre urſprünglichen bekannten Formen fähig ſind. Dadurch bringt er zwar nichts neues in die Sprache, aber er ſetzt ſich (wodurch viel gewonnen wird) in den Beſitz alles deſſen, was ſie ſchon enthält. Eben die Methode, eben das Studium, wodurch es ihm gelang, ungewohnte, alte Ideen einer fremden Sprache auszudrücken, eben dieſe wird ihn auch in den Stand ſetzen, zu ſeinen eignen neuen Ideen die paſſendſten, und doch dem Geiſte der Sprache gemäßen Redensarten zu finden. —

3.

Die Verachtung des Königs gegen Männer, welche theologiſche Aemter begleiten, war ungerecht wenn ſie allgemein war; — obgleich das letztre nicht geſagt werden kann. Aber ſie hatte ihren Grund in der Meinung, daß die Theologie, als Theologie, gar keine Wiſſenſchaft ſey, daß alles, was der gelehrteſte von Gott und göttlichen Dingen weiß, nicht mehr ſey, als was Vernunft und Empfindung dem Einfältigſten ſagt; — Nur achtete der König nicht genug darauf, daß die menſchlichen Dinge überhaupt, und ſo auch ihre Kenntniſſe ihre Nahmen behalten, wenn ſie ihr Weſen oder ihren Gegenſtand geändert haben. Oft ſind die Zwecke des menſchlichen Beſtrebens unerreichbar oder thöricht: aber die Mittel, welche man angewandt hat, ſie zu erreichen, haben auf die wichtigſten Erwerbungen geführt. So hat das Studium der Sprachen, der Geſchichte und des Alterthums keine größere Stütze unter uns gehabt, als die Begierde, die Religions-Geheimniſſe zu erforſchen, deren Unergründlichkeit wir am Ende eingeſehen haben. Selbſt die Philoſophie iſt durch die Streitigkeiten der Theologie, aus welchen unmittelbar ſo wenige nützliche Einſichten entſprungen ſind, theils geübt worden, weil die Subtilität jener ſtreitigen Begriffe die Erörterung vieler andern allgemeinen Ideen und Principien nothwendig machte, theils zuletzt auf den rechten

Weg geleitet worden, weil man die Grenzen der menſchlichen Vernunft, aus dem Mißlingen aller Verſuche, zu einer allgemein geltenden Entſcheidung zu gelangen, kennen lernte. In unſrer Nation hat keine Claſſe von Gelehrten den Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange ſo große Dienſte geleiſtet, keine hat uns ſo viele vorzügliche Schriftſteller geliefert, als die, welche, wenn es nun ſeyn muß, ſich zu einer Profeſſion zu bekennen, ſich nicht anders als Theologen nennen konnten. Derer, welche ſich den Wiſſenſchaften, ohne Beziehung auf irgend einen beſondern Stand, oder ein Geſchäft in der bürgerlichen Geſellſchaft, gewidmet haben, ſind unter uns Teutſchen nur immer wenige geweſen. Unter den ſogenannten Brotſtudien aber iſt dasjenige, welches auf das eigentliche Lehramt, es ſey für das Volk oder für die Jugend, vorbereitet, und welches die Kenntniß alter Sprachen und Geſchichte als eine unerläßliche Forderung vorausſetzt, ohne Zweifel mit der Literatur und Philoſophie, als bloßen Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens, als Bildungsmitteln des Verſtandes, oder als Principien der moraliſchen Regeln, am genaueſten verwandt, und gibt den Perſonen, die ſich ihm widmen, die meiſte Veranlaſſung, jene Zweige der Wiſſenſchaften anzubauen.

4.

Unter den Schriftſtellern, welche Friedrich ſehr ſchätzte, und noch mehr als Mittel der Bildung empfahl, ſtand Bayle oben an. Es war zum Theil Dankbarkeit von ihm, daß er, ſein ganzes Leben hindurch; denjenigen Männern oder Schriften einen Vorzug gab, von welchen er zuerſt Unterricht und Bildung erhalten hatte: und es war zugleich eine Folge ſeines feſten Gedächtniſſes, der Stärke der erſten Eindrücke, und der Beharrlichkeit bey einmahl gefällten Urtheilen, daß er, ſelbſt nachdem ſein Geſchmack noch mehr geläutert, ſeine Faſſungskraft mehr umfaſſend geworden war, doch für ſeine alten und erſten Lehrer in den Wiſſenſchaften die Achtung beybehielt, welche neuere, jenen vielleicht überlegne Produkte der Literatur oder der Philoſophie ihm nicht abgewinnen konnten. Allemahl war das, welches er in jenen ſchätzte, etwas wirklich Schätzbares; aber er verbarg ſich zugleich oder er vergaß ihre Fehler. In Baylen ſchätzte er vornehmlich ſeine Dialektik — d. h. die Deutlichkeit in der Auseinanderſetzung ſeiner Begriffe, die kurze und vollſtändige Gegeneinanderhaltung der Gründe und Einwürfe über jede Behauptung, die feine Aufdeckung der Schwächen in gründlich ſcheinenden Beweiſen, kurz, dieſe in der That den Scharfſinn ſehr bildenden Muſter philoſophiſcher Prozeßacten, die er in ſeinen Werken aufgeſtellt hat. — Da ihm aus dieſem Autor zuerſt die Materien bekannt wurden, worüber die Philoſophie handelt, oder die Philoſophen ſtreiten, da er zugleich darin eine Uebung ſeiner eignen Urtheilskraft in Vergleichung der Gründe und Gegengründe fand, da die Kühnheit oder die Neuheit der Meinungen, welche er oft gegen die gemeinen Grundſätze in Schutz nimmt, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und die Gelehrſamkeit Bayle'ns ihn, da er noch ſelbſt weniger gelehrt war, in Bewunderung ſetzte: ſo entſtand, aus allen dieſen Eindrücken zuſammen genommen, eine Verehrung für den Mann und das Buch, die deſſen wirklichen Werth übertraf. Hätte er in ſeinem reifern Alter zuerſt geleſen, ſo würde er durch die Unnützlichkeit vieler ſeiner Unterſuchungen ſeyn abgeſchreckt, durch das Sophiſtiſche ſeiner Schlüſſe ſeyn beleidiget, durch die Weitläuftigkeit ſeiner Erörterungen über unbedeutende, oder für den Menſchenverſtand längſt ausgemachte Sätze, ſeyn ermüdet worden, und würde ſeine oft überflüſſig angebrachte Gelehrſamkeit als Pedanterey und Anekdotenſucht, verachtet haben. — Das gute Schickſal, welches Bayle bey Friedrich hatte, weil er ihn wirklich kannte, aber ihn zuerſt kennen gelernt, und ſpäter nie von neuem geprüft hatte: das hatten andre, wie z. B. Thomaſius, durch den erſten guten Ruf, den er von ihnen erfuhr. — Die Freymüthigkeit in der Behauptung neuer Wahrheiten, oder in der Beſtreitung alter Meinungen war einer von den Hauptgründen, welche, wenn er nicht genau unterſuchen konnte, ſeine Achtung zu einem Gelehrten oder Schriftſteller hinlenkte. Daher wurde mancher ihm ſchon dadurch, und nicht ohne Unrecht, empfohlen, wenn er von denjenigen verfolgt oder bekämpft wurde, die für blinde Anhänger alter, mit Aberglauben und Sectengeiſt verwandter, Syſteme bekannt waren. Wolf wurde gewiß dadurch zuerſt ein wichtiger Mann in ſeinen Augen, daß Frömmlinge und Orthodoxen ſeine heftigen Gegner waren. Seine Achtung gegen ihn war lebhaft, ſo lange Wolf verfolgt worden war: und ſie ſank, nachdem er ſelbſt ihm Ruhe und ungeſtörtes Anſehn verſchafft hatte.

8.

Seitdem Friedrich, in der Beſtreitung des religiöſen Aberglaubens, ein vorzügliches, wo nicht das vornehmſte Verdienſt der Philoſophie zu finden geglaubt hätte, beurtheilte er die Schriftſteller oft zu einſeitig nach dieſer Beziehung. Locke machte mehr Glück bey ihm, weil er geleugnet hatte, daß die Unfähigkeit der Materie zum Denken zu erweiſen ſey, — ob dieß gleich nur ein im Vorbeygehn geſagter, und nicht durch eine genugthuende Unterſuchung unterſtützter Gedanke Locke's war, — als weil er die Auflöſung der zuſammengeſetzten Ideen in ihre einfachen, durch Theorie und Beyſpiele, ſo muſterhaft gelehrt hatte, — worin doch das größte Verdienſt deſſelben beſteht. Wenigſtens gedachte er Lockes niemahls, weder in ſeinen Schriften noch Unterredungen, ohne jenes Geſtändniſſes Lockes, als eines Zeugniſſes ſeines philoſophiſchen Geiſtes, Erwähnung zu thun: und faſt nie redete er von dieſem Hauptinhalte ſeines vornehmſten Werks.

6.

In der Schrift des Königs: ſur la literature Allemande ſind ſelbſtgedachte Urtheile mit ſolchen, die er nur auf Treu und Glauben angenommen hat, Wahrheiten mit Irrthümern, eine gegründete Kritik der teutſchen Schriftſteller, die Beherzigung verdient, mit einem unverdienten Tadel der teutſchen Sprache und Literatur verbunden, welcher nichts in beyden zu beſſern vermag.

Was von der Mannigfaltigkeit der teutſchen Dialecte geſagt wird, iſt ein eigner Gedanke des Königs, aber nicht richtig. Es iſt dieß nicht der teutſchen Sprache allein eigen. Alle Sprachen, die von großen Nationen geredet werden, theilen ſich in ſo viele Mundarten, als Provinzen ſind, — und in noch weit mehrere, wenn man geringere Unterſchiede beobachtet, — indem hier (in der Sprache) wie in der ganzen Natur nirgends plötzliche Uibergänge geſchehen, ſondern wo weit abſtehende Sprachveränderungen deſſelben Idioms ſich finden, auch alle dazwiſchen liegenden Schattirungen vorhanden ſind. Dieß hindert aber keines der cultivirten Völker Europens, eine allgemeine Nationalſprache und eine Bücherſprache zu haben, welche in allen Provinzen verſtanden, und in jeder für beſſer gehalten wird, als der Dialekt, welcher darin durch die Gewohnheit im täglichen Umgange herrſcht. Und eine ſolche Bücherſprache hat auch der Teutſche, zwar vielleicht noch in manchen Wörtern und Redensarten weniger beſtimmt, als die ſchon länger cultivirten Italiäniſche, Franzöſiſche und Engliſche Sprachen, aber doch gewiß nicht ſo ſchwankend, und unter den Provinzen ſtreitig, daß ein Schriftſteller, dem es an dem Genie und den Vorübungen zu einem Werke der ſchönen oder der wiſſenſchaftlichen Literatur nicht fehlt, in dem Ungewiſſen der Sprache ein Hinderniß fände, ſeine Gedanken für ganz Teutſchland deutlich und einnehmend auszudrücken. Dieſe Unbeſtimmtheit der Schriftſprache herrſcht gerade in denjenigen Theilen derſelben, welche am wenigſten unter das Gebieth der Wiſſenſchaft oder der Beredtſamkeit gehören, in den Wörtern, und Redensarten, welche die Haus- und Landwirthſchaft, die mechaniſchen Arbeiten, und die Gegenſtände der Moden und des Luxus betreffend. Eben deßwegen kommen die Benennungen dieſer Gegenſtände entfernte Theile einer Nation weniger überein, weil ſie weniger in den Fall kommen, darüber einander ihre Gedanken mitzutheilen.

Alſo ein reines Teutſch iſt vorhanden, und in den allermeiſten Fällen erkennt jeder wohlerzogne Menſch in jeder Provinz die Redensarten, welche dieſem reinen Teutſch angehören, ſo verſchieden ſie von denen ſeyn mögen, welche ihm im täglichen Umgange die geläufigſten ſind.

Aber zwey Umſtände ſind Teutſchland in Abſicht ſeiner Sprache eigen, die den Fortgang ſeiner Literatur, wenigſtens die Ausbildung gewiſſer Zweige, hindern.

Erſtlich, daß die Bücherſprache und die Umgangsſprache faſt aller Provinzen noch immer in einem gewiſſen Abſtande von einander bleiben. Wörter, deren man ſich im gemeinen Leben für alltägliche Gegenſtände bedient, ſind nicht edel genug in der Poeſie, im Drama, im Lehrbuche. Die, welche man an deren Stelle in Büchern ſetzt, ſind in dem wirklichen Geſpräche ungewöhnlich. Wenn alſo das Werk den Umgang ſelbſt ſchildern ſoll: ſo verliert das Gemälde nothwendig entweder von ſeiner Wahrheit, wenn man die edlern, oder von ſeiner Würde, wenn man die geläufigen Worte braucht. In dieſer unangenehmen Alternative befinden ſich, unter allen Söhnen der Teutſchen Muſen, keine öfter, als die theatraliſchen Schriftſteller. Vielleicht iſt dieß eine der Urſachen, warum die dramatiſche Gattung weniger unter uns hat gedeihen wollen, wenigſtens immer mit Verächtern zu kämpfen hat, und nur kalte Bewundrer findet, indeß die

Arbeiten des teutſchen Genies, in andern Zweigen der Poeſie und der Wiſſenſchaften, mit der allgemeinen Achtung nicht nur unſrer Nation, ſondern aller Europäiſchen, belohnt worden ſind. — Dieſes führt auf eine Klage, die ſchon oft von teutſchen Schriftſtellern angeſtellt worden iſt, welche ſie aber beſſer unterdrücken, es ſey, weil ſie vergeblich klagen und dem Uibel nie abhelfen werden, es ſey, weil das Uibel ſelbſt auch für ſie, auch für die teutſche Gelehrſamkeit, durch große Vortheile erſetzt wird. Dieſe Klage betrifft den Umſtand, daß unſre große und feine Welt eine fremde Sprache redet, und daß alſo das Teutſche, als Werkzeug mündlicher Unterhaltung, nur den mittlern und niedern Ständen von den höhern Preis gegeben wird. Dieſe Entſagung auf den Gebrauch der Mutterſprache, von Seiten der Großen, kann zwar, bey der immer wachſenden Cultur des Mittelſtandes, nicht hindern, das die teutſche Sprache im Munde deſſelben, nach den weſentlichen Erforderniſſen und Schönheiten einer Sprache, ſo wohl ausgebildet werde, als wenn ſie an Höfen geſprochen würde: aber das kann ſie hindern, daß diejenigen Wörter und Redensarten, welche nur dem Geſpräche gewidmet ſind, nicht genugſamen Adel bekommen, — daß der Theil der Sprache, welcher dem Dialogiſchen Styl zugehört, weniger allgemein bekannt, und gleichförmig beſtimmt wird, und mehr denjenigen Abwechſelungen der Dialekte unterworfen iſt, welche der König der teutſchen Sprache überhaupt vorwirft. — Die Bücher und die vornehme Welt ſind die beyden Vereinigungs-Puncte, in welchen die entfernten Provinzen eines Landes ſich am nächſten kommen. Die Gelehrten und ihre Leſer machen ein kleines Corpus in dem großen der Nation aus, aber ein ſolches, welches zugleich die verſchidnen Theile der letztern vereinigt. Der Adel und die Höfe machen einen andern ſolchen Staat im Staate aus, der zuſammenhält, und eine Gleichheit von Sitten, wie von Sprache, über einen großen Raum der Erde verbreiten kann. Um deßwillen wird auch das, was Nationalſprache, was hohes, gutes Teutſch, oder Franzöſiſch u. ſ. w. ſeyn ſoll, durch dieſe beyden, — durch die Schriftſteller, — und durch die Höfe, — wo nicht beſtimmt, und feſtgeſetzt, welches Adelung leugnet, doch gewiß ausgebreitet, bekannt gemacht, und zum herrſchenden Gebrauche über die Provincial-Mundarten erhoben. In Materien und über Gegenſtände, worüber beyde ſchweigen, — da findet keine allgemeine Mittheilung der Ideen und Sprache über die ganze Nation mehr Statt; da kann alſo auch keine allgemeine Uibereinſtimmung ſeyn.

Dieſen Vorzug hat demnach die franzöſiſche Sprache vor der unſrigen voraus. Denjenigen Theil von ihr, welchen der Philoſoph nicht berichtigt, oder der Dichter veredelt, den berichtigt, und veredelt der Hof *). Und die Provinzen, durch ihre vornehmen Einwohner nach und nach eben ſowohl von dem Sprachgebrauche des Hofes unterrichtet, als durch ihre gelehrten Einwohner von dem Sprachgebrauche der Denker und ſchönen Geiſter lernen alſo endlich über alle Vorwürfe, die des Sprechens werth ſind, was reine edle, und allgemein verſtändliche Sprache ſey. Bey uns entſcheidet kein Hof etwas über edles und unedles Teutſch, weil kein Hof Teutſch ſpricht. Der Schriftſteller hat nur ein eingeſchränktes Gebieth: und was alſo außer demſelben liegt, — alles, was ſich auf das alltägliche Leben und die bloße Geſellſchaft bezieht, bleibt in der Gewalt des Zufalls und modelt ſich in jedem Kreiſe auf eine andre Art.

Dieß iſt aber nicht nur den Schriftſtellern hinderlich, welche Dialogen ſchreiben wollen, ſondern allen, welche mit Witz, Laune und dem Lächerlichen zu thun haben. Denn die Gegenſtände aller dieſer Gattungen ſind aus dem gemeinen Leben, ja oft aus dem niedrigen Theile deſſelben, aus den Ungereimtheiten und Thorheiten der Menſchen, ge-

---

*) Wenigſtens iſt bis auf die Revolution von 1789 der Zuſtand der Dinge in Frankreich ſo geweſen, wie ich ihn beſchrieben habe. Welchen Einfluß die Aenderung der Regierungsverfaſſung auch auf die Sprache und Literatur dieſer Nation haben werde, iſt gewiß zu einer Zeit vorauszuſehen unmöglich, da ſelbſt das Staatsrechtliche bleibende Reſultat dieſer Aenderungen noch nicht abzuſehen iſt.

nommen. Aber dieſe Kleinigkeiten, die Lachen erregen, müſſen demohnerachtet edel ausgedrückt werden können, wenn ſie edle Leſer und Freunde des Anſtandes beluſtigen ſollen; ſie müſſen auf eine, in allen Provinzen verſtändliche, Weiſe ausgedrückt werden können, wenn ſie in ganz Teutſchland Wirkung thun ſollen. Der Adel des Ausdrucks ſey bloß conventionell, oder liege in der Natur der Sache, er ſey eine bloße Nebenidee, die ſich hinzugeſellt, oder ein Eindruck, welchen das Wort ſelbſt macht, er iſt nichts deſto weniger nothwendig, um einem Werke des Witzes, einem guten Einfalle ſeinen gehörigen Werth und ſeine Wirkung zu geben. Und er iſt ſchwerer zu erhalten, wo die Sprache, welche gemeine und alltägliche Gegenſtände ausdrückt der oberſten Claſſe der Nation fremd iſt, und von ihr alſo nicht diejenige Würde erhält, die, nach dem Vorurtheile aller Nationen, der hohe Stand demjenigen mittheilt, welchem er ſeinen Stämpel aufdrückt.

Ein andrer, für die teutſche Sprache nachtheiliger, Umſtand, der zugleich ein Fehler der teutſchen Nation iſt, liegt darin, daß, wenn auch das richtige Teutſch hinlänglich beſtimmt iſt, doch dieſe Sprachrichtigkeit mit zu wenig Eifer von den Ungelehrten in Geſprächen, und ſelbſt von den Gelehrten in Büchern geſucht, und der Mangel derſelben mit zuviel Nachſicht von dem Publicum geduldet wird. Der Ehrgeitz der beſſern Stände unter uns iſt bisher noch weniger, als in Frankreich und

England, darauf gerichtet geweſen, ihre Sprache vollkommen rein und gut zu ſprechen. Welches Grades von Genauigkeit, welcher Mannigfaltigkeit von Wendungen, welcher Deutlichkeit und welches Lebens zugleich der Ausdruck der Ideen in dieſer Sprache fähig ſey, haben einige vorzügliche Schriftſteller bewieſen. Aber dieſe Schätze liegen da, und werden nur von wenigen gebraucht; die Beſtimmtheit und Kürze, zu der, bey einer ſorgfältigen Wahl der Wörter und Beobachtung der Sprachregeln, der teutſche Styl gelangen kann, findet ſich nur in wenigen Schriftſtellern, und auch in manchen nicht, welche durch die vorgetragnen Sachen lehrreich ſind. Im Geſpräche iſt es noch etwas Seltneres, ein reines Teutſch, und einen gewählten Ausdruck, der doch von Zwange frey ſey, zu hören. — Unter dieſen Umſtänden, muß nothwendig auch die Bildung der Sprache ſelbſt, (ſofern ſie noch eines Fortgangs fähig iſt), zurück bleiben. So wie die Sprache das Werk der Nation urſprünglich war: ſo muß auch die ganze Nation gleichſam ſich vereinigen, ſie auszubilden. Je mehr Menſchen einen Ruhm darin ſuchen, ihr mütterliches Teutſch gut zu reden: je mehr Menſchen, auf die genaue Bedeutung und die Schattirungen der Wörter, die Verſchiedenheiten der Synonymen, die Schicklichkeit der Epitheten, und die Uibereinſtimmung aller Theile der Rede, in Abſicht des Klangs, der Würde und des Zwecks derſelben, ihre Aufmerkſamkeit wenden:

deſto mehr werden für alle möglichen Bedürfniſſe des Geiſtes und des Umgangs ſchickliche Phraſen zuſammengeſetzt oder geſammelt, für deſto mehr Ideen wird nach und nach die angemeſſenſte Bezeichnung aufgefunden, und deſto eher wird der Reichthum und die Schönheit unſrer Sprache, welche jetzt nur wenigen bekannt iſt, und alſo auch von wenigen genoſſen und genutzt wird, wirklich der ganzen Nation zu gute kommen, welcher die Sprache als ihr Eigenthum zugehört. — Auch hierin gehen wir einer Verbeſſerung entgegen, und die, welche vorgegangen iſt, wird ſchon merklich.

7.

Ein andrer Vorwurf, den der König unſrer Sprache macht, iſt, daß es ihr an methaphoriſchen Ausdrücken mangele. Und doch ſieht er ſie zugleich für wenig cultivirt an. — Aber gerade die uncultivirteſten Sprachen ſind die reichſten an Metaphern. Je weniger ſie auf unſichtbare und intellectuelle Gegenſtände angewandt worden ſind! deſto mehr Bilder muß der Redner zu Hülfe nehmen, welcher über ſolche ſeine Eindrücke und Begriffe mittheilen will. Mit dem Fortgange ſolcher Beſchäftigungen des Geiſtes, wird, durch die Wiederhohlung einer und derſelben Vergleichung, die urſprüngliche Metapher nach und nach zum eigenthümlichen Ausdrucke; — und diejenige Nation muß ſchon lange gedacht und gedichtet, Moral und Metaphyſik ſtudirt haben, die über National-Angelegenheiten, oder über wiſſenſchaftliche Gegenſtände in einem trocknen, bilderloſen, und proſaiſchen Styl ſich ſoll ausdrücken können. So widerſpricht jene Bemerkung der Theorie der Sprachen: aber ſie iſt auch den Thatſachen, in Abſicht der unſrigen, nicht gemäß. Unſre Sprache iſt reich an maleriſchen Wörtern für ſinnliche Gegenſtände: und ſie kann alſo auch ihre Bilder vervielfältigen, und verfeinern, wenn ſie das Geiſtige durch die Aehnlichkeiten mit dem Sinnlichen anſchaulicher machen will. Unſre Uiberſetzer haben, um die Metaphern ausländiſcher Schriftſteller auszudrücken, und unſre Dichter, um die von ihnen aufgefundnen Aehnlichkeiten der Dinge zu bezeichnen, nie, weder die nöthigen Wörter, noch die Wendungen in der Sprache, vermißt, wenn es ihnen nur nicht an der Imagination oder dem Sprachſtudium gefehlt hat, ohne welche man in keiner Sprache bilderreich mit Verſtändlichkeit und Anmuth ſchreiben kann.

Was der König ſagen wollte, iſt ohne Zweifel dieſes: er habe in den teutſchen Schriftſtellern welche im in die Hände gekommen ſind, ſo viel unrichtige und geſchmackloſe Metaphern gefunden, daß er vermuthe, die Sprache biethe noch für jetzt keine paſſendern und anmuthigern dar. Wenn dieß ſein Sinn war: ſo hat er in der That den Fehler der Schriftſteller der Sprache Schuld gegeben. —

Oder er war auch vielleicht durch bildliche Wörter- und Redensarten der teutſchen Sprache beleidigt worden, die ihm, unrichtig zuſammen geſetzt und auf eine ungereimte Weiſe übergetragen ſchienen. In dieſem Falle klagte er die teutſche Sprache wegen einer Unvollkommenheit an, welche allen Sprachen, auch den cultivirteſten, gemein iſt.

Man kann zwiſchen Metaphern in der Sprache und Metaphern der Rede unterſcheiden. Unter jenen verſtehe ich Ausdrücke, die, ihrem Urſprunge nach, bildlich, aber, ihrem jetzigen Gebrauche nach, und nach dem Eindrucke, welchen ſie auf den Zuhörer machen, eigenthümlich geworden ſind. Unter den letztern verſtehe ich Aehnlichkeiten, welche der Redende ſelbſt zuerſt, zwiſchen den Körperlichen und Geiſtigen und den Eigenſchaften beyder aufgeſucht hat, um Gegenſtände oder Wörter der letzten Art zu erläutern. Jene Metaphern ſind Theile der Sprache geworden, dieſe ſind Verzierungen des Vortrags. Bey jenen kömmt es auf die Richtigkeit des Bildes wenig an, denn dieſes iſt völlig von Redenden und Hörenden vergeſſen, ſondern nur auf die Richtigkeit und genaue Beſtimmung des Begriffs, welcher dadurch eigenthümlich bezeichnet wird. Bey dieſen hingegen iſt genaue Aehnlichkeit zwiſchen den verglichnen Dingen, und Anmuth des Bildes das ganze Verdienſt. — Jene Metaphern der Sprache werden großentheils in den Zeiten der Barbarey und der Unwiſſenheit gemacht: denn mit Vergleichungen fängt der menſchliche Verſtand an zu denken, und nur durch geſundne Metaphern fängt er an ſich auszudrücken. — Die Epoche, wo Cultur der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks anfängt, muß ſchon eine Sprache vorfinden, und kann in den Beſtandtheilen und erſten Anlagen derſelben wenig ändern. Kein Wunder alſo, daß Spuren einer ausſchweifenden oder übelgeleiteten Einbildungskraft, unnatürliche Vergleichungen, falſche oder geſchmackloſe Bilder, bey den metaphoriſchen Wörtern und Redensarten faſt aller Sprachen, ſichtbar werden, wenn man bis auf den vergeſſenen Urſprung derſelben zurückgeht.

Die wirkliche Prüfung der angebauteſten Sprache beweiſt das, was die allgemeinen Grundſätze über die Entſtehung der Sprachen vermuthen laſſen. Keine derſelben hat vor der andern, in Abſicht der Wahrheit und Richtigkeit, in den bey ihren metaphoriſchen, — oder, welches einerley iſt, bey ihrem ganzen moraliſchen und metaphyſiſchen Theile, — zum Grunde liegenden Bildern und Übertragungen etwas voraus. Oder vielmehr, wir haben nicht Recht, irgend einer Sprache vor der andern in dieſem Puncte einen Vorzug zu geben, weil wir bey keiner dieſes große, weite Feld vollſtändig unterſucht haben, und einzelne Beyſpiele des Beſſern und des Schlechtern, des Schicklichern und des Unſchicklichern in den urſprünglichen Abſtammungen der Ausdrücke, ſich in jeder Sprache finden laſſen. Was die Franzöſiſche insbeſondre betrifft, mit welcher der König unſre Sprache am meiſten verglich, und die er mit der beſten Kenntniß der Sache über die unſrige erhob: ſo iſt ſie an ſeltſamen und faſt unerklärlichen Bildern, in ihren gemeinſten Wörtern und Redensarten, gewiß reicher, als jede andre. Ein Mann aus dieſer Nation, der über ſeine Sprache nachgedacht hatte, gab mir ſelbſt ein Beyſpiel davon an die Hand, welches niemanden auffällt, weil der Urſprung des Worts im Gebrauche gänzlich vergeſſen wird. „Iſt es nicht ſeltſam, ſagte er, daß ein ſo unentbehrlicher Begriff, als den das Wort Viele ausdrückt, und der in allen Sprachen ſein eigenthümliches Wort und ein zu declinirendes Adjectivum hat, im Franzöſiſchen durch eine Metapher und ein Adverbium (beaucoup de) ausgedrückt wird? — nicht noch ſeltſamer, daß, da Franzoſen ein ſolches eigenthümliches Wort und ein Adjectivum in ihrer ältern Sprache gehabt haben, (denn moult von multus kömmt noch im Montaigne vor), ſie dasſelbe haben vergeſſen, und mit einem ſo unſchicklichen, in aller Abſicht unzulänglichen, bildlichen haben vertauſchen können. — Es iſt ein Beweis, ſagte mein ſelbſt nicht unwitziger Freund, was ein witziger Einfall über die franzöſiſche Nation vermag. Jemand hat vielleicht in einem Zuſammenhange, und unter Umſtänden, unter welchen es ſehr paſſend oder wenigſtens luſtig und auffallend war, um eine Vielheit zu bezeichnen, geſagt, ein guter Fang, (un beau coup). Der Ausdruck iſt in der Geſellſchaft von Mund zu Mund gegangen, und iſt von ihr ſo oft im Scherz gebraucht worden, daß er ihr endlich verſtändlich geworden iſt. Aus dem kleinen Kreiſe iſt er nach und nach in größre übergegangen, und hat ſich zuletzt des allgemeinen Sprachgebrauchs der Nation dergeſtellt bemächtigt, daß er ſeinen ältern, beſſern Vorgänger moult, aus dem rechtmäßigſten Beſitze verdrängt hat. Jedes Jahr ſieht man in Paris und am Hofe neue ſolche Wörter und Redensarten, oft durch abenteuerliche Vergleichungen entſtehn, wovon aber nur wenige ein ſolches Glück machen.

Der König, der mit der franzöſiſchen Sprache innigſt bekannt war, durfte nicht mehr über den Urſprung der Wörter nachdenken, um ſie ſich zu erklären, ſondern empfand ſo zu ſagen ihre Bedeutung durch unmittelbares Bewußtſeyn. Bey dem Teutſchen, welches ihm fremder war, und bey deſſen Wörtern und Redensarten er den eigenthümlichen Eindruck nicht fühlte, den ſie, nicht nach ihrer Abſtammung, ſondern nach ihrem gegenwärtigem Gebrauche, auf den National-Teutſchen machen, hatte er Muße, und fand es oft nöthig zu philoſophiren, um ſich den Sinn ihm unbekannter Ausdrücke und Formen aufzuklären. Daher kam es, daß er dort die Unſchicklichkeiten überſah, die ihm hier auffielen, und daß, indem er die eine

Sprache nach den Ideen beurtheilte, deren feine Schattirungen er durch dieſelbe bey guten Schriftſtellern ausgedrückt fand, die andre hingegen nach der Zuſammenſetzung und Abſtammung der Wörter, deren Begriffe er nicht genau wußte: er den verhältnißmäßigen Werth von beyden unrichtig ſchätzte.

Es iſt wahr, was der König behauptet, daß bey den meiſten Nationen die Dichter zuerſt die rohen Sprachen ausgebildet haben. Es iſt ſicher, daß in einer ganz vernachläſſigten Sache Zwang erſt nöthig iſt, ehe man zum natürlichen Anſtand, zum kunſtloſen Schönen gelangt. Man lehrt die Kinder tanzen, damit ſie gerade und artig gehen ſollen. Und ſo muß, wie es ſcheint, erſt durch die Feſſeln des Sylbenmaßes, eine Wahl der Wörter und Wendungen nothwendig gemacht, und eine gewiſſe Harmonie der Zuſammenſetzung gleichſam erzwungen worden ſeyn, ehe man in der ungebundenen Schreibart freywillig, und bloß aus Liebe der Deutlichkeit oder des Nachdrucks, eine gleiche Sorgfalt auf die Sprache wendet. — In mehrern Gattungen geht die künſtlichere Uibung, die mehrern Regeln unterworfen iſt, vor der kunſtloſern, bey welcher mehr von dem Geſchmacke und der Freyheit des Menſchen abhängt, vorher. Das Außerordentliche erweckt nicht nur mehr Nachahmer: ſondern das Regelmäßige wird auch eher nachgeahmt. Da hingegen es ſchon eine durchgängige Bildung vorausſetzt, wenn auch das Gemeine mit Sorgfalt und gutem Geſchmacke ausgearbeitet ſeyn ſoll.

Daß unſre Nation weniger poetiſch iſt, als unſre ſüdlichen Nachbarn, (denn weder fängt ſie bey guten Verſen ſo ſchnell und lebhaft Feuer, noch behält ſie ſie ſo lange), daß viele unſrer Poeten zu hoch fliegen, — und alſo zur Bildung der Nation im Ganzen, welcher ſie unverſtändlich ſind, nichts beytragen, — daß zwiſchen unſrer Poeſie und Proſa ein zu großer Abſtand iſt: dieß kann ohne Zweifel dazu beygetragen haben, auch die wahre Beredtſamkeit in der letztern zurückzuſetzen. Die Fackel unſers Genies iſt nicht ſo, wie bey den Alten, an der Flamme großer Dichter entzündet worden. Deßwegen brennt ſie auch vielleicht nicht ſo helle.

Demohnerachtet verdient obige Bemerkung noch eine genauere Prüfung: und ſie wird nach der Geſchichte und Erfahrung eingeſchränkt werden müſſen, wenn ſie vollkommen richtig ſeyn ſoll. Ich finde z. B. daß die Sprache des Homer von der des Plato ſo ſehr verſchieden iſt; (an den Abſtand der Zeit nicht zu gedenken), daß kaum dieſe durch jene hat vorbereitet werden können. Die Tragiker der Griechen ſind noch weit mehr vom natürlichen Ausdrucke entfernt, noch weit unſchicklichere Gegenſtände der Nachahmung für die Proſaiſten. — Wenn die Dichter, bey dieſem Stammvolke aller Gelehrſamkeit und Literatur, zur Bildung der Nationalſprache beygetragen haben: ſo iſt es mittelbar auf dem Wege geſchehn, welchen ich zuvor angedeutet habe, — indem ſie auf Schönheit der Rede zuerſt die Aufmerkſamkeit der Griechen richteten, die erſte Empfindung bey ihnen für Unterhaltung des Geiſtes, durch das Werkzeug der Sprache, erweckten, und die zwangloſere Harmonie der Periode durch die gebundnere des Metrums vorbereiten. — Bey den Franzoſen ſind die groſſen Dichter mit dem Anbruche des Zeitpuncts erſchienen, da ihre Sprache ſich fixirte. Corneille iſt die Grenze, über deſſen Zeitalter hinaus das veralterte Franzöſiſche anfängt. Racines Sprache iſt ſchon völlig modern. Von dieſen Meiſtern der dramatiſchen Dichtkunſt hat die Nation allerdings mehr Unterricht, als von ihren Philoſophen, in den Sachen des guten Geſchmacks und der Schreibart, erhalten, weil ſolche allgemeiner bekannt, und mit größerm Enthuſiasmus bewundert worden ſind. Aber im Grunde war Paſcal, ihr erſter reiner Proſaiſt, ſchon gebildet, da jene erſchienen. Und Fenelon und Boſſuet bildeten gemeinſchaftlich mit den gleichzeitigen Dichtern, nicht nach dem Muſter derſelben, die franzöſiſche Sprache aus. — Englands bewundertſte Dichter, Shakeſpeare und Milton, gingen der eine lange, der andre kurz vor dem Zeitpuncte ſeiner erſten claſſiſchen Proſaiſten vorher. Aber auch die Schönheiten der erſtern fingen erſt dann an der Nation einzuleichten und ſie zu begeiſtern, da die Addiſon und Steele, in der reinſten und anmuthigſten Proſa, dieſe Schönheiten zergliederten. — Bey uns iſt gleichfalls der Vorrang des Alterthums zwiſchen der poetiſchen und proſaiſchen Cultur der Sprache, — die Frage, ob die Dichter unſre erſten Lehrmeiſter, oder ſelbſt Lehrlinge unſerer ältern Philoſophen waren, ob unſer Verſtand durch Geſchmack, oder unſer Geſchmack durch den Verſtand und durch Wiſſenſchaft ſey gebildet worden, ſehr ſchwer zu entſcheiden. Liskov, ein vergeßner aber guter Schriftſteller, ſchrieb eine ungemein reine und geiſtvolle Proſa, als Haller und Hagedorn die erſten Verſe ſchrieben, die mit ungeſtörtem Vergnügen von allen Teutſchen geleſen werden.

Aus der Vergleichung mehrerer Völker und Sprachen erhalten wir, glaube ich, folgendes Reſultat. — 1. Daß die Cultur von der Imagination anfange, und dann zum Verſtande übergehe; daß die Dichter die erſten Lehrer und Schriftſteller der Völker, und Redner, Hiſtoriker und Philoſophen erſt ihre Nachahmer und Schüler ſind: — das iſt wahr von der Nation, welche zuerſt die Wiſſenſchaften angebaut, nicht eben ſo wahr von denen, die ſie von andern überkommen haben. 2. Die Werke groſſer Dichter ſind mehr fähig, allgemeinen und ſtarken Eindruck auf das Ganze der Nation zu machen, als die Werke der Philoſophen, Geſchichtſchreiber und Redner: und der Geſchmack, den ſie verbreiten, faßt alſo tiefere Wurzeln, und erſtreckt ſich über eine größere Oberfläche. 3. Da zur Schönheit der Schreibart in jeder Gattung diejenigen Talente in mittlerem Grade gehören, deren Vereinigung im höchſten das große dichteriſche Genie ausmacht, — beſonders Einbildungskraft und Gefühl für Harmonie: ſo werden Meiſterſtücke der Poeſie, wenn ſie allgemeine Bewunderung erregen, auch das ſchlafende Talent zu andern Gattungen der Rede in der Nation erwecken; — ſo wird da, wo Dichterfeuer, und ein muſikaliſches Ohr einer Nation zu Theil geworden ſind, oder wo beyde ſich durch vorzügliche Muſter zu erkennen gegeben haben: auch Beredtſamkeit in allen Arten des Styls ſich leichter einfinden. 4. Die Sprache wächſt, bildet ſich aus und reift durch einen unmerklichen, und von keinem Philoſophen noch hinlänglich erklärten Fortgang. Schriftſteller, Dichter und Proſaiſten tragen das Ihrige dazu bey. Aber auch ohne ſie, und von ihnen unabhängig, geht die Sprache ihren unaufgehaltnen Schritt fort, und gelangt, nach unaufhörlichen Veralterungen ihrer Theile, endlich zu einem Ziele, wo ſie unſterblich und unveränderlich ſcheint. Hundert Jahre ſind ſchon ſeit dieſem Zeitpuncte in Frankreich verfloſſen, und die Schriftſteller, die mit ihm zugleich erſchienen ſind, haben noch keinen Roſtfleck des Alterthums in ihrer Schreibart. 5. Beynah erſt dann, wenn die Sprache, auf dieſem ihrem Wege, von ſelbſt, und bloß durch die allmählig fortgehende Cultur der Nation, nahe am Ziele ihrer Reife angelangt iſt: erſt dann können die Dichter und Proſaiſten erſcheinen, welche auf die Nachwelt übergehen, und einen dauerhaften Ruhm erhalten. Dann können aber auch, wenn die Nation ihre Cultur an die Gelehrſamkeit und Literatur älterer Völker knüpft, nicht ſelbſt die Literatur und Wiſſenſchaften erfindet, Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber zugleich bey ihr entſtehn: ja nach dem verſchiednen Genie und Charakter der Nationen, kann bey der einen der nüchterne, trockne Vortrag der Vernunft zuerſt zur Vollkommenheit gelangen, und den noch rohen Geſchmack oder das wilde Feuer des Dichters veredlen und ausbilden helfen, da hingegen bey der andern die Dichter an der Spitze der Nationalbildung ſtehn, und die todte Maſſe ſchlafender Geiſteskräfte, zuerſt durch das Feuer ihrer Einbildungskraft oder den Zauber ihrer Harmonie beleben. 6. Die Dichtkunſt iſt eines der größten Mittel zur National-Cultur: aber ſie iſt nicht das Einzige; — und in einem ſchon ſehr erleuchteten Zeitalter kann eine Nation, wie es die teutſche vielleicht wirklich gethan hat, ſich bis zur völligen Gleichheit mit ihren Nachbarn erheben, ohne daß man den Weg ſo regelmäßig durch claſſiſche Werke bezeichnen kann, auf welchem ſie von der ſchönen Literatur zur ernſthaften, und von den Uibungen der Einbildungskraft zu denen der Vernunft übergegangen iſt.

8.

Ein andrer und eigner Gedanke des Königs iſt: daß die Verwüſtungen, welche Teutſchlands Kriege ſeit anderthalb hundert Jahren in dieſem Lande anrichteten, in Vergleich mit denen, welche Frankreich und England in ihren Kriegen erfuhren, auch die Künſte und die Wiſſenſchaften, ſo wie den Uiberfluß in jenem Lande, mehr, als in dieſen, zurückgeſetzt haben. — Es iſt richtig, daß die Kriege Teutſchlands, während dieſes Zeitraums, und faſt zu aller Zeit, in dem Herzen dieſes Landes wütheten, — weil ſie faſt immer zugleich zwiſchen Gliedern dieſes Staats, als Haupt- oder als theilnehmenden Parteyen, geführt wurden, und alſo in bürgerliche Kriege ausarteten; dahingegen Frankreich, nach den Unruhen der Ligue und Fronde, und England, nach dem Kriege zwiſchen ſeinem Könige und ſeinem Parlamente faſt nie eine ſeiner Provinzen durch einen auswärtigen Feind hat verwüſten geſehen, und den Krieg nur durch die Aufopferungen von Geld und Menſchen, oder durch vorübergehende Einfälle in ſeine Grenzen hat kennen lernen. Unter jenen verwüſtenden Kriegen Teutſchlands ſtehet der dreyßigjährige Krieg oben an. Aber der Streit zwiſchen dem Stolze Ludwigs des Vierzehnten und der Freyheitsliebe der Teutſchen Fürſten wurde auch größtentheils auf teutſchem Boden, und auf Koſten teutſcher Provinzen, ausgefochten. Auch unſer Jahrhundert hat langwierige und blutige Kriege aufzuweiſen, welche alle Winkel Teutſchlands gleichſam durchſucht und verheert haben. — Solche Kriege laſſen allerdings in den Verwüſtungen, die ſie anrichten, mehr Muthloſigkeit zurück, als durch den militäriſchen Geiſt, welchen ſie erwecken, die Lebhaftigkeit des Genies oder der Fleiß des Gelehrten aufgemuntert wird. Und wenn alſo auch eine Nation, mitten unter Kriegen, die ſie auswärts führt, ſo koſtbar ſie ihr auch an aufgewandtem Blute und Schätzen ſeyn mögen, ſich doch, wie die Franzöſiſche wirklich gethan hat, zur höchſten Cultur ihrer Sprache und zu den ſchönſten Producten des Genies erheben kann, — ja vielleicht ſelbſt durch den National-Ruhm, der von Siegen herrührt, auch in Anſtrengungen ihres Geiſtes und ihrer Induſtrie gehoben und unterſtützt wird: ſo findet doch dieſe Unſchädlichkeit, oder dieſer Nutzen der Kriege, bey derjenigen Nation nicht Statt, die nicht nur ſelbſt unter den Waffen, ſondern immer auch von feindlichen Waffen umgeben iſt, und die nicht nur die Anſtrengungen des Krieges, ſondern auch alle Unruhen und alle Unfälle deſſelben zu ertragen hat.

So wahr es iſt, das Teutſchlands Lage, in dieſer Rückſicht, von der ſeiner Nachbarn ſehr verſchieden, und weit unglücklicher bisher geweſen iſt, als die ihrige: ſo bleibt es doch noch zweifelhaft, ob darin eine der Haupturſachen liege, wodurch der Fortgang der Teutſchen Literatur, um ein halbes oder ganzes Jahrhundert, gegen den ihrer mittäglichen und abendländiſchen Nachbarn, iſt verſpätet worden. Zuerſt: Es war nur teutſche Literatur, — nicht Gelehrſamkeit überhaupt, — welche uns die gegen die Hälfte dieſes Jahrhunderts mangelte. In dieſer letztern haben wir mit den ſüdlichen Nationen Europens faſt immer gleichen Schritt gehalten, und wenn gewiſſe Zweige bey dieſen mehr geblüht haben, ſo ſind wechſelsweiſe andre bey uns beſſer gediehen. Aber der ſchlimme Einfluß der Kriege erſtreckt ſich auf die Wiſſenſchaften überhaupt, nicht auf den Anbau der Sprache und der Original-Werke insbeſondre. Sind jene, trotz allen Verheerungen des dreyßigjährigen und der folgenden Kriege, nie in Teutſchland erſtickt, ja nicht einmahl verzögert worden: ſo würden auch dieſe, aller Hinderniſſe ohngeachtet, erſchienen ſeyn, wenn die übrigen Umſtände der Zeit ihnen günſtig und der Geiſt der Nation reif dazu geweſen wäre. Ja ſelbſt dieſe Original-Werke des Genies, weil ſie weniger Fleiß, als die Producte der Gelehrſamkeit, aber einen deſto lebhaftern Flug der Imagination, eine Erhebung der Seele verlangen, können am erſten, mitten unter dem Geklirre der Waffen, und ſelbſt unter dem Anblick von Tod und Blutvergießen, gelingen.

9.

Ich kann als ein ehrlicher Teutſcher, dem die Wahrheit noch lieber, als der Ruhm ſeines Vaterlandes iſt, unmöglich umhin dem Könige recht zu geben, wenn er ſagt, daß wir, was die Dichtkunſt und ſchöne Literatur betrifft, hinter den Ausländern zurück ſind. Wenigſtens iſt es z. B. von der dramatiſchen Dichtkunſt unſtreitig, daß wir weder Tragödien noch Komödien haben, die von der ganzen Nation ſo allgemein und ſo lebhaft geſchätzt würden, als die Franzoſen ohne Unterſchied ihren Racine und Moliere, oder die Engländer ihren Shakeſpeare ſchätzen. Entweder ſind alſo die Schriftſteller in dieſen Gattungen noch nicht erſchienen, welche fähig wären, einen bleibenden und ſtarken Eindruck auf das Gemüth aller Teutſchen zu machen: oder die Nation ſelbſt iſt nicht aufgelegt, einen ſehr lebhaften oder einen bleibenden Eindruck von Werken des Genies zu empfangen, oder an dem glücklichen Fortgange ihrer Dichtkunſt Theil zu nehmen: welches letztre ſelbſt aber ein Beweis ſeyn würde, daß für dieſe Gattung der Geiſteswerke die Talente nicht in ſo reichem Maße der teutſchen Nation von der Natur zugetheilt wären, weil es ihr an der ſtarken Empfindlichkeit für die Schönheiten derſelben Gattung fehlt, worin vielleicht der erſte Same der Talente liegt. Der Geſchmack begleitet nothwendig das Genie, und hält mit demſelben in einer Nation gleiche Schritte. Der Enthuſiasmus, mit welchem Werke andrer bewundert werden, muß die Begeiſterung vorbereiten, welche eigne hervorbringt.

Vielleicht trägt hier ein National-Fehler dazu bey, den man bey den geſetzten und ſtandhaften Teutſchen am wenigſten vermuthen ſollte. Sie ſind zu begierig die neuen Producte des Genies aller Nationen kennen zu lernen, daß ſie ſich nicht genug bey den alten ihrer eignen großen Dichter verweilen. Was alſo im theatraliſchen Fache, und in allen den Fächern, welche für das allgemeine Publicum gehören, auch großen Eindruck bey ſeiner Erſcheinung gemacht hat, wird doch in Kurzem von Neuigkeiten verdrängt. Der Ruhm desſelben hat nicht Zeit ſich in der Nation feſtzuſetzen. — Es iſt in der That zu beklagen, daß nicht die beſten Werke unſrer ſchönen Geiſter, beſonders im dramatiſchen Fache, durch die Kritik geſichert, irgendwo geſammelt ſind. Viele derſelben, wenn ſie jetzt von neuem wieder der Nation vorgelegt würden, fänden vielleicht Richter, die ihren Werth feſter und genauer beſtimmten, und es dadurch einem Vertheidiger der teutſchen Literatur leichter machten, wenn er von einem Ausländer oder von einem Friedrich gefragt würde, welches die claſſiſchen Werke im dramatiſchen Fache wären, ihm diejenigen zu nennen, welche allgemein von der Nation dafür anerkannt werden.

Was die Bildung unſrer Sprache betrifft, ſo iſt an dem Weſentlichen derſelben nicht zu künſteln. Die Verſuche dazu ſind zwecklos, ſie ſind unnöthig, und ſie würden, wenn ſie gelängen, ſchädlich ſeyn. Sie ſind zwecklos, weil ſich die Sprache eines Volks nicht nach der Willkür oder der Einſicht irgend eines Mannes, auch nicht des größten Genies oder des größten Königs, richtet; ſondern die geſammelte Wirkung der Einſichten, Denkungsarten, Launen und Irrthümer aller Jahrhunderte iſt, während welcher die Nation beſtanden und dieſe Sprache geredet hat, und aller der Millionen von Menſchen, woraus ſie beſteht. — Sie ſind unnöthig, weil alle Endzwecke, die man durch eine Sprache zu erhalten ſucht, Belehrung des Verſtandes, Ergötzung der Einbildungskraft, angenehme Kitzelung teutſcher Ohren durch unſre Sprache ſo, wie ſie iſt, erhalten werden können, wenn nur der Schriftſteller ſie zu brauchen weiß. — Jene Verſuche würden endlich ſchädlich ſeyn, weil ſie die Analogie der Sprache, einen ihrer größten Vorzüge, weil ſie das Werk der Natur und der Zeit, wofür man jede Sprache anſehen kann, der Willkür und den Einſichten eines oder weniger Menſchen unterwerfen, weil ſie endlich immer neuen Veränderungen, zu welchen die Teutſchen nur allzuſehr geneigt ſind, Thür und Thor öffnen würden. —

Der König hat wieder unſtreitig Recht, wenn er ſagt, daß Klarheit und Leichtigkeit die erſte Eigenſchaft des Styls iſt, — und daß dieſe unſern guten Autoren vergleichungsweiſe fehlt. Auch von unſern guten Autoren ſchreiben mehrere ſchwer. Nur ein geringer Theil verbindet den Reichthum und die Neuheit der Gedanken, welche nöthig iſt, um denkende und unterrichtete Leſer zu befriedigen, mit derjenigen Leichtigkeit der Schreibart, welche der Menge zum Verſtehen eines Autors unentbehrlich iſt, und welche auch dem Gelehrten den Unterricht erſt recht reitzend macht. Es ſcheint, es gibt unter uns Teutſchen der Genies mehr, welche durch *eine* hervorſtehende Fähigkeit glänzen, als welche durch Vereinigung aller in einer mittlern Proportion durchaus angenehm werden. Und gerade dieſe Helle und Leichtigkeit des Styls, die uns z. B. bey einem Cicero, oder Buffon und Fenelon ſo ſehr einnimmt, entſteht aus der Miſchung und dem Gleichgewichte vieler Talente, der Imagination mit dem Verſtande, des Witzes mit dem unterſuchenden Scharfſinne. Unſre philoſophiſchen Köpfe werden leicht zu tiefſinnig und zu abſtract; unſre an Ideen reichen Köpfe ſind zu gedrängt in ihrem Vortrage, und ermüden; Männer von bildreicher Einbildungskraft fallen in einen allegoriſchen und beynah hieroglyphiſchen Styl. Selbſt der Witz wird bey uns zu ſehr zugeſpitzt, und gute Einfälle werden zu räthſelhaft ausgedrückt. — Allerdings mag etwas an dem kältern Blute und den minder beweglichen Lebensgeiſtern des nördlichen Clima liegen. So wie der Körper unter dieſem Himmel eben ſo geſund, und ſtärker werden kann, als der Körperbau von Menſchen in mildern Gegenden, aber doch dazu eine Abhärtung nöthig hat, und ſich gewiſſe Anſtrengungen geben muß, welche die von der Sonne gleicher erwärmten und belebten Organen der Südländer nicht bedürfen: ſo iſt auch unſer Geiſt, zwar durch Arbeit, aller der Vollkommenheit, und in Rückſicht auf tiefdringende Einſicht, vielleicht einer noch größern fähig, als der Geiſt der Einwohner in Ländern, welche die Natur mehr begünſtigt hat; aber zugleich trägt er doch auch die Spuren der größern Anſtrengung, durch welche er die Trägheit des Bluts hat überwinden, der mühſamern Arbeit, durch welche er ſein ſparſameres Feuer hat erwecken und anflammen müſſen. Ein leicht gefaßter Begriff nimmt auch den leichteſten Ausdruck an. Aber Gedanken, welche mit Mühe gefunden worden ſind, werden doch wieder mit einiger Schwierigkeit mitgetheilt. — Die Natur indeß vergütet bey ihren Geſchöpfen jeden Mangel, den ſie veranlaßt, durch eine andre Wohlthat. Wenn ſie uns das ſchnelle Zuſtrömen glücklicher Einfälle verſagt, und uns unſre geiſtige Ausbildung mühſamer gemacht hat: ſo hat ſie uns eben dadurch zu einem mehr ausdauernden Nachdenken, und zu einer langſamern Unterſuchung der Dinge genöthiget, bey welcher die Wahrheit eher gefunden wird.

Es iſt aber dieſer Mangel von leichter Deutlichkeit im Vortrage nicht bloß die Schuld des Temperaments der teutſchen Nation, ſondern zum Theil Folge eines falſchen Geſchmacks unter ihren Gelehrten, einer nicht vollendeten Bearbeitung der Werke von Seiten der Schriftſteller, und einer nicht genugſamen Sorgfalt im Gebrauche der Sprache.

Es ſind zu viele unter uns, welche ſich vornehmen, durch das Außerordentliche zu gefallen. Das ſind entweder diejenigen, welche ſich nur einen einzigen großen Schriftſteller zum Muſter nehmen und denſelben mit allen ſeinen Fehlern und Eigenheiten nachahmen. Oder es ſind ſolche, die, entfernt vom Umgange mit der Welt, ſich ſelbſt nur durch Bücher und einſames Nachdenken ausbildend, gänzlich ihrem einſeitigen Hange folgen, und nicht, durch die Miſchung andrer Denkungsarten und Charaktere, das Heterogene in dem ihrigen mildern und verbeſſern. Uiberhaupt iſt es der feine Umgang, welcher den leichten Styl am beſten ausbildet: und in dem unſre Gelehrten dieſe Schule weniger, als die Franzöſiſchen, zu beſuchen Gelegenheit hatten, ſind ſie auch in den Vorzügen der Schreibart, welche dieſelbe übt, hinter dieſen zurückgeblieben. Die mündlich mitgetheilten Ideen müſſen deutlich ſeyn, weil ſie auf der Stelle verſtanden und beantwortet werden ſollen. Der Widerſpruch derer, mit welchen man redet, oder die Verſchiedenheit der Meinungen in einer Geſellſchaft geiſtreicher Menſchen, hindert jeden einzelnen, dem Eigenſinne ſeines Genius, oder ſeiner Laune zu viel nachzugeben, und in Gedanken oder Ausdruck von der Mittelſtraße der Verſtändlichkeit und des einfachen Geſchmacks zu weit abzuweichen.

Der Fehler der Schriftſteller, welcher aus dieſer Quelle entſteht, iſt mehr ein zufälliges Unglück. Aber ihre Schuld iſt der, welcher aus der nachläſſigen Bearbeitung ihrer Werke, aus dem Mangel der letzten Hand an denſelben, herkömmt. Und dieſe nachläſſige Arbeit, dieſe fehlende letzte Hand iſt in der That auch an den Werken unſrer guten Meiſter ſichtbar. Unſre Schriftſteller achten ihr Publicum nicht ſo hoch, wie die unſrer Nachbarn, vielleicht mit Recht, weil auch ſie vom Publicum nicht ſo mit Aufmerkſamkeit und Achtung belohnt werden, wie dieſe. Aber woher auch der Fehler ſeinen Urſprung nehme: er iſt vorhanden, und er hat für unſre Literatur ſchlimme Folgen. Die Natur unſers Buchhandels trägt dazu bey, da ſie, zu gewiſſen beſtimmten Zeitpuncten des Jahrs die Vollendung der Bücher verlangt, welche verkäuflich ſeyn ſollen. Die Menge der Hände, die nach dem literariſchen Lorbeer jeder Art greifen, macht, daß die Geſchwindigkeit dem Genie zu Hülfe kommen muß, wofern man nicht von ſeinen Rivalen übereilt ſeyn will, wenn man auch nicht von ihnen übertroffen wird. — Aber die völligſte Deutlichkeit, diejenige Helle in den Begriffen, die zugleich die Faſſung derſelben leicht macht, iſt immer das letzte Ziel, zu welchem wiederhohltes und lange fortgeſetztes Nachdenken am ſpäteſten gelangt. Ein neuer Gedanke, in der erſten Geſtalt, in welcher er ſich in unſerm Gemüthe darbiethet, hat gemeiniglich etwas ſo Eigenthümliches von unſrer Lage oder von unſrer Laune, oder hat noch ſo viel beygemiſchtes Unwahres und Halbverſtandnes, daß er, in dieſer Form dem Publicum vorgelegt, nur den, dem Autor am Geiſte ähnlichen, Leſern einleuchtet, und bey keinem andern einen ganz ungehinderten Eingang findet. Oft ſind es auch nur Blicke, die ungewiß und zweydeutig den entfernten Gegenſtand dem Autor zeigen, und daher dem Leſer in dieſem Schimmerlichte mitgetheilt, wenn er nicht zufällig den gleichen Geſichtspunct faßt, vollkommen dunkel bleiben. — Aber je öfter ein ſcharfſehendes Auge auf denſelben Fleck zurückkehrt, wo es etwas zu entdecken glaubt, deſto beſtimmter und deutlicher wird es den Umriß des Gegenſtandes angeben können. Der glückliche aber paradoxe Einfall bildet ſich durch wiederhohlte Betrachtung in einen richtigen und einleuchtenden Gedanken um. Die Einſchränkungen werden zu dem Satze hinzugefunden, die unnöthigen Auswüchſe werden abgeſchnitten: und ſo kömmt endlich das Product unſers Geiſtes zu ſeinen reifen und zugleich ganz natürlichen Geſtalt, die eben deßwegen die allen Menſchen gefälligſte iſt.

Was aber zur Deutlichkeit, von der wir hier reden, mehr, als alles, beyträgt, iſt dieſe ſorgfältige Bearbeitung, gewandt auf den Gebrauch der Sprache. Der Styl hat, wie Helvetius mit Rechte ſagt, nur dieſe einzige Vollkommenheit, — Deutlichkeit. Alle andern Vorzüge, welche wir dem Style zuſchreiben, gehören den Ideen. Aber daß dieſe Ideen ſich in dem Ausdrucke, wie in einem klaren polirten Spiegel, ganz rein und unverfälſcht abbilden, dieß iſt Pflicht und Verdienſt des Schreibers: und es kann durch nichts anders erhalten werden, als durch die genaue Abſonderung der Synonymen nach ihren feinen Schattirungen, durch die Zuſammenordnung lauter ſolcher Wörter in jedem Satze, die auch in dieſen ihren kleinſten Schattirungen zuſammenpaſſen, durch die genaueſte Beobachtung der grammatiſchen Ordnung, und durch die geſchickte Abtheilung der Glieder des Perioden, kurz durch die Vereinigung aller Forderungen der Sprachrichtigkeit mit denen der philoſophiſchen Wahrheit oder der dichteriſchen Schönheit.

So viel iſt wenigſtens gewiß, daß Friedrich, wenn er den hohen Grad der Deutlichkeit, welcher Fürſten, und allen, die ohne alle Anſtrengung ihren Geiſt nähren oder unterhalten wollen, die Franzöſiſchen Schriftſteller ſo angenehm macht, in den unſrigen vermißt, er unſre Studirenden auf einen Punct aufmerkſam macht, der in allen Producten des Geiſtes einer der wichtigſten iſt, und in Hinſicht deſſen wir, was die Schreibart betrifft, noch Fortſchritte machen können.

10.

Ich höre den König mit Wohlgefallen, allenthalben, wo er nach ſeinen eignen Empfindungen, nicht nach andrer Meinungen urtheilt; und er hat dann gemeiniglich Recht. Was er lobt, iſt gewiß in der Rückſicht, in welcher er es lobt, gut. Was er tadelt, iſt nicht immer ſchlecht: weil ſein Tadel zu allgemein ausgedrückt iſt, und ſich daher oft weiter erſtreckt, als diejenige Kenntniß, welche er durch eigne Unterſuchung erlangt hatte. Wenn er der Komödie des Poſtzuges einen höhern Rang eingeräumt hat, als ihr der geſchmackvollſte Theil der Nation anweiſt: ſo iſt es bloß, weil er zu wenige Vergleichungspuncte hatte, daß Maß ihrer Vollkommenheit zu beſtimmen. Er fand Züge von Natur und Wahrheit in dieſem Luſtſpiele, welche jeder Leſer darin entdeckt, und da er zugleich alles deutlich und nichts durchaus anſtößig fand, da er unſre vollkommnern dramatiſchen Werke nicht kannte, und von denen, welche er verſucht hatte, vielleicht durch einige Dunkelheiten oder Eigenthümlichkeiten des Schriftſtellers abgeſchreckt worden war: ſo erhob er, in dem Verlangen, uns Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wo er etwas gutes fände, das Mittelmäßige zum Meiſterſtücke. Die Vorzüge und die Mängel des königlichen Geiſtes, (denn wenn man von Menſchen redet, ſo kann man nicht auf eine wahre und edle Art loben, ohne zugleich von Mängeln zu reden), ſind bey ſolchen Urtheilen in gleichem Grade ſichtbar. Sie ſind alſo unterrichtend in Abſicht ſeines Charakters, wenn auch nicht lehrreich in Abſicht des Gegenſtandes. Er hatte eine ſehr richtige Beurtheilungsgabe in Dingen, welche er kannte: aber er hatte nicht immer ein deutliches Bewußtſeyn von den Grenzen ſeiner Kenntniſſe. Und dann geſellte ſich zu dieſer Unwiſſenheit ein gewiſſer Stolz des Geiſtes, das, was ihm unbekannt geblieben war, immer für geringer zu halten, als das, was er in derſelben Gattung hatte kennen lernen. Berühmt ſeyn ſollende Nahmen, die ihm fremd waren, ſchienen ihm beynahe lächerlich. — Bey der Wißbegierde, deren er ſich bewußt war, und den Gelegenheiten, welche er vor tauſenden voraus hatte, merkwürdige Dinge kennen zu lernen, konnte es ihm vielleicht ſchon als ein Beweis von dem geringen Werthe eines Menſchen oder eines Werks vorkommen, daß ſie noch nicht bis zu ihm durchgedrungen waren. — Dieſer Hang ſeines Geiſtes verurſachte alſo eben ſo natürlich, daß er das, was ihm zufällig unter vielen Dingen ſeiner Art bekannt geworden war, wenn es wirklich einiges Verdienſt hatte, über Gebühr erhob, als er ihn verführte, die ganze Gattung, die er nur nach ſolchen Proben beurtheilte, unter ihren wahren Werth herabzuſetzen. — Er hatte außer Quandt wenige andre Prediger gehört. Quandt hatte ihm mit Recht, wegen ſeiner richtigen Declamation und ſeiner körperlichen Beredtſamkeit, gefallen. Er argwohnte nicht, daß ein Rednertalent, welches größer wäre, als das, welches auf ihn Eindruck gemacht hatte, in der Nation vorhanden, und ihm verborgen geblieben ſeyn ſollte. Er erhob alſo Quandten ohne Bedenken zu dem erſten Redner unter den Teutſchen. Gellert hatte durch eine wirkliche ſchöne Fabel, die er ihm aus dem Gedächtniſſe mit Nachdrucke vorgeſagt hatte, (denn nachdrücklich und im Accent richtig war Gellerts Declamation, wenn auch eintönig), faſt zuerſt ſein Vorurtheil gegen die Teutſche Sprache und Dichtkunſt überwunden. Von dem Augenblicke an war Gellert der einzige Teutſche, der, wie er ſich gegen mich ſelbſt ausdrückte, zur Nachwelt gelangen würde, weil er zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieſer mit wirklichem Glücke gearbeitet habe. Sein Vorurtheil widerſtand alſo niemahls ſeinem richtigen Gefühle. Aber er urtheilte zuweilen vom Ganzen, wo er nur Gelegenheit gehabt hatte, einen Theil durch eigne Beobachtung kennen zu lernen. So war der Poſtzug unter den wenigen Teutſchen Theaterſtücken, auf die er das Auge geworfen hatte, ohne Zweifel das vortrefflichſte. Daß es das beſte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt ſey, war ein zu allgemeiner Ausſpruch, nach eingeſchränkten Kenntniſſen der Thatſachen.

11.

Wenn der König die Art des Studirens und des Unterrichts in unſern öffentlichen Erziehungs-anſtalten, auf Schulen und Univerſitäten, tadelt, ſo ſtimmt er zum Theil mit den Bemerkungen unſrer aufgeklärteſten Pädagogen überein: in andern Puncten verwechſelt er gelegentliche Mißbräuche mit allgemeinem Gebrauche, und urtheilt von der Erziehung unſrer Gelehrten eben ſowohl zu nachtheilig, als von den Fortſchritten der Gelehrſamkeit. Wenigſtens ſind die Mängel unſrer Lehr-Inſtitute nicht die Urſachen, warum die National-Literatur, und beſonders die ſchönen Wiſſenſchaften der Teutſchen noch nicht, wie der König glaubt, ſich mit den Werken ähnlicher Gattungen bey den Franzoſen und Engländern meſſen dürfen: denn die Erziehung dieſer iſt bisher um nichts beſſer, — ihre Methoden ſind noch pedantiſcher, und ihre Lehrbücher fehlerhafter geweſen, als die unſrigen.

Ich kann mich irren. Aber die Reform, welche der König in dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte auf Univerſitäten wünſcht, ſcheint mir ſchädlich, und das Uibel, über welches er klagt, in gewiſſer Rückſicht ein Gut zu ſeyn. Er glaubt, daß es an einer gewiſſen, allgemeinen und gleichförmigen Methode im Vortrage jeder Wiſſenſchaft fehle, die, nachdem ſie durch Einſicht und Erfahrung der klügſten Lehrer für gut erkannt worden, zur Richtſchnur für alle die übrigen dienen müſſe. Er ſieht dieſe Freyheit jedes Docenten, ſich ſeinen Plan des Unterrichts, — in der Wahl der vorzutragenden Wahrheiten ſowohl, als in ihrer Anordnung, ſelbſt zu machen, bey der Mittelmäßigkeit ſo vieler Lehrer, und der verſchiednen Denkungsart aller, für einen Grund von ſeichter Belehrung, oder von Verwirrung der Gemüther bey den Lernenden an.

Das Uibel iſt unſtreitig. Aber die Cur desſelben würde ein noch größeres veranlaſſen. Nichts ſcheint mir untauglicher für einen guten Unterricht, als irgend eine Normalmethode, wenn es auch die vortrefflichſte wäre, irgend ein autoriſirtes Lehrbuch, wenn es auch den erſten Mann in dieſer Wiſſenſchaft zum Verfaſſer hätte. Abgerechnet, daß überhaupt das Selbſtdenken, wovon der König, mit Recht, als von dem edelſten Zwecke des Studirens redet, durch nichts ſo ſehr befördert wird, als durch Mannigfaltigkeit der Ideen und der Methoden, und durch nichts ſo ſehr erſtickt, als durch Einförmigkeit derſelben; ſo wird auch das bloße Beybringen erlernter Wahrheiten, die der Zögling vor der Hand hinwiederum nur ſeinem Gedächtniſſe einprägt, nie dem Lehrer ſo gut gelingen, wenn er dem Geſichtspuncte und der Denkungsart eines andern bey ſeinem Vortrage folgen ſoll, als wenn er ſich ſeinem eignen Genie und ſeiner Neigung überlaſſen darf: — am wenigſten, wenn dieſer andre ein größrer Mann iſt, als er ſelbſt. Zuletzt kömmt alles bey der Erziehung, und beym Unterrichte, wie bey allen praktiſchen Sachen, auf die Art und Weiſe, — auf das Wie der letzten Ausführung an: und das bis ins Unendliche gehende Detail dieſer Ausführung läßt ſich in keiner Sache durch Regeln angeben, und wird immer durch die individuellen Eigenheiten des Geiſtes und Charakters des Menſchen, welchem ſie anvertraut iſt, beſtimmt. Bey dieſer Ausführung thut, in Sachen des Unterrichts, der Lehrer, ſogar durch den Ton der Stimme und die Geberden, noch mehr aber durch den ganzen Vortrag und Styl ſeiner Rede, ſo viel von dem Seinigen zu der ihm vorgeſchriebnen Methode, oder dem ihm angewieſenen Syſteme hinzu, daß die vortrefflichſten dadurch verdorben werden können, wenn der Lehrer ein ſeichter Kopf iſt, und mittelmäßige dem Schüler keinen Nachtheil bringen, wenn der mündliche Unterricht vortrefflich iſt. Ja nicht bloß die Fähigkeit des Lehrers, ſondern auch die Aehnlichkeit ſeiner Fähigkeiten mit denen ſeiner Muſter, oder dem Geiſte ſeiner Vorſchriften, wird erfordert, wenn dieſer Zwang der Nachahmung ihn nicht unter ſein natürliches Maß der Vortrefflichkeit erniedrigen ſoll. Die Sokratiſche Methode iſt für einige Wiſſenſchaften, und für gewiſſe Zwecke des Unterrichts, ſehr brauchbar. Aber es gehört ein eigenthümliches Genie dazu, im Geſpräche zu lehren, — welches nicht alle, ſonſt noch ſo gute und denkende, Köpfe haben. Ohne natürliche Anlagen zu dieſem Styl, — Anlagen, die mehr von Originalität, d. h. individueller Eigenheit enthalten, als andre Talente, — würde Sokrates ſelbſt, oder ſeine unmittelbaren Schüler, das unvermeidlich Weitſchweifige dieſer Methode nicht haben durch die Annehmlichkeit der damit verbundnen Charakterſchilderung vergüten, und uns für dieſe Form des Unterrichts durch ihr Beyſpiel einnehmen können. — Es gibt im Vortrage der Wiſſenſchaften mehrere Methoden, von denen, wenn ſie nicht völlig gleich gut ſind, doch jede dann die beſte iſt, wenn ſie mit dem Geiſte, dem Temperamente, dem Charakter des Lehrers, der ſie braucht, am beſten übereinſtimmt. Ich glaube, daß, nach allgemeinen Betrachtungen, der Unterricht in einer fortlaufenden Rede weniger zweckmäßig iſt, als der mehr getheilte, welcher Ruhepuncte hat, auf das Vorgetragne mehrmahlen zurückkömmt, und die Haupttheile deutlich ausſondert, an welche er dann die Anmerkungen und Erläuterungen knüpft. Aber bey meiner kleinen Erfahrung, habe ich Lehrer in der Philoſophie und Geſchichte geſehen, welche unfähig zu dieſer aphoriſtiſchen und mehr geſprächsartigen Form der Unterweiſung, und mit natürlicher Beredtſamkeit ausgerüſtet, ihren Schülern durch einen zuſammenhängenden Fluß der Rede gewiß nützlich waren, da ſie ihrer eignen Talente gleichſam wären beraubt worden, ſobald ſie eine andre, an ſich vollkommnere, Methode hätten annehmen wollen. — Die, welche durch Natur und Anlage im Stande ſind, ſich mit ihren Schülern zu unterreden, indem ſie ſie unterweiſen, würden ſtammeln und ſich verwirren, wenn ſie zu einem ununterbrochnem Vortrage genöthiget wären. Hier alſo, wo ſo viel auf die eigenthümliche Stimmung der Geiſteskräfte ankömmt, muß auch ſehr viel der freyen Wahl überlaſſen werden.

11.

In der Ausführung dieſes Gedankens geräth der König auf einen andern, auf den Tadel des Sektengeiſtes in der Philoſophie. — An und für ſich, wenn freyes Nachdenken jedes Individuums unmöglich iſt: iſt die Mehrheit der Parteyen noch ein Glück. Denn ein oder der andre Anhänger einer jeden, der etwas mehr Denkkraft oder mehr Freyheitsſinn hat, als ſeine Mitſchüler, findet doch durch die Vergleichung mehrerer Syſteme, und die Abwägung ihrer gegenſeitigen Einwürfe, einen Weg zur eignen Beurtheilung der Gegenſtände zu gelangen. So hat die Verſchiedenheit der Secten nach und nach die Religion gereinigt: und die Verderbniſſe und Irrthümer der katholiſchen Kirche haden ſich durch nichts ſo lange erhalten, als durch die Einheit derſelben.

Indeſſen iſt es richtig, ein Philoſoph iſt nicht, wer Wolfs oder Kants Syſtem verſteht, und ſich ſelbiges eingeprägt hat, ſondern wer über die Gegenſtände ſelbſt, die Wolf und Kant betrachtet, durch ſie erweckt und angeleitet, nachgedacht hat, es ſey, daß er mit ihnen einſtimmig, oder von ihnen verſchieden hat denken lernen.

Die Methode, welche der König dazu vorſchlägt, das blinde Nachbethen eines Lehrgebäudes bey denen, die Philoſophie ſtudiren, zu verhindern, verdient Prüfung. Er will den ganzen philoſophiſchen Unterricht in eine Geſchichte der Philoſophie verwandelt haben. Die vornehmſten Fragen der metaphyſiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaft ſollen, von ihrer erſten Entſtehung an, durch die vornehmſten Syſteme der alten und neuen Philoſophen bis auf unſre Zeiten verfolgt werden. Indem auf dieſe Weiſe dem Schüler der Philoſophie die Gründe für und wider einen jeden der berühmteſten Lehrſätze und Hypotheſen der Philoſophie vorgelegt werden, wird blinde Anhänglichkeit an irgend ein Syſtem bey ihm verhindert, und ſeiner Urtheilskraft durch Vergleichung der Verſchiedenheiten in den Meinungen, ein freyerer Spielraum gelaſſen: er lernt überdieß den menſchlichen Geiſt, und deſſen ſtufenweiſe Ausbildung kennen, wenn er auch nicht die Wahrheit kennen lernt.

Die Ausführung dieſer Idee iſt für den Adepten in der Philoſophie vortrefflich. Ob dieſe Lehrart auch für den Lehrling, der erſt in ihre Schule eingeführt wird, brauchbar ſey, darüber ſind die Stimmen getheilt.

Erſtlich gehört zu einem Lehrer, der auf dieſe Weiſe, hiſtoriſch, doch wirkliche Philoſophie, lehren ſoll, die Vereinigung der ſeltenſten Talente; (und eine allgemeine Lehrart muß nur gewöhnliche verlangen), eine große, ausgebreitete, und (um Erneſti's eignen Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, die er kannte, weil er ſie beſaß), eine accurate Gelehrſamkeit, zugleich mit einem tiefdringenden philoſophiſchem Scharfſinne. In jedem andern Falle wird entwedet, (wenn dem Lehrer philoſophiſcher Geiſt fehlt), der hiſtoriſchphiloſophiſche Unterricht in eine bloße Hererzählung von Meinungen ausarten; oder, wenn ihm Gelehrſamkeit fehlt, ſeine eigne Denkungsart und Philoſophie in den Syſtemen der Vorgänger nur ein Vehikel ſuchen ſich mitzutheilen, welches zu dieſem Ende nicht das zweckmäßigſte wäre.

Zweytens, ſind die abwechſelnden Meinungen der Weltweiſen über metaphyſiſche und phyſikaliſche Gegenſtände weder verſtändlich, noch intereſſant, wenn man nicht vorher über die Gegenſtände ſelbſt nachgedacht, und eine gewiſſe Meinung bey ſich feſtgeſetzt, oder wenigſtens ſeine Unwiſſenheit, in

Abſicht ihrer, und die darüber aufzuwerfenden wiſſenswürdigen Fragen kennen gelernt hat.

Zum dritten werden bey dieſer Methode Materien allzuſehr zerſtückelt, die nur durch ihren Zuſammenhang verſtändlich ſind, und andre zuſammengebracht, die nichts mit einander gemein haben; wie dann auch der König in ſeinem Pläne Phyſik mit Metaphyſik verbindet, die doch von einander abgeſondert werden müſſen. In der That führt die chronologiſche Folge bekannter großer Philoſophen den Geſchichtſchreiber aus einer dieſer Wiſſenſchaften in die andre; — weil jeder ſeine Stärke oder ſeinen Ruf in einem andern Fache gehabt hat.

Viertens. Sollen dieſe Philoſophen, (wie der König ſelbſt thut, wenn er von ihnen redet), nur nach einigen Aufſehen machenden, oder in Streit gezogenen Meinungen charakteriſirt, und dem Schüler bekannt gemacht werden: ſo lernt dieſer etwas Unverſtändliches und oft Falſches. (Ariſtoteles iſt faſt unbekannt als Beobachter menſchlicher Charaktere und Leidenſchaften, in welcher Qualität er lehrreich iſt für alle Jahrhunderte, und nur bekannt durch logiſche Unterſuchungen, und metaphyſiſche Meinungen, wovon jene von ſeinen Nachfolgern weit übertroffen, dieſe ganz unbrauchbar geworden ſind). Soll er eines jeden Syſtem, oder das Eigenthümliche ſeiner Philoſophie ganz kennen lernen: ſo gehört dazu ſo viel Zeit, daß die dem öffentlichen Unterrichte gewidmete nicht zureicht, den geſuchten Endzweck bey der groſſen Anzahl der denkwürdigen Revolutionen, die in der philoſophiſchen Welt vorgegangen ſind, zu erreichen.

13.

Was der König von der lächerlichen Genauigkeit ſagt, mit welcher unſre Geſchichtslehrer chronologiſche Kleinigkeiten erörtern: ſchöpft er gewiß mehr aus dem Gerüchte und der Meinung der Ausländer, welche durch einige Beyſpiele der ältern Zeit beſtätigt wurde, als durch eigne Bemerkung der gegenwärtig auf Teutſchen Univerſitäten und in Teutſchen hiſtoriſchen Schriften begangenen Fehler.

Folgendes ſcheint mir von dieſer zu ſtrengen Rüge des Königs noch jetzt wahr und einer nützlichen Anwendung auf unſre Literatur fähig zu ſeyn: ernſtlich, daß unſre Teutſchen überhaupt, als Geſchichtsforſcher, wozu ſie ausgezeichnete Talente, und in welchem Fache ſie von allen Nationen anerkannte Verdienſte haben, doch ihre Wahrheitsliebe oder ihre Genauigkeit, in Berichtigung kleiner Daten, zu übertreiben geneigt ſind. Daraus ſind zwey Uibel entſtanden. Das erſte iſt, daß wenig größere hiſtoriſche Werke, die einen merklichen Zeitraum umfaſſen, von guten Köpfen und groſſen Gelehrten unternommen, bey uns zu Stande gekommen ſind. Einige haben ſich abſichtlich nur irgend einen kleinen vernachläſſigten Winkel der hiſtoriſchen Literatur ausgeſucht, in welchen ſie Licht und Gewißheit zu bringen ſuchten, weil ſie ſchon zum voraus daran verzweifelten, daß ihre Zeit und ihre Kräfte zureichen würden, mit derjenigen Genauigkeit, welche ſie für unerläßliche Pflicht des Geſchichtsforſchers hielten, die Begebenheiten eines ganzen Volks, oder groſſen Zeitperioden zu behandeln. Andre, die ihren erſten Entwurf auf die vollſtändige Bearbeitung eines Hauptzweiges der Geſchichts-Wiſſenſchaft anlegten, haben, umgekehrt, wie jener Töpfer Horazens, das, was ſie zum Kruge beſtimmten, auf der Drehſcheibe ſich zu einem Eimer erweitern ſehn, und ſind, ermüdet unter der immer wachſenden Laſt ihrer Arbeit, auf dem halben, oder vielleicht dem zehnten Theile ihres Weges ſtehen geblieben. Dieſes Eigenthümliche des Teutſchen Genies, aus Tugend und Fehler zuſammengeſetzt, erſtreckt ſich weiter, als auf die Geſchichtskunde. In allen Theilen unſerer Literatur haben wir von unſern groſſen Köpfen nur Bruchſtücke, und groſſe Werke nur von mittelmäßigen. Ein Heyne klärt, in einer Reihe der gelehrteſten Aufſätze, kleine, zuweilen unbeträchtliche Theile des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums vortrefflich auf: und zeigt uns, von Zeit zu Zeit, wie tiefe Blicke er eben ſowohl in die Natur des Menſchen und der Staaten, als in den Zuſtand des alten Griechenlands und Roms gethan hat.

Aber eine vollſtändige Schilderung der Staatsverfaſſung, Gelehrſamkeit und Sitten beyder Staaten wagt er nicht einmahl zu verſuchen, weil er zu viel von ihr fordert. Dieſe müſſen wir, (und immer noch mit Dankbarkeit,) von den Händen eines Pauw annehmen, der die Lücken ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe kühn mit Hypotheſen ausfüllt, oder von einem Barthelemy, der ſie mit Beredtſamkeit und einer ſchönen Einkleidung bedeckt.

Aber ſollte nicht ein Grad von Genauigkeit in Kleinigkeiten wirklich ein Fehler werden, wenn er die des Großen fähige Männer abhält, dieſes zu unternehmen? Sollte es nicht Pflicht derjenigen Männer ſeyn, welche die tiefſten Forſcher und die feinſten Kritiker des Wahren in der Geſchichte ſind, das, was in der Geſchichte das Wichtigſte iſt, die Uiberſicht des Zuſammenhangs in den Schickſalen großer Staaten, oder der Menſchheit in großen Perioden, zu ihrem Antheil der Arbeit zu übernehmen? Und können ſie das, wenn ſie ſich nicht über die Forderung einer gewiſſen Pünctlichkeit und einer zu vollſtändigen Erörterung des Einzelnen hinausſetzen? Doch die Zeit, wo der Werth aller Wiſſenſchaften und aller Bücher nach einem wahren Maßſtabe gemeſſen wird, nähert ſich immer mehr. Die Vorurtheile des gelehrten Standes ſtehen dieſer Schätzung noch ein wenig im Wege. Und der König, wenn er auch dieſe Vorurtheile in ſeiner Darſtellung übertrieb, beförderte doch, wenn er ſeinen Endzweck erreichte, ſie noch mehr zu ſchwächen, etwas Gutes.

Ein zweytes Uibel, welches aus der zu ſtrengen Genauigkeit unſrer Geſchichtſchreiber in Berichtigung kleiner Umſtände entſpringt, iſt, daß ihr Feuer darüber erlöſcht, die Einbildungskraft getödtet wird, und alle die Fähigkeiten, die zur lebhaften Schilderung und zu einem ſchönen Vortrage gehören, geſchwächt werden. Es iſt faſt nicht möglich, bis auf die größte Kleinigkeit wahr, und zugleich gut zu erzählen. Ich ſehe wohl ein, wie paradox dieſes klingt, und wie ſehr es gemißbraucht werden kann. Aber eben gebe ich vielleicht durch jenen Ausdruck ein Beyſpiel der Sache, die ich behaupte, oder eine Erläuterung des Sinnes, den ich in Gedanken habe. Jener mein Ausdruck ſagt zu viel: aber ich weiß keinen andern, um meinen Gedanken kurz auszudrücken: und in dieſem Gedanken liegt etwas Wahres. Es iſt nicht möglich, alle Beſtimmungen und Einſchränkungen bey den Sachen, die wir durch Worte malen, oder bey den Ideen, die wir dadurch bezeichnen, (Beſtimmungen und Einſchränkungen, die in der Natur der Dinge wirklich damit verbunden ſind, und ohne welche alſo ihre Darſtellung nicht vollkommen wahr iſt), — es iſt nicht möglich, ſage ich, ſolche ſogleich hinzuzufügen, ohne das Gemälde verwirrt, den Styl ſchleppend, die Darſtellung unvollkommen zu machen. Was die Franzoſen einen stile rapide nennen, entſteht gemeiniglich aus Allgemein-Sätzen, die frappant helle, und reichhaltig an Ideen ſind, denen aber die Einſchränkung fehlt. So ſind die Schilderungen der Geſchichtſchreiber, ſelbſt eines Tacitus, welche den ſtärkſten Eindruck machen, immer ohne jene Ausnahmen, und Modificationen, welche die Vernunft hinzudenken muß, die aber unſre behuthſamern, und mehr um Wahrheit als Schönheit beſorgten, Schriftſteller wegzulaſſen ſich nicht getrauen. Die hiſtoriſchen Nachforſchungen ſind eine mühſame und etwas knechtiſche Arbeit des Geiſtes. Zum großen Schriftſteller im hiſtoriſchen wie in jedem andern Fache, gehört ein freyer Flug, eine lebhafte Erhebung desſelben. Es iſt ſicher, daß wir Teutſchen, indem wir bisher der Arbeit zu viel Zeit und Kräfte aufopferten, unſerm Genie geſchadet haben. Unſre Nachbarn ſind in den entgegengeſetzten Fehler gefallen. Aber weil über Richtigkeit der Erzählung nur wenige, über Aehnlichkeit derſelben viele Menſchen urtheilen können: ſo haben ſie bey dem großen Publicum, und am meiſten in der großen Welt und bey den Fürſten, den Rang über die unſrigen im Ganzen erhalten. — Der ſchwere Mittelweg wird in der Zukunft um deſto leichter hierin zu treffen ſeyn, wenn auf der einen Seite die verwickeltſten und mühſamſten hiſtoriſchen Fragen nach und nach einzeln werden aufs reine gebracht ſeyn: und wenn, auf der andern, die guten Muſter der Schreibart, welche das Genie entflammen, ſich vermehren werden. — Alle dunklen Zeiten, ſo wie alle verborgnen Winkel der Erde, werden nach und nach von ermüdeten und herzhaften Wanderern durchſucht. Man wird alſo nun bald wiſſen, was zu entdecken iſt, oder zur Gewißheit kommen, daß Entdeckungen in gewiſſen Gegenden und Zeitperioden unmöglich ſind. Alles das wird den Gelehrten des künftigen Jahrhunderts Zeit und Arbeit erſparen. Zu gleicher Zeit verbreitet die Philoſophie ihr wohlthätiges Licht, in Abſicht der richtigen Schätzung der Dinge, über alle Regionen der Wiſſenſchaften, und die unnütze, pedantiſche, den philoſophiſchen Geiſt, ſo wie die Einbildungskraft tödtende Genauigkeit in Kleinigkeiten wird auch unter den Teutſchen Geſchichtsforſchern immer ſeltner. Was alſo vielleicht noch kein Jahrhundert und kein Volk aufgeſtellt hat, eine Geſchichte mit möglich genaueſter Richtigkeit in den Thatſachen, und doch mit Feuer, mit Annehmlichkeit und mit Philoſophie geſchrieben: das wird hoffentlich die künftige Zeit unter uns Teutſchen aufſtellen.

Das Bisherige wäre, nach meinen Gedanken, die Nutzanwendung von den obigen Bemerkungen des Königs-, für die Schriftſteller. Eine andre gehört insbeſondre für die Lehrer der Jugend.

Eine ſehr große und ſchätzbare Claſſe von Menſchen, der die Geſchichte ein unentbehrliches Studium iſt, hat demohnerachtet von der Chronologie nur die Zeitfolge der groſſen Begebenheiten zu wiſſen nöthig. Ja ſelbſt, je nothwendiger es ihr iſt, den Zuſammenhang des Ganzen in den Revolutionen eines Staats, oder des ganzen menſchlichen Geſchlechts, durch feſte Einprägung der Hauptepochen, und des Synchronismus der in einander eingreifenden Verfolge, zu überſehen: deſto mehr muſs ſie, um Zerſtreuung zu verhüthen, eine genauere Wiſſenſchaft der einzelnen Begebenheiten aufopfern. Hier iſt alſo Weisheit des Lehrers nöthig, ſich nicht durch ſeine eigne Liebhaberey für ſein Fach verleiten zu laſſen, des Zwecks und des Berufs ſeiner Schüler zu vergeſſen. Doch wenn dieſer Fehler noch irgendwo auf unſern Univerſitäten begangen wird: ſo iſt es mehr Fehler des Menſchen, als der Zeit, oder der Claſſe.

Dieſes leitet mich auf eine Idee, deren Mittheilung ich ſchon lange auf dem Herzen habe, weil ich ſelbſt durch den Mangel gedrückt werde, deſſen Abhelfung ich wünſche.

Wenn die Chronologie der Theil der Geſchichte iſt, wo Pedanterey und Kleinigkeits-Geiſt die meiſte unnütze Arbeit verſchwendet hat: ſo iſt ſie doch an ſich mit Geographie und Genealogie zuſammen, zwey gleich trocknen, einer gleichen Ausartung fähigen Wiſſenſchaften, die unentbehrlichſte Begleiterinn der Geſchichte. Raum und Zeit verbindet die Dinge. Und wenn ich nicht weiß, wo ſie vorgegangen ſind, und wann: ſo entbehre ich die Einſicht von Urſache und Wirkung, — und die vom wechſeltigen Zuſammenhange, zwey Dinge, ohne welche alle Kenntniß der Phänomene leer für den Verſtand, und unfruchtbar für die moraliſche und politiſche Anwendung iſt. — Die Geographie iſt ſelbſt nicht eine ſtillſtehende, ſondern eine mit der Geſchichte fortlaufende Sache. Die Eintheilungen in alte, mittlere und neuere Geographie ſind nur Abgrenzungen merkwürdiger Epochen: aber die Veränderungen in derſelben ſind ununterbrochen: Alle großen Revolutionen in den Staaten haben auch ähnliche in den Abtheilungen der Länder und in den Lagen der Oerter, durch die Zerſtörung alter und durch die Erbauung neuer, hervorgebracht. Die Wohnplätze der Menſchen und deren Geſtalt haben ſich mit ihnen zugleich geändert. —

So wie die Nahmen, Grenzen, Denkmäler und Reichthümer der Länder an die Schickſale der Staaten geknüpft ſind: ſo ſind dieſe wieder (ſelbſt unter allen Regierungsformen) an die Schickſale, Handlungen und Verbindungen der herrſchenden Familien gebunden. Die Geſchichte iſt in meinen Augen, (beſonders in den ältern Zeiten,) nichts, als ein immerwährender Länder-Proceß, der durch die Waffen und Unterhandlungen entſchieden wird. Zu dieſem Proceſſe, ſo wie zu den bürgerlichen Proceſſen, gibt nichts ſo viel Stoff, als die ſtreitigen Rechte der Erbfolge; und dieſe beruhen auf dem Grade der Verwandtſchaft. Von der älteſten mythiſchen

ſchen Zeit an, bis auf die unſrige, müſſen wir alſo die Verwandtſchaften und daher die Geſchlechts-Regiſter der Helden, der Könige und der Eroberer wiſſen, wenn wir ihre Anſprüche verſtehen, die Gerechtigkeit ihrer Unternehmungen beurtheilen, und von dem ewigen Trennen und Vereinigen der Staaten, der größten Quelle des Elends und des Glücks der Menſchen, die erſte Veranlaſſung einſehen ſollen.

Hier nun, glaube ich, haben unſere Pädagogen noch ein unbearbeitetes Feld vor ſich, indem ſie, bey der auf die Verbeſſerung des Sprachſtudiums vereinigten Aufmerkſamkeit, das Geſchichtſtudium aus der Acht gelaſſen haben. Ich glaube, es gibt eine Methode, aber ſie iſt noch nicht erfunden, wie dieſe drey Hülfswiſſenſchaften, die Erdbeſchreibung nach allen ihren Abwechſelungen, die Zeitrechnung und die Geſchlechtskunde, auf die faßlichſte, und zugleich intereſſanteſte Weiſe, mit der Geſchichte ſelbſt, bald in dem erſten jugendlichen Unterrichte, verbunden werden können. Ich kann hierin aus meiner Erfahrung von den Mängeln einer gelehrten Erziehung reden: aber ich habe deren in dieſem Fache nicht genug, um die Mittel zur Abhelfung der Mängel vorzuſchlagen. Bey mir hat die Trennung dieſer Zweige der Wiſſenſchaften, bey meinen frühern Unterweiſungen, verurſacht, daß ich an dem Stamme ſelbſt, an der Geſchichte, bis tief in meine Jünglingsjahre, keinen rechten Geſchmack gewinnen, — und ſelbſt von den Begebenheiten, die ſie mir vortrug, keinen deutlichen Begriff bekommen konnte. Die Erdbeſchreibung für ſich war mir das verhaßteſte Studium, weil ſie mir nur eine Reihe von Nahmen auswendig zu lernen auflegte; — und weil ich, troß der darauf gewendeten Mühe, gerade bey dem Theile der Geſchichte, welchen ich damahls trieb, der Römiſchen und Griechiſchen, doch in der Fremde blieb. Ich wurde ſehr bald gewahr, daß, wenn ich etwas von den Operationen der Armeen verſtehen ſollte, deren Siege oder Niederlagen den Hauptgegenſtand der alten Geſchichte ausmachen, ich ganz genaue Gemälde der Gegenden vor mir haben müßte, und ich kannte nicht einmahl die Grenzen der genannten Provinzen, und die Lage der Hauptſtädte. — Ich fühlte, daß mich die Verwüſtungen und die Wiederherſtellungen alter Städte und Staaten weit mehr intereſſiren würden, wenn ich wüßte, was auf dem Flecke, wo jene vorgegangen ſind jeßt für Menſchen leben, für Denkmähler alter Zeit übrig ſind, oder für neue Etabliſſements auf den Trümmern derſelben erbaut worden. Ich wußte, daß die Erde dieſelbe geblieben ſey, aber ich wußte die Pläße auf derſelben in den verſchiedenen Perioden nicht zu vergleichen. Dadurch allein, wurde das hiſtoriſche, was Sachkenntniß hätte ſeyn ſollen, — für mich nur Wortkenntniß: und als ſolche hatte ſie auch nicht einmahl ſo viel Reiß, als die bloße Grammatik, wenn ſie etwas philoſophiſch behandelt wird. — Als ich näher zu den neuern Zeiten kam, deren Geſchichte ich faſt nur für mich durch Leſung der Werke ſtudirte, die mir als die beſten empfohlen wurden: ſo drückte mich meine Unwiſſenheit in der Genealogie, zu deren Abhelfung mir die Hülfsmittel weder bekannt, noch weniger in die Hand gegeben wurden, eben ſo ſehr, als in der alten Geſchichte der Mangel einer vergleichenden Erdbeſchreibung. Gerade die Epochen der größten Revolutionen, die wegen ſtreitiger Thronfolge entſtandnen Kriege, oder bürgerlichen Unruhen bleiben mir dunkel. Daß dieſes in der neuern Geſchichte noch weit öfter der Fall iſt, kommt aus der Verbindung der Europäiſchen Landesherren durch Vermählungen, und aus der, von dem bürgerlichen Rechte auf die Erbfolge der Staaten übergetragnen, Beſtimmung her. — Wer kann die Kriege der weißen und rothen Roſe, und ihre endliche Beylegung, wer die Burgundiſche Länderverbindung, und die in ihr zu Oeſterreichs Größe gelegte Grundfeſte, wer den Anlaß und Anfang ſo vieler blutigen Kriege, den Jülich-Cleviſchen Erbſtreit, — wer die in die Schickſale Europens eingreifenden Abwechſelungen, der regierenden Familien in Spanien und Portugal verſtehen, wenn er nicht ſeinem Gedächtniſſe die Verwandtſchaften und Abſtammungen der Prätendenten zu jener erledigten Krone eingeprägt hat? — Zu allen dieſen

Kenntniſſen haben ſich die Hülfsmittel in neuern Zeiten gehäuft, und ſie ſind zweckmäßiger geworden: aber noch ſind ſie nicht zeitig genug in den Händen der Lehrlinge; und am wenigſten wird ihnen die Vereinigung jener trocknen Gedächtnißſtudien, mit der reizenden, den Verſtand und das Herz beſchäftigenden, Philoſophie der Geſchichte, einleuchtend, und ihre Verknüpfung leicht gemacht. Immer iſt noch alte und mittlere Geographie, — ein Studium für Gelehrte, wenn ſie ſchon weit gekommen ſind: und ſie muß, nach meinem Bedünken, auch ein Stück des Unterrichts bey Anfängern werden. Die Verwandtſchaften der Fürſten werden nur beyläufig erörtert, wenn die Streitigkeiten vorkommen, welche aus den Anſprüchen, die ſich auf jene Verwandtſchaften gründen, entſtanden ſind. Aber es wäre nützlicher, vom Anfange der Regentengeſchichte an, auf die Familienverbindungen aufmerkſam zu machen, welche in der Folge große Ereigniſſe nach ſich ziehn. Die Zeitrechnung wird bey dem Geſchichts-Unterrichte am wenigſten vernachläſſigt: denn was wäre Erzählung von Begebenheiten, ohne Bemerkung ihrer Folge? Aber der Synchronismus, der dem Gedächtniſſe ſo ſehr zu Hülfe kommt, und die lehrreichſten Vergleichungen veranlaßt, wird nicht mit gleicher Sorgfalt mitgenommen. Es iſt hier der Ort nicht, auch nur einige unvorgreifliche Vorſchläge zu thun, wie ich die nähere Verbindung der drey Hülfswiſſenſchaften mit der Geſchichte, bey dem Unterrichte, für thunlich halte. Aber da der König über die unzeitige Genauigkeit pedantiſcher Lehrer in der Chronologie klagt, und die beßre Methode anzeigt: ſo hielt ich es nicht für unſchicklich, diejenigen Mängel der herrſchenden Methode, über deren Abſtellung mir das fortgeſetzte Nachdenken erfahrner Pädagogen am meiſten nöthig ſcheint, nach meinen Einſichten anzuzeigen.

14.

Ich habe ſchon oben mein Urtheil über die Aenderungen geſagt, welche der König in unſrer Sprache vorſchlägt. Den Sprachgebrauch eines Volks iſt es eben ſo unmöglich durch Geſetze zu beſtimmen, als ſeinen Glauben. Aber indem ich die rauhen Töne, die man unſerer Sprache vorwirft, mit den weichern unſrer ſüdlichern Nachbarn vergleiche: fällt mir eine Bemerkung auf, die zwar nichts beſſert, aber etwas aufklärt. Unſere Rechtſchreibung, verglichen mit der Franzöſiſchen und Engliſchen, zeigt, daß wir an den Tönen unſrer Sprache weit weniger geändert haben, als die Nationen, welche jene beyden Sprachen reden. Die Orthographie iſt das Gemälde von der Ausſprache, oder ſoll es ſeyn. Zu der Zeit, wenn ſie eingeführt wird, bezeichnet ſie gewiß die Töne, welche zu dieſer Zeit in jedem Worte gehört werden, ſo gut, als es die mehr oder weniger vollſtändige Analyſe der Elemente, und die mehr oder weniger paſſende Bezeichnung derſelben durch die eingeführten fremden (in obigen beyden Fällen durch die lateiniſchen) Buchſtaben erlaubt. Zwar wird, vom Anfange des Schreibens an, die Unmöglichkeit, die Töne der einen Sprache, genau und vollſtändig, durch die Schriftzeichen einer andern auszudrücken, einen Abſtand zwiſchen Ausſprache und Orthographie derjenigen Völker gemacht haben, die ihre Schrift, wie bey uns Abendländern durchaus der Fall geweſen iſt, von einer fremden Nation bekamen. Noch jetzt ſehen wir, wie unvollkommen und unſchicklich unſre Vorfahren zwey eigenthümliche Töne unſerer Sprache, das Hauchen des ch, und das Ziſchen des ſch, durch eine Zuſammenſetzung lateiniſcher Buchſtaben haben ausdrücken müſſen, durch welche ſie dem Ohre ſehr ſchlecht bezeichnet werden. — Alſo genau übereinſtimmend mit der Ausſprache iſt die Orthographie der neuern Europäer nie geweſen, — zumahl, da die Zergliederung der Sprachtöne in ihre einfachen Theile, und die richtige Auffaſſung der nähmlichen Töne, in jeder veränderten Verknüpfung, eine ſo feine Operation des Geiſtes und des Ohres iſt, daß ſie den noch rohen und am Eingange der Cultur ſtehenden Erfindern des Schreibens nicht zugemuthet werden kann. Aber das kann man ihnen zutrauen, daß es ihr Wille war, zu ſchreiben, wie ſie ſprachen; —

und daß, wo ihnen die Töne ihrer eignen Sprachwerkzeuge faßlich, und der Ausdruck derſelben durch lateiniſche Buchſtaben möglich waren, ſie keinen derſelben im Schreiben ausließen, keinen unausgeſprochnen hinzuſetzten. — Aber wie erſtaunlich hat ſich die jetzige Ausſprache der Engländer und Franzoſen von ihrer Orthographie entfernt, — und wie unbedeutend iſt dagegen der Abſtand noch gegenwärtig in der unſrigen? Obgleich jene beyden Nationen, beſonders die Franzoſen, ihrer Rechtſchreibung nachgeholfen haben, indem ſie nach und nach Buchſtaben, die ſie nicht mehr ausſprachen, auch im Schreiben wegließen: ſo iſt es doch ein eignes Studium nicht nur für Ausländer, welche dieſe Sprachen als Fremde lernen, ſondern für Landeskinder, deren Mutterſprachen ſie ſind, geblieben, zu wiſſen, welche Buchſtaben ſie in Wörtern ſchreiben müſſen, die ſie in denſelben nie mehr hören und nie ausſprechen. Bey uns kann der Fremde, kann das Kind, aus dem Gelten der einzelnen Buchſtaben, die Ausſprache der Wörter, welche aus mehrern beſtehn, ziemlich richtig zuſammenſetzen; ſie können auf der andern Seite hinwiederum aus einer richtigen Ausſprache die Rechtſchreibung mit ziemlicher Sicherheit ſchließen. Wir laſſen alſo noch jetzt die meiſten der Articulationen in unſern Wörtern hören, welche unſre Vorfahren ausſprachen, als ſie dieſe Töne für das Aug ſichtbar zu machen anfingen. Die Franzoſen und Engländer erhalten hingegen in ihrer Orthographie nur das Andenken von dem Urſprunge und der anfänglichen Ausſprache ihrer Wörter, indeß ſich ihre Zunge an eine ſehr veränderte gewöhnt hat.

Und dieſe Veränderungen beſtehn, in beyden Sprachen, im Abkürzen, Zuſammenziehn und Wegwerfen. Die Begierde, geſchwind zu reden, ſcheint die eine Urſache dieſer Veränderungen zu ſeyn: die Delikateſſe des Ohrs, oder der Sprachwerkzeuge, welche das Zuſammenſtoßen mehrerer Conſonanten nicht ertragen und ohne Schwierigkeit ausſprechen konnte, die zweyte. —

Wie kömmt es nun, daß wir Teutſche nicht in der Reihe von Jahrhunderten, ſeitdem unſre Sprache geſchrieben wird, ähnliche Verfeinerungen mit unſrer Ausſprache vorgenommen haben? Warum haben wir aus unſern mit Conſonanten überhäuften Sylben, nicht auch nach und nach im Reden, die beſchwerlichen Buchſtaben weggelaſſen, oder die abgeſonderten Articulationen ſeiner zuſammengeſchmolzen? Iſt unſer Ohr für Wohlklang weniger empfindlich? ſind unſre Sprachwerkzeuge zur Ausſprache ſchwererer Töne mehr abgehärtet? Oder macht dieß einen Unterſchied, daß jene Nationen eine fremde Sprache bey ſich einführten, wir noch immer unſre eigne reden, die ſo alt iſt, als der Völkerſtamm, von welchem wir entſproſſen ſind?

Allerdings müſſen in einer adoptirten Sprache Aenderungen leichter ſeyn, und ich möchte ſagen, ſie ſind unvermeidlicher, als in einer angebornen. Bey jener ſind Bedeutung und Schall der Wörter in der Sprache mit dem Geiſte und Körper der Menſchen, die ſie reden, gleichſam zugleich erwachſen und gebildet worden, und ſind denſelben ganz analogiſch. Kein Wunder alſo, daß auch die Mängel der erſtern von den andern weniger wahrgenommen werden, daß Abänderungen aller Art ſchwerer ſind, und ſich nie ſo weit erſtrecken. Die Franken und Sachſen hingegen, da ſie eine fremde Sprache, die Römiſche, mit ihrer alten vertauſchten, oder damit vermiſchten, verſtümmelten ſie gleich Anfangs; — und von dieſer erſten Verſtümmelung war es leicht auf neue Abänderungen überzugehn, bis ſie endlich auf die ihren Organen geläufigſten und ihren Ohren wohlklingendſten Töne kamen.

Es kann ſeyn, daß dieſe Nationen dadurch wirklich gewannen, wie überhaupt die Abſtammung ihrer Sprachen aus einer ſchon cultivirten, und zum Unterrichte in den Wiſſenſchaften angewandten, den ſcientifiſchem Vortrag in denſelben unſtreitig leichter machte. Indeß erhellet ſoviel, daß Abänderungen, die nicht geſchehn ſind, in derjenigen Periode unſerer Sprache, da ſie noch nicht reif, nicht fixirt, nicht durch allgemein geleſene Bücher bekannt war, jetzt noch viel weniger zu hoffen ſind, da der Zeitpunct des Stillſtehens im Wachsthum mit der Reife zugleich eingetreten iſt. — Doch muß man hierbey folgende zwey Bemerkungen nicht aus der Acht laſſen. Was Wohlklang in jeder Sprache heißt, iſt, erſtlich, immer nur Wohlklang für die Ohren der Nationalen; und eines ſolchen Wohlklangs iſt jede Sprache fähig. — Er entſteht aus derjenigen Auswahl unter mehrern Wörtern und Ausdrücken desſelben Sinnes, welche die Ausſprache am leichteſten, das Zuſammenfügen der einzelnen Töne am geſchmeidigſten, und ſo das Hören eben deßwegen angenehm macht, weil das Reden leicht wird. — Der Fremde urtheile alſo ja nicht eher vom Wohlklange einer Sprache, bis er ſie verſteht, und reden kann. Dann, wenn ſeine Werkzeuge ihre Töne richtig herausbringen werden: dann, und nicht eher, wird auch erſt ſein Ohr den Unterſchied derſelben beurtheilen können. — Dazu kommt noch zweytens, daß Wohlklang der Rede in der That nie, und in keiner Sprache, bloß in dem Muſikaliſchen der Töne, oder ſelbſt in der Leichtigkeit der Ausſprache, ſondern immer zugleich in dem Angemeſſenen des Tons zu dem Sinne der Rede beſteht. Dieſe im Reden ſo innig verbundnen Sachen, Ideen und Töne, ſind bey der Beurtheilung der einen oder der andern unmöglich zu trennen. Gedanken werden angenehmer, eindringender, ſcheinbar lehrreicher, durch eine ſanfte und klare Stimme, eine deutliche und doch zwangloſe Articulation, und eine gute Auswahl der Wörter. Und ſo ſcheint uns umgekehrt der Schall der Wörter lieblicher, wenn ſie genau, und mit einer vorzüglichen Leichtigkeit, anmuthige Ideen ausdrücken.

15.

Der König hatte eine zu geringe Idee von der Geometrie, und allen den Wiſſenſchaften, die aus ihr entſtehen, und in ihr ihre Grundpfeiler finden, zum Theil kannte er ſie nicht: und Stolz hielt ihn ab ſehr zu ſchätzen, was er nicht prüfen, ſelbſt nicht verſtehen konnte. Zum Theil war dieß eine Folge ſeiner guten Grundſätze, und ſeines ihm eignen Genies. — Die Grundſätze waren, daß nur das Nützliche in den Wiſſenſchaften, nicht das Schwere geſchätzt werden dürfe. Und für nützlich hielt er nur das, was entweder auf die Moral und die Sitten Einfluß hat, oder Ackerbau, Induſtrie, Handel und äußern Wohlſtand befördert. Von der Geometrie glaubte er, daß, außer der Kunſt, Längen und Flächen zu meſſen, die andern und beſonders die höhern Theile, müßige Speculationen, und eine Art von ſchwerem Spielwerke wären. Dieſe Schätzung der Dinge nach ihrem Nutzen iſt bey einem Regenten gewiß ſelbſt eine ſehr ſchätzbare Eigenſchaft: und was nützlich ſey, iſt auf die angezeigte Weiſe am kürzeſten, und nicht unrichtig beſtimmt. Aber er irrte ſich, indem er die unmittelbaren Wirkungen von den mittelbaren nicht unterſchied. Die genauere Kenntniß des Weltgebäudes iſt nur durch weitere Fortſchritte in der Geometrie möglich geweſen: und dieſe Kenntniß ſelbſt iſt wieder die Mutter vieler, für das menſchliche Leben nützlicher, Erfindungen geworden. Uiberdieß iſt die höhere Geometrie theils als eine Sammlung von Beyſpielen der am weiteſten getriebenen Zergliederung menſchlicher Begriffe, welche wenigſtens als Uibungen des Verſtandes nützlich ſind, theils als ein Schatz noch ungebrauchter Wahrheiten anzuſehn, die für die Zukunft niedergelegt ſind, und ihre Anwendung von Zeit und Umſtänden erwarten. Es ſey nun, daß durch dieſen Mangel mathematiſcher Kenntniſſe ſein Geiſt ſelbſt eine veränderte Richtung bekommen hatte, oder daß das ihm eigne, natürliche Genie ihn von jenem Studium zurückzog: ſo viel iſt gewiß, er dachte und lebte nur in der moraliſchen und ſinnlichen Welt; er dachte nur über Dinge nach, wo die Imagination ihm Bilder, oder ſeine Erfahrung ihm Beyſpiele anboth, und nur ſo weit nach, als dieſe Bilder und Beyſpiele noch ſeine Wegweiſer ſeyn konnten.

Er haßte oder verachtete eben ſo ſehr diejenige Philoſophie, wo man nur, wie in der Geometrie, Begriffe combiniren oder analyſiren muß, ohne mehr auf die wirklichen Dinge, wovon ſie genommen ſind, Rückſicht zu nehmen. Wenn er ſich doch darein einließ, — (wie denn mehrere der Menſchheit wichtige Fragen ſolche Speculationen faſt unvermeidlich machen); — ſo wiederhohlte er alsdann mehr, als er ſelbſt dachte. Hier ließ er ſich durch die Meinungen leiten, die er zuerſt eingeſogen hatte, oder durch die Männer, welche er in andrer Hinſicht am meiſten ſchätzte.

16.

Es iſt mehr Gedachtes, mehr Scharfſinn, ein größrer Reichthum und Feinheit der Ideen in des Königs Briefen, in ſeinen Erzählungen, und ſelbſt in ſeinen Gedichten, als in ſeinen Abhandlungen. Die Urſache davon iſt, weil ihm einzelne Gedanken beſſer gelangen, als ganze Reihen. Bey jedem Gegenſtande, auf welchen er zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit richtet, ſahe er etwas Wahres, und ſahe es auf die ihm eigne Weiſe. Blieb er bey demſelben länger ſtehn, und verfolgte ſeine Gedanken, ſo drang er nicht um ſo viel tiefer in den Gegenſtand ein, ſondern er erweiterte nur ſeine urſprüngliche Idee. — Daher, wo er in einem kurzen Zeitraume vielerley Materien berührt, leiſtet er mehr, auch über jede einzelne, als da, wo er eine erſchöpfen will. Hier iſt Methode, Eintheilung und Zergliederung der Begriffe, dort nur Beobachtung, Reflexion, und Gabe, ſeine Bemerkungen auszudrücken, nöthig. Jenes iſt eine Arbeit, dieſes eine freye Thätigkeit des Geiſtes. Er verliert etwas von ſeiner Schärfe, wenn er ſich zu jener zwingen will; und er kann durch Anſtrengung und Ausdauer wieder etwas gewinnen. Aber dazu gehört eine Muße, welche ein Fürſt, der ſeine Pflicht thun will, nicht haben kann; und eine Uibung, zu welcher den König ſeine Erziehung nicht hat vorbereiten können noch dürfen.

17.

Man bemerkt in den Reden und Schriften des Königs, daß, wenn er auf denſelben Gegenſtande, welchen er ſchon vordem betrachtet hatte, wieder kam, er mehr, als es andern denkenden Männern wiederfährt, in den alten Kreis von Ideen gerieth, welche er darüber gehabt hatte: und daß er ſich auch die Mühe nicht verdrießen ließ, dieſelben zu entwickeln. Dieß kann zum Theil ſeinen Grund in der Wahrheit der erſten Ideen haben, — was richtig iſt, und als ſolches eingeſehen wird, muß ſich immer ungeändert wieder darſtellen; — zum Theil in der Schärfe und Lebhaftigkeit der jugendlichen Impreſſion, oder in einer gewiſſen Feſtigkeit der Seele ſelbſt, in welcher nicht leicht etwas wankt, das einmahl in ihr Platz genommen hat. Auch das gute Gedächtniß kann dazu beytragen, indem es immer deutlich und vollſtändig die alten Ideen mit ihren Gründen wieder erweckt, und daher den Effect auf die Uiberzeugung erneuert. Wer immer vergißt, was er ehedem gedacht hat, muß immer von neuem meditiren, wenn er die Kenntniſſe des Gegenſtandes wieder nöthig hat. Alsdann aber können die Reſultate nicht ſtets dieſelben ſeyn, wenn die Prämiſſen ſtets von neuem aufgeſucht werden. Die jedesmahlige Stimmung des Gemüths, Zeit, Alter und Umſtände verändern den Gang des Nachdenkens: und nur der kann immer einerley über nicht ganz evidente Dinge denken, der nur einmahl darüber denkt, und in der Folge ſich nur des Gefundnen erinnert. Was aber auch die Urſache von dieſer Eigenheit ſey: ſo iſt ſie gewiß zur Ausführung von Geſchäften und überhaupt zum praktiſchen Leben nützlich, dem Umgange und der Poeſie nicht entgegen, aber einer immer fortgehenden Erweiterung und Berichtigung ſpeculativer Kenntniſſe hinderlich. Zur glücklichen Verwaltung öffentlicher oder Privat-Angelegenheiten, am meiſten aber zum glücklichen Regieren und Kriegsführen, iſt es nothwendiger, daß man unabänderlich nach einem Plane, und auf gleiche Weiſe handle, als daß der Plan vollkommen richtig ſey. Wenn, in dem Verlaufe einer lange dauernden Unternehmung, ſich bey dem Menſchen der erſte Geſichtspunct, unter welchem er die Unternehmung und das Verhältniß der ihm zu Gebothe ſtehenden Mittel mit dem vor ihm geſetzten Endzwecke anſah, zu leicht verändert: ſo wird ein Theil ſeiner Operationen durch die andre vernichtet; und geſetzt auch, daß die ſpätere Einſicht die richtigere wäre: ſo ſchadet die Befolgung derſelben dem Ganzen doch mehr, als ſie ihm nutzt, weil die frühern Anſtalten mit den nun gewählten Maßregeln nicht übereinſtimmen. Außerdem iſt Entſchloſſenheit höchſt nothwendig, wenn man mit Kraft und Nachdrucke handeln ſoll. Die Entſchloſſenheit wird aber durch die Feſtigkeit der Ueberzeugung, oder durch die bloße Unveränderlichkeit in den Ideen, durch welche der Entſchluß erzeugt wurde, am allermeiſten befördert.

Was Beredtſamkeit und Poeſie betrifft, welche mehr die vollkommenſte Darſtellung der Ideen, als ihre Erfindung, ſucht: ſo iſt es auf gewiſſe Weiſe für ihren Endzweck nützlich, wenn ſich in dem Weſentlichen der Ideen und Bilder, und bey der jedesmahligen Erneuerung derſelben, in dem Geiſte eines Menſchen wenig ändert. Denn die ungeänderte Idee nimmt an Klarheit und Entwickelung deſto mehr zu: die paſſendſten Wörter und Ausdrücke finden ſich eher nach und nach ein; und was an dem Aufwande der Kraft, welche zur Hervorbringung oder zur Prüfung neuer Zuſätze oder Veränderungen erforderlich iſt, erſpart wird, kann auf die vollkommenſte Bezeichnung derſelben gewandt werden. Daher auch die großen Dichter und Redner, wenn ſie viel ſchreiben, ſich oft wiederhohlen. Je ſchöner ſie ihre Gedanken bey ihrer erſten Conception begleiten, oder je mehr ſie den Ausdruck derſelben in ihrer nachmahligen Bearbei-

tung

tung bis zum Anſchaulichen zu erheben wiſſen: deſto tiefer prägen ſie ſich ihrem eignen Gedächtniſſe ein, und deſto weniger Mißtrauen bleibt ihnen gegen die Richtigkeit derſelben übrig.

Aber freylich, um bey Gegenſtänden, die keine ſinnliche Evidenz und keine Demoſtration zulaſſen, ſeine Erkenntniſſe ſelbſt ſo vollkommen zu machen, als möglich, muß man ſie beſtändig zu berichtigen ſuchen; und dazu iſt erneuerte Unterſuchung nöthig. Der Geſichtspuncte ſind ſo viele, und nur derjenige nähert ſich der Wahrheit am meiſten, welcher die mehreſten derſelben überſehen hat. Wird ſeine poſitive Kenntniß der Gegenſtände auch dadurch nicht vergrößert: ſo wird doch ſein Maßſtab von dem, was man darüber wiſſen, und wie man ſich dieſelben vorſtellen kann, richtiger. Durch die Vergleichung der verſchiedenſten Denkungsarten allein, kann er entweder das unter allen gemeinſchaftliche, und daher der Natur des Menſchen und der Dinge gemäßeſte, folglich das der Wahrheit ähnlichſte, oder er kann wenigſten die Grenze des menſchlichen Wiſſens kennen lernen. Unſern König veranlaßte weder ſein Beruf, noch die Anlage ſeines Geiſtes, ſpeculative Begriffe immer wieder von neuem in Unterſuchung zu ziehn, nachdem er einmahl dieſelben in eine gewiſſe Form gebracht hatte.

17.

Keine Fähigkeit des Geiſtes iſt in ſeinen Schriften, wie in ſeinem Umgange, und ſelbſt in allen ſeinen Thaten, ſichtbarer, als die Lebhaftigkeit ſeiner Imagination.

Alles Bildliche ſtellte ſich ihm genau ausgedrückt, und mit ſeinen eigenthümlichen Zügen dar. Hieraus entſtand ſein gutes Gedächtniß: er ſah die ganze Geſchichte mit ihren Theilen vor ſich, zwar eben deßwegen zuweilen mit Zügen vermehrt, die ſeine Dichtungskraft hinzugefügt hatte; aber doch im Ganzen ſo, wie jene Thatſachen ſich ihm entweder in der Wirklichkeit durch die Eindrücke auf ſeine Sinnen dargeſtellt hatten, oder wie ſie ihm durch den erſten Unterricht, und die erſten Nachrichten waren beygebracht worden. Auch von unſern eignen Begebenheiten bewahrt das Gedächtniß nur die einmahl in Worte gekleideten Erzählungen, die Einbildungskraft die Bilder der Gegenſtände ſelbſt. Wer nach dem Gedächtniſſe erzählt, hat lange Weile, mehrmahls dasſelbe zu erzählen. Er kürzt ab, je öfter er es wiederhohlt. Nur die Reſultate bleiben, das Detail geht nach und nach verloren. Der, welcher bey den Worten wieder die Bilder erblickt, gefällt ſich in dieſer Schöpfung jedesmahl von neuem: und es kömmt von der Dispoſition des Augenblicks, — von einem guten Zufalle her, ob er zu der einen oder zu der anderen Zeit das Gemälde mehr in ſeiner Imagination ausführen, oder bey der allgemeinen Zeichnung ſtehen bleiben ſoll.

Dieſe Vorſtellung des Wirklichen, als wenn es gegenwärtig wäre, iſt die Grundlage deſſen, was man Imagination nennt: und in der That der wichtigſte Theil derſelben, nöthig gewiſſer Maſſen zu allen Seelenverrichtungen, und ganz nothwendig zu Geſchäften, wo ſo viel umfaſſende Begriffe vorkommen, deren Zergliederung unmöglich oder äuſſerſt weitläuftig iſt, und die nur durch Bilder erſetzt werden können.

Die Trennung und Zuſammenſetzung der geſammelten einzelnen Bilder wird ebenfalls unter dem Nahmen der Imagination begriffen: ſie iſt aber eine Selbſtthätigkeit, die ihren Charakter ſowohl von dem Verſtande und der Beurtheilungskraft des Mannes bekömmt, als von den Eindrücken, welche ihm von ſeinen eignen Anſchauungen übrig bleiben.

Dieſe Dichtungsfähigkeit zeigt ſich in eigentlichen Dichtungen, in den Bildern und Gleichniſſen, mit welchen abſtracte Ideen aufgehellt werden, in Erfindung neuer zuſammengeſetzter Körper und Maſchinen, und in Anlegung von Plänen.

In keinem Werke des Königs iſt eine groſſe poetiſche Fiktion. In beyden komiſchen Epopöen iſt keine an ſich intereſſante Erzählung; doch ſind die Begebenheiten zu einem Ganzen künſtlich geordnet. —

Aber einzelne Gemählde ſind gut und anſchaulich ausgeführt, beſonders die, welche einen Anſtrich vom Lächerlichen haben. So ſind, in allen Poeſien des Königs, wohlgewählte: glücklich herbeygeführte Bilder.

Das Bilderreiche in den Vorſtellungen des Königs zeigt ſich in allen ſeinen Werken, — zeigte ſich in ſeinem ganzen Umgange. Er hatte viel lieber mit dem Concreten, als mit dem Abſtracten zu thun. Aber er hatte mehr eine Imagination, welche in die wirkliche Welt, und in den Schatz ſeiner eignen Erfahrungen und ſeiner Lectüre zurückführte, und ihm dieſe ſichtbar darſtellte, als eine, welche neue Dinge erſchafft, und Begebenheiten zuſammenſetzt.

Sie unterſchied ſich nicht ſowohl durch einen ſehr hohen Flug, durch die Größe und Verwickelung ihrer Entwürfe, — als durch Anmuth, durch Lebhaftigkeit und durch Leichtigkeit. Sie ſtand ihm mehr, als irgend einem andern Menſchen, zu Gebothe: und faſt zu jeder Zeit war er gleich fähig, Verſe zu machen, zu ſcherzen und gut zu erzählen.

Dieß hängt mit zwey Eigenſchaften zuſammen, die ihm vorzüglich zugehören; mit der leichten Thätigkeit in allen Arten der Kraftäußerung, und mit der guten Laune.

Alle die Männer, welche viel auf andere Menſchen wirken ſollen, müſſen viel hervorbringen. Es iſt nicht genug, daß ſie größere Fähigkeiten haben, und daß ihre Handlungen und Reden von Folgen ſind: ſondern ſie müſſen auch dieſe Fähigkeiten beſtändig anzuwenden geneigt und aufgelegt ſeyn. Dazu gehört, daß die Anwendung nicht eine mühſame Anſtrengung koſte; denn Anſtrengungen wird ſich kein Menſch oft unterwerfen. — Man vergleiche, als Lehrer und Schriftſteller, Luthern mit Melanchthon, Voltairen mit Rouſſeau. Es kann zweifelhaft ſeyn, auf welcher Seite die größten Kräfte waren: aber das iſt unſtreitig, daß Luther und Voltair mehr Einfluß auf ihr Jahrhundert bekommen haben, weil ſie weit mehr ſchrieben, — und ſie ſchrieben mehr, weil ſie zu jeder Zeit dazu aufgelegt waren. Unſer König gehört in aller Abſicht unter die ſeltenen Geiſter, deren Federn immer geſpannt ſind, die nur wollen dürfen um die gleichſam im vollkommenen Gleichgewichte ruhenden Seelenkräfte, zu allen verſchiedenen Aeußerungen, zu welchen ſie gemacht ſind, aufzuregen.

Er war, nach aller Ermüdung einer Schlacht, oder nach einem kurzen Schlafe, in der Mitternacht Depeſchen abzufertigen, und nach einer reichlichen Mahlzeit zum Versmachen geſchickt.

Wie wenige Gelehrte haben mehr, als er, geſchrieben, wenn man nur bloß ſeine gedruckten Werke betrachtet. Wenn man aber noch die unzähligen Verſuche und Arbeiten hinzunimmt, von welchen in denſelben Nachricht gegeben wird, oder die als Vorübungen vor ſeinen gelehrten Arbeiten voraus gegangen waren: ſo überſteigen ſie die

Fruchtbarkeit der ſchreibſeligſten Schriftſteller. Nun ſetze man die unendliche Menge der von ihm beantworteten Briefe hinzu: und ſchon dieſer Theil ſeiner Arbeiten ſcheint auch ein ſo langes Leben, wie das ſeinige, ſehr wohl ausfüllen zu können.

Im Geſpräche war er immer eben ſo aufgelegt, und ſeine Ideen floſſen immer gleich leicht und unaufgehalten fort.

Die Neigung zur Poeſie, das Vergnügen, welches er aus den Werken dieſer Kunſt ſchöpfte, der Eifer, mit welchem er ſich ſelbſt damit beſchäftigte, und ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte, iſt etwas Charakteriſtiſches von ihm. Sonſt pflegt die Poeſie nur das Lieblingsſtudium der Jugend zu ſeyn. Mit dem Alter nimmt der Geſchmack daran ab. Man verlangt mehr Früchte, als Blumen: und ſelbſt die Verſchönerungen der Ideen gefallen nicht mehr, wenn wir begieriger werden, viel neue Ideen in einer kurzen Zeit zu faſſen, worin uns die poetiſchen Zierrathen nur aufhalten. Kommen nun noch trockne, mühſame Geſchäfte hinzu: ſo verwelken die Blumen der Einbildungskraft deſto eher. — Bey Friedrich war alles dieſes nicht. Er ſah bis in ſein hohes Alter ein gutes Gedicht für das vorzüglichſte Werk des Genies an; er liebte noch, ſeine eignen Gedanken poetiſch auszubilden. Dieſes ſo ſorgfältige, ſo lange dauernde Studium der Dichter, wodurch er auch ihre beſten Stücke ſeinem Gedächtniſſe einprägte, dieſer Hang ſeines eignen Geiſtes, an dieſen Arbeiten ſich mehr, als irgend einer andern, zu erhohlen, zeigt die urſprüngliche und dauernde Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft und ſeiner Empfindlichkeit; ſo wie ſie auf der andern Seite zu Uibungen Anlaß gaben, wodurch ſein Geiſt auf eine eigne Art ausgebildet wurde.

Es werde nun dieſe Liebe zur Poeſie, dieſer Fleiß in poetiſchen Arbeiten, als Urſache, oder als Wirkung gewiſſer Eigenſchaften des Geiſtes betrachtet: immer iſt es gewiß, daß, einem ſolchen Geiſte ganz genau ausbildete, wohl ausgedrückte, durch Bilder verſinnlichte mit Empfindungen verwebte, auch alte Ideen willkommen ſeyn, und in demſelben ſich feſtſetzen müſſen: denn das iſt der beßern Poeſie eigen. Sie kann keine andern Gedanken aufnehmen, als die ſchon ganz aufs Reine gebracht ſind, die, ſo zu ſagen, die Werkſtätte des erſten Erfindens und Unterſuchens verlaſſen haben. Dieſe Gedanken bringt ſie zu einer erhöhten Klarheit, findet für ſie den kürzeſten, paſſendſten, wohlklingendſten Ausdruck, wodurch ſie zugleich dem Gemüthe angenehm, und dem Gedächtniſſe eingeprägt werden; ſie ſtellt ſie unter Schilderungen ſinnlicher Gegenſtände dar, oder verbindet ſie mit denſelben, wodurch ſie fähiger werden auf die Empfindung zu wirken. Die Poeſie vereinigt in ſich auf gewiſſe Weiſe alle Geiſtesfähigkeiten, und läßt keine, mit Ausſchließung der übrigen, zu einem fehlerhaften oder unbrauchbaren Extreme gelangen. Es iſt die einzige Geiſtes-Arbeit, die, bey Aeußerung einer groſſen Kraft, doch noch populär bleibt, (ich rede von der Poeſie, wie ſie, nach meinem Urtheile, ſeyn ſoll, und wie ſie der König wirklich liebte), und diejenige Mittelſtraße hält, auf welcher auch der gemeine Verſtand ihr folgen kann. Wenn ſie alſo nur nicht zu viel Zeit und Kraft bloß auf den Schmuck verwendet, wenn ſie nur nicht den Geiſt von der Aufmerkſamkeit auf das Materiale der Ideen abzieht, und ihn gänzlich mit der Form beſchäftigt, wenn ſie ihn nicht gegen Wahrheit und Nützlichkeit deſſen, was ſie hervorbringt, gleichgiltig, und für ſinnliche Annehmlichkeit allein empfindlich macht: ſo bildet ſie gewiß denſelben auf eine zum thätigen Leben vorzüglich brauchbare Weiſe. Dieſe Abwege ſind aber eher von einem Dichter von Handwerke, als von einem Fürſten, der ſich zu ſeiner Erholung mit der Dichtkunſt beſchäftigt, zu befürchten. Der letztere wird es in einer ſo ſchweren Kunſt, als die Poeſie wirklich iſt, ſchwerlich zur größten Vollkommenheit bringen. Wer, ſo wie es der König von ſeinen Gedichten verſichert, und wie es aus ihrer Leichtigkeit, ihrer Menge, und ſelbſt vielleicht aus ihren Mängeln ſichtbar iſt, nur ſeine Muße auf eine anmuthige Weiſe, durch eine Geiſtes-Unterhaltung ausfüllen will, wird es nicht in Anordnung und Ausarbeitung und Ausdrucke und Verſification zu dem Grade der Richtigkeit und der Vollendung bringen die nur die Folge großen Fleißes und lange dauernder Anſtrengung ſeyn kann. Er wird aber auch nicht ſich ſelbſt über ſeinem Werke vernachläſſigen, nicht ſeine Pflichten verſäumen, oder ſeine geiſtige und moraliſche Vollkommenheit zurückſetzen, um in einer, zum Theil mechaniſchen, Kunſt größer zu werden. Aber den Geſchmack an der Natur wird er durch verſuchte Schilderungen derſelben gewiß in ſich erhalten. Die Empfindlichkeit des Herzens wird unter Umſtänden, die ſonſt daſſelbe verhärten könnten, ſchwerer verloren gehn, wenn er oft Empfindungen, ſey es auch nur durch Kunſt und Nachahmung, ausdrückt. Er wird immer die Thätigkeit im Denken, und beſonders die Liebe zur Klarheit in ſeinen Ideen erhalten, wenn er die großen Dichter, die ſich durch den gedrängten Reichthum von Gedanken, und durch die auffallende Evidenz derſelben unterſcheiden, immer wiederholt, und ſie bald ſtudirt, bald nachahmt. Andre Studien ſind dieſem Endzwecke, beſonders für Perſonen dieſes Ganges, nicht ſo angemeſſen. Zu einer recht nützlichen Beſchäftigung des Geiſtes gehört nicht bloß das Empfangen von Ideen: ſondern auch das Hervorbringen. Aber zu keiner Art von literariſcher Production hat ein Mann, deſſen Beruf ihn zu andern Geſchäften treibt, ſo leicht Anlaß, Muße und Aufforderung, als zu Verfertigung poetiſcher Aufſätze. Indem hier nur Empfindungen oder Gedanken des Augenblicks auf eine lebhaftere Weiſe dargeſtellt werden ſollen: gehört keine Vorbereitung, keine Arbeit, keine auf dieſen Zweck gerichtete Lectüre dazu, — Dinge, welche ſonſt bloße Liebhaber der Wiſſenſchaften von der Schriftſtellerey abſchrecken. Die Poeſie biethet dem Geiſte, der fähig iſt, Ideen hervorzubringen, die Gelegenheit an, auch einzelne zerſtreute und bekannte zum Stoffe eines vollſtändigen und eines ſchätzbaren kleinen Werkes zu machen. — Und die Präciſion und Kürze, welche ſie im Ausdrucke erfordert, trägt nicht wenig dazu bey, den Gedanken ſelbſt mehr Beſtimmung und Deutlichkeit zu geben.

So wie die Poeſie der Einbildungskraft eine gewiſſe Oberherrſchaft über die andern Fähigkeiten in dem menſchlichen Geiſte verſchafft: ſo ſetzt ſie auch eine vorzüglich ſtarke Einbildungskraft ſchon zum voraus. Wer nicht die Bilder der Dichter lebhaft faßt, und ſie in einem hellern Lichte als andre, ſieht, findet nicht lange Gefallen an denſelben, und wem ſich nicht oft Bilder darſtellen, die er mit Wohlgefallen und Vergnügen betrachtet, und in deren Ausmalung er noch mehr Vergnügen hofft, der wird, durch die Arbeit des Versmachens, von der Poeſie bald abgeſchreckt werden.

Die Imagination des Königs, wie wir ſie aus ſeinen Werken kennen, war nicht eine erhabne, wie Klopſtocks, nicht ſo glänzend, wie Voltairs. Sie war lebhaft, die Dinge mit ihren Farben zu erblicken; und ſie führte ihre Gemälde bis ins kleinſte Detail aus. In Geſchichten ſowohl, die er erzählte, als in Schilderungen, die er machte, entwiſchten ihm die kleinen Umſtande nicht, welche im Gedächtniſſe leicht verlöſchen, aber, wenn vor den Augen des Geiſtes das ſinnliche Bild da ſteht, ſich eher erhalten; und die ſo charakteriſtiſch ſind, beſonders, wenn man die fehlerhafte oder die lächerliche Seite der Dinge aufdecken will.

Es war der Imagination des Königs nicht allein eigen, ſondern ſeinen andern Geiſteskräften gemein, daß ſie immer thätig, oder immer bereit waren, thätig zu ſeyn, daß ſie nur aufgerufen werden durften, um alles, was ſie vermochten, zu jeder Zeit zu leiſten, daß ſie, mehr als die Fähigkeiten der meiſten Männer, ſeinem Willen unterworfen waren, und ſich ſeinem Vorſatze gemäß äuſſerten. Viele ſehr gute, beſonders poetiſche, Köpfe müſſen die Stunden oft lange erwarten, wo ihr Genius ſich hören läßt. Es gehört eine beſondre Diſpoſition des Körpers, eine beſondere Leichtigkeit des Blutes, außerordentliche Veranlaſſung dazu, wenn ſie mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit, deren ſie an ſich fähig ſind, denken und ſchreiben ſollen. Bey dem Könige ergoß ſich ſeine poetiſche Ader faſt nach ſeinem Winke. Er durfte nicht gewiſſe Stunden des Tages, ſelbſt nicht ſeine Verdauung abwarten. Er war witzig, launig, bilderreich, wenn er einen Gegenſtand vornahm, oder eine Arbeit ſich vorſetzte, die dieß erforderte. Dieſe gleichſam in den völligſten Gleichgewichte ruhenden Talente, die deßwegen bey der leichteſten Berührung in Bewegung geſetzt werden können, ſind, um viele und große Dinge in der Welt hervorzubringen, ſehr nützlich. Man genießt und nützt ſeine Talente unendlich mehr, wenn man ſie in ſeiner Gewalt hat.

Der König beſaß wahren Geſchmack, in allen Gegenſtänden, die ihm hinlänglich bekannt wurden, oder auf die er Aufmerkſamkeit genug wendete, um über ſie nach eigner Einſicht urtheilen zu können. Obgleich die deutſchen Schriftſteller ihn, vielleicht nicht ohne Grund, für ungerecht gegen ſich hielten: ſo würden die beſten unter ihnen, (wenigſtens, wenn ſie mit mir gleich denken), ihn gerne zum Richter ihrer Arbeiten, beſonders, was Vortrag, Sprache, Einkleidung und Schmuck betrifft, angenommen haben, wenn er uns eben der Aufmerkſamkeit als die Franzoſen gewürdiget, und zu der Lectüre unſerer Werke eine gleiche Sprachkenntniß gebracht hätte. Die Fehler, die er rügte, waren wirkliche Fehler. Aber er gab uns ſolche Schuld, die wir nicht mehr begiengen: und er hatte nicht genug von unſern Werken geleſen, um viele weſentliche Schönheiten in den Sachen entdeckt zu haben.

Sein Geſchmack war gewiß im Ganzen der wahre, wenn er in allem das Gemäßigte, das Richtige, das von Auswüchſen Befreyte, dem Außerordentlichen und Uibertriebenen, auch ſelbſt wenn es mit Vollkommenheiten verbunden war, vorzog. Aber er war vielleicht in ſo fern zu ſehr eingeſchränkt, als er das Gute in den Sachen nicht entdeckte, wenn Fehler der Schreibart ihn abſchreckten, ſo wie er oft den Fähigkeiten eines Menſchen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn Blödigkeit und ein tückiſches Weſen ſie verdunkelte. Eben ſo war er gegen Harmonie, Anſtand und Schicklichkeit zu empfindlich, als daß er einzelne wilde Ausflüge des Genies hätte ſehr ſchätzen, und an Werken Vergnügen finden können, wo gewiſſe Vollkommenheiten in einem hohen Grade vorhanden, aber mit großen Fehlern verbunden ſind, beſonders, wenn die gute Anordnung des Ganzen fehlt.

Die Kritiken, welche in ſeinen Werken über einzelne Stellen aus Voltaires Gedichten fällt, die, welche ich ihn über Stellen deutſcher Schriftſteller habe fällen hören, ſind immer gegründet. Aber den Werth des Ganzen beſtimmte er zuweilen falſch, wenn er den darin herrſchenden Geiſt über den in den Theilen wahrgenommenen Flecken weniger beachtete. Das, was er in den Werken des Geiſtes irgend einer Nation ſchön fand, war gewiß ſchön: aber nicht alles war ſchlecht, was er verwarf.

Sechste Abtheilung.

Uiber den
militäriſchen Charakter
Friedrichs des Zweyten.

1.

Es geziemt mir nicht, über die militäriſchen Talente des Königs zu urtheilen. Aber was alle Welt ſagt, darf ich wiederhohlen, und da ſein militäriſcher Geiſt und ſeine Siege ſelbſt ſo großen Einfluß auf ſeinen Charakter hatten: ſo iſt es mir auch nicht erlaubt, dieſen Punct zu übergehen.

Seine erſte Anlage und früheſte Neigung ſchien das Militär nicht zu ſeyn. Es herrſchte ſogar von ihm die, in der Folge ſo ſtark widerlegete, Vermuthung, daß er, der ſeinem Vater in ſo vielen Puncten unähnlich war, und ſo manche Urſache hatte, ihn nicht zu lieben, auch von deſſen Lieblingsneigung, den militäriſchen Schauſpielen, ganz abgehn, und dadurch die Sache ſelbſt vernachläſſigen würde. — Aber es war nur die ſtärkere und natürlichere Neigung zu Gegenſtänden, die an ſich mehr Anziehendes haben. — Die ſchönen Wiſſenſchaften, die Poeſie und die Künſte waren das erſie, was er liebte. Dieß iſt, wie er ſelbſt ſagte, das, womit jeder anfangen muß. Bey dem Manne von Genie zeigt ſich die Imagination zuerſt. Und dieſe lenkt alſo den Jüngling zuerſt auf die Gegenſtände hin, welche der Imagination Nahrung geben. Von ihr ging er zur Philoſophie und zur Geſchichte über: denn eines wirklichen großen und fähigen Geiſtes Vernunft entwickelt ſich bald mitten unter den Blumen der Poeſie, und verlangt diejenige Nahrung, welche er nur in gründlichen Kenntniſſen und in der Unterſuchung der Natur der Dinge finden kann. Ein Kopf, der durch Wiſſenſchaften dieſer Art früh aufgeklärt iſt, und denken gelernt hat, kann in der Folge leicht zu allen Gegenſtänden übergehn, deren Kenntniß ihm durch die Umſtände wichtig wird, und er wird ſich dieſe Kenntniſſe leicht erwerben, auch wenn er in ſeiner frühern Jugend wenig Neigung dazu zeigte und ſich nur ſehr unvollkommne Begriffe davon gebildet hatte: da hingegen die zu frühzeitige und angeſtrengte Beſchäftigung eines künftigen Regenten mit einer einzigen ſolchen, zum Theil mechaniſchen, Sache, wie das Militär iſt, den Geiſt deſſelben verengen, und ihn derjenigen allgemeinen Aufklärung weniger empfänglich machen kann, wodurch erſt alle beſondern Geſchicklichkeiten und Talente ihren Werth erhalten.

Das Beyſpiel unſers Königs beweiſt die Richtigkeit dieſer Betrachtung. Ihm gefiel das ewig

Exerciren freylich nicht, wie er an Suhm ſchreibt. Er glaubte zuweilen ſeine Zeit dadurch zu verderben, weil er angenehmere Beſchäftigungen des Geiſtes kannte. Aber eben dieſe Wiſſenſchaften, die er verzog, die Wiſſenſchaft der Regierungskunſt, der Geſchichte, der Poeſie ſelbſt, lehrte ihn, daß ein Fürſt zur Beſchützung ſeiner Lande verpflichtet ſey, und daß er, nur durch wohl disciplinirte und wohl geübte Armeen, ſeine Sicherheit und ſein Anſehn bey Auswärtigen behaupten könne. Seine erſte Unternehmung in ſeiner Regierung war der Krieg, in welchem er noch unerfahren war. Aber ſein Verſtand leuchtete ihm vor, — das Übrige gab in kurzem die Praxis.

Die außerordentlichen Thaten, die er in der Folge im Kriege gethan, und die Vollkommenheit, die er ſeiner Armee gegeben, und wodurch er ſie zum Muſter aller Europäiſchen Heere gemacht hat, ſind Urſache, daß die Menſchen, die immer das Glänzende für das Einzige halten, in Friedrich faſt nur den großen Krieger, in ſeinem Charakter die Eroberungsſucht, und in ſeinen Talenten die eines Generals geſehen haben.

Um einen großen Feldherrn zu bilden, iſt es nicht immer nothwendig, daß er in die Wiſſenſchaft der Kriegskunſt tief eingeweiht ſey. So viele Prinzen ſind große Heerführer geworden, ohne vorher langjährige militäriſche Studien getrieben zu haben. Auch war dieß bey dem Anfange der

Regierung des Königs noch mehr, wie jetzt, der Fall. Denn damahls war das Kriegführen noch keine ſo verwickelte und weitläuftige Kunſt. Es gehört mehr eine gewiſſe Art von Verſtand, ein gewiſſer Charakter dazu. — Unter den Kenntniſſen ſind die von den Armeen und den Waffen, und die von der Natur der Terains die beyden unentbehrlichſten. Jene erfordert ein beſonderes Studium, dieſe wird leicht erlangt, wenn man gerade das Auge, die Aufmerkſamkeit, die Imagination und das Gedächtniß hat, die dazu gehören, um ſich in fremden Gegenden leicht zu orientiren, und ſich Lagen, oder Flächen vorzuſtellen. Außerdem gehört die Art der Klugheit dazu, welche die jedesmahlige Beſchaffenheit der Sachen und den Charakter der Menſchen richtig beurtheilt, und unter mehreren möglichen Entſchlüſſen, ohne weitläuftige Uiberlegung, gerade den richtigſten und den Umſtänden angemeſſendſten trifft. Es gehört die Entſchloſſenheit dazu, nicht zu zaudern, wenn man gewählt hat, die Beharrlichkeit, ſich nicht durch das erſte aufſtoſſende Hinderniß in ſeinem erſten Plane ſtören zu laſſen, eine Gabe, Begriffe zu combiniren, derjenigen ähnlich, wie ſie ſich bey der Erfindung einer Fabel, bey der Intrigue, entweder im Schauſpiel oder bey einem großen Schachſpieler, zeigt, dann ein Muth, der dem Geiſte Freyheit gibt, auf die Gefahr zu einer Zeit nicht zu achten, wo er ganz unverwendet auf die Gegenſtände gerichtet, und der Verſtand und die Beurtheilungskraft ungeſtört wirkſam ſeyn ſollen.

Von dieſen Eigenſchaften hatte der König viele von Natur, mehrere durch ſeinen frühern Fleiß den er auf die Wiſſenſchaften wandte, — einige erlangte er erſt nach und nach durch ſeine Feldzüge ſelbſt.

Gegen ſeinen perſönlichen Muth haben ſeine Gegner, nach einer Thatſache, welche von der erſten, von ihm gelieferten, Schlacht erzählt wird, Zweifel erregt. Genauere Nachrichten haben die Sache zum Vortheil Friedrichs aufgeklärt. Ein von Natur feiger Mann kann nie den Grad von Herzhaftigkeit und Unerſchrockenheit bekommen, den Friedrich in der Folge unſtreitig bewieſen hat. Aber daß die Art von Tapferkeit, die den großen Feldherrn bezeichnet, die nicht bloß darin beſteht, daß man der Gefahr nicht zu entrinnen ſucht, — welches auch der Soldat und der geringſte Officier nicht, ohne Verluſt ſeiner Ehre thun kann, — ſondern daß man mitten in der Gefahr ſeine Beſonnenheit, und die Ruhe des Geiſtes erhält, die zum Uiberlegen und Beſchließen nöthig iſt: daß dieſe bey Friedrich erſt nach und nach ſich bildete, und zu ihrer Vollkommenheit gelangte, iſt unſtreitig; aber eben ſo unſtreitig iſt es, daß er ſie im ſiebenjährigen Kriege auf eine ſo ausgezeichnete Art bewies, die allein ihn unter den großen Männern und Feldherrn aller Zeiten einen Platz anweiſen würde. Denn dieſe Tapferkeit iſt ohne Zweifel eine der größten Tugenden des menſchlichen Gemüths, — eine Stärke, der heftigſten Erſchütterung von außen, und dem mächtigſten innern Triebe der Liebe zum Leben, dergeſtalt zu widerſtehn, oder ſie ſo unter das Joch der Vernunft, der Ehre, der Pflicht zu beugen: daß ſie dem Menſchen den völligen Gebrauch ſeiner Talente und ſeiner Vernunft frey laſſen. Wer das kann, welche andre Schwierigkeiten in Ausübung ſeiner Pflichten ſollten ihm zu ſchwer fallen?

Was dieſen Muth beſonders bewährt und ins Licht ſtellt, ſind Unglücksfälle und mißlungene Unternehmungen. Der König war nie bewunderungswürdiger, als wenn er dergleichen erfuhr. Er ließ ſich dadurch ſo wenig niederbeugen, er verlor die Beſonnenheit ſo wenig, und ſelbſt, wenn er beynah ſeinen Untergang vor Augen zu ſehen glaubte, faßte er demohnerachtet, zu Vermeidung deſſelben, ſo verſtändige und ſo dreiſte Maßregeln, daß er dadurch das ihm entfliehende Glück zu feſſeln ſchien, zu gleich aber auch die höchſten Anſprüche, die ein Menſch und ein Fürſt auf den Titel eines tapferen Mannes machen kann, bewährte.

Es iſt wahr, er äußerte in den Zeiten, wo Niederlagen und die Menge ſeiner Feinde ihm einen nahen Untergang drohten, den Entſchluß, ſich der Entwickelung ſeiner Schickſale ſelbſt zu entzihen. Aber hinderte ihn dieß einen Augenblick, ſo zu handeln, als wenn er keinen andern Ausgang aus dieſen Schwierigkeiten, als den Sieg, kannte? War dieſe Art von Verzweiflung, die er ſeinen vertrauten Freunden zeigte, in ſeinen Plänen, Entſchlüſſen und Befehlen ſichtbar? Aeußerte ſich irgend die Verwirrung und Unentſchloſſenheit in ſeinen Schritten, ob er gleich das Aeußerſte erwartete, und auf dieſes Aeußerſte einen Entſchluß gefaßt hatte?

Aber dieſe Tapferkeit allein macht den Feldherrn noch nicht. Der geſunde Verſtand und die richtige Beurtheilungskraft nähern den muthigen Soldaten ſchon mehr der Würde eines Feldherrn. Und dieſer geſunde Verſtand unterſchied den König, wie ich ſchon geſagt habe, in allen ſeinen Schriften, in ſeinen Reden, in ſeiner ganzen Staatsverwaltung. Er war die erſte Grundlage ſeiner Größe.

Unter den Fähigkeiten, mit welchen ihn die Natur zum Heerführer vorbereitet und ausgerüſtet hatte, ſcheint auch vorzüglich der richtige Blick in Beurtheilung der Lagen, Entfernungen, oder Höhen der verſchiedenen Gegenſtände im freyen Felde geweſen zu ſeyn, — eine Fähigkeit, deren Entſtehung und Entwickelung wir deßwegen weniger nachſpüren können, weil das übrige Leden des Königs uns zu wenig Uibungen zeigt durch welche er dieſelbe erworben, oder die Gelegenheiten, durch welche ſie ſich nach und nach von ſelbſt bilden konnte. Er war kein Freund der Geometrie, und kannte vielleicht nur wenig davon. Aber der lebhafte Eindruck, den die Geſtalten der ſichtbaren Dinge auf ihn machten, die Treue, mit welcher ſein Gedächtniß ihm ſolche wieder darſtellte, die Richtigkeit und Ausführlichkeit des Bildes, welches unabänderlich vor ſeiner Imagination ſtand: alles das konnte jenen Mangel erſetzen, und ihn lehren, von allen Vortheilen einer Gegend, in der zu wählenden Schlachtordnung, Gebrauch zu machen.

Etwas anderes ſind ſeine Siege, etwas anders iſt die Vollkommenheit ſeiner Armee. Doch hängt beydes zuſammen. Es war aber nothwendig, daß ein verſtändiger Mann, der ſo lange ein Geſchäfte trieb, immer mehr die Mängel des Werkzeuges entdeckte, und auf Maßregeln kam, die nicht bloß vorübergehende Vortheile für den Augenblick ihm ſchafften, ſondern auch die Kriegskunſt im Ganzen weiter brachten.

Demohnerachtet iſt es noch zweifelhaft, ob die große Vollkommenheit der Preußiſchen Armee, und die großen Verbeſſerungen, die während der Regierung Friedrichs mit derſelben vorgingen, das Werk ſeines eigenen Genies und ſeiner Erfindungskraft, oder die Frucht ſeiner Erfahrungen und der Vorfälle, oder endlich das Reſultat der vereinigten, durch ſeine Aufſicht, ſeine Schätzung, ſeinen Antheil belebten, Bemühungen aller unter ihm dienenden Truppen und deren Anführer geweſen ſind. — Die hohe Achtung, in welcher das Militär unter Friedrich ſtand, und welche durch ſeine Siege ſo ſehr erhöht und befeſtigt wurde, wandte alle Augen auf dieſen Punct. Und wie jede Kunſt, die am meiſten geehrt wird, auch am herrlichſten aufblüht: ſo konnte es der Kriegskunſt im Preußiſchen an Erfindern und Genies nicht fehlen, da ſie ſo viele Belohnungen der Ehre und des Vortheils für ſich aufgeſtellt ſahn.

Das unabläſſige Exerciren, in welchem Friedrich ſeine Armee anfänglich aus Pflicht, zuletzt vielleicht aus Neigung, welche durch die Gewohnheit und den wahrgenommenen Nutzen eingeflößt wird, erhielt, und an dem er perſönlich Theil nahm, mußte nothwendig die Fälle, wo gewiſſe Inconvenienzen bemerklich werden, ihm und allen Unterbefehlshabern ſo oft vorführen, und die Aufmerkſamkeit einer ſo großen Anzahl von Menſchen auf dieſe Gegenſtände ſo viele Erfahrungen ſammeln, und ſo viele kleine Verbeſſerungen veranlaſſen, daß in einer Reihe von Jahren die Summe und die Wirkung davon groß ward, und zur immer wachſenden Vollkommenheit des Heers merklich beytrug.

Der durch Friedrich auch andern Nationen in Europa mitgetheilte Eifer für militäriſche Uibungen wirkte auf ſeine Armee zurück. Die Erfindungen, welche jene machten, wurden gar bald ihm und ſeinem Heere bekannt, und indem er ſie ſeiner tiefern Beurtheilungskraft und ſeinen reifern Erfahrungen unterwarf, entwickelten ſich oft bey ſeiner Armee noch größere Verbeſſerungen daraus, als die Urheber der Erfindung beabſichtiget hatten.

Den Muth ſeiner Soldaten zu beleben, Liebe durch Popularität und Theilung ihrer Mühſeligkeiten ſich zu erwerben; die Befehlshaber in Gehorſam und Thätigkeit zu halten, deutliche und präciſe Befehle zu geben, immer die beſte Hoffnung zu zeigen, — alle dieſe Eigenſchaften, die eigentlich nicht Kriegswiſſenſchaft, aber Klugheit, Menſchenkenntniß und Standhaftigkeit vorausſetzen, und dem, welcher das oberſte Commando führen ſoll, ſo nothwendig, als Taktik und Muth ſind, waren ſichtbar der Antheil Friedrichs, und der Grund ſeiner glücklichen Erfolge.

Man kann nicht leugnen, daß es für ihn ein ſehr günſtiger und zur Entwickelung aller ihm Ruhm bringenden Eigenſchaften nützlicher Zufall geweſen iſt, daß er ſeine militäriſche Laufbahn mit einem Kriege anfing, deſſen glücklicher Ausgang ſchon durch die Umſtände erleichtert wurde, und daß, während dieſer Lehrjahre, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in denen er ſich zum künftigen großen Feldherrn vorbereitete, die Schwäche ſeiner Feinde, und die Gunſt der Provinz, in welche er einfiel, ihm ſo zu Hülfe kam, daß er in kurzem die Eroberung geendiget hatte, und als Held und Sieger in der Welt auftreten konnte.

Dieß gab ihm Zuverſicht auf ſeine Kräfte. Dieß verbreitete zeitig ſeinen Ruf durch Europa: und dadurch wurden ſelbſt ſeine Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen vergrößert. So wie ein kleiner Geiſt durch das Gelingen ſeiner erſten Entwürfe aufgebläht, und leicht zu Fehltritten verleitet wird, die ſeinen Sturz vorbereiten, ſo wird hingegen ein großer Geiſt dadurch geſtärkt. Die ſchnellen Fortſchritte, die er auf der Laufbahn des Glücks macht, mäßigen ſelbſt ſeinen jugendlichen Ehrgeiz, indem ſie denſelben bey Zeiten befriedigen, und verbeſſern gewiſſer Maßen ſeinen ſittlichen Charakter, weil ſie ihn ruhiger machen.

Wenn man von dem Einfluſſe, den er auf ſeine Armee gehabt hat, ſie zu dem zu machen, was ſie war, reden will: ſo kann man ſeine Anſtalten, ſeinen Unterricht, ſein Beyſpiel, ſeine beſtändige Aufſicht und den ſtillen Einfluß ſeines Charakters unterſcheiden. — Von den erſten, wozu z. B. die zum Unterrichte junger Officiere errichteten Inſtitute, und die Einführung der Inſpectionen gehören, wage ich nicht zu urtheilen.

Was den Unterricht, den er ſelbſt ertheilte, betrifft, ſo gab er dieſen entweder durch ſeine öffentlich bekannt gemachten Inſtructionen für die Generale, durch die Rathſchläge und Befehle, die er während ſeiner Kriege ertheilte, durch die Manövers und Schlachtordnungen, welche er bey ſeinen Revüen durch die Armeen ausführen ließ, und durch ſeine Privatunterredungen mit denjenigen Befehlshabern, welche er für fähig hielt, in das Innre der Kriegskunſt eingeführt zu werden. Einen Schatz von militäriſchen Erfahrungen hatte er unſtreitig geſammelt. Und obgleich nur eine geringe Anzahl von Officieren in der Lage war, ſie von ihm ſelbſt mitgetheilt zu empfangen: ſo verbreitet ſich doch ein weiſes Wort eines Königs, ein Wink, ein gegebner Rath, bald von Mund zu Mund durch das ganze Gefolge, das ihn umgiebt; es dringt bis an die Gränzen ſeines Reichs. —

Aber gewiß hat ſein Beyſpiel und ſeine Aufſicht noch mehr gethan, als ſein Unterricht. Durch das erſte gab er nicht nur dem Militärſtande eine Würde, die jedem, der dazu gehörte, einen Eifer, ſich zu zeigen, einflößte, ſondern er erleichterte auch die ſchweren Tugenden der Pünktlichkeit, der Ertragung aller Mühſeligkeiten, und die ermüdende Aufmerkſamkeit auf die Regelmäßigkeit im Kleinen, die der Grund aller glücklichen Erfolge im Großen iſt. Er war ſelbſt Soldat, trug nicht bloß die Uniform dieſes Standes, ſondern ſtudirte die Wiſſenſchaft, und übte die Tugenden deſſelben. Er wohnte den Evolutionen ſeiner Truppen nicht bloß bey, wie ſo viele große Herren ſeiner Zeit: ſondern er ordnete ſie an.

Was beſtändige Aufſicht in irgend einem Zweige der Regierung thun kann, beſonders, wenn der Souverain geſchickt iſt und die Meinung von ſich erregt hat, daß er überhaupt großen Verſtand, und in die Sache, wovon die Rede iſt, vorzügliche Einſicht beſitze, wenn hievon auch keine andern Beweiſe vorhanden wären: ſo würde der Zuſtand und die Vollkommenheit der Preußiſchen Armee unter Friederich dem Zweyten ſie geben können. Das Auge eines ſolchen Fürſten allein, ſeine Gegenwart, die Furcht, daß er jeden Fehler bemerke, wenn ſie auch gleich oft ein bloßes Schreckbild iſt, die Hoffnung, daß er jeden gemachten Fortſchritt mit Beyfall gewahr werde, wenn dieſe auch mehrmahls getäuſcht worden iſt; — bloß der Umſtand, daß man ihn mit dieſem Gegenſtande ſo ernſthaft beſchäftiget ſieht, flößt der Armee einen allgemeinen Eifer ein, auch wenn er noch keine Belohnungen und Strafe ausgetheilt hat, oder wenn man auch die Vertheilung derſelben nicht für völlig gerecht hält.

Endlich der Einfluß des Charakters zeigt ſich vornehmlich im Kriege, und bey dem gemeinen Manne. Der Charakter des Heerführers iſt es, durch den er Vertrauen zu ſeinem Anführer bekömmt, wenn er ihn mit allen den Eigenſchaften ausgerüſtet glaubt, die ihm eine Uiberlegenheit über den Feind geben, und den Sieg zuſichern. Dadurch wird es zum Gehorſam und zur ſtrengen Beobachtung der Disciplin gebracht, wenn er ihn des Herrſchens fähig, für ſtrenge in der Aufrechthaltung ſeiner Befehle und für weiſe in der Ertheilung derſelben hält. Denn weder Strafen noch Belohnungen können viele Menſchen einem ſo unterwürfig machen, als die Meinung, die ſie von ſeiner Erhabenheit haben. Durch den Charakter des Königs wurde die Liebe und die Anhänglichkeit der gemeinen Soldaten, unter allen Beſchwerden der Feldzüge, unverändert erhalten. Durch ihn wurde die Einigkeit unter den Truppen und noch mehr unter ihren Anführern befördert, und der Eiferſucht, dem Rangſtreite, und der Feindſchaft gewehrt, die ſo oft die Officiere derſelben Armee von einander trennt, und ſie veranlaßt, zum Schaden der gemeinen Sache, ſich wechſelsweiſe in ihren Unternehmungen zu hindern, und, um nur ihren Rivaln zu ſchaden, ſelbſt das Beſte des Ganzen aufzuopfern.

Das Reſultat dieſer ganzen Betrachtung iſt: der König hat zwar, durch Studium, Nachdenken, und beſonders durch die Erfahrung, eigentlich militäriſche Kenntniſſe erlangt, und da er dieſelben von ſo vielen Seiten ſammeln konnte, da er viele Jahre allein, und ſein ganzes Leben hindurch, vorzüglich auf dieſen Theil der Regierung ſein Augenmerk richtete; da ſeine bloße Lage ihn zum Ueberſehen des Ganzen geſchickter, als jeden andern, machte: ſo gehört er auch ohne Zweifel, inſofern der Krieg eine Kunſt iſt, zu den erſten Meiſtern derſelben. Aber was ihn eigentlich in den Stand ſetzte, dieſe Kunſt mit ſo großem Erfolge auszuüben, was ihn als Feldherrn ſo ſehr über ſeine Feinde erhob, und ihm, bey einer kleinen Macht, den Sieg über die Menge derſelben verlieh, war die Vereinigung eben derjenigen Geiſtesfähigkeiten mit wiſſentſchaftlicher Aufklärung, und mit Tugenden des Charakters, wodurch er der gute Verwalter ſeiner Finanzen und der gute Regent wurde. — Ein aufgeklärter, ein thätiger, ein ſtandhafter König, vervollkommnet gewiß das, worauf er ſich vorzüglich legt, und was er einer großen Aufmerkſamkeit würdig ſchätzt. So hat Friedrich ſogar mittelbar die Teutſche Literatur verbeſſert, ob er ſie gleich verachtete, weil er überhaupt die Liebe zu den Wiſſenſchaften ausbreitete. Wie ſtark müſſen die Strahlen ſeines Genies und die ſeiner Gunſt auf den Zweig der Wiſſenſchaft gewirkt haben, wo ſie ſich gleichſam vereinigten; da ſie ſogar noch da das Wachsthum und Aufblühen beförderten, wo ſie nur gebrochen und ſchwach hinfielen.

Ich unterwerfe dieſe Gedanken über den militäriſchen Charakter des Königs dem Urtheile der Männer von Handwerk, den Helden, die, von ihm angeführt, gefochten, oder unter ſeiner Aufſicht ſich zur künftigen Vertheidigung des Vaterlandes vorbereitet haben. Sie ſelbſt werden am beſten wiſſen, durch welchen Einfluß Friedrichs Geiſt ſie belebte, welche Triebfedern in ihnen ſo geſpannt wurden, woher die Einſichten floßen, oder wodurch ſie die Fertigkeiten ſich eigen machten, die dem Körper, zu welchem ſie als Glieder gehörten, die Uiberlegenheit über die Heere anderer, auch tapfern und kriegeriſchen, Nationen gaben.

e.

Das, was der König dem Adel ausſchließend zuſchrieb, war das Ehrgefühl, — das mit der Tapferkeit zuſammenhängt, und Feigheit und Schwäche für ſchändlich hält; um deßwillen er ihn auch zur Anführung der Truppen allein oder vorzüglich fähig glaubte. Aber welchen Grund führt er dafür an? Nur dieſen: daß der Bürgerliche, der ſich durch eine feige oder niederträchtige Handlung beſchimpft, ſich in die Dunkelheit ſeines vorigen Standes zurückziehn, und dadurch der Schande ſelbſt entgehn könne. Es ſteht ihm noch immer offen, meint der König, als Krämer und Handwerker vergeſſen zu werden: und unter Leuten zu leben, unter welchen eine feige Handlung kein Brandmahl iſt. Dahingegen findet der Adliche, wenn er entehrt iſt, gar keinen Zufluchtsort, bey der Claſſe, mit welcher er immer gelebt hat, ſelbſt nicht bey ſeinen Verwandten.

Es iſt ſonderbar, daß der König, in der Stelle, wo dieſes vorkömmt, von dem Verdienſte überhaupt redet; und daß er zuletzt bloß Tapferkeit verſteht.

Es iſt aber der Mühe werth, dieſe Begriffe des Königs ſelbſt, die nicht ihm eigen, ſondern alt und eingewurzelt ſind, ſelbſt zu unterſuchen.

Iſt Ehrgefühl, in ſeinem wahren und ausgebreiteten Sinne, die Furcht vor ſchändlichen Handlungen, d. h. vor unmoraliſchen, die zugleich Niederträchtigkeit verrathen, einerley mit Muth in Gefahren? oder iſt es mit ihm nur ſo genau verwandt und ſo unzertrennlich verbunden, als der König zu glauben ſcheint?

Iſt diejenige beſondre Art des Ehrtriebes, welche Kriegstapferkeit befördert, und Furchtſamkeit in Gefahren verbannt, dem Adel vorzüglich eigen? und wenn dieß iſt, in welchen Eigenheiten dieſes Standes liegen die Urſachen hievon?

Es iſt erſtlich gewiß und allgemein bekannt, daß es Menſchen gibt, die ſehr brav ſind, und doch ſonſt ſehr ſchändliche Handlungen begehn.

Es iſt dieß bey den niedern Ständen und bey den ganz ungebildeten Menſchen gar oft der Fall.

Weil bey ihnen der Muth aus einem Gefühle der körperlichen Stärke, aus der Hitze des Bluts, der großen Bewegung der Lebensgeiſter, und der Unbeſonnenheit entſteht, die an die Gefahren nicht denkt, aus eben dieſen Principien aber die heftigſten Leidenſchaften entſpringen, und der gänzliche Mangel eines Widerſtandes gegen dieſelben von Seiten der Vernunft und der Vorſicht: ſo enthält eben dieſelbe Diſpoſition des Körpers und der Seele, welche ſie beherzt macht, auch Urſachen, ſie unmoraliſcher zu machen. Ob ſie nun bey ſolchen Ausſchweifungen ſich derer, mit welchen Niederträchtigkeit verbunden iſt, als Diebereyen und Gewaltthätigkeit gegen Schwächere, enthalten: das hängt von ihrer anderweitigen Bildung ab.

So wie die Stärke ſelbſt, ſey es des Körpers oder der Seele, kein moraliſches Principium, ſondern gleichſam das Werkzeug iſt, durch welches wir moraliſche Entſchlüſſe ausführen: ſo iſt das Gefühl und Bewußtſeyn der Stärke, welches zur Bravheit führt, gewiſſer Maßen gegen Tugend und Laſter gleichgiltig; es verſtärkt die Heftigkeit jedes Beſtrebens, und überwindet die Hinderniſſe und Einſchränkungen; ohne die Richtung des Beſtrebens zu verändern. Der ſinnliche Jüngling, wenn er kühn und muthig iſt, ſchweift noch mehr aus. Der Stolze wird noch übermüthiger und zum Beleidigen Andrer aufgelegter, — der Habſüchtige noch gewaltthätiger. Aber der wohlthätige und menſchenfreundliche Brave wird auch behender, ſchwere Dienſte zu leiſten, und, weil er unbeſorgter für ſich ſelbſt iſt, fähiger, an Andrer Schickſale Theil zu nehmen. Wenn, ohne Rückſicht auf Grundſätze, dieſer bloß im Temperamente gegründete Muth in den Charakter Einfluß hat, ſo iſt es der: daß er weniger den Hang zu Hinterliſt als den zu Gewaltthätigkeit zu erwecken ſcheint: daß er diejenigen Tugenden ſowohl als Laſter, zu welchen Stärke gehört, mehr begünſtigt, als die, welche eine unterdrückte oder zurückgehaltne Kraft vorausſetzen.

Ganz ein andrer Fall iſt es in Abſicht der Tapferkeit, welche eine Tugend der Seele iſt. Dieſe beſteht in der Stärke der Vernunft, welche den natürlichen Abſcheu vor allem, was Schmerz droht, oder Gefahr mit ſich bringt, durch den Gedanken von Pflicht, oder durch die Triebfeder des Vorſatzes Gutes zu thun, überwindet. Dieſe Tapferkeit iſt ohne Zweifel, wie jede Tugend, mit dem Ehrgefühle der beßten Art verbunden. Und es gibt eine gewiſſe Erklärung dieſes letztern, nach welchem es beynahe mit Tugend von gleicher Bedeutung iſt. Nähmlich die wahre Ehre iſt die Achtung, welche jedes vorzügliche Verdienſt denen, die es kennen lernen und ſelbſt gute Menſchen ſind, einflößt. Und das Ehrgefühl, im edelſten Sinne, iſt entweder eine Begierde dieſes Verdienſt zu erwerben, und in gemeinnützigen Thaten leuchten zu laſſen, — oder auch das Bewußtſeyn, etwas ſchon davon zu beſitzen und dafür erkannt zu werden; woraus alsdann ein noch größerer Eifer erwächſt, die Vollkommenheit, der man ſich genähert hat, zu erreichen, eine behuthſamere Sorgfalt, den Ruhm, welchen man errungen hat, nicht zu verdunkeln. — Wenn dieſes letztre, das Gefühl eines eignen und von der Welt anerkannten Werths, mit der Tugend der Tapferkeit in einer genauern und nothwendigern Verbindung zu ſtehen ſcheint, als mit andern Tugenden: ſo iſt es nur deßwegen, weil wir dieſe Tugend für vorzüglich ſchwer halten; und jener edle Stolz einen zwiefachen Bewegungsgrund enthält, und die Triebfedern alſo verdoppelt, welche den Schwierigkeiten entgegen wirken.

Nähmlich der Menſch, welcher bloß nach moraliſchem Werthe trachtet, hat nur die Kraft eines feſten Entſchluſſes. Der, welcher ſich auch ſchon einen moraliſchen Werth zuſchreibt, hat die Kraft einer gewiſſen Seelenerhebung, und die, welche in der dem Menſchen natürlichen Begierde liegt, nichts von dem verlieren zu wollen, was er einmahl errungen hat. Die Begierde nach Gelde, oder die Sparſamkeit, welche alles zu Rathe hält, findet ſich bey dem Armen, der keine Ausſicht hat, Eigenthum je zu erwerben, ſelten in dem Grade, als bey dem, welcher durch ein geſammeltes Kapital ſchon die Hoffnung faßt, reich werden zu können.

Dieſes Ehrgefühl aber, bey welchem Trieb zur Vollkommenheit und Bewußtſeyn gewiſſer Tugenden die Hauptſache ausmacht, und die Achtung anderer, welche man begehrt, oder auf die man ſtolz iſt, nur als Zeugniß und Beſtätigung für die Wahrheit unſeres Urtheils in Betrachtung kömmt: dieſes Ehrgefühl iſt, ſo wie die Art von Tapferkeit, welche mit ihm zuſammenhängt, keinem Stande eigen. Es kann nicht durch Geburt und Ahnen gegeben werden. Eine gewiſſe Erziehung, eine Ausbildung der Vernunft gehört freylich dazu, wenn die moraliſchen Principien ſich im Menſchen bis zu jener Reife entwickeln ſollen. In Ermangelung der erſten, werden die beſten Anlagen der Natur erſtickt, oder bleiben unreif. Und dieſe Erziehung, dieſe Ausbildung allen Ständen gemein zu machen: dazu haben wir bisher die Mittel noch nicht gefunden. Hieraus entſpringt immer noch eine Abſonderung der Stände, welche, obgleich ſie im Glücke und im Zufalle ihren Urſprung hat, doch auf das Perſönliche und Weſentliche im Menſchen, auf Vernunft und Moralität, Einfluß behält. Aber der Mittelſtand, der ſogenannte Bürgerſtand iſt es jetzt nicht mehr, der ſich auf dieſe Weiſe vom Adel unterſcheidet. Eine gleiche wiſſenſchaftliche und moraliſche Erziehung, eine gleiche Ausbildung des Verſtandes und des Charakters, ſteht beyden offen, und es iſt alſo der Beſitz jener edeln Gefühle, zu welchen der gebildete Menſch, wenn ſeine Natur-Anlagen günſtig ſind, gelangt, kein Vorrecht des einen dieſer Stände, ſondern iſt nur der Vorzug einzelner Perſonen unter beyden.

Auch außer dem Mangel der Erziehung, kann jenes Ehrgefühl, in den allerunterſten Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, durch den Druck des Mangels und dringender körperlicher Bedürfniſſe, ſo wie durch die Ermüdung von körperlichen mechaniſchen Arbeiten, und durch den ſtarken und kleinen Eigennutz, der den Menſchen unter ſolchen Umſtänden beſtändig beſchäftigt, unterdrückt werden.

Aber wenn von dieſen beyden äußern Hinderniſſen, der mangelnden Erziehung, und der mangelnden Muße und Geiſtesfreyheit, abſtrahirt wird, (wovon das erſte vielleicht keinem Stande nothwendig anklebt, wenigſtens dem Mittelſtande nicht eigen iſt, das zweyte aber in allen Ständen ſeinen Einfluß äußert, wo Dürftigkeit und drückende Nahrungsſorgen hinreichen können): ſo kann das äußere Verhältniß des Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft die Grundprincipien ſeiner Seele nicht ändern. — Und wenn Liebe zur Gerechtigkeit und zum Wohlthun, wenn Mäßigung der Begierde und Selbſtbeherrſchung, ſich, unſtreitig, unter allen Ordnungen jener Geſellſchaft, in gleichem Maße ausgetheilt finden: ſo iſt kein Grund vorhanden, warum Standhaftigkeit und Muth zu Ausübung gefährlicher Pflichten, inſofern es moraliſche Tugenden ſind, zu dem ausſchließenden Eigenthume irgend einer Claſſe gehören ſollten.

Aber die wahre Beſchaffenheit der Sache iſt folgende. So wie die äußere Standeshoheit, Titel und Rang in der Geſellſchaft, welche dem Beſitzer eine gewiſſe Achtung der Welt ſichert, mit der wahren Ehre, welche in dem leuchtenden Glanze der Tugend beſteht, gewiſſe Aehnlichkeit hat; — indem ſie das Betragen andrer gegen den geehrten Mann faſt auf gleiche Weiſe beſtimmt: ſo entſteht auch aus dem Bewußtſeyn, ſich durch jene äußere Vorzüge von ſeinen Mitbürgern zu unterſcheiden, bey dem Menſchen ſelbſt ein Gefühl der Erhabenheit, welches jenem natürlichen und tugendhaften Ehrgefühle ähnlich iſt, und ähnliche Wirkungen auf ſein Gemüth äußert.

Wer ſich nähmlich in der Welt durch Geburt und Glück ſchon ſo erhaben findet, daß Andre-

Augen auf ihn ſehn: der wird dadurch mehr angeſpornt, wenigſtens nicht durch Handlungen, die in der Meinung der Welt für niederträchtig gelten, den Glanz, welcher ihm zu Theil geworden iſt, zu beflecken. Der Gedanke, daß uns, wegen ererbter Vorrechte, eine gewiſſe Ehrenbezeugung von Seiten andrer gebühre, iſt mit der Uiberzeugung des Tugendhaften, daß er die Achtung der Vernünftigen, wegen erfüllter Pflichten verdiene, nicht von gleicher Natur und Würde. Aber in den Empfindungen ſelbſt, die daraus entſtehn, in der Diſpoſition des Gemüths, die aus der Wiederhohlung ſolcher Empfindungen zurückbleibt, und in der Aufgelegtheit zu denjenigen Handlungen, welche in dieſer Diſpoſition leichter werden, iſt etwas Gleichartiges. Aus beyden entſteht ein gewiſſer Stolz: und Stolz iſt Kraft, und Kraft macht beherzt.

Es iſt gewiß, daß Dreiſtigkeit im Umgange, und Muth in Gefahren, nur zwey Schattirungen einer und eben derſelben Eigenſchaft ſind. Aber der vornehme Jüngling erlangt die erſte augenſcheinlich leichter. Er iſt vor Verachtung geſichert, und er kann ſchon auf eine gewiſſe Aufmerkſamkeit rechnen. Das erſte nimmt ihm eine Sorge ab, die den unbekannten Neuling, wenn er in die Geſellſchaft eintritt, zerſtreut und unfähig macht; das zweyte gibt ihm einen Antrieb mehr, ſich von ſeiner beſten Seite zu zeigen, weil er weiß, daß er nicht umſonſt ſich bemühen wird. — Dieſe zeitige Befreyung von ſchüchterner Unterwürfigkeit unter vornehmen Mitbürgern, erſtreckt ihren Einfluß weiter, als auf den geſellſchaftlichen Umgang, in welchem ſie dem adlichen Jünglinge zuerſt auf eine merkliche Weiſe nützlich wird. Sie ſtärkt überhaupt das Temperament, belebt die Einbildungskraft, gibt dem Willen und allen Beſtrebungen eine größere Freyheit, und befördert alſo diejenige Dispoſition des Körpers und des Geiſtes, welche auch in Gefahren unerſchrocken macht. Das alſo vermag der angebohrne Stand, oder vielmehr die in der Welt herrſchende Meinung von demſelben, nicht, daß ſie dem Menſchen mehr Seelengröße, mehr Entſchloſſenheit ſeine Pflicht zu erfüllen, mehr Abſcheu vor allem, was ſchändlich iſt, gebe: wohl aber vermag ſie, ſeine Lebensgeiſter von Jugend auf ungeſchwächter zu erhalten, ihn in weniger Lagen zu bringen, in welchen er ſeine Kraft einſchränken und zurückhalten muß; und ihn zu den muthvolleſten Aeußerungen derſelben, in der Gefahr, durch die größre Freymüthigkeit, die er ſich im geſellſchaftlichen Umgange erlaubt, vorzubereiten.

Dazu kömmt nun der Einfluß ſelbſt, welchen die militäriche Beſtimmung des Adels, in den meiſten Ländern Europens, auf die Jünglinge dieſes

Standes äußert. Von dieſer Beſtimmung rührt die Meinung her, die durch Erziehung und Beyſpiel dieſer Jugend zeitig eingeprägt wird, daß Tapferkeit die eigentliche Tugend des Adels, und Feigheit die beſondre Art des Schändlichen ſey, welches ihn der Vorzüge ſeiner Geburt, mehr als andre Laſter, beraube. Dieſe Auswahl der Tugenden mag noch ſo wenig durch die Vernunft beſtätigt werden, und den gegenwärtigen Umſtänden der bürgerlichen Geſellſchaft angemeſſen ſeyn: ſo lange dieſes Vorurtheil herrſcht, ſo lange es in dem Munde aller der Perſonen iſt, welche dem jungen Adlichen ehrwürdig ſind, und noch mehr, ſo lange es in dem Betragen der Geſellſchaft, in welcher er zu leben wünſcht, und in der Art, wie ſie Ehre und Schande austheilt, ſichtbar iſt: ſo lange wird der Ehrtrieb, der in allen Menſchen, und in den guten vorzüglich, rege iſt, bey dem Adel vornehmlich auf das Beſtreben, für unerſchrocken zu gelten, und auf die Vermeidung alles deſſen, was Furchtſamkeit und Zaghaftigkeit anzeigen könnte, hingeleitet werden. — Die Kräfte ſelbſt aber werden vermehrt, wenn die Triebfedern, die ſie in Bewegung ſetzen, eine beſtimmtere, einfachere Richtung bekommen.

Die Fortdauer jenes Vorurtheils aber, und ſeine Wirkungen ſind nirgends ſichtbarer, als bey den Zweykämpfen, denen der Adel ſich noch immer zu unterziehn für verpflichtet hält, und zu welchen er ſich ein gewiſſes ausſchließendes Recht anmaßt. — Sie tragen unſtreitig dazu bey, die Tapferkeit unter dieſem Stande zu erhalten, weil ſie, von der einen Seite ihm immer eine Art von Gefahren mitten im Frieden darbiethen, in welchen er dieſelbe nöthig hat, und weil ſie ihm, von der andern Seite, Gelegenheit geben, zu erkennen, wie hoch dieſe Eigenſchaft unter ſeines Gleichen geſchätzt werde, und wie ſehr das Gegentheil entehre. Dieß iſt ohne Zweifel der Grund, warum die Monarchen nie im Ernſte daran gearbeitet haben, den Zweykampf auszurotten. Aber freylich, indem die Ehrengeſetze die Tugend der Tapferkeit begünſtigen, zerrütten ſie alle übrigen moraliſchen Begriffe. Wenn derjenige, der ſich dem Hazard eines Zweykampfs nicht ausſetzen will, in der Geſellſchaft ſeines Standes nicht gelitten wird, geſetzt auch, daß er bloß auf eine übermüthige Art ſey beleidigt worden; wenn hingegen der unerſchrockne Vertheidiger ſeiner Ehre auch eine tadelhafte Veranlaſſung des Streits in den Augen der Welt wieder gut macht, und ſelbſt vorhergehende ſchlechte Handlungen in Vergeſſenheit bringt, ſobald er mit Gegenwart des Geiſtes und Entſchloſſenheit, bey der gegebnen Genugthuung, handelt; ſo wird allerdings die Ehrbegierde, die lediglich der Meinung folgt, und nur ſucht geſchätzt zu werden, nicht ſchätzenswürdig zu ſeyn, das Verdienſt, brav zu ſeyn, aller andern vorziehn. — Aber die Behutſamkeit vor Ausſchweifungen andrer Art wird bey Gemüthern, die nicht, durch beſſere Grundſätze, vor dem Einfluſſe irriger Volksmeinungen bewahrt ſind, deſto mehr geſchwächt werden, je mehr ſie in dem perſönlichen Muthe ein Mittel zu beſitzen glauben, jeden andern Schandfleck auszulöſchen, und jeden Vortheil eines unbeſcholtnen Ruhms, bey aller Befriedigung ungezähmter Leidenſchaften, zu genießen.

Man kann alſo die Maxime des Königs mit Recht umkehren. Nicht, weil der Adel von Natur tapfrer iſt, deßwegen iſt er militäriſcher Würden fähiger, und zu denſelben allein zuzulaſſen, ſondern, weil man die militäriſche Laufbahn für ihn ausſchließend beſtimmt hat, dadurch wird er tapfrer. Jeder andre Stand, der dieſelben Belohnungen des Muths zu erwarten hat, der eben ſo viel Leichtigkeit vor ſich ſieht, durch militäriſches Verdienſt emporzukommen, wird auch eben ſo viele Beyſpiele von den natürlichen Eigenſchaften und den erworbnen Tugenden unter ſeinen Gliedern aufzuweiſen haben, die zu der Ausrichtung jener Geſchäfte nöthig ſind. Die Erziehung jedes Standes modelt ſich nach und nach zufolge der gewöhnlichen Beſtimmung ſeiner Glieder. Wo die Bauern ohne Unterſchied dem Soldatendienſte gewidmet ſind, da wird endlich der Charakter des Landmanns militäriſch: und die Tapferkeit, welche ſich der oberſte Stand als ſein Eigenthum zuſchreibt, zeigt ſich dann als eine gemeine Eigenſchaft des allerniedrigſten. Weil der Mittelſtand mehr zu friedlichen Geſchäften, zur Cultur der Wiſſenſchaften und Künſte beſtimmt wird, ſo vernachläſſigt er diejenigen Uibungen mehr, welche den Körper abhärten, und beſchäftigt ſich weniger mit ſolchen Ideen, die zur Erhöhung des Muthes dienen. Beym Adel kömmt die Macht der Gewohnheit, welche auch den Bauer kriegeriſch machen kann, mit der Triebfeder des Ehrgeitzes zuſammen, welche ihm allein eigen iſt. Die Reden und Geſinnungen der Aeltern und Verwandten erfüllen ſchon das Gemüth des Knaben mit der Begierde für herzhaft angeſehn zu werden, und mit der Verachtung gegen die, welche ſich fürchten. Als Jüngling findet er in dem ſchönen Geſchlechte dieſelben Meinungen wieder: und dieſes, welches ſeine ſittliche Bildung vollendet, wird auch für ihn ein Lehrmeiſter der Tapferkeit. Er wird gewahr, wie viel es dazu beytrage, den Weibern zu gefallen, wenn man von ihnen für furchtlos gehalten wird. — Die Beyſpiele und das Andenken von Verwandten, die in Kriegsdienſten Ruhm und einen hohen Rang erworben haben, kommen hinzu, dieſe Ideen zu unterſtützen. Und endlich iſt dieß der Weg des Glücks und der Ehren, welcher ihnen ausſchlieſſend offen ſteht, und ihnen eine ſichre Emporhebung über ihre Mitbürger verſpricht.

Dieß ſind die zufälligen Urſachen, welche machen können, daß es den Schein hat, als wenn mit Adel und vornehmer Geburt die Tapferkeit und der kriegeriſche Muth ererbt würde. Dieſer Charakter kann ſich vielleicht bey Perſonen des hohen Standes öfters zeigen, weil er unter ihnen mehr Gelegenheit hat ſich auszubilden, und weil reichlicher bey denſelben belohnt wird. Der Ehrgeitz desſelben kann daher auf dieſen Punct vorzüglich gerichtet ſeyn. Aber das ächte Ehrgefühl, welches auf die Erlangung von Tugend und Verdienſt überhaupt geht, iſt ihm deßwegen nicht vorzüglich eigen. Auf dieſes letztere kann kein Stand ſeine Anſprüche aufgeben, ohne ſeine menſchliche Würde zu erniedrigen.

Der König ſcheint wirklich dieſe Begriffe zuweilen ſowohl in ſeinen Urtheilen, als bey ſeinen Maßregeln verwechſelt zu haben; und er wurde dadurch in beyder Abſicht zur Ungerechtigkeit verleitet. Er konnte, wie ich an einem anderen Orte geſagt habe, Grund haben, dem Adel, nach der Regel, die Befehlshaberſtellen bey ſeiner Armee allein aufzubehalten.

Das Corps des Adels war in ſeinen Ländern zahlreich genug, um dieſe Stellen ausfüllen zu können. Die Gewohnheiten, Sitten, und ſelbſt die Vorurtheile des Standes ſind Vorbereitungen zu kriegeriſchen Geſchäften. Endlich iſt die Gewohnheit des Adels, auf ſeinen Gütern zu herrſchen, und die des Bauern, Adelichen zu gehorchen, ein Grund, warum die Subordination bey einer teutſchen Armee am beßten geſichert iſt, wenn der Officier aus dem erſten, der Soldat aus dem letztern Stande genommen wird. Aber dann that Friedrich unrecht, wenn er bürgerliche Officiere, die ihren Muth und ihre Geſchicklichkeit, im Kriege ſelbſt, und mitten unter Gefahren, erprobt hatten, nach Endigung derſelben von der Armee entfernte, als wenn, troß aller Beweiſe von Kriegstalenten und kriegeriſchen Tugenden, welche ein bürgerlich gebohrener Mann gab, dem Stande ſelbſt eine natürliche Unfähigkeit anklebe, in dieſem Berufe dem Staate dienen zu können. Dann folgte er bloß dem Vorurtheile, und nicht mehr ſeiner Vernunft, wenn er ſeine Armee dadurch zu reinigen und zu verbeſſern glaubte, indem er die Unadlichen, welche untadelhaft ihren Poſten vorgeſtanden hatten, doch von den Belohnungen der Ehre ausſchloß, mit deren Hoffnung ſie in den Dienſt getreten waren. Und am unbilligſten wurde er, wenn er dieſes Verfahren bey ſich ſelbſt und bey der Welt, durch ſo unbeſtimmte Säße, als der, daß das Ehrgefühl, welches Feigheit und ſchändliche Flucht bey pflichtmäßigen Gefahren verbiethet, dem Bürgerſtande fehle, zu rechtfertigen ſucht. Auch iſt der Gedanke des Königs in der That unrichtig: daß ein Bürger, der ſich als Officier entehrt, in einer niedrigern Profeſſion, und durch die Dunkelheit ſeines ehemahligen Standes, zu der er zurückkehre, der Strafe, welche bey einen Adlichen auf eine ſolche Schändung folgt, eher entgehen könne. — Nicht die Geburt, ſondern die Gewohnheit beſtimmt für den Menſchen die Lebensart, in welcher er allein glücklich ſeyn kann, und den Umgang, der ihm zuſagt. Sich, bey der Abſicht unter die Lage erniedriget zu ſehen, in welcher man ſeine jünglings- und männlichen Jahre zugebracht hat, iſt für das Herz des Bürgers nicht weniger kränkend, als für das Herz des Edelmanns. In einem gewiſſen Alter kann man eben ſo wenig zu bürgerlichen Gewerben mit einiger Hoffnung des Erfolgs zurückkehren, als es in demſelben möglich iſt, die höhern Laufbahnen der Wiſſenſchaften und des militäriſchen Ruhms mit Glück anzufangen. Noch weniger iſt es möglich, nach einer ſolchen gewaltſamen Veränderung des Zuſtandes zufrieden und glücklich zu ſeyn. Und geſetzt auch, daß den bürgerlichen, durch Feigheit und ſchlechte Aufführung geſchändeten, Officier ſein voriger Stand mit mehr Nachſicht aufnehmen, als der Adliche von ſeines Gleichen, und ſelbſt von ſeiner Verwandtſchaft, hoffen

hoffen darf: (eine Sache, die doch nichts weniger als bewieſene Thatſache iſt,) ſo würde hingegen der adliche Officier deſto eher in fremden und feindlichen Armeen eine Zuflucht finden, bey welchen der Nahme der Familie bekannt, die Unehre des Mannes unbekannt iſt, oder bey welchen es auch zuweilen als eine Empfehlung dient, den Monarchen mißfallen zu haben, gegen welchen Eiferſucht und Feindſchaft in dem Lande, wohin er ſeine Zuflucht nimmt, herrſcht.

Großer Männer Ideen verdienen, daß man ſie unterſuche. Man wird bey denſelben immer, wie hier bey den Ideen des Königs, Gründe finden, warum ſie dieſelben faßten; und dieſe Gründe werden uns etwas von der Natur der Sache lehren. Aber indem wir in dieſe Natur tiefer eindringen, werden wir auch erkennen, wie leicht ſich ſelbſt in großen Geiſtern Irrthum mit Wahrheit vermiſchen, — und wie nah Vorurtheile ſich an richtige Erfahrung anſchließen können. Die Verſchiedenheit der Stände verändert und modificirt die Gelegenheit, beſondere Talente auszubilden, oder gewiſſe Tugenden zu zeigen: aber die Würde der Menſchheit, die, zu allem fähig zu ſeyn, wozu Vernunft und ſittliches Gefühl hinführen kann, ſobald die Veranlaſſung dazu vorhanden iſt, — dieſe wird durch jene Unterordnung auf keine Weiſe afficirt. Kein Recht muß von jedem

Stande eifriger vertheidigt werden, als dieſes, daß er zu allem, was Tugend und Vollkommenheit heißt, gelangen könne, wenn er auch nicht zu allen Belohnungen derſelben gelangen kann. Und es hat ſicher auf die Regierung eines Fürſten einen nützlichen Einfluß, wenn er ſich von der Gleichheit der Menſchen in der erſtern Rückſicht überzeugt, geſetzt auch, daß er die Ungleichheit derſelben in der zweyten beybehält und befeſtigt.

Siebente Abtheilung.

Fragmente
vermiſchten Inhalts,
zur
Charakter-Schilderung
Friedrichs des Zweyten.

1.

Der eigenthümliche und allgemein durchſcheinende Charakter des Verſtandes des Königs iſt geſunde Vernunft. Nicht Tiefſinn, nicht ausharrende Meditation war ſeine Sache. Ein richtiger Blick, den man ſich durch die Erwägung der verſchiedenen Seiten des Objects erwirbt, und eine daher entſpringende Mäßigung des Urtheils in allen Dingen iſt, was ihn auszeichnete. Die Extreme, für welche ſich witzige Köpfe, und beſonders die Franzoſen, ſo gern erklären, wurden von ihm nicht geliebt. Viele Stellen der Correſpondenz mit d'Alembert zeigen es. Selbſt in Sachen, wo er die früheſten und größten Vorurtheile eingeſogen hatte, wo geſunde Vernunft ohne gelehrte oder tiefſinnige Unterſuchungen nicht ausreicht, und wo man am meiſten in Gefahr iſt, daß Maß zu überſchreiten, weil man Bande vorher hat zerreißen müſſen — in Sachen, welche die Religion und die Prieſterſchaft betreffen, urtheilt Friedrich viel gemäßigter, als der franzöſiſche

Philoſoph. Die Briefe des letztern werden durch immerwährende Ausfälle auf das catholiſche oder chriſtliche Lehrſyſtem und die Hierarchie ermüdend. Er lobt und ſchätzt alles, was dem geiſtlichen Stande wehe thun, oder ihm eine Wunde beybringen kann, und geräth, im Eifer wider ihn, auf die ſeltſamſten Einfälle. Der König in ſeinen Antworten berichtiget dieſe Ausſchweifungen, und ſelbſt unglaubig und ſogar zuweilen Spötter, erkennt er doch, in Augenblicken des Nachdenkens, das Mißbräuche von dem Weſen des Inſtituts abgeſondert werden müſſen, und daß das Chriſtenthum in ſeinem Urſprunge moraliſch gut war. — Dieſe Mäßigung, dieſes von Paradoxien und Schwärmerey freye, gelaſſene Urtheil, auch in Dingen, wo er von der gemeinen Meinung abging, bekam mit dem Alter immer mehr in ſeinen Reden und Schriften die Oberhand.

Unſre erſten Ideen faſſen wir durch Anſtrengung, es ſey unſrer Imagination, unſrer Aufmerkſamkeit, oder unſers Witzes. Kein Wunder, daß wir alsdann durch die zu ſehr geſpannte Kraft über das Ziel der Wahrheit geführt werden. Der Ehrgeiz kömmt noch hinzu, der im Abſtechenden etwas Glänzendes findet. Die Beredtſamkeit kann ſich in ſchneidenden Behauptungen und ſtark ausgedrückten Geſinnungen am beſten zeigen. — Die Erfahrung iſt es, die gute feurige Köpfe allein auf den Mittelweg der Wahrheit zurückbringen kann, wenn das Naturell gut und edel iſt. Und wer war wohl je in einer glücklichern Lage, Erfahrungen über Menſchen, ihre Meynungen und Schickſale zu ſammlen? So wie dieſe daher bey unſerm Könige ſich häuften, da er immer mit wachem Geiſte und offnen Augen lebte, ſonderte ſich in ſeinen Meynungen das Blendende vom Reellen ab. Die Uibertreibungen fielen weg: und er ſahe in allen Dingen das Gemiſch vom Guten und Böſen, von Vollkommenheit und Mangel, welche macht, daß man wenig Sachen bewundert, aber auch wenig verabſcheut. In jedem Gegenſtande das Nützliche aufſuchen, in jedem Menſchen, und in jeder Claſſe von Menſchen die guten Eigenſchaften, die ſie haben, anerkennen, die bewundertſten Dinge und Perſonen doch noch einer Prüfung unterwerfen, bey dem allgemein Getadelten ſich nach Entſchuldigungen umſehen, oder die ſich darbiethenden Statt finden laſſen, — dieß iſt die Denkungsart des durch Erfahrung geprüften Mannes von geſunder Vernunft, und das war die Denkungsart des Königs in ſeinen letzten Jahren.

*.

Kein Anſehn iſt feſter gegründet, und kann eher Schranken durchbrechen, als das, welches auf dem perſönlichen Muthe, dem Verſtande, der Stärke der Seele und den großen Succeſſen des Regenten ruhet. Wenn bey einem ſolchen Fürſten nicht Gerechtigkeitsliebe ſeinen Gaben und ſeinem Glücke zur Seite geht: ſo iſt auch in der gemäßigten Monarchie die Freyheit in Gefahr; und in einer reinen Monarchie wird die Gewalt willkürlicher. Es iſt ein Beweis von der Mäßigung des Königs, daß er wenigſtens die Seile nicht ſchärfer anzog, mit welchen ſchon der ganze Staat an den Willen ſeines Monarchen gebunden war.

5.

Man iſt einſtimmig der Meinung, daß der König ſehr genau und ſehr ſchnell von allem, was in fremden Staaten und an deren Höfen vorging, unterrichtet geweſen ſey, ob er gleich auf ſeine accreditirten Bevollmächtigten wenig wandte, nicht immer vorzügliche Männer dazu wählte, und wenig von ihnen zu erwarten ſchien. Aber er hatte neben ihnen noch ſubalterne Agenten und Nachrichtertheiler, — eine Methode, die ihre große Unbequemlichkeit hat. Auch ſelbſt durch Beſtechungen der Diener fremder Herren glaubte er, (der ſonſt die offne grade Verfahrungsart ſo ſehr liebte,) von Höfen, die ſich ihm ſchon verdächtig gemacht hatten, die Geſinnungen und Anſchläge erforſchen zu dürfen. Iſt dieß erlaubt? Es iſt wirklich eine ausgeübte Feindſeligkeit: es iſt eine mit Betrug begleitete Feindſeligkeit, wobey man einen Menſchen zum

Verbrechen verleitet, und die Rechte eines andern beleidiget. — Als ein Act des Krieges kann es nicht eher zuläſſig ſeyn, bis ſchon die feindſeligen Geſinnungen des Staats, gegen welchen man ſich ihn erlaubt, höchſt wahrſcheinlich ſind. Als Betrug, als Verſuchung eines fremden Unterthans zu einem Verbrechen, welches man bey ſich der größten Strafe würdig hält, iſt eine Maßregel, die jeder edle großdenkende Mann, wie Friedrich war, für verwerflich erklären muß, zu der ihn nur die abſolute Nothwendigkeit bewegen kann, und zu welcher gemeiniglich ihn die Politik ſeiner Miniſter und Diener fortreißt. Und dieß, beyläufig geſagt, iſt mit eine der Urſachen, warum in der Politik die Gerechtigkeit weniger, als im Privatleben, ihren feſten Sitz finden kann. Für den Miniſter, der ſich nur als Diener, als Beſoldeten ſeines Herrn anſieht, iſt die Größe und Macht ſeines Herrn alles. Alle ſeine übrigen Pflichten verſchwinden in ſeinen Augen gegen die Pflicht, welche er ſeinem Gebiether und ſeinem Wohlthäter ſchuldig iſt. So denkt er, wenn er gut denkt? Wie viel wird er ſich nicht in den Geſchäften ſeines Königs erlauben, wofern ſeine Grundſätze, wonach er in ſeinen eignen Angelegenheiten handelt, zweydeutig ſind? Der Souverain aber wird, und wenn es auch ein Friedrich iſt, doch durch die in dieſer Gattung zur Gewohnheit gewordnen Maximen fortgeriſſen.

Dieſe Aufmerkſamkeit **Friedrichs** auf das, was in den Staaten Europens vorgeht, und die ſcharfſinnige Beurtheilung deſſen, was die Combination der an gewiſſen Höfen herrſchenden Maximen, ihres aus ihrer Lage entſtehenden Intereſſe, und des perſönlichen Charakters ihrer Fürſten und Miniſter für die Zukunft vermuthen läßt: zeigt ſich ſchon in der Abhandlung, die er als Kronprinz über die politiſche Lage der Dinge in Europa ſchrieb. Es war zwar noch nicht ſo viel eigne Einſicht aus Beobachtung, als Anwendung von Principien, die unter den Politikern der Zeit geprediget wurden. Aber man ſieht doch ſchon, daß der Prinz über dieſen Zweig der Regierung tief dachte, und daß ſeine Philoſophie mit ſeiner hiſtoriſchen Kenntniß auf dieſem Punct ſich vereinigte.

Der König erhielt aber von der Philoſophie noch zwey Vortheile für die Verwaltung der auswärtigen Geſchäfte, erſtlich, daß er einſah, wie ungewiß die Vorausſagungen der Politiker ſind, zweytens, daß er die Kleinheit und das Verächtliche in den Intriguen und in den Spitzfindigkeiten erkannte, mit welchen oft die Angelegenheiten der Völker gegen einander von ihren Stellvertretern verhandelt werden. — Die Größe der Gegenſtände täuſcht hier die meiſten Menſchen, und macht, daß ſie dieſelbe Art des Verfahrens die ſie im Privatumgange Klatſcherey nennen würden, dieſelbe Art des Negotiirens, die ſie im Kaufen und Verkaufen eines kleinen Eigenthums für Jübelen und niederträchtig halten, in Verhandlungen, die ſich auf ganze Staaten und große Fürſten beziehn, für erlaubt, und für weiſe und groß anſehen. Der König ſah gewiß tiefer in dieſe Sache, und ſahe ſie mehr in der Nähe, als irgend ein Philoſoph aus dem Privatſtande thun kann, dem nur die Geſchichte die unvollkommnen Gemälde der Negotiationen voriger Zeiten aufſtellt. Aber nach dieſem Gemälde muß jeder denkende Mann mit Beyfalle und Wohlgefallen dem Könige beyſtimmen, welche ſeinem Freunde, der noch größre Ideen von dem Weltregimente hatte, aufrichtig geſteht, daß die politiſche Welt par un grande commerage regiert werde. Und ſegnen muß jeder Menſchenfreund das Andenken des Monarchen, oder desjenigen Miniſters, welcher etwas dazu beyträgt, dieſes commerage in eine gerade, vernünftige, und von Winkelzügen, von Spitzfindigkeiten, und von Verſtellung freye Unterredung zu verwandeln.

4.

Der König hatte Recht, wenn er das gewöhnliche Geſchäfte der Geſandten nicht ſo hoch ſchätzte. Alltägliche und allen bekannte Begebenheiten, (womit die Depeſchen ſehr oft angefüllt ſind), zu berichten, dazu gehört ſehr wenig Fähigkeit. Geheime auszukundſchaften, dazu gehört Feinheit, Liſt, Gewandtheit — Eigenſchaften, die der König, wie

wie ſie es wirklich verdienen, nur in einen ſehr ſubalternen Rang ſetzt, — es gehören dazu oft Beſtechungen, die er im Grunde verabſcheute, Aufträge auszurichten: dazu gehörte bey ſeinen Geſandten weniger, eben weil er ihrer Einſicht ſo wenig zutraute, oder ihrer Willkür ſo wenig überließ. — Alles übrige, was das Geſandten-Leben in den Augen der meiſten ſo groß macht, ſchien ihm nur Repreſentation zu ſeyn, von der er überall wenig hielt, oder ein angenehmer Müßiggang, den er als etwas Verächtliches anſah.*

So weit führte ihn ſein richtiger Verſtand und ſein feines Gefühl des Edlen und Guten. Aber er ſah doch hiebey die Sache nur von einer Seite an. Die Geſandten können ſehr wichtige Perſonen für den Staat oder den Herren, der ſie ſchickt, durch Functionen werden, die nicht in ihrer Inſtruction ſtehen, und für die keine Inſtruction gegeben werden kann, — durch die Liebenswürdigkeit ihrer Perſon, und ihres Umganges. Da ſie auf gewiſſe Weiſe dem Hofe, an welchen ſie geſchickt werden, das Bild von dem National-Charakter ihres Volks, und der Denkungsart ihres Hofes darſtellen; da man vermuthet, daß, da ſie zu der gebildetſten und edelſten Claſſe ihrer Landesleute gehören, man das Maß der Aufklärung und der Sittlichkeit im Ganzen nach ihrem Muſter beſtimmen kann: ſo hängt die gute oder ſchlechte Meinung, die eine Nation von der andern, oder wenigſtens eine Hauptſtadt von der andern faſſen ſoll, zum Theil von dem guten oder ſchlechten Betragen, dem anziehenden oder abſtoßenden Charakter, dem Genie oder der Ungeſchicklichkeit des Stellvertreters ab, den dieſe zu jener ſendet. Beſonders ſo lange Krieg und Friede nicht von den Nationen, ſondern von den Königen beſchloſſen werden, und die freundliche oder feindſelige Geſinnung der Völker von der Liebe oder dem Haſſe ihrer Regenten, und deren Familie, Miniſter und Höfe gegen einander abhängt: ſo lange kann ein Mann, der dieſe perſönliche Freundſchaft der Fürſten zu unterhalten oder zu ſtören ſehr wohl im Stande iſt, für die Ruhe und Glückſeligkeit der Staaten von großer Wichtigkeit ſeyn. Die Sachen, die er vorzutragen hat, können ihm freylich pünctlich, und vielleicht wörtlich vorgeſchrieben werden. Aber das ganze Betragen, wodurch unangenehme Aeußerungen noch anſtößiger werden, und wohlgemeinte ihren Werth verlieren, kann ihm nicht vorgeſchrieben werden. Wenn er ſich ſelbſt beliebt oder verhaßt macht, ſo fällt dieß immer zum Theil auf den Souverain zurück, der ihn wählte, und durch ein ſo wichtiges Amt ehrte. Sein Stolz kann aufbringen, und ſeine Prahlerey die ſchlafende National-Eiferſucht erwecken: Sanftmuth hingegen, wahre Artigkeit, und noch mehr Güte des Herzens, mit Verſtand und Kenntniß bey einem Geſandten verbunden, kann oft den ſchon ausgeſtreuten Samen der Zwietracht unter zwey Staaten erſticken, ehe er aufkeimt, und das Feuer dämpfen, wenn es ſchon unter der Aſche lodert.

Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel hiervon zeigt uns die franzöſiſche Geſchichte im Anfange dieſes Jahrhunderts. Das Haus Bourbon hat die Krone Spanien vielleicht keinem glücklichen Umſtande ſo ſehr zu danken, als der Liebenswürdigkeit des Grafen von Harcourt, und dem Stolze des öſterreichiſchen Miniſters. Die Großen, und nach ihnen die Nation, urtheilten von dem Geiſte der künftigen Regierung, nach den Eigenſchaften der Geſchäftsträger und Stellvertreter derſelben. —

Ich weiß, daß, bey einem noch vollkommnern Zuſtande der Dinge, es zweifelhaft ſeyn könnte, ob es für Frankreich ein ſo ausnehmender Vortheil war, einen Prinzen ſeines Hauſes auf dem ſpaniſchen Throne zu ſehn, beſonders, da es dieſen Vortheil mit ſo viel Blute erkaufen mußte. Freylich, wenn die Feindſeligkeiten und Kriege der Nationen, (wie es ſeyn ſollte und ſeyn wird, wofern dieſe jemahls in ihrem größten Theile aus denkenden Menſchen beſtehn), nur dann zu befürchten wären, wenn die Nationen wirklich von einander beleidigt ſind, und Urſachen haben einander zu haſſen, (ſo weit Urſachen des Haſſes unter Menſchen rechtmäßig ſeyn können): ſo würde an der Rivalität, oder der Blutsfreundſchaft der regierenden Familien, den Völkern ſelbſt nicht ſo viel liegen. Die Franzoſen würden von den Spaniern alle Sicherheit und alle

Handlungsvortheile erwarten können, die nach der Natur der Sachen und ihrer Lagen zur Glückſeligkeit beyder beytragen, es möchte ein öſterreichiſcher, oder ein bourboniſcher König über Spanien herrſchen. Aber zu einer Zeit, wo dieſe mit einander durch die Natur ſo nahe verbundnen Völker, durch die zur Gewohnheit und beynahe erblich gewordnen Geſinnungen ihrer regierenden Stämme, ſo oft verleitet wurden, unnützes Blut zu vergießen, und immer verhindert, die Vortheile ihrer Nachbarſchaft zu genießen: zu dieſer Zeit war es nicht bloß der König Ludwig und ſein Enkel, Philipp von Anjou, ſondern es war die franzöſiſche Nation, der Harcourt eine Wohlthat erwieß, indem er den Spaniern die Neigung einflößte, ihren Regenten aus dem Königsſtamme der erſtern zu wählen.

Dieſe letztere Betrachtung findet eine Anwendung in weiterm Umfange. So lange die Völker einander, bloß nach dem Beyſpiele ihrer Könige, für Freunde oder Feinde anſehen: ſo lange werden auch die Könige und ihre Höfe einander nach deren Geſandten beurtheilen. Und wenn dieſe alſo nicht immer durch die ihnen übertragnen Geſchäfte ſehr wichtige Perſonen ſind: ſo ſind ſie es durch die Meinung, welche ihre guten oder ſchlechten Eigenſchaften bey dem Volke und an dem Hofe, an welchem ſie leben, von ihrer eignen Nation und ihrem Hofe machen.

Und wenn dieſe Perſonen dem zufolge ſorgfältig gewählt ſind: ſo verdient es noch eine Unterſuchung, ob es beſſer ſey, was Friedrich der Zweyte wollte, denſelben genau jedes Wort, das ſie ſagen, jeden Schritt, den ſie thun ſollen, vorzuzeichnen, oder ihrer Einſicht und der Beurtheilung der Umſtände einen größern Spielraum zu laſſen. Es geht in Abſicht gewiſſer Negotiationen unſtreitig ſo, wie in Abſicht der Operationen im Felde. — Beyde von den Befehlen eines entfernten Miniſteriums ganz ſtrenge abhängig machen, legt oft dem größten Staatsmanne, wie dem geſchickteſten Feldherrn, Hinderniſſe in den Weg, welche Talente unbrauchbar machen, und den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen vereiteln. Es gibt in der Art und Weiſe etwas zu thun noch ſo viele Modificationen, und es kann durch dieſe Nebenbeſtimmungen, beſonders bey Unterhandlungen, ſo viel gewonnen und verloren werden, daß denjenigen, welchen man Verſtand genug zutraut, in dieſen nicht zu fehlen, auch ſehr billig eine etwas freyere Thätigkeit, in Abſicht der Hauptſache ſelbſt, gelaſſen werden kann.

5.

Die Eintheilung ſeiner Einkünfte und die Vergleichung mit ſeinen Ausgaben konnte, bey keinem Hausvater vom eingeſchränkteſten Vermögen, pünctlicher

licher ſeyn, als bey Friedrich dem Zweyten. Er verſchob oft kleine Zahlungen, wenn er nicht gerade eine, von allen andern Beſtimmungen freye, Summe dazu anzuweiſen hatte.

Nichts kann bey einem Monarchen nothwendiger ſeyn, der, bey einem Staate von eingeſchränktem Umfange, große Unternehmungen ausführen will.

Die immer erneuerte Uiberſicht der in der folgenden Zeit bevorſtehenden Zahlungen, und die unverletzliche Unterordnung aller außerordentlichen Ausgaben des Luxus, der Zierde, oder Verſuche, unter den Plan der ordentlichen, die zu den Bedürfniſſen gehören, iſt nothwendig in der größten, wie in der kleinſten Haushaltung, wenn nicht, mit der Länge der Zeit, Unordnung und Schulden in beyden entſtehen ſollen.

Friedrich glaubte, und nicht ohne Grund, daß ein König eher in allen andern Sachen augenblicklichen Einfällen folgen könne, als in den Ausgaben. Hier ſchien ihm alles berechnet und planmäßig ſeyn zu müſſen, weil eine entſtandne Lücke ſelten wieder ausgefüllt werden kann, ohne wieder zu einem neuen Riſſe Anlaß zu geben.

Die Eigenſchaften des Geiſtes aber, welche einen König in den Stand ſetzen, ein ſo vollkommner Haushalter zu ſeyn, und durch welche es Friedrich wurde, ſind Einſicht, Aufmerkſamkeit, und Herrſchaft über ſich ſelbſt: die erſte, um zu begreifen, wie nothwendig dieſe Oekonomie ſey, und wie ſie in alle Theile der Staatsgeſchäfte eingreife; die zweyte, um ſich mit dem wahren Zuſtande ſeiner Sachen bekannt zu machen, und ſeine Einnahmen, Ausgaben und Uiberſchüſſe immer gegenwärtig zu haben; die dritte, um ſich von ſeinen eignen Regeln nicht abwendig machen zu laſſen.

6.

Das Mißtrauen, welches der König gegen diejenigen äußerte, welche die Werke ausführten, zu denen er das Geld hergab, gegen Baumeiſter, Ingenieurs, und Unternehmer von Straßen und Canälenbauen, kam theils von ſeiner Unwiſſenheit, theils von der unglücklichen Erfahrung, oft betrogen worden zu ſeyn, her. Man kann indeß nicht leugnen, daß er an den Fehlern, welche er dieſen Ausführern ſeiner Entwürfe vorzuwerfen hatte, oft ſelbſt Schuld war. Indem er die geſchwindeſte und die wohlfeilſte Art, jedes Werk zu Stande zu bringen, der koſtbarern aber ſolidern und langſamern vorzog: und da er oft, nach der Dreiſtigkeit der Vorſchläge, die Fähigkeiten, oder die Ehrlichkeit der Unternehmer beurtheilte: ſo fiel er oft gerade dadurch in die Hände der Unwiſſenden, oder der Betrieger, indem er ſich vor dem Betruge verwahren wollte.

Mißtrauen, mit Unwiſſenheit verbunden, iſt das ſicherſte Mittel hintergangen zu werden. Ein König kann dem Betruge in Sachen, worin ihm ſpecielle Kenntniſſe fehlen, und eigne Aufſicht unmöglich iſt, nur dadurch vorbeugen, daß er die Oberaufſeher ſolcher Arbeiten aufs ſorgfältigſte wählt, daß er überhaupt auf Ehrlichkeit hält, und dieſe Eigenſchaft als die Grundeigenſchaft eines guten Geſchäftsmannes anſieht, daß er endlich Fehler der Einſicht oder ſelbſt des Fleißes von Fehlern der Unredlichkeit in ſeiner Ahndung gehörig unterſcheidet.

Der König hat dieſer letzten Regel nicht immer gemäß gehandelt. Er hat Perſonen, die beym Proviantweſen, bey Lieferungen und in Adminiſtrationen der Lazarethe, ſich auf Unkoſten des Publicums mit Unrecht bereichert hatten, nicht immer die Ahndung fühlen laſſen, die eine jede Untreue in öffentlichen Aufträgen, beſonders, wenn ſo viele Menſchen darunter leiden, verdient. Ja es iſt ihm ſogar zuweilen entwiſcht, daß er diejenigen für dumm anſah, die ſolche Gelegenheiten, ihre eigne Sachen auf guten Fuß zu ſtellen, ungenutzt vorbey gelaſſen hatten. Er hat ſich nicht immer vor ſolchen Aeußerungen bewahren können, als wenn ein gut ausgeſonnener und klug ausgeführter Streich das Schlechte in der Handlung entſchuldigen könne. — So dachte er zwar nicht, wenn er allgemein über die Moralität des Betragens der Staatsdiener urtheilte, nicht, wenn er ſpäter die Aufführung der ſeinigen überſah. Aber gegen einzelne Perſonen handelte er zuweilen bey ſeinen Ahndungen nicht anders, als wenn er ſo dächte.

In der That glaubte er wohl im Kriege die Zügel nachlaſſen zu müſſen: überzeugt, daß er dieſelben immer wieder werde anziehen können, wenn die Ausgelaſſenheit der eigennützigen Begierden dem Staate weſentlichen Schaden thäte. In der Zeit der Noth ſchien es ihm mehr darauf anzukommen, für jede Unternehmung und für jede Anſtalt Leute zu haben, welche ſich denſelben mit ſolchem Eifer und ſolcher Thätigkeit widmeten; dergleichen nur der geſchärfte Eigennutz hervorbringen kann, als den Schaden zu verhüthen, den böſe Beyſpiele von ungeſtrafter Untreue und Habſucht der Moralität ſeiner Unterthanen zufügen möchten. Es kam noch die in der That unglückliche Theorie hinzu, die er ſich von der Beſchaffenheit der Menſchen überhaupt machte. Da er an Tugend wenig glaubte, und die Ehrlichkeit der meiſten, die dieſer Eigenſchaft ſich rühmen, nur dem Mangel an Gelegenheiten, an Kräften oder an Verſtande zuſchrieb: ſo war er weniger ſorgfältig in der Wahl der Perſonen bey Geſchäften, wobey es auf Redlichkeit ankömmt, weil er ſich doch von keinem wahrhaftige Ehrlichkeit verſprach; weniger ſtrenge gegen einzelne Perſonen, weil er von der menſchlichen Natur überhaupt ſchlechter dachte. Indem aber dadurch der wirklich Redliche die Belohnung ſeiner Uneigennützigkeit, das volle Vertrauen ſeines Herrn, verlor: ſo gab er dem Menſchen von unbeſtimmtem und zweydeutigem Charakter (von welcher Art die meiſten Menſchen ſind) eine Verſuchung mehr, ſich auf die Partey zu ſchlagen, wo der Vortheil ſicher und augenſcheinlich, und die Strafloſigkeit wahrſcheinlich war.

7.

Es iſt eine Meinung, die aus der Verachtung der Menſchen entſteht, wenn man glaubt, daß die dümmſten und unwiſſendſten unter ihnen die ehrlichſten ſind. Man wird daher finden, daß niemand dieß von der Claſſe, zu welcher er ſelbſt gehört, für wahr hält, ſondern nur von denen, die weit unter ihm ſind. Man ſieht es ſehr wohl ein, daß es nur der Verſtand iſt, welcher der Ehrlichkeit eines Menſchen einen Werth geben kann, und daß, wo der erſtere fehlt, die letztere in dem bloßen Unvermögen beſtehe zu ſchaden, wofür man niemanden Dank wiſſen dürfe. Wie könnte man alſo für ſolche Geſchöpfe Achtung hegen, von welchen man glaubt, daß ſie entweder nur eine Güte ohne Verdienſt, oder freye Selbſtthätigkeit mit Bosheit haben? Uiberdieß muß man die Perſonen, welche man nach dieſem Maßſtabe beurtheilt, bloß als Werkzeuge in Beziehung auf uns, — nicht als vernünftige Weſen, die einen Endzweck ihres Daſeyns in ſich ſelbſt haben, betrachten. In dem erſten Verhältniſſe iſt es genug, wenn ſie uns nutzbar und nicht ſchädlich ſind, das Principium, woraus dieſes entſteht, mag ſeyn, welches es wolle; nach dem andern Geſichtspuncte iſt ein unendlicher Unterſchied, ob ſie durch ihren Verſtand, oder durch ihre Schwäche uns dienſtbar werden. Es iſt aber dieß die wahre Menſchenverachtung, der Grund von der häufigſten Verletzung der Rechte des Menſchen, wenn man ihn bloß als Mittel, nicht als Endzweck betrachtet.

Der König Friedrich war auch von der zuerſt gedachten Meinung, beſonders in Abſicht der niedrigern Claſſen des Volks, und der ſubalternen Staatsbedienungen, angeſteckt. Er wählte zuweilen nach dieſem Vorurtheile ſeine Bedienten: aber er befand ſich übel dabey. — Eine gewiſſe Dummheit kann mit Liſt wohl beſtehn, und bey einem natürlich hellen Kopfe iſt einiges ſittliches Gefühl faſt unausbleiblich. — Der König dachte auch ſo im Allgemeinen und handelte ſo, wenn er Anordnungen für den Staat überhaupt, oder für die untern Stände insbeſondere zu machen hatte. In ſolchen Augenblicken einer weiten Uiberſicht welches ohne Zweifel diejenigen ſind, wo der Menſch am richtigſten ſieht), erkannte er den Nutzen der Aufklärung auch für den zu den unterſten und körperlichſten Dienſten beſtimmten Einwohner des Reichs. Aber wenn er in einem engern Geſichtskreiſe bloß auf die Bequemlichkeit des Herrſchenden, auf die größere Leichtigkeit, den Einfältigen als den Klugen zu regieren, auf die größere Sicherheit des mechaniſchen Gehorſams, bey dem Soldaten, welcher nie ſelbſt urtheilt, und der Verſchwiegenheit des Bedienten, welcher die Aufträge ſeines Herren, ohne Kenntniß ſeiner Angelegenheiten, und ohne Neubegierde ſie zu wiſſen, ausrichtet; wenn er, ſage ich, bloß auf einzelne Menſchen in ſeinen Dienſten, oder auf einzelne Dienſte und Verrichtungen derſelben ſahe: ſo gab er auch mehr den Vorurtheilen und Leidenſchaften ſeines hohen Standes nach, und wollte die Erhabenheit, welche er über die ihn umgebenden Menſchen behauptete, auch noch durch die Größe ihres natürlichen Abſtandes von ihm befeſtigen.

8.

Woher kam es, daß Friedrich, der in der Kleidung und in allen Verzierungen in der Schreibart, in den Zeichen der Höflichkeit oder der Ehrerbiethung im geſellſchaftlichen Leben, in Unterhandlungen das Einfache ſo ſehr liebte, in der Baukunſt Uiberladung und geſchmackloſe Pracht eher ertragen konnte, zuweilen ſogar vorzog?

Geſchah es, weil er an ſich den Prunk nicht verſchmähte, in ſo fern er von Größe zeugte, aber nur ſeine Bequemlichkeit noch mehr liebte: und alſda, wo er jenen erhalten konnte, ohne von dieſer etwas aufzuopfern, (wie bey Gebäuden der Fall iſt), in der That das Prächtige und Reiche ſchätzte, und nur dann ihm entſagte, wenn es wie bey ſeiner Kleidung, ſeiner Lebensart, und der Hofetiquette, ſeine Freyheit einſchränkte, und ihn in dem Genuß des Vergnügens oder in den Arbeiten ſeines Geiſtes ſtörte? Oder hatte er wirklich in der Baukunſt einen minder gereinigten Geſchmack, und war er von falſchen Muſtern verführet?

Sein Beyſpiel iſt ein Beweis, daß kein Menſch völlig konſequent denkt und empfindet: und daß ein und derſelbe Grundſatz und dieſelbe Anlage der Neigungen, bey dem feſten und unveränderlichſten Manne, doch ganz verſchiedne Handlungsarten hervorbringen kann, wenn Nebenurſachen Einfluß haben.

F.

Durch die ganze Regirung hatte Friedrich mit den Gerichtsſtätten über zwey Gegenſtände zu ſtreiten. Der eine war, daß ſie die Proceſſe nach ſeiner Meinung nicht genug verkürzten. Dieſe Forderung, ſo unbedingt, wie er ſie that, zeigte, daß er die Natur der Rechtspflege nicht ſo gründlich, wie andre Zweige der Verwaltung, kannte. In dieſer Erörterung ſtreitiger Thatſachen oder Rechte unter Privatperſonen iſt es oft nicht möglich ſchnell zu geben, ohne die Unparteylichkeit gegen die Parteyen zu verletzen, oder die Gründlichkeit der Unterſuchung aufzuopfern. Auch kann die Unrichtigkeit des Objects dem Richter nicht von allen den Formalitäten frey ſprechen, welche die Natur des Proceſſes und des Geſetzes fordert. Dieſes zu vernachläſſigen, oder die Sache flüchtig zu bearbeiten, weil er ſie für unerheblich hält, würde ein größerer Mangel der Juſtiz ſeyn, als alles ihr Zaudern.

Zum andern glaubte und klagte er, daß die Richter arme Perſonen beſchweren und ihnen vorzüglich Unrecht thun. Die Geſinnung, aus welcher dieſes Urtheil ſtammte, war vortrefflich: und die Aeußerung derſelben, ſelbſt am unrechten Orte, war villeicht nothwendig, um die Parteylichkeit, die faſt in allen Menſchen für diejenigen obwaltet, die ihnen helfen, oder die ſie ehren können, ich meine für die Reichen und Großen zu erſticken.

Aber im Grunde ſind es nicht die Richterſtühle, ſondern die Geſetzgebung und die Adminiſtration, die den Armen und Niedrigen im Volke helfen muß. Jene müſſen die beſtehenden Geſetze aufrechthalten, ſo ſtrenge ſie gegen den Geringen, ſo parteyiſch ſie gegen die Mächtigen ſeyn mögen. Die Geſetzgebung kann und muß durch ihre Reformen nur langſam helfen, oder ſie thut Eingriffe ins Eigenthum der Reichen, ſie verſetzt die Armen in einen Zuſtand, zu welchem ihre Bildung ſie nicht vorbereitet hat; ſie bringt ihre Leidenſchaften auf, noch mehr zu begehren, und zuletzt alle Schranken des Rechts und der

Billigkeit zu überſchreiten. Nur durch die Adminiſtration, durch die Vertheilung der Auflagen, durch veranſtaltete Arbeiten, durch Beförderung der Induſtrie kann dem gemeinen Volke plötzlich und viel geholfen werden.

Der König beobachtete im Ganzen dieſe Unterſchiede: aber in einigen wenigen Fällen wurde er gegen die Richter ungerecht, und veranlaßte dadurch eine größere Ungerechtigkeit, als die war, welche er beſtrafen wollte. Durch die wiederhohlte Unterſuchung abgeurtheilter und revidirter Bauernproceſſe, bewies er ſeinen Verdacht, daß ſeine obern und untern Juſtizcollegien ſich mit einander verſtehen könnten, die Sache des Armen zu unterdrücken, oder ihre Rechtsvorurtheile der geſunden Vernunft aufzuopfern. Und dieſer geäußerte Verdacht, der mit den Vorurtheilen des gemeinen Mannes ſo gut übereinſtimmte, die immer geduldige Anhörung von Klagen über Beſchwerden, die geſetzmäßig waren abgewieſen worden, die unterlaſſene Beſtrafung auch der Kläger, welche für muthwillige Verleumder ihrer Herren und der Gerichtshöfe erkannt worden waren: dieſe, durch mehrere der letztern Jahr ſeiner Regierung fortgeſetzte, Aufführung des Königs, und nicht ſein, in der arnoldſchen Sache bekannt gewordnes, Wort, daß er, in Sachen des Rechts, den geringſten Bauer dem Fürſten gleich ſchätze, haben die Aufſätzigkeit der Bauern an mehrern Orten, und hartnäckige Proceſſe zur Folge gehabt.

10.

Der König hatte ſehr Recht, wenn er den Selbſtmord für kein Verbrechen hielt, welches die Ahndung der Obrigkeit verdiene. Es ſey eine Folge eines zerrütteten Gehirns, es ſey eine Folge irreligiöſer Grundſätze, oder eines mit ſchlechten Handlungen beladenen Gewiſſens: immer iſt es, an ſich betrachtet, ein Unrecht, welches der Menſch ſich ſelbſt thut, und welches alſo der Staat, der nur die Gerechtſame andrer Menſchen gegen ihn in Schutz nehmen ſoll, nicht beſtrafen darf. Der Selbſtmord entzieht zugleich den Menſchen, welcher ihn begeht, der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit, und läßt nur noch einen unempfindlichen Leichnam in ihrer Gewalt, über welchen zu wüthen eben ſo thöricht als unanſtändig iſt.

Aber ſollte der Selbſtmord nicht als Beyſpiel ſchaden können? Sollt er nicht, in ſo fern er der bürgerlichen Geſellſchaft und der Familie die Dienſte des ſich Entleibenden entzieht, die Rechte derſelben beleidigen? Sollte nicht endlich das für eine Strafe desſelben gelten können, was die Meinungen der Menge als eine Schmach des Verſtorbnen anſieht, wenn ſie gleich nicht zum Bewußtſeyn des Geſtraften kömmt?

Der König dachte, wie mir es vorkommt, als Philoſoph, richtig, wenn er glaubte, daß, da der ſtärkſte Trieb des Menſchen, die Liebe zum Leben, dieſer Ausſchweifung entgegen ſtehe, das Beyſpiel des Selbſtmörders nie anſteckend werden kann, wenn nicht entweder das gemeinſchaftliche Elend vieler Menſchen von einer Claſſe ſie zu einer gleichen Verzweiflung treibe, — welches faſt nur durch die Folgen einer ſchlechten Regierung, der Grauſamkeit, oder der Vernachläſſigung der Obern gegen ihre Untergebenen geſchehen kann, — oder wenn ſchwärmeriſche Religions-Empfindunhen ſich der Imagination des gemeinen Volks bemächtigten, — ein Uibel, dem durch Erziehung und Belehrung beſſer, als durch Beſchimpfung des Leichnams des Selbſtmörders, abgeholfen wird.

Verſagte Dienſte ſind zwar für den lebenden Bürger eine Schuld, die ihn haſſenswürdig oder verächtlich, aber nicht ein Verbrechen, das ihn ſtrafbar machet: wie viel weniger kann er, wenn er durch den Selbſtmord ſeinen Poſten verläßt, bürgerlich geſtraft werden, da er ſich ſelbſt des größten Gutes beraubt hat, welches die Geſellſchaft ihren Gliedern zu erhalten und zu beſchützen eingeſetzt worden iſt.

Endlich wenn auch die Strafen, die zum Beyſpiele für das Volk dienen ſollen, ſich nach den Vorurtheilen und falſchen Begriffen deſſelben richten können: ſo iſt es doch immer ein Hinderniß der Aufklärung ſelbſt, wenn ſolche Begriffe dadurch beſtätiget werden: und der Abſcheu, der gegen den Selbſtmord aus der, im Grunde bloß ſcheinbaren, Beſtrafung des Mörders entſtehen kann, überwiegt den Nachtheil nicht, den eine ſo zweckloſe Handlung der Obrigkeit der geſunden Vernunft der Unterthanen zufügt.

So wie ich in dieſem Puncte glaube, die Denkungsart des philoſophiſchen Königs, wenn ſie auch von der gemeinen Meinung abgeht, rechtfertigen zu können: ſo bin ich hingegen in einem andern, der die Ausſchweifungen der Wolluſt und die Vermiſchung der Geſchlechter außer der Ehe betrifft, beynahe überzeugt, daß ſeine Nachſicht zu groß, und ſeine Grundſätze unrichtig waren. — Wenn irgend ein Theil der öffentlichen Sitten, beſonders unter dem gemeinen, und am meiſten unter dem Land-Volke, während einer Regierung, die ſo vieles zur Veredlung ihrer Unterthanen gethan hat, geſunken iſt: ſo iſt es der, welcher auf der Einſchränkung und geſetzmäßigen Richtung des Geſchlechtstriebes beruhet. Dazu haben ohne Zweifel die langen Kriege, welche immer Zügelloſigkeit in allen Arten der Leidenſchaften mit ſich führen, dazu haben ohne Zweifel die großen Heere, und die durchs ganze Land vertheilte Menge unbeweibter, ſtarker, und ausſchweifender Soldaten, beygetragen. Aber die Denkungsart des Königs, dieſe Ausſchweifungen für unſchädlicher, und die öffentliche Meinung, die eine große Schand an dieſelben knüpfte, für thöricht hielt, — dieſe Denkungsart, die er ſo oft und ſo deutlich bey denen, die unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht ſtanden, an den Tag legte, daß die Nachricht davon bald, von Mund zu Mund, bis zu dem gemeinen Manne durchdrang, ward vielleicht doch eine der Urſachen, die jenes Uibel vergrößerten.

Der König wollte ohne Zweifel auf dieſe Weiſe die Frage auflöſen, die ſchon ſo viele Federn beſchäftigt, und zu ſo vielen immer vergeblichen Verſuchen der Geſetzgebung Anlaß gegeben hat; „wie dem Kindermorde zu ſteuern ſey." Es iſt der Gegenſtand einer Preißfrage geworden, deren Beantwortung ihn aber doch nicht mehr auf das Reine gebracht hat, — vielleicht, weil er ſich nicht völlig aufs Reine bringen läßt. Man bleibt immer zwiſchen folgender Alternative in der Mitte. Entweder man ſucht der Unzucht und den Beyſchlaf außer der Ehe durch alle dienlichen Mittel zu ſteuern, damit ſo wenig Kinder als möglich erzeugt werden, die aus der Welt zu ſchaffen die Ehre und das Intereſſe der Mütter erfordern könnte; oder man ſucht die bewegenden Gründe zu ſchwächen, um deren willen ein gefallenes Mädchen ihre Frucht zerſtört, oder ihr Kind ums Leben bringt. Das erſte kann nur dadurch geſchehen, das man Schmerz und Schande auf ſolche Ausſchweifungen ſetzt, — aber beydes Schmerz und Schande werden immer mehr das verführte Frauenzimmer, als die verführte Mannsperſon, treffen, — weil das Vergehen der erſten weit klärer bewieſen werden kann, mehr den Menſchen in die Augen fällt, und länger dauernde Folgen hat. — Und alsdann iſt es auch unausbleiblich, daß eben die Strafe, welche die Hurerey verhindern ſoll, den Kindermord befördert, wenn, trotz der Furcht vor der Strafe, das Laſter begangen worden iſt.

Der zweyte Vorſchlag kann auf keine andere Weiſe ausgeführt werden, als wenn man die Verführte von der Schande und Strafe ſo viel, als es nur, bey der nicht ganz vom Geſetzgeber abhängigen Meinung der Welt, geſchehen kann, befreyet. Eben dadurch aber wird den Ausſchweifungen der Wolluſt ein freyeres Thor eröffnet; und indem die Zahl gefallner Jungfrauen, und eheloſer Schwangerſchaften vermehrt wird: ſo kommen unter der großen Menge der Sündigenden doch immer wieder einige vor, die, aus Furcht von den Folgen, welchen die Nachſicht der Obrigkeit nicht abhelfen kann, den Endzweck dieſer Nachſicht, die Erhaltung des in der Ausſchweifung erzeugten Kindes, vereiteln. Die letztere Verknüpfung der Urſache und Wirkung macht es ohne Zweifel, daß in Ländern, wo jene Nachſicht die größte, und alle geſetzliche Ahndung der Sünden der Wolluſt aufgehoben iſt, doch die Kindermorde ſich nicht außerordentlich vermindert haben.

Der König, welcher in allem, was er that, dachte, — und, wenn er irrte, doch gewiß nach Gründen handelte, hatte jene Frage auf die letztere Art entſchieden. Er ſah, wie es auch an ſich wahr iſt, die Vergehungen, zu welchen die Liebe verführt, weniger ſtrafwürdig an, als die, welche der Haß erzeugt; er glaubte, daß, wenn niemand dadurch beleidigt wird, wie ſolches der Fall iſt, wenn beyde Theile einwilligen, niemand das Recht habe, Rache deßwegen zu fordern; daß der Staat einen gelegentlichen Vortheil davon, durch die vermehrte Bevölkerung, ziehen könne, und daß alles was dieſem bey der Aufſicht über ſolche Ausſchweifungen obliege, nur ſey, das Leben des dadurch erzeugten Kindes zu ſichern, oder die geſetzmäßigen Ehen, die immer ein viel zweckmäßigeres Mittel der Volksvermehrung ſind, nicht zu hindern, und ſich vermindern zu laſſen. Dazu kam noch, daß er, bey ſeinen Soldaten und Officieren, die Ergebenheit und den Eifer für ſeinen Dienſt viel ſtärker und geſicherter glaubte, wenn ſie ehelos wären: weil entweder die Heirath ihm ſo viele derſelben wirklich entzogen hatte, oder weil er bloß vermuthete, daß der Ehemann und Hausvater ein von dem Zwecke ſeines Amtes oder des landesherrlichen Dienſtes getrenntes Intereſſe habe. — Dieſe Meinung, welche machte, daß er die Ehen unter jenen Claſſen eher erſchwerte, als begünſtigte, mußte nothwendig die Nachſicht gegen die Ausſchweifungen, welche dieſe gezwungne Eheloſigkeit nach ſich zog, zur Folge haben. Das Beyſpiel verbreitete ſich von ſeiner Reſidenz und deren Garniſon in die Armee, und von der Armee ins Land. Es würde

fol-

folgewidrig geweſen ſeyn, hier beſtrafen zu wollen, was er dort auf gewiſſe Weiſe ſelbſt veranlaßte.

In dieſer Denkungsart iſt vielleicht Wahrheit mit Irrthume verbunden. Die Mönchsmoral voriger Zeiten hat die Keuſchheit über alle Tugenden hinweg geſetzt: und die noch nicht völlig gereinigte Moral der unſrigen iſt noch immer unverhältnißmäßig ſtrenge gegen die Verletzung derſelben geweſen. Es war alſo vielleicht nützlich, daß ein König kam, der durch ſein Verfahren und durch den Geiſt ſeiner Geſetzgebung ſein Volk belehrte: daß die Menſchen eigentlich nur ſoviel werth ſind, als ſie andern Menſchen und der Geſellſchaft nützen, und in ſo weit ſtrafbar, als ſie beyden ſchaden; — daß jede andre Tugend und jede andre Untugend dem Menſchen ſelbſt ſehr wichtig, — aber nie der Maßſtab ſeyn kann, wonach ſeine Nebenmenſchen ihn beurtheilen, noch weniger der, wonach der Staat ihn belohnen und beſtrafen ſoll; daß die activen, wohlthätigen, gemeinnützigen Tugenden die ehrwürdigſten, und die activen, gemeinſchädlichen, dem Wohle der Geſellſchaft hinderlichen, Laſter die abſcheulichſten ſind. — Allein nach meiner Uiberzeugung hatte doch Friedrich nicht genug Rückſicht auf den Nachtheil genommen, welchen, beſonders bey den niedern Claſſen, die Zügelloſigkeit des Geſchlechtstriebes, und die häufige Befriedigung deſſelben außer der Ehe nach ſich zieht. — Wenn es nur bloß mit dem Genuſſe der ſinnlichen Wolluſt geendet wäre; wenn es nichts, als ein, vielleicht nicht zu der ſchicklichſten Zeit und unter den günſtigſten Umſtänden erzeugtes, Menſchenleben wäre: ſo könnte alsdann der Staat billig die Ausſchweifung eines natürlichen Triebes überſehn, und die Unbequemlichkeit einer unzeitigen Volksvermehrung ertragen. Aber erſtlich iſt bey dem gemeinen Manne mit der Zügelloſigkeit dieſer Leidenſchaft faſt immer die Nachlaſſung und Entkräftung aller guten Grundſätze, und die Unregelmäßigkeit der ganzen Aufführung verbunden. Wenn er einmahl, ſeine Lüſte zu befriedigen, diejenigen Schranken durchbrochen hat, die durch die bisher auf dieſes Laſter ſtehende Schande, und immer durch die vielen unausbleiblichen Beſchwerden die ſtärkſten waren: ſo unterliegt er jeder andern Verſuchung der Lüſternheit, des Eigennutzes, oder der Liebe zum Müſſiggange deſto leichter. — Uiberdieß, wie ich ſchon geſagt habe, wo die Wolluſt bloß die Geſchlechter zuſammenbringt: da iſt das Geſchöpf, deſſen Entſtehung die Frucht ihrer Vereinigung ſeyn ſoll, immer in Gefahr, — die Vorkehrungen des Staats für deſſen Erhaltung mögen noch ſo ſorgfältig ſeyn. Wenn ſich das weibliche Geſchlecht, in den niedern Ständen, erſt über Zucht und Sittſamkeit weggeſetzt hat: ſo kömmt es auch leicht bis zu dem Grade des ſittlichen Verderbens, daß es die Wolluſt zu genießen ſucht, ohne die beſchwerlichen Folgen der Schwangerſchaft befürchten zu müſſen. Die

Liederlichkeit lehrt die gemeinſten Buhlerinnen, ſo wie die vornehmen, die Kunſt ihre Frucht abzutreiben. Viele offenbare oder verſteckte Kindermorde ſind dann unausbleiblich. Die meiſten derſelben bleiben verborgen; einige fallen unter die Hände und die Ahndung der Obrigkeit. Aber die geſetzloſe, frevelhafte Denkungsart, welche ſolche Handlungen vorausſetzen, und die dadurch geſtärkt wird, iſt ein größerer Schaden ſelbſt für den Staat, als der Verluſt der Menſchen, deren Leben in ihrem Keime erſtickt wird. — Liederlichkeit und frecher Umgang beyder Geſchlechter führt ferner, nach einer richtigen Beobachtung der gemeinen Claſſen, dieſe zur Trunkenheit und zu ausſchweifenden Ausgaben, und dieſe Ausgaben führen weiter zu Diebſtählen, zu Untreue im Dienſte und zu Vernachläſſigung der Pflichten gegen die Familie oder den Guts- und Landesherrn.

Dieſe Folge von Laſtern macht für den Staat die Sorgfalt für die Reinigkeit der Sitten wichtiger, als der König zu glauben ſchien. Aber es iſt eine ſchwere Frage, ob es irgend ein Mittel gebe, ſie durch Geſetze zu befördern, das auf einer andern Seite nicht noch ſchlimmere Folgen nach ſich ziehe. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier unterſuchen wollte, ob es nicht möglich wäre, die Unſchuld und Reinigkeit der Sitten auch durch öffentliche und geſetzliche Anſtalten zu ehren, ohne die oft unglücklichen Schlachtopfer ihrer oder einer fremden Leidenſchaft, durch eine allzu auffallende Erniedrigung, in Verzweiflung zu ſtürzen: ob man mit dem Verluſte der jungfräulichen Ehre auch gewiſſe öffentliche Schande verbunden laſſen ſolle, oder ob dieß vielleicht einer von den Fällen ſey, wo man nur die vorzügliche Tugend belohnen, nicht aber die Vergehung beſtrafen muß.

Aber was Geſetze und Strafen vielleicht nie thun können, ohne den geſuchten Nutzen durch unvermeidlichen Schaden wieder zu ſchwächen: das können die von oben herab, von den höhern Ständen unter das Volk, von dem Hofe in die Hauptſtadt, und von dieſer in die Provinzen ſich verbreitenden Sitten und Meinungen thun. Und dieſe Sitten kann das Beyſpiel oder die Verfahrungsart des Prinzen gegen die, welche ihm nahe genug ſind, ſehr leiten, dieſe Meinung kann die Meinung des Fürſten ſehr beſtimmen. Wenn er eine geſetzloſe Sättigung der Begierden zwar nicht für ein Verbrechen hält, das er beſtrafen, aber für eine Unordnung, die er mißbilligen muß; wenn er Zucht und Ehrbarkeit im eheloſen, Treue im ehelichen Stande zwar nicht als Tugenden anſieht, welche die Stelle bürgerlicher und perſönlicher Verdienſte erſetzen können, aber als Eigenſchaften, die gute Grundſätze vermuthen laſſen, und die Erfüllung der übrigen Pflichten dem Menſchen erleichtern, und dem Staate zuſichern; wenn er den fleißigen Geſchäftsmann, den treuen Diener, den zu ſeinem Amte fähigen Kopf zwar allen andern in Beſetzung öffentlicher Aemter vorzieht: aber doch eben dieſe Talente und dieſen Fleiß mehr ehrt, wenn ſie mit Unſchuld und Reinigkeit der Sitten verbunden ſind; wenn Zügelloſigkeit im Reden und im Handeln den unbedeutenden Menſchen ihm verächtlich macht, den fähigen und brauchbaren verhältnißmäßig herabſetzt: ſo wird er — vielleicht nicht durchdringen, die Urſachen des Verderbniſſes zu verhindern, die in den Umſtänden und dem Geiſte ſeines Zeitalters liegen: aber er wird gewiß das Beſte gethan haben, was ein Fürſt thun kann, um dieſen Urſachen entgegen zu arbeiten. Und er wird ſicher nicht ſchlechter bedient werden, wenn ſich an ſeinem Throne nicht nur die talentvollſten, ſondern auch die geſittetſten Menſchen zuſammen finden, demſelben zur Stütze zu dienen.

11.

Ein Fürſt muß über ſeine Diener nicht ſpotten. Sonſt macht er ſich dieſelben zu Feinden, und Feinde unter ſeinen Miniſtern, Befehlshabern, und obern Geſchäftsträgern zu haben: iſt für ihn der Weg, ſich in allem, was er unternimmt, einen ſchlechten Erfolg in voraus zu verſichern.. Friedrich erkannte dieſen Grundſatz. Ob er gleich ſeinem Witze gerne Spielraum gab, und die Blößen andrer leicht bemerkte: ſo waren ſeine Satyren doch weit mehr, unter den Anweſenden, gegen die Großen ſeines Gleichen, oder, unter den Gegenwärtigen, gegen ſeine gelehrten und witzigen Geſellſchafter, die ſich mit gleichen Waffen vertheidigen konnten, als gegen die Perſonen in ſeinen Dienſten, gerichtet. Dieſe konnten — ohne Eigenſchaften, die im Umgange Vergnügen machen, ſelbſt mit auffallenden Fehlern im Aeußern, doch lange Zeit in ſeiner Geſellſchaft bleiben, ohne ſeinen Spöttereyen ausgeſetzt zu ſeyn. Der literariſche Ruhm, die Hoheit des Standes, ſelbſt die natürlichen Vorzüge des Genies ſchienen nur ſeinen Scharfſinn zur Aufſuchung verborgner Schwächen aufzufordern, und den Pfeilen ſeines ſatyriſchen Witzes ein glänzenderes Ziel aufzuſtecken. Aber treu geleiſtete Dienſte, der Charakter eines braven Officiers, oder der eines rechtſchaffenen und fleißigen Geſchäftsmannes waren eine Schutzwehr, die alle ſchwachen Seiten des Mannes gegen die Angriffe des königlichen Spottes deckte. — So wie er manche von ihnen gerne an ſeiner Tafel ſahe, auch wenn er auf ihre Unterhaltung nicht rechnen konnte, und ſelbſt ohne von ihnen eine große Aufmerkſamkeit auf die ſeinige zu fordern: ſo achtete er auf der andern Seite nur wenig auf ihre intellectuellen oder moraliſchen Mängel, wenn ſie im Felde oder im Cabinete die eigenthümlichen Tugenden ihres Berufs bewieſen hatten.

17.

Die wirkliche Habſucht, der Ehrgeiz, und die ungerechte Vergrößerungsbegierde der Fürſten hindert ſie bey weitem nicht ſo oft an der Befolgung der beſſern Principien, die ſie erkennen, der Gebothe der Menſchlichkeit und der wahren Staatskunſt, — als der unaufhörliche Verdacht, den jeder Souverain gegen alle andern, und die Abſichten ihrer Schritte hat, welche er nie anders, als aus jenen Leidenſchaften, herleitet. Der Scharfſinn des Staatsmannes in auswärtigen Geſchäften geht beſtändig darauf aus, den Maßregeln der übrigen Höfe die ſchlimmſte Auslegung zu geben. Unter mehrern möglichen Bewegungsgründen einer Handlung des andern, iſt es in der Politik beynah gar nicht erlaubt, ohne einfältig zu ſcheinen, einen andern, als den unerlaubteſten, anzunehmen. Auch ungünſtige Zufälle werden in geheime angelegte Machinationen verwandelt. Und ſo wird nicht nur der Groll und die Feindſchaft im Herzen der Könige gegen einander immer genährt : ſondern, was noch ſchlimmer iſt, alle Maßregeln, die ſonſt das Gewiſſen eines gerade und gut denkenden Regenten mißbilligen würde, bekommen, als Wiedervergeltung oder Vertheidigungsanſtalten, eine moraliſche Geſtalt.

Auch Friedrich iſt hierin, fortgeriſſen durch die allgemeine Politik ganzer Jahrhunderte, gewiß zu weit gegangen. Sein eigner Ehrgeiz, wenn er auch ſeine früheſte Triebfeder war, war nicht unbeſchränkt. Selbſt das Glück ſeiner erſten Kriege verführte ihn nicht, nach unaufhörlicher Erweiterung ſeiner Länder zu ſtreben. Er wußte ſelbſt ſeinen Siegen, durch die Vernunft und die Fürſorge für das wahre Wohl ſeiner Länder, Grenzen zu ſetzen. Aber ſein Mißtrauen gegen alle ſeine Nachbarn trieb er ſehr weit. Seine Urtheile von ihnen waren immer ungünſtig. Er war immer bereit, was ſeinen Wünſchen in den Maßregeln andrer Höfe zuwider war, auf die Rechnung ihrer Bosheit und ihrer Feindſchaft zu ſchreiben. Dieſe vergalten ihm gleiches mit gleichem.

Wo ſoll dieſer Kreisumlauf von Argwohn, den man hegt, und Argwohn, den man wieder durch ſeine Gegenanſtalten veranlaßt, — wo ſoll der aufhören? Wo das gute Vernehmen anfangen?

Nur der mächtige, und zugleich die Gerechtigkeit von ganzem Herzen liebende Mann kann dieſen Anfang machen. — Wenn eine weiſe innere Verwaltung die Kräfte eines an ſich großen Reichs in ihrem natürlichen Wachsthume erhält: ſo bedarf die Sicherheit desſelben nicht mehr diejenige eiferſüchtige Wachſamkeit, die ſchon eine Art geheimen Krieges iſt, und von Zeit zu Zeit in offenbare Kriege ausſchlägt.

Das iſt der einzige Weg, auf welchem in der politiſchen Welt zur Beobachtung der Gerechtigkeit zu gelangen iſt: daß die innern Angelegenheiten der Staaten für einen wichtigern Theil der Regentenpflichten gehalten werden, als die auswärtigen: und daß man auch die Sicherheit der Staaten vornehmlich auf ihren innern Wohlſtand und die Zufriedenheit der Einwohner gründe. Mit einer vollkommnen, oder doch verſtändigen und thätigen Staatswirthſchaft, wenn die Anzahl der Menſchen wächſt, und die Menſchen glücklicher werden, wenn der Acker beſſer gebaut wird, mehr Kunſtfleiß alle Hände beſchäftigt und die Köpfe durch gute Erziehung und Wiſſenſchaften aufgeklärt werden: — mit dieſen Vorbereitungen iſt auch ſchon für die Sicherheit von außen ſehr geſorgt; und ohne dieſe helfen alle Spionerien, wodurch die Anſchläge feindlicher Höfe entdeckt, und alle Machinationen, wodurch ſie vereitelt werden ſollen, nichts.

Der unvermeidlichſte Antrieb, oder die der Entſchuldigung fähigſte Veranlaſſung zu ungerechten Schritten gegen die Nachbarn iſt die Furcht vor ihnen. Wer ſich jener ſtandhaft enthalten ſoll, muß von dieſer frey ſeyn. Dazu gehört allerdings zuerſt Macht. Deßwegen iſt unter vielen kleinen Fürſten und Staaten die Politik am meiſten treulos geweſen, und die Gerechtigkeit am wenigſten beobachtet worden. Dann gehört aber auch dazu, daß dieſe Macht, das heißt, das Land und die Menſchen, durch eine weiſe Oekonomie zum Gebrauche und Gefühle aller in ihr liegenden Kräfte gelange. Man ſetze nun, daß einſt ein Souverain, mit großen Gaben, wie Friedrich, ausgerüſtet, ſchon den Staat in derjenigen Ausdehnung und mit der Volksmenge, und den Hülfsquellen vorfindet, in und mit welchen er ſich ſelbſt erhalten kann, und nun noch, im Vertrauen auf ſeine Macht, und im Bewußtſeyn der auf die immer fortgehende Verbeſſerung ſeiner Länder abzielenden Maßregeln, den Verdacht gegen ſeine Nachbarn mehr, als Friedrich, ſchwinden läßt, ſich weniger um ſich bekümmert; und dagegen äußerſt behutſam iſt, nicht nur ihre Gerechtſame nicht zu beleidigen, ſondern auch ihren Argwohn nicht zu erregen: ein ſolches Beyſpiel wird ein Schritt zu der ſo ſehr von allen Menſchenfreunden erwünſchten, aber von allen weltklugen Köpfen für ſchimäriſch gehaltnen Epoche politiſcher Gerechtigkeit und eines dauerhaften Friedenſtandes ſeyn. Umſonſt ſind alle Theorien des Völkerrechts, welche die erſte predigen, alle Ermahnungen der Moral, welche den andern anpreiſen: ſolange die Sorge für die Sicherheit von außen bey den Landesherren Europas ſo ängſtlich, ihr Mißtrauen gegen die geheimen Abſichten ihrer Nachbarn ſo groß, und die ganze Politik nach Grundſätzen und Gewohnheit ſo eiferſüchtig, ſo ausſpähend und ſelbſt ſo leichtgläubig gegen die Verleumdungen der rivaliſirenden Staaten iſt.

13.

Wie ſehr verſchieden urtheilen, in politiſchen Angelegenheiten, das Publicum und die handelnden Perſonen auch über Gerechtigkeit der politiſchen Handlungen. Die Welt hat Friedrichen gewiß nie ein Verbrechen aus dem abgeſonderten Friedensſchluſſe gemacht, durch welchen er Frankreich verließ, und Schleſien erhielt. Hingegen hat es ihm ſeinen erſten Einmarſch in Schleſien, als eine Probe ungerechter Habſucht und unermeßlichen Ehrgeitzes, lange nicht vergeſſen können. Lange Zeit dauerte in den Gemüthern der Europäer die Idee fort, welche ſich, nach dem Urtheile über dieſe Handlungen, von dem Charakter des Königs gebildet hatten: die Idee, daß er ein Fürſt ſey, der den Krieg liebe, und die Gerechtſame ſeiner Nachbarn wenig achte, wenn Macht und Gelegenheit auf ſeiner Seite ſey. Eben ſo allgemein und ſo nachtheilig waren die Eindrücke, welche der Einmarſch in Sachſen, die Beſitznehmung des Dresdner Archivs, und das ganze Verfahren des Königs in dieſem Lande machte. Nichts zog dem Könige mehr Feinde zu, nichts gab denen, welche es ſchon waren, einen ſcheinbarern Vorwand, ihn demüthigen zu wollen *).

---

*) Ich rede hier nicht von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Sache ſelbſt: dieſe iſt erſt durch die nachfolgende Zeit, ſelbſt durch die in Dresden gemachten Entdeckungen aufgeklärt worden. Auch ha-

Ganz anders urtheilte der König Friedrich ſelbſt: und dieß nicht bloß vor dem Publicum, in ſeiner Geſchichte, einem Werke, das er zur Bekanntmachung beſtimmte, ſondern auch bey ſich ſelbſt und gegen ſeine Vertrauten, wie wir aus Briefen desſelben ſehen, deren Publicität er nie vorherſehen konnte.

Die erſte Unternehmung zur Eroberung Schleſiens erklärt er zwar ſelbſt für einen Entwurf, den ihm der Ehrgeitz eingab: aber ein Ehrgeitz, der durch die ſtärkſten Aufforderungen gereitzt war, und zugleich gemeinnützige Endzwecke für mehrere Staaten ausführte: welcher Rechte auf der einen Seite und erlittene Beleidigungen auf der andern zu ſeiner Entſchuldigung hatte. — Der Nahme und das Anſehen, welches er ſich und ſeinem Heere durch eine glücklich ausgeführte kriegeriſche Unternehmung verſchaffte, war den Brandenburgiſchen Staaten unentbehrlich, um ſie gegen Mißhandlungen mächtiger Nachbarn zu decken, oder war ihnen wenigſtens ſehr nützlich, um ihnen einen höhern National-Geiſt mitzutheilen. — Wenn er nach einem glücklichen Feldzuge die ihm von Maria Thereſia angebothenen Abtretungen; die ſeinen erſten Anſprüchen nicht unangemeſſen waren, abwies, und das Ganze forderte,

---

ben ſich die Begriffe der Menſchen darüber geändert, oder doch ſehr getheilt. Ich rede nur von dem erſten Eindrucke, und der war nicht bloß bey den feindlichen Nationen, ſondern bey Neutralen und ſelbſt bey einem andern großen Theile der Preußiſchen Unterthanen der, welchen ich beſchreibe.

auf deſſen Theil er ein noch beſtrittenes Recht ausgeführt hatte: ſo geſchah es, (nach der Antwort, die er den Geſandten Robertſon gab,) um die ihm angebohrnen Gefühle der Ehre und Rechtſchaffenheit nicht zu verletzen, um nicht das Blut ſeiner treuen und tapfern Soldaten umſonſt vergoſſen zu haben, und nicht, wie ein niederträchtiger Kaufmann, den Ruhm gegen Gewinſt zu verhandeln. Das waren nicht bloß redneriſche Blumen, mit welchen er einen Unterhändler, der ihm mißfiel, abfertigte: es waren gewiß Gedanken, die in ſeinem Gemüthe herrſchend waren.

Bey dem Angriffe gegen Oeſterreich und Sachſen im Jahre 1756, konnte ihm nach den Nachrichten, welche er von den geheimen Verbindungen derſelben bekam, und nach der Kenntniß, die er von den Geſinnungen dieſer Höfe hatte, kaum der Gedanke eines möglichen Unrechts, das auf ſeiner Seite wäre, einkommen. Und Sachſen, deſſen Regent und Miniſter, ſchienen ihm, wegen des Antheils, den ſie an ſeiner Unterdrückung nehmen wollten, Gegenſtände einer deſto gerechtern Rache, je weniger er dieſen Hof unmittelbar beleidiget zu haben glaubte, je unzufriedner er mit den Sachſen ſchon als ihr Alliirter geweſen, und je nothwendiger die Beſitznehmung von Sachſen zu einem in jeder andern Rückſicht rechtmäßigen Kriege war. Es iſt aus den Werken des Königes klar, daß in den Zeiten des größten Bedrängniſſes, in Zeiten, wo ſonſt der Kummer über den Erfolg auch das Gewiſſen, in Abſicht der Handlung, aufweckt, ihm nie der geringſte Verdacht wegen einer Ungerechtigkeit in irgend einer ſeiner Maßregel einkömmt; daß er ſich leidend für das Schlachtopfer der Bosheit, Verrätherey und des Deſpotiſmus, thätig, als den Retter der teutſchen Freyheit, als einen von neidiſchen Feinden zu ſeiner eignen Vertheidigung nothgedrungnen Fürſten anſieht.

Hingegen diejenige Handlung, über welche er zu der Zeit, als er ſie that, und noch lange hernach, unruhig war, ob ſie eine Verletzung der Tractaten, eine nothwendige Maßregel der politiſchen Klugheit geweſen ſey: dieſe iſt die einſeitige Schließung des Breslauer und Dresdner Fiedens. Darüber rechtfertigte er ſich gleich auf der Stelle, gegen ſeine Freunde; darüber rechtfertigt er ſich in ſeiner, nicht lange darauf verfertigten, Geſchichte dieſer Kriege, mit einer Sorgfalt, daß er keinen Vorfall unbemerkt läßt, der ihn in dieſem Entſchluße, ſeinen Bundesgenoſſen zu verlaſſen, vernünftiger und billiger Weiſe nach und nach hinführen mußte. Darüber philoſophirt er noch im Allgemeinen, und in der Einleitung zu ſeinem hiſtoriſchen Werke, und nur nach dieſer Veranlaſſung und in Rückſicht auf dieſe Begebenheit unterſucht er die Frage, in wie fern die Haltung der Verträge eine unverbrüchliche Pflicht der Könige ſey.

Es iſt lehrreich für jeden Menſchen, zu bemerken, wie ſehr der Standort des Menſchen in der Welt, ſeine Urtheile, nicht nur über die Dinge außer ihm, ſondern auch über ſeine eigne Handlungen, und über die Moralität derſelben abändert. Es iſt vornehmlich lehrreich für den Privatmann, der etwas von der Moral der Politik wiſſen will, die Urtheile, die ein denkender König in ſeiner Lage fällt, zu erfahren, da es dem Unterthan vielleicht eben ſo ſchwer wird, den Augenpunct richtig zu faſſen, wie man vom Throne aus die Begebenheiten anſieht, als einem Könige, die Gefühle und Urtheile zu begreifen, welche ſeine Handlungen bey den geringen Unterthanen erregen.

Jede Lage in der Welt gibt den Menſchen gewiſſe Geſichtspuncte, welche richtig ſind, und eine Seite des Gegenſtandes wirklich darſtellen. Die Vernachläſſigung der übrigen Geſichtspuncte, die ausſchließende Anhänglichkeit an die, von unſerm Standorte aus gemachten Entdeckungen, und die Einbildung, daß es auch die vollſtändigen und die einzigen ſind, welche ſich machen laſſen, bringt die Einſeitigkeit und den Irrthum in unſre Urtheile. Um der Wahrheit näher zu kommen, müſſen wir die Geſichtspuncte mehrerer, und wo möglich in ihren Umſtänden ſehr ungleicher Menſchen, und deren Meinungen gegen einander halten und vereinigen.

Ein König, ſcheint es, welcher Grundſätze der Ehre und der Redlichkeit kennt, findet in der Verlaſſung eines Bundesgenoſſen, durch deſſen Hülfe er Gefahren beſiegt und Erwerbungen gemacht hat, etwas Verrätheriſches, Eroberungen hingegen, die er auch bey noch zweydeutigen Rechten gemacht hat, beſonders, nachdem dieſe neuen Provinzen errungen, mit ſeinen alten Staaten feſt verbunden und wohl verwaltet ſind, ſieht er nur als Wohlthaten, welche er ſeinen Staaten erwieſen hat, und als Erfüllung der höchſten Regentenpflichten an. — Er erinnert ſich dabey, wie viel er ſelbſt erduldet, wie viel er gethan habe, um dieſe Unternehmung glücklich auszuführen, und welche wahre Tugenden der Muth, die Standhaftigkeit und die Klugheit ſind, die er, in dem dazu angefangnen Kriege, vor den Augen aller Welt, und mit ihrem ungetheilten Beyfalle bewieſen hat. Wie wäre es ihm möglich, jetzt noch zu unterſuchen, ob die Veranlaſſungen zu den Schritten gerecht waren, die ihn auf das Feld führten, wo er die Lorbeeren der Ehre und des wahren Verdienſtes erntete. Die Gerechtigkeit iſt ſo zu ſagen nur ein Punct, das erſte moraliſche Triebwerk der Handlung. Die Handlung ſelbſt iſt eine ganze lange Reihe glänzender Erfolge: es iſt das entſtandene lebendige Product, das auf ſeinem Fortgange immer mehr anwächſt; und, wenn es zu ſeiner Schönheit und Reife kömmt, ſeinen erſten Urſprung ganz in Vergeſſenheit bringt. So urtheilt der Fürſt.

Der Privatmann hingegen, welchem an Ruhe, ſicherm Eigenthume, und ungeſtörtem Genuſſe

ſeiner

ſeiner ſelbſt und ſeiner Güter mehr liegt, als an der Vergrößerung des Staats, iſt geneigt, jeden Friedensbruch als ein Verbrechen anzuſehn, und jede dabey ihm noch bemerkbare Unregelmäßigkeit, jede Abweichung von der Moral des Privatlebens, jeden Widerſpruch mit vorhergehenden Verträgen, für unverzeihliche Untreue, für Verletzungen des Rechtes der Natur und der Völker zu halten. Was hingegen den Frieden wiederbringt, das Blutvergießen endigt, die Länder und ihn wieder aus der gewaltſamen Lage in die natürliche bringt, ſcheint ihm, ohne auf die Bewegungs-Gründe oder Verbindlichkeiten des Regenten zu ſehn, — an ſich gut und löblich, — wenigſtens nie unverantwortlich zu ſeyn. Das Verſprechen ſeines Fürſten, einen Krieg mit einem andern in Gemeinſchaft zu führen, kommt dem ruhigen Bürger bey weitem nicht ſo unverletzlich und heilig vor, als das Verſprechen Frieden zu halten: weil jenes gleichſam eine Verbindung wider das allgemeine Beſte der Menſchheit, dieſes eine Verbindung für daſſelbe iſt. Ganz anders hingegen urtheilen diejenigen, welche an dieſen Thaten und Begebenheiten, die auf dem politiſchen Schauplatze geſchehen, als mitſpielende Perſonen, Theil nehmen. Dieſe ſehn den Krieg als eine Action, den Frieden als einen paſſiven Zuſtand an. Alle die Verſprechungen, die ſich auf ganz beſtimmte Handlungen beziehn, deren Erfüllung ſie mit ihrem Gelde, ihren Truppen, ihrer

Perſon bezahlen müſſen, machen größern Eindruck bey ihnen, als die Verſprechungen, durch welche ſie ſich nur anheiſchig machten, nichts zu thun, den Zuſtand der Dinge unverändert zu laſſen.

Auf der andern Seite gibt jeder glückliche Erfolg, welcher den Staat vergrößert, verherrlichet, und bereichert, — wenn er an ſich betrachtet, und von den Urſachen und Veranlaſſungen der Unternehmung, — ihrer Rechtmäßigkeit oder Immoralität in Gedanken abgeſondert wird, an ſich ein rühmliches Bild einer Staatsverwaltung, die ihren Endzweck erfüllt. Durch eine doppelte Täuſchung ſind die Könige in Verſuchung, ſich erſtlich an die Stelle ihres Staates zu ſetzen, und für gemeines Beſte zu halten, was nur das Intereſſe ihrer königlichen Leidenſchaften befördert, und dann hinwiederum ſich in ſo fern nur für Verwalter des Staats anzuſehen, inſofern ſie niemanden von Handlungen Rechenſchaft zu geben haben, welche dieſem nutzen, und keine höhern Pflichten gegen einen dritten erkennen, welche den Pflichten gegen ihr Land gleich kämen. So beſtimmen ſie oft ihre Maßregeln nach ihren beſondern Beziehungen als Menſchen, und rechtfertigen die Bewegungsgründe derſelben; nach allgemeinen Beziehungen, als Volksrepräſentanten.

Ungefähr ſo wie ein commandirender General ſich zu nichts verpflichtet hält, als den Feind von einem Orte zu vertreiben, oder ſeinen Platz zu behaupten, ohne weiter an Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Sache zu denken: ſo glauben die Regenten ſelbſt alle ihre Pflichten erfüllt zu haben, wenn ſie dem Theile ihres Berufs, Beſchützer und Mehrer des Reichs zu ſeyn, ein Genüge leiſten.

41

Die Gelindigkeit, welche der König gegen Verbrecher bewies, die an ſeiner Perſon verrätheriſch gehandelt hatten, war ſicher mehr ein Zeichen ſeines Muths als ſeiner Menſchenliebe. — Verräthereyen gegen den Staat, oder Handlungen, die er dafür hielt, beſtrafte er zweymahl, an Wallraben und Trenk, ſelbſt bis zur Grauſamkeit ſtrenge. — Aber wer an die Gefahr ſo zu ſagen nicht glaubt, wer das Uibel, welches ihm perſönlich zuſtößt, zu ertragen oder zu überwinden gelernt hat: der wird nie einen Feind mit vorzüglicher Rache verfolgen, von welchem nur ſein eignes Leben in Gefahr geſetzt worden iſt, er wird gegen den Anſtifter eines Unglücks, das nur ihm drohte, keine beſondre Erbitterung fühlen.

Sich ſelbſt vergeſſen, iſt die nothwendige Eigenſchaft eines Mannes, der mit großen Dingen umgeht. Der König konnte dieß vollkommen. Wer ihm in ſeinen Abſichten hinderlich war, erregte ſeinen Zorn mehr, als wer ihm perſönlich zu ſchaden ſuchte. Das iſt der Charakter der wahren Ehrbegierde. Das Selbſt-Intereſſe eines nach Ruhm ſtrebenden Mannes liegt in ſeinen Handlungen. Er lebt nur in dem, was er thut, oder was er hervorbringt. Seine Werke ſind ſein Selbſt, in deren Anſchauen er ſeiner Vollkommenheiten genießt. Um deßwegen iſt dieſe Art des Ehrgeitzes mit der Tugend verwandt, weil dieſe den Menſchen auch, ſo zu ſagen, aus ſich ſelbſt heraustreibt, und ihn ſeiner eignen Empfindungen, in der Betrachtung des Wohls andrer, das er befördert, vergeſſend macht.

15.

Marc-Aurel dankte den Göttern, daß ſie es ihm weder in der Poeſie noch in der Redekunſt ſo ſehr hätten gelingen laſſen, daß er dadurch für dieſe Studien eine leidenſchaftliche Neigung bekommen hätte, und auf dieſe Weiſe von den wichtigern aber weniger anmuthigen Arbeiten der Regierung, oder den Betrachtungen und Uibungen der Moral und der Selbſtbeherrſchung wäre abgezogen worden. Der König war weit davon entfernt, ſich eine ſolche verſagende Wohlthat der Götter zu wünſchen. — Aber die Fortſchritte, die er in den ſchönen Wiſſenſchaften gemacht hatte, waren ihm ſo leicht geworden; der Genius ſeiner Poeſie und Beredtſamkeit war auf ſeinen Wink ſo bereit, war ſo ohne Anſtrengung fruchtbar, und ſo wenig eigenſinnig einen Gegenſtand zu ergreifen, oder zu verlaſſen: daß er mit der größten Leichtigkeit und mit gleicher Bereitwilligkeit, von den Arbeiten des Witzes zu den Geſchäften der Regierung übergehen konnte; und daß er gewiß nie an der Ausrichtung dieſer durch die Aufmerkſamkeit auf jene geſtört wurde. Dieſe Künſte hatten das glücklichſte Verhältniß zu ſeinem Geiſte. Sie erfüllten deſſen Muße völlig und auf die angenehmſte Weiſe: und ſie feſſelte ihn doch nicht ſo, daß er mit Widerwillen ſich durch ſeine Berufspflichten davon hätte abrufen laſſen. Auch als Gegenſtände der Ruhmbegierde ſetzten ſie ſein Gemüth nicht aus dem gehörigen Gleichgewichte. Er kannte wohl den Werth, den Werke des Genies für das menſchliche Geſchlecht haben, und er verachtete nicht auf eine ungereimte Weiſe den Nahmen eines unterrichteten und denkenden Mannes. Aber ſeinen Ruhm wollte er doch nie auf ſeine literariſchen Werke gründen; dazu dachte er wirklich von ſich zu groß, und von ſeinen gelehrten und poetiſchen Arbeiten zu beſcheiden.

Wenn die Imagination des Dichters, und der Witz des Satirrikers bey Friedrich, in irgend einer Abſicht, der größern Vollkommenheit ſeiner Staatsverwaltung in den Weg traten: ſo geſchah es, nicht, indem ſie ihn von ſeinen Geſchäften abhielten, ſondern indem ſie ſich, ihm ſelbſt unbewußt, zuweilen in ſeine Geſchäfte miſchten. Er ſah auch zuweilen die Gegenſtände und Perſonen, mit welchen er als Regent zu thun hatte, als Dichter. —

nicht in ihrem wahren Lichte, ſondern in dem, welches ſeine Einbildungskraft, erweckt durch zufällige Verknüpfung der Begriffe, ihnen geliehen hatte. Wenn ſie auch nicht die Geſtalt der Sachen verſtellte, (ſo weit erlaubte ſelten der richtige Verſtand des Königs ſeiner Dichtergabe ſich zu verirren), ſo erhöhte oder verdunkelte ſie wenigſtens ihre Farben. So wie er im Geſpräche und in ſeinen Gedichten zuweilen eine ausführliche Schilderung von Perſonen, Ständen und Sachen macht, von denen er nur wenig Umſtände ſelbſt beobachtet hatte, indem ſeine dichteriſche Einbildungskraft, die übrigen nach der Analogie hinzuſetzte, ſo konnte es ihm wohl auch in Angelegenheiten und bey Perſonen gehn, mit welchen ihn die Staatsverwaltung beſchäftigte, daß er das Mangelhafte ſeiner hiſtoriſchen Kenntniß durch Züge aus ſeiner Einbildungskraft erſetzte: wodurch er zwar nicht mehr irre geführt wurde, als wenn er bey gleicher Unwiſſenheit ohne Dichtergabe geweſen wäre; aber leichter zu einer falſchen Zuverſicht auf ſeine Einſicht verleitet werden konnte, indem er die Lücken derſelben weniger merkte. Die Lebhaftigkeit des Bildes gilt oft dem Dichter für die Uiberzeugung von der Richtigkeit der Vorſtellung: und ausgebildete, und mit allen Farben bekleidete Ideen haften feſter im Gemüthe, und laſſen ſich weniger durch Gründe und gegenſeitige Berichte aus demſelben vertreiben.

Was aber den Schaden, der aus den Zuſätzen der dichtenden Einbildungskraft zu den Begriffen des Königs von wirklichen Gegenſtänden, für ſeine Regierungsgeſchäfte hätte entſtehen können, verminderte, war, daß ſeine Einbildungskraft, mit Witz verbunden und mit ſatyriſcher Laune gefärbt, ihn mehr dazu geneigt machte, das Hohe herabzuſetzen, als das Kleine zu erheben, und alſo bey ihm das *nil admirari* beförderte, welches in der That eine Regel der Weisheit und ein Schutz der Gemüthsruhe für jeden Menſchen, aber einem Könige, wie Friedrich, der mit ſo vielen Schwierigkeiten und Gegnern zu kämpfen hatte, ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Aufrechthaltung des Geiſtes und zur Stählung des Muthes iſt.

Es iſt ein Unglück, wenn ein Fürſt die Menſchen überhaupt verachtet: aber es iſt ein noch größeres, wenn ein Fürſt einzelne Menſchen zu hoch hält, und über ſich hinwegſetzt. Sind es ſeine Unterthanen, wie kann er den Muth haben ihnen zu befehlen? ſind es ſeine Feinde, wie kann er ſich ihnen mit Vertrauen und guter Hoffnung widerſetzen? Sein äußeres Verhältniß verlangt eine gewiſſe Erhabenheit über andre Menſchen. Sein inneres Gefühl, oder ſeine Meinung von ſich und andern, muß mit dieſem Verhältniſſe gewiſſer Maßen übereinſtimmen, ſonſt wird er, wie jeder Menſch welcher gewahr wird, daß er nicht auf ſeinem rechten Platze ſteht, mit Schüchternheit handeln, und von ſeinen eignen Kräften nicht vollen Gebrauch machen.

Was in Abſicht der Perſonen wahr iſt, gilt auch, in einer etwas verſchiedenen Bedeutung, von den Dingen und den Begebenheiten, die den Fürſten vorſtoßen, und von den Handlungen, die er ſelbſt thun ſoll. Er muß ſeinen Beruf im Ganzen, ſehr groß halten; aber die Schwierigkeiten und Verwickelungen einzelner Vorfälle und Geſchäfte müſſen ihm nicht von derjenigen Wichtigkeit zu ſeyn ſcheinen, als Privatleute ſie zu halten geneigt ſind, weil er ſonſt dadurch in eine Verlegenheit oder in eine Spannung des Gemüths geräth, welche der guten Ausrichtung der Geſchäfte nicht günſtig iſt.

Wenn die Beſchäftigung Friedrichs mit Poeſie und Schriftſtellerey, der Umgang mit witzigen Köpfen und ſeine literariſche Bildung überhaupt irgend einen Einfluß auf ſeine ganze Art zu ſehen und die Dinge zu beurtheilen hatte: ſo war es mehr, ſie ihm von der Seite ihrer Schwäche als ihrer Stärke, ihres Lächerlichen als ihres Fürchterlichen, ihrer Kleinheit als ihrer Größe zu zeigen. Sie trugen alſo bey, die Wirkung ſeiner eignen natürlichen Geiſteskraft, daß kein Menſch, kein Ding ihm imponirte, zu ſichern. — Ich habe an andern Orten Gelegenheit gehabt der Inconvenienzen zu gedenken, die daraus entſtehen: aber dieß iſt unſtreitig ein überwiegender Vortheil, daß er ſich immer den Gegenränden gewachſen zu ſeyn glaubte, zu deren Behandlung er berufen war.

16.

Es gibt vielleicht kein ſicherers Zeichen, daß in dem Herzen eines Mannes Anlage zu moraliſchen Empfindungen, und alſo zu Menſchenliebe und Tugend ſey, als wenn er Geſchmack an der Natur und an der Anmuth des Landlebens findet. Bey einem Großen, bey einem Fürſten, noch mehr bey einem mächtigen, ſelbſt regierenden Monarchen iſt dieſer Beweis noch viel ſtärker. Je leichter dieſe ſich alle ſinnlichen und alle geſellſchaftlichen Vergnügungen verſchaffen können, je mehr ihre Zeit ausgefüllt iſt, es ſey mit den Geſchäften, die ihren Ehrgeiz ſpannen und befriedigen, es ſey durch den Wetteifer andrer Menſchen, — der Gelehrten, der Witzlinge und Künſtler, ſie zu unterhalten: eine deſto reinere und edlere Quelle muß die Sehnſucht nach den ſtillern Freuden des Landlebens und das Wohlgefallen daran haben. Bey dem Privatmanne entſteht ſie oft zum Theil aus den Kränkungen, oder der Vernachläſſigung, welche er in der Geſellſchaft erfahren hat, und wodurch ihm die Einſamkeit unter angenehmen todten Gegenſtänden lieb wird; zum Theil aus der Freudenloſigkeit ſeines gewöhnlichen Lebens, gegen welche die Fülle der Vergnügungen, die eine ſchöne Landſchaft in der ſchönen Jahrszeit anbietet, einen merklichen Conkraft macht. Derjenige hingegen, welcher in der menſchlichen Geſellſchaft geehrt wird, welcher alle Mittel, ſich auf eine rauſchende, Sinne und Einbildungskraft ſtärker beſchäftigende, Art zu vergnügen, in ſeiner Gewalt hat, und ſich doch aus der Geſellſchaft zurückzieht, um im Schooße der Natur mit wenig Freuden, unter lehrreichen Geſprächen und den Denkmählern alter Weiſen, auszuruhen: ein ſolcher Mann muß wirklich eine höhere Empfänglichkeit für die Vergnügungen haben, welche dieſer Zuſtand gewähren kann. Es gehört dazu nicht nur diejenige Sanftheit und Stille des Gemüths, welche weniger heftige Eindrücke aufzufaſſen und feſt zu halten fähig iſt; was bey der Herrſchaft ſtürmiſcher Neigungen nicht Statt findet: ſondern es ſind auch poſitiv wohlwollende Geſinnungen dazu erforderlich. Das Angenehmſte bey dem Anblicke der Natur im Sommer iſt der Schein des allgemeinen Wohlſtandes und Wohlſeyns, welcher dann über alle Dinge verbreitet iſt; es iſt die Idee des Entſtehens, des Wiederauflebens, des Wachſens, des Blühens, welches uns von jeder Pflanze, von jeder grünen Aue, von jedem wohlbelaubten Baume ſo erquickend entgegen ſtrahlt. Dasjenige Herz, welches daran recht viele Freude finden ſoll, muß an dem Wohle anderer Weſen Theil nehmen. Und wie ſollte es gegen Menſchen, und zur Mitempfindung ihrer Schickſale ſich nicht öffnen, da es mit dem Graſe auf dem Felde und den Bäumen des Waldes ſympathiſiret? Endlich iſt der Genuß des Landlebens im Grunde Genuß ſeiner ſelbſt, ungeſtörte, eigene, innere, geiſtige Selbſtthätigkeit. Wer dieſe nicht hat, endigt in der Einſamkeit und in den ſchönſten Fluren immer damit, daß er einſchläft, oder daß er verdrüßlich und mißvergnügt wird. Aber nie kann man ſich allein ſelbſt beſchäftigen, als durch Nachdenken. Alſo muß der wahre Liebhaber des Landes Verſtand und dieſen geübt und bereichert haben. Und wie kann man lange einſam nachdenken, wodurch man gewiß in Beurtheilung ſeiner ſelbſt geräth, wenn man nicht mit ſich in einem gewiſſen Grade zufrieden ſeyn kann? Alſo muß der, welchem das Land lange wohlgefallen ſoll, das Bewußtſeyn guter nützlicher vollbrachter Thaten, oder wenigſtens das der Unſchuld in daſſelbe mitbringen.

Wenden wir dieſe Schilderung auf Friedrich den Zweyten an: ſo iſt es gewiß, daß er auch unter den Königen dadurch ſich unterſchied, daß er mehr, als irgend einer unter ihnen, ländliche Stille und Ruhe liebte, daß der Sommer, eine lachende Gegend, die wohlthätige Wärme der Sonne ihm ſo werth war, als dem geringſten ſeiner Unterthanen, für den dieſe natürlichen Güter die einzigen ſind.

Wer das Glück gehabt hat, ihn in Sansſouci als Freund zu ſehen, der weiß, wie ganz er da den König vergeſſen, und ſich den vertraulichen Empfindungen der Freundſchaft und des Wohlwollens überlaſſen konnte. Nirgens war er angenehmer, wie er auch nirgens vergnügter war.

Allen ergötzenden Feyerlichkeiten des Hofes unterzog er ſich nicht aus Neigung, ſondern aus Pflicht, weil die Repräſentation zu dem Amte eines Monarchen gehört. Aber das Vergnügen eines angenehmen Land-Aufenthalts ſuchte er aus Geſchmack und mit Vorliebe. Warum lieben denn gewöhnlich Könige ſo ſehr das Geräuſch großer Geſellſchaften? entweder weil ſie ſo klein und ſinnlich ſind, und es für die Betäubung nöthig haben; oder ſo eitel, daß ihnen die ſo oft wiederhohlten Bezeugungen der Ehrerbiethung doch noch willkommen ſind. Aber für den König, der in den engen und immer nur rund umlaufenden Kreiſe der gewöhnlichen Ergötzungen bald ermüdet iſt, und in ſeinem Geiſte eine abſolute Größe und Stärke hat, die es ihm entbehrlich macht, die bloß relative Größe ſeines Ranges immer ſichbar vor Augen zu haben, für den wird Hofleben und Etiquette und das ganze luſtig ſcheinende Geräuſch der großen Welt bald läſtig — und der beßte Genuß, den er von ſeiner Würde ſelbſt machen zu können glaubt, iſt der, ſeine Geſellſchaften ſich wählen, und ſeine Muße gegen das Eindringen der Unbeſcheidenen vertheidigen zu können.

So wie der Privatmann und der Gelehrte, der immer in der Einſamkeit ſeine Tage zubringt, ungebildet bleibt, wenigſtens, was die äußern Sitten betrifft: ſo wie bey ihm, wenn er die Einſamkeit in hohem Grade liebt, es ein Beweis iſt, daß er entweder nicht glücklich, oder in einer gewiſſen Art unfähig und geiſtlos ſeyn müſſe: ſo iſt hingegen bey einem Könige, der durch ſeine Geburt, ſein Amt, ſeine Gewonheiten von Jugend auf für die Geſellſchaft beſtimmt, und für den Genuß ihrer Vergnügungen vorbereitet iſt, die Liebe der Einſamkeit oder eines geräuſchloſen ausgewählten Umganges, gewiß das Zeichen, daß er in dieſem Range ungewöhnliche Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, und zugleich eine innere Ruhe und Zufriedenheit beſitzt. Und die öftere Zurückziehung in dieſe Einſamkeit und Stille ſelbſt iſt das Mittel, ſeinem Geiſte mehr Energie, ſeinen Neigungen mehr Richtung aufs Große und Erhabne, und ihm zugleich größre Vollkommenheit in Führung ſeiner Geſchäften zu geben. Was die Geſellſchaft zur Bildung des Menſchen beyträgt, kann den Fürſten ſelbſt nie mangeln, wenn ihn nicht die Natur verwahrloſet hat; was eignes Nachdenken, was Studium, was lehrreicher Umgang, was eigne angeſtrengte Arbeit ihm von Vorzügen mittheilen kann: dieſes entgeht ihm leicht, wenn er ſich nicht mit Gewalt zuweilen aus dem Gedränge zurückzieht, und das Vergnügen, welches andre Großen nur von ihrer Lage in der menſchlichen Geſellſchaft erwarten, in ſich, und in der großen allgemeinen Natur und ihrer Betrachtung ſucht. Bey dem im Winkel verborgen lebenden Gelehrten verlöſchen zuletzt entweder die geſelligen Empfindungen ſelbſt, oder es gibt die Fertigkeit ſie mitzutheilen verloren: bey dem immer im Geräuſche lebenden Großen wird die eigenthümliche Kraft und das innere Leben ſeines Geiſtes; durch die Menge, ihm von außen zuſtrömender Empfindungen, wo nicht unterdrückt, doch geſchwächt; er wirkt mit größerer Leichtigkeit außer ſich, als irgend ein andrer Menſch, aber die innere Quelle der Action wird weder reicher noch gereinigter.

Dieſe Neigung zum Landleben und zur Einſamkeit iſt von dem Hange zum beſchaulichen Leben ſehr unterſchieden: Niemand war, von dem letztern weiter entfernt, als Friedrich der Zweyte. So gedankenreich ſein Geiſt war, und ſo gut er ſich mit der bloßen ſtillen Meditation unterhalten konnte: ſo war doch das Nachdenken allein, ohne eine damit verbundene Beſchäftigung, wodurch er dieſe Gedanken entweder feſthielt oder mittheilte, nie, ſo weit ich ihn kenne, ſeine Sache. Er mußte immer leſen; und ſogar laut leſen oder reden oder ſchreiben oder handeln. Körper und Geiſt mußten bey ihm in einem gewiſſen Grade immer zugleich beſchäftigt ſeyn; er wollte nicht bloß thätig ſeyn; ſondern auch immer etwas hervorbringen.

Es hat mehrere Fürſten gegeben, und gibt deren noch, die ſich irgend ein Lieblingsſtudium ausgeſucht haben, über deſſen eifriger Betreibung ſie eben ſo ſehr die Geſchäfte und ihre Pflichten, als die Eitelkeiten des Hofes vergeſſen. Wenn dieſe ſich deßhalb ein höheres Verdienſt zuſchrieben, weil ſie nicht an den gewöhnlichen Zeitvertreiben ihrer Mitbrüder Geſchmack fanden, und den Pomp und die Zerſtreuungen, von welchen ſchwache Große bezaubert werden, gegen ernſthafte Beſchäftigungen vertauſchten: ſo müſſen ſie bedenken, daß ſie dieß mit einem der ſchwächſten Regenten, dem unglücklichen Kaiſer Rudolph, gemein haben; ſie müſſen bedenken, daß die Vernachläſſigung ihrer Pflichten deſto unverantwortlicher iſt, da ſie ſich mit dem Anbaue ihres Verſtandes und der Erforſchung der Wahrheit zu beſchäftigen vorgeben, und dieſe Beſchäftigungen doch auf nichts gerader und unmittelbarer führen, als auf die Uiberzeugung, daß jeder, um achtungswerth zu ſeyn, die Rolle ſpielen, und gut ſpielen müſſe, welche ihm von der Natur und dem Geſchicke aufgetragen worden iſt. Die Herrſchaft der Sinnlichkeit über die Pflicht iſt etwas ſo Gemeines und der menſchlichen Schwachheit Eignes, daß man Nachſicht dagegen hat, beſonders in einem Poſten, wo die Sinnlichkeit ſtärker gereizt wird. Aber eine ſolche ſchiefe Richtung des Verſtandes, vermöge welcher er ſelbſt den Menſchen von Erfüllung ſeiner Pflicht abführt, wird weniger vergeben, ſo wie dieſelbe ſeltner iſt.

In dieſer Rückſicht iſt vielleicht das Vorurtheil, welches Friedrich gegen Mathematik und Phyſik hatte, obgleich als Irrthum, und als hartnäckig vertheidigter Irrthum, ein Fehler, doch für ihn ein Gut geweſen. Dieſe Wiſſenſchaften ziehen den, welcher ſie einmahl liebt, ſtark an ſich, und ſie haben mit den Regierungsgeſchäften nichts gemein. Die Poeſie, die ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt hängen mit der Kenntniß des Menſchen und mit der Moral zuſammen, und dieſe führet immer wieder auf die Endzwecke und Geſchäfte der bürgerlichen Geſellſchaft zurück. Philoſophie und Geſchichte haben die Staaten entweder unmittelbar zu ihrem Gegenſtande, oder haben doch eine nahe Beziehung auf dieſelben, da ſie immer mit den Menſchen zu thun haben, woraus dieſe Staaten beſtehen. Uiberdieß erlauben dieſe Wiſſenſchaften ein unterbrochenes Studium. Man kann den Faden oft fahren laſſen, ohne daß er ganz zerreißt, oder zu ſchwer wieder zu finden ſey. — Doch auch ſie können auf eine mehr profeſſionelle Weiſe, wie es Künſtler und Gelehrte müſſen, getrieben werden, und dann können ſie den Geiſt ebenfalls ſo ganz erfüllen und befriedigen, daß er zu dem, was man Geſchäfte nennt, und welches aus vielfachen kleinen, oft wiederholten, Pünktlichkeit und Schnelligkeit erfordernden, Arbeiten beſteht, entweder ungeſchickt oder demſelben abgeneigt wird. Der König, der nur die Blumen dieſer Wiſſenſchaften mit leichter Hand brach, ohne die Dornen derſelben zu berühren, wurde dadurch, zu ſeinen Amts-Arbeiten die ihm als Feldherrn, als Staats-Wirthſchafter, als Richter ſeiner Unterthanen, als Glied des politiſchen hohen Raths der europäiſchen Mächte oblagen, nicht ungeſchickt, noch denſelben abgeneigt. Da er auch ſeine philoſophiſche Muße nicht bloß anwandte, zu lernen und zu meditiren, ſondern auch zu lehren, Gedanken zu bekleiden und mitzutheilen: ſo blieb er immer in einer Beſchäftigung, die mit der ſeines Berufs eine Aehnlichkeit hatte. Er konnte in der erſten geſtört und zu ſeinen Regierungsgeſchäften abgerufen werden, ohne einen zu großen Unterſchied ſeiner Zuſtände zu fühlen. Er erfriſchte und ſtärkte daher ſeinen Geiſt durch die Abwechſelung der Gegenſtände, und verlor doch nie ſeine große Beſtimmung aus den Augen.

17.

Die Gemüthsſtimmung des Königs während des erſten ſchleſiſchen Krieges iſt, nach ſeinen Briefen, die eines jungen glücklichen Helden, der von Siege zu Siege eilt, vor ſich nichts als glänzende Ausſichten ſieht, und ſeine Erhohlungsſtunden durch Poeſie, verfeinerte Sinnlichkeit und geiſtreichen Umgang zu verſchönern weiß. Alles lacht ihm, ſo wie ihm alles gelingt. Seine Philoſophie iſt verwieſen in irgend einen Winkel des Kopfes, aus welchem ſie manchmahl ihre Stimme leiſe oder halb ſcherzhaft hören läßt, und den Werth des Friedens, aber auch nur um des Genuſſes willen, predigt.

Liebe zum Ruhm und Liebe zum Vergnügen ſcheinen in dem jungen Helden zu ſtreiten: nur daß jenes Vergnügen mit Geſchmack, Witz und Kenntniß verbunden iſt, und dieſer Ruhm nicht auf leere Titel, oder den Pomp des Rangs, ſondern auf ſelbſtgemachte Erwerbungen, oder ſelbſtausgeführte Unternehmungen geht. Dieſe beyden mit einander kämpfenden Leidenſchaften brachten endlich, da ſie zum Puncte des Gleichgewichts gekommen waren, diejenige Ruhe in dem Gemüthe des Königs hervor, in welcher ſich in höhern Jahren die Weisheit und die Menſchenliebe Gehör verſchaffen konnten. Und da dieſe zu ſprechen anfingen, zeigten ſie dem edlen Geiſte: daß weder Ruhm noch ſinnlicher Genuß die höchſten Endzwecke ſind, ſondern Gutes thun, und die Glückſeligkeit in einem um ſo weitern Kreiſe befördern, je mehr man über andre erhöht iſt.

18.

Oeffentliche ihm dargebrachte Schmeicheleyen in Denkmählern, Schriften, Gemälden, konnte der König nicht ertragen. Aber in der Privatunterredung, und von Perſonen, denen er wohlwollte, ertrug er zuweilen auch ſolche, die den Gegenwärtigen auffielen. Die Urſache war, weil er ſich täuſchen ließ, und, wenn er auch den Lobſpruch übertrieben fand, (wie dann ſein richtiger Verſtand dieß nicht verkannte,) ihn doch bey dem, welcher ihn ſagte, der ſtarken Empfindung ſeines Herzens, oder einer gewiſſen Begeiſterung der Einbildungskraft, nicht aber dem Vorſatze ihm zu gefallen zuſchrieb. Nur ein ſchwacher Menſch läßt ſich von dem ſehr loben, von welchem er nicht weiß, daß er ſein Freund iſt. Ein verſtändiger weiß wohl, daß nur die Liebe oder der Eigennutz jemanden bewegen kann, die Unſchicklichkeit zu überwinden, die immer dabey iſt, von des andern Verdienſte in ſeiner Gegenwart zu reden. — Aber auch dieſem verſtändigen Manne kann es zuweilen wiederfahren, von dem Enthuſiasmus des Freundes und vielleicht von der Eigenliebe ein wenig getäuſcht, im Gefühle ſeines eignen Werths, mehr als die Wahrheit zu glauben, und der Schmeicheley Gehör zu geben, indem er bloß denkt, gegen unzeitige Ergießungen des Herzens nachſichtig zu ſeyn.

19.

Friedrich war, was ſelten Könige ſind, ein Beobachter der menſchlichen Sitten in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft. Er liebte, ſich in ausführliche Schilderungen davon einzulaſſen. Seine Gedichte ſind voll, und noch mehr waren ſeine Geſpräche voll von ſolchen Gemälden. Ohne Zweifel waren viele Züge aus ſeiner Imagination nach Aehnlichkeiten hinzugeſetzt, viele waren nach allgemeinen Begriffen, die er ſich von den Ständen gemacht hatte, gebildet. Vorurtheil und Wahrheit waren darin mit einander gemiſcht. Auch ſchadete die ſatyriſche Farbe, mit welcher er ſeine Bildniſſe überzog, indem er ſie ſelten anders als zur Beluſtigung ausſtellt, der Richtigkeit derſelben. Nichts deſto weniger mußten oft die Perſonen, welche aus der genaueſten und aus eigner Erfahrung den Stand kannten, an deſſen Gewohnheiten und Denkungsart **Friedrich** ſeinen Pinſel übte, über die Kenntniſſe erſtaunen, die der König von dem Eigenthümlichen ihrer Lage, und ſelbſt von den kleinſten Aeußerungen ihrer Thorheiten zu haben ſchien. Seine Aufmerkſamkeit war nicht bloß auf die höhern Stände eingeſchränkt: er wollte wiſſen, wie es in der Stube des Bauern, dem Gelage der Handwerksleute, den Tabagien der Gelehrten, und den Kränzchen der Kaufleute zuginge. Er malte einſt einem jungen Officier die Art ab, wie er und ſeines Gleichen ihren Tag zubrächten, wovon ſie ſich unterredeten und was ſie dächten. Mir ſchilderte er den Bürgermeiſter von Breßlau, und ſeine Antichambre. — Wenn ein Geiſt wachſam genug iſt, um von Menſchen, deren Thun und Weſen er nicht Gelegenheit hat, in der Nähe und lange zu ſehen, auch nur einzelne oder kleine Merkmahle aufzufaſſen; wenn er, um ſich hiervon Begriffe zu machen, dieſe Merkmahle für ſich in ſeinem Kopfe ausbildet, und mit andern nach der geſunden Vernunft oder anderweitigen Erfahrungen verknüpft, ſo bringt dieß zwar nur eine halbwahre Kenntniß aller dieſer Stände hervor: aber es zeigt doch an, daß dieſer Mann das nil humani a se alienum anerkennt, und die Folgen davon ſind, (ſo wie ſie es beym Könige waren), theils ſchädlich, theils nützlich. Von der einen Seite entſtanden aus dieſen Sitten-Schilderungen, die zum Theile poetiſche Fictionen waren, Grundſätze, nach welchen er die einzelnen Menſchen aus dieſen Ständen beurtheilte. Und dadurch wurde er oft verleitet, dem einen unrecht oder wehe zu thun, wenn er ſeinem Stande gewiſſe Fehler oder Lächerlichkeiten eigen zu ſeyn glaubte, und dem andern ein unverdientes Vertrauen zu geben, oder eine unverhältnißmäßige Achtung zu erweiſen, weil er von der ganzen Claſſe eine gute Meinung hatte. Auf der andern Seite war er nie ohne einige Data, um über unbekannte Menſchen zu urtheilen, — hatte alſo immer wenigſtens eine Regel zu ſeinem Betragen gegen ſie, und ein Motif zu ſeinen Entſchlüſſen. Und dieſes bedeutet bey einem ſelbſtregierenden Könige viel. Er kann in hundert Fällen das vollkommen richtige wählen; er kann nicht immer vollkommen ſchicklich handeln. Aber er muß immer wählen; er muß etwas thun. Und was ihn beſtimmt, mit halber Einſicht, iſt beſſer, als was ihn unentſchloſſen macht. Uiberdieß da ſeine unvollkommne und durch Muthmaßungen und Imagination ergänzte Einſicht doch immer eine wahre Beobachtung zur Baſis hatte; da er in der That auch im Vorbeygehn richtig bemerkte, — gerade das am ſchnellſten Geſehene nach der Natur ſeines Geiſtes, am richtigſten auffaßte; da er glücklich rieth, und der Analogie zu folgen gut verſtand: ſo irrte er nur in einzelnen Fällen, welche Ausnahmen machen, und traf das Ziel in den meiſten, welche unter der Regel ſtehn. Man kann durchaus nicht leugnen, daß er die vorzügliche Gabe gehabt habe, im Durchſchnitte ſeine Leute zu kennen, und zu behandeln, wie es ihrer Natur und ihren Umſtänden gemäß war. Aber er würde ſie ſchwerlich erlangt haben, wenn er nicht proviſoriſche Urtheile über ganze Claſſen, ſey es nur halb wahre, gefällt hätte, indem er wenigſtens dieſe zur Grundlage brauchen konnte, um leichter individuelle Beobachtungen zu machen.

10.

Die Gewohnheit hatte, beſonders in den ſpätern Jahren des Königs, viel Gewalt über ihn. Sie hatte Einfluß auf ſeine Lectüre, auf ſeine Geſellſchafter und auf die Männer, denen er Geſchäfte anvertraute. Das Beßre, das ſpäter kam, fand den Platz in ſeinem Kopf oder Herzen ſchon beſetzt, und konnte den Zutritt ſchwer erhalten. — Dieſes war zum Theil eine Folge ſeiner regelmäßigen Lebensart. Er würde weniger ſtandhaft in ſeinen Arbeiten und in der Anordnung und Folge ſeiner Geſchäfte geweſen ſeyn, wenn er in ſeinen Neigungen und Erhohlungen mehr abgewechſelt hätte. Zum Theil war es eine Sache ſeiner Eigenliebe, die auf ein einmahl gefälltes Urtheil nie wieder zurückkam, und dem, was er zuerſt geſchätzt hatte, auch immer den Vorzug über alles, was er nach der Zeit kennen lernte, einräumte. Zum Theil war es Folge einer Art von Trägheit, die mit ſeiner großen Activität verbunden war. Er liebte die Ruhe, und fiel in dieſelbe als ſeinen natürlichen Zuſtand zurück, ſobald er von den Anſtrengungen ſich losſpannte, zu welchen ſeine Pflicht oder ſeine Ehrbegierde ihn aufforderte. Aber Genuß der Ruhe kann nur unter gewohnten Gegenſtänden Statt finden. Alles Neue fordert eine verdoppelte Aufmerkſamkeit. Iſt es ein neuer Bekannter: ſo müſſen wir ſein fremdes oder ſchüchternes Weſen überwinden, wir müſſen uns ihm bekannt machen, wir müſſen ihn kennen lernen. — Iſt es ein Buch, wir müſſen gewiſſe Eigenheiten des Autors ertragen, wir müſſen uns erſt in ſeine Art zu denken verſetzen, ehe wir ſelbſt ſeinen Schönheiten den vollen Geſchmack abgewinnen können. Das nimmt derjenige leichter über ſich, der im Umgange mit Menſchen und mit Büchern noch mehr beſchäftigt und unterhalten werden, als ſelbſt ſich beſchäftigen oder andere unterhalten will. Aber der König verlangte nur Stoff zum eignen Denken und Schreiben, eine Veranlaſſung und Zuhörer zu dem, was er ſagte. Neuheit und Abwechſelung waren ihm alſo weniger Bedürfniß.

21.

Man kann für wahr halten, was **Friedrich** an Jordan, den er zuweilen durch Spott über ſeine Feigheit kränkte, ſchreibt, daß der Kopf bey ihm boshaft, das Herz gut war. Er konnte den Mann wirklich lieb haben, den er zuweilen mit unbeantwortlichen Scherzen quälte. Das findet bey Privatperſonen weniger Statt.

Alle Menſchen überlaſſen ſich zuweilen den Empfindungen ihrer Natur, zuweilen den Verhältniſſen ihres Standes, in ihrem Betragen gegen andre. Sind dieſe Verhältniſſe gleich oder der Gleichheit nahe, ſo können ſie nichts Merkliches ändern: und die Natur oder der Charakter entſcheidet. Sind die Verhältniſſe ſehr ungleich, ſo geben ſie ein vom Charakter verſchiedenes Intereſſe, ſie ſtößen eine verſchiedene Denkungsart ein: und ein König, wenn er im Gefühle ſeiner Standeshoheit mit ſeinem Geſellſchafter ſpricht, wird zu einem andern Menſchen. — Hat dieſer König Witz, und findet er in den Spielen deſſelben Vergnügen, ſo wird er in ſolchen Augenblicken denſelben doppelt muthwil lig auslaſſen. — Der Witz iſt ohne das immer lebhafter, je ungebundner er iſt. Faſt nie kann die ſatyriſche Ader ſich ergießen, wenn Hochachtung gegen den Gegenſtand uns bindet. Und doch iſt dieſe Ergießung für den witzigen Kopf und den Freund des Lachens eine Art von Bedürfniß. — Eben dieſes Bedürfniß iſt die Bosheit des Kopfes, von welcher der König redet. Sie brachte die wirklichen Empfindungen ſeines Herzens auf eine Zeitlang zum Schweigen. Aber das Mitleid erweckte ſie wieder. Und war die Perſon der Hochachtung werth: ſo hatte ſie am Ende des Spiels nichts davon verloren, und ſie wurde vielleicht durch verdoppelte Beweiſe der Zärtlichkeit ſchadlos gehalten.

22.

Der König ſagt von ſich ſelbſt: „Unter dem Schutze des Glücks wurde mein Gemüth weiſe.“ Es iſt dieß ein großer, philoſophiſch wahrer Gedanke, und zugleich ein Beweis von der Beſcheidenheit des Königs und von ſeiner Menſchenkenntniß. Ja es iſt Thatſache und Erfahrung. Die Fähigkeiten eines Menſchen können ſich nicht entwickeln, wenn ſeine erſten Schritte nicht vom Glücke begünſtigt werden. So wie jeder unter uns mehr Witz hat, wo er ſieht, daß ſeine Einfälle beluſtigen; und der, welcher mit ſeinem erſten Verſuche abgewieſen worden iſt, ſchwerlich den Ruhm eines ſchönen Geiſtes in ſeinem Alter erlangen wird: ſo iſt auch jede andre unſrer Fähigkeiten anfangs ſchwach und uns ſelbſt unbekannt. So lange hat alſo auch unſer Wille wenig Gewalt über ſie, ſie nach Maßgabe unſerer Endzwecke gleichſam aufzurufen. Erſt die guten Erfolge lehren den Menſchen ſeine Kräfte kennen: und erſt wenn er ſie kennt, kann er ſie abſichtlich, das heißt, aufs beſte brauchen.

[illegible]3.

Das ſind unſtreitig die größten Männer, welche am längſten, mit Aufopferung des gegenwärtigen Vergnügens und gegenwärtiger Vortheile, auch mit Aufopferung des aus einzelnen, kleinen, guten Handlungen, oder nützlichen Werken zu hoffenden, näher liegenden Ruhms, an einem großen, aber entfernten, gemeinnützigen Endzwecke für den Staat oder die Wiſſenſchaften in der Stille arbeiten, — und durch das Bewußtſeyn, etwas vorzüglich Gutes zu thun, ſich ohne äußere Aufmunterung lange Zeit aufrecht erhalten können. Alle großen literariſchen Werke, alle wichtigen Entdeckungen in den Wiſſenſchaften ſind auf dieſe Weiſe entſtanden. Der witzige Kopf will für ſeine Einfälle auf der Stelle mit Beyfalle belohnt ſeyn. Der Mann von Genie ſelbſt, wenn er nicht zugleich einen ſehr feſten Charakter hat, wird ſchwerlich eine Arbeit vieler Jahre, die ihm erſt ſpät das Lob und die Dankbarkeit der Nachwelt verſpricht, aushalten. Aber die reifſten und vollkommenſten Früchte des Genies und des Verſtandes erhält die Welt nur von dieſen Menſchen, die im Stande ſind zugleich den Ruhm zu verachten, indem ſie ihn verdienen.

Dieſe Art der Größe zu beweiſen, iſt den Königen nicht wohl möglich: ihnen, von denen jede Handlung, faſt jedes Wort ſogleich bekannt und auf der Stelle durch Ruhm belohnt, oder durch Schande gebrandmarkt wird. Auch ſind ihre Endzwecke immer nahe, ihre Geſchäfte dringend. Sie genießen der Vortheile im höchſten Grade, welche alle in Aemtern dem Staate dienenden Perſonen vor den freyen, nur fürs Publicum oder für ſich arbeitenden, Gelehrten voraus haben. Jeder Tag hat bey ihnen ſeine angewieſene Arbeit. Das, was ſie gerade jetzt thun ſollen, iſt nicht einer ungewiſſen Wahl überlaſſen, woraus oft Verlegenheit und ſelbſt Müſſiggang entſteht, ſondern iſt ihnen von den Umſtänden vorgeſchrieben. Und was ſie jeden Tag Gutes thun, wird auch, ſo zu ſagen, jeden Tag durch die Zufriedenheit und das Lob derer, welche davon Zeugen, — oder durch die Dankbarkeit derer, welche davon Gegenſtände geweſen ſind, belohnt.

Demohnerachtet war in Friedrichs Seele die Anlage zu dem Charakter, von welchem ich oben redete. Er war freylich im vollen Genuſſe des Ruhms, durch die großen und glänzenden Erfolge, die er gehabt hatte. Aber demohnerachtet wußte er, daß viele ſeiner Operationen, die er wirklich zum Beßten des Landes unternahm, z. B. die Einſchränkung des Handels zur Begünſtigung der Fabriken, ſelbſt die Colonie-Anſtalten, nicht den Beyfall des Publicums hatten, und bald Mißvergnügen bald Tadel erregten. — Gleichwohl fuhr er in der Befolgung des Syſtems, das er einmahl als gemeinnützig angeſehen hatte, ſtandhaft fort, in der Erwartung, daß die Anſtalten, wenn ſie zur Reife gekommen ſeyn würden, auf die Gemüther der Menſchen, und ſeiner Unterthanen insbeſondere, ganz andre Eindrücke machen würden, als die erſten Verſuche, und die damit verbundnen unvermeidlichen Beſchwerden gemacht hatten. Er war alſo im Stande, ſich durch die bloße feſte Uiberzeugung von der Nützlichkeit oder der Rechtmäßigkeit einer Handlung für den ihr noch mangelnden Ruhm, oder ſelbſt für den Tadel derſelben ſchadlos zu halten.

Er liebte den Ruhm. — Der Ehrgeitz war ſeine erſte Triebfeder geweſen, und blieb gewiß eines der Principien, die ihn bewegten, durch ſein ganzes Leben. Aber es war wenig von Eitelkeit in dieſem Ehrgeitze. Er wollte geſchätzt ſeyn durch das, was er war. Aber ſo wie er älter und männlicher wurde, ging ſeine Herrſchaft über dieſe Leidenſchaft auch noch weiter. Er lernte mehr den Werth von ſich und von den Dingen kennen, und wurde alſo weniger begierig nach den Zeugniſſen, welche andre ihm von ſeiner Vortrefflichkeit gaben.

24.

Iſt mildthätige Freygebigkeit gegen Arme die Tugend eines Fürſten? —

Sie gehört mehr für den Privatmann. Der Fürſt muß der Armuth durch Anſtalten zu Hülfe kommen. Gibt er aber, ſo muß er mit Wahl und königlich geben. In dieſen Gegenſtänden des Mitleidens, welche die Fürſten immer nur von weitem und durch die Augen andrer ſehn, irren ſie leicht. — Und wenn ſie zuweilen durch Noth, welche in ihre Augen fällt, gerührt werden, ſo iſt es ihnen nicht einmahl erlaubt, ihren Beyſtand nach ihrer Empfindung und nach ihrer Macht abzumeſſen: denn es iſt dieß eine Art von Ungerechtigkeit gegen die unendliche Menge von Elenden, die ſie nicht ſehen, und welche an ihrer Hülfe gleichen Anſpruch haben.

Der König iſt durch die Geringfügigkeit der Geſchenke, die er zuweilen an einzelne Bedürftige, auf ihre mündlichen oder ſchriftlichen Bitten, oder an ſolche Dichter, Künſtler und Schriftſteller, welche ihm nur unter der Geſtalt von Dürftigen erſchienen, zur Belohnung ihrer ihm dargebrachten Werke, ausgetheilt hat, in den Verdacht der Kargheit, bey dem weniger unterrichteten Theile des Publicums, gekommen. Bey dem, welcher die Handlungen des Königs im Ganzen überſah, und im Großen beurtheilte, hatte er ſich von dieſem Verdachte hinlänglich durch die unerſchöpfliche Freygebigkeit gereinigt, mit welcher er ſeinen nothleidenden Provinzen, den abgebrannten Städten, den überſchwemmten Landſchaften, dem verſchuldeten Adel zu Hülfe kam. Aber doch mag es vielleicht in einzelnen Fällen zweifelhaft bleiben, ob der König nicht lieber alle Gaben hätte verſagen, oder ſeiner Würde gemäßer beſchrenken: ob er nicht bloße Zudringlichkeit ganz hätte abweiſen, und hingegen das Verdienſt, das er einmahl einer Belohnung werth hielt, königlicher belohnen ſollen. Aber ſo war es mit ihm, und ſo iſt es oft mit großen Männern, beſonders, wenn ſie zugleich öffentliche Perſonen ſind. Ihre Empfindungen der Menſchenliebe ſind mehr gegen das Ganze, gegen den Staat, gegen große Gemeinheiten, oder gegen ausgezeichnete Männer gerichtet: gegen einzelne und gegen gemeine Nothleidende ſind ſie ſtumpf. Könige verſtehen ſelten ſich in die Stelle der Unbekannten aus dem großen Haufen zu ſetzen. Sie wenden auch nicht genung Aufmerkſamkeit auf diejenigen, welche ſich ihnen darſtellen, um den Unterſchied ihrer Würdigkeit gehörig gewahr zu werden. Es iſt alſo, da ſie ſelten Gründe haben, ſich bey Bitten, die bloß Hülfe gegen Mangel ſuchen, zu entſcheiden, gemeiniglich der Zufall, die Laune des Augenblicks, irgend eine Aſſociation der Begriffe, welche macht, daß ſie den einen Bittenden begünſtigen, und den nächſten, der gleiche Anſprüche hat, unbefriedigt von ſich laſſen. Solche Handlungen, die dem Zufalle und den Eingebungen der Einbildungskraft überlaſſen werden, gibt es in dem Leben jedes Menſchen, und muß es geben, wenn er nicht ſein Nachdenken auf Kleinigkeiten verſchwenden und dadurch unfähig werden ſoll, das Wichtige mit Nachdenken zu thun. Aber in dem Leben der Könige, beſonders in dem Leben Friedrichs, der ſo viel ſelbſt that, ſo vielen Zutritt zu ſich geſtattete, die Briefe von ſo vielen annahm und beantwortete, gibt es dergleichen Handlungen ungleich mehrere: und es gibt ſolche, die den dabey intereſſirten Perſonen, und oft mit ihnen einem Theile des Publicums, ſehr wichtig ſcheinen, ob ſie gleich dem Könige mit allem Rechte als unbedeutend und der Ueberlegung unwürdig vorkamen. Je mehr ſich die Geſchäfte häufen; mit je mehr Menſchen ein ſolcher König zu thun hat: deſto öfter muß er ſich ſchnell, und durch unbedeutende Gründe beſtimmen, wenn ſich ihm keine wichtigern darbiethen. Aber Angelegenheiten, die unter dem Geſichtspuncte des Königs natürlicher Weiſe klein ſcheinen, werden von den Perſonen, welche ſie angehen, mit einem ganz andern Maßſtabe gemeſſen. Kein Wunder, daß jener von der Moralität ſolcher Handlungen anders urtheilt, als dieſe. Der erſte hält es für Recht, eine Sache, die zu keinem großen Endzwecke führt, ſo geſchwind als möglich auf irgend eine Art abzuthun; die intereſſirte Perſon verlangt, daß der König ihre Angelegenheit mit eben der Uiberlegung, als die wichtigſte, beantworte. Der König ſagt ein Wort, veilleicht mit ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß er es den nächſten Augenblick vergeſſen hat. Für den Mann, an welchen es gerichtet iſt, iſt es ſo wichtig, daß er es Zeit ſeines Lebens behält. Der König wirft einen flüchtigen Blick auf die Bittſchrift oder die Zuſchrift eines Unbekannten, und ſieht nicht ohne Grund den Augenblick, den er darauf wendet, für eine verlorne Zeit an. Der Arme, der die Bittſchrift einreichte, erwartete von der Beantwortung vielleicht den Troſt ſeines Lebens, oder die Ermunterung ſeines Geiſtes. Dieſe Betrachtung muß ohne Zweifel einem guten Fürſten einen Bewegungsgrund mehr geben, auch anſcheinende Kleinigkeiten mit Bedacht und nach Einſicht zu thun, weil er vorausſehen kann, daß die Kleinigkeit, welche von ihm ausgeht, für den, welcher ſich an ihn gewendet hat, wichtig wird. Aber ſie muß zugleich den Unterthan behuthſam machen, in Beurtheilung ſeines Fürſten, nur nicht auf den Charakter desſelben aus Handlungen zu ſchließen, die dieſer nicht mit vollem Bewußtſeyn gethan hat, oder die Pflicht desſelben, mit großer Aufmerkſamkeit zu handeln, nach der Wichtigkeit abzumeſſen, welche er der vorliegenden Angelegenheit an ſeinem Standorte zu geben geneigt iſt.

15.

In der Vertheilung von Belohnungen, Gnadengeſchenken und Ehrenzeichen für geleiſtete Dienſte, oder für ihm bekannt gewordne Verdienſte, ſchien der König zuweilen das zu ſeyn, was die Engländer whimsical nennen, und es ſich vorzunehmen, Erwartungen zu täuſchen. Er ſchien zuweilen einen Mann, der nach den Umſtänden auf eine baldige Erhebung rechnen konnte, lange zu vergeſſen, und ihn zu der Zeit zu erheben, da er ſich für vergeſſen hielt. Er bereicherte oft den Reichen, und überſchüttete den mit Geſchenken, welcher ihm nur wenig dafür dankte; und war gegen andre gleich verdiente und mehr bedürftige ſparſamer. Er enthielt ſeinen Orden denjenigen vor, welchem das Publicum ſchon damit im voraus geziert hatte: und bekleidete einen andern damit, der geringere Anſprüche auf dieſe Unterſcheidung machte.

Wollte er dadurch die Tugend weniger gewinnſüchtig machen? Wollte er ſeinen Geſchenken und Gnadenbezeugungen durch das Unerwartete einen größern Eindruck verſchaffen?

Im Grunde irrte er. Ein Fürſt muß nicht nur Urſachen zu den Belohnungen haben, die er austheilt: ſondern es muß auch allen in die Augen leuchten, was das für Urſachen ſind. Wo bleibt ſonſt der Nutzen des Beyſpiels, wenn nicht das Publicum die Handlungen genau kennt, welche der Fürſt durch ſeine Ehrenzeichen oder Gaben belohnen will? Wo bleibt die Ermunterung für andre zur Nachfolge, die in der Belohnung liegen ſoll, wenn man nicht ſicher iſt, daß ein ähnliches Betragen auch ähnliche Folgen von Seiten des Regenten nach ſich ziehn wird?

Freylich wie überhaupt alle Eigenheiten, auch die bloßen Einfälle, die Paradoxieen und der Eigenſinn eines Mannes von Geiſt etwas haben, welches pikant iſt und gefällt, (ungefähr wie die Werke eines Sternes, wenn man einmahl durch ſeinen großen Beobachtungsgeiſt bezaubert iſt, durch ſeine Abſchweifungen nur noch anziehender werden), ſo machen vielleicht, bey einem ſonſt großen und verehrten Könige, ſolche befremdende und der Erwartung zuwider laufende Handlungen, daß man nur deſto eifriger iſt, ihm zu dienen. Der König mochte dieſe Denkungsart der Menſchen kennen, und änderte alſo deſto weniger eine Gewohnheit, von der er gewiß einſahe, daß ſie ſeiner Weisheit nicht völlig gemäß war.

Freylich muß im Ganzen der Unterſchied zwiſchen Verdienſt und Schuld, zwiſchen geringerem und größerem Verdienſte, nach richtiger Beobachtung und nach der Vernunft abgewogen werden: ſo wie Friedrich dieß wirklich that; und das Willikürliche der Laune, oder das Originelle eines gewiſſen Eigenſinns, muß nur die Zeiten und die Art und Weiſe treffen, zu welchen und auf welche die Belohnungen an die verſchiedenen Claſſen von Verdienſte ausgetheilt werden. — Es würde endlich die Einſicht des Fürſten zweifelhaft und ſeine Regierung verächtlich machen, wenn es anders wäre. Aber ſobald die Meinung von jener Einſicht unerſchütterlich feſte ſteht, und dieſe Regierung den allgemeinen Beyfall des Unterthans hat: ſo läßt es ſich begreifen, wie kleine Abweichungen des Fürſten vom Regelmäßigen und Gewöhnlichen in ſeinem Betragen, anſtatt Schaden zu thun, noch das Gemälde, wie Schatten das Licht, erheben; warum Belohnungen, mit dieſen Unregelmäßigkeiten ausgetheilt, die Begierde darnach, anſtatt ſie zu erſticken, noch mehr ſpannen. —

Vielleicht liegt die Urſache davon hierin: daß dasjenige, was völlig nach der Regel und nach der allgemeinen Schätzung des Publicums ausgetheilt wird, auch weniger die Folge der eignen Beurtheilung, oder der perſönlichen Zuneigung des Fürſten zu ſeyn ſcheint, — zwey Sachen, die bey einem ſolchen Fürſten allen Geſchenken, die von ihm herkommen, einen ungleich größern Werth geben. Bey einem gewöhnlichen Könige verlangt man nur für ſeine Dienſte befördert, erhöht und beſchenkt zu ſeyn. Bey Friedrichen wünſchte man auch, dieſe Erhebung, dieſe Geſchenke nur allein ihm ſelbſt, und nicht bloß der Gewohnheit der Könige, unter ſolchen Umſtänden zu belohnen, der längern Dienſtzeit, oder der Empfehlung, zu danken zu haben. Der eigne freye Wille des Fürſten aber iſt ſichtbarer in einer Handlung, bey welchem ſich auch etwas von Eigenwillen und Eigenſinne ſehen läßt. Dann iſt es gewiß der König, der dieſe Penſion mit bewilligt; wenn kein Menſch mehr daran dachte, daß ich eine Penſion verdient hätte; dann kömmt dieſes Zeichen der Ehre gewiß von ſeiner Hochachtung, oder dieſe Hülfe, die mir geleiſtet wird, aus ſeinem Herzen, wenn keine nahen und dringenden Verhältniſſe mehr vorhanden ſind, die mich auch in den Augen des Publicums und aller Gleichgiltigen jener Ehre und dieſer Hülfe werth machten.

26.

Iſt es möglich, daß der König die Motive, warum man eine Anerbiethung oder eine Aufforderung von ihm nicht annahm, billigen, und doch die abſchlägige Antwort übel nehmen konnte?

Ein Stolz der Art war in ſeinem Charakter: der nicht leiden konnte, daß der andere ſeine Unabhängigkeit von ihm zeigte. Vielleicht gehört dieſer Stolz mit zum Herrſchergeiſte. Dieſer beſteht vielleicht zum Theil in der Angewöhnung, (denn Gefühl und Natur iſt dieſes nicht), ſich ſo über andre erhaben, und andere ſowohl am Glücke und Selbſtgenügſamkeit, als am Verdienſte, ſo tief unter ſich zu glauben. Eine Wohlthat, welche dieſe nicht annehmen, iſt ein Band der Unterwürfigkeit, dem ſie ſich entziehn: und dieß ſcheint dem Manne, welcher ſich über ſie zu herrſchen berufen hält, eine Verletzung ſeiner Rechte, und eine Durchbrechung der Verhältniſſe zu ſeyn, die zwiſchen ihm und den übrigen Menſchen vorwalten ſollen.

27.

In des Königs Verhalten bey Krankheiten und gegen ſeine Aerzte ſind einige Sachen für einen ſo großen Mann unerklärlich.

Erſtlich dieß, daß er bey Krankheiten, deren eingewurzelte und im Körper tief verbreitete Urſachen er ſelbſt kannte, durch ſpecifike Arzneymittel, plötzlich geheilt ſeyn wollte.

Wenn einer der gewöhnlichen Großen, oder ſelbſt ein ſonſt erhabner und denkender, aber mit der Oekonomie des menſchlichen Körpers und mit der Arzneykunſt ganz unbekannter Mann dieß geſagt hätte: ſo würde es befremden, allein noch begreiflich ſcheinen. Aber wie Friedrich dieß noch in ſeiner letzten Krankheit im Ernſte von ſeinem Arzte fordern konnte, er, der es mit zu ſeinem Studium gemacht hatte, die Natur und Urſachen der Krankheiten zu erforſchen, und der die Schranken der Kunſt ſelbſt für ſo enge anſah, als ſie nicht einmahl ſind: das läßt durchaus keine Auslegung zu. Zwar Forderungen der Art thut in gewiſſer Maße jeder Kranke; das heißt er hat Wünſche der Art. Aber er ſagt ſie nicht, weil er die Unmöglichkeit davon einſieht. Und vielleicht ſagte ſie der König nur, um mit einer veränderten Wendung der Arzneykunſt und den Aerzten die Unzulänglichkeit des Troſtes, den ſie gewähren, vorzuwerfen.

Eben ſo wenig begreift man, zweytens, von einem Manne, der ſo große Herrſchaft über ſich ſelbſt hatte, und der ſich um bloßer Regierungsgeſchäfte willen alle Bequemlichkeiten und alle ſinnliche Luſt verſagen konnte, wie er doch ſeinem Appetite zu gewiſſen Speiſen unterlag, da die Befriedigung desſelben ihm die größten Schmerzen zuzog? Bey viel dringendern Bewegungsgründen, die auf ſeine eigne Erhaltung, oder auf die Verhüthung des unerträglichſten Zuſtandes gingen, wußte er ſich alſo nicht zu überwinden: und da wußte er es, wo es auf nichts ankam, als Ehre zu erwerben, oder ein Beyſpiel zu geben? Können alſo wirklich dieſe moraliſchen ſchwächer ſcheinenden Triebfedern mehr über die Leidenſchaften vermögen, als die an ſich ſtärkſten, welche mit der Liebe zum Leben zuſammenhängen? — Alſo kann ſelbſt der große Mann leichter einen lebhaften ſinnlichen Appetit überwinden, wenn es ihm um die Erreichung gewiſſer Zwecke, um die Ausführung einer Unternehmung, um die Meinung der Welt, um die Erfüllung gewiſſer Berufspflichten, als wenn es um ſeine Erhaltung und ſein Daſeyn zu thun iſt! So iſt es in der That. Die feinſten Fäden in der Organiſation des moraliſchen Menſchen ſind demohnerachtet die ſtärkſten; die gröbſten Triebfedern doch in gewiſſer Beziehung die ſchwächſten. Und ſo iſt es bey großen Geiſtern vorzüglich, bey welchen Ideen über körperliche Gefühle, das Intereſſe der Activität, durchgeſetzter Entwürfe und hervorgebrachter nützlicher Werke, über das Intereſſe der Selbſterhaltung die Oberhand hat. Bleibt dieſes in einer gewiſſen Epoche allein übrig: ſo concentrirt es ſich in das Intereſſe des ſinnlichen Vergnügens. Was iſt ein Leben, dachte der König, wo man nichts mehr thut und nichts mehr genießt?

Aber eben ſo außerordentlich iſt drittens, während dieſer Krankheit, die mit jener Schwäche verbundne Stärke: — die Freyheit des Geiſtes, ſich mit ganz andern Gegenſtänden, als ſeiner Krankheit, zu beſchäftigen, und die Fähigkeit, noch Ideen über Literatur und Politik zu verfolgen, wenn der Körper die ganze Aufmerkſamkeit mit Gewalt durch Schmerzen an ſich reißt. Seine Aufmerkſamkeit in dieſen letzten Tagen für ſeine Gäſte und ihr Vergnügen war eben ſo bedeutend für ſein Herz, als ſeine noch immer fortgeſetzte Theilnehmung an dem Geſpräche für ſeinen Verſtand. Und ſelbſt, daß er ſich die fürchterlichſten Symptome durch Speiſen zuzog, und dann gelaſſen, und ohne zu klagen, dieſe Symptome ertrug: dieß alles zeigt ein merkwürdiges Beyſpiel von dem, was die Philoſophie zwar lehrt, was aber nur ſolche Erfahrungen den Menſchen einprägen können; — daß der Menſch ein ſeltſames Gewebe von Widerſprüchen iſt.

28.

In den Aeußerungen des Königs über Toleranz, war zuweilen die Verachtung gegen die Religions-Meinungen, welche er duldete und gegen Eingriffe der Autorität ſchützen wollte, ſichtbar. Er bedachte nicht, daß dieſe Verachtung von Seiten des Regenten eine Kränkung iſt, welche eben ſo ſehr erbittert, als die Unduldſamkeit ſelbſt. Ein König muß, wie mich dünkt, nicht das, was er als Religion und unter dieſem Titel duldet, zugleich für dumm und abgeſchmackt erklären. Denn entweder ändert er durch ſeine dergeſtalt erklärte Meinung die Vorurtheile ihrer Anhänger: alsdann aber wäre es ja beſſer geweſen die leeren und abgeſchmackten Geſänge und Kirchengebräuche abzuſchaffen. Oder ſein Privat-Urtheil hat keinen Einfluß auf das ihrige: und dann ärgert er ſie. Es iſt überdieß ein Widerſpruch in dem Verfahren. Warum iſt es Pflicht eines Regenten, auch Religions-Meinungen und gottesdienſtliche Gebräuche zu geſtatten oder zu ſchützen, die er für ungereimt und für zwecklos hält·

— Deßwegen, weil doch dieſe Meinungen und Gebräuche von einer gewiſſen Seite ehrwürdig ſind: nähmlich, in ſofern ſie in den Gemüthern dieſer durch Gewohnheit und Erziehung daran gehefteten Menſchen, mit den Principien ihrer Sittlichkeit und ihres Troſtes zuſammenhängen; — inſofern ſie einem Theile ſeiner Unterthanen ehrwürdig ſind, und von ihm als ein koſtbares Eigenthum betrachtet werden. — Aber eben dieſe auf Menſchenachtung gegründete Ehrwürdigkeit der Vorurtheile, welche man nicht auszurotten im Stande iſt, legt auch die Pflicht auf, ſie nicht verächtlich zu behandeln. Verachtung iſt eines der Mittel die Vorurtheile auszurotten, und nur als ſolches zuläſſig. Beſonders kann die von einem ſehr klugen, ſehr berühmten oder ſehr geliebten Manne bewieſene Verachtung, manchen aufmerkſam machen, die Schwächen der Gründe für ſeine Meinungen, oder der Anhänglichkeit an ſeine Uibungen zu erkennen. Aber dann ſteht doch dieſe Verachtung nur in einer Reihe mit, oder ſie ſteht vielmehr tief unter den andern Mitteln, welche man zur Vertilgung des Aberglaubens und des Irrthums anzuwenden hat, der Uiberzeugung, — der Einführung, oder wenigſtens der Darlegung und Mittheilung vernünftigerer Lehr- und Andachts-Bücher. Es iſt alſo wenigſtens nicht konſequent, indem man dieſe Verſuche mißbilligt, — indem man erklärt, daß man dieſe Verbeſſerung der Religionsbegriffe, nicht durch poſitive Anſtalten vorbereiten, ſondern der Zeit, und der allmähligen Aufklärung der Menſchen überlaſſen müſſe, — zu gleicher Zeit, die ſchlechteſte und untauglichſte Art der Waffen zur Bekämpfung der Religions-Vorurtheile, — die Verachtung, — anzuwenden.

29.

Eine Idee, die ſehr oft in des Königs Werken, ſeinen Briefen, ſeinen Abhandlungen und ſeinen Gedichten unter mannigfaltigen Formen der Darſtellung, vorkömmt, iſt: daß es unmöglich ſey, einer ganzen Nation oder ihrem groſſen Haufen eine vernünftige Religion zu geben, und ſie bey ihnen lange zu erhalten *). Sein erſter und ſtärkſter Grund iſt die Erfahrung, daß alle Reformationen der Religion bisher in dieſer Abſicht fruchtlos geblieben ſind; daß jedes Syſtem derſelben, ſo rein und vernünftig es von ſeinem Urheber kam, ſobald es ſich unter dem Volke verbreitete, die Natur des Pöbels, ſeinen Hang zum Aberglauben und den wunderbaren annahm, und ſich bald mit unverſtändlichen Dogmen und thörichten Ceremonien anfüllte. Bey dieſen Gelegenheiten geſchieht es, daß er die billigſten und gemäßigſten Urtheile über das Chriſtenthum und

---

*) z. B. in der Widerleg. des Buchs ſur les préjugés; ingl. in den Brief. an d'Alemb., Vol. XI. des O. P. S. 72 u. f.

deſſen Urheber fällt. Um ſeinen, aus dieſem Beyſpiele gezognen, Beweis für den obigen Satz zu verſtärken, gibt er zu, daß die Lehre Chriſti und der Apoſtel nur die reine Vernunft-Religion und die Moral predigte. Er nimmt das Evangelium in dieſer ſeiner erſten und einfachſten Geſtalt zuweilen diejenigen in Schutz, mit welchen er, in Abſicht der Verachtung und des Widerwillens gegen den unbeſtimmten Gegenſtand, Chriſtliche Religion, die er als das auf jenen Grund errichtete Gebäude anſah, übereinſtimmte.

Aber er folgert eben aus der ſchleunigen und argen Verderbniß, die dieſe einfache und reine Religion erlitt, ſobald ſie Volksreligion wurde, daß es in der Natur des Menſchen liege, abergläubiſch oder ſchwärmeriſch zu denken, die Lücken ihrer Kenntniſſe des Unſichtbaren mit Ungereimtheiten auszufüllen, und an die Stelle von Tugenden, deren Schwierigkeit in innerm Kampfe liegt, Gebräuche zu ſetzen, die höchſtens nur mühſam und für den Körper beſchwerlich ſind. Die Schickſale und die Folgen der Reformation glaubte er, wären denen des Chriſtenthums ähnlich genug, um denſelben Satz zu beſtätigen. —

Auf dieſen Grund konnte man mit Recht antworten, daß die Erfahrung, obgleich eine ſo ſichere Führerinn in den beſondern Verhältniſſen des menſchlichen Lebens, es nicht mehr iſt, wenn von den Schickſalen und Handlungen des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen geredet wird. Dort kann man das Künftige aus den Vergangenen prophezeihen: hier weniger. Dort kann man annehmen was geweſen iſt, wird immer ſeyn: hier nicht. Die Urſachen ſind: einmahl weil man im erſten Falle immer nur eine ſehr nahe Zukunft vor Augen hat, ſo weit als ſich unſre Handlungen mit ihren ſichtbaren Folgen, und unſer Leben erſtrecken: dort eine unbeſtimmte und entfernte. Wir reden, wenn wir vom menſchlichen Geſchlechte reden, von einem Gegenſtande, der ewig dauert: und wer kann alſo die Unendlichkeit der Zufälle, welche neue Reſultate herbeyführen können, berechnen? zweytens, weil im kleinen Laufe der menſchlichen Angelegenheiten die alten Begebenheiten immer wieder kommen, und in derſelben Folge, im großen Laufe der Welt aber die Dinge wirklich jedes Jahrhundert neu werden. Die alte heroiſche Welt ſah nichts dem ähnliches, was Roms Herrſchaft hervorbrachte: die cultivirte Welt der Römer nichts ähnliches mit unſerm neuen Europa. Ich will nicht ſagen, ob Beſſerung und Fortgang in dem Ganzen ſichtbar ſind: aber Veränderung iſt da, und nirgends Rückkehr in den alten Zuſtand. Wohin die Linie führt, wiſſen wir nicht. aber es iſt kein Cirkel. Und es iſt alſo die Zukunft ſo wenig dem gegenwärtigen Zuſtande ähnlich zu erwarten, als dieſer dem vergangenen iſt.

Uiberdieß nimmt der König mit vielen, die über Religion, ihre Stifter, und das Volk, das ſie annahm, urtheilen, eine Verſehung an, die mir unrichtig dünkt. Er ſezt zwiſchen den Einſichten der Führer, Geſetzgeber und Religionsſtifter eines Volks, und den Einſichten des Volks einen Unterſchied voraus, der in der Natur nicht vorhanden iſt. Jeder Weiſer wird erſt durch ſein Jahrhundert gebildet, ehe er dasſelbe bildet. Er kann durch die Stärke ſeines Geiſtes, oder durch glückliche Lage, die Alten glaubten, durch eine höhere Erleuchtung, begünſtigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebethete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Geſinnungen und Meinungen, die in dem vernünftigſten Theile der Nation ſchon herrſchen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigſtens mit der Reformation, die uns am nächſten iſt, und die wir am beſten kennen. Aehnliche Urſachen lagen wahrſcheinlich der ſo ſchnellen Ausbreitung des Chriſtenthums zum Grunde. Die in der Seele vieler Juden und Heiden ſchlummernden Ideen über die Mißbräuche und Ungereimtheiten ihrer Religionen, und ihre dunkele Ahndungen von einem vernünftigeren Syſteme und einem mehr moraliſchen Gottesdienſte, ſtimmten mit dem laut geſagten Tadel der Apoſtel, mit den Lehren und Einrichtungen derſelben zuſammen.

Aber eben dieſes macht, daß jeder Reformator, geführt von zwey Führern, dem Geiſte der Zeit, und ſeiner Vernunft, immer nur ſo viel reiniget und verbeſſert, als dieſer Geiſt zuläßt, nur ſo viel aufklärt, als das Licht, welches ihn ſelbſt erleuchtet, ihn ſehen läßt. Um deßwillen ſind in allen ſolchen Reformen Samen des Verderbniſſes geblieben, weil ſie ſelbſt nicht vollſtändig waren, und nicht bis zur Einfachheit und Klarheit der Wahrheit durchdrangen. Freylich brachte dieſer Samen, als er in den Köpfen gemeinerer Menſchen, ſeinem natürlichen Boden, aufging, ein immer mehr wucherndes Unkraut hervor. Freylich erſtickte und verdunkelte das mit jedem Jahrhunderte zunehmende Wachsthum des letztern zuletzt die nahrhafte und geſunde Pflanze einer vernünftigen Gottes-Erkenntniß. Der Aberglaube vervielfältigte ſich immer wieder. Aber daraus läßt ſich noch nicht ſchließen, daß er nie wird im menſchlichen Geſchlechte aufgehoben werden können. Wenn das Volk fortgeht in Einſicht: ſo rücken die Weiſen an ſeiner Spitze auch weiter. Wenn dieſe erſt mit ihrem Syſteme aufs reine ſeyn werden, welches ſie nie waren: dann werden ſie erſt Reformatoren und Lehrer einer dem Aberglauben trotzenden Religion werden können. Wenn ſie ſich erſt mit den wenigen ſimpeln Wahrheiten begnügen werden, die ihnen, nach Wegräumung aller Einbildungen und bloßen Meinungen, zum Troſt und zum Leitfaden im Praktiſchen übrig bleiben: dann werden ſie auch im Stande ſeyn, in ihren Unterricht eine Evidenz zu bringen, die ihn vor neuen Ausartungen ſchützen wird

Ein zweyter Grund, den der König für die Unmöglichkeit einer reinen Volksreligion anführt, iſt der Mangel von Erziehung und Muße, der die Menſchen aus den niedern Ständen, und alſo den bey weitem größten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft, ewig unfähig machen wird, über geiſtige Gegenſtände, entweder ſelbſt reiflich nachzudenken, oder fremden Vernunftſchlüſſen zu folgen. Und eine vernünftige Religion kann, ſagt der König, nur die Folge einer geübten Vernunft ſeyn; wie ſie dann, ſelbſt unter den Gelehrten, erſt die ſpäteſte Frucht der gereifteſten Wiſſenſchaft iſt. — Aber, könnte man antworten, Mangel der Kenntniß bringt nicht nothwendig unrichtige Kenntniſſe hervor, ſobald man mit ſeiner Unwiſſenheit zufrieden iſt. Nur durch die Anmaßungen der Prieſter und Gelehrten, viel von der unſichtbaren Welt und der Zukunft zu wiſſen, wird der gemeine Mann dahin gebracht, Meinungen anzunehmen, ohne ſie durchdacht zu haben.

Uiberdieß können Begriffe, deren Entdeckung, und beſonders die, deren Reinigung von anhängenden Irrthümern ſehr ſchwer war, doch, nachdem ſie gefunden und von allem unächten Zuſatze geſchieden worden ſind, leicht und auch dem ungeübteſten Verſtande faßlich ſeyn. Der Weg zu einer Wahrheit kann vielleicht nur durch lange und verwickelte Vernunftſchlüſſe gebahnt werden, welche den wenigen Menſchen, die ſich dem Studium der Natur und der Philoſophie widmeten, möglich ſind: und die Wahrheit ſelbſt, wenn man einmahl dazu gelangt iſt, kann doch in ſo wenigen und ſo einleuchtenden Ideen beſtehen, daß auch der große, mit körperlichen Arbeiten beſchäftigte, Haufe zu ihrer Erlernung Fähigkeit und Muße genug hat. Und ſo verhält es ſich mit den Wahrheiten der Religion in der That. Das Schwere in ihr, und das, welches bisher großen Fleiß und Studium forderte, iſt nicht, ſie zu begreifen, ſondern vielmehr, einzuſehen, was wir zu wiſſen glaubten und nicht wußten, nicht die wirklichen Kenntniſſe zu erlangen, ſondern die Grenzen derſelben zu beſtimmen. Die fortgeſetzte Anſtrengung vieler Denker war nöthig, das eingebildete Vielwiſſen unſerer ungebildetern Vorfahren, in Abſicht unſichtbarer Gegenſtände, nach und nach zu zerſtören. Und noch bis zur gegenwärtigen Stunde iſt der Tiefſinn der Philoſophen in dieſem Fache mehr beſchäftigt, Irrthümer aufzudecken, als neue Wahrheiten zu finden, ſeichte Beweiſe auszumerzen, als unbekannte Gründe an deren Stelle zu ſetzen. Dieſe zerſtörende Arbeit wird hoffentlich nicht immer einen Theil unſrer Philoſophie ausmachen. Wir werden endlich darüber einig werden, was uns zu erkennen unmöglich iſt: und dann wird der Philoſoph und der gemeinſte Menſch ſich viel mehr in ſeinen Religionsbegriffen vereinigen, als noch je geſchehen iſt.

Wie

Wie weit ſich alſo die aufgeklärtern Begriffe des gelehrten und denkenden Theils der Nation in Religionsſachen dem ungelehrten und mechaniſch arbeitenden mittheilen, und wie dauerhaft ſich dieſelben bey dem letztern befeſtigen laſſen: wird erſt dann zu beurtheilen ſeyn, wenn jener beſſere Theil das Gerüſte ſeiner Wiſſenſchaften abgebrochen haben wird, und das vollendete Werk nunmehr zum Anſchauen aller bloß ſtellen kann. Bisher ſind in Büchern und im mündlichen Unterrichte die Reſultate noch immer mit den vorbereitenden Unterſuchungen vermiſcht geweſen. Letztere tragen nichts dazu bey, um jene Reſultate zu beweiſen, oder aufzuklären, aber ſie waren nöthig, um ſelbige aus dem Wuſte der Einbildungen und Ungereimtheiten, in denen ſie begraben lagen, herauszuziehn. Noch arbeiten wir an dieſer Ausſonderung: und es iſt alſo noch immer wichtig, die Geſchichte der ſchon weggeräumten Irrthümer und den Gang des menſchlichen Geiſtes, bey Aufdeckung derſelben, zu wiſſen. Aber eben dieſe Vermiſchung der Widerlegung der falſchen Begriffe mit dem Vortrage der übrigbleibenden wahren, macht noch dieſen letztern ſo ſchwer, und gibt ihnen ſelbſt das ſcientifiſche Anſehn, um deßwillen man die Gemüther des Volks unfähig glaubt, ſie zu faſſen oder ſie feſtzuhalten. Es läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehen, daß es immer leichter und leichter ſeyn wird das Volk zu belehren, je mehr ſeine Lehrer ſelbſt der alten Irrthümer oder der unächten Wiſſenſchaft entwöhnt, und je weniger ſie alſo nöthig haben werden, das Labyrinth derſelben immer von neuem wieder zu durchirren, um ſich des Ausgangs aus demſelben zu verſichern.

Ein dritter Grund, auf dem der König beſteht, iſt der natürliche Hang der Menſchen zum Wunderbaren. — Sie werden, glaubt er, an dem Begreiflichen und Natürlichen in Religions-Sachen nie genug haben, weil dieſes nur die Vernunft beſchäftigt und die Imagination leer läßt. Sie verlangen entweder etwas Geheimnißvolles in den Lehren, das ihnen Ehrfurcht auflege, oder Ceremonien, die, indem ſie ihre Sinnen füllen, zugleich die Erwartung von übernatürlichen Wirkungen erregen.

Daß das Wunderbare in den Meinungen leichtern Eingang gefunden hat, bloß um des Vergnügens willen, welches die Imagination der Menſchen an dem Wunderbaren im Sinnlichen findet, iſt unſtreitig: und dieß mag allerdings eine von den Urſachen ſeyn, welche die Ausartung der Volksreligionen beſchleuniget hat. Aber dieſer Hang iſt es gewiß nicht, der allein und für ſich Geheimniſſe in die Dogmatik, — oder abergläubiſche Uibungen in die Moral der Völker gebracht hat. Beyde haben immer irgend eine ſolidere Grundlage gehabt, auf welcher ſie ruhten, einen Samen, woraus ſie erzeugt wurden. Es war immer die ſich verirrende, oder durch Erfahrungen nicht genug aufgeklärte Vernunft, die, indem ſie Wahrheit ſuchte, und Wahrheit zu erhaſchen glaubte, Irrthum fand. Die Imagination, oder die Tradition, falſch verſtanden, trat höchſtens hintendrein hinzu, um das, was der Verſtand fehlerhaft ausgeführet hat, auszuſchmücken und zu überkleiden.

Uiberdieß auch dieſer Hang des Menſchen zum Wunderbaren, ſo allgemein er iſt, bleibt doch nicht unveränderlich derſelbe. Er iſt den nähmlichen Revolutionen unterworfen, durch welche alle übrigen Anlagen des menſchlichen Geiſtes in der Reihe der Jahrhunderte verändert werden. Das unſrige iſt darüber vielleicht der beſte Richter, da es in ſeinem Laufe die ſchnellſten und merklichſten Fortſchritte geſehen hat, welche je in der Denkungsart und den Meinungen der Menſchen wahrgenommen worden ſind.

Ja, allerdings, auch noch jetzt ſind wunderbare Mährchen und ſeltſame Erzählungen reitzend für den großen Haufen, wie für unſre Kinder. Aber doch iſt es nicht daſſelbe Wunderbare mehr, welches zur Zeit unſerer Großväter den nähmlichen Claſſen gefiel. Die tauſend und eine Nacht, die ſehr bewundert und geleſen wurde, da ſie erſchien, iſt jetzt ein bey Seite gelegtes Buch. Wunderbare Erzählungen, wenn ſie nicht zugleich wahrſcheinlich ſind, fangen an zu mißfallen. Selbſt beym gemeinen Manne vermindert ſich der Geſchmack an Hexen- und Geſpenſter-Geſchichten. Die Imagination iſt dann am meiſten, und mit der mindeſten Wahl geſchäftig, wen der Verſtand am leerſten iſt. Das menſchliche Geſchlecht tritt nun, wie es ſcheint, aus ſeinen Kinderjahren heraus. Wenn es ſich auch noch zuweilen durch Lügen und Täuſchungen befriedigen läßt, ſo nimmt es doch nicht mehr mit demſelben Grade von Ungereimtheit vorlieb: es will mit mehrerer Kunſt getäuſcht ſeyn; es kommt von ſeinen Verblendungen eher zurück. — Warum ſollten wir alſo die Hoffnung aufgeben, daß das Wohlgefallen am Wahren und Natürlichen, welches auch in der menſchlichen Natur liegt, über den Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, der ihr zugleich eigen iſt, ſiegen wird. Dieſer hat ohne dieß nie evidente Wahrheiten unterdrückt oder verdrängt, ſondern nur den zweifelhaften, den halbklaren im Wege geſtanden und verhindert, ſie an das helle Tageslicht zu bringen. Indeß, während auf der einen Seite die Einſicht der Wahrheiten ſelbſt zunimmt, reinigt und verfeinert ſich auf der andern der Geſchmack an den Gegenſtänden der Sinne und der Einbildungskraft: und ſo kommen endlich beyde in dem Mittelpuncte einer vernünftigen Religion und einer geläuterten Sittenlehre zuſammen.

Wenn ich dieſe ſo oft wiederhohlte Behauptung des Königs, daß eine rein-vernünftige Religion und ein dieſer gemäßer Gottesdienſt ſich dem Volke durchaus nicht mittheilen laſſe, mit den Gründen, womit er ſie unterſtützt, und den Einwendungen, die man dagegen machen kann, etwas ausführlicher entwickelt habe: ſo iſt es in der Meinung geſchehn, daß es vorzüglich zu unſerer Zeit wichtig ſey, dieſe Sache von allen Seiten zu betrachten. Das Urtheil eines ſo großen Menſchenkenners legt ein beträchtliches Gewicht in die Waagſchaale derer, welche das gemeine Volk der religiöſen und moraliſchen Aufklärung unfähig halten, und deßwegen den Bemühungen, dieſe zu verbreiten, ungünſtig oder dagegen gleichgiltig ſind. Aber wäre es demohnerachtet nur ein Vorurtheil, ſo wäre es auch jedes Menſchenfreundes Pflicht, an der Zerſtörung desſelben zu arbeiten: weil nichts mehr den Eifer in Belehrung und Veredlung des Volks bey den Freunden desſelben niederſchlägt, und den Kaltſinn der andern entſchuldigt, als dieſe vorgefaßte nachtheilige Meinung von deſſen Empfänglichkeit für einen vernünftigen Unterricht. Das Volk nimmt jetzo mehr als jemahls an den Veränderungen Theil, die in den Meinungen und Syſtemen der höhern Stände vorgegangen ſind. Die Frage wird alſo auch jetzt wichtiger, als ſie jemahls war: ob, wie ich zu glauben geneigt bin, ſich davon eine wirkliche Verbeſſerung ſeines Zuſtandes und ſeiner Sitten erwarten laſſe; oder ob, wie andre meinen, mit dem Aberglauben die Religion zugleich bey dem Volke verloren gehen, und dadurch die Sittlichkeit noch mehr abnehmen; oder ob endlich, wie der König behauptet, der Kreislauf der menſchlichen Thorheiten an die Stelle aufgehobner Irrthümer neue ſetzen, und der Verſtand der Menſchen im Ganzen, unter allen Abwechſelungen und bey allen Fortſchritten des philoſophiſchen Geiſtes, ſich in einer ewigen Kindheit erhalten werde.

30.

Der Reitz der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ward ganz von Friedrichen empfunden und genoſſen, weil er ſie mit dem Eifer eines Mannes von Handwerk ſtudirte, und ſie doch ohne die Eitelkeit und die Eiferſucht desſelben bearbeitete. Für ihn, wenn für irgend jemanden, wurden ſie eine Quelle der Zufriedenheit im ganzen Leben, der angehmſte Zeitvertreib in Perioden der Ruhe, ſein Troſt in Unglücksfällen: und ſelbſt eine Arzeney, durch welche ſeine Leidenſchaften gemäßigt und ſeine Fehltritte gebeſſert wurden. Indem er über die Gegenſtände ſeines Ehrgeitzes, ſeines Zorns oder Kummers philoſophirte, oder ſie in Gedichten ausmalte: verloren ſie ihren unnatürlichen Reitz oder ihren giftigen

Stachel, durch welchen ſie das Gemüth ängſtigen, zerrütten, und zugleich zum Großen und Guten untüchtig machen. Indem er von dem Gewirre der concreten Gegenſtände, und der Empfindungen, unter welchen das Gemüth bald durch falſche Eindrücke irre geführt, bald durch unverhältnißmäßige Stärke derſelben aus ſeinem Gleichgewichte gebracht wird, ſich in die Region der allgemeinen Begriffe zurückzog, wo er eben dieſelben Gegenſtände, der Theorie oder der poetiſchen Darſtellung wegen, im Ganzen, von ferne, als Weltweiſer und Dichter, anſah: ſo verwiſchte er, ſo zu ſagen, immer wieder von ſeinem Geiſte den Roſt oder die Flecken, welche einem jeden Geiſte der unaufhörliche und nahe Umgang mit der Sinnenwelt, und beſonders der mit den Auftritten der menſchlichen Leidenſchaften und Bosheiten, anhängen. Er lernet immer wieder im Allgemeinen zur Wahrheit zurückkehren, wenn er im Beſondern dem Vorurtheile oder der Laune unterlegen hatte. — Nie wird dieß ein Geſchäftsmann je ſo gut thun können, der nicht, ſo wie Friedrich, Gelehrter, im beſten Sinne des Wortes, und denkender und unterrichteter Mann zugleich iſt. Die Speculation hat ihre Abwege: die beſtändige Praxis und der Umgang mit der Welt hat die ihrigen auch. Jene ſieht nur auf die allgemeinen Regeln und vernachläſſigt die Ausnahmen: dieſe ſieht nur auf die Ausnahmen, und weiß faſt nichts von der Regel, oder verlacht ſie. Jene, wenn es die Speculation eines großen Geiſtes iſt, ſteckt ſich ein zu hohes Ziel, und überſieht die Schwierigkeiten; dieſe richtet ſelten ihre Augen auf den einzigen wahren Endzweck, der ſtillſchweigend bey allen andern zum Grunde liegen ſoll, — auf allgemeine Glückſeligkeit. Es iſt demnach, da ſich beydes in denſelben Augenblicken äußerſt ſchwer, oft unmöglich vereinigen läßt; da der Gang, den die Gedanken eines Feldherrn, während des Laufs eines Feldzuges, der, den die Geſinnungen eines Negotiateurs in den Labyrinthen der politiſchen Verhandlungen nehmen, durchaus von der Denkungsart des über die Welt und die Beſtimmung des Menſchen nachdenkenden Philoſophen verſchieden iſt, und ſich nach und nach immer mehr davon entfernt, je mehr er ſich in die Tiefen der Geſchäfte verſenkt: es iſt, ſage ich, der einzige Weg einen vollkommnen Geſchäfts-Mann zu bilden, wenn beyde Arten zu denken bey ihm mit einander abwechſeln, wenn er Perioden hat, wo er in den Dingen die ewige Natur, als Beobachter und Moraliſt, anſieht, und ſolche, wo er in ihnen als mitwirkende Perſon ein wandelbares Schauſpiel betrachtet.

31.

In der Beurtheilung der Schriftſteller der Zeitalter der Nationen hielt ſich der König an einige wenige frappante Kennzeichen und Charakterzüge, die er entweder in dem Munde der ſchönen Geiſter ſand, mit denen er umging, oder die er ſelbſt nur bey einer flüchtigen Uiberſicht beobachtet hatte. Locke iſt bey ihm immer nur dadurch merkwürdig, daß er der Materie die Fähigkeit zu denken nicht abgeſprochen hat. Bayle wird immer nur als großer Dialektiker gerühmt, Boileau iſt der Geſetzgeber des Geſchmacks; das Zeitalter Ludwigs des Großen übertrifft das gegenwärtige der Franzoſen in den Wiſſenſchaften ohne Ausnahme: alle die Nahmen, welche aus dieſem Zeitalter einmahl in dem Beſitze des Ruhms ſind, werden auch von ihm immer mit Verehrung genannt. Chaulieu ſelbſt, obgleich nur in einer ſehr kleinen Gattung berühmt, und auch in dieſer weniger vortrefflich, als viele ſeiner Nachfolger, behält doch bey Friedrichen den Rang unter den großen Genies, den die ſpätern Verfaſſer eben ſo artiger Kleinigkeiten ihm nie abgewinnen konnten. — Die Franzoſen ſind durch die Methode über die Alten erhaben, die Engländer haben zu ihrem Antheile die Freyheit im Denken. Jedes dieſer Urtheile wiederhohlte der König gewiß, wenn er auf den Gegenſtand kam, mit gleicher Uiberzeugung; und jedes derſelben leidet doch in ſeiner Allgemeinheit große Einſchränkungen; und hundert gleich wichtige Charakterzüge laſſen ſich von jenen Nationen und Schriftſtellern bemerken.

Indeß iſt es villeicht ein Vortheil in gewiſſen Dingen, welche nicht von der größten Wichtigkeit für uns ſind, bey unſern frühern Entſcheidungen ſtehen zu bleiben, um nicht in den Scepticismus zu gerathen, zu welchem immer tieferdringende Nachforſchungen den Menſchen in den meiſten Dingen bringen.

Dieſen Scepticismus, die Ungewißheit, die aus der Mannigfaltigkeit und dem ſcheinbaren Widerſpruche der gegebnen Prämiſſen entſteht, hatte der König in der Literatur und Geſchichte nicht. Hier war er in ſeiner Uiberzeugung gewiß und in ſeinen Behauptungen poſitiv. Aber er ſetzte auch zuweilen bloße Gewohnheit, vorgefaßte Meinung und das Anſehen berühmter Nahmen an die Stelle der Gründe. In der Religion und Philoſophie hingegen hatte er dieſen Scepticismus. War es weil die Widerſprüche und Schwierigkeiten ſich hier mehr aufdringen: oder weil dieſe Gegenſtände, doch die wichtigſten für jeden denkenden Geiſt, — ſich öfter ſeinem Verſtande, und von verſchiedenen Seiten darbothen: — oder weil dort neue Einſichten nur aus neuen Studien geſchöpft werden können, zu denen der König nicht Muße, noch Beruf hatte, hier aber neue Einſichten nur aus neuen Empfindungen gezogen werden dürfen, zu welchen dem Könige ſein Leben und ſein fruchtbarer Geiſt einen unerſchöpflichen Stoff gab? —

Aber dieſer ſonderbare Contraſt von Zweifel und zuverläſſiger Gewißheit bey gleich ungewiſſen Gegenſtänden, von Abneigung, ſich einem unbedingten Glauben auf überwiegende aber nicht unbeſtreitbare

Gründe hinzugeben; und von Gewohnheit, ſeinen erſten, nicht beſſer beſtätigten, Eindrücken und Uiberzeugungen feſt anzuhangen; macht etwas Eigenthümliches in Friedrichs Character aus.

38.

Uiber des Königs Discours ſur la guerre.

Die Abhandlung klärt nur wenige der wichtigen Puncte auf, die man über dieſe Materie von der Erfahrung und dem Nachdenken Friedrichs erörtert ſehen möchte. Sie iſt mehr eine beredte Darſtellung von dem Elende des Kriegs, und von den Vortheilen, die daſſelbe vergüten, als eine Unterſuchung deſſen, was der Krieg iſt. Folgende Ideen ſcheinen mir darin die erheblichſten zu ſeyn.

Erſtlich, es wird im Kriege nicht eine größere Anzahl von Verbrechen begangen: nur die ſchlechten Menſchen ſind mehr auf einem Platze, und handeln mehr gemeinſchäftlich. Zweytens, der Krieg nöthigt die Völker, beſonders, bey der gegenwärtigen Art ihn zu führen, zu dem Anbaue mehrerer Wiſſenſchaften. Drittens, für den Anführer eines Kriegsheeres und den, welcher die Operationen des Feldes im Ganzen lenket, iſt der Krieg ein Schauplatz, auf welchem er die mannigfaltigſten und größten Tugenden zeigen kann: Muth, Klugheit, und Menſchlichkeit. Viertens, die Ausübung keiner Wiſſenſchaft und keiner Kunſt ſpannt die Seelenkräfte dergeſtalt, biethet alle verborgnen Hülfsquellen des menſchlichen Geiſtes ſo mächtig auf, und iſt folglich ſo fähig, den großen Mann zu bilden, und ſelbſt die Geiſteskräfte der Nationen zu erhöhen, als der Krieg. —

Indem der König den Charakter des wahren Kriegers ſchildert, entwirft er unſtreitig ſein eignes Bildniß: — „ein kaltes Blut mit einer feinen Lebhaftigkeit begleitet.“ Das Epithet iſt nicht ganz deutlich, aber man wird gewahr, daß der König für eine neue, ſelbſtgedachte, und, wie mich dünkt, gründliche Idee, ein ganz angemeſſenes Wort nicht zu finden wußte. Die Lebhaftigkeit des Soldaten wird leicht ſtürmiſch; — übereilt — oder heftig. Jenes führt zu unüberlegten Schritten, dieſes zu grauſamen. Demohnerachtet iſt Ueberlegung und Kenntniß nicht genug. In der Ausführung militäriſcher Entwürfe muß eine Behendigkeit und eine Kraft ſeyn, die nur ein lebhaftes warmes Blut geben kann. Dieſe Miſchung alſo von Lebhaftigkeit und Sanftheit, die bey ſehr edlen Naturen Statt findet, wenn ein feuriges Temperament durch Vernunft, Cultur der Wiſſenſchaften, und feinen Geſchmack des Schönen und Anſtändigen iſt gebändiget worden, dieſe iſt es, welche den groſſen Feldherrn auszeichnet, und die der König durch den Ausdruck, vivacité fine, bezeichnete.

Es iſt ſehr richtig, und des Königs eignes Beyſpiel beweiſt es: daß ein Verſtand, durch kriegeriſche Operationen gebildet, dem Staate auch in friedlichen Angelegenheiten weit brauchbarer werden, — eben weil er zugleich durch Muth geſtählt und unternehmend gemacht wird.

Aber einer folgenden Behauptung ſcheint mir die Erfahrung zu widerſprechen, — daß der Krieg den Luxus verhindre, und das Volk tugendhaft mache, — der Friede hingegen mit der Faulheit und Uippigkeit die Laſter herbeyführe. Rom wurde üppig und verdarb, mitten unter Kriegen und durch dieſelben. — Der Krieg iſt es, welcher die gröſte Ungleichheit der Güter hervorbringt, indem er das Eigenthum vieler ehrlichen Leute in die Hände weniger ſchlechten ſpielt. Ungleichheit der Güter aber bringt eben den Luxus hervor; — wenigſtens den ſchädlichſten Luxus, wo Pracht neben Elend wohnt.

Wenn Stärke des Körpers und Abhärtung für Tugend gilt: ſo kann der Krieg Tugend in einem Volke befördern. Aber moraliſche Empfindungen werden durch denſelben immer bey dem großen Haufen erſtickt werden, geſetzt auch, daß ein oder der andre glücklich gebohrne Mann unter den Anführern die Seinigen durch ausgezeichnete Handlungen von Großmuth und Menſchlichkeit üben könnte.

Der Gehorſam iſt eine andre Tugend, welche kriegeriſche Nationen lernen, wenn ihre Häupter glücklich ſind. Aber es iſt eine bloß negative Tugend, die mit der Dummheit und Unwiſſenheit des gemeinen Mannes, — mit der Ausgelaſſenheit ſeiner Leidenſchaften, und mit Wildheit und Ungerechtigkeit gegen alle, die nicht ſeine Gebiether ſind, beſtehen kann.

Die Weichlichkeit iſt freylich die fruchtbare Mutter vieler Schwächen und ſelbſt vieler Laſter. — Aber unrichtig iſt es, daß, wer ſeine Bequemlichkeiten aufzuopfern gelernt hat, nun ſchon Herr über ſeine Sinnlichkeit ſey. Gerade das Beyſpiel der Soldaten beweiſt das Gegentheil. Die Wuth, mit welcher ſie, bey dargebothnen Gelegenheiten, nach Befriedigung ihrer Lüſten ſtreben, ſteht faſt immer in Verhältniß mit dem Ungemache, welches ſie zuvor ausgeſtanden haben, und den Entbehrungen, welche ſie ſich haben gefallen laſſen. Selbſt alle Ergötzungen des Luxus werden in Lägern und Winterquartieren oft mit weit mehr Lebhaftigkeit geſucht und mit mehr Freude genoſſen, als mitten in friedlichen Hauptſtädten. Alſo keine Leidenſchaft wird durch den Krieg gedämpft, ſondern im Gegentheile mehr entzündet, — die Habſucht durch die Gelegenheit, — die Begierde nach Vergnügen, durch die gelegentlichen Entbehrungen. —

Man kann im Menſchen vielleicht die beyden Sachen unterſcheiden, *Kräfte*, durch welche er in den Stand geſetzt wird außer ſich zu wirken, und *Tugend*, welche dieſe Kräfte auf gute Zwecke hinleitet. Zu den erſten gehört, in dem Sinne, in welchem ich hier das Wort nehme, alles, wodurch ein Menſch Einfluß auf andre, oder auf die Geſellſchaft erhält: Talente, Wiſſenſchaft, Muth, Reichthümer, Macht. — Wer gar nichts von allem dieſen hat, deſſen Tugend iſt für das menſchliche Geſchlecht unnütz: denn mit dem beſten Willen Gutes zu wirken, hat er keine Werkzeuge. Aber ohne Tugend ſind jene Kräfte Urſachen der Zerſtörung, oder das Spiel des Zufalls, und werden für das menſchliche Geſchlecht bald nützlich bald verderblich.

Nun glaube ich, daß von jenen beyden Urquellen, aus welchen der Werth eines Menſchen oder einer Nation herfließen ſoll, der Krieg ſehr wohl die eine, welche in den Kräften liegt, aber ſehr ſchwer die andre, welche in der Tugend beſteht, vermehren könne. Nur dann alſo kann er in ſeinen Folgen dem Menſchengeſchlechte nützlich werden, wenn das durch denſelben mächtig gewordene Volk, vermittelſt einer gereinigten Religion, einer vernünftigen Staatsverfaſſung, einer guten National-Erziehung und Wiſſenſchaften, den wahren Endzweck aller rühmlichen Unternehmungen, das allgemeine Beſte der Welt, hat kennen und lieben lernen, mit einem Worte, wenn die ſiegende und erobernde Nation zugleich die edlere, geiſtreichere und ſittlichere Nation iſt.

33.

Uiber den Aufſatz des Königs
ſur l'amour propre etc.

Die Prüfung der andern Syſteme der Moral iſt dem Könige beßer gelungen, als die Entwickelung ſeines eigenen. Sahe der König nicht, daß die Glückſeligkeit, welche er in der Ruhe des Gemüths und in dem Bewußtſeyn der Unſchuld ſucht, eben dasjenige feine Gefühl von der Schönheit der Tugend voraus ſetzt, um deßentwillen er das Syſtem der Stoiker für zu erhaben für den großen Haufen anſah? — Bemerkte er nicht, daß, indem er den Einwurf gegen das Syſtem der Selbſtliebe, welches von der Glückſeligkeit des Laſterhaften hergenommen iſt, dadurch widerlegt, daß dieſe Glückſeligkeit nur ſcheinbar iſt, weil jeder Menſch ſeine eignen Begriffe von Glückſeligkeit, nach ſeinem Temperamente, ſeinen Launen, und ſeiner Lage, in der Welt habe, — eben dadurch die Motive zur Tugend, die von der Selbſtliebe oder von der Glückſeligkeit hergenommen ſind, ganz und gar wankend werden? Wie kann die erſtere, die Selbſtliebe, feſten Regeln unterworfen werden, oder ſich ſelbſt unterwerfen, wenn die letztere, die Glückſeligkeit, gar nichts Weſentliches und Unveränderliches in ſich ſchließt? Gerade in demjenigen Syſteme, welches der König vertheidigt, muß es allgemeine und feſtſtehende Principien der Glückſeligkeit geben, wenn daraus allgemeine Bewegungsgründe zur Beobachtung gleicher Pflichten hergeleitet werden ſollen. Ja gewiß, ſobald die Natur der Glückſeligkeit ausgemacht, ſobald entſchieden iſt, daß ſie entweder ganz, oder dem wichtigſten, größten und dauerhafteſten Theile nach, in dem Bewußtſeyn gethaner Pflichten liegt, oder ſich auf den Zuſtand wohlgeordneter Leidenſchaften und herrſchender Vernunft, (woraus die Beobachtung der Pflichten von ſelbſt entſpringt.) gründet: dann iſt die weitere Deduction der moraliſchen Verbindlichkeit aus der Selbſtliebe beynahe überflüſſig; ſo leicht iſt ſie. — Aber wenn die Glückſeligkeit von ſo ganz veränderlicher Natur iſt, als wofür der König ſie oft in ſeinen Geſprächen und Schriften, und auch ſelbſt in dieſer Abhandlung ausgibt; wenn jedem Menſchen dasjenige wirklich Glückſeligkeit iſt, was er dafür hält, weil es doch ihn, ſo lange er es dafür hält, befriedigt: ſo habe ich keinen Weg, dem Laſterhaften, der in der Befriedigung ausgelaßener Triebe, mit Beeinträchtigung andrer, und mit Uibernehmung der dabey abſchwebenden Gefahren, ſeine Glückſeligkeit zu finden vorgibt, ſein Unrecht nach dem auf Selbſtliebe gegründeten Syſteme der Moral zu zeigen. Es iſt alſo eine Inconſequenz in den beyden Sätzen: „die Tugend iſt, was die wohlverſtandne Selbſtliebe dem Menſchen befiehlt“ — und „es gibt keine feſten Begriffe von Glückſeligkeit.“

Wenn der König den Laſterhaften mit einem Staate, der in einem bürgerlichen Kriege befangen iſt, vergleicht: ſo iſt dieß genau die Idee, welche Plato in ſeinem Werke von der Republik ſo meiſterhaft ausführt. — Die ganze Unterſuchung über die Bildung eines Staats iſt in dieſem unſterblichen Werke nur ein Incident-Punct, um die Natur der Gerechtigkeit, oder der Tugend, deren Wirkſamkeit zur Beglückung des einzelnen Menſchen ausgefunden werden ſoll, am Staate, als an einem größern Gegenſtande, deutlicher und leichter zu erkennen. Und die Vergleichung zwiſchen beyden, dem Körper der bürgerlichen Geſellſchaft, und dem einzelnen Menſchen, gibt das Reſultat, daß die Tugend des Staats aus der Harmonie und innigſten Vereinigung ſeiner verſchiednen Glieder, — und auf gleiche Weiſe, die Tugend des Menſchen aus der Harmonie und innigſten Vereinigung aller ſeiner Fähigkeiten und Neigungen entſtehe, womit dann in beyden Fällen nothwendig Wohl des Staats, und Wohlſeyn des Individuums verbunden ſeyn muß.

Aber wenn der König durch einzelne Beyſpiele die übeln Folgen zu zeigen ſucht, welche das Laſter nach ſich zieht: ſo geräth er in den Abweg, der von weniger vermieden wird, welche die Tugend für eine bloße Rechnung des vernünftigen Eigennutzes halten, — vorzüglich, wenn ſie dieſen Nutzen von den äußern Folgen der Handlungen erwarten;

er nimmt Folgen, die nur in einigen Fällen entſtehen, für allgemein an. — Nur das Unglück iſt ſicher, welches das Laſter in der Seele anrichtet, inſofern es einen unnatürlichen Zuſtand derſelben befördert. Wer davon überzeugt iſt, daß dieß das größte Uibel ſey, dem wird es nicht ſchwer werden, zu zeigen, wie einzelne ſchlechte Handlungen dieſes Uibel vermehren. Aber dazu iſt noch die Idee eines künftigen Zuſtandes nöthig, um darzuthun, daß auch dieſes, mit jeder verſäumten Pflicht wachſende, Uibel empfunden werden wird.

34.

Uiber den Aufſatz des Königs, die Erziehung betreffend.

Der König zeigt ſich im Ganzen nicht unbekannt mit der Art der Erziehung, welche in ſeinen Staaten herrſcht. Aber doch miſcht er, wie mich dünkt, in die Schilderung einige falſche Züge.

Die allgemeine Verzärtelung der Kinder, z. B. und insbeſondre die Nachſicht der Mütter gegen dieſelben, iſt vielleicht nirgends Landesſitte, ſondern immer nur Fehler einzelner Perſonen und Familien; — aber doch bey uns gewiß nicht gemeiner, als übelverſtandne und übertriebene Strenge.

Daß die Kinder, nach den Formen des gewöhnlichen Unterrichts, nicht genug zum Selbſtdenken angeführt werden, iſt, nach dem Erfolge zu urtheilen, unſtreitig. Aber wenn die Uibung des ſchriftlichen oder mündlichen Wiederhohlens des empfangenen Unterrichts, die Verfertigung eigner Aufſätze, die Beantwortung vorgelegter Fragen, wozu die Data in den vorhergehenden Lehrſtunden ſind gegeben worden; — wenn alles dieſes das Selbſtdenken der Schüler nicht zur Folge hat: ſo iſt es ſchwer zu ſagen, durch welche Uibungen oder Methoden daſſelbe bewirkt werden ſoll. Und doch werden alle jene Hülfsmittel in unſern Schulen gebraucht, von welchen doch alle Welt, und der König mit aller Welt behauptet, daß ſie die Kinder nicht denken lehren. Alſo muß es nur in der Art und Weiſe liegen, wie dieſe Uibungen geſchehen. Aber gerade dieſe Art und Weiſe kann keine Regel vorſchreiben, um ſie geſchickt zu vollziehen, kann kein pädagogiſches Syſtem dem Lehrer beybringen.

Die Wahrheit iſt, daß hier der erſte natürliche Unterſchied der Genies liegt. Die Anlage und die Kraft zum Selbſtdenken muß die Natur gegeben haben. Wenn man dieſe hat, und der Verſtand die ihm dargebothnen Gegenſtände mit eigenthümlicher Kraft auffaßt, um daraus Ideen ſelbſt zu ziehn: ſo kann wohl Unterricht, Beyſpiel und Uibung dieſe Kraft leiten, und den Erfolg ihrer

Anwendung beſchleunigen. Man kann lernen ordentlich denken: aber denken lernt man nie. Beſonders kann die Sprache, der Ausdruck, mit welchem die Ideen gleichſam feſtgehalten werden, und durch deren ſchicklichen oder unſchicklichen Gebrauch der Fortgang des Denkens ſehr erleichtert oder erſchwert wird, — durch den Lehrer gebildet werden. Die Thätigkeit des Verſtandes ſelbſt hingegen muß bey dem Menſchen, der ſie äußern ſoll, von innen heraus kommen. Seine Aufmerkſamkeit muß ſich von ſelbſt auf eine Sache mehr, als auf die andre, heften. Dieſes längere Verweilen des Geiſtes bey dem Objecte, welches ihm vorzüglich gefällt, mit lebhafter Begierde nach Erkenntniß desſelben, dieſe Gewandtheit, die verſchiednen Anläſſe und Hülfsmittel zur Unterſuchung des Objects zuſammenzuſuchen, die Dienſtbarkeit des Gedächtniſſes, auf den Wink des Verſtandes dasjenige darzubiethen, was zur vorliegenden Sache, die dieſer beleuchten will, an Kenntniſſen eingeſammelt worden iſt: dieß ſind ſolche Grundfähigkeiten der Seele, über welche der Menſch ſelbſt, der ſie beſitzt, wenig Rechnung zu geben weiß, und auf welche Lehrer und Schule wenig Einfluß haben.

Die Vernachläſſigung des Studiums der Alten und der Geometrie ſind zwey unverdiente Vorwürfe, die der König den Gymnaſien und Univerſitäten ſeiner Staaten macht

Die Erziehung, welche der junge Edelmann bey den Regimentern genießt, denen er einverleibt wird, erhebt der König über ihren wahren Werth. Die beſtändige Aufſicht der Obern und die Scheu vor ihnen thut ohne Zweifel viel, die militäiriſche Ordnung und auch eine gewiſſe Sittlichkeit im Aeußern zu befördern. Sie würde noch mehr thun, wenn die Chefs ſolcher Kriegskörper immer ſelbſt richtigere Begriffe von dem wahren Verdienſte und den Erforderniſſen eines vollkommenen Officiers, und wenn ſie zugleich ſo viel Menſchenliebe hätten, als unſtreitig mehrere Regiments-Chefs der Preußiſchen Armee beweiſen, — die nähmlich, ſich der Bildung der ihnen untergebnen militäriſchen Zöglinge, auch in Abſicht der Dinge, welche ſich nicht unmittelbar auf den Dienſt beziehen, anzunehmen.

Mehr, als die Aufſicht der Obern, die nie ſpeciell genug ſeyn kann, und ſich auf Geiſt und Herz ſelten erſtreckt, thut das Beyſpiel, wenn das ganze Corps der Officiere eines Regiments gebildet iſt, und wenn alſo der Geiſt der Wißbegierde, der Geſchmack an Künſten oder nützlichen Kenntniſſen, und das Wohlgefallen an einem feinen Umgang ſich unvermerkt dem neuen Ankömmlinge mittheilt und ſeinen Ehrgeiz anſpornt, oder ihn wegen der Mängel ſeiner vorhergehenden Erziehung beſchämt. Allerdings hat ein junger Edelmann auf Schulen weder ſo viele Lehrer und Muſter, noch ſo ſtarke Aufmunterung etwas zu lernen und ſich auszubilden, als der, welcher glücklicher Weiſe zur Fahne eines Regiments kommt, deſſen Officiere feine, unterrichtete und erfahrne Leute ſind. Je genauer und inniger die Verbindung iſt, welche der Militärſtand einem Edelmanne mit ſeinen Kameraden unter demſelben Regimente gibt: deſto eher ſtecken böſe und gute Beyſpiele ihn an; — und je mehr er die Vorgeſetzten zu ehren und zu gehorchen gewöhnt wird: deſto leichter gelangt er auch dazu, ihre Sitten anzunehmen.

Aber dieſen Vortheilen der adlichen Erziehung bey den Regimentern ſtehen eben ſo große Unbequemlichkeiten zur Seite. Eben die zuletzt bemerkte Urſache wirkt auf beyden Seiten, zum Böſen wie zum Guten, gleich ſtark: und wer kann leugnen, daß nicht, beſonders unter der jüngern militäriſchen Welt, Beyſpiele von Ubermuth und Zügelloſigkeit häufig genug ſind? Hierzu kömmt die etwas willkürliche Gewalt, die auch ſchon der kleinſte Befehlshaber über die ihm Untergebnen zu gewiſſen Zeiten auszuüben im Stande iſt. Dieſe verführt leicht ein junges Gemüth zu einem gewiſſen Trotze, einer Gleichgiltigkeit gegen das Leiden andrer, einer ſtolzen Verachtung der Niedrigen, — Geſinnungen, die alle der wahren geſelligen Tugend nicht günſtig ſind.

Wenn der König in der letzten Erziehung des zu Civil-Aemtern beſtimmten Adels dieß vornehmlich ausſezt, daß es ihm zu der Zeit, da ſolche vollendet werden ſoll, an gehöriger Aufſicht fehlt: ſo kann das in vieler Rückſicht wahr ſeyn, — obwohl die Beyſpiele Aufſehn machender Ausſchweifungen unter den adlichen Candidaten der Civil-Aemter gewiß nicht häufiger ſind, als unter denen, die ſich dem Kriegsdienſte widmen. Aber mehr noch, als der Mangel der Aufſicht, ſcheint mir der Mangel an Arbeit das zu ſeyn, worüber junge Adliche, die bey den Landes-Collegien eintreten, an mehrern Orten der Preußiſchen Monarchie zu klagen hätten, wenn junge Männer über das zu klagen pflegten, was ihnen ſehr ſchädlich iſt, ohne ihnen unangenehm zu ſeyn. Der Militärſtand gibt im Frieden keine immerwährende, er gibt bey weitem nicht eine hinreichende Beſchäftigung, um einen jungen Mann vor den übeln Folgen des Müßigganges, dem Leichtſinne und den Ausſchweifungen, zu bewahren. Aber er weiſt doch jedem gewiſſe, genau beſtimmte, tägliche, pünctlich zu vollziehende Geſchäfte an, die Geiſt und Körper in einer gewiſſen regelmäßigen Thätigkeit erhalten, den Menſchen zur Beobachtung gewiſſer Pflichten gewöhnen, ihn etwas von ſeinem Berufe lehren. Dahingegen der ganz unbeſchäftigte Referendar völlig erſchlafft, und zu einer bloßen Zeitverſplitterung, zur Vernachläſſigung ſeiner Studien, zu einem weichlichen und gedankenloſen Leben verleitet wird. Daher er auch in der Folge, wenn er zu Aemtern gelangt, welche ernſtliche Beſchäftigung geben, ſich der Arheit, deren er ungewohnt, und zu der er ungeſchickt geworden iſt, auf die Schuldern der bürgerlichen Subalternen entledigt.

Daß der König die ältern Damen ſo durchgängig beſſer erzogen fand, als die jungen: konnte wohl zum Theil daher kommen, daß er jene, mit welchen der liebenswürdige junge Prinz umgegangen war, vertraulicher und alſo beſſer hatte kennen lernen, da dieſe, die ſchon den ältern und allgemein verehrten König vor ſich ſahen, ſich von ihm in einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Entfernung hielten, — zum Theil daher, daß er ſich in den erſtern der Zeiten ſeiner Jugend erinnerte.

Aber was der König überhaupt von der weiblichen Erziehung ſagt, iſt mit einer Herzlichkeit, mit einem Gefühle von der Wichtigkeit der Sache, und einem Theilnehmen an dem Glücke, welches er durch gute Erziehung vorbereitet wiſſen will, geſchrieben, die ihn als Menſchenfreund und als Freund der Jugend liebenswürdig darſtellen.

Indeſſen ſchreibt der König, wie mich dünkt, ſo wie viele von den Schriftſtellern, die über Erziehung Regeln gegeben haben, dieſer zuviel Gewalt über den Menſchen und einen zu großen Antheil an dem zu, was jeder an Verſtand und Charakter wird. — Die Bildung, welche die Erziehung gibt, iſt nach meiner Meinung ſehr richtig mit der Wartung und dem Anbaue einer Pflanzverglichen worden. Die ganze Geſtalt der Pflanze liegt ſchon im Samen: der Gärtner muß nur dafür ſorgen, daß Boden, Luft, Sonnenſchein, und Wäſſerung der Natur dieſer Pflanze angemeſſen ſey, damit ſie nicht verhindert werde, ſich ihrer Natur gemäß zu entwickeln. Iſt ſie ſtark und von kräftigem Wuchs, ſo durchbricht ſie wohl auch einen harten und ſteinigten Boden, und wächſt, vernachläſſigt oder falſch behandelt, doch geſund und gerade empor, und treibt ihre Blüthen und Früchte, bey ungünſtiger Witterung, und unter einem rauhen Himmel. Iſt ſie hingegen ſchwach, aus unreifem, verſtümmeltem oder kraftloſem Samen erzeugt: ſo kann ſie die ſorgfältigſte Pflege, und die abgemeſſenſte Zutheilung von Wärme, Luft und Waſſer, nicht vor dem frühzeitigen Abſterben bewahren, oder ihr die Schönheit und Fruchtbarkeit andrer Gewächſe ihrer Art geben. Freylich ſcheint der Irrthum der nützlichere zu ſeyn, — die Erziehung für allmächtig zu halten. Denn alsdann wird man wenigſtens die äußerſte Sorgfalt auf ſie wenden, wenn man ſo große Wirkungen von ihr erwartet: dahingegen, wenn man der Natur und dem Zufalle in der Bildung des Menſchen zuviel zuſchreibt, Aeltern und Erzieher eher ihre Trägheit oder ihren Widerſtand gegen nützliche Reformen zu rechtfertigen wiſſen. Dieß ſcheint richtig. Aber außerdem daß Wahrheit nie ſchadet, ſo iſt es auch zum guten Erziehungs-Syſteme ſelbſt nothwendig, die edle Natur des Menſchen und die in ihm, unabhängig von aller Bearbeitung ſeiner Lehrer und Vorgeſetzten, liegende Kraft zu erkennen: damit man zuerſt dieſem emporſtrebenden Geiſte, der eigentlich nur Freyheit verlangt, um ſich zu entwickeln, die gehörige Freyheit verſtatte, und ihn nicht durch Einſchränkungen unterdrücke, indem man ihn bilden will; — damit der Erzieher zweytens nicht muthlos und nicht ſtolz werde, bey dem Mißlingen ſeiner Bemühungen in vielen, bey ausnehmend glücklichen Erfolgen in andern Fällen. In keinem Fache menſchlicher Arbeit iſt es für kluge Geſchäftsmänner unnütz zu wiſſen, wie viel oder wie wenig ihre Arbeit wirklich ausrichten kann. Der König wußte es ſelbſt von ſeinem hohen Berufe, daß der gemeine Haufe den Königen noch mehr von der Veränderung ihres Zeitalters, und ſelbſt den Verbeſſerungen ihres Reichs zuſchreibt, als ihnen gebührt, — da doch die Könige ebenfalls unter dem Einfluſſe des Geiſtes ihres Zeitalters ſtehn, und zuerſt von dieſem gebildet und regiert werden, ehe ſie wieder andre bilden und regieren. Demohnerachtet erfüllte Friedrich dieſen Beruf mit nicht geringerm Eifer, ob er gleich die Schranken von deſſen Einfluße kannte.

Und jetzt noch dieſe Betrachtung. Die Erziehung thue ſo viel ſie wolle am Menſchen: aber ſie bleibt nicht mit den Jünglings- oder männlichen Jahren ſtehn, ſie kömmt nur in andre Hände

Und dieſe nachfolgende Erziehung, welche die Geſellſchaft, der Umgang, die Lectüre, der Beruf, und der Gang der Schickſale dem Menſchen geben, wie oft vernichtet ſie nicht ganz die Wirkung der erſten jugendlichen Erziehung, und vertilgt ihre Spuren an Körper und Geiſt! Welche Wendungen nimmt nicht noch oft der Charakter und ſelbſt das Talent derjenigen Menſchen, welche man für erzogen anſieht! Sogar der König iſt davon ein merkwürdiges Beyſpiel.

Inhalt

des zweyten Theils.

Seite

Vierte Abtheilung. Ueber den religiöſen Charakter Friderichs des Zweyten. 3=14

Friedrichs Religionslehrer und Vater waren Miturſachen ſeiner Abneigung gegen die chriſtliche Religion. . . . 5

Friederich ſchätzte die Reformation, und ſah das Chriſtenthum als eine Reformation des Judenthums an . . 7

Verſchiedenheit und Widerſprüche in des Königs Urtheile und Verfahren, in Abſicht auf Religionen und Religions-Parteyen. 8

Religions-Duldung aus Verachtung. Oeffentliche Mäßigung . . . 10

Seite

Fünfte Abtheilung. Ueber den literariſchen Charakter Friedrichs des Zweyten. 15-110

Vorzug, den Friedrich der Literatur und den ſchönen Wiſſenſchaften im Schulunterrichte gab. 17

Liebe für die Alten, und Empfehlung des Ueberſetzens. 18

In wie fern des Königs Verachtung der Theologen oder der Theologie gerecht oder ungerecht war. . . . 25

Große Achtung gegen Bayle. Urſprung derſelben. 27

Urtheil über Locke. . . . 29

Prüfung mehrerer Aeußerungen des Königs in ſeiner Schrift: ſur la litterature allemande. — Ob die vielen Mundarten der Ausbildung der teutſchen Sprache ſchaden. Zwey beſondere Umſtände, die den Fortgang der Literatur in Teutſchland hindern 30

Fehlt es unſerer Sprache, wie der König meint, an metaphoriſchen Ausdrücken? Metaphern der Sprache und Metaphern der Rede. Warum fielen dem Könige die Unſchicklichkeiten der metaphoriſchen Redensarten in unſerer Sprache ſtärker auf? Uiber den Satz, daß, bey den meiſten Nationen, die Dichter zuerſt die rohe Sprache ausgebildet haben . . 38

Teutſchlands Kriege, in Bezug auf ſeine Literatur 50

Die Teutſchen ſtehen in der Dichtkunſt und ſchönen Literatur hinter den Ausländern zurück. Urſache dieſer Erſcheinung . 53

Was der König lobt, iſt in der Rückſicht, in der er es lobt, gewiß gut; was er tadelt, iſt nicht immer ſchlecht . . 61

Würde im Allgemeinen die gleichförmige Normalmethode im Vortrage der Wiſſenſchaften, wie der König meint, dem fehlerhaften Unterrichte auf Schulen und Univerſitäten abhelfen? . . . 65

Uiber den Vortrag der Philoſophie . 69

Der Teutſche als Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber. Vorſchläge zur Verbeſſerung des hiſtoriſchen Unterrichts . 73

Von den Aenderungen der Ausſprache um des Wohlklangs willen. Was Wohlklang der Sprache ſey 85

Wie der König über Geometrie dachte . 91

Seite

Einzelne Gedanken gelingen dem König beſſer, als ganze Reihen. . . . 93

Er wiederhohlt ſeine Ideen gern. Einfluß dieſer Gewohnheit auf ſeine Poeſie . 94

Imagination des Königs. Sie iſt weniger groß und kühn, als anmuthig und leicht. Seine ausgezeichnete Neigung zur Poeſie. Richtigkeit ſeines Geſchmacks . . 98

Sechste Abtheilung. Ueber den militäriſchen Charakter Friedrichs des Zweyten 111=146

Der König als Krieger und Feldherr. Vollkommenheit ſeines Heeres. Was und wie viel er durch Lehre und Beyſpiel zu dieſer Vollkommenheit beytrug . . 113

Der König hielt den Adel ausſchließend der Empfindung der Ehre fähig, und vertraute ihm deßhalb allein, oder doch vorzüglich die Führung des Heeres an. Handelte er hierin nach einem richtigen Grundſatze? 128

Siebente Abtheilung. Fragmente vermiſchten Inhalts zur Charakter=Schilderung Friedrichs des Zweyten = = 146=268

Geſunde Vernunft, der eigenthümliche Charakter des Verſtandes des Königs = 149

Je

Seite

Je größer der Monarch, je mehr gefährdet die Freyheit 151

Der König iſt von den Geſinnungen und Unternehmungen fremder Höfe gegen ſich jederzeit wohl unterrichtet. Ob auf dem beſten Wege? 152

Sein Urtheil über das Geſchäfte der Geſandten 158

Pünctliche Haushaltung des Königs . 160

Mißtrauen gegen Entrepreneurs, Baumeiſter und ähnliche Perſonen . . 163

Der König glaubte, die Dümmſten wären die Ehrlichſten. Schädlichkeit dieſer Maxime 165

Seine Liebe zur Pracht und Uiberladungen in Gebäuden 167

Streit mit der Juſtiz über die Verlängerung der Proceſſe und Bedrückung der Armen 168

Wie der König über die Strafe des Selbſtmordes und der Unkeuſchheit dachte . 170

Er machte ſeine Diener nie zum Gegenſtande ſeines Spottes . . . 181

Sein Argwohn gegen andre Staaten hat ihn mehr, als ſein Ehrgeiz und ſeine

Seite

Vergrößerungsbegierde, zu Ungerechtigkeiten verleitet 183

Wie beurtheilt der Regent und wie der Privatmann die Gerechtigkeit der politiſchen Unternehmungen? . . . 187

Des Königes Gelindigkeit gegen Verbrecher, die an ſeiner Perſon verrätheriſch handelten 195

Hat die Liebe zur Poeſie der Regierung des Königes geſchadet? . . . 196

Uiber ſeinen Geſchmack an der Natur und der Anmuth des Landlebens . . 201

Wie er als junger glücklicher Held und als geſetzter Mann empfand und dachte . 209

Sein Benehmen gegen Schmeichler und Schmeicheleyen 210

Der König iſt ein guter Beobachter der Sitten in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft 211

Macht der Gewohnheit über ihn . 214

Uiber ſeine Aeußernug, daß der Kopf bey ihm gut, das Herz böſe ſey . . 216

Unter dem Schutze des Glücks wurde ſein Gemüth weiſe 217

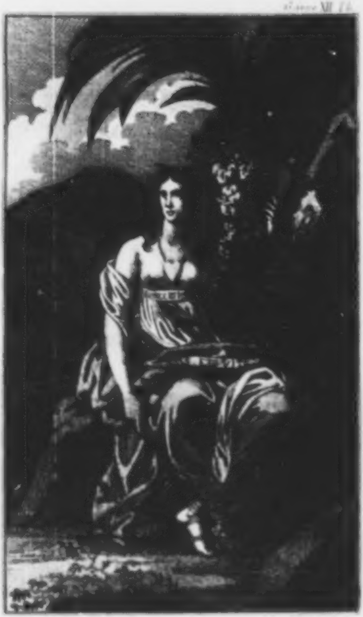
Seite
Der König erwartete die Belohnung für viele ſeiner Unternehmungen erſt von der Nachwelt 218
Seine Mildthätigkeit im Groſſen und Kargheit im Kleinen 221
Seine Launen in Vertheilung von Belohnungen und Gnadengeſchenken . . 225
Er empfand es übel, wenn man ſeine Wohlthaten ausſchlug 228
Betragen in ſeiner letzten Krankheit . 229
Ob verachtende Toleranz den Nahmen der Toleranz verdiene . . . 232
Meinung des Königs von der Unmöglichkeit einer vernünftigen Volks-Religion . 234
Nutzen der Wiſſenſchaften für den König 246
Seine Vorurtheile, in Hinſicht des Werthes einzelner Schriftſteller und der Kenntniſſe ganzer Völker. Sein religiöſer und philoſophiſcher Scepticismus 248
Uiber des Königs Abhandlung sur la guerre. 251
Uiber ſeinen Verſuch sur l'amour propre, envisagé comme principe de morale . 256
Uiber ſeinen Aufſatz sur l'éducation . 259

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Enthält:

Vertraute Briefe an eine Freundin.
Zerſtreute Schriften.



Chriſtian Garve's

Vertraute Briefe

an

eine Freundin.

Breßlau 1801.

[illegible] 12,307

Vorrede des Herausgebers.

Die Freundinn Garve's hat bey der Herausgabe dieſer Briefe keine andere Abſicht, als mit allen Freunden und Verehrern des guten Mannes ein kleines, ihr ſehr theures Erbtheil von ihm zu theilen. Daß dieſer Gedanke ihrem eignen Herzen und ihrer Geſinnung gegen ihren verſtorbnen Freund wohlthun, iſt ſie gern geſtändig. — So wenig auch Garve's gelehrter Nachlaß dadurch um ein Bedeutendes vermehrt werden mag, ſo kann doch auch der Gelehrte ſich wohl dieſer Briefe freuen; er ſieht in ihnen den Geiſt blühen, von dem er die Früchte kennt und ſchätzt. Was man von Schriftſtellern nicht heraus geben muß, ſind taube Blühten und unreife Früchte; von einem philoſophiſchen Geiſte iſt die Blühte ſo angenehm, als die Frucht ſtärkend; und wenn ein Mann etwas geworden iſt — dann wird der Welt die Frage intereſſant: wie wurde er es? — Dieſe Briefe enthalten vielleicht manche intereſſante Data zur Beantwortung der Fragen: Wie war Garve, der Jüngling? — Wie früh war ſein Geiſt gereift, gefaßt, in ſich gegründet? — Wie wurde Garve, der Mann? — Wie entwickelte ſich der Plan ſeines Lebens? — Wie wurde Garve, der Schriftſteller? — — Dieſe Briefe ſind unmittelbar vor ſeiner Bearbeitung des Cicero geſchrieben, und man kann ſie in mehr als einer Hinſicht als einen Eingang in ſein öffentliches ſchriftſtelleriſches Leben anſehen.

So viel für diejenigen, die in dieſen Brieſen Garven, den Gelehrten, ſuchen. Dieſe und alle gute Menſchen, denen dieſelben in die Hände kommen, mögen ſich freuen — dieß iſt der lebhafteſte, ja ich kann wohl ſagen, der einzige Wunſch der Herausgeberin, ihren Freund hier in den erſten, reinſten, natürlichſten Verhältniſſen des Lebens zu ſehen, Garven, den Sohn, — den Freund — und den Menſchen. — Hier kann ihn der Gute lieben, der den Gelehrten nicht kennt; und gern wird vielleicht der Gelehrte ſein philoſophiſches Werk einen Augenblick hinlegen, um mit dem menſchlichen Verfaſſer deſſelben einige Zeit im Zirkel ſeiner Familie, ſeines Jugendlehrers, und ſeiner Freunde, zuzubringen.

Dieß ſind die Gedanken der Freundinn Garve's bey der Herausgabe dieſer Briefe, nach welchen ſie wegen derſelben von dem Publicum beurtheilt zu werden wünſchen muß.

Vertraute Briefe

an

eine Freundinn.

Erſter Brief.

Dienſtag Nachmittags um 3 Uhr,
den 11. May, 1767.

Endlich bin ich wieder bey Ihnen, und vergeſſe in dieſem Augenblicke alle die Schwermuth, den Verdruß, und die Langeweile, die ich ſeit unſerer Trennung ausgeſtanden habe. Wir haben es uns hundert Mahl geſagt, daß die empfindlichen Herzen mehr zum Leiden als zur Freude gemacht ſind. Und wenn ich der Sympathie, die alle unſere Neigungen einander ſo gleich gemacht hat, trauen darf, wenn meine Empfindungen den Ihrigen ähnlich waren, ſo ſind Sie dieſe drey Tage über nicht glücklich geweſen. Zuerſt eine mehr ſüße als unangenehme Schwermuth, aber bald darauf eine finſtere und traurige Melancholie, die alle Ideen der Seele in ihre Farbe kleidete, und ſelbſt der Hoffnung nicht zuließ, ſie zu tröſten.

Ich ſinde, daß ich gemeiniglich in dem Augenblicke, wenn mir ein Unglück widerfährt — und unſere Trennung halte ich für eines — mehr beſtürzt als traurig bin. Die Geſchwindigkeit, mit welcher es mich überraſcht, benimmt mir die Fähigkeit darüber nachzudenken. Ich werde einiger Maßen fühllos, ich erſtarre. Aber wenn mein Gemüth wieder ruhig genug iſt, die Größe und die Folgen des Uibels zu überlegen; wenn es ſich die Scenen des Vergnügens wieder vorſtellt, deren es jetzt beraubt iſt; wenn es von da ſich zu den künftigen Ausſichten wendet; dann wird erſt ſein ganzes Gefühl rege, und alle ſeine Kräfte vereinigen ſich bloß dazu, es in der Traurigkeit zu unterhalten.

Ich bin Ihnen noch ſo nahe, und es ſchein mir eine unermeßliche Entfernung zu ſeyn. Und doch werde ich Ihnen in einem halben Jahre nicht näher kommen, — vielleicht niemahls. Aber laſſen Sie mich dieſe unglückliche Furcht unterdrücken. Ich ſehe Sie wieder.... Mein Herz iſt mir dafür Bürge, das der Himmel nicht umſonſt mit dem Ihrigen ſo ſympathetiſch gemacht hat. Selbſt unter einem entfernten Himmelsſtriche würde ich Sie geliebt haben, ohne Sie zu kennen, — eine Perſon, die Ihnen ähnlich wäre, eine zweyte Wilhelmine. Und nun, da uns die Vorſicht zuſammen gebracht hat, da wir uns haben kennen lernen müſſen, da wir dieſen geheimen Zug der Aehnlichkeit in uns entwickelt, unſere Seelen gegen einander erhalten, und ſie ſo ähnlich gefunden haben, als zwey freundſchaftliche Seelen ſeyn müſſen; da wir überzeugt worden ſind, daß dieſes höchſte Geſchenk der Gottheit, die Freundſchaft, für unſere Herzen gemacht iſt: nun ſollten wir einander auf immer verlaſſen? um wieder in der Welt nach einer uns verwandten Seele zu ſuchen und zu ſeufzen, und ſie vielleicht nicht zu finden.

Sie ſehen, ich ſchreibe ſtolz. Ich nenne mich keck Ihren Freund; und zwar in der hohen Bedeutung, in welcher dieſes Wort nur ſelten gebraucht wird. Aber wen ſollte auch Ihre Gütigkeit nicht ſtolz machen. Mein Herz iſt noch von derjenigen gerühret, die Sie mir den letzten Tag erwieſen haben. Wie oft habe ich mir nicht die Auftritte dieſes Tages von meiner Einbildungskraft wieder vorſpielen laſſen! Und immer verweilte ich mich bey dem Augenblicke, wo ich in einer Beſtürzung, die mich von meinen Bewegungen nicht mehr Herr ſeyn ließ, meinen Hut ſuchte, und Sie mir das unerwartete Vergnügen ankündigten, daß ich noch einen halben Tag länger bey Ihnen ſeyn könnte. Niemahls hat man eine freundſchaftlichere Gefälligkeit zu einer gelegeneren Zeit gethan, zu einer ſo gelegenen Zeit, daß ich Ihnen die Grauſamkeit vergebe, daß Sie mich die Angſt des Abſchieds haben zweymahl empfinden laſſen.

Ich ſollte Ihnen nun meine Reiſe beſchreiben

Ich wollte ſie Ihnen beſchreiben. Ich habe jede Kleinigkeit bemerkt, von der ich hoffte, daß ſie entweder einer kleinen Satyre fähig wäre, oder, durch Ihre freundſchaftliche Theilnehmung an allem was mich betrifft, Ihnen wichtig ſeyn könnte. Ich hatte in meinen Gedanken eine ganz kleine Sammlung von ſolchen Zügen, und ſchon dachte ich mit Eitelkeit an die Reiſebeſchreibung, die ich daraus zuſammenſetzen wollte. Aber dieſes war noch in der erſten Zeit, wo der Einfluß Ihrer noch nicht längſt verlornen Gegenwart meiner Seele noch Muth und eine gewiſſe Munterkeit erlaubte. Aber ſeit dieſem Zeitpuncte ſind alle jene Ideen weggewiſcht worden. Der Schmerz hat ſie alle ſo einförmig gemacht, daß ich ſie nicht ohne Mühe, und gewiß ohne Anmuth aus ihrer Dunkelheit hervorziehen würde. Alſo will ich Ihnen nur kurz ſagen, daß ich meine Reiſegeſellſchaft nicht genauer kennen gelernt habe, als wir ſie im Wirthshauſe ſchon kannten, ausgenommen, daß der Macedonier ein großer Schläfer war, den ich herzlich beneidete, durch die ärgſten Stöße niemahls in ſeiner Ruhe geſtört zu werden; daß der Herr Magiſter ſehr wenig ſprach, und daß dieſes Wenige alle Mahl etwas Kraftloſes und Langweiliges war; daß mein Nachbar ein Kaufdiener, und noch ein Vierter ein Dreßdner war.

Ich ſelbſt habe den Poſtwagen in W*** verlaſſen. In der That war es beynahe eine Unbeſonnenheit, die ich beging. Die Sache war ſo:

Der Poſtwagen war auf das erſchrecklichſte befrachtet. Eine Menge Geldfäſſer und andere ſchwere Waren! Vier elende und abgetriebene Pferde würden ihn mit Mühe und Noth bey dem beſten Wege gezogen haben. Aber dieſer war entſetzlich. Aus einem Loch ins andere! Ich ſtieg drey bis vier Mahl ab. Ich ging zu Fuß. Aber ſo oft ich wieder aufſtieg, verſchlechterte ſich alle Mahl der Weg. Das Gewicht des Wagens machte, daß er bey jedem Abhange ſehr ſtark ſchwankte; wir waren zwey Mahl in der größten Gefahr geweſen, umzuwerfen. Endlich bemächtigte ſich die Furcht meiner. Ich dachte an den ſchrecklichen Fall bey B*** werda. Ich fuhr beſtändig in Angſt. Wir erreichten endlich W***. Einer von der Geſchellſchaft, eben der Dreßdner, der eben ſo furchtſam wie ich war, nahm hier Extrapoſt für ſich bis H***burg. Ich entſchloß mich, ihm Geſchellſchaft zu leiſten. In der That war es unüberlegt: denn ich hatte mit genauer Noth ſo viel Geld bey mir, als nöthig war; und meinen Koffer hatte ich auf der Ordinären zurück gelaſſen.

Wir kamen um 9 Uhr nach H***burg. Ich fand keinen Menſchen aus G***dorf. Man erwartete mich erſt Montags. Ich wußte alſo von neuem nicht, wie ich nach G***dorf hinüber kommen ſollte. Ich erwartete erſtlich die ordinäre Poſt, um meinen Koffer zu haben. Ich ganz allein, in der Poſtſtube, wo ein durch die jetzigen Meſexpeditionen abgematteter Poſtſchreiber auf einem Stuhle ſchlief, bey einem kleinen einſamen Lämpchen, hatte alle mögliche Zeit zur Schwermuth. In der That brachte ich die Stunden höchſt traurig zu. Endlich kam mein Koffer. Ich nahm noch einmahl Extrapoſt nach S***dorf. Hier kam ich um 11 Uhr an. Meine Freunde, oder vielmehr mein Freund, der eben zu Bette gehen wollte, empfing mich liebreich.

Hier lebe ich nun nicht mit der düſtern Melancholie, die durch die Einſamkeit genährt wird, aber in einem gewiſſen Tiefſinn, den man mir auch anmerkt. Ich habe kaum dieſen Augenblick finden können." Man ruft mich ſchon etliche Mahl, und ich muß nothwendig den Brief endigen, ob ich gleich nicht den hundertſten Theil von dem geſagt habe, was ich Ihnen ſagen wollte. Was für eine elende, unvollkommene Art der Unterredung iſt doch ein Brief! Gott ſegne Sie. Von ganzen Herzen

der Ihrige.

Zweyter Brief.

G*** dorf, den 28. May,
1767.

Ich reiſe dieſen Augenblick von hier nach H****burg. Dort erwarte ich Hr. M.. und mit ihm — das angenehmſte, was ich in meinen gegenwärtigen Umſtänden erhalten könnte, Ihre eigne Gegenwart ausgenommen.

Ich fange an, das Leben als eine lange und oft beſchwerliche Reiſe anzuſehen, auf der wir von einem höhern Führer geleitet werden. Von Zeit zu Zeit kommen einige angenehme Ruheplätze, wo wir uns nur erhohlen ſollen, und wo wir ganz und gar zu wohnen wünſchen. Ihr Haus und ihre Geſellſchaft war einer von dieſen. Ich fing ſchon an in demſelben zu vergeſſen, daß ich bloß zur Fortſetzung meiner Reiſe geſtärkt werden ſollte. Es kommt der fürchterliche Befehl zum Aufbruche. Ich verlaſſe in einer Art von Betäubung den angenehmen Aufenthalt. Endlich kommt meine Empfindung wieder; aber nur um mich meinen Verluſt fühlen zu laſſen. Lange, lange ſehe ich mit einer zaudernden Sehnſucht nach dem gewünſchten Orte zurück, indeß ich mich immer mehr von ihm entferne. Dort, dort, ſagte ich, iſt meine Freundin, und ich reiſe nach der entgegenſtehenden Gegend. Von einem unbefriedigten Verlangen zur Schwermuth iſt nur ein einziger Schritt. Endlich verlieren ſich alle dieſe ſchmerzhaften Ideen in dem Gedanken an meinen großen und gütigen Anführer. Er iſt zugleich der Führer meiner Freundin. In ihm, unſerm gemeinſchaftlichen Vater, vereinigen ſich wieder unſere Seelen; wenn ſie auch durch noch ſo weite Entfernungen von einander getrennt ſind. So iſt der Schmerz oft unſer Lehrer; und eine menſchliche Seele, die niemals traurig geweſen wäre müßte gewiß laſterhaft ſeyn.

Die Pferde ſind angeſpannt, alles iſt fertig. Ich ſchreibe mitten unter dem Geräuſch. — Ich bin unaufhörlich

der Ihrige.

Dritter Brief.

B*** den 3. Juny.

Fleuch, Brief, eile, ſo geſchwind wie meine Gedanken, um es meiner beßten Freundin zu ſagen, daß ich meine Reiſe überſtanden, daß ich meine Mutter wieder geſehen habe, und daß ich mich doch über beydes nur halb ſo ſehr freue, als wenn ſie mit daran Theil nähme.

O meine gefühlvolle Freundin, was wäre das für eine Scene für Sie geweſen, da ich meine Mutter wieder ſah. Denken Sie nur. Sie wußte nicht ein Wort davon, daß ich Sonntags kommen würde. Der Himmel hatte ſogar zu meinem Glück den Brief unrichtig gehen laſſen, worin ich es ihr von G***dorf aus meldete. Sie war den Tag zuvor mit meinem alten Lehrer (den Sie ſchon kennen und hochſchätzen) dem Hrn. Ringeltauben, vom Lande herein gekommen. Die Wiederkunft in die Stadt hatte den Schmerz über den Verluſt der liebenswürdigſten Tochter wieder aufgeweckt. Meine Reiſe war ihr ein neuer Kummer. Eine Menge von andern unangenehmen Umſtänden hatte ihr Gemüth für das Vergnügen verſchloſſen. Sie ſtand am Fenſter in einer bekümmerten und traurigen Stellung. Zu eben der Zeit komme ich an. Ich ſteige bey einem fremden Hauſe ab. Ich fliege mit einer gewiſſen Art von ängſtlicher Eile über die Straßen. Ich komme an das Haus meiner Mutter, ohne daß mich ein Menſch gewahr wird, die Treppe hinauf, fort, fort, bis an das Zimmer meiner Mutter. Ich eröffne die Thüre mit Zittern. In dieſem Augenblicke ſehe ich meine Mutter mit ausgebreiteten Armen auf mich zufliegen. — Mein Sohn, mein allerliebſter Sohn, du biſt es! — Ihre Thränen erſticken das übrige.

Ich war völlig ſprachlos. Ich küßte alle, die in der Stube waren, ohne ihnen ein Wort zu ſagen. Ich ging, wie ein Menſch in der Irre, von einem zum andern herum, ohne zu wiſſen, wer um mich war, und was in mir ſelbſt vorging. Endlich fingen die Thränen an zu fließen. Mein Herz wurde leichter. Meiner Mutter ihres auch. Ein ſanfter und ſtiller Schmerz über die Abweſenheit einer Perſon, die ich bey einem ſolchen Auftritte am liebſten würde gegenwärtig geſehen haben, vermiſchte ſich mit unſerer Freude, und brachte eine gewiſſe ſtille, aber nicht verdrießliche Schwermuth hervor, die unter allen Zuſtänden der Seele vielleicht der angenehmſte iſt, und den ſie am längſten aushalten kann.

O meine gütigſte Freundin! Ich habe noch nicht alles gewußt, was ich an meiner Couſine verloren habe. Die liebenswürdigſte Geſtalt, ein richtiger und durchdringender Verſtand, ein ſicheres und feines Gefühl, Adel und Hoheit in den Empfindungen, Unſchuld und Tugend im Herzen; das waren die Vorzüge, die jeder an ihr kannte, und jeder, der für Vollkommenheiten von dieſer Art Augen hat, hochſchätzte. Aber ſie war für mich noch mehr. Sie war die einzige Freundin, der Troſt und die Stütze meiner Mutter, das Band unſerer Familie, die Hoffnung und die Belohnung eines Freundes, den ich verehre, und der in ihr ſein Glück würde gefunden haben. Denken Sie, was ich dabey fühlen muß, wenn man mir noch die letzten Beweiſe ihrer Gewogenheit gegen mich erzählt, ihren Wunſch, mich wieder zu ſehen, ihre Freude bey der Hoffnung von meiner nahen Zurückkunft. Iſt denn alles, was gut und vortrefflich iſt, nur beſtimmt, zu leiden und zu ſterben?

Schon fange ich an, für Sie ſelbſt zu fürchten. Eine ſo gute, rechtſchaffene Frau, eine ſo zärtliche Freundin, eine ſo verſtändige Mutter, iſt vielleicht nur ein Darlehn, kein Geſchenk, das der Himmel der Erde macht. Werden Sie ja wieder geſund, oder Sie machen mich ganz melancholiſch. Ich bin es ohnedieß ſchon halb; meine Mutter kränklich, von Schmerz und Kummer verzehrt; mein Onkel ſeiner geliebteſten Tochter beraubt; meine übrigen Freunde theils zerſtreut, theils unglücklich: iſt das nicht mehr als genug, ſelbſt ein hartes Herz zu beunruhigen? —

Sie ſehen ich habe Ihre Briefe erhalten. Einen durch Hrn. M.., den andern geſtern mit der Poſt. Sie ſind die angenehmſte unter meinen Ergötzungen geweſen. Was meinen Sie wohl? Herr M.. gab mir ihn erſt in Stanchitz. Bis dahin ſagte er nicht ein Wort, daß er einen Brief von irgend einem Menſchen hätte. Glauben Sie nicht, daß mich dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung, einen Brief von Ihnen zu bekommen, den Weg über ſehr unruhig machte? Und doch fürchtete ich mich zu fragen, weil ich den Zweifel für beſſer hielt, als einer unangenehmen Sache gewiß zu ſeyn. Endlich wagte ich es, ihn ganz leiſe zu fragen, ob er von Niemand Briefe hätte. Ja, ſagte der Menſch ganz gelaſſen, ich habe einen von***. Was iſt doch der Mann für eine Schlafmütze, dachte ich. Geſchwind, geſchwind her mit dem Briefe! — Aber was iſt denn das für eine Dame, die an Sie ſo zeitig ſchreibt? — Eine gute Frau, eine recht ſehr gute Frau! Aber geben Sie mir den Brief her. Nun denken Sie ſich das übrige. —

Den Augenblick kommt man, und ſagt, daß die Poſt abgeht, und ich meine Briefe würde hier behalten müſſen. Ums Himmelswillen, mein lieber

Poſt-Sekretär, wenn ich Euch jemahls eine ſolche Freundin, wie ich habe, wünſchen ſoll, ſo beſtellt dieſen Brief an die meinige!

Vierter Brief.

B*** den 8. Juny.

Ungeachtet ich anfangs über die neue Einrichtung die es Ihnen mit meinem Poſttage vorzunehmen beliebte, ein Bischen murrete, ſo muß ich Ihnen doch jetzt ſagen, daß Sie es recht gut gemacht haben. Sie kennen die Theorie des Vergnügens. Sie wiſſen, wie nothwendig es ſey, ſeine Vergnügungen zu ſparen, um ſie recht zu genießen. Durch Ihre gegenwärtige Einrichtung haben Sie zwiſchen dem Vergnügen, von Ihnen Briefe zu bekommen, und dem beynahe eben ſo großen, Briefe an Sie zu ſchreiben, faſt gleiche Zwiſchenräume geſetzt, da ſie ſich vorher, unmittelbar auf einander drängten. Auf dieſe Art wird mir die Zeit von einem Freytage zum andern kürzer, und zwiſchen beyden Unterredungen, die ich mit Ihnen die Woche halte, bey deren einer ich Sprecher, und bey der andern Hörer bin, iſt doch auch Raum genug, um das Verlangen nach einer neuen wieder recht lebhaft zu machen.

Wiſſen Sie, was mir das ärgſte bey dieſer Art von Umgang zu ſeyn ſcheint? Dieſes, daß ein Brief, den man (wenn unſere Freunde ſehr gütig ſind) acht Tage erwartet hat, in eben ſo viel Minuten zu Ende geleſen iſt, und nach Verlauf dieſer glücklichen acht Minuten, in denen man den Brief lieſet, ſchon wieder die neuen acht Tage angehen, in denen man auf den folgenden wartet. Bey allen dem bin ich doch noch immer ſehr glücklich, daß Sie ſo gütig ſind, und meinem Vergnügen alle Wochen einen Theil Ihrer Zeit ſchenken. Ihre Briefe geben mir wieder in meinen Augen einen gewiſſen Werth. Und dieſes iſt ſehr nöthig, da ich mir hier zuweilen in gewiſſen Geſellſchaften recht einfältig vorkomme. Ich habe mir vorgenommen, Ihnen heute viel von mir ſelbſt vorzuſchwatzen. Nicht eben, daß ich mich für einen ſehr guten Gegenſtand des Geſprächs hielte; aber ich habe heute nun einmahl keinen beſſern, oder wenn ich ihn hätte, ſo wäre ich nicht dazu aufgelegt, ihn zu nutzen. Ich muß mich alſo ſchon mit mir ſelbſt begnügen. Uiberdieß ſind Sie ſelbſt daran ſchuld, daß Sie mir die Eitelkeit in den Kopf geſetzt haben, als wenn alles, was mich anginge, ſehr wichtige Sachen für Sie ſeyn müßten. Dieſe Einbildung mache ich mir alſo zum Vortheile meiner Trägheit zu Nutze, und mache getroſt meine Briefe zu einem guten, ehrlichen Zeitungsblatte von mir ſelbſt. Heute ſollen Sie alſo erfahren, wie ich meinen Tag hier gewöhnlicher Weiſe zubringe; obgleich der Ausnahmen beynahe ſo viel ſind, als der Fälle, die unter die Regel gehören.

So wiſſen Sie denn, daß ich nicht bloß gewöhnlich, ſondern beſtändig ſehr ſpät aufſtehe. Dieſes ſpät aber müſſen Sie weder früher noch ſpäter annehmen, als acht Uhr des Morgens nach B***ſcher Uhr. Ich habe ſchon lange die Urſachen dieſer Begebenheit, die mit meinen Entwürfen und Vorſätzen ſo wenig übereinſtimmt, aufgeſucht; ich bin aber noch nicht weiter als bis auf die Dunkelheit der Alkove gekommen, in der ich liege, und die der Sonne vor Mittag den Beſuch nicht erlaubt. Dieſes iſt ein ſehr gutes Mittel die fernere Unterſuchung wenigſtens aufzuſchieben, die ſich vermuthlich damit endigen würde, daß ich ein wenig faul wäre.

Der erſte Gedanke wenn ich erwache, iſt, nach einem kurzen Dank für das Geſchenk eines neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der ſo manches edle, vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt! Ich überzähle alsdann mit aller der Begierde, mit der ein reicher Geiziger am frühen Morgen ſeine Summen wieder überzählt, die Anzahl dieſer Freunde. Ich bin nicht mißvergnügt, daß ich ſie ſo klein finde. Das Herz liebt deſto ſtärker, je mehr es konzentrirt iſt. Dieſer ſtille Genuß der Glückſeligkeit, Freunde zu haben, bereitet mich zu einer andern vor; zu der, ihnen Gutes zu wünſchen. Wie rührt und wie erhebt mich in dieſem Augenblicke ein Gedanke an den Herrn und den Vater, den ich mit allen meinen Freunden gemein habe. Er iſt bey ihnen, ſo wie bey mir gegenwärtig; er regiert ihr Leben, ſo wie das meinige; er ſorgt für ihre Glückſeligkeit mit alle dem Eifer, mit dem ich dafür ſorgen würde, wenn ich die Macht dazu hätte. Durch dieſe Erinnerung ſcheinen ſich mir die weiteſten Entfernungen zu verengern. Ich vereinige mich mit meinen Freunden. Bürger einer und derſelben großen Republik, in einerley gemeinſchaftlichen Plan von allgemeiner Glückſeligkeit verflochten, von einerley Geſetzen regiert und von gleichen Hoffnungen belebt, ſind unſere Geiſter unter einem beſtändigen, gemeinſchaftlichen Einfluß eben derſelben Güte! —

Ich muß mich mit Gewalt von dieſen Betrachtungen losreiſſen. Das Vergnügen macht geſchwätzig. Und doch ſind Worte ſo wenig fähig, Vergnügungen von der Art zu beſchreiben, daß man nothwendig entweder einem Herzen, daß ſie niemahls empfunden hat, verdrießlich, oder einem ſolchen, das ſie kennt, matt und kraftlos vorkommen muß. Auf dieſe geheimen Ergötzungen folgt eine andere, an der meine liebe Mutter, und meine Couſine, die beſtändig bey ihr iſt, Theil nimmt. Wir trinken gemeinſchaftlich auf einem kleinen Altan, den wir haben, und der mit

Grünem beſetzt iſt, Thee. Sie wiſſen ſchon, was ich Ihnen ſonſt von dem Vergnügen der Theeſtunde vorgeſchwatzt habe; und in der That bleibt es noch immer eine der ſchönſten Stunden des ganzen Tages. Sie können es auch daraus ſchließen, daß wir ſie faſt niemahls vor zehn Uhr endigen. Ich habe mich hier zum Lekteur meiner ganzen Familie aufgeworfen, und man hört mich noch ſo ziemlich gern. Ich leſe alſo dieſem Amte zu Folge auch manchmahl beym Thee ein Stück vor. Das gewöhnlichſte aber iſt, daß wir bloß ſprechen: ſehr oft von Leipzig, noch weit öfter von Ihnen; das können Sie denken. Um zehn Uhr gehe ich herunter, und dieſe beyden Stunden bis zu Mittage laſſe ich mir ungern rauben. Mein Geiſt wird ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er iſt keine immerbrennende Flamme, die durch ihre eigene Kraft in die Höhe ſteigt. Er iſt wie das in Stein eingeſchloſſene Feuer, das nur von Zeit zu Zeit Funken gibt, und auch dieſe müſſen erſt heraus geſchlagen werden. Ich leſe alſo in dieſen zwey Stunden, oder ich ſchreibe. Das was ich leſe, und was ich davon denke, das ſollen Sie alles nach und nach erfahren.

Aber dieſe zwey koſtbaren Stunden ſind eben jetzt vorbey: ich habe ſie dazu angewendet, an Sie zu ſchreiben; und das iſt gewiß der beſte Gebrauch, den ich die ganze Woche davon mache. Dem ungeachtet verzweifle ich noch nicht, ehe man mich zu Tiſche ruft, zu Ende zu kommen. Das nächſte alſo, was jetzt folgt, iſt, daß ich eſſe. Die Geſellſchaft eben dieſelbe, die es beym Thee war. Die Gerichte ſehr mäßig, aber ſehr wohlſchmeckend. Und hier kann ich nicht unterlaſſen, eine kleine Lobrede für die ſchleſiſchen Köche und Köchinnen einzuſchalten. Wenn ein Land durch gute Suppen, durch ſehr fettes und derbes Rindfleiſch, durch vortreffliches und wohlzugerichtetes Kräuterwerk glücklich würde, ſo wäre in der Welt nichts ungerechter, als die Klagen, von denen meine Ohren hier gar nicht ausruhen. Denn alles das und noch weit mehr, als ein ſolcher Idiot in der jetzigen Favorit-Wiſſenſchaft der Welt, wie ich bin, ſagen kann, das beſitzt Schleſien. O warum kann ich nicht hier Ihren Geſchmack aufbiethen, mir Recht zu ſprechen! Warum kann ich Sie nicht einmahl mit dem Manne, ohne welchen alle mögliche ſchleſiſche Gerichte umſonſt vor Ihnen ſtünden, an unſerm Tiſche ſitzen ſehen! —

Wenigſtens will ich den Einfall in meinen Gedanken verfolgen. Ich werde den Augenblick gerufen. Wie wäre es, wenn Sie, ohne ein Wort zu ſagen, nach B***lau gekommen wären, wenn Sie mich heute überraſchen wollten, wenn ich Sie oben ſchon an unſerm Tiſche ſitzen und auf mich ſchmälen ſähe, daß ich Sie ſo lange habe warten laſſen. Ich gehe, ich gehe, — um meinen Traum zu vernichten.

Ich komme eben von Tiſche wieder, und ich habe nur noch einen Augenblick Zeit bis zur Poſt. Auf meiner Mutter Stirne ſaßen, wie ich herauf kam, einige finſtere Wolken. Einige verdrießliche Geſchäfte, und noch mehr als das, die Unruhe eines Baues, der ſie beynahe aus ihrem Zimmer vertreibt, hatten dieſe Wolken zuſammengezogen. Ich ſchreibe mir heute die Ehre zu, ſie zerſtreut zu haben. Wenigſtens habe ich meine Mutter heiterer verlaſſen, als ich ſie fand. —

Um alſo meinen Tag vollends bis zum Abend zu bringen, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich unmittelbar nach Tiſche eine kleine halbe Stunde den Flügel ſpiele. In meiner Mutter Stube ſteht ein ziemlich guter mit zwey Klavieren. Dann kommt der geſellſchaftliche Kaffee. Sie können glauben, daß ich den niemahls ohne meine Mutter und Couſine trinke, ausgenommen, wenn dieſe Frauenzimmerbeſuch hat, den ich nicht kenne. Nichts iſt ungewiſſer und unſicherer als der übrige Reſt des Nachmittags. Wir fahren zuweilen in Geſellſchaft einiger Freunde ſpazieren. Ein ander Mahl gehe ich ganz allein mit einem einzigen Bekannten. Ich beſuche dann und wann die hieſigen öffentlichen Bibliotheken; ich mache zuweilen Staats-Viſiten die mich ennuyiren; und dann endlich bleibe ich einmahl zu Hauſe, um recht viel oder gar nichts zu thun.

Der Abend iſt dem Mittag vollkommen ähnlich. Ordentlicher iſt mein Onkel bey uns, der der rechtſchaffenſte Mann, aber faſt immer kränklich und dann und wann ein wenig argwöhniſch iſt. Leben Sie wohl. Ich bin —

N. S.

Denken Sie einmahl, liebſte Freundin! geſtern bekomme ich von Herrn Weiſen einen Brief, — einen ſehr gütigen, freundſchaftlichen Brief. Und dieſes Vergnügen muß mir durch eine ſo traurige Nachricht verbittert werden, als die von Meinhards Tode. Ja, dieſer rechtſchaffene Mann, dieſer große Gelehrte, dieſer ſchöne und empfindliche Geiſt, dieſer mein Freund — iſt todt. Peace to his gentle ſhade!

Fünfter Brief.

B*** den 9. und 10. Juny.

Niemahls iſt ein Brief mit einem ſo ſchmerzlichen Verlangen erwartet worden, als ich geſtern den Ihrigen erwartete. Selbſt in dem Schooße meiner Familie, und an der Seite der vortrefflichſten Mutter, empfinde ich dem ungeachtet, daß mir noch ein Freund und eine Freundin fehlt, um dieſem Glück ſeine Vollſtändigkeit zu geben. Ich fühle es, daß mir Ihr Umgang nothwendig geworden iſt; und ohne die Gütigkeit, mit welcher Sie mir Ihren Briefwechſel verſprachen, und ohne die Beſtändigkeit, mit welcher Sie dieſes Verſprechen ausführen, würde ich meine hieſigen Freunde mit dem beſtändigen Anblick einer gewiſſen Unruhe beleidigt haben, die ſie vielleicht auf die Rechnung eines Mangels von Zärtlichkeit geſchrieben hätten. Aber jetzt ſetzt mich Ihre Gütigkeit in den Stand, zwey der angenehmſten Beſchäftigungen mit einander zu verbinden, die Unterhaltung mit meiner Mutter und das Andenken an Sie.

Meine Mutter kannte Sie ſchon als eine ſehr gütige Freundin von ihrem Sohne, ehe ich noch Leipzig verließ. Aber nun kennt ſie Sie als eine vortreffliche Frau, als eine zärtliche Freundin, mit einem Worte, als eine Perſon von einem ſolchen Geiſte und einem ſolchen Herzen, als die Liebe und die Freundſchaft nöthig hat, wenn ſie beſchloſſen hat, einen glücklichen Ehemann und einen kleinen Kreis von glücklicher Freunde zu machen.

Was meinen Sie wohl? Ich zeige meiner Mutter alle Ihre Briefe. Sie lieſt ſie beynahe mit eben dem Feuer, mit welchem ich ſie leſe. Bey gewiſſen Sellen füllen ſich ihre Augen mit Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. So ſtark wirken dieſe gleichgeſtimmten Herzen auf einander, ſelbſt in der weiteſten Entfernung. Glauben Sie wohl, daß ich es hätte aushalten können, ein ganzes halbes Jahr zuzubringen, ohne Jemand zu haben, mit dem ich mich von Ihnen unterreden könnte, und in deſſen Schooß ich zuweilen mein volles Herz ausleerte, wenn Ihre Gütigkeit und die Sehnſucht nach Ihrem Umgange daſſelbe mit zu unruhigen und ſtürmiſchen Wünſchen anfüllte? Und könnte wohl dieſe Perſon Jemand anders als meine Mutter ſeyn? Sie, die an den kleinſten Vergnügen ihres Sohnes Theil nimmt, ſollte ſie nicht in der Glückſeligkeit, die ihm der Himmel geſchenkt hat, eine Freundin und euren Freund zu beſitzen, einen Theil derjenigen wieder finden, die ſie durch den Tod einer Tochter, die zugleich Freundin war, verloren hat?

Ja, gütigſte Freundin, ſchon theilt meine Mutter alle die Empfindungen mit mir, die mir die Bekanntſchaft mit einer ſo edlen und zugleich zärtlichen Seele eingeflößt hat, und die ich, wenn es möglich iſt, durch die Abweſenheit noch geſtärkt und vermehrt finde. Unſere Unterredungen beleben ſich am meiſten, wenn ſie Sie zum Gegenſtand haben; und ohne daß wir es gewahr werden, kommen ſie durch die wunderbarſten Irrgänge immer wieder auf dieſe Lieblingsmaterie zurück. So viel Gewalt hat das Herz über unſere Denkungskraft, daß die leichteſten und ſchwächſten Verbindungen ſchon genug ſind, Ideen in die Seele wieder zurück zu bringen, die durch ein ſtarkes Intereſſe an uns gebunden ſind. Laſſen Sie ſich dieſes von Home viel beſſer und gründlicher ſagen. Ich mag nicht philoſophiren, ich will Ihnen bloß ſagen, was ich empfinde. —

Aber gütigſte Freundin, wie haben Sie es übers Herz bringen können, mir mit einem ſo verſteckten, aber für mich doch ſehr fühlbaren Vorwurf wehe zu thun? — Oder trauten Sie es der Feinheit meines Gefühles nicht zu, daß ich den kleinen Anſatz von Empfindlichkeit gewahr werden würde, der Ihnen die Worte eingab: „Ich ſuchte in der Folge Ihres Briefs Troſt, aber ich fand keinen. Sie, der Sie mit mir einerley Gefühl haben, Sie empfinden den Unterſchied wohl, der zwiſchen der Verſtorbenen und mir iſt!“ Und noch dazu eine ſo ceremoniöſe Vorſichtigkeit, Ihren Nahmen nicht zuerſt zu ſchreiben! Ein kleiner, ganz kleiner Reſt von Weiblichkeit! würde Onkel Selby ſagen. Wie? glauben Sie wohl, daß ich meine Couſine liebte, und die Eigenſchaften nicht von ganzem Herzen hochſchätzte, die ſie liebenswürdig machten? daß ich ihren Verluſt beweinen, und mich nicht zugleich über den Beſitz von Freunden erfreuen ſollte, in denen ich ihren Geiſt und ihr Herz wieder finde? Oder können Sie ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt ſeyn, dieſe größten Geſchenke des Himmels in ſich zu verkennen, und ſich unter ihren eigenen Werth herabzuſetzen? Liebſte, gütigſten Freundin, laſſen Sie ſich niemahls durch einen gewiſſen Unmuth die Erhabenheit der Seele ſchwächen, die ohne Stolz, dennoch ihre eigene Vollkommenheit fühlt, und indem ſie die Stufe erkennt, auf welche die Güte des Schöpfers ſie geſetzt hat, dadurch nur noch mehr Muth bekommt, höhere zu erreichen. —

Aber lieber will ich glauben, daß Sie nur darum dieſe Stelle in Ihrem Brief geſetzt haben, um mir die Gelegenheit, die ich ſo ſehr wünſche, zu geben, es Ihnen noch einmahl zu ſagen, wie hoch ich meine Freundin ſchätze, und wie theuer ſie meinem Herzen iſt. Ich kann dieſes zu meinem eigenen Vergnügen nicht oft genug wiederhohlen. Denn welche Glückſeligkeit iſt der gleich, ſeinem Freunde zu ſagen, daß man ihn liebt, wenn es nicht die Glückſeligkeit iſt, zu hören, daß man von ihm geliebt wird? Wenn ich alſo von meiner Couſine rede, ſo glauben Sie nur, daß keine Ideen verwandter ſind und einander leichter erwecken als der Gedanke an ein Gut, das man verloren, und der an ein anderes, das uns der Himmel noch läßt; und daß der Abgang von ſo theueren Freunden das Herz nur noch zärtlicher gegen diejenigen macht, die uns noch übrig ſind.

Ich glaube, ich habe Ihnen ſchon in Leipzig geſagt, daß ein Freund von mir und von unſerm Hauſe, ein junger angehender Dichter, der jetzt in Halle ſtudirt, ein Gedicht auf meine Muhme gemacht hat. Ich habe es hier erſt zu ſehen bekommen. Weil viel gute Stellen darin ſind, obgleich manche gegen die übrigen matt, andere in der Verbindung, in der ſie ſtehen, nicht richtig und zuſammen hängend genug, und noch andere zu überhäuft und nur durch die Rechte der Poeſie zu entſchuldigen ſind, ſo will ich es Ihnen abſchreiben. Aber ſchöner, als das ganze Gedicht, iſt meinem Urtheile nach ein Motto aus dem Petrarch, welches er demſelben vorgeſetzt hat. Wo ich nicht irre, ſo iſt es eine der ſchönſten Stellen im ganzen Petrarch. Es iſt aber zur Anwendung auf die Perſon, die der Gegenſtand dieſes Gedichts iſt, nicht ſchicklich und angemeſſen genug, und überhaupt kann es nur im Munde eines Liebhabers und eines ſolchen Liebhabers als Petrarch, ſein rechtes Verhältniß bekommen. Ich will es wagen, die Stelle zu überſetzen ob ich Sie gleich zu eben der Zeit bedauern werde daß Sie nicht das Original leſen können.

„Wer alles ſehen will, was nur die Natur und der Himmel unter den Menſchen vermag, der komme, dieſe zu ſehen. Denn der Tod raubt zuerſt die beſten, und läßt die ſchlechtern ſtehen. Dieſes in dem Reiche der Götter ſchon lang erwartete ſchöne und ſterbliche Geſchöpf geht nur vorüber, und bleibt nicht. Wenn er noch zu rechter Zeit kommt, ſo wird er jede Tugend, jede Schönheit, jede erhabene Eigenſchaft in einem Körper mit wunderbarer Miſchung vereinigt ſehen. Aber wenn er zu lange zaudert, ſo wird er nur kommen, um beſtändig zu weinen“ *).

Iſt

---

*) Für Freunde des Originals folgt hier das ganze Sonnet:

Chi vuol veder quantunque può natura,
E'l Ciel tra noi, venga a mirar costei,
Ch'è sola un Sol, non pur agli occhi miei,
Ma al mondo cieco, che virtù non cura:

E venga tosto, perchè morte fura
Prima i migliori, e lascia stare i rei;
Questa aspettata regno degli Dei
Cosa bella mortal passa, e non dura,

Iſt dieſe Apoſtrophe nicht das rührendſte Gemälde eines von Schmerz ganz durchdrungenen Herzens? Aber nun zum Gedicht ſelbſt. Sie ſollen nur die beſten Strophen davon bekommen:

Alſo blühte rühmlich Doris Leben —
Rühmlich mußte ſie es wieder geben,
Und das große Beyſpiel im Erblaſſen
Noch der Erde zum Vermächtniß laſſen;

Da ihr lieblich Auge brechen ſollte,
Stürmend Feuer durch die Adern rollte,
Freunde ſprachlos matte Hände rangen,
Und die Engel froh die Flügel ſchwangen,

Schaute ſie des Todes letzten Schlägen
Voll Geduld und Majeſtät entgegen,
Ruhig, da die Trennung jetzt begonnte,
Weil ſie nur die Hülle wechſeln konnte.

Keuſche Jungfraun, eilt ihr Grab zu ehren,
Pflanzt Zypreſſen, oft benetzt mit Zähren,
Und gelobet auf dem Staub der Schönen
Euern Wandel einſt wie ſie zu krönen.

Vedrà s'arriva a tempo, ogni virtute,
  Ogni bellezza, ogni real costume
  Giunti in un corpo con mirabil tempre.
Allor dirà, che mie rime son mute,
  L'ingegno offeso dal soverchio lume;
  Ma se più tarda, avrà da pianger sempre.

Aus den Zweigen ſoll' ein Heyn entſprießen,
Junge, leicht verführte Töchter müſſen
Ihn beſuchen, die Geſchichte hören,
Und erröthend ſittſam wiederkehren.

Jährlich ſollen freundſchaftliche Reihen,
Wo ſie ſchlummert, zarte Lilien ſtreuen,
Und das Opfer mit gedämpften Saiten
Und wehmüthigem Geſang begleiten.

Nie, Geliebte, nie wirſt du vergeſſen!
Deinen Nachruhm wird kein Ruhm ermeſſen.
Laß noch Einen für die Tugend brennen,
So wird er auch dich mit Ehrfurcht nennen.

Und ſollt' einſt auf der undankbar'n Erden
Sie verkannt, gehaßt von allen werden;
Darf ſie nur, um alle zu entzücken,
Sich mit deinem ſüßen Reitze ſchmücken.

Dürfte ich wohl ſo eigennützig ſeyn, und mit dieſem kleinen Geſchenke wuchern? Meine Freunde kennen Sie noch nicht als eine eben ſo empfindungsvolle Dichterin, als Sie eine gefühlvolle Ehegattin und Freundin ſind. Einige von den kleinen Stücken, die Sie mir einmahl vorlaſen, und unter dieſen auch das Hochzeit-Gedicht, das Sie für einen Ihrer Bekannten gemacht haben, würden mich in den Stand ſetzen, dieſes Vergnügen meiner Mutter zu machen. Ich würde ſogar durch die Mittheilung derſelben ein gewiſſes Anſehen bekommen. Ich würde Macht haben, Gefälligkeiten auszutheilen; und ich würde gewiß meine Geheimniſſe nicht ſo wohlfeil verkaufen. Sie ſehen ſchon, daß ich unbeſcheiden genug bin, auch wohl gar eine kleine Mühe Ihnen aufzulegen. —

Wenn ich nur dafür im Stande wäre, Ihr Tagebuch, das mich ſo ſehr unterhält und mich auf einige Augenblicke wieder zu Ihnen zurück bringt, mit einem eben ſo angenehmen zu vergelten. — Aber meine Geſchichte (ich nehme die Unterhaltung mit meiner Mutter aus, und die wiſſen Sie ſchon größten Theils) iſt ſo einförmig, oft für den Helden derſelben ſo langweilig, und faſt immer für die Leſer ſo wenig unterrichtend, daß ich alle Mahl abgeſchreckt werde, ſo oft ich daran denke, meine Briefe mit meinen Begebenheiten, anſtatt mit meinen Empfindungen anzufüllen. Sie ſollen unterdeſſen alle meine Freunde, die ich hier hochſchätze, kennen lernen. So bald nur der Cirkel von Beſuchen, in dem ich mich jetzt herumgedreht habe, durch ſeyn wird, ſo werde ich es mir zu einer feſtgeſetzten Beſchäftigung machen, Sie ganz in unſere Familie und in unſere Bekanntſchaften einzuführen, und mich auch zuweilen für die Langeweile, die mir einige davon machen, zu rächen.

Meine Reiſe iſt, wie Sie wiſſen, glücklich, aber dem ungeachtet ziemlich unangenehm geweſen.

Meine Geſellſchafter waren entweder Miſanthropen oder Schläfer. Ich danke unterdeſſen beyden für die Muſe, die ſie mir gaben, an meine Freunde zu denken. Oft in der Mitte der Nacht, wenn alles um mich ſchlief, ſchweifte meine durch die Stille noch mehr aufgeweckte Seele zu allen Wohnungen umher, und ſegnete ihren ſanften und ruhigen Schlaf. Bald flog ich unſern langſam kriechenden Pferden zuvor, warf mich in Gedanken zu den Füßen des Bettes meiner Mutter, küßte ſanft ihre Hand um ſie nicht zu wecken, und flehte den Beyſtand der ſie bewachenden Engel an, ſie mir zu beſchützen. Bald überraſchte ich Sie, weit glücklicher als mein Freund Reiz, in Ihrem Schlafzimmer, und geboth Ihrem Schutzgeiſt, Ihnen mitten im Schlafe die angenehmſten, fröhlichſten und ſchönſten Bilder vorzuſtellen, und Ihre Seele, ſelbſt ohne Ihr Wiſſen, noch vollkommener zu machen. — Alsdann — Ich freue mich, theuerſte Freundin, daß unſere Freundſchaft von der Beſchaffenheit iſt, daß meine Seele von dem Andenken an Sie, unmittelbar zu dem Gedanken an Gott, unſern großen und gemeinſchaftlichen Freund, übergehen kann, zu deſſen Verehrung ſolche Seelen, wie die Ihrige, geſchaffen werden. Meine Seele ſteigt durch dieſe Stuffen auf eine leichtere Art bis zu ihm hinauf.

Aber ich muß, ich muß ſchließen u. ſ. w.

Sechster Brief

B*** den — July.
1767.

Wiſſen Sie auch wohl, daß ich Ihre Frage, ob wir noch einerley Empfindungen mit einander hätten, für einen Vorwurf würde angeſehen, und daß mich dieſer Vorwurf würde gekränkt haben, wenn ich nicht ſelbſt in den Beyſpielen, die Sie dafür anführen, eine neue Beſtätigung dieſer Gleichheit Ihrer Geſinnungen mit den meinigen, auf die ich ſo ſtolz bin, gefunden hätte. Ich kann mir alſo unmöglich helfen. Ich muß erſt dieſe beyden Puncte erörtern, ehe ich ein Wort weiter ſchreiben kann, geſetzt auch, daß Ihnen indeß der Brief vor Langgerweile aus der Hand fallen ſollte.

Zuerſt alſo meine Unzufriedenheit bey meiner Ankunft in B****. Sollte ich Ihnen erſt nöthig haben, die Quellen davon zu entdecken? Sie ſagen, ich hatte Freunde verlaſſen, die mich liebten.

und ich kam zu andern, die ich auch liebte. Haben Sie niemahls die angenehme Miſchung von Schmerz und Vergnügen, von Verlangen und von Befriedigung, von Sehnſucht nach abweſenden Gütern, und von Genuß der gegenwärtigen empfunden? Haben ſich niemahls mit den Thränen, die Sie über den Anblick neuer Freunde vergoſſen, diejenigen vermiſcht, die Ihnen das Andenken an die, von denen Sie ſich losgeriſſen hatten, ablockte? Sie, die Sie die menſchliche Seele ſo gut kennen, da Sie Ihre eigene mit ſo vieler Sorgfalt ſtudirt haben, wiſſen Sie nicht, wie geſchickt eine gewiſſe Art von Freude iſt, die traurigen Empfindungen, die eine Zeit lang in der Seele geſchlafen haben, wieder zu erwecken, und mit ihnen vermiſcht einen gewiſſen Zuſtand der Ermattung hervorbringen, wo die Seele, zu denken und zu handeln unfähig, unter der Menge von dunklen Ideen, die ſich in ihr zuſammen drängen, erliegt. So empfand meine gute Mutter den Verluſt ihrer Tochter niemahls mehr, als da ſie ihren Sohn wieder ſah, und ich fühlte in den erſten Umarmungen meiner Mutter am meiſten, wie viel ich an Freunden verloren hatte, die in dieſem Augenblicke mit mir die Glückſeligkeit einer wieder vereinigten Familie würde getheilt haben.

Dieſes waren die Regungen der erſten Augenblicke. Ihnen folgten andere eben ſo traurige, aber weniger angenehme. Glauben Sie, ja nicht, daß die guten Leute immer glücklich ſind. Wenn ſie es wären, ſo bin ich ſtolz genug zu ſagen: unſer Haus würde mehr als einen Glücklichen einſchließen. Aber wie weit, wie weit iſt es davon entfernt, daß dieſes ganz wahr ſeyn ſollte? Meine Mutter durch die natürliche Zärtlichkeit ihres Körpers, und durch die große Empfindlichkeit ihrer Seele, einer Menge von Uibeln bloß geſtellt, mit denen die Natur härtere und fühlloſere Menſchen verſchont hat; durch eine beynahe fortgehende Reihe von Unglücksfällen in einer beſtändigen Uibung dieſer Empfindlichkeit unterhalten; durch eine ſehr ſchwere und ſorgenvolle Nahrung, die ſie ſeit dem Tode ihres Mannes ohne Gehülfen und Rathgeber beſorgt, abgemattet und entkräftet, von Krankheiten und der Annäherung des Alters bis zu dem äußerſten Grade der Zärtlichkeit in ihren Nerven gebracht; und in dieſem Zeitpuncte ihrer beßten Stütze beraubt, und faſt mitten unter ihrer Familie einſam und verlaſſen, — ſagen Sie mir, geliebte Freundin, was würden Sie in meinen Umſtänden fühlen, wenn Sie, ſo wie ich, ſich außer Stande ſähen, dieſer Mutter zu helfen; wenn Sie ihr ſogar in der Zukunft keine Ausſicht, wenigſtens keine nahe Ausſicht anweiſen könnten, durch die Sie ihre gegenwärtigen Umſtände erträglich machten? Sagen Sie mir, liebe Freundin, wo iſt die Stelle, die für mich zubereitet iſt, und von der ich hoffen könnte, meiner

Mutter die ihrem gütigen Herzen ſo theuere Glückſeligkeit zu verſchaffen, in der Geſellſchaft ihres Sohnes ihre letzten Tage in Ruhe und Zufriedenheit zuzubringen? Ich ſelbſt in die Welt nur noch ſo hingeworfen, in die Welt, die, dem Himmel ſey es gedankt, nicht ganz leer von Freunden für mich, aber vielleicht leer von Beförderern und dem, was man darin Patronen nennt, iſt; ich ſelbſt noch von einem Orte zum andern herumirrend, zwar nicht ganz ohne Endzweck, aber doch noch ohne große Mittel, dieſen Endzweck auszuführen; was kann ich für meine Mutter thun, da ich für mich ſelbſt nichts zu thun vermag?

Glauben Sie wohl, daß es mir unter dieſen Umſtänden leicht wird, daran zu denken, daß ich meine Mutter verlaſſen ſoll; ſie ſo verlaſſen, ohne ihr vorher zu ſagen, nach was für einem Plane ich arbeiten werde, um ihre Glückſeligkeit mit der Erreichung meiner Wünſche zu vereinigen? Und doch kann ich nicht anders; ich muß ſie verlaſſen. Alles, ſie ſelbſt ausgenommen, macht, daß ich dieſen Augenblick beynahe wünſche. Die Beförderung, die mir meine Vaterſtadt darbiethen kann, iſt, wie Sie wiſſen, nur von einer einzigen Art. Glauben Sie nicht, daß mich der Nahme und die gewöhnliche Verachtung eines Schulmannes abhalten würde, in einen Stand zu treten, der, wenn er recht verwaltet wird, ehrwürdig iſt, und den die Vortheile und die Erleichterung, die ich meiner Mutter bedurch verſchaffe, mir auch ſogar liebenswürdig machen würden. Aber die Verrichtungen, die hier zuerſt denen auferlegt ſind, die in dieſen Stand treten, die Unwiſſenheit, und noch mehr der elende Geſchmack, der unter den meiſten der hieſigen Schullehrer herrſcht, und durch ſie ohne Zweifel die Studirenden anſteckt; der durchgängige Mangel an guter Lebensart bey dieſer ganzen Zunft Leuten, unter denen ich doch genöthigt würde zu leben; der Mangel an Ermunterung und Hülfsmitteln zur Vermehrung der Wiſſenſchaften, die ich mehr ſchätze als alles; endlich, was darf ich erſt ſagen, die Entfernung von Freunden, die mir theuer ſind, um ſo viel theurer, weil ich ſie nicht bloß der Natur und Familienverbindungen zu danken habe; — alles dieſes, und was weiß ich noch, was für hundert dunkel damit vermiſchte Vorſtellungen mehr, machen mir es ganz unmöglich, daran zu denken.

Nun gut alſo. Ich gehe von B****. Aber wohin? Nach L**zig? Ja freylich iſt dieß der Ort, der mich unter allen am meiſten an ſich zieht. Aber was hälfe es, wenn ich vor mir ſelbſt es verbärge. Es iſt nicht Hoffnung der Beförderung, ſondern das Vergnügen, meine Freunde wieder zu ſehen, welches mir dieſe Stadt vor allen andern ſo angenehm macht. Sie wiſſen ſelbſt, und wenn Sie es nicht wiſſen, ſo laſſen ſie ſich es den braven und rechtſchaffenen Ebert ſagen, was für Geduld und Aufopferungen dazu gehören, ſein Glück bey der Leipziger Akademie zu erwarten. Und während der Zeit, daß ich dieſe vielleicht fehl ſchlagende Probe machte, würde meine arme Mutter von Alter und Sorgen verzehrt, von ihren noch übrigen Freunden vollends entblößt, und ſtürbe, ehe ſie die ſo lange gehoffte und ſo theuer errungene Ruhe ihres Alters gekoſtet hätte. Laſſen Sie mich alſo auf eine andere Univerſität gehen, wo die Beförderung leichter und geſchwinder iſt. Setzen Sie den beſten möglichen Fall. Machen Sie mich in einigen Jahren zum Profeſſor in Halle, oder in irgend einem andern ſolchen Winkel der Erde. Jetzt ſoll ich meine Mutter in ihrem Alter aus ihrem natürlichen Boden in ein ganz fremdes Land verpflanzen, ſie aus einer belebten und volkreichen Stadt in einen todten und finſtern Flecken führen, ſie aus dem Cirkel ihrer Freunde und ihrer Bekanntſchaften, die ſie von langer Zeit her kennen, die ſie alle hochſchätzen, unter ganz fremde und für ſie noch gar nicht eingenommene Menſchen bringen. — oder mir mit einem ſo groben Stolze ſchmeicheln, daß ich allein aller deren Stelle würde erſetzen können. — Iſt dieſes vielleicht nicht ein eben ſo ſchwerer und trauriger Schritt für beyde? — Und doch bey dem allen, was bleibt mir übrig?

Sie ſehen, liebe Freundin, wenn Sie dieſe Uiberlegungen machen, Sie werden meine Unruhe nicht ſchelten, ſo gütig Sie mich auch von Ihrer Gewogenheit verſichert haben, und ſo gewiß ich von der Liebe der Meinigen bin. — Aber das iſt noch lange nicht alles. Ich behalte mir dieß auf einen andern Brief vor. Ich kann nicht anders; ich muß Sie mit meinen eigenen Angelegenheiten unterhalten. Der Wohlſtand würde dieß den Perſonen, die weniger meine Freunde wären, verbiethen. Aber es iſt gar zu eine große und eine zu unentbehrliche Glückſeligkeit, zuweilen ſein volles Herz in den Schooß eines Freundes ausſchütten zu können. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, Sie und Ihr liebſter Gemahl machen in meiner Einbildungskraft nur Eine Perſon aus. Sie ſind in meinen Gedanken eben ſo unzertrennlich, als Sie es durch Ihre Liebe ſind. Alles alſo, was ich Ihnen ſchreibe, iſt zugleich für ihn geſchrieben. Sein kurzer Brief iſt mir dem ungeachtet ſo angenehm geweſen, als der längſte Brief hundert anderer mir nicht ſeyn würde.....

Ich ſehe, ich ſtehe in Gefahr, meinen Brief eben ſo lang und ſo voll von Digreſſionen zu machen, als es des Triſtram Shandy Roman iſt. Alſo nur noch ein Wort von Klopſtock und ſeinen Briefen, und dann nehme ich bis auf künftigen Freytag von Ihnen Abſchied. (Können Sie wohl errathen, was ich da erwarte?) —

Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Ihnen des Mannes, und mir der Frau ihre Briefe zärtlicher vorkommen. Das macht, würde Onkel Tobias ſagen, Sie ſind eine Frau, und ich ein junger Menſch. Ich habe des Klopſtocks Briefe flüchtig geleſen, der Frau ihre recht aufmerkſam. Sie haben vielleicht das Gegentheil gethan. Mit einem gleichen Grade der Aufmerkſamkeit würden wir bey beyden vielleicht gleich viel empfunden haben. Ich wenigſtens, durch die Verſchiedenheit Ihres Gefühls aufmerkſam gemacht, habe ſie noch einmahl geleſen, und ſchon habe ich des Klopſtocks Briefe viel zärtlicher gefunden. Aber, daß es ihre weniger ſind, das wollte ich doch noch nicht gerne für wahr halten.

Wie gern fing' ich noch die eilfte Seite an, um Stellen zu meiner Vertheidigung anzuführen! Aber es hilft nichts. Es iſt jetzt ein Uhr, Dienſtags in der Nacht. Möchten doch die gütigen Engel Ihre und Ihres Geliebten Ruhe beſchirmen u. ſ. w.

Siebenter Brief.

B*** den — July
1767.

Wahrheiten, die uns ſehr am Herzen liegen, können niemahls zu oft bewieſen werden. So ein ſophiſtiſches Ding iſt dieſes Herz, daß es ſich der Uiberzeugung von eben der Sache am meiſten widerſetzt, von der es am meiſten gewiß zu ſeyn wünſcht. Ich, zum Beyſpiel, bedarf keine neuen Proben mehr, um zu wiſſen, daß Sie meine Freundin ſind. Und doch, mit welchem Vergnügen habe ich diejenigen aufgenommen, die Sie mir in Ihren letzten Briefen gegeben haben, gerade ſo, als wenn dieß die erſten geweſen wären. Sie wiſſen, wie ſchwer ſich Empfindungen durch Beſchreibungen deutlich machen laſſen. Man kann nichts weiter thun, als diejenigen, welche ähnliche gehabt haben, an ihr eigenes Gefühl erinnern.

So ſtellen Sie ſich alſo Ihren lieben Mann, meinen Freund, an dem Abende eines ſehr geſchäftigen Tages vor. Er tritt zuerſt mit einer etwas tiefſinnigen und zerſtreuten Miene in Ihr Zimmer. Seine von fremden Bildern ganz angefüllte Seele empfängt ſchon die geheimen Einflüſſe Ihrer Gegenwart, ohne ſie noch zu fühlen; ſelbſt die erſten Liebkoſungen verſchwenden Sie an den Undankbaren vergeblich. Endlich thut Ihr Anblick und Ihre Zärtlichkeit ihre gehörige Wirkung; und jetzt ſchweben nur noch die Sorgen der Geſchäfte auf der Oberfläche der Seele, wie die Nebel an einem heitern Frühlingsmorgen auf dem Gipfel der äußerſten Berge. So gewinnt der Ehemann einen Schritt nach dem andern über den Geſchäftsmann — bis er zuletzt nur ganz allein übrig bleibt. Was Ihnen in dieſem Augenblicke ein ſtillſchweigender Kuß iſt, den er Ihnen aus vollem Herzen gibt, ein Druck ſeiner Hand, bey dem er Sie zugleich ſeine Wilhelmine nennt, ſehen Sie, das waren für mich Ihre Briefe. Verſicherungen von Sachen, die wir lange wiſſen, die wir aber gern vergeſſen, an denen wir ſogar zweifeln, aus bloßem Muthwillen, um ſie uns noch einmahl verſichern zu laſſen!

Ich glaube, Sie müſſen es ſchon bemerkt haben, daß es eins von meinen Steckenpferden iſt, (hieraus können Sie ſchließen, daß ich den Triſtram Shandy leſe) über alles, was um ihn und mich herum vorgeht, zu philoſophiren, jede Begebenheit, wenn ſie auch die natürlichſte und gewöhnlichſte von der Welt iſt, zu erklären und aus Gründen zu zeigen, wie ſie möglich geweſen iſt. Wenn ich mich nicht irre, ſo war ich eben im Begriffe, einen guten Ritt darauf zu thun. Denn anſtatt Ihnen mit drey Worten zu ſagen, liebe Freundin, Ihre Briefe waren mir herzlich lieb, und dann gleich zur Beantwortung ihres Inhaltes fortzugehen; verwende ich eine und eine halbe Seite, um es zu beweiſen, daß es möglich geweſen iſt, daß ich mich über Ihre Briefe habe freuen können. Und doch, welcher Beweis wäre ſtärker geweſen, als die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich alſo Ihre gütigen Vorſchläge erwogen habe.

Nach dem Wunſche, bey Ihnen zu ſeyn, iſt keiner ſtärker als der, daß Sie es zuweilen wünſchen möchten, daß ich bey Ihnen wäre. Denken Sie alſo, was es ſeyn muß, wenn Sie noch mehr thun, und nicht bloß wünſchen, ſondern ſchon Anſtalten machen, mich bey ſich zu behalten. Wenn es mir jemahls ſchwer angekommen iſt, Schwierigkeiten gegen den Rath meiner Freunde zu machen, ſo iſt es gegen einen ſolchen, der die größten Wünſche meines Herzens vereiniget. Der Entwurf, den Sie mir machen, der freylich der natürlichſte und ohne Zweifel auch der ſicherſte iſt, iſt dem ungeachtet viel zu weit ausſehend, als daß ich damit meine Mutter beruhigen könnte, die bey ihrem Alter und bey ihrer Schwäche eine Glückſeligkeit, auf die ſie ſo viele Jahre warten muß, für gar keine hält. Und wie kann ſie hoffen, dieſen Zeitpunct zu erleben, wenn die Zeit, die dazwiſchen iſt, mit Sorgen und Mißvergnügen angefüllt ſeyn ſollte. Geſetzt aber, ich hätte das Ziel erreicht, und meine Mutter wäre noch im Stande, eine große Veränderung vorzunehmen; was ſind es nicht für neue Beſchwerden, die die Ausführung unſers Vermögens verurſachen würde. — Meine Mutter hat bey allen Beſchwerlichkeiten ihrer Nahrung doch auch den Vortheil gehabt, daß ſich ihr Vermögen beſſer verintereſſirt hat, als durch bloßes Ausleihen. Laſſen Sie nun von einem nicht großen, aber doch für einen ehrlichen Mann hinlänglichen Vermögen das abgehen, was der Abzug koſtet; ſetzen ſie dazu die Verſchiedenheit des Geldes und der Preiſe der Dinge in beyden Ländern, und endlich rechnen Sie noch die Schwierigkeiten, die mit der Errichtung einer neuen Haushaltung verbunden ſind; und Sie werden ſehen, daß meine Mutter nicht die Hälfte der Bequemlichkeiten würde haben können, zu denen ſie hier gewohnt iſt. Denn daß meine eigene Einnahme einen beträchtlichen Zuſchuß zu unſerer Oekonomie in wenig Jahren machen ſollte, dazu ſehe ich keine andere, als ſehr unſichere Hoffnung. Sehen Sie, ſo parteyiſch ich für einen Entſchluß bin, der mit meinen Neigungen ſo ſehr übereinſtimmt, ſo kann ich es mir doch nicht verhehlen, daß dieſes ſehr beträchtliche Schwierigkeiten ſind; und was kann ich darauf antworten, wenn meine Mutter ſie mir entgegenſetzt? — Was anders, als daß die Schwierigkeiten für mich, in B**** zu bleiben, noch größer ſind, und wenn ſie ſich auch alle auf eine einzige zurück bringen ließen, ich meine dieſe, daß ich zu dem Stande, der für mich der einzige iſt, nicht die geringſte Neigung habe.

Sie müſſen es dieſem Briefe anſehen, daß er unter ſehr vielen Zerſtreuungen geſchrieben iſt. Ich bin gar nicht mit ihm zufrieden. Denn bey allen den Schwierigkeiten, die ich mache, wollte ich doch nicht, daß Sie glaubten, ich hätte jetzt mehr Luſt hier zu bleiben, als ehemahls. Ich komme mit Gottes Hülfe gewiß auf Michaelis nach Leipzig, aber ob um beſtändig dort zu bleiben, das iſt in den Händen der Vorſehung. —

Ich reiſe morgen mit dem Herrn Oberforſtmeiſter S**** und ſeiner Gemahlin nach S***witz, wo mein ehmahliger Lehrer und Hofmeiſter Pfarrer iſt. Meine Mutter kommt auf den Freytag mit meinem Onkel und ſeiner Tochter nach. Dieſer geht alsdann mit dem Herrn Oberforſtmeiſter weiter ins Gebirge nach L***, um da die Brunnenkur zu brauchen. Wir übrigen bleiben in S***witz, und werden dort in einer vortrefflichen Gegend vier oder fünf Wochen in dem Hauſe meines Lehrers zubringen. Dieſer Aufenthalt könnte mir durch nichts in der Welt unangenehm gemacht werden, als wenn ihre Briefe nicht mehr ſo richtig einliefen, oder die meinigen nicht zu rechter Zeit auf die Poſt gegeben würden; denn das Dorf iſt ſechs Meilen von B****. Ich werde aber alles mögliche thun, um beydes zu verhüten.

Dieſe Reiſe macht heute meinen Brief ſo kurz, und nöthigt mich, den an meinen lieben M. Reiz ganz aufzuſchieben. Es iſt jetzt 12 Uhr in der Nacht und morgen muß ich um 6 Uhr auf ſey. Leben Sie wohl!

Achter Brief.

Mittwochs des Morgens.

Ich wende noch die Augenblicke, die ich vor dem Antritte meiner Reiſe übrig habe, dazu an, an Sie zu denken, und das was ich gedacht habe, niederzuſchreiben. Ich weiß, daß ſich Ihre freundſchaftliche Neubegierde nicht bloß damit beruhigen wird, zu wiſſen wo ich bin. Sie werden auch wiſſen wollen, was ich da mache. —

Wenn ich mich nicht irre, ſo müſſen Sie ſchon Herrn Ringeltauben, in deſſen Hauſe ich ſeyn werde, aus meinen Beſchreibungen kennen. Ich verehre ihn als meinen Lehrer; und ich liebe ihn als meinen Freund und meinen Bruder. Hochachtung und Dankbarkeit ſind gewiß die feſteſten Bande, die die Natur hat, zwey nicht ganz unedle Seelen mit einander zu verbinden. Sein Haus ſoll ſehr bequem, und die Gegend vortrefflich ſeyn. Meine Mutter, die das Land über alles, und den Herrn Ringeltauben als ihren Sohn liebt, wird ſich dort wieder erhohlen, und das wird auf mich zurück wirken. Endlich werde ich Bücher genung haben, um die leeren Stunden auszufüllen. Der Herr Oberforſtmeiſter, mit dem ich reiſe, iſt lange im Kriege mit dem General Worbersnow in Leipzig geweſen. Er iſt ein Mann von ſehr vielen Verſtande, von einer großen Erfahrung, (da er lange Zeit mit den Vornehmſten der Armee und einige Zeit auch mit dem Könige ſelbſt umgegangen iſt); und der Mann einer Frau, die beynahe meine Geſpielin geweſen iſt. Der Weg heraus geht an der Oder, in einer ſehr angenehmen Gegend. Ihre Briefe dürfen Sie nicht anders als bisher addreſſiren. Ich habe gemeſſene Ordre geſtellt, ſie mir gleich nachzuſchicken.

Erwarten Sie alſo ins künftige Briefe, die voll von ländlicher Unſchuld und Einfalt, aber auch voll von ländlichem Vergnügen ſind.

Neunter Brief.

S***witz den — July.

Es gibt gewiſſe Arten von Vergnügungen, die uns unempfindlich machen, weil ſie uns berauſchen. Indem alsdann die gegenwärtige Empfindung die ganze Seele ausfüllt, und ihre geſammten Fähigkeiten bloß in dem Genuß erſchöpft werden, ſo werden alle Erinnerungen, alle Reflexionen aus der Seele verdrängt, und mit ihnen zugleich die feinern Vergnügungen, die auf dieſelben gegründet ſind. In dieſem Zuſtande iſt die ganze Seele Maſchine, und ſie bewegt ſich ganz unwillkürlich nach der Richtung des Stoßes, die ihr ein ſo heftiger äuſſerer Antrieb gibt.

Eine andere Art hingegen, die nur die Sinnen in ſo weit rührt, als es nöthig iſt, durch ſie die Einbildungskraft rege zu machen, eröffnet allen Arten von moraliſchen Empfindungen den Zugang. Sie macht das Herz weich, und ſo zu ſagen —

ſchmachtend. Die Vernunft iſt dabey heiter genug, alle verwandten Ideen herbeyzurufen, jede angenehme Erinnerung mit der augenblicklichen Empfindung zu verbinden, und unter die Ergötzungen des Auges und des Ohres die moraliſchen Vergnügungen der Freundſchaft und der Tugend zu miſchen.

Unter dieſe letztere Gattung gehört diejenige Art von Vergnügen, die ich jetzt genieße. Sie ſind ſo ſtill und ſo ruhig, wie die Fluren des Abends, durch die ich gehe, und eben ſo heiter und rein, als das blaue Gewölbe, das mich deckt. Alles das, was ich ſehe, und was die Quelle des Vergnügens iſt, iſt zugleich der Stoff zu Betrachtungen, die vielleicht noch ergötzender ſind, als der ſinnliche Eindruck ſelbſt. Wenn ich dann auf einer großen lachenden Wieſe, die von alten ehrwürdigen Eichen rings um eingeſchloſſen, und von dem ſchwankenden Schatten derſelben halb überſtreut iſt, die mildern Einflüſſe der Abendſonne genieße; dann verſetze ich in dieſe Gegend alle meine Freunde. Ich ſammle in Gedanken dieſen kleinen aber ehrwürdigen Haufen von Leuten, die ich liebe und die mich wieder lieben, um mich herum, alle durch gegenſeitige Neigung an einander gebunden, alle von einerley Geiſte beſeelt, zu einerley Empfindungen aufgelegt, und mit eben denſelben Arbeiten des Wohlthuns und der Mildthätigkeit beſchäftigt. Dieſes Spiel meiner Einbildungskraft treibe ich ſo lange fort, bis ich ganz von den Gegenſtänden, die um mich ſind, entfernt in andern Welten und noch glücklichern Gegenden herumſchwebe. Von dieſem Fluge ermüdet kehre ich wieder zu dem Orte und Stande zurück, in welchem ich bin, und, Dank ſey es meinem Geſchick! ich habe bey dem Ende meines Traumes noch nicht alles verloren. Meine Mutter, meine Couſine, und mein Lehrer und Bruder, die um mich herum ſind; Sie, die erſte meiner Freundinnen, und die übrige Reihe meiner männlichen Freunde, die von mir entfernt, aber durch ihr Andenken, durch ihre guten Wünſche, und durch ihr Theilnehmen an meinem Wohl, nahe um mich ſind, alle dieſe theuern Perſonen, die mir die gütige Vorſicht auf den Wege des Lebens aufſtoßen ließ, um durch ihre Begleitung das Rauhe und Unangenehme meiner Reiſe zu verſüßen, alle dieſe ſind wirklich da, ſie lieben mich, ſie machen mich durch ihre eigenen Verdienſte hochachtungswürdig, und geben mir durch ihre Achtung den Werth, den ich mir ſelbſt niemals erwerben würde.

Ich habe ausfindig gemacht, (denn was für Mittel ſucht man nicht auf, wenn man gewiſſe Sachen nicht verändern kann, um wenigſtens uns eine andere Seite von ihnen zuzukehren?) das die Abweſenheit in der Freundſchaft zu etwas nützlich iſt, Sie iſt das Maß ihrer Stärke. Ich habe neulich in Plutarch geleſen, und wenn es nicht Plutarch geſagt hätte, ſo hätten Sie mir es ſagen können, daß der Beweis einer recht heftigen Liebe nicht ſowohl die Größe des Vergnügens ſey, die einer in des andern Gegenwart empfindet, als vielmehr die Größe des Schmerzens, die ihnen die Trennung verurſacht. Mich däucht, man kann eben dieſes von der Freundſchaft ſagen. Das Vergnügen des freundſchaftlichen Umganges iſt ruhig, gemäßigt, und beynahe mehr Heiterkeit als Freude; das Verlangen aber, wenn man desſelben entbehrt, iſt heftig, zuweilen gar ſtürmiſch. Sie können glauben, daß ich dieſe Erfahrung bloß von den Empfindungen abſtrahire, die mir die Erinnerung an unſere ehemahligen Vergnügungen erweckt. Ich weiß alſo zuverläſſig, wie ſehr ich Ihr Freund bin, ich weiß, wie ſehr Sie meine Freundin ſind. Dieſe Überzeugung iſt mir ſehr viel werth. Soll ich ihnen erſt ſagen, daß ich Sie nicht allein meine, wenn ich von Ihnen rede?

Ich habe Ihnen bisher nur meine Empfindungen erzählt. Jetzt ſollen Sie noch etwas von meiner Geſchichte wiſſen. Ich habe Ihre Briefe noch nicht. — Ich meine die, die Sie vergangene Woche geſchrieben haben, und die verwichenen Freytag in B*** angekommen ſeyn müſſen. Sagen Sie mir, iſt es nicht mit Recht zum Poſſen, daß die Poſt nach B***, die die Briefe von B**** hierher bringt, gerade eine Stunde eher des Freytags abgehen muß, als die Ihrigen ankommen? und dann geht keine wieder eher, als auf den Dienſtag. Ich bekomme ſie alſo erſt Mittwochs. — Dieſe Sache iſt gar nicht zu ändern; ich muß alſo nur aufhören, daran zu denken.

Meine Reiſe iſt ſehr glücklich und bequem geweſen. Der Herr *** iſt ein durch ſeinen Verſtand und Erfahrung angenehmer Geſellſchafter. Seine Frau iſt es etwas weniger; und da ein großer Theil ihres Werths in dem Range und dem Stande ihres Mannes liegt, ſo ſchlägt ſie denſelben auch ein Bischen zu hoch an. Aber das thut nichts. Gegen mich, als einen alten Freund und Verwandten, iſt ſie immer ſehr gütig.

Die zwey Tage, die bis zu meiner Mutter Ankunft verfloſſen, recognoſcirten wir, ich und mein lieber Bruder, die Gegend. Sie können ſie nicht leicht ſchöner jemahls geſehen haben. Wir liegen ſehr nahe an der Oder, an deren Ufer überhaupt die ſchönſten Gegenden von Schleſien ſind. Dunkle, ehrfurchtsvolle Hayne, angenehme Wieſen, die fruchtbarſten Felder, alle Theile einer bezaubernden Landgegend wechſeln mit einander ab. An dem einen Orte gehen wir auf einem erhabenen Damm, (denn deren müſſen hier ſehr viele der Gewalt des Stroms im Frühjahr entgegen geſetzt werden), von dem man auf beyde Seiten die Ausſicht auf die angrenzenden Wieſen und den dabey gelegenen Wald hat. Der Damm ſelbſt iſt mit Eichen beſetzt, die ihre hohen Wipfel einander zuwehen. An einem andern Orte iſt ein weitläuftiger Thiergarten, von drey Stunden in der Rundung, wo man den angenehmſten Schatten, die erfriſchendſte Kühle, und den erfreuenden Anblick von muntern, freyen und glücklichen Geſchöpfen zugleich genießt. An einem dritten Orte iſt ein dicker, beynahe unwegſamer Wald, wo ſelbſt die mittägliche Sonne keinen Zugang findet, und wo die melancholiſche Stille nur durch das Rauſchen der Aeſte, oder das entfernte Girren der Turteltaube, oder das Geräuſch eines ſich mitten im Walde durch die Aeſte durcharbeitenden Hirſches unterbrochen wird.

Hier ſtellen Sie ſich alſo mich, an meiner Seite meine Mutter, meine Schweſter (denn ſo habe ich meines Onkels Töchter immer betrachtet, und ſo habe ich ſie geliebt) und meinen Freund vor. Da der Herr ****, ſeine Frau, und mein Onkel, in das Bad gegangen ſind, ſo herrſchen wir hier ganz allein. Wir ſtehen nicht eben ſogar früh auf. Wir trinken gemeinſchaftlich unſern Thee. Wir verdienen unſere Mittagsmahlzeit durch einen recht guten Spaziergang, von dem wir zuweilen unterwegs unter einer hohen Eiche ausruhen. Die heißen Stunden ſind zur Lektüre und zur Arbeit beſtimmt. Der Abend iſt ganz zu ländlichen Vergnügungen. Wir ſchlafen ruhig und vergnügt, weil keine unſere Ergötzungen etwas anders als das Verlangen zurück läßt, ſie zu wiederhohlen.

Ich leſe meiner Mutter zuweilen auf einer Raſenbank, die eine groſse Haſelſtaude beſchattet, aus den Gedichten des Giſecke vor. O dieſen Mann müſſen Sie leſen. Er iſt der Dichter der der Freundſchaft und der ehelichen Liebe. Wer kann alſo ihn beſſer richten? und weſſen Beyfall würde ihn mehr belohnen? Er iſt nicht immer ſtark, aber er iſt immer gut. Leben Sie tauſendmahl wohl u. ſ. w.

Zehnter Brief.

S***witz den 27. Juli.

Ob ich gleich befürchten muſs, daſs meine Briefe Sie nicht in Leipzig treffen, ſo kann ich es doch nicht über mich erhalten, keine zu ſchreiben. Einen Brief an Sie ſchreiben, iſt wenigſtens halb ſo viel, als einen von Ihnen bekommen. Ich glaube, ich habe Ihnen das ſchon einmahl geſagt. Aber das thut nichts. Ich fürchte es nicht, mich n einer Sache zu wiederhohlen, die auf einerley Art empfunden auch nur auf einerley Art ausgedrückt werden kann. Ich habe überhaupt gemerkt, daß wahre Empfindungen ſich zwar richtiger, aber niemahls ſo mannigfaltig ausdrücken laſſen, als diejenigen, welche Geſchöpfe der Einbildungskraft ſind. Der ſchöne Geiſt und das empfindliche Herz ſind deßwegen nicht immer beyſammen, und zu gefallen und zu rühren, ſind zwey ſehr verſchiedene und oft einander entgegenſtehende Sachen.

Sie ſind alſo in Dresden. Denn ich bin ſo glücklich geweſen, Ihren erſten Brief Mittwochs, und den andern unmittelbar darauf Freytags zu bekommen. Ich weiß nicht, warum mir dieſe Reiſe gar nicht recht war. Sie ſchienen nicht mehr näher zu kommen, ſondern ſich von mir zu entfernen. Endlich bin ich auf die Urſache gekommen; wenigſtens das Wahrſcheinliche fürs Gewiſſe zu nehmen. Ich fürchtete, unſer Briefwechſel würde geſtört werden. Ueberdieß, glaube ich, weiß ich Sie gern zu Hauſe, weil ich mir den Ort, wo Sie ſind, und die Beſchäftigungen, die Sie da vornehmen, beſſer vorzuſtellen weiß. Das Bild iſt lebhafter, weil es mehr beſtimmt iſt. In Dresden können Sie da und da und da ſeyn. Aber wo Sie wirklich ſind, und was Sie wirklich machen, das kann ich mir zu keiner einzigen Stunde des Tages mit Gewißheit denken. Ich befinde mich in einem fremden Ort, wo ich meine Freundin bey jedem Schritt, den ſie ſich von mir entfernt, verliere, und ſie kaum mit der größten Mühe des Abends im Gaſthofe wieder finde.

Endlich, (denn Sie müſſen wiſſen, ich ſuche mein Herz zu ſtudiren, beſonders wenn ich irgend eine ungewöhnliche Bewegung darin merke, und das nicht mehr bloß um meinet, ſondern auch um Ihretwillen;) endlich alſo überfiel mich die bey einer wirklichen Freundſchaft ſo natürliche Eiferſucht Ich weiß die eigentliche Abſicht Ihrer Reiſe nicht. Aber das konnte ich mir doch vorſtellen, daß Sie dort neue Verbindungen errichten würden, oder durch ſchon gemachte Verbindungen dazu wären veranlaſſet worden. Könnten eine Menge von neuen Eindrücken nicht die alten verdunkeln, wenn ſie auch nicht im Stande wären, ſie auszulöſchen? Sie werden allenthalben, wo Sie hinkommen, und wo man noch Geiſt und Herz genug hat, um es an andern gewahr zu werden, Freunde finden. Ich müßte ſehr verblendet, und mehr eitel als ehrgeitzig ſeyn, wenn ich mich überreden ſollte, daß mich nicht viele dieſer Freunde an allen Arten von Vorzügen übertreffen ſollten. Und iſt es nicht in der Natur, dachte ich, daß man das beſſere dem weniger guten vorzieht?

Dieſer Gedanke würde mich niedergeſchlagen haben (und doch bin ich ſonſt großmüthig genug: mich wie Phocion, oder wer es ſonſt war zu freuen, daß es ſo viel beſſere Menſchen gibt als ich) aber jetzt würde mich dieſer Gedanke niedergeſchlagen haben, wenn mir nicht nur ein Vorzug von mir eingefallen wäre, den ich willens, dem größten

Theil Ihrer Freunde, oder lieber (denn was ſoll ich heucheln?) allen Ihren Freunden ſtreitig zu machen. Ich liebe und ſchätze Sie ſo hoch, — als es Ihr Bruder thun könnte. Erlauben Sie mir immer, daß ich mir einen Ehrennahmen beylege, zu dem Sie mir ſelbſt das Herz gegeben haben. Ich liebe Ihren Mann, ich liebe Ihre kleine Wilhelmine, ich liebe Ihre Freunde; ſelbſt ehe ich ſie noch kenne, empfehlen ſie ſich mir ſchon durch dieſen Nahmen mehr als durch alle Lobſprüche. Ich brenne vor Begierde, an dem Glück und an dem Vergnügen einer ſolchen würdigen Familie zu arbeiten; ſelbſt meiner Freundſchaft wünſchte ich den Segen daß ſie ein neues Band der ehelichen Liebe zwiſchen Ihnen beyden wäre, auf die ſich Ihre ganze Glückſeligkeit gründet. Ich wünſchte mir einen größern Verſtand, um Sie durch meinen Rath zu der glücklichſten Mutter der vollkommenſten Tochter zu machen; und mehr Tugend und mehr Herrſchaft über meine Leidenſchaften, um Sie auf eben dem Wege, durch welchen ich gegangen wäre, zu der Ruhe und der Heiterkeit der Seele zu führen, die wir uns beyde zu ſehr wünſchen, und die ſo oft durch geringe Veranlaſſungen unterbrochen wird. Ich bin jetzt nahe dabey, Ihre Frage zu beantworten, und nicht bloß Ihre, ſondern auch meine eigene.

Der heutige Tag, ſagte ich manchmahl zu mir ſelbſt, iſt vollkommen dem geſtrigen ähnlich. Alle

Umſtände ſind dieſelben. Nicht ein einziges von meinen Gütern iſt mir genommen. Nicht ein Wunſch iſt heute von von ſeiner Befriedigung weiter zurück geſetzt, als er es geſtern war. Und doch war ich geſtern vergnügt, und heute bin ich traurig und mißvergnügt. Ich habe dieſe Betrachtung erſt vor wenig Tagen wiederhohlt, wo mein Zuſtand des Gemüths dem Ihrigen vollkommen ähnlich war; ob ich Sie gleich warnen muß zu glauben, daß eine gewiſſe Munterkeit im Ausdrucke ein richtiges Maß für den Grad des Vergnügens ſey, den ich zu der Zeit genieße. Man kützelt ſich zuweilen um zu lachen, eben indem man Schmerzen empfindet. Ich bin heute recht vergnügt, aber es würde die unnatürlichſte Sache von der Welt für mich ſeyn, Lachen zu erregen. Alſo zu unſrer Unterſuchung zurück! Sie wiſſen, daß die ſtärkſten Triebfedern unſrer Seele im Dunklen liegen. Die Wirkung wird um deſto ſchwächer, je ſichtbarer die Urſache iſt. Das Deutliche reducirt ſich immer auf wenige Begriffe, die bald überzählt ſind, und deren Summe niemahls etwas ſo großes ausmachen kann, daß man davor erſchrecken ſollte. Alles das kommt uns nur unermeßlich vor, deſſen Grenzen wir nicht kennen. Sehen Sie, eben ſo entſteht unſer Unmuth, wie an dem heitern Himmel ſich ein kleiner ſchwarzer Punct erſt in eine kleine Wolke ausbreitet, dann ſich immer mit den benachbarten Dünſten vermiſcht und endlich den ganzen Horizont ringsum verdüſtert. So laſſen Sie alſo in dieſe fröhliche Seele, deren ganze Saiten von dem Vergnügen ausgeſpannt ſind, jeden Eindruck anzunehmen und zu verdoppeln, laſſen ſie in dieſelbe ein einziges Wort eines Geliebten fallen, eines Ehegatten, oder eines Freundes, das dem Grade der erwarteten Zärtlichkeit nicht entſpricht; eine kleine Ungeſchicklichkeit, die wir ſelbſt begehen, und die in uns die Erinnerung unſrer übrigen Schwachheiten wieder erweckt; eine kleine Schwierigkeit bey der Ausführung irgend einer unſrer Abſichten, ſelbſt die Empfindung einer kleinen Unordnung im Körper. Auf einmahl kommen die Vorſtellungen von allen dem Unangenehmen, was in unſerm ganzem Zuſtande iſt, zu Hauf. Das Vergnügen hatte ſie, ſo wie die Sonne den Nebel, nicht vernichtet, ſondern nur aus einander getrieben. Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges, alles drängt ſich in unſere enge Seele zuſammen, und macht darin ein ſolches Chaos, und ſo eine wilde Vermiſchung: daß aller unſer Verſtand, und wenn wir auch der ſtoiſche Weiſe wären, nicht zureicht, es aus einander zu ſetzen. Alle Uibel werden in dieſem Augenblicke unendlich, unaufhörlich, unvermeidlich. Alles verliert ſein Maß und ſeine Grenze, weil es beſtändig mit etwas anderm vermiſcht iſt, das wir davon nicht ſcheiden können oder wollen. Wenn man einmahl ſo glücklich iſt, ſo weit zu kommen, ſich ſein ganzes Unglück nach einander her zu erzählen; oder wenn man genöthiget wäre, es in dieſem Augenblicke einem andern zu ſagen, ſo würde man ſich wundern, wie Sachen, die, wenn man ſie ſagt, ſo wenig betragen, doch, wenn man ſie bloß dunkel fühlt, einen ſo großen Eindruck machen und ſo viel Verwüſtung anrichten können. Ergänzen Sie dieſe Gedanken durch Ihre eigene Erfahrung. —

Aber ſagen Sie mir auch dazu, was ich nicht thun kann, wie man es anſtellen muß, um dieſer Unruhe — ich will nicht ſagen, ganz loß zu werden, denn das möchte ich nicht einmahl; wenn man die Empfindlichkeit von ſeinem eigenen Uibel wegnimmt ſo verlert man auch die gegen die Uibel anderer, — aber ſie doch zu mäſigen. Bloß moraliſche Vorſchriften ſind vergebens. Der Verſtand geht ſeinen Weg und die Einbildungskraft den ihrigen. Es müſſen Uibungen, ordentliche Uibungen ſeyn. — Aber das iſt eine Materie, wozu ich Ihren Verſtand brauche. — Ich ſchriebe gerne mehr, aber Sie möchten alsdann wirklich anfangen, kürzere Briefe zu wünſchen, und dann ſehe ich ſchon zum Voraus, würde ich trotz aller meiner Philoſophie in eben den Unmuth und die Unzufriedenheit verfallen, die ich beſchreibe. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Eilf.

Eilfter Brief

S*** wiz den 4. Aug.

Ich wußte wohl, daß ich die Reiſe nach Dreßden nicht umſonſt fürchtete. Ich habe keine Briefe von Ihnen, und das zu einer Zeit, wo ich ſie am allermeiſten nöthig gehabt hätte, um mir Muth und Entſchloſſenheit dadurch zu geben. Sie ſind alſo noch nicht aus Dreßden zurück geweſen, oder Sie waren von der Reiſe zu müde, oder — dieſe unglückliche Sucht, Urſachen zu allem zu finden, macht daß wir jede gewöhnliche Begebenheit durch unſere Auslegung zur Qual für uns machen. Denn daß Sie noch meine Freundin ſind, daß Sie es noch eben ſo ſehr ſind, als da ich Sie das letzte Mahl in Borsdorf Thränen vergießen ſah, (ein ſehr koſtbares Denkmahl Ihrer Freundſchaft)! das laſſe ich mir ſelbſt meine melancholiſche Einbildungskraft in ihren finſterſten Stunden nicht ausreden. Aber warum konnte mein Freund Reiz nicht ſchreiben, daß

Sie noch nicht gekommen wären? Gewiß, ich würde in ähnlichem Falle dieſe Aufmerkſamkeit für ihn gehabt haben. —

Mit mir ſind unterdeſſen manche Veränderungen vorgegangen; — nicht eben mit meinen Umſtänden, aber mit meinen Ausſichten. Ich ſtehe ſeit einigen Tagen alles Unangenehme der Unentſchloſſenheit und des Zweifels aus. — Gellert hat mir ſeit drey Poſttagen drey Mahl geſchrieben. — Sie wiſſen, daß, als ich noch in Leipzig war, ein Hofmeiſter für des Graf F.. älteſten Sohn geſucht wurde. Gellert hielt mich dazu für tüchtig. Ich ſelbſt hatte Luſt. Globig aber hatte dazu ſchon Jemand erwählt, der aus Göttingen angekommen war. Dieſer wurde vom Grafen nicht angenommen. Nach ihm wurde M. Kraft, (eben der, dem ich in meiner Abweſenheit meine Stube eingeräumt hatte) vorgeſchlagen und angenommen. Dieſer geht nach Petersburg als Aſtronom. Gellert war ſo aufmerkſam, dieſe Gelegenheit ſogleich zu ergreifen, und mich an Globigen mit aller ſeiner gütigen Parteylichkeit zu empfehlen. Vor acht Tagen erhalte ich einen Brief von Gellert, in welchen einer vom Präſidenten an ihn eingeſchloſſen iſt. Er meldet ihm, daß der von ihm empfohlene Menſch wäre angenommen worden, oder auf Michaelis angenommen werden könnte. Der Graf verlangte dabey einen Plan zu dem Unterrichte ſeines Sohnes, der 15 Jahre alt, von guten Talenten, und nicht ohne Wiſſenſchaften ſeyn ſoll.

Kaum hatte ich dieſen Brief beantwortet, ihm für ſeine Güte gedankt, und ihm meinen Entſchluß und die Einwilligung meiner Mutter gemeldet, ſo kommt von ihm ein zweyter. Ich erwartete nichts Geringeres, als den Tod des Grafen; denn er iſt ſehr krank geweſen. Aber es war noch ein zweyter Vorſchlag. Sie kennen die Frau von J., eine K..ſche Tochter, und ihre zwey Söhne, von denen der älteſte lahm iſt. M. Hahn war bisher ihr Hofmeiſter. Dieſer kommt nach Hamburg, und die Frau Oberſten ſucht einen neuen. Der junge Herr ſoll bald in die Collegia gehen, und der jüngſte ſoll bloß der Aufſicht, nicht aber dem Unterricht des Hofmeiſters anvertraut werden. Das Gehalt iſt 150 Thaler. Wenn dieſe Stelle außer Leipzig läge, ſo hätte ich ſie geradezu ausgeſchlagen. Aber meine Freunde wieder zu ſehen, Sie wieder zu ſehen, Gellerten — alle, alle wieder zu ſehen, bey Ihnen zu leben, — das iſt mehr als man braucht, um eine noch ſeltſamere Frau, als die Frau von J. iſt, und einen noch beſchränktern Eleven, als ich mir ihren Sohn vorſtelle, ertragen zu lernen.

Sagen Sie mir, was hätten Sie mir gerathen, Sie und Ihr lieber Mann, wenn ich bey Ihnen geweſen wäre? Ich will Ihnen ſagen, was ich gethan habe. Ich habe die Entſcheidung Gellerten überlaſſen; ich habe ihm die Bewegungsgründe und die Schwierigkeiten auf beyden Seiten vorgeſtellt. Wenn alles gleich wäre, ſo würde ich ohne Streit F..s Haus dem J..ſchen vorziehen, von dem ich weder mehr Anſehen, noch mehr Umgang mit der großen Welt, noch mehr Glück aufs künftige zu erwarten habe. In beyden Fällen komme ich doch erſt nach Leipzig, und ſehe Sie wieder. —

Ich ſchriebe gern noch mehr, aber um mich ſelbſt zu verleugnen, und um Sie von meinen langen Briefen ausruhen zu laſſen, ſage ich kein Wort mehr, als daß ich u. ſ. w.

Zwölfter Brief.

Ein treuer, freundſchaftlicher Rath kommt niemahls zu ſpät, wenn er auch gleich eine geſchehene Wahl nicht mehr ändern kann. Sie wiſſen, ich ſchrieb Gellerten, an eben dem Tage, da ich Ihnen die Nachricht davon gab. Es würde mir ſchwer werden, eine Entſcheidung, die ich ihm einmahl übergeben habe, wieder zurück zu nehmen. Ich bin in der That vollkommen Ihrer Meinung, daß es immer gefährlich iſt, dem Urtheile eines andern (und wäre dieſer andere auch der weiſeſte und rechtſchaffenſte Mann) eine Entſcheidung zu überlaſſen, bey der er, wenn es möglich wäre, ſich in uns verwandeln müßte, wenn er richtig urtheilen ſollte. Dem ungeachtet glaube ich, daß ich es nach den Umſtänden, in welchen ich war, ſo machen mußte. Dieſe Erinnerung wird mich tröſten, der Ausgang der Sache mag ſeyn, welcher er will. Um mich aber auch bey Ihnen zu rechtfertigen, ſo ſollen Sie dieſe Umſtände wiſſen.

Sie kennen die Schwierigkeit, (oder wenigſtens können Sie ſich ſie vorſtellen) die es einen Menſchen koſtet, deſſen Glück oder Unglück nicht ihn allein trifft, ſondern ſich auf Perſonen ausbreitet, die ihm theurer als ſein eigen Leben ſind, was es dieſen Menſchen, ſage ich, koſtet, einen Entſchluß zu faſſen, von welchem dieſe Perſonen glauben, daß er für ſein künftiges Schickſal ſo wichtig iſt. Wenn man das Unglück hat, Niemand in der Welt anzugehören und eine mit dem übrigen menſchlichen Geſchlecht nicht zuſammenhängende Inſel auszumachen, ſo hat man entweder Muth oder Unbeſonnenheit genug, geſchwind zu entſcheiden. Neigung, und die auf eine gewiſſe Seite gerichtete Einbildungskraft geben der Wahl bald den Ausſchlag. Wenn man aber ſo wie ich, als Sohn, als Verwandter, als Freund, in Verbindungen ſteht, die an unſer Wohl das Wohl anderer verknüpfen, ſo wird ein Entſchluß ſchon weit ſchwerer, für deſſen Erfolg man ſo vielen Perſonen Rechenſchaft zu geben hat.

Setzen Sie nun noch, daß die Sache ſo ſehr ungewiß iſt, wie die meinige, und daß ſo viel andere, von uns ganz unabhängige Begebenheiten zuſammen kommen, und uns helfen müſſen, wenn ſie nicht fehl ſchlagen ſoll: wer kann alsdann kühn genug ſeyn, für den Ausgang zu ſtehen, beſonders wenn man durch unglückliche Beyſpiele geſchreckt iſt. Man glaubt in dieſen Fällen ſehr leicht, daß das, wozu ſich eine beſondere Gelegenheit anbiethet, mehr als ein Ruf der göttlichen Vorſehung angeſehen werden kann, als das, wozu nichts als unſer Entſchluß etwas beygetragen hat. Vielleicht iſt dieſes zuweilen Vorurtheil. Aber ſcheint es uns alsdann nicht Wahrheit, wenn die Unternehmung mißlingt? Nach Leipzig ohne Ruf und Veranlaſſung zu gehen, und auf gut Glück Vorleſungen anzufangen, wie viel Stimmen glauben Sie wohl, daß ich hier dafür würde gefunden haben? Noch dazu da Leipzig außer unſers Herren Ländern liegt, wo, wenn gegen die Regeln der Wahrſcheinlichkeit alles aufs glücklichſte fällt, am Ende doch immer die Schwierigkeit übrig bleibt, die die Verſetzung einer ganzen Familie und ihres Vermögens in einen entfernten Ort mit ſich führet. Was blieb mir alſo bey dem Wunſch und beynahe bey dem Bedürfniß, das ich hatte, nach Sachſen zurückzukommen, was blieb mir anders übrig, als eine Art von Beruf zu wünſchen, die mir mehr und ſtärkere Urſachen verſchaffte, mein Vaterland wieder zu verlaſſen, als meine bloße Neigung ſeyn konnte.

Dieſes war die erſte Urſache, warum ich eine Hofmeiſterſtelle wünſchte, zu der mich ſonſt nicht Noth noch eine ſehr groſe Luſt, Hofmeiſter zu ſeyn, antrieb. Dieſen Geſichtspunct einmahl feſtgeſetzt, erſchien mir die Sache auch von andern Seiten vortheilhaft, ſo wie gemeiniglich, wenn unſere Neigung feſtgeſetzt iſt, unſer Verſtand die Mühe über ſich nimmt, ſie durch Gründe zu rechtfertigen, die doch nichts dazu beygetragen hatten, ſie hervorzubringen. Ich fand als Hofmeiſter eines jungen Herren von Stande meine Luſt, die Welt, und wenn es ſeyn könnte, die große Welt etwas kennen zu lernen, befriedigt; ich ſah in der Ferne die Ausſicht zu Reiſen. Endlich glaubte ich, daß, wenn ſich durch dieſen Weg die Schwierigkeiten des akademiſchen Lebens, beſonders in Leipzig, etwas erleichtert hätten, wenn es dadurch für mich wahrſcheinlicher geworden wäre glücklich zu ſeyn, als es für jeden andern iſt, der mit eben ſo viel Zuverſicht, wie ich, ſeine Vorleſungen anſchlägt: daß, ſage ich, ich alsdann meine Verwandten und Freunde durch ſtärkere Gründe würde bewegen können, einen beſtändigen Aufenthalt in Leipzig genehm zu halten. Dieſes ſind die Urſachen, warum ich es für nothwendig gehalten habe, unter einem von beyden Vorſchlägen wählen zu müſſen.

Wenn ſich keine ſolche Gelegenheit angebothen, oder wenn ich ſie ausgeſchlagen hätte; wiſſen Sie, was für ein Entwurf an deſſen Stelle getreten wäre? Ich würde dieſen Winter in B*** geblieben ſeyn. (Und würde ich wohl dieſe Bitte meiner Mutter haben abſchlagen können, wenn ich ihr weiter nichts, als bloß die Begierde lieber anderswo als bey ihr zu ſeyn, zum Bewegungsgrunde hätte vorzulegen gewußt)? Man würde während der Zeit Verſuche auf mich gethan haben, meinen Aufenthalt in meinem Vaterlande beſtändig zu machen. Wenn ich gegen alle Vorſchläge hartnäckig genug ausgehalten hätte, ſo würde ich endlich künftige Oſtern nach Halle gegangen ſeyn, und zu leſen angefangen haben. Ich weiß, daß dieß doch vielleicht das Ende der Sache ſeyn wird. Aber genug, ich bin zufrieden, wenn es nur jetzt nicht geſchieht, und wenn ich noch zuvor das Ziel von Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft an einem dazu weit bequemern Orte erreiche, ohne welches ich mich ſelbſt für einen unwürdigen Lehrer der Akademie halten würde. —

Was nun die Wahl unter beyden betrifft, ſo war die Zeit zur Uiberlegung kurz; meine Neigung durch die Vortheile der Nation des Miniſters, und durch die Vortheile des Orts bey der andern getheilt; meine Mutter höchſt unſchlüſſig, furchtſam, mich den Schwierigkeiten und Gefahren bloß zu ſtellen, die ſie im Dienſte der Großen für mich zu finden glaubte, und doch auch ungewiß, ob die Vortheile dieſe Gefahren nicht überwiegen; ich ſelbſt nicht vermögend genug, ſie von allen Umſtänden, die die J..ſche Condition herunterſetzen, zu unterrichten, und nicht dreiſt genug, mir alle die Talente zuzuſchreiben, die des Grafen ſeine zu erfordern ſchien. Was konnte ich thun, um mich und ſie zugleich zu beruhigen, als die Entſcheidung einem Manne auftragen, der beyde Stellen beſſer kennen muß, wie ich."—

Noch iſt von ihm keine Antwort da. Wenn er für die J..ſche entſcheidet, ſo beſtehe ich durchaus auf der Bedingung, Collegia leſen zu dürfen. Ohne das wird nichts daraus; das verſichere ich Sie heilig. Und nun, l. F., verlaſſen Sie mich nicht mit Ihrer Liebe, Ihrem Rathe und mit Ihrem Beyſtande. In unſerer Freundſchaft finde ich einen Troſt, der mir jede Schwierigkeiten leichter überwinden, und jeden Kummer ertragen hilft u. ſ. w

Dreyzehnter Brief.

S***witz den 12. Aug

Wenn Sie noch mehr ſolche ſchöne Briefe, und ſolche angenehme Erzählungen nach S*** ſchreiben, ſo werden alle meine Freunde anfangen auf mich neidiſch zu werden. Wenn Sie nur ſehen ſollten, mit was für Begierde hier Jedermann Ihre Briefe erwartet, mit wie viel Ungeduld wir uns nach dem Bothen umſehen, der ſie uns bringen ſoll, und wie wenig einer dem andern Zeit laſſen will, ſie durchzuleſen. Sie können glauben, daß ich mir nicht wenig darauf zu Gute thue, daß an mich die Briefe zuerſt kommen, und daß ich nicht nur dieſes Vergnügen zuerſt genieße, ſondern es auch alsdann in meiner Macht habe, Gefälligkeiten damit auszutheilen.

In der That, ich würde meine hieſigen Freunde nicht ſo hoch ſchätzen, wenn ſie das Glück, eine ſolche Freundin zu beſitzen, nicht für beneidenswerth hielten. Meine Mutter insbeſondere, die jeder Beweis von der Rechtſchaffenheit ihres Sohnes mehr als alles erfreut — (und welcher Beweis könnte ſtärker ſeyn, als der, daß er von ſolchen Freunden ihrer Gewogenheit werth gefunden wird?) meine Mutter iſt ſo ſehr von Ihren Briefen eingenommen, daß ein Poſttag ohne Briefe ihr beynahe ſchon eben ſo viel Unruhe macht, als mir ſelbſt. Darf ich es Ihnen wohl erſt ſagen, daß uns der letzte dieſe Unruhe gemacht hat? Denn in der That hatten wir Herz genug, drey Tage nach dem Empfang Ihres letzten Briefes ſchon wieder einen neuen zu erwarten.

Ich habe immer geglaubt, man müſſe den Menſchen aus den Gegenſtänden ſeines Vergnügens kennen lernen. Ich habe Leute geſehen, die in ihren Geſchäften vernünftig genug ſchienen, und die ſich doch nach geendigter Arbeit in der elendeſten Geſellſchaft und durch die abgeſchmackteſten Zeitvertreibe erhohlen konnten. Dieſe Leute könnte ich nimmermehr zu meinen Freunden machen. Wenn ich aber Jemand, ſo wie meine Freundin, ſich an dem Anblick einer tugendhaften und glücklichen Familie erfreuen ſehe; wer durch den Anblick einer zärtlichen und ſorgfältigen Mutter, eines gütigen Herrn, liebreicher, und gutgearteter Bedienten, kurz eines ſolchen Hauſes wie Sie mir das Gärtnerſche beſchreiben, gerührt wird, für deſſen Güte bin ich Bürge, und ohne ihn zu kennen, öffnet ſich ſchon mein Herz gegen ihn zu ſympathetiſchen Empfindungen.

Wie gern möchte ich der Rektor von Königsbrück in dem Augenblick geweſen ſeyn, da Sie ihn in ſeinem Hauſe überraſchten. Ich habe mich ſchon oft darüber gefreuet, daß das Schickſal einige unſerer Begebenheiten eben ſo ähnlich gemacht hat, als es unſere Empfindungen ſind. Ich weiß, Sie ſagten mir einmahl, daß Sie von allen Ihren Lehrern wären außerordentlich geliebt worden. Der Beſuch in Königsbrück hat mich wieder an dieſes Geſpräch erinnert. Mein gütiges Schickſal hat mir eben ſo nachſehende, oder eben ſo liebreiche Lehrer gegeben. Alle ſind meine Freunde geweſen, und haben mich mit einer vorzüglichen Gewogenheit beſchenkt. Sie wiſſen, daß ich jetzt ſogar in dem Hauſe meines Lehrers wohne, der aber noch weit mehr mein Freund iſt. —

Von dieſem glücklichen Montage, wo Sie vergnügt waren, weil Sie andere vergnügt machten, habe ich Sie mit Freuden wieder zurück an die Stelle begleitet, wo ſie ſonſt oft von einem andern mehr ungeſtümmen Freunde überfallen wurden, der bey Ihnen alle Mahl ſeine Ruhe und ſeine Heiterkeit wieder fand, wenn er beydes durch ſeine eigne Schwäche, oder durch unglückliche Nachrichten von ſeinen Freunden, verloren hatte.

Die Beſchäftigungen der Ehegattin, der Hausfrau, der Mutter haben mir immer die edelſten geſchienen, die ein menſchliches Geſchöpf einnehmen könnten. Sie ſind mir aber jetzt noch viel mehr werth, da ich weiß, daß es die Beſchäftigungen meiner Freundin ſind. Ich ſtelle ſie mir hundert Mahl des Tages in jedem dieſer Geſchäfte vor, und entwerfe mir von ihrem ganzen Leben den ſchönſten und vortrefflichſten Plan. Von einer Stufe der weiblichen Vollkommenheit zur andern führe ich Ihre Wilhelmine bis zu dem Augenblicke, wo Sie ſie einem glücklichen und tugendhaften Manne zuführen, für den Ihre Sorgfalt ſie zubereitet hatte. Indeß, daß Sie in dieſer Ihrer Erſtgebohrnen ſchon alle Freuden und Belohnungen einer Mutter fühlen, theilen ſich noch andere Kleinere in die Sorge und die Arbeiten einer Mutter. So erblicke ich Sie endlich am Ende Ihrer Laufbahn, unter der Geſtalt einer ehrwürdigen Shirley, das Haupt und die Krone einer ganzen ſich immer mehr ausbreitenden Familie, die durch Dankbarkeit, durch Hochachtung, durch Liebe, durch alles, was die Natur zärtliches hat, an Sie gebunden iſt. Wenn denn von einem Winkel der Erde, wo Ihr Freund die Erfüllung ſeiner Wünſche nur aus der Ferne, aber doch mit der lebhafteſten Bewegung ſeines ſchon matt gewordenen Herzens hört, wenn er ſich aus dieſem Winkel einmahl hervorbegibt, um noch ſeinen letzten Tagen die Glückſeligkeit zu geben, ſeine Freundin glücklich zu ſehen, und ſich unter den Haufen ihrer Kinder miſcht — und ihre Hand mit den Thränen der Freude und Zärtlichkeit benetzt; — welchen Monarchen würde ich alsdann beneiden?

Sie werden ſagen, ich machte Schimären. Aber laſſen Sie mich ſie immer machen; ſie ſind oft viel angenehmer als Wirklichkeit. Und glücklich müſſen

Sie doch ſeyn mit den Geſinnungen und dem Herzen, welches Sie haben; Sie mögen es nun werden, auf was für eine Art Sie wollen. Und ich muß an Ihrer Glückſeligkeit Theil nehmen, als Ihr Freund — oder als Ihr Schutzgeiſt. Denn auch bis dahin führt mich meine Einbildungskraft, wenn ſie in der gehörigen Miſchung von Melancholie und Vergnügen iſt. Ich prophezeihe mir ein kurzes Leben, und bin ſehr damit zufrieden. Ich wäre es noch mehr, wenn ich nur noch zuvor etwas Gutes gethan, und eine Spur von meinem Daſeyn zurück gelaſſen hätte. In allen Fällen werde ich doch nicht glauben, umſonſt gelebt zu haben, wenn ich auch nur einen Menſchen zurück laſſe, den ich beſſer oder glücklicher gemacht habe. —

Ich habe von Gellerten noch keine Antwort. Unterdeſſen habe ich ihm den Aufſatz geſchickt. Wie gern hätte ich zuvor unſern gemeinſchaftlichen Freund zu Rathe gezogen. Ich verwahre die Kopie für ihn, um ſein Urtheil noch hintennach zu erfahren. —

Und nun empfehle ich Sie und Ihren geliebten — auch von mir geliebten guten * * der Vorſicht und Beſchützung des Himmels, und trage es dieſem freundſchaftlichen gütigen Mond auf, der eben jetzt über meinen Geſichtskreis kommt, Sie mit ſeinen Strahlen zu begrüßen — und Sie an Ihren Freund zu erinnern, wenn Sie ihn unter beſſern Freunden vergeſſen ſollten u. ſ. w.

Vierzehnter Brief.

Breßlau den [illegible]6. Aug.

Wenn der Brief in eben dem Augenblicke zu Ihnen kommen könnte, in welchem ich ihn ſchreibe, wenn ich tauſend Empfindungen mit einem Worte ausdrücken, und die ganze Fülle meiner Seele ohne Zeichen, durch eine Art von Inſpiration der Ihrigen mittheilen könnte, dann, glaube ich, würde die Ungeduld geſtillt werden, mit welcher ich jetzt dieſen Brief anfange. Die Zeit, bis er zu Ihnen gelangt, ſcheint mir unermeßlich; und ich wollte gern, daß Sie es dieſen Augenblick wüßten, daß nur der Zufall, nicht Ihr Freund an Ihrer Unruhe Schuld geweſen iſt, daß er eben dieſelbe Unruhe um der nähmlichen Urſache willen ausgeſtanden hat, und daß, ſo gern er jeden ſorgenvollen Augenblick aus Ihrem Leben austilgen wollte, ihm doch dieſe Ihre Bekümmerniß, mehr als jedes andere Zeichen Ihrer Freundſchaft ſchätzbar und theuer iſt.

Ja in der That, l. F., das Schickſal hat ſich recht bemühet, unſere Seelen die letzte Woche mit einerley Gedanken und mit eben denſelben Bekümmerniſſen einzunehmen. Ihr Brief, (der, den ich in S*** ſchon vor acht Tagen erhalten ſollte) blieb aus, und ich fand ihn nicht eher, als des Sonntags bey meiner Zurückkunft in B***. Ich weiß nicht, warum Ihre Briefe gerade da am eheſten ausbleiben müſſen, wenn ich ſie am meiſten wünſche. Denken Sie nur, ich trug ſchon die ganze Woche vorher aus Urſachen, die ich mir ſo wenig erklären, als ihre Wirkung aufheben kann, einen gewiſſen ſtillen, mehr nagenden, als heftig beunruhigenden Verdacht mit mir herum, Sie wären mir nicht mehr ſo gut, als vordem. Sie wiſſen, Gründe richten ſehr wenig gegen Empfindungen aus. Ich erwartete alſo Ihren nächſten Brief, um meine Furcht und mein Mißtrauen zu beſchämen. Wir konnten den Tag, an welchen Ihre Briefe ankommen, keinen Bothen in die Stadt ſchicken, und dieſe Briefe (ſo dachte ich damahls) blieben alſo auf der Poſt bis den folgenden Tage liegen. Ein ſehr unangenehmer Verzug, der aber die Begierde und die Erwartung noch mehr ſchärfte. Endlich hatten ſich die Stunden bis zur Ankunft des Bothen langſam und traurig genug fortgeſchlichen und nun kam er ohne Briefe.

Stellen Sie ſich ſelbſt vor, was eine Fehlſchlagung in einer ſolchen Verfaſſung für Wirkun-

gen

gen auf ein Gemüth haben mußte, das dem Ihrigen ähnlich iſt. Sie ſchienen mir bloß deßwegen nicht geſchrieben zu haben, um mir zu ſagen, daß ich Recht gehabt hätte mich zu fürchten. Ich bildete mir ein, als hätten Sie in meiner Seele eine Unruhe leſen können, und hätten deßwegen geſchwiegen, um ihren Grund zu beſtätigen. Ich hörte ſchon auf, mein eigner Freund zu ſeyn; denn gewiß, ich würde mich ſelbſt für ein nichtswürdiges Geſchöpf anſehen, wenn Ihre Freundſchaft mir in meinen Augen keinen Werth mehr gäbe.

Die Seele kann in einem ſo unangenehmen Zuſtande nicht lange beharren. Es iſt, ſo wie Sie ſagen, und ſo wie meine Erfahrung mich lehrt, ein Stand der Unthätigkeit, der Philoſophie unſers Freundes ungeachtet. Sie wankt alſo eine Zeit lang zwiſchen Reflexion und Gefühl, zwiſchen deutlichen Gründen und dunkeln Einbildungen hin und her; ſucht eine Menge Beweiſe, um das nicht zu glauben, was ſie ſcheut, und ſtürzt ſich doch wieder, trotz aller Beweiſe, in ihre traurige Uiberzeugung zurück. Dieſes Mahl ſiegte ich aber doch endlich! denn das war ich gewiß genug, daß Ihre Freundſchaft nicht ſo, wie der meiſten Menſchen ihre, ohne beſondere Urſache nur erkalten kann, bloß deßwegen, weil die nähern ſie immer umgebenden Gegenſtände unaufhörlich einen Theil ihrer Wärme rauben, und ſie durch dieſe allmählige Ausdämpfung zuletzt bis zu der ordentlichen Temperatur der Gleichgiltigkeit zurückbringen. Aber das wußte ich nicht, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft immer auf gleiche Art würdig ſinden würden. Ich habe immer geglaubt, daß die Freundſchaft, ſo wie die Liebe, eine gewiſſe Art von Verblendung erfordere; nicht eine ſolche, die die Geſtalten verkehrt, ſondern die, welche den guten Eigenſchaften allein Licht gibt, und die ſchlechten in Schatten ſetzt. Wie wäre es nun, wenn Sie dieſe Verblendung gewahr geworden wären, — wenn Sie anfingen, mich eben ſo zu ſehn, wie mich alle übrige Menſchen ſehn? — Aber kurz, Sie hatten mir noch keine Veranlaſſung gegeben, dieſe Veränderungen zu glauben. Ich konnte ſelbſt den Urſprung dieſes Gedankens in meiner Seele nicht ausfindig machen. Er erfüllte die Seele ſo, wie manches falſches Gerücht die Stadt, ohne daß man ſagen kann, wer das Ding zuerſt erzählt hat. Und konnten endlich Ihre Briefe nicht aus tauſend andern Urſachen zurückgehalten werden?

Aber dabey ſchmeichelte ich mir doch nicht, daß Sie wirklich geſchrieben hätten, und es bloß Unrichtigkeit der Poſt wäre, die mir Ihren Brief vorenthielte. Ich verließ S*** des Sonntags, nicht mit ſo viel Widerſtreben, als ich ſonſt gethan haben würde, wenn ich nicht Ihre Briefe in der Stadt zu erwarten gehabt hätte. Ich fand ſie, und in denſelben die zärtlichſte, gütigſte Freundin, die Sie immer waren, dazu gemacht, das Leben nicht bloß Eines Mannes glücklich zu machen.

In der That bedurfte ich dieſes Troſtes, um nicht allen meinen Muth unter der Menge unangenehmer Zufälle zu verlieren, die auf uns in der Stadt warteten. Meine Mutter kam halb krank nach Hauſe. Ihr Bruder, der, wie Sie wiſſen, im Bade geweſen iſt, war kurz zuvor durch den Banquerout eines der anſehnlichſten hieſigen Häuſer, dem er einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens anvertraut hatte, zurückgerufen worden. Ein andrer unſrer Freunde, der brave T***, ſah durch eben dieſe Begebenheit eine Summe von 10,000 Rthlr. auf vielleicht weit weniger als die Hälfte heruntergeſetzt; eine andre Freundin, die Mad. P*** (eine von den wenigen Frauen, die Ihrer Bekanntſchaft werth wären), war gefährlich krank, und der Arzt hatte ihr erſt vor kurzem die Hoffnung zum Leben wiedergegeben. Meines Onkels jüngſte Tochter war es auch. Die allgemeinen Klagen vermiſchten ſich mit der beſondern Noth unſrer Familie. Endlich bekam ich Gellerts Brief, und die Nachricht von des Grafen Tode. Mit dieſem verſchwand alle Ausſicht auf künftigen Winter. Die nächſten Monathe ſogar hüllten ſich wieder in Dunkel und Finſterniß ein; — und nirgends, nirgends ſahe ich irgend einen Schimmer eines Lichts, der mich zu meiner Freundin wieder zurückführte.

An die Stelle dieſer verſchwundenen Hoffnung trat eine Furcht, die ich ſchon überwunden zu haben glaubte. Während meines Aufenthalts in

B*** iſt der Prorektor des hieſigen erſten Gymnaſiums wegberufen worden. Meine Freunde dachten ganz natürlicher Weiſe an mich. Ich verzeihe Ihnen den Wunſch, mich hier zu behalten; er entſpringt aus einem ſo gütigen Herzen, daß ich ihn gern mit meinem Wunſche beſtätigen wollte, wenn es auf weiter nichts als Vergnügen dabey ankäme. Man redete alſo viel davon, man erforſchte meine Geſinnungen, man erſann ſich allerhand Möglichkeiten. Alles das war gut, ſo lange die Sache noch in einer gewiſſen Ferne blieb. Ich geſtand, ſo oft die Rede davon war, meine vollkommene Abneigung: und ich gab, wie ich denke, Gründe davon; um ihr nicht den Schein des Eigenſinns und des Vorurtheils zu geben. Man hörte endlich, da die Wahl ins Lange gezogen wurde, auf, davon zu reden. Heftige Beſtrebungen verzehren ſich ſelbſt, wenn ſie nicht ſo gleich thätig werden können. Ich erklärte mich ein Mahl für alle Mahl, daß ich keinen Schritt entgegen thun würde. Eine ganz freywillige, unveranlaßte Anbiethung dieſes Amtes würde alsdenn von mir nicht ohne Uiberlegung verworfen werden.

Ich glaubte, daß ich gewiß ſetzen könnte, daß dieß niemahls geſchehen würde, da der hieſige Magiſtrat die Maxime hat, den ungeſtümſten Bittern die Aemter am erſten zu geben, und da die Jahrbücher von B*** noch kein Beyſpiel von einem jungen Menſchen haben, der, ohne die niedern Stuffen des Schuldienſtes durchkrochen zu ſeyn zu dieſer Würde erhoben worden wäre. Mitten unter dieſen Sachen reiſeten wir aufs Land, mein Onkel ins Bad. Die Briefe Gellerts brachten uns alle dieſe Gedanken aus dem Sinne, und Leipzig und Dreßden nahmen unſre Aufmerkſamkeit ſo ſehr ein, daß wir nicht mehr wußten, ob es einen Prorektor in B*** gibt. Ich kam wieder zurück mit der vollkommenſten Sicherheit, daß dieſe Stelle längſt würde beſetzt ſeyn, und daß alles entſchieden ſey. Kein Menſch dachte wieder daran, bis Gellerts Briefe dem Laufe unſrer Vorherſehung eine neue Richtung gab. Geſtern war ich mit meiner Mutter in einer großen zu meinem Unglück ſehr vermiſchten Geſellſchaft. Einer davon, ein Herr von V***, ein Mann, dem große Reichthümer und viele Verbindungen eine Art von Anſehen geben, dem es übrigens weder an Verſtand, noch einem gewiſſen Grade von Empfindung mangelt, zog mich gleich bey ſeinem Eintritte auf die Seite. — Hören Sie, ſagte er, wollen Sie Prorektor ſeyn? — Die Frage war ſehr kurz, und die Antwort ſchien entſcheidend ſeyn zu müſſen. — Ich wiederhohlte ihm kurz das, was ich allen meinen Freunden ſchon längſt geſagt hatte. — Ich war von Herzen froh, als ich endlich erfuhr, ſeine Frage bedeutete nichts mehr, als jede andre Frage von der Art; als ein Freund meines Onkels und meiner Mutter hatte er ihre Wünſche vorhergeſehen, und wollte es bloß erfahren, ob es auch die meinigen wären.

Unſer Geſpräch war noch nicht zu Ende, da es von einem Schwarme andrer Leute unterbrochen wurde. Ich hatte bey einem ſehr vollen Tiſche den langweiligſten elendeſten Abend von der Welt. Ich dachte faſt an nichts, als den Kontraſt dieſer Geſellſchaft, und der kleinen an Ihrem Tiſche, in der ich ſo viele Stunden unter dem heiterſten Vergnügen verlor. — Nur einen einzigen ſolchen Abend, l. F., und ich wäre auf ein Monath zufrieden u. ſ. w.

Fünfzehnter Brief.

B***, den 9. Septbr.

Unerachtet mich meine Reiſe gehindert hat, an der beſondern Luſtbarkeit dieſes Tages Theil zu nehmen, ſo bin ich nichts deſto weniger bey Ihnen geweſen, ſo wie ich es alle Tage bin. Und vielleicht war es ein gewiſſer geheimer Einfluß, den Ihre Seelen auf die meinige hatten, der mich dieſen Tag (es war der letzte, den ich in M*** zubrachte), beynahe vergnügter machte, als ich die ganze übrige Zeit geweſen war. —

Eine Grille, die mir Schwedenborg, und ſein Kommentator, M. Kant, in den Kopf geſetzt hat, kann ich mir noch nicht ausreden. — So geht es; Sätze, die uns lieb ſind, nimmt man gar zu leicht für Wahrheiten an, und das Sicherſte, was ein Philoſoph thun kann, um uns von ſeinen Hypotheſen zu überzeugen, iſt, daß er den Wunſch in uns erregt, daß ſie wahr wären. — Aber zur Sache ſelbſt.

Schwedenborg ſagt, das Verhältniß, das die Geiſter gegen einander haben, und welches ihren Ort ausmacht, iſt von dem Orte, den ihre Körper einnehmen, durchaus unterſchieden. Die Geiſter machen zuſammen eine Welt für ſich aus, und die Körper, die ihren Stand beſtimmen, in ſo fern ſie durch Empfindungen denken, und ihre Begriffe aus dem ſinnlichen Gebiethe herhohlen, ſchränken ſie doch nicht im mindeſten ein, in ſo fern ſie Geiſter ſind. — So iſt es alſo möglich, daß zwey Geiſter ganz dicht an einander ſtoßen, deren Körper hundert Meilen weit von einander entfernt ſind. Zwiſchen beyden kann der vertrauteſte Umgang ſeyn, der aber niemahls zum Bewußtſeyn kommt, — als bey gewiſſen auserwählten Seelen, denen, wie Schwedenborg ſehr deutlich ſich ausdrückt, das Innere geöffnet iſt; — oder bey außerordentlichen Gelegenheiten, wo der hellere Glanz der Empfindungen, der ſonſt alle andere Ideen auslöſcht, ſo ſehr verdunkelt wird mit ſammt dem ganzen Gefolge von Erinnerungen und Phantaſien, daß jene geiſtigen Eindrücke ſich aus dem Grunde der Seele herausheben. Durch dieſes Mittel will Schwedenborg alle die wunderbaren Dinge gewußt haben, durch die er in den Ruf des größten Narren und des größten Wahrſagers unſerer Zeit gekommen iſt.

Aber kurz und gut, die Theorie gefällt mir, und ich dächte alſo, daß ſie wahr wäre. Meine Seele würde nichts ſo ſehr wünſchen, als um alle die von ihr geliebten und mit ihr verwandten Seelen ſo nahe zu ſeyn, daß ſie die Einflüſſe derſelben empfangen, und auf ſie wieder Eindrücke machen könnte. Der Körper iſt bisher zu der Erreichung dieſes Wunſches ein beſchwerliches Hinderniß geweſen, jede Vereinigung forderte immer eine vorhergegangene Trennung, und Freunde wiederzuſehen und von Freunden geſchieden zu ſeyn, waren immer zwey unzertrennliche Sachen. Aber nun, die Theorie Schwedenborgs einmahl feſtgeſetzt, wer hindert mich, meine Seele an den Ort hinzubringen, wo es ihr am beßten gefällt, und um ſie herum alle die Geiſter zu pflanzen, deren Gemeinſchaft ſo oft ihren Wunſch und ihre Sehnſucht erregt hat? Laſſen Sie mich alſo 50 Meilen, — und was ſind dieſe? laſſen Sie mich um halbe Erddiameter von Ihnen entfernt ſeyn, — und doch ſoll meine Seele von der Ihrigen nicht um ein Haar breit weiter kommen. Denken Sie, wenn unſre ſterblichen Augen den himmliſchen Anblick ertragen könnten, was es wäre, dieſe Geſellſchaft von Geiſtern bey einander zu ſehn; erſt die unſrigen, wie ſie unſichtbare Begriffe von einander annehmen und ſich mittheilen, Begriffe, die erſt in künftigen Epoquen unſers Daſeyns uns ſelbſt bekannt werden ſollen; wie ſie ſich vielleicht einander aufklären, reinigen, beſſern, und ohne unſer Wiſſen ſchon die Glückſeligkeit künftiger Zeitalter verbreiten; — alsdann die Seelen unſrer liebſten Freunde, Ihres Gemahls, meiner Mutter, unſers Reitzes, — und dann, wenn irgendwo in der Welt eine Julie oder eine Schirley lebt, — ein reizendes Mädchen, deren Schönheit die Ankündigung von Verſtand und Unſchuld iſt, — eine zärtliche Ehegattin, deren geſchäftiger Fleiß, — ſo wie der Ihrige, — den Abend eines mühſamen Tages ihrem Manne und ihrem Freunde mit ſtiller und unſchuldiger Fröhlichkeit krönt, — eine ehrwürdige Mutter, der ein neues Geſchlecht ſeine Tugend und ſeine Glückſeligkeit dankt, — dieſe alle bey uns, unſre Vertrauten, ſchon vorbereitet, uns künftig, wenn wir einander erkennen werden, zu lieben, und das Vergnügen einer Gemeinſchaft zu fühlen, die hier nur bloß unſre Reflexion beſchäftigte.

Sie ſehen, ich bin in Gefahr, vielleicht ein eben ſo groſſer Schwärmer zu werden, als Schwedenborg ſelbſt. Und in der That iſt ein Traum, der uns vergnügt macht, hundert Mahl beſſer, als eine Wahrheit, die uns Kummer verurſacht.

Uiber Ihr Gedicht und noch mehr über deſſen Mittheilung bin ich von Herzen vergnügt geweſen.

Die zwey letzten Strophen haben mir am meiſten gefallen, vielleicht weil Sie darin an mich denken. —

Ich hätte Ihnen noch ſo viel zu ſagen, als auf dieſem Blatte und auf zehn andern nicht Raum hätte. Aber ich bin einmahl ſchon des Mißvergnügens gewohnt, meine Briefe da ſchließen zu müſſen, wo ſich meine Unterredung mit Ihnen erſt recht anfangen ſollte. Die Ideen drängen ſich ſo in meinem Kopfe zuſammen, ſobald ich die Feder anſetze, an Sie zu ſchreiben, daß ſich endlich eine aus dem Haufen hervordrängt, — nicht die die vornehmſte und wichtigſte geweſen wäre, ſondern die ſich am ſchnellſten der Seele und meiner Feder bemächtigen konnte. — Aber das muß ich Ihnen doch noch ſagen, daß ich von Gellerten, ſeit dem letzten, der mir des Grafen Tod ankündigte, keine Briefe habe, und daß ich ohne Vorſchläge von ihm, — wenig Mittel ſehe, dieſen Winter mit Ihnen zuzubringen.

Sechzehnter Brief.

Laſſen Sie mich Sie immer heute zu einer ungewöhnlichen Zeit überfallen. Ungelegen kann es Ihnen doch nicht ſeyn (ſo zuverſichtlich hat mich ſchon Ihre Freundſchaft gemacht). Mein Herz iſt zu voll; und ich weiß ſchon, eher wird es nicht ruhig, bis es ſich ganz in das Ihrige ausgegoſſen hat. Wie ſehr empfinde ich heute das Glück, eine Freundin zu haben, die meinen Schmerz gern mit mir theilt, und lieber mit mir trauert, als allein fröhlich iſt. Aber erſchrecken Sie nur nicht über dieſen Anfang. Es iſt nur Mitleiden, nicht eignes Unglück, das dieſe unruhige Bewegung in mir hervorbringt — aber Mitleiden, das auf ſeinen höchſten Grad geſtiegen iſt, und beynahe zu eignem Gefühl wird. —

Ich war geſtern von meiner Reiſe den Augenblick angekommen, als man mir ſagte, meine Mutter wäre in dem Krankenzimmer einer Freundin, und ſie würde den Abend dort zubringen. — Ich habe Ihnen ſchon mehrmahls das P*** ſche Haus genannt, als eine von den Familien, die mit der unſrigen am genaueſten verbunden iſt und von mir am meiſten hochgeſchätzt wird. In der That beſteht ſie beynahe aus lauter hochachtungswürdigen Perſonen. Das Haupt der Familie, der alte Herr P***, ehemahls ein ſehr angeſehener Kaufmann, war noch außerdem, — was ſelten Kaufleute ſind — ein empfindlicher und zärtlicher Ehemann, ein dienſtfertiger Freund, ein gütiger Vater und ein durch Erfahrung und vielfache Kenntniſſe angenehmer Geſellſchafter. Seine Frau, unſre Anverwandte, — die Krone ihres Hauſes, und beynahe auch des unſrigen, iſt von der Natur und durch ihren Fleiß recht dazu ausgerüſtet, Glückliche zu erfreuen, und die Unglücklichen zu tröſten. Ein ſtarker und beynahe männlicher Verſtand, der nur durch eine beſtändige Uibung, nicht durch Unterricht ausgebildet iſt; eine Gegenwart des Geiſtes, die ſelbſt durch ihre zarte Empfindſamkeit niemahls geſchwächt wird; ein gewiſſes Feuer und eine Thätigkeit andern Dienſte zu leiſten, die die Schwierigkeiten überwindet, wovor die andern nur erſchrecken; ein freundſchaftliches Herz, das ſeine Befriedigung im Gutesthun findet, und eine gewiſſe Art von Mangel fühlt, ſo bald es ſich zu Niemandes Beſten beſchäftigen ſoll; und dieſes alles war zu ihrer glücklichen Zeit mit einer beſtändigen Heiterkeit der Seele, und mit ſo viel Lebhaftigkeit verbunden, daß ſie gemeiniglich die Seele der Geſellſchaft wurde, in der ſie ſich befand.

Herr P*** hatte von ſeiner erſtern Ehe eine Tochter, die ſchon ziemlich erwachſen war, als er ſich mit unſrer Freundin vermählte, und die einige Jahre darauf den Halbbruder ihrer Stiefmutter heirathete. Die Frau***, ſo heißt dieſe würdige Frau, hatte von der Natur nicht ſo viel vorzügliche Gaben, aber dafür eine gewiſſe Sanftmuth und Stille in ihrem Charakter, eine tiefe und mehr durchdringende als lebhafte Empfindlichkeit, und ein ſo kindliches, gutes, freundſchaftliches Herz bekommen, daß ſie die vertrauteſte Freundin und die ehrerbiethigſte Tochter ihrer Aeltern zugleich war. Ihre Seele war der Seele ihrer neuen Mutter, oder vielmehr ihrer Schweſter (denn ſo liebten ſie ſich, und ſo iſt ihr Betragen gegen einander noch bis auf den heutigen Tag) nicht ähnlich, aber ſie war dazu gemacht, dieſelbe auszufüllen, und mit ihr ein Ganzes ausmachen. Ihr Gemahl der Frau P*** Bruder, den ſie ſchon vor drey Jahren durch eine grauſame Krankheit verlor, hatte vielleicht unter allen die wenigſten Talente, aber er beſaß ein ſo durchaus gutes Herz, er liebte ſeine Frau und ſeine Schweſter ſo innigſt, und er räumte ihre Vorzüge über ihn ſo gern ein, daß man ihm bloß um ſeiner Ehrlichkeit willen gut wurde. Und ſo wie er war, wurde er auch wieder von ſeiner Frau, die ſonſt vielleicht zu einem ſcheinbarern Glück Hoffnung gehabt hätte, ſo geliebt, als wenn er der vollkommenſte aller Männer geweſen wäre. Von dieſem ihrem Manne hatte ſie zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, deren Geburt nun erſt alle Hoffnungen des Großvaters und alle Wünſche der geſammten Familie erfüllte.

Beyde Familien wohnten in Einem Hauſe, aßen an demſelben Tiſche, liebten ſich alle unter einander mit einer Zärtlichkeit ohne Beyſpiel, und machten das Bild einer einträchtlichen und glücklichen Familie aus. Wenn die Geſchäfte des Tages ſie von einander entfernt hatten, ſo kamen ſie doch gewiß am Abend alle zuſammen, ihre lieben Kleinen mit; und dann genoſſen ſie in einer beneidenswerthen Ruhe alle Freuden des häuslichen Lebens, die einzige Glückſeligkeit des Menſchen, wenn anders Menſchen glücklich ſeyn können. Ihre äußern Umſtände ſtörten dieſen Genuß eben ſo wenig. Ihr Vermögen war weit mehr als hinlänglich, ihrer Freunde waren viel; — und wenn es, um ein Gut zu genießen, nothwendig iſt, daß andre wiſſen, daß wir es haben; ſo war die allgemeine Hochachtung für ſie eine Beſtätigung ihrer Glückſeligkeit und ihrer Verdienſte. —

Und dieſe ganze Familie, dieſer ganze kleine Kreis von tugendhaften und glücklichen Freunden, liebe Freundin, iſt jetzo nur noch fähig, Mitleiden zu erregen; das ganze Gebäude ihrer häuslichen Glückſeligkeit iſt durch eine Reihe auf einander folgender Unglücksfälle zerſtört; jede Wurzel des Vergnügens ausgerottet, und faſt hat ſelbſt die Zukunft für ſie nichts mehr als Schrecken. Der Tod des Herrn B***, der vor drey Jahren zu eben der Zeit erfolgte, als ich hier meine Mutter beſuchte, war der Anfang und gleichſam die Ankündigung davon. Dieſer Tod war ſo ſchmerzhaft, und mit ſo traurigen Umſtänden begleitet, daß er auf das Gemüth aller einen ſehr tiefen Eindruck machte — auf das Gemüth ſeiner Gattin aber einen immerwährenden. Dieſe ſchon von Natur furchtſame und ſchüchterne Frau wurde durch den Verluſt ihres Mannes beynahe zu Boden gedrückt. Nur die Geſellſchaft und Zärtlichkeit ihrer Mutter, der Frau P***, und die Sorgfalt für die Erziehung der beyden liebenswürdigen Kinder, in denen ſie die Liebe der Mutter und der Gattin vereinigte, nur dieſe hatten ſie bisher erhalten, und ihr nach und nach den Muth und die Freudigkeit wiedergegeben, ohne die das Leben eine Laſt iſt.

Eine andere glückliche Begebenheit ſchien die Freude wieder in dieſes Haus zurückführen zu wollen. Eine Tochter der Frau P***, von einer erſtern Ehe, ihrer Mutter bey weitem nicht gleich, aber doch auch ihrer nicht ganz unwürdig, heirathete den Hrn. Z***, der lange Zeit im Felde Dienſte geleiſtet hatte, ein Liebling der Vornehmſten der Armee und ſelbſt des Königs geweſen war, und die glücklichſten Ausſichten vor ſich hatte. Ein Mann von vielem Verſtande, von einer wahrhaft guten Lebensart, und der, wenn er noch nicht die richtigſten Grundſätze hatte, doch fähig war, ſie anzunehmen. Er war damahls ***, und wurde bald darauf ***, welches eines der anſehnlichſten Aemter in unſerm Lande iſt, und unmittelbar auf den geheimen Rath folgt. Dieſer Mann liebte ſeine Frau, ob ſie gleich weder ihm an Gaben gleich noch ſeinen Erwartungen und Wünſchen gemäß war. Aber vielleicht liebte er ſie noch mehr um ihrer Mutter als um ihrer ſelbſt willen; beynahe glaube ich, daß noch bis auf dieſe Stunde die Hochachtung, die er für ſeine Schwiegermutter hat, die Liebe gegen ſeine Frau erhält.

Dieſe Verbindung, die ihrer Familie ein neues ſo würdiges Glied gab, wurde kurz darauf die Quelle mehr als eines Jahres voll Kummer und Angſt. Z*** empfand, nachdem er zur Ruhe kam die Folgen der Ermüdungen des Krieges. Er fiel in dem erſten Jahre ſeines Eheſtandes in eine gefährliche Gliederkrankheit, die ihn zuerſt mit den grauſamſten Schmerzen angriff, und alle Augenblicke ſeinen Tod drohte, bald darauf ihn des völligen Gebrauchs aller ſeiner Glieder beraubte, und ihn ganz hülflos der unaufhörlichen Pflege und Wartung ſeiner Freunde ſelbſt in ſeinen kleinen Bedürfniſſen benöthigt machte. Dieſe Krankheit iſt

end-

endlich, nachdem ſie ſechs Vierteljahre das ganze Haus in einer beſtändigen Abwechſelung von Furcht und Betrübniß erhalten hat, durch eine ſehr beſchwerliche Kur, und durch den Gebrauch mannigfaltiger Bäder gehoben worden. Sie wiſſen, daß er nur erſt neulich mit meinem Onkel im Bade geweſen iſt. —

Aber dieſes war noch nicht der einzige Kummer. — Die unglücklichen Umſtände unſers Landes haben die Handlung des Herrn P*** ſehr geſchwächt; — aber noch würden ſie ihnen wenig Schaden gethan haben, wenn ſie nicht auch zugleich den Kopf dieſes würdigen Alten geſchwächt hätten. Dieſer ſonſt ſo lebhafte und geſchäftige Mann, der die Thätigkeit ſelbſt war, ſich immer herzhaft entſchloß und klug ausführte, dieſer verſinkt in ſeinem Alter, von Kummer und Sorgen niedergedrückt, in eine völlige Unempfindlichkeit. Seine Gemüthskräfte erlöſchen; ſeine Seele, die durch ſo viele und ſtarke Eindrücke ſo heftig erſchüttert worden, nimmt jetzo gar keine mehr an, oder alle verlöſchen augenblicklich auf dem Grunde, der ſchon völlig von den vergangenen Ideen eingenommen iſt. So iſt er für ſeine Familie und ſeine Freunde ſchon todt, ob er gleich ſich noch unter ihnen bewegt, und ſeine Gattin, die ſonſt von ihm Anſehen und Ehre erhielt, iſt jetzo kaum mit aller ihrer Klugheit und der zärtlichſten Sorgfalt vermögend, ihn von der Verachtung der Fremden, und ſelbſt vor der Geringſchätzung ſeiner Freunde zu ſchützen. Denken Sie ſich nun ſeine Tochter, die noch immer dieſelbe kindliche, ehrerbiethige Zärtlichkeit für ihn hat, und denken Sie, was es einem Herzen, wie das ihrige, koſten muß, ihn alle ſeine ſchätzbaren Eigenſchaften verlieren zu ſehen. —

Noch war ein einziger Troſt für dieſes Haus übrig, aber ein ſehr großer, und der vielen Leiden das Gegengewicht halten konnte; — der Troſt, zwey hoffnungsvolle und liebenswürdige Kinder in ihrem Schooße aufwachſen zu ſehen, die die Verdienſte, und, wenn es möglich wäre, die ehemahlige Glückſeligkeit ihrer Aeltern erneuerten. — Und nun liegt das jüngſte davon, ein Knabe von ungefähr acht Jahren, die unſchuldigſte, ſanftmüthigſte, geduldigſte Seele, das Bild und der Liebling ſeiner Mutter — und ringt mit dem Tode.

Bey ſeinem Bette fand ich meine Mutter. Ich bin niemahls von einem Anblicke ſo gerührt, ſo durchdrungen worden. Die Krankheit des Kindes iſt die allerſchmerzhafteſte und grauſamſte, glaube ich, die ich jemahls geſehen habe: die allerentſetzlichſten Kopfſchmerzen, die, wie der Arzt muthmaßt, aus einer Beſchädigung des Gehirns entſtehen, und ſchon vier Tage und Nächte ohne den geringſten Nachlaß fortdauern. Sie preſſen den armen liebenswürdigen Knaben, der alles, alles ſonſt mit der größeſten Gelaſſenheit erträgt, und ſelbſt jetzo die ſchmerzhafteſten Operationen ohne Murren mit ſich vornehmen läßt, ein Geſchrey aus, das mir bis in das Innerſte der Seele geht. — O Gott, wer muß der Unmenſch ſeyn, der die Stimme des Schmerzes ertragen kann, wenn er ſelbſt der Urheber davon iſt! — Mein Herz wird davon zerriſſen! — Und dann in dem Augenblicke einer kleinen Linderung ihn mit einer ängſtlichen Zärtlichkeit nach ſeiner Mutter rufen zu hören, dieſe vor ſeinem Bette knien zu ſehen, und dann ihn, wie er ſeine kleinen Arme um ſie herumſchlingt, ſie feſt an ſich drückt, und dann mit einer gewiſſen dringenden Heftigkeit ſie ſeiner Liebe verſichert, — dann mitten unter dieſen Liebkoſungen, von dem Schmerz überwunden, auf einmahl in das kläglichſte Geſchrey ausbricht, und das zu ganzen Nächten fortſetzt — Gott, kaum kann ich den Gedanken davon ertragen. — Heute iſt der Schmerz ſchon Herr über ſein Bewußtſeyn, und er kennt nicht mehr ſeine Mutter.

Liebſte Freundin, werden Sie mir es wohl vergeben, daß ich Sie mit ſo traurigen Gegenſtänden unterhalte? Aber mir wird meine Noth leichter, wenn ich denke, Sie wiſſen ſie und nehmen daran Theil.

N. S. Zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt ich auch einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Herrn Weiſe. Eine kleine Anekdote, die er mir von Meinhardten erzählt, kann ich Ihnen unmöglich verſchweigen. Bey ſeiner Abreiſe von Leipzig fragte ihn der Poſt-Commiſſar Gellert: Ob er nicht einige günſtige Ausſichten hätte? O ja ſagte er, die glücklichſte Ausſicht von der Welt — die Ausſicht auf mein Grab.

Siebenzehnter Brief.

Den 16. September.

Der Kleine, deſſen Leiden ich Ihnen ſchilderte, hat ſich gebeſſert. Er iſt keines menſchlichen Leidens mehr fähig. — Für den tugendhaften Mann und für den Chriſten iſt der Tod wenig; aber für den Menſchen iſt der Schmerz immer etwas ſehr Großes. Neulich war mein ganzes Mitleid für das Kind ſelbſt; jetzo iſt es nur noch für ſeine Mutter. Ich will Ihnen nicht ihren Schmerz beſchreiben, um nicht den Ihrigen rege zu machen. Sie wiſſen, was es heißt, Mutter ſeyn. — Aber einen andern Verluſt muß ich Ihnen erzählen, der nicht ſo ſchmerzhaft, — aber doch für uns empfindlich iſt; noch dazu einen Verluſt, der die ganze Begierde, zu Ihnen zu kommen, bey mir wieder rege macht, da er mir die vortrefflichſte Gelegenheit dazu verſchafft hätte. Denken Sie nur, ich hätte in Geſellſchaft eines Tralles zu Ihnen kommen können ich hätte Sie geſehn, Sie hätten einen unſerer beſten Freunde geſehn, die Hochachtung, die ich für meine Freundin habe, hätte ſich noch eines rechtſchaffenen Herzens bemeiſtert, und — Aber hören Sie erſt die Geſchichte.

Tralles als einen Arzt kennen Sie, glaube ich. Aber das müſſen Sie noch wiſſen, daß er beynahe der würdigſte Gelehrte und der beßte Geſellſchafter in B**** iſt. Dieſe Titel werden Sie, denke ich, noch nicht ſo aufmerkſam machen, (welche Eigenliebe!) als wenn ich Ihnen ſage, daß er der älteſte Freund unſers Hauſes, daß er faſt der einzige recht vertraute Freund meines Onkels iſt, — daß ſeine erſte Frau die beßte und die einzige Freundin war, die meiner Mutter ihr ganzes Herz beſeſſen hat. Dieſer Mann, der neulich nach Warſchau als Leibarzt kommen ſollte, und es aus Liebe zu ſeinen Freunden ausſchlug, hat jezt einen andern Antrag, der juſt in einer ſo unglücklichen Epoque kommen muß, da ſich B**** bey ihm durch einen anſehnlichen Verluſt, den er durch die Betrügerey eines Freundes leidet, verhaßt gemacht hat, daß er faſt geneigt iſt, ihn anzunehmen. Die Fürſtin von Gotha verlangt ihn zu ihrem Beyſtande bey ihrer jezigen ſchwachen Geſundheit, — und wünſcht ihn als Leibarzt zu behalten. Er kam eben von einer Reiſe wieder, als er einen Brief von dem Gothaiſchen Hofe fand, wo man ihn unter den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, die man einem Menſchen geben kann, einladet, noch dieſen Herbſt nach Gotha zu kommen, ſeine Familie mitzubringen, — und den Winter dort zu bleiben. Es ſollte alsdann von ſeiner Wahl und von dem Grade von Zufriedenheit abhängen, den er mit dem daſigen Aufenthalte, und der Art von Aufnahme, die er erhalten hätte, haben würde, ob er nach Breßlau zurückkehren, oder bey ihnen ſein Leben beſchließen würde. Denn er iſt ſchon ſechszig Jahre. — Er iſt nun entſchloſſen, die Reiſe zu thun, ob er gleich ihren Erfolg noch nicht vorherſieht. Seine jetzige Frau wird ihn mit ihrem kleinen Sohne begleiten. Von zwey Töchtern aus der erſten Ehe iſt die eine verheirathet, und kann alſo ihrem Vater nicht folgen, die andre will zum Beyſtand ihrer Schweſter zurückbleiben.

Dieſer D. Tralles nun reiſt auf den Sonnabend ab, — und reiſt über Leipzig. — Was würde ich nicht darum gegeben haben, ſo einen Geſellſchafter zu finden; und wie ſehr gütig war nicht ſeine Anerbiethung. — Wenn ich mitführe, ſagte er, ſo wollte er wechſelweiſe auf dem Kutſcherſitze fahren, wenn er keinen andern Platz hätte. Demungeachtet bleibe ich hier, — verliere einen Freund, den ich noch hatte, und komme zu denen nicht, die ich entbehrte. —

Ich ſinne ſchon die ganze Zeit, ſeitdem ich dieſe Reiſe weiß, auf Mittel, den D. Tralles Ihnen oder Ihrem lieben Gatten vorzuſtellen. Ich ſchmeichle mir, Sie würden einen Mann nicht ungern ſehen, der erſt vor wenig Tagen aus unſerm Hauſe kommt, der uns alle kennt, der unſer Freund iſt, — und der es verdient, auch der Ihrige zu ſeyn. Aber ich geſtehe es, ich begreife noch nicht, wie die Sache zu machen iſt. Er bleibt nur einen halben Tag und über Nacht in Leipzig. — Er will Gellerten beſuchen, an den ich heute ſchreibe, und bey dem ich ihn anmelde. — Er iſt ein Anverwandter von ***. Man erwartet ihn in dieſem Hauſe, und man wird ihn ohne Zweifel dahin ziehn. — Wo mir recht iſt, ſo iſt dieſe ***ſche Familie nicht eben im Beſitz einer ſehr großen Achtung. Ich kenne ſie nur vom Parterre aus; aber von da ſah mir die Tochter ſehr einfältig und eitel — ihre Mutter ſtolz und ein Bischen verbuhlt aus. — Zum Glück hat Tralles eine Gabe, die uns allen beyden fehlt, — ſich die Narren ganz gut gefallen zu laſſen. Er wird aus der Geſellſchaft der vernünftigſten Leute in die Verſammlung der Thoren übergehn, ohne von ſeiner guten Laune etwas einzubüßen.

Im Vorbeygehen, — Sie hätten meine Fehler nicht beſſer treffen können; — faſt eben dieſelben, die mir meine Mutter ſo oft vorwirft. Sie geſteht mir, daß ſie noch ſo ziemlich mit mir zufrieden iſt, wenn ich bey ihr oder bey gewiſſen Perſonen bin (und das ſind noch dazu ſehr wenige) die mir gefallen; aber daß ich der unerträglichſte Menſch wäre unter einer Geſellſchaft, die mir mißfiele. In der That verliere ich unter Leuten von einer gewiſſen Art nicht bloß meine Luſtigkeit, ſondern auch meinen geſunden Verſtand; ich denke nicht mehr, ich vegetire nur. — Aber wieder zu unſerm Tralles zurück!

Nach dem Plane ſeiner Reiſe, den er erſt geſtern Abend in einer Geſellſchaft entwarf, bey der ich gegenwärtig war, wird er erſt den Sonnabend über acht Tage in Leipzig ankommen. Seine Frau und ſein Kind nöthigen ihn, langſamer zu gehen. Bis dahin kann ich Ihnen alſo noch einmahl ſchreiben. — Aber nun meine eigne Rückreiſe zu Ihnen! —

Meine Mutter mag es Ihnen ſagen, ob es mir leicht wird, dieſe aufzuſchieben. In der That ſehne ich mich zuweilen nach einer einzigen Viertelſtunde, die ich mit Ihnen zubringen könnte, — mit einer ſolchen Ungeduld, die im Stande wäre, mich zu Ihnen zu führen, wenn unſre Begierden uns Kräfte geben. — Aber meine Mutter wünſcht meine Gegenwart: ſie hält ſie zu ihrer Geſundheit auf dieſen Winter für nothwendig; ſie thut alles was ſie kann, und ſie würde noch mehr thun, um den Winter hindurch von einer andern Seite meinem Studiren gewiſſe Beförderungen zu verſchaffen, die ich von der einen verliere. — Mein Freund hat ſeine Gedanken recht aus meiner Seeſe herausgenommen, — eben dieſelben Vorſtellungen, faſt mit eben den Worten, mit welchen ich ſie ſchon manchmahl meiner Mutter gemacht habe. Bücher, Muße, Lehrer, das würde ich hier vielleicht alles haben, — aber Freunde, die mich aufmuntern, die mich in einer beſtändigen Bewegung erhalten, deren Seele, mit der meinigen gleich geſtimmt, jeder von ihrem Gedanken entſpräche, und ihnen gleichſam zur Geburt hülfe — die fehlen mir durchaus.

Meine Mutter ſehnt ſich bald ſo ſehr nach Ihnen, als ich ſelbſt. Ihr Brief hatte ſie ganz aufgeheitert. O Freundſchaft und kindliche Liebe, deinen geheiligten Banden ſey meine ganze Seele gewidmet! — — Aber was wäre die Freundſchaft ohne Tugend, und was die Tugend ohne Aufopferungen? u. ſ. w.

Achtzehnter Brief.

Den 23. September.

Ich werde heute einen langen Brief ſchreiben, das ſehe ich voraus. Ich habe wenig Zeit dazu, ich werde ihn alſo geſchwind und ſchlecht ſchreiben. Sie werden ihn alſo nicht leſen können, und ich werde ihn umſonſt geſchrieben haben. Aber das ſchadet nichts. Für die Mühe, die es mich koſtet, einen Brief an Sie zu ſchreiben, bin ich ſchon belohnt, wenn er geſchrieben iſt. Meine Seele, die ſich jeden Tag mit Ihnen, — und mit Niemanden lieber beſchäftigt, — heftet ſich doch niemahls ſo ganz, ſo lange, ſo ununterbrochen auf meine Freundin, als während dem ich an Sie ſchreibe. Allen fremden Gedanken, jedem unwillkommenen Beſuche iſt in dieſer Zeit der Zutritt verſagt — und ich bin ſo völlig mit meiner ganzen Seele bey Ihnen, als ich es war, wenn ich des Abends an Ihrem Fenſter (wenn der Mond und die Nachtigall Ihres

Nachbars die ruhige Heiterkeit und die harmoniſchen, aber ſimpeln Bewegungen unſrer Seele abbildeten) der Freundſchaft genoß, — und einen Augenblick lang, in dem ich die Sorge für die Zukunft und ſelbſt den Wunſch nach derſelben vergaß, ſagen konnte: Nun bin ich glücklich!

Wenn es Ihnen ganz gleichgiltig wäre, daß ich nicht nach Leipzig komme, — ſo wüßte ich nicht, was mir ſchwerer ſeyn würde, als der Winter hier in Breßlau. Die Freundſchaft iſt wie ich ſehe, auch grauſam. Sie will das Recht, den Freund vergnügt und glücklich zu machen, ſo ganz allein, ſo ausſchließungsweiſe haben, daß er beynahe darüber murrt, wenn er es ohne ſie ſeyn könnte. Ich habe es immer den Dichtern übel genommen, wenn ſie ihre Verliebten ſo eigennützig machen, daß ſie ihre Geliebte mit weniger Schmerz ſterben, als in den Armen eines Andern leben und glücklich ſeyn ſehen. — Aber ich merke nun ſchon, daß unſre edelſten Neigungen immer ſo eigennützig ſeyn müſſen. Die Liebe iſt eine Leidenſchaft. Die Freundſchaft iſt nur eine Geſinnung. Ihre Wirkungen ſind nur in den Graden unterſchieden, — in ihrer Natur eben dieſelben. — Wenn es einen Menſchen gäbe, der Ihnen meine Stelle ſo vollkommen erſetzte (verzeihen Sie mir einen Stolz, den ſie mich gelehrt haben), daß Sie, ohne Wunſch nach meiner Zurückkunft, mich an jedem Orte der Welt gleich gern ſehen: dieſem Menſchen würde ich nicht gut ſeyn können. — Ich vermehre nun in meinen Gedanken dieſe Empfindung bis zu der Stärke, die der Leidenſchaft der Liebe proportioniert iſt, und ich ſehe es ein, daß der Dichter das menſchliche Herz beſſer verſteht, als der Philoſoph; — und daß, ſo göttlich Plato auch ſeyn mag, Shackſpeare doch mehr von der Liebe weiß, als er. Sie haben doch wohl Romeo und Juillet geſehn? Nun wohl! Glauben Sie nicht, daß Juillet ihren Romeo lieber vernichtet, als untreu ſehen würde? — Aber davon genug, und vielleicht ſchon zu viel, wenn ich es mit dem vergleiche, was ich noch zu ſagen habe.

Tralles, unſer guter Tralles, iſt mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde am Sonnabend fort. — Aber er hat keinen Brief an Sie mit. Zuerſt, weil es hier ſogar gefährlich iſt, einem Reiſenden andre als offne Briefe, oder ſolche, die er öffnen kann, mitzugeben. Ein neues Edikt ſetzt auf dieſe Vervortheilung der Poſten mehr als 100 Rthlr. Strafe. Zum zweyten, weil ich meine Abſicht, Sie und den D. Tralles zuſammen zu bringen, doch nicht würde erreicht haben. Er hätte Ihnen den Brief zugeſchickt, oder ſeine Frau hätte Ihnen Viſite gemacht, — oder Ihr lieber Gatte wäre zu dem D. Tralles gegangen. — Kurz, ich ſehe nicht, wie Sie eigentlich mit ihm in Bekanntſchaft gekommen wären. Endlich will er nur über Nacht in

Leipzig bleiben. Ich glaube, es wird nichts daraus werden, denn ungeachtet wollte er doch, — und nach dieſem Entſchluſſe nahm er hier ſeine Maßregeln. Nun hat er Verwandte in Leipzig, wie Sie ſchon wiſſen. Gellert, dem er von vielen Seiten empfohlen iſt, wird ihn aufhalten. — Ludwig iſt ſein alter Schulfreund und ſein Korreſpondent. Die Zeit wird alſo ſelbſt für ſeine alten Bekanntſchaften zu kurz ſeyn. — Und doch wollte ich — ich weiß nicht wie viel dafür geben, wenn Sie ihn ſähen, oder Ihr lieber Mann, — oder wenn er Sie ſehe. — Er wird im blauen Engel wohnen. — Schon dachte ich, ob Sie ihn vielleicht über eine wirkliche oder erdichtete Krankheit von ſich oder Ihrem Kinde zu Rathe ziehen wollten; dieſes würde immer für ihn ſchmeichelhaft, aber doch ein Bischen ſeltſam ſeyn. Dann dachte ich wieder, ob Ihr Mann nicht den Tag zu Gellerten gehn könnte. — Alles das dachte ich, und doch bin ich noch nicht auf das gekommen, was mir gefällt und genug thut. — Der einzige Troſt iſt, — er will auf dem Rückwege (denn zurückkommen wird er gewiß) länger in Leipzig verweilen, — und alsdenn bin ich entweder ſchon bey Ihnen, oder ich ſchreibe durch Sie an Tralles.

Von Kaufleuten, die nach Leipzig gingen (Kaufleute meine ich, nicht Krämer), weiß ich keinen, als Herrn ****, und der geht noch dazu mit ſeiner Frau. Sie ſind beyde — eben nicht Freunde

— aber Bekannte von uns. Und die Frau iſt noch dazu, — oder war wenigſtens als Jungfer — eine unſrer ſchönſten Geſichter. Der Mann iſt wohlhabend, und hat den beſten Garten um B***. Für die meiſten iſt dieß Verdienſt genug, ſeine Bekanntſchaft ſehr angelegentlich zu ſuchen. Für Sie und mich iſt es wenig. Uiberdieß geht er ſchon morgen ab. Mein Brief alſo, den ich heute abſchicke, kommt eher an, als er, — und was brauche ich erſt auf Gelegenheiten zu warten, an Sie zu ſchreiben, ſo lange die Poſten richtig gehen?

Sie verlangen von mir mein Tagebuch? — Nichts in der Welt wünſchte ich mehr, als daß Sie alle meine Handlungen wüßten, meine ganze Aufführung unter jeden Umſtänden, bey jeglicher Veranlaſſung ſehen, — daß Sie die Aufſeherin meines Herzens ſeyn könnten, und durch Ihren gütigen Beyfall das Wahre und das Gute beſtätigen, — und durch Ihren liebreichen Tadel meine Vorurtheile und Schwachheiten beſiegen hülfen. — Aber wie kann eine kurze, unvollſtändige, trockne, oft Ihnen vielleicht langweilige Ehrzählung dieſe Abſichten erreichen? — Dem ungeachtet ſollen Sie ſo viel wiſſen, als ich zu ſagen vermag. Keinen treuern Geſchichtſchreiber ſollten Sie je geſehen haben, als ich es von mir ſelbſt ſeyn wollte. Nur vergeßlicher, mangelhafter ....

Ich weiß nun ſelbſt nicht mehr, was ich mir noch alles für Schimpfnahmen geben wollte. Man tuſte mich ab, — und nun, in den zwey Minuten, die mir noch übrig ſind, habe ich was beſſers zu thun, als auf mich zu ſchelten.

Meine Lebensart alſo zuerſt, — wäre noch ſo ziemlich, wenn ich weniger faul, weniger zu einer anhaltenden Arbeit ungeſchickt, weniger unruhig, und wegen meiner künftigen Ausſichten ein Bischen ſcharfſichtiger wäre. Ich ſtehe ſpät auf, — ob ich mir es gleich am Abende alle Mahl vornehme, früh aufzuſtehn. — Die Theeſtunde bleibt immer noch die goldne Stunde des Tages. Ich, meine Mutter und meine Muhme, ein jedes durch den Schlaf erfriſcht, und durch keine Arbeit noch entkräftet, bringt ſeine erſte noch nicht vernutzte Munterkeit in die Geſellſchaft. Während des Thees leſe ich vor. Neulich hatten wir den Hausvater und den natürlichen Sohn, — jetzo iſt es der Hypochondriſt. Der Schriftſteller wird bewundert, — und der Vorleſer bekommt auch etwas von dem Dank, oder nimmt ſich wenigſtens ſelbſt ſeinen Theil davon, ohne erſt daran erinnert zu werden.

Der übrige Morgen wäre nun dazu, etwas zu arbeiten, — wenn ich jetzt oft zum Arbeiten aufgelegt wäre. Wenn ich es bin, ſo arbeite ich jetzo für Herrn Weiſen, in ſeine Bibliothek. Eſſen und Kaffee iſt wieder die geſellſchaftliche Stunde. Ich ſpiele auf dem Klaviere, ich liege im Fenſter, ich ſchwatze, ich höre, ich leſe vor, eins ums andre, manchmahl alles zugleich, zuweilen nichts von allem

Zwey oder drey Stunden ſind auf die Art leicht hinweg geſchwärmt. Sonntags ſind öfter Freunde bey uns, als andre Tage. Den vergangenen machte ich eine neue Bekanntſchaft. Der junge Herr v. **** beſuchte mich mit ſeinem Schwager, dem H****** Der erſte war von ſeiner Familie zum Kaufmann beſtimmt, von ſeinen Neigungen zum Studiren; und ſeine Talente ſind wenigſtens nicht wider dieſe Neigung. Er hat großes Geld, — ſchafft ſich alſo eine prächtige Bibliothek, lieſt viel, hat prächtige Inſtrumente und Muſikalien, ſpielt gut auf dem Flügel, und macht ſeine Perſon, die von Natur nicht ſonderlich einnehmend iſt, durch ſeine Mühe und durch ſeinen Fleiß wenigſtens hochachtungswürdig. —

Ordentlicher Weiſe gehe ich des Abends von fünf Uhr an ſpatzieren. — Ganz allein; und welche Geſellſchaft könnte mir auch angenehmer ſeyn, als die, die ich mir alsdann aus allen vier Gegenden der Welt zuſammmen hohle? Shakeſpeare ſagt: Die Welt iſt nur eine Werkeltagswelt, wo alle Sachen, gar nicht ſo, wie wir wünſchen, und wie wir es einrichten, ſondern ihren gewöhnlichen alltäglichen Lauf kommen, ſie mögen nun dadurch unſern Wünſchen in die Queere kommen, oder nicht. — Um alſo dieſem Mangel abzuhelfen, ſchaffe ich mir alsdann auf meine Hand eine andre, eine Feyertagswelt. In dieſer Welt iſt Ihr Mann kein Advokat mehr, ſeine Arbeiten unterhalten ihn nur, aber ſie nehmen ihn nicht ganz ein, — er lebt für den Staat nützlich, aber doch immer für ſeine Gattin mehr, als für ſeine Klienten, — in dieſer Welt ſind Ihre Stunden alle heiter, alle voll Hoffnung, daß die künftige Stunde die gegenwärtige an Glückſeligkeit noch übertreffen werde. In dieſer Welt ſchreibt mein guter Reiz keine Regiſter mehr; endlich in dieſer bin ich bey Ihnen, — ich bin Ihr Bruder; meine Mutter iſt Ihre Mutter, wir machen alle nur eine Familie aus.

Aber nun muß ich Sie nur ſchon wieder ſicher zu unſrer Welt zurückbringen. — Denken Sie nur, ein ganz neuer Auftritt. Heute früh, eben in dem Augenblicke, da ich ihren Brief ſchreiben will, ſchreibt der Kriegsrath von Klöber, der ehemahlige Hofmeiſter des erſten Sohns vom Miniſter ***, mir einen franzöſiſchen Brief. — Der jungſte Sohn des Miniſters ſoll jetzo nach Halle gehn. — Er ſchlägt mir vor, ich ſollte die Stelle als Hofmeiſter bey ihm annehmen. Zweyhundert Thaler Gehalt; ein Engagement auf zwey Jahre; Hoffnung zu Reiſen, und die Verſicherung befördert zu werden. — Was meinen Sie, das ich gethan habe? Ich mußte noch denſelben Morgen antworten. Die Sache war dringend. Ich ſchicke Ihnen meine Antwort mit. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Neunzehnter Brief.

Den 30. September.

Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, hatten Sie meinen Brief noch nicht empfangen oder noch nicht geleſen, als Sie den Ihrigen ſchrieben. In der That habe ich es mir ſchon vorgeworfen, daß meine Briefe immer ſo lang und ſo übel geſchrieben ſind. Ich würde es Ihnen für übel halten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollten, ſie bis ans Ende zu entziffern. Um es Ihnen alſo etwas leichter zu machen, und Ihnen doch dabey nicht ganz unbekannt zu werden, werde ich Ihnen von nun an nichts als Geſchichte ſchreiben. Bringt der Himmel uns wieder zuſammen, ſo werden wir Zeit genug haben, Betrachtungen anzuſtellen. —

Wenn Sie alſo nun jetzo meinen vorigen Brief geleſen hätten, ſo wüßten Sie, daß es noch nicht ſo ganz gewiß iſt, ob ich in Breßlau dieſen Winter bleibe. Herr v. Klöber, bey dem ich ge ſtern wieder geweſen bin, ſchreibt heute noch ein Mahl an den Miniſter; und die Antwort, die wir künftigen Sonntag erwarten, wird die Sache entſcheiden. — Klöber hatte, wie er mir ſagte, nicht ſowohl zur Abſicht, mir ſelbſt dieſe Hofmeiſterſtelle vorzuſchlagen, als durch mich Jemanden kennen zu lernen, der dazu tüchtig wäre. — Er vermuthete, daß ich ſchon andre gewiſſere Ausſichten hätte, und daß ich das Reiſen zu einer nothwendigen Bedingung machen würde, das doch bey dem Sohne des Miniſters noch ungewiß wäre. — Ich ſagte ihm, daß der Entſchluß zu meiner künftigen Lebensart ziemlich feſt, aber der Weg, den ich dazu wählen wollte, noch gar nicht ſo beſtimmt wäre; daß meine größte Sorge ſey, der Charakter des jungen Herrn oder ſeine Denkungsart könne vielleicht nicht genug mit der meinigen übereinſtimmen, um die Art von Freundſchaft und Vertraulichkeit zu errichten, die zu einer glücklichen Ausführung meines Geſchäfts unumgänglich wäre; daß endlich mir der Aufenthalt auf einer Akademie noch weit lieber ſeyn würde, wenn ich während deſſelben ſchon Vorbereitungen und Uibungen auf meine künftige Lebensart anſtellen könnte. Bey allen dieſen meinen Antworten müſſen Sie daran denken, daß ich es mit dem Miniſter von *** zu thun hatte, deſſen Gewogenheit mir in jeder Verfaſſung von Gewicht ſeyn würde. — Ich will Ihnen nicht erſt ſagen, was mir Klöber antwortete. Er war außerordentlich gütig in der Beurtheilung meiner Fähigkeit zu einem ſolchen Poſten, — er erzählte mir ſeine eigen Beyſpiel, — endlich verſprach er, noch ein Mahl an den Miniſter zu ſchreiben, und das, was ich wünſche, ihm vorzutragen. —

Wenn Sie dieſen v. Klöber kennten, ſo würden Sie einen rechtſchaffenen Mann, einen Mann von Grundſätzen, von Geſchmack und von einer großen Beleſenheit an ihm finden. Er iſt ſehr lange gereiſet. Er ſpricht alle drey moderne Sprachen gut. Er kennt die Literatur von jeder; aber für die Engländer iſt er enthuſiaſtiſch. Sie ſollten ihn von Shakeſpeare reden hören!

Aber was machen Sie denn, beſte Freundin? warum laſſen Sie mir denn nichts von dieſen Ihren Geſchäften, von Ihren häuslichen Unruhen, von Ihren Bekümmerniſſen, von Ihrem Vergnügen wiſſen? Warum wollen Sie mir denn ſo ganz fremd werden? — Warum mit mir eine ſo allgemeine Sprache, die dem Kompliment ſo ähnlich ſieht? Sie ſagen mir wohl, daß Sie mir noch gut ſeyn, — aber bald möchte ich daran zweifeln, da Sie mich ſo wenig Ihres Vertrauens würdigen. — Wie wohl, ich bin heute ohne dieß unruhig. Vielleicht gibt mein Geſicht den Gegenſtänden die finſtre Farbe, in der ſie mir erſcheinen. Ich habe endlich eine lange, verdrießliche Arbeit geendigt. Ich ſchicke heute ein ganzes Packt an Herrn Weiſen. Von Gelehrten habe ich Briefe, die mich ermahnen, hier zu bleiben. — Haben Sie nichts von Tralles geſehen? — Leben Sie wohl u. ſ. w.

Zwanzigſter Brief.

Recht! liebe Freundin, von den Eindrücken am Morgen hängt das Vergnügen oder der Verdruß des ganzen Tages ab. Ich folge Ihren Regeln und ahme Ihrem Beyſpiele nach, — und der erſte meiner Gedanken iſt heute für Sie. Warum kann ich doch den Gang dieſes Briefes nicht beſchleunigen, oder warum habe ich Ihnen nicht eher geſchrieben, um Ihnen geſchwind genug zu ſagen, wie richtig Sie gemuthmaßt haben. Ja, ja, tauſend Mahl hat es mich gereuet, daß ich dieſen Brief geſchrieben hatte. Nicht als wenn es nicht einerley Empfindungen der Freundſchaft wären, die mir ihn damahls eingaben, und die jetzt machen, daß es mich reut. Aber dieſe Empfindungen hatten ſich den Tag ſo wunderlich mit einer Menge verdrießlichen Vorſtellungen vermiſcht, daß Sie ſelbſt dieſe Geſtalt annahmen, und unter einer ſo fremden Mine beynahe unkenntlich wurden. — Ich haſſe argwöhniſche Freunde; ihre Zärtlichkeit beſteht bloß in dem Bedruſſe, den ſie leiden oder den ſie verurſachen. Aber dem ungeachtet — eine gewiſſe Art von Beſorgniß begleitet die Zärtlichkeit, und es kann Gelegenheiten geben, wo ſie wirklich in Argwohn ausbricht. — So fürchtet Niemand die Verachtung mehr, als der die Hochachtung wünſcht, und der beſtändige Verdacht, gering geſchätzt zu werden, iſt ein ſicheres Zeichen des Stolzes.

„Ja, dachte ich, ſie iſt wohl noch meine Freundin, aber nicht mehr ſo zärtlich, ſo feurig, als ehemahls; ſie nimmt nicht mehr an meinen Angelegenheiten Theil; ſie läßt mich nichts mehr von den ihrigen wiſſen. — Wer weiß, ſind nicht dieſe gütigen Geſinnungen, von denen ſie mich verſicherte, ein bloßer zurückgebliebener Schimmer von dem Feuer ehemahliger Empfindungen? Und warum, thörichter Menſch, warum ſollte ſie dich auch mit dem hohen Grade von Freundſchaft lieben? Welche Verdienſte haſt du um ſie, was für Dienſte haſt du ihr geleiſtet, was für Beweiſe von deiner Freundſchaft ihr gegeben? Nein, nein! ſie kann nicht ohne Urſache lieben; die Natur will, daß die Empfindungen, die auf einer bloßen Verblendung beruhten, mit ihr zugleich aufhören. Die Einbildung ſchmückt zuweilen einen Gegenſtand weit über ſeinen Werth aus, und leiht ihm alle die ſchönen glänzenden Farben, durch die er uns gefällt; — aber dieſer Schmuck fällt ab, die Farben verlöſchen, und der Verſtand kommt zuletzt und zerſtört die ganze Bezauberung. Ja! Abweſenheit und neue Eindrücke haben ihre Wirkung gethan, — und vielleicht, was ich, was ſie ſelbſt noch für Zärtlichkeit hält, iſt nichts als die Erinnerung, daß ſie ehemahls zärtlich gegen mich geweſen iſt.“

„Stellen Sie ſich nun meine Seele vor, die durch finſtre Irrgänge von melancholiſchen Betrachtungen bis auf dieſen Punct gekommen war, und dann bewundern Sie die Gelaſſenheit, mit der ich meinen letzten Brief ſchrieb. — Die Seele bleibt nicht lange in einem Zuſtande des Mißvergnügens, denn ſie ſich ſelbſt verurſacht hat. Die Einbildungskraft nimmt bald wieder einen andern Weg; die Vernunft kehrt ſich die leichtere Seite des Gegenſtandes zu, — und dann wundert man ſich über die feſte Gewißheit, mit der man vor wenig Augenblicken Sachen glaubte, die man jetzt für unmöglich hält.

„Nein, — ſo fing meine Seele an, ſich wieder zu erheben — nein, die Freundſchaft kann in einer edlen Seele niemahls ohne Grund entſtehen; — und wenn ſie einmahl die Vernunft gebilligt hat — kann ſie alsdann in derſelben erlöſchen? Dieſe falſche Demuth, mit der du dich ſelbſt erniedrigſt, würde das Urtheil und die Wahl deiner Freundin verunehren. Ja, du haſt Verdienſte um ſie: die Begierde, ihr alle mögliche Dienſte zu leiſten; ein Herz, welches ſich fähig fühlt, um ihretwillen große Schwierigkeiten zu überwinden: ein Gefühl welches mit dem ihrigen übereinſtimmend und darauf gerichtet iſt, ſie, und wenn es möglich iſt, mit ihr gemeinſchaftlich alle Menſchen glücklich zu machen; — dieß ſind die einzigen Verdienſte, die die Freundſchaft verlangt, mit denen ſie ſich beruhigt. — Und nun, dieſes feſtgeſetzt, warum ſollte dich ein Brief beunruhigen, der an ſich voll von Gütigkeit, — nur deßwegen dir nicht genug thut, weil er deinen Erwartungen nicht entſpricht. Du erwarteſt von ihr Rath, Beyfall, Ermunterung; du erhielteſt dafür nur Verſicherungen ihrer Freundſchaft und ihres Wunſches, dich wieder zu ſehen. Würden dieſe dich nicht in einer jeden andren Gemüthsverfaſſung, nur nicht in der, in welcher du warſt, zufrieden geſtellt haben? — Und du haſt ihr einen Brief ſchreiben können, der, wenn ſie wirklich das wäre, was du argwöhnſt, ſie unwillig machen; und wenn ſie das iſt, was du wünſcheſt, ſie kränken muß." —

Wie hätte ich in dieſem Augenblicke den mit Vergnügen empfangen, der mir dieſen Brief wieder gebracht hätte! — Sehen Sie, ſo bin ich geſtraft worden, noch ehe Sie es wünſchen konnten, daß ich geſtraft würde. — Aber da ich nicht das Ganze rechtfertigen kann, ſo muß ich wenigſtens einen Theil entſchuldigen, — wenigſtens den Theil, wo ich wünſchte, mehr von Ihren Umſtänden zu wiſſen. — In der That iſt das, was ich dabey dachte, was ich mir noch jetzo dabey denke, nur dunkel, und es wird mir ſchwer, es auszudrücken, — aber doch empfinde ich, daß es etwas Wirkliches iſt. — Sehen Sie, mitten unter dieſem angenehmen Kreis von Vergnügen und Beſchäftigungen, die Ihre unſchuldigen Tage ausfüllen, ſtehlen ſich nicht oft kleine Gelegenheiten und Urſachen zur Bekümmerniß, zur Sorge, zur Betrübniß, zur Freude, zur Hoffnung ein? Kleine vorübergehende Wolken, die unſern Himmel auf eine kurze Zeit verfinſtern; unvorhergeſehene kleine Stürme, die uns von dem ordentlichen Laufe unſers Lebens auf einige Augenblicke verſchlagen; — dann wieder auf einmahl ein lächelndes, ſchönes Ufer, eine unerwartete Ausſicht, die die Krümmung des Stroms, auf dem wir fuhren, uns verborgen gehalten hatte. — So ſehe ich Sie vielleicht den einen Tag, bey einer kleinen Bläſſe, die Sie auf dem Geſichte Ihrer Wilhelmine bemerken, oder bey einer kleinen Verminderung ihrer gewöhnlichen Munterkeit, — in eine ganze Reihe von ſorgſamen und traurigen Betrachtungen gerathen, die ſelbſt die Vergnügungen dieſes Tages mit einem gewiſſen Nebel überziehn; und dann ſchweben dunkle Bilder, wie die eines ſchwermüthigen Traums, auf dem Grunde der Seele. Den andern empfing Sie vielleicht Ihre liebe Tochter mit einem freudigen Lächeln, vielleicht erwiederte ſie auf eine mehr als gewöhnliche Art Ihre mütterliche Zärtlichkeit, und zeigte Ihnen von fern die Belohnungen Ihrer Sorgfalt, in den ſüßen Ergießungen einer kindlichen

Dankbarkeit; vielleicht blickten durch ihre Bewegungen oder durch ihre noch unartikulirte Sprache die erſten Strahlen der aufgehenden Vernunft; — und dieſer Eindruck ſtimmte die Seele für dieſen Tag zu lauter angenehmen Bewegungen; — dann wieder eine zärtlichere Liebkoſung von Ihrem Gemahl; ein unerwartetes Merkmahl von der Hochachtung eines Freundes; — eine auffallende und mit Ihren Ideen recht übereinſtimmende Betrachtung eines Ihrer Schriftſteller; eine glücklich ausgeführte Arbeit, — ein vollbrachtes Werk des Wohlthuns und der Menſchenliebe: — auf der andern Seite eine kaltſinnigere oder eine zerſtreutere Miene auf dem Geſichte Ihres Mannes; eine kleine Uneinigkeit in Ihren Meinungen; ſelbſt das Mißvergnügen über eine Handlung, die man wünſchte ändern zu können, weil ſie unſern Abſichten und unſerm Plane nicht vollkommen gemäß geweſen iſt; — alles das iſt es, was ich oft von Ihnen zu wiſſen wünſchte, — und wobey ſich mein ganzes Herz bewegen würde, wenn ich es von Ihnen hörte. — O Freundſchaft, wenn deine geheiligten Bande zwey tugendhafte Seelen ſo mit einander verbinden, daß alle Empfindungen und Gedanken der einen in die andre übergehen, — dann verdoppeln ſich ihre Kräfte, Gutes zu thun; ihre tugendhaften Regungen werden zu Entſchlüſſen; ihre Fehler werden ihre Lehrer; und jede fliegt mit der zuſammengeſetzten Kraft und Geſchwindigkeit von beyden ihrem großen Ziele zu. Mein Herz iſt zu voll. Ich kann nicht mehr ſchreiben. —

Ich habe Zeit gehabt, mich von meinem Enthuſiasmus wieder zu erhohlen. Die älteſte Tochter des D. Tralles iſt den Augenblick bey uns geweſen, und hat einen Brief von ihm aus Leipzig gebracht. Er hat bey D... gewohnt. Profeſſor Gellert hat ihn mit einer ungemeinen Freundſchaft aufgenommen; er hat ihm ſelbſt wieder in dem D...ſchen Hauſe die Gegenviſite gemacht. D. Ludwig hat ſeinen alten Freund erkannt, — und alle haben ſich um die Wette beſtrebt, ihm ſeinen kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Er iſt mit Leipzig und ſeinen Einwohnern ſo wohl zufrieden, daß er ihnen beynahe auf unſere Unkoſten Lobſprüche macht, und ſie ehrt, indem er ſeine Breßlauiſchen Freunde herunter ſetzt. Mir iſt bey dieſer Begebenheit vorzüglich lieb, daß er mit der Aufnahme Gellerts vergnügt geweſen iſt. Ich habe dadurch ein kleines Verdienſt um Tralles, und einen Beweis von der Gewogenheit Gellerts.

Aber daß ich von Klöber noch keine Antwort habe, daß ich noch immer in derſelben Ungewißheit bin, in der ich meinen letzten Brief ſchrieb; daß ich geſtern, da nach Klöbers Vermuthung die entſcheidende Antwort vom Miniſter (der auf ſeinen Gütern iſt) kommen ſollte, gar nichts, weder von ihm noch dem Miniſter, gehört habe: alles das iſt mir höchſt verdrießlich, und bringt meine Seele in eine gewiſſe ungeduldige Bewegung, die ſie zu wenig Sachen geſchickt läßt. — Ich erhalte aber vielleicht noch dieſe Woche die Antwort — und dann will ich nicht zur Strafe — ſondern zum Erſatz der unruhigen Stunden, die mich Ihr und mein neulicher Brief gekoſtet hat, Ihnen auf den Sonnabend ſchreiben. Alsdann ſollen Sie zugleich etwas von meiner jetzigen Lectüre hören. Denken Sie nur, ich leſe die Fairy Queen von Spencer, einem Dichter, ohne den Milton vielleicht nicht geweſen ſeyn würde. — Ich habe nicht geglaubt, ihn in Breßlau zu bekommen; aber es ſind einige ſehr vollſtändige Engliſche Bibliotheken hier. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Ein und zwanzigſter Brief.

Den 4. October.

So wenig ſteht es oft in unſrer Gewalt, unſre Wünſche, oder auch unſre Verſprechen zu erfüllen! Dieſes kurzſichtige Ding, die Seele, macht immer Entwürfe, ohne die Hinderniſſe eher zu bemerken, bis ſie von ihnen geſtört wird; dann ſpringt ſie plötzlich auf, ſieht um ſich herum nach Hülfsmitteln, findet keine, und überläßt ſich endlich einem trägen und unthätigen Mißvergnügen. Ungefähr dieß iſt die Geſchichte des Briefes, den ich an Sie ſchreiben wollte, und den ich nicht geſchrieben habe.

Danken Sie es meiner Beſcheidenheit, daß ich Ihnen die Erzählung aller der kleinen Störungen und Geſchäfte erſpare, die jede für ſich nichtswürdig, doch zuſammen genommen, zum Herrn meiner ganzen Zeit wurden. Ich werde mich nun hüthen, Ihnen ſo bald wieder einen Brief außer den gewöhnlichen zu verſprechen. Denn nichts iſt verdrießlicher, als eine erregte Erwartung nicht befriedigen. Aber ich werde deſto aufmerkſamer ſeyn, die Augenblicke ausfindig zu machen, wo ich, ohne mich vorher angemeldet zu haben, bey meiner Freundin einen unerwarteten Beſuch machen kann.

Nun kommt Ihr Brief. — O Sie haben alſo auf den meinigen gewartet! Jetzt komme ich mir nicht bloß unglücklich, ſondern ſtrafbar vor. Ich weiß, wie mir es ſeyn würde, hätten Sie mir ein ähnliches Verſprechen gethan, ohne es zu halten. Laſſen Sie mich geſchwind von dieſer unangenehmen Erinnerung wegeilen. Der Himmel wird ſchon heiter, der Weg gut und die Luft kalt, um Pferd und Poſtillion hurtig zu machen, und meinen Brief ſo geſchwind als möglich zu Ihnen zu bringen.

Außerdem muß ich Ihnen ſagen, daß ich jetzo nicht bloß ruhiger, ſondern auch vergnügter bin, als ſeit einigen Wochen. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von Klöber. Die Sache mag wohl ungefähr ſo ſeyn, wie ich vermuthete. Unterdeſſen weiß Klöber ſo wenig davon, als ich. So viel hat er nur durch die dritte Hand gehört, daß in dem Plane des jungen Herrn Veränderungen gemacht wären, daß er nach Frankfurt an der Oder gehen ſollte, wo ihn ſchon ſein Gouverneur erwartete. Dieſer Brief beſtätigt mein Urtheil über das Herz des Herrn von Klöber, denn ihn Anſehung ſeines Verſtandes iſt es ohnedieß ſchon ausgemacht. Mich dünkt, dieſer Mann iſt zu einer wahren Freundſchaft gemacht. Er iſt mit den Großen umgegangen, ohne ihre Denkungsart anzunehmen, und ehrt die Rechte der Menſchlichkeit mehr, als alle die Unterſchreibungen, die der Stolz oder die Sklaverey eingeführt haben. Er liebt die Engländer, und ſein Charakter nähert ſich wirklich dem ihrigen. Ich bin zu frieden, daß ich jetzo einen würdigen Mann mehr kenne, und ſeine Freundſchaft iſt für mich eine größere Acquiſition, als eines Miniſters Gnade. —

Das iſt alſo die Urſache meiner Zufriedenheit. Aber das iſt doch noch nicht Vergnügen. — So wiſſen Sie denn alſo, daß der Himmel will, Sie ſollen in die meiſten meiner Vergnügen einen gewiſſen ſtillen aber wirkſamen Einfluß haben. Eine gewiſſe Beziehung auf Sie macht eine Sache angenehm, die mir ſonſt gleichgiltig wäre, und vermehrt den Werth einer andern. —

Vor zwey Tagen tritt Herr von Griſchanowsky, ein ruſſiſcher Kavalier, der, mit einem griechiſchen Popen zum Hofmeiſter, in Leipzig ſtudirte, in mein Zimmer. Sie müſſen ihn ohne Zweifel wenigſtens vom Fenſter aus gekannt haben. Ich bin zuweilen mit ihm in Geſellſchaft geweſen; und da mir Ebert ſeine Lernbegierde und ſeinen Fleiß rühmte, und an ihm ſelbſt mir ſeine natürliche Offenherzigkeit gefiel, ſo war mir ſein Umgang nicht ganz unangenehm, ob gleich zu einem guten Geſellſchafter ſein Kopf noch zu leer und ſeine Zunge zu ungebildet iſt. — Dieſen ruft nun ſein Vater Gouverneur der ruſſiſchen Ukräne, zurück. Er reiſt hier durch, und wird ſich acht Tage hier aufhalten. Ein Bekannter alſo, der vor wenig Tagen erſt aus Leipzig kommt, der mit Ihnen auf derſelben Straße gewohnt hat, der Sie vielleicht geſehen hat, ohne Sie zu kennen; der außerdem ein Schüler und ein Freund meines guten Eberts iſt; ein ſolcher Menſch, wenn er nur halb ſo gut wäre, wie der Herr von Griſchanowsky, muß mir ohne Zweifel ſehr willkommen ſeyn. Er brachte mir außerdem noch einen Brief von Ebert, worin dieſer mich bittet, ſeinem Freunde den Aufenthalt hier, ſo viel ich könnte, angenehm zu machen. Ich habe nun nach meiner Art Anſtalten dazu gemacht. Heute Nachmittag kommt er zu mir, und da er die Flöte recht hübſch ſpielt, ſo werden wir zuſammen ein kleines Duett machen. Nach drey Uhr führe ich ihn auf die beſte unſrer Bibliotheken, und morgen zu Mittag iſt meine Mutter auf mein Verlangen ſo gütig geweſen, und hat eine kleine Geſellſchaft zum Eſſen gebethen, die ſich ungefähr zur Geſellſchaft des jungen Herrn und ſeines Hofmeiſters ſchicken wird. Zum Glück iſt unter meinen Verwandten ein Mann, der ehemahls in ruſſiſchen Dienſten als Officier geſtanden hat, der bis zu den äußerſten Grenzen des ruſſiſchen Reichs gegen China, den Nordpol und die Türkey gekommen iſt, der ſelbſt Ruſſiſch ſpricht, und eine große Kenntniß von dieſem Reiche und ſeinen Einwohnern, und alſo natürlicher Weiſe (weil wir doch das, was wir uns die Mühe gegeben haben, zu unterſuchen, auch unfehlbar lieben) auch viel Neigung für ſie hat. Er iſt jetzo Bau-Direktor von unſrer Stadt, ein Mann von einer vollkommenen Kenntniß ſeiner Wiſſenſchaft, von einer ſehr guten Einſicht in die Mathematik, und von einer ausgebreiteten Erfahrung. Dieſen werde ich zur Geſellſchaft des jungen Herrn beſtimmen.

Für den Popen iſt ein hieſiger Geiſtlicher, Herr ***, der ein recht guter Geſellſchafter ſeyn würde, wenn er ſeinen Kanzelton ablegen könnte. Wenigſtens hat er doch Neubegierde genug, ſich von einem Fremden recht viel erzählen zu laſſen; — und das iſt immer ſchon ein großes Verdienſt. — Den Nachmittag wollen wir alsdann, wenn das Wetter günſtig iſt, in einem Garten zubringen, und dann des Abends wieder ein kleines Koncert machen.

Kleinigkeiten von der Art würde ich ſonſt an keinen andern Menſchen ſchreiben. Aber weil wir doch in ſo viel Stücken ähnlich denken, ſo werden wir vielleicht auch noch darin übereinſtimmen, daß dieſe kleinen Umſtände uns am meiſten in den Stand ſetzen, bey unſerm Freunde gegenwärtig zu ſeyn; und das iſt immer für ein Herz, wie das unſrige, wichtig.

Noch iſt ein andrer von meinen Bekannten aus Leipzig, und noch dazu mein Landsmann, obgleich aus dem entfernteſten Winkel von Schleſien, Herr von P****, angekommen. Er hat nach mir gefragt, und mich noch nicht gefunden. Auch ich muß ihn ſprechen, um alle Gelegenheit zu nutzen, mich an die vergangene Zeit zu erinnern. Dieſe Beſuche nehmen mir einen großen Theil meiner Zeit weg, ob ich gleich außerdem nicht ſo viel davon übrig habe. Von zehn bis zwölf habe ich meine Vorleſungen mit dem Herrn v. K*** angefangen. Eine Stunde iſt für die Philoſophie, die zweyte für die Römer und Griechen. Ich werde Ihnen künftig einmahl meinen Plan ſchreiben, nach dem ich das Studium der Philoſophie einrichten würde, wenn ich ganz Herr von der Einrichtung der Erziehung eines jungen Menſchen wäre. —

Jetzo muß ich auf Ihren Brief kommen. Daß Weiſe an mich gedacht und von mir vortheilhaft geſprochen hat, iſt mir lieb. Aber daß er nicht ſchreibt, iſt mir unbegreiflich. Ich habe ihm vor ungefähr 5 Wochen einige Beyträge, die er ſelbſt in vielen Briefen ſo gütig war, von mir zu verlangen, geſchickt. Ich habe ihm nach der Zeit noch ein Mahl geſchrieben, nachdem ich ſeine Lieder durchgeleſen hatte. Auch dieſer Brief iſt ſchon wieder vierzehn Tage fort, und noch auf keinen eine Antwort. In dieſer Ungewißheit hat mich Ihre kurze Nachricht wirklich getröſtet; beſonders da unſer Reiz, den ich bath, noch an dem Tage zu Weiſen zu gehn, und mir von ihm Nachricht zu geben, Hinderniſſe muß gefunden haben, meine Bitte zu erfüllen. Sagen Sie es doch unſerm Freunde im Vertrauen, daß der Entwurf unſrer Geſchäfte nicht richtig gemacht iſt, wenn gar keine Lücken für unſre Freunde darin ſind.

Sie nur, meine geliebte Freundin, Sie allein erſetzen mir den Verluſt, den mir die Arbeitſamkeit oder die Zerſtreuung meiner übrigen Freunde verurſacht. Dank ſey es der Liebe, die durch Ihre heftigen Erſchütterungen Ihrer Seele zuerſt die Weiche, die Empfindlichkeit und die ſchnelle Beweglichkeit gegeben hat, die ſie jetzt ſo ſehr zur Freundſchaft fähig macht.

Sie wollen, ich ſoll über die Liebe philoſophiren. Ich wüßte nicht leicht einen Gegenſtand der reicher und zugleich einnehmender wäre. Aber heute ſollen Sie anſtatt meiner Philoſophie nur

Einen Vers aus dem älteſten engliſchen Dichter dem Spencer, bekommen, der es werth iſt, daß Sie ihn kennen lernen. Sein Werk iſt eine Arioſtiſche Epopee; noch unordentlicher, wenn es ſeyn kann. Aber einzelne Stellen ſind ausnehmend ſchön. Sein Werk beſteht aus ſieben Büchern, wovon jedes eine gewiſſe Tugend unter einer Reihe von allegoriſchen Rittergeſchichten vorſtellt. So fängt er das dritte Buch an, welches die Keuſchheit zum Gegenſtand hat:

Most sacred fire, that burnest mightily
In living breasts, ykindled first above,
Amongst th' eternal spheres, and lamping sky,
And thence pour'd into men, which men call Love;
Not that same, which doth base affections move
In brutish minds, and filthy lust inflame;
But that sweet fit, that doth true beauty love,
And chooseth vertue for his dearest dame,
Whence spring all noble deeds, and neverdying fame.

II.

Well did antiquity a God thee deem,
That over mortal minds hast so great might,
To order them, as best to thee doth seem,
And all their actions to direct aright etc.

Von dieſem Gedichte, von der Philoſophie der Liebe und von meiner jetzigen Lektüre werden meine nächſten Briefe handeln, wofern Sie mit dieſen Materien zufrieden ſind. Leſſings Dramaturgie werden Sie ohne Zweifel ſchon geleſen haben. Außerdem müßten Sie nicht einen Augenblick anſtehen; nur müßten Sie ſuchen, die Stücke, die er beurtheilt, kurz zuvor durchzuleſen u. ſ. w.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Breßlau den 14. October.

Wie haben Sie es über Ihr freundſchaftliches Herz bringen können, mich heute ohne Briefe zu laſſen, da Sie es empfinden mußten, daß ich eines neuen Zeugniſſes Ihrer Freundſchaft jetzo am meiſten bedürfte? Aber es iſt nun einmahl beſchloſſen, daß ich dieſe Woche in nichts ruhig werden ſoll. Weiter wäre nichts nöthig, um mich auf dieſe ganze Woche unglücklich zu machen, als daß ſich in dem Innerſten meiner Seele ein kleiner Argwohn erhübe, und mich überredete, Sie wären unwillig, oder welches mir noch weit unerträglicher wäre, gleichgiltig. — Denn daß Sie oder einer von Ihren lieben Theuern krank ſeyn ſollten, daran kann ich gar nicht einmahl denken. — Aber fürchten Sie nichts. Ich arbeite aus allen Kräften, alle Art von Argwohn bey mir zu zerſtören, oder ihm zuvor zu kommen. Außerdem, daß er unſern Freund beleidigt, und uns kränkt, iſt er noch eine gewiſſe Folge eines ſchwachen Geiſtes. Ich ſetze nähmlich zum Voraus (und ich bilde mir ein, daß das nichts iſt, als was ausgemacht iſt), daß es Stärke des Geiſtes ſey, eine einmahl durch Gründe erlangte Uiberzeugung, auch ohne immer neue und wiederhohlte Beweiſe, in ihrer erſten Zuverläſſigkeit zu erhalten, und ſie gegen die Angriffe, die die bloße Einbildungskraft auf ſie thut, in Sicherheit zu ſtellen. So ſehe ich manche Leute an der Religion oder an der fortdauernden Exiſtenz unſerer Seele zweifeln, nicht weil ſie die Gründe niemahls erkannt, oder falſch gefunden hätten, ſondern weil ſie zu ſchwach ſind, vergangene Betrachtungen ſich wieder gegenwärtig zu machen, und weil das Bild von einer gewiſſen Möglichkeit, daß die Sache anders ſeyn könnte, über ehemahls gemachte Schlüſſe die Oberhand hat. — Wie ? — werde ich alſo zu mir ſelbſt ſagen, wenn der Anfall von Argwohn heftig und gefährlich iſt — ſollte mich dieſer Brief erſt lehren, daß ſie meine Freundin iſt? Oder wenn dieſes auch ohne ihn ſchon ausgemacht war, kann mir alsdenn ſein Ausbleiben mehr rauben, als ich durch ſeinen Empfang würde bekommen haben? Ich würde wiſſen, was ſie macht, wie ſie meinen Brief aufgenommen, ob ſie mir vergeben hat. Das iſt es alſo, was ich nicht weiß; und ob es gleich immer unangenehm iſt, ſich ſolche Fragen nicht eher als in vier Tagen beantworten zu können, ſo iſt es doch immer nur ein kleiner Aufſchub. — Und endlich, konnte nicht mein feindlicher Dämon ihr eben ſolche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, als ich ſelbſt hatte, da ich am Sonnabend ſchreiben wollte? Würde ich wünſchen, daß ſie das Ausbleiben meines verſprochenen Briefes einer andern Urſache als der Unmöglichkeit zuſchriebe, ihn zu ſchreiben? — Ich will Ihnen dieſe Hinderniſſe erzählen, zuerſt um mich zu zerſtreuen, und mich alſo gegen einen Feind zu ſichern, der aller meiner Entſchließungen ungeachtet mich leicht überfallen könnte, wenn ich unverwandt den erſten Gegenſtand anſähe? und zum andern, weil ſie beynahe den wichtigſten Theil meiner Geſchichte auf dieſe Woche ausmachen.

Eben da ich im Begriff war, mich zum Schreiben zu ſetzen, kommt der Bediente vom Herrn von Klöber, und bittet mich, in einer halben Stunde zu ihm zu kommen. Es war Vormittags nach zehn. Ich ziehe mich in aller Geſchwindigkeit an, und gehe. — Hören Sie, ſagte er, indem er mich empfing, der Miniſter iſt geſtern Abends unvermuthet angekommen, und ich ſoll Sie jetzo den Augenblick zu ihm führen. — Dieſe Nachricht war mir nicht ganz unerwartet; denn da der Miniſter nicht antwortete, ſo wuſte ich dieſes keiner andern Urſache zuzuſchreiben, als daß er ſelbſt bald von ſeinen Gütern, wo er ſich aufhielt, herein kommen wollte. Beynahe aber wäre es mir lieber geweſen, ihn zuerſt durch Briefe bekannt zu werden, weil ich weiß, daß eine natürliche Furchtſamkeit, über die ich nicht Herr bin, mir bey dem erſten Beſuche ſelbſt von Leuten, deren Stand weit unter dem eines Miniſters von Schleſien iſt, nicht die völlige Gegenwart des Geiſtes läßt, ohne die man ſich niemahls von einer vortheilhaften Seite zeigen kann. Uiberdieß iſt der Anblick von Hoheit für ein etwas edles Gemüth immer zu demüthigend, als daß man mit der ganzen Freyheit und Freudigkeit des Geiſtes handeln könnte, die allein unſern Reden und Handlungen Anmuth geben kann. Wir gingen alſo hin. Die Abweſenheit des Miniſters hatte die Geſchäfte gehäuft; wir waren nicht die einzigen, die auf einen Augenblick warteten, wo ſie ihn ſprechen könnten. Endlich kam der Miniſter aus ſeinem Cabinet, und ging auf uns zu. Herr von Klöber ſtellte mich ihm vor. Der Miniſter that an mich nichts als die gewöhnlichen Fragen, wer meine Aeltern und meine Verwandten wären, wo ich ſtudirt hätte, wie lange ich hier wäre; lauter Fragen, die in jedem andern Munde wenig in Verlegenheit ſetzen würden, und die doch in dem Munde eines Miniſters auf gewiſſe Weiſe niederſchlagend ſeyn können. Ich beantwortete ſie ſo kurz, als ich konnte; aber das hätte ich nicht geglaubt, daß dieß alles ſeyn würde; ich hielt ſie nur für eine Einleitung zu einem Geſpräche, das, wie ich hoffte, der Hauptſache näher kommen, für den Miniſter wichtiger und mir angenehmer ſeyn würde. Aber in dieſem Augenblicke kehrte er ſich zu dem Bedienten, der im Zimmer ſtand. „Iſt der Doktor noch bey meiner Frau?“ — Ja, Ihre Excellenz! — „Nun, ſo muß ich wohl noch einen Augenblick zu ihr gehen; kommen Sie nur zu Tiſche. Sie auch, Herr v. Klöber.“ — Und damit war er fort. —

Wir kamen alſo gegen die in dieſem Hauſe gewöhnliche Tiſchzeit, gegen zwey Uhr wieder. Die ganze Geſellſchaft, die auf dieſen Tag eingeladen war, verſammelte ſich nach und nach im Vorzimmer. Ich lernte bey dieſer Gelegenheit den Graf Dönhof, einen Kriegsrath, den Geheimden rath Meinike und noch eine ganze Menge andrer kennen, die größtentheils Männer von vielem Verſtande ſind. Der Miniſter erſchien nicht eher als um halb drey Uhr. So lange hatten ihn ſeine Geſchäfte aufgehalten. — In dieſem Augenblicke ſetzten wir uns auch zu Tiſche. Die Gemahlin des Miniſters und ſeine noch unverheirathete Tochter waren die einzigen Damen an der Tafel. Die Damen ſprachen bloß franzöſiſch. Uiberhaupt waren die Geſpräche gleichgiltig. Der Miniſter beſtimmte ſelbſt ihren Gegenſtand, und da ſie größtentheils Begebenheiten betrafen, die ich nicht wußte, ſo war es ganz natürlich, daß ich dabey ſtumm war.

Die Tafel dauerte bis 5 Uhr; und ſo wie der Miniſter aufſtand, ſo ging er auch ohne einen Augenblick zu warten, in ſein Cabinet zurück, wo ihn ſchon wieder eine ganze Menge Leute und Geſchäfte erwarteten. Wir unterhielten uns noch eine kleine Weile in dem Tafelzimmer. Herr von Klöber ſagte endlich, da er ſahe, daß die Hoffnung, dieſen Nachmittag bey Sr. Excellenz vorzukommen, vergeblich wäre, daß wir uns beurlauben wollten, und daß er den Bedienten aufgetragen hätte, ihn zu rufen, ſobald der Miniſter nach ihm fragen würde. Von dieſem Augenblicke an weiß ich wieder nichts, und die ganze Sache iſt noch nicht einen Schritt weiter. Ich wünſchte ſie nur entſchieden, nur auf irgend eine Art entſchieden zu ſehen; denn die Ungewißheit iſt unter allen das Schlimmſte u. ſ. w.

Drey und zwanzigſter Brief.

Den 28. October.

Allemahl, wenn ich mich niederſetze, an Sie zu ſchreiben, iſt mein Kopf von Gegenſtänden, die alle geſchrieben ſeyn wollen, ſo voll, daß ich über der Wahl endlich den größten Theil davon vergeſſe, oder mein Brief und die Zeit ſchon zu Ende iſt, wenn ich noch kaum über den erſten Punct heraus bin. Indem ich alsdann den Brief ſchließe, und es empfinde, wie wenig ich Ihnen geſagt habe, und wie viel ich Ihnen noch zu ſagen hätte; ſo ärgere ich mich über den elenden Erſatz, den ein kurzer kaum angefangener Brief für den Umgang mit einer ſolchen Freundin, wie Sie ſind, thun ſoll. Ich thue mit dem Kinde in Weiſens Liede den Wunſch:

O wenn ich doch ein Vogel wäre,
So ſchnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin

Im Augenblicke ſtreicht!
Dann flög' ich über Land und See,
Durchreiſte jeden Ort, ꝛc.

Wär' bald — wo denn? Gewiß nirgends, oder doch nirgends öfter, als bey Ihnen. Was für einen kleinen freundſchaftlichen Schrecken würde ich Ihnen nicht abjagen, wenn ich, ehe Sie es verſähen, den gegenüberſtehenden Stuhl an Ihrem Fenſter einnähme, indem Sie an dem andern ſitzen. Ich ſehe ſchon zum Voraus, ich würde kein Wort vorbringen können, ich würde ſtammeln, und wenn ich meine Stimme wieder hätte, ſo würden es nur gebrochne Laute ſeyn, die ich vorbrächte. —

Weg, angenehme Schwärmerey, die geſchwind genug meine Einbildungskraft ganz anfüllen, und dann aus meinem Briefe alle wichtigere Gegenſtände verdrängen könnte! — Nun habe ich mir in meinem Kopfe gewiſſe Puncte geordnet, unter welche dieſer Brief gebracht werden ſoll. Aber ich ſage ſie Ihnen nicht zuvor, bis ich erſt ſehe, wie viel ich davon zu Stande bringe. Sag ich jetzo nur wenig, ſo können Sie immer glauben, ich habe nicht mehr ſchreiben wollen, da Sie ſonſt hätten denken müſſen, ich hätte nicht mehr ſchreiben können. Alſo zur Sache:

Zuerſt fragen Sie mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob ich Ihre Briefe aufhebe? Die Frage würde faſt eine kleine Beleidigung ſeyn, wenn ich nicht, die Wahrheit zu ſagen, ähnliche Beleidigungen auf meiner Rechnung hätte. Meine Mutter iſt die Depoſitaria davon, ſo wie von Ihren Porträts. — Alſo wollen Sie dieſe wirklich wieder haben? Ich bin in der That ſo unverſchämt geweſen, ſie für ein halbes Geſchenk anzuſehen. Unterdeſſen, wenn Sie über das Porträt Ihres Gemahls Herr ſind, ſo ſind Sie es doch nicht über das Ihrige. Ich werde Ihnen das erſte zurück ſchicken, wenn Sie es ſo befehlen, aber ich werde dadurch mein Recht auf das andere nur verſtärkt glauben. Meine Mutter, die Sie wahrhaft liebt, würde an dem Schmerz Theil nehmen, den es mich koſten würde, dieſes kleine Stück von Ihnen ſelbſt aus den Händen zu geben. Indeſſen, wenn Sie darauf auch beſtänden; ſo muß ich Ihnen nur ſagen, daß die Gelegenheiten, ſolche Sachen zu ſchicken, nicht ſo häufig ſind; und ich habe immer in meiner Macht, zu ſagen, daß ich keine gehabt habe. Sehen Sie eine andere kleine Beleidigung in Ihrem vorletzten Briefe, die ich ungeahndet gelaſſen habe.

Aber nun auf Ihren jetzigen zu kommen, der ſo voll Freundſchaft und gutem Herzen iſt, und der mich würde zu Ihrem Freunde gemacht haben, wenn ich es noch nicht wäre; ſo muß ich nur Ihre zu große Demuth ein Bischen ſchelten. Sage nur deiner Freundin, ſagte meine Mutter, indem ſie Ihren Brief las: Eine Frau, die eine ſo edle Freude an einer guten Handlung haben konnte, als dle iſt, die ſie in ihrem Briefe erzählt, kann vieler andern Vorzüge entbehren. Glauben Sie nur, dieſes Herz, welches Ihnen der Himmel gegeben hat, iſt immer das größte Geſchenk, welches er einen Sterblichen machen kann. Ohne dieſes Herz iſt der Verſtand ein bloßes blendendes Licht ohne Wärme, und die Schönheit eine unbedeutende Form. Aber dieſes Herz kann der Schönheit und ſelbſt höherer Einſichten entbehren, und doch immer noch nicht bloß liebenswürdig ſondern verehrungswerth bleiben. Wenn aber dieſe glückliche Verbindung zwiſchen Empfindung und Einſicht, zwiſchen dem Kopf und dem Herzen vorhanden iſt, die ich in meiner Freundin finde und hochſchätze, wenn der eine der Diener iſt, die gutthätigen Abſichten des anderen auszuführen; dann kann das Glück immer ſeine übrigen Güter zurückhalten; die Natur hat ihm ſchon genug vorgearbeitet, um in jedem Umſtande, in jeder Verfaſſung, ſelbſt unter den Beunruhigungen, die eine Folge dieſer Eigenſchaften ſind, die Perſon ſelbſt glücklich, und andre zu ihren Verehrern und Freunden zu machen.

Um Sie nun in Anſehung meiner in Ruhe zu ſtellen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß, ob ich gleich noch keine Nachricht habe, ich doch die Sache für entſchieden halte, und auch recht zufrieden damit bin, daß ſie entſchieden iſt. — Wenn man bey einer Reiſe in der Nacht lange Zeit ohne ſeinen Weg zu ſehen, fortgegangen iſt, und nicht gewußt hat, ob man nicht vielleicht in fremden und unwegſamen Wüſten herumirret; wenn dann auf einmahl ein aufgehender heller Stern uns zeigt, daß wir, ohne es zu wiſſen, noch immer auf dem rechten Wege ſind, und von einer unſichtbaren Hand geleitet, unvermerkt dem Ziele unſerer Beſtimmung näher kommen: dieſer Freude iſt diejenige gleich, die man fühlt, wenn man mitten unter dem Zuſammenlauf mannigfaltiger und uns oft unangenehmer Begebenheiten einen einzigen fortgehenden Plan erblickt, der mitten unter dieſen verſchlungnen Irrgängen immer fortgeſetzt worden iſt, und durch alle die Hinderniſſe, die uns beunruhigten, nicht aufgehalten werden konnte.

Ich kann Ihnen nicht das ganze Räthſel erklären, wie ich zu dieſer Betrachtung komme. In der That aber glaube ich Urſache zu haben, zufrieden zu ſeyn, wenn ich dem Miniſter mißfallen habe u. ſ. w.

Vier und zwanzigſter Brief.

Den 11. November.

Laſſen Sie uns immer einige unſerer Erwartungen fehlſchlagen, der Himmel verſorgt uns dafür wieder mit Vergnügen, auf die wir weder Anſpruch noch Hoffnung hatten. So war der Brief, den ich geſtern von ihrem lieben Gemahl, ſo die zwey Briefe, die ich zu gleicher Zeit von Herrn Weiſen erhielt. Meiner Mutter und mir waren Ihre Briefe, wenn nicht eben ſo unerwartet, doch gewiß eben ſo erwünſcht. Alle ſo voll Freundſchaft, Liebe, Zärtlichkeit, daß mein Herz in unausſprechlichen Empfindungen überfloß, und wenn der Geiſt Kraft genug hätte, dieſe Einſchränkung des Raums und ſeine enge Wohnung zu durchbrechen, wenn er, ohne ſeinen ſchweren Gefährten, den Körper, mitzunehmen, mit überirdiſcher Leichtigkeit, mit ſeinen Wünſchen in gleicher Geſchwindigkeit ſich bewegen könnte, ſo wäre Ihr Wunſch und der meinige getern erfüllt, ich hätte Sie alle, alle geſehn; auch ihn, meinen guten und zu geſchäftigen Freund, dem ich für den Brief, den er an mich ſchreiben will, gern alle die erlaſſe, die er nicht geſchrieben hat. Ich danke es Ihnen recht ſehr, liebſter Freund (ich rede jetzt mit Ihrem guten Manne), daß Sie für die Erhaltung meiner Freunde — der größten Glückſeligkeit die ich kenne, — oder welches eben ſo viel iſt, für meine Gewißheit, daß ich ſie noch beſitze, ſo viel Mühe und Sorge über ſich nehmen. —

Weiſe iſt in der That einer von meinen ſchätzbarſten Freunden, und, Dank ſey es ſeinem gütigen Herzen, auch von meinen zärtlichſten. Ich habe zwey lange Briefe von ihm bekommen, die beyde vortrefflich ſind, wenn ſie nur nicht gar zu ſchmeichelhaft für mich wären. Meine Mutter, die an meiner ganzen Correſpondenz Theil nimmt, ſorgt immer, meine Freunde werden mich verderben. Und in der That, ich glaube beynah, ihre Furcht iſt nicht ganz ungegründet. — Aber nun verderben oder nicht, ſo werde ich doch nimmermehr zugeben, daß ſelbſt die übertriebenen Lobſprüche von Freunden mit Schmeicheleyen einerley wären. Wenn uns die erſten in einen kleinen Irrthum über unſre Verdienſte führen, ſo ſind ſie zuerſt ſelbſt darin. Ihr Herz hat zuerſt ihrem Verſtande den unſchuldigen, und beynahe ſagte ich, zur Freundſchaft nothwendigen Betrug geſpielt; und hun-

hundertmahl mehr können Sie ſagen, als wahr iſt, aber niemahls ein Wort mehr als Sie denken. Da fängt erſt die Schmeicheley an, wo der Ausdruck größer iſt als die Geſinnung, und unſer Verſtand den Werth des andern richtiger beſtimmt, als unſre Worte. —

Der eine Brief von Weiſen war ſchon längſt vorher geſchrieben, und war mit einem kleinen Geſchenk von Büchern, das er mir beſtimmte, einem hieſigen Buchhändler übergeben worden, der eben erſt geſtern ankommen mußte; der andre kam mit der Poſt, und den habe ich vielleicht zum Theil Ihnen zu danken.

Darf ich Ihnen nun wohl noch erſt ſagen, daß geſtern einer von meinen angenehmſten Tagen geweſen iſt, oder vielmehr Stunden, — denn eine von den größten Sonderheiten, ich weiß nicht ob der menſchlichen Natur oder der meinigen (leider vermiſchen ſich dieſe beyde nur gar zu oft in den Augen des Beobachters; aber genug, ich empfinde ſie, dieſe Sonderheit, und wie ich ſie empfinde ſo will ich ſie Ihnen ausdrücken; vielleicht entdecken wir wieder einen neuen Punct, wo unſre beyden Seelen an einander grenzen); und die ſeltſame Wirkung des Vergnügens iſt gewiß Schwermuth; und demungeachtet iſt es bey mir die gewöhnlichſte, wofern das Vergnügen nur mehr empfindlich als rauſchend iſt. Wenn meine Seele nach der Befriedigung gewiſſer Begierden geſchmachtet hat, und ſich dieſe ihr endlich mit einenmahle anbiethet; ſo weigert ſich die Seele gleichſam einen Augenblick, dieſelbe anzunehmen; ſie entzieht ſich dem Genuſſe eines Vergnügens, das ſie für zu ſchmeichelhaft hält, als daß ſie ſich gleich überzeugen könnte, daß es für ſie wirklich beſtimmt iſt, und das Herz verſchließt ſich vor den Eindrücken, die es doch ſo ſehnlich erwartete. Nach und nach, wenn die erſte Beſtürzung vorüber iſt, wenn ſich die angenehmen Bilder in der Einbildungskraft anhäufen, wenn die wiederhohlten, aber ſanften Schläge des Vergnügens dieſe muthwillige Unempfindlichkeit überwunden haben, öffnet ſich das Herz wieder; die Empfindungen ſtrömen von allen Seiten zu und erfüllen es; die Bewegungen werden lebhafter, das Geſicht heitrer; unſre ganze Seele bekommt eine Art einer neuen Exiſtenz, und dieſe Empfindung von der Verdoppelung ihrer Kräfte verbindet ſich noch mit den Eindrücken des Vergnügens, um dieſen glückſeligen Zuſtand eine Zeitlang zu erhalten. —

Wer in dieſen Augenblicken die Gabe zu gefallen, wenn ſie ihm auch ſonſt fehlt, nicht durch die Zauberkraft des Vergnügens erhält, der mag es nur aufgeben, jemahls zu gefallen. In der That iſt ein von Vergnügen durchdrungnes Herz ſchon an ſich der angenehmſte Gegenſtand für den Zuſchauer; und außerdem hat der Menſch niemahls mehr, als in dieſen Zeiten, ſeine eignen Talente zu ſeinem Gebothe; ſeine Ideen werden lebhafter, ſeine Einfälle gelingen; ſein Witz verliert den Zwang und die Steife; und alles, was er ſagt, bekommt durch die harmoniſchen Züge, mit denen ſein Geſicht es bekräftigt, und durch eine gewiſſe lebhafte und doch anſtändige Bewegung, mit dem es begleitet wird, mehr Kraft und mehr Anmuth.

O wenn dieſe glücklichen Augenblicke fortdauern könnten! Ich habe von der Macht des Vergnügens ſo große Ideen, daß ich glaube, es könnte Trägheit in Feuer, und Dummheit in Witz verwandeln; wenn wir erſt die Kunſt erfunden hätten, es dauernd zu machen. — Aber ſo verzehrt ſich die Freude, wie eine Flamme, durch ihre eigne Stärke. — Die Spannung der Kräfte, ohne welche ſie nicht entſtehen würde, bereitet ſchon die Erſchlaffung vor, mit der zugleich die Schwermuth zurück kehrt; der Genuß erfordert eine gewiſſe Anſtrengung, die wir nicht gewahr werden, weil ſie angenehm iſt, und die uns erſt die darauf folgende Erſchöpfung entdeckt; und durch eine unausbleibliche Rückkehr, die ein Geſetz der ganzen Natur iſt, ſinkt die Seele eben ſo tief unter ihre gewöhnliche Höhe, als ſie ſich über dieſelbe erhoben hatte.

Ich ſehe, ich verliere mich in meiner Art von Philoſophie, die für mich alle Mahl gefährlich iſt. Ich grüble vielleicht gar zu gern über meine eignen Empfindungen, und oft verliert ſich mir der Gegenſtand aus dem Geſichte, indem ich ſeine Wirkungen aufſuchen will. — Was ich eigentlich zu ſagen vorhatte, iſt dieß. — Eine ſo große Anzahl von Beweiſen der Zärtlichkeit und Freundſchaft der würdigſten Perſonen hatten meiner Seele eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit gegeben, die nicht Eitelkeit, — aber doch höchſt ſüß iſt. Aber eben dieſe verlor ſich mir unter der Hand, als ich ſie eben erſt bemerkte. Auf ſie folgte eine gewiſſe Furcht, daß einmahl eine Zeit kommen könnte, wo dieſe Freunde von mir richtiger oder ſtrenger urtheilten; eine Art von Kummer, wie ich ſo vortheilhaften Meinungen und ſo günſtigen Erwartungen, die ſie von mir hätten, ein Gnüge leiſten könnte. — Ich ſchien mir unter einer Art von Verbindlichkeit zu erliegen, die mir Ihre Gütigkeit auferlegt hat, und indem ich mein eignes nichtsbedeutendes Selbſt mit dem vergrößerten und geſchmeichelten Bilde verglich, welches Sie als ähnlich mit mir annehmen, ſo wurde mir angſt, daß ein ſolcher Irrthum einmahl vielleicht aufgehoben werden, und irgendwo ein ſolcher unglücklicher Brunnen ſeyn möchte, wie ihn Arioſt beſchreibt, der, wenn man ihn koſtet, alle Verblendungen der Liebe heilt, und dem bloßen kalten Verſtand alle ſeine Freyheit zurück gibt, zu prüfen. Dieſer Wunſch, meinen Freunden zu zeigen, daß ich ihrer nicht unwürdig ſey, mit der Unmöglichkeit, die ich vor mir zu ſehen glaubte, ihn zu befriedigen, brachte eine Art von Aengſtlichkeit in mich, die endlich, ohne ihren Gegenſtand zu wiſſen, nach etwas ſuchte, was mir fehlte, und was ſie doch nicht finden konnte.

Sehen Sie nun, würde eine andere Freundin, gegen die Schwachheiten ihres Freundes weniger nachſichtig als Sie, eine ſolche Anatomie ſeiner eignen Thorheiten ertragen; beſonders wenn ich darüber das vergeſſe, was Sie eigentlich von mir wiſſen wollten, und was ich auch zu ſchreiben im Sinne hatte? — Herr von Griſchanowsky iſt beynahe alle Tage bey uns, wenigſtens eine oder zwey Stunden. Meine Mutter iſt ihm ſeines wirklich guten Herzens wegen recht gut geworden. In der That habe ich in ihm noch weit edlere Geſinnungen entdeckt, als ich ſelbſt in Leipzig in ihm kannte. — Aber ſein Hofmeiſter — ob er gelehrt iſt, das mag er ſelbſt am beſten wiſſen, — aber daß er höchſt grob, unempfindlich gegen alle Höflichkeit, bäuriſch ſtolz, und ohne alle Annehmlichkeit im Umgange iſt, das wiſſen wir leider alle, die wir ihn in unſerer Geſellſchaft gehabt haben. Jetzo bitte ich nur immer den jungen Herrn ohne ihn u. ſ. w.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Den 18. November.

O wenn Sie wüßten, was mich Ihr Brief für einen traurigen Tag gekoſtet hat, Sie würden ihn nicht geſchrieben haben, oder Sie ſchrieben heute einen zweyten, um ihn zu widerrufen! Aber gewiß, gewiß, Sie werden keinen ſchreiben. — Ich leſe ihn wieder, Ihren Brief, und er beunruhigt mich noch mehr. Ich ſollte weniger zärtlich gegen Sie ſeyn, — ich ſollte mich dem Brunnen des Arioſts nähern, *von dem einige Freunde vielleicht ſchon getrunken haben.* Wer ſind dieſe Freunde? — Setzen Sie einmahl (um einen Schatz, den ich nur in Abſicht auf mich wahr hielt, auf die Freundſchaft überhaupt auszudehnen), ſetzen Sie, daß eine Art von Uibertreibung dazu gehöre, um den Grad von Liebe hervor zu bringen, ohne den die Freundſchaft kalt und die Ehe in kurzem beſchwerlich iſt; ſetzen Sie, daß unſre Einbildungskraft die Vollkommenheiten unſers Lieblings vergrößern müſſe, wenn ſie das Herz mit der gehörigen Stärke treffen ſollen; ſetzen Sie dieß alles: ſo behaupte ich doch, daß ſelbſt dieſe Verblendung Größe des Geiſtes voraus ſetze. und daß es Stärke des Geiſtes ſey, ſie zu erhalten. Achten Sie alſo ja nicht meine Theorie für ſo gefährlich, daß ſie den Kaltſinn für eine natürliche Folge der Uiberlegung erklären ſollte. Wenn er eine beſtändige Eigenſchaft unſers Herzens iſt, ſo iſt es Kleinheit, und folgt er auf einen feurigen Anfang, ſo iſt es Schwäche der Seele. — Sie hatten neulich eine Philoſophie der Liebe von mir verlangt. Hier ſind einige kleine Züge davon, auf die mich dieſe Betrachtungen natürlicher Weiſe leiten.

Man kann immer ſicher vermuthen, daß in den Meinungen etwas Wahres ſey, die allgemein von den Menſchen angenommen werden; und die in den roheſten Zeiten zuerſt. Die Wirkung der Natur, und die Geſinnungen, die unmittelbar durch den Einfluß der Dinge um uns herum hervor gebracht werden, erkennt man am beſten in den Epoquen, wo wenig andre Principien der menſchlichen Gedanken vorhanden ſind. Nun in dieſen Zeiten war Tapferkeit und Liebe die größte Tugend der Männer, und Keuſchheit, oder mit einem andern Worte, Beſtändigkeit und Treue das einzige Verdienſt der Frauen. Die Rittergeſchichten, ſo ausſchweifend ſie ſind, vergnügen mich demungeachtet um dieſer richtigen und mit der Natur harmonirenden Grundſätze willen, die allenthalben durchblicken, und ohne die ſelbſt dieſe Ausſchweifungen nicht Statt gehabt hätten. — Wenn die Philoſophie ſich nun damit bemengt, den Grund dieſer Geſinnung zu erklären, ſo kann es ſeyn, ſie geräth auf falſche Urſachen; der Zuſammenhang dieſer Leidenſchaft mit den weſentlichen Vollkommenheiten des Menſchen kann vielleicht durch eine ganz andre Kette gehen, als die ich einſehe; — aber ſie thut demungeachtet ihr eigentliches Werk, ſie iſt in ihrem Berufe. Denn wozu ſoll Philoſophie, wenn ſie nicht die Meinungen und Neigungen, die die Seele einnehmen, ohne daß ſie weiß, woher ſie ſie hat, als Phänomene behandelt, deren Urſprung gefunden werden ſoll? Meine Erklärung iſt dieſe:

Jede unſrer Ideen iſt nach einem gewiſſen Eindrucke gebildet, den die Empfindung zuerſt in unſrer Seele hervor gebracht hat. Dieſe Eindrücke zergliedern, zuſammen ſetzen, anders ordnen, als ſie zuerſt in die Seele gekommen ſind, das iſt alles, was die Seele damit thun kann. Ideen, deren Theile nicht urſprünglich ſinnliche Eindrücke wären, ſind unmöglich. Der Umfang, die Lebhaftigkeit, kurz alle Vollkommenheiten unſrer Ideen (und dieſe machen doch wohl den eigentlichen Vorzug des denkenden Weſens aus) hängen von der

Beſchaffenheit dieſer erſten Impreſſionen ab. Sind die Gepräge, die die Gegenſtände in unſrer Seele abdrücken, richtig und vollſtändig, ſo werden ihre Kombinationen ebenfalls richtig ſeyn, und der Kopf wird helle; ſind ſie tief und ſtark, ſo werden ihre Kombinationen lebhaft und eindringend, und der Geiſt wird ſchön. Die Kraft zu empfinden iſt alſo die vornehmſte Fähigkeit der Seele, nach deren Größe ſich die übrigen richten. Sie verſchafft die Materialien, aus welchen die übrigen bauen; ſie bemalt zuerſt die leere Fläche der Seele mit den Bildern, aus denen die übrigen auf eben die Art neue machen, wie Apelles ſeine Venus aus den ſchönſten Theilen der Mädchen von Gnidus zuſammen ſetzte. Die Größe der Seele beſteht in der Fähigkeit, viele und große Eindrücke auf einmahl zu bekommen, und ſie ohne Verwirrung zu erhalten. Die Stärke der Seele, in der Fähigkeit einmahl empfangene Eindrücke nicht durch den beſtändigen Zufluß von neuem verlöſchen zu laſſen, ſondern ſie gegen das unaufhörliche Reiben neuer Ideen unverletzt zu erhalten. —

Sie ſehen ſchon, wie nahe wir zu Ihrer Lieblings-Leidenſchaft gekommen ſind. Eben dieſelbe Lebhaftigkeit, daſſelbe Feuer der Impreſſion, durch welche große Geiſter gebildet und große Unternehmungen vorbereitet werden, bringt dieſe reizende Tochter, die Liebe, hervor, wenn die Vollkommenheiten eines andern denkenden Weſens der

Gegenſtand ſind. Eben dieſe Dauer, dieſes Anhalten der Impreſſion, welche dem Mathematiker die langwierigſten Unterſuchungen zu Ende bringen hilft, und die weitausſehendſten Entwürfe durch alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten verfolgt, bringt die Treue in der Freundſchaft, und die Beſtändigkeit in der Liebe hervor. Wenn ſich nun noch mit der Empfindung, welche Vollkommenheit und Schönheit erregen (und das iſt alles, was bey der Freundſchaft nothwendig iſt), noch dieſe ſüße Wallung, dieſes Gefühl von Luſt verbindet, die das Eigenthum der Liebe iſt; wenn der Körper, ſonſt ein Störer unſerer geiſtigen Vergnügungen, ſie hier unterſtützt, und ſeinem edlern Theile zu neuen Quellen von Empfindungen verhilft: dann ſteigt vom Himmel dieſe ehrwürdige Göttin herab, und knüpft zwey menſchliche Weſen mit unauflöslichen Banden an einander; dann weiſt ſie jedem von ihnen als den vornehmſten Gegenſtande und die größte Uibung ſeiner Empfindungskraft, ſeinen Geliebten an. Von ihm ſoll die Seele dieſe ewig dauernden Einflüſſe bekommen, die ein Beweis und eine Ausübung ihrer eignen Kraft ſind. Durch dieſe Gewohnheit geſtärkt, und durch dieſe unaufhörliche Uibung erhöht, ſoll ſeine Empfindung ſich von da aus über das ganze Gebieth von Vollkommenheit und Schönheit ausbreiten; ſich nach jeder Tugend, jeder Vortrefflichkeit ausſtrecken, dieſelbe umfaſſen, und durch eine untergeordnete, aber eben ſo unveränderliche Liebe mit ſich verbinden. — So wie die allgemeine Menſchenliebe durch die beſtändige, aber ſtufenweiſe Erweiterung der Familienliebe entſteht; ſo wird in edlen Seelen die Tugend durch die Liebe gebohren. Die in dem Geliebten koncentrirte Empfindung entwickelt ſich, und geht von einer Vollkommenheit zur andern, die alle zuſammen in dem Gegenſtande der Liebe durch ein dunkles Gefühl wahrgenommen wurden. Die Seele erlangt die Macht, den äuſſern Dingen und dem Strome ihrer eignen Ideen zu widerſtehn; ſie lernt, mitten unter den beſtändigen Revolutionen, die der ſtets veränderte Eindruck der äuſſern Dinge in unſern Geſinnungen hervor zu bringen ſucht, die Ideen, die ihr wichtig ſind, aufrecht zu erhalten; und ſo lehrt die Liebe einen verſtändigen Geiſt denken, und iſt die Vorbereitung zur Tugend für das Herz u. ſ. w.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Den 21. November.

Noch iſt die Sonne nicht über dem Haupte meiner ſchlafenden Freundin aufgegangen. Aber ich, von der Freundſchaft und der Begierde bey ihnen zu ſeyn aufgeweckt, empfinde ein weit ſüßer und höher Vergnügen, als Sie ſelbſt in den Armen des Schlafs. Unter dem Schirme dieſer ſtillen und ehrwürdigen Dunkelheit, die noch Ihr Schlafzimmer bedeckt, kann ich ungeſtört den angenehmen Schwärmereyen nachhängen, die von dem Gelärme und den Zerſtreuungen des Tages verdrängt werden. Mich dünkt, ich ſehe Sie mit der Miene der Unſchuld, und mit einem gewiſſen ſanften Lächeln, das durch fröhliche Träume hervor gebracht wird, an der Seite Ihres lieben Gatten. Wenn Ihre tugendhafte Seele, für die Ruhe und Glückſeligkeit erſchaffen, zuweilen durch die verdrießlichen Zufälle des Tages aus ſich ſelbſt heraus geriſſen, und mit einer unruhigen Heftigkeit von Gegenſtand zu Gegnſtand umher getrieben wird, ſo kehrt ſie doch des Nachts wieder zu ſich ſelbſt und zu der Wohnung der Zufriedenheit und der Ruhe zurück. Der Geiſt, der des Tages über oft von ſeinem Gefährten, dem Körper, Befehle annehmen mußte, wird nunmehro ganz wieder ſein eigen, und bringt unter den Bildern, die ihm vorher aufgedrungen wurden, jetzo nur die reinſten und ſchönſten wieder hervor. O möchten Sie doch beym Erwachen dieſe muntre und fröhliche Heiterkeit, dieſe Erhöhung Ihrer Kräfte, dieſe wiedererlangte Leichtigkeit fühlen, die eines ſolchen Schlafs unausbleibliche Frucht iſt. O möchten doch meine Wünſche über Ihren heutigen Tag den glücklichen Einfluß haben, daß dieſes Licht, welches Sie jetzt zum erſten Mahl erblickt, keine andern, als die Scenen der Liebe, der Tugend und der Freundſchaft erleuchtete. Möchte der Himmel Ihnen heute manchen Unglücklichen in den Weg führen, dem Sie beyſtehen, manchen Rechtſchaffenen, deſſen Glück Sie befördern können! Möchte Ihre Seele, wie die Fläche des Meeres an einem ſtillen Morgen, von keinem Sturme bewegt, das Bild des Himmels in ſich auffangen, und dem betrachtenden Zuſchauer, Ihrem Gemahl oder Ihrem Freunde, in gemildertem aber unverfälſchtem Glanze wieder zurück werfen. Nun gehe ich zu meiner alten Materie fort.

Wenn die Metaphyſik der Liebe, die in den franzöſiſchen Dichtern und Schriftſtellern ſo häufig iſt, ein elender Erſatz für die wirklichen Ergießungen der Empfindung iſt, die wir in der Julie von Shakeſpeare oder Rouſſeau finden; ſo wäre ſie doch immer ein ſehr wichtiges Stück von Pſychologie, wenn man nur mehr die Art, wie dieſe Leidenſchaft entſteht, und die Zuſammenſtimmung der verſchiedenen Fähigkeiten der Seele, die da ſeyn muß, wenn ſie zu einem gewiſſen Grade gelangen ſoll, erklärte, als alle die kleinen Symptome, die ſich bey ihrer Gegenwart äußern, und die doch ſo oft nur von der Galanterie erzeugt, und von der wahren Empfindung, wie von einem zu heftigen Feuer, verzehrt werden. — Man kann ſchon daraus, daß dieſe Leidenſchaft ſo ſelten iſt, und daß von tauſenden, die ſich mit einander verbinden, oft nur zwey von dieſer himmliſchen Göttin einander zugeführt werden, — ſchon daraus kann man vermuthen, daß dieſe Eigenſchaft, welche die Seele des Feuers der Empfindung fähig macht, eine eben ſo ſeltne Gabe ſey, als die, welche den Verſtand zur Hervorbringung neuer Ideen in den Stand ſetzt.

Die Geſchichte macht gewiſſen großen Männern, deren Andenken ſie uns aufbehalten hat, eine Schwachheit aus ihrer Liebe. Aber gewiß, dieſe Geſchichtſchreiber waren keine Philoſophen; ſie verſtanden es nicht, daß eben dieſelbe Quelle die beyden Ströme der Empfindung und der Einſicht ausgießt; daß die Fähigkeit zu großen Leidenſchaften die große Männer hervor bringt; und daß Heinrich, wenn er in Nacht und Nebel, in einem Bauerkittel verkleidet, ſich mitten durch die Poſtirungen und Wachen der Feinde zu ſeiner geliebten Eſtrées ſchleicht; wenn in dem heftigſten Anfalle körperlicher Schmerzen dieſe Empfindung dennoch bey ihm ſiegt, und er am Rande des Grabes ſeiner Eſtrées noch ſchreiben konnte: Mon premier penser est à Dieu, et le second à Vous: eben dieſelben Fähigkeiten des Geiſtes brauchte, durch die er der große Feldherr und der vortreffliche König wurde.

Ich habe die Liebe nemlich bloß als eine Folge von Eindrücken angeſehen, deren Stärke und Dauer zeigt, wie ſehr die Seele fähig iſt, lebende und bleibende Bilder der äußern Gegenſtände zu empfangen. Aber die Seele verhält ſich nicht bloß leidend; es ſind nicht Wirkungen, die nur auf ſie geſchehen, und denen ſie nur nicht widerſtehen darf. Ihre eigne Kraft muß dieſe Eindrücke beleben, ſie feſt halten, ſie in diejenige Form bringen, in welcher ſie ihren Einfluß noch immer auf dieſelbe fortſetzen, wenn ſie gleich ſelbſt ihre erſte Stärke verloren haben. Akenſide macht in ſeinen Pleasures of Imagination eine vortreffliche Anmerkung, die für den Moraliſten, und ich denke auch für den Liebhaber, höchſt wichtig iſt. Gewiſſe unſrer Pflichten und unſrer ſchönſten Neigungen beruhen auf einer Art von Illuſion, die nur durch eine ſtarke und mächtige Einbildungskraft aufrecht erhalten werden kann. Von der Art iſt die Vaterlandsliebe. Der Begriff von Societät iſt viel zu allgemein und abſtrakt, und die Bande, mit welchen wir an dieſen Haufen unbekannter und uns gleichgiltiger Menſchen geknüpft ſind, wären für uns viel zu ſchwach, um uns Gefahr und Tod für dieſe leicht zu machen; wenn nicht die Einbildungskraft an die Stelle dieſer reellen Objekte, die zu groß und zu weit ſind, als daß wir ſie mit unſrer Empfindung umfaſſen könnten, ein gewiſſes Phantom ſetzte, welches wir ſelbſt ausſchmücken, und unter deſſen Bilde wir dieſe unſichtbare Gottheit, das Vaterland, anbethen. So erhitzte ſich der Römer bey dem Anblicke ſeines Senats, des Kapitols oder irgend eines andern öffentlichen Monuments, das himmelweit von dem wahren Vaterlande entfernt war, und welches er doch dafür annahm, um ſeine Empfindung in eine engere Sphäre zuſammen zu drängen, und ſie dadurch zu beleben.

Laſſen Sie uns dieſes auf die Liebe anwenden. Sie iſt, wenn wir ſie zergliedern, das Reſultat aus den vereinigten Wirkungen des Vergnügens an Vortrefflichkeit, der Freundſchaft und der ſinnlichen Luſt. Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn die Leidenſchaft nur aus einer dieſer Quellen entſteht, ſie mit derſelben zugleich verſiegt; und da alle Arten von ſinnlichem Vergnügen vermöge der Natur der Seele abnehmen, ſo muß ein Feuer erkalten, welches bloß durch ſie angezündet war. — Aber es gibt eine andere Art von beſſern Seelen, die nicht bloß wie Silenen lieben, und die die Venus, die aus dem Schaume des Meeres entſtand, von der himmliſchen, die vom Olympus entſpringt, und an dem Throne Jupiters ſelbſt ihren Sitz hat, unterſcheiden; ihr Geiſt liebt in der That, nicht bloß ihr Körper; und demungeachtet werden dieſe rechtſchaffnen Liebhaber doch kalte Ehemänner. Die Gewohnheit übt über ihre Seelen ihre gewöhnliche Gewalt aus, und weil ihre Leidenſchaft bloß durch die Eindrücke auf ſie hervor gebracht wurde, ſo verliſcht ſie, ſo wie die Zeit ein Stück nach dem andern von dieſen Eindrücken verwiſcht, und ſie zu der gewöhnlichen Stärke aller übrigen Begriffe in unſrer Seele zurück bringt. Nur eine dritte Gattung von Seelen, die an die Stelle ihres Freundes oder ihres Geliebten ein gewiſſes erhöhtes Ideal ſetzen; die aus den Vollkommenheiten, die ſie wirklich in ihm gewahr werden, die ſie aber noch verſchönern, ein Ganzes zuſammenſetzen, welches wirklich vollkommner iſt, als der Gegenſtand ſelbſt; die in ſich ſelbſt beſtändig eine neue Quelle von Empfindung finden, und in der Beſchauung des Bildes, was ſie ſich ſelbſt geſchaffen haben, und zu dem ihnen das Original ſo zu ſagen nur die erſten Striche gegeben hat, ſich mit neuem Feuer beleben: dieſe ſind es allein, die der Liebe ihre

Schwingen ausreiſſen, und das Feuer, das ſonſt durch den Zufluß neuer Materie unterhalten werden muß, durch ihr eignes ernähren.

Ich bin jetzt auf dem Wege, zu zeigen, wie eben dieſe Kraft der Imagination, ohne die niemahls eine große oder dauerhafte Liebe geweſen iſt, große Männer und vortreffliche Thaten hervorbringt. — Aber dieſes iſt ſelbſt für einen neuen Brief noch zu viel Materie, und man ruft mich ſchon ein Mahl über das andre u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Ich habe heute einen ſo heftigen Schnupfen und Kopfſchmerzen, daß nichts in der Welt, als die Begierde, Ihnen auch die kleinſte, und wenn es nur eine minutenlange Unruhe wäre, zu erſparen, mich hätte bewegen können, die Feder anzuſetzen. Demungeachtet habe ich zwey ſo liebe werthe Briefe von Ihnen vor mir, die ich beantworten ſollte, und die mir auch Stoff genug geben würden, wenn ich nicht heute zu allem, als zu einem gänzlichen Müßiggange, unaufgelegt wäre. Wenn Sie meine Briefe nicht verſtehen, ſo iſt es immer gewiß meine Schuld. Ich bringe oft meine Gedanken zur Welt, ehe ſie völlig ausgebildet ſind; und es iſt natürlich, daß meine Freunde, wenn ich ſie ihnen in dieſem Zuſtande übergebe, nicht recht wiſſen, was ſie mit dieſen ungeformten Maſſen machen ſollen. Thun Sie an dieſen verunglückten Geſchöpfen die Barmherzigkeit, die Sokrates an ähnlichen Geburten ſeiner Freunde that; wenn Sie ſie nicht gleich bey der Entſtehung haben retten können, ſo geben Sie ihnen wenigſtens, ſo wie ſie da ſind, die erträglichſte Figur, die ſie machen können. Bilden Sie ſie aus, erziehen Sie ſie; und wenn ſie es werth ſind, ſo vermählen Sie ſie mit den weit liebenswürdigern Kindern eines ſo ſanften und zarten Herzens, und eines ſo richtigen Verſtandes, als der Ihrige iſt.

Ich habe dieſe Materie noch nicht erſchöpft. Ich habe mir die Liebe bloß in ihrer Entſtehung vorgeſtellt. Sie ſollen nun auch meine Gedanken über ihre Wirkungen wiſſen. Ich ſehe ſchon zum Voraus, daß ich in Gefahr komme, meine Schwäche ſehen zu laſſen, indem ich vielleicht mit meinen Beſchreibungen bey Ihnen, die es empfinden. nicht ſchlieſſen, was Liebe iſt, ungefähr in eben den Rang kommen werde, in welchem bey uns Sehenden der blinde Philoſoph ſteht, der ſehr gründlich, wie er dachte, die rothe Farbe durch den Schall einer Trompete erklärte. —

Ich ſehe, ich fange an, meinen Kopfſchmerz zu vergeſſen, indem ich mit Ihnen rede. Wäre der

Abgang der Poſt nicht ſo nahe, ſo glaube ich, ich ſchriebe vier Seiten voll, ehe ich daran dächte, daß ich nur ſo viel Zeilen ſchreiben wollte. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer letzten Lektüre u. ſ. w

N. S. Romeo und Julie iſt nun gedruckt. — Aber Sie müſſen das Stück entweder ſchon geſehen haben, oder es noch ſehen, ehe Sie es leſen.

Acht und zwanzigſter Brief.

den 9. December.

Ich bin jetzo etwas mehr beſchäftigt, als ſonſt; und wenn ich alſo jetzt etwas kürzere Briefe ſchreibe, ſo iſt es doch gewiß wenigſtens mit dem Wunſche, Ihnen längere ſchreiben zu können.

Der Freundſchaft, ſo wie der Tugend, iſt die nächtliche Stille heilig. Ich ergötzte mich ſchon ſonſt an der Vorſtellung, daß ſich alsdann vielleicht oft unſre Gedanken und Betrachtungen begegnen, und unſre Wünſche vereinigt zum Himmel ſteigen; und jetzt ſehe ich, daß ich Urſache dazu hatte. Ja, liebe Freundin, die Tugend, die himmliſche Göttin, breitet ihren Glanz auf alles aus, was ſie nun gibt; ſie erleuchtet die Freundſchaft, und ſie erwärmt ſie auch; ſie verwandelt die Liebe, die ein bloß körperliches Bedürfniß iſt, in die edelſte und erhabenſte Leidenſchaft, deren eine menſchliche Seele fähig iſt, und verlängert ſie, die ſonſt mit dem Genuſſe zugleich unterging, bis an die letzten Grenzen unſerer Exiſtenz. Durch ſie wird die mütterliche Zärtlichkeit das Glück des menſchlichen Geſchlechts, und der Grund, worauf die Wohlfahrt und die Tugend ſeiner Glieder erbaut wird; ſie endlich macht alle unſere Vergnügungen heilig, und unſre Ergötzungen zu ſo viel guten Werken.

Sie haben ohne Zweifel ietzo Romeo und Julie geleſen oder geſehen. Wenn ich es eher bedacht hätte, ſo hätte ich meine ganze Philoſophie erſparen können. Dieſes Stück iſt der vortrefflichſte Kommentar über die Liebe. Alle Ausdrücke ſcheinen von dem Hauche dieſer Leidenſchaft beſeelt; das heftigſte Feuer brennt durch und durch, und greift ſelbſt die unempfindlichſten Herzen an. — Aber ſagen Sie mir, wenn Sie es geleſen haben, warum iſt die Rührung im dritten Akte angenehmer, als die heftige Erſchütterung im fünften? Iſt es nicht, daß dort Pflicht mit Liebe, Tugend mit Leidenſchaft ſtreitet? Die vortrefflichſte Seele iſt zwiſchen der kindlichen und ehelichen Zärtlichkeit getheilt. Man ſieht ſie kämpfen, und wenn endlich die Liebe alle übrigen Empfindungen verſchlingt, ſo iſt ſie uns doch ſchon auf einer ſo vortrefflichen Seite bekannt, daß wir ihr ihren Entſchluß zum Heldenmuth anrechnen.

Im fünften Akte wirkt bloß die Situation, wenig der Charakter. Die Begebenheit auch bey jeden andern Perſonen würde eben ſo traurig ſeyn. Die beyden Verliebten zeigen nun nichts mehr als Liebe mit keiner andern Empfindung, mit keiner Tugend mehr vermiſcht. So wie Fluthen des Meeres, wenn ſie ſich über ein Land ergießen, die Mannigfaltigkeiten der Natur auf ein Mahl verdecken, und ſtatt tauſend verſchiedner, ergötzender Gegenſtände nur ihre eigne traurige, allenthalben gleiche und einförmige Fläche dem Auge darbiethen: ſo löſcht in dieſen Augenblicken die Liebe jeden andern Begriff, jedes Gefühl in der Seele aus. Der Begriff von Tugend, den wir in die Liebe dieſer Perſonen geheftet hatten, und der uns dieſe Liebe noch weit ſchöner macht, verſchwindet vollends, da ſie ſich zu Ausſchweifungen bringen laſſen, die der Tugend ſo durchaus entgegen ſind. Die ganze Scene iſt theatraliſch vortrefflich. Der Selbſtmord mag nun entweder durch die heftigen Triebfedern, die in dem außerordentlich Schrecklichen der Begebenheit dazu enthalten ſind, bey uns entſchuldigt werden; oder er mag, wie Moſes glaubt, gar nothwendig ſeyn, um uns von der Größe der Leidenſchaft, auf der doch unſre ganze Rührung beruht, zu überzeugen. Ob ich gleich das letztre nicht recht glaube. Vergebens wäre der Selbſtmord, um uns zu rühren, wenn wir nicht ſchon zuvor für die Perſon eingenommen, und von der Leidenſchaft, die ſie einnimmt, ergrifſen wären. Aber im Leben wenigſtens würde uns ein ſolches Schauſpiel mehr Schaudern als Vergnügen erwecken. Lieber wünſchte ich, Julien wie Heloiſen in einem Kloſter zu ſehen. Oft würde ich dieſes alsdann beſuchen, um durch die dunkeln und einſammen Wohnungen die durchdringenden aber doch ſüßen Klagen der Schwermuth, der Liebe und der Sehnſucht zu hören. Gottſeligkeit ſollte mit der Liebe kämpfen; und Julie würde eine Heilige werden. —

Einen Theil der Wirkungen der Liebe ſehen Sie alſo in dem Stücke meines Freundes zugleich mit ihren Symptomen. Freylich nur die ſchrecklichſten und die traurigſten. Aber mich dünkt, ſie ſind doch ſehr geſchickt, uns auf die erfreulichen zu führen. Wie ſchmerzlich ſollte es mir ſeyn, wenn hier meine Grundſätze von Ihren Empfindungen abwichen. Aber doch muß ich ſagen: die Freymüthigkeit, die in dem Gefolge der Freundſchaft iſt, und ein gewiſſer Eifer, den ich in mir ſelbſt fühle, Ihnen auch alle meine Vorurtheile, ſo lange ich ſie noch für wahr halte, ohne Verſtellung mitzutheilen, fordert es von mir.

Sie ſehen, ich habe ſchon meine Meinung geſagt. Es gibt, wie ich glaube, überhaupt bey jeder unſrer Neigungen eine doppelte Seite. Die eine will bloß genießen, ſie ſucht den Gegenſtand nur auf, hält ihn feſt und ergötzt ſich an ihm. Die andre bereitet ſich den Genuß erſt vor, indem ſie den Gegenſtand verſchönert, vollkommner, beſſer, und wenn er deſſen fähig iſt, glücklicher macht. Dieſe ſchiebt den Genuß auf, um ihn zu erhöhen. Die Leidenſchaft hat eigentlich in dem erſten Theile unſrer Neigung ihren Sitz. Hier gehört weniger Thätigkeit, nur Empfindung dazu; man empfängt bloß, fühlt und genießt. Die Vernunft ſtört hier mit ihren Reflexionen die Heftigkeit der Begierde nicht; ſie wird ſogar, wenn die Empfindung heftig wird, eine Zeitlang völlig unthätig, — alle Spannkräfte der Seele erſchlaffen, ſie ſinkt in eine bezaubernde, aber deßwegen vielleicht oft gefährliche Schwärmerey. — So war die Liebe der Julie in Romeo größtentheils. Wenn ſie von dem andern Theile abgeſondert iſt, ſo geſchieht das, deſſen ich oben gedachte. Der Grund der Seele, der ſonſt mit einer Reihe von mannigfaltigen ſchönen und lieblichen Bildern bemalt war, wird nun mit einer einzigen einförmigen Farbe überzogen; die Einbildungskraft kennt nunmehr keine andern Bilder, als die zu dieſem Gegenſtande gehören; und der Verſtand ſelbſt entzieht ſich einer jeden andern Reflexion, als der, welche die Hitze ernähren oder vermehren kann. Hiervon, wenn ſich ein trauriges Geſchick mit einer ſolchen Leidenſchaft verbindet, erwarte ich alle ſchrecklichen Folgen, die vom Anfange der Welt her ſo oft die Begleiter der Liebe geweſen ſind. Ein ſolches Feuer verzehrt den Menſchen, den es nur erwärmen ſollte. — Zum guten

Glück ſind auch dazu nur große Seelen fähig. Aber iſt es nicht traurig, daß eben dieſe am leichteſten durch eine Leidenſchaft überwältigt werden, die jede andre Kraft, jede Fähigkeit ihrer Seele vernichtet; alle ihre angebohrnen und erworbenen Vollkommenheiten verſchlingt, oder doch für nichts als für ſie arbeiten läßt; der Tugend ſelbſt nur die Geſtalt der Liebe läßt; und dieſelbe zu Boden tritt, ſobald ſie ſich ihr entgegen ſetzt.

Geſetzt aber, daß das glücklichſte End eine Liebe, die bloß von dieſer Art iſt, bekrönte. Geben Sie der Julie einen Romeo, der alle Entzückungen der Liebe mit ihr theilt; verſöhnen Sie Ihre beyden Familien mit einander, laſſen Sie ſie mit dem Beyfall des Himmels und ihrer Aeltern Eheleute werden. Nehmen Sie der Zeit und dem beſtändigen Umgange die Gewalt, die ſie ſonſt über die meiſten Herzen haben, die Heftigkeit der Neigung zu mäßigen, und Feuer in Wärme zu verwandeln, laſſen Sie ſie mit unaufhörlichen Ergießungen ihrer erſten Liebe ihr Leben zubringen. — Glücklich können ſie villeicht dabey ſeyn, — aber nützliche brauchbare Leute gewiß nicht; ſie ſind alsdann für die Welt verloren. Und wenn ſie das erhabenſte Genie und den größten Heldenmuth hätten, ſo würden ſie mit allen beyden nichts weiter ausrichten, als die Flamme, die bey andern Menſchen aus Mangel der Nahrung auslöſcht, unterhalten; ſie würden immer empfinden und genieſſen, — aber niemahls thun.

Doch nun wollen wir dieſe unvollſtändige Neigung ergänzen, wollen den andern weniger eigennützigen Theil hinzuſetzen. Wir ſehen alsdann in unſerm Gemahl oder Freunde nicht mehr bloß ein Gut, das wir genießen ſollen, ſondern auch ein Eigenthum, das wir verbeſſern, erweitern und vortrefflicher machen wollen. Er iſt alsdann nicht mehr ein bloßer Gegenſtand unſers Gefühls, ſondern auch unſrer Bemühungen. Dieſer Theil der Neigung muß nothwendig ruhiger und gelaſſener ſeyn, und bey nicht ſorgfältigen Beobachtern zuweilen den Schein der Kälte annehmen; zuerſt, weil nach der Natur der Seele jede Neigung, die unmittelbar mit dem Genuſſe verknüpft iſt, ſtärker ſeyn muß, als die, welche erſt durch eine Kette von vielen Gliedern mit dem Genuſſe zuſammen hängt; zum andern, weil wir alsdann von dem Gegenſtande ſelbſt mit unſern Gedanken und unſern Betrachtungen eine Zeit lang abgehen, und ſie auf unſre Bemühungen, auf die Mittel, die wir zu unſerm Zwecke wählen wollen, und auf die Art und Weiſe, wie wir ſie am geſchickteſten anwenden, richten müſſen. Dieſe Neigung iſt thätig, bringt alle Kräfte der Seele in Bewegung, ſpannt alle ihre Triebfedern, erweckt alle ihre Begriffe, und erhöht unſre natürliche Stärke bey jeder Handlung, durch den neuen Endzweck, den wir bey derſelben außer dem Unmittelbaren der Handlung hinzuſetzen. So kann der geſchäftigſte Mann, aus Liebe zu ſeiner Gattin, alle die Arbeiten thun, die ihr ſeinen Umgang entziehen. Weit von ſeiner Geliebten, ann der Jüngling ſich unter einen Haufen gezückter Schwerter ſtürzen, oder den brauſenden Wellen trotzen, indem das Bild ſeiner Geliebten wie eine unſichtbare Göttin um ihn ſchwebt, ſeinen Arm ſtärker, und ſeinen Muth unerſchrockner macht. — Dann laſſen Sie auf Mühſeligkeit und Arbeiten, ſelbſt auf die Entbehrung, der man ſich aus Liebe unterzogen, eine Stunde des Genuſſes folgen. — Dann lächelt der Himmel ſelbſt über ihre Freuden! u. ſ. w.

Neun und zwanzigſter Brief.

Meine Geſchäfte ſind kaum von der Erheblichkeit, daß man ihnen dieſen Nahmen geben kann. Demungeachtet füllen ſie meine ganze Zeit aus, beſonders, da ich manchmahl viele Tage durch Zerſtreuungen verhindert werde, daran zu denken. Außer dem, was ich zu meinem eigenen Unterrichte vornehme, haben Gellert und Weiſe von mir einige Arbeiten gefordert, die ich beſchleunigen muß. Ich werde dazu die Zeit zu nutzen ſuchen, da Herr von K***, der mich ſonſt jeden Tag einige Stunden koſtet, verreiſt iſt. Fürchten Sie aber nichts für unſern Briefwechſel. Die Freundſchaft kennt ihre Rechte, und ſie weiß ſie gegen alle andre Anſprüche und Forderungen zu vertheidigen. Uiberdieß iſt ihre Sprache kurz. Man verſteht ſie durch Sympathie. Sie erklärt nicht ſowohl ihre Empfindungen, ſie macht nur den andern auf ſeine eignen aufmerkſam; und nur indem ſie des Freundes Herz in Bewegung ſetzt, zeigt ſie ihr eignes. —

Aber warum laſſen Sie Ihre Tage durch Träume beunruhigen? — Oder warum geben Sie einem Traume, der ſo vieler guter, glücklicher Auslegungen fähig iſt, gerade die, welche Sie kränken muß. Ich ſehe in demſelben nichts, als Ihre eigne Zärtlichkeit, die ſelbſt in den nächtlichen Gemälden, die Ihnen Ihre Einbildungskraft vorſtellt, der Freude des Wiederſehens eine Gewalt über das Herz gibt, unter welchem dasſelbe erliegt. — Ich bin als Freund verpflichtet auf Mittel zu denken, die Ihnen dieſe öftern Unruhen, wenn es möglich iſt, ihnen zuvor zu kommen, wenigſtens mäßigen. Iſt es nicht wahr, daß eine ſolche Unruhe (ich rede nicht bloß von der letzten) unthätig und zur Verrichtung eines jeden Geſchäftes, ſelbſt zu dem Genuſſe des Vergnügens unwillig und unfähig macht? Und iſt dieß wohl der Zuſtand, in dem wir oft ſeyn ſollen, in dem wir am meiſten Gutes zu thun hoffen können? Vermehren Sie den Grad, oder verlängern Sie dieſen

Zuſtand. Sie werden ſehen, daß er nach und nach den Gebrauch jeder unſerer Fähigkeiten aufheben und uns zu einer Art von Schlaf bringen wird, der voll von fürchterlichen Träumen iſt, und uns eben ſo viel Zeit raubt, als der natürliche, ohne uns dieſelbe Erquickung zu geben? —

Demungeachtet fühlt die Seele eine gewiſſe Süßigkeit darin, um deren willen ſie ſich dieſer Unruhe überläßt, und ſich ſelbſt den Mitteln entzieht, die ſie aufheben konnten? Ich kenne dieſen Zuſtand, aber ich finde ihn allemahl für mich ſchädlich, ob ich gleich nicht allemahl ſo glücklich bin, mich davon zu befreyen. Wenn es aber gelingt, ſo iſt es niemahls anders, als durch eine anhaltende und die Seele ſehr einnehmende Beſchäftigung. Man muß gleich im Anfange, wenn man die erſte Anlage zu einer ſolchen Gemüths-Verfaſſung bemerkt, die Aufmerkſamkeit mit Gewalt von dem Gegenſtand abziehen und auf etwas richten, was im Stande iſt, ſie anzuheften und von der Rückkehr abzuhalten. Ein andres Frauenzimmer würde vielleicht den Mangel ſolcher Gegenſtände vorwenden können; aber Sie nicht, liebe Freundin, die außer den Geſchäften einer Hausmutter auch noch alle die für ſich haben, die die Wiſſenſchaften und die Lektüre verſchaffen. Wählen Sie alſo alsdann eines von den Büchern, die Sie am meiſten lieben, oder noch beſſer, arbeiten Sie ſelbſt etwas. Sie werden ſich zuerſt zwingen müſſen. Die Seele wird mit Widerwillen ſich von dem neuen Gegenſtande wegwenden. Aber nach und nach, wenn beſonders der erſte Anfang glücklich iſt, wird ſich der Gegenſtand der Seele bemächtigen; es wird eine neue Leidenſchaft rege; der Wunſch und die Hoffnung, die Sache, die man vor hat, ſchön zu machen. Endlich arbeitet man aus Geſchmack fort, da man bloß aus Uiberlegung angefangen hatte.

Ich freue mich auf Ihre Anmerkungen über die eheliche Liebe, und wenn ſie auch von meinen Grundſätzen abgingen. Sie wiſſen nun ſchon, wenn wir Philoſophen einmahl ein Syſtem im Kopfe haben, ſo muß ſich alles darnach richten, und entweder ſeine Form annehmen, oder es wird verworfen. Nun nach dieſem Syſteme finde ich allerdings zwiſchen der Liebe vor der Ehe, und in derſelben, einen Unterſchied. Nicht in dem Feuer, noch in der Delikateſſe derſelben; aber in der Art, ſie auszudrücken. Ich nehme wieder meine Eintheilung zu Hülfe. Das was in der Liebe bloß Begierde iſt, und zu ſeinem Endzwecke den Genuß hat, herrſcht nothwendig vor der Ehe. Das was in derſelben Beſtrebung und Eifer iſt, und zum Gegenſtande mehr des Andern Glück, als unſer Vergnügen hat, ſollte in der Ehe herrſchen. Dem zu Folge muß nothwendig die Leidenſchaft des Liebhabers aufwallend und ungeſtüm ſeyn, denn ſie ſtreckt ſich erſt nach einem Gute aus, welches ſie erreichen will; die Liebe des Ehemannes ruhig und thätig, denn ſie arbeitet nun an der Erhöhung und Verſchönerung eines Gutes, das ſchon ihr Eigenthum iſt. Ohne dieſe Einſchränkung iſt die eheliche Liebe in Gefahr, tändelnd zu werden, welches ſie von ihrem wahren Zwecke beynahe eben ſo weit abbringt, als die Kälte.

Ich ſage Ihnen alle meine Gedanken, liebe Freundin, als einer Perſon, die zu meiner größten Vertraulichkeit und zu einer Kenntniß meiner innerſten Geſinnungen ein Recht hat. Läutern Sie meine Grundſätze, und arbeiten Sie ſelbſt an der Verbeſſerung Ihres Freundes u. ſ. w.

Dreyßigſter Brief.

Ihr Urtheil über den Romeo, und Ihr Wunſch wegen ſeines Schluſſes iſt mit meiner Mutter ihrem vollkommen einerley. In der That iſt der letzte Auftritt mehr ſchröcklich als rührend, Julie mehr unſinnig als ſchwärmeriſch, und ihre Liebe mehr Raſerey als Leidenſchaft. Ich bin begierig, auch von den beyden übrigen Stücken, die in eben dieſem Theile ſtehen, Ihr Urtheil zu wiſſen. Marmontels Erzählungen laſſen ſich vielleicht um deſto ſchwerer in Dramata verwandeln, je ausgearbeiteter ſchon der Dialog iſt. Man kann ſchwerlich viehindern, daß der Leſer nicht die neuen angeſetzten Stücke von den alten unterſcheide; und man geht gar zu leicht aus einem Charakter heraus, der nicht von Anfang an unſer eigen iſt. So geht es, dünkt mich, mit der Corally ihrem, der in dem Stücke die Freundſchaft auf der Probe, am meiſten hervorſticht, und den er zuweilen verfehlt hat. — Aber ich höre, die Mademoiſell Schulz verläßt das Theater. Verſäumen Sie doch ja nicht, Romeo zu ſehen, ehe ſie fortgeht. Sie macht dieſe Rolle unnachahmlich ſchön; ich ſetze nur das Einzige an ihr aus, daß ſie in den Stellen, wo ohnedieß ſchon der zu weit getriebene Affekt beynahe bis ins Widrige geht, noch einige Grade hinzu ſetzt.

Aber genug von dieſer Materie, die ohnedieß ſchon erſchöpft iſt. Ich hätte mehr Luſt, meinen Streit mit Ihnen, als meine Kritik zu verlängern. Sie wiſſen noch nicht, wie hartnäckig ich bin, wenn ich mir einmahl in den Kopf geſetzt habe, etwas zu behaupten. Ihr Brief hat mir gefallen; und mit weniger Eigenſinn, als ich habe, hätten mich Ihre Gründe verblendet oder überzeugt. In der Verfaſſung, in welcher ich bin, kann ich noch nicht ſagen, welches von beyden. Denn wenn ich ſagte, daß ich ohne Eigenſinn hätte müſſen überzeugt werden, ſo wäre dieß eben ſo viel, als geſtünde ich zu, ich hätte Unrecht.

Sie wollen alſo zwiſchen dem Liebhaber und dem Ehemanne durchaus keinen Unterſchied zulaſſen;

und ich bildete mir ein, ich hätte es recht förmlich bewieſen, daß einer ſeyn müßte. So kann einem die Eigenliebe verblenden! Vielleicht richte ich durch eine Allegorie aus, was meine Metaphyſik nicht vermochte. — Wenn zuerſt nach einer langen Dürre, oder am Ende des Winters, Jupiter in einem fruchtbaren Regen in den Schooß der mütterlichen Erde herab ſteigt: dann wird auf einmahl die ganze Geſtalt der Natur geändert. Blumen und Gewächſe von aller Art bedecken die erſt nackte Oberfläche; die Bäume ſchimmern von jungem Grün, das nur noch wie zartes Moos auf die kahlen Aeſte geſtreut iſt; die todte Stille der Natur wird rege und lebendig; Luft und Erde bekommen wieder Bewohner; der Wechſel iſt eben ſo plötzlich, als ſchön. — Aber wenn nun dieſe erſte Rückkehr der Natur zum Leben geſchehen iſt; dann kann der ganze liebliche Sonnenſchein, und die ſchönſten erfriſchendſten Regen, durch die er unterbrochen wird, nicht gleich große und gleich merkliche Veränderungen hervor bringen. Im Stillen ungeſehen, wächſt nunmehr durch eben die Kraft, die ihn zuerſt hervor brachte, der Halm zur Aehre, das Gras zur Staude, und die Blühte zur Frucht heran. Noch immer empfängt die Erde dieſelben wohlthätigen und kräftigen Einflüſſe des Himmels; aber ſie kann jetzt nicht mehr durch ſie eine ganz neue Schöpfung hervor bringen, ſie kann nicht mehr die ganze Geſtalt der Natur umändern —

Iber in ihrer geheimen Werkſtatt empfängt und nuzt ſie noch auf eben die Art den himmliſchen Segen, ſie verſchließt ihn jezt in ſich, um ihn den Pflanzen ganz allein mitzutheilen, die ſie hervor gebracht hat, und um Korn, Obſt, Wein auf den ſtillern Herbſt zu bereiten.

Sollten alle folgenden Eindrücke dem erſten gleich ſeyn? — Das iſt wider die Natur der Seele. Sie ſelbſt, Sie ſelbſt, die die Natur mit der zärtlichſten von weiblichen Seelen beglückt, Sie würden ſich bloß ſelbſt hintergehen, wenn Sie das als eine gemachte Erfahrung anſähen. — Soll die Leidenſchaft niemahls zum Grundſatze, zur Geſinnung werden? — Alsdann iſt ſie unnütz und gefährlich. Das ſtürmende Meer kann nur Schiffbruch und Untergang verurſachen, wenn es ohne Aufhören wüthet. Aber wenn der heftige Sturm zu einer noch lebhaften aber ruhigern Bewegung gemäßigt wird, dann bringt er das Schiff mit vollen Segeln in den Hafen. — Soll die Seele immer nur von einem einzigen Gegenſtande erfüllt ſeyn, wie es die Seele des Liebhabers iſt? — Dann verſchlingt und vernichtet dieſer Gegenſtand alle Kräfte derſelben, er verbraucht alle ihre Fähigkeiten, und läßt für alle ihre übrigen Pflichten und Geſchäfte nichts, als matte, unwillige und kraftloſe Beſtrebungen.

Aber wie muß die Liebe ſeyn, auf deren Flügeln der Geiſt erhoben, und ſeiner Beſtimmung und ſeinem Schöpfer näher gebracht wird? Die

Seele, deren ganze Neigungen und Fähigkeiten ſich in einem einzigen würdigen Gegenſtande koncentrirt hat, muß ſich von ihm aus auf alles, was gut, ſchön und vortrefflich iſt, verbreiten. Er muß das Band ſeyn, welches die Seele an alle ihre Pflichten verknüpft, und ſie mit Freuden an die Sachen anzieht, die ſie ſonſt aus andern Bewegungsgründen nur mit Widerwillen, oder doch ohne Vergnügen würde gethan haben. Das Feuer der Liebe muß ſich in eine gleiche und fortdauernde Wärme verwandeln, die jeder andern gutthätigen Neigung zum keimen hilft, jede tugendhafte Handlung empor treibt, und jeden Widerſtand aus dem Wege ſtößt. — Noch ein Mahl: der Liebhaber und die Geliebte wollen nichts, als ſich ſehen, ſich umarmen und ſich genießen. Der Ehemann und ſeine Gattin wollen ſich und die Welt glücklich machen, und dieſen Zwecken zu Ehren entbehren ſie jene Vergnügungen ohne Murren u. ſ. w.

Ein und dreyßigſter Brief.

— — Ich bin außerordentlich vergnügt darüber, daß Sie meinen Brief vollkommen nach den Geſinnungen erklärt haben, in denen ich ihn geſchrieben hatte. Sie haben mir eine große Probe abgelegt. Ich fürchtete nicht, daß Sie über meine Freymüthigkeit böſe werden würden; aber ich erwartete doch eine kleine Empfindlichkeit über einen ſo beherzten Widerſpruch. Bey jedem andern Frauenzimmer, als bey einer ſolchen Philoſophin, wie Sie ſind, wäre meine Erwartung ganz gewiß eingetroffen. — Dieſe Materie iſt jetzo erſchöpft, oder ich will ſie doch wenigſtens dafür anſehen. Wenn Sie nur wahrhaftig glücklich ſind, ſo will ich es Ihnen verzeihen, wenn Sie es auch zum Theil durch ein Vorurtheil wären. — Ich habe dieſe Woche eine ganze Geſellſchaft von Leuten geſehen, die es noch durch ein weit handgreiflicheres Vorurtheil ſind, oder wenigſtens vorgeben es zu ſeyn.

Ich bin mit einer großen Geſellſchaft von Frauenzimmern in einem Nonnenkloſter geweſen, und zwar bey denen, die barmherzige Schweſtern heißen, und ſich mit der Wartung armer Kranken beſchäftigen. Ein wirklich verehrungswürdiger Orden, der großen und beſchwerlichen Dienſte wegen, die ſeine Mitglieder der Geſellſchaft leiſten. Sie ſind dabey arm; und da die Anzahl reicher Katholiken bey uns in B*** immer mehr abnimmt, und die eignen Kapitalien des Kloſters nicht nur an ſich klein, ſondern auch jetzt ohne Nutzen für ſie ſind, weil ſie bey einem Hauſe ausgeliehen ſtehen, das im Begriff iſt, banquerout zu machen (ehemahls einem Beſitzer von 500,000 Thalern), ſo müſſen die 21 geiſtlichen Jungfrauen, aus denen das Kloſter beſteht, ſich auf das äußerſte einſchränken, weil ſie nicht nur ſich, ſondern auch ihre Kranken zu ernähren haben, und noch dazu Aerzte und Arzeneyen bezahlen müſſen. Meine Mutter und verſchiedene unſrer Bekannten, die ihnen deßwegen von Zeit zu Zeit eine kleine Beyſteuer ſchicken, werden in dem Kloſter als große Wohlthäter angeſehen. So ſehr iſt die Dürftigkeit auch für kleine Erleichterungen empfindlich.

Wir wurden alſo ſehr wohl aufgenommen. Wir tranken in der Apotheke, wohin auch Mannsperſonen kommen dürfen, in Geſellſchaft der artigſten und vernünftigſten Schweſtern, Kaffee. Die Frauenzimmer wurden hierauf im ganzen Kloſter, ich nur in der Kirche und im Krankenzimmer, herum geführt. — Sie können nicht glauben, wie ſehr mich dieſe Leute für ſich intereſſirt haben. — Es gibt Perſonen von den beſten Familien, von gutem Verſtande und von einer wirklichen Schönheit darunter. Beſonders iſt die würdige Mutter eine höchſt vernünftige, geſetzte, und von dem klöſterlichen Weſen ziemlich freye Perſon. Außer ihr zieht ein Fräulein Mucius, eine ehemahlige Bekannte einer Dame aus unſerer Geſellſchaft, die auch deßwegen von der Superiorin die Erlaubniß erhielt, bey uns zu bleiben, die Augen auf ſich. Ungeachtet ſie ſchon 16 Jahre im Kloſter iſt, ſo hat ſie doch noch alle Züge von Schönheit. Ein feuriges und ſchönes Auge, das durch die Kopfbinde ihres Habits halb verdeckt, und auf eine gewiſſe Weiſe ſchmachtend und zugleich einnehmend gemacht wird; — in ihrem Betragen eine gewiſſe ſtille und ruhige Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande, die man bey den glücklichſten Perſonen ſo ſelten antrifft; eine Stimme, die ſehr angenehm und ſanft iſt; — und wenn man ſich dieſes noch junge Frauenzimmer denkt (deren Vater ein reicher und vornehmer Man iſt), in einem ſehr ſchlechten Kleide (ob es ſie gleich nicht verſtellt), allen Bequemlichkeiten des Lebens und der Geſellſchaft entzogen, zum ſtrengſten Gehorſam verpflichtet, und oft mit den niedrigſten, beſchwerlichſten und ekelhafteſten Dienſtleiſtungen der Kranken beſchäftigt: ſo muß man Hochachtung und Mitleid für ſie zugleich haben u. ſ. w.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Den 9. Januar 1768.

Für Ihre Aufmerkſamkeit und Ihre freundſchaftliche Sorgfalt, mir Vergnügen zu machen, und es mir an dem Tage *) zu machen, wo ich durch tauſend andre angenehme Eindrücke mehr als gewöhnlich vorbereitet bin es zu genießen; dafür danke ich Ihnen aufs verbindlichſte. Meine Mutter hat Ihren Willen ſehr genau befolgt. Ich erfuhr Dienſtags nichts davon, daß Briefe angekommen wären, und ich dachte alſo gewiß, Sie wollten Ihren Poſttag verlegen, und würden von nun an Donnerſtags ſchreiben. Dieſe Vermuthung machte, daß ich ſelbſt nicht ſchrieb, und dabey blieb ich alſo ganz ruhig, bis des Donnerſtags Morgens, indem wir alle beyſammen waren, meine Mutter, die ſich einen Augenblick entfernt hatte, mit einer ſehr feyerlichen Miene, einem großen Kuchen in der Hand, auf dem Ihr Brief

---

*) Garvens Geburtstag fällt auf den ſiebenten Januar.

lag, und einem noch größern Glückwünſchungs-Komplimente, das ſie, wie ſie ſagte, von Ihnen auszurichten hätte, zurück kam. Die Sache war mir ſo unerwartet, daß ſie mir Anfangs ein Räthſel zu ſeyn ſchien. Ich öffnete endlich Ihren Brief, die Schwierigkeiten wurden durch meine Mutter gehoben, und meine erſte Uiberraſchung endigte ſich mit einer ſtillen und angenehmen Fröhlichkeit.

So viel war auch nöthig, wenn ich an einem Tage heiter ſeyn ſollte, wo ich mich von einem heftigen Schnupfen, oder wovon es ſonſt war, ſo übel befand, daß ich eine ernſthafte Krankheit hätte befürchten können. Ich ſchob deßwegen eine kleine Solennität, die auf dieſen Tag beſtimmt war, bis auf den folgenden auf. Geſtern alſo habe ich mir das Vergnügen, ein Koncert bey mir zu machen, zum zweyten Mahle erlaubt. Meine Mitſpieler waren noch beſſer, als das erſte Mahl. Die Geſellſchaft war, außer meines Onkels Familie, der Hauptmann N*** mit ſeiner Frau; er ein ſehr geſchickter und verſtändiger Mann, jetzo der Ober-Bau-Inſpektor von B****; ſie, eine Sachſin von Geburt, aus Chemnitz, das beſte Herz und die liebreichſte, zärtlichſte Ehegattin; endlich ein gewiſſes Fräulein von W****, ein Frauenzimmer von ſehr guter Erziehung und Lebensart, und von vielem Verſtande. Ihr Bruder, bey dem ſie lebt, ſteht in eben dem Poſten, wie mein Onkel, iſt ein angenehmer und allenthalben willkommener Geſellſchafter, und verdient um deſto mehr Hochachtung, weil er ſich aus einem Stande der Dürftigkeit, in dem er und ſeine Schweſter ihres Standes ungeachtet, ihre Jugend zugebracht haben, durch ſeine Geſchicklichkeit, ſeinen Fleiß und ſeine gute Wirthſchaft hat wiſſen heraus zu ziehen, und ſich alſo die bequeme und artige Weiſe, mit der er jetzo lebt, ganz allein ſchuldig iſt. So viel von unſrer Geſellſchaft.

Unter der Muſik nahmen ſich die Sachen von einem gewiſſen Schobert, dem, der in Paris an Champignons geſtorben iſt, ſehr vorzüglich aus. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich mit Ihnen ſchon davon geredet habe; aber geſetzt, das wäre auch geſchehen, ſo kann ich es, zum Dank für das Vergnügen, was mir des Mannes Arbeit gemacht hat, nicht oft genug wiederhohlen, daß es die ſchönſten Sachen ſind, die jemahls aufs Klavier ſind geſetzt worden; insbeſondre die Duetts, Trios und Koncerte von ihm. Man kann nichts Neueres und zugleich Schöneres hören. Alle Ideen des ganzen Stücks ſind original, und zuweilen ſo außerordentlich frappirend, daß ſie den unverſtändigſten Zuhörer treffen müſſen. Sie erfordern aber viel Uibung. Er ſelbſt (denn wenn eine Nachricht wahr iſt, die hier herum geht, ſo habe ich den Schobert ſelbſt hier auf meiner Stube mehr als einmahl vor langen Zeiten ſpielen hören, er iſt ſogar einen halben

Monath, oder ſo etwas, mein Lehrmeiſter geweſen, er ſelbſt alſo, vorausgeſetzt, daß er dieſer iſt, hat die allergrößte Flüchtigkeit der Hände, die ich jemahls geſehen habe. Er ſetzt alſo ſeine Stücke ſo, wie ſie für ſeine eignen Finger am beßten ſind. Aber ſie thun eine unbeſchreibliche Wirkung, wenn ſie auch nur mittelmäßig vorgetragen werden. Seine Stücke ſind ſelten, und ich würde ſie ohne die Gütigkeit eines Freundes niemahls zu Geſichte bekommen haben.

So brachten wir alſo den geſtrigen Tag ziemlich vergnügt zu. Demungeachtet befinde ich mich heute noch nicht ganz wohl. Ich ſchreibe deßwegen auch nicht ſo viel, als ich mir vorgenommen hatte. Meine Mutter wird durch andre Hinderniſſe zu einem ähnlichen Vergnügen geſtört. Ihre Nahrung erfordert um dieſe Zeit viele Rechnungen, die ſehr beſchwerlich ſind, und für jede andre Frau beynahe unmöglich wären. Aber ſie verrichtet das alles mit einer Genauigkeit und Accurateſſe, deren ich gar nicht nicht fähig wäre. Sie wird überdieß von einem Fluſſe im Ohre beſchwert, und hört deßwegen ſchlecht.

Ich erinnere mich, daß Sie vor langer Zeit einen Plan zur Erziehung Ihrer Wilhelmine verlangten. — Zu einem ſolchen Plane habe ich weder Geſchicklichkeit noch Geduld genug. Aber zerſtreute Anmerkungen, wenn Sie die haben wollen, wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, ſie ſo gut zu verbinden, als ſie ſelbſt es werden zulaſſen, wenn Sie mir verſprechen, die Lücken, durch ihre eignen Bemerkungen auszufüllen, die ſollen Sie von mir bekommen. Flößen ſie ihrer Wilhelmine, wenn Sie können, etwas von Freundſchaft gegen einen Menſchen ein, den Sie ſelbſt mit ſo vieler beehren. Laſſen Sie ſie wiſſen, daß ich eher für ſie ſo gute Wünſche gethan habe, als ſie ſelbſt etwas wünſchen konnte u. ſ. w.

Drey und dreyßigſter Brief.

Das iſt wirklich eine Feyer meines Geburtstages, auf die ich mir etwas zu gute thue. Wenn ein Freund an mich denkt, und dieſe Erinnerung ihm Vergnügen macht; wenn er mir ſo viel Einfluß auf ſein Herz zugeſteht, daß ich es zuweilen ruhiger, freudiger, mit ſich und mit andern zufriedener machen kann, das iſt die größte Befriedigung, die meine Liebe und meine Eitelkeit verlangt. Sie, liebe Freundin, verſtehen die Kunſt, ſich zu vergnügen, ſchon recht gut. Ihre Hoffnungen darauf werden Ihnen weit ſeltner fehlſchlagen, wenn Sie es, ſo wie Sie es gethan haben, ohne viele Vorbereitungen bey ſich ſelbſt ſuchen.

Aber wenn Sie nur die Kunſt, ſich zu quälen, nicht zuweilen eben ſo gut verſtünden. O liebe Freundin, beynahe liegt noch das ganze Jahr mit allen ſeinen Tagen und Stunden vor Ihnen. Es ſcheint nun noch völlig in Ihrer Gewalt zu ſeyn, was Sie daraus machen wollen. Aber eilen Sie, eilen Sie, jede, ſchon die gegenwärtige Minute für die Glückſeligkeit aufzuwenden. Das Vergnügen und die Tugend ſind nicht bloß als Wirkung und Urſache, ſondern als zwey verſchwiſterte Eigenſchaften der Seele mit einander verwandt, die gemeiniglich nicht ohne einander zu finden ſind. — Die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen iſt immer unthätig oder in Verwirrung: das Vergnügen iſt zugleich ruhig und wirkſam. Die Aufmerkſamkeit der Seele iſt dann jedes Mahl bey dem Gegenſtande zuſammen, den ſie vor hat, und ihre Kraft iſt alſo ungetheilt, das, was ſie thut, aufs beſte zu thun. Das Vergnügen iſt für die Seele, was die Geſundheit für den Körper iſt; es macht ſie zu allen ihren Verrichtungen aufgelegter und geſchickter.

Das iſt nun alles recht ſchön und vortrefflich. Aber die Frage iſt, was für eine Art von Diät muß man der Seele vorſchreiben, um ſie bey dieſem Wohlbefinden zu erhalten? Eine Regel dazu iſt uralt, aber ſie iſt wahr: man ſoll mit ſeinen Wünſchen ſich in der Natur der Dinge einſchränken, und nichts begehren, was dieſe nicht zuläßt.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen deutlich genug werde ſagen können, was ich denke. Aber das weiß ich, in meinem Leben und in dem Leben meiner Freunde ſehe ich den größten Theil ihres Verdruſſes aus betrogenen Wünſchen und Erwartungen entſtehen, die nur deßwegen betrogen wurden, weil ſie ſelbſt auf einen Irrthum gegründet waren. Sie z. B. (um meiner Abſicht näher zu kommen) haben bey einem eingezogenen und ruhigen Leben, bey einem gutgearteten und rechtſchaffenen Herzen, bey einem wohlgebildeten Geiſte, und bey dem Genuſſe der vornehmſten Bequemlichkeiten des Lebens, wenig andre Urſachen, unzufrieden zu ſeyn, als die Beſorgniſſe, daß Sie von Perſonen, deren Liebe Sie über alles ſchätzen, nicht genug geliebt, nicht genug hochgeachtet werden. Da dieſe Leidenſchaft, in der That unter den übrigen die edelſte, bey Ihnen die ſtärkſte iſt, ſo muß auch natürlicher Weiſe aus dieſer Quelle die meiſte Unzufriedenheit bey Ihnen entſtehen.

Aber wenn Sie doch nun mit mir ruhig unterſuchten, welches wohl zuweilen die Merkmahle ſind, aus denen Sie dieſen Mangel der Zärtlichkeit ſchließen. Ohne Zweifel ſind es Unterlaſſungen von Handlungen, die Sie als die unausbleiblichen Wirkungen einer ſolchen Neigung anſehen. — Aber wie? ſind ſie dieſes auch wirklich? Iſt der Schluß von dieſen Aeußerungen auf die Sache ſelbſt unfehlbar, und können ſie umgekehrt nicht ausbleiben, ohne die Geſinnung ſelbſt zweifelhaft zu machen? Sie werden dieſes ſelbſt nicht denken, — wie würde es Ihnen ſonſt möglich ſeyn, wieder ruhig zu werden? Aber gehen Sie in Ihrer Unterſuchung noch einen Schritt weiter. Iſt es der Natur der Dinge und des Menſchen nach möglich, daß ſich die ſtärkſte, die eingewurzeltſte, die mit dem Weſen der Seele ſelbſt verwebte Leidenſchaft (ich will Ihnen zu gefallen es ſo nennen) immer durch einerley Beweiſe zu erkennen gibt? Um davon nur ein frappantes Beyſpiel anzuführen, ob es gleich nicht vollkommen auf den Fall paßt: iſt es möglich, oder wenn es möglich wäre, würde es anſtändig ſeyn, daß ſich die Zuneigung eines Greiſes auf eben die Art und durch eben die kleinen Beweiſe zu erkennen gäbe, wie die Zuneigung eines jungen Menſchen? Hier iſt der Unterſchied handgreiflich, und die ganze Welt kommt überein, den einen alten Gecken zu nennen, der ſelbſt rechtmäßige Neigungen auf eine zu ſeinem Alter und ſeinen Umſtänden unſchickliche Art an den Tag legt. Aber kann es nicht im menſchlichen Leben eben ſolche andere Unterſchiede geben, die nicht eben ſo in die Augen fallen, aber doch eben ſo wirklich ſind? — Und ſollte es alſo nicht eine Forderung unmöglicher Dinge ſeyn, wenn man, allen dieſen Unterſchieden zuwider, von demſelben Menſchen unter den verſchiedenſten Umſtänden doch immer einerley Zeichen ſeiner Liebe verlangte? — Ich gebe es zu, daß Ihr lieber Gatte Sie jetzo ſo liebt, wie damahls, da er Bräutigam war. — Aber wenn Sie verlangten, daß er Sie davon alle Augenblicke aufs neue mit aller der Eilfertigkeit und dem Empressement verſichern ſollte, als wenn er es Ihnen zum erſten Mahle ſagte; wenn Sie eine beſtändige Wiederhohlung aller der kleinen Zeichen der Zärtlichkeit forderten, die bey einem Liebhaber oft nur den Mangel an Gelegenheit zu größern Proben erſetzen: ſo forderten Sie etwas, was der Natur der Dinge, und wo nicht dieſer, doch gewiß Ihrer Ruhe und der Ruhe Ihres Mannes zuwider wäre.

Sehen Sie, das iſt der Inhalt meiner ehemahligen Theorie, und gewiß meine Abſicht iſt Ihre Glückſeligkeit. Alſo verlange ich keine Abnahme der Liebe, keine Kälte, ſondern nur in ihrem Ausdrucke mehr Ernſthaftigkeit und weniger Spielwerk. — Wenn die Leidenſchaft vor der Heirath bloß Leidenſchaft iſt, ſagen Sie, ſo wird ſie niemahls Geſinnung werden. Vollkommen richtig! wenn Vorurtheil und ſinnliche Luſt die Wahl anſtellen. Aber laſſen Sie die Leidenſchaft des Liebhabers auf alle Vollkommenheiten des Geiſtes und Herzens gegründet ſeyn: ſo wäre doch dieß die einzige Sache in der ganzen Natur, wo die erſte Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Gut und der fortgeſetzte Genuß desſelben vollkommen einerley Wirkungen hätte. — Wie? wenn Mann und Frau ſich nicht wie Liebhaber und Geliebte gegen einander betragen, wenn ſie die vertrauteſten, die zärtlichſten Freunde von einander werden, ſo ſollten ſie ſich keine Gefälligkeiten mehr thun können, ſo ſollten ſie ſich einander bloß nicht beleidigen? Und das wäre doch Freundſchaft? — Ich verſtehe Sie nicht, liebe Freundin. — Sie ſagen, wenn Sie alle dieſe Dinge (dieſe kleinen Zärtlichkeiten, Bemühungen und Opfer) wegnehmen, ſo hat die Ehe keinen weſentlichen Reiz mehr. Wie? ſo ſollte die Ehe, die ehrwürdigſte und heiligſte Verbindung, ihren Reiz verlieren, wenn ſich die beyden Eheleute nicht alle Augenblicke ſagen, daß ſie ſich lieben; wenn ſie ſich nicht die Hände drücken; wenn nicht eines dem andern nachſähe, ſo oft es auf zwey Minuten von ihm geht; wenn es ihm nicht entgegen käme; wenn es ihm nicht auf der Stelle und mit aller gefliſſentlichen Aufmerkſamkeit jede Liebkoſung erwiederte, die ihm von dem andern gemacht werden?

Ich ſehe, da ich dieſes noch ein Mahl durchleſe, nur die vertrauteſte Freundſchaft kann die Freymüthigkeit entſchuldigen, mit der ich Ihnen geſchrieben habe. Aber ich müßte Sie nicht ſo ſehr lieben, wenn ich Sie nicht von Vorurtheilen frey zu machen ſuchte, die ſonſt das Elend ihres Lebens ſeyn könnten u. ſ. w.

Vier und dreyßigſter Brief

Den 24. Januar.

Ihr letzter Brief iſt ſchön, und das Gedicht, was Sie mir abgeſchrieben haben, recht vortrefflich. Es iſt gewiß eine Ihrer beſten Arbeiten von dieſer Art. Ihr Herz iſt bey dem Gegenſtande geweſen, und das Herz führt immer den Verſtand und das Genie ſehr glücklich.

Aber warum gehen Sie nicht nach Halle, wenn Sie ſchon in Crellwitz ſind? Ich wünſchte doch, daß Sie einen Ort, wo ich zwey Jahre ſehr übel zugebracht habe, und wo ich vielleicht noch viele andre, aber beſſer, werde zubringen müſſen, kennen. Der erſte Anblick iſt widrig, das gebe ich zu; aber das iſt doch eben ſo ausgemacht, daß das Aug die prächtigſten Häuſer und die elendeſten Leimhütten gleich gut gewohnt wird, und daß alsdann der Verdruß über die Häßlichkeit, und das Vergnügen an Schönheit, beynahe zu einer gleichen Empfindung der Gleichgültigkeit herunter geſtimmt werden. O beſetzen Sie die Hütten mit Freunden, die ich liebe und die ich verehre, und ſie werden mir ſchöner vorkommen als Palläſte. Doch auch dieſe habe ich in Halle nicht. Unterdeſſen kenne ich doch Leute, die vielleicht aufgelegt dazu wären es zu werden.

Auf oder nach Oſtern, den Tag weiß ich nicht, komme ich mit Gottes Hülfe nach Leipzig. Ein Brief von Gellert, voll von Gütigkeit und Freundſchaft, hat mich erſt vor fünf Tagen dazu eingeladen. Dieſer Mann iſt wahrhaftig mein Freund. — Iſt mir nun ein kleiner Stolz nicht zu verzeihen? — Ich bringe hier meinen Winter ſehr vergnügt zu. Am Freytage war ich in dem Hauſe eines Hrn. v. P***, deſſen Fräulein Tochter, eine ſehr gute und ſehr angenehme Freundin meiner Mutter und von uns allen, ein kleines Koncert machte. Sie ſpielte ſehr gut auf den Flügel. Ich ſpielte einige Sachen von Schobert τῷ πάνυ; laſſen Sie ſich Reizen dieſes erklären. Wir waren bis um 11 Uhr recht vergnügt. — Geſtern kam wieder eine kleine Wolke. — Aber kurz ich bin vergnügt, und bin u. ſ. w.

Fünf und dreyßigſter Brief.

So ſchmeichelhaft es mir iſt, daß Sie meine Ankunft wünſchen, und ſo angenehm mir alſo auch die Hoffnung iſt, ſolche Freunde wieder zu ſehen; ſo muß ich doch ſagen, daß mich die Vorſtellung des Abſchieds erſchreckt. Eine Menge alter, und einige neue Freunde, die ich beſize, machen mir meinen Aufenthalt ſehr angenehm, und die Trennung fürchterlich. Vor allem aber iſt es meine Mutter, die mir bange macht. Ich hinterlaſſe ſie zwar unter einer Menge von Perſonen, die ſie hochachten; aber doch kaum bey einer einzigen, die ihre vertraute Freundin wäre, und ſelbſt vor dieſer würde doch ihre mütterliche Zärtlichkeit meiner Geſellſchaft noch einen Vorzug geben. Die Umſtände unſres Landes und die häuslichen, die davon abhängen, werden immer trauriger; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, wo dieſer Fortgang vom Böſen zum Schlimmern ſtill ſtehen wird. Meine Mutter empfindet dieſes bey einem ziemlich weitläuftigen Hausweſen, das ganz allein von ihrer Sorgfalt in Ordnung gehalten werden muß, weil mehr, als ein jedes andre Frauenzimmer. Uiberdieß iſt ſie oft kränklich, und braucht von einer andern Seite eine kleine Aufmunterung, wenn die Schwachheit ihres Körpers und ihre Umſtände ſie niederſchlagen. Ich bedaure alſo beynahe zuweilen, daß ich meinen Plan nicht ſo angelegt habe, daß ich zwiſchen dem praktiſchen und dem akademiſchen Leben hätte wählen können. Meine Freunde hier würden für mich viel gethan haben. Nach meiner jetzigen Ausſicht kann ihre Liebe mein Leben nur angenehmer, nicht mein Fortkommen leichter machen. — Doch ich will alle dieſe unangenehmen Ideen mit freudigern abwechſeln laſſen.

Ich habe dieſe Woche ein ſehr empfindliches Vergnügen gehabt; das Vergnügen, ein neues Verdienſt kennen zu lernen. An unſern D. Tralles war aus Lauſanne von dem berühmten Tiſſot eine gewiſſe Frau von Wyllamons empfohlen worden, die hier durch, nach Pohlen, in das Haus des Fürſten Czartorinsky als Hofdame ging. Der Herr Tralles bath mich und einige Andre beyde Mahl zu ſich, als er ſie bey ſich hatte. Wenig Frauenzimmer habe ich in meinem Leben geſehen, die mich durch die Größe ihres Geiſtes, die Richtigkeit und die Tiefe ihres Raiſonnements, die Genauigkeit und Schönheit des Ausdruckes, und eine gewiſſe unbeſchreibliche Annehmlichkeit, mit der ſie dieſes alles begleitete, ſo beym erſten Beſuche für ſich eingenommen hätten. Sie war weder ſehr jung, noch ſehr ſchön, aber die Anmuth ſelbſt. Augen, welche redeten, und deren Bewegungen alles, was ſie ſagte, unterſtützten; ihre ganze Aktion war damit übereinſtimmend; und ohne die geringſte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt zu zeigen, that ſie doch alle Mahl das, was die ſtrengſte Aufmerkſamkeit hätte fordern können. Sie redete Franzöſiſch und Engliſch gleich gut, das erſte in einem Grade von Vortrefflichkeit, der auch bey Franzoſen ſelten ſeyn mag; ihre Ausdrücke waren alle Mahl edel, gewählt, beynahe philoſophiſch richtig, und doch ſo frey und ungezwungen, als es zum Geſpräche nothwendig iſt. — Ich habe wenig Stunden angenehmer zugebracht, als die, welche ich mit ihr in Geſellſchaft war. Sie hatte viel geleſen, und urtheilte darüber nicht bloß richtig, ſondern auch fein. Jedermann war von ihr bezaubert.

Alles das ſchreibe ich Ihnen, weil ein genoſſenes Vergnügen ſeinem Freunde mittheilen ein zweytes Vergnügen iſt u. ſ. w.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Den 24. Februar.

Auf der empfindlichſten Seite hätte mein Brief Sie angegriffen? Wahrhaftig, das war nicht die Abſicht ſeines Schreibers. Selbſt nicht einmahl die kleine Bosheit, die doch ſo gut mit der Freundſchaft beſtehen kann, eine Art von Eiferſucht, zu erregen, um ſich von neuem von der Liebe des Andern zu verſichern. Meine Abſicht war noch weit einfältiger, und mein Bewegungsgrund noch weit unſchuldiger. Ich glaubte nicht, daß ich an der Frau von Wyllamons Vollkommenheiten lobte, die Ihnen fehlten. Ich dachte bloß, Ihnen ein Vergnügen durch die Erzählung des meinigen zu machen. Sie wiſſen, die Eindrücke, die das Gute oder das Böſe von Perſonen oder Sachen auf uns macht, ſtehen nicht in unſerer Gewalt. Die, welche die Frau von Wyllamons gemacht hatte, waren alle für ſie günſtig. Ich ſchrieb dieſe in der Einfalt meines Herzens nieder, um ſie in Ihnen, wenn ich könnte, auf eine ſchwächere Art zu erregen (Sie ſagen ſelbſt, Eindrücke von der Art ſind angenehm). Ich glaubte dabey um deſto weniger Behuthſamkeit zu bedürfen, je ähnlicher dieſe Empfindungen denjenigen waren, die Ihre erſte Bekanntſchaft bey mir erregte. Sie konnten es wahrſcheinlicher Weiſe nicht einmahl wünſchen, daß ich die Vorzüge, auf die ſich zuerſt meine Freundſchaft und meine Hochachtung für ſie gründete, bey einer andern verkennen oder gering ſchätzen ſollte. — Aber deßwegen ſind dieſe Frau und Sie nicht auf gleichem Fuße mit mir. Die erſte iſt eine bloße Bekannte, die ich ihrer Talente wegen hochſchätzen muß, deren Herz ich noch nicht kenne, und von der ich bisher nichts als Vergnügen und Höflichkeiten erhalten habe. Sie ſind meine Freundin, deren Herz ich geprüft habe, und deren Einſichten mir nicht bloß zu dem flüchtigen Vergnügen eines Abends, ſondern zu dem Glücke meines Lebens gereichen. Ihr heutiger Brief ſelbſt iſt voll von den freundſchaftlichen Geſinnungen, die Ihr Herz vor andern Herzen ſo ſehr unterſcheiden.

Laſſen Sie ſich alſo die neuen Freunde nicht beunruhigen. Sie würden auch die Ihrigen werden, wenn Sie ſie kennten. Wollten Sie wohl Jemanden zu Ihrem Freunde haben, den die ganze übrige Welt verſchmähte? Und würden Sie ſich nicht Ihrer Neigung ſchämen müſſen, wenn der Gegenſtand derſelben unfähig wäre, irgend einem andern eine ähnliche Neigung einzuflößen? — Ich kenne den Werth alter Freunde, und ich empfinde den Vorzug, den eine beſtätigte Liebe vor einer bloß flüchtig bezeigten Gefälligkeit haben muß. Alles alſo, was ich noch ins Künftige von dem Vergnügen ſagen werde, was mir meine hieſigen Freunde machen, — ſehen Sie es niemahls anders, als eine neue Aufforderung an Sie an, an dieſem Vergnügen Theil zu nehmen, und wie ein ſtillſchweigendes Verſprechen, daß ich eben dieſes Vergnügen, wenn es noch mit einer mehr gründlichen, weſentlichern Glückſeligkeit verbunden iſt, noch weit ſtärker empfinden werde.

Meine Mutter — wiſſen Sie das? — iſt auch eiferſüchtig. Sie wollen nicht, daß ich mich vor meinem Abſchiede fürchten ſoll? Wie kann ich das, wenn es nicht bloß um meine eigne Glückſeligkeit zu thun iſt, ſondern auch um meiner Mutter ihre? Sie müßten mich nicht für fähig halten, ein guter Freund zu ſeyn, wenn ich ein ſchlechter Sohn ſeyn könnte. Und wäre ich das nicht, wenn ich eine ſolche Mutter, wie die meinige, gern verlaſſen könnte? u. ſ. w.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Den 19. März.

Wenn ich jetzt nicht mehr als gewöhnlich beſchäftigt wäre, und wenn ich nicht den Zeitpunct immer näher kommen ſähe, in dem ich Sie wieder ſehen ſoll: ſo würde ich mir es ſelbſt nicht vergeben, daß ich Sie zuweilen auf meine Briefe einen Poſttag länger warten laſſe, als es unſerm erſten Vertrage gemäß iſt. Ich könnte zwar ſagen, es wäre Rache. Aber ich finde nichts davon in meinem Herzen; und wenn Sie mir auch noch ſeltnere und noch kürzere Briefe ſchrieben, ſo würde mich doch mein eignes Vergnügen nöthigen, an Sie zu ſchreiben. Es iſt alſo nicht Vorſatz, ſondern Unvermögen, wenn ich mir dieſes Vergnügen zuweilen verſage. Ein Unvermögen, welches (erlauben Sie mir, das zu ſagen) ich bey Ihnen nicht vorausſetzen kann, da Sie mir ſelbſt verſichern, daß Ihr Umgang eingeſchränkter als jemahls iſt, und Ihre Geſchäfte ſich doch nicht häufen können

Aber um Ihnen eine Probe von meiner Uneigennützigkeit zu geben: ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß, wenn ich gleich zuweilen dadurch eines Theils Ihres Andenkens, ja ſogar Ihres perſönlichen oder ſchriftlichen Umganges (nur nicht Ihrer Freundſchaft) beraubt ſeyn ſollte; ich Ihnen doch einen etwas ausgebreiteteren Umgang wünſchte, und zwar vornehmlich unter Ihrem eignen Geſchlechte. —

„Unter meinem eignen Geſchlechte? Wie können Sie mir etwas wünſchen, wovon ich Ihnen ſo oft geſagt habe, daß ich es nicht zu meiner Glückſeligkeit rechnen würde, wenn ich es hätte?“

Aber wollten Sie mir wohl noch einmahl die Urſache wiederhohlen, warum Sie es nicht darunter rechnen?

„Was habe ich nöthig, Ihnen das erſt zu ſagen? Sollten Sie nicht wiſſen, wie leer der Umgang mit den mehreſten Frauenzimmern iſt; wie wenig ſich mit —“

ihnen anfangen läßt, wollen Sie ſagen. Zum Unglück wahr genug! Aber warum wollen Sie nicht daran arbeiten helfen, daß ihr Umgang lehrreicher werde, daß ſich mehr mit ihnen anfangen laſſe? Was würde aus dem niedrigern Theile unſers Geſchlechts, oder des menſchlichen Geſchlechts überhaupt werden, wenn ſich der edlere Theil demſelben entziehen wollte, und ihm mit ſeinem Umgange zugleich die Mittel benähme, ihm ähnlich zu werden?

„Aber ich habe nicht eben den Beruf, und auch nicht das Vermögen, eine Verbeſſerin zu ſeyn. — Uiberdieß, wozu bedarf ich den Umgang? Ich habe meinen Gatten, den liebe ich; und die Stunden, die er nicht bey mir iſt, ſind gut genug mit der Erwartung von ihm ausgefüllt; wenn noch ein kleines unbefriedigtes Verlangen in meinem Herzen übrig wäre, ſo würde die Freundſchaft von zwey oder drey Freunden meines Mannes es doch ganz ausfüllen. Und endlich —"

Und was endlich?

„Sie wiſſen, ich liebe meinen Mann über alles — ich wünſche, daß er mich über alles liebt —"

Und was denn alſo? —

„Ich würde es nicht leiden können, wenn eine meiner Freundinnen ihm eben ſo gut gefiele, daß ich nicht mehr gewiß genug ſeyn könnte, daß ſeine Frau ihm noch beſſer gefiele."

Mich dünkt, Sie würden (wenn Sie mir meine Freymüthigkeit vergeben wollen) dieſen Bewegungsgrund nicht zuletzt angeführt haben, wenn Sie den ſtärkſten hätten zuerſt anführen wollen.

„Gut! laſſen Sie es ſeyn, daß es der ſtärkſte iſt. Ja., ich bin eiferſüchtig; und man kann gar nicht lieben, ohne eiferſüchtig zu ſeyn. — Ich kann ſogar keine Freundſchaft für echt halten, die ihren Freund ſo ruhig mit Vielen theilen kann. Hüthen Sie ſich, daß nicht Ihr Rath, meinen Umgang zu erweitern, mich argwohnen läßt, daß Sie ihn nicht mehr ſo eifrig für ſich ſelbſt wünſchen.“

Das können Sie im Ernſte nicht denken; — noch viel weiniger, wenn Sie meine Gründe hören.

„Und dieſe Gründe?“

Nur noch einen Augenblick Geduld! Sagen Sie mir, haben Sie nicht gehört, daß die Natur mit jeder Neigung, die ſie uns gibt, oder mit jedem Vergnügen, das Sie uns genießen läßt, eine andre Abſicht habe, als dieß Vergnügen ſelbſt?

„Ums Himmels willen! ſo weit müſſen ſie ausholen? Sie werden doch nimmermehr die halbe Methaphiſik abſchreiben müſſen, um mich zu bewegen, daß ich ein halb Dutzend Karkaſſen in meiner Stube zuſammen bringe.“

Nun gut alſo, wenn ich Sie nicht mit der Ueberzeugung überraſchen kann, ſo will ich ſehen, ob ich mit offenbarer Gewalt gewinne. — Sie ſind eine Ehegattin, aber auch zugleich ein Frauenzimmer und eine Mutter.

„Ja, eine Mutter! Und eben deßwegen, weil ich dieſen ſüßen, ehrwürdigen Nahmen trage, brauche ich weniger als jemahls eine Geſellſchaft, die mir bloß die Zeit vertreiben ſoll. Meine Wilhelmine und mein Mann werden mir bald die Stelle der ganzen Welt erſetzen. Aber ein Frauenzimmer auch, ſagten Sie, wäre ich; was ſoll das zur Sache?"

Als Frauenzimmer müſſen Sie nothwendig die allervertrauteſte Freundſchaft, die möglich iſt, nur mit einem Frauenzimmer haben können.

„Und die Urſache davon?"

O hätten Sie nur erſt dieſe Ihnen verwandte Seele unter ihrem eignen Geſchlechte gefunden; kennten Sie nur erſt das Frauenzimmer, das würdig wäre, Ihre Freundin zu ſeyn: dann würden Sie mir die Frage ſelbſt beantworten. O wie glücklich würde ich ſeyn! Ihre Vertraute würde auch meine Freundin ſeyn. — Sie kennen Julie und Claire; Clariſſa und Howe. Sagen Sie mir, wäre es möglich, daß eine von beyden an die Stelle ihrer Freundin einen Freund geſetzt hätte, ohne daß doch das Weſen ihrer Freundſchaft zerſtört worden wäre?

„Wie? alſo gibts gar keine Freundſchaft unter den beyden Geſchlechtern? Alſo ſind Sie nicht mehr mein Freund?"

Nicht ſo hitzig, liebſte Freundin! Ich denke nicht, daß ich unſre Freundſchaft herunter ſetze, wenn ich ſage, daß es noch eine höhere gibt, — aber keine höhere, wenn die Wahl wieder auf eine Mannsperſon fällt. — Wenn ich aber einem Frauenzimmer den Vorrang gebe, ſo denke ich, ich bin bloß großmüthig, nicht kaltſinnig.

„Gut! Eine Freundin ließ ich mir gefallen, eine ganz vertraute Freundin, wenn ich ſie hätte. Aber wozu der Umgang mit Vielen?“

Um dieſe Eine darunter zu finden. Muß man nicht erſt wählen können, ehe man ſich entſchließt?

„Und dann — als Mutter, ſagten Sie auch, müßte ich mit Frauenzimmern Umgang haben. — Eine beſtändige Zerſtreuung iſt wohl alſo ein gutes Mittel, ſeine natürliche Pflicht zu erfüllen?“

Nein, die größte Hinderniß, glaube ich. Aber nicht aller Umgang iſt eine Zerſtreuung, die ſchädlich wäre.

„Aber ſagen Sie mir doch den Nutzen, den mein Kind davon haben könnte.“

Ich muß Ihnen geſtehen, ich bilde mir ein, zur Erziehung eines jungen Frauenzimmers iſt der Umgang mit Perſonen ihres Alters und ihres Geſchlechts nicht bloß nützlich, ſondern nothwendig. — Es wird ſonſt nicht Frauenzimmer genug; es verliert etwas von dem Charakter und alſo auch von den Annehmlichkeiten ſeines Geſchlechts; es nähert ſich dem unſrigen, ohne doch dadurch mehr zu gefallen. Wie kann aber eine Mutter ihrer Tochter eine Geſellſchaft von ihrem Alter und Geſchlecht verſchaffen, wenn ſie ſelbſt keine hat?

„Meine Tochter ſoll in meiner Geſellſchaft lieber ſeyn, als in der Geſellſchaft der ganzen übrigen Welt. Mein Umgang muß ihr, wenn ich anders es verſtehe, eine Mutter zu ſeyn, den ſehr leicht erſetzen, den ich ihr nicht werde ſchaffen können. Und ich hoffe, mein und meiner Freunde Unterricht wird ſie alles das lehren, was Sie ſie aus dem Umgange wollten lernen laſſen.“

O liebſte Freundin, wer wollte wohl daran zweifeln, daß Sie nicht die beſte Mutter ſeyn würden, der Sie kennt? Ich wollte auch Ihrer Tochter keinen andern Lehrer zugeſtehen, als Sie. Aber um feine Sitten zu bilden: um den Menſchen mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit unter die Augen ſehen zu können; um von allen ſeinen guten Eigenſchaften in der Welt Gebrauch machen zu können, deren man ſich in ſeinem Kabinet bewußt iſt; dazu gehört, daß man die Menſchen bey Zeiten kennen lerne: daß man viele Muſter vor ſich habe; daß man weiß, was für ein Grad von Vollkommenheit in der Welt gemeiniglich angetroffen und gefordert werde; und daß man — ſoll ich es ſagen? — das Zutrauen auf ſich ſelbſt durch die öftern Beweiſe von den Schwachheiten Andrer vermehre.

„Alſo ſehe ich wohl, meine Wilhelmine wird eine Herumläuferin werden müſſen, wenn ſie Ihnen gefallen ſoll.“

Nicht ſo ganz und gar. Sie verſtehen mich beſſer, liebſte Freundin, als Sie mir es geſtehen wollen. — Müßte ich nicht entweder Sie beobachten, oder ſehr eigennützig ſeyn, wenn ich nicht einer Perſon, der ich Verdienſte zuſchreibe, ſo vielen

T.

Tabacksraucher, und **Tabagier**, ihre Wirkung in Geſellſchaften, IV. 44.

Tage, keiner iſt dem andern ähnlich, II. 58.

Taglöhner in großen Städten ſind zum Umgange nicht gewöhnt, IV. 304.

Talente, große, junger Leute, dieſen biethet das Ausland, oder eine fremde Provinz größere Ausſichten dar, II. 201. — werden unter fremden mehr angeſtrengt, 264. — mit dieſen hängt der eigenthümliche Geſchmack des Menſchen zuſammen, III. 118. — das ſchwächere wird von den ſtärkern erweckt, III. 357. — eines Schriftſtellers, dieſe muß ein Leſer immer in einem gewiſſen Maaße haben, wer ihm verſtehen, und ihm gefallen ſoll, VII. 156. — wie man auf eine dreyfache Weiſe in dem Genuſſe ſeines Talents ausſchweifen könne? IX. 114. — wann man ſie mehr nützt und genießt? XI. 108. — Entwicklung der in der jungen Welt aufblühenden Talente und Tugenden, wodurch ſolche befördert wird? XII. II. Abth. 8.

Tantalus, deſſen Verbrechen und Ungnade, II. 47. — deſſen Qualen, IV. 330.

Tanz ohne Liebe, was er iſt? III. 268.

Tapfer, **Tapferkeit**, Zergliederung derſelben, I. 9. war ein Eigenthum der Spartaner,

II. 115. — wovon ſie abhängt? VIII. 61. — mehrere Arten und Urſachen der Tapferkeit, IX. 129. — was der wahrhaft Tapfere thut? 132. — Tapferkeit des Verſtandes und der Einſichten, iſt zweyfach, 133. — des Herzens und der Geſelligkeit, 136. — was zur Tapferkeit aufmuntert, 136. — iſt die erſte Tugend für einen wahren Freund des Vaterlandes, 139. — Vierte Quelle der Tapferkeit, ibid. — fünfte Art der Tapferkeit, 143. — unter welchem Geſichtspuncte die Tapferkeit als eigentliche Pflicht erſcheint? 144. — macht den Feldherrn nicht allein aus, XI. 119. — welche eine Tugend der Seele iſt? 131. — worin ſie beſteht? ibid. — iſt mit dem Ehrgefühl der beſten Art verbunden, ibid. — iſt beynahe mit Tugend von gleicher Bedeutung, ibid. — wird für die eigentliche Tugend des Adels gehalten, 138.

Tartar, warum er Schätze ſammelt, III. 283.

Taſſo, dichtete zu Pferde ſeinen Amadis, II. 292. Anmerkung.

Täuſchung menſchlicher Vorausſehungen, VI. 111. — in Abſicht der Entfernung, VI. 151. — wie weit ſie geht? VII. 223. — was ſolche am meiſten ſtört? 228.

Tellus wird als ein glücklicher Mann geſchildert, II. 23. ſeq. 26, 27.

Temperament kann man ſich nicht geben, IV. 40.

Teſtamente ihre Unverletzlichkeit wird unterſucht, VI. 79. ſeq.

Teutſchen, die alten, liebten das Spiel, III. 252. — ihre Rangluſt, IV. 28. — ſind in der Dichtkunſt und Literatur hinter den Ausländern zurück, XI. 53. — der Teutſche als Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber, Vorſchläge zur Verbeſſerung des hiſtoriſchen Unterrichts, 73.

Teutſchland, was am meiſten Unglück in den mittlern Zeiten auf ſelbes gebracht hat? A. 3. IX. 135. — wie es im Mittelalter darin gegangen? X. 223. — was zuerſt Formalitäten dahin brachte? ibid. — ſteht in der Dichtkunſt und ſchönen Literatur unter den Ausländern zurück, XI. 53.

Thätigkeit des Herzens, Unterſchied darin, I. 55. — in Abſicht derſelben erhebt ſich der Menſch höher, und ſteigt bis zu den überſinnlichen und außerweltlichen Dingen empor, VIII. 192. — wodurch dieſer Uibergang geſchieht? ibid. — der verſchiedenen Seelenkräften, IX. 12. — des Verſtandes, 13. — des Herzens, ibid. — der Vernunft, 14. — der höhern Kraft, 15. — was die Thätigkeiten der Vernunft für Vorzüge haben, ibid. — iſt die vornehmſte Quelle, 186.

Theater, auf dem großen, der Welt was man da findet? III. 234.

Thema, Annehmlichkeiten desſelben, wovon es abhängt? II. 265.

Theologen, ihre Wiſſenſchaft war voller Geheimniſſe, IV. 240. — ſo wie die medizinische, ibid. — geben ſich ein diktatoriſches Anſehen, und einen Schein von Erhabenheit, ibid. — vom neuen und alten Syſtem, was deren Pflicht ſey, VI. 214 — 218.

Theorie und Praxis, vom Unterſchied derſelben, VI. 345. — Disharmonie zwiſchen beyden, 368. — wovon in der erſtern geredet wird, 370. — worin die Schwäche der Theorien liegt? 373. — was die wahre Theorie der Moral ſey? 375. — iſt einer Landkarte ähnlich, 376. — Unterſchied zwiſchen ihr und der Erfahrungs-Kenntniß, 376. — wobey die Theorie durch die Praxis weniger Zuſätze und Einſchränkungen bekommt? 378.

Theorien über unſichtbare Gegenſtände, durch welche Mittel ſie einen lebhaften Einfluß auf ihre Empfindungen bekommen können? X. 33.

Thiere, deren Fähigkeiten werden zergliedert, VIII. 246. — wozu ſie beſtimmt ſind? 248. — das bloße Thier, was es verlangt? IX. 18. — in Verhältniß gegen Pflanzen und Menſchen, 36, 37, 39. — woher ihre Wuth entſteht? IX. 119. — woher der Muth des Männchen und Weibchen kommt? 136.

Thorheiten, welche Nachſicht ſie verdienen? I. 256.

Thun und Leiden, was es iſt? VI. 7.

Tiſſot zeigt die ſchrecklichen Folgen unnatürlicher Handlungen, VIII. 74.

Titel, welche Bürgerliche zu erlangen ſuchen? I. 384.

Tod, Meinung eines Hindoſtaners hievon, II. 41. — wie wenig er zu fürchten? 42. — ihm gingen die Griechen beherzt entgegen, 44.

Toleranz, allgemeine in Moden, Manieren, Kleidungen, ꝛc. woher ſolche entſtanden, I. 179.

Ton, Töne, die auf eine Erſchütterung des Zwergfells wirken, welchen Einfluß ſie auf den Körper haben? VII. 242. — welche die Nerven ſchwach machen? und welche ſie anſpannen? ibid. — militäriſcher, ſeit wenn er rauher und kürzer geworden? X. 225. — der militäriſche, wie er ſich zeigt? IV. 113.

Tonkünſtler, was er auf ſeinem Inſtrumente auszudrücken vermag? XIII. 35.

Tott, Ritter, was er von den Türken ſagt? V. 95.

Träge, warum derſelbe die Einſamkeit liebt?

Trägheit woher ſolche entſteht? VII. 22.

Traktaten müſſen für die Staaten von Europa, und ihre Beherrſcher heilig ſeyn, A. z. IX. 93.

Tralles, der Arzt, guter Charakter desſelben,

XII. I. Abth. 101. — was er von Garves Uiberſetzung des Cicero ſagte? XIII. 54 — Sein Urtheil von Garve, 105.

Trauerſpiele, heroiſche, von welcher Art die meiſten Subjekte darin ſind? VII. 223. — warum uns das heroiſche weniger, als das bürgerliche intereſſirt? 224. — in denen der Griechen findet man häufige Sentenzen, 229. — was das Werk deſſelben, beſonders des Trauerſpiels in Verſen iſt? 234. — das Trauerſpiel nur erregt eigentliche Leidenſchaft, 248., Stoff deſſelben iſt gewöhnlich die Rache und Liebe. 253. — welche vorzüglich die Eiferſucht zum Stoff haben? 257.

Traurigkeit und Zorn — anhaltende, deſſen Verwandtſchaft mit der Schwermuth, II. 397. — ſind die zwey unglücklichſten Leidenſchaften, VII. 271.

Treue des Ehemannes, wodurch ſie geſichert iſt? III. 310.

Trieb, Triebe, zur Geſchäftigkeit, was ihm gefällt? 200. — ſinnliche, was zu deren Beherrſchung gehört? VIII. 14. — kommen von der Natur her, ibid. — ſind nützlich und nothwendig, 15. — geiſtiger nach Wiſſenſchaft und Wahrheit, woraus ſolcher entſteht? 31, 32. — der Geſelligkeit, was damit zuſammenhängt? VII. 71. — der Geſchlechter gegen einander, und deſſen Befriedigung, was er iſt? 201, 202.

Triebfeder, die erſte, die Aufmerkſamkeit und Erwartung erregt, welche ſie iſt? VII. 207, diejenigen dreye, die uns intereſſiren, 323. — von den Triebfedern der ſittlichen Handlungen, beſonderes Kapitel, IX. 5. — ſind zu jeder Handlung nothwendig, um ſie zu thun, 8. — was von der Gleichheit der verſchiedenen Triebfedern abhängt? 91. — Triebfedern der Seele, wo ſie liegen? XII. I. Abth. 62.

Troſchel, Prediger, ſein Urtheil über die Mutter des Verfaſſers, XIII. 21.

Troſt, welchen der Glaube an einem Gott gibt, wodurch er noch größer wird? VI. 301.

Trunk, deſſen Schädlichkeit als Beyſpiel des Gutsherrn für den Unterthan, V. 118.

Trunkenbolde, warum ſie ſelten ſtarke Eſſer ſind? IX. 118.

Tugend, religiöſe, ihre Wirkung, I. 71. ſeq. — iſt auf Verehrung eines unſichtbaren Weſens gegründet, III. 185. — der Freund derſelben liebt die ſtillen Fluren, III. 226. — Tugend des Muths, oder der Männlichkeit, 240, 350. — die Tugend macht den Menſchen glücklich, beſonderes Kapitel, VI. 5. — läßt ſich unter zween Geſichtspuncte bringen, 7. — Tugend der Mäßigung, wie ſie zuſammengeſetzt iſt? 10. — warum die heroiſchen Tugenden höher geſchätzt werden? 11. — leidende Tugend, was ſie iſt? 12. — worauf ſie hin arbeitet? ibid. — liegt in der Mitte zwiſchen zwey Extremen — Beurtheilung dieſes Satzes, VIII. 13. — worin das Weſen derſelben zu ſetzen? 214. — menſchliche, welches ihr größter Feind? 15. — welche in Unterlaſſungen beſteht? 22. — warum ſie etwas gutes, und worin der Grund ihres Wortes liegt? 44. — wie ſie entſtehet? 78 — macht allein und ohne Zuſatz eines andern Hülfsmittels glücklich, 86. — Unwerth der nicht chriſtlichen, woraus ſolche hergeleitet werden? 131. — was nach Kant — zum Weſen der Tugend gehört? 136. — erwächſt aus den Ideen, 161. was keinen Menſchen zur Tugend bewewegt, kann kein Prinzip der Tugend ſeyn, 179 — iſt ein Zuſtand des Wohlſeyns, 240. — was ſie — nach Kant — macht? 272. — ihre Belohnung nach der theologiſchen Moral, 278. — wozu ſie den Menſchen macht, 272. — was ſie iſt, und wie ſie entſteht? 301. — Ausübung derſelben, wem ſie anfangs ähnlich iſt? 303. — ob ſie ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit beſtehen kann? IX. 22. — was — nach des Verfaſſers Prinzip, Tugend heißt? 49. — wo der Sitz desſelben zu ſuchen ſey? 71. — ohne alle Tugend iſt kein Menſch, 72. — daß die Tugend in dem Weſen des Menſchen liege, ein Grundſatz des Verfaſſers, 92. — Charakterzüge, in welche die Tugend ſchon von Alters her eingetheilt worden, ibid. — was in den erſten Anlagen, und letzten Abſichten ihr Augenmerk geweſen iſt? 93. — welche von jeher als die erſte und wichtigſte angeſehen worden? 211. — was wir bey Unterſuchung der ſtoiſchen finden? XIII. 120.

Tugendhafte, der iſt nach Kant, allein würdig, glückſelig zu werden, VIII. 377.

Tückiſch, Erklärung dieſes Worts, V. 53, 54. — hat den Eigenſinn zur Folge, 57.

U.

Uibel iſt alles, was in einem Staate durch Gewaltthätigkeit geſchieht, mit Gewalt, und wider Willen der Intereſſenten durchgeſetzt wird, VI. 93. — welches aus der zu ſtrengen Genauigkeit unſer Geſchichtſchreiber in Berichtigung kleiner Umſtände entſpringt, XI. 76.

Uibelſtand, was ſolcher iſt? IV. 8.

Uibereinſtimmung, Mangel desſelben bey den erſten Prinzipien, VIII. 259.

Uiberfluß des Vermögens, warum er den Reichen nicht entzogen werden kann? VI. 61. —

Uibergang von dem Sinnlichen zum Sittlichen — von einer Arbeit zur andern, iſt dem Fleiße ſchädlich, III. 104. — was es iſt? IX. 12.

Uibergewicht, großer Geſellſchaften von Menſchen über kleine, was es iſt, A. z. IX. 50.

Uiberlieferung, mündliche, war ein geſchicktes Mittel, die Einſicht des Lehrers auf ſeine Schüler fortzupflanzen, III. 50.

Uibermaaß, wo es im Menſchen ſeyn kann, XI. 100.

Uibermuth war das erſte Verbrechen in den älteſten Religionen, II. 47.

Uiberſetzer der Alten, welchen Schwierigkeiten ſie unterliegen? XI. 20. — wodurch er ſich den Reichthum ſeiner Mutterſprache eigen machen kann? 21. — welchen Dienſt er leiſtet? und welchen er mit guten Originalſkribenten gemein hat? 23, 24.

Uiberſicht, kurze, und Darſtellung des ganzen kantiſchen Moralſyſtems, beſonderes Kapitel, VIII. 290.

Uiberzeugung, die Gewißheit eines Erfolgs vorher zu ſehen, woher ſolche rührt? VII. 46.

Umgang, verſchiedener, welche Vortheile ſolcher gewährt? I. Vorrede S. VII. ſeq. X. — wie derſelbe beſchaffen ſeyn ſoll? I. 246, 247. — wird durch Uibung zur Vollkommenheit gebracht, 279. — welcher der angenehmſte und Vollkommenſte iſt? 307. Umgang der Menſchen miteinander iſt die älteſte von der Natur angewieſene Schule des Unterrichts, III. 17. — gewährt gewiſſe Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten ſind, 23. — iſt nicht in allen Arten der Kenntniſſe gleich lehrreich, 30. — nur im Umgange kann man das Innere der Familien ꝛc. kennen lernen, 33. — biethet der weiblichen Welt Gelegenheit dar, unmittelbar ökonomiſche Kenntniße zu erlangen, 34. — wodurch er lehrreicher, als das Leſen wird? V. 70. — ein gefälliger iſt moraliſch nützlich, 183. — mit einem einzigen iſt der Einſamkeit nahe verwandt, 211. — iſt mehr eine Zerſtreuung, als eine Beſchäftigung des Geiſtes, 215. — ausgebreiteter, deſſen Folgen, 217, 335. — Umgang des Souverains bey ſeinen Geſchäften, IV. 98. — mit ſeinen Miniſtern, 99. — zweyte Art, 104. — dritte Art, 108. — Folgen davon, ibid. 109. — mit ſeinen Unterthanen, 112. — und andern Unterthanen, ibid. — mit dem ſubaltern Offizier, 116. — der Miniſter, veranlaßt durch ihre Geſchäfte, ibid. — der wichtigſte mit ſeinem Fürſten ſelbſt, ibid. — mit ſeinen Kollegen, 118. — in ihren Büreaux, mit ihren Subalternen, und Sekretairen, ibid., — mit Clienten kann ſchädlich werden, 121. — Geſchäftsumgang derjenigen Perſonen, welche Mitglieder von Landeskollegen ſind, 122. — iſt zwiefach, ibid. — der Rechtsglieder unter ſich, und im verſammelten Rathe, ibid. — der Richter mit den Parteyen, 129. — der Advokaten mit ihren Parteyen, 135. — bey militäriſchen Geſchäften, 138. — des Offiziers mit ſeines Gleichen, und dem gemeinen Soldaten, 138. — ſeq. 140, 141. — Geſchäftsumgang des geſammten Gewerbsſtandes, beſonderes Kapitel, IV. 144. — drey unterſchiedene desſelben, ibid. — des Kaufmanns, der Großhändler und Krämmer, 144, 145. — des Handwerkers mit ſeinen Handwerksgenoſſen, Geſellen und Kunden, 152. — mit ſeinen Lehrburſchen, 155. — Geſchäftsumgang der Landbauern, 160. — der Gutsbeſitzer, 163. — des Lehrſtandes, 165. — der Kirchenlehrer untereinander, 166. — der geiſtlichen Lehrer mit ihren Gemeinden, 180. — der Jugendlehrer auf niedern Schulen und Gymnaſien, 191. — der Schullehrer untereinander, ibid. — mit ihren Schülern, 196. — der Univerſitätslehrer, unter ſich und mit ihren Zuhörern, 212. — Geſchäftsumgang der Aerzte, 219. — der in einer Stadt wohnenden Aerzte miteinander, 220. — mit ihren Kranken, und den Familien derſelben, 230. — mit der Welt, und beſtändige Praxis, haben ihre Abwege, XI. 247. — wie das Vergnügen des freundſchaftlichen Umgangs iſt? XII. I. Abth. 55. — der Umgang zieht uns am meiſten von unſern liebſten Studien ab, IX. 126.

Umtauſch, friedlicher, der Gedanken unter klugen Leuten, deſſen Nutzen, III. 132.

Unadliche, von ſolchen verlangt man vorzüglich Brauchbarkeit, IV. 52.

Unangenehme, das, was es iſt? IV. 8. — woraus es herzuleiten? VI. 338.

Unaufmerkſamkeit iſt ein großes Hinderniß, den aus dem Umgange ſonſt zu erwartenden Nutzen zu ziehen, III. 65.

Unduldſamkeit aus den Concilien entſtanden, IV. 169.

Unreinigkeit gehört unter die Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens VI. 333.

Unentſchloſſene, der, wird von andern beherrſcht — iſt nicht zum regieren geſchaffen, I. 445.

Unentſchloſſenheit, Abhandlung über ſelbe, I. 403. — iſt ſchädlich, und ein quallenvoller Zuſtand, 411. — deren Urſachen, ihre Natur und Folgen, 414, 434. — Hülfsmittel dagegen, 441, 458. — iſt ein Grund der Verzögerung in Geſchäften, 446. — Fehler, die damit verbunden ſind, 450. — Regeln dagegen, 471. ſeq.

Unermüdliche, deſſen beſte Eigenſchaft, IV. 43.

Ungeduld, der Geduld entgegengeſetzt, I. 13, 14. — Würkung derſelben, 43, 67.

Ungerechtigkeiten, wo die meiſten begangen werden, III. 277. — wo ſolche unausbleiblich ſind? IX. 151.

Ungleichheit in den Geiſtesarbeiten, Urſachen davon, II. 252. — Ungleichheit der Stände, die in die Grundverfaſſung der europäiſchen Staaten eingewebt iſt, was ſolche in Anſehung des Bauernſtandes mit ſich gebracht hat? V. 158. — des Vermögens der Privatperſonen iſt ein Uibel, VI. 68. — der Güter kann nicht leicht abgeändert werden, 103.

Unglück, über dieſes ſoll man ſelten klagen, I. 24. — Unglück und Leiden gehören zu den Erziehungsmitteln, und zur Vorbereitung der Größe und Glückſeligkeit des Menſchen, 80. — das keines allein komme, Sprüchwort, II. 56. — Beſtätigung desſelben, 57. — Unglücklich, wie man auf verſchiedene Art unglücklich iſt? VII. 274. — auf eine moraliſche Art? 275. — verwickelte Unglücksfälle, wodurch ſie intereſſiren, 282.

Unglücksfälle, Schutz dawider, III. 349.

Univerſalmonarchie, ihre Schädlichkeit, A. z. IX. 90, 91.

Univerſitäten, Lehrer auf ſelben, ihre Zuſammenkünfte, IV. 213, 214. — welchen Erfolg eine reichliche Beſoldung der Profeſſoren hat? 217. — Abhängigkeit der Profeſſoren von dem Beyfalle der Studenten, Folgen davon, 217, 228. — neue Geſtalten der Univerſitäten, 176.

Univerſum, Ideen davon, I. 96. — was der Verfaſſer darin für eine Sphäre für ſich findet? XII. II. Abth. 158.

Unluſt, zornartige, Beſchreibung derſelben, VII. 246. — Arten derſelben beym Schauſpiele, 248.

Unmäßige, der, wodurch er ein ſittliches Verbrechen begeht? VIII. 25.

Unmäßigkeit im Aufwande, ſo wie im Eſſen ꝛc. Folgen davon, I. 201. — Charakter und Folgen dreyer Arten von Unmäßigkeit, erſte Betrachtung, IX. 101. — welche den Menſchen am meiſten verdirbt und erniedriget? ibid. — Folgen jener in Abſicht der Befriedigung ſolcher Begierden, welche auf eigne Geiſtesunterhaltung gehen? 105. — Unmäßigkeit der Begierde und des Genuſſes, zweyte Betrachtung, 108. — Unterſchied zwiſchen jeder Art der Unmäßigkeit, ibid. — welches die Urſachen der Unmäßigkeit ſind? dritte Betrachtung, 117.

Unmuth, woher er entſteht? XII. I. Abth. 62.

Unſchuld, unerfahrne, wird vorzüglich von dem Laſter zum Ziel ſeiner Angriffe gewöhnt, III. 317.

Unſterblichkeit der Seele, Wahrſcheinlichkeit derſelben, I. 76. — der Glaube an ſelbe zeugt übermenſchliche Kühnheit in Gefahren, und übermenſchliche Geduld, in Martern, ꝛc. 77, 78. — Frage darüber, V. 262.

Unterhaltungen der Griechen und Römer, welche ſie waren? IV. 25.

Unterhandlungen, Urſachen der Umſchweifen und Weitläuftigkeiten in denſelben, X. 234.

Unternehmungen, kriegeriſche, wie ſie ſich endigen? A. 3. IX. 161.

Unterricht in den Landſchulen, wie er iſt, V. 47. — des Bauern, iſt das Werk der Regierung, V. 120. des Chriſtenthums, womit er ſich ſchloß? VIII. 139.

Unterſcheidung großer Geiſter von kleinen, II. 261.

Unterſchied des Geiſtes zwiſchen Völkern, II. 105. ſeq. — der Denkungsarten, wozu ſolche Anlaß gibt? III. 114. — der Einſamkeit und

Geſellſchaft in Abſicht der Uibung des Geiſtes, beſonderes Kapitel, III. 87. — zwiſchen der praktiſchen Klugheit, und der theoretiſchen Einſicht, worin er beſteht? 273. — zwiſchen einſamen und geſelligen Menſchen, 331. — zwiſchen dem Charakter der ſehr beſchäftigten, und mehr müſſigen Nationen, IV. 91. — zwiſchen dem geſelligen Vergnügen der Europäer, und des Orientalen, 93. — erblicher Rechte zwiſchen dem Adel, und Unadel, VI. 244. — über den Unterſchied von Theorie und Praxis in Beziehung auf die Abhandlung eines andern Schriftſtellers über denſelben Gegenſtand in der Berliner Monathsſchrift, beſonders Kapitel, VI. 368. — den der Reichthum macht, erſtreckt ſich auf alles, VII. 98. — der erſte, der ſich zwiſchen den Dingen feſtſtellte, was er war? 207. — zwiſchen der Geſtalt unſerer Wiſſenſchaften, und dem Charakter unſerer jetzigen Schriftſteller-Sprache, 341. — zwiſchen der Tugend, dem höchſten Gute, und der Ausübung der Pflicht, VIII. 92. — zwiſchen Habſucht und Ehrgeiz, IX. 112. — zwiſchen der Unmäßigkeit in der Begierde, und zwiſchen den beym Genuße, 112. zwiſchen der Lage des Regenten und Privatperſonen ſind doppelte, A. 5. IX. 4. — zwiſchen Gutes thun, und Böſes unterlaſſen, 12. — zwiſchen den Pflichten, die wir zur Gerechtigkeit, und denen, die wir zur moraliſchen Tugend rechnen, 164. — welches die einzigen vernünftigen Unterſchiede unter den Menſchen ſind? X. 178.

Unterſuchungen, zween, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich ſind, III. 207. — eine Unterſuchung kann tief und gründlich, und doch dabey allgemein faßlich und leicht ſeyn, V. 310. — über den Urſprung der Dinge, welche Frage ſie uns aufdringt? VI. 156. — tiefſinnige, was für ein Intereſſe ſie gewähren können? VII. 232. — was eine hiſtoriſche Philoſophie ſey? VIII. 68.

Unterthänigkeit, woher ſie entſtanden? V. 124.

Unterwürfig, was **einem viele** Menſchen am meiſten unterwürfig machen kann? XI. 126.

Unveränderlichkeit in den Beſoldungen geiſtlicher Aemter, was ſolche nachtheilig gemacht haben? VII. 38.

Unwiſſenheit des Bauern findet an verſchiedenen bekannten Dingen etwas zu bewundern, V. 32. ſeq.

Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihren Gutsherren, Urſachen, warum? V. 140. — und des Mißvergnügen iſt immer unthätig, und in Verwirrung. XII. I. Abth. 188.

Urbarmachung, liegender Gründe, wodurch ſolche zuerſt veranlaßt, und ihre Cultur geſichert wird, VI. 26.

Urkunden, die älteſten, welchen Platz ſie einnehmen? VI. 291. — Unus ex multis iſt das erſte, was zur guten Geſellſchaft gehört, IV. 49.

Urſachen, welche auf das menſchliche Gemüth während der erſten Periode ſeiner Cultur ſtärker als in ſpätern Perioden wirken, II. 39. — warum Männer von Genie in einem Zeitalter auftreten, wo der Geſchmack der Nation noch nicht gebildet iſt? II. 269. — des Krieges unter Feinden, wie ſie gehoben werden können? VI. 237. — zufällige, welche machen können, daß es den Schein hat, als wenn mit Adel und vornehmer Geburt die Tapferkeit und der kriegeriſche Muth ererbt werde, XI. 142. — Urſachen der ſcheinbaren größern Verſchiedenheit und Veränderlichkeit des ſinnlichen Geſchmacks, und des Schönheits-Gefühls — worin ſie liegt? VIII. 357.

V.

Vater, keiner erzieht gefliſſentlich ſeinen Sohn zum Laſter, III. 218.

Vaterlandsliebe, einige Gedanken darüber, und über die Vorliebe insbeſondere, welche in einem großen Staate die Einwohner jeder Provinz für dieſe ihre Provinz haben, beſonderes Kapitel, II. 117. — Haupturſachen davon, 119. ſeq. — Urſachen jener der Schweizer, 120. —

verſchiedene Urſachen, ſo dabey obwalten, 121. — ſeq. — Betrachtungen, zu welcher die Vaterlandsliebe Anlaß gibt, 191. — worauf ihre Parteylichkeit beruhet? 214.

Venedig, deſſen ehemahliger Flor, V. 131.

Verabredungen, deren Zeichen, Entſtehung, IV. 9, 10. — ſtille ſchweigende, 13.

Veränderung iſt unſer Loos, II. 61. — liebt der Menſch, IV. 319.

Veränderungen, über die, unſerer Zeit in Pedagogik, Theologie, und Politik, VI. 171. — beſonderes Kapitel.

Verbeſſerungen ob ſolche in einer von Gott geoffenbarten Religion möglich ſind? VI. 192.

Verbeſſerungsplane, großer Reiche, darin ſind zween Abwege zu vermeiden, welche ſolche ſind? II. 180.

Verbindung zwiſchen Wahrheiten iſt genauer, als die zwiſchen Begebenheiten, VII. 27.

Verbindungen, durch Aemter und Geſchäfte, was ſolche ausmachen, III. 231. — häusliche Verbindung iſt die beſte Schule wohlwollender Neigungen, 288.

Verbrecher, welche eigentlich durch die Stille und Einſamkeit des Gefängniſſes gebeſſert werden, III. 220.

Verdienſt, der Frauenzimmer, ſich gut zu putzen, worin es beſteht? I. 237. — moraliſches, von dieſem wird wenig in Geſellſchaften geſprochen, III. 208. — das ſtille, iſt das Eigenthum der Provinzen, V. 230. — das glänzende iſt der Vorzug der Hauptſtadt, ibid. — an Verdienſte ſoll man nicht viel im Glücke denken, VI. 337. — wem wir das erſte und größte zuſchreiben, IX. 211.

Verehrung, gottesdienſtliche, ihre Gegenſtände und Gründe, II. 46. — größte, welche wir Gott darbringen können, welche ſie iſt, VI. 9. — was ſie iſt, und was ſie enthält? VIII. 306.

Vereinigung, enge, mit einer beſondern Geſellſchaft iſt ſchädlich, IV. 314. — größere der Menſchen, was daraus erfolgte? VII. 101.

Vereinigungspuncte, in welchen ſich die entfernteſten Provinzen eines Landes am nächſten kommen? XI. 34.

Verfaſſungen, Geiſt derſelben, wie er ſich in den meiſten europäiſchen Reichen geändert? IX. 245.

Verfeinerung unſerer Sitten, deren gute Folgen, III. 247. — deſſen Entſtehen, IV. 9.

Vergleichung zwiſchen Kenntniß der Natur und des Menſchen, III. 85. — Friedrichs II. mit zwey andern berühmten Regenten, beſond. Kap. X. 16. — mit dem römiſchen Kaiſer Mark Aurel, 19. — iſt die erſte und älteſte Operazion des Verſtandes, 20. — Vergleichung Luthers mit Melanchton als Schriftſteller, IX. 101. — des Zuſtandes und der Kräfte des Menſchen mit dem Zuſtande und den Kräften der Thiere, deſſen Leſung wird empfohlen, XII. I. Abth. 208. — zwiſchen dem Körper der bürgerlichen Geſellſchaft, und dem einzelnen Menſchen, Reſultat davon, IX. 258.

Vergnügen, jede Art deſſelben erfordert gewiſſe Eigenſchaften der Natur, V. 288. — an lebloſen Dingen bleibt bloße Empfindung, VI. 13. — iſt thätig oder leidend, 13. — das leidende iſt von der Zufriedenheit nur dem Grade nach unterſchieden, ibid. — der Rührung und des Unterrichts, — was die Grundlage vom Vergnügen iſt? VII. 325. — ſinnliches, was dazu nöthig iſt? VIII. 111. — jeder Sinn gewährt dem Menſchen nur eine Art von Vergnügen, 115. — worin geiſtige beſtehen, 121. — warum man eine Art heftiger, als die andere begehrt? IX. 124. — geſellſchaftliche, wodurch ſie belebt werden? XIII. 76.

Vergnügungen, was bey jenen nothwendig iſt, woran die Eitelkeit Antheil nimmt? VI. 326. — moraliſche, laſſen ſich leichter mittheilen, und werden ſtärker empfunden, als die phyſiſchen, VII. 274. — Mittel, alle und immerwährende Vergnügungen zu erhalten, iſt die Tugend, VIII. 114. — jedes Alter und Geſchlecht hat ſeine eigenen, 256. — des Geiſtes, was denſelben das Gegengewicht halten kann? IX. 126. — des Gaumens ſind geſelliger als die übrigen, X. 269. — gewiſſe Arten von Vergnügungen, die uns unempfindlich machen, XII. I. Abth. 51.

Verjährung muß nach den Geſetzen des Eigenthums den mangelhaften Theil der erſten Acquiſition ergänzen, VI. 15. — kann bey gewiſſen Fällen die Beſtimmung der Güter nicht verändern, ibid.

Verlangen von einem Unbefriedigten, iſt nur ein Schritt zur Schwermuth, XII. I. Abth. 14.

Verlegenheit im Umgange mit Höhern iſt das Charakteriſtiſche bürgerlicher Sitten, I. 336.

Vermächtniß, jedes, iſt ein Aktus des Eigenthumsrechts nach bürgerlichen Rechten, VI. 49. — Vermächtniſſe und Schänkungen an die Geiſtlichkeit kommen meiſtens von den Großen her, 51.

Vernunft, was uns ſolche lehrt? I. 260. — macht nicht nur unſern Adel, ſondern, unſer eigentliches Weſen ſelbſt aus, II. 401. — für dieſe hatten die Griechen keinen andern Nahmen, als den der Rede, III. 25. — woraus ſie ſich das Syſtem allgemeiner Begriffe erbauet, nach denen der Menſch ſich und ſeine Geſchäfte regiert, VII. 39. — womit ſie ſich zuerſt beſchäftigt? 40. — die höhere und reinere, 265. — Abwege von derſelben ſind unzählige, 297. — Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand, VIII. 113. — was ſie zu thun hat, um alle Hinderniſſe eines durch das ganze Leben fortwährenden Vergnügens aus dem Wege zu räumen, 118. — drückt die höchſte unſerer Geiſteskräfte aus, VIII. 220. — was die Natur der theoretiſchen Vernunft iſt? ibid. — die praktiſche ſchöpft alles aus ſich ſelbſt, 224. — iſt nach Kant das höchſte im Menſchen, 225. bringt den Begriff des Sollens hervor, 226. — Vernunftsbeſitz, was es ſey? 285. — theoretiſche, wie ſie der praktiſchen zu Hülfe kommt? — 293. doppelte Vernunft von Kant, 344. — was die Vernunft nach der kantiſchen Definition ſey? ibid. — gibt nach Kant ihre Geſetze ganz allein ſelbſt, und ohne fremden Einfluß, — iſt der einzige und höchſte Geſetzgeber des Menſchen, 369. — in derſelben liegt das Vermögen zu ſchließen, — iſt das oberſte Kenntnißvermögen, und die höchſte Richterin der Wahrheit, 371. — was ihr Geſchäft und Beſtimmug im Menſchen iſt? ibid. — von der geſetzgebenden, beſonders Kapitel, IX. 22. — was man im philoſophiſchen Sprachgebrauche Vernunft nennt, 25. — was man weiters die Vernunft nennt? 86. — ſie iſt beſtimmt, die Herrſchaft in dem Geiſte des Menſchen zu führen, IX. 86. — trägt zum Endzwecke der Glückſeligkeit bey, 87. — Mangel der Proporzion zwiſchen Vernunft und Verſtand, 88. — warum die Menſchenvernunft gemein heißt? 89. — wird verglichen mit der Frucht eines Baums, 90. — wie ſie die höchſte Kraft der Seele iſt? 198.

Vernunftgeſetz, was es als eine unerläßliche Bedingung fordert? VIII. 307.

Vernunftglaube, was derſelbe heißt? VIII. 293.

Vernunftlehre, was ſolche mit Sophiſmen angefüllt hat? VII. 56.

Vernunftprinzip, reines, was ſolches iſt? VIII. 297.

Verruckte, der, wornach ſich deſſen Einbildungskraft richtet? VII. 295.

Verſammlungen, zahlreiche, können leicht in Enthuſiasmus gerathen, III. 106.

Verſchiedenheit, erſte und größte, worin ſie liegt? VII. 94.

Verſchiedenheiten der Methoden des Denkens ſind von zweyerley Art, II. 293.

Verſöhnen, was es heiße? VI. 312.

Verſöhnungslehre, deren Wahrheit wird von Gott verſichert, VI. 209.

Verſöhnungsopfer, wer es veranſtaltet? VI. 312, 314. — was der vernünftige und tugendhafte Chriſt daraus ſah? 315.

Verſöhnungstod Jeſu, worin deſſen Lehre enthalten? VI. 316.

Verſprechen des Fürſten, welches dem ruhigen Bürger am heiligſten vorkommt? XI. 193.

Verſtand, deſſen Übung in der Einſamkeit, III. 87. — was er iſt, und wie vielfach ſeine Geſchäfte ſind? VII. 29. — was man den praktiſchen und theoretiſchen nennt? 41. — womit der praktiſche zuſammenhängt? 42. — Kennzeichen von beyden Arten, ihre Aehnlichkeit, ibid. — Zeichen eines praktiſchen Verſtandes, 43. — höheren Grad deſſelben, was er hervorbringt? 44. — raiſonnirende Gattung des Verſtandes, 47. — der philoſophirende, wodurch er ſich am deutlichſten zeigt? 65. — geſunder, oder bon-ſens, was darunter zu verſtehen? 81. — iſt diejenige Kraft, deren Wirkung am wenigſten von dem Werkzeuge abhängt, deſſen ſie ſich bedient, 100. — Wirkung deſſelben auf die Sinnen, VIII. 108. — auf die ſinnlichen Begirden, ibid. — wie er Vernunft genennt wird? 113. — nur der Verſtand ſieht die Zukunft, 115. — was er dem Menſchen kennen lehrt? 290. — wann der Verſtand in ſeinen Operationen geſtört wird? IX. 85. — Unterſchied deſſelben, X. 198. — kann der Ehrlichkeit ihren eigentlichen Werth geben, XI. 165. — Thätigkeit deſſelben, woher ſie kommen muß? 261.

Verſtandſpiele, welche wir ſo nennen? III. 251.

Verſtellungs-Kunſt wird den Regenten neuerer Zeiten mehr, als den Alten, Schuld gegeben, X. 125.

Verſuch über die Prüfung der Fähigkeiten, VII. 9.

Vertraulichkeit der Glieder einer Familie, wodurch ſie größer wird? III. 289.

Vervollkommung, Grund derſelben, worin ſie liegt? I. 88.

Verwalter der Güter, haben die Oberaufſicht der Gutsherrn nöthig, warum? V. 83. — hetzen oft Herrſchaften und Unterthanen zuſammen, 86. — wie dieſen vorzubeugen? 87.

Verwegenheit, was ſie eigentlich iſt? VIII. 27.

Verzärtlung der Kinder, iſt ein Fehler einzelner Familien, aber nirgends Landesſitte, IX. 259.

Viel, was dieß Wort im Franzöſiſchen ausdrückt? XI. 42.

Vikarien in England ihre ſchädliche Herabwürdigung, VI. 44.

Virgil, wie er die Liebe der Dido, und den Aeneas ſchildert? VII. 300 — 301. ſeq.

Virtuoſen, Urſache ihrer Uibellaunigkeit, II. 253.

Viſionen der Einſiedler, woher ſolche entſpringen, IV. 309.

Volcatius, der Biograph des Avidius Cassus, was er uns von deſſen Aufruhr aufbewahret hat? X. 87.

Volk, Völker, gibt es noch ganze, welche nicht bis zur Sittlichkeit durchgedrungen ſind, IX. 27. — was aus deſſen Sitten-Verderbniß herrühret? 243. — halb rohe, ihre Formalitäten, X. 222.

— was die armen und niedrigen im Volk helfen ſoll? XI. 169. — wie es am leichteſten zu belebren? 241.

Völkerrecht, Geſetze deſſelben, wohin ſie abzielen? A. B. IX. 71.

Völkerſtamm, ſklavoniſcher, ihre Cultur, I. 190. — welche Völkerſtämme für den teutſchen am merkwürdigſten ſind? V. 318.

Völkerwanderungen der mittlern Zeit, IV. 138. — was die Völkerwanderungen waren? VI. 238.

Volkslehrer, wahre, woher der Staat ſolche nehmen ſolle? V. 193. — wozu er beſtimmt iſt? XII. II. Abth. 93.

Volksmenge der größern Städte, Urſache derſelben, V. 222.

Volksreligion der Griechen und Römer, wie die Götter darin herabgeſetzt waren? VIII. 345.

Volksſtyl, wie er beſchaffen? V. 300.

Voltaire, deſſen Wortſpiel über Montesquieus Werke, II. 369. — ſein Einfluß auf unſer Jahrhundert, XI. 101.

Völlerey, iſt das Laſter roher Zeitalter und Völker, deſſen Schädlichkeit, 246. — ſeq. — herrſchte bey den Großen im Mittelalter auf ihren Schlöſſern, III. 327.

Vollkommen, Vollkommenheiten, unſere, was ſie aufklären kann? VII. 29. — Bild derſelben, wozu es einen Hang hat? 283. —

Voll·

Vollkommenheit des Menſchen, was ſie erfordert? VIII. 15. — was am wenigſten einer Vollkommenheit fähig iſt? X. 253. — wieviel bedeutend dieß ſey? IX. 49. — was es in der Sprache des gemeinen Umgangs heißt? 50. — was die Philoſophen die metaphyſiſche Vollkommenheit genannt haben? 51. — was Vollkommenheit nach der Leibniz Wolfiſchen-Philoſophie ſey? ibid. — was der Verfaſſer vollkommen nennt? 52, 53. — was das Ideal der höchſten Vollkommenheit für uns ſey? 53. — nach welchen Maaßſtabe die Vollkommenheit des Menſchen in den Urtheilen der Welt gemeiniglich beſtimmt wird? 78.

Vollkommenheit, was eine wahre ſey? III. 109.

Vollmond, um welche Zeit er die wenigſte Kraft zum leuchten hat? VI. 432.

Vorausſehung iſt ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige, VI. 113.

Vorfälle, an welchen wir mehr Antheil nehmen? VII. 249.

Vorherſehen, das gewiſſe, eines Erfolgs, weſſen Gabe es ſey? VII. 46. — dieſe Gabe gehört nicht unter die Wiſſenſchaften, läßt ſich auch nicht lernen — Beweiſe vom Perikles und Themiſtokles, ibid.

Vorleſer, welches Talent die guten macht? III. 74.

Vorliebe, was ſolche für ein eingeſchränktes Vaterland verſchaffen kann? — iſt ſelten mit einer wahren Empfindung des Schönen verbunden, X. 139.

Vorſtellung unſers Zuſtandes, was es iſt? VIII. 366.

Vorrechte, einiger Provinzen gegen die andere, deren Folgen, II. 153. ſeq 159. — ganzer Geſellſchaften vor einzelnen Menſchen, A. J. IX. 55.

Vortheil, den das geſellſchaftliche Denken vor dem einſamen voraus hat? III. 108.

Vorurtheile und Fehler werden bey der Rückkunft aus der Fremde ins Vaterland wieder angenommen, II. 205.

Vorzeit, Geſchichte derſelben, war nur aus dem Munde alter Staatsmänner und Krieger, oder aus den Geſängen der Barden zu lernen.

W.

Wachtſtube, was ſelbe für den Soldaten iſt? IV. 143.

Wahnſinn, **Wahnwitz**, iſt in einem rohen Zeitalter eben ſo ſelten, als unter den gemeinen und ganz ungeſitteten Ständen, II. 382. — verglichen mit phantaſtiſcher Einbildungskraft, ibid. — welchen Werth der Wahnſinn als dichteriſche Maſchine habe? 385. — ſoll auf dem Theater ſelten als Maſchine gebraucht werden, wenn er nicht alle ſeine Wirkung verlieren ſoll, 406.

Wahnwitzige, über die Rollen derſelben in Shakeſpear Schauſpielen, ein beſond. Kap. II. 379. — derren Reden ſind Reihen von Räthſeln, 405.

Wahr, worauf es ſich in einem Gemälde bezieht? VII. 291. — das Wahre iſt das Werk des Genies, 292. — iſt allen Epochen der Dichtkunſt gemein, ibid.

Wahrheiten vom Irrthume zu unterſcheiden, III. 127. — erkämpft zuletzt den Sieg, III. 135. — in der Theologie, ſind auf eine geringe Anzahl zuſammen geſchwunden, VI. 203. — Wahrheit iſt der Probierſtein von der Güte der Religion, und ein Grund zu ihrer Annahme, VI. 221. — wodurch einige wirken? VII. 200. — wie die Wahrheit ihren Eindruck machen ſoll? 205. — ſind oft im Wahnſinn, 295. — ob ſolche durch akademiſche Streithandlungen entdeckt werden? X. 250. — welches der Weg zu deſſen Entdeckung iſt? ibid.

Wahrſcheinlichkeiten, ſolchen iſt nicht zu trauen, III. 128.

Weiber, liederliche, richten den fleißigen Mann zu Grunde, V. 75. — warum die alten Teutſchen ſie mit in den Krieg nahmen? IX. 136. ſeq.

Weichlichkeit iſt die fruchtbare Mutter vieler Schwächen, und ſelbſt vieler Laſter, XI. 254.

Weihnachtsgeſchenk, das, beſond. Kap. XII. II. Abth. 163.

Wein, Genuß deſſelben erhöhet die Lebensgeiſter, IV. 326.

Weiſe, was in deren Augen von hohem Intereſſe iſt? VI. 220.

Weiſer, jeder, wird erſt durch ſein Jahrhundert gebildet, ehe er daſſelbe bildet, XI. 237. — Weiſen aller Zeiten und Völker, worin ſie übereinkommen? IX. 156. — deren Verdienſt und Schätzung, 215.

Weiße, deſſen Charakteriſtik, XIII. 169.

Weißheit, worüber ſie den Menſchen belehrt? VIII. 81.

Welt, die, hat einen Zweck, I. 72, 99. ſeq. — Welthaben, was man ſolches nennt? VII, 381. — in der **großen** Welt findet man die eigentlichen Prediger der Unſittlichkeit, III. 219. — wie die Welt entſtanden? — ob dieß Räthſel völlig aufgelöſt wird? V. 256. — die Welt iſt der würdigſte Gegenſtand menſchlicher Nachforſchungen, ibid. — iſt für uns nicht allein gemacht, VI. 124. — Plan der Dinge in derſelben können wir nicht überſehen, VI. 124. — wodurch ſie durchaus von Gott abhängig würde? VI. 301. — die vor uns liegt, aus ihr werden alle Ideen geſchöpft, VII. 211. iſt der Innbegriff alles deſſen, was uns verſtändlich, oder wichtig, oder angenehm ſeyn kann, ibid. — wie wir in fremde Welten geführt werden? ibid. — neue, woraus ſie erbauet? ibid. 212. — imaginative, was ſie gegen die wirkliche iſt? 214. — moraliſche Welt, wie wir darin die Stärke der Neigungen und Empfindungen nach den gegenſeitigen Eindrücken oder Begierden meſſen? 269. — deren Erſchaffung aus Nichts war für die Alten ſchwer zu denken, 277. — was die Welt iſt? IX. 227. — unſere große und feine Welt redet eine fremde Sprache, Klage darüber, XI. 33.

Weltbürgerſinn zeichnet die teutſchen von andern Völkern aus, II. 189, 190.

Weltklugheit, was ſolche iſt? VIII. 292.

Weltleute, ihre Behandlung der Pläne, welche auf Vollkommenheit und Menſchenglück abzielen, III. 165.

Weltſchöpfer iſt die Urſache aller vereinigten Reihen der wirklichen Dinge, VIII. 110.

Weltweiſe, liebt die Stille, III. 226. — Weſen des guten Geſellſchafters, was es iſt? IV. 38.

Werther, über die Leiden des jungen Werthers, beſond. Kap. XII. II. Abth. 153. — Charakter desſelben, iſt äußerſt intereſſant, 155. — mit welchem ſeine Empfindung der Verfaſſer ſympathiſirt? ibid. — dieſe waren allerdings überſpannt, — hatte nicht allgemeines Menſchengefühl, ibid. — der Verfaſſer Werthers hat viel Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen, 156. — was Werther über Leben und Sterben ſagt? 157. — ſeine üble Stimmung, 159. ſeq. 161. — warum die Leiden Werthers für ein gefährliches Buch gehalten worden? 161. — erhebt die Liebe in eine reinere Region, 74.

Weſen, wie ſolche neben einander als frey exiſtiren können? VIII. 288. — ſinnliche, welche es ſind, IX. 42. — welche eine Vollkommenheit in ſich ſelbſt haben? ibid.

Weltkämpfe, ihr Rang und Achtung bey den Griechen, II. 36.

Wichtigkeit, politiſche, einiger Völker, zu was ſolche die Veranlaſſung geweſen? IV. 23.

Widerlegen und Streiten ſoll als Vorübung und Einleitung zur Meditation über eine Sache gebraucht werden, II. 329.

Widerſtand, der mit Aufwallung der Lebensgeiſter verbunden? VII. 246. — der zur Muthloſigkeit führt, ibid.

Widerſpruch anzuhören, iſt ein großer Vortheil, III. 131.

Widmuthen, die noch in der proteſtantiſchen Kirche beſtehen, VI. 23.

Wilde, ſuchen in ihren Verzierungen das Schreckliche, IV. 23. — ſchätzen außer der Tapferkeit die Liſt, und ſehen alle Fremde für Feinde, oder höhere Weſen an, ibid.

Wille, was er heißt? VIII. 294. — was das Geſchäft des Willens iſt? ibid. — der Wille eines jeden vernünftigen Weſens iſt als ein allgemeines Geſetz anzuſehen, 310.

Winchelſea, Verfall dieſer berühmten Stadt, V. 329.

Winde, Veränderung derſelben haben auf die Veränderung der Witterung den größten Einfluß, VI. 437. — Theorie der Winde, 438. — **Windſtille**, ob und wo es eine gebe? 439. — wo der Wind am ſtärkſten? 440. — wo ihr Sitz iſt? 441. — wo ihr Urſprung herzuleiten? 442. — Unterſchied des wahren von dem ſcheinbaren, ibid. — Wirbelwinde, ihr Unterſchied von dem was man windige Witterung nennt, ibid. — Winde auf den Ebenen, was ſie ſind? 444. — Paſſatwinde, 447. — Urſachen der regelmäßigen Winde, ibid. — Windſtöße, was ſie ſind? 446.

Wirthſchaft, gute, der Weiber, was ſie verurſacht, V. 75, 76.

Wißbegierde im menſchlichen Leben wurde zuerſt in der Geſellſchaft urſprünglich erweckt, III. 23. — wird durch die Geſellſchaft befriedigt, IV. 328. — was derſelben gefällt? VII. 200. — wodurch ſie gereizt wird? ibid. — was eins der empfindlichſten Vergnügen für ſelbe iſt? 229. — Wiß- und Neubegierde iſt im Grunde eins, 325. — was damit in Vergleichung ſteht? VIII. 73. — wodurch die Erweckung derſelben geſchehen kann? XI. 17.

Wiſſenſchaften und Handel wirken auf immer wachſende Verähnlichung der Menſchen, II. 217. — jeder Zweig davon hat ſeine anmuthigen und unfruchtbaren Seiten, 264. — vom Menſchen, worin ſolche beſteht? III. 84. — je vollkommner die Wiſſenſchaften, deſto mehr bilden ſie die Sitten des Mannes, der ſie treibt, IV. 206. -- wodurch ſie viel gelitten? VI. 272. — was durch die Wiſſenſchaften hervorgebracht wird? IV. 19. — Lob derſelben, beſonders Kapitel, V. 241. — Unterſuchung des Werths derſelben, 243. — hierzu gehört die Dichtkunſt und Literatur, 244. — um ſolche zu erweitern, welche Lehrer hiezu erfordert werden? VII. 83. — was bey der Wahl derſelben zu merken iſt? ibid. — was man in dem Vortrage abſtrakter Wiſſenſchaften erfährt? 204. — und Philoſophie, wann ſie bey uns anfingen? 341. — wozu die Wiſſenſchaft beſonders nöthig iſt? VIII. 111. — was nöthig iſt, um zu einer wahren Wiſſenſchaft zu gelangen? IX. 164. — ſind von zweyerley Art, ibid. — Wiſſenſchaften der Regierungs-Kunſt, wie ſie in neuern Zeiten kultivirt werden? 247. — Geſchichte derſelben, 223. — welche ein ununterbrochenes Studium erlauben? XI. 208.

Witterungslehre, einige Fragen, ſolche betreffend, — beſonderes Kapitel, VI. 413.

Witwen-Inſtitut, was bey Aufhebung deſſelben zu geſchehen hat? VI. 69.

Witz, wodurch ſolcher erklärt wird? II. 307. — Produkte des Witzes, worauf ſie abzielen? 309. — gibt es einen Sinnlichen, und einen Vernünftigen? VII. 64. — ein Zweig davon iſt die Naivität, 68. — wo ſich der Witz am erſten äußert? 69. — ſucht nur die Oberfläche, 70. — wo er ſogar ſchädlich iſt? ibid. — iſt der Diener und der Gehülfe der Eitelkeit, ibid. —

läßt unter allen übrigen Fähigkeiten die wenigſte Cultur zu, ibid. — wo er vortrefflich iſt? 71. — der reflektirende Witz, ibid. — wann der Witz unternehmender wird, 72. — Witz, den man Sagacität nennt, was durch ſolchen hervorgebracht wird? ibid. 73. — was das eigenthümliche Gebieth des Witzes ausmacht? XII. II. Abth. 142.

Wohlbefinden, jedes iſt nicht immer ſinnliches Vergnügen, VIII. 31.

Wohlgefallen, woher es entſpringt? VII. 199. — worauf es beruhet? 200.

Wohlklang in jeder Sprache, was es heißt? XI. 90. — woher er entſteht? ibid. — woraus er beſteht? ibid.

Wohlthätige, der, und menſchenfreundliche brave, wann er bewogen wird, ſchwere Dienſte zu leiſten? XI. 131.

Wohlthätigkeit der Handlungen, worauf ſie erkannt wird? IX. 237.

Wohlwollen und Glückſeligkeit iſt die zweyte Art der Haupttugend, VI. 8. — Prinzip deſſelben, haben die engliſchen und ſchottiſchen Philoſophen angenommen, VIII. 156. — iſt ein urſprüngliches Prinzip in der menſchlichen Natur, 157. — iſt von der Geſelligkeit nicht weſentlich unterſchieden, ibid.

Wolf, deſſen Urſprung der Definizion der Vollkommenheit, VIII. 183. — er und Leibnitz machten den Begriff der Vollkommenheit allgemein und abſtrakt, 154.

Wollaſton iſt Erfinder eines neuen Prinzips, VIII. 171. — ſein Moralſyſtem iſt neu, und ihm eigenthümlich, 176. — wird erklärt, ibid. 177. — was dieſes Syſtem zerſtört? 178. ſeq. 179.

Wollen, Kraft deſſelben, II. 228.

Wolluſt, deren Gefährlichkeit für junge Leute, III. 343. — hindert nützliche Thätigkeit, VI. 13.

Wollüſtling, in welchem Falle er zugleich dem Vergnügen des Geſchmacks fröhnet? IX. 119. — welche Perſonen er am meiſten unglücklich macht? 131.

Würde, deren Bewußtſeyn, wozu es gehört? I. 183. — Arten der bürgerlichen Würde, ibid. ſeq. — feſſelt uns bey einer ſchönen Frau am meiſten, VII. 302. — der menſchlichen Natur, welches die Grundlage davon iſt? 307.

Wirkung, welche dem Geſchäfte des Auslegens zur Aufklärung der Menſchen, ꝛc. zugeſchrieben wird, II. 342.

Wunder in der Bibel, was auf den Beweis derſelben ankommt? VI. 195. — Verfaſſer und Lehrer der Bibel berufen ſich darauf, ibid.

Wunderbare, das, welche Menſchen es am meiſten an ſich zieht? VI. 293. — das natürliche, Hang des Menſchen dazu, XI. 243.

Wünſche müſſen eingeſchränkt werden, warum, VI. 127, 128.

X.

Xenophon, deſſen Geſpräche, IV. 26. — aus ſelbem kennt man die Schule der Gerechtigkeit der Perſer, VII. 84. — ob er unter die launigen Schriftſteller gehöre? XII. II. Abth. 125. — iſt in ſeinen Schriften das Widerſpiel vom Launigen, 150. — ſeine Cyropädie, welche Schreibart ſie hat? ibid. — ſeine Denkwürdigkeiten des Sokrates, — Ironie darin wird für Laune genommen, ibid.

Xerxes, deſſen Unterredung mit dem ſpartaniſchen Könige **Damaratus** II. 71. — ein beſonderes Kapitel, — macht einen Zug nach Griechenland, 75. — deſſen eigentliche Rede und Frage an den Damaratus, ibid.

Z

Zadig, deſſen Ehrfurcht vor dem Engel Jezradel A. z. IX. 60.

Zank, gehört unter die Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens, IV. 333.

Zankapfel in Geſellſchaften mit guter Art ausgeworfen, Kunſt und Anmuth desſelben, III. 136. — was von jeher einer zwiſchen Dännemark und Schweden war? A. z. IX. 137.

Zeichen, Verabredungen über ſelbe, IV. 10.

Zeitalter Ludwigs XIV. übertrifft das gegenwärtige der Franzoſen, XI. 249.

Zeiten, zu jeden, hat es große Geiſter gegeben, VII. 291. — die älteſten, die der blühenden Wiſſenſchaften und verfeinerten Sitten, 293.

Zeitpunct, welcher es war, wo die Barbarey ſich zuerſt in Teutſchland zu zerſtreuen anfing? VII. 336.

Zeitvertreibe, was ſolche heiſſen, III. 249, 250.

Zeitrechnung wird bey dem Geſchichtsunterrichte am wenigſten vernachläſſigt, XI. 84.

Zeitumſtände ſind dreyerley zu unterſcheiden, in welchen die Maaßregeln eines Souverains verſchieden ſeyn müſſen, A. z. IX. 96.

Zelle der Einſiedler und Mönche wurde als der geſchickteſte Ort zu ihren geiſtlichen Meditationen angeſehen, III. 186. — In dieſelben dringen die Verſuchungen zur Wolluſt, 267.

Zeremoniel der Ordnung iſt von der überflüſſigen Etikette zu unterſcheiden, I. 154. — rohe Menſchen haben gar keines, X. 223. — durch welche Mittel Friedrich II. ihm auswich? 228.

Zeremonien bey Begräbniſſen, was davon zu halten? II. 34. — die bey der Rechtspflege der Römer eingeführet worden, X. 219.

Zergliederung der Ideen, wohin ſolche führt? III. 84. — der Empfindungen, und Leidenſchaften, an welche Stelle ſie in den Schauſpielen getreten iſt? VII. 229. — der Sprachtöne in ihre einfachen Theile, was ſie iſt? XI. 86.

Zerſtören, in welchem Falle es erlaubt ſey? IX. 201.

Zerſtreuung iſt der geiſtigen und moraliſchen Ausbildung hinderlich, III. 72. — Zerſtreuungen vermehren ſich durchs Spiel, 264. — unter denſelben attent zu ſeyn, iſt eine nöthige Gabe der Miniſter, IV, 120.

Zerſtücklung von Europa in viele Theile, ihr Nutzen, A. z. IX. 90.

Zephir, deſſen Beſchreibung, VI. 448.

Zollikofer, über den Charakter deſſelben, beſonderes Kapitel, XII. II. Abth. 85. — vorläufige Schilderung deſſelben, 88. — wie er in Schwermuth verfiel, 89. — war zur Freundſchaft geſtimmt; ibid. — hatte alles, was man von einem tugendhaften Manne fordert, ibid. — hatte nicht den Ehrgeiz, zu glänzen, 91. — welche Eigenſchaften in ihm lagen? ibid. — Fortgang in ſeinem moraliſchen Charakter, 92. — was er in ſeinen Predigten vermied? 93. — Unterſchied ſeine Kanzel-Vorträge vor jenen ſeiner Kollegen, 94. — kannte das Eigenthümliche der verſchiedenen Stände; 95. — was viele ſeiner Predigten ſind? 96. — in welche Periode ſeine Lebenszeit gefallen iſt? ibid. — worin er zum Muſter aufgeſtellt werden kann? 100. — hatte einen gewiſſen Edelmuth, 102. war wohlthätig, 103. was noch unter die Züge ſeines Edelmuths gehört? ibid. — wie er in ſeinen häuslichen Verbindungen war? 104. — war in jeder Geſellſchaft an der rechten Stelle, 106. — ſein Aufenthalt in Gohlis, — ibid. — Verſtand, was nothwendig zum Genuß des Landlebens gehört, ibid. — welches eines ſeiner vorzüglichſten Aufſätze iſt? 108.

— das Eigenthümliche ſeiner Talente, 111. — auf was er keine Anſprüche machte? 112. — Richtigkeit ſeiner Urtheilskraft in Dingen, die der Prüfung des Verſtandes unterworfen ſind, ibid. — gewiſſe Feyerlichkeit ſeines Styls — wie er eigentlich war? 114. — wie er arbeitete? 115. — litt an Nervenſchwäche und der Bruſt, 116. — ſeine Frömmigkeit, 117. — was für Würkung ſein Leben auf ſeine Zeitgenoſſen hatte? ibid. — letzte Auftritte ſeines Lebens — wie ſie waren? 121. — warum er in ſeiner Krankheit die Seinigen, die er liebte, von ſich entfernte? 122. — wie ſein Tod war? 123. — wie ihn Herr Fülleborn charakteriſirt? XIII. 169.

Zorn, deſſen Verwandtſchaft mit der Raſerey, II. 397. — erreicht einen höhern Grad bey wilden, als bey geſitteten Völkern, III. 327. — Zorn und Furcht ſind die beyden Leidenſchaften, welche bey rohen Gemüthern die Oberhand haben, V. 73. — Uibergang von ſolchen zur Zärtlichkeit — wo ſolcher intereſſant iſt? VIII. 321.

Zoroaſter, deſſen Idee über die menſchlichen Handlungen, IX. 225.

Zufriedenheit mit den Einrichtungen der Welt im Zuſtande des Leidens iſt die edelſte Geduld, I. 83. — Zufriedenheit mit unſern Schickſalen iſt die erſte Art der Haupttugend, VI. 8. — vereinigt mit Wohlwollen, ſind die beyden Grundſäulen tugendhafter Geſinnungen, und die Quelle tugendhafter Motiven, 12. — iſt eine Quelle des Nachdenkens, ibid. — belebt den tugendhaften Mann, 16.

Züge der bürgerlichen Ordnung, ſolche brauchen noch die jetzige menſchliche Vernunft und Tugend, VI. 366. — einige, aus dem Leben und Charakter des Herrn C. F. Paczensky von Tenczin, aus dem Hauſe Schleibiz, XII. II. Abth. I. beſonderes Kapitel. — Siehe Paczensky.

Zügelloſigkeit und Ausſchweifung, in ſolche gerathen leicht Leute, welche in ihrer Lebensart beſtändigen Gefahren ausgeſetzt ſind, III. 262. Zügelloſigkeit der Bauern, woher ſie rührt? V 51.

Zünfte, deren Abſicht der Vereinigung iſt das Privatbeſte der Perſonen, VI. 65. — wenn ſolche aufgehoben werden, was mit den Kapitalien derſelben zu geſchehen hat? 69.

Zukunft, auf dieſe iſt der Blick des Unglücklichen gerichtet I. 73. — **zukünftig**, liegt in dem Gegenwärtigen eingewickelt, VII. 45. — wie das Zukünftige durch das Gefühl des Gegenwärtigen gemäßigt wird? 204. — Dunkelheiten der nächſten Zukunft, durch welche wir in einige Unruhe geſetzt werden, gibt es bey jedem Menſchen, 240.

Zuneigungen, in ſolchen iſt der Menſchen ein geſchränktes Weſen, III. 290.

Zunge über dieſe kann der Menſch mehr gebieten, als über die geſammten Glieder ſeines Körpers, I. 182.

Zurückhalten in Geſellſchaften, was ſolches anzeigt, IV. 46.

Zuſammenhang, in welchem der Menſch mit unzähligen zu gleichem Wohlſeyn berechtigten Geſchöpfen ſteht, wodurch er hievon überzeugt wird, VI. 127. — unſrer Tugend mit unſrer Glückſeligkeit, große Frage davon, V. 262. — Zuſammenhang der chriſtlichen Kirchenlehrer, was aus demſelben entſtanden, IV. 168. — der proteſtantiſchen Lehrer, Urſachen davon, IV. 171. — welche Dinge zuſammenhängen? IX. 95. 96.

Zuſammenkommen der Aerzte am Krankenbette, Bemerkungen darüber, IV. 226.

Zuſammenkünfte, geſellſchaftliche, ihre Natur, III. 210. — welche nicht unnützlich iſt? XIII. 83.

Zuſchauer, rohe, wenn ſie im Theater gerührt werden, VII. 276.

Zuſtand, jeder, in den der Menſch geräth, was er wirkt? VII. 209. — des Geiſtes iſt dem des Körpers ähnlich, VIII. 55.

Zwangsrechte, wozu ſie nöthig ſind? VIII. 283.

Zwecke in der Schöpfung ſind alle Weſen, die Vernunft und Freyheit haben, V. 194. — welches der letzte und höchſte des Menſchen, und ſeines ganzen Lebens ſey? VIII. 247.

Zweydeutigkeiten laſſen unentſchloſſene Leute in ihren Befehlen, V. 96.

Zweige der Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, welche am beßten durch einſamen Fleiß angebauet werden können, IV. 77.

Zweykämpfe, welche Früchte ſie bey Adelichen hervorgebracht? I. 320. — Fortdauer ihrer Vortheile, XI. 138. — warum die Monarchen nie im Ernſt daran gedacht haben, den Zweykampf auszurotten? 139.

Zwiſchenräume, wo ſie ſeyn müſſen? IX. 21.

Zwiſtigkeit, wie ſolche in einer Geſellſchaft entſtehen kann? VIII. 54.

Abhandlung
über die
Verbindung der Moral
mit der
Politik,
oder
einige Betrachtungen
über die Frage:
in wiefern es möglich ſey, die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten zu beobachten.

Von
Chriſtian Garve.

Breßlau 180[illegible].

Philos. 5.98

Abhandlung

über die

Verbindung der Moral mit der Politik,

oder

einige Betrachtungen

über die Frage: „in wiefern iſt es möglich die
Moral des Privatlebens bey der Regierung der
Staaten zu beobachten?“

Eine genugthuende Antwort dieſer Frage iſt über meinem Horizont. Je mehr ich mich mit derſelben beſchäftige: deſto mehr Schwierigkeiten ſehe ich von allen Seiten. Auf der einen iſt es Pflicht des Philoſophen, der Gerechtigkeit und der ſtrengen Tugend wenigſtens in der Theorie nichts zu vergeben, da die Leidenſchaften der Menſchen ſich ohne das ſo leicht erlauben, in der Ausübung Ausnahmen davon zu machen. Auf der andern iſt es Vorſchrift ſeiner Vernunft, nichts Unmögliches zu fordern, weil ſonſt auch ſeine der Anwendung fähigſten Lehren, von den Perſonen, welche den Geſchäften vorſtehen, verachtet werden. In welchem Puncte ſich dieſe beyden Sachen vereinigen laſſen, iſt mir bisher noch nicht klar geworden. Zieht man die Erfahrungen aller Zeitalter, und die Beyſpiele ſelbſt der beſten Fürſten zu Rathe: ſo ſollte man glauben, daß es unmöglich ſey, auf dem Throne und an der Spitze des Staaten, von den ſtrengen Regeln die der Aufführung des Privatmanns im Verkehr mit ſeines Gleichen vorgeſchrieben ſind, nicht abzuweichen. Wenn man auf der andern Seite die Nützlichkeit und innere Vortrefflichkeit dieſer Regeln bedenkt; wenn man ſieht, daß, ſobald dieſelben nicht auch im öffentlichen Leben für unverletzlich gehalten werden, ſich gar keine beſtimmte Schranken mehr ſetzen laſſen, um der Willkür und den Leidenſchaften der Regenten Einhalt zu thun: ſo iſt man geneigt, den Urtheilen der Welt und den Erfahrungen, welche die Geſchichte von den Folgen der Dinge darbeut, zu trotzen, und jede Staatshandlung für ein Verbrechen zu erklären, die nicht auch im Verhältniſſe eines Bürgers gegen den andern erlaubt wäre.

So viel ſehe ich deutlich ein, daß der einzige Weg jene Frage zu unterſuchen, dieſer iſt: ſich zuerſt die Unterſchiede deutlich zu machen, die ſich zwiſchen der Lage der Regenten und Privat-Perſonen finden.

Dieſe Unterſchiede ſind doppelt. — 1. Der Souverain eines Staates iſt gegen den Souverain eines andern Staates in dem Stande der Natur, wo jeder nur ſich ſelbſt zu ſeinem Beſchützer hat, und beyde, wenn ſie in Streit gerathen, nur ſich ſelbſt zu ihren Richtern haben. Der Privatmann hingegen ſteht mit einem andern in einer ſolchen Verbindung, vermöge welcher ihnen vor Beleidigungen ein höherer Schutz gewährt, und ihnen zu ihren Streitigkeiten ein Richter angewieſen wird.

2. Der Souverain hat für die Erhaltung und das Wohl einer ganzen Geſellſchaft zu ſorgen, die ihm anvertrauet iſt: er iſt Depoſitarius einer fremden Macht, ein Geſchäftsträger eines anſehnlichen Corporis. — Der Privatmann hat nur für das Wohl ſeiner ſelbſt und der Seinigen, — eines einzigen, oder weniger Menſchen, zu ſorgen.

I.

Zu Folge des erſten Unterſchiedes alſo wird es, um die Pflichten eines Staats und eines Souverains gegen den andern auszufinden, nöthig ſeyn, überhaupt zu unterſuchen, welche Pflichten unabhängige Menſchen im Naturſtande gegen einander zu beobachten haben.

Dieſe Materie vom Naturſtande iſt ſchon oft aus verſchiedenen Geſichtspuncten unterſucht worden. Man zweifelt, und mit Recht, ob derſelbe je unter einzelnen Menſchen Statt gefunden habe. Aber wenn er auch nie vorhanden geweſen iſt, ſo iſt deßwegen doch die hypothetiſche Unterſuchung, was bey Vorausſetzung völliger Unabhängigkeit, Menſchen einander leiſten können und ſollen, nicht unnütz, wenn doch die wirklichen Zuſtände der Menſchen ſich jener Independenz bald mehr, bald weniger nähern.

Freylich macht es eine Schwierigkeit mehr, daß wir hierbey nicht die Erfahrung zu Rathe ziehen können. Nehmen wir, wie es faſt geſchehn muß, die Beyſpiele aus den Handlungen moraliſcher Perſonen, (mit welchem Nahmen wir die Staaten belegen, weil die Vielen, aus welchen ſie beſtehn, wegen ihrer Verbindung als eine einzige Perſon handeln,) ſo ſind wir, beſonders bey unſrer Unterſuchung, in Gefahr einen Cirkel zu machen, und, indem wir zuerſt das Weſentliche des Standes der Natur aus den Beyſpielen vielleicht ſchon verdorbner und ungerecht handelnder Staaten abſtrahiren, alsdann nach jenen Begriffen hinwiederum dieſe Verderbniſſe, und dieſe Ungerechtigkeiten zu entſchuldigen.

Selbſt die Staaten ſind ſelten in jener völligen Verbindungsloſigkeit, die das Eigenthümliche des Naturſtandes ausmacht. Es entſtehen aus der Nachbarſchaft, aus dem Verkehr der Nationen, ſelbſt aus ihren Kriegen, und den Friedensſchlüſſen, mit welchen ſie ſich endigen, nach und nach allerhand Bande unter ihnen, die, indem ſie ihr Verhältniß, dem Zuſtande der Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft näher bringen, auch eine größre Uibereinſtimmung in den Pflichten der Fürſten und der Privatleute bewirken. Ein Staat der vermittelſt der ihm geleiſteten Garantieen auf einen mächtigen Schutz zu rechnen hat, iſt nicht mehr in der Lage, als einer der lediglich auf ſeine eigne Stärke ſeine Sicherheit bauen muß.

Doch ſelbſt um den Einfluß dieſer Verbindungen, deren es viele Stufen gibt, auf Pflichten oder Gewohnheiten der Staaten deutlicher einzuſehen, kann man nicht umhin, ſich einen Zuſtand, der vorher ging, zu denken, wo noch gar keine Verbindung Statt fand.

In dieſem Zuſtande nun finde ich drey Eigenthümlichkeiten.

Erſtlich, jeder muß nicht nur für ſeine Sicherheit ſelbſt ſorgen, ſondern jeder iſt auch allein Richter darüber, was zu ſeiner Sicherheit gehört.

Zweytens, die Gewiſſens- und die Zwangspflichten ſind in Abſicht des wirkſamen Grundes ihrer Verbindlichkeit, nicht unterſchieden: oder mit andern Worten, der unabhängige Menſch hat keine andre Bewegungsgründe gerecht zu handeln, als die er auch hat, wohlthätig zu ſeyn.

Drittens, das Eigenthumsrecht wird nicht durch ſo deutliche und ſo unverletzliche Regeln beſtimmt.

Was den erſten Punct, die Sorge für die Sicherheit betrifft: ſo iſt dieſelbe im bürgerlichen Leben und im Naturſtande vornehmlich darin verſchieden, daß man in dem erſtern keine Gefahr von andern Menſchen befürchtet, als bis ſie da iſt, und alsdann entweder, wenn keine Obrigkeit Hülfe leiſten kann, ſich ſeiner Haut wehrt, oder wenn Zeit dazu iſt, bey der Obrigkeit Schutz ſucht. Im Naturſtande hingegen muß man die Gefahren dieſer Art, (ich meyne die, welche von den Gewaltthätigkeiten der Menſchen herkommen,) vorausſehen und ihnen vorbeugen, oder man iſt verloren.

Dieſe Anſtalten gegen künftige vermuthliche Angriffe ſind es, welche den Ungerechtigkeiten des unabhängigen Menſchen den meiſten Spielraum laſſen, und den Moraliſten welcher Grenzen ſetzen will, am meiſten verlegen machen.

In Abſicht derſelben müſſen augenſcheinlich zwey Betrachtungen vorhergehn, wenn das Verfahren gerecht ſeyn ſoll. Erſtlich: „wie wahrſcheinlich ſtehen dieſe Gefahren uns bevor?“ Wenn die Vorausſehung derſelben nicht richtig iſt: ſo ſind auch die Maaßregeln falſch, die deßhalb genommen werden. In dem ungegründeten Mißtrauen liegt der erſte Grund zu Ungerechtigkeiten.

Zweytens, „wie weit dürfen die Anſtalten dagegen getrieben werden?“ Die allgemeine Regel iſt: beleidige niemanden zuerſt. Aber es gibt augenſcheinlich Fälle, wo alle Vertheidigung umſonſt iſt, wenn der Angriff abgewartet wird.

Mehrere können ſich gegen einen verbünden. Ihren vereinigten Kräften zu widerſtehen, iſt dieſem Einen unmöglich: aber er kann ihr Bündniß trennen, wenn er einen derſelben zuerſt angreift und überwindet.

In dem Falle der Nothwehr iſt jedem Menſchen, auch im bürgerlichen Zuſtande, erlaubt, für die Erhaltung ſeines Lebens ſelbſt das Leben andrer aufzuopfern: — noch weit eher ſich des Eigenthums andrer zu bemächtigen. Dieſer Fall der Nothwehr erſtreckt ſich im Naturſtande viel weiter, weil er da nicht bloß bey Thätlichkeiten, ſondern auch bey Anſtalten und Verbindungen andrer zu unſerm Untergange eintritt.

Klar iſt es, wenn die Umſtände genau ſo ſind, wie ich ſie angegeben habe; — wenn ein Angriff uns gewiß bevorſteht; wenn er gewiß alsdann, wann er zur Ausführung kömmt, unüberwindlich für uns iſt; wenn er gewiß dadurch zu Schanden wird, wenn wir einen unſrer Feinde zuerſt angreifen: ſo iſt dieſer Angriff im Naturſtande erlaubt.

Aber dann wird er ungerecht, wenn alle dieſe Vorausſetzungen falſch ſind: er wird zweydeutig, wenn die Wahrheit derſelben nicht ausgemacht iſt.

Alles kömmt alſo bey der Beſtimmung, ob der frühere Angriff eines uns bloß drohenden Gegners, oder eines uns gefährlichen Rivals, gerecht oder ungerecht ſey, darauf an, wie richtig die Geſinnungen und die Stärke der Feinde, und wie richtig unſre eigne Hülfsmittel von uns beurtheilt worden ſind. Was durch die Noth allein gerechtfertigt würde, wird erlaubt, wenn man ſich eine Noth erdichtet, oder fälſchlich eine größre eingebildet hat, als vorhanden war.

Aber wen hat der Menſch im Naturſtande, oder jedes unabhängige Corpus, wen haben ſie zum Rathgeber, wen zum Richter über alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten als ſich ſelbſt?

Dieſe Regel alſo, welche dem unabhängigen Menſchen, ſo wie den Unterthanen in einem Staat vorſchreibt, „Du ſollſt niemanden zuerſt beleidigen; du ſollſt dich keines fremden Eigenthums bemächtigen,“ kann bey dem erſten lange ſo wirkſam nicht ſeyn, als bey dem andern, ihn von Ungerechtigkeiten abzuhalten: weil bey jenem augenſcheinlich weit mehrere Ausnahmen davon Statt finden, und es in ſeiner Lage ihm allein überlaſſen bleibt zu beurtheilen, ob der Fall der Ausnahme vorhanden ſey. Was für den Bürger Nothwehr heißt, iſt nach der bloßen Beurtheilung der geſunden Vernunft enger eingeſchränkt, als das, was eben dieſen Nahmen unter Unabhängigen und Schutzloſen verdient. Aber es iſt auch nicht einmahl der Einſicht des Bürgers überlaſſen, dieſe Fälle der Nothwehr zu beſtimmen, ſondern ſie werden von den Geſetzen ſchon zum voraus angegeben. An die Stelle dieſer Geſetze nun kann in dem Naturſtande nichts anders treten, als der eigne Verſtand und das eigne Gewiſſen derer, welche darin leben, — ihr Scharfblick und ihr Muth, vermöge welcher ſie ſich nicht durch ſchimäriſche Gefahren leicht ſchrecken laſſen; und ihr wohlwollendes Herz, welches ſie abgeneigt macht, andern ohne die äußerſte Noth zu ſchaden. Und eben dieſe Eigenſchaften werden alſo auch nöthig ſeyn, um ſelbſt jener erſtern allgemeinen Regel, ihre Kraft, und einen Einfluß auf die Ausübung zu geben.

Dieß iſt die Hauptſache, die ich in meiner vorigen Abhandlung ſagen wollte, und die ich in der gegenwärtigen auszuführen ſuche. „Für Menſchen im Naturſtande, für Regenten, kömmt es nicht ſowohl auf Regeln des Rechts, als auf Bildung ihres Geiſtes und Charakters an.“ Sie ſind allerdings Geſetzen ſo gut wie wir alle unterworfen. Aber dieſe Geſetze ſind nicht auf marmorne Tafeln geſchrieben, und werden nicht durch eine Obrigkeit, die das Schwert über ihrem Haupte hält, aufrecht erhalten. Ihr eigner Verſtand muß ſie dieſelben lehren, und in ihrem Herzen müſſen ſie die Sanction davon finden. Zwar ſind die Verträge, den geſchriebenen Geſetzen, und die Gewalt, welche diejenigen auszuüben das Recht haben, denen die Vertrags-Puncte nicht gehalten worden, — iſt einer Strafe ähnlich. Aber wie ſehr iſt doch das eine von dem andern in ſeiner Natur und in ſeiner Wirkung unterſchieden!

Dieß führt mich auf den zweyten der Puncte, die ich oben als dem Naturſtande eigenthümlich angegeben habe.

Diejenigen welche geſagt haben, daß vor Errichtung einer bürgerlichen Geſellſchaft die Menſchen gar keine Pflichten gegen einander hatten, haben ohne Zweifel den Grund der bürgerlichen Pflichten ſelbſt aufgehoben. Denn wenn die Natur der Menſchen und in ihren natürlichen Verhältniſſen, keine ſolche Bewegungsgründe zu Handlungen liegen, die wir als Verbindlichkeiten anſehen können: woher ſoll dann das Verbindliche des erſten Actus kommen, durch welchen die bürgerliche Geſellſchaft errichtet worden iſt?

Wenn hingegen der Sinn jener Männer dieſer geweſen iſt, daß zwiſchen Zwangsrechten, und erbethnen Rechten, zwiſchen äußern und innern Pflichten, ſich im Naturſtande bloß ein idealer Unterſchied denken laſſe; daß alſo Gerechtigkeit, in ſofern ſie von Menſchenliebe unterſchieden iſt, in beſagtem Zuſtande nicht eine eigne ganz abgeſonderte Claſſe von Pflichten ausgemacht habe, und erſt durch die bürgerliche Vereinigung zu dieſem ihrem höhern Anſehen gelangt ſey: ſo haben ſie, wie mich dünkt, die Wahrheit und Vernunft auf ihrer Seite.

Allerdings iſt auch im Naturſtande ein reeller und leicht zu faſſender Unterſchied, zwiſchen Gutes thun, und Böſes unterlaſſen. Und dieß iſt eine von den Grundlagen bey der Claſſification der Gewiſſens- und Gerechtigkeitspflichten. Auch im Naturſtande ſind die Bewegungsgründe zum letztern ſtärker, dringender für denjenigen Verſtand, welcher die Wahrheit und die Natur ſeiner ſelbſt und andrer einſieht, als die Bewegungsgründe zum erſtern. Es ſind alſo auch alsdann Stufen der Verbindlichkeit denkbar: eine vollkommnere und die wenigere Ausnahme leidet, dazu, andrer Zuſtand nicht zu verſchlimmern, alſo niemanden ungereitzt zu beleidigen; eine geringere und die mehr von den Umſtänden abhängt, dazu, den Zuſtand andrer nach Möglichkeit glücklicher zu machen.

Aber dieß iſt noch nicht genug um Zwang- von Gewiſſenspflichten, ſo wie ſie jetzt im Verhältniſſe ſtehen, abzuſondern.

Es frägt ſich: wodurch kann der Naturmenſch abgehalten werden, ſeinen Nächſten nicht zu ſchaden? Ich ſage eben dadurch, wodurch er angetrieben wird, ihm, wenn er kann, zu nutzen; — durch Wohlwollen.

Zwar ſcheint zu dem erſten hinlänglich, daß man nur den andern nicht haſſe. Aber dieſer Zuſtand der Gleichgiltigkeit wird ſogleich geſtört, als die Vortheile entgegen geſetzt ſind. Außer dieſem Falle würde freylich der roheſte Naturmenſch eben ſo wenig jemanden Schaden thun, als ein Schlafender. Aber eben von dieſem Falle iſt allein die Rede. Was kann alſo dem Reitze des eignen Vortheils, wenn derſelbe durch Beeinträchtigung eines andern befördert wird, entgegen wirken, wenn es nicht eine der Liebe ähnliche Geſinnung iſt, welche macht, daß man fremdes Leiden für ein eignes Uibel hält?

Nach unſerm jetzigen Syſtem des Naturrechts, iſt noch eine andre und zwar ſtärkere Triebfeder, den Menſchen auch ohne gutes Herz vom Beleidigen andrer abzuhalten, vorhanden: ſo liegt in dem

Zwangsrechte welches der Beleidigte hat, den Angreifer zu ſeiner Schuldigkeit mit Gewalt zurückzuführen. Dieſen Bewegungsgrund hat niemand zum Wohlthun: denn niemand hat das Recht Wohlthaten mit Gewalt zu erpreſſen.

Hier komme ich auf den eigentlichen Punct, wohin ich wollte.

Gerechtigkeitspflichten ſind Zwangspflichten; und wenn ſie in der Ausübung von Gewiſſenspflichten unterſchieden ſeyn ſollen: ſo muß der, welcher ſie zu fordern hat, im Falle ſie ihm verſagt werden, das Zwangsrecht anwenden können.

Aber kann er das im Naturſtande? — Es wäre ein Wortſpiel dieß zu behaupten. Er hat das Recht des Widerſtandes. Ich kann ſeinem Widerſtande widerſtehn. — Er hat das Recht des Krieges. Aber heißt bekriegen ſo viel als zwingen? Iſt die höhere Gewalt immer auf der Seite des Beleidigten? Wo dieſer alſo einzeln iſt wie der Beleidiger; — wenn für den erſtern nicht Helfer bereit ſind, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen: wird nicht alsdann die Verbindlichkeit gerecht zu ſeyn, in ſofern ſie von dem Zwangsrecht der Gegenparthey abhängt, dem zufälligen Ausgange eines Wettſtreits, oder der Stärke der Sehnen und Muskeln überlaſſen?

Und da gemeiniglich Bewußtſeyn überlegner Stärke ungerecht macht: wird nicht der Streit zwiſchen dem Beleidiger und Beleidigten am öfterſten ungleich ſeyn, und dieſer, indem er ſein Zwangsrecht ausüben will, nur ſeinem Feinde Gelegenheit geben, ihn vollends zu Grunde zu richten?

Daß alſo der eine Menſch den andern im eigentlichen Verſtande zwingen kann, ihm nicht zu ſchaden, d. h. gerecht gegen ihm zu ſeyn; — mit andern Worten, daß der Beleidigte eine überlegne Macht über den Beleidiger in Händen hat: dieß kömmt erſt von der bürgerlichen Vereinigung her, und war in der That der vornehmſte Zweck derſelben. Hier iſt die ganze Macht des Staats auf Seiten deſſen, der Unrecht leidet: Der, welcher Unrecht thut, ſteht einzeln. Nun hat es einen wahren Sinn, wenn man mir ſagt, daß ich als Gläubiger das Recht habe meinen Schuldner zu zwingen, mir das Meinige wiederzugeben. Das heißt, ich kann den Richter, und die ihm zu Gebothe ſtehenden Bewaffneten aufbiethen, ihm eine ſo große Gewalt anzuthun, der er nicht widerſtehen kann, — eine Gewalt die hinlänglich iſt, ihn zur Erfüllung ſeiner Schuldigkeiten zu bewegen. — Ganz von andrer Art iſt die Gewalt die ich einem andern anthue, indem ich mich einer gleichen Gewalt deſſelben ausſetze. Dieß iſt kein Zwang im eigentlichen Verſtande, und kann nicht die Wirkung davon haben.

Ich komme alſo wieder auf meinen Satz zurück. Im Naturſtande hat der Menſch keine andre Bewegungsgründe die Gerechtigkeitspflichten, — als die er hat, die Gewiſſenspflichten zu erfüllen:

Wenigſtens iſt kein beſondrer Bewegungsgrund beſtändig und nothwendig, mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der erſtern verbunden. Furcht, wenn dieſe an die Stelle der Liebe und der Großmuth treten ſoll, kann nur bey gewiſſen Perſonen, und unter beſtimmten Umſtänden Wirkung thun: nähmlich alsdann, wenn der, welcher oben Beleidigungen andrer ausgeſetzt iſt, ſtärker iſt der mehrere Freunde hat, als der welcher ihn zu beleidigen in Verſuchung geräth. Die ſogenannten vollkommnen Rechte müſſen im Naturſtande noch durch die zufällige Uiberlegenheit des Menſchen, welchem ſie zukommen, unterſtützt werden. Und, dieſe Uiberlegenheit vorausgeſetzt: — ſo wird der andre dadurch zur Unterlaſſung von Ungerechtigkeiten nicht ſtärker, als zu Erweiſung von Gefälligkeiten angetrieben werden. Dem Uibermächtigen eine Wohlthat abzuſchlagen iſt eben ſo gefährlich, als ihm ein Recht zu verweigern.

So würde es, dünkt mich, unter Menſchen im Naturſtande ausgeſehn haben: ſo iſt es noch jetzt unter Regenten unabhängiger Staaten beſchaffen. Kein Mittel den Ungerechten zu zwingen iſt hier vorhanden, als mit ihm Krieg zu führen. Aber dieſes Mittel iſt nur in den Händen des Stärkern von gewiſſem Erfolge. Um dieſer Urſache willen ſehen wir auch, daß jeder Souveran ſich wenn er kann, dieſes Schutzes vor der Ungerechtigkeit andrer, — ſeiner eignen Uibermacht, — zu verſichern ſucht.

ſucht. Jeder iſt auf Schwächung ſeiner Rivalen bedacht, um, wie er andern vorſpiegelt, oder vielleicht ſich ſelbſt überredet, in der Zukunft, die bloße Furcht welche er einflößt zur Schutzwehr ſeiner Rechte und der Rechte ſeines Volks zu haben, ohne erſt das Schwert ziehn zu dürfen. So werden oft auf der Stelle Ungerechtigkeiten begangen, um in der Folge das Recht beſſer vertheidigen zu können.

Beym Privatmanne hängt Ehrlichkeit gemeinhin von ganz andern Principien ab, als auf welche ſeine Tugend und ſein wohlthätiges Beſtreben zum Beßten andrer ſich gründet. Jene kann ohne dieſe beſtehn: daher iſt es auch, wie Leſſing ſagt, für den gemeinen Bürger ſo verzweifelt wenig, wenn er nichts mehr als ehrlich iſt. Ganz anders bey den Unabhängigen. Bey ihnen iſt Beobachtung des Rechts die höchſte und verehrungswürdigſte Tugend: denn ſie iſt nur bey einer groſſen Einſicht, einem ausgebreiteten Wohlwollen, und einem feſten Muthe möglich.

Bey dem Privatmanne kann Furcht vor der Strafe oder mit andern Worten, die Furcht vor der Gewalt des ganzen Staats die dem Beleidigten beyſteht, von Ungerechtigkeiten abhalten. Bey dem Unabhängigen hingegen iſt dieſe Furcht entweder eine unwirkſame, oder eine verkehrt wirkende Triebfeder. Sie iſt eine unwirkſame, wenn der Unabhängige ſich für mächtig genug hält, den Krieg der aus ſeinen Ungerechtigkeiten entſtehen möchte, (das einzige Uibel welches er zu befürchten hat,) auszuhalten, und in demſelben Sieger zu bleiben. Furcht iſt ſelbſt ein zu Ungerechtigkeiten verleitendes Principium bey demjenigen Souverain, der ſich zu ſchwach fühlt, um im Streite mit andern nicht unterzuliegen, und ſich daher nicht eher für ſicher hält, bis er auf irgend eine Art zur Gleichheit mit ſeinem Nebenbuhler, oder zur Uibermacht gelangt iſt.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Naturſtandes iſt, daß das Eigenthum in demſelben weder durch ſo kenntliche und deutliche Zeichen zu beſtimmen, noch durch andre Mittel, als die beſtändige Wachſamkeit und die Gewalt des Eigenthümers zu befeſtigen möglich iſt: wodurch die ganze Einrichtung etwas von ihrer Natur und von ihrem Nutzen verliert.

Ich will die gewöhnlichen Grundſätze von den erſten rechtmäßigen Erwerbungsorten als ungezweifelt annehmen: ich will es als ausgemacht anſehen, daß ein Actus, durch welchen jemand hinlänglich deutlich erklärt, daß er eine vorher niemanden zuſtändige Sache ſich zueignen wolle, alle andre von dem Gebrauche derſelben ausſchließe; daß beſonders die auf die Vervollkommnung oder Benutzung einer Sache gewandte Arbeit ein ſolcher Actus ſey. — Aber deßwegen bleibt es noch immer richtig, daß vor aller Verbindung unter den Menſchen, dieſe Zeichen, woran der eine ſein Eigenthum erkannt wiſſen will, den übrigen zweydeutig bleiben werden. Und mit der verminderten Deutlichkeit und Gewißheit, ob etwas ein Eigenthum ſey, vermindert ſich auch die Achtung für dasſelbe, ſelbſt bey Perſonen die alle Rechte desſelben anerkennen.

Alle andere Zeichen, wodurch man ſeine Anſprüche an eine Sache anzeigen will, außer wenn ein Menſch dieſelbe in ſeiner Hand hält, oder ſie mit ſeinem Munde verzehrt, verlangen eine Auslegung. Und dieſe zu geben, ſie zu empfangen, dazu gehört Mittheilung durch Hülfe der Rede oder irgend einer Art von Sprache, bey welcher aber die Perſonen, die einander verſtändigen wollen, ſich ſehen, mit einander umgeben, alſo ſchon in gewiſſer Verbindung ſeyn müſſen.

Selbſt die auf eine Sache gewandte Arbeit iſt nicht ein ohne alle Convention und vor allem Verkehr verſtändliches Kennzeichen des Eigenthümlichen. Wenn der eine Menſch keinen Begriff von den Arbeiten hat, die ſich auf eine Sache wenden laſſen, wie will er es ihr anſehen, ob ſie von der Natur oder durch den Fleiß eines ſeines Gleichen in den Zuſtand gebracht worden iſt, in welchem er dieſelbe ſieht?

Ein Volk, welches nie vom Ackerbau etwas gehört hätte, würde an einem gepflügten Acker, oder an einem reifen Kornfelde nicht unmittelbar die Hand der Menſchen erkennen. Bringt nicht zuweilen das Spiel des Zufalls auch etwas Regelmäßiges in der Geſtalt der Erdfläche hervor? Und kann nicht die

Natur eine Menge gleichartiger Gräſer auf einem Flecke zuſammen gehäuft haben?

Zäune, Gehege, und alle bloße ſymboliſche Mittel ſein Eigenthum vor Dingen, die allen gemein ſind, auszuzeichnen, ſind noch weit weniger ohne vorläufige Kenntniß ihrer Beſtimmung und der damit zuſammenhängenden Ideen ihrer Urheber, verſtändlich.

Eins von beyden gehört nothwendig dazu, wenn ein Menſch den andern, ein Volk das andre, in Abſicht dieſer Erklärung ſeines Willens, verſtehen, und ſogleich bey dem Anblicke jener Kennzeichen des Eigenthums, die Rechte deſſelben anerkennen ſoll: — **Umgang oder Aehnlichkeit.** Ich will ſoviel ſagen, entweder müſſen die Menſchen darüber einander ihre Gedanken mitgetheilt, ſich einander von dem rohen Zuſtand der Dinge, den durch Arbeit darin vorgegangnen Veränderungen, und deren Abſicht unterrichtet haben, und übereingekommen ſeyn, daß ſie die Gegenſtände immer auf dieſe Weiſe beurtheilen wollen. Oder ſie müſſen in ihren Lebensarten, in ihren Bedürfniſſen, den Mitteln dieſe zu befriedigen, den Arbeiten die ſie zu dem Ende vornehmen, den Künſten die ſie darauf wenden, einander gleichkommen. Nur alsdann weiß ein Menſch die Handlungen eines andern Menſchen, die er nie geſehen hat, aus den Wirkungen derſelben zu errathen; nur alsdann iſt er im Stande auf die Abſichten aus den angewandten Mitteln zu ſchließen.

Beydes aber, Umgang und Gleichförmigkeit der Lebensart, macht ſchon eine Verbindung unter den Menſchen, oder ſetzt ſie voraus.

Aber die Anerkennung des Eigenthums iſt nicht die einzige Schwierigkeit im Naturſtand: es iſt noch eine größre, Reſpekt für dasſelbe einzuflößen, ohne unmittelbare Gewalt zu brauchen.

Das Eigenthum iſt eigentlich keine Beziehung, welche die Sache auf mich hat; ſondern es iſt eine Beziehung welche Perſonen gegen mich haben. Denn wie kann ich eine lebloſe Sache, — noch mehr, wie kann ich eine unbewegliche, z. B. ein Stück Land, dauerhaft mit mir verknüpfen? Alle Verhältniſſe, welche ein lebloſes Ding mit mir verbinden, beſtehen entweder darin, daß dasſelbe auf mich wirkt, und durch ſeine Wirkung eines meiner Bedürfniſſe befriediget, oder darin, daß es nahe um mich, und alſo zu meinem Gebrauche immer bereit iſt. Die Nutzbarkeit und die Nähe, das ſind reelle Beziehungen einer todten Sache auf mich. Aber dieſe ſoll das Wort Eigenthum nicht ausdrücken. Es findet augenſcheinlich nur Statt wo viele Menſchen zuſammen kommen; es drückt im Grunde eine Anordnung aus, wonach mehrere, welche gleiche Begierden, und eine eingeſchränkte Anzahl von Objecten zu Befriedigung der Begierden haben, an dem Genuſſe dieſer Güter ſämmtlich Theil haben können, ohne daß Streit und Krieg unter ihnen entſtehe.

Eigenthum, ſage ich, iſt ein moraliſches Verhältniß, zwiſchen Perſonen. Es iſt mit dem Beſitz eins und daſſelbe, wenn der Menſch allein iſt.

So lange neben mir niemand iſt, der nach den Apfel verlangt, welchen ich abbreche, und zum Munde führe: wie kann darüber die Frage ſeyn, ob er mir zugehöre? Sobald aber nur ein Zweyter hinzukömmt, der auch Apfel verlangt, und bedarf: ſo bald entſteht ein Streit; der nicht eher geendigt werden kann, bis wir entweder theilen, oder ausmachen, welchem von beyden der ganze Apfel zu Theile werden ſoll. — Dieß ſind die zwey Hauptarten, wie Eigenthum entſteht, Theilung oder Abtretung. In beyden bleibt immer viel Willkürliches. Denn wie wir den Apfel theilen ſollen, kann unmöglich durch natürliche innere Gründe beſtimmt werden: eben ſo ſchwer iſt es eine Urſache des Vorzugs zu finden, warum der eine mehr als der andre, den ganzen Apfel behalten ſolle.

Auf welche Weiſe nun auch dieſe Fragen entſchieden werden, ſo iſt klar, daß wenn z. B. der Grund der erſten Occupation gelten ſoll, das Recht ſeinen Urſprung habe in den moraliſchen Urſachen, welche den zweyten hinzukommenden bewegen: (und wenn er richtig und zuſammenhängend denkt, bewegen müſſen) dem erſten zu laſſen, was er früher geſehen und genommen hat.

Wenn man alſo frägt, „gibt es ein Eigenthum im Naturſtande?" ſo heißt das: „gibt es gewiſſe Handlungen eines Menſchen in Abſicht des Dinges welches er zu ſeinem alleinigen Gebrauch beſtimmt, um deren willen, alle andre Menſchen, wenn ſie der richtigen, geſunden Vernunft folgen, bewogen würden, des Gebrauchs deſſelben ſich zu enthalten?"

Es gibt deren ohne Zweifel. Aber dieſer Urſprung der Geſetze des Eigenthums zeigt auch die nothwendige Wankelhaftigkeit derſelben, ohne neue Verträge und ohne errichtete Geſellſchaft.

Denn erſtlich, um auf jenen Fall wieder zurückzukommen. Der Bewegungsgrund, welcher den zweyten abhielt, dem erſten den Apfel, welchen er in Händen hatte, zu entreiſſen, war entweder bloſſe Liebe zu ihm; — er wollte ihn der Labung nicht berauben, welche ihm der Genuß der Frucht verſchaffen konnte: oder es war der Gedanke, daß, wenn er dieſem den von ihm zuerſt entdeckten Apfel nähme, dieſer ihn hinwiederum mit Gewalt hindern würde, einen andern für ſich zu pflücken, und daß auf dieſe Weiſe keiner ſeinen Durſt in Ruhe ſtillen könnte; mit allgemeinen Worten, daß, für ſämmtliche künftige Fälle, wo ſie ähnliche Bedürfniſſe würden zu befriedigen haben, es für beyde am nützlichſten ſey, eine ſolche Regel vom erſten Anfange an, und ohne Ausnahme, zu beobachten. Der erſte Grund bringt nach den gewöhnlichen Eintheilungen der Syſteme nur eine Gewiſſenspflicht hervor. Der zweyte iſt eigentlich worauf ein Zwangsrecht beruht. Bey dieſem aber iſt es klar, daß vor Entſcheidung des Rechts, die Entſcheidung deſſen was allen nützlich iſt vorhergehen müſſe. Wenn aber das Eigenthumsrecht, und die Vorſchriften, nach welchen nur dieß, unter ſolchen und ſolchen Bedingungen für Eigenthum zu halten iſt, aus dem Principio des Nutzens, als einem allgemeinern und höhern hergeleitet worden: ſo wird folgen, daß im Naturſtande jeder das Recht haben wird, auf dieſes höhere Principium zurückzugehen, und zu prüfen, in wie weit er zu Beobachtung der daraus gezogenen Regeln verbunden ſey. Wer ſieht aber nicht, daß dadurch das Eigenthum diejenige Unverletzlichkeit verliert, welche ihm im bürgerlichen Leben deßwegen zukömmt, weil in dieſem die poſitiven Anordnungen der Geſetze, und die Conventionen der Geſellſchaft die höchſte Richtſchnur des Betragens der Bürger ſind.

Ich habe in meiner ältern Abhandlung geſagt: „Der Begriff des Eigenthums ſchließe ſchon in ſich, daß er von allen oder den meiſten Menſchen anerkannt werde, und daß der, welchem es gehört, von dieſer Geſinnung der übrigen im Ganzen verſichert ſey, welches beydes ohne Verkehr und Verabredung nicht möglich iſt.“ Und ich finde noch in dieſem Satze, ſo wie ich ihn damahls verſtand, Wahrheit.

Wodurch unterſcheidet ſich wohl das Recht, welches ich an ſeiner Sache habe, von dem bloßen

Einſchließen und Verwahren der Sache, welches ein phyſiſches, kein moraliſches Hülfsmittel iſt, dieſelbe zu behalten. Wenn ich das was mir gehört, immer in meiner Hand tragen könnte; wenn ich ſo allwiſſend und ſo ſtark wäre, daß ich andre, in jedem Augenblicke, da ſie es verſuchen, das was ich zu Befriedigung meiner Bedürfniſſe aufgeſucht, oder durch Arbeit hervorgebracht habe, mir zu entwenden, bemerken und davon mit Gewalt abhalten könnte; — wenn nicht eine ſolche beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung des Meinigen mich an den übrigen zu meiner Erhaltung nöthigen Arbeiten hinderte: ſo würde die Unmöglichkeit, in welche die andern ſodann verſetzt würden, mir das Meinige zu nehmen, die Stelle des Rechts vertreten; Gewalt und Recht würden auf meiner Seite zuſammen fallen. Da ich aber ſehr viele Dinge, deren fortdauernden und ausſchließenden Gebrauch ich verlange und nöthig habe, aus meiner Hand weglegen, und ohne Obhuth gleichſam Preis geben muß; da weder meine Kraft noch meine Zeit ganz allein auf die Verwahrung des Erworbenen und die Abwehrung andrer von deſſen Gebrauch gewendet werden kann: ſo müſſen moraliſche Bewegungsgründe, welche andern die Neigung benehmen mir etwas zu entwenden, an die Stelle meiner phyſiſchen Gewalt treten, welche ihnen das Vermögen dazu benehmen ſollte. Bewegungsgründe dieſer Art, fähig auf alle verſtändige und die Folgen der Dinge überſehnde Menſchen zu wirken, ſind vorhanden. Ein ſolcher iſt die Betrachtung, daß wo mehrere Menſchen beyſammen ſind, Friede unter ihnen die erſte und nothwendigſte Bedingung iſt, unter welcher nur allein es jedem einzelnen möglich wird, an ſeinem Wohl zu arbeiten; und daß dieſer Frieden nicht anders zu erhalten ſteht, als wenn gewiſſe Theilungsregeln, der für ſie von der Natur zubereiteten Güter ausgemacht und heilig gehalten werden. Die Gewißheit nun, daß ſolche Bewegungsgründe auf andre Menſchen wirken, und ſie bewegen werden, mir das Meinige zu laſſen, iſt die moraliſche Sicherheit, um derentwillen ich mir ein Recht zuſchreibe. Recht wäre wenigſtens ein leeres unfruchtbares Wort, eine bloß ſpeculative Idee ohne Anwendung, wenn es mir nicht, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge, auch dann, wenn meine phyſiſche Kraft ruhte, eine moraliſche Sicherheit gewährte. Dazu aber muß es von der allgemeinen Meinung, oder doch der Meinung des größten Theils unterſtützt werden. Von dieſer Meinung muß ich demnach wenigſtens wahrſcheinlich verſichert ſeyn, wenn ich, in der That und nach der Wirkung, mir ein Recht ſoll zuſchreiben können. Und wie will ich dieſe Verſicherung mit hinlänglicher Gewißheit erhalten, als durch irgend eine Art von Erklärung? Und dieſe Erklärung, iſt ſie nicht der erſte Grund des Vertrags, auf welchem die Geſellſchaft beruht?

Ermangle ich dieſes Beweiſes von der Uibereinſtimmung andrer Menſchen mit meinen Anſprüchen: ſo muß ich mich bloß darauf verlaſſen, daß ſie Verſtand genug haben werden, um einzuſehen, wie nützlich es für alle, und auf alle zukünftige Zeiten ſey, ſolche Foderungen als die meinigen ſind, gelten zu laſſen; — und daß ſie frey genug von Leidenſchaften ſeyn werden, um ihrer Vernunft Gehör zu geben. Wie geringe iſt ſchon an ſich dieſe Sicherheit! Aber ſie wird noch kleiner, wenn man folgendes bedenkt:

Geſetzt die gute Idee eines einzuführenden und zu reſpectirenden Eigenthumsrechts habe ſich in den meiſten menſchlichen Köpfen hinlänglich entwickelt. In ſofern iſt alſo unter ihnen Uibereinſtimmung ohne und vor allem Vertrage. Aber damit dieſe Idee in Ausübung komme, wird noch eine neue Bedingung erfordert. Das Inſtitut des Eigenthums iſt ein Syſtem der Theilung von den Gütern der Erde; und eine Methode, die durch dieſe Theilung gemachte Anordnung zu verewigen. Aber nach welchen Regeln ſoll getheilt werden? welches ſind die Handlungen, durch die ein Menſch eine ihm nützliche Sache ſich zu eigen machen kann? Auf welche Weiſe ſoll das erworbne Eigenthum von einem Menſchen auf den andern übergetragen werden? Durch welche Zeichen wird es allen und deutlich genug bekannt, daß jene Handlungen vorgegangen, daß dieſe Methoden befolgt werden ſind? Uiber alle Stücke muß erſt eine gleichförmige Entſcheidung von allen angenommen ſeyn, ehe eine dauerhafte Achtung gegen das Eigenthumsrecht unter ihnen Statt finden kann. Zwar gibt es vielleicht in Abſicht derſelben etwas, welches an ſich das Beſte iſt, in welchem alſo diejenigen, welche weiſe genug wären, es zu erkennen, von ſelbſt übereinkommen würden. Aber bis dahin reicht auch jetzt noch der menſchliche Verſtand nicht, am wenigſten der Verſtand des großen Haufens. Es müſſen alſo willkürliche und poſitive Einrichtungen, an die Stelle der noch unbekannten Vernunfts-Regeln, treten. Und wie kann in willkürlichen Einrichtungen Uibereinſtimmung unter mehrern herrſchen, ohne vorhergehende Verabredung?

Ich habe dieſen Punct vielleicht weitläuftiger ausgeführt, als es zu meiner gegenwärtigen Abſicht nöthig war, um einige Ausdrücke meiner vorigen Abhandlungen zu rechtfertigen.

Wende ich dieſe Betrachtungen auf Staaten und Regenten an: ſo ſehe ich, daß die Idee eines Länder-Eigenthums ebenfalls eine von ihnen vorgenommene Theilung, oder vielmehr eine Genehmigung derjenigen, welche der Zufall und frühere Begebenheiten gemacht haben, zum Grunde hat; daß dieſe Genehmigung nicht eher Statt findet, als bis die Nationen mit einander in die Verbindung treten, daß ſie ſich wechſelsweiſe von ihren Wünſchen, Bedürfniſſen, Abſichten und Anſtalten unterrichten können; daß alſo die Achtung für dieſes Eigenthum zuerſt mit Verträgen und Verabredungen, die unter ihnen auf eine oder die andre Weiſe zu Stande gebracht wurden, angefangen hat. Ich ſehe ebenfalls, daß dieſes öffentliche Eigenthum ſo gut wie das Privateigenthum, — in Abſicht der Zeichen desſelben, in Abſicht der Erwerbsmittel, und der Uibertragungsmethoden, — durch poſitive und willkürliche Regeln habe unterſtützt werden müſſen, wenn es nicht eine bloße Speculation bleiben ſollte; daß es aber deßwegen nicht zu dem vollen Anſehn des Privateigenthums gelangt iſt, weil es nicht ganz dieſelbe Deutlichkeit und Gewißheit hat; weil es nicht das höchſte Geſetz iſt, ſondern ein dem allgemeinen Beſten ſubordinirtes Geſetz bleibt; weil die anerkannten poſitiven Vorſchriften des Völkerrechts nicht ſo vollſtändig alle Puncte entſcheiden, welche in Abſicht des Staats-Eigenthums ſtreitig werden können.

Wilde herumſchweifende Nationen haben keine beſtimmte Grenzen ihrer Wohnſitze. Ihre Kriege entſtehen mehr aus Beleidigungen, die einzelnen Gliedern der einen, von Perſonen aus der andern, widerfahren ſind, als aus Verletzung des Eigenthums.

Erſt müſſen mehrere Horden von Nomaden jagenden Wilden auf einem eingeſchränkten Gebieth zuſammenkommen; — erſt muß über die Wildbahn oder die Weideplätze Streit unter ihnen entſtanden ſeyn, ehe eine davon ſich einkommen läßt, dieſen oder jenen Flecken des Erdbodens als ein Eigenthum in Anſpruch zu nehmen.

Wenn wilde Völker unter geſittete kommen, ſo iſt ihnen anfangs nichts heilig. Nicht bloß die Unbändigkeit ihrer Leidenſchaften, ſondern auch ihre Unwiſſenheit in Abſicht des Nutzens und des Werths der Werke die ſie zerſtören, macht, daß ſie ſich über alle Schranken hinausſetzen.

Die erſten Tractaten waren Friedensſchlüſſe, und Friedensſchlüſſe zogen die erſten Grenzlinien die ein Eigenthum bezeichnen; an welches kein Volk ſo lange dachte, als niemand in Anſpruch nahm, was es gebrauchte.

Dieſes Eigenthum ward beſtimmter und deutlicher als Ackerbautreibende Völker ſich nebeneinander niederließen. Da ſie den Frieden zu ihren Beſchäftigungen mehr bedurften; da ſie nöthig hatten, immer auf demſelben Flecke des Erdbodens zu bleiben: ſo mußten ſie auf Mittel denken, jenen zu erhalten, und den Beſitz von dieſem ſich zu verſichern. Auch hier wurden Streitigkeiten die erſte Veranlaſſung die Grenzen zu beſtimmen. Die Beylegung derſelben war ein Vertrag. Und die Pflicht das Eigenthum zu reſpectiren, wurde auf die Pflicht des Worthaltens, gegründet.

Indeß, dieſe Verträge ſuchten nur immer die gegenwärtigen Urſachen der Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es entſtanden neue, über welche in den Artikeln jener Verträge keine Entſcheidung zu finden war: und neue Kriege wurden unvermeidlich, die vermöge ihres Begriffs alle Rechte des Eigenthums aufheben.

Endigte ſich irgend einer dieſer Kriege mit dem Untergange eines der ſtreitenden Völker oder Staaten: ſo erloſch aller Begriff von Eigenthum deſſelben, und das Eigenthum des Mächtigern der ihn verſchlang, ward dadurch nicht ſicherer noch genauer beſtimmt.

Hielten ſie hingegen einander ſo weit die Wage, daß ſie beyde noch als Unabhängige mit einander Frieden machten, ſo ſetzte dieſer Friede wahrſcheinlich zu dem Codex ihres Völkerrechts ein neues Geſetz hinzu.

Nur durch einer Reihe ſolcher blutiger Proceſſe unter den Nationen, wurde endlich eine hinlängliche Anzahl von Urtheilsſprüchen und rechtlichen Entſcheidungen veranlaßt, um die friedliche Auseinanderſetzung ähnlicher Colliſionen für die Zukunft möglich zu machen. Mit jeder neuen genauern, deutlichern Beſtimmung des Eigenthums, ward auch das Recht, welches demſelben zugeſtanden wurde, ehrwürdiger.

Die Geſchichte des Eigenthums im bürgerlichen Leben iſt dieſer Schilderung ähnlich. Auch hier ſind Streitigkeiten vor den richterlichen Sentenzen, und richterliche einzelne Sentenzen vor einem vollſtändigen Geſetzbuche vorhergegangen

Aber ein zwiefacher Unterſchied hat dieſen Fortgang der Rechte in der bürgerlichen Geſellſchaft beſchleuniget.

Erſtlich, in derſelben gibt es Geſetzgeber, die ohne beſondre Veranlaſſung, über die ſchon vorgekommenen oder noch zu erwartenden Fälle von Streitigkeiten oder von Verbrechen, zum voraus entſcheiden, und dieſen Entſcheidungen, ſelbſt wenn ſie willkürlich ſind, alle Bürger unterwerfen dürfen. Die gegenwärtige Noth, und unmittelbares Bedürfniß iſt innerhalb eines Staats nicht das einzige, was Geſetze veranlaßt: auch die Weisheit kann dieſelbe machen, und die oberherrliche Gewalt kann dieſelbe einſchärfen.

Nationen hingegen machen ſelten unter ſich anders Anordnungen in Abſicht des Eigenthums, als nachdem ſie vorher die Uibel alle empfunden haben, die aus der Unbeſtimmtheit desſelben entſtehen mußten. Niemand hat den Beruf, niemand die Gewalt zum voraus für ſie alle nachzudenken, und ihnen Vorſchriften für Auseinanderſetzung von Streitigkeiten zu geben, die ſie noch nicht gehabt haben.

Daraus, (nur dieß beyläufig zu bemerken,) iſt es erklärbar, warum mit der Länge der Zeit, ſelbſt wenn die Nationen nicht vollkommner und geſitteter würden, ſie doch friedlicher werden müßten. Der Fälle, worüber Streit entſtehen kann, kommen in einer großen Reihe von Jahrhunderten nothwendig mehrere vor. Jede Streitigkeit zieht irgend ei-

Entſcheidung nach ſich, weil der Krieg doch zuletzt mit einem Friedenstractat ſich endigen muß. Dieſe gibt für die Zukunft ſchon eine Richtſchnur. Werden mehrere Kriege, die aus ähnlicher Urſachen entſtanden waren, der Nothwendigkeit der Sachen wegen, durch ähnliche Vergleichs-Artikel geendiget: ſo bekommen die Regeln derſelben eine etwas größere Feſtigkeit. Wofern alſo die Nationen nur ſo weit cultivirt ſind, daß ſie die Denkmähler ihrer Verhandlungen aufbewahren, und der Nachwelt davon deutliche Nachrichten geben, ſo wird mit jeder Generation das Völkerrecht ſowohl vollſtändiger als heiliger.

Ein zweyter Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande der Dinge, im bürgerlichen Leben und im Verhältniſſe der Staaten, iſt dieſer: daß in jenem die Anzahl der Perſonen, welche neben einander ruhig wohnen wollen, weit größer iſt; daß ſie einen weit häufigern Verkehr mit einander haben; und daß ſie alſo auch in weit mehrere und mannigfaltigere Streitigkeiten verwickelt werden.

Dieß macht erſtlich, daß ſie die Nothwendigkeit von Geſetzen und von der Ehrfurcht gegen die Geſetze deutlicher und überzeugender einſehen. In einer Stadt wo alle Proceſſe der Bürger durch das Schwert ausgemacht werden ſollten: wäre des Blutvergieſſens kein Ende, und der Untergang aller unvermeidlich. Nationen empfinden das Unglück des Krieges, und die Nothwendigkeit einer rechtlichen

Entſcheidung der Streitigkeiten nicht eben ſo ſtark. Sie werden alſo eher von den Leidenſchaften hingeriſſen, die ſie zu jenem reitzen, und haben weniger Ehrfurcht für die Geſetze, durch welche dieſe möglich wird.

Ferner, je mehr Fälle, welche richterlicher Entſcheidung bedürfen, in kurzer Zeit vorkommen: je vollſtändiger wird die Rechtswiſſenſchaft; je mehr Regeln und Beſtimmungen werden erfunden, um künftigen Mißhelligkeiten zuvorzukommen; je mehr zweifelhafte Puncte werden ins Klare gebracht.

Die weit ſeltnern Verhandlungen der Staaten über ihr Eigenthum laſſen in dem daraus nach und nach erwachſenden Geſetzbuche weit größre Lücken. Iſt es ſchon im Privatrechte unmöglich, allgemeine Geſetze zu geben, welche auf alle künftige vorkommende Fälle genau paßten, wo doch der Beyſpiele und Inſtanzen, aus welchen man das Geſetz abſtrahiren kann, ſo unzählige ſind: wie viel weniger werden alle verwickelte Fragen über das Eigenthum der Staaten, ſchon durch ihre bisherige Tractaten vollſtändig beantwortet ſeyn?

Im Staate erſetzt nun am Ende die Weisheit des Richters, oder der Machtſpruch des Souverains die Mangelhaftigkeit der Geſetze. Man mag die Willkür des erſtern einſchränken ſo viel man will: ſo muß in der Anwendung der Geſetze, noch ſehr viel ſeiner Einſichten überlaſſen bleiben. Aber unter Nationen oder Souverains, welche keinen Richter über ſich haben: wer ſoll unvollſtändige Rechtsregeln ergänzen, wer zweydeutige anwenden? Nur die Parteyen ſelbſt. Und man weiß wohl, daß es zuviel von Menſchen gefordert heißt, wenn man von ihnen völlige Unparteylichkeit verlangt, ſobald ſie in ihrer eignen Sache, und noch dazu in Sachen die wirklich mehrere Seiten haben, Richter ſeyn ſollen.

Ein poſitives Recht muß in allen Angelegenheiten der Menſchen ſich zu dem natürlichen geſellen, oder dieſes wird unanwendbar, und ebendeßwegen vernachläßigt werden. Soll die Gerechtigkeit nicht bloß in den abſtracten Ideen der Menſchen, ſondern auch in ihren Handlungen vorhanden ſeyn, ſo muß ſich gegen viele willkürliche Einrichtungen eine gewiſſe Ehrfurcht bey ihnen eingefunden haben; mannigfaltige poſitive Geſetze müſſen durch Gewohnheit und Alterthum zu einem feſten Anſehn gelangt ſeyn. — Aber die Unabhängigen wollen ſich, mehr oder weniger, nur nach dem Naturrechte richten; die Rechtsgründe ſollen aus der Beſchaffenheit der Dinge hergenommen ſeyn. Wenigſtens machen die, welche es nicht ſind, nicht den ſtarken Eindruck, daß ſie den Leidenſchaften Feſſeln anlegten.

Dieß hängt mit der Idee zuſammen, welche ich oben geäußert habe. Privatbürger haben ſich ganz und gar deſſen begeben, auf den erſten Grund aller Gerechtigkeit, den allgemeinen Nutzen zurückzugehen; ſie haben ſich verpflichtet, ſich an die Geſetze, als die letzte und oberſte Entſcheidung von dem was Recht und Unrecht iſt, zu halten, und durch Gewohnheit und langjährige Beobachtung geheiligte Regeln keiner neuen Prüfung zu unterwerfen. Die Staaten und ihre Beherrſcher haben ſich jenes Rechts nicht ohne Ausnahme begeben können. Beſonders in den Fällen, wo die Fragen über das Eigenthum wirklich verwickelt ſind, und wo die Verträge nicht deutliche Ausſprüche thun, (welche Fälle der Civil-Richter nach Analogien entſcheiden müßte,) erlaubt ihnen Vernunft und Natur, nach ihrer eignen Einſicht des allgemeinen Beßten zu handeln.

Die größte Schwierigkeit hierbey macht noch, nach meiner gegenwärtigen Uiberzeugung, der Umſtand, deſſen ich ſchon in meiner frühern Abhandlung erwähnt habe, daß das Recht der Verjährung auf das Eigenthum der Staaten nicht anwendbar, oder doch bisher nicht angewandt worden iſt.

Ich habe ſchon geſagt: Der Beſitz iſt vor dem Rechte vorhergegangen. Zufälliger Weiſe hatten in dieſer Gegend die Celten, in einer andern die Sarmaten oder Slaven ihre Sitze genommen. Endlich ſtieſſen ſie an einander, ſie lernten ſich kennen, und um friedlich zu leben, willigte jede Nation ein, daß die andre behalten ſollte, was ſie von ungefähr eingenommen hatten.

Die Geſetze des Eigenthums alſo bekräftigen nur einen gewiſſen ſchon ältern Beſitzſtand. Aber da ſo viele Veränderungen in dieſem Beſitzſtande vorgegangen ſind, von welchem Zeitpuncte ſoll man das Regulativ nehmen? — Dieſe Frage die bey dem verwickelten Länder-Prozeß, welchen der Weſtphäliſche Friede endigte, die Unterhändler ſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, macht überhaupt bey Beſtimmung des Eigenthums die größte Schwierigkeit, und erhält, wenn ſie nicht feſt entſchieden wird, dasſelbe immer in einem unſichern Zuſtande.

Wenn nicht im bürgerlichen Leben die Geſetze einen gewiſſen Termin feſtgeſetzt hätten, über welchen hinaus niemand mehr nach der Giltigkeit des erſten Erwerbs-Titels meines Eigenthums fragen darf; wenn ich das Recht meines entfernteſten Ahnherrn auf ein Gut, welches von ihm auf mich vererbt worden iſt, immer von neuem beweiſen müßte, ſobald jemand Anſpruch an dasſelbe macht: könnte ich wohl dieſes meines Eigenthums je ſicher ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß in der Reihe aller derer, unter welchen mein Gut aus Hand in Hand gegangen iſt, ehe es zuletzt in die meinige kam, nicht einer ſich durch Betrug oder Gewalt desſelben bemächtigt habe? Wenn nicht alte Ungerechtigkeiten endlich vergeſſen werden: wer kann ſein gegenwärtiges Recht als völlig giltig betrachten?

Bey den kleinern Angelegenheiten der Privatleute kommt die natürliche Vergeſſenheit, welche mit der Zeit die Vorfälle und Handlungen bedeckt, und die Documente vernichtet, der gerichtlichen Verjährung zu Hülfe, — oder ſie macht ſelbſt einen nicht willkürlichen Verjährungs-Termin. Aber dieß iſt bey den großen Begebenheiten der Staaten nicht im gleichem Grade der Fall. Die Geſchichtſchreiber und Archive verewigen ſo viel als ſie können alle Rechts-Anſprüche, alle Urſachen der Streitigkeiten, alle begangnen Ungerechtigkeiten. Und was noch ſchlimmer iſt : die Nachrichten davon erhalten ſich, und ſind doch nicht übereinſtimmend und gewiß.

Wenn in den Privatfamilien alle Documente, alle Teſtamente, alle Contracte, Jahrhunderte hindurch eben ſo ſorgfältig aufgehoben, — wenn von allen Anſprüchen, Prozeſſen und Judicaten eben ſo genaue Verzeichniſſe gehalten würden, als beydes in Abſicht der Documente und der Verhandlungen der Souveraine geſchieht; — und wenn zu gleicher Zeit jedem erlaubt wäre das von ihm oder ſeinen Vorältern vernachläßigte, oder durch den Richter beyden längſt abgeſprochne Recht, von den älteſten Zeiten an wieder hervorzuſuchen: würde alsdan das Eigenthum die Feſtigkeit haben, welche ihm jetzt in der bürgerlichen Geſellſchaft zukommt? Die Prozeſſe würden ſo verwickelt, und ſo mannigfaltig werden, daß nur Machtſprüche, nicht richterliche Sentenzen ſie würden entſcheiden können. Oder wenn die Perſonen ſich enthielten ſolche Rechtshändel anzufangen: ſo würden ſie es mehr aus Menſchenliebe, oder aus Liebe zur Ruhe, als aus Ehrfurcht gegen das Eigenthum thun. Die Juriſten ſelbſt nennen den Beweis über das Eigenthum probationem diabolicam. Wie viel ſchwerer muß er nicht über das öffentliche Eigenthum eines Volkes zu führen ſeyn; da hier der datorum weit mehrere vorhanden, und dieſe oft weit mehr widerſprechend ſind?

Ein Souverain A ſtört den ſeit hundert Jahren beſtehenden Beſitzſtand der benachbarten Länder, weil er findet, daß ſein Nachbar B vor ſolcher Zeit ſich etwas zugeeignet hat, was dem Staate des A zugehörte. Aber B der noch beſſere Alterthumsforſcher in Dienſten hat, entdeckt, daß das Stück Landes, welches ſein Vorfahr dem Ahnherrn des A vor hundert Jahren genommen hatte, vor zweyhundert Jahren ganz unſtreitig einen Theil der Staaten ausmachte, welche er, B, gegenwärtig beherrſcht, und alſo nicht anders als unrechtmäßiger weiſe in den Beſitz des A gekommen ſeyn könne. Noch ältere Urkunden kehren vielleicht die Sache abermahls um, und zeigen vor 300 Jahren den Staat A von neuem in dem Beſitze des ſtreitigen Stücks. Wer von beyden hat nun ein wahres Recht an dasſelbe? Es iſt augenſcheinlich, daß wenn nicht ein ewiger Same zu Streitigkeiten übrig bleiben ſoll, ein Zeitpunct feſtgeſetzt werden muß, über welchen hinaus der Urſprung der Rechte nicht weiter aufgeſucht werden darf. Es iſt aber eben ſo augenſcheinlich, daß dieſer Zeitpunct nur willkürlich beſtimmt werden kann.

Dazu muß es noch kommen, ehe ein ewiger, oder auch ſelbſt nur ein recht dauerhafter Friede unter den Nationen Statt finden kann; — dahin wird es vielleicht noch kommen, daß eine allgemeine Convention der europäiſchen Mächte, alle Anſpruche, die aus einem frühern Zeitalter, als von ihnen in dieſem Vertrag feſtgeſetzt wird, herſtammen, für null und nichtig erklärt; dahin muß es zuvor noch kommen, daß derjenige für einen gemeinſchaftlichen Feind aller angeſehen wird, der wegen noch ſo giltiger aber verjährter Rechts-Anſprüche, den gegenwärtigen Beſitzſtand zu ſtören ſich unterfängt."

Aber ſo lange dieſe Convention noch nicht geſchloſſen iſt: was kann nicht der Witz und der Fleiß der Menſchen geſchärft durch den Eigennutz oder die Ruhmbegierde, aus den ſo mannigfaltigen, oft ſo dunkeln und vieldeutigen Denkmählern der Vorwelt herausfinden, um Anſprüche der Habſucht mit Rechts-Beweiſen zu unterſtützen?

II.

Der Souverain handelt im Nahmen einer ganzen Nation; Der Privatmann nur für ſich oder für eine Familie. Das iſt der zweyte Geſichtspunct, nach welchem die Verſchiedenheit ihrer Pflichten zu beurtheilen iſt.

Geſetzt auch, der einzelne Menſch lebte im Naturſtande mit ſeines Gleichen: ſo könnten ihm doch dieſelben Freyheiten nicht zugeſtanden werden, die man jetzt einem Souverain gegen andre Souveraine erlaubt.

Das höchſte erdenkliche Geſetz aller menſchlichen Handlungen iſt, zu thun, was dem Menſchengeſchlecht im Ganzen genommen am nützlichſten iſt. Alſo eine zahlreiche Geſellſchaft von Menſchen hat einen Vorzug von einem einzelnen Menſchen; die Erhaltung von jener iſt etwas Wichtigeres als die Erhaltung von dieſem, ihr Wohl iſt ein größres Stück von der geſammten Glückſeligkeit, welche den Endzweck des Schöpfers ausmacht. — Der Souverain, der die vereinigte Macht einer ſolchen Geſellſchaft in Händen hat, iſt eigentlich nur Repräſentant derſelben; es ſind ihre Rechte welche er vertheidigt, ihre Erhaltung welche er ſicher ſtellen, ihre Reichthümer welche er vermehren will. Ohne Zweifel darf er einem ſo großen Objecte mehr von Vortheilen eines Dritten aufopfern, als der Privatmann ſeinem eignen Intereſſe.

Aus dieſer Uibertragung der Macht und Rechte ganzer Staaten an Einen oder wenige Stellvertreter, entſtehen neue und nicht minder ſchwere Colliſionen für dieſe letztern. Mit dem Staats-Intereſſe, deſſen Beſorgung dem Regenten aufgetragen iſt, vermiſcht ſich faſt unvermeidlich das perſönliche Intereſſe des Regenten. Weil beyde ſehr oft zuſammenfallen, ſo werden ſie leicht für ganz einerley gehalten. Bey den Verhandlungen, welche die Regenten mit einander in National-Angelegenheiten abzumachen haben, lernen ſie ſich zugleich als Menſchen kennen. Es entſtehen zwiſchen ihnen alle die Neigungen und Verhältniſſe die unter Privatperſonen exiſtiren. Der eine Regent iſt der Freund des andern aus Hochachtung, iſt verwandt mit einem dritten, haßt dem vierten aus Eiferſucht, oder eines ihm ungleichen Charakters wegen. Sie alle zuſammen machen einen eignen Stand in der großen Societät des Menſchengeſchlechts aus, der ſeine eignen geſellſchaftlichen Bande hat.

Es iſt beynahe unmöglich, daß auf die National-Verhandlungen, die in den Händen der Fürſten ſind, nicht dieſe perſönlichen Rückſichten neben dem Staats-Intereſſe Einfluß haben ſollten. Die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt es, was die Vernunft vermuthen läßt: daß dieſe gebohrnen Geſchäftsträger der Nationen ſehr oft im Nahmen der letztern handeln, wenn ſie bloß durch Bewegungsgründe, die auf ſie als Menſchen Beziehung haben, getrieben werden. Die Staaten müſſen Friedensſchlüſſe, und Tractaten als die ihrigen anſehen, welche ihre Könige in ihren eignen Angelegenheiten, um die Privat-Verbindungen ihrer Perſonen und Familien willen, geſchloſſen haben.

Dieß iſt ſchon an ſich vielleicht eine Ungerechtigkeit, die doch bey Regenten, welche Menſchen ſind, und ihre Perſönlichkeit nie ganz ausziehn können, zu entſchuldigen iſt. Aber es entſteht daraus oft eine zweyte, auch in den Verhandlungen die als National angeſehen werden. Die doppelte Rolle welche ein ſouverainer Fürſt ſpielt, als vornehmſter Privatmann in ſeinem Staate, und als Vorſteher desſelben, macht es ihm oft unvermeidlich, — und gibt ihm noch öfter einen ſcheinbaren Vorwand, ſeinem Worte untreu zu werden.

Die Verbindungen die er mit andern Fürſten ſeines Gleichen, um eines perſönlichen oder Familien-Intereſſes willen eingegangen iſt, können zur Zeit, da ſie erfüllt werden ſollen, dem National-Intereſſe ſo ſehr ſchädlich befunden werden, daß er ſich wirklich für verpflichtet halten kann, von denſelben abzutreten.

In ruhigen Zeiten, wenn keine große Staatsveränderungen die Augen der Menſchen auf die politiſchen Angelegenheiten richten, ſind die Fürſten am erſten im Stande, und ſind auch am meiſten geneigt, den Empfindungen ihres Herzens oder den beſondern Verhältniſſen ihrer perſönlichen Lage zu folgen, — ſich zu verbinden mit dem welchen ſie lieben, und ſich mit andern in Pläne einzulaſſen, die nur zur Vergrößerung ihrer Häuſer abzielen. — Die Stimme der Nation ſchweigt alsdann; und der Fürſt iſt in voller Freyheit, den ihm näher liegenden Bewegungsgründen Gehör zu geben.

So bald aber verwickelte und gefährliche politiſche Umſtände eintreten; ſo iſt der unumſchränkteſte Monarch nicht mehr mächtig genug nach den Neigungen ſeines Herzens, oder ſelbſt nach den Geſinnungen die in ſeinem Charakter liegen, ganz allein zu handeln. Er wird von der allgemeinen Meinung ſeiner Nation mit fortgeriſſen, er wird durch die herrſchende Geſinnung derſelben beſtimmt. Selbſt wenn er edel und gut denkt, bekömmt das Intereſſe ſeines Staats, nun da die Gefahr, welche ihn bedroht, näher tritt, das Uibergewicht über alle andere Betrachtungen. — Siehet er auf ſich ſelbſt: ſo haben ſich die Triebfedern nicht weniger verändert. Er hatte ſich zu etwas anheiſchig gemacht aus Freundſchaft, oder in der Abſicht die Vortheile ſeiner Lage zu vergrößern. Jetzt aber iſt es ſeine Sicherheit und ſeine Regenten-Ehre, welche das Gegentheil erfordert.

Wenn unter ſolchen Umſtänden Tractaten gebrochen werden: ſo hat der Regent nicht ſowohl dadurch eine Schuld auf ſich geladen, daß er ſein Wort jetzt zurückzieht, als dadurch, daß er es zuvor gegeben hatte. Er ſollte keine Sache verſprechen, wozu ſeine Nation ihre Schätze und ihr Blut hergeben muß, wenn dieſelbe bloß ihm, und nicht der Nation nützlich iſt.

Aber wer iſt im Stande, bey der in der That innigen Verknüpfung des Intereſſes einer erblich herrſchenden Familie, mit dem Intereſſe des von ihr beherrſchten Staates, wer iſt im Stande zu jeder Zeit die feine Grenzlinie zu finden, die noch immer beyde Gegenſtände von einander abſondert? Zeit und Umſtände entwickeln oft erſt die wahre Beſchaffenheit der Verhältniſſe, und zeigen gefährliche Folgen für einen Staat von Verträgen ſeines Fürſten, die er zur Zeit als er ſie einging, dem Staate nützlich oder doch gleichgiltig glaubte. — Hier iſt alſo das Große und Wichtige welches National-Angelegenheiten vor Privatgeſchäften voraus haben, ein ungezweifelter Grund, warum dort ein aus Unklugheit oder aus Leidenſchaften gegebenes Wort, wenn die Folge den daraus entſtehenden Schaden lehrt, zurückgenommen werden darf, — hier nicht.

Selbſt die bloße Veränderung der Umſtände kann eine giltige Urſache zu einem Bruche werden, wenn gleich der Vertrag wirklich nicht zwiſchen Fürſt und Fürſt, ſondern zwiſchen Nation und Nation geſchloſſen worden war.

Der Privatmann muß die Strafe ſeines Unverſtands, oder ſeiner wenigen Kenntniſſe, vermöge welcher er Verträge eingegangen iſt, die ihm in der Folge ſchädlich werden, mit Recht dadurch tragen, daß er zur Erfüllung derſelben gezwungen wird. Er muß auch zuweilen dem Unglück Preiß gegeben werden, welches veränderte und nicht vorauszuſehende Umſtände, ihm bey Erfüllung eines in unverſchuldeter Unwiſſenheit gethanen Verſprechens zuziehn. Sein Wohl, ſein Vermögen, ſelbſt ſein Daſeyn iſt nicht etwas ſo Wichtiges, daß darüber der Heiligkeit der Verträge Eintrag geſchehen ſollte, die immer leidet, wenn viele Fälle vorkommen, wo dieſelben gebrochen werden.

Aber eine ganze Nation, oder die Perſon welche im Nahmen derſelben handelt, darf unter gleichen Umſtänden ſich von der Pflicht ihr Wort zu halten, freyſprechen. Vorausgeſetzt daß der aus der Haltung desſelben für den Staat entſpringende Schaden ſo groß iſt, daß er deſſen Erhaltung in Gefahr ſetzt. Sollten Nationen verpflichtet ſeyn, ſelbſt mit der Gefahr ihres gänzlichen Ruins einmahl eingegangne Verbindungen zu erfüllen: wie theuer würde nicht oft dem Menſchengeſchlecht dieſe Strenge zu ſtehen kommen? Würde der Vortheil, den ihm das Beyſpiel einer ſolchen Treue verſchaffte, — in ſofern es das Recht der Verträge die Grundfeſte ſeines Wohlſtandes als unverbrüchig darſtellte: — würde er wohl dem Elende und dem Untergange vieler Tauſenden gleich wiegen, welche dadurch aus der Zahl ſeiner Glieder oder wenigſtens aus der Zahl ſeiner glücklichen Glieder ausgetilgt würden. —

Ein Fürſt verſprach einem andern Beyſtand zu ſeiner künftigen Vertheidigung. Aber in dem Augenblicke, da ſein Verbündeter bedrohet wird, iſt er ſelbſt in Gefahr von einem andern Nachbarn angegriffen zu werden. Eine Peſt hat die Volksmenge eines Staats vermindert, Mißwachs hat die zu kriegeriſchen Unternehmungen nöthigen Vorräthe leer gemacht. Soll er noch ſein armes, ermattetes, bedrohtes Volk anſtrengen, um einem andern Dienſte zu leiſten, welche er ſelbſt braucht?

Ein andrer ſchließt einen Vertrag zu gemeinſchaftlichen Angriff und Vertheidigung, mit dem Bedinge, nie in einem abgeſonderten Friedensſchluß, ſein Intereſſe von dem Intereſſe ſeines Bundes-Genoſſen zu trennen. Aber nach einigen Jahren des Krieges findet er ſeinen Staat an Volk und Geld erſchöpft; er ſchadet dieſem zur Fortſetzung des Krieges ſehr, er nutzt ſeinen Bundesgenoſſen wenig; er hat vielleicht während deſſelben, das Intereſſe ſeines Staats, und die wahren Abſichten ſeiner Verbündeten beſſer kennen gelernt; vielleicht hat ſich ſogar dieſes Intereſſe, haben ſich dieſe Abſichten in dem beſagten Zeitraum geändert. Iſt es eine verabſcheuungswürdige Treuloſigkeit, wenn er ſich und ſeinen Staat aus dem gefährlichen Spiel in dem Augenblick zurückzieht, da er es mit Ehren endigen kann?

Konnten die Holländer es Heinrich dem Vierten verdenken, daß er ſein durch ſo viele Jahre zerrüttetes Reich durch den Frieden von Vervins zur Ruhe und zu einiger Erhohlung zu bringen ſuchte, ob er ſie gleich dadurch einer größern Gefahr bloß ſtellte?

Wurden Bolingbrocke und die Miniſter der Königinn Anna, die im ſpaniſchen Succeſſionskriege zuerſt unter den Bundesgenoſſen, und abgeſondert von denſelben einen Friedenstractat mit Frankreich ſchloſſen, wirklich Verräther an dieſen? Oder verdienen ſie nicht vielmehr als kluge Staatsmänner und als Wohlthäter der Menſchheit Dank von der Nachwelt, indem ſie den Krieg nicht länger dauern ließen, als das Staats-Intereſſe, welches ihn veranlaßt hatte, daurete, und den allgemeinen Frieden Europens durch den zwiſchen England und Frankreich veranlaßten?

War unſer groſer Friedrich bundbrüchig gegen die Franzoſen, da er nach der Chotuſitzer Schlacht, ſich den Beſitz Schleſiens, durch den Breßlauer Frieden ſicherte, und an einem Kriege keinen Theil mehr nahm, bey welchem weder er noch ſein Staat mehr Vortheil hatte? Selbſt die Franzoſen müſſen dieſe Beleidigung nicht ſo hoch ihm angerechnet haben, da ſie ſich in kurzem von neuem mit ihm verbanden. —

Aber dieſer Grund, warum die Politik zuweilen erlaubt, was die Moral dem Privatmann verbiethet, die Wichtigkeit einer Nation und deren Wohlſtandes, — dieſer Grund, wenn er in manchen Fällen wirklich vorhanden iſt, gibt noch weit öfter Gelegenheit Ungerechtigkeit zu beſchönigen. — Zu beſchönigen nicht bloß in den Augen der Welt, ſondern auch ſelbſt in dem Herzen des Souverains und ſeiner Staatsdiener. Die Uiberlegungen die hierbey erfordert werden, ſind oft ſehr verwickelt, die Leidenſchaften die ſich einmiſchen, ſehr überwältigend. Aber wo ſind Hülfsmittel dagegen, um dort Irrthum und hier Ungerechtigkeit zu verhüthen, als in dem Geiſt und Charakter der Fürſten, und derer, welche ſie um Rath fragen?

*

Eine andre Schwierigkeit in der Moral der Regenten, die unter dieſes Hauptſtück gehört, entſpringt aus der Ungleichheit der Staaten. Eine große Monarchie von 25 Millionen Menſchen, und eine Stadt von tauſend Einwohnern, ſind, wenn beyde unabhängig ſind, einander den Rechten nach gleich. Aber iſt das Wohl von 25 Millionen nicht mehr werth, als das von tauſend Menſchen. Und wenn alſo die Erhaltung oder ein weſentliches Intereſſe des größern Staats von dem kleinern einige Aufopferungen ſeiner Rechte und Beſitzungen fordert, iſt es nicht dem Adminiſtrator des erſtern erlaubt, den zweyten dazu auch mit Gewalt zu nöthigen?

Wenn die Fürſten ſich bey Entſchlüſſen dieſer Art teuſchen, ſo liegt der Grund des Blendwerks nicht in der Unrichtigkeit des Grundſatzes wornach ſie handeln, ſondern in unrichtigen Begriffen, die ſie von der Wohlfahrt des Staates haben.

Der Satz iſt unſtreitig wahr. Das Uibergewicht großer Geſellſchaften von Menſchen über kleine, iſt nicht bloß phyſiſch, ſondern auch moraliſch. Nicht bloß die Stärke derſelben iſt ungleich: ſondern auch ihre Rechte ſind es. Ein Menſch iſt unverſchämt, welcher ſich einem ganzen Publiko vorzieht, geſetzt auch, daß dieſes aus weit weniger bedeutenden Perſonen beſtände als er iſt. Und eine zahlreiche Nation muß bey der Colliſion ihrer Vortheile mit den Vortheilen kleiner Völkerſchaften, den Vorzug haben.

Aber kann der Fall einer ſolchen Colliſion wohl ſich jemahls ereignen, oder iſt er je mit Deutlichkeit zu erkennen?

Wenn man unter Wohl des Staats Glückſeligkeit aller oder der meiſten Individuen verſteht: ſo kann jener Fall ſich faſt nur alsdann ereignen, wenn die große Nation geſittet, die kleine wild iſt.

Ein weitläuftiges Reich kann durch eine Räuberhorde von einer Grenze bis zur andern beunruhiget werden. Es kann alſo wirklich das Wohl der Millionen, welche es bewohnen, dabey intereſſirt ſeyn, daß dieſe tauſend Menſchen ausgerottet, vertrieben oder unterjocht werden.

Indeß jener Begriff vom Wohl des Staats, ob es gleich der weſentliche Grundbegriff iſt, kann doch in der Folge der Zeit und der Dinge nicht der einzige bleiben. Eben dieß macht ſo viel Verwirrungen in den politiſchen Berathſchlagungen; dieß erregt bey guten Fürſten ſo viel Bedenklichkeit, und gibt den böſen ſo ſcheinbare Vorwände, daß es nicht immer deutlich auszumachen iſt, was wahres Staats-Intereſſe heißt. Hätten die Handlungen der Regenten unmittelbar auf das Wohl aller der Individuen die unter ihnen ſtehn, Einfluß: ſo dürfte man ihnen zur einzigen Richtſchnur geben, dieſes Wohl, — ſelbſt mit Ausſchließung und Aufopferung jedes andern Gegenſtandes, zu befördern. Das was Millionen Menſchen in der That und Wahrheit glückſeliger machte, könnte nie eine ungerechte Handlung ſeyn. Alsdann wäre die abſolute Größe des Nutzens, den ſie ſtiften, der richtige Maaßſtab des Rechts.

Aber ſo iſt es bey weitem nicht. Die Regenten haben nur die entfernten Mittel zu dieſem großen Endzweck in Händen. Sie ſind wie die Flußgötter, die aus ihrer Urne zwar Waſſer ausgieſſen, aber ohne beſtimmt vorherzuſehen, wohin dasſelbe ſtrömen, wie viele Ländereyen und welche es bewäſſern wird. Das Ziel, wornach ſie arbeiten, die Glückſeligkeit des Staats, inſofern dieſe ſo viel bedeutet, als die Summe der Glückſeligkeit, deren ſeine ſämmtlichen Glieder genieſſen, — iſt ein für menſchliche Augen unüberſehlicher Gegenſtand. Sie müſſen ihn daher unter gewiſſe allgemeine und abſtracte Geſichtspuncte, — dergleichen die der Macht, des Reichthums, der Bevölkerung des Staats ſind, zu faſſen ſuchen. Je mehr dieſe Endzwecke, welche ſie unmittelbar zu erreichen ſich vorſetzen, von der letzten Abſicht entfernt ſind; — je ungewiſſer es wird, wie viele ihrer Unterthanen, und in welchem Grade ſie wirklich durch Ausführung ihrer Entwürfe werden glücklicher werden: um deſto weniger Erlaubniß haben ſie, zur Beförderung jener Endzwecke, zur Unterſtützung dieſer Unternehmungen, gewaltſame Mittel zu wählen, oder in andere Rechte und Beſitzungen Eingriffe zu thun.

Man kann ſich eine Stuffenleiter von Begriffen denken, durch welche das, was man gemeinhin Staats-Intereſſe und Staatsraiſon nennt, aus der natürlichen und erſten Vorſtellung von Glückſeligkeit einer Nation entſtand.

Dieſe erſte und natürliche Vorſtellung nähmlich iſt: „Eine Nation oder der Staat iſt glücklich, wenn die Menſchen, aus welchen er beſteht, glücklich ſind.“

Aber das Schickſal einer Menge muß nach dem größern Theile geſchätzt werden. Das Wohl des Staats wird alſo das Wohl der meiſten Glieder desſelben ſeyn.

Aber dieſe Glieder ſind ungleich — Ungleich in Abſicht ihres innern Werths, und des innern Vermögens welches ſie haben Glückſeligkeit zu genießen; — ungleich, wegen des Einfluſſes den ſie auf andre haben, und der Hülfsmittel die ſie beſitzen, wieder andre zu beglücken.

Mit dieſer Ungleichheit der Menſchen, welche auf der Schätzung ihres Beytrages zur allgemeinen Glückſeligkeit, und alſo auf Natur und Wahrheit gegründet iſt, verbindet ſich bald die Ungleichheit, die auf der Meinung und dem Vorurtheile beruht.

Man ſucht den Staat vornehmlich in den höhern Ständen, in dem Adel, den Begüterten, den Wohlerzogenen, den Gelehrten: und glaubt das Intereſſe des erſtern richtig zu beſtimmen, wenn man auf die Vortheile dieſer aller Rückſicht nimmt, — und dieß um ſo mehr, weil jeder aus dieſer Claſſe gleichſam wieder ein kleines Reich unter ſich hat, — ich will ſagen, mit einer Anzahl niedrigerer Menſchen in Verbindung ſteht, deren Wohl- oder Uibelbefinden an dem ſeinigen hängt.

Die Erfahrung lehrt nun ferner theils gewiſſe allgemeine Hülfsmittel, durch welche man Wohlhabenheit und Zufriedenheit einer Menge ſichern und befördern kann, theils gewiſſe allgemeine Kennzeichen, wornach man ſie beurtheilen muß wenn es nicht möglich iſt, ſie in ſich ſelbſt kennen zu lernen. Zu jenen Hülfsmitteln gehört z. B. Flor der Handlung, zu dieſen Kennzeichen die Bevölkerung, zu beyden der gute Zuſtand der Armeen, Flotten, Feſtungen, und des öffentlichen Schatzes.

Ehedem hielt man ſich bloß an gewiſſe äußre Kennzeichen, um das Blühen eines Staats, und alſo die Güte ſeiner Regierung abzumeſſen. Jetzt, da man den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung etwas beſſer einſehen lernt, beobachtet man mehr die Hülfsmittel, und den innern Zuſtand. Und ohne Zweifel iſt dieſer Probierſtein weniger fehlbar als der erſte.

Demungeachtet da Sicherheit das erſte Moment der Glückſeligkeit iſt, und Macht zur Sicherheit führet: ſo geſchieht es auch jetzt noch häufig, von Staats-Männern und Philoſophen, daß ſie den weitläuftigen und viel umfaſſenden Begriff von Glückſeligkeit des Staats, in den engen und eingeſchränkten von Macht und Einfluß ſeines Regenten einſchließen.

Es iſt klar, daß dieſer letztre Endzweck weit öfter in Widerſpruch mit dem eben ſo verſtandnen Intereſſe andrer Staaten kommen kann, als die wahre Glückſeligkeit der Einwohner des erſten Landes, mit der Glückſeligkeit der Einwohner des zweyten.

Aber die Einſchränkung der menſchlichen Fähigkeiten und die Unvollkommenheit ſeiner Einſichten, bringt nothwendig in Handlungen, welche ſich auf unüberſehbar große Gegenſtände beziehn, eine Mangelhaftigkeit hervor. Schon dieſer Umſtand macht Rechtswiſſenſchaft und Moral des Privatmanns ſichrer, als die Moral des Staatsmanns je werden kann. Erſtrer weiß mit wem er zu thun hat, wem er durch ſein Verfahren Schaden thut, oder Nutzen ſtiftet, er weiß wie viel dieſer Nutzen oder Schaden beträgt. Er ſieht, wie wenig ſein Individuum gegen den ganzen Staat bedeutet, und wie unrecht es wäre, allgemein nützliche Geſetze in ſeinem Falle aufzuheben. Der Beherrſcher eines Staat hingegen hat weder die Menſchen vor Augen deren Glück er befördert oder ſtört; noch weiß er das Gute was er thut mit dem Böſen was er anrichtet genau zu vergleichen; noch kann er ſich endlich beſtimmt das Verhältniß denken, in welchem das Glück ſeines Staats gegen den noch höhern Endzweck des allgemeinen Menſchenwohls ſteht. Die Gegenſtände die er zu verfolgen gemüßigt iſt, Ehre, Macht, Glück des Staats ſind mehr Gegenſtände für den Verſtand oder die Imagination als für die Sinne, und die Erfahrung. Eben deßwegen iſt er auch mehr in Gefahr bloße Schimären zu verfolgen.

Ich kehre von dieſer Digreſſion dahin zurück, von wo ich ausging.

Wenn ganze Geſellſchaften von Menſchen, Vorrechte vor einzelnen Menſchen haben: ſo haben auch große Geſellſchaften Vorrechte vor kleinen.

Hat der Regent der erſtern alſo nur nicht unrichtig beurtheilt, was wahres Intereſſe ſeines Staats heißt, beſonders was er als Mittel zur Erhaltung desſelben anſieht: ſo kann ihm unmöglich die Befugniß abgeſprochen werden, ein weit geringeres

Intereſſe weit wenigerer Menſchen, wenn dieſe auch von ihm unabhängig ſind, ſeinen höhern Endzwecken unterzuordnen.

Die Geſchichte lehrt auch durch ihre Nachrichten, daß größre Monarchien immer von ihrem Uibergewicht über kleinere in gefährlichen Zeitpuncten Gebrauch gemacht haben; und ſie zeigt durch den Beyfall oder den Tadel, mit denen ſie die erzählten Handlungen belegt, daß dieß nur alsdann von der Nachwelt für unrecht erkannt wird, wenn die Staats-Urſachen nicht wichtig, die Gefahren nicht groß genug geweſen ſind, um unregelmäßige Schritte zu rechtfertigen, oder wenn die Monarchen nicht in Zeiten der Ruhe gut zu machen ſuchten, was ſie in Zeiten der Noth andern zum Schaden unternommen hatten.

War es im dreyßigjährigen Kriege für die Oeſterreichiſchen Regenten ein durchaus weſentlicher Gegenſtand, daß ihre teutſchen und italiäniſchen Staaten zuſammenhingen: ſo war es zu entſchuldigen, daß ſie die Graubündner mit Gewalt zu nöthigen ſuchten, ihnen das Thal, wodurch dieſe Staaten getrennt wurden, einzuräumen.

Konnte im Jahr 1535 Franz der Erſte die Italiäniſche Grenzen ſeiner Staaten gegen Karl den Fünften nicht vertheidigen, ohne ſich des ungehinderten Durchgangs durch die Päſſe der Alpen, welche Savoyen in Beſitz hatte, zu verſichern: ſo ward auch ſein zweydeutiges Recht, welches er hatte, dieſes Land mit ſeinen Truppen zu beſetzen, durch die Nothwendigkeit vollgiltig.

*

Dieſe Betrachtung, daß die Regenten, eben um der Wichtigkeit ihrer Pflichten willen, auch unter gewiſſen Umſtänden größere Rechte haben, führt mich auf noch einen andern Geſichtspunct, in welchem die Lage dieſer Mächtigen der Erde anzuſehen iſt; ein Geſichtspunct der nur ſelten von ihnen erwogen wird, und der, indem er ſie auf der einen Seite erhebt, ſie auf der andern einſchränkt und neuen Verbindlichkeiten unterwirft. Sie zuſammengenommen ſind die großen Vorſteher der Menſchheit; ſie beſtimmen durch ihre vereinigte Summe von Weisheit und Tugend, oder von Thorheit und Laſter, — unter allen moraliſchen Urſachen am meiſten, — den Grad der Glückſeligkeit und des Elendes auf Erden in jedem Zeitalter. Sie lenken durch den Zuſammenfluß ihrer Unternehmungen den Lauf der menſchlichen Dinge, und veranlaſſen, handelnd oder leidend, durch ihre Thaten und durch ihre Schickſale, die größten, und noch dazu immerwährende Veränderungen in dem Zuſtande der geſammten Menſchheit: — Veränderungen, durch welche dieſe in Entwickelung ihrer Kräfte, und in der Annäherung zu ihrer Vollkommenheit, bald weiter gebracht bald verzögert wird. Wenn ſie auf der einen Seite Stellvertreter der Nationen ſind: ſo ſind ſie auf der andern die erſten Werkzeuge der Vorſehung. Sie helfen unter ihr den Plan derſelben entwickeln. Sie ſind die erſten Triebfedern in der großen Maſchine der moraliſchen Welt, wodurch der höchſte Regierer derſelben die übrigen Räder in Bewegung ſetzt.

Und dieſem Verhältniſſe, ſo bald als ſie es einſehen, und ſo weit als ſie es einſehen, iſt es auch ihre Pflicht, gemäß zu handeln. Sie, deren Handlungen durch den Zuſammenhang mit den Handlungen andrer Regenten, auf viele Nationen, oft auf ganze Welttheile Einfluß haben, müſſen auch das Wohl des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen, als ihren wahren und letzten Zweck erkennen.

Nun ſind alle Regeln der Tugend ſowohl als die Regeln der Gerechtigkeit eben auf dieſes allgemeine Wohl gerichtet. Sie ſind deßwegen verpflichtend, weil ihre Ausübung nothwendig iſt, wenn die Menſchen bey einander leben, und glücklich leben wollen.

Alle Regeln aber müſſen der Abſicht der Regel untergeordnet ſeyn. Und es iſt alſo unſtreitig wahr, „alles iſt Recht,“ was dem menſchlichen Geſchlecht im Ganzen erſprießlich iſt.“

Wer dieſen großen Geſichtskreis überſehen kann, und die Folgen ſeiner Handlungen ſo vollſtändig und ſo deutlich vor Augen hat, daß er nach eigner Einſicht mit Gewißheit beurtheilen kann, welche der ganzen vernünftigen Schöpfung in allen künftigen Zeitaltern mehr nutzen als ſchaden werden: der braucht ſich nach keinen allgemeinen Regeln zu richten, — und er kann diejenigen, welche uns Recht und Gewiſſen vorſchreibt, übertreten, ohne weder ungerecht noch ſtrafbar zu handeln. Nach dieſer Rückſicht irren diejenigen nicht, welche behaupten, daß die göttliche Gerechtigkeit und Güte, obgleich als Eigenſchaften in ſeinem Weſen, den eben ſo genannten Tugenden unſers Geiſtes ähnlich, doch in ihren Aeußerungen ſehr weit von dem Verfahren abgehen können, welches uns jene Tugenden vorſchreiben. Wenn ſeine Gedanken nicht die unſrigen ſind, in Abſicht der Einſchränkung und Mangelhaftigkeit, ſo können auch die Wege, welche er zur Erreichung des Ziels allgemeiner Glückſeligkeit nimmt, nicht die unſrigen ſeyn.

Es darf uns demnach nicht wundern, daß vernünftige Menſchen Offenbarungen haben für göttlich halten können, durch welche Handlungen befohlen wurden, die ohne eine ſolche Autorität laſterhaft geweſen ſeyn würden. Sie irrten vielleicht in den Gründen warum ſie jene Offenbarung annahmen: aber ſie dachten richtig, daß ſie ſie nicht um der letztern Urſache willen verwarfen. Gott befiehlt einem Vater ſeinen Sohn zu opfern; er befiehlt einem Volke andre Völker auszurotten. Kann dieß allein einen Beweis abgeben, daß die Schriften, worin das ſteht, nicht von ihm ſind? Aber der welcher allen Menſchen das Leben gegeben, und alle dem Geſetze des Todes unterworfen hat, kann ja wohl über das Leben eines einzelnen Menſchen, über das Daſeyn einzelner Nationen gebiethen. Wenn er durch die allgemeinen Geſetze der Natur Zerſtörung zu einem ſo weſentlichen Theil ſeines Plans gemacht hat, als Hervorbringen: ſo kann er ja auch wohl in einem beſondern Falle Menſchen zum Werkzeuge der Zerſtörung brauchen, und ihnen Zeit und Ort dazu anweiſen. Thäten dieſe Menſchen was er ihnen befiehlt auf eignen Antrieb, ſo wären ſie Verbrecher: denn ſie ſähen nichts als Zerſtörung und Untergang vor Augen: das höchſte Weſen ſahe Leben und Glückſeligkeit als eine entfernte Folge davon voraus, und hatte dieſe zur Abſicht. — Zadig warf ſich voll Ehrfurcht vor dem Engel Jezrad als Geſandten der Vorſehung nieder, den er als Eremiten, nach ſeinen Handlungen, für einen Räuber und Mörder gehalten hatte *).

Auf einem ſo erhabnen Standpuncte ſteht kein Menſch. Keiner kann das menſchliche Geſchlecht im Ganzen und alle folgende Jahrhunderte überſehen, und beurtheilen, was der Welt als der ewigen Kette aller vernünftigen Weſen zu ihrem Beſtand gereicht. Alſo kann auch keinem die Gewalt

---

*) Zadig. Hiſt. Orient. Chap. XX.

verliehen ſeyn, um ſolcher großen Zwecke willen die kleinern zu zerſtören, welche den Grund zu den gewöhnlichen menſchlichen Pflichten ausmachen.

Indeß nähert ſich doch ein Menſch nach ſeiner Lage und Verhältniſſen, ſo wie nach ſeinem Berufe, mehr dieſem erhabnen Standpuncte als der andre.

Auch gewiß, wenn irgend jemand berechtigt iſt bey der Regierung ſeiner Handlungen, ſich nicht bloß an die einmahl etablirten Regeln zu halten, ſondern auf den höhern Grund der Regeln, das allgemeine Beſte der Menſchen, unmittelbar zu ſehen: ſo müſſen es diejenigen Perſonen ſeyn, die, erſtlich, Richter und Geſetzgeber der übrigen Menſchen ſind; zum andern die Angelegenheiten der Völker im Großen abſichtlich anordnen, oder gelegentlich durch ihre Verhandlungen leiten; und die endlich durch keinen Contract dieſes Recht der Selbſtprüfung auf immer aufgegeben haben.

Zuerſt die welche am Ruder großer Staaten ſich befinden, ſtehen wirklich auf einer Höhe, von wo ſie mehr vom menſchlichen Geſchlechte und von der Zukunft überſehen. Sie kennen den Zuſtand der Völker beſſer, ſie haben mehr Gelegenheit die Urſachen und Triebfedern zu beobachten, aus welchen die künftigen Erfolge entſtehn. Sie können alſo, wenn ſie ſelbſt mit nöthigen Geiſteskräften ausgerüſtet ſind, es eher in ihren politiſchen Berathſchlagungen als irgend ein Privatmann in ſeinen bürgerlichen Geſchäften wagen, die Betrachtung der beſondern Umſtände und die Vorausſehung der bevorſtehenden Fälle oder, die Hoffnung zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge, an die Stelle allgemeiner Grundregeln zu ſetzen.

Zum andern; ſie haben wirklich dieſen Beruf. Das Wohl der Länder und der Zeiten hängt an ihren Entſchlüſſen. Beſonders ſind alle Verhandlungen eines Souverains mit andern ſeines Gleichen, die Kriege die ſie mit einander führen, die Verträge die ſie machen, die Verwandtſchaften die ſie ſtiften, für mehr als ein Land und Volk Quellen des Wohlſtandes oder des Unglücks. Alſo fordert ſie auch ihr Poſten auf, das Glück der Völker, auf welches ſie durch die auswärtigen Staats-Geſchäfte gewiß Einfluß haben, auch gefliſſentlich zu ihrer Abſicht zu machen.

Aus Pflichten entſtehen Rechte. Und wenn ſie in einem ſo großen Wirkungskreiſe Gutes thun ſollen, ſo müſſen ſie auch in einem eben ſo großen Geſichtskreiſe beobachten und urtheilen dürfen.

Weit anders iſt es mit Privatleuten und ihren Geſchäften. Ich will nicht wiederhohlen, was ich oben geſagt habe, daß ſie ſich, in dem Grund-Vertrage der bürgerlichen Vereinigung, des Rechts begeben haben, das was die Geſetze im allgemeinen verordnen, in jedem beſondern Falle, -- ob es hier nützlich oder ſchädlich ſey, — zu prüfen. Ich will nur dieſe beyden Bemerkungen hinzufügen. Der

Privatmann kann die jedesmahligen individuellen Folgen ſeiner Handlungen, beſonders in demjenigen Verkehr mit andern, welcher das Eigenthum betrifft, weit weniger vorausſehen und beurtheilen: er muß ſich alſo an die allgemeine Vorſchrift ſtrenger halten, oder er hätte gar keine.

So wie es den Menſchen eher gelungen iſt von den Geſetzen des Weltbaues etwas zu verſtehen, als die Geſetze der Witterung einzuſehen, und ſo wie ſie beſſer gelernt haben Finſterniſſe an Sonne und Mond, als Regen und Wind in unſrer Atmoſphäre vorauszuſagen: ſo haben ſie auch über den Gang der großen politiſchen Angelegenheiten, und die Erfolge von Staatshandlungen in Abſicht des Schickſals der Völker, deutlichere Begriffe und ſicherere Vorzeichen, als über den Lauf der Familien- und perſönlichen Begebenheiten, oder über die Erfolge ihrer Privatverhandlungen. Der Grund iſt das im Phyſikaliſchen wie im Moraliſchen — in den großen Gegenſtänden, der Urſachen die zugleich wirken weniger, und dieſe wenigern regelmäßiger ſind, in den kleinern hingegen der Zuſammenfluß concurrirender Umſtände unendlich groß, und alſo auch die Wirkungsart jedes Umſtandes ungleicher und regelloſer iſt. Wo aber das Individuele des Falls in welchem wir handeln, und der Folgen die wir veranlaſſen, ſich weniger deutlich erkennen läßt, da müſſen allgemeine Grundſätze uns unumſchränkter regieren.

Dazu kömmt, daß eben, weil die Angelegenheit des Privatmanns klein iſt, das Intereſſe, welches mit derſelben verknüpft iſt, immer überwogen wird von dem Intereſſe des Geſetzes ſelbſt, d. h. von dem Nutzen, welchen die Geſellſchaft davon hat, daß Geſetze beobachtet werden. Bey National-Angelegenheiten kann wohl zuweilen das Gegentheil Statt finden.

Dieß führt mich auf einen doppelten Unterſchied zwiſchen den Pflichten die wir zur Gerechtigkeit, und denen die wir zur moraliſchen Tugend rechnen. Von dieſen Unterſchieden iſt der eine von mehrern Moraliſten bemerkt und deutlich auseinander geſetzt worden; der andre weniger.

Erſtlich es gibt Pflichten, bey welchen die Allgemeinheit und Unverletzlichkeit der Regel, der menſchlichen Geſellſchaft wichtiger iſt, als der Nutzen oder Schaden, welcher in irgend einem beſondern Falle, aus der unter der Regel ſtehenden Handlung herauskommen kann. Von dieſer Art iſt die Pflicht wiederzugeben was man geborgt hat. Hiebey wird dem Menſchen die Beurtheilung nicht mehr zugeſtanden, ob er unter ſeinen Umſtänden, durch die Zurückzahlung ſeiner Schulden auch etwas gutes ſtifte: Er muß ſie zurückzahlen. Dieß iſt Verpflichtung der Gerechtigkeit.

Bey andern Pflichten hingegen kömmt der Nutzen oder Schaden, welcher in jedem Falle aus der Handlung entſpringt, mehr in Betrachtung als die Nutzbarkeit des Geſetzes. Der Grund warum ich etwas Gutes thue, wenn ich einem Armen eine Gabe reiche, liegt mehr darin, daß ich weiß, daß er ſie bedarf, und gut anwenden wird, und daß ich ſie entbehren kann, als darin, daß ich das Geſetz Armen zu geben durch meinen Gehorſam dagegen aufrecht erhalten will. Ich darf daher auch jedesmahl neue Uiberlegungen anſtellen, ob ich es für nützlich oder unnütz halte, Allmoſen zu geben; — und mich mehr nach dieſen Uiberlegungen, als nach dem allgemeinen Geboth wohlzuthun, richten. Dieß ſind die Gewiſſenspflichten.

Die Allgemeinheit alſo der erſtern, — der Geſetze der Gerechtigkeit — beruht auf zwey Gründen: erſtlich an der überwiegenden Wichtigkeit des Geſetzes über die Wichtigkeit und Größe der Angelegenheit, auf welche das Geſetz angewandt wird; zweytens auf der Gefahr durch jede zugeſtandne Ausnahme von der Regel, die Regel ſelbſt wankender zu machen.

Was den erſten Grund anbetrifft: ſo iſt es augenſcheinlich, daß derſelbe in den Geſchäften des Privatlebens immer oder doch in den allermeiſten Fällen Statt finden wird, — auf die Verhandlungen der Staaten mit einander aber, ſich nicht mit gleicher Gewißheit anwenden läßt.

Der Schaden und ſelbſt der Ruin den die Ausübung der ſtrengen Gerechtigkeit zuweilen über den einen Bürger und ſeine Familie, ohne beträchtlichen Nutzen für die andre dabey intereſſirte Partey bringt, iſt doch ein ſehr kleiner Gegenſtand gegen den Nutzen einer geſetzmäßigen Ordnung unter einer ſo zahlreichen und ſo enge verbundenen Geſellſchaft.

Aber wenn über der gleich pünctlichen Beobachtung ähnlicher Pflichten, eine Nation zu Grunde geht, oder ein unabhängiger Staat, die Provinz eines andern wird; — wenn wenigſtens Millionen von Menſchen an ihrem Wohlſtande leiden, oder durch Mangel umkommen: erſetzt dann noch dem menſchlichen Geſchlecht, der Nutzen der aus der Geſetzmäßigkeit als einem allgemeinen Principio für dasſelbe entſteht, den Schaden, welchen das Geſetz ſelbſt ihm in dieſem Falle brachte?

Ich ſage nicht, daß nicht ſehr oft und gemeiniglich beydes vereinigt iſt, Intereſſe der Nationen und Intereſſe des Geſetzes; ich ſage nicht, daß die Monarchen ſich ſehr oft täuſchen, und die Vergleichung zwiſchen der Wichtigkeit ihrer Endzwecke und der Wichtigkeit der allgemeinen Vorſchriften unrichtig anſtellen, weil ſie auf der Waagſchaale der erſtern ihre Leidenſchaften mit wägen.

Aber das behaupte ich nur, daß die Größe der National-Gegenſtände, mit welchen der Regent zu thun hat, und der Umfang des Nutzens oder Schadens, welcher aus ſeinen Entſchlüſſen zu erwarten iſt, ihn zu Ausnahmen von der Regel berechtigen könne, zu welchen derjenige nicht berechtiget iſt, deſſen Wirkſamkeit in der engern Sphäre des Privatlebens eingeſchloſſen iſt.

Daß die Nachſicht, mit welcher die politiſchen Handlungen ſelbſt von der Nachwelt beurtheilt werden, von ihrer Wichtigkeit herkomme, iſt daraus klar, daß derſelbe Fürſt, welcher von der ſtrengen Gerechtigkeit in ſeiner Politik abwich, ohne dadurch ſeinen Charakter in den Augen der Welt ſehr zu beflecken, ſobald er als Menſch in ſeinem Betragen gegen einzelne Perſonen, ſich ähnliche Unregelmäßigkeiten erlauben wollte, mit der größten Schande gebrandmarkt ſeyn würde. Ein König der einen Krieg leichtſinnig und ohne hinlängliche Urſachen anfängt, opfert vielleicht tauſende von Menſchen auf. Einer, welcher einen Großen an ſeinem Hofe, dem er nicht wohl will, ohne Richter und Recht ermorden läßt, bringt nur einen einzigen Menſchen ums Leben. Demungeachtet wird jener vielleicht doch noch für einen großen Mann und für einen vortrefflichen Regenten, dieſer wird gewiß für einen Tyrannen gehalten. Woher dieſer Unterſchied? Dort, ſetzte man voraus, waren Staatsabſichten die Triebfeder, und der Regent irrte ſich nur in der Schätzung und Abwägung derſelben; oder es lagen doch National-Leidenſchaften zum Grunde, bey welchen ſelbſt die Ausſchweifungen nicht ohne alle Entſchuldigung ſind. Aber hier handelte nicht der Monarch, ſondern der Menſch: die Gründe ſeines Entſchluſſes oder die Urſachen ſeines Affectes lagen nur in Angelegenheiten die ihm betrafen. Der Gegenſtand welchen er ſuchte, war nicht größer, als der, welchen der Eigennutz oder die Rachſucht jedes Privatmanns unter gleichen Umſtänden haben würde. Die Geſetze waren daher in dieſem Falle für den Regenten ſo unverletzlich als ſie für den niedrigſten Bürger ſind. Wenn er ſie übertritt, iſt er mit dieſem gleich ſtrafbar.

Der Verdacht, daß Ferdinand der Erſte den Cardinal Martinuſius in Ungarn hat umbringen laſſen, iſt ein größrer Schandfleck in ſeine Geſchichte, als in der Geſchichte ſeines Bruders ſeine zweydeutige Politik, und ſein immerwährendes Kriegführen. Wir billigen in der Verwaltung des Richelieu nicht, die Liſt und Gewalt die er angewandt hat, ſeinen König mächtig zu machen: aber wir wanken in unſerm Urtheile, und ſind unſchlüßig, ob wir um der Größe der Endzwecke willen, die Unregelmäßigkeit der Mittel entſchuldigen ſollen. Hingegen würden wir vor ihm als einem Ungeheuer ſchaudern, wenn wir es für bewieſen hielten, daß er ſich ſeiner perſönlichen Feinde, durch eine heimliche Fallthüre in ſeinem Cabinette entlediget habe.

Der zweyte Grund, warum gewiſſe Regeln ohne alle Ausnahme ſeyn müſſen, iſt, weil jede Ausnahme ſie wankend macht.

Und dieß trifft wieder das Privatleben weit mehr als die politiſchen Verhandlungen.

Je mehr Menſchen auf einem kleinen Platze bey einander leben, und je öfter eine und dieſelbe Art von Handlung wiederhohlt wird: deſto anſteckender iſt das Beyſpiel, und deſto leichter bilden ſich Gewohnheiten. In der bürgerlichen Geſellſchaft kömmt alles darauf an, daß es zur Gewohnheit werde, gerecht zu handeln, niemanden das Seinige zu entwenden u. ſ. w. weil Gewohnheit die Triebfeder iſt, die am zuverläſſigſten auf einen großen Haufen zugleich wirkt. Was dieſe Gewohnheit hier unterbricht, iſt äußerſt ſchädlich, weil dadurch die Autorität der Geſetze ſelbſt, die in der Gewohnheit ihre vornehmſte Stütze hat, untergraben wird. Jede einzelne Uibertretung, welche ungeahndet hingeht, iſt wegen der Menge derer, welche dadurch zur Nachahmung verleitet werden, gefährlich. Und die Rechtfertigungsgründe, die zuweilen eintreten, können deßwegen nicht angenommen werden, weil ſie das Schädliche des Beyſpiels bey dem großen Haufen der bloß auf das Aeußere der Handlung ſieht, nicht verhindern.

Bey den Souverainen iſt dieſe Urſache, nie Ausnahme von der Regel zu geſtatten, weniger vorhanden. Die Anzahl der Perſonen in dieſem Poſten iſt zu geringe, ſie ſind nicht ſo enge mit einander verbunden, und ihre Handlungen ſind nicht ſo gleichartig, daß unter ihnen aus Beyſpielen ſo leicht Gewohnheiten entſtehen könnten. Die Vorfälle, welche ihre Aufführung beſtimmen, ſind von der Größe und Wichtigkeit, daß ſie wenigſtens immer neue Widerlegungen veranlaſſen. Leidenſchaften können dabey viel Einfluß haben; die Gewohnheit und Beyſpiele weniger. Die Abenteuer Carls des Zwölften werden nicht leicht einen Fürſten zum irrenden Ritter machen. Die Eroberungsſucht Ludewigs hat als Beyſpiel gewiß an den Kriegen, die ſeitdem aus ähnlichen Triebfedern unternommen worden, ſo wenig Antheil gehabt, als die Feldzüge des Alexanders daran haben.

Dem Privatmanne alſo muß die eigne Beurtheilung aller der Fälle, welche das Eigenthum betreffen, unterſagt ſeyn, weil im bürgerlichen Leben Einförmigkeit des Verfahrens in dieſen Puncten nothwendig iſt: den Landesherrn kann dieſe Beurtheilung nicht unterſagt, ſondern ſie muß nur aufs Gute, aufs Edle, Große und Menſchenfreundliche geleitet werden.

Ich komme zu der zweyten weniger bemerkten Eigenſchaft des ſtrengen Rechts. Es geht nähmlich nur auf Erhaltung des Zuſtandes und der Verhältniſſe, die einmahl da ſind. Wenn daher in öffentlichen Sachen, in Angelegenheiten der Staaten mit ihren Fürſten, und der Nationen unter einander nie davon wäre abgewichen, und nie das höhere Geſetz des allgemeinen Nutzen zu Rathe gezogen werden: ſo müßten Macht der Staaten, Regierungsform, Unterordnung der Stände, und die meiſten menſchlichen Dinge noch in dem Zuſtande ſeyn, in welchem ſie vor tauſend Jahren geweſen ſind.

Die Grundgeſetze der Conſtitution haben zur Abſicht, das einmahl eingeführte Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Regierungsgliedern, und dieſer mit dem Unterthan fortdauernd zu machen. Die Geſetze des Eigenthums ſind dazu gemacht, daß der, welcher einmahl reich iſt, reich bleiben, der Arme arm bleiben ſoll. Nach denſelben behält jeder was er hat, darf nichts von dem andern nehmen, darf keinen Grenzſtein verrücken, keine Veränderungen vornehmen. Die Geſetze des Völkerrechts zielen ebenfalls bloß dahin ab, jedem Staat das Land und die Einkünfte, welche er einmahl hat, zu ſichern; den herrſchenden Staat in ſeinen Vorrechten, den abhängigen in ſeiner Unterwürfigkeit zu befeſtigen; kurz alle Verhältniſſe von Macht, Ehre und Reichthum zwiſchen den Souverainen auf dem Puncte zu erhalten, wo ſie heute ſind.

Was erkennen wir nun aus der Geſchichte? Daß dieſe Geſetze von Nationen und ihren Häuptern nie können unverbrüchlich gehalten worden ſeyn, weil die Welt ſich ſo erſtaunlich verändert hat, ganze Staaten verſchwunden, andere entſtanden ſind, und der jetzige Zuſtand von Europa ſelbſt einer immer fortgehenden Revolution ähnlich ſieht.

Was lehrt uns aber die Geſchichte noch wei ter? Daß durch dieſe Veränderungen, ſie mögen nun von der Ungerechtigkeit, die bloß ihren Leidenſchaften folgte, oder von der Weisheit, die ſich über die Regeln wegſetzte, hergekommen ſeyn, doch zum Theil wahre Verbeſſerungen zu Stande gekommen ſind.

Zwar ſcheint es in der Speculation möglich, daß in den Gerechtſamen mehrerer Staaten gegen einander, ſo wie in der innern Conſtitution eines Staats, Veränderungen mit vollkommner Gerechtigkeit vorgehn können, wenn nähmlich alle dabey intereſſirten Parteyen einwilligen. Aber iſt dieſes in Facto wirklich oft geſchehen? Iſt es, — ſobald die Menge derer, welche ſich in ihren Meinungen dabey vereinigen müßten, groß iſt, leicht zu erwarten, daß es geſchehen werde? Die glücklichſten Aenderungen der Engliſchen Verfaſſung ſind doch nur durch eine Faction angefangen worden, welcher der größte Theil des übrigen Volks in der Folge beyſtimmte. Würde die gegenwärtige geſegnete Verfaſſung von Teutſchland und die Territorial-Hoheit der Stände je durch eine völlig freye Verabredung zwiſchen Kaiſer und Reich ihre Wirklichkeit bekommen haben?

Alſo die Frage, „gibt es in der Politik gar keine Ausnahme von jenen Rechtsregeln:“ verwandelt ſich in die Frage: „iſt es für die Menſchheit ohne Ausnahme vortheilhaft, daß der Zuſtand aller

Staaten ſo bleibt, wie er iſt? Und thut jeder Unrecht, welcher darin etwas verändert?“

Wenn man aus allen Jahrhunderten diejenigen politiſchen Unternehmungen vornimmt und beleuchtet, die durch die allgemeine Stimme der Nationen für ruhmwürdig erklärt worden ſind: ſo wird man finden, daß, nach den Regeln des ſtrengen Rechts geprüft, ſie viel Tadelhaftes enthalten; daß aber, weil ſie das allgemeine und dauerhafte Beſte ganzer Länder, Nationen, Religionsparteyen befördert haben, und weil man aus den Umſtänden und dem Charakter der Hauptperſonen ſchließen kann, daß ſie dieſes Beſte, wenn auch nicht allein, doch in der That mit zur Abſicht gehabt haben, — ihre ungerechte Seite vergeſſen worden, und nur die glorreiche und wohlthätige im Andenken der Menſchen geblieben iſt.

War des Churfürſten Moritzens Unternehmung gegen Carl den Fünften, da er ihn in Inſpruck überfiel, gerecht? Machte er eine gegen ſeinen Vetter und ſeine Religionsverwandten ausgeübte Treuloſigkeit dadurch gut, daß er gegen den untreu ward, welcher jene erſtern unterdrückt und ihn mit ihrer Beute bereichert hatte? War die verweigerte Freylaſſung des Landgrafen eine hinlängliche Urſache, warum Moritz Waffen, die er für Carln und zu Ausführung ſeiner Befehle in Händen hatte, ohne Kriegserklärung gegen ihn kehren durfte? — Aber er focht doch für Unterdrückte, für die Gewiſſensfreyheit, für die Conſtitution von Teutſchland, für eine Religion, deren Erhaltung wir als einen Segen für die Nachwelt anſehen. Wie nachſichtig beurtheilen auch die ſtrengſten Moraliſten dieſen Feldzug Moritzens, weil ſie ihm höhere Abſichten dabey zuſchrieben, als die Regeln waren, die er übertrat.

Wer verdient als Menſch, als König, als Held, mehr die Dankbarkeit von Europa, und beſonders von Teutſchland, als Guſtav Adolph? Aber war ſein Unternehmen vollkommen gerecht? — Iſt es nicht die erſte Grundlage zu allen Ungerechtigkeiten, ſich in fremde Händel zu miſchen? Was hat, nach den Regeln des Privatrechts zu urtheilen, ein Staat für Befugniß, die Streitigkeiten in einen andern mit gewaffneter Hand beyzulegen, geſetzt auch, daß er der gerechten Partey beyſteht? Er ſoll Gründe, Beweiſe, Uiberzeugungsmittel, aber nicht das Schwert brauchen. — Welches Recht hatte er, ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten, zu deren Schutz er zu kommen vorgab, und deren Einwilligung ihm zum Eintritt in Teutſchland, den einzigen ſcheinbaren Rechtstitel gab, mit Gewalt zu ſeinem Bündniß und zu Abtretung ihrer Feſtungen zu nöthigen? Aber Guſtav opferte ſelbſt dabey Bequemlichkeiten und Leben auf. Für ſeinen Staat ſchien er zunächſt nichts als Sicherheit zu ſuchen, die durch das Bündniß des ſiegenden Kaiſers mit ſeinem Thron-Rival in Gefahr geſetzt wurde. Für das Land, in welches er mit ſeinem Kriegsheer kam, brachte er der unterdrückten Partey Hülfe mit; hier that er Übermacht eines Religionsverfolgers und ſeiner Generale, die aufs äußerſte gemißbraucht worden war, Einhalt, — und wurde die erſte Urſache aller Veränderungen, auf welche zuletzt eine vernünftigere und billigere Anordnung der Dinge in dieſem Reiche, die Feſtſtellung unzähliger vorher ſchwankender Rechte, der Friede der Parteyen, und die Freyheit des Gewiſſens folgte. Wenn er auch nicht alle dieſe Güter, welche für Teutſchland und ganz Europa aus ſeinen Feldzügen entſtehen ſollten, vorausſah, und zur Abſicht hatte; ſo war er doch von Geſinnungen belebt, die auf ſolche Abſichten gerichtet ſind. Er wollte bey einer großen Nation, das was er für das Beſte derſelben hielt, befördern: und der Erfolg hat gezeigt, daß er wirklich zu ihrem Glück beygetragen hat. Und dieſes macht ſein Unternehmen in den Augen aller vernünftig urtheilenden Menſchen untadelhaft.

Sobald man alſo den Souverainen dieſes einräumt, daß ſie ſich um die Angelegenheiten andrer Staaten bekümmern, und die in denſelben vorgehenden Ungerechtigkeiten beſtrafen, oder die Streitigkeiten auch durch Kriegsheere beylegen helfen dürften: ſobald erlaubt man ihnen auch eine Abweichung vom Privatrechte, auf welche nothwendig unzählige andre folgen. Im Privatleben iſt, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden, die erſte Regel, ſich nur um ſich zu bekümmern, in fremden Angelegenheiten nie ungebethen Rath zu geben, aber auch bey Freunden nie über einen ſimpeln Rath hinauszugehn, deſſen Befolgung oder Nichtbefolgung man denjenigen überläßt, die davon Nutzen ziehen ſollen.

In der Verwaltung der Staaten kann dieß unmöglich die erſte Regel ſeyn. Unter unabhängigen einzelnen Menſchen, deren einer vor dem andern immer auf der Huth ſeyn müßte, würde ſie eben ſo wenig gelten. Hier muß ſich jeder um alle bekümmern. Die Veränderungen die in dem Hauſe meines Nachbars vorgehn, können mir unmöglich gleichgiltig ſeyn, wenn meine Sicherheit nur von ſeinem guten Willen und meine Macht ihm zu widerſtehn, abhängt. Alles was von mir gefordert werden kann, iſt, daß ich bey der ungebethnen Theilnehmung an den Angelegenheiten meines Nachbars ſein Beſtes ſowohl als meine Sicherheit zum Augenmerk habe.

Noch weit klärer aber iſt es, daß Staaten weder ihre äußre Ruhe ſicher ſtellen, noch für ihre innere Verwaltung gehörig ſorgen können, wenn ſie nicht an den Auftritten, die in andern Staaten vorgehn, ohne, und ſogar wider deren Willen Antheil nehmen, — und thätlich mitwirken, die Angelegenheiten derſelben in die Form und Ordnung zu bringen, welche ſie ihrem eignen Staats-Intereſſe gemäß halten.

Sobald Regenten ſolche Schritte thun, ſobald handeln ſie als von der Vorſehung verordnete Schiedsrichter und Regierer der Welt. Sie treten aus den ihnen zunächſt angewieſenen Schranken heraus: und ihre Berathſchlagungen können durch nichts mehr geleitet werden als durch ihre Klugheit und durch ihre Liebe zum menſchlichen Geſchlechte.

*

„Aber, heißt dieſes nicht dem Willkür der Monarchen zuviel einräumen, und ihrem Ehrgeiz ein zu weites Thor eröffnen? was werden nicht ihre Leidenſchaften erſt wagen, wenn Moraliſten ſelbſt in den Grundſätzen ihnen ſo viel zugeſtehn? Soll die Nothwendigkeit, oder der Vorwand Völker beglücken zu wollen, die ihrer Sorgfalt nicht anvertraut ſind, alles bey ihnen entſchuldigen: welcher Länder-Verwüſter wird alsdann ohne Entſchuldigung bleiben? Soll der Vorſatz, Verbeſſerungen zu machen, Eingriffe in poſitive Rechte andrer erlauben: ſo kann dem Deſpotismus kein Damm mehr entgegengeſetzt werden, daß er nicht unter dieſem Vorwande, die Freyheiten edler Nationen untertrete, keiner der Eroberungsſucht, daß ſie nicht ihre Gewalt über ſchwächere Nachbarn ausdehne. Sollen keine Grenzen mehr unverrückbar, kein Staats-eigenthum ſicher, keine Verträge mehr heilig ſeyn?“

Gott bewahre uns für ſo ſchrecklichen Lehren. Sie ſind eben ſo fern von den Geſinnungen meines

Herzens, als ſie es, hoffe ich, von den Grundſätzen ſind, die ich hier vortrage.

Denn zuerſt, wenn es auf Vorwände ankömmt, hat es je einem ungerechten Mächtigen daran gefehlt? Hat das poſitive Recht mit allen ſeinen Regeln und Clauſeln den Eroberern und den Deſpoten Einhalt gethan? Sind nicht unter dem Schein von Rechtsanſprüchen, die aus alten Pergamenten, aus Teſtamenten, aus allen Erwerbungstiteln des bürgerlichen Rechts hergeleitet wurden, eben ſo viel ungerechte Kriege geführt worden, als der unverhehlte Bewegungsgrund der Convenienz je hätte hervorbringen, oder der vorgegebene des allgemeinen Beſten je hätte beſchönigen können? Und wenn eines von beyden ſeyn ſoll; wenn es unmöglich iſt, zu verhindern, daß nicht die Großen der Erde entweder mit ihren Documenten oder mit ihrem Gewiſſen ſpielen, und zu dem, was ihnen bloß Habſucht oder Herrſchſucht eingegeben hatten, entweder juriſtiſche oder politiſche Gründe ausfindig machen und anführen: wäre es nicht beſſer, wenn ſie das letztere vorzögen, indem ſie doch wenigſtens dadurch der Wahrheit näher träten, und zugleich ihr Verfahren nach mehr bekannten dem gemeinen Verſtande mehr offen liegenden Grundſätzen prüfen ließen. Um die Rechtsanſprüche, die jetzt vor jedem Kriege in Manifeſten ausgeführt werden, zu unterſuchen, dazu gehört eine Kenntniß der Geſchichte, welche wenige Menſchen haben. Ob das Staats-intereſſe, welches man im gegenſeitigen Falle vorwenden müßte, reell und groß genug ſey, um die Unternehmung zu rechtfertigen, oder ob das allgemeine Wohl von Europa, wenn man dieſes, meinem Syſtem gemäß, verwenden wollte, dadurch wahrſcheinlich befördert werde: darüber würden ſehr viele verſtändige Menſchen urtheilen können. Der ungerechte Fürſt würde mit einer ſolchen politiſchen oder moraliſchen Deduction weit mehr in ſeiner Blöße ſich zeigen; und der Unwille aller Rechtſchaffnen, und der Tadel der Zeitgenoſſen und der Nachwelt würde ihn weit ſichrer treffen. O wollte Gott, daß nie mehr ein Krieg geführt, nie eine Eroberung verſucht würde, als wenn der, welcher jenen anfängt, und nach dieſer ſtrebt, auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zeigen könnte, daß beyde ſeinem eignen Lande, oder auch nur ihm ſelbſt nützlich wären. Wollte Gott, daß die wahre Convenienz, die Abzielung eines politiſchen Unternehmens auf irgend einen Zweck, — ſelbſt den des wohl verſtandnen Eigennutzes, die Maaßregeln der Regenten leitete; daß nur dieſe Convenienz vor ihnen erwieſen werden müßte, wenn ſie ihre Unternehmungen in den Augen der Welt rechtfertigen wollten. Wie ruhig würde jetzt Europa lange Zeit ſeyn, und wie ungeſtört jeder Unterthan unter ſeinem Oelbaum und Weinſtock ſitzen können!

Aber wenn noch überdieß die Nationen von ihren Herrſchern forderten, daß ſie Handlungen, die ganz Europa zerrütten, auch durch irgend eine Ausſicht auf das künftige größre Glück von ganz Europa rechtfertigen müßten: würde dann wohl noch dem länderſüchtigen Fürſten, oder dem kriegeriſchen Abenteurer irgend ein Scheingrund zu Gebothe ſtehen, welcher die übrigen Menſchen blenden könnte?

Doch ich will nicht mein Syſtem durch bloße Vergleichung mit dem bisherigen, oder durch ſchimäriſche Vorausſetzungen rechtfertigen. Ich will bloß zeigen, was in demſelben liegt. Und in der That, eine ſolche Ungebundenheit der Fürſten, als man aus ihm ſchlieſſen wollte, iſt weit von dem Geiſte desſelben entfernt.

Einmahl. Iſt es einerley, ob ich ſage, „der Fürſt hat keine zwingende Geſetzgeber, als ſeine Einſicht des Beßten;" — oder ob ich ſage, „er hat gar keine Geſetze?" Enthält jener Satz eine unbekannte Wahrheit? Kann in Facto die Sache geändert, — kann dem Unabhängigen die Gewalt entzogen werden, zu thun was es für gut hält? Und gibt es ein anderes moraliſches Mittel dieſe Gewalt einzuſchränken; als ihn zu lehren, was wahrhaft gut iſt, und ſein Herz gegen menſchliches Elend und Wohl empfindlich zu machen?

Zum andern. Aus der Natur und den Gründen der Freyheit ſelbſt, welche ich Unabhängigen im Stande der Natur nicht abſprechen konnte, folgt die Einſchränkung dieſer Freyheit.

1. Da Erhaltung deſſen was da iſt, ein näher liegendes und zur Glückſeligkeit der Menſchen weſentlicheres Gut iſt, als die Beförderung eines noch ungewiſſen Beſſern; und da das Recht eigentlich die Erhaltung und die Fortdauer des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge zur Abſicht hat: ſo verpflichtet eben die Regel des allgemeinen Nutzen, welche allein den Regenten von den untergeordneten Pflichten des ſtrengen Rechts frey ſprechen kann, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge dieſe Pflichten zu beobachten.

„Aendre, in deinen Verhältniſſen mit deinem Volke, in den Verhältniſſen deines Volks mit andern Völkern, außer von der Noth gedrungen, oder durch außerordentliche Vorfälle aufgefordert, — nichts.“ Dieß iſt das erſte Geſetz der Vernunft und des Gewiſſens für einen tugendhaften Fürſten. Es iſt etwas Großes einer ganzen Nation oder mehreren Nationen mehr Glückſeligkeit zu verſchaffen als ſie haben; aber es iſt ſchon ſehr preiswürdig, ihnen den Genuß derer, welche ſie beſitzen, zu verſichern: und es iſt verwegen und frevelhaft ſie in einer ungewiſſen Hoffnung künftiger Vortheile, für jetzt elend zu machen.

Aber welches iſt eine ſolche Noth, welches ſind dieſe außerordentliche Vorfälle? Dieß iſt es eben, was die Freyheit der Monarchen gefährlich zu machen ſcheint, weil es ihrer Beurtheilung überlaſſen werden muß. Indeß wenn es auch alle menſchliche Weisheit überſteigt, durch allgemeine und beſtimmte Regeln dieß im voraus zu entſcheiden: ſo wird, wenn der Fall da iſt, ſelten mehr als geſunder Verſtand und Redlichkeit erfordert, die wahre Beantwortung der Frage zu finden.

So viel läßt ſich aus obigem Grundſatze im Allgemeinen ſchließen. Wenn nicht Revolutionen von ſelbſt durch Zufall, oder durch andre Menſchen in dem Zeitalter eines Regenten entſtehen, an denen er Theil zu nehmen gezwungen wird: ſo iſt es ihm nicht erlaubt von freyen Stücken dergleichen zu veranlaſſen. Allen großen Reformen muß die Vorſehung vorgearbeitet haben; ſelbſt denen die durch Uiberzeigung hervorgebracht werden; aber noch weit mehr denen, wo die Gewalt mitwirken muß.

Die Urſache iſt, um die Menſchen zu berechtigen, in Hoffnung eines künftigen Guten, welches er ſtiften will, jetzt, mitten im Frieden Unruhen anzufangen: dazu iſt die menſchliche Einſicht von der Zukunft nicht groß und gewiß genug. — Der Fürſt mag an der Conſtitution ſeines Reichs, oder er mag an den Verhältniſſen mit andern Staaten etwas ändern wollen: immer iſt das erſte was er hervor bringt, Streit, Unzufriedenheit, Mißvergnügen, Erbitterung und ſehr oft Blutvergieſſen und Verwüſtung. — Hat er nun in der Entfernung nichts weiter vor ſich, als ſich perſönlich eine größre Erhabenheit, mehr Gewalt, einen berühmtern Nahmen zu erwerben, fürchterlicher für Auswärtige, und ungebundner in ſeinen eignen Grenzen zu ſeyn: ſo handelt er als ein Tyrann und ein Feind des menſchlichen Geſchlechts, der kleine, kaum ihm ſelbſt beym vollen Genuß bemerkbare Vortheile ſeiner perſönlichen Lage, , mit dem Leben, der Geſundheit und dem Wohl vieler tauſenden von Unterthanen und Fremden erkaufen will.

Iſt es wirklich ein National-Intereſſe, welches er bey ſeinen eigenmächtigen Entwürfen vor Augen hat: ſtört er deßwegen unveranlaſſet den Ruheſtand von Europa, weil er durch die errungnen Vortheile hofft ſeinem Lande neue Quellen des Wohlſtandes zu eröffnen: ſo wird ſein Unternehmen ſchon dadurch ungerecht, daß er vielen Nationen ſchadet, um einer zu nutzen; daß er der Familie, deren Hausvater er iſt, und vielleicht nur einigen vornehmen Gliedern derſelben, das Wohl mehrerer Familien ſeiner Nachbarn aufopfert; — und es wird noch tadelhafter, weil dieſe Vortheile ſelten gewiß genug, noch ſeltner gegen den zuvor anzurichtenden Schaden gehörig abgewogen ſind.

Wäre endlich der Endzweck einer Friede ſtörenden Unternehmung ein allgemeines Gut der Menſchheit oder doch ein gemeinſchaftliches aller der Nationen, welche darein verflochten werden: ſo würde zwar dann (vorausgeſetzt, daß die Abſicht lauter, und die Erreichung derſelben wahrſcheinlich wäre,) der heldenmüthige Abenteurer zu entſchuldigen ſeyn, der auch unaufgeopfert einen ſolchen Kampf wagte. Wenn Mancocapac Peru wirklich in der Abſicht eroberte, um es geſitteter zu machen; wenn Alexander deßwegen den Darius bekämpft hätte, um die Länder Aſiens von einem deſpotiſchen Joche zu befreyen, und ihnen griechiſche Freyheit, Künſte und Aufklärung mitzutheilen: ſo würde, zwar vielleicht das Gewagte und Unſichere eines ſolchen Endzwecks von den Zeitgenoſſen Tadel verdient haben: — aber glücklich ausgeführt, würde das Unternehmen von der Nachwelt mit Recht geprieſen werden. Aber wie ſelten möchten wohl Entwürfe dieſer Art zu machen, wie ſelten auch nur Vorwände der Art zu finden ſeyn! — Der Fälle, welche unter dieſe Rubrik gehören, ſind ſo wenige, daß ſie bey Feſtſetzung einer allgemeinen Regel nicht in Anſchlag kommen.

Und dieſe Regel war: Der gute Fürſt muß ſo lange alles um ihn herum ruhig iſt, die Ruhe nie zu erſt ſtören. Dann muß er bloß an Erhaltung nicht an Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes der Dinge denken: d. h. er muß ſtrenge gerecht ſeyn. Wenn aber dieſes Gleichgewicht durch andre geſtört worden, und der Strom der Verwirrung ihm mit ſich fortreiſſet, dann muß er nach dem beſten Hafen zu ſteuern ſuchen, den er zu finden weiß: mit andern Worten, er muß ſuchen Gutes aus dem Uibel zu ziehn, und für ſeinen Staat und für alle Nationen ſo viel Vortheile zu erkämpfen als ihm möglich iſt.

Wir ſehen die Urtheile der vernünftigen und billigen Richter dieſer Theorie folgen. Alle die Könige die ohne nahe Veranlaſſung ihre Nachbarn bekriegen, Zankäpfel unter die Nationen werfen, oder den gegenwärtigen ruhigen Beſitzſtand der Staaten um verjährter Anſprüche willen unterbrechen, ſind immer als Unglücksſtifter in der Geſchichte gebrandmarkt worden. Aber die Weiſeſten und beſten Fürſten haben von den zu ihrer Zeit vorfallenden Revolutionen und Kriegen zum Vortheil ihrer Staaten Gebrauch zu machen geſucht.

Ungerechte Fürſten fangen die Kriege an: gerechte miſchen ſich in dieſelbe um ſie zu ſchlichten. Und wenn es in gewiſſen Zeiten, unumgänglich nothwendig wird, (wie dieß nach Kriegen, bey Succeßionsfällen ſich wirklich ereignet) neue Einrichtungen in Abſicht der Eintheilung des Staats-Eigenthums zu treffen, neue Verträge zwiſchen den Nationen zu errichten, und die durch einander geworfnen Rechte wieder durch neue Schranken von einander abzuſondern: iſt es alsdann den daran Theil habenden, den zur Wiederherſtellung der Ruhe vornehmlich mitwirkenden Mächten nicht erlaubt, auch den ihnen anvertrauten Ländern und Völkern größre Vortheile zuzuwenden, wenn dadurch nur nicht das Wohl aller geſtört wird?

1. Wenn nur ein wahrer und ein großer Vortheil der für die Menſchen zu erhalten iſt, eine ihre gegenwärtige Ruhe ſtörende Unternehmung der Politik rechtfertigen kann: ſo muß, damit dieſe Rechtfertigung Statt finde, das Nachtheilige der Mittel, welche man anwendet, mit dem Nutzen des Zwecks welchen man ſich vorſetzt, verglichen werden, und das Uibergewicht des letztern erwieſen ſeyn. Es iſt unſinnig und es iſt grauſam, heute mit Gewißheit tauſend Unglücklich zu machen, um vielleicht, in zwanzig, dreyßig Jahren, Hunderten zu größerm Wohlſtande zu verhelfen. — Und welche enge Schranken werden nicht bloß durch dieſe einzige Regel, der Freyheit der Könige, wenn ſie als weiſe und tugendhafte Männer handeln wollen, geſetzt!

Wenn unter jene Mittel der Krieg mit gehört: ſo muß jeder der das mannigfaltige Elend das damit verbunden iſt, und die Bosheiten zu denen er Anlaß gibt, kennt, vor Furcht ſchaudern, wenn er auch die wohlthätigſten Zwecke, welche ſich nur je die Politik vorgeſetzt hat, auf dieſem mit Blut bezeichneten Wege zu erhalten gedenkt. Eben deßwegen wird ein menſchenfreundlicher Fürſt nie ganz freywillig einen Plan entwerfen, wozu Krieg als ein nothwendiger Theil gehört. Irgend eine Nothwendigkeit muß ihm die Waffen in die Hände gegeben haben. Es iſt genug, wenn er ſie alsdann zur Aufrechterhaltung der beſſern Partey, und zu Bewirkung großer und nützlicher Reformen zu führen weiß.

3. Eine dritte Betrachtung kömmt hinzu, auch gutgemeinte Entwürfe der Fürſten einzuſchränken: — dieſe, daß von allen Veränderungen eine ſehr ſchädliche Folge der Veränderlichkeit ſelbſt iſt, d. h. daß andre gereizt werden, die neugemachte Einrichtung wieder abzuändern. Dieß iſt vorzüglich von Veränderungen in Staatsſachen wahr, bey welchen alle Sicherheit von dem Alterthum, und die Zufriedenheit der Menſchen von der Gewohnheit herkömmt. Iſt in den Rechten oder Beſitzungen, iſt in der innern Verfaſſung der Staaten etwas dem Herkommen zuwider durchgeſetzt, iſt die Gewohnheit unterbrochen worden, geſetzt auch beydes ſey in der beſten Abſicht geſchehen, ſey durch die gelindeſten Mittel ausgeführt, und im Erfolge als bewährt und nützlich gefunden worden: immer wird bey dem großen Haufen der Menſchen, der Reſpect gegen die Geſetze ſich vermindert haben, und nicht weniger von der Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande verloren gegangen ſeyn. Es wird ſelten fehlen, daß nicht abermahlige Verſuche gemacht werden ſollten, das Alte wieder herzuſtellen, und auf dieſe Weiſe die Dinge eine Zeitlang in einem Schwanken bleiben, welches der beſten Verwaltung der Staaten nicht günſtig iſt. So bringt faſt jede Eroberung neue Kriege hervor, und wird ſelten

anders dem Eroberer ſicher, als wenn er einen zweyten, gemeiniglich ſchwerern Kampf deßhalb glücklich beſteht. Die Urſache liegt vor Augen. Der Staat welcher eine Provinz durch Krieg verliert, ſieht ſich aller Friedensſchlüſſe ohngeachtet, noch bald für den rechtmäßigen Eigenthümer derſelben an, und behält ſich vor, bey der erſten günſtigen Gelegenheit ſie wieder zu erwerben. Die erſten Eroberungen Ludwigs des Vierzehnten in den Niederlanden, koſteten wenig Blut: aber welche lange und verwüſtende Kriege entſpannten ſich nicht daraus? Jezt hat die Zeit dieſe Wunde geheilt, und den Beſitzſtand in jenen Gegenden ſicher gemacht. Der ſiebenjährige Krieg wurde eigentlich noch um Schleſien geführt: und ſein glücklicher Ausgang, verbunden mit der durch den Lauf der Zeit immer kräftiger werdenden Verjährung, und noch mehr mit der allgemeinen Uiberzeugung des ganzen Europa von der Nützlichkeit der preußiſchen Macht für den Ruheſtand aller, — dieſer verband erſt unſre Provinz auf eine unauflösliche Art mit dem preußiſchen Staate.

Der rechtſchaffene Fürſt wird alſo auch dadurch abgehalten, Unternehmungen, welche den gegenwärtigen Beſitzſtand ſtören, anzufangen, weil, wenn ſie an ſich auch den Ländern die ſie betreffen, nützlich ſeyn können, ſie doch allen Völkern durch die unruhige Begierde die ſie bey ihnen unterhalten, immer wieder neue Unternehmungen zu wagen, ſchädlich werden.

4. Endlich, (und dieß iſt ein Hauptpunct den der Leſer nicht aus den Augen verlieren muß,) habe ich bey meinen obigen Betrachtungen, die Staaten als moraliſche Perſonen die in dem Stande der Natur nach der ſtrengſten Bedeutung dieſes Worts leben, angenommen, alſo in einer vollkommnen Unabhängigkeit, ohne alle Verbindung mit einander, — in einem Zuſtande, wo keiner von dem andern etwas weiß, keine Verträge ihnen Schranken ſetzen, keine Gewährleiſtungen ihnen Sicherheit verſchaffen. Dieß war der älteſte Zuſtand der Staaten, in den Zeiten, da die Menſchen, aus welchen ſie beſtanden, noch roh und ungeſittet waren. In demſelben waren Kriege unvermeidlich. Die Furcht vor den Fremden war die herrſchende Leidenſchaft einer jeden Nation, — daraus entſtand der Haß: und da jede Völkerſchaft nur immer bedacht war ihren Untergang abzuwehren, konnte ſie unmöglich darauf denken, was recht und was nützlich ſey. Der Moraliſt, (wenn anders einer in dieſer Epoche erſcheinen, oder zu einer Theorie, die der allgemeinen Praxis entgegen war, ſich erheben konnte,) predigte ganz umſonſt. — Die Moral hat erſt von der Zeit an bey den Politikern einiges Gehör finden können, ſeitdem die Staaten unter einander in Verbindungen gerathen ſind, die ſie mehr oder weniger dem

Verhältniſſe der einzelnen Menſchen im bürgerlichen Leben näher gebracht haben.

Nie iſt dieſer Zuſammenhang auf einer ſo großen Erdfläche und unter ſo vielen Staaten vorhanden, und nie iſt er unter verbundenen Staaten ſo genau geweſen, als er es in unſerm Europa iſt. — Die lange Dauer unſrer Staaten, die beträchtliche Anzahl derſelben, die auf einem nicht allzugroßen Raume neben einander exiſtiren, und die immer wachſende Aehnlichkeit der Menſchen die in dieſen Staaten wohnen, macht den wahren Grund jener Verbindungen.

Wo häufige Total-Revolutionen vorgehn, und ganze Staaten oft verſchlungen werden, wie dieß in Aſien, und vorzüglich in Hindoſtan noch bis auf unſere Zeiten geſchehen iſt: da können ſich die Verhältniſſe zwiſchen den übrigbleibenden nie durch die Zeit ſo feſtſetzen, daß daraus heilige Rechte würden.

Wo in weiten Wüſteneyen kleine Völkerſchaften herumirren, oder wo ungeheure Monarchien, einzeln von Nomaden umringt, von halben Welttheilen Beſitz nehmen: da können der Theilnehmer an den Verträgen nicht genug ſeyn, um daß ein Bundbrüchiger immer eine überlegne Macht gegen ſich fände. Die Zerſtückelung von Europa in viele Reiche von mäßigem Umfange iſt eine der Hauptſtützen ſeiner Cultur und höhern Sittlichkeit, aber auch ſeines Völkerrechts. Eine Univerſal-Monarchie, oder eine ihr nahe kommende Macht würde für Europa den Schaden thun, den der Deſpotismus in einem einzelnen Lande thut: ſie würden allen gemeinſchaftlichen Verabredungen Vieler, allen Berathſchlagungen, Negociationen, Debatten, ein Ende machen, wodurch erſt die Begriffe von dem was Recht iſt, aufs Reine gebracht worden ſind. —

Endlich wenn von benachbarten Nationen, eine die Sprache der andern nicht verſteht, eine die Gebräuche der andern verabſcheut, oder eine an den Verfeinerungen der andern nicht Theil nimmt: ſo iſt Mißtrauen und Abneigung zwiſchen ihnen bey allen Verträgen unausbleiblich.

Alſo die Verbindung mehrerer Staaten zuſammen, in Verträgen oder Friedensſchlüſſen, woran ſie insgeſammt Theil nehmen, dieſe macht eigentlich das verbeſſerte, dem bürgerlichen Stande nahe kommende Verhältniß aus, von dem ich rede. Auch zwey Menſchen würden durch gegenſeitige Verſprechungen noch keine hinlängliche Sicherheit erlangen. Erſt wenn viele unter gemeinſchaftlichen Bedingungen zuſammentreten, kann daß Bündniß unter ihnen feſt werden, indem immer gegen einen Uibertreter, mehrere Vertheidiger desſelben zu erwarten ſind.

Eine Art dieſer Verträge, woran mehrere Theil nehmen, ſind die Garantien, — das Eigenthümliche und der Vorzug des Europäiſchen Völkerrechts. Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem Schutze, welchen die Obrigkeit dem Bürger gewährt, — und ſind auch zu eben ſo wohlthätigen Zwecken, zur dauerhaften Feſtſetzung gewiſſer Rechte wirkſam. Vermöge derſelben kann der ſchwächere Beleidigte ziemlich ſicher auf Beyſtand zählen. Eben deßwegen hat er nicht mehr ſo viel Gewalt und Liſt nöthig ſich ſelbſt zu beſchützen, nicht mehr ſo viele Urſachen, ſelbſt nach überlegner Macht zu ſtreben *).

---

*) Die Garants oder Gewährleiſter bey einem Tractat, machen ſich anheiſchig, ihre Macht gegen die Partey zu vereinigen, die zuerſt den Contract brechen wird. Sie können aber doch nicht eher dieſer Garantie zu Folge handeln, bis ſie erſt geurtheilet haben, daß der Vertrag gebrochen ſey. Sie werden alſo ſtillſchweigend von den contrahirenden Parteyen als Richter anerkannt. — Durch ihre Verbindung bildet ſich eine Macht, die der Macht jedes einzelnen dieſer Contrahenten überlegen iſt. — Dieß kann mit der ſouverainen Macht in der bürgerlichen Geſellſchaft verglichen werden. — Der laut erklärte Entſchluß dieſer garants mit ihrer geſammten Macht den Bundbrüchigen anzufallen, iſt der Androhung einer Strafe von Seiten der Obrigkeit ähnlich.

Gewiß iſt es, daß dieſe Einrichtung nicht eher Statt fand, bis viele Staaten an einerley Bündniſſen, oder denſelben Friedensſchlüſſen Theil nahmen. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß dieſelbe etwas beygetragen hat, den leichtſinnigen Bruch öffentlicher Verträge zu verhindern. Aber ſie iſt doch noch nicht zureichend, ſie unverletzlich zu machen.

Die bürgerliche Geſellſchaft hat bey ihren Vorkehrungen zu gleichem Endzwecke, unter andern Vorzügen auch dieſen, daß die von ihr verordneten Richter bey Entſcheidung der Streitigkeiten die

So wie für den Bürger nichts heiliger ſeyn ſoll, als Grund-Contract, worauf die bürgerliche Vereinigung beruht, und die Conſtitution, welche die Bedingungen derſelben anordnet, weil von beyden die ganze Glückſeligkeit, die nur im geſelligen Leben für den Menſchen möglich iſt, abhängt: ſo muß für die Staaten von Europa und ihre Beherrſcher nichts heiliger ſeyn, als die Tractaten, durch

---

ſie ſchlichten ſollen, weniger intereſſirt ſind. Dieſe gewinnen und verlieren an ihrem eignen Vermögen, in ihren eignen Rechten nichts, daß Eigenthum und die Rechte der Partey die vor ihren Richterſtuhl kommen, mögen feſtgeſetzt werden, wie ſie wollen. — Die Garants hingegen von den Tractaten der Fürſten, ſind wieder andre Fürſten. Ihr Intereſſe iſt mit dem Intereſſe der contrahirenden Mächte verflochten. Sie vermittelten den Friedensſchluß, oder bekräftigten ihn durch ihre Beyſtimmung und Gewährleiſtung, weil ſie nach den damahligen Umſtänden ihre Rechnung dabey fanden. Dieſe Umſtände ändern ſich, die Gewährleiſtenden Mächte ſelbſt ſehen den Frieden, oder gewiſſe Bedingungen deſſelben, nicht mehr für vortheilhaft für ſich an. Die perſönlichen Neigungen der Regenten und ihrer Miniſter, die jene Unterhandlung zu Stande bringen halfen, ändern ſich nicht weniger. So nach werden aus dieſen Richtern, Parteyen. Sie brechen zuerſt den Vertrag, durch welchen ſie ſich anheiſchig gemacht hatten die Verträge andrer aufrecht zu erhalten. Entweder ruht ihre Macht, dann wenn ſie ihrem Verſprechen gemäß agiren ſollte: oder ſie wird wohl gar gegen denjenigen gebraucht, welcher bey den Bedingungen des alten Contracts am feſteſten beharret.

welche ihr jetziger Zuſammenhang, und das Syſtem des Europäiſchen Gleichgewichts, vornehmlich zu Stande gebracht worden iſt.

Die Pflichten der Staaten ändern ſich demnach mit ihrer Lage, und werden bey der wachſenden Sicherheit derſelben ſtrenger. Sie können um deſto mehr allgemeinen Regeln folgen; je weniger ſie durch plötzliche Gefahren überraſcht werden können. Sie dürfen der Sorge für ihre Erhaltung deſto weniger von ihren andern Pflichten aufopfern, je weniger ſie ganz allein die ganze Sorge zu führen haben, — weil ſie nähmlich wiſſen, daß an ihrer Erhaltung andern Staaten eben ſo viel als ihnen ſelbſt gelegen iſt. Sie müſſen um deſto mehr zu Beybehaltung des einmahl vorhandnen Zuſtandes der Dinge arbeiten, und alſo das Eigenthum und poſitive Rechte um deſto mehr reſpectiren, je vollkommner und gemeinnütziger dieſer Zuſtand an ſich iſt.

Als noch in manchen Theilen Europens barbariſche Nationen hausten, die ihren cultivirtern Nachbarn mit Zerſtörung aller ihrer Anlagen drohten; — ſo lange noch menſchenfeindliche Geſinnungen und Aberglauben in gewiſſen Nationen ſo zu ſagen erblich waren; ſo lange endlich innerhalb der Grenzen jedes Staats ſelbſt, ſo viel ſtreitende Parteyen, ſo viele Gährungen und Quellen zu bürgerlichen Kriegen ſich fanden: ſo lange konnten auch die großen Kräfte der politiſchen Welt nicht im Gleichgewicht bleiben. Die Staaten (gleich auf einander gehäuften Körpern, die noch nicht auf ihrem gemeinſchaftlichen Schwerpuncte ruhen) rieben ſich an einander, zerſtörten ſich wechſelsweiſe, oder verdrängten einander von ihrer Stelle. Das iſt Geſetz der Natur, daß unvollkommner Zuſtand veränderlich iſt.

Dieß ſehen wir, (um ein Beyſpiel aus einer ganz andern Gattung, aber ein wie ich glaube, paſſendes Beyſpiel anzuführen,) an der Sprache. So lange ſie bey einer Nation noch ſtammelt: ſo lange veraltert ſie von dreyßig zu dreyßig Jahren, und wird immer wieder neu. Iſt ſie einmahl zu ihrer völligen Ausbildung gelangt: ſo dauert ſie Jahrhunderte unverändert. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit mehrern andern Dingen. Die Beharrlichkeit findet ſich erſt, wenn der Zeitpunct der Reife und der Vollkommenheit da iſt. Bey den Verhältniſſen der Staaten, und den Verhältniſſen der Beherrſcher zu ihren Unterthanen, iſt ebenfalls eine öftere Umänderung des Zuſtandes, der Beſitzungen, der Rechte, die unausbleibliche Begleiterin, fehlerhafter Vertheilungen des Staats-Eigenthums, unweiſer Verträge, und mangelhafter oder wenig beſtimmter Verfaſſungen. Während ſolcher ſich ſchnell folgenden Abwechſelungen ſind Ungerechtigkeiten unausbleiblich, ſo wohl weil ſie leichter Entſchuldigung, als weil ſie mehr Beyſtand und Hülfsmittel finden. — Der beſſere Zuſtand hingegen iſt gemacht fortzudauern. Je vernünftiger die Verabredung, je zweckmäßiger die Einrichtungen, je deutlicher die Beſtimmungen der Rechte ſind, deſto ehrwürdiger werden ſie. Und derjenige iſt doppelt ſtrafbar, der hier an neue Revolutionen denkt, die außer dem Mangel rechtlicher Anſprüche, auch alle Gründe der Schicklichkeit und des Nutzens gegen ſich haben.

Zwar iſt dieſer Punct der Vollkommenheit in der Politik noch lange nicht erreicht. Aber man erkennt, wenn man anders in den menſchlichen Angelegenheiten einen Plan annimmt, daß die Vorſehung darauf losarbeitet. Und wir können hoffen, daß diejenige ſtrenge Gerechtigkeit, und dieſelbe Ehrfurcht für Eigenthum und Verträge, die jetzt nur im Privatleben herrſcht, auch auf die Verhandlungen der Staaten übergehen wird, ſo bald gleicher Wohlſtand, gleiche Aufklärung und Sittlichkeit der meiſten Völker unſers Welttheils, dem Ehrgeiz ihrer Beherrſcher keinen ſcheinbaren Vorwand, und den gut geſinnten Fürſten keinen Bewegungs-Grund zu eigenmächtigen Schritten geben wird.

*

Es ſind dreyerley verſchiedene Zeitumſtände zu unterſcheiden, in welchen auch die Maaßregeln eines Souverains verſchieden ſeyn müſſen.

Der erſte Zuſtand iſt der, deſſen ich ſchon oben erwähnt habe, der Zuſtand allgemeiner Ruhe; wenn weder die Sicherheit ſeines eignen Staats durch Anſchläge die andre gegen ihn gefaßt ·

haben, in Gefahr geſetzt wird, noch in andern Staaten Revolutionen vorgehn, oder Kriege geführt werden, welche einen nachtheiligen Einfluß auf ſein Land befürchten laſſen; kurz, wenn die politiſche Welt eines ruhigen und heitern Tages genießt.

In dieſem Zuſtande, (welchen man als denjenigen anſehen kann, auf welchen die Regeln der Moral eigentlich berechnet ſind) darf, wie ich ſchon geſagt habe, ein guter und menſchenfreundlicher Fürſt, nie zuerſt und freywillig etwas ſtören.

Welchen Bewegungsgrund könnte er dazu haben, der einen Schein von Giltigkeit hätte? Der Fall der Nothwehr die alles entſchuldigt, iſt nicht vorhanden. Und kein Staats-Intereſſe, welches er auch immer vorwenden möchte, iſt den Vortheilen gleich, die ein ſolcher Ruheſtand den Ländern gewährt.

In einem ſolchen Zeitraume iſt alſo ſtrenge Beobachtung aller Verträge, ſorgfältige Achtſamkeit, auch die kleinſten Urſachen zu Beſchwerden für die benachbarten Staaten, und beſonders Anläſſe zum Mißtrauen zu verhüthen, — endlich Vereinigung der ganzen Aufmerkſamkeit auf die innere Verwaltung des Staats, heilige Pflicht jedes Regenten.

Zweyter Zuſtand. Wenn gegen einen Staat Anſchläge und Verbindungen jetzt eben gemacht werden, oder doch mit großer Wahrſcheinlichkeit zu befürchten ſind.

Jenes ſetzt Thathandlungen voraus, von welchen der bedrohete Staat hinlänglich unterrichtet ſeyn muß, wenn die darnach genommenen Maaßregeln gerecht ſeyn ſollen. Dieſes kann auch zuweilen aus den Geſinnungen der Nationen und ihrer Fürſten mit ziemlicher Sicherheit geſchloſſen werden.

Unſer großer Friedrich fand ſich vor dem Anfange des Krieges von 1756, gegen den Oeſterreichiſchen Staat und ſeine Verbündeten in dem erſten Falle; — die Königin Eliſabeth gegen Philipp den Zweyten, faſt ihre ganze Regierung hindurch, und [illegible] meiſten in dem Jahrzehend von 1580 bis 90, in dem letztern. Religions-Eifer und Geiſt des Deſpotismus mußten damahls Spanien gegen eine Inſel waffnen, welche der Schutzort der Freyheit und des Proteſtantismus war. Das Entgegenſtehende des Intereſſes in den holländiſchen Angelegenheiten, Unwille über die fehlgeſchlagene Erwartung in Abſicht ſeiner vormahligen Verbindung mit England, — endlich manche kleine angethane und empfangene Beleidigungen waren für einen Geiſt, wie Philipps ſeiner, zu ſtarke Urſachen zum Haſſe, als daß Spanien nicht ſchon vor Ausrüſtung ſeiner unüberwindlichen Flotte, als Feind Englands angeſehen werden ſollte. Darnach mußte alſo auch, nach geſunder Politik, Englands Königin handeln.

In ſolchen Zeitpuncten nimmt mit der Gefahr auch die Schwierigkeit zu, das was Pflicht der

Selbſterhaltung, und das was die Treue und die Gerechtigkeit fordert, genau von einander abzuſondern.

Es ſind beſonders hiebey zwey gefährliche Puncte, wo es leicht iſt, von dem rechten Wege, als unklug, oder als ungerecht abzuweichen: erſtlich in Abſicht der Art und Weiſe, wie man zur Kenntniß der Anſchläge ſeiner Gegner gelangt; zweytens in Abſicht der Mittel, welche man vorkehrt ſie zu vereiteln.

Wenn es nicht erlaubt ſeyn ſoll, ſich eher gegen bloße gemachte Entwürfe andrer, mit den Waffen in der Hand zur Wehre zu ſetzen, als bis man von der Wirklichkeit ſolcher Entwürfe gewiß überzeugt iſt: ſo ſcheint es, müſſe man das Recht haben alle Schritte zu thun, wodurch man das Vorhaben ſeiner Rivale entdecken könne. Demungeachtet ſind einige dieſer Schritte, worunter z. B. die Beſtechung der eignen Diener unſers Gegners, die heimliche Entwendung von Documenten gehören, — den Begriffen von Treue und Redlichkeit, die ein tugendhafter Mann hat, dergeſtalt zuwider, daß er ſie unmöglich billigen kann, wenn es nicht ſchon ein erklärter Feind iſt, gegen den ſie gebraucht werden. Aber in dieſem Falle wären ſie unnöthig. Uiberdieß ſind ſolche Kunſtgriffe feindſelige Anſchläge andrer zu erfahren, wenn ſie entdeckt werden, ſelbſt ſchon hinlängliche Urſachen Feindſchaft zu erregen, und machen alſo den ſelbſt zum Beleidiger und erſten Aggreſſor, der ſich nur von den bevorſtehenden Angriffen der Gegenpartey vergewiſſern wollte.

Auf der andern Seite würde ein, der Eiferſucht anderer ausgeſetzter Fürſt ſich ſeinen Feinden auf gut Glück Preis geben müſſen, wenn er bey bloßen Vermuthungen einer von denſelben ihm drohenden Gefahr, weder gegen ſie agiren, noch ſeine Beſorgniſſe durch alle mögliche Wege der Erkundigung aufklären dürfte.

Ich zeige hier bloß die Schwierigkeit an, ohne im Stande zu ſeyn, ſie völlig aufzulöſen. Zeit und Umſtände verändern viel: und wenn nicht in dem Charakter eines Fürſten oder ſeines Miniſters Hinterliſt liegt; wenn es ihnen wirklich nur um Sicherheit und Vertheidigung des Reiches, welchem ſie vorſtehn, zu thun iſt: ſo wird ihnen in jedem beſondern Falle ihr Gewiſſen beſſer als der Rechtslehrer ſagen, was ihnen erlaubt ſey.

So viel iſt gewiß, ſchon in dem Gedanken, daß eine Nation die andre für ihren natürlichen Feind, ein Staat den andern für ſeinen nothwendigen Rival hält, liegt ſchon etwas ſo Menſchenfeindliches, zum Theil etwas ſo Ungerechtes und Unwahres, daß wenn man dieſe Maxime erſt gelten läßt, man umſonſt eine Regel ſucht, Ungerechtigkeiten und Treuloſigkeiten zu verhüthen, welche nothwendige Folgen jener Maxime ſind. Denn was iſt mir nicht gegen den erlaubt, von dem ich gewiß glaube, daß er immer mit dem Vorſatz herumgeht, mich zu Boden zu ſchlagen?

Je weniger allgemeine Gründe alſo vorhanden ſind, ſolche bleibende feindſelige Geſinnungen bey irgend einer Nation oder einem Regenten gegen einen andern vorauszuſetzen: je weniger gewagte Schritte darf dieſer letzte ſich erlauben, um die Wirkungen dieſer Feindſeligkeit auszukundſchaften.

Dieſer Zuſtand der Dinge nähert ſich in Europa: und wenn die Menſchen nicht an Gewohnheiten, an Formeln, an alten ererbten Maximen mehr hingen, als ſie von ihren eignen Uiberlegungen regiert werden: ſo würde ſchon jetzt in Europa vom natürlichen Feinde unter Politikern nicht mehr die Rede ſeyn.

Aber da doch dieſer von ehemahligen Kriegen übrig gebliebne Samen zu Streitigkeiten noch immer keimt: ſo iſt dieß wenigſtens der Maaßſtab, nach welchem Rivale ſich im Frieden gegen einander zu betragen haben. „Vor geheimen Nachforſchungen von meiner Seite, müſſen offenbare Merkmahle des übeln Willens von Seiten meiner Gegner vorhergehn.“

Der zweyte Punct, „welche Mittel ein Staat brauchen dürfe, um vermuthlich Anſchläge ſeiner Gegner zu hintertreiben“ hat weniger Schwierigkeit.

Es iſt klar, daß die gelindeſten die beſten ſind. Wenn alſo durch pünctliche Erfüllung aller eingegangnen Verträge, und durch die nachbarlichſte Begegnung, den Haß des Gegners zu entwaffnen iſt; wenn man ſich durch Bündniſſe, durch eine gute Landesverwaltung, durch bloße Sorgfalt auf alle Vertheidigungsanſtalten gewandt, hinlänglich vor ihm ſchützen kann: ſo iſt das Zuvorkommen nicht erlaubt.

Aber wer wagt ſich, zu behaupten, daß dieß ohne Ausnahme der Fall ſey? und daß nicht der erſte Aggreſſor doch der wahrhaft gerechte Mann ſeyn könne, weil er nichts thut als unausbleiblichen, und dann wenn ſie erſt ausbrechen, ihm unwiderſtehlichen Angriffen andrer zu begegnen? Wer da weiß, was im Kriege das Unerwartete, die Schnelligkeit und das Glück der erſten Unternehmungen vermag, der wird einem mit Kriege bedrohten Fürſten nicht ohne Einſchränkung anrathen, dieſe Vortheile ſeinen Feinden in die Hände zu geben.

Der dritte Fall iſt: wenn ein Staat zwar nicht ſelbſt bedroht wird; aber wenn in andern Staaten große Veränderungen vorgehn, ſie in bürgerliche Streitigkeiten oder in Kriege verwickelt ſieht, welche durch entfernte Folge auch ihm ſelbſt ſchaden oder nutzen können. Welchen Antheil darf er daran nehmen, welche Rolle hat er dabey zu ſpielen?

Dieſe Frage iſt vielleicht die wichtigſte von allen, weil die Fälle, wo ſie zu beantworten iſt, am häufigſten vorkommen, und die Gefahr alſo Ungerechtigkeiten in dieſer Art zu begehn, am größten iſt. Weil öfter werden Europäiſche Fürſten in Kriege andrer verwickelt, als ſie ſelbſt Kriege zu führen haben. Um das Intereſſe von einem oder zwey Mächten dreht ſich immer die ganze politiſche Maſchine von Europa. Die meiſten Streitigkeiten werden erſt durch die Einmiſchung der Nebenparteyen verwickelt und langwierig. Uiberdieß iſt die immer das letzte Ziel des königlichen Ehrgeizes, — (wie man gemeiniglich ſagt,) — eine große Rolle auf dem Schauplatz der Welt zu ſpielen, d. h. mit andern Worten, auf die Angelegenheiten andrer Staaten Einfluß zu haben; bey ihren Entwürfen zu Rathe gezogen zu werden, oder bey ihren Händeln, es ſey als Schiedsrichter, es ſey als Gehülfe einer Partey, den Ausſchlag zu geben.

Ehe wir von den Ausnahmen reden, müſſen wir erſt die Regel feſtſetzen. Dieſe iſt nach Gründen der Vernunft und des allgemeinen Rechts folgende: „Der Souverain eines Staats hat ſein eigentliches Geſchäfte innerhalb der Grenzen desſelben. Darauf iſt alſo auch ſeine Autorität eingeſchränkt. Handlungen andrer Staaten gehören nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit, ſo wenig als die Vorfälle in denſelben ſeine Fürſorge erfordern. Was in beyden die Sicherheit oder die Wohlfahrt ſeines Landes nicht berührt, dabey muß er ſich bloß als Zuſchauer verhalten, wenn er nicht von den intereſſirten Parteyen ſelbſt zur Theilnehmung aufgefordert wird.“

So wie im bürgerlichen Leben, die ungebethnen Friedensſtifter oft die Zänkereyen vergrößern, und die, welche ſich zu Reformatoren aufwerfen, die verdorbne Sachen noch mehr zerrütten: ſo bringen auch ehrgeizige Fürſten, indem ſie ſich anmaßen die Wagſchaale von Europa in Händen zu halten, eben dadurch die Geſchäfte noch mehr aus dem Gleichgewicht; und zünden das Feuer der Zwietracht erſt recht an, indem ſie ſtrittige Rechte durch die Dazwiſchenkunft entſcheiden wollen. Die Parteyen welche Frankreich bey Erlöſchung des Valeſiſchen Stamms theilten, wären nie ſo erbittert gegen einander geworden, wenn Philipp ſich nicht eingemiſcht hätte, die ſtreitige Succeſſion zu reguliren. — Iſt es überdieß bloß Herrſchſucht welche einen Fürſten bewegt, ſich bey allen in benachbarten Staaten entſtehenden Unruhen thätig zu erweiſen; ſo wird er es in kurzem nicht dabey bewenden laſſen, die Gelegenheiten, die ſich ihm zum Gebrauche ſeines Anſehens darbiethen, zu nutzen: — er wird ſelbſt Anläſſe dazu hervorzubringen ſuchen; er wird Unruhen ſtiften um ſie beyzulegen; — er wird Parteyen gegen einander aufhetzen, um als Gebiether in einem fremden Lande handeln zu können.

Eine ſolche Rolle haben mächtige Monarchen Europens zuweilen geſpielt, — mehrere haben darnach geſtrebt, Sie hat in der That etwas Glänzendes. Und beynahe kann bey einem Fürſten die Regierde nach Macht außer der Sicherheit keinen andern Endzweck haben, als auf dieſe Weiſe zur indirecten Beherrſchung mehrerer Staaten zu gelangen. Aber es iſt doch eine unerlaubte und für das Wohl der Völker verderbliche Rolle.

Indeß iſt jezt in Europa die Verbindung des Intereſſes der verſchiedenen Staaten, beſonders wegen des doppelten Gegenſtandes, des politiſchen Gleichgewichts und des Handels ſo groß, daß, nach der Wahrheit, in keinem Theile dieſes Syſtems merkwürdige Veränderungen vorgehn können, ohne daß jeder andre Theil desſelben, mehr oder weniger die Wirkung davon gewahr wird.

Den Fürſten Europens ganz zu verwehren, an fremden Regierungsangelegenheiten Theil zu nehmen, hieße die Staaten dieſes Welttheils wieder ſo iſoliren, wie ſie es in uralten Zeiten waren. Und die Folge davon müßte ſeyn, daß, indem ſie ſich weniger um einander bekümmerten, ſie ſich auch nicht mehr einander ſo gut kennten, ſie alſo ſich auch mehr vor plötzlichen Uiberfällen gegenſeitig fürchten müßten: woraus von jeher weit größere Ungerechtigkeiten entſprangen, als diejenigen ſind, welche die unzeitige Neugierde und Geſchäftigkeit der Regenten in Abſicht fremder Staatsſachen, begleiten.

Wenn die Sicherheit eines Staats alſo durch Veränderungen, die bey einem Nachbar vorgehn, in Gefahr geräth: ſo darf der Regent des erſten hinzutreten, die Sachen wieder in die Ordnung zu bringen, welche ſeinen Beſorgniſſen abhilft. Dieſer Fall der angegriffnen Sicherheit iſt alsdann vorhanden, wenn durch den befürchteten Ausgang der Unruhen, entweder ein Staat, der auf der Waage von Europa ein merkliches Gewicht gab, zu ſchwach, ein andrer übermächtig wird; oder wenn der Krieg ſich unſern Grenzen nähert; oder wenn ein Bundsgenoſſe ſich in einen Feind verwandelt.

Auch in der bloßen Abſicht Gutes zu ſtiften, darf ein mächtiger Fürſt, der andre Staaten zerrüttet, von Feinden bedroht, von übermüthigen Siegern unterdrückt, oder von Factionen zerriſſen ſieht, ſich als Beyſtand der beſſern Partey oder als Vermittler thätig erweiſen. Es kann zuweilen wahre preiswürdige Großmuth ſeyn, in Staaten, deren Schickſale auf unſer Wohl und Wehe geringen Einfluß haben, Ruhe wieder herzuſtellen, oder eine glücklichere Einrichtung der Dinge zu befördern.

„Aber darf ſich der Regent auch ſolcher Gelegenheiten zu ſeiner eignen Vergrößerung bedienen?“

Es ſind Beyſpiele, wo dieſes geſchehen iſt, auf allen Blättern der Geſchichte zu finden. Faſt immer haben die Helfer der Unterdrückten, oder die Schiedsrichter der Streitenden, ſich für ihre Wohlthat ſo reichlich bezahlt gemacht, daß es ungewiß geblieben iſt, ob ſie mehr für ihre Freunde und die gute Sache, oder für ihren eignen Vortheil die Waffen ergriffen haben. Es koſtete das Teutſche

Reich die drey Lothringiſchen Bisthümer, das Frankreich ſich der Freyheit ſeiner Fürſten, und der verbeſſerten Religion zu Carls des Fünften Zeiten annahm. Die Schweden und Franzoſen erhielten zur Belohnung ihrer ſchiedsrichterlichen Theilnehmung an den Unruhen des dreyßigjährigen Krieges ſo anſehnliche Provinzen von Teutſchland, daß eigentlich zu Eroberungen unternommene Kriege ihnen nicht mehr hätten einbringen können.

Solche Beyſpiele vermehren eben den freundſchaftlichen Eifer, mit welchem immer die Potentaten Europas herbeyeilen, wo irgend ein Feuer ſich entzündet, um, wie ſie vorgeben, löſchen zu helfen, aber in der That, um etwas von dem aus den Flammen Geretteten als Beute davon zu tragen.

Iſt nun dieß gerecht?

Es iſt abermahls unmöglich dieß bejahend oder verneinend im allgemeinen zu beantworten. Aber gewiſſe allgemeine moraliſche Grundbegriffe laſſen ſich feſtſetzen, nach welchen jeder Fürſt und Staatsverwalter, wenn es ihm anders um Erfüllung ſeiner Pflicht zu thun iſt, ſein Verfahren prüfen kann.

Alles was ein Regent in ſolchen Fällen thut, bloß um einer ihm als Menſchen eignen Leidenſchaft Genüge zu thun, oder um einen nur auf ſeine Perſon und ſeine Familie eingeſchränkten Vortheil zu erhalten, — das iſt unrecht.

Alles was er in fremden Angelegenheiten thut, bloß der Nation wegen welcher er vorſteht, zu Beförderung eines Intereſſes, das ſich lediglich auf ſeinen Staat bezieht, (ausgenommen, wenn Erhaltung und Sicherheit dieſes Intereſſe iſt) das kann, nach den Umſtänden, bald recht, bald unrecht ſeyn.

Alles was er thut mit Rückſicht auf Sicherheit, Freyheit und Wohlſtand der ſämmtlichen Nationen, welche in die unter ſeine Gerichtsbarkeit gezogne Angelegenheit, oder in den von ihm mit ausgefochtnen Streit verwickelt ſind, das iſt vollkommen recht.

Jacob der erſte that Recht, daß er ſich nicht in die Händel des Churfürſten von der Pfalz, bloß weil dieſer ſein Schwiegerſohn war, miſchte, wenn er deſſen Wahl zum Könige von Böhmen für unrechtmäßig, und die Sache deſſelben zugleich für gleichgiltig für Englands Sicherheit und für die Wohlfahrt von Europa hielt. Aber ſeine Gewiſſenhaftigkeit war zu groß, oder ſeine Moral nicht aufgeklärt genug, wenn er ſich verpflichtet hielt, einem ſo nahe verbundnen Fürſten, der in Gefahr, war völlig unterdrückt zu werden, wegen des zweydeutigen Rechts ſeiner erſten Schritte nicht beyſtehen zu dürfen, da doch mit ſeinem und ſeiner Bundsgenoſſen Falle, die teutſche Freyheit und die proteſtantiſche Religion über den Haufen fiel, und Papiſten und Spanier, — damahls die Erbfeinde von England, und in der That Feinde von allem was Glück und Wohlſeyn der Staaten heißen kann, — die Oberhand behielten.

Wenn Guſtav-Adolph bloß die Abſicht gehabt hätte, ſich die Unruhen Teutſchlands zu Nutze zu machen, um einen feſten Fuß in demſelben faſſen zu können, und in dem Fürſtenrath desſelben eine Stimme zu erhalten: ſo war das Blut ſeiner Schweden für einen mehr ihrem Fürſten als ihrem Lande wichtigen Gegenſtand mit Unrecht gewagt; und das Blut der Teutſchen, die er zu beſtreiten kam, mit Unrecht vergoſſen. Aber er verdient Dank und Ehre, wenn er zugleich Retter von Teutſchland und von der Gewiſſensfreyheit ſeyn wollte.

Es wird ein ewig glänzender Schmuck in der Krone der preußiſchen Monarchie bleiben, daß der größte ihrer Könige ſeine Heldenlaufbahn mit einer Unternehmung beſchloß, welche ohne ſeine Macht zu vergrößern, oder ſeinen Staat zu bereichern, bloß zur Aufrechterhaltung der Conſtitution von Teutſchland, zur Beſchützung fremden Eigenthums, und zur Befeſtigung des allgemeinen Ruheſtandes abzielte, -- ſo wie der Nachfolger dieſes Helden ſeine Laufbahn mit einer gleich edel abzweckenden, gleich uneigennützig ausgeführten Theilnehmung an fremden Angelegenheiten angefangen hat.

Doch der Sinn jener Regeln wird ſich noch deutlicher zeigen, wenn ich die Fälle, worin ſie anzuwenden ſind, genauer unterſcheide.

Die Veränderungen eines Staats, von welchen ich unterſuche in wie weit ſie andre Mächte zur Theilnahme an denſelben berechtigen, ſind vornehmlich von zweyerley Art, entweder Streitigkeiten die er mit Auswärtigen hat, Kriege die er führt, Eroberungen die er macht, Niederlagen die er leidet; oder es ſind Aenderungen ſeiner Conſtitution, Zuwachs oder Verluſt an Rechten auf Seiten eines oder des andern ſeiner Staatsglieder, nebſt den aus ſolchen Aenderungen entſtehenden, auf ſolche Aenderungen abzielenden bürgerlichen Unruhen.

Es iſt alſo immer Krieg und Streit, der vornehmlich die Aufmerkſamkeit der Ausländer auf einen Staat hinzieht. Es iſt immer, um entweder der einen Partey beyzuſtehn, oder beyde zu vergleichen, daß Ausländer ſich in jene Händel miſchen.

So lange in einem Hauſe alles ruhig und geſund iſt, bekümmert ſich die Nachbarſchaft nicht um deſſen Einwohner. Dann läuft aber alles hinzu, wenn man eine lärmende Zänkerey hört, wenn Feuer geſchrien wird, oder wenn jemand darin tödtlich verwundet worden.

Der natürlichſte und vernünftigſte Zweck dieſer vorzüglichen Aufmerkſamkeit auf das Böſe, welches bey andern vorgeht, ſollte ſeyn es zu lindern, — die Zankenden zu verſöhnen, das Feuer zu löſchen und die Wunden zu verbinden.

So alſo ſollten die Fürſten in jenen Angelegenheiten auftreten, — als Friedensſtifter. Und in der That iſt dieß auch immer ihr Vorwand. — Aber iſt es auch ihr wirkliches Geſchäfte?

Die ſtreitenden Parteyen dahin zu bringen, daß ſie ſich ſelbſt mit einander verſöhnen und ihre Rechte durch eigne Verabredungen ausgleichen, iſt ein gerechteres und rühmlicheres Werk eines großen Staatsmanns, als ſelbſt mit gewaffneter Fauſt Schiedsrichter derſelben zu werden. Den alten Ruheſtand wiederherſtellen iſt, im Ganzen beſſer, als noch ſo weiſe Aenderungen machen zu helfen, weil dieſe immer die Unſicherheit der Staaten und ihrer Verfaſſungen vermehren, jener die Feſtigkeit derſelben dauerhafter macht, — woran im Ganzen dem menſchlichen Geſchlecht am meiſten gelegen iſt. Denn alle wahren Verbeſſerungen entſtehen in ihm, durch den immer anwachſenden Schatz ſeiner Erfahrungen und Begriffe nach und nach von ſelbſt, wenn nur ſein Fortgang nicht durch phiſiſche Unglücksfälle, oder politiſche Revolutionen geſtört wird.

Doch nicht allemahl kann die Einmiſchung eines Staats, in innere oder äußere Streitigkeiten ſeiner Nachbarn bloß auf Vereinigung der Parteyen gerichtet ſeyn, oder ſich mit einem friedlichen Rath endigen. Zuweilen muß erſt mit gefochten werden, ehe man verſöhnen kann; und ein ſehr zerrütteter Körper kann oft nicht anders in Ruhe gebracht werden, als indem man die Lage und Anordnung ſeiner Theile abändert.

In dieſem Falle tritt alſo gemeiniglich ein Staat als Bundsgenoſſe einer der ſtreitenden Parteyen auf, die gegenſeitige zu bekämpfen. Die Hauptfrage iſt alsdann: welche Partey er ergreifen ſolle; die zweyte, durch welche Mittel er ihr beyſtehen müſſe.

Bey jener ſcheinen mir drey Betrachtungen vorhergehn zu müſſen: erſtlich, welche von den beyden Parteyen die im Streite liegen, iſt die gerechtere? zweytens, welcher Partey Uibergewicht iſt für die Sicherheit und Flor meines Staats am nützlichſten? — endlich welcher Partey Uibergewicht iſt zum Vortheil des menſchlichen Geſchlechts überhaupt am meiſten zu wünſchen?

Nach der Regel muß das Recht zuerſt zu Rathe gezogen werden. „Wer will dem andern, an Gütern oder an Rechten das Seinige nehmen? Wer iſt angreifender Theil? Auf weſſen Seite iſt das Herkommen, die Gewohnheit, der uralte Beſitz, oder vorhergegangene Verträge?

Wenn nicht der Schaden, welchen der gerechte Theil in der Verfolgung ſeiner Rechte anrichtet, sehr groß, oder der Nutzen der für alle entſteht, wenn an den Rechten ſelbſt was geändert wird, ſehr einleuchtend iſt; ſo muß das was immer geweſen iſt, aufrecht erhalten, und der, welcher für den alten Zuſtand ficht, in Schutz genommen werden. —

Aber doch iſt der Fall ſehr denkbar, — hat ſich in der Welt ereignet, und wird ſich wahrſcheinlich noch mehrmahlen zutragen, daß der angreifende Theil zugleich in andrer Abſicht der beſſere, —

der

der angegriffene der ſchlimmere iſt, — daß letztrer grauſame und unerlaubte Mittel braucht eine gerechte Sache zu vertheidigen, oder Vortheile, die er mit Gerechtigkeit erworben hat, auf eine ungerechte Weiſe verfolgt und nutzt.

Uiberdieß kann die eine Partey ſo offenbarer Feind meines Staats ſeyn, und wenn ſie obſiegt demſelben ſo gefährlich werden, daß ich als Regent der Sicherheit desſelben ſchuldig bin der Gegenpartey beyzuſtehen, ohne die Rechts-Anſprüche derſelben unterſucht zu haben, und ſelbſt, wenn ich an ihrer Giltigkeit zweifle.

Welcher Ausgang eines Kriegs oder bürgerlicher Unruhen, — der Sieg, welcher Partey für die Menſchheit überhaupt am vortheilhafteſten ſey: — das hängt vornehmlich von den Geſinnungen ab, die bey einer Partey herrſchen, von dem Grade Aufklärung und Tugend, zu welcher die Menſchen in ihr gelangt ſind. Der Sieger kann immer ſeinen Einfluß weiter verbreiten, kann ſtärker auf andre Menſchen (theils durch ſeine Macht theils durch ſein Beyſpiel) wirken, als der Uiberwundene. Und wenn alſo die Grundſätze des erſtern irriger, härter und menſchenfeindlicher ſind als die Grundſätze des letztern: ſo leidet die allgemeine Glückſeligkeit der Menſchen durch dieſes Uibergewicht des Schlimmern.

Die großen Gegenſtände, welche das menſchliche Geſchlecht bey den Revolutionen der Staaten intereſſiren, ſind hauptſächlich dieſe drey: ob Gewiſſensfreyheit oder Religions-Zwang, ob Aufklärung und gute Sitten, oder Unwiſſenheit und Laſter, endlich, ob Deſpotismus oder Geiſt einer vernünftigen Freyheit wahrſcheinlich durch die emporkommende Partey wird befördert werden.

Dieſe Gegenſtände müſſen den nähern Endzwecken, wovon ich zuvor redete, bey den Berathſchlagungen der Cabinetter über die zu ergreifende Partey nachſtehen, weil jeder Fürſt für ſein Land eher als für das ganze menſchliche Geſchlecht, und für Aufrechterhaltung der Dinge eher als für Reformirung derſelben zu ſorgen hat. Aber wenn jene Endzwecke in Sicherheit ſind, oder die darauf abzielenden Betrachtungen keinen hinlänglichen Ausſchlag geben: ſo iſt es einem Menſchenfreunde auf dem Throne erlaubt, ſich bloß dadurch beſtimmen zu laſſen, daß er eine duldſame Partey gegen eine intolerante, daß er die aufgeklärtere, edlere, großmüthigere Nation, gegen die ungeſittetere und grauſamere, daß er die Freunde der Freyheit gegen deſpotiſch Geſinnte vertheidige.

Wir wollen uns vorſtellen, um dieſe Theorie durch ein Beyſpiel zu erläutern, daß wir die Berathſchlagungen zu machen hätten, welche Guſtav Adolph als ein redlicher Fürſt ohne Zweifel anſtellte, als er ſich in den dreyßigjährigen Krieg miſchte.

1. „Wer hat Recht, Ferdinand und die Li-

guiſten, oder die Proteſtanten? Wer iſt der angreifende Theil?" Dieß konnte, wenn auf die erſten Veranlaſſungen des Krieges zurückgegangen wurde, wenigſtens zweifelhaft ſcheinen. Das Recht der Böhmen einen König zu wählen, war nicht ausgemacht, der Titel des Churfürſten von der Pfalz zu dieſer Krone war alſo zweydeutig. In wie weit Unterdrückung, oder gebrochne Verträge von Seiten der Oeſterreichiſchen Regenten, den Böhmiſchen Ständen die Befugniß gaben, die herkömmliche Succeſſionsordnung zu ändern, war unmöglich zu ergründen. — Auf welche andre entferntere Urſachen des Krieges man zurückging, es ſey auf den Donauwerthiſchen Tumult, und die gegen die Stadt erkannte Reichsacht, es ſey auf die Errichtung der Proteſtantiſchen Union und der Katholiſchen Ligue, oder auf den Jülich- und Bergiſchen Succeſſionsſtreit: ſo war, „außer den Mauern von Ilium gefehlt worden, wie innerhalb derſelben." Die Proteſtanten hatten ſich zuerſt gerüſtet, zuerſt losgeſchlagen: aber ſie hatten vorhergehende Verletzungen des Religionsfriedens von Seiten der Katholiken, und heimliche Anſchläge derſelben zu ihrer Rechtfertigung anzuführen. Aber jenen Verletzungen ſetzte die Gegenpartey noch ältere Eingriffe der Proteſtanten in die ihnen durch den Religionsfrieden geſetzte Schranken entgegen; und dieſen Verdacht erklärte ſie für ungegründet, oder ſchob ihn, nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit, auf die Proteſtanten zurück. Das eigentliche Recht war alſo im Dunkeln.

2. „Welches iſt für Schweden vortheilhafter, — wenn ein deſpotiſch geſinnter Fürſt ſeine unumſchränkte Herrſchaft bis an das Meer, welches auch die Ufer von Schweden beſpült, erweitert; wenn eine Religionspartey in Teutſchland die Oberhand bekömmt, welche die Religion des Schwediſchen Volks und Königs haßt, und die Anhänger derſelben zu verfolgen ſich berechtigt glaubt; — wenn endlich der Bundesgenoſſe und Verwandte des Thron-Prätendenten von Schweden freye Hände bekömmt, ſich in die Angelegenheiten des Nordens zu miſchen: — oder wenn Teutſchland unter einem eingeſchränkten Oberhaupte in mehrere kleinere Herrſchaften getheilt bleibt, wenn ein anſehnlicher Theil dieſer Fürſten mit Schweden durch eine gemeinſchaftliche Religion und durch Dankbarkeit für die im Augenblicke dringender Noth geleiſtete Hülfe verbunden, — wenn endlich dem Feinde der gegenwärtigen Regierung und Conſtitution Schwedens ſeine mächtigſte Stütze entzogen wird.“ — Die Beantwortung dieſer Frage, ohne Zweifel der erſten, welche die Staatsmänner von Schweden aufwarfen, konnte nicht anders als einſtimmig für die Ergreifung der letztern Partey ausfallen.

3. „Welches iſt dem Intereſſe der Menſchheit überhaupt gemäßer, daß der mit Spanien verbundene Kaiſer Ferdinand, welcher, nachdem er die im

Anfange ihm fürchterlichen Gegner überwunden hat, nun alle Welt, auch die, welche ihn nicht beleidigt hat, unterdrücken will, ſeine Macht unverhindert vermehre, oder daß er in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen werde? Welches iſt beſſer, daß die Partey, deren Religionsgrundſätze den freyen Gebrauch der Vernunft verbiethen, und welche alle anders Denkende zu dieſer Religion zwingen will, in einem für Europa ſo wichtigen Lande als Teutſchland, dem erſten Sitze der Reformation, obſiege: oder daß diejenige Partey bey Kräften und in der ungeſtörten Uibung ihrer Religion bleibe, welche ſich zu freyern und duldſamern Grundſätzen bekennt? Welches iſt für Europa vortheilhafter, daß ſpaniſcher Stolz und römiſche Bigotterie, oder daß teutſcher Freyheitsſinn, und proteſtantiſcher Unterſuchungsgeiſt ſich in denſelben ausbreite?“ Auch hierüber konnte unmöglich ein Streit ſeyn, wenigſtens bey dem Fürſten und bey dem Volke nicht, welche ſelbſt den Gottesdienſt der Reformatoren bey ſich eingeführt, — und welche vor kurzem durch eine kühne Handlung, durch Abſetzung eines intoleranten Königs, und Aenderung der Thronfolge, die Freyheits-Rechte einer Nation behauptet hatten.

Es wird nicht unnütz ſeyn, dieſem Beyſpiele der löblichſten Theilnehmung eines Fürſten an den Unruhen auswärtiger Staaten ein anderes von entgegengeſetzter Art an die Seite zu ſtellen.

Hatte wohl Philipp der Zweyte eben ſo viel

Recht ſich in die bürgerlichen Kriege Frankreichs zur Zeit der Ligue, als Guſtav ſich in den teutſchen Krieg zu miſchen? Ergriff jener die Partey, welche er unterſtützte, aus eben ſo billigen Urſachen.

1. Er trat auf gegen das deutlichſte und ausgemachteſte poſitive Recht, welches nur in Staatsſachen vorhanden ſeyn kann. Wenn in irgend einem Staate ein Geſetz durch Alterthum, allgemeine Uibereinſtimmung der Nation, immer gleichförmige Entſcheidung aller Jahrhunderte heilig geworden: ſo iſt es in Frankreich die Succeſſions-Ordnung, nach welcher, wenn der regierende Zweig der königlichen Familie abſtirbt, der älteſte Sohn des nächſten Mannsſtamms ihm auf dem Throne folgt. Nach dieſem Geſetze, welchem keine auch nur ſcheinbare Anſprüche entgegengeſetzt werden konnten, war Heinrich von Navarra der unſtreitige Erbe der franzöſiſchen Monarchie. Und doch wandte Philipp ſeine Schätze und ſeine Heere an, eben dieſen Heinrich von der Thronfolge auszuſchließen.

2. Es war nicht Philipps Reich, es war nur er ſelbſt, es war nur ſeine Tochter, deren Intereſſe er durch Ränke, Beſtechungen, heimliche und offenbare Gewalt bey den franzöſiſchen Unruhen zu befördern ſuchte. Spaniens Sicherheit ſtand auf keinem Fall von Seiten des geſchwächten und in Factionen getheilten Frankreichs in Gefahr, der Thronfolger in dieſem mochte ſeyn, welcher er woll-

ꝛc. Spaniens Wohlfahrt konnte nichts dadurch gewinnen, wenn ein Guiſe in Frankreich herrſchte. Selbſt Spaniens Vergrößerung, wenn, nach den unrichtigen Begriffen der damahligen Politik, dieſe ja für einerley mit der Vermehrung der National-Glückſeligkeit gehalten wurde, konnte nicht als die Abſicht von Philipps Entwürfen angeſehn werden, da er Frankreich als ein abgeſondertes Reich ſeiner Tochter und ihrem Gemahl zueignen wollte. Alle ſeine Triebfedern lagen in Leidenſchaften des Menſchen Philipps, nicht in Entwürfen des Königs und Landesvaters. Es ſchmeichelte ihm, jetzt, während der Unruhen, in dieſem Lande, durch ſeine Geſandten zu herrſchen. Es reitzte noch mehr ſeinen Ehrgeitz die Regierung dieſes Staats, ſo lange er lebte, durch den Einfluß, den er auf ſeine Tochter, auf einen König den er eingeſetzt hätte, und auf eine Partey, die immer ſeines Beyſtandes bedürfen würde, hoffen konnte, in Händen zu behalten. Alles das waren bloß perſönliche Vortheile für ihn. — Der einzige Vortheil ſeines Staats auf die Zukunft, war die Wahrſcheinlichkeit Frankreich zum Bundesgenoſſen oder doch nicht ſo oft zum Feinde zu haben. Aber dieſer Vortheil war ſo entfernt und ſo ungewiß, daß es unerlaubt blieb, ein unſtreitiges Recht um deßwillen zu verletzen, und die Schätze und das Blut ſeiner Unterthanen ihm aufzuopfern.

3. Sehen wir auf ein noch höheres und all-

gemeineres Intereſſe, ſo finden wir Bewegungsgründe zu Philipps Unternehmen, die wir nicht ganz verwerfen können, wenn wir uns, wie es billig iſt, ganz in ſeine Stelle verſetzen. Er war ein ſo eifriger Katholik, daß er das Wohl der Länder, und die Sicherheit der Könige an das Bekenntniß dieſer Religion gebunden glaubte. Die Aufrechterhaltung und Ausbreitung derſelben in der Welt, hielt er für die erſte Pflicht eines Souverains. Nach ſolchen Begriffen konnte er es für etwas ſehr Verdienſtliches anſehen, daß er ſeinen Glaubens-Genoſſen in Frankreich, — nicht nur im Streit mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern Beyſtand leiſtete, ſondern, daß er ſie auch zum Kriege mit denſelben aufforderte. Er konnte es als einen ſehr würdigen Gegenſtand ſeiner Politik und ſeiner Waffen anſehen, vom franzöſiſchen Throne einen Prinzen zu entfernen, mit welchem die Ketzerey zugleich in dieſem großen Lande triumphiren würde. — Die Nachwelt hat demohnerachtet dieſe Rechtfertigung nicht gelten laſſen. Die Erfahrung hat das Irrige in den Religionsbegriffen Philipps gezeigt; die Vernunft mißbilligt einen ſo unaufgeklärten Religionseifer, als den größten Flecken in dem Charakter eines Regenten; und das moraliſche Gefühl verabſcheut das Heimtückiſche und Grauſame in den Maaßregeln, durch welche Philipp der Religion zu dienen vorgab, da doch Religion nur inſofern ein Gut iſt, als ſie Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe befördert. Endlich wird dieſer Bewegungsgrund Philipps ſelbſt als ein bloßer Vorwand verdächtig, wenn man ſieht, daß er ſich der Bekehrung Heinrichs, und der Losſprechung desſelben vom Banne, eben ſo eifrig widerſetzte, als er ſich zuvor der Thronbeſteigung des noch ketzeriſchen und im Banne lebenden Heinrichs widerſezt hatte.

Bey dieſem Artikel meiner Unterſuchung wäre es unnatürlich nicht Ludwigs des Vierzehnten zu erwähnen, des Fürſten, der mehr als irgend ein andrer ſich in die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn gemiſcht hat, und ganz Europa durch ſeine Intriguen und die Furcht vor ſeinen Waffen zu beherrſchen ſuchte. Ich will aber nur Eine ſeiner hieher gehörigen Unternehmungen anführen, gerade diejenige, welche die ſcheinbarſten Vorwände hatte. Ich meine den Beyſtand, den er dem abgeſetzten Jacob dem Zweyten leiſtete, ihn wieder auf den Thron Großbrittaniens zu ſetzen.

Niemahls hatte er noch eine, den poſitiven noch ſo gute Sache vertheidigt. Jacob, der rechtmäßige König von England, von einer Faction ſeiner Unterthanen, welche die Oberhand erhielt, vertrieben, von ſeiner eignen Tochter und ſeinem Schwiegerſohne verdrängt, nahm zu ſeinen Bundesgenoſſen ſeine Zuflucht. Welcher gerechte Monarch konnte die in Jacob beleidigte Majeſtät ungerochen laſſen, — welcher menſchenfreundliche Fürſt mußte nicht an dem Schickſale eines von ſeinen eignen Kindern verrathenen Vaters Theil nehmen?

Man ſetze hinzu, daß Ludwig dem nahen Ausbruch eines Krieges entgegenſah, für welchen er durch die Revolution in England, wenn ſie Beſtand hatte, einen neuen mächtigen Feind bekam, und zu welchem er ſich einen treuen Alliirten verſchaffte, wenn er Jacoben wieder einſetzte. Das Franzöſiſche Intereſſe ſchien in dieſem Zeitpuncte mit dem Intereſſe der Stuarts enge verbunden.

Auch für die katholiſche Religion, deren Beſchützung ſich Ludwig immer zur Pflicht machte, auch für die allgemeine Ruhe der Völker, und die Feſtigkeit der Thronen, ſchien viel gewonnen, wenn rebelliſche und ketzeriſche Unterthanen in Großbritanien gehindert wurden, das Beyſpiel einer gegen ihren katholiſchen Souverain glücklich ausgeführten Empörung zu geben.

Warum hat demohnerachtet die Nachwelt dieſe dem Staats-Intereſſe ſo gemäße, ſo großmüthige Verwendung Ludwigs für das alte Recht, und für den Unterdrückten, nicht mit ſo lautem Beyfalle geprieſen, als andre Unternehmungen, von mehr zweydeutiger Rechtmäßigkeit? — Bloß deßwegen, weil ſie nicht gelungen iſt?

Der üble Erfolg trägt allerdings in der Politik dazu bey, die Güte der Bewegungsgründe zu verdunkeln. Aber ich glaube doch auch, daß die Stimme, die insgeheim in aller Menſchen Herzen für die Freyheit, und für die Aufklärung ſpricht, das Urtheil der Welt über dieſe Begebenheit geleitet habe. Es war freylich nur ein Theil der Engliſchen Nation, welcher den Prinz von Oranien herbeygerufen hatte, (denn ſonſt hätte Jacob keine Anhänger mehr übrig behalten, die doch noch ſein Enkel in Menge fand:) — aber es war der größere, der anſehnlichere und der erleuchtetere Theil. Mit völliger Einſtimmigkeit einer Nation iſt nie eine Staatsrevolution zu Stande gekommen. Und wenn man es alſo ihren vornehmſten und edelſten Gliedern, wann dieſe die Mehrheit der Stimmen im Volke auf ihrer Seite haben, nicht zugeſtehen will, daß ſie Aenderungen in der Staatsverfaſſung oder in der Thronfolge machen dürfen, ſo kann ſich keine Nation eines Tyrannen oder einer unterdrückenden Regierung entledigen. Ein ſolcher Grundſatz würde das Recht einer einzelnen Perſon über das Recht eines ganzen Volks zu ſehr erheben. Und dieſem widerſpricht das Freyheitsgefühl jedes edlen Menſchen. Alſo war das Recht Jacobs, das Unrecht des Wilhelms und der Maria, nicht erwieſen: denn bey ſo einem wichtigen Intereſſe konnte die Verwandtſchaft in keine Betrachtung kommen.

Daß überdieß Jacob weniger aufgeklärt als ſein Volk war, daß er in kleinen Gebräuchen und in der Unterwürfigkeit unter dem Pabſt die Religion ſuchte, da viele ſeine Unterthanen ſchon erkannten, daß ſie nur in der Ausübung aller moraliſchen

Pflichten beſtehen könne; — daß, wenn Jacob mit ſeinem Entwurfe die katholiſche Religion in England wieder einzuführen, durchgedrungen wäre, dieſe philoſophiſche Nation viel von ihrem Scharfſinn und beſonders von derjenigen Denkfreyheit verloren hätte, durch welche ſie ſeitdem die übrigen Nationen erleuchtet hat: dieß wird gegenwärtig auch der vernünftige Katholik zugeſtehn.

Ludwig war alſo mehr auf der Seite eines ſcheinbaren Rechts und eines perſönlichen Intereſſe, inſofern ſeine eigne Hoheit und Unverletzlichkeit zu leiden ſchien, wenn ein anderer König entthront wurde, als auf der Seite eines großen die Menſchen überhaupt und die Nachwelt intereſſirenden Nutzens. Die Partey, gegen welche er ſtritt, war im Grunde die Sache der Vernunft und einer vernünftigen Freyheit. Die Bewegungsgründe, welche Ludwigen bey dieſer Gelegenheit regierten, ſind alſo in der Folge, entweder nicht für lauter oder nicht für aufgeklärt genug gehalten worden. Dieß hat den Werth ſeiner Handlung in den Augen unparteyiſcher Beurtheiler vermindert. Sein Staatsvortheil konnte dieß erfordern, daß er verſuchte, Jacoben wieder einzuſetzen: aber das Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts hat gewonnen, daß es ihm nicht gelungen iſt.

Die erſte Frage bey der Einmiſchung in Geſchäfte fremder Staaten, ſagte ich, iſt, welche Partey man ergreifen, — die zweyte, durch welche

Hülfsmittel man ſie unterſtützen ſolle. — Ich will hierüber nur eine einzige Betrachtung anführen, da dieſe Abhandlung ſich ohne das ſchon über das Maaß verlängert hat, welches ich mir vorſetzte.

Alles Heimliche iſt in der Politik verdächtig. Das Offenbare iſt immer edler. Alſo in einem fremden Staate, einer Parten, der man ſich äußerlich nicht anzunehmen ſcheint, insgeheim Geld, Waffen oder Rathgeber zuſchicken, iſt gemeiniglich eine unerlaubte Handlung. Sie iſt nur noch um einen Schritt von der Maaßregel entfernt, Parteyen in einem Lande, wo keine ſind, zu ſtiften, und Mitbürger unter einander, oder Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten aufzuhetzen, welches immer ſchändlich iſt.

Demohnerachtet haben ſich in den vorigen unruhigern Zeiten Europas, wo mehr Samen zu bürgerlichen Fehden in dem Haß der Religionsparteyen, oder in den Mängeln der bürgerlichen Verfaſſungen lag, wenige Staatsmänner Bedenken gemacht, die Rivalen ihrer Staaten durch dieſe heimliche Unterhaltung der bey jenen entſtandnen Gährungen zu ſchwächen, oder ihnen durch die geheime Direction derſelben Abbruch zu thun.

Was Philipp in Frankreich that, das that Eliſabeth in Holland, ehe ſie ſich noch öffentlich für die vereinigten Provinzen erklärte; das that Richelieu in Teutſchland, ehe er an dem dreyßigjährigen Kriege directen Antheil nahm. Auch jetzt iſt dieſe

Politik nicht ausgeſtorben. Die Factionen von Schweden wurden vor der letzten Regierungsveränderung von eben ſo viel auswärtigen Mächten regiert. Und wer weiß nicht, welche geheimen Triebfedern in unſern Zeiten die Schritte der Patrioten in Holland ſo verwegen machte?

Nur die Noth, glaube ich, und die Furcht vor einer großen Gefahr kann ſolche Maaßregeln rechtfertigen. Eliſabeth war eher zu entſchuldigen, wenn ſie dem Könige von Spanien heimliche Feinde erweckte, oder die welche er hatte, insgeheim unterſtützte, als Ludwig der Vierzehnte, wenn er am Hofe Carls des zweyten, Miniſter und Parlamentsglieder beſtach; oder die Factionen in Ungarn unterſtützte.

Überhaupt dünkt mich, würde in vielen Fällen der Verwaltung der auswärtigen Geſchäfte, folgende Regel ein guter Leitfaden für gewiſſenhafte Regenten ſeyn, wenn ſie über Entwürfe, die von zweydeutiger Natur ſind, ſich berathſchlagen.

Alle die Maaßregeln, bey welchen die, welche ſie ausführen, ſehr unmoraliſche, treuloſe, niederträchtige Handlungen thun müſſen, bey welchen ſelbſt Menſchen zu ſolchen Handlungen überredet, beſtochen, gezwungen werden müſſen, — ſolche Maaßregeln ſind eines edeldenkenden Fürſten und einer braven Nation unwürdig.

Alſo Diener eines fremden Herrn zu Verräthern, Bürger eines andern Landes zu Aufwieglern machen, — Geſetzloſigkeit, Tumult und Blutvergießen in einem andern Staate durch Kunſtgriffe veranlaſſen! das iſt ſchlimmer als offenbare Gewalt brauchen, und Länder durch Kriegsheere verheeren. Hier werden wenigſtens nur die Leiber und Güter der Menſchen angegriffen: dort wird ſelbſt gegen ihre Tugend und ihre moraliſche Glückſeligkeit zu Felde gezogen.

*

Zwey Gegenſtände muß ich noch berühren, ehe ich dieſe Materie als geendigt anſehn kann. Der eine betrifft die Einſchränkung und Berichtigung einer Behauptung in meiner vorhergehenden Abhandlung: der zweyte betrifft die Colliſionen mit dem Rechte die aus dem Handlungsintereſſe entſtehn.

„Die Sorge für die Sicherheit des Staats" habe ich geſagt, „kann ſelbſt zuweilen erfordern, ihn durch Eroberungen zu vergrößern, um ihn mit den übrigen Mächten in ein gewiſſes Gleichgewicht zu bringen." — Ferner: „Es kann Eroberungen geben, welche nicht nur dem erobernden Staate, nicht nur den eroberten Provinzen ſelbſt, ſondern auch ganz Europa und dem ganzen menſchlichen Geſchlecht nützlich ſind: entweder weil durch die neue Vertheilung des Staatseigenthums das Gleichgewicht größer, und alſo der Ruheſtand den Völkern mehr geſichert, oder der Verkehr derſelben erleichtert wird." „Der großen Zerſtörung in der politiſchen Welt," ſage ich an einem dritten Orte, „iſt in dem neuern Europa dadurch vorgebeugt worden, daß die Monarchien deſſelben ſich bis zu gewiſſen natürlichen Grenzen ausgedehnt haben."

Dieſe Sätze, die von unleugbaren Erfahrungen abſtrahirt ſind, haben dennoch Einſchränkungen nöthig, wenn ſie nicht anſtößig und dem Mißbrauche unterworfen ſeyn ſollen. Es iſt aber in manchen Materien ſehr ſchwer, jeder Behauptung ihre Schranken gleich hinzuzufügen. Der billige Leſer muß dieſelben nach dem Geiſte und dem Inhalt der ganzen Abhandlung ſelbſt ſetzen.

So, um von dem letzten Satze anzufangen, konnte es nicht meine Meinung ſeyn, daß jene natürliche Grenzſcheidung der Staaten zur Erhaltung des Friedens unter ihnen durchaus nothwendig ſey. Ich ſehe ſehr wohl ein, daß Königreiche und Republiken beſtehen, die keine andre als willkürliche Grenzen haben, deren Feſtigkeit auf der Heiligkeit der Tractaten beruht. Ich verlange alſo nicht etwan, daß dieſe Grenzen ſo lange verrückt, und Kriege und Eroberungen ſo lange fortgeſetzt werden ſollen, bis jeder Staat ein Meer, ein Gebirge oder einen großen Strom erreicht habe. — Meine Abſicht war mehr zu erklären, warum das, was vor Zeiten in dieſer Art geſchehen iſt, nicht laut gemißbilligt wird, als zu ſagen, was jetzt noch geſchehen ſoll; — mehr, manche ehemahlige Unruhe, welche Europa verwüſtet hat, als einen Theil von dem Plane der Vorſehung, und den Erfolg, zu rechtfertigen, als eine Regel für künftige Fälle zu geben.

Und in dieſer Rückſicht wird der ſtrengſte Rechtslehrer, wenn er über die Geſchichten alter Eroberungen nachdenkt, Tadel und Lob ſehr ungleich austheilen. Er wird erkennen, daß es deren gegeben habe, die jetzt faſt unumgänglich nothwendig ſcheinen, andre die den Staaten ſehr nützlich waren, noch andre, die bloß dem Ehrgeize einzelner Menſchen zur Befriedigung dienten.

Es iſt z. B. gewiß, daß, ſeitdem faſt der ganze Völkerſtamm, welcher franzöſiſch ſpricht, und die ganze Ländermaſſe, welche von dem Rhein und den Pyrenäen eingeſchloſſen wird, unter demſelben Könige vereinigt iſt, das Innere von Frankreich einer ungeſtörtern Ruhe genieſt, und ſelbſt ſein Verhältniß mit Auswärtigen friedlicher iſt, als da ein Theil ſeiner Provinzen unter Englands Scepter gehörte. Wenn alſo auch Philipp Auguſt, Carl der Siebente und Heinrich der Zweyte nicht mit den vollgiltigſten Rechtsgründen verſehen waren, um von den Engliſchen in Frankreich gelegnen Domänen, zuerſt die Normandie und die angrenzenden

Provinzen *), dann Guienne **), endlich das am längſten rückſtändige Calais ***) ihrem Staate wieder einzuverleiben: ſo verdienten doch dieſe gewaltthätigen Schritte, (welche zum Theil Operationen in Kriegen waren, die ſchon aus andern Urſachen Frankreich mit England führte) vor den Augen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt, weit mehr Nachſicht als der Verſuch Ludwigs Holland im Jahr 1672 zu erobern, die Einnahme von Straßburg mitten im Frieden oder die unter dem Schein eines rechtlichen Verfahrens von ſeinen Reunions-Cammern ausgeübten Räubereyen.

Es iſt ein Glück für die Einwohner der Gruppe von Inſeln, die der Schöpfer in dem Atlantiſchen Ocean, nahe an einander ausgeſäet hat, daß ſie, theils durch Gewalt, theils durch Tractaten, unter Ein Volk, und zwar unter das aufgeklärteſte von ihnen, vereiniget worden ſind. Wenn die Einwohner Irlands in unſern Zeiten mehr den Druck fühlen, den ihnen Englands Handlungspolitik auflegt, als ſie die Wohlthat erkennen, welche England ihren Vorfahren durch die Mittheilung eben der Künſte erwieſen hat, deren freyere Ausübung ſie jetzt verlangen: ſo folgt daraus nicht, daß nicht wirklich die Oberherrſchaft Englands für Irland

*) Im Jahr 1203.

**) Im Jahr 1451 — 52.

***) Im Jahr 1558.

nützlich geweſen ſey. Heinrich der Zweyte beging eine ungerechte Handlung, da er ohne gegründete Anſprüche ſich dieſe Inſel unterwarf. Aber wird wohl der Geſchichtſchreiber jetzt von dieſer Unternehmung nach einem andern Maßſtabe urtheilen können, als nach der Grauſamkeit oder Menſchlichkeit mit der ſie iſt ausgeführt worden?

Es war wider das Recht des Staats-Eigenthums, daß Ferdinand und Iſabella ſich des letzten Mauriſchen Königreichs Granada bemächtigten. Aber iſt dieſe Ungerechtigkeit mit der verrätheriſchen Theilung von Neapel, die Ferdinand zehn Jahre darauf mit Ludwig dem Zwölften verabredete, zu vergleichen? War es auch wohl dem gerechteſten Fürſten möglich, in ſeinem größern Staate, einen kleinern zu dulden, deſſen Bürger durch Religion, Nationalhaß und lange Kriege, des erſtern Feinde waren. Und wenn ſich die Caſtilianer begnügt hätten, die Mauren bloß ihrer Unabhängigkeit zu berauben, und ſie dem Spaniſchen Staatskörper einzuverleiben, übrigens ſie bey der Ausübung ihrer Religion geſchützt, ihr Privateigenthum nicht gekränkt und ſie nur durch Unterricht und gelinde Behandlung der Religion und den Sitten des Landes näher zu bringen geſucht hätten, würde auch der ſtrengſte Moraliſt, jene Maßregel, welche die Staatskunſt eingab, haben mißbilligen können?

Dieſes letztre iſt zugleich ein Beyſpiel meines erſten Satzes, daß Sicherheit des Staats Eroberungen erfordern könne. Viele ähnliche biethet die ältere Geſchichte dar, und ſie müſſen in einem Zeitpuncte häufig ſeyn, wo geſittete Staaten an Barbaren grenzten, oder mitten in dem Herzen eines Landes fremde Eroberer ſich eingeniſtet hatten.

Daß ein Herzog von Maſovien im dreyzehnten Jahrhundert einen fremden Ritterorden herbeyrief, um die Preußen zu bezwingen, daß die Engländer die Oberherrſchaft über die Schotten zu erhalten ſuchten, daß die Ruſſiſche Kaiſerinn in unſern Tagen die Krimiſchen Tartarn ihrem Scepter unterwarf: dazu hatten dieſe Eroberer in den Verwüſtungen, welchen ihre Staaten unaufhörlich von jenen räuberiſchen Nachbarn ausgeſetzt waren, ſo dringende Bewegungsgründe, daß man ihre Unternehmungen ohne übertriebne Strenge nicht mißbilligen kann.

Aber allerdings kann dieſer Fall mitten in Europa jetzt nicht mehr eintreten. Je mehr alle Völker, in den Grundſätzen ihrer Politik, in den Gewohnheiten ihres Völkerrechts, in ihrer Neigung zu friedlicher Arbeitſamkeit, in der Sanftmuth ihrer Sitten einander gleich kommen: deſto weniger kann eines zu ſeiner Sicherheit die Unterjochung des andern durchaus nöthig haben. Wo nicht mehr die Nationen ſondern nur die Fürſten Krieg führen, und nicht Haß oder Begierde nach Beute, ſondern Politik ſie auf das Schlachtfeld führt: da erfordert auch die Sicherheit eines Staats mehr Schutzwehre gegen die Leidenſchaften andrer Regenten, welche in Tractaten und Bündniſſen gefunden werden kann, — als abſolute Ohnmacht oder Unterwürfigkeit der benachbarten Völker, welche nur eine Folge von Gewaltthätigkeiten ſeyn kann.

„Aber gerade diejenige Urſache der Unſicherheit, von welcher ich in dem erſten der oben angeführten Sätze ausdrücklich rede, — die, welche in der Ungleichheit der Macht beſteht, kann auch jetzt noch einem Staate Beſorgniſſe erregen, kann auch jetzt noch einen Regenten bewegen auf Vergrößerung zu denken. Iſt dieß nun ein hinlänglicher Grund für den Schwächern, dem Mächtigern, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbiethet, Provinzen zu rauben, um ſich mit ihm ins Gleichgewicht zu ſetzen?“

Gewiß nicht, — wenn man die Sache an ſich und im Allgemeinen betrachtet. Und ich mißbillige es jetzt, wenn ich Anlaß gegeben habe, dieß für meine Meinung zu halten.

Ich ſehe, daß kleine Staaten mitten unter großen in dem neuern Europa ſich lange erhalten haben.

Ich finde, daß genaue Erfüllung aller Gerechtigkeitspflichten, und eine weiſe, vorſichtige Verwaltung, bey kleinen Staaten die Stelle der Macht vertreten kann, indem ſie den größern eine gewiſſe Achtung gegen ſie einflößt, ihnen alle Urſachen zu Beſchwerden benimmt, und ſelbſt ihre Großmuth auffordert.

Genf würde nicht fremde Truppen und Geſetzgeber innerhalb ſeiner Mauern geſehen haben, wenn nicht Fehler in ſeiner Regierung von Seiten ſeiner Obrigkeit oder ſeiner Bürger begangen worden wären. Und demohnerachtet haben dieſe mächtigen Schiedsrichter, da ſie genöthigt wurden, Gewalt zu brauchen, dieſe Gewalt nicht angewandt, den kleinen Freyſtaat zu unterdrücken, ſondern nur ihn zu reguliren.

Ich erkenne, daß bey dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, auch ungleiche Staaten ſicherer als ſonſt neben einander beſtehen können, da alle wachſam ſind, keinen einzelnen unterdrücken zu laſſen. Der ſchwächere Fürſt, beſonders wenn er einen ſeinen Kräften angemeſſenen Vertheidigungszuſtand unterhält, und ſeiner Treue und Gerechtigkeitsliebe wegen bekannt iſt, wird immer Freunde und Bündniſſe finden, die ihn vor den Angriffen der Mächtigern ſchützen werden.

Aber iſt dieß immer ſo geweſen? Wenn wir nicht von künftigen Fällen reden, bey welchen wir nicht die beſondern Umſtände vorausſehen können, und daher nach allgemeinen Gründen entſcheiden müſſen, — ſondern von vergangnen, bey welchen uns Urſachen, Umſtände und Folgen bekannt ſind:

— hat es nicht Eroberungen gegeben, die man, (abſtrahirt von dem poſitiven Rechte), für vernünftiger, billiger, nöthiger erklären muß, als andere? Iſt nicht das Gleichgewicht von Europa durch die Vergrößerung des einen Staats wirklich befeſtigt, durch die Acquiſitionen eines andern auf lange Zeit geſtört worden? Sind nicht, wie ich es in dem zweyten der obigen Säze anführe, zuweilen einem Staate Provinzen oder Gerechtſame geraubt worden, die für ihn ein läſtiger Uiberfluß, für den Eroberer zu ſeinen Bedürfniſſen ſehr nothwendig waren? Sind eroberte Provinzen nicht oft, durch den Tauſch ihrer Landesherrn, erſt in ihre natürliche Lage gekommen, in welcher ſie ſelbſt beſſer gedeihen, und ihren Nachbarn mehr Vortheil bringen konnten? Sind nicht große, geſegnete Länder erſt durch die Erwerbung kleiner Diſtricte, an welchen ihre vorigen Eigenthümer nur wenig verloren, zu der Benutzung aller ihrer natürlichen Vortheile gelangt?

Um nur einige dieß beweiſende Beyſpiele aus der Geſchichte zu führen: Was hat wohl in den mittlern Zeiten mehr Unglück über Teutſchland gebracht, als daß ſeine Kaiſer ſo viele und ſo unbeſtimmte Rechte in Italien hatten? Die Römerzüge waren die unter jeder Regierung ſich erneuernden Anläſſe zu innern Zerrüttungen und zu auswärtigen Kriegen. Indeß jeder kleine Vorfall in Italien, der auf das Wohl Teutſchlands keine Beziehung hatte, die Aufmerkſamkeit der Regenten des letztern auf ſich zog, — ihre Politik oder ihre Waffen beſchäftigte, wurden die wichtigſten Angelegenheiten des teutſchen Reichs verſäumt. Haben alſo nicht diejenigen Mächte, — Päbſte, Fürſten oder Republiken, — Teutſchland eine wahre Wohlthat erwieſen, die das Oberhaupt desſelben in ſeine eigne Grenzen nach und nach eingeſchränkt, und ſeinen oberlehnsherrlichen Rechten über Rom und Italien, ein Ende gemacht haben?

Ward England nicht erſt von der Zeit an ruhig, mächtig und glücklich, da er ſeine Franzöſiſchen Beſitzungen verlor? dadurch wurde ihm ein Gegenſtand entzogen, deſſen Vertheidigung ſeine Macht theilte, der die Aufmerkſamkeit ſeiner Beherrſcher von der innern Verwaltung abwendete, und bald ihren Ehrgeitz reitzte, neue Eroberungen in einem fremden Lande zu machen, bald ſie den Angriffen eines eiferſüchtigen Nachbars bloßſtellte.

Jeder vernünftige Beurtheiler politiſcher Unternehmungen, wird einen Unterſchied zwiſchen derjenigen Ungerechtigkeit machen, welche Ferdinand beging, da er der Catharina von Foix, deren Gemahl Jean d'Albert, ein franzöſiſcher Vaſall war, Navarra entriß, und zwiſchen der, da er zu Gewinnung des Königreichs Neapel, den rechtmäßigen Landesherrn, ſeinen Vetter und den mit ihm theilenden Ludwig den Zwölften zugleich betrog. Durch jene erweiterte er ſein Reich bis an ſeine natürliche Grenzen, vollendete das groſſe Werk, alle durch Sprache und Abſtammung verwandte Völkerſchaften jenſeit der Pyrenäen, in einen gemeinſchaftlichen Staatskörper zu vereinigen, und hob eine ſeine Länder unterbrechende, zwar kleine, aber wegen ihrer Anhänglichkeit an ein fremdes Intereſſe doch ihnen fürchterliche Macht auf. Durch die letztre Unternehmung erhielt er nur entlegne, ſein Reich nicht beunruhigende, ihm auf keine Weiſe zugehörige Provinzen. Das Vergnügen zu überliſten, zu triumphiren, zu herrſchen, konnte für ſeine Perſon ein ſehr groſſes Gut ſcheinen, ob es gleich in der That ein elendes, eines edlen und guten Menſchen unwürdiges Vergnügen iſt: — aber ſein Volk gewann dadurch nichts als neue Arbeit, neue Gelegenheit zu Aufwand und Blutvergieſſen.

Schonen, Holland, Bleckingen, jetzt die mittäglichſten und fruchtbarſten Provinzen des Schwediſchen Reichs, ſind mit demſelben von der Natur vereinigt, und ſind ihm als Kornkammer zu ſeiner Verproviantirung und als Eigenthum, zu einem Gleichgewicht der Macht mit den Nordiſchen Mächten, faſt unentbehrlich. Da dieſelben von den älteſten Zeiten einen Zankapfel zwiſchen Dännemark und Schweden ausgemacht haben, und ſeit 1343 mehrmahlen aus dem Beſitz des einen Staats in den Beſitz des andern gekommen ſind: ſo war im vorigen Jahrhunderte, eben durch dieſe öftere Verwechſelung des Eigenthümers, das Recht auf dieſelben ſchwankend geworden. Aber wenn Carl Guſtav ſeinen kriegeriſchen Geiſt bloß auf Wiedererlangung derſelben gewandt hätte: ſo würde er nicht mit ſeinem Enkel den Nahmen eines bloß ruhmſüchtigen und kriegliebenden Fürſten gemein haben. Wenigſtens hat gewiß der Kopenhagner Friede, von 1660, — die Furcht der glücklichen Kühnheit dieſes Königs in ſeinen Angriffen auf Dännemark, — die Sachen in Norden in einen natürlichern Zuſtand verſetzt, als der war, worin ſie ſich ſeit dem Stettiner Frieden von 1570 befanden, und hat die Ruhe dieſer Reiche durch eine ſchicklichere Theilung der Provinzen mehr geſichert.

Können dieſe Eroberungen wohl in eine und dieſelbe Claſſe mit denjenigen geſetzt werden, welche eben dieſer Carl Guſtav in Pohlen machte, oder mit den nach bloßer Vergrößerung ſtrebenden Entwürfen Ludwigs des Vierzehnten?

Uiberhaupt ſind in dem Falle, wenn mit einem großen von der Natur ſchlecht begabten rauhen Lande, eine fruchtbare kleinere Provinz in einen Staatskörper durch Eroberung vereiniget wird, die Vortheile davon oft gegenſeitig. Jenes iſt ſicherer ſeine Bedürfniſſe zu erhalten, dieſes gewinnt einen leichtern Abſatz, und tapfere Beſchützer. Die Nothdurft des erſtern, konnte beſonders in vorigen Zeiten, ſo hoch ſteigen, daß es durch die Liebe zu ſeiner Erhaltung gezwungen wurde, ſich eine ſolche

Vorrathskammer zu verſchaffen. Aus dieſer Urſache war der Beſitz von Liefland für Schweden weit wichtiger, als für Pohlen und Rußland, die mit ihm darum kämpften. Auch die in Teutſchland durch Guſtav Adolphen und ſeine Generale gemachten Erwerbungen, verſchafften dem Staate, zu welchem ſie hinzukamen, größere Vortheile, als ſie dem entzogen, von welchem ſie getrennt wurden. Hätten die Nachfolger dieſes Helden nicht die durch ihn gegründete Macht gemißbraucht: ſo würden Schwedens Nachbarn nicht Urſache gehabt haben, dieſe ſeine Vergrößerung mit Unwillen anzuſehen.

Die Unternehmung Peters des Großen, Ingermannland zu erobern, und die Carls des Zwölften den König von Pohlen vom Throne zu ſtoßen, konnten beyde, in Abſicht des Mangels gegründeter Anſprüche gleich ungerecht ſeyn. Aber der letztere erwarb durch Aufopferung ſo vieler Menſchen, nichts als eine eitle Ehre für ſich ſelbſt. Der erſte verſchaffte ſeinen weit nach Aſien ſich erſtreckenden Ländern, das was ſie zu ihrem Fortgange in Gewerben, Handlung und Sittlichkeit am meiſten bedurften, einen Zuſammenhang mit dem Meere, welcher zu den übrigen Europa führt. Dieſe kleine Erweiterung der Grenzen gab Rußlend durch ſeine vermehrte politiſche und Handlungs-Verbindung mit den übrigen Europäiſchen Reichen, Vortheile, welche ihm die größten Eroberungen an ſeinen öſtlichen und ſüdlichen Grenzen nicht würden gebracht haben.

Alle dieſe und mehrere vielleicht noch ſchicklichere Beyſpiele, die aus der Geſchichte angeführt werden könnten, ſind demungeachtet nicht zureichend, es als eine Regel feſtzuſetzen, daß dieſe Art von Convenienz, — die Schicklichkeit der Lage einer Provinz gegen die Länder eines größern Staats, die Uibereinſtimmung der beyderſeitigen Einwohner, in Abſtammung, Charakter, Sprache, Religion oder Zuneigung, die Nützlichkeit der Verbindung beyder mit einander, — jenem größern Staate ein Recht gebe, ſich dieſer Provinzen zu bemächtigen.

Sie ſind deßwegen nicht zureichend: Erſtlich, weil es ſo ſchwer iſt, zum voraus dieſe Schicklichkeit genau zu beurtheilen, die Vortheile die aus der Acquiſition neuer Ländereyen für den erobernden Staat, die nachtheiligen Folgen, die aus ihrem Verluſt, für den geſchwächten Staat entſtehen werden, richtig zu berechnen.

Zweytens, weil andre ſtärkre Gründe auf der Gegenſeite ſeyn können: wozu vornehmlich der von mir oben angeführte gehört, daß jede Aenderung in den Grenzen der Staaten, das Staats-Eigenthum überhaupt unſicher macht, indem ſich immer eine Revolution aus der andern, eine Theilung aus der andern entſpinnt, und friedliche Geſinnungen nur durch lange ununterbrochnen Frieden entſtehen können.

Endlich, weil es einen Zuſtand der Nationen gibt, wo Länder und Provinzen die vollkommenſte Verbindung, ſofern dieſelbe zum Wohlſtande der Einwohner nöthig iſt, haben, und ſich wechſelsweiſe alle ihre Vortheile mittheilen können, ohne zu einem und demſelben Staate zu gehören.

Dieſer Zuſtand iſt eben derjenige, dem wir uns nach und nach in Europa nähern, wofern anders zu hoffen iſt, daß die National-Vorurtheile, ſo wie die harten Einſchränkungen, welche die Staatswirthſchaft macht, die jetzt ſchon ſich gemildert haben, ſich immer mehr verlieren werden. Wenn der Däne den Schweden, der Engländer den Franzoſen, anſieht und liebt wie ſeinen Landsmann; wenn Producte, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaften des einen Landes ungehindert in das andre übergehn: welche Vortheile könnte noch der wahre Staat, d. h. die in dem Staate lebenden Menſchen davon haben, daß die Einwohner eines andern, demſelben Könige als ſie ſelbſt gehorchen.

Eine gute und eine nach gleichen Grundſätzen geführte Verwaltung der mit einander grenzenden Staaten, würde alſo auch dieſe Urſache oder dieſen Vorwand, neue Acquiſitionen zu machen, aufheben, — eine Urſache oder ein Vorwand, die in jenen Zeiten wirklich vorhanden waren, da die Grenzen der Länder auch die Menſchen in ihren Geſinnungen, Meinungen, Gütern und Handel von einander trennten.

Hierdurch ſind zugleich ſchon die Grund-Ideen angegeben, welche bey dem ſtreitenden Handlungs-Intereſſe der Staaten in Betrachtung kommen.

Seitdem der Handel ein ſo wichtiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Staatsmänner geworden iſt, ſeitdem führen die Fürſten einen immerwährenden geheimen Krieg miteinander, durch die Kunſtgriffe die jeder anwendet, Kunſtfleiß und Handlung ſeines Volks auf Koſten ſeiner Nachbarn zu vermehren.

Ich wundre mich, daß diejenigen, welche gegen die Zwangs-Geſetze des Handels nichts einwenden, verlangen können, daß unter Nationen, die ſo gegen einander geſinnt, als es der Geiſt jener Geſetze anzeigt, irgend eine unwandelbare Grenze des Rechts feſtgeſetzt werden ſolle. Iſt es einmahl den Menſchen erlaubt, andern, auf welche Weiſe es immer ſey, wiſſentlich und vorſätzlich zu ſchaden; ſo können es nur willkürliche Geſetze ſeyn, welche den Grad der Beeinträchtigung beſtimmen, bey welchem man ſtille ſtehen ſoll.

Es gibt nur Einen, ganz fixen Punct in der Moral: das iſt der der Liebe; — da ein Menſch das Wohl des andern mit dem ſeinigen aufs möglichſte zu verbinden ſucht. Sobald man hiervon abweicht, und dieß einmahl zum Principio annimmt, daß man in ſeinen Entwürfen zu ſeinem eignen Beſten, auf das Beßte der Übrigen gar keine Rückſicht nehmen dürfe: ſo iſt auch der Ungerechtigkeit, welche geflissentlich schadet, das Thor eröffnet. Denn wo iſt die Grenzlinie? Eine gewiſſe Einſchränkung des Handels, gewiſſe Verbothe der Ein- und Ausfuhr der Waaren, machen, daß der Nahrungsſtand der Nachbarn leidet. Einige Einſchränkungen mehr: — ſo geht er vielleicht gänzlich zu Grunde. Was iſt dann aber für ein großer Unterſchied, ob ich den Menſchen die in des Nachbars Staate leben, die Mittel zu ihrem Auskommen abſchneide, und alſo mache, daß ſie verhungern, oder ob ich ſie mit dem Schwert ausrotte. Ein Unterſchied iſt freylich: der nähmlich, daß ich im letzteren Falle, den Untergang der Menſchen, welche ich ums Leben bringe vor Augen ſehe, im erſtern die ſie zu Grunde richtenden Wirkungen meiner Maaßregeln nur im Geiſt und in der Entfernung erblicke: daher ich in jenem hartherziger und von ſchlimmern Charakter ſeyn muß, als in dieſem, wenn ich mich von meinem Unternehmen durch ſeine Folgen nicht abſchrecken laſſe. — Aber es iſt hier nicht die Rede von der Moralität der Perſonen, ſondern von dem Recht oder Unrecht der Handlungen.

Dieſes ſcheint mir einzuleuchten, daß diejenigen Zweige der innern Verwaltung, welche auf andre Staaten zu ihrem Schaden oder Nutzen Einfluß haben, mit der Politik in den auswärtigen Geſchäften, welche ganz allein auf die Fremden gerichtet iſt, gleichen Regeln unterworfen ſeyn müſſen.

Die Selbſterhaltung iſt die höchſte Abſicht; und die Furcht unterzugehen, die vollkommenſte Rechtfertigung.

Daher kein Zweig der Handlung zuweilen Einſchränkungen ſo nothwendig erfordert, keiner in gewiſſen Zeitpuncten ſo wenig Rückſicht auf das Intereſſe andrer erlaubt, als der Handel mit Lebensmitteln, ſo lange es nicht bewieſen iſt, daß eine allgemeine Freyheit desſelben, zuverläſſig, zu allen Zeiten, und in jedem Lande, die Hungersnoth verhindern würde.

Nach der Selbſterhaltung ſind alle die übrigen Zwecke die ſich die Handlungspolitik vorſetzen kann, nur Vortheile, die den Wohlſtand einer Nation — und zwar niemahls der ganzen, ſondern nur, wenn es hoch kömmt, eines beträchtlichen Theils derſelben, vermehren. — Dieſe Vortheile, wenn ſie eben ſo vielen Menſchen in einer andern Nation Nachtheil bringen, ſind für den, welcher das menſchliche Geſchlecht im Ganzen überſieht, das heißt, für den, der am richtigſten urtheilt, keine wahren Güter mehr. Sie ſind wirkliche Uibel, wenn ſie anderswo einer größern Anzahl ſchaden, als ſie in dem Lande des Staatswirthſchafters nützen.

,,Aber dieſer kann nun einmahl einen ſo weiten Geſichtskreis nicht faſſen. Er iſt überdieß wie ein Hausvater nur verbunden für die Seinigen zu ſorgen. Endlich iſt es ſelbſt unter Mitbürgern, die ſicherſte Methode, wie das allgemeine Beßte bewird, wenn jeder, nur mit Verſtande, nach den Abſichten ſeines Eigennutzes handelt. Eben dadurch daß jeder Kaufmann darauf denkt, ſo viel ſelbſt zu gewinnen, andre ſo wenig gewinnen zu laſſen, als möglich iſt, ſchränken ſich die Gewinnſte aller ein: und die Billigkeit iſt hier, wie bey der Beſtimmung des Marktpreiſes, das Reſultat der entgegengeſetzten Beſtrebungen vieler Eigennützigen. Sollte das bey den ökonomiſchen und merkantiliſchen Verhandlungen der Staaten nicht auch der Fall ſeyn?"

Er iſt es allerdings im Ganzen. Die Adminiſtration der Staaten würde noch weit ſchlechter als jetzt beſtellt ſeyn, wenn ſich jeder Regent unmittelbar damit beſchäftigen wollte, auch die Induſtrie und den Wohlſtand andrer Länder zu befördern. Der Gegenſtand, den er innerhalb der Grenzen ſeines Staats zu beſorgen hat, iſt ſchon zu groß für menſchliche Fähigkeiten. Er darf alſo bey den gewöhnlichen Angelegenheiten der innern Verwaltung, das was andre Nationen angeht, aus der Acht laſſen, und nur darauf denken, den Menſchen in ſeinem Lande, Unterhalt, Beſchäftigung und Einkommen zu verſchaffen.

Nur zwey Bedingungen müſſen dabey erfüllt ſeyn. Erſtlich, der Regent muß die ſeinem hohen Poſten angemeſſene Erhabenheit der Geſinnungen bey ſich unterhalten, nach welcher Glückſeligkeit der Menſchen überhaupt, nicht bloß der Menſchen welche auf einem gewiſſen Flecke des Erdbodens leben, als der wahre und letzte Zweck aller preiswürdigen Unternehmungen angeſehen wird.

Zum andern, da wo die Folgen ſeiner Operationen auf andre Staaten anfangen, ſich ſeinen Augen deutlicher zu zeigen; wo die Schädlichkeit für dieſe, größer und beſtimmbarer wird: da fängt für ihn die Pflicht der Behutſamkeit an.

Er muß in ſolchen Fällen wenigſtens rechnen. Er muß die Reichthümer, die er in ſeinen Staat lockt, den Zuwachs an Arbeitſamkeit und Erwerb, den er demſelben zu verſchaffen hofft, mit der Armuth, der Nahrungsloſigkeit, und eben ſo ſehr mit der Unzufriedenheit und dem Kummer vergleichen, welche er an andern Orten durch ſeine Maaßregeln veranlaßt. Iſt das Uibergewicht auf Seiten der Vortheile groß: ſo darf er das Seinige dem Fremden, das Viele dem Wenigen vorziehn. Aber wenn der Schluß der Rechnung gegenſeitig ausfällt: ſo muß er eine ſolche Maaßregel aufgeben, oder guter Wille, Freundſchaft und Friede zwiſchen ſeiner Nation und ihren Nachbarn wird nicht lange beſtehn.

Abſichtlich zu ſchaden iſt niemahls erlaubt. Der Schaden den man unwiſſend anrichtet, indem man nach zugeſtandnen Geſetzen ſeine Vortheile ſucht, iſt kein Unrecht. Dieſen Nachtheil andrer bemerken, wiſſen wie ſchmerzlich er für ſie ſey, und doch ſeinen Gang fortgehn, weil es die Geſetze erlauben, iſt die Handlung eines böſen Herzen, aus welchem bey gröſſern Veranlaſſungen, bald wirkliche Ungerechtigkeiten hervorquellen werden.

Es iſt zu hoffen, daß, je mehr Fortſchritte die Menſchen in den Künſten und Wiſſenſchaften machen, welche ſich mit der Beſorgung ihres Privat- oder öffentlichen Intereſſes beſchäftigen, ſie deſto mehr die Mittel welche zu Erreichung ihres eignen Nutzens die ſchicklichſten ſind, auch mit der Moral, mit ihren Pflichten gegen andre, und mit den allgemeinen Endzwecken der Vorſehung, alle ihre Geſchöpfe glücklich zu machen, übereinſtimmend finden werden.

Schon jetzt hat die Philoſophie aus der Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft manches menſchenfeindliche Vorurtheil ausgerottet, indem ſie als unnütz und ſchädlich für den Einheimiſchen dargethan hat, was man zuvor als einen auf Unkoſten der Auswärtigen zu machenden Gewinn betrachtete und empfohl.

* *

Ich will die Hauptideen dieſer auf die Politi angewandten Moral noch, ehe ich ſchließe, kurz zuſammenfaſſen.

Ich ſtelle mir vor, ein Prinz werde, kurz zuvor ehe er den Thron beſteigt, von ſeinem Schutzengel ſo hoch über die Erde erhoben, und mit geſchärfter Sehekraft begabt, daß er nebſt ſeine Staaten, zugleich die Reiche, mit welchen er kün ig in Verbindung ſtehen wird, und alle ihre Einwohner überſchauen könne, (ein Standpunct, welcher allein der Größe ſeiner künftigen Verrichtungen angemeſſen iſt, und in dem er ſich, wenn er einer ſolchen Rolle gewachſen iſt, oft im Geiſte verſetzen wird.) Indem das Gemüth des jungen Fürſten durch den Anblick ſo vieles Lebens, ſo mannigfaltiger Thätigkeit, ſo großer von Menſchen ausgeübter Tugenden, ſo vielfachen Genuſſes, und der nicht minder zahlreichen Scenen des Elendes, des Mangels und der Laſter, auf einer ſo großen Erdfläche gerührt wäre: redete ihn ſein Schutzgeiſt, oder ſein Gewiſſen, welches beym Menſchen die Stelle des Schutzgeiſtes vertritt, folgendergeſtalt an:

„Siehe hier den Schauplatz deiner künftigen Thaten. Das Reich iſt groß, welches zu beherrſchen du berufen biſt. Aber es umſchränkt noch nicht die Sphäre deiner Wirkſamkeit. Die Einwohner desſelben ſind die Kinder des Hauſes, welches dir zur Verwaltung anvertrauet iſt; von dir vornehmlich erwarten ſie ihre Sicherheit und ihr Glück: aber die Einwohner dieſes ganzen vor dir liegenden Welttheils ſind deine Nachbaren und Verwandte, welche dem Einfluſſe deiner klugen oder thörichten, deiner gerechten oder boshaften Handlungen ausgeſetzt ſind.“

„Uiberdieß biſt du der oberſte Richter der Menſchen in deinem Lande. In allen andern Ländern findeſt du niemanden der dein Richter ſey. Das

Vorrecht iſt groß: aber die Laſt welche dir dadurch aufgelegt wird, iſt noch viel größer. Andre werden geleitet durch Geſetze: du ſollſt dich ſelbſt leiten. Andre dürfen in den meiſten Fällen nur die Handlungen nach unwandelbaren Regeln, — du mußt oft die Regeln ſelbſt prüfen. Wie vielmehr iſt deinen Einſichten und deinem moraliſchen Gefühl als den Einſichten und den Gewiſſen andrer Menſchen überlaſſen! Welche Aufforderung an dich, jene ſo vollſtändig, dieſes ſo empfindlich, beyde ſo richtig machen als es möglich iſt!“

„Der erſte Schritt zur Erfüllung deiner Pflichten iſt, deine Verhältniſſe zu kennen. Vergleiche dich mit allen den Menſchen, deren Wohnplätze und Geſchäftigkeit du hier vor dir ſiehſt, und unterſuche was du für ſie ſeyn kannſt, ſo wirſt du bald entdecken, was du in Abſicht ihrer zu thun ſchuldig ſeyſt.“

„Erſtlich, du biſt Stellvertreter einer Nation. Du handelſt in ihrem Nahmen. Die Macht mit welcher du begleitet biſt, iſt die vereinigte Kraft Leibes und der Seelen von allen den Menſchen woraus ſie beſtehn. Die Reichthümer welche du zu vertheilen haſt, ſind aus ihrem Vermögen zuſammengebracht. Das hohe Anſehen, welches du beſitzeſt, iſt eigentlich der Jnbegriff der Vorrechte, welche eine ganze Geſellſchaft von Menſchen, über jeden einzelnen Menſchen voraus hat.“

„Du mußt alſo, wenn du dieſe Macht, dieſe

Reichthümer, dieſes Anſehn gebrauchſt, deine Perſönlichkeit, ſo viel als es dir nur immer möglich iſt, ausziehn. Alles was du in der Regierung deiner Staaten, in den Verhandlungen mit Auswärtigen thuſt, um deiner ſelbſt, deiner Familie, deiner Freunde willen, darum thuſt, weil dieſer Fürſt dir gefällt, oder weil ein andrer dir mißfällt, — um dich an der einen Perſon, ſie ſey König oder Miniſter, zu rächen, um einer andern, ſie ſey Günſtling, Verwandter oder Geliebte, gefällig zu ſeyn: das iſt ungerecht, weil es der Größe und dem Umfange deines Berufs nicht angemeſſen iſt."

„Als einzelner Menſch haſt du nur die Kräfte eines Menſchen. Dieſe ſtehn dir zu deinen Abſichten, wenn ſie keinen Bezug auf die Nation haben, allein zu Gebothe. Aber wenn du die Kräfte von Millionen in Bewegung ſetzeſt; wenn du die Früchte der Arbeit von Millionen aufwendeſt; ſo müſſen auch die Endzwecke, welche du ſucheſt, das Wohl dieſer Millionen angehn."

„Nur ein einziger Fall iſt ausgenommen, wenn von dem Anſehn, welches du perſönlich genießeſt, auch die Achtung abhängt, welche andre Nationen gegen die deinige haben ſollen. Da unter Unabhängigen mit der Verachtung immer Gefahr verbunden iſt: ſo darfſt du die Beleidigungen deiner Ehre alsdann rächen, wenn ſie den ganzen Staatskörper, welchem du vorſteheſt, in Verachtung bringen.“

„Durch dieſe einzige Betrachtung, wenn ſie deinem Gemüthe immer gegenwärtig iſt, wirſt du den gefährlichſten Verſuchungen zu Ungerechtigkeiten vorbeugen. Die Gelegenheiten, wo Leidenſchaften aus perſönlichen Rückſichten entſtanden, dich irre führen könnten, biethen ſich alle Augenblicke dar. Der Fälle, wo du als Regent durch falſch eingeſehnes National-Intereſſe irre geführt werden, an fehlerhaften Nationalleidenſchaften Theil nehmen könnteſt, ſind viel weniger. Uiberdieß ſind jene Affecten gemeiniglich heftiger, und laſſen der Uiberlegung vielweniger Raum. — Handele alſo nicht als ein einzelner mächtiger Menſch, ſondern als der Geſchäftsträger und Worthalter eines ganzen Volks: und du wirſt durch dieſen Geſichtspunct, wenn du deine Angelegenheiten aus ſolchem betrachteſt, das Recht und Unrecht in denſelben ſehr aufgeklärt finden.“

Zweytens. Deine Nation iſt ſelbſt nur ein einzelnes Glied des großen Körpers aller geſitteten Staaten: und du als Repräſentant der erſtern trittſt eben in dieſes Verhältniß mit den Regenten der letztern. Alle dieſe Staaten haben ſich nach und nach Jahrhunderte hindurch zu einem zwar noch nicht völlig zuſammenhängenden, aber doch ſchon untrennbaren Ganzen, durch wechſelſeitige Mittheilung alles deſſen, was ſie an eigenthümlichen Gütern beſaßen, und durch Verträge, vereiniget. Auf dieſer Verbindung beruhen größtentheils die Vorzüge, welche die Menſchen in Europa heute zu Tage vor ihren Vorfahren, und vor den Bewohnern der übrigen Welttheile auszeichnen. Auf ihr beruht es, daß du wenig oder gar keine Gefahr mehr läufſt, völlig unterdrückt zu werden, und dein Reich unter eine fremde Bothmäſſigkeit kommen zu ſehn. Davon hängt es ab, daß die Kriege menſchlicher geführt werden, und weniger Störungen der allgemeinen Glückſeligkeit nach ſich ziehn; davon, daß National-Vorurtheile ſich mildern, Kenntniſſe allgemeiner werden, und Verdienſte allenthalben mehr als Landsmannſchaft gelten. — Es iſt alſo eine deiner erſten Pflichten, dieſe Verbindung aufrecht zu erhalten, und ſie, ſoweit es von dir abhängt, feſter zu machen. Sey alſo vor allen Dingen den Verträgen treu, durch welche dieſe Bande zuerſt geknüpft, oder durch die ſie enger und genauer geworden ſind.“

„Je größer jetzo deine Sicherheit geworden iſt, je weniger darfſt du dir Eingriffe in herkömmliche Rechte und alte Verfaſſungen erlauben, Eingriffe welche nur dringende Noth rechtfertigen kann. Je williger andre deine und deines Staats Eigenthumsrechte anerkennen; deſto heiliger müſſen dir die einmahl feſtgeſetzten Grenzen der ihrigen ſeyn.“

„Indem du vermöge jenes Zuſammenhanges Europäiſcher Staaten auf Beſchützer rechnen kannſt, wenn du in Gefahr wäreſt unterdrückt zu werden: ſo haſt du auch vermöge eben desſelben Richters deiner Handlungen in gewiſſem Verſtande anzuerkennen. Die übereinſtimmenden Urtheile der europäiſchen Mächte, entweder declarirt in feyerlichen Tractaten und Friedensſchlüſſen, oder ſtillſchweigend gefällt durch die Art des Verfahrens und die Gewohnheiten, welche von dem größten und beſten Theil derſelben angenommen worden, müſſen von dir jetzt als Geſetze geehrt werden, da du auf den Beyſtand dieſes Theils deine Sicherheit bauſt, und ſeine Neigung dir beyzuſtehen von ſeiner Hochachtung und ſeinem Beyfall abhängt.“

„Da du empfindeſt, daß du mehr vor Aufrührern und Feinden geſchützt biſt, als die Monarchen der Vorwelt: ſo darfſt du dir den willkürlichen Gebrauch der Macht nicht für erlaubt halten, zu welchem dieſe oft durch die Noth getrieben, noch öfterer durch die Furcht verleitet wurden.“

„Je beſſer, ruhiger, ſchicklicher das gegenwärtige Verhältniß der Staaten unter einander, und je mehr es jetzt möglich iſt, daß ohne plötzliche und gewaltſame Veränderungen in Rechten und Beſitzungen zu machen, alle zu ihrem höchſten Flor gelangen: deſto weniger kannſt du dich berechtigt glauben, dieſe Verhältniſſe durch Treuloſigkeit aufzuheben, dieſe Rechte und Beſitzungen durch Krieg und Blutvergießen zu ſtören.“

„Unter allen Arten aber das Recht zu beleidigen, iſt keine ſchändlicher als die, welche unter dem Scheine des Rechts geſchieht. Verträge freymüthig und offenbar brechen, wenn die Umſtände ſich augenſcheinlich geändert haben, iſt weder dem guten Nahmen eines Regenten ſo nachtheilig, noch erregt es bey dem, welchem man ungetreu wird, ſolchen Haß, noch gibt es ein ſo verderbliches Beyſpiel, als Verträge den Worten nach halten, indem man dem Sinne und den Abſichten derſelben entgegen handelt.“

„Schikanen entehren ſchon in Privatgeſchäften; aber in öffentlichen ſind ſie verhaßter als offenbar Ungerechtigkeiten. Die abſcheulichſte unter allen iſt, die Artikel der Verträge mit Vorſatze zweydeutig auszudrücken, um ſie zum Nachtheil und wider den Willen des andern Theils geltend zu machen *). Nach ihnen folgt dieſe, — eigen-

---

*) In dem Osnabrückiſchen Frieden, erzählt der jüngere Pfeffel, in ſeinen Commentariis de limite Galliae, ſchloſſen die franzöſiſchen und kaiſerlichen Geſandten, unter andern den Artikel, daß Frankreich das ganze Elſaß, und das ſupremum dominium über Ober- und Nieder-Elſaß, doch unbeſchadet der Reichs Unmittelbarkeit der Biſchöfe von Baſel und Straßburg, des Immediat-Adels, und der Reichsſtädte, angehören ſolle. Da zwiſchen dem erſten Ausdrucke und dem letzten ein Wider-

nützige Auslegungen ſeiner Worte hintendrein erfinden, die man mit redlichern Geſinnungen von ſich gegeben hatte.

„Aus dieſer Achtung für die Vorzüge des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge, ſey beſonders behuthſam bey Unternehmungen die du auf alte Anſprüche oder ehemahlige Erwartungen entfernter Anherrn gründeſt.“

„Das Eigenthumsrecht kann nie unter den Staaten feſt gegründet ſeyn, wenn ihre Fürſten nicht wenigſtens ſtillſchweigend die Verjährung anerkennen, und einen langen ruhigen und niemanden ſchädlichen Beſitz mehr als veralterte Documente gelten laſſen.“

„Diejenigen täuſchen dich, welche dir einflößen, daß du ein wahres Recht auf alles das habeſt, worauf du nach den Regeln der Civil-Geſetze, aus alten Geſchichten Anſprüche herleiten kannſt. Dieſe Deductionen beweiſen nichts, weil ſie zu viel beweiſen. Welcher Souverain des jetzigen Europa wird nicht ſeine Nachbarn zu plagen und zu berauben immer Befugniſſe behalten, wenn er durch ſolche aus ſeinen Archiven gezogne ſcheinbare Rechts-

ſpruch zu ſeyn ſchien: ſo verlangten die Reichsſtände eine deutlichere und weniger zweydeutige Erklärung. Aber weder konnten ſie es dahin bringen, daß eine ſolche in das Friedens-Inſtrument eingerückt wurde, noch konnten ſie es durch ihre Geſandtſchaft von Ludwig dem Vierzehnten erhalten, daß er eine Declaration, welche ſie ſicher ſtellte, darüber ertheilt hätte.

beweiſe dazu autoriſirt wird. Aber der höchſte Grund aller Rechte iſt der allgemeine Nutzen: und es iſt der Wohlfahrt der Menſchen gemäß, vor allen andern den gegenwärtigen Beſitzſtand zu reſpectiren, — und wenn man ja von dieſem abweicht, weniger das Alte und Vergangne, als das jetzt Gemeinnützige aufzuſuchen."

„Drittens, du biſt Hausvater einer Familie, die einen beträchtlichen Theil des ganzen Menſchengeſchlechts ausmacht, deren Wohl oder Weh ein wichtiger Beytrag oder eine merkliche Verminderung der allgemeinen Glückſeligkeit iſt."

„Eben dieſe Größe deiner Endzwecke erweitert deine Rechte. Aber dieſe Endzwecke ſind nur alsdann wirklich groß, wenn ſie ſich in der That auf die ganze Menge der Menſchen beziehn, welche dein Reich in ſich faſſet."

„Inſofern alſo das, was du Staats-Intereſſe nennſt, mit der Glückſeligkeit der größten Zahl der Einwohner deines Landes einerley iſt: inſofern kannſt du vieles dafür wagen, und jeden, der dieſem Intereſſe im Wege ſteht, mit Kühnheit beſtreiten. Du kannſt dieß um ſo viel mehr, weil du hier des Widerſtandes viel weniger finden, der gewagten Schritte weit weniger benöthigt ſeyn wirſt."

„Aber Staat als ein idealiſches Weſen, als concentrirt in deiner Perſon, in deinen Armeen, in deiner Schatzkammer, in deiner und deiner Familie Ehre, — iſt nicht ein eben ſo hoher Gegenſtand. Und dem Intereſſe welches ſich hierauf bezieht, darfſt du nicht ſo viel vom dem Schweiße und Blute der Menſchen aufopfern."

„Alle dieſe genannten Sachen ſind nur Mittel. Dieſe müſſen geprüft werden, — wie viel ſie wirklich zum Wohlſeyn deiner Unterthanen beytragen, auf wie viele ſie Einfluß haben, und auf wie würdige."

„Aber gehe oft von dieſen Weſen der Einbildungskraft, auf das wirkliche Weſen der Sachen. Der Staat ſind die Menſchen. Wohlfahrt des Staates iſt, Geſundheit, Zufriedenheit, Ruhe, Wohlhabenheit, Geſchicklichkeit, Tugend aller dieſer Menſchen, oder des größern und beſſern Theils unter ihnen."

„In Unternehmungen die darauf geradezu abzielen, dieſe innern Vorzüge und äußern Güter ſo vieler Perſonen zu vermehren, handelſt du eigentlich als Regent, als höheres Weſen. Und nur bey dieſen darfſt du dich von den Schranken frey glauben, welche dem Privatmanne bey allen ſeinen Schritten geſetzt ſind."

„Deine erſte und vornehmſte Pflicht in dieſer Abſicht geht auf die innere Verwaltung deines Staats. Den Boden deſſelben aufs Beſte anzubauen, die Einwohner zu beſchäftigen, ſie aufzuklären, ihnen eine unparteyiſche Rechtspflege zu gewähren, ihrer Thätigkeit alle Hilfsmittel zu verſchaffen, und auch zu ihrer angenehmern Exiſtenz durch weiſe Polizey beyzutragen: dieß iſt das deiner Beſtimmung am nächſten liegende Geſchäfte.“

„Je mehr du dich mit dieſen Arbeiten abgeben, an den Kenntniſſen die ſie vorausſetzen, Geſchmack finden, und in dem Succeß derſelben einen würdigen Preis für deine Ehrbegierde erblicken wirſt: deſto freyer wirſt du von den Verſuchungen der falſchen Politik und des falſchen Heroismus ſeyn, welche nur in auswärtigen Unternehmungen und neuen Erwerbungen einen dem fürſtlichen Charakter angemeſſenen Ruhm ſuchen. Die alten Könige haben nur deßwegen immerwährende Kriege geführt, weil ſie nichts anders als den Krieg wußten, wobey ſie ſelbſt thätig ſeyn, und worin ſie ihre Gaben und ihre Geiſtes-Größe zeigen könnten.“

„Nach der Verwaltung deines Staats iſt der Schutz vor auswärtigen Feinden das Größte Gut, welches du den Menſchen in denſelben gewähren kannſt.“

„Der Sicherheit, wenn ſie wirklich angegriffen iſt, muß alles nachſtehn. — Aber hier eben, wo deine Rechte am größten ſind, können deine Leidenſchaften dir am gefährlichſten werden.“

„Hüthe dich zu ſchnell andre Fürſten und Nationen für deine Feinde zu halten. Traue den Nachrichten von ihren feindſeligen Geſinnungen, oder ihren boshaften Anſchlägen nicht ohne Prüfung. Oft ſind es ſelbſt ränkevolle Schmeichler, die dir ſolche hinterbringen, und ihre Anhänglichkeit an dein Intereſſe auf Koſten der öffentlichen Ruhe zeigen wollen. Mißtrauen iſt von jeher der Grund zu Feindſchaften geweſen; und hat ſelbſt die Ungerechtigkeiten des andern Theils entſchuldiget.“

„Die Waffen welche du zuerſt gegen Uibelgeſinnte brauchen mußt, ſind eine deſto gewiſſenhaftere Billigkeit, ein deſto großmüthigeres Betragen. Du wirſt ſie dadurch, wenn noch Grundſätze der Ehre in ihrem Herzen ſind, entwaffnen; du wirſt neutrale Mächte für dich einnehmen: du wirſt wenigſtens die Stimmen aller Weiſen und Redlichen in Europa auf deiner Seite haben. Und dieſe Stimmen vermögen etwas, ſelbſt unter dem Geräuſche der Waffen. Sie dringen endlich durch, und verſchaffen dem mit Unrecht Angegriffenen, Freunde und Beſchützer.“

„Eine Regierung welche Achtung einflößt, iſt immer ſtark; eine Nation die bewundert und geſchätzt wird, kann nicht leicht unterdrückt werden. Wo Weisheit die Verwaltung führt, wo innerlicher Friede wohnt, wo keine Parteyen am Hofe, keine Mißvergnügte im Lande ſind: da hat ein Feind böſes Spiel. An einen ſolchen Staat wagt ſich der klügere Ehrgeitzige nicht: und der Verwegnere wird mit Schande und Verluſt zurückgewieſen.“

„Doch es gibt Zeiten, wo alle dieſe Mittel nicht den Beleidigungen andrer zuvorzukommen hinreichen. Alsdann, was du thun mußt, das darfſt du thun. – Mit Vorausſetzung jener Geſinnungen kann es dir ſicher überlaſſen bleiben, die Schranken, welche du in den jedesmahligen Umſtänden dir zu ſetzen haſt, ſelbſt zu finden.“

„Endlich du biſt ein Mitglied des großen Senats, der über Europa und gewiſſermaſſen über die Welt gebiethet. Deine Entſchlüſſe und Thaten, vereinigt mit den Entſchlüſſen und Handlungen der, dir an Würde Gleichen, beſtimmen und leiten den Lauf der menſchlichen Dinge, ſo wie die Bewegung der himmliſchen Sphären auf alle Veränderungen der Körper unſers Erdballs einwirkt.“

„Große und ehrwürdige Beſtimmung, — eine, unter den Triebfedern zu ſeyn, welche der Thätigkeit der moraliſchen Welt ihre Richtung geben, und dieſem edelſten Theile der Schöpfung, ſeine Geſtalt und ſeine Bewegung mittheilen! Es kann aus demſelben keine geringere Pflicht folgen, als für das Beſte der Welt, nicht bloß für das Beſte einer einzigen Nation zu ſorgen.“

„Es iſt keine ſchimäriſche, überſpannte Moral, welche dich lehrt, in Unternehmungen, welche ihrer Natur nach auf mehrere Nationen Einfluß haben, auch das Wohl mehrerer Nationen in Betrachtung zu ziehn. Es iſt der klärſte Ausſpruch der Vernunft, daß unſre Pflicht gutes zu thun ſich ſoweit erſtreckt, ſo weit unſre Kraft ſich erſtreckt, um wirken zu können.“

„Aber dieſe auf die Wohlfahrt der Menſchen überhaupt gerichtete Sorge, macht es dir weit mehr zur Pflicht, zu erhalten, als zu verbeſſern. Fürſten thun genug, wenn ſie den Menſchen, auf ihrem natürlichen Fortgange zur Vollkommenheit, nur die Störungen abwehren. Uiberdieß kannſt du jenen Gegenſtand eher überſchauen, und du kannſt ihm ein Genüge thun, indem du deine Leidenſchaften einſchränkeſt. Das wohlthätige Umändern der Dinge erfordert große Einſichten, und iſt nur möglich, wenn zufällige Umſtände es vorbereitet haben.“

„Wenn dann aber nun einmahl dieſer Ruheſtand, den du zu erhalten ſuchteſt, geſtört worden, wenn du einige Streitigkeiten auszukämpfen, oder an fremden Theil zu nehmen haſt: dann erhebe dich zu dieſem hohen Standorte. Handle nicht als ein einzelner Menſch, nicht bloß als Sachwalter *Einer* Nation, ſondern als ein Freund und Beſchützer alles Guten und Wohlthätigen unter den Menſchen.“

„Alle kriegeriſche Unternehmungen endigen ſich ungerecht, wenn ſie nicht auch den Ländern, welche du mit Kriege überzogen haſt, Vortheile bringen, die ſie für das während des Krieges erlittene Elend ſchadlos halten.“

„Immer ſey, wenn du unter zwey Parteyen wählen mußt, auf der Seite der beſſern Sache; — zuerſt des Rechts; dann, wenn dieſes nicht klar, oder wenn es zu klein iſt, auf der Seite der Vernunft, der Sittlichkeit und der Freyheit. Nur dadurch können Siege dem menſchlichen Geſchlechte

Vortheile ſchaffen, wenn die beſſern Menſchen die Sieger ſind.“

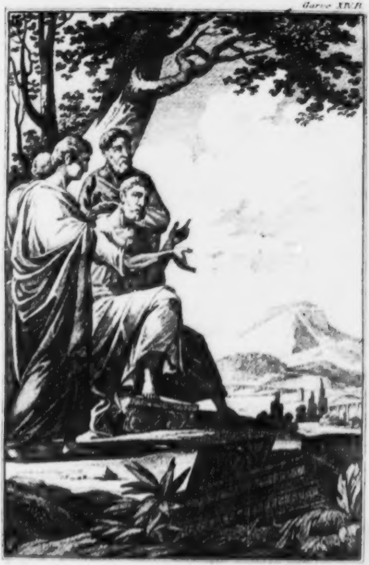
„Jede neue Einrichtung die du machen hilfſt, muß darauf gehn, den Frieden unter der Nation auf die Zukunft zu befeſtigen. Dazu kann ſie aber nicht dienen, wenn ſie ſich nicht durch ihre innere Weisheit, und Billigkeit allen Parteyen empfiehlt.“

„Durch nichts kannſt du dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr nützen, als durch die Verbeſſerung der herrſchenden Begriffe und Gewohnheiten. Begriffe und Gewohnheiten breiten ſich von einem Staate zum andern aus. Nicht bloß die einzelnen Menſchen ahmen nach; ſondern ganze Nationen noch weit mehr. Immer iſt das Licht aus einem gewiſſen Mittelpuncte ausgegangen. Siehe alſo zu, daß in deinem Lande ein ſolcher Focus ſey, von wo aus, Verſtand, Wiſſenſchaft, Edelmuth, und Gerechtigkeitsliebe, auf die übrigen Nationen ſtrahlen. Deine Regierung gebe das Beyſpiel einer weiſen und redlichen Politik; dein Volk ſey das Muſter einer betriebſamen aufgeklärten und glücklichen Nation: und dann werden noch in künftigen Jahrhunderten ganze Welttheile die Früchte deiner Herrſchaft genießen.“

„Nichts aber kann dieſe Vereinigung der Menſchen, und deine Pflicht, ihnen allen, wo es möglich iſt, nützlich zu ſeyn, dir in einem ſo hellen Licht zeigen, als der Gedanke, daß ein höchſter gemeinſchaftlicher Vater und Regierer der Menſchen vorhanden ſey. Ja ſie ſind alle, auch die geringſten deiner Unterthanen, auch die Einwohner fremder Staaten, mit dir eines Geſchlechts, und zwar eines göttlichen Geſchlechts. Es iſt wirklich ein Plan in der Natur entworfen, ſie durch Tugend zur Glückſeligkeit zu führen. Dazu leuchtet die Sonne: um deßwillen drehen ſich die Weltkörper in ihren Kreiſen — dazu iſt der menſchliche Körper ſo künſtlich gebaut, dazu iſt die Erde mit ſo unzähligen Gütern bereichert, dazu hat die menſchliche Seele ihre Fähigkeiten, dazu das menſchliche Geſchlecht in der Sprache ein Mittel ſeiner Verbindung bekommen. Und in dieſen großen ewigen Plan ſollſt du eintreten — in ihn mehr als ſonſt irgend jemand mitwirken. Eben das Weſen, welches dich als Menſch ſchuf, welches dich als Königsſohn gebohren werden ließ, welches Jahrhunderte zuvor ſchon dieſen deinen Staat bildete, und ihn deinen Ahnherrn unterwarf: eben das Weſen iſt der Schöpfer, der Freund und Wohlthäter aller der Menſchen, die jetzt unter dir ſtehn, und auf die du Einfluß haſt. Wenn du deine Herrſchaft anwendeſt ſie weiſer und glücklicher zu machen; ſo wirkſt du mit dem höchſten Geiſt gemeinſchaftlich, und unter Menſchen in der erhabenſten Sphäre.“

* * *

Garve XIV.B



Verſuche
über
verſchiedene Gegenſtände
aus
der Moral, der Litteratur
und dem
geſellſchaftlichen Leben,

von
Chriſtian Garve.

Fünfter Theil.

Breßlau 1802.

1931 892
Philos. 1. 127

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.
Vierzehnter Band.

Enthält:

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben.

Fünfter Theil

Vorrede.

Die Abhandlung über das Daſeyn Gottes, welche wir hiermit dem Drucke übergeben, war mehrere Jahre hindurch die Lieblingsbeſchäftigung ihres Verfaſſers. Die Veranlaſſung, dieſe Arbeit zu übernehmen, gab ihm theils das Bedürfniß, ſich über einen, jedem Denker ſo wichtigen Gegenſtand mit ſich ſelbſt zu verſtändigen, theils der Wunſch ſeiner würdigen Mutter, eine faßliche Belehrung hierüber von ihm zu erhalten, theils die Einwürfe, die gegen Mendelsſohns Morgenſtunden erhoben wurden, und die Zweifel an der Gewißheit und Brauchbarkeit aller Metaphyſik, welche durch die Kritik der reinen Vernunft in Umlauf kamen.

Die Freunde Garvens kennen bereits aus deſſen frühern Schriften ſeine Anſicht der kritiſchen Philoſophie. Wir wiſſen, daß dieſe Anſicht nicht für durchgängig richtig erkannt worden iſt, und beſcheiden uns gerne, daß auch wider die gegenwärtige Abhandlung ſich gegründete Einwendungen erheben laſſen, und die Darſtellungen des Verfaſſers nicht immer befriedigen werden. Da dieſes indeß das Loos aller Syſteme iſt, und die einzig wahre und allgemein geltende Philoſophie noch bis auf den heutigen Tag geſucht wird, ſo wird es erlaubt ſeyn zu glauben, daß die eigenthümlichen Gedanken und ſcharfſinnigen Beobachtungen eines Mannes, der unabhängiger von Syſtemen und unbefangener, als Mendelsſohn ſelbſt, philoſophirte und die Kritik der reinen Vernunft nicht, wie dieſer, aus den Berichten ſeiner Freunde und aus gelehrten Tagebüchern, ſondern aus eigener Prüfung kannte, auch wenn er das Hauptziel verfehlt haben ſollte, ihren Werth behaupten und für einen unverächtlichen Beytrag zur Aufklärung einer der wichtigſten philoſophiſchen Fragen gelten werden.

Nach dem Entwurfe der Abhandlung, welcher der Handſchrift beygefügt war, und nach der Ankündigung S. 41 zu urtheilen, war Garve nichts weiter hinzuzuſetzen geſonnen, als die Beantwortung der vornehmſten Schwierigkeiten, die den Theismus treffen, und eine Vergleichung derſelben mit denen, die bey dem Syſteme des Epikur und la Mettrie eintreten. Was ſich hierüber fand, haben wir dem Schluſſe der Abhandlung beygefügt, überzeugt, daß unterrichtete Leſer aus dem Mitgetheilten, wann ſie es mit den übrigen Aeußerungen und Erklärungen des Verfaſſers zuſammenhalten, das nicht Geſagte von ſelbſt ergänzen und ſowohl dieſe, als eine andere kleine Lücke, die in dem Abſchnitte von den End-Urſachen vorkommt, mit leichter Mühe ausfüllen werden.

Die übrigen hier gelieferten Aufſätze ſind aus mehrern einzelnen, ungleich bearbeiteten Bruchſtücken erwachſen, von deren Zuſammenſetzung das nähmliche gilt, was wir in der Vorrede zum zweyten Theile über Geſellſchaft und Einſamkeit erinnert haben.

Breslau den 8. Aprill, 1802.

Die Herausgeber

Manſo und Schneider.

I.

Uiber
das Daſeyn Gottes.

Einleitung.

Daß es nicht unnütz ſey, die Lehre vom Daſeyn Gottes von neuem zu unterſuchen, und auf welchem Wege man zur Uiberzeugung davon gelange.

Nach ſo oft wiederhohlten Unterſuchungen der erſten Gründe der natürlichen Religion, ſie immer von neuem vorzunehmen, ſcheint, aus einem von folgenden beyden Gründe unnütz zu ſeyn. Entweder iſt die Materie längſt erſchöpft, alle Beweiſe ſind gefunden, und die Menſchen, welche fähig ſind, Gründen zu verſtehen, ſind vollkommen von dem überzeugt, was der Philoſoph zu erweiſen unternimmt; oder der Gegenſtand iſt überhaupt eines Fortgangs in der Erkenntniß, vielleicht gar aller Unterſuchung und aller Beweiſe unfähig. Auf die eine oder die andere Weiſe, ſollte man, wie es ſcheint, mit der Lehre vom Daſeyn Gottes ſchon zu Ende gekommen ſeyn.

Allerdings, wenn eine Demonſtration dieſer Wahrheit möglich wäre: ſo müßte längſt eine ſolche allgemeine und gleichförmige Gewißheit hervorgebracht worden ſeyn, die alle weitere Unterſuchung unnöthig machte. Vorausgeſetzt aber, daß die Erfahrung zeigt, wie wenig dieß bisher erfolgt iſt, ſo werden es alſo nur entwickelte Empfindungen, oder geſammelte Wahrſcheinlichkeiten ſeyn, welche die Uiberzeugung davon gewähren. Die Quellen zu den erſten liegen in der menſchlichen Natur, die Data zu den andern in der ſichtbaren Schöpfung. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes hat ſehr frühzeitig, und ſeitdem ununterbrochen die Menſchen auf beyde aufmerkſam gemacht. Es kann alſo nicht fehlen, daß die Gründe, im Weſentlichen, lange gefunden, lange geſagt ſind; und daß neue Beweiſe dieſer Wahrheit beyzubringen unmöglich iſt. Aber eben weil der Menſch die erſte Gattung jener Beweiſe in ſeinem eigenen Herzen ſuchen muß, und er bey den andern von dem Anblicke, denn ihm die Welt nach ſeinem Standpuncte gewährt, auf ihr Ganzes ſchließt, eben deßwegen nehmen dieſe Beweiſe weit mehr, als die Demonſtration, die Farbe und alſo die Verſchiedenheit der Zeitalter, der Nationen, der Individuen an, in und von welchen ſie wiederhohlt werden. — Eben deßwegen iſt aber eine immer erneuerte Reviſion derſelben nicht ganz vergeblich. Jeder denkende Mann harmonirt mit ſeinem Zeitalter und dieſes mit ihm: denn er iſt durch dasſelbe gebildet worden, und iſt mit demſelben zugleich fortgegangen. Wenn er alſo alte Idee nach ſeiner Art entwickelt: ſo werden ſie eine Form und Geſtalt bekommen, in welcher ſie ſeinen Zeitgenoſſen klärer oder eindringlicher ſeyn werden, als eben dieſe Ideen, in der Form vergangner Zeiten von längſt verſtorbnen Menſchen gedacht, ſeyn konnten. Und zu jeder Zit, beſonders zu der, wenn Wiſſenſchaften und Philoſophie ſich allgemeiner ausbreiten, gibt es Verſchiedenheiten der Denkungsart. Schriftſteller, welche treu die Eindrücke erzählen, welche auf ſie die Dinge machen, und welche den daraus ſich entwickelnden Ideen Stimme und Sprache zu geben wiſſen, werden das Eigenthümliche ihres Geiſtes immer mit dem Gemeinſchaftlichen, das in der Natur der Sachen liegt, verbinden, und dadurch werden ſie alte Lehren demjenigen Theile ihrer Zeitgenoſſen klärer und brauchbarer machen, der mit ihnen in dem Charakter und den Eigenſchaften ſeines Geiſtes am meiſten harmonirt.

Die Aufmerkſamkeit iſt in den letzten Jahren auf dieſen Gegenſtand von neuem rege geworden, da Männer von bekannten großen Fähigkeiten ganz ungleiche Urtheile über die Beweisarten dieſes Lehrſatzes geäußert haben, ob ſie gleich alle in Behauptung desſelben übereinſtimmen. Moſes Mendelsſohn glaubte, daß ſie im eigentlichen Verſtande demonſtrirt werden könne, und unternahm ſelbſt, die alten Beweiſe zu ſchärfen und neue hinzu zu ſetzen. Alles in ſeinem Werke iſt Licht und zeigt Verſtand; aber die Beweiſe befriedigen nicht. Kant, ein Mann von metaphiſiſchem Tiefſinn, einer ausdauernden Beharrlichkeit in Durchdenkung langer Reihen von Begriffen, worin ihm vielleicht kein Schriftſteller unſrer Nation gleich iſt, ſieht nicht nur die eigentlichen Demonſtrationen vom Daſeyn Gottes, ſondern auch alle Wahrſcheinlichkeits-Beweiſe, die man aus objectiven Gründen führt, als vergebliche Verſuche an, über die Grenze der menſchlichen Vernunft hinauszugehn; indem, da in unſrer ganzen Erkenntniß nichts iſt, als die ſinnlichen Erſcheinungen und die Geſetze unſers Geiſtes, nach welchen wir dieſe Erſcheinungen ordnen, wir gar keinen Uibergang weder von unſern Erfahrungen noch von unſern Ideen zu dem behaupteten Daſeyn irgend eines Dinges an ſich, geſchweige dann eines von der Welt getrennten, und über alle ſinnlichen Erſcheinungen erhabnen Weſens finden. Er ſetzt an die Stelle aller zernichteten oder für ungiltig erklärten Beweiſe den einzigen, der aus dem Bedürfniſſe unſers Verſtandes und Herzens genommen iſt, inſofern ein höchſt reelles Weſen nöthig iſt, um allen unſern Begriffen von Realität Haltung und Feſtigkeit zu geben, und inſofern ein moraliſcher Regierer der Welt nöthig iſt, wenn unſre Moralität Statt finden ſoll.

Ein dritter Schriftſteller von einer andern Anlage des Geiſtes, nicht weniger ſpekulativ, fähig ſcharfe Blicke zu thun, aber zu wenig gegen ſchwache Leſer herablaſſend, um ſeine Gedanken völlig aus einander zu ſetzen, Jacobi *) iſt in dem erſten Puncte mit Kant einſtimmig, daß keiner der bisher gegebenen Beweiſe von dem Daſeyn Gottes bündig ſey. Aber er geht in zwey Sachen von ihm ab, zuerſt, daß er in der Speculation das Uibergewicht der Gründe auf der Seite des Pantheismus zu ſeyn glaubt, da Kant die völlige Unzuläßigkeit aller, ſo wohl widerlegenden als beweiſenden, Schlüſſe in dieſem, außer dem Bezirke unſerer Erfahrung liegenden, Felde behauptet hatte; zum andern, daß er unſere Uiberzeugung von dem Daſeyn Gottes nicht auf jenes Bedürfniß unſers Geiſtes, oder auf die Nothwendigkeit der Vorausſetzung eines ſolchen Weſens, wenn in unſern Gedanken Zuſammenhang, und in unſern Neigungen ein moraliſches Principium Statt finden ſoll, ſondern auf das gründet, was er mit einem Worte Glauben nennt, worunter er, ſo weit ich ihm und ſeinem, mir durch die wenigen Denkmähler ſeines Geiſtes ſchätzbaren, Commentator *), habe fol-

---

*) In ſeinem Werke: Uiber die Lehre des Spinoza in Briefen an M. Mendelsſohn. Breßlau 1785.

*) Wizenmann in ſeinem Buche: Reſultate der

gen können, zweyerley verſteht: erſtlich die bey einem tugendhaften Herzen und Leben faſt unausbleibliche Empfindung von Verehrung und Dankbarkeit gegen ein die Welt mit Weisheit und Güte regierendes Oberhaupt, welche Empfindung zugleich eine Uiberzeugung von deſſen Daſeyn in ſich ſchließt; zweytens, die aus der Tradition und der Geſchichte, beſonders der in unſern heiligen Schriften enthaltnen, geſchöpfte Erkenntniß von dem Urſprunge und der allmähligen Entwickelung unſers Begriffes von Gott und der wenigen aber wichtigen Wahrheiten, die unſre Theologie ausmachen. Die Uiberzeugung aus der innern Empfindung, die guten Menſchen beywohnt, nennt, denke ich, Jacobi Glauben, inſofern ſich dieſelbe auf keine höheren Gründe zurückführen läßt, ſondern auf eine Art inneres Zeugniſſes gegründet iſt. Die Uiberzeugung der zweyten Gattung heißt noch eigentlicher ſo, weil ſie wirklich auf Zeugniſſen der alten Denkmahle und Geſchichtſchreiber beruht. Jene Empfindungs-Gewißheit kommt ziemlich mit dem Seelen-Bedürfniſſe Kants

---

Jacobiſchen und Mendelsſohnſchen Philoſophie, kritiſch unterſucht von einem Freywilligen. Leipz. 1786, 8. oder auch vielleicht in einem Aufſatze des Teutſchen Muſeums, welchen G. hier, nach einigen bey dem Manuſcripte dieſer Abhandlung befindlichen Bemerkungen zu urtheilen, vor Augen hatte.

Anm. d. Herausg.

überein, und iſt nur eine veränderte Vorſtellungsart derſelben Sache. Denn wenn die Idee eines Gottes, als eines verſtändigen und guten Weſens, an die eigne richtige intellectuelle und moraliſche Beſchaffenheit des Geiſtes dergeſtalt gebunden iſt, daß ſie von ſelbſt entſteht, wo dieſe ſich findet: ſo kann hiervon die Urſache nirgends anders als in der dunkeln Wahrnehmung einer ſolchen Seele liegen, daß dieſer ihr Zuſtand klarer Begriffe und wohlwollender Neigungen, den ſie ſo ſehr liebt, unterbrochen und vernichtet werden müßte, wenn nicht die Idee eines höchſt vollkommnen Geiſtes gleichſam an die Spitze aller ihrer andern Ideen geſetzt würde. — Der andre Beweis aber, geführt aus der hiſtoriſchen, durch Offenbarung und deren Auslegungen geleiteten, Entwickelung des Begriffes der Gottheit im menſchlichen Geſchlechte iſt Jacobi, oder vielmehr ſeinem Freunde ganz eigen, und kann in Kants Syſtem keinen Platz finden.

Auf dieſe Behauptungen dreyer ſo berühmten Schriftſteller kann ich mich hier nur ſo weit einlaſſen, als es nothwendig iſt, um mich zu rechtfertigen, daß ich von neuem dieſen Gegenſtand unterſuche. Denn in der That, wenn es mir möglich wäre, mit einem jener Schriftſteller vollkommen gleich zu denken, wenn ich mit Moſes die Beweiſe aus der Zufälligkeit der Welt oder aus dem Begriffe von Gott ſo genugthuend als geometriſche

Demonſtrationen fände, oder wenn ich mit Kant alle Gründe, die anders woher als aus der Beſchaffenheit und den Denk- und Willens-Geſetzen unſers Geiſtes hergenommen wären, für Verirrungen der Vernunft außerhalb ihrer Sphäre hielte, oder wenn ich endlich mit Jacobi das Syſtem des Spinoza für die einzige zuſammenhängende Philoſophie, und alſo die Uiberzeugung von Gott von aller Philoſophie unabhängig, und anderswoher, als durch Nachdenken, uns mitgetheilt erkennte: ſo würde ich auf eine oder die andre Art die Materie für völlig geendigt anſehen. Jeder Verſuch, die Natur der Dinge und die in ihr liegenden Wahrſcheinlichkeiten von neuem zu Rathe zu ziehen, wäre thöricht.

So iſt es aber nicht. So ſehr ich mich von vorgefaßten Meinungen zu befreyen ſuchte, um dem Vortrage dieſer meiner Lehrer bey mir Eingang zu verſchaffen: ſo ſehr ich mich bemühte, die oft mir fremde Denkungsart derſelben mir zu eigen zu machen, und in ihren Geiſt, (der ſich in ſolchen abſtracten Gegenſtänden nur unvollkommen mit Worten ausdrücken kann) mit Beyſeitſetzung der meinen Vorſtellungen mehr geläufigen Formen einzudringen: ſo bin ich doch in weſentlichen Puncten von ihnen verſchieden denkend geblieben. So oft ich die Sache wieder für mich in Beobachtung ziehe, ſo kommt ſie mir auf folgende Art vor: eigentliche Demonſtrationen finden bey keinem Satze

Staat, der die Wirklichkeiten der Dinge betrifft; der erſte Grund von aller Uiberzeugung, daß etwas da ſey, iſt die unmittelbare ſinnliche Erkenntniß. Es gibt aber dem ungeachtet Gründe, um welcher willen wir Dinge für exiſtirend halten, die wir nie empfunden haben. Dieſe Gründe liegen in der Analogie und dem Zuſammenhange zwiſchen den gehabten eignen Erfahrungen, und denen, die wir unter gewiſſen Bedingungen unfehlbar haben würden. Die Uiberzeugung, daß ein Gott ſey, iſt von der Uiberzeugung, daß andere von uns abweſende, uns nicht ſichtbare Weſen ſeyn, in nichts unterſchieden, als inſofern die Natur Gottes der Natur der von uns unmittelbar erkannten Weſen unähnlicher und alſo die Analogie mangelhafter iſt. Alle Arten von Gründen alſo, welche wir brauchen, um das Daſeyn ungeſehener und unempfundener Gegenſtände und Begebenheiten in der Welt darzuthun, können auch auf den Beweis der Exiſtenz Gottes angewandt werden; nur daß ſie hier vielleicht dem Grade nach ſchwächer, und zur Beförderung einer völligen Entſcheidung weniger hinlänglich ſind.

Von der andern Seite iſt nicht nur die erſte Frage, ob ein höchſtes Weſen ſey, an welches zu denken wir weder durch irgend einen unſerer Sinne erweckt, noch durch unſer Selbſtgefühl genöthiget werden, aus dem Zuſammenhange entſtanden, den die Beantwortung derſelben mit andern unſerer natürlichen Geiſtesbeſchäftigungen, oder unſerer wichtigen Endzwecke hat; ſondern auch die Uiberzeugung von dem Daſeyn Gottes, welche in dem menſchlichen Geſchlechte beynahe mit der Idee von Gott zugleich entſtanden iſt, iſt vornähmlich durch eine Menge innerer nicht entwickelter Empfindungen von einer aus dieſer Hypotheſe über unſere Syſteme und Entwürfe ſich ausbreitenden Klarheit unterſtützt worden. Dieſe Empfindungen ſind nach dem Maße ſtärker, als der Menſch mehr ſeine Glückſeligkeit in intellectuelen und moraliſchen Gegenſtänden ſucht.

Indeß iſt dieſes Bedürfniß und dieſer Wunſch, daß ein Gott ſeyn möge, eben ſo wenig dem nachdenkenden Menſchen vollkommen genugthuend, um ihn gewiß zu machen, daß ein Gott ſey, als jene zuerſt gedachten Wahrſcheinlichkeiten. Aber in der Vereinigung von beyden findet er den ihm möglichen höchſten Grad der Uiberzeugung. Die Natur ſeines Geiſtes verlangt den Glauben an einen Gott, wenn er ſich nicht in ſeiner Wirkſamkeit gehindert finden ſoll; und die Natur der Dinge, ſo weit er ſie kennt, ſtellt ihm das Daſeyn desſelben als überwiegend wahrſcheinlich vor. Der daraus zuſammengeſetzte Eindruck iſt die Uiberzeugung, welche ich habe.

Zur Erläuterung und Rechtfertigung dieſer meiner Abweichung von meinen Vorgängern muß ich noch folgendes hinzuſetzen.

Darüber werden, wie mich dünkt, die Stimmen in kurzem eins ſeyn, daß außer der Geometrie und den Wiſſenſchaften, in welchen bloß Ideen mit Ideen verbunden werden, keine Demonſtration Statt findet. Die apodictiſche Gewißheit muß zuletzt darauf beruhen, daß das Gegentheil der Sache einen Widerſpruch in ſich enthält. Die Abweſenheit einer Sache, ihr Nichtſeyn kann nie einen Widerſpruch in unſern Ideen hervorbringen: es iſt nur eine Idee weniger in unſrer Seele. Wo ein Widerſpruch ſeyn ſoll, da muß ſchon ein Subject, oder eine ihm entſprechende Idee vorausgeſetzt, und mit dieſer muß eine andere verglichen werden, und zwar um ſie mit ihr zugleich zu denken. Alſo *eine* Qualität iſt in dem Subjecte ſchon bekannt, und wird ihm hypothetiſch beygelegt; und andre Qualitäten werden an dieſe erſte angeſchloſſen oder von ihr ausgeſchloſſen. Aber wenn das Subject ſammt ſeinen Qualitäten in der Natur der Dinge oder in unſerer Vorſtellung fehlt, ſo entſteht eine Lücke, aber nie kann ein Widerſpruch entſtehn. Nimmermehr alſo kann der Beweis, daß das Subject vorhanden ſey, darauf reducirt werden, daß bey Abweſenheit deſſelben ein Widerſpruch in unſern Ideen entſtehen würde. — Betrachte ich die ganze Claſſe ſtreng bewieſener Wahrheiten, worunter die geometriſchen die vornehmſten ſind; ſo finde ich beſtätigt, was ich aus der Natur des Denkens ſelbſt geſchloſſen habe. Kant will, daß die geometriſchen Sätze ſynthetiſche Sätze ſind, d. h. ſolche, wo in dem Prädicate dem Subjecte etwas Neues zugeſetzt wird, welches zuvor in dem Begriffe deſſelben nicht lag; und daß alſo der Grund der ihnen ſo ausſchließend zukommenden höheren Gewißheit nicht, wie Moſes und die Wolfianer bisher gelehrt haben, darin liege, daß es im Grunde identiſche Sätze ſind, oder daß die aus ihnen beſtehende Theorie nichts als Entwickelung der urſprünglichen Idee jeder Figur iſt; ſondern darin, daß eine Anſchauung, die doch a priori iſt, bey ihrem Gegenſtande, dem Raume, und bey den Figuren, welche Modificationen des Raums ſind, Statt findet.

Ich verſtehe entweder dieſen mir in ſo vieler Betrachtung verehrungswürdigen Philoſophen nicht, oder ich kann mich von der Richtigkeit dieſer Vorſtellungen nicht überzeugen. – Ich finde nur zwey Arten von Sätzen in der reinen Mathematik: entweder ſolche, die ich für rein analytiſch halte, oder ſolche, die ich hypothetiſch analytiſch nennen möchte. Die erſten legen nichts, als den Begriff der Figur, der Zahl, der Fläche, kurz des Subjects, von welchem die Rede iſt, zum Grunde, und zeigen, welche Eigenſchaften in den Merkmahlen, die jenen Begriff componiren, verborgen lagen; Eigenſchaften, die derjenige, welcher den ganzen vollen Sinn der Definition hätte in ſeinen Gedanken umfaſſen können, zugleich mit der Feſtſetzung derſelben würde eingeſehn haben, ohne eines Beweiſes zu bedürfen. Von dieſer Art iſt der Satz, daß alle drey Winkel eines Triangels zwey rechten gleich ſind. Indem drey Linien zuſammengeſetzt werden, daß ſie zuſammenſtoſſen, wird zugleich eine gewiſſe Neigung derſelben gegen einander erfordert; und daß dieſe keine andre iſt, als welche in der Summe die Neigung eines Perpendikels gegen die Grundlinie doppelt in ſich enthält, wird zwar im Beweiſe erſt durch eine Succeſſion von Begriffen deutlich eingeſehen, iſt aber in der Sache ſelbſt mit dem Zuſammenſtoſſen der Linien eines und dasſelbe, und muß in einem Verſtande, der einen adäquaten Begriff von dieſem Urſprunge eines Dreyecks hat, zu gleicher Zeit mit demſelben erkannt werden. Die zweyte Gattung geometriſcher Sätze ſetzt willkürlich zu dem Begriffe des Triangels, des Vierecks u. ſ. w. noch eine neue Beſtimmung hinzu, und ſagt aus, wie alsdann die urſprünglichen Eigenſchaften desſelben ſich modificiren, oder welche neue Prädicate ſich zugleich mit jener Beſtimmung annehmen muß. Zu dieſer Gattung gehört der Satz, daß ein Perpendikel von der Spitze eines rechtwinkeligen Dreyecks auf die Hypotenuſe als Grundlinie herabgelaſſen, die mittlere Proportionallinie zwiſchen den beyden Theilen iſt, in welche die Grundlinie dadurch getheilt wird. Dieſe Gattung iſt im Grunde von der erſten nicht weſentlich unterſchieden. Das

Subject iſt ebenfalls eine willkürliche Compoſition von Merkmahlen, wie der Begriff eines Triangels. Nur daß in dem letzten Falle das Compoſitum keinen eigenen Nahmen hat. Immer aber wird in dem Satze nichts ausgeſagt, was nicht ſchon vollſtändig und nothwendig in dem Complexus von Begriffen liegt, welcher im Subjecte, es ſey mit einem Worte, es ſey durch viele, ausgedrückt wird.

Was die beſondere Art der Anſchauung betrifft, die bey den geometriſchen Sätzen Statt finden ſoll, und die Kant eine Anſchauung a priori nennt; ſo geſtehe ich, daß ich davon keinen Begriff habe. Ich ſehe allerdings, das die geometriſchen Demonſtrationen durch Anſchauung der Figur erleichtert, ja geleitet, und allererſt möglich werden. Das iſt aber eine wahre ſinnliche Anſchauung, im Weſentlichen von der nicht unterſchieden, durch welche wir alle unſre Erfahrungskenntniſſe über moraliſche und phyſiſche Gegenſtände erhalten. Die Figur iſt nichts anders, als ein Beyſpiel, und hilft den Räſonnement eben ſo, wie dem Philoſophen Beyſpiele, die er aus der Geſchichte oder Erfahrung anführt. Der einzige Unterſchied, und der große Vorzug dieſer mathematiſchen Beyſpiele vor den moraliſchen und metaphyſiſchen, iſt, daß in jenen die abſtracten Begriffe, welche ſinnlich bezeichnet werden ſollen, mit ſo wenigen fremden Zuſätzen und Zufälligkeiten vermengt ſind, daß ſie im Bilde beynahe noch ſo rein und abgeſondert erſcheinen, wie im Verſtande; dahingegen alle zu Beyſpielen in der Philoſophie angeführten Facta die allgemeinen Begriffe welche erläutert werden ſollen, mit einer ſo großen Menge beſonderer und zur Abſicht nicht gehöriger Umſtände enthalten, daß es eine höchſt ſchwere und größtentheils unmögliche Arbeit iſt, jene Ideen ganz rein und unvermiſcht aus denſelben herauszuheben. Die Abſtraction der Begriffe kann alſo in der reinen Mathematik mit einer ſinnlichen Anſchauung derſelben verbunden werden, welches in keiner andern Wiſſenſchaft möglich iſt.

Andere Wiſſenſchaften würden eben ſo apodictiſch gewiſſe Sätze haben können, als die Geometrie, unter zwey Bedingungen: erſtlich, wenn man nicht nach dem fragte, was würklich vorhanden iſt, ſondern nach dem, was bey Vorausſetzung gewiſſer Eigenſchaften nothwendig zugleich geſetzt und angenommen werden muß; zum andern, wenn man ſich dieſe Eigenſchaften ganz rein abgeſondert von allen, welche damit verbunden ſind, vorſtellen könnte. Man ſehe den Neid, wie den Triangel, als ein willkürlich componirten Begriff an, und unterſuche, was für Eigenſchaften zugleich mit demſelben in einem Menſchen angenommen werden müſſen. Solche Unterſuchungen werden in der Moral und in der Philoſophie oft angeſtellt: und ſie ſind die einzigen, wo man ſich einer demonſtrativen Gewißheit nähert. Daß man aber doch dieſelbe niemahls erreicht, liegt daran, daß man nicht den Neid ſo deutlich, wie den Triangel, abmahlen kann. Uiber beydes läßt ſich nicht gut räſonniren, wenn ich nicht ein Bild davon vor Augen oder in der Imagination habe. Von dem Triangel läßt ſich ein ſolches Bild ſo genau, ſo vollkommen geben, daß der Verſtand die Data, aus welchen er ſchlieſſen ſoll, immer vollſtändig, und nichts als dieſe vor ſich hat. Von dem Neide iſt kein Bild möglich, als welches die Erinnerung an neidiſche Menſchen und Handlungen gewährt. Wie ſchwer iſt es, in denſelben das Weſentliche vom Zufälligen, dieſe Eigenſchaft von andern damit verwandten zu unterſcheiden!

Ich kehre zu dem Puncte zurück, von welchem ich ausgegangen bin, daß nähmlich die geometriſchen und alle demonſtrativen Sätze nichts über die Wirklichkeit ausſagen, und eben deßwegen demonſtrationsfähig ſind, weil ſie von dem bloßen Zuſammenhange der Ideen reden.

Erſter Abſchnitt.

Verhältniß des kritiſchen Idealismus zu dem Glauben an das Daſeyn Gottes. In wiefern das Bedürfniß vernünftiger und ſittlicher Menſchen bey dieſer Unterſuchung in Betracht kommt, und wie dieſelbe hier angeſtellt werden ſoll.

Wenn aber die Exiſtenz Gottes ſo wenig wie die Exiſtenz aller andern Dinge demonſtrirt werden kann: gibt es deßwegen gar keine objectiven Gründe dafür, und iſt es bloß eine eigenthümliche Beſchaffenheit unſers Geiſtes, welche in uns die Idee eines Gottes erregt?

Zuerſt können wir mit gutem Fuge und Recht diejenige Speculation ganz bey Seite legen, welche das Daſeyn aller Dinge, als Dinge an ſich betrachtet, auf gleiche Weiſe angreift oder zweifelhaft macht. Diejenigen Schwierigkeiten, mit welchen alle Gegenſtände unſrer Erkenntniß ohne Ausnahme zu kämpfen haben, oder diejenigen Dunkelheiten, die bey allen übrig bleiben, müſſen nothwendig aus der Acht gelaſſen werden, ſobald wir über einen einzelnen Gegenſtand Unterſuchungen anſtellen:

oder wir müßten ſogleich alles Denken und Unterſuchen aufgeben. — Ohne Zweifel erkennen wir die Wirklichkeit andrer Dinge nur, weil wir zuvor uns ſelbſt als etwas Wirkliches erkannt haben, und wir ſchließen auf das Daſeyn Gottes aus der Wirklichkeit der Welt. — Alſo kann uns von Gott, als einem Gegenſtande an ſich betrachtet, keine andre Idee gegeben ſeyn, als eine der nähmlichen Art, dergleichen wir von uns ſelbſt und von den Dingen der Welt haben. Findet der Philoſoph Schwierigkeiten, hier den Uibergang von Vorſtellungen, durch die allein uns eine Kenntniß möglich iſt, zu einem Dinge an ſich, welches nicht Vorſtellung iſt, zu finden; bleibt es ihm ein Geheimniß, was er ſich unter dem Objecte, als Dinge an ſich betrachtet, denken ſoll, ſobald er die Eigenſchaften deſſelben, welche doch nur Beziehungen deſſelben auf uns, oder Modificationen unſers eignen Seyns, veranlaſſet durch die innern unbekannten Kräfte des Dinges, ſind, denken ſoll: ſo hindert ihn dieſes nicht, das Wort und den Begriff Exiſtenz allenthalben anzuwenden, wo er die gleichen oder ähnliche Modificationen in ſich entſtehen ſieht, als diejenigen ſind, welche ihm das Bewußtſeyn ſeines Daſeyns, und die Uiberzeugung von der Wirklichkeit der Welt verſchaffen.

Ich will für jetzt die Kantiſche Eintheilung der Dinge und Vorſtellungen, in Erſcheinungen, Objecte in der Erſcheinung und Dinge an ſich annehmen, ſo daß das erſte Wort die Veränderungen unſrer Sinnlichkeit, einzeln genommen, mit der damit verbundnen Idee von äußrer Wirklichkeit, bedeute, das andre eben dieſe Veränderungen bezeichne, inſofern ſie miteinander nach den Geſetzen der Cauſſalität verbunden, uns eine wirkliche Welt, die doch nur in unſern Gedanken iſt, darſtellen; das dritte endlich, die uns gänzlich unbekannten Dinge und deren Kräfte, wodurch ſie fähig werden, in uns ſolche Erſcheinungen in einem ſolchen Zuſammenhange zu erregen. Ich will zugeben, daß alles, was wir von den Geſetzen der Natur wiſſen, ſelbſt der Satz des zureichenden Grundes, oder der von Urſache und Wirkung ſich lediglich auf die Objecte der zweyten Art beziehen, und auf die Dinge an ſich nicht angewandt werden können, als zu welchen unſre Vorſtellungskraft auch nicht den allerentfernteſten Zutritt hat. Aber ſo erlaube man mir auch, nachdem ich einmahl mit dieſer Unterſcheidung ins Reine gekommen bin, die Dinge an ſich gänzlich aus meinen Gedanken und allen meinen Unterſuchungen wegzulaſſen, — erlaube mir, damit ich doch, wie ein Menſch, andern Menſchen verſtändlich rede, die Wörter Ding, Weſen, Exiſtenz von jenen Objecten der Erſcheinung zu gebrauchen, die allein mich etwas angehn, weil ſich mein Zuſtand nach Maßgabe derſelben verändert, angenehmer oder unangenehmer wird, und über welche allein es möglich iſt zu denken oder zu reden, da ohne Vorſtellungen keines von beyden Statt findet. Es iſt freylich in der Spekulation ſchwer zu begreifen, wie ich von einem Baume als einem bekannten außer mir vorhandenen Dinge reden kann, da ich doch eigentlich nur weiß, daß in mir Vorſtellungen einer ſolchen Figur, Ausdehnung und Farbe rege gemacht worden ſind, Vorſtellungen, deren Urſache ich nicht anzugeben im Stande bin. Aber die Natur zwingt mich, ſo zu denken, ſo zu reden: und es iſt daraus weder für mich, noch, ſo lange die Welt ſteht, für irgend einen andern Menſchen je ein Uibel entſtanden. — Ich kann mir daher auch einen abweſenden Baum als exiſtirend vorſtellen. Ich denke mir nähmlich dabey, daß, wenn ich in einer gewiſſen Lage und Beziehung auf ihn wäre, jene Vorſtellungen in mir entſtehen würden. Denn unſer Begriff von Wirklichkeit und Subſtanzialität entſpringt aus der Unterſcheidung, welche wir ſehr früh im Leben zwiſchen zwey Arten der Erſcheinungen machen. Es gibt deren, wie z. B. die Träume, welche kommen und verſchwinden, ohne daß ich ſie durch einen Ort, den mein Körper einnimmt, durch eine Lage, die er erhält, mir wieder zu verſchaffen wüßte, ohne daß zu derſelben Zeit jeder Andere, der an meinem Orte, in meiner Lage geweſen wäre, ſie auch bekommen hätte; andere hingegen kommen pünctlich wieder oder vergehen, ſo wie ich den alten Ort, an welchem ich ſie zuerſt ſtatte einnehme oder verlaſſe, in alle die alten Verhältniſſe der Lage und Entfernung wieder trete oder dieſelben verändere. Auch entſtehen ſie in demſelben Momente in jedem andern Menſchen, welcher mit mir eine vollkommen gleiche Stellung annimmt. Dieſe letztere Gattung von Erſcheinungen halten wir für Wirklichkeiten, die erſtere für Täuſchung und Schein.

Wenn ich von Gott ſage: er iſt; ſo verſtehe ich es in keinem andern Sinne, als in welchem ich es von jedem andern Dinge ſage. Geſetzt nun, der Philoſoph fände, indem er die erſten Grundbegriffe in unſrer Erkenntniß unterſucht, daß er von dem Seyn der Dinge an ſich gar keinen Begriff habe, ſondern daß dieſes Seyn, welches er den Dingen zuſchreibt, bloß in einem Zuſammenhange ſeiner Vorſtellungen liege, daß die Welt, von der er redet, der Inbegriff der ſo und ſo geordneten Erſcheinungen ſeiner Seele, und die Geſetze, welche er in der Welt zu finden glaubt, nur die Regeln dieſer Ordnung ſind: ſo wird er dem unerachtet nicht unterlaſſen, nach dieſer Exiſtenz eben ſowohl bey den unſichtbaren als bey den ſichtbaren Dingen zu forſchen; er wird deßwegen doch berechtigt ſeyn, bald ſeine Sinnen, bald Gründe der Vernunft zu befragen, ob ſolche und ſolche Dinge vorhanden ſind, d. h. ob ſich die mit dieſen Nahmen belegten Erſcheinungen unter dieſen und dieſen ſubjectiven Bedingungen und Umſtänden ſicher erwarten laſſen.

Und wenn er alsdann nach der Exiſtenz eines höchſten Geiſtes fragt: ſo wird auch dieß in die metaphiſiſche Sprache ſich überſetzen laſſen, — und ſo lauten: er will wiſſen, ob unter gewiſſen Bedingungen, die denjenigen ähnlich ſind, welche Statt finden, wenn Körper oder Menſchen uns gegenwärtig ſind, auf unſre Sinne wirken, von uns geſehn, gehört, und gefühlt werden, ebenfalls eine Erſcheinung, die der unmittelbaren Wirkung des höchſten Weſens auf uns correſpondirte, unausbleiblich zu erwarten wäre. Nur inſofern dieſes Weſen zu der Welt der Erſcheinungen gehört, oder in dieſelbe einſt eintreten kann, und unter gewiſſen Umſtänden eintreten muß, iſt es uns wichtig, von ihm etwas zu wiſſen. — Dieſe ſeine Exiſtenz liegt alſo nicht außerhalb dem Kreiſe, auf welchen es uns erlaubt iſt, unſre Vernunft anzuwenden.

„Iſt es denn ein Mißbrauch der Vernunft, wenn ich durch dieſelbe Gründe aufſuche, mich zu überzeugen, daß ein Konſtantinopel da iſt, oder nicht da iſt?“ Auf keine Weiſe. — „Aber dieſe Erſcheinung habe ich doch nie gehabt; und was iſt alſo die Wirklichkeit dieſer Stadt für mich?“ — Es iſt die Möglichkeit, einen gewiſſen Anblick zu bekommen, die Erſcheinungen gewiſſer Geſtalten von Häuſern, Menſchen, Einrichtungen, Sitten zu haben, die ich in der That haben würde, wenn ich in eben derſelben ſubjectiven Lage wäre, in welcher jetzt z. B. der Großſultan iſt.

Und welche Gründe kann ich für oder wider dieſe ſogenannte Exiſtenz auffinden? — Keine andern, als den Zuſammenhang zwiſchen dieſer möglichen Erſcheinung, mit den wirklichen, die ich gehabt habe.

Hier iſt mir freylich die Gattung der Dinge, zu welcher das Ungeſehene gehört, bekannt. Ich habe Städte, Menſchen, Bäume, Waſſer, Erde geſehen; und alles dieſes würde ich zu Conſtantinopel finden, nur in Geſtalten, Farben und noch mehr in der Zuſammenſetzung von den in andern Gegenden geſehenen verſchieden.

Aber muß dieſe Aehnlichkeit bis auf den Grad gehen, daß ich mir ein Bild in meiner Imagination von der abweſenden Sache machen könne, wenn es mir erlaubt ſeyn ſoll, über ihre Exiſtenz Unterſuchungen anzuſtellen oder überzeugende Gründe für dieſelbe als möglich anzunehmen? Weiß ich nicht, was ich meine, wenn ich frage, ob lebendige Geſchöpfe im Monde ſind? Es iſt nicht von ſolchen Geſchöpfen die Rede, dergleichen ich hier ſehe; es iſt nur von Leben und Lebendigen die Rede, einer Sache, die ich mir entweder nur in abstracto, als allgemeinen Begriff, oder in concreto, unter dem Bilde von Menſchen und Thieren, vorſtellen kann. Aber das weiß ich doch, daß in dieſer zuſammengeſetzten Erſcheinung etwas iſt, das dem Begriffe Leben und Empfindung entſpricht:

— dieſes kann ich herausheben, und fragen, ob, wenn ich mit dem Monde in der Beziehung des Orts wäre, als ich mit der Erde bin, ich Erſcheinungen, (von welcher Art ſie ſonſt immer in ihrem ſinnlichen Theile ſeyn mögen,) haben würde, in welchen ich eben das wieder fände, was mir hier bey Wahrnehmung lebendiger Weſen auf eine ſo ganz eigene Art auffällt. Auch hier wird es nicht für eine Uiberſchreitung der Vernunft-Grenzen angeſehen, wenn ich die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten jener Weltkörper mit unſrer Erde, oder objective Gründe der Wahrſcheinlichkeit aufſuche, daß in dieſem Verſtande Mondbewohner exiſtiren.

Sollte es nun nicht erlaubt ſeyn, noch einen Schritt weiter zu gehn, und bey einem noch abſtracteren Begriffe, in welchen nur Leben und Geiſt, Denken und Handeln in der höchſten Vollkommenheit, ohne alle Beſtimmung des Ortes, ſo wie zuvor ohne Beſtimmung der Form, aufgenommen wird, ebenfalls die Frage über die Exiſtenz des ihm entſprechenden Objectes anzubringen? Die Frage wäre dann nähmlich über die Möglichkeit, daß uns Erſcheinungen, welche ſich darauf beziehen, unter gewiſſen Umſtänden und Vorausſetzungen wiederfahren würden. Sollte es uns nicht auch erlaubt ſeyn, dieſe Frage auf eben die Art, durch eben das Räſonnement, mit Aufſuchung eben ſolcher Analogien zu beantworten? Wenn wir aus einer Vieles umfaſſenden ſinnlichen Erſcheinung, einen Theil herausheben dürfen, und uns dieſen unter andern oder uns unbekannten Combinationen exiſtirend denken, ohne dadurch das Feld der Erfahrung ganz zu verlaſſen, warum ſoll die Erſcheinung des Denkens hievon ausgenommen werden?

Die Frage über die Exiſtenz Gottes iſt alſo von der Speculation über die Dinge in der Erſcheinung und die Dinge an ſich, und von der wahrgenommenen Unmöglichkeit, Kenntniſſe von den letztern zu erhalten, ganz unabhängig. — Iſt Gott, ſo iſt eine ſolche Wirkung desſelben auf ein anderes empfindendes Weſen möglich, dergleichen alle ſinnlichen Objecte auf uns äußern, wenn wir ſie ſehen oder hören. Und ſo wie wir alſo dieſe als exiſtirend denken, weil wir Erſcheinungen einer gewiſſen beſondern Natur, verbunden nach beſondern Regeln, haben, die ihnen entſprechen: ſo können wir auch jenes Exiſtenz unterſuchen, und ihm die Exiſtenz zuſchreiben, inſofern wir Erſcheinungen für möglich halten, die den übrigen, wobey wir Objecte vor uns zu haben vermeinen, gleichförmig ſind, und die auf Gott eine gleiche Beziehung haben. Es iſt eben ſo, wie bey allen übrigen Dingen, nur unſre Vorſtellung, nicht das Weſen der Sache, was uns intereſſirt.

Das Bedürfniß aber nun, das Kant an die Stelle aller objectiven Gründe für das Daſeyn Gottes ſetzt, von welcher Art iſt es dann?

Ein Bedürfniß des Verſtandes, daß wir ohne den Begriff Gott, und ohne den, er iſt, in allen unſern übrigen Gedanken und deren Verbindungen, nicht fortkommen können; und ein Bedürfniß des Herzens und der Moralität, daß wir ohne einen höchſten Regierer der Welt keine wahre Vorſtellung von dem, was Tugend heißt, und keine hinlänglichen Motive dazu haben können.

Aber dieſe Erklärungen beſtimmen die Sache noch nicht genau genug.

Es gibt zweyerley Art von Bedürfniſſen: ſolche, ohne welche der Menſch gar nicht beſtehen kann, und ſolche, ohne welche er nur nicht ſo gut beſtehen, nicht ſo vollkommen oder glücklich ſeyn kann.

Es iſt klar, daß, wenn von dem Bedürfniſſe auf die Exiſtenz der Sache, welche demſelben abhilft, geſchloſſen werden ſoll, nur das Bedürfniß der erſten Art gemeint iſt. Weil ich da bin, weil ich denke, weil ich moraliſch empfinde und handle; ſo muß freylich alles das, wenn es mir auch nicht unmittelbar kund würde, als vorhanden angenommen werden, ohne welches weder mein Daſeyn, noch meine Vorſtellungen, noch meine freyen Handlungen möglich wären. Aber es wäre nur eine entfernte Wahrſcheinlichkeit, oder vielmehr es wäre, ehe es bewieſen iſt, daß in der Welt Abſichten und Vorſehung ſind, keine Wahrſcheinlichkeit, daß alles das wirklich vorhanden ſey, was ich zu meinem beſſern Befinden, zu ordentlicherem Denken, zu einer ſittlich vollkommneren Aufführung fordern könnte.

Wir wollen nun dieſen Unterſchied auf die vor genannten beyden Arten der Bedürfniſſe anwenden.

Ein Bedürfniß des Verſtandes kann alſo eine Idee oder eine Vorausſetzung heißen, ohne welche, d. h. wenn ſie nicht angenommen werden dürfte, oder wenn ſie geläugnet werden müßte, virtualiter alles Denken, räſonniren u. dgl. aufhoren würde. Von dieſer Art, könnte man glauben, ſey der Satz des Widerſpruchs.

Demungeachtet paßt auch auf einen ſolchen Begriff oder Satz der Nahme eines Bedürfniſſes nicht. Wenigſtens würde er dadurch nicht zu erweiſen ſeyn, wenn er zweifelhaft wäre. Denn an und für ſich iſt es ungereimt, wenn man wirklich denkt und redet, noch zu zweifeln, ob man denken kann, oder zu unterſuchen, was für Sätze man für wahr annehmen müſſe, um denken zu können. Wenn man die deutliche Erkenntniß ſolcher Wahrheiten bisher nicht gehabt hat, ſo iſt ſie gewiß zum Denken nicht nothwendig; denn wie konnten wir ſonſt bisher, als Menſchen, gelebt und gedacht haben, und jetzt erſt Beweiſe jener Wahrheiten ſuchen? gehört ſie aber dazu, ſo muß uns die Uiberzeugung davon auch ſchon beywohnen, oder, wie das in Abſicht jenes Grundſatzes der Fall iſt, eine ſolche

Wahrheit muß virtualiter in allen unſern Gedanken liegen.

Wenn ich aber von dieſem Satze des Widerſpruchs und von dem des zureichenden Grundes abgehe: ſo bleibt gewiß kein andrer übrig, bey welchem mit dem geringſten Scheine geſagt werden könnte, daß er als nothwendig zur Aeußerung der Denkkraft angenommen werden müßte.

Es iſt auch an ſich ungereimt, daß die Handlung einer Kraft nicht möglich ſey, ohne eine andere Action eben, dieſer Kraft vorauszuſetzen; ſo daß Ideen nicht möglich wären, wenn nicht vorher eine andre Idee angenommen würde.

Am allerwenigſten kann alſo das Daſeyn Gottes zu einem ſolchen nothwendigen Verſtandesbedürfniſſe gehören, da, ohne davon die mindeſte Vorſtellung zu haben, doch tauſend Menſchen empfinden, denken, urtheilen und handeln.

Wenn hingegen Bedürfniß des Verſtandes ſo viel heißt, als eine Vorausſetzung, die in die Vorſtellungen des Menſchen von der Welt mehr Ordnung, Zuſammenhang, Verſtändlichkeit hineinbringt, welche macht, daß man länger und weiter, über mehr Dinge und mit größerem Intereſſe räſonniren könne; ſo iſt es gewiß leicht zu zeigen, daß der Begriff von der Exiſtenz Gottes ein ſolches Bedürfniß ſey.

Aber erſtlich, woher gilt der Schluß: dasjenige iſt wirklich, deſſen Vorausſetzung mir zum ſyſtematiſchen Denken verhilft?

Zum andern: um zu wiſſen, daß der Begriff von Gott mein Gedankenſyſtem ordentlicher und zuſammenhängender macht, muß ich zu dem Ende nicht zuvor eingeſehn haben, daß die Dinge in der Welt oder die Erſcheinungen, (was auf eins hinausläuft), welche ſich nach dem allgemeinen Ausſpruch des Menſchenverſtandes auf Wirklichkeiten beziehen, nicht erklärt, nicht in der Folge oder Ordnung, in welcher ſie erſcheinen, begriffen werden können, als mit Zuhülfnehmung eines ordnenden und dirigirenden Geiſtes? Und ſind dieß nicht objective Gründe für das Daſeyn Gottes? Schleichen ſich dieſe alſo nicht unvermerkt in jenen ſubjectiven Beweis ein?

Etwas vollkommen Aehnliches kann in Abſicht auf das Bedürfniß des Herzens geſagt werden.

Dasjenige, ohne welches die Menſchen gar nicht wollen, ſich nicht frey entſchließen, nicht als Menſchen handeln könnten, würde das vollkommenſte und wahrſte Bedürfniß ſeyn. Aber ein ſolches kann es nicht geben, oder es iſt befriedigt. Wir wollen und handeln: alſo muß alles dazu Nöthige in uns ſeyn, und die Idee, welche wir nicht haben, die wir erſt ſuchen, um deren Beweis wir uns erſt bemühen, gehört gewiß nicht dazu. — Ein minder nothwendiges aber dennoch reelles Bedürfniß wäre, ohne welches gar keine Empfindungen der

Menſchlichkeit, des Wohlwollens, der Selbſtliebe, der Freundſchaft möglich wären. Aber da der Menſch ein moraliſches Geſchöpf iſt: ſo liegt der Grund zu den moraliſchen Empfindungen in ihm ſelbſt; und dieſe geben den Grund zu den moraliſchen Räſonnements ab. Etwas tadeln und etwas loben wird immer der Menſch an dem Betragen Anderer. Daraus wird eine gewiſſe Erziehung, ein Ideal von Vollkommenheit entſtehen. Und die Moral, d. h. gewiſſe Begriffe von recht und unrecht, und Motive, recht zu thun, die Anerkennung gewiſſer Pflichten alſo iſt vorhanden. Dazu kann nicht die Kenntniß eines unſichtbaren Weſens nothwendig gehören, welches doch, es ſey oder nicht, alle übrigen Dinge ſo läßt, wie ſie ſind, alle ihre Verhältniſſe läßt, wie ſie ſind, alſo in der Natur, den Neigungen, der Empfänglichkeit des Menſchen unmittelbar nichts ändert.

Etwas ganz anders aber iſt, wenn gefragt wird, ob dieſe Idee von moraliſcher Güte, welche dem Menſchen vermöge ſeiner Natur beywohnt, wenn er zu einer gewiſſen Stufe der Cultur gelangt iſt, vollkommen genau und richtig werden kann, wenn er keine moraliſche Ordnung in der Welt, keinen Endzweck und keinen Aufſeher annimmt, und ob die Motive, welche er hat, gut zu handeln, ohne Ausſicht auf eine Zukunft, ſo ſtark werden können, daß ſie in den meiſten Fällen ſeine Handlungen regieren, und ihm zugleich

Zufriedenheit einflößen. Und hier kann mit Recht behauptet werden, daß, ohne die Idee von Gott, dieſem Ideal von moraliſcher Vollkommenheit, und ohne die Uiberzeugung von gewiſſen durch die ganze Welt verbreiteten und beobachteten moraliſchen Geſetzen, die moraliſchen Anlagen unſrer Natur ſich nie vollkommen entwickeln können; daß zur Abſchreckung der Böſen, zum Troſte der Guten, zur Erhebung des Herzens, zu Uiberwindung großer Leidenſchaften, zu Erregung eines liebreichen Sinnes gegen gleichgiltige Perſonen, die Uiberzeugung von einem Gotte, der gut und unſer aller Vater und Herr iſt, ſehr viel nutze. Aber iſt dieß Grund genug, eine Sache für wahr zu halten, weil wir einſehen, daß die Wirklichkeit derſelben unſrer Tugend günſtig iſt? Oder vielmehr ſteht es in unſrer Gewalt, iſt es der Natur unſers Verſtandes gemäß, uns bey einer ſo intereſſanten, die Exiſtenz eines höchſten Weſens betreffenden Frage, damit zu beruhigen, daß wir dieſes Daſeyn ſehr zu wünſchen Urſache haben?

Diejenigen, welche ein künftiges Leben aus dem Wunſche fortzudauern und glücklich zu ſeyn geſchloſſen haben, haben ſchon vorausgeſetzt, daß die Welt von Gott, einen weiſen und gütigen Geiſt herrühre. Nur alsdann, wenn wir Urſache haben, zu glauben, daß auf uns, unſere Tugend und unſer Wohl in der Einrichtung der Welt Rückſicht genommen worden ſey, nur dann iſt ein Grund der

Wahrſcheinlichkeit dafür vorhanden, daß, was zu unſrer Glückſeligkeit und zu unſerer Vollkommenheit unentbehrlich iſt, auch in der Welt wirklich ſeyn werde. Aber, wenn gerade dieß erſt bewieſen werden ſoll, daß die Welt von einem guten und verſtändigen Weſen herrühre, oder von ihm regiert werde; wie kann ich ſchon daraus einen Grund für deſſen Exiſtenz hernehmen, daß dieſe Exiſtenz ſelbſt zu unſerm Wohle und zu Erreichung unſrer reinſten und beſten Abſichten, zu Beförderung unſerer Moralität beyträgt. Heißt das nicht, in einem Cirkel herumgehen, wenn ich, um den Schluß von der Nützlichkeit auf das Daſeyn einer Sache geltend zu machen, erſt den Charakter und die Eigenſchaften des Urhebers und Regierers aller Dinge wiſſen muß, und ich doch eben dieſen Schluß anwende, um dieſen Urheber zu entdecken?

Demungeachtet empfindet jeder, es liege etwas Wahres in dem Satze, daß unſer Verlangen nach Gott die Uiberzeugung von deſſen Daſeyn ſehr unterſtütze, daß dieſe Uiberzeugung mehr eine Empfindung eines vollen Herzens iſt, welches unbefriedigt von allen Gegenſtänden des Vergnügens, das ihm die Geſchöpfe und der Genuß einzelner Empfindungen darbiethen, noch nach einer weitern Ausdehnung ſeines Daſeyns verlangt, zu welcher der Menſch keine andre Hoffnung findet, als wenn er ein gleichartiges Weſen, aber von unendlich größerer Vollkommenheit annimmt, welches ihm, ſo zu ſagen, forthelfen und ihn zu ſich erheben kann, daß wirklich, nach den gewöhnlichen Erfahrungen, die moraliſchen beſten Menſchen, die am treueſten ihre Pflicht beobachten, auch am willigſten ſind, dieſe Idee von Gott anzunehmen, und die Empfindſamſten am erſten ſich zu dieſer tröſtenden Uiberzeugung wenden.

Aber wird denn dadurch die andre nicht weniger gewiſſe Erfahrung aufgehoben, daß eben dieſe Menſchen ſich bey dieſem Wunſche, bey dieſem Sehnen nach einem höhern Weſen, auf keine Weiſe beruhigen, ſondern alle nach ihrer Weiſe, bald mit mehr, bald mit weniger Scharfſinn Gründe für ſein Daſeyn aufſuchen? Alſo gewährt ihnen doch jene Empfindung des Bedürfniſſes die Uiberzeugung noch nicht, welche ſie ſuchen. Alſo iſt das Bedürfniß ſelbſt gewiß nicht mit dieſer Uiberzeugung einerley.

Jede Idee, jede Unterſuchung im Menſchen muß vorbereitet ſeyn. Er kann auf keine, ausgenommen die ſinnlichen, auf einmahl kommen. Er muß die Stufenleiter durchgehen, auf welcher jede Frage, ſo zu ſagen, eine Sproſſe iſt.

So hat auch der Menſch zu der ganzen Unterſuchung über Gott und die Zukunft gar keine Veranlaſſung, wenn nicht zuvor gewiſſe moraliſche Empfindungen bey ihm rege geworden ſind.

Erſt muß er überhaupt Geiſt vom Körper unterſcheiden, er muß die in ihm ſelbſt wirkende Kraft, das Eigenthümliche ſeiner Natur, daß er ſich ſeiner bewußt iſt und andere Dinge erkennen kann, wahrgenommen, er muß intellectuelle und moraliſche Vollkommenheiten aus ſich ſelbſt kennen gelernt haben, ehe er ſich den Begriff eines Weſens ſchaffen ſoll, bey welchem alle andre Form und Geſtalt, und überdieß noch, (was manchen andern geiſtigen Begriffen Conſiſtenz gibt,) Zeit und Ort fehlen, ausgenommen jene Eigenſchaften des Denkens und Wollens, des Selbſtbewegens, der Herrſchaft über die Materie, des Guten, des Weiſen.

Zum andern muß er in ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen auf Umſtände geſtoßen ſeyn, wo das Sichtbare, und was er mit Händen begreifen kann, — wo ihn auch andrer Menſchen Hülfe und Umgang nicht befriedigen, ihm nicht genug thun können.

Was wird ihn ſonſt nöthigen, über das Gegenwärtige und Sichtbare hinauszugehen und das Unbekannte aufzuſuchen?

Daß alſo die Idee von Gott mit dieſen beyden Bedingungen entſteht, ſteigt, fällt, ſich verändert, verfeinert, verſchlimmert, nachdem der Menſch theils dasjenige, was moraliſch und geiſtig heißt, beſſer oder ſchlechter aus ſich ſelbſt hat kennen lernen: theils aber mehr oder weniger zu dem Gefühle des Tröſtlichen und Nützlichen, welches in dem Daſeyn eines Gottes liegt, gekommen iſt; dieſes iſt ſehr natürlich: es zeigt aber nicht, daß die Uiberzeugung ſelbſt ganz allein darin ihren Grund habe, und daß dieſes Verlangen nach Gott der einzige Beweis ſeines Daſeyns ſey.

Wenn ich mich ſelbſt befrage, wie es, ſo weit ich mein Gemüth kenne, in Abſicht dieſer Uiberzeugung mit mir ſtehe; ſo iſt folgendes die aufrichtige Schilderung.

Soviel ſehe ich, aus der Vergleichung aller Syſteme, über die ich ſelbſt nachgedacht, oder die ich in Schriften Andrer gefunden habe, daß keines ohne Schwierigkeiten und unauflösliche Schwierigkeiten ſey; daß der Theiſt von einem ſcharfſinnigen Gegner eben ſowohl in Verlegenheit geſetzt werden könne, als der Atheiſt; daß nirgends durchaus Licht und Zuſammenhang vorhanden iſt. Hieraus ſchließt nun Hume, (der die mit dem Theismus verbundenen Dunkelheiten vielleicht beſſer, als irgend ein anderer, auseinander geſetzt hat,) daß dieſe Materie ganz über unſern Horizont ſey, und wir uns nicht wagen ſollten, daß geringſte darüber zu entſcheiden. Wer nun dieſes thun kann, und dabey ruhig und glücklich, gut und rechtſchaffen iſt, gegen den habe ich nichts zu ſagen. Es iſt ihm erlaubt, ſich aller Unterſuchungen zu enthalten, die er nicht zu Ende zu bringen weiß, und die er demungeachtet entbehren kann.

Aber ſo iſt es mit mir nicht. Ich kann von dem Gedanken nicht los kommen. Der Anblick der Welt, mein eignes Herz bringen mich immer wieder darauf zurück. Ich kann die Materie nicht unerörtert laſſen, noch auf die erſte beſte Art entſchieden bey Seite legen.

Dieß iſt nun, was, wie ich glaube, das Bedürfniß thut. Es hält uns bey einer Frage, die in der That über unſern Horizont iſt, ſo weit feſt, daß wir entſcheiden müſſen, daß wir alſo auch Wahrſcheinlichkeiten aufſuchen müſſen, und daß wir uns mit unvollkommnen Beweiſen begnügen. — Bey mir alſo beruht die Uiberzeugung von dem Daſeyn Gottes auf einer Vergleichung der verſchiednen Syſteme über den Urſprung der Welt und ihrer Schwierigkeiten, und eben dieſer Syſteme mit meinen Wünſchen. Nach dieſer Vergleichung ſcheinen mir alle andern, außer demjenigen, welches einen höchſten Geiſt als Schöpfer annimmt, und welches man den Theismus genannt hat, nicht bloß Schwierigkeiten, (von welchen der Theismus auch nicht frey iſt.) ſondern wirkliche Abſurditäten zu enthalten, und ich trete alſo dem Urtheile des großen Königs bey: ich beruhige mich bey dem, was bloß ſchwer iſt, um dem Abſurden zu entkommen.

Zu dem Ende iſt, glaube ich, noch eine einzige Sache zu thun übrig, nähmlich die gedachte Vergleichung ſo vollſtändig, als möglich, und ſo unparteyiſch, wie möglich, anzuſtellen, — die Schwierigkeiten, die bey jedem Syſtem bisher ſich nachdenkenden Köpfen gezeigt haben, mit der größten Aufrichtigkeit darzulegen, und nun die Summe zu ziehen von dem, was durch ein merkliches Uibergewicht entſchieden ſcheint, und dem, wo die Gründe oder vielmehr die Einwürfe auf beyden Seiten einander die Wage halten; von dem, was als ausgemacht angenommen werden darf, und was als unerklärlich bey Seite gelegt werden muß.

Zweyter Abſchnitt.

Ob man die Unterſuchung über den Urſprung der Welt ganz bey Seite legen könne; was den nachdenkenden Menſchen hindert, die Welt für ewig zu halten.

Es ſind, in Abſicht des Urſprunges der Welt, nur vier Syſteme möglich. Entweder es iſt alles immer ſo geweſen, wie es jetzt iſt, und die ganze Einrichtung, nebſt den Succeſſions-Geſetzen in der Erzeugung der Pflanzen und Thiere auseinander, iſt die einzige nothwendige und ewige Form der Materie; oder die Materie iſt in dieſe Form und unter dieſe Regularität in der Succeſſion ihrer Geſtalten erſt gebracht worden. Im letzten Falle ſind entweder die mechaniſchen Kräfte der materieten Theile nothwendig dazu determinirt, dieſe Formen der Dinge nach und nach zu entwickeln; oder die Theile ſind (nach Epikur) durch Zufall, nach unendlich vielen andern Verbindungen, auch in dieſe gerathen; oder ſie ſind mit Abſicht und nach Einſicht in dieſe Form gebracht worden. Mechaniſche Nothwendigkeit, Zufall, oder Verſtand iſt alsdann der Grund von der Einrichtung der Dinge.

Das erſte Syſtem, welches annimmt, es ſey immer alles ſo geweſen, wie es jetzt iſt, iſt das einzige, welches allen Schwierigkeiten ausweicht; — aber nur, weil es gar nichts erklärt. Man könnte es das Syſtem der Trägheit nennen. Es hebt alles Nachdenken auf; und wem es möglich iſt, ſich ſolches völlig zu verbiethen, und dabey ruhig und glücklich zu ſeyn, wer wollte den in dieſer Ruhe durch Einwürfe ſtören? Wer aber einmahl über die Einrichtung der Dinge nachdenkt, (und Gegenſtände, zu denen wir ſelbſt und unſer Schickſal gehören, ganz bey Seite zu legen, ſteht doch nicht in aller Menſchen Gewalt, ſo erſcheint jene Antwort, als ein bloßes Aufgeben aller Unterſuchung, unſchicklich.

Was dem Menſchen aus dieſem Schlafe, in welchem er, befriedigt mit dem, was iſt, glaubt, es ſey immer ſo geweſen, zuerſt herausbringt, iſt die Betrachtung desjenigen Theils der Welt, der mit ihm die nächſte Verwandtſchaft hat, ich meine der organiſirten Weſen, welche gebohren werden und ſterben. Hier wird es auffallend, daß ſie wider die allgemeine Regel, auf eine ganz andere Art, aus etwas ganz anderm entſtehen, als auf welche und in welches ſie vergehen. Wenn ſie untergehen, löſen ſie ſich in Erde, Waſſer, Salz und Oel auf, und vermiſchen ſich mit dem großen Erdkörper und ſeiner Atmoſphäre. Aber ſie kommen nicht aus der Erde zum Vorſchein, ſie entſtehen nicht aus einer Concretion der Elemente, die der Auflöſung und Zerſtörung derſelben ähnlich iſt, wodurch ſie aufhören; ſondern ſie erzeugen ſich allemahl in einem andern eben ſo organiſirten Körper, und durch eine beſondere Kraft und einen gewiſſen Actus deſſelben. Dieſer Umſtand macht, daß keines einzigen ſolchen Körpers Urſprung hinlänglich erklärt iſt. Denn indeß uns die Verweſung deſſelben ſeine Beſtandtheile lehret, welche gemeine Materie ſind, ſo wie ſie ſich in allen lebloſen Körpern auch findet, lehrt uns der Umſtand ſeiner Zeugung, daß die Kräfte dieſer Beſtandtheile allein nicht hinlänglich ſind, ein ſo beſtimmtes Compoſitum hervorzubringen. Woraus aber, wenn die Natur aller Dinge nothwendig und materiell iſt, ſoll der Urſprung der einzelnen Dinge erklärt werden, als aus den Kräften der Beſtandtheile? Wenn ich mir alſo die Welt, ſo wie ſie jetzt iſt, in ihren Formen und in den Abwechſelungen ihrer Formen ewig nothwendig denken ſoll: ſo muß ich mir eine unendliche Reihe auf einander folgender Körper vorſtellen, deren jeder nur aus Waſſer, Oel, Erde und Salz beſteht, und doch durch die Kraft dieſer Elemente, ohne daß ſchon ein Körper ähnlicher Art vorher vorhanden ſey, nicht entſtehen kann. Dieſer Begriff iſt der Vernunft ſchlechterdings zu faſſen unmöglich: und ſie muß alſo entweder, wie ich ſagte, alles Denken über die Natur der Dinge aufgeben, oder ſie wird von jener ruhigen Meinung, daß die Welt ein ewiger und nothwendiger Kreislauf ſolcher Geſtalten ſey, dergleichen wir jetzt in ihr ſehen, abgebracht *).

---

*) Auch wenn hier ein Gegner die Einwendung machte, die organiſchen Körper beſtänden nicht bloß aus Oel, Waſſer, Erde u. dgl., ſondern aus beſondern organiſchen Theilchen oder Moleculis; ſo müßten doch dieſe Moleculae das, was ſie geſchickt macht, organiſche Körper zu bilden, entweder durch ihre eigne Organiſation oder durch eine beſondere, nicht auf der Zuſammenſetzung beruhende, Kraft ſeyn. Wäre das Erſtere, ſo wären doch ihre letztern Beſtandtheile rohe Materie: wäre das Letztere, ſo kommen wir dadurch auf einen Unterſchied zwiſchen lebender und todter Materie, der nicht in der Compoſition, ſondern in Kräften liegt; und ſolche in dem ganzen Univerſum vereinigte Kräfte führen auf Gott.

Dritter Abſchnitt.

Von den verſchiednen Arten, auf welche wir nach dem Laufe der Natur die körperlichen Dinge entſtehen ſehen, und Anwendung derſelben auf den Urſprung der Welt.

Wenn dann nun aber nach dem Urſprunge der gegenwärtigen Einrichtung gefragt wird; ſo iſt klar, daß alle Verſuche, dieſe Frage zu beantworten, mit einer gemeinſchaftlichen Schwierigkeit zu kämpfen haben. Alle durch die Erfahrung bekannten Kräfte und Geſetze der Natur nähmlich ſind nur Kräfte und Geſetze, durch welche die ſchon daſeyende Ordnung in der Welt erhalten und gleichſam weiter fortgeführt wird. Und wir wollen Kräfte und Geſetze für ihre Entſtehung haben.

Erfahrung kann uns alſo unmittelbar nicht leiten. Allein wir ſehen doch Dinge in der Welt entſtehen und vergehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir nie nach dem Urſprunge irgend einer

Sache fragen. -- Von dieſen Erfahrungen gibt es mehrere Arten, deren eine uns deutlicher iſt, als die andre, von denen allen wir aber doch Begriffe haben; d. h. wir wiſſen den Zuſtand der Dinge, welcher vor dem Urſprunge jener entſtehenden vorhergeht, wir wiſſen insbeſondre gewiſſe Veränderungen, die eher eintreten müſſen, als die Anfänge von jenen erſcheinen; daraus haben wir uns die Vorſtellung von Urſachen und Kräften gebildet. Es bleibt uns zur Erklärung des Urſprungs der Welt, kein anderes Hülfsmittel übrig, als die verſchiednen uns bekannten Entſtehungsarten der einzelnen Dinge oder Erſcheinungen auf das Weltall und deſſen Ordnung anzuwenden, und dann zu ſehen, welche von denſelben ſich in dieſem Zuſammenhange am beſten denken läßt, und am meiſten erklärt — die wenigſten Schwierigkeiten hat, und die meiſten der Erfahrung angemeſſenen Reſultate gibt.

Auf dieſem Wege ſind auch in der That alle einhergegangen, die auf irgend eine Art über das Entſtehen der Welt räſonniert haben. Selbſt ohne es ſich deutlich bewußt zu ſeyn, ſind ſie der einen oder der andern Aehnlichkeit gefolgt. Der Leſer wird dieß deutlicher einſehen, wenn er die verſchiednen Entſtehungsarten unter gewiſſe Claſſen bringt. Ich glaube, alles, was in der Welt ſichtbar wird, da es vorher nicht wahrgenommen wurde, oder was wenigſtens in einer ſolchen veränderten Geſtalt zu erſcheinen anfängt, daß es einen neuen Nahmen bekommt, mit einem Worte, alles was entſteht, iſt auf eine der folgenden vier Arten entſtanden: entweder durch zufällige Concretion, oder durch mechaniſche Entwickelung, oder durch Erzeugung, oder durch freywillige künſtliche Hervorbringung.

Der Concretionen gibt es verſchiedene Arten, oder verſchiedene Stufen, nach welchen ſie ſich der Generation nähern, ſo wie die Concreta ſelbſt in ihrem Baue künſtlicher und organiſirten Körpern ähnlicher werden.

1. Die allereinfachſte iſt die bloße Anhäufung oder Verbindung gleichartiger Theile an einem Orte, ohne daß ſie in genauen Zuſammenhang treten, noch ſichtbar in einander einwirken; daher auch das Ganze keine Eigenſchaften bekommt, welche nicht ſchon den Theilen zukamen. So entſtehen die Sandhügel, die Dünen. Sie ſind von einem ſimpeln Sandkorne durch nichts unterſchieden, als durch die Menge.

2. Eine zweyte Art der Concretion ſieht mehr der Entſtehung eines neuen Dinges ähnlich; wenn die zufällig zuſammengehäuften gleichartigen Theile durch die Cohäſion in eine wirkliche Verbindung mit einander treten, und ein ſichtbares, und fortdauerndes Ganze ausmachen. Dieß iſt die Entſtehung der Steine, wenigſtens nach dem gewöhnlichen Begriffe, den die Menſchen davon ha-

den. Dabey laſſen ſich wieder zwey Gradationen unterſcheiden. Entweder iſt es die bloſe Cohäſion, welche das anſcheinlich neue Weſen ſchafft, und die Theile ſelbſt wirken nicht dergeſtalt auf einander ein, daß das Ganze dadurch ebenfalls eine veränderte Wirkung auf unſre Sinne thäte; — oder die Annäherung der Theile bey der Cohäſion hat ſowohl durch wechſelſeitige phyſiſche Einwirkung, die Natur derſelben geändert, als auch durch das Zuſammenfließen ihrer Eindrücke auf unſre Sinnen, ihnen in unſern Vorſtellungen eine andre Geſtalt gegeben. Concretionen der erſtern Art, würden ganz reine Sandſteine, reines Waſſer, kurz alle Körper ſeyn, die mit ihrem von uns zu erkennenden Grundſtoffe gleichartige Eigenſchaften haben. Concretionen der andern Art ſind alle ungleichartigen Steine, wo Säuren oder Salze eingedrungen ſind, und dem Ganzen Farbe, Geruch, Geſchmack und bewegende Kräfte gegeben haben, die wir in den Beſtandtheilen nicht wahrnehmen. Im Grunde gehören hierzu alle Körper, weil keiner ohne Miſchung verſchiedener Stoffe iſt; nur nähern ſich einige mehr, als andre, jener angenommenen Gleichartigkeit.

3. Eine ſo zu ſagen höhere Art von Concretionen iſt die, wo Theile, welche ſich zwar zufällig zuſammenzufinden ſcheinen, doch in der Cohäſion nicht nur neue, ſondern immer gleichförmige und regelmäßige Eigenſchaften hervorbringen, ſo

daß in allen gleichſam ein beſtimmtes und unabänderliches Modell abgedrückt iſt. Dieß iſt die Concretion der Metalle. Noch wiſſen wir mit Wahrſcheinlichkeit von keinem andern Urſprunge derſelben, als dem durch den Anflug, das Filtriren, das Ausdampfen und Aneinanderhängen der Theile, woraus ſie entſtehn. Aber dieſe Körper unterſcheiden ſich doch ſchon merklich von den Concretionen der Erd- und Stein-Arten: erſtlich dadurch, daß die Beſtandtheile in dem Zuſammengeſetzten nicht mehr kenntlich ſind; daher dieſes ein ganz neues Ding zu ſeyn ſcheint; zum andern dadurch, daß die Compoſita ſo beſtimmte unwandelbare Eigenſchaften und Unterſchiede haben, als die Elemente [illegible]

4. Noch einen Schritt näher kommen der Organiſation diejenigen Concretionen, die wir Cryſtalliſationen nennen. Noch wiſſen wir von keiner Mutter oder Form, (Matrice,) in welcher ſie gebildet würden, und wir ſehen ſie alſo ebenfalls als zufällige Verbindungen anliegender Theile an. Aber dieſer Zufälligkeit unerachtet finden wir die Formen der ſo entſtandnen Compoſitionen nicht nur beſtimmt, eigenthümlich und veränderlich, ſondern auch von geometriſcher Regelmäßigkeit.

Die mechaniſche Entwickelung, oder eine aus den mechaniſchen Kräften des Dinges ſelbſt hervorgehende, und ſtufenweiſe wachſende Veränderung deſſelben, von der Art, daß daraus ein ganz neues Ding, d. h. ein Ding von andrer Geſtalt und andrer Wirkſamkeit entſteht, finden wir, (nach den gemeinen menſchlichen Begriffen,) vernehmlich bey dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere, wo innre, verborgne, nicht verſtändige Kräfte aus den Anfängen des Dinges das Vollendete nach und nach hervorbringen.

Uiber die Erzeugung, die bey dem Thier-Geſchlechte am deutlichſten in die Augen fällt, und von dieſem erſt auf das Pflanzen-Reich übergetragen worden iſt, ſo wie über die Productionen die von dem freyen Willen, der Kunſt und dem Verſtande der Menſchen, oder von den, dieſen Eigenſchaften analogen, Kunſttrieben der Thiere herkommen, brauche ich nichts zur Erläuterung hinzuzufügen. Jene Operation (der Erzeugung) iſt unter allen Entſtehungen, welche die Natur uns darbiethet, die wunderbarſte, und die, welche uns ganz vorzüglich auf den Begriff des Werdens, des Entſtehens, des Urſprungs, und des Urhebers einer Sache gebracht hat. Wir ſehen hier etwas, das gar nicht vorhanden war, das äuſerſt künſtlich zuſammengeſetzt iſt, endlich das lebt, und empfindet und handelt, entſtehen. — Die Wirkſamkeit unſrer ſelbſt, in unſern Kunſtwerken und eignen Operationen ausgedrückt, obgleich dem ſpeculativen Verſtande nicht erklärbar, glauben wir doch am beſten zu verſtehen; und die Empfindung, die dabey in uns ſelbſt von einem Niſus, einem Beſtreben vorhanden iſt, legen wir ohne Zweifel bey dem Begriffe von Kraft zum Grunde, welche wir allen Dingen, die etwas machen oder hervorbringen, beylegen.

Ich glaube in der Genealogie unſerer Begriffe nicht zu irren, wenn ich ſage, daß Geburt und Tod dem Menſchen die erſte recht deutliche Idee von Entſtehen und Untergang, daß ſeine eignen Handlungen, ſchon die freywillige Bewegung ſeiner Glieder, ihm die erſte Idee von Kraft gegeben haben: und daß er durch dieſe beyden deutlichen Erfahrungen in der Folge zur Bemerkung anderer Entſtehungen gereizt und zur Erklärung derſelben angeleitet worden iſt.

Wir finden dieſe Abſtammung der Begriffe beſtätiget, wenn wir nun auf die Anwendungen kommen, welche die Menſchen von dieſen beobachteten Entſtehungsarten einzelner Dinge gemacht haben, um den Urſprung des Ganzen zu erklären.

Der erſte und roheſte Gedanke der Menſchen, als ſie zu philoſophiren anfingen, iſt der von einer Generation geweſen. Das Erſte, woraus alles erzeugt worden, blieb ihnen nothwendiger Weiſe dunkel, und hieß alſo ſehr ſchicklich Chaos, weil es ein verwirrter, unbeſtimmter Begriff war; aber dieß einmahl vorausgeſetzt, wurde nun alles, was jetzt vorhanden iſt, ſucceſſive durch eine Reihe animaliſcher Generationen erklärt. Die Theogonien der griechiſchen Dichter enthalten dieſes uralte Syſtem in ſeiner völligen Rohigkeit und Härte, es iſt noch in vielen Vorſtellungen ihrer ältern Philoſophen ſichtbar.

Die Idee der Vermählung, wobey den Elementen Liebe und Haß, und alle auf dieſe Leidenſchaften gegründeten Analogien beygelegt werden, wurde nach und nach zu der Idee von inniger genauer Verbindung gemildert, und aus der wirklichen Erzeugung wurde die etwas verſtändlichere Entwickelung. Daher das atheiſtiſche Syſtem, welches den Urſprung aller Welten aus den nothwendigen Verwandlungen und der mechaniſchen Wirkſamkeit irgend eines oder mehrerer Elemente erklärt, nach jenem Syſtem der Mythologie und der Dichter das älteſte iſt. Des Thales Luft, Anaximanders Waſſer, des Empedocles vier Elemente, verbunden und wirkend durch Principe, die den Trieben von Liebe und Haß ähnlich ſind, geben davon Beyſpiele.

Von dieſen durch keine Erfahrung, durch keine begreiflichen Analogien unterſtützten Hirngeſpinnſten, ging die mehr ſich aufklärende Vernunft zu der Vergleichung der Welt mit einem Kunſtwerke, und der erſten Urſache mit einem Künſtler über. Man nennt Anaxagoras als den erſten, der dieſes mit deutlichen Worten gelehrt habe. Dieſe Philoſophie ſchloß ſich wieder an die alte mythologiſche und Landes-Religion an, von der ſich die Joniſche Secte weit entfernt hatte. Sie ſchloß ſich daran an, indem ſie die lebendigen auch geiſtigen Kräfte, die in dem Begriffe einer Zeugung, eines Erzeugers, einer Vermählung, eines ſich liebenden Paares liegen, wieder in die erſte Urſache zurückbrachte, und alſo von den Göttern, als lebenden und verſtändigen Weſen, reden konnte, ob gleich die Geſchichten, welche die Tradition von ihnen erzählte, nicht mehr auf dieſelbe paßten. Dieſe Geſchichten wurden zuerſt von Sokrates und ſodann von Plato mit dem Begriffe eines geiſtigen Urhebers und Baumeiſters der Welt genauer verglichen, und, wo ſie mit dieſem nicht harmonirten, als abgeſchmackt und ſchädlich verworfen, oder als dunkel und unverſtändlich bey Seite gelegt.

In dieſer Vergleichung von Künſtler und Kunſtwerk ward die independente Exiſtenz der Materie nothwendig vorausgeſetzt. Es war auch nur eigentlich die Ordnung und die Geſtalt der Welt, deren Entſtehung die Neugierde der Menſchen rege machte. Woher die Materie, und warum ſie da ſey, das blieb freylich auch noch unerklärt, aber darüber verlangte niemand Erklärung.

Um den Kreis der möglichen Vergleichungen voll zu machen, erſchien zuletzt Epikur, der die Entſtehung der Welt mit der Entſtehung eines Sandhaufens verglich, — und, um den auffallenden Unterſchied zu mildern, die drey Puncte dabey zum Grunde legte: daß die Sandkörner, aus denen er ſeine Welt zuſammenwehen ließ, unendlich an Anzahl wären, ſich in einem unendlichen Raum gegen und von einander bewegten, und eine unendliche Zeit vor ſich gehabt hätten, um alle mögliche Verbindungen durch den bloſſen Zufall zu Stande zu bringen.

Ganz neue Syſteme lieſſen ſich nun nicht mehr erdenken, weil wir von keiner andern Art des Entſtehens bey einzelnen Dingen, eine Erfahrung haben: aber in dieſen Syſtemen ſelbſt konnten noch allerley Modificationen gemacht werden; die alten ſchon vergeſſenen konnten von Zeit zu Zeit unter neuen Geſtalten zum Vorſchein kommen, weil, wie ich zuvor geſagt habe, es mehrere Stufen gibt, durch welche ſich die Concretion der Generation nähert.

Auch konnten mehrere obiger einfachen Ideen in eine zuſammengeſchmolzen werden, obgleich, weil alsdann wirklich ungleichartige Dinge als übereinſtimmend und vereinbar dargeſtellt werden ſollten, das Syſtem gemeiniglich dunkler und ſchwärmeriſcher wurde.

So ſcheinen mir die Vorſtellungen von animaliſcher Zeugung und mechaniſcher Entwickelung in dem Emanationsſyſtem vereinigt, welches, wie es die neuen Platoniker lehren, Gott als einen Geiſt und ein verſtändiges, nach Ideen wirkſames Weſen vorſtellt, und doch ſowohl die Materie, als die endlichen Geiſter, nicht aus einem Actus ſeiner Kraft, ſondern aus ſeinem Weſen und einer gewiſſen unbegreiflichen Verbreitung und Mittheilung deſſelben ableitet. Inſofern durch dieſe, aus der Nothwendigkeit des Weſens, nicht aus dem Willen des höchſten Geiſtes entſpringende, Veränderung Geiſter, der Art nach ähnliche Weſen, entſtehn; inſoweit hat dieſe Art der Entſtehung in dem Univerſum nichts, welches damit näher verwandt wäre, als die Erzeugung: inſofern aber daraus Materie und Körper entſpringen ſollen, iſt es eine Art der Verwandlung, die wir nur bey der Entwickelung der organiſchen Materie im Wachſen und Ernähren der Pflanzen und Thiere antreffen.

Eine Verbindung des Generationsſyſtems mit dem der künſtlichen Hervorbringung wurde von den Gnoſtikern und den Neuplatonikern gemacht, indem ſie zuerſt eine Reihe geiſtiger höherer Weſen auseinander auf eine unbegreifliche, aber noch über die Schöpfung und Bildung der Welt erhabne Weiſe von einander abſtammen ließen, bis ſie endlich dem letzten und unterſten derſelben, die Anordnung der Materie und den Bau dieſer ſichtbaren Welt auftrugen.

Mit dem Verſtande und der Freyheit, deren Muſter wir nur im Menſchen finden, wurden auch die Kunſttriebe der Thiere zuſammengeſtellt, um den Urſprung der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge zu erklären. Der Verſtand und die Freyheit wurden dem Anordner und Baumeiſter des Weltalls, und die blinden Triebe oder eine ſinnliche Seele, ein thieriſches Leben wurde der Materie zugeſchrieben. Das war das Syſtem des Plato. Dieſe Combination ſchien zu erklären, warum, die höchſte Weisheit und Güte nicht alles noch vollkommner gemacht habe, weil nähmlich der Verſtand mit blinden Trieben, ſo wie beym Menſchen, zu kämpfen hatte, und, wenn er auch überwand, doch den Sieg nicht ohne Aufopferung erhalten konnte.

Auch dieſe Vorſtellung einer von Gott verſchiedenen Weltſeele iſt in neuern Zeiten unter andern Formen und Ausdrücken wieder zum Vorſchein gekommen, die spiritus rectores, die plaſtiſchen Kräfte waren ebenfalls der Materie einwohnende Principien des Lebens, die, obſchon der ſchaffenden Weisheit Gottes untergeordnet, doch die Wirkungen derſelben einſchränkten.

Die Emanation brachte Materie und Geiſter aus Gott hervor, aber nur aus ſeinem Weſen, nicht aus ſeinen Ideen und ſeinem freyen Willen: alle übrigen Syſteme, welche in dem Verſtande und Willen Gottes den Urſprung der Welt ſuchten, erklärten daraus nicht mehr, als was eigentlich κόσμος heißt, die Schönheit und den Schmuck der Welt, nicht das Daſeyn der Subſtanzen, welche ſie zuſammenſetzen. Nur die von den Juden uns überlieferte und in der chriſtlichen Welt ausgebildete Theologie hat ſowohl das Daſeyn der Subſtanzen, als die ordentliche Zuſammenfügung derſelben, von göttlichen Rathſchlüſſen und freyen Actibus hergeleitet; und die Hervorbringung der Subſtanzen Schöpfung genannt. Dieſe Vorſtellung konnte den älteſten Denkern und Metaphyſikern nicht einfallen, weil das bloße Seyn ein viel zu abſtracter Begriff iſt, als daß die Menſchen nach der Urſache deſſelben fragen ſollten, da ihre ganze Neugierde nur von dieſen ihnen vor Augen ſchwebenden Formen des Seyns angezogen wird, ſo wie alle ihre Bedürfniſſe ſich auf dieſe einſchränken. In der Folge der Zeit, da ſie auf die Erſcheinung der Dinge mehr Acht gaben, wurden ſie den Unterſchied gewahr, daß gewiſſe Dinge wie aus Nichts zu entſtehen ſchienen, andre aus Theilen, die man ſchon zuvor wahrnehmen konnte, zuſammengeſetzt wurden; eben ſo, wie bey der Auflöſung der Dinge, einige gar keine Spur hinter ſich ließen, und wie in Nichts verwandelt ſchienen, andre hingegen nur im Schutt und Graus verfallen und zerſtört da lagen.

Um auf die Idee der Schöpfung zu kommen, mußte man zwiſchen der Materie und der Form, zwiſchen den Beſtandtheilen und der Zuſammenfügung derſelben unterſchieden haben; man mußte ferner noch keinen Zweifel dagegen hegen, daß die Materie eben ſowohl, als die Form, einen Anfang und ein Ende habe.

In dem Zeitraume und bey den Völkern, wo beydes Statt fand, und wo man zugleich in Gott die höchſte Macht und den Urheber der Welt verehrte, mußte man nothwendig die Wirkungen dieſer Macht und den Begriff der Hervorbringung der Welt auch auf die Subſtanzen ausdehnen.

Wie und wo dieſer Begriff der Erſchaffung aus Nichts in unſre Religionsbegriffe gekommen iſt, warum er dem Jüdiſchen und Chriſtlichen Syſteme ganz allein eigen iſt, iſt ſchwer zu ſagen. So viel iſt gewiß, daß keiner der alten Philoſophen klar und poſitiv das Daſeyn der Subſtanzen aus einem Acte des göttlichen Willens herleitete. Unſtreitig ſind auch bey den Völkern oder Religionsparteyen, welche ihn annahmen, zwey Sachen vorauszuſetzen: erſtlich, daß ſie hohe Begriffe von Gott und ſeiner Macht haben, um welcher willen ſie ihm alles und gerade dasjenige am liebſten zuſchreiben, was das Schwerſte ſcheint; zum andern, daß ſie Begriffe oder ſolche Erfahrungen von der Natur der Dinge haben, wodurch ſie überhaupt auf den Begriff einer Entſtehung aus Nichts gebracht oder doch nicht in demſelben geſtört und wankend gemacht werden. Durch jenes erſtere Merkmahl unterſcheidet ſich die Religion oder Philoſophie der Juden ſehr zu ihrem Vortheile von den gleich alten Religionsſyſtemen der Völker, die mit ihnen auf einem gleichen Grade der Cultur ſtanden, oder ſelbſt ihnen darin vorgingen. Die

Iſraeliten ſtellten ſich Gott als ein einziges, allerhöchſtes, alles übertreffendes Weſen vor. Die Aegypter oder Griechen kannten nur Götter, deren Macht zwar größer, als die menſchliche, aber doch nur auf einen Theil der Welt eingeſchränkt und durch die Macht andrer Götter gehindert war. Anordnen und regieren konnten ſie ſolche Götter wohl in dem Departement laſſen, welches ihnen anvertraut war; aber das Erſchaffen, das Hervorbringen der Dinge ſelbſt konnten ſie ihnen unmöglich zuſchreiben. Dagegen waren dieſe Völker, beſonders die Griechen, mehr Beobachter der Natur, auf welche die Orientaliſchen Völker, nahmentlich die Juden, ſehr wenig Aufmerkſamkeit richteten. Der Begriff des Entſtehens wurde alſo von ihnen nach der Analogie der Erzeugungen gebildet, die ſie bey den einzelnen Producten der Natur ſelbſt antrafen. Da bey vielen derſelben die vorher ſchon beſtehende Materie in die Augen fällt, auch das, was die Neugierde auf den Urſprung eines künſtlichen, wohlgeordneten Dinges hinzieht, vornehmlich die Form iſt: ſo gingen ſie auch in ihren Erklärungen der Entſtehung der Welt, nicht über die Zuſammenfügung und Anordnung ihrer Theile hinaus, oder ließen wenigſtens die Frage vom Daſeyn der Subſtanzen im Dunkeln. Die Erſchaffung aus Nichts hingegen iſt das Syſtem eines Volk, welches nicht bemerkt, daß die natürlichen Productionen immer nur einen ſchon vorhandenen Stoff verarbeiten.

Wir bemerken daher auch, daß die Schöpfung aus Nichts in unſerm Religionsſyſteme ſo lange ohne allen Widerſpruch von Seiten der Philoſophen geblieben iſt, als die theologiſchen Begriffe über phyſikaliſche Unterſuchungen die Oberhand hatten. Nachdem aber bey genauer Erforſchung, alles Aufhören und Anfangen der Subſtanzen bey den vor unſern Augen entſtehenden und vergehenden Dingen, als gänzlich falſch und ein Betrug der Sinne gefunden worden; da wir uns überzeugt haben, daß kein wirkliches Ding ſich aus der Welt verliert, keines hinzukommt, ſondern alles nur von Veränderung der Lage, des Orts, und von der Compoſition abhängt: ſo iſt mit dieſer deutlichen Einſicht, daß für eine Erzeugung aus Nichts keine Erfahrung vorhanden ſey, auch die Vorſtellung zweifelhaft geworden, ob irgend eine Subſtanz entſtehen könne; und um deßwillen iſt die Schöpfung aus Nichts wieder in eine gewiſſe Dunkelheit zurückgetreten.

Vierter Abſchnitt.

In wiefern uns die Wahrnehmung unſrer geiſtigen Kräfte auf Gott führt, und der Glaube an die Exiſtenz Gottes mit der Ueberzeugung von der Immaterialität der Seele zuſammenhängt. Gründe für die letztere.

Worauf es uns aber, wenn wir mit den Theismus mit den ihm entgegenſtehenden Syſtemen vergleichen, hauptſächlich ankömmt, iſt zu wiſſen, ob ein allerhöchſter Geiſt ſey, und ob er auf die Welt und alſo auf unſre Schickſale Einfluß habe. Ich muß daher noch eines andern Weges gedenken, auf welchem die Menſchen zu dieſem Begriffe gekommen ſind, oder eines andern Geſichtspuncts, in welchem ſie ihn angeſehen haben. Der Weg, welchen wir bisher betrachteten, iſt der, daß die Menſchen nach dem Urſprunge und den erſten Urſachen der Dinge forſchten, und den Begriff eines Gottes fanden, indem ſie, unter allen bekannten

Kräften, die denkende für die geſchickteſten erkannten, das, was ihnen in dem Bau der Welt wunderbar und wichtig ſchien, zu erklären. Der andre Weg, von dem ich jetzt rede, iſt der, uns verwandte Weſen in dem Weltall aufzuſuchen, durch welche Betrachtung, wenn ſie fortgeſetzt wird, man auf eine Stufenleiter geiſtiger Vollkommenheiten und geiſtiger Weſen, denen ſie zukommen, geräth, an deren Spitze dann ein Weſen ſtehen müßte, welches alle Kräfte und Vollkommenheiten, die in dieſer Sphäre denkbar ſind, in ſich vereinigte. Beyde Speculationen kommen dadurch auf eins zuſammen, daß, um, nach der erſten Vorſtellung, den Urheber der Welt, ſo zu ſagen, zu ſeinem groſſen Werke auszurüſten, wir ihm die von uns gekannten und geſchätzten Eigenſchaften verſtändiger und guter Seelen in dem Grade und Maße zuſchreiben müſſen, als nöthig iſt, um dadurch auf das ganze Univerſum zu wirken, das heißt, in einem unſre Vollkommenheit ſo weit übertreffenden Maße, als die Welt die Sphäre unſrer verſtändigen und wohlthätigen Wirkſamkeit übertrifft; und daß, wenn wir nach der zweyten Art der Meditation einen uns ähnlichen höchſten Geiſt bilden wollen, wir ihm auch eine der unſrigen ähnliche Beſchäftigung geben müſſen, und zwar eine nach der Proportion größere, nach welcher er ſelbſt über uns erhaben iſt, wozu wir keinen andern Gegenſtand, als die Anordnung und Regierung der Welt, finden. Wenn daher die Erhabenheit Gottes, nach dieſer letztern Deduction, Anfangs weniger beſtimmt iſt; ſo erhält ſie ihre genauere Beſtimmung durch die Proportion zwiſchen unſerm Wirkungskreiſe und dem Univerſum.

Das erſte und vornehmſte alſo, worauf es bey dieſer Unterſuchung ankommt, und ohne welches nicht einmahl eine Vergleichung der verſchiedenen Syſteme, in Hinſicht auf ihre Wahrſcheinlichkeit, angeſtellt werden kann, iſt die Frage, ob das Denken überhaupt eine eigenthümliche Kraft, oder ein bloßes Reſultat der Organiſation iſt. Will man dieſes die Frage über die Immaterialität der Seele nennen, ſo glaube ich, daß dieſelbe weit genauer mit der Lehre vom Daſeyn Gottes zuſammenhängt, als man gemeiniglich annimmt. Mehrere Freydenker der neuern Zeiten haben geglaubt, den Theismus mit der Meinung, daß die Seele nichts und das Denken ein bloßes Phänomen körperlicher Bewegungen ſey, vereinigen zu können. Ich geſtehe es, daß dieſe Philoſophen mir nicht vollkommen conſequent zu ſeyn, oder nicht alle Folgen ihrer Behauptungen durchdacht zu haben ſcheinen. Denn erſtlich, wenn ich die denkende Kraft zur Erklärung des Urſprungs der Welt anwenden will, ſo muß ich erſt durch irgend eine Erfahrung verſichert ſeyn, daß es denkende Kräfte giebt. Wenn aber das menſchliche Bewußtſeyn, die Gedanken und Handlungen, die wir der menſchlichen Seele zuſchreiben, nur entferntere Folgerungen von combinirten Bewegungskräften ſind: ſo gibt es eigentlich nur eine Kraft, die, welche in der todten Materie eben ſo wohl, als in dem Lebendigen gefunden wird, die Bewegungskraft. Es wäre höchſt ungereimt, das was nur als Reſultat, als Wirkung anderer Kräfte exiſtiren kann, ſelbſt für die alles wirkende Kraft, für die erſte Urſache aller Dinge anzunehmen. Nach dem Syſtem des Materialismus, wiſſen wir von keinem Geiſte, von keinem einzigen urſprünglich und weſentlich lebendigen Dinge. Wonach ſollen wir alſo die Analogie des höchſten Geiſtes bilden? Wir wiſſen nur von einer Maſchine, die durch das Eingreifen ihrer Triebwerke und Räder in einander, ein gewiſſes Phänomen hervorbringt, welches wir Denken, Bewußtſeyn, Wollen nennen; ein Phänomen, welches außerdem ſo wenig für ſich da ſeyn kann, ſo wenig die Harmonie eines Inſtruments irgendwo gehört werden kann, wo das Inſtrument ſelbſt nicht zu finden iſt. Zum zweyten alſo, wenn die Geſtalt eines menſchlichen Körpers das Denken hervorbringt: ſo kann ohne dieſe Geſtalt das Denken nicht Statt haben. Wenn dieſe Form des Gehirns, des Herzens, dieſer Kreislauf des Bluts, dieſer Zuſammenhang der Nerven dasjenige ausmacht, was wir mit Unrecht einer Denkkraft als einer beſondern Subſtanz zuſchreiben: was iſt thörichter, als die Wirkung ohne die Urſache anzunehmen, zu glauben, daß ohne Gehirn und Nerven und Adern und Blut, irgendwo etwas Verſtändiges, ſeiner ſelbſt und andrer Dinge ſich Bewußtes, ſeyn könne. Epikur dachte nach meinem Urtheile mehr mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, als irgend ein andrer Philoſoph, wenn er, nachdem er das Denken und den Verſtand im Menſchen aus der Maſchinerie ſeines Körpers erklärt hatte, und doch Götter, die denken und als vernünftige Weſen Glückſeligkeit genießen ſollten, annahm, dieſen menſchliche Bildung beylegte. Er hatte Recht, daß man ſich, außer in menſchlicher Form, kein vernünftiges Weſen nicht nur vermittelſt der Einbildungskraft, ſondern ſelbſt mit dem Verſtande vorſtellen kann, ſobald es bewieſen iſt, daß in dieſer Form das Weſen der Vernunft ſelbſt liegt.

Jedermann geſteht zu, daß unſre Begriffe von der Gottheit analogiſch ſeyn müſſen. Aber alle Analogie hört völlig auf, wenn der Menſch eine aus todter Materie zuſammengeſetzte Maſchine iſt, in welcher Empfindungen und Gedanken eben ſo, wie aus den auf gewiſſe Weiſe geſpannten Saiten eine Harmonie, entſtehen, und Gott eine für ſich beſtehende, lebende und denkende Subſtanz ſeyn ſoll. Nur ein einziger Gedanke läßt ſich von denen, die alles unſer Denken von der menſchlichen Organiſation herleiten, und doch außer dem Menſchen noch andre denkende Weſen, und ſelbſt einen höchſten Verſtand annehmen wollen, laſſen; der nähmlich, daß es mehrerley Arten von Zuſammenſetzung der Materie gebe, aus welchen das Selbſtbewußtſeyn und Ideen entſpringen können, Arten, die von der menſchlichen Bildung ſehr weit abgehen; und daß vielleicht die ganze Welt eine ſolche große Organiſation ſey, aus welcher auch eine verhältnißmäßige große und erhabne Denkkraft entſpringe. Gegen dieſe bloßen Möglichkeiten laſſen ſich freylich keine Beweiſe führen. Aber Möglichkeiten, die durch keine Aehnlichkeiten mit wirklich erfahrnen Sachen unterſtützt werden, können auch keine Uiberzeugungskraft haben. Die Welt als einen Bau anzuſehn, der, als Maſchine, ein ähnliches Reſultat geben könne, wie die menſchliche Maſchine, iſt in der That keinem nüchternen geſunden Verſtande, ohne eine ſchwärmeriſche Imagination, möglich. Uiberdieß würde alsdann der Urſprung der Welt durch dieſe Gottheit nicht erklärt werden, als welche erſt ſelbſt aus der Form und Organiſation der Welt entſprungen wäre. Selbſt eine Regierung und Vorſehung würde nicht Statt finden, indem nicht ſowohl die Welt von der Gottheit, als vielmehr die Gottheit von der Welt abhängig wäre.

Ich glaube alſo, daß man in Prüfung der Syſteme, die das Daſeyn Gottes betreffen, von der Prüfung der Syſteme, die unſre Seele betreffen, den Anfang machen müſſe; ſo wie wir überhaupt von uns, und dem, was in uns intellectuell oder moraliſch gut iſt, ausgeben, um uns den Begriff eines höchſten Verſtandes und einer höchſten Güte zu bilden.

Doch dieſen Theil der Unterſuchung ſehe ich als ſchon von andern vollendet an. Neue Beweiſe von der Immaterialität der Seele laſſen ſich nicht finden. Nur kurz wiederhohlen kann ich worauf es eigentlich ankommt, und welche Gründe die Waaſchale auf die Seite derer, die ein beſonderes geiſtiges Weſen annehmen, zu neigen ſcheinen.

Es würde uns ganz gleichgiltig ſeyn können, ob das, was in uns denkt, ausgedehnt iſt, oder nicht; wenn wir nur wüßten, daß etwas in uns iſt, welches denkt, d. h. daß an irgend einer Subſtanz oder einer Anzahl von Subſtanzen, die Kraft zu denken, als etwas ihnen eignes und weſentliches haftet, ſo wie die Kraft zu bewegen oder Bewegung fortzupflanzen in allen Elementen auch nach allen Zerſetzungen und Veränderungen, die *mit ihnen* vorgehen, übrig bleibt. Die Hauptſache iſt, zu wiſſen, ob die Zuſammenſetzung vieler todter undenkender Subſtanzen einen Gedanken, der keiner einzelnen zukommt, als Phänomen hervorbringen könne.

Dieſes nun ſcheint dem nachforſchenden Verſtande deßwegen ungereimt:

1. Weil unter allem, was wir wiſſen, das Denken am wenigſten ein Phänomen, und am meiſten und gewiſſeſten etwas Wirkliches iſt. Wenn die metaphyſiſchen Unterſuchungen etwas ins klare geſetzt haben, ſo iſt es dieſes: daß uns von dem Daſeyn und den Eigenſchaften der Körper nichts als durch unſre Vorſtellungen bekannt iſt, welche mit jenen Eigenſchaften keine wirkliche Aehnlichkeit haben, daß wir folglich entweder auf den abſurden Zweifel fallen müſſen, ob auch irgend etwas, ob auch wir ſelbſt exiſtiren; oder daß wir die wahre ſolide Grundlage der Wirklichkeit in uns ſelbſt und in unſern Gedanken finden. Daß Körper mit allen den Beſchaffenheiten, wodurch wir die Materie bezeichnen, vorhanden ſind, dagegen können Zweifel gemacht werden, welche der ſcharfſinnige Philoſoph nicht auflöſen kann, und welche die gemeine Vernunft ſelbſt, wenn ſie ſie einſieht, für giltig erkennen muß. Aber wenn jemand dagegen Einwendungen macht, daß wir ſelbſt ſind, ſo empört ſich der Menſchenverſtand: und doch macht *derjenige, welcher, nachdem er gezeigt* hat, daß ſehr wohl alles, was wir für Körper und für Begebenheiten außer uns halten, bloße Vorſtellungen ſeyn können, auch die vorſtellende Kraft ſelbſt, das Subſtantielle deſſen, was denkt, nicht annimmt, uns in der That dieſen letzten Zufluchtsort des Daſeyns und der Realität zu nichte.

2. Weil Zuſammenſetzung in den Dingen ſelbſt, die zuſammengeſetzt werden, nie etwas ändern kann, ſondern die Aenderung nur Schein, oder nur Modification, Einſchränkung und Richtung der ſchon vorhandnen Kräfte iſt. Was heißt zuſammenſetzen? Erſtens, mehrere Dinge, die in entfernten Orten waren, ſo nahe an einander bringen, daß ſie einander berühren; zweytens eine gewiſſe Lage, ein örtliches Verhältniß derſelben hervorbringen, ſo daß das eine rechts das andre links iſt, daß die Linie durch ſie gezogen krumm oder gerade iſt; drittens, machen, daß ſie cohäriren, d. h. daß ſie nicht anders als mit Gewalt von einander entfernt werden können. Wer die künſtlichſte Maſchine verfertigt, thut nichts, als eine größre Anzahl von einzelnen vorher entfernten Körpern oder Elementen zuſammenbringen, und ihre Lagen gegen einander auf mannigfaltigere Art nach Regeln beſtimmen. Was kann nun dieſe Operation in den Dingen, welche derſelben unterworfen worden ſind, ändern? Etwas ganz Neues hervorbringen, eine ſo in ſich reelle Sache, als das Denken und die Kraft zu denken iſt, ſchaffen? Unmöglich! ſondern von dem, was beym Zuſammenſetzen mehrerer Theile zu einem Ganzen geſchieht, laſſen ſich nur zwey Wirkungen ausfindig machen. Die erſte iſt, daß der, welcher A und B vorher einzeln ſah und dachte, wenn er ſie nun ſo nahe beyſammen ſieht, daß er ihre Grenzen nicht

mehr unterſcheidet, ſie in Eins in ſeinen Ideen confundirt, und ſie alſo als ein Ganzes, als ein neues entſtandenes Ding anſieht. Das iſt, was Leibnitz eigentlich meint, wenn er die Materie ein Phänomen nennt. Nähmlich, daß Theile, Elemente, Atome, Monaden vorhanden ſind, oder was nun das Vielfache iſt, welches in der Materie vereinigt geſehen wird, das iſt nicht Schein, ſondern reell; aber daß dieſe viele Eins ausmachen, daß durch ihr Beyſammenſeyn an einem Orte, in gewiſſen Lagen und Directionen, ein beſonders Ding von beſtimmter Form entſteht, das in unſern Augen ſein eignes Weſen hat, und in unſrer Sprache ſeinen eignen Nahmen bekommt, das iſt Schein, das iſt Folge unſrer Art zu empfinden, unſrer eingeſchränkten Vorſtellungskraft. Wir unterſcheiden nähmlich Gegenſtände nicht mehr, die gleichwohl noch immer unterſchieden bleiben, weil ſie einander zu nahe ſind. Wir ſehen für Eins an, was eine Vielheit von Dingen iſt: wir glauben, daß Sachen gleichſam in einandergefloſſen, zuſammengewachſen ſind, die doch einander nur nahe ſind, und in dieſer Nähe durch irgend eine Gewalt zuſammengehalten werden. Alles alſo, was in dieſer Zuſammenſetzung reell iſt, liegt in den Theilen die eigentlich das wahre Reelle ſind, nicht in dem Ganzen, welches nur ein Ganzes für uns, für unſre nicht microſopiſchen Augen, für unſern eben ſo wenig microſopiſchen Verſtand iſt, weil wir die vorhandne Abſonderung und reelle Verſchiedenheit der Theile nicht mehr wahrnehmen.

Die zweyte Wirkung der Zuſammenſetzung iſt, erſtens, daß die Theile mehr in der Nähe aufeinander wirken, folglich einer in dem andern alle die Veränderungen, die er vermöge ſeiner Kraft hervorzubringen fähig iſt, in ſtärkerm Grade hervorbringt; zweytens, daß ein Theil dem andern von der einen Seite im Wege ſteht, und ihn an der Bewegung oder Aeußerung ſeiner Kraft nach dieſer Direktion hindert. Beydes läuft auf eines hinaus. Denn ſelbſt die Einwirkung einer Sache in die andere kann in dieſer nicht eine neue Kraft hervorbringen, ſondern nur die Kraft derſelben auf einen gewiſſen Punct richten, von einer gewiſſen Richtung abbringen, zu einer andern nöthigen. Um deßwillen ſehe ich deutlich ein, wie eine Maſchine die Stunden zeigen kann, da der einzelne Drath, der Stahl, das Meſſing, woraus die Uhrfeder und die Räder beſtehn, ſie nicht anzeigt. Es iſt nähmlich Bewegungskraft ſchon vor Entſtehung der Uhr vorhanden, und ihre Maſchinerie gibt ihr nur örtliche Beſtimmung oder Richtung. Die Kraft kann durch die Zuſammenſetzung nicht gegeben werden: auch das künſtliche Räderwerk könnte nie eine Schnell-Feder hervorbringen, oder die Stelle des Gewichts, d. h. der allen Körpern urſprünglich eignen Kraft der Schwere, erſetzen. Nur die durch eine ſchon präexiſtirende Kraft gewirkte Bewegung kann durch künſtliche Zuſammenſetzungen fortgepflanzt und auf einen gewiſſen Punct geleitet werden.

Man wende dieß auf die menſchliche Maſchine an und ſtelle ſich vor, daß aus Erde, Oel, Waſſer und Feuer, und was alles in unſerm Körper vermiſcht ſeyn mag, nun zum erſten Mahle ein Menſch erbaut würde. Das bloße Zuſammenbringen dieſer Elemente an einen Ort, die Cohäſion, die Form oder Figur, alles das ſind bloß örtliche Verhältniſſe, die, ſo wie alle Verhältniſſe, nicht da ſind, ſobald nicht außer den Dingen ein anſchauender Geiſt da iſt, der die Correlata zuſammenhält, und die Beziehungen bemerkt. — Das Einwirken dieſer Elemente in einander aber kann nichts hervorbringen, als daß die Kräfte, die vorher ſchon in der Erde, dem Waſſer, dem Oele ſteckten, ſich auf eine andre Weiſe, nach einer andern Richtung determiniren, — und wenn keine andre Kraft darin iſt, als die zu ſtoßen, zu drücken, zu bewegen: ſo kann auch in dem Ganzen nichts Neues gewirkt ſeyn, als daß dieſer Stoß und dieſer Druck nach einer andern Seite, nach einer andern Himmelsgegend geſchieht, und hinwiederum dieſe Directionen in einer andern Ordnung auf einander folgen. Die Richtung der Bewegung in jedem Augenblick und die Abänderung dieſer Richtung in den ſucceſſiven Augenblicken, dieſe beyden Stücke ſind alles, was ſich von der bloßen Zuſammenſetzung der Materie erwarten läßt.

Nehmen wir von dieſem Einwirken der Triebe auf einander irgend eine andre Folge an, ſo ſetzen wir hier ſchon eine Schöpfung feſt. Denn da die Erfahrung unſre einzige Führerin iſt, ſobald wir über dieſe Gegenſtände irgend etwas ſagen wollen: ſo können wir nicht, in dieſem einzigen Falle künſtlicher Zuſammenſetzungen, denſelben eine Wirkung zuſchreiben, die wir bey keiner andern Maſchine in der Welt finden.

Ich will nicht hinzuſetzen, daß es unmöglich ſcheint, ſich ſelbſt als Viele zu denken, daß der Satz, ich denke, welcher unſtreitig unter allen, welche die menſchliche Erkenntniß ausmachen, der erſte und gewiſſeſte iſt, nicht ſo viel heißen kann, als wir, viele denken, welches unſtreitig der Sinn desſelben ſeyn müßte, wenn die Materie, d. h. eine Vielheit von Dingen, die nur dem Scheine nach und vor unſern ſchwachen Augen Eins ſind, dächte.

Doch es iſt unmöglich, über dieſe Materie zu ſprechen, ohne in Wiederhohlungen zu fallen. Sie iſt erſchöpft, und es kommt nur auf die Denkungsart, die Penetration und den Fleiß derjenigen an, die darüber nachdenken, ob die darüber ſchon von Mehreren vorgebrachten Gründe die gehörige Wirkung thun ſollen.

Dieß alſo vorausgeſetzt, daß denkende Kraft neben der bewegenden, oder das Lebendige ſo wie das Todte vorhanden iſt, (ohne welche Vorausſetzung es in der That thöricht ſeyn würde, bey der Erklärung des Urſprungs der Welt auf dieſelbe Rückſicht zu nehmen;) ſo fragt ſich nun: welches iſt wahrſcheinlicher Weiſe die erſte und höchſte Urſache derjenigen Einrichtung der Welt, die wir bewundern, und durch welche wir ſelbſt ſo viel Glückſeligkeit, als uns zu Theil worden iſt, genießen, — iſt es die mechaniſche bloß bewegende Kraft, welche allein wir den Elementen der Körper zuſchreiben, oder die wir doch nur allein in ihnen gewahr werden, oder iſt es derjenige Verſtand, mit Güte verbunden, von dem wir Exemplare im kleinen im menſchlichen Leben finden, und von welchem wir die beßten und ſchönſten Monumente der menſchlichen Thätigkeit herleiten? — Und iſt es in dem erſteren Falle die Natur dieſer mechaniſchen in den Elementen wohnenden Kräfte allein, die eine ſolche Welt voll Ordnung und Schönheit hervorbrachte, indem ſie durch die ihr eigenen Geſetze gezwungen war, ſo zu wirken, und die Elemente, da ſie vorher in chaotiſcher Unordnung waren, von Lage zu Lage endlich in diejenige Richtung und den Zuſammenhang zu bringen, in welchen wir ſie jetzt ſehen, und in welchen das Prinzipium ihrer Erhaltung und der Regeneration ihrer vergänglichen Geſchöpfe unterhalten iſt? Oder kam hier, außer der Natur dieſer Kräfte, auch der Zufall in das Spiel? Mit andern Worten, ſind die Bewegungskräfte der Elemente geſtimmt geweſen, gerade nur dieſe einzige Welt nach und nach zu bilden: oder waren ſie vermöge ihrer raſtloſen Thätigkeit, und zufolge der Unendlichkeit ihrer Anzahl, und des Raumes und der Zeit, in welchen ſie wirken, genöthigt, alle möglichen Arten von Combinationen zu verſuchen, unter welchen dann auch die gegenwärtige mit vorkam, die weil ſie die einzige war, welche ſich erhalten konnte, fortdauerte und eine Welt wurde? — Das Syſtem des Theismus, der mechaniſchen Nothwendigkeit und des Zufalls, das ſind die drey Hauptſyſteme, die wir nun noch mit einander zu vergleichen haben.

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Syſteme des Zufalls.

Dasjenige Syſtem, welches die Entſtehung der Welt aus dem Zufalle erklärt, iſt von Epikur zuerſt in eine gewiſſe Form gebracht, und mit deutlichen Worten ausgedrückt worden; und Cicero hat in ſeinem Buche de natura Deorum die Ungereimtheiten deſſelben ſo gut auseinander geſetzt, das ich nichts hinzuthun kann, als entweder eine größere Unparteylichkeit, die demjenigen, welcher ein Lehrgebäude nur unterſuchen will, anſteht, von demjenigen aber nicht gefordert wird, welcher ſich vorgeſetzt hat, daſſelbe zu widerlegen, oder eine größere Präciſion in Beſtimmung deſſen, worauf es eigentlich bey der Einſicht dieſes Syſtems, und bey der Beurtheilung deſſelben ankommt.

Es würde aber vielleicht eine genaue Beleuchtung nicht verdienen, weil es ſchon ſeit geraumer Zeit ſeinen Credit verloren hat, und faſt nie mehr in ſeinem ganzen Umfange, rein und abgeſondert von jeder andern Hypotheſe, behauptet wird; wenn es nicht, wie wir ſehen werden, auch in das andere atheiſtiſche Syſtem einer nothwendigen mechaniſchen Entwickelung verwebt wäre.

Zufall iſt, der obigen Anzeige zufolge, zwey Sachen entgegengeſetzt. Das, was der Menſch, oder, wenn es außer ihm verſtändige Weſen gibt, ein verſtändiges Weſen nach Abſichten macht, und was ſo zu Stande kommt, wie es zuvor in ſeiner Idee war, iſt nicht zufällig. Das was aus einem Samen ſich entwickelt, wenn er in das gehörige Erdreich gelegt wird, iſt auch nicht zufällig. Aber die Figuren, welche das heruntertröpfelnde Waſſer in der Baumannshöhle macht, ſind zufällig.

Was hier aus dem Zufall erklärt wird, iſt nicht die Entſtehung des Tropfſteins ſelbſt; dieſe

iſt

iſt nach aller Geſtändniß nothwendig, wenn das Waſſer ſich durch ſolche und ſolche Erd- und Steinſchichten durchzieht, oder über ſolche Erdlagen hinläuft und Theile davon mit wegſpült: ſondern es iſt dieſe und jene beſtimmte Form des Tropfſteins. An die Erklärung ſolcher Formen denkt niemand, wenn ſie nicht entweder etwas geometriſch Regelmäßiges, oder eine Aehnlichkeit mit einer bekannten Sache haben. Sobald aber eine unter vielen ſich auf eine ſonderbare und vornehmlich auf eine, der Vegetation, der Bildung thieriſcher Körper, oder den Kunſtwerken der Menſchen ähnliche, Art ausgezeichnet: ſo wird nach der Urſache gefragt, und man glaubt ſie im Zufalle zu finden. Was heißt das? Es heißt, daß der Grund nicht in irgend einer Determination oder urſprünglichen Richtung der Kräfte und Urſachen lag, welche die Sache zunächſt hervorbrachten, ſondern in der Vielheit und Mannigfaltigkeit dieſer wirkenden Kräfte und Urſachen, und in dem Unbeſtimmten und eben deßwegen Mannigfaltigen ihrer Richtungen, wodurch alſo nicht eigentlich dieſe Combination erklärt, ſondern nur die Wahrſcheinlichkeit ſehr vieler und ſehr ungleicher Combinationen gezeigt, und alſo die Verwunderung über die Entſtehung dieſer beſtimmten gemindert wird. Weil unzählige kleine Waſſerſtröme in undenklichen Zeitaltern, durch eine unendliche Anzahl kleiner Canäle zwiſchen den Bergſchichten, ſich durchfiltrirten, und in unüberſehbarer Menge und Verſchiedenheit bey dem Herabtröpfeln Steine bildeten, ſo kamen ſo unzählige Formen derſelben zum Vorſchein, daß auch etwas einem Menſchengeſichte, einem Thierkopfe Aehnliches unter der Anzahl ſeyn konnte.

Wo Zufall iſt, müſſen ſehr viele gleichartigen Dinge, auf eine gemeinſchaftliche Art, durch einerley Kräfte wirken. Dieſe Kräfte müſſen in Abſicht des Effects, den man aus dem Zufalle erklären will, weder durch eine Abſicht, noch durch ihre mechaniſchen Geſetze determinirt ſeyn. — Damit alſo dieſer Effect wahrſcheinlich vorherzuſehen ſey, (nur in dieſem Sinne findet hier eine Erklärung deſſelben Statt,) müſſen dieſe Kräfte neben demſelben noch unzählig viele und vielförmige Effecte hervorbringen, unter denen der geſuchte alſo nur deßwegen vorkommt, weil, wo *alles* in einer gewiſſen Art iſt, auch *Eines* ſeyn muß, und wo ſehr *vieles* iſt, irgend ein Beſtimmtes nach Proportion der vorhandnen Menge vermuthet werden kann.

Alle dieſe aus ſolchen Fällen abſtrahirten, obgleich nicht deutlich aus denſelben hergeleiteten Ideen wendet Epikur auf die Entſtehung der Welt an. Er unterſucht nicht die Natur und Eigenſchaften der Elemente, woraus ſie beſteht, er gibt ihnen nur die allgemeinſten Eigenſchaften, ohne welche er ſich kein Daſeyn zu denken wußte, das heißt, eine Ausdehnung, eine Figur und eine abſolute Härte, oder die Unmöglichkeit ſie wieder zu theilen, welche Härte nothwendig war, wenn er bey ihnen Ausdehnung mit Einfachheit verbinden wollte; und forſcht nicht nach gewiſſen Geſetzen, nach welchen ſie ſich fortbewegen und ſtufenweiſe entwickeln müßten; — er braucht bloß, um die Hervorbringung dieſer beſtimmten regelmäßig ſcheinenden und eben deßwegen uns in Verwunderung ſetzenden Form der Welt zu erklären, die unendliche Vielheit der Atomen, welche aneinander ſtoßen und ſich vereinigen können, den unendlichen Raum, in dem ſie ſich bewegen, und die unendliche Zeit, während welcher ſie ihre Bewegungen und Stöße fortſetzen, und die daraus zu ſchließende unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der Zuſammenſetzungen. Er erklärt alſo nicht dieſe Welt, woher ſie entſtanden iſt, und warum ſie dieſe Geſtalt hat; er behauptet nur, daß es unzählige Weltformen, wegen der Unendlichkeit des Stoffs, und der Unendlichkeit von Raum und Zeit, in welchen ſich dieſer Stoff formiren und zuſammenballen kann, geben müſſe, unter denen auch dieſe ſich eben ſowohl habe erwarten laſſen, als ſich in einer unermeßlichen Höhle, wo von Ewigkeit zu Ewigkeit die Wäſſer durchſeigen, und im Heruntertröpfeln Steinmaſſe abſetzten, auch einmahl ein dadurch gebildeter Todtenkopf vermuthet werden könne.

Dieſes Syſtem, ſo ſchwach es in andrer Rückſicht iſt, hat den Vorzug, daß ſeine Ungereimtheit nie bewieſen werden kann. Wenn nur einmahl den Atomen diejenigen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, welche nöthig ſind, damit ſie zuſammenſtoßen können: und dann alle Grenze in Beſtimmung des Raumes, der Zeit und der Art, wie dieſe Zuſammenſtoßungen geſchehen ſollen, aufgehoben wird, welches der menſchlichen Vernunft viel erträglicher fällt, als die Feſtſetzung irgend einer ſolchen Beſtimmung ohne hinlängliche Gründe: ſo iſt auch nichts mehr vorhanden, welches die unendliche Mannigfaltigkeit der daraus entſtehenden Formen einſchränken könnte, und wodurch alſo die gegenwärtige ausgeſchloſſen und unmöglich würde.

Epikur hat ſein Syſtem nur dadurch ſo augenſcheinlich ungereimt gemacht, daß er es genau hat erklären wollen. Wenn er dabey ſtehen geblieben wäre, den Atomen bloß diejenigen abſtracten Eigenſchaften zuzuſchreiben, wodurch ſie überhaupt erſtens als einfache Beſtandtheile, und dann als fähig eines Zuſammenſtoßens und alſo einer Verbindung, hätten gedacht werden können, übrigens aber nur auf die Geſetze des Zufalls gedrungen hätte, nach welchen, mit der Menge der Würfe, die Wahrſcheinlichkeit, daß ein beſtimmter Wurf zum Vorſchein kommen werde, ſich vermehrt, und, bey einer unendlichen Menge Würfe, die Wahrſcheinlichkeit Gewißheit wird: ſo würde zwar der geſunde Menſchenverſtand nicht damit befriedigt worden ſeyn, aber ſeine Speculation hätte neben den Hypotheſen andrer Philoſophen ihren Platz behalten. Aber indem er die Figuren ſeiner Atomen genauer beſchreibt, indem er ihre Bewegung beſtimmter regulirt, und ihnen erſt eine geradlinige, nach Unten in einem Raume, wo kein Unten und Oben iſt, zuſchreibt; dann wieder einigen derſelben eine ſchiefe, die mit der vorigen einen Winkel macht; indem er die Entſtehung der einzelnen Dinge, der menſchlichen Seele, ſelbſt der freyen Handlungen aus dieſen Atomen und ihren geraden und ſchiefen Bewegungen, erklären will: ſo leuchtet das Willkürliche in ſeinen Vorausſetzungen, und das Unzureichende in ſeinen Erklärungen ſo ſehr in die Augen, daß kein vernünftiger Menſch mehr davon hören mag.

Ein zweyter Vorzug dieſes Syſtems iſt, daß es deutlich auf diejenigen Analogien hindeutet, auf welches es gebauet iſt, und alſo inſofern doch einige ſolide Grundlage hat, inſofern Erfahrungen vorhanden ſind, die jene Regeln des Zufalls, durch welche die Entſtehung unſrer Welt von Epikur, wenn nicht erklärt, doch begreiflich gemacht werden ſoll, rechtfertigen. Es iſt nähmlich augenſcheinlich, daß die Spiele, ſowohl, was man Spiele der Natur nennt, als auch die eigentlichen Spiele, die zum Zeitvertreibe der Menſchen erfunden werden, und die Erſcheinungen, die bey denſelben vorkommen, das Muſter hergegeben haben, wonach die Idee des Zufalls in Entſtehung und Regierung der Welt modellirt worden iſt. Es iſt wahr, daß höchſt unerwartete Würfe vorkommen, wenn man unaufhörlich ſpielt. Bey allen Operationen der Natur, die an ſehr vielen Orten zugleich, und ohne Aufhören, geſchehn, finden wir von Zeit zu Zeit Wirkungen, die wegen ihrer Regelmäßigkeit in Bewunderung ſetzen. Nun konnte Epikur ſchließen, wenn bey einer doch nur endlichen Anzahl von Fällen, doch ſchon einige Regelmäßigkeit in einzelnen vorkommt, ſo muß bey einer unendlichen, während einer Ewigkeit wiederhohlten, auch die vollkommenſte Regelmäßigkeit nicht ausbleiben. — Dieſen Vorzug, den das Epikuriſche Syſtem in ſeiner erſten Grundhypotheſe, wodurch es den Urſprung des Ganzen erklären will, behauptet, behält es auch in Erklärungen der beſondern Natur-Phänomene. Man leſe den Lucrez, der die Epikuriſche Phyſik am vollſtändigſten und gründlichſten vorgetragen hat, mit Aufmerkſamkeit auf dieſen Punct durch, und man wird finden, daß, ſo ungereimt auch viele ſeiner Erklärungen uns jetzt ſcheinen, nachdem wir beßre gefunden haben, ſie doch der einzig wahren Methode folgen, durch welche die Beſchaffenheit und der Urſprung ſolcher Naturbegebenheiten, die wir nicht vor unſern Augen entſtehen ſehen, erkannt werden können. Sie vergleichen nähmlich jene großen Operationen der Natur mit ähnlichen kleinen Dingen oder Phänomenen, welche die Menſchen ſelbſt veranſtalten können oder doch täglich vor Augen haben. Anſtatt daß die Joniſchen Philoſophen das ganze Gebäude ihrer Phyſik aus der leeren Luft griffen, daß ſie willkürlich, Gott weiß warum, dieſes oder jenes einzelne Element, zum Urſtoff der Welt wählten, und durch bloße Argumentationen a priori, ohne alle Rückſicht auf Erfahrung, die ganze Natur enträthſeln wollten, ſtellt Epikur oder deſſen Wortführer Lucrez beſtändige Vergleichungen des Großen und Unüberſehbaren mit dem Kleinen und unſern Sinnen Faßlichen, des Seltnen mit dem Gewöhnlichen, der Wirkungen, auf die wir keinen Einfluß haben können, mit denen, die von uns abhängen, an. Und nachdem er ſchon mehr oder weniger Beobachtungen und Experimente vor ſich fand, nachdem er in der Wahl der zu vergleichenden Sachen glücklicher war, nach dem gerathen ſeine Erklärungen bald wahrſcheinlicher bald ungereimter. Zuweilen verſucht er mehrere Analogieen, und überläßt es dem Leſer, die natürlichſte und paſſendſte auszuſuchen. So, um das Gewitter zu erklären, ſucht er alle die Fälle auf, wo ein ſchnelles Feuer mit einem Schall verbunden entſteht. Er findet den einen ſolchen Fall in dem Stahle, der mit dem Kieſelſteine Feuer ſchlägt, und erklärt dem zu Folge Blitz und Donner aus dem Zuſammenſtoßen zweyer Wolken, bey welchem die in ihnen verborgne Feuer-Materie herausſpringt. Den Donner vergleicht er noch überdieß mit dem Platzen einer Blaſe, dem Rauſchen vom Winde bewegter Blätter, dem Brauſen der Ströme, des Meeres. Was haben die neuern Phyſiker anders gethan, wenn ſie das Gewitter aus der Elektricität erklären? Sie vergleichen zwey Sachen, die ebenfalls nicht in allen Puncten einander ähnlich ſind. Denn unſre Elektricität wird durch Reiben hervorgebracht; und wie können wir uns vorſtellen, daß die Wolken gerieben werden? Aber indem unter allen Gattungen des Feuers, die wir ſelbſt durch gewiſſe Handgriffe hervorzubringen wiſſen, und mit Muße in der Nähe beobachten können, das elektriſche, in dem Anſehen und den Wirkungen, mit dem Blitze die größte Aehnlichkeit hat: ſo ſind wir mit Recht bey dieſer Analogie, als der genaueſten, ſtehen geblieben, und ſehen ſie als eine wahre Erklärung jener Natur-Erſcheinung ſo lange an, bis wir eine noch vollkommnere und pünctlichere Aehnlichkeit entdecken werden. Ein Beyſpiel einer ganz abſurden Erklärung Epikurs, die nichts deſto weniger nach derſelben Methode gefunden worden, iſt die von dem Schweben der Erde in der Luft. Warum fällt die Erde nicht durch die Luft hindurch? Weil ſie auf die Luft keine Schwere, keinen Druck äußert. — Und warum drückt die Erde nicht auf die Luft? Um eben der Urſache willen, um deren willen wir die Schwere unſers Kopfes nicht fühlen, nicht von ihm als von einer Laſt gedrückt werden, — nähmlich, weil er zu uns gehört, weil er mit uns ein Ganzes ausmacht. Auf gleiche Weiſe, ſagt Epikur, macht die Erde mit der Luft einen zuſammenhängenden Körper aus; es ſind zwey Glieder deſſelben Ganzen. Sie können alſo einander nicht beſchweren.

Ich kehre zu der Beurtheilung des Epikuriſchen Syſtems über den Urſprung der Welt zurück. Wenn es ſich im Anfange denkenden Männern, zu welchen Lucrez gewiß gehörte, durch den doppelten Vorzug empfohlen hat, daß es, nach zugegebnen wenigen und ſimpeln Vorausſetzungen, die Entſtehung der Welt auf eine wenigſtens nicht zu widerlegende Weiſe als möglich begreifen läßt, — und daß es auf einige Analogie mit Erfahrungen, die wir ſelbſt machen können, gegründet iſt: ſo hat es hingegen bey genauerer Unterſuchung, auch in ſeinem bloß metaphyſiſchen Theile, um ſo viel ſtärker auch dieſer iſt, als der phyſiſche, ſo viele Schwächen, daß die Philoſophen bald wieder auf die Seite der vernünftigen Layen, die es vom Anfange an verwarfen, zurücktraten.

Erſtlich bleibt nach demſelben die Entſtehung des Denkens und denkender, ſelbſt lebendiger Weſen ganz unerklärt, wenn es nähmlich wahr iſt, welches, wie ich glaube, vor allen dieſen Prüfuneen der kosmogeniſchen Syſteme ausgemacht ſeyn muß, daß das bloße Zuſammenkommen vieler nicht denkenden Dinge, vermöge der localen Ordnung, in die ſie treten, und wodurch ſie eine gewiſſe Form und Bildung ausmachen, nie das Denken hervorbringen könne. Um dieſer Geſchöpfe willen, welche leben, und bey welchen oder in Beziehung auf welche allein dasjenige Statt finden kann, was wir gut, vollkommen, was wir Ordnung und Schönheit nennen, iſt es allein der Mühe werth, nach dem Urſprunge der Welt zu fragen. Wären ſie nicht vorhanden, ſo würde mit allen Unterſuchungen und Ideen auch dieſe aufgehoben. Und wenn deren, wie jetzt vorhanden ſind, ſie aber nicht auf ſich, und auf die Beziehung, in welches die Welt entweder mit ihrer leiblichen Erhaltung, oder mit der Ausübung ihrer geiſtigen Fähigkeiten oder mit ihrem Vergnügen ſteht, Achtung geben: ſo werden ſie nach dem Urheber der Welt nicht fragen. Dasjenige Syſtem iſt alſo für Menſchen das ſchlechteſte, welches am wenigſten auf die Erklärung dieſes Phänomens, des in der Natur vorhandnen Lebens und Verſtandes, und der in ihr zur Unterſtützung von beyden ſich vereinigenden Kräfte und Einrichtungen Rückſicht nimmt, oder welches gerade bey dieſen am wenigſten befriedigt. Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich im Vorhergehenden von den Gründen, welche der Erklärung des Denkens aus der

Zuſammenſetzung des Denkens unfähiger Theile entgegenſtehn, angeführt habe, Gründe, die mit verſtärkter Kraft auf das Gemüth wirken, wenn dieſe Zuſammenſetzung als das Werk des Zufalls angeſehen wird. — Denn indem Epikur den Atomen alle verborgnen organiſirenden Kräfte abſpricht und ihnen bloß die Eigenſchaften einer gewiſſen Figur, der Härte und der Schwere läßt: ſo fällt es bey ihm deutlicher, als bey denen, welche der Materie gewiſſe künſtlichere Bewegungsgeſetze beylegen, in die Augen, daß die Vereinigung ſolcher Atome, in welcher Ordnung und Stellung, und auf was für ſymmetriſche Art ſie auch geſchehe, nichts als größere Ausdehnung, geometriſche Regelmäßigkeit in der Figur, und eine anders dirigirte Bewegung hervorbringen könne. — Ich will nur anmerken, daß Epikur ſelbſt, da er auf die genaue Erklärung deſſen, was in uns Seele heißt und der Grund des Lebens iſt, kommt, ein Zeugniß von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems ablegt. Er unterſcheidet nähmlich erſtlich anima von animus, wovon jenes das thieriſche Leben, dieſes den Geiſt anzeigt. Dieſer ſagt er, iſt wieder aus den feinſten und beweglichſten Urſtoffen zuſammengeſetzt, nähmlich aus Luft, aus Feuer, und noch aus einem dritten, weit feinern Elemente, welches eigentlich der Sitz der Gedanken iſt. So geht es allen denen, welche den Geiſt in der Körperwelt ſuchen. Indem es ſie ſelbſt beleidigt, die grobe ſichtbare

Materie, und die den Augen und dem Gefühl ausgeſetzte Form derſelben für das Principium des Denkens anzunehmen, glauben ſie, dieſer Ungereimtheit zu entgehn, indem ſie die Materie, welcher ſie dieſes Amt geben, die übrige Maſſe zu beleben, ſo ſehr als ſie können, mit Worten verkleinern und verfeinern, um ſie dadurch den Sinnen und der Imagination gleichſam zu entziehn. Sie bedenken aber nicht, daß ſie entweder dadurch ihre eignen Sätze vernichten, indem ſie unter dem Nahmen dieſer ſubtilen Materie einen wirklichen Geiſt annehmen, d. h. ein Etwas, welches durch ſich ſelbſt, vermöge einer urſprünglichen und weſentlichen Kraft nicht vermöge der Zuſammenſetzung, denkt; oder daß ſie die Ungereimtheit nur verſtecken, anſtatt ſie aufzuheben, indem für Augen, die, wie Vergrößerungs-Gläſer gebildet wären, Materie, die uns jetzt, fein, ätheriſch und geiſtig ſcheint, grob und ganz körperlich ſeyn würde, und weil, was durch eine Zuſammenſetzung vieler Theile in einem großen Raume nicht bewirkt werden kann, durch Zuſammenſetzung weniger Theile im Kleinen, (welches eigentlich die Feinheit der Materie ausmacht.) nicht eher zu erwarten ſteht.

Zweytens, iſt es nothwendig der ruhig urtheilenden Vernunft bey der Epikuriſchen Kosmogonie ſehr anſtößig, daß, zur Erklärung der Natur und der Entſtehung des Ganzen, das Beyſpiel gerade von den allerunerheblichſten und ſchlechteſten Theilen dieſes ganzen genommen worden iſt; daß, unter allen von uns Menſchen beobachteten Arten des Entſtehens gewiſſer Dinge, gerade die, welche die kunſtloſen, die unnützeſten und die vergänglichſten Werke hervorbringt, zum Grunde der Analogie gewählt worden, nach welcher der Urſprung des künſtlichſten, wohlthätigſten, größten und dauerhafteſten Werkes, welches wir kennen, begriffen werden ſoll. Wir ſehen Sanddünen vom Winde zuſammenweben, Steine ſich zuſammenballen, Laven zuſammenſchmelzen, von deren Geſtalt und Beſchaffenheit wir keine andere Rechenſchaft zu geben wiſſen, als das irgend eine Form entſtehen muß, wenn Körper durch Luft, Feuer oder Waſſer mit einander vereiniget werden, und daß, wenn ſolcher Vereinigungen ſehr viele geſchehen, auch ſehr wohl jene Form entſtehen konnte. — Aber wir ſehen doch auch Metalle und Thiere und Menſchen entſtehen; wir ſehen die Fabricate und Werke der Menſchen ſelbſt; und alle dieſe verdienen unſre Aufmerkſamkeit weit mehr, als jene zufälligen Concretionen, es ſey wegen der Symmetrie ihrer Theile, es ſey wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Kräfte, es ſey endlich wegen der Beſtändigkeit, mit welcher ſie auf einander folgen. Warum ſollen wir dann alſo dieſe Fälle, in welchen wir ebenfalls von entſtehenden Subjekten, und von wirkenden Urſachen Erfahrungen bekommen, ganz bey Seite ſetzen, wenn wir die wirkende Urſache zur Bildung der Welt ſuchen, und uns gerade an die unbedeutendſte unſerer Erfahrungen von Urſprung und Werden halten, an die, deren Aehnlichkeit mit der daraus zu erklärenden Sache die geringſte iſt. Denn nun kommt noch dazu, daß, wenn wir die Geſetze des Zufalles aus der Erfahrung abſtrahiren, es eben ſowohl dazu gehört, daß nie gleichförmige Sachen dadurch erzeugt werden, als daß alle Arten von Dingen dadurch entſtehen können, wenn die Anzahl von Zufällen groß genug iſt. Es gehört zu dieſer Erfahrung, daß die Zerſtörung eben ſo zufällig, eben ſo mannigfaltig, und einer Regeneration, eine Hervorbringung ähnlicher Geſtalten unmöglich iſt. In der Einrichtung der Welt ſetzt uns nichts mehr in Verwunderung, als dieſe beyden Sachen: der regelmäßige Lauf der Himmelskörper, und die ununterbrochene Folge der Geſchlechter bey Pflanzen, Thieren und Menſchen. Wer uns erklärt, wo dieſe beyden Stücke herkommen, und warum ſie bey den unendlichen Zufällen und Urſachen der Zerſtörung und der Veränderung, ſo ſtandhaft regelmäßig, — ſo auflösbar in den Theilen, oder ſo zerſtörbar in den Individuen, und doch ſo einig in den Ganzen und in den Geſchlechtern ſind: der hat uns den Urſprung der Welt erklärt. Aber gerade von dieſem Phenomen erfahren wir durch die Epikuriſche Erklärung das wenigſte. Die Facta, welche er zu Beyſpielen braucht, aus welchen wir ſie uns begreiflich machen ſollen, haben gerade mit dieſen die wenigſte Aehnlichkeit.

Ich ſage ferner, daß der, welcher um eine Welt zu bauen, hundert tauſend Welten erbaut, damit unter ſo vielen mißrathenen Verſuchen doch einer gelinge, der Beſtand habe, gewiß ein ſchlechter Welterbauer ſey; und daß derjenige ein nicht viel beſſerer Philoſoph über das Weltall oder Erklärer unſrer Weltordnung ſey, der dieſelbe anders nicht begreiflich machen kann, als daß er, neben dieſer wirklichen vollkommnen Welt, welche wir ſehen, und deren Ordnung ſeit Jahrtauſenden beſteht, noch unzählige andere entſtehende und zerfallende annimmt, die wir nie geſehen, und von deren Wirklichkeit wir auch nicht den geringſten Schein zur Vermuthung haben. Wie wenn der ganze unendliche Raum ſelbſt mit dieſer einzigen regelmäßigen Welt angefüllt, wenn der ganze Stoff zu derſelben verbraucht wäre? In der That führen uns unſre Erfahrungen, ob ſie uns gleich über das Unermeßliche nie etwas Entſcheidendes lehren können, weit eher auf dieſe Vermuthung, indem ſo wie ſich vor unſern Augen die Grenzen des Raumes erweitern, ſich auch immer nur Weltkörper derſelben Art zeigen, als wir in kleinern Entfernungen für regelmäßig und abſichtsvoll erkennen. Wenn die Hypotheſe des Epikur einfach iſt in den Sätzen, die ſie zum Grunde legt, ſo iſt ſie nichts weniger als einfach, in dem Stoffe ſelbſt, welcher nach ihr zur Hervorbringung des verlangten Effects gefordert wird. Jener Grundſätze ſind wenige, aber die Dinge, welche den Stoff, die materielle Urſache, ausmachen, ſind unendlich, oder vielmehr ſie übertreffen in unendlicher Proporzion die Größe und den Umfang der Wirkung. . . .

Was aber endlich die Epikuriſche Hypotheſe in Grund verderbt, iſt ſein Prinzipium der Bewegung, und die Unrichtigkeit der Folgen, die er daraus zieht. Augenſcheinlich iſt die Idee derjenigen Bewegungskraft, welche er den Atomen zuſchreibt, hergenommen aus dem Phänomen der Schwere, deſſen Allgemeinheit, ſo weit unſre Erfahrung und unſer Geſichtskreis reichen, den Epikur vermuthen ließ, daß dieſelbe eine urſprüngliche und weſentliche Qualität der erſten Stoffe ſeyn müſſe. Alle Körper ohne Ausnahmen fallen, wenn ſie nicht unterſtützt werden. Es iſt alſo keine willkürliche unerweisliche Behauptung, wenn man dieſe Bewegung für eben ſo ewig annimmt, als ſie allgemein iſt: wenn man ſie eben ſo den erſten untheilbaren Theilen zuſchreibt, als ſie dem Zuſammengeſetzten in allen möglichen Lagen und bey allen Veränderungen zukommen. So weit war alles richtig, wenigſtens den Geſetzen der menſchlichen Vernunft gemäß. Aber Epikur irrte gröblich, indem er das Phänomen des Fallens und der Schwere falſch erklärte; er irrte, indem er es auf eine unrichtige Weiſe verglich. Indem er nicht bemerkte, daß Unten und Oben relative Begriffe ſind, die ſich auf ſchon vorhandne Weltkörper beziehen, in dem unermeßlichen Raume aber gar keine Bedeutung haben, legte er im Grunde, unter dem Nahmen der Schwere, den Atomen eine Bewegung bey, welche mit der uns bekannten Schwere gar keine Aehnlichkeit hat, und von der wir uns keinen Begriff zu bilden wiſſen. Alle Körper auf unſrer Erde fallen ſenkrecht auf die Oberfläche, und alſo, da dieſelbe eine Kugel iſt, gegen den Mittelpunct derſelben. Dieſe Bewegung iſt alſo nicht nach einer gewiſſen Region des Univerſums, ſondern ſie iſt von allen Seiten gegen den Erdkörper gerichtet; ſie iſt convergirend. Was nun auch die Urſache davon ſeyn mag, ſo müßte doch die Urſache welche alle Grundſtoffe, in parallelen Linien, in gleicher Direction nach einer gewiſſen Weltgegend fortriebe, ganz davon verſchieden ſeyn. Woher konnte er nun, ich will nicht ſagen, beweiſen, ſondern nur die Vermuthung hernehmen, daß eine ſolche Bewegung, deren Direction durch gar nichts beſtimmt wurde, zu den weſentlichen Eigenſchaften der Grundkörper gehöre? — Aber geſetzt, dieſelbe würde zugegeben, und eine andre Schwere der Atomen angenommen, als diejenige iſt, die wir in den Körpern wahrnehmen: ſo kann aus dieſer Bewegung doch noch keine Verbindung entſtehen, wenn nicht von neuem von unſern Erfahrungen, in Abſicht der Schwere, und von den vernünftigen Vermuthungen, in Abſicht aller gleich weſentlichen Bewegkräfte abgegangen, und, ohne irgend ein

Datum, willkürliche Modificationen hinzugeſetzt werden. Vermöge der Schwere nähmlich fallen im leeren Raum alle Körper gleich geſchwinde; — dieſe Gleichförmigkeit in der Geſchwindigkeit der Bewegung ſcheint eine natürliche Folge einer einfachen allen beywohnenden Kraft zu ſeyn, die durch keine Verſchiedenheit in den Eigenſchaften der Individuen eingeſchränkt wird. — Aber wenn alle Stoffe unaufhörlich in gleichen Entfernungen und mit gleicher Geſchwindigkeit in parallelen Richtungen fallen, ſo können ſie nie zuſammenſtoßen. — Um dieſem Mangel, der den ganzen Weltbau vereitelte, abzuhelfen, ſetzte Epikur, aus ſeiner ſchaffenden Machtvollkommenheit, zwey Stücke hinzu: er ließ die Atomen ſich mit ungleicher Geſchwindigkeit bewegen, und er ließ einige derſelben, mitten in ihrem Laufe, von ihrem Wege abbrechen und eine ſchiefe Richtung bekommen; jenes ohne, dieſes wider alle Gründe der Erfahrung, indem uns die geſunde Phyſik lehrt, das nur ein äußrer Stoß oder Widerſtand einen Körper von der Richtung, in der er ſich bewegt, abbringen kann. — Wenn man erkennen will, wie ſchlecht das particuläre auf unſre Erde eingeſchränkte, Phänomen der Schwere von Epikur zum Grunde einer Analogie ſey gebraucht worden, auf welche er eine Hypotheſe für das ganze Univerſum bauen wollte, muß man den Gebrauch dagegen halten, welchen Newton von eben dieſem Phänomen zu eben dieſem Endzwecke machte. Newton konnte ebenfalls, um von allen Himmelskörpern und den Urſachen ihrer Bewegungen etwas zu vermuthen, nichts anders thun, als dieſe Bewegungen mit bekanntern, die vor ſeinen Augen auf der Erde vorgingen, vergleichen. Aber er unterſuchte vorher die Bewegung ſelbſt, welche er zum Vergleichungspunct annahm, genau. Der Apfel fällt vom Baume; wohin? nach einer gewiſſen Gegend des Univerſums? nein, nach eben der Gegend, nach eben dem Ziele, nach welchem auch der Apfel eines Baums der Antipoden hinfällt. Alſo die kleinen Körper auf der Oberfläche der Erde fallen alle gegen die große Maſſe des Erdkörpers. — Ich will nichts davon ſagen, daß er nun die Geſchwindigkeit dieſer Bewegung und die Geſetze ihrer Beſchleunigung prüfte, um zu ſehen, ob er in der wahrgenommenen Aehnlichkeit hinlänglichen Grund fände, den kleinern Himmelskörpern gegen die größern eben dieſe Bewegung zuzuſchreiben, die wir hier in den, von der Erde bis auf eine gewiſſe Entfernung getrennten, kleinen Maſſen gegen die Erde finden. War das erſt ausgemacht, daß allemahl der Körper, welcher weniger Materie in ſich enthält, vermittelſt der Schwere, ſich gegen den bewegt, der aus mehrerer zuſammengeſetzt iſt: ſo war nun die Hypotheſe begreiflich und allen Geſetzen der Vernunft gemäß, daß Atom gegen Atom, jede körperliche Subſtanz gegen die andre ſchwer ſey, oder eine Bewegung gegen ſie, vermöge einer unbekannten Kraft, äußere. Denn z. B. wenn nur drey Subſtanzen wären, A, B und C; eine unbekannte Urſache triebe A gegen B, eine andre Kraft A gegen C; ſo muß, wenn B und C beyſammen ſind, A mit verdoppelten Kräften gegen dieſen Ort getrieben werden, und dieſer Trieb muß in A immer ſtärker werden, ſo wie zu B und C noch mehrere Subſtanzen, gegen welche A eben dieſen natürlichen Trieb ſich mit ihnen zu vereinigen hat, hinzukommen. Weit entfernt alſo, daß die Erſcheinung, welche wir bey dieſem einzigen, uns nahen, ununterbrochenen Bewegungstriebe der Körper, — dem Falle derſelben ſehen, wenn wir ſie auf alle Körper im Univerſum und alle ihre Grundſtoffe ausdehnen, uns auf die Idee bringe, daß ſie ſich insgeſamt parallel miteinander, nach derſelben Richtung, die wir ſehr ungeſchickt unten nennen würden, bewegen: leitet ſie uns vielmehr darauf, daß ſie ſich alle gegen einander bewegen, ſich ſammeln, und immer mehrere an ſich ziehn, bis endlich die ganze Materie in eine einzige große Maſſe zuſammengeballt ſey, in welcher ſie alsdann ewig ruhen würde. — Nach dieſer wahren oder wenigſtens auf die richtigſte Vergleichung gegründeten Vorſtellung von den Kräften der Urſtoffe, wird alſo zwar die Vereinigung der Atomen mit einander leichter und beſſer erklärt, als nach der kindiſchen des Epikur; aber es wird zugleich ſichtbar, daß, vermöge des Falls oder der dem Fall ähnlichen Bewegung der Grundſtoffe, nie eine Welt entſtehen könne. Es iſt nähmlich nach derſelben falſch, daß dieſe Stoffe ſich raſtlos bewegen, und daher ſich vereinigen und ſich trennen, um ſich dann wieder zu vereinigen, und alſo nach und nach alle erdenklichen Verbindungen und mit ihnen alle möglichen Geſtalten hervorzubringen: ſondern die Stoffe ruhen, ſobald ſie ſich auf irgend eine Art mit einander vereinigt haben; und in dieſer Vereinigung, ſie ſey auch, welche ſie wolle, können ſie eben ſowohl ewig fortdauern, als in der Abtheilung und bey den Bewegungen der Himmelskörper, welche wir ſehen. Es iſt falſch, daß alle andern Combinationen zerfallen müßten, wenn ſie nicht diejenigen Principien des Lebens, und diejenige Ordnung in ſich hätten, welche unſerer Welt eigen iſt. Nach allem, was uns die Erfahrung von der Grundmaterie vermuthen läßt, iſt in derſelben keine Kraft, als ſich in einen ungeheuren Ball zu vereinigen; die Auseinanderſetzung derſelben, die Abſonderung derſelben in mehrere große Maſſen, die Bewegung derſelben um einander, ohne ſich zuſammenzuhängen, ſetzt noch andere Kräfte voraus, die wir, da ſie uns in keinem Körper, der uns nahe iſt, und mit dem wir Verſuche anſtellen können, vorkommen, auch auf keine bekannte Urſache zurückzuführen wiſſen. In dem Umlaufe des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne, iſt zwar die Schwere jener kleinern

Weltkörper gegen dieſe größern, das heißt, die Bewegung, welche zur Vereinigung abzweckt, ein immer fortwirkendes Princip, aber es iſt mit einer andern uns unbekannten Kraft verbunden, welche die umlaufenden Körper in geraden Linien von ihren Umlaufs-Centris wegtreibt, und alſo die Trennung der ſich anziehenden Materie unterhält. Aus der Vereinigung beyder Kräfte entſtehet die Beobachtung der Regeln, welche der Aſtronom in den Bahnen und der Geſchwindigkeit der Himmelskörper auffindet. Ich ſage, dieſe letztre Kraft iſt unbekannter, ob gleich die Schwere oder die Attractionskraft eben ſo wenig von jemanden erklärt worden iſt. Aber letztre ſehen wir in allen Körpern; ihre Erſcheinungen umgeben uns: die erſtere finden wir nur in den Weltkörpern allein. Dort können wir das Große mit dem Kleinen, das Entfernte mit dem Nahen vergleichen; hier findet keine Vergleichung Statt. Und weiter reicht, unglücklicher Weiſe unſre Erklärung natürlicher Dinge nicht, als daß wir die Aehnlichkeiten der bekanntern mit den weniger bekannten, der gewöhnlichern mit den ungewöhnlichern auffinden.

Im Grunde alſo heißt, den Urſprung der Welt, wie Epikur that, aus dem Zufalle, oder beſſer, aus der Möglichkeit unendlich mannigfaltiger Verbindungen bey vorausgeſetzter Unendlichkeit ſowohl der Menge des Grundſtoffes, als des Raumes und der Zeit, erklären, eben ſo viel, als die

Erklärung des Urſprungs der Welt gänzlich aufgeben. Den was thut Epikur? Er ſagt: die Welt iſt einmahl da, und alſo muß alles dazu Nöthige vorhanden geweſen ſeyn, und es muß ſich auf irgend eine Art in die gegenwärtige Ordnung gefügt haben. Eben ſo gut wäre es, zu ſagen, die Welt ſey immer ſo, wie ſie jetzt iſt, geweſen, und damit alle Unterſuchung abzubrechen. Denn wenn jemand das Eigenthümliche, welches wir in dieſer Welt finden, ihre Ordnung, die darin enthaltenen lebenden und denkenden Geſchöpfe, die Erhaltung derſelben durch Jahrtauſen, de vermittelſt einander folgender Generationen, den Lauf der himmliſchen Körper, der zur Erhaltung und Fortpflanzung dieſer beyträgt, — wenn jemand dieß auf keine Weiſe mit den Eigenſchaften und Kräften, die er den Grundmaterien beylegt, in Verbindung zu bringen, oder analogiſch zu machen weiß: ſo leiſtet er eigentlich nichts von dem, was man durch eine Erklärung der Urſachen zu erhalten wünſcht. Und indem Epikur ſelbſt dieſe wenigen und unzulänglichen Kräfte und Geſetze, welche er den Grunſtoffen beylegt, nach ganz falſchen Analogieen, durch unrichtige Vergleichung mit Gegenſtänden der Erfahrung, die er ſelbſt nicht hinlänglich kannte, beſtimmt hat: ſo hat er alles gethan, was einer brauchbaren philoſophiſchen Erklärung der Dinge zuwider iſt. Daher kommt die allgemeine Abneigung, die der gemeine Menſchenverſtand gegen dieſes Syſtem den erſten Augenblick empfindet, da er es erfährt. Der Philoſoph thut bey der Widerlegung desſelben nichts, als daß er dieſe Empfindungen in Ideen verwandelt.

Sechster Abſchnitt.

Von dem Syſteme der mechaniſchen Entwickelung.

Wenn dann alſo aus den Kräften todter Materie, welche nicht weiter reichen, als nur die Materie auf irgend eine Art zuſammenzubringen, niemahls das Daſeyn und die Fortdauer dieſer Welt, ſo wie wir ſie vor uns ſehen, und von ihr ſelbſt einen Theil ausmachen, begriffen werden können: ſo müſſen, im Falle nicht zur Erklärung ihres Urſprungs Verſtand, Gedanken und Abſicht zu Hülfe genommen werden ſollen, der Materie noch andre eigne, auf Bildung und Erhaltung der vorhandenen einzelnen Dinge, beſonders der Weltkörper, der Pflanzen und Thiere abzielende, Kräfte beygelegt werden; Kräfte, die, weil ſie nur materiell ſeyn ſollen, nur nach blinder Nothwendigkeit ihre Wirkung hervorbringen können. Dieſes iſt das zweyte Syſtem des Atheismus *), dasjenige, welches in den neuern Zeiten durch das Systeme de la nature nicht ſowohl gründlicher bewieſen, oder deutlicher ausgeführt, als vielmehr durch die Art darin herrſchender Beredtſamkeit allgemeiner ausgebreitet worden iſt. Nach demſelben iſt es nicht der Zufall, der unendliche Stoffe in unendliche Verbindungen ſetzt, um eine hervorzubringen, die Beſtand haben könne: ſondern es ſind die dieſen Stoffen beywohnenden Kräfte allein, welche ſie nothwendig zu dieſer einzigen Verbindung determiniren. Die rohe Materie war nichts anders, als ein Same, aus welchem ſich vermittelſt ſolcher Bewegungen, dergleichen wir in der Materie bey ihren Gährungen finden, nach und nach alle großen und kleinen Körper, ſowohl die Weltkörper nach ihrem Bau, ihrer Form, ihren Entfernungen und ihren Laufbahnen, als die Geſtalten, Organiſationen und Kräfte der auf ihnen wachſenden, und lebenden Geſchöpfe entwickeln mußten. Die Grundſtoffe haben, ohne belebt zu ſeyn, organiſirende, bildende Kräfte in ſich, die ſie in diejenigen Formen zwingen, in welchen wir ſie ſehen, und durch welche auch das Leben, die Empfindung und der Verſtand zum Vorſchein kommen.

Dieſes Syſtem nimmt zwey Geſtalten an. Ei-

---

*) Wenn man nähmlich dasjenige nicht mitzählt, welches über den Urſprung der Welt gar nichts beſtimmt, ſondern allen Unterſuchungen dieſer Art auszuweichen gebiethet.

ne derſelben iſt deutlicher; aber eben deßwegen verräth ſie ſeine Schwächen leichter. Nach der andern iſt es ſeiner Dunkelheit wegen ſchwerer zu prüfen oder zu widerlegen, aber auch eben ſo ſchwer mit einiger Beruhigung des Gemüths zu glauben.

Diejenigen drücken ſich wenigſtens verſtändlich aus, welche ſagen: „Es gab eine Zeit, wo nichts vorhanden war, als Erde und Luft und Feuer und Waſſer. Dieſe ſo genannten Elemente, oder die uns unbekannten wahren Elemente derſelben ſind ewig und nothwendig. In ihnen war weder Leben noch Bewußtſeyn. Alles war todt. — Aber nichts deſto weniger war alles in Bewegung, nicht nur auf die einfache Art, welche wir unter die Geſetze der Schwere bringen können, ſondern auf ſo viel beſondre und mannigfaltige Art, als die eigenthümliche Natur der Elemente mit ſich brachte, Arten, deren Geſetze wir nicht kennen, die wir aber nach ihren Wirkungen beurtheilen können. Dieſe Bewegungen vereinigten Gleiches mit Gleichem, trennten das Unähnliche, und ſetzten auf dieſe Weiſe die vermiſchte Materie auseinander. Sie thaten noch mehr; ſie entwickelten die in der Materie liegenden organiſchen Keime, oder brachten durch entſtandne Gährungen Organiſationen hervor. Feuer und Waſſer haben daran den meiſten Antheil gehabt. Durch eine Stufenfolge mechaniſcher Bewegungen, und durch das beſtändige Fortwirken mechaniſcher Triebfedern, nimmt die Materie die Form an, in welcher wir ſie finden, und in welcher wir uns ſelbſt finden. Der Bau unſers Körpers, der Bau der vegetirenden iſt einer von den Zuſtänden, in welche die Materie nothwendig in ihrer Reihe von Bewegungen kommen mußte; und als ihr Mechanismus ſie in dieſe Geſtalt gezwungen hatte, ſo entſtand Leben und Bewußtſeyn, welche Reſultate dieſer Form ſind. — Je genauer man dieſe Entſtehung der Thiere und Menſchen aus der Materie durch determinirte Bewegungskräfte beſchreiben will: deſto unhaltbarer und beleidigender wird dieſes Syſtem. Menſchen und Thiere aus dem von der Sonne gekochten Schlamme, wie Maden aus der Fäulniß, hervorwachſen laſſen, iſt eine von den älteſten aber den revoltirendſten Vorſtellungen dieſer Art. Unterdeſſen muß man doch zu etwas dergleichen kommen, man mag die Sache anfangen, wie man will. Denn ein Punct muß ſeyn, wo die todte Materie in die lebendige übergeht; oder man muß glauben, daß das Leben immer da geweſen iſt, welches aber eine Art Kräfte vorausſetzt, die wir von den mechaniſchen unterſcheiden. Um deßwillen hat ſich eine andere Claſſe mehr tiefſinniger Metaphyſiker an noch mehr abſtracte Ausdrücke gehalten. Sie laſſen im Dunkeln, ob vor der Welt ein Chaos vorhergegangen und dieſes Chaos, ſich durch Gährung, oder Federkraft, von ſelbſt in eine regelmäßige Ordnung verſetzt, und Thiere und Menſchen aus ſich gezeugt habe. Sie ſcheinen mehr das Beſtehen und die Fortdauer der Welt als ihren Urſprung erklären zu wollen. Sie reden nicht von einer Kraft, die hervorbringt, ſie reden von Subſtanzen, die ſich verändern, ſich modificiren, die ihr Weſen auf verſchiedne Weiſe darlegen. Die Zuſtände, in welche die Materie ſucceſſive geräth, ſind, nach dieſer Theorie, die verſchiednen Arten zu ſeyn, die ihr weſentlich eigen ſind, und die nothwendig in dieſer Ordnung auf einander folgen. Unter dieſen modis findet ſich auch der, welchen wir zu erklären ſuchen, bey welchem einzelne Theile der Materie Leben und Bewußtſeyn bekommen.

Damit wir aber deutlich wiſſen, was für eine Meinung wir zu prüfen haben, ſo müſſen diejenigen, welche das Syſtem nothwendiger Entwickelungen behaupten, nur darüber ſich entſcheidend ausdrücken, ob das Denken, der Verſtand und das Bewußtſeyn gewiſſen Theilen der Materie, oder der ganzen zu Einem verbundnen Maſſe, von Ewigkeit und weſentlich, zukommen, und alſo mit zu den wirkenden Kräften oder den ſich entwickelnden Eigenſchaften gehören; oder ob Gedanken und Bewußtſeyn bloße particuläre, in der Zeit entſtandne Effecte, bloße eingeſchränkte, gewiſſen Concretis eigne, vergängliche Modi der Materie ſind. Nehmen ſie das Erſte an, ſo ſind ſie es nicht, mit welchen wir zu ſtreiten haben; weil wir jetzt bloß zu denjenigen reden, die von den erſten Urſachen der Dinge alles, was wir geiſtig nennen, ausſchließen (ich verſtehe hier nähmlich unter geiſtig alles dasjenige, was Vorſtellungen mit Bewußtſeyn hat, und darnach handelt; ohne daß ich für jetzt darauf ſehe, ob ein ſolches Weſen einfach oder zuſammengeſetzt ſey). Bekennen ſie ſich aber zu der zweyten Auslegung ihrer Worte: ſo ſind folgendes meine Ideen bey einer unparteyiſchen Prüfung der Sache.

Dasjenige, was dieſem Syſtem in den Augen ſonſt vernünftiger Leute, welche metaphyſiſche Grübeleyen haſſen, und ſich vor den Verirrungen der Einbildungskraft fürchten, günſtig ſeyn kann, iſt, daß es keine andern Dinge vorauszuſetzen ſcheint, als ſichtbare, oder ſolche, die in die äußern Sinne fallen. Daß Dinge da ſind, daß ſie in dieſer Form und Ordnung da ſind, daß ſie in dieſer Reihe auf einander folgen, das lehrt uns unſre ſicherſte Führerinn, die Erfahrung. Von einem Weſen, das außer der Welt vorhanden ſey, ſagt ſie uns nichts. Wir bleiben alſo ihren Anleitungen treu, wenn wir zur Erklärung des Zuſtandes der Dinge, in welchem wir und unſre Vorfahren, ſo lange Menſchen ſind, ſie geſehen haben, nur die Kräfte dieſer Dinge ſelbſt brauchen; und wir verlaſſen ſie, wenn wir die Kraft eines andern von ihnen verſchiednen, uns ſich durch nichts offenbarenden Weſens zu Hülfe nehmen. Da nun das Beharrliche in der Natur, das, was bey den Auflöſungen und Zerſtörungen der einzelnen Dinge, in ihren Theilen übrig bleibt, die Eigenſchaften und Kräfte der Materie ſind: ſo iſt es der geſunden Logik gemäß, dieſe als die erſten Urſachen der beſondern Verbindungen anzunehmen, in welchen wir die Materie finden: geſetzt auch, daß wir den Uibergang derſelben aus ihrem primitiven in dieſen abgeleiteten Zuſtand, weder beobachten, noch uns auf eine begreifliche, das heißt andern Erfahrungen analoge Weiſe vorſtellen könnten.

Die noch tiefer ſehenden Metaphyſiker ſetzen noch folgendes hinzu. Das Seyn muß nothwendig vor allen Affectionen und Handlungen eines Dinges vorausgehn; dieß lehrt die geſunde Vernunft. Das Denken iſt eine Affection, eine Veränderung, eine Thätigkeit; das Seyn, das Weſen eines Dinges oder mehrerer Dinge, kann alſo nicht von demſelben abgeleitet, ſondern muß ihm vielmehr zum Grunde gelegt werden. Auf welches außerweltliche Weſen ich alſo auch zurückgehen wollte, um die in der Welt exiſtirenden Weſen nach ihren Modificationen und Verbindungen zu erklären: ſo würde doch auch bey dieſem das Denken nicht dem Seyn und dem Weſen zum Grunde gelegt werden können, ſondern von ihm abgeleitet werden müſſen. Es würde alſo der Zuſtand oder die Qualification des Denkens ebenfalls in dieſem außerweltlichen Urweſen nur als eine Folge oder ein Accidenz mehr urſprünglicher oder weſentlicher Eigenſchaften, zu welchen das Denken nicht gehört, angeſehen werden müſſen. Dieſelbe Urſache alſo, warum der Theiſt die Materie für unzulänglich hält, die vorhandne Einrichtung der Dinge zu erklären, weil er dazu den Verſtand oder das Denken für nothwendig hält, eben dieſe würde auch jene erſte Urſache ausſchließen, indem auch bey dieſer Vorſtellen und Erkennen nur als dem Seyn ſubordinirt, und als Folgen und modi des Weſen angeſehen werden können. Es iſt alſo vernünftiger die ganze Summe der Weſen, welche unſre Welt ausmachen, als die einzigen Weſen anzuſehen (wie wir denn andere ohne allen Grund in der Erfahrung annehmen). Dieſe, inſofern ſie bloß nach ihrem primitiven Begriffe des Daſeyns betrachtet werden, ſind das, was wir Materie nennen: inſofern wir ſie aber in den beſondern Modificationen dieſes Seyns betrachten, welche aus dem Weſen der Dinge nothwendig fließen, legen wir ihnen beſondere Nahmen gewiſſer Eigenſchaften oder Kräfte, oder particulärer Gattungen bey.

Was den erſten dieſer Vorzüge betrifft, welcher dem Syſtem mechaniſcher Nothwendigkeit zugeſchrieben wird: ſo iſt derſelbe mehr ſcheinbar als wahr. Die Körper ſind fühlbar und ſichtbar, und wir werden von ihrer Exiſtenz durch die Ausſage der Sinne überzeugt. Aber die Grundſtoffe, aus denen die Körper doch nothwendig, als Zuſammengeſetzte Weſen, beſtehen müſſen, ſind nothwendig uns eben ſo unſichtbar, eben ſo wenig Gegenſtände der Sinne, eben ſo unbegreiflich für die Einbildungskraft, welche den Sinnen gleichſam nacharbeitet, als Geiſter immer nur ſeyn können. Und doch ſind es dieſe Grundſtoffe und ihre Kräfte, aus welchen eigentlich der Bau und die Fortdauer der Welt erklärt werden müſſen. Man mag die unendliche Theilbarkeit der Materie, man mag einfache und unausgedehnte Elemente, wie Leibnitz, oder einfache und doch noch ausgedehnte Elemente wie Epikur, annehmen: in allen Hypotheſen kommen wir auf Grundweſen, von deren Daſeyn uns keine Erfahrung verſichert.

Und geſetzt, daß wir die körperlichen Stoffe als Gegenſtände der ſinnlichen Erkenntniß anſehen könnten, weil wir die aus ihnen beſtehenden Compoſita ſinnlich erkennen: ſind deßwegen nicht ihre Kräfte, die Principia ihrer Wirkſamkeit eben ſo unſinnlich und unſichtbar, dieſe Wirkſamkeit mag in bloßer Bewegung, oder ſie mag im Bewußtſeyn und in Ideen beſtehen?

Ja bey weiterer Unterſuchung findet ſich eben hier eine von den ſchwachen Seiten der Hypotheſe, wo wir die ſtarke vermutheten. Denn eben dieß kann dieſe mechaniſche Philoſophie nicht vermeiden, daß ſie in der Materie ganz verborgene, durch keine Erfahrung beſtätigten, durch keine Analogie aufzuklärenden Eigenſchaften vorausſetzt. Schwere oder Attractionskraft iſt die einzige Thätigkeit, die wir in allen Dingen ohne Ausnahme, auch nach allen Auflöſungen der Theile, nach der vollkommenſten Zerſtörung der Organiſation, finden. Dieſe allein können wir alſo, nach der Erfahrung, den materiellen Grundſtoffen zuſchreiben. Ich habe aber bey dem Epikuriſchen Syſteme gezeigt, daß dieſe unmöglich zureicht, eine Welt zu bilden, weil ſie nur dahin ſtrebt, alles Körperliche in eine große Maſſe zu vereinigen. Wenn alſo dieſe Grundſtoffe ohne Plan und Verſtand, aus ſich ſelbſt, nur durch mechaniſche Entwickelung ſich abſondern, von einander entfernen, unterſchiedne große Kugeln formiren und auf jeder derſelben ſich in mannigfaltige Concreta zertheilen ſollen: ſo müſſen außer der Schwere in der Materie noch Bewegungskräfte ſeyn, die wir zu bemerken nie Gelegenheit gehabt haben; und von welchen wir uns keinen Begriff nach Analogie machen können. Dieſe bildenden organiſirenden Kräfte nun, die unter einem oder dem anderen Nahmen alle diejenigen der Materie zuſchreiben müſſen, welche die Entſtehung der Welt aus bloßer Materie erklären wollen, ſind wahre qualitates occultae. Sie ſind es ſo ſehr, daß es unmöglich iſt, weitläuftig die Hypotheſe zu erklären, ohne in Ausdrücke zu verfallen, welche ſich nur für die Wirkung geiſtiger Kräfte ſchicken. Dieſes iſt dem Syſteme de la nature ganz beſonders eigen; eben, weil ſein Verfaſſer, um populärer zu werden, ſich nicht bloß mit den abſtracten metaphiſiſchen Ausdrücken begnügte. Er redet von einem Plane, den die Materie befolgt, wie der Theiſt von dem Plane der Gottheit. Dieſer weiß wenigſtens, was er ſagt; denn ein Plan iſt eine Combination von Ideen, und dieß ſchickt ſich für einen Geiſt: aber in der metaphoriſchen Bedeutung, die ich dem Worte Plan, angewandt auf die Wirkung mechaniſcher Kräfte, beylegen ſoll, — wie viel muß ich von dem eigentlichen Begriffe des Worts weglaſſen, wie viel darf ich behalten? Nie hat ſich jener Verfaſſer deutlich darüber erklären, nie wird irgend einer es deutlich beſtimmen können.

So lange man glaubte, Inſekten entſtänden aus Fäulniß, und bloße Gährungen könnten lebendige Thiere hervorbringen: ſo lange hatte dieſer Atheismus eine große Stütze. Denn waren dieſe Erfahrungen richtig: ſo war wenigſtens eine Analogie vorhanden, wornach man ſich auch die Entſtehung andrer lebendigen Geſchöpfe, und der Weltkörper mit ihnen vorſtellen konnte. Zwar mußte es auch damahls immer befremdend bleiben, daß Gährung oder Fäulniß nur kleine Thiere hervorbringe, deren Entſtehung und erſtem Wachsthume wir nicht gut nachſpüren können; nie aber die großen, bey welchen die Beobachtung leichter wäre. Aber genug, die Hervorbringung des Lebendigen aus dem Unerbelebten, des Organiſchen aus dem Unorganiſirten, des Regelmäßigen aus einer vermiſchten, rohen Maſſe, war doch ſchon ein Factum, welches die größte Schwierigkeit überwand oder niederſchlug. Bloße Bewegungskräfte konnten einen künſtlichen Bau, Leben, und die Principien zur Fortdauer und Fortpflanzung hervorbringen. Nachdem aber, bey genauerer Unterſuchung, dieſe vermeinte Erfahrung zu einem Vorurtheil und Volksmährchen herabgewürdiget worden, nachdem man die Zeugung der kleinen Thiere, aus Individuen ihrer Art, eben ſo deutlich geſehen hat, oder mit eben ſo viel Zuverläßigkeit vermuthet, als wir den Urſprung des Pferdes und des Menſchen, aus vorher daſeyenden Pferden und Menſchen wiſſen; ſeitdem fehlt es der Hypotheſe, die wir unterſuchen, gänzlich an einer Grundlage in der Erfahrung: und es bleibt dem mechaniſchen Atheiſten nichts übrig als zu ſagen, die Materie muß ſolche organiſirenden Kräfte haben, weil Organiſationen vorhanden ſind, und wir außer der Materie kein wirkendes Principium annehmen wollen.

So wie es aber in den menſchlichen Ideen überhaupt, beſonders über dieſe dunkeln Materien, einen Kreislauf zu geben ſcheint, nach welchem die längſt verlaſſenen und von jedermann verachteten Meinungen in einiger Zeit wieder zum Vorſchen kommen, und ſich gerade bey den ſpeculativſten Köpfen Eingang verſchaffen: ſo haben in der neueſten Zeit auch einige Naturkundiger Erfahrungen zu machen geglaubt, welche der *generationi aequivocae*, wie man ſie nennet, oder der Hervorbringung einer Organiſation ohne vorher daſeyende Keime, das Wort reden. Nicht nur hat man dazu die Beobachtungen angeführt, die man von der Erſetzung verlorner Theile bey gewiſſen Thieren gemacht hat, ſondern man hat auch die Erzeugung der Pflanzen ſelbſt durch eine bloße Epigeneſis oder eine Anhäufung von Theilen erklären wollen; ja einer der vorzüglichſten Gelehrten und Schriftſteller in der Naturgeſchichte hat einen Bildungstrieb in dieſelbe wieder eingeführt, die, wenn ich ihn anders recht verſtehe, eine zur Organiſation und Anordnung abzielende Kraft, die in der unordentlichen und rohen Materie liegt, bedeuten ſoll. Aber dieſe Erfahrungen ſind noch zu neu, noch zu wenig vervielfältiget, noch nicht von genug Seiten unterſucht, um Grund zu neuen Einwendungen gegen die faſt allgemein angenommene Uiberzeugung, oder zur Unterſtützung allgemeiner Hypotheſen zu geben, auf welchen die Art zu denken und der Glaube der Menſchen über ihre wichtigſten Angelegenheiten beruhen. Dieſer neue Bildungstrieb, obgleich durch mehr detaillirte Kenntniß der Natur unterſtützt, hat demohnerachtet für mich alles das Unbegreifliche und Ungereimte der alten plaſtiſchen Kräfte. Er hat eine beſtimmte Richtung, und wird durch nichts beſtimmt. Es iſt eine Kraft, die lediglich nach der Wirkung erfunden und eingerichtet iſt; — und dieſes iſt es eben, was die qualitates occulta unterſcheidet. Jedes Phänomen erklärt durch eine Urſache, welche nur um dieſes Phänomens willen erdacht iſt, und ſonſt nichts wirkt, als dieſe Gattung von Phänomen, iſt gar nicht erklärt.

Wenn aber auch der gemeine Menſchenverſtand, der bloß auf Erfahrungen baut, durch ein Syſtem befriedigt zu werden ſcheint, welches außer der ſichtbaren Welt und ihrem Urſtoffe, nicht noch ein andres unſichtbares Weſen annimmt: ſo muß er doch auf der andern dadurch beleidigt werden, daß dieſes Syſtem willkürlich gewiſſe Erfahrungen wählt, aus welchen es den Urſprung der Welt aufklären will, und andre eben ſo ſichere und eben ſo brauchbare übergeht.

Wenn ich mir vorſtelle, daß ein Menſch, der eben ſo wenig durch die Erziehung und die Landes-Religion, als durch ein philoſophiſches Syſtem, auf eine Seite der über dieſe Materie ſtreitenden Parteyen gezogen würde, übrigens die Welt nach particulären Erfahrungen ungefähr ſo gut wie wir, kennte, zum erſten Mahle über die Urſache des Ganzen nachdächte: ſo würden, wie mich dünkt, ſeine natürlichen Gedanken folgende ſeyn. „Ich ſehe Körper, die ſich bewegen, ohne daß ich in ihnen eine Spur von Leben und Bewußtſeyn finde; und dieſe Bewegungen bringen große und merkwürdige Veränderungen hervor. — Ich ſehe in andern und in mir ſelbſt eine andre Art der Thätigkeit, die mit Gedanken und Bewußtſeyn verbunden iſt. Es iſt bisher noch niemanden völlig gelungen, weder dieſe Kraft, welche in mir denkt, auf die Bewegungskräfte, noch die Bewegungskräfte auf das Denken zu reduciren: ich will ſagen, es iſt noch keinem gelungen, deutlich zu zeigen, wie Bewegung auf gewiſſe Weiſe modificirt das Weſen des Denkens, oder wie Vorſtellungen die Urſachen aller in den Körpern wahrgenommenen Bewegungen ſeyn können. Will ich keinen unbewieſenen Hypotheſen Gehör geben, ſo ſtehen dieſe beyden großen Phänomene in der Natur, und die Kräfte, die ich um ihrentwillen vorausſetzte, jedes einzeln, völlig von einander abgeſondert, und ſind gleichſam die beyden Grundpfeiler, auf welchen, alles, was hier auf Erden und im menſchlichen Leben von mir geſehen und betrachtet wird, beruht. Soll ich nun über das Univerſum, deſſen Natur und Umfang ich freylich nur nach der Aehnlichkeit kenne, die ich zwiſchen ihm und der von mir geſehenen Portion des Raumes und der Zeit finde, irgend einen Verſuch zur Erklärung ſeines Urſprungs wagen: ſo werde ich beyde der deutlich von mir erkannten Kräfte zu Hülfe nehmen müſſen. Ich werde von den Principien der Thätigkeit, welche mir in der Welt vorkommen, wodurch ſie verändert wird, oder wodurch die Folge ihrer Erſcheinungen fortgeht, keines weglaſſen dürfen, wenn ich mir von der erſten Einrichtung der Welt einen Begriff machen will. Denn warum baut der

Atheiſt die Welt durch mechaniſche Kräfte, durch gewiſſe Gährungen der Materie, durch Entwickelung von Keimen? deßwegen, weil er in dem Feuer, in der Elaſticität der Luft, in der allen Körpern gemeinen Schwere, die Beyſpiele ſolcher Bewegungen findet, durch welche die Formen der Dinge verändert werden; weil er hier auf unſerer Erde, durch Vermiſchungen verſchiedner Säfte, beſonders geſtaltete Körper entſtehen, weil er die Pflanzen aus ihren Keimen hervorkommen ſieht. Er thut alſo nichts, als daß er die Kräfte, von welchen ihm die eingeſchränkte Erfahrung dieſes kleinen Erdenraums Nachricht und die erſten Muſter gibt, in ſeinen Gedanken vergrößert, und auf die Zuſammenſetzung des ganzen Univerſums anwendet. Aber Leben und Verſtand ſind ja eben ſo gewiß in der Natur vorhanden, als Schwere, Elaſticität, oder die unbekannte vegetirende Kraft; und ſie ſind gewiß eben ſo wahre Thätigkeiten, und bringen, im ganzen Umfange der Erde und in der Folge der Zeiten, eben ſo große Revolutionen auf ihrer Oberfläche hervor. Wie könnte ich alſo dieſes eben ſo deutlich erkannte Principium, das in der Welt ſo äußerſt wirkſam iſt, da weglaſſen, wo von der Welt ſelbſt, als der erſten und größten Wirkung, geredet wird?"

Der unbefangne, aber auch durch keine Offenbarung unterrichtete Menſch wird nicht einen Geiſt zum einzigen Urheber der Materie machen, nicht die Materie zu dem einzigen Urſtoffe, aus welchem auch menſchliche Seelen entſtehen; aber er wird Bewegungskräfte und denkende Kräfte beyde als urſprünglich und ewig anſehen, und wird beyde mit einander vereinigen, um ſich einen Begriff von den Urſachen der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge zu machen. Dieſes iſt der rohe Theismus, ſowohl die älteſte als die natürlichſte Art zu denken im menſchlichen Geſchlechte. Gott oder Götter neben der Materie anzunehmen, dieſer blinde Bewegungstrieb, jenen eine abſichtliche Bearbeitung der Materie zuzuſchreiben; das iſt die Religion des vernünftigen Wilden, und es muß noch das Syſtem desjenigen ſeyn, welcher, wie jene mechaniſchen Philoſophen zu thun vorgeben, ohne alle metaphiſiſchen Speculationen, bloß den erſten und ſimpelſten Erfahrungen nachgehen will. Dasjenige, was jenen Theismus im Anfange ſo unvollkommen macht, und was im Fortgange der menſchlichen Kenntniſſe die meiſten Veränderungen leidet, iſt die Art, wie die denkende Kraft erweitert und vergrößert wird, um dem großen Effecte, zu deſſen Hervorbringung ſie dienen ſoll, angemeſſen zu ſeyn. Die geſunde Vernunft dictirt ebenfalls die Regel der Proportion; aber die Anwendung iſt ſchwer. Um ſo viel das ganze Univerſum die einzelnen Dinge, welche wir aus Bewegung oder durch Verſtand entſtehen ſehen, an Größe übertrifft, um ſo viel müſſen jene Bewegungs- und Verſtandes-Kräfte, welche die Welt gebildet haben, größer ſeyn, als diejenigen, welche die Dinge auf unſrer Erde umändern. Die Bewegungskräfte werden vergrößert, bloß indem wir ſie vervielfältigen, d. h. indem wir mehrere Dinge hinzuſetzen, welche ſich bewegen. Aber die Verſtandes-Kräfte haben außer der Größe der Menge, noch eine innere Gröſe, die vermehrt werden kann: ein Menſch hat mehr Verſtand als der andre, ob er gleich nur einen Verſtand hat. — Wir können uns alſo auch einen Verſtand denken, welcher allen menſchlichen übertrift, und welcher ihn eben ſo weit übertrifft, als die Welt die Kunſtwerke des menſchlichen Fleißes. Hier iſt es alſo, wo reiferes Nachdenken die erſten Dictata der roheren Menſchen-Vernunft verbeſſert hat. Dieſe hat von Graden des Verſtandes und der geiſtigen Tugenden nur wenig Begriffe, und ſie vergrößert alſo die denkende Kraft, welche dem Baue und der Regierung der Welt vorſteht, dem Grade nach wenig, aber ſehr durch Vervielfältigung. Sie nimmt viele Götter an; und dieſe Götter ſind nicht viel mehr, als Menſchen. Der mehr geſittete, der tiefer nachdenkende Menſch erfüllt die Forderung ſeiner Vernunft, die Kräfte der Urſache ihrem Effecte zu proportioniren, indem er die Energie des Verſtandes ſelbſt, den Grad ſeiner innern Vollkommenheit, in dem Urheber der Welt nach jenem Verhältniße größer vorausſetzt. Der höchſte Schwung der menſchlichen Vernunft iſt, ſich nur einen und einen unendlichen Gott zu denken. Alle Verſchiedenheiten der Meinungen über dieſen Gegenſtand ſind aus weiterer Bearbeitung jener erſten Begriffe entſtanden; aber die erſten und natürlichen Begriffe ſelbſt ſcheinen ſehr kenntlich hindurch. Das Lebendige und das Verſtändige in der Welt iſt von dem Unbelebten, bloß Beweglichen ſo ſehr unterſchieden, jene im Leben und im Denken ſich äußernde Thätigkeit iſt dem Menſchen durch ſein inneres Bewußtſeyn, ſo einleuchtend, er ſieht daraus ſo große, ſo merkwürdige und ſo bleibende Veränderungen in der Welt entſtehen, daß es ihm unmöglich iſt, dieſe Art von Kräften, dieſe Gattung von Urſachen auszuſchließen, wenn er von dem Urſprunge der geſammten Einrichtung der Dinge redet.

Der zweyte Punct, welcher das jetzt von uns betrachtete Syſtem empfehlen ſollte, hält eben ſo wenig eine genauere Unterſuchung aus. Es liegt in der Natur unſerer Vorſtellungen, daß wir in jedem Gegenſtande, er gehöre zu welcher Claſſe er wolle, das Daſeyn als unterſchieden von der Kraft, und alſo als vorhergehend vor der Aeußerung der Kraft oder der Action denken. Hieraus entſteht, bey der Erklärung des erſten Urſprungs der Dinge, eine Schwierigkeit, die in allen Syſtemen auf gleiche Weiſe empfunden wird, und die alſo keinem das Uibergewicht geben oder entziehen kann. Es iſt nähmlich immer nur aus der Kraft und aus der Action, wo wir dasjenige, was wir als Wirkung erklären wollen, herleiten. Alle Urſachen, die ein Ding hervorrufen, bringen es, zu Folge unſrer hierin gar nicht abzuändernden Vorſtellungen, nicht durch ihr bloßes Daſeyn, ſondern durch ihre Thätigkeit hervor. Den Urſprung dieſer Thätigkeit ſelbſt wiſſen wir nicht weiter zu erklären, doch aber ſehen wir Thätigkeit nicht als den erſten Grundbegriff des Dinges ſelbſt an. Wir betrachten ſie als dem Daſeyn untergeordnet, und ſind doch nicht vermögend, ſie mit demſelben in eine nothwendige Verbindung zu bringen. Alle Kräfte der einzelnen Dinge, die wir kennen, müſſen erweckt werden: Bewegung wird durch Bewegung erzeugt, Gedanken in uns entſtehen erſt nach den auf uns gemachten Eindrücken. — Hier aber, bey der Erklärung der Welt, ſind in den Grundurſachen Kräfte nöthig, die nicht erweckt zu werden brauchen, deren Wirkſamkeit mit dem bloßen Daſeyn der Grundurſachen nothwendig verbunden iſt. — Hiervon uns einen wahren Begriff zu machen, iſt uns unmöglich; aber es iſt eben ſo unmöglich, bey leb- und verſtandloſen Elementen der Materie, die ſich bewegen und durch Bewegung alles hervorbringen ſollen, als bey einem lebendigen und verſtändigen Grundweſen, welches denken, und nach Ideen ſchaffen ſoll. In ſo weit ſind alſo beyde Syſteme gleichen Schwierigkeiten unterworfen.

Aber die Ungleichheit findet ſich zum Nachtheile der mechaniſchen Cosmologie, ſobald die Unterſuchung noch einen Schritt weiter geht. Die erſte Action des einen unendlichen Geiſtes zu erklären, iſt eine Schwierigkeit, welche der Theiſt befriedigend aufzulöſen vielleicht nicht vermag, (die Unterſuchung hiervon gehört in einen folgenden Theil dieſes Aufſatzes:) aber dieſe Schwierigkeit muß unendliche Mahl wiederkommen, wenn wir die Kräfte der Materie zu Urhebern der jetzigen Einrichtung der Dinge machen. Jedes Element nähmlich, wirkt für ſich, und bey jedem iſt die Quelle ſeiner Action, die Art, die Tendenz derſelben unerklärt. Uiberdieß, wie kann das Zuſammentreffen und Verbinden aller dieſer unzähligen verſchiedenen Actionen zu gemeinſchaftlichen Erfolgen erklärt werden? In den nothwendigen Kräften der einzelnen Elemente ſelbſt kann dieſes nicht liegen. Denn die Mechanik jedes Atoms determinirt nur die Bewegung dieſes Atoms ſelbſt, nicht die Bewegung andrer. — Das Syſtem kann alſo auf ſeiner eignen Baſis nicht ruhen, die bloße Nothwendigkeit der Bewegungskräfte, die zerſtreut in die unendliche Menge der Elemente, nie in Rückſicht und mit Beziehung auf andre, wirken, kann nicht hinreichen, die Stellung der Elemente gegen einander und ihre Zuſammenordnung in irgend ein Ganzes zu erklären. Der Zufall muß noch hinzugenommen werden, um wenigſtens das erſte Zuſammentreffen der Elemente zu beſtimmen, woraus dann weiter durch gegenſeitige

Einwirkung der Bewegungskräfte die nothwendigen Veränderungen folgten. Aber wie ſchwach dieſe Hypotheſe des Zufalls an ſich ſey, haben wir geſehen: und dann welche Befriedigung kann die vorausgeſetzte Nothwenigkeit mechaniſcher Entwickelungen verurſachen, wenn dieſe Nothwendigkeit ſich nicht eher äußern kann, als nachdem das Ungefähr die nothwendig wirkenden Dinge zuſammengereihet, und in eine gewiſſe Stellung gebracht hatte.

Einige mehr der Faſſungskraft unphiloſophiſcher Leſer angemeſſene Betrachtungen ſind folgende.

Wenn wir einem Dinge Kräfte und Eigenſchaften als nothwendig zuſchreiben, ſo müſſen es ſolche Kräfte und Eigenſchaften ſeyn, ohne welche das Ding gar nicht beſtehen kann. Wenn alſo die todte unbelebte Materie gar nicht beſtehen und fortdauern könnte, ohne in dieſer regelmäßigen Form einer Welt, wenn es uns unmöglich wäre, uns Feuer und Waſſer, und Erde und Luft als exiſtirend vorzuſtellen, ohne daß um einen leuchtenden und wärmenden Körper ſich eine mit Pflanzen, Thieren und Menſchen beſetzte Erdkugel, und mit ihr andre wahrſcheinlich ihr ähnliche Kugeln herumdrehten, ſo wäre es billig und vernünftig, auch wenn wir die Kräfte und Geſetze dieſer Elemente, durch welche ſie eine Sonne und Erde, und Pflanzen und Thiere bilden, nicht kennen, doch anzunehmen, daß ſie gewiß ſolche Kräfte haben, ſolchen Geſetzen unterworfen ſeyn müſſe: denn jedes Ding, welches iſt, muß die Principien jenes Beſtehens in ſich haben. Aber nun widerſpricht dieß alles unſrer Erfahrung und den erſten Begriffen unſrer geſunden Vernunft. Nur für die in dieſer Welt befindlichen lebenden Weſen: zur Aufrechthaltung des denkenden und empfindenden Theils, iſt dieſe Einrichtung des Weltgebäudes nothwendig, nicht für die in ihm wirkenden mechaniſchen Kräfte. Leben, Empfindung, alſo auch Vernunft können nicht auf Erden ſeyn, wenn nicht ſolche körperliche Organiſationen exiſtiren, und auf die Organe durch ſchickliche Media gewirkt wird; wenn nicht Augen vorhanden ſind, und eine Sonne dieſen Augen leuchtet, wodurch Ideen des Geſichts entſpringen; wenn nicht Ohren vorhanden ſind, und eine Atmoſphäre, deren Bewegung die Ohren durch Töne rührt. Aber die Maſſe ſelbſt, die Theile, aus welchen Ohr und Auge, die Pflanzen und die Erde und die Sonne ſelbſt beſtehen, können ſehr wohl in ihrer Vollkommenheit fortdauern, und nach ihrer eigenthümlichen Art und Natur wirken, wenn auch alle dieſe Ordnung und dieſer Zuſammenhang wegfielen. Das ſehen wir deutlich nach der Zerſtörung dieſer thieriſchen Körper. Der Staub, in welchen mein Leichnam verweſet, bleibt und wirkt als Staub in Ewigkeit fort. Wie viele unordentlich vermiſchte Haufen Materie bleiben nicht in dieſer Unordnung, ohne etwas ihrer eigenthümlichen Eigenſchaften zu verlieren. Eben ſowohl alſo konnte die ganze Materie, welche den Urſtoff der Welt ausmacht, wenn ſie unbelebt war, in einem Zuſtande, den man mit keinem bekannteren Nahmen, als dem des Chaos, belegen kann, beharren, ohne daß ſie aufhörte dasjenige zu ſeyn, was ſie war. Iſt es alſo nicht ein bloß erbetener Satz, mehr, wie Cicero ſagt, von den Anhängern des Syſtems gewünſcht als erwieſen, daß die mechaniſchen Kräfte der Urſtoffe, vermöge nothwendiger Geſetze ihrer Wirkſamkeit, zu Bildung ſolcher Formen beſtimmt werden, die doch zu dem Fortdauern dieſer Urſtoffe, zu der Wirkſamkeit dieſer Kräfte ganz entbehrlich ſind? Was iſt dieſe abſolute Nothwendigkeit anders, als ein leeres Wort, wenn ſie gerade von ſolchen Wirkungen ausgeſagt wird, die zu dem Beſtehen der Urſache und ihrer Eigenſchaften gar kein nothwendiges Verhältniß haben? was iſt unbefriedigender zur Erklärung des Urſprungs der Dinge, als ein Mechanismus, der weſentlich nothwendig wirkt, und deſſen Wirkungen doch zum Weſen und zur Fortdauer des Dinges, worin er geſetzt wird, ganz unnöthig befunden werden? Die Idee von Nothwendigkeit verſchwindet ſo gleich, ſo bald die Beziehung des Prädicats, welches man für nothwendig hält, auf das Daſeyn und die Fortdauer des Subjects, dem man es als nothwendig beylegt, aufgehoben wird. Selbſt der Mechanismus unſers Körpers führt die Idee mit ſich, daß er zur Erhaltung des Körpers beytrage; aber mechaniſche Bewegungen der Elemente, die zur Erhaltung eben dieſer Elemente nöthig wären, ſind undenkbar.

Kommen wir auf denjenigen Theil der Welt, welcher uns allen zu jeder Unterſuchung des Urſprungs der Dinge oder der Zukunft veranlaſſet, weil nur dieſer Theil unterſuchen kann, und nur für dieſen es nicht gleichgiltig iſt, wie alles zuſammen hängt, ich meine auf die lebendigen, empfindenden und denkenden Weſen: ſo kommt, bey der mechaniſchen Entwickelung todter Materie durch bloße Bewegungskräfte, nicht nur dieſelbe Schwierigkeit zurück, die wir überhaupt bey dem Uebergange von Bewegung zum Denken, in der Verwandlung bloß örtlicher, d. h. äußerer Veränderungen, mit ganz innerlichen, dergleichen das Denken iſt, fanden; ſondern es zeigt ſich auch noch eine neue.

Geſetzt nähmlich auch, daß eide ſo künſtliche Zuſammenſetzung, als wir in unſerm Körper finden, aus undenkenden Stoffen ein des Bewußtſeyns fähiges Ganze hervorbringe: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht der ganze Bau unſers Körpers, und alle ſeine Glieder, zum bloßen Hervorbringen des Bewußtſeyns und des Gedankens nothwendig ſind. Denn wir ſehen ja, daß Menſchen von dieſen Gliedern viele verlieren können, und doch denkende Weſen bleiben. Ein abgeſchoſſener Arm oder Fuß, ein verlornes Auge, ein völlig deſtruir-

ter

ter Gehör-Gang, eine Lähmung des ganzen Körpers, laſſen oft den Menſchen nicht nur fortleben, ſondern laſſen ihn auch im Beſitz aller ſeiner Gemüthskräfte. Demohnerachtet ſind alle jene Theile zur Unterſtützung und zur Erhaltung des menſchlichen Lebens im ganzen Geſchlechte der Menſchen durchaus nothwendig, und zur Entwickelung und dem Gebrauch der Gemüthskräfte unentbehrlich. Wenn nun die in der Materie ligenden Bewegungskräfte denkende und empfindende Weſen, dergleichen wir und die Thiere ſind, hervorbringen ſollen: ſo müſſen zwey ganz verſchiedene Arten der Bewegungen in völlig abgeſonderten Urſtoffen auf eine höchſt ſonderbare Art zuſammentreffen. Ein Theil derſelbe muß ſich, durch ſeine auf bloße Bewegung abzielenden Kräfte, zu dem denkenden Weſen erheben, und ein anderer Theil derſelben muß ſich zu gleicher Zeit in ſolche Organe zuſammenfügen, welche dieſes denkende Weſen unterſtützen, und ihm zu Werkzeugen dienen können. Ein Theil der mechaniſchen Bewegungen in der Materie muß durch die Geſetze ſeiner Mechanik zu derjenigen Combination determinirt ſeyn, deren Reſultat ein Gedanke iſt, und andere gleich blinde Bewegungen in andern Theilen müſſen gleich nothwendig determinirt werden, Maſchinen zu bilden, welche, ohne an dem Denken ſelbſt Theil zu nehmen, doch daſſelbe befördern, erweitern. Wäre das Denken die Folge oder das Reſultat aller Bewegungen unſers ganzen Körpers, und könnte man alſo das Weſen deſſen, was wir Seele nennen, in die Natur unſerer geſammten Organiſation ſetzen: ſo würde zwar die künſtliche Zuſammenſetzung Verwunderung erregen, und aus ſolchen Bewegungskräften der Urſtoffe, als wir kennen, oder, nach Aehnlichkeit der bekannten, mit einigem Grunde annehmen können, unbegreiflich ſeyn: aber doch würde alsdann die Tendenz dieſer Kräfte nur einfach angenommen werden dürfen; man würde ihnen zwar ein willkürliches, aber nur ein Geſetz vorſchreiben dürfen, nähmlich, daß in der Materie dieſer Trieb der Entwickelung zu Hervorbringung des Lebens und des Bewußtſeyns liege. Aber da im Körper augenſcheinlich wenigſtens ein Theil der Sitz des Gedankens iſt, da einige Glieder zum Leben unentbehrlich, andre nur nützlich und angenehm ſind, in einigen Ideen erzeugt, durch andere nur von weitem bequemer herbeygeführt werden: ſo muß man den Urſtoffen, um ſolche Weſen zu ſchaffen, eine zweyfache Tendenz geben, zwiefache ſehr determinirte, und zugleich zuſammenpaſſende Geſetze vorſchreiben. Dieſe Entwickelung, dieſe Gährung der Materie muß auf Leben, jene auf Bildung von Gliedmaaßen abzielen, dergleichen das Lebendige nöthig hat. Hier muß die Bewegung ſich in Bewußtſeyn und Verſtand verwandeln, dort muß ſie bloße Bewegung bleiben, aber dem Verſtande dienſtbar werden. Wer ſieht nicht, daß dieß wieder der Zufall unter verändertem Nahmen iſt, welchen dieſes Syſtem zu Hülfe ruft. Woher dieſes regelmäßige Zuſammentreffen zweyer Arten von Bewegungen, die, als Bewegung betrachtet, keine Beziehung gegeneinander haben, und nur inſofern in ein Verhältniß treten, als die eine derſelben zur Idee geworden iſt? Was hätte mein Fuß mit meinem Gehirne zu thun, wenn mein Gehirn nicht dächte, wenn kraft dieſes Gedankens nicht die Begierde mehr zu denken, alſo die Begirde mehr zu ſehen, zu hören, und daraus wieder die Begirde, mich zu neuen und neuen Gegenſtänden fortzubewegen, entſtände, von welcher Begierde dann mein Fuß die Möglichkeit der Befriedigung gibt? Alſo der Zuſammenhang zwiſchen Gehirn und Fuß liegt nicht in ihren Urſtoffen; er liegt nur in den ſchon vollendeten Compoſitis, oder vielmehr in den Reſultaten dieſer Compoſitorum; zwiſchen der Begierde zu denken und ſich zu bewegen und dem Fuße iſt erſt die Beziehung. Wodurch iſt denn alſo die Compoſition ſelbſt entſtanden, welche ſchon einen frühern Zuſammenhang in den Urſtoffen vorausſetzt? Dieſe ſollen ſich, um Compoſita zu bilden, zufolge ſolcher Verhältniſſe und Beziehungen, an einander fügen, welche erſt vorhanden ſeyn werden, wenn ſchon die Compoſition vollendet iſt. Iſt da nicht eine Erklärung der bloßen abſoluten Unwiſſenheit und des Aufgebens aller Unterſuchung einer Auflöſung jenes allergrößten Räthſels vorzuziehen, bey welcher die willkührlich angenommenen und durch keine Erfahrung beſtätigten Vorausſetzungen ſich bey jedem Schritte ſo anhäufen?

Ich habe ſchon in einigen der vorigen Abſchnitte geſagt, daß nichts den Menſchen mehr auffordert, eine Urſache des Lebens und der zu demſelben nöthigen Einrichtungen zu ſuchen, als daß alle belebten, und ſelbſt alle organiſirten Körper bey ihrer Zerſtörung ſich in die gemeinen Stoffe roher Materie auflöſen, aber nie aus denſelben, ſondern nur aus Dingen ähnlicher Art ſich erzeugen.

Wenn man dieſer Idee weiter nachgeht, ſo zeigt ſich darin eine neue Schwierigkeit, die den mechaniſchen Entwickelungen, als Grundurſachen von der Einrichtung der Welt, entgegen ſteht. Iſt nähmlich dieß eine weſentliche Eigenſchaft der Materie oder ihrer Urſtoffe, daß ihre Kräfte darauf hinzielen, Leben, und ſolche Körper, welche das Leben in ſich enthalten, hervorzubringen: ſo iſt in der That das Abnehmen und Sterben unbegreiflich. Denn dieſe künſtliche Zuſammenſetzung iſt alsdann den Elementen ſo natürlich, iſt ſo nothwendig in ihrem Weſen gegründet, als der Zuſtand, in welchem ſie, als Waſſer, als Luft, als Oel, als Erde, exiſtiren und wirken. Warum ſollten ſie alſo in jener Form nicht eben ſowohl durch Jahrtauſende fortdauern können, als in dieſer? Selbſt die allgemeinen Naturgeſetze lehren, daß, wenn mechaniſche Kräfte irgend eine Tendenz haben, dieſe auf den Beharrungsſtand gerichtet iſt. Ich will ſo viel ſagen: jede Kraft ſtrebt gegen andre, und leidet von ihnen Widerſtand nur ſo lange, bis ſie ſich beyde durch ihre gegenſeitige Wirkung in einen Zuſtand verſetzt haben, in welchem ſie ruhig neben einander fortdauern können. Alle Ordnung, die wir in bloß materielle Zuſammenſetzungen, und in den Producten gewiſſer Gährungen finden, entſteht daher, daß die während der Action gegen einander ſtrebenden Kräfte eher nicht in Ruhe kommen, und alſo nicht eher ein Reſultat geben, als bis eine durch die andre ſo weit eingeſchränkt iſt, als es erforderlich war, wenn beyde in ihrer Naur und in ihrem Zuſtande beharren ſollten. Sobald ſie dieſen Punct erreicht haben, ſo ſetzt ſich die Gährung; die Bewegung hört auf, und die dadurch erzeugten neuen Formen dauern nun ohne alle Veränderungen fort, wofern äußere Urſachen ſie nicht zerſtören.

Das Ziel, auf welches mechaniſche Kräfte hinarbeiten, iſt das der Ruhe, des Beharrens, der ungeänderten Fortdauer.

Sollte nun nicht, — wenn ähnliche Wirkungen und Gegenwirkungen bloßer Bewegungskräfte, durch gegenſeitige Einſchränkung, die Elemente in den Zuſtand verſetzten, in welchem ſie organiſche und lebendige Körper bilden; — dieſer Zuſtand dem innern Weſen und der Natur nach ewig, und nur durch äußere Urſachen zerſtörbar ſeyn? Weit entfernt aber, daß es mit den thieriſchen und menſchlichen Körpern dieſe Beſchaffenheit hätte, iſt der Grund ihrer Abnahme wie ihres Wachsthums in ihnen ſelbſt. Sie werden nicht nur durch den Druck und Stoß äußerer nicht zu ihnen gehörigen Materie entweder gewaltſam zerſtört, oder nach und nach aufgerieben, ſondern ſie werden durch eben die Bewegungen ihrer eigentlichen Beſtandtheile, durch welche ſie fortdauern und beſtehen, nach und nach wieder getrennt und verwüſtet.

Iſt der Körper eine von einer fremden Kraft künſtlich gebaute Maſchine, in welcher die Elemente in einen Zuſammenhang gebracht worden, der aus der Nothwendigkeit ihrer eignen Natur nicht folgt; ſo iſt begreiflich, daß die verſchiedenen Stoffe, aus denen er beſteht, wieder zu ihrem gewöhnlichen und urſprünglichen Zuſtande zurückzukehren ſtreben, und auf dieſe Art die Auflöſung des Körpers bewirken. Indem Waſſer nur als Waſſer, Erde als Erde, Oel als Oel zu wirken ſucht, wird an der Harmonie dieſer Elemente, die zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit im thieriſchen Körper nothwendig iſt, — immer etwas geſtört: und indem endlich die Urkräfte dieſer Stoffe über die Einſchränkung, die ihnen die Zuſammenſetzung gibt, die Oberhand behalten, wird dieſe völlig aufgelöſt. Die allgemeine Analogie der Natur führt uns dahin, zu glauben, daß für die Stoffe, aus welchen unſre und alle Körper gebaut ſind, der unbelebte Zuſtand der natürliche iſt: in dieſem beharren ſie ruhig, wenn ſie zu demſelben gelangen; in denſelben fallen ſie zurück, wenn ſie aus demſelben gebracht worden. Was ſollte uns dann alſo bewegen, zu glauben, daß ſie durch eben die Kräfte, vermöge welcher ſie nur nach dieſer Einfachheit und Ruhe zu ſtreben ſcheinen, ſich aus derſelben herausreißen, ſich ſelbſt in mannigfaltige Compoſita zuſammenfügen, und ſich als ſolche in ganz neue ihrer urſprünglichen Natur fremde Thätigkeit, dergleichen das Empfinden und Denken iſt, verſetzen könnten?

Alle dieſe Vorſtellungen ſind nicht ſtrenge Beweiſe von dem Gegentheile des Syſtems, welches wir prüfen; aber es ſind Analogieen, wie die menſchliche Vernunft ſie in dieſen Materien finden kann, und denen ſie vermöge der Geſetze ihrer Natur folgen muß, wenn ſie nicht die ganze Unterſuchung bey Seite zu ſetzen vermag, welches wenigſtens meinem Gemüthe nicht möglich iſt.

Derjenige Vortrag dieſes Syſtems, welcher allen den angeführten Schwierigkeiten, wie ich oben ſagte, auszuweichen ſucht, indem er gar nicht von dem eigentlichen Entſtehen der Dinge, ſondern nur vom ihren immer fortgehenden Abwechſelungen redet, und dieſe alſo als die ſucceſſiven Zuſtände angeſehen wiſſen will, in welche die Materie, vermöge ihrer weſentlichen Eigenſchaft und Kräfte, gerathen und ohne Ende fortgehen muß, dieſer Vortrag thut nichts anders, als daß er verdunkelt, was er nicht vertheidigen kann; daß er alles unerklärt läßt, um den Einwürfen ſeiner gemachten Erklärungen zu entgehen. Freylich wird auf dieſe Weiſe das Entſtehen und das Vergehen der einzelnen Dinge, das Leben und das Sterben, und alle Veränderungen und Formen aller Gegenſtände auf einmahl, wenn nicht erklärt, doch weiterer Unterſuchung entzogen. Alles iſt ſo, weil alles ſo ſeyn muß. Wenn man nach der Urſache beſonderer Begebenheiten in der Welt fragt: ſo hält man denjenigen für dumm oder für einen Spötter, der keine andre angibt, als daß die Sache ſey, weil ſie iſt, der auf das Warum, mit nichts anderem, als mit Darum antwortet. Iſt dieſe angenommene abſolute Nothwendigkeit der Weltordnung, und der bey dieſer Ordnung unaufhörlich fortgehenden Abwechſelungen, dieſer Erhaltung des Syſtems bey beſtändigen Zerſtörungen und neuen Geburten der Dinge, aus welchen es beſteht, eine beſſere Antwort? Wenn Dinge nur in einem einzigen Zuſtande geſehen werden, ſo hält man vernünftiger Weiſe dieſen Zuſtand für nothwendig: und dann fällt die Frage von Urſache weg. Wenn man ſie aber in mehrern Geſtalten exiſtiren ſieht, ſo muß außer der Nothwendigkeit ihres Weſens, noch etwas hinzukommen, welches verurſacht, daß ſie dieſe oder jene Geſtalt annehmen. Dieſer letztere Fall iſt bey den Dingen in der Welt. Sie exiſtiren bald als Elemente, als Waſſer und Erde, bald zuſammengeſetzt, als Pflanzen, als Thiere. Eben dieſelben Stoffe machen bald bloß einen unbedeutenden Theil des Erdkörpers und der Atmoſphäre, bald eigne kleine aber ſehr bedeutende Compoſita aus; bedeutend weil, unerachtet ihrer Kleinheit, durch dieſelben die Geſtalt der Erde ſehr verändert wird. — Ich gebe ſelbſt noch einen Punct mehr zu. Wenn Dinge in mehrern verſchiednen Zuſtänden geſehen werden, aber der Uibergang vom erſten zum zweyten, und der Rückgang vom zweyten zum erſten, geſchehen immerwährend und in einem gleichförmigen Kreislauf; ſo wird zwar der Begriff der Nothwendigkeit dadurch um etwas geſchwächt, und die Nachfrage nach der Urſache kann nicht ganz in unſerm Gemüthe unterdrückt werden, aber ſie wird doch endlich durch die Einerleyheit der Veränderungen abgewieſen, und der Verſtand wird zum Stillſchweigen gebracht. Wenn wir z. B. ſehen, daß Erdarten, mit Waſſer und Salzen vermiſcht, Steine bilden, und zermalmete und chymiſch zerſtörte Steine Erden, Salze und Waſſer geben, aus welchen unter gewiſſen Umſtänden von neuem Steine entſpringen, ſo befriedigen wir uns mit dieſer Erfahrung und ſuchen die Kräfte, welche dieſe Abwechſelungen der Formen hervorbringen, nur in den Stoffen ſelbſt. Aber wenn von ſolchen verſchiedenen Zuſtänden nur der Uibergang vom erſten zum zweyten, aber nicht die Rückkehr vom zweyten zum erſten ſichtbar iſt, wenn kein Kreislauf, ſondern nur eine immer ununterbrochne, und, wenn ich ſo ſagen darf, geradlinige Bewegung zur Entſtehung gewiſſer Formen gefunden wird: dann iſt dieſe Veränderlichkeit der Dinge gar nicht mehr mit dem Begriffe der Nothwendigkeit zu vereinigen. Das Ding ſelbſt kann ſich nicht durch ſeine eigne Natur in einen Zuſtand verſetzt haben, den wir nie auf den andern, in welchem es zu andrer Zeit auch iſt, folgen, ſondern immer nur vor demſelben vorhergehen ſehen. Gerade ſo iſt es mit den organiſchen Körpern, deren Bau und Abwechſelungen uns ſo neugierig nach den Urſachen und den Grundweſen der Dinge machen. Wir ſehen keinen Kreislauf der Stoffe, aus welchen die Körper der Pflanzen und Thiere beſtehen, aus ihrem elementariſchen Zuſtande in den organiſchen und aus dem organiſchen zurück in den elementariſchen, ſondern nur immer den letztern Gang. Bey der Zörſtörung iſt das Zerfallen des Compoſitums in ſeine Theile deutlich, die Beſtandtheile ſind ſichtbar, und wir ſehen, daß ſie durch ihre eignen Kräfte die Auflöſung und Trennung bewirken. Bey der Erzeugung iſt die Veränderung, die mit den Stoffen vorgeht, um das Compoſitum zu bilden, dunkel und verborgen; was wir aber gewahr werden, iſt, daß eine andre Sache, als bloß die Urkräfte dieſer Stoffe, dazu erfordert wird, nähmlich ein ſchon vorhergebildeter Thier- oder Pflanzen-Körper; ein präexiſtirendes Modell derſelben Art, nach welchem das neue

Compoſitum gebildet wird. Was iſt alſo natürlicher und der Denkungsart unſerer Seele gemäßer, als daß wir die Urſache dieſer letztern Veränderung in etwas anderm, als in den Kräften der Urſtoffe, welche Beſtandtheile des erzeugten Compoſitums ſind, d. h. in etwas anderm, als in der Nothwendigkeit der Materie, ſuchen? Wenn wir ihr das Zuſammenſetzen eben ſowohl als die Trennung zuſchreiben ſollen: ſo müſſen wir eben ſo wenig, außer den Beſtandtheilen des Compoſitums ſelbſt, etwas nöthig haben was die Compoſition determinire, ſo wenig wir, außer dieſen Beſtandtheilen, eine fremde Urſache brauchen, welche die Auflöſung bewirke.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Theismus oder dem Glauben an einen verſtändigen Urheber der Welt und den Vorzügen, durch welche ſich dieſes Syſtem dem menſchlichen Verſtande vor jenen beyden andern empfiehlt.

Es iſt mir nunmehr noch die Prüfung des dritten Hauptſyſtems, durch welches man die Natur und den Urſprung des Univerſums erklärt hat, übrig,

— desjenigen*, welches ein denkendes Weſen an die Spitze desſelben ſtellt, den Grund der Weltordnung, der Regelmäßigkeit in der Bewegung der himmliſchen Körper, und des künſtlichen Baues der Pflanzen, der thieriſchen und menſchlichen Körper, in den Ideen desſelben, und in ſeinen Rathſchlüſſen ſucht, und, um die Urſache der Wirkung angemeſſen anzunehmen, ihm die drey Eigenſchaften, ohne welche ſich keine geiſtige Action denken läßt, Verſtand, Güte und Macht, (oder Einfluß auf andre Dinge,) in dem Grade zuſchreibt, den die Größe der Welt erfordert, das heißt, für uns in dem allerhöchſten, oder in einem unendlichen.

Dieſes iſt das Syſtem des Theismus: und das Unterſcheidende desſelben iſt die der erſten Urſache zugeſchriebne denkende Kraft. Alle Ausdrücke von Erhabenheit, Größe und Vortrefflichkeit, welche man, ohne dieſe Beſtimmung hinzuzuſetzen, von der Welt oder ihrer unbekannten Urſache, der Natur, brauchen mag, ſetzen es nicht außer Zweifel, ob man das Daſeyn eines Gottes in dem wahren und eigentlichen Verſtande dieſes Wortes annehme. Es ſind zwar in der That uneigentliche Ausdrücke, mit welchen man keinen ganz deutlichen Sinn verbinden kann. Wenn aber moraliſche Eigenſchaften ausgeſchloſſen werden, ſo bleibt gar kein Gegenſtand des Lobes und Beyfalls, und kein anderer Gegenſtand der Bewunderung, als Größe der Ausdehnung und Größe der Kraft. Und da jene aus der Menge der neben einander vorhandnen Atomen, dieſe aus der Menge der zugleich wirkenden Kräfte entſteht: ſo reduciren ſich endlich alle jene prachtvollen Epithete auf nichts, als auf die Vielheit oder Anzahl der in der Welt vorhandnen Dinge; eine Größe, die zwar die Einbildungskraft in Verwirrung ſetzen, und alſo etwas dem Erſtaunen Aehnliches in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringen kann, jedoch keine derjenigen Empfindungen zu erwecken vermag, die durch jene Ausdrücke der Verehrung bezeichnet werden ſollen. — Ob nun gleich ſage ich, nach der Wahrheit, niemand Verehrung gegen die Natur, als die Urheberinn und Erhalterinn aller Dinge, in ihrer gegenwärtigen Anordnung haben kann, ohne das, was er Natur nennt, für denkend und moraliſch wirkend zu halten: ſo hat doch bey der Dunkelheit, in welcher die meiſten Menſchen ihre Begriffe und ihre Empfindungen laſſen, oft der Materialiſt, der unter den Urſachen der Dinge keinen Geiſt erkennt, ſondern ihn gleichſam als den letzten und ſpäteſten Effect der natürlichen Kräfte anſieht, alle Epithete der Gottheit auf den Inbegriff dieſer ihrer ſelbſt unbewußten Kräfte gehäuft, und alle Empfindungen eines Andächtigen in Abſicht derſelben geäußert. Aber wenn Gegenſtände, die ihrer Natur nach dunkel, und von Sinnen und innerer Empfindung entfernt ſind, unterſucht werden ſollen: ſo iſt dieß die nothwendigſte Vorbereitung, daß man den Sinn ſeiner

Worte genau fixire, und das Unterſcheidende der verſchiedenen Hypotheſen deutlich auszeichne. Kraft und Daſeyn, ſo was Großes und Erhabnes auch in dem einen und dem andern zu liegen ſcheinen mag, wenn die Einbildungskraft die Summe aller Kräfte, und den Inbegriff aller exiſtirenden Dinge zu umfaſſen ſich beſtrebt, ſind doch das nicht, was der Theiſt unter dem Nahmen Gott verehrt: ſondern dieſes iſt Verſtand; es iſt dieſe Kraft zu erkennen, und nach Erkenntniſſen zu handeln, dieſe Triebfeder zu handeln, die im Wohlwollen und in der Abſicht Glückliche zu machen liegt; es iſt endlich diejenige Erhabenheit, die in eigner ungeſtörter Glückſeligkeit beſteht, – Eigenſchaften, welche wir, nach den bey uns und unſern Nebenmenſchen gemachten Erfahrungen, den Geiſtern überhaupt und den vollkommnern in einem höhern Grade zuſchreiben. Mens agitat molem: das iſt der Hauptſatz des Theiſten; zwar immer noch unbeſtimmt genug, weil die Art, wie der Verſtand die rohe Maſſe bewegt, noch unerörtert, und überhaupt dunkel iſt, aber doch dadurch genauer begrenzt, daß das Subject, mens, einen durch unſern innern Sinn, das Bewußtſeyn, uns hinlänglich bekannten Gegenſtand darſtellt. Um dieſer Deutlichkeit willen, welche Anaxagoras zuerſt dem Begriffe von Gott gab, indem er das, was in uns denkt und uns zu vernünftigen Weſen macht, (***) als das richtigſte Bild derjenigen Kraft vorſtellt, von welcher wir die Anordnung der Welt herzuleiten haben, iſt er als der erſte Lehrer der natürlichen Religion unter den Philoſophen angeſehen worden.

Wenn wir nun dieſes Syſtem als Hypotheſe zur Erklärung der Welteinrichtung beurtheilen, ſo fällt auf den erſten Blick dieſer doppelte Vorzug desſelben in die Augen: erſtens, daß diejenige Cauſſal-Verbindung, von welcher die Analogie hergenommen wird, uns am genaueſten bekannt, und zweytens, daß die Aehnlichkeit, worauf wir die Hypotheſe gründen, vollkommner, als in irgend einem andern Lehrgebäude, iſt.

Ich glaube nicht genug wiederhohlen zu können, was in dieſer Materie vor jeder zweckmäßigen Unterſuchung über dieſelbe mit Uiberzeugung eingeſehen werden muß, — daß alle Erklärungen von dem Urſprunge ſolcher Dinge und Erſcheinungen, die wir nicht vom Anfange bis zum Ende unter unſern Augen haben, oder die wir nicht ſelbſt veranſtalten, auf keine andre Weiſe gefunden werden können, als, indem wir ſie mit Wirkungen, die wir nach Gefallen hervorbringen können, oder bey denen doch die Folge von Urſache und Wirkung uns immer gleichförmig in die Sinne fällt, vergleichen. So wenn Newton den Lauf der Planeten aus der Schwerkraft erklärt, vergleicht er Direction und Geſchwindigkeit jener Bewegung mit den Prädicaten, die dem Falle der Körper auf unſerer Erde zukommen. — Den Urſprung der Welt zu erklären, hat der menſchliche Verſtand nur eben dieſes Mittel. Er ſieht in der Welt Dinge entſtehen; er unterſcheidet mehrere Arten dieſer Entſtehungen, die er nicht auf einander zu reduciren weiß: eben ſo viele Arten von Kräften nimmt er auch an. Außer dem, was ihn dieſe Erfahrungen lehren, iſt ihm weder von Urſachen noch Kräften irgend etwas bekannt. Er muß alſo die eine oder die andere zu Hülfe nehmen, um ſich irgend einen Begriff von der Entſtehung des Weltgebäudes zu machen. Und wonach kann er unter den mehrern wählen, als darnach, welche Wirkung, welches in der Welt Hervorgebrachte mit der Welt ſelbſt die größte Aehnlichkeit habe; und welche Urſache, welche Kraft, ihm das Meiſte von den Einrichtungen der Welt deutlich mache oder gleichſam voraus vermuthen laſſe? Entſtände und verginge nichts in der Welt, gäbe es keinen Anfang irgend einer Sache; wäre keine beſtändige Folge von Urſachen und Wirkungen zu bemerken: ſo würde die Frage über den Urſprung der Dinge nie aufgeworfen werden. Wären unſre Erfahrungen über jene Puncte ganz einfach, hätten wir nur eine einzige Quelle der Veränderungen entdeckt: ſo würde über die Beantwortung der Frage kein Streit ſeyn. Aber da die Beobachtungen aller Menſchen, verbunden mit den einfachſten Ausſprüchen ihrer Vernunft, ſie wenigſtens zwey Arten der Urſachen deutlich unterſcheiden laſſen, wovon ſie die eine durch die äußern Sinne, die andre durch die innere Empfindung wahrnehmen: ſo entſteht daraus die Möglichkeit, eben ſo viele Hypotheſen von dem Urſprunge der Welt zu bilden; Hypotheſen, unter denen nun der Vorzug nicht anders beſtimmt werden kann, als durch eine ſorgfältigere Unterſuchung der particulären Fälle, in welchen wir zuerſt jene Arten der Cauſalität wahrgenommen haben, und durch ein genaues Zuſammenhalten deſſen, was wir bey jedem derſelben eignes finden, mit den Eigenſchaften der Weltordnung.

Indem wir das Erſte thun, finden wir nun, daß wir von Urſachen, die nach Ideen wirken, ſo wie von denkenden Weſen überhaupt, kein anderes durch Erfahrung uns bekanntes Muſter haben, als uns ſelbſt; wir finden ferner, daß wir uns und unſere Ideen, (deren Inbegriff wir Verſtand nennen,) in zwiefacher Rückſicht als Urſachen von etwas anſehen, in Beziehung auf unſre Handlungen, inſofern wir unſern Körper bewegen, und in Beziehung auf unſre Werke, indem wir außer uns Dinge in neue Combinationen, nach einem zuvor in unſerm Kopfe gemachten Plane, bringen. Wir *handeln*, und wir *machen*; wir ſind *Regierer*, die die Materie beherrſchen, die unſers Körpers zuerſt, durch dieſen andre; und wir ſind *Künſtler* die aus der Materie neue Dinge *hervorbringen*. — Dieſe beyden Wirkungsarten ſind wieder auf doppelte Weiſe mit einander vereinigt: *einmahl*, inſofern in beyden einerley Charakter herrſcht, nähmlich das Ordentliche und das Abſichtliche, — die Beobachtung gewiſſer Regeln der Symmetrie und der Gleichförmigkeit, und die Schicklichkeit zu Erreichung gewiſſer Vortheile; zum zweyten, inſofern alle unſre Werke Folgen vorhergehender Handlungen ſind, inſofern wir außer uns Dinge nur durch Bewegungen, die wir zuerſt in den Organen unſers Körpers erwecken, hervorbringen. Hieraus ergibt ſich alſo eine doppelte Analogie, wenn wir ein uns ähnliches, d. h. ein denkendes Weſen, und die Aeußerung dieſer ſeiner Kraft, d. h. ſeine Gedanken zu den Urſachen der Welt rechnen. Wir vergleichen entweder die Welt mit einem Kunſtwerke, und Gott mit dem Künſtler, welcher ſie macht; oder wir vergleichen die Welt mit unſerm Körper und Gott mit der Seele, die ihn regiert. Ziehen wir aus beyden das Gemeinſchaftliche, ſo wird die Idee weniger beſtimmt, aber ſie wird einfacher. Wir nehmen dann zwiſchen Gott und der Welt überhaupt die Beziehung an, die wir zwiſchen uns und der unſerm Wirkungskreiſe unterworfnen Materie finden.

Daß nun unter allen Fällen, bey welchen wir einen Urſprung, Urſachen, und Kräfte, wodurch die Urſachen Urſachen ſind, gewahr werden, keiner uns genauer bekannt iſt, keiner uns die Idee einer Hervorbringung, eines Entſtehens, klärer verſchafft, als eben dieſer, da unſer Geiſt etwas nach ſeinen Vorſtellungen wirkt, daran kann unmöglich gezweifelt werden. Erſtlich der Begriff von Kraft ſelbſt, ſtammt lediglich aus dieſem Gefühle einer in uns ſelbſt vorgehenden Veränderung, die wir Anſtrengung, Thätigkeit nennen, her, auf welche wir die Bewegungen unſers Körpers und vermittelſt dieſer die Veränderungen andrer dergeſtalt folgen ſehen, daß wir uns nur inſofern als Urheber dieſer letztern anſehn, inſofern in uns ſelbſt dieſes Bewußtſeyn einer Veränderung, die wir Handlung oder Kraftäußerung nennen, vorhergegangen iſt. Hume hat es lange außer allen Streit geſetzt, daß, wenn nichts als Erſcheinungen der Körperwelt da wären, der Gedanke, daß ein Ding das andre hervorbringe, aus nichts anderm entſtehen könnte, als daraus, daß unabänderlich das eine Ding vor dem andern vorhergeht. Demohnerachtet ſagt es uns unſer innerſtes Gefühl, daß wir uns bey dem Worte Verurſachung etwas mehreres, als eine ſtandhafte, regelmäßige Succeſſion, gedenken; daß wenn wir ſagen, eine Sache bringe die andre hervor, wir etwas anders meinen, als jene Sache gehe vor dieſer immer vorher. Woher nehmen wir denn nun dieſen Zuſatz eines Begriffs, der die Vorſtellung von Urſachen vollſtändig machen ſoll, und zu dem wir in den Behauptungen der Körperwelt nicht die geringſte Veranlaſſung finden? Gewiß nirgend her, als von uns ſelbſt, unſern Handlungen und unſern Werken. Hier werden wir nähmlich nicht bloß, wie in den Erſcheinungen der Körperwelt, die Folge gewahr: ſondern unſer Selbſtbewußtſeyn lehrt uns, was das Beſtreben, was eine Anſtrengung, was Erſchöpfung und alſo was Kraft ſey; und da wir die Veränderungen, die wir als Wirkung unſerer ſelbſt betrachten, nicht auf unſer bloßes Daſeyn, nicht auf leidentlich in uns vorgehende Veränderungen, ſondern auf dieſe gefühlte eigne Anſtrengung und Thätigkeit, (von der wir weiter keine Erklärung demjenigen, der nicht Menſch wäre, und nicht dieſe Thätigkeit in ſich ſelbſt fühlte, zu geben wüßten,) folgen ſehen: ſo ſetzen wir nunmehro dieſes, Kraft nähmlich, oder das Analogon davon in alle Dinge, bey welchen wir eine ähnliche nie ſich verleugnende Regelmäßigkeit gewiſſer Folgen finden. — Wir machen die Körper und die Materie ſelbſt nur inſofern zu Urſachen, inſofern wir ihnen eine gewiſſe entfernte Analogie mit uns zuſchreiben.

Wenn alſo die Idee aller Hervorbringung, alles Wirkens, zuerſt von uns und von unſerm Geiſte hergekommen iſt, wenn erſt nachdem wir Kraft in uns ſelbſt fühlten, und auf die Anwendung derſelben Veränderungen erfolgen ſahen, wir auch Dingen außer uns, und ſelbſt den Elementen Kräfte zuſchrieben, weil wir, zwar ohne von dieſen in ihnen ſelbſt vorgehenden Kraftäußerungen etwas zu wiſſen, doch mit ihrem Daſeyn, oder mit ihrem Zuſammenkommen gewiſſe Veränderungen gleichförmig verbunden ſahen: ſo muß ja gewiß die Hypotheſe des Theiſten über die Entſtehung der Welt die klärſte ſeyn, und dem Verſtande die begreiflichſten Vorſtellungen darbiethen, weil ſie dieſes Entſtehen aus derjenigen Gattung von Urſachen erklärt, aus welcher wir zuerſt alle Begriffe von Urſachen und Wirkungen geſchöpft haben.

Aber nicht bloß wegen der Herſtammung iſt dieſe Art der Cauſalität die klärſte, ſondern auch weil wir den handelnden Menſchen weit beſſer beobachten können, als etwa die gährende Materie. Bey dieſer geht alles in Elementen vor, die für uns zu klein ſind. Der handelnde Menſch iſt ein Compoſitum, das in die Augen fällt. An dem unbelebten Körper ſind die Compoſita todt, wenigſtens dem Anſcheine nach, und nur ihre kleinſten Elemente leben, oder ſollen leben. Menſchen und Thiere ſind die einzigen, großen lebendigen, ſich bewegenden Ganzen. Ja außer den lebendigen Weſen haben wir von keiner wahren Kraft, die Veränderungen anfinge, eine Erfahrung. Alle Bewegung, die wir in der übrigen Schöpfung wahrnehmen, iſt nur fortgepflanzte.

Diejenigen Kenntniſſe aber, welche wir von dem Entſtehen der Dinge, aus der Beobachtung unſrer eignen Schöpfungen, bekommen, haben vor allen andern Erfahrungen, die den Urſprung und das Hervorbringen der Dinge betreffen, dieſen Vorzug, daß wir bey der ganzen Reihe von Veränderungen, durch welche das Kunſtwerk entſteht, immer gegenwärtig ſind, und indem wir uns unſer ſelbſt, als handelnd und wirkend, fortdauernd bewußt ſind, wir die Sache außer uns zugleich eben ſo ſtufenweiſe entſtehen ſehen, wie unſre Gedanken, nach welchen ſie gleichſam geformt wird, von einem Theile zum andern fortſchreiten. Hieraus folgt zuvörderſt, daß wir bey den Werken unſerer Hände und unſers Kopfes von dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung, weit vollkommner überzeugt ſind, als bey den Wirkungen der Materie; daß wir von keinem andern Weſen in der Natur mit eben der Gewißheit, als von uns ſelbſt ausſagen können, daß etwas dadurch hervorgebracht worden ſey. Wenn wir das Wachs immer am Feuer ſchmelzen ſehen, ſo iſt es uns freylich natürlich, dem Feuer die ſchmelzende Kraft zuzuſchreiben, zwiſchen den in der einen Subſtanz wahrgenommenen Phänomenen des Lichts und der Wärme, den flüſſigen Zuſtande der andern Subſtanz dieſe Verbindung anzunehmen, die wir durch die Wörter Urſache und Wirkung anzeigen. Aber wer leiſtet uns Gewähr, daß nicht ein drittes uns unſichtbares Weſen ſich einmiſcht, welches vielleicht mit dem Feuer, das iſt, mit den Eigenſchaften von Licht und Wärme nur zufällig verbunden iſt, von welchem eigentlich das Zerfließen des Wachſes herrührt? Bey unſern eignen Handlungen und Werken würden wir nicht, ohne unſer Bewußtſeyn zu verleugnen, alſo ohne alles Denken aufzugeben und der Vernunft zu entſagen, zweifeln können, daß wir wirklich Urheber von dem ſind, was wir thun oder machen. Der Gedanke eben, welcher vorhergeht, und der uns die Sache ſo zuvor zeigt, wie ſie hernach werden ſoll, und, wenn ſie zu Stande kommt, wirklich wird, die Begierde, das Beſtreben der ganzen Seele nach; dieſer Abſicht, die Sache der Idee dem in unſerm Kopfe vorhandnen Exemplare oder Modelle gleichförmig zu machen: dieß beydes iſt uns Bürge, daß das, was hervorgebracht wird, wenn es nun erſcheint, unſrer vorhergefaßten Idee gemäß, wirklich von uns herrührt, und nicht durch eine Täuſchung von ſelbſt oder durch andre Urſachen entſtand, indeß wir zu handeln glaubten.

Zu der größten Gewißheit, daß wir Urheber einer Sache ſind, kommt bey den Werken, die wir ſelbſt hervorbringen, zweytens noch größere Klarheit und Vollſtändigkeit in der Erklärung dieſes Urſprungs. — Wir ſehen nähmlich eine Wirkung beſſer ein, wenn wir dieſelbe zergliedern, d. h. wenn wir die Reihe der Veränderungen, die an der Urſache und in dem Objecte aufeinander folgen mußten, um die letzte Veränderung, den bleibenden Zuſtand des neuen Dinges, herbeyzuführen, — wenn wir dieſe ganz überſehen. Jedes Meteor, jede Naturbegebenheit wird dadurch ſchon erklärt, indem wir ſie zergliedern, indem wir die Anzahl kleinerer Phänomene, die in ihr enthalten ſind, von einander abſondern, und in ihrer Ordnung und Folge darſtellen. Das Entſtehen menſchlicher Handlungen und menſchlicher Kunſtwerke verſtattet, unter allen Natur-Phänomenen, die genaueſte und vollſtändigſte Zergliederung. Von der Wirkung eines Elements kann der Menſch ſo vollſtändige Rechenſchaft geben, als von den Wirkungen ſeines Verſtandes und der Ausführung ſeiner Pläne, es ſey als Regierer, es ſey als Künſtler. So unbekannt uns auch unſer eigner Geiſt nach ſeinen innern Eigenſchaften und Kräften iſt, ſo iſt er doch das einzige Weſen, deſſen zu einer Abſicht gehörige Handlungen wir vollſtändig aufzählen, von deſſen Wirkungen wir die Reihe und Ordnung ganz überſehen, und bey deſſen Schöpfungen wir alſo den ganzen Zuſammenhang zwiſchen dem erſten Beginnen und der endlichen Ausführung ohne Lücke verfolgen können. Um deßwillen reden und denken auch die Menſchen hundert Mahl von menſchlichen Handlungen und Kunſtwerken, ehe ſie ſich ein Mahl auf die Wirkungen der Körperwelt einlaſſen.

Wenn alſo der Theismus oder das Lehrgebäude, welches Gott zum Urheber der Welt annimmt, nichts anders thut, wie wir gezeigt haben, als daß es diejenige Art von Kräften, die wir in unſerm denkenden Selbſt finden, und diejenige Art von Werken, die wir vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringen, zum

Grunde der Analogie legt, nach welcher es die Urſachen des Weltalls aufſucht und die Entſtehung desſelben erklärt: ſo nimmt es an der Deutlichkeit und den Vorzügen Theil, welche die Kenntniß unſerer ſelbſt und unſerer Handlung vor der Kenntniß aller materiellen Dinge und ihrer Kräfte voraus hat. Wenn wir einem Weſen Verſtand zuſchreiben, und durch dieſen Verſtand nach einem Plane eine Maſchine verfertigen laſſen: ſo wiſſen wir genau, was wir damit ſagen wollen. Wir haben davon die Erfahrung in unſern eignen Händen, oder vielmehr, wir tragen die Empfindung davon in unſerm eignen Buſen. Wir haben als Menſchen, als lebendige, als denkende Weſen, gewiß zu einer oder der andern Zeit etwas hervorgebracht; wir handeln und wirken täglich faſt augenblicklich: dieſe Verknüpfung von Urſache und Wirkung iſt beſtändig in uns und um uns. — Der Grad dieſer Kräfte mag noch ſo ſehr in einem andern Weſen von dem Grade der unſrigen unterſchieden ſeyn; es mag uns noch ſo ſchwer fallen, die Art und Weiſe ſeines Denkens und Handelns, bey einer großen Uiberlegenheit der Kraft zu begreifen: immer wiſſen wir doch, was das heiße, denken, handeln, wirken. Wenn wir hingegen von materiellen Kräften, von organiſirenden Kräften von einem innern Urprincipe der Bewegung, des Stoßes, ſelbſt des Falles reden, ſo wiſſen wir nicht eigentlich, was dieß ſey. Die innere Empfindung ſagt uns nichts davon. Die äußern Sinne zeigen uns nur die Effecte, nicht die Kraft ſelbſt. — Je mehr wir alſo die Grade dieſer Bewegungskräfte an Größe und Vortrefflichkeit, (in Abſicht der dadurch bewirkten Ordnung der Dinge und ihrer Brauchbarkeit für uns,) über das Maß derjenigen erhöhen, welche wir aus einzelnen beſtimmten Erfahrungen kennen, deſto unverſtändlicher werden wir uns ſelbſt, deſto mehr arten unſre Ideen in bloße leere Worte aus.

Kurz, wer ſagt: ein Geiſt oder das Denken iſt die erſte Urſache der Dinge, der ſchreibt die Kraft hervorzubringen, gerade derjenigen Gattung von Weſen zu, in welcher wir zuerſt das was Kraft heißt, wahrgenommen haben, in welcher wir allein ſie bis auf einen gewiſſen Grad der Deutlichkeit erkennen. Wer die Entſtehung aller Dinge und ihrer Ordnung aus materiellen Kräften herleitet, nimmt zu den erſten Urſachen ſolche an, welche wir ſelbſt erſt durch eine Vergleichung und durch eine entfernte Aehnlichkeit mit uns und mit unſern ſelbſt gefühlten Kräften für Urſachen zu halten gelernt haben; er erklärt die Dinge gerade aus derjenigen Art von Thätigkeit, die uns die allerdunkelſte, und deren Einfluß uns am meiſten zweifelhaft iſt.

Ein zweyter aber noch größerer oder wenigſtens dem größten Theil der Menſchen mehr einleuchtender Vorzug des Theismus, als einer Hypotheſe zur Erklärung der Welt, iſt: daß er auf einer Vergleichung beruht, welche eine vollkommnere Aehnlichkeit zum Grunde hat, als die in allen andern Syſtemen angenommenen Analogieen. — Wenn wir mit Epikur ſagen, die Welt ſey vom Zufalle hervorgebracht, ſo vergleichen wir ſie im Grunde mit einem Sandhaufen; wenn wir ſagen, die Welt ſey durch blinde aber nothwendig determinirte Bewegungskräfte da, ſo vergleichen wir ſie mit den Effecten der Gährung, der Fäulniß, der Vulkane; wen wir endlich ſagen, die Welt ſey von Gott, ſo vergleichen wir ſie mit einem Kunſtwerke, oder mit einem beſeelten Körper. Hier nun iſt es, wo der Menſchenverſtand zuerſt feſten Fuß gefaßt hat, um ſich irgend eine Antwort auf die intereſſanteſte aller Fragen zu geben, auf die Frage: woher bin ich, und woher iſt die Einrichtung der Dinge, die mich erhält und glücklich macht? Alle Beweiſe vom Daſeyn Gottes, die der allgemeinen Faſſung angemeſſen ſind und zugleich auf die Empfindung wirken, vereinigen ſich dahin, das Kunſtähnliche in dem Baue und der Einrichtung der Welt zu zeigen. Es iſt dieſes in der That ſo auffallend, es findet ſich mit ſo gleicher Deutlichkeit in den allgemeinen und großen Geſetzen, nach welchen die Weltkörper ihre Stellung gegen einander haben und ihren Lauf verrichten, in der Geſtalt und Structur der auf unſrer Erde befindlichen Organiſationen, und endlich in dem Zuſammenſtimmen und der Harmonie zwiſchen der kunſtreich gebildeten Materie und derjenigen, welche uns als roh erſcheint, zur Erhaltung der erſtern und zum Wohl der mit ihr verbundnen empfindenden und vernünftigen Weſen, daß der Menſch, wenn er von abſtracten Ideen auf den ſinnlichen Anblick des Himmels und der Erde und das Gefühl ſeiner ſelbſt zurückkommt, auch von jedem andern Syſteme, welches ſich ihm etwa durch die Speculation aufgedrungen hat, unwillkürlich in die Meinung von einem geiſtigen Urheber und Regierer der Welt als in ſeinen gewohnten und natürlichen Zuſtand zurückfällt. Darin befeſtigt ihn die allgemeine Einſtimmung ſeiner Nebenmenſchen, ja ſelbſt die Natur ſeiner Sprache; indem diejenigen Ausdrücke derſelben, welche ſich auf Hervorbringen und Einrichten beziehen, faſt alle von Handlungen und Werken der Menſchen und alſo der Vernunft und des Vorſatzes hergenommen ſind.

Es iſt nicht der Abſicht dieſer Schrift gemäß, die ſpeciellen Betrachtungen über die Geſetze der Natur, über den Bau unſers Körpers, und die zur Erhaltung desſelben, ſo wie zum Gebrauche ſeiner Werkzeuge, ſo mannigfaltig und ſonderbar zuſammenſtimmenden Einrichtungen der Dinge außer uns zu wiederholen oder zu erweitern. Dieſer Beweis, daß die Welt einem Kunſtwerke, einem Producte des Verſtandes und eines wohlwollenden Geiſtes ähnlich iſt, hat mit der Bewerbung der Menſchen um Wiſſenſchaften und Kenntniß der Natur zugleich angefangen, und hat mit dieſer immer gleiche Fortſchritte gemacht, gleiche Veränderungen erlitten. Ich kann nur die Haupt-Analogieen angeben, auf welchen dieſe Aehnlichkeit beruht.

Das Symmetriſche in der äußern Geſtalt, der Zuſammenhang und die Combinationen des innern Mechanismus, und die Beziehung des durch die Zuſammenſetzung gebildeten Ganzen auf irgend einen Zweck des animaliſchen oder vernünftigen Lebens, — das ſind die drey Eigenthümlichkeiten, woran wir in den einzelnen Dingen die uns vorkommen, das Werk von Menſchenhänden und eines menſchlichen Geiſtes zu erkennen glauben. Wenn wir nun die Welt betrachten, ſo fallen uns vornehmlich drey Gegenſtände auf: der Bau der thieriſchen und Pflanzenkörper, der reguläre Lauf der himmliſchen Sphären, und der Nutzen dieſer Einrichtungen, ſo wie der Elemente und unzähliger lebloſen Dinge für das Leben der Menſchen und Thiere. Wir dürfen uns ſelbſt befragen, wir dürfen die Geſchichte der Philoſophie zu Rathe ziehn; ſo werden wir finden, daß das Pflanzen- und Thier-Reich auf der einen Seite, die Geſtirne auf der anderen, die Nachforſchung der Menſchen zuerſt veranlaßt und ſie dahin gebracht haben, erſt den Urſprung der Welt aufzuſuchen, und dann ihn einem denkenden Werkmeiſter zuzuſchreiben. Jeder dieſer beyden großen Gegenſtände hat zuerſt einzeln und für ſich die Menſchen beſchäftiget. Nachdem die Gemüthsdiſpoſition oder die äußere Veranlaſſung eines jeden Philoſophen war, hielt er ſich mehr an die eine oder die andere dieſer Beobachtungen. Beyde Sachen mit einander zu combiniren, den Einfluß der himmliſchen Körper und ihrer Bewegungen auf die lebendigen Weſen zu bemerken, iſt ſpäter hinzugekommen, wie es dann eine größre Anſtrengung des Geiſtes und eine weitläuftigere Combination erfordert. Aber dadurch iſt die Idee eines vernünftigen Urhebers des Ganzen vornehmlich in den Gemüthern befeſtigt worden. Was außer dieſen beyden merkwürdigen Theilen der Welt, den Sternen und den lebenden und wachſenden Gegenſtänden, auf der Erde gleichſam zu unſern Füßen liegt, hat, als roh und kunſtlos, auf den Begriff von erſter Materie, von Elementen eines ruhenden oder gährenden Urſtoffs geführt. Die Entdeckung der cryſtalliſirenden Salze und der Metalle hat darin eine Aenderung gemacht, und ebenfalls kunſtähnliche Erzeugungen in dem unbelebten Erdkörper gewieſen, wo man vorher nur ungefähre Zuſammenhäufung der Theile vermuthete. Aber alle dieſe einzelnen Kunſtwerke würden auf einen einigen Werkmeiſter nicht haben ſchließen laſſen, wenn man nicht unter ihnen ſelbſt wieder Beziehungen, und wenn man nicht die Vereinigungspuncte dieſer Beziehungen gerade bey denjenigen Geſchöpfen gefunden hätte, die eine Empfindung ihrer ſelbſt und der Welt haben. In dieſem Zuſammenhange ſind nun allerdings noch große Lücken. Für uns bleibt ein großer Theil der Natur, wir müſſen es geſtehn, noch roh und kunſtlos; ein andrer, der künſtlich gebildet zu ſeyn ſcheint, iſt doch gleichſam iſolirt und ohne Beziehung auf das Ganze oder auf die lebendigen Weſen. In eben dem Grade wird auch die Stärke der Analogie zwiſchen der Welt und einem Kunſtwerke geringer. Nur das Uibergewicht der Aehnlichkeiten bringt die Uiberzeugung hervor, deren wir fähig ſind. Alles das iſt werth, daß wir es etwas genauer betrachten.

Wenn wir demnach jene Kennzeichen von Kunſtwerken, wie wir ſie aus den Werken unſrer Hände abſtrahirt haben, mit dieſen Producten der Natur vergleichen, ſo finden wir jene Kennzeichen alle nur in den menſchlichen Körpern vereinigt, mit welchen die der Thiere die größte Aehnlichkeit haben, an die ſich endlich die Pflanzenwelt anſchließt. Dieſe drey Claſſen der natürlichen Dinge zeichnen ſich vor allen andern durch äußere Geſtalt und innere Structur ſo ſehr aus, ſehen nach jener den Werken der Baukunſt, nach dieſer den Maſchinen ſo ähnlich, daß es den Menſchen unmöglich geweſen iſt, ihnen mit den Steinmaſſen oder Sandbergen einen gemeinſchaftlichen Urſprung zuzuſchreiben. Bey den menſchlichen Körpern, (um bey dieſen, als dem Ideale, oder dem Maßſtabe, nach welchem wir das Künſtliche der Thiere und Pflanzen beurtheilen, ſtehen zu bleiben,) finden wir erſtlich allein eigentliche Symmetrie, das iſt Zuſammenſetzung der ganzen Geſtalt aus zwiefachen correſpondirenden Haupttheilen, die ſich an beyde Seiten eines mittlern einfachen anſchließen, und in Größe, Geſtalt und Lage einander gleich ſind. — Dieſer Umſtand iſt klein in Vergleichung mit andern, aber er macht deßwegen Eindruck, weil kein anderer ſo unmittelbar auf die Ordnung führt, die wir ſelbſt wählen, wenn wir gar keine Rückſicht auf eine zu erhaltende äußere Wirkung nehmen, ſondern bloß den Geſetzen unſers Geiſtes folgen, welcher Ordnung und eine leichte Uiberſicht liebt *). Und was noch mehr uns in Verwunderung ſetzt: dieſe genaue Symmetrie findet ſich nur in der äußern Figur menſchlicher und thieriſcher Körper, ſo wie wir dieſelbe auch nur der Außenſeite unſrer Gebäude geben, indeß wir die Abtheilung und die Anordnung der innern Zimmer, ihre Lage und ihre Maße nach unſern Bedürfniſſen einrichten. Alſo ſcheint es, die Urſache, welche den menſchlichen Körper bildet, verfuhr, wie wir; ſie gab dem Aeußern die Figur zum Gefallen,

und

---

*) Alle unſre Kunſtwerke ſind Nachahmungen natürlicher Producte. Alſo haben wir da nicht freye Hände: wir müſſen unſerm Original folgen. Nur die Werke der Architectur und die Hausgeräthe machen davon eine Ausnahme. Hier nehmen wir nun die Symmetrie zur Regel, d. h. daß zwey gleiche und ähnliche Theile einem Hauptgebäude in gleicher Entfernung zur Seite ſtehen.

und dem Inwendigen die Structur zum Nutzen. Dazu kommt, daß wir eben die ſo ſymmetriſch geordneten äußern Theile unſers Körpers, auch jeden für ſich, ſo abgerundet, und bekleidet mit einer ſolchen Oberfläche und ſolchen Farben, finden, die zuſammenſtimmen und uns gefallen; dahingegen der innere Bau Gegenſtände darbiethet, die, ſo nutzbar ſie ſeyn mögen, häßlich und ſogar eckelhaft ſcheinen. Gerade ſo wie das inwendige Gerüſte unſerer Maſchinen, da es dem Anblicke entzogen, und bloß zur Hervorbringung eines gewiſſen Endzwecks beſtimmt iſt, ſich nach keinen Regeln der Schönheit richtet, und weder abgeputzt noch gefärbt wird; da wir hingegen dem zuſammengeſetzten Ganzen, welches jedermann zuletzt vor Augen liegt, nicht nur die gefälligſte Geſtalt, ſondern auch die glatteſte Oberfläche, und die beſten Farben zu geben ſuchen. Und damit wir nicht glauben, daß die bloße Gewohnheit oder die Eigenliebe uns die menſchliche Geſtalt ſo ſchön darſtelle, und uns an jeder andern Geſtalt, wenn ſie die unſrige wäre, ein gleiches Vergnügen finden laſſen würde: ſo erfahren wir, daß eben dieſer menſchliche Körper uns in verſchiednen Perioden äußerſt mißfallen kann, wenn er entweder noch nicht reif, wenn er verfallen und ſeiner Zerſtörung nahe, oder wenn er durch Zufälle verſtümmelt iſt. Wir ſehen die Geſtalt eines neugebornen Kindes ohne alle Phyſiognomie, und die Geſtalt eines Kranken oder eines

Greiſes, eben ſo oft, ja öfter, als die Geſtalt der ſchönen blühenden Jugend von beyden Geſchlechtern. Beyde Geſtalten gehören einem jeden von uns zu, und wir tragen dieſelben in einer oder der andern Periode unſers Daſeyns. Auch wenn wir ſelbſt von der Natur oder den Menſchen verwahrloſet worden, und niemahls mit den Reitzen einer richtig ausgebildeten menſchlichen Geſtalt geſchmückt geweſen ſind, finden wir doch nur jene Geſtalt des reifen, geſunden, vollſtändig gebildeten Menſchen ſchön und die davon abweichende häßlich. Dieſe genaue Symmetrie der Theile, dieſer ſanfte und feine Uiberzug der Haut, dieſe angenehme Miſchung der Farbe, dieſe mahleriſche Rundung der Glieder, findet ſich in den menſchlichen Körpern gerade dann, wenn ſie völlig das ſind, was die Natur in ihrem Keime angelegt hat: — die Zeit des vollendeten Wachsthums iſt zugleich die Zeit der Schönheit und des Reitzes. Der Menſch wird nicht ſchön geboren: er wird erſt ſchön, indem er ſich entwickelt. Das Proporzionirte der Theile, ſo wie die ſchöne Form derſelben, nimmt zu, ſo wie ſich der Körper dem Zuſtande nähert, in welchem er am unveränderlichſten, am ſtärkſten und zu ſeinen Verrichtungen am geſchickteſten iſt. — Hier iſt neue Aehnlichkeit mit unſern Kunſtwerken, in welchen der erſte Entwurf und die letzte Ausarbeitung von einander abgehn. Jene iſt roh und nur für Kenner-Augen verſtändlich; dieſe, indem ſie die zuſammengedrängten Züge des Entwurfs mehr von einander abſondert, die Directionslinien des Contours genau beſtimmt, die leeren Räume durch Zwiſchen-Züge ausfüllt, macht den gemeinen Anſchauern die Intention des Künſtlers ſichtbar. Ein ſolcher Entwurf nun findet ſich wie es ſcheint, im Kinde und ſelbſt im Embryo; eine ſolche Ausarbeitung in dem mannbaren Jünglinge und der zur Ehe reifen Jungfrau. Der Zufall, wenn er je etwas Schönes hervorbringt, hat ſein Werk vollendet, ſo wie er es nur zuſammengefügt hat; aber von einem Kunſtwerke läßt ſich nicht eher urtheilen, wie es geſtaltet, und ob es ſchön ſey, als wenn es durch die Zeit vollendet worden.

Gehen wir von der äußern Geſtalt des menſchlichen Körpers zum innern Bau desſelben, ſo finden wir, wie ich geſagt habe, hier alles anders: aber alles wieder derjenigen Einrichtung ähnlich, die wir, wenn wir mit der größten Einſicht ausgerüſtet, einen menſchlichen Körper erbauen könnten, ihm geben würden. Hier iſt vollkommen das Räder-Werk einer Maſchine, unordentlich und nicht ſchön für den Anblick, aber ſehr ordentlich, wohlgeſtaltet und zuſammenhängend für den nachforſchenden Verſtand. Hier iſt es nun, wo Menſchen zuerſt das Abſichtliche der Natur wahrzunehmen geglaubt haben, und wo ſich wenigſtens der Schein von Abſicht und Wahl mit jedem Schritte, den die

Beobachtung und das Nachdenken der Menſchen im der Phyſiologie thun, vermehret.

Das was wir Abſicht im eigentlichen Verſtande nennen, ſetzt ſchon einen Urheber voraus, der wählen kann; und wir können ſolche in den Dingen unmittelbar nicht wahrnehmen, ſondern nur aus ihnen mit Zuhülfenehmung andrer Ideen ſchließen. Aber das, was ſchon Ariſtoteles das ἕνεκα τοῦ genannt, und als das Eigenthümliche der Dinge, denen wir eine eigne Natur, φύσιν, zuſchreiben, angegeben hatte, und was wir vielleicht nicht beſſer als durch das Wort Tendenz ausdrücken können, läßt ſich in den Dingen, ohne Rückſicht auf einen ſchon kennbaren Urheber, beobachten und iſt nirgends ſichtbarer, als eben in dem innern Bau thieriſcher Körper. Dieſe Natur-Abſichten nähmlich, dieſe Tendenzen ſind da wo eine Reihe von Urſachen und Wirkungen, die immer gleichförmig auf einander folgen, ſich immer mit demſelben, und zwar mit einem vorzüglich merkwürdigen und für die Dinge, worin ſie vorkommen, wichtigen Erfolge endigen, oder wo die Wirkungen mehrerer von einander abgeſonderter Stoffe, ſich in einem Puncte, und in Hervorbringung einer und derſelben Begebenheit, vereinigen; noch mehr, wenn mehrere verſchiedene Dinge, die zu einem Syſtem, oder Theile, die zu einem Ganzen gehören, jedes für ſich ganze Reihen von Veränderungen durchläuft, und die letzten Reſultate jeder Reihe ſich wieder, und zwar immer auf gleiche Weiſe, an einander knüpfen, oder in einander einwirken, um ſtets einen und denſelben letzten Erfolg, und zwar einen für das Syſtem oder für das Ganze wichtigen Erfolg hervorzubringen. Ich nenne aber einen wichtigen Erfolg den, welcher entweder an ſich eine größere, merklichere und ſich über das Ganze ausbreitende Veränderung ausmacht; oder den, welcher zum Seyn und Beſtehn des Dinges oder Syſtems beyträgt und nothwendig iſt, welcher eine neue Periode, eine neue Geſtalt desſelben, hervorbringt, oder ein neues Individuum derſelben Gattung erzeugt. Ich abſtrahire noch ganz davon, ob das, was durch ſolche Zuſammenſtimmungen am Ende bewirkt wird, verdiene, gut oder nützlich genannt zu werden, ob es von der Art ſey, daß es den Willen eines nach Abſichten handelnden Weſens, dergleichen wir ſind, bewegen könne, es zu produciren. Ich rede bloß von der immer gleichförmigen Folge von Action auf Action und von Wirkung auf Wirkung, die ſich ſtets mit derſelben auffallenden Veränderung ſchließt. Dieß iſt den Maſchinen, welche durch Kunſt zuſammengeſetzt ſind, nach Erfahrung eigen, oder daraus vermuthet man Kunſt bey einem Werke, wenn man auch noch den Gebrauch desſelben nicht einſieht. Ein Menſch, der nicht wüßte, daß das ganze Räderwerk einer Uhr beſtimmt iſt, uns die Abtheilungen der Zeit kenntlich zu machen, der aber gewahr würde, wie Rad in Rad eingriffe, wie, von der Spannfeder an, die Bewegung ſich von einem Theile der Uhr zum andern, bis endlich zum Zifferblatte mittheilte, wo zwey Zeiger dadurch ſichtbarlich ; mit gleichförmiger, obgleich jeder mit einer andern Geſchwindigkeit bewegt würden ; der gewahr würde, daß in allen Uhren das Nähmliche durch dieſelben Mittel bewirkt würde, und daß in jeder dieſe Reihen von Bewegungen, nach Ablauf der Uhr, immer wieder von vorn anfangen könnten, und immer wieder denſelben Gang nähmen: ein ſolcher Menſch könnte vielleicht die Uhr für ein Spielwerk, — aber er würde ſie gewiß für ein künſtliches Spielwerk anſehen. Nichts in der Welt kann dem Räderwerke einer Maſchine ähnlicher ſeyn, als die innern Organe des menſchlichen Körpers; nichts dem Eingreifen der Räder in einander, und dem Fortpflanzen der Bewegung von Theil zu Theil, bis auf dem Punct, wo das Reſultat aller vorhergehenden Kräfte und Bewegungen in die Augen fällt, ähnlicher als die Verrichtungen dieſer Organe bey dem Werke der Ernährung und der Zeugung der thieriſchen Körper. Vom Munde und der Speiſeröhre an, welche die Nahrungsmittel empfangen, bis auf die Milchgefäße, welche den verdauten Nahrungsſaft ins Blut, oder bis auf die Blutader, welche den in Blut verwandelten Chylus zum Herzen führt, folgt immer die Action des einen Werkzeugs regelmäßig auf die Action des andern, — die Speiſen gehen durch eben ſo viele Veränderungen hindurch, — andre Säfte in andern Laboratorien fabricirt, durch andre Nebenmaſchinen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ausgearbeitet, müſſen ſich zur beſtimmten Zeit und am beſtimmten Orte in die eigentlichen Nahrungsgefäße ergießen; — und durch dieſe vereinigte Summe vieler ſtufenweiſe und regelmäßig vergegangnen Wirkungen wird zuletzt das Nähmliche, — Verähnlichung der Speiſen mit den eigenthümlichen Säften des menſchlichen Körpers bewirkt: das Ungleichartige wird weggeſchafft, das Gleichartige wird aufgenommen und dem Körper einverleibt. Wenn dieſes zu Stande gebracht iſt, ſo hört die Reihe der Actionen auf; das Maſchinenwerk hat nicht mehr eine bemerkbare Reihe beſondrer Bewegungen, ſondern das Hervorgebrachte iſt nur den allgemeinen Geſetzen des Kreislaufes unterworfen. Und dieſe Functionen der Organe, und dieſe Einwirkung eines Organs auf das andre, fangen immer von vorn wieder an, beobachten die nähmliche Regel in der Succeſſion und endigen ſich mit derſelben Wirkung. Ohne zu wiſſen, ob die Ernährung des Thieres etwas beſſeres ſey, als das Zuſammenkütten einer Lava, wodurch beyde erhalten werden, iſt doch gewiß, daß ſie viel mehr Anſtalten fordert, daß nicht nur mehr Bewegungskräfte neben einander wirken, mehr Bewegungen, und weit regelmäßigere, auf einander folgen und einander ablöſen oder veranlaſſen müſſen, um den zum heutigen Beſtande des Thieres nöthigen Zuſatz für ein Mahl herbeyzuführen; ſondern daß auch um die Fortdauer des Thieres möglich zu machen, dieſelben Operationen, ausgehend von demſelben Punct, eben ſo mannigfaltig ſich durchſchlingend, eben ſo regelmäßig auf einander folgend ſich erneuern müſſen. — Dieß bringt die Aehnlichkeit mit Kunſtanlagen auf einen ſehr hohen Grad.

Damit hängt ein andrer Umſtand zuſammen, in welchem die thieriſchen und Pflanzen-Körper mit unſern Kunſtwerken übereinſtimmen. Dieſe beſtehen nähmlich, als Kunſtwerke betrachtet, ſämmtlich nie aus Elementen, ſondern aus vielen kleinen Maſchinen, deren jede für ſich ihre eigne Geſtalt, ihren Bau und ihre beſtimmte Action hat, die aber ſo an einander gereiht, und ſo gegen einander geſtellet werden, daß entweder die eine die Triebfeder wird, die andre in Bewegung zu ſetzen, oder die eine die Bewegung der andern einſchränkt und ihre Geſchwindigkeit oder Richtung beſtimmt. In der Uhr iſt die Spannfeder eine ſolche kleine Maſchine; jedes Rad iſt eine, und alle haben ihre beſtimmten Dimenſionen, ſo wie ihre Bewegungsgeſetze. Das Kronrad iſt eine andre, als das Stirnrad, der Trilling iſt von beyden unterſchieden. Der größte Theil der Räder pflanzt nur die ihnen von der elaſtiſchen Kraft der Feder mitgetheilte Bewegung, mit veränderter Geſchwindigkeit, auf einen andern Ort fort. Das Steigerad mit der Unruhe greift ein, um die Bewegung gleichförmiger zu machen. — Dieſe Mannigfaltigkeit der einzelnen Beſtandtheile, ihrer Structur und ſelbſteignen Bewegung iſt eben, was dieſlange Zuſammenkettung der Urſachen und Wirkungen veranlaßt, welche wir für das Anzeichen eines den Plan entwerfenden Verſtandes halten. Je künſtlicher die einzelnen in einer Maſchine angebrachten Werkzeuge an ſich gebaut ſind, je verſchiedner ſie von einander, je eigenthümlicher ihre Bewegungsgeſetze, und je abgeſonderter ihre Verrichtungen im Einzelnen ſind; und je genauer ſie demohnerachtet ſich zu einem gemeinſchaftlichen Endreſultat vereinigen, je paſſender ſie in einander eingreifen, um das, was als Wirkung des ganzen Compoſitums angeſehen werden kann, hervorzubringen: deſto mehr halten wir ſolche Zuſammenſetzung denen ähnlich, die nach Ideen gemacht wurden. Gerade ſo finden wir die vegetabiliſchen und noch mehr die animaliſchen Körper. Unter den Gefäßen, welche, um bey dem vorigen Beyſpiele zu bleiben, das Ernährungsgeſchäft beſorgen, ſind, außer den Canälen, welche die Säfte der Speiſen aufnehmen und fortführen und durch die Bewegung ſelbſt verändern, noch eine Menge beſondrer Werkzeuge, — Maſchinen für ſich beſtehend, abgeſondert von den zum bloßen Umlaufe beſtimmten Gefäßen, beſchäftigt mit Zubereitung eigner Säfte, die erſt, wenn ſie in dieſem an ſich ſchon künſtlichen Laboratorium deſtillirt ſind, dem Hauptſtrome der Nahrungsſäfte mitgetheilt werden, um deren Abſcheidung von dem zur Erhaltung des organiſchen Körpers weniger tauglichen Stoffe der Speiſen oder ihre Verähnlichung mit der animaliſchen Natur zu befördern. Dergleichen Maſchinen ſind die Drüſen, die ſich in ſo vielen unſrer Canäle von dem Gaumen und dem Schlunde an, wo ſie den Speichel abſetzen, bis auf das letzte unſrer Eingeweide befinden, in deren jedem ſie eine der Function dieſes Theils, und dem Grade der Concoction der dort angelangten Speiſen angemeſſene Flüſſigkeit zubereiten; dergleichen Maſchinen im Großen ſind der Magen, die Leber, die Milz, die Lunge, das Herz; lauter für ſich beſtehende Ganze, jedes maſchinenartig, dem Scheine nach künſtlich zuſammengeſetzt, um einer eignen Verrichtung fähig zu ſeyn, und doch im Ganzen nur ſubordinirte Werkzeuge, um die zum Beſtehen und zum Wachsthume des ganzen Thieres nöthigen Säfte zuzubereiten, und die dazu nöthigen Bewegungen zu unterhalten. Aber nicht nur in den zu einer Verrichtung gehörigen und mit einander verbundenen Gefäßen finden wir ſolche abgeſonderte einzelne Maſchinen, die, mit dem ganzen übrigen Syſtem nicht gleichartig, doch mit demſelben innigſt verbunden, doch zu Erfüllung ſeiner Abſicht, oder (um nicht mehr uns anzumaßen, als ſchon bewieſen iſt) zu Hervorbringung ſeiner letzten Wirkung nothwendig ſind; ſondern wir finden ſogar, welches in keiner Kunſtmaſchine der Welt der Fall iſt, im thieriſchen Körper drey verſchiedne Syſteme von Organen, wovon jedes ſein eignes Princip, ſeine eigenen Bewegungen, ſeine abgeſonderten Endpuncte hat, und die doch wieder ſo unter einander verflochten ſind, daß keines ohne das andre beſtehen kann, daß jedes nicht nur zur Erhaltung des Ganzen, wovon auch die Fortdauer der einzelnen Syſteme abhängt, beyträgt, ſondern auch das eine Syſtem in allen ſeinen Theilen in das andre eingreift, alle deſſen eigenthümlichen Bewegungen befördert, und ſeine eigenthümlichen Verrichtungen unterſtützt. Die Anatomie hat uns in dem einen Menſchen gleichſam einen dreyfachen entdecken laſſen, den Muſkular-Menſchen, den Nerven- und den Ader-Menſchen. Das Skelett iſt das Zimmerwerk des Gebäudes, und hat ſeinen Hauptſtamm, ſeine vielfach gegliederten Theile, ganz beſtimmte Figur und Dimenſion in dieſen Theilen, und eine ſehr zuſammengeſetzte aber ganz gleichförmige Ordnung in ihrer Zuſammenfügung. Dieſes Knochengebäude beſteht für ſich, bedarf, als ein bloßes Gebäude betrachtet, zu ſeiner Fortdauer weder Sehnen noch Blutgefäße, wie es dann auch den Untergang aller andern Theile des Körpers überlebt: aber es iſt dieſen durchaus nothwendig. Es beſtimmt die äußere Geſtalt des Menſchen, und legt, ſo ſcheußlich es ſelbſt ausſieht, den Grund zu der Symmetrie und Schönheit, von der ich im Anfange redete, es dient zugleich allen innern Gefäßen zum Träger, zum Behältniſſe, und zur Beſchützung, gibt Raum für dieſelben, und paßt zu ihrem Bau und ihrer Stellung. — In dem, durch dieſen Bau an einander gefügter, getrennter und doch zuſammen verbundner Knochen, abgemeſſenen Raume, findet ſich nun zuerſt das Syſtem der Blutgefäße, das, gleich einem Baum geſtaltet, ſeine Wurzeln im Herzen hat und ſeine Zweige bis in die äußerſten Enden der kleinſten Gliedmaßen treibt, alle Werkzeuge des Lebens und der Sinne durchdringt, den Muſkeln ſelbſt ſo wie dem Gehirne den ihm eignen Saft, das Blut, zuführt, und der weſentlichſte Theil des Menſchen zu ſeyn ſcheint, weil es ſowohl den ganzen Raum ſeiner Ausdehnung erfüllt, als mit ſeinem Leben zugleich das Spiel ſeiner Bewegungen anfängt und endigt. Neben dieſem exiſtirt ohne Verwirrung, ein in eben ſo viel Aeſte ausgebreitetes, eben ſo bis zu jedem Extrem des Körpers reichendes, und zur Empfindung nicht nur, ſondern auch zum Schlagen des Herzens und zum Umlauf des Blutes nothwendiges Syſtem von Canälen, welche wir die Nerven nennen. — Dieſes, das im Gehirn ſeinen Urſprung, ſeinen Stamm im Rückgrat, und in den ſinnlichen Werkzeugen (wozu aber auch die ganze Haut des Menſchen mit gehört,) ſeine letzten Enden hat, iſt von ganz andrem Bau, führt andre Flüßigkeiten, iſt andern Bewegungsgeſetzen unterworfen, als das Syſtem der Adern. Es macht ebenfalls eine große beſondre, über den ganzen Körper ausgebreitete Maſchine aus, die ihr beſondres Triebwerk, ihre eignen Räder hat, die nicht für ſich, wie das Knochengebäude, fortdauern, aber gewiß für ſich da ſeyn und entſtehen konnte, wenn blinde Bewegungskräfte, oder der Zufall es hervorbrachten. Aber im menſchlichen und thieriſchen Körper iſt dieſes Nervengebäude nicht nur dem Adern-Gebäude im engen Raume zugeſellt, ſondern mit ihm im Ganzen und in jedem Theile ſo durchflochten, das durch die Blutgefäße die Canäle der Nerven genährt, aus dem Blute die Flüſſigkeit der Nerven erſetzt, und hinwiederum die Bewegungen der Adern und des Herzens nur durch die Nerven möglich werden. Neben beyden Syſtemen und mit dieſen verbunden herrſcht das Muſkularſyſtem, eben ſo ausgebreitet im Körper, ſichtbarer, als die übrigen, unmittelbar nothwendig zu den Actionen des Menſchen, die wir freywillig nennen, und die als letzte Reſultate des ganzen Syſtems angeſehen werden können, und nicht weniger nothwendig zu den erſten Grundbewegungen des Lebens, dem Schlagen des Herzens und dem Athemhohlen. Durch die Muſkeln wird das Fleiſch gebildet, welches die äußere Geſtalt des Menſchen ſo wie der Thiere ausfüllt, und, mit der Haut überzogen, den anderen Menſchen vor Augen tritt. Auch hier ſind wieder Sehnen und Muſkeln ſo zuſammengefügt, daß ſie ein geſetzmäßiges Ganze bilden. Ordnung und Zuſammenhang eigener Art, auch eine eigenthümliche Art der Beweglichkeit, die wir Reitzbarkeit nennen, ſondert dieſes eben ſo vollſtändige Gebäude von dem der

Nerven und der Blutgefäße ab. Wenn es aus blind wirkenden materiellen Kräften entſtand, ſo konnte es, ſollte man denken, an einem andern Orte, für ſich entſtehen, da es ganz verſchiedener Urſtoff, ganz andre Kräfte ſeyn mußten, woraus und durch welche es ſich bildete. Es findet ſich aber mit jenen zwey Gebäuden an denſelben Knochen angeheftet, in derſelben Bekleidung der Haut eingeſchloſſen, und iſt zugleich mit ihnen in ſolchen gegenſeitigen Einfluß gebracht, daß es nur mit Hülfe jener ſeine beſtimmten Functionen verrichten kann, und wiederum jenen ihre eigenthümlichen Bewegungen und Abſonderungen machen hilft. Alles das, was ich hier vom menſchlichen Körper ausgeführt habe, findet bey den großen Thieren faſt durchgängig, und bey den übrigen in eben dem Maße und Verhältniſſe Statt, als ſie an Vollkommenheit und gleichſam an Range dem Menſchen näher kommen oder weiter nachſtehn.

Das iſt alſo eine unverkennbare Aehnlichkeit der thieriſchen Körper mit Kunſtwerken, und eine unleugbare Ungleichheit zwiſchen ihnen und noch ſo regelmäßigen Bildungen, die aus dem bloßen Zuſammentreffen der Elementarkräfte entſtehen: das Gegliederte, das Zuſammentreten und die Verbindung ſchon gebildeter vollſtändiger Ganzen, für ſich regulirter und beſtimmter aber ungleichartiger Syſteme, die, ohne einander weder zu verdrängen noch zu verletzen, ohne ſich weder zu vermiſchen noch ineinander überzugehn, doch in einem kleinen Raume neben einander ſind, in einem durchgängigen Zuſammenhange ſtehen und ſich alle in einem Mittelpuncte gemeinſchaftlicher Wirkungen vereinigen. Wenn Materie zu Materie kommt, ſo iſt ein wechſelſeitiger Einfluß allerdings unausbleiblich. Es iſt alſo eine Reihe von Urſachen und Wirkungen auch hier beſtimmt; und inſofern wir alles ordentlich nennen, was beſtimmt iſt, iſt auch hier Ordnung. Wenn eine Menge Elementar-Körper auf einen Haufen zuſammenkommen, drängen ſie einander ſo lange, bis ſie endlich auf ihrem gemeinſchaftlichen Schwerpuncte ruhen. Dieß gibt ebenfalls eine Regel für ihr Beyſammenſeyn, und alſo eine Art der Ordnung. Wenn ſie in einander einwirken, oder ſich chimiſch vermiſchen, ſo folgen ſie dem Geſetze der Verwandtſchaften, nach welchem ſich zwey verbundne immer wieder trennen, wenn ein dritter hinzukommt, der mit einem von beyden eine größre Analogie hat, als ſie unter ſich haben. Wenn alſo viele ungleichartige Stoffe auf dieſe Weiſe in einander eingreifen, ſo folgen Verbindungen und Trennungen derſelben, nach jenem Geſetze, ſo lange auf einander *), bis ſich endlich die allerähnlichſten innigſt vereinigt haben. Auch dadurch alſo bekommt die Zuſammenſetzung des hier-

*) In ſolchen Verbindungen und Trennungen beſteht eben die Gährung.

aus erwachſenden Ganzen oder Syſtems eine Regel, und alſo das Syſtem ſelbſt eine Ordnung. Es iſt mit einer Menge an einem Orte angehäufter Körper, wie mit einer Menge auf einem engen Platze zuſammenlebender Menſchen. Hier entſteht eine gewiſſe Unordnung derſelben, eine Regierungsform, geſellſchaftliche Einrichtungen und Geſetze, bloß dadurch, daß jeder ſeinen Trieben folgt, und der Widerſpruch zwiſchen den Trieben mehrerer ſie endlich in etwas Gemeinſchaftlichem zuſammen zu kommen nöthigt. Das iſt der Urſprung der Staaten und ihrer Verfaſſungen. Dort wird eine gewiſſe Lage der Theile gegen einander, ihre Verbindung, und die Figur des Ganzen auf gleiche Weiſe beſtimmt, indem die Theile entweder den gemeinſchaftlichen Geſetzen der Schwere, oder ihren beſondern Bewegungstrieben folgen, woraus eine Wirkung und Gegenwirkung und eine fortwährende Translocation der Theile entſteht, die nicht eher aufhört, bis ſie eine Stellung gefunden haben, in welcher ſie alle den Geſetzen ihrer Natur ungeſtört folgen können. Dieß iſt alsdann der Zuſtand, in welchem ſie beharren.

Nun fragt ſich: iſt die Ordnung, welche man in dem Baue der Thier- und Pflanzen-Körper findet, nicht mit dieſer Ordnung, die ſich in allen Zuſammenſetzungen am Ende nothwendig finden muß, von gleicher Art? oder hat die Ordnung, welche die Kunſt und der Verſtand hervorbringen, wenigſtens

ſtens nach ihren ſichtbaren Zeichen etwas vor jener mechaniſchen Ordnung voraus, welches, weil wir es auch in der Structur unſers Körpers finden, uns dieſen als ein Kunſtwerk zu betrachten berechtigt?

Das gemeine Menſchengefühl ſagt, daß, zwiſchen einer mechaniſch nothwendigen und einer künſtlichen vom Verſtande hervorgebrachten Ordnung, ein dergleichen Unterſchied wirklich angetroffen wird. Erſtens: nicht eine jede Reihe von Urſachen und Wirkungen iſt eine regelmäßige Reihe. Regelmäßig nenne ich ſie erſt alsdann, wenn ſie mehrmahls wiederhohlt wird, und wenn bey jedesmahliger Wiederhohlung die Folge die nähmliche iſt, und immer das gleiche daraus entſteht.

Man vermiſcht, wenn man den Kunſtwerken die Producte mechaniſcher Kräfte an die Seite ſtellt, zwey Stücke: die Reihe von Bewegungen, durch welche das Compoſitum entſteht; und die Reihe von Bewegungen, die in dem Compoſitum ſelbſt, wenn es fertig iſt, vorgehn.

Wenn chimiſche Säfte gähren, Salze und Säuren einander wechſelsweiſe angreifen, oder ſchwere Körper einander drängen: ſo iſt Bewegung, und eine Reihe von Bewegungen in ihnen, ſo lange noch kein feſtes bleibendes Ganze oder kein ruhendes Syſtem aus ihnen geworden iſt. Dieſe Bewegungen folgen freylich nach irgend einer Regel auf einander: aber ſie iſt nur Regel für dieſen einzigen Fall. Die anfängliche Lage der Beſtandtheile beſtimmt die erſte Einwirkung, dieſe die zweyte, und ſo fort / bis endlich der Punct der Ruhe und des Gleichgewichts gekommen iſt. Von vorn gehen dieſe Gährungen, geht dieſes wechſelſeitige Drängen nie wieder an; und in keinem andern Fall iſt die Reihe und Folge der Bewegungen dieſelbe, weil die erſte Stellung der Dinge, die auf einander wirken, alles übrige determinirt und dieſe nie wieder ſo vorkommt.

Uiberdieß das Ende aller dieſer auf einander folgenden, und, wenn man will, ordentlich folgenden, Wirkungen iſt immer Ruhe; dann erſcheint erſt das Product; dann iſt das Werk der mechaniſchen Natur geſchaffen: aber dann hört auch die Wirkſamkeit derſelben auf.

Sind auch dergleichen Producte, z. B. Salze, von neuem wirkſam; ſo ſind ſie es nicht in ſich, ſondern auf andre Dinge, und bringen mit denſelben durch neue Gährungen, aber ganz anderer Art, wieder ähnliche Producte hervor.

Die Maſchinen, die wir bauen, und nächſt dieſen die Körper der Menſchen, Thiere und Pflanzen ganz allein, fangen ihre regelmäßigen Bewegungen erſt an, wenn ſie vollendet ſind. Innerhalb ihrer ſelbſt, finden wir ſolche Reihen auf einander folgender Wirkungen ihrer Theile. Dieſe ſind lang, haben ihren beſtimmten Vollendungspunct, fangen von neuem an, und nehmen immer den gleichen Gang. So die Uhr, ſo die Mühle; ſo der Magen und die Gedärme. — Und das Ende dieſer langdauernden und an einander geknüpften und immer erneuerten Revolutionen innerhalb des Körpers ſelbſt iſt bey dem Thier- und Pflanzen-Körper etwas, das zu ihrer Erhaltung oder zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts nöthig iſt. (Wir wollen für jetzt noch auf weiter nichts Achtung geben.)

Zweytens. In allen Naturproducten, die bloß aus den mechaniſchen Kräften ihrer Beſtandtheile entſpringen, oder doch ſo zu entſpringen ſcheinen, ſelbſt den regelmäßigſten, finden wir entweder die Theile ganz einerley geſtaltet und gebildet, wie in den Metallen, in den Salzen; oder wir finden die ungleichartigen Theile bloß unter einander gemiſcht, wie in verſchiedenen Steinarten, wie in den Vererzungen; oder wir finden die Ganzen, die ſich aus gleichartigen Theilen zuſammengeſetzt haben und vollendet ſind, bloß aneinander hängend, ohne innere Verbindung, wie z. B. gediegnes Gold in der Stuffe. Aber kein Beyſpiel kann aufgewieſen werden, von irgend einem ſolchen Aggregat, (deſſen Urſprung nähmlich aus den bloßen Bewegungskräften ſeines Urſtoffs erkennbar iſt,) bey welchem vollſtändig gebildete Ganze, als etwa Erzt, mit andern ebenfalls vollendeten Compoſitis wieder von neuem in eine ſolche Subordination geſetzt worden wären, daß durch die Zuſammenfügung von beyden, entweder eine ſymmetriſche Geſtalt oder eine fortdauernde Kraft zu gewiſſen innern Kreisbewegungen entſpränge.

Es iſt auch, wenn wir die Vernunft zu Rathe ziehen, höchſt unwahrſcheinlich, daß mechaniſche Elementarkräfte dergeſtalt erſt die einzelnen Räder der Maſchine, die ſie bilden, zubereiten, und dann ſie an einander fügen ſollten: und es iſt hingegen höchſt wahrſcheinlich, daß wenn ein Geiſt, wie der unſrige, etwas macht, er auf dieſe Weiſe zu Werke geht.

In Abſicht des erſten denke man folgenden Betrachtungen nach.

1. Alle mechaniſchen in dem Urſtoffe liegenden Bewegungskräfte wirken beſtändig gleichförmig fort, bis ſie durch eine ihnen entgegenwirkende ähnliche Kraft geſchwächt, ins Gleichgewicht, oder zur Ruhe gebracht werden. Es iſt alſo bey keiner derſelben ein Ende ihrer Wirkung, als die Ruhe; und von der gegenſeitigen Wirkung vieler ſolchen Kräfte iſt keine andere Vollendung zu erwarten, als das Gleichgewicht. Hier hört ihre Schöpfung auf, und nichts kann das formirte Ganze, als Ganzes, von neuem in Bewegung ſetzen, um nun auf ähnliche Weiſe zu neuen Schöpfungen fortzugehen, wie es ſelbſt von ſeinen Elementen war geſchaffen worden. Sind dieſe auch noch in dem producirten Compoſitum wirkſam, oder eilen ſie weiter, um neue Geſtalten zu bilden, ſo

geſchieht es nur auf Koſten der erſten, indem ſie dieſe wieder ſtufenweiſe zerſtören. Denn ſie müſſen alsdann von neuem aus dem Gleichgewichte kommen, in welchem die Bewegung des einen Elementes die Bewegung des andern aufhob; das Feuer muß wieder als Feuer, das Waſſer als Waſſer wirken. Aber alsdann hört auch die genaue Vereinigung auf, welche jedes Product zu einem eigenen Dinge ſeiner Art, zu einer wahren neuen Schöpfung, es ſey der Geſtalt, es ſey ſeinen innern Eigenſchaften nach, machte. Es iſt alſo nicht abzuſehen, wie die Elemente, welche das erſte ſimpel zuſammengeſetzte Ganze bildeten, zugleich in der Ruhe, in dem Gleichgewichte bleiben ſollten, wodurch dieſes Ganze allein ſeine Fortdauer erhält; und doch diejenige Wirkſamkeit fortſetzen ſollten, durch welche dieſes Ganze fähig würde, andre ganz anders, aus anderm Urſtoff gebildete, aufzuſuchen, ſich zu ihnen zu geſellen, und mit denſelben innigſt zu vereinigen. — Es können allerdings völlig gebildete Salze, die ihre beſtimmte Form haben, deren Schöpfung alſo als vollendet angeſehen werden kann, eben ſo völlig formirte Steine durchdringen, angreifen, umformen. Aber dieß geſchieht nur, indem jeder Beſtandtheil etwas von ſeiner Form und ſeinem Weſen verliert. Es ſind zerſtümmelte und halbzerſtörte Producte, deren Elemente ſich von neuem auf andre Art combinirt und dadurch neue Producte erzeugt haben; —

dieſe ſind vielleicht mit den noch unzerſtörten ältern Erzeugungen zuſammengewachſen. So können ganze Reihen von halben Zerſtörungen und hinzugekommenen Bildungen aufeinander folgen, wo die urſprünglich erſten Producte gleichſam zur Form oder Matrice dienen, damit die Operationen zur neuen Hervorbringung geſchehen können. Aber daß, nachdem Elementarkräfte ein Ganzes gebildet, d. h. ſich in irgend einer Lage ins Gleichgewicht geſetzt, und durch irgend eine Miſchung den Geſetzen der Verwandtſchaften genug gethan haben, — ſie dieſes Ganze in ſeinem vollſtändigen Seyn, ſeiner Figur und Structur erhalten, d. h. in dieſem Gleichgewichte bleiben, dieſe Miſchung, wobey die Gährung aufhört, beybehalten, — und doch auch zugleich wirkſam und in voller Bewegung ſeyn könnten, um wieder zu dieſem Ganzen andre Compoſita hinzuzufügen, — davon kann ſich unſer Verſtand wenigſtens keinen Begriff machen.

Wenn die Beſtandtheile ſelbſt das Compoſitum bilden, ſo können ſie, wenn es zu Stande gebracht iſt, nichts weiter thun, als ruhen, oder es zerſtören. — Bildet es aber eine fremde Kraft, ſo kann dieſe, wenn ſie damit zu Ende iſt, ein Ganzes zu bilden, oder ihm eine beſtimmte Form zu geben, ſehr wohl fortgehen, dieſelbe Operation bey anderm Stoffe zu wiederhohlen, und auf dieſe Art mehrere Dinge bilden, von denen nicht die Schöpfung des einen die wenigſtens angefangne und partielle Zerſtörung des andern nothwendig vorausſezt.

2. Wenn körperliche Elemente durch Zufall zuſammengebracht, in einander wirken, ſo ſind die Bewegungen, welche dadurch in ihnen entſtehn, allerdings beſtimmt durch die Natur der verſchiednen Elemente, und durch die erſte Lage, in der ſie ſich zufällig befanden. Und da aus den Bewegungen des erſten Moments die Bewegungen des zweyten folgen, ſo entſteht auch eine beſtimmte Reihe ſuccedirender verſchiedner Stellungen der Elemente, unter welchen endlich diejenige Lage, in welcher ſie bey einander bleiben und ein fortdauerndes Ganze bilden, die lezte iſt. Jene Bewegungen haben ihre Regeln, d. h. ihre fixe Beſtimmung; dieſe Lage hat alſo auch ihre Ordnung. Aber es iſt entweder eine einfache Ordnung; oder es iſt eine ſo ſehr zuſammengeſezte, dergleichen wir eben Unordnung nennen.

Die Kraft jedes Elements hat zwar auch ihre Tendenz: aber dieſe Tendenz iſt einfach. Mehrere Elemente derſelben Art ſtreben darnach, gewiſſe Bildungen hervorzubringen: aber dieſe Bildungen ſind immer dieſelben.

Sind die Elemente von verſchiedner Art und ihre Kräfte entgegenſtehend, ſo verändern ſie ihre Tendenzen wechſelſeitig alle Augenblicke. Dieſe beſtändigen Unterbrechungen in der Direction der

Bewegungen geben auch ein eben ſo vermiſchtes Ganze.

Das gleichartige Fortwirken der mechaniſchen Kräfte, es ſey daß eine derſelben ungeſtört wirke, entweder allein, oder als herrſchend über die übrigen, oder daß gegenſeitige Verhinderungen und Störungen eben zu dieſen Wirkungen gehören, bringt auch eine ſolche Gleichartigkeit in ihren Producten hervor, daß ſie entweder ganz aus einem Stoffe zu beſtehen ſcheinen, oder daß ſie durchaus vermiſchte Stoffe darſtellen.

Eine große Verſchiedenheit der Bewegungen in den Urſtoffen, welche doch eben dieſe Bewegungen im Ganzen nicht unterbreche, iſt uns undenkbar. Die, welche auf harmoniſche Art wirken, bringen die gleichen Effecte hervor; und die Vielheit der wirkenden Elemente vermehrt nur die Größe des Products, ohne es mannigfaltig zu machen: die aber, welche auf verſchiedene Art wirken, zerſtören und unterbrechen wechſelſeitig die Effecte von einander. Nie würden körperliche Elemente von einer ſo determinirten Bewegungskraft, daß ſie die Geſtalt eines Organs, dergleichen das Herz iſt, bildeten, neben denen von einer ſo unähnlichen Beſchaffenheit und Tendenz, als nöthig wäre, wenn ſie ſich von ſelbſt in die Form der Lunge, des Magens oder der Nerven fügen ſollten, haben ununterbrochen ruhig fortwirken können, ohne daß ein Theil die Operationen des andern verhindert, oder die angefangenen Pruducte verſtümmelt hätte. Noch unbegreiſlicher wäre der Zuſammenhang, den ſie zwiſchen ihren Pruducten geſtiftet hätten, obgleich zwiſchen ihnen ſelbſt, (den hervorbringenden Kräften,) Widerſpruch geweſen wäre. Doch davon in der Folge.

Wir kennen nur zweyerley Bewegungskräfte in der Materie: die Schwere, und die Kräfte, welche die chymiſchen Verwandtſchaften zeigen. Durch die Wirkung der erſtern, werden die Elementartheile, ohne ſich zu verändern, nur zuſammengefügt, und ihre Mannigfaltigkeit bleibt alſo auch in dem producirten Ganzen ſichtbar. Durch die Wirkung der zweyten, werden nur die ähnlichen Elemente vereinigt, die unähnlichen von einander abgeſondert; dadurch werden alſo am Ende ganz gleichartige Ganze gebildet. Aber kein mechaniſches Principium wiſſen wir, wodurch die Materie zugleich verſchiedentlich modelirt und die ſo gebildeten Theile, unverſtümmelt, mit einander vereiniget würden.

So ſehen wir auch in der That, die Producte der Natur, (Thier- und Pflanzenwelt ausgenommen,) getheilt. Einige ſind durchaus gleichförmig, andre ſind durchaus und unordentlich gemiſcht. Die erſtern haben am meiſten das Anſehn von neuen Schöpfungen, weil man die Elemente, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, nicht gewahr wird. Die andern ſehen mehr bloßen Aggregaten von Materie ähnlich. Zu jener Gattung gehören die Metalle und die Salze, zu der andern die Steine.

Ein gegliedertes Ganze, eine aus kleinern Maſchinen zuſammengeſetzte größre Maſchine iſt, nach der Analogie der Erfahrung und nach der Vernunft, von den Bewegungskräften todter Materie nicht zu erwarten. Sie wirken freylich nach Regeln, aber eben dieſen Regeln ſcheint ein ſolcher Erfolg zu widerſprechen.

Aber iſt er den Wirkungen eines Geiſtes ähnlich? Läßt ſich, nach den Regeln, welche die Wirkſamkeit einer denkenden und freyen Urſache beſtimmen, eher eine ſolche Unterordnung mehrerer Zuſammenſetzungen unter ein gemeinſchaftliches Syſtem, welches ſie alle als Theile in ſich enthält, erwarten?

Ganz gewiß, wenn wir nach den Geſetzen urtheilen, welche der menſchliche Verſtand in der Hervorbringung ſeiner Werke beobachtet: höchſt wahrſcheinlich, wenn wir die Natur des Denkens und einer abſichtsvollen Unternehmung an ſich zum Maßſtabe nehmen.

Es iſt uns natürlich, Entwürfe auf Entwürfe zu bauen, und eine vollendete Combination von Ideen, zum Elemente einer neuen Combination zu machen. Es iſt alſo auch natürlich, daß unſre erſten Kunſtwerke nur Räder und Werkzeuge zu mehr zuſammengeſetzten Maſchinen werden.

Alle unſre künſtlichſten und weitläufigſten Baue haben den Charakter, daß ſie aus kleinern und weniger künſtlichen Gebäuden, die vorher ſchon fertig waren, zuſammengeſetzt ſind. Alle Fortſchritte unſrer mechaniſchen Erfindungen geſchehen, indem wir die von unſern Vorgängern oder uns ſelbſt ehedem erfundnen, d. h. zuſammengeſetzten Werkzeuge zu Gliedern neuer Compoſitorum, zu Triebfedern und Rädern in neuen Maſchinen machen. In allem, was wir machen oder thun, ſelbſt in unſern Reden, unſern Schlüſſen, in unſerm Denken ſelbſt iſt das Gegliederte ſichtbar. Nirgends iſt ein vollkommnes Continuum, allenthalben ſind Abtheilungen, kleinere Ganze, die in größern ſtecken, deutlich von einander abgeſondert, und doch genau vereinigt ſind. So beſteht jede Rede aus Perioden, jede Periode aus Sätzen, und endlich ſelbſt jedes Wort aus Sylben. Man betrachte die Werke der Baukunſt und der Mechanik: allenthalben wird man dieſe vielfache Compoſition erkennen, die erſt aus den rohen Materialien die einzelnen Theile ausarbeitet, und die ausgearbeiteten Theile dann wieder nach gewiſſen Proportionen zuſammenhängt

„Aber iſt dieß nicht vielleicht mehr die Folge der Schwäche, als der Kraft unſers Geiſtes? Kommt es nicht vielleicht mehr von der Einſchränkung, welcher wir bey unſerm Denken und Handeln unterworfen ſind, als von der Natur des Denkens und freyer Handlungen ſelbſt her?“

„Wir ſetzen unſre Werke aus Gliedern allerdings deßwegen zuſammen, weil wir unſre Ideen ſo abtheilen müſſen: aber wir theilen dieſe letztern nur deßwegen, weil wir nicht Kraft genug haben, ununterbrochen fortzudenken, und eine große Anzahl von Gegenſtänden in einem Zuſammenhange uns vorzuſtellen, ohne unſre Aufmerkſamkeit zuweilen ausruhen zu laſſen. Wir müſſen freylich, wenn wir einen großen Vorrath von Materialien combiniren wollen, erſt eine eingeſchränktere Anzahl derſelben zuſammenſetzen, und mit dieſen Compoſitis als mit Einheiten verfahren, um daraus Ordnungen eines höhern Rangs zuſammenzuſetzen. So müſſen wir es machen, wenn wir Dinge begreifen, ſo, wenn wir mit ihnen operiren und ſie anwenden wollen. Die Glieder in unſern Reden und in unſern Gebäuden zeigen die Ruhepuncte unſers Denkens: aber daß wir ſolche Ruhepuncte nöthig haben, iſt ein Zeichen unſrer Schwäche. Und könnten alſo ähnliche Einrichtungen in den Werken der Natur geradezu für einen Beweis des Verſtandes in dem Urheber angeſehen werden?“

Ich antworte: es iſt bey weitem nicht ausgemacht, was, bey den Regeln unſers Denkens, die wir aus der Erfahrung kennen, und auf welche die Eigenthümlichkeiten unſrer Werke gegründet ſind, von dem Weſen der vorſtellenden Kraft, und was von den Schranken derſelben herkömmt. Vieles kann mit Schwächen zuſammenhängen, was demungeachtet nicht aus dieſen Schwächen folgt. Da wir dieſe ganze Klaſſe von Objecten, was Denken, Wollen und frey Handeln heißt, nur aus uns ſelbſt kennen, ſo thun wir unrecht, wenn wir das, was allen Menſchen darin gemein iſt, und was durch die verſchiedenen Grade der Fähigkeit, die wir unter ihnen finden, gar nicht verändert wird, nicht für Folgen der Natur der denkenden Kraft ſelbſt anſehn. Und dieß iſt der Fall in Abſicht des aus Gliedern Zuſammengeſetzten unſrer Ideen und unſrer Kunſtwerke. Der verſtändigſte Mann unterſcheidet ſich nicht, durch eine abſolute Continuität der Sachen, die er ſagt, oder hervorbringt, ſondern nur, daß er die einzelnen Theile richtiger und ſchärfer von einander abſondert, jeden beſſer ausarbeitet und ſie alle inniger verbindet. Dieſes Abſondern, Theilen und wieder Zuſammenfügen ſcheint ſogar die Operation des Denkens ſelbſt auszumachen. — Die Urſache ſey nun, welche ſie wolle, genug: nichts kann einem durch Ideen und nach Ideen hervorgebrachten Werke, nach den Begriffen, die wir uns, zufolge unſrer eignen Erfahrungen, davon machen, ähnlicher ſeyn, als dieſe ausgearbeitete Vollſtändigkeit einzelner Theile und Glieder, die zuſammengefügt worden, um größere Ganze auszumachen.

Aber wenn es auch noch zweifelhaft iſt, ob es in der Natur des Denkens überhaupt oder nur in den Mängeln unſrer Denkkraft liegt, daß wir gröſſere Syſteme nur aus kleinern erbauen: ſo iſt es gewiß, daß es in der Natur einer Abſicht und eines nach Abſichten handelnden Weſens liegt, auf diejenige Weiſe zu verfahren, die wir bey den thieriſchen und Pflanzen-Körpern beobachtet finden, und in welcher die größte Aehnlichkeit derſelben mit unſern Kunſtwerken beſteht.

Alle Directionen der Bewegung in der Materie ſind einfach. Die Tendenzen eines Willens ſind vielfach. Jene haben kein beſtimmtes Ziel, bey welchem die Bewegung ruhte, und von welchem ſie, weil ſie nun gleichſam befriedigt wäre, in einer neuen Richtung einen zweyten Lauf anfinge. Dieſe haben ihr beſtimmtes Ziel: ſie ſuchen etwas zu erreichen, was in der Zeit und im Raume irgendwo vorhanden ſeyn kann: und wenn dieſer Punct erreicht iſt, ſo hören die Beſtrebungen und die Activität auf, welche aus der bisherigen Neigung entſprangen. — Aber die Thätigkeit des Willens iſt deßhalb ſelbſt nicht zu Ende. Er ſucht ſich nun ein anderes Ziel, und fängt an auf einer neuen Laufbahn fortzugehn, neue Mittel zu Befriedigung einer andern Neigung zu ſuchen. Auch dieſe kann erreicht werden, ohne daß deßwegen der erſte Endzweck verloren ginge. Es iſt nichts natürlicher, als dieſe beyden zu combiniren, wenn ſie in Vereinigung treten können, um ſich Hülfsmittel für eine neue Beſtrebung zu ſuchen.

In der Natur eines freyen Willens oder einer

Kraft, die wirkt, weil ſie begehrt, und begehrt, was ſie ſich vorher gedacht hat, liegt es alſo, nicht nur ganze Reihen von Actionen nach einem gemeinſchaftlichen Ziel und alſo auch nach einer gemeinſchaftlichen Regel zu richten, wodurch dieſelben zuſammengenommen nur für eine Action gelten und ihr Werk, nur für ein Werk gilt; — und dann, wenn die gewünſchte Sache erlangt iſt, dieſe Reihe von Actionen zu ſchließen, und, eine andre anzufangen, eben ſo eine dritte und ſo weiter, bis ſie alle zuſammen ein Ganzes, nähmlich einen Plan zur Erreichung eines neuen Endzwecks ausmachen, ſondern auch ſolche Zwecke ſelbſt einander unterzuordnen, und ſo wie ſie das Mittel zu Befriedigung ihrer erſten Begierde ſuchte, das begehrte Gut ſelbſt wieder als Mittel zur Erfüllung eines zweyten Wunſches zu gebrauchen.

Mit einem Worte: Mittel dem Zwecke, und einen Zweck dem andern unterzuordnen, iſt einem nach Abſichten handelnden freyen Weſen ſo eigen, daß, wenn jene Unterſcheidung und Zergliederung ſeiner Plane verloren geht, auch ſelbſt der Gedanke von einem ſolchen Weſen wegfällt.

Es läßt ſich alſo vermuthen, daß, wenn ein Werk durch die Kräfte eines ſolchen Weſens entſteht, man eine ſolche Unterordnung mehrerer Zwecke unter einander durch die Unterordnung der Theile dieſes Werks wahrnehmen werde. Jeder einzelne

Vorſatz verurſachte eine beſtimmte abgeſonderte Arbeit, und dieſe Arbeit gab ein beſonders Product, analogiſch den Ideen, nach welchen ſich das handelnde Weſen ſeinen Endzweck vorſtellte. Die Verbindung dieſer Endzwecke zu Ausführung eines neuen Vorſatzes gab die Urſache ab, zu der Vereinigung dieſer ausgearbeiteten einzelnen Theile. — Es iſt umgekehrt natürlich, daß, wenn wir ein ſolches Werk ſehen, in welchem wir abgeſonderte künſtliche Maſchinen finden, die ihre eignen Verrichtungen haben, und die in andre ſolche Maſchinen, die wieder andre Geſchäfte haben, eingreifen, und mit ihnen eine noch wichtigere neue Bewegung ausführen, wir darin, wie in einem Spiegel, die Verfahrungsart und die Operationen eines nach Abſichten handelnden Urhebers zu entdecken glauben.

Alles, was dabey unſerer Schwäche eigen ſeyn könnte, wäre, daß wir dieſe Endzwecke nicht auf einmahl, ſondern nach und nach haben. Wir begehren erſtlich A und weiter nichts. Wenn wir das erlangt haben, dann werden wir erſt B gewahr, dann entſteht erſt die Begierde darnach; ſo wie auf einer Reiſe wir erſt auf einem gewiſſen Ort angelangt ſeyn müſſen, ehe wir die folgende Station ſehen können. Wir Menſchen machen alſo eine Hebeſtange. Dabey bleiben wir vor der Hand ſtehen; dann eine Wage, ferner ein Rad, endlich mehrere. Dann ſetzen wir zwey dergleichen zuſammen. So gehen wir Schritt vor Schritt weiter, und erſt mit der Zeit gelangen wir dazu, weitläuftige und künſtliche Maſchinen zu erbauen.

Bey einem vollkommneren Weſen kann dieß anders ſeyn. Es kann, indem es den erſten Endzweck erreicht, zugleich alle übrigen bis auf den letzten im Augenblicke haben. Es kann vielleicht an der Erreichung derſelben auf einmahl und von Anfang an arbeiten. Es kann ſein großes Werk, obgleich zertheilt und gegliedert, doch auf einmahl erbauen. Aber die Unterordnung der Zwecke, und die Zuſammenordnung und Verkettung der Mittel, die zu einem Zwecke gehören, bleiben deßwegen immer dieſelben; deßwegen bleibt doch die Abſonderung der Glieder, von denen jedes, ſo zu ſagen, die Summe aller Mittel zu einem beſondern ſubordinirten Zwecke vorſtellt, ſo wie die Zuſammenfügung der Glieder die Verbindung dieſer Zwecke zur Erreichung eines höheren darſtellt.

Nichts von allem dieſen läßt ſich erwarten bey unaufhörlich und gleichförmig fortwirkenden Bewegungskräften. Hier hängt immer ein Schritt mit dem vorhergehenden ſo genau zuſammen, wie mit dem Folgenden; das Ganze iſt vereinigt, aber eine beſondere, genauere, innigere Vereinigung zwiſchen gewiſſen Theilen, dann ein Interſtitium und ein Abſtand dieſer Combinationen von den folgenden, — eine neue engere Verbindung und dann endlich ein Zuſammenhang dieſer an ſich getrennten Ganzen kann nicht Statt finden. Wie hier die Bewegung continuirlich iſt, muß es auch das Product ſeyn.

Dasjenige alſo, was ich bisher geſagt habe, bezieht ſich auf diejenige Aehnlichkeit der Thier- und Pflanzenkörper mit Kunſtproducten, wobey auf den Umſtand, ob eine Abſicht, das heißt, etwas Nützliches und Gutes dadurch erreicht werde, noch nicht geſehen wird, ſondern bloß auf die Zeichen der Kunſt ſelbſt, auf die der Kunſt eigne Art der Ordnung, die von der Ordnung der körperlichen mechaniſchen Natur ſo merklich verſchieden iſt.

Aber nun kommt der beſondere und gewiß allen denkenden Menſchen ſehr auffallende Umſtand hinzu, daß dieſe außerordentliche Kunſtähnlichkeit eines Naturproductes, dieſe ſo genaue, ſo zuſammengeſetzte und ſo unwandelbare Ordnung, — die immer von vorn anfangende, gleichmäßige Reihe von Bewegungen, zu Hervorbringung desſelben Effects, — ſich gerade, und nur allein, oder doch am allervollkommenſten bey denjenigen Geſchöpfen findet, die eine Empfindung, die ein Bewußtſeyn ihrer ſelbſt haben, die glückſelig oder elend ſeyn, Vergnügen oder Schmerz empfinden können; und daß jenes Maſchinenwerk insgeſammt, wenn es in dem Stande iſt, in welchem es ſeyn ſoll, ſich mit dem Effect endigt, die Empfindung und das Leben zu erhalten, und dem Lebenden Vergnügen zu erwecken.

Wenn uns nicht die Gewohnheit dieſe Sachen zu ſehen gegen das Wunderbare gleichgiltig machte: ſo müßte es den, der alles aus mechaniſchen Geſetzen der Bewegung herleitet, äußerſt befremden, daß nicht ſolche künſtlichen Gebäude von der Materie hervorgebracht ſind, ohne Leben, ohne Empfindung. Da ſie gar nicht die Abſicht hat, Empfindung zu wecken, und ſie das Lebendige ſo wenig angeht, wie das Todte, da ſie, nur vermöge ihrer eignen Geſetze, ſo kunſtreich verfährt, und ſich in eine ſo bewundernswürdige Anordnung und Symmetrie verſetzt; ſo hätte ſie ja eben ſo zuſammengeſetzte Maſchinen, die aber nichts als Bewegung in ſich enthielten, hervorbringen, eben ſo ſymmetriſche, aber todte Geſtalten bilden können. — Aber nein; es gefällt ihr, ihre Kraft nur da anzuwenden, wo ſie nebenbey einen Effect, der doch an ſich von kunſtreicher Maſchinerie ganz verſchieden iſt, und ohne welchen es ſehr künſtliche Gebäude und Maſchinen geben kann, das Leben, das Denken, das Reden hervorbringt.

Wir wollen es umkehren; wir wollen annehmen, ein Geiſt, der, wie wir, Abſichten nur haben kann, wo er etwas an ſich ſelbſt Gutes ſieht, habe dieſe Natur gebaut: wo werden wir in den Werken deſſelben dieſe künſtliche Zuſammenordnung, dieſe Succeſſion von ſich einander regelmäßig ablöſenden Wirkungen erwarten können? oder vielmehr, wo werden die Endpuncte ſolcher Succeſſionen bey ſeinen Werken liegen? zu welchem Ziele werden ſich die Bewegungen ſeiner Maſchinen vereinigen? Gewiß dahin, wo allein ein Endzweck, eine Abſicht Statt finden kann, wo es ein Beſſeres und ein Schlechteres gibt, wo etwas als wünſchenswürdig zu denken iſt: in der Hervorbringung, Erhaltung und Unterſtützung des Lebens, Bewußtſeyns und Denkens, und in der Erhaltung eines ſolchen Zuſtandes des Lebendigen, in welchem es ſeines Daſeyns froh wird, ſelbſt wieder thätig ſeyn kann, und Vergnügen daraus genießt. Und gerade dieß ſehen wir in der Welt: Kunſt, und Plan und künſtliche Mittel, und ſorgfältig ausgebaute Maſchinen, wo alles dieſes darauf abzielt, und den Effect hat, das Lebendige hervorzubringen, zu erhalten, zu beglücken.

Was aber noch mehr die Bewunderung oder die Uiberzeugung erhöht, ſo finden wir an dieſen Körpern künſtlich gebaute Werkzeuge, nicht bloß zu dem Effect, dieſelben zu erhalten, zu nähren, und fortzupflanzen, ſondern auch ſolche, welche bloß die Empfindung, die Vorſtellung, das Denken alſo unmittelbar zum Endzweck oder zum Effect haben; Gegenſtände alſo, welche mit der Materie und den Bewegungskräften gar nicht zuſammenhängen, welche aber doch nach den Vorſtellungen eines Geiſtes gut heißen, und eine Abſicht für ein vernünftiges Weſen abgeben können. Dieß gilt offenbar großen Theils von allen Werkzeugen der Sinne.

Es kann vielleicht einem Menſchen, der ſich einmahl in das Syſtem der mechaniſchen Nothwendigkeit hineingedacht hat, begreiflich ſcheinen, daß Elemente, die ſich zuſammen ordnen, einen ſolchen Körper, wie der menſchliche iſt, zu bauen, auch die Werkzeuge bilden, durch welche die Structur deſſelben erhalten und fortdauernd gemacht wird. Die zuſammenſetzende ſchaffende Kraft mag vielleicht den Regeln unterworfen ſeyn, daß ſie zugleich das Princip der Erhaltung in das neue Geſchöpf bringen muß, obgleich auch dieß unbegreiflich iſt. Aber wie hängt mit den Geſetzen, durch welche die Materie eine gewiſſe ſich bewegende Maſchine erbaut, zugleich die Bildung ſolcher Inſtrumente zuſammen, die zum bloßen Beſtehen und Bewegen dieſer Maſchine als Maſchine gar nichts beytragen, in ihr gar kein nothwendiger Beſtandtheil zu ihrer Erhaltung und Fortdauer ſind, ſondern, nur in der Vorausſetzung, daß dieſe Maſchine empfände, und Erkenntniß hätte, dieſer Empfindungsfähigkeit Gegenſtände und Vorſtellungen verſchaffte. — Das Auge iſt ein eignes, vom ganzen übrigen Körper verſchiednes Inſtrument, ohne welches ſehr wohl das Schlagen des Herzens und der Umlauf des Blutes beſtehen könnte. Aber ein geiſtiges Weſen, das denken will, kann nicht ohne daſſelbe zu Erkenntniſſen gelangen. — Das

Ohr trägt unmittelbar zur Nahrung und zum Wachsthume nichts bey. Aber es bringt Begriffe hervor. So iſt es mit allen andern Sinnen. Hier kommt alles zuſammen, was die Hervorbringung derſelben durch mechaniſche Kraft unwahrſcheinlich und die Aehnlichkeit mit der Schöpfung eines Geiſtes vollkommen macht. Erſtlich ganz abgeſonderte eigen gebildete und wider ſehr künſtlich und ſelbſt ſehr zuſammengeſetzt gebildete Theile, die regelmäßig und gleichförmig widerhohlte Reihen von Bewegungen zu machen im Stande ſind; dann Unabhängigkeit dieſer Theile von dem Beſtehen, der Regung, Thätigkeit und Bewegung der übrigen Glieder: denn auch der blinde und taube Menſch kann doch leben, wenn auch Leben der mechaniſche Effect eines ſolchen Baues wäre; endlich als unmittelbarer Effect derſelben die Hervorbringung von Anläſſen, Vorſtellungen zu haben. Erkennen, und nach Erkenntniß handeln, und durch Vorſtellungen Vergnügen empfinden iſt das einzig erdenkliche Gut, das Einzige, was nur Abſicht ſeyn kann. — Alſo eine Reihe ſubordinirter Wirkungen und eben ſo ſubordinirter Maſchinen, nicht nothwendiger Folgen und Begleiter des Daſeyns, der Zuſammenſetzung und der Fortdauer des Ganzen, — unmittelbare Urſache von dem, was eine Abſicht eines verſtändigen Weſens ſeyn kann, was ſich das Geſchöpf ſelbſt, hätte es vorher denken können, gewünſcht haben würde: wohin kann dieß alles deuten, auf welche Analogie kann es führen, mit welcher Art von Erzeugungen können wir dieß vergleichen, als mit denen, die wir ſelbſt machen? Denn alle unſre Maſchinen, unſre Gebäude und andre Zuſammenſetzungen haben auch immer zum letzten Effect, den wir ſuchen, und in den ſie ſelbſt, wenn ſie tauglich ſind, endigen, — Empfindungen und Gedanken zu unterhalten und Vergnügungen zu gewähren.

Und hier wird der Ort ſeyn, eine Frage zu unterſuchen, die ſchon mehrmahls in dem Streite über dieſe Materie aufgeworfen und verſchieden beantwortet worden iſt. Welches iſt die vernünftige Art, Abſichten in der Welt aufzuſuchen, und aus anſcheinenden Abſichten auf einen vernünftigen Urheber zu ſchließen? Iſt der Schluß aus den Abſichten überhaupt giltig? Sind Abſichten mit Zuverläßigkeit zu erkennen? Und findet nicht bey Aufſuchung derſelben eben ſo viel Blendwerk der Einbildungskraft Statt, als ſich Kleinheit des Geiſtes und menſchlicher Eigennutz darin zeigt.

Achter Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Final-Urſachen bey dieſer Materie.

Der erſte Unterſchied, auf welchen man hier Rückſicht nehmen muß, iſt zwiſchen dem wirklich Abſichtlichen, welches ſchon vorausſetzt, daß ein Weſen, mit Verſtand und Freyheit begabt, die Sache angeordnet habe, und dem abſichtlich Scheinenden, in welchem nur eben die Ordnung, der Zuſammenhang und die Gleichförmigkeit zwiſchen Urſache und Wirkung iſt, die zwiſchen Mittel und Abſichten zu ſeyn pflegt.

Eine Abſicht im eigentlichen Verſtande iſt nur da, wo ein denkendes und nach Ideen handelndes Weſen etwas Gutes vorausgeſehen hat, dieſes Gute begehret, und um deſſelben willen etwas thut oder macht, Handlungen vornimmt, oder Dinge veranſtaltet.

Ein Natur-Zweck, der Schein einer Abſicht, das ἕνεκα τοῦ des Ariſtoteles kann wahrgenommen werden, wenn man auch von der Geiſtigkeit der Urkraft, welche wirkt, nicht überzeugt iſt; er würde vorhanden ſeyn und zugegeben werden müſſen, wenn man auch wirklich überzeugt wäre, daß die wirkenden Kräfte alle ohne Leben, Bewußtſeyn und Gedanken wären.

Dieſe Naturzwecke (ſo will ich ſie heißen) ſind nähmlich allenthalben, wo eine und dieſelbe Wirkung immer auf einerley Art, durch eine Reihe auf einander in derſelben Ordnung folgender Actionen, es ſey in einer, es ſey in mehreren Subſtanzen, hervorgebracht wird.

Von dieſer Art des abſichtlich Scheinenden habe ich geſagt, daß es ſich nirgends ſo mannigfaltig, ſo evident und in dem Grade zeigt, als in der thieriſchen und Pflanzen-Welt, weil es in der ganzen Natur keine uns bekannten Compoſita gibt, in welchen mehrerley einzelne an Geſtalt und Structur verſchiedne Theile auf eine ſo vielfache Weiſe mit und neben einander wirkten, zugleich die Ordnung, in welcher dieſe Wirkungen auf einander folgten, ſo unausgeſetzt, bey jeder Wiederhohlung dieſelbe bliebe, — und dieſe Wiederhohlungen der nähmlichen Operationen ſo unausgeſetzt fortgingen. So finden wir es in Abſicht der Veränderungen des ganzen Menſchen von der Geburt bis zum Tode, wenn wir einen Menſchen mit dem andern vergleichen; ſo finden wir es bey den Operationen der Verdauung in demſelben Menſchen, wenn wir den Uibergang der geſtern genoſſenen Speiſen ins Blut, mit der Verwandlung der heute genoßnen vergleichen; ſo bey der Fortpflanzung der Eindrücke auf die äußern Nerven zum Gehirn; bey dem Umlaufe des Blutes u. ſ. w.

Dieſe Vielheit der wirkenden Theile, dieſe Standhaftigkeit in der Ordnung ihrer Bewegungen, dieſe gleichförmige Wiederkunft, Anfang und Ende der nähmlichen Operationen, beweiſen noch nicht unmittelbar, daß hier wahre Abſicht ſey, d. h. daß ein verſtändiger Urheber, ſich dieſe letzten Wirkungen, worin ſo viele Reihen von agirenden Urſachen zuſammenſtimmen und ſich endigen, als etwas Gutes vorgeſtellt, es begehrt, und ſonach veranſtaltet habe. Aber es entſteht bey uns eine Vermuthung dafür, weil wir nähmlich, wenn wir die Operationen und Geſetze der Geiſter aus unſern Handlungen ſtudiren, gerade bey dieſen, dieſe Zuſammenkettung vieler auf einander folgenden Operationen zur Erhaltung eines gewiſſen entferntern End-Reſultates, und beſonders dieſe häufige und immer gleichförmige Wiederkunft derſelben Operationen finden, welche aus der Fortdauer derſelben Bedürfniſſe und Wünſche in uns und alſo aus der Nothwendigkeit, für deren Befriedigung mehrmahls zu ſorgen, entſteht, — und weil wir bey allen übrigen Naturwerken, nur immer einzelne, zerſtreute, unterbrochne, nie auf die genau gleiche Art wiederkommende Actionen finden.

Um aber dieſe Vermuthung bis zu einer Wahrſcheinlichkeit zu erhöhen, muß, wenn wir bloß das ſtumme Werk vor uns liegen haben, und ſein Urheber nicht ſelbſt mit uns redet, noch dieß hinzukommen, daß dieſe Centra der zuſammenlaufenden Wirkungen, dieſe letzten Glieder der langen Ketten von Urſachen dasjenige in ſich enthalten, oder das hervorbringen, was wir Gut nennen, was ein Gegenſtand unſers Willens, die Quelle von Bewegungs-Gründen ſeyn kann.

Und was iſt dieſes?

Hier dünkt mich nun, ruft die Stimme aller Menſchen, daß im Todten, im Unbelebten, im nicht Empfindenden, an ſich nichts Gutes liegen kann, daß, wenn die ganze Welt ſo wäre, kein Zuſtand derſelben vor jedem andern irgend einen Vorzug hätte, daß, wenn in der Welt Theile ſind, die Bewußtſeyn haben, andre, die es nicht haben, das Gute, welches eine Abſicht werden und zu einem Bewegungsgrunde dienen kann, nur in jenen ſeinen Sitz habe, und dieſen bloß inſofern zukomme, als der Zuſtand der erſtern durch ſie afficirt wird.

Dieſen Punct hat ſchon Reimarus in ſeinem, nach ſo vielen neuern Unterſuchungen immer noch vortrefflichen, Buche von der natürlichen Religion ſehr genugthuend ausgeführt. Er liegt aber in den Gedanken aller Menſchen zum Grunde.

Man ſtelle ſich die Erdkugel entblößt von allen ihren Bewohnern, durchaus öde und einſam vor. Keine Stimme, auch kein Laut eines Inſekts bewege ihren Luftkreis, und nun ſetze man den Fall, daß ſie durch Vulkane und Erdbeben verwüſtet, durch einen Kometen zertrümmert oder verbrannt, ja in ihre Atomen aufgelöſet, durch das Univerſum verwebet werde. Kann man alsdann ſagen, daß ihr jetziger Bau beſſer geweſen ſey, als ihre Ruinen ſeyn werden. Was iſt den Stäubchen, woraus ſie beſteht, daran gelegen, ob ſie in kugelförmiger Geſtalt zuſammenhängen, und in ordentlichen Kreiſen ſich umwälzen und um einen fremden Punct getragen werden, oder ob ſie abgeſondert und zerſtreut herumſchwärmen.

Der Begriff des Guten ſetzt einen Vorzug voraus, der Vorzug ein Wahrnehmen zweyer Zuſtände und eine Vergleichung derſelben mit einander; dieſes Wahrnehmen ein Weſen, das wenigſtens Bewußtſeyn und Leben hat.

Je vollkommener das Bewußtſeyn iſt, deſto vollkommner iſt die Unterſcheidung des einen Zuſtandes von dem andern, deſto deutlicher iſt der Begriff des Guten.

Das vollkommne Bewußtſeyn liegt im Denken. Aus dem dunkeln Gefühle, wenn es ſich erhebt, wird der Gedanke. Wie das verworrene Bild in einem unrecht ausgezognen Tubus ſich aus einander rückt und zugleich determinirt, wenn derſelbe dem Auge gemäß verlängert oder verkürzt worden; ſo entwickelt ſich die Empfindung im Verſtande. — Um deßwillen ſind alſo die denkenden Weſen, als die am vollkommenſten Empfindenden, diejenigen, bey welchen wir Gutes und Böſes am gewiſſeſten antreffen, und die Beziehung, welche am deutlichſten den Begriff des Abſichtlichen gibt.

Es kann alſo in der Einrichtung der todten Natur und ihrer einzelnen Theile etwas, das Bewunderung, Lob, oder irgend einen Ausdruck des darin erkannten Guten verdiente, nur inſofern gefunden werden, als ſie zu demjenigen Zuſtande der lebendigen Weſen, in welchem eigentlich das Gute ſeinen Sitz hat, beytragen.

Man täuſcht ſich oft ſelbſt, indem man dem Urſprunge ſeiner Empfindungen nicht genau nachſpürt.

Man findet körperliche Gegenſtände, die ein Gefühl des Erhabnen bey uns erregen. Dieß thut ein großes Gebäude, ein weitläuftiges Gebirge, ſelbſt ein hoher Fels. Nichts aber iſt fähiger dieſen Eindruck zu machen, als der Anblick der ganzen Natur, auch, wenn wir ſie uns noch als leblos vorſtellen.

Weil nun in dem Gefühle des Erhabenen ein Vorzug, und zwar, wie es ſcheint, der größte Vorzug, nähmlich der vor dem Niedrigen, liegt, welche beyde Extreme viel weiter aus einander ſind, als Gutes und Böſes: oder vielmehr, weil das urſprüngliche Gefühl des Erhabnen zuſammengeſetzt iſt aus Zuneigung und Bewunderung, oder aus der Idee des Guten und Großen, ſo ſind wir geneigt, die Ausdrücke der Bewunderung, welche zugleich Ausdrücke des Lobes, des Beyfalls, und alſo einer gewiſſen Zuneigung enthalten, auch auf ſolche Gegenſtände anzuwenden, wo wir Größe allein finden.

Dieß iſt die Urſache, warum auch diejenigen, welche an einen vernünftigen Urheber der Weltordnung nicht denken, oder auch denſelben geradezu leugnen, welche eine reelle Beziehung dieſer Ordnung auf Leben, Wohlſeyn und Vollkommenheit ſolcher Weſen, dergleichen wir und die Thiere ſind, nicht zugeben, doch von der Natur in eben ſo prächtigen, bewundernden und verehrenden Ausdrücken reden, als nur der entſchiedendſte Theiſt thun kann. — Theils ſehen ſie durch eine Art von Blendwerk, zu welchem unſer Geiſt ſeinen Denkgeſetzen noch unmerklich verleitet wird, dieſes Ganze wirklich in ſolchen Augenblicken als belebt an, und verſetzen ſich mit ihren Empfindungen in die Stelle der Natur; in welchem Falle ſie ein Gefühl, es ſey der bloßen Größe und Stärke, es ſey einer hohen und allgemeinen Ordnung haben, welches ſie nothwendig für einen höchſt wünſchenswürdigen Zuſtand halten müſſen; oder ſie folgen nur der Gewohnheit, welche große Gegenſtände, wenn ſie zugleich nützlich ſind, uns ſehr vorziehen, d. h. bewundern lehrt, und empfinden gleiche Regungen bey dem größten aller Objecte, deſſen Nützlichkeit ihnen doch zugleich dunkel vor Augen ſchwebt, ob ſie gleich deſſen Abſichtlichkeit leugnen.

Wenn ſie ſich aber von dieſem Blendwerke der Imagination, oder dem unwillkürlichen Hange der Gewohnheit losmachen, ſo müſſen ſie erkennen, daß die Menge eigentlich nichts erhaben noch groß in dem Sinne mache, in welchem Erhabenheit und Größe ein Gegenſtand der Werthſchätzung ſeyn ſoll, daß alſo die unendliche Menge von Dingen und Atomen, aus welchen die Natur beſteht, dadurch, daß ihrer unendlich viele ſind, um nichts edler und beſſer wird, als wenn nur ein einziges Erdſtäubchen vorhanden wäre. Sie müſſen ferner geſtehen, daß weder die runde Geſtalt vor der eckigen, noch das Licht vor der Finſterniß, noch die Bewegung vor der Ruhe, noch die regelmäßige Bewegung vor der unordentlichen, unter lauter ſolchen Erd- und Waſſer- und Feuer-Theilchen, ſo unendlich ihre Anzahl ſey, den mindeſten Vorzug habe, daß das Chaos ſo gut ſey, wie die ſchönſte Welt; ſobald in allen dieſen unzählbaren Dingen nichts iſt, was erkennt und empfindet, wie es ſelbſt oder andre Dinge beſchaffen ſind, und daß alſo alle Ausdrücke der Bewunderung und Ehrerbiethung, angewendet auf eine ſolche todte Welt, oder angewendet ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang ihres todten Theils auf den lebendigen, einen wahren Mißbrauch der Wörter enthalten. Nicht im Daſeyn, ſondern nur im dem empfundnen Daſeyn kann das Gute liegen.

Nichts iſt mehr deutlich und beſtimmt in dieſer ganzen Unterſuchung, ſobald man von einem Urheber der Welt redet, den man Gott nennt, von ihm in Ausdrücken redet, die Ehrerbiethung anzeigen, und es doch unausgemacht läßt, ob man ihm eigentliches Denken und Wollen als unterſcheidenden Character zuſchreibe. Man läßt aber dieſes auch dann unausgemacht, wenn man die Wörter Denken und Wollen zwar von ihm braucht, aber doch diejenige Aehnlichkeit mit unſerm Denken und Wollen leugnet, ohne welche uns gar kein Begriff von dieſen beyden Operationen übrig bleibt. Unter dieſe weſentlichen Beſtimmungen unſrer Handlungsweiſe, mit welchem die Idee eines Geiſtes ſteht oder fällt, gehört gewiß auch dieſe, daß wir von keinem Dinge den einen Zuſtand dem andern vorziehen, alſo von keinem Dinge irgend einen Zuſtand wollen können, als von einem ſolchen, welches ſich dieſes Zuſtandes bewußt iſt, daß wenn wir in unbelebten Dingen die eine Geſtalt und Structur der andern vorziehen, wie es nur thun, weil irgend ein anderes belebtes Weſen durch jene in den Zuſtand, den wir zunächſt und unmittelbar wollen, verſetzt und darin erhalten, durch dieſe darin geſtört, oder desſelben verluſtig gemacht wird.

Es iſt alſo kein Begriff von Gott möglich, ohne dieſe Abſichtlichkeit der todten Natur und der Einrichtung der Körperwelt auf Hervorbringung und Erhaltung eines gewiſſen Zuſtandes in der lebenden Welt, (von welcher wir außer uns Menſchen und den Thieren nichts kennen,) anzunehmen; es iſt keine Wahrſcheinlichkeit, ſeine Exiſtenz anzunehmen, wenn man nicht Urſache hat, dieſe Abſichtlichkeit zu vermuthen.

Es kann alſo ſo wenig dieſe Aufſuchung der Abſichten, d. h. der Beziehung der Körperwelt und ihrer Modificationen auf den Nutzen der Menſchen und Thiere, d. h. auf Hervorbringung desjenigen Zuſtandes derſelben, der uns unmittelbar den Begriff des Guten gewährt, in dieſer Unterſuchung über die Exiſtenz Gottes für klein und geringfügig angeſehen werden, daß vielmehr dieſe das einzige Mittel iſt, irgend eine Entſcheidung dieſer großen Frage zu finden; es kommt darauf an, ob die Kräfte, welche die Körper in die gegenwärtige Form gebracht haben, denkende und wollende Kräfte ſind oder nicht. Unmittelbar erfahren wir die Gedanken dieſer Kräfte nicht. Wir müſſen ſie, wie die Ideen eines abweſenden Baumeiſters, aus dem Anblicke des Gebäudes ſchließen. Und was kann uns dahin bringen, zu glauben, daß dieſe Kräfte, welche die Welt gebaut haben, denkende Kräfte ſind? bloß dieſes, daß ſie ſo gehandelt zu haben ſcheinen, wie die einzigen denkenden Weſen, die wir kennen, wie wir ſelbſt zu Werke gehen würden, wenn wir eine Welt bauen könnten. — Wir würden durch Ausſichten auf etwas Gutes und Vortreffliches bewogen, wir würden durch die Ideen deſſelben in dem Bau der Welt geleitet werden. Gutes und Vortrefflicheres aber kennen wir nichts, als einen gewiſſen Zuſtand lebender und empfindender Weſen, der Glückſeligkeit und Vollkommenheit heißt. Dieſen alſo in uns ſelbſt oder in andern uns ähnlichen Weſen hervorzubringen, iſt der einzige Bewegungsgrund, die einzige Quelle unſrer Handlungen. Dieß mußte alſo auch der Bewegungsgrund zu den göttlichen Handlungen ſeyn, wenn ein Gott iſt; ſeine eigne Glückſeligkeit und die unſrige. — Welche Beziehung die Welt und ihre Einrichtung auf ihren Urheber haben, und in wie fern ſie in ihm ſelbſt Glückſeligkeit hervorbringen, davon wiſſen wir nichts. Dieſen Bewegungsgrund, dieſe Triebfeder ſeiner Handlungen können wir alſo nicht entdecken, nicht einmahl ahnden. Nichts uns Sichtbares alſo bleibt übrig, das für eine unſerm Willen ähnliche Kraft, eine Triebfeder und ein Modell zu einem Weltbau ſeyn könnte, als der Einfluß dieſer Welt auf uns und unſers Gleichen, auf Wohl und Wehe der lebendigen Geſchöpfe. — Dieſen Einfluß aufzuſuchen, bleibt alſo, ſo lange Menſchen Menſchen ſind, das einzige Mittel, in dieſer Materie irgend etwas zu ſehen: es ſey nun ein Schimmerlicht, welches daraus entſteht, oder eine leuchtende Fackel; genug, es iſt das einzige, ohne welches wir völlig im Finſtern ſind, und alle Unterſuchung aufgeben müſſen.

Was in den neueſten Zeiten mehrern denkenden und beſonders ſpeculativen Köpfen dieſe Aufſuchung der Abſichten verächtlich gemacht, und ſie zu Ungebühr verleitet hat, dieſen von Anbeginn der Menſchheit betretnen Weg des Denkens als der Würde eines Philoſophen unanſtändig zu verlaſſen, iſt der Mißbrauch dieſer Verfahrungsart. Dieſer Mißbrauch iſt nähmlich doppelt.

Erſtlich, wenn man jeden Nutzen unmittelbar für eine Abſicht im eigentlichen Verſtande hält. Zweytens, wenn man ein Phänomen erklärt zu haben glaubt, ſobald man gezeigt hat, daß es nützlich iſt. Erſteres iſt kleinlich, Letzteres iſt falſch und irrig. Jenes hatten Maupertuis und Herder im Sinne, wenn ſie die Bemühungen der Phyſikotheologen als lächerlich oder unphiloſophiſch darſtellen; dieſes war es, was Baco und Leibnitz mißbilligten, wenn ſie den Gebrauch der Teleologie in der Phyſik nicht zuließen.

Wenn nähmlich ſchon bewieſen iſt, daß ein Gott die Welt gemacht hat, d. h. ein Weſen, welches nur etwas machen kann, weil es gut iſt, oder Glückſeligkeit befördert: ſo kann man alle Vermehrung des Wohls und der Glückſeligkeit der Lebendigen, ſie entſtehe aus welcher Einrichtung der Natur ſie wolle, ſie ſey im Kleinen oder im Großen wohlthätig, mit unter die Dinge rechnen, die dieſes Weſen will, und alſo unter ſeine Abſichten; nur daß es uns bey unſerer eingeſchränkten Zeit und Kraft nicht nützlich ſeyn kann, alle einzelnen Fälle dieſer Art aufzuſuchen.

Aber wenn dieß erſt bewieſen werden ſoll, ſo müſſen die Beziehungen der Dinge auf unſre Glückſeligkeit evident, das, was uns dadurch zu Theil wird, muß etwas Unentbehrliches oder etwas ſehr Wichtiges zu unſrer Erhaltung oder zu dem Gebrauch unſrer Kräfte ſeyn; es muß, wie das Licht der Sonne, von ſelbſt mit uns in Verbindung ſeyn, und uns nützen ohne unſer Zuthun, nicht erſt von uns ſeyn aufgeſucht, und in Gebrauch gezogen worden. — Es wäre aber Unredlichkeit oder Unverſtand, wenn man das Abſichtliche, welches in der Structur des Auges und in dem zu dem Auge paſſenden Lichte, in der Structur des Magens und der Verdauungswerkzeuge und in der Natur der Nahrungsmittel liegt, mit dem Nutzen vermiſchen, oder in eine Reihe ſetzen wollte, welchen die Menſchen aus den Kieſelſteinen ziehen, wenn ſie Feuer ſchlagen, oder von der Naſe, wenn ſie die Brille aufſetzen.

Die Bemühungen der Phyſikotheologen, in jedem Nutzen, den Menſchen von phyſiſchen Kräften und Dingen erhalten, Beweiſe göttlicher Wohlthätigkeit zu finden, werden alſo nicht darum verächtlich, weil es überhaupt thöricht wäre, den Menſchen für einen Zweck der Schöpfung zu halten, wenn es einen weiſen Schöpfer oder Erbauer der Welt gibt. Nein im Gegentheil, wir wiſſen von gar keinem Zwecke der Welt, wenn wir nicht den Menſchen dafür annehmen; mit dem Zuſatze, daß wir ihm die Thiere, inſofern ſie Mitgenoſſen ſeines Wohls und Wehes ſind, und ſelbſt für Vergnügen und Schmerz Empfänglichkeit haben, zugeſellen. Denn außer dieſen Geſchöpfen wiſſen wir keines, das ſeines Daſeyns ſich bewußt wäre, und ſich alſo desſelben freuen, oder es verwünſchen könnte. Und einen Unterſchied zwiſchen beſſer und ſchlechter, alſo die Möglichkeit einer Abſicht können wir nur da finden, wo die Zuſtände der Dinge empfunden, mit Zufriedenheit oder Widerwillen empfunden werden.

Aber darin fehlen jene theologiſchen Naturkundiger, wenn ſie die großen Beweiſe, die aus dem Zuſammenhange des Ganzen und ſeiner Uibereinſtimmung mit Hervorbringung, Erhaltung und Beglückung des menſchlichen und thieriſchen Lebens entſtehen, bey Seite ſetzen, und ſich an kleine Argumente, die aus einzelnen Theilen der Natur hergenommen ſind, halten, deren wirkliche Tendenz ſich weit weniger deutlich erkennen läßt, und bey denen es unausgemacht bleibt, ob der Nutzen, den ſie gewähren, eine zufällige Anwendung iſt, welche der menſchliche Verſtand von ihnen gemacht hat, oder eine Anordnung der Natur, die den menſchlichen Verſtand erſt geleitet hat.

Sie fehlen auch ſogar dadurch, wenn ſie jene großen Beweiſe durch zu viele gehäufte Beyſpiele von Nutzungen, die uns aus dieſer oder jener Einrichtung der natürlichen Körper und ihrer Erſcheinungen entſtehen, unterſtützen wollen.

Erſtlich fallen ſie dadurch in unnütze Wiederhohlungen. Jeder kann leicht, wenn ſein Geiſt einmahl erweckt iſt, ſich den allenthalben wirkſamen, guten Vater der Natur vorzuſtellen, bey jedem Nutzen, der ihm durch einzelne Gegenſtände der Natur zu Theil wird, ſelbſt den Gedanken von einer göttlichen Abſicht hinzuſetzen.

Zum andern aber verfälſchen und erniedrigen ſie auch den Begriff von Abſicht ſelbſt. So wie das Abſichtliche überhaupt in der Beziehung auf ein lebendes und beſonders ein denkendes Weſen beſteht: ſo wird das, was wahre Abſicht iſt, nur erkannt, und von der eingebildeten unterſchieden, wenn man die Natur des denkenden und lebenden Weſens, d. h. des Menſchen, (der als empfindend der Stellvertreter und Repräſentant der ganzen thieriſchen Schöpfung ſeyn kann, als denkend aber einzig in ſeiner Art iſt,) genauer unterſucht, und kennen lernt, worin deſſen wahres Wohl und Wehe beſteht. Wenn es eingebildete Güter für ihn geben kann, ſo kann es auch falſch ſupponirte Abſichten geben; wenn man nähmlich Dinge, die dieſe Güter ihm gewähren, als Beweiſe mit Vorſatz von einem wohlthätigen Weſen gemachter Einrichtungen anſieht. Nicht jeder befriedigte Wunſch des Menſchen iſt ein Gut für ihn; nicht jeder Gebrauch, den er von Naturproducten oder Naturgeſetzen macht, um dieſe Befriedigung zu erhalten, iſt ein wahrer Nutzen. — Die Meinung und den Plan des weiſeſten und größten Geiſtes in ſolchen Beziehungen aufſuchen, von denen es noch ungewiß iſt, ob ſie ſich in dem wahren und bleibenden Wohl des Menſchen endigen, oder ob ſie nur ein vorübergehendes und Scheinintereſſe befördern, heißt wirklich die Natur des Beweiſes aus dem Abſichtlichen in der Weltordnung verkehren, und ihn in den Augen der Menſchen verächtlich machen. Es iſt aber ſchwer zu vermeiden, daß diejenigen, welche in allen verſchiedenen Nutzungen der Dinge die Spuren der göttlichen Abſichten aufſuchen, nicht ſolche zweydeutige Nutzen mit aufnehmen.

Weit ſchwerer iſt es noch, die Abſichten oder die Spuren von Abſichten bey den Thieren zu finden, zuerſt, weil wir ihre Lebensweiſe, ihre eigenthümliche Empfindungsart, ihre Bedürfniſſe, alſo das, worin ihr Wohl oder Wehe liegt, weit weniger kennen, als das, was menſchliche Glückſeligkeit ausmacht; außer daß wir wiſſen, daß jedes Lebendige ſich ſeiner Erhaltung freut, und an dem, was dazu beyträgt, Vergnügen findet, jedes den Tod fürchtet, und Schmerz leidet, wenn es zerſtört wird. Je mehr die Thiere an Geſtalt und innerer Natur von uns abgehen, deſto ſchwerer iſt es, zu vermuthen, was ſie bedürfen, und wodurch ſie glücklich ſind. Um deßwillen iſt alſo von der beſondern Beziehung ihres Baues auf das, was bey ihnen Endzweck iſt, ſchwerer mit Gewißheit zu urtheilen; und Maupertuis nimmt daher die Beyſpiele ſolcher mit Unrecht aufgeſuchten Abſichten von dem Bau der Inſecten.

Beſonders iſt bey der Uibereinſtimmung ihres Baues mit ihrer Lebensweiſe und Art ſich zu ernähren, ſehr ſchwer zu beſtimmen, ob dieſe nur eine nothwendige Folge jener Structur war, oder ob ſie dieſe empfangen haben, damit jene Ernährungsart Statt finde.

Maupertuis ſagt weiter: was beweiſt das, wenn man gleich findet, eine Schlange oder ein Ungeziefer habe einen ſo künſtlich gebauten Körper, der ſich genau zu ſeiner Lebensweiſe ſchickt, wenn man die Abſicht nicht finden kann, warum das ganze Ungeziefer da iſt?

Maupertuis hat hierbey Unrecht, wenn er, wie es bey dieſem Tadel nothwendig iſt, vorausſetzt, daß nur denkende Weſen allein den Grund zu einer Abſicht enthalten können. Alles, was Empfindung hat, kann einen Unterſchied des Guten und Böſen gewahr werden; und ein Zuſtand, in welchem es ſich wohl befindet, kann ein Endzweck eines verſtändigen Weſens ſeyn. Das Ungeziefer, die Schlange ſelbſt, wenn ſie, vermöge des ihnen eignen Baues, ihrer eigenthümlichen Natur nach, beſſer und glücklicher Leben konnten, waren für einen wohlthätigen Schöpfer ein hinlänglicher Bewegungsgrund, dieſe Structur zu wollen. Ob aber dieſes ſey, ob die innere Natur der Thiere, ihre Bedürfniſſe und ihre Art der Glückſeligkeit eben ſo verſchieden ſeyn, als ihr Körperbau, und ob dieſer zu jenen genau paſſe, ſind wir nicht vermögend zu beurtheilen.

Indeß hat Maupertuis Recht, wenn er vernünftige Weſen, wie wir ſind, für höhere Endzwecke anſieht. — Und ſo lange uns alſo nicht der Zuſammenhang der thieriſchen Schöpfung mit den denkenden Geſchöpfen bekannt iſt: ſo lange iſt der wahre Plan der Welt, vorausgeſetzt, daß ein ſolcher vorhanden ſey, noch nicht vollſtändig gefunden.

Aber alle dieſe Einſchränkungen hindern nicht, daß wir nicht ſolche augenſcheinlichen und großen, ſolche von uns gar nicht veranſtalteten Convenienzen der Natureinrichtungen mit dem, was für die höchſte und einzige Abſicht eines vernünftig handelnden und wirkenden Weſens angeſehen werden kann, finden, und auf dieſe die Analogie zwiſchen der Welt und den abſichtlich von uns hervorgebrachten Producten gründen können.

Der Bau der ſinnlichen Werkzeuge iſt, wie ich ſchon vorhin geſagt habe, eine von dieſen Convenienzen. — Es ſind zuerſt nicht Mittel zum Seyn, zur bloßen Erhaltung, ſondern es ſind Bedingniſſe des Empfindens, des Erkennens. Wäre es nothwendig, daß die Structur, die ſich aus Naturkräften bildete, auch den Grund ihrer Erhaltung in ſich hätte: ſo iſt es doch gewiß nicht nothwendig, daß ſie auch die Werkzeuge, wodurch Ideen entſtehen, in ſich enthält. Der taube und blinde Menſch könnte ſeyn und beſtehen, wenn auch nur kurze Zeit.

Ein andrer Umſtand, der mich immer ſehr aufmerkſam gemacht, und der eben dieſen Eindruck ſchon bey den Alten hervorgebracht hat, iſt der, daß dasjenige, was zur Erhaltung des Thieres oder der Gattung beyträgt, auch das Vergnügen des Thieres befördert. Eſſen, Trinken und ſich Fortpflanzen ſind die Hauptquellen thieriſcher Glückſeligkeit. Hier ſind alſo Motive bereitet zu Handlungen, durch welche Naturproducte erhalten werden. Die ſchaffende Natur konnte nicht unmittelbar ihr Werk bewahren; ſie mußten den Handlungen ihres Geſchöpfes einen Antheil an dieſer Erhaltung laſſen. Um dieſe zu ſichern, mußte ſie zu jenen Handlungen Antriebe geben. Dieſe Antriebe ſind bey lebendigen und empfindenden Weſen das Vergnügen: ſie veranſtaltete alſo Vergnügen bey allen den Verrichtungen, durch welche das Geſchöpf arbeitet, das zu erhalten, was die Natur hervorgebracht hat.

Was in der Welt iſt einer Veranſtaltung von Menſchen ähnlicher? Auf den Willen Andrer zu wirken, und Motive vorzubereiten, dieß ſcheint unter Allem den verſtändigen Handlungen am ähnlichſten. Was einer todten blind wirkenden Materie am wenigſten möglich ſcheint, iſt, in den Concretis, die ſie macht, oder in den Maſchinen, die ſie baut, wenn dieſe von ungefähr Empfindung zugleich mitbekämen, auf dieſe zufällige Eigenſchaft zum voraus geſtimmte, und darauf ſich beziehende Veranſtaltungen machen zu können. Die Empfindung war Reſultat, ſie war gar nicht unter den Urſachen: ſie determinirte alſo nichts von den Operationen dieſer Urſachen. Es kann ſich alſo auch in dem Producte derſelben nichts auf die Empfindung beziehen. — Ganz anders, wenn unter dieſen Urſachen Empfindung, und, was ein höherer Grad von Empfindung iſt, Verſtand und Denkkraft ſich befinden. Dieſe können auch in ihre Werke etwas hineinlegen, wobey es nur auf zufällige Mitwirkung eines nach Willkür oder Freyheit handelnden Weſens angeſehen und berechnet iſt. —

Kant ſagt in ſeiner Kritik der Urtheilskraft, im zweyten Theile, welcher von der Teleologie handelt, ,,daß die Erklärung der anſcheinenden Zweckmäßigkeit der Natur durch einen nach Abſichten handelnden Gott ein Zirkel ſey; indem man dieſen Gott bloß wegen der bemerkten unerklärlichen Subordination gewiſſer Naturproducte und Naturkräfte unter einander annehme und ſein Weſen nach dieſen beſtimme, und dann wieder jene Einrichtung der Natur durch das vorausgeſetzte Daſeyn eines Gottes erklären wolle. Es werde auch durch dieſe Hypotheſe unſre Erkenntniß der Natur auf keine Weiſe befördert; weil wir von Gott gerade nicht mehr wiſſen, als daß er ſo, wie wir es zuvor in der

Naturproducten aufgefunden haben, zweckmäßig handle, und a priori oder anders woher, als aus der Wahrnehmung dieſer Naturzweckmäßigkeit, von ſeinen Ideen und ſeiner Handlungsweiſe keine Erkenntniß haben."

Ich antworte hierauf: das Letzte iſt wahr, aber nicht das Erſte. Kein Vernünftiger verlangt, durch den Theismus eine beßre Einſicht in die Natur der Dinge zu bekommen. Wir wollen ihn nur als eine vernünftige Hypotheſe zur Erklärung der Welt angeſehen wiſſen; und ſelbſt die Elemente, aus welchen wir dieſe Hypotheſe bilden, ſind aus der Welt oder aus unſrer Erfahrung genommen. Aber iſt jede Hypotheſe ein Zirkel? iſt jede nach Maßgabe der Wirkung angenommene Urſache deßwegen unnütz, weil ſie in der Wirkung ſelbſt unmittelbar nichts Neues aufſchließt? Und es iſt nicht einmahl richtig, daß der Theismus eine Hypotheſe ohne Folgen für unſre Erkenntniß wäre. Da er nach meiner Meinung nichts anders thut, als daß er die erſte Urſache der Natur unter diejenige Claſſe von Weſen bringt, zu denen wir ſelbſt gehören; ſo iſt alle Erklärung der Natur nach dem Theismus eine fortgeſetzte Vergleichung unſerer Denk- und Verfahrungs-Art mit den Producten der Natur und ihrer innern Zweckmäßigkeit. Durch dieſe Vergleichung werden wir auf viele Geſichtspuncte gebracht, unter welchen wir ſonſt die Naturweſen nicht betrachten würden; und die Unterſuchung, welche Eigenheiten unſrer Art zu denken ſich auf die Natur-Urſachen nicht anwenden laſſen, und welche anwendbar ſind, macht eben unſre Theologie aus. Sehr viele und nützliche Erfindungen in der Phyſik aber ſind auf einem ganz ähnlichen Wege entſtanden. So verglich Newton den Umlauf der himmliſchen Körper mit dem Phänomen der Schwere an den Erdkörpern, Franklin die Donnerwetter mit den Erſcheinungen der Electricität, um abzuſondern, was in beyden Fällen nicht vom Kleinen auf das Größere übergetragen werden kann, und aus dem Uibrigbleibenden die Erklärung der Erſcheinungen zuſammenzuſetzen.

„Diejenigen, ſagt Kant weiter, welche die Naturproducte nach Abſichten erklären, oder Abſichten bey ihnen vorausſetzen, ſind doch ihrem Syſteme ſelbſt nicht durchaus getreu; indem ſie bey den organiſchen Körpern, wo eine Zweckmäßigkeit am ſcheinbarſten iſt, doch auch noch den mechaniſchen Urſachen nachſpüren und auch einige davon aufzufinden glauben. Warum aber geht man nicht bey Erklärung aller und jeder Eigenſchaften und Formen dieſer Körper auf Gott zurück; da man ihn einmahl zu Hülfe nehmen will, ihren Urſprung verſtändlicher zu machen. Dieſe Vermiſchung mechaniſcher und geiſtiger Urſachen macht in der Erklärung der Phänomene nur Verwirrung, da die Grenze zwiſchen beyden, wo jene aufhören zu wirken und dieſe anfangen, ſchlechterdings unbeſtimmt und nicht auszumachen iſt.“

Dieſe Unvollkommenheit des Theismus, antworte ich, iſt wahr; ſie findet aber auch bey demjenigen Syſteme Statt, welches den Glauben an die Exiſtenz Gottes auf das Sittengeſetz und die Freyheit gründet. Auch jene Miſchung von mechaniſcher und geiſtiger Wirkſamkeit iſt bey allen Kunſtwerken, von denen wir durch Vergleichung und Aehnlichkeit auf den Gedanken gekommen ſind, die organiſchen Körper und um ihrentwillen die Welt als ein Kunſtwerk zu betrachten, ebenfalls vorhanden. In den Werken menſchlicher Künſtler können wir ſie freylich von einander abſondern, weil wir hier der Arbeit zuſehen können: wenn wir nach dem Theismus den Urſprung der Welt erklären, ſo muthmaßen wir nur in irgend einem Weſen Ideen und Abſichten als Urſachen des künſtlichen Baues der Thier- und Pflanzen-Körper. Aber ſo lange wir mit der Mechanik zur Erklärung nicht ausreichen; ſo lange es uns unmöglich iſt, alles Philoſophiren über dieſen Gegenſtand aufzugeben und wir keine Hypotheſe finden, die uns mehr genug thue: ſo iſt es nach der Natur unſers Verſtandes nicht weniger nothwendig, dieſe Hypotheſe anzunehmen, als es nach Kant ſeyn ſoll, einen Gott zu glauben, um Glückſeligkeit mit Würdigkeit zu verknüpfen.

Ein andrer Gedanke von Kant, welcher Aufmerkſamkeit verdient, iſt folgender. „Die anſcheinende Ordnung und Kunſt in den Naturproducten laſſen nur auf einen Kunſtverſtand für zerſtreute Zwecke ſchließen. Der Menſch allein iſt Endzweck der Schöpfung. Und er iſt es nicht um ſeiner Fähigkeit zum Denken willen, nicht in ſo fern er fähig iſt glückſelig zu ſeyn; ſondern vermöge ſeiner Moralität.“

Ich antworte: das Erſte iſt wahr, wenn ich die organiſchen Producte der Natur an ſich betrachte. Dieſe ſind wirklich in der Natur gleichſam zerſtreut und iſolirt. Hier finde ich einen Klumpen roher Materie, der unnütz zu ſeyn ſcheint und weder Ordnung noch Schönheit zeigt, dort aufgehäufte Elemente, entweder im Uiberfluſſe oder in zu geringer Quantität, in Rückſicht auf jene kunſtreichen Producte und deren Erhaltung. Dieſe ſind gar nicht mit allen Theilen des Weltalls ſo vereinigt, daß die letztern nur zu der Hervorbringung und Erhaltung jener Producte wirkten.

An ſich hat überdieß Ordnung und Regelmäßigkeit, wenn ſie nicht wahrgenommen werden, nichts, was einem Gute nach unſern Begriffen, und alſo einem Zwecke ähnlich wäre. Dadurch aber bekommen jene Kunſtwerke, ſo wie die Ordnung der Weltkörper, einen abſoluten Zweck, und dadurch wird eben die Wahrſcheinlichkeit des Theismus am meiſten vergrößert, daß gerade jene Ordnung und anſcheinende Kunſt auf das Daſeyn und die Erhaltung der empfindenden und denkenden Weſen einen unmittelbaren Einfluß haben, gerade derjenigen Weſen, welche zugleich an dieſer Ordnung Vergnügen finden. Das iſt eben nach der Hypotheſe des Mechanismus ganz unerklärlich, wie das kunſtmäßig Scheinende gerade mit Empfindung und Denken, als Urſache, Erhaltungsmittel, Wirkung der Kraftäußerung und Reitzung zur Thätigkeit, zuſammenhängt, und alſo das, was, ſeiner Regelmäßigkeit wegen, eine relative Zweckmäßigkeit in ſich hat, auch gerade dasjenige iſt, welches den Weſen, die wir als abſolute Zwecke oder Endzwecke anſehen können, als nächſtes Mittel ſubordinirt iſt.

Was den zweyten Theil des angeführten Kantiſchen Satzes betrifft, ſo wird in demſelben doch ohne Beweis angenommen, daß Moralität der einzige Endzweck der Schöpfung ſey. Es iſt klar, daß nicht die Betrachtung der Welt und die Kenntniß der Kette ihrer Urſachen und Wirkungen Kanten oder irgend einen Philoſophen auf dieſe Idee geführt habe; ſondern bloß die Hochachtung, welche wir, gegründeter Weiſe, für Tugend und Moralität haben. Es iſt edel, dieſe über alles zu ſetzen bey ſich ſelbſt und in ſeinen eignen Abſichten. Die Abſicht aber, welche für uns ſelbſt die edelſte und erhabenſte iſt, ſcheint auch die geſchickteſte zu ſeyn, als Weltzweck angenommen zu werden. Das iſt das kurze Räſonnement, welches jener Behauptung zum Grunde liegt, unter welche künſtliche Wendungen ihre Vertheidiger es auch verſtecken. Es hat ſein Gewicht; aber kann es wohl mehr Anſpruch auf die Bündigkeit einer Demonſtration machen, als die phyſiko-theologiſchen Beweiſe? Beruht die Kraft nicht ebenfalls auf Analogie und Vergleichung?

Wenn aber die Vernunft den Endzweck der Schöpfung nicht nach der ſchon zuvor bey uns feſtgeſetzten Würdigung der Zwecke beſtimmt, ſondern den Begriffen von dem nachgehet, was überhaupt Zweck ſeyn kann: ſo ſcheint es mir, daß jener Begriff von dem Zwecke der Welt etwas weiter ausgedehnt werden muß. Denn

1. Ein Zuſtand, der nicht wahrgenommen wird, iſt dem Dinge ſelbſt, deſſen Zuſtand er iſt, und allen andern Dingen vollkommen gleichgiltig, und kann alſo kein Zweck ſeyn.
2. Ein jeder Zuſtand der wahrgenommen wird, und welchen der Wahrnehmende lieber will, als den entgegengeſetzten, iſt der erſte mögliche Begriff von einem Gute oder irgend einem Vorzuziehenden.
3. Der erſte natürliche Zweck iſt alſo das Gute überhaupt.
4. Da nun dieſes erſte Princip eines Vorzuziehenden oder eines Guten ſich allenthalben findet, wo Wahrnehmung, Bewußtſeyn des eigenen Zuſtandes und eine ſolche Verſchiedenheit

dieſes Bewußtſeyns iſt, daß das ſich ſelbſt wahrnehmende Weſen den einen Zuſtand will, den andern nicht will: ſo werden alle mit Leben, Bewußtſeyn und Empfindung begabte Weſen und deren Zuſtände als mögliche Zwecke des Univerſums angeſehen werden können. Und da das allgemeine Wort für Zuſtände empfindender Weſen, die ihnen wohlgefallen, Glückſeligkeit heißt; ſo iſt allerdings Glückſeligkeit ein früherer und natürlicherer Zweck der Weſen überhaupt, als Moralität.

Neunter Abſchnitt.

Von einigen der vornehmſten Schwierigkeiten des Theiſmus *).

1.

Die Idee von Gott entſteht durch eine Vergleichung mit unſerer Denkkraft. Dieſe Vergleichung wird aber vornehmlich dadurch geſtört, daß unſre Ideen nur Abdrücke der Dinge oder Folgen ihrer

*) In vorzüglicher Rückſicht auf Humes Geſpräche über die natürliche Religion.

Wirkungen auf uns ſind; dahingegen die Ideen Gottes, da ſie vor den Dingen vorher gehen und nicht durch Einwirkung derſelben erzeugt werden, einen durchaus andern Grund und ein anderes Weſen haben müſſen.

Dieſe Schwierigkeit iſt nicht ganz zu heben. Die Analogie, welche uns bey der Erkenntniß Gottes leitet, iſt freylich mangelhaft; dadurch wird unſer Begriff von denſelben verdunkelt, dadurch wird ſelbſt die Uiberzeugung von der Möglichkeit dieſes Begriffes geſchwächt. Aufgehoben aber wird ſie dadurch noch nicht. Schon die Unwiſſenheit, in welcher wir uns, in Abſicht der Natur unſers eignen Denkens, befinden, macht, das uns eine ähnliche Unwiſſenheit, was das Denken in Gott betrifft, weniger befremdet. Dann aber finden wir auch bey genauerer Unterſuchung des erſtern Gegenſtandes, das wir auch in unſerm Geiſte einen Urſprung der Ideen vermuthen können, welcher ſich auf Gott ſchicklich anwenden läßt.

Darüber ſind alle die Philoſophen einig, daß bey unſern Ideen, die auch äußere Dinge zum Gegenſtande haben, etwas der Einwirkung dieſer Dinge zuzuſchreiben ſey, wobey wir uns bloß leidend verhalten, und etwas unſrer eignen Kraft, welche dieſe Wirkungen modificiret, oder nur auf Veranlaſſung derſelben etwas Neues, von jener Einwirkung ganz Verſchiedenes, hervorbringt. Welche von beyden Vorausſetzungen in Abſicht der Wirkungsart unſers Geiſtes auch Statt finde; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß in unſern Ideen ein von den Dingen unabhängiger Theil, ein von unſrer eignen Kraft allein dazu gelieferter Beytrag ſey. Wie viel oder wie wenig von uns ſelbſt oder den Dingen herkomme, und wie die Action und Paſſion in uns bey unſern Ideen zu vereinigen oder abzuſondern ſey, das wiſſen wir nicht. Aber ſollte nicht jene Action auch in vollkommner Reinheit und Einfachheit möglich ſeyn? ſollte ſie dann nicht vielleicht dasjenige, was bey uns durch den leidend empfangnen Eindruck geſchieht, erſetzen können? und beſteht nicht augenſcheinlich das eigentliche Auffaſſen, das Bewußtſeyn, das, was das Weſentlichſte in der Vorſtellung iſt, in dem activen Theile der Idee?

Da es klar iſt, daß kein Stoß, keine Bewegung von auſſen einen Gedanken in uns hervorbringen könnte, wenn wir nicht des Denkens fähige Weſen wären, d. h. wenn nicht eine früher vorhandne und von den Dingen verſchiedne Denkkraft in uns läge: ſo iſt alſo die Idee einer von aller äußern Einwirkung unabhängigen Action einer ſolchen Denkkraft gewiß nicht ungereimt, indem wir aus der Analogie andrer Kräfte erkennen, daß diejenigen, welche von außen erregt werden müſſen und nicht anders als zu Folge eines vorhergegangenen Reizes thätig werden, ſo lange ſie ſchwach und unvollkommen ſind, da, wo ſie in ihrer höchſten

Stärke und Lebhaftigkeit vorhanden ſind, von ſelbſt auffodern und ſich unaufgerufen äußern.

Wären die Ideen wirklich bloße Bilder und Abdrücke der Objecte, ſo würde es ſchwer zu begreifen ſeyn, wie Bilder ohne Originale und Abdrücke, ohne vorhergegangene Eindrücke, irgendwo vorhanden ſeyn könnten. Aber die Philoſophie hat jene Meinung zerſtört. Sie zeigt uns, daß zwiſchen der Bewegung, welche die Körper in unſern ſinnlichen Werkzeugen hervorbringen, und zwiſchen den ſinnlichen Vorſtellungen, welche daraus von Körpern entſtehen, keine, uns auch nur begreifliche, viel weniger von uns beweisbare Aehnlichkeit Statt findet. Die Kraft der Seele bringt alſo die Idee hervor: nicht aus dem äußern Eindrucke, als aus einem Stoffe; (davon kann man ſich keinen Begriff machen) ſondern auf Veranlaſſung und zu Folge deſſelben, als eine geweckte Kraft. Nach dieſer mit unſrer Vernunft am beſten übereinſtimmenden Vorſtellung bleibt es alſo noch das eigne Werk der Seele, ſich die Vorſtellung zu bilden. Es ändert auch hierin nichts, wenn man ſagt, der Eindruck von außen gebe der Seele den Stoff oder das Mannigfaltige, und die Kraft der Seele ſelbſt bringe nur die Form oder die Einheit hinein. Denn dieſes Mannigfaltige muß doch erſt wahrgenommen werden, ehe es vereiniget werden kann. Die Wahrnehmung ſelbſt aber iſt nicht ohne eine Action möglich.

Würde das Denken in Gott, ſo wie das in

uns, erſt durch gewiſſe Einwirkungen der Gegenſtände geweckt, ſo hinge es von dieſen und den Kräften derſelben ab, ob Ideen in Gott entſtehen ſollten; und das Materielle wäre alſo das Urſprüngliche oder die erſte Urſache.

Aber iſt denn ſelbſt aus der Betrachtung unſers Denkens die Folge zu ziehen, daß das Denken überhaupt abhängig ſey? Zugegeben, daß in dem Kreiſe unſrer Erfahrung keine von beyden Kräften, weder die Denkkraft noch die Bewegungskraft, ſich durch eine Action äußert, mit welcher nicht eine Paſſion verknüpft wäre: welche von beyden iſt dennoch der Unabhängigkeit näher? Bewegungen der bloß körperlichen Dinge entſtehen augenſcheinlich nicht anders, als wenn der ſich bewegende Körper von einem andern ſich bewegenden geſtoßen wird. Ob aber Gedanken nicht auch durch ſich ſelbſt entſtehen können, iſt auch nach unſern Erfahrungen zweifelhaft. Denn erſtens iſt in allen Vorſtellungen, ſelbſt den ſinnlichen, mehr Spontaneität als in Bewegungen der materiellen Dinge; und unter den Vorſtellungen iſt eine Gradation der Spontaneität, wo die Ideen, welche die Meditation hervorbringt, die oberſte Stelle einnehmen, auf welche dann diejenigen folgen, welche die Imagination erzeugt. Zweytens ſind wir uns der Freyheit und Moralität bewußt: dieſe führen uns ebenfalls auf eine mögliche Unabhängigkeit des Denkens.

Wir mögen aber die erſte Urſache der Dinge ſetzen, worein wir wollen, in Materie oder Geiſt; ſo müſſen wir doch immer etwas annehmen, das unſern bisherigen Erfahrungen zuwiderläuft: entweder eine Bewegung, die durch keine vorhergehende Bewegung hervorgebracht worden; oder Gedanken, die durch keine ſinnliche Eindrücke von Gegenſtänden gewirkt ſind. Die Schwierigkeit beyder Syſteme iſt in ſo fern gleich. Es fragt ſich nur, welches von beyden iſt unſerm ganzen Gedanken-Syſteme gemäßer? Selbſt nach den undeutlichen und mangelhaften Vorſtellungen, die wir von menſchlichen Actionen und von den Actionen aller andern Dinge haben, welche von beyden eignet ſich mehr dazu, die erſte zu ſeyn: die, wodurch wir denken? oder die, wodurch ſich die Billard-Kugel bewegt? Iſt mehr Urſprüngliches, Unabhängiges in unſern Meditationen und Entſchließungen; oder in den Umwälzungen eines Rades? Wo ſcheint der Anfang aller Wirkung und Veränderungen eher hingeſetzt werden zu müſſen: in ein Weſen, das, ſo wie wir, ein Principium der Thätigkeit in ſich ſelbſt hat? oder in eines, das, ſo wie unſre Gliedmaßen, nur durch ein fremdes Principium belebt wird? Der geſunde Menſchenverſtand wird für das Erſte entſcheiden.

2.

Ein andrer ſcheinbarer Einwurf gegen den Theismus iſt folgender: „wenn man den Urſprung der Welt in einer Gottheit ſucht; ſo erklärt man die Ordnung in den Dingen aus der Ordnung in den Ideen eines gewiſſen Verſtandes: woher aber kommt wieder die Ordnung der Ideen in dieſem Verſtande? Dieß erklärt niemand. Iſt es nun nicht beſſer, gleich bey der Ordnung, die wir ſehen, ſtehen zu bleiben, als bis auf eine Ideen-Welt zurückzugehen, die wir eben ſo wenig zu erklären wiſſen?"

Ich antworte hierauf: ſobald wir vermöge der Hypotheſe des Theismus einen Geiſt und Ideen in demſelben annehmen, bedarf die Ordnung dieſer Ideen keiner weiteren Erklärung. Denn eine ſolche Ordnung gehört zu dem Weſen eines Geiſtes. Mit dem Denken iſt Ordnung, ſeiner Natur nach, verknüpft. Keine Vorſtellung, kein Gedanke iſt ohne einen gewiſſen Zuſammenhang möglich. Das Verbinden, das Zuſammenhalten iſt das Weſentliche des Geiſtes. Indem wir alſo einen Geiſt zum Urheber der Welt machen, ſo nehmen wir nicht nur Ideen an, welche den Elementen der Welt entſprechen, ſondern auch eine beſtimmte Ordnung unter dieſen Ideen.

Hume wendet zwar ein: „es gibt Materie, die in ihren Veränderungen ſehr ordentlich iſt, z. B. in der Vegetation; und es gibt Gedanken, die ſehr unordentlich ſind, wie in der Raſerey." Allein die Antwort darauf iſt: beyde Fälle, welche hier angeführt werden, ſind als Ausnahmen von der Regel zu betrachten; und was jene Ordnung in der Materie betrifft, ſo iſt eben dieß die Frage, ob ſie nicht in den Ideen eines Geiſtes oder doch in gewiſſen ſchon früher vorhanden geweſenen Formen oder Matricen gegründet iſt.

Wenn jemand auf die Frage, warum unter den Ideen im göttlichen Verſtande dieſe Ordnung und dieſer Zuſammenhang ſind, den wir in der Einrichtung der Welt ausgedrückt ſehen, antwortet: weil dieß die Natur des Verſtandes mit ſich bringt; und wenn der Materialiſt auf die Frage, warum in der materielen Welt ſo viel Ordnung und Schönheit herrſche, antwortet: weil es in der Natur der Materie liegt, ſich ſo zu ſtellen; ſo iſt es nicht in gleichem Grade eine qualitas occulta, worauf ſich jeder von beyden beruft. Der erſtere beruft ſich auf eine durch die Erfahrung bekannte Eigenſchaft des Verſtandes, der andere auf eine durch die Erfahrung nicht bekannte Eigenſchaft der Materie. Im letztern Falle muß ich der Materie im Ganzen zuſchreiben, was ich den einzelnen Partikeln derſelben abſpreche; da doch hier das Ganze eine bloße Summe von ſolchen Partikeln iſt. Im erſtern Falle geſelle ich dem künſtlich gebauten Univerſum einen Geiſt zu, welcher dem ähnlich iſt, der die künſtlich gebauten Leiber der Menſchen und Thiere beſeelt.

Das Bedürfniß, welches Kant zum Grunde aller Uiberzeugung von dem Daſeyn Gottes macht, kann hier zum Maßſtabe angenommen werden, wie weit ich in Aufſuchung und Erklärung der Urſachen zurückgehen dürfe. Auf die Frage, woher dieſe Einrichtung der Welt komme; iſt die wahrſcheinlichſte Antwort: weil ein verſtändiges Weſen ſie nach Ideen des Beſten anordnete. Wenn ich aber nun weiter gefragt werde: woher entſtanden in dieſem Weſen dieſe Ideen? ſo iſt freylich meine Weisheit zu Ende. Sollte ich aber nicht, von Wahrſcheinlichkeit geleitet, einen Schritt in Erklärung der Dinge thun dürfen, weil ich nicht noch einen weiter thun kann? Soll eine entdeckte wahre Urſache nicht richtig ſeyn, weil ich nicht die Urſache von dieſer Urſache einſehe?

3.

Hume wendet ferner ein: „Erklären heißt: beſondere Phänomene in allgemeine auflöſen, viele Erſcheinungen aus einer gemeinſchaftlichen Urſache herleiten. Aber einen beſondern Effect aus einer beſondern Urſache herleiten, das erklärt nichts.“ Ich antworte: viele Phenomene aus einem erklären, verdient auch den Nahmen einer Erklärung. Der Theismus erklärt tauſenderley Geſtalten und Wirkungen der Materie aus einer Kraft, und zwar der einzigen, die alle umfaſſen kann, aus der Denkkraft, aus Vorſtellungen und freywilligen Entſchlüſſen.

4.

Eben das, was über die Frage, woher in Gott die Ideen und die Ordnung derſelben kommen, geſagt worden iſt, gilt auch von der ähnlichen Frage: woher kommen die Motive für den Willen desjenigen Geiſtes, dem wir die Einrichtung der Natur zuſchreiben? Solche Motive, dergleichen wir in den Beziehungen der Dinge auf unſere Vollkommenheit und Glückſeligkeit finden, können wir allerdings in Gott nicht annehmen. Allein auch hier verläßt uns die Analogie, welcher wir beym Theismus folgen, keinesweges. Denn wir finden ja auch bey uns, und bey den edelſten vortrefflichſten Menſchen eben am meiſten, Handlungen, die ohne Hinſicht auf äußere Bewegungsgründe, bloß um ihrer innern Güte, um ihrer ſittlichen Schönheit willen, geſchehen.

5.

„Wie wollen wir, fährt Hume fort, als ſo kurzſichtige Geſchöpfe, wiſſen, ob das Univerſum ein ſo vollkommnes Werk iſt? Kann der Bauer, welchem einer die Aeneide vorlieſt, wohl Richter ſeyn, ob ſie unter allen epiſchen Gedichten das beſte iſt. Und darf man aus der Vollkommenheit des Werkes, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, auf die Vollkommenheit des Werkmeiſters ſchlieſſen? Kann der Erbauer einer ſo künſtlichen Maſchine als ein Schiff iſt, nicht ein mittelmäßiger Menſch ſeyn? Und woher will man wiſſen, daß nur ein Künſtler, nicht mehrere, an dieſem Werke, dem Univerſum, gebauet haben? Uiberdieß kann ich, wenn ich aus der Vollkommenheit der Welt auf die Vollkommenheit Gottes ſchließe, dieſe Vollkommenheit nur endlich und eingeſchränkt annehmen: denn ich erkenne in der Welt nur eine eingeſchränkte Vollkommenheit. Gutes und Böſes ſind in der Welt gemiſcht; wie kann ich in ihrem Urheber eine reine Güte annehmen? Bey vielen Dingen ſehe ich Zweckmäßigkeit; bey andern aber wieder das Gegentheil: wie kann ich dem Anordner derſelben einen unendlichen Verſtand beylegen?“

Ich antworte: man kann an den Theismus zwey Fragen thun, — die erſte: iſt es ein verſtändiges Weſen, oder nicht, in welchem die Einrichtung der Welt ihren Grund hat? die zweyte: wie vollkommen iſt dieſes Weſen? Die erſte Frage können wir nach überwiegender Wahrſcheinlichkeit bejahen. Die zweyte können wir im Grunde poſitiv gar nicht beantworten. Wer wollte ſich wagen, den Maßſtab der Vollkommenheit für ein Weſen zu beſtimmen, das ſo weit über uns erhaben iſt? Aber daß jenes Weſen, das wir Gott nennen, weit, ſehr weit über uns an Macht und Kenntniſſen erhaben iſt; ſo weit als das Univerſum in ſeiner unermeßlichen Größe und der unbegreiflichen Kleinheit ſeiner erſten Theile die Sphäre unſrer Kenntniß und unſrer Kraft überſteigt, — dieß ſehen wir ſogleich ein. Eine Verſtandeskraft, die alle wirklichen Dinge und ihre Verbindungen umfaßt, und eine eben ſo weit ſich erſtreckende Macht über dieſelben müſſen wir nothwendig dem Weſen zuſchreiben, welches die

Welt gebildet haben ſoll. Der Umfang dieſer beyden Vollkommenheiten kann alſo nicht durch unſre Begriffe von der Güte der Welt eingeſchränkt werden. Die Frage wäre alſo noch, ob wir das Maß ſeiner moraliſchen Vollkommenheit dem ſeiner Einſicht und Macht gleich annehmen, oder ob wir unſre Vorſtellung von dieſer genau nach der in der Welt entdeckten Zweckmäßigkeit und erreichten Glückſeligkeit abmeſſen ſollen? — Wäre jene Zweckmäßigkeit nicht in einem hohen, in die Augen fallenden Grade vorhanden; ſo würden wir gar nicht erſt auf den Gedanken von einem moraliſchen Urheber der Welt gekommen ſeyn. Aber wir finden ſie nicht durchaus; es ſind viele Dinge und Einrichtungen in der Welt, die uns unnütz und ſchädlich ſcheinen. Sollen wir alſo der Güte des Schöpfers dieſelbe Grenze ſetzen, welche nach unſrer Einſicht das Gute und Böſe in der Welt von einander unterſcheidet?

Wir würden dieß thun können, wenn unſre Einſicht davon gründlicher und genauer wäre. Aber da wir das Gute, welches in der Welt vorhanden iſt, wozu unſer Leben ſelbſt gehört, poſitiv wiſſen, ſo ſind uns die Schranken des Guten nur dunkel bekannt: das heißt, wir wiſſen weder genau, ob das Ubel nicht bloß ſcheinbar, noch, ob es vermeidlich iſt. Von der andern Seite hingegen wiſſen wir aus der Beobachtung unſers eignen Geiſtes, daß Bosheit aus Schwäche oder Irrthum entſteht.

und alſo nicht zu erwarten iſt, wo dieſe beyden Urſachen fehlen. Indem alſo von der einen Seite die deutlichſten Spuren von Wohlwollen gegen die lebendigen Weſen in der Einrichtung der Welt vorhanden ſind; von der anderen uns die Größe der Welt den höchſten Begriff von der Einſicht und Macht des Urhebers derſelben gibt: ſo verbinden wir beyde Begriffe, indem wir die Güte dieſes Urhebers ſeinen beyden andern Eigenſchaften gleich annehmen. Welch eine gekünſtelte und ſchon deßhalb wahrſcheinliche Hypotheſe wäre es, entweder ſo viele Abwechſelungen von gutem und böſem Willen oder eine ſo mannigfaltige Modification und Einſchränkung der Güte in dem Urheber der Welt anzunehmen, als genau zu allen Abwechſelungen von anſcheinendem Guten und Böſen in der Welt paßte!

Unendlichkeit im eigentlichen Sinne iſt für uns faſt ein Wort ohne Begriff. Gott iſt ein Geiſt, der den unſrigen an Kraft und Vollkommenheit ſo weit übertrifft, als das Univerſum unſern Körper: weiter braucht unſer Begriff von ihm nicht zu gehen. Eigentliche Unendlichkeit der Vollkommenheit Gottes kann ſo wenig ſtrenge bewieſen werden, als die Einheit Gottes. Was aber die leztere betrifft, ſo iſt für uns immer nur ein Weſen, wo wir gar keinen Unterſchied unter Mehreren, die etwa vorhanden wären, wiſſen; oder einen dergleichen Unterſchied ohne allen Grund annehmen müßten.

Was von der Unendlichkeit Gottes bemerkt worden iſt, gilt auch von der Unveränderlichkeit desſelben, wenn man ſie im vollkommenſten und ſtrengſten Sinne verſteht. Wir Menſchen können ſie unter allen Eigenſchaften Gottes am wenigſten begreifen und ſollten alſo auch in unſern Behauptungen über dieſelbe am wenigſten poſitiv ſeyn. „Iſt abſolute Unveränderlichkeit in irgend einem Weſen möglich?“ und „iſt ſie eine Vollkommenheit?“ das ſind zwey Fragen, die der menſchliche Verſtand feſt zu bejahen ſich nicht anmaßen ſollte. Es gibt vielmehr ſelbſt ſtarke Gründe für eine verneinende Antwort. Auf der einen Seite iſt keine Action ohne Veränderung denkbar; auf der andern iſt der Begriff von Unvollkommenheit nur mit gewiſſen Veränderungen verbunden. In der Körperwelt ſind das diejenigen Veränderungen, die von einer Entſtehung zeigen und auf eine Deſtruction abzielen; in der Geiſterwelt ſind es diejenigen, welche vom Irrthume herkommen. Aber ob eine ſucceſſive Thätigkeit an und für ſich ſchon eine unvollkommne Thätigkeit ſey; ob die Succeſſion von der Dauer überhaupt abgeſondert werden könne; ob nicht eine Reihe von Ideen, welche das Univerſum umfaßt, aber mit den Zuſtänden desſelben gleichſam Schritt hält, eben die möglichſt vollkommne Denkkraft anzeige: davon wiſſen wir Menſchen nichts. — Sehr viele Einwürfe aber gegen die der erſten Urſache zugeſchriebene Denkkraft werden aus dieſer ganz unbewieſenen Vorausſetzung, daß ſie ſchlechterdings unveränderlich und in jedem Augenblicke alles auf ein Mahl ſeyn müſſe, was ſie ihrem Weſen nach ſeyn kann, hergenommen.

Uiberhaupt kann keine Idee ſo leicht zum Atheismus führen, als die von der Unbegreiflichkeit Gottes, wenn ſie übertrieben iſt. Ein Weſen, von dem wir nichts wiſſen können, iſt für uns nicht vorhanden. Wahre Erhabenheit deſſelben kann nicht auf Unverſtändlichkeit gegründet werden.

Zu ſolchen unverſtändlichen und unverweislichen Begriffen der natürlichen Theologie, durch deren Hinwegräumung die Religion nicht verliert, ſondern gewinnt, gehört auch die allgemeine alte Vorſtellungsart von der Erhaltung der Welt.

Daß nähmlich ein exiſtirendes Ding bloß zu ſeiner Fortdauer noch die Aſſiſtenz und die Einwirkung eines fremden Weſens nöthig haben könne, iſt eine durch keine Erfahrung, durch keine Analogie gerechtfertigte Idee, — ſie iſt eben deßwegen gar nicht zu faſſen. Den Anfang vieler Dinge ſehen wir; von der Art und Weiſe, wie die Kraftäußerung ſchon vorhandner Dinge beyträgt, die, welche noch nicht, wenigſtens nicht in der beſtimmten Form vorhanden ſind, hervorzubringen, haben wir mehrere Beyſpiele: aber ſo wie wir das Schaffen eines Stoffes nirgends gewahr werden, ſo werden wir auch durch keine einzige Beobachtung darauf geführt, daß das bloße Seyn, in ſeiner

Fort-

Fortdauer, als fortgeſetzte Wirkung eines andern Weſens betrachtet werden müſſe. Dem ungeachtet haben die Menſchen, ebenfalls um den Begriff von Gott recht zu erhöhen und die Welt noch abhängiger von ihm zu machen, nicht nur die Erſchaffung aus Nichts, ſondern auch einen die Fortdauer des Daſeyns wirkenden immerwährenden Einfluß Gottes angenommen. Sie haben ungegründeter Weiſe gleichſam eine beſtändige Tendenz aller endlichen Dinge zum Nichts oder Nichtſeyn vorausgeſetzt, in welches dieſelben ſogleich verſinken würden, wenn nicht dieſelbe allmächtige Hand, welche ſie aus dem Nichts hervorgezogen hat, ſie unterſtützte. Die Operation, durch welche Gott dieſes thun ſollte, iſt die Erhaltung genannt worden.

Nach dieſer mir richtig ſcheinenden Erörterung, kann nun der Philoſoph dieſen Begriff als einen bloß eingebildeten und durch nichts unterſtützten unmöglich annehmen. Selbſt in dem Kantiſchen Syſteme, in welchem die Rückſicht auf moraliſche Regierung der Welt den einzigen Grund aller derjenigen Vorausſetzungen abgibt, aus welchen die natürliche Theologie beſteht, iſt die Erhaltung der Welt, als eine von der Regierung derſelben verſchiedne Wirkung des höchſten Weſens, eine überflüſſige, mit dem Übrigen nicht zuſammenhängende Idee.

6.

Der Beweis für die Exiſtenz Gottes wird in

Hume's Geſprächen über natürliche Religion ſehr treffend mit den Gründen für das Copernikaniſche Weltſyſtem verglichen. Wir haben nähmlich erſtens die kreisförmige Bewegung im kleinen kennen gelernt und extendiren dieſelbe auf die Erde, deren Bewegung wir nicht empfinden, um ähnlicher Effecte willen. Und da zweytens mehrere ſolche Analogieen zwiſchen kleinen Bewegungen, die wir beobachten können, und den größern, die wir bey den Weltkörpern vorausſetzen, vorhanden ſind: ſo nehmen wir unter denſelben diejenige als die wahre an, welche die vollkommenſte und einfachſte zugleich iſt. Eben ſo vergleichen wir die Entſtehungsarten kleiner einzelner Dinge, wovon wir Erfahrung haben, mit der Entſtehungsart der Welt, und ziehen die durch abſichtliche Bildung vor, weil die Umſtände und Reſultate einer ſolchen, die wir aus den menſchlichen Kunſtwerken kennen, am beſten auf die Beſchaffenheit der Welt paßt.

Hume ſagt jedoch: „der Unterſchied zwiſchen beyden iſt doppelt. Erſtens, es gibt viele Weltkörper; unſre Hypotheſe in Abſicht des einen, der Erde, kann alſo durch das, was wir bey den andern wahrnehmen, beſtätiget werden. Die Runde der Erde und die Bewegung derſelben um ihre Axe werden dadurch viel evidenter, daß der Mond und die Sonne runde Körper ſind und ſich um ihre Axen ſchwingen. Das Univerſum iſt hingegen nur ein Einziges; und nichts, was wir in Abſicht deſſelben behaupten, kann durch ähnliche Beyſpiele unterſtützt werden. Zweytens, der Abſtand zwiſchen denjenigen Körpern, deren Bewegung wir mit unſern Sinnen unterſuchen können, und den Himmels-Körpern iſt nicht ſo groß, als der zwiſchen dem Menſchen und dem Univerſum.“

Das Erſte iſt wahr. Die Beſorgniß, ſich geirrt zu haben, wird allerdings beſſer gehoben, wenn man ſein Räſonnement durch Anwendung auf mehrere gleiche Gegenſtände beſtätiget findet. Aber das Räſonnement bleibt immer dasſelbe und iſt von gleicher Kraft.

Der Abſtand aber zwiſchen uns ſelbſt und dem Univerſum iſt der der Größe. Dieſer kann freylich die Imagination in Verwirrung ſetzen; allein der Verſtand erkennt doch, daß eine größere Vielheit die Beſchaffenheiten der Dinge und die Grundſätze, die in Abſicht ihrer gelten, nicht verändert.

Die größte Schwierigkeit in Bildung jener Analogie bey dem Beweiſe für das Daſeyn Gottes liegt darin, daß wir unſre eigne Seele und Denkkraft zu wenig kennen.

7.

„Es iſt ſehr gewagt, ſchreibt Hume, die Entſtehung eines unermeßlichen Ganzen aus einer Kraft zu erklären, die wir nur in einigen wenigen kleinen Theilen des Ganzen finden, und deren Wirkungskreis in demſelben ſehr enge iſt.“ Wir können antworten: erſtens, die Anzahl derjenigen Theile des Univerſums, welche Denkraft haben, iſt nicht ſo klein und ihr Wirkungskreis nicht enge. Zum andern: wenn ihrer auch wenige wären, ſo ſind ſie doch ſehr wichtige Theile; weil mehr Urſachen zu ihrer Erhaltung, Fortpflanzung und beſonders zur Ausbildung ihrer denkenden Kräfte zuſammenfließen, als zur Hervorbringung, Erhaltung und Entwickelung irgend eines andern gleich großen Theiles ſich vereinigen, und weil auch hinwiederum dieſe Geſchöpfe, nach Verhältniß ihrer räumlichen Kleinheit, viel mehr in der Natur verändern; als alle andern Geſchöpfe gleicher Größe.

Eben dieſe doppelte Convenienz, daß eine künſtliche Ordnung in der Welt vorhanden iſt, welche ſich als Wirkung und als Urſache, als hervorgebracht und hervorbringend, näher und deutlicher auf etwas Geiſtiges und Lebendiges bezieht, als auf irgend eine andre Sache, eben dieſe macht es wahrſcheinlich, daß dieſe Beziehung wirklich in den Dingen liege, und ihnen nicht etwa von uns angedichtet werde. Der Theiſt erklärt freylich den Urſprung der Welt aus einer Kraft, die nur einem kleinen Theile der Welt zukommt; aber aus der Kraft desjenigen Theiles, um deſſentwillen alle andern gemacht zu ſeyn ſcheinen.

„Wer kennt, fährt Hume fort, alle übrigen Kräfte der Natur, außer dem Denken? und wie weit unbekannter müſſen uns nicht dieſe Kräfte ſeyn, die bey der Bildung der Welt gewirkt haben?"

Aber ein Syſtem, oder eine Hypotheſe, welche Menſchen machen, muß nothwendig auf Begriffe gegründet ſeyn, welche der Menſch hat. Die Möglichkeit, daß es andre noch ganz unbekannte Dinge gebe, die, wüßten wir ſie, unſer Syſtem ganz abändern würden, kann uns nicht abhalten, dasjenige, für welches wir in den uns bekannten Dingen Gründe finden, anzunehmen, ſobald eine gänzliche Zurückhaltung unſers Urtheils unmöglich iſt. Und das iſt der Fall bey der Meinung von dem Urſprunge der Dinge.

8.

„Heſiodus, könnte einer noch mit Hume einwenden, erklärt den Urſprung der Welt, indem er viele tauſend Götter einander erzeugen und urſprünglich aus dem Chaos entſtehen läßt. Wir lachen darüber, weil es ja eine eben ſo gute Erklärung wäre, die Welt unmittelbar aus dem Chaos entſtehen zu laſſen. Aber was thut der Theismus? er vereinigt dieſe Tauſende von Gottheiten in eine Einzige. Wird er dadurch vernünftiger? Iſt er nicht immer auch eine überflüſſige Hypotheſe, da doch die Frage: warum iſt Gott? woher hat dieſer ſeinen Urſprung? nicht beantwortet werden kann."

Ich antworte: Heſiodus und alle Theogonien des Heidenthums zeigen, daß es dem Menſchen unmöglich iſt, ſich für das einzige vernünftige Weſen im Univerſum anzunehmen; daß er den Urſprung der Form und der Einrichtung des Univerſums von ſolchen Weſen herleitet, und, indem er ſich bey dieſem Begriffe mehr als bey einer bloßen materiellen Welt beruhiget findet, die weitere Frage, woher dieſe vernünftigen Weſen, die Vorſteher der Welt, ihren Urſprung haben, entweder unbeantwortet läßt, oder auf eine ungereimte Art beantwortet. Abhängigkeit der Materie von einem höchſten Geiſte, das iſt es, was der Theismus zu behaupten hat. Wer mehr wiſſen will, verfällt in Thorheiten. Die Vereinfachung dieſes Begriffes, d. h. die Lehre von der Einheit Gottes hat denſelben geſteuert. Sobald man eine Vielheit annimmt, ſo muß man Unterſchiede annehmen: ſolche Unterſchiede muß man hier erdichten. Das iſt die eigentliche Thorheit der Theogonien.

9.

„Alle Vorſtellungen, hat man endlich geſagt, die wir uns von Gott machen, haben das Gepräge des menſchlichen Geiſtes, und verändern ſich mit ihm. Der erſte rohe ſinnliche Menſch ſieht einen Gott in jedem Baume, beſonders im Ungewitter, im Sturme, in allem, was ihm fürchterlich iſt; — in großen Felsmaſſen, in Strömen, im Ocean, in allem, was ſeine Sinne füllt. Wird die Sinnlichkeit feiner, ſo entſtehen Najaden, Grazien, Venus und Minerva, jede mit gewiſſen eigenthümlichen

Reitzen und Vergnügen begabt. Die Natur wird mit Gottheiten bevölkert, welche die verſchiednen Eigenſchaften der Schönheit haben, die der Menſch in den Dingen der Welt bemerkt: welche Bedürfniſſe und Leidenſchaften haben und Handlungen thun, wie ſie der Menſch ſelbſt hat und thut, nachdem er von Objecten mannigfaltiger gerührt worden iſt. Dieſe ſinnlichen Gottheiten, welche lieben, haſſen, ſcherzen, zanken, wie wir, werden immer geiſtiger, ſo wie die Vernunft im Menſchen ſelbſt ſich ausbildet. Die Venus Urania tritt an die Stelle der Wolluſt-Göttinn, Apollo wird der Vorſteher der Harmonie; alle Götter bekommen ein geiſtiges Departement. Zu gleicher Zeit werden ihrer weniger. Man findet Beziehungen und Verwandtſchaften unter ihnen, oder unter den Gegenſtänden, welchen ſie vorſtehen: darum ſchmelzen Diana und Lucina, Pallas und Minerva in eins zuſammen. Endlich geht die Abſtraction ſo weit, daß man nur einen einzigen Gott bildet und ihm die Eigenſchaften und Verrichtungen aller ſpeciellern Gottheiten, aber eben nur von dem Sinnlichen entkleidet, beylegt. So entſtand der Gott der Philoſophen. Auf eine andre Weiſe waren die Juden zu dieſem Begriffe gekommen. Dieſes Volk, das in ſeinen Empfindungen grob, aber zu Abſtractionen ſehr geneigt war, brachte zuerſt die dogmatiſche Theologie in die Welt. Von ihnen pflanzte ſie ſich auf die Chriſten fort. Die Vermiſchung von Barbarey in den

Empfindungen mit der größten Abgezogenheit in theologiſchen Begriffen und Meinungen macht den eignen Charakter des Mittelalters aus. Mit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften reinigte ſich dann von neuem der Begriff von Gott. — Dieſe Geſchichte zeigt uns alſo, daß das Weſen, welches wir Gott nennen, nur eine Fiction des menſchlichen Geiſtes iſt, und ſich nach den Geſetzen und Veränderungen desſelben richtet. Iſt dieß nicht ein ſtarkes Argument gegen die Realität eines ſolchen Weſens?"

Ich antworte mit einer gleichen Geſchichte. Die Begriffe, welche ſich die Menſchen im höchſten Alterthume von der Geſtalt der Erde machten, waren ebenfalls nichts, als eine Fiction, gebildet aus den wenigen Datis, die ſie wirklich kannten, nach den Geſetzen des Denkens auf ihrer Stuffe der Cultur. Sie ſtellten ſich das bewohnte Land als eine von einem großen Strome umfloßne, von Oſten nach Weſten lange, von Süden nach Norden ſchmale Fläche vor. Aus dieſer Fiction floß eine andre, ſo wie ſie neue Data ſammelten, oder beſſer räſonniren lernten. Immer war es aber nur ihr Werk, das Erzeugniß ihres Kopfes, wenn ſie ſich die Erde als eine Kugel u. dgl. vorſtellten, Afrika als umſchiffbar annahmen, und erwarteten, daß, wenn ſie immer nach Weſten ſchiffen, ſie endlich nach dem äußerſten Oſten, an Indiens öſtliche Grenze, gelangen müßten. So weit war Ptolemäus. — In allen dieſen Räſonnements hatten ſie die eigentliche Sphäre der Erfahrung überſchritten, und hatten, jedes Mahl nach Maßgebung der Regeln zu denken, die in ihrem Geiſte lagen und bloß ſubjectiv waren, ſich die Natur gebildet. Aber ſiehe da, als es den Menſchen gelang, mit eignen Augen zu ſehen, was ſie vorher vermuthet hatten; ſo fanden ſie objectiv die Ideen wahr, welche bloß aus ſubjectiven Urſachen, d. h. zu Folge der Geſetze des Denkens und Schließens in ihnen entſtanden waren. Die Erde zeigte ſich wirklich rund, und ſie kamen, durch eine immer weiter und weiter fortgeſetzte Fahrt gegen Weſten, wirklich nach Oſtindien.

Alſo folgt nicht, eine Idee, die urſprünglich aus der Natur des Kopfes und Herzens der Menſchen entſteht, und ſich nach dem Maße abändert, als der Menſch ſelbſt anders und anders denken und empfinden lernt, — eine ſolche Idee iſt ſchimäriſch. Es folgt nur, daß eine ſolche Idee um ſo mehr wahr ſey, je mehr der Menſch ſich der höchſten und vollkommenſten Ausbildung ſeiner ſelbſt nähert.

Folgendes wären dann kurz zuſammengefaßt die Reſultate der bisher angeſtellten Vergleichung zwiſchen den Schwierigkeiten des Theismus und denjenigen, welche ſich bey den andern Syſtemen finden.

1. Weiter können wir nicht kommen und weiter brauchen wir auch nicht zu kommen, als zu der Uiberzeugung: es iſt ein verſtändiges Weſen, mächtig und vollkommen, wie die Welt iſt, von welchem der Bau und die Regierung derſelben abhängen. Wie vollkommen dieſes ſey, wie es denke, wie es die Welt gebildet habe, — können wir freylich nicht zu wiſſen verlangen. Iſt aber jene Uiberzeugung deßwegen zu verwerfen; oder einer völligen Abweiſung der Frage gleich zu ſchätzen?
2. Der Mechanismus führt auf bloße qualitates occultas; der Theismus auf eine Kraft, welche ich kenne, und von der ich weiß, daß ſie da iſt.
3. Der Theismus gründet ſich auf Analogieen, die zwar nicht ganz vollkommen ſind, und deren Grenzen man nicht genau weiß, der Mechanismus aber auf gar keine.

Ueber das theologiſche Syſtem des Spinoza.

Ein Nachtrag zu der Abhandlung über das Daſeyn Gottes.

So weit ich in Spinoza's metaphyſiſche Dunkelheit habe eindringen können, ſo iſt ſeine Idee von der einzigen Subſtanz, welche alle Dinge als veränderliche Modificationen eines unveränderlichen und ewigen Weſens in ſich faßt, aus folgender Gedankenreihe entſprungen. Es zeigt ſich dabey, daß den abſtrakteſten Speculationen, und die nach der Anmaßung ihres Autors und nach ſeiner eignen Meinung a priori ſind, immer ſinnliche wahre oder Schein-Beobachtungen zum Grunde liegen.

Die Welt, ſagte vielleicht Spinoza zu ſich ſelbſt, ſcheint zwar aus unendlich vielen einzelnen Dingen zu beſtehen. Dieſe Dinge ſcheinen zu entſtehen und unterzugehen. Beydes aber ſcheinet nur ſo. — Denn warum betrachten wir einen Menſchen, ein Thier, einen Baum, oder irgend etwas als ein einzelnes Ding? Weil wir es glauben von dem dasſelbe umgebenden abſondern zu können; und weil es eine eigenthümliche Form hat, welche wir das Weſen desſelben nennen. Aber was das Erſte betrifft; ſo iſt ja die Abſonderung bloß ſcheinbar. Es gibt kein Vacuum; alle dieſe vermeinten beſondern Dinge machen ein zuſammenhängendes Continuum aus. Wenn wir ein Ganzes theilen und die Theile von einander trennen, ſo bewegen wir im Grunde nur dieſelben. Aber der Zwiſchenraum iſt nachher, ſo gut wie vorher mit Materie angefüllt. Nur unſre Sinne oder unſere Denkkraft macht die Trennung: in den Dingen ſelbſt hebt keine Veränderung den unmittelbaren Zuſammenhang des Ganzen auf. Kein Theil, kein Ding macht alſo ein Ganzes für ſich aus. Wie man ſich in der Geometrie den Raum vorſtellt, ſo ſind die Dinge ſelbſt. — Ein unendliches Ganzes, in welchem wir uns ſelbſt, nach unſerer Faſſungskraft gewiſſe Schranken erdichten, um eine Vorſtellung zu haben. — Was zweytens die eigenthümlichen Formen, durch welche wir Dinge als Einzelne, als Ganze und als verſchieden dem Weſen nach betrachten, ſo wie auch das Entſtehen und Vergehen derſelben anbetrifft; ſo erhellet bey genauerer Betrachtung, daß die Elemente, das, was in den Dingen das Weſentliche iſt, weder bey dem Entſtehen der Individuen, als der Menſchen und Thiere, entſtehen, noch bey dem Untergange derſelben untergehen, ſondern ewig und unveränderlich bleiben. — Dieſe Formen, welche nur locale Anordnungen ſind, die unſre Sinne verſchiedentlich afficiren, ſind in den Dingen ſelbſt nichts, was ihr Weſen afficiret. So unendlich alſo in Ausdehnung das iſt, was in der Welt das Weſentliche, die Subſtanz iſt; ſo ewig und unveränderlich iſt es auch. Nur die Formen, in welche ſich dieſe erſte Materie modificiren kann, ſind mannigfaltig, entſtehen und vergehen; und dieſe nennen wir, der Schwäche unſrer Sinne und unſrer Faſſungskraft wegen, beſondere Dinge. So wie alſo die ſcheinbare Mannigfaltigkeit der Dinge die Einheit des Subſtantiellen, daß ſich in ihnen auf ſo mannigfaltige Art ausbildet, nicht aufhebt: ſo hebt die Veränderlichkeit dieſer Formen die Ewigkeit und Nothwendigkeit der zum Grunde liegenden Subſtanz nicht auf; wie Wellen verſchiedentlich geſtaltet, aus dem Waſſer des Meeres entſtehen und in dieſes zurückfallen, indeß der Ocean ſelbſt immer derſelbe bleibt. Dieſe Subſtanz aber, die allen abwechſelnden Formen der ſcheinbaren Körper ſucceſſiv zum Grunde liegt, liegt auch bey denjenigen Formen zum Grunde, welche ein Denken und Wollen zu ihrem Effect haben. Die Möglichkeit, ſich zum Denken und Wollen in unendlich viele Formen auszubilden, liegt eben ſo wohl in dieſer einfachen Subſtanz, als die Möglichkeit ſich in alle Figuren, der Ausdehnung nach, auszubilden. Und dieß, und nichts weiter will Spinoza ſagen, wenn er ſeiner einzigen Subſtanz ein unendliches Denken zuſchreibt. Er verbarg ſich dadurch entweder vor Andern, oder vor ſich ſelbſt: er ſchien von dem gemeinen, und in der That von dem einzig möglichen Begriff eines Gottes, „daß er ein verſtändiges Weſen ſey," weniger abzuweichen. Im Grunde aber iſt es der pure Materialismus. Denn dieſer lehrt auch, daß ſich die todte Materie in eine Form bilden könne, mit welcher das Denken verbunden iſt. — Alſo das ewige Daſeyn der Körper-Elemente, bey allen Deſtructionen der einzelnen Dinge; die immer neuen Entſtehungen aus ebendenſelben Elementen, welche nur ſcheinbar ſich vereinigen und trennen; endlich das Volle in der Körperwelt und die Unzertrennlichkeit und das Aneinanderhängen aller Dinge in der Welt, trotz der Abſonderung, die wir unter ihnen machen, und die nur idealiſch iſt; — dieß waren die Fundamente von dem Syſteme des Spinoza.

Von einer andern Seite betrachtet, erhellet dasſelbe vielleicht noch deutlicher. Allen den Eigenſchaften einzelner Dinge, durch welche wir ſie unterſcheiden, liegen immer wieder andre höhere, als Urſachen, zum Grunde. So liegt eine gewiſſe Organiſation dem Denken zum Grunde. Aber alle

Eigenſchaften haben endlich den Grund im Daſeyn. Das Seyn, welches allem und immer zukommt, — dem Allen, welches ſich zur Hervorbringung ſo vieler Geſtalten und dadurch zur Hervorbringung aller beſondern Eigenſchaften wirkſam beweiſt, — iſt alſo die einzige Eigenſchaft, das einzige Prädicat der noch durch keine beſtimmte Form für uns ausgezeichneten Materie. Dieſe in einem äußerſt metaphyſiſchen Kopfe allein haltbare Idee, ſich das bloße Daſeyn als dasjenige vorzuſtellen, was das Urweſen der Dinge erſchöpfe, und aus welchem jede ſpeciellere Eigenſchaft als eine Modification entſpringe, war in der That die Idee des Spinoza, — und Herder hat dieſelbe gefaßt. Aber wie er ſie billigen konnte, begreife ich nicht. Sie iſt im höchſten Grade unverſtändlich. Und daß ſie auch von ihrem Urheber ſelbſt nicht verſtanden wurde, zeigt ſich daraus, daß er nach andern Aeußerungen Daſeyn mit Kraft verwechſelte. Er hat zwar ſein Ausdrücken, ein anders Wort für Hervorbringen, gefliſſentlich gewählt, um den ſonſt einleuchtenden Widerſpruch unter ſeinen Behauptungen zu verſtecken. Aber an einem andern Orte gibt er ausdrücklich das Nichtſeyn für ein Unvermögen und das Seyn für ein Vermögen aus, da nähmlich, wo er ſchließt, daß das Unendliche ſeyn müſſe, weil es ſonſt unvermögend und eingeſchränkt wäre. An dieſem Orte alſo zeigt ſich deutlich, daß er ſich bey dem bloßen Daſeyn, wodurch er das Weſen der Subſtanz bezeichnete, doch insgeheim Kraft dachte; und alſo in ſein ganz abſtractes methaphiſiſches Weſen der erſten und einzigen Subſtanz wieder eine neue Eigenſchaft hineinlegte, die er nur aus der Analogie und Vergleichung der einzelnen Dinge und Phänomene in der Natur kennen konnte.

Der Satz, wo es am deutlichſten iſt, das die Lehre von dem Plenum, oder daß es nichts Leeres in der Natur gebe, in Spinoza die Idee von abſoluten nothwendigem Zuſammenhange, und dadurch endlich die von der Einheit des Weltalls hervorgebracht hat, iſt am deutlichſten in dem Scholion zur fünfzehnten Propoſition des erſten Theiles ſeiner Ethik enthalten, wo er unter andern ſagt: Cum igitur vacuum in natura non detur; ſed omnes partes ita concurrere debeant, ne detur vacuum: ſequitur hinc etiam, easdem non poſſe realiter diſtingui. In eben dieſem Scholion iſt es deutlicher, als anderswo, ausgedrückt, daß die Ewigkeit und Unendlichkeit der einigen Subſtanz, (welche Subſtanz nichts als das Subſtratum der Formen der Körper iſt,) eine, aus der Beobachtung der Unveränderlichkeit der Grundſtoffe bey allen Zerſtörungen einzelner Körper entſprungene, Idee iſt. Er ſagt: Aqua, quatenus aqua, generatur et corrumpitur; at quatenus ſubſtantia, nec generatur nec corrumpitur.

Ferner, daß er ſeiner einigen Subſtanz eigentlich kein andres Weſen zuſchreibt, als das Daſeyn,

ohne

ohne alle weitere Beſtimmung, — und er dergleichen genauere Beſtimmungen eben für diejenigen Modificationen hält, durch welche ſich dieſe Subſtanz in den endlichen Dingen hervorbringt, oder nach einem verſtändlichern Ausdrucke, ſie hervorbringt; iſt am deutlichſten in der zwanzigſten Propoſition ausgedrückt. Sie heißt: Dei exiſtentia ejusque eſſentia unum et idem ſunt.

Wenn wir den Probierſtein aller methaphiſiſchen Begriffe und Ausdrücke, die Auflöſung derſelben bis auf die einfachſten Ideen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, oder die Erforſchung ihres Urſprungs zu Hülfe nehmen: ſo finden wir, daß Spinoza das Verhältniß der Welt zu Gott ſo gut durch einen metaphoriſchen Ausdruck bezeichnet, als die Theiſten. Er ſagt, das Weſen Gottes und deſſen Eigenſchaften drücken ſich in den mannigfaltigen Formen der Dinge aus. Der Theiſt ſagt: die Kraft Gottes wirkt dieſe Formen oder bringt ſie hervor. Ich nenne beyde metaphoriſch, in ſo fern ſie urſprünglich zur Bezeichnung beſonderer ſinnlicher Erfahrungen beſtimmt waren und von denſelben, gewiſſer Analogieen wegen, auf einen nicht erfahrnen Gegenſtand, den Urſprung der Welt, oder die Beziehung der gegenwärtigen Einrichtung aller Dinge auf die erſten Urſachen übertragen worden ſind. Aber der Spinoziſtiſche Ausdruck iſt in einem weit höhern Grade metaphoriſch, als der gemeine: denn er iſt von einer ſpeciellern Thatſache und von einer ganz ſinnlichen hergenommen; da man hingegen bey jenem ſchon von einem abſtracten Begriffe ausgeht, der mehrere Facta, die Entſtehung von Dingen betreffend, unter ſich begreift. Das Ausdrücken iſt eine beſondere Species des Hervorbringens einer Form. Es iſt urſprünglich das Hervorbringen durch Anwendung einer ſchon exiſtirenden Form auf eine weiche Materie, welche durch den Druck ſich derſelben anſchmiegt, und dadurch ſelbſt eine ähnliche Form annimmt. Es wird alsdann allgemeiner gemacht zur Bezeichnung der Hervorbringung einer Form, durch unmittelbare Einwirkung der Form eines andern Dinges, wodurch die erſtere der letztern ähnlich, oder doch zur Darlegung derſelben geſchickt wird. So ſagen wir, daß die Leidenſchaften des Gemüths ſich durch die Mienen des Geſichts, Wehmuth durch Thränen ausdrücken. Die Leidenſchaften ſind eine gewiſſe Form, ein beſtimmter Gemüthszuſtand der Seele. Dieſer wirkt unmittelbar auf den Körper, und bringt in ihm Bewegungen und Formen hervor, welche mit jenem Gemüthszuſtande eine gewiſſe Aehnlichkeit haben, oder doch dazu dienen, ihn zu erkennen.

Dieſe beſtimmte und ſo ſpecielle Art des Entſtehens und Hervorbringens auf die Entſtehung der Welt und das Verhältniß der erſten Urſachen gegen ihren jetzigen Zuſtand, oder auf die von dem menſchlichen Geſchlechte wahrgenommenen ſucceſſiven Zuſtände anzuwenden, iſt ſchon deßwegen fehlerhaft, weil ſie ſo ſpeciell iſt, und man alſo bey unſrer geringen Kenntniß von dem Ganzen der Welt, weit weniger im Stande iſt, die Richtigkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Anwendung zu unterſuchen. Läßt man das Specielle weg, welches die Hervorbringung einer Form durch Eindrückung einer andern, — wobey eine Aehnlichkeit zwiſchen der eingedrückten und ausgedrückten Form vorausgeſetzt wird, — von jeder andern Verurſachung einer gewiſſen Geſtalt oder eines gewiſſen Zuſtandes unterſcheidet: ſo hat man keinen Nutzen davon, einen ſo concreten, unverſtändlichern Ausdruck, anſtatt eines abſtracten geläufigern, mit dem er doch ungefähr gleich viel ſagt, zu vertauſchen. Behält man aber das Eigenthümliche der Idee des Ausdrückens aus den Fällen bey, wo dieſe Idee zuerſt wahrgenommen und mit einem Worte bezeichnet worden; ſo muß man die Anwendung davon auf die Welt viel ungereimter, und der menſchlichen Vernunft viel unmöglicher finden, als die Anwendung des Begriffs von Hervorbringen. Denn wenn meine Kenntniß des Univerſums nicht einmahl ſo weit reicht, eine Verurſachung mit Gewißheit anzunehmen; welchen Grund kann meine Vernunft wohl haben, eine ſo detaillirte Verurſachung anzunehmen? woher weiß ſie, daß eine urſprüngliche Form eines Weſens vorangegangen, und dieſe durch ihr bloßes Daſeyn, (aber doch durch ein actives Daſeyn, wie der Druck auch eine Action iſt,) den einzelnen Dingen ihre Form gegeben? daß dieſe Form mit jener urſprünglichen, eine Aehnlichkeit habe, und dieſelbe auf gewiſſe Weiſe im Bilde darſtelle? Iſt nicht mitten unter dieſer Verflechtung der Begriffe die Idee des Hervorbringens verſteckt? Sind die ſpecielleren Zuſätze, durch welche dieſe beſondre Art des Hervorbringens determinirt werden muß, wenn nicht Ausdruck ein leeres Wort ſeyn ſoll, auf irgend eine Art deutlich zu machen oder zu beweiſen? Und kann man alſo einem Syſteme einen ſo großen Rang einräumen, das die bekannten Begriffe, mit welchen man unzufrieden war, nur mit neuen unbewieſenen Zuſätzen, auf eine noch dunklere Art wiederhohlt? Machen, Hervorbringen, Handeln das ſind wenigſtens allgemeine Facta, die, bey der großen Armuth unſrer Kenntniſſe vom Ganzen der Welt, eher auf den Urſprung derſelben anwendbar ſind.

II.

Uiber die öffentliche Meinung.

Aus Frankreich, von wo uns ſo manches Gute und Böſe zugeführt worden iſt, ſtammen auch der Begriff und das Wort *öffentliche Meinung* (opinion publique) her.

Nicht daß die Franzoſen, im eigentlichen Verſtande, Erfinder davon ſeyn könnten. Wie wäre es möglich, daß eine Sache, die zu allen Zeiten vorhanden geweſen iſt, und die ſo offenbar vor Augen liegt, erſt ſo ſpät und von einer einzigen Nation wäre bemerkt und ausgedrückt worden? — Die Meinung, worin viele Menſchen übereinſtimmen, noch mehr die, welche dem größten Theile der Bürger eines Staats gemeinſchaftlich iſt, hat von je her eine gewiſſe Gewalt geäußert, die Denkungsart der übrigen zu leiten. Man hat alſo auch, mehr oder weniger, auf dieſe Uibereinſtimmung aufmerkſam werden, und ihr irgend einen Nahmen geben müſſen, um davon reden zu können. Aber das neue Epithet, *öffentlich*, mit welchem zu unſerer Zeit das, was ehedem *gemeine* oder *herrſchende* Meinung hieß, bezeichnet wird, —

ein Epithet, wodurch der Gegenſtand mit allem dem, was öffentlich iſt, das heißt, was zur Regierung des Staats, oder der öffentlichen Sache gehört, in nähere Verbindung zu treten ſcheint, die Eigenthümlichkeit dieſes Ausdrucks, als eines Kunſtworts, wodurch die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand mehr hingezogen wird; — endlich die mit dieſem Ausdrucke zugleich entſtandene Gewohnheit, die öffentliche Meinung als ein unſichtbares Weſen von großer Wirkſamkeit zu betrachten, und ſie mit unter die verborgnen Mächte zu zählen, welche die Welt regieren: das iſt es, was wir in franzöſiſchen Schriftſtellern zuerſt finden, und was aus denſelben in die unſrigen übergegangen iſt. Beſonders hat ſeit dem Anfange der Revolution, und ſchon zu der Zeit, als ſie verbreitet wurde, die öffentliche Meinung in den Reden und Schriften derer, welche an ihr thätigen Antheil nahmen, eine große Rolle geſpielt. Wenn dieſe Freunde der Revolution weder den Urſprung derſelben aus den bekannten Thatſachen zu erklären, noch ihre Schritte nach denſelben zu rechtfertigen wiſſen, ſo nehmen ſie zu der öffentlichen Meinung, als einer Qualitas occulta, die alles erklären, — und einer höhern Macht, die alles entſchuldigen kann, ihre Zuflucht. — Nach ihnen war es die in den Gemüthern der Franzoſen ſtillſchweigend und allmählig vorgegangene Veränderung der Begriffe und Meinungen, welche die ſichtbaren und plötzlichen Veränderungen ihrer Verfaſſung vorbereitet hatte. Die öffentliche Meinung, behaupten ſie, habe die Repräſentanten des Franzöſiſchen Volks regiert, auch dann, wenn ſie ihre Vollmachten und Aufträge augenſcheinlich überſchritten haben. Ja in einem Aufſatze, den man für den letzten unſers unglücklichen Forſters ausgibt, wird behauptet, daß durch alle Perioden, welche die Revolution durchgegangen iſt, und in welchen ſie nach der Reihe ihre eignen frühern Werke und deren Baumeiſter zu Grunde gerichtet hat, ſo wie ſie damit anfing, die alte Verfaſſung des Reichs und deren Vertheidiger zu ſtürzen, — ſie immer der öffentlichen Meinung nachgefolgt ſey: woher es auch komme, daß ſie bisher unaufhaltſam und unwiderſtehlich geweſen ſey.

Es iſt alſo wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob hinter dieſem neuen Ausdrucke, der durch ſeine Anwendung ſo bedeutend geworden iſt, etwas Wirkliches ſtecke. Es iſt der Mühe werth, den Begriff, der mit den Wörtern öffentliche Meinung verbunden ſeyn ſoll, zu entwickeln und zu ſehen, ob die Sache, welche ſie bezeichnen, wirklich etwas ſo Ehrwürdiges und zugleich ſo Mächtiges ſey, als diejenigen behaupten, welche die größten Zerſtörungen, ſo wie die größten Verbeſſerungen in der menſchlichen Geſellſchaft, daraus herleiten zu können glauben.

Oeffentliche Meinung in dem Sinne der Erfinder dieſes Ausdruckes, und derjenigen Franzöſiſchen Schriftſteller, welche ſich ſelbſt am beßten verſtehen, iſt die Uibereinſtimmung vieler, oder des größten Theils der Bürger eines Staats in Urtheilen, die jeder einzelne, zu Folge ſeines eignen Nachdenkens, oder ſeiner Erfahrungen über einen Gegenſtand, gefällt hat.

Ich ſage, die Urtheile, deren Uibereinſtimmung eine öffentliche Meinung ausmachen ſoll, müſſen von den einzelnen Perſonen, — von jeder für ſich, unabhängig und ohne Einfluß von den übrigen, gefällt worden ſeyn. Auf alle, welche die gemeinſchaftliche Meinung hägen, muß die Sache an ſich den nähmlichen Eindruck gemacht; jeder muß ſie nach ſeinen Geiſtesanlagen und aus ſeinem Standpuncte betrachtet, und gleichförmig mit den übrigen befunden haben. — Denn öffentliche Meinung ſoll nicht mit Herkommen, Gewohnheit und den Folgen der Erziehung einerley ſeyn; ſie ſoll nicht die Uibereinſtimmung bedeuten, welche die Geſetze und die eingeführte Religion in der Denkungsart einer Nation, oder die, welche der Einfluß eines mächtigen, oder beredten Mannes bey einer Partey hervorgebracht hat. Da, wo nur ein Menſch denkt und urtheilt und die übrigen ihm aufs Wort glauben, oder vielleicht bloß ſeinen Worten nachbethen, — da, wo gewiſſe Begriffe unterſucht, von Aeltern auf Kinder fortgepflanzt, und durch beſtändige Wiederhohlungen jeder neuen Generation eingeprägt werden, da, wo Verabredungen oder Zwang Einſtimmigkeit hervorbringen: da iſt keine öffentliche Meinung; — denn es iſt nichts vorhanden, was Meinung heißen könnte, — die immer vorausſetzet, daß der Menſch, der ſie hägt, ſeiner eignen Natur, und den Eindrücken, welche die Dinge auf ihn machen, in ſeinem Urtheile folge.

Daß es aber ſehr wohl möglich ſey, daß Menſchen, die nichts von einander wiſſen, die ſich nicht mit einander verabredet haben, und die unter keinem gemeinſchaftlichen Einfluſſe des Anſehens ſtehen, doch von ſelbſt in ihren Urtheilen über gewiße Gegenſtände übereinſtimmen: daran läßt uns die Natur der Wahrheit, ſo wie die Natur des menſchlichen Geiſtes, nicht zweifeln. Beyde müßen ſich, ſobald der menſchliche Geiſt hinreichend entwickelt iſt, und die Natur der Dinge gehörig beachtet wird, zur Hervorbringung gemeinſchaftlicher Begriffe und Uiberzeugungen von ſelbſt vereinigen. Und daß eine ſolche unverabredete, durch die Natur der Sache bewirkte Uibereinſtimmung in den Meinungen vieler Menſchen, von großer Wirkſamkeit ſey, diejenigen Operationen zu unterſtützen, und diejenigen Veränderungen in Staat und Kirche zu befördern, die mit ihnen zuſammenhängen, das iſt aus Gründen eben ſo einleuchtend, als aus Thatſachen der Geſchichte.

Da, wo, ohne durch Anſehen, Machinationen oder Beſtechungen gleichförmig geleitet worden zu ſeyn, viele Menſchen in ihren Meinungen übereinſtimmen; da kann man mit Recht eine Evidenz in den Gründen annehmen, welche ſie darauf gebracht haben. Einer einleuchtenden Wahrheit aber, wenn ſie einmahl dahin gekommen iſt, ihr Licht in viele Köpfe zu verbreiten, kann keine menſchliche Macht die Ausbreitung und die Wirkſamkeit verwehren. — Und da jeder mit mehr Energie zu Werke geht, wenn er ſeiner eignen und genwärtigen Uiberzeugung folgt, als wenn er durch Andrer Ideen oder durch die Gewohnheit regieret wird: ſo hat eine Partey, die ſich durch Gleichförmigkeit ihrer Geſinnungen von ſelbſt zuſammengefunden hat, eine weit größere Kraft, ihre Endzwecke durchzuſetzen, als die, welche durch die Bande des Eigennutzes, der Unterwürfigkeit unter Höhere, oder der Anhänglichkeit ans Alterthum ihren Zuſammenhang erhält. — Haben dieſe Meinungen, (wie es in dem von mir angenommenen Falle nothwendig immer geſchehen muß,) lange Zeit in den Gemüthern der Einzelnen verborgen gelegen, ehe ihre Uibereinſtimmung offenbar geworden iſt: ſo ſind der Ausbruch und die Wirkſamkeit derſelben, wenn dieſer Zeitpunct erſcheint, deſto heftiger. Durch die wahrgenommene Uibereinſtimmung Vieler wächſt natürlich jedem Menſchen der Muth, ſeines Herzens Gedanken zu äuſſern, und denſelben gemäß zu handeln. Und wenn unter dem Haufen einige unternehmender, als die übrigen ſind, und die neue Meinung laut und öffentlich vortragen; ſo verſammelt ſich ſchnell um dieſe eine zahlreiche und lebhaft theilnehmende Partey, die ſie bey allen den Schritten unterſtützt, durch welche ſie entweder die neu entdeckte Wahrheit auszubreiten, oder den Zuſtand der Dinge mit ihr in Uibereinſtimmung zu bringen ſuchen.

Dieß ſagt die Vernunft, und die Geſchichte beſtätigt es. Keine Begebenheit hat vielleicht die Macht der öffentlichen Meinung, in dem Sinne, welchen ich dem Worte gebe, deutlicher gezeigt, als die Reformation. Der, welcher glaubt, daß die Predigten und Schriften Luthers die Veränderung in den religiöſen Begriffen der Menſchen zuerſt hervorgebracht habe, welche ſich von ſeiner Zeit herſchreibt, — daß er der Urheber der Reformation ſey; der ſchlägt die Kraft eines Mannes zu hoch an, und verkennt die Kraft der Wahrheit. Nein, eben weil ſchon vor Luthern, in mehreren chriſtlichen Ländern, eine groſſe Anzahl von Menſchen ſo dachte, wie er, die Ungereimtheiten bemerkte, welche er ins Licht ſetzte, ſich von denjenigen Mißbräuchen gedrückt fühlte, gegen die er ſich erhob, und die Wahrheiten, welche er laut predigte, wenigſtens dunkel ahndete: eben deßwegen war ſein Anhang ſo groß, und die Ausbreitung der Reformation gleich in den erſten Jahren ſeiner Erſcheinung ſo ſchnell. Es hatte ſich eine öffentliche Meinung gebildet, daß eine Aenderung in der Lehre, den Gebräuchen, und vornehmlich in der Hierachie der Kirche vorgehen müſſe; und ſelbſt über viele Puncte des neu zu errichtenden Syſtems war man im Stillen zu einer Entſcheidung und Einſtimmung gekommen. Daher der unerwartete Beyfall, welchen der Mann in der Welt fand, der dieſe gemeinſchaftlichen Urtheile Vieler in ſeinen Schriften gleichſam nur ſammelte und kundmachte. Er wurde der Vereinigungspunct, um den ſich die ſchon vorhandne Partey ſammelte, wodurch ihre Größe ſichtbar wurde; er war aber nicht der Stifter derſelben.

Mehrere groſe Veränderungen der Staaten und Religionen ſtellt uns die Geſchichte auf, welche durch die von ſelbſt ſich ändernde Meinung der Menſchen, ohne Macht und ohne Verabredung, ja ſelbſt allem Widerſtande der Gewalt und des Parteygeiſtes zum Trotze, zu Stande gekommen ſind. Es iſt auch ſehr wohl begreiflich, daß lang eingeführte Syſteme ſich durch Gewohnheit, Anſehn, Erziehung und blinde Nachahmung erhalten können: daß aber, wenn neue Syſteme eingeführt werden ſollen, nothwendig die Meinung von ihrer Nützlichkeit, ſie ſey nun wahr oder falſch, ſie ſey durch künſtliche Mittel hervorgebracht, oder durch die natürliche Kraft der Wahrheit von ſelbſt entſtanden, in den Gemüthern des Volks vorhergehen müſſe.

Aber hier ſtoßen wir nun auf die Hauptfrage, von deren Beantwortung das Urtheil größtentheils abhängt, welches wir über unſern Gegenſtand zu fällen haben. „Iſt denn die öffentliche Meinung auch immer und unfehlbar eine wahre Meinung? Iſt die Uibereinſtimmung vieler, — auch die der meiſten Menſchen, — auch wenn dieſe Uibereinſtimmung nicht durch Künſte, Ränke, Anſehen, Uiberredung, Furcht oder Beſtechung hervorgebracht worden, ein ſicherer Probierſtein der Wahrheit?

Die Frage iſt der ſehr ähnlich: ob der allgemeine Wille immer ein guter Wille ſey? In der That haben beyde Ausdrücke, öffentliche Meinung und allgemeiner Wille, eine ſehr nahe Beziehung auf einander. Sie ſind beyde faſt zu einerley Zeit, und von denſelben Schriftſtellern in die Sprache eingeführt worden. Die dadurch bezeichneten Sachen haben denſelben Charakter, gründen ihren Werth auf gleiche Anſprüche, ſind gleich ſchwer mit Sicherheit zu erkennen, und können gleich leicht von Volksverführern gemißbraucht werden.

Die obige Frage ſelbſt iſt nicht erſt in unſern Tagen auf eine bejahende Weiſe beantwortet worden. Schon aus dem hohen Alterthume ſtammt der Spruch her, welcher des Volkes Stimme für Gottes Stimme erklärt.

Die Ideen, welche bey dieſer Behauptung zum

Grunde liegen, ſind, wenn ſie entwickelt werden, folgende:

Man bemerkt zeitig, wenn man es ſich auch nicht deutlich denkt, daß auf alle unſre Vorſtellungen und Urtheile zwey Sachen Einfluß haben, der Gegenſtand, — der von uns gedacht wird, und die Beſchaffenheit unſrer ſelbſt, die wir ihn denken. So wird z. B. das Bild eines Körpers, welches wir ſehen, durch die Geſtalt dieſes Körpers und durch den Bau unſers Auges beſtimmt. Alles, was in unſeren Vorſtellungen, von dem Dinge ſelbſt herkommt, heißt das Objective, was ſeinen Grund in unſrer Natur hat, heißt ſubjectiv. Beydes findet ſich in allem, was wir denken, urtheilen und meinen.

Aber dieſes Subjective und dieſes Objective iſt ſelbſt wieder von zweyerley Art. Es gibt gewiſſe Beſchaffenheiten in uns, die zu den nothwendigen der menſchlichen Natur gehören; gewiſſe Geſetze, denen wir bey unſern Vorſtellungen folgen, haben wir mit allen vernünftigen Geſchöpfen unſrer Gattung gemein. Andre Beſchaffenheiten unſrer ſelbſt hingegen, andre Beſtimmungsregeln unſrer Handlungen kommen von unſrer individuellen und zufälligen Lage und Ausbildung her. Es gibt, um das obige Beyſpiel beyzubehalten, Geſetze des Sehens für alle Augen; aber die Kurz- oder Weitſichtigkeit iſt ein zufälliger Fehler einzelner Menſchen.

Auf gleiche Weiſe iſt in den Gegenſtänden,

wel-

welche auf uns wirken und in uns Vorſtellungen erregen, etwas, das ihnen weſentlich und immer zukommt und ihnen allein angehört; und wieder etwas, das nur zufällig ſie begleitet, kommt und vergeht, nachdem die Gegenſtände an einem andern Orte, zu einer andern Zeit geſehen werden. Dieſes Letztere iſt dann nur ein Zuſatz, den fremde, damit verbundne Gegenſtände machen.

Wenn es möglich iſt, eine Definition der Wahrheit zu geben, welche den Sophismen der Skeptiker entgeht: ſo iſt es die, daß ſie der reine Effect ſey, den ein Gegenſtand an und für ſich auf das Gemüth des Menſchen macht, inſofern daſſelbe auch nur durch die weſentlichen und allgemeinen Geſetze ſeiner vernünftigen Natur beſtimmt wird.

Ob ſeine Vorſtellungen mit dem Gegenſtande übereinſtimmen, darüber kann der Menſch nie zur abſoluten Gewißheit kommen: weil er ja, um ſeine Vorſtellungen mit dem Gegenſtande vergleichen zu können, noch eine andre Kenntniß des Gegenſtandes außer ſeinen Vorſtellungen haben müßte, welches durchaus ungereimt iſt. Und doch fühlt jeder, daß nur eine gewiſſe Uiberzeugung von der Uibereinſtimmung der Vorſtellung mit dem Gegenſtande uns die Idee der Wahrheit gibt. Wie iſt beydes zu vereinigen möglich?

Bloß durch folgende Annäherung. Wir kennen aus Erfahrung zweyerley Zuſtände: — einen, wo wir bloß als Menſchen da ſind und handeln;

das iſt der Zuſtand der vollkommenſten Geſundheit und Ruhe; — und einen andern, wo wir durch natürliche Veränderungen in uns, oder durch die Einwirkung vieler fremden Dinge, gleichſam nicht mehr wir ſelbſt ſind. Ich unterſcheide es deutlich, wenn in meinem Auge ein fremder Körper iſt, der nicht hineingehört; oder wenn ſeine Säfte von der Miſchung abweichen, die ſie als Flüſſigkeit des Seh-Werkzeuges haben ſollen. Auf gleiche Weiſe bemerke ich, in jedem meiner Theile, Kräfte, und Anlagen, den Zuſatz des Fremden und Unnatürlichen, der ſich von dem Eigenthümlichen und Natürlichen auszeichnet.

Das Bild, welches ſich von einem ſichtbaren Gegenſtande in meinem Auge abmahlt, iſt richtiger, wenn das Auge ganz Auge, und alles dazu nicht Gehörende entfernt iſt. So wird die Vorſtellung, welche die Wirkung des Gegenſtandes auf alle meine Seelenkräfte zugleich iſt, dann für die wahreſte gehalten, wenn die Seelenkräfte durch nichts, als durch ſich ſelbſt und ihre Natur, beſtimmt und eingeſchränkt ſind. Einen gewiſſen Maßſtab, um dieſen Zuſtand der geſunden und unabhängigen Exiſtenz unſers Körpers und Geiſtes zu erkennen, haben wir freylich nicht. Aber merkliche verſchiedne Stufen des Mehr und Weniger in dieſer Geſundheit und Unabhängigkeit können wir ſehr wohl von einander unterſcheiden.

Durch eine ähnliche Annäherung können wir den Zuſtand des Gegenſtandes, wo er allein, unabhängig, unverſtümmelt, durch ſeine eignen Beſchaffenheiten, und ſeine eignen Kräfte auf uns wirkt, von demjenigen unterſcheiden, wo er uns in einer ſchiefen Lage, vermiſcht mit ungleichartigen Dingen, erſcheint, und in unſre Vorſtellungen viele Merkmahle einmiſcht, die nicht ihm ſelbſt zugehören.

Man alſo ſcheint deßwegen die unvorbereitete Uibereinſtimmung vieler Menſchen, die, jeder für ſich, einen Gegenſtand betrachten, der Wahrheit näher zu kommen, weil es ſcheint, daß in dieſer übereinſtimmenden Vorſtellung das Zufällige und Individuelle ſowohl in dem ſubjectiven als objectiven Theile der Vorſtellung abgeſondert, und nur das in der menſchlichen Natur und in der Natur der Sache Gegründete, das allen Menſchen, allen Lagen des Gegenſtandes Gemeinſchaftliche übriggeblieben und geſammelt ſey.

Allein obgleich in dieſer Art zu ſchließen etwas wahres liegt, ſo würde dennoch der Satz, daß man dasjenige ſicher für Wahrheit annehmen könne, was die Meinung der Meiſten, ja Aller, ſelbſt einer großen Geſellſchaft, und noch dazu unabhängig von dem Einfluſſe des Anſehens, der Uiberredung, der Macht und der Gewohnheit, ausſagt, — oft gänzlich irre führen. Denn es iſt möglich, daß eine Menge von Menſchen, jeder für ſich, auf gleiche Weiſe irret; und die Uibereinſtimmung Vieler in einem gemeinſchaftlichen Irrthume iſt kein ſeltner Fall. Es geſchieht vorzüglich, wenn dieſe Vielen auf einer gleichen Stufe der Ausbildung ſtehen; wenn gleiche oder ſehr ähnliche Localumſtände Einfluß auf ſie haben; wenn ſie einer ähnlichen Erziehung genießen, und obſchon eben nicht dieſe oder jene beſtimmte Meinung von einander angenommen, doch ihre Denkungsart im Allgemeinen nur wechſelsweiſe durch einander gebildet haben. Bey einerley Clima, Regierungsform, Zeitumſtänden, Religion, bey eben demſelben Grade des Lichtes, das in dieſem Zeitpuncte verbreitet iſt, bey demſelben Grade von Stärke, welchen das Nachdenken durch bisherige Uibung gewonnen hat, kann der Geſichtspunct, in welchem alle Einwohner eines Landes zu einer gewiſſen Zeit dieſelbe Sache ſehen, eben derſelbe und dennoch falſch ſeyn. So lehrt uns die Geſchichte, daß die verwerflichſten Syſteme, Religion und Politik betreffend, unter Völkern wirklich eine Zeit lang herrſchend waren, und die Meinungen auch der Klügſten darin übereinſtimmten, ſie aufrecht zu erhalten; Syſteme, die, nachdem der menſchliche Verſtand zu hellern Begriffen und reifern Kenntniſſen gelangte, eben ſo allgemein und einleuchtend als ungereimt erſchienen. Die alte mythologiſche Religion der Griechen und Römer hatte ihre Epoche, wo auch Männer, wie Sokrates, ſich für verpflichtet hielten, ſich ihren Vorſchriften zu unterwerfen. Die Macht der Päbſte wäre durch ihre

Machinationen allein nicht empor gekommen, wenn nicht das Recht derſelben durch die allgemeine oder doch herrſchende Meinung wäre anerkannt worden. Es iſt überhaupt keine lange dauernde, politiſche oder religiöſe, Verfaſſung geweſen, die nicht auf Meinungen beruht hätte, welche eine Zeit lang wirklich in den Köpfen der Menſchen herrſchend waren. Es iſt falſch, wenn man einzelne Menſchen für Urheber derſelben und Betrug und Blendwerk für den Grund derſelben anſieht. Um dergleichen Syſteme aufrecht zu erhalten, da ſie anfingen, wankend zu werden, dazu ſind wohl abſichtliche Anſtalten, Gleißnerey und Autorität gebraucht worden: aber ſie von Anfang zu errichten, war nur die freywillig übereinſtimmende Meinung im Stande.

Es gebührt indeß immer der übereinſtimmenden Meinung Vieler eine gewiſſe Achtung; und es iſt billig, zu unterſuchen: wie und unter welchen Umſtänden man derſelben mehr oder weniger trauen kann.

1. Nicht bey allen Nationen gibt es eine öffentliche Meinung über die Gegenſtände der Religion oder Politik, oder über die beſondern Vorfälle und Anordnungen der Regierung.

Bey der Errichtung eines Staates oder bey Stiftung einer Religion, gibt es bey allen, welche daran Theil nehmen, eine öffentliche Meinung; wäre es auch nur die von der Größe, Göttlichkeit, Weisheit des erwählten oder ſich aufdringenden

Geſetzgebers: denn ohne ſolche kann keine neue Geſetzgebung entſtehen. Aber in alten, längſt feſtſtehenden Staats- und Religions-Verfaſſungen ſchläft die Opinion nach und nach ein; der menſchliche Geiſt ruht dann gleichſam auf dem Herkommen und der Tradition aus, — und bleibt ohne weiteres Nachdenken beym Alten, bis ihn die Wiſſenſchaften wieder wecken und zur Selbſtthätigkeit bewegen. Eine öffentliche Meinung gibt es daher nur in einer ſolchen Nation, in welcher Viele ſelbſt denken und ein eignes Urtheil fällen; und über ſolche Sachen, über welche Viele zu urtheilen ein Intereſſe haben. Selbſtdenken und Selbſturtheilen auf der einen Seite, und Theilnehmung an gewiſſen Gegenſtänden auf der andern Seite müſſen bey Vielen vorhanden ſeyn, wo eine Stimme im Publicum erſchallen ſoll, die man Volksſtimme nennen kann. Es kann keine öffentliche Meinung über die Maßregeln der Regierung, über politiſche Gegenſtände und Verhandlungen geben, wo der größte Theil der Nation entweder gar keine Notiz von politiſchen Verhandlungen, oder ein geringes Intereſſe daran nimmt; oder wo er über dieſe Materien ſo wenig Grundbegriffe und Vorkenntniſſe hat, daß er zu urtheilen ganz unfähig iſt. Es kann eben ſo keine öffentliche Meinung über Theater, dramatiſche Werke und Schauſpieler geben, wo niemand, deſſen Urtheil in Betracht käme, die Schauſpiele beſucht; und eben ſo in Abſicht andrer Gegenſtände.

Es iſt ferner nicht genug zum Entſtehen einer öffentlichen Meinung, daß Viele urtheilen. Jeder muß auch für ſich, nach eigner, ſchlechter oder guter Unterſuchung und Beobachtung des Gegenſtandes, urtheilen. Ein bloß nachgebethetes Urtheil, die bloße Wirkung der Nachahmung, der Eindruck, den die Meinung der Großen, der Berühmten, der Reichen auf die Menge macht, ſie zu gleichen Aeußerungen und Urtheilen zu ſtimmen, dieß verdient nicht öffentliche Meinung genannt zu werden. Daher iſt in Ländern, wo dieſer überwiegende Einfluß des Standes, des Reichthums, des Ruhmes und der Gelehrſamkeit auf die Menge noch ſo groß iſt, daß man dem Vornehmen oder dem Weiſen nicht nur folgt, ſondern ihm geradezu glaubt, eine öffentliche Meinung noch nicht vorhanden; oder was ſo ſcheint, iſt von keiner beweiſenden Kraft. Es iſt keine Stimme des Volkes; es iſt bloß ein Echo, die Stimme eines einzigen Denkenden, von vielen leeren Köpfen wiederhohlt.

Jemehr hingegen der große Körper einer Nation Objecte hat, die ihm wichtig ſcheinen, und für die er ſich intereſſirt; je mehr Vorbegriffe er ſchon hat, und je mehr er zu eigner unabhängiger Verſtandesbeſchäftigung gewöhnt und aufgelegt iſt: deſto mehr Urtheile und über deſto mehr Gegenſtände werden in dieſer Nation von einzelnen Perſonen gefällt und geäußert, und deſto mehr unterſcheidet ſich die Uibereinſtimmung in einigen Meinungen von der Verſchiedenheit der Urtheile in andern; deſto eher, deutlicher und vollſtändiger bildet und offenbaret ſich eine öffentliche Meinung.

Zu dem Erſtern, zur Erweiterung des Intereſſe, iſt ein glücklicher äußerer Zuſtand, Befreyung von den Sorgen für die erſten Lebensbedürfniſſe, eine feinere und mannigfaltigere Empfindlichkeit, und Bekanntſchaft mit den Vergnügungen des Geiſtes, der Einbildungskraft und der Geſelligkeit nothwendig.

Zu dem Zweyten, zur Erweckung des Selbſtdenkens und um dazu fähig zu ſeyn, gehören natürliches Genie, welches eine Nation vor der andern voraus hat und Bildung des Geiſtes ſowohl durch Kenntniſſe als durch Uibung im Denken. Vermehrte, fortgehende Bereicherung der Erkenntniß führt endlich unausbleiblich auf Selbſtdenken, und man kann die Gelehrſamkeit nicht bloß als das Gerüſte, ſondern als das Fundament der Philoſophie anſehen.

2. Unter den verſchiednen Gegenſtänden, über welche die Menſchen, wenn ſie anfangen, einen mehr umfaſſenden Eigennutz, Wißbegierde und Urtheilsfähigkeit zu bekommen, eine Meinung bey ſich feſtſetzen, ſind einige, die der Beobachtung ſo wenig ausgeſetzt, über die Sphäre des menſchlichen Verſtandes ſo weit erhaben, und ſo ſehr von dem

Subjectiven abhängig ſind, daß ſich darüber von ſelbſt eine öffentliche Meinung oder eine freye und dauerhafte Uibereinſtimmung ſchwerlich einfindet. Dahin gehören die Gegenſtände der Religion und Metaphyſik. Hier iſt das Denken nur die Sache Weniger; und wo Meinung bey dem großen Haufen iſt, muß dieſe Meinung auf Autorität gegründet ſeyn. Andre abſtracte Wiſſenſchaften und deren Gegenſtände können gleichfalls nie ein Object des Urtheils und einer Meinung bey dem ungelehrten größern Theile der Menſchen werden. Politik, Oekonomie, ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte; alle Dinge, welche unmittelbar in die öffentliche Wohlfahrt einſchlagen, allgemeines Vergnügen oder Mißvergnügen erregen, und dabey durch Erfahrungen zu erkennen ſind, die jeder in dem gewöhnlichen Leben machen kann, — dieſe ſind das eigentliche Gebieth der öffentlichen Meinung.

Doch wird jeder dieſer Gegenſtände mehr oder weniger an die Reihe kommen, je nachdem er ſein Geheimnißvolles mehr oder weniger verliert, und nachdem er mehr oder weniger zu Genüſſen oder Beſchwerden Anlaß gibt, die jeder empfindet.

3. Die öffentliche Meinung hat es entweder mit Principien, oder mit Beurtheilung gewiſſer beſondern Maßregeln, oder einzelnen Perſonen zu thun. Sie beſchäftigt ſich, in Abſicht der Politik, entweder damit, welches die beſte Staatsverfaſſung, welches die vernünftigſten und billigſten Ge-

wohnheiten des Völkerrechts, welches die allgemeinen Endzwecke der Regierung ſeyn ſollen; oder ſie urtheilt über die Billigkeit und Unbilligkeit, den Nutzen und Schaden, das Zweckmäßige und Unzweckmäßige der einzelnen Geſetze und Schritte der Regierung. — So kann es eine öffentliche Meinung über die Wiſſenſchaften, ihren Werth und die allgemeinen Grundſätze der Künſte, und es kann eine über die vorhandnen und erſcheinenden Werke der Kunſt und ihre Urheber geben.

Eine öffentliche Meinung über Principien bildet ſich weit ſpäter, als eine öffentliche Meinung über einzelne Vorfälle, Handlungen und Werke. Aber die öffentliche Meinung über die letztern iſt weit öfter irrig, als die über die erſtern. Eine Nation muß ſchon in der Cultur weit vorgerückt ſeyn, wenn Viele in ihr unabhängig über allgemeine Grundſatze der Politik und der ſchönen Wiſſenſchaften etwas bey ſich entſchieden haben ſollen. Aber ſie kommt zeitig dazu, über Krieg und Frieden, über Generale, Miniſter, Dichter und Schriftſteller zu urtheilen. Im letztern Falle wirken gemeiniglich die Leidenſchaften und örtliche und perſönlichen Umſtände um ſo viel mehr mit, je wichtiger die Sache und je größer und empfindbarer ihr Einfluß iſt. So wie daher das mangelnde Intereſſe zuerſt das Selbſtdenken verhinderte, ſo hindert zuletzt das zu ſtarke Intereſſe das richtige Denken. Daher wird, wo es eine öffentliche Meinung über Schriftſteller, und eine über Miniſter und Feldherrn in einer Nation gibt, jener weit eher zu trauen ſeyn, als dieſer.

Von Rechts wegen ſollte die öffentliche Meinung über die Principien vor der über die einzelnen Thatſachen oder Perſonen vorhergehen: denn wonach ſollen dieſe beurtheilt werden, als nach jenen? Daß aber der Gang der öffentlichen Meinung umgekehrt iſt, zeigt ſchon, daß man nicht in allen Epochen und bey allen Nationen, noch weniger in gleichem Grade derſelben trauen darf. Eine Nation gelangt ſo wie der einzelne Menſch zur Erkenntniß der Wahrheit durch Widerlegung der Irrthümer. Nur indem er viele falſchen Hypotheſen nach einſeitiger Anſicht macht, dieſe bey genauerer Prüfung falſch befindet und immer wieder neue wagt; nur auf dieſem Wege ſchreitet der menſchliche Geiſt gleichſam von Irrthum zu Irrthum, aber doch von einem gröbern zu einem feinern Irrthume fort, bis er endlich durch die Vervielfältigung ſeiner Verſuche der Wahrheit näher kommt. Auf eben dieſe Weiſe ſchweift die öffentliche Meinung bey einer Nation, auch dann, wenn dieſelbe wirklich anfängt, unter die ſelbſtdenkenden zu gehören, unter vielen Irrthümern herum, und kommt nur dadurch der Wahrheit näher, daß Erfahrungen, die Erfolge der Dinge, oder beſſere und genauere Beobachtungen ſie von dem Puncte wieder abbringen, in welchem ſie ſich aus Irrthum vereinigt hatten.

4. Für die Ruhe der Staaten iſt es nützlicher, wenn keine öffentliche Meinung über politiſche Gegenſtände vorhanden iſt, als wenn eine falſche herrſcht, und wenn ſie ſtark und leidenſchaftlich iſt.

Man hat oft und viel über den Nutzen und Schaden der Aufklärung geſchrieben und geſprochen. Wer ſich ſelbſt verſteht und ein vernünftiger Menſch iſt, kann die Ausbreitung und Cultur der Vernunft, worin eben die Aufklärung beſteht, für nicht anders als nützlich halten. Darüber kann aber die Frage ſeyn, ob es nicht beſſer iſt, daß ein Menſch oder eine Nation, wenn ſie noch unfähig ſind, richtig zu urtheilen, lieber gar nicht urtheilen. Iſt nicht eine gewiſſe Geiſtesunthätigkeit, die mit Beſcheidenheit und Einſchränkung auf ſeinen unmittelbaren Beruf und Wirkungs- und Geſichts-Kreis verbunden iſt, beſſer, als eine falſch gerichtete Thätigkeit, die den Menſchen über ſeine Sphäre hinausführt, und ihn oft zum Verderben anderer und der Geſellſchaft thätig macht?

Es iſt bey einzelnen Menſchen und beſonders im Alter der Kindheit leichter zu beurtheilen, was bey Völkern, die ſich in einem ähnlichen Zuſtande befinden, ſchwerer wird. — Ein unfähiger Kopf urtheilt über nichts, und ſcheuet das Selbſtdenken. Ein leidenſchaftlicher Querkopf macht ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten äußerſt viel Mühe, iſt hartnäckig und widerſpänſtig, ohne doch ſelbſt ſich wohl berathen zu können. Er urtheilt für ſich, und verachtet die Entſcheidung des Anſehens, der Geſetze und ſeiner Obern; aber er urtheilt falſch. — So kann es bey einem ganzen Haufen der Menſchen wohl Statt finden, daß Selbſtthätigkeit des Geiſtes ohne ſonderliche Einſicht vorhanden iſt; Streben nach Unabhängigkeit in Meinungen, ohne die Kraft zu eigner Unterſuchung: — daher dann auch wohl eine öffentliche Meinung entſteht, die den Geſetzen Trotz biethet und doch keine wahren Verbeſſerungen zum Zweck und zur Folge hat.

Dieſes iſt indeß ein Uibel, welches aus dem Temperament und den natürlichen Anlagen eines Volkes entſteht; und dem, wenn es da iſt, nicht anders von denen, welche zu höherer Cultur gelangt ſind, abgeholfen werden kann, als durch vollſtändigere Belehrung und durch zweckmäßigere Beſchäftigung dieſer thätigen Geiſteskraft.

5. Aber ein andrer Umſtand kommt hierbey für diejenigen zu bedenken, welche der öffentlichen Meinung die Autorität einräumen, die Maßregeln der Regierung leiten zu können. Es iſt nähmlich ſehr ſchwer, ſie richtig zu erkennen. In dieſem Puncte der Schwierigkeit iſt die öffentliche Meinung dem allgemeinen Willen am ähnlichſten. Wenn man auch darüber einig wäre, daß die letztere immer gut ſey, ſo iſt es doch gar nicht auszumachen, durch welches Organ ſich dieſer allgemeine

Wille hören läßt, und wie man, bey Erforſchung deſſelben durch irgend eine Art von Stimmenſammlung, vor Täuſchungen, ja vor muthwilligem Betruge ſicher iſt.

Erſtens. Die herrſchende Meinung einer großen Menge, ſo lange dieſe ruhig iſt, zu wiſſen, iſt immer nur möglich durch Muthmaßung, bey der man irren kann. Immer ſind es nur einige Wenige, die laut und verſtändlich ihre Meinung äußern; und nur aus den Zeichen des Beyfalls oder des Mißfallens, den dieſe Sprecher erhalten, kann man auf die Geſinnungen der Stillſchweigenden ſchließen. Aber wie viele und gute Richter verbergen ſich, die doch ihren Anhang haben, und deren Gefolge, wenn es zum Streite käme, ſehr leicht die Partey, welche laut wird, überwiegen könnte. — Dieſer Irrthum über den Geiſt der Zeit, über die verborgnen Geſinnungen des größern Theils der Menſchen, über das, was im Finſtern geurtheilt und gethan wird, iſt ſehr häufig von den fähigſten Leuten begangen worden.

Zweytens. So bald eine gewiſſe Meinung von den Sprechern der Nation, von ihrem dreiſteſten, beredteſten, lauteſten Theile öffentlich und entſcheidend behauptet wird; oder wenn gar Macht und Autorität eine Meinung unterſtützen: ſo ziehen ſich die, welche das Gegentheil denken, zurück und entfernen ſich von den Augen des Publicums, ohne deßhalb ihre Meinung zu ändern

Daraus läßt ſich das beſondere Phänomen erklären, daß, in Zeiten von Reformen und Revolutionen beſonders, die Nationen, ſelbſt die, welche ihres geſetzten Charakters und ihrer Standhaftigkeit wegen berühmt ſind, ſo äußerſt veränderlich ſcheinen.

Man iſt erſtaunt, in der Engliſchen Geſchichte die Bereitwilligkeit zu ſehen, mit welcher ſich dieſe Nation den Religionsveränderungen ihrer Könige im ſechzehnten Jahrhundert zu fügen ſcheint. Sie wird antipapiſtiſch unter Heinrich; lutheriſch unter Eduard; katholiſch unter Maria und anglicaniſch unter Eliſabeth. So ſcheint es: aber die Sache verhält ſich anders. Unter jeder Regierung kam nur ein andrer Theil der Nation auf das große Theater des Staates; ein andrer zog ſich in das Privatleben und die Verborgenheit zurück. Einige Leichtſinnige änderten auch wohl ohne Zweifel ihre Bekenntniſſe mit den Umſtänden der Zeit; aber der größere Theil verbarg nur ſeine Geſinnungen, und ließ ſie, nachdem eine günſtige Veränderung vorgegangen war, wieder laut werden.

Drittens. Es ſind beſonders die Parteyhäupter und Revolutionsſtifter, welche die öffentliche Meinung beſtändig im Munde führen: denn da ſie ihre Autorität nur auf den Willen und Beyfall des Volkes gründen, ſo müſſen ſie die Autorität dieſes Willens auf alle Weiſe aufrecht zu erhalten ſuchen. Aber eben ſie ſind es, welche am meiſten dazu beytragen, daß man über dieſe öffentliche Meinung getäuſcht wird. Denn ſobald Parteyen, Vereinigung vieler unter irgend ein Oberhaupt, ſobald Verabredung und Einfluß Statt finden, ſo hört das, was eigentlich öffentliche Meinung genannt werden kann, auf, oder ſie verliert wenigſtens den Charakter, nach welchem ſie auf eine gewiſſe Autorität Anſpruch machen kann. Eine herrſchende Partey verſcheucht überdieß, ſo lange ſie beſteht und vereinigt iſt, die oft weit größere Anzahl anders Denkender, die, da ſie keinen Vereinigungspunct finden, ihre Meinung ſo wenig laut werden laſſen, als es geſchieht, wenn ſie den Anſprüchen einer anerkannten und gefürchteten Autorität widerſpricht. — Selbſt in der literariſchen Welt, in welcher doch Anſehen und Herrſchaft, und alſo auch Partey nicht ſo viel Einfluß haben, weil ſie nicht ſo große Belohnungen auszutheilen hat und mit ſo großen Gefahren droht, als die politiſche Welt; ſelbſt in ihr iſt, ſo lange es eine Partey gibt, die zuſammenhält, die viel ſchreibt und mehrere gute Köpfe unter ſich zählt, nicht leicht zu erkennen, wie die Nation, oder der gelehrte und aufgeklärte Theil derſelben im Ganzen von einer gewiſſen Art der Philoſophie oder der Schriften urtheilt. Es ſcheint oft, daß der Beyfall, den man ihnen gibt, allgemein und unbeſtritten ſey; und im Stillen gährt ein Mißfallen, eine Unzufriedenheit; ſo viele Kritiken werden im Verborgnen über die öffentlich gelobten Bücher und Autoren gemacht,

daß

daß am Ende ihre Herrſchaft nur auf der Zurückhaltung, der Trägheit oder Furchtſamkeit der anders Denkenden beruht.

Je mehr man Achtung für die öffentliche Meinung hat, deſto mehr Widerwillen muß man gegen das Stiften von Parteyen haben.

6. **So viel iſt gewiß**, daß die gründlichſten Verbeſſerungen, die bey einer Nation in Staat, Kirche und Wiſſenſchaften geſchehen, diejenigen ſind, welche durch die öffentliche Meinung, wenn eine vorhanden iſt, geleitet und durch dieſe beſtätiget werden. Ich will ſo viel ſagen. Wenn eine Nation weit genug in der Cultur vorgerückt iſt, daß ſehr viele einzelne ſowohl Intereſſe als Fähigkeit haben, ſelbſt über die Gegenſtände nachzudenken, welche das öffentliche Wohl betreffen; — wenn alsdann in dieſer Nation viele Einzelne oder der größere Theil im Stillen die Schädlichkeit eines gewiſſen Mißbrauchs, die Nothwendigkeit irgend einer Verbeſſerung entdeckt hat; — wenn die Ubereinſtimmung der Meinungen hierüber nach und nach laut und ruchtbar wird: — dann iſt der Zeitpunct da, wo die Veränderung unumgänglich iſt; wo aber auch die Reform mit dem glücklichſten Erfolge unternommen wird.

Eben dieſer wohlthätige Effect der öffentlichen

Meinung aber, ſo wie die wirkliche Bildung derſelben, iſt nur in Zeiten der Ruhe möglich; und alles, was einer Gewaltthätigkeit oder auch nur einer heftigen und parteyiſchen Betreibung der Sache nahe kommt, ſtört und hindert dieſelbe.

Es gehört Ruhe und Unbefangenheit dazu, wenn der Menſch nachdenken ſoll. Nicht bloß die Gefahr, ſondern auch eine gewiße Verwirrung der Dinge, eine zu große Lebhaftigkeit der Veränderungen und Auftritte, umnebelt und betäubt den Verſtand, oder führt ihn irre. Dieſes trifft freylich bey einer Nation mehr ein, als bey der andern. So wie einzelne Menſchen unter Zerſtreuung und Geräuſch beſſer arbeiten können, als andre; ſo können, wie es ſcheint, auch manche Nationen den Tumult beſſer ertragen. Im Ganzen aber iſt jedes zu lebhafte Schauſpiel ein Hinderniß der Meditation.

Es gehört ferner der Mangel fremder, ſtarker Einflüße dazu, wenn der Menſch ſeinen eignen Gedanken Gehör geben ſoll. Die Urtheile der Beſcheidnen, oder ſchwachen oder auch nicht ſehr genievollen Leute ſind leiſe. Sie wagen kaum ſich ſelbſt zu ſagen, was ſie über Sachen denken, über welche Andre ſchon geurtheilt haben. Werden nun ſolche Urtheile Andrer auf eine ungewöhnliche Art laut, durch Beredtſamkeit unterſtützt, durch eine Beyfall klatſchende Partey ausgebreitet: ſo geben jene größeren Theils ſchwächeren Denker und unberedteren Sprecher alle Concurrenz auf, und ſchmiegen ſich unter die Fahne des Anführers, ohne von ſeiner Meinung überzeugt zu ſeyn.

Allenthalben und zu allen Zeiten, wo auf die Sinnen oder die Imagination des Menſchen ſehr ſtark gewirkt wird, im Kriege, bey Ungewittern, öffentlichen Unglücksfällen, Revolutionen und Empörungen, da denken nur die Menſchen von der ſtärkſten Natur und den feſteſten Nerven nach, und nur die Muthvollſten, ja Unverſchämteſten treten auf, und ſagen laut, was ſie denken. Die Schwächern und Furchtſamen werden zu ſolcher Zeit betäubt, ſie hören und ſehen nichts, ihre Denkkraft iſt gehemmt; — deſto eher ergeben ſie ſich der erſten beßten Meinung, die ihnen mit Ungeſtüm oder Lebhaftigkeit vorgetragen wird: oder wenn auch der Tumult in der phyſiſchen oder moraliſchen Welt ihre Fähigkeit nicht ganz unterdrückt, ſo hindert er ſie doch, unabhängig zu bleiben, und ihren eignen Meinungen, welche nicht deutlich und entſchieden genug ſind, zu folgen.

Wenn demnach die Uibereinſtimmung derjenigen Ideen, welche ſich in den Köpfen der einzelnen Menſchen für ſich gebildet haben, die einzig wahre öffentliche Meinung iſt: ſo wird, um dieſelbe befragen zu können, durchaus erfordert, daß jeder ruhig, mit Muße, ohne durch eine Partey oder ein überwiegendes Anſehen einzelner Perſonen und Geſellſchaften beſtimmt worden zu ſeyn, nachgedacht habe. Es iſt nothwendig, daß dieſes ſtille Nachdenken von Vielen, ohne eine beſtimmte Abſicht, — (bloß um des Intereſſe des Gegenſtandes willen) ſey wiederhohlt worden. — Dieß iſt die einzige Lage und Stimmung des Gemüths, welche der Aeuſſerung der Verſtandeskräfte und dem Finden der Wahrheit günſtig iſt. Man muß Theil an dem Gegenſtande nehmen, den man unterſucht, aber man muß nicht einen gegenwärtigen und nahen Endzweck, welcher den Ehrgeiz und Eigennutz angeht, dadurch zu erreichen ſuchen. Jenes Intereſſe iſt zur Erweckung der Aufmerkſamkeit, dieſe Abweſenheit eines nahen und dringenden Zweckes oder Antriebes iſt zur Erhaltung der Unbefangenheit und Freyheit des Gemüthes nothwendig. Die beſten Gedanken kommen dem Menſchen dann, wenn er nur nebenbey eine Sache, die ihm an ſich wichtig iſt, mit gutem Muthe ohne Furcht und Begierde betrachtet. — Was in dieſem Zuſtande ſich einem Menſchen oft auf gleiche Weiſe immer ſo und ſo darſtellt, das, was ſich bey einem ſolchen ruhigen und durch nichts gewaltſam beſchleunigten Nachdenken von ſelbſt bey ihm entwickelt, das kann man, wenn er ſonſt ein fähiger und zum Unterſuchen geſchickter Mann iſt, für ein der Wahrheit ſich näherndes Reſultat halten. Und das, worin auf gleiche Art nachdenkende Menſchen, die mit einander in keinem Zuſammenhange ſtanden, doch mit einander übereinſtimmen, kann man ſo ziemlich ohne Gefahr für Wahrheit gelten laſſen.

Ohne Zweifel haben auch auf dieſe ſo erklärte, auf dieſe in der That achtungswürdige öffentliche Meinung einzelne Perſonen, beſonders die Weiſern, die Geehrtern, und die Beredtern der Nation viel Einfluß. Und hier iſt inſonderheit der Einfluß der Schriftſteller bey einer leſenden Nation unverkennbar. — Selbſtdenkende Menſchen der Art, daß ſie gar keine Belehrung von andern Menſchen zum Grunde legten, gibt es gar nicht; die, welche dieſe Belehrung verachten, werden gemeiniglich paradoxe Speculanten oder Schwärmer, wenn ſie nicht Genies der erſten Größe ſind. Der größere Theil vernünftiger Menſchen bekommt durch Erziehung, Lectüre und Umgang ſeine Prämiſſen und zieht durch eignes Nachdenken nur die eine oder die andre Schlußfolge. Und in ſofern alſo Einer Viele belehrt, ſo können ſich auch die Ideen dieſes Einen unvermerkt in die noch ſo unabhängig ſcheinenden Meinungen der Andern einſchleichen. — Indeß ſo lange dieſer Einfluß, es ſey der Obern, es ſey der Gelehrten und Schriftſteller, bloß auf Belehrung, nicht auf Erweckung von Leidenſchaften geht, ſo lange iſt er nützlich und nothwendig.

Es werden zwar alsdann auch die Irrthümer dieſer Einzelnen Einfluß auf die Menge haben: aber dieß iſt der Gang der Dinge, daß ſich die menſchliche Natur im Einzelnen, vervollkommnet, Einzelne zuerſt die Wiſſenſchaften erfinden und erweitern, Einzelne die Lehrer Vieler und ganzer Nationen werden. — Weiter als dieſe hervorragende Menſchen dieſe Lehrer des Menſchengeſchlechts in der Erforſchung der Wahrheit und Erkenntniß der Irrthümer gekommen ſind, wird die öffentliche oder gemeine Meinung wohl nie fortſchreiten; und da dieſe gemeiniglich nur die bekannten durch jene Lehrer ausgebreiteten Principien und Maximen auf die Vorfälle des Tages, und die Gegenſtände, die unter ihren Augen ſind, anwendet: ſo wird ſie freylich irre gehen, wenn die Principien irrig ſind. Dieſer Mangel der öffentlichen Meinung iſt aber eine unabänderliche Folge der menſchlichen Schwachheit und der erſt allmähligen und ſtufenweiſe vorgehenden Annäherung der menſchlichen Meinungen zur Wahrheit.

Die Schriftſteller erſcheinen, in Abſicht der öffentlichen Meinung, allerdings in einem Lichte, das von der einen Seite ihren Beruf ehrwürdiger, von der andern ihre Pflichten ſchwerer und ihre Verantwortung größer macht. Sie wirken dabey auf eine doppelte Weiſe. Einmahl ſind ſie vorzüglich diejenigen, welche die öffentliche Meinung beſtimmen helfen, weil auf keinem andern Wege ein Menſch mit ſo viel Menſchen ſprechen, und ihnen ſeine Gedanken, Urtheile und Gründe ſo deutlich und vollſtändig mittheilen kann. Wenn dieſe daher fähig ſind, Eindruck zu machen, und die Einſtimmung der übrigen Menſchen zu gewinnen, ſo befördern ſie auf dem Wege öffentlicher Schriften dieſen Endzweck am gewiſſeſten. — Die Schriftſteller ſcheinen aber auch gleichſam die Wortführer der öffentlichen Meinung, — diejenigen, welche das öffentlich zur Sprache bringen, was vorher in den Unterredungen und den Gedanken Vieler behandelt worden war. — Hier aber iſt es, wo ſie auch am meiſten ſich und Andre täuſchen können. Schriftſteller ſind billig ſchon des Parteygeiſtes verdächtig, die als Sammler von den Stimmen des Publicums auftreten. Nur dadurch können ſie beytragen, über die Exiſtenz einer öffentlichen Meinung, und welche ſie ſey, aufzuklären, daß, wenn ſie den Gegenſtand genauer beſtimmen, darüber ihre eigne Meinung laut äußern und mit Gründen vortragen, die viele Leſer an ſich ziehen, — dieſes die ſchlummernden Gedanken Anderer bis zur Deutlichkeit erweckt, viel Reden und Schreiben über die Sache veranlaßt, und gleichſam die im Verborgnen umlaufenden Actenſtücke des Prozeſſes nach und nach vollſtändig vor den Richterſtuhl des Pulbicums bringt.

Ich ſchließe mit folgender Betrachtung.

Bey der Frage, ob die öffentliche Meinnng reſpectirt werden müſſe, und welchen Einfluß ſie wirklich habe, kommt ſehr viel auf den Zuſtand des Volkes, auf die Stufe der Cultur, auf welcher es ſteht, und beſonders auf den Unterſchied der Bildung an, welcher den Abſtand der höhern und regierenden Stände von dem regierten großen Haufen ausmacht. Es hat Zeiten und Völker gegeben, wo der lehrende und regierende Theil, die Prieſter- und Regentenklaſſe wirklich vor dem übrigen Haufen der Nation ſo weit voraus waren, daß ſie nicht bloß als Adminiſtratoren und Lehrer, ſondern als Vormünder ihrer Untergebnen mit Recht angeſehen werden konnten. Das war beſonders der Fall, wenn eine aufgeklärtere Völkerſchaft eine rohere unterjochte. Das iſt das Verhältniß, welches ſich die Griechen über die ſogenannten Barbaren anmaßten, welche die Europäer über die Amerikaniſchen Wilden wirklich beſaßen. Es iſt das Verhältniß, auf welches Ariſtoteles die Rechtmäßigkeit der Sklaverey gründet. Und allerdings iſt es in dieſem Zuſtande, wie in der Herrſchaft der Aeltern über unmündige Kinder, unmöglich, die Meinung oder den Willen der Untergebenen, bey den Maßregeln der zu führenden Regierung zu befragen. — Es gibt entweder eine ſolche Meinung gar nicht;

oder ſie wäre Blindheit und ungeſtüme Sinnlichkeit. Die Einſicht und der Wille des obern Theiles entſcheidet alsdann unumſchränkt. Unglücklich genug iſt dieſer Zuſtand für beyde Theile, wenn nicht durch freywillige Anſtalten des edlern Theils, oder durch die natürliche Mittheilung der Einſichten und der Cultur unter Menſchen, die einander ſo nahe ſind, nach und nach die untern Claſſen eines ſolchen Volks ſich auf die Stufe emporheben, daß ſie moraliſch regiert zu werden fähig ſind. Bey der Fortdauer jenes Deſpotismus verwildern die aufgeklärten Deſpoten; und die dummen Sklaven werden endlich boshaft. — In einem glücklichern Zuſtande des Menſchengeſchlechts, wo zwiſchen den verſchiednen Claſſen der Nationen, den regierenden und den regierten, kein ſolcher Abſchnitt iſt, wo ſich gleiche Anlagen, obſchon ungleich ausgebildet, durch alle Stände vertheilt finden, und wo das höhere Talent und die tiefere Einſicht bald in der oberſten bald in der niedrigſten Claſſe erſcheint: in einem ſolchen Zuſtande wird die öffentliche Meinung, oder die Uibereinſtimmung der Menſchen die auch kein conſtitutionelles Recht haben ihre Stimme zur Führung der öffentlichen Geſchäfte mit zu geben, immer wichtiger; — und es wird immer nothwendiger, ſowohl die völlige Aufklärung durch erweiterten und verbeſſerten Unterricht des Volks zu befördern, damit nicht die einmahl rege gewordne Wißbegierde, und die Selbſtthätigkeit des

Nachdenkens, der nothwendigen Hülfsmittel beraubt, in deſto größere Verirrungen gerathe, als auch auf das, was durch die einſtimmige Uiberzeugung und Behauptung der Vernünftigſten und am beſten Unterrichteten entſchieden iſt, zu achten, und nicht durch Inſtitute und Verordnungen, die demſelben zuwiderlaufen, das Anſehen der Regierung in Gefahr zu ſetzen, oder den Fortgang der Nation zu hindern.

III.

Uiber die Schwärmerey.

I. Was iſt Schwärmerey?

Was ein Schwärmer ſeyn, und ob Dieſer oder Jener dieſen Nahmen verdiene, darüber kann ewig geſtritten werden; weil das Wort nicht bloß eine gewiſſe Eigenſchaft, ſondern auch einen gewiſſen Grad dieſer Eigenſchaft anzeigt. Daß der Schwärmer ſeiner **Einbildungskraft** zu viel einräumt, darüber ſind alle einig. Wie groß aber muß nun die Herrſchaft derſelben ſeyn, oder wie weit müſſen die dadurch veranlaßten Meinungen, Leidenſchaften und Handlungen von dem gemeinen Maßſtabe des Menſchenverſtandes abweichen, um zur Schwärmerey zu werden? das kann niemand mit allgemeiner Übereinſtimmung entſcheiden. Auch iſt es kein ſonderliches Verdienſt, die Vieldeutigkeit ſolcher Wörter zu fixiren, indem man willkürliche Beſtimmungen hinzufügt. Geſetzt auch, daß eine ſolche Beſtimmung aus Erfahrungen geſchöpft und folglich reell iſt, — ich will ſagen, daß ſich wirklich Charaktere finden, auf welche die verfertigte künſtliche Definition paßt, geſetzt, daß dieſelbe eine merkliche unterſchiedne Grenze von den zunächſt damit verwandten Modificationen bezeichnet: ſo wird ſie doch immer nur eine von den vielen Gradationen angeben, die im gemeinen Leben aus Armuth der Sprache mit jenem Worte ausgedrückt werden müſſen. Aber die Natur und Art einer ſolchen Eigenſchaft an ſich zu unterſuchen, und diejenigen allgemeinen Regeln aufzuſpüren, nach welchen die Progreſſion in den Graden derſelben fortgeht, oder nach denen die verſchiednen Abſtufungen ihre Wirkungen auf des Menſchen übrige Perſon und Aufführung abändern: das iſt gewiß das eigenthümliche Geſchäft des Philoſophen und an ſich eine nützliche Arbeit.

Wenn man irgend eine Ausartung eines Dinges beſchreiben will, ſo muß man erſt an den natürlichen Zuſtand deſſelben erinnern. Der Bauer, welcher mit fünf geſunden Sinnen, aber ohne Verfeinerung derſelben nichts weiß und denkt, und ſich um nichts anders bekümmert, als was zu dem Gebiethe derſelben gehört, der mit ſeiner Feldarbeit und mit dem Gewinnſte oder Verluſte bey derſelben ſein Gemüth ganz allein beſchäftigt erhält; der ſich im Moraliſchen und Geiſtlichen entweder ſeinen natürlichen Trieben überläßt, oder ſich an die Lehren hält, die er durch Autorität ſeiner Erzieher, Lehrer, Vorgeſetzten und der Bibel erhalten hat, das, was er davon verſteht, praktiſch anwendet, über das, was er nicht verſteht, auch nicht nachdenkt; —

dieſer Bauer iſt gewiß kein Schwärmer. Eben ſo gewiß hingegen iſt der einer, welcher Geiſter ſieht, weiſſagt und Wunder thun will.

Schwärmerey iſt in dieſer Abhandlung eine Uiberſpannung und Verirrung der Einbildungskraft, vermöge welcher ein Menſch Viſionen für Thatſachen hält, und ſich zu Wünſchen, Begierden und Handlungen verleiten läßt, welche auf die Vorausſetzung der Wahrheit jener Thatſachen gegründet ſind.

Es iſt daher klar, warum es das Unſichtbare und Uiberſinnliche iſt, welches die Schwärmerey veranlaßt; und warum diejenigen am meiſten in Gefahr ſind, in Schwärmerey zu gerathen, deren Gemüth am meiſten vom Unſichtbaren eingenommen iſt. Gegenſtände, die in die Sinne fallen, zerſtören die Illuſionen der Einbildungskraft. — Wenn wir aber am Unſinnlichen ein großes Intereſſe nehmen; ſo iſt eine Folge, daß wir nach beſtimmten und lebhaften Vorſtellungen davon ſtreben. Dazu kann die Einbildungskraft allein uns verhelfen. Sie hat freyes Spiel, wo ihr keine Erfahrungen vorleuchten: und wenn ſie ſich anſtrengt, die Stelle derſelben zu erſetzen, ſo iſt ſie ſchon auf dem halben Wege ſich zu verirren.

Wäre der Menſch ganz ſinnlich, wäre er bloß Thier; ſo hätte die Schwärmerey gar keinen Zugang zu ihm. Sie iſt alſo der Fehler einer höhern Natur, ſie iſt die Ausartung edlerer Kräfte.

Die wirkliche ſichtbare Welt und die Erfahrungen, welche der Menſch in derſelben macht, ſind die ſicherſte Grundlage der menſchlichen Erkenntniß. Der Menſch entfernt ſich davon durch dreyerley Operationen: erſtlich, wenn er die ſinnlichen Eindrücke mit einander vergleicht, und daraus abſtrakte Begriffe macht oder Schlüſſe zieht; zweytens, wenn er ſich abweſende Scenen in der Imagination vormahlt oder neue zuſammenſetzt; drittens, wenn er über ſein Inneres nachdenkt, und ſein eignes Denken, ſeine Empfindungen, Ideen, Neignngen, Leidenſchaften zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen macht.

Sobald jemand von dem Unſichtbaren mehr wiſſen will, als er durch ſeine Sinne und durch Schlüſſe aus dem, was er durch ſie erkennt, herausbringen kann, ſo muß er ſchwärmen oder dichten. In eben der Periode daher, in welcher der menſchliche Geiſt zuerſt ſo weit erwacht, daß er nach dem Unſichtbaren fragt, beginnt auch ſchon die Schwärmerey. Ja ſie iſt in den Zeiten der Unwiſſenheit und Barbarey am allergrößten; weil es noch ſo wenig Wege gibt, zu einer vernünftigen Kenntniß des Ueberſinnlichen zu gelangen; weil noch ſo wenig Schlüſſe aus den ſinnlichen Erfahrungen gezogen ſind. Bey allen wilden oder halbgebildeten Nationen findet man daher Gaukler, Zauberer und Geiſterbeſchwörer; und allenthalben, wo Schwärmer ſind, finden ſich auch Betrüger.

Der,

Der, welcher noch immer unermüdet die höhern Kenntniſſe und Kräfte ſucht, iſt der Schwärmer; der, welcher ſie ſchon gefunden zu haben vorgibt, und ſie mittheilt, iſt gemeiniglich der Betrüger.

Das die Schwärmerey mit dem Unſichtbaren und Geiſtigen zu thun habe, wird auch durch den Gebrauch des Wortes in einer andern Gattung beſtätigt. Man redet von Schwärmern in der Liebe. Das ſind diejenigen nicht, welche ein junges rothwangiges Mädchen mit vollem Buſen und runden Armen, kurz, die dasjenige lieben, was ſchön für das Auge iſt und zum Vergnügen einladet. Die aber werden der Schwärmerey beſchuldigt, welche von einer mittelmäßigen Figur, einem erſtorbnen Auge, einer blaſſen Geſichtsfarbe entzückt ſind, und in ihrer Geliebten überirdiſche Reitze finden, die kein anderer Sterblicher mit leiblichen Augen in ihr entdeckt.

Zwiſchen Begeiſterung (Enthuſiasmus) und Schwärmerey iſt ein weſentlicher Unterſchied. Jene exaltirt nur die Begierden, erhöht die Hoffnungen, verſchönert das wirkliche Vorhandne. Dieſe aber ſchafft neue Gegenſtände; ſie gibt dem ein Daſeyn und eine Geſtalt, was nirgend iſt. Die Begeiſterung ſchränkt ſich auf Empfindungen und Begierden ein; die Schwärmerey ſchiebt uns Erdichtungen als wirkliche Kenntniſſe unter.

Die wahre Schwärmerey iſt eine Art, ein niedrigerer Grad von Verrückung. Eben darum iſt es ſo ſchwer, die Natur und die Urſachen derſelben zu erforſchen, weil bey Verrückung eine Unordnung in den Organen iſt, über welche der Philoſoph keine Beobachtungen mehr anſtellen kann, und von welcher auch der Arzt wenig zu ſagen weiß. Bey einem ſolchen Menſchen geht dann alles nach andern Geſetzen, als den gewöhnlichen, deren Verbindung unſre Kenntniß der menſchlichen Natur ausmacht. Ein Menſch, der Geiſter ſieht, wo keine ſind, der mit Gott zu reden oder in den dritten Himmel entzückt zu ſeyn glaubt, iſt ein Kranker. Die eigentliche Beſchaffenheit der Krankheit wird kein Menſch entdecken. Aber man kann beobachten, welche Temperamente und Charaktere dazu geneigt ſind, welche vorhergehenden kleinern Verirrungen auf dieſe größern führen, und welches gleichſam die Folge der Symptomen ſey. Auch darin iſt die Schwärmerey einer Krankheit des Körpers ähnlich, daß einleuchtende Gründe, welche ſonſt geſchickt ſind, Irrthümer und Leidenſchaften zu heben oder zu entkräften, nichts über den Schwärmer vermögen, ſondern daß dieſer eher durch Veränderung ſeiner Lage, durch Beſchäftigung u. dgl. geheilt wird.

Es iſt auch darum ſchwer, hinter Schwärmereyen zu kommen, weil vernünftige Leute ſich ſelbſt ſcheuen, ſie anzuſehen und zu beobachten. Denn da ſie nicht gewiß ſind, ob ſie den Betrug entdecken werden, und doch Thatſachen, welche ihren

Principien zuwider ſind, nicht glauben und vertheidigen wollen: ſo fürchten ſie ſich, in die unangenehme Alternative zu kommen, entweder ohne Gründe zu leugnen, oder durch einen Schein getäuſcht zu werden.

So wie derjenige Menſch, der im Practiſchen und in den Verhältniſſen des geſelligen Lebens über ſeine Sphäre hinausgehen will, leicht ein Ungerechter und ein Böſewicht wird: ſo wird der, welcher über ſeine Sphäre als Menſch in Erkennen und Empfinden hinausgehen will, leicht ein Schwärmer.

Wer nicht mit dem, was ſeine Sinne empfinden, bey allen ſeinen Ideen anfängt und alles darauf zurückführet; wer im Alterthume mehr, als die unſern Erfahrungen ähnlichen Facta, ſucht; wer in den Wiſſenſchaften Aufſchlüſſe über Dinge erwartet, wozu neue Erfahrungen gehören, die man ohne andre Sinne nicht haben kann; wer ſeine Imagination zu etwas andern braucht, als zur Nachahmung und Wiederhohlung des Sinnlichen; der iſt vorbereitet, Schwärmer zu werden, oder iſt es ſchon wirklich.

Da ein ſolcher aber doch immer ein Menſch bleibt und keine andern Fähigkeiten hat, als die übrigen Menſchen; ſo muß er ſich durch eine Täuſchung entweder etwas als wirklich vorſtellen, was nirgends iſt, oder er muß hinter dem, was er weiß, mehr Geheimnißvolles ſuchen, als darin liegt. Die einzige Seelen-Fähigkeit, die willkürlich zuſammenſetzt und aus alten Stücken etwas Neues hervorbringt, iſt die Einbildungskraft: wer mehr wiſſen oder genießen will, als Menſchen möglich iſt, muß ſich daher hauptſächlich an ſie wenden.

Dieſe Fähigkeit muß aber erhöht ſeyn, wenn einer ein Schwärmer werden ſoll; und die Erhöhung der Einbildungskraft geſchieht nur durch eine ſinnlich ſtarke Empfindung. Eine ſolche liegt daher auch bey jeder Schwärmerey zum Grunde; ſo wie etwa bey Träumen ein Schall oder ein Stoß die erſte Veranlaſſung zu den Traumgeſichten gibt und den Gang derſelben leitet.

Dieſe leitende Empfindung bey dem Schwärmer iſt oft zugleich eine ſinnliche Begierde oder artet in dieſe aus. Keine iſt der Verbindung mit der Schwärmerey ſo fähig, als die Liebe. Dieſe iſt körperlich, wirkt auf das ganze Nervenſyſtem, und ſtimmt oder zerrüttet deßwegen die Einbildungskraft. In dergleichen ſinnliche Affecten fällt der Schwärmer oft aus ſeinen Ekſtaſen zurück.

Alles das macht Schwärmer, oder veranlaßt Acten der Schwärmerey, was, durch keine ſinnliche Empfindung erkennbar, doch eine heftige Liebe erregt. Daher macht der Naturtrieb der Geſchlechter dann ſchwärmeriſch, wenn er noch nicht befriedigt worden iſt, und nur noch Triebe und dunkle Ahndungen da ſind, die man für ſehr wichtig hält und nicht völlig erklären kann. Der ſinnliche Genuß, der das Räthſel auflöſt, zerſtreut auch die Schwärmerey: denn mit der äußerſten Luſt zeigt er doch die Grenze der Empfindung; und nichts iſt ſchwärmeriſch oder erregt Schwärmerey, als was unendlich und unbegrenzt iſt. Nichts wirklich Geſehenes oder Empfundenes iſt eigentlich Stoff der Schwärmerey: denn hier wird ſie durch den deutlichen Begriff von der Sache gehindert; nur das Ungeſehene oder Unſichtbare, was man nie erfahren hat, oder was ſich nie erfahren läßt, iſt dazu geſchickt. So verehrt man immer den Fremden, von dem wir einige vortreffliche Eigenſchaften wiſſen, mit größerm Enthuſiasmus. Die durchgängige Kenntniß ſchränkt unſre Verehrung ein.

Nicht bloß in den Leidenſchaften, auch in den Wiſſenſchaften iſt es das Räthſelhafte, das, wovon wir nur Anzeigen haben, aus welchem wir noch Andres muthmaßen oder als für künftige Aufſchlüſſe aufbehalten anſehen, was Schwärmerey erregt. Phyſik und Mathematik haben nicht leicht Schwärmer gemacht; aber wohl die Chymie; weil dieſe geheimnißvollere Facta enthält. Der wirkliche Künſtler-Geſchmack, der auf ein wahres Verſtehen der Kunſtwerke und ihres Werthes gegründet iſt, geht ſelten bis zum Enthuſiasmus. Aber die Liebhaberey ſolcher Halbkenner, die noch mehr Empfindung von großen Kunſtwerken erwarten, als haben, iſt ſchon öfter in Schwärmerey ausgeartet.

Am meiſten aber ſind es die großen Gegenſtände der ganz unſichtbaren Welt: Gott, die Zukunft, die höhern Geiſter und der erſte Urſprung der Dinge, welche das eigentliche Gebieth der Schwärmerey ausmachen.

Das letzte, die Erklärung des Urſprungs der Dinge iſt nur ein Gegenſtand der Speculation oder der Ideen; die drey andern ſind zugleich Gegenſtände des Begehrens und können Urſachen von Leidenſchaften werden.

II. Arten der Schwärmerey.

Die Schwärmerey theilt ſich daher in zwey Hauptarten: in diejenige, welche nur zu wiſſen verlangt und das Unerklärbare zu erklären verſucht, welche man die ſpeculative oder theoretiſche nennen könnte; und in die, welche zugleich auf die Neigungen und das Betragen wirkſam iſt, welche ich die praktiſche nennen will.

Dieſe letztere ſucht entweder den unſichtbaren Gegenſtand bloß zu genießen, ſich mit ihm zu vereinigen, in der Anſchauung deſſelben glücklich zu ſeyn; oder auf denſelben, z. B. auf Gott und die Geiſter, zu wirken und ſie zu bewegen, auf gewiſſe beſtimmte Weiſe zu handeln; oder ſie treibt zu gewiſſen Handlungen gegen andre Menſchen, vermöge der beſondern Verbindung, in der man mit dem Unſichtbaren zu ſtehen glaubt. Man könnte das erſte die beſchauliche, das zweyte die theurgiſche, das dritte die fanatiſche Schwärmerey nennen.

1. Speculative Schwärmerey; ſchwärmeriſche Erklärungen und Theorien.

Sie haben theils den Urſprung der Dinge und Phänomene der Natur zum Gegenſtande, theils göttliche Dinge und die Zukunft.

Die Theorien über den Urſprung der Dinge haben theils ſchwärmeriſche Empfindungen, theils ſchwärmeriſche Meinungen zum Grunde.

Zu den Theorien und Erklärungen, welche ſchwärmeriſche Empfindungen zum Grunde haben, rechne ich vornehmlich diejenige, welche aus Liebe und Haß die Entſtehung der Dinge erklärt, und ſich im Grunde auf den Geſchlechtstrieb bezieht. Sie theilt ſich wieder in die allegoriſche, welche dieſe Affecten ſelbſt der Materie nicht zueignet, aber etwas denſelben Aehnliches darin annimmt; — und in die mythologiſche, welche eine wirkliche Zeugung im animaliſchen Sinne annimmt. Beyde Erklärungen ſind ſehr alt, und die Liebe, mehr moraliſch oder mehr phyſiſch betrachtet, ſpielt in allen Cosmogonien der alten und neuen Schwärmer eine große Rolle. So iſt auch die bibliſche Erzählung von dem Sündenfall auf den Geſchlechtstrieb und deſſen Verirrungen bezogen worden. Man hat von Vermiſchung der Menſchen mit Dämonen oder einem mythiſchen Ehebruche wiſſen wollen, u. dgl.

Erklärungen, welche ſchwärmeriſche Meinungen zum Grunde haben, ſind diejenigen, welche die Geiſter zu Hülfe nehmen, deren Nahmen, Geſchlecht und Unterordnung angeben, und jedem bey der Hervorbringung der Dinge ſeine beſtimmte Rolle zutheilen. Dieß geſchah in der alten Theogonie der Griechen, und ſpäter in dem Syſteme der Gnoſtiker.

Es iſt dieſes eine der unbegreiflichſten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Denn *ein* ſimples Factum kann man ſich einbilden: eine ſolche Reihe von Thatſachen aber kann ſich kein Menſch einbilden, ſondern er muß ſie erfinden. Und da man weder die mögliche Veranlaſſung noch die Abſicht davon ſieht; ſo begreift man durchaus nicht, wie Menſchen auf dieſe ſyſtematiſchen Thorheiten gefallen ſind, oder wie ſie Mehrern haben annehmlich ſcheinen können. Es ſcheint in dieſem Falle, wie in manchen andern, nothwendig, daß die Betrügerey der Schwärmerey vorarbeite; daß zwar die Schwärmerey, in Abſicht gewiſſer nur im Allgemeinen erkannten oder geahndeten Gegenſtände, vorangehe, der Betrug aber, oder die gefliſſentliche Erdichtung beſonderer nähern Beſtimmungen derſelben durch einen Nichtſchwärmer, welcher von der herrſchenden Diſpoſition Gebrauch macht, darauf folge; und daß durch dieſes Letztere hinwiederum die Schwärmerey begünſtiget und modificirt werde. In dem gegenwärtigen Falle, z. B. muß die Sucht, von der unſichtbaren Geiſterwelt viel zu wiſſen und eine ſchwärmeriſche Einbildung, in die Bekanntſchaft mit derſelben durch gewiſſe Mittel kommen zu können, vorangeben. Dieſe Stimmung nützen einige nicht davon befangene, abſichtlich zu Werke gehende, Menſchen, welche Nahmen, Verrichtungen und Verhältniſſe der Geiſter nach den ſchon herrſchenden Grundideen erdichten; und auf einem freylich auch noch unbegreiflichen Wege ſchaffen ſich dieſe Glauben und Nachbethung von dem ſchwärmeriſchen Haufen.

Eine andre Art, wie etwas Aehnliches entſtehen kann, iſt, wenn ſich bey einem Menſchen ſelbſt Schwärmerey mit einem grübelnden methaphiſiſchen Kopfe und mit einer Neigung zum Erdichten verbindet. Ein ſolcher kann, was er denkt und erdichtet, für Eingebung halten. Aber doch iſt dieß gewiß ſelten, wenn die Erdichtung nicht ſinnlich und anſchaulich iſt. Niemand wird auf dieſe Weiſe Nahmen der Geiſter lernen, und ſie ſelbſt für wahr halten.

Man hört oft ſagen, daß ebenderſelbe Menſch Schwärmer und Betrüger zugleich ſeyn könne. Wenn von Zuſtänden zu verſchiednen Zeiten die Rede iſt, ſo iſt es möglich, und die Erſcheinung kommt oft vor. Iſt von gleichzeitigen Zuſtänden die Rede, ſo iſt es durchaus undenkbar.

Es iſt möglich, daß ein Menſch, der Schwärmer geweſen iſt, und das Nichtvorhandne zu ſehen geglaubt hat, die Täuſchung, nachdem ſie bey ihm ſelbſt vorüber iſt, auf Andre fortpflanzt und bey ihnen unterhält, weil es ihm nützlich iſt, oder aus welchen Gründen es immer geſchehe.

Es iſt auch möglich, daß ein Menſch ſich gleichſam auf der Grenze beyder Zuſtände, des geſunden Verſtandes und der Schwärmerey, befinde, und lichte Augenblicke habe, wo er dichtet, und Anfälle des Wahnwitzes, wo er das für wahr hält, was er ſelbſt erdichtet hat. Dieſes Phänomen iſt indeß gewiß ſelten; — und was man auch von Lügnern ſagen mag, die ihre eignen Erfindungen zuletzt für Wahrheit halten: ſo kann dieß bey lügenhaft ausgeſchmückten Erzählungen allerdings der Fall ſeyn, bey gänzlich erfundnen durchaus nicht. Wenn man wahre und erdichtete Umſtände unter einander gemiſcht hat: ſo kann man vielleicht am Ende ſelbſt das Wahre aus dem Falſchen nicht mehr herausfinden. Daß aber jemand in eben dem Augenblicke, in Abſicht eben der Sache zugleich Schwärmer und Betrüger ſeyn könne, iſt durchaus und abſolut widerſprechend. Denn entweder glaubt er, die Sache ſey ſo, wie ſie der vernünftige Menſch nicht ſieht, und wie keiner ſie erkennen kann; — dann iſt er ein Schwärmer: oder er glaubt ſie nicht, und überredet Andre; dann iſt er ein Betrüger. Aber glauben und nicht glauben zu gleicher Zeit, das läßt ſich nicht vereinigen.

Die ſchwärmeriſchen Erklärungen *einzelner Naturerſcheinungen* geſchehen auf ähnliche Weiſe, indem man einige auf Beobachtungen gegründete eigne Naturkenntniſſe, oder übel und unvollkommen verſtandne wiſſenſchaftliche zu Hülfe nimmt. — Die Chymie und die Kunſtausdrücke derſelben haben hierbey beſondern Beyſtand geliefert; — weil die Chemie mit wunderbaren Erzeugungen, die ſich nach mechaniſchen und mathematiſchen Geſetzen nicht erklären laſſen, zu thun hat.

Ein dritter Gegenſtand ſchwärmeriſcher Theorien und Belehrungen ſind *Gott und göttliche Dinge.* Bis zur höchſten Gottheit hat ſich indeß **die Schwärmerey**, wenn ſie nicht bis zur Verrückung gegangen iſt, nicht gewagt, um von ihrem Zuſtande, ihren Verrichtungen u. ſ. w. einen eingebildeten Unterricht zu geben; — hier hat doch das Bewußtſeyn, hiervon durchaus nichts zu wiſſen, verbunden mit der Verehrung gegen dieſes Weſen, die den wahren Schwärmern in vorzüglichem Grade eigen iſt, ſelbſt die verirrte Einbildungskraft und die träumenden Fähigkeiten zurückgehalten.

Deſto mehr hat ſich dieſelbe auf dem weiten Felde der untergeordneten Gottheiten, der Engel und Dämonen, geübt.

Daher ſind auch alle Religionen, welche ſich zur Schwärmerey hinneigen, mit dem höchſten

Gott (als einem zu metaphiſiſchen Begriffe, oder als einem über uns zu ſehr erhabnen Weſen) weniger beſchäftigt, als mit den übermenſchlichen Weſen, die der Gottheit nur nahe kommen.

Ein vierter Gegenſtand ſchwärmeriſcher Theorien ſind die Ausſichten in die Zukunft. Hier findet die gutartigſte, unſchädlichſte, aber auch die am wenigſten Eingang findende Schwärmerey Statt.

Bald hat der Menſch eine einzelne Lieblings-Empfindung, bald alle ſeine Empfindungen, in ſeinen Gedanken erweitert, verfeinert, — und ſich daraus den künftigen Zuſtand gebildet.

In den älteſten Zeiten iſt die künftige Seligkeit ein Mahl, oder ein Auffenthalt in einer ſchönen Gegend. Die letztre Idee zeigt ſchon feiner empfindende Menſchen. — Die Philoſophen ſetzten den Umgang mit den Heroen und Dämonen hinzu, weil ſie im Unterricht geben und nehmen Vergnügen fanden. Das ſimple Anſchauen der Gottheit entſteht aus richtigern Ideen; dieſe Vorſtellung iſt jedoch ſchon ſchwärmeriſcher, weil ſie einen ganz überſinnlichen Gegenſtand verſinnlichen will.

Die alte Mythologie iſt viel umſtändlicher in Beſchreibung der Hölle, als des Himmels. Der Vergnügungen, die ſich ausdrücken laſſen, ſind nicht ſo viele, als der Qualen *). Aber eben deßwegen

---

*) Oder vielmehr die menſchliche Juſtiz weiß ungleich mehr von poſitiven Strafen, als von Belohnungen.
Anmerk. d. H.

wurden auch dieſe ſo beſtimmt angegebenen Strafen bald unglaublich und lächerlich. Die einfachere aber ſchrecklichere Vorſtellung von Feuer, welche in neuern Zeiten durch die in der Bibel vorkommenden Bilder ausgebreitet worden iſt, war fähiger, die Imagination zu entzünden, — und hat ſchon mehrmahls ſchwärmeriſche Schrecken hervorgebracht.

Schwedenborg, der wachend Traumgeſichter hatte, ſah die Zukunft, als wirklicher Schwärmer; Lavater nur als Dichter und Philoſoph, der einen Hang zur Schwärmerey hat. Beyde blieben bey der Zuſammenſetzung deſſen, was in dieſer Welt ihnen bekannt war.

Allen ſolchen Theorien iſt beſonders die Auslegung eines alten für heilig gehaltenen Buches, das in einer ausgeſtorbenen, nicht völlig verſtandnen Sprache geſchrieben iſt, oder die Erklärung alter ehrwürdig gewordner Symbole und Allegorien günſtig. Alles, was dunkel und räthſelhaft iſt, erregt bey Menſchen, die Anlage zur Schwärmerey haben, die Idee von Geheimniſſen, von verſteckten Erkenntniſſen oder Wunderkräften. Daher ſuchen ſie auch das Verſtändniß nicht auf dem geraden Wege, nicht den Sinn des Ganzen zu erforſchen; ſondern ſie halten ſich an einzelne Wörter, Figuren oder Töne. Einen doppelten Sinn und lauter Allegorien anzunehmen, iſt die gemäßigte Schwärmerey der Ausleger; die, welche jeden Buchſtaben beſonders erklärt, und in jedem Worte ein Geheimniß ſucht, iſt die äußerſte. —

2. Die beſchauliche Schwärmerey.

Dieſe zielt auf Vereinigung mit Gott und den Geiſtern ab. Ich rechne dahin zuerſt den ſogenannten Quietismus, eine völlige Unthätigkeit, eine Unterdrückung eigner Kräfte und eigner Wirkſamkeit, um dadurch für die Einwirkung höherer Weſen empfänglicher zu werden.

Eine andre Art ſolcher Schwärmer ſucht dieß durch körperlichen Rauſch, Bewegung und Taumel zu befördern. Dahin gehört die Begeiſterung oder Wuth der Bacchanten, ſo wie der Corybanten und Cureten in den älteſten Zeiten; — eben ſo die heftigen Bewegungen des Körpers, verbunden mit lärmender Muſik und berauſchenden Getränken, bey den Jongleurs der Wilden; die Gewohnheit gewiſſer Türkiſcher Mönche, ſich immer im Kreiſe herumzudrehen, indem ſie die Nahmen Gottes herſchreyen.

Ferner haben manche gebildetern und feiner empfindenden Menſchen, beſonders Weibsperſonen, durch den Geſchlechtstrieb aufgereizt, eine eigne Dispoſition zu dieſer Art von beſchaulicher Schwärmerey.

3. Die theurgiſche Schwärmerey.

Es iſt höchſt auffallend und ſeltſam, daß Menſchen, welche gewiſſe Götter oder Geiſter verehren, und für höhere Weſen halten, eben dieſelben doch zugleich als abhängige und dienſtbare Weſen betrachten, die ſie durch gewiſſe Mittel ſich unterwürfig machen können.

Noch ſeltſamer iſt, daß Schwärmer dieſer Art, da ſie doch den Weſen, auf die ſie wirken wollten, eine geiſtige über die Menſchheit erhabne Natur zuſchrieben, demungeachtet gröbere, mehr körperliche und materielle Mittel brauchten, ſie zu bewegen und zu gewiſſen Handlungen zu lenken, als bey Menſchen, dieſen kleinern und ſchwächern Geiſtern, angewandt werden.

Das Widerſprechende in den Anmaßungen einer ſolchen Magie zeigt ſich ſchon bey folgender Uiberlegung.

Man will auf Geiſter durch körperliche Mittel wirken. Indem man nun das, was die beabſichtigte wunderbare Wirkung thun ſoll, einen Geiſt nennt, ſo ſagt man doch eben damit, daß es ein Weſen ſey, welches nur durch moraliſche Mittel, durch Ideen und Abſichten, getrieben und in ſeinen Handlungen regiert wird: denn das iſt das Unterſcheidende eines Geiſtes. Indem man Körper und körperliche Handlungen dazu braucht, dieſes unſichtbare Weſen zu lenken, ſagt man, daß es nicht durch Motive regiert wird. Man iſt alſo mit ſich ſelbſt im Widerſpruch. Der Geiſt, mit dem man vorgibt zu thun zu haben, iſt ein ungereimtes Hirngeſpinſt.

Und wenn die Natur des Geiſtes im Denken und Wollen liegt, ſo iſt der höhere Geiſt derjenige, welcher mehr und beſſer und vernünftiger denkt, und nach ſolchen Gedanken kräftiger will. Auf einen Geiſt kann nicht anders als durch Uiberzeugung und Bewegungsgründe gewirkt werden. Je höher der Geiſt iſt, deſto treffender und wahrer müſſen die Vorſtellungen, deſto vernünftiger müſſen die Motive ſeyn. Kurz, man kann gar nicht von Geiſtern reden, wenn man nicht von menſchlichen Geiſtern die Analogie hernimmt; auch nicht von Stufen der Geiſter, wenn man nicht den Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, in Abſicht des Verſtandes und Herzens, zum Maßſtabe nimmt. Aber nach dieſer Analogie zu urtheilen, wirken Mittel, dergleichen die Magie anwendet, auf einen Geiſt, und noch dazu einen abweſenden, gar nicht; und er iſt deſto erhabner über phyſiſche Einflüſſe, je vollkommner er iſt. Die Magie ſtellt uns Weſen auf, die auf der einen Seite weit mächtiger, als die Menſchen, und beynahe allwiſſend, auf der andern weit unvernünftiger und ſchwächer ſind; die weit genug ſehen, um vielleicht in einem andern Weltkörper die Gaukeleyen des Beſchwörers zu erkennen, und doch ſo eingeſchränkt, daß ſie dieſen Gaukeleyen gehorchen müſſen; und wiederum ſo mächtig, daß ſie die Wunder thun, die der Beſchwörer für ſich nicht thun kann.

Demungeachtet zeigt die Erfahrung, daß in allen Jahrhunderten die, welche auf eine ſchwärmeriſche Weiſe die Geiſterwelt zu erforſchen, ja zu beherrſchen ſuchten, leicht auf den Wahn gebracht wurden, daß gewiſſe Pflanzen, gewiſſe Manipulationen, Nahmen, Opfer oder Räuchwerk, die Kraft hätten, die Todten und die Dämonen herbeyzuziehen und ſie zu nöthigen, daß ſie erſchienen, etwas ausſagten, oder ſich auf die gewünſchte Weiſe thätig erzeugten.

Von den älteſten Zeiten an, hielten die Menſchen die Nahmen der Götter für etwas Außerordentliches und Wichtiges. Bey den Griechen hatte jede Gottheit eine Menge Nahmen, und die Hymnen thun oft nichts anders, als daß ſie dieſelben aufzählen. Der andächtige Heide ſetzte immer eine Deprecations-Formel hinzu, wenn er fürchtete, dem Gott, den er anbethete, nicht den Nahmen gegeben zu haben, den er wünſchte. — Die Juden ſelbſt, weiſer, als irgend ein Volk, in ihrer Theologie, glaubten doch an die Heiligkeit und Wirkſamkeit gewiſſer Nahmen Gottes. — Leicht alſo konnte man, da das Unſichtbare mit dem Geheimnißvollen, und dieſes mit dem Ungereimten nahe zuſammenhängt, auf den Gedanken kommen, die Dämonen würden durch die Kraft gewiſſer Nahmen und Töne, die ehrwürdig und heilig für ſie wären, bezaubert, und müßten wider ihren Willen dem Eindrucke, den dieſelben auf ſie machten, nachgeben.

Daß Opfer und Blutvergießen den Göttern Speiſe bereiten, iſt die allgemeine alte Idee: und man nahm alſo zu ähnlichen Operationen ſeine Zuflucht, um die Dämonen zu bewegen.

Die Arzneykräfte der Kräuter, und die Widmung gewiſſer Kräuter und Thiere an gewiſſe Gottheiten waren die beyden Urſachen, warum den Kräutern ein geheimnißvoller, wunderthätiger Einfluß zugeſchrieben wurde.

Räuchwerk iſt, ſo wie Opfer, ein Theil des Gottesdienſtes. Und von den Ceremonien des Gottesdienſtes ſind die theurgiſchen Operationen gemeiniglich entlehnt. Daher zu unſern Zeiten die Schwärmer die Gebräuche der Meſſe und überhaupt den katholiſchen Gottesdienſt, weil er mehr Ceremonien hat, bey ihren Verrichtungen nachgeahmt haben.

Hierbey iſt nun wieder die Schwärmerey durchaus in der Abhängigkeit von vorhergehendem Betruge, oder von Aberglauben. —

Die beſtimmten Mittel die Dämonen zu citiren, kann keine bloße, ſich ſelbſt überlaſſene, noch ſo ausſchweifende Einbildungskraft angeben; ſondern die muß der Menſch anders woher nehmen, entweder von alten Meinungen und Traditionen, oder von Erfindungen und gefliſſentlichen Lügen anderer Menſchen. Eben ſo wenig kann es die bloße Einbildung ſeyn, die ihm, bey dem Gebrauche ſolcher Mittel, den gewünſchten Effect darſtellt, ſondern es müſſen Veranſtaltungen vorhergehen, die dieſen Effect ſichern, wenigſtens den Schein davon bewirken.

Ich würde den vorgeblichen Meiſter ſolcher Künſte fragen: woher weißt du, daß dieſe Mittel oder Ceremonien auf Geiſter wirken? Haben ſie es dir ſelbſt geſagt? Dann iſt es aus gutem Willen, daß ſie ſich dir unterwerfen: du zwingſt ſie nicht; ſondern ſie wollen dir dienen. Was brauchten ſie dir ſonſt das Geheimniß, wie ihnen beyzukommen iſt, zu eröffnen? — Aber dann iſt es ja gar nicht erſt nöthig, ſolche Künſte zu brauchen. Ein bloßer Wink von dir, ein Befehl, ſelbſt nur dein Wille, den ſie ſo gut, als deine Grimaſſen, aus der Entfernung wahrnehmen können, wäre genug geweſen, ſie in Bewegung zu ſetzen. Oder haſt du die Regeln deiner Kunſt aus Tradition? Aber wie lernten denn deine Voraͤltern, die nicht andre Sinne, als du, hatten, die Geiſter kennen, und wie wurden ſie benachrichtiget, welche Nahmen oder welche Gerüche ihnen angenehm oder fürchterlich wären? — Denn das wirſt du doch keinen vernünftigen Menſchen bereden, daß man durch Beobachtung und Erfahrung, nach und nach, wie zu einer andern Kunſt, ſo auch zur Magie gelangen könne. Dazu müßte das erſte Datum doch die Erfahrung von dem Daſeyn und der Wirkung der Geiſter ſelbſt ſeyn. Aber ſie erſcheinen, ſie wirken nie ohne ſolche magiſche Operationen. Und doch müßten dieſe erſt das letzte Reſulat vieler, mit ihnen und ihrer Art zu wirken und zu leiden angeſtellten, Beobachtungen ſeyn. — Alſo Offenbarung allein müßte der Grund der Magie ſeyn: entweder Offenbarung des höchſten Gottes, oder der niedrigern Geiſter ſelbſt, deren ſich die Magie bedient. Auf die erſtere machen die Magier ſelbſt keine Anſprüche; und es wäre auch im höchſten Grade ungereimt, daß Gott einen Menſchen in außerordentlichen Wirkungen unterſtützen wollte, und ihn erſt an eine gewiſſe Methode wieſe, wodurch er die Untergötter ſich dienſtbar machen könne, da er nur ſelbſt mit ſeiner Macht zutreten darf, auch den Willen und das Vorhaben des Menſchen, dem er dieſe Kräfte verleihen will, in jedem Augenblick erkennt. Es iſt alſo kein Weg erdenklich, auf welchem ein Menſch zu dieſer Wiſſenſchaft gekommen wäre. Er ſoll die Geiſter zwingen, und dieſe müſſen ihn erſt unterrichten, wie er ſie zwingen ſoll. Sie geben ihm, wie ſpielende Kinder, das Seil ſelbſt in die Hände, womit er ſie binden ſoll. Eben ſo gut wäre es ja, ſeinem bloßen Willen zu gehorchen.

Religionen, die auf Wunder gegründet ſind, und wunderbare Erzählungen und Ceremonien enthalten, ſind, ſo lange ſie aufrichtig und in Einfalt geglaubt werden, der Moralität oft günſtig und beförderlich und der Schwärmerey nicht günſtig. Wenn ſie aber veraltet ſind und ihre eigne innre Kraft über die Gemüther der Menſchen verloren haben; — wenn man anfängt, darüber zu räſonniren und ſie entweder durch eine neue Secte oder durch Philoſophen beſtritten werden: dann geſchieht es, daß die Partey, welche ſich derſelben ernſtlich annimmt und für ſie kämpft, indem ſie ihre eignen Leidenſchaften mit in den Streit miſcht, und ihre neuern Kenntniſſe mit den alten Traditionen vereiniget, in Schwärmerey geräth, und dasjenige, was bloße Ceremonie geweſen war, in Theurgie verwandelt. Socrates glaubte halb zweifelnd an die Volksreligion; Xenophon fragte auf ſeinen Rath das Orakel zu Delphi, da er wiſſen wollte, ob es gut für ihn wäre, die Expedition des jüngern Cyrus mit zu machen. Deßwegen waren Socrates und Xenophon nicht Schwärmer. — Die Neuplatoniker hingegen, welche angefeuert von dem Widerſprechungsgeiſte, den das zu ihrer Zeit überhandnehmende Chriſtenthum erregte, das Heidenthum aus allen Kräften vertheidigten und ausſchmückten, Julian, Plotin, Porphir, waren Schwärmer, oder wurden es.

Wenn indeß die durch Aberglauben beſtimmte Schwärmerey dergleichen theurgiſche Operationen anfing: ſo mußte der Betrug immer dazu kommen, wenn ſie lange in Ruf und Ehren bleiben ſollten. Denn wenn auch ein einmahliges Mißlingen derſelben den Gläubigen nicht abſchreckt, der es etwa bloß auf Rechnung ſeiner eignen Unheiligkeit ſetzet: ſo ſind doch Wenige beharrlich genug, immerfort bey mühſamen und künſtlichen Verrichtungen, die zu nichts führen, auszuhalten. Da alſo müſſen nun täuſchende Künſte hinzukommen; und hier mag der rechte Punct ſeyn, wo der Schwärmer in den Betrüger übergeht, wenn er nähmlich vor dem Volke eine Hoffnung, die er bey Andern erregte, weil er ſie ſelbſt hatte, und die ihm fehlſchlägt, aufrecht zu halten hat.

Dieſe Verrichtungen zielen bey den Schwärmern, je nachdem der Geiſt und die Moralität des Zeitalters und der Secte ſind, entweder auf Beſtätigung der Lehren von der Exiſtenz Gottes, der Geiſter, und der Zukunft, und alſo auf die Religion; oder auf Befeſtigung gewiſſer moraliſchen Vorſchriften; oder auf Weiſſagung und Hervorbringung wunderthätiger Erfolge, zum Nutzen oder Schaden Andrer.

Die Giftmiſcher und die Magier ſind ſchon vor Alters zuſammengeſtellt worden. Und die Macht, heimlich wunderbare Veränderungen hervorzubringen, bringt Übelgeſinnte leicht auf den Gedanken, heimlich zu ſchaden. Wie vielerley Arten hat nicht die boshafte Schwärmerey erdacht, Menſchen durch magiſche Operationen zu tödten, zu verſtümmeln, oder auch zur Liebe zu zwingen.

Eine ſolche Vermiſchung des Religiöſen mit dem Verbrechen iſt vielleicht zugleich das Schändlichſte und das Unſinnigſte, was es in der menſchlichen Natur und in menſchlichen Handlungen gibt: aber es hat wirklich exiſtirt. Die übernatürlichen Kräfte, unabhängig von der höhern Weisheit und Güte, wie wir ſie in Gott damit vereinigt glauben, ſind eine gefährliche Idee, und ſie ſind das rechte Centrum der Schwärmerey. Denn wenn in einem Weſen Verſtand und Tugend mit wunderthätiger Macht verbunden ſind, ſo iſt kein andrer Weg, ſich dieſes Weſen günſtig zu machen, als wenn man ſelbſt vernünftig und tugendhaft iſt. Aber das vernunftloſe Mächtige kann auch durch thörichte Mittel bewogen, kann auch zum Dienſte des Laſters gebraucht werden.

4. Die fanatiſche Schwärmerey.

Dieſe iſt verfolgend: ſie geht auf Bekehrungen oder Eroberungen aus, und will große Umkehrungen in der Welt machen, weil ſie ſich, durch einen höhern Beruf dazu berechtigt, und durch höhere Kräfte darin unterſtützt glaubt.

Dieſer Fanatismus iſt nur möglich, wo ein großer Haufen oder ein ganzes Volk an ſchwärmeriſchen Ideen Theil nimmt, und findet ſich bey dem Entſtehen neuer Secten und in den Zeiten der Religions-Revolutionen. Die glücklichſten Schwärmer dieſer Art waren Mahomed und deſſen Nachfolger, die ihr Reich auf eine neue Religion gründeten: der Unglücklichſte war vielleicht der König der Wiedertäufer in Münſter, Johann von Leiden. Der ſchwärmeriſche Regent iſt immer der größte Despot, denn er regiert mit göttlicher Autorität.

Die nächſte Abſicht des politiſch agirenden Religions-Schwärmers iſt zuerſt die Ausbreitung der wahren Religion, zunächſt Zerſtörung vermeinter

Tyranney, und Wiederherſtellung von Freyheit und Gleichheit.

Es iſt aber ein bemerkungswerther Unterſchied zwiſchen folgenden zwey Arten dieſer Schwärmerey. Es gibt eine, welche den Schwärmer zum verfolgenden Orthodoxen ſeiner vaterländiſchen Religion, und eine, welche ihn zum Separatiſten macht.

In der einen Gattung ſind es ganz die eignen Ideen und Einbildungen des Menſchen, welche diejenige Stärke bekommen, daß ſie ſeine Vernunft und ſeine Sinnlichkeit zugleich beherrſchen, und ihn von der gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln entfernen. Dieſe Art von Schwärmern verwirft alle Tradition und alle äußere durch Menſchen oder Schriften ihnen zukommende Offenbarung, — oder ſieht ſie wenigſtens als einen mangelhaften, veralteten, der Erläuterung und Ergänzung bedürfenden Unterricht an, der dem innerlich Erleuchteten, theils entbehrlich, theils ihm allein verſtändlich und brauchbar ſey. Dieſe hält ſich alſo dafür an das innre Licht, es ſey, daß ſie wirklich göttliche Eingebungen zu haben glaubt, oder daß ſie wenigſtens denjenigen Aufſchlüſſen, die aus ihren eignen Betrachtungen herkommen, ein höheres Anſehen beylegt.

Die andre Gattung von Schwärmern ergreift nur mit ihrer Einbildungskraft die allgemein angenommenen und im kirchlichen Syſteme ihrer Partey aufgeſtellten Ideen, und indem ſie ſich von der

Wahrheit derſelben durch innere Erfahrungen zu überzeugen ſucht, geräth ſie ebenfalls auf ausſchweifende Einbildungen und dieſen gemäße Leidenſchaften, die aber ſämmtlich nur das, was andre fromme Anhänger der Volksreligion glauben, oder dahin geſtellt ſeyn laſſen, in Empfindungen und Principien des Verhaltens verwandeln.

Die erſte Gattung von Schwärmern iſt, da ſie ſich von der herrſchenden Kirche abſondert, und ſich gegen das Anſehen derſelben zu vertheidigen hat, ſchwächer, zurückhaltender, demüthiger. Da der Schwärmer, welcher aus ſich ſelbſt ſein Licht ſchöpft, nur einzeln iſt, wenigſtens ſpät und ſelten eine Secte ſtiftet, ſo werden ſeine Einbildungen nicht ſo unterſtützt, ſeine Leidenſchaften nicht ſo angeflammt. Er iſt alſo ſelten oder niemahls verfolgend, auch eben nicht bekehrungsſüchtig, weil er ſein höheres Licht für einen Vorzug hält, den er vor Ungeweiheten verbirgt, und Andern nicht einmahl gerne mittheilt.

Die andre Gattung von Schwärmern ſtützt ſich auf die Autorität der Kirche, der ſie gleichſam zu Hülfe kommt, deren Lehren ſie durch ihre vermeinten Erfahrungen, Eingebungen und Wunderkräfte beſtätiget, und deren Feinde ſie durch die kräftigſten Beweiſe bekämpfen hilft. Dabey wird ſie durch zwey Principe in Bewegung geſetzt: durch die göttliche Autorität der Lehren und der Tradition, welchen ſie ergeben iſt, und durch ihre eigne ausſchweiſende Einbildungskraft. Es iſt alſo natürlich, daß dieſe Gattung von Schwärmern viel weiter über das Ziel hinausgeht; daß ſie die göttliche Lehre, deren Annehmung ihr die erſte Pflicht aller Menſchen ſcheint, und deren Wahrheit ſie nun ſo anſchaulich erkennt, ſelbſt mit Feuer und Schwert auszubreiten ſucht. Mit einem Worte, wenn Aberglaube mit Schwärmerey, blinde Anhänglichkeit an ein herrſchendes Syſtem und ein Prieſter-Regiment mit chimäriſchen Einbildungen von eigner Heiligkeit und einer Verbindung mit Gott oder andern höhern Weſen, vermittelſt jenes Syſtems, zuſammenkommen: ſo muß daraus der wahre Fanatismus entſtehen. Und dieſe Schwärmerey iſt weit anſteckender, da ſie viel mehr Gehülfen und Beförderer hat, und alſo die Vereinigung vieler Menſchen, wodurch alle Leidenſchaften verſtärkt werden, hier auch die Schwärmerey auf einen höhern Grad treibt.

Aus dieſer genauern Darſtellung der verſchiednen Arten der Schwärmerey ergibt ſich nun näher, welches eigentlich die Einbildungen ſind, welche der Schwärmer für Thatſachen annimmt.

Sie ſind vornehmlich Umgang mit Gott oder Geiſtern und abgeſchiednen Seelen; Einwirkung derſelben auf ſeine Gedanken, Geſinnungen und Handlungen, Mitwirkung derſelben zu gewiſſen äußern Erfolgen nach des Menſchen Willen, oder Wunderkräfte; Mittheilung von Kenntniſſen beſonders künftiger Dinge, oder die Gabe der Weiſſagung; ſichtbares Erſcheinen heiliger Sachen oder Perſonen, und eine völlige Vernichtung des eignen Weſens und der eignen Kräfte, und Verſenkung derſelben in ein höheres Weſen.

Hierher gehören nun auch die politiſchen Schwärmer, eine weit ſeltnere Erſcheinung, als die religiöſen, und die nur unter dem Brauſen einer Staats-Umwälzung entſteht. Denn alle politiſchen Meinungen gehen ihrer Natur nach auf das Sinnliche und Sichtbare; und ſind daher ſchon der Mitwirkung der Einbildungskraft und der Schwärmerey, im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht fähig. Dazu kommt, daß das Politiſche auf das Individuum nur einen ſo mäßigen Einfluß hat, daß die Leidenſchaften dadurch gewöhnlich nur ſchwach angereizt werden. Ein anderes aber iſt es, wenn große Aenderungen ſchon im Werke ſind, ſehr viele daran Theil nehmen, und große Hoffnungen und Wünſche von dieſer Seite rege werden.

Hier erhitzen die Menſchen einander wechſelsweiſe, und die ſchon wahrgenommene Veränderung, welche ſie bewirkt haben, macht ſie immer dreiſter, neue zu wagen.

Unſer Zeitalter ſieht von dieſer Schwärmerey ein in ſeiner Art einziges Beyſpiel *). Sie iſt der Religions-Schwärmerey in vielen Puncten ähnlich. Sie geht auf das Unſichtbare, auf eine Ord-

---

*) Man erräth leicht, daß G. dieß zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution ſchrieb.

nung der Dinge, die noch nirgends iſt, und von der nicht einmahl ein beſtimmter Begriff vorhanden iſt. Sie ſieht dieſe neue Ordnung als etwas Göttliches, die Bewirkung derſelben als etwas über alle andern Pflichten Erhabenes an, und macht daher in den natürlichen und moraliſchen Empfindungen eine eben ſolche Zerrüttung, als die Religionsſchwärmerey von jeher gethan hat. Sie iſt grauſam und verfolgend; ſie iſt gleichgiltig gegen eigne Wunden und den Tod.

Es gibt aber auch noch eine gewiſſe laboriöſe, überthätige Schwärmerey ſanfterer Art. Das iſt die, welche in der Welt mehr Gutes wirken will, als in des einzelnen Menſchen und des Privatmannes Kräften ſteht. Wenn nun die natürlichen Urſachen die Unternehmungen eines ſolchen Menſchen nicht, wie er wünſcht und erwartet, begünſtigen, ſo findet er oft ſeinen Troſt nur in der Einbildung von unſichtbaren ihn unterſtützenden Kräften.

III. Urſprung und Entſtehungsart der Schwärmerey.

Die Urſachen liegen theils in beſondern Diſpoſitionen des Körpers und Geiſtes; theils in den Begebenheiten und Lagen gewiſſer Menſchen; theils in den Zeitumſtänden und der gemeinſchaftlichen Lage der Menſchen und Völker.

1. Diſpoſitionen des Körpers und Geiſtes.

Eben dieſelben, welche die Verrückung hervorbringen, ſind es auch, welche der Schwärmerey zum Grunde liegen. Sie ſind

Erſtens im Körper Nervenſchwäche oder zu große krankhafte Bewegbarkeit der Nerven. Die Schwärmer, die wir im Alterthume oder auch in neuern Zeiten bey wilden Völkern antreffen, als wie die Schamanen, ſind mehrentheils zugleich Epileptiſche. Solche Menſchen ſind vorzüglich zur beſchaulichen oder melancholiſchen Schwärmerey, zu Viſionen gemacht. Den kältern Erdſtrichen, deren Bewohnern überhaupt Nervenſchwäche eigenthümlich iſt, ſcheint auch dieſe Art von Schwärmerey beſonders zuzugehören.

Ferner heftige Bewegung und große Hitze des Blutes, welches ſich gegen den Kopf drängt, und die Bilder der Imagination lebhafter, alle Leidenſchaften feuriger macht. Dieß iſt die Schwärmerey der wärmern Zonen; ſie iſt weit häufiger, heftiger, verfolgender und ausdauernder.

Beſonders aber der Geſchlechtstrieb bey einem hitzigen Temperament; wenn ihm entweder ein Menſch aus Religiöſität widerſtanden hat, (daher ſo viele Nonnen und Mönche Schwärmer geworden ſind;) oder wenn die Umſtände ſich der Befriedigung deſſelben widerſetzt haben, nach der bekannten Bemerkung, daß alte Buhlſchweſtern Bethſchweſtern werden.

Zweytens: im Geiſte diejenigen Diſpoſitionen, welche mit jenen körperlichen zuſammenhängen. Alſo vornehmlich Stolz und Liebe. So wie dieſe oft Narren gemacht haben, ſo haben ſie auch Schwärmer gemacht. Der Stolz thut dieß, inſofern der Stolze ſich höhere Vortrefflichkeit, größere Einſichten oder Kräfte wünſcht, als in dem Looſe der Sterblichen liegen und auf dem natürlichen Wege zu erhalten ſind, und ſich endlich ſelbige zu beſitzen einbildet.

Ferner alles, was das Gemüth, die Denk- oder die Willens-Kraft, überſpannt, und ſie von dem gewohnten Wege der ſinnlichen Erfahrungen, und der auf Erfahrungen gegründeten Vernunftſchlüſſe, die allen Menſchen begreiflich ſind oder von den natürlichen Trieben und den ordentlichen Mitteln, ſie durch Erlangung von Vermögen und Anſehen zu befriedigen, entfernt.

1. Anhaltendes Nachforſchen über unſichtbare, über unſre Sinnen erhabne Gegenſtände, beſonders über die der Religion und andre im Vorhergehenden genannte. Alles anſtrengende Betrachten ſolcher Dinge, die wir weder ſinnlichen Erfahrungen und Verſuchen unterwerfen, noch auf ſolche zurückführen können, erzeugen endlich eine gewiſſe Leere des Gemüthes, oder Thorheiten, zu welchen

die Schwärmerey gehört. Die Vorſtellung von Gott ſelbſt iſt vielleicht die einzige überſinnliche Idee, mit welcher man ſich, ob ſie ſich gleich nie völlig deutlich machen läßt, ohne Gefahr, in Schwärmerey zu gerathen, lange beſchäftigen kann; erſtlich, weil ſie zu groß für die Einbildungskraft iſt; zum andern, weil ſie mit der ganzen ſinnlichen Natur zuſammenhängt, indem jede wahrgenommene Ordnung und Schönheit an die Idee des Schöpfers und Regierers der Welt angeknüpft werden kann. Auch geräth derjenige, welchem religiöſe Empfindungen natürlich ſind, nicht ſo leicht in Schwärmerey, wie der, welcher von Natur wenig und ſchwache Empfindungen dieſer Art hat, und ſie mit Gewalt erkünſteln will. Ein ſolcher geht dann leicht vom Mangel in den Exceß über.

9. Eine zu große Entfernung von den Vergnügungen und Beſchäftigungen der Welt, der bürgerlichen Geſellſchaft und des Umganges. — Der, welcher nicht mit und unter Menſchen handeln und glücklich ſeyn will, welcher es durchaus in Armuth und Einſamkeit ſeyn will; wer den mäßigen Gebrauch der äuſern Güter ſowohl als den unmäßigen verwirft, und weder Amt noch Stand oder Achtung in der Welt, ja nicht einmahl nützliche Beſchäftigung ſucht, wird immer mehr oder weniger in Schwärmerey gerathen.

Daher haben die Herrnhuther dem übeln Erfolge und den Ausſchweifungen der Schwärmerey bey ſich ſelbſt dadurch gewehrt, daß ſie fleißig und induſtriös ſind, und den Fleiß in Berufsarbeiten zur Tugend machen. Nur die müßigen religiöſen Leute werden eigentliche Schwärmer.

3. Halbverſtandne Kenntniſſe der Natur, beſonders des Geheimnißreichen in der Natur, ohne die nöthigen und ſoliden Kenntniſſe der Mathematik und Phyſik. Dieſe halben Kenntniſſe werden dann gemeiniglich mit dem Moraliſchen und Geiſtlichen auf eine unnatürliche Art zuſammen verbunden; und aus dieſer Vermiſchung phyſiſcher und geiſtiger, theologiſcher oder pſychologiſcher Begriffe entſteht oft eine eigne Art der Schwärmerey.

4. Der menſchliche Geiſt iſt, wie der Körper, dazu gemacht, von äußerer Nahrung zu leben, die zwar jeder in ſich verarbeiten, die er aber von außen empfangen muß. Die Nahrung des Körpers ſind Speiſe und Trank; die Nahrung des Geiſtes beſteht in Lectüre, Umgang, Arbeit und allen den Begriffen, welche er durch die fünf Sinne und körperliche Beſchäftigungen erhält. Die übermäßige Enthaltſamkeit des Körpers iſt eine von den Urſachen der Schwärmerey; die übermäßige Enthaltſamkeit und Nahrungsloſigkeit des Geiſtes iſt eine andre. Wenn demſelben nicht ſolide Vorſtellungen durch die Sinne zugeführt werden, ſo lebt er bloß von ſeinen Einbildungen, und dieſe ſchärfen und erhitzen ſich nach und nach eben ſo, wie die Säfte des Körpers, wenn demſelben

nicht

nicht neue Nahrung zugeführt wird. Wer alſo denken will, wo nichts zu unterſuchen iſt; wer innerlich genießen will, ohne alle äußern Gegenſtände; wer Kenntniſſe erwartet, ohne Unterricht, ohne Gelehrſamkeit, Reiſen oder Bücher; wer einen hohen Grad von Glückſeligkeit genießen will, ohne alle Hülfsmittel des geſelligen Umganges; — wer zu einem hohen Grade von ſittlicher Vortrefflichkeit, ohne wohlthätige Ausübung des Guten in einem nützlichen Berufe, kommen will; kurz, wer auf ein hohes Ziel ſeiner Thätigkeit geſpannt iſt, und doch nicht einen ſolchen Weg einſchlägt, an welchem die Sinne, der Körper und die äußre ſichtbare Welt Theil nehmen, der iſt in Gefahr, Schwärmer zu werden.

3. So wie der Witz und die kalt überlegende, beſonders mathematiſche Vernunft der Schwärmerey ungünſtig ſind: ſo iſt hingegen eine dichteriſche Einbildungskraft, die nicht durch Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Lectüre Stoff bekommt, noch durch den räſonnirenden Verſtand geleitet wird, zum Ungeheuren, Romantiſchen und Schwärmeriſchen geneigt.

2. Begebenheiten, Lagen und Schickſale.

Dieſe wirken auf Hervorbringung oder Verhinderung der Schwärmerey theils durch die Dispoſitionen des Gemüthes, zu denen ſie Anlaß geben; theils durch die Gegenſtände, welche ſie dem

Menſchen darſtellen; theils durch das Anſteckende der Beyſpiele, unter welche ſie ihn verſetzen.

1. Manche Unglücksfälle machen den Menſchen geneigt, an den Tod, die Ewigkeit und die unſichtbare Welt zu denken, und ſich zu ſehr mit ihnen zu beſchäftigen. Dieß thut vornehmlich der Tod geliebter Perſonen; beſonders, wenn er die Zurückgelaſſenen zugleich in Einſamkeit und Elend verſetzt.

Das Bewußtſeyn großer Verbrechen, oder doch ſolcher, die man begangen zu haben glaubt, erfüllt den Menſchen mit einer ungewöhnlichen Furcht vor der Zukunft und vor den unſichtbaren Mächten; und treibt ihn zu allerley Verſöhnungen, die nach Maßgabe andrer Umſtände auf Aberglauben oder Schwärmerey hinauslaufen. Daher kommt es, daß in den ſchwärmeriſchen Secten ſo viele eine förmliche Bekehrungs-Geſchichte von ſich zu erzählen wiſſen, wo vor ihrer Umkehrung und Beruhigung eine lange und ſchreckliche Angſt herging: ein Phänomen, welches die Enthuſiaſten in der Folge als nothwendig zu einer wahren Bekehrung forderten, und welches in der That, wenn es nicht erheuchelt iſt, das Gemüth zu ſchwärmeriſchem Glauben an unſichtbare und übernatürliche Verſöhnungs- und Beſſerungs-Mittel ſtimmt.

2. Der Aufenthalt in hohen Gebirgen, in Klüften, auf Inſeln und Küſten eines ſtürmiſchen Oceans erfüllt die Sinne und die Imagination mit großen zum Theil ſchrecklichen Bildern. Dieſe Gegen-

ſtände führen jedoch mehr auf die phyſiſche Macht der Natur, als auf die unſichtbare der Geiſter. Daher machen ſie nur unter beſondern Umſtänden ſchwärmeriſch. Gewiß aber iſt doch, daß ſich an ſolchen Orten Schwärmer, Geiſterſeher, Propheten und Wunderthäter öfter einfinden und länger in Anſehen erhalten: wozu aber ohne Zweifel beyträgt, daß dieſe von der übrigen Welt abgeſonderten Gegenden auch an dem Fortgange des Lichts in derſelben weniger Theil nehmen können. So kann der Anblick großer und ſchrecklicher Natur-Revolutionen, Erdbeben, Verwüſtungen, wie Verrückung und Melancholie, ſo auch Schwärmerey bewirken.

3. Wenn der Menſch in einem Zeitraume oder unter einer Geſellſchaft lebt, wo eine ſchwärmeriſche Andacht herrſchend iſt: ſo wird manches Gemüth, durch bloße Theilnahme daran, ſchwärmeriſch, in welchem auch kein eigner Same dazu liegt. Wahre Schwärmer ſind immer in gewiſſer Abſicht ſtark, heftig, — ſie ſind fixirt auf eignen Punct; ſie handeln, denken und reden gleichförmig: daher haben ſie auf ſchwächere Gemüther, die ihnen nahe kommen, immer einen ſtarken Einfluß.

Insbeſondere kann die Erfahrung davon, daß gewiſſe ſchwärmeriſche Begriffe bis zum Tode ausgehalten und denſelben ſogar leichter gemacht haben, bey den Zeugen ſolcher Auftritte, eine Vermuthung von der Wahrheit deſſen, worauf ſo viel Standhaftigkeit und Muth gegründet waren, zurücklaſſen.

Es gibt auch eitle Schwärmer, die ihre Imagination erhöht haben, um ſich ein gewiſſes Verdienſt zu erträumen, welches ſie in den gewöhnlichen Verhältniſſen unter andern Menſchen nicht hatten. Wenn ein Menſch, der große Anſprüche auf Erhabenheit über Andre macht, und doch weder durch ſeine höheren Talente, noch durch ſeine Glücksumſtände darin unterſtützt wird, auf das Moraliſche und Geiſtliche fällt: ſo geräth er durch Uiberſpannung ſeiner religiöſen Gefühle, oder durch falſche Einbildungen, welche er ſich von dem Grade ſeiner Frömmigkeit macht, leicht in Schwärmerey. So iſt mancher ein Frömmling und ein Geiſterſeher geworden, wenn ihm nichts mehr hat gelingen wollen.

3. Urſachen, die in den Zeitumſtänden und der allgemeinen Lage der Menſchen und Völker liegen.

1. Es kommt hierbey zuvörderſt auf den Geiſt der herrſchenden Religion an. Jede moraliſche iſt weniger ſchwärmeriſch, und veranlaßt weniger Schwärmerey. Der Glaube an alte Wunder und Weiſſagungen kann allerdings, ſo lange er feſt iſt, einen Glauben an ähnliche wunderbare Ereigniſſe in der gegenwärtigen Zeit oder doch eine Begierde darnach hervorbringen. Doch iſt es etwas anders, wenn dieſe alten Wunder nur zur Beſtätigung moraliſcher Lehren beyher geglaubt und ge-

predigt werden; oder wenn auf denſelben, als auf Hauptſachen, beſtanden wird, und eine Folge vermeinter neuerer Wunder immer den Glauben an die alten auffriſcht. Es iſt etwas ganz anderes, ob jene alten Wunder bloß in dem Verſtande und Gedächtniſſe, oder ob ſie in der Einbildungskraft der Gläubigen exiſtiren.

Eine Religion, welche an Ceremonien, Geheimniſſen und Wundern reich iſt, fängt, wie ich ſchon geſagt habe, erſt dann an, Schwärmereyen hervorzubringen, wenn ſie anfängt, vernachläßigt und beſtritten zu werden: denn dieſes Phänomen zeigt, daß der gegenwärtige Zuſtand der Menſchen den feſten und einfältigen alten Glauben nicht mehr zuläßt. Diejenigen, welche nun noch demſelben anhängen, können dieß nur durch einen von dem gewöhnlichen abgehenden Zuſtand ihres Gemüthes, oder durch eine Exaltation, in der ſie ſich über den Einfluß der Ideen ihres Zeitalters hinwegſetzen.

2. Auf der andern Seite iſt, bey groſen Reformen der Religion oder bey Einführung neuer, die Schwärmerey im Anfange unausbleiblich. Theils wird überhaupt dadurch ein religiöſer Eifer erregt, und das Unſichtbare bekommt eine größere Gewalt über viele Gemüther; theils finden die Anführer neuer Secten oft ihren Vortheil dabey, die Schwärmerey zu erregen: und die Betrüger finden ſich, wo die Geneigtheit ſich betrügen zu laſſen vorhan-

den iſt; theils endlich wird durch die Streitigkeiten oder Verfolgungen der neuen Secten, oder auch wohl durch die Strenge ihrer Sittenlehre, durch ihre Eingezogenheit, durch ihre Entfernung von den Vergnügungen und Beſchäftigungen der Welt, der Geiſt ihrer Anhänger ſo auf ihre eignen Ideen, und beſonders auf metaphyſiſche, welche die Religion und das Unſichtbare betreffen, eingeſchränkt, daß dieſe nothwendig einen ungewöhnlichen Grad von Feuer und Stärke bekommen müſſen.

3. So wie die Zeit, wo beſtehende Volks-Religionen anfangen in Verfall zu kommen, und andre ſich erheben, an Schwärmern reich iſt; ſo iſt es auch die Zeit, wo Revolutionen in den Wiſſenſchaften und Kenntniſſen der Menſchen beginnen. Wenn ſie nach einer langen ruhigen Unwiſſenheit anfangen, ſich mit der Unterſuchung der Natur zu beſchäftigen, und ſchon einige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht haben, — aber theils noch durch keine geſunde Logik geleitet werden, theils noch nicht die Grundgeſetze der Phyſik und Mechanik gehörig kennen; — in dieſem Stande einer halben Wiſſenſchaft, muß die Einbildungskraft dem noch ununterrichteten Verſtande zu Hilfe kommen; die Menſchen erdenken ſich, was ſie gründlich kennen zu lernen noch außer Stande ſind. — Daher die Cosmogonien der alten Griechiſchen Philoſophen, die im Grunde ſchwärmeriſche Träumereyen waren, —

und in neuern Zeiten die ähnlichen Meinungen des Theophraſtus Paracelſus, Jacob Böhm und Anderer.

Der unwiſſende Menſch bleibt bey dem Sinnlichen ſtehen, er iſt zufrieden mit der engen Grenze ſeiner Einſichten, und ſeine Begierde geht nicht weiter, als ſein Verſtand. — Aber wenn die Wißbegierde erwacht, und die Hülfsmitteln zu Erlangung der Wiſſenſchaften noch fehlen; dann pflegt der menſchliche Geiſt auszuſchweifen; dann nimmt er die Religion, alte Hieroglyphen, und alles, was nur unverſtändlich iſt, zu Hülfe, um aus ihnen die Lücken wahrer Kenntniſſe anzufüllen.

Dieſe Ausſchweifung der Einbildungskraft findet ſich eben ſowohl bey der erſten Erfindung der Wiſſenſchaften, als bey der Wiederherſtellung derſelben, aber doch auf verſchiedne Weiſe. Dieſes kommt hauptſächlich daher, daß man bey der Wiederherſtellung Bücher hat, aus welchen man ſchöpft; bey der Erfindung nicht. Alte unverſtändliche Bücher und Monumente aber ſind recht eigentlich ein Werkzeug und eine Quelle der Schwärmerey. — Sie enthalten etwas Unſichtbares und Geheimnißvolles; ſie haben die Verehrung der Menſchen auf ihrer Seite, und ziehen alſo ihre Aufmerkſamkeit auf eine außerordentliche Weiſe an ſich. — die Idee, daß die Menſchen zuerſt weiſer, vollkommner und beſſer waren, führt darauf, in dieſer Monumenten des Alterthums alle Weisheit und alle Erkenntniſſe zu ſuchen. Die Auslegung derſelben aber gibt der Einbildung ſo viel Spielraum, daß ſie, wenn ſie nicht durch Kritik, Geſchichte und Phyſik, (das heißt, durch ſchon vervollkommnete Wiſſenſchaften) verwahret wird, auf Abwege gerathen muß.

Bey der erſten Erfindung der Wiſſenſchaften beſchäftiget ſich die Einbildungskraft nur mit der Natur ſelbſt; oder ſie ſpielt mit Worten. Und die Töne der Sprache geben oft zu ſeltſamen Principien Anlaß. Doch geſchieht auch dann etwas Aehnliches, wie bey Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Denn vor dem erſten Keime wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen gehen doch religiöſe und politiſche Ceremonien und Monumente vorher, die alsdann ſchon eine Ehrwürdigkeit haben. Und an dieſe machen ſich ebenfalls die erſten Pilosophen vor allem Andern, und ſuchen in ihnen Geheimniſſe.

4. **Alles nun, was dieſe ſymboliſche Uiberlieferung** der Begriffe in Gebräuchen und Hieroglyphen in einer übermäßigen Verehrung erhält, und die Menſchen veranlaßt, darin, mit Vernachläßigung des deutlichen und faßlichen Unterrichts, den die Wiſſenſchaften geben, eine höhere Weisheit zu ſuchen, das führet ſehr leicht auf Schwärmerey. — Und dieſes thut die geheime Geſellſchaft der Freymäurer. Ihre Symbole haben daher ſchon manche verführet, hinter der Aegyptiſchen und Cabbaliſtiſchen Weisheit mehr zu ſuchen, als dahinter zu finden iſt. — Uiberhaupt ſind geheime Geſellſchaften ſehr ſchick-

lich dazu, Pflanzſchulen der Schwärmerey zu ſeyn. Erſtlich hat das Geheimnißvolle ſelbſt ſchon an ſich etwas die Einbildungskraft Anſpannendes und Erwartung Erregendes. Ferner können ſich Betrüger ſehr gut in denſelben verbergen. Beſonders geben ſie dann der Schwärmerey Nahrung, wenn eine geheime Geſellſchaft ſich an die Religion anſchließt, von ihr Gebräuche entlehnt u. dgl. Ja die Errichtung geheimer Geſellſchaften ſetzt ſchon eine Schwärmerey voraus; indem man keinen moraliſchen oder wiſſenſchaftlichen Zweck, weder Aufklärung noch Beſſerung der Menſchen auf ſolchem Wege zu befördern hoffen kann, ohne ſelbſt ſchon von der Einbildungskraft irre geführt zu ſeyn, und den geraden Weg der Vernunft verlaſſen zu haben. Es ſchwebt daher immer ein Geiſt der Schwärmerey und falſcher Einbildungen über ihnen, ſo lange ſie nicht in bloße Coterien und Clubbs ausarten, welche die Thüre nur aus alter Gewohnheit verſchließen, nachdem ſie alle Abſichten, die Heimlichkeit verlangen, aufgegeben haben.

5. Wenn ſich der kriegeriſche Geiſt mit Unwiſſenheit und Religioſität in einem Zeitalter vereiniget, ſo iſt er ſehr geſchickt, Schwärmerey hervorzubringen. Ein Beweis ſind die Kreuzzüge. Dasjenige, wofür man ſich in Leibes- und Lebens-Gefahr gibt, wird eben dadurch, daß man ſo viel gewagt hat, dem Gemüthe größer und ehrwürdi-

ger erſcheinen, und die Einbildungskraft in ſtärkere Flammen ſetzen.

Man fragt, warum dieß Schwärmerey in unſern Tagen ſo ſehr überhand genommen. Erſtens muß man freylich wiſſen, ob das Factum richtig ſey. Auftritte, die denen unſrer Zeit ähnlich ſind, hat es zu jeder Zeit gegeben. Wenn aber etwas an der Sache iſt, ſo kommt es ohne Zweifel zum Theil daher, daß der Glaube an die poſitive Religion ſehr abgenommen hat, und doch Viele noch ein Bedürfniß in ſich fühlen, welches durch die Arbeiten, Zeitvertreibe und Endzwecke dieſes Lebens nicht ausgefüllt wird.

So lange die Menſchen an die Bibel und die Lehren der väterlichen Religion feſt glaubten, ſo lange waren ſie mit dem Troſte und den Einſichten, welche dieſe gewährten, zufrieden. So wie ſie es für Sünde hielten, irgend etwas, das zu den Lehren der Religion gehörte, zu bezweifeln; ſo ſahen ſie es auch für unerlaubt an, ausgrübeln oder erforſchen zu wollen, was die Quelle aller Erkenntniſſe dieſer Art, die heil. Schrift, nicht darreichte. Daher war bey den Einen der Aberglaube, bey den Andern eine vernünftige Religioſität eine Schutzwehr gegen die Schwärmerey. Nachdem dieſer Glaube ſchwächer geworden iſt, und die Autorität der Lehrbücher und Lehrer abgenommen hat; ſo fällt mit jener Einſchränkung und Unterwürfigkeit des Geiſtes zugleich jene Uiberzeugung und jener

Troſt weg. Man will aber doch etwas haben, ſich auf die Zukunft zu beruhigen. Keinen Weg dazu ſieht man nun mehr für unerlaubt an. Dieſer Stimmung der Gemüther bedienen ſich verſchmitzte Leute: und aus dieſem Grunde entſteht Schwärmerey gerade zu der Zeit, wo Philoſophie und Unglaube herrſchen.

IV. Nutzen und Schaden der Schwärmerey.

Was Schwärmerey, an ſich betrachtet, ſchade, iſt einleuchtend, und als eine verkehrte Beſchaffenheit des Geiſtes kann ſie nie nutzen. Es iſt alſo nur von den Folgen die Rede, die ſie zuweilen unter beſondern Umſtänden, in Verbindung mit andern Urſachen gehabt hat. Und da zeigt ſich

1. Daß in finſtern Zeiten die Schwärmerey im Ganzen mehr auf der Seite der Tugend ſey, als der Aberglaube oder die kalte reine Sinnlichkeit. Die Schwärmer, die ihrem innern Lichte folgen, widerſtehen wenigſtens der zu großen Autorität der Prieſter, und arbeiten ſo gewiſſer Maßen der Freyheit der Vernunft vor. Sie ſtreben ferner nach neuen Kenntniſſen und fühlen alſo die Unzulänglichkeit der alten, — ein gutes Symptom, welches endlich den Menſchen entweder zum Lichte,

oder zur Anerkennung und dem Bekenntniſſe ſeines Unvermögens führt.

So wie in den finſtern Jahrhunderten des Aberglaubens Schwärmer oft die Rechte des freyen und eignen Denkens wieder ins Andenken bringen müſſen: ſo ſind hingegen in Zeiten der Aufklärung Schwärmer die größten Feinde des Fortgangs derſelben. Hier ſind ſie faſt immer Betrogne und werden von böſen abſichtlich zu Werke gehenden Menſchen regiert; dort betrogen ſie ſich ſelbſt, und waren durch ihren Irrthum weniger ſchädlich.

2. Uiberhaupt iſt die Schwärmerey nur im Haufen, im Gefolge und Dienſte des Aberglaubens, und beherrſcht und eingeleitet durch Betrüger, gemeinſchädlich. In dem erſten Falle durch die Gewalt, welche die ſchwärmeriſche Menge auszuüben immer bereit iſt; in dem zweyten vermöge des **Deſpotiſmus**, den ſie ſich über andre Menſchen und ihre Gemüther anmaßt; im dritten durch die boshaften Plane der Verführer. Außer dieſen drey Fällen, iſt ſie eine Krankheit, die nur dem ſchadet, welcher damit behaftet iſt.

V. Von den Mitteln, Schwärmerey zu entdecken und zu heilen.

Erſtens: wie kann man ſchwärmeriſche Einbildungen und Täuſchungen von Wahrheit unterſcheiden, oder ſich durch Vernunftgründe vor dem blendenden Scheine waffnen?

1. So oft bey vorgeblichen Wirkungen außerordentlicher Kräfte das Phiſiſche mit dem Moraliſchen verbunden wird; wenn der Wunderthäter, oder der, welcher mit den Geiſtern umgeht, körperliche Manipulationen und den Gebrauch körperlicher Werkzeuge mit moraliſchen Hülfsmitteln, als Gebeth, Faſten und Religions-Gebräuchen, oder überhaupt mit der Forderung einer beſondern Frömmigkeit und Tugend, zuſammenknüpft; ſo liegt Unwahrheit, Einbildung oder Betrug zum Grunde: denn das Phiſiſche wirkt immer gleichförmig, die moraliſchen Geſinnungen mögen ſeyn, wie ſie wollen: und dieſe werden hinwiederum nie von dem Phiſiſchen, von Geſtalten, Körpern und Bewegungen unmittelbar regiert. Das Zuſammenſchmelzen zweyer in der Natur ganz disparaten und völlig getrennten Kräfte kann nur durch die Einbildungskraft oder durch Erdichtung bewirkt werden. Daher läßt ſich a priori behaupten: Bey dem thieriſchen Magnetismus, ſey er an ſich wahr oder nicht wahr, befand ſich Schwärmerey oder Betrug.

wenn der Magnetiſeur zur vollſtändigen Wirkſamkeit ſeines Reibens oder ſeiner Bewegungen der Hände Glauben und Frömmigkeit forderte.

2. Es liegt Schwärmerey oder Betrug zum Grunde, wenn man Weisheit und große Aufſchlüſſe über die Natur der Dinge, in den älteſten Zeiten unter ſolchen Völkern ſucht, von deren Weisheit wir entweder nichts, höchſtens mangelhafte unverſtändliche Bruchſtücke kennen; oder von welchen wir gewiß wiſſen, daß ſie roh und unwiſſend waren. — Wir ſind jezt ſo weit in der Geſchichte und Kritik, daß wir gewiß ſind, aus den Hieroglyphen der Aegypter und den Vedams der Indier, und aus gewiſſen Sympolen, die uns aus dem Alterthume übrig ſind, ſey nichts an Unterricht zu ſchöpfen; und wer dieß verſucht, ſchwärmt oder betrügt.

3. Wer den Fortgang der Wiſſenſchaften verachtet und geringſchäzt, und einen andern Weg einſchlagen will, die Natur der Dinge zu kennen, als die geſammelten Erfahrungen der Menſchen, verbunden mit der Theorie der Zahlen und Figuren, alſo die Geſchichte, die Literatur und die Mathematik zeigen: der iſt Schwärmer oder er macht Schwärmer; er mag die Bibel oder den Zendaveſta, oder die Cabbala, oder die Tradition irgend einer geheimen Geſellſchaft zum Grunde legen.

4. Sobald ein Menſch von geiſtigen Dingen, oder der Zukunft zu erfahren behauptet, was kein

andrer Menſch erfahren kann, und was nicht jedermann bekannt iſt; doch aber in ſeinen vorgegebenen höhern Kenntniſſen nichts anders, als eine Compoſition von Bruchſtücken aus der ſinnlichen Welt und dem geſelligen Leben der Menſchen zeigt: ſo iſt ſicher, daß ſeine Einbildungskraft ihm einen Streich ſpielt, oder er ſelbſt andern Menſchen. Sein eignes Gemächte, die Dichtung ſeiner eignen Imagination, tritt dann gewiß an die Stelle der Eingebung.

Die Schwärmer, die uns aus der unſichtbaren Welt Dinge erzählen, die den Dingen der ſichtbaren ähnlich ſind, pflegen ſich dann damit zu helfen, daß ſie dieſe nur alle verſchönern, vergrößern, den Superlativ von jeder Beſchaffenheit brauchen; und eben dieß verräth den Betrug. —

5. Alles Unausſprechliche iſt mehr oder weniger ſchwärmeriſch. Ich will ſo viel ſagen: der ſicherſte Probierſtein der Wahrheit iſt die deutliche Mittheilung durch Worte. Gefühle, die ſich nicht ausdrücken laſſen, ſind größtentheils körperliche Gefühle. Wenn aber Ideen unausſprechlich genannt werden, ſo zeigt dieß eben an, daß der Körper und körperliche Eindrücke viel Antheil daran haben: welches immer der Fall bey der Schwärmerey iſt.

6. Alle geheimen Aufſchlüſſe über die Natur der Dinge ſind ſchwärmeriſch. Denn erſtens mußte der, welcher zuerſt ein Geheimniß aus ei-

ner großen Wahrheit machte, ſelbſt im Irrthume ſeyn; und ſchon dieß macht ſeine Entdeckung verdächtig. Zweytens kann wohl ein Menſch allein einzelne Körper und einzelne Beſchaffenheiten der Dinge durch Zufall oder Verſtand entdecken, und dieſe Entdeckung kann er unter Wenige einſchließen: aber über die Natur der Dinge überhaupt und den Zuſammenhang des Ganzen kann er keine Entdeckungen machen, die nicht jeder Andre auch machen kann: und das Geheimhalten wäre alſo vergebens.

7. Alles Excentriſche iſt mehr oder weniger in Gefahr, ſchwärmeriſch zu ſeyn. Warum ſollte dann das Wahre und das Gute ſich eben mit dem Abenteuerlichen in Kleidung, Stellung, Lebensart, oder Ton der Stimme zuſammengeſellen? Warum ſoll ich die Weisheit gerade bey dem ſuchen, **der nicht ſo iſt, wie andre Menſchen?** — Das Außerordentliche und Auffallende in einem Menſchen entſteht überdieß gemeiniglich ſchon aus gewiſſen Verirrungen ſeiner Einbildungskraft, und einer Schwäche der Urtheilungskraft, — die in andern Dingen auf ähnliche Verirrungen ſchließen laſſen. Wenn ich alſo ſehe, daß derſelbe Menſch, der höhere Einſichten zu haben, oder über höhere Kräfte zu gebiethen vorgibt, von dem gewöhnlichen Decorum in ſeinem Betragen abweicht; ſo iſt mir jenes Vorgeben billig verdächtig.

Zweytens: wie kann man der Schwärmerey wehren oder ihr abhelfen?

Die Schwärmerey hat zwey große Feinde, die Sinnlichkeit und die Vernunft, — das, was wir wirklich ſehen und hören, und das, was wir mathematiſch beweiſen können; — ſie hat einen großen Freund und Gönner, dieſer iſt die Wißbegierde, die das Uiberſinnliche erforſchen will.

Man widerſtehe alſo der Schwärmerey zuvörderſt mit Hülfe der Sinnlichkeit. Der Menſch iſt hauptſächlich für die ſichtbare und gegenwärtige Natur der Dinge gemacht; er iſt Körper und Geiſt; er ſieht nur Körper, und ahndet das Geiſtige vermittelſt der Körper: weiter ſoll, weiter kann er nichts. In dieſer Sphäre, welche die Natur dem Menſchen angewieſen hat, muß er ſich halten. Das Erforſchen der gegenwärtigen und ſichtbaren Dinge, und das Handeln gegen dieſe, nach ihren ſinnlich wahrgenommenen Verhältniſſen, das muß ſein Leben eigentlich ausfüllen. Die Speculation über das Unſichtbare, den Urſprung der Dinge, über Gott, die Geiſterwelt, die Zukunft, muß nur Augenblicke einnehmen. — „Es ſind gleichſam nur Blicke, die uns das Sichtbare zuweilen in das Unſichtbare thun läßt. Aber ſich ausſchließend damit zu beſchäftigen, daraus ein eignes, abgeſondertes Studium zu machen, — das kann nicht gelingen, und muß entweder in trocknem Wortkram oder in Schwärmerey endigen.

Beſonders alſo muß ſich der Menſch von Geſchäften und Umgang nicht abſondern. Körperliche Arbeit, die etwas hervorbringt, Beſorgung der menſchlichen Angelegenheiten, und Erlernung der Wiſſenſchaften, — das ſind die einzigen und die unumgänglich nothwendigen Beſchäftigungen des Menſchen. Wer dieſe nicht treibt, der wird ein Taugenichts oder Schwärmer; und das Letztere unfehlbar, wenn er Wißbegierde und Ehrgeitz hat. Folgende drey Sachen wehren alſo vorzüglich der Schwärmerey: 1) Geſchäfte; Kriegs- und Staatsgeſchäfte haben ſchon manchen Kranken dieſer Art geheilt. 2) Umgang und Geſellſchaft *). 3) Cultur der wahren Wiſſenſchaft, durch Bücher und Unterricht.

Man widerſteht daher der Schwärmerey zweytens durch die Vernunft: theils durch eine gewiſſe Cultur, theils durch Grundſätze derſelben.

1. Was den erſten Punct betrifft, ſo hindert nichts die Schwärmerey mehr, als diejenige Philoſophie, welche die Begriffe bis in ihre Elemente zergliedert und von jedem eignen Begriffe, der durch ein Wort ausgedrückt wird, den Urſprung in einer Empfindung und Erfahrung aufſucht. Durch ein ſolches Analyſiren kommt man am beſ-

---

*) Der Weltumgang thut dieß jedoch nicht ſowohl bey den Großen, die ihn von Jugend auf genoſſen haben, als bey den Kleinen, welche ſich erſt den Zutritt zur Welt bahnen müſſen.

ten dahinter, welches leere Worte ſind. Und ſobald ein Mann, der ſich großer Einſichten rühmt, ſolche Worte braucht, als wenn ſie Realitäten bedeuteten: ſo bald kann man überzeugt ſeyn, daß er entweder ſchwärmt oder die nicht Nachdenkenden täuſchen will. So wenn Caglioſtro, nach Ferbers Nachrichten (Berl. Mon. 1790 Oct. S. 310) den Conſtellationen Einfluß auf ſeine Verrichtungen zuſchrieb: ſo mußte er ſchon durch dieſe Aeußerung bey Vernünftigen den Credit verlieren. Denn was iſt eine Conſtellation? Eine von uns zum Theil willkürlich, zum Theil nach ihrer ſcheinbaren Nähe gemachte Verbindung von Sternen. Eine ſolche bloß ſcheinbare, von den Geſetzen der Perſpectiv abhängende, Verbindung läßt auf ihre wirkliche Verbindung gar keinen Schluß zu; und es können alſo auch keine neuen Kräfte aus dieſen Verbindungen erzeugt werden.

So ſcheinen alle Geſchöpfe der Einbildungskraft nur, in ihrer Zuſammenſetzung betrachtet, etwas Wirkliches zu ſeyn: ſo bald man ſieht, aus welchen Beſtandtheilen ſie gebildet ſind, ſo erkennt man gleich, daß der Menſch ſelbſt der Künſtler iſt, welcher das Werk geſchaffen hat. Eben aus dem Urſprunge der Begriffe von Gott, den Geiſtern und der künftigen Welt erhellet, wie weit wir in Abſicht der Kenntniß derſelben kommen können. Daher iſt

2. Sokratiſche Kenntniß von den Grenzen

unſrer Vernunft, und von dem Erkennbaren und Nichterkennbaren ein wahres Bollwerk gegen die Schwärmerey. Denn wer mir das an ſich nicht Erkennbare entdecken will, der zeigt ſich eben dadurch ſchon als Schwärmer.

3. Beſonders aber iſt eine auf Mathematik und Phyſik gegründete Kenntniß der Natur ein Verwahrungsmittel gegen Schwärmerey; — theils, durch die richtige Art zu denken, welche dieſe Wiſſenſchaften einflößen, theils, durch die Vorkenntniſſe, die ſie zur Aufdeckung mannigfaltigen Betrugs geben, theils, durch die Probierſteine des Wahren, die ſie enthalten. Denn was dieſen Geſetzen widerſpricht, iſt Betrug oder Einbildung.

4. Auch die moraliſche Tendenz aller Kenntniſſe und Unterſuchungen, wenn man ſie vor Augen hat, ſichert vor der Schwärmerey. Dieſe moraliſche Tendenz iſt, daß man nur zu wiſſen verlangt, um gut zu handeln und ſtandhaft im Unglück zu ſeyn, alles übrige aber für geringe hält. Der Schwärmer will durch viele Umſchweife auch dahin kommen. Er will mit Gott oder den Geiſtern vereiniget ſeyn; er will Entzückungen haben, um tugendhaft zu werden. Der wahre Tugendhafte eilt unmittelbar dem Ziele zu, und vermeidet dadurch dieſe Abwege. Die unmäßige Wißbegierde iſt ein Hauptgrund der Schwärmerey; ſie wird aber durch nichts beſſer im Zaume gehalten, als durch einen praktiſchen Endzweck. Daher ge-

rathen diejenigen ſelten in Schwärmerey, welche die nahe liegenden Endzwecke ihrer Erhebung oder Bereicherung zum Zwecke alles ihres Wiſſens, wie ihres Strebens machen. Eine ſolche Begrenzung iſt allerdings für den beſſern Menſchen zu eng und zu niedrig. Aber ins Unendliche hinaus ſpeculiren iſt dem Menſchen ebenfalls ſchädlich: er muß eine Abſicht haben, warum er nach etwas forſcht; und inſofern er dieſe erreichen kann, muß er Hand ans Werk legen und die müßigen Fragen aufgeben.

Daher behalte man zweytens folgende Grundſätze der Vernunft vor Augen.

1. Alle Speculationen über andre Geiſter, als Gott und den menſchlichen Geiſt, und auch über dieſen anders, als inſofern er ſich durch körperliche Werkzeuge in Reden und Handlungen zeiget, ſind unnütz und vergeblich, und führen, fortgeſetzt, auf Einbildungen und Schwärmerey.

2. Gott ſelbſt wird an ſich nicht erkannt, ſondern der Begriff von ihm nur aus der Erfahrung von unſerm eignen Denken und Wollen geſchöpft, durch die Idee von der Größe der Welt erhöhet, und durch die Wahrnehmung der Ordnung in derſelben und unſer moraliſches Bedürfniß, als höchſtes Ideal der Moralität aufgeſtellt. Alle Ideen alſo, welche ſich mit ihm beſchäftigen, müſſen ſich entweder auf die Ordnung und Schönheit der Natur oder auf unſre Moralität beziehen. Jede andre Erforſchung ſeines Weſens, ohne die Erforſchung

der Natur oder unſers Geiſtes, ſelbſt die unmittelbare Beſchäftigung des Gemüths mit ihm, führt auf Schwärmerey. Der Begriff Gott iſt gleichſam nur ein begleitender Begriff; ein Reſultat von andern, eine Farbe gleichſam, welche unſre Kenntniſſe der Natur und unſers moraliſchen Selbſt annehmen, niemahls eine eigne abgeſonderte, für ſich beſtehende Kenntniß.

3. Uiberhaupt, da der Menſch aus Körper und Geiſt beſteht, halb phyſiſches, halb moraliſches Weſen iſt: ſo liegt zur richtigen Beſchaffenheit ſeines Zuſtandes, die das Widerſpiel von Schwärmerey iſt, gar ſehr viel daran, daß beyde Genoſſen gleichen Schrittes mit einander einher gehen, daß Geiſt und Körper zugleich geübt, beſchäftigt, genährt, gepflegt werden. Wer denken, geiſtig genießen, hohe Ideen haben, und nicht ſehen, hören, leſen will; wer ſeinem Körper Nahrung und Erhohlung, ſeinem Geiſte Abwechſelung und Zeitvertreib durch Umgang, Kunſtwerke, abwechſelnde Naturſcenen verſagt, — wer das vernachläſſigt, was den Körper afficirt, und durch ihn den Geiſt, und nur mit dem zu thun haben will, was den Geiſt unmittelbar beſchäftigt: der wird, wenn er nicht bald durch Erfahrung von der Vergeblichkeit aller andern Bemühungen um Wahrheit, Wiſſenſchaft und Tugend, als die durch Hülfe der Sinne, ſinnlicher Erkenntniſſe und wechſelſeitiger körperlicher und äußerlicher Actionen, Geſchäfte und Ui-

dungen geſchieht, überzeugt wird, zu leeren Einbildungen ſeine Zuflucht nehmen, die, nachdem ſie mehr oder weniger fix und lebhaft ſind und den geſunden Menſchenverſtand mehr oder weniger unterdrücken, ihn auch mehr oder weniger zum Schwärmer machen werden.

4. Als ein moraliſches Verwahrungsmittel gegen die Schwärmerey iſt dem Menſchen die Bekämpfung des Stolzes zu empfehlen: Beſcheidenheit nicht nur in Abſicht der Meinung von ſeinem eignen Werthe, ſondern auch in Abſicht ſeiner Anſprüche und Hoffnungen. Du biſt Menſch, ſage man ſich, und mußt, weder deiner Frömmigkeit und Tugend, noch deines Verſtandes wegen, etwas mehr verlangen, als zu ſeyn, zu wiſſen, zu können, was alle andern Menſchen auch ſind, wiſſen und können; und du mußt deinen Vorzug nur in der Anordnung, Uibereinſtimmung und zweckmäßigen Anwendung, nicht in einem Uibermaße von Einſichten und Kräften finden.

Die Begierde zum Auſſerordentlichen macht der Schwärmerey empfänglich und gibt den Menſchen dem Betrüger preis. Die Liebe zum Auſſerordentlichen aber iſt eine Frucht des Stolzes. Selbſt von den Gewohnheiten der Welt muß man ſich in unſchuldigen Dingen nicht zu viel entfernen. Wer Sitten und Moden vernachläßigt und in Kleinigkeiten viel Beſonderes an ſich hat, der iſt entweder ein Menſch ohne Aufmerkſamkeit und Geſchmack, oder ein groſſes Genie, oder ein Schwärmer. Das Erſte muß niemand ſeyn; das Zweyte muß ſich niemand anmaßen; das Dritte muß man fliehen. Was nothwendige Beſtimmung der Natur iſt, dem folgt der Menſch, ohne daß er es weiß; was aber ſein freyer Wille thun kann, das muß er nach der Uibereinſtimmung mit andern Menſchen und der Geſellſchaft reguliren.

VI.

Uiber

den Stolz.

Erſter Abſchnitt.

Erklärung und Weſen des Stolzes

Stolz iſt der Affect, welcher entſteht, wenn der Menſch ſich mit andern vergleicht, und ſich über dieſelben erhaben, oder ſie weit unter ſich findet.

Beydes iſt nicht ganz einerley. Die erſte Art des Stolzes kann mit einer gewiſſen Werthſchätzung Andrer verbunden ſeyn; aber der Stolze glaubt über ſie hinwegzuragen. Die zweyte darf nicht immer mit einer großen Werthſchätzung ſeiner ſelbſt verbunden ſeyn; aber er iſt auf eine tiefe Verachtung Andrer gegründet.

Der Stolz hat ſeinen Sitz theils in der Geſinnung, theils in dem Betragen des Menſchen.

1. In Abſicht auf die Geſinnung ſchreibt der Stolze ſich das Recht zu, von Andern geehrt zu werden, und ihnen wenig Ehre zu erweiſen.

Er ſchreibt ſich alſo nicht immer höhere Verdienſte zu; er urtheilt nicht einmahl über das Verdienſt. Er ſchreibt ſich nur Rechte zu, mögen dieſe von der Gewohnheit, von den Geſetzen, mögen ſie herkommen, woher ſie wollen. So wie der Eitle Ehre verlangt, ſo glaubt der Stolze, daß ihm Ehre gebühre. —

Es ſind alſo zwey Ideen, auf welchen die Geſinnung des Stolzen beruht: erſtens, daß er gewiſſe Vorzüge vor Andern habe; zweytens, daß dieſen Vorzügen Ehre gebühre.

Der Irrthum bey dieſen Ideen liegt nun entweder darin, daß man ſich ſelbſt zu viel, Andre zu wenig ſchätzt; oder darin, daß man mit den Vorzügen, die man hat, zu große Vorrechte verbunden glaubt; oder endlich darin, daß man dieſe Rechte, deren Genuß man nur von der Einſicht und dem guten Willen Andrer erwarten ſoll, erzwingen will.

II. Das Betragen des Stolzes iſt entweder ein Zeichen jener Geſinnungen, — es iſt verachtend; — oder ein Fordern jener Rechte, — und es iſt anmaßend.

Der Stolz, der auf perſönliche Eigenſchaften gegründet iſt, iſt mehr ein Stolz der Geſinnung; — und wenn er ſich im Betragen zeigt, ſo iſt es mehr, weil er ſich verräth, als weil er abſichtlich ſich zeigen will.

Der Stolz, welcher auf Verhältniſſen des Standes und Reichthums beruht, iſt mehr ein Stolz des Betragens, und zwar der Anmaßung.

Zweyter Abſchnitt.

Arten des Stolzes.

Die beſondern Arten des Stolzes unterſcheiden ſich theils durch die Anlagen im Charakter der ſtolzen Perſonen; theils durch die perſönlichen Eigenſchaften, auf welche er ſich gründet; theils durch den Stand und die äußern Verhältniſſe der Stolzen.

I. Unterſchiede in Abſicht der Anlagen im Charakter bey den ſtolzen Perſonen.

Die erſte Art iſt: Stolz mit Unwiſſenheit und Schwäche verbunden, oder Aufgeblaſenheit. Die Aehnlichkeit, welche bey dieſem methaphoriſchen Ausdrucke zum Grunde liegt, iſt ſehr richtig. Die Art der Erhebung, welche man damit bezeichnet, gleicht wirklich einer mit Luft angefüllten Blaſe. Eine kleine Oeffnung macht, daß ſie zuſammenfällt. Auf eine ähnliche Weiſe übertreibt zuweilen ein Menſch, der ſich ſelbſt und andre zu wenig kennt, und Anlage zu übermäßiger Selbſtſchätzung hat, ſeine Anmaßungen und ſeine

Selbſterhebung bis zum Lächerlichen. Weil er aber von den Anſprüchen Anderer und den Mitteln, die ſie haben, ſie geltend zu machen, nicht unterrichtet iſt; ſo iſt er auch gar nicht vorbereitet auf die Angriffe, die auf ſeinen Stolz geſchehen können: — und weil er ſchwach iſt; ſo hat er auch keine Mittel ſich zu vertheidigen, wenn er unerwartet angegriffen wird.

Daher iſt ein ſolcher Menſch wechſelsweiſe in ſeinem Betragen ſtolz und kriechend, eigenſinnig und nachgebend: je nachdem er zu Leuten kommt, die ihn fürchten, oder die ſich ihm widerſetzen; die ſeine Anmaßungen für giltig annehmen, oder die dieſelben verachten.

Dieſer Charakter iſt unter geſitteten und wohlgezognen Leuten nicht häufig. Es gehört ein Grad von Dummheit oder Uncultur dazu, wenn man die andre beleidigende Erhabenheit, die man ſich zuſchreibt, ſo deutlich und allgemein zu erkennen gibt, ohne im mindeſten der Unterſtützung gewiß zu ſeyn, welche die öffentliche Meinung oder die Meinung der Perſonen, bey denen man iſt, oder die Geſetze, oder die eigne Uiberlegenheit an Geiſt oder Muth ſolchen Anſprüchen gibt.

Uiberhaupt da der Stolz ſo handelt, als glaube er in dem Beſitze der Ehre zu ſeyn; ſo iſt er mehr oder weniger thöricht und verdienet alſo mehr oder weniger den Nahmen der Aufgeblaſenheit, nachdem dieſer Beſitz noch mehr oder weniger unſicher iſt.

Dieſes Eigenthum ſelbſt aber liegt in der Meinung der Menſchen. Der alſo, welcher mit einigem Schein des Rechts ſtolz thun will, muß ſchon der günſtigen oder ehrerbietigen Aufnahme von Seiten ſehr vieler Menſchen gewiß ſeyn. Und dann kann er den einen oder den andern, der noch dieſe Meinung oder Geſinnung nicht annehmen will, durch ſein Betragen gleichſam zu der Pflicht anweiſen, eine ſchon anerkannte Superiorität zu ehren. Aber wo dieſe Meinung noch gar nicht beſteht: da wird kein Andrer, als ein Aufgeblaſener, die Vorzüge, die er ſich zuſchreibt, als Rechte, die er geltend machen will, merken laſſen.

Die Aufgeblaſenheit iſt daher ſelten der Stolz ſolcher Perſonen, denen wirklich ein hoher Stand und Herrſcher-Rechte zukommen. Denn da gemeiniglich dieſe Gründe der Ehre hinlänglich reſpectirt werden; ſo iſt der, welcher in dem Beſitz ſolcher Vorzüge iſt, gemeiniglich auch gewiß genug in dem Beſitze der Ehre. Wenn er alſo Stolz, oder die Anforderung zeigt, geehrt zu werden: ſo ſcheint dieß theils nicht lächerlich, weil er nur ein Eigenthum, welches ihm zukommt, mit zu vieler Heftigkeit behauptet; theils wird es auch nicht leicht in ſo unſchickliche Aeußerungen ausarten, weil der, welcher Urſache hat, ſich der Ehre Andrer gewiß zu halten, und derſelben gewohnt iſt, weder ſo begierig nach den Bezeugungen derſelben iſt, noch ſo leicht verleitet wird, ſie von Andern zu erpreſſen oder zu erbetteln.

Es ſind daher diejenigen Vorzüge, welche von niedrigerem Range in der Meinung der Welt ſind, oder welche weniger anerkannt werden, und ihrem Beſitzer weniger Ehre oder Ehrerbiethung verſchaffen, die den Stolzen zur Aufgeblaſenheit verleiten. Daher vorzüglich pedantiſche Gelehrſamkeit oder Reichthum ſchwache und einfältige Gemüther aufgeblaſen macht.

Die Aufgeblaſenheit iſt von einer doppelten Art, entweder Prahlerey oder Dickethun. Jenes iſt eine unverſtändige, unſchickliche und zwecklooſe Auskramung ſeiner Vorzüge, und der Beweiſe, die man davon gegeben hat, oder zu geben im Stande iſt. — Eine reiche Kauffrau, die unter Adlichen von ihren Juwelen, ihren koſtbaren Spitzen, ihren Landgütern, ihrem Haushofmeiſter redet; die ihre Armbänder um einen ganzen Tiſch herumgehen läßt, die von Waaren redet, welche Fürſtinnen zu theuer waren, und die ſie gekauft hat u. dgl.; iſt ein Muſter von unverſtändiger Prahlerey. Die Juden waren ſonſt Muſter darin; — eben aus der Urſache, welche ich angegeben habe, weil ihnen die Ehre etwas Fremdes war, und ſie trotz ihres Reichthums, den ſie ſelbſt hochanſchlugen, ſich doch verachtet glaubten.

Je mehr man mit einer unmäßigen Schätzung gewiſſer Vortheile, die man beſitzt, daß die Meinung der Welt abweichend von dieſer ſeiner Meinung ſteht; und je mehr und größerer Widerſpruch iſt zwiſchen dem Rechte, welches man an Ehre zu haben glaubt, und der Ehre, die man wirklich erhält; deſto mehr iſt man in Gefahr, in Prahlerey zu fallen. Der von ſich eingenommene Gelehrte einer gewiſſen Art iſt eben ſo in Gefahr in Prahlerey zu fallen, als der Reiche. Witz und Verſtand kündigen ſich auch Unbekannten an, und haben immer ihren Werth, wenn ſie auch nicht zu großem Anſehen Recht geben. Aber abſtruſe oder ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit iſt ein Vorzug, der dem Publicum nicht ſichtbar werden kann. Der, welcher ſeine Anſprüche auf Achtung darauf gründet, findet die Gemüther nicht vorbereitet, und hat wenig Mittel, Andre davon zu überzeugen. Iſt ihm alſo viel daran gelegen, ſeine Würde zu behaupten: ſo geräth er leicht in Verſuchung, ſeine Werke, oder das Lob, das er erhalten hat, ſelbſt bekannt zu machen.

Unter der prahleriſchen Erzählung der Vorzüge, die man beſitzt, zeichnet ſich beſonders diejenige Prahlerey aus, da man ſich ſeiner Verbindungen mit vornehmen Leuten rühmt. Sie iſt vorzüglich niedrig und verächtlich, weil ſie zeigt, wie wenig der Menſch hofft, geradezu den Beyfall oder die Achtung derer zu erhalten, mit denen er zuſammen iſt, dergeſtalt, daß er ſie durch vornehme und Ehrfurcht gebiethende Nahmen derer blenden oder ſchrecken will, die ihm einſt mehr Ehre erwieſen, als er von den Anweſenden erhält.

Von der Prahlerey iſt das Dickethun, die Aufgeblaſenheit im engern Sinne, verſchieden, da ein Menſch nur in Geberden, Gang, Ton, Reden, die hohe Meinung anzeigt, die er von ſich, und die niedrige, die er von Andern hat. Wenn ein ſolches Betragen nicht durch Reichthum, Stand oder Herrſchaft unterſtützt wird, ſo macht es einen theatraliſch-komiſchen Charakter aus, ein Geſpötte der Knaben. — Iſt es mit Gewalt verbunden, ſo entſteht Deſpotismus und Uibermuth daraus; mit hohem Range verbunden, iſt es der eigentlich läſtige und beleidigende Adel-Stolz; bey dem bloßen Reichthum iſt es nur verhaßt und abgeſchmackt.

Die zweyte Art iſt Stolz, mit Menſchen-Haß verbunden, und alſo ohne ſittliche Bildung, oder Uibermuth (Inſulte).

Der Stolze ſetzt immer in ſeinen Augen die Rechte Andrer herab. — Die ſittliche Bildung flößt eine allgemeine Achtung gegen alle Menſchen ein, welchen Unterſchied man auch in ihrem Verdienſte oder ihrer Lage annehmen kann. Die Menſchenliebe und Gutherzigkeit erfüllen den Menſchen doch auch mit einem theilnehmenden Wohlwollen für ſeine Mitgeſchöpfe, als für empfindende Weſen, wenn er ſie auch nicht als achtbare Weſen hochſchätzt. — Wenn aber ein Menſch ſich, ſeines Ranges, ſeiner Macht oder gewiſſer Eigenſchaften wegen, über Andre weit hinweg ſetzet, und weder Pflichten gegen ſie anerkennt, noch Empfindungen der Sympathie gegen ſie hat: ſo wird er allerdings ſie behandeln, wie der Menſch das Thier oder die lebloſe Sache behandelt. Wenn er kann, ſo wird er Deſpot ſeyn, und den Verachteten zum Sklaven machen; er wird das Leben und die Schmerzen deſſelben für Nichts halten.

Der ſtolze Sieger, wenn er unmoraliſch und ohne Gefühl iſt, iſt immer ein grauſamer Sieger.

So im kleinen iſt der übermüthige Stolz, welcher beleidigt, kränkt, demüthigt, wenn er dazu die Gewalt hat, immer der, welcher unnatürliche Anmaßungen individueller Vorzüge mit Mangel von moraliſcher Bildung verbindet. Tugend und Sympathie mildern immer den Stolz ein wenig, weil ſie zwey Seiten zeigen, wo die andern Menſchen dem Stolzen wieder nahe kommen, — in ihrer vernünftigen Natur und in ihrer Fähigkeit, Leiden und Vergnügen zu empfinden. — Unbändiger Stolz wirkt alſo der Tugend und Sympathie entgegen, macht hartherzig und ſchwächt das Motiv der Pflicht. Und umgekehrt, wo dieſe beyden Triebfedern fehlen, wo Anlage zum Stolz iſt, und dieſelbe nicht etwa durch äußere Umſtände und Verhältniſſe unterdrückt wird; da wird der Stolz gewiß übermüthig. Der Uibermuth aber iſt doppelt; — er beſteht entweder in Handlungen und einem Betragen, wodurch man Andre ihre

Niedrigkeit auf eine kränkende Weiſe empfinden läßt; — oder in Handlungen und Reden, durch welche man ſie zu erniedrigen ſucht. Dieſe ſind wieder von verſchiedner Art: entweder wirkliche Beleidigungen, körperliche oder andre, die zugleich ſchimpflich ſind, (αἰκίαι καὶ ὕβρεις,) — oder Spöttereyen, und Zumuthungen, ſich zu verächtlichen Dienſten, oder zu muthwilligen Scherzen gebrauchen zu laſſen. Der übermüthige Stolz höhnt oder mißhandelt.

Der abſcheulichſte Uibermuth und Despotiſmus ſind immer dann aus dem Stolze entſtanden, wenn Regenten ſich für Nachfolger eines Heiligen oder Propheten hielten, wie die Caliphen; für Söhne der Sonne, wie die Könige von Peru; oder für eine edlere Menſchenart, wie die Spanier in Amerika.

II. Unterſchiede des Stolzes in Abſicht der perſönlichen Eigenſchaften, auf welche er ſich gründet.

Es hat dieſe Gattung des Stolzes drey Hauptquellen, nach welchen ſich auch ſein Charakter auszeichnet. Ich unterſcheide den Stolz auf Tapferkeit, den Stolz auf Schönheit, und den auf Wiſſenſchaft. Man könnte den erſten den ritterlichen oder militäriſchen, den andern den weiblichen, den dritten den gelehrten oder philoſophiſchen heißen. — Der erſte grenzt an Herrſchſucht, und artet leicht in Uibermuth aus. Mit Geiſtescultur und feinen Sitten verbunden gibt er den beſten Anſtand, — und iſt ſelbſt freywillig, (zuweilen affectirt,) beſcheiden und höflich gegen die Schwachen, — und daher beſonders gegen das ſchöne Geſchlecht. — Der zweyte grenzt an Eitelkeit, Frivolität, und Wohlleben. Es iſt ein zwiefacher Nachtheil mit ihm verknüpft. So lange die Eigenſchaft, worauf der weibliche Stolz ſich gründet, vorhanden iſt, — ein Vorzug, der durch keine Mühe erworben ward, ohne Arbeit und Verdienſt Beyfall erhält, und die Zwecke des Lebens ohne angewendete Mittel zu erreichen ſcheint, — ſo verdrängt oder vermindert die Schätzung deſſelben den Trieb nach jeder andern Vollkommenheit. Da aber Schönheit und was mit ihr zuſammenhängt, nur eine Blume der Jugend iſt: ſo dauert die darauf gegründete Leidenſchaft länger, als ihr Grund: und dann entſtehen Affectation, Ziererey, Unmuth, Neid, und alle die Uibellaune, die eine verlorne Hoheit und Größe gibt.

Der philoſophiſche Stolz iſt von zwiefacher Art: der prahlende und ſchwatzhafte, und der verſchwiegene und geheimnißvolle. Der eine will alle Welt belehren, der andre hält niemanden ſeiner Weisheit werth. — Das Letztere iſt der Stolz der Braminen oder der alten ägyptiſchen Prieſter. Das Erſtere war der Stolz der Sophiſten und Rhetoren im alten Athen.

Uiberhaupt nimmt der Stolz einen zwiefachen Charakter an: entweder er befriedigt ſich mit dem Bewußtſeyn ſeiner eignen Erhabenheit, und ſieht ſchon die Mittheilung und Bekanntmachung ſeiner Vorzüge als eine Entweihung an; oder er will die Huldigung aller Welt haben und ſucht alſo ſeine Vorzüge bekannt zu machen. Der erſtere hat etwas Edleres, iſt aber im Grunde unnützer, iſt dem Stolzen ſelbſt beſchwerlicher, und kann weniger geheilt werden; weil ſich ein ſolcher Menſch nie mit andern vergleicht, ſich ſelten mit ihnen auf die Probe ſetzt. Wenn ein ſolcher Stolz ſich ganzer Caſten und Claſſen bemeiſtert, wie in Hindoſtan und Aegypten, ſo iſt er das größte Hinderniß des Fortgangs wahrer Cultur. — Der andre iſt kleinlicher, Andern beſchwerlicher, aber auch zuweilen nützlich durch den Eifer, welchen er einflößt, nützliche Kenntniſſe mitzutheilen, und immer leichter zurückzutreiben oder zu heilen, weil ſich die vermeinte Uiberlegenheit eines Menſchen immer verliert, wenn er ſeine Einſichten mit Vielen umtauſcht, und die Einſichten Anderer kennen lernt.

VI. Unterſchiede des Stolzes, in Abſicht der äußern Verhältniſſe und des Standes des Menſchen.

1. **Amtsſtolz**, oder die Einbildung von dem großen Vorzuge über Andre, wegen des Amtes, welches man begleitet.

Dieſer Stolz verbirgt ſich gerne unter den ehrwürdigen Mantel der Pflicht oder des Rechtes: der Pflicht, wenn die Ausübung einer gewiſſen Autorität, mit welcher man zum gemeinen Beſten begleitet iſt, darauf zu beruhen ſcheint, daß das Amt und der, welcher es verwaltet, von Andern geehrt werden; — des Rechts, wenn man nicht ſein Anſehen, ſondern das Anſehen ſeines Corporis, ſeines Collegii, ſeiner Nachfolger zu vertheidigen und aufrecht zu halten hat.

Unterarten des Amtſtolzes ſind

A. Der geiſtliche Stolz. Er hat verſchiedene Wendungen genommen, nachdem die Begriffe von dem Zwecke des geiſtlichen Amtes ſich verändert haben.

Die ſchlimmſte Art dieſes Stolzes, weil ſie auf den irrigſten Vorſtellungen beruht, iſt der eigentliche Prieſterſtolz, welcher aus der Einbildung entſpringt, daß der Prieſter, als Diener der Gottheit, näher mit ihr verwandt, ihr wohlgefälliger, als andre Menſchen, gleichſam die Mittelsperſon zwiſchen Gott und den übrigen ſey. — Dann folgt der Stolz, zu welchem ein Diener der Religion, als Cenſor oder geiſtlicher Richter über Recht und Unrecht, verleitet wird. — Dieſes Cenſor-Amt iſt zwar ſchon eine mehr mit der Moralität verbundne Prieſterverrichtung, es enthält aber eine zu ausgebreitete Autorität, welche bald in Herrſchaft ausartet. Das war der Stolz der chriſtlichen Geiſtlichkeit, und ſelbſt der Päpſte, wodurch ſie Herren der Welt wurden; das war der Stolz der Beichtväter in der lutheriſchen Kirche.

Eine dritte Art des geiſtlichen Stolzes iſt derjenige, welcher ſich auf eine geglaubte größere Heiligkeit der Sitten gründet. Odi profanum iſt ſein Wahlſpruch. Daher ſind gewöhnlich die ſtrengſten und enthaltſamſten Frommen die ſtolzeſten. — Dieſer Stolz wäre noch verzeihlich, wenn er nur nicht das Weſen eben der Tugend, auf der er ſich gründet zerſtörte. Denn nur in gottesdienſtlichen Uibungen oder in Kaſteyungen, d. h. in Zeichen oder dem Scheine der Tugend kann ein Menſch ſo ſichtbar Andre übertreffen. Sobald er die wahre Heiligkeit ſucht, wird er ſich für keinen Heiligen mehr halten.

Die vierte Art des Stolzes, welche hier noch in Betrachtung kommt, iſt der Stolz eines Lehrers; und dieſer geht ſchon in die allgemeine Gattung des Gelehrten-Stolzes über, weil er auf Beredtſamkeit, Talente, Popularität u. dgl. gegründet iſt.

So lange diejenige Meinung von dem Stande des Geiſtlichen herrſcht, auf welche ſich die erſte der angeführten Arten des Stolzes gründet, ſo lange herrſchen Prieſterſtand und Aberglaube zugleich.

In der Periode, welcher die zweyte Art eigen iſt, erlangt der eine Prieſterſtand eine Autorität neben der bürgerlichen, die dieſe oft bekämpfen und mit ihr im Streite liegen wird. Die dritte Art iſt das Eigenthum kleiner Secten und neugeſtifteter oder umgeformter Religionen, und dauert nicht in die Länge, ſondern hört auf, ſo wie der erſte Eifer erkaltet. Die letzte Art iſt auf die richtigſten Begriffe von der Beſtimmung des Prediger-Standes gegründet; da ſich dann der eigentliche geiſtliche Stolz verliert.

Der Prieſterſtolz wird klein und verächtlich, wenn er anfängt, ſich bloß gegen die Gemeinen auszulaſſen, und vor den Großen ſich beugt. Dann iſt er ſeinem Falle nahe. — Es war aber eine Zeit, wo er beyde, die Großen und Kleinen unterjocht hatte, und damahls war er gefährlich.

Der Prieſterſtand war zuerſt ſelbſt herrſchend, wie in Aethiopien und Aegypten. In andern Ländern trat er mit den Staats-Oberhäuptern in Verbindung und theilte ſeine Gewalt mit ihnen, um an der ihrigen Theil zu nehmen, wie in Rom; — in noch andern machte er eine coordinirte Hierarchie, wie in dem Katholiſch-Chriſtlichen Europa, — eine Einrichtung, woraus unausbleiblich Zerrüttungen entſtehen.

B. **Der richterliche Stolz** (la morgue du juge) hat ſein Eigenthümliches. Er iſt entweder esprit de corps, oder der Stolz, einem anſehnlichen Corpus im Staate zuzugehören, oder er iſt eigentlicher Richterſtolz — Stolz darauf, daß man das Schickſal der Parteyen in ſeinen Händen hat;

oder endlich er iſt bloßer Rangſtolz, — inſofern die Richter-Aemter anſehnlich ſind. Die erſte Art des Stolzes bey dem Richter iſt die gefährlichſte. Sie kann niemahls entſtehen, wenn nicht die Richter in eine Körperſchaft unter ſich verbunden ſind, und einen gewiſſen Antheil an der Regierung haben, der ſich mit den richterlichen Functionen nicht verträgt. Am meiſten entſteht dieſes aus der Käuflichkeit und Erblichkeit der Richterſtellen. Dieſes iſt aber ein höchſt verderbliches Syſtem, das eine zweyte Claſſe des Adels einführt, und in ein Geſchäft, wo allein Geſetz, Vernunft und Wiſſenſchaft herrſchen ſollen, alle Vorurtheile des Standes oder der Geburt miſcht.

Derjenige Stolz eines Richters, welcher eigentlich auf das Amt desſelben und auf die Autorität und den Einfluß ſeiner Entſcheidungen gegründet iſt, wird deſto weniger Statt finden, je mehr die Rechtswiſſenſchaft vervollkommnet, je weniger der Willkür des Richters überlaſſen iſt. — Er äußert ſich theils gegen die Parteyen, theils gegen die bey dem Gerichtshofe angeſtellten Subalternen.

Unſer Zeitalter und unſre Regierungsform haben dem Aufkommen dieſes Stolzes gewehrt: denn in der That iſt das Anſehen des bloßen Richters, der bloß mit der Anwendung der Geſetze auf einzelne Fälle beſchäftiget iſt, der Ausartung des Stolzes am wenigſten unterworfen.

c. Der Stolz des Adminiſtrators.

Die Aemter, die mit der Verwaltung der Finanzen und mit der Landes-Policey und Landes-Oekonomie zu thun haben, räumen nothwendig mehr willkürliche Autorität ein, und gewähren deßhalb mehr und öftern Einfluß auf Wohl und Wehe, Reichthum und Armuth vieler Perſonen. Solche Stellen ſind daher allerdings fähig einen an Despotismus grenzenden Stolz einzuflößen. Und es iſt vielleicht der Probierſtein eines glücklich organiſirten Staats und eines vollkommnen National-Charakters, wenn in dieſen Adminiſtrations-Aemtern männliche Kraft mit dem Geiſte der Gleichheit, Popularität und Beſcheidenheit verbunden iſt.

2. Geburtsſtolz.

In ihm kann man am meiſten die Natur des wahren Stolzes ſehen. Er wird unterſtützt durch das Alterthum und die Gewohnheit, durch die Zahl und die Macht derer, welche gleiche Privilegien haben, durch die Geſetze des Staats. Er hat gewiſſer Maßen den beſten, ſolideſten Grund: denn, wenn irgend etwas Menſchen über Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad erheben kann, ſo iſt es der Vorzug der Race oder der Geburt. Die Vorzüge, welche er durch Cultur, Wiſſenſchaft und Tugend in dieſem kurzen Leben erlangen kann, ſind doch nie ſo bedeutend, daß ſie ihn zum Stolze berechtigen. Racen aber können ſich in dem Maße gegen andre verfeinern und veredeln, daß die Abkömmlinge derſelben anderes Geſchlechts zu ſeyn ſcheinen. — Der Geburtsſtolz wird ſogar zur Tugend erhoben, wenn dieſe höhere Selbſtſchätzung als eine Triebfeder zu einem anſtändigen Betragen oder zur Uibernehmung ſchwerer und gefährlicher Pflichten angeſehen wird. — Da die andern Stützen der Ehre wankend und vergänglich ſind, ein hohes Amt dem Menſchen genommen werden kann, ſeine Annehmlichkeit, ſein Verſtand und ſein Muth ihn im Alter und in Krankheit verlaſſen können: ſo bleibt der Vorzug, den er mit auf die Welt gebracht hat, bis an ſeinen Tod unverändert.

Um deßwillen iſt keinem Stolze ſchlimmer beyzukommen als dem adlichen: unter der Larve der Politeſſe iſt er doch immer verſteckt. Aber weil es ein gewohnter und ſolid gegründeter Vorzug iſt, ſo wird auch der Stolz auf denſelben nicht leicht zu ſolchen Fehltritten verleiten, zu denen neue und noch beſtrittene Anmaßungen verführen. Das Prahlen iſt wenigen Unvernünftigen und übel Erzogenen eigen. Selbſt in Reden und Betragen unter Perſonen des geſitteten Bürgerſtandes wird der Adliche, welcher ſich ſeiner Erhabenheit über ſie im Stillen bewußt iſt und freut, eine vorzügliche Beſcheidenheit und Höflichkeit annehmen. Er wird die Unadlichen ihre Ungleichheit mehr durch ſeine Art zu leben und ſein Betragen im Ganzen fühlen laſſen, indem er ſich von ihnen entfernt, ſie aus ſeinen Geſellſchaften ausſchließt, ſie auch, ſobald er ſelbſt einigen Einfluß hat, gegen Adliche zurückſetzt. — Es gibt einen Stolz, der will ſich unter denen brüſten, welche unter ihm ſind, um ſeiner Hoheit recht zu genießen. Es gibt einen andern, der will ſich von denen, die unter ihm ſind, nicht nahe kommen laſſen. Dieß Letztere iſt der Stolz der Braminen, und der Adelſtolz iſt ein Abglanz davon.

Den Stolz des Adels vermehrt die Herrſchaft, die er über ſeine Vaſallen oder Unterthanen, und die er als Officier über die Soldaten führt. Daher ſind auch der Landedelmann und der Officier in der Regel ſtolzer, als der, welcher von ſeinen Renten in der Stadt lebt.

3. *Gelehrtenſtolz*. Es iſt entweder Stolz auf Genie; oder Stolz auf Gelehrſamkeit und gelehrten Ruhm; oder Stolz auf Schulherrſchaft.

Der Stolz *auf Genie* iſt dem Adelſtolze etwas ähnlich, weil er Stolz auf etwas Angebornes, und auf etwas anerkannt Großes iſt. Er iſt ſelten oder nie prahlhaft: weil der Mann von Genie glaubt, daß man es von ſelbſt an ihm erkennen müſſe, wenn man einen ſeiner würdigen Geiſt hat; oder das man nicht werth ſey, von ſeinen Vorzügen unterrichtet zu werden, wenn man ſie nicht von ſelbſt gewahr wird. Er iſt verſchloſſen, ſich abſondernd. Er will von Vielen geprieſen werden, achtet aber Wenige ſeines Umganges werth. Doch macht er oft gegen Leute von hoher Geburt und großem Range Ausnahmen: ob er gleich auch zuweilen etwas darein ſetzt, ſeine Unabhängigkeit von dieſen zu zeigen. Der Mann von Genie bezeigt am erſten Stolz gegen den Gelehrten, deſſen Anſprüche den ſeinigen nahe kommen, und die er deſto weiter von ſich wegwirft. Er wird mit gemeinen Menſchen, ohne ſonderliche Bildung, lieber umgehen, und ſich ihnen mehr mittheilen, als Gelehrten, denen es an origineller Denkkraft fehlt, oder denen er kein ſtarkes Gefühl zutraut. — Er wird zuweilen ſeinen Gedanken, Ausſprüchen und Sentenzen eine größere Kraft beylegen, als ſie haben, und mehr von ihnen erwarten, als der Wahrheit gemäß iſt, und es den andern Menſchen übel nehmen, und ſie verachten, wenn ſie nicht ſeine bloßen Winke verſtehen und ſchätzen.

Der Stolz auf Gelehrſamkeit und Bücherruhm iſt dem auf Reichthum ähnlich. Gelehrſamkeit iſt ebenfalls etwas Erworbenes; nur kann man weniger, als in Abſicht des Reichthums, den Leuten zeigen, wie viel man davon hat. — Und als Schriftſteller iſt man ein Acteur, der auf den Schauplatz tritt. Alsdann iſt man gegen Beyfall und Tadel, gegen Klatſchen und Ziſchen viel empfindlicher: jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, macht das Geſchäft des Lebens aus. Daher werden Schriftſteller, und die, welche auf ihren Rang als Gelehrte ſtolz ſind, verleitet, viel von ihren Schriften, Bewunderern, Recenſionen, Gegnern und gelehrten Streitigkeiten, kurz von allem den Sachen zu reden, welche ſie ſelbſt als bedeutende Bürger der Gelehrten-Republik darſtellen. — Um ſeinen Werth auf einen gewiſſen Grad zu bringen, muß der Gelehrte unter ſeines Gleichen hervorragen: daher iſt ſein Stolz gegen niemanden ſo ſehr als gegen Gelehrte gerichtet, die er unter ſich hält. — Gegen dieſe artet er ſogar oft in Feindſeligkeit aus, um ſie zu unterdrücken, — beſonders wenn ſich ein näheres aus Concurrenz entſpringendes Intereſſe damit verbindet. — Hieraus entſteht Pedanterey, — eine Erhebung ſeiner Gattung der Gelehrſamkeit über andre Gattungen: denn daraus folgt deſto mehr ſeine Erhabenheit, wenn er in der vornehmſten Gattung einer der erſten iſt.

Der Stolz des Gelehrten macht, daß er den Umgang der Adlichen und Großen ſucht, theils, weil er durch dieſe Auszeichnung, (zu den Großen Zutritt zu haben,) einen Beweis ſeines erlangten Ruhms erhält, theils, weil er dieſen ſich mehr gleich ſchäzt, da ſie, was ihnen von Seiten der Wiſſenſchaft oder des Genies abgeht, wieder durch andre Vorzüge erſetzen.

Zuweilen artet dieſer Stolz in ein gebietheriſches Weſen, einen entſcheidenden Ton, (anſtatt des prahlenden,) in Diſputirſucht, in eine Hohnneckerey andrer, (beſonders anmaßender) Gelehrten, in Streitſchriften und Kritiken aus. — Der Gelehrte, der durch Widerſpruch ſo leicht aufgebracht wird, und die, welche ihm mit ſchwachen

Gründen widerſprochen haben, zu demüthigen ſucht, iſt gewiß ſtolz, wenn auch in andrer Hinſicht ſeine Sitten und ſein Betragen populär und beſcheiden ſind.

Der Stolz auf Schulherrſchaft, oder auf die Gewalt und das Anſehen, welches ein Lehrer unter ſeinen Schülern hat, iſt der lächerlichſte und am meiſten pedantiſche unter allen. Es widerfährt aber leicht ſolchen Leuten, welche Anfänger belehren, und ſich eines großen Uibergewichtes über dieſe bewußt ſind, daß ſie das Publicum im Ganzen, oder die Menſchen, mit denen ſie umgehen, ein wenig wie Schüler behandeln.

4. Frauenzimmerſtolz. Ich habe oben ſchon davon gehandelt, wo von dem Stolze auf Schönheit die Rede war. Hier ſetze ich noch hinzu theils den Frauenzimmerſtolz im Allgemeinen, theils den Stolz der vornehmen, den Stolz der keuſchen und züchtigen, endlich den Stolz der verſtändigen und gelehrten Weiber.

In Ländern, wo das ſchöne Geſchlecht geehrt und bedient wird, gibt es einen gewiſſen allgemeinen Stolz desſelben. Frauenzimmer, die nicht viel ſittliche Bildung erhalten haben, oder von Natur nicht gutherzig ſind, pflegen leicht gegen Fremde oder Unbekannte, die ihnen nicht entweder durch eine hübſche Geſtalt, oder durch Rang und Anſehen empfohlen werden, verächtlich zu thun.

Uiberhaupt iſt das Frauenzimmer, eben, weil es der ſchwächere Theil iſt, am ſtolzeſten, unter den beyden Geſchlechtern, auf die Vorzüge des Glücks, welche ihm zu Theil geworden ſind, beſonders auf die der Geburt; und läßt ſie Andern im Umgange am meiſten auf eine drückende Art merken. Beſonders äußert es dieſen Stolz gegen ſein eignes Geſchlecht. Adliche Frauenzimmer ſind es vornehmlich, welche die Ausſchließung der Bürgerlichen von adlichen Geſellſchaften verlangen. Sie ſind es, welche die aus mehreren Ständen vermiſchten Clubbs, wenn zu denſelben auch Frauenzimmer Zutritt haben, zerſtören, und von kurzer Dauer machen. Sie haben es in ihrer Gewalt, dem, welchen ſie demüthigen wollen, mit einer ausgezeichneten und kränkenden Verächtlichkeit zu begegnen. Eine adliche ſtolze junge Dame, die einen verdienſtvollen Bürgerlichen an ihrer einen, einen Adlichen an der andern ſitzen hat, wird ihr Geſicht und ihr Geſpräch immer zu dem letztern wenden, und des erſtern Verſuche, eine Unterhaltung anzufangen, (denn freywillig wird ſie ihn nie in das Geſpräch ziehen) immer durch kurze, abgebrochne Antworten zurückſtoßen.

In Abſicht des geſelligen Lebens, haben die Frauenzimmer bey uns Europäern eine Stimme, und müſſen ſie unter allen geſitteten Nationen haben. Eben deßwegen hat auch ihr Charakter auf daſſelbe einen großen Einfluß. — Ihre Denkungsart muß geändert werden, wenn ſchlimme geſellige Gewohnheiten aufhören ſollen. Sie müſſen von dem Unterſchiede der Stände anfangen anders zu denken; ſie müſſen das Verdienſt dem Range vorziehen lernen, wenn ſich die Stände im Umgange einander nähern ſollen.

Einen gefährlichen Feind aber hat der weibliche Stolz, den der männliche nicht hat. Die Liebe nähmlich, als Leidenſchaft und als Genuß, demüthigt das Weib und macht es unterwürfig, ſo wie ſie den Mann gewöhnlich erhebt und ſtolzer macht, als er zuvor war. Die Beyſpiele ſind nicht ſelten von Frauenzimmern hohen Ranges und großen Stolzes, welche die Leidenſchaft der Liebe und der Genuß der Wolluſt einem unwürdigen oder ihnen ſehr ungleichen Gegenſtande knechtiſch unterworfen hat; und die, um der Befriedigung dieſer ihrer Neigung willen, ihren Stolz und ihre Anſprüche völlig vergeſſen haben.

Frauenzimmer, die auf ihre Schönheit oder auf ihren Rang ſtolz ſind, finden Unterſtützung und eine Partey, die ihren Stolz rechtfertigt. Frauenzimmer, die auf ihre weibliche Tugend ſtolz ſind, können ſelten das Anſehen, welches ſie hierauf gründen, über die Grenzen ihres Hausweſens ausdehnen. Die endlich, welche auf Verſtand oder gar auf Wiſſenſchaft ſtolz ſind, finden allenthalben nur Spötter und Widerſacher. — Deßwegen ſind die beyden erſten Arten des Frauenzimmer-Stolzes für Andre am meiſten von Folgen; — und die Erziehung muß am meiſten denjenigen Fehlern vorzubeugen ſuchen, die am wenigſten durch die Meinungen und Gewohnheiten der Welt im Zaume gehalten, oder gebeſſert werden.

5. Handwerker-Stolz; Bauernſtolz.

Beyde bekommen nur dadurch einen eignen Charakter, daß Sitten und Lebensart dieſer Claſſen etwas Unterſcheidendes haben, und daß ihr Stolz mit der Meinung, welche die höhern Stände von ihnen hegen, beſonders contraſtiret.

Bey beyden iſt der Reichthum der vornehmſte Grund. — Der Handwerksſtolz erhält durch das Anſehen, welches ein Handwerker bey ſeiner Zunft, und vermittelſt derſelben in ſeiner Stadt haben kann, eine gewiſſe Würde, und trägt zu einer größern Sittlichkeit des Standes bey. Dieß iſt beſonders in Reichsſtädten der Fall. Es entſteht dann nähmlich, wie bey dem Adel, ein Ehrgefühl, vermöge deſſen der angeſehene Handwerksmann vieles als unanſtändig für ſich anſieht. Und wenn dieſes Ehrgefühl ihm gleich oft ſehr erlaubte und ſehr unſchuldige Sachen verbiethet, ſo hält es ihn doch auch von wirklich ſchändlichen ab.

Der Bauernſtand hat nie eine ſolche Verbindung oder Einrichtung gehabt, durch welche er als Corps ein gewiſſes Anſehen erlangt hätte; vielmehr hat ſeine Unterthänigkeit unter den Adel und ſeine gewöhnliche Rohigkeit ihm immer die unterſte

Claſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſen. Deßwegen iſt ſtolz zu ſeyn für ihn etwas Fremdes und Unnatürliches; und er iſt es, wenn er durch die Umſtände begünſtigt wird, auf eine inſolentere Weiſe. Zugleich drückt er es auf eine gröbere Weiſe aus; und das iſt die Urſache, warum man den Nahmen Bauernſtolz zur Bezeichnung einer eignen Art übermüthigen und rauhen Stolzes angewandt hat. — Die Urſache, warum ein Menſch, der in Verachtung und Unterdrückung gelebt hat, wenn er zu Ehren und Herrſchaft gelangt, Andre ſeine Hoheit und Macht drückender, als ein aus nicht ſo tiefer Niedrigkeit Erhobner, fühlen läßt, iſt wohl theils Unwillen gegen die, welche ihn ehedem gedrückt haben, und eine Rache, die er dafür auch an Unſchuldigen ausübt, theils die gewöhnliche Uibertreibung des Genuſſes lange entbehrter Güter, theils die zu hohe Vorſtellung, die ſich ein, mit dem Großen und Achtungswürdigen in der Welt noch unbekannter, Glückspilz von ſeiner eignen Größe und Bedeutſamkeit macht.

Es iſt überhaupt ein zwiefacher Unterſchied zu machen; erſtens, zwiſchen dem Stolze, der auf eignes Urtheil des Menſchen von ſeinem Werthe oder Vorzuge vor Andern, und dem, der auf Vorurtheil und Meinung gegründet iſt; zweytens, zwiſchen dem Stolze, welchen ein Menſch einzeln hat, und bloß auf ſolche Eigenſchaften und Verhältniſſe gründet, die ihm perſönlich eigen ſind; und zwiſchen dem, welchen er mit einer gewiſſen Körperſchaft gemein hat, und auf Vorzüge gründet, die er mit Vielen theilt, aber noch vor Mehreren voraus hat.

Gemeiniglich iſt der Stolz, welcher auf eignes Urtheil gegründet iſt, der ſolitäre Stolz, wenn ich ſo ſagen darf; und der Stolz, den ein Menſch mit einem ganzen Corpus gemein hat, iſt der auf Meinung und Vorurtheil gegründete.

Der Stolz auf perſönliche Vorzüge, die man ſich nach eignem Urtheile beylegt, iſt ſeltner; er findet weit mehr Widerſtand bey Andern und weniger Unterſtützung; er iſt auch bey dem Menſchen ſelbſt nicht allemahl gleich, weil niemand immer über ſich ſelbſt einerley Urtheil fällt; er iſt drückender gegen Freunde, Anverwandten, Hausgenoſſen, Kinder, als gegen Fremde. Wenn er ſich mit dem Stolze, zu einem gewiſſen Corpus zu gehören, vereinigt, oder durch Macht unterſtützt wird, ſo kann er ſehr despotiſch werden.

Der Stolz aber, den ein Menſch wegen ſeines Theilnehmens an den Vorzügen eines gewiſſen Standes oder Corporis hat, iſt der gewöhnlichſte. Er wird ſich auch bey den Individuen vorzüglich dann zeigen, wenn Viele einer ſolchen Claſſe beyſammen wohnen. So iſt der Adel in Reſidenzſtädten, der Gelehrte auf Univerſitäten in größrer

Verſuchung, ſtolz zu werden, oder ſich ſo zu betragen.

6. Stolz der Macht, oder Herrſchers- und Befehlshaber-Stolz. —

Sein Denkſpruch iſt: parcere devictis et debellare superbos. — Der Feldmarſchall Schwerin ließ Fähndriche ſich niederſetzen, und Generallieutenannts vor ſich ſtehen. — Der Mächtige, wie der König, verlangt von denen, die unter ihm ſind, nicht ſowohl geehrt zu werden: denn an Zeichen der Ehre fehlt es ihm niemahls, und er glaubt ſich ſchon erhaben genug, um die Ehrerbiethung vorausſetzen zu können; er verlangt Unterwürfigkeit und Gehorſam. — Um dieſe zu erhalten, ſucht er ſich durch Popularität die Liebe der niedrigſten Claſſen, (von denen er Widerſetzlichkeit am wenigſten erwarten darf,) zu erwerben, und durch Ernſt und Anſehen die höheren Claſſen von der Gleichſtellung mit ihm, die ſeiner Autorität gefährlich werden könnte, zurückzuſchrecken. —

So wie überhaupt der Stolz nach dem Maße mehr Entſchuldigung findet, oder mehr gebilliget wird, als mehr Mittel vorhanden ſind, ihn zu unterſtützen, oder mehr Rechte, auf die er ſich gründet: ſo wird er bey der höchſten Gewalt von dem großen Haufen ſelbſt als eine Pflicht angeſehen, und gehört unter die Mittel, eine rechtmäßige Autorität aufrecht zu erhalten.

Dritter Abſchnitt.

Eigenſchaften und Symptome des Stolzes.

Dieſe ſind entweder allgemeine, die aus der Natur des Stolzes entſtehen; oder beſondre, die von dem Charakter oder der Lage des Stolzen abhängen.

I. Allgemeine Symptome des Stolzes.

Ich rede zuerſt von denjenigen Eigenheiten des Stolzes, welche ſich auf Andre beziehen; und dann von denen, welche die eigne Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchen betreffen.

a. Symptome des Stolzes in Beziehung auf Andre.

Der Stolz entfernt von andern Menſchen, und iſt der Menſchenliebe entgegen. Er iſt von Natur eine kalte Diſpoſition des Gemüths, und iſt nur kalten Gemüthern eigen. Uiberdieß liebt man nicht leicht die, welche man verachtet. Selbſt das Mitleiden wird dadurch verhindert. Endlich iſt der Stolze mehr mit ſich beſchäftigt, und verſetzt ſich alſo nicht leicht in die Stelle Andrer, welches zum Wohlthun gehört.

Der Stolze iſt leicht beleidigt, und glaubt nicht leicht, Andre zu beleidigen: denn ſich ſchreibt er, wenigſtens ſtillſchweigend, viele Rechte zu, Andern wenige. — Iſt er daher mit einem übrigens rohen und ungebildeten Charakter verbunden, ſo wird er, beſonders gegen Unbekannte, und im jugendlichen Alter, händelſüchtig und geneigt, Andre zu beleidigen und zu beſchimpfen.

Der Stolz macht in der Regel muthig, und führt zu einer gewiſſen Geringſchätzung der Gefahr. Um deßwillen liebt der Adel den Krieg; und die Beyſpiele von Großen, die, um Ehre zu erlangen, ihr Leben gewagt haben, ſind häufig. Von der einen Seite gibt die Schüchternheit, welche aus der Inferiorität unter Andern entſteht, wenn ſie habituell wird, leicht dem Charakter den Zug der Furchtſamkeit: und niemanden zu fürchten im geſelligen und friedlichen Umgange, führt das Gemüth dazu, auch den Feind im Kampfe nicht zu fürchten. Von der andern Seite iſt es einmahl angenommene Meinung, daß Tapferkeit ehrt und Feigheit ſchändet. Darum wird der Stolze, der in einem Kampfe zugleich ſeine Ehre zu ſichern hat, durch ſtärkere Beweggründe aufgefordert, der Gefahr zu trotzen. Der liebſte Theil ſeiner Exiſtenz ſteht auf dem Spiel:

er kann ihn nur erhalten, indem er ſeine Exiſtenz ſelbſt preis gibt.

Der Stolze will unabhängig ſcheinen: daher will er auch den Schein des Uiberfluſſes von ſich geben und den des Mangels vermeiden. Er wird daher zur Freygebigkeit in den Ausgaben bewogen, die Andern in die Augen fallen. Der Stolz hat etwas der Großmuth Aehnliches. Man muß nichts von Andern annehmen, aber man muß Andern mittheilen, und beſonders muß man ihnen bezahlen, was man ſchuldig iſt, wenn man groß thun will. Unmöglich kann ein Knicker, in dem Augenblicke, da er ſeine Knauſerey begeht, ſich ein ſtolzes Air geben. — Daher werden junge ſtolze Adeliche leicht Verſchwender, indem ſie ſich in den Ehrenausgaben des Spiels, der Geſchenke, der Luſtbarkeiten, ein Anſehen unter ihres Gleichen geben wollen.

Ein höherer Grad von Stolz aber macht, daß ein ſolcher Menſch dieſe Regeln der Gerechtigkeit nur auf ſeines Gleichen ausdehnt: und die geringeren Claſſen gewiſſer Maßen für verpflichtet hält, ſeinen Bedürfniſſen und beſonders ſeinem Luxus zu dienen. Daher hält er es für hohe Pflicht, Spielſchulden zu bezahlen, macht ſich aber kein Gewiſſen daraus, dem Handwerksmanne und Kaufmanne ſchuldig zu bleiben.

Der Stolz ſchreibt ſich höhere Rechte zu. Dieſe laufen immer zuletzt auf Eigenthum oder auf Herrſchaft hinaus. Daher glaubt der Stolze, daß ihm der Reichthum gebühre, ſo wie die Ehrenſtellen. — Er glaubt ſich beſonders zu einem gewiſſen Luxus berechtigt, und beneidet nicht bloß, ſondern tadelt und mißbilligt auch den Luxus derer, die er unter ſich glaubt.

Der Stolze iſt geneigt, die allerunterſte Claſſe, gegen die, welche ihm die nächſte iſt und mit ihm rivaliſirt, zu vertheidigen. Er fürchtet ſich, mit dem ſich gemein zu machen, der nicht weit unter ihm iſt; aber er glaubt, ſich gegen die, welche tief unter ihm ſind, herablaſſen zu müſſen.

2. Beſchaffenheit und Symptome des Stolzes in Abſicht der eignen Glückſeligkeit und Vervollkommnung des Menſchen.

Dieſe werden am beſten erkannt, wenn man den Stolz mit ſeinem nächſten Verwandten, der Eitelkeit, vergleicht.

Der Eitle iſt nach Beyfall begierig und ſucht Zeugniſſe für ſeine Verdienſte. Dieſe werden ihm oft verweigert: noch öfter iſt er in Abſicht derſelben mißtrauiſch und ungewiß. Das Leben eines Eiteln iſt ein unruhiges ängſtliches Leben. Der Stolze hingegen glaubt zu haben, was jener ſucht. Er hält ſich entweder der Ehre verſichert, oder verachtet die, welche ſie ihm verweigern. Inſofern iſt bey dem Stolze weit mehr Zufriedenheit und Glückſeligkeit. Wenn er nicht geſtört wird, ſo befriedigt er den Menſchen und macht ihn wirklich von andern Menſchen unabhängiger.

Aber von der andern Seite, da er macht, daß der Stolze von den Menſchen, die um ihn ſind, viel fordert, beſonders aufmerkſame Dienſtbefliſſenheit, eine Pflicht, welche Menſchen, auf die Länge, am allerungernſten leiſten: ſo hat er oft Urſache mit denen, die um ihn ſind, unzufrieden zu ſeyn. Er iſt leicht mürriſch, auffahrend und heftig gegen Dienſtbothen und Untergebne, auch gegen Freunde oft über Kleinigkeiten verdrießlich und ohne Nachſicht; — daher wenig zur eingentlichen Freundſchaft gemacht.

Der Stolz welcher Art er ſey, iſt ein Hinderniß des Fortſchreitens zur Vollkommenheit. Er befriedigt den Menſchen zu ſehr mit dem, was er ſchon erlangt hat. Daher kommt in der Regel die mindere Anſtrengung, die gewöhnlich der Adel beym Studiren zeigt. — Der Stolze will lieber bloß genießen, als erwerben. Er will einen Reichen vorſtellen, der von den Renten ſeines geſammelten Geldes lebt.

Der Stolz hat an ſich etwas Steifes, Ungeſchmeidiges in der Denkart und in den Sitten zur Begleitung, beſonders der, welchen ich weiter oben den ſolitären nannte, der Stolz einzelner Menſchen, die ſich weniger in dem Umgange mit ihres Gleichen abſchleifen. Er iſt weniger thätig, zum Stillſchweigen geneigt, kein Freund lebhafter Luſtigkeit, die uns immer von unſrer Höhe herabſetzt, und denen gleich macht, unter denen wir luſtig ſind. — Er iſt, unvermiſcht mit andern Leidenſchaften, an ſich eine freudenloſe Gemüthsart, weil er das Princip der Mittheilung und der Sympathie ſchwächt, auf welchem unſre meiſten Freunde beruhen.

II. Beſondre Symptome einiger beſondern Arten des Stolzes.

Der Stolz, welcher auf Stand und Anſehen in der Republik beruht, und beſonders darauf, daß man einem angeſehenen Corpus zugehört, — welchen ich mit einem Worte Adelſtolz nennen will, macht, daß der Menſch ſich zu den Perſonen, mit welchen er den Rang gemein hat, vorzüglich hinneigt, ſich leichter und inniger mit ihnen verbindet, je mehr er dadurch von dem übrigen Haufen abgeſondert wird. Dieſer Corporations-Stolz macht alſo einſeitig geſellig: und iſt dieſe Corporation groß, ſo kann dieß allein den Zuſtand des Menſchen angenehm machen. Hieraus entſpringt in der That die größre Geſelligkeit des Adels unter ſich ſelbſt. Ein Adelicher wird zu dem andern hingezogen, weil er in ihm eben dieſelbe herrſchende Meinung von dem Werthe der Geburt und allen damit verbundnen Vorrechten findet, und mit einem andern Adelichen ein gleiches Intereſſe zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten hat, — ein Band, welches deſto ſtärker wird, je reger und lebhafter die Rivalität zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande iſt. Endlich genießt der Adeliche der Ehre ſeines Standes nicht beſſer, und kann ſeinen Vorzug vor demjenigen Bürgerlichen, welchen er nicht beherrſcht, nicht beſſer zeigen, als wenn er ſich ausſchließend mit ſeines Gleichen im Umgange verbindet und dem Unadelichen den Zutritt verſagt.

Der Stolz hingegen, welcher auf beſondere perſönliche Eigenſchaften, Verdienſt, Gelehrſamkeit, Genie u. ſ. w. gegründet iſt, iſolirt und entfernt von den Menſchen.

Von ihm gilt das Griechiſche Sprichwort: *αὐθάδεια ἐρημίας σύνοικος.* Wer ſich ſelbſt übermäßig ſchätzt, mag für ſich bleiben. — Wenn er auch einige Perſonen für ſeines Gleichen hält, in den Sachen, woraus er ſich das meiſte einbildet: ſo iſt doch deren eine zu kleine Anzahl, als daß durch den Umgang derſelben die Geſelligkeit Nahrung bekäme. Bey andern aber findet er entweder einen Mangel der ſchätzenswürdigen Eigenſchaften, um derentwillen er ihre Freundſchaft begehren könnte, oder er findet einen Kaltſinn und eine zu geringe Achtung gegen diejenige Art der Vollkommenheit, die er ſelbſt hat. Er fürchtet entweder, nicht geſchätzt zu werden, was er werth iſt; oder er ſchätzt Andre ſelbſt nicht. Und das Zuſammentreffen der beyden Umſtände, daß dieſer auf ein perſönliches Verdienſt Stolze bey Andern daſſelbe Verdienſt, und zugleich die ihm genugthuende Anerkennung des Seinigen fände, iſt ſelten. Alles alſo, was aus der Ungeſelligkeit weiter folgt, iſt auch als eine Wirkung jenes Stolzes anzuſehen.

Der Stolz auf Geburt, Rang und äußre Verhältniſſe läßt beſonders gerne die Familie, Frau, Kinder, Verwandte daran Theil nehmen. Der Glanz alles deſſen, was mit ihm näher zuſammenhängt, trägt zur Aufrechthaltung dieſer Art von Anſprüchen viel bey. Daher erhebt man ſich bey dieſer Art des Stolzes nicht über die Seinigen, man ſucht dieſe vielmehr mit ſich zugleich über Andre zu erheben. Der auf die individuelle Vorzüge gegründete Stolz hingegen macht, da er ſich ganz auf die eigne Perſon einſchränkt, oft auch den Mann in ſeinem eignen Hauſe ungeſellig, entfernt den Vater von den Kindern, den Mann von der Frau, entfremdet Geſchwiſter. — Der auf ſeine Einſichten Stolze findet kein Intereſſe, auch den Verſtand einer Frau oder ſeiner Kinder geltend zu machen: er findet vielmehr oft eines darin, ſie als Perſonen von geringern Fähigkeiten darzuſtellen. — Der auf ſeine Familie Stolze, iſt unter den Seinigen unter ſeines Gleichen, und wird durch ihre Ehre geehrt. Der auf ſich Stolze findet kein Intereſſe, das Anſehen der Seinigen zu heben: und er entfernt ſie von ſich durch ſeine vermeinte Erhabenheit.

Es gibt endlich einen Stolz, welchen der Menſch gegen Alle, Höhere und Niedrigere, auf gleiche Art hegt; es gibt einen andern, der mit einer eben ſo großen Demuth und ſelbſt mit kriechendem Weſen gegen diejenigen, welche über ihm ſind, verbunden iſt. Der erſtere iſt in gewiſſer Verachtung edler. Es iſt gewöhnlich der Stolz der Macht und der Stolz des perſönlichen Verdienſtes (ich nehme dieſes Wort im weiteſten Sinne für alle Eigenſchaften, welche einen Vorzug geben). Ohne Macht und Anſehen, muß dieſe Art von Stolz ſich verborgen halten. Wer ſtolz gegen Alle iſt, und doch nach den äußern Verhältniſſen nicht viel bedeutet, muß ſich nothwendig von der Geſellſchaft der Menſchen entfernt halten, wenn er nicht öftere Demüthigungen erfahren will. — Der Stolz, der ſich über die Niedrigen erhebt und vor den Hohen beugt, hat etwas Niederträchtiges, Spuren von Feigheit, eine Miſchung von tyranniſcher Gemüthsart und Sklavenſinn. Es iſt der eigenthümliche Charakter der Herren von geſtern. Durch Schmeicheley und Unterwürfigkeit unter die Großen erhoben ſie ſich. Dieſe Maßregeln behalten ſie bey, um ſich zu erhalten. Aber ihr Zweck war, ihren Uibermuth und ihre Einbildung von ſich auslaſſen zu können: und ſie ſchweifen im Genuſſe des geſuchten Vergnügens aus, wo ſich die Gelegenheit dazu zeigt. — Alle die, welche auf ihren Rang ſtolz ſind, (wenn er nicht einer der höchſten iſt;) ſind in ähnlichem Falle, und mit beſſerem Grunde. Sie können nähmlich, wenn ſie mit ſich ſelbſt übereinſtimmend ſeyn wollen, nicht unterlaſſen, diejenigen ſehr zu ehren, die das

Glück über ſie geſetzt hat; da ſie von denjenigen, welche an Rang unter ihnen ſind, ſo große Demuth fordern.

Ich ſetze noch folgende zwey Bemerkungen hinzu:

1. Der Stolz nimmt verſchiedene Charaktere an, oder zeigt verſchiedne Symptome: nachdem der Vorzug, deſſen ſich der Stolze erfreut, von der Welt anerkannt und anerkennbar iſt; oder etwas dem großen Haufen Unbekanntes und von ungleicher und ungewiſſer Schätzung in der öffentlichen Meinung iſt. Güter der erſten Art ſind Rang, hohe Geburt, anſehnliche Titel, Gunſt bey den Großen, Herrſchaft, ſichtbarer Reichthum, endlich großer Ruhm. Güter der andern Art ſind Verſtand, Klugheit, Gelehrſamkeit, alle Tugenden, — ſelbſt Reichthum, inſofern er nicht durch Luxus ins Auge fällt u. dgl. Der, welcher auf Güter der erſten Art ſtolz iſt, wird ſich zu zeigen ſuchen: denn dann genießt er der Ehre. Der, welcher auf die Güter der letzten Art ſtolz iſt, wird ſich zurückziehen, und ſich eher verborgen halten, weil er das Anſehen, das ihm gebührt, zu compromittiren fürchtet, ſobald er unter Unbekannte kömmt. Jener wird die große Welt, den Umgang, und beſonders die Verbindung mit den Vornehmen ſuchen. — Dieſer wird eine Verachtung der Welt und der Großen affectiren. Er wird ſich ſogar zuweilen mit Leuten, die unter ihm ſind, einlaſſen, weil ihm eine freywillige Herablaſſung weniger koſtet, bey welcher er

das Bewußtſeyn ſeiner Uiberlegenheit beybehält, als eine äußere Gleichheit mit Perſonen, über die er im Innern erhaben zu ſeyn glaubt.

2. Mit dem Stolze auf Geburt, Rang, und Titel iſt gewöhnlich die Meinung von der Wichtigkeit des Ceremoniels und aller der Conventionen und Gebräuche verbunden, welche die Leute von Range unter ſich, und zur Abſonderung von dem großen Haufen erfunden haben. So wie der ſtolze Domherr die Statuten ſeines Kapitel's und die in dem Miſſale ſeiner Kirche vorgeſchriebenen Gebräuche anſieht, ſo ſieht der ſtolze Hofmann die Etikette des Hofes an. Es iſt ein Studium für ihn; er thut ſich auf die Kenntniß dieſes Ceremoniels viel zu gute; er verachtet die, welche nicht zum Hofe gehören, ſchon deßwegen, weil ſie dieſe Dinge nicht wiſſen. So lachte eine Franzöſiſche Hof-Dame, in der Kapelle von Verſailles, dem Arthur Young ins Geſicht, weil er ſie fragte, ob der Prinz, welcher eben, nach einem feyerlichen mit Muſik begleiteten Hochamte, das blaue Band erhielt, der Dauphin ſey. Arthur Young erfuhr darauf von einem Freunde, daß die Dauphins von Frankreich den heil. Geiſt-Orden gleich bey ihrer Geburt erhielten, und daß es der Dame ungereimt geſchienen hätte, daß ein Menſch dieſen ihr und allen Hofleuten ſo bekannten Umſtand nicht wiſſe.

Der Menſch wird ſich denjenigen Uibereinkommungen und willkürlichen Geſetzen leicht unterwerſen, durch die er ſelbſt zugleich hervorgezogen wird: und das um deſto mehr, je mehr er ſeine Erhabenheit bloß auf die gemeinſchaftliche Würde und Hoheit der Claſſe gründet, welche dieſe Verabredungen unter ſich getroffen hat. Jeder, der nur durch die Theilnahme an den Rechten einer Körperſchaft, deren Mitglied er iſt, eine gewiſſe Würde und eine angenehme Exiſtenz in der Welt erhält, wird die Geſetze und Einrichtungen ehren und befolgen, durch welche die Körperſchaft in ihrer Verbindung aufrecht erhalten wird. Selbſt die, welche durch Glück und Umſtände in Verbindungen mit dem Adel und der vornehmen Welt gekommen ſind, ohne dazu zu gehören, werden, je mehr ſie ſich auf dieſe Diſtinction zu gute thun, ſich um deſto williger den ihnen zuvor fremden Gebräuchen und Conventionen der Claſſe, von welcher ſie aufgenommen, oder geduldet werden, unterwerfen.

Aus entgegengeſetzten Urſachen aber wird der, welcher auf Eigenſchaften ſtolz iſt, die ihm als Individuum allein eigen ſind, und die ihn alſo, anſtatt ihn mit irgend einen Corpus genauer zu vereinigen, nur von den Menſchen überhaupt entfernen, — gegen alles, was Gebräuche, Conventionen, — Titel, Complimente u. ſ. w. heißt, mit einiger Verachtung, oder mit Unwillen erfüllt ſeyn. Er wird entweder über alles das, als über Stützen eines verdienſtloſen Ehrgeitzes, hinweg zu ſeyn glauben, oder er wird dieſe Anſtalten als Ungerechtigkeiten gegen das einzige und wahre Ehrenvolle, das perſönliche Verdienſt, anſehen. Daher ſind unter ſtolzen Gelehrten oder Genie-Männern ſo viele Sonderlinge. Sie finden es freylich auch bequemer, ganz ihrem Hange zu folgen, — beſonders, wenn ihre Ideen lebhaft, ihre Triebe ſtark ſind, und ſie alſo durch ihre eigne Activität an der Nachahmung Andrer gehindert werden. Aber hinzukommen muß allemahl noch das, daß ſie ſich aus dem Urtheile Andrer wenig machen, daß ſie den conventionellen Anſtand nur für die Erfindung von Schwachköpfen halten, die ihre eigne Unbedeutſamkeit, durch den Schein von Wichtigkeit in äußern Formen, verbergen wollen.

Vierter Abſchnitt.

Moralität des Stolzes.

Dieſe kann entweder aus der Vernunftmäßigkeit, d. h. aus der Schicklichkeit und Wahrheit des Stolzes beurtheilt werden; — oder aus dem Einfluſſe desſelben auf den Menſchen ſelbſt, ſeine Geſinnungen und Handlungsweiſe, und auf

Andre, in Abſicht ihres Wohls und ihrer Glückſeligkeit.

I. Vernunftmäßigkeit, Wahrheit, Schicklichkeit des Stolzes.

Da der Stolz eine Erhebung über Andre iſt, und da dieſe Erhebung Grade hat; — ſo kommt es bey der Moralität des Stolzes, wenn wir ſie aus dem erſten der beyden vorhin angegebnen Geſichtspuncte betrachten, auf folgende zwey Fragen an.

Erſtens: iſt die Meinung, die wir von unſrer Erhabenheit und der Niedrigkeit andrer Menſchen hegen, iſt das Verhältniß, welches wir in dieſer Hinſicht zwiſchen uns und ihnen annehmen, richtig; und ſind die Vorrechte, die wir uns vor ihnen anmaßen, dieſem Unterſchiede angemeſſen? Zweytens: ſind nicht gewiſſe natürliche Eigenſchaften in uns und andern Menſchen vorhanden, welche die Ungleichheit, die von der einen Seite wirklich da iſt, mäßigen, und zwiſchen Menſchen und Menſchen noch ein zweytes Verhältniß begründen, auf welches wir bey Regulirung unſers Verhaltens gleichfalls Rückſicht zu nehmen haben? Iſt eben deßhalb nicht ein Betragen gegen die Niedrigern unſchicklich, welches bloß nach dem erſten jener beyden Verhältniße berechnet iſt?

Dieſem zu Folge werden alſo

1. in Abſicht des Stolzes überhaupt ſich folgende Betrachtungen ergeben.

Erſtens. Welchen Unterſchied auch äußere Verhältniſſe, oder perſönliche Eigenſchaften zwiſchen Menſchen und Menſchen machen: ſo können ſie niemahls ſo weit gehen, daß ein Menſch zur Verachtung des andern, (wenn dieſer keines Verbrechens überwieſen iſt,) berechtigt würde; und ein Stolz alſo, welcher verachtet, (und dieß iſt eigentlich Stolz) iſt allemahl dem wahren Verhältniſſe, in welchem ſich ein Menſch gegen andre befindet, entgegen. Obgleich das, was Verachten heißt, ſich nicht auf ganz beſtimmte Begriffe bringen läßt: ſo kann es doch durch einige Merkmahle angegeben werden. — Der höchſte Grad von Verachtung iſt, wenn ich jemanden, ſeiner Niedrigkeit wegen, als der allgemeinen Rechte der Menſchheit nicht mehr theilhaftig anſehe. Ich betrachte und behandle ihn alsdann als ein Thier. — Dieſe Verachtung iſt die Infamie; ſie liegt der Erklärung für vogelfrey zum Grunde; und ſie kann nie anders rechtlich, oder erlaubt ſeyn, als wenn ein Menſch Verbrechen begangen hat, die ihn aller moraliſchen Empfindung beraubt zeigen, und zugleich ihn zu einem gemeinſchaftlichen Feinde des menſchlichen Geſchlechts machen. — Mit dieſer Verachtung, welche in civiliſirten Ländern, auch als Strafe, niemanden zuerkannt wird, ſteht diejenige in Verwandtſchaft, die den Menſchen des Umgangs, und ſolcher Erweiſungen der Achtung oder der Zuneigung unwürdig hält, welche ein Menſch von dem andern, ohne irgend beſondre Anſprüche, als die der gemeinſchaftlichen Natur, erwarten kann. Ein Menſch kann von dem andern erwarten, daß er ihm antwortet, wenn er ihn anredet; — daß er ſich gelegentlich ihm ſo weit nähert, als die Natur der Geſchäfte, die ſie mit einander abzumachen haben, erfordert; daß er, während dieſes kurzen Umgangs, ihn, wie einen zwar gleichgiltigen, aber ihm nicht mißfälligen Menſchen behandele. Ich verachte alſo den, welchem ich mich nicht einmahl nähern will, weil ich mich ſchon durch ſeine Gegenwart und ſeine Anrede beleidiget halte. Den höchſten Grad dieſes Stolzes beweiſen die höhern Caſten der Hindoſtaner, wenn ſie auch die Berührung der niedern als eine Verunreinigung ſcheuen. — Ich verachte den, welchem ich, bloß ſeiner vermeinten Niedrigkeit wegen, wenn ich mit ihm etwas zu thun zu haben gezwungen bin, ſo begegne, als wenn ich mit ihm unzufrieden wäre, oder als wenn er mich beleidiget hätte. — Und dieß iſt in der That der Ton vieler Stolzen gegen Geringere. Sie wenden ſich ſo viel als möglich von ihnen weg, und vermeiden ihnen nahe zu kommen. Sie antworten ſo kurz, wie möglich, und reden ſie niemahls an. Sie haben etwas Unfreundliches, oder etwas Spöttiſches in ihrer Art mit ihnen umzugehn.

Mit einem Wort, ſobald die Geringſchätzung des Andern und die übermäßige Schätzung unſrer ſelbſt ſo weit geht, dieſes Urtheil eben den Effect auf unſer Gemüth thut, als wenn wir von dieſem Andern wären beleidigt worden, — bis zur Unzufriedenheit mit dem, was der Andere thut und ſagt, ſobald er es in Beziehung auf uns thut und ſagt, und bis zur Neigung ihn zu kränken, oder ihm empfindlich zu fallen, und ihn ſeinen Abſtand dadurch merken zu laſſen: ſo bald iſt es wahre, eigentliche Verachtung; — wirklicher Stolz. Und daß dieſer der Wahrheit und der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge entgegen ſey, iſt klar. — Denn erſtens ſind und bleiben die Gleichheitspuncte, in welchen die an perſönlichen Verdienſten noch ſo weit entfernten Menſchen mit einander übereinkommen, immer zahlreicher und wichtiger, als die Puncte, in welchen ſie ſich unterſcheiden. Weder die Vorzüge der Wiſſenſchaft und des Verſtandes, noch die der Tugend machen einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, als die ihnen gemeinſchaftliche vernünftige und moraliſche Natur. — (die auch nicht ohne wirklich vernünftige Ideen, und moraliſche Handlungen ſeyn kann,) Aehnlichkeiten unter ihnen hervorbringt. — Dieſe Aehnlichkeiten ſind noch von einem weit größerm Gewichte, wenn ſie mit den Vorzügen des Glücks, des Ranges und der Macht auf die Wage gelegt werden. Es iſt alſo der Grad von Achtung, welcher einem Menſchen, als Menſchen, gebührt, immer viel bedeutender, als der Grad von Nicht-Achtung, der ihm gebühret, weil er dieſer Menſch, von dieſen perſönlichen Mängeln und Fehlern, — oder von dieſem Stande u. dgl. iſt. — Zweytens: ein Menſch, der nicht verdient, von mir geachtet zu werden, verdient deßwegen nicht von mir unfreundlich behandelt zu werden. Er hat mich durch ſeine Niedrigkeit nicht beleidigt; ich habe alſo kein Recht, ihm wieder wehe zu thun. — Eine Nichtſchätzung, die bis zum Unwillen geht, wenn der Nichtgeachtete mir zu nahe kommt, iſt immer eine unnatürliche und der Vernunft widerſprechende Gemüthsdiſpoſition.

Die Grade dieſer Nichtachtung Andrer, oder dieſes Mißfallens an ihnen, das bloß aus der Verachtung entſpringt, ſind unzählig; und die Unſchicklichkeiten ſind eben ſo vielfach, durch welche der Stolz ſich verwerflich macht, inſofern der Grad, welchen er jedes Mahl beweiſt, den beſondern Umſtänden und Verhältniſſen des Menſchen, gegen welchen er ihn beweiſt, nicht angemeſſen ſind.

Der Stolz iſt zweytens inſofern der geſunden vernunftmäßigen Denkart zuwider, als er ſelbſt eine einſeitige Denkart iſt und alle Sachen einſeitig betrachtet. Alle Menſchen, die ſtolz ſind, ſind auf einen gewiſſen einzelnen Vorzug ſtolz. Keiner kann ſich auch nur einbilden, in allen Stücken, wodurch Menſchen, nach der Wahrheit, oder nach der Meinung, vor andern Menſchen einen Vorzug haben, die übrigen zu übertreffen. Um nun alſo durch dieſen einzelnen Vorzug ſich ſo von den natürlichen Geſinnungen und dem natürlichen Betragen gegen Andre abbringen zu laſſen, wie es bey dem Stolze geſchieht, iſt es unumgänglich nöthig, daß die Idee dieſes Vorzugs zur idea fixa bey dem Menſchen werde, daß er ſich und alle Dinge unter dieſem Geſichtspuncte, und von dieſer Seite betrachte, daß er unaufhörlich auf dieſe Betrachtung zurückkehre. So iſt es auch in der That bey dem ſtolzen Adlichen, Reichen oder Gelehrten. Jener träumt, denkt, redet nichts, als von Ahnen. Bey jedem Fremden, den er ſieht, iſt der erſte Gedanke deſſen Stammbaum. In ſeine Geſchäfte, in ſeine Vergnügungen miſcht ſich immer das Andenken ſeiner Geburt. So ſieht der zweyte nichts an dem Menſchen, als ob er reich oder ein Bettler; der dritte nichts, als ob er ein berühmter Gelehrter, oder ein Unwiſſender iſt. — Wäre das nicht; räumten ſie dieſem Zweige der menſchlichen Vollkommenheit, den ſie beſitzen, nur den Platz in ihrem Andenken und ihrer Achtung ein, der ihm unter den übrigen gebührt: ſo würden ſie nie von ſich, im eigentlichen Sinne eingenommen ſeyn, ſo würden ſie nie ſo viel Urſache zur Verachtung Andrer finden. — Aber, wenn das die Denkungsart des Stolzen iſt: wie weit von der Wahrheit abgehend iſt ſie! Die Natur hat den Menſchen und ſeinen Zuſtand als ein Zuſammengeſetztes aus einer großen Anzahl von Kräften, Vermögen und Gütern dargeſtellt. — Jeder Vorzug, den er beſitzt, iſt eine Kraft etwas zu wirken. Eine ſolche iſt das Genie, die Gelehrſamkeit, Stand, Reichthum. — Alle dieſe Kräfte und ihren Beytrag zur allgemeinen Glückſeligkeit muß der Menſch erkennen und überſehen, wenn er richtig über das menſchliche Leben, über ſich und Andre urtheilen will. Er muß ſich als einen Menſchen betrachten, der durch die beſondern Hülfsmittel, welche ihm die Vorſehung an natürlichen Gaben oder Gütern des Glückes verlieh, auch einen beſondern Beruf in der Welt erhalten hat: — nähmlich, den, dieſe Mittel aufs beſte zu dem großen Endzwecke der Menſchheit anzuwenden. Aber in ſeiner Beurtheilung der Dinge kann nie Richtigkeit, und alſo in ſeinem Betragen nie Schicklichkeit ſeyn, wenn er nicht die Mannigfaltigkeit dieſer Hülfsmittel, und der zum allgemeinen Wohl nöthigen Mitarbeiter und Werkzeuge überſieht, und wenn er nicht jedem Menſchen und jeder Kraft im Menſchen den Werth beylegt, den ſie in Beziehung auf die Erreichung unſrer edelſten Endzwecke haben. — Sobald dieß geſchieht, ſo wird der Menſch im eigentlichen Verſtande unbefangen und alſo unparteyiſch ſeyn. Er wird nicht über ſeine eigne Größe erſtaunen, (das Staunen über ſeine eignen Vorzüge aber iſt eben der Stolz;) weil rings um ſich Erhabenheiten und Kräfte andrer Art, aber von gleichem und größerem Werthe ſieht. Er wird ſelten auf Menſchen ſtoßen, die ihm der abſoluten Verachtung werth ſcheinen. Er wird ſelten, wenn er ſein ganzes Weſen mit dem Ganzen des Andern vergleicht, ſich ſo weit hervorragend über ihm finden.

2. Was nun insbeſondre die drey gewöhnlichſten Arten des Stolzes betrifft: den auf Rang, Geburt und Amt, den auf Reichthum, — und den auf Fähigkeiten, Kunſt und Wiſſenſchaft: ſo zeigt ſich noch näher, warum das Eingenommenſeyn von einem oder dem andern dieſer Vorzüge, welches eigentlich das Weſen des Stolzes ausmacht, der vernünftigen Einſicht der Dinge und der Wahrheit zuwider iſt.

Wenn ein Menſch auf irgend etwas ſtolz ſeyn dürfte, ſo müßte er es auf das ſeyn, was am meiſten von ihm abhängt, wovon er ſelbſt am meiſten Urheber iſt; alſo auf ſeine freyen Handlungen. Aber niemand hat je über ausgeübte Tugenden den Grad von Stolz empfunden, welchen Hoheit, Fähigkeiten oder Reichthum erregen. Schon dieß iſt ein Beweis von der Verkehrtheit des Stolzes. — Daß aber dieſe drey Sachen, wenn nicht in gleichem Grade, doch alle zum Theil, Güter des Glücks ſind, iſt augenſcheinlich; indem die Fähigkeiten dem Menſchen zum Theil angeboren ſind, und die Gelegenheiten und Anläſſe, ſie auszubilden, ihm nur durch ſeine Lage in der Welt zukommen, oder mangeln. Wenn auch im Fleiße eine Tugend zu ſeyn ſcheint: ſo iſt bekannt, wie wenig der unſchuldbaer und mißlingende Fleiß geachtet wird; wie wenig Stolz er hervorbringt. — Der gute Kopf iſt mehr geehrt, und wird ſtolzer, wenn er gleich faul iſt, weil er doch mehr hervorbringt.

Der auf einen dieſer Vorzüge Stolze iſt alſo auf ſein Glück ſtolz. Es ſcheint aber unmenſchlich und iſt gewiß unſchicklich, die Mängel, die der Andre als Unglück beſeufzt, ihm noch als Verbrechen anzurechnen, — und ihn deßhalb durch Demüthigung zu beſtrafen.

Alles kömmt nun, bey der moraliſchen Beurtheilung dieſer verſchiednen Arten des Stolzes von Seiten der Vernunftmäßigkeit, darauf an, den Werth der Geburt, des Reichthums und der erworbnen und natürlichen Geſchicklichkeiten zu unterſuchen: wie viel nähmlich, wenn man auch von den Selbſterwerben dieſer Eigenſchaften abſtrahirt, von den ſchätzbarſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur, (welche doch immer zuletzt den Maßſtab des Werthes und der Achtung geben muß) mit jedem dieſer Vorzüge verbunden ſind. Dieſe Unterſuchung hat alſo eigentlich die Natur des Adels, der Gelehrſamkeit und des Reichthums, zum Gegenſtande. Sie kann aber hier nur ſo weit ausgeführt werden, als nöthig iſt, um die vorzüglichſten Irrthümer zu entdecken, welche jeder von dieſen Arten des Stolzes zur Stütze dienen: und mit deren erkannten Unwahrheit alſo auch die Uiberzeugung von der Unſchicklichkeit des darauf gegründeten Stolzes zuſammenhängt. Einige Beyſpiele werden genug ſeyn.

Der Adeliche glaubt, daß mit einer vornehmen Geburt ein feineres Gefühl der Ehre, eine größere Furcht vor Niederträchtigkeiten, eine Anlage zur Tapferkeit, und eine vorzügliche Fähigkeit zu Befehlshaberſtellen und zur Direction der Geſchäfte verbunden ſind. Einige Gründe ſind auch vorhanden, welche glaublich machen, daß dieſe Tugenden oder dieſe Anlagen das Eigenthum des Adels ſind. Und in der That entſteht kein Vorurtheil, ohne einen Schein der Wahrheit; keines, in welchem nicht einige Wahrheit verborgen wäre, die nur durch Uibertreibung zum Irrthume wird.

Daß es aber Uibertreibung ſey, jene Fähigkeiten und Tugenden als ein Erbtheil des Adels und einen Theil ſeiner Vorzüge anzuſehn, iſt, bey einer gründlichen Unterſuchung der Sache, wenn man alle hieher gehörigen Erfahrungen vergleicht, unwiderleglich. Was die Tapferkeit betrifft, ſo wiſſen wir, daß ſie im Kriege von den allergemeinſten Leuten, die als Soldaten dienen, in ſo hohem Grade, und ohne Erwartung irgend einer Belohnung, als immermehr von den adelichen Officieren, bewieſen wird. Wenn der Mittelſtand darin zurückzuſtehen ſcheint, ſo iſt es nur ſo lange, als er von allen Gelegenheiten entfernt iſt, ſeinen Körper abzuhärten oder ſeinen Muth zu üben. — Empfindungen der Ehre, als des wahren Anſtändigen, nicht derjenigen Ehre, die ſelbſt eine Geburt des Stolzes iſt, — finden ſich in allen tugendhaften Gemüthern, und nur Mangel von Erziehung und Aufklärung kann ſelbſt der unterſten Claſſe gewiſſe feine Arten des Ehrgefühls rauben. — Sobald irgend ein niedriger Stand die Mittel in die Hände bekommen hat, ſich zu bilden: ſo hat er auch die Anlagen zu jeder Vollkommenheit in ſich gefunden. Und wenn der Adel noch in äußrer Würde und Artigkeit einen Vorzug hat, ſo iſt es mehr dem ungerechten ihm einmahl eingeräumten Vorzuge, der unbilligen Zurückſetzung, die der Unadeliche in der bürgerlichen Geſellſchaft erfährt, als den wirklich verſchiednen Fähigkeiten und Anlagen beyder Claſſen zuzuſchreiben.

Der Adeliche irrt, wenn er glaubt, daß jeder, welcher nicht ſeines Standes iſt, in dieſem Stücke hinter ihm zurück ſey; wenn er glaubt, daß jedem, den er an Freymüthigkeit, edler Dreiſtigkeit, Muth und guter Lebensart übertrifft, dieſe Eigenſchaften, ich will ſagen, die eigentlichen Geiſtesfähigkeiten und Tugenden, die bey denſelben zum Grunde liegen und den Werth davon ausmachen, gänzlich fehlen; — und daß nicht vielmehr bloß die weniger günſtige Lage, in welcher er ſich befindet, oder doch befunden hat, das wider ihn herrſchende Vorurtheil, die Geringſchätzung, die er allenthalben findet, ihn hindern, ſich im Umgange von ſeiner beſten Seite, auf eine in die Augen fallende Art zu zeigen. Er irrt ſich endlich, wenn er dieſen Tugenden und Vorzügen einen ſo großen Werth beylegt, daß nicht auch Leute, die ihrer in einem gewiſſen Grade ermangeln, von andern Seiten in einem noch höhern Grade ſchätzbar ſeyn können.

Ein Adelicher, der die mit einer anſehnlichen Geburt verbundnen ſchätzbaren und liebenswürdigen Eigenſchaften, mögen ſie nun als eine bloße Folge ſeiner günſtigern Lage, oder als ein Verdienſt ſeiner Perſon angeſehen werden, richtig erkennt, abwägt, und gegen andre dem Adel nicht eigenthümlichen Vorzüge gehörig würdiget, der hat ein edles Selbſtgefühl, — aber er wird nie ſtolz ſeyn. Der, welcher um einiger dem Range anklebenden Talente und Tugenden willen, den vornehmen Mann in allem den übrigen Menſchen überlegen glaubt; der, in dem Puncte dieſer Vorzüge ſelbſt, den Unterſchied zwiſchen ſich und andern Menſchen weit übertreibt, und eben ſo ſehr den Werth, welcher dieſen Vorzügen gebührt, vergrößert: nur der wird von ſich ſelbſt ſeines Standes wegen eine ſo hohe Meinung haben, die ihn ſtolz machen könne. Da aber in der Meinung, die ihn ſtolz macht, ſo mannigfaltige Irrthümer ſind: ſo kann dieſer Stolz nicht anders als fehlerhaft ſeyn.

Auch der Reichthum hat ſeine eignen Tugenden; auch iſt er von gewiſſen Fehlern frey, die die Armuth mit ſich führt. — Nach der Regel, iſt mit dem Beſitze eines anſehnlichen Eigenthums eine

Achtung gegen das Eigenthum Anderer, eine Abneigung vor niederträchtigen oder unerlaubten Erwerbswegen, und eine größre Theilnehmung an dem allgemeinen Beſten verbunden. Die Armuth hat nicht nur Verſuchungen zu Laſtern, die den Reichen nie reizen können: ſondern ſie ermangelt auch der Gelegenheit, viele Tugenden auszuüben, deren Ausübung dem Reichen leicht fällt. Es darf nur ein geringer Grad von Ehrbegierde dazu kommen, ſo wird der Reiche freygebig und großmüthig, wo er ſich kann ſehen laſſen; — er bezahlt genau alles, was er ſchuldig iſt, und zeigt ſich als ein vorzüglich nützliches und angenehmes Glied der Geſellſchaft. Alle dieſe Tugenden aber, ſo wie die Vortheile, welche die Geſellſchaft von ihm hat, übertreibt ſich der Reiche in ſeinen Gedanken, wenn er auf ſeinen Reichthum ſtolz iſt. — Denn man muß wiſſen, daß die menſchliche Natur in ihrer größten Ausartung nie ſo tief ſinkt, daß der Menſch auf etwas anders ſtolz wäre, als auf Tugenden, oder auf den Schein von Tugenden: und nur indem er ſich überredet, daß mit dieſer und jener Lage eine gewiſſe innre Größe und Hoheit verbunden ſey, wird er auf die Gaben des Glückes ſtolz.

Wie wenig aber dieſe dem Reichthum beygemeſſenen Tugenden ihm allein zugehören; wie oft ſie bey ihm fehlen; wie viele vollkommen ehrliche arme oder mittelmäßig reiche Leute, und wie viele reiche Schurken es gibt; wie wenig Freygebigkeit und An-

ſtand

ſtand bey einem vollen Beutel zu bedeuten haben; und wie oft der Reiche nur den Schein dieſer Eigenſchaften von ſich gibt, indeß ſie der Unbemittelte wirklich hat: das wird jeder bemerkt haben, der in der Welt mit einiger Aufmerkſamkeit gelebt hat.

Der ſtolze Gelehrte ſündigt eben ſo durch übermäßige Schätzung derjenigen Geiſtes-Vollkommenheiten, die er für den eigenthümlichen Vorzug ſeines Studiums und ſeiner Wiſſenſchaft hält. Er verwechſelt Verſtand mit Gelehrſamkeit, — legt der beſondern Art des Fleißes, mit welcher er ſeine Tage zugebracht hat, eine Schwierigkeit und einen Werth bey, die ſie nicht hat, und wird nicht gewahr, daß auch ohne gelehrte Kenntniſſe, viele große und ſchätzbare Eigenſchaften vorhanden ſeyn, und viele nützliche Werke ausgeführet werden können.

Aus allen dieſen Betrachtungen folgt, daß der Stolz nie in dem Menſchen aufkeimt, wenn er ſich nur um deßwillen ſchätzt, was er ſich wirklich ſelbſt ſchuldig iſt; — daß er nie aufkeimt, wenn er auch alle ſeine Vorzüge, — die von der Natur und dem Glück empfangnen und die erworbnen, zuſammenrechnet, — wofern er ſich nur genau und beſtimmt denkt, wie viel dieſer Vorzüge ſind, was ſie werth ſind, in welchem Grade ſie andern Menſchen mangeln, und welchen Erſatz dieſe dafür anzubiethen haben.

II. Betrachtung der Moralität des Stolzes von Seiten ſeines Einfluſſes auf das Wohl des Menſchen ſelbſt und Andrer.

1. Einfluß auf den Menſchen ſelbſt.

Ein Theil des Stolzes beſteht in Selbſtgefühl, ein Theil in der Schätzung Andrer. Jenes iſt zu hoch und zu günſtig; dieſe iſt zu nachtheilig. — In dem Gefühle ſeiner Vorzüge liegt etwas, welches nach aller Erfahrung unſtreitig nützlich iſt. Es iſt eine Schutzwehr gegen Verſuchungen; es iſt ein Sporn zu Anſtrengungen; es dient zur Belebung des Muthes in Gefahren. Aber inſofern es auf Uibertreibung und Einbildung beruht, iſt es dem Menſchen in folgenden Rückſichten moraliſch nachtheilig; und das zu ungünſtige Urtheil über Andre — iſt es noch weit mehr. Beydes hindert ſeine Vervollkommnung und beydes macht ihn unglücklich.

A. Der Stolz hindert die Vervollkommnung des Menſchen.

a) Die übermäßige Selbſtſchätzung, die im Stolz enthalten iſt, thut dieſes.

Uiberhaupt wird die Begierde nach Fortgang ſchwächer, wo man ſchon glaubt ſehr weit gelangt zu ſeyn. Jeder ſtolze Menſch glaubt ſchon zu beſitzen, wonach derjenige ſtrebt, der ſich zu verbeſſern und zu bilden ſucht; er glaubt ſchon Vollkommenheit, oder wenigſtens das Recht auf Ehre zu haben, welches man mit Vollkommenheit vermiſcht, und welches man gemeiniglich durch dieſe zu erwerben ſucht. Alle vornehmen Jünglinge haben eine Abneigung vom Fleiß; alle ſtolzen Gelehrten ſtudiren weniger, und machen ſich die Einſichten Anderer weniger zu Nutze. — Da insbeſondre jeder nur auf einen gewiſſen beſtimmten einzelnen Vorzug ſtolz iſt, und in demſelben die ganze Vollkommenheit des Menſchen ſucht: ſo bekümmert er ſich gerade um diejenigen Fähigkeiten und Tugenden am wenigſten, die mit ſeiner Lage und mit der Sache, worauf er ſtolz iſt, nicht zuſammenhängen. Da dieß aber gerade ſeine ſchwächſte Seite iſt: ſo hindert der Stolz jeden Menſchen, gerade diejenigen Theile ſeiner Fähigkeiten oder ſeines Characters auszubilden, in welchen er am meiſten zurück iſt, gerade diejenigen Vollkommenheiten zu erwerben, die ihm am meiſten fehlen. — Der Adeliche z. B., bey welchem Artigkeit, Muth, Anſtand Vorzüge ſind, zu denen er natürliche Anlagen und viele Hülfsmittel ſie auszubilden hat, wird, wenn er ſtolz darauf iſt, nur dasjenige ſuchen, wodurch er dieſe Vorzüge erhöhen kann, und diejenigen Uibungen vernachläßigen, wodurch er ſich Vollkommenheiten erwerben ſoll, die gerade nicht dem Stande, als Stande, eigen ſind: — er wird die Leibesübungen und den Umgang, allenfalls die ſchönen Künſte, lieben; aber er wird ernſthafte Wiſſenſchaften, die Aufklärung des Verſtandes über Religion und Moral, die Kenntniß der Natur, und den ſitzenden Fleiß geringe ſchätzen. Aus gleichem Grunde vernachläßigt oft ein junger Gelehrter, der ſchnelle Fortſchritte im Wiſſen macht, ſein Aeußeres, fragt nichts nach den Annehmlichkeiten gefälliger Sitten, wenig nach den praktiſchen Kenntniſſen, welche die Erfahrung und die Geſchäfte geben. — Und ſo ſchließt der Stolz jeden in ſeinem eignen Kreiſe ein, aus dem er nun alle Dinge ſchief beurtheilt, und innerhalb deſſen er ſich ſelbſt immer einſeitiger und immer fehlerhafter ausbildet.

b) Die zu geringe Schätzung Andrer, die im Stolze liegt, hindert die Vervollkommnung des Menſchen.

Es gibt keine größere moraliſche Vollkommenheit, als Menſchenliebe, und das Beſtreben, Andre glücklich zu machen. — Nichts aber verhindert die Entſtehung dieſer Geſinnung und ihre Wirkſamkeit ſo ſehr, als die Verachtung Andrer. — Man liebt niemanden, den man nicht ſchätzt. Man nimmt an der Wohlfahrt desjenigen nie mit großem Eifer Theil, deſſen Perſon ſelbſt man für ein ganz unbedeutendes Weſen hält. Wie könnte denn das Schickſal eines Menſchen wichtig ſeyn, der ſelbſt nichts bedeutet? — Der Stolz vermindert alſo in den Augen deſſen, der dieſer Leidenſchaft unterworfen iſt, ſehr die Anzahl derer, welche er ſeiner Fürſorge und Theilnahme würdig ſchätzt. — Ich kannte einen ſtolzen Arzt, der niemanden curiren wollte, als den er für würdig anſahe, daß man für ſein Leben beſorgt wäre. Daher kommt die Gleichgültigkeit vieler Großen gegen die Armuth, und die Bedrückung des gemeinen Mannes und beſonders ihrer Unterthanen auf dem Lande. Der Stolz iſt nicht nur an ſich ſchon egoiſtiſch, indem er ohne eine ſchon vorhandne Dispoſition, nur auf ſich ſelbſt Acht zu geben, und nichts für wichtig zu halten, als was mit uns in Verbindung ſteht, oder uns ähnlich iſt, gar nicht entſtehen würde: ſondern er wirkt auch gerade zu auf Schwächung derjenigen Eindrücke, welche der Zuſtand des Verachteten ſonſt auf uns machen würde, und die uns zu ſeiner Unterſtützung, oder zu Erleichterung ſeiner Laſten bewegen würden.

Der Stolz, wenn er einen gewiſſen Grad erreicht, ſchwächt nicht bloß die Sympathie, die der Grund der Menſchenliebe iſt, ſondern er verunſtaltet ſelbſt die moraliſchen Grundſätze: indem er diejenige Gleichheit der Menſchen, worauf ihre erſten Rechte gegründet ſind, nicht anerkennt. So ein verderbliches Syſtem das Gleichheits Syſtem im revolutioniſtiſchen Sinne iſt, wenn es eine gewaltſame Aufhebung aller bürgerlichen und Eigenthums-Ungleichheit mit ſich führt: ein ſo richtiges und nothwendiges Syſtem iſt das der moraliſchen Gleichheit, deſſen Principium ſo ausgedrückt werden kann: „alle Unterſchiede, die einem Menſchen Vorrechte vor andern geben können, ſie mögen in der Verſchiedenheit ihrer natürlichen und erworbnen Eigenſchaften, oder in geſellſchaftlichen Einrichtungen liegen; ſind nie ſo wichtig und ſo groß, als die Aehnlichkeiten, welche unter ihnen noch übrig bleiben: und die Achtung für die menſchliche Natur muß eine überwiegend herrſchende Geſinnung in dem Gemüthe jedes tugendhaften Mannes ſeyn.“ — Dieſem Princip nun wirkt der Stolz entgegen. Er vergrößert alles, was den Menſchen vor andern auszeichnet; er überſieht alles, was er mit ihnen gemein hat. — Wenn dieſe Art zu denken durch die Gewohnheit vieler Jahre, und durch das Beyſpiel vieler ähnlich Geſinnten befeſtiget wird: ſo hört wirklich der Stolze auf, andre Menſchen als Menſchen zu betrachten. Daß dieß möglich ſey, ſehen wir aus dem Syſtem der Sklaverey, das ehedem von ganzen aufgeklärten und geſitteten Nationen angenommen war, und in welchem nach der ausdrücklichen Erklärung des Römiſchen Geſetzbuchs der Menſch für eine Sache, für ein der Perſönlichkeit ermangelndes Eigenthum angeſehen wird. — Der Stolz der Nationen gegen einander iſt die größte Stütze der Sklaverey geweſen. Daher erklärte Ariſtoteles die ſo genannten Barbaren für gebohrne Sklaven der Griechen. Der Stolz der Sieger gegen die Uiberwundnen war eine andre ſolche Stütze. — Allenthalben wirkt der Stolz darauf hin, den Verachteten als Sache, als ein Werkzeug für ſich, — oder wenn er dieß nicht ſeyn kann, als ein völlig unnützes und unbedeutendes

Weſen zu behandeln. — Keine Geſinnung aber iſt der Moralität unmittelbarer entgegen.

B. Der Stolz hat, vermöge des ihm eignen Uibermaßes von Selbſtſchätzung und der zu geringen Achtung für Andre, einen nachtheiligen Einfluß auf die Wohlfahrt des Menſchen.

a) Es iſt zwar im Stolze etwas, das zur Zufriedenheit führt: — und der, welcher glaubt, Ehre zu beſitzen, oder daß ihm Ehre gebühre, iſt allerdings von den Beunruhigungen frey, die für den Eiteln aus der Ungewißheit entſtehen, ob er die geſuchte Ehre erlangen werde. Der, welcher auf ſeinen Stand ſtolz iſt, trachtet nicht mit Verlangen nach einem höhern; wer auf ſeinen Reichthum ſtolz iſt, hat nicht mehr die brennende Begierde des Habſüchtigen, reich zu werden. Wer auf ſeine innern Vorzüge ſtolz iſt, bettelt weniger um den Beyfall Andrer, als der, welcher ungewiß über ſeinen Werth, überall Zeugniſſe zur Beſtätigung desſelben ſucht. — Die Selbſtzufriedenheit iſt eine Folge der Selbſtſchätzung; und in der That kann niemand glücklich ſeyn, der ſich verachtet. Aber dieſer Vortheil entſteht aus dem gehörigen Maße, nicht aus dem Ausſchweifenden der Selbſtſchätzung, und am wenigſten entſteht er aus einer Vergleichung mit Andern, und aus einer Erhebung über ſie.

b) Dieſe hinzukommenden Beſtimmungen aber, die den Stolz eben zum Stolze machen, wirken nachtheilig erſtlich durch die zu großen Anforderungen, die man bey dieſer Gemüths-Beſchaffenheit an die Menſchen, — zweytens durch die, welche man ſelbſt an das Schickſal macht. Der Stolze hält ſich immer größrer Ehre werth, als er erhält. Er iſt alſo ſehr oft beleidigt, und noch öfter unzufrieden. Er iſt deßwegen ſelten zur Freundſchaft gemacht, weil er eine Aufmerkſamkeit von dem Freunde fordert, welche dieſem in die Länge läſtig wird, und weil er ſelbſt zum Argwohne geneigt iſt. Niemand iſt gerne geſehen unter der Claſſe, gegen welche er ſtolz thut. — Um deßwillen ſchadet in der That der Stolz auf Gelehrſamkeit, Genie oder Tugend der Glückſeligkeit des Menſchen und ſeiner Brauchbarkeit im geſelligen Leben noch mehr, als der Stolz auf Adel oder Reichthum. Denn Adliche und Reiche haben doch wenigſtens eine zahlreiche Claſſe, die ſie für ihres Gleichen halten müſſen, und mit denen ſie auch wirklich auf dem Fuße der Gleichheit umgehen. Wer aber ſich höhere Fähigkeiten oder größere Einſichten, als andern Menſchen, zuſchreibt, und jeden verachtet, den er für ſchwächer am Geiſte, oder für unwiſſender oder ſittlich unvollkommner hält, der ſchätzt im Grunde jedermann gering, und macht nur wenige und ſeltne Ausnahmen. Deßwegen iſt er es, der durch ſeinen Stolz iſolirt wird, und ein freudenloſes Leben führt, wie ein Despot.

So wie die Anforderungen des Stolzen an

andre Menſchen ihn unzufrieden mit der Geſellſchaft machen, ſo machen die Anſprüche, die er an das Glück, als die Belohnung des Verdienſtes, richtet, ihn unzufrieden mit der Vorſehung. Viele beſondre Schattierungen fügt zwar hier das Temperament jedes Stolzen hinzu. Es gibt einige Wenige, die, auf ihren Zuſtand wie auf ihre Perſon ſtolz, ſich für glücklich und verdienſtvoll zugleich halten. Aber der größte Theil ſieht ſein Verdienſt für groß, (unter Verdienſt verſtehe ich hier jeden vermeinten Rechtsgrund zu gewiſſen Anſprüchen; auch der Mann von großem Herkommen glaubt, ſchon in ſeinem Familien-Nahmen ein Recht auf Glück in der Welt zu haben;) aber ſein Glück nur für gering an. Er glaubt alſo immer, daß ihm unrecht geſchehe, und daß nach Billigkeit er in der Welt vortheilhafter geſtellt, reicher und angeſehener ſeyn ſolle. — Die Beſcheidenheit iſt die Mutter der Zufriedenheit; und Zufriedenheit iſt eine von den Cardinal-Tugenden des Menſchen.

c) Aus dem Geſagten folgt nun, daß verdrießliche Leidenſchaften, die, welche aus der Unzufriedenheit und dem Unwillen entſtehen, bey dem Stolzen; (wenn er nicht außerordentlich vom Zufall begünſtigt iſt, — und dieß iſt doch nur ein ſeltner Fall,) mehr, als bey andern Menſchen, herrſchen. Er iſt oft mißmuthig über das, was ihm wiederfährt; und er ſieht es zugleich für Unrecht an: dieſe beyden Empfindungen zuſammengenommen bringen den Zorn hervor. Die Miene des Stolzen und die Miene des Zornigen ſind miteinander verwandt: ein Beweis, daß beyde Gemüthsarten Aehnlichkeit haben. Der ſtolze Herr wird öfter auf ſeine Bedienten zürnen; und überhaupt, was nur Mißvergnügen bey dem Beſcheidnen iſt, iſt bey dem Stolzen Zorn. Aber die zornartige Dispoſition des Gemüths iſt von der Freude und von der Tugend gleich weit entfernt.

2. Einfluß des Stolzes auf andre Menſchen.

Der Stolz macht andre Menſchen, wenn dieſe nicht ein beſonderes glückliches Temperament (oder die Seelenſtärke des Weiſen) beſitzen, theils unglücklich, theils übelgeſinnt.

A) Er trägt zum Unglück und Verdruß andrer Menſchen bey. Weil jeder Menſch eine gewiſſe Selbſtſchätzung hat, — (wer keine hat, iſt ein unſittlicher, ungebildeter oder blödſinniger Menſch;) und einige Achtung von Andern verlangt: ſo wird auch jeder durch die Verachtung, welche ihm Andre erweiſen, gekränkt; — beſonders, die ihm diejenigen erweiſen, welche er ſelbſt in der Welt geehrt ſieht. Vorzüglich im Mittelſtande iſt die erfahrne Geringſchätzung der Höhern, die man doch nicht vermeiden kann, oder die Furcht vor derſelben, eine von den Hauptquellen der unangenehmen Empfindungen, die das Leben verbittern. Der

Stolze trägt alſo wirklich durch ſeine Aufführung dazu bey, Andre mit ihrem Zuſtande unzufrieden und unglücklich zu machen, und dieß um ſo viel mehr, je mehr er wirklich Vorzüge beſitzt, die er vor ihnen voraus hat. Daher die Menſchenliebe ihn deſto mehr bewegen ſollte, beſcheiden zu ſeyn, und den Ton der Gleichheit mit Andern anzunehmen, je mehr er, in gewiſſen Rückſichten, wirklich über ſie erhaben iſt. — Der Stolze der einen Art (der es auf ſeine Einſichten oder andre perſönlichen Qualitäten iſt,) entfernt ſich von andern Menſchen, und läßt ihnen alſo von dem Guten, welches er ihnen thun, oder von dem Vergnügen, das er ihnen verſchaffen könnte, weniger zukommen, als wenn er beſcheiden und in ſeinen Gedanken ihnen gleich wäre. Selbſt Gattinn, Kinder und Hausgenoſſen werden des Verſtandes, der Einſichten und der Gelehrſamkeit eines ſtolzen Mannes wenig froh. Er ſpart ſeine Weisheit für Zuhörer auf, die derſelben würdiger ſind. — Der Stolze der andern Art, (der auf Stand, Macht und äußere Verhältniſſe Stolze) iſt nicht nur unthätig für Andre, und alſo nicht wohlthätig; ſondern er iſt ſogar thätig, Andre zu demüthigen, und trägt poſitiv, nach verſchiednen Graden, zu dem Mißvergnügen ſehr vieler Menſchen bey.

Armuth hat ihren bitterſten Stachel nicht in den Entbehrungen, wozu ſie nöthigt, ſondern in der Verachtung, welcher ſie ausſetzt. Der Stolze iſt es, der den Armen unglücklich macht. — Rang und Aemter und Titel würden nicht ein ſo begehrtes Gut ſeyn, wenn man ſie nicht als eine Schutzwehr gegen die verächtlichen Blicke anſähe, die ein unbekannter, titelloſer Mann von Zeit zu Zeit in der Welt zu erwarten hat. Eine große Hälfte des menſchlichen Geſchlechts wird durch den Stolz der andern Hälfte unglücklich.

B) Aus dieſem Uibel entſteht ein zweytes; das iſt der Unwille den der Stolz bey dem Verachteten erregt. — Alles das böſe Geblüt, welches in den Staaten zwiſchen den verſchiedren Ständen vorhanden iſt, und welches in Zeiten einer Revolution in öffentliche Gewaltthätigkeiten und in alle Grauſamkeiten bürgerlicher Kriege auszubrechen pflegt, das ſammelt ſich nur durch die oft wiederkommenden Fälle, wo die geringere und mittlere Claſſe durch den Stolz der Groſſen und Reichen beleidigt worden iſt. Nichts erhält ſo nachtheilige Gährungen unter den Menſchen, — nachtheilig für ihre Moralität, und für die Ruhe der Staaten, — als die gegebnen und empfangnen Beleidigungen dieſer geringern Art, welche vom Stolze herrühren, und vom Ehrgeitze weit härter, als ſie es verdienen, geahndet werden. Gegen Eingriffe in mein Eigenthum ſtehen mir die Gerichte offen; Beleidigungen meiner Perſon kann ich ahnden: aber Kränkungen meines Ehrgeitzes und Herabſetzungen muß ich ertragen, wenn ich der Niedrigere bin, ohne mich widerſetzen zu können. Deſto größer aber iſt der Groll wegen einer Beleidigung, je weniger ich von dem Beleidiger Genugthuung fordern kann; je weniger ſogar meine Klagen gelten, oder nur deutlich und Andern einleuchtend gemacht werden können.

Um Liebe und brüderliche Eintracht in einer Geſellſchaft von Menſchen auszubreiten, müſſen die Höhern unter ihnen, die Weiſern und die Mächtigern ſich zu den übrigen herablaſſen, ohne ſich die Herablaſſung merken zu laſſen. Der Niedrige in jeder Rückſicht kann nicht hinaufſteigen; der Schwache kann ſich nicht Kräfte geben; aber der, welcher hoch ſteht, kann ſich herunterlaſſen; der Starke kann ſeine Kraft mäßigen. — Und das muß er thun, nicht nur, wenn er dem übrigen Theile ſeines Geſchlechts nützlich werden, ſondern auch, wenn er in dieſen Geſinnungen des Wohlwollens und der wahren Achtung gegen ſich erwecken will.

Fünfter Abſchnitt.

Urſachen des Stolzes.

Die Urſachen des Stolzes liegen erſtens, im Temperament; zweytens, in der Gewohnheit und der Erziehung; drittens, in der Unwiſſenheit.

I. Temperament.

Welche beſtimmte Miſchung der Säfte, welche Beſchaffenheit der feſten Theile, welche Anlagen in den erſten körperlichen und geiſtigen Natur-Stoffen dazu gehören, um in einem Menſchen gerade dieſe Idee von ſeiner Würde und der Niedrigkeit Andrer herrſchend, fortdauernd und lebhaft zu machen: das iſt zwar nicht möglich anzugeben. Aber ſo viel iſt ſowohl aus der Beobachtung des dem einen Volke mehr als dem Andern eignen Nationalſtolzes, als aus ähnlichen Unterſchieden eines Individuums von dem andern, die ſonſt keine ſichtbaren Urſachen in den Umſtänden dieſer Perſonen haben, zu ſchließen, daß weder die Lage des Menſchen allein, noch die Ideen allein, die ſich deutlich angeben laſſen, hinreichend ſind, den jedesmahligen Stolz oder die Demuth deſſelben zu erklären; ſondern daß dieſe Eigenſchaft mit unter die urſprünglichen gehöre, oder mit den urſprünglichen genau zuſammenhänge, die ſich aus der natürlichen Conſtitution des Körpers und des Gemüths herleiten laſſen.

So viel ſehen wir, ein kriegeriſcher Muth bey einer Nation, und eine zornartige Diſpoſition des Gemüths ſind mit Stolz verbunden; und ſo iſt es auch bey den einzelnen Perſonen. Die ſtreitbarſten, die, welche geneigt ſind, Gefahren zu trotzen, oder ſie aufzuſuchen, ſind zugleich die ſtolzeſten und unter günſtigen Umſtänden die übermüthigſten. Ohne Zweifel iſt bey Menſchen, die über ihre Vorzüge auch gar nicht nachgedacht, und ſich mit Andern nie verglichen haben, das bloße Gefühl einer jugendlichen Kraft hinlänglich, ſie in ihren Gedanken über diejenigen hinwegzuſetzen, die ſie für ſchwach halten, oder deren Kraft ſie nicht verſucht haben. Jede ſolche Fülle der Kraft ſucht im Streite ſich zu zeigen. Der Wettkampf mit andern iſt das erſte, was der Jüngling ſucht, der ſich in irgend einer Sache vorzüglich ſtark fühlt. Erhält er nun bey dieſen erſten Verſuchen den Sieg, ſo kommt der Stolz auf die erfahrene Uiberlegenheit ſeiner Kraft zu dem bloßen innern Gefühle derſelben hinzu. — Der Stolz der Türken hängt mit ihrer kriegeriſchen und zum Zorne geneigten Gemüthsart zuſammen. — Der Stolz, welchen an allen Orten der Stand eines Soldaten einflößt, wenn er nicht durch Nebenumſtände unterdrückt wird, iſt ein Stolz auf körperliche Kräfte, oder kriegeriſche Geſchicklichkeiten.

Eine andre Diſpoſition zum Stolz iſt, wenn vorzüglicher Verſtand einem Menſchen mit weniger Empfindlichkeit des Herzens zu Theile wird. — Mitleiden, Liebe mildert immer den Stolz, oder läßt ihn nicht aufkeimen. Wem die Natur einen höhern Grad ſympathetiſchen Gefühls mit den Freuden und Leiden Andrer verliehen hat: der iſt theils weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt, theils immer bedenklich, Andern ſich vorzuziehen um ihnen nicht wehe zu thun. Wer aber auf der einen Seite Kräfte in ſich fühlt, auf die er ſich etwas zu Gute thun und eine Uiberlegenheit über Andre gründen kann; auf der andern nicht zur Freundſchaft, zum Mitleiden, zur Nachſicht gegen Andre durch natürliche Triebe hingezogen wird: der iſolirt ſich nach und nach von den andern Menſchen, zieht ſich mit ſeinen Gedanken immer mehr in ſich ſelbſt zuſammen, und bekommt zugleich eine größere Meinung von ſich und eine größere Dreiſtigkeit, dieſe Meinung gegen Andre auszulaſſen. — Kälte und Unempfindlichkeit ſind Veranlaſſungen des Stolzes, ſowohl, wenn die Vorzüge, welche der Menſch hat, Güter des Glücks, als, wenn ſie perſönliche Gaben und erworbne Geſchicklichkeiten ſind. Auf den menſchenfreundlichen, zur Zärtlichkeit geneigten, empfindſamen Menſchen haben auch die Vorurtheile des Standes und die Beyſpiele und Maximen des Stolzes die er von ſeines Gleichen bekommt, nicht den Einfluß, daß ſie ihn gegen die Niedrigern kalt und trocken machen können.

So wie vorzüglicher Verſtand ohne Herz oder mit einem kalten Herzen ſtolz macht: ſo kann auf der andern Seite die Schwäche des Verſtandes, und die Unfähigkeit nachzudenken den Grund zum Stolz eines Menſchen legen, wenn er vom Glücke be-

begünſtigt iſt. (Iſt er es nicht, ſo wird ſein Stolz von jedermann verlacht, und iſt ſehr bald gedemüthigt.) Theils iſt derjenige Menſch, welcher nicht nachdenkt, mehr, als andre, in der Gewalt der Gewohnheit und des allgemeinen Beyſpiels; daher er in Ermangelung eines eignen Urtheils, ganz die Denkungsart ſeiner Standesgenoſſen, bis zur Uibertreibung, annimmt: theils iſt ein ſolcher unfähig, einen Werth einzuſehen, den er ſelbſt erſt aufſuchen und entdecken müßte. Er findet alles verächtlich, außer dem, was er von Jugend auf blindlings verehren gelernt hat.

II. Gewohnheit und Erziehung.

Die Werthſchätzung derjenigen Dinge, welche wir erſt dann, wenn wir zum Gebrauche unſrer Vernunft kommen, kennen lernen, und deren Werth wir erſt dann anfangen zu prüfen und zu ſchätzen, werden wir ſelten ſehr übertreiben. Nur das, was uns, von den erſten Jahren der Kindheit an, durch die übereinſtimmenden Meinungen und Beyſpiele der Perſonen, welche bey uns in dem größten Anſehen ſtanden, als heilig, ehrwürdig, groß, glorreich, — dargeſtellt worden iſt: nur das wird ſich unſers Gemüths, unſerer Bewunderung oder Verehrung ſo völlig bemeiſtern, daß aus dieſer Bewunderung fortdauernde Leidenſchaften oder Gemüthsdiſpoſitionen entſpringen. — So iſt es ſelbſt in Abſicht der Religion. Der Grund zu dem Eifer, mit welchem der Menſch gewiſſen Lehrſätzen und Gebräuchen ergeben iſt, wird gemeiniglich in der Jugend gelegt, und der Eifer ſelbſt iſt mehr eine Frucht der Gewohnheit als der Uiberzeugung. — Von dieſer Art iſt vorzüglich der Adelſtolz bey den Meiſten, die er beſitzt. So kann auch ſehr wohl der Kaufmanns- und Reichthums-Stolz bey einem jungen Menſchen entſtehen, der in ſeiner Familie, und allen Familien, mit welchen er umgeht, nichts, als Handel und Geld ſchätzen hört. — Der Gelehrtenſtolz enſteht auf dieſem Wege ſeltener, weil dieſer Vorzug nicht gewiſſen Familien oder Claſſen, ſondern einzelnen Perſonen zugehört. Demunerachtet iſt auch der Pedantismus größtentheils Nachahmung, nicht eignes Urtheil, und der Gelehrte, der über den Werth ſeiner Wiſſenſchaft, nach ſeinen eignen Einſichten, nicht nach den Gewohnheiten und Meinungen derer urtheilt, die ſeine frühern Lehrer und Leiter geweſen ſind, wird ſelten auf dieſe ſeine Wiſſenſchaft ſtolz werden.

Je mehr ein Menſch daher ſich mehr nach Gewohnheit als nach eignem Urtheil beſtimmt, je einen größern Einfluß das Beyſpiel und der Nachahmungstrieb bey ihm haben, je ſeltner er eigne Urtheile, im Widerſpruche mit der allgemeinen Meinung von den Dingen, fällt: deſto mehr wird er in jedem Stande immer die eignen Fehler und Vorurtheile des Standes haben. Und da dieſe bey jedem Stande, der gewiſſe Vorzüge eigenthümlich hat, z. B. dem Adel, oder ehedem bey dem Stande der graduirten

Gelehrten, auf Stolz und Verachtung Anderer führen: ſo wird er als Mitglied eines ſolchen Standes ſtolz ſeyn.

III. Unwiſſenheit.

„Meine Meinung iſt dieſe: Wenn ein Menſch, oder eine Claſſe von Menſchen ſich über andre in Gedanken ſehr erhebt, ſo liegt der Grund gemeiniglich darin, daß jener Menſch und jene Claſſe die Menſchen und die Claſſen, welche von ihnen verachtet werden, nicht kennen. Sie würden ſonſt in dem verachteten Gegenſtande wirklich ſo viele ſchätzbaren Seiten entdecken, die ſie zwingen würden, ihren Stolz abzulegen; oder die doch denſelben ſehr mäßigen müßten.

Bey dem Nationalſtolz iſt dieß augenſcheinlich. Nur diejenigen Nationen verachten einander, die einander nicht kennen. Die Unwiſſendſten in Abſicht der auswärtigen Angelegenheiten, in Abſicht fremder Sprachen, ausländiſcher Literatur u. dgl. ſind immer die ſtolzeſten. — Daher der unbändige Stolz der Türken, die nicht fähig ſind, unſre Vorzüge einzuſehen. Daher der langdauernde ungerechte Stolz der Engländer und Franzoſen gegen die Teutſchen; weil jene unſre Fortſchritte in Cultur, Kunſt und Wiſſenſchaften nicht beobachtet hatten, und aus Unkunde der Sprache nicht beobachten konnten. Daher der unmäßige Stolz der Griechen gegen die Barbaren, den diejenigen Griechen, welche die Sprache irgend eines ungriechiſchen Volks lernten, und mit deſſen Verfaſſung, Künſten und Weisheit bekannt wurden, gemeiniglich mit einer eben ſo übertriebenen Verehrung der Barbaren vertauſchten; (faſt eben ſo, wie die wenigen Engländer und Franzoſen, die ſo weit in der Kenntniß unſrer Sprache gekommen ſind, unſre Bücher leſen zu können, wiederum zu günſtige Urtheile von verſchiednen Zweigen unſrer Literatur gefällt haben.) — Selbſt die wilden und rohen Völker, die von den geſitteten und cultivirten mit Recht ſcheinen verachtet zu werden, gewinnen, wenn man mit ihnen recht genau bekannt wird, und beſonders wenn man ihre Sprache verſteht.

Was von den Nationen wahr iſt, das iſt noch weit mehr von den verſchiednen Claſſen und Ständen in einer Nation wahr, die ſich einander wechſelſeitig verachten und haſſen. — Wenn der große Haufe der Adlichen wüßte, wie viel Verſtand, Aufklärung, Sittlichkeit, und wahre Artigkeit im Mittelſtande ſind, und wie wenig die Wohlerzogenen aus der letztern Claſſe hinter den feinſten Weltleuten zurückſtehen: ſo würden die Einbildungen derſelben von ihrer angebornen und immerwährenden Erhabenheit verſchwinden müſſen. Ein ähnliches Vorurtheil nährt der höhere Bürgerſtand, in Abſicht des Handwerksſtandes. Jener nimmt ſich nie die Mühe, tief in die Kenntniß von dieſem einzudringen. Er urtheilt immer von dem Ganzen.

nach wenigen rohen und unwiſſenden Individuen, die ihm vorgekommen ſind. Die ziemlich allgemeine Verachtung des Bauern, in welcher Bürger und Adlicher übereinſtimmen, iſt nicht auf beſſere Gründe gebaut. Wer kennt wohl den Bauer? Der Gutsbeſitzer, der mit ihm faſt nur in Sachen eines collidirenden Intereſſe zu thun hat? Der Prediger, der ihn bey ſeinen Amts-Verrichtungen ſieht? — Wenn unter beyden Claſſen einzelne Männer ſich genau und lange mit dem Landmanne abgegeben haben: ſo haben ſie auch viel mehr Achtung gegen ihn gewonnen, als die meiſten ihres Gleichen hegen.

Der Gelehrte, wenn er ſtolz iſt, kennt ebenfalls gewiß nicht, was für Verſtand, Witz, Kraft und Annehmlichkeit unter Menſchen ſind und ſeyn können, die wenige oder gar keine Bücher geleſen haben: ſo wie umgekehrt die Verachtung des Bücher-Gelehrten, die dem practiſch oder durch Umgang gebildeten Manne eigen zu ſeyn pflegt, nur aus der Unbekanntſchaft mit dem, was Gelehrſamkeit Vorzügliches hat, und was wahre Gelehrte zum Nutzen und Vergnügen der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet haben, herrühren kann.

Es können freylich Menſchen auch bey der genaueſten Bekanntſchaft verächtlich bleiben. Aber der Stolz verachtet immer in Bauſch und Bogen. Er entfernt ſich immer von dem, was er verachtet: er kann es alſo nicht kennen lernen. Man kann daher mit Recht vorausſetzen, daß in den meiſten Fällen Unwiſſenheit des Vorzüglichen, welches Andre beſitzen, auf die hohe Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt Einfluß habe.

Sechster Abſchnitt.

Heilmittel des Stolzes.

Die Mittel wider den Stolz ergeben ſich großen Theils aus den ſo eben angeführten Urſachen deſſelben. Sie ſind

I. Allgemeine, die ſich auf alle Arten des Stolzes beziehen.

Eine leere Einbildung wird durch die Vernunft beſtritten; eine Neigung, die Andre kränkt, wird durch die Menſchenliebe beſiegt; eine gänzliche Vernachläſſigung Andrer, (welche eigentlich Verachtung heißt,) — durch die Achtung für Recht und Pflicht.

1. Da die Urſache der falſchen Vorſtellung, die ſich der Stolze von ſeinem großen Werthe und dem geringen Werthe Andrer macht, entweder in Vorurtheilen, die er ununterſucht angenommen hat, oder in eignen ſeichten und einſeitigen Beurtheilun-

gen liegt: ſo iſt klar, daß gegen diejenigen Irrthümer des Stolzes, welche auf Vorurtheilen beruhen, kein beſſeres Mittel iſt, als das Selbſtdenken; gegen die Irrthümer, die aus eigner Beurtheilung entſtehen, kein beſſeres Mittel, als Kenntniſſe, und eine gründliche unparteyiſche Prüfung.

Unter Selbſtdenken verſtehe ich das eigne Nachdenken des Menſchen über ſich ſelbſt und Andre, über ſeine und ihre Lage und Verhältniſſe, über ſeinen und ihren Werth. Wenige Stolze würdigen die, welche ſie verachten, einer aufmerkſamen Betrachtung. Diejenigen, welche gewohnt ſind, unabhängig von herrſchenden Meinungen und Gewohnheiten, die Sachen und die Menſchen ſo anzuſehen, als wenn ſie ſie zum erſten Mahle ſähen, ſind ſelten ſtolz. — Der Stolz iſt, wie der Enthuſiasmus: er entſteht öfter durch die Theilnahme an den Empfindungen und Geſinnungen einer Menge, mit welcher man innig verbunden iſt, als aus den unmittelbaren Eindrücken der Gegenſtände auf uns ſelbſt. Beyde werden auf gleiche Weiſe herabgeſtimmt, wenn der Menſch den Einfluß des Beyſpiels bey ſich zu entkräften weiß.

Die Cultur der Vernunft und des Nachdenkens kann nicht immer den Einfluß der Gewohnheit und des Beyſpiels verhindern. Dieſe Principien wirken früher, als die Vernunft reif genug iſt, um Einſprüche zu thun. Daher findet dieſe oft ſchon den

Platz völlig beſetzt, gewiſſe Ideen fix geworden, gewiſſe Denkungsarten unabänderlich befeſtigt. Aber gegen ſtolze Einbildungen, welche der einzelne Menſch ſich ſelbſt macht, muß die Vernunft hinreichend ſeyn können, den Sieg zu erhalten; oder ſie muß ſchlecht angebaut ſeyn, oder unrecht angewandt werden. Wenn wir verſtändige Männer ſtolz ſehen: ſo können wir gewiß ſeyn, ihr Studium war in eine Sache concentrirt, und vernachläſſigte andre, beſonders die wichtigſten, — die menſchliche Natur und das menſchliche Leben.

Jeder Menſch, der gewiſſe Talente und perſönliche Vorzüge in einem höhern Grade beſitzt, hat echte Philoſophie mehr, als Andre, nöthig. Weil er wirklich ein wichtigeres Glied der Geſellſchaft iſt, — da er mehr Kräfte hat: — ſo hat er deſto mehr nöthig, den Werth und die Wichtigkeit der Dinge beſſer als Andre, zu erkennen und zu beurtheilen, damit er nicht nur, nach ſeinem Talente, an dem Nutzen oder dem Vergnügen der Geſellſchaft arbeite; ſondern auch ſelbſt wiſſe, wo dieſes ſein Talent hingehört, wie es als ein Rad in die übrigen Räder des großen Maſchienenwerkes zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt oder der menſchlichen Vervollkommnung eingreift, und daß er darnach ſeinen Standort, den ihm kein Diplom, kein bürgerliches Geſetz, ſondern ſein Talent, und die Meinung, welche er von dieſem Talente hat, anweiſen, richtig zu beſtimmen, und wohl zu behaupten wiſſe.

v. Da aber der Stolz nicht bloß ein Urtheil über Andre fällt, daß ſie weniger werth ſind, als es der Wahrheit gemäß iſt, ſondern auch ein Betragen gegen ſie annimmt, welches entweder eine gänzliche Vernachläſſigung und eine Gleichſtellung derſelben mit ganz unempfindlichen oder vernunftloſen Weſen anzeigt, oder ſelbſt die Abſicht hat, ihnen unangenehme Empfindungen zu erwecken: ſo ſind Achtung für die menſchliche Natur, und Liebe gegen die Menſchen, die beyden ſicherſten Gegenmittel gegen Geſinnungen, die jenes Betragen veranlaſſen.

Achtung der menſchlichen Natur iſt Achtung der Vernunft, der Moralität, der Freyheit und der Pflicht. — Sie iſt die letzte und edelſte Frucht der Geiſtesbildung. — Die menſchliche Natur auch unter ungünſtigen Formen, und in einem noch unentwickelten Zuſtande wieder zu erkennen, — das iſt die Wirkung eines gehörigen Unterrichts in Moral und Religion, und einer durch Erziehung und eigne Uebung geſchärften Aufmerkſamkeit.

Die Achtung der menſchlichen Natur hat zwey Folgen, welche beyde dem Stolze in gleichem Grade entgegen ſtehen. — Die erſte iſt, daß man ſich über keinen Menſchen ſo unendlich weit erhaben glaubt; die andre, daß man allgemeine Rechte anerkennt, die man jedem, auch dem Geringſten zugeſtehen, — allgemeine Pflichten, die man auch dem Verächtlichſten leiſten muß. Die Grenze dieſer Rechte und Pflichten läßt ſich, in Anſehung deſſen, was nicht Zwangs-Recht iſt, und vor dem Richter gefordert werden kann, nicht genau beſtimmen. Die Geſinnung eines jeden gibt hier den Maßſtab. Aber eben der, welcher durchdrungen von dem Adel eines vernünftigen und der Moralität fähigen Geiſtes, in jedem Menſchen ein Weſen erkennt, das zum letzten Endzwecke der Welt gehört, und das, unter gewiſſen Umſtänden, zu allem fähig iſt, was die größten Männer zu Gegenſtänden der Bewunderung und der Verehrung gemacht hat: der wird den Umfang dieſer allgemeinen Menſchenrechte und Menſchenpflichten erweitern. Von ſelbſt wird Freundlichkeit, Beſcheidenheit, Höflichkeit, Aufmerkſamkeit, Andre nicht zu beleidigen, die Reden und die Geberden eines ſolchen Mannes regieren.

So wie es vernünftige Leute zur Regel für Eheleute gemacht haben, in ihrem Betragen gegen einander immer etwas von der Artigkeit im Betragen und Ausdrucke beyzubehalten, die wir ohne Ausnahme gegen Fremde beobachten, und nie die Vertraulichkeit bis zur gänzlichen Vernachläſſigung des Anſtandes auszudehnen: ſo iſt es die Regel der Vernunft, im Betragen gegen alle Menſchen etwas von der Beſcheidenheit, Höflichkeit und Zurückhalkung zu beobachten, die wir gewöhnlicher Weiſe gegen höhere oder gegen Fremde, die unſers Gleichen ſind, beweiſen. Dieſe Höflichkeit wird derjenige, der richtig den Werth der menſchlichen Natur gefaßt hat, und wirklich von Achtung gegen ſie beſeelt iſt, auch unter die allgemeinen Pflichten rechnen; und der Menſch von natürlich feiner Empfindlichkeit wird von ſelbſt dazu gebracht werden. — Umgekehrt aber iſt dieſe frühzeitige Uibung, allen Menſchen, Dienſtbothen, dem Pöbel ſelbſt, mit einem gewiſſen gefälligen Anſtande, ohne Härte, und mit einer Art von Achtung zu begegnen, ſelbſt wieder ein treffliches Mittel, dem Stolze vorzubeugen, oder ihm entgegen zu arbeiten. Denn auch mechaniſche Uibungen, wenn ſie mit den richtigen Vorſchriften der Vernunft zuſammentreffen, tragen dazu bey, dieſe zu unterſtützen, und die Kraft der Wahrheit, zu ihrer Zeit, zu befördern.

Liebe gegen die Menſchen iſt eine Theilnahme an dem Wohl und Wehe, welches ihnen mit uns gemein iſt. Dieſe Liebe iſt zum Theil eine Folge der natürlichen Empfindlichkeit, die ſich kein Menſch ſelbſt geben kann; aber zum Theil iſt ſie auch eine Folge vernünftiger Betrachtungen über die guten Eigenſchaften auch böſer und verächtlicher Menſchen, und über die Dienſte, welche uns auch der große vernachläſſigte Hauſe leiſtet; — ſie iſt auch eine Folge der Uibung, Gutes zu thun. Die Wohlthätigkeit aus Pflicht macht endlich wohlthätig aus

Neigung: und Wohlwollen kann mit Stolz in demſelben Augenblicke in der Seele nicht beſtehen. Man nähre daher nur jenes auf alle Weiſe, und dieſer wird abnehmen.

II. Beſondre Heilmittel für die verſchiednen Arten des Stolzes.

1. Für den Stolz auf Rang, Stand, Glück und äußere Verhältniſſe.

Eines der erſten und größten iſt, wenn der Vornehme oder Reiche ſich perſönliche Verdienſte durch Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und nützliche Arbeiten erwirbt.

Jeder Adeliche, der, außer ſeinem Adel, auch noch andre Vorzüge hat, die ihm perſönlich eigen ſind, wird unſtreitig den höhern Rang dieſer vor den Vorzügen der Geburt und des Glücks gewahr. Sein Stolz bekömmt alſo wenigſtens eine Diverſion: er wird getheilt zwiſchen zweyerley Arten der Anſprüche, zwiſchen denen eines vornehmen und denen eines klugen, oder gelehrten, oder erfahrnen, thätigen Mannes. Schon dadurch iſt viel gewonnen: denn das Vorurtheil und der Hochmuth des Standes beherrſchen ihn doch nicht mehr unumſchränkt. In dem Streite zweyer Arten des Ehrgeizes, findet die Vernunft manchmahl einen glücklichen Augenblick, wo ſie gehört wird, und die leeren Einbildungen beyder angreifen kann. — Dazu kommt, daß, wenn der Adeliche Wiſſenſchaft an ſich ſchätzt, er doch auch diejenigen Perſonen anfängt etwas werth zu halten, welche auch Wiſſenſchaft haben, die, welche die ſeinige vermehren können, oder denen er wenigſtens ſeine Kenntniß mittheilen, und mit denen er ſich angenehm unterhalten kann. So findet jeder, der auf eine perſönliche Vollkommenheit einen Werth legt, doch einige Leute eines geringern Standes, die er hochzuachten genöthigt iſt. Seine Verachtung gegen den Stand überhaupt kann alſo nicht mehr ſo groß bleiben.

Ein zweytes Gegenmittel gegen den Stolz auf Stand oder Reichthum iſt ein thätiges, geſchäftiges, arbeitſames Leben.

Unter den Vornehmen und den Reichen ſind es hauptſächlich die Müßiggänger, welche ſtolz ſind. Der müßige Soldat, und der müßige Hofmann, der in nichts als Vergnügungen lebt, oder lange Weile hat, — der iſt unter dem Adel am ſtolzeſten.

Wenige große Kaufleute ſind ſo ſtolz, wie diejenigen Kapitaliſten, welche ohne Geſchäfte im Uiberfluſſe leben. — Der leicht erworbne Reichthum, mit Luxus verbunden, macht am meiſten ſtolz.

Geſchäfte bringen zuerſt den Menſchen in ſo viele Verbindungen mit andern, und ſchleifen ihn auf ſo mannigfaltige Weiſe gegen die übrigen Stände ab, daß er wohl zuweilen Härte, aber ſelten Verachtung in einem gewiſſen Grade gegen ſie beybehalten kann.

Kein ſtolzeres Geſchöpf, als der Orientaliſche

Deſpot, der ſich vor keinem ſeiner Unterthanen ſehen läßt, der weder Hand noch Fuß rührt, für den Andre denken und ſprechen müſſen. Mit der größeren Thätigkeit der Europäiſchen Monarchen hat ihr Stolz ſich vermindert. Sie ſind mehr unter Menſchen gekommen, haben an den gemeinſchaftlichen Gefühlen Andrer Theil genommen, haben Tugenden und Verdienſte kennen gelernt, und ſind alſo von der barbariſchen Höhe einer vermeinten übermenſchlichen Würde herabgeſtiegen. So geht es, mehr oder weniger, auch den Privatleuten. Bey welchen Anlage und Anlaß zum Stolz iſt, die dürfen ſich nur in einen engen Kreis einſchließen und müßig gehen, um unerträglich zu werden. Das Mittheilen aber, der Umgang mit Vielen, die Mannigfaltigkeit der Ideen und Betrachtungen, welche die Geſchäfte darbiethen, die Abwechſelung der Gegenſtände, laſſen die Keime des Stolzes nicht ſo empor wachſen. Der Hahn auf ſeinem Miſte, ſagt man, iſt am ſtolzeſten; — und jeder Menſch, der aus ſeiner Lage wenig herauskommt, welches bey gemeinnütziger Geſchäftigkeit nicht wohl Statt findet, — iſt geneigt ſtolz zu werden.

Kenntniß der Welt, *Reiſen* und alle diejenigen Beſchäftigungen, welche uns die Menſchen und Stände unter ſehr verſchiednen Formen zeigen, wirken daher ebenfalls dem Stolze entgegen.

Dieß iſt ſchon daraus klar, weil die Unwiſſenheit uns als eine Quelle des Stolzes erſchien.

— Diejenige Art der Unwiſſenheit aber, von welcher dieß gilt, wird durch den wirklichen Anblick mannigfaltiger Gegenſtände beſſer und für unſern Endzweck dienlicher gehoben, als durch bloßen Unterricht. — Zwar kann die allgemeine Schätzung des Reichthums, die der Reiche, und das gleichförmige Vorurtheil für den Adel, welches der Adliche durch ganz Europa findet, einen ſchwachen Kopf auch wohl noch mehr verrücken. Der Mann mit dem vollen Beutel ſieht allenthalben, wo er hinkommt, die Menſchen, die von ihm zu gewinnen hoffen, wetteifern, ihm zu dienen. Der Reiſende, der einen bekannten Nahmen mitbringt, findet an allen Höfen und in allen Geſellſchaften des Adels Zutritt, von welchen ſein verdienſtvoller Reiſegefährte ohne adlichen Nahmen ausgeſchloſſen wird. Eben in dieſer gleichförmigen Achtung ſo vieler Nationen gegen Reichthum und Geburt liegt das Verführende dieſer beyden Vorzüge zum Stolze. — Und in der That, der Adliche, welcher nur von Hof zu Hof und von einer Aſſemblee zur andern reiſet, wird ſo befeſtiget in ſeinem Syſtem zurückkommen, daß ſchwerlich etwas mehr dagegen auszurichten ſeyn wird.

Ganz anders iſt es, wenn der junge Reiſende die Natur, oder Kunſt und Wiſſenſchaft aufſucht. Dieß bringt ihn nicht nur in Verbindung mit vielen Leuten, die nicht ſeines Standes ſind, und die ſich doch ſeine ganze Hochachtung erwerben, oder ſeine Dankbarkeit verdienen, ſondern er wird auch Vieler benöthigt, die auf ſeinen Rang und Titel keine Rückſicht nehmen, und ihm nur ſchätzen, oder ihm dienen, nachdem er ihnen gefällt oder ſich ihre Achtung erwirbt. — Endlich wird auf dieſe Art die Reiſe zu einem Lehr-Curſus: ſie macht den Menſchen mit einer Menge neuer ſchätzenswürdigen Dinge bekannt, und berichtigt dadurch ſeinen Maßſtab des Werthes.

2. Heilmittel des Stolzes für den, welcher auf Talente, Gelehrſamkeit, und andre perſönliche Vorzüge ſtolz iſt.

Das eine iſt die Uiberlegung, welche ihn lehrt, was ſeine Geſchicklichkeit werth ſey, wo er ſie her habe, und wie große und verborgne Vorzüge in Andern ſind.

Das andre iſt die Bemühung, ſein Talent wirklich zum Beſten der Menſchen zu nützen.

1. Wenn irgend jemandes Stolz von Rechtes wegen ſollte durch Verſtand geheilt werden können, ſo ſollte es deſſen Stolz ſeyn, der eben auf ſeinen Verſtand ſtolz iſt, oder auf irgend etwas, das mit dem Verſtande zuſammenhängt, und durch Verſtand erworben wird. Ihm aber, dem Manne von Talent, iſt auch vorzüglich die vorhin empfohlne Uiberlegung nöthig. Ohne dieſe, und ohne Kenntniß ſeines Zweckes, der Natur des Menſchen, des

Zuſammenhanges der menſchlichen Geſellſchaft, und des mannigfaltigen Beytrages, der ſich von allen Seiten vereinigen muß, wenn die Welt nicht nur beſtehen, ſondern beſonders, wenn ſie in Verſtand und Glückſeligkeit fortſchreiten ſoll, — ohne eine ſolche Kenntniß iſt der, welcher höhere Kräfte, als Andere, empfangen hat, in Gefahr, unfreundlicher, ungeſelliger, Andern läſtiger zu werden, als der unfähige und gemeine Menſch. — Dahin muß die Bemühung des Erziehers und Lehrers gerichtet ſeyn, darauf muß der Menſch ſelbſt, wenn er ſeine eigne Bildung befördern will, losarbeiten, daß er zugleich das Bewußtſeyn ſeiner Kraft mit Demuth und Beſcheidenheit erhält. — Dieſe Diſpoſition iſt der Wahrheit allein gemäß: und wer kann die Wahrheit klärer ſehen, und auf wem ſoll ſie ſtärkern Eindruck machen, als auf den Mann von Verſtande? Jeder wird, wenn er ſich unterſucht, nicht bloß die Mängel und Schwächen ſelbſt in dem, worin er ſich auszeichnet, gewahr werden, ſo, daß er oft eher muthlos als ſtolz werden möchte; ſondern wenn er auch ſein Werk in derjenigen Vollkommenheit darſtellt, deren es fähig iſt, wenn er wirklich in ſeiner Gattung etwas vorzügliches leiſtet: ſo iſt er doch in ſeinen eignen Augen, (welches eben die beßre Art von Demuth iſt,) nichts mehr, als ein vernünftiger Menſch; und ein jeder andrer vernünftige Menſch; iſt ſeines Gleichen. In hundert Fällen beſteht der

Unterſchied mehr in der Gabe ſich auszudrücken als in den Gedanken ſelbſt. Eine gemeinſchaftliche Maſſe von Ideen herrſcht im menſchlichen Geſchlechte. Die, welche ein Menſch allein hat, ſind ſehr zählbar: und der Mann von Genie hält gleichſam nur Buch und Rechnung über die Schätze der Weisheit, die in andern Seelen verborgen und vernachläßigt liegen. Daher kommt es, daß den beſten Gedanken der Männer von Genie auch der gemeine Leſer Beyfall geben kann: weil er in ſich ſchon den Keim zu den Gedanken findet, die ihm der Schriftſteller entwickelt. — Und wie viel Talente muß der nicht hinwiederum entbehren, der eines vorzüglich anbaut?

2. Die Anwendung unſrer Talente zum gemeinen Beſten, zum Nutzen und zum Vergnügen Anderer macht größtentheils beſcheidner. — Einmahl meſſen wir uns alsdann mit Andern vor dem Publicum; und wir finden alsdann immer unſern Mann, der uns gewachſen, oder uns überlegen iſt. Einſichten, welche frey mitgetheilt, geprüft, verbeſſert werden, laſſen den Stolz nicht ſo aufkommen, als die verſchloſſenen und zurückgehaltenen. — Uiberdieß iſt mit jeder gemeinnützigen Beſchäftigung dieſes verbunden, daß wir die Menſchen, für die wir arbeiten, mehr lieb gewinnen, und daher weniger ſtolz gegen ſie werden.

Zu dem Ende aber iſt es nützlich, daß ſich die vorzüglichen Männer ſolche Arbeiten ſuchen, die nicht bloß ihre Talente zu zeigen dienen, wodurch ſie gleichſam nur eine Probe ihrer Erhabenheit über Andre ablegen, ſondern ſolche, durch die ſie wirklich dem Publicum Dienſte leiſten.

Vor zwey Dingen müſſen ſich die Gelehrten von Range, und die Leute von Genie hüten, — das eine iſt, daß ſie dem Umgange der Großen nicht nachlaufen, und ſich von denen, die ihnen dem Stande und der Geburt nach gleich, aber an Geiſt und Fähigkeit unter ihnen ſind, entfernen, um ſich nur denen mitzutheilen, die mit nicht mehrern Geiſtesgaben nur einen höheren Rang beſitzen.

Es kann zuweilen ſeyn, daß der Ton der Artigkeit und der Geſchmack an den Künſten, der in den Geſellſchaften der Großen herrſcht, etwas anziehendes für den Gelehrten und weiſen Mann hat: aber außerdem, daß er dadurch derjenigen Claſſe, welcher er am allernützlichſten werden könnte, fremd und oft verhaßt wird, — daß er unter den Großen immer nur eine erbethene Rolle ſpielt, in der ein Theil ſeiner Kraft verloren geht, wird auch ſein eigner Stolz auf eine für ihn ſchädliche Weiſe genährt.

Der zweyte Abweg iſt, wenn ein Gelehrter, durch einen ähnlichen Stolz verleitet, den Umgang der Angeſehenen und Artigen flieht, und nur mit

Leuten umgeben will, die unter ihm ſind, ihn bewundern, ihn herrſchen laſſen. Die letzte Partie zu ergreifen, iſt vielleicht noch ſchlimmer. Sie bringt dem Menſchen dieſen Schaden: erſtens, daß er ſich in ſeinen Geſellſchaften vernachläſſigt, daß er da einſchläft und dieſe Trägheit auch mit zur Arbeit bringt; zweytens, daß er ſtolz und deſpotiſch in hohem Grade wird und endlich alle Menſchen ſo behandeln will, wie dieſe Claſſe ſeiner nachgebenden, demüthigen Schmeichler.

Die rechte Denkungsart des Menſchen, beſonders des Gelehrten in ſich zu befeſtigen, muß er ſich in der Wahl ſeines Umgangs genau in der Mitte halten, — ich will ſagen, mit gleicher Bereitwilligkeit den Umgang aller verſtändigen und guten Menſchen aufſuchen, in welchem Stande ſie ſich befinden. Bey ihnen muß die ungerechte Vorliebe gegen das Vornehme, das ihn ehrt, oder das Niedrige, das ihm ſchmeichelt, am wenigſten vorwalten. Iſt es möglich, und erlauben es ſeine Umſtände; ſo iſt es gut, wenn er ſich mit beyden Claſſen verbindet, und dadurch ſelbſt gleichſam das Band unter ihnen wird.

Iſt ſeine Lage dazu nicht gemacht, ſo muß er ſich hauptſächlich an denjenigen Stand halten, aus dem er herſtammt, — muß in demſelben die Würdigſten und Klügſten, wenn er kann, wählen, aber keinen Verſtändigen und guten ſeiner unwerth ſchätzen.

Kein pedantiſcher Stolz wird gegen die gefliſſentliche Popularität des Umgangs aushalten. Unter den Menſchen wird man immer ihres Gleichen ſeyn und ſcheinen müſſen, wenn man nicht bald ihrer überdrüſſig und ihnen läſtig werden ſoll.

Endlich iſt gewiß eine vernünftige Gottes-Verehrung ein großes Hülfsmittel gegen den Stolz. Die Demuth iſt von je her als eine Religionstugend angeſehen worden; und der Aberglaube hat daraus eine Mönchstugend gemacht, die zuletzt auf Heucheley hinauslauft. Aber ſo wie der Begriff von Gott alle Begriffe von den Dingen der Welt erſt vollſtändig macht und in ein Syſtem bringt: ſo bringt er auch in die verſchiednen Abſtufungen des Werths und der Schätzung der Dinge die gehörige Unterordnung. — Unter einem höchſten Weſen, ſind, als deſſen Mitarbeiter und Werkzeuge, alle moraliſche Geſchöpfe einander gleich. Alle werden erhoben durch den höhern Zweck, den ſie alsdann haben; alle werden in ihre Schranken gewieſen durch den weiten Abſtand, in welchem ſie von dem vollkommenſten Weſen ſtehen. Kinder eines Vaters, arbeitend an einerley großem Werke, unter gemeinſchaftlichen Geſetzen, von einer gleichen Vorſehung geleitet: — wie ſollten dann die elenden kleinen Unterſchiede von Geburt, Reichthum, Gelehrſamkeit, oder irgend einer Gabe der Natur oder des Glücks, ſie ſo weit von einander abſondern können? Ihre Vereinigung iſt ihr Glück. Wer unter ſeines Gleichen lebt, der iſt glücklich: und wer feſt glaubt, daß alle Menſchen ſeines Gleichen ſind, (und doch dabey aus Achtung gegen die Geſetze die Unterſchiede der bürgerlichen Geſellſchaft ehrt,) der iſt bey weitem zugleich der Glücklichſte und Weiſeſte.

Inhalt.

I. Uiber das Daſeyn Gottes. Seite 7

Einleitung

Daß es nicht unnütz ſey, die Lehre vom Daſeyn Gottes aufs neue zu unterſuchen, und auf welchem Wege man zur Uiberzeugung davon gelange. Seite 9

Erſter Abſchnitt.

Verhältniß des kritiſchen Idealiſmus zu dem Glauben an das Daſeyn Gottes. In wiefern das Bedürfniß vernünftiger und ſittlicher Menſchen bey dieſer Unterſuchung in Betracht kommt und wie dieſelbe hier angeſtellt werden ſoll. 15

Zweyter Abſchnitt.

Ob man die Unterſuchung über den Urſprung der Welt ganz bey Seite legen könne; — was den nachdenkenden Menſchen hindert, die Welt für ewig und nothwendig zu halten. 45

Dritter Abſchnitt.

Von den verſchiednen Arten, auf welche wir nach dem Laufe der Natur die körperlichen Dinge entſtehen ſehen, und Anwendung derſelben auf den Urſprung der Welt. 49

Seite

Vierter Abſchnitt.

In wiefern uns die Wahrnehmung unſrer geiſtigen Kräfte auf Gott führt und der Glaube an das Daſeyn Gottes mit der Uiberzeugung von der Immaterialität der Seele zuſammenhängt. Gründe für die leztere. 65

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Syſteme des Zufalls. 79
1. Erklärung des Wortes Zufall. 83
2. Vortheile dieſes Syſtems. 89
3. Mängel deſſelben. 102

Sechſter Abſchnitt.

Von dem Syſteme der mechaniſchen Entwickelung. 104
1. Zwiefache Darſtellungsart deſſelben und worauf es hierbey vorzüglich ankomme. 105
2. Scheinbare Vorzüge deſſelben nach der erſten Art es darzuſtellen. 109
3. Prüfung dieſer Vorzüge. 111
4. Noch einige mehr populäre Betrachtungen über dieſen Gegenſtand. 125
5. Dunkelheit und Unzulänglichkeit dieſes Syſtems nach der zweyten Darſtellungsart. 135

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Theismus. 139
1. Weſentlicher Charakter deſſelben. 140
2. Vorzüge dieſes Syſtemes. 143
a. Die Kraft und Wirkungsart, von welchen es den Urſprung der Welt ableitet, ſind uns unter allen Arten der Cauſalität am genaueſten bekannt. 146
b. Die Welt hat mehr Aehnlichkeit mit einem Kunſtwerke, als mit den Werken des Zufalles oder einer mechaniſchen Nothwendigkeit. 154

Seite

Achter Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Final-Urſachen bey dieſer Materie. 200

Neunter Abſchnitt.

Von einigen der vornehmſten Schwierigkeiten des Theismus. 226
Nachtrag über das Syſtem des Spinoza. 251
II. Uiber die öffentliche Meinung. 261
III. Uiber die Schwärmerey. 299
IV. Uiber den Stolz. 361

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Meg 525
1931.592

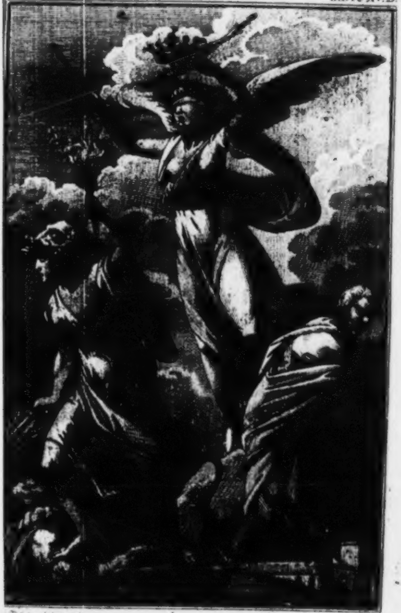
Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.
Fünfzehnter Band.

Enthält:

Sammlung einiger Abhandlungen.

Zweyter Theil.

Garve XV. B.



Bläschke sc.

Sammlung
einiger
Abhandlungen.

Von

Christian Garve.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Zweyter Theil.

Breßlau 1802.

Uiber die Frage: warum ſtehen die Teutſchen, nach dem Geſtändniß ihrer beßten Schriftſteller, in Anſehung einer guten proſaiſchen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzoſen und Engländer, zurück? und welches iſt der beßten teutſchen Proſaiſten charakteriſtiſches Verdienſt?

Ein Fragment *).

Wenn die beßten Schriftſteller zugeſtehen, daß die teutſche Nation hinter den alten und den genannten neuern in der Schreibart zurückſteht, ſo hätte ich gewünſcht, daß ſie ſich deutlicher erklärt

---

*) Veranlaßt durch eine Preisfrage der teutſchen Geſellſchaft in Mannheim.

hätten, was ſie damit meinen. Bey einer Frage über die Urſachen der Dinge, ſcheint es mir immer das erſte, die Richtigkeit des zu erklärenden Factums zu unterſuchen: und um das Factum zu prüfen, muß man es zuvor beſtimmt kennen. Wenn man fragt: ſteht eine Nation hinter der andern in der Schreibart zurück? ſo kann dieß auf eine doppelte Art verſtanden werden. Entweder heißt es: Hat es in Teutſchland noch gar keine ſo guten Proſaiſten gegeben, als die Römer, Griechen, Engländer und Franzoſen aufzuweiſen haben, und ſind die beßten Proſaiſten der Teutſchen den beßten Proſaiſten jener Alten und Ausländer nicht zu vergleichen? Oder es heißt: Iſt unter den Schriftſtellern in Teutſchland überhaupt die gute Proſa ſeltener, und alſo der proſaiſche Stil im Ganzen, ſowohl in der Sprache ſelbſt als in der Nation, weniger gebildet, als im Alterthume und im Auslande?

Die Beantwortung der erſten Frage iſt ſchwer, weil ſo viele Arten der Vollkommenheit zu einem guten Proſaiſten gehören, keiner der Alten noch der Neuern dieſelben alle vereinigt beſeſſen hat, und zu der Vergleichung der Vorzüge auf der einen und der Mängel auf der andern Seite der Maßſtab fehlt, in deſſen Ermangelung, nach der Verſchiedenheit der Denkungs- und Empfindungsart der Leſer, der Ausſpruch ſehr verſchieden ausfällt. Iſt Leſſings oder Rouſſeau's Proſe vollkommener? Schreibt Mendelsſohn oder Addiſon beſſer? In eines jeden geiſtreichen Mannes Schreibart miſchen ſich die Eigenthümlichkeiten ſeines Genies ein. Der eine hat mehr Scharfſinn, der Andre mehr Einbildungskraft: welches von beyden iſt beſſer? Dieſe Frage iſt unauflöslich.

Aber jene Fragen werden oft in einem Sinne genommen, in welchem man eher mit ihrer Beantwortung fertig wird. Hat Leſſing oder Rouſſeau, Mendelsſohn oder Addiſon einen größern Eindruck bey ſeiner Nation gemacht? Von welcher Nation haben die Schriftſteller auch bey den Ausländern den allgemeinſten Beyfall erhalten? Dieſer Maßſtab der Vortrefflichkeit, wenn auch nicht der abſolute richtige, führt doch zu einer Entſcheidung; und wenn nach demſelben die Teutſchen mit ihren Rivalen in Parallel geſetzt werden, ſo muß man allerdings zugeben, daß dieſe einen Vorzug vor jenen behaupten.

Um die obigen Fragen mit gutem Erfolge zu beantworten, muß man, glaube ich, die Ordnung derſelben umkehren. Es muß eine kurze Schilderung der vornehmſten Proſaiſten der Teutſchen und der fremden Nationen, zwiſchen welchen der Vorzug entſchieden werden ſoll, vorangehen. Dann müſſen ſie, ihr Ruhm und der Eindruck, den ſie auf ihre Zeitgenoſſen und die Nachwelt gemacht haben, mit einander verglichen werden, damit erſt das Factum ausgemacht ſey, ob die Teutſchen wirklich ihre proſaiſche Rede weniger ausgebildet, oder im proſaiſchen Styl weniger vortreffliche Werke hervorgebracht haben, als ihre Rivale. Und dann endlich, wenn eine gewiſſe Superiorität der Alten und der Ausländer ſich aus dieſen Unterſuchungen ergeben hat, dann erſt wird es Zeit ſeyn, die Urſachen davon aufzuſuchen.

Um die Schriftſtellerwelt der genannten Nationen mit einander zu vergleichen, wird es vor allen Dingen nöthig ſeyn, von jeder gleichſam einige Repräſentanten zu erwählen, oder diejenigen Proſaiſten aufzuſuchen, deren Styl man als das Maß der Vollkommenheit anſehen könne, zu welcher die Nation in dieſer Schreibart gelangt iſt. Es wird bey dieſer Wahl, beſonders bey der großen Menge litterariſcher Produkte in unſern Tagen, immer etwas Willkürliches bleiben; aber es iſt genug, wenn nur über den Werth der Schriftſteller, welche man wählt, kein Streit iſt, geſetzt auch, daß man unter gewiſſen Geſichtspunkten andere an ihre Stelle ſetzen könnte. So würde ich alſo zu Muſtern des proſaiſchen teutſchen Styls Moſes Mendelsſohn, Leſſing und Engel annehmen. Unter den Franzoſen würde ich Rouſſeau und Büffon an die Spitze der Uibrigen ſtellen. Addiſon und Hume möchten die Repräſentanten der Engländer ſeyn, denen ich aus unſern Tagen im hiſtoriſchen Styl den Gibbon zugeſellen würde. Bey den Lateinern vereiniget ſich alles dem Cicero die erſte Stelle zu geben: denn welchen Rang man ihm auch als Schriftſteller unter ſeinen Landsleuten anweiſen mag, ſo iſt er gewiß, was den bloßen Styl betrifft, ohne allen Streit der Erſte. Bey den Griechen iſt es weit ſchwerer den Autor zu beſtimmen, welcher den Maßſtab der griechiſchen Proſa abgeben ſoll. Es gibt vielleicht keinen mehr ausgearbeiteten Styl unter allen Griechen als im Iſokrates; aber der redneriſche Styl hat etwas ſo Ausgezeichnetes, was ſich in andern Gattungen nicht wieder finden darf, wenn es nicht ein Fehler ſeyn ſoll; der Inhalt der Iſokratiſchen Schriften hat ſo wenig Anziehendes, daß die Vollkommenheiten ſeiner Proſe zu einem Vergleichungspuncte der griechiſchen Proſe mit anderer Nationen überhaupt wohl nicht dienen kann. Demoſthenes Werke ſind weit intereſſanter, und ſein Styl iſt in hohem Grade ausgearbeitet; aber er iſt doch auch bloß Volksredner, und iſt, als ſolcher, mit bloßen Schriftſtellern ſchwer zu vergleichen. Plato iſt ein vortrefflicher Geiſt und Schriftſteller: aber der unparteyiſche Verehrer von ihm wird eigentlich ſeinen Styl nicht loben. Er iſt zuweilen entwickelt und dunkel, und an andern Stellen zu vernachläſſigt *). Xenophons Styl iſt reiner, fehler-

*) Ich gedenke hier nicht des Ariſtoteles, weil, ſo

freyer, und fließt mit einer natürlichen Eleganz fort; aber er iſt weniger kraftvoll und mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. Herodot gefällt durch die Farbe des Alterthums, aber ſein Styl ſteht noch auf der erſten Stufe der Cultur, ſo wie ſein Inhalt noch viele Spuren eines unwiſſenden und wenig gebildeten Zeitalters trägt. Im Thucydides iſt ein großer Fortgang ſichtbar: aber ſeine Schreibart vereinigt doch bey weitem nicht alles, was wir zur Vollkommenheit verlangen. Dunkelheit iſt immer der erſte Fehler des Styls, und davon war er, auch nach dem Urtheile der Griechen, die ihm näher waren, und mehr Hülfsmittel hatten ihn zu verſtehen, nicht frey. Unter den ſpätern Griechen würden Plutarch und Lucian um die Ehre wettei-

---

groß der Mann als Philoſoph und Gelehrter in ſeiner und unter allen Nationen war, er doch nie als ein Muſter des Styls aufgeſtellt werden kann. Seine Schreibart iſt durchaus die von Lehrbüchern, welche für den philoſophiſchen Hörſaal, nicht für das größere Publicum beſtimmt ſind. Er deutet an vielen Stellen mehr auf das hin, was er ſagen will, als daß er es vollſtändig entwickelte. Da es ſo ſchwer iſt, den Eindruck, den die Gegenſtände machen, und den, welcher von einander zu unterſcheiden, ſo wird ſich auch der Styl des Ariſtoteles an vielen Orten zu erheben ſcheinen, oder Licht, Kraft und Würde annehmen, wo die Materien ſelbſt wichtig, oder mit vorzüglich gutem Erfolge von ihm bearbeitet worden ſind. Aber immer wird man bey genauerer Unterſuchung finden, daß das Lob, welches Ariſtoteles verdient, den Sachen, nicht der Art der Darſtellung zugehöre.

fern können, die vorzüglichſten Proſaiſten ihrer Nation zu ſeyn, wenn nicht der Erſte durch die zu große Anhäufung der Epithete und die zu weitläuftige Ausſpinnung ſeiner Metaphern oft ſeinen Styl zu ſchwerfällig machte, und wenn die Gattung des Andern, die größtentheils in Dialogen und Satiren beſteht, nicht in ihrer Art zu einzig wäre, und eine zu beſondere Farbe des Styls erforderte, um für ein allgemeines Muſter guter Proſe gewählt zu werden. Bey dieſer Nation wird man alſo in der That mehr auf den bey ihr herrſchenden Geſchmack des Styls überhaupt, als auf einige ausgezeichnete Individuen ſein Augenmerk richten müſſen.

Ich kehre zu unſern Teutſchen zurück. Darüber, glaube ich, werden Alle, welche die teutſche Sprache hinlänglich verſtehen und mit philoſophiſchen Gegenſtänden, welche Moſes allein behandelt hat, bekannt genug ſind, einig ſeyn, daß der Styl dieſes Autors einer der vollkommenſten unter den teutſchen Schriftſtellern, und an ſich von großer Schönheit ſey. Er iſt zuerſt, was wirklich eine hohe und ſchwer zu erreichende Vollkommenheit iſt, ſprachrichtig; ſowohl in dem Gebrauch der einzelnen Worte, welche er dem Subjekt genau angemeſſen zu wählen weiß, als in der Zuſammenſetzung derſelben. Er hat einen hohen Grad von Deutlichkeit, das größte Verdienſt der Schreibart und vielleicht, in ſeinem ganzen Umfange genommen, das einzige, weil alle übrige Qualitäten, welche man dem Style zuzuſchreiben pflegt, eigentlich den Ideen zugehören. Und dieſe Deutlichkeit iſt zugleich leicht: ſie iſt nicht das letzte Reſultat einer mühſamen Unterſuchung des Leſers, ſondern ſie ſpringt demſelben in die Augen. Die in unſerer Sprache ſo häufigen Zweydeutigkeiten ſind glücklich vermieden. Die Perioden ſind nicht künſtlich gebaut und doch wohlklingend; die Ideen ſind ſowohl in ganzen Abſätzen der Rede, als in einzelnen Perioden, ſo geſchickt abgetheilt, daß man nicht aufgehalten wird, und den Zuſammenhang bey der erſten Durchleſung ohne Mühe überſehen kann. Die Uibergänge ſind natürlich, und der ganze Fluß der Rede führt den Leſer ſanft und ununterbrochen zum Ziel. Es iſt dabey eine gewiſſe Delicateſſe und ein richtiger Geſchmack in der Auswahl der Wörter und in den Wendungen ſichtbar. Nirgends iſt etwas Uibertriebenes, oder was ſich den äußerſten Gränzen näherte. Nirgends zu ſtarke und zu gewagte, und nirgends nidrige Ausdrücke. Durchgängig herrſcht ein gemäßigter und ſich gleicher Ton, aber der Ton der Belehrung, ſo wie er ſich für eine Leſerwelt ſchickt, die ſelbſt ſchon unterrichtet und gebildet iſt. Daher läuft eine Ader von feiner Empfindſamkeit durch ſeinen Styl, ſelbſt da, wo der Inhalt abſtracte Gegenſtände betrifft. Man ſieht, wie in Plato's Schriften, ſo auch in ſeinen, immer zugleich den Menſchen, und zwar den guten, edeln, liebenswürdigen Menſchen; und ſo wie ſein Styl nicht ohne Wärme des Gefühls iſt, ſo iſt er auch nicht von den Farben der Imagination entblößt: aber dieſe Farben ſind ſanft, wie jene Wärme. Er weiß oft durch ein glückliches Bild ſeine Ideen ins Licht zu ſetzen; aber er malt dieſes Bild nie ſo weit aus, um die Aufmerkſamkeit des Leſers von dem Hauptgegenſtande abzuziehen. Unter ſeinen Schriften hat die erſte, die Briefe über die Empfindungen, welche ihn bekannt machte, das Jugendliche einer zu blühenden Einbildungskraft. Der Styl hat noch nicht ſeine völlige Reife: er iſt hin und wieder mit Zierräthen überladen, und der bisher unbekannte Autor ſcheint ſich erſt dem Publicum zeigen zu wollen. Von allen dieſen Fehlern machte er ſich in ſeinen folgenden Schriften immer mehr und mehr los. Die, auf welche ſich ſein Ruhm am meiſten gründet, iſt ohne Zweifel der Phädon, dem auch die Wichtigkeit des Gegenſtandes und der Ruf des alten Autors, welchen er verjüngte, die größte Anzahl von Leſern zuzog. Der Styl iſt in der That hier ſehr rein und correct, und das, was in den Dialogen dramatiſch oder in den Beweiſen für die Unſterblichkeit der Seele populär iſt, kann allerdings, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu der beſten Manier des Mendelsſohnſchen Styls gerechnet werden. Ich würde geneigt ſeyn, ſeine Schrift, Jeruſalem betitelt, für die ausgearbeiteſte und vollkommenſte, in Abſicht des Styls, zu halten; ob ſie gleich, wegen des weniger allgemeinen Intereſſes, das ihrem Inhalte eigen iſt, kein ſo großes Aufſehen gemacht hat.

Bey aller unſtreitigen Schönheit aber des Styls ſind Moſes Schriften doch nur für einen kleinen Theil der Leſer. Nicht nur ſind die Gegenſtände philoſophiſch und abſtract, ſondern auch die Behandlungsart iſt wiſſenſchaftlich. Seine vornehmſte Stärke beſteht in der Zergliederung allgemeiner Begriffe, in der ſubtilen Theilung deſſen, was einfach zu ſeyn ſchien, in der Bemerkung feiner Unterſchiede zwiſchen Dingen, die man mit einander vermiſchte, in der Auffindung geheimer Aehnlichkeiten zwiſchen entfernten Gegenſtänden. Er liebt die Beweiſe a priori und die ſpeculative Philoſophie überhaupt; ſein Tiefſinn herrſcht über ſeine andern Fähigkeiten. Das alles hat ihn zu einem ſehr geſchätzten Schriftſteller gemacht, aber es kann ihn nicht zu einem populären machen. In ſo fern man von der Beredtſamkeit verlangt, daß ſie auf den großen Haufen ſtark wirken ſoll, ſo wird die ſeinige, die immer zu ſehr mit dem Unterſuchungsgeiſte gepaart iſt, immer hinter der Beredtſamkeit derjenigen zurückzuſtehen ſcheinen, welche, mit gleicher Annehmlichkeit des Vortrags und Styls, leichtere Themata auf eine oberflächlichere Weiſe behandelt haben. Eben ſein Hang zur Speculation, ſeine Begierde alles zu ergründen und alle Ideen bis in ihre Elemente aufzulöſen, verbunden mit ſeiner Kränklichkeit und den äußern Umſtänden, in welchen er lebte, haben ihn auch verhindert, größere Werke auszuarbeiten, und ſeine Talente alſo auf eine, den großen Haufen noch mehr blendende Art zu zeigen.

Leſſings Proſa iſt noch weit mehr gemacht, Eindruck zu erwecken. Sie hat etwas mehr Eigenthümliches und eine größere Energie. Sie hat überdieß mehr Gewandtheit und eine größere Mannigfaltigkeit von Farben. Die Gewalt, die er über ſeine Sprache hat, iſt einzig in ihrer Art, und unter keinem unſerer Schriftſteller hat dieſe Sprache ſich als ſo ein geſchicktes Werkzeug bewieſen, die feinſten Schattirungen der Gedanken, das Erhabene und das Lächerliche darzuſtellen. Von dieſer Seite kann er gewiß mit jedem inländiſchen oder ausländiſchen Proſaiſten wetteifern. Er hat zugleich gezeigt, daß unſere Sprache als die Rivalin jeder andern auftreten könne. Die Schriften, aus welchen man den Charakter ſeiner Proſa kennen lernt, ſind vornehmlich ſeine dramatiſchen, ſein Laocoon und ſeine Dramaturgie. Doch tragen alle ſeine Schriften bis auf die kleinſten Fragmente Spuren deſſelben Geiſtes. Ich würde die Grundzüge deſſelben ungefähr auf folgende Weiſe beſtimmen. Eine ſeiner größten Fähigkeiten iſt die der Erörterung oder der Diſcuſſion, des Streits und der Widerlegung. Eine verworrene Sache aus einander zu ſetzen, den täuſchenden Schein eines Vorurtheils zu zerſtreuen, die Autorität eines Factums oder die Gründe einer Behauptung zu prüfen, das Unrichtige und Seichte ans Licht zu ziehen und Ungereimtheiten anſchaulich zu machen, das iſt ein Talent, welches er im vorzüglichſten Grade beſitzt; eben deßwegen hat er die Gabe zu dialogiſiren: denn der Dialog iſt eine Art von Streit, und beſonders hat der Leſſingſche Dialog dieſen Charakter. Eben daher kommt ſein Talent und ſein Hang zur Satyre, mit deren Farbe viele ſeiner Schriften tingirt ſind, und deren zwar ſcharfes aber immer ſchmackhaftes Salz einige derſelben ſo anziehend macht. Scharfſinn und Witz finden keinen ihnen angemeßnern Gegenſtand, als Fehler aufzudecken und Irrthümer zu beſtreiten. Daher, wie jeden Menſchen ſein Talent dahin zieht, wo es ſeine vornehmſte Nahrung findet, ſo hat auch Leſſing ſich durch ſein ganzes Leben vorzüglich mit zwey Gegenſtänden beſchäftiget, mit der Aufklärung von dunkeln und ungewiſſen Factis, und mit der Kritik. Das, was am Ende für ſeine Leſer den reinſten Gewinn gibt, die philoſophiſchen Entwickelungen und auch die moraliſchen Aeußerungen, ſcheinen ſeiner Feder mehr zu entfallen, als gefliſſentlich von ihm geſucht zu werden. Er findet ſie auf ſeinem Wege, ob er gleich eigentlich zu einem andern Ziele hingeht. Selbſt in ſeinen dramatiſchen Stücken iſt Beſtreitung der Vorurtheile ſein vornehmſter Endzweck. Wenn außer denſelben ſeine Proſe faſt nirgends anziehender, als in ſeiner Dramaturgie, iſt, ſo iſt ohne Zweifel die Urſache, weil er hier in der Beurtheilung und Vergleichung mehrerer für Meiſterſtücke angenommenen Werke ein ihm recht angemeſſenes Feld der Kritik und der Satire fand.

Aber es iſt auch nicht zu leugnen, daß die Kraft ſeiner Proſa auch die Spuren der Arbeit verräth. Alles iſt gedacht und tief gedacht bey ihm, ſelbſt das, was den Anſtrich des Leichtſinnes und des Komiſchen haben ſoll. Eben ſo ſind die leidenſchaftlichen Scenen in ſeinen theatraliſchen Stücken beſchaffen. Man ſieht, daß er das menſchliche Herz erforſcht, daß er die Leidenſchaften zergliedert hat; aber man kann zuweilen zweifelhaft bleiben, ob er ſie wirklich gefühlt habe. Er bringt alles, ſowohl die Empfindung als komiſche Einfälle, durch Reflexion heraus; aber es iſt die Reflexion eines ſehr weit und tief ſehenden Geiſtes. Sie thut allemahl ihren Effect, aber nur ebenfalls bey gebildeten und denkenden Leſern. Es iſt indeß nicht der Effect der kunſtloſen Natur und des freyen Spiels der Einbildungskraft.

Dieſer Forſchungstrieb, dieſe feine Dialektik, dieſe Gabe einer lichtvollen Darſtellung verwickelter und feiner Ideen führte denn auch Leſſingen auf Gegenſtände, wo es viel zu erforſchen, zu berichtigen oder zu widerlegen gab; gleichviel, ob dieſe Gegenſtände wichtig oder unwichtig, ob ſie von einem großem Einfluße ins Leben und in die Wiſſenſchaften, oder von einem Intereſſe für wenige Perſonen waren; genug, wenn ſie ihm nur Veranlaſſung gaben, verborgene Winkel der Alterthümer oder der Literatur auszuſpähen, allgemein angenommene Behauptungen in ihrer Schwäche zu zeigen, und in verworfenen Meinungen etwas Wahrheit zu entdecken. Vielleicht hat er auch früh in ſeiner Jugend gelernt, einer großen Beleſenheit und einer gewiſſen kritiſchen und antiquariſchen Gelehrſamkeit einen zu hohen Werth beyzulegen. So viel iſt gewiß, ſein Geiſt war philoſophiſch, und das Beſte, was in ſeinen dichteriſchen und in ſeinen gelehrten Werken vorkommt, ſind die Blicke, die er in die Natur des Menſchen, ſeiner Eigenſchaften oder ſeiner Verhältniſſe thut. Aber der eigentliche Vorwurf ſeiner Schriften iſt faſt niemals Philoſophie. Einbildungskraft oder Erudition machen die Grundlage derſelben aus, und der denkende Verſtand, der nur gleichſam als Gehülfe arbeiten ſollte, gibt ihnen doch im Grunde ihren eigentlichen Werth. Die bisherige Schilderung erklärt einigermaßen, warum Leſſing in ſo mannigfaltigen Gattungen gearbeitet hat; warum viele ſeiner Schriften Fragmente geblieben ſind; warum er ſich in ſo viel Streitigkeiten verwickeln laſſen und ſo viel Gegner gefunden hat. Aber eben dieſes macht auch, daß die eigentliche Kraft ſeiner Proſa nur in einzelnen Stellen ihre volle Wirkung thut, und das größere Publicum in Deutſchland

und

und im Auslande an ſeinen Werken das Intereſſe nicht hat nehmen können, welches Rouſſeau's oder Addiſon's Werke erregt haben. Nicht ſchon bekannte und geläufige Ideen aufs Beſte auszudrücken, war ſeine Sache, ſondern neue ausfindig zu machen. Dieß kann aber immer nur in einzelnen Puncten der menſchlichen Kenntniſſe geſchehen; wer tief graben will, kann nicht eine große Oberfläche umwühlen. Leſſingen, als Proſaiſten kann man vielleicht mit Recht jedem der beſten unter den Alten und Ausländern entgegen ſetzen: aber von Leſſings Werken eines zu nennen, welches den großen Werken jener in den Augen der Nachwelt das Gleichgewicht hielte, möchte vielleicht ſchwerer fallen.

An die Seite Leſſings können wir mit Recht ſeinen Freund und Verehrer Engel ſetzen, der, wenn er auch dem Publicum ſein vorzügliches Genie mehr durch Verſuche gezeigt, als durch größere Werke völlig zu genießen gegeben hat, doch wegen der beſondern und glücklichen Sorgfalt, die er auf Sprache und Schreibart in ſeinen Schriften gewandt hat, einen Platz unter den Repräſentanten der teutſchen Nation verdient, wenn über die Fortſchritte derſelben im proſaiſchen Styl geurtheilt werden ſoll. Was Engeln als Menſchen unterſcheidet, bezeichnet auch ſeine Schriften. Sein eigenthümliches und ein unter uns Teutſchen ſeltnes Talent iſt eine Miſchung von philoſophiſchem Scharfſinn mit dichteriſcher Einbildungskraft. Eine Fähigkeit wird bey ihm durch die andere vielleicht eingeſchränkt, aber auch unterſtüzt und vor Ausſchweifungen bewahrt. Alle ſeine Schriftſtellerarbeiten haben dieſes doppelte Gepräge. Er geht tief in die Natur der Sachen hinein, welche er unterſucht; aber er weiß zugleich ihre Außenſeite ſehr anſchaulich darzuſtellen, er weiß ihre unſichtbaren Eigenſchaften durch ſehr glücklich gewählte Bilder aufzuhellen. Seine Begriffe ſind beſtimmt, ſeine Ideenfolge ordentlich und bündig, die Reſultate ſeiner Schlüſſe neu und überzeugend. Aber die Wendung, welche er ſeinen Unterſuchungen gibt, iſt das Werk der Imagination, ſeine Erläuterungen ſind dichteriſch, ſein Styl iſt den Sachen ähnlich. Er iſt zugleich präcis und blumenreich, ſeine Worte ſind ſehr gut gewählt, ſowohl für den Ausdruck der Sache als für den Wohlklang: ſeine Perioden ſind ſehr genau abgerundet, aber, wie es ſcheint, nur durch die vollſtändigſte Entwickelung der Ideen ſelbſt.

Wenn wir Engeln mit Leſſingen vergleichen, ſo finden wir von der einen Seite im erſtern nicht denſelben Grad des Scharfſinns, nicht dieſe unerwarteten, neuen und doch paſſenden Wendungen, die Leſſing aus der Sprache herauszuſuchen gewußt hat. Er iſt nicht ſo frappant und ſo reich, weder in Ideen noch in Ausdrücken: aber er wird auch nie ſo ſpitzfindig, als dieſer; er bleibt dem guten Geſchmacke und der Mittelſtraße, welche allgemein gefällt, getreuer; er ſchreibt wirklich für die Welt, da Leſſing immer nur für die Kenner und Philoſophen ſchrieb. Aber alle dieſe Vorzüge ſind doch, wie ich ſchon geſagt habe, für den Ruhm der Nation beynahe verloren, weil ſie ſich noch nicht gereift in größeren Werken gezeigt haben.

Seine beyden dramatiſchen Verſuche, ſein Philoſoph für die Welt und ſeine Lobrede auf den König, ſind diejenigen ſeiner Schriften, welche ſeinen Ruhm als eines vorzüglichen Proſaiſten bey dem größern Publicum gegründet haben. Die erſten haben allgemeinen Beyfall, auch bey auswärtigen Nationen, erhalten: und ſie verdienen ihn wegen des natürlichen und gedankenreichen Dialogs und wegen der edeln Geſinnungen, die darin mit ſo viel Wahrheit und Wärme ausgedrückt ſind. Aber ſie ſind doch nach meinem Bedünken nur eine Morgenröthe, welche das Genie ankündigte, deſſen vollen Strahlen wir niemahls geſehen haben. Dieſe beyden kleinen Dramen ſind von Handlung entblößt und alſo ohne großes Intereſſe. Von allem, was zur dramatiſchen Kunſt gehört, Anlegung einer Fabel, Schürzung und Auflöſung eines Knoten, Verkettung der Scenen, Charakterſchilderung, Behandlung der Leidenſchaften und endlich Kunſt zu dialogiſiren, ſind in denſelben Proben, aber nur kleine Proben enthalten, die mehr noch hoffen laſſen, als ſie leiſten. Warum mußten doch die Pläne, die er ſchon vor vielen Jahren entworfen hatte, unausgeführt bleiben? Warum mußten die Scenen, die er ſchon ausgearbeitet hatte, als Fragmente in ſeinem Pulte untergehen! Gewiß, wenn mehr Fleiß oder mehr Muth ſich mit ſeinen übrigen Talenten vereinigt, oder Geſundheit und Glück ſie mehr unterſtützt hätten, ſo würde in der dramatiſchen Gattung, in welcher wir vielleicht hinter unſern Nachbarn am meiſten zurückſtehen, ein vorzüglicher Rival derſelben in ihm aufgetreten ſeyn. Wenigſtens würde der Styl des proſaiſchen Dialogs einige vorzügliche Muſter aufzuweiſen haben.

Wenn wir nun dieſen Männern, deren Werke als Muſter derjenigen Vollkommenheit, zu welcher unſre [illegible] angeſehen werden, jene beyden Franzoſen gegenüber ſtellen, welche ihrer Nation in eben dem Lichte erſcheinen, ſo finden wir in Rouſſeau's Styl alle die Vorzüge vereinigt, die unter unſre guten Schriftſteller nur vertheilt ſind, oder wir genießen wenigſtens die Früchte davon in ſeinen Werken vollſtändiger. Er hat mit Mendelsſohn die vollkommenſte Deutlichkeit, den ungezwungenen und doch die Sache erſchöpfenden Ausdruck, die richtige Logik des Styls und der Gedanken gemein, aber er hat die dichteriſche Einbildungskraft, ein gewiſſes Leben und das Anſchauliche ſeiner Vorſtellungen, das Feuer und das Hinreißende ſtarker Empfindungen vor ihm voraus. Er hat nicht allen Scharfſinn Leſſings, aber er bleibt immer der Wahrheit, der Natur, und dem guten Geſchmacke treuer.

[illegible]

Seine höchſten Flüge ſind nie Ausſchweifungen, ſeine Leidenſchaft führt ihn nie zur Uibertreibung, er iſt regelmäßig und gemäßigt, indem er zugleich feurig und ſtark iſt. In keinem Schriftſteller iſt es ſchwerer, Inhalt und Styl von einander abzuſondern. Indem er in ſeinem Ausdruck nur ſeine Gedanken als in einem ganz hellen Spiegel darſtellt, ſind wir zweifelhaft, ob wir die Wirkung, die ſeine Schriften auf uns thun, bloß dem Intereſſe der Sachen, oder dem Zauber ſeines Styls, zuzuſchreiben haben.

Es iſt dieß ein Umſtand, welcher die Proſa und den Styl der Franzoſen überhaupt in einem vortheilhaftern Lichte erſcheinen läßt, daß ihre groſſen Köpfe ſich mit populären Gegenſtänden abgegeben haben, bey welchen Darſtellung und Ausdruck der Empfindungen das Vornehmſte iſt, da hingegen die Unſrigen ſich größtentheils mit Erforſchung noch unbekannter Materien beſchäftigt haben, bey welchen auf die Hervorziehung und Entwickelung der Ideen noch mehr Fleiß, als auf ihren glücklichen Ausdruck, gewandt werden mußte. Wenn Rouſſeau, als Proſaiſt, in ganz Europa einen noch gröſſern Eindruck gemacht hat, als irgend einer unſerer vorzüglichen Schriftſteller, ſo iſt es, die größere Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache abgerechnet, daß unſere Leſſinge und unſere Mendelsſohne die Tiefen der Kunſt oder der Philoſophie zu ergründen ſuchten, Rouſſeau hingegen nur den allgemeinen Schatz menſchlicher Kenntniſſe und Ideen mit dem ihm eigenen Geiſte verarbeitete. Seine Heloiſe iſt ein Gemählde der Leidenſchaften, und in ſeinem Emil ſelbſt macht der Roman einen großen Theil aus.

[illegible]

[illegible] Lißbon [illegible]

[illegible]

Warum läutert ſich der Geſchmack im Ernſthaften früher, als im Komiſchen?

Welches ſind wohl die Urſachen, warum ſich, faſt unter allen Nationen, der Geſchmack bey Behandlung ernſthafter Gegenſtände, in Verſen oder in Proſa, eher geläutert hat, als der Geſchmack im Ausdrucke der Luſt, im Komiſchen und beym Lächerlichen? In den Dichterwerken der Griechen finden wir ſchon das Edle, das Erhabene und das Tragiſche des Ausdrucks und der Gedanken auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit; finden dieſe Vorzüge der Geiſteswerke vom Volke anerkannt, geſchätzt, bewundert: indeß, zu gleicher Zeit, eben dieſem Volke die platteſten Scherze, die pöbelhafteſten und ſchmutzigſten Zweydeutigkeiten, die abgeſchmackteſten Wortſpiele gefallen, — indeß von ſeinen erſten und bewundertſten Dichtern in der komiſchen Gattung, jene Künſte, dem Volke zu gefallen, nicht verſchmäht werden. — Sophokles und Euripides hatten ſchon die Athenienſer zu allem Pomp der edelſten tragiſchen Diction gewöhnt, hatten ſie das Wahre und richtige in der Schilderung der Empfindungen, das Angemeſſene und zugleich Gewählte in dem Wortausdrucke derſelben ſchätzen und lieben gelehrt; Pindars hoher Flug, Homers ſich immer gleiche Größe waren ihnen ſchon bekannt, und hatten auf alle Gemüther Eindruck gemacht. Und doch laſſen ſich dieſelben Athenienſer die allerunnatürlichſten Fictionen, die widerſinnigſten Fabeln, die leerſten oder die geſchmackloſeſten und niedrigſten bon-mots von ihrem Ariſtophanes gefallen; und dieſer Ariſtophanes, deſſen Komödien vollgepropft ſind mit allem, was die Vernunft und den Geſchmack beleidigt, ſcheint doch dem Sokrates ſogar ein Mann, durch den die Muſen ſelbſt reden würden, wenn ſie ſich den Griechen mittheilen wollten. Selbſt jene großen und noch von uns hochgeſchätzten Dichter, Homer und Euripides, die der Natur treu, verſtändig und von richtigem Geſchmacke in allen Theilen ihrer Werke ſind, wo ſie ernſthafte Verhandlungen erzählen, oder ſtarke und männliche Leidenſchaften ſchildern, werden klein, und verlieren ihre richtige Beurtheilungskraft und ihren guten Geſchmack, ſobald ſie irgend einen Theil ihres Subjects komiſch behandeln wollen, oder lächerliche Charaktere auf die Bühne bringen. — Denſelben Contraſt finden wir bey der aufblühenden Cultur der Menſchen. Shakeſpears ernſthafte Scenen, ſein Ausdruck für philoſophiſche Gedanken, für edle Empfindungen, für tragiſche Leidenſchaften, haben eine ſo große Richtigkeit, Schönheit und Ausarbeitung, daß die Länge der Zeit nichts an dieſem Gemählde hat verwiſchen können, und noch unſer Zeitalter dieſe Scenen ganz unverändert, in Gedanken und Ausdruck, beybehält und bewundert. Aber wie ſehr ungleichen Gehalts ſind ſeine Scherze? Wenn ſein die Natur beobachtendes tiefes Genie ihn auch hier noch begleitet, und ihm in der Darſtellung komiſcher Charaktere diejenige Kraft gibt, die uns dieſelbe noch immer anziehend macht, ſelbſt wenn ſie unnatürlich und übertrieben ſind: ſo verläßt ihn doch ſein Geſchmack; — ſeine Sprache wird unedel, ſein Gefühl von Schicklichkeit und Anſtand leitet ihn nicht mehr; — er verbindet gelehrte Pedanterey mit Pöbelwitz. — Das ganze Alterthum kannte nur wenige gute Plaiſanterien, es hatte bis auf den Lucian, der ſchon halb zu den Neuern gehört, kein einziges größeres Werk, wo komiſche Laune mit gutem Geſchmack und Philoſophie verbunden wäre. Glückliche Einfälle kannten ſie, unter ihren Apophthegmen kommen auch ſcherzhafte, von vielem Gehalt und guter Erfindung vor. Aber eigentlich lachen zu machen, auf eine Art, daß auch der vernünftige, fein gebildete Mann mitlachen kann, — und in den verſteckten Sinn, oder in die geſchmackvolle Einkleidung einer Poſſe, eine Nahrung für einen edlern Geiſt zu legen, indem der gemeinſte durch das auffallend Komiſche ergötzt wird, das verſtanden ſie wenig.

Woher kömmt nun wohl dieß, daß Vollkommenheit und Ausbildung der menſchlichen Ideen, in den Regionen des Verſtandes und der Empfindung, eher Statt findet, als in denen des Witzes, beſonders des leichten ſpielenden Witzes? Iſt dieß der natürliche Gang, daß, ſo wie die Erfindungen für das unentbehrliche Bedürfniß denen, die zur bloßen Bequemlichkeit oder zum Wohlleben dienen, vorangehen; ſo auch die Fähigkeiten des Menſchen, die zu ſeinen ernſthaften und unentbehrlichen Beſchäftigungen gehören, eher angebauet werden, als die, wodurch er ſich bloß eine fröhliche Erhohlungsſtunde verſchafft? — Aber doch ſehen wir, daß die eigentlichen ernſthaften Wiſſenſchaften, die unmittelbar zur Glückſeligkeit der einzelnen Menſchen und der Staaten abzielen, ſich weit ſpäter ausgebildet und gewiſſe Fortſchritte gemacht haben, als die Dichtkunſt, die doch im Ganzen mehr zum Vergnügen der Menſchen als für ihre Wohlfahrt arbeitet; obgleich hinwiederum in der Dichtkunſt ſelbſt die ernſthaften Gattungen des Heldengedichtes, der Ode und der Tragödie eher zur Vollkommenheit gelangt ſind, als die bloß ergötzenden der Satyre, des Luſtſpiels, oder der ſo genannten poëſies fugitives. Die Einbildungskraft wurde ſicher früher beym Menſchen beſchäftigt als Verſtand und Vernunft; aber die ernſthafte, finſtere, mit tragiſchen oder erhabenen Bildern angefüllte Einbildungskraft war es, welche die erſten Geiſteswerke hervorbrachte, auf welche die der fröhlichen ſpielenden Phantaſie erſt ſpät folgten.

Oder müſſen, um Lächerlichkeiten in den Sitten zu finden, die nicht zugleich eckelhaft, ſchmutzig und niedrig ſind, die Sitten des Volks ſelbſt ſchon auf einen gewiſſen Grad verfeinert ſeyn? — Sind zu denjenigen Contraſten, welche der komiſchen

Muſe den Stoff zu ihren angenehmſten Schilderungen geben, ſchon die mannigfaltigen verwickelten Verhältniſſe unter den Menſchen nöthig, die ſich nur in großen Staaten und bey einer ſchon ſehr verbreiteten Cultur finden? Vielleicht biethet das einfache Leben der erſten Generationen, die ſich anfangen zu bilden, wenig Gegenſtände dar, die belachenswerth und komiſch ſind, obgleich viele, die ernſthaft das Herz afficiren und in der Einbildungskraft große Bilder erwecken? Oder vielleicht liegen die komiſchen Verhältniſſe tiefer, und erfordern eine längere Beobachtung: ſo daß die Menſchen auf ſie erſt dann gerathen, wenn ſie mit den mehr in die Augen fallenden ernſthaften und traurigen Begebenheiten, Vorfällen und Handlungen des menſchlichen Lebens fertig ſind.

Daß das Factum ſelbſt für allgemein und richtig anerkannt werden müſſe, läßt ſich nicht bezweifeln. Denn ob es gleich anfangs ſcheint, daß ein Scherz, der ſein Auditorium ergötzt, und eine Plaiſanterie, die es zu lachen machte, zu jeder Zeit für einen guten Scherz, und für eine in ihrer Art vollkommene Plaiſanterie zu halten ſey: ſo ergibt ſich doch nach einer genauern Prüfung bald, daß, wenn wir vom Werthe oder Unwerthe der Geiſtesprodukte irgend eines Zeitalters überhaupt zu urtheilen wagen, wir die Empfindungen der Menſchen in dem gebildetſten Zeitalter zum Maßſtabe nehmen müſſen, — und daß, wenn dieſe Empfindungen über die ernſthaften poetiſchen oder proſaiſchen Schriften einer alten Epoche, mit dem Urtheile und den Gefühlen der Zeitgenoſſen übereinſtimmen, indeß ſie von dem Urtheile derſelben in Abſicht der komiſchen und ſcherzhaften Producte jener Periode abweichen, die komiſche Muſe einen mindern Grad von Vollkommenheit erreicht haben müſſe, als die ernſthafte. — Die Beyſpiele, welche gegen jenes Factum anzuführen wären, verlieren auch noch mehr von ihrer beweiſenden Kraft, wenn man witzige Ideen von luſtigen, und den Scharfſinn, der ſich in feinen Anſpielungen und ſchnellen Antworten zeigt, von dem Talente des Komiſchen unterſcheidet. Von jenem ſententiöſen und apophthegmatiſchen Witze finden ſich Beweiſe von den älteſten Zeiten der Cultur an: das Lächerliche und Luſtige mit Geſchmack und Feinheit vereinigt, findet ſich erſt in den Werken ſpäterer Zeit. — Doch muß unter dieſer ſpätern Zeit nicht die Zeit der im neuern Europa wieder hergeſtellten Wiſſenſchaften verſtanden werden. Terenzens Komödien enthalten unſtreitige Züge eines feinen und ächten Komiſchen: und wir haben Urſache, Terenzen bloß für den Nachahmer und ſelbſt für den Uiberſetzer Menanders zu halten. Dadurch rücken alſo die Fortſchritte der komiſchen Muſe ſchon in eine ziemlich alte Epoche hinauf, ob ſie gleich immer erſt denen der epiſchen und tragiſchen in einer gewiſſen Entfernung nachfolgen.

Und aus welchen Urſachen ließe ſich nun dieſe Erſcheinung, wenn ſie als richtig angenommen wird, erklären?

Der menſchliche Geiſt, denke ich, iſt ſeiner Natur nach zuerſt mit der Erkenntniß und Darſtellung des Wahren beſchäftigt. Das Lächerliche aber iſt eine Art der Abſurdität, — eine Abweichung vom Wahren; — und die komiſche Darſtellung geſchieht durch eine gefliſſentliche Entſtellung der geſchilderten Gegenſtände. Kein Wunder alſo, daß der Menſch, welcher noch mit Aufſuchung, Aufbewahrung und treuer Nachbildung der Natur in aller ihrer Mannigfaltigkeit zu thun hat, und nur erſt wiſſen will, was da iſt, und wie es da iſt, — noch nicht auf die Ausartungen der Natur oder auf die Abweichungen von ihren Regeln aufmerkſam iſt, noch weniger ſich ſelbſt daraus ein Spiel macht, ſie gleichſam zu verunſtalten und zu verzerren, um über ſie lachen zu können.

Der bey dieſer Erklärung zum Grunde liegende metaphyſiſche Satz ſcheint zwar allerdings etwas zu abſtract zu ſeyn, um über ein ſo ſpecielles Factum genugthuenden Aufſchluß zu geben. Auch die Definition des Komiſchen, daß es eine Entſtellung des Wahren, eine Uibertragung gewiſſer Prädicate auf Subjecte ſey, denen ſie in der Natur nicht zukommen, ſcheint zu enge zu ſeyn, und nur eine Unterart der großen Gattung des Komiſchen zu bezeichnen. Endlich ſcheint auch dieſe Urſache geſchickter zu erklären, warum die Menſchen ſich anfangs mit dem Lächerlichen gar nicht abgegeben, als warum ſie ſich mit platten und niedrigen Scherzen begnügt haben.

Aber demungeachtet enthält dieſer allgemeine Satz gewiſſermaßen die Data zur Beantwortung, oder leitet wenigſtens auf den richtigen Weg.

Es kömmt nähmlich darauf an zu wiſſen: welches iſt das Wahre, mit deſſen Aufſuchung der Menſch ſich zuerſt beſchäftiget; welche Gegenſtände feſſeln ſeine früheſte Aufmerkſamkeit? Es ergibt ſich allerdings, daß dieſes ſolche ſind, welche am wenigſten den Scherz und das Lachen zu erregen, oder die komiſche Laune zu erwecken und zu beſchäftigen vermögen. Dieſe Gegenſtände betreffen nähmlich ſeine Erhaltung und ſeine Sicherheit. In den früheſten Perioden der bürgerlichen Geſellſchaft und den erſten der Cultur haben die Menſchen mit ihren Bedürfniſſen zu thun; ſie müſſen für Nahrung, Bedeckung und Wohnung ſorgen, ſie müſſen ſich gegen auswärtige Feinde wehren, oder gegen ſolche zu Felde ziehen, ſie müſſen innerlich ihre Ruhe durch Geſetzgebung feſtſtellen. — Alles das ſind ernſthafte Geſchäfte, Gegenſtände, die Anſtrengung, zum Theil heftige und verdrießliche Leidenſchaften, aber wenig Luſtigkeit erwecken. Alle Begebenheiten der frühern Zeit ſind dieſer Lage der Menſchen gemäß. Kriege, Verwüſtungen, Blutvergießen, große Unglücksfälle, wechſeln mit Errichtung neuer Staaten, Völker und Familien, Wanderungen und Eroberungen

gen ab. Dieß iſt das eigentliche Zeitalter der Helden, das Theater epiſcher und tragiſcher Handlungen; — aber es iſt nicht das der muntern Launen, des tändelnden Witzes, der nach Zeitvertreib ſchmachtenden Muße.

Was nun nicht geübt wird, das wird auch nicht vervollkommt. Die Erhabenheit und das Rührende hängt der Natur der Gegenſtände und der Handlungen ſelbſt an, oder liegt in der Natur der menſchlichen Empfindungen. Aber das Komiſche, und noch dazu das feine Komiſche, will von ihm geſucht ſeyn, das iſt ſeine eigene Erfindung. Und dazu hat dieſes Menſchenalter noch keine Zeit.

Eben dahin führt eine zweyte Betrachtung, die von einem andern Geſichtspuncte ausgeht. — Die Sinnlichkeit iſt, was den Menſchen zuerſt beſchäftigt. — Dann kömmt die Einbildungskraft an die Reihe. Dann der nachdenkende Verſtand, welcher allgemeine Verhältniſſe der Dinge aufſucht. Auf dieſe alle folgt erſt der Witz, der unter den ſchon gefundenen allgemeinen Verhältniſſen neue Vergleichungen macht, gewiſſe Aehnlichkeiten, gewiſſe Contraſte auswählt, die etwas vorzüglich Gefälliges und Anmuthiges haben.

In den Werken des Geiſtes iſt eben dieſe Succeſſion ſichtbar. Die älteſten Dichter ſchildern weit mehr den ſinnlichen Anblick der Dinge, ſelbſt die ſinnliche Außenſeite menſchlicher Handlungen, als ihre innern Triebfedern. Es gibt in ihnen mehr

Bilder, welche die Phantaſie füllen, als Gedanken, welche den Verſtand ſehr beſchäftigen. Vom Witze iſt kaum irgend eine Spur vorhanden. — Dieſe Einſchränkung aber der Geiſtesbeſchäftigung auf das Gebieth der Sinnlichkeit und der Phantaſie, (wobey der Verſtand natürlich mitwirkt, wenn auch nur als Gehülfe,) hindert nicht die Hervorbringung trefflicher Werke in den ernſthaften Gattungen, aber es hindert dieſelbe wohl in der komiſchen und luſtigen. — Denn im Erhabenen, Tragiſchen, oder ernſthaft Intereſſanten, kann auch der gebildetſte Menſch, an den Eindrücken, welche die erſten und noch uncultivirten empfingen, Theil nehmen; — aber mitlachen über das, was ihnen komiſch ſchien, das kann er nicht. Mitleiden und Furcht haben auch jetzt noch ihre Gegenſtände in der ſinnlichen und körperlichen Natur, oder in der ſinnlichen Darſtellung der geiſtigen: aber Lachen kann eine körperliche Mißgeſtalt, ein hinkender Vulkan, ein blutig geſchlagener bucklichter Therſites nicht mehr erregen.

Eine dritte Reflexion beſtätigt dieß noch von einer andern Seite.

Die Beobachtung des Sittlichen im Menſchen, der Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere und deren Aeußerung, geſchieht ſpäter als die Beobachtung des Leidenſchaftlichen. Die Aufmerkſamkeit der Menſchen iſt früher auf ihre Schickſale, ihre Glücks- und Unglücksfälle, ihre Thaten und Leiden, als auf ihre innere Natur und ihren geiſtigen Zuſtand gerichtet. Was in den älteſten Dichtern von Charakterſchilderung vorkömmt, iſt mehr gelegentlich als gefliſſentlich. Es ſind mehr Reflexionen, die wir aus ihren Werken herausziehen, als ſolche, die ſie hinein legten. — Aber dieſe Beobachtung des ſittlichen Menſchen, die ſelbſt ſchon eine ſpätere Operation des Geiſtes iſt, muß doch noch erſt vor der Wahrnehmung des Komiſchen und Lächerlichen im Betragen, beſonders des feinen Komiſchen, vorhergehn, als welches in gewiſſen geringern Unſchicklichkeiten und Widerſprüchen der Handlungen und Meinungen der Menſchen beſteht. — Das Komiſche andrer Art iſt gemein; das der ſittlichen verlangt einen Sittenmahler, und dieſer findet ſich unter den älteſten Dichtern und Schriftſtellern nicht.

Dazu kömmt viertens, daß, da die Abweichung vom Schicklichen, — es ſey das Natürlich- oder Conventionell-Schickliche — den Stoff des Lächerlichen ausmacht, erſt feſtgeſetzt ſeyn muß, was ſchicklich ſey, ehe man vieles lächerlich finden kann. Zuvor muß die Regel bekannt ſeyn, ehe etwas als eine Abweichung von der Regel erſcheint. Daher muß, in der Zeit, wo das komiſche Talent ſeine Nahrung finden ſoll, nicht nur die höhere und natürlichere Moral, welche den wichtigen Handlungen der Menſchen nach eben ſo wichtigen Endzwecken Geſetze vorſchreibt, ſondern auch die conventionelle Moral, welche die Gebräuche, Sitten und das Uibliche der Geſellſchaft in Kleinigkeiten regulirt, ins Reine gebracht ſeyn. — Wo jeder noch thut, was ihm gut dünkt, da iſt alles recht, und nichts lächerlich. Aber nachdem die Menſchen ſich ein Geſetzbuch des Wohlſtandes, ſo wie eines der Tugend, nach und nach gegeben haben, da gibt es auch Abweichungen von dem erſtern, welche mit dem Lächerlichen, wie Abweichungen von dem zweyten, welche durch den Haß, den Abſcheu, oder durch die Macht der Obrigkeit beſtraft werden. — Nur eine cultivirte Zeit hat der Conventionen und Regeln ſo viele, und iſt über das, was in jedem Verhältniß ſchicklich iſt, ſo genau unterrichtet, und ſo pünctlich genau, daß die Abweichungen davon einen ſtarken Eindruck machen, und die Schilderung ſolcher Abweichungen ein Gegenſtand der Kunſt werden können.

Eine fünfte Bemerkung erzeugt ſich wieder aus der vorhergehenden Betrachtung. Man ſieht nähmlich in der Geſchichte der Geiſtesprodukte cultivirter Nationen ſich das Komiſche und Luſtige nach und nach einfinden und wieder verlieren. Unſer Zeitalter ſcheint daran ärmer, als das Zeitalter unſrer nächſten Vorfahren zu ſeyn. In der Aufſuchung der Urſachen dieſer Erſcheinungen geräth man auf folgende zwey Gedanken:

Erſtlich, — wenn komiſche Schilderungen Lächerlichkeiten und alſo Ungereimtheiten in den Sitten vorausſetzen: ſo ſieht man, warum dieſelben bey den erſten Uranfängen der Cultur gänzlich fehlen, auf frühern Stufen derſelben ſelten ſind, bey einer Mittelmäßigkeit derſelben, wo ein Theil der Menſchen noch roh, ein anderer ſehr verfeinert iſt, ſich am häufigſten und reichhaltigſten finden, endlich bey noch größern Progreſſen einer Nation, wenn die feinere Ausbildung der Sitten ſich weiter ausbreitet, mehr und mehr wegfallen müſſen. Unſer pedantiſcher Gelehrter iſt nicht mehr in dem Grade pedantiſch, unſere pretiöſen und gelehrt ſeyn wollenden Frauenzimmer ſind nicht mehr in dem Grade abgeſchmackt und geziert, als ſie es waren, da ſich die Geſellſchaft überhaupt in ihren Sitten erſt zu bilden anfing. Jetzt iſt die Erziehung aller geſitteten Stände einander gleicher, ihre äußere Aufführung iſt einander ähnlicher geworden. Auch Thorheiten und Abgeſchmacktheiten haben das Auffallende und Ungereimte verloren, welches ſie ſo ſehr lächerlich machte.

Dieß führt auf die zweyte der Betrachtungen, deren ich erwähnte: daß nähmlich das Komiſche, beſonders auf dem Theater, die Verſchiedenheit der Stände und ihrer Sitten vorausſetzt, und faſt immer nur die Sitten des untern oder mittern Standes dem höchſten und verfeinertſten zum Belachen darſtellt. So wie ſich der König- und Fürſtenſtand des tragiſchen Theaters bemächtigt hat, ſo hat das Komiſche ſich eigentlich den Bürger und die bürgerlichen Sitten ausgewählt. — Ein großer Theil des Lächerlichen in denſelben beſteht in der ungeſchickten Nachäffung der Sitten der Großen. — Durch dieſe Abſonderung der Stände iſt erſt das entſtanden, was man feine und große Lebensart, was man Welt und Hofſitten nennt. Und nachdem dieſe Lebensart erſt eine gewiſſe beſtimmte Geſtalt gewonnen hatte und in Achtung gekommen war, — dann erſt wurden die Unſchicklichkeiten einer weniger gebildeten Claſſe, oder die Prätenſionen, welche dieſelbe auf Vollkommenheit machte, in einem vorzüglichen Grade lächerlich.

Nun dieſe Abſonderung der Stände, oder vielmehr dieſe Verſchiedenheit in den Sitten und der äußern Aufführung der Stände, fehlte in den älteſten Zeiten gänzlich. Alle Claſſen redeten ungefähr dieſelbe Sprache, betrugen ſich nach denſelben Regeln der Höflichkeit, hatten gleiche Vergnügungen und fällten gleiche Urtheile über das Schickliche. Nirgends war alſo ein reicher Stoff für das Belachen da noch niemand in der genauen Beobachtung des Anſtandes einen Ruhm ſuchte. — In den Zeiten der neuern europäiſchen Cultur ſtieg dieſer Unterſchied aufs Aeußerſte. Die adelichen und bürgerlichen Sitten contraſtirten ausnehmend, und des Seltſamen und Lächerlichen war in den mittlern Claſſen der Geſellſchaft viel. Heut zu Tage haben ſich die untern Stände um vieles herauf gearbeitet. Sie haben daher nicht mehr für den komiſchen Spötter einen ſo reichen Stoff dargebothen. Die Natur der Dinge ſelbſt hat das ſogenannte Drama, die Erfindung unſrer Zeiten, mit der ſich die parteyiſchen Verehrer des Jahrhunderts Ludwig des Vierzehnten nicht ausſöhnen wollen, hervorgebracht. Der Bürgerſtand hat zu Charakterſchilderungen und rührenden häuslichen Scenen mehr Stoff gegeben, als zu auffallend luſtigen Poſſen. Es hat auf dem Theater nicht mehr unnatürlich ſcheinen können, Bürger in einer edeln Sprache reden zu laſſen, da auch in der wirklichen Welt der Bürger eine edlere Sprache redet, und ſich durch Verſtand und feine Empfindung auszeichnet.

Den Beſchluß der Unterſuchung mache ich mit folgender Reflexion.

Um Verhältniſſe unter den Dingen wahrzunehmen, müſſen erſt die Dinge erkannt ſeyn. Um Verhältniſſe einer beſtimmten Art unter ihnen zu finden, muß zuvor eine große Anzahl von Dingen mit ihren Beſchaffenheiten der Beobachtung bereit vorliegen. Nun ſind aber die komiſchen Verhältniſſe etwas Eigenthümliches, und man kann ſagen, etwas Seltnes in ihrer Art. Hundert Dinge können neben einander geſtellt ſeyn, hundert Vorfälle können vor unſern Augen geſchehen, ehe unter ihnen ein einziger ſolcher Contraſt gerade derjenigen Art vorkömmt, als nöthig iſt, um Lachen zu erregen. Wer alſo des Komiſchen und Lächerlichen viel zuſammenbringen, wer daraus die Hauptfarbe eines ganzen Werks machen will, der muß erſtaunlich viel Dinge, Beſchaffenheiten, Begebenheiten wiſſen, und in ſeinem Gedächtniſſe bereit liegen haben, — er muß, um neue recht lächerliche Zuſammenſetzungen zu machen, die Beſtandtheile aus dem ganzen weiten Kreiſe der Welt und der Geſchichte nehmen können. — Das feine, das geſchmackvolle Komiſche ſchränkt ſeine Wahl noch mehr ein, und ſetzt alſo noch eine weitere Sphäre der Dinge, unter denen er wählen kann, voraus. Dieß war nicht die Sphäre der Homere und der erſten großen Schriftſteller. — Selbſt die der erſten großen Genies unter den Neuern war noch eingeſchränkter als die unſrige. Nicht eben die Gründlichkeit der Kenntniſſe wird zu komiſchen Schilderungen erfordert, aber die Menge und die Mannigfaltigkeit derſelben. Deßwegen war Voltaire gerade der Mann, welcher in denſelben excelliren mußte. — Er überſah einen erſtaunlich weiten Raum von Sachen und Perſonen aus der alten- und aus der gegenwärtigen Welt: ſein Gedächtniß war angefüllt mit unzähligen Datis zu allen möglichen Combinationen des Witzes. Wer kann wohl, ohne viel Menſchen zu kennen, und ohne viel Anecdoten von dieſen Menſchen zu wiſſen, reich an Scherzen und unterhaltenden Erzählungen ſeyn? Der Funke des Witzes und der Spötterey ſpringt erſt aus dem Reiben vielerley Gegenſtände an einander hervor. Der denkende Verſtand, die lyriſche Einbildungskraft, das tragiſche Gefühl kann ſich in einem einzigen Gegenſtande verſenken, und findet oft ihre Erhabenheit ſelbſt in der Einfachheit ihres Gegenſtandes: aber der Witz und der Spott will durchaus Mannigfaltigkeit und Reichthum der Gegenſtände haben. Er hüpft und ſpringt leichtſinnig von einem zu dem andern. Und ſo wie dieſe Gewandtheit des Geiſtes, dieſe Art von Leichtſinn, zwar nur eine kleine Vollkommenheit, aber doch nur eine ſpäter erſcheinende Vollkommenheit iſt, ſo iſt auch jener Uiberfluß von Materialien, welche man gleichſam ſich ſchon zu eigen gemacht hat, daß man jetzt nur noch mit ihnen ſpielen darf, nur die Folge einer langen und bey einer Nation tief eingewurzelten Cultur.

Uiber
Leſſings Laocoon.

Mit der Geſinnung, mit der ein Mann, der weder ein Künſtler noch Kunſtrichter iſt, vor eine Statue tritt, nicht um neue Schönheiten zu entdecken, noch neue Grundſätze heraus zu ziehen, ſondern nur das auch für ſeinen Theil zu empfinden, was andere Leute von gutem Gefühl vor ihm empfunden haben; nicht um erzählen zu können, was er geſehen hat, ſondern um ſich mit dem Anblick zu ſättigen; und, wenn es möglich iſt, gedankenreicher wegzugehn als er gekommen war, in der Verfaſſung leſe ich jetzt den Laocoon. Das Buch iſt ſo längſt bekannt, gelobt, bewundert, beurtheilt, getadelt worden, daß eine Kritik, die bloß bekannt machen ſollte, viel zu ſpät käme, und die Stimme einer einzelnen Perſon bey einem Werke, das ſchon das Urtheil der Nation ausgehalten hat, in keine Betrachtung mehr kommt. Noch vor kurzem hat ein Mann von Tiefſinn und Gelehrſamkeit über dieſes Werk ein neues geſchrieben *). Man kann alſo nicht erwarten, daß auch für den denkenden Kopf viel Seiten übrig gelaſſen ſind, von denen dieſe Gegenſtände ſich betrachten ließen. Aber das iſt

---

*) Herders kritiſche Wälder, erſter Theil.

noch vielleicht übrig, der Reihe der Leſſingſchen Ideen unverwandt nachzugehen; ſie, ſo wie ſie ſich in ſeinem Kopfe entwickelt haben, (denn in der That iſt ſein Buch mehr eine Geſchichte ſeiner Meditation, als das bloße Reſultat derſelben) ſich auch in ſeinem entwickeln zu laſſen; bloß den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krümmungen macht, abzukürzen und gerader zu leiten, ſo durch die Uiberſehung des ganzen Weges die einzelnen Abweichungen zu berichtigen, und wenn es möglich iſt durch den Zuſammenhang des Ganzen zu widerlegen; anſtatt Irrthümer aufzuſuchen, wozu einzelne Stellen Anlaß geben könnten.

Keine Werke ſind ſo fähig, uns über die Art der Operationen der menſchlichen Seele aufzuklären, als die, wo uns nicht die Ideen, nachdem ſie hervorgebracht und in ein gewiſſes vollſtändig ſcheinendes Gebäude geordnet worden, bloß gezeigt werden, ſondern, wo wir ſie ſelbſt hervorbringen ſehen. Faſt jeder Menſch, der ſelbſt denkt, muß eine Erfahrung bey ſich gemacht haben, die, wie mich deucht, auch die Werke unſers Verfaſſers beſtätigen. Es gibt eine gewiſſe Veränderlichkeit der Meinungen, eine Art von Widerſprüchen, deren nur ein ſolcher Kopf fähig iſt. Wenn man das Vergnügen zu denken einmahl genoſſen hat; wenn man im Stande iſt, es ſich zu verſchaffen, ſo iſt man immer bereitwilliger, eine neue Reihe von Reflexionen anzufangen, als ſich ſeiner alten wieder zu erinnern. Ohne daran zu denken, wo uns dieſe Reihe hinführen könnte, überlaſſen wir uns bloß dem Hange und der Beugung, die unſre Ideen nahmen. Kommen wir an demſelben Ziel an, wo wir ehemahls auf einen andern Wege, von einer andern Seite hintrafen: gut: wir freuen uns, unſre ehemahligen Meinungen als alte Freunde unvermuthet wieder zu finden, und empfangen ſie mit deſto brünſtigerer Zuneigung. — Aber wir ſuchen ſie nicht auf; wir ſind nicht zum voraus ſchon vorbereitet, keine andern Ideen aufzunehmen, als die ſich zu denſelben paſſen; wir ſind nicht unzufrieden, wenn wir die Wahrheit in einer andern Geſtalt wieder treffen, als in der ſie ſich uns ehemahls darboth. Um auf dem Wege des Raiſonnements gleichförmig fortzugehen, iſt nothwendig, ſich ſchon das Ziel, wo man hindenkt, vorgeſteckt zu haben, es immer im Geſichte zu behalten und ſeine ganzen Ideen dahin zu lenken, wo ſie am Ende eintreffen ſollen. Aber eben das iſt der Weg, ſich ewig in einen engen Kreis von Begriffen einzuſchließen, ſich alle Mittel, Vorurtheile abzulegen, oder neue Wahrheiten zu entdecken, zu benehmen, und Irrthümer zu verewigen, die ſonſt nur Einfälle geweſen wären. — So wie die Übereinſtimmung in den Meinungen mehrerer Perſonen beynahe ſobald wegfällt, als dieſe mehrere Perſonen nicht bloß nachſprechen, ſondern wirklich denken, ſo iſt gemeiniglich dieſe völlige Uibereinſtimmung mit ſich ſelbſt nur alsdann möglich, wenn man über jede

Sache nur einmahl denkt, und einmahl gemachte oder angenommene Grundſätze ewig zu dem Maße aller ſeiner künftigen Einſichten und Urtheile macht.

Dieſer freye ungehinderte zügelloſe Lauf der Meditation; dieſe mehr auf Gerathewohl als zu einem beſondern Entwurf angefangene Unternehmung; dieſe Entwickelung der Ideen durch ihre natürliche Fortſchreitung, ohne vorher beſtimmten Endzweck; dieſe Erweiterung des Plans mit jeder Stuffe der Entwickelung; mit einem Worte, dieſe vor den Augen des Leſers ſelbſt angeſtellte Unterſuchung, dieſe iſt der Charakter beynahe aller Leſſingſcher Werke und auch dieſes insbeſondere. Wenn ſich in einem reichen Kopfe aus der Menge von Vorſtellungen, die in demſelben ſchlummert, eine hervorhebt, ſo wirft ſie auf einmahl einen Glanz auf eine ganze Reihe anderer, die er alsdann erſt gewahr wird. Von dieſer Entdeckung gereizt, und durch das Vergnügen des Arbeitens ſelbſt, mehr als durch irgend eine Belohnung der vollendeten Arbeit, angetrieben, bringt er die Begriffe ſo nacheinander zur Klarheit, wie eine zuerſt auf die andere ihr Licht fallen ließ. Sein Buch wird eine Erzählung ſeiner eigenen Veränderungen. — Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, wird für den Leſer, der auch die Operation kennt, die hier vorgeht, der ſelbſt zuweilen die Verſuche macht, die er hier ausgeführt ſieht, für den wird das Buch wichtiger ſeyn, als ein ausgearbeitetes ganz vollendetes Werk von längſt geſammelten Ideen. Nicht der Nutzen der Sachen, ſelbſt nicht die Richtigkeit der Begriffe, ſondern die Kraft der Seele, mit der ſie hervorgebracht werden, wird ihn für den Schriftſteller einnehmen; er findet in ihm ein Muſter ſeines Nachdenkens, wenn er auch keine Principien zu denſelben finden ſollte.

Meinen Geiſt, ich geſtehe es, hat eben deßwegen keine Lectüre ſo genährt, keine ſo ſehr meinen Kopf in der Diſpoſition zu denken zurückgelaſſen, keine mir ſelbſt mit einer ſo großen Idee meiner Fähigkeit geſchmeichelt, als die Leſſingſchen Werke. Noch ein andrer Vorzug iſt ihnen eigen, der gerade dazu gehört, wenn man gern einem denkenden Köpfe während der Arbeit des Nachdenkens ſelbſt zuſehen ſoll: eine Genauigkeit und Kraft des Ausdrucks; eine Vollſtändigkeit und eine gewiſſe Rundung aller Theile jedes Begriffs; eine immer genau bezeichnete Folge von einem Begriffe zu dem andern; eine gewiſſe lebende anſchauende Rede, die die ganze Idee mit allen ihren Schattirungen durchſcheinen läßt, und der Art dieſer Vorſtellung ſo genau anpaßt, daß man zweifelhaft iſt, ob es Gedanke oder Ausdruck iſt, welcher zuerſt den andern hervorgebracht hat. — Unſere Sprache erlaubt einem Schriftſteller, der eine gewiſſe Gewalt über ſie hat, ſo einen weiten Umfang der Freyheit; ſie läßt ſich in ſo viele und ſo mannigfaltige Wendungen beugen; ſie gibt den Ideen des Schriftſtellers ſo nach, das es in ihr mehr als in einer andern möglich iſt, jeden leichten Riß, jede nur halb entworfene Spitze der Gedanken doch verſtändlich und einnehmend zu machen. Herr Leſſing kennt, ſo ſehr nur irgend ein Andrer, dieſe Vortheile. In jedem Gedanken durch den Ausdruck gerade die Idee am lebhafteſten in die Seele zu bringen, die die vornehmſte des Gedankens ſeyn ſoll; die Aufmerkſamkeit allemahl gerade auf den Punct rege zu machen, den er am meiſten will geſehen wiſſen; fremde oft gemeine Redensarten und Wörter durch die Stelle, in der er ſie ſetzt, entweder einleuchtend zu machen oder zu veredeln; das iſt ein Verdienſt, das ihm unter unſern Schriftſtellern vorzüglich eigen iſt. Aber eben dieſes Talent, ſo nothwendig es jedem denkenden Geiſte iſt, ſo iſt es doch auf der andern Seite auch im Stande, ihn zuerſt, und dann ſeine Leſer, zu verblenden. Eine ſchwache Verbindung der Begriffe, entfernte Aehnlichkeiten können uns, wenn ſie durch einen glücklichen Ausdruck in ein helleres Licht geſetzt worden, ſo ſehr rühren, daß wir ſie für ſehr ſtarke und innere Verhältniſſe halten. Die Gedanken werden einigermaßen durch die Zeichen derſelben beſtimmt, und das, was einfältig oder ſchlecht ausgedrückt, uns ſelbſt unrichtig oder zweifelhaft geſchienen hätte, kommt uns unter der paſſendern und einleuchtendern Bezeichnung, die wir ihm gegeben haben, wahr und ausgemacht vor.

vor. So wird die Seele oft von ihrem eigenen Lichte geblendet.

Man muß uns dieſe allgemeinen Betrachtungen bey einem Werke und einem Schriftſteller erlauben, bey dem es nicht der geringſte Nutzen ſeiner Leſer iſt, die menſchliche Seele in einer vorzüglichen Größe und die Ausübung ihrer beſten Fähigkeiten kennen zu lernen.

Wir ſetzen uns alſo mit ihm zu dem Buche des Winkelmanns und leſen. Winkelmann vergleicht den Laocoon des Virgils mit dem Laocoon des Künſtlers. Der erſtere ſchreyt, der letztere ſeufzt nur. Das Factum iſt richtig. Aber wie erklärt es Winkelmann? „Es iſt, ſagt er, der Ausdruck einer großen Seele, eines mit dem Schmerze ringenden Geiſtes, es iſt der natürliche Ausdruck von dem Leiden eines Helden.“

Wie; (ſo ſtelle ich mir vor, hat Leſſing gedacht, da er dieſe Stelle las) dieſe Mäßigung in dem Ausdrucke der Leidenſchaft, ſoll bey dem Künſtler bloß den Zweck haben, die Größe und die Weisheit der Seele zu bezeichnen? Aber das iſt ja ein Zweck, der Künſtlern und Dichtern gemein iſt. Warum wollte denn Virgil ſeinen Laocoon nicht auch als einen Helden erſcheinen laſſen? warum Sophokles nicht ſeinen Philoktet? denn bey dem finde ich doch nicht bloß unterdrückten, ſondern auch lauten, unverſtellten, ſchreyenden Schmerz. — Wenn dieſer Ausdruck einer großen

Seele bloß den Künſtlern eigen iſt, ſo muß der Grund davon wohl mehr in dem Eignen ihrer Kunſt als in dem Gemeinſchaftlichen der menſchlichen Natur liegen. — Und dann, das iſt nicht einmahl wahrer Ausdruck einer großen Seele nach griechiſchen Begriffen. Ihre Helden, ſo wie ſie uns von ihren vornehmſten Dichtern beſchrieben werden, empfinden den Schmerz lebhaft und drücken ihn ohne Rückhalt aus. — „Aber iſt denn das geduldige Ertragen des Leidens nicht auch Stärke der Seele?“ Nicht ſowohl Stärke der Seele, als Unempfindlichkeit und Abhärtung; und eben dieſe vernichtet den Werth der Tapferkeit mehr, als ſie ſie erhebt; das iſt die Tapferkeit der Wilden. — Aber den Schmerz zu fühlen, und ihn für das Gute des Endzwecks übernehmen, das iſt griechiſcher Heldenmuth. — Alſo, wenn der Ausdruck des höchſten Schmerzes doch noch mit der Größe der Seele beſtehen kann, ſo muß es eine andere Urſache geben, warum die Künſtler ihn vermieden haben. Und welche iſt dieſe?

Der höchſte Ausdruck der Leidenſchaft iſt allemahl eine gewaltſame Bewegung der körperlichen Theile, er verſtellt oder vermindert alſo die Schönheit der Geſtalt, indem er die Verhältniſſe derſelben zerrüttet; und der Künſtler will Schönheit.

Wenn dieſer Grund aber befriedigen ſoll, ſo muß alſo Schönheit vor Ausdruck gehen; ſo muß die Annehmlichkeit der Form ein höherer Endzweck der Kunſt ſeyn, als die Vorſtellung der Leidenſchaft. — Gerade ſo war es auch bey den Griechen. Das beweiſen ihre Geſetze und die Uibungen ihrer Künſtler. Die einen verbiethen die Nachahmung häuslicher Gegenſtände, und ſchränken auf alle Weiſe die Nachbildung bloß einzelner Gegenſtände ein. Dieſe verminderten den Ausdruck der Leidenſchaft, um die Schönheit der Form durch eine zu heftige Bewegung der Theile nicht zu ſtören; und ſie verbargen dieſen Ausdruck ſogar, wo er der Verfaſſung der Perſon nach nothwendig geweſen wäre. Das war der eigentliche Zweck des Timanthes, da er ſeinen Agamemnon verhüllte, nicht die Unfähigkeit der Kunſt, den höchſten Grad des Schmerzes auszudrücken.

Aber wenn auch Schönheit nicht durch den Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft geſtört würde, ſo hätte doch der Künſtler noch Urſache, ihn zu vermeiden. Der Künſtler macht für das Auge nur einen einzigen Augenblick. Die Imagination allein kann dieſen Augenblick vervielfältigen, indem ſie ſich die vorhergehenden und die nachfolgenden hinzudenkt. Aber wenn das geſchehen ſoll, ſo muß es nachfolgende Augenblicke geben; ſo muß das, was der Künſtler von der ganzen Action zeigt, nicht das ſeyn, was in der Succeſſion der darunter begriffenen Veränderungen das Aeußerſte iſt. — Ferner das Werk des Künſtlers iſt unveränderlich und fortdauernd; alſo muß er auch die Gegenſtände, die ganz augenblicklich ſind, vermeiden; und der höchſte Schmerz iſt es.

Dieſes Geſetz beſtätigt ſich, indem es zugleich den Poeten rechtfertiget, der demſelben entgegen handelt. Durch die höchſte Leidenſchaft wird die Schönheit verunſtaltet. Aber Schönheit des Körpers iſt nicht das, wodurch die Dichtkunſt gefallen will; es iſt Schönheit der Seele durch Handlungen ausgedrückt: hier alſo iſt der Ausdruck ein höheres Geſetz als die Schönheit. — Leidenſchaft iſt nur augenblicklich. — Aber die Poeſie braucht nicht bloß einen Augenblick zu ſchildern, ſondern ganze Succeſſionen, bey ihr dauert alſo das Bild nicht länger, als bis der Dichter ein neues darauf folgen läßt, und das kann mit eben der Geſchwindigkeit geſchehen, mit der die Natur dieſe Zuſtände ſelbſt auf einander folgen läßt.

„Aber wie im Dramatiſchen, wo für Auge und Einbildungskraft zugleich gemahlt wird? und doch hat Sophokles ſich des Vorrechts der übrigen Dichter in dieſem Stücke bedient.“

Ganz gewiß liegt der Grund in dem Unterſchiede des ſich bewegenden Gemähldes auf der Scene, und des ſtillſtehenden auf der Leinwand: — — —

Philoktets Schmerz iſt nicht eine Krankheit, ſondern eine Wunde. Darüber hat die Imagination ſchon mehr Gewalt, es ſich lebhaft vorzuſtellen.

Es iſt nicht bloß Schmerz, ſondern Verlaſſung, Hülfloſigkeit, Einſamkeit, lauter Leiden der Seele, die aber alsdann nur recht empfindlich werden, wenn das körperliche Leiden die Bedürfniſſe des Troſtes und des Beyſtandes vergrößert. — Es iſt wahr, der Dichter erreicht ſeine Abſicht in dem körperlichen Schmerze am wenigſten, wenn es bloß ſeine Abſicht iſt, in uns ähnliche Empfindungen hervorzubringen. Aber ſein Zweck iſt der gar nicht. Er will Hochachtung und Liebe für ſeinen Helden einflößen; und was kann das mehr, als alle Zeichen des äußerſten Schmerzes, und doch keine einzige Bewegung, keine Begierde, keine Handlung ſehen, dieſen Schmerz durch unanſtändige Mittel wegzuſchaffen? wie kann man anders die Größe der Kraft zeigen, als wenn man zuerſt die Größe des Widerſtandes zeigt, den man durch dieſe Kraft überwinden läßt?

Endlich, der Künſtler erregt ſeine Bewegungen in dem Gemüthe der Zuſchauer nur immer unmittelbar; die Situation des Helden ſelbſt iſt das Einzige, was ſie hervorbringt; ſie ſind alſo nur einfach wie dieſe. Der Dichter kann auch eine Art von abgeleiteten Bewegungen erregen; er kann die erſten Zuſchauer von Handlungen und Begebenheiten ſeiner Helden ſelbſt wählen; dieſe durch ihre beſondre Verfaſſung auf ſo mannigfaltige Art durch die Leiden des erſtern rühren laſſen; in ihrer Seele das allgemeine ſympathetiſche Gefühl des

Schmerzes auf ſo vielfache Art modificiren, daß bey dem letzten Zuſchauer, für den endlich das ganze Werk beſtimmt iſt, durch die Vermiſchung, ganz andre Empfindungen entſtehen, als die durch die bloßen Zeichen des Leidens erregt werden können.

Iſt alſo ein Grund, warum der Künſtler ſeinen Laocoon nicht ſchreyen ließ, kein Grund, warum nicht der Dichter ihn auch hätte können ſeufzen laſſen: ſo wird, wenn das eine ja die Copie des andern ſeyn ſoll, das am erſten die Nachahmung ſeyn, wo die Aenderungen des Originals am begreiflichſten und nothwendigſten ſind. Virgil hätte ohne Noth geändert, wenn er den Künſtler nachgeahmt hätte. Das Schöne für den Anblick iſt auch ſchön für die Imagination. Aber der Künſtler änderte aus Uiberlegung und aus Bedürfniß der Kunſt. Beym Virgil windet ſich die Schlange zweymahl um Bruſt und Hals; auf der Statüe windet ſie ſich um die Schenkel. Das letztere wäre für den Dichter ein eben ſo ſchönes Bild geweſen; aber für den Künſtler war das erſte ſchlecht, weil Bruſt und Hals offen, unverſteckt ſeyn mußten, wenn nicht ein großer Theil des Ausdrucks verloren gehen ſollte.

Wenn alſo der Dichter und der Mahler in der Bearbeitung einerley Gegenſtandes oft von einander abweichen müſſen, ſo iſt es abgeſchmackt, vorauszuſetzen, daß ſie ſich einander nothwendig nachgeahmt haben müſſen, und ſie nach dieſer Vorausſetzung zu erklären. — „Aber es herrſcht doch zwiſchen den Gegenſtänden der Dichter und Mahler eine ſo handgreifliche Aehnlichkeit. Und woher dieſe, als weil die Mahler ihre Süjets aus den Werken der Dichter nehmen?“ — Ihre Süjets allerdings, aber nicht das Muſter ihrer Bearbeitung. Wenn ſie Begebenheiten mahlen wollten, ſo mußten die Begebenheiten irgendwo aufbehalten worden ſeyn; und von den älteſten, den Götter- und Heldengeſchichten waren nur die Dichter die Bewahrer. Alſo zuſammentreffen mußten ſie nothwendig, ſo oft ſie beyde einerley Stoff vor ſich hatten; aber in der Art der Behandlung, in dem Gebrauch dieſer Materialien mußten ſie eben ſo verſchieden ſeyn, als ſie in der Wahl derſelben gleichförmig waren.

Dichter und Mahler haben beyde Götter und Göttinnen vorzuſtellen. Aber bey den letztern iſt das erſte Augenmerk, ſie überhaupt kenntlich zu machen; bey den erſten nur ihre gegenwärtige Handlung zu zeigen. Bey den letzten iſt es nothwendig, den allgemeinen Charakter, wodurch der Gott zu dem Gott wird, allenthalben auch in ihren beſonderſten Handlungen und Begebenheiten beyzubehalten; bey den erſten wird der Charakter ſchon durch das bloße Werk und die Idee, die dieß rege macht, erhalten. Der Dichter hat volle Freyheit, das Weſen, das einmahl in unſrer Imagination beſtimmt iſt, in noch ſo abwechſelnde Veränderungen zu ſetzen. Sobald wir einmahl wiſſen, wer die Perſon iſt, ſo dauert ihre Identität der Perſon in unſrer Idee fort, der gegenwärtige Zuſtand mag von einem alten ſchon vorher uns bekannten Zuſtande noch ſo ſehr unterſchieden ſeyn. Aber eine Unbekannte muß man uns nicht in einer andern Situation, unter andern Umſtänden zeigen, als in der wir ſie ſchon zum voraus erwarten, oder wir verkennen ſie gänzlich. Venus kann beym Dichter zürnen, denn wir verlieren doch die ſchöne, gefällige, liebkoſende Venus nicht aus den Augen, die nur für eine Zeitlang dieſe ihre fremde Geſtalt angenommen hat. Bey dem Künſtler wäre ſie nicht Venus mehr.

Alſo wo es vornehmlich darauf ankam, gewiſſe Perſonen und Weſen kenntlich zu machen, da mußte oft der Künſtler von ſeinem höchſten Geſetz Ausnahmen machen, und das Charakteriſtiſche dem Schönen vorziehen. Die Religion machte eine ſolche Nothwendigkeit. — Alſo iſt es kein Einwurf gegen dieſes Geſetz, wenn bey Werken, die für Tempel gemacht waren, daſſelbe nicht beobachtet iſt. Um zu beſtändigen ſichern Begriffen von den alten Kunſtwerken zu gelangen, wird man den Umfang dieſes Wortes einſchränken müſſen. Nur wo der Künſtler nichts als ſeine Kunſt zum Zweck und zur Regel hatte; wo ihn keine äußern Urſachen einſchränkten: nur die werden Beyſpiele und Erfahrungen für den Kenner werden können, ſeine Regel daraus zu abſtrahiren.

Was aber der Künſtler durch beygelegte Sinnbilder erſt kenntlich machen muß, das ſagt der Dichter bloß durch das Wort, und hat alſo dieſe allegoriſchen Kennzeichen nicht nöthig. — Es iſt alſo Fehler, wenn er das, was der Künſtler aus Armuth und Noth als eine Schönheit nachahmt, wenn er ſeine Götter oder allegoriſchen Weſen wie Statüen mit ihrem ganzen Rüſtzeuge aufſtellt, anſtatt ſie wie belebte Weſen handeln zu laſſen.

Caylus iſt ſo ſehr beſorgt, dem Künſtler und Mahler neue Süjets zu geben. Aber zuerſt verlangt der Künſtler nicht dieſen Reichthum, und zum andern iſt er ihm unbrauchbar. Er verlangt ihn nicht, weil überhaupt bey ihm die Erfindung das kleinſte Verdienſt iſt, und noch mehr, weil er gern alte bekannte Gegenſtände mahlt oder in Gruppen darſtellt, um gleich bey dem erſten Anblicke verſtanden zu werden. — Er iſt ihm unbrauchbar, weil ihm Nachahmung der ſchönſten Gemählde des Dichters oft durch das Weſen ſeiner Kunſt unmöglich gemacht, auch öfter durch die Abſicht derſelben verbothen wird.

Unmöglich gemacht wird ihm, zum Beyſpiel, der Unterſchied zwiſchen dem Sichtbaren und Unſichtbaren, zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen. Der Dichter nimmt dieſen Unterſchied an, ohne ihn genau zu beſtimmen. Er läßt es der Imagination frey, ihn ſich nach der Verſchiedenheit der Wirkungen ſo groß zu denken, als es ihr gefällt.

Aber der Mahler muß dieſen Unterſchied fixiren, ihn auf ein gewiſſes Maaß bringen, und eben dadurch das, was in dem dichteriſchen Bilde groß war, entweder erniedrigen, oder ungeheuer machen.

Das Unſichtbare iſt bey dem Dichter eine bloſe Idee, bey dem Künſtler wird es eine Art von Mummerey. Die Wolke, die bey dem Erſten dieſe Unſichtbarkeit bloß andeutet, ohne die Art und Weiſe derſelben zu beſtimmen, wird bey dem Andern eine wirkliche Hülle, die dem gerade widerſpricht, was ſie andeuten ſoll. Sind es noch dazu Götter, die unſichtbar gegenwärtig ſind, ſo wird eine Wolke, die ſie verbirgt, doppelt unſchicklich, weil ſie gerade da zu ſeyn ſcheint, um das Daſeyn eines Weſens merklich zu machen, das ſonſt ſeiner Natur nach unſichtbar ſeyn würde.

Unmöglich gemacht wird ihm die Nachahmung aller der ſich bewegenden fortgehenden Gemälde, die nicht eine einzige Situation, ſondern die eine ganze Folge derſelben ſchildern, und die das Eigenthum des Dichters ſind. Malen heißt bey dem Dichter eine ſo lebhafte Vorſtellung in der Imagination erregen, daß man die Sache zu ſehen glaubt. Zu dieſem Bilde, das die Imagination ſich machen ſoll, kann der Dichter nur immer einige, aber die Hauptzüge geben; er kann den Gegenſtand nur durch gewiſſe Eigenſchaften und Beſtimmungen charakteriſiren. Wenn er nun gerade die zu wählen weiß, die die Imagination am meiſten in den Stand ſetzen, die übrigen hinzu zu ſetzen, und ſo zu ſagen, das ganze Individuum vollſtändig zu machen; wenn er ſie in dem Lichte zu zeigen weiß, daß er die Einbildungskraft wirklich ins Spiel bringt und rege macht, dieſe übrigen Beſtimmungen hervor zu bringen: ſo hat er gethan, was er ſich vorſetzte, er hat Illuſionen erregt, und dieſe Illuſionen ſind ſeine Gemählde. Alle dieſe Beſtimmungen, durch die er der Einbildungskraft ſo zu ſagen nur den Weg weiſt, wo ſie hinſehen ſoll, ihr gleichſam nur die Data gibt, woraus ſie ihr Geſchöpf zuſammen zu ſetzen hat, können aber ſowohl auf einander folgende Veränderungen, als zugleich ſeyende Beſtimmungen ſeyn; und die erſten ſind eigentlich ſein Eigenthum. Wo alſo der Dichter am meiſten mahlt, d. h. die Sache durch die meiſten Handlungen und Veränderungen der Einbildungskraft bezeichnet, da wird der Mahler am wenigſten Stoff für ſich finden. Und eine einzige Situation, die der Dichter nur mit Einem Worte anzeigt, bey der er gar keine Arbeit und kein Verdienſt hat, als daß er ſie nennt, kann die reichſte mahleriſche Compoſition geben.

Dieſer Unterſchied dichteriſcher und mahleriſcher Schilderungen hat noch einen höhern Urſprung. Die Zeichen der Mahlerey ſind coexiſtent. Alſo nur das Coexiſtirende, nur Körper kann ſie eigentlich nachahmen; und Handlungen nur, in ſo fern die gegenwärtige Stellung eines Körpers eine vorhergegangene Bewegung desſelben, und dieſe Bewegung eine Handlung andeutet, durch die ſie iſt hervorgebracht worden. — Die Zeichen der Dichtkunſt ſind ſucceſſiv. Alſo iſt ihr Gegenſtand eigenlich das Succeſſive. Veränderungen, und in ſo fern dieſe gewirkt werden, Handlungen. Körper, nur in ſo fern die Handlungen Subjecte haben müſſen, und dieſe Subjecte durch die Handlungen beſtimmt werden. — So ſchildert Homer die körperlichen Gegenſtände durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen ſind, durch die Art ihrer Entſtehung.

„Aber der Dichter kann doch Körper beſchreiben, und Homer thut es wirklich.“

Beſchreiben? Allerdings: denn wie wäre es ſonſt möglich, irgend eine Kenntniß der Körper zu haben, wenn man nicht ihre Eigenſchaft mit Worten auszudrücken wüßte? Aber durch dieſe Beſchreibung täuſchen, der Imagination ein vollſtändiges Bild des Ganzen verſchaffen; eben die Art des Eindrucks machen, als wenn man die Sache oder ihr Gemählde ſähe: das kann er nicht, und das ſollte doch eigentlich ſein Zweck ſeyn. Wo Täuſchung erregt werden ſoll, muß der Eindruck der Empfindung ähnlich ſeyn. Empfindung unterſcheidet ſich von allen übrigen Arten der Vorſtellung durch die ſchnelle augenblickliche Ueberſehung des Ganzen; durch die Theilheit und Untheilbarkeit der Idee in der die Eindrücke jedes Theils enthalten und vermiſcht ſind, ohne ſich zu unterſcheiden. Bey der Beſchreibung der Körper mit Worten iſt weder dieſe Geſchwindigkeit noch dieſe Vollſtändigkeit möglich. Die Vorſtellungen der Theile folgen einzeln auf einander: und dann iſt unter allen nur immer die Vorſtellung des letztern die klare; die übrigen ſind verloſchen oder ſchwach, und das Ganze wird niemahls vollendet.

Hier ſind wir alſo bey den Grenzen der Poeſie und Mahlerey; zwey auf einander folgende Zuſtände einer Sache zu gleicher Zeit zu zeigen; zwey Zeitpuncte in einem Gemälde zu vereinigen, iſt ein Eingriff in die Rechte der Poeſie. Theile eines Gegenſtandes, die zugleich geſehen werden müſſen, ſtückweiſe nach einander zuzuzählen, iſt ein Eingriff in die Rechte der Mahlerey.

„Aber Homer ſchildert doch Körper.“

Zuerſt gibt es an dieſen Grenzen ein gewiſſes gemeinſchaftliches Gebieth; und zwar für die Poeſie noch ein weiteres.

Der Mahler darf zuweilen durch die Stellung ſeiner Körper den Zuſtand, in dem ſie den Augenblick vorher geweſen ſind, mit dem gegenwärtigen zugleich anzeigen. — Der Dichter kann zuweilen Körper, wenn er ſie kurz charakteriſiren kann, beſchreiben.

Zum andern, wenn Homer alle ſeine Beſchreibungen in Geſchichte verwandelt, wenn er erzählt anſtatt zu beſchreiben, ſo iſt eben dieſes Beyſpiel ein Beweis, daß er bloße Beſchreibungen für unfähig gehalten hat, zu gefallen. So iſt es mit dem Schild Achills. Erſtlich anſtatt es uns ſelbſt zu beſchreiben, erzählt er uns die Handlungen, durch die es zuſammengeſetzt worden iſt. Zum andern, jedes Gemählde auf dem Schilde ſelbſt verwandelt er in eine Geſchichte; er erzählt nicht bloß, was der Künſtler aufs Schild gemacht hat, ſondern die ganze Handlung, aus der jener einen einzigen Augenblick geſchildert hatte. So haben wir zugleich den Vortheil, daß viele Gemählde des Achilliſchen Schildes ſich in ein einziges zuſammen ziehen, und daß wir nicht mehr ſo ängſtlich nach Raum zu ſo vielen Bildern ſuchen dürfen. Das Gegenwärtige und Zukünftige, was der Künſtler nur mußte errathen laſſen, das beſchrieb Homer. Aber deßwegen durfte es nicht ein neues Gemählde auf dem Schilde ſeyn.

Unter allen körperlichen Gegenſtänden iſt körperliche Schönheit das, was am meiſten des augenblicklichen unmittelbaren Anſchauens bedarf, was am nothwendigſten mit einem einzigen Blicke gefaßt werden muß, wenn es Illuſion erregen ſoll; alſo iſt es gerade das, was der Dichter am wenigſten ſchildern muß. — Der Dichter kann nichts als (ſo wie Arioſt bey ſeiner Alcina) abſtracte Begriffe von gewiſſen Theilen der Schönheit geben, die für die Imagination viel zu vage, viel zu unbeſtimmt und zu unvollſtändig ſind, um die ganze Geſtalt daraus herzuſtellen. — Aber erſtlich die Schönheit iſt nicht bloß eine Verhältniß der körperlichen

Welt. Sie iſt in der moraliſchen eine Kraft, die wirkt. Dieſe Wirkung zeige der Dichter, und aus der Größe der Wirkung laſſe er uns auf die Größe der Kraft ſchließen. — Zweytens, die Schönheit iſt nicht bloß in der Lage der Theile, ſondern auch in ihrer Bewegung. Dieſe Schönheit iſt Reiz, und der iſt der Gegenſtand des Dichters.

Aber gerade hier, wo die Schwäche der Poeſie iſt, da iſt die Stärke der Kunſt; und ſie würde ſich ihres größten Vortheils begeben, wenn ſie die Schönheit durch irgend etwas anders, als durch ſie ſelbſt, ſchildern wollte.

Alſo kennt Caylus dieſe Vortheile nicht, wenn er dem Mahler, da wo er ſelbſt Schöpfer der Schönheit ſeyn könnte, es auflegt, nur was der Dichter aus Noth iſt, ein Erzähler ihrer Thaten zu ſeyn. — Die Homeriſche Scene, wo Helena verſchleyert in einer Verſammlung alter Männer erſcheint, in deren Zahl ſich auch Priamus befindet, iſt alſo kein ſchickliches Sujet für den Mahler. Erſtlich warum ſoll die Kunſt das nur in ſeinen Wirkungen zeigen, was ſie aus ſeinen eignen Beſtandtheilen zuſammen ſetzen kann? Und zum andern: dieſe Wirkung bleibt nicht mehr ein Gemählde, was ſie beym Dichter war. Das was wir ſehen, ſind nichts als verliebte Geberden einiger Greiſe; und dieſes iſt unangenehm, eckelhaft. An die Schönheit, die ſie in dieſe natürliche Verfaſſung bringt, und die im Stande wäre, das Unangenehme dieſes

Anblicks zu mildern oder vergeſſen zu machen, müſſen wir uns bloß erinnern; — dieſe Erinnerung iſt nur unbeſtimmt und ſchwach. Alſo macht gerade das den ſtärkſten Eindruck, was bey der Geſchichte das Unwichtigſte, beynahe das Hinderlichſte zu der Abſicht iſt, (denn ſelbſt der Dichter würde nicht wünſchen, daß wir an die Geberden der Greiſe zuerſt dächten, die doch das Erſte und Einzige ſeyn mußten, was der Mahler ausdrücken konnte,) und das, was die Hauptſache iſt, wodurch ſich die ganze Sache erklärt und intereſſant macht, das iſt unſichtbar.

Ganz anders nutzten die alten Artiſten die Schilderungen Homers. — — Sie ſuchten zuerſt nach Geſchichten und Situationen, wo körperliche Schönheit eine Triebfeder oder ein wichtiger Theil der Begebenheiten geweſen war. — Hier ſchilderten ſie die Schönheit ſelbſt. Sie brauchten alsdann die Erzählungen Homers, nicht ſie nachzuahmen; das wäre oft unmöglich und öfter noch unſchicklich geweſen; ſondern ihre Imagination mit der Schönheit oder der Größe des Gegenſtandes zu erfüllen; die Kraft ihrer eignen Seele zur Hervorbringung der körperlichen Bilder rege zu machen; die Geſtalten der Helden oder Götter ſich aus dem, was ſie ſagen oder thun, anſchauend zu machen.

Wenn alle körperliche Gegenſtände beym Dichter dunkler und ſchwächer werden, und es einen körperlichen Gegenſtand gibt, deſſen Eindruck geſchwächt

ſchwächt und verdunkelt werden muß, wenn er in der Vermiſchung mit andern angenehm werden ſoll: ſo wird dieſer gerade am meiſten für den Dichter und am wenigſten für den Mahler ſeyn. Ein ſolcher Gegenſtand iſt die Häßlichkeit. Bey dem Dichter kann das Ungeſtaltete der Form bald Mitleiden erregen, wenn es Urſache des Leidens und der Einſchränkung für eine ſonſt vollkommene und ſchöne Seele wird; bald die Perſon lächerlich machen, wenn es mit dem Ungereimten und Widerſinnigen im Charakter und Handlungen verbunden iſt, und noch dazu mit der Schönheit und Vollkommenheit contraſtirt, welche die Perſon in ihrer Idee ſich ſelbſt zuſchreibt; bald Schrecken, wenn die Häßlichkeit nur gleichſam die Verkündigerin und der Vorbothe von Unglück und Laſter iſt.

Bey dem Mahler hingegen iſt der Eindruck, den das Sichtbare macht, immer ſo ſtark, daß er ſich mit den Vorſtellungen, die das Geiſtige und Unſichtbare erregt, wenn dieſe ungleichartig mit jenem ſind, nicht vermiſcht. Bey ihm alſo bringt Häßlichkeit nur immer eine einfache Wirkung hervor, und dieſe Wirkung iſt ein Gefühl, das mit dem Eckel verwandt iſt. Der Eckel wirkt durch die Vorſtellung ſelbſt, nicht durch die Uiberredung von der Wirklichkeit des Gegenſtandes. So mißfällt das Häßliche, der Gegenſtand mag wirklich oder nachgeahmt ſeyn. Alſo was ſonſt Dinge, die in der

Wirklichkeit unangenehm ſind, in der Nachahmung angenehm machen kann; die Uiberlegung, die uns den Betrug zeigt; und die Wißbegierde, die uns denſelben als ein Mittel zur Kenntniß der Gegenſtände vorſtellt; beydes iſt bey dem Mahler unkräftig, die nachgeahmte Häßlichkeit zu verſchönern.

Hier ſchließt ſich eigentlich bey Hrn. Leſſing die Reihe aneinander hängender Betrachtungen, und das, was folgt, ſind mehr zerſtreute Anmerkungen über Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Hier ſind kurz ſeine Gründe, warum Laocoon aus einem ſpätern Zeitalter ſeyn möchte, als in das er geſetzt wird.

Erſtlich iſt wenigſtens der Grund für das Alterthum der Statüe gewiß falſch, daß Athenodorus, Polyklets Schüler geweſen wäre; zweytens: der bloße Werth der Statüe kann ihr Alter nicht beſtimmen. Die Werke aus Auguſts Zeitalter wurden den alten gleichgeſchätzt; drittens: Plinius redet in der ganzen Stelle, wo er des Laocoons gedenkt, von Künſtlern, die die Tempel und Palläſte der Kaiſer geziert, das heißt, ihre Werke für dieſelben beſtimmt hatten; alſo lebten ſie zu ihrer Zeit. Viertens: unter den drey Werken aus dem erſten goldenen Zeitalter der Künſte, von denen Plinius ſagt, daß ſie allein mit dem Worte, das eine vollendete Arbeit ausdrückt, wären bezeichnet geweſen, iſt Laocoon wahrſcheinlich nicht. Und doch ſteht auf ihm dieſes Wort.

Nun alſo die Summe aus dieſer Reihe von Betrachtungen gezogen; ſo ſind, deucht mich, die Haupt-Ideen, die im ganzen Werke herrſchen, ſind dieſe zwey:

Erſtens: Schönheit iſt der bildenden Künſte höchſtes Geſetz, und wenn die Geſtalten auch zugleich Zeichen von gewiſſen Bewegungen der Seele ſind, ſo müſſen dieſelben entweder ſo gewählt oder ſo gemildert werden, daß die Veränderung, in die ſie die äußere Form ſetzen, ihre Verhältniſſe nicht zerrütte.

Zweytens: Die Veränderungen eines Gegenſtandes ſind das eigentliche Süjet des Dichters; ſeine Beſtandtheile das Süjet des Mahlers. Das, was mit der Sache vorgeht, ihre auf einander folgenden Zuſtände und die Handlungen, wodurch ſie in dieſelbe verſetzt wird, iſt das Gebieth des Erſten; das, was die Sache iſt, ihre neben einander exiſtirenden Theile, und die Lage und Verhältniſſe, die ſie gegen einander haben, iſt das Gebieth des Andern. — Daraus entſtehen dann als Folgen: daß körperliche Schönheit nur für den Künſtler gehört, daß das Emblematiſche in den Gemählden bey dem Dichter zur Fabel und Mythologie werden muß; und daß das lebende, ſich verändernde Bild des Dichters von dem Mahler anders nicht als nur in ſeinen einzelnen Theilen, nur in den Anzeigen, die er von gewiſſen Situationen gibt, zu nutzen iſt, u. ſ. w.

Noch eine dritte Idee könnte man dazu rechnen, die aber mehr angedeutet, als ausgeführt iſt. — Man hat nicht genugſame Gründe, den beſten Werken der Kunſt, die wir aus dem Alterthum haben, ein ſo hohes Alter zu geben; und Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, die zum Theil auf dieſe Vorausſetzung gebaut iſt, braucht wenigſtens mehr Befeſtigung, wenn ſie auch völlig richtig wäre.

Das iſt der Weg, den unſer Verfaſſer geht; der Obſervation, und des freyen, durch kein Syſtem eingeſchränkten Raiſonnements. Auf dieſem Wege ſind immer die neuen Wahrheiten erfunden worden; aber auch niemahls ſind ſie auf demſelben mit allen den Einſchränkungen und Beſtimmungen erfunden worden, die ſie erſt vollkommen wahr machen, und die nur die Folgen von der Mannigfaltigkeit der Methoden ſeyn können, mit welchen mehrere Köpfe hintendrein eben die Wahrheit denken. Außerdem, daß uns jede neue Idee mit dem Bewußtſeyn der Fähigkeit ſchmeichelt, durch die wir ſie hervorbrachten, und wir ſchon eben deßwegen geneigt ſind, ihr eine größere Allgemeinheit zu geben, weil uns das Vergnügen über ſie nur bloß auf ihre brauchbare Seite und die Möglichkeit ihrer Anwendungen aufmerkſam macht; außerdem, ſage ich, bekommt noch jeder Satz, den wir durch Schlüſſe herausbringen, ſeinen Umfang oder ſeine Grenzen durch die Ideen ſelbſt, die uns darauf leiteten. So lange alſo, als wir nur noch eine einzige von den Ketten, durch die jeder Begriff mit dem ganzen Syſtem der übrigen Wahrheiten zuſammenhängt, überſehen, nur ſeine Verbindung mit einer einzigen Reihe von Begriffen durchgedacht haben: ſo lange kennen wir ſeine Grenzen auch nur von dieſer Seite. Ein neuer Zuſammenhang bringt auch eine neue Einſchränkung hervor, und eben indem Andre die Sätze durch neue Beweiſe beſtätigen, gelangen wir dazu, ſie genau zu beſtimmen. Alſo verringert es in meinen Augen den Werth dieſer Grundſätze nicht im geringſten, daß ſie vielleicht ein wenig zu allgemein ſind.

Zuerſt alſo: Iſt das Geſetz der Schönheit das höchſte Geſetz für alle Künſtler?

Um zu ſehen, wo in den Künſten Schönheit das nothwendige, und wo es das einzige Mittel ſey, Wohlgefallen zu erregen, müſſen wir erſt wiſſen welche Sachen ſind es in der wirklichen Welt, wo wir Schönheit verlangen? und welche können uns auch ohne ſie einnehmen? Zuerſt in den Geſchäften des Lebens, in den Augenblicken, wo wir nicht mit dem Genuſſe gewiſſer Vergnügungen, ſondern mit der Erreichung gewiſſer Endzwecke umgehen, iſt es bloß die Brauchbarkeit der Perſonen, die uns vorkommen, zu dieſen Zwecken; bloß diejenigen ihrer Eigenſchaften oder Handlungen, durch die unſere Abſichten befördert oder gehindert werden, welche das Gefallen oder Mißfallen an denſelben beſtimmen. Schönheit und Häßlichkeit der Seele oder des Körpers kommt in gar keine Betrachtung. Hier werden alſo die Handlungen gleichſam von den Perſonen abſtrahirt; und das, was ſie ſelbſt ſind, iſt uns völlig gleichgültig, wenn nur das für uns vortheilhaft iſt, was ſie thun. Sobald es aber auf den wirklichen Genuß der Glückſeligkeit, nicht bloß auf Erlangung der Mittel dazu ankömmt, ſo fangen nun an die Eigenſchaften, nicht bloß die Handlungen des Menſchen, der uns zu dieſem Genuß verhilft, in Betrachtung zu kommen. Das Vergnügen entſteht nicht aus einer einzigen Wirkung des andern, wie der Nutzen, ſondern aus einer ganzen Reihe von Wirkungen, die alle aus einer gemeinſchaftlichen Quelle fließen, und die wir alſo, um zum voraus davon verſichert zu ſeyn, in dieſer gemeinſchaftlichen Quelle aufſuchen. Welche Eigenſchaften es nun vornehmlich ſeyn ſollen, auf welche wir Acht haben, das wird darauf ankommen, in welcher Verbindung wir mit der Perſon ſtehen; ob der Einfluß, den ſie auf uns hat, augenblicklich oder fortdauernd iſt; ob wir von ihr nur einen einmahligen, oder ob wir viele auf einander folgende und alſo abwechſelnde Eindrücke zu erwarten haben. Wo es eine ganze Folge von Begebenheiten und Veränderungen gibt, die eine Perſon in uns veranlaſſen kann; wo unſer Zuſtand wirklich durch ihren Einfluß beſtimmt wird: da werden wir diejenigen Eigenſchaften vorziehen, die zugleich die Principien von Handlungen ſeyn können, durch die unſer Zuſtand wirklich verbeſſert wird; und die Geſtalt wird nicht an und für ſich, ſondern nur als Zeichen, nur in ſo fern ſie die Fähigkeiten oder die Geſinnungen, die wir verlangen, ausdrückt, in Betrachtung kommen. Je kürzer aber der Genuß iſt, den wir von einer Perſon haben, in je weniger wirkliches Verhältniß ſie mit uns kommt; je mehr wir bloß ergötzt, nicht eingenommen ſeyn wollen, deſto mehr heben ſich die Eigenſchaften hervor, die keiner langen Unterſuchung, keiner wiederhohlten Erfahrung, ſondern nur eines augenblicklichen Anſchauens bedürfen. So iſt uns in dem Geſellſchafter für einen Abend der Witz lieber als der Verſtand; aber in einem Gefährten unſers Lebens der Verſtand unendlich lieber, als der Witz. Kommt aber endlich eine Perſon gar in keine ſolche Verbindung, in der irgend eine Handlung von ihr uns berühren könnte; iſt gar keine Art des Einfluſſes ihrer Seele auf die unſrige vorhanden, ſo iſt die Geſtalt das einzige, wovon wir einen Genuß haben können; und nichts als die Schönheit kann uns einen Augenblick bey ihr aufhalten. So iſt die Perſon, die ich bey mir vorübergehen ſehe. Nur ihre Bildung kann ſie mir auf einen Augenblick erheblich machen. Alſo überhaupt: Je genauer ein Menſch mit unſerm wirklichen Intereſſe verbunden iſt, je mehr er zu unſerm Beſten oder

Vergnügen handeln kann; je mehr der Genuß, den wir von ihm haben, aus ſeiner eignen freywilligen Thätigkeit entſteht, um deſto weniger ſehen wir auf die bloße Form. Je ſtillſtehender und unthätiger hingegen er für uns iſt; je weniger er uns durch ſeine Handlungen die Quelle von Vergnügen werden kann; je augenblicklicher endlich der Genuß iſt, deſto nothwendiger iſt die Schönheit der Geſtalt.

Das nun alſo auf die ſchönen Künſte angewendet, ſo ſehen wir: erſtlich, je mehr ihre Nachahmungen dem wirklichen Leben nahe kommen; je mehr ſie menſchliche Handlungen, Reden, Begebenheiten vorſtellen können; je mehr ſie in uns das Vergnügen oder den Verdruß erneuern, den eine menſchliche Seele in der andern erwecken kann: Zum andern, je fortdauernder, mannigfaltiger, abwechſelnder der Zuſtand des Gegenſtandes iſt, durch den ſie uns das Vergnügen gewähren, deſto entbehrlicher iſt die Schönheit der Geſtalt. Je weniger hingegen Leben und Handlung da iſt, und je augenblicklicher der Zuſtand iſt, in dem ſie uns gefallen ſollen, deſto nothwendiger iſt ſie. Alſo erſtlich die Bildhauerey, die nur einzelne Figuren oder nur kleine Gruppen ohne Beſtimmung des Orts, ohne die begleitenden Umſtände zeigt, bleibt in Abſicht des erſten Stücks am weiteſten zurück. Menſchliche Handlungen, Begebenheiten, Geſchichte kann ſie am wenigſten auf eine wahrſcheinliche Art vorſtellen; der Anblick einer Statüe iſt nicht fähig, uns in die wirkliche Welt zu verſetzen, und uns durch eingebildete Handlungen und Veränderungen der Subjecte, die wir vor uns ſehen, zu täuſchen. Der Zeitpunct ſelbſt, in dem ſie uns die Figur zeigt, iſt, wie bey der Mahlerey, nur ein Augenblick. — Alſo bey ihr muß Schönheit das höchſte Geſetz ohne Ausnahme ſeyn, weil eine einzelne unbekannte Perſon, die wir zum erſtenmahl und nur in einer einzigen Stellung ſehen, uns ſelbſt im Leben durch nichts anders als durch ihre Schönheit intereſſiren könnte. Es ſey immerhin, daß der Bildhauer Helden und Situationen aus Geſchichten oder Dichtern hernehme, die wir kennen: alsdann iſt das Vergnügen, das uns die Handlung ſelbſt macht, immer mehr Erinnerung als Anſchauen; und ohne das Angenehme des Anblicks kann es keine Gewalt über uns haben. Eine Statüe redet wenig unmittelbar zu unſerer Imagination oder zu unſerm Herzen, ſie muß alſo zu unſern Augen reden.

Die Mahlerey hat mit der erſten das Augenblickliche der Verfaſſung, in der ſie jedes Object zeigt, gemein; — aber ſie hat eine weit größere Kraft, durch ihre Vorſtellungen zu täuſchen; bey ihr iſt die Scene beſtimmt, die Perſonen mehr mit einander und mit allen ihren übrigen Umſtänden, die ſie individuiſiren können, verbunden; alles der Wirklichkeit näher, alles lebendiger, thätiger, mehr fähig die Einbildungskraft in Umſtände, die ſie ſelbſt ehemahls geſehen und erfahren hat, zurück zu führen, und in ihr die Bewegungen zu erneuern, die dieſe Scenen in ihr erregten. Hier tritt alſo die Geſtalt und die Form ſchon in eine mehrere Dunkelheit zurück, und die Seele braucht ſie nur, um durch ſie auf das Innere der Bewegungen des Herzens und der Handlungen der Seele, die dieſe Geſtalt belebt, durchzuſchauen. Allerdings iſt das Auge der erſte und ſchnellſte Richter über Perſonen, wie über Gemählde. Bleiben dieſe Perſonen ohne weitere Verhältniß mit uns, ſo iſt es auch der einzige. Aber ſobald die Perſon zu reden oder zu handeln anfängt, ſobald wird unſre Aufmerkſamkeit getheilt, und ſie wird endlich ganz von der Geſtalt abgezogen, wenn irgend eine hervorſtehende Eigenſchaft uns an ſich zieht. Dieſes Verſchwinden der Geſtalt, dieſes unmittelbare Anſchauen der Seele des Andern, wenn ich ſo ſagen darf, kann in gewiſſem Grade durch Gemählde gewirkt werden; aber nicht durch alle Gattungen von Mahlerey auf einerley Art. Der Mahler kann, ſo wie der Bildhauer, nur eine einzige Figur aufſtellen, und uns mit Fleiß ganz bey der Geſtalt feſt halten wollen. — Dann iſt Schönheit das einzige und das höchſte Geſetz. — Und in der That iſt er alsdann am meiſten Mahler. Aber ſobald er Geſchichte und Begebenheiten mahlt, Begebenheiten, die uns ſchon an und für ſich für die handelnden Perſonen einnahmen, auch ehe wir die Geſtalt derſelben kannten; wenn er alsdann nur die Ideen, die wir von ihren Geiſtesfähigkeiten, oder ihren ſittlichen Eigenſchaften hatten, durch einen ſolchen Körper ausdrückt, der fähig iſt die Züge anzunehmen, die wir bey dieſen Eigenſchaften vorausſetzen; wenn er uns die unvollkommene ſchwache Idee, die wir von der Geſtalt eines Menſchen haben, ſobald wir irgend eine von ſeinen merkwürdigen Handlungen wiſſen, zur völligen Beſtimmung und Individualität bringen kann, ſo werden uns die Geſtalten ſchön ſeyn, auch wenn keine das Ideal einer körperlichen Schönheit wäre.

Die Dichtkunſt endlich, die die Abbildung nicht einer einzigen Scene des menſchlichen Lebens, ſondern des wirklichen Laufs desſelben iſt; die vollſtändig vor uns die ganze Reihe von Begebenheiten, Veränderungen, Handlungen vorübergehen läßt, aus welchen alle Liebe und aller Haß, alle Neigungen und aller Widerwille gegen Andre in der wirklichen Welt entſpringen, die hat unmittelbar mit unſerm Herzen zu thun, und bedarf alſo keiner andern Hülfsmittel, uns für oder gegen jemanden einzunehmen, als ſeiner Handlungen und die ihm zuſtoßenden Begebenheiten ſelbſt.

Die Perſonen des Dichters werden in unſerm Auge immer das ſeyn, was ſie thun. Ihre Schönheit und ihre Größe wird in unſrer Imagination ganz und gar durch die Umſtände, unter denen ſie erſcheinen, die Begebenheiten, in die ſie eingeflochten ſind, durch die, welche ſie ſelbſt wirken oder veranlaſſen, beſtimmt. Jede Art zu handeln, zu denken und ſich auszudrücken, wenn ſie nur Wahrheit und Aehnlichkeit genug hat, gibt ſchon der Perſon in unſern Augen eine gewiſſe Geſtalt; und je richtiger die Schilderung der Reden und Handlungen iſt, deſto beſtimmter wird uns auch Miene und Geberde der Perſon, welche redet.

Grenzt alſo die Mahlerey an die beyden Enden der bildenden Künſte, an die, welche nur Geſtalten und Körper, und die, welche nur Seelen und ihre Bewegungen ſchildert, ſo kann ſie auch oft die Geſetze beyder mit einander vermiſchen, und bald durch das Täuſchende ihrer Vorſtellungen, bald durch ihre Schönheit entzücken. Man könnte überhaupt den Grundſatz (vielleicht auch einen zu allgemeinen, wie faſt alle die ſind, die das Raiſonnement hervorbringt) daraus ziehen: Bey den Künſten, die das Vergnügen durch die Illuſion wirken, iſt der Ausdruck; bey denen, die es durch den hervorgebrachten Gegenſtand ſelbſt unmittelbar ohne Beziehung auf das, was er vorſtellt, wirken, iſt die Schönheit das höchſte Geſetz. Je mehr alſo eine Kunſt im Stande iſt, Illuſion zu wirken; je mehr ihre Werke nur bloß beziehungsweiſe auf die Sachen, nach denen ſie gebildet ſind, gefallen, deſto mehr Ausnahmen wird es von dem Geſetz der Schönheit zum Vortheil des Ausdrucks geben können. Je weniger uns aber eine Kunſt täuſchen kann, und je mehr ihr Werk an und für ſich, auch ohne Vergleichung, auch ohne das Verhältniß mit der vorgeſtellten Sache gefällt, deſto allgemeiner und nothwendiger iſt es. Eine ſchöne Geſtalt, und wenn ſie gar nichts nachahmte. Die menſchliche Bildung iſt nur deßwegen das Muſter, weil unter allen Geſtalten keine der Schönheit fähiger iſt. — Aber in einem Gemälde werden uns ſchon die Figuren unwichtiger; wir verlangen die Menſchen zu kennen, die ſie vorſtellen: Beym Dichter iſt alles bloß Bezeichnetes; gar kein von dem nachgeahmten Object abgeſondertes Vergnügen an der Nachahmung.

Iſt aber die Mahlerey in gewiſſen Gattungen nur eine Bezeichnung der Gegenſtände, die wir ſchon ſonſt kennen, und an die wir lebhaft anſchauend erinnert ſeyn wollen: ſo werden ſich eben dadurch die Schranken, in die ſie durch das zweyte Geſetz eingeſchloſſen wird, ein wenig erweitern. Einmahl, die Mahlerey, als Vorſtellung von Begebenheiten und Handlungen, kann uns nicht anſtatt einer Geſchichte dienen, woraus wir dieſe Begebenheiten und Handlungen erſt kennen lernen. Sie ſetzt alſo immer ſchon voraus, daß der Zuſchauer Perſon und Geſchichte kennt; ſie arbeitet nothwendig auf einen Grund, den zuvor Dichter und Geſchichtſchreiber gelegt haben müſſen. Alſo zweytens, wenn ſie es nicht bloß wie der Bildhauer mit dem Auge, ſondern wie der Dichter auch mit der Imagination zu thun hat, Scenen in ihr hervor zu bringen, die das Auge nicht ſieht; wenn ſie ſchon annehmen darf, daß die Imagination die Bilder fertig habe, aus denen dieſe Scenen zuſammengeſetzt werden ſollen; und ſie alſo nur gleichſam das erſte Licht zu einem Vorrath von Vorſtellungen und Empfindungen bringen darf, die ſich einander ſchon ſelbſt alsdann aufklären werden: ſo kann ſie allerdings auch Gegenſtände nachmachen, die ohne dieſe Vorbereitung unverſtändlich und unbedeutend ſeyn würden; ſo kann ſie alſo auch Begebenheiten vorſtellen, wo ſie nicht eigentlich durch ſich ſelbſt, ſondern nur durch die Eindrücke einer verſchwiſterten Kunſt, die ſie wieder erneuert, gefällt; mit Einem Worte, es können Werke von ihr, für das bloße Anſchauen ohne Wirkung, vielleicht für das Auge nur im geringen Grade angenehm und doch für das verſtändige Anſchauen deſſen, der die Sache ſchon kennt, ergötzend ſeyn.

Auf der andern Seite wird die Poeſie, die bloß über die Imagination Einfluß hat, und alle ihre Wirkung durch die Kraft des Leſers ſelbſt hervorbringt, die ſie nur in Activität ſetzt; — ſie wird ſage ich, der Imagination auch körperliche Gegenſtände durch eben das Mittel, obgleich nicht auf eine ſo täuſchende Art, vorſtellen können. Sie wird nähmlich durch die Vorſtellungen gewiſſer einzelner Theile und Beſchaffenheiten des Subjects, die gerade ſo gewählt, ſo vorgeſtellt werden müſſen daß ſie das Ganze auf gewiſſe Weiſe determiniren, die Seele auf das Object in der Natur oder ihre mahleriſche Abbildung aufmerkſam machen. Anſtatt aber den Körper aus den einzelnen Zügen, die der Dichter nach und nach gibt, zuſammen zu ſetzen, ſollen dieſe Züge bloß der Imagination die Mühe erleichtern, in ſich das Bild ſelbſt nach dem Original, das ſie ohnedem ſchon kennt, hervor zu bringen. Wir ſehen alſo mit dieſer Ausnahme von der Regel zugleich die Grenzen dieſer Ausnahmen. Erſtlich, je mehr eine gewiſſe Art von Gedichten Illuſion zum Zweck hat, deſto weniger findet Beſchreibung körperlicher Schönheit darin Platz; wo es aber bloß auf angenehme Eindrücke der Begriffe ſelbſt, nicht auf die Uiberredung von ihrer Wirklichkeit ankommt, da können und dürfen ſie uns vorgeſtellt werden. — Zum andern, die körperlichen Gegenſtände, die uns der Dichter ſchildert, müſſen uns vorläufig ſchon eben ſo bekannt ſeyn, wie die geiſtigen, die der Mahler vorſtellt. — Da die Imagination des Leſers ſelbſt den Gegenſtand erſchaffen ſoll; da ſie nicht ihn ganz, ſondern nur einige und immer die wenigſten Theile vom Dichter erhält: ſo iſt das durchaus unmöglich, wenn nicht ſchon ein ſolches Bild in ihr vorhanden iſt, das durch die Beſchreibung nur wieder erweckt werden darf. Anders alſo ſind die Beſchreibungen des Frühlings und ſeiner Veränderungen überhaupt, anders die

Beſchreibungen gewiſſer Pflanzen und Blumen. — Die erſten können uns wenigſtens an ähnliche Ausſichten erinnern, und durch ſie die Empfindungen wirken, die der Dichter bey den ſeinigen gehabt hat; und das iſt dem Dichter genug: die andern laſſen uns leer; es ſind Portraite, die man uns zeigt, deren ganzes Verdinſt Aehnlichkeit iſt, und wir kennen nicht die Originale.

Wenn es die Ehre und der eigentliche Endzweck eines philoſophiſchen Werks iſt (ein ſolches iſt Laocoon, und von der Seite iſt ſein Werth am größten), die trägere Vernunft ſeiner Leſer aufzuwecken und ihre Kraft zu denken in eine Bewegung zu bringen, die auch noch alsdann eine Zeitlang fortdauert, wenn der unmittelbare Stoß aufgehört hat; ſo denke ich, ich habe den Verfaſſer auf ſo eine Art gelobt, wie er von allen ſeinen Leſern gelobt zu ſeyn wünſcht.

Verſuch

über die

von der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin für das Jahr 1767 aufgegebene Frage:

Ob man die natürlichen Neigungen vernichten, oder Neigungen erwecken könne, welche die Natur nicht erzeugt hat? und welches die Mittel wären, den Neigungen, wenn ſie gut ſind, Kräfte zu geben, oder, wenn ſie böſe ſind, ſolche zu ſchwächen?

Denkſpruch:

There are more things in heaven and earth,
Than are dreamt of in our Philoſophy.

Shakſpeare.

Um die Frage, die von der Academie aufgegeben iſt, zu beantworten, muß man erſt die Ideen entwickeln, die vor derſelben vorhergehen mußten, und die ſie veranlaſſen konnten. Dieſe Reihe von Vorſtellungen aber, durch welche man zu unſerer Unterſuchung geführt wird, iſt nicht nothwendig eine einzige; ich werde einige davon anzeigen. Vielleicht gibt es deren noch mehrere: aber dieſer werden wenigſtens genug ſeyn, um den Geſichtspunct richtig zu faſſen, in dem wir dieſe Sache anſehen müſſen; und überdieß wird eine jede davon gewiſſe neue Beſtimmungen in die Aufgabe hinein bringen, die vielleicht etwas zur Auflöſung derſelben beytragen werden.

Zuerſt alſo: Wenn wir das Syſtem der menſchlichen Begierden im Ganzen anſehen, ſo iſt die erſte unſtreitige Erfahrung, die ſich uns anbiethet, die: Wenn den Objecten eine gewiſſe Eigenſchaft (die wir jetzt noch als ganz unerklärt annehmen) zukommt, die wir mit dem Nahmen des Guten belegen, und wenn dieſe Objecte durch die Sinne, die Einbildungskraft, oder die Reflexion eine Idee von ſich und dem Guten, was ſie haben, erwecken: ſo entſtehen in uns Begierden. (Ich werde jetzt unter dieſem Worte alles begreifen, was von dem erſten Vergnügen an einer Sache, bis zu dem wirklichen Beſtreben es zu erlangen, in einer Seele vorgehen kann.) Wir wollen jetzt ſetzen, wir wüßten dieſe Beſchaffenheit in den Objecten, welche macht, daß ſie Begierden erregen können, nicht anders als dadurch zu erklären, indem wir ſie vorzeigen. Indem wir auf die Art eine Menge Objecte durchgehen werden, die bey allen denen, welche gleiche Ideen von ihnen haben, auf einerley Art Begierden erregen, ſo werden wir endlich an die Sammlung derſelben die Idee des Guten verknüpfen, geſetzt wir wüßten auch nicht, ob es bey allen etwas Gemeinſchaftliches iſt, welches die Begierde erregt; und ob ſich alſo dieſe Idee auch auf andere Objecte ausdehnen läßt, von denen wir die Erfahrung noch nicht gemacht haben, aber an denen wir dieſes gemeinſchaftliche Merkmahl erkennen. — Eben ſo wollen wir ſetzen, wir wüßten nichts von der Beſchaffenheit, die eine ſolche Idee des Objects, welche Begierden erregt, von andern

Ideen unterſcheidet. Wir hätten bloß eine Reihe von Umſtänden vor uns, unter welchen viele Menſchen von gleichen Objecten, gleiche oder doch ähnliche Begierden bekommen hätten, und wir ſetzen zum voraus, ohne zu unterſuchen, daß in dieſen Umſtänden die Beſtimmungen verborgen liegen, welche machen, daß die Impreſſion des Objects, das einmahl von dem gewöhnlichen Effect begleitet geweſen iſt, das andere Mahl nicht. — Wenn die Erfahrungen ſich häufen, und die Anzahl der Fälle groß genug iſt, um darauf, ohne das Weſen der Sache zu kennen eine Art von Erklärung zu bauen: ſo werden wir feſtſetzen, daß die Natur unſrer Seele erfordere, daß Objecte von einer gewiſſen Art, wenn ſie mit einer beſtimmten Stärke der Impreſſion auf dieſelbe wirken, Begierden erregen. Dieſe Idee werden wir Bewegungsgründe nennen, und wir werden alſo von der Stärke derſelben natürlicherweiſe eine analogiſche Stärke in den Begierden erwarten. — Wenn dieſe Erfahrung alſo die einzige wäre, ſo würden wir die Urſachen unſrer Begierden lediglich in den Objecten und in der Stärke ihres Eindrucks ſuchen, und wir würden, um dieſelbe zu erregen, weiter nichts als die Gegenſtände, deren ehemahligen Einfluß wir beobachtet haben, der Seele auf die Art vorſtellen dürfen, von der wir ebenfalls aus der Erfahrung wiſſen, daß ſie ſonſt der Idee, die erregt werden ſollte, den gehör'gen Grad der Stärke und der Lebhaftigkeit gegeben habe.

Aber nun wird dieſe Erfahrung durch eine andere geſtört, welche die Auflöſung dieſes Problems viel künſtlicher und verwickelter macht. — Nähmlich wir finden, daß gewiſſe Objecte, bey einem weit geringern Grade von dem, was wir das Gute genannt hatten, und bey einer ſchwächern Idee, doch bey gewiſſen Seelen eine größere Begierde erregte, und hingegen andere, wo von jener Eigenſchaft, der wir die bewegende Kraft zugeſchrieben hatten, weit mehr anzutreffen, und wo die Idee weit ſtärker iſt,) ſchwächere. — Wenn dieſe Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die wir uns gemacht hatten, oft kommen, und wenn ihrer endlich ſo viel ſind, daß ſie ſich ſelbſt unter gewiſſe Regeln bringen laſſen, ſo werden wir geneigt ſeyn zu ſchließen, daß außer der Beſchaffenheit des Objects und der Beſchaffenheit der Idee von demſelben, noch etwas drittes ſeyn müſſe, welches in die Erregung der Begierde einen Einfluß habe, und die Entſtehung derſelben befördere oder verhindere. — Da man vorausſetzt, daß Object und Idee einerley geweſen iſt, ſo wird man unter allen Urſachen, die ſichtbar ſind, keine andere als die Natur der Seele ſelbſt finden, die dieſe Verſchiedenheit des Objects hervorbringen könnte. Man wird alſo darauf kommen, daß, ſo wie es die Natur der Seele überhaupt war, die es machte, daß gewiſſe Impreſſionen gewiſſer Objecte Begierden erregten; ſo müſſe es die eigenthümliche Natur gewiſſer Seelen insbeſondere ſeyn, welche verurſachte, daß bey dieſen einige von jenen allgemeinen Objecten Begierden erregten, die mit dem Grade der Kraft in den beyden Urſachen des Objects und der Impreſſion nicht übereinſtimmten. Man wird alſo der Seele, ſo wie dem Körper, eine gewiſſe Idiokraſie zuſchreiben, welche die allgemeinen pſychologiſchen Erfahrungen und Geſetze verändert, oder einſchränkt, und die Wirkungen gewiſſer Urſachen ſchwächt, vernichtet, ſtärkt, umändert, die wir ſonſt als eine nothwendige Folge von jenen anſahen.

Nun ſind wir alſo bey unſrer Frage, und die Art, mit der ſie uns jetzt vorgelegt wird, wird dieſe ſeyn: — Sind diejenigen Begierden, oder der Grad von Stärke und Schwäche in den Begierden, die ſich aus der Beſchaffenheit des Gegenſtandes und der Stärke der Impreſſion nicht herleiten laſſen, nothwendig Folgen einer beſondern Einrichtung in den Grundkräften der Seele; oder laſſen ſich davon andre Urſachen ausfindig machen; oder endlich ſind in den Fällen, auf die man dieſe Frage gründet, bloß gewiſſe verſteckte Beſonderheiten des Objects, gewiſſe geheime, und nur der Seele, die ſie empfindet, merkbare Abänderungen in dem Eindruck desſelben, welche die Verſchiedenheit der Wirkung veranlaſſen? — Und 2) wenn es aber nur das Eigenthümliche in der Natur, und, ſo zu ſagen, dem Mechanismo der Seele iſt, die dieſes Phänomen erklären kann; laſſen ſich alsdann über dieſe Beſonderheiten in der Natur einzelner Seelen Erfahrungen anſtellen; und kann man ſie auf gewiſſe allgemeine Eigenſchaften bringen, die, ſo gut wie die Natur der Seele überhaupt, der Grund eines Syſtems ſeyn können? und 3) laſſen ſich entweder aus der Erklärung dieſer Beſonderheiten, oder aus der bloßen Erfahrung die Mittel finden, welche der Einfluß derſelben auf die Entſtehung und den Grad der Begierden ſchwächen oder vernichten, und die Begierden wieder von allen andern Urſachen, als nur von der Beſchaffenheit des Objects, und der Stärke der Idee oder des Bildes, welches es in der Seele abdrückt, unabhängig machen? Das iſt die erſte Reihe von Vorſtellungen, die den Philoſophen auf dieſe Frage führt, und ihm zugleich den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung genauer bezeichnet.

Aber dieſer Gegenſtand hat noch mehrere Seiten, von welchen er ſich betrachten läßt, und die wir nicht vorbey laſſen dürfen, wenn die Beantwortung der Frage einigermaßen vollſtändig ſeyn ſoll.

Gewiſſe Begierden entſtehen in uns ſo, daß wir uns der Ideen deutlich bewußt ſind, auf welche die Begierde folgte, und von denen wir ſie als die Wirkung anſehen. Hier wiſſen wir alſo das

Object, wir wiſſen die Art, wie wir zu ſeiner Bekanntſchaft kamen; den Zeitpunct, in welchem wir die Idee von ihm empfingen, die Beſchaffenheit und den Einfluß dieſer Ideen; wir haben ſelbſt den Veränderungen zugeſehen, welche dieſelben nach und nach bey uns machten, und überſehen alſo den ganzen Weg, durch welchen die Seele von der erſten Kenntniß des Objects bis zur Begierde, oder noch weiter bis zu dem Entſchluß, es zu beſitzen, gelangt iſt. Dieſe Ideen mögen nun entweder ſelbſt von uns gewirkt worden ſeyn, weil wir ſchon im voraus im Object die Beſchaffenheit vermutheten, die ein Gegenſtand unſerer Begierden ſeyn konnte, oder ſie mögen die Folge von Eindrücken ſeyn, die auf uns ſind gemacht worden; in beyden Fällen heißen wir es vernünftige Begierden, und im erſten Fall, Willen.

Bey andern Begierden ſind wir uns zwar bey dem einzelnen Gegenſtande, der jetzt gegenwärtig iſt, und in dem Falle, der ſich eben jetzt ereignet hat, nicht aller der Eindrücke und Ideen bewußt, durch welche ſie hervorgebracht worden ſind: aber wir ſind uns doch überhaupt der Urſachen bewußt, warum die ganze Art von Gegenſtänden, unter welcher der gegenwärtige ſteht, zuerſt auf unſer Verlangen einen Einfluß gehabt hat; die Seele kann auf eine dunkle Art die Fälle überrechnen, in welchen ähnliche Gegenſtände ihr vorgekommen ſind, und in denen ſie alſo die zuerſt empfangenen

Ideen von dem Guten deſſelben ſo oft beſtätigt gefunden, daß ſie nunmehr, mehr durch dieſe plötzliche und ſchnelle Erinnerung, als durch die wiederhohlte Unterſuchung des Objectes, die Eindrücke empfängt, auf welchen die Begierde beruht. Nun in allen den Fällen, wo die Seele nicht mit Bewußtſeyn die Bewegungsgründe erkennt, die jetzt ihre Begierde erwecken, ſetzt man eine ſchon vorhandene Neigung zum Grunde, die vorher in der Seele geweſen iſt, und die alſo durch die Vorſtellung eines neuen Objects nicht gewirkt, ſondern nur aufgeweckt zu werden brauchte. In dem Fall alſo, von dem wir nun reden, iſt dieſe Neigung die Folge einer ehemahls aus deutlichen oder klaren Vorſtellungen entſtandenen, und ſeit der Zeit ſo oft wiederhohlten Begierde, daß nunmehr dieſelbe, ohne die Reproducirung dieſer Vorſtellungen abzuwarten, dem Augenblick des Gegenſtandes unmittelbar folgt. Dieſes ſind die Neigungen durch Gewohnheiten, und von denen iſt hier die Rede nicht.

Der letzte Fall alſo iſt, wenn Begierden in uns erregt werden, deren Entſtehung wir nicht nur nicht aus unſern jetzigen Vorſtellungen, deren wir uns bey der Sache bewußt ſind, ſondern auch aus keinen ehemahls gehabten Vorſtellungen herzuleiten wiſſen: wenn wir uns keines Zeitpuncts erinnern können, wo dieſes Object zuerſt durch die Kenntniß, die wir von demſelben und ſeinen Vollkommenheiten (unter dieſem Nahmen verſtehe ich alle Arten von Eigenſchaften, die Begierden erregen können) erlangt haben, einen Einfluß auf unſre Berechnungskräfte bekommen hätten, und wo alſo nicht der Grund in Ideen liegt, die ehemahls klar geweſen, und nur durch die Wiederhohlung verdunkelt worden ſind. In dieſem Falle ſchreibt man ebenfalls der Seele eine Neigung zu der Sache zu, die aber von der vorigen ganz unterſchieden iſt; ſie beſteht nähmlich in einer gewiſſen Fähigkeit der Seele, Begierden für einen Gegenſtand zu bekommen, ohne daß dieſe durch eine Vorſtellung gewirkt ſey, der man ſich irgend einmahl deutlich bewußt geweſen iſt. Ich merke hierbey an:

1) Daß alſo Neigung von Begierden unterſchieden iſt, wie die Fertigkeit von der Handlung; jenes zeigt eine gewiſſe Diſpoſition der Seele an, von einem Gegenſtande leichter als von dem andern ſolche Impreſſionen zu bekommen, die Begierden erwecken. Wir haben geſehen, daß dieſe Diſpoſition entweder nur aus einer oft wiederhohlten Vorſtellung derſelben Gründe, die zuerſt die Begierde erregt hat, entſtanden iſt; alsdann iſt die Begierde vor der Neigung vorhergegangen, und die Neigung iſt das Reſultat einer Menge von auf einander folgenden Begierden, die einerley Gegenſtand haben; oder ſie entſteht aus einer andern Urſache als aus Vorſtellungen, und als-

dann geht die Neigung vorher und veranlaſſet ſie.

2) Wir müſſen hier nothwendig die Sache noch unausgemacht laſſen, ob es Neigungen von der letzten Art, die vor allen Begierden vorher gegangen wären, und die alſo in keinen Begierden ihren Grund haben könnten, gebe; oder ob nur der Zeitpunct, wo wir zuerſt von einem Gegenſtande Eindrücke empfangen, und Vorſtellungen uns gemacht hat; zu weit zurück iſt, und daß wir uns des Urſprungs unſrer Neigung erinnern könnten. Unſre Frage wird alſo jetzt auf folgende Weiſe beſtimmt werden:

1) Sind alle Neigungen, d. h. eine jede Verfaſſung der Seele, vermöge welcher ein Object leichter als ein anders in ihr Begierden erwecken kann, bloße Folgen einer oft wiederhohlten Begierde, und folglich bloße Folgen der Umſtände, in denen ſich der Menſch befunden hat, und die ihm die Objecte dieſer Begierde öfter als die Objecte anderer dargebothen haben; oder ſind ſie Folgen der urſprünglichen Einrichtung ſeiner Natur?

2) Auf was Art iſt es im erſten Falle möglich, den Einfluß, den die Reihe der Gegenſtände, welche einem Menſchen von der erſten Entwickelung ſeiner Empfindungskraft

vorgeſtellt worden ſind, auf ſeine Begierden gemacht hat, auszulöſchen oder zu ſchwächen? Und im andern Fall, wie iſt es möglich, dieſe urſprüngliche Einrichtung der Natur zu unterſcheiden, und was für Gewalt können wir über dieſelbe haben? Wir ſehen, dieſe letzte Frage kommt mit der obigen überein.

Der dritte Geſichtspunct, in den ich die Sache ſtellen will, iſt folgender:

Unter den Handlungen, die wir wollen, betrachten wir die einen als Mittel zu gewiſſen Zwecken; wir ſehen die Verbindung zwiſchen beyden ein, und dieſe Einſicht iſt der Grund warum wir ſie wollen, und die Regel, nach welcher wir ſie einrichten. Die andern wollen wir unmittelbar als Zwecke, oder ohne daß wir an den Zuſammenhang derſelben mit den Zwecken denken.

Die letztere Art der Handlungen hat eine ſehr merkliche Aehnlichkeit mit den Handlungen der Thiere; ſelbſt in ihren künſtlichen Werken ſcheinen dieſe bey einer jeden Verrichtung, nicht ſowohl die Wirkung, die ſie hervorbringen wird, als vielmehr die Verrichtung ſelbſt zum Zweck zu haben. Eben daher kommt es, daß ſie zu den Abſichten, für die die Natur ſie arbeiten läßt, immer gerade dieſelben Mittel wählen. Nähmlich weil ſie dieſe Abſichten nicht kennen und nicht vorausſehen, und das, was ſie thun, unmittelbar als Zwecke thun, ſo können ſie darin ſo wenig ändern, als ein Wanderer, dem nicht der Ort ſeiner Beſtimmung, ſondern immer nur der nächſte Schritt gezeigt wird, den Weg. — Sie wollen niemahls etwas weiter, als was ſie wirklich jetzt thun, und ihre Abſicht iſt erreicht, ſobald dieſe Handlung gethan iſt; obgleich dieſe ſich hernach mit gewiſſen Wirkungen verbunden findet, von denen ſie ſelbſt nichts wußten, und die auf ſie keinen Einfluß hatten. Ich will nicht dafür ſtehen, ob dieſe Erklärung, die wenigſtens die gewöhnlichſte iſt, wenn man von den Kunſtwerken der Thiere, ohne ihnen Verſtand zuzugeſtehen, Rechenſchaft geben will, auch die wahreſte iſt. Aber das ſehen wir doch, daß es bey uns ſelbſt Handlungen von der Art gibt, und wenn wir auch bloß das Beyſpiel des Hungers und des Durſtes vor uns hätten. Daß uns die Speiſen nähren, iſt der Zweck der Natur, aber nicht der unſrige. — Dieſes ſind aber in der That nicht die einzigen Beyſpiele, und es ſind, wie wir noch weiter unten ſehen werden, tauſend Fälle im menſchlichen Leben, wo das Gute der Handlung bloß in ihrer Kraft liegt, etwas zu wirken, was gut iſt, und wo wir doch dieſe Handlung ſelbſt für das Gute anſehen, was wir erlangen wollen. — Dieſe Verkürzung unſrer Ausſicht, wenn ich ſo ſagen darf, dieſe Einſchränkung der Vorherſehungskraft auf die Handlung ſelbſt, ohne die Folgen derſelben, die doch eigentlich ihren Werth beſtimmen ſollen, zu wiſſen, macht das Unterſcheidende deſſen aus, was man Inſtinkt oder Neigung in beſonderm Verſtande nennt. — Eine Urſache dieſer Inſtinkte lehrt uns die Erfahrung; und es kommt nur darauf an, zu wiſſen, ob ſie die einzige iſt. Nähmlich wenn wir eine Handlung oft und lange als ein Mittel uns vorgeſtellt und als ein ſolches begehrt haben, ſo wird, wenn die Begierde gegen den Zweck ſehr heftig iſt, beſonders wenn die Erreichung derſelben eine oft wiederhohlte Anwendung des Mittels fordert, das Mittel zuletzt an und für ſich begehrt, und der Endzweck, anfangs nur aufgeſchoben, endlich vergeſſen. So iſt die Entſtehung des Geizes. — Dieſe Verwandelung alſo der Mittel in Zwecke, die durch die oft wiederhohlte Anwendung derſelben Mittel, die Heftigkeit der Begierde gegen den Zweck und den nothwendigen Aufſchub deſſelben entſteht, iſt die eine Urſache der Inſtinkte; aber nicht die einzige: denn Hunger, Durſt, und der Trieb der Geſchlechter läßt ſich nicht dadurch erklären. — Die Frage iſt alſo jetzt von neuem beſtimmt, auf eine doppelte Weiſe.

Wenn die Seele gewiſſe Handlungen, oder überhaupt gewiſſe Gegenſtände, die nur, in ſo fern ſie Mittel ſind, Begierden erregen können, begehrt, ohne an die Zwecke zu denken: ſo entſtehen dieſe Begierden entweder aus einer bloßen Uibertragung der Idee des Guten, (von welche alle

Begierde abhängt) von dem Gegenſtande, dem ſie zukommt, auf den andern, welcher uns jene verſchafft; oder aus einem noch höhern Princip. — Alſo nun iſt die Frage: 1) durch was für Mittel iſt es im erſten Fall möglich, die Ordnung der Natur wieder herzuſtellen, und entweder die Idee des Guten auf dem Zwecke, dem ſie zukommt, beſtändig feſt zu halten, und bey den Handlungen beſtändig den Augenpunct zu behalten, der uns dieſelbe als Mittel zeigt; — oder wenn einmahl Mittel mit dem Zweck vertauſcht iſt, dem unerachtet in der Begierde die Proportion zu erhalten, die dem Grade des Guten in dem Zwecke, den man vergeſſen hat, gemäß iſt. Im andern Falle: wie iſt es möglich, bey den Handlungen, wo entweder die menſchliche Natur oder die unſrige uns zu den Mitteln begierig macht, wenn wir ſie auch ohne allen Zweck denken, dennoch eben dieſelbe Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten, als wenn wir unmittelbar dieſen Zweck ſelbſt begehrten, und nach ihm den Werth der Mittel abmäßen?

Alle dieſe verſchiedenen Wege vereinigen ſich alſo in dieſem Puncte. Unſre Begierden (und wenn ich von Begierden rede, ſo meine ich zugleich ihre Stärke oder ihren Grad; denn iſt eine ſtarke Begierde nicht ſo viel als eine vielfache kleine, oder eine Summe von vielen ſolchen?) unſre Begierden alſo werden entweder durch die Beſtimmungsgründe, die in den Dingen ſelbſt liegen, und die Art, wie dieſe auf uns wirken, — oder durch gewiſſe Eigenſchaften, die in unſrer Seele ſchon vorhanden ſind, beſtimmt. Der Theil unſrer Begierden, der in gewiſſen Beſchaffenheiten der Seele, die ſie empfängt, und nicht in den Eigenſchaften des Objects, das ſie erregt, ſeinen Grund hat, iſt das, was hier natürliche Neigung heißt.

Die erſte Unterſuchung alſo iſt natürlicher Weiſe die: Sind dieſe Beſchaffenheiten der Seele, die, unabhängig von den Beſchaffenheiten der Objecte, den Begierden doch auf dieſelbe eine Richtung geben, ein Theil ihrer Natur, oder ſind ſie nur Folgen vorhergegangener Handlungen; ſind ſie angeboren oder erworben? Man ſieht, eher iſt es unmöglich zu beſtimmen, ob dieſe Neigungen verändert werden können, bis man erſt weiß: woher ſie entſtehen?

Das erſte, was man bey der Unterſuchung dieſer Frage gewahr wird, iſt die Schwierigkeit derſelben, und ich möchte beynahe ſagen, die Unmöglichkeit, mit ihrer Beantwortung bis auf einen gewiſſen Grad von Gewißheit zu kommen. Wenn es möglich wäre, die Geſchichte einer einzigen menſchlichen Seele, von dem erſten Keim einer Idee, von dem erſten ſchwächſten Eindrucke, den die äußern Dinge auf dieſelbe gemacht haben, bis zu der völligen Entwickelung aller ihrer Erkenntniſſe und Begierden zu wiſſen; wenn irgend ein Philoſoph die Empfindungen und die Ideen aus den erſten beyden Jahren ſeines Lebens wieder zum

Bewußtſeyn bringen könnte; wenn wir irgend etwas eher von den Geſchäften unſerer Seele erführen, bis dieſelbe ſchon damit zu Stande iſt: ſo würde es vielleicht möglich ſeyn, den bloßen Einfluß der individuellen Verſchiedenheit in der Natur der Seele von dem Einfluß der individuellen Verſchiedenheit in den Gegenſtänden, die ihr vorgeſtellt werden, zu unterſcheiden. Jetzt aber, da unſre Seele ſich beynahe nicht eher ihrer bewußt zu werden anfängt, als bis ſchon die natürlichen Neigungen gebildet ſind; da man ſich von der Wirkſamkeit der Seele in den erſten Jahren, von denen doch vielleicht alles abhängt, nicht anders als durch die Wirkungen derſelben in den folgenden überzeugen kann: ſo iſt es unmöglich, durch die bloße Erfahrung dieſe Sache zu entſcheiden. — Es würde ſogar ſehr natürlich ſeyn, wenn wir der Verſchiedenheit in der Natur der Seele, die wir bloß muthmaßen müſſen, gar keinen Einfluß geben, — und alles von der Verſchiedenheit der Umſtände und der äußern Gegenſtände herleiteten, die wir gewiß wiſſen.

Dem unerachtet machen es folgende Betrachtungen mehr als wahrſcheinlich, daß die Verſchiedenheiten in den natürlichen Neigungen einer wirklichen Verſchiedenheit in der Natur der Seele ſelbſt zuzuſchreiben ſey.

Zuerſt beweiſt dieß eine gewiſſe Analogie, die wir zwiſchen der Wirkung der Körper auf die Sinne und der Wirkung der Gegenſtände auf die Seeleſſinden. Die Werkzeuge der Empfindung im Körper, und die Veränderungen, welche die äußern Gegenſtände in denſelben machen, ſcheinen auf gewiſſe Weiſe nicht bloß die Urſachen, (ich nehme jetzt dieß Wort in einem Verſtande, der alle Syſteme zuläßt) ſondern auch das Bild von der Entſtehung der Ideen in der Seele zu ſeyn. Wir wollen alſo jetzt einen Augenblick die Seele in eins von den ſinnlichen Werkzeugen ſetzen, oder wir wollen vielmehr da ſinnliche Werkzeug ſelbſt belebt machen. Wir woll auf eine Zeit lang annehmen, das Auge wäre ſel das was da ſieht; und es empfände die Bilder, d in ihm gezeichnet werden. Dieſe Bilder mögen uns alſo jetzt die Ideen vorſtellen, und was für Urſachen jene verändern, die wollen wir als Principien annehmen, um die Urſachen der Verſchiedenheiten in den letztern zu erkennen. Wir ſehen aber, die Beſchaffenheit des Bildes im Auge wird von ſeiner Structur, von ſeinen Säften, und von der Art von Dingen, die ſich oft in denſelben abgebildet haben, beſtimmt. Jedermann weiß, daß die größere oder geringere Erhabenheit, ſowohl die vordern Flächen des Auges, als des Kryſtalles, und die weitere oder geringere Entfernung des Netzes von dem Vordertheile, die Urſache iſt, daß entweder die Strahlen von den einzelnen Puncten des Objects ſich wieder in einzelne Puncte auf dem Netze ſammeln, und alſo das Bild deutlich machen, oder wenn dieſer

Sammlungspunct vor oder hinter dem Netze iſt, mehrere Puncte auf dem Netze von einem in dem Gegenſtande machen, und alſo das Bild verwirrt. Wenn wir alſo auch die Säfte des Auges, die zu der Berechnung das Ihrige beytragen, nicht als eine urſprüngliche Einrichtung der Natur, ſondern als immer von neuem wiederhohlte Abſonderungen von andern Säften anſehen wollten, deren Beſchaffenheit durch die Art und Quantität der Nahrungsmittel beſtimmt werden kann: ſo finden wir doch Eine Urſache von der Schärfe und Schwäche, und überhaupt von der Beſchaffenheit des Geſichts, die unmittelbar in der Bildung des Körpers liegt, und mit ihm zugleich da geweſen ſeyn muß. Zuſammengenommen alſo hatten wir drey verſchiedene Urſachen, die den Grund von allen den Beſonderheiten enthalten, die das Geſicht des Einen von dem Geſicht des Andern unterſcheiden. Die erſte iſt die Structur und die Conformation der feſten Theile, die alſo ganz gewiß zur individuellen Natur dieſes Körpers gehört, weil ſie nähmlich dem Körper, ſo lange als er fortdauert, eigen bleibt, geſetzt daß ſich auch eine Art von Kraft fände, die dieſe Structur einigermaßen verändern, oder ihre Folgen aufheben könnte. — Die andre Urſache ſind die Säfte, von denen wir es noch ungewiß laſſen, ob ſie ſich immer wieder erneuern, und ob ſie ſich alſo durch eine Veränderung des Stoffs, aus welchem ſie durch eine Art von Chemie herausgezogen und zubereitet werden, verändern ließen. — Die dritte Urſache endlich iſt die Natur der Gegenſtände, die am öfteſten Bilder von ſich in dem Auge gemacht haben. — Wir wiſſen ſchon, daß die Dunkelheit und das Licht die Augen verändert; aber noch außerdem wiſſen wir, daß, nachdem das Auge entweder lauter entfernte oder lauter nahe Gegenſtände zu ſehen genöthigt geweſen iſt; nachdem daſſelbe ein Ding öfter und mit mehr Aufmerkſamkeit hat betrachten können: nachdem wird auch das folgende Bild, was ſich von einem oder dem andern dieſer Gegenſtände macht, deutlicher und lebhafter, oder verwirrter und ſchwächer ſeyn. — Ich weiß wohl, daß ſich hierbey mit dem bloßen Bilde, das eine körperliche Veränderung iſt, die Wirkung der Seele, die dieſes Bild empfindet, vermiſcht; daß alſo die Veränderung, die dieſe öftere Vorſtellung eines Gegenſtandes in dem Sinne verurſacht, nicht immer eine Veränderung im Bilde ſelbſt, ſondern nur eine größere oder geringere Aufmerkſamkeit auf dieſes Bild vorausſetzt. Allein dieſes ſchadet der Abſicht nicht, zu der ich dieſes Beyſpiel anführte, und bey welcher ich das Auge als das empfindende Weſen ſelbſt anſah, welches des Bildes ſich bewußt wäre, das ſich in demſelben abdrückte. Uiberdieß iſt es unſtreitig, daß auch noch immer ein gewiſſer Einfluß der Gegenſtände und ihrer öftern Vorſtellung über das bloß körperliche Bild im Auge ſelbſt übrig bleibt. Denn wir finden, daß durch eine ſolche Art von Uibung, durch welche das Auge von einer gewiſſen Lage, Entfernung und Geſtalt der Dinge, öfter als von der entgegenſtehenden Bilder empfangen hat, ſich ſogar ein Theil von der urſprünglichen Beſchaffenheit des Auges ändert. Die Mahler und die Jäger wiſſen es ſehr wohl, daß ſich das Geſicht erweitern und verengern, genauer und zugleich ſchneller in den Eindrücken, die es empfängt, machen läßt, wenn es auf eine gewiſſe Gattung von Dingen immer gerichtet, und von andern abgehalten wird.

Was ich hier von dem Geſicht geſagt habe, gilt von allen übrigen Sinnen auch. Bey allen finden wir außer dem allgemeinen Eindrucke, der allen Menſchen gemein iſt, und alſo in der Natur des Körpers, als eines menſchlichen Körpers ſeinen Grund hat, noch gewiſſe beſondere Verſchiedenheiten in dieſen Eindrücken, wodurch ſich ein Menſch von dem andern unterſcheidet. Bey allen finden wir, daß der Grund zu dieſer Verſchiedenheit

1) in dem Bau der Theile, welche die Wirkung der äußern Körper empfangen, — und der unveränderlich oder doch ſehr wenig veränderlich iſt;

2) in der Art der Säfte, die zum Theile durch die Structur der erſten Theile beſtimmt werden, aber auch zum Theile von der Wahl und dem gehörigen Verhältniß der Nahrungsmittel abhangen, und endlich

3) in der Beſchaffenheit und dem Eigenthümlichen

der Gegenſtände, die durch Zufall oder durch Wahl, auf dieſen Sinn am öfterſten einen Eindruck gemacht haben, liege. —

Alſo zwey Urſachen im Körper, eine unveränderliche, die der Körper mit ſeiner Entſtehung zugleich empfängt, eine veränderliche, die durch die gehörige Verhaltung und eine gewiſſe Art von Diät des Körpers in ihrer Wirkung beſtimmt werden kann; eine Urſache außer dem Körper, die in der Reihe von Gegenſtänden liegt, die dem Sinne nach und nach vorgeſtellt worden, und unter welchen einige öfter als andre wieder gekommen ſind. Dieſe Gegenſtände wird freylich größtentheils der Zufall ihm zuführen; aber man ſieht doch auch, daß eine gewiſſe Wahl bey denſelben möglich iſt, und alſo auch von dieſer Seite ein gewiſſer Einfluß über die Art der ſinnlichen Empfindung Statt habe.

Wenn wir nun dieſe Erfahrungen, die in Theilen unſers Körpers gemacht worden, welche, ſo zu ſagen, der Seele am nächſten liegen, und von denen ſie die unmittelbarſten Einflüſſe bekommt, — mit dem, was wir von der Seele ſelbſt wiſſen, vergleichen, ſo wird uns dieſes auf die Gedanken bringen, daß es mit der Bildung der Ideen in der Seele, und mit den Verſchiedenheiten, die denſelben in den einzelnen Menſchen zukommen, eben die Bewandniß habe, wie mit den Eindrücken auf den Körper, die jene Ideen zuerſt veranlaßten oder wirkten. Zuerſt ſehen wir alſo jetzt ſchon eine gewiſſe

Urſache von der Verſchiedenheit der Veränderungen in der Seele, die weder von der Beſchaffenheit des Objects, noch von der Stärke ſeiner Wirkung abhängt; nähmlich die Verſchiedenheit in dem Bau und Beſchaffenheit der ſinnlichen Werkzeuge dieſer Kanäle, durch welche der Seele die Bilder von den äußern Dingen zugeführt werden, und die ihnen ſchon, ehe ſie noch die Seele erreichen, eine gewiſſe Geſtalt geben, die nach ihnen und nicht bloß nach dem Object geformt iſt. Alle dieſe Urſachen, die im Körper von der Verſchiedenheit der Neigungen der Seele liegen, zuſammen genommen heißen das *Temperament*; und wir haben alſo jetzt ſchon wenigſtens einen Schritt gethan, um den Grund der natürlichen Neigungen zu finden, die wir zu verändern ſuchen wollen — Wir haben wenigſtens zweyerley durch dieſe Erfahrungen gewonnen: Zum erſten, daß wir uns überzeugen können, es ſey falſch, wenn wir hätten annehmen wollen, daß dieſe Verſchiedenheit der Neigungen bey einerley Objecten, bloß eine Art von Betrug ſeyn, der daher entſtände, weil die geheimen Unterſchiede in den Objecten, oder in ihrem Eindruck, zu unmerklich für uns geweſen wären. Wir ſehen jetzt wirklich eine ſubjectiviſche Verſchiedenheit, und finden, daß in der Structur und dem Bau der ſinnlichen Werkzeuge eben ſo wohl eine gewiſſe Empfänglichkeit ſeyn muß, die Bilder dieſer oder jener Gegenſtände richtig zu empfangen, und unverſtellt bis an den Ort der Empfindung fortzupflanzen, als in den Gegenſtänden ſelbſt eine Kraft ſeyn muß, dieſe Bilder hervorzubringen.

Zum andern gibt uns dieſe erſte Entdeckung Gelegenheit zu muthmaßen, daß es eben ſowohl Verſchiedenheiten in dem Dinge ſelbſt, welches empfindet, als in dem, welches die Empfindungen zuführt, geben könne, und daß da, wo ſich die bloße Bewegung in eine Idee verwandelt, eben ſowohl dieſe Verwandlung durch die Verſchiedenheit des denkenden Weſens anders ſeyn werde, als die Bewegung durch die Geſtalt der bewegten Theile geändert werde.

Dieſe Muthmaßung iſt es, die wir jetzt zu beſtärken haben.

Zuerſt alſo haben wir ſchon oben geſagt: daß die Veränderungen, die in den Nerven oder im Gehirne vorgehen, wenn eine Aenderung in der Seele geſchieht, nicht bloß die Urſachen, ſondern auch die Bilder derſelben ſind. Die Pſychologie hat keinen andern Weg, die verſchiedenen unſichtbaren Veränderungen, die in der Seele vorgehen, (wofern ſich die Seele deren nicht ſelbſt bewußt iſt) zu kennen, als indem wir die analogiſchen Bewegungen, die mit denſelben in dem Körper verbunden ſind, betrachten. Noch mehr. Alle unſre Ideen, die wir von geiſtigen oder von abſtracten Gegenſtänden haben, ſind faſt durchgängig durch eine gewiſſe Analogie mit körperlichen Gegenſtänden gebildet werden. Und ſo wie dieſe Analogie uns zuerſt auf dieſe Idee führte, und uns die Auffindung derſelben erleichterte, ſo iſt auch bey ihrer Entwickelung dieſe Analogie oft zur Seite gegangen. Unſere Sprache iſt ein Beweis für das erſtere; der Urſprung der Wörter, womit wir jetzt die Idee ausdrücken, wird uns bald die körperlichen und ſinnlichen Gegenſtände zeigen, von welchen wir zuerſt dieſe Aehnlichkeiten abſtrahirt haben. Und faſt unſre ganze Philoſophie iſt ein Beweis von dem andern. Das Wort Idee ſelbſt und das Meiſte was wir von demſelben wiſſen, iſt durch die Aehnlichkeit gefunden worden, die wir zwiſchen demſelben und einen körperlichen Bilde antrafen. Die meiſten der Veränderungen in unſrer Seele würden wir niemahls haben mit Worten erklären können, wenn wir auch dieſelben empfunden hätten, woſern uns nicht dieſe Analogie, die wir zwiſchen dieſen Veränderungen und den körperlichen fanden, die damit correſpondiren, uns ſowohl den Stoff unſrer Erkenntniß erweitert, als Zeichen für dieſelbe verſchafft hätte. — Alſo iſt es nicht nur erlaubt, ſondern es iſt nothwendig, bey allen Unterſuchungen, die die Natur und die Wirkungen der Seele betreffen, die Natur und die Bewegungen des Körpers zu Rathe zu ziehen, durch die wir zuerſt jene auf eine verſtändliche Art haben erklären können. Es iſt demnach ein gewiſſer Schluß der Aehnlichkeit zwiſchen den Erfahrungen in dem Körper, (in ſo weit derſelbe mit der Seele unmittelbar in Verbindung ſteht) und den Veränderungen der Seele ſelbſt erlaubt. Und wir können mit Recht der Seele ſo wie dem Sinne, eine gewiſſe Kraft zuſchreiben, die empfangenen Bilder durch ſich ſelbſt zu verändern, und alſo auch ihre Wirkungen anders zu machen, als ſie ſonſt durch die immer gleichförmig wirkende Kraft des Objects geworden wären.

Dieſe Muthmaßung aber wird vollends auf eine Art von Gewißheit gebracht, wenn man die Art und Weiſe entdeckt, auf welche die Seele dieſe Bilder verändern kann. — Dieſe Unterſuchung muß uns nothwendig die Beantwortung der Frage vorbereiten, um deren willen wir dieſelbe anſtellen. Denn wie iſt es anders möglich, den Einfluß, denn die beſondern Beſchaffenheiten jeglicher Seele auf die Eindrücke gewiſſer Objecte und die Begierden, die daraus entſtehen, haben, und den wir natürliche Neigung nannten, zu regieren, als indem wir die Art dieſes Einfluſſes kennen?

Um dazu zu gelangen, müſſen wir erſtlich bemerken: daß, ob wir gleich oben gezeigt haben, die Idee des Objects, in ſo fern dieſelbe bloß von der Art und von den Umſtänden, unter welchen daſſelbe vorgeſtellt wird, abhängt, ſey nicht ein hinlängliches Principium, woraus ſich in jedem Falle die vollſtändige Wirkung erklären läßt, doch die Idee, ſo wie ſie jedesmahl wirklich in der Seele vorhanden iſt, nachdem ſchon alle Urſachen in ſie gewirkt haben, die in und außer der Seele etwas an ihr verändern können, das letzte, was von der Impreſſion des Gegenſtandes übrig bleibt, wenn ſchon alle Verwandlungen damit vorgegangen ſind, die einzige und auch die vollſtändige Urſache der Begierde ſey, die in eben dieſem Falle entſteht. Wir müſſen alſo nothwendig, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, die Idee des Objects an und für ſich von der Idee des Objects in einem beſtimmten Subjecte unterſcheiden. Die erſte iſt eigentlich das, was wir Impreſſion zu nennen pflegen, (und wir wollen ihm inskünftige immer dieſen Nahmen geben) der Theil nähmlich der wirklich in der Seele vorhandenen Idee, der von der Art und Weiſe, wie der Gegenſtand derſelben iſt vorgeſtellt worden, abhängt. Die andere iſt dieſe ganze Idee ſelbſt; d. h. die Art der empfangenen Impreſſion zuſammengerechnet mit dem Beytrag oder dem Abzug, den die Seele ſelbſt zu demſelben hinzugethan hat. — So wird, um dieſen Unterſchied durch ſinnliche Aehnlichkeiten zu erklären, das Bild, das ſich in einem Spiegel abmahlt, zuerſt durch die Entfernung des Gegenſtandes, und das Licht, was auf denſelben fällt, beſtimmt; in ſo fern iſt es Impreſſion: zum andern durch die Figur und die Politur des Spiegels ſelbſt; und dieſes mit dem erſten zuſammengenommen, macht die vollſtändige Idee aus.

Dieſe Idee nun alſo, die in der Seele jedesmahl von einem Gegenſtande wirklich vorhanden iſt, es mögen nun zu der Modification derſelben ſo viel innere und äußere Urſachen etwas beygetragen haben, als nur wollen, iſt jederzeit der hinreichende Grund der Begierde, die aus ihr entſteht, und iſt derſelben allemahl gleich. — Dieſer Satz, der ſchon, ſobald er vorgetragen wird, eine Evidenz hat, die unſere Uiberzeugung erzwingt, wenn wir ſie auch nicht zu rechtfertigen wüßten, wird auch noch durch die Reflexion aufs genaueſte beſtätigt. — Der vornehmſte und der einzige Beweis, den ich dafür anführen will, iſt der: daß die Kraft der Seele, durch welche die Begierde gewirkt wurde, keine andre als eben die ſey, welche die Ideen hervorbrachte, und daß die Begierde ſelbſt nicht eine von der Idee der Art nach verſchiedene Wirkung, ſondern nur eine entwickelte, eine auf gewiſſe Weiſe beſtimmte Idee ſey. Es iſt längſt ausgemacht, daß die Kraft der Seele Ideen zu erwecken, die einzige ſey, die wir kennen. Wenigſtens, da ſich aus ihr alle die Veränderungen in der Seele erklären laſſen, deren wir uns nur jemahls bewußt werden, ſo würde eine jede andre Kraft, die wir annähmen, eine überflüſſige Kraft, eine Urſache ohne Wirkung, d. h. gar keine Urſache ſeyn. — Es iſt alſo auch richtig, daß der Gegenſtand aller Begierden eigentlich Ideen ſind, und daß die Begierde nach einer Sache außer der Seele, nichts anders als die Begierde iſt, ſich die Idee von dieſer Sache zu verſchaffen, und zwar in einem höhern Grade von Stärke, als wir ſie jetzt haben. Wir wollen uns zu dem Ende einen kleinen Plan von den Operationen der Seele vorſtellen. — Um aber den Fall einfacher, und die Erfahrung dadurch leichter und ſicherer zu machen, ſo nehme man an: die Kraft der Seele äußerte ſich jetzt zum erſtenmahl, und die Idee, die jetzt in ihr entſtände, wäre die erſte, deren ſie ſich bewußt worden wäre. Wir wollen alſo die Seele eines neugebornen Kindes in den Körper eines Erwachſenen ſetzen, und nachdem wir ihr alle Hinderniſſe von außen genommen haben, ihr zugleich alle Beförderung benehmen, die ſie durch eine ſchon vorhergehende unbewußte Uibung ihrer Kraft könnte gehabt haben. Laſſet alſo für dieſen Menſchen die Kanäle der Empfindung auf einmahl eröffnet werden. Alles, was im Körper geſchehen muß, um die Idee vorzubereiten, geſchehe ſo richtig, als wenn jeder Theil zu dieſem Geſchäfte ſchon längſt wäre gebraucht worden. Die Seele alſo, deren Kraft jetzt durch die körperlichen Veränderungen, an die ihre Wirkung (wie die Erfahrung lehrt) gebunden iſt, aufgeweckt worden, äußert ſich zum erſtenmahl, und bringt die erſte Idee hervor. — Man ſieht, daß dieſe Idee in der That nicht eine von der Wirkung der Seele ſelbſt, oder der Handlung unterſchiedene Sache ſeyn kann, und daß es eine bloße Illuſion und ein Mangel der Sprache iſt, wenn man dieſelbe als einen Effect vorſtellt, der von der Aeußerung der Kraft, durch die er hervorgebracht wird, unterſchieden wäre. Denn wenn die Idee eine gewiſſe Modification der Seele wäre, die durch die Handlung nur hervorgebracht würde, und welche fortdauerte und zurückbliebe, wenn auch die Handlung ſchon aufgehört hätte; ſo ſehen wir, daß wieder eine zweyte Handlung dazu nöthig wäre, um ſich von dieſer Modification der Seele einen Begriff zu machen, oder ſich derſelben bewußt zu werden, und daß alſo eine neue Veränderung in der Seele gemacht werden müßte, um die erſte zu erkennen. Und da dieſe zweyte Veränderung wieder eine Sache ſeyn würde, die von der Aeußerung der Kraft ſelbſt unterſchieden wäre, und ſo zu ſagen außerhalb derſelben exiſtirte, ſo würde ein dritter Actus nöthig ſeyn, um dieſe wieder zu erkennen. Da dieſe Reihe nun von in der Seele gemachten und bleibenden Veränderungen, und von Actibus, durch welche dieſe Veränderungen von der Seele erkannt und zum Bewußtſeyn gebracht würden, ins Unendliche fortginge, ſo würde man nirgends den Grund zu einer einzigen Idee finden können. Die Urſache dieſer unrichtigen und doch ſo gewöhnlichen Vorſtellung ſcheint die Vermiſchung der Ideen der Seele mit den materiellen Ideen, oder mit den Veränderungen zu ſeyn, die mit jeder Vorſtellung in dem Gehirne oder in den Nerven verbunden ſind. Weil in dieſen gewiſſe Modificationen, gewiſſe Verſetzungen in der Lage oder der Geſtalt der Theile vorgehen müſſen, die von der Handlung, die dieſe Veränderungen wirkt, unterſchieden ſind, und noch nach derſelben fortdauert, ſo hat man ebenfalls die Ideen der Seele für eine ſolche Art von neuen Formen gehalten, die ſich die Seele ſelbſt durch ihre eigene Kraft gäbe, und die ſo zu ſagen das Bild von der Sache ausmachten, die ſie jetzt dächte. — Aber man hat nicht gedacht, daß, man mag eine ſolche Veränderung, eine ſolche Art von Bild in den Körper oder in den Geiſt ſetzen, es immer ein todtes Bild bleibt, wie das in einem Spiegel oder in einem Brunnen, in den niemand ſieht, ſo lange nicht ein gewiſſer Actus hinzukommt, durch den dieſes Bild zu dem Bewußtſeyn deſſen, in dem es formirt iſt, gebracht wird, und daß alſo dieſer Actus ſelbſt eigentlich das ſey, was den Nahmen der Idee verdient.

Man kann hieraus beyläufig ſehen,

1) Warum, wenn dieſes wahr iſt, einem endlichen Geiſte ein Körper nothwendig ſey, mit dem er verbunden iſt. Denn weil in der Seele ſelbſt der Actus die Idee ausmacht, und alſo die Idee verſchwindet, ſo bald die Handlung aufhört, ſo würden alle Ideen, die nicht immer fortdauerten, verloren ſeyn, oder es würde doch immer wieder eben dieſelbe Handlung erfordern, ſie zu reproduciren, die es braucht, ſie hervorzubringen, wenn nicht dieſe

Ideen irgendwo Veränderungen zurück ließen, die bleibend wären, und die, weil ſie von der Handlung des Denkens gewirkt werden, aber nicht dieſe Handlung ſelbſt ſind; nach ihr fortdauern und die Wiederhohlung derſelben veranlaſſen und erleichtern können.

2) Sehen wir, warum, je höher ein Geiſt iſt, deſto weniger Beyhülfe vom Körper er braucht, und warum alſo der allerhöchſte Geiſt ohne Zweifel der einzige ſeyn muß, der ganz unkörperlich iſt. Denn weil bey ihm keine Idee jemahls aufhört, d. h. weil alle eine beſtändige fortdauernde Handlung ſind, und weil ſich dieſe Handlung über alle möglichen Gegenſtände erſtreckt, ſo iſt keine Aufbewahrung der Idee, keine bleibende Veränderung, die nach dem Aufhören der Handlung noch fortdauern müßte, nöthig. Es iſt bey ihm ein einziger, immerwährender und ununterbrochener Actus; und ſeine Kraft, die beſtändig in derſelben Art von Thätigkeit iſt, braucht nirgends Spuren von ihrer ehemahligen Thätigkeit zurückzulaſſen, wodurch ſie dieſelbe, wenn ſie aufgehört hat, wieder erneuern könne.

Wir kommen zu unſerem neugeſchaffenen Menſchen wieder zurück. Da alſo die erſte Idee, die ſeine Seele empfängt, nichts anders als die erſte Handlung, die erſte Aeußerung ihrer Kraft ſeyn kann, ſo muß nothwendig, wenn ich dieſe Idee als die einzigen fortdauern ließe, dieſelbe zugleich Begierde und Idee ſeyn, und beydes würden nur gewiſſe verſchiedene Verhältniſſe, verſchiedene Seiten ſeyn, von welchen man dieſe einfache Handlung der Seele betrachtet. Nähmlich, in ſo fern ich mir dieſe Handlung noch als künftig vorſtelle, und die erſte Bewegung der Kraft, wenn ich ſo ſagen darf, den Anfang der Thätigkeit von der Handlung ſelbſt unterſcheide, ſo wird es Begierde ſeyn. — Und die Handlung ſelbſt im Ganzen, die Summe oder das Reſultat aller aufeinander folgenden Thätigkeiten, oder die letzte, wo die Außerung der Kraft die ſtärkſte iſt, wird alsdann die Idee ausmachen.

Wir ſehen alſo ſchon, 1) da die Begierde in ihrer erſten und einfachen Geſtalt eigentlich nichts anders als die Beſtrebung der Kraft der Seele, oder ſo zu ſagen, das Element ihrer Wirkſamkeit iſt, das der Gegenſtand derſelben nichts anders als die Handlung ſelbſt ſeyn kann. Wenn ich mir alſo vorſtelle, daß dieſe Handlung nur von einer einzigen Art, d. h. das der Gegenſtand derſelben nur einer iſt; ſo wird Begierde, Idee und Vergnügen an der Idee, ſo zu ſagen, zuſammen fallen, und nur eine einzige Handlung ausmachen. — Wenn ich nun aber annehme, daß dieſe Handlungen, oder mit andern Worten, dieſe Ideen, durch Empfindungen ſich vervielfältigen; von jeder alten aber eine gewiſſe Art von Wirkung in der Seele oder in dem Gehirne (es liegt nichts daran, wo dieſes ſey) zurück bleibe, welche die Erneuerung der alten Handlung leichter machen, ſo wird bey jeder der Niſus der Kraft um ſo viel größer ſeyn, aus je mehr einzelnen Thätigkeiten die ganze Handlung beſteht, d. h. je größer die Beſchäftigung iſt, die dieſe Idee der Kraft der Seele gibt. Wenn nun die Zahl dieſer Handlungen und der Unterſchied ihrer Größe, oder des Grades der Thätigkeit, der dazu gehört, ſich vermehrt; wenn dabey die Widererneuerung der einen Handlung leichter als der andern zu werden anfängt, nachdem die äußern Impreſſionen öfter die eine als die andere veranlaßt haben, ſo iſt es möglich, daß ſich nunmehr der Niſus der Kraft, der ſonſt immer mit der gegenwärtigen Handlung verbunden, und nichts weiter als der Anfang derſelben war, von derſelben trennt, und auf eine andre Handlung oder einen andern Gegenſtand gerichtet iſt, als der jetzt eben die Seele beſchäftigt, (d. h. deſſen Idee jetzt der Seele gegenwärtig iſt.) Nähmlich, nunmehr kommt, außer der erſten Idee von einem jeden Objecte, ſchon eine zweyte reflectirte Idee hinzu, die jene erſte ſelbſt zum Gegenſtande hat; oder mit andern Worten, die erſte Handlung, worin das Empfinden des Objects, das durch die Sinne auf die Seele die Impreſſion gemacht hatte, beſtand, bringt ſchon eine zweyte Handlung hervor, ohne daß ein zweytes Object von außen den Stoff dazu von neuem verſchaffen müſſe, nähmlich diejenige Handlung, durch welche ſich die Seele ſelbſt von ihrer eignen Thätigkeit und dem Grade derſelben den Begriff macht.

Indem alſo nunmehr in der Seele nicht nur ſchon eine Anzahl von verſchiedenen Handlungen, durch die Wirkung verſchiedener Objecte veranlaſſet wurde, auf einander gefolgt ſind, und zwar Handlungen, deren eine eine größere Summe von Thätigkeiten, und eine ſtärkere oder fortgeſetztere Anwendung der Kraft enthält, als die andere; ſondern auch die Seele durch eine Reihe von neuen Handlungen, die auf jene gefolgt ſind, und durch ſie, eben ſo wie die erſten durch die äußere Impreſſion, veranlaſſet worden, den Grad ihrer Thätigkeit in den erſten ſo zu ſagen gemeſſen hat: ſo entſteht nun daraus das, was wir Vergnügen oder Mißvergnügen nennen, d. h. ein noch vor der wirklichen Handlung und ſogar oft während einer ganz fremden Beſchäftigung vorhergehender Niſus der Kraft der Seele, eine Handlung wieder hervorzubringen, die ſie als eine größere und zuſammengeſetztere Thätigkeit anſieht. Das Vergnügen wird alſo nunmehr das Element der Begierde, indem ſie der erſte Grad von Anwendung der Kraft iſt. — So wie dieſer Niſus ſtärker wird, ſo kommt das Vergnügen der Begierde näher, und ſie wird wirklich Begierde, ſobald die Aeußerung der Kraft ſo groß iſt, daß nunmehr das Object, von dem dieſes Vergnügen zuerſt entſprungen iſt, wieder ein neuer Gegenſtand einer beſondern Handlung wird. Iſt die Handlung groß genug, und ſind keine äußern Hinderniſſe vorhanden, ſo erreicht endlich dieſe fortgeſetzte Thätigkeit wieder den Grad, nach welchem ſie zielt, und dann wird ſie zur Idee. Dieſe kann alsdann ein neuer Gegenſtand eines zweyten Vergnügens werden, dieſes die Urſache einer zweyten Begierde, u. ſ. w. — Da alſo jede Begierde nur den Grad der urſprünglichen Thätigkeit der Seele bezeichnet, mit welcher ſie nach der Hervorbringung einer gewiſſen Handlung ſtrebt, oder noch eigentlicher, aus deren Summen ſelbſt dieſe Handlung zuſammengeſetzt iſt; ſo ſieht man, daß dieſe erſte Thätigkeit, und folglich die Begierde, um ſo viel größer ſeyn muß, je größer und vielfacher die Handlung ſelbſt iſt, die daraus entſtehen ſoll; und wenn alſo dieſer Niſus die Folge einer andern Idee iſt, durch welche ſich die Seele die Größe und den Umfang der wieder hervorzubringenden Handlung vorſtellt, ſo muß nothwendig dieſer Niſus der Idee gleich und mit derſelben in allen Fällen übereinſtimmend ſeyn. — Je größer und geſchwinder eine Bewegung eines Körpers iſt, deſto größer muß das Element dieſer Bewegung ſeyn, — und wenn ein ſolches Element zugleich eine Folge von einer daſeyenden Idee von der Größe und der Geſchwindigkeit der Bewegung wäre, ſo müßte es alsdann auch eben ſo nothwendig größer ſeyn, wenn dieſe Idee größer iſt, und ſchwächer, wenn ſie ſchwächer wird. Man müßte ſonſt ſich vorſtellen, es wäre möglich, daß, wenn ein größeres und ein kleineres Ganze gleichvielmahl getheilt würden, dieſe Theile doch nicht eben die Proportion behielten, die die Ganzen haben. Die Begierde iſt der Anfang und der erſte Theil einer Handlung; die ganze Handlung macht die Idee. Je größer die Idee, deſto größer die Handlung, deſto größer die erſten Anfänge der Handlung, und deſto größer die Begierde. Und folglich, wenn eine Vorſtellung von der Größe dieſer Handlung zum voraus da iſt, und der Niſus oder der Anfang der neuen von dieſer erſten abhängt, ſo muß nothwendig die Begierde dieſer Idee vollkommen gleich und mit derſelben immer reciproque ſeyn.

Sobald ich mir eine Kraft denke, ſo denke ich mir einen Niſum etwas zu thun; ſobald ich dieſer Kraft Bewußtſeyn gebe von dem, was ſie thut, ſo wird dieſer Niſus Begierde ſeyn. Aber durch den Zuſatz des Bewußtſeyns wird der Gegenſtand dieſes Niſus nicht verändert, ſondern er geht noch auf die Hervorbringung der Handlung; die Begierde kann alſo auch keinen andern Gegenſtand haben, als die Aeußerung der Kraft. (Man ſieht alſo beyläufig, wie ſehr das Syſtem des Philoſophen beſtätigt wird, der den erſten Grundtrieb unſerer Seele in dem Verlangen nach Beſchäftigung ſuchte.) Der einzige Unterſchied zwiſchen einer Beſtrebung der Kraft, die es weiß, daß ſie ſich äußert, und der andern, die es nicht weiß, kann bloß darin beſtehen, daß die Beſtrebung der letztern ſich lediglich nach der Stärke des Widerſtandes richtet, den ſie zu überwinden hat, um die Aeußerung der Kraft frey zu machen; hingegen die Beſtrebung der erſtern zugleich nach dem Bewußtſeyn von der Größe und dem Umfange der Handlung, nach der ſie die Beſtrebung richtet. Sobald ich mir alſo einen Niſum nach der Hervorbringung einer gewiſſen Handlung denke, von der die beſtrebende Kraft vorher weiß, wie viel Thätigkeit ſie erfordert, ſobald iſt es mir nothwendig zu denken, daß dieſer Niſus um ſo viel größer oder kleiner ſeyn werde, je größer oder kleiner ſie die Thätigkeit ſich vorſtellt, von der die Beſtrebung der Anfang iſt.

Wir ſind alſo nunmehr ſo weit, daß wir wiſſen: Jede Begierde iſt in allen Fällen ſo groß, als die Idee von dem Grade der Thätigkeit, nach welchem dieſe Begierde die Aeußerung determinirt. Und da wir jetzt von dieſen einfachen Begriffen wieder zu complicirten und zuſammengeſetzten zurückgehen müſſen, ſo iſt hier die Idee von dem Grade der Thätigkeit nichts anders als die Idee von der Güte des Objects, das dieſe Thätigkeit zuerſt veranlaßte: (denn in der That kennet die Seele ſich nicht anders als durch eben dieſe Thätigkeit, und beyde werden alſo für ſie ein und eben derſelbe Gegenſtand.)

Wenn die Kraft, Ideen hervorzubringen, die einzige der Seele iſt, die wir kennen; wenn die Ideen ſelbſt nicht ſowohl eine Wirkung von der Aeußerung dieſer Kraft, als vielmehr die Aeußerung dieſer Kraft ſelbſt ſind; wenn die Begierde nichts anders als der Niſus zu dieſer Aeußerung iſt, der dem Grad derſelben, und alſo auch der Vorſtellung von dem Grade derſelben aufs genaueſte proportionirt ſeyn muß; ſo ſehen wir alſo, daß die Frage: *Was für Verſchiedenheiten in der Natur der Seele ſind es, welche die Begierden nach einerley Objecte, die eine gleiche Impreſſion machen, dennoch in verſchiedenen Seelen ſo ungleich machen?* auf eine andre zurückkommt: *Was für Verſchiedenheiten ſind es, welche machen, daß von einerley Objecten, deren Einfluß auf die Seele gleich iſt, dennoch in der einen Seele eine ſtärkere, in der andern eine ſchwächere Thätigkeit erregt wird?* oder mit andern Worten, daß die Ideen, die von ihnen in der Seele entſtehen, bey der einen lebhaft und ſtark, bey der andern ſchwach und todt ſind.

Hier hat uns nun die Philoſophie vor undenklichen Zeiten ſchon vorgearbeitet, indem ſie der denkenden Kraft, die nur einfach iſt, eine Anzahl von einander unterſchiedener Fähigkeiten gegeben hat, deren jede auf eben ſo unterſchiedene Gegenſtände gehen. In der That haben ſie dadurch nur eben die Erfahrung ausdrücken wollen, die wir vor uns haben, oder wenigſtens ſind ſie durch ſie auf dieſe Eintheilung geleitet worden. Nähmlich, man ſahe, daß dieſe einfache Kraft der Seele, ſich Begriffe zu machen, ſich dem ungeachtet nicht gegen alle Gegenſtände gleich verhält, ſondern ſich von dem einen geſchwindere, hellere, lebhaftere Ideen macht, als von dem andern. Um alſo dieſe wunderbare Verſchiedenheit, für die man in der Einfachheit und in der beſtändigen Identität der Kraft zu denken keinen Grund fand ſie zu erklären, theilte man ſie, ſo zu ſagen, in eine Anzahl von Unterkräften ein, die ſchon auf gewiſſe Gegenſtände determinirt wären, und die alſo, weil man ſie ſelbſt als verſchieden von einander anſah, auch von der Verſchiedenheit den Grund angeben konnten, welche die Ideen einer gewiſſen Gattung von Gegenſtänden ſo vorzüglich beförderte, indem die Ideen einer andern ſo weit zurückblieben. In der That hat auch dieſe Unterſcheidung in der Seelenlehre große Vortheile gehabt. Sie hat uns nähmlich die Erfahrungen, die wir von den Veränderungen in der Seele machten, helfen unter gewiſſe Klaſſen bringen, und uns daher dieſe Erfahrungen ſelbſt erleichtert. — Aber erklärt hat man eigentlich dadurch nichts. Indem man in die Idee der Fähigkeit ſelbſt die Verſchiedenheit der Gegenſtände hineingeſetzt hat, und da man von dieſen Fähigkeiten ſelbſt keinen andern innern Unterſchied kennt, als eben dieſe Verſchiedenheit ihrer Objecte: ſo ſind die Nahmen der Fähigkeiten nur die veränderten Nahmen dieſer Objecte, ſelbſt mit der einfachen ſich immer gleichen Kraft zu denken, zuſammengenommen. Das Problem wird alſo dadurch vorgetragen, aber nicht aufgelöſt. Wenn ich z. B. frage: Warum werden dieſem Menſchen alle mechaniſchen Künſte leicht und die Wiſſenſchaften ſchwer? und man antwortet mir, weil der Erſte mehr Einbildungskraft, und der Andere mehr Verſtand hat, ſo hat man in der That nichts anders gethan, als die Frage, die ich beantwortet wiſſen wollte, wiederhohlt. Denn wenn ich nun den Verſtand und die Einbildungskraft erklären höre, und ich erfahre, der erſte ſey das Vermögen deutlich zu denken, oder mit andern Worten, die Kraft der Seele angewandt auf abſtracte Begriffe, — und die andre ſey das Vermögen ſinnlich zu denken, oder die Kraft der Seele angewandt auf ſinnliche Bilder, ſo begreife ich, daß, indem man mir ſagt: der Menſch hat Verſtand, ſo ſagt man mir eben ſo viel, als: dieſer Menſch kann ſich durch die Kraft zu denken leichter abſtracte als ſinnliche Ideen machen, — und jener hat Imagination — d. h. er kann ſich leichter ſinnliche als abſtracte Ideen machen. — Aber ich wollte es ja erſt wiſſen, warum der Eine leichter mit ſinnlichen und der Andre mit allgemeinen Ideen fortkommt. Anſtatt mir dieſes zu erklären, ſagt man mir nur, daß es ſo ſey, indem man nähmlich einem jeden die Fähigkeit zuſchreibt, die eben nichts anders als die Verſchiedenheit des Gegenſtandes und des Grades, mit dem die Seele denſelben vor andern bearbeiten kann, ausdrückt.

Dieſe Betrachtung hilft uns

1) Uns zu überzeugen, daß die Lehre von den Fähigkeiten auf keine Weiſe hinlänglich ſey, den Unterſchied, den die Ideen gewiſſer Objecte vor den Ideen anderer in einem jeden Menſchen haben, zu erklären.

2) Uns auf den rechten Weg zu führen, wie wir demungeachtet dieſe Lehre zur Erklärung des Unterſchiedes in den natürlichen Neigungen gebrauchen können.

Das erſte habe ich ſchon gezeigt. Ich will aber noch einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß es überhaupt unmöglich ſey, den Grund und der Verſchiedenheit in dem Grade der Vollkommenheit, den die Ideen gewiſſer Gegenſtände vor andern voraus haben, in der Seele ſelbſt aufzufinden. Denn in der That, woher kennen wir unſere Seele, als durch ihre Wirkungen, und was wiſſen wir wieder von dieſen Wirkungen, als die Gegenſtände? — Anſtatt alſo jemahls von einer Verſchiedenheit in der Natur, und ſo zu ſagen dem Bau der Seele, auf die Verſchiedenheit in der Art der Wirkung, und von dieſer auf die Verſchiedenheiten in den Gegenſtänden zu kommen, für welche jede Art von Wirkung am weiſten geſchickt iſt, ſind wir vielmehr gezwungen, den entgegenſtehenden Weg zu nehmen. Die Verſchiedenheit in den Gegenſtänden iſt das einzige was wir kennen, von dieſer ſchließen wir auf eine Verſchiedenheit in der Handlung, und aus dieſer muthmaßen wir einen Unterſchied in der Natur der Seele.

Was aber das andere betrifft, ſo müſſen wir bemerken: Das bloß die Verſchiedenheit der Gegenſtände den Grund zu der Unterſcheidung der Fähigkeiten der Seele ausmacht, und die Merkmahle zu denſelben gibt, ſo iſt es erlaubt, noch neue Unterſcheidungen von eben der Art zu machen, und neue Fähigkeiten in der Seele anzunehmen, ſo oft ſich neue Erfahrungen finden, in denen Gegenſtände, die bisher noch für gleich, in Abſicht auf die Anwendung der Seelenkräfte ſind gehalten, und deßwegen noch zu einer Fähigkeit gerechnet worden, demungeachtet in verſchiedenen Seelen einen ungleichen Fortgang der Ideen von ſich veranlaſſen. Wir unterſcheiden nähmlich Einbildungskraft, Verſtand, Urtheilskraft, — weil wir finden, daß der einfachen Kraft zu denken ungeachtet, doch eine Seele in der Kenntniß und der Bearbeitung der Gegenſtände der einen von dieſen Fähigkeiten weit kommen kann, indem ſie mit der Kenntniß der andern zurückbleibt. Wenn wir alſo dieſes noch bey andern Gegenſtänden finden, daß ihre Ideen in einer Seele nicht mit den Ideen der übrigen nothwendig in einerley Verhältniß ab- oder zunehmen, daß ſie von denſelben unabhängig, einen höhern oder niedrigern Grad erreichen können; ſo iſt es uns ebenfalls erlaubt, dieſe Gegenſtände unter einen gemeinſchaftlichen Begriff zu bringen, und wenn wir können, mit einem gemeinſchaftlichen Nahmen zu belegen. — Fähigkeit heißt alſo nichts, als die mögliche Anwendung der Kraft der Seele auf gewiſſe Objecte, die nicht nothwendig von der Anwendung derſelben auf andere Objecte abhängt, oder mit derſelben verbunden iſt. So viel Fähigkeit alſo kann ich mit Recht in der Seele annehmen, ſo viel von einander unabhängige Anwendungen der Seelenkraft auf beſondre Gegenſtände möglich ſind.

Man ſieht alſo, was für ein Feld zu Erfahrungen und zu Erfindungen noch übrig iſt. Alle Verſchiedenheit, die man in der Denkungsart und in dem, was man Genie in weiterm Verſtande nennt, bey einem Menſchen antrifft; alle vorzügliche Leichtigkeit, die ſich bey einer Seele vor der andern findet, mit gewiſſen Gegenſtänden umzugehn, und dieſelben ſich geſchwind bekannt zu machen, kann als ein Stoff angeſehen werden, durch deſſen Bearbeitung man die Lehre von den Fähigkeiten erweitern kann.

Die Auflöſung unſerer Frage erfordert noch dieſe Erweiterung ganz insbeſondere, und vielleicht iſt ſie im Stande dieſelbe zu veranlaſſen. — Wir haben ſchon oben die Begierden auf die Ideen reducirt, und die Aufgabe, den Grund von dem natürlichen Unterſchiede in den Neigungen zu finden, in die Aufgabe verwandelt, den Grund von dem natürlichen Unterſchiede in den Ideen zu finden. Wir haben geſehen, daß dieſer Grund ſich nicht finden läßt, und daß wir nothwendig bey der Erfahrung von der Verſchiedenheit der Ideen als der erſten und urſprünglichen ſtehen bleiben müſſen.

Aber auch dadurch haben wir ſchon genug gewonnen.

Unſere Unterſuchung nähmlich wird dadurch immer beſtimmter, und die Art von Erfahrungen, die wir haben müſſen, um dieſelbe anzuſtellen, wird uns deutlicher angezeigt. Die Frage iſt jetzt dieſe:

Zu was für Art von Gegenſtänden muß die Seele, die eine gewiſſe Art von natürlicher Neigung haben ſoll, vorzüglich aufgelegt ſeyn; oder was gehört zu einer jeden Neigung für eine Fähigkeit? Man erinnere ſich, daß wir hier noch den Einfluß, den die öftere Wiederhohlung einerley Beſchäftigung mit gewiſſen Gegenſtänden hat, bey Seite ſetzen, und daß wir von dem Theile der Neigung reden, der wirklich in der Beſchaffenheit der Seele gegründet iſt, und von dem wir gezeigt haben, daß er nothwendig in einer andern Verſchiedenheit der Seele, die Ideen gewiſſer Objecte leichter als andre aufzunehmen, ſeinen Grund haben müſſe. Jetzt kommt es alſo darauf an, die verſchiednen natürlichen Neigungen, ſo wie die Erfahrung und der Sprachgebrauch (der freylich auch hier noch viele philoſophiſche Berichtigung zulieſſe) dieſelben unterſchieden haben, vor uns zu nehmen, und bey jeder derſelben (vorausgeſetzt, daß ſie in dem Verſtande natürlich ſind, wie wir uns oben erklärt haben,) zu unterſuchen, was das für eine Art von Gegenſtänden ſey, deren Ideen eine Seele ſich muß leichter und vollkommner formiren können, die jene natürliche Neigung haben ſoll.

Zu dieſer Unterſuchung würde alſo vor allen Dingen eine vollſtändige Sammlung der Erfahrungen nöthig ſeyn, die wir von den natürlichen Neigungen und den Unterſchieden, die ſich in Abſicht auf ſie in verſchiednen Menſchen finden, machen können. Man ſieht aber, daß die Sammlung unendlich ſeyn würde, und daß nur unter Einer Nation dieſer Beſonderheiten ſo viel ſind, daß die Sprache uns für dieſelben keine Ausdrücke mehr gibt, und unſer Begriff davon nur eine Art von dunkelm Gefühl bleiben muß. Jede Nation, jedes Clima, jede Sprache vermehrt dieſen unermeßlichen Reichthum, und verwirrt unſre Unterſuchung immer mehr.

Ich kann alſo nichts anders thun, als einige hervorſtechende Beyſpiele auswählen, und bey denſelben wenigſtens einen Verſuch machen, zu zeigen, weil ſich aus den Neigungen auf die Fähigkeiten ſchließen läßt, die ſie vorausſetzen, in denen ſie ihren Grund haben, und von denen ſich alſo alle Beſſerung derſelben anfangen müßte.

Ich will dazu einige ganz bekannte Beyſpiele wählen, damit es deſto leichter ſey, ſie mit den Erfahrungen zu vergleichen, und dadurch die Richtigkeit meiner Bemerkungen zu beſtätigen oder zu widerlegen.

Dieſe Beyſpiele mögen ſeyn der Geiz, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Neigung zum Spiel.

Es iſt gewiß, daß man dieſe Neigungen bey Kindern oft ſo zeitig gewahr wird, daß man dieſelben in gewiſſen Familien vom Vater auf den Sohn ordentlich fortpflanzen ſieht; und daß dieſelben dieſen Menſchen unter allen Umſtänden, und nach den empfindlichſten Erfahrungen von den unglücklichen Folgen der Befriedigung dieſer Neigung, beſtändig anhängen, daß man nothwendig eine gewiſſe Anlage in der Seele vorausſetzen muß, welche die Entwickelung derſelben befördert.

Wir wollen uns alſo jetzt ein Kind in den Jahren, in welchen ſeine Handlungen ſichtbar und der Beobachtung fähig werden, einbilden, und uns in ihm die erſten Aeußerungen dieſer Neigungen vorſtellen. Erſtlich der Geiz. Ich verſtehe unter demſelben die Neigung ſein Eigenthum zu vermehren, ohne durch die Begierde des Vergnügens getrieben zu werden, oder ohne ſich des Nutzens bewußt zu ſeyn, den man für dieſes Eigenthum ſich verſchaffen kann. — Da jedes Bedürfniß eigentlich unmittelbar auf ſeine Befriedigung geht, ſo ſieht man, daß, ſo lange das menſchliche Geſchlecht oder jeder Menſch insbeſondere noch in dem Alter iſt, daß er über die gegenwärtigen Bedürfniſſe nicht hinaus geht, und alſo für keine künftigen ſorgt, ſchlechterdings der Geiz unmöglich iſt. So lange der Menſch noch an jedem Baume Früchte zur Sättigung, und Waſſer in jedem Bache für den Durſt fand; und ſo lange er noch hoffte, oder vielmehr gar nicht dran dachte, ob er morgen wieder Früchte und neues Waſſer finden würde, ſo lange ging keine Begierde jemahls auf den Beſitz, ſondern alle unmittelbar auf den Genuß. So lange das Kind von ſeinen Bedürfniſſen nicht anders als durch ſeine gegenwärtige Empfindung unterrichtet iſt; ſo lange es unfähig iſt, die Entſtehung eines neuen Bedürfniſſes voraus zu ſehen, ſobald das gegenwärtige befriedigt iſt; ſo lange iſt es auch unmöglich, das ſeine Begierde auf etwas anders, als dieſe Befriedigung gehen ſollte. Der Menſch alſo in dem Stande der bloßen Natur, und das Kind in dem Alter, wo die Geſellſchaft noch keinen Einfluß auf daſſelbe hat, und wo es alſo jenem Menſchen vollkommen gleich iſt, müſſen ohne Geiz ſeyn. Sobald es aber das Vermögen ſeine künftigen Bedürfniſſe vorher zu ſehn, und eine gewiſſe dunkle Erinnerung der unangenehmen Empfindung, die dieſe Bedürfniſſe begleiten werde, wenn wir ſie alsdann nicht zu befriedigen wüßten, ſich im Menſchen oder im Kinde entwickelt; ſobald entſteht daraus unmittelbar die Begierde, ſich das jetzt ſchon zu verſchaffen, wodurch man künftig dieſe Begierde wird befriedigen können. Hier iſt alſo der erſte Wunſch nach einer Sache, die man in ſeiner Gewalt haben will, ohne ſie zu genießen. — Und hier ſieht man auch die erſte Fähigkeit, die dazu gehört, wenn dieſes Verlangen entſtehen ſoll, und mit der auch dasſelbe in einem genauen Verhältniß der Größe ſtehen muß. — Nähmlich, je ſtärker die Vorſehungskraft, künftige Bedürfniſſe ſich jetzt vorzuſtellen, und je ſtärker das nachgemachte Gefühl von Schmerz iſt, das wir bey dieſer Vorſtellung vereinigt mit der Vorſtellung der Unmöglichkeit, dem vorhergeſehenen Bedürfniſſe genug zu thun, empfinden, deſto größer muß das Verlangen nach dem Beſitz der Sache ſeyn, die uns vor dieſem Schmerz in Sicherheit ſetzt.

Man ſieht, 2) daß dieſes Vorherſehungsvermögen die Grundlage aller unſrer Handlungen ſeyn muß, die nicht unmittelbar in dem Genuß ſelber beſtehen.

Jeder Menſch alſo muß nach der Beſtimmung der Natur dieſes Vermögen und die Begierde, die ſich darauf gründet, in einem gewiſſen Grade haben — und jeder Menſch in der Geſellſchaft hat ſie wirklich. Ein Menſch, der niemahls den Beſitz einer Sache, ſondern immer nur den Genuß begehrte, würde nichts beſſer ſeyn als ein Thier, und auch niemahls eine andre Handlung vornehmen. Wir ſehen alſo auch, e) daß dieſes Vermögen von der Entſtehung der Neigung, die wir unterſuchen, noch weit entfernt, aber doch, wenn es in einem höhern Grade vorhanden iſt, die erſte Grundlage dazu ſey. Dieſes beſtätigt die Erfahrung.

Wir ſehen oft Kinder, an denen dieſer Unterſchied handgreiflich iſt. Die einen gebrauchen alle die Sachen, die ihnen zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Zeitvertreibe gegeben werden, nur halb, um ſie zu erhalten, und ſie verſagen ſich manchen Genuß, den ſie davon haben könnten, bloß weil ſie dadurch fürchten in Gefahr zu kommen, die Sachen ſelbſt, und mit ihnen den künftigen Gebrauch derſelben zu verlieren. Andere hingegen ſind ſogleich, als ſie die Sachen in ihre Gewalt bekommen, damit beſchäftigt, alle mögliche Art von Vortheil und Vergnügen von ihr zu ziehen, und wenn ſie auch gleich darüber in der erſten Stunde zu Grunde gehen ſollte. Den erſten geht es weit mehr zu Herzen, ein Vergnügen künftig ganz zu verlieren, als ſich jetzt eines Theils deſſelben zu berauben. Die andern beunruhigen ſich um den künftigen Verluſt wenig, wenn ihnen nur der gegenwärtige Augenblick alles mögliche Vergnügen verſchafft, das ihnen die Sache gewähren kann. Dieſer Unterſchied iſt noch in den Jünglingsjahren und oft im ganzen Leben ſichtbar.

Aber nun weiter. So lange als die Sachen, die der Menſch oder das Kind in ſeinem Beſitz zu haben wünſcht, um ſeine künftigen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar mit dieſen Bedürfniſſen als Mittel zuſammen hängen, ſo lange iſt keine große Gefahr, daß die Proportion zwiſchen dem Bedürfniß und dem Mittel ſollte verrückt werden, und daß die Begierde nach dem Beſitz des einen ſollte größer werden können, als die Begierde nach der Befriedigung des andern. — Man ſetze, ein Menſch häufe, aus Beſorgniß für ſeine künftige Sättigung, noch ſo viel Nahrungsmittel zuſammen, ſo kann er ſich zwar in ſeiner Rechnung irren, und mehr einſammeln, als ſeine Ernährung verlangt. Aber genug, er muß doch irgend einmahl dieſe Mittel zu dem Zwecke anwenden, zu welchen er den Beſitz derſelben geſucht hat, und es iſt ihm unmöglich, ſich auch nur einen andern möglichen Nutzen davon vorzuſtellen, als die gegenwärtige oder künftige Stillung des Hungers. So iſt es mit dem Beſitz aller übrigen Sachen, die geradezu auf die Genugthuung eines natürlichen Bedürfniſſes gehen. Aber ſobald die Geſellſchaft errichtet iſt, ſobald von dem erworbnen Vorrathe der Uiberfluß gegen andre Sachen umgetauſcht werden kann, welche die Mittel zur Befriedigung anderer Bedürfniſſe ſind, für die wir nicht eben ſo haben ſorgen können; ſobald bekommt dieſer Uiberfluß einen Zweck außer dem eigenen Genuß, und folglich einen Werth. Der Beſitz wird alſo nunmehr aus einer doppelten Urſache verlangt. Einmahl, um ſich vor dem künftigen Mangel zu ſchützen, oder um unſre eigenen künftigen Bedürfniſſe zu befriedigen; zum andern, um dadurch auch Andern die Hülfsmittel für ihre Bedürfniſſe verſchaffen zu können; um von ihnen dafür wieder die Mittel für die künftige Stillung andrer Bedürfniſſe zurück zu bekommen; die wir ſelbſt uns nicht verſchaffen konnten. In dieſer Verfaſſung wird alſo der Beſitz der Sache ſchon nicht mehr bloß deßwegen gewünſcht, weil man ſie genießen kann, ſondern weil man ſie gegen etwas vertauſchen kann, was man künftig hofft zu genießen. Der Zweck des Genuſſes wird ſchon etwas weiter hinaus geſchoben, ob er gleich noch immer deutlich genug im Geſichte bleibt. Die Begierde des Beſitzes wird alſo um ſo viel größer ſeyn, um ſo viel der Genuß, den man von den einzutauſchenden Gütern hofft, gröſſer vorgeſtellt wird, als der Genuß von denen, die man ſich ſelber an der Stelle des Uiberfluſſes hätte verſchaffen können. Man ſieht, zwey Urſachen kommen zuſammen; die dieſe Begierde nach einem Uiberfluß, den man mit dem brauchbaren vertauſchen kann, vermehren. Die eine ein Vermögen, die andere eine Schwachheit des Vermögens, nähmlich einer gegenwärtigen Begierde Einhalt zu thun, um eine künftige zu genießen, und die Schwachheit, ſich nicht die Befriedigung dieſer andern ſelbſt zu verſchaffen.

Dieſer Same entwickelt ſich nun um ſo viel mehr, je mannigfaltiger die Bedürfniſſe und die Mittel zu ihrer Befriedigung werden; je weniger ein Menſch im Stande iſt, ſich alle zu ſchaffen; und durch je mehrere Hände eine Sache gehen muß, ehe ſie von dem, der ſie zuerſt in ſeinen Beſitz gebracht hat, zu dem kommt, der ſie genießet; und je entfernter alſo der Genuß wird, den man ſich durch die Sammlung eines Vorraths, den man nicht genießen kann, vorſetzt. — Endlich kommt er völlig zur Reife, wenn bey der zu großen Anhäufung dieſer Sachen, und bey der Unmöglichkeit jedesmahl, wenn ich meines Überflüſſigen los werden will, den aufzufinden, dem es ein Bedürfniß iſt, und der gerade das überflüſſig hat, was mir fehlt; wenn, ſage ich, alsdann an die Stelle aller Mittel für jegliches Bedürfniß ein gemeinſchaftliches Zeichen geſetzt wird, welches ſie alle vorſtellt, und welches ich für alle einwechſeln kann.

Durch dieſe Erfindung (die außerdem in der Natur der Geſellſchaft ſehr große Folgen haben mußte, von denen hier nicht die Rede iſt) entſtanden zwey wichtige Veränderungen: erſtlich entſtand nun zuerſt die Begierde nach dem Beſitz einer Sache, die an und für ſich ganz und gar unnütz iſt; und kein einziges Bedürfniß weder jetzt noch künftig befriedigen kann; anſtatt daß man vorher nur den Beſitz einer Sache verlangte, die uns oder Andern zu einer künftigen Zeit brauchbar werden konnte; zweytens wurde die Entfernung zwiſchen dem Actus der Erwerbung oder der Beſitznehmung einer Sache, und dem Genuß einer andern, die man dadurch intendirte, ſo groß, und die Kette, durch die der Genuß mit dem erſten Beſitze zuſammenhing, ſo lang und ſo complicirt, daß es nothwendig leichter werden mußte, bey der Erwerbung ganz das Verhältniß mit dem Genuß zu vergeſſen.

Das Geld, welches dieſes Syſtem ſo zuſammengeſetzt gemacht hat, iſt alſo ohne Zweifel der Vater des Geizes. — Und man ſieht auch jetzt leicht, was für eine Art von Fähigkeit in der Seele da ſeyn muß, wenn, nachdem dieſe Gegenſtände oder dieſe Begierde einmahl vorhanden ſind, gegen dieſelbe die Neigung, von der wir reden, entſtehen ſoll.

— Wenn der Beſitz des Geldes überhaupt begehrt wird, ſo geſchieht es aus der Vervielfältigung unſrer Bedürfniſſe, und aus dem Unvermögen, welches macht, daß wir nur für wenige, oder nur für ein einziges ſorgen können; die Glieder der Geſellſchaft theilen ſich alſo in dieſe Bedürfniſſe, und anſtatt daß ſonſt ein jegliches nur für ſich allein, aber für alle Bedürfniſſe ſorgen mußte, ſorgt es jetzt nur für ein einziges Bedürfniß, aber theilt ſie mit allen. Ohne Geld iſt dieſe Theilung nicht möglich, ſobald die Geſellſchaft groß iſt.

Wenn aber der Beſitz des Geldes unabhängig von den Befriedigungen der Bedürfniſſe, die man ſich dadurch verſchaffen kann, ſoll begehrt werden, ſo kann dazu nur eine doppelte Urſache vorhanden ſeyn. — Entweder man hätte eine vage Begierde zu der Befriedigung aller Bedürfniſſe, ohne die Luſt ſich ein einziges ſelbſt zu verſchaffen. Alsdann ſiehet man, iſt der Beſitz des Geldes, das einzige Mittel. Ohne Geld konnte niemand etwas anders eintauſchen, ohne ſelbſt etwas dafür wiederzugeben, und dieſes mußte durch ſeinen eigenen Fleiß erworben ſeyn. Wer Geld im Uiberfluß beſitzt, bekommt in der That alles, was er von Andern austauſcht, umſonſt, weil er immer nur bloße Zeichen gibt, und niemahls die Sache ſelbſt, von der es das Zeichen ſeyn ſollte. Der Beſitz des Geldes iſt alſo das einzige Mittel, alle Vortheile der Geſellſchaft zu genießen, ohne ſelbſt ihr ein einziges mitzutheilen, immer mit allen andern in dem, was ſie ſich erwerben, zu theilen, ohne ihnen etwas davon wiederzugeben. — Weil aber das Geld zuerſt, ehe es beſeſſen wird, erworben werden muß, und dieſes doch anfangs nicht anders als durch eine wirkliche Mittheilung einer genußbaren Sache erlangt werden kann, ſo iſt alſo, um den Zuſtand, den man wünſcht, zu erlangen, kein anderes Mittel, als daß man denſelben weit hinausſetzt, daß man für das Geld, welches man für ſeinen Beytrag zu dem allgemeinen Bedürfniſſe einnimmt, nicht ſich allen den Genuß verſchaffe, zu dem es uns in den Stand ſetzte; daß man alſo ein Eigenthum von Gelde errichtet und beſtändig vermehrt, welches für jetzt eigentlich zu gar keinem Bedürfniß angewandt, und alſo ohne Nutzen iſt. Von hier aus theilen ſich nun dieſe Art Menſchen. Entweder genieſſen ſie eine zeitlang mit Uiberfluß die Bedürfniſſe, die ſie ſich zuvor, um ſich dieſen Genuß vorzubereiten, abſchlugen. Dieſe Leute ſind eine Art von Saugwerken, die eine Zeitlang in ſich ziehen, und dann auf einmahl das wieder ausſchütten, was ſie in ſich geſogen haben. Das ſind die Geizhälſe aus Verſchwendung. Oder, indem ſie den Zuſtand, nach dem ſie trachten, immer weiter hinausſetzen, um ſich ihn deſto mehr zu verſichern, und immer fortfahren, ſich zu berauben, um zu einer Zeit, die niemahls kommt, alles zu genieſſen: ſo werden ſie endlich (wenn noch dazu die Macht der Gewohnheit die Erwerbung ihm nothwendig gemacht) den Beſitz beſtändig zu vermehren trachten, ohne jemahls zu genieſſen. Und dann ſind es wirkliche Geizige.

Die andere Urſache, die eben dieſe Wirkung machen kann, iſt: wenn die Seele eine gröſſere Furcht für dem Mangel, als Begierde zu dem Genuſſe hat. Es iſt klar, daß ſie alsdann mehr für den Beſitz der Sache ſorgen wird, der gegen dieſe Furcht ſchützet, als für den Gebrauch derſelben, der den Genuß davon ausmacht. — So lange als noch kein anderes Eigenthum als das Eigenthum der Sachen möglich war, die genoſſen werden können, ſo war nicht nur dieſe Furcht unnöthig, weil keines

Ein anderes Mittel, als wir ſelbſt, hatte, für ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen, und alſo die Gleichheit der Art zu erwerben einem jeden eine hinlängliche Portion in dem Beſitze ſicherte; ſondern das Mittel dagegen wäre auch völlig unnütz geweſen, weil dieſe Sachen nicht von der Art ſind, daß ſie, ohne genoſſen zu werden, beſtändig aufbehalten werden können ohne ihren Werth zu verlieren. — Sobald aber als eine unbrauchbare, aber bleibende Sache an die Stelle aller brauchbaren, aber vergänglichen Sachen kam, war es möglich, den Gebrauch ſeines Eigenthums aufzuſchieben oder gar zu unterlaſſen, ohne den imaginären Werth desſelben zu vernichten. Der Beſitz desſelben alſo ohne Gebrauch konnte als ein Mittel angeſehen werden, für entfernte Zeiten den Genuß möglich zu machen, und konnte alſo jetzt, ohne alle Abſicht eines jemahls wirklichen Gebrauchs, bloß dieſer Möglichkeit wegen, (die eben die Furcht vor dem Mangel zufrieden ſtellt) begehrt werden. Der Geiz iſt alſo entweder das Kind der ausſchweifenden Begierde, oder der unnöthigen Furcht.

Es kann dazu noch eine dritte Urſache hinzukommen, welche das Vergnügen an der Erwerbung ſelbſt, beſonders an der Gelderwerbung iſt. Es ſind mit derſelben eine Menge Beſchäftigungen verbunden, deren jede ihre eigene Geſchicklichkeit erfordert; es gehört eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten, gewiſſe Kunſtgriffe, ſich jede Gelegenheit zu Nutze zu machen, eine practiſche Klugheit, glücklich zu rathen, und bey ſeinen Entwürfen immer die ganze Lage der Sachen und alle Umſtände der Zeit und der Perſon zu Rathe zu ziehen; mit Einem Worte, ein gewiſſer rechnender Verſtand dazu, der alſo eben deßwegen dieſe Arbeit an und für ſich für den angenehm macht, der ihn beſitzt. Wir wollen alſo jetzt noch einmahl die verſchiedenen Vorbereitungen, die in der Seele vorgehen mußten, wenn dieſe Neigung darin entſtehen ſollte, überſehen.

Zuerſt mußte eine Begierde nach dem Beſitze überhaupt entſtehen. — Dazu gehört das Vermögen, künftige Bedürfniſſe voraus zu ſehen und voraus zu empfinden. Je ſtärker dieſes, deſto heftiger die Begirde nach dem Beſitz.

Zum zweyten, mußte ein Tauſch des Uiberflüſſigen in unſerm Eigenthume mit dem Brauchbaren in dem Eigenthume Anderer vorgenommen werden.

Dazu gehörte eine Vervielfältigung der Bedürfniſſe; ein Unvermögen oder eine Trägheit, ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen, und ein Vermögen, bey dem Tauſche einen richtigen Vergleich zwiſchen der Sache, die man gab und empfing, anzuſtellen. — Je mehr alſo dieſe Bedürfniſſe ſich häufen, je ohnmächtiger oder je träger die Seele iſt, um ſich durch ſich ſelbſt die Befriedigung derſelben zu verſchaffen oder zu erſetzen, und je geſchickter ſie iſt, bey jedem Tauſche zu gewinnen, deſto größer wird die Begierde nach dem Uiberflüßigen ſeyn, das ſie vertauſchen kann. Zur Beſtätigung des erſten kann man nur die Erfahrung anführen, daß in allen Ländern der Geiz der einen mit dem Luxus der andern allemahl in gleichem Grade wächſt, daß man unter keiner Nation eher anfing nach großem Reichthum zu ſtreben, als bis man viele Arten von Vergnügen hätte kennen lernen, die man ſich dadurch verſchaffen konnte; und daß die Freygebigkeit gemeiniglich bey der Armuth wohnet.

Das andre beweiſt das Beyſpiel aller Perſonen, die ihr Leben bloß mit dem Geſchäfte des Erwerbens zubringen. (Nicht von denen rede ich, die, indem ſie für andre Zwecke arbeiten, zugleich ihr Eigenthum vermehren) Man wird nicht eine einzige darunter von einer beſondern Stärke der Seele und von höhern Gaben finden.

Zum dritten, mußt eine allgemeines Zeichen eingeführt werden, welches bey jedem Tauſche an die Stelle der Sachen, die eigentlich geſucht und begehrt werden, treten konnte.

Hierzu gehörte ein Vermögen, nicht nur Sachen zu bezeichnen, ſondern auch das Zeichen ſelbſt anſtatt der bezeichneten Sache ſich vorzuſtellen, um ſich die Idee des einen immer durch die Idee des andern lebhaft genug erwecken zu laſſen, um beydes als gleichbedeutende Dinge anzuſehen.

Je größer alſo das Vermögen iſt, ſich unter dem Zeichen das Bezeichnete ohne allen Unterſchied vorzuſtellen, und je größer die Fähigkeit, eine abweſende Sache zu genießen, durch den Anblick der Möglichkeit dazu, die man in Händen hat, deſto größer iſt die Gefahr, anſtatt der Sachen bloß das Zeichen zu begehren. Faſt alle Geizhälſe genießen in dem Anblicke des Geldes die Vergnügungen, die ſie ſich abſchlagen, es zu erhalten. Uiberdieß ſieht man auch eine Menge junger Leute, die mit andern Arten von Endzwecken auf eben die Art verfahren, z. B. die, ob ſie gleich nicht ohne Begierde nach Rang und Ehre ſind, doch nicht einen Schritt dazu thun, ihn ſich durch Arbeiten und Bemühungen zu erwerben, und in einer trägen und fruchtloſen Unthätigkeit, dennoch aber ſo zufrieden mit ſich und ihrem Zuſtande ſind, als wenn ſie alles das ſchon erlangt hätten, was ſie wünſchen, und das bloß, weil ſie durch Verblendung immer glauben, die Möglichkeit in Händen zu haben, und von dem erſten Schritt, den ſie thun werden, den ſie aber niemahls thun, alles erwarten. Dieſe Leute werden, wenn im Alter ſich der Gegenſtand verändert, ſehr oft Geizhälſe.

Zum vierten, mußte, um die Neigung des Geizes zu veranlaſſen, die Einführung des Geldes die Operationen, die zwiſchen der Erwerbung und dem Genuß vorgingen, ſo vervielfältigen, und den Endzweck, den man ſich bey der erſten vorſetzte, ſo unbeſtimmt und ſo entfernt machen, daß es möglich wurde, dieſen Endzweck völlig zu vergeſſen, nachdem man ihn lange genug bloß verſchoben hatte.

Wenn dieſe Urſache ihre Wirkung thun ſollte, ſo gehörte dazu eine gewiſſe Unfähigkeit der Seele, durch eine verwickelte und lange Reihe von Urſachen und Wirkungen, bis auf die letzte, die eigentlich der Endzweck von allen iſt, hindurch zu ſehen, und dieſe letzte Wirkung ſich bey jeder Mittelhandlung wenigſtens dunkel vorzuſtellen. Je größer alſo dieſes Unvermögen iſt; je weniger die Seele fähig iſt, allgemeine und große Zwecke ſich lebhaft genug vorzuſtellen, und je mehr ſie durch die Art ihrer denkenden Kraft determinirt iſt, die gegenwärtige und vorhabende Handlung zu ihrem einzigen Augenpunct zu machen, deſto leichter kann eine Neigung entſtehen, die eine Vergeſſenheit eines ſolchen Zwecks iſt. Jeder Geiz iſt alſo gewiß eine Schwachheit, eine Art von Unwiſſenheit deſſen, was man eigentlich will, oder was man anfangs gewollt hat. Leute von großen und weit ausſehenden Anſchlägen ſind niemahls geizig.

Zum fünften, mußte, um dieſe nur noch keimende Neigung völlig zu entwickeln, entweder eine unbeſtimmte Begierde nach dem Genuß aller Arten von Gütern, oder eine Furcht vor der künftigen Entbehrung derſelben, welche die Begierde nach dem Genuß überwiegt, da ſeyn.

In dem erſten Falle iſt es nöthig, daß ein unbeſtimmtes Verlangen nach der Befriedigung aller Bedürfniſſe, wenn man auch dieſe Bedürfniſſe ſelbſt nicht einmahl kennt, — aber nicht ein feſtgeſetztes Verlangen nach einer einzigen Gattung derſelben vorhanden ſey. Sobald die Art des Genuſſes, den man verlangt, beſtimmt und die Begierde heftig iſt, ſobald wird es unmöglich; bey allen Mitteln, die man jemahls anwendet zu dieſem Genuß zu gelangen, ihn zu vergeſſen. Die Begierde wird alsdann Leidenſchaft, wenn ſie einen einzigen und klar vorgeſtellten Gegenſtand hat. Und eine einzige heftige Leidenſchaft hebt ſogleich die bloße Neigung nach dem Beſitze auf. — Alſo gehört dazu, wenn der Geiz aus dieſer Quelle entſtehen ſoll, eine gewiſſe Unfähigkeit zu ſtarken Leidenſchaften, eine gewiſſe Gleichheit in dem Eindrucke, den alle Arten von Vergnügen auf die Seele machen, und um deſſen willen man alſo keines viel ſtärker begehrt, als die andern; alſo ein Unvermögen, ſich einen einzelnen Gegenſtand ſeiner Begierde recht lebhaft vorzuſtellen, und dagegen eine gewiſſe Fähigkeit, ſich ſie alle zuſammen in einer allgemeinen aber niemahls entwickelten Idee zu denken. In dem andern Falle iſt es nöthig, daß die Idee von dem Unangenehmen, das eine unbefriedigte Begierde mit ſich führt, weit ſtärker ſey, als die Idee von dem Angenehmen, das mit der Befriedigung ſelbſt verbunden iſt; daß der Wunſch zu genießen ſchwach, aber der Abſcheu, nicht genießen zu können, ſtark ſey; mit Einem Worte, daß das Böſe einen größern Eindruck mache, als das Gute.

Dazu gehört nun eben die Diſpoſition der Seele, welche furchtſam macht, — nur muß wieder dieſe Furcht nicht ſowohl auf einen gewiſſen Mangel insbeſondere, als auf das dunkle Gefühl von Entbehrung überhaupt gehen. Ohne die Art von Fähigkeit oder Unfähigkeit alſo, welche die Sorge vor dem Uibel weit in die Zukunft hinaus verlängert, ohne eine Art von Traurigkeit und Schwermuth in der Gemüthsart, die von jeder Sache die üble Seite der Seele zukehrt, kann kein Geiz entſtehen. Sehr muthige oder ſehr freudige Leute ſind niemahls geizig.

Endlich zum ſechsten, gehörten alle die Fähigkeiten dazu, die zu der Handlung des Erwerbens ſelbſt nothwendig waren, und ohne welche das Vergnügen an dem Beſitze niemahls groß genug werden wird, um alle übrigen zu erſetzen. — Man bemerkt oft bey Kindern ſehr zeitig dieſen Rechnungsverſtand, eine gewiſſe Luſt zum Tauſchen, und eine Geſchicklichkeit, jedesmahl dadurch zu gewinnen; ein Vergnügen an allen den Beſchäftigungen, die das Geld angehen, und eine Fertigkeit, alle die Kenntniſſe geſchwind zu faſſen, die zu dieſer Beſchäftigung nöthig ſind. — Dieſes ſonſt in der That unnatürliche Vergnügen zeigt an, daß die Seele in dieſer Anwendung ihrer Kraft eine Leichtigkeit findet, die ihr einen Trieb zu derſelben gibt, und daß ſie alſo unfehlbar, da ſie eine gewiſſe Art von näherm und augenblicklichem Genuß bey der Erwerbung des Geldes findet, deſto eher den andern entferntern weit hinausſetzen kann, zu dem der Beſitz deſſelben von Rechtswegen leiten ſollte.

Unter dem Ehrgeiz verſtehe ich ſowohl die Begierde nach der Achtung Anderer, als auch die Begierde nach den öffentlichen Zeichen dieſer Achtung, und überhaupt die Begierde nach einem ſolchen Zuſtande, in welchem wir die Zeichen dieſer Achtung erzwingen können.

Aller Vorzug vor Andern, und alle Achtung, die ſich auf denſelben gründet, kann bloß um dieſer Urſachen willen begehrt werden: entweder weil man ihn als ein Mittel anſieht, Andre ſtärker zu bewegen, unſern Bedürfniſſen zu Hülfe zu kommen, und für unſer Vergnügen zu arbeiten; oder weil man in ihm eine Beſtätigung ſeiner Vollkommenheit findet, die unſere eigene Uiberzeugung davon unterſtützt und erhält; oder endlich, weil man dadurch einen Einfluß über eine größere Anzahl von Perſonen bekommt, und alſo die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit erweitert, indem man zugleich die Stärke ſeiner Kraft erfährt.

Wir wollen wieder der Entſtehung dieſer Neigung im menſchlichen Geſchlecht, oder im Menſchen zuſehen, um daraus auf die Gegenſtände zu ſchließen, für die ſie eine Fähigkeit in der Seele vorausſetzt.

So lange jeder Menſch einzeln für ſeine Bedürfniſſe ſorgte, mußte er ſich zwar immer einen Zuwachs von Kraft, oder mit einem andern Worte, von Vollkommenheit wünſchen, um mehr Mittel für dieſelben anwenden und mehr Hinderniſſe überwinden zu können. Aber da er niemahls Gelegenheit hatte, ſeine Vollkommenheit mit den Vollkommenheiten Anderer zu vergleichen; ſo konnte auch nicht der Wunſch entſtehen, daß er ſeine Vollkommenheit in der Vergleichung größer finden möchte, als des Andern ſeine. Der Maßſtab, nach dem er ſeine Vorzüge berechnete, war die Erreichung ſeines Zwecks, nicht das Verhältniß mit Andern. — Sobald die Bedürfniſſe und die Menſchen ſich vermehrten, und nicht mehr Gegenſtände genug zu einer gleichen Befriedigung aller vorhanden waren, mußten oft zwey Beſtrebungen nach dem Genuſſe einer Sache geſchehen, die doch nur von Einem genoſſen werden konnte.

Hier mußte alſo ein jeder einen Theil ſeiner Kraft, den er ſonſt bloß zu Erlangung der Sache hätte anwenden dürfen, dazu brauchen, um die Beſtrebung des Andern nach eben der Sache zu vernichten. Weſſen Kraft zu dieſer doppelten Wirkung zureichte, blieb in dem Beſitz der Sache, und genoß ſie. Die Kräfte wurden alſo zum erſtenmahl gegen einander gemeſſen. Und wenn dieſe Zuſammentreffungen mehrerer Beſtrebungen in einem Gegenſtande öfter kamen, ſo mußte nothwendig aus der Begierde nach der Sache ſelbſt, die Begierde bey einem jeden entſtehen, — nicht bloß, daß ſeine Kraft groß ſeyn möchte, — ſondern daß ſie auch größer ſeyn möchte, als die Kraft aller andern, die ſich um eben die Sache bewerben könnten.

Der erſte Wunſch nach Vorzug entſtand alſo unmittelbar aus dem Bedürfniß Mehrerer, die zu ihrer Befriedigung nur einerley Gegenſtand hatten; — und da in dieſem Zeitalter die Stärke des Leibes das ſicherſte Mittel war, die Bedürfniſſe zu erhalten, ſo mußte dieſe vornehmlich die Vollkommenheit ſeyn, in der man den Vorzug begehrte.

Dieſe erſte Begierde nach Vorzug mußte nothwendig eine zweyte hervorbringen, nähmlich die Begierde, daß Andre dieſen Vorzug anerkennen möchten. Nähmlich, man mußte mehr wünſchen, die Beſtrebungen Anderer nach einer Sache, die wir haben wollten, zum voraus zu hintertreiben, als ſie zu überwinden, wenn ſie wirklich ſich den unſrigen entgegen ſetzten. Wenn wir alſo nicht nur ſtärker waren als die Uibrigen, ſondern auch von den Uibrigen als ſtärker erkannt wurden, ſo erhielten wir alle Vortheile des Sieges, ohne die Beſchwerlichkeiten des Kampfes. Die Meinung von unſerer Uiberlegenheit richtete eben ſo viel aus, als die wirkliche Anwendung derſelben, und wir kamen alſo wieder in eben den Stand, als wenn wir die einzigen wären, die die Sache begehrten.

Man ſieht, dieſe Begierde iſt noch immer eine unmittelbare Folge des Bedürfniſſes, — und alſo noch nicht Ehrgeiz.

Wenn aber der Fortgang des menſchlichen Geſchlechts ſo weit gekommen war, ſo mußte die immer vermehrte Anhäufung dieſer Schwierigkeiten die Sachen endlich zu einer Kataſtrophe bringen. Dieſe konnte auf eine doppelte Weiſe geſchehen.

Entweder brachte die ſo oft erkannte Uiberlegenheit Eines oder Weniger, die Uibrigen (die ſo gut wie ohne Kraft waren, da ſie dieſelbe niemahls anwenden konnten, um ſich wirklich deſſen zu bemächtigen, was ſie bedurften) dahin, daß ſie alle ihre Kräfte nicht mehr für ſich ſelbſt und wider jene, ſondern ſelbſt für dieſelbe und zur Unterſtützung der höhern Kraft, der ſie nicht widerſtehen konnten, anwendeten, nur unter der Bedingung, daß ſie nunmehr von jenen freywillig die Bedürfniſſe bekamen, die ſie ſich wider deren Willen nicht verſchaffen konnten. Das iſt der Urſprung der Sclaverey und des Despotismus.

Oder um dieſe Wirkung der Ungleichheit in der körperlichen Stärke aufzuheben, und der überlegenen Kraft Einiger durch die vereinigte Summe mehrerer kleinerer Kräfte ein Gegengewicht zu geben, errichtete man eine Vereinigung, durch welche die Stärke des einzelnen Menſchen zu nichts wurde, weil ſich ihr immer die Stärke der ganzen Geſellſchaft entgegenſetzte.

Aus beyden Einrichtungen entſtand, indem ſie fortdauerten, und ſich ſo zu ſagen durch ihr eigenes Gewicht und die natürliche Wirkung und Gegenwirkung ihrer Theile die rechte Form gaben, die bürgerliche Geſellſchaft.

Durch dieſe Einrichtung wurde

1) Die Gelegenheit vervielfältigt, oder vielmehr immerwährend gemacht, ſich mit Andern zu vergleichen, und zwar von ſo vielfachen Seiten, als neue Bedürfniſſe und neue Kräfte dieſelben zu befriedigen, ſich in der Geſellſchaft entwickelten.

Alle Fähigkeiten alſo, die zu einer ſolchen Vergleichung gehören, ſind der erſte Stoff, und ſo zu ſagen die Grundlage des Ehrgeizes.

2) Die Urſache ſowohl, warum man den Vorzug begehrte, als die Vollkommenheiten, in denen man ihn ſuchte, wurden vervielfältigt.

In der Geſellſchaft wurden erſtlich alle die Bedürfniſſe, welche eigentlich den Körper angehen, und deren Befriedigung das ſinnliche Vergnügen ausmacht, — (Bedürfniſſe, die an ſich wenig und einfach ſind,) in eine Menge von verſchiedenen Zweigen getheilt und zu Gegenſtänden von mannigfaltigen Begierden gemacht. Zum andern wurden in derſelben zuerſt die Vergnügen des Umgangs und des geſellſchaftigen Lebens entdeckt, und alſo eine ganz neue Art von Bedürfniſſen hervorgebracht, die zu befriedigen niemahls in der Gewalt des Menſchen allein ſtand, der begehrte. Um ſich nun beyde Vortheile zu verſchaffen, waren nur zwey Wege. Da es darauf ankam, daß Andre uns entweder ihre Arbeit oder ſich ſelbſt zu unſern Vergnügen überließen, ſo mußte man entweder ſie durch den bloßen Tauſch der Vortheile, die wir ihnen, und die ſie uns verſchaffen konnten, dazu nöthigen; oder man mußte ſie dazu bewegen können, ſie uns freywillig und gleichſam als Geſchenke zuzugeſtehen. Man mußte alſo entweder in dem Beſitz ſolcher Sachen ſeyn, die man an die Stelle aller Arten von Gütern ſetzen konnte, und mit denen man alſo auf gleiche Weiſe den verſchiedenen Bedürfniſſen aller der Perſonen, die uns etwas verſchafft hätten, zu Hülfe kommen konnte, d. h. man mußte reich ſeyn; oder man mußte einen anerkannten Vorzug an Kräften oder Vollkommenheiten haben, und zwar an ſolchen Vollkommenheiten, die, ob ſie zwar nicht unmittelbar dazu dienten, Andern ihre Bedürfniſſe zu verſchaffen, doch überhaupt den Zuſtand, in welchem ein jeder für ſeine eigenen Bedürfniſſe arbeiten konnte, ſicherten und verbeſſerten, d. h. man mußte geehrt ſeyn. — Der Reichthum war ein weit kräftigeres, weit allgemeineres Mittel, weil es unmittelbar die Begierden der Leute, deren Dienſt wir uns verſchaffen wollten, auf unſre Seite brachte.

Der Vortheil, den wir ihnen verſchafften, war gegenwärtig und ſinnlich. — Aber eben deßwegen war er auch mehr geſchickt, uns die erſte Art von Vergnügen, die in der Erweiterung der körperlichen Bedürfniſſe beſteht, als die andere, die in der Befriedigung der geſellſchaftlichen Neigungen liegt, zu verſchaffen. Da bey dieſen letztern das Vergnügen ſchlechterdings freywillig uns verſchafft werden muß, oder ſein Weſen verliert, ſo konnte der Reichthum zwar uns die äußern Zeichen davon, aber nicht das Vergnügen ſelbſt verſchaffen.

Die Vorzüge hingegen, die Hochachten erweckten, wirkten ſchwächer und langſamer, weil ſie mit dem perſönlichen Intereſſe der einzelnen Menſchen erſt durch eine lange Kette zuſammen hingen. Und eben deßwegen konnte ſie die Mittel zu ſinnlichen Befriedigungen nicht in dem Maaße, wie der Reichthum, verſchaffen. Aber ſie war weit mehr als dieſer geſchickt, uns eine Zuneigung zu erwerben, die von einem perſönlichen augenblicklichen Intereſſe unabhängig wäre und welche der Grund aller geſellſchaftlichen Vergnügungen iſt. Ihr Einfluß war geringer, weil nur die, welche den Zuſammenhang dieſer höhern Vollkommenheiten mit dem Beſten der Geſellſchaft überſehen konnten, deſſelben fähig waren. Aber er mußte nothwendig über die beſten und edelſten Seelen ſeyn, weil nur dieſe einer ſo erweiterten Ausſicht fähig waren.

Nachdem alſo in einem Zeitalter oder einer

Nation die Begierde nach den ſinnlichen oder den geſellſchaftlichen Vergnügen größer würde, nachdem mußte auch die Begierde nach Hochachtung oder nach Reichthum wachſen. Der zweyte Grundſtoff zum Ehrgeiz ſind alſo alle die Fähigkeiten, welche die Seele in den Stand ſetzen, die Vergnügen, die aus der Geſellſchaft entſpringen, auf eine vorzügliche Art zu empfinden. — Da wir wiſſen, daß ein großer Theil dieſer Vergnügungen aus den zwey Hauptquellen entſteht: entweder einer ſtarken Imagination, die mit dem wirklichen Empfindungen eine Menge von verwandten Neben-Ideen zu verbinden, und durch eine Art von Fiction, die durch das gegenwärtige Gefühl mehr veranlaßt als hervorgebracht wird, dieſes Gefühl zu verſtärken weiß; — oder aus einer gewiſſen Anlage der Seele, vermöge welcher ſie ihre Ideen leichter durch Ideen andrer veranlaſſen und entwickeln, als ſie ſelbſt hervorbringen kann, und der zu Folge ſie alſo unthätig ſeyn müßte, wenn nicht ihre Thätigkeit durch die Wirkſamkeit Andrer ins Spiel gebracht würde; ſo gehören alſo auch beyde Arten von Fähigkeiten zur Entſtehung des Ehrgeizes. Demungeachtet iſt unter beyden die Art von geſellſchaftlichen Neigungen, welche aus der Stärke der Imagination entſtehet, die geſchickteſte, den Ehrgeiz hervor zu bringen.

Wir werden dieſes ſehen, ſobald wir die verſchiedenen Vollkommenheiten unterſuchen, in denen man einen Vorzug nach und nach geſucht hat.

Es mußten, ſagte ich, Vollkommenheiten ſeyn, die auf die ganze Geſellſchaft überhaupt einen allgemeinen Einfluß hätten. Denn nur dieſe konnten Alle oder doch Mehrere zugleich unſerm Verlangen dienſtbar machen, ohne doch eines jeden beſonderes Intereſſe ins Spiel zu bringen.

Das erſte, was die neuerrichtete Geſellſchaft brauchte, war Schutz. Und die Vollkommenheiten, die dazu gehörten, ihr Schutz zu gewähren, waren Tapferkeit und kriegeriſche Tugenden. Der erſte Vorzug alſo, den man ſuchte, und der erſte Gegenſtand des Ehrgeizes mußte der Titel und der Rang eines Helden ſeyn.

Die Begierde nach Vorzug war jetzt eben ſo viel als die Begierde ſeinen Muth zu zeigen, eine Begierde, die alſo auch gegen die Gelegenheiten, in denen man ihn zeigen konnte, begierig machen, Gleichgiltigkeit gegen die Gefahren, und Verachtung des Todes einflößen mußte. So war die Kette, die dieſe neuen Begierden noch immer mit den urſprünglichen alten zuſammenhing: Man wollte ſo viele, ſo mannigfaltige Bedürfniſſe befriedigen, als man konnte. Man konnte ſie nicht alle durch ſich befriedigen. Alſo mußte man Andere dazu bewegen, daß ſie es thäten. — Alſo mußte man ihnen Gründe dazu geben, alſo mußte man ihnen nützlich ſeyn können, und wenn man beſonders einer ganzen Geſellſchaft nicht anders nützlich ſeyn konnte, ſie vertheidigen, alſo Gelegenheiten wünſchen, ſie vertheidigen zu können, alſo der Gefahr trotzen und den Tod verachten. — Aber bald zerriß dieſe Kette, da ſie zu lang wurde, ſo wie es beym Geize geſchah, und hier erſchien eigentlich zum erſtenmahl das Phantom der Ehre, was wir ſuchen. Nähmlich, ſo lange man den Vorzug bloß als eine Münze anſahe, für die man Vergnügen eintauſchen konnte, ſo lange war der Ehrgeiz keine von den übrigen abgeſonderte Neigung, der ſeine eigenen Symptome hätte. —

Aber ſobald man dieſe Verbindung des Urtheils der Geſellſchaft von unſerem Vorzuge, mit ihrer Neigung uns mehr Vergnügen zu verſchaffen, nicht mehr in den Augen behielt; nachdem man ſich unter dieſer Geſellſchaft nicht mehr die einzelnen Perſonen dunkel vorſtellte, von denen man dieſe Vergnügungen erwartete, ſondern ein gewiſſeres, höheres und für ſich beſtehendes Weſen, das nirgends vorhanden war; nachdem man durch die Imagination ſeine eigene Exiſtenz ſo vielmahl vervielfältigt hatte, als man Urtheile über ſeine Verdienſte ſich vorſtellte; da man durch dieſe Illuſion ſich ſogar eine Art von Fortdauer gegeben hatte, die von dem Leben unabhängig wäre: ſo erſchienen die Nahmen Patriotismus, Helden, Vaterland, Ehre, auf einmahl, und dieſe Art Ehrgeiz war bey ihnen Reife.

Man hat die Wirkungen und die mannigfaltigen Arten der Einbildungskraft noch nicht hinlänglich unterſucht. Man würde ihren Einfluß auf die Neigungen, und ſelbſt die Tugenden des Menſchen noch weit größer finden, als man glaubt. Wenige z. B. kennen die Art von Einbildungskraft, die an die Stelle einer ſehr abſtracten oder ſehr zuſammengeſetzten richtigen Idee, ein falſches aber wirkſames Bild ſetzt, eine Art von Fiction, die das Anſchauen des Gegenſtandes erleichtert, und ihn zugleich begreiflicher und beſtimmter macht. Und doch würde ohne dieſe Fähigkeit keine Neigung gegen ganze Geſellſchaften entſtehen können, die von der Neigung gegen die einzelnen Glieder derſelben unabhängig wäre. Insbeſondere aber iſt ſie zu dem Ehrgeitze und der Vaterlandsliebe unentbehrlich. Vaterland iſt ein ſolcher zuſammengeſetzter Begriff, eine Sammlung von Menſchen, deren wenigſte wir kennen, und von denen noch wenigere von uns wirklich geliebt werden. Ehre iſt ein anderer abſtracter Begriff; der Inbegriff von den Ideen, die unſre Vorzüge in andern erwecken, und die uns eigentlich ganz fremd ſind.

Wenn nicht die Imagination dieſen beyden Ideen Körper gäbe; wenn ſie nicht das Wort Vaterland zu einem Phantom machte, das in irgend einer oder der andern Geſtalt, entweder in der ehrwürdigen Geſtalt eines verſammelten Senats, oder in der fröhlichern Geſtalt eines triumphirenden jauchzenden Volks vor der Seele des Patrioten ſchwebte; wenn ſie nicht der Ehre eine gewiſſe Art von Exiſtenz und Weſen zu geben, und ſie in das Bild einer Geliebten, die den Sieger gütiger empfangen, oder einer Göttin, die ihn bekrönen wird, zu verwandeln wüßte, ſo würden niemahls Patrioten oder Ehrgeitzige entſtehen.

Dieſe Imagination iſt es alſo, welche den Ehrgeitz völlig ausbildet, und welche die Grundfähigkeit für dieſe Neigung iſt; beſonders aber für den kriegeriſchen Ehrgeitz, weil er mit der natürlichen Furcht vor Schmerzen und Tode zu kämpfen hat, die nicht anders als durch eine ſolche Art von Illuſion überwunden werden können.

So lange Sicherheit das vornehmſte oder faſt das einzige Gut war, das die Geſellſchaft bedurfte, ſo lange war die kriegeriſche Ehre die einzige. So wie aber das Intereſſe der ganzen Geſellſchaft ſich veränderte und vervielfältigte, ſo wurden auch die Vollkommenheiten, durch deren zugeſtandenen Vorzug man ſich über die Geſellſchaft einen Einfluß erwerben konnte, vermehrt. Ohne dieſe Vollkommenheiten ſelbſt durchzugehen, wollen wir nur noch die verſchiedene Art und Weiſe unterſuchen, durch die man ſich (nicht ſowohl den Vorzug ſelbſt zu erwerben, als) die Gewißheit zu verſchaffen ſuchte, daß uns Andre den Vorzug zugeſtänden.

Ich nehme alſo jetzt die Ehrgeitzigen, die eigentlich den Nahmen verdienen, d. h. diejenigen, deren Begierde nicht über die Ehre hinaus auf die Vortheile ſieht, die ſie bringt. Dieſe müſſen nothwendig Zeichen und zwar ſinnliche Zeichen von ihrem Vorzuge verlangen. Denn wo würde ſonſt ihre Imagination die Bilder hernehmen, die ſie an die Stelle der Empfindungen ſetzte, und womit ſie die Neigung aufrecht erhielte? Aber dieſe Zeichen, die der Ehrgeiz begehrt, werden nach der Beſchaffenheit der Seele verſchieden ſeyn.

Es gibt Seelen, die nur von wenig Dingen auf einmahl, aber tiefe Eindrücke bekommen können, (d. h. wo in einem viel Ideen gleichſam eingewickelt liegen;) andre von vielen Dingen zugleich, aber nur leichte. Es gibt noch einen andern Unterſchied, den ich empfinde, und den ich nicht völlig erklären kann; es gibt Seelen, deren Aufmerkſamkeit, ſo wie die Augen der Kinder, nur durch etwas Buntes und Schimmerndes angezogen werden; und andere, bey denen dieſe Eindrücke viel matter, viel weniger frappant, hingegen die Eindrücke von den Geſtalten der Dinge ſtärker ſind. Man könnte ſagen, (um dieſes philoſophiſcher auszudrücken) daß gewiſſe Seelen, vermöge ihrer Fähigkeit, keine Ideen anders als durch die Abſtechung mit andern Ideen klar bekommen könnten; dahingegen bey andern die Stärke des Eindrucks von der Sache ſelbſt, dieſe Zuhülfenehmung anderer contraſtirenden Ideen unnöthig machte.

Wenn ich nun jede dieſer vier Seelen ehrgeitzig [illegible]; ſo wird eine jede durch die Zeichen, die ſie von ihrem Vorzuge verlangt, die Art von Eindruck zu machen ſuchen, die eben ihr ſelbſt der ſtärkſte iſt; und ſie werden alſo juſt die Gattung von Zeichen begehren, die dieſen Eindruck zu machen geſchickt iſt.

Die Seele von tiefen und ſo zu ſagen concentrirten Vorſtellungen wird Ehrenzeichen begehren, die auf andre wieder große und bleibende Eindrücke machen; ſie wird alſo dieſe Zeichen der Ehre in einem großen Einfluß über Andere ſuchen. Und da kein größerer Einfluß über Andere ſeyn kann, als wenn ihr Wille unſern Einſichten oder unſerm Willen folgt, ſo wird ſich bey ihr am öfterſten der Ehrgeiz in Herrſchſucht verwandeln. Aber eben deßwegen, weil dieſe Art Seelen gemeiniglich von ſo viel weniger Gegenſtänden Eindrücke empfängt, um ſo viel ſtärker ſie ſind, ſo wird ſie auch alsdann ſich mit einem Einfluß auf wenige Perſonen begnügen, wenn derſelbe nur deſto größer iſt. Man ſieht daher ſehr ehrgeizige Leute, die nicht einen Schritt thun, ihre Vollkommenheiten öffentlich bekannt zu machen; — aber die über den kleinen Kreis, unter dem ſie bekannt ſind, unumſchränkt herrſchen wollen.

Wenn dieſe Leute an die Höfe der Fürſten oder in die Häuſer der Großen kommen, ſo wird eine große Macht ohne Rang, ein großer [illegible] ohne Ehrenſtellen ihnen lieber ſeyn, als die größten Standeserhöhungen ohne wirklichen Einfluß.

Vielen, die flüchtige Eindrücke, aber von einer großen Menge von Gegenſtänden auf einmahl annehmen; bey denen ſo zu ſagen die Oberfläche ihrer Ideen groß, die Tiefe geringe iſt, werden auch wieder ſolche Ehrenzeichen für ſich verlangen, die auf Viele, wenn gleich nur einen ſchwächern Eindruck machen. Sie werden alſo ſolche ſuchen, die den Meiſten bekannt werden, und alſo die größte Summe von Ehrerbiethung ihnen zuwege bringen können. Die Ehrgeitzigen von dieſer Klaſſe ſind zuerſt die Erfinder der Titel, der Hofämter, der Ordensbänder geweſen. Sie begehren mehr den Rang, den ihnen ein hoher Poſten gibt, als die Gewalt, die ſie durch ihn bekommen; und ſie werden einen höhern Rang ohne Anſehen nicht mit einem geringern bey dem größten Anſehen vertauſchen.

Wenn beyde Gemüthsarten, und die Fähigkeiten von beyden, ſich mit einander in einer Seele vereinigen; wenn der Ehrgeitz ſo wie die Kraft der Seele zugleich ausgebreitet und ſtark iſt, dann bringt er einen Karl den Zwölften, oder einen Richelieu hervor.

Seelen, die nur von ſehr kleinen, aber ſtark in die Augen fallenden Sachen gerührt werden können, werden auch ſolche Zeichen ihrer Vorzüge ſuchen, die zugleich nichtsbedeutend und ſchimmernd ſind, von denen ſie alſo, da ſie die Eindrücke anderer nach den ihrigen beurtheilen, die ſtärkſte Wirkung vermuthen. — Dieſe Art von Ehrgeiz iſt eben das, was man Eitelkeit nennt, und deſſen Urſprung wir alſo jetzt zugleich mit der Beſchaffenheit der Seele, durch die ſie veranlaßt wird, gefunden haben.

Eitelkeit iſt urſprünglich ſo viel als die Leere. Das Bild iſt von Früchten hergenommen, an denen die eigentliche Frucht verzehret und die Schale erhalten iſt. Wenn Dinge, die eine Subſtanz haben ſollten, nur die Oberfläche dieſer Subſtanz haben, aber keine Solidität, ſo nannte man ſie eitel. Dieſen Begriff auf die Moral übergetragen, ſo ſieht man leicht, was hier die Eitelkeit im allgemeinſten Verſtande iſt, nähmlich die Art von Verkehrung der Begierden, vermöge welcher die Seele, anſtatt der Gegenſtände ſelbſt, nur das an ihnen begehrt, was den erſten und geſchwindeſten Eindruck macht, was zuerſt Ideen von ſich erweckt, und wovon ſich alſo der augenblicklichſte aber flüchtigſte Genuß machen läßt. — Weil aber in keiner Art von Gütern dieſe Verkehrung leichter iſt, als bey denen, die ſelbſt, wenn ſie reel ſind, nur durch die Imagination, nicht durch die Empfindung genoſſen werden können, und unter denen die Ehre das vornehmſte iſt: ſo iſt die Bedeutung des Worts bald genauer eingeſchränkt worden, und heißt eine Begierde nach ſolchen Zeichen des Vorzugs, die an

und

und vor ſich ſehr wenig im Stande ſind, bey Andern diejenigen Ideen von unſerm Vorzuge zu erwecken, die Ehre heißen, die aber dafür an ſich einen blendenden Eindruck machen, und auf kurze Zeit die Aufmerkſamkeit der Andern auf ſich ziehen. Wer alſo mit einer großen Anſtrengung ſeiner Kräfte nach der Erlangung dieſer Zeichen, dazu der Putz, der Aufwand und die Koſtbarkeiten in der Equipage, auch ſelbſt die Schmeicheleyen Anderer gehören, ſtrebt: der iſt eitel.

Man ſieht, daß dazu erſtlich eben die beſondere Anlage der Seele gehört, die wir zuvor Eitelkeit im allgemeinſten Verſtande nannten.

Zum andern ſetzt dieſe Eitelkeit einen Geiſt der Kleinigkeit zum voraus, oder eine gewiſſe Fähigkeit, ſich in das Detail aller der kleinen Beſorgungen und Geſchäfte einzulaſſen, die man nöthig hat, um ſich dieſe äußern Verzierungen zu verſchaffen, und ſich zu verſichern, daß man dieſelben beſitze.

Endlich zum dritten, gehört eine gewiſſe Gabe der Nachahmung dazu, eine große Attention auf das, was Andere in jeder Art für ſchön halten, und eine glückliche Fertigkeit, daſſelbe nachzumachen oder anzunehmen. Denn da dieſe Zeichen blos conventionell ſind, ſo muß man ſie alſo kennen, wenn man ſie annehmen will. Dieſe Kenntniß erlangt man nicht ohne eine Fähigkeit, ſelbſt davon leicht bey Andern gerührt zu werden.

Ich komme endlich zur Neigung zum Spiel.

Ich nenne das Spiel hier eine Art von Wette, deren Gewinnſt entweder vom Zufall, oder von Geſchicklichkeit, oder von beyden zugleich abhängt. Wenn man von einer Neigung zum Spiel redet, ſo verſteht ſich es faſt, daß man von einem Spiel redet, wobey ſich etwas gewinnen oder verlieren läßt.

Man ſpielt entweder, weil man in dem Spiel eine Beſchäftigung ſeiner Seelenkräfte ohne Anſtrengung findet, und weil durch das Spielz eine Menge von Ideen in uns ſo zu ſagen von ſelbſt hervorgebracht werden, die uns keine Mühe gekoſtet haben, ſie zu erwecken; oder weil man eine Art von Leidenſchaften dadurch bey ſich rege machen kann, die beſtändig abwechſeln, und die, indem ſie uns immer auf den zukünftigen Augenblick aufmerkſam machen, uns die Dauer des gegenwärtigen verbergen; oder endlich aus Eitelkeit, wenn man ſpielt, weil man das Spiel als eine Gelegenheit anſieht, einen Vorzug von ſich Andern bekannt zu machen, und aus Eigennutz, wenn man ſpielt, um zu gewinnen.

Alle die Urſachen und alle die verſchiedenen Miſchungen der Fähigkeiten der Seele, die dieſe Urſachen wirkſam machen, müſſen zuſammen kommen, wenn dieſe Neigung zum Spiel entſtehen ſoll: die bey gewiſſen Perſonen ſo unüberwindlich iſt, daß ihr eigener völliger Ruin ſie nicht davon heilen können.

Eine Seele alſo, die Kraft genug hat, um Beſchäftigung zu bedürfen und zu begehren, aber nicht Kraft genug, um ſie ſich durch ſich ſelbſt durch die freywillige Anwendung derſelben auf immer neue und neue Gegenſtände zu ſuchen: muß eine Arbeit wünſchen, in der ihr dieſe Anwendung, ſo zu ſagen, vorgeſchrieben iſt; in der ſie nur auf wenig Gegenſtände geht, die immer wieder kommen, aber doch in einer ſo veränderten Ordnung, daß ſie jedesmahl den Schein der Neuheit haben.

Und ſobald alſo der Menſch von dieſer Gattung das Spiel kennt, ſobald muß er es lieben. Das iſt die erſte unentbehrlichſte Grundlage zu dieſer Neigung. — Zuweilen iſt ſie die einzige. Man ſieht oft Leute von Verſtand und Kenntniſſen, (beſonders wenn ihnen durch ihre Lebensart Geſchäfte auferlegt ſind, die mehr ermüdend als anſtrengend ſind) die nach geendigter Arbeit das Spiel der beſten Unterredung vorziehen. Die Urſache iſt klar. Bey einem Geſpräche müſſen ſie erſt die Gegenſtände mühſam herbey ſuchen, mit denen ſie ihre Seele beſchäftigen wollen; bey dem Spiel werden ihnen dieſelben von ſelbſt angebothen.

Eine Seele, welche die Fähigkeit hat, leicht von Hoffnung oder Furcht eingenommen zu werden, und die von großen Gegenſtänden für dieſe Leidenſchaft frey iſt, wird eine Gelegenheit gern ſehen, wo ſie etwas Kleines hoffen oder fürchten kann, und wo noch dazu die Erwartung geſchwind entſchieden, und immer wieder von neuem rege gemacht wird. Je weniger ein ſolcher Menſch von dem Gegenwärtigen eingenommen wird, je weniger er Eindrücke von ſeinem jetzigen Zuſtande empfängt, deſto begieriger wird er ſeyn, durch die Ungewißheit des Künftigen ſeine Seele in Bewegung zu ſetzen. Dieſes iſt die Urſache, warum die Hazardſpiele, die der Kraft der Seele weit weniger Beſchäftigung geben, als die andern, doch von Vielen, und beſonders von den Spielern von Handwerk, mehr geſucht werden, als dieſe. Bey alle dem aber entſteht doch keine herrſchende Neigung zum Spiel ohne Gewinnſucht. (Denn die Eitelkeit bringt wohl viele unermüdete, aber doch keinen ſehr hitzigen Spieler hervor.) Alles alſo, was die Begierde zu haben erregen und veranlaſſen kann, gehört auch zu der Hervorbringung der Neigung zum Spiel. Aber noch mit dem Zuſatz: Es gibt eine gewiſſe Fähigkeit in der Seele, die Idee von dem Gegenſtande einer Begierde feſtzuhalten, ſie unveränderlich dauerhaft zu machen, und den beſtändigen Abbruch, den ſonſt der unaufhörliche Zufluß von neuen Ideen der Stärke der alten thut, bey dieſer zu vernichten oder wieder zu erſetzen. Aus dieſer Fähigkeit entſteht in den Begierden das Anhaltende, welches durch die zweiteſte Entfernung des Ziels an dem Eifer des Fortgangs nicht gehindert wird, aber eben deswegen auch nur in langſamen, aber immer gleichen Schritt ſich gegen dasſelbe bewegt. Wenn der Gegenſtand dieſer Begierde Vermögen iſt, ſo werden dieſe Leute den Reichthum durch Arbeitſamkeit, Fleiß und Sparſamkeit zu erwerben ſuchen. Es giebt andre Seelen, in denen der Gegenſtand ihrer Begierden auf einmahl Eindrücke von einem außerordentlichen Glanze macht, die alles Übrige verdunkeln, aber ſich ſelbſt nicht erhalten können. Bey dieſen iſt die Begierde heftig und ungeſtümm; fordert ihre Befriedigung augenblicklich, und erſetzt das Übrige durch die Größe der Schwierigkeit und der Gefahr, wenn dieſelbe nur kurz iſt, was die Andern durch das Anhaltende in ihren Bemühungen ausrichten. — Wenn bey dieſen der Reichthum der Gegenſtand iſt, ſo werden ſie die Mittel plötzlich reich zu werden, wenn ſie auch dabey in die Gefahr kommen ſollten ganz arm zu werden, dem ſichern, aber langſamen Wege vorzuziehen. —

Dieſe, wenn ſie noch außerdem die andern Theile der Gemüthsart haben, die das Spiel an und für ſich angenehm machen, werden ganz gewiß Spieler.

Das wäre alſo eine Probe von der Unterſuchung: Was für Fähigkeit jede Neugung vorausſetzt, und auf was für Art ſich entdecken ließe, wie viel von einer jeden Neugung in der Seele ſelbſt, oder in der natürlichen Determination ihrer Kraft auf gewiſſe Gegenſtände gegründet ſey.

Das Reſultat dieſer ganzen Betrachtung iſt alſo dieſes: Es iſt von der höchſten Probabilität, daß die Verſchiedenheit der Neigungen, die wir gegen einerley Gegenſtände bey verſchiedenen Menſchen finden, in einer gewiſſen natürlichen Verſchiedenheit derſelben ihren Grund habe, welche macht, daß die Ideen von den einen lebhafter, klärer und wirkſamer ſind, als wie die andern. — Erſtlich, weil wir ſogar einen Theil von den Urſachen, welche die Wirkung eines Objects auf die Seele beſtimmen, in der Temperatur des Körpers und der Structur der ſinnlichen Werkzeuge finden, und es alſo höchſt vermuthlich iſt, daß ein eben ſo groſſer Theil dieſer Wirkung von der Natur, und wenn ich ſo ſagen darf, dem Bau der Seele abhänge, in welcher dieſe Wirkung ſich endigt. Zum andern, weil, ungeachtet ſich der Grund dieſer Verſchiedenheit oder das, was eigentlich in der Natur der Seele geändert ſeyn muß, wenn dieſe oder jene Neigung entſtehen ſoll, nicht angeben läßt, man demungeachtet wiſſen kann, auf welche Art von Gegenſtänden bey einer jeden Neigung die Fähigkeiten der Seele gerichtet ſeyn, und welche Ideen ihr am leichteſten anzunehmen ſeyn müſſen.

Hieraus muß ſich nun die erſte Frage der Academie beantworten laſſen. — „Kann man die natürlichen Neigungen vernichten oder andere erwecken, welche die Natur nicht erzeugt hat?“ wird alſo jetzt ſoviel heißen: Kann man machen, daß eine Seele, welche die Fähigkeit hat, von gewiſſen Objecten ſich lebhaftere oder ſtärkere Ideen zu machen, ſich doch von denſelben ſchwache und langſame mache; und kann man im Gegentheil der Seele von den Gegenſtänden ſtarke und dauerhafte Eindrücke verſchaffen, von denen ſie doch nur die Fähigkeit hat, ſchwache und vorübergehende zu empfangen? Es kommt alles darauf an, zu wiſſen: Kann man in der Seele Fähigkeiten vernichten, die ſie hat, oder ihr welche geben, die ſie nicht hat? — Nun wiſſen wir, wir haben über die Fähigkeiten keine andre Art der Gewalt, als durch die Gegenſtände, mit welchen wir ſie beſchäftigen, und durch die Uibung, durch die wir eine Beſchäftigung öfter als die andere wiederhohlen; alſo wird auch nur eben die Art von Einfluß bey den Neigungen Statt finden.

Wir können alſo die natürlichen Neigungen der Seele nicht vernichten noch hervorbringen, weil wir kein Mittel haben, unmittelbar auf die Natur der Seele zu wirken, und das Verhältniß unter ihren Fähigkeiten zu verändern. — Aber wie weit die Wirkſamkeit dieſer natürlichen Anlage, durch die Wahl der Gegenſtände, die der Seele vorgeſtellt werden, geſchwächt oder aufgehoben werden kann, dazu müſſen wir erſt wiſſen, wie viel von dem, was wir natürliche Neigungen nennen, ſelbſt dieſer Verſchiedenheit in den Gegenſtänden zuzuſchreiben iſt, und dieſes iſt der zweyte Theil unſerer Arbeit, der alſo zugleich der practiſche ſeyn wird.

Dieſe Frage iſt einerley mit dieſer andern: Wie viel vermag die Erziehung über die natürlichen Neigungen? Ich glaube man iſt jetzt beynahe völlig von dem Vorurtheil zurückgekommen, daß Erziehung nichts mehr ſey als Unterricht, und daß zur Beſſerung eines Menſchen nichts weiter gehöre als Vorſchriften. Man kann es heut zu Tage ſchon als eine ausgemachte Wahrheit vorausſetzen, daß alles, was der Menſch von dem erſten Gebrauch ſeiner ſinnlichen Werkzeuge an hört und ſieht; alle Handlungen, die um ihn herum vorgehen, alle Reden, die vor ſeinen Ohren geführt werden, die ganze Reihe der Vorfälle, in die er ſelbſt geſetzt wird, oder von denen er ein Zeuge iſt, und die ganze Anzahl von Perſonen, mit denen er nach und nach in Verbindung kommt, einen weit größern Theil an der Bildung ſeines Kopfes und ſeines Herzens haben, als die förmlichen Unterweiſungen. Dieſe Wahrheit lege ich alſo zum Grunde, um zu zeigen, was das für eine Art von Einfluß ſey, den die Gegenſtände über die Seele haben; und in wie fern es wahr ſey, daß die Seele ſich die Welt nicht anders, als durch den Theil derſelben, der innerhalb ihres Geſichtskreiſes liegt, vorſtelle? Die Erfahrung kann hier unſer einziger Wegweiſer ſeyn, und das Raiſonnement kann nichts thun als dieſelbe unterſtützen.

Wir wollen von den allereinfachſten und leichteſten Erfahrungen anfangen.

1) Eine jede Handlung mehrmahlen wiederhohlt, wird leichter. Zuerſt deßwegen, weil, ſo oft die Handlung wiederhohlt wird, ſo oft werden auch die Ideen wieder erweckt, die vor derſelben vorhergehen, und die die Gründe der Handlung enthalten; um ſo viel leichter wird es alſo, dieſe Ideen künftig wieder zu erwecken; — erſtlich, weil die verſchiedenen Verbindungen, in denen wir dieſelben von einer Zeit zur andern gehabt haben, uns viel Mittel der Erinnerung verſchaffen; zum andern, weil die Geſchicklichkeit zur Handlung ſelbſt wächſt, oder weil die Fähigkeit der Seele, die wir durch die Handlung ausüben, größer wird. Dieſe Wirkung der Wiederhohlung äußert ſich nicht bloß in Handlungen, denen wir gemeiniglich dieſen Nahmen geben, d. h. die in der Hervorbringung einer Sache beſtehen, ſondern auch in ſolchen, die Beſtrebungen zu der Hervorbringung ſind. — Wenn alſo in der Reihe Gegenſtände, die nach und nach auf die Sinne und die Seele eines Menſchen Eindrücke machen, die, welche zur Erregung der Begierden geſchickt ſind, öfter vorkommen als andre: — ſo iſt klar, die Ideen, welche, ſo zu ſagen, die Triebfedern dieſer Begierden ſind, werden öfter in der Seele hervorgebracht als andre, — und zwar (weil der Gegenſtand doch nicht allemahl unter eben den Umſtänden erſcheint,) immer mit andern und andern Ideen verbunden.

So oft nun eine von dieſen verbundenen Ideen in die Seele zurückkommt, ſo oft wird die Einbildungskraft auch jene wieder erwecken; und da dieſer Verbindungen durch die öftere Erſcheinung des Gegenſtandes viel ſind, ſo werden auch der Ideen viel ſeyn, durch welche die Seele an jene erinnert wird. Bey einer neuen Erſcheinung des Gegenſtandes iſt alſo die Wiedererweckung der Begierde um ſo viel ſchneller, je ſchneller die Erinnerung an die Eindrücke iſt, die der Gegenſtand ehemahls gemacht hat. Man nehme zwey Kinder. Man gebe beyden die Diſpoſition der Seele, die des Zorns fähig macht. Man ſehe aber, in der Verfaſſung des einen Kindes kommen Vorfälle, die den Zorn rege machen können, zehnmahl vor, ehe einer in den Umſtänden des andern ſich ereignet. Der Zorn, der eine plötzliche Begierde iſt, eine angethane Beleidigung zurück zu treiben, ſetzt allemahl, erſtlich unangenehme Empfindung, einen Schmerz oder eine verſagte Befriedigung; zum andern, eine Unmöglichkeit zum voraus, dieſe unangenehme Empfindung auf eine andere Art wegzuſchaffen, als durch die Vernichtung deſſen, der dieſe Empfindung in uns veranlaſſet hat. Bey dem alſo, welcher zehn Gelegenheiten zum Zorn hat, ſind erſtlich zehn unangenehme und widrige Empfindungen, und zwar wieder entweder von einerley oder von ganz verſchiedenen Arten. — Zu jeder von dieſen Empfindungen gehört eine groſſe Reihe von dunkeln

Ideen, die der Seele das, was eigentlich in der Sache das Uibel iſt, vorſtellen. Wird die Empfindung mehrmahls erregt, ſo entwickeln ſich, ſo zu ſagen, dieſe Ideen des Uibels, die Seele entdeckt mehr unangenehme Seiten, welche ſie bey dem erſtenmahl noch überſehen hatte, und die Empfindung wird heftiger. Z. B. eine von den unangenehmen Empfindungen, die den Zorn am meiſten erregen, iſt die Empfindung des beleidigten Rechts. Bey der erſten Kränkung von dieſer Art, die der Menſch oder das Kind erfährt, hat die Seele Zeit nöthig, ſich die Gründe vorzuſtellen, um deren willen ſie das, was der Andere verletzt hat, für ihr Recht hält.

Es iſt

1) eine kurze und geſchwinde Uiberrechnung ihrer eigenen Vorzüge nöthig; und wenn die Seele dieſe noch nicht oft anzuſtellen veranlaſſet worden iſt, ſo wird ſie nur langſam damit zu Stande kommen, und wird noch viele von ihren Rechten überſehen.

2) Muß ſie den Widerſpruch einſehen, in welchem die Sache, die den Zorn erregt, mit dieſen Rechten ſteht; ſie muß alſo die Folgen derſelben entwickeln, und dieſe Folgen mit ihren Rechten vergleichen. — Kommt aber dieſe Kränkung oft wieder, ſo kennt der Menſch ſeine Rechte, ſo zu ſagen, ſchon zum voraus, und erweitert ſie immer mehr durch eine neue Aufmerkſamkeit, die er auf die Unterſuchung

derſelben wendet; der Widerſpruch der Sache die den Zorn erregt, mit dieſen Rechten, fällt ihm auf einmahl, nur durch eine bloße Erinnerung in die Augen, und ſo wie er mehr Rechte von ſich gewahr wird, ſo vervielfältigen ſich auch die Seiten, von denen die Sache mit ſeinen Rechten ſtreitet. Er empfindet alſo das Uibel, was eigentlich in der Beleidigung liegt, ſchneller, und empfindet auch mehr Uibels darin als zuvor.

Zum anderen, wer zehn Gelegenheiten zum Zorne gehabt hat, hat zehnmahl die Einſchränkung von ſich empfunden, die es ihm unmöglich macht, den unangenehmen Eindruck abzuhalten; jede Einſchränkung iſt um ſo viel größer, je mehr Fälle ſind, in denen ſich die Kraft nicht äußern kann. Die Seele, die ſich alſo bey einem neuen Vorfall derſelben Art alle die alten dunkel vorſtellt, in denen ſie eben dieſe Unmöglichkeit erfahren hatte, ſtellt ſich dieſe Einſchränkung dadurch größer vor, und empfindet alſo das Unangenehme davon ſtärker, und die Beſtrebung der Kraft nach der Seite, nach welcher ſie die einzige mögliche Art des Widerſtandes gegen den Angriff gewahr wird, iſt um ſo viel heftiger. — Es iſt alſo augenſcheinlich, wenn in den Umſtänden dieſer beyden Menſchen (die wir beyde gleich aufgelegt zu den Ideen, die den Zorn veranlaſſen, annehmen) zugleich eine neue Urſache zum Zorne entſteht; ſo wird der, welcher ſchon zehnmahl Gelegenheit gehabt hat zornig zu ſeyn, ſchneller und ſtärker von der Beleidigung getroffen, und mit größerer Heftigkeit zur Gegenwirkung gegen den Beleidiger getrieben werden, als der Andere.

Dieſes iſt die Wirkung der Wiederhohlung, nur in ſo fern die jedesmahlige Wiederkunft des Gegenſtandes eine größere Entwickelung und Ausbreitung der Ideen veranlaſſet, die den Zorn erregen. Aber wir haben überdieß noch geſagt, daß die immer andern und andern Verbindungen, in welchen die Urſachen zum Zorne vorkommen, in uns eine viel öftere Erinnerung derſelben veranlaſſen. — Man ſetze, jede von den zehn Beleidigungen, über die wir gezürnt haben, ſey uns in einer andern Geſellſchaft, und unter der Verknüpfung anderer Begebenheiten, angethan worden, ſo werden alſo zehn verſchiedene Begebenheiten und Perſonen ſeyn, die uns alle durch die Erinnerung die Idee des Zorns wieder ins Gemüth bringen werden, und es iſt alſo natürlich, daß dieſe Erinnerung öfter kommen wird, als wenn es nur eine Begebenheit und eine Perſon wäre, deren Andenken in uns das Andenken der Beleidigung erneuerte. — Vervielfältigt man nun die Gelegenheiten zum Zorne ungemein, ſo werden die Erinnerungen an dieſelben ſo häufig, daß dieſe Ideen öfter in der Seele vorkommen, als alle andere; und dann iſt die Beſchaffenheit der Seele da, die wir einen herrſchenden Zorn nennen.

Die erſte Regel alſo, die hieraus folgt, um natürliche böſe Neigungen zu ſchwächen, oder gute zu verſtärken, iſt dieſe: Man veranſtalte, daß die Gegenſtände, die eine gewiſſe Neigung zu erregen geſchickt ſind, — ſehr ſelten oder gar nicht vorkommen, wenn die Neigung böſe iſt, — und ſehr oft vorkommen, wenn ſie gut iſt. Das iſt die erſte Grundlehre der Erziehung und die unentbehrlichſte Regel in der Moral. — Wie nothwendig ſie ſey, darf man nur aus den Folgen ſehen, die aus der Vernachläſſigung derſelben entſtehen. Die meiſten Aeltern glauben, daß die Fehler ihrer Kinder nicht anders gebeſſert werden können, als indem ſie ſelbige ihnen vorſtellen; und die meiſten Menſchen, die den Entſchluß haben, ſich zu beſſern, kennen keinen andern Weg, als die Reflexion. Sie wiſſen aber nicht, daß die Gegenſtände, und die Vorfälle, unter die wir geſetzt ſind, einen natürlichen unfreywilligen Einfluß auf uns haben, der noch dazu gemeiniglich ſtärker iſt, als der Einfluß der deutlichen Vorſtellungen, die wir freywillig in uns erweckten. Da wir dieſen Einfluß nicht ändern könnnen, ſo iſt uns nichts als die Wahl der Gegenſtände übrig, die über uns einen Einfluß bekommen ſollen. Und bey dieſer Wahl iſt das erſte die Vermeidung der Gelegenheit zu böſen und die Aufſuchung der Gelegenheit zu guten Neigungen. — Die Regel wir daber alsdann noch beſtimmter. Die Gegenſtände nähmlich haben eigentlich nur einen Einfluß auf unſere Ideen und nur mittelbar auf die Neigung. Da nun nicht jede Neigung, die äußerlich einerley Kennzeichen hat, und mit einerley Nahmen belegt wird, aus einerley Ideen entſtehet, ſo wird die Regel nun ſo eingeſchränkt: Wenn man eine natürliche böſe Neigung ſchwächen will, ſo unterſuche man, was für Ideen bey dieſem Menſchen der Grund und die Veranlaſſung zu der Neigung ſind; und dann ſchaffe man die Gegenſtände, die dieſe Ideen erwecken können, weg, oder vermindere ihre Anzahl.

Man will, um bey dem vorigen Exempel zu bleiben, zwey Menſchen, die eine natürliche Anlage zum Zorne haben, von dieſer Neigung befreyen. Wir wollen ſetzen, bey dem Einen entſtehe der Zorn am öfterſten, wenn er ſich verachtet zu ſeyn glaubt, bey dem Andern wenn er einen Widerſtand gegen ſeine Abſichten findet. — Bey dem erſten ſetzt der Zorn Stolz voraus. Es ſind alſo zweyerley Arten von Vorfällen, wodurch ſein Zorn geſtärkt wird; die, durch welche er von ſeinen Vorzügen eine ſehr hohe Idee bekommt, und die, durch welche dieſe Vorzüge, die ihm ſo oft zugeſtanden worden, auf einmahl herabgeſetzt werden. — Um ihn alſo vor dem Zorne zu bewahren, iſt es nöthig, beyde zu verhüthen; ihm ſowohl die Gelegenheit zu benehmen, die ſeinen Stolz ſchmeicheln, als die, welche ihn kränken können, und ihm das Vergnügen über eine ſehr hohe Meinung

Einiger von ſeinen Verdienſten, als den Schmerz über eine ſehr niedrige Meinung anderer, ſelten zu machen. Das iſt die Maxime, nach welcher ſich vernünftige Aeltern richten, wenn ſie ein hitziges Kind weder ſehr loben noch tadeln, und ſich ſo gegen daſſelbe betragen, als wenn ſeine Tugenden nichts als etwas Nothwendiges und Gewöhnliches, und ſeine Fehler nichts als Irrthümer und Schwachheiten wären.

Bey dem Andern ſetzt der Zorn irgend eine andere heftige Neigung, ich will ſetzen z. B. die Liebe, zum voraus. Man weiß, daß nichts ſo leicht und einen ſo heftigen Zorn erregt, als die Eiferſucht. Man weiß, nichts iſt im Stande die Eiferſucht zu heilen, als entweder die Kaltſinnigkeit gegen die Geliebte, oder dieſer ihre ſtandhafte Treue, d. h. nur die Mäßigung der Neigung, oder die Aufhebung des Widerſtandes dagegen. Im Menſchen findet dieſes letztere Mittel nicht Statt, weil der Widerſtand gegen ſeine Neigungen ihm von Andern geleiſtet wird, die ſelbſt ihre eigenen haben, und die alſo nicht aufhören werden, ſich ſeinen Beſtrebungen zu widerſetzen, bis dieſe Neigungen verlöſchen. Aber bey dem Kinde iſt es möglich, weil alle, die mit demſelben umgeben, ihr Betragen von Rechtswegen nicht nach ihren Neigungen, ſondern nach dem Endzwecke der Erziehung einzurichten verbunden ſind. Hier iſt es alſo eine Regel: Wenn ein Kind am öfterſten dadurch zor-

nig

nig wird; weil man ſich gewiſſen Neigungen widerſetzt, ſo muß man zwar dieſe Neigung ſelbſt zu ſchwächen oder auszurotten ſuchen, — aber man muß ſich nicht der jedesmahligen Aeußerung dieſer Neigung mit Gewalt widerſetzen. In dieſem Falle iſt alſo das Mittel den Zorn zu beſſern, daß man die Begierde, wenn ſie, ſo zu ſagen, ſchon declarirt, ſchon zu einer Beſtrebung geworden iſt, befriedige (wofern ſie nicht durchaus ſchädlich iſt,) oder ſich doch ihrer Befriedigung nicht widerſetze, hingegen der Entſtehung dieſer Begierde ſelbſt durch andere Mittel zuvorkomme. — Der erſte Einfluß von den Gegenſtänden über die Neigungen war alſo durch die Macht der Gewohnheit.

II. Eine zweyte Erfahrung, eben ſo gewiß wie die erſte, aber nicht ſo oft bemerkt, iſt es: daß Schmerz und Vergnügen, auf die Entſtehung auch ganz fremder Neigungen, die mit dem Gegenſtande des Schmerzes oder Vergnügens ſelbſt nichts gemein haben, dennoch einen groſſen Einfluß äußere, und daß, nachdem eines von beyden von der Seele am öfterſten empfunden worden, auch die Entſtehung gewiſſer Neigungen ſchwerer oder leichter werde. Die Sache verhält ſich ſo:

Jede Neigung iſt eigentlich zu gleicher Zeit Begierde und Verabſcheuung; Begierde gegen den Gegenſtand, und Abſcheu gegen das, was demſelben entgegen ſteht. Aber nicht in allen Neigungen ſind dieſe beyde Theile, aus denen ſie alle zuſammengeſetzt ſind, einander gleich. Bey den einen iſt die Idee des Guten, welches man zu erlangen trachtet, ſtärker, als die Idee des Böſen, welches jenem entgegen ſteht, und welches man eben dadurch wegzuſchaffen ſucht. Bey Andern iſt die Idee des Uibels, von dem man ſich befreyen will, ſtärker, als die Idee des Guten, nach dem man trachtet. Da nun mit jeder Vorſtellung des Guten Vergnügen, und mit der Vorſtellung des Böſen Schmerz verbunden iſt, ſo muß bey der erſten Art von Neigungen das Vergnügen den Schmerz, und bey der letztern der Schmerz das Vergnügen überwiegen. Von dem herrſchenden Theile bekommt das Ganze den Nahmen; und die erſten heißen ergötzende, die andern verdrüßliche Leidenſchaften. Nun nehme man an, ein Menſch habe jetzt eine ſchmerzhafte Empfindung von einem gegenwärtigen Uibel, ſo iſt klar, es muß dadurch ein Abſcheu gegen das Uibel, aber auch zugleich ein Verlangen nach dem angenehmen Zuſtande, in welchem dieſes Uibel weggeſchafft iſt, entſtehen. Aber weil das Uibel gegenwärtig und ſinnlich, das Gute zukünftig und nur idealiſch iſt, ſo muß die Vorſtellung des erſten ſtärker ſeyn als die Vorſtellung des andern, und ein jeder, welcher leidet, muß alſo ſein Uibel weit mehr verabſcheuen, als er ſich den guten Zuſtand wünſcht, an dem dieſes Uibel ihn hindert. Es muß alſo während der ganzen Zeit des Schmerzes wenigſtens eine verdrüßliche Leidenſchaft herrſchen. Nun wiſſen wir: ſobald eine Idee die herrſchende wird, ſo wird ſie durch die kleinern Ideen, die mit ihr von einer Art ſind, vermehrt, und verdunkelt hingegen alle diejenigen, die von einer andern Art ſind. — Man ſetze alſo, während der Zeit, daß die Seele von einem Schmerze beunruhigt wird, kommen ihr Gegenſtände vor, die andere verdrüßliche Leidenſchaften zu erregen fähig ſind, d. h. wo wieder der Abſcheu ſtärker als das Verlangen iſt: ſo iſt klar, dieſe Idee des neuen Uibels, welches hinzukommt, und der Abſcheu dagegen, wird eher entſtehen und wird ſtärker ſeyn, als er ſeyn würde, wenn er nicht ſchon die Idee eines gegenwärtigen Uibels in der Seele gefunden hätte. Der Gegenſtand wird alſo dieſe verdrüßliche Leidenſchaft eher in ihr erwecken als in einem andern Zuſtande. Man ſetzt aber im Gegentheil, die Seele finde während des Schmerzes einen Gegenſtand für angenehme Leidenſchaften: ſo iſt klar, der Theil der angenehmen Leidenſchaft, der in der That Verabſcheuung iſt, und der ſonſt von dem andern Theile, der Begierde iſt, völlig vernichtet wird, wird nun durch die Aehnlichkeit mit der ſchon daſeyenden Leidenſchaft ſtärker, hingegen der ergötzende Theil, der im Verlangen beſteht, wird durch den Schmerz verdunkelt. Wofern alſo nicht das Gut ſo groß, oder die Idee deſſelben ſo lebhaft iſt, daß es im Stande iſt, dieſem doppelten Abbruch des Vergnügens das Gleichgewicht zu halten, ſo wird entweder gar keine Veränderung in der Seele vorgehen, oder ſie wird in eine unangenehme Leidenſchaft verwandelt werden. — Nun nehme man an, ein Menſch habe überhaupt weit mehr ſchmerzhafte Empfindung in ſeinem Zuſtande gehabt als angenehme, ſo iſt nicht nur augenſcheinlich, daß er öfter verdrüßliche Leidenſchaften als ergötzende gehabt habe, ſondern er iſt auch eine längere Zeit zu allen andern Arten verdrüßlicher Leidenſchaften mehr aufgelegt geweſen, wenn ſie auch der Urſache des Schmerzes ganz fremd geweſen ſind, als zu der ergötzenden. Die Seele hat alſo

1) überhaupt weit mehr und ſtärkere Ideen vom Übel gehabt, als Ideen vom Guten.

2) Sind dieſe Ideen ſo oft wiedergekommen, daß das Gedächtniß, das jede Idee immer nur durch die damit verbundenen wieder erweckt, weit mehrere Anläſſe finden muß, verdrüßliche Vorſtellungen zu reproduciren, als ergötzende. — Alſo muß die Entſtehung jeder neuen verdrüßlichen Leidenſchaft erleichtert, und die Entſtehung jeder angenehmen erſchweret worden ſeyn, auf eine doppelte Weiſe einmahl, weil jedes neue Übel, wo nicht mehr Fähigkeit, doch mehr Aufmerkſamkeit in der Seele findet, und alſo ſtärker vorgeſtellt wird, als das Gute; zum andern, weil jede unangenehme Idee weit mehr verwandte unangenehme erwecken kann, als eine angenehme ergötzende.

Die Seele kommt alſo in den Zuſtand, wo es ihr ſchwerer wird, Verlangen als Abſcheu in ſich zu erregen, wo ſie leichter zum Haſſe als zur Liebe bewegen wird. Dieſer Zuſtand ſtreitet mit der Natur der Dinge, die mehr Gutes als Böſes enthält, und in ſo fern iſt er eine Art von Irrthum; er ſtreitet aber auch mit dem Endzweck des Menſchen, der verlangt, daß der Beſtrebungen mehr als der Widerſetzungen, und alſo mehr Begierden als Verabſcheuungen ſeyn ſollen, und in ſo fern iſt er ein Fehler. Man ſieht hieraus, wie unverſtändig es gehandelt ſey, ein Kind, um es gut zu machen, einer beſtändigen Reihe von unangenehmen Empfindungen zu unterwerfen. — Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß Kinder, die von ihren erſten Jahren an kränklich geweſen ſind, in der Folge zornig, eigenſinnig und unleidlich werden. Und dennoch haben die natürlichen Schmerzen lange nicht den ſchädlichen Einfluß auf die Neigungen, als die gemachten. Bey den erſten iſt mehr Gefühl als Abſcheu, weil die Seele die Urſache des Schmerzes nicht gewahr wird. Bey den andern iſt der Schmerz allemahl mit einer eben ſo ſtarken Widerſetzung gegen den, welcher ihn verurſacht, verbunden, und die Fertigkeit zu verabſcheuen, die eigentlich das Schädliche des Schmerzes ausmacht, wird dadurch in einem weit höhern Grade vermehrt.

Dieß iſt alſo die zweyte Regel der Erziehung des Kindes und des Menſchen. Man erſpare ihm ſo viel Schmerzen, als es möglich iſt, ohne ihm größere Schmerzen zu machen, und räume, ſo viel man kann, die Gegenſtände aus dem Wege, die verdrüßliche Leidenſchaften erregen.

Hier entſteht aber noch eine doppelte Frage:

1) Was wird denn alſo aus dem Nutzen werden, den man der Trübſal und dem Schmerz in Abſicht der Beſſerung des Menſchen zuſchreibt? Wenn jeder Schmerz Abſcheu, und der wiederhohlte Abſcheu eine Fertigkeit der Seele zu unangenehmen Leidenſchaften erweckt, und dieſe Fertigkeit ſchädlich iſt, ſo gibt es alſo gar keine Züchtigung mehr?

2) Kann die Regel auch auf die entgegengeſetzte Art in den angenehmen Leidenſchaften ausgedehnt werden? und iſt es wahr, daß man der Seele ſo viel Gegenſtände der Ergötzung vorſtellen muß, als man kann, um die Fertigkeit zu angenehmen Leidenſchaften zu vergrößern?

Wir müſſen die letzte Frage zuerſt beantworten.

Die Erfahrung zeigt uns einen handgreiflichen Unterſchied zwiſchen den ergötzenden und den verdrüßlichen Neigungen. Die öftere Wiederhohlung eines gewiſſen Verdrußes hatte zur Folge, daß die Seele auch zu jeder andern Art des Verdrußes mehr aufgelegt wurde. Aber die öftere Wiederhohlung des Vergnügens hat nicht auf gleiche Weiſe die Folge, daß die Seele dadurch zu allen andern Arten des Vergnügens geſchickter würde, ſondern ſie wird es nur zu der Art des Vergnügens und der Begierden, welche eigentlich wiederhohlt worden iſt, Z. B. ein lang anhaltender, aber nicht ganz betäubender körperlicher Schmerz macht, daß wir auch den Verdruß über eine Beleidigung ſtärker empfinden. — Aber ein ſinnliches Vergnügen macht nicht, daß wir während deſſelben empfindlicher gegen das Vergnügen des Wohlthuns werden. — Die Urſache dieſer Verſchiedenheit ſcheint dieſe zu ſeyn. — Die unangenehmen Empfindungen ſind einförmiger und haben eine größere Aehnlichkeit unter einander; die angenehmen ſind vielfacher und mehr unterſchieden; der Verdruß über eine abgeſchlagene Bewerbung und über eine Kränkung unſerer Ehre iſt nicht ſo ſehr unterſchieden, als das Vergnügen über eine erwiederte Liebe und über eine erhaltene Würde. — Ein körperlicher Schmerz kann die Entſtehung des Zorns erleichtern, weil ſich beyde Empfindungen mit einander vermiſchen; aber ein körperliches Vergnügen nicht die Entſtehung des Wohlwollens.

Der andere Unterſchied iſt der: Obgleich ein Stand herrſchender unangenehmer Leidenſchaften allemahl ſchädlich iſt, ſo iſt doch nicht der Stand herrſchender angenehmer von allen Gattungen nützlich.

Es giebt, wie wir ſchon oben geſehen haben, zweyerley Arten von Verlangen; eines, welches unmittelbar auf den Genuß, das andre, welches nur auf die Beſtrebungen geht, die zu dem Genuß führen. Die Befriedigung des erſten, wenn ſich die Gegenſtände dazu oft finden, verdunkelt und ſchwächt alle übrigen, nicht bloß unangenehme, ſondern auch angenehme Ideen und Neigungen, und verbraucht alſo, ſo zu ſagen, die ganze Kraft der Seele. Die Befriedigung der andern, d. h. das Vergnügen, was bloß in der glücklich fortgehenden Beſchäftigung liegt, iſt nicht ſo ſtark, um andere Arten des Verlangens auszuſchließen, und doch noch ſtark genug, um in der Seele die Idee des Guten zu unterhalten.

Endlich die verdrüßlichen Leidenſchaften haben in jedem Grade, in dem man ſie annehmen kann, den Erfolg, daß ſie andere verdrüßliche erwecken; die angenehmen aber haben nur in einem gewiſſen Grade die Wirkung, daß ſie andere angenehmere erwecken. In einem höhern vernichten ſie beyde.

Die Regel alſo: Man ſtelle der Seele ſo viel Gegenſtände für angenehme Neigungen vor, als man kann, leidet eine doppelte Einſchränkung; einmahl in Abſicht auf die Art der angenehmen Neigungen, — und zum andern in Abſicht auf ihre Stärke. In Anſehung der erſten iſt es klar, daß wir die Gegenſtände zu dem eigentlichen ſinnlichen Genuß nicht veranſtalten dürfen, oder daß dieſe wenigſtens nicht ſo oft wiederkommen müſſen, weil dieſe Vergnügen, anſtatt den Menſchen in die Diſpoſition zu ſetzen, in welcher die übrigen Arten von angenehmen geſelligen Neigungen leichter in ihm entſtehen können, ihm vielmehr alle Kraft und alle Aufmerkſamkeit zu denſelben benehmen; daß wir hingegen für die Herbeyſchaffung ſolcher Gegenſtände des Vergnügens ſorgen müſſen, welche die Fähigkeiten der Seele und die Kräfte des Körpers in eine Beſchäftigung bringen, die der Größe derſelben angemeſſen und um deswillen angenehm iſt. In Anſehung des andern müſſen alle Gegenſtände, die eine zu heftige und über die andere zu ſehr hervorſtehende Neigung zu erwecken im Stande ſind, aus dem Wege geräumt werden, und unter den angenehmen Neigungen, die in der Seele zugleich ſind, oder auf einander folgen, muß ein gewiſſes Gleichgewicht ſeyn, welches macht, daß man dieſen Zuſtand mehr Zufriedenheit als Freude nennt.

Man kann alſo die obige Regel in dieſe verwandeln:

Man ſtelle der Seele ſolche und ſo viel Gegenſtände für angenehme Neigungen vor, als nöthig ſind, um in der Seele den Stand eines herrſchenden, aber ruhigen, Vergnügens zu erhalten.

Dieſe Regel zerfällt in zwey andre:

1) Man ſuche, um dieſes herrſchende Vergnügen zu erhalten, der Seele für ſo viel Fähigkeiten, als man bey ihr gewahr wird, oder als man bey ihr vermuthen kann, Gegenſtände der Beſchäftigung vorzuſtellen.

2) In Anſehung der andern Art von Neigungen, deren Befriedigung bloß ſinnlich iſt, ſorge man bloß dafür, den Schmerz zu verhüthen, ohne das Vergnügen zu veranſtalten.

Man ſtelle ſich, um die Richtigkeit dieſer Regeln einzuſehen, die Kinder aus drey Familien von ungefähr gleichem Vermögen und von gleichen Mitteln zur Erziehung vor.

Man ſetze, die Aeltern des einen halten es für ihre Pflicht, das Kind unter einem beſtändigen Zwange, oder, wie ſie *es nennen, unter einer beſtändigen Uibung des Gehorſams* zu halten. Ich will von den allererſten Jahren nicht reden, in welchen beynah alle Kinder auf gleiche Art erzogen werden; obgleich dieſe Art recht dazu gemacht zu ſeyn ſcheint, in der Seele durch die beſtändige Widerſetzung, die ſie gegen die Einſchränkungen anwendet, denen man ſie unterwirft, den Samen aller unangenehmen Leidenſchaften auszuſtreuen. Ich will bloß von den Jahren anfangen, wo das Kind Zeichen für ſeine Begierde hat, die Andere verſtehen.

Bey einem ſolchen Syſtem von Erziehung alſo, als wir vorausſetzen, wird man ſich allen dieſen Begierden geradezu widerſetzen, und da der größte Theil dieſer Begierden bloß auf Beſchäftigung geht, ſo wird die erſte Pflicht, die man von ihnen fordert, eine völlige Unthätigkeit, oder wie man es nennt, das Stilleſitzen ſeyn. Da dieſer Zuſtand einer Seele unerträglich iſt, die in ſich Kräfte und außer ſich Gegenſtände findet, an welchen ſie jene verſuchen kann, und doch jene zurückhalten und dieſe vorbeylaſſen muß, ſo wird ſie ſich, trotz dem Befehl, zuweilen von dieſer marternden Langenweile zu befreyen ſuchen; und da man nicht geſorgt hat, ſchickliche Gegenſtände zu der Beſchäftigung ihrer Fähigkeiten aufzuſuchen, ſo wird ſie ſich an die erſten halten, die ſie findet. — Man wird dieſes als einen Ungehorſam und alſo als ein Laſter anſehen, das den Samen aller übrigen enthält; man wird alſo durch einen körperlichen Schmerz oder einen noch ärgern Zwang daſſelbe beſtrafen. Die Seele, die alſo nun von zwey ganz entgegenſtehenden Neigungen gemartert wird, iſt in einer beſtändigen Art von Kampf. Auf der einen Seite ſchmachtet ſie nach Beſchäftigung, und wird von einer unausſtehlichen Begierde getrieben, die Gegenſtände dazu aufzuſuchen, wo ſie dieſelben findet; auf der andern ſcheut ſie ſich vor dem Schmerz, und wird durch die Erinnerung deſſelben mitten in dem Anfange ihres Beſtrebens zurückgehalten. Die Folgen davon ſind durch die Erfahrung bekannt genug. Eine davon iſt unausbleiblich, nähmlich, der Hang der Seele, von dem wir reden, zu verdrüßlichen Leidenſchaften, und eine gewiſſe fieberhafte Empfindlichkeit gegen alles, was den Schein eines ähnlichen Zwanges hat; ein ſolches Kind wird als Mann mürriſch, unfreundlich, oft grauſam. — Die andere Folge iſt nach der Natur der Seele verſchieden. Sind die Fähigkeiten der Seele groß, und alſo die Begierde nach Beſchäftigung ſtärker als der Zwang, ſo iſt eine Zeit, wo die Seele denſelben durchbricht, — und da ſie alsdann weder Muße noch Geſchicklichkeit hat, die Gegenſtände zu wählen, ſo ſtürzt ſie ſich oft mit aller Wuth eines ausgehungerten Gefangenen auf eine vielleicht giftige und gefährliche Nahrung, die ihren Untergang befördert. — Sind die Fähigkeiten der Seele klein, und überwindet der Zwang, ſo wird endlich die dem Kinde nur mit Gewalt auferlegte Unthätigkeit dem Menſchen natürlich, und die Seele ſinkt in einen Schlaf, worin ſie weder ſich noch Andern nützlich iſt.

Man ſetze nun, die Aeltern des andern Kindes wären ganz in dem entgegengeſetzten Syſtem. Um die Seele deſſelben mit lauter angenehmen Ideen und lauter ergötzenden Leidenſchaften zu erfüllen, wollten ſie allen ſeinen Begierden zuvorkommen. Sie ließen alſo ihr Kind von Jugend auf an allen Arten ſinnlicher Ergötzlichkeiten Theil nehmen, die ſie ſelbſt genießen, und unterhielten Ohren, Geſchmack, Gefühl mit einer beſtändigen Reihe angenehmer Senſationen. — Es iſt klar, da dieſe Senſationen ſo ſtark ſind, daß ſie, ſo lange ſie dauern, andere Ideen und andere Begierden verdunkeln, ſo werden ſie, ungeachtet ſie bloß leidende ſind, doch die Begierden der Seele, die auf Thätigkeit, auf Uibung ihrer Kraft gehen, zum Stillſchweigen bringen, wenn ſie ſie auch nicht befriedigten. Dieſe ſinnlichen Vergnügungen ſind wie ein heftiger Glanz, der die Augen von allen übrigen Gegenſtänden abzieht, da ſie nur wie das Licht des Tages ſeyn ſollten, das dem Auge die übrigen Dinge ſichtbar macht, ohne es ſelbſt an ſich zu ziehen.

Nun die Folgen davon:

1) Die Seele wird durch den Genuß dieſer Vergnügungen eben ſowohl unthätig, als durch den entgegengeſetzten Zwang. Der Trieb nach Beſchäftigung, der ſo ſtark iſt, ſobald die Seele von unmittelbar ſinnlichen Eindrücken leer iſt, hat niemahls Zeit zu entſtehen, wenn dieſe ununterbrochen fortdauern. Der Menſch gewöhnt ſich, die Befriedigung, die er in der Anwendung ſeiner Kraft und in ſeinen Bemühungen finden ſollte, von den Dingen außer ſich zu erwarten. Die Fähigkeiten alſo, deren Daſeyn er nicht einmahl muthmaßet, weil die Begierde ſie zu beſchäftigen unter dem Geräuſch ſtärkerer Empfindungen niemahls merklich wird,

entwickeln ſich nicht, und die Seele wird endlich zum Thun ganz unfähig.

2) Die Stärke und Schwäche dieſer Vergnügungen iſt ganz und gar von den Gegenſtänden abhängig; und da die Seele keine eigene Kraft hat, ſich derſelben zu widerſetzen, keine andere Art von Beſchäftigung, um den Eindruck derſelben zu ſchwächen; ſo kommt es bloß auf den Zufall an, ob ihr nicht vielleicht ſolche Gegenſtände vorgeſtellt werden, welche die Heftigkeit der Begierden bis auf einen Grad entzünden, der den Untergang des Menſchen ſelbſt nach ſich zieht.

3) Endlich ſind dieſe Vergnügungen ſchlechterdings nothwendiger Weiſe mit einem Schmerz verbunden, der ihnen proportionirt iſt. Alle ſinnliche Begierden haben drey Zuſtände; zwey unangenehme, den Hunger und die Sättigung, und einen angenehmen, den Genuß. Je heftiger das Vergnügen des Genuſſes iſt, deſto empfindlicher muß der Schmerz ſeyn, daß man es noch nicht genoſſen hat, oder nicht mehr genießen kann. Weit gefehlt alſo, daß eine Reihe von ſinnlichen Vergnügungen die Seele vor verdrüßlichen Leidenſchaften bewahren ſollte, ſo erzeugt ſie dieſelbe vielmehr. Was der Unmäßige in den Stunden der Verdauung iſt, ein zänkiſcher, unzufriedener, unerträglicher Menſch, das ſind alle ſinnliche Leute überhaupt, in den

Zwiſchenzeiten zwiſchen einem Genuß und dem andern. Und da jeder Contraſt die Ideen lebhafter macht, ſo ſind dieſe Seelen gegen den Schmerz um ſo viel unleidlicher, und er thut alſo nur um ſo viel ſchändlichere Wirkung auf ſie, je heftiger ihre Vergnügungen ſind.

Ich brauche das dritte Beyſpiel nicht erſt anzuführen, das ſich durch die erſten ſelbſt erklärt.

Ein Kind, das man durch alle Mittel der menſchlichen Vorſicht vor körperlichem Schmerz bewahrt, deſſen bloß leidende Vergnügungen nur wenig und kurz und niemahls über die Grenzen der wirklichen Bedürfniſſe ausgedehnt werden, die thätigen aber vielfach, mannigfaltig und fortdauernd ſind; deſſen ſinnliche Begierden niemahls gereizet und die andern nicht unterdrückt, ſondern nur durch die Veranſtaltung der Gegenſtände, auf die ſie ſich richten ſollen, geleitet worden ſind: bey einem ſolchen Kinde werden die angenehmen Neigungen die herrſchenden ſeyn: nicht nur weil Vergnügen aus Beſchäftigung vielfacher iſt, und alſo ununterbrochener genoſſen werden kann, ſondern weil es auch ohne die Schmerzen des Verlangens und des Uiberdruſſes iſt.

Jetzt wird es uns leicht ſeyn, den Nutzen der Leiden zu Unterdrückung ſchlimmer und Hervorbringung guter Neigungen zu beſtimmen. — Sie ſind nichts anders als Gegengift gegen die ſchädlichen Wirkungen der ſinnlichen Vergnügungen. Es iſt aber auch daraus klar, daß ſie nur zur Beſſerung eines ſchon verdorbenen Menſchen, nicht zur Bildung eines noch unverdorbenen nützlich ſind; daß ſie eine Art von Zerrüttung ſind, die einer andern Zerrüttung, die ſchon im Menſchen vorgegangen iſt, entgegen ſteht; und daß ſie alſo den natürlichen geſunden Zuſtand nur in ſo fern wieder herſtellen, als ſie ſchon einen kranken unnatürlichen finden.

I. Der ſinnliche Genuß verdunkelte alle übrigen Ideen, und ſchwächte oder vernichtete die Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, die nicht ſinnlich waren. Der Schmerz, der die Gegenſtände des Vergnügens verdunkelt, macht die übrigen wieder lebhafter, und vermehrt die Aufmerkſamkeit auf dieſelben. Dieſes iſt der gute Erfolg, den man gemeiniglich dem Krankenbette zuſchreibt, und den man mit dem Nahmen, Sammlung des Gemüths (recueillement) und Einkehrung in ſich ſelbſt bezeichnet. Der Schmerz thut in dieſem Fall auf die Seele die Wirkung, welche die Finſterniß auf ein Auge thut, das durch einen zu großen Glanz geblendet worden; er bringt dieſelbe wieder zu ihren natürlichen Zuſtande zurück, und macht ihr das ſichtbar, was vorher durch eine größere Helle andrer Ideen verlöſcht wurde.

II. Der beſtändige Genuß ſinnlicher Vergnügen macht unthätig, ſpannt, ſo zu ſagen, die Triebfedern der Seele los, und läßt ihre Nerven erſchlaffen. Der Schmerz macht wieder geſchäftig, ſpannt die

die Triebfedern von neuem, und bringt die Seele wieder zu einem Gefühl ihrer eigenen Kräfte, indem er ſie in die Nothwendigkeit ſetzt, ſie zu gebrauchen. Das iſt oft die glückliche Wirkung der Armuth bey Leuten geweſen, die in ihrem Uiberfluß niemahls die Talente und Geſchicklichkeiten nur bey ſich ſelbſt gemuthmaßet hätten, die ſie nach dem Verluſte deſſelben gezeigt haben. Man darf auch nicht eben lange in der Welt geweſen ſeyn, um Leute geſehen zu haben, die, ſo lange ſie geſund, reich und geehrt, und in einem beſtändigen Genuß aller ihrer Vortheile ſind, nur Leute von mittelmäßigem Verſtande und von einer gemeinen Denkungsart zu ſeyn ſcheinen, und die, ſobald ſie durch widrige Zufälle aufgeweckt werden, Verſtand und edlere Geſinnungen zeigen, und mit Einem Worte durch das Unglück weit liebenswürdigere Perſonen werden, als zuvor.

III. Das beſtändige ſinnliche Vergnügen vermehrt die Gewalt der äußern Dinge über uns, und macht unſre ganze Verfaſſung von der jedesmahligen Empfindung und von dem gegenwärtigen Eindruck abhängig. Der Schmerz ſchwächt dieſe Gewalt, und gibt uns ein gewiſſes Gegengewicht, mit welchem wir die Stärke der ſinnlichen Eindrücke ſo lange aufhalten und gleichſam ſuſpendiren können, bis die Reflexion Zeit hat, den Ausſpruch zu thun. Man ſieht oft in der Welt glückliche Menſchen, die, weil ſie immer nur von den Empfindungen, die der gegenwärtige Gegenſtand erzeugt, regiert werden,

den einen Augenblick ausſchweifend luſtig, und den folgenden ſchwermüthig, verdrüßlich, zornig bis zur Wuth werden können; — wenn man dieſe Leute nach einer überſtandenen Krankheit, nach einer fehlgeſchlagenen Hoffnung oder einem anſehnlichen Verluſte wieder ſieht, ſo iſt ihre Freude und ihr Verdruß beydes gelaſſener, wenn auch die Gegenſtände, die ſie erregten, die nähmlichen ſind. Die Urſache iſt, ihre Seele iſt nicht mehr in der Fertigkeit, die durch das beſtändige ſinnliche Vergnügen hervorgebracht wird, einem jeden äußern Gegenſtande, der ſich ihr zeigt, gleichſam zuzufliegen; und ſie wird alſo durch eine getheilte Aufmerkſamkeit gehindert, ſich ganz den Eindrücken derſelben zu überlaſſen.

IV. Endlich iſt der Schmerz ſo zu ſagen das Maaß, nach welchem wir erkennen können, ob das ſinnliche Vergnügen, das wir genießen, der Beſchaffenheit und der Menge nach, mit unſerer Natur übereinſtimmt oder nicht. — Ohne Schmerz würde die Heftigkeit des Vergnügens den Menſchen bis zu ſeiner Zerſtörung mit ſich fortreißen. Um dieſe Heftigkeit in Schranken zu halten, iſt die Vorſtellung des Schmerzes nothwendig, der aus einem unmäßigen Genuß entſteht. — Sind nun dieſe Begierden ſo ſtark geworden, daß die bloße Vorherſehung des Schmerzes ohne Einfluß über ſie iſt, ſo iſt nichts als die wirkliche Empfindung desſelben, das die Ordnung wieder herſtellen könne.

Das iſt alſo der Zweck, zu dem die Natur die Leiden beym Menſchen braucht. — Wir können nun daraus ſehen, auf was für Art wir die Natur in dieſem Stück nachahmen können. —

1) So lange als die ſinnlichen Begierden noch nicht entwickelt ſind, und ſo lange es noch möglich iſt, ihnen durch die Summe der übrigen Vergnügungen, die in der Thätigkeit und dem Gebrauche aller Fähigkeiten beſtehen, ein hinlängliches Gegengewicht zu verſchaffen, ſo lange iſt ein freywillig veranſtalteter Schmerz nicht nothwendig. In der Erziehung eines Kindes muß er alſo weit entbehrlicher ſeyn, als in der Beſſerung eines Alten.

2) Geſetzt aber, daß die ſinnlichen Begierden im Kinde oder im Menſchen ſchon zu ſtark gegen die übrigen geworden ſind, und daß die Fähigkeiten der Seele zu ſchwach, oder bey zu wenig Gegenſtänden geübt ſind, als daß ſie die Aufmerkſamkeit der Seele von dem Object der ſinnlichen Begierde abziehen könnten, ſo iſt nur eine zwiefache Art von Schmerz, der in dieſem Falle zur Beſſerung wirken kann; entweder ein natürlicher, der unmittelbar aus der Befriedigung der Begierde ſelbſt entſteht, die geſchwächt werden ſoll; oder ein freywillig von der Perſon übernommener, niemahls ein mit Gewalt von den Andern ihr angethaner Schmerz.

In dem erſten Falle iſt der Schmerz die Folge, und ſo zu ſagen, die bloße Entwickelung des Genuſſes; ein Theil desſelben, der alſo mit in Rechnung gebracht wird, wenn die Seele dieſen Genuß von neuem begehrt. — In dem andern Falle iſt der Schmerz die Folge von einer vorhergehenden Uiberzeugung von der Schädlichkeit des Vergnügens, und eine Beſtärkung derſelben. Die Seele hält ſich alsdann länger bey dieſer Idee auf, über die ſie ſonſt leicht hinwegſchlüpft, und drückt ſich dadurch die Gründe ſtärker ein, um deren willen ſie die Begierde das nächſtemahl mäßigen ſoll. Dieſe Schmerzen müſſen Beraubungen und nicht wirkliche unangenehme Eindrücke ſeyn. Da aber jede Beraubung das Verlangen nach dem Gute ſtärker macht, ſo iſt die größte Weisheit bey der Erziehung nöthig, um bey der Wahl der Beraubungen ſolche auszuſuchen, die, außer dem nächſten Zwecke, daß ſie der Seele die Gründe zur Einſchränkung des Vergnügens, auf das die Beraubung folgt, lebhafter vorſtellen, auch noch den entfernten haben, der Seele des Kindes die Sache, deren es beraubt worden iſt, deſto angenehmer zu machen, z. B. die Entfernung von der Geſellſchaft der Aeltern, die Unterlaſſung der gewöhnlichen Werke des Mitleidens u. ſ. w.

Eine andere Art von Strafe, die weder die natürliche Folge der Ausſchweifung, noch freywillig übernommen iſt, wirkt erſtlich alles das Uibel, was Verdruß und Mißvergnügen in der Seele überhaupt anrichtet, und überdieß, da die Seele zwiſchen der Strafe und der Handlung keine natürliche Verbindung einſieht, als die, welche die Willkühr Anderer zwiſchen beyden gemacht hat, ſo trägt auch dieſe Strafe nichts dazu bey, die Handlung an und für ſich der Seele verhaßt zu machen. Die Begierde nach dem Vergnügen und der Abſcheu vor dem Schmerz, der darauf folgte, werden ſich gar nicht mit einander vermiſchen, um eines durch das andere zu mäßigen; die Begierde nach dem Gegenſtande bleibt ungeändert, und es kommt nur noch eine neue Begierde hinzu nach einem Zuſtande, wo niemand auf dieß Vergnügen einen Schmerz wird folgen laſſen können, der ſonſt demſelben ganz außerweſentlich iſt.

V. Die dritte Art des Einfluſſes, den die Art und die Folge der Gegenſtände auf die Neigungen der Seele haben, geſchieht vermöge der Abſtraction, welche dieſelben veranlaſſen, und der Grundſätze, die ſich aus dieſen Abſtractionen bilden.

Jeder Menſch hat ſeine Philoſophie, d. h. eine Summe von allgemeinen Begriffen, die er ſich nach und nach aus den individuellen Fällen, die ihm vorgekommen ſind, herausgezogen, und mit den Worten, die ihm ſeine Sprache dazu darbiethet, verknüpfet hat. An dieſen allgemeinen Begriffen arbeitet die Seele weit früher, als ſie durch den Unterricht die abſtracten Ideen Anderer bekommen kann. — Die Summe dieſer von der Seele ſelbſt gemachten Abſtractionen, die unmittelbar aus ihren eigenen Erfahrungen abgezogen ſind, machen, in ſo fern ſie die Prämiſſen zu ihren künftigen Schlüſſen werden, die Denkungsart, und in ſo fern ſie die Prämiſſen zu praktiſchen Schlüſſen werden, den Charakter des Menſchen aus. Dieſe Abſtractionen nun müſſen nothwendig anders und anders werden, nachdem die einzelnen Fälle, von welchen dieſelben gemacht ſind, anders und anders geweſen ſind. — Die Verſchiedenheit der Gegenſtände alſo, von der die Seele die Erfahrungen hat hernehmen können, die der Grund ihrer Abſtractionen geworden ſind, müſſen nothwendig in dieſen Abſtractionen ſelbſt oder welches einerley iſt, in der Denkungsart des Menſchen einen eben ſo großen Unterſchied hervorbringen.

Um dieſes deutlicher einzuſehen, müſſen wir die Art und Weiſe, wie die Seele zu allgemeinen Begriffen kommt, etwas genauer unterſuchen.

Wir wollen ſetzen, die Seele bekomme durch irgend ein ſinnliches Werkzeug das Bild eines Individuums A von einer gewiſſen Gattung S. So lange als ſich mit dem Bilde dieſes Individuums A nicht eine gewiſſe andre Impreſſion verbindet, die wiederkommt, wenn das Bild eines andern Individuums B eben der Gattung in der Seele erregt wird, ſo werden B und A, die als zwey Individuen noch mehr Verſchiedenheiten als Aehnlichkeiten haben, von der Seele wahrſcheinlicher Weiſe gar nichts als zwey Bilder angeſehen werden, die zu einander gehören, und eines wird nicht einmahl im Stande ſeyn das andre zu erwecken. Das iſt die Urſache, warum die Sprache zur Abſtraction, und alſo zu allgemeinen Begriffen nothwendig iſt. Der Schall eines Wortes, welches das Kind bey dem Bilde des Individuums A gehört hat, iſt eine ſolche verbundne Empfindung, die wiederkommt, wenn die Seele das Bild von B empfängt. Dieſer Umſtand muß, (wenn das Kind beſonders mehrmahls dasſelbe Wort bey ſo verſchieden ſcheinenden Bildern widerhohlen hört) nothwendig ſeine Aufmerkſamkeit rege machen. Das alte Bild wird wieder erregt werden; die Seele wird beyde mit einander vergleichen; dieſe Vergleichung wird ſie Aehnlichkeiten entdecken laſſen, die Summe dieſer Aehnlichkeiten wird endlich den allgemeinen Begriff ausmachen, mit dem ſie das Wort verbindet.

Nun ſetze man alſo, die beyden Individuen A und B wären die einzigen, die ſie von der Gattung S empfunden hätte; es iſt klar, daß ſie alsdann den Begriff des Wortes aus dem, was dieſe beyden Individuen Aehnliches haben, herausziehen wird. Haben nun A und B eine größere Menge von Uibereinſtimmungen, als die übrigen Individuen eben der Gattung, die der Seele nicht vorgekommen ſind, ſo iſt der allgemeine Begriff, den ſie mit dem Worte verbindet, zu enge. — Man vermehre die Anzahl der Individuen von der Gattung, die der

Seele vorgeſtellt werden, ſo werden von dem Begriffe des Wortes bey einer jeden neuen Erfahrung alle die Aehnlichkeiten ausgeſchloſſen, die ſich in dieſer nicht finden, und wenn alſo eine hinlängliche Anzahl von Gegenſtänden, die zur Gattung S gehören, vorkommen, ſo wird dieſe immer fortgeſetzte Vergleichung und die beſtändige Weglaſſung der Merkmale, die nicht bey allen Individuen wiederkommen, endlich die Idee in die gehörigen Grenzen einſchließen, in welchen ſie erſt der Grund eines richtigen Raiſonnements werden kann.

Geſetzt aber, ein Anderer habe ebenfalls nur zwey Individuen C und D der Gattung geſehen, und aus dieſen zwey Individuen habe er ſeine Idee, die er mit dem Nahmen der Gattung verbindet, formirt; aber dieſe beyden Individuen wären von der Art, daß ſie gerade nichts mehr mit einander gemein haben, als was allen übrigen Individuen der Gattung auch zukommt, und es gebe alſo keine niedrigere Gattung, unter der ſie ſtänden, als eben die, deren Begriff man ſucht: ſo iſt offenbar, die Seele dieſes Menſchen wird ſich aus den beyden Individuen C und D die Idee der Gattung eben ſo richtig abſtrahiren können, als der Andere aus der Vergleichung aller Individuen der ganzen Gattung.

Ob alſo die allgemeine Idee des Einen oder des Andern richtig ſeyn ſollte, kam darauf an, welche und wie viel Individuen von dieſer Gattung ihm der Zufall vorſtellte.

Dieſe falſchen oder unvollkommenen Abſtractionen würden nichts ſchaden, wenn ein jeder eben ſowohl ſeine eigene Sprache, als ſeine eigenen Empfindungen hätte; aber da er ſich, ſo oft er denkt oder ſpricht, beſtändig der Wörter bedienen muß, bey denen eigentlich eine ganz andere abſtracte Idee zum Grunde liegt als er hat; da die Verbindungen, in denen er dieſe Wörter der Natur der Sprache nach ſetzen muß, mit dieſen von ihm ſelbſt formirten Ideen der einzelnen Wörter nicht übereinſtimmen, ſo muß daraus nothwendig Irrthum oder eine eingebildete Unwiſſenheit entſtehen. — Es iſt wahr, daß der Unterricht den Mangel der Erfahrungen erſetzen könnte, und daß die Individuen einer Gattung, die ſelbſt nicht unter unſre Empfindungen gekommen ſind, uns durch die Beſchreibungen von den Erfahrungen Anderer könnten ergänzt werden. Allein der Unterſchied des Bildes, das aus einer eigenen Erfahrung herrührt, und deſſen, welches die Imagination bloß nach der Beſchreibung eines Andern nachgemacht hat, iſt ungemein groß. Eben ſo groß alſo wird auch der Unterſchied an Stärke, Lebhaftigkeit, Dauer und Uiberzeugung zwiſchen der abſtracten Idee ſeyn, die eine unmittelbare Folge unſerer eigenen Empfindungen, und zwiſchen der, die eine Wirkung des Unterrichts iſt. Die erſtere wird doch der Seele bey dem Worte am erſten beyfallen, ihr am lebhafteſten gegenwärtig ſeyn, und bey den meiſten ihrer Raiſonnements zum Grunde liegen.

Außer den Worten, welche die niedern und höhern Gattungen der Individuen ausdrücken, die wir durch die Sinne empfinden, gibt es noch andere Wörter in den Sprachen, die Verhältniſſe bezeichnen.

Die erſten dieſer Verhältniſſe ſind diejenigen, welche die Dinge gegen uns ſelbſt haben, d. h. die Art der Empfindungen, die ſie in uns erregen, oder die Art der Beſchäftigung, die ſie uns verſchaffen. Da aber die Sprache wieder nicht die einzelnen Empfindungen mit allen ihren Verſchiedenheiten ausdrücken kann, ſo muß hier eine neue Art von Abſtraction vorgehen, die nicht ſowohl das, was in den Bildern mehrerer Individuen, als vielmehr was in der Art und Weiſe, mit welcher ſie die Seele afficirt oder beſchäftigt haben, Aehnliches iſt, ſammelt und unter einem gemeinſchaftlichen Begriffe und Nahmen faſſet. — Wir wollen, um unſerer Reflexion einen gewiſſern Gegenſtand, und alſo eine größere Deutlichkeit zu geben, den Begriff der Schönheit wählen, und ſehen, wie dieſer in der Seele entſteht. — Wir wollen wieder ſetzen, die Seele empfinge jetzt zum erſtenmahl das Bild eines Körpers; — dieſes Bild wird ihr an und für ſich angenehm ſeyn, die Geſtalt des Körpers mag ſeyn welche ſie will, weil es die erſte und einzige Beſchäftigung der Seele iſt. Wenn ſie alſo zu gleicher Zeit den Nahmen des Schönen ausſprechen hört, und durch die natürlichen Zeichen der Freude (die ſie ſchon weit eher muß kennen gelernt haben), die man mit dieſem Worte verbindet, gewahr wird, daß man durch daſſelbe das ausdrücken will, was gefällt, ſo wird die Geſtalt des gegenwärtigen Körpers den ganzen Begriff des Schönen bey ihr erſchöpfen. — Sobald dieſer Impreſſionen mehrere werden, ſo wird die Seele auch Unterſchiede in der Art gewahr werden, mit welcher ſie von denſelben afficirt wird. Der erſte Unterſchied, und der ihr am meiſten in die Augen fallen wird, wird der ſeyn: daß einige Impreſſionen die Aufmerkſamkeit weit mehr an ſich ziehen, und alſo die Seele ſtärker beſchäftigen als andere. — Der Begriff des Schönen, der immer mit dem Gefallen verknüpft iſt, wird nun mit den Gegenſtänden verknüpft werden, die am meiſten gefallen, d. h. die am meiſten an ſich ziehen. Zu dieſen Körpern gehört vornehmlich das Licht und das Feuer, und nach ihm alles, was die Eigenſchaft des Glänzens mit ihm gemein hat. — Wenn die Seele in dieſem Zuſtande ſchon Worte genug hätte, um ſich erklären zu können, ſo würde der Begriff des Schönen und der Begriff des Schimmernden an den Körpern, bey ihr einerley ſeyn. — Geſetzt nun, die Seele ſehe während der ganzen Zeit, da ſie an ihren Abſtractionen arbeitet, (denn in der That hört dieſe Zeit einmahl auf, und es folgt eine andere, wo man die neuen Empfindungen nur mit den alten Abſtractionen vergleicht, und ſie unter dieſelben zu bringen ſucht, nicht aber ſie dazu braucht, die Abſtractionen von neuem anzuſtellen) keine Körper, die ihr mehr gefallen, als die glänzenden; ſo iſt klar, daß dieſer Begriff des Schönen unverändert bey dem Schimmernden bleiben wird. Und ſo iſt er auch in der That bey den meiſten Leuten ohne Erziehung. — So bald aber die Seele Gegenſtände gefunden hat, die durch die Lebhaftigkeit und die Miſchung der Farben, (denn das wird das nächſte ſeyn, was nach dem bloß glänzenden auf die Seele Eindruck machen wird,) oder endlich durch die Richtigkeit der Geſtalt ihr mehr als die erſten bloß glänzenden gefallen, ſo wird ſich der Begriff der Schönheit erweitern und berichtigen und jedesmahl dem Gegenſtande, der den angenehmſten Eindruck gemacht, oder überhaupt der Summe der Gegenſtände, die angenehme Eindrücke machen, zugeeignet werden. Je mehr alſo den Augen Körper von einer richtigen Proportion, und von einer regelmäßigen und mit dem Zweck der Sachen übereinſtimmenden Geſtalt, vorgeſtellt werden, um deſto richtiger wird der Begriff von Schönheit werden, den ſie ſich aus dieſen Erſcheinungen herauszieht; um deſto richtiger alſo wird die Neigung, die auf die Wiederhervorbringung des angenehmen Gefühls bey dem Anblick der Schönheit geht.

Alles dieſes gilt von allen angenehmen Eindrücken, die durch die übrigen Sinne auf die Seele geſchehen. Wenn dem Kinde beyzeiten die Vergnützungen von der beſten Art für jeden Sinn vorgeſtellt werden; wenn ſie durch die Gegenſtände, die auf dieſelben wirken, bald mit den angenehmſten Empfindungen in jeder Art bekannt gemacht wird, ſo wird der Maßſtab, nach welchem ſie überhaupt das Schöne in dieſer Gattung abmißt, weit richtiger und vollſtändiger ſeyn, und die allgemeinen Begriffe des Verhältniſſes der Dinge gegen die Empfindungen, für die ſie gehören, wahrer und brauchbarer. — Augen und Ohren ſind die beyden Sinne, die eigentlich hierbey in Betrachtung kommen, weil nur die Gegenſtände für dieſe beyden Sinne eine Idee des Schönen veranlaſſen können, die von dem jedesmahligen angenehmen Gefühl getrennt iſt. — Der Geſchmack in beyden hängt alſo davon ab, was für Arten von Objecten der Seele ihr die erſten oder die meiſten Vergnügungen gewähret haben.

Was wir hier von dem Verhältniſſe der Objecte auf unſre Empfindung geſagt haben, gilt von allen ihren übrigen Verhältniſſen. Die Begriffe von dieſen Verhältniſſen werden bey uns deſto richtiger, in einem je höhern Grade dieſe Verhältniſſe in den Gegenſtänden anzutreffen geweſen ſind, von denen wir dieſe Begriffe zu abſtrahiren die Gelegenheit gehabt haben.

3) Ein ſehr anſehnlicher Zweig von dieſen Verhältniſſen iſt der zwiſchen Urſache und Wirkung. — Ich will jetzt nicht das wiederhohlen,

was von ſo viel Philoſophen ſchon iſt erwieſen worden, daß unſere Begriffe von Urſache und Wirkung lediglich aus der Erfahrung von der beſtändigen Folge und Succeſſion gewiſſer Begebenheiten auf einander entſtehen, und daß wir alſo alles das, was wir ohne Ausnahme vor einem andern Dinge vorhergehen ſehen, wenn jenes erſcheinen ſoll, für die Urſache, und das, was dem andern Ding allemahl unmittelbar folgt, für die Wirkung anſehen. — Alles, was wir Erklärung der Urſachen nennen, iſt eigentlich nichts anders als die Zergliederung zweyer zuſammengeſetzter Begebenheiten, die jetzt eine verlängerte Folge von Urſachen und Wirkungen ausmachen; aber dieſe Zergliederung wird doch niemahls zwiſchen den einzelnen Urſachen und Wirkungen, in welche die große in die Sinne fallende Urſache und Wirkung aufgelöſt werden, eine andere Art der Verknüpfung ausfindig machen, als die beſtändige Succeſſion.

Wenn dieſes im Menſchen überhaupt wahr iſt, ſo muß bey dem einzelnen Menſchen die Folge von Begebenheiten, die er am öfterſten geſehen hat, auf ſeine Begriffe von Urſachen und Wirkungen einen Einfluß haben. Die Begebenheiten, die er beſtändig und ohne Ausnahme auf Andere hat folgen ſehen, wird er als die gewiſſen Wirkungen derſelben anſehen, und ſie alſo mit Gewißheit wieder erwarten, wo er die erſten wieder findet. In Anſehung der übrigen wird er gewiſſe Wirkungen von gewiſſen Urſachen mit deſto größerer oder geringerer Zuverſicht erwarten, je mehr oder weniger Erfahrungen er an dem beſtändigen Erfolg der einen nach der Gegenwart der andern, und je mehr oder weniger Ausnahmen er dagegen gehabt hat. — Aus der Verſchiedenheit, die ſich hierin bey den einzelnen Menſchen findet, muß nothwendig eine eben ſo große Verſchiedenheit in ihrer Erwartung ähnlicher Fälle entſtehen. Ich will nur zwey beſondere Folgen davon anmerken:

1) Hängt davon ab, ob Furcht oder Hoffnung die herrſchende Ausſicht in die Zukunft ſeyn ſoll. Wer öfter ſchlimme als gute Folgen der Begebenheiten geſehen hat, wird auch von der jetzigen mehr ſchlimme als gute erwarten, und alſo fürchten; wer mehr Erfahrungen von glücklichen als unglücklichen Folgen hat, wird hoffen. Hoffnung und Furcht aber ſind zwey Gemüthsbeſchaffenheiten, die bey der Entſtehung aller Neigungen concurriren, ſie zu befördern, oder ſie zu verhindern.

2) Da ein jeder für das Maaß ſeiner eigenen Kräfte keinen andern Maaßſtab als die Wirkungen hat, die er durch dieſelben hervorgebracht hat, d. h. die auf die Aeußerung derſelben erfolgt ſind, ſo iſt klar, daß nach der Verſchiedenheit dieſer Erfahrungen von dem, was man durch ſeine Kraft erreicht hat, auch die Vorherſehung verſchieden ſeyn muß, von

dem, was man durch ſeine Kraft wird erreichen können. Und da bey jeder Begierde die Möglichkeit der Erreichung unentbehrlich iſt, ſo werden dieſe verſchiedenen Ideen von dem Maaß ſeiner Kräfte, und folglich die Gegenſtände, die, indem ſie entweder den Kräften des Menſchen ſelbſt beygeſtanden, oder ſie gehindert haben, dieſes Maaß vergrößern oder verkleinern, über die Entſtehung der Begierden von dieſer Seite einen ſehr merklichen Einfluß haben.

Endlich, da es von den Gegenſtänden abhängt, was für Ideen der Menſch ſowohl von den Gattungen der Dinge als von den Verhältniſſen dieſer Gattungen haben ſoll: ſo müſſen nothwendig auch die Grundſätze, die aus dieſer zweyfachen Abſtraction entſtehen, anders und anders ſeyn, wenn der Menſch mit andern und andern Gegenſtänden umgeben geweſen iſt. Wenn wir in unſern Erfahrungen die Individuen einer gewiſſen Gattung öfter mit gewiſſen Prädicaten verbunden, als von denſelben getrennt geſehen haben: ſo ſchließen wir daraus, daß dieſes Prädicat der ganzen Gattung zukomme. Und wenn uns in unſern Umſtänden wenige oder gar keine Individuen einer andern Gattung vorgekommen ſind, an denen wir das Prädicat gefunden hätten: ſo ſchließen wir, daß dieſes Prädicat nur allein jener Gattung zugehöre, und daß alſo dieſe beyden Begriffe reciproke ſind.

Man

Mann ſieht; wenn zwey Menſchen nach einerley Geſetzen dieſe Grundſätze ſich aus ihren Erfahrungen herausziehen, ſo werden ſie doch bey dem einen wahr ſeyn können, bey dem andern falſch; wahr, wenn ihm der Zufall entweder eine hinlängliche Anzahl von Individuen, ſowohl der Gattung, bey der er das Prädicat zuerſt gefunden hat, als der übrigen zugeführt, oder ihm gerade die Individuen vorgeſtellt hat, die mit der Gattung in Abſicht dieſes Prädicats gleichgeltend ſind; falſch, wenn ihm die Individuen von der einen Gattung, die das Prädicat nicht haben, oder von den übrigen Gattungen, die es haben, nicht vorgekommen ſind, und er alſo gerade die Fälle nicht unter ſeinen Erfahrungen gehabt hat, welche die Ausnahme von der Allgemeinheit des Satzes, den er ſich aus dieſen Erfahrungen gezogen hat, machen würden. Dieſes macht den größten Theil der Einflüſſe aus, die der Stand auf den Menſchen hat; der Stand, ſowohl in ſo fern er Bürger eines gewiſſen Staats und unter einer gewiſſen Regierungsform iſt, als auch in ſo fern er ein Mitglied einer beſondern Geſellſchaft in dem Staate iſt, und ſeine eigenen Geſchäfte und Lebensart hat. Man ſtelle ſich vor, daß ein Menſch unter einem orientaliſchen Deſpoten lebt, wo er eine ſehr vielfache Erfahrung gemacht hat, daß die höchſten Würden nur der Weg zu einem ſchleunigen Untergange ſind, — und daß aller bekannte Vorzug an Gütern oder an Fähigkeiten nur die Folge habe, daß er der einen beraubt, und wegen der andern unterdrückt werde: ſo wird er den Grundſatz abſtrahiren, daß man, um glücklich zu ſeyn, ſich von allem öffentlichen dem Staate zu leiſtenden Dienſte entfernen müſſe; daß eine größere Cultur der Seele unglücklich mache, und alſo ſchädlich ſey, und daß nur ein verborgener und heimlicher Beſitz und Genuß des Reichthums geſucht werden müſſe. Wenn dieſe Erfahrungen ſich durch einige Generationen beſtätigt haben, ſo wird die Unterweiſung ſich mit dieſen ſelbſt gemachten Grundſätzen vereinigen; und die Folge wird eben die ſeyn, die wir in ſolchen Reichen finden: nähmlich, daß es ſehr wenig Leute von großem Geiſte und ausgebreiteten Fähigkeiten gibt, und daß ein jeder die geſellſchaftlichen Vergnügungen, bey denen der Gebrauch ſeines Reichthums bekannt werden muß, den bloß ſinnlichen und auf ſeine Perſon eingeſchränkten Befriedigungen nachſetzt.

Wenn jemand von Jugend auf in einem Stande gelebt hat, wo er Andern den ſtrengſten Gehorſam und die tiefſte Unterwürfigkeit hat leiſten müſſen, und über Andere eine eben ſo unumſchränkte Herrſchaft hat ausüben dürfen; wo alſo die meiſten Handlungen ſeines Lebens im Gehorchen oder Befehlen beſtanden haben: ſo wird (wenn nicht andere Urſachen die Wirkungen des Standes aufheben) dieſes Recht zu befehlen und die Pflicht zu gehorchen ihm eine allgemeine Ordnung der Natur zu ſeyn ſcheinen; und er wird, wenn er gleich ſonſt ein nicht unempfindliches Herz hat, da er den Begriff von Härte und von Gelindigkeit von ganz andern Erfahrungen und Beyſpielen abzieht, als die übrigen Menſchen, auch ganz andere Grundſätze in ſeinem Betragen für die Grundſätze der wahren Menſchenliebe anſehen. Er wird ſeine Verhältniſſe gegen alle andere Menſchen nach den Verhältniſſen, in denen er mit den meiſten Menſchen, mit denen er umgegangen iſt, geſtanden hat, beurtheilen, und nach dieſen Verhältniſſen wird er auch ſeine Pflichten und Rechte gegen ſie abmeſſen.

Aus dieſen Betrachtungen nun folgen die Regeln, wie man dieſen Einfluß der Gegenſtände über die allgemeinen Begriffe und die Grundſätze des Menſchen brauchen ſoll.

1) Um überhaupt alle guten Neigungen zu ſtärken, oder ihm die Anlage zu geben, in welcher ſie leichter entſtehen können.

A) Man ſtelle, wenn es möglich iſt, dem Menſchen von Jugend auf eine hinlängliche Anzahl von Individuen jeder Gattung, deren Begriff ihm nützlich ſeyn kann, vor; und anſtatt ihm ſelbſt den Begriff der Gattung beyzubringen, mache man ihn vielmehr nur auf die Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten, die er in ſeinen Empfindungen gewahr wird, aufmerkſam, und leite ihn darauf, ſich ſelbſt die allgmeine Idee daraus zuſammen zu ſetzen. Wenn die Erziehung dieſes verſäumt hat, ſo kann zuweilen der Umgang mit der Welt und die Reiſen es erſetzen; und das iſt auch der eigentliche Nutzen, den man von beyden zu gewarten hat, wenn der Erfolg glücklich iſt.

B) Man ſtelle von Jugend auf dem Menſchen die beſten und ſchönſten Gegenſtände einer jeden Art vor, und anſtatt ſein Auge zuerſt an Mißgeſtalten und Ungeheuern, und ſein Ohr mit einem unangehmen Lärmen zu vergnügen und es dadurch zu verwöhnen, mache man bald das erſte mit richtigen Geſtalten und dem Eindruck von Symmetrie, Ordnung und wahrer Schönheit, und das andere mit wirklicher Harmonie und einer richtigen Folge von Tönen bekannt. — Dieſes in den erſten Jahren geſchehen, in denen alle Empfindungen die größte Stärke haben, und der Seele die dauerhafteſten Eindrücke machen, wird das bilden, was man eigentlich Geſchmack nennt, und auf alle Arten des Vergnügens, und alſo auch auf alle Arten von Neigungen und Handlungen, einen unſtreitigen Einfluß hat. Die Seele bildet ſich die Begriffe von den Eigenſchaften der Dinge nach der Art, wie ſie von ihnen afficirt wird. Iſt es alſo nicht von der höchſten Wichtigkeit, daß man ſie von keinen andern Gegenſtänden auf eine beſonders angenehme oder unangenehme Art afficiren laſſe, als die wirklich die Eigenſchaft haben, mit der dieſe Empfindungen übereinſtimmen? Die noch allgemeinere Regel iſt alſo dieſe: Man wähle die Gegenſtände, die auf die Sinne des Kindes Eindruck machen ſollen, und die, mit welchen es ſich beſchäftigen ſoll, ſo, daß die Empfindung des Kindes mit dem wahren Verhältniſſe des Gegenſtandes übereinkommen, und es ſich alſo aus mehrern ſolchen Empfindungen eine richtige Idee von dieſem Verhältniſſe machen könne.

Dieß iſt unſtreitig ein Vorzug, den die Kinder vornehmer und begüterter Leute voraus haben, und den man auch wirklich in der Folge bey ihnen gewahr wird. Da ſie von Kindheit auf mit Beyſpielen des Schönen, des Anſtändigen, des Schicklichen umgeben geweſen ſind, ſo ſind ihre Begriffe davon richtiger, und ihr Geſchmack ſicherer geworden, und ſelbſt ihre Ausſchweifungen haben eine Art von Würde.

C) Man ſtelle die Gegenſtände niemahls dem Kinde in einer andern Folge vor, als in der ſie wirklich, der Natur der Dinge nach, auf einander erfolgen, und ſuche alſo die Erfahrungen, worauf ſich ihre Begriffe von Urſache und Wirkung, und ihre Erwartung ähnlicher Fälle gründen ſoll, ſo richtig und mit der Natur ſo übereinſtimmend zu machen, als man kann. Dieſe Regel, die ſehr wenig bemerkt und ſchlecht beobachtet wird, iſt in der That das einzige Mittel, den Menſchen künftig von chimäriſchen Hoffnungen und thörichten Schrecken zu befreyen, ihn vor dem Hange und Leichtgläubigkeit zum Wunderbaren zu bewahren, und ſeine Vorherſehung, nach der er ſein Betragen im Gegenwärtigen einrichten will, ſicherer und richtiger zu machen. — Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß man den Kindern, um ihnen ein Vergnügen oder einen Schreck zu machen, gewiſſe Wirkungen plötzlich zeigt und ihnen die Mittelurſachen verbirgt. Man ſollte vielmehr ihnen, wenn man könnte, auch bey denen Wirkungen die Mittelurſachen bekannt machen, bey denen ſich die Natur ſelbſt, oder die Kunſt Anderer verborgen hat. Nichts iſt dem Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit, oder zur Klugheit in der Aufführung ſchädlicher, als Sprünge in der Natur zu glauben oder ſie zu erwarten.

D) In Anſehung der Grundſätze vermag die Erziehung der Aeltern nicht ſo viel, als die, welche ſich der junge Menſch gibt, wenn er anfängt frey zu handeln, und alſo Urſache hat ſich Grundſätze zu machen. Man kann nichts weiter thun, als die Beyſpiele und die Fälle, die man in jeder Art entweder ſeiner Empfindung oder ſeiner Einbildungskraft vorſtellt, ſo ſehr zu vervielfältigen und ſo vollſtändig zu machen, als möglich iſt, um einſeitige Urtheile und Schlüſſe vom Beſondern aufs Allgemeine zu verhüthen.

Was nun a) die Mittel betrifft, beſondere Neigungen, die ſchon in der Seele vorhanden ſind, vermittelſt der allgemeinen Ideen, die man durch die Gegenſtände veranläßt zu ſtärken oder zu ſchwächen, ſo iſt die Regel dazu augenſcheinlich. Man unterſuche, welche Arten von Abſtractionen müſſen in der Seele vorgehen, was für Grundſätze muß ſie ſich daraus bilden, wenn dieſe oder eine andere Neigung entſtehen ſoll. Die Art von Gegenſtänden alſo, welche dieſe allgemeinen Begriffe und dieſe Grundſätze veranlaſſen und befördern, oder ſie verhindern und ſchwächen, muß der Seele am öfterſten vorgeſtellt werden, wenn die Neigung geſtärkt oder unterdrückt werden ſoll. Wir wollen ſetzen, die Neigung, die wir ſchwächen wollten, wäre die Rachgier.

Die allgemeinen Ideen, welche die Rachgier, wenn ſie entſtehen ſoll, in der Seele vorausſetzt, ſind die Ideen der Beleidigung und der Rache ſelbſt. Die Grundſätze, die daraus müſſen gezogen worden ſeyn, ſind ungefähr dieſe: Eine unvergoltene Beleidigung macht verächtlich; eine ungerächte Beleidigung ſetzt neuen Beleidigungen aus. — Die Rache iſt die Wiederherſtellung des Vorzugs, der durch die Beleidigung iſt geraubt worden.

Zuerſt alſo. Der Begriff Beleidigung iſt nicht eigentlich eine Empfindung, ſondern eine abſtracte Idee, die mit einer Empfindung verbunden wird. — Das Uibel ſelbſt, was uns zugefügt wird, und der Schmerz, der daraus entſteht, iſt Empfindung aber noch nicht Beleidigung; ſonſt könnte alles uns beleidigen, was uns ſchaden kann. — Wenn der Urheber des Uibels eine freyhandelnde Perſon iſt, die unſern Schmerz zur Abſicht gehabt hat, und wenn wir ein Recht haben auf die Unterlaſſung dieſer Handlung, die uns das Uibel verurſacht, dann iſt es eine Beleidigung. — Alſo bey einer jeden wirklichen oder eingebildeten Beleidigung iſt ein Theil wirkliche Empfindung eines Uibels, und drey Theile ſind abſtracte Begriffe; 1) von einem Recht, das wir auf den Andern hatten, 2) von dem Widerſpruch des uns zugefügten Uibels mit dieſem Recht, 3) endlich von der Freywilligkeit der Handlung.

Je weniger alſo jemand die Grenzen ſeiner Rechte kennt, oder je mehr er ſich derſelben zuſchreibt, je unrichtigere und übertriebenere Begriffe er von dem hat, was dieſem Recht entgegenſteht, und je weniger er Freywilligkeit von Zufall oder Zwang unterſcheiden kann, um deſto unrichtiger wird ſeine Idee von Beleidigung ſeyn; um deſto mehr Uibel wird er alſo für Beleidigungen halten, und deſto mehr Gelegenheiten wird er alſo zur Rache haben.

Eine richtige Vorſtellung von dem, was Beleidigung heißt, iſt alſo der erſte Schritt zur Verhüthung oder zur Ausrottung der Rachgier. — Dieſe Vorſtellung kann allerdings auch durch Unterricht gegeben werden, — und ſie muß es auch. — Aber wir haben es ſchon geſagt, — und man kann es nicht zu oft wiederhohlen: Die Abſtracta, welche die Seele ſich ſelbſt aus ihren eigenen Empfindungen macht, ſind von einem viel größern Einfluß, als die, die ihr durch Worte beygebracht werden. — Es iſt alſo ein freylich ſchwereres, aber weit kräftigeres Mittel, der Seele zu einer richtigen Idee von Beleidigung zu verhelfen, wenn man 1) das Kind in ſolche Umſtände ſetzt, und das Betragen Aller gegen daſſelbe ſo einrichtet, daß nicht ein einziger Fall vorkommt, durch welchen die Seele veranlaßt wird, etwas als ein Recht anzuſehen, welches es nicht wirklich iſt. Um dem Kinde den Unterſchied zwiſchen dem, was es fordern kann, und dem, was es ſich erwerben muß, gleich vom Anfange deutlich zu machen, iſt es nothwendig, daß es niemahls etwas als ein Recht erhalte, was bey einem Erwachſenen Gefälligkeit wäre. Wenn die Sache ſelbſt nicht die Richtigkeit der Regel bewieſe, ſo würden es die Folgen thun, welche die Unterlaſſung derſelben nach ſich zieht. Die meiſten Rachgierigen ſind Leute, die in ihrer Kindheit ſind verzärtelt worden, und deren Willen man als einen Befehl vollzogen hat. Einige Jahre lang voll Beyſpiele ſolcher Art geben endlich der Seele eine Idee von ihrem Rechte, die alles das in ſich begreift, was ſie bisher gewohnt geweſen iſt, als ein Recht zu verlangen und zu erhalten. Sollte der Menſch nicht unwillig ſeyn, wenn man ihm das verſagen will, was man ihm als Kind zugeſtanden hatte? 2) Ein zweytes Mittel iſt es, wenn man die Verbindungen ſo veranſtaltet, daß ſich oft die Gegenſtände ſelbſt, ohne Zuthun Anderer, dem Willen entgegen ſetzen, den er als ein Recht zu fordern geneigt iſt. Je mehr ſolcher Fälle kommen, wo ihm ein ſolcher Widerſtand von der Natur der Dinge ſelbſt, ohne daß irgend jemand dabey die Abſicht haben konnte ihn zu kränken, geleiſtet wird; deſto eher wird er den Begriff von Widerſetzung und von Beleidigung von einander abzuſondern im Stande ſeyn, und das, was ſeinem Willen überhaupt, und das, was ſeinen Rechten widerſpricht, unterſcheiden. 3) Ein drittes Mittel iſt es, wenn man den Begriff der Freywilligkeit, bey allen den Handlungen, die etwas ihm Unangenehmes hervorbringen, einzuſchränken, und ihn durch wirkliche Fälle und Erfahrungen zu überzeugen ſucht, daß ſehr viele Handlungen Anderer unſerm Willen, oder auch wohl unſerm Rechte zuwider ſeyn können, ohne Beleidigungen zu ſeyn. — Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Menſchen alles, was ihnen ſchadet, gleich einem böſen Willen des Dinges, von dem der Schade herkommt, zuſchreiben. Dieſe Art zu ſchließen iſt dem Menſchen ſo natürlich; daß man ſogar ein böſes Principium angenommen hat, um jemanden ſein Leiden Schuld geben zu können. Je mehr man das Kind darin ſtärkt, und es ihm vermuthen läßt, daß, wo es durch jemanden leidet, es allemahl die Abſicht des Andern ſey, es leiden zu laſſen, um deſto mehr wird es geneigt ſeyn, alle Handlungen dieſer Art für Beleidigungen anzuſehen und als Beleidigungen zu rächen.

γ) Der Begriff der Sache iſt der zweyte, deſſen Entwickelung man durch eine gehörige Wahl der Gegenſtände leiten muß.

Rache iſt ein Uibel, das man dem Beleidiger zufügt, nicht weil man ſich ſelbſt dadurch Vortheil ſchafft, oder ſich von dem Uibel befreyt, welches man durch die Beleidigung erlitten hat, ſondern weil man dadurch eben das Recht über den Andern ausübt, was jener ſich über uns angemaßt hatte, und weil man alſo dadurch die Gleichheit zwiſchen beyden wieder herzuſtellen ſcheint. Dieſer Begriff beruhet auf zwey andern; erſtlich auf dem Begriffe, daß der Beleidiger über den Beleidigten einen fortdauernden Vorzug, und der Beleidigte alſo außer dem wirklichen Uibel noch einen andern Nachtheil durch die Beleidigung erhalten habe, nähmlich die Erniedrigung unter dem Beleidiger; zum andern auf dem Begriffe: daß eine Gegenbeleidigung dieſen Vorzug aufhebe, und uns wieder dem Andern gleich mache. — Der Begriff der Rache muß ſich alſo in ſolchen Umſtänden weit geſchwinder entwickeln, in denen der Menſch öftere Erfahrungen davon macht, ſowohl daß der Beleidiger wirkliche Zeichen des Vorzugs über den Beleidigten habe, und daß ihm dieſer Vorzug auch von den übrigen Gliedern der Geſellſchaft, in der er lebt, zugeſtanden werde, als auch, daß eine

Gegenbeleidigung dieſen Vorzug ausgelöſcht und die Meinung der Geſellſchaft zum Vortheil des zuerſt Beleidigten geåndert habe. — Wenn alſo im Gegentheil das Kind oder der Menſch mit lauter ſolchen Perſonen und Erfahrungen umgeben iſt, in denen von dieſer eingebildeten Erniedrigung eines Beleidigten (die ohne Zweifel zuerſt von der Idee entſteht, daß Beleidigen, Stårke, und beleidigt werden, Schwåche vorausſetze) kein Beyſpiel vorkommt; wenn es durchgångig Verachtung gegen den künſtlichſten und geſchickteſten Betrüger, und Hochachtung gegen den ſchwåchſten aber unſchuldigen Betrogenen findet; wenn es, zum andern, von einer zweyten Beleidigung eben die Verachtung erwarten muß, der es dadurch zu entgehen ſucht: ſo wird der Begriff von Rache langſam entſtehen und niemahls ſehr lebhaft ſeyn. — Man ſieht hieraus, was für Geſetze die Zweykåmpfe allein verhüthen können. — Die [illegible] die Denkungsart åndern, auf welcher dieſe unſelige Gewohnheit beruht; die, welche das Betragen der Geſellſchaft, in der ein Menſch lebt, gegen ihn åndern; die, welche die Bewegungsgründe ſelbſt ausrotten, um deren willen man zu einer ſolchen Rache ſeine Zuflucht nimmt.

Die Entſtehung dieſer Ideen ſchließt ſchon die Formirung der Grundſåtze in ſich, die ich vorhin genannt habe.

Da der Vorzug ſchlechterdings von Andern erkannt werden muß, wenn er Vorzug ſeyn ſoll, ſo iſt ganz klar, ſo lange wir in einer Geſellſchaft leben, von der alle Glieder glauben, eine ungerochene Beleidigung mache verächtlich, ſo werden wir uns rächen, wenn wir auch ſelbſt die Unrichtigkeit dieſes Satzes einſehen. Nur eine hinlängliche Anzahl von Beyſpielen des Gegentheils, wo Rache verächtlich und Ertragung hochachtungswürdig gemacht hat, kann dieſe Neigung heilen. Man kann hier, ohne das Gebieth der Philoſophie zu verlaſſen, einen Blick auf die Religion thun. — Wenn ich mir eine Seele denke, welche die Idee von Gott lebhaft genug gegenwärtig hat, um ſich ihn als einen Zeugen ihrer Handlungen und das Urtheil von ihm als einen Theil ihrer Ehre und Schande zu denken: muß dieſe nicht ein Gegengewicht gegen die ſchädlichen und oft nicht zu hindernden Einflüſſe der Geſellſchaft, in der man lebt, und der Begriffe von Ehre und Schande, die in derſelben herrſchen, in der Religion finden?

IV. Der vierte Einfluß der Gegenſtände über die Neigungen geſchieht vermittelſt der Verbindungen, welche die Einbildungskraft macht.

Das Geſetz der Einbildungskraft iſt: Wenn eine ehemahlige Idee in der Seele erregt wird, ſo kommen auch die Ideen wieder in die Seele zurück, die ehemahls zugleich mit einer Idee vorhanden waren. Dieſe andern Ideen, die mit der Haupt-Idee nicht verwandt, aber doch zu gleicher Zeit in der Seele da geweſen ſind, und durch ſie immer wieder mit erweckt werden, heißen Neben-Ideen. Wir wollen ſetzen, die Haupt-Idee wäre der Seele völlig gleichgiltig, die Neben-Ideen aber ihr entweder angenehm oder mißfällig; ſo iſt klar: die Seele wird doch die Reproducirung der gleichgiltigen Haupt-Idee verlangen, die, nach der Natur der Seele, Neben-Ideen erweckt, die angenehm ſind, und wird ſich der Reproducirung einer andern widerſetzen, die von unangenehmern Neben-Ideen begleitet iſt. Nun gebe man der Haupt-Idee ſelbſt eine Eigenſchaft, die gefällt oder mißfällt: ſo wird nunmehr, um die ganze Wirkung derſelben auf die Seele zu wiſſen, ſo viel zu dem Gefallen oder Mißfallen der Haupt-Idee hinzu-gethan, oder ſo viel von demſelben müſſen abgezogen werden, als die Neben-Ideen Eigenſchaften von derſelben oder der entgegenſtehenden Art haben. Jede Idee nähmlich hat einen doppelten Eindruck auf die Seele, einmahl, einen an und für ſich ſelbſt, und dann in ſo fern ſie die Urſache von der Entſtehung anderer Ideen iſt, die wieder einer jeden ihren beſondern Eindruck machen. Dieſe Eindrücke zuſammen machen erſt die vollſtändige Wirkung des Gegenſtandes und der Seele aus. Und von ihnen nun laſſen ſich die

Begierden und Handlungen des Menſchen herleiten.

Wenn alſo ein Gegenſtand gefallen und Begierden erregen ſoll, ſo kommt es nicht bloß darauf an, daß er ſelbſt einen angenehmen Eindruck macht, ſondern daß er auch mit ſolchen Gegenſtänden zugleich in der Seele erſchienen ſey, die entweder ſelbſt auch angenehm, oder doch wenigſtens nicht in einem Grade mißfällig geweſen ſind, der dem Angenehmen des Hauptgegenſtandes das Gleichgewicht hält. Geſetzt, der Gegenſtand A, für ſich betrachtet, ſey angenehm, und der Eindruck, den er macht, gelte 3. Geſetzt, mit ihm zugleich hätte die Seele immer, oder am öfterſten die Gegenſtände BCD geſehen, und dieſe würden alſo durch die Wiedererinnerung von A allemahl mit hervorgebracht: ſo wird alſo der Eindruck, den A macht, ſich jederzeit mit BCD vermiſchen, oder, welches einerley iſt, der Eindruck von A wird nun ſo groß ſeyn, als alle dieſe Eindrücke zuſammen genommen; das heißt, wenn BCD jedes in einem Grade angenehm iſt, ſo wird A einen angenehmen Eindruck von ſechs Graden machen; iſt jedes von jenem in einem Grade unangenehm, ſo wird A der Seele indifferent ſeyn; iſt endlich jedes im zweyten Grade unangenehm, ſo wird auch A einen verdrüßlichen Eindruck von drey Graden machen. Und doch bleibt bey allen dieſen Veränderungen A ſelbſt immer daſſelbe, und ſollte alſo, wenn es gut oder ſchädlich iſt, immer auf gleiche Weiſe verlangt oder verabſcheuet werden.

Dieſe Wirkung der Einbildungskraft iſt das einzige Mittel, von den Bizarrerien in dem Geſchmack einiger Menſchen, von der unüberwindlichen Abneigung und Zuneigung, die wir, gegen gewiſſe Perſonen und Sachen empfinden, ohne den Grund angeben zu können, von dem Vergnügen oder Mißvergnügen über gewiſſe Gegenſtände, die an und für ſich dieſer Wirkung ganz unfähig ſcheinen, die Urſachen zu finden. — So ſehen wir täglich Leute, die ſehr mittelmäßige Oerter, ſchlechte Speiſen und geringe Vergnügungen mit einem Enthuſiasmus loben, den ſie nicht für weit ſchönere Gegenſtände haben; bloß weil jene ehemahls mit gewiſſen Begebenheiten oder Perſonen verbunden geweſen ſind, die ihnen ſehr angenehm waren, und an die ſie durch jene erinnert werden.

Dirſes Vermögen der Neben-Ideen über die Haupt-Ideen iſt im Stande, alle Neigungen des Menſchen zu verkehren, und ihn widerſinnig und ausſchweifend in ſeinem Charakter zu machen, wenn die Eindrücke der Neben-Ideen dem Eindrucke der Haupt-Idee widerſprechen. Sie iſt aber auch im Stande, alle guten Neigungen des Menſchen zu befeſtigen, und richtige Grundſätze in bloßen Geſchmack zu verwandeln, wenn die Eindrücke der Neben-Ideen mit

dem

dem Eindrucke der Haupt-Idee von einerley Art ſind, und beyde mit einander übereinſtimmen.

Die allgemeine Regel alſo in Abſicht der ganzen Erziehung des Menſchen iſt: Man ſuche alle Verbindungen der Gegenſtände zu verhüthen, die Neben-Ideen veranlaſſen, welche den Eindruck, den die Sache ſelbſt machen ſoll, verändern oder umkehren: Man veranſtalte oder ſuche hingegen alle ſolche Verbindungen der Gegenſtände, die Neben-Ideen hervorbringen, die den wahren Eindruck der Hauptſache verſtärken.

Ideen, die man der Seele des Kindes ehrwürdig machen will, bringe man mit einer Reihe von ſinnlichen Gegenſtänden in Verbindung, die ſelbſt Ehrfurcht oder Aufmerkſamkeit erwecken. „So,“ ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, „ſollten wir den Begriff von Gott zuerſt dem Kinde mit einer Solennität vorſtellen, die ihm ankündigte, daß das, was ihm jetzt bekannt gemacht würde, wichtiger wäre, als alles, was es bisher gekannt hätte. — Ideen, die dem Kinde angenehm gemacht werden ſollen, müſſen mit ſinnlichen Gegenſtänden verbunden werden, welche ergötzen.“ u. ſ. w.

Die beſondere Regel, in Abſicht auf die einzelnen Neigungen, die man unterdrücken oder befeſtigen will, iſt eben ſo augenſcheinlich. Man verändere die Umſtände des Menſchen, oder die Verbindung, die bey ihm gewöhnlich zwiſchen gewiſſen Empfindungen und Ideen geweſen iſt, und ſuche für jede Neigung, die man beſtärken will, ſo viel Neben-Ideen als man kann, die mit dem Gegenſtande derſelben harmoniren, und für jede Neigung, die man ſchwächen will, eben ſo viel Neben-Ideen, die dem Eindrucke deſſelben entgegen ſtehen.

So z. B., wenn man ſich oder ſeinen Kindern die Tage, an welchen man eine gute, mitleidige, dienſtfertige, wohlthätige Handlung gethan hat, zu einem Feſttage machte, den man jährlich beginge, ſo würden ſich mit der Neigung zum Wohlthun die Neigungen zu den Vergnügungen verbinden, die mit demſelben beyſammen geweſen ſind, und die Ausübung derſelben würde das Anſehen eines Theils der Ergötzlichkeiten des Tages bekommen; auf eben die Art würde man andere Neigungen verächtlich oder verhaßt machen können, indem man ſie beſtändig nur mit verächtlichen oder verhaßten Gegenſtänden zuſammen ſtellte.

Alle dieſe Betrachtungen nun zuſammen genommen, enthalten folgende Antwort auf die Frage der Academie.

1) Die natürlichen Neigungen, in ſo fern ſie

natürlich ſind, d. h., in ſo fern ſie von der Beſchaffenheit des Körpers oder der Art der Fähigkeiten in der Seele abhängen, können weder hervorgebracht noch vernichtet werden.

2) Wie viel aber von den Neigungen, die wir natürlich nennen, jedesmahl der urſprünglichen Einrichtung der Seele zuzuſchreiben ſey, läßt ſich nicht anders als aus den Verſuchen erkennen, die man damit anſtellt, ſie zu verändern. Das Unveränderliche ſchreibt man alsdann der Natur zu.

3) Dieſe Verſuche ſind keine andern, als die wir anſtellen müßten, wenn auch die ganze Verſchiedenheit in den Neigungen lediglich von den Umſtänden des Menſchen abhinge. Die Einrichtung dieſer Umſtände nähmlich, und die Vorſtellung ſchicklicher Gegenſtände iſt das einzige Mittel, wodurch wir über die natürlichen Neigungen eine Gewalt haben, und zwar ſowohl über den Theil derſelben, der ſelbſt von dieſen äußern Umſtänden herrührt, als über den, welcher in der Art und in der Proportion der Fähigkeiten gegründet iſt.

4) Die Operation iſt dieſe: Man unterſuche bey jeder Neigung die Art der Ideen, aus der ſie entſteht, und entwickele dieſe Idee bis auf die erſten Eindrücke, aus denen dieſelbe zuſammengeſetzt iſt. Die Eindrücke, welche die Gründe zur Entſtehung ſchädli-

cher Neigungen ſind, ſuche man durch Wegſchaffung der Gegenſtände oder durch die Hervorbringung von Eindrücken einer andern Art zu ſchwächen; die Eindrücke hingegen, welche die Gründe zu guten Neigungen enthalten, verſtärke man entweder durch die öftere Vorſtellung ihrer Gegenſtände, oder durch die Verbindung anderer damit harmonirender Eindrücke und Ideen.

Einige
allgemeine Betrachtungen
über
Sprachverbeſſerungen.

Das Vorhaben der Academie, an der Verbeſſerung der teutſchen Sprache zu arbeiten, iſt gewiß eines der nützlichſten, welches eine gelehrte Geſellſchaft für die Sache der Wiſſenſchaft und der vaterländiſchen Literatur unternehmen kann. In ſo fern dieſe Verbeſſerung nach durchdachten Grundſätzen und vermöge richtigerer Einſichten in die Natur der Sprache, oder der auszudrückenden Sachen geſchieht, läßt ſie ſich von den vereinigten Bemühungen vieler Gelehrten am erſten erwarten. Und in ſo fern dabey auch willkürliche Beſtimmungen eintreten müſſen, weil Vernunftgründe nicht alles in den Sprachen entſcheiden, iſt auch das Anſehen einer ſolchen Geſellſchaft nützlich, um die Einſtimmung der Nation zu dieſen Beſtimmungen zu erhalten.

Wie es aber, bey jeder Reform öffentlicher Einrichtungen, höchſt wichtig iſt, den Grad von Vollkommenheit, welchen man durch die bisherigen ſchon erreicht hat, und den, welcher überhaupt zu erreichen möglich iſt, zuvor zu unterſuchen, damit man nicht entweder das erlangte Gute durch unnöthige Abänderungen ſtöre, oder in Abſicht des

Guten, welches man verſpricht, übertriebene Erwartungen errege: ſo iſt es beſonders bey den Bemühungen, eine Sprache, das Eigenthum einer ganzen Nation, zu verbeſſern, unentbehrlich, die Fortſchritte nicht zu überſehen, welche die Nation ſchon in Abſicht der Ausbildung ihrer Sprache gethan hat, und noch mehr, zu beſtimmen, wie viel eigentlich Sprachforſcher und Philoſophen zu dieſer Ausbildung im Allgemeinen beytragen können.

Aber auch über dieſe Gegenſtände habe ich der Academie nur wenige Fragmente unvollkommener Ideen vorzulegen, deren Mittheilung mehr meinen Antheil an dem gemeinnützigen Unternehmen der Academie zu bezeugen, als einen wirklichen Beytrag zu deſſen Ausführung zu liefern beſtimmt iſt.

Ich geſtehe es, daß ich ſchon jetzt unſere Sprache für weit vollkommener halte, als ſie von den meiſten derjenigen angeſehen wird, welche ſo ſehr nach einer Ausbildung derſelben verlangen. Ich geſtehe es, daß ich von der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Sprache, als eines Gegenſtandes der Erkenntniß, zur Ausbildung der Sprache als eines allgemeinen Werkzeugs der Ideen-Mittheilung, nicht ſo viel Nutzen erwarte, als man, nach dem gemeinhin angenommenen Zuſammenhange beyder Endzwecke, davon zu erwarten geneigt iſt.

Ich kann mich irren, aber mich dünkt, daß es nur die Nation ſelbſt iſt, die, durch die allmähligen Fortſchritte in dem Umfange und der Richtigkeit ihrer Erkenntniſſe, die Sprache ausbildet; daß, wenn die Bemühungen einzelner Perſonen dazu beytragen, dieß nur die großen Schriftſteller ſeyn können, die mit ihren Ideen zugleich ihre Ausdrücke der Nation beliebt machen; oder durch aufgeſtellte Muſter einer zweckmäßig gebrauchten Sprache die Aufmerkſamkeit der Nation auf die Beziehung ihrer Ideen erwecken; und daß Grammatiken und Wörterbücher, nebſt allen den Arbeiten, welche dieſe beyden Hauptwerke der Sprachkunde vorbereiten, oder ergänzen, nur den bis jetzt erreichten Grad der Ausbildung der Sprache angeben, allgemeiner bekannt machen, und in methodiſch geordneten Erklärungen und Regeln darſtellen, aber nur wenig thun können, dieſen Grad zu erhöhen.

Betrachte ich die teutſche Sprache insbeſondere, ſo wie ſie ſich, durch die Einwirkung aller angezeigten Urſachen, bis auf den jetzigen Zeitpunct wirklich ausgebildet hat: ſo ſcheint ſie mir in der That zu derjenigen Reife gelangt zu ſeyn, bey welcher, an jedem Produkte der Natur und der Kunſt, die großen Veränderungen aufhören, und nur der Genuß und Gebrauch noch einer erhöhten Vollkommenheit fähig iſt. Es ſcheint mir, daß, wenn die Werke unſerer Literatur noch nicht in demjenigen Glanze vor den Augen der übrigen Nationen erſcheinen, mit welchem die alten, — oder die engliſchen und franzöſiſchen Schriftſteller ſie auf ſich gezogen haben, dieß nicht Schuld der Sprache, ſondern der Schriftſteller und der Nation ſelbſt ſey; — nicht Unfähigkeit der erſtern, alle Verſchiedenheiten des Schönen und des Erhabenen auszudrücken, ſondern die Gewohnheit der letztern, mit einer unvollkommenen Bezeichnung eigener und fremder Gedanken zufrieden zu ſeyn. Was der Sprache ſelbſt in dieſer Abſicht mangelt, iſt entweder die mit einer eigenthümlichen Form nothwendig verbundene Einſchränkung jeder Sache; — ein Mangel, der deßwegen allen Sprachen gemein iſt, und keine gehindert hat, ſich in klaſſiſchen Dichter- und Rednerwerken zu verherrlichen; oder es iſt den angebornen Fehlern unſerer phyſiſchen Natur ähnlich, die durch keine Kunſt weggeſchafft, aber durch eine kluge Behandlung jedes beſondern Falles, erträglich gemacht, oder verſteckt werden können.

Die Erforderniſſe einer vollkommenen Sprache ſind, ſo viel ich ſie einſehe, folgende drey: erſtlich, daß ſie, für alle wichtigen Begriffe, die Wörter und Ausdrücke, verſehen mit allen den Schattirungen, enthalte, deren die verſchiedenen Gemüthsſtimmungen des Redenden, oder die verſchiedenen Abſichten der menſchlichen Rede bedürfen können; zweytens, daß dieſe Wörter genau beſtimmte Bedeutungen haben, oder mit Begriffen verbunden ſind, die, gleichförmig und entſchieden, in den Gemüthern Aller, welche die Sprache verſtehen, durch ſie erweckt werden; drittens, daß die Sprache, zur Verbindung dieſer Wörter, hinlänglich zahlreiche, dem Zuſammenhange der Ideen angemeſſene und dem Geſchmack gefällige Formen darbiethe. Man könnte die beyden erſten Stücke die *lexicographiſche*, das dritte die *grammatiſche* Vollkommenheit einer Sprache nennen, weil Anzahl und Bedeutung der Wörter durch Wörterbücher, die Regeln ihrer Zuſammenſetzung durch Sprachlehren aufbehalten werden. *Reichthum*, *Beſtimmtheit* und *Gewandtheit* der Sprache ſind drey andere, auch nur unvollkommene, aber doch auf die Sache hinweiſende Ausdrücke jener Vollkommenheiten.

Was den Reichthum der teutſchen Sprache betrifft, ſo ſcheinen mir ihre Schätze eben ſo groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu ſeyn. Sie enthält für alle wichtigen Gegenſtände des Denkens, und für alle Arten der Behandlung dieſer Gegenſtände, verſtändliche und geſchmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menſchen, welche ſich in Teutſchland beeifern, ihre Sprache gut zu reden und zu ſchreiben, bisher geringer, als bey den zuvor genannten Nationen geweſen iſt: ſo ſind auch jene Ausdrücke und Wörter noch nicht bey uns in ſo allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen bey dieſen; ſie ſind von den unſchicklichen, zweydeutigen oder geſchmackloſen, im Sprachgebrauche der geſitteten Stände, nicht ſo rein abgeſondert; ſie können von Schriftſtellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart ſtreben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meiſten ſcheuen, und zu der auch nur Wenige die nöthigen Talente mitbringen.

Uiber keinen Gegenſtand irrt ſich das menſchliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewiſſen Gattungen des poetiſchen oder redneriſchen Styls gehalten, bis in der Nation, welche dieſe Sprache redete, der Mann erſchien, der das Genie jener Gattungen beſaß. Sobald dieß geſchahe, fand ſich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liegen, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar ſind, und nur durch die Auswahl und Zuſammenſtellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand ſich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewiſſen beſondern Gattung, es mögen komiſche oder erhabene ſeyn, hervorbringt, zugleich das Talent ſey, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieſer Ideen entſprechen. Als Leſſings eigner philoſophiſcher Witz, ſein ſchneidender Scharfſinn und ſeine Gedankenfülle ſich unter uns zeigten, war allen Beſonderheiten ſeines Genies unſerer Sprache ſo angemeſſen, und ſie nahm die ſeltſamſten Formen ſeiner Ideen mit ſolcher Geſchmeidigkeit an, daß es ſchien, als wenn nur Er ein recht originell teutſcher Schriftſteller wäre. Und doch both zu eben dieſer Zeit eben dieſe Sprache dem ruhigen Denker Moſes Mendelsſohn, der die größte Deutlichkeit mit einem ſanften Fluſſe der Rede ſuchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philoſophiſchen Styls an. Mit Göthe wurde unſere Sprache, auf eine vorher noch nicht geſehene Weiſe, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger echt teutſch zu bleiben. Bey Wieland erſcheint ſie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten verſehen, die der ekle Geſchmack eines Weltmanns verlangt. Sie verſagte Engeln nicht die Fülle einer blühenden Beredtſamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer ſeine eigenthümliche Geiſtesgeſtalt in ihr ſichtbar machen können. Und wenn die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beyſpiel geſehen haben, ſo wird unſere Sprache der Ausübung derſelben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen.

Es gibt eine Erſcheinung, welche die Meinung, daß unſere Sprache arm ſey, hat veranlaſſen können. Das iſt die, daß wir ſo viele ausländiſche Wörter in unſern wiſſenſchaftlichen Vortrag, und ſelbſt in die Reden des geſelligen Umganges miſchen. Es iſt daher mit unter die Arbeiten, welche die Academie übernimmt, und leitet, geſetzt worden, daß in die Stelle der unter uns üblichen franzöſiſchen und lateiniſchen Wörter und Redensarten, urſprüngliche teutſche aufgeſucht werden ſollen. Die Abſicht iſt löblich, und wenn ſie gelingt, — das heißt, wenn die von einem Gelehrten verſuchten Uiberſetzungen jener Wörter wirklich, ich will nicht ſagen, von der ganzen Nation, ſondern nur von dem größten Theile der guten Schriftſteller angenommen werden: — ſo iſt der Erfolg nützlich. Aber an ſich ſcheint mir das Uibel, welchem man dadurch abzuhelfen ſucht, nicht ſehr groß zu ſeyn, und die Wirkſamkeit des Hülfsmittels iſt zweifelhaft.

Es iſt freylich ein Uibelſtand und eine Unbequemlichkeit, daß wir ausländiſche Wörter in unſere Sprache miſchen, weil wir glauben, die damit verknüpften Ideen durch keine teutſchen ausdrücken, und doch ihrer nicht entbehren zu können. Indeß haben wir dieſen Uibelſtand und dieſe Unbequemlichkeit mit den meiſten Sprachen und Nationen der Welt gemein; und bey keiner hat er den höchſten Flor der Beredtſamkeit und die vollkommenſte Cultur der Sprache verhindert. Die lateiniſche Sprache hat griechiſche Wörter in großer Menge aufgenommen, und nie mehr, als da ſie ſelbſt am meiſten ausgebildet war. Die Franzoſen haben auf gleiche Weiſe von den Lateinern und Italiänern, die Engländer von den Franzoſen, Wörter ſowohl als Redensarten entlehnt, und thun es noch täglich. Es iſt auch beynahe unvermeidlich, daß eine Nation, die von einer andern lernt, und aus deren Schriften ihren Ideenfond bereichert, auch aus der Sprache derſelben Wörter zur Bezeichnung der neuen Ideen annehme.

Nur ein einziger Umſtand hat dieſe allgemeine Gewohnheit der Völker, Wörter von früher aufgeklärten Ausländern zu borgen, für uns Teutſche unbequemer gemacht, als ſie für unſre ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn geworden iſt. Die Sprachen dieſer ſind aus dem Lateiniſchen entſtanden, gerade aus der Sprache derjenigen Nation, von welcher ſie zuerſt Wiſſenſchaften und Cultur empfangen hatten. Die Römer waren, in Abſicht der Griechen, in dem nähmlichen Verhältniſſe. Dieſer Umſtand macht, daß die Franzoſen und Engländer die wiſſenſchaftlichen Wörter der Lateiner, dieſe die Kunſtwörter der Griechen; und jede dieſer Nationen die ihr gefallenden Idiomen der andern leicht in ihre Sprache haben übertragen, und durch kleine Veränderungen den Analogien derſelben völlig anpaſſen können. In der teutſchen Sprache, als einer urſprünglichen, iſt dieß unmöglich geweſen. Und in der That, ſo groß auch, in anderer Abſicht, der Vorzug der Orginalität ſeyn mag: ſo erhalten doch die aus dem Lateiniſchen abgeleiteten

Sprachen dadurch einen überwiegenden Vortheil, daß sie die dem Vortrage gelehrter Kenntniſſe verlängſt gewidmeten Ausdrücke, aus der Sprache, die lange Zeit die einzige Aufbewahrerin ſolcher Kenntniſſe war, aufnehmen und ſich eigen machen können, ohne durch das ausländiſche Anſehen derſelben entſtellt zu werden.

Doch haben wir uns in dieſer Abſicht auf mannigfaltige Weiſe zu helfen gewußt, und da, um ein Wort als einheimiſch betrachten zu können, alles darauf ankömmt, daß es dem Hörenden verſtändlich und dem Redenden geläufig ſey, ſo dürfen wir wohl gewiſſe bey uns eingeführte franzöſiſche Wörter, als Intereſſe, Naiv, Genie, wirklich für aufgenommene teutſche gelten laſſen. Sie ſind den Teutſchen, welche die franzöſiſche Sprache verſtehen, (und dieſe machen einen großen Theil der geſitteten Stände aus,) nach Ausſprache und Bedeutung ſo durchaus bekannt, und kommen denen, welche ihre Sprache nicht verſtehen, doch in Reden und Schriften ſo oft vor, daß faſt keinem teutſchen Ohre dieſe Töne mehr fremd ſind, und den Sprachwerkzeugen Weniger ihre Ausſprache Mühe macht. Solche ausländiſche Wörter mit einheimiſchen zu vertauſchen, würde zwar an ſich die Reinigkeit unſerer Sprache erhöhen, aber es würde nicht ohne Aufopferung in der Deutlichkeit ſolcher Ideen geſchehen können, welche uns durch den langen Gebrauch unentbehrlich geworden ſind, und es würde doch der

reinempfundenen Annehmlichkeit der Rede, worauf am Ende alles ankömmt, nur wenig zuſetzen.

Es iſt ſicher, daß alle ſelbſtdenkende Menſchen oft in einen Ideengang gerathen, zu deſſen deutlicher Darſtellung ihnen Wörter mit beſondern Beſtimmungen nöthig wären, dergleichen die Sprache nicht darbiethet. Es iſt ſicher, daß Perſonen, die mit fremden Sprachen, oder mit beſondern Dialekten ihrer eigenen frühzeitig bekannt geworden ſind, oft zu ihren Gedanken keinen ſo angemeſſenen Ausdruck, als in den Wörtern jener Sprachen und Dialekte finden. Der Wunſch, der daraus bey dieſen Perſonen entſteht, daß die vaterländiſche Bücherſprache alle dieſe mannigfaltige Schattirungen der Begriffe, die ſie in verſchiedenen Sprachen und Dialekten zerſtreut gefunden haben, vereinigt enthalten möchte, iſt natürlich. Aber die Klage über Armuth der Sprache, weil ihr ſolche Schattirungen mangeln, iſt ungerecht; und der Verſuch, dieſelben durch Einverleibung der fremden, der veralteten, oder der Provinzialwörter zu geben, iſt von zweifelhaftem Erfolge.

Es iſt allerdings eine zur gelehrten Kenntniß der Sprache ſehr nützliche Arbeit, die Abweichungen der Dialekte von der Bücherſprache, und die Abwechſelungen der Sprachformen in verſchiedenen Zeitaltern zu erforſchen und aufzuzeichnen: aber aus dieſen verborgenen Sprachſchätzen, die einzelnen Provinzen eigen ſind, oder den vergeſſenen, welche unſern Vorfahten zugehört haben, den Fond der jetzigen Nationalſprache zu bereichern, dieß kann nie die unmittelbare Folge einer ſolchen Arbeit werden. Die Aufnahme neuer Wörter in die gangbare Sprache geſchieht, ſo ausdrückend ſie ſeyn mögen, nicht durch Wörterbücher, welche ſolche ſammeln und empfehlen, ſondern durch vortreffliche Schriften, in welchen ſie glücklich angebracht worden ſind.

Zuerſt: was allgemein gebraucht werden ſoll, muß allgemein bekannt ſeyn; und wie kann ein neuer Ausdruck zur Kenntniß der Nation gelangen, als wenn er in Schriften vorkömmt, welche die ganze Nation lieſt? — Zweytens: jedes fremde Wort hat im Anfange die öffentliche Meinung wider ſich. Es iſt unverſtändlich, und macht durch ſeine Auslegung Mühe; — es iſt fremd, und ſtört deßhalb die Aufmerkſamkeit. Dieſe Hinderniſſe ſeiner Aufnahme kann nur der große Schriftſteller bey dem wirklichen Gebrauche überwinden, [illegible] er, in dem Orte, wo er es hinſtellt, durch die Helligkeit der ganzen Idee Licht über dieſen unbekannten Theil zu verbreiten, und für die unterbrochene Aufmerkſamkeit durch die Stärke des letztern Eindrucks zu entſchädigen weiß. Auf dieſe Weiſe geht, von Zeit zu Zeit, ein oder das andere veraltete oder Provinzialwort in die allgemeine Sprache über, wenn durch den Ruhm des Schriftſtellers, der es zuerſt gebraucht hat, oder durch die einnehmende Schönheit der Stelle ſeines Werks, in welcher es zuerſt vorkam, das Andenken dieſer Neuerung bey der Nation erhalten, und die Nachahmung derſelben veranlaſſet wird. Aber nie wird es möglich ſeyn, eine ganze Sammlung ſolcher Wörter, mit ſo vieler Einſicht auch die Sammlung gemacht, und durch ſo gute Gründe die Wörter darin empfohlen ſeyn mögen, zu einem Mittel einer wirklichen Sprachbereicherung im Reden und Schreiben zu erheben.

Nach einem hinlänglichen Vorrathe von Wörtern, iſt eine genaue Beſtimmung ihrer Bedeutung das größte Erforderniß einer gereiften und vollkommenen Sprache. Nicht nur iſt es ohne eine ſolche Beſtimmung dem Redenden unmöglich, vollkommen deutlich zu ſeyn, — das heißt, genau gleichförmige Ideen mit denen, welche er ſelbſt hat, in den Gemüthern ſeiner Zuhörer zu erwecken; ſondern es wird ihm auch ſchwer beredt zu ſeyn, indeß das vornehmſte Hülfsmittel der Beredtſamkeit, die Auswahl ſolcher Wörter, deren feinere Nebenbegriffe den Eindruck der Hauptbedeutung unterſtützen, in einer Sprache wegfällt, in welcher dieſe Nebenbegriffe noch nicht hinlänglich unterſchieden ſind.

Die Schönheit des Styls hängt überhaupt weit mehr, als man glaubt, von der Richtigkeit der Gedanken ab, — aber von einer Richtigkeit, welche bis auf Kleinigkeiten, genau iſt, und zugleich durch die Bezeichnung der Sprache, wie der Gliederbau eines ſchönen Körpers durch ein paſſendes Gewand, durchſchimmert. Die Beziehungen der Ideen nähmlich müſſen ſo genau, als es möglich iſt, durch die Beziehungen der Wörter dargeſtellt werden. Aber um dieſe Beziehungen der Wörter auf einander mit hinlänglicher Klarheit zu empfinden, iſt es nothwendig, daß ihre Bedeutungen eine gewiſſe Präciſion haben.

Doch auch bey dieſem Puncte findet ſich, daß die Vollkommenheit, die man ſucht, in dem Geiſte der Nation liegt, und der Sprache nur dann erſt mitgetheilt werden kann; aber auch dann von ſelbſt ihr eigen wird, wenn dieſer zuvor bis dahin gelangt iſt.

Ueber welchen Theil der Gegenſtände die Erkenntniſſe einer Nation noch im Dunkeln ſind, über eben dieſe werden ihre Ausdrücke noch zweydeutig und ſchwankend ſeyn. So wie ſie die Eigenſchaften der Dinge mit mehr Gewißheit kennen lernt, ſo ergeben ſich auch die Merkmahle beſtimmter, nach welchen den Dingen ihre Nahmen in der Sprache ausgetheilt worden ſind. So wie ſie den Urſprung und die Zuſammenſetzung der ſelbſt gebildeten Ideen genauer erforſcht, ſo laſſen ſich die Wörter, welche ſolche Ideen bezeichnen, ſchärfer definiren. Eine unmittelbare Bearbeitung der Sprache, als Sprache, kann hier wenig ausrichten. Die Bearbeitung der Wiſſenſchaften, muß vorhergehen. Sind dieſe bis auf den Grad von Vollkommenheit geſtiegen, wo ſich in den Begriffen des Menſchen Licht und Finſterniß von einander ſcheidet, — wo der Menſch das Bewußtſeyn erhält von dem was er weiß, und was er nicht weiß; ſo verlieren ſich aus der Sprache, in welcher dieſe Wiſſenſchaften reden, immer mehr die Wörter, welche von einer unerklärlichen Bedeutung ſind, weil ſich die Begriffe ſelbſt verlieren, welche keinen reellen Gegenſtand haben.

Derjenige Theil einer Sprache, welcher am früheſten zu einer genauen Beſtimmung der Bedeutungen kömmt, iſt der, welcher körperliche und ſichtbare Gegenſtände bezeichnet. Dieſer kann ſogar in keiner Periode der Cultur ganz unbeſtimmt ſeyn, weil Menſchen mit geſunden Augen Farben und Geſtalten immer gleich gut unterſcheiden. Ja, in einer frühern Periode, wenn die Gegenſtände der Sinne die Aufmerkſamkeit des Menſchen ausſchließend beſchäftigen, und ſeine Sinne ſelbſt noch ſchärfer ſind, — werden manche Beſchaffenheiten und Veränderungen der Körper, welche in der Beobachtungsſphäre der Nation vorkommen, genauer bezeichnet, und haben in der Sprache eine größere Anzahl ſie abſchildernder Nahmen und Ausdrücke, als in den folgenden Perioden höherer Geiſtesbildung.

Der wahre Unterſchied zwiſchen einer cultivirten und einer rohen Sprache liegt in demjenigen Theile derſelben, welcher unſichtbare Gegenſtände, geiſtige Eigenſchaften, abſtracte Begriffe, logiſche, moraliſche und politiſche Verhältniſſe ausdrückt.

So lange bey einer Nation das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Fähigkeiten und Operationen des Geiſtes noch nicht bemerkt worden iſt, und Neigungen und Leidenſchaften, Tugenden und Laſter noch nicht ſo weit unterſucht worden ſind, um claſſificirt werden zu können, ſo lange wird es, in ihrer Sprache, nicht nur an Wörtern für dieſe Gegenſtände fehlen, ſondern die vorhandenen Wörter werden auch keine beſtimmten Arten derſelben angeben; ſondern nur die höchſten Gattungen, mit einigen Nebenbegriffen verbunden, bezeichnen. Man wird aus ihrer Rede nur ſo viel verſtehen, daß die Menſchen dieſer Zeit anfingen in ihrem Geiſte gewiſſe leidende und thätige Veränderungen wahrzunehmen: aber man wird darin keinen ſo beſtimmten Sinn finden, um ihre Beobachtungen und Gefühle mit den in unſern Sprachen ausgedrückten zu vergleichen. In der That finden wir in der Sprache der älteſten bibliſchen Bücher für moraliſche Gegenſtände mehrere Wörter, welche wir genau zu überſetzen nicht im Stande ſind, und welche, nach allem, was uns die Ausleger darüber ſagen, dunkel bleiben, eben weil ſie etwas Unbeſtimmtes und zu viel Umfaſſendes bedeuten. Von dieſer Art iſt beym Homer das lobende Wort, *ἀμύμων*, *δαιμόνιος*, und das tadelnde *ἀτάσθαλος*.

Aus eben dem Grunde aber, aus welchem die Bedeutungen der Wörter einer Sprache nicht beſtimmt ſeyn können, wenn die, welche ſie reden, über die Sachen nicht beſtimmte Begriffe haben, muß folgen, daß, ſo lange in einer Nation die Begriffe über intellectuelle und moraliſche Gegenſtände nicht einſtimmig, die Meinungen getheilt, die Kenntniſſe nicht allgemein ausgebreitet ſind, auch die Beſtimmung der Wörter nicht allgemein dieſelbe ſeyn kann. Je mehr oder weniger bey einer Nation die Nachforſchungen der Philoſophie in allgemeine Aufklärung übergegangen ſind, deſto mehr oder weniger wird auch in ihrem gemeinen Sprachgebrauche Beſtimmtheit herrſchen. Iſt bey ihr nur eine einzige Philoſophie herrſchend, ſo werden die Beſtimmungen gleichförmig ſeyn. Da, wo mehrere Syſteme mit einander ſtreiten, dergeſtalt, daß auch das Publicum an dieſem Streite Theil nimmt, und ſich in ſeiner Denkungsart oder in ſeinen Meinungen an eine ähnliche Art theilt, da wird auch der Sprachgebrauch ſchwankend ſeyn, — ausgenommen in Bezeichnung derjenigen Begriffe, über welche ſich alle Parteyen vereinigen. Der große Haufe aber, bis zu welchem die Fortſchritte der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß in Abſonderung und Verknüpfung abſtracter Begriffe nicht durchgedrungen ſind, wird in ſeinem Sprachgebrauche immer etwas von dem Willkürlichen ungewiſſen, und ſchwankenden älterer Zeiten behalten. Ja, da dieſer große Haufe durch ſein beſtändiges Verkehr mit dem beſſer unterrichteten Theile der Menſchen, auch auf dieſen und deſſen Sprache zurückwirkt: ſo werden im Gebrauche des gemeinen Umganges viele Ausdrücke noch ſo lange unbeſtimmt bleiben, bis eine gleichförmigere Aufklärung alle Stände erleuchten wird.

Eine neue Folge der obigen Grundſätze iſt: daß mit jedem Fortſchritte der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, mit jeder neuen Wendung der philoſophiſchen Denkungsart, wenn beyde ſich in der Nation ausbreiten, auch ſich die Bedeutung der Wörter ändert, und daß es alſo nicht möglich iſt, ſie durch die vereinigte Arbeit der größten Sprachkünſtler zu irgend einer Zeit auf eine unwiederrufliche Weiſe zu fixiren *).

Ein gutes Wörterbuch kann ſehr viel thun; es iſt unter allen Hülfsmitteln, welche die Sprachenkunde den Dichtern und Proſaiſten der Nation darbietbet, das größte. Es kann zuerſt die Begriffe angeben, welche die einſichtsvollſten und vom Gegenſtande am beſten unterrichteten Perſonen der Nation mit den Wörtern verbinden, und der entſtandenen Einſtimmigkeit gleichſam das Siegel aufdrücken. Es kann, zweytens, die Verſchiedenheiten aufzählen, die in den Bedeutungen derſelben Wörter, nach Maaßgabe der über die Sachen bey der Na-

---

*) Die, welche unter uns der Kantiſchen Philoſophie Beyfall geben, haben zwiſchen den Wörtern Verſtand und Vernunft, Idee und Begriff, Begriff und Vorſtellung, Unterſchiede eingeführt, die unſere Sprache zuvor nicht anerkannte, und die doch, wenn jene Philoſophie allgemein herrſchend wird, die gemeine Bedeutung dieſer Wörter beſtimmen werden.

tion noch fortdauernden Mißhelligkeiten, in der Sprache Statt haben, und durch erleuchtete Vergleichung entweder die Freyheit der Wahl aufrecht erhalten, oder auch den Weg zu einer Vereinigung bahnen. Es kann endlich, indem der Verfaſſer ſeine eigne Meinung erklärt, eine bedeutende Stimme zur Beylegung der Mißhelligkeiten geben, — eine Stimme, die um deſto mehr beym Publicum gelten wird, je mehr bey der Abfaſſung eines Wörterbuchs deſſen Verfaſſer Gelegenheit hat, ſeine eigene richtige Art zu denken, oder ſeine Bekanntſchaft, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Philoſophie ſeines Volks zu erproben.

Wir haben ſchon von der Hand eines einzelnen Mannes ein teutſches Wörterbuch erhalten, das, in Betrachtung der Schwierigkeit, welche eine ſolche Arbeit für den erſten Unternehmer hat, durch ſeine Vollkommenheit in Erſtaunen ſezt. Dieſes Lob gebührt Adlungen wirklich; und die Academie wird gewiß bereit ſeyn, es ihm zu ertheilen. Aber ſie wird ſich noch immer ein groſſes Verdienſt erwerben können, dasjenige auszufeilen, zu berichtigen, oder zur Gewißheit zu bringen, was bey Adlungen mangelhaft, unrichtig, oder wenigſtens noch nicht durch allgemeine Einſtimmung beſtätigt iſt.

Indeß auch dieſes neue Wörterbuch, und ſelbſt das vollkommenſte, welches ſich denken läßt, wird diejenige Unbeſtimmtheit der Wörter nicht aufheben, die entweder daraus entſteht, weil gewiſſe Begriffe wirklich noch nicht aufs Klare gebracht worden ſind, oder daraus, weil die von Philoſophen geläuterten Begriffe noch nicht dem größten Theile der Nation bekannt, und von ihm genehmiget worden ſind. Das Wörterbuch kann nichts anders beytragen, die Sprache im eigentlichen Verſtande zu fixiren, oder die Entſtehung neuer Wörter und neuer Bedeutungen der Wörter, und das Veralten bisher üblicher zu verhindern, wenn neue Entdeckungen, neue Speculationen — und ſelbſt wenn allgemein blendende Irrthümer die Nation von der bisherigen Bahn ihrer Ideen auf eine neue führen. Ja es würde ſogar ein Unglück für eine Nation ſeyn, wenn das Werkzeug ihres Denkens, durch irgend eine Urſache, ſo hart und ſteif würde, daß es ſich von nun an nicht mehr in die Wendungen und Abwechſelungen fügen wollte, welche, nach dem Laufe der Natur, unvermeidlich von Zeit zu Zeit in den Ideen und Ueberzeugungen der Nation vorgehen.

Wenn irgend ein Theil der menſchlichen Angelegenheiten unter einer demokratiſchen Verwaltung ſteht, ſo iſt es die Sprache. In andern Sachen kann ſich das Volk den Ausſprüchen einiger Weiſen unterwerfen; über die Sprache muß es ſelbſt gebiethen, wenn dieſe ihm verſtändlich und brauchbar ſeyn ſoll. Wenigſtens müſſen die Rathſchläge der Gelehrten erſt die Sanction der Volksſtimme erhalten, ehe ſie zu wirklichen Sprachgeſetzen werden. Der, welcher für das groſe Publicum ſchreibt, wird ſich immer hüthen, Wörter in andern Bedeutungen zu brauchen, als in welchen ſie von dem größern Theile verſtanden werden; er wird ſogar in kleinern Sachen dem, was er ſelbſt billigt, entgegen handeln, um nur in den wichtigern den Zweck ſeiner Rede nicht zu verfehlen.

Wenn demnach, durch alle die Urſachen, welche auf den Geiſt eines Volkes wirken, ſeine Meinungen und Begriffe von dem Standpuncte ſich entfernen, auf welchem ſie die Verfaſſer des Wörterbuchs fanden, ſo wird der ſich darauf beziehende Theil desſelben, mit der Sprache zugleich, deren Ausleger er iſt, veralten. — Dieſen Satz hat die Erfahrung bey allen vor uns cultivirten und ihre Sprache cultivirenden Nationen beſtätiget. So ſehr auch die Franzoſen das Dictionär ihrer Academie vom Anfange her ſchätzten, einer Academie, die ausdrücklich zur Vervollkommnung der Sprache errichtet worden war, ſo hat doch alles Anſehen dieſes Buchs die Veränderungen der Sprache und die Neologien nicht verhüthen können, wo vonſeit dieſer Zeit freylich viele nur als Meteore erſchienen, um zu blenden, und bald wieder vergeſſen zu werden, einige aber als wirkliche Beſtandtheile, ſich der allgemeinen Sprache einverleibt haben.

Das dritte Erforderniß einer vollkommenen Sprache iſt die Mannigfaltigkeit und Schicklichkeit der Formen, welche ſie zur Verknüpfung der Ideen darbiethet.

— Dieſe Formen ſind, ſo wie ich die Sache einſehe, von zweyerley Art. Die einen würde ich die grammatikaliſchen, die andern die phraſeologiſchen nennen; beyde ſind mehr oder weniger in jeder Sprache beſtimmt.

Zuerſt hat jede Sprache gewiſſe Regeln, theils für Abänderungen in den Endungen und in der Geſtalt der einzelnen Wörter, theils für deren Stellung, theils für den Gebrauch gewiſſer Verbindungswörter, die ſämtlich darauf abzielen, die einzelnen Wörter zu einem Satze, und mehrere Sätze zu einer vollſtändigen Rede zu vereinigen. Dieſe Regeln ſamt und ſonders enthält die Grammatik; ja die Sammlung derſelben macht die Grammatik aus. Alles, was unter dem Nahmen der Declinationen und Conjugationen bekannt iſt, beſteht in nichts anderm, als in ſolchen kleinen Umwandlungen der, die Nenn- und Zeitwörter der Sprache [illegible] Laute, wodurch gewiſſe Beziehungen ihrer Begriffe, zum Behufe der künftigen Verknüpfung derſelben mit andern Begriffen der Natur des menſchlichen Denkens gemäß, zum voraus und im Allgemeinen angedeutet werden. Der zweyte Theil der Grammatik iſt der Syntax, der von den Regeln, wie die Verbindung der Ideen, durch die Stellung der Worte, durch die Auswahl der Declinations- und Conjugationsformen, und durch eigne Verbindungspartikeln auszudrücken ſey, den Nahmen hat, ſo wie ſie deſſen Inhalt ausmachen. Was

Grammatik ſonſt noch in ſich begreift, iſt allgemeine Theorie der Sprache überhaupt, angewandt auf die Beſonderheiten der einzelnen Sprache, deren Elemente ſie lehrt.

In dieſen grammatikaliſchen Formen, — ſowohl denen, welche durch die Flexionen der Wörter die Ideenverbindung gleichſam vorbereiten, als denen, welche durch die Anordnung derſelben die Ideenverbindung vollenden, — kann eine Sprache vor der andern unſtreitig große Vorzüge haben, nachdem ſie eine größere Anzahl von Ideenverknüpfungen, nachdem ſie ſie deutlicher und mit minderer Zweydeutigkeit, und nachdem ſie ſie endlich mit mehr Anmuth und Wohlklang auszudrücken weiß. Aber dieß iſt gerade der Punct, über welchen Wiſſenſchaft und Arbeit des Sprachkünſtlers am wenigſten vermag, wenn es darauf ankömmt, das Fehlerhafte zu verbeſſern, oder das Mangelhafte zu ergänzen. Je einfacher und ſcheinbar geringfügiger dieſe Elemente der grammatikaliſchen Vollkommenheit ſind, deſto tiefer ſind ſie, mit dem erſten Erlernen der Sprache in der Kindheit, dem menſchlichen Gemüth eingedrückt; und eine Nation wird eher hundert neue Wörter und unbekannte Redensarten aufnehmen, ehe ſie ſich in den Declinationen, Conjugationen, und in dem Syntax ihrer Sprache das mindeſte ändern ließe. Hier alſo kann der Grammatiker nichts thun, als das, was vorhanden und durch den Sprachgebrauch feſtgeſetzt iſt, auf die lichtvollſte Weiſe und in der beßten Ordnung vortragen; er kann die Freyheit zeigen, die, bey allen Feſſeln, welche die Grammatik auflegt, dem Redenden noch übrig gelaſſen iſt, das Beſſere vor dem Schlechtern zu wählen. Alle wirklichen Verbeſſerungen der Sprache aber, in ſo fern dieſelben noch möglich ſind, muß er denen überlaſſen, welche die Sprache wirklich zur Darſtellung ihrer Gedanken gebrauchen, — worunter ohne Zweifel die großen Schriftſteller, wegen ihres Einfluſſes auf die ganze Nation, den erſten Rang einnehmen. Dieſe können vielleicht, durch eine öftere glückliche Wahl unter mehreren, grammatikaliſch gleich richtigen, aber logiſch oder äſthetiſch ungleichen Formen der Ideenverknüpfung, nach und nach die Nation zu dem beßtmöglichen Gebrauche ihrer Sprache gewöhnen. — Deutlichkeit und Anmuth des Ausdrucks iſt immer anfangs nur das Werk des Fleißes und der zweckmäßigen Bemühung einiger Wenigen. Es kann aber, wenn deren Schriften allgemein geleſen und nachgeahmt werden, zu einer Gewohnheitsſache aller geſitteten Stände der Nation werden; in welchem Falle es ein Eigenthum der Sprache zu ſeyn ſcheint, ob es gleich immer mehr eine Fertigkeit der Menſchen bleibt, welche die Sprache reden.

Eine zweyte Gattung der Formen zur Verbindung der Ideen liegt in der Phraſeologie. So wie die Grammatik die Natur der verſchiedenen Beziehungen in abstracto, und deren Bezeichnung in der Sprache beſtimmte, ſo beſtimmt die Phraſeologie die Fundamentalverbindungen zwiſchen den Ideen in concreto, in ſo fern dabey ſchon ihre Gegenſtände in Betrachtung kommen.

Aber kann dieſe Phraſeologie als ein Theil der Sprache angeſehen werden, oder iſt ſie bloß die Sache der Beredtſamkeit? Eine kurze Auseinanderſetzung deſſen, was Phraſeologie heißt, wird vielleicht zur Beantwortung dieſer Frage führen.

Phraſes oder Redensarten ſind nichts anders als Fragmente von Gedanken, — das aus einigen verbundenen Ideen Zuſammengeſetzte, das zwar noch keinen vollſtändigen Sinn gibt, aber als Beſtandtheil in vielen Sätzen vorkömmt, und das, — wenn die Wörter das rohe Material der menſchlichen Rede vorſtellen, — als die erſte Vorarbeit des Fleißes zur Hervorbringung dieſes Kunſtwerks anzuſehen iſt.

Die Zuſammenſetzung einiger von ſolchen Phraſen iſt durch die Natur der verbundenen Begriffe durchaus beſtimmt; bey der Zuſammenſetzung anderer herrſcht mehr Freyheit der Wahl und daher größere Verſchiedenheit. Es gibt unentbehrliche Phraſen, welche allen Sprachen gemein ſind; es gibt in jeder Sprache gewiſſe Grundphraſen, die jedem, welcher die Sprache verſteht, bekannt ſeyn müſſen; und die keiner, welcher ſie ſpricht oder ſchreibt, willkürlich umändern darf. — Aber es gibt noch mehr Phraſen, die erſt mit jeder neuen Gedankenreihe entſtehen. — Im Ganzen haben unſtreitig Dichter und Redner über dieſe Zuſammenſetzungen weit mehr Gewalt, als über die einzelnen Wörter. Durch wohlgewählte Redensarten können ſie, nach meinem Urtheile, über die Verbeſſerung und Ausbildung der Sprachen einen reellen Einfluß erhalten.

Wer nähmlich Ideen hat, welche bis auf ihre Elemente [illegible] ſind, der muß auch dieſe einfachſten Compoſita, — dieſe Bruchſtücke der Rede, — die wir Phraſen nennen, neu ſchaffen. Sind nun die darin verknüpften Ideen von einleuchtendem Zuſammenhange; ſind die gewählten Worte zu den Ideen paſſend und unter ſich ſchicklich verbunden: ſo wird ein ſolcher Ausdruck eines Schriftſtellers von Vielen bey ähnlichen Gelegenheiten wiederhohlt, und verwandelt ſich nach und nach in eine wirkliche Phraſis, in einen Beſtandtheil der Sprache. Auf dieſe Weiſe ſind viele der jetzt üblichen Redensarten in allen Sprachen entſtanden. Manchen derſelben ſieht man es an, daß ſie von dem witzigen Einfalle einer einzelnen Perſon herkommen, der, weil er gefiel, von ſo vielen nachgeſprochen wurde; daß man endlich ſeinen Urſprung vergaß, und ihn als eine eigenthümliche Bezeichnung der

Idee

Idee brauchte, von der er zuerſt nur ein kühnes Bild geweſen war *).

Je mehr gute Schriftſteller in einer Nation aufſtehen, je allgemeiner ſie geleſen werden, deſto mehr gut geformte Bruchſtücke der Rede werden

---

*) Die Redensart, aus dem Stegreife etwas thun, wird von ſehr Vielen gebraucht, welche nicht daran denken, daß ſie das Bild eines Menſchen darſtellt, der ſchon zu Pferde ſitzend, und zum Streit oder zur Reiſe gerüſtet, noch zu einer andern Verrichtung unerwartet aufgefordert wird, die er alſo auch unvorbereitet thun muß. Sehr viele Redensarten aller Sprachen ſind ähnliche Metaphern: keiner aber ſind mehr Spuren eingedrückt, wie viel Einfälle bey der Nation, welche ſie redet, vermögen, als der franzöſiſchen. — „Iſt es nicht unbegreiflich," hörte ich einmahl einen italiäniſchen Gelehrten von vieler Einſicht ſagen, „daß eine ſo cultivirte Sprache, als die franzöſiſche, kein eigenthümliches Wort und kein Adjectivum für einen ſo unentbehrlichen und ſo häufig vorkommenden Begriff, als der Begriff Viele iſt, beſitzt? Iſt es nicht noch unbegreiflicher, daß ſie ein ſolches Wort dafür gehabt hat, — das aus dem Lateiniſchen abſtammende moult, welches ſich noch in den Schriften des Montaigne findet; daß dieſes veraltet, und daß wenige Zeit darnach an deſſen Stelle eine den Begriff ſo wenig ausdrückende Adverbial-Redensart tritt, als das beau-coup de iſt? Wahrſcheinlich hatte einmahl ein witziger Kopf, oder ein Menſch, deſſen Beyſpiel viel galt, in einer paſſenden Verbindung das Bild eines guten Fanges, d'un beau coup gebraucht, um eine große Anzahl auszudrücken. Der gute Fang für viel, wurde ſchön befunden, zuerſt von des Erfinders Bekannten nachgeſagt, dann von ſeiner Stadt, und endlich von ganz Frankreich.

in den üblichen Redensarten der Sprache gleichſam niedergelegt ſeyn; deſto mehr wird die Richtigkeit und der Geſchmack, mit welchem die vorzüglichſten Köpfe der Nation ihre Gedanken ausgedrückt haben, den allgemeinen Sprachgebrauch reguliren. — Iſt dieß nicht vielleicht die Urſache, warum in der franzöſiſchen Sprache auch mittelmäßige Schriftſteller beredt ſcheinen, da in der unſrigen nur die Denker gute Styliſten ſind? — Dort hat ſich mit der Länge der Zeit, während welcher ihre Litteratur blüht, und durch die größere Anzahl allgemein geleſener Schriftſteller, eine geſchmackvolle Phraſeologie geſammelt, aus welcher, da ſie allen Menſchen von einiger Erziehung bekannt iſt, viele, deren Ideen im Ganzen ſich weder durch Richtigkeit noch Schönheit auszeichnen, doch eine ſchickliche und anmuthige Einkleidung der Theile entbehren können. [illegible] [illegible] will, um meine Ideen über das, was ich Vollkommenheit der Phraſeologie nenne, klärer zu machen, einige Beyſpiele aus den Aufſätzen ſelbſt anführen, durch welche die Academie ihre künftigen Arbeiten zur Cultur der teutſchen Sprache angekündigt hat. Die Schrift Leibnitzens, welche von dieſen Aufſätzen den größten Theil ausmacht, beweiſet, ſo vortreffliche Sachen ſie enthält, doch durch ihren Styl, wie ſehr unſre Sprache in dem Puncte, wovon hier die Rede iſt, ſeit Leibnitzens Zeit gewonnen habe. Gleich in der erſten Periode kommen die beyden Phrases vor: „den Verſtand hoch ſchwingen,“ und „die Sprache wohl ausüben;“ beyde ſind fehlerhaft. Zuerſt iſt ſchon die Zuſammenſetzung hoch ſchwingen nicht ganz richtig, weil hoch einen Zuſtand, nicht eine Bewegung ausdrückt; daher wir beſſer ſagen, empor ſchwingen, oder in die Höhe ſchwingen. Ferner zeigt das Wort ſchwingen eine plötzliche und ſchnelle Bewegung in die Höhe an, daher es richtig gebraucht wird, wo von einer einmahligen und vorübergehenden Erhöhung der Seelenkräfte die Rede iſt. Wir reden mit Recht von dem Schwunge der Einbildungskraft eines Dichters. Es iſt richtig von einem Andächtigen zu ſagen, daß ſich ſein Geiſt zu Gott empor ſchwinge. Aber hier, wo von einem ſtufenweiſen Fortgange des menſchlichen Geiſtes, von der zunehmenden Cultur des Verſtandes die Rede iſt, macht das Wort ſchwingen ein unſchickliches Bild. — Eben ſo unrichtig iſt die Zuſammenſetzung der Phraſis, die Sprache ausüben. Uiben kann man die Sprache nur, indem man ſie fleißig redet oder ſchreibt. Die Regeln der Sprache können ausgeübt werden; aber von der Sprache ſelbſt iſt eine Ausübung nicht denkbar.

Es ſey mir erlaubt, um meine Gedanken auch durch Beyſpiele aus unſerer heutigen Sprache zu erläutern, aus dem im übrigen gewiß gut geſchriedenen Aufſatze des Herrn C. N. Zöllners einige Phraſen, die mir nicht völlig richtig dünken, anzuführen. In der erſten Periode kömmt der Ausdruck vor: die Beförderung der Sprache. Aber eine Sprache befördern iſt nicht richtig zuſammengeſetzt. Man befördert die Cultur, die Ausbildung einer Sprache, die Sprache ſelbſt kann man nicht befördern, weil befördern heißt: einer Action zu ihrer ſchleunigern und glücklichern Vollziehung behülflich ſeyn. Das, was gefördert werden ſoll, muß eine Sache im Fortgange, in der Bewegung, — nicht eine für ſich beſtehende, vollendete ſeyn. — S. 10. Z. 6. v. u. ſcheint mir die Redensart: nach dem Gepräge der Vollkommenheit ſtreben, gleichfalls nicht ganz richtig zu ſeyn, weil ſie zwey unvereinbare Metaphern zuſammenſtellt. Man ſtrebt nach Vollkommenheit, man drückt einer Sache das Gepräge der Vollkommenheit auf; oder die Sache trägt das Gepräge. Dieß ſind die bisher üblichen Redensarten. Sollen neue gemacht werden, ſo müſſen ſie mit dieſen analogiſch ſeyn.

Ich habe, bey dem erſten Nachdenken über dieſen Gegenſtand, geglaubt, daß es vielleicht möglich wäre, eine unmittelbare Arbeit auf denſelben zu verwenden, und durch Aufſuchung und Beurtheilung der üblichen Phraſen, oder durch Verſuche neue zuſammenzuſetzen, dieſen Theil der Sprache abſichtlich zu verbeſſern; ich ſtimme aber jetzt vollkommen mit den Gedanken meines Freundes Engel, — die er in einer zu dem erſten Entwurfe dieſes Aufſatzes gemachten Anmerkung mir mitgetheilt hat, — dahin überein: daß zur Verbeſſerung der alten Phraſen, oder zur Erfindung neuer, der Sprachforſcher nichts thun kann, als die Bedeutung der einzelnen Wörter genau zu beſtimmen, ſo weit der Sprachgebrauch und der Zuſtand der Wiſſenſchaften die Idee ſelbſt beſtimmt haben; daß aber die Wahl dieſer Wörter bey Zuſammenſetzungen lediglich der Beurtheilungskraft und dem Geſchmacke des Schriftſtellers in jedem beſondern Falle überlaſſen werden müſſe *). Nur

---

*) Hier ſind die eignen Worte meines Freundes, deſſen Urtheile die übrigen Academiker beygeſtimmt haben. „Ich ſehe nicht, was in Anſehung ganzer Redensarten geſchehen könne, das nicht ſchon in denjenigen Arbeiten der Sprachgelehrten, welche die einzelnen Wörter betreffen, enthalten wäre. Eine Phraſeologie wird ſo wenig wirken, als ein Wörterbuch. Dagegen hat ein Wörterbuch mehr Werth. Denn Wörter, in ſo fern ſie nicht Zuſammenſetzungen von andern ſchon bekannten ſind, müſſen gegeben ſeyn, und man muß genau ihre Bedeutung kennen. Redensarten ſetzt man ſelbſt zuſammen; und dazu bedarf man weiter nichts, als Kenntniß der Regeln einer guten Schreibart, und einen geläuterten Geſchmack. Dieſe Kenntniß und dieſer Geſchmack dürfen bey den Schriftſtellern der Nation nur befördert werden: und dazu iſt eine Kritik, wie ſie Garve über einige Redensarten macht,

bin ich noch jetzt der Meinung, welcher auch der Herr Prof. Engel beypflichtet, daß, um diese Beurtheilung und diesen Geschmack zu bilden, eine Kritik der in unserm gewöhnlichen Umgange, oder in unsern beliebtesten Schriftstellern vorkommenden Redensarten ein nützliches Hülfsmittel wäre. Die Grundsätze dieser Kritik habe ich zum Theil schon durch die wenigen Beyspiele derselben angegeben. Wahrheit ist auch hier der Grund der Schönheit. Die meisten der eigentlichen Phrasen sind ursprünglich Metaphern. Wenn das Bild richtig ist, wenn zu Bezeichnung desselben die eigenthümlichen Wörter gewählt sind, so ist die Phrasis vollkommen.

Aus den bisherigen Betrachtungen scheinen sich mir also folgende Resultate zu ergeben. Die Arbeiten, welche sich mit der Sprache beschäftigen, können einen doppelten Endzweck haben: entweder die Sprache als einen Gegenstand des Wissens zu erforschen, oder sie, als ein Werkzeug des Verstandes zu vervollkommnen. Der Erfolg jener Arbeiten ist in der ersten Absicht unbegrenzt, in Absicht der zweyten hat er seine bestimmte Schranken.

Alles, was uns die alten Formen unserer Sprache [illegible] wie die verschiedenen Modificationen derselben, — und selbst ihre Ausartungen in den Dialekten kennen lehrt, liefert einen Beytrag entweder zur Kenntniß der verschiedenen Zeiten und Oerter, oder zur Geschichte unserer Sprache, oder zur Einsicht in die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der menschlichen Begriffe überhaupt. Auch können solche Sammlungen als Vorrathskammern angesehen werden, aus welchen, von Zeit zu Zeit, die Idee zu einer glücklichen Neuerung hergeholt wird."

und, wie sie einmahl Johnson über mehrere der besten englischen Schriftsteller machte, ohne Zweifel ein sehr wirksames Mittel."

In Abſicht des wirklichen Gebrauchs zum Behufe der Rede, — um die Arbeiten des Genies zu unterſtützen, und die letzte Vollendung der Werke der Dichtkunſt und der Beredtſamkeit zu erleichtern„ — ſcheint mir alles, was zu wünſchen und zu thun iſt, in ein gutes Wörterbuch und in eine brauchbare Grammatik eingeſchloſſen.

Der Nutzen beyder kann nicht ſeyn, eine wirkliche Bereicherung durch neue Worte, eine unveränderliche Beſtimmung des Willkürlichen in der Sprache, oder eine wahre Verbeſſerung deſſen, was durch Gewohnheit einmahl in ihr feſtgeſetzt iſt. Aber Wörterbuch und Grammatik können dem Schriftſteller noch ſehr zu Hülfe kommen:

1) Indem ſie dienen, die zweifelhaften Fälle zu entſcheiden, und dadurch Gleichförmigkeit und Gewißheit hervorbringen, wo Mißhelligkeit unter den Schriftſtellern einen Uibelſtand für die ganze Literatur hervorbringt, und Zweifel jeden Schriftſteller für ſich in Verlegenheit ſetzen. Um aber dieſe Einſtimmung und dieſe Sicherheit zu bewirken, iſt nicht bloß die innere Güte, ſondern auch die Autorität der Entſcheidungen nöthig, welche das Wörterbuch oder die Grammatik gibt;

2) indem beyde, durch Aufzählung der in der Sprache vorhandenen Verſchiedenheiten, in Wörtern ſowohl als grammatikaliſchen Formen, die Auswahl des Schicklichſten für jeden einzelnen Fall erleichtern;

3) indem das Wörterbuch insbeſondere über diejenigen Theile der Sprache, welche nicht die allgemeinen Gegenſtände des menſchlichen Denkens, ſondern die beſondern gewiſſer Künſte betreffen, diejenigen Belehrungen ertheilt, welche jeder Schriftſteller von Zeit zu Zeit nöthig haben mag.

Je vollkommener dieſe beyden Arten von Hülfsbüchern ſind, deſto vollkommener wird auch der erſte jugendliche Unterricht in der teutſchen Sprache werden. Und auf ſolchem beruhet großen Theils bey jedem Menſchen, — zwar nicht die Fähigkeit, ſeine Sprache vortrefflich zu ſprechen und zu ſchreiben, die immer ein Werk des Genies und eine Folge eigner Meditation iſt, — aber doch die Achtſamkeit auf ſeinen Ausdruck und die Vermeidung der aus bloßer Nachläßigkeit entſtehenden Fehler deſſelben.

Wenn ſich zu dieſen Werken über die Sprache, noch Muſter zu einer guten Kritik über die Schriftſteller, in Abſicht des Gebrauchs der Sprache, geſellten; — wenn nach ſolchen Muſtern es gewöhnlich würde, den Zöglingen der Wiſſenſchaften Vorleſungen über einige unſerer beſten Schriftſteller in der Abſicht zu halten, um die Schönheiten oder Mängel ihres Styls aufzuſuchen, und ſelbſt in die Urſachen davon, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Gedanken und ihrer Bezeichnung einzudringen: ſo wäre, nach meinem Urtheile, alles geſchehen, was zur Cultur unſerer Sprache, und zur Vorübung auf die Arbeiten des Genies nöthig wäre, von welchen der Glanz unſerer Literatur zu erwarten ſteht.

DISCOURS

SUR L'UTILITE DES ACADEMIES *).

---

*) Addressé à l'Académie Royale des Sciences de Berlin, à l'occasion de sa réception.

En entrant dans ce sanctuaire des sciences, je sens toute ma foiblesse, je sens combien je suis inférieur au grand homme qui a fondé cette Académie, à ceux qui l'ont présidée, aux membres distingués qui la composent. Mais votre choix, Messieurs, par lequel vous avez bien voulu m'associer à vos travaux, m'élève à mes propres yeux, et me donne cette assurance, que le sentiment de mon mérite ne pourroit pas m'inspirer. Né avec un désir ardent d'acquérir des connoissances, n'étant pas tout à fait dépourvu du talent de saisir les idées des autres et d'analyser les miennes, une santé presque toujours chancelante ne m'a pas permis de tirer de ces dispositions tout le fruit possible, et de les rendre aussi utiles au public, et aux progrès des sciences, qu'elles auroient pu l'être. Les travaux que j'ai entrepris avec le plus grand zèle, et que j'ai continués avec autant d'application que ma santé le comportoit, n'ont servi qu'à développer mon bon sens naturel, et à exercer ma sensibilité, deux facultés qui me permettent de jouir des ouvrages des autres, et même quelquefois de juger, mais qui ne me donnent pas les forces nécessaires, pour en produire moi-même de considérables. Tel est mon état. Ce n'est pas la vanité qui veut relever ses bonnes qualités en partant des avantages qui lui manquent, qui a tracé ce portrait, mais c'est le désir d'obte vonirtre indulgence, si vous ne me voyez pas plus actif à concourir au but de votre association. C'est ce talent de juger, dépourvu de la force de produire, qui faisoit dire à Horace, avec moins de verité, qu'il étoit bon à aiguiser des instrumens tranchans, sans avoir lui-même la force de trancher. En effet c'est la seule place que je puisse m'assigner dans la distribution de vos travaux.

Permettez donc qu'en entrant dans la carriere que vous m'ouvrez, je reste fidelle au jugement que je porte de moi-même, en traitant un sujet qui me paroit-être de mon ressort. J'aimerois à connoitre d'une manière précise le degré d'utilité qui peut résulter de sociétés littéraires semblables à la nôtre, les avantages qu'elles procurent à l'état et surtout aux lettres.

Il y en a qui leur sont essentiels, et qui dureront aussi longtems que ces sociétés ellesmême. Il y en a d'autres qui sont propres à tel tems, à tel état tant des nations que des hommes; il y a des choses qu'on peut exiger à tout tems, à juste titre d'une société de gens de lettres; il y en a d'autres qu'on ne peut exiger d'elle sans former des prétentions exagérées, prétentions d'où nait souvent un mépris injuste pour des sociétés qui ne répondent pas à ces attentes chimériques, et à son tour ce mépris décourage les talens les plus éminens et rallentit les travaux de la société la mieux composée.

On répète tous les jours que notre siècle est peu fécond en génies inventeurs, que la nature paroit se reposer, après avoir produit les Neutons et les Leibnitz, qui à la fin du siècle passé et au commencement de celui-ci ont fait faire aux sciences des progrès si rapides, que surtout les Académies, qui dans ce tems-là étoient les berceaux de toutes les découvertes importantes, parce qu'elles renfermoient dans leur sein la plupart de ces grands hommes, languissent, et ne produisent plus rien qui réponde à la célébrité de leur nom.

La plupart des personnes qui jugent si peu favorablement de l'etat actuel des sciences, sont à-peu près dans le cas de ceux, qui préfèrent les moeurs du vieux tems à celles du nôtre et qui croient que l'honnêteté et la vertu deviennent toujours plus rares. Sans doute ces juges sévères ne connoissent assez ni les siècles passés ni le nôtre. Ils louent les premiers sur la gloire de quelques grands noms, qu'ils sont accoutumés à admirer, et qu'on ne prononce qu'avec respect; et comme ils ne voient aucun de leurs contemporains qui soit parvenu au même degré de célébrité, ils en concluent que les philosophes du siècle passé sont fort supérieurs à ceux du nôtre. Les gens du monde sont sur-tout sujets à porter des jugemens pareils. Ils ne pensent pas que le mérite d'une découverte ne se manifeste que par les conséquences que l'on en tire, par les applications qu'on peut en faire, par les usages qui en résultent. C'est donc proprement [illegible] qui [illegible] qui peut seule fixer le prix des travaux de ses prédécesseurs, et le degré d'estime qui leur est dû; de là vient en partie qu'en fait de sciences et de philosophie les anciens sont presque toujours préférés aux modernes, à ceux qui vivent et travaillent sous nos yeux. Indépendamment même de la jalousie, il est impossible de payer à des idées nouvelles, qui ne sont pas encore entrées, pour ainsi dire, dans le système général des connoissances humaines, dont on n'a point encore pu sonder la profondeur et la richesse; le même tribut d'éloges qu'à celles qui ont eu le tems de murir, qui se sont liées avec nos autres connoissances, et qui sont par conséquent généralement repandues.

Il en est des découvertes litteraires comme des évènemens politiques. Madame de la Fayette disoit qu'elle se consoloit d'ignorer l'histoire, en pensant que les choses qui se passent sous nos yeux seront un jour l'histoire; Madame de la Fayette disoit une saillie ingénieuse, mais elle avoit tort; le peu d'interêt que nous inspirent les évènemens présens, souvent semblables aux anciens, n'est pas une raison de regarder les anciens avec indifférence; nous connoissons les suites des faits passés, c'est par leurs suites qu'ils deviennent importans et doivent nous intéresser. Des évènemens pareils peuvent arriver sous nos yeux; mais tant qu'ils ne se lient pas à d'autres causes, pour produire de grands effets, pour changer d'une manière sensible l'état des choses et des hommes, ces évènemens nous paroîtront et seront en effet peu dignes de notre attention.

De même ce n'est pas une pure bisarrerie qui nous porte à admirer d'avantage les découvertes faites il y a un siècle, que celles qui se font dans le tems où nous parlons. C'est que là nous voyons les causes et les effets, la vérité et l'utilité des découvertes confirmées par le tems, nous saisissons leur influence sur tout le système de nos connoissances. Ici nous voyons encore les causes sans effets, la vérité douteuse, l'utilité problématique.

Il y a des exceptions à la règle, Neuton a joui de son vivant de toute sa gloire. Ses contemporains le mettoient autant au-dessus d'eux, que nous le mettons au-dessus des mathématiciens qui l'ont suivi. A l'époque du renouvellement des lettres plusieurs philosophes ont joui de la même prérogative. C'est que réellement il y a un tems pour les découvertes éclatantes, il y en a un autre où les sciences font des progrès lents et peu sensibles. Et lors même qu'il n'y a même point de ces grandes révolutions qui bouleversent une partie du monde, dans la tranquilité du cours ordinaire de la nature l'état ne laisse pas de changer.

C'est dans le tems où les nations sont sorties de la barbarie, qu'ont paru les plus grands hommes, ou du moins les plus célèbres. C'est que ces premières vérités simples dont ils se sont emparés, et qui ne peuvent pas échapper à la rai-

raison humaine dès qu'elle est une fois tournée vers la contemplation des choses, peuvent être saisies par le plus grand nombre des hommes, et sont propres à leur inspirer l'admiration la plus vive et la plus soutenue. Aucune nation moderne n'a payé aux auteurs, dont les ouvrages supposoient les plus grandes lumières, le génie le plus étendu, le travail le plus opiniâtre, ces éloges flatteurs que les Grecs prodiguoient à leurs premiers sages, dont les sentences ne contenoient que les préceptes du sens commun, et les observations les plus triviales. C'est que ces observations étoient les premières qu'on eut faites sur le monde et sur les hommes, qu'elles frappoient par leur grande vérité, et qu'elles pouvoient servir de régler la conduite.

L'Europe moderne s'est trouvée dans une situation pareille à celle de l'ancienne Grèce, lorsqu'après un sommeil ou plûtot une dégradation de plusieurs siècles, les sciences et les arts se sont régénérés dans l'occident. Les poètes et les philosophes qui ont paru les premiers, ont cueilli les lauriers les plus verts et les plus brillans, et l'on parle plus des premières découvertes faites dans le seizième et dix-septième siècle que de celles qu'on a faites dans le nôtre.

Il y a d'autres époques, où des découvertes, qu'on a fait successivement, mènent tout à coup à quelque grand resultat; résultat, qui pour être tiré des prémisses ne demande pas plus de génie, ni plus de travail que la découverte de ces prémisses elle-même n'en a couté; mais qui cependant devient l'objet d'une attention et d'une admiration beaucoup plus générales, parce qu'il est de la plus haute importance, soit pour l'explication de la nature, soit pour les progrès de la vie sociale. En montant une montagne, chaque pas que nous faisons nous approche de la cime; le dernier pas ne coute pas plus d'efforts et ne demande pas plus de force que tous les autres; mais il est le seul qui nous fasse jouir [illegible] le but de nôtre voyage et qui seules peuvent être la récompense de toutes nos peines. Il y a de tels points de vue sur la route, ſur laquelle les sciences s'avancent de siècle au siècle. „Heureux celui que la fortune a placé dans un tems où les travaux de ses prédécesseurs l'ont approché d'une sommet qui domine d'une vaste horison! Heureux l'homme qui est doué des forces nécessaires pour faire ce dernier pas, qui doit [illegible] le spectacle le plus imposant et le plus riche.

[illegible] Neuton fut un de ces hommes favoris. Galilée, Descartes, et sur tout Képler avoient préparé ses découvertes en physique; les Wallis, les Fermat avoient préparé les progrès qu'il a fait faire aux Mathématiques; de sorte qu'une seule combinaison, semblable à celles qui avoient été faites par les grands hommes que nous avons nommés, devoit conduire Neuton à ces vérités qui l'ont rendu immortel.

Il est naturel que la connoissance et l'admiration des hommes s'attachent à celui; de la main de qui ils reçoivent immédiatement des instructions importantes ou des services éclatans. Beaucoup d'hommes sont faits pour étudier les sciences, peu de gens peuvent en approfondir l'histoire. On prend pour maitre celui qui donne de la science l'idée la plus nette et la plus complète; on l'admire, on croit lui devoir tout, et l'on ignore, ou l'on oublie combien il doit lui-même à ses dévanciers; on ajoute à sa gloire la gloire de ceux dont il s'est approprié les travaux et les découvertes. Peut-être que depuis Neuton et Leibnitz la philosophie et la physique ont fait des progrès considérables; mais le moment n'est point encore tems où les progrès se perdront dans une lumière éclatante et nouvelle, jettée sur toute la nature, et brillante même aux yeux des ignorans. Nous nous sommes remis en chemin; nous ne nous arrêtons pas; mais la route serpente encore par des vallées, ou par des hauteurs qu'offusquent des montagnes plus élevées. Poursuivons notre marché avec courage, quand même nous ne serions pas encouragés par les applaudissemens de nos contemporains. Le tems viendra où aux chainons, que nous avons ajoutés à la grande et immense chaine des connoissances humaines, se lieront d'autres chainons, qui aboutiront à la fin à quelque sanctuaire de la nature. Peut-être qu'alors, avec le succès qu'ils auront mérité, nos successeurs jouiront encore de la connoissance qui nous étoit due; mais quelques-uns plus éclairés et moins partiaux défendront sans doute nos cendres et notre mémoire.

En général, le mot de génie n'indique qu'une prééminence. Ce n'est pas une mesure exacte; elle n'est pas non plus la même dans tous les siècles et chez tous les peuples. Un homme de génie est un homme qui surpasse de beaucoup les autres dans les facultés intellectuelles et dans les ouvrages qu'elles produisent. Or il est clair que s'il existe chez un peuple une très-foible culture d'esprit, si les lumières y sont peu répandues, la raison humaine peu exercée, il est plus facile d'acquérir cette prééminence, qui seul fait attribuer à nn homme le titre glorieux de génie. Si tout le monde se mêle de raisonner, et raisonne assez juste, on ne donnera le nom de philosophe qu'aux esprits vastes et profonds; si tout le monde fait tourner joliment des vers, le nom de poète exigera une verve plus riche et plus heureuse. Ainsi à mesure que les sciences font des véritables progrès, s'enrichissent par de nouvelles découvertes, et répandent leurs lumières sur un plus grand nombre de personnes, ceux qui les cultivent avec le plus de succès ne peuvent plus prétendre à la même considération et aux mêmes applaudissemens; c'est qu'ils ne tranchent plus assez avec le vulgaire. Au milieu du grand jour quelques degrés de lumière de plus sont imperceptibles; au crépuscule de foible lueurs, concentrées dans un petit espace, frappent les yeux de tout le monde. En désendant la cause de notre siècle, et des individues qui cultivent les lettres, j'ai fait en même tems l'apologie des sociétés littéraires, et j'ai répondu aux réproches qu'on leur fait de leur inaction apparente ou du peu d'éclat de leurs travaux.

La grande supériorité des corps lettrés sur les savans qui vivent isolés doit nécessairement avoir diminué par les services mêmes que ces corps ont rendus. En fixant l'attention du public sur des objets d'étude, qui avoient été jusques-là négligés, ils ont tellement répandu les lumières dans toutes les classes, qu'eux-même ont perdu de leur ascendant, et ont paru se distinguer moins de la masse de leur concitoyens. En développant toute la nation à laquelle ils appartenoient, ils ont perdu leur supériorité. En communiquant leur richesses, ils ont paru eux-même moins riche.

Faisons encore une observation propre à justifier les Académies et les Académiciens de notre siècle.

Quand des hommes pénétrés d'un noble enthousiasme pour le progrès des sciences, sont portés par cet enthousiasme même, par le mouvement impétueux d'un esprit ardent qui ne se suffit pas à lui-même, à s'associer avec leurs semblables, avec des personnes qui ont les mêmes gouts et les mêmes besoins, il règne, dans ces sociétés naissantes un esprit de corps, une zèle, une activité bien différente de la tiédeur qui s'empare insensiblement des sociétés anciennes, soit qu'elles se recrutent elles-mêmes, soit que le choix du gouvernement y aggrège de nouveaux membres. On est bien autrement actif à observer des loix qu'on a dictées soi-même, ou qu'on a adoptées par un consentement tout-à-fait volontaire, que celles d'un corps déjà formé et auquel nous nous joignons par des motifs de convenance et d'intérêt.

Il en est à cet égard des sociétés littéraires comme des sociétés religieuses. Les premiers membres de la communauté des Frères Moraves, par exemple, étoient portés, par une disposition particulière de leur esprit, par un besoin de leur cœur, à vivre dans une secte paraille, et en conséquence ils se soumirent à tous les sacrifices que leur imposoit la discipline de la société, y restèrent fidellement attachés et se distinguèrent par une régularité exemplaire. Mais il est inévitable que ce zèle se relâche à la seconde ou à la troisième génération, et que les enfans des prémiers fondateurs, de la communauté n'y tiennent plus que par intérêt ou par rapport de famille.

Par des raison tout-à-fait analogues les premiers savans, qui dans le siècle passé se sont réunis pour former des Académies, ont traveillé avec plus de zèle que leur successeurs à remplir le but de leur institut. Ils en étoient les créateurs, les Académiciens actuels n'en sont que les citoyens adoptifs. Les premières Académies étoient composées de personnes qui s'étoient rapproches par une sorte d'instinct et qui étoient faites pour travailler de concert; une telle union est nécessairement plus étroite et produit une force sociale beaucoup plus grande que celles dont l'habitude est le seul lien.

N'accusons donc pas les hommes de ce qui est la faute et l'attribut inséparable de la nature humaine. Ne reprochons pas aux successeurs de ceux qui ont fondé les Académies qu'ils n'ont pas autant de zèle que ces fondateurs. Comme individus, les premiers peuvent encore travailler avec toute l'énergie d'un vrai talent, comme salariés [illegible] ils peuvent tous remplir leurs devoirs; mais comme membres d'une société ils ne peuvent pas partager cette première ferveur qui n'est que l'effet de la nouveauté et de l'attachement que l'on a pour son propre oùvrage.

Je soumets encore, Messieurs, à vos lumières une autre observation. Les Académies ou les sociétés littéraires n'on produit des ouvrages supérieures a ceux des Auteurs vivans isolés que dans les mathématiques et la philosophie naturelle. Les Transactions de la société royale de Londres, les mémoires de l'Académie des Sciences de Paris n'ont jamais été, même dans leur époque la plus brillante, que des dépots précieux pour les mathématiciens et les physiciens. Le calcul et l'histoire naturelle ont les plus gagné aux travaux réunis de ces sociétés. Les grands ouvrages philosophiques ne sont pas sortis de leur sein. On reçourt rarement à ces récueils pour la solution des problèmes que présentent la morale et la nature de l'homme. Des hommes de génie ont siègé dans l'Academie Françoise, et avant d'y être admis ils avoient publié des ouvrages de gout dont le mérite est généralement reconnu, mais l'Académie en corps n'a jamais donné naissance à un ouvrage de ce genre.

Mais d'où vient que des sociétés de gens de lettres ont fait faire de grands progrès aux théories des nombres et des figures, et non à celles de l'esprit, de la morale, de la politique, qu'elles ont produit de savans écrits sur les sciences abstractes et non des ouvrages d'imagination et de gout? Quant à ces derniers, le problème paroit facile à résoudre. Le génie ne se communique par aucune espèce d'association. C'eſt une force toute individuelle, un pur don de la nature; l'instruction peut lui fournir des matériaux et des règles, mais elle ne sauroit le suppléer. Un homme de génie peut acquérir de gout, quand il vit au milieu de gens qui en ont; l'homme du gout le plus sur n'acquèrra jamais le génie nécessaire pour faire un bon ouvrage, quand il ne seroit entouré que d'hommes de génie, et les instructions mémes dont le poëte et l'orateur out besoin, pour que leur imagination puisse travailler sur un plus grand nombre d'objets, pour que leur génie évite les écarts, sont facile à trouver partout. La nature qui est partout la même, offre à tout homme dont l'esprit est fait pour l'observer (et le génie donne ce coup d'oeil observateur) un riche champ de connoissances à acquérir et une multitude de tableaux à copier. La société, telle quelle est dans toutes les parties d'une état civilisé, enseigne les principes de la morale, fait connoître la nature des passions, les nuances des différens caractères et les ressorts des actions humaines. Si de certaines connoissances, que l'expérience ne donne pas et qu'il faut chercher dans les livres, sont nécessaires à ceux qui veulent peindre la nature, ces livres sont entre les mains de tout le monde, et les maitres qui en facilitent l'usage se rencontent partout. Il est donc tout simple que des hommes de génie, quoique éloignés du centre de littérature, ayent produit d'excellens ouvrages, et que les Académies, après qu'ils en sont dévenus membres, n'ayent en rien accru leurs talens. Si l'on applique à la philosophie, à la connoissance de l'homme, intellectuel et moral, l'observation énoncée ci-dessus, ou la trouvera également vraie.

Sans doute la philosophie s'enseigne et s'apprend, les idées philosophiques peuvent être communiquées, et des philosophes qui vivent ensemble peuvent s'instruire mutuellement et accélérer leurs progrès dans leur carrière commune.

Mais il est certain que les philosophes tirent d'eux-mêmes les matériaux et leurs pensées, et puisent leurs idées dans les observations du sens interne. Il y a plus de différence entre les hommes par rapport à celles de leurs idées, qui ne sont que des apperçus sur leurs propres facultés intellectuelles et morales, que par rapport à celles qui leur viennent des ſens par l'impression des objets extérieures; et de même aussi le langage qui transmet les sensations est beaucoup plus uniforme et plus généralement intelligible que celui qui exprime les sentimens de l'ame: ainsi les physiciens se communiquequent avec plus de facilité et d'utilité que les philosophes leurs connoissances et leurs idées.

Ajoutez à cela, que comme c'est dans l'homme même qu'il faut chercher l'origine des idées philosophiques, ceux qui par leur génie sont appetés à les approfondir, se forment un système dans toutes les parties tenant au caractère de leur esprit et aux points de vué qui leurs sont particuliers, sont liées entr'elles par une analogie de méthode, par des liens de ressemblance qui en font en même tems la solidité et le prix. Plus l'esprit d'un philosophe est profond et systématique, plus ses idées auront une forme qui lui sera propre, et plus elles différeront de celles des autres, et ne sont jamais que des modèles qu'on imite, ou des exemples dont on se sert. Un théorême mathématique trouvé par Archimède et par Neuton fait pour tous les siècles à venir partie intégrante des ouvrages des autres mathématiciens. Pour la philosophie, chaque penseur revient sur les premiers élémens de la science et rebâtit de nouveau l'édifice dépuis ses fondemens; il est rare qu'il puisse y employer des pierres préparées par d'autres mains et adoptés à un plan différent.

Ainsi la lecture et la conversation des bons esprits peut être utile au philosophe, comme à tout autre homme de lettres; elle peut développer et nourrir chez lui l'esprit philosophique, lui indiquer les principales questions sur lesquelles sa raison doit s'exercer, et par la variété des opinions qu'elle fait passer sous ses yeux ouvrir à ses méditations un champ plus vaste; comme écrivain le philosophe peut se perfectionner dans la société de gens de lettres, leur critique éclairée peut épurer son style et rendre sa méthode plus lumineuse; mais le fond des choses sera toujours tout entier à lui. La philosophie est par sa nature fille de la solitude. Les méditations de l'homme sur lui-même, sur la nature de l'ame, sur Dieu, l'univers et l'état futur n'admettent guères d'associés qui les partagent ou qui y assistent. Elles demandent le plus profond recueillement; les heures et les lieux de la retraite y sont les plus propres; toute communication au déhors interrompt et trouble cette intuition interne qui est la base des travaux du philosophe.

Si les services des Académies se sont bornés de tout tems aux mathématiques et à la physique expérimentale, le réproche qu'on a fait à leur inertie apparente perd de sa force et de sa vérité. Comme on ne peut point porter de jugement sur les mathématiques sans y être initié, la plûpart de ceux qui jugent les Académies ne sont pas en état de prononcer sur les découvertes qui dans cette partie se font encore aujourd'hui. Dans les autres branches de la littérature, si nos Académies ne produisent pas des ouvrages supérieures, il en a été de même dans tous les tems; mais elles ne laissent pas de répandre du jour sur les matières de la philosophie et de la science du goût, et ce qui est la plus haute importance, elles animent ceux qu'elles adoptent à se consacrer entièrement à ces nobles occupations.

J'ajoute encore une observation pour justifier les corps littéraires de l'inaction dont on les accuse. La plûpart des Académies sont établies dans les grandes villes. Les gens de lettres, qui les composent [illegible] par [illegible] nécessité, une partie de leur gloire littéraire au plaisir de la dissipation, et au desir de s'acquérir la réputation d'homme aimable. Le travail des sciences exige au contraire la solitude, la retraite et le récueillement.

Inhalt
des zweyten Theils.

Uiber die Frage: Warum ſtehen die Teutſchen, nach dem Geſtändniß ihrer beſten Schriftſteller, in Anſehung einer guten proſaiſchen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzoſen und Engländer, zurück? und welches iſt der beſten teutſchen Proſaiſten charakteriſtiſches Verdienſt? Ein Fragment. 3

Warum läutert ſich der Geſchmack im Ernſthaften früher, als im Komiſchen? 23

Uiber Leſſings Laocoon 41

Verſuch über die von der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin für das Jahr 1767 aufgegebene Frage: Ob man die natürlichen Neigungen vernichten, oder Neigungen erwecken könne, welche die Natur nicht erzeigt hat? und welches

die Mittel wären, den Neigungen, wenn ſie gut ſind, Kräfte zu geben, oder, wenn ſie böſe ſind, ſolche zu ſchwächen? 81
Einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbeſſerungen 229
Discours sur l'utilité des Académies 265

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.

Sechszehnter Band.

Enthält:

Briefe an Chriſtian Felix Weiße und einige andere Freunde.

Erſter Theil.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

1938 872
[illegible] 12, 307

Vorrede.

Die Herausgabe der gegenwärtigen Briefſammlung verdankt das Publicum zunächſt dem Entſchluſſe ihres Beſitzers, des Herrn Kreis-Steuer-Einnehmers Weiße. Der Wunſch dieſes vortrefflichen Mannes, ein bleibendes Denkmahl von einer vieljährigen, nie erſchütterten, edlen Freundſchaft zu hinterlaſſen, verbunden mit der Betrachtung, daß die an ihn gerichteten Briefe ſeines Freundes, auch außerhalb dem kleinen Familien-Kreiſe, der ſich ihrer erfreut hatte, theilnehmende Leſer finden würden, ward die erſte Veranlaſſung, an ihre Bekanntmachung zu denken.

Eine zweyte gab die Art, wie Garve ſelbſt ſich mehrmahls über ſeine Briefe geäußert hatte. „Sie enthalten, ſagte er, vielleicht mehr gute Gedanken als meine Bücher.“ In der That wird ſie ſchwerlich Jemand aus der Hand legen, ohne die Bemerkung zu machen, daß Garve, als Gelehrter, mit ſeinen Mitbürgern eigentlich in faſt gar keiner Verbindung lebte, ſondern größtentheils auf den Briefwechſel mit einigen geiſtreichen Männern des Auslandes, und auf den Genuß, den ihm von Zeit zu Zeit eine Reiſe nach Berlin und Sachſen gewährte, beſchränkt war; auch hat er, was ihm Breslau in literariſcher Hinſicht galt, an mehreren Orten und vorzüglich im vier und ſechzigſten Briefe, zwar ſchonend, wie er immer pflegte, aber ſo beſtimmt angedeutet, daß es verlorne Mühe wäre, jene Behauptung hier beweiſen oder näher erörtern zu wollen. Ein Verhältniß der Art macht es begreiflich, wie ein ſo kränklicher Mann, wie Garve, oft die ſchönſten und heiterſten Stunden ſeines Lebens der brieflichen Unterhaltung widmen und ſeine beßten Gedanken für ſie aufſparen konnte. Dieſe Unterhaltung war für ihn Bedürfniß, und gehörte zu ſeinen liebſten Beſchäftigungen.

Eine neue und nicht unwichtige Aufforderung zur Herausgabe dieſer Briefe lag endlich in dem eigenthümlichen ihnen aufgedrückten Charakter. Garvens Briefe an ſeinen Freund ſind in Wahrheit das treueſte Gemählde ſeiner Freuden und ſeiner Leiden, ſeiner erfüllten und ſeiner betrogenen Hoffnungen, ſeiner ganzen Geſinnungs- und Handlungs-Weiſe.

> Ille velut fidis arcana sodalibus olim
> Credebat chartis; neque, si male gesserat vnquam
> Decurrens alio, neque, si bene: quo fit vt omnis

Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita viri.

In den Schriften, die man für die Welt beſtimmt, erſcheint man immer, mehr oder weniger, im Feyergewande; in vertrauten Briefen zeigt man ſich ſorglos und unverhüllt. Alle, die Garven kannten, werden ihn daher in dieſen Briefen ſo wieder finden, wie er im Leben war, und, die ihn nicht kannten, ſich gewiß ein ziemlich richtiges Bild von ihm entwerfen. Sie werden überall den furchtſamen und unentſchloſſenen Mann in ihm wahrnehmen, aber gewiß auch die Entſchuldigung, die ihm ſeine Lage darbiethet, nicht überſehen; es wird ihnen einleuchten, daß Garve mehr Werth und Gewicht, als vielleicht einem Weiſen ziemt, auf den Umgang mit der Welt und das Urtheil der Geſellſchaft legte, aber es wird ihnen auch nicht entgehn, daß es ihm, in Hinſicht dieſes Punctes, keinesweges an der nöthigen Selbſtkenntniß fehlte und die Geſellſchaft ihn kaum ſtrenger beurtheilen konnte, als er ſich; ſie werden unſtreitig wünſchen, daß der Kranke ſie weniger mit ſeinen Klagen behelliget hätte, aber gewiß auch mit Achtung für den Leidenden erfüllt werden, der, von ſo mannigfaltigen Uibeln gedrückt, nie aufhörte, ſich über ſie zu erheben und an ſeiner Bildung fortzuarbeiten; ſie werden, mit einem Worte, oft den mit Schwächen behafteten, aber immer liebenswürdigen Mann, den billigen Richter anderer, den herzlichen Freund, den redlichen Bürger, und den Gelehrten, deſſen Kenntniſſe nicht bloß den Verſtand erfüllt hatten, ſondern in ſein Herz und in ſein Leben eingedrungen waren, in ihm erkennen. In ſo fern vertreten dieſe Briefe in der That die Stelle einer Biographie; ja ſie leiſten gewiſſer Maßen mehr, als die beßte Biographie leiſten kann, weil dieſe ſich immer mehr innerhalb der Grenzen allgemeiner Anſichten halten müßte.

Was die Geſetze betrifft, die wir bey der Bekanntmachung dieſer Briefe befolgen zu müſſen glaubten, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir alle Perſönlichkeiten, die Unwillen erregen oder Mißdeutung veranlaſſen konnten, unterdrückt haben. Sind hie und da noch einige perſönliche Beziehungen ſtehen geblieben, ſo iſt der Tadel, den ſie in ſich ſchließen, entweder durch das beygemiſchte Gute ſo gemildert, daß er alles Bittre verliert, oder er fällt auf nicht mehr Lebende, über deren Werth und Unwerth andre nichts anders entſchieden haben, oder er hat in einer Eigenheit Garvens, die leicht erkannt wird und den Tadel unſchädlich macht, ſeinen Grund. Uiberdem verlangten einige ſeiner Freunde ausdrücklich, daß in den Urtheilen über ſie nichts ausgelaſſen und geändert werden ſollte. Weniger vorſichtig haben wir uns bewieſen, wo von ſchriftſtelleriſchen Werken und Verdienſten die Rede war. Mehrere von Garvens literariſchen Aeußerungen ſind durch die Beyſtimmung des Publicums längſt als wahr beſtätiget worden; andere iſt noch immer ein großer Theil zu unterſchreiben geneigt; und die wenigen, die ihm allein angehören und als Abweichungen auffallen dürften, konnten nicht füglich vertilgt werden, ohne gerade in ihnen einige merkwürdige Eigenſchaften ſeiner Bildung und ſeines Geſchmacks zu vertilgen. Wenn wir uns von der Seite einen Vorwurf zu machen haben, ſo iſt es der, daß wir hin und wieder zu bedenklich geweſen ſind, und, um die ſchriftſtelleriſche Eitelkeit nicht zu reitzen, uns mehrere Auslaſſungen erlaubt haben, als nöthig waren.

Von ſeinen häuslichen Angelegenheiten und Verhältniſſen ſpricht Garve natürlich in dieſen Briefen oft, und noch öfter von ſeinen Leiden und ſchmerzhaften Empfindungen. Die Leſer werden auf unſer Wort glauben, daß wir ihnen hier manches erſpart haben; ihnen alles zu erſparen, war nicht möglich, theils, weil nicht ſelten der ganze Zuſammenhang eines Briefes, wenn wir Aenderungen verſuchten, ſich auflöſte, theils, weil es uns auch wirklich für die nähere Kenntniß des Mannes wichtig ſchien, ihn ganz eigentlich von ſich und ſeinen Bedürfniſſen, Angelegenheiten und Beſchränkungen ſprechen zu laſſen. Uiberdem tröſteten wir uns mit dem Gedanken, daß es das gewöhnliche Schickſal aller Briefe ſey, nicht nur flüchtiger geſchrieben, ſondern auch flüchtiger geleſen zu werden, als Abhandlungen.

Die nöthigen Anmerkungen finden ſich theils unter, theils hinter den Briefen. Es entſteht hieraus eine kleine Unbequemlichkeit für die Leſer, der aber darum nicht abgeholfen werden konnte, weil wir über mehrere Puncte die nöthigen Erläuterungen, erſt während des Druckes, von Herrn Weiße einhohlen mußten.

Einige im Anhange folgende Briefe an den Herrn Geheimen Rath von Thümmel und den einen der beyden Herausgebrr werden hoffentlich für keine überflüſſige Zugabe erkannt werden.

Breslau, den 28. December 1802.

Die beyden Herausgeber
Manſo und Schneider.

An die Herausgeber
der
Garviſchen Verſuche *).

Schon, Garve, mondenlang lauſch' ich an Deinem Grabe
Und denk' in bang' umflortem Sinn
Auf eine kleine Opfer-Gabe,
Die ich dem Genius der Freundſchaft ſchuldig bin. —

---

*) Dieß Gedicht begleitete die überſandten Briefe. Es erhält hier ſeine Stelle, nicht, weil es an uns gerichtet, ſondern, weil es der Ausdruck der freundſchaftlichen Empfindungen des edlen Verfaſſers für Garven iſt.

Durch eine Bilderreih berauchter Ahnen
Schmückt man ein fürſtlich Todtenhaus,
Man ſchmückt mit Blut-betrieſten Fahnen,
Wobey die Menſchheit weint, der Helden Tempel aus;
Jedoch bey Männern, die, durch Lehr' und Leben,
Der Welt Gefühl für Recht und Pflicht,
Ihr für des Ganzen Glück Begeiſterung gegeben,
Braucht's Fahnen, Schild und Mauſoleen nicht.
Mit ihren Nahmen fliegt der Ruf zu fernen Landen
Und hängt den unbeſcholtnen Lebenslauf,
Geziert mit unverdächtigen Guirlanden,
Am einfach-ſtillen Denkmahl auf. —
Ihr, Freunde meines Freundes, des weiſen
Und guten Garve, weiſ' in Wort und That,
Die Ihr ihn in der Welt, wie in den engern Kreiſen
Des Lebens, denken, handeln ſaht, —
Saht, wie die Natter an und um ihn nagte,
Er jede Wunde tief empfand,
Und doch, als alles für ihn zagte,

Der Feindinn ruhig widerſtand;
Die Ihr, als der zerrißnen Hülle
Der Schmetterling, vollendet, ſich entwand,
Und in der Schönheit Licht und Fülle
Den Weg zur Sternen-Heimath fand,
Des edlen Geiſtes edle Früchte,
Daß nicht der Zeit Gewalt ſie unverdient vernichte,
Aufſammeltet mit treuer Hand; —
Gern hätt' ich noch dem Saitenſpiele
Ein Trauerlied entlockt; doch es iſt ſchlaff, verſtimmt,
Und in der Jahre Lauf der Jugend Gluth verglimmt! —
Doch wie? bewahr' ich nicht der Blumen viele,
Gepflegt von Garvens eigner Hand,
Und aus der fernen Flur der Freundſchaft zugeſandt?
Wählt aus den mannigfaltigen Gewinden,
Wählt Veilchen und Vergißmeinnicht
Und Roſen aus, ihm einen Kranz zu binden;
An Farb' und Wohlgeruch fehlt es den Blummen nicht.

Ich weiß, es nimmt die Welt ein kleines Angedenken
An ſeine Manen dankbar von euch an.
Zum mindeſten iſt es von allen Weihgeſchenken
Das lieblichſte, das ich dem Freunde bringen kann.

1.

Breslau, den 21. Oct. 1772.

Mein Körper iſt noch ſehr krank, mein liebſter Weiße; aber mein Gemüth iſt ruhig, hofft das Beſte, und wird es geduldig erwarten. Ich bin nicht ſo wohl, als zuletzt in Leipzig. Die Reiſe und der eintretende Winter haben mich wieder ziemlich weit zurückgeſetzt. Ich habe aber die beſte Wartung von der Welt, und in meinem Hauſe die liebſten und gefälligſten Freunde. So viel als von meiner Krankheit in der Furcht und in der Aengſtlichkeit gelegen hat: ſo viel wird gewiß durch meinen jetzigen Aufenthalt gehoben. Aber die Fiebern, die Häute und die Säfte meines Körpers ſelbſt kann freylich keine mütterliche Zärtlichkeit, keine ſchweſterliche Liebe heilen. Von Arzneyen erwarte ich wenig, ob ich ſie gleich brauche und brauchen werde, wie ſie mein Arzt vorſchreibt. Aber von der Zeit und der Ruhe erwarte ich das Meiſte. Zu Zerſtreuungen und Geſellſchaft bin ich jetzt noch nicht fähig. Aber ich habe ſchon gefunden, daß ſie ein kräftiges Hülfsmittel ſind, wenn der Körper nur halb geſtärkt iſt. Auch Briefe und Nachrichten von meinen Leipziger Freunden brauche ich zu meiner Geneſung; unter denen mein liebſter Weiße mit ſeiner Familie in der erſten Reihe ſteht. Ich entbehre ſie alle ſehr, ſo ſehr ich auch die Freunde liebe, die um mich ſind. Ich bin in meiner Vaterſtadt fremder, wie in Leipzig. Uiberdieß hat man mich dort geſund gekannt, und alſo krank ertragen; hier mache ich, ſo zu ſagen, lauter neue Bekanntſchaften, die mehr fordern, und denen ich alſo nicht gewachſen bin. Ich kann ſehr oft nichts reden; entweder mein Kopf oder meine Lunge verſagt mir. Was ſoll man alſo mit mir anfangen, oder was ſoll ich mit Andern anfangen, beſonders bey meiner erſten Wiedererſcheinung, wo, man mag mich ſo ſehr ſchonen, als man will, man doch glaubt fragen, und ich glaube antworten zu müſſen. Sie können aus dieſem Briefe wohl ungefähr ſehen, was meine Geſpräche ſeyn müſſen. Das alles wird ſich mit Gottes Hülfe geben, oder ich werde es durch die Gewohnheit erträglicher finden; und dann werde ich noch immer ſo glücklich ſeyn, als es ein menſchliches Geſchöpf in meinen Umſtänden zu ſeyn vermag. Kann ich jetzt wenig denken: ſo preiſe ich doch die Vorſehung, daß ſie mich das Glück nachzudenken ſonſt hat ſchmecken laſſen. Selbſt daß ich jetzt unzufrieden bin, rühret daher, weil ich ſonſt zu glücklich war. Da ſie mir

Freunde geſchenkt hat; ſo hat ſie mir den größten Lohn für meine Arbeit ſchon gegeben, geſetzt auch, daß ich des Vergnügens fortzuarbeiten auf eine Zeitlang beraubt ſeyn ſollte.

Noch kenne ich das Land nicht, in welchem ich lebe. Geſcheite brave Männer kenne ich darin; aber wie viel durch Leſen und Nachdenken aufgeklärte Köpfe es gibt, wie Viele Wiſſenſchaften, Philoſophie oder Künſte ſchätzen und treiben, was für eine Art von Gelehrſamkeit unter den Leuten von dem Metier herrſcht, das weiß ich noch nicht. Für mich, als Geſunden, wenn noch wieder einmahl die beyden Sachen zuſammenkommen, wird freylich Leipzig ein beſſerer Ort ſeyn, beſonders, wenn in ſeinen Mauern meine Mutter mit eingeſchloſſen iſt. — Sie iſt jetzt meine Lehrerinn der Philoſophie, mein Muſter, und meine Krankenwärterinn zugleich, und ſie verſteht ſich auf jedes dieſer Geſchäfte. Gottlob, ſie iſt geſund und hat ſo viel Munterkeit des Geiſtes, daß ſie auch etwas davon abgeben kann. Sie grüſſet Sie und Ihre liebe Frau mit dem Gruß der herzlichen Freundſchaft. — Theilen Sie eben denſelben allen meinen Freunden mit, die Ihnen aufſtoßen. Gott erhalte Sie, braver, guter Mann, unter Ihrer Sie liebenden Familie. Arbeiten Sie immer, wie Sie es thun, mit Luſt und Leichtigkeit, und denken Sie an mich.

2.

Breslau, den 28. October 1772.

Ich kann nur ein Paar Worte ſchreiben; ich darf nicht mehr, wenn ich nicht auf den ganzen Tag wieder mich verderben ſoll, und die Poſt geht überdieß gleich ab. Aber doch auch dieſe Paar Worte ſind von Wichtigkeit für mich. Ich bin wirklich ſehr krank, und zuweilen auch ohne Hoffnung. Aber ich bin doch größtentheils ruhig, und mit den Einrichtungen der Vorſehung zufrieden. Ich kann jetzt nichts aus Büchern lernen, auch kaum mich auf das beſinnen, was ich ſonſt gelernt habe: aber es iſt doch noch eine groſſe Lection übrig, die, wenn ich ſie wohl faſſe, auf mein ganzes Leben von Wichtigkeit ſeyn wird. Männlicher Muth und Standhaftigkeit, nebſt der völligen Aufopferung ſeiner Eitelkeit, und ſeiner Begierde ſich zu zeigen und zu gefallen, — das allein kann einen ſolchen Kranken, wie ich bin, noch zufrieden ſeyn laſſen. Komme ich dazu: dann werde ich auch ein beſſerer geſunder Gelehrter ſeyn. — Auch die Briefe an Kl-g erinnern mich daran, daß man ſo ſeyn ſoll und muß. Ja liebſter Weiße, alles was wir thun, was wir ſagen, was wir ſchreiben, das wollen wir bloß nach Empfindung und Wahrheit, ohne Menſchenfurcht, und ohne Abſichten ſagen und ſchreiben. Keines Menſchen Urtheil ſoll mehr über uns ſo viel

Gewalt haben. Wir wiſſen, was wir an uns ſelbſt haben, Gott weiß es; was brauchen wir des Richterſtuhls der Menſchen? Gott erhalte Sie, ich liebe Sie und alles, was Ihnen angehört.

3.

Breslau, den 4. November 1772.

Mein liebſter Freund.

Selbſt kann ich noch keine Feder ohne Beſchwerde führen. Dank ſey es meiner guten Mutter, daß ich mich mit meinen Freunden durch eine Mittelsperſon und doch eben ſo vertraut unterreden kann, als wenn ich mit ihnen allein wäre. Ihre mediciniſchen Vorſchläge ſind an und für ſich herrlich und bewährt. Ich halte ſehr viel von dem Lachen, eben ſo wie vom Schlafen. Aber es gehört zu beydem Kraft; und mit aller möglichen Entſchlieſſung kann ich für jetzt weder das Eine noch das Andre. Das, was für uns amüſant ſeyn ſoll, hängt bey weitem nicht ſo ſehr von der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, als von dem Zuſtande unſrer Nerven ab. Es iſt eben kein vollkommner Zuſtand des Körpers und des Geiſtes, wenn man an Kleinigkeiten keinen Geſchmack finden, und ſich an unbedeutenden Zeitvertreiben nicht ergötzen kann. Der recht geſunde Magen muß alles verdauen, und den leichten Schaum eben ſo mit Vergnügen genieſſen, als ein derbes Stück Fleiſch. Das rechne ich mir alſo gar nicht zum Verdienſte an, daß ich immer etwas Wichtiges reden oder hören will, wenn mir nicht die Zeit lang werden ſoll. Aber es ſteht auch nicht in meiner Gewalt, es zu ändern. Der Hang zur Speculation hat ſo gar mit meiner Krankheit zugenommen, und ich bin dazu auch noch fähiger geblieben. Ich kann eher noch für mich philoſophieren, als ſcherzen, und die Geſellſchaft des aufgeweckteſten Mädchens iſt für mich jetzt weniger auszuhalten, als die Geſellſchaft ernſthafter Männer. So heilſam und vernünftig es alſo auch für mich ſeyn möchte, an einer Comödie zu arbeiten, oder mich zu verlieben; ſo muß ich doch wohl noch beydes vor der Hand ſeyn laſſen, und mich mit weniger angenehmen, aber mir mehr angemeſſenen Arzneyen und Beſchäftigungen begnügen. Freylich Zerſtreuung und Geſellſchaft wollte ich, und ich ſuche ſolche auch, ſo viel ich kann; aber ich bringe auch oft einen ſo ſchlechten Kopf mit, daß mir das zur Qual wird, was ich mir als eine Erhohlung vorgeſtellt hatte. Und dann macht mich die ſo fehlgeſchlagene Hoffnung unmuthsvoll und unzufrieden, und raubt mir auch diejenige Gemüthsruhe, welche ich in der Einſamkeit hätte erhalten können.

Ich will nicht über Breslau klagen. Es wäre närriſch von mir, da ich ſo ſehr nach Breslau verlangt habe; und nichts zeigt den elenden Gemüths- und Leibes-Zuſtand mehr an, als wenn man immer wo anders zu ſeyn wünſcht, als wo man wirklich iſt. Auch müßte ich undankbar gegen die Liebe meiner Verwandten und die Güte meiner hieſigen Freunde ſeyn, wenn ich nicht mit der Mühe, die ſie ſich zu meiner Geneſung und Aufheiterung geben, zufrieden wäre. Aber das darf ich doch auch meiner Mutter ſelbſt in die Feder dictiren, daß ich hier beynahe fremder bin, als in Leipzig; daß ich außer meinem Hauſe wenig Geſellſchaft und Zerſtreuung finden kann, ſo wie ſie ſich für einen ſchwachen und oft ſtummen Hypochondriſten ſchickt, und daß mit einem Worte, wenn meine Mutter mir die Reiſe und die Entfernung von meinen Freunden hätte erſparen können, ich früher geſund geworden wäre.

den 7. November.

So weit dictirte ich neulich. Weil ich doch aber heute noch eher eine Feder halten kann: ſo will ich noch etwas von meiner Hand dazu ſetzen. Ich möchte erſtlich gerne etwas und zwar etwas Gutes zu überſetzen haben. Dieſe Arbeit beſchäftigt, und ermüdet nicht. Ich könnte für mich freylich überſetzen; aber ich weiß nicht, warum eine ſolche Arbeit ergötzender wird, wenn man noch einen andern Endzweck dabey hat. Es ſey Altes oder Neues. Ich habe auf d'Alemberts Elemens de Philosophie und auf Taſſot's Jeruſalem gedacht. Aber ich zweifle, daß ich in dem letztern aushalten oder mir Genüge thun würde. Hier kann man Franzöſiſche oder Engliſche Bücher faſt gar nicht finden. Zum andern danke ich Ihnen, daß Sie für den Verkauf meiner Luftpumpe ſorgen wollen. 160 Rthlr. hat ſie mich gekoſtet; und ſie war wohlfeil in einer Auction erſtanden. Verdorben iſt an ihr nichts; aber ausgeputzt muß ſie werden. — Was macht denn D. Platner? Ich denke oft an ihn. Er iſt ein fleißiger und geſchickter Mann, und wird einmahl eine Zierde von Leipzig werden. Tralles, dieſer in der Ferne ſo bewunderte Mann, der auch in der Nähe als ein gelehrter Arzt, und ein Mann von Einſichten erſcheint, iſt doch vielleicht im Grunde weniger groß, als Practicus. Er weiß viel, aber er obſervirt zu wenig. Alle Begriffe gehen zu leicht durch ſeinen Kopf. Er iſt deßwegen ſehr geſprächig und angenehm zum Umgange: aber eine lange Aufmerkſamkeit und tiefes Nachdenken, (und doch gehört dieß dazu, aus zweydeutigen Wirkungen die verborgene Urſache herauszubringen), ſind weniger ſeine Sache.

Ich wünſche mir nichts, als Geduld, und eine ſtandhafte Erwartung deſſen, was die Vorſehung über mich beſchloſſen hat. Leben Sie wohl.

4.

Breslau, den 10. Jan. 1773.

Viel und wahres Glück zum neuen Jahre, mein liebſter Freund; das heißt, bleiben Sie immer ſo geſund, als Sie ſind, ſo gleichen und guten Humeurs, lieben Sie immer Ihre Frau und Ihre Kinder, ſo wie Sie thun, und erfreuen Sie ſich unter Ihnen; arbeiten Sie mit Luſt und Leichtigkeit, eſſen Sie mit Appetit, ſchlafen ſie ruhig; ſeyn Sie mit gutherzigen Geſellſchaftern, wenn ſie auch nicht ſehr unterhaltend ſind; zufrieden; und denken Sie an Ihre abweſenden Freunde, und beſonders an mich, mit Wohlwollen und Zärtlichkeit. Wenigen Menſchen, glaube ich, fließen ihre Tage ſo gleichförmig angenehm hin, als Ihnen. Manchmahl eine kleine Nahrungsſorge; aber gerade vielleicht die einzige, die Sie nicht beunruhigen ſollte; im übrigen iſt Ihr Gemüth heiter, Ihre Wünſche leicht befriedigt, und Ihre Geduld beym Schmerz ausnehmend. Alſo behalten Sie nur, was Sie haben. Soll noch was hinzukommen: ſo ſey es, daß Ihre Töchter hübſch und angenehm, und Ihre Söhne klug und achtungswerth werden; daß Ihre eigne Seele, die ſchon reich an Vorzügen und Tugenden iſt, ſich immer höher erhebe; daß Ihre mancherley ausgetheilten Wohlthaten bekleiben, und ſich neue Gelegenheiten dazu zeigen mögen; daß endlich, (ſo ſtolz bin ich, daß ich auch dieß zu Ihrer Glückſeligkeit rechne), Ihr kranker Freund geſund wieder zu Ihnen kommen möge.

Schwach am Körper, aber ruhig, und getroſt in Erwartung eines ungewiſſen, aber von einem Weiſeren als ich, veranſtalteten Ausganges, habe ich mein ein und dreyßigſtes Jahr erlebt. So zu bleiben, lange zu bleiben, würde ich, wenn meine Wünſche nicht größeren Abſichten im Wege ſtehen, weniger wünſchen, als — Aber ich will auch dieß nicht ausſagen, ob ich es gleich ohne Murren und Ungeduld ſage. Vielleicht braucht die Welt gerade einen ſolchen ſchwächlichen, unbeweglichen, in aller ſeiner Thätigkeit gehinderten Menſchen zu ihrer Vollſtändigkeit. Vielleicht thue ich auch noch mehr, als ich ſelbſt weiß; vielleicht nutze ich mehr, als da ich glaubte, viel zu thun. Vielleicht denke ich jetzt ſolider, da ich ſonſt nur ſcharfſinnig, das heißt oft einſeitig und falſch, zu denken ſuchte. Vielleicht finde ich jetzt Wahrheit, da ich ſonſt nur das Scheinbare ſuchte.

Was macht denn Reiz? iſt er noch nicht angekommen? Nach dem guten Manne verlangt mich. Er hatte mich ſo herzlich lieb; und er war ſelbſt ein Mann von ſo vielem Verſtande, und grundehrlich. Es iſt wirklich köſtliches Gold bey dem Manne, in einem irdenen Gefäße. — Bekömmt noch Funke die Profeſſion, und hat er noch Luſt zur Luftpumpe? Außerdem wollte ich an Wolken ſchreiben.

Noch habe ich immer Luſt, etwas zu überſetzen, und weiß immer noch nicht was. — Iſt denn kein guter Roman erſchienen? Iſt Clarkes Buch von der Exiſtenz Gottes ſchon überſetzt? — Goldſmiths Traveller und deserted village habe ich hier. Es ſind hübſche Stücke, aber nicht allgemein intereſſant. Wenn Henry's Geſchichte von Großbrittannien nach dem Plane, den er entworfen hat, gut ausgeführt wäre: ſo müßte es ein herrlich Buch werden. Haben Sie die Irish Widow oder die franzöſiſche Julie geſehen? Was hören Sie von Sulzern? — Und nun noch einmahl leben Sie wohl.

5.

Breslau, den 24. Februar 1773.

Mein liebſter Freund, ſehen Sie, wie gut ich es gemacht habe, daß ich ſo dreuſt vertraulich gegen Sie geweſen bin. Dafür habe ich auch einen ſo freundſchaftlichen und für mich ſo intereſſanten Brief bekommen, daß es Ihnen nun nicht mehr erlaubt iſt, zu fürchten, daß ich mehr Nahrung und Unterhaltung von meinen Freunden und Correſpondenten forderte, als Sie mir verſchaffen könnten. — Aber warum haben Sie mir das nicht eher geſagt, daß Sie mich gleichgiltiger und kälter gegen ſich hätten werden ſehen? Warum haben Sie mir Ihren kleinen Argwohn nicht zu eben der Zeit mitgetheilt, da ich den erſten Anlaß dazu gegeben hatte. Glauben Sie, beſter Weiße, nichts nähert die Freundſchaft mehr, als die Zuverläßigkeit, mit welcher man auf des Andern Freundſchaft rechnet, und die Freymüthigkeit, mit welcher man alle Zweifel dagegen dem andern entdeckt. Dieß gibt zu gegenſeitigen Erklärungen Gelegenheit; der, welcher Unrecht that, beſſert ſich, oder der, welcher Unrecht zu leiden glaubte, legt ſeinen Argwohn ab, und beyde vereinigen ſich um deſto genauer, wenn ſie ſich ſolche Proben von Zutrauen gegeben haben. — Ich geſtehe es, ich habe ſo viel Schuld, als Sie; ich bin auch zurückhaltender, nicht ſo dreiſt, nicht ſo frey mit Ihnen umgegangen, als mit einigen andern Freunden. Und vielleicht kann eben dieß, weil es meiner natürlichen Art zu handeln entgegen iſt, mich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, gegen die Freunde, die ich im Grunde nichts herzlicher liebte, mehr hingezogen haben. Sehen Sie, wenn Engel oder Dumas alle Tage um die Zeit zu mir gekommen wären, ſo hätte ich zu ihnen geſagt: „Hört, meine lieben Freunde, ſetzt euch nieder und leſet, oder kommt wieder, oder erlaubt mir, daß ich ſpäter zu euch komme. Um vier Uhr komme ich erſt aus dem Collegio. Eine Stunde muß ich ausruhen, ohne etwas thun zu können. Um fünf bin ich erſt wieder im Stande, etwas zu arbeiten, und dann habe ich auch Luſt dazu. Um ſieben und acht bin ich nicht mehr aufgelegt, dann will ich Geſellſchaft, und jetzt kann ich ſie nicht brauchen. Laßt mir dieſe Stunde frey, um mit mir ſelbſt und mit meinen Büchern umzugehen. Dann werde ich, mit mir ſelbſt zufriedner, nach einem vollbrachten Tagewerke zu euch kommen, und auch mit euch mehr zufrieden ſeyn, weil ich ohne Hinderniß euch genießen kann.“ — Und warum konnte ich Ihnen dieß nicht auch ſagen? In der That, weil eine gewiſſe zu große Delikateſſe, mit welcher Sie mit mir umgingen, mich hinwiederum zu bedenklich machte.

Schon vor drey Wochen war ich ſo weit. Meine Briefe haben ſeit der Zeit geſtockt, wie meine Geſundheit. — Aber ich will lieber auch krank wieder unter meine Freunde kommen, als mich ganz von ihnen trennen; lieber mich durchs Briefſchreiben ein wenig abmatten, als jammern und trauern, daß ich nicht ſchreiben kann. Denn mattet mich am Ende nicht dieſer Unmuth auch ab? Unterdeſſen ſchreibe ich heute doch nichts mehr. — Ich muß zeitiger anfangen, wenn ich viel ſchreiben will. Die Bibl. d. ſch. Wiſſ. (14. B. 1. St.) habe ich bekommen. Meine Abhandlung mißfällt mir nicht ganz, und das iſt mir genug; Engels Recenſion gefällt mir. Lippert macht ein ſchönes Portrait. Machen Sie mich dem Manne eingedenk. Ich liebe und ehre ihn. Leben Sie wohl.

6.

Breslau, den 17. März 1773.

Ich bleibe den Briefen meiner Freunde, beſonders ſolchen höchſt freundſchaftlich gütigen, als die Ihrigen ſind, nicht gerne die Antwort ſchuldig. — Ich ſchreibe beynahe noch lieber Briefe an ſolche Freunde, als ich Briefe von ihnen empfange. Ihr Bild wird mir durch die letztern vielleicht lebhafter; aber durch die erſtern werden meine eignen Geſinnungen wärmer, lebendiger. Ideen, welche lange in einem Winkel meines Kopfes verborgen geſteckt haben, kommen wieder zum Vorſchein; ich denke, ich empfinde mehr, ich lebe ſelbſt wieder mehr auf, indem ich mich beſtrebe, mich Ihnen mitzutheilen.

Und worauf ſollte ich wohl eher und lieber antworten, als auf die Art, mit welcher Sie meine Freymüthigkeit aufgenommen haben. Nur ein gutes, edles und zugleich freundſchaftliches Herz konnte ſie ſo aufnehmen. Glauben Sie es, liebſter Freund! ein Fehler, den uns unſre Freunde zeigen, oder den wir ſelbſt ausfindig machen, und den wir uns oder ihnen frey geſtehen, iſt ein großer Schritt zur Vollkommenheit; es iſt ſchon Vollkommenheit ſelbſt. — Denn was kann denn der Menſch, was vermag er über ſich ſelbſt? Kann er zu ſich ſelbſt ſagen: „ſo will ich ſeyn,“ und wird er es auch ſogleich? Nein; ſo wenig, als er ſchöner oder gelehrter wird, weil er es ſich befiehlt, ſchöner und gelehrter zu ſeyn. Was kann er dann? Er kann ſich ſelbſt aufmerkſam betrachten; bemerken, was böſes und was gutes in ihm ſey und vorgehe; ohne große Scham und Stolz zu ſich ſagen, das iſt ſchlecht, das iſt gut; und alſo, ſo zu ſagen, einen ruhigen Zuſchauer von ſich ſelbſt abgeben. Dazu können nun redliche und verſtändige Freunde helfen. Aber, eben weil dieſe redlich und verſtändig ſind, ſo werden ſie jeden Fehler oder jeden Mangel an ihrem Freunde ſo bemerken, wie ſie es von ihm ſelbſt haben wollen. Sie werden ihn bloß als ein ſchätzbares Kunſtwerk der Natur anſehen, das ſie zergliedern, kennen lernen; nicht gleich geändert wiſſen wollen. Erſt nur das Factum; ſo iſt die Sache, ſo iſt der Menſch; dieſe Unterſuchung iſt weitläuftig und lang; und ſie muß lange fortgeſetzt werden, ehe man beſſern will. — Hochachtung und Liebe werden bey einer ſolchen genauen Erforſchung nicht leiden. Denn beydes wird mehr auf Wahrheit gegründet werden; ſie werden nicht bald aus Schmeicheley und Politeſſe und aus wirklicher Empfindung beſtehen, ſondern werden mit der genauen Kenntniß des Guten, worauf ſie ſich gründen, eine ſolide Baſis haben. — So alſo, geſtehe ich es, meine Aufführung gegen Sie war nicht die rechte. Aber eben deßwegen, weil ich mir mißfiel, weil ich meinem Charakter, meiner Denkungsart nicht gemäß handelte, ging ich nicht mit demjenigen Vergnügen mit Ihnen um, das ſonſt ein Mann, wie Sie, und der einen ſo liebt, wie Sie mich lieben, machen muß und ſoll. Noch eins alſo, um meine Rechtfertigung und meine Dreiſtigkeit voll zu machen. — Sie haben wirklich einen mit Ideen ſehr bereicherten Kopf. Ihre Verſe ſind voll Gedanken; moraliſcher, metaphyſiſcher, von aller Art. Ihre Geſpräche ſind, wie es mir ſcheint, nicht ſo voll davon. Wie kömmt das? Mich dünkt, eben aus einer gewiſſen Zurückhaltung, die ſie hindert, ſich recht in die Materie einzulaſſen, alle Ihre Gedanken frey zu entwickeln, frey herauszuſagen. Es gibt viele einſichtsvolle Perſonen, die nur immer, ſo zu ſagen, die Endchen ihrer Ideen vorbringen: die von ihrem Thema ſogleich abſpringen, und das Meiſte von dem, was ſie ſagen wollten, in petto behalten. Bey einigen iſt es eine Art von innerer Trägheit, daß ſie ſich nicht die Mühe geben wollen, ihre Begriffe völlig zu entwickeln, bey andern iſt es eine frühzeitig angewöhnte Schüchternheit, die anfangs ſie da zurückhielt, wo ſie Widerſpruch beſorgten, oder befürchteten ſich, bloß zu geben; und die alsdann auch noch den freyen Lauf ihrer Gedanken hemmt, wo ſie eigentlich nichts mehr fürchten. Es kömmt auch auf die Freunde und den Umgang an, den wir in der Zeit unſrer Bildung haben. Sind es Leute, die ſo etwas von der

So-

Sokratiſchen Hebammenkunſt haben, die unſern halbgebornen Ideen heraushelfen, ſie mit uns beſichtigen, zergliedern, und auf alle Seiten drehen: ſo gewöhnen wir uns ſelbſt auch dazu. — Eine andre Anmerkung, die ich gemacht habe, und von der Sie mir ſagen mögen, wie richtig ſie ſey: Sie reden mehr von Büchern und Verfaſſern, als von den Sachen ſelbſt. — Sie leſen, wie Sie ſelbſt ſagen, ſehr flüchtig; ſie vergeſſen bald wieder das Umſtändliche, Genaue und Eigenthümliche der Ausführung, und behalten bloß eine allgemeine Idee und eine oder andre frappante Stelle. Von dieſer Beſchuldigung, die Sie gegen ſich ſelbſt machen, iſt etwas wahr, und etwas falſch. — Es iſt Ihnen, dünkt mich, ſo wie mir gegangen. Sie und ich, wir haben in das Bücherleſen, und Bücherkennen ein point d'honneur geſetzt. Wir wollten doch jeden Autor kennen, von dem die Welt ſchreibt und ſpricht. Wir wollten, bey Gelegenheit, wo von einem Buche geredet wurde, ſagen können: das kenne ich, das habe ich auch geleſen. Dieſe Art von Eitelkeit hat die ganze litterariſche Gelehrſamkeit in Anſehen gebracht. Für gewiſſe Leute iſt dieſe auch; aber für Sie und für mich nicht. Für mich noch weniger. Ich kann nur wenig leſen, und vergeſſe Zeit, Ort und Nahmen ſehr bald; aber Reflexionen bleiben mir, wenn ich ſie vorher erſt ſelbſt wieder durchdacht habe. — Alſo daraus mag bey Ihnen in Ihrer Jugend etwas von dem gierigen und flüchtigen Leſen hergekommen ſeyn, deſſen ich auch ſchuldig geweſen bin; und dem ich zum Theil meine Hypochondrie, und daß ich nun nichts leſen kann, zu danken habe. Uibrigens haben Sie ſo viel und mehr Gedächtniß, wie ich; und wenn Sie ſich vornähmen, ſich ſelbſt in die Diſcuſſionen des Autors einzulaſſen: ſo könnten Sie es. — Nun alſo, da ich, wie Sie wiſſen, ein Raiſonneur und Schwätzer bin, und gerne ſehe, daß man mit mir über die Sachen ſelbſt raiſonniert, mit mir ſich herumficht, oder mit mir nachſucht und beleuchtet: ſo thaten Sie mir darin nicht allemahl genug, und ich ſelbſt kam mir alsdann langweilig, trocken, leer vor. — Nun alſo, da ich mein Herz ſo ganz ausgeſchüttet habe: ſo weiß ich, Sie werden, auf dem Grunde deſſelben, reine wahre Liebe gegen einen würdigen Freund und ſelbſt Dankbarkeit gegen einen Wohlthäter finden. Denn haben Sie mir nicht wohlgethan? haben Sie ſich nicht beeifert, mich bekannt zu machen? haben Sie nicht alle Ihre Freunde aufgebothen, mir zu dienen? Vielleicht wäre ich ohne Ihre Bibliothek, die mir zuletzt zuweilen ſchwer fiel, noch gar kein Schriftſteller, noch kein ſo denkender Menſch; nicht ſo geliebt und geachtet, als ich es bin. Alſo ſind Sie wirklich ein Werkzeug der Vorſehung zu meinem Beßten; — Sie ſind für ſich ein ſo braver und liebenswürdiger Mann; Sie lieben mich. Was müßte ich für ein Menſch ſeyn, wenn ich kalt gegen Sie ſeyn könnte? Aber ſo wie ich ſelbſt gerne beſſer, vollkommner ſeyn wollte: ſo wollte ich auch Sie noch vollkommner machen, wenn ich könnte; — Ihre Denkungsart, oder vielmehr die Art von Entwickelung Ihrer Ideen in eine noch größere Aehnlichkeit mit der meinigen bringen. — Antworten Sie mir bald auf dieſen Brief. Ich habe ihn mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit meines Kopfes geſchrieben; und ich danke Gott für dieſe glückſelige Stunde. Ich will ſie nicht durch Klagen entweihen. — Ich bin nicht geſund, aber ich kann doch zuweilen zufrieden ſeyn. Warum murre ich alſo doch zu andrer Zeit? O mein Freund, ich ſtudire über mir recht viel; ich leſe auch dann und wann ein Maulvoll, käue lange daran, und nähre mich vielleicht beſſer, als wenn ich mehr verſchluckte. Schreiben Sie mir doch von Gelehrten und Büchern etwas: denn wichtig iſt mir doch auch, nicht ganz zurück zu bleiben, wenn die Welt vorwärts geht. Ich bin ꝛc.

7.

Breslau, den 28. Aprill 1773.

Ich kann es unmöglich ſo lange verſchieben, an Sie zu ſchreiben, bis ich ausführlich ſchreiben kann. Es geht wieder ſo nicht recht. Deſto mehr bedarf ich eines guten Zuſpruchs. Ich komme alſo, darum zu betteln. Gewiß kann ich nichts dafür wieder verſprechen, als den beſten Willen. Alſo beſuchen Sie mich doch einmahl wieder, und bringen Sie einen recht großen Pack Meß-Neuigkeiten mit. — Es iſt doch wirklich das eine merkwürdige Epoche, wo wieder ſo ein Schwarm neuer Ideen in die Welt ausgeſchickt wird. Freylich ſind nur wenige derſelben dazu beſtimmt, ſolche leitende Ideen zu werden, die in die menſchliche Denkungsart der Zeit, und alſo auch in Sitten und Glückſeligkeit einen merklichen Einfluß haben ſollten. Aber doch iſt es immer wieder ein Schritt auf dem Wege weiter, auf welchem die menſchlichen Geiſter immer fortwandeln, er ſey nun vorwärts zur Vollkommenheit, oder nur ſeitwärts. Nächſtens ſchreibe ich Ihnen, was ich für Engliſche Bücher aus den Engliſchen Zeitungen kenne, von denen ich nähere Nachricht wünſchte; und nun Gott befohlen.

5.

Schleibitz, den 1. October 1773.

Ich bin Ihnen lange, ſehr lange, eine Antwort ſchuldig, liebſter Weiße. Nicht aus eigner Schuld. Denn ich liebe Sie von Herzen, und wünſche oft, Nachrichten von Ihnen zu haben. Aber nur ſelten habe ich das Herz, die Feder zu führen. Und dann ärgere ich mich, ſo ſelten mit meinen Freunden, und doch ſo wenig Erhebliches zu reden. Sie, ein Mann voll Geſchäfte, können leicht mir viel Wichtiges ſchreiben, aber nicht leicht etwas Wichtiges von mir erfahren. Nun eben heute ſoll ein Brief von Ihnen bey mir ankommen; Dörrien verſpricht es mir. Bis dahin will ich den meinigen bey Seite legen.

Sonnabends des Morgens den 2.

Jetzo habe ich ihn, Ihren angenehmen und gütigen Brief. Er iſt voll Freundſchaft, wie Ihr Herz, und voll angenehmer Nachrichten. — Ich wünſchte vor allen Dingen Ihnen meine ganze Situation zu ſchildern. Da ich weniger jetzt mit Büchern, als mit Menſchen, umgebe: ſo lerne ich auch mehr von dem was ich ſehe und höre, als was ich leſe. Ich bin auf dem Gute eines Freundes, des Herren von Paczensky, den ich ſchon einigemahl in meinen Briefen genannt habe. Er iſt gewiß die Zierde des Schleſiſchen Adels; gebildet durch Studien und Reiſen; hat den Anſtand der großen Welt, und kann auch das Geſchwätz, das in ihr nöthig iſt, annehmen. Aber in dem Cabinet, unter den Augen eines Freundes, iſt er eines reifen, tiefen Nachdenkens fähig, und verſteht die Sprache des Herzens. Hieher wünſchte ich auch Sie. Er iſt jetzt krank. Meine Mutter und meine Couſine ſind auch mit hier. In dieſem Zirkel wurde geſtern Abend Ihr Brief vorgeleſen.

Bey meinem jetzigen Umgange, gewinne ich eins, das mir von großer Wichtigkeit ſeyn würde, wenn ich wieder einmahl Schriftſteller werden ſollte; welches ich doch nicht hoffe. Ich lerne, wie man für vernünftige Leute ſchreiben muß, die keine Profeſſions-Gelehrten ſind. Ich begreife jetzt, warum viele teutſche Bücher den Gelehrten gefallen, und von der andern Welt weder geleſen noch geachtet werden. Wer z. B. in aller Welt, als ein Gelehrter von Profeſſion kann an dem Etwas zur teutſchen Art und Kunſt Geſchmack finden. Schon die Sprache iſt allen Andern unerträglich. Das ſoll Original, das ſoll Natur ſeyn: aber es iſt der ärgſte, abſcheulichſte Zwang; und von allen Nachahmungen die ſclaviſcheſte. Denn wer anders, als ein Sclave, kann ſich ſo winden und drehen, wenn er ſpricht; bald in Räthſeln ſprechen, bald in dem ſtolzen Tone des Gebiethers, dem man dient. Was iſt denn das ewige Deklamiren gegen die Franzoſen? Iſt es nicht etwas bloß Modiſches? was iſt dann das Geſchwätz von Originalität? Ein Menſch der ſeinen Empfindungen folgt, und die Dinge anſieht, wie ſie ihm ſelbſt ſich zeigen, redet ganz anders. — Nur der wilde Menſch iſt Original; alle Sittlichkeit, alle Erziehung, alle Cultur iſt Nachahmung. Einer baut immer auf den Grund des andern fort. — Ich fange an zu ſchwärmen. Aber wirklich, das Ding verdrießt mich.

Uiberhaupt wenn ich geſund wäre, ſo geſiele es mir hier, außerhalb der kleinen und verächtlichen Cabalen der gelehrten Welt, wirklich beſſer. Ich mag nicht mehr aus Eitelkeit die Wahrheit ſuchen. Und ſobald man die Feder in die Hand nimmt: ſo ſchleicht ſich dieſer Teufel ins Herz. — Weg iſt alsdann Aufrichtigkeit, wahre Simplicität, wahre Größe. Dann kömmt noch dazu ein Journaliſt der uns lobt, ein anderer, der uns tadelt; und dann iſt das Intereſſe, welches wir an der Sache ſelbſt hatten, verloren, und mit dem elenden Intereſſe des litterariſchen Beyfalls vertauſcht. — Der, welchem ſeine Gedanken nicht genug werth ſind, wenn ſie auch außer ihm niemand weiß, als Gott und ein Freund: der muß nicht ſchreiben. Denn was will er dann? Er ſelbſt gewann nichts durch ſeine Ideen? Was ſollen dann ſeine Leſer dadurch gewinnen, bey denen ſie ſicherlich todter ſind. — Wie viel Kraft das Andenken an einen Freund geben kann! — Schreiben Sie mir doch ja bald wieder, und viel Neues von der Meſſe. Adieu.

9.

Breslau, den 3. Oct. 1773.

Da ich Ihren Brief erhielt, mein liebſter Weiße, war ich ziemlich munter, und wollte recht viel ſchreiben. Jetzt bin ich wieder matt, und über meinen Gedanken hängt ein Flor. Dabey frieren mir Hände und Füße; und vor dieſer Empfindung kann keine andre Idee aufkommen. Wiſſen Sie denn alſo nur, daß uns Briefe von Ihnen herzlich lieb ſind, und daß ich Sie bitte, wenn es möglich iſt, öfter, aber unfrankirt, an mich zu ſchreiben. Nicht nur iſt der Vortheil ganz auf meiner Seite, da ich ſo wenig wieder ſchreiben kann: ſondern es gehört auch dieſe Ausgabe mit zu meiner Cur. Erfüllen Sie alſo meine Bitte. Aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß ich ein völliger Barbar werde. Etwas kann in ganz Teutſchland Aufſehen machen, und ich weiß noch nicht, daß es exiſtirt. Ich leſe wirklich ſehr wenig.

Eine engliſche Lectüre wünſchte ich mir ſehr; Wenigſtens die Reviews.

Meine Mutter, Couſine und alle meine Verwandten grüßen Sie herzlichſt. Wir alle empfehlen uns der Freundſchaft der Ihrigen. Ich bin ꝛc.

10.

Breslau, den 4. Nov. 1773.

Liebſter Freund!

Ich habe Sie und das Publicum ſehr lange auf den Calas warten laſſen. Aber es iſt nicht ganz meine Schuld. Erſtlich habe ich ihn lange nachher bekommen, als Sie mir die erſte Nachricht davon gaben. Dieſe Zeit hat alſo Herr von Blankenburg auf ſeiner Rechnung. — Alsdann erhielt ich ihn zu Anfang der Herbſtzeit, wo meine Nervenſchwäche und die Abwechſelungen meiner Geſundheit mir ſelten erlauben, etwas im Zuſammenhange zu leſen. Heute ſchicke ich Ihnen nur meine Gedanken über das Stück, noch nicht das Stück ſelbſt. Wollen Sie es mit der Poſt, ſo ſchreiben Sie es mit dem nächſten Briefe: wollen Sie es durch eine Gelegenheit abgeſchickt haben; ſo werde ich eine ſuchen, und vielleicht können Sie mir auch eine anzeigen. — Noch zuvor aber muß ich freundſchaftlich mit Ihnen ein wenig plaudern, welches ich lange nicht gethan habe. — Da habe ich nun den Catalogus von der Dresdener Auction vor mir liegen. Vortreffliche Bücher! Mein erſter Wille, da ich ihn in die Hände bekam, war, recht viel zu kaufen. Aber eine zweyte und dritte Uiberlegung zeigten mir, daß mein Geldbeutel ganz bis auf den Boden leer ſey, daß ich in meiner Mutter ihren unmöglich tief hinein greifen könne, da ich ſonſt als Kranker und Hypochondriſt ſo manche Ausgabe veranlaſſe, und ſo manche Bequemlichkeit brauche, die zuſammen unſre Einnahmen faſt überſteigen. Schöne Bücher! alte Autoren, hiſtoriſche aus allen Claſſen! — das iſt wahr, dachte ich: aber wer mir ſagte, welche unter allen dieſen die nothwendigſten, brauchbarſten, beßten für mich wären, der würde mir ein großer Apoll ſeyn. — Ich bin im Studiren, wie ein alter Wollüſtling; große Lüſternheit, und wenig Kraft. In meinen Gedanken und Abſichten umfaſſe ich alle Wiſſenſchaften; und mein wirkliches Studiren ſchränkt ſich oft Monathe lang auf ein einziges Octav-Buch ein. Will ich geſchwinder leſen, ſo werde ich drehend, ſchwach, denke nichts mehr, und muß das Buch wegwerfen. Will ich länger in einem fortleſen, ſo geht es nicht beſſer. Der Nutzen des Leſens geht gänzlich verloren, wenn ich es nicht ſehr ſimplificire; nur ein Buch auf einmahl, und davon nur wenig, und langſam leſe, und meinem Körper und meiner Imagination dabey viel Freyheit erlaube, auszuruhen oder nach eignem Gefallen ſich zu bewegen. Was ſollen mir alſo viele Bücher, die ich nicht anſehen darf? Aber etwas muß ich doch aus einer ſo großen Sammlung kaufen. — Ich will mich bloß auf die Claſſiker einſchränken. Von den Griechiſchen, wünſchte ich mir noch hauptſächlich einen guten Plutarch in Octav, einen dergleichen Ariſtoteles, ꝛc. Von den andern Autoren aber iſt es für einen Leſer, wie ich, der die Griechiſchen Bücher, ſo wie die Teutſchen, nur um deſſen willen lieſet, was darin ſteht, nicht als Literator, immer beſſer, die neueſten Ausgaben zu kaufen, die man noch im Buchladen bekommen kann, und dergleichen jetzo mehrere herauskommen. Die Folianten ſind wenig für mich. Den Stobaeus Nro. 5 oder 6. (denn welches die beſten Editionen ſeyen, d. h. die wahrhaft brauchbaren und nicht zu theuren, weiß ich ſelten,) den möchte ich durchblättern, weil ich wiſſen möchte, ob erhebliche Fragmente der alten Philoſophie darin ſtehen. Des Ptolemaei Cosmographia wünſchte ich mir auch genauer zu kennen, weil alte Geographie, alte Hiſtorie, und ihre Vergleichung mit der gegenwärtigen zuweilen meinen Zeitvertreib, und der Stoff zu allerhand Betrachtungen für mich iſt. Den Plotinus möchte ich beſſer kennen, als ich ihn kenne. Er war ein Platoniker, ein Schwärmer, ein Stifter einer neuen Secte. Was ich aus Brucker und andern von ihm weiß, iſt abgeſchmackt; und doch war er die Bewunderung mehr als eines Seculums. Vielleicht fände ich mich betrogen, vielleicht meine Erwartung übertroffen. Den Zosimus möchte ich, ſo wie manche neuere Griechiſche Originalſcribenten, dergleichen Procopius, faſt ſo gerne haben, wie die alten. Denn die Geſchichte der Chriſti-

Geburt, beſonders die Kirchengeſchichte, iſt für uns und vornehmlich zu meinem Gebrauche, wichtiger als die ganze alte Griechiſche. — Unter den lateiniſchen ſind die welche mir fehlen, und die ich zu haben wirklich wünſchte: ein Plinius der ältere ganz vorzüglich, ein Lucanus, ein guter Ovidius, ein Aulus Gellius, als ein Beytrag zur phil. Geſchichte; ein Macrobius, zu gleicher Abſicht; ein Lucretius von Creech, nur zur Repetition, denn dieſen kenne ich durch und durch; ein Ammianus Marcellinus, den ich jetzo in einer franzöſiſchen Uiberſetzung mit vieler Schwierigkeit leſe; einen Apulejus, weil er ſehr die Denkungsart und den Styl ſeiner Zeit verräth; einen Caesar Germanicus, weil ich den gar nicht kenne; einen Boethius, und einen Censorinus. — Was ſollen Sie nun mit allen dem Geſchwätze machen? Dieß: wenn es Ihnen gefällt. Sie ſollen es Reitzen leſen laſſen; Sie ſollen ihn bitten, daß, da er an ſeinen Freund niemahls ſchreibt, er wenigſtens für denſelben etwas ſchreiben ſoll; und dieß nichts weiter, als die Nummern von den Büchern, die ich angezeigt habe; ſo nähmlich, das er von denſelben die commodeſten, wohlfeilſten und beſten Editionen auswähle, und nach ſeiner Einſicht mittlere Preiſe als mein Gebeth dazu ſetze. — Und wollen Sie alsdann dieſen vom M. Reitz geſchriebnen Zettel an Ihren ehemahligen Herrn Hofmeiſter nach Dresden ſchicken: ſo werden Sie mich dadurch ſehr verbinden. — Ich ärgere mich jetzo manchmahl, daß ich in der Bücherkenntniß ſo wenig gethan habe. Aber dann denke ich wieder: die Form und Organiſation des Kopfes, die nöthig iſt, viel Büchertitel und ihre Preiſe zu behalten, iſt eine ganz verſchiedne von derjenigen, die zu der rechten Leſung und dem Gebrauche der Bücher erfordert wird. Und ſoll ich dann alſo wählen, ſo will ich lieber viele Bücher gar nicht kennen, und einige wenige recht nutzen.

Ich komme jetzt auf Ihre Tragödie zurück, die ich leider nicht ununterbrochen habe durchleſen, nicht in gleich guten Stunden habe leſen können. Und Sie wiſſen, wie viel der Eindruck dadurch geſchwächt wird, wenn man immer erſt wieder kalt wird, und dann von neuem erwärmt und intereſſirt werden ſoll. Demunerachtet hat mich das Stück ſehr gerührt. Der Charakter des alten Calas, der von ſeiner Frau ihrem gut unterſchieden iſt; die Zärtlichkeit und der gute bürgerliche Ton, der in der ganzen Familie herrſcht; ihr Wohlſtand und ihre geſunden Religions-Geſinnungen; und dann mit dieſem im Gegenſatze, das unglückliche Ende eines Sohns, und das aus dieſem entſtehende nicht vorherzuſehende Unglück der ganzen Familie; Fanatismus und Aberglaube mit Macht bekleidet, und Recht und geſunde Vernunft ohne Hülfsmittel; — das alles, ſelbſt dem traurigen Ende eines Unſchuldigen, eines Greiſes, und eines Hauptes einer zahlreichen Familie, alles das iſt an ſich rührend, und iſt in Ihrem Gemählde ſehr kenntlich. Aber zwey Sachen ſind, die nach meinen Gedanken die Wahrheit deſſelben oder ſeinen Eindruck vermindern. Die eine iſt der Charakter und die Reden der Richter, die andre iſt ein gewiſſer hochgeſtimmter mit Metaphern zu ſehr angefüllter Ton der Geſpräche. Erlauben Sie, daß ich Ihnen in Abſicht des erſten meine Gedanken entwickele. Sie wollen den falſchen Religionseifer und den Verfolgungsgeiſt ſchildern, nicht die Mordſucht, Privatrache, oder natürliche Bosheit eines Richters. Ja beydes kann nicht einmahl völlig beyſammen beſtehen. Der, welcher die Hugenotten verfolgt, weil er glaubt, Gott einen Dienſt daran zu thun, muß dabey alle auffallend ungerechte und verrätheriſche Handlungen verabſcheuen. Er kann wohl dazu verleitet werden, ſchwachen Gründen gegen einen Ketzer Glauben beyzumeſſen, Wahrſcheinlichkeiten zu viel zu trauen, und ſtarken Gründen kein gehöriges Gewicht zu laſſen: aber er muß doch ehrlich handeln, er muß ſelbſt zuerſt betrogen ſeyn, oder ſich betrügen; er muß ſich nicht vornehmen, falſche Zeugen zuſammen zu ſuchen, ihm einleuchtende Gegenbeweiſe zu verhehlen, die Wahrheit muthwillig zu verfälſchen; ſonſt iſt er ein Böſewicht, ein Mörder, nicht ein intolleranter Richter; er iſt kein Gegenſtand der poetiſchen Schilderung; und doch reden und thun ihr David und noch mehr ihr la Borde von Anfang an ſo, als wenn man Leute eine Verſchwörung gegen ihre Feinde anzetteln hört. Nicht der Haß eines Katholiken ſondern die Wuth eines Feindes redet aus ihnen. Und dazu finde ich keine hinlänglichen Bewegungsgründe in der Geſchichte. Die Ausdrücke, in denen ſie auch hin und wieder von der Freude, einen Ketzer zu martern oder zu verbrennen, reden, ſind für meine Empfindung zu ſchrecklich, und nach meiner Kenntniß der heutigen auch bigotten Katholiken, der Wahrheit nicht gemäß. Man findet zwar einigermaßen ſein Herz in ſolchen Scenen, durch den Sallé erleichtert. Aber auch dieſer Contraſt iſt mir zu einfach, zu gerade zu, nicht hinlänglich menagiert. Es geht mit den moraliſchen Schilderungen, wie mit denen auf Leinwand. Ganz einfache, ſtarke Farben neben einander geſetzt, machen das Gemählde hart. Aber die Mitteltinten, die Vermiſchung und Verſchmelzung mehrerer Farben in einander, gibt Anmuth und Wahrheit. So ſcheinen mir auch die Charaktere, die ſo zu ſagen ganz und gar nur aus *einem* Zuge beſtehen, wo der geſammte Menſch nur in einen einzigen Trieb verſunken zu ſeyn ſcheint, nicht anziehend, weil ſie nicht reich genug, und weil ſie der wirklichen Natur nicht ähnlich ſind. Aber die Compoſita, wie die Wirklichkeit ſie beſtändig zeigt, wo vielerley verſchiedne Anlagen des Geiſtes, und mannigfaltige Triebe des Herzens, ſich unter eine jetzt vorherrſchende Leidenſchaft ſchmiegen, und durch dieſelbe beſtändig durchſchimmern, dieſe bringen Mannigfaltigkeit und Leben in die Poeſie. Ich hätte demnach gewünſcht, daß Sie ſich ſo verſchiedne Katholiken, wie Sie ſie vielleicht ſelbſt geſehen haben, oder durch Schriften kennen, nach ihrer ganzen Denkungsart und Handlungsweiſe vorgeſtellt hätten, und ihrer Imagination durch das Gedächtniß zu Hülfe gekommen wären. Ich hätte gewünſcht, daß Sie den Hauptrichter nicht von Anfang an grauſam, ſondern ſtrenge, gerechtigkeitsliebend, aber blind eifrig, und von ſeinem eignen Herzen betrogen; einen zweyten ſchwach an Verſtande, leichtgläubig gegen die Meinungen und Erzählungen des großen Haufens, und dabey ohne Theilnehmung an den Schickſalen der Menſchen, ohne Gefühl für die Ausſprüche der geſunden Vernunft, mit einer blinden Anhänglichkeit an die Formalitäten und den Buchſtaben der Geſetze, vorgeſtellt hätten; daß ſie einen dritten, wenn Sie wollten, zu einem Heuchler gemacht hätten, der wirklich nichts von ſeiner eignen Religion, nichts alſo auch von den Beſchuldigungen gegen die Ketzer glaubte, dabey aber gegen die Calas einen Privathaß hätte, welchen er bey dieſer Gelegenheit, aber doch nicht auf eine ſo grauſame Art hätte befriedigen wollen. Dieſer könnte im Anfange, wieder ſein beſſeres Gewiſſen, zu ſeiner Einziehung und Verſchwärzung beygetragen haben; müßte aber hernach, da er ſieht, daß es auf Tod und Leben ankömmt, anfangen gelinder zu denken; und die Verblendung der Andern, die keine Grenzen kennt, durch ſeinen unverblendeten Haß,

der

der aber doch nicht unendlich iſt, mäßigen. Ein vierter könnte ein aufgeklärter Kopf, vielleicht ein Freygeiſt, oder ein vernünftiger Zweifler ſeyn u. d. gl. Was den zweyten Punct, das zu metaphoriſche Geſpräch betrifft: ſo habe ich verſchiedne Stellen angeſtrichen, die mir ſchienen aus dem Charakter dieſer Claſſe von Leuten herauszugehen. Selbſt die Melancholie, und die Wuth des Marc-Antoine iſt mir etwas zu ſchwärmeriſch, nicht völlig ſo wie ich ſie bey dieſen Urſachen der Melancholie, dem Spiele, der Liederlichkeit und dem Geldmangel vermuthe. Aber das Geſpräch des Vaters mit Lavaiſſe, dieſes letztern mit Marc-Antoine; die Tiſchgeſpräche; dann die letzten Reden des Calas, haben mich zu meinem großen Vergnügen unter die Menſchen, und in die Scenen verſetzt, die Sie ſchildern. — Wenn ich das Stück ſähe, oder nur in einem fort, ohne Anſtoß fortleſen könnte: ſo würde ich ganz gewiß richtiger urtheilen als jetzt. Der Eindruck würde weniger geſtört, und mein Vergnügen noch lebhafter ſeyn.

Nun, liebſter Freund, noch zwey kurze Wörtchen von Ihrem letzten Briefe. Wie reich und wie angenehm war er mir nicht! Schreiben Sie mir bald wieder einen ſolchen. Engels Entſchluß und Ihre Vorſorge für ihn machen mir beyde Vergnügen; aber er hat zu viel verſprochen, wenn er ſagt, daß er an 200 Rthlr. auf immer genug haben will. Grüßen Sie ihn ſo wie Zollikofer und Ihren lieden Schwager herzlich. In kurzem ſollen Sie von mir und Lavatern etwas hören, ſo Gott will. Adieu.

N. S. (von Garvens Mutter.)

Noch ſetze ich die Bitte hinzu, daß Sie nach Ihrer Güte ſchon dafür ſorgen, daß mein Sohn wenigſtens einige von ſeinen Lieblings-Büchern aus dieſer Auction erhalte. Ich möchte ihm gerne, damit ein Weihnachts-Geſchenk machen. Zu dem Ende wollte ich Sie bitten, daß Sie wenigſtens von etlichen, die Sie ſelbſt zu dieſer meiner Abſicht beſtimmten, ihm ſchrieben, daß ſolche zu hoch weggegangen wären, mir aber davon beſonders die wahre Nachricht gäben. Dabey aber würde ich auch bitten, daß ich die Bücher ſelbſt noch vor Weihnachten bekäme. Ich weiß wohl nicht, was das Porto auf der Poſt, wenn es keinen andern Weg gibt, betragen würde. Man müßte ſich freylich darnach richten, ob es den Werth der Sachen und der Abſicht nicht überſtiege. Aber eine Freude wollte ich doch auch zu der Zeit gerne haben und machen, wenn die ganze chriſtliche Welt ſich freut. Ich bitte um Ihren Rath über dieß alles. Legen Sie es doch unſern Freunden, beſonders Zollikofern ans Herz, daß ſie an uns ſchreiben. Wir ſind ganz traurig, daß wir vergeſſen werden.

Ihre

Freundinn

A. K. G.

11.

Breslau, den 1. Dec. 1773.

Mein liebſter Freund,

Sie ſind ein glücklicher Mann; Sie können ſo vielen Leuten Gutes thun; Sie verheirathen den Einen, Sie helfen dem Andern zu einer Beförderung; und mich erfreuen Sie durch ihre Briefe. Ich kann nichts mehr: weder der Welt genieſſen noch ihr dienen, und in dem Falle iſt man wirklich ein unnützes Mitglied von ihr. Aber es iſt nicht meine Schuld; wenigſtens wüßte ich es nicht, wodurch ich mir Schaden thäte, und handelte alſo wohl freylich übel, aber nicht unrecht.

Vor allen Dingen muß ich ein Paar Aufträge beſtellen, die ich bekommen habe. Herr von Bludowsky, ein Edelmann aus Oberſchleſien, mit dem ich im Anfange in Leipzig an einem Tiſche gegeſſen habe, ſchrieb vor vierzehn Tagen an mich, in der Vorausſetzung, ich ſey in Leipzig. Er verlangt meine Empfehlung und meine Unterſtützung, für einen jungen Menſchen von ſeiner Bekanntſchaft, einen Catholiken, der bisher Muſik getrieben hat, und jetzt auf einer Proteſtantiſchen Univerſität, (weil er ſelbſt ein heimlicher Proteſtant iſt), Jura ſtudiren will. Er iſt arm, und wünſchte an einem der ſchleſiſchen Stipendien, die in Leipzig fundirt ſind, Theil zu haben. Herr von Bludowsky bittet mich, ihm dazu zu helfen; und weil er doch das Stipendium nicht gleich bey ſeiner Ankunft in Leipzig, die künftige Oſtern erfolgen ſoll, haben kann: ſo will er den Preis einer Stube auf dem Paullino, und des Tiſches beym Univerſitäts-Traiteur wiſſen, mit welchem er ſich im Anfange ſelbſt forthelfen will.

Ein andrer junger Menſch von hier, Nahmens Willer, will auch nach Leipzig gehn, will, wie Sie leicht denken können, auch Stipendia haben, und bittet mich, ihm zu ſagen, was für Stipendia auſſer dem Silberſteiniſchen in Leipzig auf Schleſier fundirt ſind, wer in der Perception ſey, und wie viel Wahrſcheinlichkeit er habe, ſie zu erhalten.

Sie haben, wie ich weiß, ſehr viel ſolche Correſpondenten, die um etwas bitten. Aber Sie antworten und Sie helfen gerne. Ich weiß von alle dem, was man von mir wiſſen will, nichts. Ich war immer zu ſorglos, mich um ſolche Dinge zu erkundigen, und zu vergeßlich, ſie zu behalten. Haben Sie doch die Gütigkeit, mir zu ſchreiben, was ich antworten ſoll, und den Leuten, die ſich an mich wenden, und denen ich nichts Gutes thun kann, aus Liebe zu mir und in meinem Nahmen zu helfen, ſo weit Sie es können, und jene es verdienen. Lavater ſagt irgendwo in ſeinem Tagebuche, daß Liebe, ohne Kraft zu helfen, Höllenmarter ſey. Er übertreibt die Sache. Ich für meinen Theil wollte mit einer geringen Kraft vorlieb nehmen, wenn ich nur recht viel Liebe, recht viel innre Activität hätte, Andern zu dienen. Aber das eigne Leiden concentrirt den Menſchen ſo in ſich ſelbſt, daß ſeine Theilnehmung an andern ſchwächer wird. Und dieſes gewahr zu werden, iſt ſelbſt, für einen Menſchen der ſeine moraliſche Vollkommenheit liebt, ein großes Leidweſen. Unterdeſſen umgekehrt, hat Lavater recht: das iſt die größte mögliche Glückſeligkeit, recht ausgebreitete, recht ſtarke Neigungen des Wohlwollens zu haben, mit recht viel Verſtand und Geiſt auf die Mittel dazu denken zu kennen, und dann äußre Hülfsmittel zu haben, die ausgedachten Entwürfe durchzuſetzen. Meine gegenwärtige Tugend, und meine jetzige Glückſeligkeit beſteht darin, mir den tugendhaften und glückſeligen Mann vorzuſtellen. Ich gerathe alsdan in die Empfindung des Pygmalions vor ſeiner Bildſäule; ich wünſche ſie beſeelt zu ſehen, oder ſie ſelbſt zu beſeelen; aber dazu muß ich wohl erſt das jetzige ſchon verſtümmelte Gehäuſe ablegen.

Da iſt mein Brief ſchon wieder zu Ende, und ich habe noch gar von nichts mit Ihnen geredet. Aber ich muß doch aufhören. Gott erhalte Sie, und Ihre ganze uns ſo werthe Familie. Adieu.

12.

Breslau, den 31. Decbr. 1775.

Ich danke Ihnen, mein liebſter Freund, für den guten Rath, den Sie meiner Mutter gegeben. Geſtern erſt habe ich Ihren Brief zu leſen bekommen; und der war ein neues Weihnachts-Geſchenk. Machen Sie mir ein ähnliches zu meinem Geburtstage: der trifft den 7ten Jenner; und damit Sie es deſto leichter thun können, ſo will ich eine Menge Fragen an Sie thun, die Sie mir am beſten beantworten können. Sobald ich wieder ein klein wenig mich beſſer fühle, werde ich erſchrecklich neugierig; — wißbegierig würde ich ſagen, wenn ich der Sache einen ſchönen Rahmen geben wollte. — Der Tod des guten T. R. deſſen Witwe Sie, wenn Sie ſo gut ſeyn wollen, auch unſerer Theilnehmung verſichern können, hat mich wieder an die Mahler- und Künſtler-Welt erinnert, aus der ich völlig heraus bin. Erſtlich möchte ich alſo wohl wiſſen, was aus den Sammlungen, Bildern, Büchern und Gärten des Verſtorbenen werden, was ſeine Witwe mit allen ihren Schätzen anfangen wird; dann aber auch was Oeſer macht, mahlt oder zeichnet; was Bauſe ſticht; wer ſich ſonſt hervorthut; wie die lieben Leute unter einander, und mit Ihnen leben; was Kreuchauf und die Komödie macht, kurz was der status publicus der Stadt und Akademie Leipzig ſey. In einem Jahre ſtehen freylich in keinem Lande große Männer auf: aber einige erheben ſich doch, andre ſinken. Auch kriegt jeder Menſch ſo auf gewiſſe Weiſe einen veränderten Standort, hat ſich gewiſſen Perſonen mehr genähert, die ihm vorher fremd waren; und lernt alſo manches kennen, was zwar ſchon vorher da war, aber ohne ihm bekannt zu ſeyn, oder ohne ihn zu rühren.

den 1. Jener 1774.

Der erſte, deſſen Glückwünſche ich heute empfange, ſind Sie. Meine Couſine hatte geſtern Ihren Brief aufgefangen, und ſchickt ihn mir heute früh mit einem andern Briefchen von ihrer eignen Hand ins Bette. Das iſt ein gutes Omen für dieſes Jahr. Denn es war etwas unerwartet angenehmes; und wirklich, wenn in dieſem Jahre viel Angenehmes mir bevorſtehen ſoll, ſo muß es unerwartet ſeyn; denn meine Empfindungen und meine Erinnerungen aus dem vergangnen Jahre laſſen mich ſo gar viel Gutes nicht vorausſehen. Ich nehme mir hundertmahl vor, ich will nicht klagen: aber dazu bin ich zu ſchwach. Es iſt ein Troſt, Zeugen ſeines Leidens zu haben; und nichts zeigt die geſellige Natur des Menſchen mehr, als daß er ſeine Mitgeſchöpfe braucht, nicht bloß ihm zu helfen, ſondern auch ihn zu bedauern.

Ich komme wieder auf Ihren Brief. Wenn Sie Director der Akademie in der Solitude werden, ſo machen Sie mich zum Kreiſeinnehmer. Zum Profeſſor werde ich ſo nichts mehr taugen; und ſonſt weiß ich mir auch mein Brot ehrlicher Weiſe nicht zu verdienen. Nun iſt zwar wahr, rechnen kann ich auch nicht gut; unterdeſſen da ich durch meine Krankheit etwas weniger flüchtig, und zu mechaniſchen Arbeiten weniger ungeduldig geworden bin, ſo würde es mit der Zeit vielleicht ſchon gehn — Aber nein, liebſter Weiſe; das geht doch um einer andern Urſache willen nicht an. Wenn ich wieder nach Leipzig ſoll: ſo müſſen meine Freunde alle da ſeyn. Die ſind mein Leipzig. Gingen dieſe weg oder ſtürben aus: ſo hätte ich gar keine Begierde mehr dort zu ſeyn. Denn Gebäude, Gegenden, Geſellſchaften, Zeitvertreibe ſind allenthalben in dem geſitteten Europa ziemlich einerley. Ein Bißchen mehr oder weniger Firniß, das iſt alles. Denn wirklicher Verſtand und großer Verſtand iſt eine Pflanze, die allenthalben wächſt, und allenthalben ſelten iſt. — Ihnen aber, liebſter Freund, hätte ich doch zu einer frühern Zeit, wünſchen mögen, daß ein eben ſo einträgliches und eben ſo ruhiges Amt, als Sie jetzt haben, Sie ganz und gar mit den Wiſſenſchaften verknüpft hätte. Sie ſind ſo fleißig, ſo arbeitſam, und haben ſo viel Kräfte, daß Sie viel in der Welt thun und ausrichten konnten, wenn Sie durch nichts geſtört wurden.

Für Ihre gütigen Nachrichten und Nachforſchungen danke ich Ihnen gehorſamſt. Ich werde ſie an gehörigen Ort weiter befördern. — Sie ſehen alſo in dieſem Jahre einen neuen Sohne entgegen. Gott erhalte und ſtärke die Mutter, und ſchenke Ihnen das Kind. — In dieſem Augenblicke, (es iſt 12 Uhr den 1. Jenner), ſitzen Sie vielleicht mit Ihrer lieben Frau und Kindern bey Tiſche. Ich bilde mir ein, Sie reden jetzt von mir. Sie wünſchen mir Gutes, das weiß ich, und würden mich gerne an Ihrem Tiſche bey ſich ſehen. Nach dem Eſſen ein kleiner Mittagsſchlaf, dann der Kaffee; Ihre Frau ſitzt auf dem Kanappe und ſchenkt ein; Sie lehnen ſich an die Komode und rauchen, und ſpielen oder ſchwatzen mit Ernſtchen. Dann ſich an das Pult geſetzt, und eine Oper oder eine Recenſion gemacht, oder Briefe geſchrieben, oder geleſen. — Es kommen Beſuche, langweilige und angenehme; — ich nicht mit darunter. Um 5 Uhr gehen Sie zu Ihrer lieben Frau Schwiegermama, die Geſellſchaft iſt beyſammen. Platner kömmt auch hin, und der fragt doch wohl einmahl: „haben Sie Briefe von Garven? ich bin ihm lange Antwort ſchuldig, ſetzt er vielleicht hinzu; aber, ich habe auch zu thun, und er iſt ein Müßiggänger.“ — Dann an den Treſettiſch, dann bey der Mahlzeit, dann begleite ich Sie nach Hauſe, und ſage Ihnen Lebewohl. — Schreiben Sie mir doch, um wie viel ich mich geirret habe. Ich kenne Ihren Zirkel. Wo er aber ſich erweitert oder verrückt hat: da machen

Sie mir ein rechtes Vergnügen, wenn Sie mir es berichten. Gellerts Briefe ſoll Reich haben. Leben Sie wohl.

13.

Breslau, den 18 Jan. 1774.

Ich danke Ihnen recht ſehr, mein liebſter beſter Weiße, für Ihre baldige Antwort, und für Ihre Fürſorge für meinen Zeitvertreib. Ja ja, die Origine of language iſt das rechte Buch für mich; nicht eben zum Uiberſetzen, denn ehe ich es geleſen habe, kann ich mich zu nichts anheiſchig machen, aber wohl zum Leſen. Schicken Sie mir es doch, ſobald Sie können, und, wenn es möglich iſt, einen Jahrgang von den Reviews. Was ſind den ſonſt noch für Bücher angekommen? Hier ſieht man keine neuen Engliſchen Bücher, und die, welche alte geſammelt haben, ſind meiſt bey den Poeten geblieben. Ich leſe auch wenig, und mehr alte vergeſſene Sachen. Die Reformations-Geſchichte beſchäftigt mich nun. Ich habe noch zu meinem Geburtstage die Elemens de la société politique bekommen, die von dem Verfaſſer der histoire du commerce dans les Indes ſeyn ſollten. Aber es iſt nicht wahr; der Styl iſt gar nicht einerley. Uiberhaupt bin ich noch über den Werth jenes Buches ſehr unentſchieden. Ich bin beym Durchblättern auf Ideen geſtoßen, die von evidenter Wahrheit und wohl entwickelt waren. Als ich aber von vorn anfing zu leſen, da fand ich Gewäſche, und er traf nach meinen Bedünken nicht den Nagel auf den Kopf. Aber dafür macht Buffon mir Vergnügen, wo ich ihn nur aufſchlage. Wenn Unrichtigkeiten in den Theilen ſind: ſo ſind dafür große Ausſichten im Ganzen. Die Verhältniſſe und Aehnlichkeiten machen erſt die Dinge intereſſant, und dieſe zeigt er allenthalben, beſonders in Abſicht auf den Menſchen. Dieſer wird erſt recht groß und wichtig, wenn er ſo mitten unter den Thieren ſteht, und ſich auf der einen Seite als ihres Gleichen, auf der andern als ihren Herrn, und ein Weſen höherer Art zeigt. Adelungs Wörterbuch werde ich mir hohlen laſſen. Aber ich ſehe ſchon, daß über ein ſolches Buch zweyerley Urtheile gefällt werden können, die oft von einander abgehen, — ein philoſophiſches nach der Art der Auseinanderſetzung der Begriffe, der innern Wahrſcheinlichkeit der Ableitungen, und der guten Application der allgemeinen Ideen, welche die Partikeln und Stammwörter haben, auf die einzelnen Derivata und Composita; und ein andres hiſtoriſches oder literariſches, nach der Vollſtändigkeit der Wörter und Bedeutungen, und nach der hiſtoriſchen Richtigkeit der ihnen beygelegten Ideen. Von dem erſten urtheile ich, gut oder ſchlecht, wie es mir einkommt; von dem andern urtheilt

Schwabe. Wir urtheilen freylich über einerley Buch, aber nicht von einerley Dinge in dem Buche; und ſo können wir uns beyde widerſprechen, und beyde Recht haben. Wielands vierter Merkur iſt nun hier. Die Beſchreibung vom Aetna iſt ein großes Gemählde; aber man ſieht etwas die Striche des Pinſels. Das ganze Buch *) überſetzt ja Zollikofer. Das von den alten teutſchen Alceſten reitzt mich wenig; den Collegen zu Leipzig ausgenommen, der die Oper macht, worin ſeine Frau ſpielt **). — Nennen Sie es Hypochondrie, nennen Sie es, wie ſie wollen ***); ich liebe am meiſten das edle ernſthafte, was, weder mürriſch noch ſchäckerhaft, gar keine Nebenabſicht durch den Styl erreichen will, als bloß die Abſicht, das Ding klar zu ſagen, das man gedacht hat. So, ſehe ich, ſchrieben Cicero und Xenophon, und ſo ſchrieben alle die Leute, deren Bücher die Welt wirklich erleuchtet haben.

Aber warum Reitz ſich auch nicht erlaubt hat, ein Wort für mich hinzuſetzen? Was macht er denn? was macht Engel, Platner? Arbeiten Sie ſo fleiſßig? Ey da werden Sie ja die Welt ſo von Irrthümern und Thorheiten ausfegen, daß für mich, wenn ich wieder einmahl auftreten wollte, nichts zu thun übrig bleiben wird. Nun ſo ſchreiben Sie mir wenigſtens, grüßen Sie Ihre Frau, trinken Sie Ihren Steinwein mit guter Geſundheit, und behalten Sie alle die Meinigen lieb.

---

*) Brydones Reiſe durch Sicilien und Malta.

**) Die, welche Wielands Werke beſitzen, finden die Stelle, die hier gemeint iſt, Th. 26. S. 198.

***) Was hier folgt, bezieht ſich auf eine ausgelaſſene Stelle, welche die Proſa eines noch lebenden berühmten Schriftſtellers tadelte.

14.

Breslau, den 5. Febr. 1774.

Mein liebſter Freund,

Ich habe jetzt eben die Vorrede von Adelungs Wörterbuche geendiget. Hier iſt ein kurzer Auszug ſeiner Ideen. 1. Alle Sprachen haben eine große Menge von Mundarten, wovon eine, größtentheils durch einen Zufall, herrſchend wird, d. h. in Schriften und dem feinern Umgange gebraucht wird. 2. Die Verſchiedenheit der beyden Hauptdialekte der teutſchen Sprache rührt von der Verſchiedenheit der Völkerſtämme her, welche den nördlichen, und welche den ſüdlichen Theil von Teutſchland einnahmen. 3. Die Mundarten eines Volks verändern ſich an jedem Orte, beſonders auf dem Lande, viel weniger, als man denkt. Oft iſt das, was man für eine Aenderung der Sprache anſieht, nichts anders, als eine Wanderung der Bücherſprache aus einer Provinz in die andere, und Wörter, die man für veraltet hält, ſind im Grunde noch übliche Provinzial-Wörter. 4. Die Oberteutſche Mundart iſt volltönend, rauh und weitſchweifig; die Niederteutſche trocken, abgebrochen und weich. In der Gegend, wo beyde Völkerſtämme an einander grenzten, entſtand aus der Vermiſchung jener beyden, die Hochteutſche, welche deßwegen irregulairer, weil ſie erſt ſpät zur Hof- und Bücher-Sprache aufgenommen worden, auch an wiſſenſchaftlichen und politiſchen Kunſtwörtern ärmer iſt, als die Oberteutſche. 5. Während der Herrſchaft der Schwäbiſchen Kaiſer, herrſchte auch die Oberteutſche Mundart. Die Reformation, die in Sachſen ihren Anfang nahm, und das Uibergewicht, das die Wiſſenſchaften und die Schriftſteller aus dieſem Lande bekamen, machten die Hochteutſche herrſchend.

Dieſe Vorrede gefällt mir nicht übel, obgleich, wenn alles darin Geſagte ſeine gehörige Brauchbarkeit und Gewißheit bekommen ſollte, mehr hiſtoriſche Data, und auch eine tiefere Philoſophiſche Betrachtung über den analogiſchen Gang, Wachsthum, Reife, Feſtſtellung ꝛc. aller durch Bücher bekannten Sprachen nothwendig wäre. Die Lektüre des Wörterbuches ſelbſt will mir nicht ſchmecken. Sie iſt für meinen jetzigen Gemüths- und Leibes-Zuſtand nicht, in welchem ich viele von einander getrennte einzelne Stücke weniger faſſen und dabey aushalten kann, als ein zuſammenhängendes Ganze. — Den Artikel Aber, weil dieſer etwas Raiſonnement verſprach, habe ich durchgeſehen. Er mag ganz gut ſeyn: aber er iſt nicht auffallend vortrefflich. Das heißt, man bekommt von der Natur derjenigen allgemeinen Abſonderung der Begriffe, die der Teutſche durch dieß Wort ausdrücken will, keine neuen Aufſchlüſſe. — Des Fulda Abhandlung hatte ich ſchon vorher gekoſtet, aber als eine zu ſtarke Speiſe wieder bey Seite geſetzt. — Eine etwas verdaulichere Nahrung enthält das Buch Origine of language; für deſſen ſo ſchleunige Uiberſchickung ich Ihnen gehorſamſt danke. Ich kenne noch nicht das Buch, aber ich kenne ſo ziemlich den Verfaſſer. Er iſt ein Orthodoxe in der Religion, wie in der Philoſophie, ein Kenner und großer Verehrer der Alten, beſonders des Plato, Ariſtoteles und der Stoiker, ſo wie ſein Freund und Vorgänger Harris in ſeinem Hermes, — alſo eben deßwegen kein Freund von den Neuern, dem Locke, und noch weniger den Modephiloſophen, dem Hume ꝛc. Er ſchreibt bloß für Gelehrte; er hohlt ſehr weit aus, und unterſucht den Urſprung der allgemeinen Begriffe, wie in einem Compendium der Logik; er wiederlegt Locken in allzuſchulgerechten Schlüſſen; und trägt wirklich in etwas die Feſſeln des Anſehns, und vorgefaßter Verehrung für gewiſſe Schriftſteller und Grundſätze. Zum Uiberſetzen taugt alſo das Buch wahrhaftig nichts,

— und ich weiß auch hier keinen Uiberſetzer. Aber laſſen Sie mich erſt das Buch ganz durchſehen, und dann will ich Ihnen ſchreiben, was ich bey der Sache thun kann oder nicht. Meine Geſundheit verſpricht mir noch in langer Zeit nicht ſo viel Kraft, als zu einer anhaltenden Arbeit gehört. Ich kann den Zuſtand nicht Krankheit nennen: denn ich leide keinen Schmerz oder nur ſelten; aber es iſt eine Abgelebtheit, eine gänzliche Erſchöpfung, die mich, in dem Laufe jeder Bewegung oder Verrichtung, den Augenblick zum Stillſtande bringt. Neulich verſuchte ich zu gehen. Ich ging etwa 200 Schritte hin zu einem Freunde, und wollte wieder nach Hauſe, und da konnte ich durchaus nicht fort. Ohne kurzen Athem, ohne irgend eine Müdigkeit in den Beinen, ſtand ich, wie halb eingewurzelt, und konnte die Laſt meines Körpers durchaus nicht weiter bringen. Dieſe Art innerer Lähmung macht, daß ich eben ſo nothwendig die Feder oder das Buch wegwerfen muß, wenn ich ein wenig leſe oder ſchreibe. Ob es Gott gefallen wird, dieſe erſte Quelle von Lebensgeiſtern, die bey mir verſiegt iſt, wieder einmahl fließen zu laſſen, weiß ich nicht. Von der Arzneykunſt erwarte ich die Hülfe nicht, ſondern, wenn ſie möglich iſt, von der Zeit und derjenigen Ruhe des Leibes und der Seele, deren ich, Gott ſey Dank! manchen Tag genieße. Mein Geiſt gewinnt dabey auch; nicht an Kenntniſſen, die man auskramen und

zei-

zeigen kann; aber an innerer Klarheit und Gewißheit der uralten bekannten Begriffe.

Haben Sie tauſendfachen Dank, liebſter Freund, für den freundſchaftlichen Eifer und die Geſchwindigkeit, mit welcher Sie alles beſorgen, was mir Vergnügen macht. Schenken Sie mir zuweilen eine Stunde, die Sie auf einen Brief an mich wenden. Den Profeſſor habe ich mit Vergnügen geleſen. Ich werde an ſeinen Verfaſſer weitläuftiger darüber ſchreiben. Meine Mutter und Couſine empfehlen ſich ihnen und allen den übrigen. Leben Sie wohl.

15.

Breslau, den 6. März 1774.

Liebſter Freund,

Ich bin wieder recht krank geweſen. Jetzt ſehne ich mich wieder nach leiblicher und geiſtlicher Nahrung. Ihre Briefe gehören zu der letztern. Ich habe im 16. Stück der Göttinger Zeitung, ein Buch recenſirt gefunden, das le Theisme heißt. Ich glaube, es iſt vom jungen Hemſterhuis. Es iſt mir äuſſerſt intereſſant vorgekommen, und es wäre mir eine große Freundſchaft, wenn Sie mir dieß, nebſt den im nähmlichen Blatte angezeigten Schriften deſſelben Verfaſſers, die auf inliegendem Zettel ſtehn, verſchaffen könnten. Wäre es nicht anders, ſo ſchreide ich an Heyne und Meiners in Göttingen, und bäthe mir das Exemplar aus, wornach die Recenſion gemacht iſt.

Danken Sie der Mad. Dyck für das 2te Stück des 16. B. der Bibl. Aber das erſte habe ich niemahls erhalten. Lelands History of Ireland möchte ich nach der Recenſion lieber haben, oder überſetzen, als ein halb gutes philoſophiſches Buch. Hat Schwickert ſeine Reviews noch nicht aus Dresden zurück? Ich plage Sie wohl recht. Aber das iſt ein Beweis meines Zutrauens, oder, wie Lavater ſagt, meines Glaubens an Ihre Freundſchaft. Leben Sie wohl.

16

Breslau, den 12. März 1774.

Ich habe heute Ihren gütigen Brief bekommen. Er war uns allen ſehr lieb. Es iſt jetzt eine dürre unfruchtbare Jahrszeit für unſere Leipziger Correſpondenz. Nur unſer guter Weiße macht ſich auf und ſchreibt, da er doch des Schreibens am erſten überdrüſſig ſeyn könnte.

Ich lege heute den neulich vergeßnen Zettel mit bey. Es ſind nur die in dem nähmlichen Blatte angezeigten Schriften. Ich fürchte nur, das Buch sur le Théisme wird ſo wenig nach Leipzig kommen, als die andern dahin gekommen ſind. Hemſterhuis läßt von ſeinen Sachen, ich weiß nicht, ob aus Stolz oder aus Blödigkeit, ſehr wenig Exemplare drucken. — Wenn Robertſons Geſchichte von America herauskommen wird, das wäre etwas für mich zu überſetzen. — Allerdings kann für Teutſche, die noch nicht einmahl eine gute teutſche Geſchichte haben, eine isländiſche ſo intereſſant nicht ſeyn. — Das wäre eine wichtige Verbeſſerung des erſten Unterrichts, auf die aber Baſedow, weil er zur Geſchichte weder Kopf noch Herz hat, gar nicht Rückſicht nimmt, wenn wir durch gute Partikular-Geſchichten, (aus welchen alsdann erſt die allgemeine erwachſen würde), in den Stand geſetzt wären, unſern Kindern den Urſprung und die allmählige Ausbildung der Dinge und Einrichtungen zu zeigen, die ſie in ihrer Stadt, und um ſelbe täglich vor Augen ſehen; wenn wir ſagen könnten: ſiehe, dieſes Feld hier wurde zuerſt angebaut; hier ſtanden die erſten Hütten; hier wohnten wilde, rohe Bauern; ſo und ſo iſt es zugegangen, daß jetzt dieſe Gebäude, dieſe Tempel, dieſe Gärten hier ſind; dieſe Reihe von Zufällen hat hier den Handel, die Volksmenge, die Bequemlichkeiten, die Künſte, die Kenntniſſe vermehret; hier wohnten dieſe und dieſe groſſen Leute, welche hiezu beytrugen. — Von da auszugehen, und wenn der Menſch erſt die Dinge vor ſeiner Naſe recht anſehen gelernt hat, und nach ihrer Entſtehung recht neugierig geworden iſt; wenn er dann merkt, daß die Dinge auf dem Flecke, den er überſieht, mit den Einwohnern und Producten andrer Städte und Gegenden zuſammenhängen; dann erſt ihn in die weitere Welt hinauszuführen, immer aber mit Rückſicht auf ſeinen Ort und ſeine eigne Perſon, deren Schickſale dadurch auf entfernte Weiſe modificirt worden, — das wäre wahrer hiſtoriſcher Unterricht, zum Gebrauche des Lebens, und zur großen Ausſicht in die Wege der Vorſehung. So aber hört ein Leipziger Einwohner viel von Rom, und nichts von Leipzig. Jenes iſt für ihn ein Wort, ohne Begriff; dieß ſind Sachen: aber, weil ſie nicht mit Deutlichkeit und im Zuſammenhange mit ihren Urſachen gekannt werden, verworrene, unbedeutende, unbrauchbare Sachen.

Wenn Sie meine Freunde ſehen, ſo erſuchen Sie ſie doch um einigen Beytrag für mich. Bey Engeln würde es vergebens ſeyn: der will nicht ſchreiben. Ich wünſche ihm von Herzen Geſundheit und Munterkeit; und dann mag er nur immer mich vergeſſen, wenn er nur für ſich und das Publicum arbeitet.

Ein langer Brief, den ich ſehr oft abgebrochen habe! Sie würden ſehr falſch urtheilen, wenn Sie mich nach demſelben für viel beſſer hielten. Ich ſchreibe eine Viertel-Stunde, und dann liege ich zwey Stunden auf dem Bette. Selbſt reden kann ich oft gar nicht. Es fehlt mir an allen Säften. Meine Krankheit hat eine gewiſſe Conſiſtenz gewonnen, die deßwegen ſie vielleicht erträglicher, aber auch unveränderlicher macht. Leben Sie mit den Ihrigen wohl. Die Meinigen grüßen Sie herzlich.

17.

Breslau, den 16. März 1774.

Sie fragten mich neulich, mein liebſter Freund, was ich von Bonnets Vertheidigung der chriſtlichen Religion dächte. Ich will ihnen den Eindruck beſchreiben, den das Buch ehemahls beym Durchleſen auf mich gemacht hat, ſo weit ich mich deſſelben erinnern kann. Zuerſt muß ich geſtehn, daß Bonnets ganze Art zu philoſophiren mir nicht gefällt. Alle ſeine Schriften haben das äußere Anſehen eines großen Scharfſinns und einer tiefen Unterſuchung, aber das Weſen ſelbſt fehlt. Er ſieht ſeine Leſer für ſo unfähig oder ſo vergeßlich an, daß er ſie beſtändig zur Aufmerkſamkeit ermahnt, und ihnen alles zehnmahl wiederhohlt. Er erlaubt dem Verſtande nicht, natürliche und männliche Schritte zu thun und die Zwiſchenſätze, die jeder ſogleich einſieht, zu überſpringen. Er ſchenkt ihm in der Entwickelung der Ideen nicht das kleinſte Fädchen. Aber anſtatt dadurch deutlicher und überzeugender zu werden, wird er langweilig und kraftlos. — Das Schlimmſte bey der Sache iſt, daß, indem er ſo ſeine eignen Ideen immer wiederkäuet, er ſie für etwas weit köſtlicheres zu halten anfängt, als ſie ihm ſelbſt anfangs zu ſeyn ſchienen. Und anſtatt weiter vorwärts zu gehn, wie er ſich bey einer erſten Uiberſicht der Materie mochte vorgeſetzt haben, trippelt er immer auf derſelben Stelle herum, und bildet ſich endlich ein, einen großen Weg zurückgelegt zu haben, weil er ſich viel bewegt hat. Sein Geiſt hat philoſophiſche Cultur, aber keine philoſophirende Kraft. Er kann Ideen ausſchnitzeln, aber wenig hervorbringen.

Was aber ſeine Vertheidigung der Religion insbeſondere betrifft: ſo iſt erſtlich der Theil, der von dem Werthe der Zeugen handelt, von vielen eben ſo gut, wenn auch nicht ſo wiſſenſchaftlich und mit ſo beredter Subtilität, ausgeführt worden. Was kann auch in dieſer allgemeinen Theorie neues geſagt werden? Die Hauptſache iſt die Anwendung dieſer Theorie auf die Geſchichte des Neuen Teſtaments. Und da bleiben doch wohl vielleicht im Beſondern die alten Zweifel und Anſtöße übrig, wenn man gleich, ſo im Ganzen genommen, alles von der Rechtſchaffenheit und Einſicht der evangeliſchen Zeugen zugeben muß. Das, was dem Bonnet eigenthümlich zugehört, iſt die neue Erklärung von Wunderwerken. Er glaubt nähmlich mit vielen Andern, daß der Philoſophie nichts ſchwerer anzunehmen ankomme, als Begebenheiten, die nicht nach natürlichen Geſetzen erfolgen. Die Wunderwerke ſollen alſo geſchehen, und doch nach dem Laufe der Natur geſchehen ſeyn. Wie künſtelt er nun dieſes heraus? Er läßt Gott gleich anfangs die ganze Natur ſo einrichten, daß zur beſtimmten Stunde dieſe übernatürlich ſcheinenden Begebenheiten natürlich erfolgen. Der Blinde wird von ſelbſt ſehend; aber eben in dem Augenblicke, da es Chriſtus befiehlt. Mir nun ſcheint, nach dem bloßen geſunden Menſchenverſtande zu urtheilen, dieß weit künſtlicher, unnatürlicher, und alſo der Weisheit Gottes unanſtändiger, als wenn Gott wirklich den Blinden auf der Stelle heilte. Das ſoll doch die Menge glauben. Und doch thäte es Gott nicht? Das ſähe ja einem Blendwerke ſo ähnlich. — Und überdieß iſt in meiner Philoſophie, die gar nicht weiß, was und wie viel Gott alle Tage unmittelbar wirkt, die auch das Raiſonnement, daß ein Werk beſſer ſey, wo der Meiſter nicht mehr daran zu beſſern hat, für eine bloße hinkende Metapher anſieht: in dieſer, ſage ich, ſind Wunderwerke gar nicht aus dem Grunde unwahrſcheinlich, weil ſie Gott unanſtändig wären. Nur ob ſie wirklich geſchehen ſind, ob das Factum, ein gekreuzigter Menſch, Jeſus, iſt lebendig geworden und auferſtanden, wahr ſey: das möchte ſie gerne gewiß wiſſen. Dazu nun ſehe ich für mich kein anderes Mittel, als erſtens eine ſolche Leſung des Neuen Teſtaments, als Pfenniger ſie empfiehlt; zweytens eine Sammlung hiſtoriſcher Documente der damahligen und der nachfolgenden Zeiten. Deßwegen iſt, ich geſtehe es Ihnen, mir keine Vertheidigung der evangeliſchen Geſchichte etwas werth, als eine hiſtoriſche. — —

18.

Breslau, den 27. Aprill 1774.

Mein liebſter Freund!

Ohne außerordentliche Zufälle von Krankheit, und ohne Zerſtreuungen, hat es mir doch ſchon ſeit vielen Wochen an Kraft und an Muth gefehlt, an meine Freunde zu ſchreiben. Und doch habe ich manches gedacht, was ich gerne geſchrieben hätte; noch mehreres hätte ich von Ihnen zu wiſſen gewünſcht. Meine Imagination hat mir das eine und das andre ſo gut erſetzen müſſen, als ſie gekonnt hat. Aber jetzo, da ſich ihr Reichthum von neuen Kenntniſſen und Nachrichten, durch Bücher und Menſchen, die von allen Seiten nach Leipzig kommen, ſo ſehr vermehrt: ſo wird mein Bedürfniß, und ohne Zweifel auch ihre Mildthätigkeit zunehmen, und ich denke, ich werde nun mehr Briefe ſchreiben und erhalten, als vorher.

Die wichtigſte unter allen Neuigkeiten wird die ſeyn, daß Gott Ihnen ein geſundes Kind geſchenkt und die Mutter Ihnen erhalten hat. Sie ſchrieben mir in einem von Ihren vorigen Briefen, daß, wenn wir in Leipzig wären, einer von uns Pathe ſeyn ſollte. Ob nun gleich das leider nicht ſeyn kann, ſo kann doch die Theilnehmung und die Liebe Statt finden, die eine ſolche Verbindung vorausſetzt. Ich werde gewiß das halbe Vergnügen eines

Vaters empfinden, wenn es Ihren lieben Kindern recht wohl geht; und wenn ich einmahl wieder in der Welt etwas zum Beßten andrer Menſchen thun kann, ſo werde ich es für ſie gewiß am liebſten und mit dem größten Eifer thun.

In dem Buche of the origine of language iſt doch ſehr viel Inſtructives, ob gleich vielleicht weder die hiſtoriſchen Wahrheiten genau genug geprüft, noch die philoſophiſchen alle recht durchdacht ſind.

Niebuhrs Reiſe nach Arabien wünſchte ich ſchon zu haben, weil ich doch ſchon ſein erſtes Werk beſitze. Alſo ſeyn Sie immer ſo gütig und ſubſcribiren Sie darauf.

Ich möchte gerne heute in Ihrer Stube ſeyn, und ein Bischen, wie ich ſonſt gewohnt war, unter den Büchern wühlen, die auf Ihrem Spinette liegen, obgleich auch dieß, wie Salomo ſagt, eitel iſt, und eine böſe Mühe: denn ſieht man nur die Bücher; ſo erregen ſie eine Begierde; lieſt man ſie aber: ſo wird man bald ihrer überdrüßig. — Unterdeſſen Plato, Cicero und Montaigne gefallen mir doch wieder; — und wirklich wahrer Verſtand, er ſey in einem Buche, oder in einem Geſpräche iſt unter allem, was Menſchen begehren oder woran ſie ſich ergetzen, das am wenigſten Eitle. Der Genuß kann hier oft noch die Erwartung übertreffen.

Wenn von den engliſchen Büchern mir einige können zum Durchleſen erlaubt werden: ſo würden die Breslauer Buchhändler ſie bequem mitnehmen. Auch den Roman, wenn Sie ihn überſetzt haben, wofern Sie ihn ſo gut finden, als den Klinker, laſſen Sie mir doch im Original zukommen. — Haben Sie des Thomas histoire des éloges noch nicht geſehen? — Da die teutſchen Autoren für die Engel und die höhern Geiſter ſchreiben: ſo müſſen ſolche Erdwürmer, als ich bin, ſchon mit der großen franzöſiſchen und engliſchen Nahrung zufrieden ſeyn. — Wiſſen Sie wohl, daß es mir wehe gethan hat, daß Sie es für möglich halten, daß ich nicht mehr nach Leipzig kommen werde? Nein, den Schreibetiſch verkaufe ich nicht. Aber ein Vergrößerungsglas iſt noch drauſſen; das verkaufe ich gerne. Ich glaube, 30 bis 40 Reichsthaler hat es gekoſtet. Für 20 gebe ich es. — Haben Sie doch Dank, liebſter Freund, für alle Ihre freundſchaftlichen Beſorgungen. Sie würden Ihnen ſehr viel Mühe machen, wenn Sie mich nicht ſo lieb hätten. Grüße von allen. Ich bin ꝛc.

19.

Breslau, vom Sommer 1775. *)

Mein liebſter Freund!

Ich kenne die Geduld, mit welcher Sie zu leiden wiſſen, und ich halte Sie deßwegen hoch. Der Himmel gebe, daß Sie nun nichts mehr zu leiden haben! Mäßigen Sie immer ein wenig Ihre Activität, ſo wie ich die meinige habe mäßigen müſſen. Ich ſehe ſo viel Tage über mein Haupt dahin fahren, ohne daß eine Spur von denſelben zurück bleibt; vielleicht wird mein ganzes Daſeyn auf dieſe Weiſe vergehn: — demohnerachtet muß ich glauben, nicht umſonſt gelebt zu haben, wenn ich nur jeden Tag durch einige gute Gedanken meinen Geiſt genährt, und durch Geduld und Hoffnung mein Gemüth beruhiget habe. Ich hätte innere und äußere Urſachen genug, warum ich zu arbeiten wünſchte. Ich empfinde, troß meiner Krankheit, alle Begierden ſich in mir regen, die die Natur jemahls in eine menſchliche Bruſt gelegt hat; — und keine derſelben iſt durch das bloße Glück ſo ſchon erfüllt, daß meine Arbeit dazu nicht nothwendig wäre. An der Verbeſſerung meiner Umſtände, an der Verbeſſerung der Welt zu arbeiten, das wa-

---

*) Durch ein Verſehen hat dieſer von G. mit keinem Datum bezeichnete Brief ſeine Stelle um einige Nummern zu früh erhalten.

ren ehemahls zwey ſtolze und angenehme Ausſichten, mit welchen ich mir ſchmeichelte. Beyde ſcheinen ſich geſchloſſen zu haben. Eine bleibt noch übrig, an meiner eignen Beſſerung zu arbeiten. — Ich denke zuweilen, ich thue es; und doch iſt der Erfolg davon ſo geringe, ſo zweydeutig, daß ich oft ungewiß bin, ob ich rückwärts oder vorwärts gehe. — Nun wohl mir! es gibt noch einen beſſern Richter von mir als ich ſelbſt bin. Der wird ſich vielleicht künftig einmahl ſo weit herablaſſen, mich mir ſelbſt aufzudecken; mich über meine Tugenden und über meine Fehler zu belehren; mir auch die Urſachen meiner körperlichen Uibel, und ihre Abſicht zu entdecken. — Dieß iſt die Idee, die ich mir von einem künftigen Gerichte mache, und auf welche ich mich freue.

Aber wieder zurück auf mich zu kommen: die Hitze beugt mich darnieder. — Meine Mutter iſt die einzige Geſunde unſers Hauſes. Mein Onkel geht mit großen Schritten ſeinem Grabe zu. Seine Schenkel geſchwellen, ſeine Bruſt wird beklommen, ſein Geſicht hager und ſchmal; die der blühenden Geſundheit und der Fröhlichkeit der Jugend genießen ſollte, leidet auf mancherley Weiſe und erwartet beßre Tage erſt in der Zukunft. Aber des Klagens iſt nun genug, und ich will doch noch etwas anders mit Ihnen reden.

Wenn man auch Engeln wegen ſeiner Trägheit ſchilt: ſo muß man doch ihm wieder gut werden, wenn man etwas von ihm lieſt. In ſeinem Philoſophen für die Welt iſt mehr als ein gutes Stück; aber das letzte zeichnet ſich vorzüglich durch eine vortreffliche ausgearbeitete, und doch ungezwungene und verſtändliche Schreibart aus. Ich glaube nicht, daß man über philoſophiſche Materien beſſer ſchreiben kann. Auch die Geſinnungen, die in dieſem Stücke und in andern herrſchen, und die ihm wirklich von Herzen gehn, erwerben ihm die Hochachtung des Leſers. — Ich finde in den beyden allegoriſchen Stücken, den Göttinnen und der Höhle von Antiparos, Auswüchſe der Einbildungskraft, unbedeutende Parthien des Gemähldes, die ſehr mühſam ausgeführt ſind. Aber der Vortrag und der Styl macht auch das Unbedeutende nicht unangenehm; und bey der erſten Allegorie iſt die Anwendung ſehr paſſend und intereſſant; bey der zweyten weniger, aber dafür iſt der Endzweck deſto beſſer. — Das kleine Gemählde von Johann Witt unterhält ſehr anmuthig, und iſt lehrreich. Der Charakter hat etwas Neues; er hat das Naive, nicht des ganz ſimpeln Ländlichen, ſondern des kleinen bürgerlichen Stadtlebens; in welcher Claſſe, die man gemeiniglich von der poetiſchen Nachahmung ausſchließt, es doch wohl auch Charaktere geben kann, die werth wären, geſchildert zu werden. Mit einem Worte, dieſe Schrift, hoffe ich, wird Engeln Freunde machen.

Lavaters Phyſiognomik leiſtet mehr, als ich hoffte. Meine Gedanken darüber ſind noch nicht reif; ich habe das Buch zu kurze Zeit in Händen gehabt. Ich verſparre mein ausführliches Urtheil bis auf einen Brief an Zollikofer.

Mit Herrn R. Heirath bin ich wirklich ſehr zufrieden. Ich habe die Demoiſelle H. in Leipzig geſehen, und ſie hat mir gefallen; ſie hat eine Schweſter hier, der ich die Vortheile dieſer Verbindung auch gönne, und R. wird gewiß dabey an Vergnügen und perſönlichen Eigenſchaften gewinnen.

Sie würden mir einen großen Gefallen thun, lieber Freund, wenn Sie mir ſchrieben, wie viel auf die Luftpumpe ſchon iſt bezahlt worden, wie viel Sie von Reiches Rechnung mit dieſem Gelde abgethan haben, und wie viel ich dem letztern noch ſchuldig bin. — Was Sie mir von dem Anerbiethen der Mad. Dyck ſagen, iſt wirklich kein neuer Bewegungsgrund für mich. Ob ich gleich glaube, wenn ſich der König für ſein Regieren bezahlen laſſen kann; ſo kann ſich auch der Gelehrte für ſein Bücherſchreiben bezahlen laſſen, und doch den Hauptzweck nicht über dieſem Nebenzwecke vergeſſen. Aber wenn es darauf ankommt, einem Freunde einen Gefallen zu thun: ſo iſt es etwas anders. — Ich habe Ihnen z. B. einmahl Anmerkungen zu Sulzern verſprochen, um Ihnen zu zeigen, daß ich das nicht vergeſſen habe, und nur durch meine Umſtände gehindert worden bin, fortzufahren, will ich Ihnen einige Artickel, ſo bald Sie wollen, ſchicken, über die ich etwas niedergeſchrieben habe. Es iſt aber nicht der Mühe werth, zwey oder drey ſolcher kleinen Berichtigungen zu einem Wérke von ſolchem Umfange drucken zu laſſen; es hingegen ganz durchzugehen, machte ein eigenes Werk aus. — Wenn ich mehr Geſundheit, oder mehr Selbſtgefälligkeit hätte, ſo ſollten Sie viel von mir haben. Zwar ſelbſt gefalle ich mir ganz wohl, und wohl zu gut. Aber was ich ſchreibe oder ſage, mißfällt mir oft; weil ich glaube, ich könne es noch beſſer machen, und die Meinung, die andre dadurch von mir bekommen würden, ſey noch unter der Wahrheit. Das iſt auch Eitelkeit.

Ihrer Naturforſchenden Geſellſchaft wünſchte ich beyzuwohnen. Dieſe Unterſuchungen ſind ſo hübſch, weil man niemahls zweifeln darf, ob auch das Ding da ſey, wovon man ſpricht, welches bey metaphyſiſchen, hiſtoriſchen und auch moraliſchen Unterſuchungen zuweilen der Fall iſt.

Der Catalogus der Doubletten, (alles Doubletten?) iſt mir zu Geſicht gekommen; ich werde ihn durchſehen, und Ihnen weiter davon ſchreiben. Leben Sie wohl. Ich und die Meinigen empfehlen ſich Ihrem und der Ihrigen Andenken.

20.

Breslau, den 10. Sept. 1774.

Wenn man wenig thun kann, liebſter Freund, ſo rechnet man das, was man thut, ſehr hoch. Und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß mein letzter Brief drey Bogen ſtark war, und Ihre Antwort darauf, nur einen. Sie müſſen denken, daß ich jetzt ein armer Mann bin, der wenig Ideen einnimmt, weder durch die Sinne; (weil mein Haus abgelegen, mein Horizont enge iſt, und meine Begebenheiten alle Tage dieſelben ſind;) und durch die Lectüre: denn ich leſe wenig, und vergeſſe, ehe ich ſchreibe, wieder viel von dem, was ich geleſen habe. Ich bin zwar nicht ganz leer an Gedanken, aber es ſind ſolche, die ganz für mich gehören; die aus dem engen Kreiſe meiner jetzigen oft unangenehmen Empfindungen geſchöpft ſind, und die, wenn ſie mitgetheilt werden ſollen, zu viele Zubereitung brauchen. Sie hingegen, was haben Sie nicht alles! eine Menge Fremde, die Sie beſuchen, und unter welchen doch mancher intereſſante Mann vorkommt, Correſpondenzen, Bücher, Kupferſtiche, Gemählde. Ihr Reichthum wird Ihnen zur Laſt. Schütteln Sie alſo manchmahl einen Theil davon ab, und geben Sie mir etwas: ſo werden Sie leichter, und ich werde lebhafter und munterer. Wie haben auch viele Fremde hier gehabt, Leute vom

Ran-

Range in der Welt, und darunter auch ſehr verſtändige Männer, wie man ſagt; aber die kamen nur des Königs, nicht meinetwegen hieher; ich erfuhr und ſahe nichts von ihnen, als da ſie weg waren. Wenn ich ja König werden ſollte: ſo müßte es ſo ein König von Preußen ſeyn, wo doch perſönliche Hochachtung mit der Verehrung ſeines Standes zuſammenkommt; obgleich — aber davon wäre zu viel zu ſagen.

Ein andrer König, der König unſrer Literatur, Klopſtock, der uns nicht bloß beherrſchen, ſondern gar unſern Staat erſt bilden will, — was ſollte ich wohl von dem ſagen? Ich möchte der auch nicht ſeyn; aber noch weniger ſein Unterthan. Seine Geſetze verſtehe ich nicht, und ihre Abſichten noch weniger. Ich werde das Buch nicht leſen; denn ich leſe ſo entſetzlich langſam, daß ich es mir zur Sünde rechnete, ſo lange Zeit, als ich brauchte, darauf zu wenden. Ich will etwas haben, was mich erbaut, mich aufklärt oder mich beſſer macht. Und das thut das Buch nirgends, ich mag es aufſchlagen, wo ich will. Es iſt Gutes darin, aber das iſt blos im Kleinen: es betrifft Bemerkungen über die Poeſie, und ich mache ja keine Verſe; oder es ſpottet über die Kritiker, und ich bin kein Kritiker mehr. Das Große, das allgemein Nützliche, was ich in einem Buche ſuche, das von einem großen Genie herkommt, das finde ich nicht. Die Verachtung gegen alles Ausländiſche, ein gewiſſer, wie mich dünkt, übel verſtandner Patriotiſmus, das iſt der Hauptbegriff, der, wie ich weiß, darin herrſcht. Aber ich bin ſchon zu ſehr durch die Franzoſen und Engländer angeſteckt, und werde alſo niemahls in der Republik, wo das Haupt der Gelehrten ſo denkt und ſo ſchreibt, zünftig werden. Und in der That würden die Strafen, ſo kindiſch ſie mir auch ausſehen, für mich Kranken wirkliche Qualen ſeyn. Denn Folianten zu tragen, iſt über meine Kräfte.

O heiliger Sokrates, bitte doch für uns daß deine geſunde Vernunft und deine Simplicität wieder zu uns zurückkehren, und daß wir uns weniger darum bemühen, Original-Teutſche, als vernünftige Geſchöpfe und Menſchen zu ſeyn! Leben Sie wohl.

21.

Breslau, den 18. Sept. 1774.

Schon wieder ein Brief von mir, liebſter Freund, vornehmlich um Ihnen zwey junge Leute aus meiner Vaterſtadt zu empfehlen, die auf ein halbes Jahr nach Leipzig kommen. Sie heiſſen von Paſchali: der älteſte hat bisher in Halle und Göttingen ſtudiert, und kommt nach Leipzig, ſich zu erhohlen, und ſich noch mehr zu bilden. Der jüngſte kommt von hier, ſoll kein Gelehrter von Profeſſion werden, ſoll aber doch einmahl andre Menſchen und Sitten, als die in ſeiner Vaterſtadt, ſehen und lernen, ſo viel er lernen kann. Der Vater hat große Hochachtung für Sie, und weiß, daß Sie mein Freund ſind. Er hat mich alſo gebethen, ſeinen Söhnen Ihre Bekanntſchaft zu verſchaffen. Doch Sie kennen den älteſten ſchon. Er war auf ſeiner erſten Reiſe nach Halle, auch in Leipzig, und ich brachte ihn zu Ihnen. Aber er wird ohne Zweifel ſich ſeit der Zeit mehr gebildet haben, und Ihren Umgang beſſer nutzen können.

Die andre Hauptabſicht meines Briefes iſt, Sie um verſchiedene Perſonen zu fragen, die mir durch Gellerts Briefe merkwürdig geworden ſind. Ich hätte ſchon gewünſcht, daß Sie dieſe Briefe ganz mit mir leſen, und mir commentiren könnten. Zuerſt, wie heißt dann die Mamſell in Dresden, mit der Gellert eine ſo lange Correſpondenz geführet hat? Ihre erſten Briefe ſind, ſo wie ein junger Student, der in ſich mehr Witz und Fähigkeit fühlt, als andre, welche er kennt, an einem berühmten Mann ſchreibt, dem er gefallen will, voll ausgeſuchter Lobſprüche, voll artiger, aber etwas ausgeſuchter Wendungen; nett polirt, aber leer. Ihre folgenden Briefe behalten zwar den ſchmeichelnden Ton noch immer etwas, aber ſie fängt doch wirklich an, ihre Gedanken und Empfindungen zu entwickeln. Dieſe ſind nun zwar manchmahl ſo fein, ſo alambiquirt, wie die gelehrten Frauenzimmer ſie haben, — aber doch ſind darunter auch viele wahre tugendhafte und edle. Am beſten gefallen mir die Briefe, wo ſie am meiſten von ſich, ihren häuslichen Umſtänden, ihren Freunden ſo gerade weg ſchreibt. Sie drückt ſich wohl aus, und hat wirklich durch dieſe Correſpondenz gewonnen. Alſo, wer iſt ſie denn? Ich habe ſie aus den Briefen lieb genug, um gerne zu wiſſen, wie ſie heiße, was ſie mache, wer ihr Mann ſey oder werden ſolle ꝛc.

Die zweyte Hauptperſon aus den Briefen iſt Moritz. Iſt er todt, oder iſt es der Geſandte in England? Gellerts Liebe gegen ihn war wirklich groß, und wie immer die väterliche Liebe die größte iſt, ſo iſt auch in Gellerts Briefen noch mehr Herz, als in des Grafen. Doch ſind auch dieſe nicht ſchlecht.

Den Herrn von R., der ihm die Penſion gegeben hat, ein Preußiſcher Unterthan, wie es ſcheint, möchte ich auch kennen. Man ſieht in Gellerts Briefen Dankbarkeit, Achtung, aber keine herzliche Zuneigung.

Dem Böhmiſchen redlichen Geiſtlichen hätte ich eine noch freundſchaftlichere, noch rührendere Antwort gewünſcht. Aber Gellert konnte nicht immer, was er wollte. Der gute und der unglückliche Mann! Ich bin ihm ſeit zwey Jahren in meinem Leiden ſehr ähnlich geweſen. Möchte ich ihm doch auch in ſeinem Eifer Gutes zu thun, gleich werden!

Wiſſen Sie etwas mehr von der Geſchichte des jungen liederlichen Menſchen, der in Gellerts Armen geſtorben iſt? — Warum kommt denn nichts von dem Menſchen aus der Inſel S. Euſtachius vor? Warum kommt ein Brief von mir vor; eben ſo leer und ſo geputzt, wie es mir damahls zukam, aber nicht wie ich als Leſer es heute wünſche? Viel Fragen auf einmahl. Aber viel wünſchte ich noch zu wiſſen, was ich nicht frage. Lieber Weiße, ſo wird man geplagt, wenn man viel weiß, und ſo gutherzig iſt, wie Sie.

Und nun, was machen denn Sie, Ihre liebe gute Frau, ihre Kinder, ihre Freunde? Woran arbeiten Sie, was leſen Sie? Sie ſchreiben viel Briefe. — Aber keinen an mich. Nun wenn Sie mich nur in der Stille lieb behalten, ſo mögen Sie immer andern ſchreiben, und die weniger lieb haben. — Aber dann komme auch ein langer langer Brief.

Ich friere heute, wie mitten im Winter, und zittere und ſchreibe fort.

Lieber Freund, wünſchen Sie mir etwas mehr Lebensgeiſter, mehr Wärme; — Geld und das Ubrige brauche ich viel weniger. Ich mit den Meinigen bin u. ſ. w.

28.

Breslau den 19. Oct. 1774.

Mein liebſter Freund,

Werden Sie auch wohl bald müde werden, meine Briefe zu leſen? Ich werde nicht müde, ſie zu ſchreiben, auch wenn ich keine Antwort erhalte. Das einſeitige Geſpräch iſt freylich nicht ſo angenehm, als das, wo man immer wechſelsweiſe ſpricht und hört. Aber es hat doch noch etwas angenehmeres, ſeine Gedanken auch an einen ſtilleſchweigenden Freund, als bloß an ſich ſelbſt, zu richten.

Die erſte Urſache, warum ich Ihnen heute wieder ſchreibe, iſt die Anzeige von der Lavaterſchen Phſiognomik. Ich und wir alle möchten das Buch gerne; und doch wird es ſo greulich theuer. Was meinen Sie dazu? Haben Sie ſchon etwas vom Manuſcripte geleſen; haben Sie die Zeichnungen geſehen? Meine Gedanken von dem Werke, zufolge der Anzeige, ſind dieſe. 1) Wenn Lavater von den Männern, die er aufführt, bloß nach ihren Portraiten urtheilt: ſo muß er ſich nothwendig oft betriegen, nicht nur, weil nicht alle Portraits gleich ähnlich ſeyn werden, ſondern auch, weil, wie ich glaube, ſelbſt die beſten und ähnlichſten Portraits nur immer einen Theil der wirklichen Züge des Geſichts und des Körpers ausdrücken. Es geht den Mahlern faſt, wie den Dichtern nur mit einigem Vortheile. Sie können beyde nicht die Objecte, die ſie ſchildern, ganz erſchöpfen. Jeder muß ſich nur aus dem bis ins unendlich Kleine beſtimmten Ganzen, einige auffallenden Hauptheile, einige vorzüglich charakteriſtiſchen Züge heraus leſen, woran Zuſchauer und Leſer die Sache erkennen können. Deßwegen glaube ich auch, daß die verſchiedenen Manieren der Portrait-Mahler mit darin liegen, daß jeder gewiſſe eigne Züge des Geſichts vorzüglich auszuſuchen und zu gebrauchen gewohnt iſt. Ein andrer wählt andre, und macht doch ein ähnliches Bild. Nun denke ich alſo, daß die Phyſiognomik in der Praxis eine ſo ſchwere Kunſt ſey, daß man, wenn man auch alle natürliche Anlage dazu hat, doch nur aus dem Anblicke der Perſon ſelbſt, und zwar im Ganzen und mit allen ihren Bewegungen, Minen, Geberden zuſammen genommen, einen etwas ſichern Schluß auf ihren Charakter machen könne; alsdann erſt muß man dieſen ganzen Inbegriff zergliedern u. ſ. w. Aber aus den vom Mahler zum Theil willkürlich gewählten, niemahls vollſtändigen und immer unbeweglichen Zügen eines Portraits wird ſich niemahls etwas ſicheres ſchließen laſſen.

2) Er will von allen bekannten Männern freymüthig, und doch ohne ſie zu beleidigen, reden. Das iſt ſchwer. Wie? Sollte der Ruf immer wahr reden? Sollte Lavater in dem Geſichte aller derer, die ihm für redliche und denkende Männer ausge-

geben worden ſind, auch wirklich Redlichkeit und Verſtand entdecken? Sollte er in dem Geſichte manches in einer gewiſſen Gattung großen Schriftſtellers, Gelehrten und Künſtlers, nicht auf der andern Seite, Albernheit, Stolz oder neidiſches Weſen gewahr werden? Was wird er alsdann thun? Schweigen? ſo wird ſeine Erklärung nicht lehrreich. Die Wahrheit ſagen? ſo wird er beleidigen.

Alſo ſehe ich wirklich nicht, was dieſe Menge Portraits eigentlich ſo ſehr großes ausrichten ſoll. Seine Theorie muß er von Bemerkungen an lebendigen, gegenwärtigen Menſchen abſtrahirt haben. Am beſten wäre es, ſeine Leſer hätten gerade eben die Menſchen vor Augen. Das iſt nun aber unmöglich. Was ſoll er alſo thun? Mich dünkt: ſeine Reſultate beſchreiben, und durch Kupfer klar machen, und jedem die Anwendung auf die Menſchen, die um ihn ſind, überlaſſen. Beſſer wäre es noch, oder mir lieber, er ließe alle ſeine Portraits in Zürich von den Leuten machen, die er täglich ſieht und ſpricht. — Aber daß er dazu die bekannteſten Gelehrten ausſuchen will, iſt zwar zur Erregung der Neugierde ſehr dienlich, aber zur Erhaltung der gehörigen Unparteylichkeit, Wahrheitsliebe u. d. gl. ſehr hinderlich. Sagen Sie mir doch Ihre und meiner Freunde Gedanken. Der Styl iſt auch zu blumenreich für ein inſtructives Buch. Erſt belehren, und dann rühren; oder vielmehr alle wahre und deutliche Belehrung über intereſſante Materien wird von ſelbſt angenehm, ſchön und rührend.

Der zweyte Punct betrifft Robertſons America; den ich neulich nur kurz berührte. Ich möchte das Werk doch gerne überſetzen: denn ich glaube, es wird der Arbeit und Mühe werth ſeyn; und wenn ich auch nicht größre Uiberſetzungstalente habe, ſo habe ich wenigſtens Aufmerkſamkeit und Gefühl von dem, was klar und was unverſtändlich iſt. Uiberdieſes würde es mir eine Einnahme verſchaffen, die mir nicht unlieb wäre. Haben Sie alſo die Güte, ſich zu erkundigen, wer die Uiberſetzung ankündigt, ob das Werk im Engliſchen ſchon heraus, ob die Uiberſetzung ſchon angefangen ſey. Wenn es einen Buchhändler gibt, der warten kann und mich nicht treibt, und das Buch nicht zu ungeheuer groß iſt; ſo möchte ich es gerne übernehmen. Und nun erwarte ich auf drey Briefe Antwort. Die Meinigen alle empfehlen ſich allen den Ihrigen.

23.

Breslau, den 19. Nov. 1774.

Ich habe die Leiden des jungen Werther geleſen *); und ſie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieſer Art ſeit langer Zeit gemacht hat. Dieſes Einzige iſt ſchon ein großes Verdienſt des Werkes in meinen Augen, weil ich ſo lange faſt durch keine andern Leiden, als durch meine eignen, ſtark gerührt worden bin; und weil dieſe Rührung bey fremder Noth etwas ſo angenehmes und befriedigendes für die Seele iſt. Ich habe alſo bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieſes Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es dieſe gethan: erſtlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menſchen eingenommen worden bin, der eine ſo edle Seele, eine ſo lebhafte Empfindungskraft, und einen ſo tiefdringenden Verſtand ganz in einen einzigen Gegenſtand verſenkte, und in denſelben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in ſeine Lotte verliebt worden, ſo wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige iſt etwas ſehr Gutes, und ſeine

---

*) Man wird zwiſchen den hier geäußerten Ideen und einem Aufſatze in dem Philoſophen für die Welt (Th. 1. St. 2.) eine große Aehnlichkeit finden. So viel wir wiſſen, rührt der letztere ebenfalls von Garve her.

Leidenſchaft ſteckt an. Endlich habe ich, bey der Vorausſetzung, daß der Fond der Geſchichte wahr ſey, mich damit getröſtet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergeſſenheit, ſondern Liebe gegen ein anderes Geſchöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, ſeinen letzten ausſchweifenden Schritt hervorgebracht hat. — Sie ſagen, Sie wünſchten, daß jemand in Wilhelms Nahmen ihn widerlegt, und ſeine Briefe beantwortet hätte. Aber es kommen nur wenig Gründe für den Selbſtmord darin vor; am meiſten redet bloß die Leidenſchaft. Das wäre nun zwar ſehr leicht, jene Gründe zu beantworten, und dieſe Leidenſchaft zu beſtreiten. Bey geſunder Vernunft läßt ſich ganz deutlich zeigen, daß Werther ſich irrt, wenn er glaubt, es gebe kein Frauenzimmer mehr, mit welchem er glücklich ſeyn würde, als Lotten; daß dieſe Concentration aller Begriffe und Begierden auf ein Object, unſrer Natur, der Natur der Dinge, der Wahrheit und der Pflicht entgegen ſey. — Aber das iſt unendlich ſchwer, ſelbſt in der Leidenſchaft zu ſeyn, oder ſich in dieſelbe zu verſetzen und doch dabey den Ausweg zu ſolchen Ideen zu finden, die ſchon eine Abkühlung des Affekts vorausſetzen. Das Beſte, was man einem ſolchen Menſchen ſagen kann, ſagt ihm wirklich Lotte. „Sie haben, ſagt ſie, ſeit geraumer Zeit, keinen andern Menſchen beſucht, als uns; das hat Sie eingeſchränkt und unthätig gemacht. Gehen Sie wieder in die Welt und unter die Menſchen. Sie werden dort gewiß würdige Frauenzimmer finden, die Ihnen gefallen. Wählen Sie eins; und dann kommen Sie zu uns zurück, und wir wollen als Freunde leben.“

Ich würde noch einen andern Rath beyfügen, der ſich auf das ganze Temperament des Werther bezöge. Sein Hauptfehler iſt nähmlich: er fällt immer mit ganzer Seele nur über einen oder einige wenige Gegenſtände. Dieſe liebt und verehrt er bis zur Ausſchweifung; alle andern verachtet und haßt er. Deßwegen klagen ihn ſeine Neider des Stolzes an; und den hatte der junge J. wirklich, wofern Werther ihn vorſtellen ſoll. Er ſchätzt ſich ſelbſt ſeiner übertriebnen Empfindlichkeit wegen ſo hoch, daß, eben, indem er glaubt durch dieſelbe ſich bis zum Gräschen und zum Inſekt herablaſſen, und dieſe alle mit ſeiner Liebe umfaſſen zu können, er darüber gute Menſchen, ſeines Gleichen, die aber ruhiger und kälter, oder auch vielleicht nur nicht vornehm oder angeſehen genug ſind, von ſich ſtößt, und von ſeinem Wohlwollen ausſchließt. Uiber den Menſchen iſt hin und wieder ſehr wahr philoſophirt. Aber wenn das alles endlich da hinausläuft, daß dieß Leben wirklich ein frivoles, unbedeutendes Leben für einen nach Erkenntniß und Vollkommenheit ſtrebenden Geiſt ſey; und wenn man doch dabey das Daſeyn eines immer lebenden vollkommenſten Geiſtes annimmt: ſo muß dadurch eben die Idee eines uns unbekannten, unbegreiflichen Plans deſto ſtärker werden, den die höchſte Weisheit mit uns ausführen will, und den wir, eben weil wir ihn nicht kennen, ſo wenig ſtören müſſen, als uns möglich iſt.

Mit dem Ausdrucke, mit einigen einzeln zu weit und zu künſtlich ausgemahlten Bildern, mit einigen gar zu weit getriebnen, und unnatürlichen Ausdrücken der Leidenſchaft bin ich weniger zufrieden. Daß in dem Verfaſſer kein gemeiner Geiſt wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem ſolchen wird unſer Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Möchte doch auch Engel endlich ſeine Beſtimmung finden! Ich ſehe ihn gern in Gotha, da der beſte meiner hieſigen Freunde, ein Mann aus unſerm Adel *), liebenswürdig und geliebt, aber kränklich, dieſen Winter auch dort iſt. — Sein Wochenblatt erwarte ich auch ſobald noch nicht; und meine Beyträge werden nur geringe ſeyn können.

Des Ogilvie Werk reizt mich noch nicht, bis auf weitere Erkundigung.

Mein Onkel hat hier irgendwo das Portrait des D. Jarius geſehen, und findet es einem unſrer hieſigen Freunde ſehr ähnlich. Er will den Spaß machen, dieß Kupfer dieſem in die Stube zu hän-

---

*) v. Paczensky.

gen, als wenn es ſein eignes Bildniß wäre. Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, es zu kaufen, und mit der Poſt herzuſchicken. Es iſt doch nur ein Junius geſtochen, ſo viel ich weiß, und das von Bauſen? In dieſem Falle können Sie alſo nicht irre gehn.

Meine Mutter und meine Couſine empfehlen ſich Ihrer und der Ihrigen herzlichen Freundſchaft.

Ich hätte noch vielerley zu ſagen. Aber der Brief iſt ohnedieß zu lang. Alſo behüthe Sie der liebe Gott; und laſſen Sie wieder einmahl etwas von ſich hören.

24.

Breslau, den 22. Nov. 1774.

Liebſter Freund!

Ihr lieber Brief hat mich für Ihr langes Stillſchweigen ſchadlos gehalten. — Vor allen Dingen möchte ich wegen des Robertſons in Richtigkeit ſeyn. Ich habe an Reichen deßwegen geſchrieben, ehe ich Ihren Brief bekam, und ehe ich wußte, ob ich bald einen bekommen würde. Vielleicht iſt dieß Ihnen jetzo nicht recht lieb, und das ſollte mir leid thun. Was aber die Geſchwindigkeit betrifft, mit der, wie Sie ſchreiben, das Buch überſetzt werden muß: ſo bitte ich Sie doch um des Himmels willen, was wird denn aus unſerer Literatur werden, wenn ſich die Autoren ſo nach dem Willen der Buchhändler bequemen ſollen? Robertſons Geſchichte von Carl dem Fünften hat dem Franzöſiſchen Uiberſetzer Saurin einen Platz bey der Franzöſiſchen Akademie zuwege gebracht, und er verdient ihn in der That, wenn er ein Werk von dieſer Wichtigkeit national gemacht, und das Vergnügen und den Unterricht, die das Original verſchafft, ſeinen Landsleuten ohne Verminderung überliefert hat. Aber hat die teutſche Uiberſetzung dieſes Werks die geringſte Aufmerkſamkeit erregt? Iſt es wohl von Andern als von Gelehrten geleſen worden? Das Werk bleibt immer vortrefflich, aber das Vergnügen des Leſens iſt ſicher durch die Uiberſetzung ſehr geſchmälert. Sagen Sie mir, wie iſt es möglich, ſo geſchwind zu überſetzen, ohne zugleich mit Verdruß und Widerwillen zu überſetzen? Und wie kann das gut werden, was man mit Verdruß macht? Ich gebe gerne zu, daß der Autor ſchuldig iſt, auch auf des Buchhändlers Vortheil zu ſehen, und alſo nicht freywillig zu ſäumen und faul zu ſeyn. Aber mit einer ſolchen Haſtigkeit arbeiten, um nur einem andern zuvorzukommen, das muß alles Vergnügen an dem Buche ſelbſt, alle Imagination, alles Nachdenken tödten. — Alsdann entſage ich von ganzem Herzen allen Uiberſetzungen. Ich kann das nicht, wenn ich auch wollte; und ich will es auch nicht. Ich würde nicht faul ſeyn, wenn ich beſonders geſund wäre; aber die Zeit muß mir doch nicht vorgeſchrieben ſeyn. Iſt dieſes alſo bey dieſem Buche nicht möglich; ſo ſey es noch ſo ſchön: ich überlaſſe es gerne einem andern. Meinen Nahmen würde ich mich nicht ſchämen auf eine Arbeit zu ſetzen, die ich ſo gut gemacht hätte, als in meinen Kräften ſtände. Aber es zum voraus unter meinem Nahmen ankündigen zu laſſen, das kann ich nicht, ſo lange ich das Buch nicht geſehen und meine Kräfte daran gemeſſen habe. Es kann über dieſelben ſeyn, und dann ſchicke ich es bald zurück. Mancher gute Schriftſteller einer andern Sprache iſt doch doppelt ſchwer in unſre gut zu überſetzen. Manche Schreibart kann auch von meiner gewöhnlichen ſo weit abgehn, daß ich ſie niemahls recht treffe. Aber ich bitte Sie doch wirklich, liebſter Freund, widerſetzen Sie ſich, nach dem Anſehn, das Sie in der gelehrten Welt haben, dieſem Deſpotismus der Buchhändler. Ich bin gar nicht für die Klopſtockiſchen Anſchläge. Ich arbeite nicht um des Geldes willen, und laſſe gerne einem Verleger den größern Profit, aber er muß mir auch meine Freyheit laſſen.

Liebſter Freund, haben Sie für die angenehmen Nachrichten, die Gellerts Briefe betreffen, tauſend Dank. — Mehr erlaubt mir heute mein Kopf nicht, der ſchlecht iſt. Viel Geſchrey und wenig Wolle, das iſt das Motto meines heutigen Briefes. Was ein Paar Zeilen einnehmen ſollte, macht faſt den ganzen Brief aus. Und überdieß weiß ich nicht, was der Affect bey der Sache nöthig war. Alles hat ſeine Urſachen; und wenn alſo unſre Verleger uns Autoren mehr geniren, als bey andern Nationen: ſo liegt das in vielerley Umſtänden, durch welche die Sache vor den Augen der Vernunft entſchuldigt wird. So ſchließe ich denn endlich noch meinen Brief in Friede mit der ganzen Welt, und ziehe mich wieder darauf zurück, an mir ſelbſt zu tadeln und zu beſſern, was ich kann; und die übrigen Mängel der Welt, die ich manchmahl viel eifriger bin weiß zu waſchen, als meine eignen, der Vorſehung zu überlaſſen. Und Ihnen überlaſſe ich dann auch ganz, was Sie für mich wegen der Uiberſetzung wählen wollen. Bekomm ich ſie, ſo werde ich ſie ſuchen gut zu machen: aber weiter kann ich nichts verſprechen; nicht einmahl, daß ſie wirklich gut werden wird.

25.

Breslau, den 7. Dec. 1774.

Liebſter Freund,

Ich und mein Onkel, wir haben beyde gleiche Urſache, Ihnen für alle das Schöne, was Sie uns, viel geſchwinder, als wir es erwarteten, geſchickt haben, zu danken. Mein Onkel würde Ihnen ſelbſt ſchreiben, wenn er nicht von mir gehört hätte, daß die Anzahl Ihrer Correſpondenten ſchon ſo groß ſey, daß ſie Ihnen zuweilen beſchwerlich wird. Der Ogilvie iſt immer eine angenehme Neuigkeit für mich, wenn er auch gleich kein Buch zum überſetzen ſeyn wird. Ich habe ihn gekoſtet, und weiß nun mit ziemlicher Gewißheit, daß er nicht in die erſte Claſſe philoſophiſcher Kunſtrichter gehört. Die Ausdehnung, in welcher er ſein Subject betrachtet hat, würde allerdings ſein Buch intereſſant und reich an neuen Ausſichten machen können. Es wäre etwas vortreffliches davon zu ſchreiben, wie überhaupt der Menſch darauf gekommen iſt, ſeine Gedanken und Kenntniſſe dem Publicum ſchriftlich mitzutheilen; wie durch die Vermehrung der Kenntniſſe und durch die Mannigfaltigkeit der Art des Ausdrucks, dieſe urſprünglich ganz einfache Arbeit, in ſo viel verſchiedne Claſſen getheilt worden, wie das Schreiben, welches eigentlich nichts anders iſt, als die völlig natürliche Mitheilung ſolcher Gedanken, die einem Menſchen wichtig geworden ſind, und welches deßwegen weder in Form noch in Materie beſtimmte Regeln hat, ausgenommen, daß wirkliche Ideen klar geſagt werden müſſen, wie, ſage ich, das Schreiben nach und nach zu einer Kunſt, oder vielmehr zu einem generiſchen Nahmen vieler Künſte geworden, wovon jede ihren eignen Charakter und ihre Regeln hat; wie durch die Abſonderung, in welcher doch immer viel willkührliches herrſcht, die Arbeiten des menſchlichen Geiſtes theils gewonnen, theils verloren haben, indem auf der einen Seite die mehr auf einen Gegenſtand eingeſchränkte Uibung eine größre Vollkommenheit hervorgebracht hat, auf der andern aber die wahre Abſicht aller Rede und Schrift, über der Beobachtung der beſondern Regeln jeder Gattung, vergeſſen worden iſt. — Alles dieſes, und noch viel mehreres und beſſeres, was nur noch dunkel in meinem Kopfe liegt, müßt in einem Buche ſtehen, das über die Compoſition, oder über die Kunſt zu ſchreiben, überhaupt philoſophirte. Ogilvie fängt damit an, den Antheil zu beſtimmen, den jede der drey Hauptfähigkeiten, die er annimmt, Verſtand, Einbildungskraft und Diſcernement, bey dieſer Arbeit haben. Schon dieſe Eintheilung der Fähigkeiten nach ſeinen Definitionen iſt willkürlich, und erſchöpft die Sache nicht. Doch das ſey. Nun iſt aber auch die Function, die er jeder dieſer Fähigkeiten anweiſet, nicht weniger, als tief philoſophiſch. Z. B. „Die Imagination, ſagt er, iſt diejenige Fähigkeit, welche glückliche Nachahmungen, neue Geſtalten und originelle Verknüpfungen von Ideen hervorbringt, und ſo die Materialien zu denjenigen ſchönen und richtigen Illuſtrationen verſchafft, durch welche zu gleicher Zeit der Ausdruck der Schrift erhöhet, und die Wirkung ihres Eindrucks vermehret wird.“ Das klappt wohl recht hübſch, iſt aber nicht viel geſagt. Die Imagination hat wohl wichtigere Sachen bey dem Schreiben zu thun, wenn dieß nähmlich in der Mittheilung ſelbſteigner Gedanken beſteht. Man kann doch nicht denken, wenn man nicht über etwas denkt. Dieſes etwas, der Gegenſtand, wovon wir reden oder ſchreiben, muß allemahl erſt in der Imagination ſeyn, ehe er in den Verſtand kommt, und das ſowohl bey dem Mathematiker, als bey dem Dichter. Was wir ſelbſt in den Sachen ſehen und finden ſollen, das müſſen wir erſt in ihrem Bilde dunkel wahrgenommen haben, ehe wir es einzeln und deutlich denken und mit Worten beſchreiben.

Eben ſo klein und geringfügig ſind die Geſchäfte, die er den andern Fähigkeiten anweiſet. Das Hauptwerk, nähmlich die Erlangung und Hervorbringung der Ideen ſelbſt, die wir mittheilen wollen, läßt er ganz aus. Und doch iſt ſicher die Geſchicklichkeit, wohl und ſchön zu ſchreiben, eine unausbleibliche Folge vollkommner und wahrer Gedanken, wenn man nur nicht in einer fremden Sprache ſchreibt. Der beßte Gedanke im Helvetius oder einer der beßten iſt der: daß der Styl nur eine einzige Vollkommenheit hat, nähmlich Klarheit, Alles andre, was wir dem Style oft zuſchreiben, gehört den Gedanken und den Objecten. Was braucht auch ein Spiegel anders, als rein zu ſeyn?

Dem allen zufolge alſo werde ich das Buch nicht überſetzen, aber doch es leſen, und vielleicht dieſe und einige andre Bemerkungen Ihnen zum beliebigen Gebrauche zuſchicken. — Daß die Urtheile über Sulzers Wörterbuch ſo verſchieden ſind, wundert mich nicht. Erſtens ſind die Artikel ſelbſt in demſelben von ſehr verſchiednem Werthe. Zum andern ſind auch die Geſichtspuncte ſehr verſchieden, in welchen man das Werk betrachten kann. Meine Mutter lieſt mir jetzt alle Morgen daraus vor; und ob wir gleich noch nicht ſehr weit gekommen ſind, ſo haben wir doch ſchon unter den geleſenen Artikeln eine große Ungleichheit gefunden. Der Artikel lächerlich gefällt mir ſehr wenig. Die Definition deſſelben iſt nicht einleuchtend, die Unterarten nicht wohl unterſchieden, und die Beyſpiele nicht paſſend. Hingegen ſind die Artikel Leidenſchaft, Laune, auch Künſte und Mahlerey, ſehr gut. Diejenigen, welche ſagen, es ſey leichte, wiſſen nicht, was dazu gehört, ſo viele Materien zu bearbeiten, die miteinander verwandt ſind. Wenn man einen einzigen Artikel der Mahlerey oder der Dichtkunſt ganz erſchöpfen wollte: ſo würde man eine Menge andrer Artikel mit hineinziehen, und dadurch ſich außer Stande finden, von dieſen wieder etwas wichtiges zu ſagen, ohne ſich immer zu wiederhohlen. Das iſt vielleicht der Hauptfehler der Wörterbücher. Der Schriftſteller darf ſich nicht erlauben, ſo tief in jede Materie einzugehen, als er wohl ſonſt könnte und möchte, weil er dieſelbe gänzlich von den angrenzenden Objecten trennen muß. — Wenn ich das ganze Werk für dazu beſtimmt halte, die Begriffe, die aus den Künſten und Kunſtwerken genommen ſind, allgemein bekannt und populär zu machen; und auf der andern Seite die philoſophiſchen und moraliſchen Ideen und Wahrheiten, die mit der Kunſt verwandt ſind, den Künſtlern beyzubringen; ſo hat das Werk dieſe Abſicht ſehr gut erreicht; und dieſer Endzweck iſt nicht unerheblich. Sollte es aber dazu dienen, Künſtler und Dichter zu bilden, ſo würde es freylich nicht allenthalben genugthuend ſeyn. Doch welches Buch in der Welt würde wohl dazu hinreichen? Sollte es für den Philoſophen geſchrieben ſeyn, ihm die Natur und die Wirkungen der Künſte durchaus bis auf die erſten Grundbegriffe zu zergliedern: ſo würde auch dazu viel fehlen. Der literariſche und der hiſtoriſche Theil iſt der allermangelhafteſte. Aber ſo wie das Buch iſt, enthält es doch eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit, gemeinnütziger Ideen und Wahrheiten, auf eine klare und doch größtentheils richtig philoſophiſche Art erklärt: daß ich glaube, Sulzer hat dadurch ein groſſes Verdienſt um die Nation. Von ſeiner Theorie der Kunſt überhaupt ein andermahl.

Beſchenken Sie mich bald wieder mit einem Briefe, und vielleicht mit der Nachricht von der Ankunft eines noch beſſern Buchs, als Ogilvie. Gerards Verſuch über das Genie kenne ich; er iſt beſſer.

26.

Breslau, den 21. Jan. 1775.

Sie ſagen mir, liebſter Freund, in Ihrem Briefe, was Sie denken würden, wenn Sie Garve wären. Nun will ich Ihnen ſagen, was der wirkliche Garve denkt. — Ich möchte meinem Freunde Weiße, denkt er, gar von Herzen gerne ein Vergnügen machen. Aber wie kann ich das? Ich ſoll ihm eine Recenſion für ſeine Bibliothek ſchicken. Aber wenn ich ihm nun meine Gedanken über ein Buch in einem Briefe ſchreibe: ſo erfährt er ja eben das, was in der Recenſion ſtehen würde, und erfährt es kurz und rund, ohne Vorreden und Ausfüllungen. — Ja aber das ſind doch nur ſo flüchtige, einſeitige Bemerkungen. — Und wenn ich nun aber jetzt keine andern mache? Mein Freund Weiße denkt nicht, was das Kritiſiren für eine undankbare Arbeit iſt. Soll die Kritik gut ſeyn: ſo iſt ſie bald ſo ſchwer, als ein Buch ſelbſt, und noch ſchwerer, weil man ſeinen Gedanken nicht freyen Lauf laſſen darf, ſondern ſie immer in den Leiſten des Autors zwängen muß. Uiber die Materie ſelbſt ſagt man doch nichts recht gründliches, weil man immer nur ſeine Anmerkungen als Verbeſſerungen einſchalten ſoll. Und am Ende wird die beſte Recenſion viel flüchtiger geleſen, als jedes andre gute Buch, und faſt niemahls mehr, als einmahl. Was alſo brauchbares darin ſteht, iſt für den Leſer und für den Antor oſt auf gleiche Art verloren. Der erſte vernimmt nicht die ganze Reihe der Ideen, aus welcher der Recenſent ſeine Verbeſſerung oder Zuſätze herausgeriſſen hat, — und der Autor, der ſich vielleicht einiger in ihm lebhaft gewordnen Ideen zur Unzeit entlediget hat, arbeitet nun nicht mehr an denſelben, bis zur Vollſtändigkeit und Reife eines ganzen Syſtems. Er gewöhnt ſich, mit ſolchen Brocken Wiſſenſchaft ſich und andere abzuſpeiſen, und zerzettelt ſeine Gedanken, ohne ein recht brauchbares Gewebe daraus zu Stande zu bringen. Iſt endlich doch ein jedes gutes Urtheil über ein Buch immer zugleich ein Tadel, und thut Tadel wehe: ſo iſt ſicher der Kritikus dem Schriftſteller immer ein wenig verhaßt; und ſo iſt die Belohnung der ganzen Arbeit endlich, daß die Einen den Recenſenten vergeſſen, und die Andern ihn haſſen. — Ich concipire meine Gedanken flüchtig, aber wenn ich für das Publicum dieſelben ausarbeiten will: ſo gerathe ich gleich in eine Art von Bangigkeit und Mißtrauen, die große Langſamkeit hervorbringen; und ſo iſt endlich Zeit und Arbeit des Werks nicht werth, das dadurch zu Stande kommt.

So würde ich denken, auch wenn ich völlig geſund wäre. Aber jetzt, da ich ſo wenig leſe, wenig ſchreibe, geſchwind meine eignen Gedanken wieder vergeſſe; jetzt würde ich mich ſchlechter, als jemahls, zu einem Journaliſten ſchicken. Dazu gehört nicht nur ein guter, ſondern auch ein flüchtiger Leſer und Denker. Wer über einer einzigen Seite lange brütet, der kommt gewiß nicht ans Ende eines Buchs, ohne ſchon matt und müde zu ſeyn; — und nun ſoll er doch als Recenſent das liebe Buch wieder von vorne durchſehen. Ich ſehe die Verfaſſer einer guten gelehrten Zeitung mit wahrer Bewunderung an. Sie müſſen Fähigkeiten und Kräfte haben, die ich nach meinen Umſtänden gar nicht einmahl begreife. Sie müſſen erſtlich immerfort gar nicht ermüden, das neuherauskommende zu leſen. Lieber Gott, wo bleibt das Alte? Und darunter iſt doch vieles ſo vortreffliche, weit vortrefflicher, als die größte Anzahl der neuen Producte. Oder ſind ſie mit jenem Alten ſchon ganz fertig, wie man zuweilen auch aus ihren Recenſionen ſchließen ſollte: o welche erſchrecklich gelehrte Leute müſſen ſie alsdann ſeyn! Wie kann ich armer unwiſſender Anfänger mich in eine ſolche Zunft miſchen? wo ich hinſehe, ſtoßen mir höchſt wichtige Dinge auf, die ich nicht weiß; gute Scribenten, die ich nicht geleſen habe. Ich finde mich von meiner eignen Unwiſſenheit ſo umgeben, daß, in welches Fach der Gelehrſamkeit ich auch greife, ich gleich auf Lücken gerathe, die ich nicht auszufüllen weiß. Und lieber Gott, ſo ein Menſch ſoll Richter ſeyn? Glauben Sie nicht, lieber Freund, daß dieß die Sprache einer falſchen Beſcheidenheit iſt, die gelobt ſeyn will. Es iſt die Sprache des Herzens. Deßwegen weiß ich auch ſchon auf der andern Seite meinen Werth. — Aber das iſt gewiß, daß ich mich auch vielleicht ſchon in meinen ehemahligen Recenſionen gelehrter geſtellt habe, als ich war. Das iſt auch eitel und eine böſe Plage; und das wird durch das Recenſionen ſchreiben, gar ſehr befördert. Man kann gar leicht, aus einem großen Werke, einen Punct herausnehmen, dieſen für den Augenblick bis auf den Grund unterſuchen, darüber ſubtiliſiren, darüber unbekannte Autoren citiren, und doch im ganzen die Materie ſchlecht oder wenig verſtehn. — Eine andere böſe Gewohnheit, die auch bey jungen Journaliſten entſteht, iſt ein Geiſt des Streits, des Angriffs und der Rache. — Es iſt aber ausgemacht, daß, wenn jemand nicht ſchon zu einer hohen Stufe von Unparteylichkeit und Ruhe des Geiſtes und Herzens gelangt iſt, er beſſer thue, ſich ſolcher Arbeiten zu enthalten, die ihn einiger Maßen immer in Streit verwickeln, und durch welche er Gelegenheit erhält, andern wohl oder wehe zu thun.

Heynes Wiſſenſchaft würde mir beſſer zu Statten kommen, wenn er ein ganzes großes Buch ſchriebe, wo Anfang und Ende wäre. Sein Virgil, deſſen Aeneide ich wieder anfange zu leſen, ſetzt mich in Bewunderung ſeines Fleißes und ſeiner Gelehrſamkeit. Aber die Unterſuchungen und ihre Schwierigkeit ſcheinen mir oft in keinem Verhältniſſe mit dem Nutzen zu ſtehen, wenigſtens nicht mit dem, welchen der Unterſucher ſelbſt davon hat. Auch iſt mir die beſtändige Vergleichung Virgils mit Homer, beſonders in Dingen, wo die Aehnlichkeit aus der ähnlichen Natur der beſchrienen Sachen entſtehen mußte, zu minutieux.

Eben habe ich Werthers Freuden von Nicolai bekommen. Die Idee iſt gut; der Hauptpunct iſt auch, wie mich dünkt, getroffen, daß nähmlich die Natur des Menſchen und der Dinge eine ſolche hohe Spannung der Gemüthskräfte und Empfindungen, als ſie Werther immer haben will, nicht zulaſſe; daß aber die mehr ruhige und ausgebreitete Anwendung derſelben den Menſchen glücklich machen, und die Ausſchweifungen des Trübſinns verhindern könne. Falſche Begriffe von Vollkommenheit und Glückſeligkeit lagen bey Werthern zum Grunde; er überſah nicht die Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft im Ganzen; er überſchaute nicht alle die verſchiednen Stufen des menſchlichen Lebens.

Aber die Ausführung iſt augenſcheinlich flüchtig, und der nachgeahmte Reichsſtyl, oder wie man das heißen ſoll, gibt den Sachen, nach meinen und andrer Bedünken, kein größeres Gewicht.

Adieu, lieber Freund. Grüßen Sie ihre liebe Frau und Kinder von mir und den meinigen. Schreiben Sie mir bald wieder.

27.

Breslau, den 22. Febr. 1775.

Es fehlt gar nicht viel, liebſter Freund, daß Sie mich in ihrem Briefe als einen Sophiſten vorſtellen, der für oder wieder eine Sache ſtreitet, nachdem er ſich den Kopf aufſetzt, oder nachdem es die Umſtände erfordern. Das bin ich aber wenigſtens in dem Falle gewiß nicht, wovon die Rede iſt. Freylich widerfährt es mir oft, daß dieſelbe Sache, wenn ich ſie zu zwey verſchiednen Zeiten, bey verſchiedenen Gemüthsfaſſungen anſehe, mir ganz verſchieden erſcheint; das eine Mahl leicht, und das andre Mahl ſchwer, das eine Mahl annehmlich, und das andre Mahl widerwärtig. Alsdann nehme ich freylich, wenn es zum Streite kommt, mehr die Partie meiner gegenwärtigen Empfindungen, als die Partie der Wahrheit. — Aber ich bin doch allemahl aufrichtig. Ich denke ſo, wie ich rede. Unterdeſſen findet ſich dieſer Widerſpruch ſeltner bey Dingen, die ich erfahren habe. So weiß ich alſo gewiß, daß mir das Recenſiren keine leichte Arbeit geweſen iſt. — Und daß man Recenſionen leichtſinniger weglieſt und geſchwinder vergißt, als andre Bücher, weiß ich auch aus mir ſelbſt. In der A. D. Bibliothek ſtehn viele gute Sachen, die ich alle faſt vergeſſen habe, und die ich doch nicht wieder leſen mag; weil ich weiß, daß ich, den guten Gedanken zu finden, zu viel unnützes durchleſen müßte. Das iſt wohl wahr, daß ein Buch aus meiner Sphäre, wie neulich der Ogilvie, gleich einen gewiſſen beſtimmten Eindruck auf mich macht, nach welchem ich mich berechtigt halte zu urtheilen, ob es gut oder ſchlecht oder mittelmäßig iſt. Dieſen Eindruck, beſonders, wenn er noch ganz warm iſt, hinzuſchreiben, wäre eben ſo ſchwer nicht. Und das kann ich wohl auch, wenn ich an einen Freund ſchreibe, wie damahls an Sie. Aber wenn man für das Publicum ſchreibt: ſo ſoll man doch das ganze Buch durchgeleſen und überdacht, und die Abſicht des Verfaſſers vom Anfange bis zu Ende verfolgt haben. Bey einem Gedächtniſſe, wie das meinige, hat man oft beym letzten Blatte, (wenn das Buch mittelmäßig iſt,) nichts weiter übrig, als das nähmliche Reſultat, das ſich ſchon beym erſten oder zweyten in unſerm Kopfe feſtgeſetzt hatte. Alſo geht die Arbeit faſt wieder von vorn an. Ich geſtehe es Ihnen, daß ein Menſch, der geſünder, muntrer, vielleicht auch arbeitſamer iſt, als ich, und der über einer Sache ununterbrochen bleiben kann, nicht ſo viel Schwierigkeiten findet. Auch würde ich mit weniger Mißtrauen gegen mich ſelbſt, oder mit weniger Ehrbegierde, auch geſchwinder und leichter haben arbeiten können. Aber ſo wie ich bin, mit meinem kraftloſen Körper, meinem fehlerhaften Temperamente, und mit allen meinen leiblichen und geiſtlichen Gebrechen: finde ich wirklich die Arbeit des Recenſirens ſchwer; — ſchwerer, als die Arbeit, ſelbſt etwas zu ſchreiben. Hier darf man doch wenigſtens ſeinen Gedanken freyen Lauf laſſen; und, wenn man einmahl in ſeiner Materie drinnen iſt, ſich von derſelben ſo weit führen laſſen, als ſie geht. Dort muß man beſtändig den Zügel in der Hand behalten, und gerade da wieder umkehren, wo der Weg erſt anfing, uns bequem und angenehm zu werden. — Nachdem Sie mich ſo einen Sophiſten geſcholten haben, loben Sie mich hernach wieder ſehr. Allerdings habe ich mein Bischen Schriftſteller-Ehre hauptſächlich Ihrer Bibliothek zu danken. Denn was habe ich ſonſt geſchrieben? Vielleicht würde ich auch viel ſpäter oder niemahls dazu gekommen ſeyn, etwas herauszugeben, wenn ich nicht ſo dazu wäre aufgefordert und beherzt gemacht worden. Das ſind große Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie und gegen das Inſtitut ſelbſt habe. Ich würde auch noch gerne als Mitarbeiter fortgefahren haben, wenn mich nicht meine immer zunehmende Kränklichkeit ſaumſelig und zu allen ſolchen Geſchäften untauglich gemacht hätte, die eine prompte und pünctliche Ausfertigung verlangen. Ich ſah, wie beſtändig die Schriftſteller mich überliefen; je weniger ich hoffen konnte, ihnen gleich zu geben, je mehr verlor ich die Luſt zum Laufen. Alles dieß aber ſchließt es nicht aus, daß ich nicht zuweilen, wenn Gott mir heitere und muntere Stunden ſchenkt, (deren ich ſeit etlichen Tagen wieder wenige habe,) meine Gedanken über ein oder das andre wichtige Buch zu Papiere bringen, und Ihnen zum Einrücken mittheilen ſollte. Nein das will ich gewiß thun, und zwar will ich mit dem Artikel Künſte in Sulzers Wörterbuch den Anfang machen. — Dieſes Werk hat freylich viel Lücken. Einige Sachen werden zu oft wiederhohlt; viele zu ſehr im Allgemeinen behandelt; die Vorſchläge, um den moraliſchen Nutzen der Künſte zu erhalten, ſind nicht genug modificirt, nicht der Natur der Künſte und des Künſtlers genug angemeſſen. Aber mehrere Artikel ſind vorzüglich und gefallen mir, wie der Artikel Schreibart.

Alles noch Fehlende bleibe bis auf meinen nächſten Brief. Viele und herzliche Grüße von meiner Mutter und Couſine. Leben Sie wohl.

28.

Breslau, den 9. März 1775.

Sie haben ſich vergriffen, liebſter Freund. Sie haben mir einen Brief geſchickt, der, nach dem Inhalte zu ſchließen, an den Herrn Kapellmeiſter Scheibe in Kopenhagen hat kommen ſollen, und er hat ohne Zweifel meinen dafür erhalten; doch nicht ganz: denn das letzte Blatt davon iſt noch in das gehörige Couvert gekommen. Ich hoffe, daß Herr Scheibe eben ſowohl mit Ihrer Bewilligung meinen Brief habe leſen mögen, als ich den einigen. Dieſer Irrthum bringt mir vielleicht einen neuen Brief zuwege; wenigſtens hoffe ich, Herr Scheibe wird das, was ihm nicht gehört, eben ſo treulich wiedergeben, als ich gethan habe. Und dann expediren Sie es weiter an den rechtmäßigen Eigenthümer. Alsdann wird mir auch das Fragment von meinem eignen Briefe noch verſtändlicher ſeyn. Ich beneide den Herrn von Born. Banks und Solander und der Otahitaner, das ſind drey Leute, um derentwillen ich ſchon eine Reiſe thäte, wenn ich Geſundheit und Geld hätte. Aber ich bin angeſchmiedet, nicht nur an meine Stadt, ſondern oft auch an meine Stube und an meinen Stuhl. Eben jetzt habe ich ein Paar ſo matte Tage gehabt, daß ich glaube, ich habe nur ein halbes Leben zu meinem Antheile bekommen, und vielleicht mag ein Andrer dieſe Hälfte zu viel haben, bey dem nun die Lebensgeiſter zu ſeinem und Andrer Schaden eben ſo brauſen und toben, als ſie bey mir verſiegen und ſtille ſtehen. Begierde und Kraft ſtehen beym Menſchen ſo ſelten im Verhältniſſe und bey mir am wenigſten; — und doch liegt in ihrem Gleichgewichte die Glückſeligkeit. Was ſoll man thun? Die Kraft erhöhen? Das wäre wohl das Beſte; aber man kann es nicht. — Alſo die Begierde mäßigen. — Ja freylich, das ſollte man; aber wenn die Kraft ſo gar klein iſt: wo kann man da die Begierde ſo tief herunterſetzen, daß ſie jene

nicht

nicht überſtiege. Und dann, bey dem geringſten Schimmer der Hoffnung, lodert das erloſchen ſcheinende Feuer gleich wieder auf und brennt fort, bis neue Fehlſchlagungen es von neuem dämpfen. Ja ſelbſt dieſer Funken göttlichen Feuers, der meinen Geiſt zuweilen belebt, und ihm hellere und weit ausſehendere Ideen verſchafft, eben dieſer entzündet auch die Begierde. Wir ſehen die Möglichkeit einer hohen Glückſeligkeit, einer ausgebreiteten Kenntniß, einer tiefen Erforſchung der Wahrheit, einer mannigfaltigern Empfindung aller Schönheiten in der Natur und im Geiſterreiche in uns; — was iſt natürlicher, als daß wir nun alle die äußern Hülfsmittel hinzuwünſchen, die dieſe innere Kraft unterſtützen, beſchäftigen, ausbilden und uns in den wirklichen Genuß der Glückſeligkeit ſetzen könnten, zu der unſre Natur eingerichtet iſt.

Noch eine andre Urſache zur Klage iſt mir, bey dem Beſuche Ihres Theatiner-Mönchs, eingefallen. Sie fürchten ſeinen Beſuch, weil Sie ihm nicht Bekanntſchaften noch Umgang zu verſchaffen wiſſen, und Sie allein mit ihm unmöglich vierzehn Tage lang ununterbrochen umgehen können. Dabey kam es mir nun ein, daß die Adelichen einen Vorzug haben, den ich ihnen beneide. Uiberhaupt, weil ſie eine Art von status in statu ausmachen: ſo iſt ihre Vereinigung auf gewiſſe Weiſe allgemein, ihre Sociabilität größer. Wenn ein fremder Adlicher einen hieſigen adelichen Freund beſuchte: ſo würde dieſer mit ihm in allen adelichen Häuſern herumfahren, und Beſuche machen; alle würden ihn alsdann zu ſich bitten. Und wenn der Fremde ein angenehmer Mann wäre: ſo würde es ihm an Geſellſchaft und Zeitvertreib nicht fehlen. Bekäme ich aber einen Beſuch: ſo würde es mir gehen, wie Ihnen. — Sollte aber nicht in Leipzig ein angeſehener, beliebter Mann, wie Sie, das Recht haben, ſeinen Freund allenthalben aufzuführen? Freylich müſſen dazu die Leute Geld haben: denn oft Fremde aufzunehmen, macht Unkoſten. Aber es gibt ja reiche Leute genug in Leipzig. Und was für einen beſſern Gebrauch von ihrem Gelde könnten ſie machen, als daß ſie fremde und einheimiſche Gelehrte, und Männer von gewiſſem Verdienſte, mit einander und mit ſich in Umgang brächten?

Sulzers *Künſte* ſind auch noch immer in meinem Gehirne, nichts davon auf dem Papiere. — Aber der Puls geht ſo matt, — die Triebräder der Maſchine ſtocken, der Zeiger, der in einer Stunde herumgehen ſollte, braucht einen ganzen Tag. — Sagen ſie doch, *armer Freund*! und ſo leben Sie wohl, geſund, arbeitſam, vergnügt, wie Sie immer thun, mit Ihrer Lieben Frau und Ihren angenehmen Kindern.

29.

Breslau den 11. März 1775.

Die erſte größre und wichtigere Hälfte Ihres Briefes iſt heute angekommen. Der Auszug aus Leſſings Unterhaltungen iſt mir ſehr lieb; lieb, daß er nichts gegen mich hat; lieb, daß er ſich wieder freundſchaftlicher gegen Sie bezeugt hat; lieb endlich auch, daß er der Göthiſchen Partey nicht zu ſehr ergeben iſt. Wenn er noch auf die Seite der alten Ritter- und Göttergeſchichten und der erkünſtelten Regelloſigkeit träte: ſo weiß ich nicht, wo endlich Natur und Vernunft, ſo wie ſie für unſer Jahrhundert gehören, ſich hinretten würden? Aber Werthers Leiden thut er doch unrecht. Wenn Jeruſalem auch nicht Werther iſt: ſo iſt dieſer doch eine intereſſante Perſon; und als Philoſoph kann Jeruſalem ſchwerlich tiefer gedacht haben, wenn er auch gründlicher und kaltblütiger gedacht hat. Die Stimme des Publicums, wenigſtens deſſen, welches ich kenne, entſcheidet für den Werth dieſes Buches; und meine Empfindung unterſchreibt dieſen Ausſpruch. Ich, der ſonſt von überſpannten Leidenſchaften ſo wenig gerührt werde, weil ich ſie niemahls empfunden habe, bin zwar an manchen Stellen beleidiget, aber durch das Ganze doch mit fortgeriſſen worden. Als Hypochondriſt habe ich die Natur manchmahl mit eben denſelben Augen geſehen; und ich weiß alſo, daß ſie wirklich ſo erſcheinen kann, wie er ſie vorſtellt. Seine Empfindung des Lebens in der Natur, und ſeine Theilnehmung alſo an den Veränderungen, die ihre Geſchöpfe leiden, iſt nicht von einem Narren. Aber das iſt, nicht ſo wohl närriſch als fehlerhaft, daß er mit Thieren und Pflanzen ſympathiſirt, und hingegen die Menſchen, die nicht große Geiſter oder ſeine Freunde ſind, wie Staub unter ſeinen Füßen, anſieht. Das thut der Stolz des Philoſophen. In der Societät, wo er, nach ſeinem Bedünken, nicht genug geſchätzt wird, iſt ihm alles verächtlich, klein, verhaßt; — er ſieht um ſich nicht Menſchen, edle, denkende, zu großen Dingen beſtimmte, mit großer Kunſt gebildete Geſchöpfe, er ſieht nur Pedanten, Gecken, Narren; unter den zufälligen Gebrechen überſieht er die weſentlichen Vollkommenheiten. — Dafür hält er ſich unter den Creaturen ſchadlos, die ganz ſicher unter ihm ſind; bey dieſen ſucht er bis in ihr Inneres zu dringen und, unter der todten Hülle, das lebendige Weſen, unter der thieriſchen Geſtalt, die empfindſame, halb vernünftige Seele zu entdecken. — Wenn Jeruſalems Abhandlungen herauskommen: ſo wird man am beſten vergleichen können. Ich freue mich darauf. — Leſſings Urtheile über Baſedow und Lavater ſind ſehr peremtoriſch; aber der Gedanke iſt nicht unrecht, daß man die Menſchen nackt ſehen müßte. — Wenn Lavater ſelbſt ſagt, daß die Finger und die Ohren Zeichen des Charakters enthalten, warum nicht auch die Bruſt, der Leib, und der Bau des

Ganzen? Und da oſſenbar die Haut des Geſichts Veränderungen leiden kann, die faſt für die Augen aller Welt die Phyſiognomie ändern, ohne die geringſte Aenderung in der Seele zu machen: müßte da nicht alles zuſammengenommen werden, um von dem Blendwerke nicht getäuſcht zu werden? und was iſt wohl weniger der Zerrüttung durch Krankheiten und Zufälle unterworfen, als der Knochenbau, und die Form des ganzen Körpers? — Es gehört ein rechtes Kenner-Auge dazu, um unter einer andern Peruque oder Haube noch die nähmliche Phyſiognomie zu erkennen. — Wenn alſo irgend ein ſicheres Urtheil ſoll aus der Geſtalt auf den Charakter gefällt werden: ſo muß die Geſtalt frey von allen Zierrathen, allein und, wo möglich, ganz geſehen werden. — Mein Ausdruck im vorletzen Briefe iſt beſcheidner geweſen, als mein Gedanke. Ich habe nicht ſagen wollen, daß ich von den Schriftſtellern übertroffen würde, — (das iſt nicht von den vielen wahr, an die ich dort dachte, aber doch von denen, die ich mir als Muſter vorſtelle), ſondern ich wollte ſagen, daß die Schriftſteller geſchwinder ſchrieben, als ich kritiſirte, und daß immer zehn Bücher herauskämen, ehe ich mit der Recenſion eines einzigen fertig wäre. — Das iſt ein Strom, und der arme Recenſent, ſitzt, wie dort der Bauer beym Horaz, am Ufer, und wartet, (der Thor!) bis das Waſſer vorbeygefloſſen ſeyn wird, um alsdann darüber zu gehen.

Aber Reich ſpielt mir einen fatalen Streich. Ich weiß nicht, was ich ſo gerne überſetzt hätte, als den Robertſon. Ich ſchätze ihn ſo hoch, — ich denke, ich würde es erträglich gut machen; — und weg iſt er. Das wäre das Buch, das ich überſetzt hätte, ohne es zu kennen, weil ich nicht glaube, daß er etwas mittelmäßiges ſchreiben kann. Und Amerika iſt jetzt ein ſo wichtiger Welttheil. Wie in zweyhundert Jahren, ſich die Geſtalt der Dinge verändert hat! — Und was wird in zweyhundert, was wird in tauſend Jahren noch geſchehen? Welche großen Begebenheiten, welche großen Empfindungen liegen noch in dem Abgrunde der Zeit verborgen? Und wir ſollten nicht wiederkommen, ſie zu ſehen und zu genießen? Ich ſchwärme, — aber mag es doch, wenn ich nur die verdrießliche Idee wieder aus dem Kopfe bekommen kann, daß Robertſon mir ſo vor der Naſe weg überſetzt werden ſoll. — Das iſt ein ſehr wahrer Gedanke, daß es beſſer iſt, beym Unternehmen eines Werks, die Schwierigkeiten nicht alle zu wiſſen, oder mit Fleiß nicht zu ſehen. Wer zu viel thun will, thut nichts. Das iſt wahre Urſache, warum ſo viele gute Schriftſteller bloße Fragmente, und kleine Broſchüren ſchreiben. Ein großes Werk ſchreckt ſie; oder ſie heben es auf eine andre Zeit auf, wo ſie mehr werden geſammelt und darüber gedacht haben. Tauſend neue Kleinigkeiten aber drängen ſich jeden Tag ein, und verſplittern das Leben, das man auf die Art weit weniger nutzt, weil man Herz genung hat, ſich an eine einzige große Arbeit zu machen. Das unterſcheidet in der That die Engländer von den Teutſchen. Sie haben, bey gleichen Talenten, mehr Muth und mehr Beharrlichkeit. Was Sie und was Leſſing von mir denken, iſt ſchmeichelhaft. Aber ich möchte Ihnen dagegen gerne ſagen, was ich ſelbſt von mir denke. Das iſt aber zu weitläuftig für einen Brief. — Und häßliche Zahnſchmerzen, machen, daß ich nur halb bey dem bin, was ich ſchreibe. Alſo leben Sie wohl.

30.

Breslau, den 1. Aprill 1775.

Was für Menſchen ſind das, liebſter Freund, unſre Gelehrte, und ſchönen Geiſter! *) Meine Seele komme nicht in ihren Rath. Und, o weiſe und gütige Vorſehung, ſey geprieſen, daß du meinen Stolz durch Krankheit und Schwachheit des Körpers gedemüthiget, und ſelbſt mein Genie niedergedrückt haſt. Der Baum wird freylich nicht hoch empor wachſen; die Vögel des Himmels werden un-

---

*) Wen Garve hier meint, und welche Schriften insbeſondre ſeine Mißbilligung trifft, bedarf für diejenigen, die auf das Datum des Briefes achten, keiner Nachweiſung.

ter ſeinen Zweigen nicht Neſter machen; er wird nicht mit einem großen Reichthum von Früchten prangen: aber die wenigen, die er trägt, werden vielleicht ſüßer, wenigſtens ohne Stachel ſeyn.

Sie haben vollkommen recht, daß das Geſicht zur Erkennung des Charakters einen großen Vorzug habe; aber nicht ſowohl deßwegen, weil es ungebundner, als vielmehr, weil es der Sitz der Sinne iſt, der vornehmſten Werkzeuge, durch welche die Seele gebildet wird und ſich äußert. Es iſt ganz ausgemacht, daß ſich bey Leidenſchaften unſer Geſicht ſchneller und mehr ändert, als unſre Arme und Füße. Wo alſo die Eindrücke plötzlicher Bewegungen der Seele ſtärker ſind, da werden auch die Merkmahle ihrer dauerhaften Eigenſchaften deutlicher ſeyn.

Leſſings Anmerkung hält nicht Stich gegen die Phyſiognomik des gemeinen Menſchenverſtandes, der auch, im Geſichte, nicht die Naſenſpitze und das Ohrläppchen, ſondern das Auge, den Mund, und die im ganzen Geſichte liegenden Falten gewiſſer Gemüthsverfaſſungen beobachtet. Dieſer findet im ganzen übrigen Körper nichts weiter, woraus er auf den Charakter und die Sinnes-Art ſchließen kann, als den Gang, die Stellung, die Geberden. Dieſe aber werden auch von den Kleidern nicht ganz verſteckt. Das Nackende würde ihm wohl mehr Schönheit und Häßlichkeit, aber nicht Verſtand oder Dummheit zeigen. Hingegen hält Leſſings Anmerkung ge-

gegen Lavatern Stich, der aus der Struktur jedes Theils und Gliedes des Kopfes eine gewiſſe Eigenſchaft der Seele ſchließen will: denn alsdann iſt ein Theil ſo gut, wie der andre, und die Länge der Ohren hat kein Vorrecht vor der Länge der Zehen. — Was Sie in den erſten Bogen von Lavater gefunden haben, daß mußte jeder geſcheite Menſch erwarten: denn Offenbarungen hat keiner. Eine auf Erfahrung gegründete Theorie aber, die ſich auf jedes Glied erſtrecken ſoll, iſt nicht möglich. Man kann es noch leichter ſo überſehen. — Entweder müßte derjenige, welcher ein ſolches Syſtem ſchriebe, aus der Natur 'und dem Weſen der Seele und des **Körpers**, die beſtimmte Bildung eines jeden Theiles dieſes letztern, bey jeder beſtimmten Beſchaffenheit der erſtern ſchließen; oder er müßte dieß bloß aus geſammelten und verglichenen Erfahrungen erkennen. Entweder muß er a priori wiſſen, wie lang die Finger und die Ohren bey einem witzigen, einem tiefſinnigen, einem ehrlichen, einem dummen Menſchen ſeyn müſſen; oder er muß die Ohren und Finger von hunderttauſend Menſchen geſehen, Verſtand und Herz dieſer Menſchen zugleich erforſcht, jene mit dieſen verglichen, und daraus Regeln abſtrahirt haben. Das erſte iſt gar nicht möglich, und das andre nicht nach zwey Jahren Beobachtung.

Ich habe *** geſchehen, zum Theil nicht verſtanden, und wieder weggeworfen. O ihr Newtons, und alle ihr Männer, die ihr wirklich das menſchliche Geſchlecht mit neuen Wahrheiten und Wiſſenſchaften bereichert habt, ſteht doch auf, und ſagt unſern Zeitgenoſſen, daß ihr nicht wußtet, wie groß ihr waret, daß euch eure Genie und eure Wiſſenſchaft viel zu ſehr beſchäftigt und fortgeriſſen haben, als daß ihr euch mit der Unterdrückung und Beſchimpfung Andrer, und mit bloßen Lobſprüchen auf euch ſelbſt hättet abgeben können! Ihr truget, wie Antonin von dem wahrhaftig tugendhaften Manne ſagt, koſtbare Trauben, weil es eure Natur war, ſolche zu tragen; und wenn dieſelben auf eurem Stocke reif und von euren Nebenmenſchen genoſſen worden waren: ſo erwartet ihr weiter nichts davon, als daß ihr neue Trauben anſeztet. —

Wenn Sie mich nicht, liebſter Freund, noch mit literariſchen Neuigkeiten verſorgten: ſo würde ich bald ein Fremdling in dieſer Welt ſeyn, obgleich auch hier, wie in der politiſchen, das Gute verborgen iſt, und das Schlimme Aufſehn macht. — Ich habe die Empfindung unſrer großen Einſchränkung, in Abſicht auf die Dinge, die wir auf unſerm Erdboden unmittelbar kennen lernen, mit Ihnen gemein. Wie ſehr iſt meine Begierde mit meiner Kraft hier im Widerſpruche. Ich wünſchte mit der Sonne zu reiſen, und ein Auge, welches eben den Horizont überſehen könnte, den ſie auf einmahl erleuchtet. Würde nicht in dieſem ewigen Tage, und mit dieſem Blicke in das Ganze und in das Immerwährende auch nur unſers Erdbodens, die Furcht vor unſrer eignen Zerſtörung verſchwinden? Würde nicht die abwechſelnde Furcht und Begierde, die uns in den engen Sphären, in welche wir eingeſchloſſen ſind, ſo oft überfällt, weil wir nicht darüber hinaus ſehen können, in eine gleichförmige Ruhe, und ein ſtilles Fortwirken unſers Geiſtes verwandelt werden? Würden wir nicht gerne mit der ganzen Natur unſer Schickſal, und unſre letzte Beſtimmung abwarten? Geſtern habe ich Ihren kleinen Brief nebſt Reiches ſeinem bekommen. Gerard iſt mir nicht ſo lieb zur Uiberſetzung, als mir Robertſon geweſen wäre; aber er iſt mir doch auch lieb. Ich werde bald anfangen, ihn zu überſetzen. Denn eine gewiß nicht unlöbliche Abſicht, dabey iſt, auch etwas weniges in den Stock, der mich ernähret, einzutragen: — und, bey meiner Mutter ganz mäßigem Vermögen, muß ich mir zu meinen beſondern Ausgaben etwas zu verdienen ſuchen. — Ich habe eine Uiberſetzung von Platos Apologie fertig. Engel verlangte ſie zu ſeinem Wochenblatte, aber ich ſehe weder, wie er das Wochenblatt ſchreiben, noch wie er meine Apologie dazu wird brauchen können. Glauben Sie wohl, daß eine Uiberſetzung einiger andern ähnlichen Stücke aus den Alten nebſt dieſer zuſammen gedruckt werden könnte? Die Apologie ſchicke ich Ihnen wohl auf die Meſſe zu. Kann ſie Engel brauchen, und beſiehet er darauf, ſo ſoll er ſie haben; wo nicht, ſo mag ſie liegen bleiben, bis mehreres hinzukömmt. Leben Sie mit den Ihrigen wohl, und vergeſſen Sie niemahls mich und die Meinigen.

31.

Breslau, den 20. Aprill 1775.

Verzeihen Sie es mir, liebſter Freund, daß ich Ihre Vorrede *) über einen Poſttag hier behalten habe. Ich konnte unmöglich den erſten ſchreiben. Sie gefällt mir gut: ſie iſt nicht ſtolz, nicht demüthig, ſo wie eine Vorrede ſeyn muß; ſie gibt eine kurze Geſchichte des Buchs, ſie überläßt das Meiſte dem Leſer. Wenn ich noch etwas ändern ſollte: ſo würden es einige wenige Ausfälle gegen die Kunſtrichter ſeyn. Doch rede ich da mehr nach meinem Temperamente vielleicht, als nach dem, was an ſich das Beſte iſt. Die Stelle auf der erſten Seite unten, würde ich ungefähr ſo ändern: — — **)

*) Zu den Trauerſpielen. Leipzig 1776.

**) Garve ſchlägt hier einige Veränderungen vor, die wir weggelaſſen haben, weil ſie von dem Verfaſſer gebilligt und in die Vorrede (S. 3 und 5.) aufgenommen worden ſind.

Was Sie von den Kunſtrichtern ſagen, die nicht die Zeitumſtände bey Beurtheilung eines Werks zu Rathe ziehen, hat eine wahre und eine falſche Seite. Bey der abſoluten Schönheit des Werks kommen allerdings jene Umſtände nicht in Betrachtung, ſondern bloß der Effect; bey dem Verdienſte des Scribenten, und der Beſtimmung ſeines Genies muß aber gar ſehr darauf geſehen werden. — Ich wollte, daß Sie dieſen Unterſchied bemerkt hätten. — Die angeſtrichne Stelle auf der vierten Seite, von den Ariſtarchen, würde ich weglaſſen *). Man muß auch, glaube ich, nicht den Schein einer Empfindlichkeit gegen die ungerechte Kritiken geben; und vergeſſen zu werden, iſt kein ſo großes Unglück, wenn man nur von ſeinen Freunden nicht vergeſſen wird. — Der beſte Scribent wird doch durch andre wieder verdrängt; er taucht ſich in das Meer der Vergeſſenheit, bald nach ſeiner Erſcheinung, unter, und kommt erſt nach ziemlich langer Zeit wieder empor, wenn er alt geworden iſt. — Die Betrachtung über den einſeitigen Geſchmack, womit Sie ſchließen iſt richtig. Sie könnte weiter ausgeführt werden, braucht es aber auch nicht.

Ich überſetze fleißig am Gerard, und komme nicht weit. Er iſt ein verzweifelter Schwätzer. Ich könnte ſicher ein beſſeres Buch darüber ſchreiben. Das iſt keine Eitelkeit. — Ich werde aber doch

---

*) Iſt geſchehen.

ſtandhaft fortfahren. — Homes Sketches on the history of men hätten einen beſſern Ueberſetzer verdient; er hat ohne Kopf gearbeitet. — Warum kann ich doch nicht mit der B. v. W. nach Leipzig reiſen! Das iſt eine ſehr gute Freundinn von uns, die auch zu Ihnen in unſerm Nahmen kommen wird; eine Dame, die viel Achtung verdient. Ihr Bruder iſt der Kanzler in Gotha, v. St.; zu dem reiſet ſie. Eben werde ich heute dieſen Abend mit meiner Mutter und Couſine bey ihr zubringen. Nun wenigſtens ſeyn Sie ein getreuer Geſchichtſchreiber alles des Guten und Schönen, das Sie die Meſſe über ſehen, hören und ſprechen werden. Ich werde Ihnen auch dafür dankbar ſeyn.

32.

Breslau, den 5. May 1775.

Ich kann nichts anders thun, beſter Freund, als alles das beſtätigen, was meine Mutter geſagt hat. Die B. v. W., die Ihnen dieſen Brief überbringt, iſt eine ſehr würdige Frau. Der Freund, der ſie dort erwartet, der Herr von Paczensky iſt ein ſehr rechtſchaffner und verſtändiger Mann. Beyde wünſchen, Sie kennen zu lernen. Da es zugleich unſre Freunde, und vertraute Freunde ſind, ſo wird dieß ein neues Intereſſe für Sie ſeyn. Und dieſe Bekanntſchaft, ob ſie gleich zu kurz ſeyn wird, um allen möglichen Nutzen von beyden Seiten davon zu ziehen, wird Ihnen doch gewiß nicht unangenehm ſeyn.

Ich ſchicke Ihnen zugleich den Ogilvie mit, den ich wenig geleſen habe. Mein theurer Gerard, der um hundert Grade beſſer iſt, hat doch ſchon ſo manchmahl mich unwillig gemacht, daß ich an ſeinen ſchlechtern Landsmann gar nicht gekommen bin. Wenn es unter dieſer Nation große Denker gibt, ſo gibt es doch auch viele gemeine Köpfe: und ihr Styl, der ſehr periodiſch, und in der Wahl der Wörter ſehr accurat iſt, und durch dieſe Genauigkeit im Original gefällt, wird, wenn die Gedanken dem Styl nicht gleich ſind, in der Uiberſetzung langweilig und matt. Ich bin auf eine Methode zu überſetzen gekommen, die bey ſolchen Scribenten ſehr wohl angebracht wäre. Man ſollte aus jedem Abſatze bloß den Sinn, die Hauptidee faſſen, und dieſe kurz und rund ausdrücken. Dabey würde der Uiberſetzer mehr ſeinen Kopf brauchen müſſen, und der Leſer würde den ſeinigen mehr bereichert finden. Es iſt ſehr vortheilhaft für Schriftſteller, Uiberſetzer und Leſer, wenn ſie alle drey die Amplification ſehr wohl von einem neuen Gedanken unterſcheiden. Das iſt bey den Scribenten der erſten Claſſe leicht, weil dieſe überhaupt die Amplificationen haſſen, und gerne in jeden neuen Satz auch eine neue Idee einſchließen. — In kurzem werden wir nun neue Bücher, wie neue Blätter, ſehen. Machen Sie mir die bekannt, welche mir entwiſchen, und halten Sie mich für meine Abweſenheit von Ihnen durch Ihre Briefe ſchadlos. Leben Sie wohl.

33.

Breslau, den 14. May 1775.

Mein liebſter Freund,

Eine angenehmere Gelegenheit Ihnen zu ſchreiben konnte ich nicht haben, als die, einen ſehr würdigen und geſchickten Landsmann Ihnen zu empfehlen, der durch Leipzig reiſt, und Ihre Bekanntſchaft wünſcht. Herr Langhans, der Uiberbringer dieſes Briefes iſt der beſte und größte Kenner der Kunſt und der geſchickteſte Architekt, den wir in Breslau haben. Er iſt ſchon, auf Veranlaſſung des Fürſten Hatzfeld, deſſen im Kriege abgebranntes Palais er wieder erbauen ſollte, in Italien geweſen; hat, nach ſeiner Zurückkunft, dieſes Palais, und verſchiedene andre öffentliche Gebäude zum allgemeinen Vergnügen des Publicums, und der Eigenthümer aufgeführt; und hat in die Verzierungen der Häuſer und Gärten unſrer Großen zuerſt wahren Geſchmack gebracht. Er reiſt jetzt zum zweyten Mahle nach Frankreich und England. Er wünſcht auf ſeinem Wege die Gelehrten und die Künſtler kennen zu lernen. Er hat die gute Meinung von mir, daß meine Empfehlung in Leipzig etwas gelten

ten würde; und ich bin gewiß, daß Sie, liebſter Freund, dieſe für mich ſo ehrenvolle Vorausſetzung nicht widerlegen werden. Wenn Sie ihm in Leipzig durch Ihre Anweiſung, oder auf ſeiner fernern Reiſe durch Ihre Empfehlungen nützlich ſeyn können, ſo thun Sie es, aus der Ihnen ſo eignen Menſchenliebe, und aus Liebe zu mir. Ich bin von ganzem Herzen.

34.

Breslau, den 1. July 1775.

Liebſter Freund,

Sie hat der Tumult der Meſſe, und mich hat die Einſamkeit des Landes vom Schreiben abgehalten. Ich empfing Ihren Brief auf dem Gute eines andern braven und gelehrten Schleſiſchen Edelmanns, der auch ihren Freund ſo wie Paczensky liebt. Ich bin bey ihm ein Botanicus und ein Aſtronom geworden, ſo weit man es in vier Wochen werden kann. Wenigſtens habe ich von der erſtern Wiſſenſchaft einen allgemeinen Begriff, und an ihr ſo viel Geſchmack mit nach Hauſe gebracht, daß meine Spaziergänge, wenn ich ihrer nur viele und weite machen könnte, mich nun weit mehr unterhalten würden. Zur Aſtronomie, die mir nicht ganz fremde iſt, bin ich von Zeit zu Zeit aus eigner Neigung zurückgekehrt, die jetzt noch mehr durch den Umgang dieſes Freundes befeſtigt wird, der mehr davon weiß, als ich; und der Bücher und Inſtrumente hat, die mir fehlen. Der Graf von M., ſo heißt dieſer Mann, hat eine große Neigung zu allen Wiſſenſchaften und Künſten; und ob er ſich gleich auf ſehr viele eingelaſſen, ob er gleich dabey die Zerſtreuungen der großen Welt genoſſen hat: ſo iſt er doch in einigen Sachen bis zum Erſtaunen weit gekommen. Er iſt auch krank und ſchwach geworden, wie es die meiſten Menſchen werden, die ihre Geiſteskräfte ſehr brauchen, und ihren Körper wenig. Aber da er eine viel ſtärkere Leibesbeſchaffenheit hat, als ich und Paczynsky, ſo iſt er glücklich wieder der Hypochondrie entwiſcht, und iſt mit dem Verluſte ſeiner Stimme, die ganz heiſer geworden iſt, durchgekommen. An dieſem an ſich angenehm gelegnen Orte, und bey einem ſo lieben und gelehrten Wirthe, fehlt mir nichts, als mehr Geſundheit, ein Freund, der an meiner eignen Wiſſenſchaft mehr Geſchmack fände, und Nachricht von meinen abweſenden Freunden. Die letztere habe ich von ihnen und von ein Paar andern bekommen, und dieſe ſo angenehm, wie möglich. Paczynsky und die B. von W. auf der einen Seite, Sie, Sellkefer und Dumas auf der andern haben mich gegenſeitig verſichert, daß ich an meinen Freunden eine gute Wahl getroffen, und daß ich von würdigen Leuten geliebt werde. Das verſchafft mir die angenehme Empfindung der Werthſchätzung meiner ſelbſt, die weit vom Stolze verſchieden iſt, und die mich zu allem guten aufmuntert. Wie glücklich wäre ich, wenn ich den Umgang aller zugleich an einem angenehmen Orte genießen könnte!

In der Zeit, da ich auf dem Lande war, ſind faſt alle die Meinigen krank geweſen. Sie ſind alle noch kränklich, — die große Hitze dieſes Sommers, oder die ungeſunde Luft dieſer Stadt hat eine epidemiſche Flußkrankheit hier hervorgebracht, von der einige Perſonen recht heftig angegriffen worden. Ich bin dieſem Uebel auf dem Lande entgangen, aber nicht meinem eignen, das ich allenthalben mitſchleppe. Indeſſen iſt doch manche Stunde angenehm geweſen. Ich habe auch nicht bloß botaniſirt, ſondern auch überſetzt. Bald kommt es mir vor, daß ich mein Buch beſſer mache; bald bin ich unzufrieden, daß ich kein beſſeres habe, und bald denke ich gut genug vom Original, um wegen meiner Abweichung beſorgt zu ſeyn. Ich habe den Sinn allenthalben mir deutlich vorzuſtellen, und deutlich auszudrücken geſucht. Es gehört Standhaftigkeit und Geduld dazu, ein Ueberſetzer zu ſeyn. Ohne die Methode, die ich jetzt gewählt habe, würde ich es nimmermehr aushalten. Aber ſo beſchäftige ich doch meinen Kopf mit den Sachen ſelbſt, da ich ſonſt nur Worte denken würde. — Blankenburg hat mir ſeinen Roman *) geſchickt. Der Styl iſt, wie auch in ſeinen Briefen, ſehr affectirt, die Manier nachgeahmt und zuweilen unausſtehlich; aber des Mannes gute Talente ſtechen doch hervor. Nur er unterſucht den Menſchen mit zu vielem Bewußtſeyn der Regeln; und hat noch nicht den ſimpeln Geſchmack. Die Schriftſteller machen es doch immer noch, wie Alexanders Hofleute, die ſeinen krummen Hals nachmachten, weil er ein König und ein großer Mann war. Adieu, beſter Mann. Bald wieder Briefe! und ſo leben Sie wohl!

35.

Breslau, im September 1775.

Mein liebſter Freund,

Ein ſehr guter Officier von unſrer Garniſon, Herr Lieutenant von Keſſel **), geht auf Werbung, da er durch Leipzig reiſt, und Sie zu ſehen und zu kennen wünſcht: ſo habe ich ihn durch dieſen Brief den Eintritt bey ihnen erleichtern, und Sie um die Gefälligkeit erſuchen wollen, die Sie, ohne Ihre Beſchwerde, einem Fremden, der Ihnen von einem Freunde empfohlen wird, erweiſen können. Das Kleid, das er trägt, iſt vielleicht in Leipzig nicht angenehm. Aber das Herz, das darunter verborgen liegt, iſt ein ſehr gutes menſchenfreundliches Herz, verbunden mit einer Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten. Er hat beſonders von der Mahlerey recht gute Einſichten, hat ſich ſelbſt, ſo weit es ſeine Einkünfte erlaubt haben, eine kleine Sammlung *) von Kupferſtichen angelegt, und wünſchte, dieſe Reiſe gelegentlich auch zur Vermehrung ſeiner Kunſtkenntniſſe anzuwenden. Er kommt nahe bey Kaiſerslautern zu ſtehen. Das Geſchäfte, das er dort auf ſich hat, iſt gewiß für einen Mann ſeiner Denkungsart das unangenehmſte, das ſeyn kann. Vielleicht können Sie es ihm durch einige gute Bekanntſchaften, die Sie ihm in der Gegend verſchaffen, erleichtern.

---

*) Beyträge zur Geſchichte des teutſchen Reichs und teutſcher Sitten. Ein Roman. Liegnitz 1775.

**) Jetzt Major.

Meine Uiberſetzung iſt nun zu Ende, muß aber noch corrigirt werden. — Ich werde ſie, auf Ihren Rath, an Herrn Zollikofern ſchicken, und ihn um die Reviſion bitten. Es würde mir ſehr lieb ſeyn wenn ich auf den Winter eine andre Uiberſetzung, beſonders eines guten hiſtoriſchen Buches zu machen hätte. Dieſe Beſchäftigung greift mich nicht ſo an; und die Umſtände meiner Mutter erfordern es durchaus, daß ich etwas zur Supplirung der durch mich

---

*) Dieſe ſeitdem mit wahrer Einſicht vermehrte, oder, eigentlicher, zu einer der erſten erweiterte Sammlung, befindet ſich jetzt zu Liſſa, auf dem Schloſſe des Herrn Grafen von Malzahn.

vergrößerten Bedürfniſſe thue. Ich bitte Sie alſo angelegentlichſt darum. Wie wäre denn die Geſchichte Heinrichs des Zweyten, von Lyttleon? — ein treffliches Stück, aber freylich für Teutſche ein wenig zu entfernt in Ort und Zeit. Oder die Geſchichte Englands von Henry, oder wie er heißt? — Wie glücklich, liebſter Freund, ſind Sie, daß Sie unter Schmerzen ſo geduldig ſeyn, und ſo gelaſſen fortarbeiten können. Die Correspondents ſind gar kein ſchlechtes Buch, wenn ich nach der Probe in der Reviews urtheilen ſoll. Der Charakter des edlen und gegen das Verdienſt empfindſamen Lords, und der ſo beſcheidnen, ſo demüthigen und doch ſo einnehmenden Witwe haben mir, ſo abgebrochen auch die Stellen waren, die angeführt wurden, ſehr gefallen; ſie haben den Charakter der Wahrheit. Die Village Memoirs kenn ich weniger. Aber auch aus dieſer Claſſe ein vortreffliches Buch würde ich gar nicht zum Uiberſetzen verſchmähen. — Nur kein mittelmäßiges philoſophiſches mehr. — Ihre Tragödie habe ich noch nicht geſehen. Ich werde mit Vergnügen alles thun, was Sie von mir verlangen, und was in meinem Vermögen ſteht. Nach Endigung der Uiberſetzung werde ich ſuchen etwas für Sie zu machen. — Mein Wille iſt wahrhaftig, allen meinen Freunden zu erfüllen, was Sie wünſchen; aber meine Kraft und meine Geſundheit reichen nicht ſo weit. Sulzer iſt nach Riga gegangen. — Bey uns iſt Büſch aus Hamburg geweſen, ein Mann, der wirkliche Wiſſenſchaft und Verdienſte beſitzt, aber etwas von der Kälte ſeiner Landsleute an ſich hat. Parzenſky und die B. von W. ſind auch wieder bey uns. Ich reiſe eben heute zu dem erſtern auf ſein Gut. Wir haben viel von Ihnen und meinen andern Freunden geredet. Er hat in Ihnen den herzlichen guten Mann erkannt. — Sie haben Baſedow in die Enge getrieben, und das hat ihm ſehr gut gefallen. Wenn dieſer große Reformator nur ſich ſelbſt hätte ein wenig reformiren, und die Vortheile, die er Andern durch ſeine Erziehung geben will, anticipiren können! Er iſt gar zu einſeitig ausgebildet. — Mit Uiberſendung meiner Uiberſetzung ſchreibe ich wieder. Leben Sie wohl.

36.

Breslau, den 10. Jan. 1776

Liebſter Freund,

Daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, daran ſind zwey Sachen Schuld: einmahl, mein eignes ſchlechtes Befinden; und dann, weil ich immer hoffte, Ihnen mehr als einen bloßen Brief ſchicken zu können. Aber ſeitdem haben ſich die Hinderniſſe und die angenehmen Zufälle in unſrer Familie immer mehr gehäuft; die Arbeit iſt mir immer unmöglicher geworden; und ſo habe ich weder das Ziel erreicht, das ich mir vorgeſetzt hatte, noch das Vergnügen genoſſen, das ich unterdeſſen noch hätte haben können. Vielleicht wiſſen Sie es ſchon von Herrn Zollikofer, daß meiner Mutter Bruder, der Ober-Amts-Secretair Förſter, geſtorben iſt. Ich habe, wie mich däucht, oft mit Ihnen von dieſem Manne geredet. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich ihn einen vortrefflichen Mann nenne. Man lobt zwar ſo oft die Verſtorbenen, wenn man ſie auch im Leben gering geſchätzt hat; aber bey mir iſt das der Fall nicht. Stellen Sie ſich eine recht redliche und dabey verſtändige Phyſiognomie eines Alten vor; denken Sie ſich einen Mann von ganz geſetzter Vernunft, ohne Künſteley und ohne Subtilität; einen Mann von viel praktiſcher Kenntniß, ohne weitläuftige Wiſſenſchaft, dabey im Stande ſeine Gedanken ſehr ordentlich, deutlich und kurz auszudrücken; einen Mann, der ſelbſt in jeder Sache urtheilte, und das Schöne und Gute gewahr wurde, wenn es nur nicht durch zu neumodiſche Einkleidungen verdeckt wurde; endlich einen gegen ſich ſelbſt mißtrauiſchen, das Verdienſt Anderer ſehr hochſchätzenden, gegen Fehler nachſichtigen, und in den Pflichten der Ehrlichkeit und ſeines Amtes höchſt pünctlichen Mann: ſo ſtellen Sie ſich etwas ähnliches von meinem Onkel vor. Er erzählte gerne Sachen aus ſeiner alten Lebensgeſchichte oder aus ſeinem ehemahligen Umgange, und erzählte ſie gut. Da er die Religion über alles ſchätzte, ſo ſtudirte er dieſe am meiſten. Gellert war ſein Leib-Autor, ſowohl, weil er ihm perſönlich ſo ganz ergeben war, als auch, weil ihre Denkungsarten, und ihr Geſchmack in Poeſie und Schreibart ſo ſehr übereinkamen. Doch hatte vielleicht mein Onkel einen größern Antheil von philoſophiſcher Penetration, die man in ſeinen Briefen und Aufſätzen gewahr wird, obgleich die Gewohnheit des juriſtiſchen Styls auch ſeinen Briefſtyl etwas ſchwerfälliger machte. Wenn er aber irgend etwas ſagte oder ſchrieb: ſo war immer ſeine einzige Abſicht auf die Sache ſelbſt gerichtet, wovon die Rede war, niemahls bemerkte man Eitelkeit oder die Begierde ſich zu zeigen: denn ſeine Demuth machte, daß er glaubte, er könne ſich gar nicht zeigen. Sie, liebſter Freund, liebte er von ganzem Herzen. Ihr Bild hing in ſeiner Arbeitsſtube; und er ſahe Ihr freundliches, den Zuſchauer anlächelndes Geſicht oft mit Vergnügen an. — „Es muß doch ein ſehr guter Mann ſeyn, ſagte er, der Weiße, ich möchte ihn doch kennen.“ Die Briefe, die ich aus Leipzig bekam, mußte ich ihm alle zeigen, und ſie waren mit ſeine vornehmſte Ergötzung, da er lange ſchon nicht mehr ausging, und auch nicht viel leſen konnte. Er klagte zuletzt manchmahl darüber, daß dieſe Briefe jetzt ſo ſelten kämen. Das letzte poetiſche Stück, was ihm, vierzehn Tage vor ſeinem Tode, noch ganz außerordentlich wohl gefiel, war das im Voſſiſchen Allmanach, auf einen gemeinen Mann.

der in ſeinem Glauben irre gemacht worden. — Dieſer mein lieber Onkel trug ſchon ſeit Jahr und Tag eine unheilbare Krankheit mit ſich herum; die Aerzte nannten ſie Waſſerſucht; Gott weiß, was ſie war. An der litt er viel, viel von ihr, viel von der Medicin. Aber er war doch noch immer den Tage außer dem Bette, und lebte noch ſo ein halbes Leben. Sein Tod, der heute vor acht Tagen erfolgte, war nach einem kurzen Kampfe leicht: aber ich ſtand viel dabey aus. — Ob er gleich in ſeinen letzten Jahren wenig Umgang hatte, ſo war er doch von der ganzen Stadt als ein vorzüglich rechtſchaffner Mann gekannt; und ſo ſagt auch jetzt jedermann nach ſeinem Tode.

Dieſe kurze Erzählung von meinen Onkel würde Ihnen gewiß nicht unlieb ſeyn, wenn Sie auch nicht mein Freund wären; denn Sie ſind ein Menſch, und ein liebreicher Menſch. Da Sie aber mein Freund ſind, ſo können Sie nicht anders, als Antheil an dem nehmen, was mich ſehr intereſſirt. So thue ich es auch gegen Sie. Ich habe bey Ihrem böſen Fuße oft an Sie gedacht. Möchten Sie doch jetzt wieder völlig hergeſtellt ſeyn! Haben Sie im Teutſchen Muſeum des Grafen Stollbergs Brief geleſen? *) — Schreiben Sie mir doch bald, wenn Sie können. Tauſend Empfehlungen.

---

*) Schreiben an Herrn Mathias Claudius in Hamburg, im erſten Stücke, S. 41.

37.

Breslau, den 20. Sept. 1776.

Liebſter Freund,

Vor beynahe drey Wochen fing ich einen Brief an Sie an, voller Klagen. Meine Mattigkeit, über die ich klagte, hinderte mich, ihn an dem Poſttage zu Ende zu ſchreiben. Einige Tage darauf, ſah ich ihn wieder an, und es mißfiel mir, daß ich vor einem ſo geduldigen, in ſeinen Schmerzen ſo ſtandhaften Freunde ſo kleinmüthig und ſo niedergeſchlagen erſcheinen ſollte. Zwar iſt dieſer Unterſchied zwiſchen ihm und mir, daß bey ihm nur das Körperliche des Körpers leidet, bey mir gerade das Geiſtige deſſelben; daß er ſtudiren, arbeiten, und alſo ſeinen Gedanken einen andern Weg anweiſen kann; ich hingegen gerade durch eine ſolche Erſchlaffung oder Ueberſpannung meiner Nerven (ich weiß nicht, welches von beyden) leide, die alle willkürlichen Handlungen mir ſchwer, ermüdend, und nach einer kleinen Dauer unmöglich macht. Ich bin innerlich wahrhaftig ruhig und heiter. Aber ſobald ich mich ſelbſt oder Andre mich zu einer Action auffordern, ſo wird dieſe mir ſonſt ganz leichte, und allen Andern auch leicht ſcheinende Thätigkeit mir äuſerſt ſauer, koſtet mich eine Anſtrengung, wie Andern das größte Geſchäfte, macht nach und nach meinen Kopf wüſte, mein

Herz pochend, meinen ganzen Leib müde und zerſchlagen. Dann wird, in dieſem Kampfe zwiſchen Geiſt und Fleiſch, der Muth des erſten gebrochen, und Verdruß oder Traurigkeit bemächtigt ſich meiner ſo lange, bis Unthätigkeit und Stille wieder meine Lebensgeiſter in Ruhe gebracht haben, und der innere Menſch wieder anfängt, in ſich ſelbſt frey und ungehindert zu denken. — Auf dieſe Zeit folgte eine andre, wo auch der gröbere Theil meiner Maſchine erkrankte. Ich wurde gar bettlägerig. Auch dieß iſt wieder vorbey; — ich bin wieder bloß matt, — aber Gottlob nicht eben ſo ſchwach am Geiſte oder am Herzen. Ich denke mancherley — und, wie mir es vorkommt, mancherley Gutes, auch, wenn ich nichts ſchreibe, und wenig rede. — Ich liebe meine Freunde herzlich, und beſchäftige mich täglich mit ihnen, ob ich ihnen gleich ſeltner Proben meines Andenkens an ſie gebe. — So lerne ich mich, — zwar gezwungen, — mit dem Seyn befriedigen; ob ich gleich zuweilen auch wünſchte zu ſcheinen. Aber das ſollte und mußte ich auch lernen: denn meine Wißbegierde hatte noch zu viel Eitelkeit zum Grunde. Jetzt lerne ich, jede erlangte neue Einſichte, jede gute Idee, an und für ſich ſelbſt ſchätzen, auch ohne die Rückſichte, ſie andern mitzutheilen, und dafür wieder vermehrte Liebe oder Hochachtung derſelben zurück zu erhalten.

Ich will von mir ſelbſt abgehn, und ſehn, was ich Ihnen etwa noch Gutes in wenig Worten ſagen könne.

Ich habe dieſer Tage einen ſehr außerordentlichen Mann kennen lernen, von dem Sie vielleicht auch ſchon etwas gehört haben. den Graf Hodiz. Ein Mann von Kenntniſſen und Naturgaben muß doch der gewiß ſeyn, der ſein Dorf in ein Arkadien, in Elyſäiſche Felder, in Druidenhayne, und ſeine Bauern in Opernſänger, in Acteurs, in arkadiſche Schäfer, in Druiden, und Römiſche Opferprieſter zu verwandeln wußte. Alle, die Roßwalde geſehen haben, (das iſt der Nahme ſeine Sitzes), kommen darin überein, daß man über die Menge und Mannigfaltigkeit ſeiner Monumente und ſeiner Schauſpiele erſtaunt, wenn man auch nicht von der Vollkommenheit der Werke ſelbſt gerührt würde. Natürlicher Weiſe kann ein Privatmann wie er, (ob er gleich ein großes Vermögen gehabt, und auf dieſe Weiſe verthan hat,) ſolche Sachen nicht anders zu Stande bringen, als daß er oft an die Stelle des wahren Goldes Flittergold ſetzt, und nur bey dem erſten Anblicke zu täuſchen ſucht, ohne ſich darum zu bekümmern, was eine genauere Unterſuchung daran auszuſetzen findet. Aber ſelbſt auf ſo mannigfaltige Art zu täuſchen, dazu gehört Erfindſamkeit und vielerley Kenntniſſe. — Seine Bildhauer, Mahler, Baumeiſter, ſogar die welche die Inſchriften auf ſeine Denkmähler machen, ſind ſeine Unterthanen, die er zum Theil ſelbſt unterrichtet hat, zum Theil hat unterrichten laſſen. Vor einigen Jahren bewirthete er den König, und erhielt ſeine Bewunderung.

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

14.

Breslau, den 26. May 1779.

Für die Gütigkeit, mit welcher Sie die Beſorgung des Abdrucks meiner Abhandlungen über ſich nehmen, ſage ich Ihnen den gehorſamſten Dank. Jetzt bitte ich Sie um einen noch größern Dienſt, das iſt, um einen guten Rath. Der König, (von deſſen Unterredungen ich eher nicht umſtändlich mit Ihnen reden werde, als bis ich es mündlich werde thun können,) hat unter andern mir die Uiberſetzung des Cicero de officiis, als eine ſehr nützliche Arbeit empfohlen. Er hat dieß mehrmahls wiederhohlt, er hat ſogar die Art der Anmerkungen angegeben, die ich dazu ſetzen ſollte. Ich habe alſo im Ernſte daran denken müſſen, ſo eine Uiberſetzung zu verſuchen. Nun habe ich ſeit der Zeit geſehen, daß zwey Uiberſetzungen von den Officiis ſeit 1756 herausgekommen ſind, die eine von Adolph Hoffmann die andre von Heinze. Die letztre habe ich etwas genauer unterſucht. Sie iſt, ſo weit ich gekommen bin, richtig, nicht immer ſchön, aber doch in vielen Stellen unverbeſſerlich. — Ich ſehe alſo bey dieſer Arbeit nicht großen Nutzen: denn wenn es mir auch gelänge, den Styl fließender, correcter, angenehmer zu machen, ſo würden doch dieſe Verbeſſerungen nicht von einer ſo großen Erheblichkeit ſeyn, noch auf das Publicum einen großen Einfluß haben. Ich ſehe die Schwierigkeit dieſer Arbeit ein; denn Cicero's philoſophiſche Schreibart iſt doch nicht allenthalben ſo beſtimmt, ſo präcis, als wir ſie jetzt gewohnt ſind. Und endlich, wird dann auch ein Verleger ſeine Rechnung finden? Ich fürchte, die Arbeit wird weder ihm noch mir belohnt werden. — Unterdeſſen, bitten Sie doch den Herrn Profeſſor Reitz, mir eine Ausgabe des Buches de officiis anzuzeigen, wo erſtlich die hiſtoriſchen Facta und Nahmen, die darin vorkommen, aufgeklärt und beſonders, wo die Stellen anderer alten Philoſophen, welche die nähmlichen Materien behandeln, citirt werden. Und wenn der Herr Profeſſor Reitz eine ſolche Edition entweder unter ſeinen Büchern hat, oder in Leipzig zu bekommen weiß: ſo bitte ich ihn ſehr, mir dieſelbe zuzulaſſen oder zu kaufen. — Es hindert mich ſehr in allem, daß meine halbe Bibliothek draußen iſt: und doch kann ich ſie faſt nicht eher kommen laſſen, bis ich ſelbſt da geweſen bin. — Ich muß ſchließen, aus Mangel der Zeit und der Kräfte. Ihrem ganzen Hauſe bitte ich Sie, von uns tauſend Empfehle zu machen.

39.

Charlottenbrunn, den 24. Sept. 1779.

Liebſter Freund,

Hier ſchicke ich Ihnen eine Art der Fortſetzung der Abhandlung vom Intereſſirenden, unter der Form eines Anhangs. So wenig ich darüber zu ſagen wußte, da ich anfing, ſo weitläuftig iſt es gerathen, und beydes läßt vielleicht vermuthen, daß es nicht ſonderlich ausgefallen iſt. Ich habe wenigſtens bey mir ſelbſt die Entſchuldigung, daß ich es aus löblichen Bewegungsgründen unternommen habe, aus Achtung für das Publicum, und aus Achtung für Sie. Da ſie es zu verlangen ſchienen, und mir zugleich die Unſchicklichkeit auffiel, eine Sammlung ſeiner zerſtreuten Aufſätze zu beſorgen, ohne dieſelben zu vollenden: ſo überwand ich den Wiederwillen, meine eigne Abhandlung recht ſorgfältig durchzuleſen, und dieſe alte, mir damahls ſchon zum Eckel gewordne Materie wieder zu überdenken. Im Grunde fand ich, daß wirklich das Nöthige, oder das Beſte was ich darüber weiß, ſchon geſagt war, obgleich in der That der Plan eigentlich nicht erfüllt war. Denken Sie nun dabey, daß ich die ſechs oder ſieben Jahre über, da ich in meinem Vaterlande bin, kein Theater geſehen, faſt kein Stück, auch wenig Gedichte geleſen, und mit keinem Menſchen über ſchöne Wiſſen-

ſchaften

ſchaften oder die Regeln der Poeſie geredet habe. Meine Philoſophie darüber iſt alſo nur a priori, oder aus wenigen Beyſpielen abſtrahirt.

Nun hören Sie, warum ich Sie bitte. Wenn es möglich iſt, ſo leſen Sie dieſen Anhang erſt durch, ehe Sie ihn in den Druck geben; und wenn er Ihnen nicht beſſer gefällt, als mir jetzt: ſo laſſen Sie ihn zurück. Leſen Sie insbeſondre die Zergliederung von dem vierten Buche des Virgil, und verfahren Sie damit nach ihrem Urtheile und Ihrem Gefallen.

Wenn Sie aber beydes drucken laſſen: ſo bitte ich Sie, 1) die letzte Correctur aus Freundſchaft für mich zu übernehmen, theils um die vielleicht eingeſchlichnen Schreibfehler, oder die Ungleichheiten meiner Orthographie zu verbeſſern, theils um die Virgiliſchen Stellen richtig abdrucken zu laſſen. 2) Was das Honorarium betrifft: ſo glaube ich, daß, wenn die Mühe eigentlich bezahlt wird, ich für dieſen Zuſatz etwas verlangen könne. Ich überlaſſe es aber gleichfalls Ihnen, wie viel. Sie wiſſen beſſer als ich, was für Arbeiten dieſer Art gegeben zu werden pflegt. 3) Ich habe eine ziemliche Anzahl von Exemplaren zum verſchenken nöthig. Würde es wohl zu viel ſeyn, wenn ich mir zwölf bis ſechzehn von der Mad. Dyk ausbäte? An meine beſten Leipziger Freunde wird ſie es wohl ſelbſt ſchenken, und ich hoffe alſo dafür nicht erſt ſorgen zu dürfen. 4) Aber wird nun auch die Vorrede zu dieſem Zuſatze paſſen? Wie wäre es, wenn man zu dem Worte, *Anhang* ein Sternchen machte, und unten folgende Note darunter ſetzte. *) — —

An dem Drucke habe ich nichts auszuſetzen; nur für meine Augen und für meinen Geſchmack iſt der jetzige Druck überhaupt zu klein.

Nun liebſter Freund, leben Sie mit den Ihrigen wohl, und ſchelten Sie nicht zu ſehr, daß ich Ihnen ſo viel Mühe mache, oder daß ich ſie Ihnen gerade zu ungelegner Zeit, in der Meſſe mache.

40.

Charlottenbrunn, den 31. Jan. 1780.

Liebſter Freund,

Es verlangt mich außerordentlich, einmahl etwas von Ihnen zu hören, beſonders, da ich erfahren habe, daß Sie kränklich ſind. Sie werden ſich wundern, wenn Sie den Ort ſehen werden, wo ich Ihnen dieſen Brief ſchreibe. Da ich ſo viele Winter ſchlecht in der Stadt zugebracht habe: ſo habe ich verſuchen wollen, wie einer, auf dem Lande, zugebracht, mir bekommen würde. Da es nun im platten Lande weder wohnbare Häuſer, außer den Edelhöfen, noch irgend einige Geſellſchaft gibt; ſo habe ich mir einen Gebirgsort gewählt, wo wegen der Brunnengäſte einige beſſre Wohnungen, und wegen der hier blühenden Handlung einige umgängliche Menſchen ſind. Die Lage des Orts iſt für den Sommer unvergleichlich. Sie müſſen ihn ſehen, liebſter Freund, wenn ich noch meinen beſtändigen Aufenthalt hier aufſchlage, wie einiger Anſchein dazu iſt. Ja, liebſter Weiße, wenn wir beyde noch einige Jahre leben: ſo muß ich Sie noch in meinem Vaterlande bewirthen. Das Land kann Ihnen nicht anders als gefallen; und wenn Sie auch nicht Männer der erſten Claſſe, beſonders unter den Gelehrten, finden, ſo werden Sie doch Bekanntſchaften machen, die Ihnen lieb ſeyn werden. — Aber erſt komme ich zu Ihnen. Ich ſchmeichle mir damit, daß es künftigen Herbſt geſchehen ſoll. — Sie wiſſen es ſchon, daß ich die Officia überſetze. Die Veranlaſſung dazu wiſſen Sie auch. Da ich ſo lange des Arbeitens entwohnt; da ich auch einiger Maßen muthlos geworden bin: ſo würde ich mich vielleicht an eine eigne Schrift nicht gemacht haben. In ſofern iſt es gut, daß ich durch etwas aufgefordert worden bin, zu überſetzen. Ich komme wenigſtens in die Uibung, die Feder zu führen. In andrer Abſicht wäre es beſſer, ich hätte dieſe Aufforderung nicht gehabt, und ich ſchriebe etwas ſelbſt. — Das weiß ich zum voraus, daß keine meiner Arbeiten mehrern Kritiken ausgeſetzt ſeyn, keine mir weniger Ehre bringen wird, als dieſe.

---

*) Sie ſteht unter der Abhandlung.

Doch, wenn nur die moraliſchen Begriffe, die darin ins Licht geſetzt ſind, bey einigen wenigen Leſern Eindruck machen: ſo werde ich mich für belohnt halten. — Dieſe Arbeit hat auch mit gemacht, daß ich den Winter hier zubringe. Ob ich gleich geſünder bin, als da ich von Ihnen reiſte: ſo bin ich doch noch äuſſerſt ſchwach und abwechſelnd in meiner Geſundheit, und werde es wohl Zeitlebens bleiben. Ich kann daher keine Stöhrung vertragen. Ohne die vollkommenſte Stille kann ich nichts machen. Und da in der Stadt dieſes nicht zu erhalten iſt; da die Pflichten der Höflichkeit mir dort oft meine Kräfte ſo erſchöpfen, daß zu Arbeiten nichts übrig bleibt: ſo mußte ich mich an einen einſamen Ort begeben, wo ich meine Arbeit, durch ein bloßes Pflanzenleben unterbrechen konnte, wodurch ich mich wieder erhohle. Und doch, liebſter Freund, empfinde ich ſchon, daß ich wieder geſchwächt bin. — So bald ich nun meine Uiberſetzung zu Ende gebracht habe, mit dem, was ich etwa noch zuſetzen will: ſo mache ich mich auf und komme zu Ihnen, und ſuche den Körper durch Bewegung, und den Geiſt durch Umgang zu erfriſchen. Sie werden alsdann auch noch Ihren klein Theil Arbeit bekommen. Es ſind viele Verſe aus dem Ennius angeführt, die ſich gar nicht durch poetiſchen Schmuck ſondern nur durch das Sylbenmaß unterſcheiden; dieſe machen in der Uiberſetzung einen Uibelſtand, wenn ſie nicht wieder einen Vers-Gang haben. Darum würde ich Sie alſo ſehr bitten, dieſe Stellen, (ſie ſind niemahls lang), zu vortiſiren. — Ich habe an den Herrn *** einen Brief, nach dem von Ihnen gemachten Plane beygelegt, — nur daß ich die Summe zu beſtimmen Ihnen überlaſſen habe, die jeden Termin bezahlt werden ſoll; weil ich dachte, ſeine Umſtände könnten ſich vielleicht geändert haben, und er mehr, als fünf Reichsthaler jede Meſſe bezahlen. Ich bin ſehr ungeſchickt, Mahnbriefe zu ſchreiben; das werden Sie aus dieſem ſehen. Antworten Sie mir ja bald: Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mich in meiner Einſamkeit beſuchen.

41.

Berlin, den 15 Jan. 1781.

Liebſter Freund,

Ich mache mir Vorwürfe darüber; daß ich Ihnen noch nicht geſchrieben habe. Aber dieſe, Vorwürfe treffen nur meine Faulheit, nicht meinen Kaltſinn. Ich habe bisher ſehr zerſtreut hier gelebt, und ich habe auch noch dabey gearbeitet. Es ſind mir alſo ſehr wenig Augenblicke übrig geblieben, als ſolche, die ich zu nichts habe brauchen können, weil ich ganz erſchöpft war. Jetzt iſt eine Pauſe von allen beyden. Ich werde weniger zu Gaſte gebethen, und die Arbeit habe ich liegen laſſen müſſen, weil mein Kopf ſchlechterdings unfähig dazu wurde. Es iſt alſo nichts natürlicher, als daß ich zu meinen alten lieben Freunden zurückkomme, mit denen ich frey, und ohne viele Anſtrengung ſchwatzen darf, und deren lebhafteres Andenken ſchon etwas dazu beyträgt, mein Gemüth zu ſtärken und aufzuheitern. Mein Aufenthalt in Berlin iſt mir bisher ſehr angenehm geweſen. Mein Eintritt in dasſelbe war traurig. Ich brachte von meiner Reiſe, (der beſchwerlichſten, die ich in langer Zeit gemacht hatte), ein ſehr heftiges Aſthma mit. Sie wiſſen, wie ängſtlich dieſer Zufall iſt; — und ich war mit demſelben ſchon ſeit einigen Jahren ganz unbekannt geworden. Dank ſey es der guten hieſigen Luft, oder der Bequemlichkeit, die ich in meinem Zimmer vorfand: ich wurde in wenig Tagen nicht nur beſſer; ſondern ich befand mich auch hernach, einige Wochen durch, ſo wohl, ſo munter und ſtark, als ich ſelbſt in Leipzig nicht geweſen bin. Das hat nun wohl ſeit der Zeit ſehr nachgelaſſen. Beſonders hat ſich eine Wolke über mein Gemüth gezogen, von der ich ſelbſt nicht weiß, wo ſie herkommt. Der Froſt, die Ermüdung von dem vielen Laufen, (denn ſo viel ich auch Geld für Kutſchen ausgebe, ſo bleiben mir doch noch Gänge genug zu Fuß zu thun übrig,) vielleicht auch die Schmauſereyen haben dazu beygetragen. Und die vereitelte Hoffnung, mein Werk hier zu Ende bringen zu können, hat der Sache vielleicht den Ausſchlag gegeben. Ich habe die Anmerkungen, die ich einzeln über die Materien ſelbſt, die im Cicero vorkommen, entworfen hatte, in einen Commentar zu vereinigen, mir vorgenommen, der ein zweytes Bändchen ausmachen ſoll. Da ich angefangen habe, darüber zu arbeiten: ſo habe ich gefunden, wie viel an den Anmerkungen noch fehlte, wie viele ich zuſetzen, wie viel ich neu ausarbeiten mußte. Eine Zeit lang ging das Werk ſo ziemlich fort, obgleich langſam. Seit vierzehn Tagen habe ich mich außer Stande gefühlt, eine Zeile daran zu machen. Und doch bin ich noch beym erſten Buche, und Oſtern rückt immer heran. Ich ſehe alſo mit Gewißheit voraus, daß ich nicht fertig ſeyn werde. Dieß macht mir Kummer, da ich den Endzweck meines hieſigen Aufenthalts zum Theil verfehle, und ſehe, daß ich die Laſt, die ich hier gerne von mir geworfen hätte, noch nach Leipzig mitfortſchleppen werde. Dazu kömmt noch mancher andre traurige oder kummerhafte Gedanke; — und dann unter einer großen Menge von Bekannten der Mangel vertrauter Freunde; die mir beſonders nahe wohnten. Die Weitläufigkeit von Berlin würde mich allein abſchrecken, hier zu wohnen. Ohne Equipage, würde ich oft hier einſamer leben, als ich in meinem Gebirgsdorfe Charlottenbrunn gelebt habe. — Ich kann Ihnen verſichern, daß ich mich, (ob mir gleich viel Gutes hier widerfährt,) doch darauf freue, wieder nach Leipzig, und dann nach meiner Heimath zu kommen. — Die vornehmſten Gelehrten hier, Teutſche und Franzöſiſche, habe ich kennen gelernt. Ramler, der gewiß ein redlicher, dienſtfertiger Mann iſt, wird durch etwas Affectation, Egoismus und Einſchränkung aller ſeiner Kenntniße auf Poeſie im Umgange weniger angenehm. Engeln ſehe ich nur ſelten. Er ſieht krank aus, und iſt es oft. Merian unter den alten, Prevot unter den jungen Akademikern, ſind geſchickte Leute, die viel wiſſen. Bitaubé iſt ein guter freundſchaftlicher Mann, der mir viel Gefälligkeiten erzeigt hat. Sie kennen das Prediger-Cränzchen; — ich bin in zwey derſelben aufgenommen, und befinde mich da gewiß in ſehr guter Geſellſchaft. Teller iſt gar ein guter, lieber Mann. Ich hoffe, er iſt mir ſo gut, als ich ihm: denn ich liebe ihn von Herzen.

Nun, liebſter Freund, bitte ich Sie noch, ſich theils der Meubeln, beſonders des Schreibetiſches zu erinnern, den ich in Leipzig zu verkaufen habe; theils eine mir wichtige Angelegenheit nicht zu vergeſſen, die Uiberſetzung aus dem Engliſchen. Ich muß, bey meiner Zurückkehr nach Schleſien, allerdings für ſolche Arbeiten ſorgen, die mir wenigſtens eine kleine fixe Summe alle Jahre einbringen. Nicht nur koſtet mich dieſe Reiſe, und wird noch koſten, ſondern auch bey meinen gewöhnlichen Ausgaben in Schleſien, habe ich einen Zuſchuß höchſt nöthig. Haben Sie mit Herr Reichen, (dem Sie mich ſo wie ſeiner liebenswürdigen Frau auf das beſte empfehlen ſollen,) wegen der Uiberſetzung des Rambler geredet? Ob ich gleich für jetzt keine neue ernſtliche Arbeit anfangen kann: ſo gibt es doch verlorne Augenblicke, die einem langweilig und verdrießlich werden, und die man mit einer ſolchen Nebenarbeit ausfüllen könnte. Schreiben Sie mir doch alſo, was er davon denkt; ſo könnte ich hier vielleicht manchmahl eine Viertelſtunde darauf wenden. Leben Sie wohl, beſter Freund, lieben Sie mich, und empfehlen Sie mich der Liebe und Freundſchaft aller der ihrigen. Ich bin von Herzen der Ihrige.

42.

Breslau, den 14. Dec. 1781.

Theuerſter Freund,

Endlich bin ich wieder in meiner Heimath, in meiner gewohnten Einrichtung, bey meiner Mutter, unter meinen Büchern, und genieße der Ruhe und Bequemlichkeit, die mein Körper in der jetzigen Jahreszeit braucht. Gott ſey gelobt, daß er meine Reiſe hat ſo gut gelingen, daß er mich ſie ſo glücklich hat endigen laſſen, und daß ich meine Mutter und die vertrauteſten Freunde geſund wieder geſunden habe. Ich weiß, Sie nehmen an allem dem Theil. Es iſt wahr, es fehlen mir manche Annehmlichkeiten, die ich in dem vergangnen Jahre gehabt habe. Manche kleine Hausſorge drückt mich jetzt wieder mehr. Aber das muß im menſchlichen Leben ſo ſeyn; es iſt uns heilſam, und man lernt immer, wenn man ſich in jede Situation zu ſchicken gewöhnt, nicht immer daſſelbe Vergnügen fordert, ſondern gerade das zu genießen ſucht, und mit dem zufrieden iſt, was die Umſtände erlauben. Mein vornehmſtes Vergnügen würde jetzt die Arbeit ſeyn. Aber leider kann mein Körper eher Strapatzen, als das Sitzen und Studiren, aushalten; und auch mein Kopf iſt nicht mehr, wie geſtern und ehegeſtern. Doch auch dieſe Urſache zur Unzufriedenheit ſuche ich zu überwinden, indem ich thue, ſo viel und ſo gut ich kann. — Mehr Zufluß von neuen, beſonders ausländiſchen Büchern wünſchte ich mir auch. — Das können meine Leipziger Freunde einiger Maßen erſetzen, indem ſie mir erſtlich ſchreiben, was neues erſcheint und manchmahl mir auch etwas ſchicken, wenn ſie es geleſen haben. Unſer lieber Blankenburg hat mir etwas dergleichen verſprochen. Die Engliſchen Journale finde ich hier. — Ich bin in dem neueſten Stücke der Reviews vom September wieder auf Johnſons Leben der Poeten aufmerkſam geworden. Es iſt doch ein vortrefflicher Mann, und hat viel Aehnlichkeit mit mir; auch etwas von der Schwerfälligkeit des Styls. Dieſe Leben hätte ich wohl vor vielen andern Büchern ganz vorzüglich gerne, und, ich ſchmeichle mir, auch vorzüglich gut überſetzt. — Aber ſind ſie nicht ſchon in andern Händen? Wenn ſie es nicht ſind, ſo bitte ich darum. — Schlechte Bücher oder auch ſehr mittelmäßige mag ich doch nicht überſetzen. — Und doch ſetzen mich unſre Umſtände immer mehr und mehr in die Nothwendigkeit, etwas dergleichen zu thun, und mir für meine Ausgaben auf Bücher und Reiſen etwas zu verdienen. Erinnern Sie ſich in dem Puncte Ihres Freundes. Meine Mutter hat ihr Haus verkauft, — ganz gut nach den Umſtänden der Zeit, aber doch werden dadurch die Revenüen immer kleiner: denn Capitalien ſind nur zu fünftehalb Procent unterzubringen, und alles wird theurer. Was machen Sie, liebſter Freund, Ihre gütige Frau, Ihre lieben Kinder, D. Platner, alle Ihre Freunde. Sind die Stellen auf der Univerſität alle beſetzt, und wie? Wie iſt die Geſundheit unſers guten Blankenburg? Ich werde eheſtens an ihn ſchreiben. Machen Sie mir doch eine kleine Chronick von Leipziger Neuigkeiten zuſammen, und daraus machen Sie mir ein Weihnachtsgeſchenk. Es wird mir ſehr willkommen ſeyn. Bleiben Sie mein Freund, ſo wie ich ewig der Ihrige.

43.

Charlottenbrunn, den 31. Julius 1782.

Ich geſtehe es Ihnen, daß mir das lange Stillſchweigen aller meiner Freunde in Leipzig anfängt wehe zu thun. Es ſind gewiß mehr als vier Monathe, daß keiner derſelben auch nur ein Zeichen des Lebens von ſich gegeben hat. Ich erwartete ganz zuverläßig, durch Meß-Gelegenheit wenigſtens einige Nachrichten, und vielleicht ein oder das andre Buch vom Herrn von Blankenburg zu bekommen: aber alle die von Leipzig zurückkamen, kamen mit leeren Händchen. Sie, liebſter Freund, ſind gewiß am allerwenigſten in meiner Schuld; ich bin vielleicht ſogar in der Ihrigen. Und doch wende ich mich an Sie zuerſt, weil ich weiß, daß Sie mit größerer Leichtigkeit, als meine andern Freunde, die Feder ergreifen, und daß Sie bey gleicher Freundſchaft gegen mich, mehr in der Gewohnheit ſind, Briefe promt zu beantworten. Ich habe wohl ſchon vor einem halben Jahre und länger von dem Statthalter von Erfurt ſeine Schrift über den Maßſtab moraliſcher Handlungen erhalten, ein Buch voll Tiefſinns, ſehr feiner und gegründeter Anmerkungen, im Ganzen voll unausführbarer Vorſchläge. Nach langem Aufſchube beantwortete ich dieſes Geſchenk durch einen Brief, der zu einer kleinen Abhandlung wurde. Dieſe ſchickte ich offen an Herrn Zollikofer, weil ich glaubte, daß ihn die Materie intereſſiren würde. Vorher hatte ich ſchon einen langen Brief an ihn geſchrieben, Beyde ſind noch unbeantwortet geblieben. Ich komme faſt auf die Gedanken, daß jener an den Statthalter verloren gegangen iſt. Das wäre mir doppelt unangenehm. Haben Sie doch die Güte, deßwegen Nachricht einzuziehen. Es ſcheint ein beſonders übles Geſchick über meiner Correſpondenz zu walten. Vor ſehr langer Zeit, hat Hofrath Feder an mich einen Brief an Herrn D. Plattner geſchickt; dieſer hat ihn, mit einem Briefe von ſich begleitet, wie ich höre, durch einen Studenten an mich geſchickt; ich habe keinen von beyden geſehn. — Aus Göttingen habe ich mein Manuſcript von der verkürzten und veränderten Recenſion des Kantiſchen Werks, ich habe Bücher vom Herrn Profeſſor Lichtenberg zu erhalten; ich bekomme keine. — Nur der ehrliche Spalding hat mir ſeit kurzem geſchrieben, und ſein Brief hat mir doppelt Vergnügen gemacht, weil er Ihrer darin gedenkt. Sie ſind alſo, liebſter Freund, in Berlin geweſen, doch wohl gewiß in Geſellſchaft ihrer lieben Frau, und Ihrer angenehmen Tochter? Das wird Ihnen reichen Stoff zu einem Briefe geben. Ich ginge gern künftigen Winter auch dahin, beſonders weil ich mich dort faſt beſſer befand, als je ſeit der Zeit. Vorzüglich iſt dieſer Sommer, in welchem bey uns die äußerſte Hitze mit Kälte und Wind abwechſelt, meiner Geſundheit ſehr ungünſtig geweſen. Ich habe die erſte Hälfte deſſelben in Scheibliß zugebracht; ich bin jetzt mit meiner Mutter hier. Jeder Ort hat ſeine eigne Annehmlichkeit: aber an keinem iſt mir recht wohl geweſen. — Dieſes hat die unangenehme Folge, daß ich die Arbeit, die wirklich mein größtes Vergnügen ſeyn würde, nie lange verfolgen kann; und daß ich mit vieler Anſtrengung wenig ausrichte. Daher kommt nichts zu Stande, nicht einmahl thue ich beträchtliche Schritte vorwärts. Und was das ſchlimmſte iſt, alles was ich ſchreibe wird mir unter der Hand deſto weitläuftiger, je ſchwächer ich bin. — Dieſe alten Klagen, deren ähnliche Sie vielleicht in vielen meiner Briefe finden, werden Ihnen deßwegen doch nicht läſtig ſeyn; es ſind Klagen eines Freundes, und es ſind nicht murrende Klagen. — Die Laſt, die mir die Vorſehung auferlegt, will ich mit ſo viel Geduld zu tragen ſuchen, als ich kann: aber es muß mir zuweilen erlaubt ſeyn, zu ſagen und auch zu ſchreiben, das ich ſie fühle. — Ich habe allerley, obwohl nicht ſehr viel neues geleſen: und doch vielleicht noch zu viel, weil es mich abhält zu ſchreiben. Jetzt bin ich über der neuen Edition des Abt Raynal, daß iſt eine Lectüre, die eine Zeitlang dauern wird. Ob ich ſie gleich nicht mit der alten vergleichen kann: ſo erkenne ich doch, wie ich glaube, die neuen Zuſätze. Und was die raiſonnirenden betrifft, ſo ſcheinen ſie mir faſt durchgängig ſchlechter an Gedanken, Bildern und Styl. Bald ſollte ich glauben, was man durchgängig geſagt hat, daß zuerſt andre Federn ihm geholfen haben: denn ſeine eigne ſcheint wahrhaftig nicht die beſte. Man ſieht allenthalben das Geſuchte, die Begierde, etwas kühnes, auffallendes, neues zu ſagen. — Ohne Zweifel haben Sie ihn perſönlich kennen lernen. Er ſoll allen Menſchen Schmeicheleyen ſagen, und ſich ſelbſt nicht vergeſſen: er ſoll im Geſpräche ein guter Logicus ſeyn, und mit Genauigkeit die Streitfrage beſtimmen und feſthalten. Das wäre mehr, als ſich allenthalben in ſeinem Buche findet. Auf Rouſſeaus Bekenntniſſe bin ich begierig: aber ich habe ſie noch nicht. — Auf einen Brief von Ihnen bin ich es noch weit mehr. Erfreuen Sie mich bald damit.

44.

Breslau, den 26. März. 1783.

Liebſter Freund,

Sie können wohl denken, daß ich Ihrer Krankheit wegen ſehr in Sorgen geweſen bin; und auch noch jetzt bin ich nicht ganz ruhig: denn die letzten Nachrichten ſagen mir zwar, daß Sie beſſer, aber noch nicht, daß Sie außer aller Gefahr ſind. Der liebe Zollikofer hat mir Ihre Heiterkeit beſchrieben, die Sie bey dem ſtärkſten Anfalle der Krankheit behalten haben. Ein ſo empfindlicher Mann, und im Leide, ſo ſtandhaft! Wie ſehr muß der Schmerz Ihrer Freunde ſelbſt durch die Hochachtung vermehrt werden, die Sie ihnen dadurch einflößen! Für mich war die Nachricht von Ihrer Krankheit doppelt traurig: weil ich zu eben der Zeit darauf dachte, nach Leipzig zu kommen, und den Sommer nahe bey Ihnen zuzubringen. — Ich bin es noch jetzt willens, und ich hoffe zu Gott, daß er mir das Vergnügen gewähren wird, meinen älteſten Freund daſelbſt geſund wieder zu finden. — Da Herr Zollikofer verreiſt, ſo verliere ich ohne das ſchon den einen Zweck meiner Reiſe: und ich würde ſie ganz aufgegeben oder aufgeſchoben haben, wenn ich nicht ſähe, daß ich hier, mit der Arbeit, die ich ſeit ein Paar Jahren unter den Händen habe, *) nie fertig werden würde. Dabey hoffe ich, daß die Veränderung des Orts und mancher kleine Beyſtand den ich dort, (auch beſonders von Herr Adelung, in Abſicht auf Sprach-Richtigkeit,) erhalten kann, mir die Sache erleichtern wird. Ich wünſchte aber auf einem Garten zu wohnen. Das grüne Feld, die freye Luft, kurz das Vergnügen, das der Sommer gewährt, iſt wirklich das einzige, was ich habe. Ich werde ſicher nicht viele Jahre mehr es genießen. Einen ganzen Sommer mich alſo in eine Stadt zu ſperren, das iſt mir unmöglich. Ich habe ſo wenig Kräfte,

daß

---

*) Es iſt die Rede von den Anmerkungen zum Cicero.

daß ſelbſt in Leipzig, wo alles ſo nahe iſt, ich auf die Promenade ſchon äuſſerſt ermüdet kommen würde. Dabey muß ich mein eigner Herr im Grünen ſeyn. — Kurz eine Wohnung außer der Stadt iſt mir durchaus nothwendig. Ich habe Herren Zollikofer und Blankenburgen gebethen, für eine zu ſorgen. Ich beſchwere die guten Leute ſehr. Vielleicht können Sie einen guten Rath geben. Ich ſchreibe jezt nichts mehr, weil ich noch nicht weiß, wie weit Ihre Geſundheit wieder hergeſtellt iſt. So bald Sie können, ſo berichten Sie mir das ſelbſt. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

45.

Breslau, den 16. Nov. 1783.

Theuerſter Freund,

Eine gefährliche Krankheit meiner Mutter, von der ich im December Nachricht erhielt, hat mich geſchwinder, als ich es mir vorgeſezt hatte, nach Hauſe getrieben. Ich bin an vergangener Mittewoche Abends hier angekommen. Meine Mutter, Gottlob! lebt; ſie iſt noch ſehr krank; aber ich hoffe, daß ſie ſich erhalten wird. Es iſt ein äuſſerſt heftiges Katarrhalfieber geweſen, welches ihr Leben wirklich in große Gefahr gebracht hat. Den heftigſten Anfall davon hat ſie überſtanden, da ich noch nichts von der Krankheit wußte. Jezt leidet ſie vornehmlich durch Schwäche und Huſten. Ich darf mir ſchmeicheln, daß meine Gegenwart etwas zu ihrer Wiedergeneſung beytragen wird. Deßwegen verlaſſe ich auch nicht ihr Krankenzimmer, und habe keinen andern Gedanken, als den, ſie zu warten. Aber wenn ſie ſich wird mehr erhohlet haben, und bey mir die Luſt zur Beſchäftigung wieder erwachen wird, ſo würde es mir lieb ſeyn, da, durch die Krankheit meiner Mutter und meine Reiſe zugleich, meine Ausgaben vermehrt worden ſind, wenn ich durch Ihre Gütigkeit, die Nachricht erhielte, ob Herr Reich das Werk über die Armen noch will überſetzen laſſen, und was Herr Hindenburg über das Buch des Nicholſon, (ſo heißt der Verfaſſer, glaube ich,) geurtheilt hat. Empfehlen Sie mich Ihrer gütigen Frau, die gewiß Antheil an meinem Kummer genommen haben wird, und allen Freunden. Der Ihrige.

46.

Breslau, den 4. Aprill. 1784.

Liebſter Freund,

Da ich von Herren Zollikofer gehört habe, daß Sie faſt mit Ihrem ganze Hauſe zugleich krank geweſen ſind, ſo kann ich nicht länger unterlaſſen, an Sie zu ſchreiben. Ich glaube, daß ich, unter Ihvon auswärtigen Freunden, einer der erſten und Ihnen ergebenſten bin. Ich ſchmeichle mir mit Ihrer vorzüglichen Gegenliebe. Sie können ſich alſo vorſtellen, daß mich ſolche traurige Nachrichten bekümmern, und daß mich darnach verlangt, wieder einmahl ein Paar Zeilen von Ihrer Hand zu ſehen. Ich fürchte beſonders für Ihre liebe Frau, die ſo vielerley Leiden zuletzt unterliegen könnte. Wie ſehr wird es mich freuen, wenn Sie mir ſchreiben werden, daß alle Kranken aus Ihrem kleinen Hoſpitale wieder geneſen ſind. Ich habe unterdeſſen das Geſchenk von dem erſten Theile Ihres neuen Kinderfreundes bekommen; und ich habe die erſte Hälfte davon mit Vergnügen geleſen. Jetzt hat mir es meine Mutter weggenommen, die es ſehr unterhält. Es iſt gewiß ein ſeinen Endzweck erfüllendes, angenehmes, nützliches Buch; — und was das erſte Erforderniß iſt, wenn ein Buch nutzen ſoll: es wird geleſen. Ich kann das Nähmliche von meinem Buche *) nicht ſagen; mein Verleger klagt über äußerſt geringen Abſatz: und wenn ich nach dem, was um mich herum vorgeht, aufs Ganze ſchließen ſoll, ſo kann er Urſache haben. Dieß würde mich, bey allem Guten, was meine Freunde und einige Recenſenten davon ſagen, doch muthlos machen, wenn das Schreiben nicht am Ende ein Bedürfniß würde. Man lernt, indem man leh-

---

*) Von der Uiberſetzung des Cicero.

ren will; man iſt lebhafter beſchäftigt, und wenn man fertig iſt, ſo iſt die Erwartung eine Zeitlang etwas mehr, als gewöhnlich, geſpannt. — Dabey wird es von Jahr zu Jahr immer nothwendiger, daß ich auch etwas Honig in den Bienenſtock eintrage, um davon zehren zu können, und ich habe keine andern Blumen, von welchen ich ihn ſammeln könnte, als die Schriftſteller-Arbeit. Die, welche ich dieſen Winter gehabt habe, die Uiberſetzung des Buches von den Armen, (wirklich nicht der Mühe werth, die ich mir, meiner Natur und meinem Temperamente nach, bey jeder Arbeit gebe,) hat mich nicht ſehr amüſirt. Nun habe ich ſie geendiget. Aber abſchreiben laſſen, verbeſſern, und dann eigne Kenntniſſe und Nachrichten, die ich über dieſen Gegenſtand einziehen will, um die Uiberſetzung eines mittelmäßigen Buches nicht ganz kahl ins Publicum zu ſchicken, werden mich doch wohl noch bis in die Mitte des Sommers beſchäftigen. Aber vielleicht wird es Herr Reich alsdann nicht mehr haben wollen. — Helfen Sie mir doch einmahl, bey Gelegenheit, zu einer beſſern Arbeit dieſer Art. Was macht Blankenburg? Ich höre, er iſt ſehr fleißig. Was D. Platner, Dörrien? Ich hatte mir geſchmeichelt, meine Freunde würden mein Buch für einen großen Brief anſehen, und mir antworten. Nein, ſie verlangen nach der Etiquette erſt einen Brief von mir. Sie ſollen ihn haben. Auch Thümmel aus Altenburg ſchreibt mir nicht, ob ich ihm gleich geſchrieben habe. Was macht ſein liebenswürdiger Neffe? Wie geht Herr Böttichers Erziehungs-Anſtalt? — Das ſey für's erſte genug, bis ich erfahre, ob Sie wieder Briefe leſen und beantworten dürfen. Ich bin mit meiner Mutter Ihr und der Ihrigen u. ſ. w.

47.

Breslau, den 17. April 1754.

Liebſter Freund,

Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt ein junger Herr von D**, der jüngſte Sohn unſers von jedermann verehrten Miniſters. Er reiſt nach Halle, um dort, in Geſellſchaft mit ſeinen beyden ältern Brüdern, die ſchon ſeit zwey Jahren auf der Univerſität ſind, zu ſtudiren. Er hat gewünſcht, bey ſeiner Durchreiſe durch Leipzig wenigſtens Ihre Bekanntſchaft zu machen, um in der Folge, wenn er ſich länger daſelbſt aufhalten ſollte, Ihres Umgangs zu genieſſen. Nehmen Sie ihn, ich bitte Sie, als einen Freund von mir auf. Sie werden ihn aber auch bald, wenn Sie ihn genauer kennen lernen, um ſein ſelbſt willen lieben. Der Vater dieſes jungen Mannes liebt nicht nur die Wiſſenſchaften, ſondern hat ſie auch ſehr cultivirt; alles zeigt bey ihm einen Charakter bewährter Tugend und Rechtſchaffenheit. Die Frau von D * *, ſeine Mutter, iſt eine unſrer aufgeklärteſten Damen. Beyde Aeltern lieben ihre Kinder ſehr, und haben ſich mit der Erziehung derſelben ſelbſt abgegeben. Sie werden bey der Unterſuchung finden, daß der Sohn von einer ſolchen Erziehung und von dieſen Beyſpielen Nutzen gezogen hat. Er iſt in einigen Theilen der Kenntniſſe, z. B. in den alten Sprachen und alter Literatur, für ſeine Jahre ſehr weit gekommen. Sein Herz iſt zärtlich und dankbar gegen alle die geweſen, welche ihn unterwieſen haben. Die kleine Verlegenheit, mit welcher er vielleicht bey Fremden erſcheint, wird ſich durch mehreren Umgang von ſelbſt verlieren. Wenn Sie alſo, liebſter Freund, jetzt, oder bey einem künftigen Beſuche, etwas zum Nutzen oder Vergnügen desſelben thun können, ſo werden Sie mir einen Beweis Ihrer Freundſchaft geben, und bey zweyen nicht bloß der angeſehenſten ſondern auch der würdigſten Perſonen unſrer Stadt Dank verdienen. Beſonders wünſchte ich, daß er noch die Bekanntſchaft des Herrn Huber machte, an den ich nicht Zeit hatte zu ſchreiben.

Sie haben durch die baldige Beantwortung meines Briefes wohl wirklich ein recht gutes Werk gethan. Der lange Winter iſt mir in mehr als einer Abſicht traurig geweſen, und wenn ich ſo lange ohne Nachrichten von meinen Freunden bin, ſo kommt mir alles doppelt öde vor. Ich behalte mir vor, mit den Meß-Gelegenheiten noch einmahl, und ausfühſicher zu ſchreiben. Jetzt will ich Ihnen nur ſagen, daß ich mich herzlich freue, daß Gott Ihnen und Ihrer lieben Frau durch ſo harte Prüfungen glücklich durchgeholfen hat. Ich hoffe in dem nächſten Briefe zu hören, daß Ihr ganzes Haus wieder geſund iſt. — Erinnern Sie doch, ſeyn Sie ſo gütig, Schwickerten daran, daß er mir antwortet. Ich habe bey ihm wegen der Engliſchen Journale Anfrage gethan, ob wir ſie durch ſeinen Canal prompter und wohlfeiler hieher bekommen könnten, als durch den, welchen wir bisher gebraucht haben. — Ich bin überhaupt ſo unglücklich, daß viele meiner Freunde, oder andre, an die ich mich wegen Beſtellungen oder ſonſt wende, mich ohne Antwort laſſen. Von Reitzen weiß ich zwar ſchon von Alters her, was ihm ein Brief koſtet. Aber auch Hindenburg antwortet mir nicht; Schwickert läßt mich lange warten. Ich bin zu Zeiten auch faul genug zum Schreiben: aber ſobald ich einen beſtimmten Gegenſtand habe, dann überwinde ich dieſe Trägheit bald. Den jungen Herrn von Th** haben Sie alſo ganz in Ihrer Verpflegung? Ich habe geglaubt, ihn in einer von den jungen Perſonen ihres Briefwechſels zu erkennen. Wegen der Göttingiſchen Recenſion meines Buchs,*) will ich Ihnen nur vorläufig ſo viel ſagen, daß ich noch einige, beſonders ausführlichere Urtheile abwarten will. Wenn mehreren Recenſenten gewiſſe Aeußerungen in meinen politiſchen Reflexionen eben ſo ſehr aufgefallen ſeyn ſollten, ſo will ich in eine von den jeßigen Monathsſchriften, (ich dachte in die Berliner,) nicht ſo wohl eine Vertheidigung, als eine Entwickelung meiner Ideen, und eine nähere Beſtimmung meiner Abſicht einrücken laſſen. Daß das Stück vielleicht nicht am vollkommenſten ausgearbeitet iſt, kann wahr ſeyn; daß ich aber dem Machiavelliſmus habe das Wort reden wollen, kann mich wohl niemand beſchuldigen, der meine Geſinnungen aus dem ganzen Buche kennen gelernt hat. Leben Sie wohl. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

---

*) Der Uiberſetzung des Cicero. Man ſehe die Göttinger Anzeigen vom Jahre 1784 S. 337. und folgende.

48.

Schleibliß, etwa im May 1784.

Liebſter Freund,

Ich habe vom jungen Herrn von D**, nicht zu viel Gutes geſagt: ungeachtet er weit weniger mittheilend iſt, als er bey ſeinen Kenntniſſen ſeyn könnte. Indeſſen iſt, wie ſein Vater richtig bemerkte, ein etwas zurückhaltendes Weſen, für einen jungen Menſchen vom Stande, eine Schußwehr ſeiner Tugend. Es macht, daß er weniger geſucht wird, und hält alſo viel Zerſtreuungen von ihm ab. Es verhindert überdieß ſeine Eitelkeit, emporzukommen. Doch kann es auf der andern

Seite auch leicht den Mann in der Folge unbrauchbar machen.

Schwickert hat mir das Werk von Nicholſon bald nach meiner Ankunft in Breslau geſchickt, aber kein Wort von Hindenburgs Urtheile, den ich darum erſucht habe, gemeldet. Ich ſchrieb ihm darauf von hier, und bath ihn darum. Abermahls keine Zeile Antwort. Ich habe es weiter auch nicht geprüft, da ich mich mit dem Buche über die Armen beſchäftigt habe. Alſo wird wohl dieſe Arbeit bleiben. Aber gerne möchte ich wieder eine haben. Robertſons Geſchichte von Amerika würde mir allerdings lieb ſeyn, — ein Geſchichtbuch und jedes andre lieber, als ein mittelmäßiges philoſophiſches: denn dort lerne ich wenigſtens Facta, hier nichts. Mit der Uiberſetzung des oben genannten Werks on the Poor, bin ich fertig; es iſt rein abgeſchrieben, und zum Druck bereit; ich habe es aber unſerm hieſigen Director der Armenſachen, einem klugen und redlichen Manne, dem Rath Süßmilch, (Sohne des ehemahligen Probſtes.) zum Durchleſen gegeben, damit er mir ſeine Bemerkungen und vielleicht einige Materialien zu einem eignen kleinen Aufſatze mittheile. Da ich dieſem Manne Zeit laſſen muß: ſo werde ich das Manuſcript ſchwerlich vor Johannis wider bekommen. Dann ſchicke ich es ſogleich an Reichen. — Ich glaube ohne Eitelkeit dieß ſagen zu dürfen, daß ich nicht ganz ſchlecht überſetze. Es iſt ein ſehr kleines Verdienſt, das mich gar nicht eitel macht. Aber auch dieſes kleine Verdienſt, wenn man nicht Glück hat, kann nicht an den Mann gebracht werden. Ich ſehe, daß keine Nachfrage nach meiner Arbeit iſt; und daß andre Uiberſetzer, die mir mittelmäßig dünken, geſucht werden. Aber ich bin freylich etwas gewählter und etwas langſamer. Helfen Sie unterdeſſen immer ein wenig dazu, meine Nebenſtunden mit ſo einer Arbeit auszufüllen. Sie bringen unter andern auch das Gute hervor, daß ich Sie wieder ſehen kann: denn der Fond zu meinen kleinen Reiſen muß aus ſolchen Nebenverdienſten herkommen.

Was die Recenſion meines Buchs in den Göttinger Zeitungen betrifft: ſo iſt ſie mir eben nicht ſehr aufgefallen, ausgenommen, in ſofern ich weiß, daß die Leſer immer ſich an einen Tadel mehr halten und länger erinnern, als an hundert Lobſprüche. Was an dem Tadel des Recenſenten wahr iſt, werde ich aufrichtig geſtehen. In Abſicht der Ausarbeitung kann er recht haben: in Abſicht der Grundſätze, die zu lehren meine Abſicht war, ſind ſeine Beſchuldigungen falſch; wenigſtens ſind ſeine Ausdrücke einer Mißdeutung fähig, wie die meinigen. Doch glaube ich, wir haben es beyde gleich gut gemeint. Davon bin ich durch den Brief, den mir der Autor der Recenſion neulich ſchrieb, noch mehr überzeugt worden. Der Brief iſt ſo freundſchaftlich, das Zutrauen das er zu mir hat, daß diejenige Recenſion mir die liebſte ſeyn würde, deren Autor am ehrlichſten ſeine Empfindungen ausgedrückt hätte, iſt mir ſo ehrenvoll, daß, wenn er auch mehr Schlimmes von meinem Buche geſagt hätte, es mir doch nicht den geringſten Unwillen übrig laſſen würde. Ich bin gewiß, daß ſchlechterdings kein Groll dabey vorgewaltet hat. — Was ich zu meiner Vertheidigung aufzuſetzen gedenke, will ich Ihnen gerne mittheilen. Zu einer Abhandlung für die Bibliothek d. ſch. Wiſſenſch. wird ſich jedoch mein Aufſatz ſchwerlich qualificiren. Noch weiß ich zwar ſelbſt nicht, wie viel hineinkommen wird. Meinem Vorſatze nach, ſoll er kurz ſeyn, und nicht ſowohl die Materie ſelbſt weiter ausführen, als nur meinen Sinn und meine Abſicht genauer beſtimmen. — Die Fremden, die in der Meſſe nach Leipzig kommen, ſind freylich, wenn ſie ſich auf einen Haufen drängen, nicht ſo angenehm, als ſie ſeyn würden, wenn ſie ſich durch das ganze Jahr vertheilten. Der Tumult der Meſſe iſt mir von jeher zuwider geweſen. Aber doch iſt es auch ein eigner Vorzug von Leipzig, daß man dort faſt zuverläßig alle merkwürdigen Männer von Teutſchland, zu der einen oder der andern Zeit, zu ſehen bekommt. Von literariſchen Neuigkeiten habe ich noch nichts geſehen, als Zöllner über Mendelſohns Jeruſalem, ein Buch, wo wahre Sätze nicht immer ſehr bündig vertheidigt werden; Briefe eines Berliners an einen Freund in Wien, wahrſcheinlich ein Product meines Vaterlandes, nicht ohne

Kenntniß der öſterreichiſchen Angelegenheiten geſchrieben, geſchmacklos im Style, zu lobredneriſch für uns, zu verkleinernd für die Anſtalten des Kaiſers. Nicolai's Reiſen leſe ich jezt. Mühſames Nachforſchen iſt, wie Sie ſelbſt ſagen, unverkennbar. Der vierte Band iſt unterhaltender. Man muß über die Arbeitſamkeit des Mannes wirklich erſtaunen. Wenn man über kurze Reiſen etwas ſchreiben will, muß man es ſo machen; nicht wie ein gewiſſer Tr * * *, der ſeine Reiſe über Breslau nach dem Gebirge hat drucken laſſen. Alles was dieſer im Geſpräche gehört hat, hat er niedergeſchrieben und drucken laſſen. Eine Menge Nahmen hat er genannt, Leute gelobt, andre getadelt, oft übertrieben, oft, nach ganz falſchen Datis. Solche Schriften thun oft denen Perſonen, welche der Autor begünſtigen will, Schaden, und erbittern die andern. Meine Mutter hat auch ihren Artikel darin. Ich ſelbſt war zum Glück bey Ihnen in Leipzig. Doch wenn noch alles ſo wahr und ſo unſchuldig wäre, als was er von meiner Mutter geſagt hat: ſo möchte es leicht hingehn. Uiberhaupt zeigt ſich der Autor nicht als einen übeln, aber als einen ſchwachen Mann. — Auf Herders und Zimmermanns Sachen *) bin ich begierig. — Warum kommt den Reich, und warum auch ſeine Schwägerinn, nicht nach Breslau, auf die wir ſchon ſo gewiß gerechnet ha-

---

*) Beyde erwähnt der folgende Brief ausführlicher.

ben. Ich machte mir eine wahre Freude daraus, einen meiner Leipziger guten Bekannten in meiner Vaterſtadt zu ſehen.

Von Leuchſenrings Beförderung zum Inſtructor unſrer Prinzen hatte ich vor Ihrem Briefe noch nichts erfahren. Es iſt ein tiefdenkender Kopf. Aber ich weiß nicht, ob er nicht für einen Erzieher der Prinzen ein wenig zu ſpeculativ iſt. Was iſt dann aus ſeinem Vorgänger, einem, wie man ſagt, äußerſt hypochondriſchen und kränklichen Manne geworden?

Nun, liebſter Freund, leben Sie wohl! Sehen Sie ſich zuweilen auf den Höhen von Stötteritz nach der Gegend um, wo Ihr Freund wohnt, und ſchicken Sie dann manchmahl einige freundſchaftliche Gedanken an ihn ab; vielleicht begegnen ſie den meinigen: denn ſeitdem ich auf dem Lande bin, beſchäftige ich mich bey den einſamen Spaziergängen oft und lebhaft mit meinen abweſenden Freunden. Ihrer lieben Frau Gemahlinn und ihrem ganzen Hauſe machen Sie von mir und meiner Mutter die freundſchaftlichſten Empfehlungen. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

49.

Charlottenbrunn, den 19. July 1784.

Reden Sie nicht von Ihrem Vegetiren. Alle, die um Sie ſind, widerſprechen Ihnen darin. Und ſelbſt das, was Sie alle Jahre zu Stande bringen beweiſt, daß Sie weit mehr Zeit der Arbeit widmen, als Sie ſelbſt geſtehen wollen. Doch, das iſt in der Natur thätiger Menſchen. Sie kaufen ihre Zeit aus, ſo gut es ihnen ihre Umſtände erlauben, und dann finden ſie doch, daß ſie noch zu viel davon verſchleudert haben. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich auch einiger Maßen in dem Falle bin. Vor der Welt, wenn ſie mich nach den Producten meines Fleißes beurtheilt, muß ich als ein Müßiggänger erſcheinen. So erſcheine ich, und mit großem Schmerze, vor meinem eignen Gewiſſen, weil ich mir bewußt bin, ſo viel Zeit hinzubringen, ohne etwas nützliches geſchafft, ſelbſt ohne lebhaftes Vergnügen genoſſen zu haben. Aber das meiſte dieſer verlornen Zeit, wird von mir gar nicht freywillig hingegeben, ſondern mir gewaltſam aus den Händen geſpielt, oder mir durch meine eigne Kränklichkeit entzogen. Ich habe die größte Luſt, wirkſam zu ſeyn; aber in ſo wenig Stunden ſtimmen Geiſt und Körper und die äußern Umſtände recht überein, damit wirklich etwas hervorgebracht werde. Als z. B. dieſen Sommer in Charlottenbrunn, wohin ich mit Plänen zu mancherley kleivon Arbeiten reiße, hat erſtlich die kalte rauhe Witterung, die in unſerm Gebirge äuſſerſt empfindlich geweſen iſt, nebſt Unbequemlichkeiten meiner Wohnung, meine eigne Geſundheit etwas zerrüttet, und mir viele Stunden jedes Tages, und einige Tage ganz unbrauchbar gemacht. Dann iſt meine gute Mutter mit einem Wechſelfieber befallen worden, das mir die Pflicht auflegte, einen guten Theil meiner Zeit ihr zu widmen. Dieſe Krankheit erſchreckte mich ſehr; und einige Paroxismen waren mit ſolchen Zufällen begleitet, die ihr Leben in Gefahr zu bringen ſchienen. Gottlob ihre gute Natur und die gebrauchten Hülfsmittel haben ihr dießmahl wieder heraus geholfen; und ſie erhohlte ſich zu meiner Verwunderung ſehr geſchwinde. Zu dem allen kommen noch kleine Zerſtreuungen, wovon einige unvermeidlich ſind, denen man ſich nicht entziehen kann, andre angenehm und zu einiger Erhohlung nothwendig, denen man ſich nicht entziehen will. So geht ein Jahr nach dem andern in meinem Leben hin. Glücklich, wenn ich mir nur bewußt bin, nach Pflicht gehandelt zu haben, wenn ich auch nicht im Stande bin, viel Gutes zu wirken.

Mit dieſem Briefe ſchicke ich an Reichen die Uiberſetzung des Werks von den Armen. — Meine eignen Bemerkungen ſoll ich noch ausarbeiten. Es werden ihrer nicht viele ſeyn. Und auch von dieſen wenigen weiß ich nicht, ob ich ſie zeitig geung werde zu Ende bringen. Die Materie iſt im Grunde erſchöpft. Neue Facta können zur Beſtätigung und Berichtigung der Grundſätze geſammelt werden. Aber dazu habe ich keine Gelegenheit. Jeder Ort verlangt auch, nach ſeinen beſondern Verfaſſungen, eigne Modificationen der allgemeinen Vorſchläge: das geht ins Unendliche. — Alles, was ich hinzuſetzen könnte, würde eine kleine Kritik des Autors, nebſt einigen aus unſern Breslauiſchen Armen-Anſtalten gezogenen Folgerungen ſeyn. Wird dieß zur rechten Zeit fertig, ſo mag es mit gedruckt werden; wo nicht, ſo wird die Uiberſetzung auch ohne das nützlich ſeyn können. — Noch hat Hindenburg immer nicht geſchrieben; das wundert mich nicht: denn mehr Gelehrte machen es ſo. Aber daß mir Thümmel nicht antwortet, an den ich kurz vor Pfingſten von neuem geſchrieben habe, das befremdet mich. Iſt dann auch etwa der Brief an ihn nicht abgegeben worden? denn ich ſchickte ihn unter Einſchluß Dörriens durch Korn. Eben ſo einen Brief an den Kammerdirector Hofmann, auf den auch die Antwort ausbleibt. Wenn Sie könnten, wenigſtens an dem erſten Orte, Nachfrage halten, ob meine Briefe angekommen ſind, ſo würden Sie mich verbinden. — Die Reiſen nach den Inſeln überlaſſe ich, die Wahrheit zu ſagen, gerne Andern zu überſetzen: denn ſie ſehen einander ſo ähnlich. Die Anmerkungen Richardſons über Rußland, haben mich auch in dem Auszuge der

Reviews nicht gereizt. — Vielleicht kommt noch in der neuen Lieferung, die Reich erwartet, etwas für mich taugliches. — Unter den teutſchen Schriften, mit denen ich mich hier beſchäftigt habe, ſind Zimmermanns Werk von der Einſamkeit, Herders und Wezels Schriften *) die vornehmſten. Das erſte habe ich durchgeleſen, weil ich mir es zur Pflicht auferlegte, es durchzuleſen. Meiner Neigung nach, hätte ich es gerne bald bey Seite gelegt. Ich wollte mir dadurch helfen, daß ich mir die wichtigſten Ideen, nach meiner Art ausgedrückt, auszog. Aber auch damit hörte ich bald auf, weil ich nicht genug deutliche und erhebliche Ideen fand. Es ſind deren gewiß einige, die aber auf den Leſer wenigen Eindruck machen, weil ſie mit ſo trivialen, zuweilen mit unglaublichen, abenteuerlichen Geſchichten und Anekdoten abwechſeln, ohne Ordnung hingeworfen, und durch einen geſchmackloſen Styl entſtellt ſind. Meine erſte Idee war, einen Auszug davon, vielleicht für Ihre Bibliothek, zu verſuchen: aber ich habe die Idee aufgeben müſſen; denn ich weiß nicht aufrichtig von dieſem Buche meine Meinung zu ſagen, ohne den Mann gegen mich aufzubringen, deſſen Freundſchaft ich mir doch wünſche. — Ueber Herders Werk bin ich noch. Es

---

*) Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit; und Wezels Verſuch über die Kenntniß des Menſchen.

enthält das Reſultat ſeiner Lectüre von anatomiſchen und naturhiſtoriſchen Schriften, das aber gewiß vielen Leſern nicht deutlich ſeyn wird, wenn ſie nicht mit dieſen auch zuvor bekannt ſind. Seine über den Bau der Erde und die Lage der Länder angeſtellten Betrachtungen haben mir einleuchtender und fruchtbarer geſchienen, als die über die thieriſchen und menſchlichen Organiſationen, wo die Ausſichten, die er gibt, ſo umhüllt ſind, daß ſie mir nur, wie die Wälder am äußerſten Horizonte, in Geſtalt blauer Wolken, vorſchweben, von denen ich nicht weiß, ob ſie Städte und Dörfer oder nur Rauch und Dunſt enthalten. Wezels Buch iſt mit mehr handgreiflichen und klaren Ideen angefüllt und macht mir weit weniger Mühe. Er geht ſeinen eignen Gang, auf dem er viel bekanntes findet, welches er doch durch die neue Verbindung dem Leſer unterhaltend macht. Mit Herders Geſchichte der Menſchheit hat es, nach meiner Einſicht, gar keinen Zuſammenhang. Gegen Platnern iſt es eben ſo wenig gerichtet: obgleich eine Stelle aus der Antropologie mit hartem Tadel citirt wird. Es iſt ſelbſt eine Antropologie, nicht, wie mich dünkt, irgend einem andern Autor entgegen geſetzt, ſondern eine Sammlung der eignen Wezelſchen Gedanken. Der Plan iſt gar nicht übel ausgedacht; die Ausführung, wie der Styl, iſt nicht ſorgfältig ausgearbeitet. Das Buch im ganzen hat mich nicht ſo an ſich gezogen, wie vortreffliche Bücher zu thun pflegen: aber es hat mich doch nicht unwillig mit ſich fortgeführt, und mich mit einem vortheilhaften Eindruck entlaſſen. —

Wenn D. Teller noch bey Ihnen iſt, ſo grüßen Sie ihn herzlich von mir, und fragen Sie ihn, ob er mich ganz vergeſſen habe. Leben Sie wohl. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

50.

Breslau, den 29. Jan. 1785.

Liebſter Freund,

Fragen Sie nicht, wie es möglich geweſen iſt, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Mein Fleiß und meine Trägheit ſind daran Schuld: beyde, nicht mein Herz, das Sie unverändert liebt. Glauben Sie, daß es mir faſt weh thut, daß ich nach und nach beynahe aus aller Verbindung mit meinen Freunden komme. Blankenburg hat die Correſpondenz ganz aufgehoben; Dörrien hat die freundſchaftlichen Aeußerungen unerwiedert gelaſſen; Thümmel ſchreibt nicht eine Zeile; der liebe Zollikofer ſelten und kurz. Alles das iſt jetzt meine Schuld mit; ehedem war ſie es nicht: denn ich ſchrieb gerne lange Briefe, und oft; jetzt fängt der Stoff an abzunehmen, da ich immer mehr und mehr unbekannt mit den Umſtänden meiner Freunde werde. Doch ich könnte leicht auf dieſem Wege in einen zu traurigen Ton fallen. Ich will mich alſo wieder erheitern, und Ihnen ſagen, daß ich an den Aufſätzen über das Armenweſen ſo fleißig gearbeitet habe, daß ich bis zu Endigung derſelben alle Correſpondenz ausgeſetzt habe. Aber wie es mir immer geht: — urceus instituitur; amphora exit. Die Arbeit iſt länger geworden, als ich dachte. Nun iſt ſie wohl bald zu Ende: aber doch noch nicht ganz. Ich würde auch deßwegen noch einen oder zwey Poſttage verſchoben haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich nicht Meiners eine Antwort auf einen Brief hätte ſchicken müſſen, um die er mich ſehr dringend gemahnt hat. Haben ſie alſo ſchon die Gütigkeit, inliegenden Brief ohne Verzug auf die Poſt zu ſchicken. — Und nun ihnen zu ſagen, wie ich lebe: ſo iſt im Ganzen alles unverändert, das Gute und das Böſe. Meine Mutter lebt und befindet ſich dieſen Winter faſt beſſer, als den vorhergehenden. Meine Geſundheit hat nicht zu- nicht abgenommen. Ich leide faſt immer etwas, ich fühle mich nie recht kräftig. Doch reißt es nie ins Ganze: ich kann immer etwas machen. So iſt es auch im Aeußern. Alles beſchränkt, nicht durchaus ſchlecht. — Mein ſehnlichſter Wunſch war, dieſen Sommer wieder eine kleine Reiſe zu thun, weil ich hier wirklich in zu wenig Verbindungen, beſonders mit Gelehrten meines Faches und meiner Denkungsart ſtehe. Aber daraus ſcheint nichts zu werden. Der gute Erfolg der Arbeit, die ich unter den Händen gehabt habe, iſt ein zweyter Wunſch: ich weiß nicht, ob dieſer wird beſſer erfüllt werden. — Die Vermehrung meiner Kenntniſſe, ein dritter Wunſch, geht ſchlecht von Statten. Mein Gedächtniß nimmt immer mehr ab. Indeſſen iſt auch die Bemühung darum, etwas Gutes. Die Liebe und Achtung guter Menſchen wird vielleicht von mir mit zu großem Eifer begehrt. Es iſt verſteckter Ehrgeiz; doch nicht von der ganz gemeinen Art. Am Lobe iſt mir wenig gelegen; aber an Aeußerungen der Zuneigung, daß Menſchen mich, meine Perſon, lieben, mich gerne ſehen, mit mir umgehen, daran iſt mir ſehr viel, für meine Ruhe zu viel, gelegen. — Nun, liebſter Freund, habe ich Ihnen das Bild von mir wieder erneuert: laſſen Sie mich auch nun bald wiſſen, in welchem Zuſtande Sie leben, und da Sie in weit größern Verbindungen ſtehn, ſo werden Sie mir auch manche neue und mir intereſſante Nachricht aus dem Reiche der Gelehrſamkeit mittheilen können. Meine Mutter empfiehlt ſich Ihrer und der Ihrigen Freundſchaft. Ich bin unverändert der Ihrige.

51.

Breslau, den 1. März,
an dem kälteſten Tage dieſes Winters 1785.

Ich erkenne den freundſchaftlichen und thätigen Weiſe, der nicht lange ſäumt, das Verlangen ſeiner Freunde zu erfüllen, da er gewohnt iſt, auch die Briefe der Unbekannten bald zu beantworten. Machen Sie keinen Vergleich zwiſchen meinen und Ihren Briefen zum Nachtheil der letztern. Dieſe ſind mir immer herzlich lieb; ſie enthalten Nachrichten, dergleichen ich Ihnen nicht geben kann: aber meine Reflexionen können Sie auch ſelbſt machen. Ich wollte, daß ich einige von Ihren Zerſtreuungen hätte — zwar nicht den weitläuftigen Briefwechſel; der würde mir zu viel Zeit wegnehmen: aber wohl den Beſuch von Fremden. Wir ſehen, wir hören hier nichts, als was auf unſerm eignen Boden gewachſen iſt; und ein Gelehrter hat hier größere Mühe, ſich in gleichem Fortſchritte mit der übrigen Welt zu halten. Unterdeſſen, wo ein jeder hingeſtellt iſt von der Vorſehung, da muß er bleiben, und ſeinen Poſten ſo gut zu vertheidigen ſuchen, als er kann. — Das Manuſcript für Reichen iſt ſchon abgegangen, und mit dieſem Briefe ſchicke ich die Vorrede nach, in welcher ich etwas gegen die ſchlechten Uiberſetzer losgezogen habe. Dazu hat mich unter den neueſten Beyſpielen auch die

Uiberſetzung von Ferguſons Geſchichte der Römer veranlaßt.

Es iſt unglaublich, wie viel der allgemeine Geſchmack durch die häufige Leſung ſchlecht überſetzter Bücher leidet. Man weiß bald nicht mehr, was gutes oder was ſchlechtes Teutſch, was natürlich oder gezwungen iſt: man hat ſich ſo daran gewöhnt, zu errathen oder überhinzugehen, was man nicht verſteht, daß man auch das Verdienſt eines gut geſchriebnen Buchs wenig empfindet. Ich glaubte, daß ein Paar Seiten nicht unrecht dazu angewendet wären, den Nutzen und den Schaden, der aus dem Uiberſetzen herauskommt, aus einander zu ſetzen. Ob ich gleich weiß, daß es unmöglich iſt, gegen den Strom zu ſtreben, und daß meine ſchwache Stimme nichts ausrichten wird, wenn der Eigennutz der Buchhändler, auf der einen Seite, und das Bedürfniß der Gelehrten, auf der andern, die Sache in dem alten Gange erhalten: ſo glaubte ich doch, da ich ſo viel überſetzt habe, verbunden zu ſeyn, etwas zur Verbeſſerung dieſes Metiers zu ſagen. — Dieß ſoll nach meinem Vorſatze die lezte Uiberſetzung ſeyn, wozu ich eigne Abhandlungen und meinen Nahmen füge. Wenn ich ferner überſetze: ſo ſoll es in meinen Nebenſtunden geſchehen, um mich zu vergnügen, wenn ich zu nichts beſſerem aufgelegt bin, und dann um mir etwas Geld zu bringen. Deßwegen werden mir gute hiſtoriſche Bücher, und ſehr gute Romane am liebſten ſeyn. Bey jenen bin ich ſchon mit dem Mittelmäſſigen zufrieden, wenn ich nur daraus lernen kann; bey dieſen macht die Vortrefflichkeit in der Art der Darſtellung das ganze Verdienſt aus. Dann geben aber auch Romane ihrem Uiberſetzer am meiſten zu thun. Doch ich bin ſicher genug, daß ich mit Arbeiten dieſer Art nicht werde überladen werden. Ich erwarte alſo die Geſchichte von Griechenland. Aber ſind wir damit nicht in Teutſchland überſchwemmt? iſt es nicht ein allzuoft aufgewärmtes Gericht? Wäre das Buch ſo gut als Ferguſon's, und wäre es nur nicht ſo gar weitläuftig: ſo würde es des Uiberſetzens wohl werth ſeyn. Aber daran zweifle ich, nach den Auszügen in den Reviews. — Wie ſtehts denn mit Robertſon? Wird dieſer ganz ſeine Geſchichte aufgeben? Den, wenn er herauskommen ſollte, möchte ich mir am ungernſten entgehn laſſen. Denn da ich weiß, daß ich wenigſtens das kleine Verdienſt habe, Teutſch ſchreiben zu können: ſo wünſchte ich doch, es bey einem Autor anzuwenden, der ſeine Sprache auch gut ſchreibt.

Ich wundre mich gar nicht, daß eine gute Mutter, mag ſie eine Königinn oder die Frau eines Privatmannes ſeyn, Ihnen viel Dank für Ihren Kinderfreund weiß, mit dem Sie die Kinder derſelben ſo oft unterhalten und belehrt haben. Aber ich freue mich darüber, daß die Königinn von England Ihnen dieſe ihre Erkenntlichkeit hat wiſſen laſſen, und daß Sie alſo dieſe kleine Belohnung erhalten, den ausgebreiteten Einfluß zu ſehen, den Ihre Arbeiten haben. Laſſen Sie mich doch wiſſen, was Sie von dieſer Seite ferner hören, und von welcher Art die Verbindungen ſind, in die Sie dadurch gerathen. — Alſo kann Herr D *** ſeine Pfeife in ſeinem Garten noch geruhiger rauchen, da er der ſchweren Laſt los geworden iſt, für Recenſenten zu ſeinen Zeitungen ſorgen zu müſſen. Aber wehe uns, wenn auch der guten gelehrten Zeitungen zu viel werden! Der gelehrte Markt iſt überführt. Man weiß nicht, wozu man greifen ſoll. Man lieſt zu geſchwind, um doch von allem eine Kenntniß zu haben, und ſo nutzt man nichts. Von der allgemeinen Literatur-Zeitung habe ich ein Paar Hefte geſehen. Die Recenſion von Herdern war gut gemacht, ſo auch einige andre. — Wenn ſie ſich in dem Werthe erhält, ſo kann ſie andre Journale verdrängen. Aber nichts iſt ſchwerer, als die Dauer des erſten Eifers und alſo auch der erſten Vollkommenheit. — Die gelehrte Welt hat beynahe ſchon eine neue Generation erlebt, ſeitdem ich von derſelben weiter entfernt bin. Ich höre und leſe viele neue Nahmen, die mir bisher ganz unbekannt waren. So habe ich z. E. von einem Profeſſor Pleisner nie etwas gehört. — Aber man muß ſich ja hüthen, wenn man alt wird, daß man nicht den Tic bekommt, zu glauben, daß niemand ohne unſer Wiſſen, und ohne daß wir es gewahr werden, berühmt werden könne. Ich weiß noch, wie es dem guten S * * bey mir ging. Er konnte nicht begreifen, wie ein Menſch, den er als einen unbedeutenden Studenten gekannt hatte, ohne große Werke hervorgebracht zu haben, eine gewiſſe kleine Reputation bekommen hätte. Doch unter die mir Unbekannten gehört Matthäi nicht. Es iſt doch der, welcher den Hymnum Homeri in Cererem in Moskau gefunden hat? — Ich freue mich, daß es dem lieben Reiz auf ſeine alten Tage noch gut gehe: ob er gleich ſo unbeweglich wie ein Fels iſt, wenn es darauf ankommt, ein Paar Zeilen an einen guten Freund zu ſchreiben. Aber wie kommt er und Poeſie zuſammen? Doch das ſind nur Titel, die den Rang und die Einkünfte anzeigen: die Beſchäftigung kann ſich jeder ſelbſt wählen. — Blankenburgen muß irgend eine Urſache bewogen haben, den Briefwechſel mit mir abzubrechen. Können ſie dieſelbe errathen? Vielleicht ſchreibe ich an ihn und Dörrien ein Paar Worte. Es wird mir ſchwer, Leute, mit denen ich in einer gewiſſen Vertraulichkeit gelebt habe, jetzt als Fremde anzuſehn. — Die Züricher neue Bibliothek habe ich, obgleich flüchtig, durchlaufen. Die Kritik über Stollbergen fand ich im Ausdrucke zu hart, in den Sachen gegründet. Die über Mendelsſohn wiederhohlt faſt nur, was Zöllner und ein andrer Gegner von ihm geſagt hat; aber was ſie enthält, iſt nicht ſchlecht gedacht, noch geſagt. Manche Recenſionen, wie die von Eſchenburgs Theorie, von Eichhorns Einleitung ins Neue Teſtament, waren mir zu weitläuftig. — Damit doch unſer Schleſien in keiner Sache andern Provinzen Teutſchlands nachſtehe, ſo haben wir ſeit dem Jannuar auch eine Monathsſchrift bekommen, unter dem Titel Provinzial-Blätter. Die Herausgeber haben mir ſehr angelegen, Aufſätze hinein zu arbeiten. Aber ich habe keine große Luſt. Sie haben ſich mit dem erſten Stücke bey dem hieſigen Publicum durch eine Art Intelligenz-Nachrichten, welche die eine Hälfte füllt, nicht empfohlen; und die Theater-Kritik, hat, wie gewöhnlich, unter den Acteurs ſogleich Unruhen erregt. Die andre Hälfte enthält einen Brief von Schummeln über die Schul-Erziehung, der voll warmer Empfindung für das Beſte der Jugend iſt, und der Ihnen, wie jedem guten Menſchen, gefallen wird. — Nun noch ein Wort von Ihrem häuslichen Zuſtande. Werden Sie nicht bald einen Schwiegerſohn mir bekannt machen? Wie ſteht es um die Geſundheit Ihrer lieben Frau? Wozu beſtimmt ſich ihr hoffnungsvoller Sohn? Wer macht jetzt Ihren vornehmſten Umgang aus? Meine Mutter war bisher Gott Lob! wohl. Sie und ich grüßen die Ihrigen herzlich.

52.

Breslau, den 11. April. 1785.

Liebſter Freund!

Was haben Sie dazu geſagt, daß ich in den Streit über das Buch des Erreurs de la vérité gezogen worden bin. Es iſt mir nicht ſehr angenehm, obgleich beyde Theile in ſchmeichelhaften Ausdrücken nur zu freygebig geweſen ſind. Dem Herrn Dr. Bieſter muß ich es zur Freundſchaft anrechnen, daß er mich zuvor darüber befragen ließ, ob dieß, was der Briefſteller mir in den Mund legt, meine wahre Meinung ſey; und ich habe ihn dazu autoriſirt, wenn er ja nicht meinen Nahmen verſchweigen könnte, dieſes Urtheil, wie er es anführt, mir beyzulegen. In der That halte ich jenes Buch für ein abſurdes Buch, und nie habe ich Ehrfurcht dafür empfunden, noch vorgegeben. Aber was mir ärgerlich iſt, iſt, daß in dieſen Streit der andre mit den Katholiken eingemiſcht wird, in welchem ich durchaus mit Nicolai und Bieſtern nicht einſtimmen kann. Ich kann mir nicht helfen: ich glaube, beyde ſehen die Sache für zu gefährlich an. Ihre Imagination zeigt ihnen die Jeſuiten an allen Ecken und Enden. Welche Erbitterung aber dieß doch bey den Katholiken machen muß, iſt leicht zu begreifen *).

*) Wir haben dieſe und einige ähnliche, in den folgenden Briefen vorkommende, Stellen, welche ſich

Heute habe ich das Honorarium von Herrn Reich mit 50 Dukaten erhalten. Ich glaube, daß das Buch nicht mehr werth iſt, und daß es dem Verleger vielleicht nicht einmahl ſoviel einbringen wird: alſo bin ich zufrieden. Aber wahr iſt es, wenn die Vorſehung mir nicht ein kleines Erbtheil hätte zukommen laſſen, und ich darauf eingeſchränkt wäre, von der Arbeit meiner Hände und meines Kopfes zu leben: ſo müßte ich Hungers ſterben, oder als ein Tagelöhner leben. — Denn dieſe 50 Dukaten bezahlen mir die Arbeit eines ganzen Jahres, freylich nicht eine ununterbrochne: aber der Theil des Buchs, welcher ganz von mir iſt, hat mich mehrere Monathe, in einem fort, und ziemlich angeſtrengt, beſchäftigt. Doch wer kann dafür, daß ich ſo langſam arbeite, und daß ich ſolche Themata und Arbeiten wähle, die wenig verkäuflich ſind. Aber freylich alle Reiſe-Projekte, die ich auf den Profit von meinen Arbeiten gründe, muß ich aufgeben. Aber ich bitte Sie, laſſen

---

auf den bekannten Streit über die zu befürchtende Unterdrückung der proteſtantiſchen Kirche bezieben, nicht ausſtreichen wollen; weil ſie nicht nur ein unverdächtiges Zeugniß ſind, daß G. in dieſem Streite vollkommen redlich, und nach ſeiner Ueberzeugung zu Werke ging, ſondern, weil auch das Für und Wider der Streitfrage ſo genau erörtert worden iſt, daß ſeine brieflichen Aeußerungen hierüber ſeine ehemahligen Gegner jetzt weder von neuem beleidigen, noch irgend Jemanden irre führen können.

Sie ja nicht die geringſte Unzufriedenheit gegen Reichen merken. Ich hatte es ganz ſeinem Willen überlaſſen, und alſo wäre es niedrig von mir, jetzo zu murren. Uiberdieß weiß ich noch nicht einmahl die Bogen-Zahl. Dieſe iſt vielleicht ſo geringe ausgefallen, daß doch noch die Bezahlung anſehnlich genug iſt. Es ſcheint mir wenigſtens aus einem Ausdrucke in Herrn Reichs Briefe, daß er auch der Freundſchaft noch etwas mehr zugeſtanden habe, als er ſonſt bey einem Fremden würde gethan haben. Leben Sie wohl. Ich bin ihr Freund.

53.

Breslau, den 23. Julius. 1785.

Ich kann Ihnen die vielen angenehmen Nachrichten, die Sie mir gegeben haben, liebſter Freund, mit keinen ähnlichen vergelten. Bis zu dem Ende von Teutſchland, worin ich lebe, kommen wenig Fremde; und unter den Einheimiſchen, mit denen ich umgehe, ſind wenige ſo berühmt, daß Nachrichten von ihnen intereſſant werden könnten. Politik, Handel, Soldaten-Exercitien, und beſonders jetzt Bauern-Proceſſe ſind die allgemeinen Gegenſtände, womit Stadt und Land ſich beſchäftigt. Die Literatur kommt erſt in die fünfte, ſechste, kurz in eine der unterſten Stellen; und bey Vielen wird nie daran gedacht. Indeſſen, was Ihnen nicht wichtig ſeyn mag an ſich, wird Ihnen wichtig werden, weil es eine Beziehung auf Ihren Freund hat. Ich will Ihnen doch alſo kurz erzählen, was ich ſeit einem Monathe gemacht, und was für Perſonen und Sachen ich geſehen habe. Der Miniſter von Heym hatte mir lange verſprochen, mich einmahl auf einer ſeiner Reiſen durch Schleſien mitzunehmen. Er forderte mich vor ungefähr vier Wochen dazu auf. Zwey Sachen machten mir dieſe Reiſe weniger angenehm, als ich gehofft hatte; erſtlich, daß ſie durch einen Theil von Schleſien ging, den ich ſchon kannte, da ich gerne das mir Unbekannte kennen gelernt hätte, und dann noch mehr, daß das Wetter äußerſt ungünſtig, und die Reiſe äußerſt flüchtig war. Wie geht das zu? Wohnen Sie in einem andern Clima, oder ſind die Leipziger gegen Wetter und Wind abgehärteter? Aber weder Sie, die Sie das Vergnügen des Landlebens in Stöteritz ſuchen, noch Zollikofer, der bey Dresden auf einem Weinberge gewohnt hat, klagen über die unfreundliche Witterung. Und doch war ſie bey uns ſo auffallend und ſo unaufhörlich ſchlecht, daß etwas empfindliche Menſchen unmöglich ſich entbrechen können, davon zu reden. Ich geſtehe es, ich bin durch den langen Winter, auf den ein ſo witterhafter Sommer folgt, ſehr in meinem Wohlſeyn geſtört, und ſelbſt in meiner Geſundheit zurückgeſetzt worden. Doch wieder auf unſre Reiſe zu kommen, ſie ging zuerſt durch einen großen Theil unſers Gebirges, und dann längs der Sächſiſchen Grenze, von Hirſchberg über Löwenberg, Bunzlau nach Sagan. Zwey Sachen zerrütten dieſes Jahr mein Vaterland: das eine ſind die außerordentlichen Waſſerſchäden, die ſeit 1736 nie ſo groß geweſen ſind, und dann die Urbarien-Commiſſion. Der König nähmlich, ermüdet von den Klagen der Bauern und ihren Prozeſſen mit den Herrſchaften, hat vergangnes Jahr den beyden Miniſtern aufgegeben, durch eigne dazu niedergeſetzte Commiſſionen, die Dienſt und Schuldigkeiten der Bauern gegen ihre Herrſchaften im ganzen Lande beſtimmen, und ſchriftlich verfaſſen zu laſſen. Dieſe Einrichtung, die zur Abſicht hat, künftigen Unruhen vorzubeugen, erregt eben, da ſie ausgeführt werden ſoll, die allergrößten. Der Bauer glaubt, der König wolle ihm Erleichterung verſchaffen; der Edelmann glaubt, nur die alten Schuldigkeiten ſollen aufgeſchrieben, und befeſtigt werden. In der That iſt, nach dem Inhalte der Reſcripte, dieß nur die Abſicht, alles was Obſervanz geweſen iſt, ſchriftlich zu documentiren. Der Bauer hält dieſe Reſcripte für unterſchoben, oder legt ſie ganz wider ihren Sinn aus. Daraus entſteht eine allgemeine Gährung. Alle Bauern reden im ganzen Lande von einer königlichen Gnade, die ihnen widerfahren ſoll, und glauben, daß dieſelbe von den Unterobrigkeiten und Gutsherren vorenthalten werde. Alle durchgängig wollen die Dienſte, die ſie

bis-

bisher leiſteten, ſelbſt, wo bisher kein Widerſpruch obgewaltet hat, vermindert haben. An einigen Orten haben ſie alle Dienſte verſagt, an einem haben ſie ſelbſt Gewaltthätigkeiten verübt, und an mehreren haben ſie durch militairiſche Gewalt zur Ruhe gebracht werden müſſen. Noch iſt im ganzen Lande nur in einer einzigen Gemeinde das Urbarium zu Stande gekommen. Sie können denken, daß die Sache an ſich, wenn ſie auch ganz ruhig verhandelt würde, und unter klugen Leuten, doch ſehr weitläuftig ſeyn müſſe. Aber da Hartnäckigkeit und Unvernunft ſich entgegenſetzen, ſo iſt es ein unüberſehliches Werk, und Gott weiß, wenn und wie es ſich endigen wird. Des Königs Ankunft iſt nicht mehr entfernt; und dieſe wird wohl auf eine oder die andre Weiſe die Sache zu einer Criſis bringen müſſen. Bey dieſer meiner Reiſe durch einen beträchtlichen Theil des Landes, und in Geſellſchaft des Miniſters, der einer der Directoren dieſer Commiſſion iſt, iſt von keiner Sache häufiger die Rede geweſen. — Ich habe vor einiger Zeit ein Paar Aufſätze über den Charakter der Bauern in unſrer ökonomiſchen Geſellſchaft vorgeleſen. Ich habe darin bloß die Betrachtungen geſammelt, die ich, bey meinem Aufenthalte auf dem Lande, bey einzelnen gemacht habe. Jetzo habe ich mehr Gelegenheit, den Bauernſtand im Ganzen kennen zu lernen. Seine Begriffe, ſein Betragen ſind in dieſer Angelegenheit oft äußerſt ſeltſam und unerklärbar. Die größte Widerſetzlichkeit findet man gemeiniglich da, wo die Urſache die unerheblichſte iſt. Vielleicht kann ich von dieſen Erfahrungen einigen Nutzen ziehn, meine Bemerkungen noch richtiger oder noch praktiſch brauchbarer zu machen. In der Folge werden wohl auch Sie dieſelben einmahl zu ſehen bekommen. — Ich muß mich enthalten, mich tiefer in das einzulaſſen, was ich auf meiner Reiſe bemerkt habe, ſonſt wird aus meinem Briefe ein Buch, und ich vergeſſe Ihren Brief zu beantworten. Nur einige der merkwürdigern Perſonen muß ich Ihnen noch nennen, die ich bey dieſer Gelegenheit geſehen habe. Das eine iſt der Baron Hoberg von Blachwitz, der Freund unſers Blankenburg, ein ſehr gutmüthiger, freundlicher, jovialiſcher alter Mann, von vielen literariſchen Kenntniſſen, der in ſeinem Hauſe alles, was mir Vergnügen macht, verſammelt hat, eine ſchöne Bibliothek, Kupferſtiche, Muſik, und einen Stall hübſcher Pferde. Dieſen Ort beſuche ich gewiß wieder, und auf länger. — Das Haus, in welchem ich am längſten geblieben bin, und gleichſam das Ziel meiner Reiſe, war das Kalkreuthſche in Seegersdorf bey Freyſtadt. Sie kennen ohne Zweifel den Herrn von Kalkreuth, der Adjutant bey dem Prinzen Heinrich war, und jetzt das Regiment in Salzwedel hat. Der Beſitzer von Seegersdorf iſt ſein Bruder, ein eben ſo großer Wirth und Financier, als jener ein Soldat iſt. In der That iſt es ein

Mann von gründlichem Verſtande, und der klug entwirft und glücklich ausführt, was er unter den Händen hat. Auch ſeine Familie beſteht aus intereſſanten Perſonen. Hier bin ich beynahe vierzehn Tage geblieben, und drey davon mit dem Kammerdirector Hoffmann und ſeiner Frau in Geſellſchaft geweſen, der auf ſeiner Reiſe nach Schleſien nie Seegersdorf übergeht. — Nach dieſem Herumſchwärmen, wünſchte ich nun, mit meiner Mutter in eine recht ſtille ländliche Ruhe zu kommen, wo ich mir und ein wenig den Muſen leben könnte. Aber ich bin noch weit davon entfernt. Dieſer Sommer hat für mich etwas Trauriges. Ich bin ungewöhnlich matt. Meine Mutter hatte in meiner Abweſenheit auch einen Anfall von Ohnmacht gehabt. Außerdem haben wir die gute Mad. Schwarzinn, eine Couſine von mir, die Sie kennen, krank bey uns. Sie verläßt ihre bisherige Station als Gouvernante, und will eine neue antreten; und doch iſt ſie ſo äußerſt kränklich. Warum hat man doch nicht mehr Kraft und Vermögen, denen ganz helfen zu können, die unſerer Unterſtützung bedürfen?

Dieß bringt mich darauf, Ihnen zu ſagen, daß mein Beutel dieſen Sommer mehr als gewöhnlich angegriffen worden iſt, und daß ich darauf denken muß, noch vor Ende des Jahres etwas zu verdienen. Sie ſchlagen mir dazu Beyträge in Ihre Leipziger Zeitung vor. Aber ich ſage Ihnen aufrichtig: ich kenne keine Arbeit, die weniger Brot bringt. — Erſtlich müſſen Sie denken, daß ich nicht mit der Leichtigkeit arbeiten kann, als Sie. Denken Sie, was da für Zeit hingeht, ehe man einen ganzen Bogen mit Zeitungs-Recenſionen anfüllt! Uiberdieß könnte gerade, was ich etwa läſe, und im Leſen beurtheilte, indem ich es aufſchriebe, ſchon in der Leipziger Zeitung vorgekommen ſeyn. Wenn ich jedoch ein Buch leſe, wo ſich mir das Urtheil darüber leicht und beſtimmt in die Hände gibt: ſo kann ich es ja wohl aufſchreiben und Ihnen zuſchicken. Aber das iſt etwas Ungewiſſes. Vielleicht finde ich Zeit und freyen Kopf genug, einige kleinere Aufſätze zu einer künftigen Sammlung zu ſchreiben. Aber dieſe Sammlung wird doch gewiß nicht in dieſem Jahre fertig. Alſo würde immer das Uiberſetzen noch das ſicherſte ſeyn. — Aber bin ich nicht ein ſeltſamer Menſch? Ich weiſe das Buch zurück, was man mir zum Uiberſetzen ſchickt, und dann verlange ich wieder ein anderes. Freylich wohl bin ich ſeltſam; aber doch nicht ohne alle Entſchuldigung. Vielleicht findet ſich doch noch ein Werk von einem mehr überſehlichen Umfange, und das einen nicht Jahre lang an die Kette legt. Wenn ein ſolches ankommt und nicht ganz ſchlecht iſt, ſey es ſogar ein Roman, ich übernehme es: aber unter fünf Reichsthalern für den gedruckten Bogen nicht. Ich ſehe, mit Kaufleuten muß man wie Kaufmann handeln. — Ohne Zweifel haben Sie jetzt meinen Brief an Bieſter und deſſen Antwort in der Berliner Monathsſchrift geleſen. Einen zweyten Aufſatz gegen die beyden letzten Bände von Nicolai's Reiſen hatte ich ſchon an Spalding geſchickt; ich werde ihn aber jetzt wahrſcheinlich zurückbehalten, um in Streitigkeiten, bey welchen kein Theil ganz ohne Leidenſchaft iſt, nicht zu tief verwickelt zu werden. Das räth mir auch Spalding. Dafür werde ich vielleicht ein Paar Worte zu meiner Gegen-Vertheidigung einrücken laſſen. Es würde zu lang ſeyn, Ihnen zu erzählen, wie ich dazu gekommen bin, hier als ein Vertheidiger der Katholiken aufzutreten. Noch reuet mich der Bewegungsgrund dazu nicht: er war in der That Menſchenliebe. Noch bin ich auch von der Wahrheit meiner Behauptungen im Ganzen überzeugt. Herr D. Bieſter mag ſich mit Recht größerer Verbindungen mit der Welt und einer ausgebreitetern Kenntniß des jetzigen Zuſtandes der Dinge rühmen können. Aber die Kenntniß von der Natur des Menſchen und der Dinge überhaupt iſt doch gewiß auch von einigem Gewichte, bey der Entſcheidung deſſen, was für die Zukunft wahrſcheinlich iſt. Von den verſchiedenen Arten der Schwärmerey, und wie weit dieſelben auch in Schleſien gegangen ſind, bin ich ſehr wohl unterrichtet. Aber, daß dieß mit den Bekehrungen zum katholiſchen Glauben weſentlich und im Ganzen zuſammenhänge, das glaube ich nicht, und das hat weder Bieſter noch ſonſt jemand bewieſen. Nicolai's Reiſen, auch ſeine beyden letzten Theile, enthalten, wie alle ſeine Arbeiten, Beweiſe von Mühſamkeit und Scharfſinn. Aber ſeine, mit auffallenden Ausdrücken angefüllten Schilderungen aller Kleinigkeiten des katholiſchen Gottesdienſtes, und die Exaggeration in Abſicht der Macht und des Einflußes der Jeſuiten, die, wofern ſie nicht Wunderthäter ſind, unmöglich ſeinen Beſchreibungen ähnlich ſeyn können, müſſen das Buch nothwendig der einen Partey verhaßt, den Unbefangenen verdächtig machen.

Von dem Nicaiſe habe ich einen Auszug in der Literatur-Zeitung geleſen, und auch hin und wieder reden gehört. Am Ende wird man ſo viel daraus lernen, als aus allen andern Freymäurer-Büchern, — das heißt nichts. Immer werden große Erwartungen erregt; aber wenn es zum eigentlichen Punct kommt, ſo wird der Leſer mit trocknem Munde abgewieſen. — Ich danke Ihnen für den überſchickten dritten Theil des Briefwechſels, und Herrn Schreiter für den überſetzten Blair. Beyde werde ich leſen, und dabey an die Geber denken. — Blankenburg kann nicht bloß durch ſeine Arbeiten abgehalten werden, an mich zu ſchreiben; er muß etwas gegen mich haben, oder wenigſtens kälter geworden ſeyn. Was urtheilt denn dieſer über meine und Bieſters Behauptungen? Er iſt vielleicht beſſer, als irgend ein Ungeweihter, von der Beſchaffenheit dieſer geheimen Geſellſchaften unterrichtet. Meine Mutter empfiehlt ſich, und ich empfehle mich Ihrer ganzen Familie auf das freundſchaftlichſte. Ich werde nie aufhören, Ihr wahrer Freund zu ſeyn.

55.

Vom September 1785.

Liebſter Freund,

Wir haben alſo unſern Sommer auf eine ähnliche Weiſe zugebracht. Ich bin auch viel müßig gegangen, — acht Tage lang auch in großer Geſellſchaft, obgleich nicht unter ſo vielen Luſtbarkeiten. Das war im Lager. Sie wiſſen, daß dieß Mahl die ganze Schleſiſche Armee, d. h. 40,000 Mann verſammelt geweſen ſind, und daß ſehr viele Fremde, und merkwürdige Fremde der Revüe beygewohnt haben, unter andern der Lord Cornwallis und der Marquis de la Fayette. Beydes reitzte meine Neubegierde. Ich ſtudirte vorher ein wenig die Elemente der Preußiſchen Taktik in einem Buche, welches man dem General Saldern zuſchreibt, und durch Anweiſung eines ſehr geſchickten Officiers unſrer Garniſon. So vorbereitet ging ich ins Lager, und ob ich gleich nicht ſehr viel gelernt habe, ſo habe ich doch einige deutliche Begriffe von Sachen bekommen, von denen ich vorher nur die Nahmen wußte; und (welches ja nach dem Sokrates die größte Weisheit iſt.) ich habe gelernt, wie viel mir noch fehlt, um auch nur einer Revüe recht zuſehen, und mit einiger Einſicht darüber urtheilen zu können. Den andern Endzweck habe ich auch nicht ganz verfehlt. Den Marquis de la Fayette lernte ich ſchon in Breslau, bey dem Probſte Baſtiani kennen. Im Lager war es alſo eine alte Bekanntſchaft, und ich aß noch überdieß mit ihm, mit dem Oberſten Dumenil, und mehreren Franzöſiſchen und Engliſchen Officieren, (Cornwallis ausgenommen,) in dem Zelte des Prinzen Hohenlohe. Unter denen Fremden, die ich Gelegenheit gehabt habe zu ſehen, behält Fayette den Preiß. Ein wohlausſehender junger Mann, von edlem Anſtande, beſcheiden, höflich und geſetzt, vielleicht etwas affectirt beſcheiden, um einen wirklichen Stolz, der zum Grunde liegt, zu verbergen; dabey verſehen mit derjenigen Wohlredenheit, welche wohlerzogne Franzoſen unterſcheidet, und die bey einem Manne, der ſo viel merkwürdigen Begebenheiten beygewohnt, und ſo viel uns fremde oder uns intereſſante Dinge geſehen hat, doppelt angenehm iſt. Es iſt doch ſonderbar, daß dieſe beyden Antagoniſten, la Fayette und Cornwallis, die ſich ſeit der Eroberung von York-Town einander nicht geſehen hatten, in Breslau ſich treffen mußten. Sie haben ſich wechſelſeitig die größte Achtung bezeugt. Cornwallis iſt von dem größten Theile der Geſellſchaft weniger, als Fayette, bemerkt worden, weil er, wie ich höre, außer der den Engländern gewöhnlichen Kälte, auch noch dieß wider ſich hat, daß er nicht gut hört, und daß er das Franzöſiſche ſchlecht ſpricht. Deßwegen hat ſich auch der König weit mehr mit dem Marquis unterhalten, obgleich beyde täglich an ſeine Tafel gezogen wurden. Aber die Leute vom Handwerke behaupten, daß Cornwallis größre Einſichten beſitze, und beſſer geurtheilt habe. Unter dem großen Schwarme junger Engländer, die entweder den Herzog von York oder den Cornwallis begleiteten, hat ſich ein Abercrombie durch ſeine anſtändige Aufführung, Fox durch ſeine Dicke ausgezeichnet, Lenox durch den Reichthum, den er zu hoffen hat: denn er wird der Erbe des Herzogs von Richmond. Mir iſt keiner davon ſo bekannt geworden, daß ich wüßte, weß Geiſtes Kind er wäre. Denn auch die, welche an der Tafel des Prinzen Hohenlohe waren, redeten nichts. So viel weiß ich, daß ſie ſo wenig, als die Franzoſen, gute Reiter ſind: denn ich habe ſie täglich vor meinen Augen in der ſchlechteſten Poſitur auf ihren Miethpferden herumſchaukeln geſehen. Wir haben auch Sächſiſche Officiere bey uns gehabt, und ſehr artige Leute, die aber nicht recht zufrieden weggereiſt ſind, da der König den General Bellegarde, dem jedermann die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er ein ſehr einſichtsvoller Officier und ein artiger Mann ſey, nicht zur Tafel gezogen hat. Dafür haben die Sachſen deſto mehr Freunde und Unterhaltung in der Armee gefunden.

Ich bin mit zweyen derſelben faſt täglich in Geſellſchaft geweſen, einem Grafen Stollberg und einem Major Thielau, beyde von der Garde du Corps.

Das Leben, welches ich während der acht Tage, (denn ſo lange iſt dieß Mahl die Armee beyſammen geweſen,) geführt habe, iſt dem Soldatenleben ſehr ähnlich. Mein Körper befand ſich dabey nicht übel; aber mein Geiſt wurde doch zuletzt zu leer, ob er gleich durch zwey Sachen mehr unterhalten wurde, als die bloßen Manöuvres hätten thun können: erſtlich durch die angenehme Lage, welche das Lager und beſonders der Theil des Lagers hatte, wo ich mich aufhielt. Es war eine Anhöhe in einer der reichſten anmuthigſten Gegenden von Schleſien, von der man eine Menge von Dörfern, Breslau in der Entfernung, den Zobtenberg in der Nähe, und um ſich herum das Lager mit ſeinem ganzen Gewühl überſehen konnte. Zum andern: die Menge von Menſchen aller Art, welche dieſes ungewöhnlich große Campement dort zuſammenzog, machte, daß ich auch vielerley Bekannte wieder ſahe, und mit manchem mir angenehmen Fremden bekannt wurde. — Aus dieſem Getümmel und Geräuſch zog ich mich dann in die tiefſte Stille und Einſamkeit, auf ein Landgut Maſſelwitz zurück, welches nicht weit von Breslau liegt, und einem alten Freunde unſrer Familie, einem Herrn von Wallenberg, gehört, wo ich meine Mutter antraf, und wo ich.

wirklich im Schooſe der Freundſchaft, ohne alle Zerſtreuung, vier Wochen zugebracht habe. Hier bin ich zwar nach meiner Art nicht unfleißig, wenigſtens nicht unbeſchäftigt geweſen: aber ich habe doch wenig hervorgebracht. Indeſſen bin ich mit mir ſelbſt zufrieden, wenn ich nur nicht gedankenlos gelebt habe, und wenn ich zugleich vergnügt geweſen bin. Den Uiberreſt des Herbſtes gedenke ich auf gleiche Weiſe in Schleibitz zuzubringen. Vielleicht kommt einmahl ein glücklicher Augenblick, wo ich, nachdem ich eine Zeitlang eingeſammelt habe, auch wieder einmahl etwas herausgeben kann. Für die kleine Geſchichte, die Sie mir von Ihrem Aufenthalte in Altenburg und Ronneburg machen, danke ich Ihnen recht ſehr. Ich habe das Vertrauen zu Th * *, daß er ein guter Ehemann werden wird. Es verlangt mich darnach, ihn in ſeiner Herrlichkeit zu ſehen: und kann ich es künftigen Sommer möglich machen, ſo komme ich gewiß auch nach Altenburg, indem ich Sachſen beſuche.

Das Buch des Payley habe ich mir zwar auch ſelbſt angemerkt: aber ich geſtehe Ihnen, ſo recht haben mich die Auszüge daraus nicht erbaut. Es waren nicht eben tiefe neue Blicke in die Materie gethan. Indeſſen iſt es gut, daß Sie es haben kommen laſſen. — Reich iſt wohl mit ſeinem und meinem Macfarland ſchlecht gefahren. Ich habe noch nicht eine einzige Recenſion von dem Buche geſehen. Ich vermuthe, Reich wird an wenig Zeitungs-Expeditionen ein Exemplar eingeſchickt haben. Das iſt aber, glaube ich, eine übel angebrachte Erſparniß, weil in Teutſchland, und bey dem großen Schwall von Büchern, der Debit eines ſolchen, das keinen anziehenden Titel hat, ſehr von den Recenſionen abhängt. — Die Leichtigkeit, mit der Sie glauben, daß ich ſelbſt Recenſionen machen könne, iſt wirklich nicht ſo groß. Ich mache zwar von vielen Büchern Auszüge, und ſchreibe auch allenfalls mein Urtheil dazu. Aber ſobald man beydes den Augen der Welt vorlegen will: ſo erfordert es eine Ausarbeitung, die immer Mühe macht. Dazu kommt, daß ich jetzt im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften nur wenig leſe, und ganz hiſtoriſche, politiſche, philoſophiſche Bücher zu recenſiren, oder gar über ſolche Materien ſich in Unterſuchungen einzulaſſen gehört nicht für Ihre Bibliothek. — Ich bin im Begriffe, noch eine kleine Antwort an Herrn D. Bieſter ins Reine zu bringen, um ſie alsdann nach Berlin zu ſchicken. Ich habe einige Gedanken aus dem Aufſatze über Nicolai's Reiſe genommen. Den Aufſatz ſelbſt ſchicke ich Ihnen im größten Vertrauen mit. Aber ich bitte Sie, laſſen Sie ihn niemanden als Herrn Zollikofer leſen, und ſchicken Sie mir ihn durch die Buchhändler, wo möglich, wieder zurück. Für den neuen Theil des Kinderfreundes danke ich Ihnen; meine Mutter auch, die ſich jetzt daran vergnügt. Wir beyde empfehlen uns Ihrer ganzen

Familie zu herzlicher Freundſchaft, und ich insbeſondre bin unaufhörlich der Ihrige.

56.

Schleßwig, den 17. Nov. 1785.

Wie können Sie auf den Gedanken kommen, liebſter Weiße, daß ich es für eine Zudringlichkeit halten könnte, wenn Sie mir den Vorſchlag thun, eine Recenſion für Ihre Bibliothek zu machen? Dieſe Stelle Ihres Briefes hat mir beynahe wehe gethan. Wollte der Himmel, daß ich Ihnen dadurch einen kleinen Dienſt thun könnte: ſo würde dieß der erſte Bewegungsgrund ſeyn, mich zu einer ſolchen Arbeit anzuſpornen. Aber eben weil ich dieß nicht glaube, und weil ich auf der andern Seite mich nicht ſo recht geſchickt dazu fühle: ſo habe ich es von der Hand gewieſen. Aber ich war gewiß überzeugt, daß Sie dabey keine Abſicht hatten, als mir eine leichte und doch einigermaßen vortheilhafte Arbeit zu verſchaffen. — Aber Sie ſehen aus dem Briefe Zimmermanns an Reich, welchen unangenehmen Begegnungen ſich ein Recenſent ausſetzt. Kein vernünftiger Beurtheiler kann ein Lobredner ſeyn. Und ſelbſt das vollkommenſte Werk hat in den Augen jedes ſelbſtdenkenden Leſers gewiſſe Mängel, wenigſtens inſofern der Autor nicht mit ihm in Denkungsart und Charakter übereinſtimmt. Nun ſind zwar nicht alle Autoren von einer ſolchen unbändigen Eigenliebe, wie Zimmermann. Aber jeder hat die ſeinige, die mehr oder weniger durch den Tadel des Kunſtrichters aufgebracht wird. Alſo, was ich ſchon neulich ſagte: Recenſionen ſind eine Art von Streitſchriften, oder veranlaſſen dieſelben. — Was Zimmermann betrifft, ſo können Sie ihn durch Reich ganz gewiß verſichern laſſen, daß er ſich irrt, und daß ich an keiner Recenſion der allgemeinen Literatur-Zeitung Theil habe. Er iſt alſo um ein gut Theil vorwitziger, als ich, da er, auf ein bloßes Hörenſagen, einem Menſchen, gegen den er einige Achtung vorgibt, ein ſo beleidigendes Epithet gibt. Das iſt bey mir ausgemacht: wenn ich je eine Recenſion ſchreibe, ſo iſt es für Ihre Bibliothek. Aber freylich, wenn ich Zimmermanns Werk recenſiren ſollte, ſo würde ich in das Urtheil jenes Kunſtrichters einſtimmen. Es iſt im Ganzen das Geſchwätz eines einſichtsvollen und beleſenen Mannes. Als Geſchwätz, iſt es voller Unordnung und Wiederhohlungen, ohne Plan, ohne gehörige Einſchränkung in den Gedanken, — als Geſchwätz eines ſolchen Mannes, enthält es demohnerachtet viele richtige, brauchbare und intereſſante Sachen. Vielleicht wird es aber durch das, was ein Fehler ſcheint, eine deſto angenehmere Lectüre für Viele. Für mich würde das Buch ſehr gewonnen haben, wenn zwey Drittheile davon wären abgeſchnitten worden.

Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich mich einer andern Commiſſion, die ich an Reichen habe. Als der Herausgeber des Appianus von der hieſigen Eliſabeth-Bibliothek ſich das darin befindliche Manuſcript dieſes Autors erbath: ſo verſprach er, zur Vergeltung, ein Exemplar ſeiner Edition auf dieſe Bibliothek zu ſchicken. Er hat dieſes Manuſcript erhalten, aber man hat bisher die Erfüllung ſeines Verſprechens umſonſt erwartet. Man hat mich daher, von Seiten der Curatoren dieſer Bibliothek gebethen, dieſes Verſprechen unter der Hand dem Verleger oder Autor eingedenk zu machen.

Den Payley habe ich bekommen und gekoſtet. Ich finde ihn ſo, wie ich mir ihn vorgeſtellt habe. Erſtlich, er iſt Theolog, und ſeine Moral iſt halb theologiſch. Fürs andre iſt er, als Unterſucher und als Schriftſteller, mittelmäßig; und deßhalb finde ich keinen rechten Beruf in mir, ihn zu überſetzen. Doch entſcheide ich mich heute noch nicht ganz poſitiv, bis ich ihn werde genauer kennen gelernt haben. Allerdings wäre mir Henry lieber, wenn nur nicht ſo viele Quartbände zu überſetzen wären: und wenn ich nicht fürchtete, das Bischen eigne Kraft zu denken, das mir der Himmel gegeben hat, zu unterdrücken, oder mir die Zeit, durch eigne Arbeiten nützlich zu ſeyn, zu rauben, wenn ich zu groſſe Werke überſetzte. Sonſt hat man immer mehr Vortheil, ſich mit hiſtoriſchen Büchern auf dieſe Weiſe zu beſchäftigen, als mit philoſophiſchen. Aus jenen lernt man doch immer etwas Neues, aus dieſen, wenn ſie nicht recht gut ſind, gar nichts; daher ich auch überhaupt weit mehr hiſtoriſche Sachen leſe; doch ſolche Bücher, wie Moſes Mendelsſohns ſeine ſind, ausgenommen. Wie Sie ſagen: der Mann macht alles ſo helle, was er vorträgt, daß man auf eine ſehr angenehme und nützliche Weiſe, während der Leſung ſeines Buchs, beſchäftigt iſt, auch wenn man durch dasſelbe nicht neue Aufſchlüſſe bekommt, auch wenn man nicht ſeinen Meinungen verpflichtet. Aber was ſagen Sie zu der Schrift des G. R. Jacobi? Moſes hat an mich geſchrieben, und ſcheint in dem Briefe recht aufgebracht auf den Mann zu ſeyn, beſonders ſeines Freundes Leſſing wegen. — — Ich ſchreibe nächſtens mehr. Leben Sie wohl.

57.

Breslau, den 14. Januar 1780.

Da ich heute einen ganzen Kaſten mit Mannuſcripten von einer hieſigen Bibliothek an Hrn. Reich ſchicke: ſo kann ich unmöglich meinen lieben Weiße ohne Briefe laſſen, ob ich gleich nicht weiß, an wem die Reihe iſt, und eine kleine Vermuthung habe, daß er mein Schuldner ſey. Der neueſte Brief, den ich von Ihnen finden kann, iſt vom 13ten October; auf den habe ich gewiß geantwortet.

tet. Dem ſey, wie ihm wolle: denken ſie daran, daß es jetzt Winter iſt, wo andre Vergnügungen, als die, welche die Freundſchaft und der Umgang gewährt, fehlen. Auch die Neugierde iſt wieder lebhafter, zu wiſſen, was unter den Menſchen vorgeht, wenn die Natur unſre Aufmerkſamkeit nicht mehr an ſich zieht. Alſo ſchreiben Sie mir einen recht langen, langen Brief, und darin vor allen Dingen viel Gutes von Ihnen und Ihrer Familie, daß ſie alle geſund und unſre Freunde ſind; und ſodann viel Neues von Andern. — Sie haben jetzt in Leipzig z. B. den Herrn von Archenholz, der die Reiſen nach England und Italien geſchrieben hat. Dieſe Reiſen ſind unterhaltend; zwar partheyiſch für England und gegen Italien; aber doch mit Kenntniß und Einſicht geſchrieben. Den zweyten Theil habe ich zuerſt geleſen. Das Urtheil der Verwerfung, das er über das ganze Italien ausſpricht, und die auffallende Härte, mit der er von einigen Ländern redet, beydes war nicht nach meinem Geſchmack. Ich vermuthe immer Unrichtigkeit in ſolchen allgemeinen nachtheiligen Urtheilen von Nationen. Und daß dieſe auch in dem Archenholziſchen Urtheile ſey, verſichern mich Leute, die Italien ſehr wohl kennen. Wie wohl befand ſich Winkelmann in Rom! Er zog dieſen Aufenthalt, nachdem er ihn kannte, allen andern vor: und das nicht bloß der Kunſtwerke wegen. Feinheit des Geiſtes und Lebhaftigkeit iſt den Italiänern eigen.

Mit dieſen Eigenſchaften muß es viele intereſſante Menſchen geben, wenn ſie auch unwiſſend ſind. Uiber dem erſten Theile bin ich jetzt. Hier iſt das Lob eben ſo allgemein und uneingeſchränkt. Aber gleich auf den erſten Seiten kommt etwas vor, wobey jedem Leſer die Widerlegung einfällt. Die Engländer, ſagt A., kennen auch die Vorzüge ihres Vaterlandes ſo wohl. daß ſelbſt die Verbrecher lieber den Tod, als die Verbannung leiden. — Aber warum verbannen ſich denn ſo viele reiche und vornehme Engländer ſelbſt, indem ſie ſchaarenweiſe nach Frankreich und Italien gehen, nicht bloß um durch dieſe Länder zu reiſen, ſondern um da zu wohnen. Warum wählen beſonders ſo viele Engländer das verhaßte, elende Italien, anſtatt ihres reichen und glücklichen Vaterlandes, zu ihrem beſtändigen Aufenthalte? — Wollte Gott, ich könnte noch einmahl die Mittel finden, zu reiſen! Da ſchon Pythagoras ſagt, die Philoſophen wären die Zuſchauer auf dem Theater der Welt, ſo ſollten ſie auch daſſelbe von allen Seiten umgehen können, um es recht zu ſehen. Wie viel widerſprechende Urtheile hört man über Nationen von Reiſenden, die gleich geſchickt ſcheinen, die Wahrheit zu erkennen. Ich weiß zwar, daß auch ich einſeitig urtheilen würde: aber wenigſtens wären dieß unmittelbare Eindrücke, welche die Dinge auf mich machten; und ich würde mir bald ſelbſt ſagen, daß ich nur einen kleinen Theil des Ganzen ſähe. —

So viel iſt gewiß: ein Blick, den man ſelbſt auf eine Sache thut, erweckt mehr Ideen, als die beſte Erzählung. — Einen andern Mann haben Sie in Leipzig, auch zu einer ganz andern Claſſe gehörig, von dem ich aber eben ſo gerne etwas mehr wiſſen möchte. Das iſt Maſius. — Alſo wird das Feuer der Verwüſtung, das unſre proteſtantiſchen Kirchen zerſtören wird, gar noch von Leipzig ausgeben! Mein Gott, welche ſeltſame Phantome bringt unſer Jahrhundert hervor! — Bisher ſind Sie in meinem Streite mit Bieſter auf meiner Seite geweſen. Aber, was werden Sie nun ſagen, nachdem Sie das Stück vom December geleſen haben? — Ich werde nicht ein Wort dagegen einwenden. Ich bin zufrieden, daß, wenn meine Gründe ſchwach geweſen ſind, man Bieſtern mehr als mir Beyfall gibt. Aber damit wäre ich nicht zufrieden, daß man glaubte, Schwärmer und Katholiken hätten einen heimlichen Einfluß auf mich. Bieſter, der dieß ſelbſt gewiß nicht glaubt, hat es doch faſt darauf angelegt, ſeinen Leſern dieſe Meinung beyzubringen. Aber auch dagegen werde ich mich öffentlich nicht vertheidigen. In einem Privatbriefe an ihn habe ich es gethan. Leſer, die nicht aus meiner ganzen Denkungsart, aus dem Inhalte und Styl beyder Briefe erkennen, daß ich nichts anders, als die Duldſamkeit, auszubreiten ſuche, verdienen nicht, daß ich mich um ihre Achtung bewerbe, oder ihre nachtheilige Meinung abzuwenden ſuche. Was in dem letzten Stücke der allgemeinen teutſchen Bibliothek von Maſius geſagt wird, zeigt wohl, daß er halb verrückt ſeyn muß, aber daß er das Werkzeug der Jeſuiten ſey, iſt zweifelhaft; und daß er nichts ausrichten wird, iſt gewiß. — Unter meinen neueſten Lectüren nehmen ſich Moſes und Jacobi's Schriften aus. Jenes iſt Licht, dieſes Finſterniß. Die Metaphyſik des einen, wenn auch nicht immer neu, noch immer überzeugend, iſt immer deutlich und belehrend. Die des andern, die außerordentlich neu ſeyn ſoll, iſt theils unverſtändlich, theils zwecklos; denn wer den Glauben an die Offenbarung befeſtigen will, thut doch nicht gut, den an einen Gott zu untergraben.

Ein Buch, das Sie wohl kaum werden bemerkt haben, was von vielen verachtet wird, mir aber in vielen Stücken gefallen hat; iſt Monboddo über die Sprache. Der Mann iſt enthuſiaſtiſch und partheyiſch für die Alten eingenommen. Seine Theorie von dem erſten Urſprunge der Sprache iſt abgeſchmackt; ſeine Mährchen von Nationen, die nicht reden können, ſind längſt verworfen; aber im Detail, beſonders im zweyten Theile, iſt viel Gutes; auch in dem Kapitel über die verſchiedenen Arten des Styls. Man ſieht, daß er durch die Lectüre der Alten genährt iſt. Wenn ich noch an Herrn v. Blankenburg ſchriebe, oder je von ihm Antwort hoffen könnte: ſo würde ich ihn bitten, mir einmahl die Schriften, die er noch von dieſem Monboddo beſitzt, zu borgen. Ich weiß, daß er ſeine Metaphyſik hat. — Aber welche veraltete ſcholaſtiſche Philoſophie iſt in Berlin, wie es auf dem Titel ſteht, auf Befehl des Königs herausgekommen! Wenn aus dem Bayle nicht beßre Sachen zu lernen wären; ſo könnten wir ihn vergeſſen. — Noch einmahl auf Herrn v. Blankenburg zu kommen: iſt er dann wirklich böſe auf mich? und warum? Sein Stillſchweigen iſt doch unnatürlich, da er gerne ſchreibt. — In Leipzig gibt es nun eine Menge junger Gelehrten und Schriftſteller, die ich noch gar nicht kenne. Machen Sie mir doch einige darunter bekannt: ſo auch ihren daſigen geiſtlichen und weltlichen Zuſtand. Was iſt ihr neuer Superintendent für ein Mann? Woran arbeitet D. Platner? Was macht Reiz? Was Dörrien? Volkmann? Was machen die Künſtler? — Wegen Payleys ſtehe ich in Unterhandlungen mit Herrn Reich; das Werk iſt wirklich im Ganzen gut. — Ich ſpanne meine Forderungen hoch: ich verlange ſechs Thaler für den Bogen. Ich thue mir immer Gewalt an, wenn ich ſo einen Schritt unternehme: aber ich ſehe, man kommt ſonſt nicht durch die Welt. Reich will es geben, wenn ich meinen Nahmen, oder Zollikofer den ſeinigen hergeben will. Das erſte will ich nicht. — Bey Herrn Zollikofer will ich anfragen, ob er, da das Buch eigentlich eine theologiſche Moral iſt, eine Vorrede dazu machen will, worin er bloß den Autor beurtheilt, vom Uiberſetzer ſchweigt. — Ich denke, ich habe ein kleines Verdienſt um den Verleger und die Herausgeber des Homer, da ich ihnen ſämmtliche auf unſrer Bibliothek befindliche Codices deſſelben verſchaffe. Leben Sie wohl, liebſter Freund, mit Ihrer ganzen uns werthen Familie. Meine Mutter empfiehlt ſich Ihnen allen, und ich bin mit unveränderter Geſinnung Ihr aufrichtiger Freund und Diener.

58.

Theuerſter Freund,

Breslau, den 5. Febr. 1786.

Wenn Sie mich zuweilen etwas länger auf einen Brief warten laſſen, ſo erſetzen Sie mir auch dieß wieder reichlich durch die Menge intereſſanter Sachen und Nachrichten, mit welchen Sie Ihren Brief anfüllen. Ich glaube es Ihnen ſehr gerne, daß Ihnen Ihre Zeit durch Aufträge, Beſorgungen und Briefwechſel geraubt wird. Ich, der ich in gar keinen ſolchen Verbindungen ſtehe, an den ſich kein Candidat zu Hofmeiſterſtellen, und, Gott Lob, wenige Schriftſteller wenden, ich werde doch ebenfalls oft um meine Zeit durch kleine Arbeiten betrogen, die ich nicht abſchlagen kann, die von weniger Bedeutung ſind, und doch am Ende Zeit und Kräfte ſo gut wegnehmen, als wichtige Geſchäfte. — Ich habe nun den Archenholz durchgeleſen, und mit groſſem Vergnügen. So viele, ſo erhebliche, und ſo neue Anekdoten von England ſind lange in keiner Reiſe beyſammen geweſen. Ihrer ſind ſo viele und manche ſcheinen ſo außerordentlich zu ſeyn, und ſehr erfundenen ſo ähnlich, daß ich gegen ihre Glaubwürdigkeit Verdacht bekam. Aber Perſonen, die in England lange geweſen ſind, wozu auch unſer Graf Malzahn gehört, ſagen, daß, ſoweit ſie um die Sachen wüßten, alles vollkommen richtig wäre. — Wenn man doch dieß außerordentliche Land noch ſelbſt mit Augen ſehen könnte! Wie traurig wäre es nicht, wenn es durch ſchlechte Politik und durch die Eiferſucht ſeiner Nachbarn ſollte zu Grunde gerichtet werden! Die Briefe eines Sachſen über Irrland werde ich ſuchen zu bekommen. — Die Urſache, warum ich mich als einen Uiberſetzer weder vor Payley noch vor andern Büchern ankündigen mag, iſt erſtlich, weil dieſes Handwerk in ſo gar ſchlechte Hände bey uns geräth, fürs andre, weil ich es ſelbſt aus ökonomiſchen Urſachen treibe, (ich würde ſonſt lieber meine ganze Zeit auf Lectüre oder eigne Arbeiten wenden;) und dieſes muthmaſſen zu laſſen, iſt nie ſehr ehrenvoll, ob es gleich in der That ſehr erlaubt und ſogar pflichtmäßig ſeyn kann, wie es bey Ihnen und bey mir der Fall iſt. — Blankenburg wird uns gewiß in ſeinen Anmerkungen zum Sulzer etwas Gutes liefern. Wenn er nur noch mein guter Freund iſt, ſo will ich ihm ſein Stillſchweigen gerne verzeihen, ſo wie auch Herrn Dörrien, von dem ich Sie doch aber um einige Nachrichten bitte. Monboddo's Metaphyſik hat Blankenburg. Vielleicht ſchickt mir Reich Ferguſons Geſchichte im Original. Alsdann könnte jenes Buch, wenn Blankenburg es mir leihen wollte, beygelegt werden. Ihr Urtheil über Maſius, und ihre Unterredung mit dem Prinzen von * * * hat mich und meinen Freund Paczenſky, (denn Sie müſſen ſchon erlauben, daß ich dieſem Ihre Briefe vorleſe), ſehr vergnügt. Ich habe mich endlich entſchloſſen, mit eigenen Augen zu ſehen, und etwas von dem Maſius zu leſen. Um Gotteswillen, was iſt das für unſinniges Zeug; und deſto abſcheulicher, weil man nicht einmahl darüber lachen kann! Wenn dieſer Menſch durch ſeine Schriften Revolutionen hervorbringt, ſo zweifle ich ſelbſt an keiner Legende eines Heiligen mehr. Aber am allerwenigſten begreife ich, wie Papiſten die Urheber und Beförderer ſeiner Unternehmung ſeyn können, da ſein erſter Schritt zur Vereinigung iſt, den Pabſt aus Rom zu vertreiben, und den Kirchenſtaat in ein weltliches Fürſtenthum zu verwandeln. Ich hoffe von den zehn Erbprinzen, denen er ſeine Anweiſung zur Glückſeligkeit zueignet, und welche ohne Zweifel die zehn Könige ſeyn werden, die nach S. 17. die Hure haſſen, ſie wüſte und bloß machen, und ſie mit Feuer verbrennen, die mit dem Lamme ſtreiten, aber von demſelben werden überwunden werden; ich hoffe, ſage ich, daß die meiſten von denſelben ſo denken, wie der Herzog von Gotha. Daß es mehrere, auch in Schleſien, und in Breslau gibt, die etwas groſſes hinter dem Manne und ſeinen Schriften ſuchen, weil ſie einmahl dazu beſtimmt ſind, hochzuhalten, was unverſtändlich iſt, das iſt wahr. Aber ich hoffe zuverſichtlich zu der menſchlichen Vernunft, daß auch die kleinſte und ſchwächſte, wenn ſie ſich Mühe gibt, die Sache zu unterſuchen, die Thorheit derſelben einſehen wird. Aber wie kommen Sie dazu, daß Sie den, welcher den Prinzen begleitete, für einen Arzt halten? Es iſt ein Profeſſor auf einem hieſigen Gymnaſium, und hat durch den Prinzen den Titel Hofrath bekommen. Er iſt ein eifriger Freymäurer, ein frommer, guter, aber wie mich dünkt, etwas ſchwacher Mann. Er hat mit mir einmahl etwas vertraulicher über die Religion, in dem Tone eines Gliedes der Herrenhuter Gemeinde, geſprochen; und er ſagte mir zugleich, daß er zu dieſen Glauben an Jeſum und die Einſicht von der Nothwendigkeit ſeines Verdienſtes durch die Freymäurerey gekommen ſey. — Aber wo ich in ihm oder in denen, die ihm gleich denken, die mindeſte Spur von Katholicismus finden ſoll, weiß ich nicht.

Wenn Sie nunmehr, wie ich glaube, den December und Januar der Bieſterſchen Monathsſchrift vor ſich haben; ſo werden Sie ſehen, welche eifrige Gegner ich habe, und wie ſehr Bieſter es darauf anlegt, nicht bloß mich zu widerlegen, ſondern mir wehe zu thun. In den erſten Augenblicken hat er ſeinen Endzweck erreicht; jetzt bin ich viel ruhiger, da wenig vernünftige Leute ſeiner Meinung ſind, und faſt niemand ſeinen Ton billigt. Doch das wird nicht der letzte Sturm ſeyn, der über mich ergehen wird. Man ſchreibt mir, daß Nikolai die Ausgabe eines neuen Theils ſeiner Reiſe beſchleunigt, um mit mir anzubinden. Ich habe in ein Weſpenneſt geſtochen: ich muß mir gefallen laſſen, daß mir die Weſpen um den Kopf ſummen. — Von Engeln habe ich ſeit vielen Jahren wieder den erſten Brief bekommen. Es hat mich deßwegen gefreut. Er ſchickt mir zugleich Moſes letzte Schrift. Sein Geiſt iſt noch ganz darin. Wie wenig wünſchte ich jetzt an Jacobi's Stelle zu ſeyn! Zwar ſcheint mir Moſes die Sache allzu hoch aufgenommen zu haben. Jacobi ſchildert Leſſing nicht nachtheiliger, als er ſich ſelbſt ſchildert. Und daß er mit dem Buche geeilt hat, iſt im Grunde Schriftſtellereitelkeit und nicht mehr. Er hatte nicht ſowohl Mißtrauen gegen Moſes Ehrlichkeit in Darſtellung der Sachen, ſondern er fürchtete, daß man alsdann nicht ſeinen ganzen Tiefſinn ſo ſehen würde. Aber dieſer Tiefſinn iſt zuweilen undurchdringliche Dunkelheit. Mir wenigſtens geht es, wie

Moſes; ich verſtehe Jacobi nicht. — Was wollte ich darum geben, wenn Moſes wenigſtens den zweyten Theil ſeiner Morgenſtunden hätte herausgeben können, worin die mehr populären Beweiſe vorkommen ſollten! Allenthalben, wo Moſes ſein Herz reden laſſen kann, iſt ſeine Sprache ſo einnehmend und rührend.

Von dem Briefwechſel des Kinderfreundes haben wir drey Bände erhalten. — Adelungs Buch über den Styl leſe ich; aber es ermüdet mich etwas, weil ſo viel kleine Vorſchriften darin vorkommen. Ich lerne indeß auf manche Fehler meines Styls Achtung geben. Künftig mehreres davon.. Was macht Huber, Platner, Volkmann ꝛc. — Ich leſe jetzt den zweyten Band der neuen Geſchichte von Schmidt; auch mit Vergnügen, wegen der deutlichen Darſtellung der Sachen. Aber ich fürchte, er wird nicht bis auf die neueſte Zeit kommen. Seine Partheylichkeit zeigt er mehr im Urtheilen, als im Erzählen. Doch ich muß ſchlieſſen, und Sie und die Ihrigen dem Schutze des Himmels anempfehlen. Leben Sie wohl. Ich bin der Ihrige.

59.

Breslau, den 12. März 1786.

Ich habe, liebſter Freund; ſeit meinem letzten Schreiben an Sie, einen Brief von Bieſtern bekommen, worin er zwar nichts von ſeinen Behauptungen nachgibt, aber doch einen etwas freundſchaftlichen Ton annimmt, wie mir dann die Herren Herausgeber auch von nun an ein Geſchenk mit ihrer Monathsſchrift machen wollen. Dieſer Ausgang des Streites iſt mir in ſofern lieb, als er mir zeigt, daß meine Gegner ſelbſt, nachdem die Hitze der erſten Aufwallung vorüber iſt, ſich einiger Ungerechtigkeit gegen mich bewußt ſind. Auch von Nicolai erwarte ich jetzt, da er ſo lange Zeit gehabt hat, ruhig zu werden, eine gemäßigte Antwort. Uibrigens ſteht mein Entſchluß feſt, über dieſen Gegenſtand nichts zu ſchreiben. Was in geheimen Geſellſchaften vorgeht, kann der nicht wiſſen, der von keiner iſt. Ob die Jeſuiten noch große Reichthümer haben, und in einer allgemeinen Verbindung mit einander leben, iſt eine Sache, worüber pro und contra geſtritten werden kann. Ich habe ſeit kurzem einige merkwürdige Thatſachen gehört, welche das Erſte erweiſen. Der Punct, den ich vertheidigte, und worüber auch alle vernünftigen Männer, die ich kenne, wenn ſie auch von dem Einfluſſe und der Wirkſamkeit der

Jeſuiten noch größere Begriffe haben, als ich, mit mir übereinſtimmen, iſt, daß die katholiſche Religion nie auf eine ſehr merkliche Weiſe, weder durch die geheimen Geſellſchaften, noch durch die Jeſuiten ausgebreitet werden wird. Jene, wenn ſich katholiſche Gebräuche bey ihnen finden, haben eben die Abſicht dabey, wie die Schatzgräber und Goldmacher beym Bethen und Frommſeyn. Dieſe ſuchen mehr etwas für ſich, für die Individuen, welche noch den Orden ausmachen, oder in ihm etwas bedeuten, als für die Kirche, wozu ſie gehören, zu gewinnen. Haben Sie in Schlözers letzten Heften den Aufſatz über die geheimen Geſellſchaften geleſen? Anfangs ſcheint er ganz auf Bieſters Seite zu ſeyn. In der Folge aber geht er weit von deſſen Meinungen ab. Dieſen Widerſpruch abgerechnet, iſt der Aufſatz ſehr gut. Die Sache wird von vielerley Seiten betrachtet, mit Einſicht und unparteyiſch. Das Reſultat von allen iſt, daß ſolche Geſellſchaften nie große Revolutionen hervorbringen werden; weil, wenn ſie ſich durch die Menge oder den Stand ihrer Glieder erheben wollen, ſie gemeiniglich das Weſentliche des Endzwecks, die genaue und innige Verbindung aller Glieder, ſtören. — An Maſius wird wohl im Kurzen kein Menſch mehr gedenken. Laſſen wir ihn in pace ruhen. Aber daß doch immer eine Thorheit mit der andern abwechſelt! — Lavater hat mir zum zweyten Mahle über den Magnetismus geſchrieben, und das erſte Mahl eine ausführliche Erzählung ſeiner Operationen zugeſchickt. Auf meine ſehr freymüthige Antwort, habe ich einen zweyten, ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten. Im Grunde iſt er doch ein guter Mann. Er unterſcheidet ſich dadurch von andern Schwärmern, daß er toleranter iſt, und Wiederſpruch, ohne böſe zu werden, ertragen kann. Eine ſolche Miſchung von Licht und Schatten habe ich ſchwerlich noch in irgend einem Menſchen geſehen. Heute antworte ich ihm wieder; und ich habe Herrn Zollikofer gebethen, Ihnen dieſen meinen Brief mitzutheilen. Vielleicht wird manches Ihnen nicht genug verſtändlich ſeyn, da es ſich auf Lavaters Erzählungen und Aeußerungen bezieht: aber im Ganzen werden Sie doch minen Sinn und meine Abſicht einſehen. — Der Streit über den Einfluß, den Jacobi's Schrift auf Moſes Geſundheit und Leben gehabt hat, wird nun wohl ſo lange ruhn, bis Jacobi ſelbſt auftreten wird. Das erwarte ich in der nächſten Meſſe. Die Urtheile über ſein Buch ſind auch hier ſehr verſchieden. Jacobi muß Freymäurer ſeyn. Alle Freymäurer urtheilen gut von ihm, oder entſchuldigen ihn. Auch andre, die den metaphyſiſchen Theil ſeines Buchs nicht verſtehen, und den letzten allein leſen, ſind mit ihm zufrieden. Ich kann es nicht ſeyn, wenn ich alles zuſammennehme. Zwar glaube ich auch, daß die Uiberzeugung vom Daſeyn Gottes mehr ein Werk der Empfindung, als der Demonſtration iſt. Aber demonſtrirt muß doch nicht werden können, daß es keinen Gott gibt; ſonſt iſt die Empfindung Schein, und ich darf mich ihr nicht überlaſſen. — Moſes Grab iſt, durch den kleinen Aufſatz von Nicolai, in der allgemeinen teutſchen Bibliothek, und durch den im März der Bieſterſchen Monathsſchrift wahr geehrt worden. Jener iſt wirklich mit dem Feuer der Empfindung geſchrieben; dieſer ſagt im Weſentlichen daſſelbe.

In beyden erſcheint Moſes als einer der achtungswürdigſten Menſchen. Auch der eigne Aufſatz von Moſes enthält in der Kürze ſehr viele Gedanken. — Indeß Sie den Herrn Grafen Mirabeau haben perſönlich kennen lernen, habe ich Bekanntſchaft mit zweyen ſeiner Schriften gemacht, mit dem größern Werke: sur les lettres de cachet, und dem neueſten: sur l'Escaut. Es iſt darin ſehr viel Declamation; man ſieht, daß er, durch dreiſte und gewagte Sätze, Aufmerkſamkeit erregen will; ſo wie Linguet. Er hat bey weitem nicht einen ſo beredten Styl, als dieſer: aber hiſtoriſche Gelehrſamkeit ſcheint er etwas mehr zu haben. In Berlin kann auch das etwas gegolten haben, daß er ſo heftig gegen den Kaiſer und für uns Partey genommen hat. Als Schriftſteller, gehört er ſicher nur in eine mittlere Claſſe. — Sie haben alſo jetzt wieder viele Fremde in Leipzig, viele Reiſende paſſiren durch? Sie klagen darüber, und ich klage, daß es hier ganz daran mangelt. — So gerne hätte auch ich dieſen Sommer eine Reiſe zu Ihnen gemacht! Aber die Unkoſten dazu muß ich mir erſt erarbeiten. Die Penſion hilft mir für dieſen Sommer nichts, da ich das erſte Quartal ſpät bekomme, und funfzig Thaler in Louisd'or Chargen-Jura bezahlen muß. Und ſelbſt mit der Penſion kann, bey den immer ſteigenden Preiſen, nur unſre Haushaltung ein wenig gemächlicher geführt werden. Zu Reiſen und extraordinären Ausgaben muß ich mir das Geld erſt verdienen. Payleys Moral iſt ein gutes Werk, deſſen Uiberſetzung mich nicht reuet. Was ich fürchte, iſt nur, daß vielleicht, indem ich allen Fleiß daran wende, an einem andern Orte eine Uiberſetzung abgedruckt wird. Das verhüthe der Himmel! Eben, weil ich ſolcher Arbeiten immer werde nöthig haben, ſo bitte ich Sie, darauf von Zeit zu Zeit zu denken. Dieſe Meſſe werden Sie eine kleine Brochüre von mir, über die Bauern, zu ſehen bekommen. Sie haben ja auch mit Ihnen zu thun; und da überhaupt Sie allem, was Menſchen betrifft, Antheil nehmen, ſo werden Sie ſie auch des Durchleſens, ich weiß es, würdigen. — Uiber des jungen Hubers erſte Schritte zu ſeinem Glücke, freue ich mich. Grüßen Sie vielmahl den lieben Vater. Grüßen Sie auch Ihren eigenen lieben fleißigen Sohn; und alle andern Glieder Ihrer Familie. Meine Mutter denkt an Sie alle mit herzlicher Freundſchaft. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

60.

60.

Breslau, den 1. May. 1786.

Liebſter Freund,

Vor allen Dingen bitte ich Sie, folgende kleine Aufträge für mich zu übernehmen: 1) Herr von Blankenburg hat von Anfange an, für mich auf den Zweybrücker Plato pränumerirt, und mir auch vier Bände von demſelben geſchickt. Seitdem er aber mir nicht mehr ſchreibt, ſeitdem habe ich auch vom Plato nichts weiter gehört. Es ſind aber von demſelben, glaube ich, noch drey Bände, (in allem fünf Bände) herausgekommen. Ich hoffe wohl, daß ich dieſe mir fehlenden noch für den Pränumerationspreis erhalten werde. Haben Sie doch alſo die Gütigkeit, mit Herrn von Blankenburg darüber zu ſprechen. Hat er dieſe letztern Theile vom Plato nicht für mich erhalten, ſo wird er doch im Stande ſeyn, Schumannen, (dem Diener von Korn) anzuzeigen, wo er ſie erhalten kann. Dieſer wird ſich deßhalb, ſo wie wegen des folgenden, bey Ihnen melden. 2) Herr von Blankenburg hat mir den Monboddo zu ſchicken die Güte haben wollen. Das kann jetzt durch Schumann am beſten geſchehen. 3) Reid's Essay on the intellectual powers, (oder wie der eigentliche Titel heißt), wünſche ich, nachdem ich die Recenſion geleſen, nicht mehr zu haben. Es ſind bekannte, ſchon oft geſagte und wiederhohlte Sachen; wie überhaupt über die menſchlichen Fähigkeiten wenig neues mehr zu ſagen iſt, wenn man im Allgemeinen bleibt. Hingegen 4) wäre es mir ſehr angenehm, von Fergusons History of the Roman Republic, wovon ich ein Fragment hier habe, nun das Uibrige von Herrn Reich, im Original, nur zum Durchleſen zu erhalten. Das, was ich davon hier habe, geht bis S. 328. des erſten Theils. 5) Vor einem Jahre und länger, wurde in den Göttingiſchen Zeitungen ein italiäniſches Buch recenſirt: Dei doveri delle nazioni neutrali verso le guerreggianti. Es wurde dem Abbe Galiani zugeſchrieben, deſſen Dialogues sur le commerce de bled, ſo meiſterhaft ſind. Da es nun in die Materie der politiſchen Moral einſchlug: ſo ſetzte ich es unter die Bücher, die ich zu haben wünſchte. Aber mein Nachfragen iſt bisher vergeblich geweſen. Könnten Sie vielleicht durch Ihre ausgebreitete Bekanntſchaft oder Correſpondenz mir einige Nachricht von dem Buche oder gar das Buch ſelbſt verſchaffen? 6) Haben Sie wohl die neue Ausgabe von Hayley's ſämmtlichen Werken in Leipzig; iſt ſie theuer? Wie bange es mir thut, daß hier kein reicher Mann iſt, der Engliſche Bücher kommen läßt, das kann ich Ihnen nicht ſagen. — 7) The annual Register wird Ihnen aus den Reviews bekannt ſeyn, als eine Zeitſchrift, die die jedesmahlige politiſche und literariſche Geſchichte, hauptſächlich von England, aber auch etwas von dem übrigen Europa enthält. Ich habe den erſten Theil davon, vom Jahre 1758, vom Grafen Malzahn geborgt, vor mir liegen. Der Erzählungston, und überhaupt der Geiſt des Sammlers und Schriftſtellers gefällt mir ſehr. Beſitzt es jemand unter ihren daſigen Bekannten vollſtändig? und iſt es theuer?

Sie werden ein Exemplar von meiner Schrift: über die Bauern, erhalten; wovon ich wünſche, daß ſie Ihnen nicht ganz mißfallen möge. Sie haben auch Gelegenheit, die Bauern in mancher Rückſicht kennen zu lernen. Schreiben Sie mir, was Sie auf Sachſen unanwendbar, oder in Abſicht des daſigen Landmanns falſch finden. Ich habe auch ein merkantiliſches Intereſſe, daß das Buch Beyfall finde. Ich bin mit Korn auf den halben Gewinnſt aſſociirt. Aber in der That, ich habe wenig Glück bey meinen Unternehmungen. Entweder ſind ſie nicht populär und dem Genio seculi gemäß genug, oder ſie verwickeln mich gar in die unangenehmſten Streitigkeiten. Was iſt zu thun? Nichts anders, als ſeinen Weg gerade fortzugehen, mag er nun ſchon durch anmuthige, oder rauhe Gegenden führen.

Ich freue mich über jeden Schritt, den ihr lieber Sohn zu ſeinem künftigen Fortkommen und Glücke thut. Einige Zeit in Göttingen ſich aufzuhalten, kann ihm nicht anders, als nützlich ſeyn. Wenn ein junger Mann Talente in ſich fühlt und Kenntniſſe erworben hat, dabey zugleich den Vortheil beſitzt', einen berühmten und angeſehenen Vater zu haben: ſo iſt etwas Eitelkeit unausbleiblich. Sie verliert ſich aber da, wo Gründlichkeit und Güte des Herzens vorhanden ſind, gewiß mit den Jahren. —

Daß Bieſters und Nicolai's wiederhohlte Angriffe gegen mich, Ihnen, als meinem Freunde, empfindlich fallen würden, konnte ich voraus ſehen. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich eine dieſer ähnliche Bewegung von keinem der Herren erwartet, und, wie ich glaube, von keinem verdient habe. — Wenn indeß auch alle Seiten, von denen Nicolai mich angreift, ſo ſchwach wären, als er ſie anſieht; ſo habe ich wenigſtens eine, die wirklich unverwundbar iſt. Das iſt die, welche die Veranlaſſung zu meinen beyden Briefen an Bieſter, die Motive, die ich dazu gehabt habe u. ſ. w., betrifft. Hier iſt alles, was er und Bieſter theils ſagen, theils zu inſinuiren ſuchen, auch bis auf jeden Buchſtaben falſch und grundlos. — Es wird unmöglich ſeyn, ganz zu ſchweigen. Ich werde mich aber bloß auf die Vertheidigung meiner Perſon, und die deutliche, beſtimmte Erörterung meiner Meinung einſchränken. Uibertreibungen und Schein werden von ſelbſt mit der Zeit wegfallen; und was wahr in den Sachen iſt, mag ich nicht beſtreiten. — Ich wollte wohl, daß das geſchähe, was Sie ſagen: daß die Sache mit D. Starken in Darmſtadt, und die mit Dreykorn in Nürnberg gerichtlich unterſucht würde.

Und dahin muß es doch auch endlich kommen. Des letztern Schrift habe ich vor mir liegen. Sie iſt, als von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen, auffallend; ob ſie gleich auch von keinem echten Katholiken iſt: denn er beſtreitet die Transſubſtantiation und die Communion sub una. Er ſcheint mir von den Orthodoxen zu ſeyn, dergleichen ich mehrere kenne, die den Katholiken geneigt ſind, weil ſie glauben, daß dieſe die Grundlehre des Chriſtenthums von der verſöhnenden Genugthuung noch rein erhalten haben. Lavater iſt im andern Extrem, eben ſo unwiderſtehlich durch Gründe, als Nicolai und Bieſter. Das Sonderbarſte iſt, daß beyde ſich auf Thatſachen berufen. Und ich, Räſonneur, ſtehe verlaſſen, zwiſchen zwey aufgebrachten Parteyen. Mirabeau's Schrift habe ich geleſen, ſie enthält auch falſche Sachen. Wegen Gillie's Geſchichte will ich Herrn von Blankenburg ſeine ältern Rechte auf keine Weiſe ſtreitig machen. Aber wie können in dem kleinen England zwey Geſchichten von Griechenland hintereinander herauskommen, und ihr Glück machen? Mitfords erſter Theil iſt gewiß nicht ſchlecht. Leben Sie wohl, beſter Freund, und bleiben Sie mir gewogen. Meine Mutter grüßt alle die Ihrigen mit herzlicher Freundſchaft.

61.

Breßlau, den 26ſten Sptbr. 1786.

Ich weiß nicht, liebſter Freund, wer in des andern Schuld iſt; aber das weiß ich, daß ich ſehr lange keinen Brief von Ihnen bekommen, nichts von Ihnen gehört habe; und daß mir dieß ſchwer fällt, — beſonders unter ſo mancherley Unannehmlichkeiten, die mich gedrückt haben, und noch drücken. Meine eigne Kränklichkeit, und nun ſchon ſeit einem Monathe die Krankheit meiner Mutter gehört vorzüglich dazu. Ja, liebſter Freund, ich bin wirklich in Gefahr geweſen, die gute Mutter zu verlieren, und noch jetzt iſt ſie, obgleich außer Gefahr, doch außer Stande, das Bette zu verlaſſen. Wie willkommen würde mir da ein Brief von Ihnen geweſen ſeyn! Wirklich, es iſt nicht gut, wenn Freunde ſich ſo gar lange nicht ſchreiben. — Wenn es auch nur einzelne Zeilen ſind. Aber ſie erinnern doch lebhafter an den abweſenden Freund. Sie geben Nachricht von ſeinem Aufenthalte, von etwas, das er macht oder vorhat. Kurz, die Imagination beſchäftigt ſich leichter mit ihm.

Meine vornehmſte Arbeit dieſen Sommer über, (weil ich überhaupt wenig habe thun können) iſt meine Antwort an Nicolai geweſen. Ich habe dem Rathe einiger Freunde nachgegeben, die hier unter meine vertrauteſten gehören; und die ein bloßes

Stillſchweigen bey Sachen, die den perſönlichen Charakter angehn, für unſchicklich hielten. Werden Sie die Form billigen, daß ich von der Hauptſtreitfrage wenig ſage, ſeine Gründe und Thatſachen nicht beleuchte, die meinigen nicht beſtätige, und mich bloß auf Dinge, die meine Perſon angehen, einſchränke? Werden Sie mit der Art und Weiſe, mit dem Tone, zufrieden ſeyn? Es iſt möglich, daß ich aufs neue anſtoſſe, und auf mehr als einer Seite. Bald werde ich den Katholiken, bald den Gegnern derſelben mißfallen. Aber ich bin zufrieden, wenn ich der Wahrheit, und den Geſinnungen meines Herzens treu geblieben bin. Was er von Schleſien geſagt hat *), iſt theils übertrieben, theils richtig, aber gar nicht von der Wichtigkeit, welche er der Sache gibt. Wegen der Bedrückungen, die im Lobeſchützer Kreiſe die Proteſtanten erfahren ſollen, hat ſich der daſige Landrath v. Haugwiz, der einzige Katholik, der einen ſolchen Poſten in unſerm Lande bekleidet, beym Miniſter Hoym gerechtfertigt. Ich habe die Akten geſehen, und gefunden, daß der katholiſche Pfarrer und die Einwohner des Dorfs Braniz in der That bigotte Leute ſeyn mögen, und aus Religionshaß gehandelt ha-

---

*) Was folgt, bezieht ſich auf eine Anmerkung in Hrn. Nikolai's Unterſuchung gegen Garve, S. 134. und auf die Beylage G. S. 171. vorzüglich aber S. 176.

ben. (Aber wo gibt es denn nicht dergleichen, ſo wie es allenthalben Trunkenbolde und Wollüſtige gibt)? Der Landrath aber hat höchſtens nur die Schuld, daß er nicht gleich Anfangs den Urſprung der bey ihm eingebrachten Klage unterſuchte. Er verfuhr nach den Geſetzen. Nachdem er aber befand, daß wirklich Animoſität der Katholiken bey dieſem Vorfalle zum Grunde liege, hat er durch ein ausdrückliches Reſcript Pfarrer und Gemeinde von Branitz zu einer tolerantern Aufführung angewieſen. Daß unſer Vicariat nicht katholiſche Kirchen zum Gebrauch evangeliſchen Gottesdienſtes einräumen will, wie der Churfürſt von Cölln mit einer Kirche von Xanten gethan hat, kommt natürlich von zwey Urſachen her. Erſtlich, weil von den Beyſitzern dieſes Amtes die meiſten vielleicht dieſes für unerlaubt halten. Als Katholiken, die der Weihung der Kirche eine Kraft zuſchreiben, mußten ſie es. Geſetzt aber, es gäbe auch ſo aufgeklärte unter ihnen, daß ſie einſähen, ihre Kirche werde durch einen proteſtantiſchen Gottesdienſt nicht entweiht, ſo wären ſie doch, da ſie ja nicht einmahl als die Häupter der Kirche in unſerm Lande ſich anſehen können, da ſie die Geſinnung des größten-Theils ihrer Heerde kennen, die durch eine ſolche öffentlich gegebene Erlaubniß würde geärgert werden, da ſie ſich, in einem proteſtantiſchen Lande, einiger Maſſen als die Beſchützer und Wächter über die Rechte ihrer Partey anſehen müſſen: ſo waren ſie, ſage ich, zu entſchuldigen, wenn ſie bloß bey dem ſtehen blieben, was die Geſetze verordnen, nach welchen der Gebrauch der Kirchhöfe, aber nicht der Kirchen, auch fremden Glaubensverwandten offen ſtehen muß. Es iſt auch ganz etwas anders, eine Kirche, die in beſtändigem Gebrauche iſt, und eine leer ſtehende einräumen. Dazu kam, daß der Gutsherr auf dem einen Dorfe, welcher um dieſe Erlaubniß, in der katholiſchen Kirche evangeliſchen Gottesdienſt zu halten, anſuchte, ein Apoſtat, ſelbſt Katholik und Kanonikus geweſen war, daher es unſchicklicher ſchien, eine bisher nie gegebene Bewilligung ihm zuerſt zu geben. Daß hin und wieder lutheriſche Geiſtlichen, bey Beerdigungen auf katholiſchen Kirchhöfen, auch die Erlaubniß erhalten haben, die Kirchen ſelbſt zu betreten, iſt ausgemacht. Aber freylich iſt dieſes nur durch Vergünſtigung des katholiſchen Geiſtlichen des Orts, und durch Connivenz des Vicariat-Amtes, nicht durch eine ausdrückliche Declaration des letztern geſchehen. Aber was folgt aus dieſem allen? Nichts, als daß die Katholiken nach katholiſchen Grundſätzen handeln. Uibrigens bin ich von den Beyſitzern unſerer Kammern und Gerichtshöfe, die davon am beſten urtheilen können, gewiß verſichert worden, daß der Katholiken, die zu unſrer Religion jährlich übertreten, weit mehrere ſind, als der Proteſtanten, die etwa durch Weiber oder Pfaffen bekehrt, katholiſch werden

Daß manchmahl ein evangeliſcher Mann ſeine Söhne, um ſeiner herrſchſüchtigen oder bigotten Frau zu gefallen, oder um ihnen in einem katholiſchen Orte mehr Unterſtützung zu verſchaffen, katholiſch erziehen läßt, iſt unſtreitig, und nicht anders zu erwarten. Aber ſolche ungleiche Ehen ſind eben ſo oft Urſachen von dem Uibertritte der Katholiken zu uns. Doch ich verliere mich in Erörterungen, von welchen ich bloß ſagen wollte, daß ich ſie in meiner Antwort an Nicolai ausgelaſſen hätte. Es iſt eine Vertheidigungsſchrift für Sailern herausgekommen. Sie gefällt mir im Tone und Style nicht durchaus: aber die Sachen, die der Autor ſagt, ſind zum Theil auffallend wahr, zum Theil höchſt wahrſcheinlich, und ſind mit einer Offenherzigkeit geſagt, die Zutrauen einflößt. Lavater widerſpricht ſo dreiſt, daß man ihn für den unehrlichſten Menſchen, oder für unſchuldig halten muß. Wollte der Himmel, er wäre, eben ſo frey von der Schwärmerey, als vom Pabſtthum. Aber bey allem ſeinen Verſtande und ſeinem guten Herzen iſt er doch in jene verſunken. — Daß Schwärmerey auch in Schleſien viel Köpfe verrückt, und daß die Maçonnerie oder ein gewiſſer Zweig von ihr, dazu beygetragen habe, iſt unläugbar. Wir erwarten unſern König den 11ten künftigen Monaths, und mit demſelben viel Feyerlichkeiten, Lärm und Ausgaben. Für mich wird dieſe Zeit, beſonders im Falle meine Mutter noch krank iſt, ſehr unangenehm ſeyn. Welchen Eindruck hat denn der Tod des Königs bey Ihnen gemacht? Haben ſich jezt die, welche er beleidigt hatte, mit ihm ausgeſöhnt? Man kann nicht läugnen, daß ein außerordentlicher Menſch die Erde verlaſſen hat. Auch ſeine Aufführung in der lezten Krankheit iſt außerordentlich.

Schubarts Gedicht *) iſt Ihnen gewiß eben ſo bekannt, und ſcheint Ihnen eben ſo ſchön, als uns. Die Kürze und Stärke, mit welcher er die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Königs zuſammengedrängt hat, iſt meiſterhaft, der Schluß als Prophezeihung doppelt rührend, weil er ſo pünctlich eingetroffen iſt. Möchte ihm doch dieſes ſchöne Product, das immer einen edlen Geiſt anzeigt, ſeine Freyheit verſchaffen! — Daß Ramler endlich von ſeinem Könige bemerkt und hervorgezogen worden iſt, wird Sie, als Teutſchen und als ſeinen Freund, doppelt intereſſiren. Die Dinge, die ich Ihnen zu ſagen hätte, drängen ſich ſo, daß ich über jedes nur flüchtig hingehen muß. — Was ſagen Sie zu der Erhebung Hoffmanns zum Kanzler? Daß ihn der neue König hervorziehen würde, das ſahe ich voraus. Aber gerade den Poſten beſtimmte ich ihm nicht. Ich bildete mir ein, er könnte mit der Zeit Finanzminiſter werden; und dazu qualificirt er ſich. Er hat mir ſchon

---

*) Friedrich der Einzige, ein Obeliſk.

geſchrieben. Ich erſehe daraus, daß er den Poſten gewünſcht hat und ſehr damit zufrieden iſt. Ich denke alſo, er wird ſich auch beeifern, ihn ſo nützlich für die Univerſität zu machen, als er kann. Ein ſo glücklicher Mann, wie Hoffmann, erinnert mich an eine Perſon, die bey viel Verdienſt ein durch Unglück ausgezeichnetes Loos gehabt, und vor wenig Tagen ihre Laufbahn beſchloſſen hat. — Das iſt meine Couſine Schwarzinn, die Sie kennen, Sie iſt nicht weit von Breslau, in dem Hauſe eines Majors von Pfeil, bey deſſen Töchtern ſie Gouvernante war, geſtorben. Dieſer Tod und die Beerdigung, welcher ich beygewohnt, fielen in die Zeit, da meine Mutter noch ſehr krank war: und mein Gemüth wurde alſo doppelt beunruhiget. — Laſſen Sie mich auf meine Schriftſteller-Angelegenheiten kommen. Mich dünkt, das Glück begünſtiget mich hier auch wenig. Das Eine was ich ſchreibe, zieht mir Unannehmlichkeit zu, das Andere wird vergeſſen und bey Seite gelegt. Die Schrift über die Armuth, wo die von mir hinzugeſetzten Anmerkungen nichts beſſer, wie ich glaube, aber auch nichts ſchlechter, als irgend eine meiner andern Arbeiten, ſind, und vielleicht einige brauchbare Winke enthalten, ſcheinen von keinem Menſchen geleſen worden zu ſeyn. Wenigſtens habe ich nicht eine Anzeige, nicht eine Spur davon irgendwo angetroffen. Ich weiß nicht, ob die Schrift von den Bauern ein beſſeres Schickſal treffen wird.

Es iſt freylich wohl Eitelkeit, welche mich in dieſer Abſicht nicht ganz gleichgiltig ſeyn läßt. Aber es iſt doch für den Schriftſteller alle ſeine Gemeinnützigkeit verloren, wenn er nicht geleſen wird. Das Werk, über die alten Jungfern, erwarte ich mit Verlangen. Es ſchlägt in eine Materie ein, die ich zwar auf eine andere Art zu behandeln gedenke, aber in der doch durch die Ideen jenes Autors, da er ein ſo guter Autor iſt, neue Ideen in mir erweckt werden können. Ich gedenke über die Stuffen des menſchlichen Alters, und die Veränderungen, die im Intellectuellen und Moraliſchen auf jeder derſelben beym Menſchen vorgehen, etwas zu ſchreiben. Von Ihrem Kinderfreunde haben wir nur die beyden erſten Theile. Verzeihen Sie, daß ich mir ein Geſchenk, welches Sie einmahl für uns beſtimmten, und das mir ſchätzbar iſt, einmahne.

Ich kann vom Profeſſor Reitz die hiſtoriſchen Anmerkungen zu den Officiis, ſoviel ich deren ausgearbeitet hatte, und die ich ihm damahls zurückließ, nicht wieder erhalten. — Ich ſchreibe ihm deßwegen. — Aber ſpornen Sie ihn nur noch ein wenig an, daß er mir wenigſtens antwortet.

62.

Breslau, den 31. Decemb. 1786.

Schon ſehr lange, theuerſter Freund, habe ich mich nach einer Viertelſtunde ſchriftlicher Unterhaltung mit Ihnen geſehnt. Aber ich weiß nicht, wie die Wochen und Monathe verſtreichen. Und doch ſind ſie vorbey, ſind immer, wie es ſchien, mit Beſchäftigung angefüllt geweſen: doch hat man wenig oder nichts von dem gethan, was man ſich vorgeſetzt hatte. Was mich am meiſten in dem letzten Theile des Jahres abgehalten hat, iſt meiner Mutter Kränklichkeit, und was mich am meiſten beſchäftigt hat, iſt die Uiberſetzung vom Payley. Die gute Mutter hat durch die Krankheit des vorigen Herbſtes einen Druck bekommen, den ihr Körper noch nicht verwinden kann. Ein Alter von ſiebenzig Jahren, welches ſie am dritten Weihnachtsfeyertage erreicht hat, iſt an ſich ſchon eine Krankheit und macht jeden Anfall ſchlimmer; eben in dieſen Feyertagen hatte ſie einen, der mich ſehr in Schrecken ſetzte. Sie iſt, ſeit ihrer letzten Krankheit, beſtändig kurzathmig; und wird es mehr, ſobald es kalt iſt, — ſobald ſie ſich ermüdet, und etwas blähendes iſt. Alle drey Sachen waren, am Sonnabend vor acht Tagen, zuſammengekommen (Denn, wenn ſie ſich ein wenig wohl fühlt, ſo iſt ſie immer noch thätig, wie denn ihr Geiſt noch ungeſchwächt iſt). In der Nacht darauf alſo, bekam ſie einen ſo hohen

Grad von Aſthma, daß ſie augenblicklich fürchtete, zu erſticken. Wir ruften mitten in der Nacht den Arzt herbey, und dieſer fand es auch für nothwendig, auf der Stelle einen Aderlaß und Lavements zu verordnen. Die Stunde, ehe dieſe Mittel applicirt wurden und wirkten, gehört unter die ängſtlichſten, die ich je gehabt habe. In der Nacht ging der Anfall glücklich vorüber, ſo fürchterlich er ausſah. Da er aus dem Unterleibe herkam: ſo ließ er nach, ſobald dieſer erleichtert war. Aber nun dauern noch die Nachwehen davon fort. Es iſt wieder eine Schwäche zurückgeblieben, welche meine Mutter die ganze Woche im Bette gehalten hat: und ich ſehe voraus, daß ſie ſich wieder in langer Zeit nicht recht erhohlen wird. — Stellen Sie ſich nun dabey vor, daß ich ſelbſt noch, wie ehedem, täglich von meinem kränklichen Körper zu leiden habe, daß ich die Kälte ſo wenig ertragen kann, daß ich oft täglich durch Hämorrhoidal-Uibel geſchwächt werde: ſo werden Sie wiſſen, wie viel Zeit mir bloß mit Sorge für meinen eignen Körper, und mit dem Beyſtande, den ich meiner Mutter zu leiſten habe, beſetzt iſt.

Mein Streit mit Nicolai iſt ſo glücklich geendigt, als ein ſolcher Streit ſich endigen kann. Wenn ich einmahl zu Ihnen komme: ſo werde ich Ihnen die Briefe zeigen, die unter uns, nach der Herausgabe meines letzten gedruckten Briefes an ihn, gewechſelt worden ſind. Sie würden daraus, glaube ich, nicht ohne Vergnügen ſehen, daß auch

Hartnäckigkeit durch Beſcheidenheit und Gelaſſenheit überwunden werden kann. — Es iſt ſehr wohl möglich, und ich habe ſelbſt Spuren davon gehabt, daß die Berliner mich in Verdacht gezogen, oder den Verdacht erregen wollen, als wenn ich zur Unterdrückung der Preßfreyheit arbeitete. Ich habe indeß wirklich gethan, was in meinen Kräften ſtand, nicht nur dieſen Verdacht zu zerſtreuen, ſondern auch die Sache zu verhindern. Und der Graf Herzberg, dem ich darüber meine Meinung offenherzig erklärte, hat mir verſichert, daß nichts dergleichen geſchehen, noch zu befürchten ſey.

Wie kommt es, daß von Lavaters Vertheidigung, die Sie mir ſchon in Ihrem Briefe ankündigen, ſeit der Zeit nichts zum Vorſchein gekommen iſt? Und doch pflegt er ziemlich expedit zu ſeyn, beſonders in Schriften, wo alles, ſo zu ſagen, aus dem Herzen quillt. Ich muß wohl geſtehen, daß Lavaters Aeußerungen an mehreren Orten mir unerklärlich und nicht zu rechtfertigen ſcheinen. Beſonders will ich wünſchen, daß er nicht die Beſchuldigungen gegen ihn mit Gegenbeſchuldigungen beantwortet, dergleichen er, wie ich berichtet worden bin, auf ſeiner Reiſe gegen die Berliner ausgeſtreuet haben ſoll.

Die Verbindung zwiſchen Sachſen und uns ſcheint unter der gegenwärtigen Regierung viel genauer zu werden. Ich wünſche, daß ſie nicht bloß auf Perſonen eingeſchränkt ſeyn möge, die zu einem

ge-

gewiſſen engern Kreiſe gehören. Verdienſtvolle Nachbarn ins Land zu ziehen, kann nicht anders als vortheilhaft ſeyn. Nur muß auch dieß freylich mit Vorſicht geſchehen, um nicht die Eiferſucht der eignen Nation zu erwecken.

Hayley's Verſuch von den alten Jungfern iſt mir ein angenehmes Geſchenk geweſen. Er zeigt ſich in dieſem, ſo wie in ſeinen poetiſchen Werken, und den dazu gehörigen Anmerkungen, als einen zugleich ſehr beleſenen und denkenden Mann. Und obgleich die poetiſche Diction ſeinen Verſen einen Werth gibt, den ſeine Gedanken in Proſe nicht immer haben; ſo iſt doch Lehrreiches und Unterhaltendes genug darin, um als eine gute Lectüre betrachtet werden zu können. Vielleicht wäre in dem moraliſchen Theile jenes Buchs hin und wieder noch weniger Uibertreibung in den Schilderungen, und in dem Hiſtoriſchen etwas mehr Auswahl nöthig geweſen. Die Lobſprüche der Kirchenväter auf die Jungfrauſchaft ſehen einander zu ähnlich.

Ich habe von dem jungen Herrn von Dalberg, Bruder des Statthalters und Domherrn zu Trier, etliche Briefe, ein gedrucktes Büchelchen: über die leidende Kraft des Menſchen, und vor wenigen Tagen ein Manuſcript über den Gegenſtand meiner Streitigkeit mit Nicolai bekommen. Noch konnte ich nicht dazu kommen, dieß leztere zu leſen. Aber ſehr begierig bin ich darnach, und Sie werden es auch vielleicht ſeyn, zu wiſſen, was darin ſiebt. Es iſt ein ſehr rechtſchaffener, guter Mann, wie es mir ſcheint.

Gott ſegne Sie zum neuen Jahre, erhalte alle, die Ihnen theuer ſind, und laſſe Sie jedes Jahr neue Freuden an Ihren Kindern erleben. Bleiben Sie mein und der alten Mutter Freund. Wir ſind die Ihrigen.

63.

Breslau, den 20. Febr. 1787.

Da ich heute einige Briefe nach Leipzig ſende, ſo kann ich mir es nicht verſagen, wenn auch nur ganz kurz, Ihren neulichen gütigen Brief zu beantworten, — um ſo mehr, da ich von Herrn Reich erfahren habe, daß Sie durch eine Krankheit Ihrer zweyten lieben Tochter, und durch die wiederhohlten Anfälle von Schwäche Ihrer Frau Gemahlinn in Kummer geſetzt worden ſind. Dieß ſind die unvermeidlichen Uibel, die mit allen Familienfreuden verbunden ſind. Unſer Gemüth wird öfter durch die Gefahr, etwas davon zu verlieren, beunruhigt. Auch ich, bey dem dieſe Familienglückſeligkeit ſich faſt ganz auf den Beſitz meiner Mutter einſchränkt, bin in dem Falle, die Unruhe zu empfinden. Sie hat den ganzen Winter über gekränkelt. Und obgleich ihr Geiſt noch an Munterkeit nicht abgenommen hat; ſo wird doch ihr Körper ſichtbar ſchwächer und hinfälliger. Dieß iſt auch die Urſache, welche mich abhalten wird, dieſen Sommer nach Leipzig zu kommen, wie ich ſo ſehr wünſchte. — Wir wollen uns das alſo, ſo gut wir können, durch fleißigeres Briefſchreiben zu erſetzen ſuchen.

Ich bin nicht minder froh, daß ich mit Herrn Nicolai ganz aus dem Gefechte bin. Ob er gleich nie um einen Punct nachgeben wird, ſo lange nur noch irgend etwas für die Meinung, die er einmahl behauptet, zu ſagen übrig bleibt, ſo glaube ich doch, daß er innerlich überzeugt iſt, mir Unrecht gethan zu haben; und vielleicht innerlich auch etwas ungewiſſer geworden iſt, ob er in allen andern Puncten Recht habe. Sailers Vertheidigung iſt, wie es mir wenigſtens ſcheint, ſehr genugthuend. Lavaters ſeine habe ich noch nicht geſehen: aber der Göttingiſche Recenſent ſagt das nähmliche davon. Viele andre Vermuthungen werden auch in Rauch aufgehn: und in einigen Jahren wird ſich, hoffe ich, das ganze Geſchrey von Proſelytenmacherey legen. Dazu trägt man am meiſten bey, wenn man gar nichts dagegen ſagt. — Wenn der Streitgeiſt das Intereſſe nicht vermehrt, ſo verlieren die erſten Urheber der erregten Furcht, gewiß bald von ſelbſt den Geſchmack an dieſen Gegenſtänden: und mit der Aufmerkſamkeit auf die vermeinte Gefahr wird auch die Gefahr ſelbſt aufhören. — In den neueſten Stücken des teutſchen Muſeums iſt ein Brief von Schloſſern an Leuchſenring, dieſe Sache betreffend, der nicht übel iſt: obgleich der Vorſchlag an ſich, Schiedsrichter zu wählen, die alsdann das Publicum aus dem Irrthume bringen ſollen, gar nicht ausführbar iſt. — *Die beſte aller Haderkünſte* von Jacobi, enthält eine ganz richtige Schilderung des Verfahrens mancher Streitgeiſter; obgleich die boshafte Abſicht ihnen nicht immer zuzuſchreiben iſt. Ich bilde mir, zur Ehre der Menſchen, immer ein, daß die, welche Andern ſo offenbares Unrecht thun, es niemahls thun, ohne ſich vorher ſelbſt getäuſcht zu haben: ſie überreden ſich zuerſt, und dann Andre. Unwahrheiten zu ſagen, um zu kränken, iſt gewiß die Sache weniger ganz böſen Menſchen. — Noch iſt ein Aufſatz von dem Verfaſſer der Reſultate *), gegen Kant, in dem teutſchen Muſeum, — ein trefflicher Aufſatz, der ſo wie die Reſultate ſelbſt, uns einen neuen teutſchen Philoſophen vom erſten Range verſpricht, denn der Verfaſſer, der ſich im teutſchen Muſeum nennt, iſt noch ganz unbekannt, wahrſcheinlich ein junger Mann. — Seit einigen Wochen haben mich Herders zerſtreute Blätter ganz angenehm beſchäftigt. Unter den Epigrammen aus der Anthologie ſind doch allerliebſte Stücke! Ich bin nun begierig, das Original zu haben. Wie viel koſtet denn Brunks Ausgabe? — Auch der Aufſatz über die Nemeſis gehört unter die vorzüglichſten, die Herder geſchrieben hat. Noch muß ich des Briefwechſels unſers vorigen Königs mit dem Herrn von Suhm gedenken, der leer von Sachen, aber durch den Ausgang ſehr rührend iſt. Leben Sie wohl.

---

*) Witzenmann. Man vergleiche den fünften Band der Verſuche S. 6.

61.

Breslau, den 23. Aprill 1787.

Liebſter Freund,

Ich kann unſre Kaufleute nicht ohne Brief an Sie abreiſen laſſen, ob ich mir gleich mehr Muße, mehr Munterkeit, mehr gute Laune wünſchte, als ich heute habe, um mich dem Vergnügen einer Unterredung mit meinem älteſten, und immer noch gegen mich zärtlich geſinnten Freunde, in vollem Maße überlaſſen zu können. Aber von der einen Seite plagt mich mein Körper, von der andern die undankbare, mechaniſche und ermüdende Arbeit, meine Uiberſetzung des Cicero, die neu gedruckt werden ſoll, zu revidiren und zu verbeſſern. Ich will ſuchen, beydes, meine Empfindungen und meine Arbeit, auf eine Zeitlang zu vergeſſen, um mit meinem Geiſt und Herzen bey Ihnen zu ſeyn. —

Es geht in Ihrem Hauſe, wie in dem unſrigen. Niemand von uns iſt ganz vollkommen glücklich. Nur Sie haben mehr Gegenſtände der Freude, der Theilnehmung und der Hoffnung: und wenn alſo auch Krankheit der einen geliebten Perſon, oder Beſorgniſſe wegen des Schickſals einer andern Ihnen Kummer machen; ſo werden Sie doch immer wieder von mehrern Seiten getröſtet und aufgeheitert. Ich und meine Mutter, wir beyde machen unſre ganze Familie aus. Und da ſie alle Tage ſchwächer und kränklicher wird, und ich nicht viel geſünder und ſtärker werde; ſo iſt freylich unſer Gemüth zuweilen trübe. Die Zuflucht, die ich in den Wiſſenſchaften finde, iſt groß und herrlich. — Aber ſie ſteht mir nicht immer ſo offen, da ſelbſt ſchon eine Munterkeit des Geiſtes und Körpers nöthig iſt, um mit gutem Erfolge ſtudiren zu können. Und ohne Succeß, oder ohne den gewohnten Succeß, ſind literariſche Arbeiten eine Pein. Der Umgang iſt ein anderes Hülfsmittel. Ich liebe ihn ſehr, und ich genieſſe ihn auch. Aber es ſind doch zu wenig Leute meiner Claſſe, meiner Art hier. Ich kann nicht bey dem größten Theile der Perſonen, mit denen ich in Geſellſchaften komme, einen lebhaften Antheil an dem fordern, was mich beſchäftigt; und ich kann oft, eben ſo wenig, bey meinem beſten Willen, an demjenigen rechten Antheil nehmen, was ſie intereſſirt. An unſerm Rector Lieberkühn, der vor anderthalb Jahren an des verſtorbenen Arletius Stelle kam, haben wir einen aufgeklärten, würdigen Mann erhalten, von dem ich auch glaube, daß er mein Freund iſt. — Des Rath Gedikens Bruder, ein junger, noch nicht ganz reifer, aber fähiger, gutherziger Mann, und im Umgange angenehm, iſt auch bey eben dieſem Gymnaſium. Der Prediger Seifert, der jetzt als Conſiſtorialrath nach Cüſtrin kommt, iſt ein dritter, umgänglicher und angenehmer Mann, unter unſern Gelehrten. Auf dieſen Kreis ſchränken ſich beynahe hier meine literariſchen Verbindungen ein. Unter unſerm Adel findet Niemand an den Wiſſenſchaften ſo viel Geſchmack als Herr von Paczensky und Herr von Klöber. Aber der erſtere iſt ſehr kränklich, der andere ein Geſchäftsmann und ſehr zerſtreut. — Unter unſern Kaufleuten iſt das Müllendorffſche Haus dasjenige, worin ein Gelehrter am meiſten ſeine Rechnung findet.

O möchten es doch Ihre Umſtände erlauben, daß Sie unſern gemeinſchaftlichen Freund Thümmel auf ſeiner Reiſe nach Schleſien, wozu er mir Hoffnung gemacht hat, begleiten könnten! — Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie mit meiner hieſigen Lage, und mit den Perſonen, die auf unſerm Schauplatze figuriren, oder Rollen ſpielen, etwas genauer bekannt wären! Dieſer Stoff zur Unterhaltung unter vertrauten Freunden iſt in der That der angenehmſte, wenn Sie ſich einander mittheilen, was Sie ſelbſt ſehen und beobachten. — Literariſche

Gegenſtände ſtehen erſt im zweyten Range, in Abſicht des Intereſſe. Indeſſ will ich gerne mit dieſen zufrieden ſeyn, wenn der Himmel mir nur recht viel wichtige Bücher zuführt.

Lavaters Vertheidigung und Nicolai's Gegenantwort iſt nun auch in unſern Händen. — Mein Gott, warum vernichtet doch der erſte allen Eindruck, den die ſtarken Gründe, mit welchen er ſich gegen die Hauptbeſchuldigung rechtfertigt, machen können, dadurch, daß er wieder angreift, und zwar mit ſo ſchwachen Gründen angreift! Eine Verbindung der deiſtiſchen Schriftſteller und Gelehrten, zur Verdrängung der chriſtlichen Religion, iſt in der That eben ſo falſch, und noch weit unwahrſcheinlicher und ungereimter, als die Verbindung zwiſchen den Katholiken, um die proteſtantiſche Religion auszurotten. Dabey wird Lavaters Schreibart alle Tage ſchlechter. Seine Bemühung, Emphaſen zu ſuchen, wo keine nöthig ſind, und Ideen durch Wiederhohlung oder durch Betheuerungen eindringlich und überzeugend zu machen, die an ſich keine Kraft der Uiberzeugung oder der Rührung haben: dieſe Bemühung macht alles, was er ſagt, ſo gezwungen, überſpannt, unnatürlich, daß die, welche ihn beym Worte faſſen, ihn immer ab absurdum treiben können, und die, welche gutherzig genug ſind, mehr auf ſeine Meinung im Ganzen, als auf ſeine Ausdrücke zu ſehen, doch endlich irre an ihm, oder unwillig über ihn werden. — Ein Mann, der ſo eine übermächtige Einbildungskraft hat, ſollte, beſonders in Betheurungen und Verſicherungen deſſen, was er geſagt oder gethan hat, vorſichtig ſeyn. Ich halte ihn noch jetzt für einen ehrlichen Mann, d. h. für einen, der nicht mit Vorſatz oder Bewußtſeyn eine Lüge betheuern wird. Aber ich ſtehe nicht dafür, daß er ſich Scenen, die er ſelbſt geſehen hat, hintendrein anders vorſtellt, als ſie wirklich vorgegangen ſind; daß er zuweilen in einer Ekſtaſe iſt, in der er ſelbſt nicht weiß, was er ſagt. — Sollte es unſerm Freunde Blankenburg wohl lieb ſeyn, daß er in dieſe Streitigkeit mit gemiſcht wird? Denn daß er der edle Mann iſt, den Herr Nicolai ſo oft anführt, und deſſen Ausſage Lavater ſo poſitiv leugnet, iſt gewiß Niemanden unbekannt, der an dieſer Streitigkeit irgend einiges Intereſſe nimmt. — Und doch iſt dieß gerade der Umſtand, über den Lavater nicht ſchweigen kann, ohne ſeine Redlichkeit einem Verdachte auszuſetzen. Denn wenn er wirklich geſagt hat, was Nicolai's Freund gehört zu haben verſichert, und es doch mit den Ausdrücken ſo großen Unwillens leugnet; wenn er wirklich ſchon den Brief dieſes Zeugen in Händen hat, worin dieſer ſich ihm nennt, und doch noch in ſeiner Rechtfertigung ſich ſo ſtellen kann, als wenn er wohl Luſt hätte, Nicolai'n gerichtlich zu zwingen, ſeinen Angeber zu nennen: ſo iſt Lavater kein ehrlicher Mann; und mit dieſem Charakter verliert er alles. Denn ſein Verſtand iſt augenſcheinlich geſchwächt, ſeine

Schwärmereyen nehmen zu; und alles, was noch ihn des Lobes und der Entſchuldigung würdig machen kann, iſt die aufrichtige Güte und Frömmigkeit ſeines Herzens.

Trenks Leben iſt in der That das Monument eines außerordentlichen Mannes. Aber iſt auch alles wahr? Und wenn es wahr iſt, welches Bild gibt es uns von ihm? Das, von einer übergroßen, übel angewendeten Kraft. Ich muß, wiewohl ungern, meine Feder weglegen; da ich an Rückenſchmerzen ſehr leide. Leben Sie wohl.

56.

Breslau, den 23. Jun. 1787.

Liebſter Freund,

Jeder Ihrer Briefe enthält Beweiſe von derjenigen Redlichkeit, Güte des Herzens und Liebe gegen Ihre Freunde, die die Grundzüge Ihres Charakters ausmachen: Eigenſchaften, die Ihnen ſo ſehr die allgemeine Achtung des Publicums zugezogen haben, als Ihre Talente. — Wenn Sie ſich der Süßenbachiſchen Mannſcripte*) annehmen wol-

*) Süſſenbach war Leibjäger Friedrich des Zweyten, wohnte allen Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges bey, zeichnete gut, und beſaß viele militäriſche und mathematiſche Kenntniſſe. Nach Endigung des Krieges, machte ihn der König, deſſen Gunſt er ſich

len: es iſt gewiß kein Weg für die gute Witwe und deren Kinder ſo vortheilhaft. Ehe ich Ihren Brief bekam, hatte ich noch den Gedanken, an den Miniſter Herzberg zu ſchreiben, und, da er doch ſelbſt mit hiſtoriſchen Sammlungen von dem Leben des Königs ſich abgibt, und auch an der Herausgabe ſeiner Schriften Theil hat, ihn zu fragen, ob er oder die Herausgeber der königlichen Kriegsgeſchichte einen Gebrauch von Journalen zu machen wüßten, in welchen manches Factum, das der König vielleicht nur berührt, ins Licht geſetzt würde. Aber außerdem, daß wir ein Paar ähnliche Verſuche, die ich damit gemacht habe, mißlungen ſind, ſo würde auch der Preiß, den dieſe Herren darauf ſetzen würden, nur geringe ſeyn. Ich ziehe alſo den Weg, den Sie mir vorgeſchlagen haben, vor. Nur will ich, ehe ich Ihnen die Manuſcripte ſelbſt zuſchicke, noch Ihre Ideen und Erklärungen über das abwarten, was ich Ihnen noch in Beziehung auf dieſelben zu ſagen habe. Schon der Catalog davon iſt ein weitläuftiges, dickes Convolut, das ich nicht überſchicken kann, ohne beträchtliches Porto zu veranlaſſen. Ich will nur eine allgemeine und flüchtige Notiz von dem Inhalte der Manuſcripte herausziehen. Der Feldzug von 1756 iſt, nach einer ziemlich umſtändlichen Erzählung von

in einem hohen Grade erworben hatte, zuerſt zum Forſtmeiſter, und ſpäter zum Ober-Forſtmeiſter in Schleſien.

den Urſachen und Veranlaſſungen des Krieges, vollſtändig ausgearbeitet, und ins Reine geſchrieben; und zu demſelben gehören acht Pläne, wovon doch der von Lowoſitz fehlt. — Der Feldzug von 1757 iſt nur noch im Brouillon. Es ſind verſchiedene Tagebücher, theils über das Ganze des Feldzugs, theils über einzelne Begebenheiten, beyſammen, wovon beſonders das eine vom 7ten May bis 17ten November nicht nur ſehr umſtändlich, ſondern auch mit wahren militäriſchen Einſichten abgefaßt zu ſeyn ſcheint. Dazu gehören ſechs Pläne.

Das Jahr 1758 iſt wiederum ausgearbeitet, und ins Reine geſchrieben. Die Nachrichten, die vom 27ſten Februar bis 10ten December fortgehen, ſind umſtändlich, in Einem fortlaufend, und mit den gehörigen Belegen verſehen. Von dem Jahre 1759 ſind nur die Concepte von mehrern Tagebüchern, die aber zuſammen die Kriegs-Begebenheiten dieſes Jahres vollſtändig enthalten, und mit zum Theil ſehr wichtigen Belegen und Urkunden begleitet ſind. Aber dieſe Materialien müßten nothwendig erſt von einem der Sache kundigen, und zu ſchreiben fähigen Manne geordnet, und in ein Ganzes vereiniget werden. Mit dem Jahre 1760 iſt es nicht anders. Es iſt eine Sammlung von Journalen, Nachrichten, Liſten, Briefen und Urkunden vorhanden, die einem Geſchichtſchreiber des ſiebenjährigen Krieges ſehr erwünſcht ſeyn müßten, die aber ſelbſt ſehr weit davon entfernt ſind, eine Geſchichte zu ſeyn. — Vom Jahre 1761 ſind zwölf verſchiedene Artikel von Journalen und Relationen über größre Stücke und einzelne Begebenheiten dieſes Feldzuges vorhanden. Vom Jahre 1762 iſt das Haupt-Journal vom 10ten Decemb. 1761, bis den 14ten Auguſt 1762, von Süſſenbachs Hand abgeſchrieben, und ins Reine. — Sie ſehen alſo, lieber Freund, es gehört ein Mann von Beurtheilungskraft, militäriſchen Kenntniſſen, vielem Fleiße und der Gabe zu ſchreiben, dazu, der aus dieſen Manuſcripten das Brauchbare und Nöthige wählen, zuſammenſetzen, und in die Geſtalt bringen ſoll, daß es dem Publicum dargelegt werden kann. Auch in den von Süſſenbach ausgearbeiteten Theilen wird der Styl verbeſſert werden müſſen. Sie glauben, daß Herr von Tielke *) der Mann iſt, der dieß thun könnte, und haben den Gedanken, es ihm anzutragen. Ich glaube es auch; aber ich muß Ihnen einen einzigen Umſtand ſagen. Süſſenbach hatte ſeiner Witwe empfohlen, dieſe Manuſcripte in keines Menſchen Hände zu geben, bis zur Zeit, da ſie öffentlich könnten bekannt gemacht werden. Dem ohnerachtet kamen Männer von ſolchem Gewichte, welche dieſelben nur zum Anſehen verlangten, daß ſie ſie nicht abſchlagen konnte. Aber leider ſind die Handſchriften nicht in den Händen dieſer Män-

---

*) Seine ſchätzbaren Beyträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Krieges von 1756 — 1763, mit Plänen und Charten, ſind bekannt.

mer geblieben. Mehrere Officiere unſrer Garniſon haben ſie bekommen. Unter dieſen Officieren war einer, ſonſt ein braver und geehrter Mann, ein ſehr guter Freund von Tielke. Da dieſer alſo von ihm Beyträge zu ſeiner Kriegsgeſchichte verlangte: ſo bin ich beynahe gewiß, daß ihm Abſchriften von manchen Stücken aus dieſen Süßenbachiſchen Papieren ſind mitgetheilt worden. Dieß mag beſonders in Abſicht der ſchon ins Reine geſchriebenen Theile geſchehen ſeyn. Ganz von ungefähr verglich ich neulich, da ich die Süßenbachiſchen Manuſcripte noch bey mir hatte, die Beſchreibung der Bataille von Zorndorf mit der in Tielkes Werke; und ich war erſtaunt, im letztern die nähmlichen Worte der erſtern zu finden. Eins war ſichtbar die Abſchrift des andern. Dieſer Gebrauch oder Mißbrauch, der von Süßenbachs Arbeit gemacht worden, iſt vielleicht für den Herausgeber derſelben eine Schwierigkeit mehr. Ich glaube aber, wie geſagt, daß dieß nur die ſchon geordneten und abgeſchriebenen Stücke betrifft, und daß die weit zahlreichern, wovon nur die Concepte vorhanden ſind, dem Publicum wirklich neu ſeyn werden. — Was nun den Preiß betrifft, den die Witwe für dieſen Nachlaß ihres Mannes zu erhalten wünſcht: ſo weiß ich, daß ihr im Nahmen eines Generals, den man aber nicht nennen wollte, ein Geboth von hundert Dukaten gethan worden iſt, wenn ſie ihm die Manuſcripte überlaſſen wollte. Sie glaubte damahls einen Schatz daran zu haben, und ſchlug es ab. Sie ſehen alſo daraus, daß Sie eine große Einnahme davon wünſcht und erwartet. Aber was glauben Sie wohl, daß möglich ſeyn würde, zu erhalten? Ich für meinen Theil würde, nach den Umſtänden der Sache und der Zeit (denn das Intereſſe der Dinge verändert ſich), ſehr zufrieden ſeyn, wenn ſie vierhundert Thaler bekäme; und ich geſtehe es, ich wüßte es ihr auf keinem andern Wege zu ſchaffen. Aber auch ſelbſt auf dieſer Summe würde ich an ihrer Stelle nicht beſtehn, und ich glaube, daß, wenn ihr hundert Dukaten, das Geboth, welches ihr geſchehen iſt, können zugeſichert werden, ihre Freunde ſie dahin vermögen werden, ſie anzunehmen. Schreiben Sie mir nun, liebſter Freund, Ihre Gedanken, ſobald Sie können. Und wenn die Wahrſcheinlichkeit dafür iſt, daß ſo viel könnte aus dieſen Manuſcripten herauskommen, ſo überſchicke ich ſie Ihnen ſogleich, auf die Art, wie Sie es für das Kürzeſte und Beſte halten.

Dieſer Gegenſtand hat mich ſo lange aufgehalten, daß mir wenig Raum zu andern übrig bleibt. — Die Cirkelbriefe von Pfenniger, die herausgekommen ſind, geben freylich neue Blößen in Abſicht der wirklichen Schwächen der Lavaterſchen Partey, ihrer Liebe zum Wunderbaren und Ominöſen, und ihrer übergroßen Verehrung gegen ihren Chef. Aber die Ehrlichkeit dieſer Leute erſcheint doch dabey in einem ſehr guten Lichte; und die beyden Briefe Lavaters an den, der ihn zum Katholiken, und an den, der ihn zum Mitgliede einer geheimen Geſellſchaft machen wollte, rechtfertigen ihn doch in Abſicht des gegen ihn rege gemachten Argwohns ſehr. — Müllers Schrift vom Fürſtenbunde, habe ich, wie alle ſeine Sachen, nicht ohne Schwierigkeit und mit Mühe, aber zugleich mit Vergnügen und Belehrung geleſen. Keine Materie beſchäftigt jetzt ſo viele Federn, als die natürliche Theologie. Ich hatte die Abſicht ſelbſt, ſie zum Gegenſtande meines erſten Memoire bey der Akademie zu machen. Aber ich werde beynahe abgeſchreckt durch die Anzahl der darüber ſich häufenden Schriften. Die Kantiſche Philoſophie ſcheint Anhänger, und ſehr eifrige Anhänger zu bekommen; wie das immer geht, das man lieb bekommt und ſchätzt, was man mit Mühe erlernt. Leben Sie wohl, liebſter Freund, antworten Sie mir, ſobald es Ihre Zeit erlaubt, und denken Sie in Ihrem Stötteritz zuweilen an mich und meine Mutter. Ich bin ꝛc.

66.

Breslau, den 15. Auguſt 1786.

Ihre redliche Freundſchaft gegen mich zeigt ſich auch in dem Eifer, mit welchem Sie für die Benutzung der Süßenbachiſchen Manuſcripte zu ſorgen ſuchen. Daß ich ſo lange geſäumt habe, Ihnen darüber meine Erklärung zu geben, daran ſind zwey

Sachen-Schuld : erſtlich Thümmels und ſeiner lieben Frau Gegenwart, mit denen ich, theils in der Stadt, theils auf dem Lande, faſt in einem herumgeſchwärmt bin; und dann eine Ausſicht, die ſich mir hier eröffnet hat, die Süſſenbachiſchen Manuſcripte zu nutzen, von der es aber nun im kurzen entſchieden werden muß, ob ſie ein bloßer Schein oder etwas reelles und gründliches geweſen iſt. Thümmels Beſuch in Schleſien hat mir viel Zeit gekoſtet. Aber dieſes kleine Opfer iſt mir durch die erneuerten Beweiſe, die er mir von ſeiner Freundſchaft und Zärtlichkeit gegeben hat, und durch die Bekanntſchaft mit ſeiner liebenswürdigen Frau, der ich von ganzem Herzen gut geworden bin, reichlich erſetzt worden. Ich halte ſie für eine vortreffliche Perſon. Sie hat Verſtand, feine Empfindlichkeit, ein gutes Herz, einen edlen Anſtand, nnd in ihrem Reden und Thun etwas ſanftes und liebreiches, welches einnimmt; dabey iſt ſie eine gute Haushälterinn, eine genaue Rechnerinn, gerade das, was eines der wichtigſten Erforderniſſe zu unſers Freundes Wohlſtande iſt. Schade, daß dieſe brave Frau ſo kränklich iſt! Denn das Carlsbaad hat ihr nicht nur nichts geholfen, ſondern ſie glaubt ſelbſt, ſich jetzt ſchlechter, als vor dem Gebrauche deſſelben, zu befinden. Doch halte ich ihren Zuſtand noch bey weitem nicht für hoffnungslos. Der Huſten ſcheint mir mehr Krampf, als Folge einer angegriffenen

Lunge zu ſeyn. Ihre Umſtände ſind ausnehmend bedenklich: aber es ſind doch lange, gute Intervalle dazwiſchen; und überhaupt, da noch Appetit und Schlaf die Kranke nicht verlaſſen haben, ſo kann ihr Körper noch nicht durchaus zerrüttet ſeyn. Indeß vermehrt die Geduld, mit der ſie vieles, ohne zu klagen, erträgt, das Intereſſe, das man an ihrem Zuſtande nimmt. — Die Temperamente und Neigungen dieſer beyden Ehegatten ſind freylich ſehr unterſchieden. Aber ſeine Gutherzigkeit, Gefälligkeit, Dienſtfertigkeit, und ſein Verſtand, machen ihn doch zu einem ſehr guten Manne. Ich habe ihn recht ſehr lieb: und wünſchte durch Wort und That zu ſeiner und der Seinigen Glückſeligkeit etwas beytragen zu können. Das Paar hat auch jedermann hier gefallen. Beſonders hat ſich Thümmel die Gunſt ſeines Großſchwiegervaters, des alten Rothkirchs, und der übrigen von der Familie, zu verſchaffen gewußt, welches vielleicht in der Folge nicht ohne Nutzen für ihn ſeyn wird. Geſtern habe ich von dieſen lieben Freunden Abſchied genommen, und ich wende den erſten Augenblick, wo ich wieder mein eigner Herr bin, dazu an, Ihnen zu antworten.

Der zweyte Umſtand, die Ausſicht, wovon ich in Abſicht der Süſſenbachiſchen Manuſcripte redete, iſt folgende. Ein Mann von Einfluß und Gewicht, mit dem ich neulich von dieſen Manuſcripten redete, glaubte, der König, der ſie kenne, würde die Publication derſelben nicht allzugerne ſehen; das Beſte und für die Witwe Vortheilhafteſte, würde ſeyn: ſie dem Könige ſelbſt anzubiethen; dieſer, (er ſey davon überzeugt) würde die Manuſcripte nicht an ſich nehmen, ohne dafür ein ſo anſehnliches Aequivalent zu bezahlen, als ſie nur von einem Buchhändler erwarten könnte; und er nähme es auf ſich, deßhalb mit dem Könige zu ſprechen. — Ob ich mich nun gleich auf dieſe Verſicherung nicht ſehr verlaſſe, und vielleicht auch der Erfolg anders ſeyn kann, als man erwartet, ſo kann ich doch nicht umhin, erſt die Epoche der Revüe abzuwarten, ehe ich die Manuſcripte verſende. Sollte nichts erfolgen: ſo denke ich, ſogleich Ihnen davon Nachricht zu geben, und zugleich die Abſendung der Manuſcripte an Herrn Göſchen zu beſorgen.

In der Zeit, da ich dieſen Brief ſchreibe, erhalte ich einen ſehr unerwarteten Beſuch. Unſer Herr Paſtor Hermes *), der mit der ſchwärmeriſchen Claſſe unſrer Freymäurer in genauer Verbindung ſteht, mit mir aber ſeit vielen Jahren nicht den mindeſten Umgang hat, erſcheint, bey dem ſchlechteſten Wetter, in einem ziemlich entfernt liegenden Garten, um mir einen Brief, — und von wem? — von Maſius zu bringen. In dieſem Briefe, der ſo abgeſchmackt iſt, als alles, was aus der Feder des halbverrückten Menſchen kommt,

---

*) Herrmann Daniel.

fordert er mich zum Beytrage zu einem Journale auf, das er ſchreiben will, und wovon er den Proſpectus beylegt. Können Sie glauben, daß er mir dankt, daß ich ihn gegen Nicolai vertheidigt hätte? — Eben der Paſtor Hermes, der dieſen Brief bey dem heftigſten Sturme, perſönlich, eine halbe Stunde weit abzutragen, für wichtig genug hielt, ſprach doch von dem Manne und ſeinen Unternehmungen eben ſo verächtlich, als ich immer von ihm ſprechen konnte. Es war ihm gar nicht befremdend, daß ich ihm ſagte, Maſius wäre unter allen Menſchen der letzte, mit welchen ich mich in eine gemeinſchaftliche Arbeit einlaſſen wollte. — Ich geſtehe, daß ich mich in dieſe Leute und ihre Verfahrungsart nicht zu finden weiß. Nicolai hat Recht, daß ich gar nichts von den geheimen Geſellſchaften und ihren Wirkungen auf die Gemüther verſtehe. Aber eben dieſe Irregularität der Wirkungen iſt das ſtärkſte Antidoton, welches mir nur je die Sache verekeln könnte. — Indeß, da Maſius und ähnliche Menſchen immer fortfahren zu ſchreiben, ſo müſſen doch viele ſeyn, die es leſen; und die Anſteckung muß weit genug um ſich greifen. Möchte doch die wahre Weisheit, und die geſunde, gemäßigte Philoſophie bald wieder einen ſtarken und auf das Publicum mit Kraft wirkenden Beſchützer gewinnen! Die Extreme ſind alle beſetzt: die äußerſte Subtilität in der Speculation, die wildeſten Ausflüge der Einbildungskraft, ſind in der Nation und in ihren Schriften vorhanden: das ruhige, verſtändliche anmuthige und lehrreiche Denken und Schreiben iſt äußerſt ſelten.

Was ſagen Sie zu meinem nun erſchienenen Payley? Billigen Sie meine Wahl, — und ſind Sie mit meiner Arbeit zufrieden? Das Buch iſt nicht gemacht, vielen zu gefallen; ſein Ton ſticht gegen den herrſchenden Ton unſrer Philoſophie ab. Aber an innerem wahren Werthe fehlt es ihm, dünkt mich, nicht ganz. Der Titel eines Ueberſetzers von Profeſſion, den ich mir vielleicht zuziehen werde, gefällt mir nicht ganz. Aber, wenn meine Ehre ganz dabey leidet: ſo werde ich mich tröſten, wenn ich nur nützlich geweſen bin. Leben Sie wohl. — — Meine Mutter, ſo wie ich, empfehlen ſich alle den Ihrigen: und ich bin von ganzem Herzen Ihr Freund.

67.

Breslau, den 21. Sept. 1787.

Liebſter Freund,

Der Verſuch, den ich mit den Süſſenbachiſchen Manuſcripten gemacht habe, iſt ausgeſchlagen, wie ich ahndete. Es iſt mit dem Könige davon geredet und ihm die Ankaufung dieſer Manuſcripte empfohlen worden. Demohnerachtet iſt ſeitdem nichts erfolgt. Unterdeſſen liegen die Manuſcripte zum Transport fertig. Ich getraue mir aber doch nicht, ſie eher nach Leipzig an den mir von Ihnen ausfindig gemachten Buchhändler zu ſchicken, bis ich noch eine beſtimmte Antwort erhalten habe. Aber wird alsdann auch ihr Baſeler Buchhändler noch ſein Engagement halten? Und an wen ſoll ich eigentlich die Manuſcripte ſchicken? Soll ich ſie mit der Poſt, oder durch Fuhrleute ſchicken? Antworten Sie mir doch darauf, ſobald es Ihre Zeit erlaubt.

Ich habe, ſeitdem meine guten Thümmelſchen weg ſind, vier Wochen in Schleibitz zugebracht, — vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben (wenigſtens in einem Stücke) dort zubringen werde. Denn nun gehört es nicht mehr meinem Freunde Paczensky. Bey dem ungewöhnlich hohen Preiſe, den (vielleicht zum Unglück für künftige Zeiten) die liegenden Gründe bey uns haben, werden faſt alle Güter auch denjenigen Beſitzern feil, die ſonſt am wenigſten Urſache, noch den Gedanken hatten, zu verkaufen. Bey Paczensky kamen ſeine Kränklichkeit und manche kleine Unfälle in der Wirthſchaft dazu. Ich geſtehe es, daß es mir ſelbſt wehe gethan hat, einen ſehr angenehmen Landſitz, wo ich ſeit mehreren Jahren immer einige Monathe im Sommer, faſt ſo wie in meinem eigenen Hauſe, zugebracht habe, in fremde Hände kommen zu ſehen. Zum Glück hat uns der Himmel den Garten finden laſſen, wo ich jetzt noch mit meiner Mutter wohne, wo auch vieles zuſammenkommt, was angenehm iſt. Wenn Sie doch auch einmahl eine Reiſe zu uns machen könnten!

Sind Sie nicht über meinen Fleiß erſtaunt, oder über die Dicke des Buchs, das ich überſetzt habe, erſchrocken? Ich ſelbſt fand es ungeheuer, da ich es gedruckt ſahe. — Mir iſt um die Aufnahme deſſelben bange. Denn unſer Jahrhundert und unſer Publicum ſind nicht für die moraliſchen Speculationen. Und ſollte das Buch Reichen zu Maculatur werden, ſo würde mir doch um meinen Fleiß und um ſein Geld leid ſeyn. Sie müſſen es nun ſchon, ſo dick es iſt, aus Freundſchaft für mich durchleſen, und mir ſagen, was Sie davon denken.

Ich bin nicht unfleißig ſeit dieſer Zeit geweſen. Ich arbeite an einer Abhandlung, die den vornehmſten Gegenſtand der natürlichen Theologie betrifft. Ich beſtimmte ſie anfangs zu einem Memoire für die Akademie. Seitdem aber habe ich mich anders entſchloſſen. Und wofern ſie noch zu Stande kommt, (denn in der That bin ich mit dem, was ich geſchrieben habe, nicht völlig zufrieden,) ſo werde ich ſie einzeln, oder vielleicht mit ein paar andern, als den erſten Theil einer Sammlung philoſophiſcher Aufſätze, abdrucken laſſen. Was haben Sie denn dieſen Sommer gemacht, geleſen, geſchrieben? Ich kann mir vorſtellen, wie ſehr Ihre häusliche Glückſeligkeit durch die Kränklichkeit Ihrer Tochter und Ihrer Frau Gemahlinn (denn die letztere genießt doch wohl auch noch keiner dauerhaften Geſundheit), geſtört werden muß.

Mit der neuern ſchönen Literatur fange ich wirklich an, ſehr unbekannt zu werden. Ich leſe wenig, und dieß ſind entweder hiſtoriſche oder philoſophiſche Bücher; wie ich denn ſehr ernſtlich dieſen Sommer den Lucrez und Spinoza's Ethik durchſtudirt habe. Beyde haben mir vielerley zu denken gegeben. Und ich habe für letztern, als Philoſophen und als Menſchen, viel Hochachtung bekommen; ob ich gleich weder ſeine Methode zu philoſophiren, noch ſeine metaphyſiſchen Reſultate billigen kann. — Von Ihnen erwarte ich, daß Sie mich ein wenig mit dem Schönen und Anmuthigen bekannt machen, welches in den verſchiedenen Sprachen, die wir kennen, herausgekommen iſt. Leben Sie indeſſen wohl, und gedenken Sie meiner und meiner Mutter zuweilen mit der Freundſchaft, die wir von unſrer Seite gewiß für Sie empfinden.

68.

Breslau, den 28. Nov. 1787.

Liebſter Freund,

Nun ſind Sie gewiß aus Gotha zurück; nun ſollten Sie gewiß meinen Brief, den ich durch Korns

Diener, unter Einſchluß Herrn Reichs, in der Michaelismeſſe abſchickte, erhalten haben. Demohnerachtet antworten Sie mir nicht darauf. Thümmel, dem ich zugleich ſchrieb, und dem ich auftrug, ein Steingut-Service für mich zu kaufen, antwortet mir eben ſo wenig. Sollten dieſe Briefe verloren gegangen ſeyn? Der Inhalt meines Briefes war: daß ich keine beſtimmte Antwort erhalten hätte, ob der König die Süſſenbachiſchen Manuſcripte an ſich nehmen würde, oder ob ich nun wieder frey darüber disponiren könnte. Ich fragte aber bey Ihnen vorläufig an, ob der Buchhändler, den Sie mir ehedem nannten, geneigt ſeyn würde, noch jetzt ſein Wort zu erfüllen, und die Transportkoſten der Manuſcripte, wenn wir ſie ihm zuſendeten, zu übernehmen. — Endlich weiß ich nun, daß von der Seite nichts zu erwarten ſeyn wird. Der König hat geſchienen, darauf zu reflectiren: aber es iſt weiter keine Antwort erfolgt; und nun wird wahrſcheinlich auch keine erfolgen. Mehrere Militärperſonen ſehen dieſe Manuſcripte für wichtig an. Aber ſie ſind leider ſchon in vielen Händen geweſen, von vielen genutzt, abgeſchrieben, vielleicht gar ſpoliirt worden *). — Demohnerachtet, glaube ich, ſind ſie öffentlich noch nicht alle genutzt,

---

*) Es folgt hier eine Wiederhohlung deſſen, was die Leſer bereits aus einem der vorhergehenden Briefe wiſſen.

Tempelhofs Militär-Geſchichte iſt in der Fortſetzung nicht mehr ſo geſchätzt, als der erſte Theil derſelben, wo eigentlich Lloyd der Verfaſſer war. Ich ſelbſt habe deſſen Relationen und Urtheile mit Vergnügen geleſen. Tielke hat nur einzelne Vorfälle behandelt. Und Archenholz wird wohl mehr eine angenehm geſchriebene Geſchichte für das größere Publicum, als eine detaillirte für Militärperſonen liefern. Von dieſer Seite betrachtet, glaube ich alſo noch, daß ein Buchhändler einen Gebrauch von Süſſenbachs Manuſcripten machen könnte. — Wenn ich aber von der andern Seite erwäge, wie viel noch dazu gehört, um aus dem Wuſte von Papieren etwas Zuſammenhängendes und Lesbares zu machen; daß vielleicht manche Lücken ſeyn werden; daß vielleicht Pläne und Riſſe fehlen und daß die vielen dabey noch befindlichen Pläne zu ſtechen, ſehr koſtbar ſeyn wird: ſo entfällt mir wieder der Muth. — Der jetzige Oberforſtmeiſter von Wedell, Vormund der Kinder des verſtorbenen Süſſenbach, hat mich auf den Gedanken gebracht, an den Herzog von B*** deßwegen zu ſchreiben, und will meinen Brief mit einem von ſich unterſtützen. Andre haben den Herzog von W*** mir vorgeſchlagen, als einen neuen und eifrigen Liebhaber des Militär-Weſens und militäriſcher Sammlungen, da der Herzog von B*** hingegen ſchon alles hat. — Um unter dieſen Vorſchlägen zur Entſcheidung zu kommen, haben Sie doch die Süte, mir, wo möglich, mit erſter Poſt, zu antworten, ob Ihr Verleger, oder ſonſt ein Buchhändler noch einen Verſuch zu machen, Luſt hat; — und dann, wozu Sie mir ſelbſt rathen.

Ich habe mich ſo lange bey dieſer Sache aufgehalten, daß mir zu andern kein Raum bleibt. — Aber um Ihre und aller der Ihrigen Geſundheit, um Ihre Reiſe, und Ihr Urtheil über meinen Payley, muß ich Ihnen doch einige Fragen thun. Vor ungefähr vier Wochen ſind wir, nach Genuß eines ſehr angenehmen Herbſtes, wieder in die Stadt gezogen. Bey erträglicher Geſundheit harren wir nun wieder des Frühlings, und auf Briefe von unſern Freunden; worunter Sie in der erſten Reihe ſtehen.

69.

Breslau, den 1. Decemb. 1787.

Liebſter, beſter Freund,

Ich danke Ihnen für Ihre kleine Reiſebeſchreibung. Ich erinnere mich immer noch an Gotha mit Vergnügen. Beynahe glaube ich, daß man daſelbſt zu ſehr an Zerſtreuungen und Geſellſchaft hängt. Aber es herrſcht doch ein ſehr guter Ton in beyden Claſſen, und es gibt in dem kleinen

Oertchen wirklich viele Leute von Verſtande und feiner Lebensart. — Wie ſteht es denn mit des guten G. R. Thümmels Holländiſchen und Surinamiſchen Angelegenheiten? Hat ſeine letzte Reiſe etwas gutes ausgerichtet? Von ſeines Bruders braven Frau habe ich vor zwey Tagen Briefe erhalten. Sie ſcheint ziemlich wohl zu ſeyn; übrigens iſt ſie in ihren Briefen wie in ihrem Umgange, eine höchſt ſchätzbare Frau.

Dieſe angenehmen Neuigkeiten und Erinnerungen wurden durch die Nachrichten, die Sie mir vom Tode Herrn Reichs und von der Krankheit Zollikofers geben, ſehr verbittert. Die Litteratur ſelbſt verliert, wenn es an unternehmenden Buchhändlern fehlt. Und Reichen prophezeihte ich, nach ſeiner Munterkeit, ein langes und glückliches Leben. Wenn er auch nicht im eigentlichen Verſtande mein Freund war, ſo habe ich doch in ſolchen Verbindungen mit ihm geſtanden, daß ſein Tod mir wehe thun mußte. Aber Zollikofer iſt wirklich einer meiner erſten und beſten Freunde. Unſre Correſpondenz iſt zwar ſchon lange, zum Theil ſeiner Kränklichkeit wegen, ermattet. Aber es ſind wenig Männer, die ich ſo innig hochſchätze, und auf deren Liebe ich ſo ſicher rechne. Möchten doch die übeln Vorbedeutungen, die ſein Zuſtand ſeinem Arzte zu geben ſcheint, nicht erfüllt werden.

Wie ſehr danke ich Ihnen, daß Sie ſich für die gute Witwe Süſſenbachinn und die hinterlaſſenen Manuſkripte ihres Mannes ſo lebhaft intereſſiren. Sie haben Recht, daß von einem thätigen Buchhändler mehr für ſie zu erwarten iſt, als von allen Fürſtenkindern. Demohnerachtet habe ich mich noch mit einem der letztern einlaſſen müſſen. Ich hänge in dieſer Sache nicht ganz von mir ab. Der Ober-Forſtmeiſter von Wedell, der Vormund der Süſſenbachiſchen Kinder, fordert auch mit einigem Rechte, daß auf ſeinen Rath Rückſicht genommen werden ſoll. Da nun ihre Antwort lange ausblieb, ſo that er mir folgenden Vorſchlag. Der Herzog von W*** iſt ſeit kurzem, wie bekannt, ein großer Liebhaber des Militärs geworden, und ſoll auch Sammlungen militäriſcher Schriften mit vielem Eifer machen. Der Ober-Forſtmeiſter Wedell iſt dieſes Jahr mit B*** in Carlsbaad bekannt geworden. An dieſen alſo wollte er ſchreiben. An dieſen habe ich auch geſchrieben, und habe zugleich eine Abſchrift von dem Katalog der Manuſcripte mitgeſchickt: nur in der Abſicht um von B*** zu hören, erſtens ob das Gerücht wahr ſey, und ob der Herzog wirklich ſolche Schriften ſammle; zum andern, ob er auch dafür ſo viel Geld würde geben wollen. Deßwegen ſchreibe ich ihm, daß hundert Dukaten ehedem der Witwe geboten und nicht angenommen worden ſind, und bitte mir Antwort bis Ende des Jahres aus. — In der That erwartete ich von dieſer Seite wenig: aber ich mußte ſchon den Schritt thun, da Herr v. Wedell dieß für ſehr gut anſah, — und ich wegen Ihres Buchhändlers wieder ungewiß geworden war. Mit dieſem wird indeſſen die Unterhandlung nicht verzögert werden. Ich ſchicke deßhalb heute eben den Catalog, den ich nach W * * * geſchickt habe, mit. Aus ſelbigem wird ſich Herr Göſchen doch ſchon einige Begriffe formiren können, — ob er glaubt, die Manuſcripte brauchen zu können, oder nicht. Nur ſoll er auf die Urtheile des Catalogmachers nicht Acht geben. Er iſt ein mühſamer Mann, aber kein Sachverſtändiger. Sollte nichts aus der Sache werden, ſo würde ich mir den Catalog zurück erbitten.

Nun komme ich noch auf eine mir wichtige Sache: das iſt meiner Mutter Portrait in Reichens Cabinet. Sie wiſſen, meine Mutter ließ es auf ihre Koſten mahlen, ehe ſie aus Leipzig abreiſte, und machte mir damit ein Geſchenk, welches ich fand, als ich aus Carlsbad wieder kam. Ich habe es niemahls Herren Reichen geſchenkt, (würde es auch nimmermehr thun, da es das einzige Bild meiner Mutter, und noch dazu ihr Geſchenk iſt) ſondern ich habe es ihm nur zur Verwahrung gegeben, und es ihm ſo lange gelaſſen, weil ich in den erſten Jahren immer noch hoffte, nach Leipzig zurückzukommen, und in den folgenden Reichens Cabinet nicht eines hübſchen Bildes berauben wollte. Aber jetzt iſt es nothwendig, daß ich mich melde. Sobald alſo der erſte Schmerz der Witwe vorbey ſeyn wird: ſo haben Sie die Güte, ihr dieſe Umſtände zu berichten, und ſie alſo in meinem Nahmen zu bitten, daß ſie mir dieſes Bild, von einem Kunſtverſtändigen eingepackt, je eher, je lieber überſende, wofür ich die Auslagen mit vielem Danke erſtatten will. Ich habe ſchon lange gewünſcht, dieſes Bild, als die Zierde meines Zimmers, zu haben. Ich habe es aber immer noch verſchoben, Reich ſelbſt darum zu bitten, weil ich hoffte, nach Leipzig in einem der nächſten Jahre zu kommen, alsdann dieſes Bild kopiren zu laſſen; und Reichen mit der Copie ein Geſchenk zu machen. Dieſes fällt aber jetzt natürlicher Weiſe weg.

Daß Ihnen mein Papier gut und erbaulich ſcheint, iſt mir ein Troſt, da er andern vielleicht zu orthodox, mir ſelbſt zuweilen nicht gründlich genug vorkommt. Wer an einzelnen Kapiteln hängen bleibt, kann ſich leicht ſehr wundern, daß ich mich mit dem Schriftſteller ſo lange beſchäftigt habe. Wer das Ganze durchliſt, wird, ſo wie ich, mit Hochachtung für den Verfaſſer, das Buch weglegen. — Ich bin nach meiner Art den Winter fleißig. Aber noch iſt nichts ſo weit, um zum Vorſchein zu kommen. Indeß hat Herr Stark den zweyten dicken Band ſeiner Vertheidigung fertig. Er hat mir ihn wieder mit einem Briefe zugeſchickt, mit welchem ich ſo wenig zufrieden bin, als mit dem erſten Theile ſeines Buchs. Denn in dieſem iſt er heftig und grob gegen ſeine Gegner, und ſagt doch eigentlich nichts, was zur Sache gehört. Den zweyten Theil kenne ich noch nicht. Aber ſo viel ſcheint mir doch gewiß, daß Stark in der Hauptſache unſchuldig iſt, — daß er ein Geheimnißkrämer, wie ſo viele andre, geweſen iſt, und an den Thorheiten Theil genommen hat, die ſeine Sekte der Freymäurerey beging, — aber ohne vom Katholicismus etwas dabey zu argwöhnen, noch zu wiſſen.

Genug geplaudert. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſobald Herr Göſchen, nach Durchſicht des Catalogus, ſeine Meinung darüber ſagt: ſo melden Sie ſie mir. Ich ſchreibe auch, ſogleich ich von B * * * Nachricht bekomme. Unſere Empfehle an alle die Ihrigen.

70.

Breslau, den 26. Jan. 1788.

Liebſter Freund,

Geſtern habe ich durch einen Brief der Madame Reichinn den Tod unſers lieben Zollikofer erfahren. Dieſer Vorfall gehört unter die recht ſchmerzhaften für mich und meine Mutter. Er war unſer wahrer Freund, er war ein äuſſerſt ſchätzbarer Mann, und er harmonirte mit mir insbeſondere, in Abſicht der Philoſophie, die wir beyde liebchten. Sein Aeußeres war zuweilen etwas kälter, als ich es wünſchte; aber von Zeit zu Zeit kamen Blicke von tiefer und inniger Empfindung zum Vorſchein, die einem die vollkommenſte Zuverſicht auf ſeine Freundſchaft einflößten. Es war wirklich in ihm ein unter der Aſche glimmendes, und nicht wenig heftiges Feuer. Dieß hat ſich bey manchen Auftritten ſeines Lebens gezeigt. Dieß hat auch zuletzt ſeinen Körper verzehrt. Er klagte mir ſchon vor einem Jahre, daß das Rührende ſeiner eignen Vorſtellungen, beſonders auf der Kanzel, ihn in eine ſo heftige Bewegung brächte, die er nicht zu überwinden wüßte, und daß der Streit damit ihn äußerſt entkräftete. Wer hätte dieß von einem ſo ruhigen, und ſelbſt etwas kalten Manne erwartet? Aber ſo lange ſein Körper ſtark war, unterdrückte oder verbarg er ſeine Empfindlichkeit, theils aus Grundſätzen, theils vielleicht vermöge gewiſſer andrer Anlagen ſeiner Seele, oder vermöge ſeiner frühern Erziehung und Gewohnheiten. Nachdem ſein Nervengebäude ſchwächer wurde, und er dieſe Herrſchaft über ſeine Gefühle, die er in einem hohen Grade beſaß, um etwas verlor: kamen dieſe zum Vorſchein, und man ſah bey gewiſſen Gelegenheiten den äußerſt empfindſamen, und der ſtärkſten Rührungen fähigen Mann. — Seine Aſche ruhe ſanft. Er hat Gutes in der Welt gethan: er hat ſich gewiß noch ſorgfältiger von allem Böſen rein erhalten. Seine Aufführung iſt ſtandhaft, gleichförmige Erfüllung deßjenigen geweſen, was er für Pflicht erkannte. Für mich iſt der Verluſt unerſetzlich. Die Hochachtung dieſes oder jenes würdigen Mannes kann man ſich vielleicht noch immer erwerben. Aber zur Freundſchaft gehört Umgang, — und zwar Umgang in frühern, oder doch in mittlern Jahren. Unter den Gelehrten meines Zeitalters insbeſondre, ſind nur wenige, deren Geſchmacke und Denkungsart ich nahe genug komme, um ihnen recht lieb zu ſeyn. Sie, mein Theuerſter, ſind jetzt an der Spitze aller meiner auswärtigen Freunde; deßwegen habe ich auch gegen Sie mein Herz ausſchütten wollen. Berichten Sie mir doch bald einige genauere Umſtände ſeiner letzten Krankheit und ſeines Todes. Hat er viel gelitten? Möchte doch dieſe letzte Noth auch von uns leicht überſtanden werden!

In Nebenſtunden habe ich wieder eine Uiberſetzung vor: ich tauge nichts mehr zu eigenen Arbeiten. Das iſt des Ariſtoteles Politik. Aber da jetzt alles aus den Alten überſetzt, was thue ich, damit nicht ein andrer mir zuvorkomme? Ferner, es fehlt mir an philologiſchen und kritiſchen Hülfsmitteln: können Sie mir einen Rath geben, an wen ich mich wende, um dieſe zu erhalten? — —

71.

Breslau, den 9. Febr. 1788.

Liebſter Freund,

Ich danke Ihnen recht ſehr für die kurze Nachricht von den letzten Stunden unſers Zollikofer. Ich ſympathiſire auch darin ganz mit ihm, daß, wenn ich leide, ich am liebſten ganz allein bin. Der Schmerz wird mir erträglicher, wenn ich auf gar nichts weiter Achtung zu geben brauche. — Welcher Troſt iſt es für Menſchen, die noch dieſen letzten Auftritt des Lebens zu überſtehen haben, daß ſie den vernünftigen, tugendhaften Mann doch in demſelben nicht troſtlos ſehn: daß mitten in der Zerſtörung, welche ſeinen körperlichen Bau zu Grunde richtet, für die Seel noch Augenblicke der Erleichterung vorkommen können! So viele Sterbende werden kurz vor ihrem Tode von ihren bis dahin erlittenen Qualen etwas freyer, als wenn die Seele von den Banden ihres Körpers ſich losgerungen hätte, und nun an dem Untergange desſelben weniger Theil nähme. Die Ausdrücke der Liebe und Hochachtung von der ganzen Stadt Leipzig, von der Univerſität, von der lutheriſchen Geiſtlichkeit, für unſern verſtorbenen Freund, ſind mir und meiner Mutter rührend geweſen. Sie waren in der That ſehr natürlich. Er hat ſehr viele junge Studirende durch ſeinen Rath und durch ſein

Geld unterſtützt. Auch manche von denen, die jetzt in Lehrämtern ſtehen, haben ihm einen Theil ihrer Bildung, vielleicht auch ein zu ihrem Glücke nützliches Fürwort zu danken.

Göſchen hat ſelbſt an mich geſchrieben, und mich aufgefordert, etwas zum Andenken Zollikofers zu ſchreiben. Ich wäre dazu ſehr geneigt, wenn ich bloß meine Neigung zu Rathe zöge. Aber erſtlich, fragt es ſich: würde man genug Intereſſantes von dem Leben oder den Schriften Zollikofers zu ſagen wiſſen, um damit eine eigne, fürs ganze Publicum beſtimmte Schrift, auszufüllen? — Eines jeden Gelehrten beſtes Denkmahl iſt in ſeinen eignen Schriften. Seine übrigen Lebens-Umſtände, die beſondern Charakterzüge, die aus ſeinen Schriften nicht zu erſehen ſind, ſind auch nur ſeinen Freunden merkwürdig. Zum andern, wenn eine dergleichen Gedächtniß-Schrift auf Zollikofer dem Publicum angenehm ſeyn könnte: ſind nicht andre viel beſſer, als ich, geeigner, ſie zu ſchreiben? Sie ſelbſt, — und ſo mehrere andre, (wie z. B. Blankenburg) haben weit länger mit ihm gelebt. Schon ſeit ſo vielen Jahren bin ich von ihm entfernt. — Von ſeiner Jugend und ſeiner ganzen Lebenszeit, ehe er nach Leipzig kam, weiß ich gar nichts. — Endlich, wer weiß, wie viele Federn ſchon geſchäftig ſind, dieſe Arbeit zu übernehmen? Die meinige würde vielleicht erſt erſcheinen, wenn das Publicum ſchon geſättigt wäre. Dieß alles iſt zu überlegen. Ich komme deßwegen, mich bey Ihnen Raths zu erholen. Wollten Sie, wollte Blankenburg mich noch mit Nachrichten unterſtützen, oder mir anweiſen, wo ich Nachrichten herhohlen könnte; wiſſen Sie von keinem andern zu dieſer Arbeit beſſer vorbereiteten Schriftſteller, der ſie ſchon unternommen hätte: ſo würde ich Herrn Göſchens Antrag annehmen. Seyn Sie ſo gütig, ihm dieß zu ſagen, und ihn zugleich um Verzeihung zu bitten, daß ich ihm nicht ſelbſt antworte. Da ich noch nicht feſt entſchloſſen bin, und es zum Theil von den Hülfsmitteln abhängt, die ich zu hoffen habe: ſo habe ich ihm keine poſitive Antwort geben können. Uiberdieß möchte ich zugleich ihm ſchreiben, daß ich die Güßenbachiſchen Manuſcripte an ihn nächſtens abſchicken würde. — Das Unglück will, daß der Ober-Forſtmeiſter Wedell über alle Erwartung lang in Berlin bleibt. Aber künftige Woche kommt er gewiß. Und iſt da keine poſitive Antwort von W * * eingelaufen: ſo ſchicke ich die Manuſcripte ohne Verzug ab.

Ich ſchicke auf allen Fall einen Brief an Zollikofers Bruder nach St. Gallen mit, worin ich ihn um Nachrichten bitte. Schicken Sie ihn ab, oder behalten Sie ihn zurück, nachdem Sie es für gut befinden. Die Adreſſe wird Madame Zollikofer wohl zuſetzen.

72.

Breslau, den 12. Febr. 1788.

Liebſter Freund,

Ich habe heute von Herrn von Blankenburg einen Brief bekommen, der mir ſehr lieb geweſen iſt. Er meldet mir noch einige Umſtände von Zollikofers Tode. Der treffliche Mann iſt ſich doch in allem gleich geblieben: und die Vorſehung hat ſeine letzten Stunden auch noch ſehr erträglich gemacht! Blankenburg ſchreibt mir ferner, daß Zollikofer noch eine beträchtliche Anzahl Predigten hinterlaſſen, von welchen er ihn zum Herausgeber beſtimmt hat. Er wird, wie es ſehr natürlich iſt, eine Nachricht von dem Leben und dem Charakter des Autors dem Werke vorſetzen, und er bittet mich um die Beyträge, welche ich ihm dazu geben könnte. Dieß entſcheidet nun völlig die Sache, über welche ich neulich noch zweifelhaft war. Blankenburg, da er alle hinterlaſſenen Papiere Zollikofers unter den Händen hat, da er ſo viele Jahre mehr mit ihm umgegangen iſt, iſt auch weit beſſer, als ich, im Stande, etwas Befriedigendes und Gründliches dem Publicum über dieſe Materie zu geben. Und zwey Schriften derſelben Art, müßten nothwendig Wiederhohlungen enthalten, und könnten weder dem Andenken des Verſtorbenen nützen, noch dem Publicum angenehm ſeyn. Ich ſtehe alſo gänzlich von dem Vorhaben ab, ſelbſt etwas über Zollikofer zu ſchreiben. Kann ich meine Ideen über ſeinen Geiſt und Charakter, ſo wie ich ihn gekannt habe, ins Reine bringen, ſo werde ich ſie Blankenburgen zu beliebigem Gebrauche ſchicken. Haben Sie alſo die Güte, Herrn Göſchen davon zu benachrichtigen, ihm aber zugleich zu ſagen, daß ich gar nicht abgeneigt wäre, wenn ich noch einige Schriften herausgeben ſollte, ihm eine oder die andere davon in Verlag zu geben: (beſonders, wenn ich ihn dadurch bewegen könnte, die Süſſenbachiſchen Manuſcripte zu nehmen). — Den Brief an Zollikofer in der Schweiz ſchicken Sie alſo nunmehr nicht ab, wofern er nicht ſchon fort iſt.

Was jene Manuſcripte und deren Schickſal betrifft: ſo habe ich nun endlich heute den Oberforſtmeiſter von Wedell, der vorgeſtern von Berlin zurückgekommen iſt, geſprochen. B * * hat ihm geſchrieben, daß er glaube, dieſe Manuſcripte würden gar ſehr des Herzogs Sache ſeyn, da er ſchon ähnliche Sammlungen habe, und noch mehrere wünſche. Er habe deßwegen an den Herzog, der (wie es auch in ihrem Briefe ſteht) in Maynz ſey, geſchrieben, und erwarte Antwort. — Ich habe Wedelln geſagt, ich wäre in großer Verlegenheit; der Buchhändler, der die Manuſcripte hätte nehmen wollen, dränge darauf, ſie bald zu haben, oder wolle ſich an ſein Wort nicht mehr gebunden wiſſen. Der Oberforſtmeiſter meinte, es ſey doch unmöglich, jetzt ſchon die Manuſcripte an den Buchhändler auszuliefern, und auf dieſe Art die Unterhaltung mit dem Herzoge zu unterbrechen. Ich ſollte ſie aber unterdeſſen an Sie ſchicken, wo ſie en depot bleiben, auch von dem Buchhändler während der Zeit angeſehen werden könnten, bis die entſcheidende Antwort von W** käme. Wäre dieſe bejahend, ſo wäre der Transport deſto näher; wäre ſie verneinend, ſo würden die Manuſcripte ſogleich Herrn Göſchen übergeben. Mich dünkt, dieß iſt nicht unrecht. Und ich werde alſo Anſtalt machen, Ihnen die Kiſte mit dem erſten ſichern Fuhrmanne zuzuſchicken.

Ich habe Ihnen neulich geſagt, daß ich an einer Uiberſetzung der Politik des Ariſtoteles arbeite. Seitdem höre ich, daß jemand ſchon eine dergleichen angekündiget hat. Es ſoll in der Literatur-Zeitung geſtanden haben. Ich habe es nicht geleſen. — Was würde nun wohl dabey zu thun ſeyn? Doubletten liebe ich nicht. Und zuvorkommen wird mir der andre gewiß. — Wegen der Hülfsmittel an Editionen und Auslegern, die mir fehlen, wollte ich wohl an Reitzen ſchreiben. Aber wird mir der auch antworten? Iſt er noch immer ſo ſchwer zu bewegen, die Feder zu ergreifen? — Leben Sie wohl, liebſter Freund. Die Kälte macht mich krank. Möchte doch für Sie der Winter erträglich ſeyn! Ich bin Ihr ꝛc.

73.

Breslau, den 1. März 1788.

Liebſter Freund,

Unſere Briefe haben ſich gekreuzt, und das durch den Umſtand, daß der meinige durch eine leidige Vergeſſenheit auf meinem Tiſche fünf Tage liegen geblieben iſt. Dadurch wurden Sie verhindert, meinen Brief an Herrn Zollikofer in St. Gallen zurückzuhalten, welches ich doch gewünſcht hätte. Sie ſehen wohl ein, daß, da ſo viele Federn, und auch gute Federn, ſich mit Zollikofer beſchäftigen, da Blankenburg das erſte Recht und die beſten Hülfsmittel hat, ſein Leben zu ſchreiben, in ſofern er zum Herausgeber der Schriften des Verſtorbenen von ihm ſelbſt beſtimmt worden iſt, es von meiner Seite einer ſehr thörichten Anmaßung ähnlich ſehen würde, wenn ich dieſe Arbeit, (als wenn ſie niemand anders ſo gut, als ich, machen könnte,) mir zueignen wollte. Was ich geſagt habe, das will ich thun. Ich will Blankenburgen eine kleine Schilderung von Zollikofers Charakter, wenn die Zeit dazu kommen wird, zuſchicken. — Ich miſche mich nicht gern in ein Gedränge: und wenn ein Gegenſtand viele Federn in Bewegung bringt, ſo ruht die meinige gerne. Daß ich Zollikofern geliebt und geehrt habe, weiß jedermann. Aber die Lobredner ſuchen immer zugleich ihr eignes Lob.

Von Campen habe ich Ihnen nichts geſagt, aus zwey Urſachen: erſtlich, weil ich das Stück ſeines Journals, worin ich vorkomme, noch nicht geſehen habe, und alſo nicht weiß, wie viel oder wie wenig ich dabey compromittiert bin; zum andern, weil ich ſelbſt ein wenig daran Schuld bin. Campe ſchreibt mir in ſeinem zweyten Briefe, daß er die Gründe, die ich in dem meinigen gegen die periodiſchen Schriften angeführt hätte, zu dem Gegenſtande einer Abhandlung in ſeinem Journale machen würde. Und darauf hatte ich ihm noch nicht geantwortet, als das Stück ſchon erſchien.

Der hohe Preis, den die Weidmanniſche Handlung für Zollikofers Predigten biethet, iſt mir wegen der Witwe, und auch deßwegen lieb, weil ich ſehe, wie ſehr des Mannes Schriften müſſen geleſen worden ſeyn.

Endlich habe ich von B*** Antwort. Der Erbprinz von Darmſtadt will die Manuſcripte für hundert Dukaten nehmen. Was meinen Sie dazu? Ich geſtehe es, da ich bloß hierbey das Intereſſe der Süſſenbachiſchen Familie vor Augen habe, ſo glaube ich, daß ich einen gewiſſen, obgleich kleinen Vortheil, einem größern, aber ungewiſſen, den der Buchhändler verſpricht, vorziehen müſſe; deßwegen habe ich auch in dem hier beygeſchloſſenen Briefe B** mit Ja geantwortet. Haben Sie alſo nichts ſehr Erhebliches dagegen, ſo ſchicken Sie ihn ab.

Wüßten Sie einen Buchhändler, dem ich die Uiberſetzung von Ariſtoteles Politik in Verlag, auch mit Vortheil für mich, geben könnte; und hielten ſie es für gut, daß dieſer davon eine Ankündigung bey Zeiten machte: ſo würde ich dazu meine Einwilligung geben. Die Zeit aber, wenn ich das Werk liefere, kann ich gar nicht beſtimmen. Unter Jahr und Tag gewiß nicht.

Hiller iſt mit uns Breslauern ſehr zufrieden. Er hat immer ein volles Auditorium gehabt. Aber wird er es auch in der Zukunft ſeyn? Vielleicht legt unſer Coadjutor eine Capelle an, und macht Hillern zum Capellmeiſter. Viel Glück zur Habilitation des Herrn Sohnes. Bleiben Sie mein Freund.

74.

Breslau, den 12. März 1788.

Liebſter Freund,

So gleichgiltig ich neulich dagegen war, daß Herr Campe das Stück aus meinem Briefe hatte abdrucken laſſen, da ich noch ſein Journal nicht geſehen hatte: ſo unangenehm iſt es mir jetzt, nachdem ich es geleſen habe. Mein Urtheil iſt allerdings zu wenig eingeſchränkt, und meine Gründe können gegen die ſeinigen ſeicht ſcheinen. Aber wer ſchreibt auch einen Brief, wie ein Buch? Die übertriebenen Lobſprüche, die er einmiſcht, ſehen einer Satyre ſehr ähnlich; und, indem er mir große Männer, welche periodiſche Schriften ſchreiben, entgegenſtellt, gibt er vielleicht bey manchem einen Anlaß der Empfindlichkeit gegen mich, die ich nicht zu erregen wünſchte. Zum Glück habe ich eben Gelegenheit gehabt, ſowohl nach Weimar als nach Berlin zu ſchreiben, und eine kleine Erklärung meiner Ideen an die Verfaſſer unſrer beyden vornehmſten Journale gelangen zu laſſen. —

Ich ſchicke nähmlich heute an W * * * die Manuſcripte ab. Da Sie mir nicht antworten, ſo vermuthe ich, daß Sie mit mir einſtimmig ſind, dieſe Partie für die beſſere zu halten. Und da hier die Freunde der Frau Süſſenbachinn einmüthig die Sache beſchleuniget zu ſehen wünſchen, ſo habe ich die Abſendung nicht länger verſchieben wollen.

Einen zweyten Brief ſchicke ich heute an Herren Bieſter ab, zur Dankſagung für das Geſchenk, welches er mir vierteljährig mit der Monathsſchrift macht. Einen dritten an Herrn Campe, von dem ich Copie genommen habe, der aber ſo geſchrieben iſt, daß er ihn von einem Ende bis zum andern drucken laſſen kann, ob er es gleich nicht thun wird, —. werden Sie ſo gütig ſeyn, ſo bald wie möglich weiter zu beſtellen.

Danken Sie der Madam Reich, der ich deßhalb nicht mit einem eignen Briefe beſchwerlich fallen will, für die Uiberſendung des Portraits von meiner Mutter. Es iſt wohlbehalten hier angekommen; und ich habe ihr für die gute Verpackung desſelben viel Verbindlichkeit.

Schreiben Sie mir doch einmahl etwas genauer, in welchen Umſtänden Reich ſeine Frau verlaſſen hat, wer jetzt dieſe Handlung dirigirt, und wer daran Theil hat? Ihre Schweſter hat hier an jemanden geſchrieben, daß Herr Reich ſeiner Wittwe zwar keine Reichthümer, aber ein zum Auskommen hinlängliches Vermögen hinterlaſſen habe.

Auch bey dem Herrn von Blankenburg bitten Sie um Verzeihung, daß ich ſeinen, mir ſo intereſſanten Brief, noch nicht beantwortet habe. Ich bin jetzt in einer Periode, wo ich von der einen Seite von Arbeit gedrängt, von der andern durch eine Mattigkeit und Schwerfälligkeit, die mich ſelten Tag und Nacht verläßt, im Arbeiten und Schreiben gehindert werde. — Herr Korn bringt eine neue Auflage meines Cicero zur Meſſe. Dazu habe ich eine neue Abhandlung über die Moral der Politik verſprochen. La matière est grave et je suis pesant. Da kommen wir beyde nicht aus der Stelle. —

75.

Breslau, den 10. Aprill 1788.

Liebſter Freund,

Ich hätte ſelbſt Zollikofers Leben und Charakter zu beſchreiben nicht ungern übernommen, wenn die Umſtände ſich dazu gefügt hätten. Aber mich zuzudrängen, als wenn ich der einzige wäre, der dieß thun könnte, da ich doch von andern Hülfsmitteln dazu, als der aus ſeinen Büchern und ſeinem Umgange geſchöpften Kenntniß von ihm, gänzlich entblößt bin, wäre unſchicklich geweſen. — Es geht mit Zollikofers Monument, wie mit den meiſten Unternehmungen dieſer Art. Die Urheber derſelben wollen zuvörderſt ſich ſelbſt ein Denkmahl dadurch errichten. Daraus entſteht die Verſchiedenheit der Meinungen. Unterdeſſen vergeht Zeit, und der erſte Enthuſiasmus läßt nach. Alsdann eröffnen ſich die Geldbeutel ſchon mit mehr Zaudern. — Doch würde ich es nicht für unbillig gehalten haben, wenn wenigſtens die Fremden, die Leipzig jährlich zweymahl beſuchen, und Zollikofer perſönlich kannten, zu Beyträgen wären aufgefordert worden.

Es iſt mir lieb, daß Sie meinen Entſchluß billigen, die Manuſcripte an den Erbprinzen von Darmſtadt zu verkaufen. Aber nun bin ich wieder in Verlegenheit. B * * * antwortet mir nicht, —

hat mir nicht einmahl den Empfang gemeldet. Wird auch vielleicht ein hinkender Bothe nachkommen?

Ob es mir gleich ſchwer wird, meinen Arbeiten einen Preis zu ſetzen: ſo iſt es doch ſchon nothwendig, wenn man einmahl nicht ganz umſonſt arbeiten kann. Glauben Sie, daß zwey Louisd'or für den Bogen, groß Octav, aber nicht zu enge gedruckt, zu viel wäre? Aber anheiſchig kann ich mich nicht machen, wenn die Uiberſetzung fertig ſeyn ſoll. Da die Abhandlungen dazu dem Buche allein Brauchbarkeit und Werth geben können, ſo iſt es wie ein ganz eignes Werk zu betrachten. Und es hängt von meiner Geſundheit, Munterkeit und Laune ab, ob ich ſchnell oder langſam fortrücken ſoll. Auch wird es nicht meine Hauptbeſchäftigung dieſen Sommer ſeyn. — Eben habe ich jetzt eine Abhandlung geendigt, mit welcher ich die neue Ausgabe von Cicero bereichert habe. Sie betrifft die ſehr ſchwere Materie, über die Verbindung der Moral mit der Politik; — die, über welche ich am meiſten angegriffen worden bin, worüber auch Dohm gegen mich hat ſchreiben wollen. Mich verlangt ſehr, Ihr Urtheil über dieſen zweyten Aufſatz zu wiſſen, den ich auch für die Beſitzer der erſten Ausgabe beſonders werde abdrucken laſſen. — Nunmehr werde ich, ſobald das Frühjahr anhebt, und ich in den Garten gezogen bin, an meine Abhandlung über die Exiſtenz Gottes gehn, und verſuchen, ob ich ſie, mit ein Paar andern, zum Druck auf

Michaelis, fertig machen kann. Wenn nur meine Geſundheit noch um etwas befeſtigter wäre! Seit etlichen Jahren hat mir der Himmel noch ein neues Uibel zugeſchickt; — eine Schärfe, die ſich auf meine Naſe geworfen hat, bringt da einen flechtenartigen Ausſchlag hervor, der nicht nur ein großer Uibelſtand iſt, ſondern mir auch wegen der Folgen bange macht. Die vernünftigſten Wundärzte, die ich darüber befragt habe, machen mir zwar wegen dieſer Folgen guten Muth, aber ſie ſagen zugleich, daß gegen die Sache ſelbſt wenig oder nichts zu thun iſt, und führen mir Exempel von Leuten an, die fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre mit einem ſolchen Uibel behaftet geweſen ſind, ohne weder Hülfsmittel dagegen finden zu können, noch traurige Wirkungen davon erfahren zu haben. Es iſt demohnerachtet eine große Beſchwerde.

Von der Frau von der Recke habe ich abermahls einen Brief. Darin gibt ſie wirklich einen Beweis ihres guten Charakters, daß ſie auch freymüthigen Tadel vertragen kann. Mein letzter Brief enthielt ein ziemlich trocknes Urtheil über Ihr Vorhaben, gegen Stark zu ſchreiben, und über einige Ihrer Aeußerungen. Sie hat mir aber keines von beyden übel genommen, und behauptet ſogar, daß dadurch ihre Hochachtung für mich vermehrt worden ſey. Zwar hilft das nichts, ſie bleibt bey ihrer Meinung. Indeß ſo lange ich nur von ferne dem Streite zuſehen darf, ſo habe ich dagegen nichts.

Die Sache der Wahrheit muß durch die Leidenſchaften der Menſchen ſelbſt befördert werden.

Campe hat noch einen zweyten Streit mit mir angefangen. Denn was brauche ich es Ihnen zu verbergen, daß der Aufſatz in den Provincial-Blättern, gegen welchen er im achten Stücke des Braunſchweiger Journals zu Felde zieht, von mir iſt. Er ſtreitet etwas auf die Berliniſche Art, in Sachen ſowohl, als in den Wendungen. Können Sie meinen Aufſatz dort habhaft werden, ſo leſen Sie ihn doch einmahl durch, und Sie werden finden, daß ich im Ganzen wohl nicht Unrecht habe, aber daß man freylich gegen einzelne, herausgehobne Sätze viel einwenden, auch wohl ſcheinbare Widerſprüche dazwiſchen auffinden kann. Campe ſcheint für das Gute einen warmen Eifer zu haben. Er ſchreibt nützliche Sachen; er ſchreibt gut, natürlich und deutlich. Aber er ſcheint ſehr leicht aufgebracht werden zu können.

Wielands Merkur nimmt ſich wieder ſehr auf. Dieſe Briefe über Kant ſollen von ſeinem Schwiegerſohne ſeyn. Kennen Sie den Mann noch ſonſt? Sie ſind voll Scharfſinns, und beſſer geſchrieben, als Kants eigne Sachen. Wenn jemand dieſem Syſteme Anhänger erwecken kann, ſo iſt es dieſer Mann — Schillers hiſtoriſche Aufſätze verſprechen viel für das künftige Werk. Vielleicht iſt er da mehr in ſeinem Fache, als im Drama, weil dort ſeine Einbildungskraft mehr im Zaume gehalten wird.

Ach wie gerne möchte ich dieſen Sommer mit

Ihnen zuſammenkommen! in Leipzig oder Carlsbad; aber es wird ſchwerlich gehn. Indeß muß es doch, wenn ich lebe, im Kurzen geſchehn. Bis Sie wegreiſen, werde ich noch oft ſchreiben. Indeß leben Sie wohl, und waffnen Sie ſich gegen die Unruhen der Meſſe. Der Ihrige.

67.

Breslau, den 10. May 1788.

Ohne Zweifel, liebſter Freund, haben Sie die Geſchäfte und Zerſtreuungen der Meſſe bisher verhindert, mir zu antworten. Ich habe aber ſchon wieder eine neue Aufforderung, an Sie zu ſchreiben: eine Aufforderung, die, ſo wie alle andre, groſſentheils auf das Vertrauen ſich gründet, welches ich zu Ihrer Freundſchaft und Dienſtfertigkeit habe. Unſer Oberamtsrath von Böhmer, Bruder des Preuſſiſchen Miniſters beym Niederrheiniſchen und Fränkiſchen Kreiſe, und Sohn des bekannten Juriſten und Profeſſors in Frankfurt dieſes Nahmens, hat von ſeinem Vater eine Sammlung von Reſponſis, die dieſer im Nahmen der Juriſten-Facultät abgefaßt hat, in Händen. — Von dieſen will ſein zuerſt genannter Sohn, der ein ſehr guter Freund von mir und ein würdiger Mann iſt, die brauchbarſten und erheblichſten drucken laſſen. — Er will dieſelben in eben dem Formate herausgeben, in welchem ähnliche Reſponſa ſeines Großvaters, des Juſtus Henning Böhmer, (wo ich mich nicht irre) gedruckt ſind; das heißt, in Folio. Er glaubt auch, daß ſie ohngefähr einen Band von gleicher Stärke ausmachen werden. Ehe er ſich aber an die Arbeit macht, welche die Redaction, Auswahl, Verkürzung und Abſchrift der Papiere ſeines Vaters erfordern würde, will er doch zuvor unterrichtet ſeyn, ob auch der Nahme Böhmer in der juriſtiſchen Welt geſchätzt genug ſey, um einem ſolchen Werke, das dieſen Nahmen trägt, Leſer und Liebhaber zu verſchaffen, und ob demnach wohl ein Buchhändler den Verlag jener Reſponſorum würde übernehmen wollen, und für welchen Preiß. Er hat ſich an mich gewandt, um über dieſe Fragen Auskunft zu haben, weil er mit gar keinem Buchhändler in Verbindung ſteht, und weil er auch vor der Hand, hier wenigſtens, als Herausgeber, unbekannt ſeyn will. Und ich wende mich wieder an Sie, weil ich erſtlich weiß, wie gern Sie Ihren Freunden in ſolchen Sachen zu Dienſten ſind, auch, wenn es Ihnen einige Mühe verurſacht; fürs andre, weil ich niemanden weiß, der durch ſeine Verbindungen beſſer, entweder unter gelehrten Juriſten erfahren könne, was ſie ſich wohl von dieſem Werke verſprechen; oder unter den Buchhändlern, welche wohl am erſten ſich mit dem Verlage deſſelben abgeben möchten. Wenn Sie demnach über den einen oder den andern Punct mir in einiger Zeit Nachricht geben können, ſo werden Sie dadurch mich, und noch einen andern guten und geehrten Mann unſrer Stadt verbinden.

Geſtern habe ich die angenehme Nachricht von einem hieſigen Banquier erhalten, daß er Ordre hat, an mich hundert Ducaten zu zahlen. Ich habe noch keinen Brief von B * * *; aber augenſcheinlich iſt dieß für die Süſſenbachiſchen Manuſcripte. Und ich bin ſehr froh, daß ich der guten Witwe dieſe kleine Einnahme habe verſchaffen können.

Ohne Zweifel wird durch die Gegenwart ſo vieler Fürſten Ihre Meſſe glänzender geworden ſeyn. Aber auch angenehmer für Sie, gewinnbringender für die Kaufleute? Daran zweifle ich. — Unter dem Schwall ſchlechter Bücher mögen doch einige gute zum Vorſchein gekommen ſeyn. Ich bin auf die Considerations sur les Grecs, par Mr. de P. (ohne Zweifel Pauw) begierig. Meine bisherige Lectüre ſchränkt ſich auf die Anekdoten des Königs ein. Jeder der drey Autoren gibt ſeine Eigenthümlichkeit: Büſching am wenigſten; aber er ſchildert den König faſt nur in Rückſicht auf Geiſtliche und Schullehrer, und ſchildert ihn oft auf eine nachtheilige Weiſe. — Alles das andre iſt ziemlich gemein, vieles auch unrichtig; z. B. der ganze Artikel von Baſtiani. — Zimmermann iſt, wie er leibt und lebt, in ſeinem Buche: ſtolz, großſprechend, dann wieder demüthig, höchſt empfindlich, zärtlich, in allen Empfindungen überſpannt, in ſeinen Ausdrücken ungemäßigt, — bey dem allen intereſſirt er, weil er uns in das Krankenzimmer des Königs verſetzt, und weil ſeine eignen Fehler etwas Originelles haben. Nicolai ſchreibt am beſten unter den dreyen, — aber die bisher mitgetheilten Anekdoten betreffen mehr den Marquis d'Argens, als den König. — Noch habe ich auch der Frau von der Recke Schrift gegen Stark, — manches aus dem Nachtrage des letztern, und die Nachrichten über die alte Struenſeeiſche Affaire geleſen. Doch davon künftig. Wir wohnen jetzt wieder auf dem Garten, und gedenken auch an Sie fleißig.

77.

Breslau, den 14. Jul. 1788.

Liebſter Freund,

Ich habe einige ſchöne Tage des vergangenen Monaths darauf gewendet, Zollikofers Charakter, ſo weit als ich ihn gekannt habe, zu ſchildern. Da ſich mir noch mehr Züge dargebothen haben, als ich anfangs hoffte, in meinem Gedächtniſſe von ihm wiederzufinden: ſo iſt daraus der kleine Aufſatz entſtanden, den Sie mit dieſem Briefe erhalten. Wenn ich es Ihnen aufrichtig geſtehen ſoll;

ſo wünſchte ich jetzt, daß er, ſo wie er da iſt, mit der kleinen Zuſchrift an Sie, öffentlich erſcheinen könnte. Ich wünſchte auch vor dem Publicum ein Zeugniß unſrer beyderſeitigen Freundſchaft abzulegen. Dazu ſchien mir dieſe Gelegenheit vorzüglich ſchicklich, da ich das Andenken eines dritten, der unſer gemeinſchaftlicher Freund war, zu erneuern und zu ehren ſuche. — Uiberdieß habe ich aus dem Briefe der Madame Zollikofer geſehen, daß ſie glaubt, ich hätte mich dem Auftrage, Zollikofers Leben zu ſchreiben, mit Fleiß entzogen; da ich doch nur deßwegen darauf Verzicht gethan habe, weil ich glaubte, es aus Mangel der Hülfsmittel nicht gut ſchreiben zu können. Es wäre mir alſo auch angenehm, dieſen Verdacht des Kaltſinns oder der Trägheit bey Zollikofers Freunden von mir abzulehnen. Von der andern Seite aber nun hält mich das, Blankenburgen gegebene, — Wort zurück. Und ich weiß ſelbſt nicht recht, wie weit mich das bindet. Ich ſchrieb ihm doch, wie Sie wiſſen, daß ich ihm, wenn ich meine Gedanken über Zollikofers Charakter und Geiſt ein wenig aufs Reine bringen könnte, ſolche zum Einrücken in die Lebensbeſchreibung, welche er Zollikofers hinterlaſſenen Predigten, wahrſcheinlicher Weiſe, vorſetzen wird, überſchicken würde. Hat er nun hierauf ſehr gerechnet: ſo möchte es ihm doch unangenehm ſeyn, wenn ich nun dieſe Charakterſchilderung beſonders drucken ließe. Von der andern

Seite iſt ſie aber auch zum Einrücken in eines Andern Schrift beynahe zu weitläuftig. Rathen Sie mir alſo, oder vielmehr diſponiren Sie über dieſe kleine Schrift, die ganz Ihnen gehört, auch ganz nach Ihrem Gefallen. Glauben Sie, daß es meiner Freundſchaft gegen Blankenburg gemäßiger iſt, daß ich ihm dieſelbe mittheile: ſo laſſen Sie alsdann den erſten Bogen umſchreiben; laſſen Sie die Zuſchrift an Sie weg, und übergeben Sie das Manuſcript Blankenburgen. Halten Sie aber dafür, daß Blankenburg dadurch nicht beleidigt werden wird, andre aber vielleicht dieſen öffentlichen Beweis meiner Achtung für Zollikofer gern ſehen werden: ſo geben Sie das Manuſcript der Weidmanniſchen Buchhandlung, oder, wem Sie ſonſt wollen, in Verlag: aber haben Sie alsdann die Gütigkeit, ſich die letzte Correctur geben zu laſſen. Auf alle Fälle bitte ich Sie, mir mit der erſten der beſten Poſt, da Sie können, Nachricht davon zu geben, wozu Sie ſchreiten wollen, damit ich alsdann einen Brief an Blankenburg ſchicken kann, mit welchem Sie entweder das Manuſcript ihm zugleich übergeben, oder durch welchen ich den beſondern Abdruck deſſelben entſchuldige.

Ich vermuthe nähmlich, daß Sie jetzt von Ihrer Carlsbader Reiſe zurück ſeyn werden. Sollte dieß nicht ſeyn: ſo mag dieſer Brief und das Manuſcript ſo lange liegen bleiben, bis Sie ankommen. Möchte ich doch bald hören, daß es Ihrer lieben

Tochter, Ihrer braven Frau, und Ihnen ſelbſt, wofern Sie es gebraucht haben, gut gethan habe. Ich gebrauche keine andre Cur, als die der freyen Luft und des Badens. Letzteres wirkt wenigſtens ſo viel, daß ich bey der großen Hitze weniger leide, und die Hämorrhoidal-Uibel, wodurch mir im Anfange des Frühlings ſo ſehr zugeſetzt wurde, vermindert werden. Ob es aber doch nicht im Grunde eine Palliativ-Cur iſt, weiß ich nicht. — Beynah ſollte ich es glauben, da, wenn die Erfriſchung vom Baden vorüber iſt, auch gemeiniglich die Stärkung verſchwunden iſt, die es mir unmittelbar gibt. — Ich bin z. B. nicht ſehr fähig zum arbeiten; und ob ich gleich alle Tage um fünf Uhr aufſtehe, und nicht müßig gehe, ſo habe ich doch wenig von dem zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. — Von den neuen Streitſchriften von Nicolai und Stark, darf ich Ihnen wohl nichts erſt ſagen. Wie es in allen Kriegen geht: jeder Theil hat etwas Recht und etwas Unrecht. Stark hält freylich mit dem zurück, was man eigentlich von ihm fordert, — zu erklären, was ſein Clericat ſey, woher es komme, und was die myſtiſchen Ausdrücke in ſeinen Briefen bedeuten. Aber hat man auch ein Recht, dieſes zu fordern, da noch kein Maçon von irgend einem Syſteme ſich deutlich vor dem Publicum über die Natur ſeines Inſtitutes und den Sinn ſeiner Symbole erklärt hat? Indeß der Verdacht, daß Stark entweder ein Thor geweſen ſey, ſich durch Blendwerke täuſchen zu laſſen, oder daß er Andern Blendwerke vorgemacht habe, bleibt immer auf ihm haften. Nicolai hat darin weit beſſer Spiel, da er nichts weiter, als ſeinen bloſſen Eintritt in den Illuminaten-Orden zu vertheidigen hat, und da alle Conſequenzen, die Stark aus dem Worte contentissimus zieht, wirklich Kindereyen ſind. Stark iſt grob, und man gewinnt ihn nicht lieb. Nicolai iſt ruhiger, aber doch nicht gegen ſeine Gegner ganz billig. Die Hauptſache, der Katholicismus, bleibt immer unerwieſen; hier ſind wieder die Beweiſe auf Starks Seite, und von Seiten ſeiner Gegner bloßer Verdacht. — Doch genug hiervon. Im nächſten Briefe von einigen andern Büchern, die mich mehr intereſſiren. Leben Sie wohl.

Inliegender Brief an Baron Hohenthal, iſt eine Antwort auf einen, den ich, ganz unerwarteter Weiſe, von ihm, aus Baruth in der Lauſitz, bekommen habe. Weil ich aber nicht glaube, daß er ſich hier beſtändig aufhält, und nicht weiß, wo er eigentlich zu Hauſe iſt, hingegen weiß, daß ein Bureau der ökonomiſchen Geſellſchaft in Leipzig iſt: ſo ſchicke ich den Brief an Sie, mit Bitte, ihn, nebſt einem der beyden Exemplare von meiner Vorleſung bey hieſiger ökonomiſchen Geſellſchaft *), an

---

*) Uiber die Lage Schleſiens in verſchiedenen Zeitpuncten; zuerſt gedruckt im Januar der ſchleſiſchen

Hohenthal zu beſtellen. Das andre Exemplar nehmen Sie von mir zu einem ganz, ganz kleinen Geſchenke.

78.

Breslau, den 1. Auguſt 1788.

Ich habe eine große Freude darüber, liebſter Weiße, daß Ihnen meine Arbeit nicht mißfallen hat, und daß ſie es auch gerne ſehen, wenn ich der alten Freundſchaft, die zwiſchen uns iſt, öffentlich erwähne. Ich habe an Blankenburg, ohngefähr in der Art, wie Sie es wünſchen, geſchrieben: und ich glaube, daß er meinen Schritt im Grunde nicht übel nehmen kann, da mein Verſprechen, ihm meinen Aufſatz zum Einrücken zu ſchicken, auf die Vorausſetzung gegründet war, daß ich nicht genug Stoff zu einer eignen Schrift haben würde. — Sie werden ſeit der Zeit das Edict unſers neuen Miniſters vom geiſtlichen Departement geſehen und gefunden haben, daß es eben die Lehren einſchärft, von welchen ich deutlich genug in meinem Aufſatze zu verſtehen gebe, daß Zollikofer ſie nicht glaubte, und daß ich ſie auch nicht

---

Provinzialblätter 1788, dann einzeln 1789, zuletzt in dem erſten Theile der vermiſchten Aufſätze.

glaube. Einige meiner hieſigen Freunde, denen ich jenen Aufſatz zu leſen gegeben hatte, fanden deßwegen bey der gedachten Stelle Bedenklichkeit. Ich nicht. Denn zuerſt bin ich kein geiſtlicher Lehrer, und nur dieſen iſt es verbothen, nichts dem orthodoxen Syſteme Entgegenſtehendes vorzutragen. — Uiberdieß ſage ich nur, was, wie ich glaube, jetzt von keinem denkenden Manne verkannt, oder für zweifelhaft gehalten wird. Endlich habe ich ſo wenig Luſt, dem Lehrſyſteme, welches am Hofe zu herrſchen ſcheint, aus Menſchengefälligkeit mich zu nähern, daß ich vielmehr einen ſo wenig auffallenden Widerſpruch gegen daſſelbe ganz zur rechten Zeit zu ſeyn glaube. — Was Zollikofer von einem deiſtiſchen Gottesdienſte mag geſagt haben, weiß ich nicht genau. Aber ich glaube, er wird darüber ſo gedacht haben, wie ich. An und für ſich wäre es eine gar nicht verwerfliche Sache. Denn warum ſollten nicht die, welche bloß die natürliche Religion glauben, auch eines öffentlichen Unterrichts darin genieſſen, wenn ſie dergleichen nur haben wollten? Aber da liegt eben der Knoten. Warum ging Williams Kapelle zu Grunde? An Deiſten mochte es in London nicht fehlen. — Aber die glaubten, ſich ſelbſt predigen zu können, und des Herrn William nicht zu bedürfen. Entweder ſind es wirklich philoſophiſche, denkende Köpfe; denen kann ein öffentlicher Religionsunterricht nicht ſo nothwendig ſcheinen, daß ſie deßwegen eine Kirche bauen, einen Prediger erhalten und zugleich Aufſehen und Aufwand machen ſollten. Oder es ſind leichtſinnige Menſchen, die bloß die geoffenbarte Religion verwerfen, ohne für die natürliche einen Eifer, oder von derſelben eine wahre Uiberzeugung zu haben. Dieſen iſt aller Gottesdienſt und alle Erbauung, philoſophiſche oder theologiſche, gleichgiltig. — Aber was ſagen Sie zu unſerm Edict, auf welches noch ein andres folgen ſoll, das noch mehr Einſchränkungen enthält? Was werden die Männer machen, die notoriſch unter den Aufklärern verſtanden werden? Welcher Heucheley wird nicht Thür und Thor eröffnet! und wie ſehr werden nicht gute Köpfe vom theologiſchen Studium abgeſchreckt werden! Doch fürchte ich im Ganzen für den Fortgang des Lichts und der Wahrheit nichts. Nur auf die allerſchwächſten, elendeſten Menſchen kann ſo etwas Einfluß haben. — Von der andern Seite würde ich eine gewiſſe Einſchränkung geiſtlicher Lehrer, in ihrem öffentlichen Vortrage, gar nicht für unrecht anſehen. Ich würde aber glauben, ſie eigne ſich weit mehr zu einer geheimen Inſtruction für die Conſiſtoria, als zu einem öffentlichen Edict. Dieſe Inſtruction würde ich, nach meiner jetzigen Einſicht, dahin geben, daß jungen Candidaten, bey dem Antritte des Predigtamtes, angedeutet würde, erſtlich daß die moraliſche Beſſerung ihr Hauptzweck ſeyn, und ſie ihre Materien und ihre Behandlung, vornehmlich in Rückſicht auf denſelben, wählen wünſchten; zweytens, daß ſie von den dogmatiſchen Sätzen, die bisher die Lehre der Kirche, wozu ſich ihre Gemeinde bekennt, geweſen, keine gradezu, am wenigſten auf eine auffallende Weiſe, auf der Kanzel widerlegen oder beſtreiten dürften, daß es aber drittens ihrem Gewiſſen und ihrer Uiberzeugung überlaſſen bliebe, wie viel oder wie wenig ſie von dieſen dogmatiſchen, geheimnißvollen Lehren auf die Kanzel bringen wollten. Doch auch dieß möchte wohl noch reifere Uiberlegung erfordern. — Die Sache iſt wirklich ſchwer, wenn man ſie von allen Seiten anſieht. Mit der Uiberſetzung von Ariſtoteles Politik bin ich nun bald zur Hälfte fertig. Sonſt habe ich den Sommer nicht viel gemacht. Ich habe mich gebadet; die Hitze war ſehr groß: und manchmahl war ich auch zerſtreut. Gott ſey Dank, daß Ihrer lieben Frau Carlsbad ſo wohl bekommen iſt. Aber worin beſteht denn eigentlich die Krankheit Ihrer lieben Caroline? — Möchten Sie auch dieſes Kummers noch los werden! Ich behalte nun ſchon den meinigen. Meine Mutter iſt immer noch munter und thätig. Und hiermit genug für heute von Ihrem ꝛc.

79.

Breſlau, den 10. Septemb. 1788.

Liebſter Weiße,

Tauſend Dank für die Mühe, die Sie, in Beſorgung des Druckes und der Correctur meines kleinen Aufſatzes über Zollikofer, auf ſich genommen haben. Einige Kleinigkeiten ſind ſtehen geblieben, aber dergleichen kommen in allem vor, was ich je habe drucken laſſen, weil ich es nicht dahin bringen kann, völlig correct etwas abzuſchreiben. Mit dem Honorarium und mit allem andern bin ich vollkommen zufrieden. — Verſichern Sie dieß der Weidmanniſchen Buchhandlung, an die ich nicht erſt beſonders zu ſchreiben gedenke, und melden Sie ihr den richtigen Empfang des Geldes und der Exemplare. Auch eine Antwort an Göſchen würden Sie mir erſparen, wenn Sie ihm bey Gelegenheit ſagten, daß ich mit ſeiner Erklärung ſehr wohl zufrieden wäre, daß ich aber auch nichts dagegen hätte, wenn er in der Anzeige, welche er in die Gothaiſche Zeitung einrücken laſſen will, meinen Nahmen nennte. — Von Tellers Geſchichte haben Sie alſo nur die erſte Hälfte gehört.

Nach meinen Nachrichten ſoll ihm zur Antwort geworden ſeyn: daß man ſich ſehr wunderte, warum er ein Amt niederlegen wollte, in welchem er bisher mit allgemeinem Beyfalle dem Publicum gedient hätte; daß man ihn bäthe, nur auf die Art, wie er bisher in ſeinem Unterrichte verfahren wäre, in demſelben fortzufahren, und daß Männer ſeiner Art mit dem Religions-Edicte gar nicht gemeint wären. Darauf ſoll er auch wirklich ſein Predigtamt beybehalten haben. — Sie ſehen wohl, daß dieß ſo viel heißt, als das Edict wiederrufen. Und ſo iſt es in der That, wie man allgemein verſichert. Dem Könige ſind die Inconvenienzen bey der Ausführung dieſes Edicts in dem Lichte dargeſtellt worden, daß er ſeine Einwilligung zu einem zweyten, wovon jenes gleichſam nur die Einleitung ſeyn ſollte, gänzlich verſagt, und ſelbſt ſeine Mißbilligung des erſten zu erkennen gegeben hat. Daher iſt dasſelbe auch noch nicht legaliter, d. h. durch Communication an die Regierungen und Oberämter, publicirt worden. Von Spalding wiſſen Sie doch, daß er die geſuchte Entlaſſung von ſeinen Aemtern wirklich erhalten hat? Er ſchreibt mir ſelbſt, daß nicht das neuliche Edict allein ihn dazu vermocht habe. Und in der That berechtigte ihn ſein Alter zur Ruhe. — Sehr richtig bemerken Sie, daß in unſern Tagen die literariſche Welt ſich mehr als je in Faktionen theilt, welches immer ein Hinderniß der Wahrheit iſt. Hat auch Kant ſchon ſeine Anhänger in Leipzig? Die Dunkelheit der Schriften dieſes ſonſt großen Mannes macht, daß ſeine Schüler leichter verleitet werden, in verba magistri zu ſchwören. Sie fürchten, ſeinen Sinn zu verfehlen, wenn ſie von ſeinen Worten abgehen. An die Frau von der Recke meine achtungsvollſten Empfehle. Vielleicht ſchreibe ich ihr noch ſelbſt. An Ihre mir theuere Familie tauſend herzliche Grüße von Ihrem ꝛc.

80.

Breslau, den 22. Oct. 1788.

Liebſter Freund,

Ihr angenehmer Brief kam eben heute, da ich mich niederſetzen wollte, einen an Sie zu ſchreiben. Ich wollte Sie bitten, mir ein Buch aus Zollikofers Auction zu erſtehen. Und zwar will ich mich auf ein Hauptbuch, auf Nro. 1578 bis 1583, Leibnitii Opera studio Dutensii, einſchränken. Wenn Sie dieſes für den Preiß bekommen, daß ich den Band umſonſt habe, — allenfalls noch den Buchhändler Rabbat daran gewinne: ſo bin ich zufrieden. Kann ich es wohlfeiler haben, deſto beſſer. Ich kann aber dieſen Ladenpreiß, jetzt, da ich noch von der Stadt entfernt bin, nicht ſelbſt erfragen, und muß alſo Sie bitten, ſich darnach zu erkundigen. Ich habe auf beyliegendem Zettel noch einige Bücher ausgezeichnet, die ich aber nur haben will, wenn ſie ſehr wohlfeil weggehen. Da ich hierin, was Bücherkenntniß und Kenntniß der Preiſe der Bücher betrifft, meine Schwäche bekenne, ſo werden Sie mich verpflichten, wenn Sie vom Profeſſor Reitz, oder Thiermann, wenn er noch lebt, dieſe wohlfeilen Preiſe beſtimmen laſſen. Sind Bücher noch in Buchläden zu haben: ſo nenne ich wohlfeil, die Hälfte der Ladenpreiſe. Ich hatte die Reiſe nach Berlin ſo gut als beſchloſſen. Aber theils hält mich der frühzeitige Winter ab, da mein, gegen Kälte äuſſerſt empfindlicher Körper zu viel dabey leiden würde; theils ſtimmen unſre hieſigen Aerzte und Chirurgen darin über ein, daß mein Schaden am Auge keine Operation erlaubt, in welchem Falle allein ich in Berlin eine ganz vorzügliche Hülfe hoffen könnte, daß er mir aber doch auch mit keiner nahen Gefahr droht, und mir alſo wohl erlaubt, die beſſere Jahreszeit zu erwarten, wenn ich auch noch die Reiſe nach Berlin nöthig fände. Ach, liebſter Freund, auf wie vielerley Weiſe hat nicht der Himmel ſchon meine Geduld geprüft! — Und faſt ſind alle die Uibel, an denen ich gelitten habe und noch leide, von der Art, daß Aerzte und Arzeneyen ihnen wenig abhelfen können. Das Uibel an meiner Naſe iſt augenſcheinlich in dieſer Klaſſe. Und beynahe ſehe ich voraus, daß ich es Zeitlebens werde tragen, und nur froh ſeyn müſſen, wenn es in den Gränzen bleibt, in denen es jetzt iſt. Für jetzt leide ich noch eigentlich wenig; ausgenommen, daß das Auge, wenn ich es durch Leſen oder Schreiben anſtrenge, eher erhitzt wird. — Aber auch das iſt mir nicht gleichgiltig, daß es andern Menſchen unangenehm ins Auge fällt. Die Schule der Geduld iſt eine ſtrenge Schule: aber man lernt doch wirklich etwas darin. Wenn man an Munterkeit des Geiſtes verliert, ſo gewinnt man an Reiſe deſſelben. Und wenn man denn doch zuweilen, troz aller Uibel, die uns drücken, heiter und thätig, auch gemeinnützig, dann und wann ſogar fröhlich ſeyn kann: ſo genießt man eines deſto angenehmern Selbſtgefühls, und findet ſich durch eine gewiſſe Erhabenheit ſeines Geiſtes zugleich ſtärker und glücklicher. Ich bin heute nicht im Stande, Ihnen meine Ideen über das Edikt, und was, nach meinem Urtheile, ein Prediger, der ſo denkt wie Teller, dabey thun ſollte, zu entwickeln. Ich will nur ſo viel ſagen, er hat, nach meinen letzten Nachrichten, das Abkommen mit den geiſtlichen Directoren getroffen, daß er die gewöhnlichen Sonntagspredigten an ſeine Collegen abtritt, und ſich nur diejenigen Sonntage zu predigen vorbehält, wo das Evangelium nichts als Moral enthält. Seine Schrift über das Edikt habe ich geleſen. Von einem Manne wie er, kann nichts ſchlechtes kommen. Aber worauf ich noch begieriger bin, iſt die Antwort des Königs auf die von den fünf Conſiſtorial-Räthen, Spalding, Teller, Dietrich, Büſching und Sack, gemeinſchaftlich entworfenen, und dem Könige ſelbſt, nach erhaltener

Erlaubniß, überreichten Vorſtellungen, dieß Edikt betreffend. Die Vorleſung über Schleſiens Zuſtand, und den Unterſchied der Hauptſtädte von Provinzialſtädten, werde ich Ihnen mit erſter Gelegenheit ſchicken. Adieu.

81.

Breslau *) — —

Daß ich, ſo wie alle Welt, die Werke des verſtorbenen Königs leſe, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Was ihn zuerſt, den königlichen Autor, ſo wie ſeinen Meiſter, Voltaire, unterſcheidet, iſt die Deutlichkeit. Nichts Geſuchtes oder Gekünſteltes im Styl, und doch alles gut geſagt. Doch die Deutlichkeit liegt nicht bloß im Style, ſondern vornehmlich in der Expoſition der Sachen. Ich bin kein Militär; aber ich habe doch nicht Wörter ohne Sinn leſen wollen. Ich habe mir alſo die Charten zu Hülfe genommen, die Petriſchen von Sachſen, die Müllerſchen von Böhmen, und unſern ſchleſiſchen Atlas: und ich muß ſagen, daß ich, mit Hülfe derſelben, dem Könige in al-

---

*) Ohne Anfang und Datum, aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht lange nach dem vorigen Briefe geſchrieben.

len ſeinen Kriegsoperationen habe folgen können. Nur die Nahmen der Oerter verwirren oft den Leſer, da die Herausgeber ſie mit einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit ſo verſtellt und verſtümmelt haben ſtehen laſſen, als ſie im Manuſcripte mögen geſtanden haben. — Auch iſt an andern Druckfehlern kein Mangel. Die Geſchichte der beyden erſten Kriege iſt am vollſtändigſten und ausführlichſten geſchrieben. Beynahe ſollte man es der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges anſehen, daß der erſte Aufſatz des Königs dazu verbrannt iſt, und daß der zweyte flüchtiger, und mehr nach dem Gedächtniſſe gearbeitet worden. Unrichtigkeiten ſind gewiß in Menge darin. Ich ſelbſt habe in den Begebenheiten, die in und nahe um Breslau vorgegangen ſind, deren gefunden. Der, welcher glaubt, daß ein General, der in einer Bataille commandirt, nothwendig der beſte Geſchichtſchreiber derſelben ſeyn müſſe, irrt ſich gewiß. Er überſieht ſo wenig das Ganze, als der geringſte Subaltern. Und der lebhafte Antheil, den er daran nimmt, macht ihn zum ruhigen Beobachter deſſen, was er nicht ſelbſt thut, noch ungeſchickter. Dazu kommt, daß er hintendrein die Sache durch die Nebel ſeiner Leidenſchaften ſieht, und die Vorurtheile, welche er einmahl darüber gefaßt hat, ſchwerer bey ihm ausgerottet werden, weil niemand ſich wagt, ihn belehren zu wollen. So höre ich ſchon, daß Offiziere klagen, dieſem oder jenem General ſey nicht Gerechtigkeit widerfahren; andern ſchreibe der König zu viel Verdienſt zu. Doch da mögen die Herren vom Metier zuſehen. Mir iſt am wichtigſten, was den Charakter des Königs ſchildert, und was mich in den Geiſt unſerer Politik einen Blick werfen läßt. Jener erſcheint auch in dieſen Schriften wirklich groß. Beſonders unterſcheiden ſich zwey Züge in demſelben: daß die allergrößten Verlegenheiten, in die ein Fürſt gerathen kann, Friedrichen nicht muthlos und unentſchloſſen machten; und daß er ſich ſeines größten Glückes mit Mäßigung bediente, und ſich durch günſtige Erfolge nicht über ſeine erſten Abſichten hinausführen ließ. Man zittert mehrmahls für ihn, als für einen Mann, der am Rande des Verderbens ſteht. Aber er denkt nie an das Uebel, er denkt nur an die Rettungsmittel; das iſt die wahre Herzhaftigkeit. Von dem Egoismus, von welchem er ſelbſt frey zu ſeyn glaubte, indem er ſeine Fehler ſowohl, als ſeine wohlgerathnen Entwürfe zu entdecken verſpricht, finde ich ſeine Geſchichte bey weitem nicht ſo ſehr frey, als es bey der Offenherzigkeit, mit der er in einigen Stellen Schwachheiten von ſich bekennt, das Anſehn hat. Er geſteht Fehler; ja! — aber ſolche, die ihm keine Schande machen, wozu ihm andre gerathen haben, die er hintendrein doppelt wieder gut gemacht hat, oder die an andre große Eigenſchaften grenzen: hingegen verſchweigt er diejenigen, die er wider den Rath

Anderer begangen hat, und die ſonſt in andern Rückſichten größer ſind. Immer iſt er doch, nach ſeinem eignen Gemählde — unter ſeinen Zeitgenoſſen der gröſte, überſieht ſie alle, hat allein immer die rechten Abſichten, den beſten Plan; und wenn er zuweilen das Unrechte gewählt hat, ſo iſt es gemeiniglich bloß, weil er Andern nachgibt. Seine Neigung, die lächerliche Seite der Menſchen zu faſſen, geſteht er ſelbſt, und ſie iſt auf allen Blättern ſichtbar. So viel auch weggelaſſen ſeyn mag; ſo würde doch ein mehr bedenklicher Miniſter, als unſer Herzberg iſt, noch mehr abgeſchnitten haben. Der Spiegel, der den Großen Europa's hier von einem ihres gleichen vorgehalten wird, zeigt keinen in einer ſchönen, viele in einer ziemlich verächtlichen Geſtalt. — Ein anderer Charakter, der am Könige nicht verkannt werden kann, iſt der eines wirklich denkenden Kopfs. Er überlegt alles, er beſieht ein Object von allen Seiten; er weiß bald ſeine Beobachtungen zu Grundſätzen zu erheben; er verbindet die entfernteſten Ideen, und ſchließt aus den Datis mit einer gewiſſen Sicherheit, die auch oft Wahrheit iſt. — Noch muß ich eine Eigenſchaft von ihm erwähnen, die ihn ſehr glücklich machte, ſo wie ſie viel zu dem Glücke ſeiner Unternehmungen beytrug. Er ſah alles roſenfarben. Er glaubte ſehr leicht, reuſſirt zu haben, und deßwegen gelang ihm vieles wirklich: denn er unternahm alles mit der Stärke und Beharrlichkeit, die aus dem Selbſtvertrauen, und dem Vertrauen auf ſein Glück entſteht. Nirgends iſt dieſes Talent, die Sache zu ſehen, wie man ſie wünſcht, ſichtbarer, als in dem Stücke des fünſten Theils, wo er von den, nach dem ſiebenjährigen Kriege, im Civil und Militär gemachten Verbeſſerungen redet. Er ſah allenthalben den Schaden, fand die Heilmittel, und ſtellte die Sachen her. An keiner Vollkommenheit arbeitete er, die er nicht erreicht. Wir, die wir im Lande ſelbſt leben, ſehen zwar noch viele Dinge in eben der Verfaſſung, in welcher er ſie fand, da er ſie tadelt. Aber Auswärtigen muß unſer Staat ganz durch ihn umgeſchaffen erſcheinen. So ſchien er ihm ſelbſt. Und wie glücklich mußte nicht ein Monarch ſeyn, dem ſeine innere Adminiſtration, nach ſeiner Meinung, ſo vollkommen gelungen war! Von Mirabeau, den ich auch angefangen habe zu leſen, im nächſten Briefe *). Ihr Freund.

---

*) Garve meint unſtreitig das Werk: De la Monarchie Prussienne. Ein ausführliches Urtheil kommt nicht vor.

82.

Ohne Datum, aber wahrſcheinlich zu
Ende des Jahres 1788.

Liebſter Freund,

Eine Flußkrankheit hat mich abgehalten, Ihren gütigen Brief eher zu beantworten. Der Winter iſt, wie Sie wiſſen, von je her eine ſchlimme Jahreszeit für mich geweſen: und er nagt alle Jahre immer mehr von meinem Leben, und meiner Geſundheit weg. Innerlich und äußerlich werden dadurch die kranken Theile meines Körpers kränker. Niemand hätte mehr Urſache gehabt, als ich, die mittäglichen Theile von Europa aufzuſuchen. Unter dem milden Einfluſſe der Sonne, und einer ſanfterwärmten Luft gedeihen auch alle Früchte des Geiſtes beſſer. Oder, wenn man auch in den Treibhäuſern unſers Nordens etwas zur Reife bringt: ſo iſt es doch immer mit vieler Mühe, Anſtrengung und Kunſt. Der Witz, die Wiſſenſchaften und die Schriftſtellerey, auf Griechiſchem und Aſiatiſchem Boden entſproſſen, gehören auch dahin, und ſind in ähnlichen Climaten zu Hauſe. In unſere Gegenden verpflanzt, haben ſie wenigſtens die Menſchen, welche ſich damit abgegeben, nicht ſo glücklich gemacht, als ſie an ſich thun könnten, weil ſie vielen davon zur Urſache eines ſiechen und kränkelnden Lebens geworden ſind. Doch ich gebe viel, leicht mit Unrecht meiner Landesart Schuld, was bloß meiner perſönlichen Conſtitution zuzuſchreiben iſt. Soviel iſt gewiß: für mich, ſo gebaut, wie ich bin, war kein anderes Mittel glücklich zu leben, als immer in eine angenehme Frühlingsluft eingehüllt zu ſeyn. Luft iſt mehr meine Nahrung, meine Arzeney, mein Stärkungsmittel, als das, was ich eſſe und trinke. — Da es aber eine ſolche beſtändige Temperatur entweder auf Erden nirgends, oder doch bey uns nicht gibt: ſo iſt weiter nichts zu thun, als was die Mexikaner, wie es heißt, ihren Kindern vorſagten, — zu leiden, und ſtille zu ſchweigen.

Ich komme auf ihre gütigen Beſtellungen. Ich danke Ihnen dafür recht ſehr. Die Preiſe ſind gewiß, nach der Proportion der Ladenpreiſe, nicht hoch. — Ich habe zur Bezahlung derſelben die Summe beſtimmt, die mir Herr Korn noch von dem Honorarium einer zweyten Ausgabe der Uiberſetzung des Cicero und der Vermehrungen ſchuldig iſt. Ich erwarte dieſelbe mit großer Gewißheit noch in dieſem Monathe. Und ſobald ich ſie habe: werde ich die auf dem Auszuge bemerkte Summe ſogleich durch die Müllendorfiſche Handlung in Leipzig anweiſen laſſen. Sollte Herr Korn mit ſeiner Zahlung ausbleiben, ſo werde ich bis Ende des Jahres doch meine Schuld berichtigen: und ſelbſt wenn dieſer Aufſchub, nach den Geſetzen der Auction zu lang ſeyn ſollte, ſo werde ich, ſobald Sie mir ſolches berichten, Rath ſchaffen. — Herr Göſchen thut mir einen Gefallen, wenn er die Bücher bis dahin bey ſich in Verwahrung behält, und ſie mir ſodann durch ſeinen Fuhrmann, bey gutem Wetter und Wege zuſchickt. — Ich habe von Herrn Göſchen gehört, daß er ſich auch mit Franzöſiſchen und Engliſchen Beſtellungen abgiebt, und daß er dieſelben vorzüglich gut und prompt beſorgt. Ich bin zuweilen, wenn ich Franzöſiſche oder andre ausländiſche Sachen zu haben wünſche, in großer Verlegenheit. Korn, der die meiſte auswärtige Correſpondenz hat, auch am meiſten Franzöſiſche Bücher zugeſchickt erhält, vergißt leicht, was man ihm aufträgt, und für wen er das Buch verſchrieben hat. Die andern Buchhändler, Löwe z. B., haben nicht genug Correſpondenten, werden ſchlecht verſorgt, weil ſie nicht genug abnehmen. — Wenn alſo Göſchen ſo ein Mann iſt, der mit Thätigkeit Genauigkeit verbindet und billig iſt: ſo werde ich ſolche auswärtige Beſtellungen gern durch ihn machen.

Von dem Buche, das Sie mir rühmen *), und das hier noch kein Buchhändler kennt, geſchweige hat, habe ich nun die Recenſion in der Literatur-Zeitung, flüchtig, (weil ich nicht wohl war), durchgeleſen. Es ſcheint mir eine Idee zu ſeyn, die ziemlich mit meiner übereinkommt. (Sie wiſſen

---

*) Vogt, über die europäiſche Republik. Frankfurt am Mayn. 1787.

wohl, die liebe Eigenliebe macht, daß wir immer, was in Andrer Schriften Gutes iſt, mit unſern eignen Gedanken vergleichen). Auch ich glaube, daß alle Europäiſchen Chriſtlichen Staaten ſchon jetzt in einer gewiſſen Verbindung mit einander ſtehen, die ſie zu beſondern Pflichten gegen einander auffordert, die aus dem bloßen Völkerrechte nicht herzuleiten ſind, wenigſtens um deſſelben willen nie würden reſpectirt worden. Auch ich glaube: daß ein Chriſtlicher Europäiſcher Souverän in unſerm Jahrhunderte ſich bey ſeiner Politik das Wohl von ganz Europa zur Abſicht machen muß, (verſteht ſich, ſo wie der Privatmann das Beſte des Staats, indeß er zunächſt für ſeine und der Seinigen Erhaltung ſorgt). Dieß iſt der Hauptpunct, um den ſich meine ganze Abhandlung dreht. Wenn man dieß nicht darin gefunden hat, ſo habe ich mich ſchlecht ausgedrückt, oder die Hauptſache durch Nebenſachen verdunkelt. — Was jenen Autor betrifft, ſo kann ich dieſe ſeine Hauptidee nicht anders als billigen und preiſen. — Was aber die Ausführung betrifft, ſo ſcheint ſie mir, nach der gegebenen Probe, mehr deklamatoriſch als unterſuchend zu ſeyn. Die Züge ſind allzu entſcheidend, zu ſcharf abgeſchnitten. In der Natur gibt es lauter Nüancen. In ſeinem Gemählde iſt Philipp der Zweyte ein Teufel, Heinrich der Vierte ein Engel. In der Geſchichte ſind es zwey ehrgeizige Menſchen, deren Ehrgeiz eine verſchiedene Wendung genommen hat;

jener von einer finſtern, dieſer von einer fröhlichen Gemüthsſtimmung; jener in einer bigotten, dieſer in einer freyen denkenden Religion erzogen; der eine im Umgange der Läger und Feldzüge gewöhnt, ſich Andern gleichzuſtellen, und Andre als ſeine Freunde zu betrachten, der andre nur zur ſteifſten Repräſentation der Hoheit gewöhnt, und aller der Tugenden beraubt, die aus der Geſelligkeit entſpringen. Doch der Eindruck des Ganzen kann ſo beſchaffen ſeyn, daß dem Recenſenten auch die einzelnen Stellen ſchöner vorgekommen ſind, als ſie dem Leſer erſcheinen, der ſie abgeriſſen ſieht. Wenn es nicht zu begehrlich ſcheint, ſo bitten Sie ſich doch noch von der Reichiſchen Handlung ſechs bis acht Exemplare von Zollikofers Charakter für mich aus, die mir Göſchen mit den erſtandenen Büchern einpacken mag.

83.

Den 18ten Januar 1789.

Liebſter Freund,

Ob ich gleich, ſeit einiger Zeit, in Kummer und Sorgen geweſen bin, ſo habe ich doch noch genug Freyheit des Geiſtes behalten, um mich mit meinen Freunden, wenn ihnen etwas angenehmes wiederfährt, freuen zu können. So haben Sie dann endlich einen angenehmen ländlichen Wohnſitz, ſo wie Sie ſich ihn immer wünſchten, und zugleich eine anſehnliche Vermehrung ihres Eigenthums erhalten. Dieſes Gut konnte Ihnen nicht zu Theil werden, ohne vorher einen Verluſt zu leiden, der Sie, und noch mehr Ihre liebe Frau gewiß ſehr wird geſchmerzet haben. Ich nahme an Ihrer Betrübniß, ſo wie an Ihrem Glücke Theil. Der Himmel erhalte nun den jetzigen Erbherrn auf Stötteritz recht lange, laſſe ſeine Geiſtesproducte, die er daſelbſt hervorbringen wird, ſo wie ſeine Feldfrüchte gedeihen; ſchenke ſeiner kranken Frau und Tochter eine beſſere Geſundheit, und mir das Vergnügen, ihn noch einmahl auf dieſen ihm jetzt zugehörigen Fluren zu begleiten. Was mir fehlt, werden Sie ohngefähr daraus ſchließen können, daß eine fremde Hand dieſen Brief ſchreibt. Ich kann mein Auge nicht brauchen. Und es iſt nicht das Auge ſelbſt, welches krank iſt, ſondern der Ihnen ſchon bekannte Schaden an meiner Naſe hat ſich leider bis in den Augenwinkel ausgebreitet, und ergießt nun ſeine unreine Feuchtigkeit über das Auge. Die ſtrenge Kälte, und eine übel ausſchlagende Cur machte kurz vor Weihnachten den Schaden ſehr ſchlimm. Ach lieber Freund, ich habe einige ſehr kummerhafte Tage gehabt! Das Werkzeug aller ſeiner Thätigkeit angegriffen zu ſehen, und doch niemanden zu finden, der das Uibel auch nur recht kenne, geſchweige ihm abzuhelfen wiſſe; dabey am ganzen Körper ſchwach und kränklich zu ſeyn; neben einer alten Mutter von zwey und ſiebenzig Jahren, deren wankende Geſundheit mich ihren Verluſt früher oder ſpäter befürchten läßt: dieß iſt wirklich ein Zuſtand, der wohl das Gemüth beunruhigen kann. Gottlob, ich habe demſelben nicht untergelegen, und noch alle Tage einige Augenblicke von Heiterkeit und ſogar angenehmer Beſchäftigung gehabt. Noch iſt der Noth nicht abgeholfen; aber ſie iſt vermindert. Ich habe das ſchadende Mittel weggeworfen, habe einen alten Arzt und eine alte Curart wieder vorgenommen, von der ich weiß, daß ſie zwar nur palliativ, aber unſchädlich iſt. In der That iſt auch mein Auge nicht mehr ſo entzündet, und das Uibel wird ohngefähr in den alten Grenzen gehalten. Gott allein weiß; was mir noch bevorſteht. Er erhalte mir nur wenigſtens den zum Denken freyen Geiſt, den ich bisher gehabt habe. Ich weiß, Sie werden gute Wünſche für mich thun, und mehr kann ich kaum von meinen Aerzten ſelbſt erwarten.

Ich danke Ihnen für die freundſchaftliche Bemühung wegen meiner Inſtrumente. Ich muß mein ſchlechtes Gedächtniß anklagen, daß ich von der Berechnung Zollikofers nichts geſchrieben habe, von der ich in dieſem Augenblicke nichts mehr wußte.

Ihre literariſchen und andern Nachrichten, ſind mir in meinem jetzigen Zuſtande doppelt willkommen.

Ich kann ſie Ihnen wenig erwiedern. Zu uns kömmt alles ſehr ſpät, und ich leſe jetzt wenig. Archenholz und die neulich von Ihnen gedachte Europäiſche Republik iſt noch in keinem hieſigen Buchladen. Der Schriften über das Religions-Edikt fange ich nach gerade an, überdrüſſig zu werden. Nur mit dem Commentar will ich noch eine Ausnahme machen, weil Sie ihn für etwas Merkwürdiges zu halten ſcheinen. Vom Mirabeau kann ich Ihnen etwas mehr ſagen, da ich ihn bis zur Hälfte des vierten Theils geleſen habe. Der Autor ſcheint mir ſo verächtlich nicht, als er durch einige flüchtige, frühere Producte in den Augen Vieler geworden iſt. Der Fehler der Flüchtigkeit, der Einſeitigkeit, der Dreiſtigkeit in Behauptung halb bewieſener Sätze, iſt auch hier unverkennbar. Und in der That läßt ſich ein vollkommenes Werk über einen ſo weitläuftigen Gegenſtand in einer ſo kurzen Zeit nicht ſchreiben. Irrthümer finden ſich gewiß auf allen Seiten, und ich habe ſelbſt deren mehrere entdeckt. Wer aber leugnen wollte, daß Mirabeau ein denkender Mann ſey, daß er einen eiſernen Fleiß habe, daß er mehr Teutſch verſtehe, und mehr teutſche Bücher geleſen habe, als die meiſten ſeiner Landsleute; daß endlich ſein Werk, mit allen ſeinen Fehlern, unterrichtend und nützlich ſey: der wäre ungerecht. Es iſt gut, daß man die Medaille auf der andern Seite ſehe. Und wenn gleich nicht bewieſen iſt, daß das Syſtem der allgemeinen Handlungsfreyheit auf alle Staaten paßt, ſo ſind doch die Mißbräuche, die man von dem gegenſeitigen Einſchränkungsſyſteme gemacht hat, ſo groß, daß man dem Schriftſteller, der dagegen auftritt, wohl einige Uibertreibungen verzeiht. Gewiß hat auch Mirabeau einige nicht unwichtige Beyträge aus Berlin und Braunſchweig erhalten.

Wie kommts, daß Dumas mir nicht geantwortet hat? Mein Brief war eine ſo freundſchaftliche Ergießung meines Herzens, daß ich hoffte, er würde ſie bald erwiedern. Was machen Dörrien und Huber, zwey Leute, die ich ſchätze und liebe, und von denen ich nicht gerne vergeſſen ſeyn möchte? Wenn es nicht unſchicklich iſt, die Zahlung meiner erſtandenen Bücher bis zu der Oſtermeſſe zu verſchieben: ſo wäre es mir, wegen der vielen Ausgaben in dieſem Winter, lieb. Die Bücher mögen alsdann auch bis dahin bey Herrn Göſchen bleiben. Leben Sie wohl, und bleiben Sie immer der Freund Ihres ꝛc.

84.

Breslau, den 20. May 1789.

Soll ich denn auch des Umgangs meiner abweſenden Freunde beraubt werden, nachdem ich ſo lange von dem mit meinen gegenwärtigen ausgeſchloſ-

ſen

ſen geweſen bin? Sie ſchreiben mir gar nicht mehr, liebſter Freund! Sind Sie vielleicht ſelbſt krank? oder häufen ſich Ihre Geſchäfte und Verbindungen immer mehr? Doch vielleicht iſt, indem ich dieß ſchreibe, ſchon ein Brief von Ihnen an mich unterweges, den mir die zurückkehrenden Meßkaufleute mitbringen werden. Möchte er mir doch ſagen, daß es Ihnen beſſer, viel beſſer geht, als mir. Und ich hoffe es, Sie werden Ihr ſchönes, und nun Ihr eignes Stötteritz oft beſuchen, und im Kurzen bewohnen. Ich bin für dießmahl in die Stadt eingeſchloſſen: eine große Entbehrung für mich, und zu der ich ſchon ſeit mehreren Jahren nicht gewöhnt war. Aber unter den Händen des Chirurgus, unter welchen ich noch immer bin, kann ich mich nicht weit von meiner Stadtwohnung entfernen. — Sie ſind nach meinen Wünſchen und Erfahrungen geſund, und fähig, allen Ihren Verrichtungen obzuliegen. Ich bin, in Abſicht aller meiner Uibel, innerer und äußerer, immer auf dem alten Flecke, und werde durch beyde ſehr in allen meinen Arbeiten geſtört. — Sie, als ein fleißiger Mann, wiſſen, was das für ein Uibel ſey, wenn man gezwungen iſt, müßig zu gehen. — Meine Lectüre iſt ſehr eingeſchränkt, und die Schriftſtellerey liegt faſt gänzlich danieder. Wie wohlthätig wäre es für mich, wenn ich jetzt den Kreis von beleſenen, und zugleich denkenden Freunden um mich hätte, in dem Sie leben, und zu dem Sie gehören; die mir die Reſultate ihrer Lectüren mittheilten, und dafür mit irgend einem Gedanken, der mir dabey einfiele, vorlieb nähmen, der mir aber ſelbſt ohne dieſen ihren Beyſtand nicht gekommen ſeyn würde. — Das Einzige, wodurch ich merke, daß ich noch unter die Gelehrten gehöre, iſt, daß ich alle Augenblicke eine Aufforderung bekomme, an irgend einem Journale mitzuarbeiten. Die Frucht davon iſt, daß ich unnützes Porto bezahle, einige höfliche Formeln ausdenke, um meine Weigerung einzukleiden, und allenfalls Ihnen und Ihrem Bedienten die Mühe mache, meine Antwort zu beſtellen. Ein Fall der Art ereignet ſich gleich heute. Herr Boie, ſonſt ein mir von einer guten Seite bekannter Mann, will das Muſeum erneuern, und ſchreibt alſo, wie es ſcheint, die gewöhnlichen Circulare. Wenn ich könnte, ſo hätte ich nichts dagegen, auch im Muſeum einen Aufſatz von mir gedruckt zu ſehen: aber ich kann nicht. Und nun ſollen Sie, lieber Freund, die Aufſchrift ergänzen, (denn ich weiß Herrn Boies rechten Titel nicht,) und Ihr Bedienter ſoll den Brief an Herrn Göſchen abgeben. — Leben Sie wohl; und wenn Sie auch nicht an mich ſchreiben, aber nur nicht aufhören, mich zu lieben: ſo iſt ſchon zufrieden Ihr ꝛc.

85.

Breslau, den 10. Jun. 1789.

Liebſter Freund,

Wenn ich einen Brief nach Sachſen ſchreibe, ſo muß ich auch an Sie mitſchreiben. Wenn Freunde einander auch nicht immer etwas zu ſagen haben: ſo iſt es doch beſſer, ſie ſehen einander oft. Die Verbindung bleibt ununterbrochener; und die Theilnehmung, auf welcher die Freundſchaft beruht, kann vollſtändiger ſeyn. Mein Zuſtand iſt ziemlich derſelbe: und was dieſen Sommer auszeichnet, iſt, daß ich in der Stadt bleiben muß. Mein Studiren iſt unbedeutend, und deſſen, was ich dadurch hinzulerne, noch weniger. Nur Gottlob, meine Denkkraft und mein Nachdenken bleiben mir noch, und ich wende ſie vornehmlich auf mich an. Wenn mich die Eigenliebe nicht verblendet, ſo komme ich in dieſer Laufbahn der Selbſtberuhigung, der richtigen Schätzung der Dinge, der gelaſſenen Aufopferung oder Ertragung deſſen, was Natur und Vorſehung mir verſagen oder auflegen, etwas weiter. Schenkt mir der Himmel wieder mehr Kräfte: ſo wird dieſe Uibung auch für meine Wiſſenſchaft nicht verloren ſeyn.

Ich begreife nicht, welche Rechtsformalitäten bey der Uibernahme eines ererbten Eigenthums nöthig ſeyn können. Doch, ſo beſchwerlich jene ſind, ſo angenehm iſt es doch, ein Eigenthum zu haben. Wäre der Garten, welchen ich voriges Jahr bewohnte, mein eigen geweſen: ſo dürfte ich den Sommer nicht in der Stadt ſchmachten. Auch das iſt einer der größten Vortheile dabey, daß man Freunde darin aufnehmen kann. Nachdem man ſelbſt ſchon der Annehmlichkeiten eines ſolchen Aufenthalts gewohnt iſt, erneuern ſie ſich wieder, wenn ein Freund kommt, der ſie noch nicht genoſſen hat, und dem es bey uns wohlgefällt. Wir leben halb in andern Menſchen; wodurch wir dieſe vergnügen können, das vergnügt uns zugleich mit. Ihr Stötteritz iſt Ihnen gewiß dieſen Sommer um einen Theil lieber, da Sie der braven Tellerſchen Familie daſelbſt einen Erhohlungsort gewähren können. Die Landleute werden im Sommer aufgeſucht, die Stadtleute werden geflohen: ſchon deßwegen wünſche ich mir eine Wohnung auf dem Lande.

Die Bücher von Zollikofers Auction habe ich noch nicht, aber ich erwarte ſie. Den Monboddo und die Introduction to the history of the Dutch Republic auf meine Unkoſten kommen zu laſſen, dazu iſt mein Beutel zu klein, und der Werth dieſer Bücher für mich zu ungewiß. Ich hoffte ſie vielleicht in Leipzig bey reichern Liebhabern der engliſchen Litteratur zu finden, die ſie mir auf einige Zeit würden zukommen laſſen. Reitzens Nahmen habe ich mit Freunden im Meßkatalog geſehen, obgleich unſre Buchhändler von dem Buche ſelbſt *) noch nichts wiſſen wollen. Ich habe für den Mann immer noch eine zärtliche Achtung, weil ich weiß, daß er die Ehrlichkeit ſelbſt iſt, und ehedem gewiß mein Freund war. Ich habe mir aus dem Meßkatalog eben nicht viel ausgezeichnet. — Des Abts Barthelemy Voyage du jeune Anacharsis ſcheint in gewiſſer Betrachtung das merkwürdigſte Buch zu ſeyn. Doch wird man, wie in allen ſolchen Werken, ſehr viel Bekanntes wiederhohlt leſen müſſen. Dieß verleidet endlich Studium und Leſen, auch beſonders in der Philoſophie. In der Geſchichte kommt noch hinzu, daß gewiſſe Dunkelheiten und Lücken durchaus nicht aufzuklären und zu ergänzen ſind: und dann von Schriftſtellern, die gefallen wollen, nur mit Worten und ein wenig Beredtſamkeit überkleiſtert werden. Das, was jedermann weiß, wird bis zum Eckel wiederhohlt; das Unbekannte wird ſelten aufgeklärt. In dieſer Abſonderung deſſen, was man weiß, von dem, was man nicht wiſſen kann, hat Heyne das größte Verdienſt in der alten Geſchichte und Literatur. — Jetzt iſt auch an den franzöſiſchen Hof die Reihe gekommen. Die Memoires der Gräfinn la Motte geben ein ſcheußliches Bild von den Hauptperſonen, die dort eine Rolle ſpielen. Aber wer weiß, wie viel davon wahr iſt? — Leben Sie

---

*) Accii Plauti Rudens.

wohl, und grüſſen Sie mir den Rath Teller auf das freundſchaftlichſte.

86.

Breslau, den 8. September 1789.

Liebſter Freund,

Wenn Sie über die zu häufigen Zerſtreuungen klagen, die Ihnen Fremde und Beſuche verurſachen, ſo möchte ich beynahe über den Mangel daran klagen. Zwar auf dem Lande liebe ich die Ruhe, und bin mit dem Umgange weniger Freunde zufrieden; weil mir die Natur genug Unterhaltung und Abwechſelung anbiethet. Aber in der Stadt, wo dieß fehlt, da artet ein ruhiges Leben zu ſehr in ein einförmiges und freudenleeres Leben aus. — Anhaltende Geiſtesarbeit kann zwar dem denkenden Manne, dem Freunde der Wiſſenſchaft und der Wahrheit, die Stelle von allem erſetzen. Aber wer hält dieſe lange aus? Ich wenigſtens nicht mit meinem längſt geſchwächten Körper, meinem jetzt auch geſchwächten Auge. Dabey, liebſter Freund, iſt es nicht auch etwas werth, ſich ſo, wie Sie wirklich in dem Falle ſind, von vielen am Orte Lebenden und Auswärtigen geliebt und geachtet zu ſehen? Freylich kommen zehn unbedeutende Beſuche vielleicht für einen recht intereſſanten. Aber dort üben Sie Pflichten der Menſchenliebe aus, und hier genießen Sie die Belohnung davon. Was die rechtlichen und ökonomiſchen Geſchäfte anbetrifft: ſo bin ich mehr mit Ihnen einſtimmig, dieſe für eine Beſchwerde zu halten. Noch immer muß ich mir einigen Zwang anthun, wenn ich auch in meinen kleinen Angelegenheiten an dieſelben gehen ſoll; und es iſt allerdings eine große Erleichterung für mich, daß der Himmel bisher meiner Mutter ihre Geſundheit und ihre Gemüthskräfte ſo weit erhalten hat, daß ſie hat das Einzelne davon übernehmen können. — Auch ich wünſchte jetzt doppelt, Ihnen näher zu ſeyn, da ich auf Ihrem Eigenthume mit Ihnen des Landlebens genießen könnte. — Meine Standhaftigkeit und meine Geduld, die Sie nur allzuſehr rühmen, ſcheitern oft bey kleinen Uibeln, nachdem ſie größere ertragen haben. Ich kann den Schmerz oft eher überwinden, als den Mangel von Vergnügen ertragen. Ich will, wenn ich nicht leide, lebhaft und angenehm beſchäftigt ſeyn. Und da mir dazu oft die Kräfte, manchmahl die Mittel fehlen: ſo bin ich dann in Gefahr, am meiſten über mein Schickſal zu murren, wenn ich am wenigſten angeben kann, was mir eigentlich fehlt. — Daß ich nicht habe aufs Land gehen können, macht für dieſen Sommer einen großen Strich durch alle meine Rechnungen. Dafür habe ich zwar die Beruhigung, daß mein Uibel am Auge nicht nur nicht ſchlimmer geworden iſt, ſondern auch, nach der Verſicherung meiner Aerzte, ein beſſeres Anſehn gewinnt. Ja, billig ſollte ich, zufrieden mit dieſer ſo weſentlichen Verbeſſerung meines Zuſtandes, die übrigen Mängel deſſelben deſto gelaſſener ertragen. Leider aber ſtimmt das Herz nicht immer ein, wenn auch der Verſtand ſeine Entſcheidung gegeben hat. Sobald man etwas von Gefahr oder Schmerz frey iſt, fängt man an, wieder lebhafter nach Genuß zu begehren. Das Philoſophiren über ſeine Thorheiten und Schwächen iſt zwar nicht eine radicale Cur, aber doch ein Palliativ derſelben: und ich danke dem Himmel, daß er mich mit einer Doſis dieſes Hülfsmittels verſehen hat.

Eben habe ich einen Beſuch erhalten, der mich auch an Sie lebhafter erinnert hat. Ein Sohn des Profeſſor Oeſer, der ſich in Dresden aufhält, iſt mit einem gewiſſen Advocaten Nauweck, auch aus Dresden, eben von mir gegangen. Sie haben unſer Gebirge bereiſet, und wollen nun durch das platte Land nach Hauſe gehen. Oeſer ſcheint mir ein ganz artiger Menſch zu ſeyn. Von ſeinen Künſtler-Talenten werden Sie mir mehr Nachricht geben können. Ich höre, ſein guter, alter Vater iſt noch immer wohl; und ſeine jüngſte Schweſter iſt an Geiſern verheirathet. Hat der Mann doch ein ſo gewiſſes Brot, um eine Familie ohne Sorgen ernähren zu können?

Die Bücher aus der Auction Zollikofers habe ich richtig erhalten. Zu meinem Leidweſen habe ich geſehen, daß Dutens das wichtigſte beynah von Leibnitzens Werken, das, welches Raspe herausgegeben, nicht mit in ſeine Sammlung aufgenommen hat. — Die Carlsbader Curgäſte werden nun wohl wieder zurück ſeyn. Möchte doch ihre liebe Frau ſowohl, als der gute Fritz, mit geſtärkter Geſundheit zurückgekommen ſeyn! Aber wie ſteht es mit Ihrer kranken Tochter? haben Sie nicht für gut gefunden, ſie von neuem das Carlsbad brauchen zu laſſen? An den Ausſichten Ihres lieben Sohnes nehme ich Antheil, wie an allem, was Sie betrifft; — aber keinen mehr an allen Schriften, die über und wider Stark herauskommen. Ohne vollſtändige Aufklärung von irgend einer Seite, iſt es wahrer Zeitverluſt, wenn man halb bewieſene Anklagen, und eben ſo unvollſtändige Rechtfertigungen, die auf einander ununterbrochen folgen, durchſtudiert, und am Ende von der Sache nichts erfähret, über die Perſon nur dunkle und zweydeutige Begriffe erhält. — Auf die Reiſen des Anacharſis warte ich noch immer. Nur fürchte ich, daß es mit dieſem Werke, wie mit mancher allzu ſehr geprieſenen und erwarteten neuen Bekanntſchaft, gehen wird. — Daß es gut geſchrieben iſt, daß es die Nachrichten aus der intereſſanteſten Periode Griechenlands durch eine ſehr wohl ausgedachte Fiction vereiniget: das iſt ſchon ein wahres Verdienſt. Aber es muß auch nicht zu bekannte Dinge allzu weitläuftig ſagen; es muß neue Aufſchlüſſe geben; — oder es wird durch ſeine Länge ermüden. — Heidenreichs Spinoza habe ich geleſen; und ich glaube allerdings, daß man ihn nach dieſem Buche für einen denkenden, ſcharfſinnigen jungen Mann erkennen muß. Aber ich geſtehe doch aufrichtig, ich bedaure jeden guten Kopf, der ſich ſo früh in dieſes Labyrinth metaphyſiſcher Spitzfindigkeiten einläßt, in welchem alles ſo dunkel iſt, daß das Wahre vom Falſchen, das Unnütze von dem Brauchbaren gar nicht mehr unterſchieden werden kann. Ich ſehe auch ganz deutlich, oder ich glaube zu ſehen, daß er noch nicht ganz auf ſeinen eigenen Füſſen ſtehe, ſondern durch den Geiſt des Zeitalters, oder durch einige Aufſehen machende Schriften in demſelben, geleitet wird. In der Art, wie er ſeine Begriffe entwickelt, billige ich vieles. In ſeine Begriffe ſelbſt kann ich großentheils durchaus nicht einſtimmen. Es iſt, wie mich dünkt, ein Wortſpiel, ein Weſen ohne Bewußtſeyn und Gedanken, Gott nennen zu wollen; es heißt des geſunden Menſchenverſtandes ſpotten, wenn man von Dankbarkeit und Verehrung gegen eine blinde Nothwendigkeit, oder gegen ein Weſen, das durch ſolche zum Wirken beſtimmt wird, redet; es ſcheint mir ſogar ungereimt, das Denken als eine Unvollkommenheit zu betrachten.

Sobald ich vom Empfinden, Denken, und von den Weſen, die deſſen fähig ſind, abſtrahire, ſo weiß ich gar keinen Unterſchied mehr unter den Dingen, um deßwillen ich einem vor dem andern den Vorzug gäbe.

Noch weniger kann ich mich in die Art finden, wie der Verfaſſer im zweyten Geſpräche die Offenbarung begründen will, nachdem er im erſten, Gott, oder das was ich Gott nenne, deſtruirt hat. — „Die Gottheit, die nicht denkt noch will, befiehlt mir, weil ich mir von überſinnlichen Dingen, alſo von Gott, vermöge der Natur meines Verſtandes, gar keinen Begriff machen kann, dieſen Begriff zu machen, wie ihn die Bibel enthält, weil er der vortheilhafteſte für mich iſt.“ Dieß iſt eine Combination von Wörtern, wovon ich den Sinn nicht faſſen kann.

Uiberhaupt iſt in den neueſten Zeiten unſre Metaphyſik ſo hoch geſtiegen, daß mein ſchwaches Auge dieſe Höhen nicht erreichen, und mein Fuß nicht hinanklimmen kann. Wenigſtens ſehe ich nichts, als Nebel, wo meine Führer mir die herrlichſten Ausſichten verſprechen. Geht das menſchliche Geſchlecht wirklich auf dieſem Wege fort, (zu welchem die beſſern jungen Köpfe viel Neigung zu haben ſcheinen;) ſo muß das Ende davon ſeyn, daß man ganz aufhört, von Gott und der Seele zu reden, weil man gar nichts mehr davon weiß. Dann wird wenigſtens ein Vortheil herauskommen, die Befreyung von dieſen läſtigen und anſtrengenden Speculationen, die ſich ohne einen einzigen klaren, tröſtlichen Begriff endigen. — Indeſſen, wenn das, was ich bis jetzt noch für Wahrheit halte, Wahrheit iſt: ſo werden auch neue Stützen dafür gefunden werden; oder die Menſchen werden lernen, ſich mit einem gewiſſen Grade von Wahrſcheinlichkeit zu beruhigen. Wenigſtens iſt ſoviel gewiß, daß, wenn ſie darüber hinausgehen, ſie eben ſo wenig Befriedigung von denen erhalten, welche die bisherige Vorſtellungsart beſtreiten, als von denen, die ſie vertheidigen. Dieſe denken wenigſtens menſchlicher, d. h. verſtändlicher: jene wollen übermenſchlich denken, d. h. ſie denken gar nichts.

Dieſes mein Urtheil, das ich bloß einem Freunde anvertraue, bitte ich Sie deßwegen bey ſich zu behalten, weil ich dadurch weder die Achtung gegen einen jungen Mann vermindern, noch mich ſelbſt compromittiren wollte. Letzteres würde geſchehen, wenn ich ſo entſcheidend über die Reſultate ſpräche, ohne meine Gründe vollſtändiger entwickelt zu haben.

Ich erwarte, wenigſtens durch Meßgelegenheiten, ausführliche Nachrichten von Ihnen, und von den Perſonen und Sachen, die Sie eben itzo am meiſten intereſſiren. Verſetzen Sie mich, ſo viel Sie können, in Ihre Gegenwart, da ich ſo lange des Vergnügens, wirklich um Sie zu ſeyn, entbehren muß. Ich bin von Herzen Ihr Freund.

87.

Breslau, den 24. Sept. 1789.

Liebſter Freund,

Mit ein Paar Worten will ich nur noch den Brief an Volkmann begleiten, den ich Sie zu beſtellen bitte. Sie haben doch meinen neulichen Brief, in welchem einer an Thümmeln lag, bekommen? Der, welcher Ihnen dieſen Brief einhändigt, wird Ihnen zugleich das Buch übergeben. welches Reizen gehört, und welches Sie ihm, mit vielem Danke von meiner Seite, wieder zuſtellen ſollen. Wenn er es mir aber entweder ſelbſt ablaſſen wollte, (und in dieſem Falle wieder mit den Buchhändlern zurückſchicken) oder mir daſſelbe in Leipzig aufſuchen und verſchaffen könnte, ſo würde ich ihm Verbindlichkeit haben. — Ich verſpare ihm zu ſchreiben, bis ich eine Anzahl von Anfragen, die ich über den Ariſtoteles zu thun habe, werde aufs Reine gebracht haben. Iſt ſeine Carlsbader Reiſe ihm gut bekommen? Iſt ſein Rudens Plauti zu haben? — denn unſre Buchhändler wiſſen davon noch nichts. Verſichern Sie ihn meiner aufrichtigen Freundſchaft. Herr Göſchen hat mir neulich eines Herrn von

Meyer Diſſertation über die Vergleichung des Achäiſchen, Helvetiſchen und Belgiſchen Bundes geſchickt; und ich wollte die vom Herrn von Meermann haben. Erſtere, die mir in der That unbrauchbar iſt, weil ſie nur Franzöſiſche Declamation enthält, wollte ich ihm wieder zurückſchicken, mit Bitte, ſie für meine Rechnung, ſo wohlfeil oder theuer als er könnte, zu verkaufen, und das, was er verliert, von mir anzunehmen. Er ſchreibt mir geſtern, daß er ſeinen Autoren die Bücher, die er für ſie kommen läßt, nicht anrechnet, und daß ich das Buch behalten ſoll. Es iſt dieß aber meine Sache nicht. Und ob ich je vom Ariſtoteles eine Zeile werde drucken laſſen, das ſteht noch bey den Göttern. Was aber die Meermannſche Schrift betrifft, ſo hätte ich Luſt an den Verfaſſer ſelbſt zu ſchreiben. Er war noch mein Schüler; zwar ein ganz unphiloſophiſcher Kopf, oder ich wenigſtens hatte die Gabe nicht, ihn aufmerkſam zu machen. Es war ein Privatiſſimum, und ich hatte alle Mühe, ihn nur wach zu erhalten; ſein Hofmeiſter ſchlief gemeiniglich die ganze Stunde. — Bey dem allen iſt es doch ein gelehrter Mann geworden, oder er hat als ein reicher Mann Andre gefunden, die ihm ihre Federn geliehen haben. — Nur weiß ich eigentlich nicht, was, und wo er jetzt iſt. Einer von den regierenden Herren in einer Holländiſchen Stadt iſt er. Vielleicht können Sie mir Nachricht geben, in welcher, und welches ſein eigentlicher Titel ſey. —

Was ſagen und urtheilen Sie von den Unruhen in Frankreich? Wird am Ende Elend oder Glück für die Nation herauskommen? Das Gebäude des Staats iſt aus allen Fugen, und es wird große Weisheit oder großes Glück dazu gehören, wenn es in einer ganz neuen Form zugleich Solidität und Dauer bekommen ſoll. — Die Epoche iſt eine der wichtigſten, und ſie wird wenigſtens zur Aufklärung und zur Unterſuchung der wichtigſten Gegenſtände für die Menſchheit Anlaß und Data geben. — Leben Sie wohl. Ihr Freund.

88.

Breslau, den 14. Nov. 1789.

Liebſter Freund,

Kurze Briefe, aber öftere Briefe, das iſt, was ich mir von Ihnen dieſen Winter wünſche, und was ich auch Ihnen, wenn meine Augen und meine Geſundheit bleiben, wie ſie ſind, zu geben gedenke. Beydes hängt zuſammen. Man entſchließt ſich eher zu einer kurzen Abänderung von ſeinen Geſchäften, als zu einer langen; und indem man die Correſpondenz weniger unterbricht, behält man den Faden in der Hand, und die Arbeit des Schreibens wird leichter. Thun Sie mir es alſo ſchon, lieber Weiße, zu gefallen, und werfen Sie manchmahl einen Gedanken oder eine Nachricht, die Sie für mich intereſſant glauben, aufs Papier: und ſchicken Sie mir es zu, wenn es voll iſt. Es wird in meiner winterlichen Einſamkeit, (denn mein Schaden und mein inneres Befinden wird mich oft zu Hauſe halten) ein ſehr angenehmer Beſuch für mich ſeyn. — Daß Sie durch Ihre Landwirthſchaft von Ihren literariſchen Arbeiten, und ſelbſt von dem wahren Genuſſe des Landlebens abgehalten werden, glaube ich. An dem erſtern hätte ich weniger auszuſetzen, inſofern ich weiß, daß Ihre Geſundheit ſich bey ſolchen Unterbrechungen beſſer befinden wird, und daß ſelbſt das Vergnügen an Geiſtesarbeiten und der Erfolg derſelben zunimmt, wenn man mit der Begierde, die aus der Entbehrung entſteht, zu denſelben zurückkehrt. Aber das andre iſt ſchlimmer: denn durch den Beſitz und die Verwaltung der Sachen den Genuß derſelben verlieren, das iſt doch ein böſes Loos der Menſchheit; und doch habe ich es ſo oft, beſonders bey den Gutsbeſitzern, geſehen. Vorzüglich macht die Art Menſchen, mit denen man hier zu thun hat, die Geſchäfte oft beſchwerlich. Schreiben Sie mir doch ein wenig ausführlicher den Zuſtand Ihrer Wirthſchaft. Verwalten Sie das Gut ſelbſt? Kommen Sie damit zu recht? Haben Sie einen Vogt und Dienſtbothen, wie Sie ſie wünſchen? Wie iſt die letzte Ernte ausgefallen? Wir armen Städter und Capitaliſten ſind jetzt die unterdrückte Partey. Die

Geld-

Geldzinſen fallen; alle Producte werden theurer. Es iſt unglaublich, wie allgemein hier die Erhöhung aller Preiſe der Dinge iſt. Daher ſteigen auch die Güterpreiſe auf eine unbegreifliche Art. Güter, die man vor funfzehn Jahren mit 20,000 Thalern zu theuer zu kaufen glaubte, ſind jetzt 60 bis 70,000 werth, und der Käufer iſt noch ſehr wohl zufrieden, und ſieht ſchon einem größern Geboth entgegen. — Iſt bey Ihnen in Sachſen etwas ähnliches? Die Urſachen dieſes Phänomens laſſen ſich einiger Maßen erklären, aber die Folgen laſſen ſich ſchwerer vorherſehen: denn einen Fortgang ins Unendliche kann es hier doch nicht geben; und gibt es einen Termin der Stockung, ſo kann er nichts anders, als traurige Erſchütterungen in den Glücksumſtänden Vieler, verurſachen.

Nur hierdurch nehmen wir bisher, Gott Lob! an der allgemeinen Kriſis Theil, in welcher ſich Europa befindet. Man müßte nicht Menſch ſeyn, wenn man nicht auf das, was in Frankreich jetzt vorgeht, Achtung gäbe. Aber leider ſind meine Hoffnungen davon ſehr geſunken. Ich denke, Campe ſelbſt, wenn er den weitern Erfolg der Sache ſehen wird, wird von ſeinem Enthuſiasmus nachlaſſen. Ich ſehe, wie in unſerer wiſſenſchaftlichen Revolution, bisher nur noch Zerſtörung, nirgends etwas Aufgebautes. Zu dem erſtern haben die Menſchen Kraft und Verſtand; dieſes, ſcheint es, iſt über ihr Vermögen. Bey jenem handeln ſie nach

Abſicht und Syſtem: hier müſſen ſie vieles von der Zeit und dem Zufalle erwarten. — Iſt die Revolution in Frankreich bisher noch nicht nützlich, ſo iſt ſie ſicher lehrreich; und die Natur der Staaten und Verfaſſungen, der Einfluß des National-Charakters auf dieſelben, die Schwierigkeiten großer Verbeſſerungen, und tauſend verwandte Dinge werden den Menſchen mehr einleuchten, oder ſie mehr beſchäftigen. — In Brabant wird ein Schauſpiel ganz andrer Art aufgeführet, obgleich die Tendenz der Action nach demſelben Ziele zu ſeyn ſcheint. Indem der Kaiſer auf der öſtlichen Seite Siege erficht, die nach den Unglücksfällen des erſten Feldzuges nicht zu erwarten waren, bekommt er neue Feinde an ſeinen Unterthanen im Weſten. Es iſt auch der geübteſten Armee ſchwer, mit einem ganzen Lande, mit Bürgern und Bauern Krieg zu führen; aber doch ſcheinen mir die erſten Schritte der Brabanter auch nicht die Klugheit und die Uebereinſtimmung zu verrathen, die ein kleines Volk, das ſich von einem mächtigen Herrn losmachen will, haben muß. Der Geiſt der Freyheit oder der Rebellion greift um ſich. Man hat uns hier aus Dresden wunderliche Dinge erzählt, die aber in den folgenden Nachrichten als übertrieben darſtellten. Wenn Sie mir darüber einige Aufklärungen geben können und dürfen, ſo thun Sie es. Sagen Sie Reitzen, daß ich immer noch auf ſeinen Rudens warte. Leben Sie wohl, und behalten Sie Ihre alte Güte für Ihren Freund.

89.

Breſlau, den 12. Decemb. 1789.

Liebſter Freund,

Meine Briefe fallen Ihnen zu, wie die Schneeflocken. Aber erſtlich iſt es Winter, wo man die Geſellſchaft ſeiner Freunde aufſucht; und dann habe ich einen Auftrag von unſerm Münzdirector Leſſing, deſſen Ausrichtung ich nicht zu lange verſchieben wollte. Endlich habe ich einen ſchon lange ſchuldigen Brief an einen gewiſſen Ouvrir zu ſchreiben, der mir eine gegen Kant gerichtete Diſſertation zugeſchickt hat. Kennen Sie den Mann? Nie haben die abſtracteſten Speculationen ſo viele Federn und Köpfe beſchäftigt. Wird es zur Erhöhung und Veredlung des Nationalgeiſtes beytragen? Oder wird es den Philoſophen noch mehr von dem Geſchäfts- und Weltmanne, das Syſtem von dem bloßen bon-sens trennen und entfernen? Die Anmaßungen der wahren und echten Schüler dieſes Syſtem ſind ſo groß, als die der ehemahligen Orthodoxen. Sie erlauben keine Neutralität, keinen getheilten Beyfall, keine Annahme einiger Sätze mit Verwerfung anderer. Man muß entweder mit unbedingter Uiberzeugung das Ganze unterſchreiben, oder man wird keiner der Wohlthaten theilhaftig, die dieſe Philoſophie zur Aufklärung oder Beruhigung gewährt. — Dieſe Forderung ſchließt mich nun ſchon gänzlich aus. Denn ob ich gleich jetzt Kanten im Ganzen zu verſtehen glaube: ſo iſt doch mein Geiſt nicht ſo in den ſeinigen verwandelt, daß, wenn ich mit Beyſeitlegung ſeiner Bücher, wieder über die Sachen ſelbſt nachdenke, ich auf dieſelben Reſultate, als er, käme.

Um wieder auf unſern Leſſing zu kommen; er will ſeines Bruders Leben ſchreiben, und wünſcht, da Sie gerade in der Periode, von welcher er am wenigſten Nachricht hat, am meiſten mit ſeinem Bruder umgegangen ſind, von Ihnen, und wo möglich auch vom Inſpector Saal, Beyträge zu erhalten. Leſſing iſt dieſes Dienſtes nicht unwürdig. Er war, wie Sie ihn gekannt haben, ehemahls ein etwas leichtſinniger, immer aber gutherziger Menſch; beydes vielleicht Erbfehler und Erbtugenden der Familie. Jetzt wird er geſetzter, und ſein gutes Herz, da er in ſeiner Lage weniger Leidenſchaft zu bekämpfen hat, als die Autorſchaft, und vielleicht auch die Noth manchmahl bey ſeinem Bruder erregten, wird bey ihm weniger geſtört. Kurz, wenn Sie ihm auf die Fragen, die er auf beyliegenden Zettel geſchrieben hat, ohne Ihre Beſchwerde etwas Befriedigendes antworten, oder Antworten von

Andern verſchaffen können: ſo werden Sie auch mir eine Gefälligkeit erweiſen.

Unter meine neueſte Lectüre gehört Büſchings Lebensbeſchreibung ſeiner ſelbſt. Sie hat, bey aller Weitſchweifigkeit, und bey der Menge Kleinigkeiten, die ſie enthält, doch etwas Anziehendes für mich gehabt.

Von der Doctor Volkmanninn habe ich einen Brief gehabt, den ſie vielleicht gerade an eben dem Tage abſchickte, als ich meinen. Es iſt doch eine vortreffliche Frau. Ich liebe ſie ſehr, und wünſchte herzlich, daß Gott ihre Geſundheit wieder herſtellen möchte.

Haben Sie die Franzöſiſche Uiberſetzung, die in Berlin bey Decker, von meiner letzten Abhandlung, gemacht worden iſt, geſehen *)? Sie iſt vom Geheimerath Zinzendorf, und iſt ſehr ſchön gedruckt. Das iſt aber auch beynahe das Beſte, was man von ihr ſagen kann. Ich habe mich unglücklicher Weiſe zu dunkel ausgedrückt, um verſtanden, oder zu ſchwerfällig, um ins Franzöſiſche gut überſetzt werden zu können. — Huber weiß davon ſchon etwas. Aber der böſe Mann hat mich nicht einer Zeile Antwort gewürdigt. Es ſey; ich werde meine Leipziger Freunde nie vergeſſen, wenn ſie auch meiner vergeſſen, aber am wenigſten deſſen,

---

*) Sur l'accord de la morale avec la Politique, Berlin 1789.

der ſich immer ſo dienſtfertig und treu meiner angenommen hat, wie mein Weiße. Der Himmel erhalte ihn und ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen gegen ſeinen Freund.

90.

Ohne Datum.

Liebſter Freund,

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe einen von Ihnen, der mir, wie alles, was von Ihnen kommt, ſehr lieb geweſen iſt, erhalten. Ich habe ſeit der Zeit eine neue Aufforderung bekommen, an Sie zu ſchreiben, die ich nicht aufſchieben kann. Mein hieſiger beſter Freund, Herr von Paczensky, hat einen Enkel-Neven, Geſchwiſterkind von der Frau von Thümmel, einen jungen von O***, dem ein ſehr anſehnliches Vermögen zugefallen, aber von der Natur keine großen Fähigkeiten zu Theil geworden ſind. Seine Beſtimmung wird ſeyn, ſeine Güter zu adminiſtriren, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, und als ein Gentleman zu leben. Damit er aber dieß mit mehr Ehre, und mit mehr Vergnügen thun könne, wünſcht ſeine Mutter, die Nichte Paczensky's, die von ſeinen Aeltern nur allein noch lebt, und wünſcht dieſer ſein Groß-Oncle, ihn doch ein wenig vorher unter Menſchen, in die Fremde zu bringen, und ihm einigen Anſtrich von Kenntniſſen, beſonders die von der franzöſiſchen Sprache zu geben. Sie haben daher Luſt, ihn mit einem Hofmeiſter nach Leipzig zu ſchicken; und dabey haben ſie beſonders auf Hubers Penſion, deſſen Unterricht und den Umgang in ſeinem Hauſe gerechnet. Weil mir nun Huber ſelbſt nicht antwortet, ſo muß ich Sie fragen, lieber Weiße: Hält Huber noch eine Penſion? Iſt ſie jetzt ſtark, — und mit artigen jungen Leuten beſetzt? Iſt er noch von dem Humeur, von der Neigung, ſich mit jungen Leuten abzugeben? Hat er auch in ſeinem Hauſe Wohnungen zu vermiethen, wenn man den jungen D*** in ſeine nähere Aufſicht, oder in ſeinen nähern Umgang bringen wollte? Und was iſt der Preiß von dieſem allem? Sagen Sie mir überhaupt freymüthig Ihre Gedanken über den Vorſchlag. — Sie kennen die Abſicht, und können alſo beurtheilen, ob die Mittel zur Abſicht paſſen, und ob ſie auf dieſem Wege erreichbar iſt.

Eben hatte ich bis hieher geſchrieben, da Ihr Brief ankommt. Beynahe ſchäme ich mich, von Ihrer ſo beſetzten Zeit mir und meinen Freunden ſo viel zuzueignen. Aber ich ſetze bey Ihnen die Denkungsart voraus, die ich ſelbſt habe. — Der Dienſt, den man einzelnen Perſonen, oft nur durch einen Brief, durch das Durchleſen eines Manuſcripts, durch ein mitgetheiltes Urtheil leiſtet, iſt gewiß; — der Dienſt, den man dem Publicum durch eine Schrift leiſtet, iſt ungewiß. Ich werde in meinem kleinen Kreiſe auch ſehr geplagt, und ich plage wieder. — Ich bin überzeugt, daß Leſſing mit Ihren freundſchaftlichen Anerbiethungen ſehr zufrieden ſeyn wird: und er hat Urſache dazu. Mir ſelbſt wird es ein Vergnügen ſeyn, von des Mannes Umſtänden und Charakter etwas Näheres zu erfahren. — Was Sie mir von Ouvrier ſchreiben, macht mir Freude, — ein guter Mann mehr, und noch dazu ein Landsmann, iſt allemahl ein Gewinn. Beynahe denke ich, daß mein Brief an ihn nicht freundlich genug iſt: denn ſein Ton gegen Kant kam mir etwas anmaßend vor. Schreiben Sie mir doch bey Gelegenheit, wie er meine Antwort angeſehen und aufgenommen hat. — Aus Schleſien wird die Kantiſche Schule im Kurzen einen neuen Vorfechter bekommen. Er heißt Penker, und will zu Oſtern auf einer Univerſität zu leſen anfangen. Er ſchreibe ein Compendium dieſer Philoſophie, woraus ich genaue Bekanntſchaft mit derſelben ſicher erkenne. Leben Sie wohl, liebſter Weiße, und bringen Sie dieſen Reſt des Jahres fröhlich, und mit noch beſſern Hoffnungen für die Zukunft zu, als Ihr Freund.

91.

Breslau, den 13. Febr. 1790.

Theuerſter Freund,

Die Nachricht von dem Tode eines ſo alten und mir ſo ehrwürdigen Freundes, als Profeſſor Reitz war, hat mir empfindlich wehe gethan. So wenig wir in den letzten Jahren einander unſre Gedanken mitgetheilt haben: ſo bin ich doch überzeugt, daß die erſte Verbindung unſerer Gemüther geblieben iſt, die von meiner Seite zum Theil auf wirklicher Dankbarkeit für geleiſtete große Dienſte und für empfangenen Unterricht, — von ſeiner Seite, — wie ich mir ſchmeichle, auf Achtung und Zuneigung gegründet war. Ich habe wenige Menſchen gekannt, die von allen bösartigen Leidenſchaften ſo gänzlich frey waren; wenige, die in dem Dienſte andrer Menſchen ſich ſelbſt ſo gänzlich vergeſſen konnten. Hätte er ſeine Jugend weniger kümmerlich zugebracht; wären ſeine Verdienſte frühzeitiger erkannt und ermuntert worden, ſo würde ſein Geiſt vielleicht diejenige Lebhaftigkeit, oder vielmehr die Dreiſtigkeit erhalten haben, die ihm fehlte, um beträchtliche Werke im Fache der Literatur zu Stande zu bringen. Aber als ich ihn kennen lernte, waren alle Arbeiten, mit denen er ſich abgab, und abgeben mußte, um leben zu können, nur äußerſt mühſame und äuſerſt geringe belohnte Arbeiten. — Sein natürlicher Forſchungsgeiſt, ſein Hang zur genaueſten Ausarbeitung jeder Sache, wurde bey Correcturen und Regiſtermachen wahrhaft verſchwendet und gemißbraucht. Ich glaube, ich darf mich des kleinen Verdienſtes um ihn rühmen, daß ich ihn auf Sachkenntniſſe mehr zurückbrachte, daß ich ihm mehr Selbſtvertrauen und einige Sorgloſigkeit in Nebenſachen einflößte. Wenigſtens ſah er ein, daß dieſe leztere nöthig wäre, um Hauptſachen zu Stande zu bringen. Aber die Gewohnheit war einmahl ſchon befeſtigt; und die akademiſche Laufbahn, auf der er eingeſpannt war, gab ihm immer ſo viele kleine, lang dauernde Arbeiten, daß er nie zu der Muße und Freyheit des Gemüths kam, welche zu gänzlicher Umänderung ſo eingewurzelter Charakterzüge gehört hätte. Ewig Schade iſt es dem ohnerachtet, daß die wirklich ſeltne Vereinigung von philoſophiſchem Geiſte, mit tiefen Sprachkenntniſſen, die Reiz hatte, fürs große Publicum nicht noch mehr hat benuzt werden ſollen. Für ſeine Freunde und für ſeine Schüler hat er indeß viel genuzt. Den Genius der lateiniſchen Sprache habe ich durch ihn in der That zuerſt recht kennen lernen. Und überhaupt bin ich durch den Umgang mit ihm mehr auf die Eigenthümlichkeiten und Verſchiedenheiten der Sprachen, inſofern ſie verſchiedne Schattirungen der Nationalbegriffe vorausſetzen, aufmerkſam geworden, wodurch meine Philoſophie ſelbſt viel gewonnen hat. Es hat mich herzlich gefreuet, daß ich dieſen ſo lange verkannten, oder doch vernachläßigten Mann, (und in der That, Leipzig hat ſich dieß gegen junge Gelehrte ohne Nahmen, Reichthum und Empfehlung oft zu Schulden kommen laſſen), endlich in ſeinem Alter habe geehrt, von Nahrungsſorgen frey, und ſo weit glücklich geſehen, als ein Mann nach einer langen Unterdrückung und Erniedrigung werden kann. Sie werden mich recht ſehr verbinden, wennn Sie mir einige genauere Nachrichten von ſeinen Beſchäftigungen in ſeinen letzten Lebensjahren, von ſeinem häuslichen Leben, von ſeinen Amtsverhältniſſen, und auch von ſeiner Krankheit geben. — Von mir wird ſich unter ſeinen Sachen, ſoviel ich jetzt weiß, nichts finden. Und wäre etwas, ſo iſt es von keiner Bedeutung. Wie viele Kinder hinterläßt er? Was haben dieſe für Anlagen und für eine Erziehung? — Unter den Profeſſoren in Leipzig, die ich kenne, iſt keiner mit ihm genauer oder länger verbunden geweſen, als Herr Cäſar. Und da dieſer auch nicht übel ſchreibt, ſo dächte ich, wäre er der Geſchickteſte, Reitzens Lobredner zu ſeyn. — Ich erinnere mich, daß im letzten Meßkatalog Plauti Rudens unter Reitzens Nahmen als herausgekommen ſtand. In unſern Buchläden hat man nichts davon wiſſen wollen. Iſt er wirklich erſchienen? Und iſt wohl noch etwas aus ſeinen Manuſcripten zu erwarten?

Nach dieſem traurigen Gegenſtande möchte ich gerne noch einige fröhlichere berühren: aber weder Ihr eigner Geſundheitszuſtand, noch der meinige gibt mir Stoff dazu. Ich bin dieſen Winter theils genöthigt, theils durch überwiegende Gründe zu dem Entſchluſſe gebracht worden, ganz mein Zimmer zu hüthen. Der Ihnen ſchon bekannte Schaden an meiner Naſe, und in der Nähe des Auges, hat allen bisher verſuchten Heilmitteln ſo hartnäckig widerſtanden, daß ich ihn nach gerade für unheilbar halten muß. Gott Lob, daß er ſich auch eben ſo wenig merklich verſchlimmert! Aber die kalte Luft kann er durchaus nicht vertragen. Uiberdieß iſt er doch von dem Umfange, daß, wenn ich ihn ganz bedecken muß, wie dieß im Winter nothwendig iſt, ich mich nicht wohl unter Fremden ſehen laſſen kann. Sie wiſſen, daß ich das geſellige Leben liebe. — Dieſe Gefangenſchaft iſt alſo ſchon ein großes Uibel für mich. — Aber wenn ich nur noch meine Einſamkeit recht für die Wiſſenſchaften nutzen könnte! Wie leicht und wie gern würde ich die Geſellſchaft vergeſſen! Aber mein Körper bleibt ſchwach, und allen den Abwechſelungen unterworfen, die er immer erfahren hat, indeß auch noch die äußere Hülle deſſelben angegriffen und ſchadhaft wird. Unter ſo mannigfaltigem Drucke erliegt der Geiſt. Mein Gedächtniß iſt geſchwächt. Ich leſe ohne ſonderliche Bereicherung meiner Erkenntniß. Vom Gelehrten bin ich zum bloßen Dillettanten herabgeſunken. Dieß iſt mein Zuſtand: nicht angenehm, aber doch nicht ohne Troſt. Meine Mutter erhält Gott in ihrem doch ſchon hohen Alter, bey außerordentlicher Munterkeit, und ſie bleibt immer meine erſte und beßte Geſellſchafterinn. Einige anweſende Freunde, worunter Paczensky der erſte iſt; einige Abweſende, worunter Sie einen hohen Rang einnehmen, erleichtern und verſüßen mir zuweilen meine Einſamkeit. Ich bringe wenig hervor: aber ich bin doch geſchäftig. Und wenn ich einen Tag mit erträglicher Zufriedenheit zugebracht habe, ſo glaube ich ein großes Werk vollendet zu haben.

Von dieſem meinem Freunde Paczensky ſoll ich Ihnen ſagen, daß er über ihr freundſchaftliches Andenken recht gerührt iſt. Aber ſeine gute Meinung für ſeinen Enkel-Neveu, und unſre Beſorgungen werden wahrſcheinlich vergebens ſeyn. Die Vormünder des jungen Menſchen, die wahrſcheinlich Erſparung für ihre Pflicht halten, haben zu Herrn von Paczensky's Vorſchlägen, die ſie ad deliberandum genommen haben, bisher ſtille geſchwiegen, wahrſcheinlich ein Beweiß, daß ſie die Sache wollen einſchlafen laſſen. —

Für Leſſing kann ich Ihnen ſtehen, daß er Ihnen für alles, was Sie ihm von Nachrichten, in Abſicht ſeines Bruders, ſchicken, ſehr verbunden ſeyn wird. Sie thäten ſehr unrecht, wenn Sie damit noch mehr Zeit verſchwenden wollten. Schicken Sie mir Ihren Aufſatz, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu darbiethet; und ich und Leſſing, wir werden Ihnen beyde danken. Dieſer unſer Münzdirector Leſſing iſt ein zuſammengeſetztes Weſen von Gutherzigkeit und Fahrläßigkeit, von Fleiß und Trägheit, von einer unerlaubten Gleichgiltigkeit gegen die Urtheile und Empfindungen Andrer, und einem ehelichen, auch freundſchaftlichen Herzen. Er hat nicht das Genie ſeines Bruders; aber er hat etwas von ſeiner ausgebreiteten und unordentlichen Wißbegierde: und er hat, dünkt mich, mehr gutes Herz. — Er giebt ſehr leicht zu, daß manches aus den Briefen ſeines Bruders hätte können ungedruckt bleiben. Aber was ſchadet es? meint er. Man muß die Menſchen ſo zeigen, wie ſie ſind. Und Leſſings Urtheil iſt ja nur das Urtheil eines Menſchen, das heute geleſen, und morgen vergeſſen wird. Ich bin mit dieſen Grundſätzen nicht einſtimmig. Aber es würde ſchwer halten, ſie ihm aus dem Kopfe zu reden.

Rouſſeaus Bekenntniſſe liegen auf meinem Tiſche. Aber noch ſind ſie von mir nur gekoſtet worden. Dafür habe ich eine andre Lectüre, ein Stück von harter Verdauung, geendigt: das iſt Reinholds Theorie des Vorſtellungs-Vermögens. Reinhold ſteht ohne Zweifel an der Spitze der Kantiſchen Schule. Ich bewundre viel in dieſem ſo fein und mühſam verketteten Syſteme, ich vergnüge mich zuweilen ſogar daran: aber, (nur ganz unter uns geſagt) ich lerne wenig daraus. Es ſcheint mir eine neue, ſehr künſtliche Sprache, eine Art Hieroglyphen zu ſeyn, in welche man anderswoher erworbne Kenntniſſe einkleidet, indeß man ſich und Andre bereden will, daß man ſie erſt durch dieſe Hieroglyphen gefunden habe. Werden Sie es ſich als möglich vorſtellen, daß das ganze Buch eigentlich nur vier Ideen enthält, Stoff, Form, Mannigfaltiges und Einheit, und daß durch die mannigfaltigen Combinationen dieſer vier Ideen die ganze Seelenlehre ausgefüllt und erſchöpft wird? — Wenn ich etwas aus den jetzt ſchon veralteten Schriften des ehrlichen Mendelsſohn leſe: ſo iſt es, als wenn ich wieder auf feſtem Boden einherginge, da ich zuvor mit Reinhold auf dem Drathe tanzte. — Der Brief von der Freundinn der Frau von der Recke an Mendelsſohn, und deſſen Antwort in der neuen Teutſchen Monathſchrift haben mir ſehr gefallen. Wenn dieſe Dame ſich meiner noch erinnert, wenn Dörrien mich noch für ſeinen Freund anſieht: ſo verſichern Sie der erſten meine Hochachtung, und dem andern meine Theilnahme an ſeinen Vaterfreuden. Und nun leben Sie wohl mit allen den Ihrigen.

92.

Breslau, den 21. April 1790.

Ich habe es ſo lange verſchoben, Ihnen zu antworten, liebſter Freund, theils, weil die Meſſe immer mehr herannahte, und ich doch mit Meßgelegenheiten gewiß wieder ſchreiben würde, theils weil ich hoffte, während der Zeit, wegen meines Schickſals auf dieſen Sommer etwas gewiſſer zu werden. Von dem letztern iſt gerade das Gegentheil geſchehn. Sie wiſſen, daß ich nach Berlin reiſen wollte. Der Zuſtand meines Auges verlangt ſehr, daß ich mich auch nach unſichern Heilmitteln an andern Orten umſehe, da ich in meiner Vaterſtadt gewiß keine finde. Meine übrige Geſundheit verlangt einmahl eine große Abänderung von Luft und Lage. Mein Geiſt ſelbſt ſehnt ſich nach Umgang und Zerſtreuung. Ich habe auch ſchon eine Wohnung, und eine ziemlich theure Wohnung in Berlin auf den Monath May gemiethet. Mein feſter Vorſatz war, auf meiner Rückreiſe durch Sachſen zu gehn. Und wie viel Vergnügen verſprach ich mir nicht von dem Wiederſehn ſo manches guten Freundes, und von dem Ihrigen vor allen andern. — Und nun kommt der fatale Krieg dazwiſchen, der alle meine Zirkel turbirt. — Die vornehmſten Berliner Chirurgen ſind Militär-Chirurgen. — Dieſe marſchiren mit den Truppen weg. Vielleicht kommen einige der vornehmſten ſogar hierher, wenn die Berliner Garniſon zur Schleſiſchen Armee beſtimmt iſt, und das Feldlazareth hier angelegt wird. Soll ich demohnerachtet nach Berlin gehn? Es wäre ein Schildbürgerſtreich, Männer dort aufzuſuchen, die im Begriff ſind, abzureiſen, — vielleicht gar hierher zu mir zu kommen. Alles das iſt aber noch ungewiß, und liegt noch auf dem Schoße Jupiters. — Wie unangenehm dieſe Unentſchloſſenheit ſey, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Zum Glück iſt ſie unverſchuldet. Aber viele ähnliche Vorfälle in meinem Leben haben auch meinem Charakter dieſen Fehler gegeben. — Und er iſt es, welcher die Glückſeligkeit dieſes Lebens ſo ſehr ſtören kann, als irgend ein Laſter. Sobald die Sache entſchieden ſeyn wird, werde ich es Ihnen mit ein Paar Worten berichten.

Sie melden mir den Tod einer ſehr entſchloſſenen, und wirklich in vieler Abſicht weiſen Frau, Ihrer Schwiegermutter. Ich nehme an dem Verluſte, als Ihr Freund, und aus Hochachtung für die Verſtorbne wahren Antheil. — Verſchiedene Ihrer Ausſprüche ſind unter uns im Andenken geblieben; und wir erinnern uns derſelben manchmahl als guter Lehren praktiſcher Klugheit. Sie ſagte z. B. oft, man ſollte die drey Wörter: wenn, hätte und wäre, ganz aus der Sprache verbannen; ſie machten nichts als eine unnütze Reue, da man nur darauf ſehen müſſe, aus der gegenwärtigen Lage der Sachen, die einmahl da iſt, den beſten Vortheil zu ziehen. Sehr wahr. Der immerwährende Gedanke an das, was unſerm Zuſtande fehl, und was unter andern Umſtänden hätte beſſer ſeyn können, hindert uns eben ſowohl an der Zufriedenheit, als an der Thätigkeit. Dieſe beyden

Tugenden beſaß die ſelige Frau Hofräthinn in einem hohen Grade. Sie war deßwegen in ihrem hohen Alter weit unabhängiger von Dingen und Menſchen, ſelbſt von ihrer Familie, und daher auch mehr von ihr geehrt, als Perſonen von dieſem Alter zu ſeyn pflegen.

Zur Schilderung von Reitzens Charakter (da überhaupt die Beſchäftigung, auf menſchliche Charaktere Achtung zu geben, und das Eigenthümliche, welches ich in ihnen finde, auszudrücken, zu meinen Lieblingsarbeiten, vielleicht zu meinem Steckenpferde gehört), würde ich mich gar nicht lange bitten laſſen, wenn ich glaubte, daß das Publicum eine ſolche verlangen könnte. Aber ſo ſehr wir alle Reitzen ſchätzen, wegen ſeiner großen Wiſſenſchaften und wegen ſeines vortrefflichen Herzens, ſo iſt er doch fürs große Publicum kein ſo wichtiger Mann geworden, als ſeine Gelehrſamkeit ihn hätte machen können. Ein Gelehrter muß durch wichtige Werke Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen gehabt haben, durch dieſe Werke muß das Publicum ihn ſchon halb kennen, wenn die Charakterſchilderung desſelben allgemein intereſſant, oder auch nur allgemein verſtändlich ſeyn ſoll: denn nur durch die Vergleichung der Züge in einer ſolchen Schilderung, mit dem Geiſte, welcher in den Schriften des Mannes herrſcht, können die, welche ihn nur durch Leſung der letztern kennen, von der Aehnlichkeit des Portraits urtheilen; und nur die Einſicht von dieſer

Aehnlichkeit macht Vergnügen. — In welchen Umſtänden hat er denn ſeine Familie hinterlaſſen? hat er ſich etwas geſammelt? und was wird ſeine Witwe anfangen? Wenn Sie mir den Rodens mit Meßgelegenheit ſchicken können, wird es mir ſehr Lieb ſeyn.

Nein, mit einer Uiberſetzung aus dem Engliſchen, wenn das Buch nicht ganz ausnehmend gut iſt, gebe ich mich nicht mehr ab, am wenigſten über die Materie: On Taste, wo ich die locos communes, und das hundertmahl Geſagte ſchon von weitem ſehe. — Sie werden ſagen, — „ſo voreilig habe ich meinen Freund noch nicht urtheilen hören." — Aber in der That, was Geſchmack ſey, weiß ich ſo ziemlich: ich wollte nur, daß ich deſſen noch mehr hätte, — und noch mehr von dem Genie, welches das Geſchmackvolle erfindet. — Uiberdieß, da ich bey meinem thränenden und eiternden Auge mit Beſchwerde ſchreibe: ſo will ich doch lieber mein eignes Geſchwätz zu Papier bringen, als eines andern ſeines wiederhohlen.

Was ich von Lavaters Antworten auf Fragen gedenke? Ich denke, daß doch die Berliner nicht als judices candidi über ihn urtheilen. Unter ausſchweifenden Expreſſionen ſind oft wahre Ideen verborgen. Er macht einen guten Gedanken abenteuerlich, indem er ihn recht kraftvoll ausdrücken will. — Er häuft zuweilen die Wörter, um eine ganz gemeine Sache zu ſagen, und wird immer dunkler, je deutlicher er ſich machen will. Demohnerachtet ſind im erſten Stücke, welches ich nur allein kenne, manche feine Bemerkungen manche nützliche Lehren. In der Schilderung Neckers ſind fantaſtiſche Bilder und groteske Wortcompoſitionen gehäuft: aber man ſieht doch, daß der Mann einen Blick hat, Menſchen zu erforſchen, und Beobachtungen zu machen. Wer ihn mit Billigkeit und Nachſicht interpretirt, findet manchmahl Sinn, wo der ſtrenge Wortausleger baaren Unſinn und Schwärmerey findet. — Aber ums Himmels willen, verrathen Sie mich nicht! Unter Parteyen, die gegen einander erhitzt ſind, iſt der Unparteyiſche der Gegner Aller, und jedermanns Hand iſt gegen ihn. Das ſoll mich aber doch nicht abhalten, auf dieſer Mittelſtraße der Billigkeit zu bleiben und meinen Empfindungen und Eindrücken zu folgen. Ich werde z. B. immer ſagen, daß Zimmermann ein unerträglicher Egoiſt iſt; daß er auf allen Seiten in ſeinen Fragmenten Unrichtigkeiten ſagt, indem er mit ſtolzer Miene Andrer Unrichtigkeiten verbeſſern will; daß ſeine Ausfälle auf die Berliner abgeſchmackt, ungerecht und höchſt widerlich ſind; — und doch werde ich einige wahre und gute und gutgeſagte Bemerkungen, die er über Friedrichs Charakter und Regierung macht, nicht verkennen. Im zweyten Bande ſteht das meiſte Gute. — Aber das Ganze macht ihm freylich, als Menſchen und Schriftſteller, nicht viel Ehre, weil es ſeine ungemeſſene Eitelkeit mit ſeiner Unbeſonnenheit und Uibereilung zugleich ſchildert. Nunquam fuit quis tam dispar sibi. So habe ich ihn auch in ſeiner Perſon und in ſeinem Umgange gefunden. Hoch- und demüthig, kalt und zum ſchmelzen zärtlich, — bald den Weltmann ſpielend, bald den über alles ſich erhebenden Philoſophen. — Was Satyre, was die Kunſt dem Gegner wehe zu thun, und den Leſer zugleich zu amüſiren betrifft: ſo verſtehen dieſe die Berliner weit beſſer. Und wenn ſie dieſe Kunſt an einem ſo ſtolzen und ſo dreiſten Manne, und der ſich mit Fleiß Feinde ſucht, ausüben; ſo überläßt man ſich dieſem, immer etwas bösartigen Vergnügen, ohne ſich Vorwürfe darüber zu machen.

Danken Sie unſerm Freunde Huber für ſeinen mir ſehr lieben Brief, in welchem ich eben ſowohl ſeine alte Freundſchaft als ſeine alte Lebhaftigkeit wiederfinde. Da ich ihn nicht im Kurzen wieder mit einem neuen Briefe beſchweren will, und auch ſelbſt nicht zu ſchreiben Zeit habe: ſo ſagen Sie ihm nur, daß ich mich über den guten Verkauf ſeiner Kupferſtichſammlung, und über den guten Nachrichten und Hoffnungen, die er von ſeinem Sohne hat, freue. So wie ich aus ſeinem Briefe ſehe, iſt er noch nicht, wegen des in Frankreich placirten Kapitals, in Sorge. Dieſes Reich wird noch lange in ſeiner Zerrüttung bleiben. Die Brabanter fallen immer tiefer darein? Aber warum mußten wir, die wir in Abrahams Schoße ſaßen, uns ſelbſt Unruhe aufſuchen? Und warum muß dieß zu einer Zeit geſchehen, da ich ſo gerne friedlich und ruhig meine alten Freunde an fremden Orten beſuchen wollte?

Leſſing erwartete ſehnlichſt Ihre Nachrichten von ſeinem Bruder. Abſchreiben und in Ordnung bringen, müſſen Sie ſie durchaus nicht. — Wollten Sie aber auch, daß ich ſie erſt durchleſen, und in dem Gebrauche dieſer Nachrichten Leſſingen einige Einſchränkungen vorſchreiben ſoll: ſo will ich es thun, und Leſſing wird auch befolgen, was man von ihm begehrt.

Es ſind noch viele Sachen, die ich mit Ihnen abhandeln wollte und würde, wenn nicht noch eine kleine Hoffnung in mir wäre, daß ich Sie dieſen Sommer ſelbſt ſehen ſoll. — Was wird denn das für eine Reiſe nach der Provence ſeyn, von der man, wie mir Manſo ſagt, ſoviel erwartet? — Ich ſehe dem Strome neuer Schriften, mit welcher die Meſſe uns überſchwemmen wird, faſt mit Furcht entgegen. Auch des Guten iſt zu viel. — Ob wohl in dieſer Empfindung etwas von Eigenliebe und Eitelkeit ſteckt, daß, wenn ich ſelbſt wieder einmahl aufträte, ich im Gedränge verloren gehen, oder erdrückt werden würde? — Das kann ſeyn. — Aber mehr noch iſt es das Gefühl meiner Schwäche, nicht mehr mit der Literatur meiner Zeit gleichen Schritt halten zu können. Adieu liebſter Freund. Ich bin ewig der Ihrige.

93.

Berlin, den 20. Jul. 1790.

Liebſter Freund,

Ich komme, auf gewiſſe Weiſe von Ihnen Abſchied zu nehmen. Das iſt traurig: aber es iſt doch unvermeidlich.

Ich bin ſeit dem zwölften May in Berlin, bin mit dem Vorſatze hingereiſt, meine Rückreiſe durch Sachſen zu machen, und in und um Leipzig unter meinen alten Freunden mich einige Monathe zu vergnügen und auszuruhen. Bey dieſem Plane ſetzte ich zwey Dinge voraus, die freylich nur der Wunſch, daß ſie ſeyn möchten, mir als ſehr wahrſcheinlich vorſtellen konnte. Das eine war, daß ich wegen meines Schadens hier in Berlin Hülfe finden, das andre, daß Friede bleiben würde. Noch eine dritte Vorausſetzung war, daß das Reiſen meiner Geſundheit nicht nur nicht ſchaden, ſondern nutzen werde. Keine von dieſen Vorausſetzungen iſt eingetroffen. Ich reiſe von Berlin mit meinem wunden Auge ab, wie ich gekommen bin; und wenn ich ja einen Troſt mitnehme, ſo iſt es der, daß es nicht ſchlimmer geworden iſt, daß der Schaden in derſelben Art vielleicht noch viele Jahre fortdauern, mir zwar ſehr beſchwerlich fallen, aber mich doch nicht ganz zu Grunde richten wird.

Aber noch weiter in der Welt mit einem ſolchen wunden, gegen jedes Lüftchen, jede Erſchütterung empfindlichen Auge, herumzureiſen, ſcheint unklug und gefährlich. Alles Vergnügen wird durch die mich immer begleitende Unruhe gehemmt und vermindert. — Doch hätte ich vielleicht dieſe Betrachtung überſehen, wenn ein feſter Frieden gemacht wäre, und meine Mutter mich ganz entbehren könnte. Aber bey der Ungewißheit, ob Krieg oder Frieden unſer Loos ſeyn wird, wünſcht meine Mutter meine Zurückkunft; und ich wünſche bey ihr zu ſeyn. — Endlich meine übrige Geſundheit hat durch die Reiſe nach Berlin nicht gewonnen; und ich ſehne mich, bey meinem gegenwärtigen Befinden, mehr nach Ruhe, als nach Vergnügen.

Ob ich gleich nur zwanzig Meilen von Ihnen bin, und in Gedanken ſchon bey Ihnen war: ſo muß ich mich doch wieder weiter von Ihnen entfernen. Hülft mir Gott den Winter durch; habe ich noch Muth und Geſundheit, künftiges Jahr eine neue Reiſe zu thun: ſo iſt Sachſen das einzige Ziel derſelben, und Stötteritz und Altenburg meine vornehmſten Quartiere. — Iſt das nicht, ſo behalte ich doch den Antheil an Ihrer Freundſchaft, der mir auch in der Abweſenheit einen frohen Genuß verſichert. Nie ſind wir ſo lange ohne allen Zuſammenhang geweſen. Ihren mit der Meſſe mir zugeſchickten Brief habe ich, durch Schuld des Beſtellers, noch heute nicht in

Händen. Ich konnte bey den Zerſtreuungen, die ich hier hatte, nicht ſchreiben. Aber mein Geiſt, mein Herz, hat ſich oft mit Ihnen beſchäftigt, und die Tellerſche Familie, deren Freundſchaft mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen viel beygetragen hat, war ein Vereinigungspunct, wo ich zuweilen auch von Ihnen reden, von Ihnen etwas hören konnte. Schreiben Sie mir bald und umſtändlich nach Breslau. Der Ihrige.

94.

Breslau, den 11. Aug. 1790.

Welch geringer Erſatz ſind Briefe für perſönlichen Umgang, liebſter Freund! Beſonders tritt der Fall bey mir ein, dem das Schreiben nach und nach immer ſaurer wird, und der, ich weiß nicht, wie es kommt, niemahls die Sachen ſo niederſchreiben kann, wie er ſie zuerſt denkt. Das wird unter der Feder weitläuftiger, wovon man nur zwey Worte ſagen wollte; und dann bleibt kein Raum für wichtigere Dinge übrig, bey denen man Urſache hätte, länger zu verweilen. Ich habe zwey von Ihren Briefen vor mir. Beyde habe ich erſt hier in Breslau nach meiner Zurückkunft geleſen. Denn die Gelegenheit, welche mir den ältern nach

Berlin bringen ſollte, kam eben an dem Tage an, als ich abging.

Die Ungewißheit der politiſchen Umſtände iſt Gott Lob! entſchieden. Für mich etwas zu ſpät. Denn wäre ein feſter Frieden gemacht worden, ehe ich meinen Entſchluß wegen meiner Rückreiſe faßte: ſo würde ich mich wahrſcheinlich noch dafür beſtimmt haben, durch Sachſen zu gehn. — Dieſer Friede, mit den Bedingungen, unter denen er, wie es heißt, geſchloſſen worden iſt, gehört gewiß auch unter die außerordentlichen Begebenheiten unſers an unerwarteten Ereigniſſen ſo reichen Jahrhunderts. So ſehr ich unſerm Monarchen zu der Ehre Glück wünſche, ſeinen Feinden, oder vielmehr ſeinen Rivalen, ſo unumſchränkte Geſetze vorſchreiben zu können, ſo wünſchte ich doch als Weltbürger, daß auch dieſer unſer Feind oder Rival Urſache hätte, mit den Bedingungen des Friedens zufrieden zu ſeyn, damit man deſto mehr auf Dauerhaftigkeit deſſelben rechnen könnte. Doch ich will die öffentlichen Angelegenheiten denen zu beurtheilen überlaſſen, die dabey mitwirken können. Unſre Glückſeligkeit wird weit mehr durch unſre körperliche Conſtitution, unſre häusliche Lage, unſre Gemüthsart, und unſre freundſchaftlichen Verbindungen beſtimmt, als durch Krieg und Frieden, durch Regierungsform und die Conjuncturen in Europa.

Die Frau von der Recke iſt für mich eine unſichtbare Göttinn, deren Erſcheinung ich immer umſonſt erwarte. Meine Mutter kündigte ſie mir in Berlin an, — eben aus Ihrem Briefe. Aber es war von einer Frau von der Recke nichts zu hören noch zu ſehen. Jetzt ſoll ſie nach Schleſien, vielleicht nach Breslau kommen, und ich werde vielleicht wieder nichts von ihr ſehen, da ich in einigen Tagen auf ein etwas entlegenes Landgut des Syndicus Börner gehe. So ſehr ich mich nach einem ländlichen Aufenthalt ſehne, ſo würde es mir doch leid ſeyn, wenn er mich dießmahl um die perſönliche Bekanntſchaft einer Frau brächte, die weibliche Anmuth mit männlichem Verſtande verbindet. Aber in der Ungewißheit, ob ſie auch wirklich ihren Weg über Breslau nimmt; bey dem Verlangen, dem Tumult, welchen die Ankunft des Königs, der negotiirenden Miniſter, und vieler Truppen in meiner Vaterſtadt verurſachen wird, auszuweichen, und bey der Kürze der noch übrigen ſchönen Jahrszeit, kann ich meine Landreiſe nicht wohl aufſchieben.

Die Schilderung, welche Herr Bauer von Reitzen gemacht hat, iſt nach meinem Urtheile ähnlich und treffend in den Zügen, welche er angibt, — aber nicht vollſtändig. Die Schreibart iſt im Ganzen ſehr lesbar, wenn auch nicht ganz correct. Seite 6. ſagt er, daß Klopſtock, als Satyriker, in Rückſicht auf ſeiner Gelehrten-Republik, zu Reitzens Lieblingsſchriftſtellern gehört hätte. Erſtlich verſtehe ich den Ausdruck nicht: Satyriker, in Rückſicht ꝛc. Soll es ſoviel heißen als: „inſoweit ſich Klopſtock als ſolchen in ſeiner Gelehrten-Republik gezeigt hat?“ Dann wäre er ohne Zweifel nicht der richtige. Zum andern geſtehe ich auch, daß, in Klopſtocks Gelehrten-Republik, die darin vorkommende Satyre nie meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat; und daß ich mich wundre, wie ſie Reitzen ſo ſehr hat gefallen können. Doch in Sachen des Geſchmacks, die von bloſſen Eindrücken abhängen, und wobey die Reflexion wenig thut, war Reitzens Urtheil oft ſeltſam, weil in ſeinem Temperamente viel Eigenthümliches war. Es war aber auch eben deßwegen nicht feſt, weil oft ſein eigenes Nachdenken, oder die Vorſtellungen Andrer ihm hintendrein die Sache in einem andern Lichte darſtellten, als es die erſte Empfindung gethan hatte. „Daß er (S. 7.) den Gebrauch der Logik und Dialektik in der Philologie eher übertrieb, als vernachläſſigte,“ iſt wahr. Ich wünſchte aber, daß der Autor etwas beſtimmter ausgedrückt hätte, auf welche Art Reitz die Logik in der Philologie brauchte. — Ich ſelbſt bin ihm in dieſem Stücke manches ſchuldig. Er hat es mir zuerſt durch viele Beyſpiele recht klar gemacht, daß das, was wir Schönheit des Styls nennen, großentheils in nichts, als in der vollkommenſten logiſchen Richtigkeit, beſteht, und daß die gerühmteſten Autoren der Alten gerade darin ihren Vorzug haben. Aber ſo wie überhaupt ſein Geiſt ſcharfſinnig und tiefdringend, nicht vielumfaſſend war, ſo war die Strenge, mit welcher er die Verbindung der Sätze eines Autors beurtheilte, die, mit welcher er die Verbindung der Sätze in ſeinen eignen Schriften auszudrücken ſuchte, mehr auf die Glieder einer Periode, oder die Theile eines Abſatzes, als auf den Plan und den Zuſammenhang der ganzen Rede gerichtet.

Das Gedicht Saeculum ab inventis clarum habe ich nie zu Geſichte bekommen, und Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie es mir verſchafften.

Das iſt ein unterſcheidendes Verdienſt Reizens, welches Herr Bauer S. 79 und ſo wohl bemerkt hat, daß, ob er gleich ſoviel mit Worten ſich beſchäftigte, er doch die Sachkenntniß ſo ſehr ſchätzte; daß, ob er gleich an ſein Studium eine Anhänglichkeit, und in demſelben eine ausdauernde Geduld hatte, welche ihm auch die trockenſten Felder deſſelben hatten anbauen helfen, und die verborgenſten Winkel davon ihm bekannt gemacht hatten, er doch den richtigen Maßſtab für die Schätzung ſeiner und aller übrigen Wiſſenſchaften beybehielt. Er ſubtiliſirte über die Regeln der Grammatik, weil er dieß für ſeinen Beruf hielt, oder auch, weil er eine natürliche Anlage zu ſolchen Unterſuchungen hatte. Aber er nahm deßwegen an politiſchen und moraliſchen größern Gegenſtänden und Unterſuchungen nicht weniger lebhaften Antheil, und erkannte ihren höhern Werth.

Den Rath Reitzens, den der Autor S. 11 erzählt, verſtehe ich nicht ganz. Ich ſehe nicht ein, wie die Leſung einer guten Uiberſetzung, ohne andere Zuziehung des Originals, als aus dem Andenken einer vorhergegangenen Durchleſung desſelben, die Kenntniß der Grundſprache befeſtigen könne. Eher würde ich glauben, daß eine genaue Vergleichung von beyden dazu beytrüge. Wenigſtens müſſen die Ausdrücke und Wendungen der Urſache noch im Gedächtniſſe ſeyn, wenn man die Uiberſetzung zum Studium derſelben brauchen will. Dieß iſt aber ſchwerlich möglich, wenn man ein größres Werk zuvor ganz zu Ende geleſen hat.

Ich bin nicht ganz einverſtanden mit dem Verfaſſer, S. 12, daß es nicht ſo viel darauf ankommt, was als wie ein Gelehrter arbeitet. Auch Reitzens Talente wären dem Publicum weit mehr zu Nutzen gekommen, und würden in einem glänzendern Lichte geſchienen haben: wenn er nicht, durch die Mißleitung ſeiner erſten Studien, zu viel auf Kleinigkeiten und geringfügige Objekte gerathen wäre. Die beſſere Schätzung der Dinge war erſt ſpäteres Urtheil der reifern Vernunft; allein die Gewohnheit war ſchon in frühern Jahren erworben.

Aber das iſt wahr, daß Reitz jede ſeiner Regeln durch Beyſpiele aus den Alten auf der Stelle zu erweiſen wußte. Sie waren wahrhaft abſtrahirt durch Induction, nicht wie Hypotheſen angenommen, und dann erſt geprüft worden. — Eben ſo richtig iſt, was S. 14 von der Aufmerkſamkeit Reitzens auf logiſchen Zuſammenhang, und von ſeinem Scharfſinne in Entdeckung fehlerhafter Interpunctionen geſagt wird. Die Schilderung ſeines moraliſchen Charakters gefällt mir beynahe noch mehr, als die ſeines literariſchen. Es iſt ſehr richtig beobachtet, daß Wahrheitsliebe und Dienſtfertigkeit die Grundzüge davon ausmachten. Weil er die erſte ſoweit trieb, daß er nicht die kleinſte Behauptung, ohne vorhergegangene weitläuftige Prüfung, niederſchrieb, und ohne vielmehr Beweiſe dafür geſammelt zu haben, als er zu deren Beſtätigung brauchte, ſo kam er mit keiner Arbeit zu Stande; und weil er ſich durch die andre die mühſamſten und weitläuftigſten Arbeiten aufwälzen ließ, die er für Fremde machte, blieb ihm nicht genug Zeit zu eigenen übrig.

Ich wünſchte wohl Reitzens ſämmtliche Aufſätze (ausgenommen den Herodot und des Ariſtoteles Rhetorik, die ich beſitze), zu bekommen. Könnten Sie mir ſolche verſchaffen, und dabey noch einige Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden, ſo machte ich vielleicht über ihn noch einen kleinen Aufſatz für Ihre Bibliothek. Doch der Zuſtand meiner Augen, die täglich wäſſeriger werden, und mir Leſen und Schreiben täglich ſchwerer machen, läßt mich nichts gewiſſes verſprechen.

Es ſoll, wenn Sie wollen, ein Geheimniß bleiben, daß wir vom Verfaſſer der Wilhelmine ein neues Werk zu erwarten haben. Für mich iſt dieſe Nachricht ſehr angenehm, da ſie mir ein großes Vergnügen verſpricht.

Ich ſchrieb Ihnen neulich, daß der Artikel vom Geſchmack ſchon bis zur Sättigung des Publicums abgehandelt ſey. Doch hat Kant in ſeinem neuen Werke von der Urtheilskraft gezeigt, daß alte Ideen durch neue Verbindungen wieder neu und intereſſant gemacht werden können. — Dieß Werk, obgleich ſchlecht geſchrieben, gehört doch gewiß unter die vorzüglichſten des Philoſophen. So kann es alſo ja wohl mit Ihrem Engländer auch gehn. Und alle Urtheile über Geiſteswerke, a priori und nach dem Titel, ſind voreilig. Ich ſelbſt aber bekomme das engliſche Werk gewiß nicht zu ſehen, wenn Sie es mir nicht ſchicken.

Ihres Herrn Sohnes Schrift ſteht auf meinen Tabletten. Sie ſoll zu den erſten Lectüren gehören, die ich auf dem Lande machen werde.

Die franzöſiſchen Angelegenheiten haben mich in Berlin viel beſchäftigt; da ich auch die Gelegenheit gehabt habe, mehrere Schriften, welche dieſelben aufklären, zu leſen, als hier zu uns kommen. Ich habe dadurch ein größeres Intereſſe für die Sache gewonnen, weil ich die Anzahl denken-

der

der Männer habe kennen lernen, die an der National-Reform arbeiten. Obgleich die vernünftigſten Stimmen nicht immer befolgt werden können, obgleich die National-Verſammlung in vielen ihrer Decrete übereilt, in andern thöricht gehandelt hat; ſo iſt doch ſo viel entſchieden, bey mir wenigſtens: 1) daß der vorige Zuſtand von Frankreich wirklich ſo ſchlimm war, daß er eine Totalreform erforderte, welche hinwiederum ohne eine ſolche Revolution, die zugleich mit vielen Unbequemlichkeiten begleitet iſt, nicht möglich war; 2) daß, wenn auch die gegenwärtige Verfaſſung nicht nach allen ihren Theilen beſtehen kann, und vielleicht eine Zeit lang mehrere ſchleunige Umänderungen auf einander folgen werden, doch, am Ende aller, Frankreich in ſeinen alten Zuſtand nie wieder zurückfallen kann, und wahrſcheinlich in einen beſſern kommen wird. Wenn nichts anders durch die Revolution gewonnen worden iſt, als daß ſo viele wichtige Puncte der Menſchen- und Völker-Rechte, öffentlich zur Sprache gekommen, und pro und contra von ſo vielen guten Köpfen ventilirt worden ſind: ſo würde auch ſchon dieſer Nutzen nicht geringe ſeyn. Die Sicherheit meines guten Freundes Huber hängt auch noch mit von dem Beſtehen des neuen Syſtems ab, und ich bin alſo deſto williger, es zu glauben.

Die Nachricht, die Sie und Thümmel mir geben, von allem dem Guten, was mich erwartete, wenn ich bis zu Ihnen hätte kommen können, macht mich recht wehmüthig, und bringt beynahe eine kleine Reue hervor, daß ich jenen erſten Plan nicht verfolgt habe. Hätte ich etwas mehr Herz gehabt, ſo würde es möglich geweſen ſeyn. Aber es kam alles zuſammen, mich nach meiner Heimath zurückzuweiſen. Mein Befinden wurde gerade am Ende meines Berliner Aufenthalts ſchlechter. Vor dem Frieden gingen unmittelbar die ſicherſten Krieges-Nachrichten vorher. Selbſt die vermuthete Heirath Ihrer lieben Tochter trat mit ein unter die Betrachtungen, weil ich fürchtete, Sie zu dieſer Zeit zu ſehr beſchäftigt zu finden. — Nun die Sache geſchehen iſt, muß man das Beßte davon reden. Zufrieden bin ich im Grunde, daß des Reiſens für dieſes Jahr ein Ende iſt. Es greift mich allzuſehr an. — Vergnügen und Zerſtreuung habe ich dieß Jahr genug gehabt. Jetzt iſt Ruhe und Lectüre mir nothwendiger als alles. Jedes Jahr will das Seinige haben. Der künftige Winter wird erträglicher werden, durch den Gedanken, daß mir noch eine angenehme Excurſion bevorſteht.

Engeln habe ich, noch die letzten Tage vor meiner Abreiſe, das Vergnügen gehabt zu ſehen. Man hatte mir viel Böſes von ihm geſagt. Seine neue Stelle hat ihm vielleicht Neider zugezogen, und ſein Betragen dabey hat ihm vielleicht nicht Freunde gemacht. In der That hat ſich ſein Aeußeres nicht zu ſeinem Vortheile verändert. Er iſt dick geworden: ſein Geſicht iſt roth, und wie aufgedunſen; er ſieht ſehr ſinnlich aus. — Aber doch vergaß ich das alles über dem Andenken einer ſo alten Freundſchaft; und er empfing mich auf die Art, daß ich ſahe, die Empfindungen davon wohnten noch in ſeinem Herzen. — Auch ſein Umgang wurde mir wieder intereſſant. Er hat noch ſeine alten Fähigkeiten, und er braucht nur in eine andere Lage zu kommen und ſeine Launen zu überwinden, um ein ſehr ſchätzbarer Gelehrter zu ſeyn. Bleibt er aber in dem Poſten und dem Zirkel, worin er jetzt lebt, ſo iſt er für die Literatur verloren. Er könnte ein vortrefflicher Schriftſteller ſeyn, und er iſt ein ſchlechter Theater-Director.

Mit Nicolai und Bieſter habe ich auf den beſten Fuß gelebt. Ein gut Wort, heißt es, findet eine gute Statt, und wer mit menſchenfreundlichen Geſinnungen andern entgegen kommt, findet ſolche auch wieder. Ich bin vielleicht dem erſten zu lau, zu ſchwankend, dem andern zu unberedt, oder zu unwiſſend. Aber, ohne vertraute Freunde zu ſeyn, kann man doch einander nicht nur ertragen, ſondern auch gerne ſehen. — Der alte Spalding iſt in Berlin der erſte meiner Freunde, ſein Haus mein vornehmſtes Aſylum. Tellers ſind gewiß meine Freunde, und ich der ihrige. Merian und eben ſo ſehr ſeine Frau ſind mir intereſſant und werth. Von da iſt der Zirkel meiner Bekanntſchaft ſehr ausgedehnt. Viele gute Bekannten, nicht viel genaue Freunde, einige junge brave Leute ausgenommen, die noch unbekannt ſind, aber in ihren Zirkeln geſchätzt werden, und Achtung verdienen. — Zu der Reiſe ihres Sohnes wünſche ich Ihnen Glück; alle Anſtalten und Hülfsmittel zu ſeiner Ausbildung ſind vorhanden. Von der Natur iſt er gewiß nicht verlaſſen. Es iſt alſo nichts anders, als etwas Gutes und Vorzügliches, von ihm zu erwarten. — Schloſſer iſt ein mächtiger Streiter. Ich bin unempfindlicher gegen dieſe literariſchen Angriffe geworden, ſeitdem ich mit phyſiſchen Uibeln mehr zu kämpfen habe. — Ihren Aufſatz von Leſſings Studentenjahren und Aufenthalt in Leipzig, habe ich geleſen, und nichts Bedenkliches darin gefunden, wenn es nicht das iſt, daß Sie W * * einen ſchwachen Kopf nennen. Adieu.

95

Breslau, den 10. October 1790.

Liebſter Freund,

Ich wünſche mir freylich von Zeit zu Zeit von Ihnen Briefe, und, wo es möglich iſt, ausführliche. Aber ich bin auch beſcheiden genug, mir nur, (nach einem Ausdrucke des alten Erneſti) die Zeit-

Zipfelchen zuzueignen, die Sie nicht beſſer zu brauchen wiſſen. Ich nehme an der Freude Antheil, die Sie haben müſſen, Ihren Sohn ſo weit gebracht zu haben, daß er mit Ehren in der Welt auftreten kann, und er iſt hinwiederum glücklich, einen Vater zu haben, der durch die Achtung, welche er ſelbſt in der Welt erlangt hat, im Stande iſt, ihm eine Unterſtützung zu geben, welche wenige junge Gelehrte genießen. Ich habe ſeine Schrift, die ich zu leſen begierig war, noch nicht hier bekommen können. Ich bin ſo frey, Sie darum, als um ein kleines Geſchenk, das mir werth ſeyn wird, zu bitten.

Endlich habe ich vor zwey Tagen die perſönliche Bekanntſchaft der Frau von Recke und der Herzoginn von Curland gemacht. Nachdem ſie beynahe unſer ganzes Land durchreiſet hatten, ſind ſie, aber nur auf einen einzigen Tag, nach Breslau gekommen. Dieſe an ſich intereſſante Bekanntſchaft wurde es für mich noch mehr, weil ich von Ihnen und Ihrer Familie Nachricht durch Perſonen erhielt, von denen Sie erſt vor kurzem waren geſehen worden. Soll ich Ihnen ganz aufrichtig den Eindruck geſtehen, den dieſe beyden Damen auf mich gemacht haben? — Die Frau von der Recke iſt eine ſehr achtungswürdige Perſon; aber ihre Schweſter iſt liebenswürdiger. Die erſte hat etwas Geſpanntes in ihrem Weſen; — nicht Affectation, aber Anſtrengung. Sie orientirt genau und ſcharf, und mit einiger Emphaſe. Sie ſpricht gut, aber ſie verſteht nicht zuzuhören. — Sie war ſo gütig, mich noch des Abends von ihrer Ankunft, durch ein Billet zu benachrichtigen. Mein erſter Beſuch war den folgenden Morgen ein tête à tête, und der leidige Magnetiſmus war der Gegenſtand unſers Geſprächs. Es verdrießt mich ſchon beynah jedes Wort, was ich darüber ſage oder höre: denn nach allem, was zur Aufklärung der Sache geſchehen und geſchrieben iſt, bleibt ſie noch in eben demſelben Dunkel. Die einen läugnen die Facta, ohne den Betrug oder den Irrthum deutlich zeigen zu können; die andern miſchen Umſtände in ihre Erzählungen, die die geſunde Vernunft revoltiren. — Des Mittags ſpeiſten beyde Damen bey unſerm Prinzen. Gegen den Abend hatte die Frau von der Recke den Probſt Hermes, Verfaſſer der Sophie, den Profeſſor Gedike Bruder des Berliners, und Hillers hier verheirathete Tochter mit ihrem Manne, zu ſich entbiethen laſſen. In dieſem Kreiſe fand ich ſie, da ich nach ſieben Uhr des Abends wieder hinging. — Ein für mich angenehmerer Auftritt folgte, da ſie mich nach acht Uhr zur Herzoginn führte, die mit ihrem kleinen Gefolge, und einigen hier befindlichen Curländern, mit dem Abendeſſen uns erwartete. Da bey Tiſche das Geſpräch allgemeiner war, ſo wurde es auch freyer und unterhaltender. Die Frau von der Recke iſt gewiß eine Frau von großem Verſtande, die helle Begrifſe, und eine vorzügliche Gabe hat, ihre Gedanken gut auszudrücken. Auch in Beurtheilung der Menſchen bewies ſie mir ihren richtigen Blick. Sie charakteriſirte einige Perſonen, die ſie nur wenig geſehen hatte, und die ich kannte; und ſie zeichnete ihr Bild richtig. — Was die Herzoginn für mich noch intereſſanter macht, iſt das Sanfte, Gelaſſene und Gutmüthige in ihrer Geſtalt und in ihrem Weſen. Sie ſpricht auch ſehr vernünftig, und empfindet, wie ich glaube, mehr. Vielleicht hat mich auch ihre äußere Annehmlichkeit geblendet, vielleicht hat mich die Theilnehmung beſtochen, die ſie für meine körperlichen Uibel zu haben ſchien. Auch mag darin etwas liegen, daß ich jetzt ſo ſchwach in meinem Kopfe und ſo kraftlos bin, daß mich der Umgang mit recht gelehrten, oder ſehr beredten Leuten ermüdet, und mir nur der mit gewöhnlichen Menſchen angemeſſen iſt.

Daß Göthe bey uns einige Wochen lang geweſen iſt, habe ich Ihnen, glaube ich, ſchon geſagt. Ich will glauben, daß das, was in gewiſſen Augenblicken Stolz zu ſeyn ſcheint, im Grunde nur Zurückhaltung iſt. Er kann nur auf eine einzige Art ſeyn (um ſeiner eigenen metaphyſiſchen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemanden zu werden: muß er ſich erſt in dieſen Ton hineinfinden. Sein Taſſo iſt das letzte treffliche Product ſeiner Muſe. Es iſt in Ihrer Bibliothek, zwar ſtrenge, aber nach meiner

Meinung richtig beurtheilt worden. Bey Gelegenheit Ihrer Bibliothek: ich habe auf einer kleinen Landreiſe die zwey letzten Bände davon, und mit vielem Vergnügen durchgeleſen. Wer ſind denn jetzt Ihre Mitarbeiter? Einen kenne ich; andre vermuthe ich, z. B. den Herrn von Blankenburg. Oder iſt auch Heidenreich darunter? — Des letztern Aeſthetik habe ich nur geleſen; und ſeit der Lectüre von Kants neuem Werke hat kein philoſophiſches Buch mich ſo feſtgehalten, mir ſo viel zu denken gegeben. Das erſte Kapitel verſprach mir das nicht. Man ſieht, daß er im Schreiben ſich ſelbſt vervollkommnet hat. Die Frage: „warum haben die Künſte bey den Alten mehr gewirkt, als bey uns?“ ſetzt ein Factum voraus, welches mir noch ſehr zweifelhaft ſcheint. Und die Beantwortung, die faſt ganz darauf hinausläuft: „weil ſie Bürger von Freyſtaaten waren,“ befriedigt mich auch nicht. Viel gründlicher wird er, wo er bloß philoſophirt. Die Entwicklung der verſchiedenen Gattungen der Künſte und ihrer Eigenthümlichkeiten aus ſeinem Princip, iſt mit ſo vielem Scharfſinne gemacht, und führt zu einigen ſo guten Aufſchlüſſen, daß ſie dem Leſer Vergnügen und Unterricht gewährt. Zwar ſind die Principien nicht aus dem Einzelnen, wie es, glaube ich, geſchehen ſollte, abſtrahirt, ſondern etwas willkürlich angenommen, und bloß auf die Facta applicirt; aber die Application paßt ſo gut, daß er ſcheint glücklich gerathen zu haben. Kants Philoſophie iſt darin durchaus ſichtbar. Der Tiefſinn dieſes Mannes erweckt den Tiefſinn ähnlicher Köpfe. Das iſt ein ſicherer Gewinn ſeiner Philoſophie, wenn auch ihr Inhalt nicht die menſchliche Erkenntniß weiter bringt.

Ich wünſchte wohl zu wiſſen, ob Heidenreich Kants Kritik der Urtheilskraft und des Geſchmacks ſchon geſehen hatte, als er ſeine Aeſthetik endigte. In den erſten Kapiteln, beſonders in dem, wo er von der Natur und den Arten des Schönen handelt, weicht der jüngere Philoſoph augenſcheinlich von dem ältern ab. Jener rechnet dasjenige als Art unter die Gattung des Schönen, was dieſer von dem Begriffe des Schönen gänzlich ausſchließt. In den letztern Kapiteln nähern ſich beyde mehr, was die Beziehung des Schönen auf das ſittlich Gute betrifft. Kants Werk hat den Vorzug einer durchgängigen Entwickelung der Ideen, im Zuſammenhange mit dem ganzen übrigen Syſteme des Autors. In Heidenreichs Aeſthetik ſind die Begriffe mehr einzeln, iſolirt; aber kürzer und präciſer, eben deßwegen auch deutlicher ausgedrückt. Ich bin begierig auf die Zergliederung und Vergleichung beyder Syſteme in Ihrer Bibliothek. Ich würde mich ſelbſt dazu anbiethen, wenn mein Kopf auf der rechten Stelle ſtände. Aber da ich längſt angefangene Sachen nicht vollenden kann, wie thöricht wäre es, mich zu neuen anheiſchig zu machen! — Einen Brief zu ſchreiben, wird mir oft ſauer, und ich vergeſſe immer etwas von dem, was ich ſagen wollte. Mit meiner Schriftſtellerey wird es, glaube ich, aus ſeyn. Ich bin nicht mehr derſelbe Mann, — ob ich gleich niemahls viel war. Hypochondrie iſt es nicht, welche mich ſo zu reden veranlaßt, wenn Hypochondrie Einbildung heißt. Aber wenn es heißt, daß die körperliche Schwäche die geiſtige nach ſich zieht; daß jene ihre Abwechſelungen habe, und daß vielleicht beſſere Perioden kommen werden, die mir eben in Zeiten der Schwäche und Niedergeſchlagenheit unwahrſcheinlich dünken, ſo gebe ich es zu. Ich ſuche, ſoviel ich kann, meinen Geiſt aufrecht zu erhalten, indem ich mir ſage, daß, wenn meine Fähigkeiten abgenommen haben, dieß wenigſtens mitten unter den Bemühungen geſchehen iſt, die ich anwendete, dieſelben auszubilden; daß mir noch Gutes zu thun und Pflichten auszuüben übrig bleiben; und daß ſelbſt die Beruhigung des Gemüths, bey einem Zuſtande, der mir nicht angenehm iſt, eine Tugend und zugleich das einzige Mittel iſt, noch die zur Arbeit beſte Diſpoſition des Gemüths zu erhalten. Etwas, das freylich hierbey auch in Betrachtung kommt, iſt, daß meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten doch bisher etwas zur Unterſtützung unſrer Haushaltung beygetragen haben; und daß unſre Haushaltung dieſer Unterſtützung immer bedürftiger wird, da die Preiße der Dinge täglich bey uns ſteigen, und mit Herabſetzung der Geldzinſen unſre Einkünfre vermindert worden ſind. Eben um deßwillen, und um mir eine meinem Geſundheits- und Gemüths-Zuſtande angemeſſene Beſchäftigung zu verſchaffen, muß ich an eine Uiberſetzung denken; und Sie erweiſen mir eine Freundſchaft, wenn Sie dafür ſorgen helfen. Ein gutes hiſtoriſches Werk wäre mir das liebſte; oder eines aus der Staatswirthſchaft, wie das neulich in einem Review ſehr gut beurtheilte über die Natur der Abgaben. In eigentlich philoſophiſchen Büchern, verlangt man von mir, wenn ich ſie überſetze, Anmerkungen und Berichtigungen. Und gerade deßwegen überſetze ich, um mich von eignen Unterſuchungen zu befreyen, die, wenn ich dazu fähig bin, ich lieber auf ſelbſt gewählte und ſchon von mir bearbeitete Gegenſtände wende. Die Uiberſetzung eines Werkes über den Geſchmack, wenn in demſelben die allgemeine Theorie des Schönen vorgetragen wird, würde jetzo deſto weniger ohne eigne Betrachtungen des Uiberſetzers geliefert werden können, da eben zwey ſo merkwürdige Teutſche Originalſchriften über denſelben Gegenſtand erſchienen ſind, mit welchen natürlicher Weiſe der Teutſche Leſer wünſchen wird, die Grundſätze des Engliſchen Verfaſſers verglichen zu ſehen. Weit lieber wäre es mir, wenn der metaphyſiſche Theil der Geſchmackslehre in dem von Ihnen genannten Engliſchen Werke fehlte, oder kurz wäre, und das meiſte in ſpeciellen Anwendungen beſtände. Dieſes ſcheint mir Ihr Brief zu verſichern. In dieſem Falle haben Sie alſo die Güte, es mir mit Meßgelegenheit zu ſchicken. — Ich habe noch einen andern Gedanken, über den ich mir Ihren Rath erbitte. Sie kennen Butlers Analogie der Natur und Offenbarung, — ein Werk, in welchem der Verſtand nicht allenthalben befriedigt, aber immer beſchäftigt wird. Von eben dieſem Verfaſſer habe ich durch Spalding eine Sammlung moraliſcher Abhandlungen, in Form von Predigten, kennen lernen. Sie ſind lehrreich, gründlich; etwas abſtract, aber für denkende Leſer anziehend. Die Materien ſind z. B. von der menſchlichen Natur überhaupt, vom Mitleiden, von der Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, von der Unwiſſenheit der Menſchen. — Glauben Sie wohl, daß eine Uiberſetzung Glück machen könnte?

Die Eigenheiten Engels ſind groß, und doch ſöhnt man ſich bald wieder mit ihm aus, wenn man ihn ſpricht. Seiner Erzählung nach, war es ihm unmöglich, in Leipzig ſo lange ſich zu verweilen, um ſeine Freunde zu genießen, und er hielt ſie zu hoch, um ſie bloß durch einen Beſuch von etlichen Augenblicken ſtören zu wollen. — Sie ſehen wohl, man kann mit ein wenig Witz auch einer ſchlimmen Sache einen guten Anſtrich geben. Von Acteurs hat er, ſo viel ich weiß, keinen engagirt, ſondern ſie nur beſichtiget, um ſie auf künftige Fälle zum voraus zu kennen. Daß er ſich aber, in Beurtheilung des Einzelnen, oft durch Nebenſachen und kleine Leidenſchaften irre führen läßt, ſo richtig er in Beurtheilung des Allgemeinen ſieht wo Leidenſchaft und Laune außer dem Spiele ſind. kann von ſeinen beſten Freunden nicht geleugnet werden.

An Blankenburg und Dörrien möcht ich wohl ſchreiben, wenn ich nur wüßte, wo ich, nach einem ſo langen Stillſchweigen, anfangen, und wo ich endigen ſollte. Womit iſt der erſte beſchäftigt? Mit Zollikofers Leben, oder mit den Supplementen zum Sulzer, an denen auch Manſo arbeitet? Was macht die liebe Volkmanninn? (Sie hat mich traurig gemacht, da ſie beynahe von mir Abſchied nimmt). Platner, Doctor Krapp, Huber, lauter intereſſante Leute für mich? Der Erſte iſt, glaube ich, auf dem Gipfel ſeines Ruhms und ſeines Glücks; und den beyden Andern gehts auch wohl. Ich freue mich darüber. Die Geſundheit Ihrer zwey jüngern Töchter iſt, höre ich, noch immer zerrüttet. So hat jede Familie ihre Leiden. Großer Troſt dafür liegt in einer freundſchaftlichen Theilnehmung. Dieſe iſt Ihnen gewiß von Ihrem ꝛc.

96.

Breslau, den 5. Novemb. 1790.

Theuerſter Freund,

Sie können ohne Zweifel über den Geiſt und Charakter der beyden Curländiſchen Damen richtiger urtheilen, als ich, der ich nur einen ſehr flüchtigen Blick auf beyde gethan habe. Vielleicht findet man auch zu bald das, was man erwartet; und eine gelehrte Dame hat ſchon deßwegen, bey der erſten Bekanntſchaft übler Spiel, weil ſie eben ſowohl den Ruf ihrer Einſichten aufrecht zu erhalten, als den Verdacht, ihre Gelehrſamkeit zeigen zu wollen, von ſich zu entfernen hat. Dieß gibt ihr natürlicher Weiſe einen Zwang, der ſich bey längerem Umgang verlieren kann; und dann genießen ihre Geſellſchafter erſt alle Annehmlichkeiten eines gebildeten Geiſtes. Sie ſagen mir, daß ſich die Hochachtung gegen beyde Damen vermehre, wenn man ihre Geſchichte wiſſe. Dieß macht mich begierig, von dieſer unterrichtet zu ſeyn. Nachdem, was ich von dem Herzoge von Curland weiß, kann die eheliche Verbindung mit ihm zwar der Eitelkeit eines jungen adelichen Fräuleins geſchmeichelt, aber ſchwerlich die Glückſeligkeit einer Perſon von feiner Empfindung befördert haben. Wenigſtens geben alle, die beyde kennen, ihr einen ſo großen Vorzug der Liebenswürdigkeit, daß dieſer Unterſchied nothwendig auch auf das Verhältniß der Eheleute unter einander Einfluß haben, und den Umgang unter ihnen für den beſſern Theil weniger angenehm machen muß.

Sie haben alſo auch eine der erſten Damen unſrer Breslauiſchen großen Welt kennen gelernt. Daß die Prinzeſſinn von * * * ein liebenswürdiges Geſchöpf iſt, iſt unſtreitig; ob ſie auch ein gutes Geſchöpf ſey, darüber würden die Meinungen mehr getheilt ſeyn. Ich kenne wenig Frauenzimmer, die mehr Grazie haben, als dieſe kleine Prinzeſſinn. Alles ſteht ihr wohl; jede ihrer kleinſten Bewegungen iſt anſtändig und gefällig. Sie lacht mit der beſten Art von der Welt, und ſie lacht ſehr gerne; Sie haben ſie traurig geſehen, und die Traurigkeit machte ſie intereſſanter. Sie kann mit jungen Leuten ſchäkern, und was bey andern bloß kindiſch ſcheint, iſt in ihrem Munde witzig. Sie kann aber auch mit alten und klugen Leuten recht klug thun; und dieſer Ernſt kleidet ſie nicht weniger gut. Kurz, ſie iſt zum Repräſentiren und zum Genießen gemacht. Ihr natürlicher Hang iſt zum luſtig ſeyn und ſich ein wenig über Andre aufzuhalten. Wehmuth iſt ſonſt nicht der gewöhnliche Ausdruck auf ihrem Geſichte. — — Vielleicht gehören auch für ſie, der die Welt bisher nur gelacht hat, Prüfungen dazu, ihren Charakter ſolider zu machen: und wenn er das wird, ſo gehört ſie gewiß unter die vorzüglichſten Perſonen ihres Geſchlechts. — Einen andern Breslauer und guten Bekannten von mir beurtheilen Sie auch zu meiner Freude günſtiger, als ich beynahe erwartet habe. Ich bin wirklich Leſſingen gut. Er hat noch immer etwas Faſeliges, und Uibereiltes. Er thut manchmahl ſo, als wenn ihm alles in der Welt gleichgiltig wäre. Und ſorglos und unbekümmert iſt er in der That über viele Dinge, die andern Menſchen erheblich ſcheinen. Aber dabey iſt er gutherzig. Und dieſe eine Tugend bedeckt in meinen Augen viele Mängel. Stolz auf ſeine Einſichten iſt er gewiß nicht. Und er hat deren doch wirklich, und er iſt noch ſehr wißbegierig und fleißig, ſie zu vermehren. Ehedem wirthſchaftete er ein wenig ins Weſen hinein, jetzt iſt er auch in dieſem Puncte überlegter und handelt vernünftiger. — Kurz, wenn man bey jedem Menſchen die Fehler und Tugenden gegen einander abwiegen muß; ſo wird Leſſing, glaube ich, bey dieſer Rechnung noch immer einen beträchtlichen Werth übrig behalten.

Was die Arbeiten in Ihre Bibliothek betrifft, ſo wäre wohl niemand an und für ſich geneigter, daran zuweilen Theil zu nehmen, als ich. Aber alle literariſchen Arbeiten werden mir jetzt ſchwer, durch mein Auge, meine öftere Schwäche, und ſelbſt durch eine gewiſſe Furchtſamkeit, die immer mein Antheil war, und jetzt im Alter wieder in grö-

größerem Maße zurückkehrt; eben, weil ich mich ſchwächer fühle, nichts hervorbringe, womit ich zufrieden wäre, und ſehr wenig Aufmunterungen von außen genieße. Dieſe Furchtſamkeit überfällt mich noch ſtärker, wenn ich daran denke, Anderer Schriften öffentlich zu beurtheilen. Ich habe mir von Heidenreichs Buch einen Auszug gemacht, wie ich mir von den meiſten Büchern mache, die ich für wichtig genug halte; ich habe manches Urtheil hin und wieder dazu gefügt. Das alles iſt recht gut für mich. Aber daraus etwas zu machen, welches vor das Publicum gebracht werden kann, dazu gehört eine ganz neue Unterſuchung. — Demohnerachtet will ich es nicht ganz verweigern, dieſen Auszug vielleicht ſo weit ins Reine zu bringen, daß ich denſelben Ihnen wenigſtens mittheilen kann. Nur hänge ich in meinem Thun und Laſſen zu wenig jetzt von meinem Willen ab, um etwas mit Sicherheit verſprechen zu können. Die kalte Witterung verſchlimmert wieder meinen Schaden ſehr. Mein Auge thränet unaufhörlich; und ich bin von neuem genöthigt, die Hülfe der Wundärzte zu ſuchen. Dieſes einzige, wahrſcheinlich unheilbare Uibel iſt eine ſo große Störung alles Genußes, wie aller Arbeit, daß mein Leben dadurch ſchon eine Schule der Geduld auf immer wird. Und ach! ich bin in dieſer Schule noch nicht weit genug gekommen. Ich begehre noch immer zu lebhaft, um mir die Verſagung meiner

Wünſche ohne Murren gefallen zu laſſen. — Nur irgend eine angenehme Ausſicht in die Zukunft ſuche ich mir offen zu erhalten. Und eine ſolche iſt für dieſen Winter der Gedanke, künftigen Sommer zu Ihnen und meinem guten Thümmel nach Sachſen zu reiſen. Zwar ſehe ich dazu keine Möglichkeit, wenn ich nicht dieſen Winter etwas ſchreibe, wodurch ich mir die Reiſekoſten verdiene. Aber ſo lange noch das Frühjahr entfernt iſt, ſo ſcheint in dieſem Zeitraume noch manches geſchehen zu können. Kurz, die Hoffnung davon laſſe ich mir jetzt noch nicht rauben. — Butlers Predigten ſcheinen ſich, bey genauerer Durchſicht, doch nicht zur Uiberſetzung zu eignen. — Es iſt doch wirklich innerhalb fünfzehn Jahren eine Veränderung in der philoſophiſchen Denkungsart vorgegangen, die manches vor dieſer Zeit gute Buch jetzt ungenießbar macht. — Von Bruces Reiſen leſe ich ſicher die Uiberſetzung nicht, ſondern den Auszug. — Das Engliſche Buch über die Auflagen hat den Titel: An Enquiry into the principles of the taxation, in Quarto, (Preiß zwölf Schillinge,) und iſt im Critical Rev. May 1790, ſehr mit Lob recenſirt worden. Da es nicht mehr koſtet, ſo würde ich wohl bitten, daß es verſchrieben würde, wenn jemand Bücher aus England kommen läßt. — — Adieu, Theuerſter Freund.

97.

Breslau, den 17. Decemb. 1790.

Liebſter Freund,

Sie haben wirklich eine zu gute Meinung von den Beyträgen, die ich Ihnen zu Ihrer Bibliothek liefern könnte. Um dieſelbe etwas herabzuſtimmen, werde ich Ihnen, in einiger Zeit, den Auszug, den ich aus Heidenreichs Buch gemacht habe, zuſchicken. Aber ich ſage es Ihnen zum voraus: es wird eine rudis indigestaque moles ſeyn, — nicht eine Recenſion, ſondern einige Materialien, woraus jemand eine Recenſion machen muß. Selbſt ausarbeiten kann ich ſie nicht. — Es würde mir zu ſo vielerley und ſo zu weitſchichtigen Unterſuchungen dadurch Anlaß gegeben werden, daß ich ganz in fremde und neue Felder gebracht, und von dem, was ich ſchon längſt zu arbeiten angefangen habe, abgezogen würde. — Ich habe die Gothaiſche Recenſion nicht geleſen. Aber die Kantiſche Schule iſt äußerſt intolerant, und der Despotismus, den ſie auszuüben ſucht, würde dem Fortgange der Wiſſenſchaft unter uns wirklich nachtheilig werden, wenn er ſich befeſtigen ſollte. So große Hochachtung ich für Kants philoſophiſches Genie habe, ſo unerträglich ſind mir die Anmaſſungen einiger ſeiner Schüler, —

Auch mir ſind gewiſſe Aehnlichkeiten der Begriffe in Heidenreichs Aeſthetik und Kants Kritik der Urtheilskraft aufgefallen, z. B. die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Gattungen des Schönen. — Kant ſondert zwar das, was Heidenreich zu den erſten beyden Gattungen des Schönen rechnet, unter dem Nahmen des Angenehmen und des Guten, vom Schönen ab. — Aber die Abſonderung und Beſtimmung der Begriffe ſelbſt, und beſonders die Folgerung daraus, daß das Angenehme keine Principien a priori, und alſo keine allgemeinen Regeln leide, das Schöne aber beydes haben müſſe, — dieſe Folgerung und jene Beſtimmung iſt beyden gemein. — Aber zuerſt iſt ja dieſe Eintheilung weder ſo was Fremdes und Unerhörtes, noch ſo Schweres, daß nicht zwey denkende Männer, jeder auf ſeinem Wege, dazu kommen konnten, wenn ſie die nähmlichen Gegenſtände unterſuchten. — Daß das Angenehme, welches aus den Eindrücken auf ſinnliche Werkzeuge entſteht, nicht aus Vernunftprincipien ſo gut hergeleitet werden kann, wie dasjenige, bey deſſen Genuſſe ſelbſt Verſtand und Vernunft geſchäftig ſind, das leuchtet auch dem gewöhnlichen Menſchenverſtande ein, und iſt ſchon hundert Mahl von geſcheiten Leuten gedacht und geſagt worden. Und wenn es auch nicht bewieſen wäre, daß Heidenreich vor Leſung des Kantiſchen Buches ſein Werk geſchrieben habe; ſo würde doch der Scharfſinn, den er in vollkommen gleichen Entwickelungen und Zergliederungen anderer Begriffe bewieſen hat, die von Kant mit keinem Worte berührt worden ſind, hinlänglicher Bürge dafür ſeyn, daß das Zuſammentreffen mit Kant in einem Puncte, nicht von einem Plagiat, ſondern von der wirklichen Uibereinſtimmung der Ideen herkömmt. Nur iſt Heidenreich von dem ſtolzen Selbſtgefühle nicht frey, durch welches die Kantianer mich beleidigen. Auch er redet zu ſehr von ſich ſelbſt im Tone eines Erfinders, und von ſeinen Vorgängern, als Leuten, die im Finſtern getappt hätten. Das iſt die Wirkung der Neuheit bey jungen Philoſophen. — Eine längere Zeit, die ſie auf Unterſuchungen wenden, lehrt ſie endlich, den Werth ihrer Erfindungen etwas geringer, und das Maß der menſchlichen Weisheit überhaupt, die ſchon vor ihrer Zeit vorhanden war, etwas höher ſchätzen. — Sie lernen zwiſchen neuen und neu eingekleideten Begriffen unterſcheiden; und ſind zufrieden, wenn ſie, — nicht ſowohl den Schatz menſchlicher Kenntniſſe durch neue Reichthümer vermehrt, als ihn, durch eine glückliche und geſchickte Ausprägung derſelben, in einen leichtern und größern Umlauf gebracht haben. — Der Gebrauch, den Sie von meinen Briefen und den darin ihnen mitgetheilten Bemerkungen machen werden, wird immer kein anderer ſeyn, als den ich vollkommen billigen kann. Alſo ſind Sie darüber Herr und Meiſter.

Zu dem Vorſchlage des Herrn Dyk, ſo vortheilhaft er meiner ökonomiſchen Verfaſſung ſeyn möchte, kann ich durchaus meine Hand für jetzt nicht biethen. 1) Es werden nicht ſo viel kleine zerſtreute Aufſätze von mir vorhanden ſeyn, als nöthig wären, ein Bändchen voll zu machen. 2) Diejenigen, die im Verlage andrer Buchhändler, z. B. Korns, herausgekommen ſind, können nicht wieder abgedruckt werden, ehe zuvor mit dieſen Rückſprache genommen worden iſt; oder es würde Einſpruch und Verdruß entſtehen. 3) Unter allen Arbeiten iſt die, meine vorigen Arbeiten wieder durchzuleſen, kleine Correcturen zu machen u. d. gl., mir die allerverhaßteſte, die allerunmöglichſte, bey dem jetzigen Zuſtande meines Auges. — Und doch würde eine ſolche Sammlung ſchlechterdings dergleichen erfordern. — Weit lieber und weit leichter ſchreibe ich noch meine jetzt entſprungenen Gedanken nieder, als daß ich meine alten wieder leſe. Dieſes Project muß bis auf beſſere Zeiten ausgeſetzt bleiben.

Was die Schrift Ihres lieben Sohnes betrifft, ſo habe ich ſeinen Fleiß, ſeine Beleſenheit, und auch ſeinen guten und deutlichen Vortrag mit Vergnügen darin erkannt. Der einzige Fehler, den das Buch für mich hat, iſt, daß es mir zu weitläuftig beweiſt, wovon ich bey der bloſſen Ennunciation des Satzes überzeugt bin. — Mich dünkt nähmlich, wenn man die teutſche Reichsverfaſſung lobt, ſo muß der einzige Geſichtspunct der ſeyn, daß man ſie mit einer unumſchränkten, oder weniger beſchränkten Monarchie zuſammenhält, und zeigt, was für ein Vortheil den Menſchen in Teutſchland durch die Zertheilung deſſelben in ſo viele kleine, und doch mit einander verbundene Staaten zuwächſt; — nicht aber, daß man jene Verfaſſung mit dem Zuſtande einer völligen Anarchie, oder vielmehr einer völligen Independenz und Souveränität aller Reichsgrafen und Reichsritter vergleicht. — Daß es ein unglückſeliger Zuſtand wäre, wenn alle unmittelbaren Reichs-Vaſallen abſolute Monarchen, und alle Reichsländer ſo viele völlig abgeſonderte Staaten wären, darüber kann nicht einen Augenblick Streit ſeyn. — Nur daran wird noch gezweifelt, ob es nicht noch beſſer wäre, wenn dieſe Reichs-Vaſallen mehr dem Kaiſer ſubordinirt, und die Reichsländer noch näher zu einem Staate verbunden würden. — Der Herr Sohn hat ſich oft auch darauf eingelaſſen, das erſtere mit vielen Gründen zu erweiſen. Indeß iſt der andre Hauptpunct nicht unerörtert geblieben, und bey jenen Beweiſen, ob ich ſie gleich für entbehrlich halte, bekömmt doch ein Laye im Staats-Rechte, wie ich, manche ihm angenehme Belehrung. — Da das Werk, über die Taxation, fünf Thaler koſtet, mir nicht durchaus nothwendig iſt, und ich dieſen Winter alle Ausgaben vermeiden muß (indem ich nichts erwerben werde, und viel im vorigen Sommer verthan habe), ſo kann ich mir es nicht kommen laſſen. Auch das Essay on the principles of the sublime, werde ich wieder zurückſchicken, ſobald eine Gelegenheit ſich darbiethet. Zum Uiberſetzen eignetes ſich nicht, und um es zu behalten und zu bezahlen, iſt es mir nicht nützlich genug. — Nach dem Theile, welchen ich von dem Werke geleſen habe, kann ich den Autor nicht unter die großen Philoſophen rechnen. Er geht von dem einſeitigen Principe der Aſſociation aus. Er will weder in Farben noch Formen etwas urſprünglich und durch ſich ſelbſt Gefallendes annehmen, ſondern unſer Vergnügen ſoll bey Gegenſtänden des Geſichts durchaus von den begleitenden Ideen herkommen. Dieß iſt aber der Empfindung jedes unparteyiſchen Selbſtbeobachters durchaus zuwider; und um dieſes Gefühl zu zerſtören, und allenthalben ſein Princip der aſſociirten Ideen durchzuſetzen, mußte er oft zu künſtlichen und weithergeſuchten Erklärungen ſeine Zuflucht nehmen. Auch ſpinnt er oft einen hinlänglich klaren Gedanken noch lange aus. Und da jetzt eben Männer, wie Kant und Heidenreich, über Schönheit philoſophiren, deren forſchender Geiſt wirklich tiefer blickt, ſo wäre es ein unnützes Unternehmen, ein ausländiſches, ſchlechteres Product auf vaterländiſchen Boden zu verpflanzen, der eigne beſſere hervorbringt.

Wenn irgend jemand es mir verübelt hat, daß ich in das Journal meiner ehemahligen Gegner einen Aufſatz von mir habe einrücken laſſen, ſo nehmen Sie meine Partey nach der Gerechtigkeit und Wahrheit. Es iſt gewiß nicht geſchehen, daß ich mich unter die Flügel derer habe verbergen wollen, deren ſcharfe Schnäbel ich zuvor habe fürchten lernen. So mögen es manche auslegen, die immer Andre nach ſich beurtheilen. Ich bin ganz unbefangen dabey zu Werke gegangen, und habe es gethan, ſelbſt ohne daran zu denken, wie es angeſehen werden möchte. — Ich ſahe die Herren alle Tage in Berlin; ſie erwieſen mir Höflichkeiten. Es ſind an ſich achtungswerthe und geachtete Leute. Ich habe nie, wie ihre übrigen Gegner, ihr Gutes verkannt, auch, als ſie mich ungerecht behandelten. Aber das Publicum hat mich gewiſſer Maßen gerächt, und ſie ſelbſt ſind von der Meinung, die ich beſtritt, ſtillſchweigend zurückgekommen. — Bieſter und Gedike lagen mir oft an, etwas für Ihre Monathsſchrift zu machen. Eines Morgens, da ich beſſer, wie gewöhnlich, aufgelegt war, fiel mir die Idee ein, welche ich entwickelt habe. Ihre Ausführung wurde mir leicht. Und ich ſetzte auf eine Ausarbeitung, die mir wenig gekoſtet hatte, einen geringen Werth. Ich ließ ſie alſo, als eine unbedeutende Sache, einem Freunde zurück, mit dem Bedeuten, daß, wenn er es der Rede werth fände, ſie drucken zu laſſen, er den Aufſatz Bieſtern geben möchte. Meine Abſicht war, ungenannt zu bleiben. Mein Freund hat mich nicht recht verſtanden, oder iſt zu nachgiebig geweſen. Nun iſt mir es freylich nicht ganz lieb, daß der Aufſatz unter meinem Nahmen bekannt geworden iſt. Nicht nur die falſchen Auslegungen der Art, von welchen ich zuvor geredet habe, ſind zu befürchten; ſondern, da die Materie von dem Eigenthumsrechte der Geiſtlichen, wie alles, was die Revolution in Frankreich angeht, ſo äußerſt disputabel iſt, und ſo heftige Streitigkeiten an allen Orten erregt: ſo bin ich in Gefahr, mir neue Gegner auf den Hals zu ziehn, beſonders durch den zu liefernden zweyten Theil, der mir nun unendlich mehr Mühe gekoſtet hat, als der erſte; da er doch vielleicht ſchlechter geſchrieben ſeyn wird. Indeß die Sache iſt geſchehn, und von meiner Seite iſt kein Fehler vorgegangen, als der einer kleinen gutherzigen Uibereilung. — Am allerwenigſten habe ich auf einen Geldvortheil dabey geſehn. Die Herren Bieſter und Gedike haben mich genug hochgeachtet, um mir auch nicht einmahl etwas dafür anzubiethen, und ich würde es ihnen wahrhaftig übel genommen haben, wenn ſie es gethan hätten. Was kann für einen Menſchen, der nicht in abſoluter Dürftigkeit iſt, die Summe von zwey oder drey Dukaten bedeuten, zu der das Honorarium höchſtens geſtiegen ſeyn würde? Das letzte halbe Jahr der Monathsſchrift, vom Julius bis zum December dieſes Jahres, haben ſie mir als ein Geſchenk zugeſchickt; und das habe ich angenommen. — Alſo noch einmahl, Sie kennen mein Herz und meine Denkungsart, und nach derſelben und nach Ihrer Güte legen Sie nicht nur ſelbſt Handlungen von mir aus, die zweydeutig ſcheinen, ſondern darnach erklären und rechtfertigen Sie ſie auch bey Andern. Doch ich weiß, Ihre eigne Neigung, Ihre Freundſchaft für mich, treibt Sie an, dieſes zu thun.

Was iſt denn das für ein Herr Magiſter Hempel, der an mich geſchrieben hat, und dem ich hiermit antwortete? Ein ſonderbarer Menſch nach ſeinem Briefe. — Er hat mich bey Gellert geſehen und gekannt. Er hat eine Kritik über Morus Dogmatik geſchrieben, die vom Baron Hohenthal ſehr geſchätzt, aber zu Dresden nicht wohl aufgenommen worden iſt. Er hat einen Ruf nach Warſchau; er will aber lieber in Schleſien befördert werden, und dazu ſoll ich ihm behilflich ſeyn. Vor der Hand aber will er hierher nach Breslau kommen, und die Franzöſiſche Sprache lehren. Ich ſoll ihm ſchreiben, ob das viel einbringt. Lieber Gott, für wie viel bedeutender ſehen mich die Leute an, als ich bin! Einen ganz Unbekannten, den ich ſelbſt nicht kenne, zur Beförderung zu empfehlen, — wie unmöglich wäre es, auch wenn ich noch ſo viel vermöchte, beſonders bey dem Uiberfluſſe einheimiſcher Candidaten! Ich habe demohnerachtet, der Menſchenliebe und Höflichkeit gemäß, antworten wollen. Könnten Sie mir nicht einmahl ſchreiben, was es für ein Mann iſt, — und warum er ſeine Laufbahn zu Hauſe verläßt, um im Alter, in der Fremde ein ungewiſſes Brot zu ſuchen?

Wie gerne möchte ich Sie auf einer Excurſion nach Altenburg begleiten! Vielleicht wird es mir auf künftigen Sommer ſo gut, obgleich die Hoffnung ein wenig anfängt, zu ſchwinden, da zu einem ſchriftſtelleriſchen Erwerbe nicht der mindeſte Anſchein iſt, und die Unkoſten der vorigen Reiſe unſre Haushaltung noch ſchwer drücken. Leben Sie wohl, geſünder als ich, — und denken Sie manchmahl an ihren Freund.

Anmerkungen

zur

Erläuterung einiger Stellen des erſten Theiles.

S. 4. Z. 21. **Die Briefe an Klotz.** Profeſſor Riedel, der von Jena, als Profeſſor der Aeſthetik, zur Akademie der bildenden Künſte, nach Wien ging, hatte dieſelben aus Klotzens Verlaſſenſchaft herausgegeben und dadurch manchen Gelehrten, beſonders in Wien dem Herrn von Sonnenfels und dem Dichter Carl Maſtalier, vielen Verdruß verurſacht.

S. 10. Z. 28. **Funke.** Ein Bruder des Conſiſtorial-Raths Funke in Magdeburg, erſt Tertius an der Nikolai-Schule in Leipzig, dann Profeſſor der Mathematik bey der Univerſität.

S. 12. Z. 21. **Dumas.** Franzöſiſcher reformirter Prediger in Leipzig. Er iſt vor zwey Jahren geſtorben, und ſein älteſter Sohn begleitet nun ſeine Stelle.

S. 13. Z. 26. Lippert. Verfertiger der ſchönen Gemmen-Abgüſſe und Glaspaſten. Er lebte in Dresden und ſtarb 1785. Vor dem Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, deſſen in dem Briefe Erwähnung geſchieht, ſteht ſein Bildniß.

S. 25. Z. 4. v. o. Calas. Die Tragödie, welche um das Jahr 1774 zuerſt herauskam, und wovon im letzten Theile der Weißiſchen Trauerſpiele die dritte Auflage erſchien.

S. 38. Z. 14. T. R. Thomas Richter, ein angeſehener reicher Kaufmann in Leipzig, war im November 1773 geſtorben. Er beſaß eine vorzügliche Sammlung von Gemählden, Zeichnungen, Kupferſtichen, eine treffliche Kunſtbibliothek und ein Mineralien-Cabinet, und lud beynahe alle Wochen einmahl die Künſtler und Kunſtfreunde von Leipzig zu ſich ein, um ſich mit den genannten Gegenſtänden zu beſchäftigen.

S. 38. Z. 25. Kreuchauf. Kaufmann in Leipzig und feiner Kunſtkenner. Er hat die Beſchreibung des beträchtlichen Winklerſchen Bilder-Cabinets bey Breitkopf herausgegeben.

S. 39. Z. 28. Akademie in der Solitude. Garve meint die Militär-Akademie bey dem Herzoglich-Wirtembergiſchen Reſidenz-Schloſſe, unweit Stuttgard. Man hatte Herrn Weiße von München aus verſchiedentlich geſchrieben, daß er zu dieſer Stelle vorgeſchlagen ſey.

S. 45. Z. 6. Ihren Steinwein. Dieß

bezieht ſich auf folgende kleine Anekdote. Man hatte Garven einſt gerathen, Steinwein zu trinken. Einige Zeit darauf erhielt Herr Weiße aus Würzburg von einem Manne, der ſich Officier de l'Hôpital Julien nannte, ein Päckchen Gedichte auf die Jungfrau Maria, das Fegfeuer, die Hölle, Firmelung, letzte Oelung u. d. gl. mit der Bitte, die Vorrede dazu zu machen, wofür ihm ein Fäßchen von dem beſten Steinweine aus dem Biſchöflichen Keller werden ſollte. Ob nun gleich Herr Weiße dieſes Anmuthen, wie natürlich, ablehnte; ſo war jener doch ſo galant, ihm wenigſtens ein Dutzend Bouteillen zu ſchicken.

S. 47. Z. 15. Den Verfaſſer (des Werkes über den Urſprung der Sprache.) Nach S. 170 des dritten Theils der Verſuche hielt Garve den Lord Monboddo für den Verfaſſer dieſes Werkes. Wir können nicht entſcheiden, ob er hier eben dieſen, oder ob er den wirklichen Verfaſſer jenes Buches, einen gewiſſen Burnet meint. Der vollſtändige Titel des Buches iſt: Of the Origin and Progreſs of Language.

S. 49. Z. 8. Den Profeſſor. Ein Wochenblatt von Platner, wovon aber nur einige Bogen bey Schwickert erſchienen ſind.

S. 64. Z. 4. Mein letzter Brief. Die Herausgeber haben dieſen Brief nicht gefunden.

S. 82. Z. 4. Ogilvie. Der Titel des Buches iſt: Philosophical and critical observations on the nature, character ant varions species of composition. By John Ogilvie. in 2 Volum.

S. 103. Zur Note iſt hinzu zu ſetzen: Man findet die Pamphlets, die damahls erſchienen, und unter denen vorzüglich Prometheus, Deucalion und ſeine Reiſegefährten Garvens Unwillen reitzten, im 26ſten Bande der Allgemeinen Teutſchen Bibliothek, S. 102. angezeigt.

S. 138. Z. 27. Johnſons Leben der Poeten. Von dieſem Buche ſind drey Bände, von Herrn von Blankenburg überſetzt, in Altenburg bey Richter herausgekommen. Die Fortſetzung unterblieb wegen Mangel des Abſatzes, und die übrigen Theile erwarten noch einen Uiberſetzer.

S. 141. Z. 14. v. u. Veränderte Recenſion des Kantiſchen Werks. Garve war, während ſeiner Anweſenheit in Göttingen, erſucht worden, eine Recenſion von Kants Kritik der reinen Vernunft in die Göttinger Anzeigen zu verfertigen. Er ſchickte eine, die aber dem Redacteur zu lang ſcheinen und zu viel Platz wegnehmen mochte. Mit einem Worte, ſie wurde ſo abgekürzt und verändert gedruckt, daß Garve ſich ſelbſt darin nicht mehr wiederfand. Einige Wochen darauf gab Kant ſeinen Unwillen über dieſe Recenſion zu erkennen. Garve, der Kant zu hoch ſchätzte, als daß er bey ihm in den Verdacht gerathen wollte, jene Recenſion, ſo wie ſie abgedruckt wor-

worden war, gemacht zu haben, kam, da er eben in Leipzig war, deßhalb voll Beſtürzung zu Herrn Weiße; und dieſer rieth ihm, Kanten ſelbſt den ganzen Verlauf der Sache zu melden, und den unveränderten Text ſeiner Recenſion beyzulegen. Dieß geſchah. Kant antwortete ihm auf das verbindlichſte und bath ihn, dieſe Recenſion in die Allgemeine Teutſche Bibliothek einrücken zu laſſen. Sie ſieht, wie die Herausgeber aus Herrn Nicolai's Briefen wiſſen, im Anhange zum 37ſten bis 52ſten Bande der Bibliothek, B. II. S. 838.

S. 149. Z. 2. v. o. Herrn Böttichers Erziehungsanſtalt. Dieſer Bötticher war Hofmeiſter der Weißiſchen Kinder, ein ſehr geſchickter und gelehrter Mann; errichtete nachher in Leipzig ein Erziehungs-Inſtitut, welches vielen Beyfall fand, und ſtarb 1795.

S. 168. Z. 3. Die Geſchichte von Griechenland. Unfehlbar Gillies History of Graece, wovon nachher bey Weidemanns Erben und Reich eine Uiberſetzung herausgekommen iſt.

Ebend. Z. 1. v. u. Daß die Königinn von England Ihnen ihre Erkenntlichkeit hat wiſſen laſſen. Theils in Briefen durch die Lectrice der Königinn, theils durch Aeußerungen gegen den Churfürſtlich-Sächſiſchen Geſandten. Auch verſchiedene Schauſpiele von Herrn Weiße hatte die Königinn durch ihre Lectrice ins Engliſche überſetzen laſſen.

S. 189. Z. 7. v. u. Aus dem Briefe Zimmermanns an Reich. Zimmermann hatte in dieſem Briefe ſeinen Unwillen über die tadelnde Recenſion des Werkes über die Einſamkeit, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1785. Theil II. S. 213. ausgeſchüttet, und Garven für den Verfaſſer derſelben gehalten.

S. 191. Z. 20. Henry. Garve meint The History of Great-Britain, by Robert Henry.

S. 192. Z. 3. Moſes Mendelsſohns Bücher. Die Rede iſt von den Morgenſtunden, die eben erſchienen waren.

S. 201. Z. 5. Wie der Herzog von Gotha. Wahrſcheinlich bezieht ſich dieß auf eine mündliche Aeußerung des Herzogs über jenen Unfug, als Garve ſelbſt in Gotha war.

S. 208. Z. 7. Die Penſion hülft mir nichts. Garve erhielt, auf Befehl Friedrichs des Zweyten, von den fünf hundert Thalern, welche der Hofrath Morgenſtern in Potsdam lebenslänglich aus der Breslauer Kämmerey als Penſion genoſſen hatte, nach deſſen Tode, zwey hundert Thaler.

S. 212. Z. 19. Die hiſtoriſchen Anmerkungen zu den Officiis. Wir haben bloß einige wenige und keineswegeſ bedeutende Anmerkungen der Art in Garvens literariſchem Nachlaſſe gefunden.

S. 247. Z. 18. **Ich arbeite an einer Abhandlung,** u. ſ. w. Es iſt dieſelbe, welche ſich nun in dem fünften Theile der Verſuche gedruckt findet.

S. 266. Z. 2. **Das Stück ſeines Journals.** Das erſte Stück des von Herrn Campe und mehrern Gelehrten herausgegebenen Braunſchweiger Journals.

S. 270. Z. 1. **Zollikofers Monument.** Es iſt nicht zu Stande gekommen, — weil die Intereſſenten ſich bald über den Werth deſſelben, bald über das Local nicht vereinigen konnten. — Einige fremde Beyträge dazu annehmen wollten, Andere nicht. So iſt es immer verſchoben und endlich vergeſſen worden. Es kam dazu, daß Zollikofer in ein Familien-Begräbniß, in einem ſogenannten Schwebbogen, beygeſetzt, nicht auf dem öffentlichen Gottesacker begraben wurde.

S. 273. Z. 5. v. o. **Der Aufſatz in den (Schleſiſchen) Provinzial-Blättern.** Wir haben das Braunſchweiger Journal nicht bey der Hand, um beſtimmt angeben zu können, was hier für ein Aufſatz gemeint iſt. Wahrſcheinlich aber iſt es der im September der Provinzial-Blätter vom Jahre 1787 erſchienene: Uiber die vom Herrn Rath Campe im Hamburgiſchen Correſpondenten bekannt gemachte Preißfrage, „welche Art und welche Gegenſtände des Unterrichts gehören zur Erziehung jeder beſondern Claſſe von Bürgern?“

S. 286. Z. 11. Von Tellers Geſchichte die erſte Hälfte. Sie hat ungefähr darin beſtanden, daß Herr Teller, nach Erſcheinung des Religions-Edikts, eine Vorſtellung an den König eingereicht habe, wie er auf die in jenem Edikt enthaltenen Bedingungen nicht nach Berlin berufen worden, und, wenn er an dieſelben gebunden ſeyn ſollte, ſein Amt niederlegen müſſe, die Canzel aber ſeinem Subdiakonus mit drey hundert Thalern von ſeinem Gehalte überlaſſen wolle. Darauf ſey der Miniſter von Wöllner ſelbſt zu ihm gekommen, habe eine ſolche Aufopferung verbethen, ihm die Freyheit zu predigen, wie und wann er wolle, überlaſſen, und ſeinem Gehülfen für diejenigen Vertretungen, welche Hr. Teller etwa zu ſeiner Erleichterung wünſchen möchte, anderweitige Vergütung angebothen.

S. 291. Z. 1. Die Vorleſung über ꝛc. Beyde ſtehen im erſten Theile der vermiſchten Aufſätze von Garve.

S. 301. Z. 7. Einen Verluſt, der Sie und noch mehr Ihre liebe Frau ſehr wird geſchmerzt haben. Das Gut Stötteritz gehörte der Schweſter der Frau Kreis-Steuer-Einnehmerinn durch Erbſchaft von ihrem Manne, dem Kammerrath Faber. Nach ihrem

Tode ſiel es an ihre Mutter, die Hofräthinn Platner, welche ein Jahr darauf ſtarb, wo es an Herrn Weiße und deſſen Frau abgetreten wurde.

S. 303. Z. 7. Mit dem Commentar. Uiber das Religions-Edikt, dem Staatsminiſter Herrn von Wöllner zugeeignet. Amſterdam 1788. Man ſehe die Allgemeine Teutſche Bibliothek. B. 114. St. 2. S. 104.

S. 323. Z. 14. v. u. Einen gewiſſen Ouvrier. Herr Ouvrier, welcher ſich durch die hier erwähnte Diſſertation (Examen Idealismi transscendentalis) zu einer Collegiatur in Leipzig habilitirte, iſt nachher theils durch ſeine philoſophiſchen Vorleſungen, theils als Redacteur der politiſchen Leipziger Zeitungen und als Verfaſſer des politiſchen Wochenblattes, die Leipziger Fama genannt, bekannter geworden.

S. 324. Z. 16. Inſpektor Saal. Dieſer war in Leipzig Inſpector bey der Acciſe, nachdem er, als Hofmeiſter, verſchiedene Curländer auf Reiſen geführt hatte. Er hat verſchiedene Bände von Goldoni's Komödien ins Teutſche überſetzt; war ein ſehr jovialiſcher Mann, hatte eine Gabe, drollig zu erzählen, war muſikaliſch, ſang vornehmlich einen guten Baß und wurde daher in Geſellſchaft gerne geſehen. Er iſt vor etlichen Jahren geſtorben.

S. 349. Z. 10. Das Gedicht: Sacculum ab inventis clarum; angedruckt an die Abhandlung de Prosodiae Graecae accentus inclinatione. Lipsiae, 1791.

S. 352. Z. 21. Ihres Herrn Sohnes Schrift. Ohne Zweifel dieselbe, welche Garve ſich in dem Briefe vom 10ten October 1790 ausbittet und unter dem 17ten December beurtheilt. Sie führt den Titel: Vortheile der Teutſchen Reichs-Verbindung.

S. 356. Z. 10. Schloſſer iſt ein mächtiger Streiter. In Beziehung auf eine Abhandlung von Schloſſer, in welcher er die Garviſche Behauptung, daß die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten nicht überall anwendbar ſey, beſtreitet. Man findet ſie im ſechſten Theile von Schloſſers kleinen Schriften abgedruckt.

S. 358. Z. 2. Sie verſteht nicht zuzuhören. Die Stelle gehört zu den charakteriſirenden, deren wir in der Vorrede erwähnt haben. Bekanntlich verſtand Garve die Kunſt zu ſprechen weit beſſer, als die Kunſt zuzuhören.

S. 364. Z. 17. Die Eigenheiten Engels. Engel hohlte Schauſpieler von Mannheim nach Berlin, ging durch Leipzig, verweilte ein Paar Stunden in dem Poſthauſe, wo er Pferde wechſelte, und beſuchte keinen ſeiner alten Freunde. Hintendrein ſchrieb er an Herrn Weiſie, er habe ſich nicht in die Stadt getraut: denn gewiß wäre er nicht wieder fortzubringen geweſen, und allein hätte er jene Geſellſchaft nicht können gehen laſſen.

S. 365. Z. 10. Mit den Supplementen zum Sulzer, an denen auch Manſo arbeitete. Garve verwechſelt, wie man bald ſieht, die literariſchen Zuſätze zum Sulzer mit den Nachträgen zu Sulzers Theorie.

Chriſtian Garve's
ſämmtliche Werke.

Siebzehnter Band.

Enthält:

Briefe an Chriſtian Felix Weiße und einige andere Freunde.

Zweyter Theil.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

1931 818

Deutsche l. 1. 12, 307

98.

Breslau, den 26. Febr. 1791.

Neulich, liebſter Freund, habe ich Ihnen etwas von meinen gelehrten Schmierereyen geſchickt. Heute will ich Ihnen den Brief dazu ſchreiben. — Nichts beſchäftigt mich jetzt mehr, als der Gedanke, wie ich künftigen Sommer zubringen ſoll. Ich brauchte ſo ſehr Stärkung für Körper und Geiſt, und ich wüßte nicht, was mir dieſelbe mehr verſpräche, als eine Reiſe nach Sachſen, wo ich unter ſo manche alte Freunde, und unter ſo aufgeklärte Leute zurückkäme. Könnte ich, wie ich wollte; ſo gäbe ich Ihnen gleich jetzt den Auftrag, für mich eine Gartenwohnung in Ihren Vorſtädten auf den Sommer zu miethen. Vielleicht würde ich etwas von meinen angefangenen Bronillons eher zur Reiſe bringen, wenn ich der Druckpreſſen näher wäre, die ſie ins Publicum befördern ſollen; und wenn ich von der andern Seite mehr Perſonen um mich hätte, die mich bald belehren, bald ermuntern könnten. Von meinem Garten aus, würde ich dann nach Stötteritz, Altenburg, und, wo möglich, auch nach Gotha Excurſionen machen, — und bald in angenehmer ländlicher Stille, bald in etwas mehr Geräuſch und Geſellſchaft leben. Ein ſolcher Plan bezaubert von ferne meine Einbildungskraft. Er ſchien mir auch beym Eintritte des Winters nicht unmöglich; aber er ſchwindet immer mehr, wie ein Hirngeſpinnſt, ſo wie die Zeit der Ausführung näher kommt. — Der Zuſtand meiner Wunde, der unverändert derſelbe iſt, macht jede Reiſe beſchwerlich, und einiger Maßen bedenklich. — Meine durch die vorjährige Reiſe nach Berlin erſchöpften Finanzen ſind durch keinen neuen Zufluß wieder hergeſtellt worden. — Man glaubt hier, daß der Präſident von Thümmel vielleicht dieſen Sommer nach Schleſien kommen werde; — und es würde mir äuſſerſt verdrießlich ſeyn, ihn hier und dort zugleich zu verfehlen. Freunde aus Berlin wollen dieß Jahr einen Beſuch in Schleſien machen, denen ich nicht gerne den Verdacht beybringen möchte, als wenn ich ihnen hätte aus dem Wege reiſen wollen. — Alles das macht, das ich wenigſtens keinen feſten Plan zum Voraus machen kann. — Ich habe gehofft, daß es vielleicht möglich ſeyn würde, mit einem Herrn von Scheliha, oder mit einem andern Reiſe-Geſellſchafter die Unkoſten zu theilen; aber noch iſt mir keiner mit Gewißheit bekannt. Was iſt zu thun, als die Zukunft abzuwarten, zu ſehen, was bey näher heranrückendem Sommer meine Geſundheit, meine Wunde, meine Börſe, verlangt und gut heißt, — welche Nachrichten ich bis dahin bekomme, welche Gelegenheiten ſich anbiethen? — Der Himmel erhalte mir nur noch meine wenigen Freunde, die ich in Sachſen habe. Die Zeit raubt mir einen nach dem andern; und jeder Aufſchub, den man in ſolchen Entwürfen der Wiedervereinigung machen muß, iſt auch deßwegen traurig, weil die Ungewißheit der menſchlichen Dinge uns fürchten läßt, daß ein aufgeſchobenes Vergnügen vielleicht ein auf immer verlornes Vergnügen ſey. — Doch ich habe mir vorgenommen, meine ganze Philoſophie darauf zu concentriren, daß ich mich, willig und ohne Murren, von dem Schickſale hinführen laſſe, wo es hingeht; nur thue, was meine Vernunft, ſo weit ihr kleines Licht reichet, gut heißt, — und die Folgen ertrage. Die Laufbahn iſt nicht ganz leicht, auf welcher mich die Vorſehung meine Kräfte üben heißt. Sie iſt eben deßwegen ſchwerer, weil ſie gar kein glänzendes Ziel vorgeſteckt hat, weil wenig ſichtbare Wirkung aus vieler Anſtrengung und vielen erduldeten Beſchwerden herauskömmt, weil dieſe Ubung meiner Kräfte weit mehr im geduldigen Leiden, als im Thun beſteht.

Ich bin begierig, Ihre Recenſion über meine Recenſion zu leſen. Sie iſt nicht auf den Grad ausgearbeitet, wie ich eigentlich eine gute Recenſion haben will. Aber Sie würden ſie vielleicht nie erhalten haben, wenn ich ihr dieſe Vollkommenheit hätte geben wollen, die jetzt nur als ein dunkles Ideal in meinem Kopfe ſteht, zu deren Erreichung aber meine Kräfte nicht zureichen. — Der Autor wird nicht zufrieden ſeyn, das iſt immer vorauszuſehen; und doch ſchätze ich ihn und ſein Buch ſehr.

Daß die * * * ſchen einen reichen Schwiegerſohn aufſuchen würden, das vermuthete ich, und ich halte es Ihnen nicht für übel, wenn nur die perſönlichen Eigenſchaften nicht gänzlich dabey vergeſſen ſind. Alles concurrirt leider, den Werth des Geldes in den Augen der Menſchen immer größer und größer zu machen. Und es ſcheint, daß es eher möglich ſey, einen Staat umzuſtürzen, eine Conſtitution zu verändern, und die älteſten Gewohnheiten und Einrichtungen auszurotten, als den Menſchen unſrer Tage die Begierde nach Reichthum abzugewöhnen. — Die Franzoſen haben, (welches aller Welt unglaublich ſchien,) ihren König und ſelbſt die königliche Würde verachten lernen; aber das Geld haben ſie lieb behalten. — Die republikaniſche Gleichheit haben ſie angenommen, aber die republikaniſche Armuth ſcheint, ſelbſt bey den Häuptern ihres neuen Staats, nicht ihre alte Würde wieder zu bekommen. — Und ich geſtehe es, wenn ich um irgend einer Urſache willen, ihr neues Gebäude für wenig ſolide halte; ſo iſt es, weil ihre Sitten und ihr Charakter ſich noch ſo wenig nach ihrer neuen Regierungsform umgebildet haben. —

Ich leſe, nicht ohne großes Intereſſe, das Werk des Burke über dieſe Revolution in einer Franzöſiſchen Uiberſetzung. — Es iſt zwar nicht das Werk eines Philoſophen, der unterſucht, ſondern das Werk eines Advocaten oder Redners, welcher anklagt: aber doch iſt es ein Redner, der große Kenntniß der Sachen, über welche er ſpricht, mit Beredtſamkeit verbindet, und immer dem Leſer zu denken gibt, wenn er auch ihn nicht reine Wahrheit lehrt.

Im einliegenden Briefe an Heyne, habe ich ihn um gelegentliche Mittheilung ſeiner Programme gebethen. — Bekommen Sie ſie etwa von ihm? und würde ich ſie vielleicht von Ihnen bekommen können?

Leben Sie wohl, und laſſen Sie mich bald von ſich und den Ihrigen die beſten Nachrichten hören. Meine Mutter hat ſich ſehr erhohlet, geht aber doch noch nicht aus. Meine eigne Geſundheit war in den vorigen Monathen beſſer. Ich bin mit unveränderlicher Freundſchaft der Ihrige.

99.

Breslau, (etwa im März,) 1791.

Liebſter Freund,

Wenn Ihnen meine Recenſion einiges Vergnügen gemacht hat, ſo kann ich auch ſagen, daß ich lange Zeit keine Arbeit mit ſo vielem Vergnügen, und auch ſelbſt mit ſolcher Leichtigkeit verfertigt habe. Ohne Zweifel hatte die Beſtimmung der Arbeit, daß ich wußte, ich erfüllte damit das Verlangen eines Freundes, — einen Einfluß auf mein Gemüth. Aber ich genoß auch gerade damahls einige Wochen einer mehr als gewöhnlichen Heiterkeit meines Kopfs. Das hat ſich ſeit der Zeit ſehr geändert. Weiß der Himmel, ob es bloß die Wirkung der Jahreszeit, oder eine der periodiſchen Abwechſelungen iſt, denen Leute von ſchwachem Nervenſyſteme unterworfen ſind, oder ob es von der zu lange fortgeſetzten Milchdiät herrühret; aber genug, ich fühle mich jetzt wieder außerordentlich kraftlos und abgeſpannt. Auch mein Brief wird davon die Spuren tragen. Aber Sie werden damit Geduld haben, und ich werde mich in Ihrer Geſellſchaft etwas erheitern. Der Plan, den Sie mir für meinen Aufenthalt in und um Leipzig machen, und die Ausſichten, die Sie mir zu ländlichen und geſellſchaftlichen Vergnügungen eröffnen, ſind ſo reitzend, daß ich mich gleich entſchlieſſen würde, mit Meßgelegenheiten die Reiſe anzutreten, wenn mir nicht noch zwey Sachen im Wege ſtänden. Erſtlich redet der Wundarzt, der bisher dieſen Winter meinen Schaden beſorgt hat, vom Frühjahr, als der Jahreszeit, wo er glaubt, erſt die rechte Cur dafür anwenden zu können. Ich geſtehe zwar, daß ich nichts mehr erwarte, als höchſtens nur die Erhaltung des Uibels innerhalb der Grenzen, in denen es bisher eingeſchloſſen geweſen iſt; aber es iſt doch auch ſchwer, dem Arzte, den man nicht abzudanken das Herz hat, zu entlaufen. Und da Reiſen, Luft, Sonne und Ermüdung, ſo lange ich dieſes Uibel habe, immer zur Verſchlimmerung deſſelben gewirkt haben, (obgleich der dadurch verurſachte Schaden, wie dieß vergangenen Sommer in Berlin der Fall war, durch die darauf folgende Ruhe und Erhohlung des Körpers, wieder gut gemacht worden iſt;) ſo wünſchte ich freylich, ehe ich dieſe neue Reiſe nach Leipzig antrete, gegen die Gefahr einer neuen Verſchlimmerung noch etwas mehr geſichert zu ſeyn. Fürs andre hat mir der Präſident Thümmel ſowohl, als ſeine Frau, es als etwas gewiſſes geſchrieben, daß er auf den Monath Junius oder Julius hereinkommen würde. Geſchieht dieſes nun, ſo kann ich die verſchiedenen Endzwecke mit einander verbinden. Ich kann meinem Chirurgus Zeit laſſen, die Cur, von welcher er redet, wenn er ſie anders noch anwendbar findet, zu verſuchen; und ich kann die Reiſe nach Leipzig mit meinem Freunde Thümmel noch zur rechter Zeit machen, um ihn und Sie und meine übrigen Freunde in Ihrer Stadt und Nachbarſchaft zu genieſen. Ich gehe alsdann mit Weigelten von der Michaelis-Meſſe nach Hauſe, oder thue das, was mir mein Befinden und die Umſtände eingeben. Das iſt alſo für jetzt der Plan, bey welchem ich mit meinen Gedanken ſtehen bleibe, die erſten Monathe dieſes Sommers in einem hieſigen Garten, und die letztern in Ihrer Geſellſchaft zuzubringen. — Thun Sie gute Wünſche für mich, daß kein widriger Vorfall auch dieſen Entwurf vereitle.

Sie haben Recht. Ein Schriftſteller hat ſo wenig Urſache ſich zu ſchämen, daß er ſich für ſein Buch bezahlen läßt, als ein Advocat oder Arzt, daß er nicht umſonſt für Andre Proceſſe führt, oder ihre Krankheiten kurirt. Dieſe thun ſo gut Geiſtesarbeiten als jener. Selbſt jeder Salarirte des Staats, den Höchſten nicht ausgenommen, wird für ſeine Arbeit bezahlt. Freylich iſt es angenehmer, ſeine Belohnung entweder von einzelnen Perſonen zu bekommen, denen man unmittelbar gedient hat, oder vom Staate, der uns ein für allemahl zu einer gewiſſen Gattung von Dienſten gewählt hat, als vom Kaufmanne, der unſre Geiſtesproducte bloß auf Speculation nimmt, und im Grunde nicht weiß, was ſie im Handel, zu dem er ſie beſtimmt, für einen Werth bekommen werden. — Da der Marktpreiß jeder Waare von ihrem innern Werthe verſchieden iſt, jener durch die Concurrenz und das Verlangen der Käufer, dieſer durch die darauf gewandte Zeit und Kräfte beſtimmt wird; ſo entſtehn daraus zwiſchen dem Schriftſteller und Verleger Verhältniſſe, die dem erſten zuweilen unangenehm ſind. Der erſte, wenn er ſeine Arbeit hoch taxirt, ſcheint dadurch ſeine Eigenliebe zu zeigen. Und wenn er ſich auch verſichert hält, ein in ſeiner Art nützliches und gutes Buch geſchrieben zu haben, ſo iſt er doch nicht immer gewiß, ob er auch ein gut verkäufliches Buch geſchrieben hat. Dem Kaufmanñe verzeiht man die Kargheit, mit welcher er ein verhandeltes Product vielleicht herabwürdigt, weit eher, als einem Gelehrten die Eitelkeit, mit der er ein ſelbſt verfertigtes übermäßig geſchätzt hat. — Thümmels Reiſe wird eines von den Büchern ſeyn, wo des Verlegers und des Autors Urtheil ganz übereinſtimmen werden. Sie hat mir viel Vergnügen gemacht. Mit Weltkenntniß und feiner Empfindung, findet ſich hin und wieder mancher tiefe philoſophiſche Blick. Treffende Züge der Satyre wechſeln mit einnehmenden Schilderungen der unſchuldigen und unverderbnen Natur ab. Beſonders ziehen die Auftritte mit der Margot aller Herzen an ſich. — Auch unter den Verſen ſind viele an Gedanken reiche, ſehr mahleriſche, rührende und luſtige. Alles hat eine gewiſſe Politur, einen Glanz, der unſern Teutſchen Werken der Art ſelten eigen iſt. Im Ganzen aber bin ich doch mit der Poeſie weniger, als mit der Proſa, zufrieden. Die Verſe ſcheinen mir nicht allenthalben die gehörige Leichtigkeit zu haben. Die Anſpielungen ſind manchmahl zu gehäuft. Und es ſind einige, von denen ich aufrichtig geſtehe, daß ich ſie nicht völlig verſtanden habe. Aber das Buch, obgleich zum Vergnügen geſchrieben, iſt doch dazu gemacht, mehr als einmahl geleſen zu werden. Und ich hatte es kaum flüchtig durchlaufen, ſo waren ſchon ſo viele meiner Freunde, die es von mir begehrten, daß ich es nicht wieder in meine Hände bekommen habe. —

Die Entfernung meines Wohnortes macht unglücklicher Weiſe, daß die Intention, die Sie haben, mir eine Uiberſetzung, welche mich ſelbſt unterhielte, indem ſie mir etwas einbrächte, zuzuwenden, immer ſchon durch einen rüſtigen Verleger und Uiberſetzer, der uns zuvorgekommen iſt, vereitelt wird. — Gerade für meinen jetzigen Geſundheits- und Gemüths-Zuſtand, wäre eine Uiberſetzung aus einer modernen Sprache eine ſchickliche Arbeit. Und ein ſolches Buch, wie die History of France, wäre auch gerade, was ich am liebſten überſetzen möchte. Vielleicht ſind Sie einmahl ſo glücklich, ein Buch der Art, in Ihre Hände zu bekommen, und in meine zu bringen, ehe ſich ein andrer desſelben bemächtigt hat. Unterdeſſen habe ich auf eine Unternehmung dieſer Art gedacht, die aber noch manches gegen ſich hat. Des Smith Buch vom National-Reichthum halte ich für eines der claſſiſchen Bücher der neuern Zeiten. Es iſt teutſch ſo elend überſetzt, daß es kaum verſtändlich, wenigſtens nicht lesbar iſt. Es wäre nicht unnütz, es noch einmahl zu überſetzen. Aber doch iſt die Arbeit mit einem ſchon alten, bekannten Buche weder ſo angenehm noch ſo einträglich, als wenn man ein neues, gleich gutes überſetzt. Korn wollte zwar die neue Uiberſetzung von Smith übernehmen, aber ich trage noch viel Bedenken; der Weitläuftigkeit und Größe der Arbeit zu geſchweigen.

Wenn mir Heyne nicht auf die Meſſe eine Sammlung ſeiner Programme durch einen Göttinger Buchhändler zuſtellen läßt, wie ich ihn darum gebethen habe, ſo werden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir die neueſten, die Sie beſitzen, zuſchicken. — Aber wie kann Heynens Zeit zu allen den Arbeiten zureichen? Er hat ja die Herausgabe des Homer noch über ſich, wenigſtens, wie ich denke, die allgemeine Aufſicht darüber, und nun kommt noch die vom Horaz hinzu. Wirklich, wenn ich mich mit einem ſolchen Manne vergleiche, ſo komme ich mir als ein wahrer Müſſiggänger und eine unnütze Erdenlaſt vor. Aber freylich habe ich, unter viel mehreren Hinderniſſey von Seiten meines Körpers, und mit weit weniger Hülfsmitteln verſehen, arbeiten müſſen.

Wo iſt denn jetzt Ihr lieber Herr Sohn, und was haben Sie für Nachrichten von ihm? Was macht Ihre ehedem kranke Tochter? wie ſteht es mit der ſonſt immer ſchwachen Geſundheit Ihrer Frau Gemahlinn? Meine Mutter iſt wieder munter. Die Erhaltung derſelben in einem ſo hohen Alter, bey dieſen Kräften, iſt eine der größten Wohlthaten der Vorſehung. Beynahe hätte ich eine Hauptſache vergeſſen. Ich habe mit Manſo wegen der Recenſion der Reiſe nach der Provence geredet. Er iſt bereit, die Recenſion davon zu übernehmen; er wünſcht ſie ſich ſogar, und ſeine Recenſion wird gewiß dem Autor gefallen und dem Leſer Genüge thun. Er will ſich in dieſen Ferien damit beſchäftigen. Sollte ſie aber Herr Dyck ſchon einem andern Gelehrten aufgetragen haben, ſo bitte ich, daß er es Manſo'n je eher je lieber meldet. Leben Sie wohl, und vergeſſen Sie nicht Ihren kränklichen Freund.

100.

Breslau, den 4. May 1791.

Liebſter Freund,

Noch iſt zwar weder mein Körper noch mein Geiſt in derjenigen Stimmung, die ich wünſchte.

Aber es gibt doch Intervalle des Beſſerbefindens. Und da ich in wenigen Tagen in einen angenehmen Garten ziehen werde, ſo erheitert mich dieſe nahe Ausſicht. Ich werde dort eine Zeit lang mich völlig abſpannen, und recht gefliſſentlich müßig gehen. — Vielleicht werde ich dadurch ſo geſtärkt, daß, wenn mein Freund Thümmel noch nach Schleſien kommt, und mich abhohlt, ich alsdann recht mit frohem Muthe die Reiſe mitmachen, und Ihnen, wenn auch nicht einen ganz geſunden, doch einen heitern und genießbaren Freund darſtellen kann. — Der Himmel macht immer alles gut. Die Hinderniſſe, die er unſern Plänen in den Weg legt, haben gemeiniglich die gute Folge, daß wir ſie noch zu gelegener Zeit, und mit mehr Vortheil für uns, verfolgen können. Ich will auch deßwegen nicht weit hinausdenken, ſondern abwarten, was Zeit und Umſtände mir an die Hand geben werden. —

Ich freue mich herzlich über die Heirath des Doktor Kapp mit der Madam Zollikofer, und noch mehr, daß Sie und Ihre liebe Frau ſie geſtiftet haben. Die Vereinigung verſchiedener Perſonen unter ſich, mit deren jeder wir in Verbindung ſtehen, und deren jede wir lieb haben, erweitert den Kreis unſrer Liebe und unſers Vergnügens. Ich glaube, Sie haben ein gutes Werk geſtiftet; die beyden Leute werden glücklich mit einander ſeyn, und werden es Ihnen danken. — Es liegt eine Art von Troſt in dem Gedanken, daß die Schwermuth in die mich mein einſamer, beynah etwas verlaſſener Zuſtand verſetzt, auch Leute, wie Kapp und Zollikofer ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden überfallen hat. Und doch in wie viele Verbindungen verſetzt nicht den Einen ſeine Praxis, und verſetzte nicht den Andern ſein Amt? — Der zugleich Amts- und Familienloſe Gelehrte iſt am allermeiſten von der Geſellſchaft getrennt, wenn er nicht durch die Mittheilung ſeiner Kenntniſſe, und durch die Achtung, welche er ſich dadurch erwirbt, in die Geſellſchaft wieder eintritt. Das erſte kann er nur durch Schriftſtellerarbeiten, und dieſe erfordern viele Geſundheit und Kräfte; das andre ſetzt voraus, daß das Publicum an dieſen Arbeiten Antheil nimmt.

Da ich meine abgedruckte Recenſion, die mir Manſo übergeben hatte, neulich in die Hände bekam, und den Anfang las, ſo war ich ſehr unzufrieden damit. So ſehr verſchieden urtheilt man oft von ſeinen Sachen, wenn man ſie im Manuſcripte, und wenn man ſie gedruckt ſieht. Ich hatte in der That Anfangs nur die Idee, Ihnen meine Bemerkungen, als Materialien zu einer Recenſion, zu ſchicken. In der Folge, da ich Ihren Brief bekam, worin Sie mir ſagen, daß Sie Ihnen in dieſer Geſtalt wenig brauchbar ſeyn würden, arbeitete ich ſie etwas weiter aus. Aber ich hätte auf den Anfang noch einmahl zurückkommen ſollen. Der Mangel der gewöhnlichen allgemeinen Einleitung macht den Ton, der ohne dieß etwas trocken iſt, noch rauher. Es iſt ein Körper ohne Kopf. — Ich hoffe, die Uiberſicht des Ganzen, die vorne fehlt, wird ſpäterhin nachkommen. Und nach meinem Vorſatze habe ich dem Autor wollen volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich habe aber noch nicht das Herz gehabt, weiter zu leſen. Was urtheilen denn Sie, was urtheilen Ihre Freunde von der Recenſion? Und was denkt der Autor davon? Sagen Sie mir das recht aufrichtig.

Ich habe alte Aufſätze oder Entwürfe von mir wieder vorgenommen, um, wo möglich, ein Bändchen vermiſchter Abhandlungen dieſen Sommer fertig zu machen. Der erſte davon, über eine Materie, die ſehr praktiſch für mich iſt, von der Geduld, iſt ſo ziemlich aufs Reine. Aber ich finde alle Tage, daß die Theorie der Tugend zu durchdenken, doch noch lange nicht genug iſt, um uns in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Ich habe, während der Zeit, da ich über die Geduld ſchrieb, viel Anwandlungen der Ungeduld gehabt. Beynahe möchte dieß den moraliſchen Schriftſteller muthlos machen, wenn er aufrichtig ſich ſelbſt fragt, wie viel die Ideen, mit welchen er Andre beſſern will, beygetragen haben, ihn ſelbſt beſſer zu machen. Und gleichwohl hat ſie gewiß kein andrer ſo lebhaft und deutlich, als er. — Doch man muß denken, es geht damit, wie mit den Arzneyen, oder der Moraliſt hat wenigſtens denſelben Vorwand, als der Arzt. Wenn es auf ſeine Mittel nicht beſſer wird, ſo kann er denken und ſagen, daß es ohne dieſelben noch ſchlimmer geworden ſeyn würde.

Ich ſchicke Ihnen Aliſon's Werk zurück. Die Hauptidee des Ganzen iſt: daß die Wirkung ſchöner und erhabner Gegenſtände im Gemüthe von der Reihe der Ideen abhängt, welche hervorzubringen, die Imagination, durch irgend eine von der Sache ſelbſt erweckte Emotion, veranlaſſet wird. Er unterſcheidet alſo bey dem Schönen ſowohl, als bey dem Erhabnen zweyerley: 1) die ſimple Emotion, oder den natürlichen Eindruck, den der Gegenſtand auf das Empfindungsvermögen zu machen fähig iſt; 2) den Train von Bildern und Gedanken, welchen die von jenem Eindrucke erweckte Einbildungskraft hervorbringt. Er ſetzt noch eine dritte Foderung hinzu, daß in dieſer Reihe von Imaginationen Einheit ſeyn muß. Darin iſt unſtreitig viel wahres; und unter den Erläuterungen dieſer Grund-Idee iſt eine beſonders wichtig: dieſe nähmlich, wo er zeigt, wie viel die frühzeitige Leſung der Dichter beytrage, uns viele Naturſcenen ſchöner finden und uns dabey mehr fühlen zu laſſen, als wir ſonſt wohl thun würden. — Aber in der Oeconomie des ganzen Werks iſt doch, dünkt mich, ein Hauptfehler. Die Empfindung der Schönheit iſt bey ihm auf Aſſociationen gebaut, und ſeine ganze Ausführung geht darauf, zu zeigen, wie Töne, Farben, Formen, ſchön und erhaben werden, durch angenehme, liebliche oder große Ideen, an die ſie uns erinnern. — Aber dieß Ganze iſt ein Gebäude ohne Halt, iſt die Erde, die auf einer Schildkröte ſteht, wenn man nicht zuvor dieſe lieblichen, angenehmen und großen Ideen ſelbſt angibt, an welchen die materiellen Dinge nur durch Aſſociation Antheil nehmen. — Sind das bloß Ideen, aus dem intellectuellen und moraliſchen Theile des Menſchen gezogen? — So ſcheint es nach den meiſten ſeiner Exempel: denn die Zartheit, das Sanfte, das Liebevolle, deſſen Ausdruck die Schönheit iſt, ſind Eigenſchaften der Seele. — Aber der Autor erklärt ſich, trotz der Weitläuftigkeit ſeines Details, nirgends über dieſen Hauptpunct deutlich. Noch weniger zählt er dieſe urſprünglich angenehmen oder widrigen Beſchaffenheiten auf, die, durch Aſſociation zu andern Emotionen hinzugefügt, Gegenſtände ſchön oder häßlich machen. Auch beſtimmt er nicht, ob dieſe urſprünglichen Fundamente des Schönen an ſich nur überhaupt angenehm ſind, oder ob ſie auch noch einen eigenthümlichen Charakter haben, wodurch ſie ſich von andern angenehmen Eindrücken unterſcheiden. Die Schottiſchen Philoſophen ſind, ſeit Hartley's Zeiten, in der Gewohnheit, alles aus Aſſociation zu erklären. — Aber es iſt klar, wie der Tag, daß Aſſociation keine Empfindung erklärt, wenn ich nicht erſt gefunden habe, was ohne Aſſociation die Empfindung erregt. Wenn Cajus mir gefällt, weil er dem Sempronius ähnlich iſt, und dieſer, weil er mich an Titius erinnert; ſo weiß ich immer noch nicht, warum mir einer von dieſen gefällt, bis ich auf den Menſchen komme, der mir um ſein ſelbſt willen gefällt. — Damit muß alſo die Unterſuchung des Schönen anfangen. Und da ſind freylich Kant und Heidenreich mehr befriedigend als Aliſon, obgleich dieſer durch die Menge angeführter Beyſpiele theils unterhält, theils vielerley Ausſichten öffnet.

Das iſt mir eine unerwartete Hoffnung, daß Thümmels Reiſe nach der Provence im Kurzen wird fortgeſetzt werden. Kotzebues Reiſe *) macht hier großes Glück. Jedermann fragt den andern, ob er ſie nicht geleſen hat, und die falſche Scham wird mich doch wohl noch dahin bringen, ſie auch zu leſen. Aber überhaupt iſt es ſonderbar, wie das Glück der Bücher, gerade wie das Glück der Menſchen, oft von Kleinigkeiten abhängt. Man ſollte zuweilen an den Einfluß der Sterne glauben, ſo wenig iſt der Erfolg begreiflich aus den Qualitäten der Sache, die man entdecken kann. — Mauvillons Ausſage zu verſtehn, habe ich mit der abſcheulichen Scharteke, Bahrdt mit der eiſernen Stirne, eine halbe Stunde verdorben. Der Eckel, den ſie erregt, und faſt noch ſtärker, als der Unwille; und der Witz, wenn einiger darin iſt, verſchwindet völlig unter dem Schmutze. — Aber Mauvillon hat mich etwas ſchadlos gehalten. Sehr

---

*) Die bekannte Flucht nach Paris im Winter 1790.

wahrſcheinlich weiß er es zu machen, und doch bin ich überzeugt, daß der Schluß falſch iſt.

Ich muß hier abbrechen, und Sie und Thümmeln bitten, ſobald von der Reiſe des letztern etwas ſicheres zu erfahren iſt, mir ſolches frühzeitig zu melden. Leben Sie wohl.

101.

Breslau, den 20. Jul. 1791.

Theuerſter Freund,

Ich habe von einem Poſttage zum andern verſchoben, an Sie zu ſchreiben, weil ich täglich hoffte, Thümmeln zu ſehen, oder wenigſtens von ſeiner Ankunft in Schleſien, Nachricht zu bekommen. Jetzt, da er ſo lange ausbleibt, oder vielleicht gar nicht kommt, kann ich meine Antwort auf Ihren gütigen Brief vom erſten May nicht länger aufſchieben. Ich bin wirklich durch das lange Ausbleiben Thümmels und ſein gänzliches Stillſchweigen beunruhiget. Seine Frau war ihrer Entbindung nahe. Iſt ſie vielleicht dabey gefährlich krank geworden? Oder iſt ihm ſelbſt ein Unglück zugeſtoſſen? — Er machte es doch in ſeinem letzten Briefe ſo ganz gewiß, daß er mit dem Anfange des Julius in Schleſien ſeyn würde. — Und nun weiß ich auch ſelbſt nicht, meine Entſchlüſſe zu faſſen. — Kommt er ſpäter, ſo iſt es faſt nicht der Mühe werth, daß ich mit ihm die Reiſe mache, und auf Michael ſchon zurückkomme. — Eine andre kleinere Reiſe, die ich, im Falle die Leipziger nicht Statt fände, ins Gebirge thun wollte, kann ich auch nicht vorbereiten, da ich wegen meiner Beſtimmung noch ſo zweifelhaft bin. Haben Sie doch die Güte, mir, wo möglich, mit der nächſten Poſt, ſo viel Nachricht von dem Präſidenten und deſſen Reiſe nach Schleſien zu geben, als Sie können.

Wir wohnen unterdeſſen in einem ſchönen Garten, und wenn meine Geſundheit noch etwas beſſer wäre, und ich beſſer arbeiten könnte; ſo wäre ich glücklich. Meine Mutter befindet ſich wohl, und die Natur um uns herum lacht und grünt. Nur mein Kopf iſt geſpannt, mein Unterleib ſchwach, und ach! mein Auge, — immer in dem alten Zuſtande, wo gegenwärtige Beſchwerde mit größrer Furcht für die Zukunft verbunden iſt. Zwar hat mir ein Zufall und ein Landsmann und Bekannter von Ihnen einen neuen Arzt zugeführt, deſſen Rathſchläge, beſonders im Anfange, ſehr gut zu thun ſchienen. Sie kennen doch den Herrn Biedermann, den Geheimen Cabinets-Secretär in Dresden, der ehedem Hofmeiſter bey dem Grafen Schlabrendorf mit dem lahmen Fuße war. — Deſſen Bruder iſt jetzt hier. Die eigentliche Abſicht ſeines ſchon ziemlich langen Aufenthalts in Breslau iſt mir eben ſo dunkel, als ſeine vorhergehende Geſchichte. Er iſt in Nordamerika, — wie es ſcheint, — in Handlungsangelegenheiten geweſen, — iſt nach Wien gerathen, und von da kommt er nach Breslau. — Dieſe Reiſe hat er mit einem Arzte und Chirurgus, Sohn des hieſigen Stadtarztes, Nahmens Hauptmann, gemacht, der bisher Profeſſor in Peſt geweſen iſt, aber bey der neulichen Revolution in Ungarn, die ſo viele Teutſche von ihren Aemtern verdrängt hat, auch ſeinen Poſten verläßt, und in ſein Vaterland zurückkehrt. Da Biedermann meinen Schaden ſahe, ſagte er mir, daß er zu ſeinem Reiſegeſellſchafter einen jungen Wundarzt gehabt hätte, der in Wien bey den daſigen Aerzten und Chirurgen in ſehr guter Achtung ſtände, und von dem ihm ſchon vorzügliche Curen ſchwerer Fälle bekannt wären; er bäte mich, zu erlauben, daß er ihn zu mir führte. So ungern ich neue Verſuche mache, nachdem ſo viele fehlgeſchlagen ſind, ſo ließ ich mich doch dazu bewegen. Das Räſonnement des Mannes mißfiel mir nicht, und kurz, ich verſuchte das Mittel, wozu er mir das Recept gab. — Nun ſchien dieſes in der That, im Anfange, mehr Gutes zu thun, als alle, die ich ſeit Jahren gebraucht habe. Meine Hoffnung ſtieg wieder, und mit ihr mein guter Muth und meine Fröhlichkeit. Aber leider, leider, ſind ſeitdem ſchon Intervalle geweſen, die dieſe Blühte der Hoffnung ein wenig zerſtört haben. Die Beſſerung ſtockt, und dieſe wirklich verrätheriſche Wunde, die ſo oft den Kranken und die Aerzte durch ſcheinbare Annäherung zur Heilung getäuſcht hat, mag jetzt vielleicht nur einen guten Schein von ſich gegeben haben.

Ich wende mich zu Ihrem Briefe. — Sie klagen über zu viele Beſuche in der Meſſe, und ich wünſchte mir welche. — Fremde Menſchen, wenn ſie intereſſant ſind, ſind, wie neue Bücher. Sie erwecken neue Ideenreihen, und bringen mehr Thätigkeit und Leben in die Seele. Dazu kommt, daß ich jetzt meinen Kopf noch weit tauglicher zum Geſpräch fühle, als zum einſamen Nachdenken. Auch iſt die Neigung, unter Menſchen zu ſeyn, die mir von Jugend auf eigen war, nie ſo lebhaft geweſen.

Propſt Zöllner aus Berlin iſt bey uns geweſen, und hat mir von den Unannehmlichkeiten, die Dohm gehabt hat, manches geſagt. Ich fürchte ſehr, daß er, da jetzt Herzberg aus dem Miniſterium entfernt iſt, Mühe haben wird, ſich zu erhalten. — Zöllner bereiſet ganz Schleſien, um unſer Land und die Manufacturen, mit deren Kenntniß er ſich ſchon immer abgegeben hat, kennen zu lernen. — Die Producte in der literariſchen, und die Begebenheiten der politiſchen Welt, folgen jetzt ſo ſchnell auf einander, daß Bahrdt mit der eiſernen Stirn, und Mauvillons Anklage Zimmermanns ſchon vergeſſen ſind. Doch habe ich mich zu ſeiner Zeit, über das erſte geärgert, und mit dem andern erluſtiget. Jetzt beſchäftigt mich Neckers Werk *), das, wie alle ſeine neuern Bücher, dunkel und ſchwer geſchrieben iſt, voll Allegorieen und unbeſtimmter Ausdrücke; das viel von dem Egoismus verräth, der ihn in allen ſeinen Handlungen und Schriften begleitet, und wirklich erniedrigt hat, — da, in Abſicht vieler Puncte, ſeine Rechtfertigung nicht Genüge thut; das aber doch wahre Bemerkungen, und gegründeten Tadel gegen viele Theile der neuen Conſtitution enthält. — Aber Girtanners gelobtes Buch **) iſt elend, unrichtig in Thatſachen, verwirrt in der Erzählung, zuweilen ſeicht in den Reflexionen.

Was haben Sie zum zweyten Theile meiner Abhandlung, über die geiſtlichen Güter, geſagt? — Ich muß hier abbrechen, um Ihre Antwort zeitiger zu haben. Entweder ſehe ich Sie noch dieſen Sommer, oder ich ſchreibe bald wieder.

---

*) Sur l'administration de Mr. Necker, par lui-même.

**) Hiſtoriſche Nachrichten und politiſche Betrachtungen über die Franzöſiſche Revolution.

102.

Breslau, den 26. Auguſt 1791.

Sie werden nun ſchon den Entſchluß wiſſen, den ich gefaßt habe, liebſter Freund. Thümmel iſt ohne Zweifel ſchon bey Ihnen angekommen, und ohne mich. Ich geſtehe es, es hat mir viel gekoſtet, eine Hoffnung aufzugeben, die ich beynahe ein Jahr lang bey mir genährt hatte. Auch hat es ſeit der Zeit ſchon Augenblicke gegeben, wo ich zweifelhaft geworden bin, ob ich recht gewählt habe. Aber meine Vernunft ſchien mir doch deutlich die Ergreifung dieſer Parthey vorzuſchreiben. Die Jahreszeit war ſchon weit vorgerückt. Die Reiſe iſt, nach jeder Erfahrung, die ich davon gemacht habe, eine Anſtrengung für mich, und kein Stärkungsmittel. Ich muß alſo für das, was ich dabey leide, durch eine hinlängliche Zeit der Erhohlung und des Genuſſes ſchadlos gehalten werden. Aber dieſe Zeit blieb mir zwiſchen meiner Ankunft in Sachſen, und Weigelts Abreiſe von der Meſſe, mit welchem ich doch nothwendig den Rückweg machen mußte, nicht übrig. Hätte ich vierzehn Tage in Altenburg zugebracht, welches doch die kürzeſte Zeit war, die ich meinem Freunde Thümmel und ſeiner liebenswürdigen Frau hätte widmen können, ſo wären mir für Sie, und für alle meine Freunde in und um Leipzig, nur drey

Wochen übrig geblieben. Dieß ſchien mir zu wenig, mir, der ich alle Dinge mit Muße und Ruhe thun muß, wenn ich nicht entweder das Beſte, was ich zu thun habe, vergeſſen, oder meine Geſundheit zerrütten will. Und doch wäre alsdann jede weitere Excurſion nach Jena, Weimar, Gotha, die ich, wenn ich einmahl nach Sachſen komme, zu machen wünſche, unmöglich geweſen. — Dazu kam die ungemeine Hitze, welche wir gerade zu der Zeit hatten, da ich meinen Entſchluß faſſen ſollte. Ich fürchtete, daß ich in einem Wagen, wo ſchon drey erwachſene Perſonen und ein Kind waren, die Beſchwerden der Hitze für meine Reiſegeſellſchaft vermehren. und ſie ſelbſt ſehr empfinden würde. In der That konnten nur dringende und ſtarke Urſachen mich abhalten, eine ſo gute und ſo lange erwartete Gelegenheit, meinen Weiße wiederzuſehen, zu benutzen. Nun iſt alſo an die Stelle des verunglückten Projects ein neues getreten. Ich gedenke nun, künftigen ganzen Sommer, wenn ihn mich der Himmel erleben läßt, in Sachſen zuzubringen. Dann komme ich mit Weigelten auf die Meſſe hinaus, und bleibe bis zu Michael, miethe mir entweder, wie vor einigen Jahren, eine Gartenwohnung, die dann das Centrum wird, von wo aus ich meine Excurſionen mache, oder ich fahre auch geradezu von einem Freunde zu dem andern; und darüber wollen wir noch dieſen Winter mit einander rathſchlagen und correſpondiren. Möchte doch der Himmel einen einzigen meiner ſo unſchuldigen Entwürfe gelingen laſſen ! Ich brauche eine ſolche Ausſicht auf die Zukunft; denn die Gegenwart iſt, wegen der ausnehmenden Schwäche, und des immer benebelten und wüſten Kopfes, und wegen mancher äußern Umſtände, nicht angenehm. Ich freue mich indeß, aus Ihrem Briefe vom ſechſten Auguſt, der jetzt vor mir liegt, zu ſehen, (und Manſo beſtätigt es mir,) daß Sie ſelbſt beynahe dieſe Entſcheidung meiner Berathſchlagungen vorausgeſehen haben, und daß Sie ſie wahrſcheinlich billigen werden. Der Nachrichten, die mir dieſer mein lieber Freund, von Ihnen gebracht hat, muß ich zuerſt erwähnen. Sie ſind ſo erfreulich, daß Sie mich ganz aufgeheitert haben, ſo weit ich jetzt der Heiterkeit fähig bin. Er ſagt mir, daß Sie ſo wohl ausſähen, ſich ſo verjüngten, in Ihrem Stötteritz ſo glücklich und fröhlich lebten, daß Ihnen nichts, als die Fortdauer alles des Guten, zu wünſchen übrig bleibe. Manſo hat, wie er mir ſagt, einen ſehr angenehmen Abend auf Ihrem Landſitze zugebracht. Daß ich in Ihren Geſprächen mit vorgekommen bin, dieß konnte ich mir denken, auch wenn mir Manſo nichts davon ſagte; und daß Sie, wenn Sie von mir reden, zugleich Ihre Freundſchaft und Güte gegen mich ſehen laſſen, davon iſt mein Herz überzeugt. — Aber wie ſind Sie mit Manſo zufrieden ? — Er iſt mir eine

Urſache, warum ich dießmahl in Breslau geblieben bin. Er hat die Gefälligkeit für mich, einige meiner Aufſätze, die ich zum Drucke beſtimme, mit mir gemeinſchaftlich durchzugehn. Wir hatten damit den Anfang gemacht, ehe er abreiſ'te. Da mir nun viel daran gelegen iſt, daß ich doch mit einer dieſer Arbeiten ſo weit komme, daß ſie den Winter über gedruckt werden könne, ſo glaubte ich, beſſer zu thun, dieſen ſchon angefangnen Arbeiten dem Herbſt zu widmen, und, nach Vollendung derſelben, im Frühjahre zu reiſen, als jetzt den ſchon halb geſponnenen Faden abzureiſſen. Zwar ſind es nur Kleinigkeiten, deren das Publicum ſehr wohl entbehren könnte. Aber ich kann nicht wohl der Genugthuung entbehren, etwas zum Dienſte des Publicums wenigſtens verſucht zu haben. Es werden Aufſätze über ganz populäre Gegenſtände, aus dem moraliſchen und geſelligen Leben ſeyn. — So viel iſt richtig, ich bin nicht mehr der Menſch, welcher ich vormahls war. Ich bin noch wohl eines guten Gedankens fähig, aber ich bin nicht mehr fähig, eine Reihe von Gedanken in ſtrenger Ordnung zu verfolgen. — Das Anhalten fehlt; ich muß nur à bâton rompu denken. — Daraus entſpringen ſehr viel Fehler, die mich ganz abgeneigt machen, irgend etwas herauszugeben. Aber da ich doch die Schriftſtellerey als meinen einzigen Beruf anſehe, ſo muß man, was der Beruf fordert, thun, ſo gut man kann. — Ich bin dabey noch immer in dem Bedürfniſſe einer mehr mechaniſchen, mehr Brot bringenden Arbeit. Korn iſt willens, es mit einer neuen Uiberſetzung des Smith on National-Wealth zu wagen. Ich wäre auch geneigt, ſie zu übernehmen, weil ich das Buch ſehr ſchätze. — Aber ich fürchte, daß irgendwo eine rüſtigere Feder, als die meinige, ſchon damit beſchäftiget ſey, und dann meinen ſauren Schweiß unnütz mache. Ehe ich daher meinen Entſchluß von mir gebe, wollte ich Sie zuerſt fragen, ob Sie etwas von einer ſolchen Uiberſetzung gehört haben, oder muthmaſſen, ob Sie mir dazu rathen, oder ob Sie mir ein anderes neues gutes Engliſches Werk, (beſonders von der hiſtoriſch-politiſchen Gattung,) zum Uiberſetzen vorzuſchlagen hätten. Einen recht guten Roman verſchmähte ich auch nicht. — Ich kehre zu Ihrem Briefe zurück. — Daß die Gemahlinn des Prinzen von Auguſtenburg ſo liebenswürdig iſt, höre ich gerne, weil ich den Prinzen ſelbſt, nach der Bekanntſchaft, die ich damahls mit ihm machte, hochſchätze. Auch darin bin ich ganz Ihrer Meinung, daß die ſchulgerechte Philoſophie für Frauenzimmer nicht gehört, und daß ihre natürliche Philoſophie oft dadurch ihre Anmuth verliert, ohne an Gründlichkeit zu gewinnen. — Uiber die Franzöſiſchen Sachen, deren Verwirrung ungeheuer iſt, und über die Theilnahme der Teutſchen Fürſten daran, will ich erſt ſchreiben, wenn wir etwas von dem Ausgange der Pillnitzer Conferenzen werden gehört haben. Ueber Dahlbergs Aeſthetik möchte ich wohl nicht gerne eine Recenſion machen. Das Buch ſoll nicht außerordentlich ſeyn, und der Autor iſt doch achtungswürdig. Leben Sie wohl.

105.

Breslau, den 11. Decemb. 1791.

Theuerſter Freund,

So eine angenehme Sache es wäre, in ununterbrochener Correſpondenz mit ſeinen abweſenden Freunden zu ſtehn, ſo unmöglich wird ſie doch für kränkliche Leute. Seit zwey Monathen habe ich faſt keine Feder zu einem Briefe angeſetzt. Ich fange aber jetzt an, mich ſo darnach zu ſehnen, daß ich alles bey Seite lege, und einige Tage ganz der Unterhaltung mit meinen lieben Correſpondenten widmen will. — Wovon Sie am erſten etwas zu wiſſen verlangen, das bin ich gewiß, nebſt meiner Mutter, ſelbſt. Wir haben beyde manche große Urſache zu klagen, aber wir haben vielleicht noch größere, der Vorſehung zu danken. Meine Mutter wird von ihrem Alter, das nun ſchon bis zu fünf und ſiebenzig Jahren hinaufgeſtiegen iſt, gedrückt, ich durch meine immer währende Kränklichkeit. Der Winter verſchlimmert beyde Uibel, und entzieht uns dasjenige Vergnügen, deſſen wir allein recht empfänglich ſind. Mein äußerer Schaden wird nicht beſſer, — beſchwert, hindert und entſtellt mich. — Aber nun im Gegentheil iſt es ſchon ſehr viel, daß eine ſchwächliche Frau ſich bis zu dieſem Alter hat erhalten können; es iſt noch mehr, daß ſie ihre völlige Geiſtesmunterkeit behalten hat, wodurch ſie für mich noch eine ſo angenehme und nützliche Geſellſchafterinn wird. — In Abſicht meiner, iſt es ein großes Glück, daß ein Schaden, der zu gewiſſer Zeit eine fürchterliche Ausdehnung drohte, ſich jetzt in ſeinen Schranken hält, und eher ein beſſeres als ſchlimmeres Anſehn bekommen hat; es iſt ein Glück, daß, da er das Auge umgibt, er doch daſſelbe nicht unmittelbar angegriffen, und alſo zwar das Sehen, und damit zugleich das Leſen und Schreiben beſchwerlich, aber doch nicht unmöglich gemacht hat. Meine übrige Geſundheit iſt freylich mangelhaft, und wenn ich, wie oft, im Winter, leide; ſo kommt es mir vor, als ſey es ſo ſchlimm, wie jemahls. Aber wenn ich bloß reflectire, und die vergangne Zeit mit der gegenwärtigen vergleiche; ſo ſehe ich doch, daß ich wirklich beſſer daran bin, als ehedem. Wäre der äußere Schaden nicht an die Stelle alter innerer Uibel getreten, ſo würde ich doch noch die letzten Jahre für die geſündeſten meines Lebens halten müſſen. Doch da der Himmel es für gut befindet, mich immer, durch irgend eine Einſchränkung meiner Freyheit und meines Vergnügens, in ſeiner Zucht zu halten; ſo will ich mich bemühen, durch gelaſſene Ergebung in ſeinen Willen, an Seelenſtärke zu gewinnen, was ich an andern Vollkommenheiten, und auch an Freudegenuſſe verliere. — Ich komme erſt auf die Sache, welche mir die unangenehmſte iſt. Dieſe betrifft die Uiberſetzung von Smith. Ich ſchrieb Ihnen, in der Mitte des Sommers, meinen Vorſatz und bath um Ihren Rath. Sie thaten noch mehr, als das, warum ich Sie bath, (weil ich Ihnen nichts Beſtimmtes wegen des Verlegers meiner Uiberſetzung geſagt hatte,) und theilten der Reichiſchen Handlung meine Idee mit. — Unterdeſſen blieb Ihre Antwort lange aus. Und da ich jene alte Uiberſetzung, (von der ich nicht mehr wußte, bey wem ſie herausgekommen ſey,) beynahe vergeſſen glaubte, und einen Einſpruch in die Unternehmung einer ganz neuen Uiberſetzung für ganz unmöglich anſahe; da ich überdieß, durch die Annehmlichkeit und Leichtigkeit der Arbeit verführt, ſchon in der Uiberſetzung einen guten Anfang gemacht hatte; ging ich mit Korn, der den Verlag übernahm, den Vertrag ein und machte die Ankündigung. Ich bedung es mir aus, nahmenlos zu bleiben. Aber die ſehr übel angebrachte Dienſtfertigkeit der

Journaliſten erlaubt dieß keinem Autor. — Nun ſehe ich in den vorletzten Hamburger Zeitungen einen Aufſatz von der Reichiſchen Handlung erſcheinen, von welchem der Ton wirklich nicht artig iſt. — Ich laſſe es mir ſehr gefallen, daß man meine Fähigkeit, den Smith zu überſetzen, bezweifelt. Aber Urſache zum Unwillen kann man nicht haben, wenn ich, in der Einbildung, daß ich ihn verſtehe, ihn von neuem zu überſetzen ſuche. Es kommen von vielen neuen Büchern der Ausländer, zu gleicher Zeit, zwey Uiberſetzungen heraus. Und von einem deſſen Uiberſetzung äuſſerſt ſchlecht und ſchon beynahe vergriffen iſt, ſollte es nicht erlaubt ſeyn, eine neue zu machen, ohne ſich unartige Aeußerungen von dem Autor der alten, oder ihrem Verleger zuzuziehn? In der That iſt es mit dieſem Theile der Literatur kläglich. Zuerſt ſind die Verleger ſo übereilt mit der Uiberſetzung neuer ausländiſcher Producte; ſie ziehen den ſchnellen Uiberſetzer dem guten ſo ſehr vor, daß ſich kein Menſch, der nicht des Brotes wegen arbeitet, darauf einlaſſen kann. Daraus entſteht dann aber auch, daß der gröſte Theil unſrer Uiberſetzungen ſchlecht, oder doch im Styl höchſt mittelmäßige Arbeiten ſind. — Und durch eine ſolche übereilte Fabriküberſetzung eines guten Werks, ſollten auf ſo lange, bis dieſe völlig verkauft iſt, alle andern Gelehrten abgehalten werden, eine beſſere zu machen? — Deſſen ungeachtet, ob ich gleich die Hälfte des erſten Bandes beynahe geendigel; und darüber oft mein Auge angegriffen, und eine beſſere Arbeit verſäumt habe, iſt mir doch der Streit und die Rivalität etwas ſo verhaßtes, daß, wenn die Sache nicht im guten abgemacht werden kann, ich lieber mein Manuſcript zu Makulatur machen, als mich vielleicht neuen Unartigkeiten ausſetzen will. — Dieſe Arbeit iſt hauptſächlich für meine matten und kranken Stunden, deren freylich viele ſind. — Sie iſt, wie ich es Ihnen ganz aufrichtig geſtehe, vornehmlich dazu beſtimmt geweſen mir meine Reiſekoſten verdienen zu helfen. -- Freylich hätte ich ein neues, ungefähr gleich gutes Werk, viel lieber überſetzt. Aber wo bekomme ich das? Ehe es bis zu mir gelangt, ſind zehn Uiberſetzerhände darnach, und gemeiniglich erfahre ich die Exiſtenz des Engliſchen Buchs erſt, wenn die Teutſche Uiberſetzung ſchon fertig iſt. — Doch dieß bringt mich auf einen angenehmern Gegenſtand; auf meine Reiſe nach Leipzig. Daß ich ſie im vergangnen Herbſte nicht gethan habe, damit bin ich ſehr wohl zufrieden. Aber deſto lebhafter wünſche ich, daß die, welche ich für künftiges Frühjahr entwerfe, zu Stande kommen möge. Ich bitte ſie nur, mir bey Zeiten, wegen des Aufenthalts, denn ich nehmen könnte, Rath zu geben. Miethe ich mir wieder einen Garten, wie im Jahre 1781? Oder, da ich doch nicht ununterbrochen in Leipzig bleiben, ſondern bald nach Altenburg, bald vielleicht nach Weimar und Gotha gehen will; könnte ich den Uibererſt der Zeit, die ich eigentlich meinen Leipziger Freunden widme, bey Ihnen in Stötteritz, und bey Dörrien in Kennersdorf zubringen? Denn in der Stadt ſelbſt bleibe ich im Sommer nicht gerne lange. Schreiben Sie mir doch darüber Ihre Gedanken. — Auch will ich meine Zeit nicht bloß meinem Vergnügen widmen. Ich will entweder den Anfang zur Herausgabe des Ariſtoteles machen, oder eine und die andre Abhandlung ins Reine bringen. Dazu muß ich doch aber zuweilen einen feſten Sitz von einigen Monathen an irgend einem Orte haben.

Von Manſo werden Sie wohl jetzt ſchon die Recenſion von Thümmels Reiſe bekommen haben. Ich bin gewiß, daß er ihre Schönheiten ins Licht ſetzen wird: denn er hat ſie ſehr lebhaft empfunden. Und ob er gleich ſonſt ein etwas ſtrenger Kunſtrichter iſt, und auch einen harten Ausdruck als Recenſent nicht ſcheut; ſo glaube ich doch, daß er hier ſeinen Tadel, wenn er etwas zu tadeln gefunden hat, behuthſam ausgedrückt haben wird. — Ich weiß nicht, ob das herannahende Alter Schuld iſt, oder ob mein Blick, durch die Menge unangenehmer Empfindungen in meinem Leben getrübt worden iſt, allein die wenigſten der Bücher, die zur Ergötzung des Geiſtes hauptſächlich beſtimmt ſind, thun mir in dem Grade Genüge, als ich ſehe, daß ſie Andern, z. B. Manſo'n, thun. Selbſt Thümmels Reiſe, ob ich gleich vieles darin ſchön finde, hat doch die enthuſiaſtiſche Bewunderung bey mir nicht erwecken können, welche

Andre dafür bezeugt haben. So iſt mir es auch bey Wielands Proteus gegangen. In jener habe ich die Leichtigkeit vermißt, welche Producte der Art haben ſollen; in dieſem vermiſſe ich Wahrſcheinlichkeit in den Begebenheiten. Indem ich meine Einbildungskraft anſtrengen will, mir die Scenen, welche der Verfaſſer ſchildert, vorzuſtellen, dünkt es mich, als ſey es gar nicht möglich, daß ſie ſo haben vorgehen können. Die erſchrecklichen Maſchinerien, welche die Römerinn (Mamilia, glaube ich,) ſpielen läßt, um einen unbedeutenden, ihr noch ganz unbekannten Bürgersſohn aus Parium in ihr Garn zu locken, würden, wenn ſie ausgeführt werden ſollten, mehr Aufwand, als alle Feſte Ludwigs des Vierzehnten, nöthig haben. Sie ſind aber in ſo wenigen Tagen, als in welchen Wieland ſie veranſtalten läßt, durchaus unmöglich; und wie unproportionirt ſind nicht, in jedem Falle, dieſe Mittel zu dem Endzwecke, welchen Mamilia dadurch erreicht? Selbſt die phyſiſche Kraft des Proteus, der wollüſtigen Mamilia ſinnliches Vergnügen zu geben, war durch nichts bewieſen: denn ein Platoniſcher Schwärmer iſt nicht immer ein feuriger Liebhaber im entſcheidenden Augenblicke. — Die Anknüpfung der Geſchichte des Cerinthus, ſein Vorhaben die Welt zu reformiren, und alle Staaten umzukehren, und der ſchnelle Fortgang dieſes Unternehmens ſind auch mehr aus der Welt der Einbildungskraft, als aus der Beobachtung genommen.

Das Wunderbare und Auſſerordentliche iſt in der Geſchichte gehäuft; und durch dieſe Erdichtung ſollte mir gerade ein wunderbares Factum erklärt werden. — Deſſen ungeachtet verkenne ich weder die Schönheit des Styls, noch das Feuer und das Einnehmende gewiſſer Gemählde, noch das Treffende vieler Beobachtungen. Unter jenen erinnere ich mich, daß die auf dem Lande ſo einträchtig lebende Chriſtenfamilie, ein Portrait unſrer Brudergemeinen, Eindruck auf mich gemacht hat. Unter dieſen gefiel mir vorzüglich, was der Philoſoph zum Proteus ſagte, „durch den er zu einen Cyniker verwandelt wurde; Auch ſind die Urtheile und Reflexionen über die urſprüngliche Reinheit der chriſtlichen Moral und die unvermeidliche Verderbniß jedes Syſtems, das vom groſſen Haufen angenommen und befolgt werden ſoll, zum Theil ſehr billig, zum Theil auffallend richtig. — Nur im Ganzen geſtehe ich, daß ich weder in den Menſchen dieſer Geſchichte, noch in dem Gange der Begebenheiten, die Natur, welche ich kenne, ſo richtig copirt finde, als ich es in einem Werke der Art wünſche. — Ich muß noch durch die Gefilde der Literatur ein wenig mit Ihnen herumſtreifen, ob ich gleich auf denſelben nur Aehren leſe, nicht Ernten einſammle. — Manſo's Uiberſetzung vom Taſſo hat man in der Literatur-Zeitung zu kalt, und wirklich unbillig beurtheilt; denn man hat nur die Fehler ausgezeichnet, und das Gute verſchwiegen. Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hat ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Unſtreitig iſt in vielen Stellen die Uiberſetzung gezwungen und etwas dunkel, wo das Original einfach und deutlich iſt. Das wird aber der Fall mit allen poetiſchen und gereimten Uiberſetzungen ſeyn, deren Schwierigkeiten oft unüberwindlich ſind, wenigſtens das Maß von Zeit und Kräften weit überſteigen, welche eine gleich vollkommne Ausarbeitung eines Original-Werks erfordert. — Die zu Mercier's Träumen hinzugeſetzten der Teutſchen übertreffen weit die überſetzten des Franzoſen. — Die von Zimmermann überſetzten Briefe eines Einwohners von Paris an ſeine Freunde in der Schweiz, über die Franzöſiſche Revolution, verdienen geleſen zu werden: nicht des hiſtoriſchen Theils wegen, denn der enthält nur Schilderungen bekannter Scenen; ſondern der Reflexionen wegen. Beſonders dünken mich die, über die Abſchaffung des Adels, gründlich und nicht gemein zu ſeyn. — Es ſind Widerſprüche in dieſem Buche, über welche der Verfaſſer ſich dadurch rechtfertigt, daß er geſteht, durch die Folge der Begebenheiten ſeine Einſichten geändert zu haben. Vielleicht hat er mich durch dieß Geſtändniß gewonnen; denn er iſt gerade mein Fall. Ich ſehe jetzt vieles in einem nachtheiligen Lichte, das mich im Anfange mit Bewunderung und Freude erfüllte. In ruhigen Zeiten lernt man nur einzelne Menſchen kennen; von ganzen Nationen wird man nur in unruhigen Zeiten den Charakter und die Einſichten gewahr. Und wenn auch die ruhige Vernunft einem vorausſagen könnte, was erfolgen wird; ſo iſt es doch nur die Erfahrung, die uns gewiß macht, beſonders, wenn unſre Wünſche, und ſelbſt unſre Leidenſchaften uns auf die andre Seite ziehen. Denn wer wollte leugnen, daß, bey dieſer Revolution, auch der Stand, den wir in der Welt haben, zum Theil die Parthey beſtimmt, welche wir nehmen. Dem Bürgerlichen, der oft vom Stolze des Adels gedrückt worden iſt, gefällt natürlicher Weiſe, was ihn hoffen läßt, daß die Gleichheit der Menſchen ein wenig werde wieder hergeſtellt werden. Der Adeliche fühlt, (vor aller Unterſuchung,) einen Widerwillen gegen eine Unternehmung, die ſeinen Vorrechten den Untergang droht. Vielleicht wird dieß der größte Gewinn von dieſen großen zum Theil ſchrecklichen Auftritten in Frankreich ſeyn, daß gewiſſe Puncte der Staatsphiloſophie mehr ins Reine kommen werden, daß das Mögliche von dem Chimäriſchen, in den Projecten der Verbeſſerung, richtiger abgeſondert werden wird. — Einige Mitarbeiter Ihrer Bibliothek ſind allzuſehr Metaphyſiker, und geſchworne Kantianer. Sie vergeſſen, dünkt mich, daß die Claſſe von Leſern, für welche die Bibliothek beſtimmt iſt, nicht die Philoſophen von Profeſſion, ſondern die unterrichteten Liebhaber der Literatur aller Stände ſind. Für ſolche aber iſt weder der Auszug aus Kants Kritik der Urtheilskraft, noch der Brief an Schatz über Heidenreichs Aeſthetik verſtändlich. Der erſte behält das Trockne und Dunkle des Werks, welches recenſirt wird, bey, und läßt nur das Anmuthigere und Intereſſantere in demſelben weg. Es iſt für den, welcher die Kritik der Urtheilskraft geleſen hat, keine unnütze Wiederhohlung, für den, der ſie daraus kennen lernen will, gewiß eine ſehr abſchreckende Lectüre. Der Verfaſſer des letztern hat ſeinen Kant recht ſtudirt, hat ihn auch verſtanden; aber ihn auch ſo zum Despoten über ſeine ganze Denkungs- und Sinnes-Art gemacht, daß er nun auch andrer Leute Ideen nach keinem andern Maßſtabe beurtheilt, als ob ſie mit Kanten bis auf das Kleinſte übereinſtimmen. Er iſt unbillig gegen Heidenreich. Aber dieſer äußert dafür in ſeiner Gegenerklärung einen gewiſſen Eigendünkel, der mir auch nicht gefällt. Wenn doch jeden guten Kopf das Bewußtſeyn ſeiner Fähigkeiten lehrte, die Angriffe oder den Tadel Andrer mit mehr Gelaſſenheit anſehen. — Unter den neuen, mir intereſſanten Producten der Literatur iſt auch Schmidts letzter Theil von der Geſchichte der Teutſchen. Seine Partheylichkeit kann dem Proteſtanten anſtöſſig ſeyn; aber weil das audiatur et altera pars zur Unterſuchung jeder ſtreitigen Sache nothwendig iſt, ſo iſt es mir, der ich nur proteſtantiſche Schriftſteller über den dreyßigjährigen Krieg geleſen hade, doppelt wichtig, zu ſehen, wie ſich dieſe Begebenheiten aus einem entgegengeſetzten Standpuncte darſtellen. — Unter den neuern Schriftſtellern Frankreichs in der leichtern Gattung ſcheint mir der Florian eine vorzügliche Stelle einzunehmen, deſſen Werke ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. — Von unſern inländiſchen Angelegenheiten kann ich Ihnen nichts beſſeres ſagen, als was mir ein guter Freund aus Berlin ſchrieb, mit dem ich vollkommen übereinſtimme. Im menſchlichen Geſchlechte, und deſſen Begebenheiten liegen gewiſſe allgemeine und im Ganzen wirkende Urſachen, die den Fortgang deſſelben, in Cultur, Wiſſenſchaft und Sittlichkeit, in jeder Zeitperiode beſtimmen. Es ſcheint unmöglich, daß durch Bemühungen einzelner Menſchen, durch Staats-Revolutionen, neue Geſetze, oder durch welche Mittel es immer ſey, dieſer Fortgang auf einmahl ſehr beſchleuniget werde. Vielmehr findet ſich, daß, wenn ſich der Menſch irgendwo über die Menſchlichkeit erheben will, er deſto tiefer ſinkt. Auf der anderen Seite werden kein Hermes und kein Hilmer, keine Examinations-Commiſſion und keine Cenſur-Edicte, die bis zu einem gewiſſen Grade der Aufklärung gelangte Vernunft zu verdunkeln und zurück in Aberglauben zu treiben vermögen. Die rechtſchaffenen und großen Männer, deren Ehre einiger Maſſen durch den Vorſitz ſolcher Leute verletzt ſcheint, werden in der allgemeinen Mißbilligung des Publicums leicht ihre Beruhigung finden. Und die übrigen Folgen davon wird der Wind wegwehen, und der kommende Tag auslöſchen.

Ich habe unendlich viel geplaudert, weil ich lange geſchwiegen habe. Laſſen Sie mich auch nun einmahl etwas Ausführlicheres von ſich leſen, wo aber, nach meinen Wünſchen, Nachrichten von Ihrer perſönlichen Lage, Ihren Umſtänden, Ihrer Familie, und dann von Ihren und meinen Freunden, die erſte Stelle, und Nachrichten aus der Literatur erſt die zweyte Stelle einnehmen ſollen. Aber zwey Sachen ſind mir die wichtigſten. Die erſte iſt Ihr Rath, was ich in Abſicht der Uiberſetzung von Smith mache. Ich habe mit Korn geredet. Der will gar keine Schritte weiter thun, (ich dachte, er könnte vielleicht mit Reichen, wegen der Uibernahme der noch übrigen Exemplare der alten Uiberſetzung, in Unterhandlung treten;) er will mich aber auch nicht loslaſſen, und ſcheint ſich wegen des nachtheiligen Einfluſſes, den die Reichiſche Gegen-Unternehmung auf den Debit der neuen Uiberſetzung haben könnte, gar nicht zu bekümmern. Aber ich nicht alſo. —. Und doch möchte ich nicht gerne umſonſt gearbeitet haben. Was iſt denn nun Ihre Meinung? — Das Zweyte iſt, wo ich, (im Falle ich den ganzen Sommer, wie ich vorhabe, in Sachſen bleibe,) meine gewöhnliche Wohnung aufſchlage.

Und nun leben Sie wohl, empfehlen Sie mich allen Gliedern Ihrer Familie, meine Mutter mit eingeſchloſſen, die Ihrer aller aufrichtige und warme Freundinn iſt, ſo wie ich.

104.

Breslau, den 5. März 1791.

Ich hätte Ihren freundſchaftlichen Brief vom dritten Januar ſchon längſt beantwortet, liebſter Freund, wenn nicht häuslicher Kummer mich, ſeit der Zeit, mit meinen Gedanken auf mich ſelbſt und die mir nächſte Perſon eingeſchränkt, und mir alle anderen Beſchäftigungen verwehrt hätte. — Ich habe ſeit ſchon länger als ſechs Wochen eine ſehr kranke Mutter; und noch ſehe ich keinen gewiſſen, und noch weniger einen tröſtlichen Ausgang der Krankheit vor mir. — Die erſte Urſache der Krankheit iſt ihr Alter ſelbſt. Aber daß die Wirkung derſelben dieſe Wendung nehmen ſollte, habe ich nie befürchtet. Schon ſeit einem Jahre iſt ihr Athem kürzer geworden, — wie er es bey den meiſten alten Perſonen wird. Dieſe Beſchwerde, die ſie auch vorigen Sommer nicht ganz verließ, hinderte ſie demohnerachtet nicht, an dem Vergnügen ihres ländlichen Aufenthalts einen ſo lebhaften Antheil zu nehmen, daß ich ſie nie heiterer und vergnügter, bey ungeſchwächten Geiſteskräften, geſehen habe, als vergangenen Sommer. Mit dem einbrechenden Winter, der für uns beyde, Mutter und Sohn, immer eine drückende Jahreszeit iſt, wurde die Engbrüſtigkeit größer. Gewiſſe krampfhafte Anfälle kamen von Zeit zu Zeit hinzu, die aber ſchnell vorüber gingen. In der Mitte des Januar wurde das Uibel ernſthafter. Es heftete ſie endlich an ihr Bette an, und da die Engbrüſtigkeit gewaltig zunahm, die hyſteriſch ſcheinenden Krämpfe heftiger ſich erneuerten, — dabey ihre Kräfte auf einmahl ſanken, ſo ſchien ihr Leben in naher Gefahr. Einige dieſer Anfälle, wo meine Mutter augenblicklich zu erſticken fürchtete, waren ſchrecklich. Seit der Zeit hat die Krankheit eine andere Geſtalt angenommen.

Die Bruſt wurde etwas freyer, der Puls wurde ruhiger, das ganze Befinden wurde erträglicher; aber nun fingen die Füſſe an zu geſchwellen. Und ſeitdem iſt die Geſchwulſt ſchon ſo ſtark angewachſen, daß ſie auch den Leib erſtaunlich vergrößert hat, und daß ſelbſt kleine Spuren davon in Händen und Geſichte ſind. Demohnerachtet ſind ihre edlern Theile noch unangegriffen. Sie kann ſich, wegen der großen Schwere und ihrer Kraftloſigkeit, zwar nicht einmahl im Bette von einer Stelle zur andern bewegen; aber ſie hat übrigens noch ihren Kopf frey und heiter, ſie nimmt an meinem Geſpräche Theil, ſie iſt wenig; aber mit Wohlgeſchmack und Appetit. — Welche Hoffnung kann ich mir wohl machen? Und wenn keine ſeyn ſollte, welches Leiden ſehe ich nicht noch voraus, ehe die ihren Grundtheilen feſte Maſchine zerſtört wird! — In dieſer Lage habe ich faſt nur eine Pflicht, die, dieſer guten Mutter beyzuſtehen. — Meine eigene Kränklichkeit, und mein durch den Winter wieder verſchlimmerter Schaden, ſetzt dieſem Kummer auch noch das Gefühl eigener Noth bey. Es iſt ein Troſt, dieß einem Freunde mittheilen zu dürfen; und Sie werden meine Ausführlichkeit über Gegenſtände, die an ſich nicht angenehm ſind, und nur den vertrauteſten Freund intereſſiren können, verzeihen. Von meiner Reiſe nach Sachſen kann alſo für jetzt gar keine Rede ſeyn. — Läßt Gott meine Mutter noch dieſen Sommer, wie ich hoffe, durchleben; ſo wird doch ihr Zuſtand von der Art ſeyn, daß ich ſie dann nicht verlaſſen kann. Unterdeſſen danke ich Ihnen ſchon zum voraus für den angenehmen Aufenthalt den Sie mir in Stötteritz zubereiten wollen. Ich würde ihn unter gewiſſen Modificationen, zu denen Sie gewiß freundſchaftlich die Hand böthen, von ganzem Herzen annehmen. Ich hoffe zu Gott, daß er mir, zu einer oder der andern Zeit, dieſe Freude gewähren wird.

An Gräff habe ich ſelbſt geſchrieben, und ich hoffe, daß er beruhigt ſeyn wird, ſo wie ich es bin. Auf Oſtern kommt ohnedieß von meiner Ueberſetzung nichts heraus.

Ich habe vom Herrn von Thümmel lange nichts gehört. — Melden Sie ihm doch meinen Kummer. Er und ſeine gütige Frau lieben meine Mutter. Dieſe hat mir, da ſie hörte, daß ich an Sie ſchriebe, ausdrücklich aufgetragen, Ihnen zu verſichern, daß, noch auf ihrem Krankenbette, ihr die Beweiſe von Freundſchaft, die Sie und Ihre liebe Frau ihr ſelbſt, und noch mehr, die ſie ihrem Sohne gegeben haben, unvergeßlich und rührend ſind, und daß die Liebe und Achtung für Sie zu den letzten Empfindungen gehören wird, die ſie verlaſſen werden. Alle für mich weniger wichtigen Gegenſtände muß ich auf glücklichere Zeiten verſparen. Leben Sie wohl, und denken Sie zuweilen an Ihren Freund.

105.

Breslau, den 21. März 1792.

Liebſter Freund,

Ihren letzten Brief habe ich geſtern — an dem Begräbnißtage meiner Mutter — erhalten. Ja, beſter Freund, dieſe wirklich vortreffliche Frau auch Ihre und der Ihrigen wahre Freundinn, iſt nicht mehr unter den Lebendigen. Die Symptome, welche Sie bey Ihrer Schwiegermama als Anzeichen des ſich nähernden Todes bemerkt haben, die beſtändige Neigung zum Schlaf, und eine gewiſſe Schwäche, — ſey es der Augen, oder des Kopfes, — die, beym Erwachen aus demſelben, ihr falſche Bilder vorſpiegelte und machte, daß ſie Perſonen und Sachen zu ſehen glaubte, die nicht da waren, hatten ſich zwar ſchon vor etlichen Wochen bey meiner Mutter eingeſtellt. Aber die außerordentliche Heiterkeit des Geiſtes, deren ſie wieder, zu andern Zeiten, wenn ſie ſich aus ihrem Schlafe völlig ermuntert hatte, beſonders des Morgens, bey unſerm gemeinſchaftlichen Frühſtücke genoß, die erträglicher gewordene Ruhe ihrer Nächte, alles das gab mir, trotz der zunehmenden Geſchwulſt der untern Theile, noch einen Schein von Hoffnung. Aber an der vergangenen Mittewoche den 14ten März, zeigten ſich zuerſt Stellen an dem einen äußerſt geſchwollenen Fuße, die einer brandigen Inflammation ähnlich waren; und dieſe breitete ſich ſchnell aus. Der Donnerſtag war der fürchterlichſte von allen Tagen ihrer Krankheit. Ihre Angſt war groß und ſichtbar. Sie konnte, bey vollkommenem Bewußtſeyn, die Ausdrücke zu ihren Gedanken nicht finden; und gab nur durch einzelne unzuſammenhängende Wörter und durch

ihrer

ihre Bewegungen zu erkennen, wie unangenehm ihr der Zuſtand ſey, in welchem ſie ſich befände. Wie traurig iſt es, beſter Freund, von einer ſo theuren Perſon zur Hülfe aufgerufen zu werden, und nicht helfen zu können! In der Nacht öffnete ſich der Fuß, und das Waſſer fing an, herauszulaufen. Uibrigens verbreitete ſich die Inflammation; aber ihre Empfindungen wurden dadurch viel erträglicher. Sie ſey, wie im Himmel, gegen den vorhergehenden Tag, — ſagte ſie Freytags des Morgens. Dabey trat aber eine ſolche Mattigkeit ein, die ihr nur wenig zu ſprechen erlaubte, und ſie in einen faſt beſtändigen Schlummer verſenkte. In der letzten Nacht vom Freytage auf den Sonnabend, ermannte ſie ſich um Mitternacht, und bethete mit einer viel deutlicheren Stimme, als ſie in den letzten Tagen gehabt hatte. Ihr Herz und Kopf waren, auch in dieſen Augenblicken, noch mit denſelben edlen, frommen, menſchenfreundlichen Empfindungen und Ideen angefüllt, die ſie in ihrem ganzen Leben beſchäftigt haben. Ich ſelbſt war dabey nicht gegenwärtig. Ich kam gegen ſechs Uhr des Morgens und fand ſie anſcheinend ruhig ſchlafend; aber mit dem einen halbgeöffneten Auge. Sie öffnete beyde und ſchlief fort. Gegen ſieben Uhr ſtand ihr Puls und Athemzug ſtille, und ihr Leben endigte ſich ſo ſanft und ruhig, daß in meinem Gemüthe kein ſchreckliches Bild des Todes, ſondern nur ein wehmüthiges und zugleich tröſtliches Andenken davon übrig geblieben iſt.

Ich habe Ihnen dieſe Umſtände weitläuftiger, als meine erſte Abſicht war, beſchrieben. Es iſt zu viel für die Beſtimmung dieſes Briefes und die Kürze meiner Zeit, und zu wenig für den Wunſch, den mein Herz hegt, meinem alten Freunde ein Bild meiner Gemüthslage zu machen. Wie ſehr meine äußere Lage ſich durch dieſen Tod verſchlimmert, erkennen Sie, ohne daß ich ſie Ihnen ſchildern darf. „Beraubt der einzigen Verwandtinn, die ich beynahe habe, und zugleich der beſtändigen und der angenehmſten Geſellſchafterinn meines Lebens, einer Freundinn, die faſt kein anderes Intereſſe kannte, als das, zu meinem Vergnügen beyzutragen, lebe ich hinfort ein einſames Leben, — und dieß mit einem kränklichen Körper, und einem gefühlvollen Herzen, das ſich mitzutheilen die lebhafteſte Sehnſucht hat. Möchte doch Gott Ihnen Ihre Familie, unter der Sie jetzt noch ſo glücklich ſind, erhalten! möchte er Ihre eigene Geſundheit ſtärken!

Was ich ſelbſt dieſen Sommer thun oder nicht thun werde, weiß ich dieſen Augenblick noch nicht. Aber der Wunſch, nach Leipzig zu kommen, erwacht in mir doppelt lebhaft, und wenn ich es möglich machen kann, ſo erfülle ich ihn. Doch davon werde ich bald mehr ſchreiben. Sagen Sie allen meinen vertrauten Freunden den unglücklichen

Fall, den ich erlebt habe. Ich ſchreibe an dieſelben nach und nach, ſo wie Zeit und Umſtände es mir erlauben. Leben Sie wohl.

106.

Breslau, den 15. Aprill 1792.

Liebſter Freund,

So überzeugt ich von Ihrer Theilnehmung an meinem Verluſte, bloß nach der Kenntniß, die ich von Ihrem Charakter überhaupt, und von Ihrer Freundſchaft gegen mich habe, ſeyn konnte; ſo war mir doch die ſchriftliche Verſicherung, die Sie mir davon geben, tröſtlich. Die Vorſehung hat dir alſo doch noch, ſagte ich zu mir ſelbſt, Freunde gelaſſen, die ſich in deine Stelle zu ſetzen verſtehen, und die deine Angelegenheiten mit unter die ihrigen rechnen. Mein lieber Weiße iſt gewiß einer von ihnen. Auch wurde ſein redliches Herz und ſeine ſtandhafte Freundſchaft von meiner Mutter bis auf ihren letzten Augenblick geſchätzt, wie beyde es verdienen. Vielleicht wäre ich ſchon über den Zurüſtungen zu der Reiſe nach Leipzig, wenn nicht ein Umſtand meinen entſcheidenden Entſchluß verzögerte. Sie kennen doch, dem Nahmen nach, den Standesherrn, Graf Malzahn, ehedem Preuſſiſchen Geſandten in London. Deſſen Tochter, welche an einen Graf Bojanowsky verheirathet iſt, ſoll einen, dem meinigen völlig ähnlichen, Schaden im Geſichte gehabt haben, mit dem ſie viele Jahre ſich, unter vielen fruchtloſen Verſuchen ihn zu heilen, gequält hat, — und ſoll nun, durch einen Poſener Arzt, völlig curirt worden ſeyn. Dieß iſt denn von ihren Verwandten, worunter auch das Haus unſers Miniſters von Hoym gehört, deſſen Tochter einen Mahlzahn, den Bruder jener Gräſinn, zum Gemahl hat, mir hinterbracht, und es iſt mir zugleich beynahe zur Gewiſſensſache gemacht worden, dieſen Mann zu befragen, wozu ſie mir, in dem Hauſe des Grafen Bojanowsky, das auf dem halben Wege von hier nach Poſen liegt, alle Bequemlichkeit zu verſchaffen verſprochen haben. Ohnerachtet ich mich nun, durch vielfache Erfahrungen belehrt, von ſolchen Hoffnungen nicht ſo leicht täuſchen laſſe, weil ich wohl weiß, wie oft von Unwiſſenden zwey Sachen für ähnlich ausgegeben werden, die es durchaus nicht ſind, — und weil ich überdieß, bey der großen Nähe meines Schadens an einem ſo edlen Gliede, als das Auge, viele Curarten, welche auf einer andern Stelle anwendbar ſind, als unmöglich erkennen: ſo habe ich doch, beſonders bey ſolchen Anerbiethungen von Perſonen, die man nicht gerne beleidigt, nicht unterlaſſen können, die Reiſe zu dem Doctor Leisner, (ſo heißt der Arzt aus Poſen) zu verſprechen. Ich habe deßwegen an ihn geſchrieben, ihm eine kurze Beſchreibung und Geſchichte des Uibels, ſo gut ich ſie machen konnte, mitgetheilt, und erwarte nun ſehnlichſt Antwort, worauf ich denn zuerſt meine Reiſe nach Poſen antreten und die Leipziger bis zu meiner Wiederkunft ausſetzen, oder letztere ſogleich beſchließen werde. Wie ſehr ich mich ſehne, dieſe thun zu können, werden Sie ſich leicht vorſtellen, und ich hoffe, daß ſie auf alle Fälle noch dieſen Sommer Statt haben wird. Freylich wäre es mir ſchon ſehr unangenehm, wenn ſie weit hinaus verſchoben würde. Indeß bliebe immer mein Plan der, daß ich den für Leipzig beſtimmten Aufenthalt zwiſchen der Stadt ſelbſt, und zwiſchen Stötteritz und Connewitz theilen würde. um wechſelsweiſe alle meine Freunde zu genießen, und etwa auch die neuen Bekanntſchaften zu machen, die in Leipzig für mich jetzt intereſſant ſeyn könnten. Die Freunde aber, die, ſo, wie Sie in Stötteritz, und Dörrien und Kapp in Connewitz, für mein Unterkommen ſo gütig ſorgen wollen, würden mich doppelt verbinden, wenn ſie mich ordentlich in Koſt nehmen wollten. — Sie würden es dadurch meinem Herzen etwas leichter machen, oder vielmehr. ſie würden mir dadurch einen Beweis geben, daß ſie mich recht lange bey ſich haben wollten. — Doch über dieſen Punct und über ähnliche werden wir bald fertig werden. — Die Art, wie ich die

Altenburger, Halliſche und Gothaer Reiſen, die ich mir noch vorgeſetzt hatte, mit dem Leipziger Aufenthalte verbinden werde, wird vielleicht ſchwer ſeyn. Alles wird indeß die Zeit lehren, wenn nur erſt die Entſcheidung der Hauptfrage, wenn ich von hier abreiſen kann, geſchehen ſeyn wird. Ich werde nicht ermangeln, ſobald ich ſelbſt etwas gewiſſes darüber weiß, Sie auch davon gewiß zu machen.

Das, was Sie an Dohm, den guten Mann, meinetwegen geſchrieben haben, iſt ganz meinen Geſinnungen gemäß. Die Unabhängigkeit und Freyheit, zu arbeiten, was ich will, iſt, bey meiner Kränklichkeit, das größte Gut. Aber freylich brauchte ich eine Zulage zu meinen Einkünften, um mit einiger Annehmlichkeit zu leben. Wenn ich dieſe hier erhalte, ohne die Verbindlichkeit aufgelegt zu bekommen, meinen Wohnort zu verändern, und beſtimmte Geſchäfte zu übernehmen; ſo iſt dieß für mich ein größeres Glück, als weit reichere Einkünfte mit einer totalen Veränderung meiner Lage. Ich bin von Natur thätig, aber ich habe nicht Kräfte genug, es anhaltend zu ſeyn. Einem ſolchen Poſten mit Ehren vorzuſtehen, dazu gehört ein geſunder und geiſtvoller Mann, in der Blühte ſeiner Jahre und ſeiner Kraft. Bey mir leuchten nur noch die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch Nebel blicken. — Haben Sie die Herzbergiſchen, oder auf Herzbergs Veranlaſſung entworfenen Pläne zur Verbeſſerung der Teutſchen

Sprache geſehn? Der Aufſatz von Leibnitz enthält zwar viel Gedachtes, wie alles von dem Manne; aber im Uebrigen wird, aus dieſen Academiſchen Bemühungen, keine groſſe Sprachverbeſſerung entſtehen. Vieles von dem, was dort verlangt wird, iſt wirklich ſchon geſchehen. Adelungs grammatiſche und lexicographiſche Bücher werden theilweiſe verbeſſert, aber ſchwerlich im Ganzen übertroffen werden können. Wenn nur noch mehr groſſe Schriftſteller aufſtehen werden; ſo wird ſich ſchon zeigen, daß die Sprache ſo wie ſie iſt, ſich zu allem brauchen läßt. — Was ihr am nothwendigſten iſt, iſt nicht die Bereicherung an einzelnen Wörtern, ſondern ein noch größerer Reichthum, oder eine allgemeinere Bekanntheit guter Phraſen, wohl zuſammengeſetzter Wörter, zum Ausdruck einzelner Ideen, die als Theile ſich in die Sätze einfügen. Durch die Richtigkeit ſolcher Combinationen unterſcheidet ſich der gute Styliſt, und hier kann noch Erfindung Statt haben, weil neue Zuſammenſetzungen bekannter Wörter, wenn ſie zugleich der Analogie der Sprache und der Natur der Sachen und der Wahrheit der Ideen gemäß ſind, weit eher allgemeinen Eingang finden, als fremde einzelne Wörter, ſie mögen aus den Dialekten, aus dem Alterthume, oder von Ausländern hergenommen ſeyn.

Dieſen Brief bringen zwey brave junge Leute, Rambach und Gerhard, Söhne zweyer unſrer vornehmſten Geiſtlichen, die nach Halle auf die Univerſität gehen, und bey der Durchreiſe durch Leipzig Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchen. Ich brauche Sie nicht zu bitten, dieſelben freundlich aufzunehmen, da Sie dieſes gegen alle jungen Studirenden thun; aber wenn ſie ihnen noch durch irgend etwas zeigen können, daß meine Empfehlung bey Ihnen etwas gilt, ſo werden Sie dadurch verpflichten Ihren u. ſ. w.

107.

Breslau, den 9. Jun. 1792.

Theuerſter Freund,

Ich komme eben von meiner Reiſe nach Pohlen zurück, welche den von mir vorausgeſehenen Ausgang gehabt hat. Das Mittel, durch welches der Poſener Arzt die Frau Gräfinn von Bojanowsky an einem wirklich ähnlichen, und wie er ſelbſt behauptete, übelartigeren Schaden, als der meinige iſt, völlig geheilt hat, iſt ein kauſtiſches Mittel, und dieſes fand er, bey genauerer Unterſuchung, bey mir nicht anwendbar, weil mein Schaden dem Auge zu nahe iſt, und es unmöglich ſeyn würde, auf jenen das Mittel zu bringen, ohne dieſes zu verletzen. Ich habe alſo Koſten und Beſchwerden der Reiſe, (die letztern waren wegen der abwechſelnden Kälte und Hitze nicht geringe,) umſonſt gehabt. Uiberdieß erneuert jeder neue mißlungene Verſuch, einem Uibel, das uns drückt, abzuhelfen, den Schmerz über daſſelbe. Indeſſen war doch auch wie immer in meinem Leben, das Bittere mit einiger Süßigkeit vermiſcht. Der Arzt, welcher mich nicht heilen konnte, urtheilte doch von dem Zuſtande des Schadens, wie er ihn fand, nicht ungünſtig; er rieth mir als ein ehrlicher Mann, bey dem Mittel, welches ich bisher gebraucht hätte, zu bleiben. Uiberdieß hatte ich das Vergnügen, zu ſehen, daß, obgleich ich im übrigen auf dieſer Reiſe nicht wohl war, mein Schaden doch weniger, als ehedem, davon litt, und daß ich alſo mit etwas mehr Zuverſicht die größere Reiſe unternehmen könnte. Ferner habe ich manche gute Bekanntſchaft gemacht, worunter ſelbſt die meines Arztes gehört, habe Beweiſe von Freundſchaft erhalten, wo ich ganz fremd war, und habe von einer Nation und einem Lande, die ich, ſo nahe bey uns Schleſiern ſind, noch wenig kenne, doch ſo viel geſehen, daß ich zu Reflexionen dadurch veranlaſſet werde.

Da ich nun alſo dieſe meine erſte Expedition ſo zeitig geendigt habe, ſo kehrt mein erſter Vorſatz zurück, meine geliebten Sachſen noch in dieſem Jahre zu beſuchen. Zwar erkenne ich ſelbſt aus dieſer neuen Erfahrung, daß das Reiſen nicht mehr für mich gemacht iſt, und daß die Vortheile, welche mein Körper von der Bewegung haben mag, von dem Nachtheile überwogen werden, den Hitze, Ermüdung und Abwechſelung des Waſſers und der Nahrungsmittel ihm verurſachen. Ich glaubte, als ich abreiſte, ſtärker als gewöhnlich zu ſeyn, und unterwegs habe ich keine recht geſunde Stunde gehabt. Aber eben dieſe meine Schwächlichkeit macht, daß ich die Reiſe zu meinen alten Freunden nicht länger aufſchieben will. Wer weiß, wie lange ich noch überhaupt werde reiſen können? Zwey Jahre gehe ich ſchon mit dem Gedanken ſchwanger, und ich bin ſeitdem nicht ſtärker geworden. Meine Freunde, die ich beſuchen will, werden indeß auch älter, — und dann iſt mir gerade in dieſem Jahre die Abweſenheit von meinem Hauſe am nöthigſten. Daß Teller nach Sachſen kommt, iſt ein Grund mehr, der mich beſtimmt hinzugehn, weil ich dem Mann ſehr gut bin und gern mit ihm reden möchte. Sollte ich auch dadurch gehindert werden in Stötteritz zu wohnen, ſo werde ich doch nicht gehindert werden, Sie zu ſehen; und ich bleibe länger, als Teller. Doctor Kapp und Dörrien wollen mir eine Wohnung in Connewitz zubereiten; — und überhaupt werde ich ein wanderndes Leben führen, weil ich auch nach Halle, Altenburg, und, wo möglich, nach Weimar und Gotha zu gehen gedenke.

Die Sehnſucht, meine Freunde nach ſo langen Jahren wiederzuſehen, iſt durch Verlaſſenheit, in der ich, ſeit meiner Mutter Tode, ſelbſt lebe, vergrößert worden. Ohne dieſe würde ich mich kaum entſchließen, die Beſchwerden einer Reiſe zu überwinden, die für meine Geſundheits-Umſtände immer ein Unternehmen von Wichtigkeit iſt.

Ich gedenke den 18ten Junius von hier abzugehn, und, da ich acht Tage in Dresden bleiben will, etwa den zweyten oder dritten Julius in Leipzig zu ſeyn. Möchte ich doch ſelbſt erträglich geſund ſeyn, Sie wieder hergeſtellt und die Ihrigen glücklich und fröhlich finden! Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige.

108.

Altenburg, den 21. Jul. 1792.

Liebſter Freund,

Zehnmahl habe ich die Feder in der Hand gehabt, an Sie zu ſchreiben, und immer hat mich etwas geſtört: bald die große Hitze, die mir alle Gedanken benimmt, bald Herr Döll, der meine Büſte machen will, bald ein Aufruf meines lieben Wirths. Dieſer thut alles, was in ſeiner Gewalt iſt, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; aber die Unbequemlichkeiten ſeiner eignen Lage ſind ſo groß, daß er auch ſeinem Gaſte nicht alles das verſchaffen kann, was er wünſcht, und das vielleicht den Bedürfniſſen deſſelben angemeſſen wäre. Ich bewohne das Haus, welches der Geheime Rath vergangenen Sommer ſelbſt bewohnt hatte. Das iſt nun von ſeinem eignen neuen Hauſe eine gute Strecke entfernt, die einem, da man ſie doch am Tage mehrere Mahl hin und her gehen muß, bey der brennenden Hitze, ſehr lang däucht, und ſehr beſchwerlich wird. Dieſe Wohnung iſt ferner recht gut dazu gewählt, jemanden ein beſtändiges Schwitzbad zu geben. Das Haus liegt, wie Sie wiſſen, in der Tiefe, hat ſehr niedrige Stuben, und iſt von allen Seiten, und vom Morgen bis an den Abend den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, ſo, daß ſich die Hitze recht darinnen ſammelt und faſt gar nicht wieder herauszubringen iſt. Ich habe daher wenig in der Nacht geſchlafen, und die eine Nacht in einer unglaublichen Unruhe zugebracht. Dieſes macht mich dann auch natürlicher Weiſe unfähiger, die Vergnügungen des Tages zu genießen. Mein Auge befindet ſich dabey noch weniger wohl, und ich bin, wegen einer Verſchlimmerung meines Uibels, in wirklichen Sorgen. Das alles macht, daß ich mich nach der Ruhe und Kühle in Stötteritz noch mehr ſehne. Kein ſolcher wirthbarer Baum iſt hier, der mich und meine Freunde unter ſeinen Schatten aufnähme. — Ich bin, unter dieſen Umſtänden, ſchon ganz entſchloſſen, meine Reiſe nach Gotha aufzugeben. Wie lange ich noch hier bleiben werde, weiß ich noch nicht, da ich die Antwort des Geheimen Raths aus Gotha erwarte, den ich eingeladen habe, hierher zu kommen. Aber vor dem Ende künftiger Woche werde ich wohl gewiß nicht wegkommen. Welche Freude würde es für alle ſeyn, wenn Sie es möglich machen könnten, ein Paar Tage dieſer Woche mit uns hier zuzubringen! Thun Sie das, ſo gehe ich mit Ihnen zurück. — und über Leipzig nach Halle: kommen Sie nicht, ſo gehe ich vielleicht den geraden Weg nach Halle über Merſeburg.

Ich bin ohne alle Nachrichten von Hauſe. Wenn Briefe bey Ihnen angekommen ſind, ſo haben Sie die Güte, ſie mir bald zuzuſchicken; und wird es Ihnen ſelbſt ſchwer, zu ſchreiben, ſo traue ich einer oder der andern Ihrer liebenswürdigen Töchter die Güte für mich zu, daß ſie an Ihrer Stelle die Feder ergreift, und mir von Ihrer aller Befinden Nachricht gibt.

Was macht Ihr Arm? Welche Wirkung empfinden Sie von dem Stahlbade, und was denken Sie noch zur Heilung dieſes Uibels zu thun?

Morgen ſollen wir bey dem Herrn von Einſiedel in Lomſig zu Mittag eſſen, und weil wir ſchon auf dem halben Wege ſind, werden wir vollends bis Ronneburg fahren. Es wird aber ein ſehr kurzer Aufenthalt ſeyn. Leben Sie wohl, beſter Freund. Ich freue mich, daß ich Ihnen noch ſo in der Nähe bin, um hoffen zu können, Sie bald wieder zu ſehen.

109.

Altenburg, den 28. Jul. 1792.

Liebſter Freund,

Ich bin, zu meinem großen Leidweſen, ohne alle Briefe aus Breslau, ohne alle Nachrichten von Ihnen. Werde ich dann von allen meinen Freunden vergeſſen, ſobald ich ſie verlaſſe? Aber freylich ſollte ich aus meiner eigenen Trägheit ſchlieſſen, wie ſchwer es zuweilen auch Andern werden kann, eine Feder anzuſetzen. Und Sie werden vollends durch Ihren kranken Arm ganz entſchuldigt.

Ich weiß nicht, wie ich alle meine Entwürfe und Wünſche vereinigen ſoll. Der Geheime Rath Thümmel will noch vor dem Landtage ſeine jüngere Tochter hierher bringen, und ich wünſchte ſehr, ihn zu ſprechen; der Geheime Rath Frankenberg ſchreibt an den Präſidenten, daß der Herzog erwarte, mich auf dem Landtage zu ſehen, und ich muß dieſe Aeußerung als eine Art von Befehl anſehen. Aber wie kann ich es möglich machen, in Altenburg zu ſeyn, jetzt und kurz vor dem Landtage, und in der Mitte oder am Ende deſſelben? (denn im Anfange, ſagt mein Freund Thümmel ſelbſt, ſey das Gedränge ſo groß, daß es für mich unangenehm ſeyn würde). Soll ich hier bleiben? So kann ich keinen einzigen meiner Freunde in und um Leipzig und Halle recht genießen; und dieſe haben Urſache zu klagen, daß ich ihnen zu wenig Zeit widme. Soll ich immer hin und her reiſen? Das vermehrt ſehr die Koſten: und iſt mit vielem Zeitverluſte verbunden. — Demohnerachtet werde ich mich wohl zu dem letztern entſchließen. — Jetzt komme ich, wahrſcheinlich vor dem Sonntage nicht weg. Bis dahin erhalten wir neue, ſichre Nachricht vom Herrn von Thümmel aus Gotha, ob und wenn er kommt. Wäre dieß in wenigen Tagen, ſo bliebe ich hier, und erwartete ihn. Leidet es aber noch einen Aufſchub von acht bis vierzehn Tagen, ſo gehe ich Sonntags oder Montags nach Halle ab, bleibe dort und in Dieskau acht bis zehn Tage, gehe, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auf ein Paar Tage nach Zſchortau, und reiſe dann nach Altenburg zurück, von wo ich, ſogleich als der Geheime Rath aus Gotha abreiſt, nach Leipzig zurückkehre und in Connewitz mich feſtſetze. Von da würde ich dann in der Mitte Septembers eine dritte Excurſion nach Altenburg machen. —

Ich lebe hier, ſeitdem das kühlere Wetter meine Lebensgeiſter wieder etwas geſtärkt hat, unſtreitig ſehr angenehm. Ich habe zwey von den Eleven meiner guten Schwarzinn hier gefunden, die ſich zu ſehr artigen und verſtändigen Mädchen ausgebildet haben. Der Herr von * * * ihr Onkel, verbirgt viel Stolz unter einer gezwungnen Politeſſe; aber es iſt doch ein unterrichteter Mann, der ſein Contingent zur Unterhaltung der Geſellſchaft ſehr wohl beytragen kann. Herr von Lindenau iſt ein Mann vom Verſtande, und einem offenen Charakter. Mehrere andere Bekanntſchaften, die ich gemacht habe, ſind nicht ohne Intereſſe.

Mein Wirth iſt mit Franzöſiſchen Papieren und Schriften nicht ſo wohl verſehen, als Sie mich hoffen lieſſen. Aber der Geheime Rath von Frankenberg hat mir einen großen Wuſt davon geſchickt, und mehr als ich leſen kann.

Inliegenden Brief geben Sie Manſo'n ab *), und entſchuldigen Sie mich, daß ich ihm davon reiſe. Tauſend Empfehle an alle die Ihrigen. Ich bin ganz Ihr Freund.

110.

Halle, den 6. Auguſt, 1792.

Theuerſter Freund,

Ich weiß nicht, wie ich mit meinen Plänen werde zu rechte kommen. Allenthalben halte ich mich länger auf, als ich wollte, und am Ende wird mir die Zeit fehlen. Aber ich kann es nicht ändern. Ich werde hier in der That mit Güte und Höflichkeit überhäuft, und ſowohl die Gegend als die Menſchen gefallen mir dießmahl beſſer, als ehedem, —

ſey

---

*) Ich war damahls ebenfalls auf einer Reiſe in jenen Gegenden begriffen.

ſey es, daß ſie ſich wirklich geändert haben, oder daß ſie mich nur beſtechen. Der erſte unter den hieſigen Profeſſoren an Gelehrſamkeit iſt gewiß Wolf. Ich wünſchte ihn wohl in meiner Nähe zu haben; ich könnte viel von ihm lernen, und er würde mir auch, wie es ſcheint ſeine Kenntniſſe gern mittheilen. Eberhard, Sprengel, Gren ſind immer Männer, jeder in ſeinem Fache, die Hochachtung verdienen. Nöſſelt iſt ein gewiſſenhafter, gelehrter und fleißiger Docent. Niemeyers neues Buch, eine Anweiſung zur populären Theologie, wird eine Celebrität bekommen, die es an ſich nicht erlangt hätte. Er iſt deßhalb von der Regierung zur Verantwortung gezogen, und es iſt ihm verbothen worden, darüber zu leſen. Mehrere andre Vorfälle, die in das Fach einſchlagen, erzähle ich Ihnen, wenn ich zu Ihnen komme.

Ganz unerwartet war es mir, den Kapellmeiſter Reichard in Giebichenſtein anſäſſig zu finden. In einer allerliebſten Gegend hat er ſich ein Haus und einen großen Fleck Landes auf acht Jahre gemiethet, legt daſelbſt einen engliſchen Garten an, und lebt mit ſeinen zwey tauſend Thalern Gehalt, die er hier, drey Jahre lang, ohne irgend eine Arbeit dafür zu thun, verzehren kann, ſehr vergnügt. Die Annehmlichkeit der Ausſichten, deren er aus einigen Geſichtspuncten ſeines Gartens genießt, iſt außerordentlich.

Die Ankunft Tellers verzieht ſich ja immer länger, und wie die Frau Kleininn aus einem Briefe ihrer Schweſter mir erzählt hat, ſo iſt es ſchon ausgemacht, daß er kein Bad brauchen, ſondern nur eine Luſtreiſe machen will, deren Direction noch nicht beſtimmt iſt.

Iſt Ihr lieber Sohn angekommen? Welche andre kleine oder große Vorfälle haben ſich in Ihrem Zirkel ereignet? Bitten Sie eine Ihrer lieben Töchter, mir zu ſchreiben, wenn Ihnen das Schreiben ſchwer fällt. Mit dem Herrn von Thümmel aus Gotha geht es nicht nach meinem Wunſche. Ich erwartete den Sonntag vor meiner Abreiſe eine Antwort von ihm, und es kam keine. Ich fahre alſo den folgenden Tag ab. Nun meldet mir die Präſidentinn in einem Briefe vom erſten, den ich erſt den fünften empfange, daß er in wenigen Tagen nach Altenburg kommen wird. Aber nun weiß ich hier nicht los zu kommen. Bis übermorgen bleibe ich hier; dann muß ich durchaus nach Dieskau, wo man mich ſchon längſt erwartet, und wo man mich unter drey bis vier Tagen nicht weglaſſen wird. Sodann wäre es am meiſten auf meinem Wege, nach Zſchortau zu gehen; und doch wollte ich den ältern Thümmel ſo gerne ſprechen. Wo wird aber mein Connewitzer Aufenthalt, wo die Ruhe in Stötteritz bleiben? Ich erwarte noch nähere Nachricht von Altenburg. Wenn dieſe ausbleibt, ſo verfolge ich meinen Weg nach Zſchortau und Leipzig, und gehe erſt im

September auf den Landtag nach Altenburg. Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen den Ihrigen und allen Freunden.

III.

Dieskau, den 13. Auguſt, 1792.

Mein liebſter Freund,

Ich bin gegenwärtig in Dieskau, einem wirklich angenehmen Landſitze, und werde noch bis Mittwoch früh hier bleiben. Alsdann gehe ich nach Zſchortau und ich wünſche und erwarte, daß Sie, während der Zeit meines Aufenthalts, der ungefähr bis zu Ende der Woche dauern wird, mit Ihrer lieben Frau hinkommen. Wir müſſen die Gelegenheit, uns zu ſehen, vermehren; und ich ſelbſt fürchte, Volkmannen langweilig zu werden, wenn nicht noch andre Freunde unſern Kreis der Geſellſchaft vergrößern und die Gegenſtände des Geſprächs vervielfältigen.

Es iſt mir leid genug geweſen, den guten Thümmel aus Gotha zu verfehlen. Aber wie will man alle Intereſſen vereinigen, wie alle ſeine Wünſche erfüllen? Das beſtändige Hin- und Herreiſen, außerdem, daß es meinem Beutel wehe thut, ſchadet auch meinem Auge. — Sollte aber Thümmel bis zu Ihnen nach Leipzig kommen, ſo macht er ja wohl noch eine Meile weiter bis Zſchortau, oder ich komme allenfalls auf einen Schub in die Stadt.

Manſo'n habe ich in Halle geſprochen, er war aber eine bloße vorübergehende Erſcheinung.

Zu der glücklichen Ankunft Ihres lieben Sohnes wünſche ich von Herzen Glück. Ich freue mich auf ſeinen Umgang, nicht bloß, weil ich ihn als Sohn meines älteſten Leipziger Freundes liebe, ſondern, weil ich mir auch von ſeinen eingeſammelten Kenntniſſen Vergnügen und Unterricht verſpreche.

Leben Sie wohl, beſter Mann. Grüßen Sie alle die Ihrigen herzlich von mir, und machen Sie, daß ich Sie je eher je lieber wiederſehe.

N. S. In dieſem Augenblicke erhalte ich einen Brief von der Präſidentinn von Thümmel, welche mir meldet, ihr Schwager ſey im Begriffe geweſen, mich in Dieskau aufzuſuchen, der Chevalier Boufflers ſey aber während der Zeit angekommen, und dieſer, der des Präſidenten Haus beynahe nicht verlaſſen hätte, habe es für beyde Brüder unmöglich gemacht, aus der Stadt zu gehn; den 13ten aber reiſe der Geheime Rath nach Gotha ab, ohne wieder auf den Landtag zurückzukommen. So bin ich alſo um das Vergnügen gebracht, das zu den Zwecken meiner Reiſe gehörte, dieſen intereſſanten Mann wiederzuſehen.

Teller wird zuerſt nach Deſſau und Wörlitz gehen, wohin künftigen Freytag Niemeyer und Nöſſelt reiſen, in der Hoffnung, ihn dort zu finden. Dann will er auf einige Tage nach Halle kommen und bey Kleinen wohnen. Von da geht es nach Leipzig und Stötteritz, wo ich dann auch ihn zu ſehen hoffe.

Von den Profeſſoren in Halle habe ich Ihnen ſchon, wie mich dünkt, etwas geſchrieben. Wenn ich, wie ein Franzoſe, das heißt, entſcheidend und kurz, aber nur halb richtig, urtheilen wollte, ſo würde ich ſagen, daß Wolf der beſte Kopf, Eberhard der ehrlichſte Mann, und Nöſſelt der nützlichſte Profeſſor wäre. — Noch einmahl leben Sie wohl.

112.

Altenburg, den 15. Septemb. 1792.

Mein liebſter, beſter Freund,

Ich habe mir recht viel Vorwürfe über meine Vergeſſenheit gemacht, die ich nicht wieder gut machen konnte, da ich ſie bemerkte. Vielleicht hätten Sie ſich ſelbſt entſchloſſen, mich nach Altenburg zu begleiten; vielleicht hätte ich Ihre Frau Schweſter mitnehmen können, wenn ich ſie dazu eingeladen, oder wenn ich ſie eher davon benachrichtiget hätte. Doch dieß letztere war mir, wie ich mich jetzt erinnere, nicht möglich, da ich die gewiſſe Beſtimmung, wenn Thümmel mir ſeine Pferde entgegen ſchicken wollte, erſt zwey Tage vor meiner Abreiſe erhielt. An und für ſich glaube ich gewiß, daß Sie auf meine Aufforderung nicht gewartet hätten, um entweder ſelbſt mit mir zu reiſen, oder für Ihre Frau Schweſter dieſe gute Gelegenheit zu deren Rückreiſe zu benutzen, wenn Ihre Umſtände den einen oder den andern dieſer Pläne erlaubt hätten. Sie wiſſen zu gewiß, wie viel Vergnügen mir und Thümmeln Ihre Geſellſchaft macht, und wie werth mir durch Sie auch alle Ihnen angehörenden Perſonen ſind, als daß Sie etwas weiter, als die bloße Nachricht von meiner Reiſe nach Altenburg, und von den leeren Plätzen, die in meinem Wagen übrig waren, nöthig hatten, um über dieſe nach Ihrem Gefallen zu diſponiren. Indeß hat mich doch auf meiner Herreiſe der Gedanke beunruhiget, daß ich, in meinem letzten Billet an Sie nicht ausdrücklich bey Ihnen angefragt habe, ob ich einen Reiſegeſellſchafter aus Ihrem Hauſe bekommen könnte. Vielleicht würde eine kleine Aufforderung Ihren wankenden Entſchluß entſchieden haben.

Indeß hintendrein, da ich jetzt ſehe, wie meine Reiſe ausgefallen iſt, bin ich weniger unzufrieden, daß ich Sie nicht vermocht habe, daran Theil zu nehmen. Die acht Tage, die ich hier zubringe, gehören unter die beſchwerlichſten und langweiligſten, die ich noch auf meiner Reiſe gehabt habe. Das rauhe, naſſe und kalte Wetter macht zuerſt alles beſchwerlich. Der Aufenthalt Thümmels an einem von der Stadt ſo entfernten Orte, und der allen Winden ausgeſetzt iſt, macht es mir unmöglich, ohne Pferde und Wagen aus der Stelle zu kommen, und dieſe ſind wieder vom Hauſe ſo weit entfernt, daß man ſich um eines nicht ganz unentbehrlichen Ganges willen ſchwerlich entſchließt, ſie erſt kommen zu laſſen. Die Witterung hat mir einen Katarrh mit etwas Flußfieber zugezogen, woran ich mehrere Tage und Nächte gelitten habe, und wodurch mir der Zug, der hier im Hauſe herrſcht, alles Ausgehn zu Fuße, und ſelbſt der Uibergang von meiner Wohnung zu Thümmels Pallaſte ſehr beſchwerlich geworden iſt. Thümmel iſt für mich ſo gut wie nicht vorhanden, da er entweder auf der Landſtube, oder beym Herzoge, oder bey Hofe, oder zerſtreut iſt. Seine Frau Gemahlinn hat mir zwar, ſo wie uns allen, eine ſehr große Freude gemacht, da ſie vor drey Tagen ſehr glücklich von einer Tochter entbunden worden iſt. Aber dadurch iſt ſie doch auch aus unſrer Geſellſchaft geſchieden. Ich bin alſo im Hauſe ſelbſt ſehr iſolirt. Alle Bekannten, die ich bey meinem vorigen Aufenthalte gemacht habe, ſind ebenfalls für mich unſichtbar, und bloß in dem jetzigen Mittelpuncte aller Geſellſchaften, dem Hofe, zu finden. — Die kleinen Soupers, die mir neulich den Aufenthalt ſo angenehm machten, exiſtiren jetzo nicht. — Den Geheimen Rath von Frankenberg und ſeine Gemahlinn, zwey wirklich liebenswürdige Perſonen, habe ich mehrere Mahle, aber immer nur augenblicklich und ſo zerſtreut geſehen, daß ein wirklicher Genuß des Umgangs mit ihnen nicht Statt fand. Der Herzog und die Herzoginn bezeigen ſich ſehr gnädig; da aber der erſte auch hier bloß beſtimmt iſt, zu repräſentiren, ſo kann er ſich unbedeutenden Perſonen, wenn er Ihnen auch wohl will, nicht nähern. An ſeiner Tafel zu eſſen, ſcheint hier durch die Etikette für Leute meines Standes nicht erlaubt zu ſeyn. Wenigſtens bin ich noch nicht an dieſelbe geladen worden. Dafür hat die Herzoginn, die, ihrer Unpäßlichkeit wegen, in ihren Zimmern bleibt, mich mehrere Mahle, bald Mittags, bald Abends, bald mit einer Hofdame ganz allein, bald in der Geſellſchaft des Grafen Einſiedel, oder des Herren von Hardenberg, mit ſich eſſen laſſen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob dieſe kleinen Abend- und Mittags-Tafeln mich für den übrigen Tag, den ich einſam und froſtig zubringe, ſchadlos halten können.

Was mir wirklich Vergnügen gemacht hat, iſt, außer der Niederkunft meiner lieben Thümmeln, — das Wiederſehen einiger Gothaiſchen alten Bekannten, der Uiberblick des ganzen verſammelten Adels, beſonders am Geburtstage der Herzoginn, in dem ſchön erleuchteten großen Saale des Schloſſes, — wo ſich beſonders dießmahl eine Anzahl recht ſchöner jungen Damen befand, — das Stück, mit welchem Thümmel ſeine Illumination auf der Inſel, in den einzigen zwey oder drey windſtillen Stunden, die wir in ganzen Wochen des heftigſten Windes gehabt haben, zu Stande gebracht hat; — dann die Bekanntſchaft Boufflers, der jetzt bey Ihnen in Leipzig ſeyn wird, und der gewiß ein intereſſanter Mann durch ſeinen Geiſt und durch ſeine Schickſale iſt; — endlich die wirkliche Güte des Herzogs, die ſich bey vielen Gelegenheiten äußert.

Ich würde heute von hier eilen, wenn es ganz von mir abhinge; aber nach den Umſtänden bin ich genöthigt, es bis auf den Mondtag, den 17ten September zu verſchieben. An dieſem, oder höchſtens dem folgenden Tage, den 18ten, denke ich alſo in Stötteritz einzutreffen, um noch drey oder vier Tage bey Ihnen ungeſtört zu verweilen. Es wird von Ihrer Frau Schweſter abhängen, ob ſie dieſe Gelegenheit zu ihrer Abreiſe benutzen will. Ich bin von Herzen der Ihrige.

113.

Breslau, den 31. Octob. 1791.

Theuerſter Freund,

Mein erſter Gedanke in Breslau iſt der, an meine Leipziger Freunde, meine erſte Beſchäftigung an Sie zu ſchreiben.

Geſtern Nachmittag um fünf Uhr bin ich, Gott Lob! geſund, obgleich nach vielen kleinen Beſchwerlichkeiten, in meiner Heimath angekommen. Der Himmel hat meine Reiſe ſo ſehr begünſtigt, als ich es nur in dieſer Jahreszeit, und nach einem ſo zeitig eingetretenen Froſte erwarten konnte. Die beyden Tage, die ich auf meiner Reiſe von Leipzig bis Dresden zubrachte, waren die ſchönſten, welche wir in dieſem ganzen Herbſte gehabt haben; milde, heiter und wohlthuend. Mein Reiſegeſellſchafter, Herr Gesner, war unterhaltend und freundſchaftlich. Kurz, wenn mich nicht der Gedanke beunruhigt hätte, daß ich vielleicht Unrecht thäte, einen Ort, wo ſo viele Freunde meinen Umgang wünſchten, und wo ich den Winter ſo angenehm zugebracht hätte, zu verlaſſen, wenn ich nicht die Entfernung von dieſen meinen Freunden mit jedem Schritte hätte größer werden ſehen, ſo würde dieſe Fahrt von Leipzig nach Dresden einer anmuthigen Spatzierreiſe ähnlich geweſen ſeyn.

Die acht Tage, die ich vollſtändig in Dresden zubrachte, waren geſellſchaftlich und unterhaltend für mich; aber ermüdend, beſonders, da die Entfernung von Adelungs Wohnung, und die lange, jedem Winde offne Brücke, die ich immer paſſiren mußte, um zu irgend einem meiner Bekannten zu gelangen, mir die Gänge, die ich zu thun hatte, beſchwerlicher machte. Ich habe an dem Baron Juſt einen neuen angenehmen Bekannten gemacht, habe einen Morgen der Bildergallerie mit mehr Ruhe und Muße, als jemahls, genoſſen, habe mehrere vergnügte Mahlzeiten unter guten Freunden gehalten, und allenthalben die Beweiſe von Güte und Freundſchaft erfahren, die mir Sachſen unvergeßlich machen werden

Meine Reiſe nach Bauzen war einſamer, aber kurz. Die beyden Tage, wo das ſchlechteſte Wetter war, brachte ich in dieſer Stadt und in ganz guter Geſellſchaft zu. Der Rector Gedike iſt die ehrlichſte, beſte Seele von der Welt. Ich hatte verſprochen, ſeine Schwägerinn, eine Demoiſelle Krutzinn, mit nach Breslau zu nehmen, und weil gerade einige Schulfeyertage einfielen, ſo ſetzte er ſich ſelbſt mit auf, um uns nach Liegnitz, acht Meilen von Breslau, zu begleiten. Dadurch wurde mir dieſe Reiſe ſehr erträglich, und ſelbſt angenehm, die mir ſonſt, wegen der ſehr rauhen Witterung, und wegen eines heftigen Rheumatismus, der meinen Bedienten überfiel, und der ihn zu allen Dienſten, welche ich bedurfte, unbrauchbar machte, ſehr ſchwer geworden ſeyn würde.

Einen Tag brachte ich ganz vergnügt in Liegnitz unter den Profeſſoren der daſigen Ritter-Akademie zu, und endlich Dienſtags, den 30ſten October, zog ich wieder in meine Vaterſtadt ein, nicht ohne wehmüthige Empfindungen, mich von ſo guten Freunden, als ich in Leipzig zurückgelaſſen habe, vierzig Meilen entfernt zu finden.

Die erſten Tage befinde ich mich in jedem neuen Aufenthalte übel, bis ſich mein Körper wieder an Luft und Waſſer gewöhnt hat. Das Aeußere von Breslau gewinnt nicht, wenn man es kurz nach Dresden ſieht, und von dem Innern, das heißt, ſeinen Einwohnern, bin ich noch wenig gewahr geworden. Nur meinen Freund Paczensky, dem zu Ehren ich mit zurückgekommen bin, habe ich geſehen, und leider ſehr krank gefunden. Vielleicht wollte der Himmel, daß ich dieſem braven Manne, der, bey allen Anſprüchen auf beſſeres Glück, doch jetzt in ſeinem Alter verlaſſen lebt, beyſtehen ſollte.

Was machen nun Sie, liebſter Freund, ſeit meiner Abreiſe, und was macht der Kreis von Freunden. von welchem ich mich damahls ſo ſtillſchweigend losriß O ſorgen Sie doch ja beyvelt für Ihre Geſundheit, damit ich noch auf das Vergnügen rechnen kann, Sie unter den Ihrigen mit Zufriedenheit und Heiterkeit wiederzuſehen. Der Gedanke beſchäftigt jetzt ganz Ihren ꝛc.

Nachſchrift.

Da der Brief geſtern liegen geblieben iſt, und ich ſeit der Zeit die Recenſion meiner Verſuche in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften geleſen habe, ſo muß ich darüber noch ein Paar Worte hinzuſetzen. Es macht mir Vergnügen, daß ein ſo verſtändiger Mann, und den ich ſo hochſchätze, als Herr von Ramdohr, mein Buch ſeiner Aufmerkſamkeit würdig gefunden hat. Auch der Tadel eines ſolchen Mannes iſt mir willkommen, und ich werde, was er in dieſer Abſicht ſchon geſagt hat und noch ſagen wird, ſo unpartheyiſch zu beurtheilen und ſo gut zu nutzen ſuchen, als ich kann. Form und Styl der Recenſion ſelbſt haben etwas Gekünſteltes und Mühſames, welches vielleicht daher kommt, daß dieß eine neue Art von Arbeit für den Autor war. Beſonders hat mir der Eingang in dieſer Abſicht nicht gefallen. Weit beſſer iſt der Styl, wenn es zur Sache ſelbſt kommt. Den Tadel finde ich gegründet, daß die einzelnen Bemerkungen in der Abhandlung von den Moden nicht ins Ganze verarbeitet ſind, und daß man gewahr wird, ſie ſey nicht aus einem Stücke, nach einem Plane gemacht, ſondern aus geſammelten Beobachtungen, die der Autor hinterdrein in Ordnung zu bringen geſucht hat, zuſammengeſetzt. — Was er aber an dem Inhalte ſelbſt und deſſen Richtigkeit ausſetzt, beſonders, was er von dem Unterſchiede zwiſchen Coſtume und Mode ſagt, den ich überſehen haben ſoll, und den er feſtſetzen will, das iſt mir nicht deutlich. Die Definition, welche er von der Mode gibt, iſt verwickelt, und mit Mühe auf das Definitum anzuwenden. — Ich weiß nicht, ob man die Gewohnheit, Säulen nicht gewunden, ſondern gerade zu machen, ob man überhaupt die Regeln der Baukunſt, inſofern ſie nicht ganz in der Natur gegründet, aber auch nicht vorübergehende Moden ſind, Coſtume nennt. Ich habe mir unter dem Worte Coſtume nichts anders, als die Moden, Sitten und Gewohnheiten der alten Zeit, oder ſolcher Zeiten und Oerter gedacht, welche die Gegenſtände poetiſcher oder artiſtiſcher Nachahmung geworden ſind. Die Moden der Römer zu Cicero's Zeiten, gehören zu dem Coſtume, welches ein Mahler beobachten muß, der des Cicero Einzug in Rom nach ſeinem Exilium abbilden will. — Daß das Coſtume etwas Bleibendes, die Moden etwas Vorübergehendes ſind, kommt, wie mich dünkt, daher, daß jenes auf Dinge geht, die nun dem Fluſſe der Veränderungen entzogen ſind, weil ſie ſelbſt nicht mehr vorhanden ſind. Das Coſtume der Römer iſt nun auf immer und ewig beſtimmt. Denn ſo wie Sitten, Trachten und Gebräuche dieſes Volks waren, während des Zeitraums, da es exiſtirte, ſo und nicht anders muß der Mahler oder Bildhauer ſie abſchildern. — Daß aber auch in unſern heutigen Sitten, ein Theil zum Coſtume, ein Theil zur Mode gehört, das iſt mir neu und fremd, und ſelbſt nicht einmahl recht deutlich. Ich finde wohl ungefähr den Sinn. — Etwas nähmlich iſt in dieſen unſern Sitten mehr beſtändig, etwas anderes iſt mehr veränderlich. — Gewiſſe Gewohnheiten dauern Jahrhunderte fort, oder wechſeln in wenigen Jahren. Jene gehören nicht zu dem, was man Moden im eigentlichen Verſtande nennt; wohl aber dieſe. — Auf dieſen Unterſchied habe ich auch hingewieſen, aber vielleicht konnte er noch lehrreicher ausgeführt werden.

Verzeihen Sie, daß ich Sie noch ſo lange mit mir und meinen Sachen aufgehalten habe.

114.

Breslau, den 5. Dezember 1796.

Liebſter Freund,

So eine kurze Zeit bin ich erſt von Ihnen entfernt, und doch bin ich während derſelben ſchon der Gefahr ausgeſetzt geweſen, einen meiner beſten Freunde zu verlieren. Ihr, obgleich mit zitternder Hand geſchriebener kurzer Brief iſt mir doch inſofern lieb, als er mir zeigt; daß Sie wieder ſchreiben können, und daß Sie Ihre erſten wiederkehrenden Kräfte für mich anwenden. Wie ſehr wünſchte ich, auf einem kürzeren Wege, als durch Briefe, zu neuen Nachrichten von Ihnen zu kommen! Wenn Sie mir ſie ſelbſt ohne Ihre Unbequemlichkeit nicht geben können, ſo wird Ihre liebe Frau oder Ihre Tochter die Feder für Sie ergreifen. Aber auf alle Fälle laſſen Sie mich über Ihre angefangene Geneſung nicht zu lange in Ungewißheit.

Entſchuldigen Sie mich bey meinen andern Freunden, und beſonders bey meinem kleinen Correſpondenten, Heinrich Dörrien, daß ich die Antwort an ſie noch verſchiebe. Ich habe eine Schuldenlaſt von Briefen abzutragen gehabt, da ich nach Hauſe kam. Vor nicht gar langer Zeit bin ich damit fertig geworden. Nun muß ich wirklich, wenn

ich

ich an eine andre Arbeit kommen ſoll, das Briefſchreiben eine kleine Zeit ausſetzen, da lange hinter einander zu ſchreiben, mir mein Auge nicht erlaubt.

Drey meiner Correſpondenten haben ſich vereiniget, mir die Ruhe und die Eingezogenheit als unentbehrliche Mittel zu meiner Geſundheit anzurathen. Ich erkenne darin Ihre Liebe, und ich werde auch Ihrem Rathe folgen. — Aber wegen des verſteckten Vorwurfs, der darin liegt, — wegen meiner anſcheinenden zu großen Liebe zu Zerſtreuung und Geſellſchaft, werde ich mich doch noch rechtfertigen. Ich behalte mir aber dieß auf einen andern Brief vor. Indeß kenne ich darin meine ſchwache Seite, und da auch meine Freunde ſie bemerkt haben, ſo werde ich doppelt aufmerkſam ſeyn, mich auf derſelben zu waffnen.

In der That lebe ich hier, ſeitdem die erſten Beſuche und Gegenbeſuche vorüber ſind, ſehr einſam, ſo einſam, daß manchmahl Mißmuth und Hypochondrie mich überſchleicht. Und eben dieß iſt die große Kunſt, mit der abſoluten Einſamkeit, in der ich lebe, (wenn ich nicht außer meinem Hauſe Geſellſchaft ſuche,) diejenige Munterkeit und Heiterkeit des Geiſtes zu verbinden, ohne die man zu nichts fähig iſt. Doch vielleicht lerne ich immer mehr und mehr, ganz unabhängig von andern Menſchen, glücklich ſeyn. — Wenigſtens die Hoffnung müſſen Sie mir laſſen, wieder unter mehr Menſchen, und beſonders unter meine Freunde zurückzukehren. — Von meinen Ideen darüber, werde ich Ihnen auch in einem andern Briefe mehr mittheilen.

Wie kommt es, daß Blankenburg mir nicht antwortet? Huber und Dumas ſind auch oft in meinen Gedanken. Wie ſehr wird der Muth des leztern durch die Fortſchritte der Franzoſen belebt werden! Ach wenn doch ſo viel vergoſſenes Menſchenblut zu irgend einem nützlichen Endzwecke führete! Für jezt iſt die Sache als ein bloſſes Experiment zu betrachten, deſſen Ausgang uns erſt belehren ſoll, was gut und was ſchlecht iſt. Leben Sie wohl und erinnern Sie doch den jungen Volkmann, mir ein Paar Zeilen zu ſchreiben.

115.

Breslau, vom Ende d. J. 1792.

Theuerſter Freund,

Ich habe mich gefreuet, durch Dörriens Brief Nachricht von dem Fortgange Ihrer Beſſerung zu erhalten. Möchte mir doch der Himmel die wenigen recht vertrauten Freunde, die ich noch auf der Welt habe, erhalten! Ich kann deren nicht mehr viele verlieren, ohne ganz einzeln und verlaſſen da zu ſtehen. Und ſchon jezt bin ich arm daran. Sie werden vielleicht ſchon aus den Leipziger Zeitungen den Tod des guten Prezensky erfahren haben. Ich ſand ihn ſchon krank; aber ich glaubte ihn nicht in Gefahr, da er oft zu leiden hatte. Seine letzte Krankheit war ohne Zweifel nur eine Fortſetzung und Verſchlimmerung ſeiner gewöhnlichen Beſchwerden. Er konnte, vom Anfange derſelben an, nichts von den gelindeſten unſchuldigſten Nahrungsmitteln zu ſich nehmen, ohne eine oder zwey Stunden darauf heftige Schmerzen zu bekommen. Alle Arzneymittel, die auf dieſen ſchadhaften Theil der Eingeweide, (denn einen ſolchen mußte man vermuthen,) natürlicher Weiſe heftiger, als Nahrungsmittel, wirkten, thaten dadurch ſchon Schaden und vermehrten das Uibel. Der Patient wurde durch mehrere ſolche verunglückten Verſuche dahin gebracht, daß er von Arzneymitteln gar nichts, und von Nahrungsmitteln äußerſt wenig zu ſich nahm. Er war ruhig und ziemlich ſchmerzlos, wenn er ganz leer war; aber eine Taſſe dünne Habergrütze, die er genoß, verurſachte ein Leiden von vielen Stunden. Drey Wochen nach meiner Ankunft fingen ſeine Kräfte ſo ſehr zu ſinken an, daß er nicht ohne Mühe reden konnte. Beynahe fünf Wochen brachte er zwar bey voller Beſinnung und ungeſchwächtem Verſtande, aber faſt ſtillſchweigend zu, ohne eine Hülfreichung oder auch nur einen Zuſpruch zu verlangen, und ohne das Mindeſte, ſelbſt nur zu ſeiner Erquickung, (außer der äußerſt geringen Quantität dünner Nahrungsmittel,) zu ſich zu nehmen. So ſtillſchweigend, ruhig, und ſeiner doch bewußt, iſt er aus der Welt gegangen, ein ſeltenes Beyſpiel für mich von Standhaftigkeit und Geduld, obgleich die Richtigkeit ſeines mediciniſchen Verhaltens in Zweifel gezogen werden kann. Es war wirklich ein merkwürdiger Mann, ob er gleich nie eine Rolle in der Welt geſpielt hat. Er war wahrhaft mein Freund, in der ganzen Bedeutung des Worts. Er fand an meinem Umgange Vergnügen, wurde mir durch den ſeinigen lehrreich, und nahm an alle meinen Angelegenheiten Theil. Vielleicht entwerfe ich eine Charakterſchilderung von ihm, wie ich von Zollikofer gethan habe, um ſie in unſere Provinzialblätter einrücken zu laſſen.

Dieſer Tod macht den Gedanken, einen andern Ort meines Aufenthalts zu wählen, ſo entfernt auch die Ausführung noch iſt, wieder rege. Leipzig würde mir in mancher Rückſicht der liebſte Ort unter allen ſeyn. Aber man würde mir ſchwerlich erlauben, die zweyhundert Thaler Penſion außer Landes zu verzehren. Dafür würde ich zwar in Leipzig eher, als anderswo, durch Schriftſtellerarbeit, beſonders durch Uiberſetzen, etwas verdienen können, und wenn es wahr iſt, was meine Freunde behaupteten, daß der Zutritt zum Frauen-Collegium mir ſo leicht werden würde, ſo wäre dieß wohl ein Erſatz. Vom Miniſter Herzberg habe ich vor kurzem einen Brief bekommen, wein er mir ſchreibt, daß, nach den Geſetzen der Akademie, er abweſenden Mitgliedern durchaus keine Penſion geben könne, daß er aber, wenn ich von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen wollte, verſuchen würde, mir etwa noch einen Gehalt von zweyhundert Thalern zu verſchaffen. — In der That finde ich, da ich jetzt meine Oekonomie ganz unter meiner Direction habe, wie ſchwer ſie durch die herabgeſetzten Zinſen und die erhöhten Preiſe der Dinge geworden iſt. Der Plan, welcher am leichteſten auszuführen wäre, würde wohl der ſeyn, nach Berlin zu ziehen, wobey ich am erſten auf einige Vermehrung meiner Einnahme rechnen könnte. Wenigſtens wäre ich alsdann Leipzig näher, und ich würde wenige Jahre vergehen laſſen, wo ich es nicht beſuchte.

Doch dieß ſind alles entfernte Ausſichten. — Für das gegenwärtige und das nächſte 1773ſte Jahr, will ich ganz ruhig und ſtille in und um Breslau bleiben, und, wo möglich, etwas arbeiten, wodurch ich zuerſt meine Pflicht erfüll', und ſodann mir auch wieder Mittel verſchaffe, kleine Entwürfe zu meinem Vergnügen auszuführen.

Ich habe verſprochen, meine Apologie zu machen. Aber ich will mich nicht ganz für fehlerlos erklären. Nein, ich glaube, daß ich, von jeher, einen etwas zu großen Hang zur Geſellſchaft gehabt habe, und daß ich durch dieſe Neigung oft zu ſehr beherrſcht, oder beunruhigt worden bin.

Aber bedenken Sie auch meine Lage, und Sie werden finden, wie ſchwer es für mich ſeyn muß, mich in meinem Hauſe einzuſchlieſſen. Von der einen Seite mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit des Geiſtes geboren, welche Ideen erzeugt und alſo auch ſie gerne mittheilt, vielleicht auch mit der Eitelkeit behaftet, zu glauben, daß ich ſie zuweilen glücklich entwickeln kann, mit welcher Eitelkeit auch immer die Begierde verbunden iſt, dazu im Umgange Gelegenheit zu haben, — mit dieſen Eigenſchaften begabt, habe ich von der andern Seite eine Schwächlichkeit der Conſtitution, welche mir anhaltendes Studiren und Schreiben, wodurch ich ſonſt jenen Hang zur Thätigkeit wohl befriedigen könnte, unmöglich macht. Denken Sie nun, daß ich unverheirathet bin und ohne alle Familien-Verbindungen lebe, daß ich kein öffentliches Amt habe und in meinen Geſchäften mit keinem Menſchen zuſammen komme! Stellen Sie ſich meinen einſamen Tiſch vor, und die gänzliche Leere, die dann um mich herrſcht, wenn ich, nach einem ganzen, in meiner Studirſtube, mit Leſen und Schreiben zugebrachten, Tage, am Abende, erſchöpft und unfähig, ferner mit den Todten umzugehn, keinen Lebendigen, als meine Domeſtiken um mich ſehe! Ein Hausvater, der ſich dann zu ſeinen Kindern an den Tiſch ſetzt, kann ſehr wohl fremder Geſellſchaft entbehren. — Ich für mein Theil, ich geſtehe es, ſehne mich alsdann nach dieſer. — Doch, wie geſagt; ich ſehe ein, daß, da die Verſehung mir ein einſames Leben auf gewiſſe Weiſe zur Nothwendigkeit gemacht hat, da, durch das Ausſterben meiner ganzen Familie, durch meine Kränklichkeit, und durch die dadurch veranlaßte Entfernung von öffentlichen Aemtern, meine Verbindungen mit den Menſchen durch höhere Schickungen vermindert worden ſind, — ich auch die Pflicht auf mir habe, mich in dieſen Zuſtand zu ſchicken. Ich werde es auch immer mehr thun, liebſter Freund, und ſelbſt Ihre, Kapp's und Dörrien's freundſchaftlichen Ermahnungen werden mich dazu ſtärken, noch zu einer größern Unabhängigkeit von andern Menſchen zu gelangen.

Die öffentlichen Angelegenheiten ſpannen die Erwartung aufs äußerſte, aber ſie betrüben zugleich den Menſchenfreund, auf welche Partey er ſich auch mag geſchlagen haben. Geſtern erhielt ich einen Brief von Thümmeln, worin er mir ſchreibt, daß er von ſeinem Herzoge nach Frankfurt zu unſerm Könige geſchickt wird. Was kann das für ein Geſchäft ſeyn, welches ihn dahin führt? — Ich freue mich, daß er mir berichtet, ſeine Familie ſey jetzt mit ſeiner Wohnung, auch im Winter, ſehr zufrieden, und die Zimmer heizen ſich vortrefflich. Boufflers wohnt jetzt wieder in dem kleinen Hauſe, wo ich wohnte.

Unter den wenigen Büchern, die ich hier geleſen habe, iſt aus dem Engliſchen überſetzte Geſchichte der letzten Unruhen in den vereinigten Niederlanden, eines der intereſſanteſten, und ich rathe Ihnen die Lectüre davon an, die auch in dem gegenwärtigen Momente wieder belehrend ſeyn kann.

Wenn Sie ein gutes Engliſches Pamphlet zum Uiberſetzen für dieſen Winter hätten, oder künftig ein ſolches fänden, ſo verſuchen Sie, ob Sie mir deſſen Uiberſetzung zueignen können. — Der junge Volkmann iſt, höre ich, ſehr krank geweſen. Gott gebe doch, das die braven Aeltern nicht noch dieſen Verluſt erleben! Es iſt ein ſo guter junger Menſch. Mich verlangt ſehr nach Nachrichten von ihm, und von Ihnen allen. Viel Glück Ihrer ganzen Familie zum neuen Jahr, und für mich den unerſchütterten Beſitz Ihrer Freundſchaft.

Breſlau, den 19. Febr. 1793.

Liebſter Freund,

Die Zeit entfernt einen noch mehr von ſeinen Freunden, als der Raum. — Als ich von Leipzig zu Hauſe kam, ſchien ich noch immer nahe bey Ihnen zu ſeyn, weil ich alles wußte, was vor kurzem unter Ihnen vorgefallen war. Jetzt nach vier Monathen, ob ich gleich nicht weiter von Ihnen entfernt bin, als damahls, aber weil ich viel weiter zurückgehen muß, um Ihre Geſchichte an die meinige zu knüpfen, kommt mir der Zwiſchenraum von Leipzig bis Breslau viel größer vor.

Ihr letzter Brief iſt vom 3ten Januar, und die zitternde Hand, mit der er geſchrieben iſt, zeigt mir, daß Sie damahls von Ihrer Krankheit nur noch halb wiederhergeſtellt waren. Der Hausarreſt, den Sie halten mußten, wird freylich einem Hausvater und einen ſolchen, der von den Seinigen ſo geliebt wird, und ſie ſo liebt, wie Sie, zu ertragen leichter, als er, unter ähnlichen Umſtänden, mir werden würde. Auch ſind die Beſuche der Fremden, obgleich zuweilen eine läſtige Zerſtreuung, doch im Ganzen ermunternd und heilſam wenn man andrer Zerſtreuungen entbehrt. — Dieſes Vortheils entbehrt hier der Gelehrte ebenfalls, da unſre Stadt von Fremden beſucht wird. Gott Lob! dieſen Winter bin ich noch nicht genöthigt geweſen, das Zimmer zu hüthen. Ich habe, wie immer, den nachtheiligen Einfluß der Jahreszeit gefühlt, aber ich habe ihm doch nicht untergelegen. Ich habe nicht viel, aber doch etwas gearbeitet; und allerdings ſind die Augenblicke, welche der Meditation gewidmet ſind, die angenehmſten unter allen, wenn die Meditation gut von Statten geht. Freylich folgen beym Schriftſteller andre, verdrießlichere, halb mechaniſche Arbeiten, — die Arbeit der völligen Ausführung, die der letzten Correctur, wo immer die Unzufriedenheit mit dem, was man unvollkommen und ſchlecht geſagt hat, die erſte Freude über eine glückliche Conception ſchwächt und wegwiſcht. Doch ſchmecke ich von dieſen Freuden des Denkens ſo viel, daß ich vermuthen kann, welche glückliche Menſchen die großen Genies, die Voltaires, ſeyn müſſen, beſonders wenn ſie von Geſundheit und einem lebhaft fließenden Blute unterſtützt werden. Bey mir endigt ſich die Arbeit, ſo wie das geſellſchaftliche Vergnügen, faſt immer zuletzt in Schmerz, weil die Erſchöpfung meiner Lebensgeiſter ſehr bald bis zu einer anfangenden Zerrüttung der ganzen Maſchine geht.

Ich habe für den Miniſter Herzberg in ſeine Sammlung der Schriften zur Verbeſſerung der Teutſchen Sprache, einen kleinen Aufſatz gemacht, in welchem ich aber im Grunde nichts anders gethan, als gezeigt habe; daß alle dieſe Akademiſchen Bearbeitungen der Sprache keinen großen Zweck erreichen werden. Ich habe einen Aufſatz in unſere Provinzial Blätter, über den Verfall der kleinen Städte geliefert, der auch ein Paar Mahl einzeln abgedruckt iſt. Ich werde Ihnen ſolchen ſchicken, wenn ein zweyter, den ich jetzt unter den Händen habe, und der eine kleine Charakterſchilderung meines Freundes Paczensky enthalten ſoll, vollendet ſeyn wird. Der Verluſt dieſes Mannes hat einen weſentlichen Einfluß auf meine Lage. — Dieſe ausführliche Erinnerung an die Facta, welche mir ſowohl ſeine Vorzüge, als ſeine Freundſchaft gegen mich bewähren, dieſe Erinnerung, die zu der unternommenen Arbeit nothwendig war, iſt zugleich etwas tröſtliches für mich geweſen.

Herr Dyk hatte den Gedanken, die zerſtreuten Aufſätze, die von mir einzeln oder in periodiſchen Blättern herausgekommen ſind, als einen zweyten Band der Abhandlungen zu ſammeln. Wenn Sie ihn ſehen, fragen Sie ihn doch, ob er noch des Sinnes iſt. Da jetzt wieder ein Paar hinzu kommen, ſo würde, glaube ich, ein Bändchen voll werden. Ich würde mir aber zweyerley ausbitten. Erſtlich, daß er ſich mit den Buchhändlern, bey welchen ſie herausgekommen ſind, vorher darüber verſtände, und dann, daß er mir von jedem ein Exemplar zur Correctur verſchaffte, das dieſer Arbeit allenfalls aufgeopfert werden, und von dem der Abdruck geſchehen könnte. Ich habe dem Briefe ein Verzeichniß der Aufſätze, die mir beygefallen ſind, zugelegt.

In der politiſchen Welt ſind, ſeit unſrer letzten ſchriftlichen Conferenz, neue große Veränderungen vorgegangen, die auch das Urtheil und die Geſinnungen der Menſchen mannigfaltig verändert haben. Ich wünſchte wohl den Zuſtand der Meinungen an Ihrem Orte jetzt zu wiſſen, aber ich beſcheide mich, daß Aeußerungen dieſer Art jetzt aus freundſchaftlichen Briefen weggelaſſen werden müſſen. So viel iſt für jetzt meine Meinung, daß, unter dem Geſichtspuncte der Legalität, der Tod des Königs von Frankreich auf keine Weiſe gerechtfertigt werden kann, unter dem Geſichtspuncte der Politik aber, es wenigſtens eine höchſt gewagte und, wenn man nach den nächſten Folgen — der allgemeinen Erbitterung, ſchlieſſen ſollte, eine höchſt zweckwidrige Maßregel iſt.

Zwey ariſtokratiſche, wirklich gute Bücher ſind erſchienen, die mich angenehm unterhalten haben, auch da, wo ich nicht völlig mit ihnen einſtimme, — Rehbergs Schrift über die Franzöſiſche Revolution und der von Genz in Berlin überſetzte Burke, mit Abhandlungen. Letztere Uiberſetzung iſt ein Meiſterſtück, und gehört unter die wenigen vortrefflichen Uiberſetzungen, die wir im Teutſchen haben. Die hinzugefügten Abhandlungen ſind des Engliſchen Autors würdig. Selten iſt ein junger Schriftſteller unter uns mit einem ſo vorzüglichen Werke aufgetretten. Ich verſpreche Ihnen, daß dieſe Lectüre Ihnen Vergnügen machen wird, wenn Sie ſie, im Vertrauen auf mein Urtheil, unternehmen.

Leben Sie wohl, beßter Freund. Verſichern Sie alle die Ihrigen meiner wahren innigen Freundſchaft und Ergebenheit, und bleiben Sie mit Ihrer gewohnten Güte zugethan Ihrem Freunde.

117.

Breslau, den 10. April 1795.

Theuerſter Freund.

Ich habe die Antwort auf Ihren mir ſehr angenehmen Brief, vom 23ſten Februar, etwas länger verſchoben, um ihn ausführlicher beantworten zu können. Ich war zwar nur mit kleinen Arbeiten beſchäftigt, aber auch dieſe wollte ich nicht unterbrechen, um ſie deſto eher zu endigen. Uiber dem kleinen Aufſatze von Paczensky's Leben und Charakter wird jetzt hier gedruckt, und ich hoffe, daß ich Ihnen denſelben noch vor Ende der Meſſe werde einhändigen können. Seine Ausarbeitung hat mir Vergnügen gemacht; aber ich kann nicht erwarten, daß er den Leſern, die meinen Freund nicht gekannt haben, eben ſo viel Vergnügen machen wird; und diejenigen, welche ihn allzu genau gekannt haben, — ich will ſagen, die mit ihm alltäglich umgegangen ſind, oder mit ihm in Familienverbindungen geſtanden haben, werden vielleicht vieles mit andern Augen, als ich geſehen haben, und alſo meine Schilderung tadelhaft finden. — Es kommt in des Perikles Lobrede auf die im Peloponneſiſchen Kriege gebliebenen Athenienſer, beym Thucydides, eine Stelle von den Lobreden überhaupt vor, die ſo vollkommen auf meine Schrift paßt, und die überhaupt eine ſo richtige Bemerkung enthält, daß, wenn ſie nicht griechiſch und noch dazu ſo lang wäre, ich Luſt gehabt hätte, ſie als Motto vorzuſetzen. Er ſagt: man kann es in ſolchen Denkſchriften auf einzelne Perſonen niemahls allen recht machen. Denen, die den Mann gekannt und ihn geliebt haben, lobt man ihn nie genug, oder nicht auf die Art, wie ſie es wünſchten, und jeder angezeigte Fehler ſcheint ihnen eine Verkleinerung. Diejenigen, welchen der geſchilderte Mann fremd war, oder die ihm nicht wohl wollten, ſehen die Lobſprüche für übertrieben an. — Was ich außerdem gemacht habe, habe ich für die Provinzial-Blätter gemacht. — Da Sie dieſe wahrſcheinlich nicht leſen, ſo werde ich das Wichtigere davon für Sie ſammeln. — Ich komme jetzt auf Ihren Brief. Es thut mir herzlich leid, daß Ihre Geſundheit immer noch ſo wankend iſt, und das Frühjahr verzieht ſich auch ſo lange, welches dieſelbe wohl am beſten befeſtigen könnte. Ich ſeufze auch darnach. Beſonders haben mich die letzten kalten Wochen ſehr gedrückt. — Aber ach! ich ſehe keine ſo angenehme Ausſichten vor mir, als vergangnes Jahr. Ich werde mich nicht unter Ihre ſchöne Linde bey meinem Frühſtücke lagern, und Sie alle um mich herum ſitzen haben. Ich werde von dem Tellerſchen Beſuche in Stötteritz, dem ich ſo gerne beygewohnt hätte, nur hören, und vielleicht ein wenig unmuthig dabey werden. — Indeß, was ich thun kann, um mir meinen Zuſtand angenehm zu machen, werde ich thun. Erſtlich, die Vernunft ſagt mir, daß es ſchicklich und gut iſt, daß ich dieſen Sommer ruhig in meinem Vaterlande bleibe, theils meiner Finanzen und meiner Geſundheit wegen, theils auch, um die ſo lange vorhabende, und jetzt noch nicht wieder vorgenommene Bearbeitung des Ariſtoteliſchen Werks zu Stande zu bringen. Wenn dieſes geendiget, oder bis auf einen gewiſſen Punct gebracht iſt, dann, wenn ich noch lebe und zum Reiſen fähig bin, ergreife ich den Wanderſtab wieder, und gehe dann von Breslau wenigſtens auf Jahr und Tag weg. Wahr iſt es, daß ich ſehr viel hier verloren habe, was mich an meine Vaterſtadt feſſelte. Meiner Mutter und Paczenſky's Tod iſoliren mich ſehr. Literaturfreunde gibt es wenige. Wenn Manſo nicht wäre, ſo hätte ich unter den Profeſſions-Gelehrten beynahe gar keinen, mit dem ich freundſchaftlich umginge. — Jetzt durch das Unglück des Müllendorfiſchen Hauſes, das gefallen, iſt mir auch ein Zufluchtsort für müßige Stunden, wenn nicht entzogen, doch ſehr verkümmert worden. — Aber was mich an meinen Aufenthalt feſſelt, iſt die Liebe zur Bequemlichkeit, die Furcht vor der Unruhe, den Koſten und dem Zeitverluſte, den eine gänzliche Verpflanzung an einen andern Ort verurſacht. — Ich denke auch, daß die Veränderungsſucht zum Theil aus der Unzufriedenheit des Herzens kommt, die man allenthalben mit hinnimmt, und die einem den neuen Ort ſowohl verbittern könnte, als den alten. — Doch, ich bin ſchon wieder auf mich zurückgekommen, und ich wollte ganz mit meinen Gedanken bey Ihnen ſeyn. — Der lieben Volkmanninn Leiden betrübt mich. Gott mache es ihr erträglich, und ſchenke ihr Geduld und Standhaftigkeit bis ans Ende!

Die Nachricht, die Sie mir von der beſchloſſenen Verbindung zwiſchen Ihrer lieben Tochter und dem Herrn Friſch geben, iſt mir nicht ganz fremde. Ich glaubte ſchon einige Neigung unter den beyden Perſonen zu bemerken, und einige Aeuſſerungen Ihrer gütigen Frau beſtärkten mich darin — Ich habe den jungen Mann ſehr liebenswürdig gefunden, und wenn ſich Ihre liebe Tochter im Anfange die Einſchränkungen einer kleinen Haushaltung gefallen läßt, wie ich das von ihr gewiß glaube, wenn ſie einmahl dieſen Entſchluß faßt; ſo bin ich auch überzeugt, daß, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, ihr künftiger Mann ſie glücklich machen werde. Bezeigen Sie dem lieben Brautpaare meine herzlichſte Theilnehmung. Herr Friſch wird mir ein Vergnügen machen, wenn er mir einmahl ſelbſt ein Paar Werte ſchreibt, und mir vielleicht dadurch Gelegenheit gibt, meinen Brief an ihn mit mehr als bloßen Freundſchaftsverſicherungen anzufüllen. — Das Vergnügen, gute Kinder, bey ihrem Fortkommen, unterſtützen zu können, iſt mit der größte Vortheil der Wohlhabenheit; und ſo

viel

viel hat Ihnen die Vorſehung doch zugewandt, daß Sie dieſes Vergnügen haben können.

Wie gern möchte ich jetzt in Leipzig ſeyn! Ich kenne zwar, wie Sie ſagen, die daſige Stimmung der Gemüther, von der Zeit, da ich da war. Aber die ſeitdem erfolgten Begebenheiten müſſen doch viel darin geändert haben. Die Franzoſen haben recht daran gearbeitet, ſich alle Welt zu Feinden zu machen. Gleicher Ausſchweifungen haben ſie ſich faſt allenthalben, wo ſie hingekommen ſind, ſchuldig gemacht. — Jetzt iſt der bürgerliche Krieg, wie es heißt, im Innern des Landes ausgebrochen, und nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die Convulſionen ſo vieler Jahre, anſtatt eine heilſame Criſis für dieſes Reich zu ſeyn, es, nur geſchwächt und elend, ſeinem alten Zuſtande wieder überliefern werden.

Wir ſind hier mehr mit Oſten als mit Weſten beſchäftigt, beſonders, da unſer Miniſter Dankelmann den Auftrag vom Könige hat, die Huldigung in Pohlen einzunehmen und die Juſtizverfaſſung einzurichten. Es ſind ſchon mehrere von den Räthen in unſern obern Collegien zur Formirung der neuen in Pohlen ernannt. Ich verliere dadurch auch wieder einige ſehr gute Freunde, und weiß nicht, ob ich ſie werde erſetzt bekommen. Dieſe Beſitznehmung iſt in ihrer Art etwas neues in der Politik, und gehört mit zu den außerordentlichen Begebenheiten unſers an Revolutionen ſo fruchtbaren

Jahrhunderts. Was den Menſchenfreund tröſtet, iſt, daß dieß Land ſicher unter eine beſſere Regierung kommt, als ſeine vorige war, — und vielleicht mit der Zeit dieſe Vorfälle ſegnen wird, die jetzt das Anſehn einer Zerſtörung haben. — Der Baron Krüdener iſt ein alter Bekannter von mir. Er ſtudirte zu meiner Zeit in Leipzig, und war einer der fähigſten jungen Edelleute. — Ich würde mit Vergnügen ihn wiederſehen. Er verlangte vor einiger Zeit einen Hofmeiſter von mir, den ich aber, natürlicher Weiſe, nicht zu ſchaffen im Stande war. — Iſt ſeine Frau auch liebenswürdig? — Beynahe bin ich Krüdeners Meinung, in Abſicht des Ausgangs der Franzöſiſchen Sachen, ob ich gleich, bey der Wiederherſtellung des alten Syſtems, unendliche Schwierigkeiten vorausſehe.

Boſſens Geſchichte Heinrich des Achten, haben Sie die geleſen? Ich leſe wenig. Herodot, Thucydides, Plutarch und Hume ſind meine Hauptlectüren dieſen Winter geweſen. Burkes Werk und die Zuſätze von Genz haben Ihnen doch auch, ſo wie mir, gefallen? — Daß Kapp ſeine Praxis aufgeben will, billige ich nicht ganz, und ich will ihm freundſchaftlich darüber meine Gedanken ſagen. Ein Arzt muß ſich beynahe ſo anſehen, als ſey er in dem Dienſte des Publicums. — Der Beſuch der vornehmen Fremden muß manchmahl für Sie beſchwerlich werden. Indeß iſt dieſer Zufluß von Fremden doch ein reeler Vortheil, deſſen wir hier ganz entbehren. — Schreiben Sie mir doch nach der Meſſe alles recht ausführlich, aber erſt, wenn Sie zur Ruhe ſeyn werden, und meine kleine Abhandlung geleſen haben. Was macht Ihr Herr Sohn? Was Doktor Platner? Wer iſt an Morus Stelle gekommen? Ich ſchriebe gern an alle, aber die Correſpondenz koſtet auch Zeit. Leben Sie wohl, liebſter beſter Freund, und grüßen Sie Frau und Kinder auf das freundſchaftlichſte von ꝛc.

118.

Breslau, den 27. Junii 1793.

Theuerſter Freund *),

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon in meinem letzten Briefe geſagt habe, daß ich Ihren langen Brief empfangen habe. Seit der Zeit habe ich auch den von Ihrer gütigen Frau mit Ihrem Einſchluſſe erhalten. — Wie ſehr hätte ich gewünſcht, bey Tellers Beſuche der dritte Mann zu ſeyn! — Von der kleinen Abhandlung über den Verfall der kleinen Städte, ſind gar keine Exemplarien abgezogen, als

---

*) Einige früher geſchriebene Briefe ſind weggelaſſen worden, weil ſie ſich aus manchen Urſachen zur öffentlichen Bekanntmachung nicht eigneten.

die wenigen, welche ich meinen Freunden geſchickt habe. Jetzt iſt auch nicht ein einziges mehr übrig.

Von Neuigkeiten der Meſſe haben mir zwey Sachen, die ich geleſen habe, gefallen. Erſtlich Stapfers (in Bern) Rede, bey dem Antritte des Lehramtes in dem neu errichteten Erziehungs-Inſtitute, — worin er die Unentbehrlichkeit des Studiums der Alten auch zur Erziehung von Geſchäftsmännern zu beweiſen ſucht. Er thut dieß durch eine ſo glückliche Anwendung Kantiſcher Ideen, als ich in irgend einem Producte aus dieſer Schule geſehen habe. Die zweyte Schrift iſt Heerens Ideen über die Politik der alten Völker. Gelehrſamkeit mit Philoſophie iſt hier glücklich gepaart, — und die Reſultate haben das Anſehn neuer Entdeckungen. Das Buch verdient ein aufmerkſames Studium.

Ich ſelbſt ſtehe jetzt im Begriffe, an den Ort, wo ich ſonſt ſo oft war, — nach Charlottenbrunn, auf ſechs Wochen zu reiſen. Des Ariſtoteles Politik begleitet mich dahin, und nichts, wie Ariſtoteles, will ich hören und ſehen, bis ich damit fertig bin.

Wünſchen Sie mir gutes Wetter, welches uns bis hieher gefehlt hat. Wünſchen Sie mir Munterkeit und ein wenig Geſundheit, ohne welche man weder arbeiten noch das Land genießen kann. Schreiben Sie mir, wenn Sie können, und gedenken Sie an mich, ſo oft Ihnen etwas begegnet, das Sie gern einem Freunde mittheilen wollten. Niemand kann mehr an allem, was Sie betrifft, Theil nehmen, als Ihr ꝛc.

119.

Charlottenbrunn, den 24. Aug. 1793.

Liebſter Freund,

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht, als daß ich es aufſchieben ſollte, ihn zu beantworten. Aber meine Antwort wird kurz ſeyn. Ich bin noch immer an demſelben Orte, von wo ich neulich ſchrieb. Er iſt anmuthig, die Luft ſoll ſehr geſund ſeyn, aber meine Geſundheit hat daſelbſt nicht gewonnen. Ich weiß nicht, iſt die Gebirgsluft ſelbſt zu ſcharf für mich; oder haben mir die kühlen Bäder, die ich genommen habe, um mich zu ſtärken, geſchadet, indem ſie meine Gefäße zu ſehr verengert und die Cirkulation gehindert haben? Genug, ich finde mich ſchwächer, als gewöhnlich. Selbſt das alte, ſeit zwanzig Jahren vergeſſene Uibel, die Engbrüſtigkeit, die mich ehedem in Leipzig und einmahl in Zſchortau ſo außerordentlich quälte, hat ſich einmahl wieder eingeſtellt. Dieſer Anfall iſt wieder vorüber, aber die Schwäche iſt zurück geblieben. Das Schreiben wird mir daher ſauer. — Doch ich bin heiter. Meine Hand iſt nicht zum ſchreiben aufgelegt, aber mein Kopf iſt es zum Denken. Deſto mehr wünſchte ich unter Freunden zu ſeyn, denen ich mich mündlich mittheilen könnte. — Ich komme alſo zu Ihrem Briefe. — Ich werde den 28ſten, der nahe iſt, feyern, und meine beſten Wünſche werden für das junge Ehepaar und deſſen würdige Aeltern ſeyn. — Die Eingeſchränktheit ihrer erſten Einrichtung wird ihre gegenſeitige Liebe und ihre Gnügſamkeit prüfen. Und wenn dieſe bewährt gefunden worden, wie ich nicht zweifle, ſo wird ſie auch durch ein noch glücklicheres äußeres Loos belohnt werden. — Ich werde ſuchen, den Aufſatz des Herrn Friſch zum Leſen zu bekommen, und ich werde vielleicht die Gelegenheit davon nehmen, mit ihm in Briefwechſel zu treten. — Uiber Ramdohrs Recenſion habe ich, glaube ich, in einem der vorhergehenden Briefe mein Urtheil geſagt. — Uiber die Natur der Schönheit noch jetzt wieder ein weitläuftiges Buch zu ſchreiben, iſt viel gewagt. Mich dünkt Ramdohr verkennt ſeinen Beruf, wenn er ſich zu tief in Metaphyſik einläßt. Seine Bemerkungen über das Specielle, in den Kunſtwerken ſowohl, als in der menſchlichen Geſellſchaft, ſind ſo gut, daß er darin hätte fortfahren ſollen. Mein neuliches Lob von Bürdens Uiberſetzung muß ich dahin einſchränken, daß viele proſaiſche Stellen darin vorkommen, und daß das os magna sonans, welches Milton durch ſeine Diction zu erhalten weiß, wo die Sachen auch nicht erhaben ſind, hin und wieder vermißt wird. — Adalbert den Wilden, habe ich noch nicht geleſen. Aber Manſo, der ihn geleſen hat, urtheilt über ihn ſo wie Sie, und bedauert, daß bey ſo vielen einzelnen Schönheiten, weder Plan im Ganzen ſey, noch die letzte Hand an die Ausfeilung der Verſe gelegt worden.

Außer meinen Griechen und Volney's Reiſe nach Aegypten und Syrien, habe ich nur noch Vogels Schrift über die alten Religionen, Meiners Vergleichung der mittlern und unſrer Zeit, und das überſetzte Buch über die Uiberſetzungen geleſen. Unter den dreyen iſt das erſte, obgleich zu viel Philoſophie, und zu wenig Geſchichte, das beßte; das andre iſt gewöhnliche Meinerſche Compilation, das dritte enthält mehr Beyſpiele als Lehren, die gut, aber nicht tief geſchöpft ſind. — Bey Volkmanns entſchuldigen Sie mein Stillſchweigen. Dörrien und Platner grüßen Sie. Bleiben Sie mein Freund.

120.

Breslau, den 5. Octob. 1793.

Liebſter Freund,

Einige Briefe, die ich nach Leipzig und in die Nachbarſchaft ſchreibe, kann ich nicht unterlaſſen, wenigſtens mit einem kleinen Billet an Sie zu begleiten. — Den 28ſten Auguſt habe ich in Charlottenbrunn gefeyert. Ich habe den Paſtor des Orts, ſeine Frau und Tochter, — gute und verſtändige Leute, zu mir gebethen, und wir haben auf die Geſundheit des Brautpaars, das ſich an dieſem Tage vermählte, ein Glas der Freundſchaft und der Fröhlichkeit geleert. — Traurig iſt es, daß von dieſer kleinen Geſellſchaft, die an dieſem Tage froh und heiter auf meiner Stube beyſammen war, heute nur noch drey übrig ſind. Die Tochter des Paſtors Seidel, ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren, verſtändig und wohlerzogen, die, während meines Aufenthalts in Charlottenbrunn, meine tägliche Geſellſchaft ausmachte, und eine angenehme Geſellſchafterinn für mich war, iſt von mir, noch vor meiner Abreiſe, zu Grabe begleitet worden. Ein in ihrem Körper ſchon lange verborgenes Uibel brach plötzlich und heftig aus, und endigte ihr Leben in wenigen Tagen. Der Fall hat mich ſehr geſchmerzt. — Außerdem, und außer einigen unangenehmen Anfällen, die meine eigne Geſundheit gelitten hat, (welcher die ſcharfe und oft ſchnell abwechſelnde Gebirgsluft nicht recht bekommen wollte,) iſt mir jener Aufenthalt ſehr angenehm geweſen. Beſonders, als der mildere Herbſt eintrat, war die Gegend reitzend. Dabey hat man mit mir ſo hübſch dort gethan, daß man mich beynahe verwöhnt hat, und ich die ſtädtiſche Förmlichkeit und Kälte, welche ich bey meiner Rückkehr nach Breslau zu finden glaubte, gar nicht recht ertragen konnte. — Ich bin auch nicht unfleißig geweſen, ob ich gleich mehr gethan als gemacht, mehr für mich gearbeitet, als außer mir hervorgebracht habe. Des Ariſtoteles Politik habe ich ſehr ernſtlich durchſtudirt, aber wenig darüber noch zu Papiere gebracht. Uiber manche andre Materien habe ich nachgedacht, auch einige Pläne in meine Schreibtafel geſammelt. Meine vornehmſten Lectüren waren die Griechen, unter denen ich jetzt faſt mehr, als unter meinen Landsleuten, zu Hauſe bin. — Unter den Schriften, die mich vergnügt haben, gehört Thomson's Castle of Indolence, das ich zum erſten Mahle las, und das unter die beſten Stücke Engliſcher Poeſie gehört.

Was macht denn das junge Ehepaar? Und wie werden Aeltern und Tochter ihre gegenſeitige Entfernung ertragen? Was macht Ihr lieber Sohn, und welche Fortſchritte macht er auf ſeiner neuen Laufbahn?

Sie wiſſen, daß Dörrien einen Antheil an der Uiberſetzung des Smith übernommen hat, und jetzt die Herausgabe des von mir Uiberſetzten beſorgt. Ich bin wegen des Titels in Verlegenheit. Ich wollte ſetzen: von zwey Freunden überſetzt. In einer Vorrede, (in der ich hoffte, Smiths Biographie, die der letzten Edition ſeines Essay on Moral Sentiments, vorgeſetzt iſt, nutzen zu können,) wollte ich alsdann meinen und Dörrien's Antheil mit ein Paar Worten angeben. — Dörrien macht mir dagegen Einwendungen. Was ſind

Ihre Gedanken? Ich habe Luſt, es dabey zu laſſen. — Haben Sie in der Thalia Schillers Aufſatz über Anmuth und Würde geleſen. Er iſt zuweilen ſchwer und gekünſtelt, aber er enthält viel Schönes. Leben Sie wohl, und geben Sie mir bald von ſich und den Ihrigen erwünſchte Nachricht.

121.

Breslau, den 27. Octob. 1793.

Theuerſter Freund,

Ich danke Ihnen herzlich, ſo wohl für Ihren lieben Brief, als für die mitgeſchickten Schriften. Die Verheirathung Ihrer lieben Tochter mit einem Manne, der keine großen Einkünfte und noch keinen großen Nahmen hat, iſt ein Zeugniß, das Sie und Ihre Tochter ablegen, daß Sie perſönliches Verdienſt mehr, als die Güter des Glücks, ſchätzen. Dieſe Denkungsart macht beyden Ehre, und ſie führt auch endlich wirklich zur Glückſeligkeit. Unter den mitgeſchickten Sachen, hat mir das Gedicht im Nahmen der Schweſtern nicht nur durch die Herzlichkeit und Wahrheit der Geſinnungen, die es ausdrückt, ſondern auch dadurch gefallen, daß es das Locale von Stötteritz ſo gut ſchildert, und mich an ſo manche Plätze erinnert, wo mir in Ihrer Geſellſchaft wohl geweſen iſt. Der Aufſatz des Herren Sohnes iſt nicht ohne Intereſſe, und zeigt von ſeiner mannigfaltigen Lectüre. Nur hätte ich gewünſcht, daß er noch etwas über die Natur der Galanterie hinzugefügt und gezeigt hätte, wie aus derjenigen Verehrung der Damen, die den Ritterzeiten eigen war, und die mit dem Urſprunge und der Verfaſſung der Ritterorden zuſammenhing, — einer Verehrung, die von unſerer jetzigen Galanterie ſehr verſchieden und gewiſſer Maſſen ihr entgegen geſetzt iſt, — dieſe letztere habe entſtehn können, oder wie ſie ſich nach und nach aus jenen Ritterdienſten entwickelt hat. Des Herrn Friſch Abhandlung, die keinen ſolchen Aufwand von Gelehrſamkeit erforderte, hat mich in Abſicht der Reſultate mehr befriediget, und mich über die Fortſchritte, welche die Theologie der Juden, nach dem Exil, in Abſicht der Lehre vom künftigen Zuſtande, zu Folge der Apokryphen, gemacht hat, über ihre Abweichung von dem Syſteme, das in den kanoniſchen Büchern des alten Teſtaments herrſcht, und ihre Uibereinſtimmung mit dem neuen Teſtamente wirklich belehrt. Nur über zwey Dinge bin ich nicht mit ihm einig. Einmahl, daß die Hebräer mit dem Worte Scheol einen von dem Grabe und dem Zuſtande der todten Körper verſchiedenen Begriff verknüpft, und ſich darunter einen gewiſſen Zuſtand der Abgeſchiedenen gedacht haben, in welchem ſie exiſtirten, aber kraft- und empfindungslos exiſtirten. Ich geſtehe es, es gehören die ſtärkſten Beweiſe dazu, um zu glauben, daß ein ſo völlig undenkbarer, ungereimter Begriff in das Gemüth irgend einer Nation gekommen ſey. Es iſt wahr, die älteſten Griechen dachten ſich die Abgeſchiedenen auch als durchſichtige, kraftloſe Schatten, aber doch nicht als empfindungsloſe: denn dieſe Schatten empfinden, nach dem Homer, Mißvergnügen über ihren kraftloſen Zuſtand und ſehnen ſich nach der Oberwelt. Das Zweyte, worin ich mit Herren Friſch nicht völlig einig denken kann, iſt, daß die Meinung der ſpätern Juden von einem künftigen Leben und einer künftigen Belohnung und Beſtrafung aus den mißverſtandenen Stellen der Propheten entſtanden ſey, wo dieſe von der Wiederauflebung des Jüdiſchen Reichs, oder von Errettung aus Todesgefahr reden. Waren dieſe Allegorieen damahls wirklich ſo gemeint, und wurden ſie von den unmittelbaren Leſern der Propheten ſo verſtanden, ſo wird ſich dieſe wahre Auslegung wahrſcheinlich durch Tradition fortgepflanzt haben. — Das begreife ich wohl, daß, nachdem die Juden, aus andern Quellen, — durch ihr eignes Nachdenken, oder die Griechiſche Philoſophie, — Begriffe von einer Fortdauer der Seele, und einer künftigen Vergeltung bekommen hatten, und ſie nun in ihren heiligen Büchern nachſuchten, ob ſie darin Beſtätigung dieſer Lehren fänden, ſie dieſe allegoriſchen Stellen freywillig dahin deuteten. Aber daß der Mißverſtand dieſer Stellen die Urſache geweſen ſey, die ſie auf jene Begriffe geleitet habe, dieſes will mir nicht einleuchten. Doch vielleicht habe ich auch ſelbſt Herrn Friſch nicht recht verſtanden. Uibrigens freue ich mich, dieſe erſte öffentliche Probe ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit zu ſehen.

Ich leſe jetzt mit Vergnügen den fünfzigſten Band Ihrer Bibliothek. Die Recenſionen von Iffland und Kleiſt ſind wahrſcheinlich von demſelben Verfaſſer. Sie ſind mit Einſicht gemacht, aber ſtrenge; gegen den letztern allzu ſtrenge. Nicht daß ich ihn gegen den poetiſchen Tadel des Kritikers rechtfertigen könnte: aber der Ton iſt doch zu rauh und beleidigend. Es iſt doch kein Verbrechen, ein ſchlechter Dichter zu ſeyn. Und warum ſoll dieſer Fehler ärger, als große Vergehungen geahndet werden? Denn es iſt doch immer eine harte Ahndung, wenn einem öffentlich verächtlich begegnet wird. Nach meinen Grundſätzen, iſt dieß nicht der Menſchenliebe völlig gemäß. Ich weiß, daß ſie jetzt wenigen Antheil an der Bibliothek nehmen; ſonſt würde vielleicht der Ton dieſer Recenſion etwas gemildert worden ſeyn. Die Uiberſicht über die humaniſtiſche Literatur iſt mir ſehr willkommen geweſen. Kurz, im Ganzen hat die Bibliothek, wie es ſcheint, gewonnen; und ſie hat gewiß einige ſehr gute Mitarbeiter.

Die Nachrichten über Thümmels Reiſen ſind mir ſehr angenehm geweſen. Göſchen wird uns wohl nicht zu lange darauf warten laſſen. Haben Sie die Königinn von Golkonda in dem Göttingiſchen Muſen-Almanach geleſen? Es iſt nach einer proſaiſchen Erzählung von Boufflers, aber die Verſe ſind vortrefflich, leicht und anmuthig, und das Stück gewiß das beſte der Sammlung und eines der beſten von Bürger.

Ich habe den Demoſthenes von Reiske, und wollte mir gerne die ganze Redner-Sammlung completiren. — Wollten Sie wohl, lieber Freund, zuſehen, ob Sie mir die übrigen Redner, den Demoſthenes ausgenommen, verſchaffen könnten? oder ſchreiben Sie mir, ob es wohl etwas helfen würde, wenn ich ſelbſt an den Commiſſionär, (wer iſt dieſer?) oder an Madame Reiske ſchriebe? — Die Sache iſt mir wichtig, weil ich in meinem Curſus über Griechiſchen Lectüre gerade an den Rednern ſtehe. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin ganz der Ihrige.

122.

Breslau, den 7. Januar, 1794.

Liebſter Freund,

So unangenehm es mir iſt, ſo lange Zeit den Briefwechſel mit meinen Freunden zu unterbrechen, ſo muß ich mir doch zuweilen das Vergnügen, welches mir dieſer Briefwechſel macht, unterſagen, um nicht meine Arbeiten zu ſehr zu unterbrechen. Schließen Sie daraus nicht, daß ich wichtige Werke unter der Feder habe, oder für die nächſte Meſſe arbeite. Keines von beyden. Aber ich habe doch immer etwas, welches ich als meine pflichtmäſſige Arbeit anſehe, und womit ich alſo den größten Theil meiner Zeit anfülle. Ich will Ihnen Rechenſchaft ablegen, was ich dieſen Winter gethan habe. Es iſt nicht viel; es iſt auch der Vollendung noch nicht nahe; aber ich danke Gott, daß ich mit etwas mehr Anhaltung und mit mehr Heiterkeit habe denken und ſchreiben können, als es mir in jüngern Jahren möglich geweſen iſt. — Ich habe Entwürfe zu einigen Aufſätzen, die in den zweyten Theil meiner Verſuche, und andre zu Aufſätzen, die in meinen Commentar der Ariſtoteliſchen Politik kommen ſollen, gemacht. Jene ſind über die Materien: 1) von Geſellſchaft und Einſamkeit, und 2) von Schwärmerey; *) — von dieſen iſt einer über den Adel, und der andre über die Sclaverey **). Uiber dem letztern bin ich jetzt. Auf dieſe werden noch zwey Entwürfe, einer zu einer Skizze der ganzen Moral, und einer zu einer Abhandlung über den Stolz ***) folgen. Wenn ich mit dieſen Entwürfen fertig ſeyn werde, dann denke ich zu der völligen Ausarbeitung derjenigen Abhandlungen zu ſchreiten, die in den zweyten Theil der Verſuche kommen ſollen, und mit der über Geſellſchaft und Einſamkeit den Anfang zu machen. Bey der Unterſuchung über die Schwärmerey fehlt es mir an hiſtoriſchen Kenntniſſen. Ich wünſchte nähmlich, über die Geſchichte berühmter Schwärmer und Schwärmerinnen aller Zeitalter Facta zu ſammeln, nahmentlich über die Schwärmer bey dem alten heidniſchen Gottesdienſte, die Bacchanten, Corybanten ꝛc. (Heynens Abhandlung in den Commentariis Societ. Gött. über die sacra veterum cum furore peracta, iſt mir bekannt) — ferner über die Schwärmerey der Prieſter und Wahrſager wilder Völker, wie der Schamanen, — dann die Schwärmerey der Anachoreten und Heiligen, (wozu Zimmermann Beyträge, aber

zum

---

*) Nun gedruckt im fünften Theile der Verſuche.

**) Beyde, aber in noch roher Geſtalt, finden ſich in Garvens litterariſchem Nachlaſſe.

***) Ebenfalls in dem angezogenen Theile der Verſuche gedruckt.

zum Theil unbrauchbare Beyträge gibt,) die Schwärmerey der Myſtiker im Mittelalter, die des Paracelſus und anderer bey dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften; die des vorigen Jahrhunderts, wie z. B. der Guion, Bourignon, des Jacob Böhm. Ich ſchreibe Ihnen dieß ſo ausführlich, weil ich hoffe, daß Sie mir entweder ſelbſt, oder durch andre gelehrte Freunde manche hieher gehörige Schrift werden bekannt machen, oder auch wohl verſchaffen können. Ich bitte ſehr darum. Oder wenn Sie mir auch nur anzeigen, an wen ich mich wohl deßhalb am beſten wenden könnte. Ich will zwar auf keine Weiſe eine Geſchichte der Schwärmerey ſchreiben. Dieſe liegt auſſer meinem Geſichtskreiſe und iſt auch über meine Kräfte, aber ich brauche zu meiner Philoſophie Beyſpiele. Dieß nun iſt die Beſchäftigung meiner Morgenſtunden. Meine Abendſtunden wende ich, außer der Lectüre, auf die Fortſetzung meines Antheils an der Uiberſetzung von Smith. Haben Sie den erſten Theil dieſer Uiberſetzung geſehen, und wie ſind Sie mit ihr zufrieden? Hat ſich die Weidmanniſche Handlung beruhigt? oder wird ſich vielleicht der vorigen Uiberſetzer breitern, Fehler in der neuen Uiberſetzung zu finden? Es ſind allerdings einige, wie das immer geht, ſtehen geblieben, die ich erſt bey der Durchleſung des gedruckten Exemplars wahrgenommen habe. — Einige davon ſind auch Druck- oder Schreibe-Fehler. Ich hatte ſorgfältig ein Verzeichniß derſelben gemacht, das ich Dörrien zuſchickte, um es hinten anfügen zu laſſen, und zu meinem großen Leidweſen finde ich bey meinem Exemplare keine Spur davon.

Ich komme jetzt auf meine Lectüren. Die Griechiſche Litteratur zieht mich wieder ſtärker als jemahls an, vielleicht deßwegen, weil es mir ſcheint, daß ich in der Kenntniß dieſer Sprache, und in dem Verſtehen ihrer Schriftſteller einige Fortſchritte mache. Die vermehrte Bekanntſchaft mit dem Genius dieſes Volks wird mir, denke ich, auch nutzen, wenn ich zum Ariſtoteles zurückkehre, den ich zwar ein wenig bey Seite geſetzt, aber doch nicht aus den Augen verloren habe. Da ich jetzt mit der Leſung der Griechiſchen Geſchichtſchreiber bis in die Zeiten des Philipp und Alexander, und alſo der vornehmſten Griechiſchen Redner gekommen bin, ſo wäre es mir nun ſehr wichtig, die Reiskiſche Ausgabe davon zu haben. Haben Sie doch alſo die Güte, mir, wenn Sie können, je eher je lieber zu dieſen Rednern zu verhelfen, oder mir wenigſtens von dem, was ich hoffen, und wenn ich ſie erwarten kann, Nachricht zu geben.

Unter den neuern Schriften gedenke ich des Werkchens von Mallet du Pan zuerſt, das in zwey Uiberſetzungen erſchienen iſt. Die von Genz hat wegen der Anmerkungen und der Vorrede den Vorzug. Die Uiberſetzungen habe ich nicht verglichen, aber das Original ſelbſt ſcheint mir preciös geſchrieben zu ſeyn. Es ſind einige Betrachtungen von einleuchtender Wahrheit darin; andere ſind Vermuthungen, die mehr durch die lebhafte Art des Vortrags überreden, als durch Gründe überzeugen. Von Mounier, den ich von Dycken erwarte, verſpreche ich mir noch mehr.

Der zweyte Theil von Ramdohrs Recenſion meiner Verſuche, hat mir noch beſſer, als der erſte, gefallen. Es kann ſeyn, daß ſeine Erklärung von Rochefoucaults Maxime die richtigere iſt, daß Rochefoucault nicht ſowohl dabey gedacht hat, daß der Militärſtand die Schule für das Hofleben wäre, als daß er ſein eignes, edles und anſtändiges Air hätte, welches leichter von dem erlangt würde, der einen niedrigen oder verfehlten Anſtand in ſeiner erſten Erziehung bekommen hätte, als die eigentliche höfiſche Artigkeit. Aber immer bleibt es richtig, daß das bürgerliche Air die fehlerhaften Sitten des größern Theils derjenigen Claſſe bedeutet, die von ſtädtiſchen Gewerben lebt, (ein Benehmen, welches zu Rochefoucaults Zeiten, wie Molieres Komödien zeigen, weit auffallender verſchieden von den Sitten der vornehmen Welt war, als heute das Air gut erzogener Bürgerlichen iſt), — und dieſe Fehler, nach Rochefoucault, durch den Aufenthalt bey der Armee, durch die Lebensart und Beſchäftigung eines Soldaten eher verbeſſert werden, als durch den Aufenthalt bey Hoſe und den Umgang mit Hofleuten. Ob aber der edle, militäriſche Anſtand eine Vorbereitung zu der Urbanität des Hofes ſey, darüber ſagt zwar Rochefoucault ausdrücklich nichts: aber ich glaube es, und glaube daß dieſe beyden Arten des guten Anſtandes in ſehr weſentlichen Puncten übereinkommen. In der Folge der Recenſion macht Ramdohr zwey ſehr wahre und treffliche Anmerkungen, — einmahl, daß jemand in der Geſellſchaft von ſeines Gleichen einen guten Ton haben kann, der doch unter Höhern, wenn er noch mehr gefallen, — wenn er ſich zu ſehr demüthigen oder erheben will, das bürgerliche Air bekommt; zum andern, daß die vorzügliche Geſchicklichkeit, in Geſellſchaften zu gefallen, und Geſellſchaften zu beluſtigen, ein eignes Studium erfordert, welches ſich mit andern Vollkommenheiten nicht verträgt, und von denen gar nicht geſucht werden muß, denen ihr Beruf höhere Pflichten aufgelegt hat. Uiberhaupt iſt Ramdohr immer ein Mann, von dem man kritiſirt zu ſeyn wünſcht, weil man immer von ihm lernt. Auch ſein Werk Charis habe ich ganz und ſorgfältig durchſtudirt. Es iſt wieder eine eigne Kunſtſprache darin, die zum Theil deßwegen mehr auffällt, weil ſie der jetzt ſo herrſchenden Kantiſchen Terminologie ſchnurſtracks entgegen iſt. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß der Styl hin und wieder ſonderbar, verwickelt und undeutlich iſt, und viele Behauptungen ohne Beweis ſind. Aber das Ganze iſt doch ſehr lehrreich.

Ein Schatz von Erfahrungen und Kunſtkenntniſſen liegt dabey zum Grunde, und die Anwendung der allgemeinen Theorie auf die Beſonderheiten der Mahler- und Bildhauer-Kunſt gibt beſonders einem Layen in dieſen Künſten, wie ich bin, manche angenehmen Aufſchlüſſe. Ich freue mich, über gewiſſe Puncte meine Empfindungen mit ſeiner Theorie ſo übereinſtimmend zu finden, zum Beyſpiel, daß die Auffindung der genauen Aehnlichkeit eines Werks der bildenden Künſte mit einem gewiſſen beſtimmten Originale, oder mit vielen unbeſtimmten Originalen in der Natur, eine Hauptquelle des Vergnügens an dieſen Werken ſey. Von Ramdohr rühret auch gewiß die Recenſion von Moritzens Reiſen, und von Moritzens Buch über die Ornamente her. — Uiberhaupt iſt nicht zu leugnen, daß, wenn der Ton der Recenſionen in dieſer Bibliothek jetzt ſtrenge, und zuweilen bitter iſt, der Inhalt und Geiſt derſelben wahre Vorzüge vor den Recenſionen anderer Journale hat. Dyck hat ſich wirklich gute Mitarbeiter zu verſchaffen gewußt. Aber freylich, wenn auf den Menſchen bey Beurtheilung des Schriftſtellers zu wenig Rückſicht genommen wird, ſo wird das Publicum wohl vielleicht belehret und beluſtigt, aber das Individuum gekränkt. — Ich komme nun zu Ihrem letzten Briefe zurück.

Ich habe das Beckeriſche Taſchenbuch für Dichter noch nicht in die Hände bekommen, aber ich werde mir es zu verſchaffen ſuchen. — Sagen Sie mir nur, wer iſt dieſer Becker? Iſt es der Profeſſor am Cadetten-Hofe? Er hat auch an mich geſchrieben, und um Beyträge gebethen. Ich kann und darf mich wahrhaftig nicht ſo zerſtreuen, wie es ſeyn müßte um ſolchen Aufforderungen zu gehorchen, aber ich muß doch dem braven Manne antworten. Schreiben Sie mir doch alſo etwas von ihm. — Leſſings Leben hat mich doch ſehr unterhalten. Es enthält zuweilen mehr Reflexionen, wie Geſchichte. Die Betrachtungen ſind deſultoriſch und ſehr witzige Einfälle bey Gelegenheit von Leſſings Leben, als Zergliederungen ſeines Charakters. Manche dieſer Einfälle ſind auch Concetti; andre ſind auffallend und gefliſſentlich paradox. Aber im Ganzen ſchildert ſich doch der Verfaſſer darin zu ſeinem Vortheil. Man ſieht den gutmüthigen Mann, den warmen Freund ſeines Bruders, und doch den Freund der Wahrheit — Die Briefe, die von Leſſingen ſelbſt darin vorkommen, der Aufſatz von Kloſen über den Aufenthalt des erſtern in Breslau, ſind Verſchönerungen des Ganzen. Nur wie Sie ſelbſt ſagen, unſer Leſſing kannte ſelbſt ſeinen Bruder nicht genug, und hat nicht Nachrichten genug von ihm gehabt. — Lavaters Reiſe werde ich nicht ungern leſen; aber die alte Geſchichte, deren Sie erwähnen, hätte ich wohl gerne vergeſſen geſehen. Die Reiſe von Johann iſt auch noch nicht in meinen Geſichtskreis gekommen. — Aber wie wird Göſchen noch mit Weidmanns Handlung auseinander kommen? Der Fall iſt kritiſch. Seine neuliche Vertheidigung ſchien mir ſehr gut. Aber was Weidmanns dagegen geſagt haben, hat doch auch einiges Gewicht. Freylich wäre es wohl das Billigſte geweſen, wenn beyde in Geſellſchaft dieſe Ausgabe beſorgt hätten, jeder für den Antheil, den er am Verlage der Werke Wielands gehabt hat. Und Weidmanns verlieren freylich bey den neueſten Schriften, von denen noch viele Exemplarien vorhanden ſeyn mögen. In Abſicht der ältern, iſt die Verlagshandlung wohl längſt entſchädiget, und unbillig iſt es, daß ſie ein ewiges ausſchließendes Recht haben will. — Aber wie geht es mit der Subſcription? Und endlich, was ſoll ich ſelbſt machen? Es ſcheint unpatriotiſch, ein ſolches Unternehmen nicht auch an meiner Seite zu unterſtützen, und es iſt doch über meinen Etat, auf ein einziges Werk, das noch dazu mehr zum Vergnügen, als zum Unterricht dient, mir größtentheils ſchon bekannt iſt, und zum Theile ſchon von mir beſeſſen wird, über hundert Thaler zu geben. Ich wünſchte auch Leſſings und des Herrn von Nicolai Werke in den neuern Ausgaben zu haben, aber wie würden meine Einkünfte zu allen dieſen Acquiſitionen zureichen? Ich wünſchte, Göſchen hätte die poetiſchen Werke Wielands von den proſaiſchen abgeſondert, und verkaufte jene einzeln. Dann wäre ich gewiß Käuſer. An den poetiſchen wird ohne Zweifel Wieland mehr beſſern, als an den proſaiſchen; und ſie ſind auch ohne Zweifel die vortrefflichern.

Was macht denn Doctor Platner? Er iſt mir immer noch ſeine neue Ausgabe von den Aphoriſmen ſchuldig. Ich würde ſelbſt an ihn ſchreiben: aber eine Correſpondenz über wichtige Gegenſtände mit ihm zu führen, wie ſich ſchickt, wenn man an einen ſolchen Mann ſchreibt, das erlaubt mir in der That meine Zeit und mein Auge nicht, und eine bloſſe Verſicherung der Freundſchaft und des Andenkens wird er von mir nicht begehren. Aber doch wünſchte ich etwas genau zu wiſſen, was er macht. — Von Manſo werden im Kurzen verſchiedne Sachen erſcheinen: etwas poetiſches, woraus er für jetzt noch ein Geheimniß macht, und etwas über einige Gegenſtände der Mythologie. — Aber ich ſehe, daß ich ohne Ende fortſchwatze; und auch dem Vergnügen, das die Freundſchaft gewährt, oder wozu ſie die Veranlaſſung gibt, muß man Maß und Ziel ſetzen. Leben Sie alſo wohl, grüßen Sie mir Ihre würdige Frau, Ihre Kinder, ohne Ausnahme, und alle guten Bekannten. Ich bin unverändert der Ihrige.

123.

Breslau, den 2. Febr. 1794.

Theuerſter Freund,

Da ich an Thümmeln ein großes Paket zu ſchicken habe, ſo kann ich die Beantwortung Ihres eben erhaltenen Briefes nicht lange aufſchieben, wenn ich ihn auch nur mit wenigem beantworte. Die Lauigkeit dieſes Winters thut meiner Geſundheit wohl, und wenn mein krankes Auge nicht wäre, ſo würde ich mit dem Maße derſelben, welches mir jetzt zu Theile wird, zufrieden ſeyn. Daß Sie etliche Wochen Schmerzen gelitten haben, und im Bette gefangen gehalten worden ſind, iſt mir herzlich leid. Nur das iſt wieder ein Troſt, daß ſolche Anfälle doch gänzlich vorbeygehen, ob ſie gleich freylich, wenn ſie oft kommen, auch eine bleibende Schwäche zurücklaſſen.

Sie thun recht, ſich des Abends, des Leſens und Schreibens zu enthalten und Geſellſchaft zu ſuchen. Ich wünſchte, wir hätten hier einen Club, welcher der Harmonie gleich wäre. Reſſourcen und Clubs gibt es zwar mehrere, aber faſt in allen wird nur geraucht und geſpielt. Das erſte kann ich gar nicht vertragen, das andre mag ich nur ſelten. — Ich ſchränke mich alſo auf die Geſellſchaften ein, wohin ich gebethen werde, und auf ein wöchentliches Kränzchen.

Was meine Arbeit über die Schwärmer betrifft, ſo danke ich Ihnen für den Beytrag, den Sie mir dazu geben. Die Semlerſche Anmerkung werde ich aufſuchen. — Die Kirchengeſchichte von Mosheim habe ich ſelbſt; und Bücher ähnlicher Art werde ich am erſten hier finden. — Die Adelungſche Geſchichte der Narrheit iſt in der Streitiſchen Leſebibliothek. — Allerdings hat die Göttingiſche Bibliothek ſo was Reitzendes auch für mich, daß, da ich doch im Leſen und Schreiben mein Hauptvergnügen finde, und der Mangel an Bücherkenntniß mich oft in meinen Unterſuchungen ſtört, ich ſchon manchmahl daran gedacht habe, dort meinen Wohnort aufzuſchlagen. Aber Trägheit, Kränklichkeit und auch der Verluſt mancher andern Annehmlichkeit, der ich dort entſagen müßte, hält mich zurück.

Es iſt mir lieb, daß Sie mich auf das ſechſte und ſiebente Stück der Küttnerſchen Briefe aufmerkſam machen. Zwar kommen im Smith wenige ſo ganz unbekannte, oder bloß locale Ausdrücke, die auf Handlung und Manufactur Bezug hätten, vor; weil er nicht die Staatswirthſchaft ſeines Landes beſchreibt, ſondern die allgemeine Theorie der Staatswirthſchaft vorträgt. — In dem zweyten Theile, von welchem ich den auf mich fallenden Antheil der Arbeit nun bis aufs Ausbeſſern geendigt habe, kommt nichts mir unbekanntes vor, auſſer einem einzigen Worte, das ſich auf die Geſchäfte der engliſchen Bank bezieht. — Smith ſagt, die engliſche Bank habe im Jahre 1696 ihr Kapital vergrößert, um ihren Credit zu unterſtützen. In 1696 tallies had been at forty p. C. discount, et banknotes at twenty p. C. „Der Mißcredit der Bank," will er ſagen, „ſey ſo groß geweſen, daß ihre Banknoten zwanzig, — und ihre Tallies vierzig Prozent gegen baares Geld verloren hätten." — Was iſt nun Tallies? Es ſind eigentlich Coupons, — Papiere, die man entzwey ſchneidet, und wovon man einen Theil in der Caſſe behält, und den andern dem Inhaber des Papieres gibt. — Aber was ſind dieſe Coupons bey der Engliſchen Bank? — Sind es Bank-Actien? Nähmlich die Bank veranlaßt zweyerley Papiere: 1) Bank-Actien, d. h. die Antheile, welche die, die das Kapital der Bank zuſammen geſchoſſen haben, an den Gewinnſten derſelben nehmen, und 2) Banknoten die Schuldverſchreibungen oder Aſſignationen, die ſie ſtatt baaren Geldes ausgibt, und die an den Inhaber zahlbar ſind. — Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir über dieſen Punct einige Nachweiſungen geben könnten.

Auf Ferguſon's Moral hat mich zuerſt der Göttingiſche Recenſent aufmerkſam gemacht, der mich auch zur Bearbeitung deſſelben aufgefordert hat. Ich habe Luſt dazu, weil ich den Mann ſehr ſchätze, und weil ich ſchon mit ihm in Bekanntſchaft ſtehe. Ich habe an Herrn Dyck geſchrieben, daß er mir das Buch beſorgen und zuſchicken, und eine Ankündigung meiner Uiberſetzung in ſeinem Verlage in die Zeitungen ſetzen laſſen ſoll, doch ohne meinen Nahmen. Auch habe ich ihm zugleich geſagt, daß ich eher meinen feſten Entſchluß nicht faſſe, bis ich erſt das Werk geleſen habe, und daß ich mich nicht anheiſchig mache, unter ein Paar Jahren es zu liefern, wenn ich mich auch entſchlieſſe, es zu überſetzen. — Seitdem habe ich in der Berliner oder Hamburger Zeitung eine Ankündigung der Uiberſetzung von Ferguſon geſehen, wo weder Buchhandlung noch Autor genannt war, und von der ich alſo nicht weiß, ob Herr Dyck ſie hat einrücken laſſen. Ob ich mir gleich gerne nach Endigung Smiths, (woran, wie Sie wiſſen, Dörrien mitarbeiten ſoll,) ein anderes Buch zu überſetzen wünſchte, und Ferguſon mir vorzüglich angenehm wäre: ſo zweifle ich doch, daß, da Dyck ſich den Verzug wahrſcheinlich nicht gefallen laſſen wird, ich ſolches erhalten werde. Alsdann wünſchte ich dem braven Edinburger Profeſſor keinen andern Uiberſetzer, als Herrn Schreiter. — Doch auf alle Fälle hoffe ich, das Original zuvor in die Hände zu bekommen.

Ich wünſchte ſehr, Godwins Werk zu ſehen: aber es wäre unbeſcheiden, es geborgt zu verlangen, und Unbeſonnenheit, es zu kaufen, da ich ſeit einiger Zeit ſehr viel auf Bücher gewandt habe.

Volkmanns zweyte Verheirathung iſt eine Neuigkeit, die mich intereſſirt, da ich den Mann von ſo langen Zeiten her kenne, und von vielen Seiten ſchätze. — Wenn Nicolai Leſſings Leben ganz herunterſetzt, ſo hat er Unrecht. Es würde freylich noch reichhaltiger an Nachrichten ausgefallen ſeyn, wenn der Autor mit Perſonen wäre umgeben geweſen, die mit ſeinem Bruder vertraut gelebt haben. — Aber wie kann Göſchen ſchon auf Gerathewohl Wielands Werke drucken laſſen, ehe es entſchieden iſt, ob er ſie drucken laſſen darf? — Ich werde mich wohl für die kleine wohlfeile Ausgabe beſtimmen. Mauvillons Tod iſt doch ein Verluſt für die teutſche Literatur. Die Friedens-Präliminarien leſe ich zuweilen, aber ich geſtehe es, ich verſtehe nicht immer, was der Verfaſſer ſagen will; ob ich gleich an andern Stellen Spuren von Einſicht, Scharfſinn und manche gute Nachrichten finde. Leben Sie wohl. Ich ſchreibe nächſtens wieder.

124.

Breſlau, vom März oder April 1794.

Theuerſter Freund,

Je ſchneller man eines Freundes Brief beantwortet, je mehr genießt man des Scheins einer wirklichen Unterredung, die man mit ihm hält. — Es thut mir leid, beſter Freund, daß Sie jetzt ſo oft an Krankheits-Anfällen leiden. Ihre Geduld, Ihre Gemüthsruhe, die Gabe, ſich auch in der Einſamkeit und bey Unpäßlichkeiten zu beſchäftigen, hilft Ihnen immer wieder durch, und ich hoffe, ſie ſoll Ihnen noch lange durchhelfen. — Wenn ich höre, daß Sie ſo kränklich zu werden anfangen, und fühle, daß ich ſelbſt ſchwach bin und alt werde, ſo iſt mir jeder Aufſchub fürchterlich, den ich in Abſicht meiner vorhabenden Reiſe zu Ihnen machen muß. Ich war anfangs Willens, dieſen Sommer wieder in Leipzig zuzubringen. Da er aber näher herankommt, ſo ſehe ich nicht wohl, wie ich es möglich machen kann. Ich muß mir mein Reiſegeld immer erſt verdienen, und ich habe noch nicht ſo viel, als nöthig iſt, beyſammen. Doch das würde ſich noch machen laſſen. Aber was ich wirklich für ein wichtigeres Hinderniß halte, iſt, daß ich von den Arbeiten, die ich mir für dieſen Winter vorgenommen hatte, nur wenig zu Stande gebracht habe; daß der Sommer die beſte Arbeitszeit für mich iſt, und daß, beym Reiſen und beym Aufenthalte an einem fremden Orte, ſo viel Zeit verloren geht, daß ich auch im künftigen Sommer, wenn ich meinen erſten Vorſatz ausführte, wenig mit meinen Arbeiten vorwärts kommen würde. Eine Epoche iſt, wo ich den Aufenthalt in Leipzig mit meiner Arbeit am ſchicklichſten verbinden kann, das iſt die, wenn ich meine Uiberſetzung des Ariſtoteles fertig haben werde und nun daran bin, ſie drucken zu laſſen. Gern möchte ich dieſen Abdruck in Leipzig unter meinen Augen beſorgen, beſonders, da ich auch Willens bin, das Griechiſche Original neu abdrucken zu laſſen. Mein Plan iſt alſo, in dieſem Sommer an dem zweyten Theile meiner Verſuche, und am Ariſtoteles fleißig zu arbeiten und wenn der erſte abgedruckt, — und der zweyte zum Drucke fertig ſeyn wird, zu Ihnen zu kommen, es ſey nun künftigen Winter, oder gar erſt im Jahre 1795. — So weit ausſehende Entwürfe ſcheinen zwar einem kränklichen Manne nicht zu geziemen, und ſie kommen mir, in gewiſſen Augenblicken der Kraftloſigkeit, ſelbſt lächerlich vor. Indeß ſagt mir auch die Vernunft, daß man ſo handeln, arbeiten, und Plane machen muß, als wenn man hundert Jahre leben wollte. Denn was ſchadet es zuletzt? Wenn der Faden morgen abgeriſſen wird, ſo iſt unſre Arbeit zu Ende; aber wir haben doch bis dahin mit der vollen Thätigkeit gearbeitet, die, ohne Ausſicht auf einen gewiſſen Zweck, nie lebhaft ſeyn kann. Indeſſen hoffe ich noch zu der Vorſehung, die mir jetzt, in meinen ältern Tagen, beynahe mehr Geſundheit, (bis auf meinen unglücklichen Schaden am Auge,) wenigſtens größere Gemüthsheiterkeit ſchenkt, als ich in jüngern Jahren hatte, daß ſie mich auch noch die Freude erleben laſſen wird, Sie wieder zu ſehen, und noch einmahl unter der Großen Eiche oder Linde mit Ihrer Familie zu ſitzen.

Sie haben nun gehört, was ich thun will, daraus wiſſen Sie auch ungefähr, was ich thue. — Ich arbeite noch an Entwürfen zu mehrern Abhandlungen. — Doch ſeit mehr als einer Woche habe ich auch dieſe bey Seite gelegt, um an Smiths zweyten Band die letzte Hand zu legen. Die Diſpoſition des Körpers machte mich zum Selbſtdenken ungeſchickt, und eine ſolche leichte Arbeit war mir alſo ſehr willkommen.

Die Erklärung des Herrn Marſh über Tallies würde mich ganz befriedigen, wenn in der Stelle Smiths einige Spur wäre, daß von Schatzkammer-Schreinen geredet wird. Indeß danke ich Ihnen und Ihrem Freunde doch ſehr für dieſe Nachricht, und er würde mich noch mehr verbinden, wenn er mir ein Buch nachweiſen könnte, wo ich über die Abwechſelung der Materie und Form dieſer Staats-Schuldverſchreibungen einige Auskunft bekäme. Ich wünſchte, daß Herr Marſh die Stelle im Zuſammenhange leſe. Sie ſteht im zweyten Buche, im zweyten Kapitel, (S. 481. des erſten Bandes der vierten Londner Ausgabe.) Ich würde ihm alsdann noch eine andre Stelle vorlegen, wo mir zwar nicht der Ausdruck, aber die Sache unverſtändlich iſt. Sie ſteht im dritten Buche, im zweyten Kapitel (S. 94. des zweyten Bandes.) Smith redet von der zeitigern und größern Achtung, die England für den Stand des Landmanns und Pächters gehabt hat, als alle andern Länder Europa's, und nun ſagt er: „noch wird jetzt, außer England, kein Beyſpiel in Europa ſeyn, daß ein Unterſaſſe (tenant) auf dem Lande, worüber er keinen Pachtcontract hätte, gebaut, und der Ehrliebe des Gutsherrn zugetraut habe, daß er von einer ſo wichtigen Verbeſſerung ſeines Gutes keinen ihm nachtheiligen Gebrauch machen werde.“ Was das eigentlich ſagen ſoll, begreife ich nicht recht. Auf einem fremden Territorio, ohne Erlaubniß des Grundherrn, zu bauen, kann doch in England ſo wenig, als ſonſt irgendwo, erlaubt ſeyn. Und was den Pächter bewegen könne, auf einem Flecke of which he had no lease, (den er nicht gepachtet hat) zu bauen; oder wie dieß als ein Beweis angeſehen werden könne, daß man in England Landleute achtet und begünſtigt, ſehe ich nicht recht ein. Vielleicht kann mir darüber Ihr gelehrter Freund noch einige Aufſchlüſſe geben.

Wenn Sie mit dem Antiquarius den Kauf wegen der Griechiſchen Redner noch nicht geſchloſſen haben, ſo thun Sie es nun. Ich übermache Ihnen das Geld, ſobald ich die Summe weiß, auf die Art und zu der Zeit, wie und wenn Sie wollen. Aber ſchicken werde ich mir ſie durch den Fuhrmann laſſen, um die Transportkoſten zu erleichtern. Herr Dyck wird wohl dafür ſorgen.

Wenn alsdann doch Ferguſon's neues Werk, und die Reviews vom Herrn von Blankenburg könnten beygeſchloſſen werden! Wegen des Ferguſon habe ich einen Brief von Herrn Schreiter erhalten. Er will mir die Uiberſetzung abtreten, er hat aber auch Luſt ſie zu behalten. Ich überlaſſe es der Verlagshandlung, es zu entſcheiden.

Sie ſind in Ihrer Krankheit ſehr fleißig geweſen. Der Sitz des Uibels muß alſo nicht in den edleren Theilen geweſen ſeyn. Ich kann wenig oder nichts leſen, wenn ich krank bin. — Aehnliche Nachrichten von Ihrer Lectüre werden mir immer ſehr angenehm und lehrreich ſeyn. Meine Hauptlectüren ſind jetzt Gibbon, Heinrichs Reichsgeſchichte, Sophocles, Lucian, Mounier. — Gonari habe ich ebenfalls unbefriedigt weggelegt. Aber Büſchens Lebensbeſchreibung *) werde ich nicht unterlaſſen zu leſen. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr alter Freund.

---

*) Uiber den Gang meines Geiſtes und meiner Fähigkeit.

N. S. Iſt denn bey Doctor Kapp jemand krank? Ich erwarte von ihm ſchon ſehr lange eine Antwort, und ich bekomme keine.

125.

Breslau, den 15. April 1794.

Theuerſter Freund,

Die Griechiſchen Rhetoren ſind angekommen, und ich danke Ihnen für die gütige Beſorgung derſelben. Das Geld dafür wird, in ungefähr vierzehn Tagen, derſelbe Hofrath N***, der mich vergangenen Sommer in Connewitz bey Dörrien aufſuchte, mitbringen. Ich weiß nicht, ob er damahls Ihre Bekanntſchaft machte, aber er wünſcht ſie jetzo. Er iſt ein angenehmer liebenswürdiger Mann, — und reiſt mit ſeiner jungen ſchönen Frau, die er erſt ſeit kurzem geheirathet hat, um Verwandte in Erfurt zu beſuchen. — Wie ſehr werde ich ihn beneiden, wenn ich ihn werde abreiſen ſehen! — Aber wenn mir vollends der Gedanke aufſteigt: „wirſt du auch je wieder dieſe Reiſe thun können?“ ſo werde ich traurig. Und in der That, die Schwäche, die ich dieſes Frühjahr wieder empfinde, und der Zuſtand meines Schadens am Auge, der, wenn er ſich auch nicht ſehr merklich verſchlimmert, daß auch nicht unverändert bleibt, und immer einige neue Beſchwerden zuſetzt, die auf Reiſen immer gröſſer werden, ſcheint es mir vorauszuſagen, daß ich vielleicht Ruhe, Eingezogenheit und ein gemäßigtes Studieren allen Entwürfen zum Vergnügen, zur Befriedigung der Wißbegierde und zum Genuße der Freundſchaft werde vorziehen müßen. — Ich war im Begriffe und bin noch Willens, dieſes Frühjahr eine Reiſe nach Poſen zu thun, wo, wie ich Ihnen vielleicht ſchon geſagt habe, ein Wundarzt wohnt, der an einem ähnlichen Schaden, — aber freylich nicht einem an dem Auge ſo nahe gelegenen, eine treffliche Cur gemacht hat. — Ich erwarte nicht viel von ihm; weil ich alle etwas heftigen Mittel, in den Theilen, die das Auge unmittelbar berühren, nicht für anwendbar halte, aber ich ſehe es doch als Pflicht an, ihn noch einmahl zu befragen. Da kommen nun aber gerade die Unruhen in Pohlen, deren Natur und Umfang noch im Dunkeln iſt, und machen eine ſolche Reiſe bedenklich. — Um mir das Frühjahr, das ſo ſchön eintritt, noch mehr zu verleiden, kommt ein neuer Verdruß hinzu. — Verzeihen Sie mir, beſter Freund, daß ich Sie mit ſo unangenehmen Dingen unterhalte. Aber ich muß jemanden haben, in deſſen Schoß ich meine Klagen ausſchütte. Nach Parzinsky's Tode habe ich hier gar keinen ſo vertrauten männlichen Freund, ob ich gleich viele ſchätzbare Bekannten habe. Beynahe ſind hier meine Vertrauteſten unter dem weiblichen Geſchlechte, und es fällt mir bey dieſer Gelegenheit Gellert ein, denn ich ihm in noch wichtigeren Stücken ähnlich zu ſeyn wünſchte, der aber in der That auch dieß Eigne hatte, daß er in einem vertrautern Umgange mit einigen Frauen, als mit irgend einem Manne, zu ſeyn ſchien. Auch Ihre liebe Frau war unter der Anzahl. Vielleicht finden kränkliche Leute bey dem ſchönen Geſchlechte mehr dieſe mitleidige Theilnahme, die ſie wünſchen. Dazu kommt, daß unverheirathete Männer beſonders den Rath erfahrner Frauen nöthig haben.

Ich habe die Anmerkung zu der Stelle von Smith, wo von den Tallies die Rede iſt, nach Herrn Marſh Belehrung gemacht. Ich habe aber doch zu meiner Sicherung an Ebeling und Büſch geſchrieben, um darüber Auskunft zu ſuchen. Sagen Sie nur Dörrien, daß er in der Uiberſetzung des dritten Theiles hübſch fleißig ſeyn ſoll. — Mauvillons Leben des Herzogs Fridrich von Braunſchweig ſoll intereſſant ſeyn, und ich ſtehe im Begriffe es zu leſen. — Auf Thümmels Reiſen ſind wir alle begierig. Ein wenig Schlüpfrigkeit verzeihe ich dem Buche ſchon, wenn nur bey Witz und Laune auch Menſchenkenntniß und Lebensphiloſophie darin iſt. — Das iſt zwar ein ganz egoiſtiſches Urtheil, weil ich von der Gefahr jener Stellen nicht ſo viel zu befürchten habe, und bey dieſen Eigenſchaften für mich ſelbſt Nutzen und Vergnügen finde: denn allerdings ſollte ein Buch, das zur allgemeinen Lectüre beſtimmt iſt, der Unſchuld und der Jugend ſchonen. Thümmels eigenthümlicher Geiſt aber iſt von etwas Muthwillen unzertrennlich. Leben Sie wohl, und bleiben Sie Freund Ihres ꝛc.

112.

Breslau, den 31. May 1794.

Liebſter Freund!

Ob ich gleich ſchon geraume Zeit wieder von Poſen zurück bin, ſo habe ich doch erſt die Unruhen der Meſſe zu Ende gehen laſſen wollen, ehe ich an Sie ſchrieb. Ich bin in allem nur drey Tage in Poſen, und neun Tage abweſend geweſen. Dieſer kurze Aufenthalt daſelbſt zeigt ſchon, daß ich meine eigentliche Abſicht nicht erreicht habe. Aber meine vorigen Briefe werden auch zeigen, daß ich mir nichts viel Beſſeres verſprochen habe. Der Wundarzt, den ich um Rath fragte, erſchien mir auch jetzt wieder als ein verſtändiger Mann; und er bewies ſich dadurch als einen redlichen Mann, daß er mir aufrichtig ſagte, das Mittel wodurch er diejenige Cur bewirkt hätte, welche mich zuerſt auf ihn aufmerkſam machte, ſey auf meinen Schaden, wegen der Nähe des Auges, durchaus nicht anwendbar. „Es ſey ein heftig wirkendes cauſtiſches

Mittel; dieß würde, an der Stelle, nicht verhindert werden können, das Auge zu berühren; und im Auge würde es das größte Unglück anrichten. Wäre der Schaden einen halben Zoll vom Auge entfernt, so hoffte er ihn mit Gewißheit zu heilen. Denn an und für sich schiene er ihm nicht nur unheilbar, — sondern jetzt auch weniger schlimm und übelartig zu seyn, als er vor zwey Jahren gewesen sey, da er ihn zum ersten Mahle sah. Nur die Nähe des Auges mache die Anwendung aller derjenigen Mittel, die zu einer radicalen Cur erfordert würden, unmöglich." — Doch, setzte er hinzu, — (vielleicht um mir, bey der fehlgeschlagenen Hoffnung, einen kleinen Trost zu geben,) glaube er, nach der jetzigen Beschaffenheit der Wunde, mir vor einer großen Verschlimmerung derselben Gewähr leisten zu können. — Das ist also, was mir Unkosten und Beschwerden der Posener Reise genutzt haben. Das ist aber doch nur wenig, da auch, ohne künftige Verschlimmerungen, schon die jetzigen Beschwerden, die mir mein Uibel verursacht, beträchtlich sind. Es ist zwar eben so schmerzlos, oder noch schmerzloser, als da ich zuletzt in Leipzig war. Aber das Auge ist weit mehr eingeschränkt, und durch die Erhöhung am untern Augenliede, — die seitdem merklich zugenommen hat, sehr gepreßt, und wie verkleinert. Die Erfindung davon erschwert mir die Arbeiten, und stört meine Vergnügungen, den großen Uibelstand ungerechnet. Doch wird es wahrſcheinlich mein Schickſal ſeyn, dieß zeitlebens tragen zu müſſen, und ich will Gott danken, wenn der jetzige Zuſtand fortdauert. Die Stunden ſind nicht gleich, aber doch iſt im Ganzen noch meine Gemüthsruhe wenig geſtört; und die Gewohnheit macht, wie bey allen Übeln, das Erdulden leichter.

Übrigens hat mir dieſe Reiſe nach Poſen doch zu manchen Bemerkungen und kleinen Kenntniſſen, in Abſicht des Zuſtandes der Dinge in dieſer Provinz verholfen; und da mehrere von meinen guten hieſigen Bekannten dahin in Aemter verſetzt worden ſind, ſo habe ich auch das Vergnügen gehabt, alte Freunde wieder zu ſehen und neue Bekanntſchaften zu machen. — Anſchaulich gewiß iſt es mir geworden, daß ein Land übel daran iſt, welches von Auswärtigen, die deſſen Sprache nicht kennen, regiert werden ſoll. Der Stolz der Eroberer wird am beſchwerlichſten in dem Stolze, welche die Subalternen Beamten beweiſen. Alle Geſchäfte, die durch Dollmetſcher betrieben werden müſſen, werden ſehr erſchwert; und ſo wie, von Seiten der Fremden, Verachtung gegen die Nation, welche ſie zu organiſiren und zu beherrſchen herbeygerufen worden ſind, faſt unausbleiblich iſt, ſo iſt, von Seiten der Eingebornen, Widerwille und Haß gegen dieſe Fremdlinge, welche ſie von allen Aemtern verdrängen und ſie oft ihr Anſehn auf eine beleidigende Art fühlen laſſen, unausbleiblich. Demohnerachtet iſt in dieſer Provinz nicht die geringſte Spur von Unruhen geweſen, ſo viel man auch davon geſagt und prophezeihet hat. Poſen iſt keine üble Stadt. Das Land, das ich durchreiſt bin, iſt wohl angebauet, aber äuſſerſt einförmig, und für den Reiſenden, weder durch den Anblick der ſchönen Natur, noch durch die Bequemlichkeiten, die er findet, reizend. Es iſt indeß noch mit den Deutſchen Coloniſten ſo überſäet, daß die Einverleibung desſelben in den Preuſſiſchen Staatskörper weniger Mühe machen kann, als die von andern, entlegeneren Diſtricten.

Ich komme auf unſre Teutſchen, und natürlich zuerſt auf die litterariſchen Angelegenheiten zurück. — N*** iſt doch bey Ihnen geweſen? Seine Frau freut ſich herzlich darüber, daß ſie Sie kennen gelernt hat. Auch für den angenehmen Tag, den er in Altenburg gehabt hat, hat er mir ſehr gedankt. Schreiben Sie doch unſerm guten Präſidenten, daß ich jetzt wieder da, und ſehr begierig nach Briefen von ihm, und nach dem Buche ſeines Bruders bin. So verlangt mich auch nach Antworten von Dörrien, Kapp und Blankenburg. — Was meinen Sie denn von dem erſtern? Wird er mir denn einen Theil zu der Uiberſetzung liefern? Vielleicht hätte ich ihn lieber zu Uiberſetzung eines andern Buchs ermuntern und den Smith ganz übernehmen ſollen. Meine Uiberſetzung des zweyten Bandes iſt jetzt in Dörriens Händen, und ſoll dieſen Sommer gedruckt werden. An dem vierten Bande habe ich ſchon einen großen Anfang gemacht. — Wird mir denn

Herr von Blankenburg noch die Reviews ſchicken, wie er mir es einmahl verſprach, und hat er den Mondboddo zurück erhalten? Auch von Schreitern wünſche ich mir noch eine entſcheidende Antwort, ob er Ferguſon's neues Werk überſetzen, oder mir überlaſſen will. Ich geſtehe es, ich ſehe dieß ungern in fremden Händen. Aber Schreiter hat vielleicht ſchon ſeinen Contract mit Orell und Geßner geſchloſſen. — Nicolai's und Thümmels Romane, Stollbergs Reiſen, Wolfs Homer, einige andere Merkwürdigkeiten von der Meſſe ſind mir nur noch dem Nahmen nach bekannt. Melden Sie mir, oder laſſen Sie mir durch andre Freunde melden, wenn Ihnen gute Sachen von unbekannten Autoren bekannt werden. Schreiben Sie ſo ausführlich, als es Ihre Umſtände erlauben, und erfreuen Sie damit Ihren ꝛc.

127.

Seltendorf, den 23. Aug. 1794.

Liebſter Freund,

Der ganze Sommer geht beynahe vorüber, ohne daß wir etwas von einander hören. Das iſt länger, als es unſrer alten und vertrauten Freundſchaft gemäß iſt, und als es einem von uns beyden lieb ſeyn kann. Ich wende alſo eine leere Stunde, die ich, vom Regen eingeſchloſſen, in einem fremden Hauſe, auf einer gemachten kleinen Reiſe, unbeſchäftigt zubringe, dazu an, dieſes Stillſchweigen zu unterbrechen; ob ich gleich Ihnen nicht recht viel wichtiges ſagen werde. Ich bin ſeit dem 14. Julius in Charlottenbrunn, einem Orte, den Sie ſchon von mehreren daher datirten Briefen, aus vorigen Jahren kennen, von dem ich aber wünſchte, daß Sie ihn noch genauer kennten, — ich will ſagen, daß Sie einige Wochen mit mir daſelbſt zubringen möchten. — Dieſe weite Entfernung ſo vieler meiner Freunde, und dieſe Unmöglichkeit, Ihnen Oerter, Gegenſtände und Perſonen, unter denen ich lebe, und an die ich eine Anhänglichkeit habe, recht genau bekannt zu machen, iſt mir zuweilen recht traurig. Das Band, welches mich mit ihnen zuſammenknüpft, ſcheint mir loſer zu werden, wenn ich Dinge ſehr liebe, und mit Dingen viel beſchäftigt bin, die ſie entweder gar nicht kennen, oder gegen die ſie gleichgiltig ſind. Ehedem hatte ich noch meine Mutter, meine Couſine, für die Sie ſich intereſſirten: ſie ſind ausgeſtorben. — Nichts bleibt uns gemeinſchaftliches übrig, als die Bücher, die wir zuſammen leſen, und die Gedanken, die wir ſelbſt gegen einander austauſchen. Alles andre erfordert erſt eine ſo weitläuftige Expoſition, um Theilnahme erregen zu können, daß ich Ihre Zeit zu mißbrauchen fürchte, und ſelbſt zu viel Zeit anwenden müßte, wenn ich mich darauf einlaſſen wollte. — Von meinem Aufenthalte im Gebirge ſollen Sie wenigſtens einige Spuren ſehen, — nicht daß ich die Gegend um Charlottenbrunn beſchreiben wollte: aber ich habe angefangen, zuerſt nur in meinem Kopfe mir Rechenſchaft zu geben von den Urſachen, warum mir das Gebirge gefällt, und von den Hauptverſchiedenheiten in den Anſichten, welche daſſelbe darbiethet. Ich beſtimme dieſen kleinen Aufſatz, wenn er zu Stande kommt, für die Provinzial-Blätter. Ich habe ſeit geraumer Zeit lauter ſolche Kleinigkeiten gemacht, die ſich nur für eine ſolche periodiſche Schrift ſchicken, und ich habe daher auch mehr, als irgend ein Jahr, hineingeliefert. Ich weiß zwar, daß das, was in den Schleſiſchen Provinzial-Blättern ſteht, wenn es auch gut wäre, gewiſſer Maßen begraben iſt. Sie werden im Auslande faſt gar nicht, und in Schleſien faſt nur der Nachrichten von Todesfällen und Heirathen wegen geleſen. Aber weil es doch ein vaterländiſches Journal iſt, — weil das, was ich jetzt ſchreibe, nach meinem eignen Urtheil mittelmäßig iſt und eine allgemeine Bekanntwerdung nicht verdient, und weil, im Falle ein beſſerer Aufſatz darunter iſt, er aus einem unbekannten Journal eher in eine eigne Sammlung aufgenommen werden kann, als aus einem allgemein geleſenen, — um dieſer Urſachen willen, überlaſſe ich das, was ich von ſolchen flüchtigen Aufſätzen verfertige, am liebſten den Herausgebern der

Provinzial-Blätter, die noch dazu meine Freunde ſind.

An größern Sachen habe ich dieſen Sommer durchaus nicht arbeiten können; und wenn ich es verſucht habe, ſo iſt es mir mißlungen. Die Hitze war ſo äuſſerſt niederdrückend, und mein Nervenſyſtem war durchaus verſtimmt, ſo wie mein Auge nicht weniger leidend. Der Anfang meines Charlottenbrunner Aufenthalts war mir noch weniger günſtig, und ich befürchte eine förmliche Niederlage: ſo völlig verlor ich Appetit und Schlaf, und ſo ſichtbar verfiel ich. — Nach und nach habe ich mich wieder etwas geſtärkt; aber ich bin doch noch nicht recht bey meinem Geiſte, und ich nehme zu dem Troſte der Brunnenärzte die Zuflucht, daß die gute Wirkung einer ſolchen Gebirgsreiſe erſt nachkommen ſoll.

Unter den Sachen die ich geleſen habe, ſetze ich, als Kunſtwerk, „die Kunſt zu lieben,“ oben an. Schade daß der Dichter, der Einbildungskraft vollkommne Kenntniß der Sprache und ein höchſt glückliches Talent zu verſificiren zu ſeinem Werke mitbrachte, alle moraliſchen Rückſichten ſeines Gegenſtandes ausgeſchloſſen, und hin und wieder ſogar die Moralität beleidigt hat. *) Um deßwillen

---

*) Ich habe die ehrenden, wie die tadelnden Aeußerungen meines Freundes ſtehen laſſen, weil man in der Zueignungsſchrift vor ſeinen Betrachtungen über die Sittenlehre dieſes Urtheil bereits geleſen hat.

will ich ihn auch noch nicht nennen, wenn er nicht ſchon bekannt iſt. — —

Ein Paar Schriften aus dem Geſchichtsfache, beyde ſehr in Journalen gelobt, haben mir ungleich gefallen. Das Leben Kaiſer Friedrichs des zweyten *) iſt nach meinem Urtheile weit beſſer in ſeiner Art, als Woltmanns Geſchichte der Ottoniſchen Periode in der ihrigen. Eggers dickes Buch über die franzöſiſche Revolution, iſt weder ſo deutlich in der Auseinanderſetzung der Begebenheiten, noch ſo bündig und genugthuend in den Betrachtungen darüber, daß es die Mühe und Zeit, die man darauf wenden muß, hinlänglich belohnte. — Die aus dem Engliſchen überſetzte unparteyiſche Geſchichte, verſpricht in ihrer Art mehr. — Und nun, beſter Freund, leben Sie mit den Ihrigen wohl, und lieben Sie Ihren Garve.

128.

Breslau, den 18. Oct. 1794.

Theuerſter Freund,

Ich freue mich darauf, an Sie zu ſchreiben, wie ich mich freue, einen Brief von Ihnen zu bekommen. An keinen wird es einem ſo leicht zu ſchrei-

---

*) Von Hegewiſch. Züllichau. 1792.

den, als an einen vertrauten Freund: und nirgends fließen Gedanken und Ausdrücke beſſer, als wo man ſich getraut, auch etwas mittelmäßiges und unbedeutendes vorzubringen.

Habe ich Ihnen dann ſchon von dem letzten Theile meines Aufenthalts in Charlottenbrunn Nachricht gegeben? — Ich habe, nach vielen kränklichen Tagen, zuletzt das Fieber bekommen. Dieſe Niederlage an einem Orte, wo ich nicht zu Hauſe bin, und wo es auch dem Geſunden an Bequemlichkeiten fehlt, die er ſich nicht mitbringt, würde mir ſehr drückend geweſen ſeyn; wenn nicht der gute Paſtor des Orts und ſeine Frau ſich meiner auf das freundſchaftlichſte angenommen hätten. Ich war über mein Fieber, ſo beſchwerlich es mir wurde, und ſo ſehr es mich herunterbrachte, gewiſſermaßen froh; weil ich hoffte, daß es eine wohlthätige Criſis ſeyn könnte, die geheimen Uibel, die in meinem Körper herumſchlichen, wegzuſchaffen. In der That war es ſo regelmäßig als möglich, und in den guten Tagen war mein Kopf um ſo viel heiterer, als gewöhnlich, je ſchwächer mein übriger Körper war. Selbſt die Wunde am Auge ſchien ſich zu beſſern. O wie wurde das Herz, ſo matt es ſchlug, durch die Hoffnung emporgehoben! In der That blieb auch nach ſechs Paroxysmen das Fieber weg, ehe ich ein eigentliches fiebervertreibendes Mittel gebraucht hatte; — lauter vortreffliche Anzeigen, — die verbunden mit der eintretenden Eßluſt, die ich ſeit Jahren nicht ſo gehabt hatte, mir eine frohere Zukunft zu verkündigen ſchienen. — O liebſter Freund, wie trüglich iſt Furcht und Hoffnung in meinem Leben! So wie ſich mein Körper mehr ſtärkte, meine Backen wieder füllten, verlor ſich dafür wieder die Heiterkeit meines Kopfes; die Wunde am Auge wurde wieder etwas ſchlimmer; und beſonders, ſeitdem ich nach Breslau zurückgekehrt war, welches ungefähr vor drey Wochen geſchehn iſt, — kam alles wieder in den alten verdorbnen Gang eines nervenſchwachen Körpers. — Doch jetzt geht es wieder einiger Maßen; und da ich die erſten Hoffnungen nach meinem Fieber vergeſſen und aufgegeben habe, nachdem ich wieder mit meinen Uebeln vertrauter geworden bin, iſt mein Zuſtand erträglich, und kann in einzelnen Stunden auch angenehm ſeyn. — Das, wodurch ich mir dieſen Winter am meiſten angenehm machen will, iſt, daß ich etwas werde zu Stande zu bringen ſuchen, wodurch ich auch dem Publicum nützlich werde. Ich werde, ſo ununterbrochen, als ich kann, an dem zweyten Theile meiner Verſuche arbeiten; und bringe ich ihn glücklich bis Oſtern zu Stande, ſo wird mich dieſes Gelingen meiner Arbeit für viele unangenehme Stunden ſchadlos halten.

Ich komme zunächſt auf meine Lectüre. — Ich habe nun Thümmels neues Werk geleſen. Da ich in dem hier beygeſchloſſenen Briefe an ihn, faſt eine kleine Recenſion deſſelben mache, von der ich

wohl

wohl wünſchte, und es beynahe hoffe, daß er ſie Ihnen mittheilen wird *): ſo will ich hier mein Urtheil nicht weitläuftig ausführen. Im Ganzen iſt es immer ein Werk des Genies, und trägt unverkennbare Spuren eines eben ſo beobachtenden und philoſophiſchen, als eines dichteriſchen ſchönen Geiſtes. Aber daß ſich alles um den wollüſtigen Genuß eines Mädchens herumdreht, daß die Symptome und die Handlungen dieſer Leidenſchaft in einer ſolchen Nacktheit dargeſtellt werden, daß der Hauptſtoff ſelbſt ſo mager und ſo anſtößig iſt, und daß das Vortreffliche nur im Einzelnen, oder in den Beywerken vorkömmt: dieß macht ohne Zweifel den Gegenſtand eines gegründeten Tadels aus; wenn man nicht wüßte, daß die Flüge eines Genies faſt alle excentriſch ſind, und daß einen Sterne oder Thümmel an die Geſetze der Regelmäßigkeit und ſelbſt des Anſtandes binden, ſo viel heißt, als ſeine Kraft lähmen, und auch ſeinen beſſern Ideen den Ausgang verwehren. Kurz, ich will doch lieber das Buch ſo, wie es iſt, als daß es gar nicht erſchienen wäre. Die Epiſode der Geſchichte der päbſtlichen Soldaten iſt vortrefflich. Die Ode an den Zufall, die letzten Stanzen, womit er ſchließt, einige andre poetiſche Stücke ſind nicht immer leicht verſificirt, aber reich an Gedanken. Die Vertheidigung vor dem geiſtlichen Tribunal iſt ein Meiſterſtück gerichtlicher

---

*) Es iſt geſchehen, und ſie ſteht im Anhange.

Beredtſamkeit. — Hin und wieder iſt der Styl etwas weitſchweifig, und mit Einſchiebſeln überladen; hin und wieder ſieht man die Bemühung, einen zu unfruchtbaren Stoff durch Nebenbetrachtungen aufzuſtutzen. Aber an ſich würde man keine der auch nicht ganz zur Sache gehörigen Ideen gerne entbehren. — Aber wo hat der Mann die Beleſenheit in den Caſuiſten her? Wo hat er den Unwillen gegen den katholiſchen Aberglauben her, der in der ganzen Schrift von einem Ende zum andern herrſcht? Nirgends, das ſchreibe ich ihm, wird ſie mehr Senſation machen, als im katholiſchen Teutſchland. Was liegt deutlicher für eine Moral darin, als dieſe, daß der Aberglaube ſelbſt die Sitten verdirbt? — Ich bin begierig zu erfahren, ob mein Urtheil, in dieſem Puncte, mit dem Ihrigen übereinſtimmt.

Meine ernſthafte Lectüre iſt die von Ferguſon's größtem Werke, welches ich mir habe kommen laſſen. Es iſt koſtbar; aber es reut mich der Aufwand nicht. Es iſt in der That ein wichtiges, lehrreiches Buch, das Werk eines Selbſtdenkers. — Es thut mir doch leid, daß deſſen Uiberſetzung in andre Hände, als in die meinigen, gekommen iſt. Ich traue Herr Schreitern alles mögliche zu, und doch glaube ich, daß er in dem oft verwickelten Style Ferguſons unerwartete Schwierigkeiten finden wird. Doch iſt es von der andern Seite vielleicht gut, daß ich von Uiberſetzungsarbeiten abgehalten werde, die, da ſie mir leichter fallen, als eigne, mich bey meiner Schwäche verführen, meine Zeit ganz darauf anzuwenden.

Einen andern Moraliſten leſe ich von neuem im Original, den Smith on Moral Sentiments, ein Buch, in welchem das Syſtem äußerſt fehlerhaft iſt: (denn alle Tugenden auf Sympathie zu gründen: iſt gewiß ſehr einſeitig,) aber die Zergliederung iſt vortrefflich, und die Darſtellung ſehr lichtvoll. Das Buch macht dem Verfaſſer des Werks, über den National-Reichthum, keine Schande, ob es gleich, in ſeinem Fache, nicht denſelben Grad von neuem Lichte verbreitet.

Henkens Kirchengeſchichte wurde mir, durch ſeine Recenſion des Religions-Edikts, in der allgemeinen Teutſchen Bibliothek, die mir vortrefflich gefiel, empfohlen. Ich finde auch in ihr einen freymüthigen Forſcher. Aber es iſt freylich nur ein Compendium, wo immer der Nahmen mehr ſind, als der Sachen.

Während meines Fiebers hat mich der Euripides faſt allein beſchäftigt, von dem ich den erſten Band, nach der Musgrave-Schwikertiſchen Ausgabe, ganz durchgeleſen habe. Durch die ununterbrochene Leſung der Griechen, bin ich jetzt mehr, als je, hinter den Geiſt und Charakter dieſer Nation und ihrer Sprache gekommen. Es wird mir jetzt leicht, was mir ſonſt faſt unverſtändlich war, z. B. die Chöre in den Tragödien. Dieſer kleine Fortſchritt iſt mehr eine Spielerey; denn ich muß zugeben, daß der Nutzen mit der Schwierigkeit nicht im Verhältniſſe ſteht. Aber ſolche Liebhabereyen ſind doch erlaubt, und die dadurch geſammelten Notitzen ſind zu andern Unterſuchungen nicht ganz unnütz. Nach und nach hoffe ich, den ganzen Umfang der vornehmſten Griechiſchen Literatur mit eignen Augen geſehen zu haben. — Das Reſultat davon iſt leider! wie bey dem Studium der Metaphyſik, daß man findet, es ſey darin nicht ſo viel zu ſuchen, als man ſonſt glaubte, und als man oft rühmliches davon ſagte, ohne die Sache zu kennen. Aber als die Quelle und der Urſprung aller unſerer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe bleibt Griechenland uns doch immer im vorzüglichen Grade wichtig, und ſeine Schriftſteller behalten einen eigenthümlichen relativen Werth, wenn auch ihr abſoluter nur mittelmäßig iſt.

Ich vergeſſe über dieſen alten Zeiten, worin ich auch Gräuel und Unglücksfälle genug erblicke, die Gräuel und Unglücksfälle der gegenwärtigen Zeit. Mit Pohlen ſcheint ſich die Sache der Kataſtrophe zu nähern; aber kann dieſer Ausgang den Menſchenfreund erfreuen, wenn er auch dem Preußiſchen Patrioten erwünſcht iſt? — Ich leſe jetzt die wohl aber kühn geſchriebene Schrift: von dem Entſtehen und dem Untergange der Pohlniſchen Conſtitution; und ich bedaure doch die armen Pohlen, die ſich, auf dem Wege zur Vervollkommnung ihres Staates, durch auswärtige Uibermacht ſo widerrechtlich gehemmt fanden. Aber wohin die franzöſiſchen Fortſchritte abzielen, und wo ſie ſtehen bleiben werden, das iſt Gott allein bekannt. Wenn Sie die Schleſiſchen Provinzial-Blätter einmahl in die Hände bekommen, ſo leſen Sie doch (wenn der October heraus ſeyn wird), die in das September- und October-Stück vertheilte Uiberſetzung und Erläuterung einer Rede des Kleon aus dem Thucydides. Sie iſt von Ihrem Freunde, und wird alſo dadurch für Sie einiges Intereſſe haben.

Ich danke Ihnen für die Schilderung, die Sie mir von Ihrem Leben in Stötteritz, und von den angenehmen Beſuchen machen, die Sie daſelbſt gehabt haben. Das Fieber und alle böſen Plagen dieſes Sommers haben ſich alſo Ihrem ländlichen Aufenthalte nicht genaht. — Das iſt einer der größten Vorzüge Leipzigs, daß es ein Zuſammenfluß und Durchgangsort für ſo viele merkwürdige Fremden iſt. — Selten beſucht jemand Breslau; öfter noch das Gebirge; wie ich denn dieß Jahr zwey Leipziger junge Reiſenden in Charlottenbrunn geſehen habe. Das eine war der Sohn eines Predigers bey der Nicolai-Kirche, der faſt Ihren Nahmen führt, Weiß. Er machte die Reiſe zu Fuße, war ein artiger, wißbegieriger Mann, aber mir doch nicht ſo intereſſant, als der zweyte Reiſende, der Magiſter Carus, — aus Bautzen gebürtig; aber dem akademiſchen Leben ſich widmend. — Es ſcheint mir die Univerſität Leipzig eine gute Acquiſition an ihm zu machen. Er hat mich gebethen, ihn einigen Freunden in Leipzig zu empfehlen; und ich bitte Sie, ſchenken Sie ihm nähern Zutritt; ſein Umgang wird Ihnen, glaube ich, angenehm ſeyn. — Unter Ihren Fremden wäre mir Ramdohr, weil er mir noch unbekannt und dabey ein ſo vorzüglicher Mann iſt, der intereſſanteſte geweſen. Von ihm, ausgeſteuert mit ſo vielen Talenten und Kenntniſſen, iſt viel zu erwarten. Auch Küttnern und Matthäi'n, hätte ich wohl zu ſprechen gewünſcht. Wir, die wir in unſerm Winkel ſitzen geblieben ſind, machen uns wohl zuweilen von den Kenntniſſen dieſer gereiſten Herren viel zu hohe Ideen, Das herumirrende unſtäte Leben hindert ſie wieder an vielem, was uns auf unſrer Stube zu erlangen möglich iſt. Indeſſen iſt es doch immer lehrreich, einen groſſen Theil der Oberfläche der Erde durchwandert, und geſehen zu haben, was andre ſich glücklich ſchätzen zu hören, oder in Beſchreibungen zu leſen. — Alle literariſchen Nachrichten, die Sie mir in Ihrem Briefe geben, ſind mir wichtig und ſchätzbar; — und ich bitte Sie, damit fortzufahren. Nicolai's dicken Mann, habe ich, zu ſeiner Zeit, mit Vergnügen geleſen, und, einige Longueurs abgerechnet, iſt das Buch zugleich lehrreich und angenehm. Die Satyre iſt (bis auf Ewald) doch mehr gegen ganze Parteyen und Sachen, als gegen Perſonen gerichtet. — Doch ich muß endlich ſchlieſſen, und mich nur Ihrer und der Ihrigen Liebe empfehlen.

129.

Breslau, den 23. Januar 1793.

Theuerſter Freund,

Der Briefwechſel zwiſchen uns wird, durch unſer beyder Kränklichkeit, jetzt länger, als es ſonſt jemahls geſchehen iſt, gewiß nicht durch unſern Kaltſinn, unterbrochen. — Sie haben Recht, mir vorzuwerfen, wie Sie in Ihrem letzten Briefe thun, daß ich zu viel Zeit auf Briefe wende, und dieſe zu lang ſchreibe. Indeß hat doch vielleicht nicht dieſe freundſchaftliche Abmahnung, ſondern mein Unvermögen mich abgehalten, ſeit jener groſſen Lieferung, die durch Ihre Hände gegangen war, und ſeit einer ähnlichen, die ich nach Berlin geſchickt hatte, an das Briefſchreiben zu denken. Vielleicht haben Sie es ſchon gehört, daß in den letzten Theile des Monaths December meine Wunde und das Auge, an welches ſie grenzt, eine ungewöhnliche Verſchlimmerung litten. Die erſte ſchien auf einmahl weit übelartiger zu werden, als ſie bisher geweſen war, und um ſich greifen zu wollen. Das letztere war entzündet, ſchmerzhaft, und ſo völlig geſchloſſen, als wenn das obere Augenlied paralytiſch geworden wäre. Ich litt Schmerzen, war zu einer völligen Unthätigkeit verdammt (denn das geſunde Auge litt durch Sympathie mit; und wenn ich es im mindeſten brauchte, verdoppelten ſich die Schmerzen in dem Kranken) und war wegen der Folgen ſehr bekümmert. In dieſem Zuſtande blieb ich, mehr oder weniger, vierzehn Tage. — Gott Lob! — obgleich der Wundarzt nichts, und der Arzt wenig thun konnte, hat ſich doch das Übel ganz unerwartet wieder gebeſſert. Es zeigte ſich, daß es ein hinzugekommner neuer Zufall, vielleicht Folge der eintretenden ſtrengen Kälte, — nicht aber der natürliche Fortſchritt meines alten Schadens war. Mein Auge iſt von der Entzündung faſt ganz befreyt, es iſt wieder geöffnet und ſchmerzlos. Die Wunde hat wieder eine ſanftere und gutartigere Geſtalt angenommen. Ja ſie hat ſich ſogar gegen den vorigen Zuſtand, vor dieſer Criſis, verbeſſert. Die Freude über dieſe unerwartete Linderung eines ſehr drohenden Übels, das Vergnügen, mit welchem ich wieder etwas zu leſen und zu ſchreiben anfange, werden Sie ſich leicht vorſtellen. — Die Heiterkeit, welche das Aufhören eines ſchweren und beängſtigenden Leidens allemahl hervorbringt, hat mich ſeit der Zeit ordentlich belebt. Ich trage mein Auge zwar beſtändig verbunden, auch wenn ich ausgehe, und ich gehe ſehr wenig aus. — Ich leſe zwar und ſchreibe noch wenig, und gewöhne mich zum Dictiren, theils um meine Augen zu ſchonen, theils um das Sitzen auf einem Flecke, beſonders bey der jetzigen Kälte, zu vermeiden. Aber ſo vielen Einſchränkungen und Aufopferungen mich auch beydes unterwirft, ſo ſehe ich doch meinen Zuſtand als höchſt glücklich an, gegen den, welchen ich zu befürchten Urſache hatte. Wie ſehr wäre mir die Gegenwart eines Freundes, wie Sie ſind, in meinen böſen Tagen erwünſcht geweſen; und wie gern möchte ich jetzt mein Vergnügen mit Ihnen theilen, ob ich mich gleich nur noch mit Zittern freue: denn noch iſt der Feind mehr ſchlafend, als überwunden, und kleine Verſchlimmerungen finden ſich immer wieder ein, die mich lehren, dem guten Scheine nicht zu viel zu trauen. Die äuſſerſt heftige Kälte trägt wohl viel dazu bey, jeden kranken Theil noch kränker zu machen; beſonders einen äuſſern, der der Luft ausgeſetzt iſt. — Eine gute Folge wird vielleicht das Übel und die Kälte haben, — daß ich mich zum Dictiren gewöhnen werde. Ich bin izt über der Abhandlung von Einſamkeit und Geſellſchaft, die in den zweyten Theil meiner Verſuche kommen ſoll. Ich ſehe wohl, daß es geben wird, nur glaube ich, daß ich dadurch weitſchweifiger werde. Wenigſtens wächſt mir dieſe Abhandlung, unter der Hand, weit über das, was ſie nach meiner erſten Vorausſetzung werden ſollte. Eine andre Abhandlung über eine Stelle des Herodot, die zu eben dieſem

Theile beſtimmt iſt, liegt ſchon fertig. Ich fange daher an zu hoffen, daß ich in dieſem Sommer einen Theil werde liefern können, welches mich ſehr freuen würde, um doch irgend auf eine Weiſe dem Publicum nützlich zu ſeyn.

Unter den literariſchen Neuigkeiten iſt Göthens Roman *) ohne Zweifel der intereſſanteſte. Aber man ſollte keinen Roman ſtückweiſe herausgeben. In dieſem Theile iſt ſo vieles nur angelegt, deſſen Wahrheit und Zweckmäßigkeit nur nach den Aufſchlüſſen, die man in den folgenden erwartet, beurtheilt werden kann. Eine Sache wundert mich, daß ein Mann, der die Welt im Großen kennt, und mit ihren mittlern und obern Ständen ſo viel gelebt hat, wie Göthe, in ſeinen Schilderungen ſich gerade auf einen Gegenſtand einſchränkt, der in Romanen ſchon ſo oft iſt geſchildert worden, ich meine die Schauſpieler-Welt, das Leben, die Sitten und die Abenteuer von Comödianten, Seiltänzern ꝛc. Von Scarrons Romane an bis jetzt, iſt keine Claſſe von Leuten häufiger abkonterfeyt, keine Leidenſchaft öfter zum Triebrad einer romanhaften Geſchichte gemacht worden, als die Schauſpieler und die Liebe zu Schauſpielen. — Noch habe ich keinen Leſer gefunden, dem nicht die erſte weitläuftige Entwicklung des Puppenſpiels wäre langweilig geweſen. Die Geliebte Wilhelms ſchlief dar-

---

*) Meiſters Lehrjahre.

über ein; wie konnte ſein Geſchichtſchreiber glauben, daß es den nicht in ihn verliebten Leſern beſſer gehen würde? In dem erſten Buche zeichnet ſich faſt nichts aus, als die Schilderung der beyden Alten, und die Vertheidigung des Handels von dem Freunde Wilhelms. Auf den Reiſen dieſes letztern ſtoſſen uns merkwürdigere Perſonen auf. Philine iſt ein ſeltſam zuſammengeſetztes, aber doch intereſſantes Weſen. Das Mädchen, welches Wilhelm dem Luftſpringer abkauft, iſt noch ein ſonderbareres, noch unerklärlicheres Geſchöpf, das an ſich zieht, aber nicht befriedigt, weil man zu wenig davon begreift. Der alte Barde ſcheint aus einer andern Welt, einem andern Zeitalter zu ſeyn, als die übrigen Perſonen. Das Geheimnißvolle, welches über ſeinem Schickſale und ſeinem Charakter ſchwebt, ſpannt die Erwartung, aber ſo wie es in dieſem Theile gelaſſen wird, ſchadet es der Wahrſcheinlichkeit. Uiberhaupt iſt alles nur erſt angelegt, nichts auf den Punct entwickelt, um ein hohes Intereſſe zu erregen. Einen Roman ſollte man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht ſtückweiſe herausgeben, ſo wenig, als man einzelne Akte eines Schauſpieles herausgibt.

Der Autor und der Leſer verlieren bey dieſer Zerſtückelung. Soviel iſt ſichtbar, daß, ſo wie Göthe ſelbſt gewiſſer Maſſen ein Sonderling in ſeinem Charakter und in ſeinem Betragen iſt, er auch die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft nicht nach

Modellen zuſammenſetzt, die man gewöhnlich in der Welt findet. Poetiſch werden dadurch ſeine Produktionen reitzender, inſofern ſie mit Geiſt und Fleiß ausgeführt ſind; aber wo er ſich vernachläßiget, werden auch zuweilen Mißgeburten daraus. Doch in allen ſeinen Werken ſind gewiſſe tief ins menſchliche Herz und Leben eindringende Reflexionen, die ſie mir ſchätzbar machen. Dergleichen ſind auch hin und wieder in Meiſters Lehrjahren eingeſtreut, z. B. in dem Geſpräche des Unbekannten, der auf dem Schiffe die extemporiſirte Komödie mitgeſpielt hatte. Doch es iſt Zeit, daß ich zu Ihrem Briefe komme, der noch unbeantwortet ſeit dem November vor mir liegt. Ihre zitternde Hand belehret mich allerdings, daß es Sie eine Anſtrengung koſtet, zu ſchreiben, und daß es unbillig von Ihren Freunden wäre, viele und lange Briefe zu fordern. Aber ich weiß ſchon, daß Sie mich unter diejenigen ſetzen werden, denen Sie unter andern im Briefſchreiben den Vorzug geben, wenn Sie nicht allen Ihren Correſpondenten ſchreiben können. Nur iſt mir wieder nicht nur an Ihrem Wohlbefinden, ſondern auch an Ihrer Bequemlichkeit ſo viel gelegen, daß ich gern ein Vergnügen entbehren will, wenn es Ihnen eine zu ſaure Arbeit koſtet.

Ich freue mich, daß wir über Thümmels Reiſen übereinſtimmen. Aber wie kommt es, daß ich weder von dieſem, noch von ſeinem Bruder ſeit einem halben Jahre eine Zeile zu ſehen bekomme? Auch die drey neuen Theile der Reiſen, die ich mir ſogar in meinem Briefe eingemahnt hatte, habe ich noch nicht erhalten. Sobald ich nur weiß, daß es nicht bloß Vergeſſenheit von Seiten Göſchens, oder ſelbſt von Seiten deſſen iſt, dem er es zu beſtellen gegeben hat, ſo completire ich mir das Werk ſelbſt.

Jetzt, nachdem ich den Ferguſon durchgeleſen habe, bin ich ſehr wohl zufrieden, daß ich ihn nicht habe überſetzen können, — nicht, daß es nicht ein ſchätzbares Werk ſey; aber es iſt zu groß, enthält viel Bekanntes. iſt hin und wieder ſchwer. Und die wenigen Jahre, die mir noch übrig, oder die Stunden die mir in dieſen Jahren noch zum Arbeiten frey ſind, will ich lieber zu Sammlung eigner Gedanken, oder zu Bearbeitung der Alten anwenden. Schreiter both mir eine ähnliche Aſſociation an, wie ich ſie mit Dörrien errichtet habe. Ich konnte ſie aber nicht annehmen. Mit dieſer letztern hingegen bin ich ſehr wohl zufrieden. Dörrien hat mir ſein Manuſcript zugeſchickt, und ſeine Uiberſetzung iſt mit ſo vielem Verſtande, und in einem ſo guten Style abgefaßt, daß ich mich über meinen Freund freue. und auf meine richtige Beurtheilung des Mannes ſtolz bin.

Von Dümouriers Memoiren habe ich weiter nichts geſehen, als was ſchon vor dem Jahre herauskam, und bloß die Geſchichte des Jahres 1793 enthielt. Er erſcheint darin, wenn er wahr redet, als Abenteurer in ſeinen Entwürfen, aber als ein Mann von Geiſt und Muth in der Ausführung, und von nicht unedlen Abſichten. Gorani's Lettre aux François habe ich nun auch geleſen. Es iſt eine Palinodie ſeiner vorigen Aeuſſerungen. Aber mag er nicht vielleicht jetzt eben ſo übertreiben, wie ehedem? Die Demokraten werden wenigſtens glauben, daß er ſich nur bey den Mächten wieder in Gunſt ſetzen wolle. Die Kapitel, wo er zeigt, daß der National-Charakter der Franzoſen zur Demokratie nicht gemacht ſey, und daß eine ganze Verſammlung nicht Geſetzgeber ſeyn könne, ſondern daß dieß das Werk eines Mannes ſeyn müſſe, enthalten das meiſte neue und intereſſante. Nur iſt die Eitelkeit zu ſichtbar, ſich ſelbſt als den ſchicklichſten Geſetzgeber der Franzoſen zu ſchildern. Der Entwurf ſeiner Conſtitution hat mich nicht ausnehmend erbauet; und das ganze Werk wird gewiß ohne Wirkung ſeyn, wie es auch die Spuren der Eile und Flüchtigkeit, mit welcher es gearbeitet iſt, an ſich trägt. Die Italiäniſchen Reiſen dieſes Mannes haben für mich doch viel Intereſſe. Abgerechnet, was ſeine damahls demokratiſche Manie ihn falſch ſehen, oder gefliſſentlich verſtellen ließ, ſcheint er mir doch in das Innere der Sitten und des Geiſtes der Italiäner mehr eingedrungen zu ſeyn, als die meiſten anderen Reiſebeſchreiber. Nur die Zerſtückelung der Materien, die die Aufmerkſamkeit zerſtreuet, will mir nicht gefallen.

Lavaters Däniſche Reiſe habe ich in Händen gehabt, aber zu leſen bin ich ſie nicht im Stande geweſen. Wo man den Kern unter einer zu dicken Schale aufſuchen muß, da beiſſe ich nicht mehr an. Meine Zähne ſind ſtumpf.

Die vortheilhafte Verſorgung Ihres Schwiegerſohnes und überhaupt das ehliche Glück Ihrer älteſten Tochter wird beytragen, Ihr Alter aufzuheitern. Was macht Ihre kranke Tochter, was Ihre kränkliche Frau? Alle haben mich doch noch lieb und denken zuweilen an mich? Ich denke fleiſig an Sie alle. Nehmen Sie viel Theil an der durch die Herzoginn von Curland belebten Geſelligkeit, in deren Zirkel Doktor Platner, wie ich höre, eine vorzügliche Rolle ſpielt? — Leben Sie wohl, beſter Freund, und vergeſſen Sie nie Ihren ꝛc.

130.

Breslau, den 8. März 1795.

Liebſter Freund,

Zwey ſo liebe Briefe, als ich kurz hinter einander bekommen habe, kann ich nicht lange unbeantwortet laſſen; ob mir gleich mein Auge verbiethet, weitläuftig zu ſeyn. Es iſt doch eine Kleinigkeit von mir gedruckt worden, über die ich wohl Ihr Urtheil wünſchte. Es iſt das Fragment einer Vergleichung zwiſchen Mark-Aurel und Friedrich dem Zweyten, das in der Genziſchen neuen teutſchen Monathsſchrift ſteht. Dieſer junge Mann, den ich unter meinen Augen habe erwachſen ſehen, (ſein Vater, jetzt General-Münzdirektor in Berlin, war zuvor Münzmeiſter in Breslau) hat durch die lange Bekanntſchaft ein Recht auf meine Dienſte und er bath mich ſo dringend um einen Beytrag zum erſten Stücke, daß ich es ihm nicht abſchlagen konnte. Schiller, der mich auch unter die Mitarbeiter ſeiner Horen geſetzt hat, hat dabey mehr auf ſeine Anfrage bey mir, als auf meine Antwort geſehen. Dieſe war weit mehr eine Entſchuldigung, als eine Zuſage: und in der That iſt auch nichts ungewiſſer, als ob ich etwas werde in ſein Journal liefern können.

Mei-

Welcher noch ſo thätige, muntre, geſunde Mann könnte Kräfte und Zeit genug haben, alle Anforderungen dieſer Art, die auch von braven verdienſtvollen Männern an ihn geſchehn, ein Gnüge zu thun? Und wenn jemand unter ſolchen Schwierigkeiten ſeine Arbeiten verrichtet, als ich; ſo muß er ja nicht zu vielerley auf einmahl unternehmen, oder er macht gar nichts. Seit meinen letzten Zufalle, und der Verſchlimmerung meines Auges, habe ich zum Dictiren meine Zuflucht genommen; und auf eine andre Weiſe werde ich ſchwerlich Aufſätze von einigem Umfange zu Stande bringen. Aber das Dictiren hat auch ſeine eignen Schwierigkeiten. Manchen Tag geht es glücklich von ſtatten. Einen andern verwickle ich mich in den Perioden, oder ſtocke und ſchäme mich vor dem, welchem ich dictire. — Und wenn dieß auch mein Bedienter iſt: fällt es mir doch ſchwer, ihn, mit der Feder in der Hand, lange warten zu ſehn, bis ich etwas hervorbringe. Das iſt der Grund, warum man denn ein quid pro quo ergreift, und den Knoten, den man nicht löſen konnte, zerhauet. Aber was iſt zu thun? Ich werde vielleicht in dieſem Sommer ein Stück dieſer Arbeit, als Verſuch; dem Publicum vorlegen. Wird ſie zu ſchlecht befunden: ſo ſchließe ich meine Bude zu; oder ſinge ins künftige nur mir und den Muſen. Glaubt man in einem weitſchweifigern Vortrage, (denn der dictirte wird es gewiß mehr, als der ſelbſt geſchriebene,) doch noch gute

Ideen genug zu finden, um ihn zu ertragen: nur ſo fahre ich fort.

Der Thümmliſche Brief iſt mir ſehr angenehm geweſen, und einige ſeiner angeführten Gründe laſſen ſich hören. Es fragt ſich überdieß, ob nicht die Schönheiten dieſes Werks aus eben den Anlagen und Eigenſchaften des Geiſtes herkommen, aus welchen deſſen Fehler entſtehen. Es iſt etwas Eigenſinniges und Launiſches in dieſen Genies. Wenn ſie einen regelmäßigern Gang gehn ſollten, ſo würden ſie wie gelähmt ſeyn. Nehmen wir ſie alſo ſchon, wie ſie ſind, und genießen wir ihre Producte, wie die Producte der Natur, indem wir den Kern nutzen, und die Schale wegwerfen.

Sind Schillers Briefe in den Horen wirklich des Lobes der Literatur-Zeitung werth? Ich dächte leichte Sachen wären darin ſchwer gemacht. Gute, aber nicht tiefſinnige Ideen ſind in einem tiefſinnigen Gewande vorgetragen: das Umgekehrte würde mir beſſer gefallen. Suaviter in modo, sed fortiter in re. — Aber die Geſpräche der Emigrirten haben mir gefallen. Das iſt ein Wort geredet zu ſeiner Zeit. — Dumouriers Leben intereſſirt mich ſehr; beſonders der zweyte Theil, wo er Miniſter der auswärtigen Geſchäfte iſt.

Ich bedaure den Verluſt, den Sie durch den Tod des braven Böttiger leiden. Durch die Schilderung, die Sie von ihm machen, wird er mir noch ſchätzbarer. Aber warum bleiben ſo viele Verdienſie im Dunkeln, indeß andere mittelmäßige Leute ſich hervordrängen?

Der G. R. Thümmel ſchreibt mir, daß ich unter den erſten bin, welche die Fortſetzung ſeiner Reiſe haben bekommen ſollen, und ich habe ſie noch nicht. Noch einmahl das Geſchenk mir einfordern, das mag ich nicht: aber das wünſchte ich nur zu wiſſen, ob es vielleicht an dem Beſteller liegt, der es mir hat abgeben ſollen. Wenn ich gewiß weiß, daß ich die Fortſetzung nicht mehr zu hoffen habe, ſo ſchaffe ich ſie mir ſelbſt an.

Aus Ihren Buchhändlern werden ja lauter Schriftſteller! Göſchens Reiſe, unter dem Nahmen des Johann, iſt unter den Nachahmungen Yoriks keine der ſchlechteſten. Stellenweiſe hat ſie mir ſogar ſehr gefallen. — Nun iſt ja auch von Gräff ein dickes Buch über die Rechte der Verleger und Schriftſteller erſchienen, das ich nur noch aus der Literatur-Zeitung kenne. Ich gab dem Recenſenten in ſeinem Tadel recht: aber ſein eignes Raiſonnement ſchien mir auch weit hergehohlt. Am deutlichſten erhellet, daß ſich ſo ſtrenge Grenzlinien des Rechts bey dieſem Vertrage nicht, wie bey andern, ziehn laſſen. Nur die Billigkeit kann hier entſcheiden; und dieſe geht immer dahin, daß der Schriftſteller nichts thun darf, was den Verleger um ſein aufgewandtes Kapital und den billigen Gewinnſt, den er erwarten konnte, bringe. Zweydeutigkeiten zu vermeiden, wäre es gut, dieſe Contracte genauer zu beſtimmen, und die Anzahl der Jahre anzuzeigen, die der Verleger das ausſchließende Recht des Verkaufs der Schrift ſowohl, als ihrer Verbeſſerungen haben ſollte.

Wenn Sie Mittel finden, mir den Filangerie über die Geſetzgebung zu verſchaffen, oder verſchreiben zu laſſen: So werden Sie mir einen großen Gefallen thun.

Mein krankes Auge, das ſeit zehn Tagen wieder mehr leidet, — erinnert mich, daß ich ſchließen muß. Erhalten Sie mich in Ihrem Andenken und in Ihrer Liebe. Darum bitte ich alle die Ihrigen. Ich umfaſſe Sie alle mit warmer, herzlicher Freundſchaft.

131.

Breslau, den 19. Aprill, 1795.

Liebſter Freund,

Ich kann unmöglich die Buchhändler nach der Meſſe gehn laſſen, ohne ihnen etwas an Sie mitzugeben, das Ihnen zeigt, wie fleißig ich an Sie denke. Der wiederkehrende Frühling, indem er mir die Begierde einflößt, ſelbſt zu Ihnen zu eilen, macht es mir auch noch mehr zum Bedürfniſſe, den einzigen möglichen Erſatz für meine Entfernung von Ihnen in dem Briefwechſel zu ſuchen.

Ich vermuthe, wir werden beyde unſern vorjährigen Gang des Lebens wieder gehn. Sie werden Ihr angenehmes Stötteritz mit Ihrer Familie bewohnen, und ich werde im Junius die Ihnen durch mich ſchon wohl bekannte Bergſtadt Charlottenbrunn beſuchen. Aber vielleicht hat für uns beyde dieſes Jahr etwas Beſchwerden mehr, und etwas Vergnügen weniger. Mir wenigſtens hat der vergangene Winter einen Druck gegeben, den ich noch nicht verwinden kann. Und bey einem Uibel, welches, wenn es auch nicht den allerſchlimmſten Nahmen verdient, wie mich die Aerzte und Wundärzte einmüthig verſichern, doch ſo unheilbar iſt, als das ſchlimmſte, — doch eben ſo unaufhaltbar, wenn auch langſam um ſich greift, — und das gerade das edelſte Glied angreifft, — bey einem ſolchen Uibel werden freylich die gegenwärtigen Beſchwerden, — die allerdings noch erträglich ſind, durch die Beunruhigungen wegen der Zukunft vermehrt. — Doch ich glaube an eine über alles waltende Vorſehung; — ich habe einen Zufluchtsort für das Uibel, den nicht alle Menſchen haben: das iſt die Speculation, die innere Beſchäftigung des Geiſtes, mit dem, was ich geſehen, gehört und gelernt habe. Ob mir gleich das Leſen und Schreiben ſchwerer wird, ſo iſt es mir doch nicht unmöglich. Und ich kann von Zeit zu Zeit etwas aufs Papier werfen, womit ich zuletzt vors Publicum trete, und dadurch meiner Exiſtenz irgend eine Wirkſamkeit, wenn auch nicht eine große Wichtigkeit gebe. Denn in der That: ſagen muß ſich der Menſch können, welcher froh ſeyn ſoll, daß er nicht unnütz in der Welt lebe. — Der Umgang wird freylich auch durch meine körperliche Beſchaffenheit ſowohl, als durch meine Lage in der Welt ſehr eingeſchränkt. — Aber an Freunden wird es mir nie ganz fehlen: und auf dieſe Weiſe wird, alles zuſammengerechnet, doch noch eine Summe von Glück herauskommen, womit, bey Geduld und Hoffen, ein vernünftiger Menſch zufrieden ſeyn kann.

Verzeihen Sie den Egoismus, mit dem ich ſo lange von mir ſelbſt rede. Aber ein Freund iſt ein anderes Ich. Und was mir im Selbſtgeſpräche erlaubt wäre, darf ich auch in einem vertrauten Briefe.

Die allgemeine Freude über den Frieden ſollte billig die beſondre Klage über die uns allein angehende Noth erſticken. Es iſt ſonderbar, daß uns die Nachrichten von dieſem Frieden eher von Leipzig her, als von Berlin zukommen. Deſſen ungeachtet ſcheint er wohl unbezweifelt zu ſeyn, und ſein wohlthätiger Einfluß auf Sachſen und Schleſien iſt wohl eben ſo ausgemacht. Was er aber auf Frankreich für Einfluß haben, ob er dort den Factionen mehr Kräfte geben, oder eine feſte Verfaſſung hervorbringen wird: das vermag ich wenigſtens nicht vorauszuſehn. Nach den Zeitungsnachrichten ſteht in Paris alles auf dem Puncte einer neuen Criſis, — und das noch immer rückſtändige Werk, eine Verfaſſung zu machen, droht auf jeden Fall mit neuen Unruhen.

Für den Gelehrten iſt die Oſtermeſſe immer wieder eine Epoche. Seine Neugierde wird wenigſtens von neuem rege, wenn auch nicht ſeine Wißbegierde befriedigt wird; und ohne irgend ein gutes neues Buch iſt doch keine Meſſe; und auch ein einziges iſt ein Gewinn, der nicht zu verachten iſt. — Ich habe mich ſeit einiger Zeit bloß mit alten Sachen abgegeben. Ich habe Middleton's Life of Cicero mit großem Vergnügen wieder geleſen, und bey dieſer Gelegenheit einen großen Theil der Ciceronianiſchen Briefe. — Ich habe, — ſollten Sie es wohl glauben? — in dieſem Winter, der ſo viel trauriges für mich hatte, — die Scherze des Ariſtophanes durchſtudirt und mich durch ſeinen Schmutz durchgewunden. Ich glaube, daß wenige Philologen das Herz haben, ihn ganz zu leſen. — Aber theils zog mich das Vergnügen der überwundnen Schwierigkeit an; theils freute ich mich, die Athenienſer, — zwar nicht ſehr zu ihrem Vortheile, — etwas mehr in ihrem Innern kennen zu lernen. Iſt es möglich, ſo benutze ich einmahl dieſe Lectüre in einem Verſuche über den Ariſtophanes. Leben Sie wohl, liebſter

Freund, und ſchenken Sie mir, nach geendigtem Meß-Getümmel ein Viertelſtündchen. Ihre liebe Frau und Kinder ſind immer mit eingeſchloſſen, wenn ich an Sie als meinen Freund denke, und Sie meiner Freundſchaft verſichere.

132.

Breslau, den 18. Jun. 1795.

Sie haben Recht, liebſter Freund, daß ich weniger Briefe ſchreiben und ſie nicht ſo lang machen ſollte. Aber über das letzte bin ich nicht ganz Meiſter, wenn ich einmahl die Feder anſetze. Und was das erſte betrifft: ſo ſind einige Briefe ſolche, die ich der Freundſchaft, andre, die ich der Ausübung der Pflichten der Menſchenliebe widme. Soll ich mir den kleinen Genuß verſagen, den mir die erſteren gewähren; oder ſoll ich andern den kleinen Dienſt verweigern, den ich ihnen durch die letztern zu leiſten gedenke? Es iſt wahr, es geht bey mir doppelt viel Zeit dabey verloren, und meine eigentlichen Arbeiten werden dadurch ſehr unterbrochen. Aber zuweilen zweifle ich, ob ich etwas beſſeres thue, wenn ich fürs Publicum eine ganze Abhandlung ausarbeite, die vielleicht von wenigen mit voller Aufmerkſamkeit geleſen wird, als wenn ich einen oder den andern guten Gedanken in einen Brief ſetze, der, weil er unmittelbar Beziehung auf die Perſon hat, an welche er gerichtet iſt, auch gemeiniglich einen ſtärkern Eindruck auf ſie macht. Oft erhalte ich Aufſätze junger Schriftſteller, mit Aufforderungen, ſie zu beurtheilen. Dieſes Verlangen in ſeiner ganzen Ausdehnung kann ich nun zwar ſelten erfüllen, und es iſt auch in der That zu viel begehrt. Aber gemeiniglich nehme ich mir doch die Mühe, die Schrift durchzuleſen und einige Anmerkungen darüber zu machen. Doch die Zeit wird herankommen, und ich fürchte, ſie iſt nicht mehr ſo weit entfernt, wo ich meine Schreiberey werde ausnehmend einſchränken müſſen. Mein Auge beſſert ſich nicht. Noch hat es mich keinen Sommer ſo ſehr in dem Genuſſe der Natur geſtört; noch nie hat es meine Arbeiten ſo erſchwert. Aber bisher, Gott ſey es gedankt! wächſt meine Gelaſſenheit mit meinen Uibeln. Je mehr ich ſehe, daß es unwandelbare Naturgeſetze ſind, welche die Fortſchritte desſelben gebiethen, und gegen welche die Kunſt nichts vermag: deſto unbedingter unterwerfe ich mich dieſer über mir waltenden höhern Macht. Zwar weiß ich noch nicht, wie es ſeyn wird, wenn einmahl Schmerz hinzukommt: da es bis jetzt nur Beſchwerde und Beraubung iſt. Aber für dieſen künftigen böſen Tag mag der Himmel ſorgen; die Laſt des gegenwärtigen weiß ich wenigſtens mit ziemlichem Muthe zu ertragen.

Daß der Tod Ihrer lieben Schweſter Sie empfindlich geſchmerzt haben wird, das kann ich mir vorſtellen, da ich Zeuge von dem vertraulichen Umgange geweſen bin, der unter Ihnen Statt fand, und der immer ein Beweis von Zuneigung und Zärtlichkeit iſt. — Auch ich habe wieder einen meiner wenigen alten Freunde, welche Geiſtesgaben mit gutem Herzen verbanden, verloren. Sie kennen wahrſcheinlich das Buch über Schleſien, das man unter die guten teutſchen Geſchichtbücher rechnet, und haben bey der Gelegenheit den Nahmen ſeines Verfaſſers von Klöber gehört. Er war Kriegsrath und zuletzt Director der hieſigen Kammer, mit vielen geſellſchaftlichen Talenten, und mit einigen der Tugenden verſehen, die zur Freundſchaft gehören. Er war als Hofmeiſter mit dem älteſten Sohne des vorigen Miniſters von Schleſien, Schlaberndorf, gereiſt, und hatte dieſe Reiſen ſehr wohl genutzt. Er hatte Gefühl für die Kunſt, einen gebildeten Geſchmack in der Literatur, Kenntniß mehrerer Sprachen, und diejenige Leichtigkeit ſeine geſammelten Kenntniſſe mitzutheilen, die man nur in dem Umgange mit der Welt erwirbt. Ob er gleich die Geſchmeidigkeit eines Weltmanns beſaß, und allen allerley zu werden verſtand: ſo war ſein Herz doch nicht unfähig der Empfindungen, die ſich auf einen

Gegenſtand fixiren. Er war ein vortrefflicher Ehemann und Väter. Er war zu ſehr in Geſellſchaften und Geſchäften zerſtreut, um mit einem Freunde ganz zuſammenzuwachſen. Aber er liebte doch die, welche ſeine Neigung und Achtung einmahl gewonnen hatten, beſtändig. — Ich bin bey weitem nicht ſo genau mit ihm verbunden geweſen, als mit Paczensky; auch waren wir einander nicht ſo nahe verwandt. Aber ich konnte ihn doch unter meine Freunde rechnen. Ich habe wenigſtens manche angenehme Stunde in ſeiner Geſellſchaft gehabt, und durch ſeinen Tod zieht ſich wieder der Kreis meines Umgangs noch enger zuſammen.

Eine Geſellſchaft, Ihrer Harmonie ähnlich, würde ebenfalls jetzt für mich ein Zufluchtsort ſeyn. Wir haben zwar mehrere Reſſourcen. Im Sommer beſuche ich die Eine, — welche bey ihrem Zuſammenkunftsort einen Garten hat und deren Mitglieder zum Theil recht brave, verſtändige Geſchäftsmänner ſind: aber im Winter ſind alle dieſe Geſellſchaften in einzelne Zimmer oder Säle eingeſchloſſen, die mit Tabacksdampf angefüllt ſind. Uiberdieß ſondern ſich hier noch die Claſſen und Profeſſionen mehr ab: die Kaufleute haben ihren Club, das Militär den Seinigen. Die Subalternen in den Collegien, und einige Geiſtlichen beſuchen die Reſſurce, von der ich zuerſt redete; die vornehme Welt hat ihre Aſſembleen. —

Dieſe Trennung macht jeden dieſer Clubs weniger intereſſant, — und ein kleiner Familien-Zirkel gewähret mir immer noch mehr Vergnügen, als dieſe öffentlichen Häuſer.

Schillers Horen fahren in dem Tone fort, der einmahl angegeben iſt. Das fünfte Stück, das ich eben vor mir habe, enthält intereſſante Materien, und in den Aufſätzen auch gute Sachen. Aber wo man ſchlichte Proſe erwartet, findet man Poeſie; wo man Thatſachen oder gemeine Erfahrungen und leichte Schlußfolgen erwartet, findet man ein tiefſinniges Raiſonnement, dem man kaum folgen kann. Vom National-Charakter der Franzoſen ließe ſich vielleicht etwas lichtvolleres und reichhaltigeres ſchreiben. Die herrſchende Fantaſie iſt ohne Zweifel ein Zug darin. Aber aus ihr alles abzuleiten, und wieder alle Lagen, in denen die Nation geweſen iſt, als Urſachen zur Erweckung der Einbildungskraft anzuſehn, iſt doch ein wenig einſeitig. Und wie Grauſamkeit und Hang zum Vergnügen und ſelbſt Menſchenfreundlichkeit zugleich daraus entſtehe, iſt wenigſtens nicht deutlich gezeigt. Doch iſt in der letzten Entgegenſetzung des Teutſchen mit dem Franzöſiſchen Charakter nicht nur Wahrheit, ſondern auch Neuheit.

Der zweyte Theil von Meiſters Lehrjahren hat mir Vergnügen gemacht, ob ich es gleich nicht für ein vollendetes Kunſtwerk halte. Die

Fortſetzung meiner Vergleichung zwiſchen Friedrich und Mark-Aurel iſt nun erſchienen, und das Ende wird in kurzem erſcheinen. Ich wünſche, daß Sie damit ſo gut, als mit dem erſten Stücke, zufrieden ſeyn mögen.

Die Vorſicht von Utzen, Ihnen Ihre Briefe einzuhändigen, ehe Alter und Schwäche ihn und ſeine Sachen in die Gewalt andrer Menſchen bringen, zeigt von ſeinem biedern Charakter. Dieſer Mann hat gewußt, zu rechter Zeit aufzuhören zu dichten.

Ich komme zu Ihrem zweyten Briefe. — Wie viel haben Sie, durch den Beſitz eines ſo angenehmen Landgutes vor mir voraus! Noch bis jetzt bin ich in die ängſtlichen Mauern der Stadt eingeſchloſſen geweſen, und die wenigen Ausflüge, die ich gemacht habe, haben meine Begierde nach dem Genuſſe der ländlichen Natur nur gereitzt, nicht befriedigt. Endlich auf künftigen Sonnabend über acht Tage gedenke ich mein altes, Ihnen wohl bekanntes Charlottenbrunn zu beſuchen. Aber bey meinen jetzigen Geſundheits-Umſtänden hat auch dieſe kleine Reiſe ihre Beſchwerden, und ihre Abwechſelungen der Gebirgsluft ſind meinem Auge nicht recht zuträglich. Alles andre iſt ſchön. Ich ſehe indeß dieſe Reiſe als den letzten Verſuch der Art an. — Die Landluft und die Freyheit des Feldes werde ich zwar immer zu genieſſen ſuchen, ſo lange nur noch Leben und Empfindung in mir iſt. Aber, wenn mein Auge ſo bleibt, wie es iſt, oder noch ſchlimmer wird, ſo werde ich mir in künftigen Jahren einen nähern Aufenthalt wählen. — Sie haben ſich für dieſen Sommer einen allerliebſten Plan gemacht. Vielleicht findet Sie dieſer Brief erſt ſpät auf. Er kommt aber nie zu ſpät, um ihnen die Empfindungen und Wünſche der Freundſchaft mitzutheilen, die mich zu allen Zeiten für Sie und Ihre Familie beſeelen.

Freuen Sie ſich mit mir. Ich habe eine Arbeit geendigt. Die Uiberſetzung von Smith iſt fertig, und der letzte Theil wird in wenigen Tagen in die Hände des Verlegers geliefert werden.

Ich hätte noch vielerley Ihnen zu ſagen; aber ich fürchte, von Ihnen ausgeſcholten zu werden: und da ich ſchon fühle, wie ſehr Sie recht haben, auf eine Schonung meiner Augen zu dringen, ſo verſpare ich alles auf künftige Briefe, oder auf geheime Unterredungen des Herzens.

133.

Charlottenbrunn, den 17. Aug. 1795.

Theuerſter Freund,

Vor zwey Tagen habe ich einen Brief von Ihnen erhalten, der mir doppelt angenehm war, —

als Brief eines ſolchen Freundes, nach einer lange unterbrochenen Correſpondenz, — und dann wegen der Nachricht, die Sie mir von Ihrem vorzüglichen Wohlbefinden während dieſes Sommers geben. Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen das nähmliche von mir ſagen! Aber an dem Orte meines Aufenthalts, den Ihnen Doktor Kapp, nicht ohne Grund, ſowohl wegen der Natur als wegen der Menſchen, als vorzüglich reitzend geſchildert hat, habe ich doch nur wenige frohe Tage gehabt; ſo abwechſelnd war meine Geſundheit, und ſo ſehr beſchwerte mich immer und beunruhigte mich oft mein krankes Auge. Deſſen ungeachtet habe ich zuweilen meiner Noth vergeſſen, mich mit den Fröhlichen freuen, der Geſellſchaft guter Freunde genießen, und mich an dem Anblicke unſrer lachenden und zum Theil arkadiſch ſchönen Thäler ergötzen können. Der Tag, wo ich den Doktor Kapp ſo ganz unerwartet bey mir ſahe, gehörte unter die vorzüglich angenehmen. Er brachte mir alle meine lieben Freunde aus Leipzig gewiſſer Maßen näher. Kapp konnte mir von allen erzählen, was er unmittelbar und kurz zuvor geſehen hatte. Ich dachte mir, daß er Ihnen nun meinen Zuſtand, meine örtliche Lage und einen Theil meiner Verbindungen hinwiederum würde ſchildern können. So ſchien es mir, als würde ein neues Band zwiſchen mir und den mir ſo ſchätzbaren Menſchen, die ich ſo lange nicht geſehen hatte, geknüpft. — Jeder, welcher Kappen in unſern Gegenden kennen gelernt hat, iſt eben ſo ſehr mit ihm zufrieden, als er es mit ſeinen Bekanntſchaften in Schleſien iſt. Wer weiß, bringt nicht dieſe erſte Reiſe eine zweyte hervor, und wer weiß, — läßt ſich nicht einer oder der andre ſeiner Freunde bewegen, ihn zu begleiten.

Jetzt ſchicke ich Ihnen an meiner Statt eine gute Freundinn nach Leipzig, die ich Ihnen und Ihrer gütigen Frau gerne bekannt machen möchte. Madame Suſchke, Witwe eines reichen Kaufmannes, reiſt mit ihrer Tochter und ihrem Sohne, einem eilfjährigen Knaben, und einem Feldprediger, Herrn Rahn, der zuvor Lehrer deſſelben war, nach Halle, um dieſen ihren Sohn aufs Pädagogium zu bringen. Sie iſt eine ſehr würdige Frau, ihre Tochter ein liebenswürdiges Mädchen, und ſie gehören beyde unter die Perſonen, welche ich in Breslau oft und gern ſehe. Nehmen Sie alſo, wenn dieſelben ſich bey Ihnen auf der Durchreiſe durch Leipzig melden, als Freundinnen von mir gütig auf. — Gute Mütter und gebildete Frauenzimmer wünſchen, den Verfaſſer des Kinderfreundes und ſeine Familie kennen zu lernen, und ich wünſche, Sie mit meinen Breslauer Bekannten und Freunden bekannt zu machen.

Ich danke Ihnen auch ſehr für die, für den

Grafen Pückler bewieſene Sorgfalt *). Er iſt jetzt, durch die Ankunft eines Italiäniſchen Couſins, eines Grafen Crivelli aus Mayland, in beſtändige Bewegung geſetzt worden, um die in ganz Schleſien zerſtreute Familie mit ihm aufzuſuchen. Ich ſehe ihn daher jetzt ſeltener. Ich habe ihn indeſſen ſchon von dieſem Vorſchlage benachrichtigt, und er hat mir in wenigen Tagen Antwort verſprochen.

Ich hatte große Vorſätze, dieſen Sommer, in der ſchönen Gegend, für meine Verſuche zu arbeiten. — Aber aus dem gebärenden Berge iſt eine Maus gekommen. Ich habe zum Theil gekränkelt, zum Theil geſchwärmt. Ich bin bald zu zerſtreut, und bald zum Arbeiten ganz untüchtig geweſen. — Meine Lectüre hat ſich auf lauter uralte Bücher, Montesquieu, Plato, Rouſſeau und Swift eingeſchränkt. Das merkwürdigſte Neue war, Condorcets hinterlaſſenes Werk, in welchem ich die ſanguiniſchen Hoffnungen des Verfaſſers, die er noch immer, obgleich ſelbſt ein Opfer der Revolution, von den glücklichen Folgen derſelben fürs Menſchengeſchlecht hat, — bewundert, und viele ſeiner Ideen und Ausſichten mit Vergnügen und einem ſtillen Wunſche, daß ſie wahr ſeyn möchten, geleſen habe.

Ihrem lieben Schwiegerſohne, wenn er noch bey Ihnen iſt, und allen Gliedern ihrer Familie,

---

*) Er ſuchte einen Erzieher für ſeinen Sohn.

empfehlen Sie mich auf das angelegentlichſte. Aus Breslau ſchreibe ich Ihnen im Kurzem wieder. — Ihr Freund.

134.

Charlottenbrunn, den 30. Aug. 1795.

Liebſter Freund,

Ich bin, wie Sie ſehen, noch immer hier, und ſeit einigen Wochen mit etwas mehr Annehmlichkeit als im Anfange. Theils iſt die Witterung beſſer, und theils iſt auch meine Geſundheit erträglicher. Ich werde daher auch noch acht oder zehn Tage aushalten, und etwa um den 10ten oder 12ten September in mein Breslauer Winterquartier zurückgehen. Begleiten Sie mich dahin mit guten Wünſchen. Der Sommer ſollte vieles geendiget ſehen, und es iſt kaum ein einziges kleines Stück zu Stande gekommen. — Doch mein literariſcher Ehrgeiz verſchwindet mit meinen Kräften zugleich. — Als Schriftſteller gelobt zu werden, daran liegt mir jetzt wenig. Als Menſch geliebt zu werden, daran liegt mir noch immer viel. Daher widme ich mich auch jetzt mehr meinen Freunden, als der Literatur, und ſchreibe mehr Briefe, als Bücher. — Hätte ich eine Familie, ich ſchriebe gar nichts mehr. Aber ſo einſam, wie ich bin, muß ich doch noch ein Ausfüllungsmittel für meine Muße haben. Gott ſchenke Ihnen einen geſunden, fröhlichen und ſchönen Herbſt. In Gedanken werde ich oft bey Ihnen ſeyn.

135.

Breslau, den 14. Aprill 1796.

Liebſter Freund,

Es hat mir gewiß ſo weh als Ihnen gethan, daß ich des Briefwechſels mit Ihnen ſo lange habe entbehren müſſen. So ſchließt mich mein Uibel auf eine doppelte Weiſe in eine enge Gefangenſchaft ein. Es hindert mich, meine gegenwärtigen Freunde zu ſehen, und meinen abweſenden zu ſchreiben. Seit dem Anfange des Jahres, bin ich beynahe nicht aus meinem Zimmer gekommen, und da ich in meinem eignen Hauſe gar keine Geſellſchaft habe, ſo ſchränkt ſich mein ganzer Umgang auf einige gutherzige Freunde ein, die mich manchmahl beſuchen, und auf einige junge Gelehrten, die meine Vorleſer und Secretäre ſind und mit mir gemeiniglich die Abende zubringen. Seit eben dieſer Zeit habe ich an ſehr wenige Menſchen und immer nur kurze Briefe geſchrieben, nicht ſowohl, weil ich zum Schreiben ganz unfähig geweſen wäre (denn eben das hat meinen Zuſtand noch erträglich gemacht, daß ich ſeit dem Gebrauche des neuen Mittels, — des Kohlenſtaubs, — mein geſundes Auge, und ſelbſt meinen ganzen Kopf beſſer, als zuvor, habe brauchen können;) aber ich mußte alle meine guten Augenblicke auf die Arbeiten zuſammenſparen, welche ich dieſen Winter endigen wollte, und von welchen ich Ihnen vor allen andern Rechenſchaft abzulegen mir vornahm. Meines Verlegers Sohn wird Ihnen mit dieſem Briefe zwey Sachen von mir einhändigen, — einen neuen Abdruck ſchon gedruckter Aufſätze, die ich aber ſo ſorgfältig, als ich konnte, gefeilt und verbeſſert habe, und den zweyten Theil meiner Verſuche. Dieſer gehört Ihnen, wie Sie ſehen werden, ganz eigenthümlich zu; und die gehoffte Freude, Sie damit zu überraſchen, iſt ein neuer Bewegungsgrund geweſen, mein Stillſchweigen bis zur Vollendung des Buchs nicht zu brechen. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Aufſätze nicht alle in dieſem Winter, ſelbſt nicht in dieſem Jahre, ausgearbeitet worden ſind: aber viel habe ich doch daran gemacht, und da ſie unter meinen Augen gedruckt wurden ſo hielt ich es für meine Pflicht, die Correctur ſelbſt zu übernehmen; bey welcher ich mit Hülfe Manſo's, der jeden Bogen durchgeſehen hat, noch manchen Flecken habe wegwiſchen können, der ſonſt ſtehen geblieben wäre. Die Titel dieſer Aufſätze ſind nichts weniger, als ſehr anlockend; ich wünſche, daß ihr Inhalt mehr Anziehendes haben möge. — Von welchem geringen Werthe aber auch das Werk ſeyn mag, ſo wird es in Ihren Augen, als ein Denkmahl der Freundſchaft, immer einigen behalten, und ich habe doch alſo einen meiner Endzwecke gewiß erreicht.

Mein Zuſtand ſelbſt iſt ein Zuſtand der Ungewißheit und der Erwartung. Das Kohlenmittel, ſo ſimpel es iſt, hat unſtreitig etwas gutes gethan. Das behaupten alle meine Aerzte; das empfand ich ſelbſt im Anfange ſehr deutlich, durch das Aufhören der Schmerzen und der großen Hitze des Auges, die mich weder ſchlafen, noch arbeiten ließen; — das empfinde ich aber jetzt nicht mehr ſo deutlich, theils, weil gar kein ſolcher Fortgang der Beſſerung erfolgt iſt, als der erſte gute Anſchein vermuthen ließ; theils, weil ſich wieder gewiſſe neue Uibel eingefunden und alte erneuert haben. Dazu kommt, daß dieſes Heilmittel (wegen ſeiner Unreinlichkeit) ſich mit dem Schaden ſelbſt vereiniget, mich von der menſchlichen Geſellſchaft noch mehr zu entfernen. Doch habe ich dieſe große Beraubung beſſer ertragen, als ich mir zugetraut hätte, und dieß beſonders, weil ich im Stande geweſen bin, mich in meiner Einſamkeit zu beſchäftigen. Ich habe mit meinem einen Auge in dieſem Winter viel geleſen. Und wiſſen Sie wohl, was meine beyden Hauptlectüren geweſen ſind? Zwey in ihrer Art gleich ſchwere Schriftſteller, Kant und Müller. Ich habe die Hauptwerke des erſten, die Kritik der reinen Vernunft, die Kritik der Urtheilskraft, und die Kritik der praktiſchen Vernunft, noch einmahl im Zuſammenhange durchgeleſen, und bin bald damit fertig. Und nun, geſtehe ich, bin ich mit ſeinem Gedankenſyſteme, ſo wie mit ſeiner Terminologie, ſo vertraut geworden, daß ich allenthalben glaube helle zu ſehen, und ſelbſt bey dieſer Lectüre wenig mehr von der alten Schwierigkeit finde. Wäre ich jung und geſund, ſo würde ich mich nun hinſetzen, und ſowohl meine Art, wie ich mir ſein Syſtem vorſtelle, als den Eindruck den ſeine Gründe bey mir gemacht haben, ihm ſelbſt und dem Publicum vorlegen. Aber jetzt iſt dieß weit über meine Kräfte, und da ich nur wenig arbeiten kann, ſo will ich doch lieber einige meiner eigenen Ideen entwickeln; beſonders, da jene Philoſophie ihren Weg in der Welt auch ohne mich ſchon machen wird. — Müllers *Geſchichte der Schweiz* iſt, glaube ich, von eben ſo wenigen Leſern zu Ende gebracht, oder ganz verſtanden und genutzt worden, als Kants Kritik der reinen Vernunft. Aber ich habe den Muth gehabt, mich durchzuarbeiten; und ich halte mich doch für meine Standhaftigkeit belohnt. Für den großen Haufen der Leſer iſt allerdings nicht nur der Styl ſchwerfällig und dunkel, ſondern auch die unendlich kleine Zergliederung, in welche er ſich einläßt, ermüdend. Das Buch iſt eigentlich nur für Schweizer geſchrieben, die jeden Berg und jede Burg ihres Landes kennen. — Aber für mich bekam es dadurch ein Intereſſe, daß die Geſchichte der Schweiz in der That die Geſchichte des Urſprungs und des allmähligen Fortgangs mehrerer Staaten iſt. — Und da unter dieſen Staaten noch dazu eine ſo große Mannigfaltigkeit iſt, ſo lernt man die Uranfänge und Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft in allen ihren verſchiedenen Geſtalten kennen; und dazu trägt nun die äußerſte Genauigkeit, die große Beleſenheit in den Urkunden, und der politiſche und philoſophiſche Geiſt, mit welchen das Werk gearbeitet iſt, ſehr vieles bey. Die Macht Berns entſteht gerade, wie die von Rom, durch Kriege mit den benachbarten kleinen Städten, oder mit den Edelleuten und Grundherren der Dörfer. Zürich entſteht wieder anders, und gründet ſich vom Anfange an mehr auf Handelsſchaft und den Transport der Waaren aus Italien nach Teutſchland. — Daher war auch Zürich ſchon anſehnlich, da Bern nichts war, — aber Bern wurde in der Folge größer, als Zürich. — In den kleinen Cantons, (dem rechten Kerne der Eidgenoſſenſchaft,) herrſcht wieder vom Anfange an ein andrer Geiſt, und zwar der ächte Geiſt der Freyheit, ohne Eroberungsſucht; ſtolz auf Unabhängigkeit, nicht begierig nach Herrſchaft, aber feſt anhänglich an den Grundſätzen und Vorurtheilen der Vorfahren. Doch, ich bin in Gefahr, ein Buch über ein Buch zu ſchreiben, und ich muß Ihnen noch ein Wort von Wolfen ſagen. Auch mich haben ſeine Prolegomenen zum Homer ſehr angenehm und lehrreich beſchäftigt. Aber mich dünkt doch, er legt der Entdeckung, die er gemacht zu haben glaubt, einen zu großen Werth bey; — er iſt gegen Herder, deſſen Aufſatz in den Horen er verachten konnte, und gegen Heyne, den er doch immer, als ſeinen Lehrer und den Vater unſrer beſſern Art die Alten zu interpretiren, ehren ſollte, zu empfindlich. Es iſt wahr. Wolf hat in ſeinen Beweis viel mehr Erudition gebracht, aber die Sache ſelbſt war doch nicht unerhört; und ſobald man annahm, daß Homer nicht ſchreiben konnte, welches doch Viele vor Wolf, und neuerlich Merian in den Memoires de l'Academie de Berlin, geſagt haben, ſo bald war es auch ausgemacht, daß Homer nicht die Iliade ganz, ſo wie ſie heute zu Tage da iſt, verfertigt haben konnte. Freylich, wenn Wolf genau die Stücke anzugeben weiß, die von einer fremden Hand hinzugekommen ſind, wenn er die Fugen entdeckt, wo die ſpätern Sammler Homers einzelne Rhapſodieen zuſammengeſetzt haben: ſo hat er mehr gethan, als ſeine Vorgänger. Aber das ſoll erſt in dem folgenden Theile der Prolegomenen folgen. Und am Ende, worauf läuft es hinaus? Uns den Homer weniger werth zu machen. Man fahre nur noch lange fort zu beweiſen, daß ſein Werk, welches bisher die Kunſtrichter wegen ſeines vortrefflichen Plans und der durchgängigen Einheit geſchätzt haben, nichts anders, als ein von vielen Händen zuſammengeflickter Cento, iſt; man mache nur noch mehr die Authentie einzelner Stellen und ganzer Bücher verdächtig, und ich werde nicht viel mehr nach dem ganzen Homer fragen, und alſo auch die kritiſche und gelehrte Bearbeitung deſſelben nicht mehr für etwas groſſes halten: denn als Dichter, zu meinem Vergnügen, würde ich ihn ohnedieß nie mehr leſen; aber als ein glaubwürdiges Document der älteſten Zeit iſt er mir wichtig. Fällt ſeine Glaubwürdigkeit als Sittenmahler hinweg, ſo ſchwindet ſein vornehmſtes Verdienſt. So ſcheint auch hier die Arbeit der größten Gelehrten nur aufs Zerſtören, nur auf das Vernichten der vermeintlichen Kenntniſſe der Vorfahren zu gehen.

Noch ein Wort von den Horen muß ich ſagen. Sie enthalten in der That viele brave Aufſätze, und manche vortreffliche. Hat es Sie nicht auch gefreuet, wieder einmahl etwas von unſerm Engel zu ſehen? Und iſt dieſes Etwas nicht vortrefflich? Schade, daß der Eindruck durch die Zerſtückelung geſchwächt wird. Die Eintheilung der Dichtarten in die naiven und ſentimentalen, und die fernere Claſſification derſelben iſt ein philoſophiſcher lusus ingenii, — recht artig, — auch oft lehrreich, — aber nur ſehr willkührlich, aus der Luft gegriffen, und auf die wirkliche Beſchaffenheit der Dichter nicht anwendbar.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Herrn von Thümmel ſchreibe ich in kurzem. Tellern grüſſen Sie herzlich. Schreiben Sie mir, was geſcheite Leute von meinem Buche ſagen. Finden ſie, daß die Kehle des Vogels heiſer geworden iſt, ſo hört er auf zu ſingen. Seine Federn hat er ohnedieß ſchon verloren. Tauſend liebevolle Grüſſe an alle die Ihrigen.

136.

Breslau, den 19. Aprill 1796.

Liebſter Freund,

Anſtatt, daß bey der Annäherung der beſſern Witterung mein Auge beſſer werden ſollte, verſchlimmert ſich meine Wunde wieder ſeit einigen Tagen; — ich leide wieder mehr Schmerz und kann wieder mein linkes Auge weniger brauchen.

Ich hatte neulich Blankenburgs in meinem Briefe an Sie ganz vergeſſen, — gewiß nicht deßwegen, weil ich gleichgiltig gegen ſeine Krankheit bin, oder weil ich weniger als ehedem ſein Freund wäre. Aber es entwiſcht mir jetzt oft unter den Händen eine Idee, die ich habe, oder ein Gegenſtand, von dem ich reden will. Mich verlangt, Nachrichten von ſeinem Zuſtande zu erhalten; und ich wünſche, zum Beſten ſeiner Freunde und ſelbſt zum Beſten der Literatur ſeine Geneſung recht ernſtlich. Bezeigen Sie ihm dieſe Geſinnung, und wenn Sie glauben, daß ihm ein Exemplar von meinen Büchern lieb ſeyn könnte, und jetzt von ihm zu brauchen iſt: ſo laſſen Sie ſich eines für ihn von meinem Verleger geben. Uiberhaupt wenn Sie etwa Freunde haben, an die Sie ein Exemplar zu geben Luſt hätten: ſo diſponiren Sie darüber. Ich werde es mit dem Verleger ſchon abmachen.

Noch habe ich von der Meſſe nicht das Geringſte geſehen. Den Aufſatz im Merkur, deſſen Sie neulich gedachten, über Wolfs Prolegomenen, habe ich geleſen. Aber mich dünkt, die Hauptfrage berührt der Autor nicht: „konnte Homer ſchreiben?“ Wenn dieß einmahl ausgemacht iſt, daß er es nicht konnte, ſo iſt er auch gewiß nicht Autor der ganzen Iliade, wie wir ſie jetzt haben. Alle übrigen Argumente pro und contra ſind unerheblich. —

Mit Dohm ſtehen Sie ja wohl in Briefwechſel, und Sie werden alſo wiſſen, wo er zu finden und welcher Titel noch hinzuzuſetzen iſt; da ich einmahl ins Briefſchreiben gekommen bin, ſo habe ich alle meine alten Freunde wieder aufgeſucht. — Aber nun wird es auch auf lange Zeit wieder ge-

[illegible] ſeyn, diejenigen beſtändigen Correſpondenten ausgenommen, an die ich nicht aufhören werde zu ſchreiben, ſolange ich eine Feder führen kann; wozu auch Sie gehören. Leben Sie wohl.

137.

Breslau, im Jul. 1796.

Theuerſter Freund,

Mit leeren Händen kann ich doch meinen Freund Manſo nicht vor Ihnen erſcheinen laſſen, ob er gleich ſehr wohl der Dollmetſcher meiner Empfindungen für Sie und der Schilderer meiner jetzigen Lage ſeyn kann. Ich bewohne ſeit vier Wochen einen recht angenehmen Garten, eben den, in welchem meine Mutter ihren letzten Sommer mit mir zubrachte. Aber wie ſehr hat ſich ſeit der Zeit mein Zuſtand verſchlimmert, und wie ſehr verſchieden zeigen ſich uns dieſelben Gegenſtände unter verſchiedenen Umſtänden! — Ich habe keine theilnehmende Mutter mehr zu meiner beſtändigen Geſellſchafterinn; ich habe keinen Freund Paczensky mehr in der Nähe, bey dem ich wöchentlich einige Abende in einem vertrauten Geſpräche oder in einer angenehmen Geſellſchaft zubrachte. Herr von Klöber, ein minder vertrauter Freund, aber ein angenehmer

Geſellſchafter, deſſen Sommeraufenthalt von der anderen Seite an den meinigen grenzte, iſt auch verſchwunden. Manche, die ehedem Freunde ſchienen, ſind durch meine lange Kränklichkeit, die mich von der Geſellſchaft entfernt hat, zu bloſſen Bekannten, und gute Bekannte ſind Fremde geworden. In dieſem etwas von der Stadt entfernten Garten, in welchem ich ehedem nur ländliche Ruhe fand, finde ich jetzt zuweilen eine ſchwermüthig machende Einſamkeit. — Die erſte Woche meines Aufenthalts ſchien ſich auch meine Geſundheit zu verſchlimmern, mein Auge kränker zu werden. — Das Sonnenlicht blendete mich, die Bewegung ſchadete mir. Ich konnte die Natur nicht genießen, und ich konnte auch nicht in meinen Büchern und mit der Feder in der Hand Troſt ſuchen. — Etwas hat ſich dieſer Zuſtand gebeſſert. — Die Hauptſache bleibt. Die Reiſe Manſo's, der mich am fleiſſigſten beſuchte, und deſſen Beſuche mir vorzüglich angenehm waren, droht mir eine neue Beraubung. Doch bin ich uneigennützig genug, mich auch an dem Vergnügen zu ergötzen, das er haben wird. Er wird ganz unfehlbar Sie beſuchen, und bey ſeiner Rückkunft wird die Unterhaltung noch intereſſanter werden, indem er mir das Bild vieler meiner Freunde lebhafter vor Augen mahlen wird.

Nach alter Gewohnheit muß ich jedem Briefe an Sie doch etwas literariſches beyfügen. Eines der intereſſanteſten Bücher von voriger Meſſe iſt gewiß Heerens Werk über die Politik der alten Völker. Ich habe jetzt den zweyten Theil geleſen; in welchem ich einige überflüſſige und dem Zwecke nicht angemeſſene Auswüchſe, wie die Erklärung der Basreliefs auf den Trümmern von Perſepolis tadle, und manche Hypotheſe zu ſehr als ausgemachte Wahrheit vorgetragen, manches anſcheinende Mährchen des Alterthums in ein Factum verwandelt finde; aber worin doch, mit Einſicht in Politik und Menſchenkunde überhaupt, eine ſehr aufmerkſame Lectüre der Alten und Neuen über den gewählten Gegenſtand ſichtbar iſt, und ſo viel Licht über Perſer, Babylonier und Phönicier verbreitet wird, als die ſo mangelhaften Nachrichten der Geſchichtſchreiber zulaſſen.

Eine andere Lectüre hat meinen Unwillen erregt. Ich intereſſire mich noch immer lebhaft für die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, erſtlich, weil es eines der kritiſchen Journale iſt, welches am früheſten und am längſten auf den Teutſchen Geſchmack gewirkt hat; ſodann, weil ich darin zuerſt, und mit Ihnen in Gemeinſchaft gearbeitet habe; und endlich, weil auch unter den jetzigen Kritikern Schriftſteller, wie Manſo, Jacobs, Schatz ꝛc. ſind. Aber welcher dieſem Journale übelwollende Genius hat es zugegeben, daß ſolche Aufſätze, wie der über die Frage: was iſt ein Philoſoph? und die Recenſion von Manſo's Epiſtel eingerückt worden ſind! Der erſte Aufſatz gehört gar nicht in ein Journal, das ſich ausſchließend mit der ſchönen Literatur beſchäftigt. Und in der Recenſion von Manſo's Epiſtel iſt von dem Gedichte ſelbſt ſehr wenig, und über die Franzöſiſche Revolution und Politik viel Unwahres und am unrechten Orte geſagt.

Leben Sie wohl, theuerſter Freund. Ihrer lieben Frau, meiner alten gütigen Freundinn, allen Ihren Kindern, auch Ihrem Schwiegerſohne empfehlen Sie mich, indem Sie ſie alle meiner unveränderlichen Ergebenheit verſichern.

138.

Breslau, 1796 um dieſelbe Zeit.

Liebſter Freund,

Der Uiberbringer dieſes Briefes iſt ein andrer Reiſender aus Breslau, der mit Ihrem Freunde gut bekannt iſt und ſehr wünſcht, Sie kennen zu lernen. Wie lebhaft wird bey mir die Begierde, nach Leipzig zu reiſen, wenn ich immer einen meiner Bekannten nach dem andern dieſes Vergnügens genießen ſehe! Von Manſo habe ich ſchon einen Brief von dort her, wo er mir die Freude macht, mir zu melden, daß er Sie ganz unverändert gefunden habe, daß Ihr Geſicht noch eben ſo roth und blühend, ihr Auge noch eben ſo lebhaft und freundlich ſey, und ihr Körper noch ſeine alte Runde habe; — und, was mir mehr als alles das gilt, daß Sie ſelbſt Ihre Geſundheit gerühmt haben. Möge der Uiberbringer dieſes Briefes mir dieſe angenehme Nachrichten beſtätigen können! Sein Nahme iſt Beſſer; er iſt Sohn eines verdienſtvollen Predigers in Quedlinburg, iſt jetzt Collaborator auf unſerm Eliſabetanum *), und reiſet während der Hundstagsferien, um ſeine Familie zu beſuchen. Als ein junger Mann von guten Gaben und brauchbaren Kenntniſſen, verdient er an ſich, Ihnen empfohlen zu werden. Als Schullehrer hat er das Lob ſeiner Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Zöglinge. Um mich hat er das beſondre Verdienſt, daß er mir viele Abende des vorigen Winters, als Vorleſer, oder Geſellſchafter, erträglicher hat zubringen helfen. Auch jetzt in meinem Garten, bringt er alle Woche einen oder zwey halbe Tage mit mir zu. Er iſt alſo von meiner Lage vollkommen unterrichtet, und er hat Anſpruch an meine Erkenntlichkeit. In beyden Rückſichten werden Sie ihn gütig aufnehmen. —

Ihr letzter lieber Brief hat gemacht, daß ich mir mein zu vieles Klagen beynah vorgeworfen habe. Ihr weiches theilnehmendes Herz empfindet zu lebhaft die Noth Ihrer Freunde, und ich ſollte Sie

alſo

---

*) Jetzt Lehrer am Hirſchberger Lyceum.

alſo billig mit zu ausführlichen Schilderungen einer unangenehmen Lage verſchonen. Ich nehme mir dieß auch oftmahls vor. Aber weß das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, ſobald man zu einer Perſon kommt, zu der man volles Vertrauen hat. Seit meinem letzten Briefe iſt ein etwas leidlicheres Befinden eingetreten. Der Gebrauch der Belladonna iſt zwar davon nicht als der Grund anzuſehen, ſondern es iſt eine der Abwechſelungen, dergleichen dieſe den Menſchen abquälende Krankheit unzählige hat. — Der Effect jenes Krauts iſt bis jetzt nur noch eine ausnehmende Schwächung. Aber der Erfinder oder vornehmſte Verbreiter jenes Medicaments, der achtzigjährige Superintendent Münch zu Lauenau im Hannöveriſchen, an den ich mich ſchriftlich gewandt habe, ermuntert mich auf alle Weiſe, fortzufahren, welches ich auch ſo lange thun werde, bis die Wirkungen entſcheidender gut oder übel ſeyn werden.

Für Ihre literariſchen Notizen danke ich Ihnen recht ſehr. Sie haben mich auf Eichhorn von neuem aufmerkſam gemacht, den ich mir ſchon ſelbſt ausgezeichnet hatte. Bronnern würde ich ohne Ihre Empfehlung überſehen haben. Wenn ich kann, ſo ſehe ich ihn ein wenig durch. Des jüngern Jacobi Briefe aus der Schweiz und Italien ſind leer, und des Leſens wenig werth. — Der Herr von Haxthauſen iſt noch bey uns in Breslau, nicht unter einem Huſaren- ſondern unter dem Fürſt-Ho-

Henlohiſchen Infanterie-Regimente. Ich ſehe ihn zuweilen, und ſehe ihn immer gern: denn er iſt unter unſern jungen Officieren einer der gebildeſten und einer der wißbegierigſten. Schon die vertraute Freundſchaft, die er mit einem Herrn v. Loſſow, einem Muſter des militäriſchen und ſcientifiſchen Fleißes, unterhielt, empfahl mir ihn, und alles, was ich von ihm höre, iſt zu ſeinem Vortheile. Selbſt hier in meinem Garten hat er mich ſchon mehrmahls beſucht: und ſo konnte ich geſtern den Auftrag oder die Beſchwerde des Pr. v. Darmſtadt an ihn ausrichten. Er hat verſprochen, mit nächſter Poſt zu ſchreiben.

Die neuen Fortſchritte der Franzoſen mögen Freude machen, wem ſie wollen; aber mir ſcheinen ſie nur einen Umſturz der Verfaſſung in Teutſchland zu drohen. Und dieſes Gothiſche Gebäude, ſo viel an deſſen Architectur zu tadeln ſeyn möchte, gab doch dem größten Theile eine ganz bequeme Wohnung. Das Zerſtören iſt ſo leicht und das Aufbauen ſo ſchwer. Aber wenn die Franzoſen es durchſetzen, den Rhein zur Grenze zu machen: ſo kann man ſich faſt nichts anders vorſtellen, als das die ſeculariſirten Stifter die verlierenden größern Mächte werden entſchädigen ſollen. Und ein ſo mächtiger Eingriff in die Verfaſſung zieht mehrere nach ſich. Doch was hilft die Unzufriedenheit, wo wir nichts ändern können? Immer wird, trotz den Ausſprüchen einiger falſchen Weiſen, die Glückſeligkeit des Einzeinen mehr von ſeinen perſönlichen und Familien-Eigenheiten, als von der Verfaſſung ſeines Staats abhängen. Leben Sie wohl, lieber Freund, und ſchreiben Sie mir, wenn es ohne Ihre Beſchwerde geſchehen kann.

139.

Breslau, den 8. Octob. 1796.

Theuerſter Freund,

Ehe ich in meiner Stadtwohnung, die ich ſeit drey Tagen wieder bezogen habe, mich an meine gewöhnlichen Arbeiten mache, muß ich erſt ein Paar freundſchaftliche Worte mit meinen guten Freunden ſprechen. Dieſer Sommer hat für mich viel ſchweres gehabt; der Herbſt iſt etwas erträglicher geweſen. Aber ich trete freylich mit allen alten Uibeln und mit einigen neuen in den Winter ein. D. Kapp, an den ich meine Krankengeſchichte geſchrieben habe, mag ſie Ihnen erzählen. Mit Ihnen will ich eine Zeitlang des Böſen vergeſſen, und mich nur des Guten erinnern, deſſen ich genoſſen habe, und das ich noch beſitze. Zuerſt von meinen Arbeiten. — Das erſte und größte Glück meines Lebens iſt, daß mein Kopf noch immer, wenigſtens von Zeit zu Zeit, heiter und mein linkes Auge ſo weit geſund iſt, daß ich, wenn auch nicht gleich anhaltend, wie zuvor, doch den Tag etwas leſen und ſchreiben, — und zuweilen mit mehr Leichtigkeit ſchreiben, als Leſen kann. Ich habe daher in meiner ländlichen Einſamkeit, troz der vielen Unterbrechungen, die mir mein krankes Auge verurſacht hat, den Entwurf zu der Abhandlung von Geſellſchaft und Einſamkeit, (welche in den nächſten Theil meiner Verſuche kommen ſoll), geendigt, und eine neue Arbeit angefangen, die, weniger anmuthig, doch für mich intereſſant iſt. — Ich hatte einigen hieſigen Freunden verſprochen, ihnen, in einer kleinen Vorleſung, eine Uiberſicht der Kantiſchen Philoſophie, ſo weit ich ſie ſelbſt habe, zu geben. Dazu nun habe ich mir einen kleinen Entwurf aufzuſetzen angefangen, der aber, weil ſich bey genauerer Betrachtung der Sache, meine Ideen erweitert haben, vielleicht einmahl die Grundlage einer Schrift ſeyn wird, die ich dem Publicum vorlegen werde. — Doch da dieß noch in weitem Felde iſt, ſo bitte ich Sie auch, noch niemanden etwas davon zu ſagen: — denn nun werde ich mich zuerſt und vornehmlich zur völligen Ausarbeitung jenes erſten Entwurfs wenden, den ich gern bis Oſtern zur öffentlichen Bekanntmachung fertig machen möchte.

Nach meinen eignen Arbeiten kommen meine Lectüren. Sie ſind nicht ſehr ausgebreitet, aber doch vielleicht zu mannigfaltig. Ich habe den alten Vater Homer wieder vorgenommen, und ihn wieder recht lieb gewonnen. Die Leſung der Odyſſee hat mich wirklich an ſich gezogen, theils durch die Wahrheit der Schilderungen der Natur, theils durch die Bemerkungen über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Welt jener Zeit, wozu der Autor mir Anlaß gegeben hat. Wenn ich auch nicht für die Aechtheit des ganzen Homer ſtehen möchte, wenn auch die Odyſſee von einer andern Hand iſt, als die Iliade: ſo iſt ſie doch gewiß aus einer ſehr alten Zeit, und gibt uns ein Bild von dem bürgerlichen und geſelligen Zuſtande der Menſchen auf einer der erſten Stufen der Cultur. Dadurch wird mir Homer vorzüglich wichtig, — als eine Art Geſchichtſchreiber. Verliert er dieſes Anſehen, ſo iſt ſein poetiſcher Werth zwar noch übrig; aber dieſer iſt der Schwierigkeiten nicht werth, die es zu überwinden koſtet, um ihn mit Wohlgefallen in ſeiner Sprache zu leſen. — Nach Homer haben einige alten Griechen, Sophokles und Plato, meine Gartengeſellſchaft ausgemacht. Von neuern Producten habe ich Remers Geſchichte der Conſtitution von Frankreich, zwar nicht mit ungeſtörtem Beyfalle, aber doch mit Nutzen geleſen. Pütters Buch über den Teutſchen Adel iſt, wie alle Schriften von Pütter, befriedigend durch ſeine Deutlichkeit. — Der Ruf des Herrn Jean Paul hat mich bewegen, doch auch von ſeinen Producten etwas zu koſten. Ich habe die Vernichtung in Beckers Erhohlungen, und die

Biographiſchen Beluſtigungen 1. Th. geleſen. Ich finde an ihm einen Mann von reicher Einbildungskraft, erfinderiſch, beobachtend, reich an Kenntniſſen, die er nur zu gefliſſentlich auskramt, aber ohne Geſchmack, oder von falſchen Grundſätzen verführt. Seine überhäuften Bilder ſind nicht zuſammenpaſſend; ſie ſind bald ungeheuer, bald niedrig; und ob er gleich rührend und wirklich komiſch zu ſeyn weiß, ſo verdirbt er doch den Eindruck, welchen er macht, durch die Diſparaten, die er einmiſcht. Man muß arbeiten, um ihn zu verſtehen, und man wird für dieſe Mühe nicht belohnt.

Das kleine Fragment eines Gedichts von Thümmel in den Erholungen hat mir gefallen auch wegen der Beziehung auf Sie. Die Ekloge im neueſten Stücke der Horen iſt ohne Zweifel von Voß, und ſie iſt ſchön. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

140.

Breslau, den 6. Decemb. 1796.

Nein, theuerſter Freund, ich habe kein Wort von Ihrer Krankheit gewußt: aber ich fing an über Ihr langes Stillſchweigen unruhig zu werden; und ich war eben im Begriff, ſelbſt zu ſchreiben, da ich Ihren Brief empfing. Die Urſache, warum es mir an Nachrichten von Ihnen fehlte, iſt, weil der junge Korn, der Ihnen meinen letzten Brief überbrachte, gar nicht von der Meſſe wieder zurückgekommen, ſondern von Leipzig aus nach Paris gegangen iſt. — So bin ich alſo in Gefahr geweſen, einen meiner älteſten Freunde zu verlieren, und die Einbildungkraft deſſelben hat ſich, auch während der Krankheit, mit mir beſchäftigt. Welchen groſſen Beweis gibt mir dieß von Ihrer Liebe! Und wie ſehr muß ich mich freuen, daß ein ſolcher Freund mir wiedergeſchenkt iſt! — Sie bewundern meine Geduld gewiß zu ſehr. — Das Uibel iſt aber auch zuverläſſig ſehr groß. Sie würden es ſchrecklich nennen, wenn ich es Ihnen beſchriebe. Durch die bisher unaufhaltſamen Fortſchritte, die es von Zeit zu Zeit macht, droht es mit einer noch ſchlimmern Zukunft. Aber ſehr groſſe Schmerzen ſind nicht mit demſelben verbunden; dieſen Winter zwar gröſſere, als je: beſonders des Abends, und jedesmahl nach dem Verbande. Der Kopf iſt mir oft ganz eingenommen: und die ganze Maſchine ſcheint zuweilen durch Mitgefühl des kranken Gliedes zu leiden. — Die Kälte iſt mir unausſtehlich, und der Winter daher traurig. — Aber bey allem dem iſt meine übrige Geſundheit erträglich, und ich bin jetzt wieder in völligem Beſitze des Gebrauches meines linken Auges. — Die größere Eingezogenheit, in der ich zu leben gezwungen bin, behagt mir durch die Gewohnheit, das Alter und die Vernunft. Ich genieße die Stunden, wo mein Uibel mir erlaubt, ein gutes Buch zu leſen, oder ſelbſt etwas zu arbeiten, mit doppeltem Vergnügen. Es iſt alſo die Ertragung jenes Uibels, da es mehr durch Imagination, Furcht und moraliſche Beraubungen, als durch phyſiſchen Schmerz, groß iſt, nicht ſo verdienſtlich. — Ich weiß, daß Sie die Kunſt geduldig zu leiden auch gut verſtehen: und ich glaube daß dieſe Ihnen, bey manchem ſchweren Anfalle von Krankheit, die Sie während der Zeit unſrer Verbindung überſtanden haben, ſo nützlich, als Arzney, geweſen iſt. — Es iſt ein Glück, wenn ſolche heftige, und deßwegen ſchmerzhafte Krankheiten uns zugleich das Bewußtſeyn rauben, und dieſe wohlthätige Ohnmacht der Natur, die einem bis auf einen gewiſſen Grad angewachſenen Uibel unterliegt, erſpart dem Menſchen einen Theil der Leiden, welche ſeine Conſtitution ihm ſonſt zuziehen würde.

Die Fremden und Durchreiſenden, die Sie in Leipzig in einer ununterbrochenen Folge erſcheinen ſehen, fehlen bey uns gänzlich, oder kommen nicht bis zu mir. Der einzige Chevalier Boufflers reiſet jetzt oft auf und ab, von Berlin nach Siradien, und umgekehrt, da er dann immer durch Breslau, und jedesmahl auch zu mir kommt. Der König hat ihm in jener Südpreußiſchen Provinz ein Domänen-Gut geſchenkt, worauf er wieder eine Anzahl Emigrirte, ſeine Bekannten, als Coloniſten anſetzen will. Es iſt ein intereſſanter Mann, obgleich ſeine Bildung, ſeine Grundbegriffe, ſeine frühen Gewohnheiten und Verbindungen, kurz, alles, was Charakter und Denkungsart beſtimmt, von den meinigen ſo verſchieden ſind, daß wir ſchwerlich auf die Länge angenehme Geſellſchafter für einander ausmachen möchten. — Bücher und Zeitungen ſind alſo die Quellen meiner Neuigkeiten und Kenntniſſe. Ich leſe vielleicht noch zu viel, und zu vielerley, jenes in Rückſicht auf mein Auge, dieſes in Rückſicht auf meine Geiſtesbildung. Aber dieſes Uibel iſt ſchon zu alt und zu eingewurzelt; und jetzt kann nicht mehr viel an mir verdorben werden. — Ich habe die Thorheit gehabt, mir einige neue Engliſche Bücher kommen zu laſſen, die mir viel mehr Geld koſten, als ſie wahrſcheinlich mir nützen werden. — Sie werden ſich des Lobes erinnern, welches in den Göttingiſchen Anzeigen von dem Gedichte Botanic Garden, von Darwin, gemacht worden iſt. Ich habe es jetzt. Es iſt mit verſchwenderiſcher Pracht gedruckt. Es leiſtet, ſo viel ich aus der gekoſteten kleinen Probe urtheilen kan, wirklich alles, was man von der Vereinigung großer phyſikaliſcher und chymiſcher Kenntniſſe mit poetiſcher Dichtung und poetiſcher

Diction erwarten kann. Aber dieſe Vereinigung iſt im Grunde doch unnatürlich, und weder dem Zwecke der Dichtkunſt, noch dem der ſtrengern Wiſſenſchaften vollkommen gemäß. Es iſt immer eine Art von Spielwerk, die Elemente, Luft, Waſſer, Erde, Feuer, in Sylphen, Nymphen, Gnomen, und Salamander zu verwandeln. — Die überwundne Schwierigkeit bleibt immer das größte Verdienſt. Aber die zahlreichen Anmerkungen werden wir, hoffe ich, lehrreich ſeyn. — Rennels Memoire über Oſtindien mit der Charte iſt ein bekanntes treffliches Buch, das ich durchſtudiren und dann wieder verkaufen will. Goodwin on political justice, ein ſehr in den Reviews erhobnes Buch, erfüllt meine Erwartung keinesweges. Er iſt ein Schüler des Helvetius und des Système de la nature. Seine Grundſätze ſind revolutionär und die Anſichten der Gegenſtände ſind ſtets einſeitig. Aber zugleich ſind ſie auch einiger Maßen originell. — Eine nicht befriedigende, aber doch nützliche Lectüre gewährte mir Des Odoards histoire philosophique de la revolution, — als Geſchichte, als Kunſtproduct ſehr unvollkommen, aber wegen der Uiberſicht des Hauptganges dieſer großen Begebenheit — und beſonders wegen der Entwickelung der Urſachen, welche die Gironde geſtürzt und den Terrorismus das Daſeyn gegeben haben, für mich unterrichtend. — Sie haben Reiſebeſchreibungen zu Ihrer Erhohlung geſucht, und ich geſtehe, daß keine Art von Schriften mir weniger Vergnügen macht, als dieſe, wenn ſie nicht ſehr vortrefflich ſind. Selbſt Vaillant zieht mich nicht an. — In dieſer Gattung habe ich nur Meiners Beſchreibung Aſiens geleſen: aber ich bin mehrere Mahle über der einförmigen Schilderung des Despotismus und der Trägheit der Einwohner ermüdet; und offenbar hat Meiners die Verachtung gegen die Chineſer, Japaner und alle Oſt-Aſiaten ſchon zu ſeinen Reiſebeſchreibern, aus denen er die Nachrichten von ihnen ſchöpfte, gebracht. — Was ſagen Sie zu den eben erſchienenen Anti-Xenien? Hätte mein Freund Manſo mich zu Rathe gezogen, ſo hätte er ſie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Muſe, hat ſie ihm eingegeben. Sie ſind zuweilen perſönlich beleidigend, und ohne Zweifel nicht einmahl alle von ihm. Wie wird er mit Ehren den Beurtheiler dieſer Männer machen können, da er als ihr erklärter Gegner aufgetreten iſt? Gott erhalte Sie und die Ihrigen. Ich bin unaufhörlich Ihr Freund.

N. S. Das Programm von Herren Eichſtädt habe ich erhalten, und mit wahrer Achtung für ſeinen kritiſchen Scharfſinn durchgeleſen. Ich möchte wohl gern das übrige, was dieſer Mann geſchrieben hat, beſitzen. Was macht Doctor Platner? Empfehlen Sie mich ſeiner Freundſchaft.

141.

Breslau, den 14. Jan. 1797.

Theuerſter Freund;

Der Beweis eines freundſchaftlichen Mitleidens von einer in vieler Rückſicht ſo ſchätzbaren Frau, als die Frau von der Recke iſt, muß mich nothwendig erfreuen, wenn mir auch die Arzeney, die ſie mir zuſchickt, nichts hilft. Ich bin natürlicher Weiſe ſehr zweifelhaft, was ich thun ſoll. Von der einen Seite ſind alle Mittel, welche ich gegen mein Uibel brauche, unwirkſam: ſie laſſen es nicht nur in ſeiner ganzen Größe fortdauern, ſondern ſie verhindern auch nicht die allmählige, wenn auch langſame Verſchlimmerung desſelben. Der Winter verdoppelt das Gefühl aller dieſer Unannehmlichkeiten, und mein Zuſtand iſt, beſonders ſeit dem Eintritte desſelben, ſehr leidend. Von der andern Seite widerſteht es mir, ein ſolches Univerſalmittel, gemeiniglich das Werk der Charlatanerie und der Gewinnſucht, deſſen Erfinder ſowohl, als deſſen Beſtandtheile niemand kennt, zu brauchen, zu geſchweigen, daß ſo manche von gutmeinender Freundſchaft empfohlne Mittel mir ſchon mehr geſchadet, als genutzt haben. Mein Arzt, den ich darum befragt habe, kann mir natürlicher Weiſe nichts weiter ſagen, als: Thun Sie, was Sie wollen. Da er ſelbſt kein neues Mittel gegen mein Uibel weiß, und die alten nichts helfen: ſo iſt er gern zufrieden, daß ich das von einem Andern vorgeſchlagne brauche. Da er dieſes letztre aber nicht kennt, ſo kann er nur, ſo wie ich, auf Treue und Glauben, das Zeugniß der daſſelbe empfehlenden Perſonen annehmen. — Ob ich nun gleich ziemlich gewiß bin, daß der Gebrauch dieſer Arzney, ſo wie der Gebrauch aller andern, ohne Wirkung ſeyn wird: ſo glaube ich doch durch die ſo glaubwürdig verſicherten Beyſpiele glücklicher Curen auch davon gewiß ſeyn zu können, daß er mir nicht merklich ſchaden wird. Mein Uibel iſt zwar, nach der ſtandhaften Verſicherung meines Wundarztes, weſentlich von dem, gegen welches jene Medicin eigentlich gerichtet iſt, und welches die Frau von Recke bey mir vorausſetzt, verſchieden. Es iſt ohne Zweifel auch die Idee, welche ſie ſich von meinem übrigen Geſundheitszuſtande macht, ſchlimmer, als die Wirklichkeit; indem ſie mich, wie es nach ihrem Briefe ſcheint, in Lebensgefahr glaubt, da ich, auſſer der Sympathie, die der ganze Kopf an einer ſo großen Verwundung eines ſeiner beträchtlichſten Glieder nimmt, (einer Sympathie, die ſich zuweilen auch auf den ganzen Körper ausdehnt,) — und auſſer meinen gewöhnlichen Beſchwerden des Unterleibes, ziemlich meiner vorigen Geſundheit genieſſe. — Indeß, wenn das Mittel gegen das noch ſchlimmre Uibel wirkſam geweſen ſeyn ſollte, ſo wird es doch wohl auch gegen das geringere, aber damit verwandte, Dienſte leiſten. — Kurz, etwas will ich auf die unerwartete Art rechnen, mit welcher mir dieß Mittel in die Hände gebracht worden iſt; etwas auf die Freundſchaft, welche es mir darreicht, und will es verſuchen. Ich werde Ihnen, ſobald ich einige Zeit fortgeſetzt habe, den Erfolg davon melden.

Die Nachricht von Engels Tode,*) wenn ſie richtig iſt, betrübt mich in mehr als einer Rückſicht. Ich bedaure den Verluſt eines meiner älteſten und beſten Freunde, und ich nehme als Menſch und Gelehrter, Antheil an dem Verluſte, den die Teutſche Literatur leidet. Wie viele Talente lagen in dem Manne vergraben, von welchen er bloß dem Publicum Proben gezeigt hat, ohne ihm einen vollen Genuß derſelben zu geben. Eine ſolche Verbindung von Dichter- und philoſophiſchem Genie, von ſo viel Klarheit und Popularität mit ſo vielem Tiefſinne, exiſtirt jetzt in dem weitem Raume der Teutſchen Autorwelt nicht, ſo weit ich dieſelbe kenne. Nur Fleiß und Beharrlichkeit fehlten dem Manne, und ich glaube, daß nichts, als ein häusliches Leben, eine zeitige glückliche Verheirathung, verbunden mit einem ihn zur Arbeit zwingenden Amte, ihm jene Eigenſchaften hätte geben können. Die Theater-Direction hat vollends ſein Unglück gemacht. Er gerieth dadurch mit einer Gattung von

---

*) Sie hatte ſich in Breslau verbreitet, war aber falſch.

Menſchen in Verbindung, die alle ſeine Fehler durch ihren Umgang verdoppelte, und alle ſeine Leidenſchaften durch ihre Widerſetzlichkeit reizte; — er gerieth zugleich in Streit mit dem Publicum. Seine Zeit war ausgefüllt, aber ſein Geiſt nicht geſättigt.

Wie gerne plauderte ich mit Ihnen durch viele Bogen fort! aber mein böſer Genius mahnt mich ſchon, aufzuhören.

Doch muß ich Ihnen erſt von einer Erſcheinung Nachricht geben, die ich, wenn ich ſtolz genug wäre, mich mit Sokrates zu vergleichen, für ein Zeichen meines herannahenden Endes halten könnte. Iſt es nicht auch vielleicht der letzte Zoll, den ich den Muſen abzutragen habe, wenn ich, ſo ganz proſaiſcher Mann, in meinem Alter Verſe, und noch dazu Xenien mache? — Dieß habe ich in der That gethan, — an einigen Abenden, wo der Schmerz an meinem Auge mich zu allem Leſen und Schreiben unfähig machte, und die Einſamkeit mir doch nicht erlaubte, mich mit etwas anderm, als meinen eignen Gedanken zu beſchäftigen.

Noch voll von dem Unwillen, den ſowohl der Angriff als die Vertheidigung jener poetiſchen Streiter bey mir erregt hatte, verſuchte ich, ob ich nicht meine Empfindungen eben ſo gut, wie ein andrer, in einem Hexameter und Pentameter zwingen könnte; und ſiehe da, es ging. Ich feilte noch ein wenig daran; ein Paar meiner poetiſchen Freunde feilten auch ein wenig, und ſo ſind dann folgende Diſtichen entſtanden, in denen ich, was in- und außerhalb Troja geſündiget worden iſt, gleich freymüthigt gerügt habe. Das erſte bezieht ſich auf das wirklich gute Diſtichon in Schillers Muſen-Almanach, wo den Teutſchen empfohlen wird, alles mit Ernſt' und Liebe zu thun, weil dieß ihnen allein gut ſtehe.

Die Selbſtverdammung.

Ernſt und Liebe, ſie kleiden, ſo ſagt ihr, einzig den Teutſchen.
Teutſche ſeyd ihr; drum ſteh'n Spotten und Haſſen euch ſchlecht.

Die freywillige Erniedrigung.

Seht, wie der Strahl des Genies im Nebel der Schmähſucht erliſchet;
Auch dem Adler im Schlamm helfen die Flügel zu nichts.

Aufſchluß über das Schreckensſyſtem.

Wohl begreif' ich es nun, wie Staatsparteyen ſich morden,
Da die Partey'n des Parnaß tödtliche Feindſchaft entflammt.

Die unerlaubte Verſtellung.

Heuchleriſch loben, was man im Herzen verachtet, iſt ſchändlich.
Iſt's dann, in Verſen, zu ſchmähn, was man doch achtet, erlaubt?

Die Gerechtigkeit der Muſe.

Ihrem Günſtlinge ſelbſt verſagt die Muſe den Beyſtand,
Wenn er, ſchmähend, den Vers, oder ſich, rächend, entweiht.

Die erlaubte Rache.

Eine Rache iſt ſüß, die nimm an dem hämiſchen Tadler.
Kränke, wenn du es kannſt, ihn durch ein Meiſterwerk todt.

Denken Sie ſich, um die Mittheilung dieſer meiner Verſe zu entſchuldigen, das darunter geſchrieben, wodurch Friedrich Wilhelm der Erſte ſeinen Gemählden einen Werth gab: In doloribus pinxit.

142.

Breslau, den 8. Febr. 1797.

Theuerſter Freund,

Ich eile, Sie zu bitten, daß Sie ja von meinen kleinen Spielereyen nichts aus ihrer Hand geben, und beſonders ſie ja nicht an Beckern zum Einrücken in ſeine Erhohlungen ſchicken. Sie wiſſen, daß nie der Autor einer gedruckten Sache unbekannt bleibt, ſobald man ſich Mühe geben will, ihn zu erforſchen. Hier habe ich mehreren Freunden, ebenfalls aus Scherz, dieſe Spätlinge meiner bis ins Alter unfruchtbaren Muſe vorgeleſen. — Hier würde man alſo den Autor mit Gewißheit erkennen, und von hier aus würde ſich die Nachricht gleich überall verbreiten. — Je unbedeutender die Dinger ſind, deſto lächerlicher würde die Eitelkeit ſcheinen, daß ich mit denſelben vors Publicum geeilt ſey. Und nun iſt es mir von äußerſter Wichtigkeit, bey dieſem fatalen Gezänke gar nicht mehr genannt zu werden. Schon das mir günſtige Epigramm hätte ich aus Schillers Almanach herausgewünſcht, — und eben ſo, daß Nicolai, in ſeinem Nachtrage, nicht dieſe Schonung gegen mich relevirt hätte. Sollte ich, bey ſolchen Geſinnungen, nun noch muthwillig mich auf den Kampfplatz ſtellen? Ein Paar von meinen Xenien ſind gegen den Muſen-Almanach gerichtet, welcher mich nicht beleidiget hat; ein Paar gegen die Antixenien, deren Verfaſſer, Manſo, mein Freund iſt. — Und ſchon der Umſtand, daß alle Welt jetzt Xenien macht, und es ſo leicht findet, deren zu machen, würde meine Eitelkeit abhalten, mit den meinigen hervorzutreten. — Ich weiß, liebſter Freund, daß Sie mit dieſen meinen Gründen übereinſtimmen werden. Becker hat mich zweymahl um Beyträge zu ſeinen Erhohlungen gebethen, und die alte Bekanntſchaft, der ſchätzbare Charakter dieſes Mannes, verbunden mit der guten Geſellſchaft, in die er mich dort einführen will, haben mich bewogen, etwas von meinen alten Aufſätzen für ihn fertig zu machen. Manſo hat es ſchon in Händen, um es mit einem poetiſchen Beytrage von ſich an ihn abgehen zu laſſen. Um deſto eher würde er alſo, wenn Sie ihm ja ſchon ſollten meine Xenien geſchickt haben, ſie wieder herausgeben.

Ich danke Ihnen für den ſo herzlichen Antheil, den Sie an dem erſten Schimmer einer Hoffnung für mich nehmen. In der That iſt es auch nur noch ein Schimmer. Die anſcheinende Verbeſſerung war gleich in den erſten Tagen. Sie iſt ſeitdem nicht fortgerückt, und die Arzeney, welche alle Nächte eine Art von Fieber erregt, hat meine übrige Geſundheit ſchon ein wenig zerrüttet. Ich brauche ſie daher jetzt nur einen Tag um den anderen, welches auch deßwegen nothwendig iſt, weil ich nur noch wenig davon habe, und alſo das Intervall, bis zur Ankunft der neuen Medicin, zu groß ſeyn würde. —

Der Anfang von Wielands Recenſion der Muſen-Almanache im erſten Merkurſtücke zeigt, daß er es mit der Partey der Xenien-Macher nicht verderben will. Die Strenge, mit welcher er das Manſoiſche Stück: Die Inſeln der Seligen, kritiſirt, kontraſtirt gewaltig mit der äußerſten Gelindigkeit, mit welcher er oft ſehr mittelmäßige poetiſche Producte behandelt. — Nicolais Schrift, die ich eben jetzt leſe, iſt keine Kraftbrühe, die in kleinen Portionen einem viel Nahrung gibt, aber doch ein genießbares Gericht, das auch einigen nährenden Stoff enthält. Leben Sie wohl. Ihr Freund.

143.

Breslau, den 15. Aug. 1797.

Theuerſter Freund,

Wie ſehr danke ich Ihnen, daß Sie das Stillſchweigen unter uns gebrochen haben! Das meinige kam leider nicht von meinem beſſern Befinden, ſondern vielmehr von der Unmöglichkeit her, meine Augen ſelbſt zum Schreiben zu gebrauchen. Nie habe ich einen Sommer trauriger zugebracht. Noch iſt meine Schwäche ſo groß, daß ich nicht anders, als in einem Trageſeſſel, von einem Hauſe der Stadt zum andern kommen kann. Auch die Erſchütterung des Fahrens kann ich nicht lange aushalten. Dieß, und der Umſtand, daß mich meine Krankheit abhielt, mich zeitig genug um einen Garten umzuthun, hat gemacht, daß ich den ganzen Sommer in der Stadt und in meiner Wohnung habe zubringen müſſen. Hier leide ich aber, weil ſie der Mittagsſeite ausgeſetzt iſt, von der Hitze der beyden letzten Monathe, die bey uns ſehr groß iſt, ganz unbeſchreiblich. Meine Wunde wird auch dadurch ungemein erhitzt, macht mir jetzt mehr Schmerzen, als je, und läßt mich wenige Nächte ruhig und manche gar nicht ſchlafen; mein Appetit iſt wie mein Schlaf, und meine Kräfte ſtehen mit beyden im Verhältniſſe. Beynah freue ich mich jetzt auf das Ende des Sommers: weil wenigſtens alsdann zwey Sachen, die mir jetzt äußerſt läſtig ſind, ſich vermindern werden, die Hitze, und dann das blendende Sonnenlicht, welches meine Augen durchaus nicht mehr ertragen können.

Ich habe indeß alle Zwiſchenräume eines erträglichen Befindens dazu genutzt, den beynahe ſchon fertigen erſten Theil meiner Schrift, über Geſellſchaft und Einſamkeit, vollends ins Reine zu bringen. Und es iſt mir damit, Gott Lob! gelungen: ſo, daß ich hoffe, ihn auf Michaelis auf die Meſſe zu bringen. Dieß würde nun mit meinen

Klagen ſehr abſtechen, wenn ſie annähmen, daß ich das Buch in dieſem Sommer geſchrieben hätte. Es iſt aber die oft unterbrochne Arbeit mehrerer Jahre. Doch habe ich in der That einen Theil davon erſt jetzt ausgearbeitet; und ich muß es überhaupt mit Dankbarkeit gegen die Vorſehung erkennen, daß bey einem ſolchen Verfalle meiner Geſundheit, der mich wahrſcheinlich meinem nahen Untergange entgegen führt, doch mein Geiſt noch ungeſchwächt und zum Denken fähig geblieben iſt.

Daher kommt es, daß ich auch immer noch des geſellſchaftlichen Lebens unter einer kleinen Anzahl von Freunden habe genieſſen können; ob es mir gleich immer große Beſchwerden verurſacht und oft ſchmerzhafte Nachwehen nach ſich gezogen hat, weil die Anſtrengung, die es mich koſtete, mich oft in der Folge wirklich krank machte. So habe ich in den vergangenen letzten Wochen einen mir ſehr intereſſanten Beſuch aus Berlin an dem Kriegsrathe Genz gehabt. Sie werden den Mann ohne Zweifel aus der Uiberſetzung von Burkes Werke über die Revolution und aus einigen ähnlichen kennen. Aber er gewinnt noch mehr durch die perſönliche Bekanntſchaft: ſo reich iſt er an Kenntniſſen aller Art, und eine ſo glückliche Leichtigkeit hat er, ſie im Geſpräche mitzutheilen. Ich halte ihn in der That für den beſten jungen Kopf, der jetzt in Berlin exiſtirt. Er arbeitet an einer Geſchichte der Revolution, zu der er die Original-Documente mit vielen Koſten geſammelt hat. Schon die Aufklärungen, die ich von ihm über viele Puncte dieſer in ihrer Art einzigen Begebenheit bekommen habe, würden mir ſeinen Umgang lehrreich gemacht haben. Sonſt kommen, wie Sie wiſſen, nur wenige Fremde hierher, und noch wenigere zu mir, wenn es nicht etwa ein Gelehrter aus Wien oder Berlin iſt. Aus dem letzten Orte haben wir jetzt einen jungen Künſtler, mit Nahmen Röſel, einen Landſchaftsmahler, hier, der nach Zeichnungen, die ich von ihm geſehen habe, ſehr viel verſpricht und ſeiner Vaterſtadt Breslau Ehre machen wird.

Was meine Lectüre betrifft, ſo muß ich mich zu derſelben fremder Augen, ſo wie zu dem Schreiben einer fremden Hand bedienen. Sie iſt daher äußerſt eingeſchränkt. Doch iſt mir bisher das Wichtige unſerer Literatur nicht entgangen; da dieſes ſelbſt nicht in großer Menge iſt. Das Leben Möſers von Nicolai gehört unter die beſten Sachen, die er geſchrieben hat. Wolltmanns hiſtoriſche Schriften ſind bey weitem nicht von ſo großem Verdienſte, als die Recenſenten ihm zugeſchrieben haben, und Eichhorns Geſchichte der Revolution entſpricht in der That meiner Erwartung auf keine Weiſe. Die Geſchichte der Cultur iſt ein wichtiges Unternehmen; und was er dazu geliefert hat, zeigt von großer Beleſenheit, aber nicht immer von einer glücklichen Auswahl. — Doch ich komme zu dem wichtigſten Theile Ihres Briefes, zu der Geſchichte von dem Unglücksfalle', und der Erretung Ihrer lieben Tochter. Dieſe Geſchichte iſt ſo beängſtigend in ihrem Anfange und ſo erfreulich in ihrem Ausgange, daß Sie auf das Herz eines liebevollen Vaters einen tiefen Eindruck hinterlaſſen haben muß. Wie viel gute Menſchen haben Sie bey dieſer Gelegenheit kennen lernen, und wie viele Beweiſe von der Achtung Ihnen ganz unbekannter Menſchen erhalten! Grüßen Sie mir dieſe Ihnen wieder geſchenkte Tochter und ihren Mann auf das freundſchaftlichſte. Dörrien aber ſagen Sie mit etwas rauher Stimme, daß die überhäufteſte Amtsarbeit ſein kaltes Stillſchweigen gegen einen ſo kranken Freund nicht entſchuldigen kann, und daß er dann an mich zu ſchreiben wünſchen wird, wenn ich nicht mehr ſeyn werde.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und laſſen Sie recht oft etwas von ſich hören. Ich bin ewig Ihr treuer Freund.

144.

Breslau, den 24. Sept. 1797.

Liebſter Freund,

Ich denke, Sie werden ſich freuen, wenn Sie wieder Spuren von Leben und Thätigkeit von mir zu ſehn bekommen. Ich erſcheine mit einem neuen Theile meiner Verſuche auf der Meſſe, den ich freylich nicht in dieſem Sommer gemacht, aber an den ich doch die lezte Hand gelegt habe. Ich geſtehe es, unter den mannigfaltigen Beſchwerden dieſes Jahres iſt es ein Troſt und eine Erleichterung geweſen, daß ich doch habe-arbeiten, und mir alſo ſchmeicheln können, nüzlich zu ſeyn, beſonders aber, daß ich etwas zu Stande gebracht habe, was mir im Anfange des Sommers noch unüberſehlich ſchien. — Mein Zuſtand iſt dadurch allerdings erleichtert, aber nicht gebeſſert. Kein Uebel iſt gehoben, und das Hauptübel, das an meinem Auge, geht unaufhaltſam fort. Ich leide jezt große Schmerzen, ich bin gegen das Licht ſo empfindlich, daß ich faſt immer bey verſchloſſenen Fenſterladen ſizen muß, und der beſtändige Sonnenſchein dieſes Sommers iſt für mich eine der größten Plagen. Der Mangel von Kräften überhaupt, der von Verdauungskräften insbeſondre iſt ſo groß, als je. — Welchem Winter ſehe ich entgegen! Indeß geht ein Tag nach dem andern vorüber, und mit dem Ziele des Lebens muß ſich doch auch das Ziel der Leiden nähern. — Wenn ich es nur noch als vernünftiger, denkender Mann erreiche!

Das Urtheil über mein Buch, das, dießmahl etwas Vollſtändiges und Planmäßiges iſt, und, wenn ich mir ſelbſt trauen darf, eine gewiſſe Reife des Stoffs enthält, erwarte ich von Ihnen. Haben Sie die Güte, die beyden Exemplarien, welche, außer dem Ihrigen, Korn Ihnen einhändigen wird, an Kapp und Dörrien auszutheilen. Der erſte wird mich entſchuldigen, daß ich ihm nicht ſchreibe; der andre kann es gar nicht erwarten. Eine ſolche Kälte oder eine ſolche Trägheit, — wie verträgt ſie ſich mit ſeinem freundſchaftlichen Herzen, und ſeiner Leichtigkeit zu ſchreiben? Auch von Ihnen bekomme ich ſeltner Briefe. Iſt es, weil Sie mein Auge ſchonen wollen? Aber Sie bringen mich dafür um einen angenehmen Genuß. Laſſen Sie uns ja einander bis an unſeres Lebens Ende nicht fremde werden. Und dazu gehört, daß man ſich oft Nachrichten gibt.

Auch an Beckern habe ich wieder etwas in ſeine Erhohlungen geſchickt.

Meine Lectüre der neueſten Zeit betrifft lauter ältere Bücher. Ich will mich immer mehr und mehr auf das Claſſiſche einſchränken, und ich verkaufe deßwegen einen guten Theil meiner Bibliothek. Vielleicht ſchicke ich Ihnen nächſtens den Catalog davon.

Wie kommt es denn, daß Platner ſo lange geſchwiegen hat, und daß beſonders von den Aphorismen der zweyte Theil nicht herauskommt? Uiberhaupt ſind Ihre Leipziger Schriftſteller jetzt ſehr unfruchtbar. Melden Sie mir etwas von dem literariſchen Zuſtande der Dinge an Ihrem Orte. Melden Sie, ſo viel Sie können, von Sich ſelbſt und von Ihrer Familie. Alles wird mich intereſſiren, was Sie auch nur von weitem betrifft.

145.

Breslau, den 28. Nov. 1797.

Theureſter Freund,

Ich lebe und ich leide noch immer. Aber ſo lange das Leben dauert, ſoll das Leiden mich nicht hindern, an meine Freunde zu denken, und, wo möglich, ihnen zuweilen Zeichen von meinem Andenken zu geben. Außer dem natürlichen Fortgange eines unheilbaren Uibels, hat der Winter alle Symtome desſelben ſchlimmer gemacht. Ich kann jetzt beyde Augen weniger, als jemahls, brauchen, beynahe nichts mehr ſelbſt leſen und nicht anders ſchreiben, als indem ich diktire. Es fehlt mir aber nicht an Vorleſern und Sekretären. Auſſer dem

Schmerz und der Schwäche, mit welchen ich immer zu kämpfen habe, tritt nun der Mangel der Beſchäftigung und die lange Weile zum erſten Mahle mit unter die Uibel, die meine Geduld üben. Aeußere Schäden haben, in Vergleichung mit innern Krankheiten, das Nachtheilige, daß ſie das Leben immerfort dauern laſſen, indem ſie nach und nach allen Genuß des Lebens rauben.

Indeſſen würde es undankbar gegen die Vorſehung ſeyn, wenn ich nicht bey einer ſo zerrütteten Geſundheit, als jetzt die meinige iſt, ſelbſt die Fähigkeit, im Stillen über etwas nachzudenken, das Vermögen, einen ſolchen Brief, als der gegenwärtige iſt, an einen Freund zu ſchreiben, das Vermögen endlich, auch manchmahl einige Gedanken, durch Andrer Hand, aufs Papier zu werfen, für eine große Wohlthat und eine Erleichterung meiner Umſtände erkennte. Ich laſſe mir auch manchmahl ein gutes Buch vorleſen, und ich werfe zuweilen ſelbſt einen verſtohlnen Blick auf ein anderes, obgleich faſt immer mit meinem Schaden. Ich habe manchmahl ein intereſſantes Geſpräch mit einem Freunde; und ob ich gleich nicht die Wahrheit ſagte, wenn ich mich doch noch, mitten unter Schmerzen und gehemmter Thätigkeit, für glückſelig ausgeben wollte, ſo werde ich doch manchmahl für meine Geduld durch einige angenehme Augenblicke belohnt.

Aber freylich, meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn wird wahrſcheinlich zu Ende ſeyn. Den zweyten Theil meiner Schrift, über Geſellſchaft und Einſamkeit, bis Oſtern zu vollenden, wozu ich mir noch im September Hoffnung machte, daran iſt jetzt nicht mehr zu gedenken. Mein letztes Product, und wahrſcheinlich das letzte für lange Zeit, werden die abgebrochenen Gedanken ſeyn, welche in den vier letzten Monathen dieſes Jahres in unſern Provinzial-Blättern erſcheinen werden. Ich wünſchte wohl, daß Sie dieſelben leſen, aber erſt im Anfange künftigen Jahres, wenn das letzte Stück davon im December erſchienen ſeyn wird. In dem, was ich über die Neuerungsſucht, und das Vorurtheil für das Alte, in Abſicht der Religion und Regierung geſagt habe, glaube ich einige nützliche Wahrheiten vorgetragen zu haben.

Schloſſer iſt mir nun mit ſeinem Ariſtoteles zuvorgekommen. So geht es, wenn man das nonum prematur in annum zu buchſtäblich befolgt. Manche meiner vorlängſt geſchriebnen Aufſätze würden vielleicht zu der Zeit, als ich ſchrieb, ihr Glück gemacht haben. Aber heute kann ich ſie, ſo wie ſie ſind, nicht in die Welt ſchicken, ohne mich mit einer Menge neuer, ſeit der Zeit entſtandener Ideen oder Formeln abzufinden, welche Arbeit aber mir oft ſo viel koſten würde, als wenn ich die Schrift von vorn ſchriebe. Die Revolutionen in den Ideen, die in unſerm Zeitalter vorgegangen ſind, ſind beynah eben ſo ſchnell und gewaltſam, als die im politiſchen Syſtem.

Auch ich nehme noch an den Welthändeln Antheil, ſo ſehr ich auch mit mir ſelbſt beſchäftigt bin. Ich wünſchte wohl zu wiſſen, was Sie von dem jetzigen Zuſtande der Dinge in Frankreich, was Sie beſonders von der Revolution vom 8ten September urtheilen, ob Sie Freund des Directoriums oder der Legiſlatur ſind, ob Ihnen die Beſchuldigungen gegen Pichegrü wahrſcheinlich vorkommen, und was Sie über den geſchloſſenen Frieden denken. Eine ſolche Umkehrung aller Dinge in Italien konnte wohl niemand vorher ſehen. Der Congreß in Raſtadt wird indeß gewiß manche neue Schwierigkeit zum Vorſchein bringen, die ſelbſt den Frieden mit Oeſterreich erſchüttern könnte. Die Art, wie die Franzoſen mit den Engländern in ihren Unterhandlungen umgehen, iſt empörend, und ich ſelbſt würde, wenn ich Engländer wäre, alles wagen, um dieſen Uibermuth zu beſtrafen. Poſſelten ſcheint die Landung in England und ſelbſt die Vernichtung dieſes Reichs nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich, wenn die Franzoſen, von ihren übrigen Feinden befreyt, ihre ganze Macht gegen England richten. Er ſagt dies mit einem Tone des Wohlgefallens an dieſer Unternehmung. Aber ich geſtehe, ſelbſt der Gedanke davon erregt mir Abſcheu. Ich halte zwar auch die Ausführung nicht für ſo leicht: aber wenn ſie es wäre, ſo würde ich die Zerrüttung der Engliſchen Nation und die Zerſtörung der Engliſchen Verfaſſung als einen der größten Unglücksfälle anſehn, welche Europa treffen könnte. Was haben die Engländer gethan, um einen ſo großen Haß zu verdienen? Sie ſind übermüthig geweſen und haben ihre Herrſchaft zur See gemißbraucht; aber welche Nation hat nicht in gleichen Umſtänden das nähmliche gethan? Sie ſind habſüchtig und wollen ſich des ganzen Handels bemeiſtern; aber dieſe Leidenſchaft beherrſcht alle Staaten; und welche große und edle Nation ſind ſie nicht in andrer Rückſicht! Wie viel haben ihnen nicht die Wiſſenſchaften und Künſte zu danken! Wie vortrefflich iſt nicht ihr Land angebaut, und wie vollkommen ſind ihre Werke der Induſtrie! Die Engländer könnten es noch viel ſchlimmer gemacht haben, und ich würde ihnen doch, wegen des großen Unterrichts, den ich aus ihren Büchern geſchöpft habe, dankbar und ergeben bleiben. Wenn der Pohlniſche Nahme und die Pohlniſche Sprache aus Europa vertilgt wird, ſo erregt auch dieß mein Bedauern, weil ich kein großes Naturwerk, dergleichen eine Nation iſt, gern zerſtört ſehe; indeß wird dieſen Verluſt keine andre Nation ſehr empfinden. Aber wenn der Engliſche Nationalgeiſt und die Engliſche Sprache verloren gehen ſollten, ſo wäre etwas Weſentliches für die Menſchheit ſelbſt verloren.

Doch ich komme auf unſer Teutſchland zurück. Ob ich gleich nur wenig leſe, ſo höre ich doch, daß auch nur wenige literariſche Producte da ſind, welche geleſen zu werden verdienen. Von Kants Tugendlehre habe ich, glaube ich, ſchon in meinem vorigen Briefe geredet. Je mehr ich des Mannes Schriften leſe, deſto mehr ſehe ich ein, daß manche ſeiner, einzig als Vernunftprincipien aufgeſtellten, Sätze bloß Combinationen ſeines Witzes ſind, die ſein Scharfſinn mit Beweiſen verſehen hat. Dazu rechne ich unter andern die Erklärung der Rechte und Pflichten in den drey häuslichen Geſellſchaften. Sie gefällt ohne Zweifel den jüngern Philoſophen wegen ihrer Neuheit und ihrer Originalität, aber den ältern erſcheint ſie zuletzt als wahre Ungereimtheit. Der Grundgedanke, daß der Ehemann ſeine Frau, im Actus der ehelichen Beywohnung, als Sache behandelt, iſt wirklich eine ſehr ſeltſame und ſelbſt undelicate Darſtellung. Aus gleichem Grunde behandelte ich den Taglöhner als Sache, wenn ich, anſtatt ſeinen Geiſt, bloß ſeine Arme und ſeine körperliche Stärke zu meinem Dienſte brauchte. Eben ſo ungegründet und unhaltbar ſcheint mir der Satz, welchen Kant in den Berliniſchen Blättern von neuem behauptet, daß die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, ſo ohne Ausnahme ſey, daß, wenn ein

Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufſuchte, mich befragte, wo ich ihn verſteckt hätte, ich ihm den Zufluchtsort deſſelben entdecken müßte. Ich glaube, daß die geſunde Vernunft der meiſten Menſchen für das Gegentheil entſcheiden wird.

Von den beyden neueſten und beſten Producten unſerer Poeſie, dem Schillerſchen Muſen-Almanach und Göthens Herrmann und Dorothea, habe ich aus dem erſten die beſten Stücke, und das andre ganz geleſen. Ich bin überzeugt, daß die Worte des Glaubens Sie, ſo wie mich, gerührt und mit erhabnen Ideen erfüllt, das Licht und Wärme von Schillern und einige andere kleine Stücke von ihm Ihnen gefallen haben; daß der heilige Petrus, der ſich um das Hufeiſen nicht bücken will, und ſich um der Kirſchen willen vielmahl bücken muß, ein naives Stück iſt; daß die Corinthiſche Braut, welche von Manſo für das am meiſten genialiſche der ganzen Sammlung gehalten wird, Ihnen, wie mir, dunkel und in moraliſcher Rückſicht anſtößig ſeyn wird. Herrmann und Dorothea hat mit Louiſe von Voß, als häusliches Gemählde, viel Aehnlichkeit; aber es erhebt ſich über das letztere durch größeres Intereſſe, ſo wie es ihm von Seiten der Verſification nachſteht.

Ich habe die Thorheit begangen, da ich anfing, mich im September ein wenig beſſer zu fühlen, daß ich einen anſehnlichen, aber einen mir nanütz gewordenen Theil meiner Bibliothek ausſonderte, und einen Catalog davon machen ließ, wobey mein Auge und meine Geſundheit oft ſehr litten. Ich kaufte zugleich viel neue, zum Theil koſtbare Bücher, meiſtentheils Autoren, oder Franzoſen und Engländer an, welche ich mit dem Verkaufe jener ſaldiren wollte. Korn hatte mir Hoffnung gemacht, daß er in der Michaelis Meſſe dafür ſorgen wollte, daß dieſe Bücher, unter welchen viele gute ſind, in Leipzig dieſen Winter verauctioniert würden. Denn unſre Breslauiſchen Auctionen ſind größtentheils ſo unbedeutend, und werden ſo ſchlecht beſucht, daß beynahe gar nichts aus dem Verkaufe der Bücher herauskommt. Nun bin ich alſo in eine Schuld von etlichen hundert Thalern gerathen.* Arbeiten kann ich dieſen Winter nicht, um mir etwas zu verdienen, und leſen kann ich beynahe auch wenig, ſo daß alle dieſe neu gekauften und ſchön eingebundnen Bücher ganz umſonſt da ſtehen. Was rathen Sie mir? Ich werde Ihnen nächſtens einen Catalog davon ſchicken, und wenn es zum Verkauf derſelben kommt, ſo thun Sie, — was Ihnen Ihre Freundſchaft ohne das eingeben wird, — alles, was Sie können, um die Nachricht bekannt zu machen. — Leben Sie wohl, theuerſter Freund, und erfreuen Sie mich bald mit guten Nachrichten aus Ihrem Hauſe, aus dem Hauſe meines Freundes Dörrien, und von allen denen, die ſich noch meiner erinnern. Leben Sie wohl, ich bin von Herzen Ihr Freund.

146.

Breslau, den 20. Aprill. 1798.

Da an Verbeſſerung meines Zuſtandes jezt gar nicht mehr zu denken iſt, ſo kann ich freylich auch nur die alten Klagen wiederhohlen, und thue es vorzüglich gegen ſo theilnehmende Freunde, von deren Liebe ich überzeugt bin, daß meine Klagen ſie nicht ermüden. Ja, theurer Freund, meine Leiden ſind noch immer dieſelben, und in machen Stunden ſteigt der Schmerz zu einem fürchterlich hohen Grade. Will ich auch die etwas erträglichern Augenblicke noch zum Arbeiten nutzen, ſo muß ich doch nachher um ſo ſchwerer dafür büßen. Aber Briefe von ſolchen Freunden, wie Sie, ſind mir auch unter den ſchmerzlichſten Leiden Troſt und Beruhigung. Sie enthalten zugleich immer Nachrichten, welche mir angenehm ſind. Und ich lebe nur noch durch die Wißbegierde, durch das eigne Nachdenken und durch die Belehrungen, die ich von Freunden über Literatur und Weltbegebenheiten erhalte. Fahren Sie alſo darin fort, ſo weit es Ihre zitternde Hand erlaubt.

Daß die Bruchſtücke auch Ihren Beyfall erhalten haben, iſt mir um ſo lieber. Beſonders abdrucken werde ich ſie zwar in der Folge laſſen, aber jetzt kann ich noch nicht daran denken.

Ob mir gleich der junge Schottländer geſchmeichelt hat, ſo bin ich doch nicht gleichgiltig gegen ſein Urtheil, und es beſtärkt mich in der Uiberzeugung, daß Schottland weit mehr Aehnlichkeit mit Teutſchland hat, als England. Auch die Univerſitäten haben mehr Aehnliches; und wenn je Teutſche Litteratur in England Eingang finden ſollte, ſo würde es am erſten von Schottland aus Statt haben. —

Der Brief im Merkur hat mir ſehr gefallen. Er berichtigt die Begriffe über England ſehr, und hat darin vollkommen Recht, daß die Engländer Urſache hatten, den Krieg anzufangen; ob aber auch Pitt, nach ſo vielen Niederlagen, ihn fortzuſetzen, iſt doch eine andre Frage. — Auch mir erſcheinen die Engländer, unter den gegenwärtigen Umſtänden, als ein groſſes Volk, — zumahl in Vergleichung mit den übrigen, da ſie allein noch den Muth haben, dem Franzöſiſchen Deſpotismus ſich beharrlich zu widerſetzen. Nur darin ſcheint mir Marſh es zu weit zu treiben, daß die Oppoſition aus lauter Leuten beſtehen ſoll, die bloß die Abſicht haben ins Miniſterium zu kommen. Gewiß hat es doch auch Patrioten zuweilen darunter gegeben. Auch kann ich mir nicht vorſtellen, daß die jetzige Oppoſition, wenn ich Foxen mit darunter rechne, ſogar verächtlich ſey, als Marſh ſie vorzuſtellen ſcheint. Gibbon iſt mein Gewährsmann, in deſſen Lebensbeſchreibung eine intereſſante Stelle von Foxen ſteht; und Gibbon war doch auch wirklich ein Kenner der Menſchen und deſſen, was zu ihrem Werthe gehört.

Hubers Sohn, den ich unter meinen Augen habe erwachſen ſehn, intereſſirt mich doch ſehr. Schade, daß ſeine Talente nicht noch mehr und beſſere Früchte getragen haben. Vielleicht werden ſie ſie noch im Alter bringen. Was macht denn Philemon und Baucis, ſeine ehrwürdigen Aeltern? Ich liebe ſie von Herzen! Was macht Dumas? Iſt er auch jetzt noch für die herrſchende Partey?

Die Meſſe iſt da, und eröffnet ein neues Feld der Wißbegierde und Belehrungen von meiner und Ihrer Seite. Machen Sie mich doch mit den beſten und intereſſanteſten Producten bekannt, ſo weit es ohne Ihre Beſchwerde geſchehen kann. An Dörrien und Kapp tauſend Grüße. Ich bin ewig Ihr Freund.

147.

Breslau, den 12. Jun. 1798.

Theuerſter Freund,

Sie rühmen meine Geduld, ich möchte meine Ungeduld anklagen: und die beyden einzigen Perſonen, welche allein immer um mich ſind, mein Bedienter, der Schreiber dieſes Briefes, und ſeine Frau, die mir meine ganze Wirthſchaft beſorgt, würden vielleicht mehr in meine Anklage gegen mich ſelbſt, als in Ihr Lob einſtimmen. Man iſt immer beſſer, mit der Feder in der Hand. Auch bey Beſuchen von Freunden nimmt man ſich zuſammen. Aber wenn man ſchlaflos und ſchmerzhaft auf ſeinem Krankenlager, manchmal halbe Tage lang, unbeſchäftigt, nichts als die Empfindung des Schmerzens ſelbſt zur Unterhaltung hat, und dieß Tag für Tag ohne Abſehen eines Endes fortgeht: o dann beſtürmen die Gedanken einander; ein höchſt unruhiges Gemüth wechſelt mit einem niedergeſchlagnen und faſt troſtloſen Gemüthe ab; und der Autor der Schrift über die Geduld möchte aus ſeinem eignen Buche lernen. Nichts iſt, was die Geduld mehr ermüdet, als das Unaufhörliche des Uibels, — und wenn man nichts dagegen thun kann und darf. Ich bin wie ein Soldat, der vor einer feindlichen Batterie ſteht und nicht ſchießen darf. Meine Aerzte können zu meiner Erleichterung wenig, und zu meiner Heilung gar nichts thun: und ich bin Gott und der Natur ganz allein überlaſſen."

Die Eitelkeit verläßt den Schriftſteller nur mit ſeinem Tode. — Was haben Sie zu meinem Aufſatze über den Humor, und über meine Uiberſetzungen aus dem Botaniſchen Garten geſagt? Die letztern waren ſchon längſt verfertiget; der erſtere iſt ein Kind der jetzigen Zeit, und der Schmerzen. Seitdem aber iſt mein Befinden doch noch ſchlimmer geworden. Diejenige Philoſophie, welche ich für die Beſte halte, ſolche äſthetiſche Begriffe aus dem Sprachgebrauche und aus den Beyſpielen zu entwickeln, kommt ganz aus der Mode. Unſre jungen ſchönen Geiſter und Kritiker, dergleichen die beyden Schlegel ſind, bekommen ihre Begriffe durch eine Art von Inſpiration: und dieſe Begriffe ſind ſo ſehr tiefſinnig, daß ich ſie nicht verſtehe. Dieſe beyden Söhne von Ihrem und Gellerts altem Freunde, ſind in der That junge Männer von vorzüglichem Talente: aber ſie ſind auf einem falſchen Wege, in Abſicht des Geſchmacks und der Philoſophie. Die Uiberſetzung des Shakeſpear von dem einen iſt meiſterhaft. Aber an dem Athenäum, welches ſie gemeinſchaftlich ſchreiben, habe ich nichts zu meiner wahren Unterhaltung gefunden. Es kommt darin eine Definition von dem Humor vor, welche meine ganze Theorie über den Haufen wirft. Nach derſelben ſoll er eine willkürlich angenommeme Stimmung ſeyn. Es ſcheint, ſie wollten gerade das Gegentheil von der bisherigen Meinung ſagen. Der Satz ſteht ganz nackend, ohne allen Beweis; und man weiß alſo nicht, wo dieſe neue Weisheit herkommt, und wodurch ſie unterſtützt wird. Dieſe beyden Männer haben eine unendliche Verehrung für die Griechen; aber alles, was ſie über dieſelben ſchreiben, zeigt mir, daß ſie mehr über ſie a priori philoſophiren, als ſie a posteriori kennen. Sie erheben die Griechen über das übrige Menſchengeſchlecht; ſie reden von einer Griechheit, worüber Nicolai mit Recht ſpottet. Ich für mein Theil, je mehr ich die Griechen in ihren Schriften wirklich ſtudiert habe, deſto ähnlicher habe ich ſie mit uns gefunden.

Gegen ſolche Ausſchweifungen, und gegen alle Mißbräuche der Speculation iſt Nicolai ein vortrefflicher Mann. Laſſen Sie ihn ein wenig weitſchweifig ſeyn; laſſen Sie ihn zuweilen die Sache etwas übertreiben: aber ſein Gundibert enthält doch auch viele Stellen voll wahren Witzes; es werden viele gemeinnützige Wahrheiten darin geſagt, und das Ganze ſtiftet mehr Gutes als Böſes.

Die Kantiſche Schule erhält Angriffe von mehr als einer Seite. Was werden Sie ſagen, wenn auch ich mich auf den Kampfplatz ſtelle? Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht zu ſtreiten, ſondern nur die Wahrheit zu unterſuchen zur Abſicht habe. Doch ich muß vor der Zeit nicht ſelbſt meine Geheimniſſe ausplaudern.

Nun ſo danke ich meinem Schickſale, daß es mir dieſe kleine Stunde der Erhohlung in dem Geſpräche mit Ihnen verſtattet hat. O wie ſchwer wird es mir, die Feder niederzulegen; wie unangenehm iſt es mir, bey den Briefen, die ich von Ihnen bekomme, mich am Ende derſelben zu ſehen! Doch die Vernunft gebeut, zu endigen, da ich meine Schmerzen durch das Dictiren vermehre. Leben Sie alſo wohl und erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich bin ewig der Ihrige.

148.

Breslau, vom Sept. 1798.

Theuerſter Freund,

Es iſt mir unmöglich, ein Stillſchweigen nicht zu brechen, das mir in hohem Grade läſtig zu werden anfängt. Es wird zwar gewiß unſere Freundſchaft nicht vermindern; aber es entfernt doch, es macht einen dem andern unbekannt. Und zeigt es mir vielleicht nicht an, daß Sie krank ſind?

Ich lebe immer noch, lebe höchſt elend, und ſehe noch kein Ende meiner Noth noch meines Lebens. Denn, ſo viel ich auch leide, ſo unaufhaltſam auch mein Uibel fortgeht, ſo abgezehrt und ſchwach ich auch bin; ſo iſt doch kein zum Leben nothwendiger Theil angegriffen. Dieß iſt das Schreckliche ſolcher äußern Schäden. Andere Krankheiten tödten, oder werden geheilet. Dieſe quälen den Menſchen, ohne ihn zu tödten. Dieß iſt es auch, was meinen Muth zuweilen niederſchlägt und mich in eine gewiſſe Schwermuth verſenkt. Gerade heute iſt ein ſolcher Tag, und ich will in den Armen eines Freundes Zuflucht ſuchen. Doch, um ihn nicht mit mir zugleich zu betrüben, will ich von meinem Uibel ganz abſtrahiren und von allen andern Sachen ſprechen.

Ich bin immer noch eine Art von Schreib- oder Dictir-Maſchine. Was werden Sie ſagen, wenn Sie dieſe Meſſe zwey oder beynahe drey Bücher von mir erſcheinen ſehen? Das eine, die Fragmente über Friedrich den Zweyten, iſt zwar ſchon längſt geſchrieben, und Manſo hat die ganze Mühe der Herausgabe über ſich genommen. Aber das andere, die Uiberſicht der verſchiedenen Moralſyſteme, das Kantiſche mit eingeſchloſſen, iſt erſt jetzt, oft auf meinem Krankenbette, in den erträglichen Zwiſchenräumen zwiſchen großen Schmerzen gearbeitet worden. Dieſes letztere, als das jüngſte Kind meines Geiſtes, und ein unter Schmerzen gebornes Kind intereſſirt mich wegen ſeines Schickſals am meiſten. Die Abhandlung gehört als Einleitung zur Uiberſetzung der Ariſtoteliſchen Moral, und iſt nur beſonders abgedruckt worden, damit ich ſie Kanten den ich beurtheilet habe, zueignen könnte. Doch von allem dieſem mehr, wenn ich Ihnen die Bücher ſelbſt ſchicken werde: denn ſie ſollen noch auf Michael in der Druckerey fertig werden.

Dieſer Brief ſoll nur der Vorläufer eines größern ſeyn, Ihnen mein trauriges, aber doch nicht ganz unthätiges, und alſo auch nicht ganz unglückliches Leben anzeigen, und Sie bewegen, mir bald Nachricht von dem Ihrigen zu geben; er iſt beſtimmt, Sie zu verſichern, daß ich Sie von Herzen liebe, und zu veranlaſſen, daß auch Sie dieſe Verſicherung gegen mich erneuern, ſo überzeugt ich auch von Ihrer Liebe bin. Noch zwey Worte von meiner Lektüre. Ich ſelbſt kann nur in die Bücher einen Augenblick hinein ſehen, um eine [illegible] wie verſtohlen wegzuhaſchen. Dazu dienen Verſe am beſten. Auch ſtehen die größten Dichter aller Nationen auf meinem Tiſche. Längere und neuere Sachen muß ich bloß leſen hören. Mein erſter Vorleſer und Secretair iſt mein Bedienter, und jetzt eben bin ich mit den Fragmenten über Italien beſchäftiget, die mir ſehr gefallen. Leben Sie wohl.

149.

Breslau, den 9. Oct. 1798.

Theuerſter Freund,

Ich weiß Ihnen vielen Dank dafür, daß Sie mir unerachtet Ihrer zitternden Hand, und alſo gewiß nicht ohne Beſchwerde, auch das letzte Mahl wieder ſo viel geſchrieben haben. Uibernehmen Sie ſchon dieſe Mühe noch manchmahl. Ich bin der Erheiterung und des Troſtes, welche mir die Zuſchrift eines ſolchen Freundes gewähret, mehr als je bedürftig. Durch das Uibel, welches Sie kennen, greift die Zerſtörung meines Geſichts immer weiter um ſich; ich kann faſt in kein Buch mehr einen Blick thun, ohne meinen Schmerz aufzuregen; dieß legt auch meiner Thätigkeit, dem Stützchen, was mir bisher noch meinen Zuſtand erträglich machte, große Hinderniſſe in den Weg. Ich muß mir vorleſen laſſen oder dictiren: unter dieſen Umſtänden leiſtet mir mein Freund Schneider, deſſen kleine Schrift wider Herrn Jakob ich vor etlichen Jahren Ihrer Fürſorge empfahl, vorzügliche Dienſte. Ich empfehle Ihnen das literäriſche Intereſſe deſſelben auch für die Zeit da ich nicht mehr ſeyn werde. Ich darf hoffen, daß meine Befreyung nicht mehr fern iſt: ich fühle mich, außer jenem zerſtörenden Uibel, krank, und meine Füße fangen an ſtark zu ſchwellen. Gott helfe mir nur bis an mein Ende den unaufhörlichen, wie es ſcheint, ſelbſt dem Opium trotzenden Schmerz ertragen! Die Bücher, welche ich auf die Meſſe bringe und Jhnen mit dieſem Briefe überſende, mögen für ſich ſelbſt reden. Schreiben Sie mir doch in Jhrem nächſten Briefe, was Sie denſelben, ſo weit Sie ſie bis dahin gekoſtet haben, für Geſchmack abgewinnen. Sie erhalten zugleich Exemplare dieſer Schriften für die beyden Thümmel, und Briefe an ſie. Jch bitte Sie um die Beſtellung derſelben. Der Geheime-Rath hat mir letzthin eine Hymne an die Sonne, die er gedichtet, mitgetheilt. Jch habe die Gedanken in derſelben gut, aber den poetiſchen Ausdruck unvollkommen gefunden. Mein Brief an ihn enthält eine umſtändliche Critik darüber; es iſt mir lieb, wenn Sie ihn auch leſen. *) Vor acht Tagen bin ich durch einen Beſuch von Küttnern überraſcht worden. Er hat Dännemark und Schweden mit ſeinem Engländer durchreiſt und geht nach Wien. Jn unſrer Stadt blieb er nur einen Tag. Er fand mich eben im Bette und ſehr ſchwach: ſein Beſuch war mir aber doch lieb. Er hat mir viel erzählt und mir viele Empfehlungen an Sie und die Freytagsgeſellſchaft aufgetragen. Bey uns iſt jetzt alles von dramatiſchem Vergnügen berauſcht. Herr Fleck gefällt, ſeine Frau entzückt. Jch weiß und genieße von allem nichts, außer daß ich ihn

---

*) Es ſteht im Anhange.

bey mir geſehen und lezthin bey Manſo declamiren gehört habe. —

Was die beyden Schlegel betrifft, ſo mögen dieſe immer gegen mich ſchreiben. Das Gute in meinen Schriften wird deßwegen doch gut bleiben, und das Tadelhafte gebe ich ihnen Preis. Ihre Art zu ſehen aber iſt gewiß nicht die richtige; und ſie wird ſich, wenn ſie gute Köpfe ſind, ändern, wenn ſie älter werden. —

Uiber Nelſons Sieg betrübe ich mich zwar, als Menſchenfreund, wegen des Unglücks, welches damit verbunden geweſen iſt: ich kann aber doch als Politiker, nach meinen gegenwärtigen Grundſätzen, nicht anders, als mich über alles freuen, was den Uibermuth der Franzöſiſchen Republik einiger Maßen zu beugen vermag. Gott ſey mit Ihnen, mein Theuerſter! Ich bleibe unverändert der Ihrige als immer [illegible]

150.

Breslau, den 30. Oct. 1798.

Ihr Brief vom 20. Octbr.; theuerſter Freund, hat mich, ſo wie alles, was von Ihnen kommt und mich an Sie erinnert, ſo weit die überhandnehmende Zerrüttung meiner körperlichen Natur es verſtattet, geſtärkt und erquickt. So lange mich noch irgend etwas erfreuen kann, erfreut mich das Lob eines Freundes, wie Sie, mein Theurer. Ich bin aber ſehr krank, und kann Ihnen daher nur wenig ſchreiben. Ich kann auch, in Hinſicht auf Literatur, jetzt eben ſo wenig thätig ſeyn, als genieſſen. Einige Stücke aus dem neüen Schillerſchen Almanach, die meine Freunde mir vorgeleſen haben, haben mir doch Vergnügen gemacht; am meiſten das Bürgerlied. Göthe's Producte ſind zum Theil ſchwer, aber doch ſchön.

Der Commiſſionär von Herrn Korn wird Ihnen zu den beyden hier beyliegenden Briefen noch 15 Rth. baar Geld und ein Exemplar von meinen beyden neuen Büchern einhändigen. Ich bitte Sie, der *** mit dem an dieſelbe addreſſirten Briefe, die gedachte kleine Summe, und dem jungen Herrn Volkmann, dem Sohne meines Freundes, den inliegenden Brief und die beyden Bücher zuzuſtellen. Ich habe von beyden, an welche ich hier ſchreibe, vor kurzem ſehr freundſchaftliche Briefe erhalten: ich will daher beyden antworten und ihnen zugleich jedem, ſeiner mir bekannten Lage gemäß, ehe ich die Welt verlaſſe, noch einen kleinen Beweis meiner Freundſchaft geben. So viel dießmahl. Ich bin bis an den Tod von Herzen Ihr Freund.

I.

Anhang
einiger Briefe
von Garve
an
den Herrn Geheimen-Rath von Thümmel

1.

Breslau, den 10. Octob. 1794.*)

Ich komme eben von einem Feſte, welches Sie mir zubereitet haben. Zwar habe ich noch nicht die drey letzten Theile der Reiſen nach der Provence aus Ihren Händen empfangen — und dieſes Geſchenk würde ich die Eitelkeit haben mir einzumahnen, wenn Herr Göſchen es vergeſſen ſollte, — aber ich habe ſie geleſen; und, wie Sie aus Erfahrung wiſſen, das Werk eines Mannes von Genie macht einen, während der Zeit, da man damit beſchäftigt iſt, glücklicher. Es hat auch immer eine unterrichtende und belebende Kraft in ſich, der Gegenſtand, von welchem es handelt, mag ſeyn, welcher er wolle. Ich lerne mehr, wenn mir ein Mann von Genie die geheimen Kreuze des unheiligen Clärchen aufdeckt, als wenn mir ein gemeiner Kopf die Wiſſenſchaften der Moral und Politik vorträgt. In der That iſt, wenn ich nicht irre, ſelbſt nach Ihrer Abſicht, die Geſchichte nur das Vehikel, die Belehrungen, welche über menſchliche Sitten und Leidenſchaften, und beſonders über die Wirkungen des Aberglaubens, in der Erzählung eingewebt ſind, oder durch dieſelbe veranlaßt werden, auch für die Sinnlichkeit und die Einbildungskraft der Leſer anziehend zu machen. Wenn in dieſen Bänden auch nur die Epiſode von den päbſtlichen Soldaten und ihren Schickſalen vorkäme, ſo würde mir das Buch und der Autor ſchätzbar ſeyn, ſo wie es mir der Triſtram Schandy und ſein Verfaſſer durch die Epiſode von dem Lieutenant Le Fever ſind. Dieſe beyden Werke ſind, in Abſicht des Inhalts, des Tons, der Erzählung, des Styls, einander ſehr unähnlich, aber ſie kommen darin überein, ihre Verfaſſer als äuſſerſt gutherzige Menſchen, als ſehr feine Beobachter, und als Leute von entzündbarem Temperamente, in Abſicht des andern Geſchlechts, zu ſchildern. Beyde lieben etwas die nackten Gemählde, beyde haſſen den Aberglauben, beyde miſchen einen gewiſſen Tiefſinn unter ihre Frivolitäten. Der Witz von beyden iſt Sterling-Witz, der oft erſt auf die Kapelle gebracht, probirt und gewogen ſeyn will, ehe man ſeinen ganzen Werth einſieht. Auch Dunkelheiten, — damit ich die Vergleichung noch etwas weiter treibe, ſind beyden gemein.

---

*) Man vergl. Th. II. S. 145.

Schon in den beyden erſten Theilen Ihrer Reiſe ſind mir einige Verſe unerklärlich geblieben, und auch in dieſen ſind mir einige poetiſche Stellen ſchwer geworden, und andere, obgleich nur wenige, völlig dunkel geweſen. Ich weiß nicht recht, ob die Allegorie, mit welcher ſich die gefährlichſte Scene der Geſchichte ſchließt, nur einen freywilligen Rückzug, oder eine ſich verſagende Naturkraft anzeigt, und ob bloß die Beweiſe der innigen Vertraulichkeit des Probſtes, oder ob noch ſchlimmere Ahndungen dieſe ſeltſame Veränderung hervorbringen. Indeß war dieſer Punct dazu gemacht, im Dunkeln zu bleiben. Dafür iſt in dem vortrefflichen Prologe der Marionettenſpieler alles ſonnenklar. Die Ode über den Zufall, tiefer gedacht, und mit etwas feiner angedeuteten Anſpielungen angefüllt, belohnt die Mühe ſie zu verſtehen, weil man den Sinn allenthalben, und einen reichen, philoſophiſchen Sinn, darin findet; und Sachen und poetiſcher Ausdruck ſind, in den letzten Stanzen, mit welchen Sie von dem Avignonſchen Gebieth und vom Leſer Abſchied nehmen, gleich untadelhaft. Mit einem Worte, Ihr Buch iſt eine Gallerie von Gemählden, wo der Sinn zuerſt gereizt, aber die Imagination noch mehr befeuert, und zuletzt auch der Verſtand und die Vernunft befriediget werden.

Indeſſen Sie wollen gewiß nicht bloß das Lob Ihres Freundes, ſondern Sie wollen ſein Urtheil; und das erſte kann nur für aufrichtig gehalten werden, wenn das andre freymüthig iſt.

Ich habe in der That ſchon den größten Tadel, den ich dem Buche zu machen hätte, angezeigt. Es iſt zu tiefſinnig für die frivolen Leſer, die es ſcheint an ſich ziehen zu wollen. Es verräth einen Verfaſſer, der viel und tief über die Dinge in der Welt nachgedacht hat, und es verlangt einen Leſer, der wieder ſo nachdenkt; und doch ſcheint der Hauptgegenſtand nur bloß die Sinnlichkeit zu beſchäftigen. Uiberhaupt wünſchte ich, daß ein ſo großer Menſchenkenner und ein ſo glücklicher Mahler der Sitten ſich einen Stoff von noch größerm Umfange gewählt, und nicht eine einzige Leidenſchaft zum Mittelpuncte aller ſeiner Schilderungen gemacht hätte, von wo aus freylich, wie es in der Natur auch geſchieht, Strahlen ausgehn, die ſich über das ganze Gebieth der Sittlichkeit und des geſelligen Lebens erſtrecken, wo aber doch vieles nur im Profil und wie im Hintergrunde gezeigt werden kann, was auf einem Gemählde, deſſen Hauptinhalt mannigfaltiger wäre, in voller Geſtalt und im vollem Lichte erſchienen wäre. Es iſt das Werk des Genies, eine einfache kleine Begebenheit, durch den Reichthum, den es aus ſeinen eigenen Schöpfungen hineinzubringen weiß, intereſſant und lehrreich zu machen; aber was würde daſſelbe Genie nicht erſt bewirkt haben, wenn es einen an ſich reichhaltigen Stoff bearbeitet hätte?

Was die Nacktheit gewiſſer Gemählde betrifft, über welche Sie vielleicht den Tadel der Critik oder der Sittenrichter am erſten befürchten, ſo erhält ſie gewiß von niemanden eher Verzeihung, als von uns kalten, ernſthaften, aber doch zugleich wißbegierigen Leuten. Eine etwas ſchlüpfrige Scene bringt unſere Imagination nicht ſo auf, um uns zu beunruhigen, oder unſere Tugend in Gefahr zu ſetzen; aber wenn ſie nach der Natur geſchildert iſt, ſo läßt ſie uns doch in einen Theil des menſchlichen Lebens hineinſehen, der von großer Wichtigkeit, und von ſehr allgemeinem, obgleich verborgenem Einfluſſe auf Glückſeligkeit und Elend iſt. Außer uns iſt noch eine andere, ziemlich kleine Gattung von Leſern, die nicht bloß Ihnen verzeihen, ſondern die ganz mit Ihnen einſtimmen wird; und dieſe Leſer könnten Ihnen auch leicht die liebſten ſeyn. Das ſind diejenigen, die Ihnen ähnlich ſind, die einen philoſophiſchen Geiſt, und edle, beſonders menſchenfreundliche Gefühle mit einer ſchwelgenden Imagination, und einer ſtarken, aber ſehr verfeinerten Sinnlichkeit verbinden. Eine ſeltene Compoſition — aber ohne Zweifel diejenige, die in der Jugend dem Genuſſe, und im männlichen Alter der Hervorbringung von Geiſteswerken vorzüglich günſtig iſt. Eine dritte Claſſe von Leſern, und dieſe iſt ohne Zweifel ſehr zahlreich, die, noch ſelbſt durch die Reitze der Wolluſt verführbar, doch gegen dieſelben durch die Lehren der Religion und Moral mißtrauiſch, und unfähig, mit Ihnen die Tiefe der menſchlichen Natur, mitten in dem Aufruhr ſinnlicher Begierden, zu erforſchen, oder an dieſer Philoſophie Geſchmack zu finden, das Anſtößige in Ihrem Werke mehr, als das Lehrreiche und Nützliche, gewähr werden wird — dieſe wird Sie ohne Zweifel tadeln; und allerdings wünſchte ich, daß Sie auch auf dieſe Rückſicht genommen hätten. Ich wünſchte, daß Sie Rückſicht auf das junge weibliche Geſchlecht genommen hätten, welches Ihr Buch mit ſo vielem Vergnügen leſen, und welches ſo viel daraus lernen könnte; und dem man es jetzo doch nicht mit Anſtand in die Hände geben oder vorleſen kann. Wie wehe mir das thut, der ich ſo gern, was mir vorzüglich gefällt, in kleinen vermiſchten Zirkeln vorleſe, kann ich Ihnen nicht ſagen. Indeß hat Ihr Buch, wie mich dünkt, im Ganzen eine ſehr ernſthafte Tendenz, aber eine, die der große Hauſe von Leſern kaum argwohnen wird. Nirgends wird dieſe Tendenz mehr wahrgenommen werden, und nirgends, glaube ich, wird das Buch ſelbſt mehr Senſation machen, als in katholiſchen Ländern. Wenn irgend ein gemeinſchaftlicher Gedanke durchs ganze Buch läuft, ſo iſt es der, die unglücklichen Wirkungen des Aberglaubens auf die Moralität der Menſchen zu zeigen. Alles zielt ab, die Verderbniſſe der Sitten, die unter dem Scheine der Heiligkeit verborgen ſind, aufzudecken; alles vereinigt ſich dahin, zu beweiſen, daß die Verführung der Unſchuld doppelt leicht iſt, wenn ſie eine abergläubiſche Frömmigkeit mit der Unwiſſenheit vereinigt findet, — und daß von der anderen Seite alle böſen Neigungen des Menſchen freyen Spielraum bekommen, wenn eine abergläubiſche Religion dem Sünder ſo leichte Mittel zur Ausſöhnung oder zur Rechtfertigung darbiethet. — In ſo fern drückt das letzte Gedicht, womit Sie ſchließen, den Geiſt und die Abſicht des ganzen Werks vollkommen aus: denn es ſchildert den ganzen Unwillen, den der Verfaſſer durch ſeinen Aufenthalt und durch ſeine Begebenheiten in einem abergläubiſchen Lande, gegen den Aberglauben des Papſtthums überhaupt gefaßt hatte. Ich kann mir nicht anders vorſtellen, als daß dieß noch wirklich Eindrücke ſind, die Ihnen von Ihrer ehemahligen Reiſe in dieſer Gegend zurückgeblieben ſind; und ich wundere mich in der That, wie, nach ſo langer Zeit, ſie noch ſo lebhaft ſeyn können, um bey Verfaſſung Ihres Werks einen ſo ſtarken Einfluß zu haben.

Ich wage es, noch gegen einige einzelne Stellen Einwendungen zu machen, bey welchen ich doch aber mißtrauiſcher gegen mein Urtheil bin; theils, weil ich glaube, die Gegenſtände, wovon die Rede iſt, bey weitem nicht ſo gut, als Sie, zu kennen, theils, weil ich ſehe, daß andere einſichtsvolle Leſer mit meinem Urtheile nicht übereinſtimmen. Ich begreife z. B. nicht, wie der Reiſende einer Perſon, die er noch für unſchuldig und für fromm hält, gleich bey ſeinem erſten Beſuche, nicht nur ſeine ganze Abſicht entdecken, ſondern ihr auch, durch die Vorleſung der abſcheulichen Indulgenz des Papſtes Alexanders des Sechſten, und der Stellen aus den Caſuiſten (von denen er doch vorausſetzt, daß ſie ſie verſteht) dieſe Abſicht in dem empörendſten Lichte zeigen kann. Wie iſt es möglich, daß, bey dieſer Vorausſetzung, er die Gleichgültigkeit und Kälte, mit welcher ſie dieſe Gräuel anhört, für Unſchuld und Unwiſſenheit annehmen kann? — Ich geſtehe es, der Reiſende ſcheint mir von der Verworfenheit ſolcher ſcheinheiligen Dirnen ſchon ſo viele frühere Erfahrungen gehabt zu haben, daß er glaubt, auch bey Clärchen den Roman beym hinterſten Ende anfangen zu können; und doch überreden mich alle andere ſeiner Aeußerungen, daß er noch de bonne foi eine Heilige und eine kindlich Unſchuldige in ihr ſucht. Ja, ich kann mich zuweilen in die Begriffe, die er von weiblicher Tugend äußert, nicht finden. Es ſcheint mir, als wenn er ſie mit einer Unwiſſenheit, die nur von

Dummheit herrühren kann, oder verſtellt ſeyn muß, verwechſele.

Ich bekenne zweytens, daß ich nicht völlig verſtehe, wie nach ſo klaren Beweiſen, als der Reiſende gehabt hat, daß die geheimſten Reize Clärchens von einem Vorgänger geſehen, und höchſt wahrſcheinlich genoſſen worden ſind, er doch durch ihre Erzählung, die mit dem Berichte der päpſtlichen Soldaten in äußern Umſtänden übereinſtimmt, aber dieſe auf eine ihr günſtige Weiſe erklärt, von Unneuem ſo für ſie eingenommen und von ihrer Unſchuld überführt werden kann, daß er im Ernſte daran denkt, ſie zu heirathen; und dieſe Liebe und dieſes Zutrauen gehen in wenig Minuten in eine ſo gänzliche Verachtung und faſt Verabſcheuung über, daß er daſſelbe Clärchen, wie die gemeinſte Buhlſchweſter, dem Herrn Fez gleichſam zur Mißhandlung Preiß gibt, gewiß, daß ſie die angebothne Partie nicht ausſchlagen wird. Dieſe Uibergänge kommen mir zu plötzlich vor, und würden meiner Natur nicht gemäß ſeyn; aber ich entſcheide deßwegen nicht, daß ſie auch der menſchlichen Natur widerſprechen.

Die Rede, welche der Reiſende vor ſeinen Richtern hält, iſt ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit im Vortrage und Styl, und ſie übertrifft, nach dem Ausdrucke eines meiner Freunde, alle Kunſt der Demoſthene und Cicerone. Indeß geſtehe ich, daß mir dieſe Beredtſamkeit beynahe zu hoch für die

Umſtände und für die Perſonen ſcheint, denen ſie gewidmet iſt; daß ſie am Ende doch den Richtern einen gar zu groben Staub in die Augen ſtreut, und daß dieſe ſich durch einen Betrug ſo gänzlich umſtimmen laſſen, der mir auch ſelbſt für die ſtumpfe Faſſungskraft eines Avignonſchen Probſtes und Dommherren unverkennbar zu ſeyn ſcheint.

Noch ein Wort von der an ſich ſehr mahleriſchen Epiſode von dem Gemählde-Cabinet, durch welches die Thronfolger eines Fürſtenhauſes, vor dem wichtigen Actus der Fortpflanzung desſelben, ihre Imagination anfeuern, und ihre verlorne Spannkraft wieder herſtellen ſollten. Es ſcheint, daß Sie dadurch Ihre Rechtfertigung vor dem Publicum machen wollen, und Sie vertheidigen ſich in der That vor dieſem Tribunale mit eben der Kunſt, als vor dem Tribunale der Geiſtlichkeit in Avignon — oder nicht? auch ein wenig mit gleichen Advokatenkünſten? — Sollte wirklich die entnervte oder erſchlaffte Mannheit eines Jünglings durch wollüſtige Gemählde geſtärkt werden? Gehören dieſe nicht einiger Maßen ſelbſt zu den entnervenden Urſachen, indem ſie eine Kraft in unnützen Begierden verzehren, die nur auf die Umarmungen der ehelichen Liebe gewandt werden ſollte? — Sie ſehen, wie voll ich von Ihrem Werke bin, da ich nicht aufhören kann, Ihnen vielleicht unreife Gedanken von mir mitzutheilen, um mich noch länger mit jenem zu beſchäftigen.

2.

Antwort *).

Gotha, den 10. Febr. 1795.

Ein ſo freundſchaftlicher überdachter Brief, als der Ihrige, wäre wohl nicht drey Monathe unbeantwortet geblieben, wenn Sie, theuerſter Freund, zu den Leuten gehörten, die man gern geſchwind abfertiget, um ihrer deſto eher los zu werden. — Ich habe, um mich mit Ihnen deſto traulicher unterhalten zu können, immer auf Ruhe gewartet. — Dieſe wollte nicht kommen, und iſt jetzt, da das allgemeine Unglück nun auch den Punct in ſeinem Strudel getroffen hat, der meinem Vermögen Gefahr und Untergang drohet, — da Holland in den Händen unſrer Feinde iſt, weniger bey mir zu Hauſe, als jemahls. Man iſt in ſolchen Umſtänden ein gar ſchlechter Correſpondent, lieber Garve, und bey einem ſo großen phyſiſchen Verluſte, als mir wahrſcheinlich bevorſteht, nur wenig aufgelegt, an den Werth oder Unwerth ſeiner geiſtigen Pro-

---

*) Wir haben dieſe Antwort um ſo weniger aufzunehmen Bedenken gefunden, da ſie nicht nur Garvens Brief auf eine belehrende Weiſe erläutert, ſondern auch über mehrere Stellen der Reiſe nach dem mittäglichen Frankreich Aufſchlüſſe gibt, welche den Freunden jenes Romans gewiß angenehm ſeyn werden.

ducte zu denken. So ſpät ich auch Ihren Brief beantworte, ſo habe ich doch einen guten Gebrauch davon gemacht, — habe ihn einer Menge Leuten zu ſtudieren gegeben, die bey Erſcheinung meiner drey berichtigten Theile nicht wußten, was ſie davon ſagen ſollten, und von denen mir immer lieber ſeyn mußte, daß ſie Ihr Urtheil ohne lange Unterſuchung annahmen, als ihrem eigenen folgten. Es wäre indeß doch wohl ein zu großes Wunder, als daß Sie ſo leicht daran glauben würden, wenn der Autor ſelbſt zu dieſer Menſchenclaſſe gehörte. Ich will mich alſo, ſo gut es meine jetzige Lage verſtattet, zu rechte ſetzen und den bekannten mißlichen Verſuch machen, meinen Opponenten auf meine Seite zu bringen. Ihr vorzüglichſter Tadel an meinem Buche, und den ich am wenigſten von einem Philoſophen erwartet hätte, iſt: daß es bey ſeiner anſcheinenden Frivolität zu tiefſinnig ſey. Würden Sie aber und andere verſtändige Leſer, die doch eigentlich dem Autor allein Ehre bringen, wohl Geduld gehabt haben, das Werk bis zu Ende zu leſen, wenn ich, wie es noch dazu dem Charakter gemäß war, unter dem ich im erſten Theile meiner Reiſe auftrat, aus meinem dermahligen Leichtſinne nicht dann und wann in den Tiefſinn zurück getreten wäre, den ich aus meiner Bibliothek in Berlin mitnahm? Wirklich habe ich mir meinen Text um deßwillen ſchwerer gemacht: denn ein ganz frivoles Buch zu ſchreiben.

wäre eine ungleich leichtere Sache geweſen. Ich weiß zwar wohl, daß man es im gemeinen Leben leicht mit beyden Partheyen verdirbt, wenn man ſich jede derſelben geneigt zu machen ſucht, und es ſollte mir ſehr leid thun, wenn das hier der Fall wäre. Wenn ich mir jedoch nicht zu viel ſchmeichle, ſo hoffe ich, daß mein Hin- und Herſchwanken die Meiſten in Ungewißheit laſſen ſoll, auf welche Seite ich mich zuletzt hinneigen werde; — und da hätte ich nur zu ſorgen, daß ich am Schluſſe meiner Reiſe allen aus dem Geſichte käme, ohne daß ſie wüßten, was aus mir geworden ſey. Dunkelheiten — iſt ein andrer Vorwurf, der wohl wahr ſeyn muß, weil ihn mir viele meiner Leſer machen, und es die Klage aller meiner Recenſenten iſt. — Ich weiß dagegen nichts zu ſagen, als daß ich einen und den andern bitte, ſie mir in dem Werke ſelbſt en detail anzuzeigen: denn ein armer Autor, der, ohne es zu wiſſen, die Erläuterung davon im Sinne behält, kommt von ſelbſt nimmermehr darauf. Wenn Sie alſo einmahl mein Buch wieder zur Hand nehmen ſollten, lieber Garve, ſo würden Sie mir einen wichtigen Dienſt leiſten, wenn Sie auch Ihren Bleyſtift dazu nehmen, und die Stellen und Ausdrücke anſtreichen, die Ihnen unverſtändlich bleiben. In der ſcabröſeſten Scene meiner Geſchichte, dächte ich, wäre alles ſo ziemlich deutlich. Es muß wohl dem kraftvollſten Manne die Luſt vergeben, wenn er in dem

Augenblicke, da er ſie zu befriedigen gedenkt, Phantome von der Art ſieht, als um der Sopha des Reiſenden ſchweben, — die Hölle mit allen ihren Attributen und in deren Mitte der Pabſt mit allen Schreckniſſen der Seuche, die ſich von ſeiner Regierung her datirt, und an die man in ſolchen Augenblicken ſchwerlich erinnert werden kann, ohne den Muth ſinken zu laſſen. Dies gehört, glaube ich, weniger dazu, um einen denkenden Kopf drehend zu machen, wenn er ſeine Denkkraft in dieſer animaliſchen Lage nicht bey Seite zu legen verſteht.

Ich komme nun zu Ihrer Critik einiger einzelnen Stellen meines Gewebes, gegen die ich meine Vertheidigung kurz und gut herſetzen will. Der Reiſende kann immer, wie ich glaube und wie es ſein Fall iſt, über die Wahrheit der Unſchuld und Frömmigkeit ſeiner Söhne noch ſchwanken: — genug, daß er ſie als eine Heilige, als eine eifrig katholiſche Chriſtinn kennen lernt, die an die Unfehlbarkeit des Pabſtes — an die Lehre des Ablaſſes ſo gut glauben muß, als an jedes andere Dogma ihrer Religion; — genug, daß er Tags vorher ſchon geſehen und gehört hat, mit welcher Begierde ſie nach der Reliquie des Strumpfbandes angelt, um daß er nicht ahnden ſollte, wie gewiß die päbſtliche Indulgenz und die Verheißung der restitutio in integrum ſeinem Wunſche beförderlich ſeyn würden. Da der Reiſende ihr nichts als die eignen Worte des Pabſtes vorlieſ't, ſo kommt die Impertinenz, die darin liegt, allein auf die Rechnung deſſen, der, nach katholiſchen Begriffen, Macht hat, Impertinenzen zu ſagen und ſtrafbare Handlungen zu entſündigen. Ob und in wie weit Clärchen den Sinn des Ablaſſes verſtand, konnte dem Reiſenden im Grunde ganz gleich ſeyn: denn da ſie einmahl die Reliquie nicht aus der Hand laſſen will, die Bedingungen des Handels mit der Erlaubniß des Pabſtes glücklich übereintreffen, und Sie übrigens nicht lange Zeit hat, ſich zu zieren und zu beſinnen, weil ſonſt die zwey einzigen Tage vergeben würden, die dem Verkäufer und der Käuferinn zu ihrem Tauſche frey bleiben: — ſo iſt, glaube ich, die Eile mit der er zu Werke geht, hinlänglich motivirt. Auch hohlte er nicht, ſondern ſie, die Caſuiſten zu Hülfe, und ſie wählte aus übergroßer Sicherheit nur diejenigen, die ihr Gewiſſensrath, den ſie ſelbſt nicht ſprechen durfte, gewöhnlich citirte, fand darin ihre wenigen noch übrigen Zweifel gehoben, und ſah nun mit innerem Vergnügen dem Beſitze der Reliquie entgegen, der ihr über alles ging, und zwar nicht aus Antrieb der Wolluſt, ſondern, wie der Reiſende glauben mußte, der Frömmigkeit. Denn geſetzt auch, daß der Probſt ſo vielen Aberglauben und Wolluſt vereinigte, daß er ihr nur die Kreuze mahlte, um ein Mädchen, daß er für ſich aufhob, für fremde Gefahr zu verwahren;

ſo konnte doch wohl ein ſo junges eingezogenes und bewachtes Kind, als Clärchen dem Reiſenden vorkam, wirklich aus Unbekanntſchaft der weitern Ceremonien durch die Worte ihrer Lehrer ſich ſo weit verleiten laſſen, als hier nöthig war, ohne daß ſie Unrecht zu thun glaubte, — und der Reiſende konnte eben ſowohl, bey den verworrnen Begriffen, die er in der Sitten- und Tugend-Lehre der Katholiken überhaupt und der Avignonſchen beſonders, gewahr ward, mit ſeinen leidenſchaftlichen Speculationen in Ungewißheit gerathen, ob ſein Clärchen nur noch betrogen oder ſchon eine Betrügerinn ſey, — konnte eben deswegen durch die naive Darſtellung ihres Schreckens bey Erſcheinung des Teufels — eben ſo leicht an den Glauben ihrer Unſchuld zurückgebracht werden, als er davon abging. Was kann ein ſchönes, naives, [illegible] Mädchen einem ſolchen Schwächlinge in der Philoſophie, als ich mich ſelbſt mahle, nicht alles weiß machen! Meine Begriffe von weiblicher Tugend ſind deßhalb dieſem Geſchlechte nicht nachtheilig. Es gibt freylich genug, die, aufs beſte unterrichtet, die Unwiſſenden ſpielen, und einen Liebhaber um den andern damit anführen; es gibt aber auch — glauben Sie entweder meiner Erfahrung oder meiner Blindheit — Kinder genug, die es wirklich à l'age d'en faire noch ſo ſehr ſind, wenn ſie den erſten Unterricht erhalten, als es Clärchen vorgibt. Ich weiß nicht, welche alte Dame dem Hofrath Zimmermann geſtand, daß ſie als Braut umſonſt ihre Imagination aufgebothen habe, um ſich das Glück ihrer erſten Nacht begreiflich zu machen, und, als ſie in ihrem ſechzehnten Jahre dazu gelangte, immer bey ſich gedacht habe: n'est ce que cela? n'est ce que cela? Das war doch gewiß ein ächtes Clärchen in der Natur. Der geſchwinde Uibergang des Reiſenden von Liebe zur äußerſten Verachtung ſcheint mir nicht weniger dem Uibergange ſeiner Geliebten von Unbefangenheit, oder der Maske derſelben — zu einem buhleriſchen Gelächter — angemeſſen zu ſeyn. Gegen den Champagner hält keine Scheinheiligkeit feſt; — die plötzliche Veränderung, die der Wein bey Clärchen hervorbrachte, liegt in der Natur des Rauſches, der veritatis amicus iſt. Da der Reiſende nicht ſelbſt betrunken war, ſo hätte er mehr als Sophiſt — er hätte raſend ſeyn müſſen, wenn er ſich länger hätte verblenden noch länger ſchwanken können; und da nichts ſchneller in Verachtung übergeht, als getäuſchte Liebe, ſo laſſen ſich ſowohl daraus, als aus dem leichtſinnigen launigen Charakter des Betrogenen, die nachherigen Auftritte mit Herrn Fez recht gut erklären. Aus dieſem launigen Charakter, in welchem ſich der Reiſende bey allen Gelegenheiten zeigt, fließt auch die, ſonſt unnöthige Beredtſamkeit ſeiner Vertheidigungs-Rede. Sie kann immer für die Umſtände zu hoch ſeyn; genug.

daß ihre Verfertigung dem Gefangenen einen einſamen Abend vertrieb, und, ohne daß ſie in Avignon ſeiner Vertheidigung etwas ſchaden konnte, ſeinem Freunde in Berlin, der darin die Ironie des Verfaſſers nicht verkennen wird, eine angenehme Lectüre gewährte. Wenn Sie ſagen, daß Sie am Ende doch den Richtern zu groben Staub in die Augen ſtreut, ſo ſcheinen Sie vergeſſen zu haben, was es mit dieſen Richtern für eine Beſchaffenheit hat. — Der Probſt, als der feinſte Kopf unter ihnen, wird ja nicht überzeugt und ſoll es auch nicht, — er wird aber überſtimmt von den wichtigen Perſonen des Domherren, von Clärchen und der Tante die alle, ſchon durch das eigene Intereſſe, das für jeden davon in meinem Wunder liegt, auf meine Seite gebracht ſind. Glauben Sie mir, lieber Garve, es iſt die Geſchichte aller möglichen Wunder. Ich will das meinige heute des Tags noch mit gleichem Glücke in Bayern verrichten, wenn Sie mich dort in dieſelben Umſtände verſetzen können, die mir in Avignon beyſtanden. Daß der Probſt den Betrug ſehr gut eingeſehen hat, und nachdem er den Verdruß davon überwunden, mich des Talents wegen, daß er zur geiſtlichen Taſchenſpielerey in mir zu entdecken glaubte, ſogar ſeiner Freundſchaft würdig hält, zeigt ſein Billet und iſt der wahre Gang des Jeſuitismus. Um die Abſcheulichkeit und die Folgen deſſelben zu zeigen, wie ich mir in dieſen dreyen Theilen vornahm, konnte ich freylich unmöglich Rückſicht auf das andere Geſchlecht nehmen, ohne mein Thema zu ſchwächen. Die Materie über die Sünden des Fleiſches ſchien mir auch noch am erſten den ſcherzhaften Ton vertragen zu können, den ich in meiner Reiſebeſchreibung angenommen habe. Es gibt Grundſätze in der Moral der Jeſuiten, z. B. über den Meuchelmord, über die Abtreibung der Leibesfrucht ꝛc. gegen die ich allen Ernſt hätte aufbiethen müſſen, wenn ich ſie hätte berühren wollen. Ich blieb alſo lieber bey jenen ſtehen, die nur roth machen, warne ja ſelbſt alle jungen Mädchen in meinem Buche, es nicht zu leſen und habe es meinen Töchtern zuerſt verbothen. Die Herren Berliner haben ſich, wie billig, ihres Landsmannes angenommen. In dem October-Stücke wird die Frage unterſucht: ob die jetzigen Jeſuiten von den ältern verſchieden wären, und meiner dabey ehrenvoller erwähnt, als ich erwarten durfte.

Wäre es meinen Beſtellungen nachgegangen, liebſter Freund, ſo hätten ſie die neuen drey Theile eher, als Jedermann, eher ſogar, als ich ſelbſt, erhalten. Ich hätte unſerm Weiße aufgetragen, ſie Ihnen ſogleich zu ſchicken, wie ſie aus der Preſſe kommen würden. Laſſen Sie ſich von ihm erzählen, warum es dennoch unterblieben iſt, und dabey meinem guten Willen und der Ihnen ſchuldigen Attention Gerechtigkeit widerfahren. Ich ſchicke dieſen Brief offen an Freund Weißen, dem ich eben zu ſchreiben im Begriffe bin. Es wird ihm nicht mißfällig ſeyn, daß ich ſeiner ſpitzigen Feder Gelegenheit gebe, meine ſchwache Vertheidigung mit ſeinen boshaften Anmerkungen zu begleiten. Ewig der Ihrige.

3.

Breslau, den 2. Octob. 1798.

Theuerſter Freund,

Sie ſchreiben mir wohl zu viel Verdienſt um ſich zu, wenn Sie die Ruhe und Glückſeligkeit, welche Sie dieſen Sommer in Löwenberg genoſſen haben, zum Theile auf meine Rechnung ſetzen. Die Naturſchönheiten der Gegend, die Neuheit und Seltſamkeit der Lage, in welcher Sie ſich befanden, ſelbſt die langunterbrochene Arbeit von Ihrem Buche, welche Ihnen dort vielleicht vorzüglich gelang, und endlich die Nähe Ihres Herrn Bruders und der guten Geſellſchaft, die Sie in ſeinem Hauſe alle Augenblicke aufſuchen konnten, — alles dieß hat nothwendig Ihren Geiſt in einem ungewöhnlichen Grade erheitern müſſen. Aber wie bald werden Sie ſich zu den Fleiſchtöpfen Aegyptens zurückgewünſcht, wie bald werden Sie ſich nach Ihrer Familie und nach dem Gothaiſchen Hofe geſehnt haben! Und es wäre auch nicht einmahl recht, wenn es anders wäre. Ich bin nicht einmahl damit zufrieden, daß Sie, ganz allein und abgeſondert von Ihrer Familie, der Landluſt genoſſen haben. Was wird Ihre Frau Gemahlinn, was werden Ihre liebenswürdigen Kinder dazu geſagt haben, daß Sie auf ſo lange Zeit der Geſellſchaft Ihres Mannes und Vaters beraubt geweſen ſind? Doch auf wenige Wochen, und wenn die Frucht dieſer Abſonderung die Vollendung Ihres Werkes iſt, laſſe ich mir ſchon das etwas romantiſche Vergnügen, ein einſames Schloß, bloß mit ſeiner Köchinn und einem Bedienten, zu bewohnen, gefallen. Aber jetzt müſſen Sie auch recht mit Freuden nach Gotha oder Sonneborn, und in den Schooß Ihrer Familie zurückkehren. Nicht alle Hofgeſellſchaften ſind langweilig und leer. Und Sie wiſſen gewiß beſſer als ich, daß die Biene da Honig zu ſammeln weiß, wo jedes andre Inſect und wir ſelbſt nur einen unſchmackhaften Saft finden.

Sie ſehen, die Kranken und die Moraliſten finden noch immer etwas zu kritteln, wo ſie nur Beyfall geben und danken ſollten. Doch laſſe ich es mir bey allem dem nicht nehmen, daß ich durch meine Schriften Einfluß auf Sie habe, daß dieſe Ihnen gefallen, und daß Sie mein warmer Freund ſind.

Ich komme wieder mit ein Paar Büchern, wovon das eine, die Fragmente über Friedrich, aus dem Staubwinkel, in welchem Sie mehrere Jahre gelegen haben, immer erwartend, daß ich ein Ganzes aus ihnen machen würde, um hauptſächlich durch meines Freundes Manſo Hülfe hervorgezogen wird. Das Andere, die Uiberſicht der Moralſyſteme, iſt das Werk des kranken, mit Schmerzen kämpfenden Mannes, und wird für meine Freunde, die dieß geſehen haben, dadurch ein Intereſſe bekommen. Ob es ein ähnliches für das Publicum haben könne, weiß ich nicht. Aber von Ihnen weiß ich, daß Sie beyde mit einiger Aufmerkſamkeit und einem theilnehmenden Andenken an den Autor durchleſen werden; und von Ihnen weiß ich auch, daß Ihnen manches in beyden gefallen wird. Dieß iſt nicht zu ſtolz geredet. Hundert Proben haben mich belehret, daß wir in unſerer Art zu ſehen, zu beobachten und zu philoſophiren einander ähnlich ſind. Alſo müſſen Sie gewiß in meinen Aufſätzen Ideen finden, welche Sie ſchon über dieſelben Gegenſtände gehabt, aber vielleicht niemahls entwickelt, oder doch jetzt nicht ſo deutlich gegenwärtig haben. Solche Ideen aber gefallen uns in einem Autor immer.

Laſſen Sie mich nicht lange darauf warten, Ihr Urtheil zu erfahren. Ich werde täglich ſchlechter; wenigſtens erliege ich dem Schmerze immer mehr und mehr. Alſo müſſen meine Freunde eilen, mich noch des Vergnügens genieſſen zu laſſen, welches mir Ihre Unterhaltung verſchaffen kann.

Ich komme auf Ihr Buch zurück, und hier wünſchte ich noch mehr, daß Sie eilten, mich an dem Genuſſe Theil nehmen zu laſſen, welchen daſſelbe dem Publicum gewiß verſchaffen wird. Die Hymne an die Sonne *) enthält eine große Idee, und in der Sie auch genau mit mir übereinſtimmen, wie Sie vielleicht aus einem Aufſatze ſehen werden, der zum Drucke bereit liegt, **) — ich meine die Idee, daß der kleine, aber denkende und empfindende, vernünftige und ſittliche Menſch einen höhern Werth habe, als alle leuchtenden und finſtern, aber gleich unbelebten und ihrer unbewußten Weltkörper.

Wenn es nur möglich wäre, einige Dunkelheiten, einige uneigentlichen Worte und Ausdrücke aus dieſem ſchönen Gedichte hinwegzuſchaffen! Nach meinem Urtheile iſt Ihr Genie wahrhaft poetiſch. Aber die Kunſt zu verſificiren haben Sie nicht zur Vollendung gebracht. Dazu gehört bloß mechaniſche Arbeit, Mühe, Zeit; und Sie haben Ge

---

*) Sie ſteht im ſiebenten Theile der Reiſe S. 231. und ward Garven handſchriftlich mitgetheilt. Die hier getadelten Stellen ſind nachher mit beſſern Lesarten vertauſcht worden.

**) Garve meint unſtreitig ſeine Abhandlung über das Daſeyn Gottes, in welcher er den hier angedeuteten Gedanken ausgeführt hat.

Blumen der Dichtkunſt zu brechen gewünſcht, ohne von den Dornen geritzt zu werden. Das iſt einem Weltmanne, der für ſein Vergnügen ſchreibt, nicht zu verargen. Aber alle Künſte, auch die Poeſie, haben ihre drudgery, ihre Tagelöhner-Arbeit. Dieſer haben Sie ſich nicht unterziehen wollen. Daher ſind in allen Ihren poetiſchen Stücken die Ideen wahrhaft dichteriſch: auch zuweilen, wenn die Muſe Ihnen vorzüglich günſtig war, ſehr deutlich und glücklich mit den eigenthümlichſten Worten ausgedrückt. Aber zu andrer Zeit ſcheinen Sie mir mit der Sprache, dem Metrum, dem Reime zu kämpfen und von demſelben überwunden zu werden.

Le mot propre, ſagt Voltäre, fait le poete. Das iſt zu viel geſagt: denn das wahre Dichteriſche liegt in den Gedanken. Aber in Rückſicht auf den Ausdruck unterſchreibe ich es beynahe. Boileau iſt derſelben Meinung, und ſeine Gedichte entzücken faſt nur dadurch, daß er immer le mot propre findet.

Dieſes nun ſcheint mir in Ihrer Hymne an die Sonne an einigen Orten zu fehlen. Hier ſind einige Beyſpiele.

In der erſten Strophe heißt es: „indeß um ſeinen Bogen." Hier iſt es zuerſt zweydeutig, auf wen das Wort, ſein, ſich bezieht, ob auf den Staub, d. h. auf die Sonne, oder auf Gott. Das erſtere ſcheint das richtigere.

Denn daß ſich um die Sonne andere Weltkörper im Kreiſe drehen, wiſſen wir: aber Gott gleichſam in der Mitte des Weltgebäudes anzunehmen, um welchen das Heer der Welten ſchwimmt, dazu berechtiget uns nichts.

Zum Andern. Bogen ſteht anſtatt Kreis: aber dieſe beyden Sachen ſind zu ſehr unterſchieden, um durch daſſelbe Wort bezeichnet werden zu können.

Die drey folgenden Strophen ſind untadelhaft. Nur freylich würden Sie Mühe haben, die Hypotheſe zu beweiſen, daß unſere Sonne ſchon viele andre Sonnen während ihrer Dauer habe verlöſchen ſehen.

Aber in der fünften finde ich es nur halb deutlich und wenigſtens nicht vollkommen gut ausgedrückt, wenn Sie ſagen, daß die Sonne den Palmen der Alpen, wie den Halmen des tiefgebückten Thales winke.

Aber am nothwendigſten wird vielleicht die Aenderung in der folgenden Strophe ſeyn. Der Kranz der Blumen ſeines Hauchs biethet kein klares und verſtändliches Bild dar: und ein Roſenſchmuck in dieſem Kranze kann, glaube ich, eben ſo wenig beſtehen, da der Kranz ſelbſt der Roſenſchmuck iſt. Aber ſchön ſind die beyden letzten Zeilen dieſer und die beyden folgenden Strophen.

Ich übergebe den kleinen Flecken, der in den Zeilen iſt, weder Thron noch Hürde entreißen dem Geiſte die angeſtammte Würde des Schaffenden. Man verſteht es: aber man iſt nur dann deutlich, ſagt Quintilian, wenn es unmöglich iſt, uns nicht zu verſtehen.

Die ſchöne Idee von der höhern in der Vernunft liegenden Würde des Menſchen iſt, in der Folge noch weiter recht gut ausgeführt: nur Stoben, — verſtoben haben ſich augenſcheinlich herbeygeführt. Es muß wenigſtens heißen: wo nur mein Leib verſtiebt.

In der vorletzten Strophe ſind die drittehalb letzten Zeilen wieder zu dunkel. Auf wen geht das er, wenn Sie ſagen: er reibe jede ꝛc. Ohne Zweifel auf den Blick. Aber der Blick kann nicht anreiben. Er empfängt die Eindrücke der Gegenſtände, aber er wirkt nicht auf ſie. Es iſt auch ſehr uneigentlich geſagt: die Stunden gedeihen mir, für: ich wende die Stunden wohl an.

Die Idee in der letzten Strophe „der Fruchtſtaub meiner Aehren weht um meinen Grabhügel," um zu ſagen: das Andenken meiner guten Thaten bleibt auf der Erde zurück, iſt allerliebſt: aber ſie iſt auch nur mehr angedeutet, als vollkommen ausgedrückt.

Sie ſehen, liebſter Freund, wie viel leichter es iſt, zu tadeln, als beſſer zu machen. Aber in der That wünſchte ich dieſes Stück von den Flecken noch gereiniget, welche es in den Augen weniger geübter Leſer verdunkeln könnten.

Noch muß ich Sie um die Erklärung einer Stelle aus einem Gedichte des zweyten Theils Ihrer Reiſe fragen, die ich bis dieſen Augenblick nicht verſtehe. Sie ſteht Seite 66. und betrifft den ehrlichen Faber, den Helden des Stücks: Deſerteur aus Kindesliebe. Sie ſagen: „ich führte

Fabern mit dem Ernſt des tragiſchen Theaters,
Der Pforte zu, die nur am letzten Probetag
Die Tugend einzugehn vermag."

Was iſt dieß für eine Pforte? ich geſtehe, daß ich mir nicht einen deutlichen Begriff davon zu machen vermag.

Doch meine Schmerzen und die Länge des Briefes nöthigen mich, aufzuhören. Leben Sie dieſen Winter unter den Ihrigen, im Kreiſe artiger, vorzüglicher oder mittelmäßiger Menſchen, auf eine weniger dichteriſche Weiſe glücklich; aber wahrhaft glücklich, d. h. zufrieden. Schildern Sie mir La Landen, wenn Sie mir antworten, und das aſtronomiſche Concilium. Jener ſoll ein eitler Thor ſeyn. — An Jacobs haben Sie einen trefflichen Gelehrten. Er iſt ein großer Philolog und ſchreibt dabey ſehr gut. — Erinnert ſich der Herzog und ſein Bruder noch meiner, ſo verſichern Sie beyde meiner unaufhörlichen Verehrung. Ich bin von Herzen der Ihrige.

II.

Anhang

einiger Briefe
von
Garve an Manſo.

1.

Stötteritz, den 11. Julii 1798.

Liebſter Freund,

Ich kann es nicht länger verſchieben, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben, da ich ſo ſehr wünſchte, etwas von Ihnen zu hören. Oft habe ich an meinen lieben Manſo gedacht, mehrmahls von ihm geredet: aber an ihn zu ſchreiben, gehörte eine Muße, die ich nicht hatte, oder die ich bloß auf meine Erhohlung wenden mußte. Bisher iſt meine Reiſe im Ganzen glücklich geweſen. Ich habe die Beſchwerden derſelben gefühlt, wie ſie ein kränklicher Menſch unvermeidlich fühlen muß:

aber ich habe doch denſelben nicht untergelegen. Ich habe an allen Orten, wo ich mich aufgehalten habe, Freunde geſunden, die mit Güte und zuvorkommende Gefälligkeiten erwieſen haben. Hitze oder Kälte hat freylich oft mit einer mir behaglichen Temperatur, und langweilige Stunden haben mit angenehmen Unterhaltungen abgewechſelt. Aber ſo iſt einmahl der Lauf der Welt: und wenn es Menſchen gibt, welche dieſe Veränderungen lebhafter empfinden und mehr von den widrigen Eindrücken leiden; ſo haben ſie wenigſtens nicht die Gegenſtände, ſondern nur die Mängel ihrer eignen Natur anzuklagen.

Was mir die Reiſe von Breslau bis Dresden vorzüglich angenehm gemacht hat, iſt die Lectüre von Ramdohrs Studien geweſen. Ich weiß, daß er mich nicht damit beſtochen hat, daß er mit mir in einigen Puncten übereinſtimmt: denn in andern widerſpricht er mir gerade zu. Aber es iſt ſo viel Menſchenkenntniß, ſo viel feine Beobachtung, und zugleich ein ſo gutes ſittliches Gefühl in dem Buche ſichtbar, daß man den Mann liebhaben und hochſchätzen muß. Ich geſtehe ihm gerne die Uiberlegenheit über mich zu, daß er mehr von der Welt geſehen hat, und inniger mit ihr verbunden geweſen iſt, als ich. Auch bin ich geneigt, wo er von mir abgeht, ihm Recht zu geben; wenigſtens werde ich mich für verbunden erachten, den Gegenſtand von neuem zu prüfen. Im

Ganzen gereicht mir die Erſcheinung dieſes Buches zur Beruhigung, und die Uibereinſtimmung mit den Ideen des Autors läßt mich hoffen, daß ich die Wahrheit nicht ganz verfehlt habe.

Zwey Mängel ſetze ich an Ramdohrs Buche aus. Der erſte betrifft eine Kleinigkeit, aber es entſtellt doch das ſchöne Ganze, daß der Styl mit ausländiſchen Wörtern, die entbehrlich waren, überhäuft iſt. Der andere iſt größer, daß die verſchiedenen Theile des Buches nicht für dieſelbe Claſſe von Leſern berechnet ſind. Die Leute, welchen die Gemähldeſammlungen in Kopenhagen ſo wichtig ſind, daß ſie auch die kahlen Catalogen davon gerne haben, werden ſchwerlich an philoſophiſchen Unterſuchungen über das geſellige Leben Geſchmack finden: und die, welchen die Schilderung des Umgangs der verſchiedenen Claſſen in jener Hauptſtadt und das Räſonnement darüber erwünſcht iſt, werden ſich ungern durch die Aufzählung der Cabinette unterbrochen ſehn. Die Kunſt, ein Buch zu machen, iſt von der Kunſt eines zu ſchreiben noch unterſchieden. Die letztere haben die Teutſchen ſchon ſehr gut gelernt! die erſte verſtehen ſie noch zu wenig. Ein wichtiges Stück dabey iſt, daß man ſich deutlich die Claſſe der Leſer beſtimmt, für welche man ſchreibt, und alles dieſer Claſſe anpaßt. Was Heyne von den Commentatoren verlangt, iſt eine gute Lehre für alle Schriftſteller, und wird von allen oft vernachläſſiget. Dadurch verlieren gute Bücher ihren Succeß, den ſie ſonſt verdienen, daß ſie das Populäre mit dem Schulgerechten, Unterſuchungen, die für alle Welt ſind, mit ſolchen, die nur Gelehrten, und zwar Gelehrten einer gewiſſen Art, gefallen können, zugleich in ſich faſſen. Weder Leſſing, noch Mendelsſohn, noch Herder ſind von dieſem Fehler frey. Das verſtehen z. B. die Franzoſen beſſer. Schreiben ſie einmahl für das größere Publicum: ſo entfernen ſie alles, was die Kräfte desſelben überſteigt, oder dem Geſchmacke desſelben nicht angemeſſen iſt.

Man lieſt ein Buch ſchnell, das einem ſehr gefällt. Ich habe alſo mit Ramdohr auf meiner Reiſe nicht ausgelangt, ſondern noch Kants *) Critik der Offenbarung, und Sulzers Supplemente geleſen. Jene enthält mit dem Aufwande vieles Tiefſinns nicht mehr, als dieſes: daß eine Offenbarung unter gewiſſen Umſtänden wünſchenswerth ſeyn kann, und daß, wenn uns das Bedürfniß der Vernunft ſogar anſtatt eines Beweiſes für die Exiſtenz Gottes dienen kann, das Bedürfniß der Sinnlichkeit uns wenigſtens zur Annahme einer Offenbarung berechtige, die dieſes Nahmens nicht durchaus unwürdig ſey. Das Argument iſt uralt, die Form iſt neu: im Grunde wird wenig dadurch gewonnen werden, weil, wenn es einmahl ſo weit gekommen iſt, daß man die Uiberzeugung gewiſſer Sachen bloß auf ſubjective Gründe baut, man

---

*) Oder vielmehr Fichtens.

eben ſo gut thäte, es jedem zu überlaſſen, was er von ſelbſt glauben oder nicht glauben will. Denn das Subjective wird in den einzelnen Menſchen immer mit dem Individuellen zuſammenhängen. Wer kann da hineingehen? Und doch werden bey Jedem jene Argumente ſo dadurch modificirt, daß alle erwartete Wirkung verloren geht, oder ſchon von ſelbſt erfolgt iſt.

Doch ich vergeſſe meine Reiſe über meinen Büchern.

Gedicken in Bautzen fand ich wenigſtens für jetzt mit ſeinem Aufenthalte mehr ausgeſöhnt, weil im Sommer die Natur um ihn herum reitzend iſt. In Dresden habe ich zwölf angenehme Tage zugebracht. Adelung iſt trocken, aber ehrlich und bieder, und dabey freundſchaftlich, wenn er einmahl Achtung für jemanden gefaßt hat.

Vergeſſen Sie ja nicht, Grafen und Zingg zu beſuchen, wenn Sie nach Dresden kommen. Die Gallerie von Portraiten bey dem erſten iſt ſehr intereſſant; der andre iſt es durch ſeinen Umgang. Unter den Künſtlern Dresdens iſt er am meiſten Philoſoph, ein wirklich denkender Kopf, und zuweilen originell in ſeinen Darſtellungen. Gehen Sie zu ihm; ſagen Sie, daß Sie mein Freund ſind, und ich denke, Sie werden ein paar angenehme Stunden haben. — Auch der Oberhofprediger Reinhard verdient gekannt zu werden.

Jetzt

Jetzt bin ich auf dem Landgute meines Freundes, ganz eingeſchränkt auf den Umgang ſeiner Familie und das Vergnügen des Landlebens. Ich habe auch dieſer Ruhe ſehr nöthig. — So werde ich dieſe Woche hinbringen. — Am Ende derſelben will mich der Präſident Thümmel nach Altenburg abhohlen laſſen. — Sein Bruder verſpricht in ſeinem Briefe, (worin viel von Ihnen die Rede iſt); zu gleicher Zeit dahin zu kommen, und ſchlägt mir vor, mit ihm nach Gotha zurückzureiſen. — Sobald ich mehr und etwas ſicheres davon höre, ſobald ich Ihren feſten Entſchluß wiſſen werde, ſo werde ich Ihnen ſogleich ſchreiben, um meine Reiſe auf jeden Fall mit der Ihrigen zu verbinden. Antworten Sie mir nur bald, und adreſſiren Sie Ihren Brief an den Kreisſteuer-Einnehmer. Ich bin von ganzen Herzen Ihr wahrer Freund.

2.

Charlottenbrunn, den 9. Jul. 1798.

Theuerſter Freund,

Das iſt das erſte Mahl, daß ich in Charlottenbrunn die Feder ergreife: ſo unaufgelegt bin ich zum Schreiben geweſen. — Die Gegend iſt vortrefflich und ſie gefällt mir von neuem. Das Wetter hat ſich aufgeklärt und iſt warm geworden, — nur zu warm. Aber ich bin nicht, wie ich ſeyn ſoll. Iſt es, daß ein ſchwacher Körper in eine neue Luft und Lage ſich erſt einrichten muß; ſind es mir unbekannte zufällige Urſachen; genug, ich bin kraftloſer; ich leide an meinen gewohnten Uibeln mehr; und ich bin zum Genuß der Freude weniger, als in dem eingeſchloſſenen Breslau, aufgelegt. So viel Klagen müſſen Sie mir ſchon erlauben, ob ich gleich ſonſt das Klagen für etwas ſehr unnützes halte. Aber es ſoll mir bey einem fleißigen Manne zur Entſchuldigung dienen, wenn Sie mich in Charlottenbrunn unthätig finden werden, da ich auch fleißig ſeyn wollte. Ariſtoteles hat noch wenig Zutritt erhalten. Beſonders habe ich einen rechten Widerwillen dagegen, zu ſchreiben. — Eben um dieſen, durch den Gedanken an einen Freund, für den ich ſchreibe, zu überwinden, will ich Ihnen von meiner Lectüre Rechenſchaft geben, und über die Bücher, die ich leſe, mein Urtheil mittheilen. Vielleicht erhalte ich dadurch, daß Sie mich auf ähnliche Weiſe mit den Gegenſtänden Ihres Nachdenkens bekannt machen.

Kants neues Buch *) iſt das erſte, ſo wie das wichtigſte geweſen, das mich in dieſer Woche beſchäftigt hat. — Es hat äuſſerſt verſchiedne Eindrücke in ſeinen verſchiedenen Theilen auf mich gemacht.

---

*) Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.

Der Verſuch, diejenigen Lehren des orthodoxen Syſtems, dergleichen die Dreyeinigkeit und die ſtellvertretende Genugthuung ſind, die von den Auslegern der Bibel ſelbſt ſind bey Seite geſetzt worden, — in ſeine vernünftige Religion einzuführen, und ſie durch gezwungene Auslegung in Uibereinſtimmung mit geläuterten Grundſätzen zu bringen, ſcheint mir im Allgemeinen zwecklos, insbeſondere aber bey ihm ſchlecht ausgeführt. Warum er unter mehreren Vorſtellungsarten der Orthodoxie gerade die craſſeſte, den Streit Chriſti mit dem Teufel, und die Uiberwindung des letztern, gewählt hat, um an ihr zu verſuchen, wie man durch Philoſophie und Witz und Mißbrauch der Wörter aus allem alles machen könne, iſt mir auch unbegreiflich. Um deßwillen iſt mir das zweyte und dritte Stück, worin dieſe Auslegungen vorkommen, das mißfälligſte im ganzen Buche. Zuweilen findet man darin, was man wirklich Radotage eines alten Mannes nennen könnte, zumahl, da er ſeine Feder hat laufen laſſen, wie ſie wollte; da er ſeinen Styl nicht verbeſſert, und dadurch ſolche monſtröſe Perioden, mit drey oder vier in einander eingeſchachtelten Parentheſen, hervorgebracht hat, als ſich kaum in irgend einem unſrer Schriftſteller finden. — Dagegen nun iſt die Idee, die im Ganzen herrſcht, wahr, nicht ganz alt, und an Betrachtungen, die ſie veranläſſet, fruchtbar. Sie iſt, ſoweit ich ſie gefaßt habe, folgende.

Religion iſt nichts, als die Moral, unterſtützt durch die Idee von Gott, als dem höchſten moraliſchen Weſen. — Dieſe Religion kennt keinen Gottesdienſt, als die Ausübung unſerer Pflichten, ſie hat keine andern Quellen, als Vernunft und Gewiſſen; und wenn etwas Uibernatürliches dabey iſt, es ſey in der älteſten und erſten Belehrung der Menſchen, es ſey in dem noch jetzt ihnen geleiſteten Beyſtande, ſo iſt es doch nicht nur unmöglich, ſondern auch unnütz, und ſehr zweckwidrig, dieß zu unterſcheiden, weil, ſoweit das Moraliſche wirklich gut ſeyn ſoll, es von dem Menſchen ſelbſt herkommen muß. Unter die größten Beförderungsmittel aber des moraliſchen Guten gehört die Vereinigung der Tugendhaften zu dieſem gemeinſchaftlichen Zwecke. Dieſe Vereinigung ſollte, wenn die Menſchen ſchon weit genug im Fortgange ihrer Vervollkommnung wären, das ganze Menſchengeſchlecht in einem großen ethiſchen Staatskörper zuſammenhalten. Das iſt das Reich Gottes, welches kommen ſoll. Dieß kann aber, unter unvollkommnen Menſchen nur durch Stiftung eingeſchränkter moraliſcher Geſellſchaften, welche Kirchen heißen, vorbereitet werden; und um zuerſt die Menſchen auch in dieſe zu ſammeln, und bey ihnen feſtzuhalten, gehören Begebenheiten einer beſondern Art dazu, die den Grund des eigenthümlichen Glaubens und des Gottesdienſtes dieſer Kirche ausmachen. Je mehr ſolche, auf bloße Facta gegründeten, Lehrſätze und Uibungen ein Kirchenglaube enthält, deſto unvollkommner iſt er; je mehr er ſich reiniget, deſto näher kommt er der bloſſen Vernunftreligion, und der letzte Zweck, worauf unter der Leitung der Vorſehung alle kirchlichen Inſtitute abzielen, iſt endlich, mit völliger Beyſeitſetzung aller religiöſen Handlungen und Meinungen, die nicht geradezu in Beobachtung der Menſchenpflichten beſtehen, oder aus der Idee der Pflicht entſpringen, die Menſchen zu der Vernunft und zur Moral zurückführen, in welchen beyden Sachen ſie auch allein Uibereinſtimmung finden können.

Außer dieſem Geiſte des Buchs, der die Zuſtimmung jedes vernünftigen Leſers erhalten wird, ſind das Wichtigere in demſelben nicht die Ausführungen des Thema's, ſondern gelegentlich eingeſtreute Betrachtungen, worin zuweilen ein Scharfblick, eine Menſchenkenntniß und eine Bonhommie iſt, die einen bezaubern. — Das erſte Stück, von der Einwohnung des böſen Princips, iſt in der Berliner Monathsſchrift abgedruckt; und beynahe wäre ich geneigt, es für das Wichtigſte und Reichſte an philoſophiſchen Ideen zu halten. Aber hier finde ich wieder den Stein des Anſtoßes, der mich auch in ſeiner Philoſophie aufhält. Ein angebornes Böſe, das doch verſchuldet iſt, eine intelligible That, die nicht in der Zeit geſchieht, (von der Art iſt der Sündenfall, der erſte Actus des Sündigens, der bey jedem Menſchen der Grund des moraliſchen Verderbens ſeyn muß,) — das ſind Hirngeſpinnſte eines ſcharfſinnigen Mannes, der nur die Schwierigkeiten, die er empfindet und ſo wenig löſen kann, wie alle andern Menſchen, ausdrückt, mit der Wendung, als wenn er etwas erklärte.

Die Abfahrt des Fuhrmanns übereilt mich. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich von ſich und Ihren und meinen Freunden ſo viel wiſſen, als Sie in einen Brief bringen können; und wenn es möglich iſt, ſo bereiten Sie ſich auf die Ferien vor, hier eine Woche bey mir zuzubringen. — Ich habe Platz, Sie zu logiren, und gefallen wird es Ihnen gewiß.

Leben Sie wohl. Wünſchen Sie mir etwas Kraft; das Uibrige wird ſich finden.

3.

Charlottenbrunn, den 10. Jul. 1793.

Ich fange an, wo ich es gelaſſen hatte, und kehre zuerſt noch einmahl zu Kant zurück. Der philoſophiſche Scharfſinn zeigt ſich vorzüglich in Theilung der Begriffe. Wenn dieſe aus dem Syſtem hergehohlten Diſtinctionen mit gewiſſen aus Thatſachen bekannten Unterſchieden der Dinge zuſammentreffen, ſo vergnügt dieſe Uibereinkunft, und ſcheint uns Aufſchlüſſe zu gewähren. Von der Art ſind z. B. im erſten Stücke die Claſſificationen der Anlagen, S. 13. und die verſchiedenen Arten des moraliſchen Böſen, S. 19., obgleich in der erſten Stelle, die Ausartung der Anlagen der Thierheit mit der Ausartung der Anlagen für die Menſchheit bey weitem nicht ſo genau correſpondirt, als nöthig wäre, wenn dieß eine wahre und natürliche Darſtellung der Dinge ſeyn ſollte. Daß Völlerey und Wolluſt aus den thieriſchen Trieben entſpringen, wenn dieſe ihr Maß überſchreiten, iſt klar; wie aber Ehrgeiz und Herrſchſucht aus den eigenthümlichen Principien der menſchlichen Natur entſpringen, hat der Autor wenigſtens nicht gezeigt.

Einer der Hauptgedanken in dieſem erſten Stücke iſt, daß das moraliſch Böſe in der menſchlichen Natur nicht in der Herrſchaft der Sinnlichkeit, ſondern in der Herrſchaft des Vernunftprincips der Glückſeligkeit beſtehe; wodurch Kant alſo zugleich zu verſtehen gibt, daß im Grunde die Philoſophen, welche die Glückſeligkeit zum Fundament der Moral machen (nach ihrem Syſtem), die größten Feinde des moraliſch Guten ſind. — Dieß hätte wohl noch eine wiederhohlte Prüfung verdient, da es von Kant jetzt nur als eine ſchon ausgemachte Sache vorausgeſetzt wird.

Die unauflöslichen Schwierigkeiten bey der Lehre von der Freyheit hat Kant vielleicht nirgends bündiger und kürzer dargeſtellt, als in der Anmerkung zu S. 54. — Aber warum alſo einen vergeblichen Verſuch machen, dieſes Unerklärliche durch die unverſtändlichen Worte eines intelligiblen Charakters der Menſchheit erklären zu wollen? — Reinhold in dem zweyten Theile ſeiner Briefe, ſcheint auch zu der deutlichen Einſicht dieſer Grenze unſers Verſtandes nicht ſo, wie ſein Lehrer, gelangt zu ſeyn. Der Menſch, als freyes Weſen, iſt eine erſte Quelle von Veränderungen — und ſo betrachten wir ihn bey der Zurechnung; der Menſch, als phyſiſches Weſen und Theil der Welt, iſt ſelbſt ein Effect andrer Dinge und ihrer Kräfte, und thut nichts, als durch Eigenſchaften, die wieder Effecte ſind. — Wie iſt beydes zuſammengenommen möglich? Daß die Freyheit die Zunge in der Wage iſt, zwiſchen den beyden Schalen, auf welchen die eigennützigen und uneigennützigen Triebfedern liegen, — (welches Reinholds Vorſtellungsart iſt) thut zur Wegräumung jener Schwierigkeiten gar nichts. Ja, die Darſtellung der Sache iſt nicht einmahl richtig. Die Freyheit kann eben ſowohl zwiſchen Pflicht und Pflicht, zwiſchen Vortheil und Vortheil, als zwiſchen Pflicht und Vortheil entſcheiden. Sie kann auch da wirkſam ſeyn, wo gar kein Streit, wo nichts zu entſcheiden iſt. Reinhold hat einen Actus der Freyheit für die Freyheit ſelbſt genommen. Sie wird durch Beſtimmung der Dinge, zwiſchen welchen die Wahl angeſtellt wird, gar nicht erklärt: und doch läuft Reinholds Erklärung, von der er ſo viel Licht erwartet, ganz darauf hinaus. — Sehen Sie zu, wenn Sie einmahl Reinholds Briefe leſen, ob Sie dieſe meine Anmerkung beſtätigt finden.

Unter der Perſon Chriſti die allegoriſche Vorſtellung eines moraliſch-vollkommnen Menſchen zu verſtehen, wäre an ſich kein unglücklicher Einfall. Aber ihn durchzuführen bis auf die Erklärung des Genugthuenden in ſeinem Leiden und Sterben, dieß wird abenteuerlich und ungereimt.

Man ſieht, wo ich mich nicht irre, daß Kant ein guter Mann iſt; daß er zu der Zeit ſeine erſte Bildung bekam, da die orthodoxe Theologie noch herrſchend war. Er iſt, mit der Anhänglichkeit guter Menſchen, denjenigen Ideen zugethan, die zuerſt auf ſeine Verbeſſerung gewirkt haben. Seine ſpätere Philoſophie iſt himmelweit davon weggerathen. Demohnerachtet wünſcht er beyde zuſammenzuknüpfen. — Cruſius philoſophirte, um die Dogmatik zu beweiſen, und verdarb dadurch ſeinen natürlichen Scharfſinn. Kant iſt von dieſem Fehler nicht frey. Er geht, öfter, als es ſcheint, in ſeinem Philoſophiren von gewiſſen Grundideen aus, die er nicht durch Philoſophie, ſondern von dem Volksglauben erhalten hat. Und nun muß ſich die Natur der Dinge beugen, um in ſeine ſchon zuvor gebildeten Formen zu paſſen. — Nie iſt dieß weiter getrieben, als in dieſem Werke; nirgends ſind ſeltſamere Widerſprüche daraus entſtanden. Eben der Kant, der eine Art findet, Genugthuung und

Dreyeinigkeit aus Vernunftprincipien zu erklären, ſagt geradezu, daß er die Auferſtehung und Himmelfahrt nicht nur höchſt zweifelhaft, ſondern der Vernunft widerſprechend findet.

Was ich, in Abſicht auf Bibel und geoffenbarte Religion, mit der vollkommenſten Uibereinſtimmung ihm nachſpreche, iſt: daß ein dem großen Haufen ehrwürdig gewordnes Buch, in welchem ſo viele treffliche und wahre Sittenlehre ſteht, als im neuen Teſtamente, eines der größten Hülfsmittel iſt, Tugend unter dem Volke auszubreiten. Um dieß Hülfsmittel aufrecht zu erhalten, muß man die Achtung gegen dieß Buch nicht ſchmälern; muß man das, was darin unverſtändlich, unpaſſend iſt, oder nach Zeitvorurtheilen ſchmeckt, ſtillſchweigend bey Seite ſetzen; das Gute und Nützliche herausheben, und ins Licht ſtellen. — Ein Lehrbuch hat man nöthig, wenn man eine Wiſſenſchaft lehren will. Wohl dem Volke, das ein ſo gutes für die Religions-Moral hat, wie unſer neues Teſtament iſt! Noch hat kein Volk ein beſſeres gehabt. — Iſt es möglich, deſſen zu entbehren? iſt es möglich ein beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen? Ich zweifle an beydem.

Die Idee von der Vereinigung der Menſchen zu einem moraliſchen Staate hat etwas Großes, Edles, Herzerhebendes. — Daß dieſer durch die Sammlung einzelner Kirchen vorbereitet wurde; daß die Menſchen ſich anfänglich durch moraliſche Endzwecke allein nicht hätten vereinigen laſſen, wenn nicht Wunder, Weiſſagungen, Geheimniſſe, Gebräuche und Kaſteyungen mit den Lehren der Vernunft und der Sittlichkeit wären verflochten worden; — daß, wenn man die Geſchichte als Bruchſtücke von dem Plane der Vorſehung anſieht, jene poſitiven Theile der Religionen das Gerüſte zu ſeyn ſcheinen, wovon immer mehr abgebrochen werden muß, je mehr von dem Gebäude ſelbſt, der reinen Moral, vollendet iſt: das ſind wahre und brauchbare Ideen, die, in einer andern Geſtalt, ſchon in den Köpfen vernünftiger Leute vorhanden geweſen ſind, aber nicht ungern von ihnen, in einem neuen Gewande, und in einer andern Zuſammenſtellung, wieder betrachtet werden.

Die Orthodoxen und die Deiſten werden beyde nicht recht wiſſen, was ſie mit dieſem Buche machen ſollen. Die drey allgemeinen Anmerkungen, am Ende des zweyten, dritten und vierten Hauptſtücks: über die Wunder, die Geheimniſſe und die Gnadenmittel, — (ſie gehören zu dem beſten, was im Buche iſt) werden den erſtern wenig behagen, und die letztern wieder ausſöhnen. Aber die erſten werden doch zufrieden ſeyn, daß Kant den Menſchen von Natur für böſe hält, daß er das Böſe in ihm von einem erſten Actu, (der, Gott weiß, wie außer der Zeit geſchehen ſeyn ſoll) d. h. von einem Falle, — herleitet, — daß er endlich die Beſſerung nicht für hinlänglich hält, die vorher begangnen Immoralitäten wieder gut zu machen.

Mit allem dem iſt das Buch werth, daß Sie es leſen.

Den 18. Jul.

Ich werde meine Briefe an Sie, wie Lucilius ſeine Verſe brauchen, zu einer tabula votiva, wo ich das Gute und das Böſe, was mir widerfährt, beſonders, was in meinen Lectüren, die doch von meiner Beſchäftigung den größten Theil ausmachen, — mir gefällt oder mißfällt, aufzeichne. — Ich habe jetzt gar keinen ſolchen Correſpondenten mehr, wie ſonſt meine Mutter war; und man braucht einen ſolchen, wenn Reiſen angenehm ſeyn ſollen. — Die Mittheilung unſrer Empfindungen wird uns, bey neuen Gegenſtänden, mehr zum Bedürfniſſe. Manche Reiſenden, und vielleicht die meiſten, genieſſen weit weniger Vergnügen durch den Anblick deſſen, was ſie ſehen, als durch den Gedanken, wie viel ſchönes ſie ihren Freunden werden erzählen können.

Ich bin zwiſchen dem erſten und zweyten Datum dieſes Briefes in Conradswaldau bey dem Herrn von Knobelsdorf geweſen, wohin mich der Miniſter Herzberg eingeladen hatte. Der alte, würdige, aber etwas ſchwache Mann iſt jetzt unglücklich: er hält ſich für zurückgeſetzt und den

Staat für verloren. Demohnerachtet vergaß er hier an dem Arme ſeiner Freundinn ſeine Uibel und die allgemeinen. Schon dieß zu ſehen, war kein unintereſſantes Schauſpiel. — Dabey hatten wir recht gute Geſellſchaft, unter andern Herr und Frau von Klöber aus Breslau; — und der Ort iſt einer der anmuthigſten, den man im platten Lande finden kann. Ich freute mich, jemanden zu finden, mit dem ich auch Ihrer gedenken konnte. Das war der Paſtor Kloſe aus Domanze; kein unebner Mann. — Er hat, glaube ich, einen Sohn bey Ihnen, worüber die Aeltern ſich ſehr freuen. — Wenn Sie meinem Plane folgen wollten, ſo gingen Sie auf die Ferien nach Domanze, und der Paſtor Kloſe führte Sie dann hierher. — Wenn irgend etwas mir in Conradswaldau unangenehmes wiederfuhr: ſo war es, daß ich zwey Abhandlungen von mir, die eine äuſſerſt fehlerhaft abgedruckt, die andre verſtümmelt und interpolirt ſah. Die eine iſt die über die teutſche Sprache, — die andre iſt die über die Akademien, die in die Memoires kommen ſoll. — Der beſte Theil der letztern, wenigſtens der beſte nach meinen Gedanken, iſt weggelaſſen. Ich weiß nicht, ob Anmerkungen darin waren, welche meine Akademiſchen Mitbrüder als Vorwürfe anſahen; oder ob ſie es zu anmaßlich für ein neu aufgenommenes Glied der Geſellſchaft fanden, ihre Geſetze und Arbeiten richten zu wollen. Ich bin aber Willens, mir die Abhandlung, wen ſie noch exiſtirt, zurückſchicken zu laſſen *) und ſie alsdann, vollſtändiger ausgeführt, Teutſch (denn jener Aufſatz iſt Franzöſiſch) herauszugeben.

Ich bin nun wieder in meiner Einſamkeit, bey der Natur und bey meinen Büchern. Beyde erlaubt mir jetzt die äuſſerſte Hitze, die zwiſchen unſern Bergen ſich noch mehr anhäuft, nur wenig zu genießen. Beſonders iſt mir das Schreiben ganz unmöglich. — Die dünnen leimernen Häuſer durchglühen von der Sonne, und nur in der freyen Luft und im Schatten kann man noch ſo frey athmen, daß man auch denken kann. Ich vergeſſe indeß den Ariſtoteles nicht, ob ich gleich noch nicht eine Zeile, die ſtehen bleiben kann, an der Uiberſetzung geſchrieben habe. Ich mache aus der Noth eine Tugend, und glaube, daß es gut iſt, das Werk noch einmahl ganz durchzuſtudiren, da ich doch nicht im Stande bin, etwas anders zu thun. In der That werde ich mit dem Buche ſehr bekannt. Es macht mich manchmahl troſtlos durch ſeine Verſtümmelungen, und durch den leeren, intereſſeloſen Inhalt; dann erheitert es mich aber plötzlich durch lichtvolle, tiefe und reichhaltige Ideen. — Dabey amuſirt mich die Neuheit des Metiers, das ich treibe. Ich fange an zu emendiren, und ich finde meine Freude daran. Zwey oder drey Conjecturen habe ich ge-

---

*) Es iſt beym bloßen Willen geblieben.

macht, die mir ſo glücklich zu ſeyn ſcheinen, daß Hemſterhuis und Bentley ſich ihrer nicht ſchämen dürften. — Ich fange jetzt an einzuſehen, daß dieſe Art der Kritik die ich ſonſt für das unſchmackhafteſte Geſchäft hielt, Leute, die die rechte Anlage dazu haben, ſehr an ſich ziehn kann, — ſo ſehr an ſich ziehen, daß ſie ſich endlich um den Inhalt des Buchs gar nicht bekümmern, wenn ſie nur darin Schreibfehler zu corigiren finden.

Dieſes ſtellt meine Arbeit vor. Zur Erhohlung haben mir abwechſelnde Lectüren gedient. Auf Monboddo's Empfehlung habe ich Thomſon's Castle of Indolence geleſen, und ich bin dem erſten Dank ſchuldig, daß er mich darauf aufmerkſam gemacht hat. Zwar iſt eine lang fortgeführte Allegorie nicht die beſte Gattung der Geiſteswerke. Wahrheit und Natur können nur in den Theilen, nie im Ganzen ſeyn. — Dieſes Stück iſt überdieß in Spencers Styl geſchrieben, deſſen Manier es nachahmt. Es macht daher durch veraltete Wörter und Redensarten dem Teutſchen Leſer Mühe. Aber ſo wie es iſt, gehört es doch unter die vorzüglichen Stücke der Engliſchen Poeſie. In der Beſchreibung des Zauber-Schloſſes der Indolenz, und der mannigfaltigen Arten, wie die darin, durch die Künſte der Inhaberinn dieſes Schloſſes, anfangen gehaltnen ihre Tage in unthätigem Genuſſe zubringen, und dabey ihre Kräfte erſchlaffen laſſen und zuletzt verlieren, iſt viel Imagination, und die Anwendung der Allegorie iſt leicht und lehrreich. — Der andre Theil iſt mehr didaktiſch. Der Ritter Induſtrie befreyt dieſe Gefangnen, indem der Barde, den er mit ſich führt, das Lob der Thätigkeit und des Fleißes beſingt und durch ſeinen Geſang den Zauber zerſtreut. Hier ſind die Gedanken gedrängt, — die Geſinnungen edel, der Ausdruck ſtark, und das Ganze macht einen tiefen und angenehmen Eindruck. — Das wäre ein Stück Arbeit für unſern Freund Bürde. Es iſt nicht zu groß, und es lohnte wohl die Mühe, welche deſſen Uiberſetzung erfordern würde.

Ich bin jetzt über der Leſung des Milton. Der Inhalt der erſten Bücher wurde mir unerträglich. Das Gräßliche der Bilder war mir noch nicht ſo zuwider, als das Ungereimte derſelben, da es der Imagination unmöglich fällt, ſich aus den geſammelten Zügen irgend ein begreifliches Bild der Hölle zuſammenzuſetzen, und auszumachen, ob ſie ſich darunter ein Feuer-Meer, oder ein brennendes Land, oder eine unterirdiſche Kluft vorſtellen ſoll. In allem, wo Körper- und Geiſtes-Kräfte neben einander geſtellt oder mit einander ſtreitend vorgeſtellt werden, ſo, als wenn ſie gleichartig wären, muß Abſurdität und Widerſpruch nothwendig herrſchen. Dann aber, wenn man aus dieſem wirklich finſtern Chaos ans Licht kommt, erſcheint das Paradies in einem deſto anmuthigern Glanze. Und hier dünkt mich hat Bürde ſeinem Original völlige Genüge gethan, thun. Man iſt befriedigt, wenn man die Uiberſetzung allein lieſ't, und man hat ſelten Anlaß zur Kritik, wenn man die Urſchrift dagegen hält. Zuweilen iſt freylich ein Bild mit dem andern vertauſcht, ein Zug iſt weggewiſcht, und ein andrer, der nicht im Original-Gemählde ſteht, iſt dafür zugeſetzt worden. Aber ohne ſolche Freyheiten iſt keine gute poetiſche Uiberſetzung möglich. Nach meinem Gefühle gehört die Bürdiſche von Milton unter die beßten, die wir im Teutſchen haben, und übertrifft ſowohl an Genauigkeit, als an poetiſcher Schönheit weit die Wielandiſchen Uiberſetzungen von Horaz. Weil ich einmahl beym Milton bin, will ich doch zwey Stellen anmerken, wo die Abweichungen der Uiberſetzung vom Original auch dem Ausdrucke der Sachen ſelbſt geſchadet haben. Die erſte iſt der Anfang der Rede im Pandämonium, (B. II. V. 17.) den Monboddo als ein Muſter einer ſchönen poetiſchen Periode anführt, und der in der That im Original das *os magna sonaturum* eines epiſchen Dichters darſtellt. Der Sinn iſt: „Ob mich gleich, „ſchon in unſerm erſten glücklichen Zuſtande, die „ewigen Geſetze des Himmels, eure freye Einwilligung und meine Thaten zu eurem Anführer beſtimmten: ſo hat doch unſer unglücklicher Fall, „aus dem ich euch wenigſtens ſo weit wieder emporgehoben habe, mir gewiß noch einen gerechtern und ſicherern Anſpruch auf dieſe Würde gegeben, da ſie jetzt mir nur ſchwerere Pflichten auf-

„legt, und kein Gegenſtand des Neides mehr kann.“ Hier iſt die Folge der Ideen genau und richtig, und im Original ſteht jedes Wort an ſeiner Stelle. In der Ueberſetzung iſt die Abtheilung zwiſchen dem Vorderſatze und Nachſatze ganz anders, aber wider den Sinn des Originals, und in der That wider die Abſicht der Rede. Der Satan ſagt im Teutſchen: „Ob mich gleich der „Wille des Himmels zu eurem Anführer gemacht „hat, ſo habt doch auch ihr mich dazu gewählt, „und meine Verdienſte haben mein Recht zur Ober„herrſchaft befeſtiget.“ Leſen Sie die Stelle im Engliſchen, und geben Sie ſie Herren Bürde zu leſen; und Sie werden, glaube ich, finden, daß dieß nicht der Sinn der Stelle iſt, und auch nicht ſeyn kann, da es ihm hier nicht mehr darauf ankam, daß die andern Teufel ehemahls ihre Einwilligung gegeben hatten; ſondern darauf, daß die zuletzt mit ihnen vorgegangene Veränderung ihre Unterwürfigkeit von Rechts wegen nicht vermindern könne.

Die zweyte der Stellen, deren ich oben gedachte, iſt B. II. V. 291. 92. „der ſoll Verge„bung haben, der ſeiner eignen Gerechtigkeit ſo„wohl, als ſeinen Laſtern, entſagt.“ Der Sinn iſt klar theologiſch. Und ich glaube auch, daß Bürde ihn richtig gefaßt hat: aber er hat ihn nicht richtig ausgedrückt.

— — — — „Die Verzicht
„auf ihre eignen Thaten, — auf ihr Recht
„und Unrecht thun.“ — —

Verzicht auf ſein Recht thun heißt etwas ganz anders, als ſeinen gerechten Thaten kein Verdienſt zuſchreiben: und Verzicht auf ſein Unrecht thun iſt noch weniger ſo viel, als der Ungerechtigkeit entſagen. Kleinere Flecken, die ich angemerkt habe, werde ich einmahl Ihnen oder unſerm gemeinſchaftlichen Freunde zeigen, wenn wir zuſammen kommen.

Ich werde, ehe ich Ihren Brief beantworte, erſt den meinigen, ſo wie ich ihn zuvor ſchreiben wollte, endigen. Zu meiner Hauptlectüre hat das letzte Buch des Thucydides gehört, das mir noch übrig war. Ich verſprach mir, da auf die Sicilianiſche Niederlage im Peloponneſiſchen Kriege keine große Begebenheit unmittelbar folgt, nicht viel Unterhaltung davon: aber ich bin angenehm getäuſcht worden. Es gehört unter die intereſſanteſten Theile des Werks, (beſonders für mich, nach meiner jetzigen Abſicht,) weil es die Geſchichte einer Staatsrevolution in Athen, — (derjenigen, durch welche auf eine kurze Zeit vierhundert Perſonen die oberſte Gewalt erhielten, dieſe wieder geſtürzt, und eine gemäſſigtere Demokratie eingeführt wurde,) ſehr genau und umſtändlich beſchreibet. Deutlichkeit im Erzählen und Gründlichkeit der Reflexionen iſt, trotz der Dunkelheit in den Worten und Wendungen und in der Compoſition der Rede, der Vorzug des Thucydides überhaupt; aber ſie herrſchen vorzüglich in dieſem Buche. —

Von da bin ich zum Xenophon übergegangen. — Aber ich merke ſchon, daß ich hier auf einem dürren Boden bin, wo ich mich weniger durch Dornen und Diſteln werde durchzuarbeiten haben, wo ich aber auch weniger werde zu ernten finden; und Schwierigkeiten der Sprache finden ſich bey ihm ſo gut, wie beym Thucydides. Verſtehen Sie z. B. was Hist. Gr. I. 1, 2. ὥρῃ νοιγε bedeutet? Daß ἀνοίγεν nicht ſo viel bedeuten kann, als anſichtig werden, (wie Morus will,) davon bin ich völlig überzeugt. Es muß eine Operation ſeyn, die mit den Schiffen beym Anlanden oder Auslauſen vorgeht.

Sagen Sie nur unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, Herrn Streit, daß ich die Recenſirung des Werdermanniſchen Buchs *) nicht übernehmen kann. Zuerſt erfordert eine gründliche Kritik davon weit mehr Gelehrſamkeit, als ich beſitze, und weit mehr Fleiß, als ich darauf zu wenden geſonnen bin; und zum andern ſchmeckt mir auch die Lectüre des Buchs nicht, und ich zweifle, ob ich ſie zu vollenden den Muth haben werde. Der Autor war in der That ſeiner Materie ſo wenig gewachſen, als ich es als Recenſent ſeyn würde. Mein Gott! was gehört nicht bloß dazu, zu wiſſen, was Ariſtoteles über Freyheit und Schickſal gedacht hat? — Als hiſtoriſche Unterſuchung iſt das Buch nicht befriedigend, und es iſt weder durch den philoſophiſchen Theil, noch durch den Styl anziehend. Der Hauptfehler aber, der mich davon zurückſcheucht, iſt, daß er die Idee, welche er bearbeitete, nicht feſtgehalten hat. Er wollte die Geſchichte der Meinungen vom Schickſal und der Freyheit ſchreiben, das heißt, glaube ich, er wollte zeigen, wie die Ideen von moraliſcher Freyheit, und die damit ſtreitenden von dem nothwendigen Zuſammenhange der Urſachen und Wirkungen, unter den Menſchen zuerſt ſich gebildet, welche Formen ſie angenommen haben, wann die Colliſion derſelben zuerſt wahrgenommen worden ſey, welche Verſuche man gemacht habe, dieſe Schwierigkeit zu heben, mit einem Worte, wie der Theil unſerer Philoſophie, welcher Freyheit und Natur-Nothwendigkeit betrifft, — (und der jetzt ſo weit aufs Reine iſt, daß wir gewiß wiſſen, es ſey unmöglich, ſie zu vereinigen, und doch unmöglich, den einen oder den andern dieſer Begriffe aufzugeben,) wie, ſage ich, dieſer Theil der Philoſophie ſowohl in der gemeinen, als in der gelehrten Erkenntniß der bekannten Völker ausgeſehen habe. Anſtatt deſſen aber nimmt er alles zuſammen, was die Alten über Gott und die Welt geſagt haben, läßt ſich in das ſo oft unnütz durchwanderte Labyrinth der alten Kosmogonien ein, und iſt weitläuftig, ohne über ſeinen Gegenſtand ausführlich zu ſeyn. Wenn er eines einzelnen Autors Meinungen darlegen will, — anſtatt mit einer kurzen Ueberſicht derſelben anzufangen, und dieſe mit einzelnen Stellen aus deſſen Werken zu belegen, ſchreibt er nur aufs Geräthewohl einige ſolche Stellen ab, aus denen ſich der Leſer, ſo gut er kann, die Meinungen des Verfaſſers zuſammenſuchen mag. So macht er es mit dem Hiob, dem Homer, Heſiodus. Nichts iſt unbefriedigender, als die Geſchichte, die er von den Ideen der alten Griechen über Schickſal und Freyheit gibt. Vielleicht aber wird das Buch intereſſanter, wenn er auf ſpätere Zeiten kommt: denn ich vermuthe ſehr, daß es aus ſpeciellen Unterſuchungen entſtanden iſt, die nach und nach allgemeiner geworden ſind. Und da wird dann oft der Theil, den man bloß als complementum operis hinzugefügt hat, geſchleudert.

---

*) Verſuch einer Geſchichte der Meinungen über Schickſal und menſchliche Freyheit. Leipzig 1793.

Doch genug von Büchern. In Ihrem Briefe iſt mir vor allen Dingen der Ausdruck Ihrer Freundſchaft lieb; da, wie Sie wiſſen, ich Sie lieb habe, und ich wünſche, gleiche Geſinnungen Ihnen einzuflößen.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich etwas von Ihrem Hierherkommen ſagen. Bloß auf ein Paar Tage, zum Durchreiſen und Umſehen, würde ich es beynahe verbitten. Zuerſt könnte ich Sie da nicht begleiten: denn ich kann nicht laufen. Zum andern würden Sie nicht befriediget werden: denn Charlottenbrunn biethet keine Gegenſtände dar zum

Beſehen für einen Reiſenden; aber es iſt eine reitzende Gegend für den, welcher ſich daſelbſt aufhält; es verſteht ſich, daß das Wetter gut iſt: denn ſonſt iſt freylich, um wie viel der hieſige Aufenthalt an einem ſchönen, heitern und gelinden Frühlings- oder Herbſttage reitzender iſt, als der Aufenthalt an irgend einem Luſtorte des flachen Landes, eben dieſer Aufenthalt, bey rauhen oder heißen Tagen, um eben ſo viel unangenehmer und verdrießlicher.

Der Uibergang von Hitze zur Kälte iſt ſchnell, und ſchon habe ich beyde Extreme erfahren. Vielleicht iſt es eben dieſe Abwechſelung, die meiner Geſundheit ſchadet: denn noch iſt ſie ſelbſt nicht auf dem ſchwachen Fuße, auf welchem ſie in Breslau war. —

Alſo, wenn Sie ſich entſchließen können, in den Ferien auf acht Tage zu mir zu kommen, ſo kann ich Ihnen zwey Stuben, eine zum Schlafen und eine zum Aufenthalt am Tage, anbiethen. Ich werde, wenn Sie es mir vorausſagen, ein Bette für Sie aufſchlagen laſſen, und Sie können alsdann dieſe acht Tage hier ſo, wie in Breslau, leben, — den Tag über arbeiten, und des Morgens und Abends, oder wenn Sie wollen, ſpatzieren gehen. In dieſem Falle, und bey der Vorausſetzung guten Wetters, ſtehe ich Ihnen dafür, daß es eine angenehme Woche für Sie ſeyn wird. Das anmuthige Mannigfaltige gefällt beym Aufenthalte unausbleiblich, das große frappante Einfache iſt für den

Durchreiſenden nothwendig. Ich ſehe im Grunde nicht, was Sie abhält, als, daß Sie vielleicht eine noch angenehmere Reiſe verboten: denn ſonſt iſt weder Zeitverluſt noch Aufwand groß, und daß Sie mir Vergnügen machen, darf ich Ihnen nicht ſagen.

Niemahls hat die Welt einen ſo geheimnißvollen Dichter geſehen. Ich bedaure Sie, daß Sie aus dem vollen Genuſſe Ihres eigenen Genies wieder zu der mühſamen Arbeit des Aufſuchens und Sammelns zurückkommen müſſen, und ich begreife kaum, wie Sie beydes ſo gut vereinigen können. Wenn nicht die Geſchichte der Venus und des Amor ſelbſt Ihre Imagination ein wenig ins Feuer ſetzt, und Spuren angenehmer Eindrücke auffriſcht, ſo kann ich mir doch dieſe Arbeit nicht als ſo ganz intereſſant vorſtellen. Freylich iſt die Geſchichte dieſer Gottheiten zugleich die Geſchichte der Leidenſchaften, die darin perſonificirt worden ſind und welche Leidenſchaft iſt wichtiger für die Bildung, des Syſtems und des Charakters der Menſchen geweſen?

Die neuen Aphoriſmen von Platner habe ich großentheils ſchon in Leipzig, in den Aushängebogen, aber mitten unter Zerſtreuungen, geleſen, und ich warte nur noch auf das Geſchenk, das mir der Autor damit machen ſoll, um es ernſthafter zu ſtudiren. Damahls war ich bald zufrieden, bald unzufrieden damit. Kants Ideen ſchien er mir zuweilen nicht richtig gefaßt zu haben, und ſo auch aus

Citaten der alten Griechen viel mehr zu folgern, als ich darin, ſo weit ich ſie kenne, gefunden habe. Weit lieber höre ich ihn auf ſeine eigne freye Hand philoſophiren. In dem Unterſchiede, den Platner zwiſchen dem Geiſte und dem Buchſtaben der Kantiſchen Philoſophie macht, liegt etwas wahres. Jenen würde ich vornehmlich darein ſetzen: „das Unſichtbare und durch keine ſinnliche Erfahrung Auszumachende entweder ganz bey Seite zu ſetzen, oder, wenn wir eine Entſcheidung darüber zur Praxis durchaus nicht entbehren können, es ſo anzunehmen, wie es mit den moraliſchen Principien am übereinſtimmendſten, und der Ausübung der Tugend am günſtigſten iſt; mit einem Worte, die Metaphyſik auf die Moral zu bauen.“ In der Art und Weiſe, wie dieſes geſchieht, können Abwechſelungen und Verſchiedenheit Statt finden, und auf dieſen verſchiedenen Wegen kann man auch auf verſchiedene Zwiſchenſätze gerathen, bey denen doch aber die Tendenz des Ganzen immer dieſelbe bleibt.

Die Nachrichten, die Sie mir ſchreiben, ſind beyde traurig. Die aus Pohlen ſind beunruhigend. Aber nach einem ſo ungeheuer langen Briefe, der von geringern Gegenſtänden handelt, ſich noch auf das Oeffentliche einzulaſſen, wäre ermüdend für mich und Sie.

Bitten Sie unſern Freund Streit, daß er mir das neueſte Stück des Merkur, der Berliniſchen Monathsſchrift und des Archenholz, ſobald als es nur ſeine Breslauiſchen Leſer erlauben, zuſchicke; ferner, daß er folgendes in der Hamburger Zeitung neulich angezeigte Buch: Die Franzöſiſche Revolution, ein warnendes Beyſpiel für andre Reiche, von Arthur Young, ſobald es zu haben iſt, kaufe und, ſobald er es entbehren kann, mir ſchicke. Ich würde den Lobſprüchen in dem Correſpondenten nicht trauen, wenn ich nicht die Recenſion des Buchs in den Engliſchen Reviews geleſen hätte, worin Auszüge davon vorkamen, die mich ſchon damahls äuſſerſt aufmerkſam machten. Young, als vollkommner Kenner des Engliſchen Ackerbaues, hat den Franzöſiſchen wohl unterſuchen können, und er iſt beſonders darauf aufmerkſam geweſen, welchen Einfluß die Revolution auf den Landmann und den Landbau gehabt habe, — eine Sache, von der wir hier ſehr wenig wiſſen, und die doch zur Beurtheilung jener Begebenheit von der größten Wichtigkeit iſt. Die Reviews geſtanden, daß noch kein Buch im Engliſchen eine ſo klare Einſicht in die Uibel der alten franzöſiſchen Verfaſſung, und in die Fehler der neuen gegeben hätte. Bitten Sie zugleich Herrn Streit, bey Korn nachzufragen, ob dann Mounier sur les causes, qui ont empêché les François d'être libres, angekommen iſt. Es hat ſchon längſt in den Berliner Zeitungen geſtanden, und iſt alſo leicht zu haben. Smith on moral sentiments iſt ein anderes verſchiedenes Buch, wornach ich ſeufze. Ich wünſchte wohl, Herr Streit ſähe einmahl in den Reviews nach, ob er die Recenſion der neueſten Edition fände, und ſchickte ſie mir; ingleichen die neu angekommnen Reviews wenn deren vorhanden ſind. Und nun kein Wort mehr. Ihr Freund.

4.

Charlottenbrunn, angefangen den 24. Jul. 1793.

Ich fahre in meiner literariſchen Geſchichte fort, die ich eben ſo wohl für mich ſelbſt, als für Sie, ſchreibe. Das Urtheil über ein Buch wird beſtimmter und deutlicher, wenn man es zu Papiere bringt. Freylich kann man, ohne unendlich weitläuftig zu werden, nicht immer deutlich für den ſeyn, welcher das Buch noch nicht geleſen hat. Bey Ihnen iſt indeſſen der Fall, daß der Kreis Ihrer Lectüren mit den meinigen concentriſch iſt, und daß Sie alſo mit den Büchern, die ich leſe, früher oder ſpäter gewiß bekannt ſind.

Meiner's neue Schrift *) kenne ich auch nur von vorn herein oder wenigſtens aus einem Theile: aber ſie erregt einen widrigen Eindruck. Ich frage mich ſelbſt, woran es liegt, daß man ſie ſo augenſcheinlich für eine Collectanen-Samm-

---

*) Hiſtoriſche Vergleichung des Mittelalters mit unſerm Jahrhundert.

lung erkennt, und daß ſelbſt, als ſolche, ſie nicht unterhält, da doch eine Reihe Geſchichten über einen nicht unintereſſanten Gegenſtand ergötzend ſeyn könnte; und ich antworte mir auf die erſte Frage, daß es daran liegt, daß er ſo viele Geſchichten erzählt, die zu dem Endzwecke, wozu er ſie anführt, gar nichts beytragen, — und noch mehr darin, daß auch in den Geſchichten, die im Ganzen zweckmäßig ſind und zur Materie gehören, er alle die Züge und das Detail mit aufnimmt, welches, in dem Geſchichtſchreiber ex professo, ſehr wohl angebracht war, aber bey ihm, dem citirenden Philoſophen, ſchlechterdings am unrechten Orte ſtehet.

Zweytens: daß dieſe Anekdoten-Sammlung doch ſo wenig gefällt, das liegt daran, daß die Geſchichten einander ſo ähnlich ſind und alſo ermüden; daß ſie oft widerſprechende Züge (widerſprechend, inſofern ſie den Charakter des Zeitalters ſchildern ſollen,) enthalten, und dieſe Widerſprüche von Meiners gar nicht aufgelöſet werden; daß an der Stelle wirklicher Thatſachen oft Declamationen zeitverwandter Sittenrichter vorkommen, und alſo Räſonnement für Geſchichte gegeben wird, aber ein ungeprüftes und unzuverläſſiges Räſonnement. Z. B. was thut es zur Vergleichung des Mittelalters mit dem unſrigen, die einfältige Unſchuld der Einwohner von S. Kilda zu beſchreiben? Und ſelbſt um dieſe Einfalt und Unſchuld zu ſchildern, was war es nöthig, ihrer Geſchicklichkeit im Klettern zu erwähnen, oder die unſinnige und unglaubliche Art, wie Sie ihre Rechte gegen die Eingriffe ihres Gutsherren ſchützen (S. 54.), zu erzählen? Kann man dann nicht die Verdorbenheit der Sitten des Mittelalters begreifen, wenn man nicht vorher den Stand der Unſchuld im Milton abgeſchildert geleſen hat?

Von ſcheinbaren Widerſprüchen, die nicht gerechtfertiget werden, wimmelt das Buch. Zuerſt werden (S. 90 und folg.) die Römer als die verworfenſten Menſchen von Salvian und Ammian geſchildert, und die Barbaren ihnen in allen Tugenden weit vorgezogen; und kurz darauf erſcheinen die Franken und Gothen als eben ſolche Böſewichter. Salvian und Ammian ſtellen augenſcheinlich, als Strafprediger ihrer Zeit, die Sachen aufs ſchlimmſte vor. Und zu welcher Zeit könnte man nicht wenn man die Beyſpiele von Laſtern ſammelt und die der Tugenden wegläßt, ähnliche Gemählde der Nation machen? Kritik, und Unterſcheidung des eigenthümlichen Verderbens des Zeitalters, und des allgemeinen des Menſchen, iſt in dieſer Materie am nothwendigſten; und Meiners hat dieſe ganz vernachläſſigt. Die Grauſamkeiten Chlodewigs gehören zur Sache; aber die Empörungen der Söhne Kaiſer Heinrichs des Vierten gegen ihren Vater viel weniger. Uiberhaupt alle Unthaten, welche durch Kriege, Empörungen oder andre öffentliche Revolution veranlaſſet werden, können nie zu einem Maßſtabe der Sittlichkeit eines Zeitalters dienen: ſo wenig die vorjährigen Gräuel-Scenen in Paris den Geiſt unſers Jahrhunderts ſchildern. Dieſen Umſtand muß, wer ein Geſchichtſchreiber der Menſchheit ſeyn will, nicht aus der Acht laſſen. Einzelne Böſewichter gibt es in der Welt immer. Dieſe werden in ruhigen Zeiten durch Geſetze und Strafen im Zaum gehalten; bey Revolutionen und Kriegen werden ſie von dieſen Banden befreyet, und wüthen alſo nach der ganzen Bösartigkeit ihrer Natur. Ferner haben die politiſchen Handlungen von je her, und auch bis jetzt, weit mehr Ungerechtigkeiten ſehen laſſen, weil, in Abſicht ihrer, auch ſelbſt noch die Theorie des Rechts nicht aufs Reine iſt. — Unſre Zeit und Nation gehört nicht unter die räuberiſchen; und doch haben wir eine Länder-Theilung mit angeſehen, wie ſie die Welt vielleicht noch nicht geſehen hat, wo weder Anſprüche noch Nachſucht zum Grunde lagen. So ſehr alſo müſſen die Data aus der Geſchichte geſichtet und ausgewählt werden, wenn man aus ihnen ein Sittengemählde zuſammenſetzen will. Meiners hat ſie alle roh und unbearbeitet, wie Feldſteine, neben einander gelegt, und glaubt, er habe ein Gebäude aufgeführet.

Meiners äußert oft eine Meinung, die bey einem friedlichen Lehrer der Wiſſenſchaften ſeltſam iſt: daß es die Unverdorbenheit der Sitten eines Volks anzeigt, wenn es im Kriege ſich brav hält, und über andre Nationen Siege erficht. Mein Ariſtoteles hat auch dieſe Saite berührt; und er ſieht ſehr wohl ein, was an der Sache wahr und falſch iſt. Aber heute zu Tage kann das Vorurtheil, daß das ſiegende Volk das beſſere ſey, unmöglich mehr täuſchen.

Weil Meiners einmahl über Auszügen aus Aeneas Sylvius begriffen war: ſo gibt er uns eben ſowohl Schilderungen von der Unreinlichkeit der Teutſchen bey Tiſche (S. 248), als von der Ungerechtigkeit der Fürſten im funfzehnten Jahrhunderte. — Daß man in Wien, die ganze Woche durch, Fleiſch verkauft, wird (S. 260.) neben andre Bubenſtücke geſetzt, als wenn Meiners ſelbſt ein Mönch aus dem Mittelalter wäre. Wie gefällt Ihnen die Heerde Kinder (S. 271.) die von ein Paar alten Weibern ordentlich auf die Weide geführt werden und Gras freſſen? Das mag Pirkheimer erzählen, oder wer es will: incredulus odi.

Indeſſen ſeinen Satz hat Meiners bewieſen. Und was war leichter? Wer kann bey der mittelmäßigen Kenntniß der Geſchichte, — wenn er beſonders das öffentliche Leben zum Maßſtabe des Privatlebens, und die Handlungen der Könige und Fürſten zum Maßſtabe der allgemeinen Sittlichkeit nimmt, einen Augenblick zweifeln, daß wir geſittetere Menſchen ſind, als unſre Vorfahren im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte? Aber bey dieſer Allgemeinheit bleibt auch Meiners ſtehen. Die beſondern Eigenthümlichkeiten dieſes Sittenverderbniſſes des Mittelalters berühret er gar nicht. Ich würde dahin insbeſondere die ſonderbare Miſchung von Religioſität und Liederlichkeit rechnen, die in den Handlungen und Schriften jener Jahrhunderte ſo ſichtbar iſt, und wovon auch die erſten Producte des Italiäniſchen Genies die deutlichſten Spuren weiſen. Nichts erniedrigt die menſchliche Natur mehr, als wenn *knechtiſche Unterwerfung* der Vernunft unter einen traditionellen Glauben mit *Zügelloſigkeit* der *Sitten* verbunden iſt. So war es im katholiſchen Europa. *Geiſtesknechtſchaft mit Sittenreinigkeit*, wie bey den Herrenhutern, iſt nicht Vollkommenheit, gibt aber doch dem Menſchen eine erträgliche und oft liebenswürdige Geſtalt. Geiſtesfreyheit, mit Sittenverderbniß und äußerm Anſtande verbunden, wie es bey einem guten Theile der Franzöſiſchen Philoſophen ſeyn mag, iſt freylich gefährlich, weil ſie eine verführeriſche Geſtalt hat: aber ſie enthält doch, — durch die Uibung und die ungehinderte Stärke des Nachdenkens, — den Grund zu künftigen Verbeſſerungen in ſich; indem der Menſch, der richtig räſonnirt und ſchlecht handelt, ſich wenigſtens ſeiner Schuld bewußt bleibt, und bey verminderten Leidenſchaften künftig einmahl zur Tugend gelangen kann. Geiſtesfreyheit und Sittenreinigkeit iſt das Ideal der Menſchheit, welches noch nie ſich in einem ganzen Volke oder Zeitalter gezeigt hat, ſondern immer nur von einzelnen ſeltnen Männern aufgeſtellt worden iſt. — Der Abgrund des Verderbens, — aus dem der Menſch, nur durch heftige Stöſſe von auſſen, emporgehoben werden kann, iſt der Zuſtand, den wir im Mittelalter finden, wo alles blind glaubte, und ſittenlos lebte. Wer kann Menſchen durch Vernunft belehren, die ſolche Widerſprüche verdauen können? Wer kann Beſſerung hoffen, wo ſelbſt das, was beſſern ſoll, in das Intereſſe des Laſters mit hineingezogen iſt?

A-propos, oder vielmehr nicht à propos, ſondern ganz abgeriſſen von dem vorigen, will ich eine Muthmaſſung, die mir eben über die Bedeutung des Worts ἀνοίγειν einfällt, vortragen, da ich über der zweyten Stelle bin, wo es in Xenophons Historia Gr. vorkömmt, nähmlich 1, 5, 7. Er ſagt (da er den Anfang der bekannten Schlacht beſchreiben will, die des Alcibiades Stellvertreter bey der Athenienſiſchen Flotte, Antiochus, wider den Willen des erſtern unternahm und verlor) die Athenienſer hätten ihre zuvor auf dem Trocknen bey Notium liegenden Triremen ins Meer gelaſſen, und wären mit ihnen, nach und nach, ὡς ἠνοίγοντο, — auf die Lacedämonier losgeſegelt. Kann das nicht etwa darauf ſich beziehen: daß, wenn die Schiffe auf dem Trocknen lagen, die Ruder zurückgezogen, und die Löcher, durch welche ſie durchgeſteckt wurden, mit Klappen oder ſonſt auf eine

Art verſchloſſen wurden; und daß nun, wenn die Schiffe in See gehen ſollten, dieſe Löcher wieder geöffnet, und die Ruder durchgeſteckt werden mußten. Dann wollte Xenophon alſo ſagen: jede Trireme, ſo wie ſie mit dieſer Eröffnung der Ruder-Löcher fertig war, oder mit andern Worten, — ſo wie ſie ihre Ruder in Ordnung gebracht hatte, ſegelte fort. Ich gebe dieß für nichts mehr aus, als es iſt, — das Rathen eines Unwiſſenden: aber es paßt ziemlich auf alle drey Stellen des Xenophon, wo das Wort vorkömmt. *)

Ein eben ſolches ἅπαξ λεγόμενον kommt in Aristot. Polit. Lib. II. Cap. VI. Ed. Heins. gleich zu Anfange vor. Hippodamus von Milet, iſt, wie ich hierbey gelernt habe, im Griechiſchen Alterthume, als Erfinder einer neuen beſſern Bauart der Städte, beſonders in Abtheilung der Straſſen und Plätze, berühmt: das erklärt alſo das „ὃς καὶ τὴν τῶν πόλεων διαίρεσιν εὗρε.“ Aber nun heißt es weiter: καὶ τὸν Πειραιᾶ κατέτεμε. 1. Was iſt das? 2. Iſt es aus andern Nachrichten bekannt, daß ein Hippodamus zuerſt dem Piräeiſchen Hafen eine gute Einrichtung gegeben habe? — Wahrſcheinlich geht das τὸν Πειραιᾶ auf den Hafen ſelbſt, nicht auf den dabey liegenden Flecken gleiches Nahmens. Aber was heißt, einen Hafen ausbauen? Heißt es ihn ausräumen, erweitern, und die Ufer, in

---

*) Die wahre Erklärung ſcheint Hr. Schneider zu l. l, c. zu geben

die er eingeſchloſſen iſt, regelmäſſig und ſenkrecht centriren, worauf dann das Ausmauern derſelben folgen muß? Das letztere glaube ich, obgleich kein Ausleger meiner Meinung iſt. — —

Der Tod des guten Stuve, der in ſeiner vollen Reiſe ſchon wieder untergegangen iſt, hat mich gerührt. So iſt Lieberkühnen ſein vertrauteſter Freund bald nachgefolgt! Ich habe eben ſeine neueſte Schrift von Aufruhr und aufrühreriſchen Schriften vor mir. Sie iſt, wie alles, was Stuve ſchreibt, gut gedacht, aber nicht ſcharfſinnig. Sie athmet einen vernünftigen Freyheitsgeiſt. Aber ſie läßt ſich zu wenig auf die Schwierigkeiten ein, die bey der Ausübung ſeiner Grundſätze vorkommen. — —

Xenophon fängt an, mich mehr an ſich zu ziehn. Im erſten Buch iſt nichts merkwürdiger, als die Schlacht bey den Arginuſen und die Verurtheilung der zehn ſiegreichen Feldherren, — in der That eine Begebenheit, die den Unſinn und die Grauſamkeit der Volksgerichte lebhaft darſtellt. Aber es iſt mir, in Abſicht der forma judicii und der einzelnen Proceduren, vieles, auch nach den Erläuterungen des Morus, dunkel geblieben. Die erſte Anklage gegen die Generale geſchieht in einer Volksverſammlung S. 17. Ankläger und Beklagte halten zuvor ihre kurzen Reden. — Die Verſammlung gibt der Vertheidigung der letztern Gehör. — Viele Einzelne aus dem Volke ſtehen auf.

um Bürgſchaft für ſie zu leiſten. S. 43. Was heißt das? Wofür wollten ſie Bürgſchaft leiſten? War es bey den Athenienſern, wie bey den Engländern, daß es eine Art von Losſprechung iſt, wenn den Beklagten zugeſtanden wird, Bürgen zu ſtellen? — (nähmlich, dafür, daß ſie ſich ſtellen werden, wenn neue Indicia gegen ſie einlaufen ſollten, oder für ihr künftiges gutes Verhalten, wenn ſchon einiger Verdacht gegen ſie vorhanden iſt.) Es wird beſchloſſen, die Sache auf eine andre Volksverſammlung zu verſchieben, zuvor aber den Volks-Senat τὴν βȣλὴν darüber urtheilen zu laſſen. Die Prytanen beſchließen, als Decret der βȣλὴ, auf Antrag eines gewiſſen Callixenes, dem Volke vorzutragen, (S. 43. unten) daß in der nächſten Verſammlung, ohne weiteres Verhör, alle Generale zuſammen, durch ein gemeinſchaftliches Stimmenſammeln, verurtheilt oder losgeſprochen werden ſollen. Dieſes Decret iſt es, welches Sokrates, damahliger Prytane, als ungerecht, nicht unterſchreibt. — Demohnerachtet tritt noch (7, 10. S. 45.) ein Euryptolemus, ohne Zweifel im Senat, zur Vertheidigung der Angeklagten auf, und macht einen Vorſchlag zu einem andern Decrete, wonach die Sache jedes Generals einzeln durch eine eigne Stimmenſammlung entſchieden werden ſoll. — Uiber dieſe beyden Vorſchläge thut die Volksverſammlung den Ausſpruch und ſie approbirt das Decret des Euryptolemus. S. 51. — Nun ſollte man glauben, ſey die Sache entſchieden. Aber nein! ein gewiſſer Menekles, ὑπωμόσατο, — vernichtete dadurch den Effect der erſten χειροτονία, und veranlaßte eine zweyte, worin das Decret des Callixenes ratificirt ward: und ſonach werden auch auf der Stelle alle acht Generale zum Tode verurtheilet und die ſechs Anweſenden hingerichtet. Was iſt nun das ὑπομόσασθαι, wodurch ein bloßer Privatmann, die Gültigkeit einer geendigten χειροτονία vernichten kann? Die Erklärung, die Morus im Index gibt, iſt nichts weniger, als befriedigend. — —

In der Lectüre des Milton bin ich fortgeſchritten, und habe nun glücklich die Gefechte im Himmel überwunden. Nichts zeigt mehr, was gute Verſe thun können, als daß ſie es einem möglich machen, bey ſolchen Abſurditäten auszuhalten. Die Abſurdität liegt nicht bloß in den einzelnen Fictionen, — wie z. B. die von den plötzlich vom Satan erfundenen und fabricirten Kanonen iſt, — ſondern in der Idee des Ganzen. Erſtlich ein Weſen, das als allmächtig vorgeſtellt wird, hat nöthig, ſich durch ein Kriegsheer zu vertheidigen. Zweytens ein Gefecht unter Unverwundbaren und Unſterblichen, alſo Anſtalten zur Zerſtörung eines Feindes, deſſen Natur unzerſtörbar iſt. — Bald können ſich dieſe Weſen ſelbſt beliebig jede Geſtalt geben; — wodurch an ſich ſchon alle auf ihren Körper gerichteten Angriffe zwecklos werden, —

weil dieſe nur die Geſtalt des Körpers verändern; bald thun ſie doch ſehr kläglich, zerquetſcht, oder geſpalten worden zu ſeyn. — Ein andrer Begriff aber, der zum Grunde liegt, iſt mir noch mehr zuwider, eben weil er nicht ſo ungereimt iſt, und alſo eher Eingang findet. Das iſt der, daß im Himmel, wie auf Erden, Macht das Höchſte iſt, woraus Würde folgt; — und daß dieſe Macht nicht glorreicher, als durch Zerſtörung von Feinden, bewieſen werden kann. So denken Menſchen und Tyrannen; und ſo denken, leider! nach dem Milton, auch die Engel im Himmel. — Der Dichter, in deſſen Geiſt der Funken geſunder Vernunft ſchon glimmt, welcher dieſe uralten Vorurtheile des menſchlichen Geſchlechts als Ungereimtheiten darſtellt, hat ein Paar kurze Zeilen, Buch VI. S. 820—823. (S. 322 der Uiberſ. —" denn, da aus blindem Wahn ꝛc.) angewandt, ſie zu rechtfertigen. Ich habe mich darüber, als über einen lichten Fleck, den ich in einem finſtern Orte geſehen habe, gefreut. Aber die Mühe habe ich mir nicht genommen, den letzten Theil des fünften und das ſechſte Buch mit dem Original zu vergleichen, da ich mit der Uiberſetzung befriedigt war. — —

Unter den neuern Schriften von dieſer Meſſe, die ich geleſen habe, nimmt, nach Heerens Ideen, Vogels Verſuch *) die erſte Stelle, obgleich in ei-

---

*) Uiber die Religion der alten Aegyptier und Griechen.

ner großen Entfernung, ein. — Das erſte Stück: Philoſophie über den Gang der Religionsbegriffe überhaupt, iſt gut gedacht und geſchrieben. Von der Verehrung einzelner Dinge und Phänomene zur Verehrung des Weltalls, und des in ihm wohnenden Geiſtes, — von der Verehrung, die aus Furcht entſteht, zu der, die aus Dankbarkeit und Freude, und zuletzt zu der, die aus Hochachtung entſpringt, — von bloß ſinnlichen Begriffen zu intellectuellen und zuletzt zu moraliſchen von der Gottheit, — das ſcheinen in der That die Fortſchritte zu ſeyn, die in der Natur des menſchlichen Geiſtes liegen und durch die Geſchichte beſtätigt werden. — Aber bey der Ausführung dieſer Skizze geht er über gewiſſe zu erklärende Phänomene zu leicht weg; bey der Erklärung andrer folgt er gemeinen, aber, wie mich dünkt, nicht genug geprüften Meinungen. — Woher die Ceremonien, — dieſe beſtimmten Ceremonien, — dieſe beſondern Fabeln, und die oft ausſtudirt ſcheinenden Thorheiten der alten Religionen und Gottesdienſte? Was überhaupt ſo ſchwer zu erklären iſt, oder vielmehr die Erklärung ſo ſchwer macht, iſt die augenſcheinliche Einmiſchung künſtlich erfundener Ideen mit den natürlicher Weiſe entſtandenen. Die letzteren laſſen ſich aus der Natur des menſchlichen Geiſtes erklären; die erſtern ſetzen ſchlechterdings gewiſſe Facta voraus, die, wenn ſie uns die Geſchichte nicht überliefert, nimmermehr durch Philoſophie erſetzt werden können. Nur ſo viel lehren ſie uns, daß, bey einem Volke, in deſſen Religion rohe oder geläuterte, aber natürliche Religionsbegriffe mit ſolchen eigenſinnig und alſo künſtlich componirten Gebräuchen oder Dogmen zuſammenkommen, einſt eine Claſſe von Menſchen über den übrigen großen Haufen einen beträchtlichen Vorrang an Einſicht und Einfluß gehabt haben müſſe. Denn was auf dieſe Weiſe erdacht, erfunden werden ſoll, kann nur von einzelnen oder wenigen Perſonen erfunden werden, und wenn dieſes von einer oder wenigen Perſonen Erfundene oder Erdichtete von den Vielen angenommen werden ſoll, ſo müſſen jene über dieſe eine anerkannte Erhabenheit beſitzen. Daher würde, nach meiner Philoſophie über den Fortgang der Volksreligionen, dieſer bey einer Nation, die ganz allein ſich ſelbſt ſtufenweiſe ausgebildet hat, ganz anders ſeyn müſſen, als bey einer, die durch fremde Ankömmlinge, Eroberer oder Weiſen cultivirt worden iſt. — Heeren ſtimmt mit meinen Ideen überein. Da, wo die Prieſter ſo übermächtig ſind, — da war der Stamm der Prieſter anfangs eine eigne abgeſonderte Völkerſchaft, die über andre benachbarte an Verſtand hervorragte und zugleich die herrſchende wurde, endlich ſich mit den Unterjochten zu einem Körper vereinigte, doch ſo, daß ſie immer einen großen Vorzug und eine hohe Autorität behielt.

Vogel hat hierauf zu wenig Rückſicht genommen. Deßwegen wird es ihm ſo leicht, gewiſſe, auch den Franzöſiſchen Beſtreitern der poſitiven Religionen ſo geläufige, aber mir immer unannehmbare Behauptungen zu verdauen, daß Prieſter eine Religion erfinden, und dieſelbe nach ihrem Privatnutzen (alſo bey eigener Einſicht ihrer Falſchheit) modeln, daß Menſchen von außerordentlichen Körper- oder Geiſteskräften als Götter von den Nationen verehrt werden. — Da Vogel es mit Recht, als eine gute Methode, die unvollkommenen Nachrichten von den alten Volksreligionen zu berichtigen und zu ergänzen, angegeben hatte, daß man die Religionen der rohen Völker unſerer Zeit und deren Geſchichte beobachte, warum hat er nicht auch bey dieſem Puncte die Reiſebeſchreiber zu Rathe gezogen? Warum iſt es denn keinem einzigen Europäer gelungen, von den Wilden in Amerika oder auf den Inſeln als Gott verehrt zu werden? (denn das kurze Staunen über eine nie geſehene Erſcheinung, wie das der Einwohner von Hiſpaniola bey dem Anblicke der Spanier zu Pferde geweſen ſeyn ſoll, iſt von einer bleibenden Verehrung himmelweit entfernt). — Warum iſt es den Europäern ſo ſchwer geworden, ihre Religionen jenen Völkern aufzudringen? Uibermacht war da; aber freylich nicht Wohlthätigkeit, welche die Menſchen zu Göttern machen ſoll. — Doch auch dieſe fehlte nicht ganz; und nicht allenthalben verfuhren die

Europäer mit der Grauſamkeit der erſten Spaniſchen Abenteurer. — Aber die Mittheilung und Allgemeinmachung von Religionsbegriffen bey einem ganzen Volke iſt durch einzelne Menſchen ſehr ſchwer zu bewirken, und deſto ſchwerer, je roher ein ſolches Volk iſt.

Doch obgleich dieſe philoſophiſche Geſchichte der Religionen in Vogels Werk noch ihre Lücken und Unvollkommenheiten hat, ſo iſt ſie doch viel beſſer, als was folgt. Die Reviſion der Schriftſteller, die über die Aegyptiſche Religion geſchrieben haben, hätte das Syſtem eines jeden vollſtändiger und ausführlicher darſtellen ſollen. Aber was mich am wenigſten befriedigt, iſt ſeine Philoſophie über den älteſten Zuſtand des Aegyptiſchen Volks, die er an die Stelle der mangelnden Thatſachen ſetzen will. Ein ſolcher Verſuch, Geſchichte durch Räſonnement zu erſetzen, iſt durchaus zwecklos, wenn das Räſonnement nicht an ſich große Aufſchlüſſe über die Natur der Sachen gibt. Mir iſt in dem Vogelſchen nichts ſo hell und ſo neu geweſen, als: 1) daß Aegypten von allen Seiten, ausgenommen von Süden aus, unzugänglich war, und alſo wahrſcheinlich von Aethiopiern bevölkert worden iſt, und 2) daß eben dieſe Unzugänglichkeit die dahin verpflanzte Colonie genöthigt habe, ſich allein durch ſich ſelbſt zu helfen, und ſich ſelbſt auszubilden, woraus denn bey ihnen, in der Folge, der den Autodidakten ſo gemeine Stolz folgte. — —

Die Kapitel der Politik des Ariſtoteles, die ich dieſe Woche durchgegangen habe, ſind wichtig, z. B. über die Lacedämoniſche, Kretiſche und Karthagiſche Republik; — und dieſe ſind noch ziemlich wohl erhalten. Wie ganz anders erſcheint hier Sparta, als in den gewöhnlichen Lobreden der Geſchichtſchreiber, auch, als im Barthelemy, der wenig auf Ariſtoteles Rückſicht genommen hat. Aber welche Widerſprüche bleiben auch, bey Vergleichung der verſchiedenen Nachrichten! Nach Plutarch und faſt allen Andern, hat Lykurg alles darauf angelegt, die Begierde nach Reichthum in ſeiner Republik nicht nur zu mäßigen, ſondern zu vernichten und unmöglich zu machen: und gerade die unmäßige Begierde nach Geld und Reichthum gibt Ariſtoteles für einen charakteriſtiſchen Zug der Lacedämonier aus. — Einfältig genug freylich glauben die Alten, die über Lykurgs Verfaſſung geſchrieben haben, und noch einfältiger bethen es ihnen die Neuern nach, daß eiſenes Geld ein unfehlbares Mittel ſey, dem Geldgeiz und die Erwerbung von Reichthümern zu verhüthen. Aber andre Inſtitute Lykurgs, und die allgemein für wahr angenommenen Facta laſſen doch auf eine allgemeine Frugalität ſchlieſſen, wodurch die Liebe des Reichthums ſcheint vermindert werden zu müſſen. — Dagegen nun ſagt Ariſtoteles, in eben dem Maße, in welchem die Männer in Sparta ſtrenger und frugaler lebten, in eben dem Maße wäre die Lebensart der Weiber ausgelaſſener und luxuriöſer; auch die Ephoren hätten das Privilegium zu ſchwelgen, und machten es ſich wohl zu Nutze. „Eben daher,“ ſagt er, — „weil in Lacedämon die Weiber über die Männer herrſchen, die Weiber aber das Wohlleben lieben, kommt die allgemeine Geldbegierde, wodurch ſich die Bürger dieſes Staates unterſcheiden.“ — Beydes iſt ſchwer zu begreifen, ſowohl, wie Weiber ſchwelgen können, wenn die Männer eine frugale und harte Lebensart führen, als auch, wie in einem Staate, wo die Privatperſonen unter einer ſtrengen und immerwährenden Disciplin ſtehen, die Magiſtratsperſonen das Beyſpiel des Luxus und der Ausgelaſſenheit geben können. — So viel iſt aus mehrern Angaben klar, daß die Lebensart der Lacedämonier in ihren Häuſern; von der, die ſie bey ihren Syſſitien, oder an ihren öffentlichen Tiſchen führten, ſehr unterſchieden war. Dort beſtimmte es, wie es ſchien, der Wille und die Neigung der Weiber, — hier beſtimmten es die Geſetze, wie die Männer leben, was ſie eſſen und trinken ſollten. — Vielleicht waren die Ephoren von der Pflicht, an jenen Refectorien zu ſpeiſen, ganz ausgenommen und konnten alſo dem häuslichen Luxus ihrer Frauen deſto unbeobachteter nachgeben.

Komme ich ja an die Abhandlungen zum Ariſtoteles, ſo werde ich bey Gelegenheit dieſes Kapitels, eine kurze Reviſion ſämmtlicher Nachrichten von den Geſetzen und Sitten der alten Spartaner, (die Quellen dazu ſind gar wohl erſchöpflich,) eine Vergleichung derſelben, Verſuchen die Widerſprüche zu heben, und meine endlichen Begriffe über dieſes Volk und dieſen Staat hinzufügen.

Könnten Sie mir wohl Xenophons Abhandlungen über die Lacedämoniſche und Athenienſiſche Republik, mit dem nächſt abgehenden Fuhrmanne ſchicken? Da mir des Ariſtoteles Schilderung friſch im Gedächtniſſe iſt, ſo wünſchte ich die des Xenophon dabey zu haben. — —

Von Herrn Streit habe ich noch von Journalen nichts bekommen. Die Berliner Monathsſchrift verlange ich jetzt nicht mehr, da ſie mir Herr Bieſter bis auf das neueſte Stück incluſive zugeſchickt hat. Aber Archenholzens Minerva, und Wielands Merkur erwarte ich mit Verlangen, ſo wie Mounier und Arthur Young und die engliſchen Reviews. Andre mittelmäßig intereſſante Bücher begehre ich nicht, da ich des Guten ſchon ſo viel hier habe. Aber kennen zu lernen wünſche ich, was etwa Merkwürdiges herauskömmt; und dieſen Freundſchaftsdienſt kann ich von Niemanden beſſer, als von Ihnen, erwarten, — nicht eben zur Dankbarkeit für meine langen Briefe, ſondern aus freyer Güte: denn ich ſehe es ſelbſt für eine Gefälligkeit von Ihnen an, wenn Sie ſich die Zeit nehmen, ſie durchzuleſen. Sie enthalten das, was ich ſonſt in meine Collectanen-Bücher ſetzen würde. Und eben deßwegen muß ich Sie bitten, ſie aufzubehalten, ob ſie gleich ſonſt kein κτῆμα ἐς τὸ ἀεὶ ſind.

Mein Körper ſcheint vier Wochen Zeit nöthig gehabt zu haben, um ſich in die Gebirgsluft zu finden. Ich fühle mich jetzt etwas beſſer, als im Anfange, und die Bäder, welche ich brauche, ſcheinen mir zu bekommen. — Da ich die Unmöglichkeit ſehe, für jetzt eine nicht zu unterbrechende Arbeit vorzunehmen, ſo widme ich deſto unbekümmerter meine Zeit der pocura corris, den wenigen Freunden, die hier ſind, und abwechſelnden Studien.

Leben Sie wohl und beſtellen Sie den inliegenden Brief an * * * auf die Poſt, den ich unter einem fliegenden Siegel ſchicke, weil ich für die Arbeit, die mir dieſer Plaggeiſt macht, doch gerne die Belohnung haben wollte, daß noch ein vernünftiger Mann ſie läſe.

Empfehlen Sie mich allen Freunden, und bleiben Sie ſelbſt mein Freund. Geendigt den 30ſten Julius 1793.

5.

Charlottenbrunn, den 1. Sept. 1795.

Liebſter Freund,

Ich beantworte Ihren Brief, um Ihnen das Vergnügen zu bezeugen, welches er mir gemacht hat, ob ich gleich nahe dabey bin, Sie ſelbſt zu ſehen; und von hier aus nichts, als meine Gedanken, mittheilen kann, die, wenn ſie etwas Gutes enthalten, nie zu ſpät kommen, und wenn ſie unbedeutend ſind, gar wohl ungeſchrieben bleiben können. Ich habe ſeit meinem letzten Briefe einige ſehr böſe Tage ausgeſtanden, und einige ſehr angenehme genoſſen. Nie haben Unluſt und Vergnügen, Hoffnung und Furcht, öfter und ſtärker bey mir abgewechſelt, als während dieſes Aufenthalts in Charlottenbrunn. Die Unbeſtändigkeit des Himmels und der Witterung iſt das Bild, nicht die Urſache meines Zuſtandes geweſen. Bald glaubte ich, ernſthaft krank zu werden, bald erhob ich mich wieder bis zu einer gewiſſen Munterkeit. Das Ende aller Veränderungen iſt gemeiniglich, daß das Hauptübel einen kleinen neuen Fortſchritt macht, daß ich aber auch mehr in der Ertragung desſelben geübt und abgehärtet werde. Aber freylich verzehren ſich viele meiner Kräfte im Ertragen, die ich weit lieber zum Handeln und Wirken anwenden möchte.

Daß unter dieſen Umſtänden von meinen literariſchen Plänen ſehr wenige ausgeführt worden ſind, — daß ich zu den ſchon angefangenen eignen Arbeiten, nicht mit dem gutem Gewiſſen neue übernehmen kann, das werden Sie leicht einſehen. Wollte der Himmel, ich hätte ein ſo gutes Gedächtniß, daß ich Ihnen von Morgenſterns Schriften über den Plato, von hier aus, ohne ſie noch einmahl durchzuſehen ein etwas beſtimmtes und ausführliches

Urtheil ſchreiben könnte. Ich glaube, ich habe Ihnen damahls meinen Brief an den Autor mitgetheilt, in welchem ich die Hauptmomente, woraus ich die Recenſion der Schrift machen würde, kurz berührt hatte. Jezt iſt mir nichts mehr davon gegenwärtig, als daß er die Hauptidee Plato's — daß die Unterſuchung der Natur der Tugend der eigentliche Zweck ſeiner Republik und die Unterſuchung über die beſte Staatsverfaſſung nur ein Mittel bey ihm ſey, um die Tugend des einzelnen Menſchen kennen zu lernen, richtig gefaßt hat. Ich weiß nur noch ſo viel, daß er einen kurzen aber recht verſtändlichen und bündigen Auszug von den politiſchen Entwürfen Plato's gibt; daß er einige ſeiner Thorheiten auf eine ſcheinbare Art rechtfertigt; daß er ſelbſt ein Ideal von einem Staate entwirft, welches mir nicht genug thut. Komme ich nach Breslau, ſo werde ich bey der Durchſicht der Morgenſterniſchen Aufſätze meine Ideen erneuern, und dann ſie Ihnen ausführlich mittheilen.

Von der Unveränderlichkeit des Menſchen nach erlangter Reife, bin ich ganz Ihrer Meinung. — Aber wenn Ihnen Gemählde, wie Louiſe, ſo ſehr gefallen, warum bekümmern Sie ſich ſo wenig darum, an ſolchen Auftritten, wie Voß ſchildert, Theil zu nehmen? Ein wenig einſeitig mag mein Geſchmack auch ſeyn. Indeß werden Sie es meinem Alter und meiner Kränklichkeit verzeihen, wenn ich von der Form poetiſcher Schilderungen weniger, als von

ihrer

ihrer Materie, gerührt werde, und mich im Gemählde für nichts ſehr intereſſire, als was mich im Leben noch mehr intereſſiren würde. — Wäre Ihnen an ſolchen ländlichen Freuden, an einem, mit wenigen einfachen, guten Leuten in freyer Luft und einer ſchönen Gegend eingenommenen Caffee oder Abendbrote etwas gelegen, ſo wären Sie wohl zu uns gekommen. Hier hätten Sie einen Theil von dem, was Voß nur im Bilde aufſtellt, in der Wirklichkeit haben können. Freylich miſchte ſich dort die Liebe mit ein, und hier würde nur die Freundſchaft geherrſcht haben; doch eine wahre und zärtliche Freundſchaft von Seiten Ihres ꝛc.

6.

Breslau, im Auguſt, 1796.

Theuerſter Freund,

Ihr Brief hat mir in mehr als *einer* Abſicht Vergnügen gemacht. Er hat mir von Ihrem Wohlſeyn und Ihrem Vergnügen Nachricht geben; er hat mich an Oerter und unter Perſonen, bey denen ich zu ſeyn wünſchte, in Gedanken verſetzt; er hat mir endlich zwey Freunde, die eben zum erſten Mahle nach Ihrer Abreiſe bey mir zum Beſuche waren, als Ihr Brief ankam, Neumann und Streit, beſſer unterhalten helfen, als ich ſonſt hätte thun können. Streit hatte mir einen Fremden zugeführt, der, wie ich hintendrein höre oder vermuthe, (denn bey ſeiner Präſentation war ich zu zerſtreut, um ſeinen Nahmen recht zu vernehmen, oder recht zu deuten) Falk, der Verfaſſer der Helden, ſeyn ſoll. Wenn dieſe Vermuthung richtig iſt, ſo ſehe ich, wie ſehr es, beſonders bey Poeten, trügt, ſich den Mann nach ſeinen Schriften vorzuſtellen. Eine ſolche Juvenaliſche Bitterkeit hätte mich nicht in dem Verfaſſer einen jungen, wohlausſehenden, fröhlichen Mann vermuthen laſſen, der, wie es ſcheint, die Welt, die er ſo ſehr anklagt, doch liebt, und ſogar die politiſche, die ſchlimmſte von allen, zu ſeiner Laufbahn gewählt hat. Er ſagte mir, er ſey aus Danzig, habe mich vor vier Jahren in Halle, wo er damahls Theologie ſtudirte, geſehen, ſey ſeit der Zeit nach Helmſtädt gegangen, beſonders um ſich in den neuern Sprachen, wozu hier vorzügliche Gelegenheit ſey, feſtzuſetzen, weil er ſeinen Entſchluß geändert habe, und in Berlin, im Departement der auswärtigen Geſchäfte, ſein Glück machen wolle. So viel iſt richtig, in der kurzen Zeit, da ich ihn ſah, gefiel mir ſeine Perſon beſſer, als mir ſeine Verſe gefallen hatten. Und da ein angenehmes Aeußere und Sprachenkenntniß in jenem Departement von Wichtigkeit iſt, ſo entſchuldige und erkläre ich mir ſeinen Entſchluß, ob ich gleich ſonſt weiß, daß an der Vorliebe für die auswärtigen Angelegenheiten die Eitelkeit und die Unkunde der wirklichen Beſchaffenheit der Sachen mehr Antheil hat, als die Begierde oder die in ſich erkannte Fähigkeit, in einem großen Wirkungskreiſe nützlich zu ſeyn. Es wird mir lieb ſeyn, wenn er Wort hält, und mich, während ſeines Aufenthalts, mehrere Mahle beſucht: denn nach der erſten Probe verſpreche ich mir eine ganz intereſſante Unterhaltung, und wenn ich etwas mehr von ihm erfahre, ſo werde ich auch Ihnen mehr mittheilen.

Die Feſtung Königſtein hat, ſo viel ich weiß, (denn ich ſelbſt habe ſie nie geſehen), ſowohl von Seiten der Natur, als der Kunſt, Vorzüge vor Silberberg. Sie iſt einzig in ihrer Art. Ich wundre mich nicht, daß Ihnen der Anblick davon, und die Ausſicht auf die umliegende Gegend wichtig geworden iſt, wenn Sie einen Führer gehabt haben, der Sie an die daſelbſt vorgegangnen merkwürdigen Begebenheiten hat erinnern können. In Leipzig und Dresden habe ich mir Ihren Umgang, Ihre Beſchäftigungen, Ihr Vergnügen ungefähr ſo gedacht, wie Sie ſie mir beſchreiben. Und dem Himmel ſey Dank, daß meine Erwartungen und meine guten Wünſche ſind erfüllt worden! Nur daß Weiße ſo völlig geſund und ſo unverändert iſt, das iſt mir eine angenehme und unerwartete Neuigkeit, da ich fürchtete, daß das Zittern ſeiner Hand, das ſeine Briefe zeigen, überhaupt Schwäche des Alters ankündige. Bis dahin ſind Sie in einem mir bekannten Lande geweſen. Aber ſchon in Halle treten ſie heraus, und je weiter Sie kommen, deſto dunkler iſt meine Local- und Perſonen-Kenntniß. Um deſto mehr verlangt mich nach den Nachrichten, welche Sie mir von dorther geben werden.

Ob ich mir gleich es nicht als möglich vorſtellen kann, daß Ihr ruhiger Aufenthalt in Gotha durch die Franzoſen geſtört werden könne: ſo iſt ſchon eine allgemeine Beſorgniß eine Urſache, warum man die Einwohner eines Orts weniger genießt. Ich geſtehe Ihnen, ich kann mit den Revolutionsfreunden in ihrer Freude über dieſe vervielfältigten Siege der Franzoſen nicht einſtimmen. Das Beßte, was ſie hervorbringen könnten, wäre der Friede; aber welcher Friede würde möglich ſeyn, als einer, welcher zum Umſturz der Teutſchen Verfaſſung den Grund legen würde? Und worauf ich, bey dieſer allgemeinen und gänzlichen Umänderung der Dinge in den größten Europäiſchen Reichen, die Hoffnung gründen ſoll, daß mehr Vollkommenheit und Glückſeligkeit die Folge ſeyn werde, ſehe ich noch nicht ab. Die Herrſchaft der Gewalt haben die Franzoſen ſehr wohl zu erweitern verſtanden, das zeigen ihre Siege; aber die Herrſchaft der Vernunft, die ſie bey ſich in ihrem Innern haben gründen wollen, und um deren willen man ihnen alle Gewaltthätigkeit vergab, iſt bis jetzt noch in dem alten unbefeſtigten Zuſtande, und beynahe wankender und unſicherer als je.

In unſrer Stadt haben ſich ſeit Ihrer Abreiſe einige Unglücksfälle ereignet. Ein Feuer, das herausgekommen iſt, würde weniger zu bedeuten haben, wenn nicht einige Menſchen dabey ums Leben gekommen wären; aber daß der * * * ſich entleibt hat, iſt für einige Tage das Geſpräch und der Gegenſtand der Unterſuchung der ganzen Stadt geweſen. Befremden hat mich im eigentlichen Verſtande ſeine Handlung nicht können, da ich weiß, daß die geſättigte, und doch immer begehrliche Sinnlichkeit, wenn ſie beſonders mit Stolz und zornartiger Heftigkeit gepaart iſt, weit eher zu dieſem Entſchluſſe greift, als Schmerz und Unglück. Sein Tod iſt die Folge eines befriedigten Wunſches, den er als thöricht einſah, nachdem er ihm gewährt worden war. Ich habe Mitleiden mit ihm. Er war Unglücklich bey allem Anſcheine des Glücks. Möchte ich doch von mir ſagen können, daß ich bey allem Anſcheine des Unglücks glücklich ſey! Aber nein, ſo weit reicht meine Philoſophie nicht. Sie reicht nur ſo weit, aufrichtig zu ſeyn, zu bekennen, daß ich mit dem Unglücke kämpfe, und wechſelsweiſe ſiege und beſiegt werde. Ein theilnehmender Freund iſt dazu der beſte Beyſtand, und dieſer Beyſtand fehlt mir zuweilen. Kommen Sie wieder, lieber Freund, und von meiner

Noth iſt wenigſtens ein Zuſatz abgenommen, den Ihre Reiſe und die Entfernung ſo vieler meiner Freunde hinzugethan hat. Leben Sie wohl. Ihr Freund.

N. S. Aus dem Pſeudo-Falk iſt ein Herr Treuge geworden, Freund und Landsmann des Erſtern. Aber dieſen Irrthum wird vielleicht niemand beſſer einſehen, als Sie, der Sie Falken in Halle geſprochen haben.

III.

Bruchſtücke aus Garvens Briefen an Herrn von Paczensky.[*]

1.

Charlottenbrunn, den 19. Nov 1779.

Ich habe die Uiberſetzung der Officien angefangen. Ich habe mich noch für dieſes Buch beſtimmt, nicht bloß um des königlichen Anſehns willen, ſondern weil ich nach einer genauern Vergleichung gefunden habe, daß es wirklich dem andern vorzuziehen ſey. Erſtlich iſt das Werk de finibus weit länger; fürs zweyte iſt es hin und wieder ſehr verſtümmelt, ſo daß es ſchwer iſt, einen rechten Sinn herauszubringen. Es fehlt auch nicht an ſehr weitſchweifigen Stellen; andre ſind faſt mit eben den Worten in den Officien; noch andre erzählen die Meinungen unbekannter Philoſophen. — Uiberhaupt geht es dem Cicero bey ſeinem Uiberſetzer, wie den meiſten Menſchen bey denjenigen, die ſie genauer kennen lernen; ſie verlieren etwas von ihrer Achtung. Wenn man ſeine Schriften ſo ſtückweiſe unterſucht, wie es beym Uiberſetzen nothwendig iſt, ſo findet man zwar allenthalben geſunden Verſtand; aber weder genaue Beſtimmung der Begriffe, noch ſtrenge Folge in den Sätzen. Dieß iſt eben die größte Schwierigkeit beym Uiberſetzen: denn unſer Zeitalter verlangt beydes. Man muß alſo Mittel ſuchen, die Begriffe zu beſtimmen, und die Folge der Gedanken bündiger zu machen, ohne ſich zu ſehr vom Original zu entfernen. Dieß erfordert freylich nicht ſo viel Genie, aber es koſtet mehr Arbeit, als ſelbſt etwas zu ſchreiben. Ich tröſte mich damit, daß es wenigſtens eine Uibung des Denkens und Schreibens iſt; und daß, wenn ich in Feſſeln mit einigem Anſtande gehen kann, ich noch beſſer werde geben können, wenn ich ſie werde abgelegt haben.

---

[*] Sie betreffen ſämmtlich die Uiberſetzung des Cicero, und ſchienen uns theils für die Geſchichte des Buchs ſelbſt, theils wegen der unbefangenen Urtheile, die Garve über Original und Copie fällt, nicht ganz unwichtig.

2.

Charlottenbrunn, den 10. Jan. 1780.

Ich komme auf meine Arbeit, die, aufrichtig zu reden, nicht recht nach Wunſche geht. Da ich ſeit dem Herbſte merklich geſchwächt bin, ſo hat auch meine Fähigkeit, die ich mir wenigſtens zu haben ſchien, abgenommen. Ich muß die Arbeit immer wieder abbrechen, wenn ich ſie kaum recht angeſehen habe. Es gehen auch viele Tage vorbey, wo ich gar an meine Uiberſetzung nicht denke, oft aus Schwäche des Körpers, zuweilen auch aus Trägheit des Geiſtes, oder weil ich gerade an gewiſſe Schwierigkeiten ſtoſſe. — Ob aber, bey aller der Langſamkeit, die Uiberſetzung gut wird, daß weiß ich ſelbſt nicht zu beantworten. Sie wird zuweilen weit vom Original abgehen, und dadurch den Gelehrten mißfallen; ſie wird ein ander Mahl vielleicht fremde Wendungen und unnatürliche Verbindungen haben, und dadurch den bloß Teutſchen Leſern anſtößig werden. Unterdeſſen geſtehe ich es, habe ich eigentlich die Abſicht, bloß dieſen letztern zu gefallen, unternommen. Ich opfre alſo alles der Deutlichkeit der Ideen und der Richtigkeit, oder wenigſtens Begreiflichkeit der Verbindung derſelben auf. Wenn wir ein vollſtändiges Moral-Syſtem der Griechen, beſonders der Stoiker, hätten, ſo würde Cicero viel verſtändlicher werden: denn man bemerkt es in den Stellen, wo es auf eine etwas ſubtile Philoſophie ankommt, ganz deutlich, daß ſein Werk eine Uiberſetzung iſt, und daß er nicht allemahl Wörter in ſeiner Sprache gefunden hat, die die feinern Diſtinctionen der Griechiſchen ausgedrückt hätten; daher er in ſolchen Fällen auch wohl hinzuſetzt: die Sache iſt leichter zu verſtehen, als mit Worten deutlich zu machen. — Ich habe ungefähr den dritten Theil des Ganzen überſetzt. Aber das iſt, wohl zu merken, noch erſt der Brouillon, der wieder abgeſchrieben, verbeſſert, auch wohl umgearbeitet werden muß. Unterdeſſen die Hand vom Pfluge zu laſſen, da ich ſie einmahl daran gelegt habe, iſt mir auch nicht möglich. Ich werde alſo in Gottes Nahmen fortfahren, und wenn das Werk nicht vollkommen wird, ſo wird es wenigſtens brauchbar ſeyn. — Ich geſtehe Ihnen, ſo reitzend auch im Frühjahre Schleibitz und der Umgang mit ſeinen Beſitzern* für mich ſeyn würde, ſo möchte ich doch nicht gerne mein Patmos eher verlaſſen, bis ich wenigſtens die Uiberſetzung ganz vollendet hätte. Ich ſehe aber voraus, daß dieß ſich leicht bis in den Anfang des Sommers verziehen kann. Der

Unterſchied der Jahreszeiten beträgt etwa acht, höchſtens vierzehn Tage zwiſchen dem Gebirge und Breslau. Wie wäre es, wenn Sie dieſes Mahl ſich entſchlöſſen, etwas früher ins Gebirge zu kommen, und alsdann gegen den Herbſt mit mir nach Sachſen zu gehen? Doch davon wird noch Zeit ſeyn, ein andermahl zu reden.

3.

Charlottenbrunn, den 2. Aprill, 1780.

Ich bin heute etwas munterer, weil ich geſtern meinen Brouillon der Uiberſetzung zu Ende gebracht habe. Sie wollte mir zuletzt ſo wenig mehr ſchmecken, daß es mich allerdings Uiberwindung koſtete, immer wieder an meinen Cicero zu gehen; und ich ſehe noch manche ſaure Stunde vorher, wo ich dieſen erſten Aufſatz von vorn an durchgehen und verbeſſern muß: aber das menſchliche Leben iſt nun ſchon ſo ein Kampf mit Schwierigkeiten; und kämpfe ich nicht mit meiner Arbeit, ſo habe ich mit andern verdrießlichen Ideen zu ſtreiten, die deſto lebhafter werden. —

4.

Leipzig, den 16. Aug. 1783.

Liebſter Freund,

Hier ſchicke ich Ihnen zwey Exemplare von meinem Buche, eines für den König, eines für Sie, (damit, wenn Sie über irgend eine Stelle befragt würden, Sie doch den Autor vertreten können), nebſt dem Briefe an den König. Ich überlaſſe es nun Ihnen gänzlich, ob Sie es überhaupt noch ſchicklich finden, und ob Sie insbeſondere bey den jetzigen Umſtänden, nach der guten oder übeln Laune des Königs, nach den mehrern oder wenigern andern Geſchäften, welche ſein Gemüth einnehmen, es für mich und für mein Buch vortheilhaft halten, daß es ihm überreicht werde. Ich wünſchte es zwar, ſo wie man überhaupt wünſcht, daß eine Arbeit nicht umſonſt ſey, welche uns ſauer geworden iſt; und ich bin die letztern Wochen, worin Breitkopf nachhohlen wollte, was er in den vorhergehenden verſäumt hatte, ſo gedrängt worden; und dieß iſt mir bey meiner elenden Geſundheit, die ſeit drey Wochen tief darnieder gelegen hat, in dem Grade beſchwerlich geworden, daß es mir freylich lieb ſeyn würde, wenn ich damit den Zweck erreicht hätte; ob es gleich kein ſehr erheblicher

Zweck iſt. — Sie werden bald beym Anblicke des Buches ſehen, was ich jetzt auch ſehe, und wogegen ich völlig blind war, als ich wählen konnte, daß die Lettern für das Format zu klein ſind. Dadurch iſt auch überhaupt der Druck für das Auge nicht ſo angenehm, und der Band iſt zu dünne geworden. Doch wäre das noch eine gute Folge, wenn jemand, ohne das Buch zu leſen, aus der wenigen Bogenzahl ſchlieſſen wollte, daß ich nicht müßte weitſchweifig überſetzt haben. Leider aber iſt das nur ein optiſcher Betrug, und jeder, welcher das Buch anfängt zu leſen und zu vergleichen, und nur auf die Kürze ſieht, wird unzufrieden mit mir ſeyn. Uibrigens bitte ich Sie, ſonſt niemanden dieſe Uiberſetzung zu zeigen, da ich ſie auch hier nicht ausgeben laſſen will, bis die philoſophiſchen Anmerkungen zugleich ausgegeben werden können. Wenn dieſes geſchehen wird, weiß Gott: denn Breitkopf macht nun wieder neue Hinderungen. — Ich, ſo wie meine Geſundheit jetzo iſt, verlange ſehr nach Hauſe. Ich werde alſo nur ſuchen, es dahin zu bringen, daß ich mein Manuſcript ganz rein und in Ordnung einem hieſigen Freunde übergeben kann, und dann reiſe ich in Gottes Nahmen ab. Ich hoffe, daß dieſes um die Mitte des Octobers wird geſchehen können. — —

5.

Den 29. Oct. 1783.

Liebſter Freund,

Ich ſchicke Ihnen, durch den zurückgehenden Diener von Korn, den noch übrigen Theil meiner Anmerkungen, nebſt dem Briefe an dem König.

Ich ſollte denken, daß, wenn auch dieſe Anmerkungen nur Erläuterungen des Cicero für Anfänger wären, da ich ſie dem Könige nicht, als ein Buch, das er leſen ſoll, ſondern als die Folge eines Buchs, das er befohlen hatte, überreiche, er dieſes nicht ungnädig aufnehmen könnte. — Doch überlaſſe ich Ihnen das gänzlich; denn Sie kennen den König, und Sie kennen das Schriftliche in dieſer Art beſſer, als ich. Es iſt mir lieber, daß Sie das Buch leſen und gut finden, als daß es der König lieſt; denn gut finden kann er es nicht. Vieles wird er für Radotage halten, vieles für Schulfüchſerey, und die vielleicht richtigen Bemerkungen ſind unter einer Claſſe von Menſchen, und in einem Kreiſe von Geſellſchaft gemacht, die er nicht kennt. Von ihrer Wahrheit kann er alſo nicht urtheilen.

6.

Breslau, den 26. Nov. 1783.

Liebſter Freund,

Geſtern habe ich über Leipzig die Antwort vom Könige ſelbſt erhalten.

Obgleich Sein Brief ſich zu meinem einiger Maßen ſo verhält, wie die Antworten des Parlements in England auf die Anreden des Königs, ſo macht doch der Brief des Probſtes Baſtiani, welcher den Beyfall des Königs, in Abſicht meiner Uiberſetzung, beſtätigt, daß ich einige von den gütigen Ausdrücken, die in des Königs Briefe vorkommen, auf ſeine eigne Rechnung ſchreibe. In der That bin ich mit dem Erfolge meines Buches von dieſer Seite vollkommen zufrieden, und er übertrifft meine Erwartung. Den Beyfall des Königs bis auf einen gewiſſen Grad zu erhalten, und doch durch keine Anerbiethung, die er mir als Belohnung machen wollte, in meiner Independenz eingeſchränkt zu werden, das ſind meine beyden eifrigſten Wünſche geweſen, und Gott Lob! ſie ſind mir alle beyde gewähret. — Dank ſey auch Ihnen für den Antheil, den Sie daran gehabt haben, und den Sie jetzt daran nehmen.

Ich habe geſtern auch einen Brief von dem Prinzen *** bekommen, dem ich mein Buch, ſo wie dem Herzoge von Altenburg aus ſchickte.

An-

Anmerkungen
zur Erläuterung
einiger Stellen des zweyten Theils.

S. 11. Z. 4. von unten. **Herrn Bieder-**
mann. Er iſt gegenwärtig Geheimer Rath.

S. 36. Z. 3. Steht irrig Kennersdorf für
Konnewitz.

S. 59. Z. 8. v. u. **Herr Döll, der mei-**
ne Büſte machen will. Der Geheime Rath
und Kammer-Präſident von Gotha und Altenburg,
Herr von Thümmel, ließ durch den genannten be-
rühmten Künſtler vier Büſten von weißem Mar-
mor verfertigen: die ſeines Bruders (des Verfaſ-
ſers der Wilhelmine), des Herrn Weiße, Garvens
und Zollikofers, und ſie an den beyden Seiten des
Einganges zu ſeinem ſchönen Landhauſe in Alten-
burg, vier Niſchen, als Gegenbilder, aufſtellen.

S. 100. Z. 10. **Den Aufſatz des Herrn**
eiſch. Ueber die Begriffe der Juden
on dem Zuſtande der Seele nach dem

Todes in Eichhorns Bibliothek der bibliſchen Literatur.

S. 102. Z. 17. Uiber die Natur der Schönheit. Es iſt des Herrn von Ramdohr Charis gemeint.

S. 107. Z. 3. Der Aufſatz des Herrn Sohnes. Uiber die Galanterie des Ritterweſens in den mittlern Zeiten.

S. 150. Z. 10. Verſorgung Ihres Schwiegerſohnes. Herr M. Friſch war bis dahin Diakonus in dem Städtchen Mutzſchen bey Grimma geweſen, und nunmehr, als Mittagsprediger, an die Domkirche zu Freyberg verſetzt worden.

S. 185. Z. 8. v. u. Etwas von unſerm Engel. Die in die Horen eingerückten Bruchſtücke von dem nachmahls voll[illegible]enen Charaktergemählde Lorenz Stark.

S. 193. Z. 9. v. u. Sie haben mich auf Eichhorn aufmerkſam gemacht. Es iſt wahrſcheinlich die Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften gemeint.

S. 193. Z. 7. v. u. Bronners. Sein Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Zürich, bey Geßner.

S. 194. Z. 11. Beſchwerde des Prinzen von Darmſtadt. Sie beſtand bloß in einer freundſchaftlichen Klage über das lange Stillſchweigen des Herrn von Haxthauſen.

[illegible] Z. 6. v. u. Das Programm von Herrn Eichſtädt. Entweder die Abhandlung de [illegible] Graecorum comico-satyrico inprimis de Sosithei Lytiersa; oder noch wahrſcheinlicher Adumbratio quaestionis de carminum Theocriticorum ad genera sua revocatorum indole ad virtute von 1796.

S. 114. Z. 16. Nicolai's Schrift. Sein Anhang zu Schillers Muſen-Almanach.

S. 116. Z. 1. Von dem Unglücksfalle und der Errettung Ihrer Tochter. Die in Freyberg verheirathete Tochter des Herrn Weiße hatte dieſen in der Oſtermeſſe beſucht. Bey ihrer Heimfahrt wurden in der Nähe von Colditz die Pferde ſcheu, warfen die Chaiſe um und zertrümmerten ſie an einem Felſen; die Frau Tochter des Herrn Weiße aber wurde, mit Blut bedeckt, beynahe für todt aufgehoben und lag zwey Tage faſt ohne Beſinnung in den Armen ihrer jüngern Schweſter, welche ſie begleitete. Herr Weiße hatte gegen Garve die Gefälligkeiten und die Pflege gerühmt, welche der Verunglückten theils durch einen vorüberfahrenden Rechnungsführer aus Waldheim, theils in dem Hauſe des Colditzer Chirurgus und von vielen andern Einwohnern des Ortes erwieſen worden waren, und zugleich die Ehrlichkeit des vermiſchten Haufens bewundert, den ein ſolcher Vorfall herbeygezogen; indem auch nicht einer unter ſo vielen fremden Zuſchauern von dem Aufſorigen der Koffer bey Zerſchmetterung des Wagens und den, ohne Aufſicht der Eigenthümer, auf der Straſſe liegenden Effecten einen ſträflichen Gebrauch gemacht hatte.

S. 228. Z. 13. Der junge Schottländer. Ein gewiſſer Macdonald, ein Schüler von Blair, ein liebenswürdiger Mann, voll Kenntniſſe beſonders der neuen Europäiſchen Sprachen und Literatur. Nachdem er Jahr und Tag in Weimar eines vertrauten Umgangs mit den daſigen berühmten Männern genoſſen und ſich mit der Teutſchen Literatur ſehr bekannt gemacht hatte, ſtudirte er, mit einem ſeiner Neffen gleiches Nahmens, noch einige Zeit in Leipzig und iſt jetzt Prediger in ſeinem Vaterlande. Als ein großer Verehrer Oſſians iſt er jetzt mit einer Sammlung zu einer Original-Ausgabe deſſelben [redacted] Schriftſtellern zog er Garven beſonders vor und dürfte vielleicht gelegentlich eine Auswahl von deſſen Schriften ins Engliſche überſetzt liefern.

S. 326. Z. 1. v. u. Eine Reviſion ſämmtlicher Nachrichten von den Geſetzen und Sitten der alten Spartaner. Was ſich in Garvens Papieren über dieſen Gegenſtand vorfand, hat Herr Profeſſor Fülleborn im zweyten Theile der überſetzten Politik des Ariſtoteles. S. 325. u. f. zuſammengeſtellt.

Briefwechſel

zwiſchen

Chriſtian Garve

und

Georg Joachim Zollikofer,

nebſt

einigen Briefen des erſtern

an

andere Freunde.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Breßlau,

1804.

Aug 1 '50
[illegible] 12,507

Vorrede.

Wir haben bey der Herausgabe dieſes Briefwechſels nur wenig zu erinnern. Die Garveſchen Briefe wurden uns, abgekürzt, wie ſie im Publikum erſcheinen ſollten, von ihrem Inhaber, dem Herrn Doktor Kapp in Leipzig, mitgetheilt, um ihnen die Antworten von Zollikofer, die ſich in unſern Händen befanden, beyzufügen und den Druck zu beſorgen. Beydes haben wir gethan, um die Sammlung noch durch einige Briefe, die der Herr geheime Rath von Thümmel uns zuzuſtellen die Güte hatte, wir hoffen, nicht bloß vermehrt, ſondern bereichert. Die Leſer, die ſich der an Herrn Weiſie gerichteten Briefe erfreut haben, werden gewiß dieſe Sammlung nicht ungünſtiger aufnehmen, die als ein Denkmahl der Empfindungs- und Denkungs-Art zweyer der edelſten Männer Deutſchlands zu betrachten iſt.

Breslau, den 3. Jan. 1804.

M. und S.

Christian Garve's

Sämmtliche Werke.

Achtzehnter Band.

Enthält:

Briefwechſel mit Zollikofer.

1.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 17. Oktob. 1772.

Die Reiſe hat nicht ganz die Wirkung auf mich gethan, die meine Freunde hofften. Freylich bin ich vielleicht ſelbſt etwas Schuld daran: denn ich bin zwey Nächte durch gereiſet. Aber da wir einmahl durch allerhand Zufälle nicht in unſre beſtimmten guten Quartiere kommen konnten; da die Nächte ſo hell wie Tage waren, und ich, je mehr ich die Ermüdung der Reiſe fühlte, deſto ungeduldiger wurde, bey meinen Freunden anzukommen: ſo wagte ich es, die ſtillſchweigenden Wünſche meiner Reiſegeſellſchaft zu befriedigen. Gottlob, ich bin glücklich Montags Abends hier angekommen; und der Anblick meiner Mutter hat in der That meinem Gemüthe eine Beruhigung gegeben, die ich bey einer gleichen Schwachheit des Körpers in Leipzig ſchwerlich würde gehabt haben. Noch bin ich am Kopf und Magen weit ſchlechter, als ich es die letzten Tage in Leipzig war. Meine Sinne ſind noch wie umnebelt; ich ſtecke wieder tief in meiner Hülſe, und kann weder an dem Ernſthaften noch Luſtigen das Intereſſe finden, das ſonſt die nähmlichen Sachen für mich haben würden. Der Geiſt kämpft mit ſeinem Körper. Sie ſind der Freund, der mir am beßten hierin beyſtehen, dem ich den abwechſelnden Erfolg dieſes Streits am beſten vertrauen kann. — Die Mängel und Schwachheiten der Seele entdecken ſich einem Hypochondriſten am beßten. Indem er wenigerer Anſtrengung fähig iſt, um ſich aus ſeiner einmahligen Lage herauszuſetzen: ſo ſieht er beſſer, was in derſelben verkehrt und widernatürlich iſt. — Ein ſolcher verrenkter Zug in meiner oder in der menſchlichen Natur iſt es, daß die Imagination alle abweſenden Gegenſtände ſo ſchön abmahlt, und der Verſtand, der allein dem Sinnlichen auſſer uns ein dauerhaftes Leben und eine bleibende Annehmlichkeit geben kann, den gegenwärtigen nicht genug zu Hülſe kömmt. Zwar das, was ich von dem Umgange meiner nächſten Verwandten erwartet hatte, das habe ich mir nicht zu groß vorgeſtellt. Die Sicherheit, einen Beyſtand in der Noth, und, bey der Abnahme aller der Kräfte, die uns Andern liebenswerth machen, doch immer herzliche Neigung um ſich herum zu finden, dieſe iſt kein Gut, welches der Beſitz verringert. Aber was ſonſt noch in Perſonen und Dingen das Gemüth erheitern mag, das alles ſcheint mir jetzt in Leipzig vorzüglicher zu ſeyn. Mein Zimmer iſt etwas dunkel, unſre Straſſen todt; meine Bekannten noch mir halb fremd; meine Beſchäftigung weniger abwechſelnd. — Sie ſehen, es iſt nichts als Schwachheit, die ich Ihnen geſtehe: aber warum ſollte ich ſie vor meinem Freunde verbergen, beſonders, wenn ich hoffen kann, ſie dadurch eher los zu werden? Im Grunde iſt die Sache ſo: ich ſehe alles durch das Perſpectiv meines Körpers, oder ich ſehe vielmehr in allen Dingen zugleich die Diſpoſition deſſelben mit, Dieſe iſt nun hier wieder mehr verdorben, ſchwächer. Ich kann wieder weniger meine Begriffe zuſammenbringen, ich kann wieder weniger ein Geſpräch unterhalten; und mit der Dauer des Uibels ſinkt zuweilen die Hoffnung. — Ich ſehe zum voraus, daß, ſobald meine Nerven wieder beſſer geſpannt ſeyn werden: ſo werden ſie mir auch richtigere, angenehmere Eindrücke von den Dingen liefern. Ich werde das Gute, was ich jetzt nur in ihnen ſchimmern ſehe, und was ſich oft ganz verdunkelt, ans Licht hervorziehn. — Aber einen oder etliche ſolcher Freunde, wie Sie, werde ich mir doch immer hinzuwünſchen. Noch kann ich hier nicht von dem Umgange reden: denn ich bin dazu noch unfähig geweſen. Aber das ſehe ich doch ſchon voraus, daß es weniger Leute hier geben kann, nach Beſchaffenheit des Orts, die daraus ihr Hauptwerk machen, ihren Geiſt zu cultiviren, oder an der Ver beſſerung ihres Herzens zu arbeiten; daß meine Haupt-Gegenſtände hier nur beyläufig vorkommen können; daß ich mit den Leuten, die ich als verſtändige und gutdenkende hochſchätze, doch erſt nach und nach in den Grad der Vertraulichkeit kommen kann, der den Umgang lehrreich macht. — Schreiben Sie mir alſo fleißig, unterſtützen Sie mich, lehren Sie mich, gelaſſen und gleichförmig, wie Sie, zu ſeyn; und, ohne ſehr ergetzende und einnehmende Beſchäftigung, doch weder lange Weile noch Uiberdruß zu empfinden; lehren Sie mich ganz der Eitelkeit entſagen, gefallen zu wollen, wenn es uns die Natur und die Vorſehung verſagt, gefallen zu können; und lehren Sie mich dann mit mir ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn ich ohne meine Schuld mir ſchlechter ſcheine, als ich ehedem war. — Nur der Vorſatz iſt unſer; der Geiſt befiehlt, aber nicht immer kann er ſeine Befehle durchſetzen. Wenn er ſich dann in ſich ſelbſt zurückzieht, und mit ſeiner innern Activität zufrieden iſt: dann iſt er weiſe. — Ich liebe Sie und Ihre Frau von Grund des Herzens. — Ich liebe meine übrigen Leipziger Freunde, und denke oft an alle. Grüßen Sie alle, und ſagen Sie, daß ich Briefe von Ihnen hoffe, wenn ich auch noch keine ſchreibe. Leben Sie wohl.

2.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 26. Oktob. 1772.

Daß wir alle, die wir Sie kennen und lieben, uns herzlich darüber freuen, daß Sie wohlbehalten in Breslau angekommen ſind, das darf ich Ihnen wohl nicht ſagen. Es iſt uns zu viel daran gelegen, unſern ſchwachen, kranken Freund wieder geſund zu wiſſen, als daß wir nicht an allem, was ihm zu dieſer Abſicht verhelfen kann, den größten Antheil nehmen ſollten. Verſäumen Sie nur von Ihrer Seite nichts, beßter Freund, was dieſe Abſicht befördern kann. Sie ſind ſolches nicht nur ſich ſelbſt, ſondern uns allen ſchuldig, und wir ſind ſtrenge, unerbittliche Gläubiger, die niemahls einen Vergleich eingehen, ſondern ſchlechterdings auf die völlige Bezahlung dringen werden. Unſre dortigen Freunde und Freundinnen ſollen uns gut dafür ſtehen, und auf alle Ihre Tritte und Schritte Achtung geben. Wir werden uns alſo von einer Zeit zur andern erkundigen, ob ſie hübſch gehorſam ſind, ſich fleißig mit Nichtsthun beſchäftigen, und den leichten, angenehmen Geſprächen und Zeitvertreiben, die unter geſitteten Bürgern gäng und gebe und der Geſundheit ſo zuträglich ſind, die gebührende Achtung widerfahren laſſen. Inſonderheit werden wir genaue Nachricht davon einziehen, ob Sie Ihre ehemahligen Zeitverderber, den Ariſtoteles, den Plato, und wie die Leute alle heiſſen mögen, in ihre Heimath verwieſen, und ſich dafür ſolche Geſellſchafter erwählet haben, die ſich beſſer für unſre Zeiten und Sitten ſchicken. Doch wir alle wollen Sie nicht auf einmahl zu ſehr erſchrecken, und die Saiten nicht zu hoch ſpannen. Sie werden ſchon nach und nach zur Erkenntniß kommen, und dann iſt, wie Sie wiſſen, der erſte und wichtigſte Schritt zur Beſſerung geſchehen. Freylich wird es Ihnen anfänglich ſchwer fallen, Ihren verderbten Geſchmack zu verläugnen. Der Hunger nach dem, was Sie und ſo viele andere wunderliche Leute Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit nennen, iſt eine gefährliche Sache, — eine Krankheit, die gar zu gerne wiederkommt, wenn ſie nicht von Grund aus geheilet wird. Doch ſeyn Sie nur ruhig, wir wollen Ihrer ſchonen: wir wollen Ihnen nicht gleich alles entziehen, was Ihrem verwöhnten Gaumen ſchmeichelt. Wir wollen Ihnen die meiſten Gerichte von dieſer Art, wenigſtens die Quinteſſenz davon, mit der Poſt überſchicken, und wir hoffen, daß Sie bald ſatt werden, und ſich nach geſündern, leichtern Speiſen umſehen ſollen. Ich will gleich heute den Anfang damit machen, und Ihnen die übrigen Brocken von meinen Meßſchmauſereyen vorlegen. Künftig wird es ſchon etwas beſſeres geben. — In der Meſſe muß man mit Allem vorlieb nehmen.

Aufgefangener literariſcher Briefwechſel der Dodsleyſchen Kunſtrichter und anderer Gelehrten. 1772. Die abgeſchmackteſte Satyre, die ich jemahls geleſen: ſo abgeſchmackt, daß ſie ganz unſchädlich ſeyn muß, und denjenigen, die man dadurch verwunden wollte, kaum empfindbar ſeyn kann. Prof. Schmid in Gießen, Schwickert und Dyck, Schirach, Sattler, Nicolai, ein gewiſſer M. Contius, Schneider, Penzel, Prof. Eck und ſeine Frau, Riedel u. ſ. w. werden darin ſehr übel behandelt. Erſt wollte man dieſe Mißgeburt des Studentenwitzes confiſciren, nach reiferer Uiberlegung hat man ihr dieſe Ehre verweigert.

Briefwechſel verſchiedener Gelehrten mit Klotz. Halle. Davon haben Sie ſchon reden hören. Das ganze Verfahren iſt ſtrafbar, und muß der Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die in freundſchaftlichen Briefen herrſchen ſoll, nothwendig ſehr nachtheilig werden. Unſer Hofrath Hommel ſoll ſeine Briefe an Klotzen mit ſchwerem Gelde an ſich gekauft haben. Vielleicht haben dieſes auch andre gethan, wenigſtens werden manche es wünſchen, daß ſie es auch gethan hätten, oder hätten thun können. Die meiſten Gelehrten, die in dieſen Briefen reden, zeigen ſich da von einer Seite, die ihnen eben keine Ehre macht, und die ganze teutſche Literatur muß bey dem nachdenkenden Leſer dieſer Briefe un gemein viel verlieren. Es wäre wohl zu wünſchen, daß ein guter Kopf beſcheidene, aber freymüthige Anmerkungen über dieſe Briefe zum Unterrichte unſerer teutſchen Schriftſteller ſchriebe, und ihnen, wie Sulzer den Künſtlern, die Würdigkeit ihres Berufs einſchärfte. Da Sie dieſe Briefe noch nicht geleſen haben können, ſo will ich Ihnen doch den Inhalt und die Beſchaffenheit von einigen etwas umſtändlicher erzählen.

— v. Sonnenfels ſchmeichelt Klotzen, triumphirt über ſeine Freundſchaft, erzählet ihm ſeine Theaterſtreitigkeiten und ſeine Verdienſte um das Oeſterreichiſche Publikum, ſeinen Muth in Beſtreitung der Vorurtheile; tröſtet ihn in einem ſehr gemeinen Tone über den Verluſt ſeiner Kinder, entſcheidet mit großer Zuverſicht über Künſtler und Kunſtſachen, gibt Oeſern und Bauſen und Strange für ſehr mittelmäßige, weit unter Schmuzern ſtehende, Künſtler aus, tadelt Weiſſe wegen des ihnen ertheilten Lobes, ſpricht aus Parteylichkeit für Klotzen mit Verachtung von Leſſing, und ſagt jenem im Vertrauen, daß dieſer kein guter Mann ſey u. ſ. w.

Abbts Briefe ſind froſtiger oder vorſichtiger, und können ſeinem Andenken von der moraliſchen Seite eben nicht ſchaden. — Gleim lobt wieder ohne alle Mäßigung, rühmt die erſtaunende, unbeſchreibliche Gelehrſamkeit ſeines liebſten, theuerſten Freundes Klotzius. — Flögel geht noch wei ter, als alle ſeine Vorgänger. — Lipperts Briefe ſind wohl die beſten — Zachariä ſchreibt auch mit einer gewiſſen Feſtigkeit und Mäßigung, die ihm Ehre machen.

In den neueſten Stücken der Berliniſchen Bibliothek habe ich viele theologiſche Artikel mit Vergnügen geleſen. Die vielleicht zu weit getriebene Freymüthigkeit, die in denſelben herrſchet, macht gewiſſer Maßen Epoche in der theologiſchen Gelehrſamkeit. Aber dieſe ehrlichen Leute ſchreiben in der That nicht für unſre Zeiten. Die Finſterniß iſt noch in den allermeiſten Gegenden Teutſchlandes zu dick, als daß man nicht vor dieſen Lichtſtrahlen erſchrecken, und ſie für Vorbothen oder Wirkungen eines ſchädlichen Ungewitters halten ſollte. Selbſt da, wo dieſe Männer ſchreiben, ſieht es noch, wie mir Nicolai ſagt, weit finſterer aus, als man denken ſollte. Die Morgendämmerung muß vor dem Anbruche des hellen Tages hergehen, wenn uns dieſer nicht blenden ſoll. — — —

Nun erhalte ich Ihren Brief, mein liebſter Freund, und danke Ihnen recht ſehr dafür. Schade, daß ich ihn nicht früher erhalten habe! Ich würde Ihnen in einem ganz andern Tone geſchrieben haben. Denn ſo, wie Sie mir Ihren Geſundheitszuſtand vorſtellen, kann Ihnen mein Brief wenig Vergnügen machen. Doch, ich hoffe, daß Sie beſſer und munterer ſeyn ſollen, ehe ſie ihn empfangen. — Prägen Sie es ſich nur tief ein, beſtre

Freund, daß Ihre ganze Pflicht itzt darinn beſteht, daß Sie Ihren Geiſt, ſo viel möglich, in einer gänzlichen Unthätigkeit laſſen, und bloß für Ihren animaliſchen Theil ſorgen, und tröſten Sie ſich mit der Ausſicht der ſchönen Früchte, die ein Feld trägt, das eine Zeit lang brach gelegen und dadurch neue Kräfte geſammelt hat. Vergeſſen Sie den Endzweck nicht, warum Sie nach Breslau gegangen ſind, und laſſen Sie es eine ausgemachte Sache bey ſich ſeyn, daß Sie dieſen Endzweck nicht in etlichen wenigen Tagen oder Wochen erreichen können, ſondern, daß mehrere Monathe dazu erfordert werden. Aber auch dieſe Monathe werden gewiß weit weniger langweilig und verdrießlich für Sie ſeyn, als Sie es itzt zu befürchten ſcheinen, wenn Sie nur erſt Ihrer neuen Lebensart etwas beſſer gewohnt ſind. Die weiſe Vorſehung, die ſich gewiß auf das Kleinſte ſowohl, als auf das Größte erſtreckt, wird auch in Anſehung Ihrer alles gut machen. Dieſer Gedanke müſſe Sie beruhigen, und Ihnen den Geſichtspunct zeigen, in welchem wir das Gegenwärtige und das Zukünftige betrachten müſſen, wenn wir getroſt und glücklich ſeyn ſollen.

3.

Garve an Zollikofer.

Breſlau, den 24. Oktob. 1772.

Meine Muter leihet mir ihre Hand, um Ihnen für Ihren gütigen Brief zu danken, der mich ſo ſehr unterhalten und vergnügt hat, als ich jetzt fähig bin, unterhalten und vergnügt zu werden. Auch für die literariſchen Nachrichten danke ich Ihnen, und ſie werden mir einen großen Gefallen thun, wenn ſie ſolche fortſetzen. Aber warum ſagen Sie von meinem eigenen Briefe nichts, der in der Sammlung der Briefe an Klotzen ſteht, wie ich gehört habe. Gewiß, der liebe, vorſichtige Freund dachte, es würde mich beunruhigen, wenn auch ich fürchten müßte, mich bloß gegeben zu haben. Ich kann mich auf dieſen Brief nicht mehr recht beſinnen. So viel weiß ich, ich ſchätzte Klotzen nicht ſehr hoch, und wollte ihm auch nicht ſchmeicheln; aber ich fürchtete ihn, und da mag ich freylich etwas mehr geſagt haben, als ich dachte. Ich wünſchte ſehr, die Wirkung zu wiſſen, welche dieſer Brief auf Sie gethan hat. Wenn ich immer das gekonnt hätte, was mich jetzt die Vorſehung auch vielleicht durch meine Krankheit lehren will, immer nur auf meine Handlungen ſelbſt Acht zu geben, und nicht auf die

Meinungen Anderer von denſelben, ſo hätte ich viel unbeſorgter in der Welt gelebt. Ich hätte mit weniger Aengſtlichkeit gearbeitet, hätte meine Kräfte weniger überſpannt, und wäre jetzt vielleicht geſünder und brauchbarer. Jetzt zwingt mich mein Zuſtand zu dem, was ich ſonſt freywillig hätte thun ſollen, und was ich künftig, wenn Gott mir wieder hilft, aus allen Kräften zu thun gedenke. — Alle Geſchäftigkeit, deren ich jetzt fähig bin, iſt bloß innerlich. Das Gute, was ich noch etwa denken kann, ſobald ich es andern mittheilen und mich ausdrücken will, verſchwindet mir auf der Zunge oder unter der Feder. Wenn ich dann darüber unzufrieden zu werden anfange, ſo wird das Ding noch ärger, mein Kopf noch ſchwächer, und ich ſogar zu dem geheimen Geſpräche mit mir ſelbſt untüchtig. Das einzige Mittel alſo, jetzt noch glücklich zu ſeyn, iſt dieß, meine Eitelkeit gänzlich aufzuopfern, ohne Murren und Unzufriedenheit Andern unthätig und unfähig zu ſcheinen, und mich bloß mit dem Beyfalle des höchſten Geiſtes zu beruhigen, der die innere Verfaſſung meines Geiſtes und ſeine geheime Bemühung, rechtſchaffen und vernünftig zu handeln, auch alsdann kennt, wenn ſich nichts davon durch äußerliche Handlungen und Worte zeigen kann. Es iſt eine große Tugend, zuweilen gar keine Vollkommenheit von ſich, auch ſelbſt nicht einmahl ſeine moraliſche Güte, zeigen zu wollen. Denn auch zu dem Ausdrucke von Wohlwollen, Liebe und Freundſchaft gehört mehr, als die Geſinnungen im Herzen haben, es gehört ein Zufluß von Lebensgeiſtern, ein gewiſſer Zuſtand unſers Körpers dazu, der nicht in unſerer Gewalt ſteht. So finde ich z. B. jetzt alles, was ich an meine Freunde ſchreibe, kalt gegen das, was ich für ſie empfinde, aber ich bin zufrieden, daß mein Herz noch eben dasſelbe iſt, wenn es gleich weniger ſagt; die Empfindungen ſind freylich alle ſchwächer, aber ich merke doch, daß ich ſie alle wieder finden werde, wenn wärmeres Blut in meine Adern kommt. Und käme es nicht, je nun, ſo wird ja wohl einmahl eine Zeit kommen, wo mein Geiſt des Blutes und des Pulsſchlages entbehren kann; und dann wird er wie eine lange gedrückte Feder mit deſto größerer Schnellkraft emporſpringen, und ſich mit allem, was er Gutes und Edles in ſich enthalten mag, allen ſeinen Freunden ohne Hinderniß mittheilen.

Was mir am ſchwerſten fällt, iſt die Länge der Zeit. Einen guten Gedanken, der uns ſtärket und aufrichtet, können wir wohl eine Viertelſtunde lebhaft erhalten. Aber einen ganzen von Beſchäftigungen leeren Tag damit auszufüllen, das iſt ſchwer. Komme ich alſo durch Hülfe des Arztes und meiner lieben Mutter und Schweſter ſo weit, daß ich einen Theil des Tages verſchwatzen oder vertändeln kann, ſo will ich ſchon noch weiter kommen. — Und nun ein Paar Worte an Sie, meine liebſte Leiziger Mama*), deren Brief ſo munter, ſo leicht, und zugleich ſo freundſchaftlich iſt, daß er uns alle ergezt und gerührt hat. Sie dürfen nicht erſt auf vier Monathe warten. Schon jezt kommt mir Ihr Canapee viel weicher und Ihr brauſender Theekeſſel viel angenehmer vor, als da ich noch auf dem einen ſaß und den andern hörte. In der That hätte ich die beyden Dinge beyſammen, meine Mutter und meine Couſine aus Breslau, für die Nacht und den Morgen (denn meine liebe Mutter ſchläft an meinem Zimmer), und meine Leipziger Freunde für den Nachmittag und den Abend: ſo würde ich eher geſund, oder wenigſtens krank und zufrieden ſeyn. — Schreiben Sie wenigſtens recht oft ſolche kleine Briefe; ſie machen uns weit mehr und länger Vergnügen, als ſie Ihnen Mühe machen können.

Und nun lebet wohl, meine Freunde, ſagt Euch ſelbſt, daß ich Euch herzlich liebe auf die beſte, rührendſte Art; und lieben Sie eben ſo ſehr Ihren ꝛc.

*) Zollikofers Gattinn.

4.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 10. Novem.

Seyn Sie ja nicht böſe auf mich, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Sie wiſſen, daß ich Sie herzlich liebe, daß ich mich recht gerne mit Ihnen unterhalte, und daß ich mich dieſes Vergnügens nicht beraube, ohne gewiſſer Maßen dazu gezwungen zu ſeyn. Ich habe nun zwey Wochen hintereinander zwey Mahl predigen müſſen. In der erſten hatten wir das Reformationsfeſt, in der andern den Bußtag; und Sie wiſſen, was für ein ſchwacher Menſch ich bin, und wie ſehr ich meine Kräfte ſchonen muß. Nun habe ich dieſe Arbeit vollbracht, aber noch habe ich ein unangenehmes Gefühl meiner Entkräftung, ein Gefühl, das mir noch weit unangenehmer ſeyn würde, wenn ich nicht leider deſſelben ſo ſehr gewohnt wäre. Unterdeſſen werden Sie doch von den Herrn Dümas, Engel und Dörrien Briefe erhalten haben. Denken Sie ja nicht, daß Sie hier in Vergeſſenheit gerathen können. Keiner von Ihren Freunden und Bekannten ſieht den andern, ohne ſich ſogleich nach Ihnen und nach Briefen von Ihnen, oder an Sie zu erkundigen. Freylich haben uns Ihre Briefe bisher mehr bekümmert, als erfreuet: inſonderheit Ihr letztes Briefchen an unſern Freund Weiße. Laſſen Sie ſich dieſes aber ja nicht hindern, Ihre Klagen oder Ihre Beſorgniſſe in unſern Schooß auszuſchütten, wenn Ihnen ſolches nur einige Erleichterung verſchaffen kann. Wir theilen gern alle Ihre Empfindungen mit Ihnen, und es darf uns nicht befremden, wenn es, noch ein Paar Monathe, mehr unangenehme als angenehme Empfindungen ſind. Das werden Sie ſelbſt einſehen, beſter Freund, daß Ihre Geſundheit nur nach und nach wieder hergeſtellt werden kann, und auch die Arzneyen nicht anders wirken können, als durch einen anhaltenden und recht ſorgfältigen Gebrauch derſelben. Bleiben Sie nur bey dem weiſen Entſchluſſe, den Sie gefaßt haben, und denken und handeln Sie demſelben ſtets gemäß. Dieß wird noch mehr, als alles andere, zu Ihrer Wiederherſtellung beytragen. Uiberlaſſen Sie ſich und Ihre Schickſale der weiſen, gütigen Vorſehung, deren Aufſicht ſich gewiß über Alles erſtrecket, und die Alles auf die beſte und ſchicklichſte Art zu ſeiner Beſtimmung führet. Beruhigen Sie ſich in dem Bewußtſeyn Ihrer Rechtſchaffenheit und in der Verſicherung des Beyfalls Gottes, der uns gewiß unendlich richtiger und billiger beurtheilet, als die weiſeſten und beſten unſrer Freunde thun können. Und wenn Sie es dahin bringen, daß Sie die Beſorgniſſe der Eitelkeit unterdrücken, und Ihre Forderungen ſtandhaft abſchlagen können, ſo haben Sie gewiß einen groſſen Schritt zu Ihrer Geſundheit und zu Ihrer Glückſeligkeit gethan. Ich weiß leider nur gar zu ſehr aus eigener Erfahrung, wie ſchädlich uns dieſe Leidenſchaft iſt, und wie ſehr ſie uns ſelbſt an der Beförderung unſer wahren Vollkommenheit hindert. Nein, wir wollen uns nicht mehr ſchämen, in jedem Falle und zu jeder Zeit eben das und nichts anders zu ſeyn und zu ſcheinen, was wir in jedem Falle und zu jeder Zeit, nach dem Willen unſers Schöpfers, der unſere Kräfte abmißt und unſre Umſtände beſtimmt, ſeyn und ſcheinen ſollen. Und dann wollen wir uns doch zuweilen aus Nachſicht gegen unſere natürliche Schwachheit vorſtellen, wie viel Antheil der Zufall und das Glück an dem Urtheile haben, das andere von uns fällen, und wie unſicher und unbedeutend gemeiniglich dieſes Urtheil iſt. — Sie wollen wiſſen, was ich von Ihrem Briefe an Klotzen denke. Er iſt nicht leer an Gedanken, und weit weniger ſchmeichleriſch, als die meiſten übrigen, überhaupt in keinem kriechenden Tone geſchrieben, und noch habe ich niemanden geſprochen, der damit unzufrieden geweſen wäre. Aber Sie und ich können doch nicht ganz damit zufrieden ſeyn, weil eine zu ſtarke Begierde, den Beyfall dieſes Mannes zu erhalten, und etwa bey Gelegenheit von ihm gelobt zu werden, durchſcheint. Unterdeſſen werden gewiß wenige Leſer dieſes tadeln, weil ſie zugleich ſehen, daß ſie eben Magiſter geworden waren, und alſo dieſe Complimente für Wirkungen einer furchtſamen Beſcheidenheit halten werden. — Profeſſor Baſedow iſt noch in Deſſau. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Vor ein Paar Tagen erhielt ich zwey goldene Medaillen für ihn, die ihm der Römiſche Kaiſer, als ein Zeichen ſeiner Achtung gegen ihn, überſchicket. Geſehen habe ich ſie nicht, aber ich weiß, daß ſie vierzig Ducaten werth ſind. Hr. Mieg, deſſen Geſchäftigkeit ſie kennen, ſcheint dieſes Geſchenk dem kaiſerlichen Hofe gewiſſer Maßen abgezwungen zu haben. — Seit meinem letzten Briefe an Sie habe ich eben nicht viel und noch weniger Wichtiges geleſen. Die Lobſprüche, mit welchen man in den hieſigen Zeitungen die Lemgower Bibliothek erhoben, haben mich verleitet, die beyden erſten Bände dieſes Journals durchzublättern. Der erſte iſt größtentheils ſehr ſchlecht. In dem andern habe ich verſchiedene gute Recenſionen gefunden. Die theologiſchen nehmen ſich vorzüglich aus. Spaldings Buch vom Predigtamte, Tellers Wörterbuch, Eberhards Apologie des Socrates, und Semlers Schriften vom Canon ſind alle mit vielem Lobe und doch ſo recenſirt, daß man die Recenſenten für Männer halten muß, die ſelbſt über dieſe Materien nachgedacht haben. Sollte man nicht daraus ſchließen dürfen, daß ſich gegenwärtig in dem geiſtlichen Stande verhältnißweiſe mehr gute, ſelbſtdenkende Köpfe finden, als vielleicht in irgend einem andern Stande von Gelehrten? Auch eine Recenſion über Leſſings Emilia Galotti, die nicht ſchlecht iſt. Vermuthlich iſt ſie von dem Verfaſſer der Briefe über Gellerten. Die Meiſten Anmerkungen, die er gegen dieſes Drama machet, ſind faſt eben die, die ich von Ihnen darüber gehört habe. Eben dieſer Verfaſſer hat auch eine kleine Abhandlung über das Publicum eingerückt, in welcher er mit Rechte wider Klopſtocken behauptet, daß daſſelbe nicht nur die Kenner und Richter, ſondern alle Liebhaber des Schönen und Guten in ſich begreife. Noch habe ich aus dieſem Journale Eulers Anfangsgründe der Algebra als ein Buch kennen lernen, aus welchem ein jeder, der nur mittelmäßigen geſunden Verſtand hat, dieſe Wiſſenſchaft ohne alle Mühe und ohne weitere Anweiſung erlernen könne. — Nun leſe ich in Stunden oder Viertelſtunden, wo ich gar nichts thun kann, die deutſche Uiberſetzung von Klinkers Reiſen. Das Buch gefällt mir beſſer in der Uiberſetzung, als im Originale, weil ich durch nichts im Leſen aufgehalten werde. Der ehrliche Murrkopf, Bramble, iſt gewiß ein intereſſantes Original. Mit meiner Frau habe ich nach dem Eſſen die Mémoires und Lettres de Mad. de Pompadour geleſen. Ihre Briefe ſind Muſter guter franzöſiſcher Briefe, und die Geſinnungen, die ſie darin äußert, machen ihr bey der Stelle, die ſie nun einmahl hatte, meiſtens Ehre. Sie ſind dabey intereſſant genug, erregen aber doch in dem denkenden Leſer mehr finſtere, miſanthropiſche, als angenehme Empfindungen, weil man faſt lauter Thorheiten, und Thorheiten von ſo wichtigen Folgen vor ſich vorüber gehen ſieht. — Der Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen klagt mir den Verdruß, den ihm ſeine

Zeitungen machen. Nun ſollen alle theologiſchen Artikel durch die Cenſur des daſigen Miniſteriums gegeben. Sie wollen alſo lieber keine theologiſchen Bücher mehr recenſiren. Dieß iſt mir nicht lieb, weil mir ihre theologiſchen Recenſionen mit am beßten gefallen haben. — Sulzer in Hauptwyl erwartet ſehr viel von einem Werke, das Lavater in einigen Bänden unter dem Titel: der Chriſt in der gegenwärtigen und künftigen Welt; bald herausgeben wird. Nach ſeinem Urtheile, wird es eines der wichtigſten Werke werden, und die Welt wird ſehen, daß Lavater kein armſeliger Schwärmer, ſondern ein aufgeklärter Kopf iſt. Sulzer ſelbſt will auch dieſen Winter die Geſchichte ſeiner Religionsbegriffe nebſt einigen Predigten drucken laſſen. — Nun habe ich doch lange mit Ihnen geſchwatzt, liebſter Freund; aber freylich nur geſchwatzt: doch auch leere Geſchwätze zwiſchen Freunden ſind angenehm. Könnten wir nur bald wieder mündlich mit einander ſchwatzen! Verſäumen Sie ja nichts, beſter Freund, was die Erfüllung dieſes Wunſches befördern kann.

5.

Garve an Zollikofer.

(ohne Datum.)

Wenn meine Freunde auch gar nicht an mich ſchrieben, ſo würde ich doch nicht glauben, daß ſie mich vergäßen. Dazu denke ich zu gut von mir und von ihnen. Aber ich will nicht bloß mein Kapital ſicher wiſſen; ich will auch die Zinſen davon ziehen. Und ich brauche es jetzt, daß ſie mit dem Tage einlaufen, weil meine Kaſſe ſo arm, und mein eigener Erwerb ſo ſchlecht iſt. Aber ſo ein Brief, wie Ihrer, kann mich ſchon immer für ein Paar Poſttage ſchadlos halten. Die Freundſchaft, der geſunde Verſtand, die Rechtſchaffenheit, — alles redet darin; und dieſe Sprache verſtehe ich, und lerne ſie ſelbſt wieder lauter und vernehmlicher reden.

Ich leſe jetzt wenig in Büchern; oder was ich leſe, iſt todter Buchſtabe. Aber in mir ſelbſt kann ich viel leſen, und dann auch zuweilen in andern. Die Hypochondrie iſt recht zu Obſervationen über ſich ſelbſt gemacht. Man verändert ſich da ſo oft, man befindet ſich in ſo mannigfaltigen Zuſtänden des Leibes und der Seele, daß man mehr als einen Menſchen kennen lernt, wenn man jeden Paroxysmus dieſer Krankheit beobachtet. Uiberdieß iſt es ein Theil des Uibels, auf ſich ſelbſt zu ſehr Acht zu geben. Man kann alſo, entweder um ſich zu tröſten, oder zu zerſtreuen, nicht über entfernte Gegenſtände nachdenken; man muß ſeine eignen verdrießlichen Empfindungen dazu brauchen. So iſt es zuweilen möglich, das, was ſonſt bloß unthätiges Leiden voll Verdruß und Furcht ſeyn würde, in eine Art von Lection über ſich ſelbſt zu verwandeln; und wenn nur einmahl das Gedankenſpiel im Gange iſt: ſo geht es zuweilen auch über das hinaus, wobey es angefangen hatte.

Sie ſehen, daß dieß an zwey verſchiedenen Tagen geſchrieben iſt. Und wirklich finde ich mich heute ſchon weit weniger aufgelegt, wie geſtern. Geſtern war ich voll, und hatte Ihnen viel zu ſagen, heute weiß ich nichts. Gerade das iſt es, was mich am meiſten verdrießt, daß ich auf nichts ſicher rechnen kann; daß mir ſo viele Projecte, die ich recht gut überlegt habe, ſcheitern; daß mich die Erwartungen ſo oft betrügen, daß mich die Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die allein unſre Aufführung klug und entſchloſſen machen können, bey der Krankheit ſo oft irre führen. Wenn wir beym Leiden ungeduldig ſind: ſo liegt immer etwas darin, daß wir durchaus einen andern Zuſtand haben wollen. Dieſer Wille iſt lebhafter und ſtärker, wenn wir uns Rechnung darauf machten. Daher kömmt es, (und das iſt eine von den Anmerkungen über mich ſelbſt) daß man weit geduldiger iſt, wenn man recht ſchlecht, als wenn man mittelmäßig wohl iſt. Dort iſt man nur traurig, hier aber verdrießlich-zornig. In jenem Falle iſt die Aufmerkſamkeit ſo gefeſſelt von dem Gegenwärtigen, daß ſie ſich einen andern Zuſtand gar nicht vorſtellt, und die Vergleichungen fallen alſo weg, die das Gemüth aufbringen; oder das Empfindungs-Vermögen wird auch mit dem Wachsthum des Uibels zugleich ſo matt, daß der Verdruß, der ſchon eine Widerſetzung gegen das Uibel iſt, nicht mehr Statt hat. — Das hängt mit einer andern Idee zuſammen, die auch in meinem Ferguſon ſteht. Erwartung, gegründete Erwartung iſt für uns ein Recht; und aus verletzten Rechten entſpringt Zorn. Allenthalben, wo wir Gründe hatten, etwas Angenehmes zu hoffen, und darauf Entwürfe bauten, werden wir bey der Fehlſchlagung geärgert, nicht bloß niedergeſchlagen. Und die Empfindung, wenn dieſe Fehlſchlagung von der Natur der Dinge herkommt, iſt doch faſt eben dieſelbe, als wenn ſie von vorſätzlichen Handlungen anderer Menſchen herrührt. — Aber das Bißchen Philoſophie trocknet ſchon wieder meinen Kopf aus, und macht meine Füße wankend. Weg alſo, Feder, bis ich wieder etwas Saft geſammlet habe.

Eitelkeit, ja Eitelkeit iſt es, die mich verfolgt; die mich auch bis in die Briefe an meine Freunde und bis in die Unterredungen mit meiner Mutter verfolgt. Schon drey Mahl habe ich das Stück Brief durchgeleſen, und habe mich gefragt: iſt es auch gut geſchrieben? — Ich ſehe wohl, wie das Ding iſt. Ich will immer Verſuche machen, um zu erfahrenob ich auch durch meine Krankheit ſo viel verloren habe, als ich mir zuweilen einbilde. Das wankende Urtheil, das ich über mich ſelbſt fälle, macht mich jetzt faſt begieriger nach dem günſtigen Urtheile Anderer. Neulich war ich in einer Geſellſchaft, wo mir dieſe Leidenſchaft große Schlingen ſtellte. Ich that, was ich konnte, unterdrückte, was ich noch zu ſagen wußte; und doch zitterten innerlich meine Nerven; und ich kam kränker und ſchwächer zurück. Es war bey dem Domprobſt Baſtiani, einem Liebling, oder beſſer einem Geſellſchafter unſers Königs, zu dem er heute abreiſet. — Er ſelbſt dieſer Baſtiani iſt einer der feinſten aufgeklärteſten Köpfe, die wir hier haben; ein Weltmann; ein Mann von vielem Muth, und auch edlen Grundſätzen; obgleich, wie ich denke, mehr durch eine gute Art von Stolz, als durch die wirkliche Liebe des Guten regiert. Die Geſellſchaft am Tiſche war ausgeſucht, vielleicht die beßte, gelehrteſte unſers hieſigen Adels. Ich werde Ihnen alle nach und nach bekannt machen; (denn wenn ich beſſer werde, ſo ſollen meine Briefe an Sie eine Art moraliſcher Bildergallerie werden). — Alſo unter ſolchen Leuten erſchien ich, mit einem höchſt ſchwachen Kopfe. (Denn gerade ſchickt mein guter Schutzgeiſt, der mich demüthigen, oder vielmehr zu der rechten vernünftigen und geſetzten Faſſung bringen will, dann mir die größte Schwäche zu, wenn ich unter andern und vorzüglich unter Fremden erſcheine.) Ich ſah, daß ſie eben nicht die ſchlechteſte Meinung von mir hatten; und doch war ich ſehr unzufrieden mit derjenigen, welche ich zu verdienen glaubte. Wie würdeſt du, dachte ich zuweilen, unter dieſen Leuten geſchienen haben, wenn dein Kopf ſtark, und deine Nerven geſpannt geweſen wären. Du würdeſt eine Superiorität über ſie haben behaupten können, da ſie jetzt höchſtens — Aber was brauche ich das weiter auszuführen? Der Fall kömmt hundert Mahl vor; und ich ſehe jetzt wieder recht deutlich, daß, wenn Leib und Seele geſund ſind, wie ſie ſeyn ſollen, ſolche Gedanken weniger entſtehen; daß ſie alſo eben daßwegen fehlerhaft ſind, weil ſie aus einem unvollkommenen Zuſtande der Menſchheit entſpringen.

Was Sie von meinem Briefe an Klotzen ſagen, iſt auch mein Urtheil. Er iſt voll ſchöner Worte und Wendungen, ohne viel Gedanken und Geiſt; ſo wie die Begierde, gelobt zu werden, und nicht unſre Empfindung der Sache, von der wir ſchreiben, eingibt. Das Uiberſetzen habe ich noch nicht angefangen. Die Elemens de Philosophie von d' Alembert kann ich noch nicht auftreiben. Die Consideration sur la felicité des hommes ſind mir zu lang. Ein neues Buch, obgleich ein altes, iſt mir aufgeſtoßen, Machiavells Diſcurſe über die erſte Decade des Livius, eines der beßten politiſchen Bücher, ſo viel ich jetzt urtheilen kann, und unter den Italiäniſchen Proſaiſten, die ich geleſen habe, am beßten geſchrieben. Noch will ich warten und vergleichen. — Vielleicht fällt einer meiner Leipziger Freunde noch auf ein ſchicklichers. Die Histoire philosophique et politique du Commerce des Indes möchte ich gerne ſehen. Baſtiani lobt ſie auch ſehr. Schwickert hat ſie wohl kommen laſſen. Fragen Sie ihn doch bey Gelegenheit, und laſſen Sie ſie ihn herſchicken. — Die Berliner Bibliothek habe ich durchgeſehen; aber davon ein andermahl. Allerdings ſind die theologiſchen Recenſenten die beſten. Die über die ſchönen Wiſſenſchaften ſind mir oft unausſtehlich. Es iſt mir, als wenn ich einen Mann ſähe, der Convulſionen macht, um etwas zu ſagen, und nichts herausbringen kann. Immer will man alles tiefer aus der Sache herausgehohlt haben, und man weiß nicht recht, was es ſeyn ſoll. Sulzers und Lavaters Schriften erwarte ich begierig. — Iſt es nicht wahr, wir leben doch in einem glücklichen Jahrhundert? Das Licht nimmt überhand. Und wenn wir über ſchlechte Zeiten ſchreyen: ſo müſſen wir weder unſre, noch die vergangenen Zeiten kennen. Daß die eine Stadt ärmer werden kann, um eine andre reicher zu machen, das mag wohl ſeyn. Aber was liegt dem menſchlichen Geſchlechte daran, ob die Geldklumpen in Breßlau oder Berlin, in Antwerpen oder Amſterdam liegen. Aber daran liegt ihm, daß Sitten, Wiſſenſchaften und wahre Geſelligkeit an beyden Orten herrſchen. — Siehe da, vier Seiten vollgeſchmiert. Aber ich werde dafür gezüchtigt werden. Leben Sie wohl.

6.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 18. Novemb. 17[illegible].

Dieſe Woche wollte ich nicht an Sie ſchreiben, weil ich hörte, daß verſchiedene Ihrer hieſigen Freunde an Sie ſchreiben würden, und den heutigen Tag hatte ich der Arbeit beſtimmt. Allein mit der Arbeit will es leider nicht fort, und auch das Leſen will mir nicht recht ſchmecken. Wären Sie nun hier, ſo würde ich zu Ihnen gegangen ſeyn, wir würden unſre ſchwachen, leeren Köpfe zuſammen gehalten, ein wenig darüber geſeufzt, und uns dann doch wieder ſo gut, als möglich, beruhiget und ermuntert, vielleicht auch uns mit der Vorſtellung getröſtet haben, was wir ſeyn und thun könnten, wenn nicht — ſo viele wenn wären. Nun ſoll mir eine ſchriftliche Unterredung dieſen Mangel einiger Maßen erſetzen. Wenigſtens denke ich dann doch ſo viel lebhafter an Sie, ſtelle mir Sie, bald ſtehend, bald ſitzend, bald gehend, mit allen Ihren Geſichtszügen und Bewegungen und vielbedeutenden Blicken vor, und dieſe Gedanken und Vorſtellungen ſind immer mit Vergnügen für mich begleitet. Daß Sie zuweilen lange Weile haben müſſen, das glaube ich Ihnen gerne. Ein Geiſt, der ſonſt ſo beſchäftigt war, wie der Ihrige, der mit einem Blicke lange Reihen von Ideen überſehen konnte, und oft in einem Tage mehr dachte, als ſo viele andere verſtändige Menſchen in einem ganzen Monathe denken, dem muß es freylich fremde vorkommen, wenn er nur Viertelſtunden oder halbe Stunden ordentlich und zuſammenhängend ſich beſchäftigen kann. Aber Sie wiſſen wohl, liebſter Freund, daß wir hier mehr zum Thun als zum philoſophiſchen Denken da ſind, und wer denn das **Glück** oder das **Unglück** gehabt hat, in der letztern Abſicht zu viel zu thun, und alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, der muß freylich eine Zeitlang dafür büſſen, bis er wieder durch eine ordentliche und ſtrenge Diät und durch eine recht wirthſchaftliche Sparſamkeit zu ſeinen verlornen Kräften und Reichthümern gelanget. Inzwiſchen halten Sie doch Ihre hieſigen Freunde noch für ſtärker, als Sie zu ſeyn glauben, und je mehr ich wünſche, daß ſie recht haben möchten, deſto geneigter bin ich auch, ihrer Meinung zu ſeyn. Sind Sie mit dieſem Urtheile nicht zufrieden, ſo müſſen Sie künftig ſchlechtere Briefe ſchreiben. Wir finden Ihre Briefe ſo gut, wir finden ſo viele richtige, ſtarke, wohlausgedrückte Gedanken darin, daß wir zuweilen ganz vergeſſen, daß ſie ein Kranker geſchrieben hat. Wenigſtens kann ich mir nicht vorſtellen, daß Sie ſich bey dem Briefſchreiben anſtrengen: Sie würden ſehr übel thun, und Ihre Briefe ſind viel zu natürlich, als daß man die geringſte Spur des mühſamen Fleißes darin entdecken könnte. Seyn Sie alſo nur getroſt, liebſter Freund, es wird ſchon wieder beſſer werden. Stricken Sie immer, machen Sie Zwirnband, daß ſind lauter gute, gemeinnützige Beſchäftigungen, bey welchen ſich Ihr Geiſt und Ihr Körper wohl befinden werden. Aber verſäumen Sie auch nicht, ſich zu bewegen, und ſich in der friſchen Luft zu bewegen, ſollte es auch nur eine Viertelſtunde des Tages geſchehen. Können Sie auch nicht munter einhergehen, ſo ſchleichen Sie lieber von einer Straße zu andern, oder von einem Hauſe zum andern, und machen Sie da kurze franzöſiſche Beſuche, da man in das Zimmer hineinguckt, ein Paar Mahl die Stube auf- und abgeht, ein halb Dutzend Fragen thut, eben ſo viele an ſich thun läßt, und ohne die Antwort zu erwarten, oder ſelbſt zu antworten, wieder davongeht.

Baſſedow iſt noch in Deſſau. Geſtern habe ich von Herrn Wolke Briefe bekommen, deren Inhalt ich Ihnen mittheilen will. Baſedow zeigte ſich bey dem Empfange der Medaillen eben ſo ſonderbar, als er in ſeinen meiſten Sachen iſt. Er lief damit zu ſeiner Frau, gab die Medaillen nebſt den dazu gehörigen Briefen dem Herrn Wolke, und ging, ohne jene anzuſehen, oder dieſe zu leſen, wieder zurück an ſeine Arbeit. Den dritten Tag ſah er ſein Geſchenk und die Briefe an, und zeigte ſie dem Fürſten, dem dieſer Umſtand ſehr angenehm war. Seine Arbeit, ſchreibt Wolke, hat guten Fortgang. Es ſind ſchon dreyzehn Bogen von der Arithmetik und Algebra, deren Theorie vollendet iſt, abgedruckt, und noch eben ſo viel von dieſen Wiſſenſchaften und der Geometrie fertig. Ich denke, ſetzt er hinzu, daß er nun über's Schwerſte iſt, und auch keine Gefahr laufen wird, dem Publikum durch die bisherige Arbeit zu mißfallen. — Da ich höre, daß geſtern und heute wenigſtens drey Briefe an Sie abgegangen ſind, ſo ſoll dieſer Brief bis auf den nächſten Poſttag hier liegen bleiben, damit Sie doch alsdann wenigſtens einen erhalten.

7.

Garve an Zollikofer.

(ohne Datum)

Ich habe ſehr lange nicht geſchrieben, vielleicht, weil ich nicht konnte, vielleicht, weil ich zu muthlos war, es zu verſuchen. Heute ergreife ich wieder die Feder, und ich ſehe, es geht. Ich wollte nur zwey Zeilen an Herrn Dümas, und zwey an Sie ſchreiben; und vier Seiten ſind ſchon mit franzöſiſchem Gewäſche voll. Aber deutſch kann ich nicht ſo gut waſchen; da muß ich etwas Geſcheidtes ſagen, und Geſcheidtes weiß ich nichts. — Wir haben geſtern und heute Herrn * * * geſehen. Ich hätte ihm beynahe ſeine vollen und rothen Backen, und ſeine Reiſen beneidet. Aber, wenn er mir die erſten auch überließe, ſo wollte ich doch noch etwas Gehirn aus

mei-

meinen magern und knöchernen Kopfe mitnehmen; nicht, als wenn mir das jetzt eben viel zu ſtatten käme: denn ich weiß mich doch weder ſo zu betragen, wie ich ſollte, und wie in mir ſelbſt das Bild eines recht guten und vernünftigen Menſchen, der krank iſt, vor mir ſteht; noch weiß ich meine Gedanken zu hemmen oder in Gang zu bringen; ſondern ich muß immer mit dem Strome ſchwimmen. Aber doch iſt es immer ein guter Schatz, wenn es auch ſchon ein vergrabner Schatz iſt. Man kann doch zuweilen einige Groſchen daraus hervorbringen, und mit der Zeit, wenn die darüber gewachſenen Diſteln und Dornen wieder einmahl weggeräumt ſind, kann man ja auch wohl den ganzen Schatz wieder in Umlauf bringen. (Gott erhalte ihn bey dieſer guten Hoffnung *).

Sie werden ſagen: ich befinde mich ſehr wohl, weil ich lachen kann. Aber Sie wiſſen wohl, was ich vom Lachen denke, daß es das Mittelding zwiſchen Vergnügen und Schmerz, die Gränze und eine Miſchung von beyden iſt. Das rechte Vergnügen iſt ernſthaft; und wenn ich recht geſund und ſtark bin, ſo denke ich lieber gründlich, als ich ſchäkere; aber wenn ich ſo noch eben von verdrießlichen Empfindungen los, aber zwiſchen Hoffnung und Furcht bin: dann iſt diejenige Kitzelung der

---

*) Zuſatz ſeiner Mutter.

Nerven vorhanden, bey der ich lache oder grinſe. Denn recht freyes Lachen iſt es doch auch nicht.

Gottlob, ich kann wieder etwas leſen, verſtehen, was ich leſe, zuweilen darüber nachdenken; und ich finde wieder an der Muſik Vergnügen. Dieſes wären wirkliche Zeichen der Beſſerung, wenn nicht zu anderer Zeit mir wieder alles unſchmackhaft oder verdrießlich wäre, und wenn ich eſſen und ſchlafen könnte. Meine Freunde glauben, ich werde verhungern. Und wirklich bin ich noch weit magerer geworden. Aber mein Kopf iſt doch durch meine Diät heitrer geworden, und da Schade für den Rumpf. Aber freylich immer ſo zu leben, dazu müßte ich meine eigne Clauſe in der Welt haben; in der Geſellſchaft Anderer iſt es faſt unmöglich.

Clark habe ich noch nicht bekommen können. Aber nun eben iſt es Zeit aufzuhören, ſonſt würde aus dem Jean qui rit, bald der Jean qui pleure werden.

Morus Brief, ſeine Freundſchaft und ſein Andenken iſt mir lieb. Wenn man ſich ſelbſt zuweilen haßt, ſo iſt es gut, wenn wir daran erinnert werden, daß andre uns lieb haben. Sie werden doch das immer?

Nachſchrift von Garvens Mutter.

Gleich kommt mein Sohn, da ich dieſen Brief zumachen will, und will ſolchen durchſchneiden, weil er glaubt, beyde Briefe, an Sie und Herrn Düwas, wären in ſo einem Tone und von ſo einem Inhalte, daß man ſolche ſo lieben Freunden nicht überſchicken müſſe. Ich ſagte aber: nein; das ſind Deine Herzensfreunde; die mögen Dich in jeder Laune ſehen, wie Du biſt. Habe ich nicht Recht? Sagen Sie ihm doch das, und damit geht dieſer Brief fort.

8.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 3. Dezemb. 1772.

Ihre Frau Mutter hatte allerdings Recht, daß ſie Ihren letzten Brief, den Sie in einer heitern Stunde geſchrieben hatten, und in einem finſtern Augenblicke zernichten wollten, dem Untergange entriſſen hat. Wie viel Dank bin ich dieſer guten Mama, die ich auch als meine Mama verehre und liebe, dafür ſchuldig! Und wie viel Dank wird nicht vielleicht ihr und Ihnen meine Gemeinde, vielleicht gar das ſo genannte teutſche Publikum, dafür ſchuldig ſeyn, wenn es mir einmahl gelingt, eine gute Predigt über die Idee und nach dem Entwurfe zu machen, die Sie mir dazu an die Hand gegeben haben! Sie ſind mir auch in dieſer Abſicht ſchon mehr als einmahl nützlich geweſen, und Sie werden es mir gewiß noch oft ſeyn. Sie haben ehemahls in Ihren

Geſprächen manche gute Samenkörner fallen laſſen, die ich ſorgfältig aufgehoben und zum künftigen Gebrauche verwahret habe. Einige davon ſind ſchon aufgegangen, und haben Früchte getragen: andere liegen noch tiefer in meiner Seele, aber ſie ſind deßwegen nicht verloren. Da ſie guter Art ſind und in einem nicht ganz unangebauten Felde liegen, ſo werden ſie auch zu ſeiner Zeit keimen und aufſchieſſen, ſobald ſie ein ſanfter warmer Regen befruchtet, oder ein heiterer wohlthätiger Sonnenſtrahl erquickt. Freylich kann ich nur ſelten mit einiger Gewißheit des guten Erfolges ſagen: jetzt will ich über dieſe oder jene Materie nachdenken, und ſie Andern recht faßlich und wichtig machen. Sehr oft muß ich mich mehr leidend dabey verhalten, und warten, bis ſich mir eine gewiſſe Reihe von Ideen in einem etwas hellern Lichte von ſich ſelbſt darbiethet, und wenn mich dann meine äußern Umſtände nicht verhindern, ſie feſtzuhalten und zu verfolgen; ſo erreiche ich meine Abſicht, ſo arbeite ich mit Leichtigkeit und gutem Fortgange. Dieß iſt es eben, was mir mein Amt oft ſchwer macht. Wenn dieſe Ideen nicht kommen, ſo muß ich ſie ſuchen, und dieſes Suchen iſt allein eine unangenehme, ſehr oft eine höchſt verdrießliche und niederſchlagende Beſchäftigung. Aus eben dieſer Urſache muß ich lange zum voraus an künftige Arbeiten denken, immer mit einer gewiſſen Anzahl von gemeinnützigen, fruchtbaren, aber noch nicht befruchteten, Ideen herumgehen, und bald die eine, bald die andere hervorziehen, um zu ſehen, wie nahe ſie ihrer Entwickelung ſind, oder wie genau ſie ſich mit dem übrigen Vorrathe von Ideen verbunden haben. Doch — — ich wollte ſagen, daß ich Sie zu lange mit meinen eigenen Angelegenheiten aufhalte, und mich deßwegen bey Ihnen entſchuldigen, — — allein ſo würde ich keine wahre Empfindung ausgedrückt, ſondern ein Förmelchen gebraucht haben, das man in Briefen ſehr oft braucht, ohne etwas dabey zu denken. — — Nein, Sie ſind mein Freund, mit dem ich von allem und auch von mir ſelbſt frey reden darf; ein Freund, der mich achtet und liebet, in welcher Geſtalt ich mich ihm zeige, weil er weiß, daß ſie mir natürlich iſt; ein Freund, der bey ſeinen größern Fähigkeiten den Werth redlicher Geſinnungen und Abſichten nicht verkennt. Unſer Körper und unſer Geiſt mögen alſo noch ſo vielen Abwechſelungen unterworfen ſeyn, ſo werden wir doch ſtets Freunde bleiben, und einander ſtets lieben; und wenn wir auch noch ſo ſchwach werden ſollten, ſo werden wir doch die Liebe zur Wahrheit und zur Tugend und die Zuverſicht auf das höchſte Weſen nicht verlieren, und dieß iſt ein Keim von zukünftiger Vollkommenheit und Glückſeligkeit, der nicht verderben kann, der uns früher oder ſpäter eine reiche Erndte verſpricht. — Sie ſehen wohl, beſter Freund, daß ich heute auf einen ziemlich ernſthaften und vielleicht etwas traurigen Ton geſtimmt bin. Der Ernſt iſt mir ſo natürlich genug, und die Schattirung von Traurigkeit oder beſſer der Mangel einer größern Munterkeit mag wohl in dem Gefühle meiner körperlichen Schwachheit ſeinen Grund haben. Meine Predigt auf den Sonntag liegt ſchon fertig vor mir, und iſt ſo ziemlich gerathen. Ich handle darin von dem Verhältniſſe des Predigers gegen ſeine Gemeinde, und zeige, daß er kein Prieſter, kein Seelſorger in dem ſtrengen Verſtande dieſes Wortes, und kein Heiliger, ſondern ein Lehrer der Religion und der Weisheit, der Freund und Rathgeber ſeiner Gemeinde, und das Mittel iſt, wodurch ſie ſich bey dem öffentlichen Gottesdienſte mit einander vereiniget. — Nun muß ich ſchon nach und nach auf die Communion, auf Weihnachten, auf den Neujahrstag denken; und Sie, böſer Mann, ſind Schuld daran, daß mir meine alten Predigten noch mehr mißfallen, als ſie mir ſonſt mißfallen haben, und daß ich alſo auf neue denken muß. Unterdeſſen habe ich doch ſchon gewählt, und über die gewählten Materien nachgedacht. Einige heitere Tage, einige glückliche Stunden werden das übrige thun. — Ihrer Frau Mutter danken wir recht ſehr für die freundſchaftliche, verbindliche Nachricht, womit ſie Ihren Brief begleitet hat. Bitten Sie doch dieſe würdige Frau auch in unſerm Nahmen, daß ſie alles mögliche zur Erhaltung ihrer Geſundheit thue, daß ſie guten Muth faſſe, und ſich, als eine ſo aufrichtige fromme Verehrerinn Gottes, in ſeiner Vorſicht beruhige, und verſichern Sie dieſelbe unſrer ganzen Hochachtung, Ergebenheit und Freundſchaft.

9.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 9. Decemb. 1771.

Ein Paar Worte muß ich doch an Sie ſchreiben, liebſter, beßter Zollikofer, wenn es auch nur ein Paar nichtsbedeutende Worte ſind. — Glauben Sie nur, es geht uns allen ſo, daß wir uns mehr leidend als thätig bey unſerm Denken verhalten. Es iſt viel Maſchinerie, viel Spiel der Fibern bey unſerm Denken. Es iſt ein Lauffeuer, das ſeinen Gang nimmt, ſo wie die Pulverkörner liegen. Wie viel wir dabey thun können, das weiß Gott. Wenigſtens ſcheint mir dieß die ſchwerſte Frage der Pſychologie zu ſeyn, und die, wie Sie wohl einſehen, mit den wichtigſten und ſchwerſten, als von Freyheit u. ſ. w. zuſammenhängt. — Aber darüber ein andermahl mehr. — Ihre Predigt wird im kurzen und vielleicht beſtimmter ſagen, was in Spaldings Buche ſteht. Glauben Sie nicht, daß dieß mit eine groſſe Veränderung iſt, die die chriſtliche Religion eingeführt hat, daß es einen öffentlichen Lehrſtand gibt? Die Prieſter waren das nicht. Das Volk der Römer und Griechen wurde mehr durch ſeine Advocaten und Senatoren, als durch ſeine Prieſter unterrichtet. — Aber ſollte nicht das gemeine Volk noch einen andern Unterricht brauchen, als einen bloßen Religions-Unterricht? Und ſollten nicht zuletzt die Prediger die Lehrer aller gemeinnützigen Wiſſenſchaften werden können?

Der Pompadour Briefe ſind wirklich ſchön; leicht, aus dem Herzen geſchrieben, ohne alle Anſprüche, und doch nicht leer. D'Alemberts Brief hat ſchon einen ganz andern Charakter. Man ſieht gleich den Gelehrten von Profeſſion. Der Mann iſt in allen ſeinen Schriften ein wenig ſchwerfällig; und man wird es, wenn man, wie er, tiefdenkend, ſtolz und eitel iſt. Das Steife kömmt manchmahl aus Dummheit, oder Mangel der Cultur, und Furchtſamkeit her; oft aber auch, weil man immer, wie auf der Parade, ſteht und ſich den Leuten zeigen will. Wer leicht und gut ſchreiben will, ſorge dafür, daß er lerne und denke, ſo viel er kann, und dann dieß auskrame, ohne ſich darum zu bekümmern, wie es geräth. Er bleibt doch einmahl ſo, wie er iſt. Alſo ſich nur erſt ſo gut gemacht, als die Natur es uns erlaubt; und dann ſich gezeigt, wie man iſt. So mache ich es gegen Sie, und bemühe mich, es gegen alle Welt zu thun. Aber ich bemühe mich noch, und das bringt ſchon zuweilen etwas Affectation in mein Betragen. Gott erhalte Sie mit Ihrer lieben Frau; ſo ſagen und denken wir des Morgens und Mittags und Abends.

10.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 29. Dezemb. 1772.

Dießmahl habe ich Sie recht lange auf Briefe warten laſſen, und doch kann ich mir eben keine Vorwürfe darüber machen. Ich bin in der Zeit nicht müßig gegangen, habe auch nicht bloß etwa zu meinem Vergnügen geleſen und ſtudirt, ſondern ich habe gearbeitet, aus Pflicht und mit Luſt gearbeitet, und dadurch andern nützlich zu werden geſucht. Auch Sie, beſter Freund, werden mir alſo gewiß keine Vorwürfe über mein Stillſchweigen machen, denn auch Ihr ſtärkſter Wunſch war es immer, und iſt es unſtreitig noch, andern nützlich zu werden: und wenn es Ihre Freunde ſind, oder auch nur zu ſeyn ſich bemühen, ſo werden und müſſen Sie ſich darüber freuen, ſollten Sie gleich deßwegen einige vergnügte Augenblicke weniger haben. Freylich kann ich Sie ſo nicht unterhalten, wie Sie mich in Ihren Briefen unterhalten. Wer unſern Briefwechſel, mit Weglaſſung einiger hiſtoriſchen Stellen, läſe, der würde Sie als den Geſunden und Starken beneiden, und mich als den Schwachen und Kranken bedauern. Doch mir iſt es ſchon genug, wenn ich mit Ihnen reden kann. Ich bin wenigſtens in dieſem Stücke um ein gut Theil weniger eitel, als Ihre übrigen hieſigen Freunde zu ſeyn ſcheinen. Dieſe ſcheuen ſich gewiſſer Maßen, an Sie zu ſchreiben, und darum ſchreibt mancher von ihnen ſo ſelten. — Sie glauben, daß es keine ſo leichte Sache ſey, einen Brief zu ſchreiben, der Sie intereſſire, oder Ihnen ein Genüge thue. Sie halten Sie alle für einen einſichtsvollen Kenner und ſcharfen Beurtheiler der Werke des menſchlichen Geiſtes, aber Sie vergeſſen darüber, daß Sie auch ein nachſichtsvoller, warmer Freund ſind, der den natürlichen Ausdruck des freundſchaftlichen Herzens und den geſunden Menſchenverſtand höher ſchätzt, als alle Kunſt und Wiſſenſchaft. Ich ſage es ihnen bey allen Gelegenheiten, und verſichere ſie in Ihrem Nahmen, daß Ihnen jeder Brief von Ihren Freunden angenehm ſey, wenn er auch ſonſt keinen andern Menſchen intereſſiren könnte. Wenigſtens bin ich davon gewiß, und ſchreibe alſo mit ganz unbeſorgtem Gemüthe, gut oder ſchlecht, ſo wie ich jedesmahl dazu aufgelegt bin. Schreibe ich doch nicht für die Welt und nicht für meine Eitelkeit, ſondern für einen Freund, den ich gern auf ein Viertelſtündchen zerſtreuen, vielleicht gar erheitern, und bey dem ich mich gern in gutem Andenken erhalten möchte. Den M. Engel habe ich ſeit langer, langer Zeit weder geſehen, noch geſprochen. Er ſcheint ſich vor mir zu ſcheuen, weil er fürchtet, daß ich ihn über ſein Betragen gegen Sie zu Rede ſtellen werde. — Vermuthlich ſchreibt er Ihnen bloß deßwegen nicht, weil er ſo lange nicht geſchrieben hat. Ich habe ihm ſchon durch Herrn Dörrjen ſagen laſſen, er ſoll ſeine rückſtändige Schuld, die ihm Niemand abfordern wird, gänzlich vergeſſen, und von nun an ſo zahlen, als ob er nie zu zahlen aufgehört hätte. Herr Weiße beſucht mich nun fleißiger, als er ſonſt gethan hatte, — ein Beweis, daß er Sie entbehret, und den Verluſt Ihres Umganges zu erſetzen wünſchet. Ganz ſchadlos werden wir einander nicht dafür halten können. Das Beßte wäre freylich, wenn Sie wieder das Collegium vollzählig machen, und die Stelle des Vorſitzers in demſelben, die Ihnen auf alle Weiſe gebühret, wieder einnehmen könnten.

Was Sie in Ihrem letzten Briefe von Ihrer gewöhnlichen Art zu denken und zu ſtudiren ſagen, finde ich vollkommen richtig. Wenigſtens habe ich ſie mir immer ſo vorgeſtellt, ſeitdem ich ſie näher kennen gelernt habe. Es iſt auch wohl gewiß, daß Ihre Krankheit großentheils darin ihren Grund hat. Aber wie kann der Menſch anders denken und ſtudiren, als es ſeiner Organiſation gemäß iſt, wenn er anders denken und ſtudiren ſoll? Entweder mußten Sie alſo eine mechaniſche Lebensart ergreifen, oder Sie mußten an einem Orte ſeyn, wo ſie weniger Aufmunterung und Antrieb zum Studiren gehabt hätten, oder Sie mußten in einen Kreis von Freunden gerathen, der Sie von der Studierſtube in luſtige Geſellſchaften fortgeriſſen hätte, oder Sie mußten ſich ſelbſt einen Zwang anthun, den nicht leicht jemand, der noch Kräfte fühlt und ſich auf das Jugendalter verläßt, ſich anthun wird; oder Ihr Denken und Studieren mußte endlich die Folgen haben, die es leider wirklich gehabt hat. Doch, was will ich daraus ſchließen? Nichts anders, als daß es die Ordnung der Dinge ſo mitgebracht hat, und daß Sie und wir uns in dem Willen desjenigen, der dieſe Ordnung feſtgeſetzt hat, beruhigen müſſen. Noch können wir die ganze Ordnung nicht überſehen, und ich tröſte mich damit, daß die Lücke, die Ihre gegenwärtigen Umſtände in Ihrem Denken und Studiren machen, dereinſt recht gute Folgen haben werde. Was Sie aber von der phyſiſchen Beſchaffenheit Ihrer Krankheit ſagen, getraue ich mich nicht zu beurtheilen. Ich bin noch weniger Phyſiolog und Arzt, als Sie, und ich denke, immer, daß wir, die wir nur etwas von dieſen Dingen wiſſen, uns faſt immer irren müſſen, wenn wir Theorien davon aufführen wollen. Glücklich, wer auf die Veränderungen ſeines Körpers nur ſo weit achtet, als es zur Erhaltung oder Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nöthig iſt! Noch glücklicher, wer ſo wenig beſondere Empfindungen in ſeinem Körper bemerket, daß er keine Urſache hat, ſich um die Beſchaffenheit und Entſtehungsart derſelben ängſtlich zu bekümmern! — Nun muß ich Sie noch an ein Verſprechen erinnern, deſſen Erfüllung mir gewiß nützlich und angenehm ſeyn wird. Sie wollen meinen Charakter und mein Temperament ſchildern. Thun Sie es, beſter Freund, und thun Sie es mit aller Unparteylichkeit eines philoſophiſchen Freundes. Ich will Ihnen alle Fehler und Schwachheiten geſtehen, deren ich mich ſchuldig weiß. Vielleicht helfen Sie mir einige entdecken, die ich noch nicht kenne, oder an die ich noch nicht genug denke, weil meine Eigenliebe wünſcht, daß ich ſie nicht haben möchte.

Niebuhrs Reiſen werden Sie nun wohl ſchon geleſen haben. Ich habe ſie noch nicht geſehen. Thut das Buch wohl Ihrer Erwartung ein Genüge? Lernt man die Araber wirklich daraus kennen? Scheint der Verfaſſer die Gabe der Beobachtung zu haben? — D. Platner beſucht mich auch fleißig, ſeitdem Sie nicht hier ſind. Er wundert ſich darüber, daß Sie in Ihren Briefen an ihn der Gelehrſamkeit vor dem philoſophiſchen Denken wieder den Vorzug zu geben ſcheinen, und ihn zur Treibung der erſten aufmuntern. — Doch, ich mag wollen, oder nicht, ſo muß ich ſchließen. Heute ſoll dieſer Brief fort. Vielleicht bekommen Sie ihn am Neujahrstage. Wenigſtens werden wir beyde, meine Frau und ich, auch alsdann tauſend aufrichtige Wünſche für Ihr Wohlſeyn gen Himmel ſchicken.

11.

Garve an Zollikofer.

Neujahr 1773.

So ſehr ich Ihnen auch zu ſchreiben wünſchte, mein liebſter, beſter Freund, ſo muß ich mir doch dieſes Vergnügen heute durchaus verſagen, wenn ich mich nicht kränker machen will. Ich bin wieder in dem Aphelio meines periodiſchen Laufs, von Licht und Wärme weiter entfernt, und werde von jedem dazwiſchen kommenden fremden Zug oder Stoße, weil ich von meinem eignen Centrum nicht ſtark und gleich genug angezogen werde, auf meiner Bahn zerrüttet. Ihr Brief kam, wie Sie dachten, am Neujahrstage an. Es war ein trüber und ziemlich trauriger Tag. Meine Lebensgeiſter, die ich eine Zeitlang durch meine eignen Betrachtungen aufrecht erhalten hatte, waren wieder geſunken, und mein Körper herrſchte wieder über meinen Geiſt. Meine Mutter und meine Couſine waren mit mir allein. Es war des Abends. Denn wir hatten es mit Fleiß verſchoben, Ihren Brief zu leſen, ſo wie wir als Kinder ein Stück Confekt lange mit uns herumtragen, um es ſpäter zu eſſen, als unſre Geſpielen. In der That war es eine herrliche Nahrung. Sie ſind heiter, und wenn ich nicht irre, mit ſich und mit Ihren Arbeiten wohl zufrieden geweſen, da Sie den Brief ſchrieben. Ja, liebſter Freund; ſolchen Arbeiten meiner Freunde opfere ich gerne die Briefe auf, die ich von Ihnen erwarte. Aber, wie wäre es, wenn Sie uns doppelt ſchadlos hielten, und uns die von Ihren Predigten, welche Sie für die beßte halten, ſchickten. Mein Onkel, der Sie und Ihre Predigten immer mehr zu ſchätzen anfängt, würde mir recht Dank dafür wiſſen. — Aber ſchicken Sie ſie nur, wie ſie da iſt, unabgeſchrieben. — Wenigſtens ſchreiben Sie mir doch, wovon Sie gepredigt haben.

Mein Verſprechen halte ich gewiß, wenn mir Gott wieder etwas mehr Munterkeit und Kräfte gibt. Freunde müſſen die Beichtväter und Seelſorger von einander ſeyn. Dazu iſt eigentlich die Freundſchaft. Das Uibrige iſt Geſchwätz. Und was würde nicht Menſchenkenntniß, Philoſophie und Tugend dabey gewinnen, wenn oft zwey gute und auf ſich Acht gebende Leute einander alles, was ſie von ſich und von dem andern gelernt haben, mittheilten. Das würde immer ein intereſſantes Objekt der Unterredung ſeyn, welches tauſend andre herbeyführen würde. — Wiſſen Sie, warum es in den meiſten Geſellſchaften ſo kalte Geſpräche gibt? Weil die Menſchen die Ideen, von welchen ſie wirklich voll ſind, nicht herausſagen wollen oder können, ſondern ſich gleich auf ganz fremde und ſie nichts angehende Objekte werfen. Jede Idee, jede Wahrheit wird von uns nur alsdann mit Wärme und Theilnehmung gedacht und geſagt, wenn ſie in einer gewiſſen Kette andrer Ideen erſcheint, welche allemahl von uns ſelbſt und unſrer gegenwärtigen Empfindung ihren Anfang nehmen muß. Von ſich ſelbſt reden, wäre alſo etwas vortreffliches, wenn es auf die rechte Art geſchähe, auch deßwegen, um den Uibergang auf andre Dinge beſſer zu finden. Iſt man nur einmahl im Centrum, ſo findet man leicht tauſend Radien, um an die Peripherie zu kommen. Deßwegen finden auch die meiſten Menſchen den Anſand ihrer Briefe u. dergl. ſo ſchwer, weil ſie die Empfindungen, von welchen ſie glauben, daß ſie damit um des Wohlſtandes willen anfangen müſſen, in ſich ſelbſt nicht als die erſten finden, bey denen ſie anfangen könnten. Auch die Empfindungen der Freundſchaft für jede Perſon haben ihre beſtimmte Lage in der Seele, wo ſie ruhen, bis wir nach und nach, auf dem gehörigen Wege, wieder zu ihnen hin kommen und ſie aufwecken. — Was wollte ich jetzt nicht alles an Sie ſchreiben? Meine Nerven ſind geſpannt. Aber meine Vernunft ſagt: höre auf. Dieſes Vergnügen iſt ſowohl ſinnlich, wenn du ihm nachgibſt, als das Vergnügen des Eſſens. Alſo, mein Freund, leben Sie wohl, leben Sie geſund, und thun Sie, wie Sie es denn thun, alles das Gute, wozu die Vorſehung Ihnen den Willen und das Vermögen gegeben hat. Ich werde indeß alles anwenden, um mit meinem Willen ohne Vermögen zufrieden zu ſeyn: und ſo will ich dieſes Jahr doch in meinen Augen achtungswerth und glückſelig ſeyn.

12.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 27. Jan. 1773.

Sie thun ſehr wohl, daß Sie Ihre Kräfte ſchonen. Schreiben Sie uns ſo ſelten und ſo kurz, als Sie nur wollen. Wir werden allerdings viel dabey verlieren: aber wenn nur Ihre Geſundheit etwas dadurch gewinnt, und alſo auch unſre Hoffnung wächſt, ſie wieder bald bey uns zu ſehen, ſo werden Sie uns dereinſt ſchon für unſern gegenwärtigen Verluſt ſchadlos halten. Wie viele Dinge werden Sie uns dann wieder erklären und auseinander ſetzen, bey wie vielen andern werden Sie uns wieder vorgehen und auf die Spur helfen müſſen! Möchte doch dieſe glückliche Zeit ſchon da ſeyn! Niemand kann ſie ſehnlicher verlangen, als ich. Sie können freylich leicht denken, daß dieſer Wunſch nicht ganz uneigennützig iſt. Allein daran werden Sie ſich nicht ſtoßen. Sie kennen den Menſchen zu gut, als daß Sie eine gänzliche Uneigennützigkeit von ihm erwarten, oder es ihm zum Fehler anrechnen ſollten, wenn er ſeinen Freund auch deßwegen liebt, weil er in ſeinem Umgange vollkommener und glücklicher wird. Auch jetzt noch leiſten Sie mir oft dieſe Dienſte. Ich ziehe Sie zuweilen bey meiner Arbeit zu Rathe, ich leſe Ihnen ein Stück davon vor, und gebe dabey auf Ihre Mienen und Geberden Achtung, oder horche auf Ihre Anmerkungen, und dann ſtreiche ich aus oder ändere, ſo wie ich es von Ihnen gelernt habe. Zuweilen frage ich Sie auch ſonſt über Ihre Meinung von allerhand Sachen und Vorfällen und Büchern, und Ihr Urtheil gilt immer viel bey mir. Freylich geſchieht dieſes gemeiniglich durch eine ſehr ſchnelle Folge von Vorſtellungen, von welchen viele dunkel bleiben, und ich würde ſehr oft in Verlegenheit gerathen, wenn ich jemanden, oder auch Ihnen ſelbſt meine einſamen Unterredungen mit Ihnen umſtändlich erzählen ſollte. Inzwiſchen ſind ſie mir immer angenehm und oft nützlich. Und dieß muß freylich meinem Wunſche, dieſes Vergnügen völliger zu genießen, und dieſes Nutzens in einem größern Maße theilhaftig zu werden, immer neues Leben geben. Doch kann ich Sie verſichern, liebſter Freund, daß mir Ihre Glückſeligkeit auch ohne Abſicht auf mich ſelbſt ſehr theuer iſt, und der bloße Gedanke, es geht meinem Freunde Garve wohl, würde mich auch alsdann inniglich vergnügen, wenn uns Geſchäfte und Entfernung des Ortes ſo von einander trennten, daß ich Sie weder ſehen, noch weiter etwas von Ihnen hören könnte. Ja ich zweifle nicht daran, daß mir dieſer Gedanke auch in einem andern und höhern Zuſtande eben daſſelbe und vielleicht ein noch viel größeres Vergnügen verſchaffen würde. Und dieß iſt nach meinem Urtheile der größte Vortheil, den wir aus der vertrauten Freundſchaft mit weiſen und tugendhaften Menſchen ſchöpfen. Sie knüpfen ſich mit ihren Vorſtellungen, Geſinnungen, Urtheilen, Handlungen ſo feſt an die unſrigen, daß wir abweſend und gegenwärtig, wachend und ſchlafend, in und außer dieſem ſterblichen Leibe, ſie ſehen, hören, mit ihnen umgehen, von ihnen lernen und ſie lehren, ihnen dienen und von ihnen Hülfe empfangen, und in dieſem Umgange eine nie verſiegende Quelle von Vergnügen und Freude finden können. —

Aus Ihrem letzten Briefe muß ich ſchließen, daß Ihre Geſundheit eher ab- als zunimmt, daß aber Ihr Geiſt immer ſtärker wird. So ſehr mich jenes betrübt, ſo ſehr freut mich dieſes. Sie ſcheinen überhaupt viel ruhiger und getroſter zu ſeyn, als Sie anfänglich waren. Ich hoffe, dieſe Ruhe wird ein Mittel zur Wiederherſtellung Ihrer Kräfte ſeyn. Ihre Vollkommenheit wird ſie gewiß allemahl befördern. Unſere endliche Beſtimmung kann unſtreitig nichts anders als Glückſeligkeit und Vollkommenheit ſeyn, und dieſer Beſtimmung werden wir unter der Aufſicht desjenigen, welcher der Vater aller ſeiner Geſchöpfe iſt, und ſie alle ſtufenweiſe höher führet, gewiß nicht verfehlen. Wenn ich mir die ganze Reihe von weiſen, rechtſchaffenen, nach Vollkommenheit ſtrebenden und einer ſo viel höhern Stufe desſelben fähigen Menſchen vorſtelle, die vor mir in das Grab gegangen ſind, und wenn ich mir unter denſelben Jeſum, dieſes Muſter der menſchlichen Vollkommenheit, denke; ſo verlieren Tod und Grab alles Schreckhafte in meinen Augen, und ich habe gleichſam eine anſchauende Erkenntniß davon, daß weder Vernichtung, noch Elend, ſondern höhere Vollkommenheit auf uns wartet, und daß unſer Loos nach dieſem Leben ſo gewiß gut und erfreulich ſeyn muß, ſo gewiß ein höchſter Geiſt iſt, von dem die ganze Geiſterwelt abhängt und regiert wird. Ja, liebſter Freund, dieſem höchſten Geiſte, der ganz Weisheit und Wohlwollen iſt, wollen wir uns getroſt überlaſſen. Er muß uns kennen, denn wir ſind ſeines Geſchlechts; und wenn er uns kennt, ſo kann er uns nicht anders als wohlwollen, und wird uns allemahl die Stelle anweiſen, die ſich für uns und für die Vollkommenheit ſeines Reichs am beſten ſchicket. Unſere ehemahligen Geſpräche in Ihrer Studirſtube und noch auf der ſchönen Wieſe in Carlsbad haben uns oft auf dieſe Gedanken geführt, und mich dünkt, daß ſie mich immer mehr über Ihr und mein künftiges Schickſal beruhigen, je öfter ich ihnen nachhänge. Freylich miſchet ſich zuweilen eine ſanfte Schwermuth in dieſe Gedanken, die mehr Spuren des Ernſtes als der Munterkeit auf dem Geſichte zurückläßt, aber auch dieſe Schwermuth hat ihre Annehmlichkeiten und wird von keiner Unruhe begleitet.

13.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 17. März 1773.

Wenn ich zuweilen die Briefe an meine Freunde wieder zernichten will, nachdem ich ſie geſchrieben habe: ſo geſchieht es gar nicht deßwegen, weil ich ſie nicht für ſchön geſchrieben genug halte: über dieſe Eitelkeit bin ich etwas weiter hinweg; ſondern deßwegen, weil mir die ganze Gemüthsbeſchaffenheit nicht gefällt, die ſich in meinem Briefe abgemahlt hat. — Wahr und aufrichtig wollte ich gerne meine Briefe haben. Sie ſollten, wie ohne Vorſatz geſchrieben, bloß die Geſtalt und Figur tragen, die eben zu der Zeit mein Gemüth hat. Aber, wenn ich dann eben in dieſer Geſtalt diejenige Richtigkeit und Schönheit vermiſſe, die ich ſo gerne meinem Innern unter allen Abwechſelungen des Körpers geben möchte: ſo iſt mir ein ſolches Denkmahl meiner Schwäche und meines Herunterſinkens gleichſam ein Hinderniß, wieder empor zu kommen. Ich will alſo nicht gerne, daß es fortdauren, oder daß es mich lange an ſich erinnern ſoll, wenn es meinen Freunden vor Augen kömmt, an die ich ſo oft denke. — So war mir in meinem letzten Briefe an Sie das zuwider, was ich vom *** geſchrieben hatte. Der Mann iſt vielleicht ein mittelmäßiger Kopf; aber er kann in vielen Fällen mehr geſunde Vernunft beweiſen, in manchen andern ſich vielleicht beſſer zu rathen wiſſen, als ich. Und allenfalls hätte ich die Sache immer von ihm ſagen können; aber in dem Tone war etwas verächtliches, welches er nicht verdient, und welches dem Wohlwollen ganz zuwider iſt, das ich gegen alle Menſchen zu haben wünſchte. Uiberhaupt war der ganze Brief ſo bitterſüße, ſcherzend, ohne wirkliche Luſtigkeit, der Ausfluß eines noch halb unzufriednen Gemüths.

Und wie werde ich mich denn heute meinem Freunde abmahlen? Ich weiß nicht. Aber ich dächte, ich wäre etwas geſetzter, ruhiger, zufriedner mit den Wegen der Vorſicht, zufriedner mit mir, mit den Freunden, die um mich ſind, — geſcheidter mit einem Worte. Ich habe Beſuche von ein Paar guten Leuten gehabt. Herr von Paczensky wäre ein Mann auch für Sie. Er bringt Ideen in die Geſellſchaft, und er kommt auch in der Abſicht, welche von daher wieder zu hohlen. Er hat viel über Commerz- und Manufactur-Weſen geleſen und nachgedacht. Aber es iſt nicht möglich, über einen Zweig des menſchlichen Wiſſens bis auf einen gewiſſen Grad nachzudenken, ohne bis an die andern Zweige zu kommen, die aus eben dem Stamme herauswachſen. Und glücklicher Weiſe miſcht ſich die Natur des Menſchen in alles ſo ſehr ein, daß der Politiker und der Künſtler und der Kaufmann immer nach dem Verhältniſſe mehr und mehr zum Moraliſten wird, als er in ſeiner Profeſſion weiter iſt. — Ein kleiner, wohlgebildeter Mann, voll von Politeſſe, zu voll faſt noch davon zur Freundſchaft, durch Reiſen und den Umgang mit der Welt gebildet; der ſich deutlich, auch in ſeiner Sphäre kunſtmäſſig ausdrückt, ſich nur oft zu weitläuftig erklärt, und von der Hauptidee zu oft auf alle Nebenideen herabſteigt; ein Mann, der von ſeinem Vermögen unabhängig lebt, viele Geſinnungen der Freyheit und der Menſchlichkeit hat, und dieſe auch unter Leuten von der Regierung vertheidigt; der über die Religion nachgedacht hat; und zwar überhaupt in allen ſeinen Bemühungen um Erkenntniß durch Eitelkeit zuerſt gereizt und unterſtützt worden ſeyn mag, aber jetzt doch wirklich die Wahrheit um der Wahrheit willen unterſucht; — ein ſolcher Mann iſt Herr von Paczensky. Mein zweyter Beſuch war ein Lieutenant eines hieſigen Regiments, jung, wohlgewachſen, ſchön; und dabey doch ohne die Sitten eines Petitmaitres, oder eines jungen Officiers. Er iſt Adjutant und Günſtling unſers Gouverneurs. Dieß und ſeine beſcheidne, artige Aufführung hat ihn in die beßten und vornehmſten Geſellſchaften hier gebracht. Dieß hat ihn hinwiederum aufgemuntert, ſich mehr auszubilden, ſich mehr in Schranken zu halten; und ſo iſt ein recht feiner und geſchickter Mann aus ihm geworden. Vielleicht wird ihn ſchon das ein wenig bey Ihnen empfehlen, daß er einen ſo zuſammengeſchrumpften, verdorrten, und jetzt nichts weniger als galanten Hypochondriſten, als ihr Freund iſt, freywillig aufgeſucht hat; daß er von den Materien, die uns die wichtigſten ſind, mit Theilnehmung und Aufmerkſamkeit reden hört; und daß er auch Spalding und Hallern mit Vergnügen geleſen hat.

Dieſe Freunde erinnern mich an einen andern noch vertrautern, und an einen Auftrag von dieſem. Müllendorf iſt ein grundguter Mann; ein geſchickter Kaufmann; ein glücklicher Mann, der (welches ein großes Verdienſt iſt) ſein Glück kennt, es für groß genug hält, es mit wirklicher Fröhlichkeit genießt, und es mit allen theilt, wohin ſein Vermögen nur reicht. Er iſt aus Warſchau, hat nur eine mittelmäſſige Erziehung gehabt, iſt zu einem Franzöſiſchen Kaufmann, Horquelin hier in Breßlau, einem ſehr geſchickten und angeſehenen Manne, gekommen; hat hier Gelegenheit und Aufmunterung bekommen, ſich ſelbſt zu unterweiſen, und hat endlich, nach allerhand Abwechſelungen, dieſe Handlung erhalten; eine Franzöſin aus der Berliner Colonie, eine recht angenehme, brave Frau, geheirathet, iſt reich geworden, und lebt jetzt ſehr anſtändig, eingeſchränkt auf einen engen Kreis von Bekannten; begierig zu lernen und beſſer zu werden. Dieſer Mann wünſcht, daß ich ihm einen Aufſatz von Deutſchen und Franzöſiſchen Büchern machen ſoll, die ſich für ihn ſchicken, und aus denen er Gott, die Welt und ſeine Pflichten noch beſſer könnte kennen lernen. Ich will ihm zwar den Aufſatz machen. Ich fürchte aber, zu viele gute Bücher nicht zu kennen, zu viele vielleicht zu vergeſſen. — Machen Sie doch, wenn Sie wollen, auch einen ſolchen Aufſatz. Dann wollen wir beyde gegen einander halten, und ſie aus einander ergänzen. — Ein recht ſehr gutes Buch hat mir Paczensky bekannt gemacht: Lettres sur la Religion essentielle à l'homme. — Den Autor kennt er nicht. Daß Unterſuchungen über die Religion, und Einwendungen gegen den angenommnen Lehrbegriff darin vorkommen, können Sie ſchließen; aber die Methode, die er braucht, iſt ſo Sokratiſch, als ich ſie in irgend einem neuern Autor gefunden habe. Ich werde Ihnen von dieſem Manne mehr ſchreiben. — Uiberhaupt habe ich über viele Dinge mit Ihnen zu reden, und wenn es mir immer ſo leicht ankäme, als Gottlob! heute, ſo ſchriebe ich in kurzem ein ganzes Buch voll. Aber das muß doch noch bleiben. Alſo nur noch kurz: was rathen Sie mir dann noch zu arbeiten? Denn ich bin gewaltig unſchlüſſig, und muß von andern beſtimmt werden. Uiberſetze ich Clarken, von der Exiſtenz Gottes, oder mache ich nur einen Auszug aus ihm, oder nehme ich bloß Gelegenheit von ſeinen Begriffen, meine zu ordnen und zur Reife zu bringen? Ich habe noch auſſerdem zweyerley vor, einmahl, das Neue Teſtament, beſonders die Briefe der Apoſtel, für meine Mutter zu überſetzen, welches zugleich die beſte Unterſuchung der Religion ſeyn wird, und zum andern, einige Stücke aus dem Plato zu überſetzen. In meinen guten Stunden iſt mir wieder das ganze Uiberſetzer-Weſen verdrießlich; und ich wollte gerne meinen eigenen Kram zu Markte bringen, da mir ſo anderer Leute ihrer ſelten durch und durch gefällt. Aber eben indem ich noch ſo ſtolz von mir denke; ſo kömmt wieder eine Blähung oder ein Krampf, und macht aus dem eiteln, ſelbſtgenügſamen Philoſophen ein ſchwaches, hülfloſes Kind, das ſich nur an der Hand Anderer bewegen, und nur durch Anderer Gedanken denken kann. O könnte ich mich in dieſem Augenblicke zu Ihnen hinüber wünſchen! Meine Empfindungen ſind alle recht erwacht. Ich bin wohl immer Ihr Freund, aber in dieſem Augenblicke fühle ich es inniger, ſtärker. — Es iſt ein neues Leben, wenn man wieder einmahl ſeine Empfindungen ſo recht gewahr wird. Die Vorſehung ſey geprieſen für dieſe angenehme Stunde. Gott ſey auch bey Ihnen, und ſegne Sie.

14.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 23. März 1773.

Sie müſſen in der That Ihren letzten Brief in einer recht guten Stunde geſchrieben haben: denn ein ſo angenehmes Gefühl Ihrer Kräfte mögen Sie wohl lange nicht gehabt haben, als aus Ihrem ganzen Briefe hervorleuchtet. Gehen Sie ja recht wirthſchaftlich mit Ihren wiederkommenden Kräften um, und verzehren Sie den Vorrath, den Sie ſich auf den langen, finſtern Winter ſchaffen müſſen, nicht ſchon im Sommer. Daß Sie auf einen Poſttag ſechs Briefe an Ihre hieſigen Freunde geſchrieben, iſt ſchon nicht ganz recht. So angenehm Ihnen auch dieſe Beſchäftigung geweſen ſeyn mag, ſo müſſen Sie doch dadurch erſchöpft worden ſeyn. Daß Sie ſo wenig eſſen und faſt nichts anders als Suppe eſſen, wie uns Herr Melly, als eine in ganz Breslau bekannte und von jedermann gemißbilligte Sache, meldet, iſt auch nicht der Ordnung gemäß. So können Sie ja nicht wieder zu Kräften kommen, und wenn Ihr Kopf dabey heiterer iſt, ſo leidet doch Ihr Körper darunter. Jetzt ſollen Sie aber nicht für Ihren Kopf, ſondern für Ihren Rumpf ſorgen. — Noch möchte ich Sie auch gerne, weil ich doch einmahl im Zanken bin, darüber zu Rede ſtellen, daß Sie ſo oft mit ſich ſelbſt, und insbeſondere mit Ihren Briefen, unzufrieden ſind. Allein Sie haben ſich, ohne die Anklage zu erwarten, ganz gut dagegen vertheidiget. Hätten Sie Ihre Briefe deßwegen zerreiſſen wollen, weil Sie dieſelben nicht für ſchön genug geſchrieben hielten, ſo würden wir uns allerdings dadurch beleidigt gefunden haben. Denn, ſo gerne wir es zugeben, daß Sie einen weit beſſern Kopf haben, als irgend einer von uns; ſo laſſen wir es uns doch nicht ausreden, daß alle unſre Köpfe zuſammen genommen auch etwas verſtehen, und wenigſtens von einem Briefe urtheilen können. Alle unſre Köpfe aber halten Ihre

Briefe für ſchön und gut, und proteſtiren hiemit feyerlich gegen alle fernere Gewaltthätigkeiten, womit dieſelben jetzt oder inskünftige unter irgend einem Vorwande, wie er auch immer heiſſen mag, bedrohet ſeyn möchten. Doch ich bin des Zankens müde, und bitte Ihre liebe Couſine, das Uibrige, was etwa noch hiebey zu erinnern wäre, in meinem Nahmen hinzuzufügen.

Ich ſoll Sie in der Wahl Ihrer Arbeiten beſtimmen helfen? Wählen Sie diejenige, die Ihnen am leichteſten fällt. Haben Sie ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, liebſter Freund, daß Sie ſich bey Ihrer Arbeit mäſſigen, und dieſelbe zur geſetzten Zeit, wenn ſie auch noch ſo glücklich von ſtatten gehen ſollte, unterbrechen können, und wiſſen Sie ſich mit Ihrer Arbeit zu befriedigen, wenn Sie ſchon das Ideal, das vor Ihrem Geiſte ſchwebet, nicht erreichen können; ſo wollte ich Ihnen allerdings rathen, lieber Ihre eigenen als fremde Begriffe zu bearbeiten. Vielleicht würden Sie beydes zugleich ohne allzu groſſe Mühe thun können, wenn Sie einige Stücke aus dem Plato überſetzten: denn, ſo viel ich weiß, haben Sie ſchon viele Materialien dazu geſammelt. Sie mögen wählen, was Sie wollen, ſo müſſen Sie alle Mahl erſt Ihre Kräfte verſuchen, ſich ſchlechterdings nach denſelben richten, und das ganze Vorhaben, ſobald es Ihre Geſundheitsumſtände erfordern, ohne Verdruß und Widerſetzlichkeit aufgeben oder liegen laſſen. Ihre Arbeit ſoll nun eigentlich nicht Arbeit, ſondern Mittel die Erhohlung und Zeitvertreib ſeyn. Doch, ich komme ſchon wieder ins Moraliſiren hinein. Das müſſen Sie mir nun einmahl verzeihen. Mich dünkt, unter allen Ihren hieſigen Freunden kleidet es mich doch noch am beſten.

Von M. Engel werden Sie nun einmahl einen recht langen Brief erhalten haben. Noch geſtern habe ich ihn beſucht, und mit Recenſiren beſchäftigt gefunden. Iſt es nicht Schade, daß unſre guten Köpfe bey der Menge von Bibliotheken und Zeitungen ſo viele Zeit auf Recenſionen verwenden müſſen? Von der Uiberſetzung von Sulzers Abhandlungen fällt mir das meiſte anheim. Sechs Stücke haben ich ſchon überſetzt, und werde wohl noch eines oder zwey überſetzen müſſen. Bald werde ich es müde werden. Hätte doch Sulzer in ſeiner Mutterſprache geſchrieben, oder ſchreiben dürfen, er würde ſich gewiß noch richtiger ausgedrückt haben, und weniger weitſchweifig geworden ſeyn! Er hat ſelbſt zu dieſer Uiberſetzung eine kurze Vorrede herübergeſchickt, in welcher er Sie lobet und den Wunſch äußert, daß Sie die verſprochenen Zuſätze zu ſeinen Abhandlungen dereinſt beſonders herausgeben möchten.

Baſedow iſt iſt noch in Deſſau. Der theoretiſche Theil ſeines mathematiſchen Lehrbuchs iſt völlig abgedruckt; aber nun will er denſelben nicht eher ausgeben, bis er den praktiſchen Theil dazu gemacht hat. Damit werden aber ſeine Subſkribenten und das Publikum überhaupt ſehr unzufrieden ſeyn. Das was ich und M. Engel neulich von ihm las, ſind zwey Bogen, die ich Ihnen mit der fahrenden Poſt zuſchicken werde. Der eine enthält ein Schreiben an den Kaiſer, das mir gar nicht gefallen will. Es iſt ein verunglückter Einfall in das Gebieth der Dichtkunſt, aber doch in Proſa geſchrieben. Der andere faſſet ein Schreiben an den jungen Erbprinzen in Deſſau bey ſeinem vierten Geburtstage in ſich, und iſt beſſer gerathen.

Die Lettres sur la religion essentielle à l'homme ſind mir wohl bekannt. Sie haben eine gewiſſe Mademoiſelle Huber in Lyon zur Verfaſſerin, die ſchon vor wenigſtens funfzehn Jahren geſtorben iſt. Sie hat auch den Engliſchen Zuſchauer abgekürzt herausgegeben, und ein Buch unter dem Titel geſchrieben: Le monde ſou préferé au monde sage. Sie ſoll einen vortrefflichen Charakter gehabt und ein exemplariſches Leben geführt haben. Ihre Briefe habe ich ſchon vor mehr als zwanzig Jahren geleſen, und ſchon damahls haben ſie mir wohlgefallen, obgleich mein Geiſt damahls noch mehr, als jetzt, gefeſſelt war.

15.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 7. April 1773.

So will ich dann alſo auch keine Zeile mehr ausſtreichen, welche ich einmahl für Sie beſtimmt habe, wenn ſie nur irgend einen Sinn hat. Und warum ſollte ich mich nicht auch zuweilen meinen Freunden in einem minder vortheilhaften Lichte zeigen, wenn es in meiner innern Beſchaffenheit wirklich ſolche Abwechſelungen gibt. Für die Freunde, welche ſich ſelbſt und den Menſchen kennen, wird dieß nichts fremdes ſeyn. Sie werden ſogar den freyen Ausdruck eines jetzt umnebelten oder ſchwachen Geiſtes den gewaltſamen Anſtrengungen vorziehen, mit welchen er ſeinen Gedanken eine erborgte Stärke und Helle hätte geben wollen. Alles, was natürlich iſt, iſt in gewiſſem Grade gut. Nur einen Zuſtand gibt es, und in dem bin ich jetzt vielleicht öfter, als ſonſt: wo unſre Seele gar keine beſtimmte Geſtalt hat, und wo alſo ſie ſich auch gar nicht andern abzubilden weiß. Sowohl die Empfindungen als die Begriffe liegen, wie todt. Wir haben eine Gleichgültigkeit gegen unſre beßten Freunde; und von den intereſſanteſten Gegenſtänden entſteht kein Begriff. Auch in dieſem Zuſtande, weiß ich, befinde ich mich nicht allein. Aber Andere geben ſich alsdann einen gewaltſamen Stoß, oder ſie affectiren Zärtlichkeit und ſchwatzen Wörter, ſo lange, bis die wirkliche Empfindlichkeit und Denkungskraft in ihnen rege wird. Zu jenem gewaltſamen Stoße habe ich jetzt nicht körperliche Kräfte genug; und zur Affectation habe ich nicht Luſt. Das beßte iſt alſo, ich lege alsdann die Feder weg, oder ich ſchweige. Und ich denke, im Grunde iſt dieß allemahl das geſcheidteſte; nur iſt es nicht immer mög lich. Die Geſchäfte des Lebens und die Erwartung Anderer machen es oft nothwendig, dann geſchäftig und beredt zu thun, wenn wir innerlich träge und ſtumm ſind. Da muß nun freylich etwas Schein an die Stelle der Wahrheit kommen. Wohl dem aber, der es ſich nur allemahl bewußt bleibt, wie weit es bloß Schein iſt: denn ſonſt kann nach und nach das ganze Leben des Menſchen mit Grimaſſen und Wortgepränge angefüllt werden.

Wiſſen Sie, wie ich inskünftige an Sie ſchreiben, und wie ich auch mit Ihnen umgehen will, wenn ich wieder zu Ihnen komme? Wenn mir über irgend eine Materie Gedanken einkommen, welche mir wichtig ſcheinen: ſo will ich ſie mit wenig Worten niederſchreiben, und Ihnen ſchicken oder geben. Darüber ſollen Sie dann insgeheim nachdenken, mir kurz Ihre Gegen-Betrachtungen dazu ſchreiben; und dann erſt, wenn wir ſo ſchriftlich unſre Ideen fixirt, und in einen ſichern Weg eingeleitet haben, wollen wir mündlich darüber ſprechen.

Heute dachte ich über den Einfall des Craig nach, daß die Begebenheiten mit der Zeit ihre Glaubwürdigkeit verlieren. Meine Meinung iſt: Dieß mathematiſch zu berechnen, iſt Unſinn; aber im allgemeinen iſt etwas wahres dabey, und zwar, wie mich deucht, in zwiefacher Abſicht. 1) Inſofern durch die Länge der Zeit ſich die Zeugniſſe, oder die Zeugniſſe der Zeugniſſe mehr verlieren. Das geſteht und begreift jedermann. Aber man gibt darauf nicht Acht,

daß

daß, wenn auch dieſelben Nachrichten unverdorben bleiben, aus welchen die ältere Welt ihre Gewißheit ſchöpfte, dieſe Nachrichten ſelbſt doch nicht mehr wieder durch andre mündliche Traditionen, theils ſelbſt durch die fortwährenden Umſtände der Zeit ſo beſtätigt werden, wie im Anfange. 2) Inſofern die veränderte Geſtalt der Dinge, der Sitten, Sprachen ꝛc. ein völliges Begreifen und anſchauendes Erkennen der alten Begebenheit immer unmöglicher macht. Und doch gehört zur beſtändigen Uiberzeugung dieſes Anſchauen. Ja, ich glaube ſogar, daß diejenige lebhafte Gewißheit von vergangenen Begebenheiten, die auf das Herz und die Leidenſchaften einen Einfluß haben ſoll, hauptſächlich von dieſen zwey Sachen abhänge: erſtlich von einer anſchauenden Deutlichkeit der Umſtände der Begebenheit; — dieſe iſt uns mehr oder weniger möglich, nach der Beſchaffenheit unſrer Imagination, nach dem Grade unſerer Menſchen- und Welt-Kenntniß, und nach der Aehnlichkeit der Perſonen und Sachen, welche uns beſchrieben werden, mit denen, welche wir kennen; — zweytens, von einer ſchnellen Uiberſehung des Zuſammenhanges des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge der Welt und unſrer ſelbſt, mit der erzählten alten Begebenheit. Auch dieſer Zuſammenhang wird nach und nach unſichtbarer. 3) Inſofern die immer ſich anhäufende Menge neuer wichtigen Vorfälle die Aufmerkſamkeit theilt, und ſie bey einer, beſonders einer uralten und dunkeln Begebenheit nicht ſo lange ruhen läßt, als es nöthig wäre, wenn die Imagination die einzelnen Züge des Gemähldes faſſen, ſammeln und zuſammenſetzen ſollte. Dieſes Beruhen bey einer Sache mit ſeinen Gedanken iſt vielen Menſchen eine ganz fremde Sache. Und doch iſt ohne dasſelbe nichts dem Menſchen klar, als was er hört und ſieht. Alles übrige, was ihm durch Worte überliefert wird, es ſey ein Factum, es ſey ein Raiſonnement, erfordert eine gewiſſe Zeit, ehe es in die Seele eindringen kann: jenes, weil es erſt mit den uns unmittelbar bekannten Factis verglichen, und die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit ausgefunden werden muß; dieſes, weil es erſt durch Beyſpiele aus unſrer Erfahrung erläutert und beſtätiat, oder mit unſern ſelbſterfundenen Abſtractis in Verbindung gebracht werden muß.

Und nun, liebſter Freund, wünſche ich Ihnen zu Ihrer bevorſtehenden Arbeit Kraft und Luſt. Schicken Sie uns doch eine Predigt, damit ich auch wieder einmahl das freundſchaftliche Amt eines Kunſtrichters verwalten, oder vielmehr, damit ich auch einmahl wieder über Ihre Ideen philoſophiren könne.

16.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 15 May 1773.

Sie können kaum ſo unzufrieden mit mir ſeyn, als ich es mit mir ſelbſt bin, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Und doch iſt eine Art von Nothwendigkeit Schuld daran. Vor der Meſſe war ich wirklich weniger geſund, oder mehr krank, als ich gewöhnlich bin. Die erſten Frühlingstage, die jedermann erfreuten und erquickten, haben faſt einen entgegengeſetzten Eindruck auf mich gemacht. Ich freute mich zwar auch darüber, die ſchöne Sonne, das ſchöne Grün, die ſchönen Blüthen zu ſehen, ſo viele Arten von Geſchöpfen wieder lebendig oder neu gebohren und froh zu ſehen; aber ich fühlte mich weit ſchwächer und weit unfähiger zur Arbeit, als vorher. Dieſe Wirkung mag wohl, wie ich aus Erfahrung und Beobachtungen ſchließe, der Anfang des Frühlings auf die meiſten ſchwächlichen und hypochondriſchen Leute machen. Woher das eigentlich komme, weiß ich nicht recht, und will mir auch den Kopf nicht darüber zerbrechen. Niemahls habe ich öfter an Sie gedacht und von Ihnen geredet, als dieſe Meſſe, und niemahls habe ich weniger Zeit gehabt, es Ihnen zu ſagen. Jedermann, der gerne etwas von Ihnen wiſſen möchte, wendet ſich an mich, und ich bin in der That ſtolz darauf, nicht nur Ihr Freund zu ſeyn, ſondern auch von andern dafür gehalten zu werden. Gutſchmid, Hartknoch, Nicolai, Baſedow, die Berlepſchiſche Familie, Herr von Tacherodt, Cammerpräſident in Erfurt, Herr von Merk, Secretär in Darmſtadt und gegenwärtig Reiſezahlmeiſter der reiſenden Prinzeſſinnen ꝛc., kurz, faſt jedermann, den ich ſpreche, intereſſirt ſich für Sie, und wünſcht, Sie bald wieder hergeſtellt zu ſehen. Könnte ich nur allen dieſen guten Leuten recht gute Nachrichten von Ihnen geben! — Das Leben und die Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker iſt von Nicolai. Ich habe es mit Vergnügen geleſen. Es ſind viele treffende Gemählde von Deutſchen Thorheiten darin. Auch rührende Stellen werden Sie darin finden. Aber die Cruſiſche Schule und die Orthodoxen überhaupt werden nicht damit zufrieden ſeyn. Cruſius ſoll ſich wirklich ſchon darüber beſchwert haben, und das Buch könnte vielleicht wohl verbothen werden. — Ein wichtiges Werk iſt D. Bahrdts in Gießen neue Uiberſetzung des neuen Teſtaments, wenn er die beyden erſten Theile, die vier Evangelien und die Apoſtelgeſchichte, unter dem mir mißfälligen Titel herausgegeben hat: Die neueſten Offenbahrungen Gottes in Briefen und Erzählungen. Im Ganzen gefällt mir dieſe Uiberſetzung ſehr wohl. Die Schreibart iſt recht gut und ganz Deutſch. Manchem wird ſie zu modern vorkommen, ſie iſt aber doch meiſtens ſimpel. Zuweilen iſt er mehr Paraphraſt, als Uiberſetzer. Einige beſondere, aber doch nicht nur unſchädliche, ſondern ſehr wahrſcheinliche, Meinungen hat er vielleicht zu deutlich in ſeiner Uiberſetzung merken laſſen. Mit ein Paar kleinen, witzig ſeyn ſollenden Anmerkungen werden faſt alle ſeine Leſer, Freunde und Feinde, unzufrieden ſeyn. Doch das Ganze iſt gut. Der unſtudirte Leſer kann in ſeiner Uiberſetzung dieſe Bücher ohne Anſtoß leſen, und verſieht alles, oder doch faſt alles, was er lieſt, ſo gut, als ob dieſe Bücher einen Deutſchen zum Verfaſſer hätten.

17.

Garve an Zollikofer.

(ohne Datum.)

Ich will Ihnen nur kurz noch ein Paar Gedanken, die mit meinen neulichen *) zuſammenhängen, mittheilen.

Wenn gewiſſe Begebenheiten, an und für ſich, auf Menſchen große Eindrücke machen ſollen: ſo müſſen ſie mit anſchauender Gewißheit erkannt werden. Dieß nun, ſagte ich, hängt theils von der Imagination des Menſchen, und ſeiner Fähigkeit, ſich in fremde Oerter und Zeiten zu verſetzen, theils von ſeiner mehrern oder mindern Kenntniß der Welt, die ſeiner Imagination mehr oder weniger Data zu ihren Analogien gibt, theils von ſeiner mehr oder minder anhaltenden beſchauenden Aufmerkſamkeit auf jene Begebenheiten, und vielleicht noch von vielen andern Umſtänden ab. Kurz, ein Menſch iſt dazu nicht ſo gut im Stande, wie der andre; und die immer fortgehende Revolution der Dinge machen es über-

---

*) Im funfzehnten Briefe.

haupt immer ſchwerer. Wenn alſo eine Religion auf gewiſſe Begebenheiten gegründet iſt: ſo ſehe ich erſtlich, daß unter den wahren eifrigen Bekennern derſelben es zweyerley Arten geben wird: ſolche, die ſich mehr an die bloße Facta halten, durch welche dieſe Religion iſt gegründet worden; die ſich durch die lebhafte ſinnliche Vorſtellung derſelben erwärmen, und ſo zu ſagen, mitten unter den Perſonen und Dingen wohnen, die die erſten Lehrer und Veranlaſſung der Religion waren. Dieſe werden auf die Lehren und die Wahrheiten ſelbſt nur vermittelſt des Glaubens an die Begebenheiten kommen. Ihre Religion wird ſinnlicher, aber feuriger und oft wirkſamer ſeyn. Das waren die Herrnhuter, die Pietiſten; das iſt Lavater ſelbſt, und unter dieſer Claſſe gibt es viele vortreffliche Leute. Es gibt aber unſtreitig eine andere Art Menſchen, die zur lebhaften Abbildung von geſchehenen Dingen weniger Fähigkeit haben. Dieſe werden weder durch alle Beweiſe von der Glaubwürdigkeit, zu derſelben vollen und beſtändigen Gewißheit der Geſchichte gelangen, wie jene, noch von derſelben ſo wirkſam gerührt werden, daß ihr Charakter dadurch könnte eine andere Beſchaffenheit bekommen. Wenn Sie alſo überhaupt der Religion zugethan ſind: ſo werden ſie ſich an die Wahrheiten ſelbſt, als Wahrheiten, mehr halten; ſie werden die Facta erſt aus der Schönheit und Richtigkeit der Lehren begreiflich und wahrſcheinlich finden; und werden, wie alle, welche durch Reflexionen auf etwas kommen, mehr Ruhe, vielleicht mehr Kälte, bey ihrer Andacht und Frömmigkeit haben.

2) Da es unläugbar iſt, daß die allergrößten und ſelbſt übernatürlichen Begebenheiten, wo nicht ihre Gewißheit, doch ihren Eindruck nach und nach verlieren müſſen: ſo muß dieß, wie mich dünkt, der Zweck der Vorſehung auch alsdann ſeyn, wenn ſie durch Wunder eine Wahrheit zuerſt bekannt machte, nicht, daß dieſe Wunder zu allen Zeiten auf gleiche Weiſe beachtet,, unterſucht und getrieben werden ſollen, ſondern, daß die Wahrheiten ſelbſt angenommen, erlernt und befolgt werden; — daß alſo am Ende es mit allen, auch poſitiven Religionen dahin kommen muß, daß die durch dieſelben ausgebreiteten Ideen bleiben und wirken, der Canal aber, auf welchem dieſelben zuerſt unter die Menſchen kamen, vergeſſen, oder minder beachtet wird. Das iſt ſo hingeſchmiert; aber zu Ihrer Unterſuchung ſchon deutlich genug. Glück zu den Feyertagen!

18.

(um ebend. Zeit.)

Alles im menſchlichen Leben iſt ſo wie das Leben ſelbſt; es wird alt, hinfällig, ſchwach, und ſtirbt nach und nach ab. So geht es faſt allen freundſchaftlichen Correſpondenzen. Sie ſind, kurz nach der Trennung, ſehr lebhaft. Das Herz iſt noch voll, nimmt an den neuen Gegenſtänden noch keinen Antheil, hängt ganz an dem Verlaßnen, und findet alſo in ſich Triebfedern und Stoff genug. Nach und nach nimmt die neue Situation Beſitz von der Seele; die Lücke, die die Abweſenheit des Freundes gemacht hatte, wird ausgefüllt oder überkleidet; die Bilder des Vergangenen werden täglich ſchwächer; der beyderſeitige Zuſtand verändert ſich; man iſt mit ſeinem Freunde nicht zugleich fortgegangen; man kann nicht mehr ſo an allem, was ihn betrifft, Theil nehmen; man kann nicht mehr alles, was uns betrifft, ihm mittheilen; der Stoff zum Schreiben wird weniger, das Bedürfniß kleiner. Reflexion tritt an die Stelle der Empfindung; und dieſe handelt langſam und ſelten. Dieß iſt der Lauf der Dinge, und mit dieſem Laufe muß der vernünftige Mann zufrieden ſeyn, ſo wie er zufrieden iſt, daß auf den Mittag der Abend, und auf den Sommer der Herbſt folgt. Die Analogie der körperlichen und geiſtigen Natur, wenn man ſie ſo im Ganzen überſieht, iſt erſtaunlich. Aber dieſe Analogie enthält auch etwas ſehr troſtreiches. Wir ſehen Blätter jedes Jahr wachſen und abfallen; das ſchönſte Wetter verliert ſich periodiſch in Dunkelheit und Kälte; Alles, was iſt und lebt, eilt ſeinem Untergange zu, — und doch bleibt die Welt im Ganzen unverändert. Ein ſchöner Sommertag iſt, nach allen dieſen unzählbaren Abwechſelungen, noch immer das, was er nach allen Nachrichten vor drey tauſend Jahren war. Der Himmel iſt eben ſo heiter, die Erde eben ſo grün, Thiere und Menſchen eben ſo geſchäftig, ſo lebendig, ſo fröhlich. Alſo iſt etwas Ewiges da, das zum Grunde liegt. Und ſollte dieſes Ewige nicht in den Kräften liegen, das Veränderliche in ihren Aeußerungen, ihren Wirkungen? — Mit der Freundſchaft, das heißt, der wahren Liebe und Achtung zweyer Geiſter gegen einander, iſt es wirklich ſo. Es kann alle Wirkſamkeit derſelben durch Umſtände lange aufgehoben werden; ſie können aufgehört haben, nicht nur einander zu ſchreiben, ſondern auch an einander zu denken; und doch iſt in ihnen noch Freundſchaft da, ſo lange als dasjenige vorhanden iſt, worauf ſich die Freundſchaft gründete, das Gute und die Liebe zum Guten. Denn, wenn dieſe zwey einander fremde gewordnen Menſchen ſich wieder nahe kommen: ſo erkennen ſie ſich bald wieder als die Alten, ſo ſehr ſie auch durch die Zeit und die Umſtände mögen verändert worden ſeyn. Der Vernünftige redet wieder vernünftig, der Menſchenfreundliche zeigt ſich wieder liebreich und gütig; und da auf der einen Seite die Eigenſchaften, welche ſolche und ſolche Eindrücke machen, geblieben ſind, auf der andern die Gabe, ſolche Eindrücke anzunehmen und Wohlgefallen daran zu haben: ſo iſt das ehemahlige Verhältniß geſchwind wieder hergeſtellt, das Gedächtniß kommt der Empfindung zu Hülfe; und das lange Intervall der Abweſenheit verſchwindet. Dieſes alles findet um ſo viel mehr Statt, je weniger Schein und je mehr Wahrheit bey der ehemahligen

Freundſchaft geweſen iſt. — Ich ſchmeichle mir, daß die unſrige zu dieſen wahren gehöre, die in der Kraft und dem Geiſte nicht aufhören können, wenn ſie gleich in den Worten und in den Handlungen weniger wirkſam ſind. — Meine unaufhörliche Schwäche, ſo ſehr ſie meinen Geiſt niederſchlägt, zeigt mir doch auch zugleich ſeine innere Kraft und Beſtändigkeit. Ich fühle es, ich weiß es, daß er eine Sonne iſt, die auch in der Nacht vorhanden iſt, auch hinter den Wolken leuchtet. — Dieſer Brief iſt unter groſſer Schwäche geſchrieben. — Ich habe nicht geſagt, was ich gewollt, ſondern was ich gekonnt. Aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich bin noch der Alte, noch iſt nichts, was zu mir gehörte, verloren. Schon ſeit geraumer Zeit liegt alle Arbeit. Ich kann nicht. Aber dieß Nichtkönnen liegt nicht in der Quelle ſelbſt, die verſiegt wäre, ſondern in den Röhren des Brunnens, die verſtopft ſind. Laſſen Sie dieſe geöffnet werden; und Sie ſollen ſehen, wie friſch und lebendig das Waſſer hervorkommen wird. Vielleicht iſt das Stolz. Aber es iſt Stolz auf das Innerſte meines Weſens, auf meine Natur, auf meinen Urheber, und dieß gegen einen Freund. — Aber freylich denke ich nicht immer ſo tief; und wenn ich nur auf der Oberfläche meines Weſens bleibe: ſo murre ich, ſo bin ich unzufrieden. Viele Bedürfniſſe im Aeuſſern, wenig Mittel ſie zu befriedigen; Begierde ohne Kraft, Anſtrengung ohne Effect, allenthalben Mangel, Entbehrung, Leerheit, Unvollkommenheit. Da liegt Lavaters Phyſiognomik, da meine Uiberſetzung, hier Weißens Tragödie Calas, — alles Gegenſtände der Unterhaltung und der Arbeitſamkeit. Ich muß ſie doch unangerührt oder unvollendet liegen laſſen; — Alles geht langſam, unterbrochen, eilt nicht zum Ziele, ſondern dehnt ſich in eine unangenehme Länge. Auf der andern Seite brauche ich viele Bequemlichkeiten, wünſche mir noch mehrere. Meiner Mutter Vermögen reicht nicht zu. — Ich möchte ihr ſo gerne in etwas zu Hülfe kommen: ich kann wieder nicht. — Weil ich nicht arbeiten kann: ſo ſuche ich Zerſtreuung, — aber das Geſpräch, das ich liebe, ermüdet mich, die Bewegung kann nicht lange fortgeſetzt werden. — Allenthalben Einſchränkung, Widerſpruch!

19.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 17. Jul. 1773.

Nein, vergeſſen kann und werde ich Sie niemahls, beſter Freund! Ich ſchätze Sie zu hoch, ich liebe Sie zu ſehr, unſre Denkungsart hat zu viel Gleichförmiges, und der Wunſch, mit Ihnen über dieſes oder jenes zu reden, und zu berathſchlagen, entſteht zu oft in mir, als daß ich nicht häufig und mit Sehnſucht an Sie denken ſollte. In Connewitz dachte ich Ihnen ganz gewiß und recht ausführlich zu ſchreiben.

Aber ich bin meines Aufenthalts daſelbſt nicht recht froh geworden. In Connewitz ſind drey und in dem benachbarten Delitz vier Familien von unſrer Colonie. Nun ſtellen ſie ſich alle die Beſuche und Gegenbeſuche vor, die ich aushalten und geben mußte, und worüber ich mich bey keinem Menſchen, als bey Ihnen, beſchweren darf, wenn ich nicht für einen Grillenfänger und Miſanthropen gehalten werden will. Hiezu kömmt, daß ich es immer bey meinem Aufenthalte auf dem Lande durch ein recht unthätiges, animaliſches Leben erzwingen will, meinem Körper eine gewiſſe Feſtigkeit und Stärke zu geben, um mich zu anhaltenden Geſchäften geſchickt zu machen. Ich ſuche alſo ſtets in der freyen Luft zu ſeyn, und mich ſo viel es mir die Geſellſchaft erlaubt, von Morgen bis an den Abend zu bewegen. Ich befinde mich auch in der That recht wohl dabey; nur daß die Früchte davon gemeiniglich nicht dauerhaft ſind. Die Leipziger Luft, die überhaupt ungeſund iſt, ſcheint mir insbeſondere gar nicht zuträglich zu ſeyn. Sie iſt wegen der vielen faulen Dünſte nicht elaſtiſch genug. D. Rüdiger ſagt, es iſt eine todte Luft. Nun lebe ich ſchon ſeit ſechs Tagen wieder in dieſer drückenden Luft, und die Kräfte, die ich vom Lande mitgebracht habe, werden wohl bald wieder verzehrt ſeyn. Uibrigens habe ich ſowohl in Wiederau als in Connewitz manche vergnügte Tage und Stunden gehabt, und meine Geſundheit hat unſtreitig dabey gewonnen. Nur in ***, wo ich mich auch ein Paar Tage wegen

Amtsgeſchäfte aufhalten mußte, hat es mir nicht recht gefallen wollen. Ich habe da mit Frauenzimmern umgehen müſſen, die von nichts als von der Gnade ſprachen, tapfer auf den natürlichen Menſchen ſchalten, denen ich Denkſprüchelchen hinterlaſſen und mit denen ich zuweilen ein andächtiges Viertelſtündchen zubringen mußte. Es mögen wohl recht gute Seelen ſeyn, aber ich hatte dieſe Sprache ſo lange nicht mehr gehört, daß ſie mir ganz fremde war. Ich mußte mir Zwang anthun, ihnen nicht geradezu zu widerſprechen; und doch hätte ich es nicht thun können, ohne ſie in einer Art von Glückſeligkeit zu ſtören, deren Verluſt ich ihnen in ſo kurzer und vielleicht auch in weit längerer Zeit nicht zu erſetzen gewußt hätte. Wenn die Menſchen nur gut und glückſelig ſind, ſo bin ich ſchon zufrieden, ſie mögen es dann aus deutlichen, richtigen Einſichten und Grundſätzen, oder vermöge dunkler Empfindungen und einer erhitzten Einbildungskraft ſeyn!

Aus Ihrer von D. Jäckwitz entworfenen Krankengeſchichte ſehe ich, daß ſich Ihr Geſundheitszuſtand mehr dem meinigen nähert, und das freut mich in ſo weit, als Sie nun geduldiger, gelaſſener ſeyn, weniger lange Weile haben, ruhiger vegetiren und müſſig gehen werden. Denn das alles hängt doch, freylich nicht ganz, aber doch großentheils, von unſrer phyſiſchen Beſchaffenheit ab. Die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen iſt, macht mir auch Ihre Beſſerung und Widerherſtellung wahrſcheinlicher. Di erſte Nachricht von Ihrem Fieber hat mir mehr Freude als Kummer verurſacht. Ich wünſchte Ihnen ſogleich in meinem Herzen Glück dazu. Ich habe immer gehört, und die Erfahrung hat es oft beſtätiget, daß für hypochondriſche Leute nichts heilſamer ſey, als ein ordentliches Fieber. Freylich entkräftet es, aber es muß doch mancherley Verſtopfungen und andere Unordnungen des Körpers heben, die durch keine Arzneyen gehoben werden können. Ich hoffe, daß es dieſe Wirkung auch bey Ihnen haben werde. Wenn erſt die Hinderniſſe der Geſundheit aus dem Wege geräumt ſind, ſo werden ſich auch die verlornen Kräfte nach und nach wieder finden. Halten Sie nur ſtandhaft aus. Sie ſind gewiß Ihrer Beſſerung und Wiederherſtellung weit näher, als jemahls. — Vor einigen Tagen habe ich von Lavatern die Fortſetzung ſeines Tagebuchs erhalten. Ich ſoll entſcheiden, ob es gedruckt werden ſoll, oder nicht, und in dem erſten Falle nach Gutbefinden damit verfahren. Ein verdrießlicher Auftrag! Mir gefällt es gar nicht. Es iſt weit weniger intereſſant, weit tändelnder, und auch zum Theil ſchwärmeriſcher, als das erſte. Ganz ungedruckt kann es nicht bleiben. Reich, der jetzt in Berlin iſt, hat das Manuſcript ſchon zum voraus ganz bezahlt. Wenigſtens werde ich ſehr viel wegſtreichen, und manches ändern, ob ich aber auch viele berichtigende Zuſätze oder Anmerkungen machen werde, das wird von meiner jedesmahligen Gemüthsfaſſung abhängen. Sagen Sie ja niemanden, daß ich Antheil an der Herausgabe dieſes Werkes habe. Ich ſchätze Lavatern ſehr hoch, ich verehre ſeinen geſchäftigen Eifer für das, was er für wahr und gut hält, ich ſetze ihn in allen Stücken weit über mich, aber in Religionsmeinungen gehen wir zu weit von einander ab, als daß wir gemeinſchaftlich an einem Buche arbeiten könnten. — — Haben Sie denn die philoſophiſchen Geſpräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion geleſen? Sie ſollen einen Preußiſchen Feldprediger zum Verfaſſer haben. Mir kommen ſie wichtig und mit einigen Ausnahmen gründlich vor. Das, was er von der Beſtimmung des Menſchen ſagt, kommt mit dem, was wir öfters mit einander darüber geſprochen haben, ſehr genau überein. —

20.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 4. Aug. 1773.

Nein, das habe ich wohl im Ernſte niemahls geglaubt, daß Sie mich vergeſſen könnten. Aber das fürchtete ich, daß wir das Schickſal aller oder der meiſten Freunde erfahren würden, die lange von einander entfernt ſind; daß, wenn auch ihre Geſinnungen die nähmlichen bleiben, doch die Verbindung unter ihnen entfernter und ihr Briefwechſel laulicher wird. Es iſt dieß die natürliche Folge bey Leuten, die den Fond ihrer Begriffe und ihrer Geſchäfte bloß durch die Umſtände und Perſonen bekommen, unter denen ſie leben. Da alsdann jeder der beyden Freunde an ſeinem Orte neue Bekanntſchaften macht, die der andre nicht mehr kennt, neue Begebenheiten erlebt, die dem andern unbekannt oder gleichgültig ſind, mit einem Worte, ſeinen Kopf und ſein Herz mit Gegenſtänden anfüllt, die er, des beſtändigen Anwachſes wegen, dem andern nicht mehr vollſtändig mittheilen kann: ſo verliert ſich nach und nach ſowohl der gemeinſchaftliche Stoff der Unterhaltung, als die Begierde darnach. Bey uns kann dieß nicht ſo ganz der Fall ſeyn, weil wir gewiſſe intereſſante Gegenſtände für unſre Vorſtellungen und Begierden haben, die von Ort und Umſtänden unabhängig ſind. Unterdeſſen weiß ich auch, wie ſchwer es iſt, wenn einer in Geſellſchaft allein reden ſoll, und der andre nur zuhört. Das letztre habe ich bisher gethan; und es iſt alſo nicht mehr bloß Freundſchaft, es iſt Gütigkeit und Wohlthat, wenn meine Correſpondenten noch fortfahren, mir zu ſchreiben.

Sie haben mit mir einerley Meinung, wenn Sie glauben, daß nicht alle Menſchen, jetzo wenigſtens, bloß durch vernünftige Grundſätze und Begriffe moraliſch gut und zufrieden werden können und müſſen. Selbſt für diejenigen Menſchen, welche ſolche Begriffe haben, ſind dieſelben oft unzureichend, und ſie bleiben in der Ausübung und in der eignen Beruhigung weit hinter dem gutmeinenden Schwärmer zurück, der ohne Deutlichkeit ſich mit tröſtenden Wörtern unterhält, und überzeugt iſt ohne Gründe. Die Vernunft tröſtet und bewegt nur in den Augenblicken, in welchen ſie wirklich angewandt wird. Der Enthuſiasmus, und ererbte oder auf Autorität angenommene Vorurtheile wirken immer auf gleiche Weiſe. Wenn es alſo dem Menſchen zuweilen unmöglich fällt, ſeine Vorſtellungen zu entwickeln: ſo iſt er wirklich alsdann ohne Kraft, ſich zu der erwünſchten Gemüthsfaſſung zu bringen, wenn ihm nicht bloß angewöhnte Impreſſionen helfen.

Lavater iſt ſchon nicht mehr ſo gut dran, als ihre *** guten Seelen. Er iſt ein Mittelding zwiſchen Philoſoph und Schwärmer, das wirklich bald poſſirlich, bald traurig und mitleidenswerth ausſieht. Wer einmahl ſich erlaubt hat, zu unterſuchen, muß nun ſchon bis ans Ende fortfahren. Aber ſelbſteigne Weisheit mit bloß überlieferter vermiſchen wollen; das geht nicht. Geben Sie indeß nur immer ſein Tagebuch heraus. Il faut du tout dans les livres. Es finden ſich immer noch Leſer, denen das nützt und gefällt, was wir beyde wegwerfen. Die philoſophiſchen Geſpräche über die Religion habe ich angeſehen, nicht geleſen; und bey dieſem flüchtigen Blicke haben ſie mir nur mittelmäſſig geſchienen. Der Verfaſſer denkt freyer und vernünftiger, als Andre, aber weder ſcharf noch bündig. Er hohlt immer weit aus und ſucht den Leſer durch Wendungen dahin zu führen, wo er gleich beym erſten Schritte ſeyn könnte. Sein erſter Satz, daß man die Wahrheiten einer geoffenbarten Religion annehmen könne, ohne zu wiſſen, wie ſie geoffenbart worden, iſt wirklich Galimathias. Denn wenn der Glaube an gewiſſe Facta in dieſer Religion gefordert wird, und dieſe Facta zugleich die Art der Offenbahrung in ſich enthalten: ſo läßt ſich jener ſonſt bekannte und richtige Satz gar nicht anwenden. Und gerade dieſer Anwendung wegen vertheidigt er ihn. Wenn die erſte Wahrheit, die zu einer Offenbarung gehört, dieſe iſt: daß es eine ſey: was hilft da die Ausflucht?

Ich habe Sie ſchon mehrmahlen gebeten, uns eine Ihrer letzten Predigten zu ſchicken. Thun Sie es doch ja. Ich möchte ſo gerne den Fortgang meines Freundes ſehen. Der Unterſchied zwiſchen dem erſten und zweyten Theile Ihrer Predigten iſt ſehr beträchtlich; und er iſt mir Bürge, daß Sie noch mehr fortgehen werden.

21.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 21. Auguſt 1773.

Sie ſind, wie ich gehört habe, wieder auf dem Lande, beßter Freund, oder Sie ſind doch wieder da geweſen. Möchte doch Ihr zweyter Aufenthalt bey Ihrem Freunde Ihrer Geſundheit vortheilhafter ſeyn, als es der erſte geweſen iſt! Sind Sie denn auch in dem Gebrauche der Arzneymittel ſtandhaft genug? Sie wiſſen wohl, daß ich ſelbſt eben nicht ſehr an die Arzneykunſt glaube, aber wenn nun doch die Nothwendigkeit es erfordert, ſo muß man, dünkt mich, ſelbſt bey einer geringen Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolgs, alles thun, was man nur immer thun kann. — Moſes iſt, wie Sie wohl wiſſen werden, in Pyrmont geweſen, aber noch habe ich nicht erfahren, wie ihm das Waſſer bekommen iſt. Es iſt doch traurig, daß unſre beſten philoſophiſchen Köpfe faſt alle krank und ſchwächlich ſind. Sollten wir denn ihres Unterrichts noch nicht fähig ſeyn? Sollten wir das Licht, das ſie über uns verbreiten würden, noch nicht ertragen können?

Endlich bin ich mit der Berichtigung des Manuſcripts von der Lavateriſchen Fortſetzung des Tagebuches fertig geworden, bis auf die Vorrede, worin ich über das Buch ſelbſt urtheilen, und das, was ich dabey gethan habe, anzeigen ſoll. Sehr viele unbedeutende hiſtoriſchen Umſtände, und vornehmlich alles, was zum Gelächter oder zum Spotte hätte Gelegenheit geben können, habe ich weggelaſſen, und ſchon fange ich an, es zu bereuen, daß ich nicht noch ſtrenger geweſen bin. In dem moraliſchen Texte ſollte ich nichts ändern. Inzwiſchen habe ich doch zwey groſſe Stellen weggelaſſen, worüber ich dem Verfaſſer gelegentlich ſchreiben werde. Sie faſſen ein dämonologiſches Syſtem in ſich, das ich unmöglich verdauen kann, und das gewiß dem Verfaſſer und dem Buche würde Schaden gethan haben. Ich kann es nicht begreifen, wie ein Mann, deſſen ganze Religion in der Liebe beſteht, und der Gott, wie er ſelbſt ſagt, nicht anders als die Liebe kennet, glauben kann, daß dieſer liebevolle Gott ein mit den vorzüglichſten Fähigkeiten und Kräften ausgerüſtetes Weſen erſchaffen und bis jetzt erhalten habe, das ſich bloß mit Böſesdenken und thun beſchäftiget, das lauter Unheil und Schaden zu ſtiften ſuchet und wirklich ſtiftet, und dem dabey eine Art von Allgegenwart und Allmacht zugeſchrieben wird. Mein Verſtand und mein Herz empören ſich gleich ſtark gegen die Idee eines ſolchen Weſens. Wenn es exiſtirte und wirklich unverbeſſerlich wäre, ſo dächte ich, Gott müßte es zernichten. — Oft wird L. dunkel, weil er kurz und ſtark ſchreiben will. Manche Sätze ſind anſtößig, weil ſie von einem Syſteme abgeriſſen ſind, das Lavater noch nicht bekannt gemacht hat, und das ich auch nicht errathen kann. Ein hier eingerückter Brief an Zimmermann und andere Stellen dieſes Buches werden Ihnen den Mann von einer ganz andern Seite zeigen, und können manches in ſeinem Charakter und in ſeinen Schriften erklären. Uiberhaupt kömmt mir das Buch jetzt intereſſanter vor, als bey dem erſten Durchblättern, und ſo ſehr ich auch in Grundſätzen von L. abgehe, ſchätze ich doch ſeinen Verſtand und ſein Herz ſehr hoch, und halte ihn für einen eben ſo guten Menſchen, als Schriftſteller. Wie er mit meinen warnenden, berichtigenden ꝛc. Anmerkungen wird zufrieden ſeyn, kann ich nicht wiſſen. Sie ſind ziemlich zahlreich geworden, und ich habe mich über manche Dinge ziemlich frey erkläret. Dieß macht nun freylich einen gewiſſen Contraſt mit dem Texte, der aber doch, wegen des ſanften Tones, der, wie ich glaube, in meinen Anmerkungen herrſchet, nicht ſehr auffallend wird. Ich habe Sie oft bey dieſer Arbeit zu mir gewünſcht. Sie würden mir gewiß manche treffende Anmerkungen an die Hand gegeben und noch manche Stellen berichtiget und lehrreicher gemacht haben, die ich mit zweifelndem Gemüthe unberührt gelaſſen.

Haben Sie Dümas vom Selbſtmorde geleſen? Noch habe ich nicht Zeit gehabt, mehr als den Anfang des Buches zu leſen. Wäre es kleiner, ich würde es gewiß ſchon durchgeleſen haben. Aber ein ſo groſſes Buch über eine ſolche Materie! Das ſchreckt wirklich ab. Wird wohl je ein Menſch, der Verſuchung zum Selbſtmorde hat, ein ſolches Buch durchleſen? Wird er das Ganze überſehen können? Mich dünkt, der Selbſtmord iſt mehr etwas phyſiſches, als etwas moraliſches, mehr Unglück, als Schuld: — doch ich will nicht urtheilen, bis ich beſſer unterrichtet bin. — Wenn ich doch nur nicht ſo viele Bücher um mich hätte, die noch geleſen ſeyn wollen! Wer weiß, ob ich nicht alsdann weit verſtändiger, glücklicher und der menſchlichen Geſellſchaft weit nützlicher wäre, als ich jetzt bin? Ich würde mehr mit lebenden Menſchen von allerhand Ständen und Claſſen umgehen, mich ſelbſt und Andere beſſer kennen, und das Bißchen gemeinnützige Wahrheit, das ich weiß, beſſer anwenden und gebrauchen lernen. Das ewige auf ſich ſelbſt ſitzen und ſpeculiren iſt doch gewiß weder natürlich, noch unſrer Vollkommenheit zuträglich. — Ich habe dieſen Sommer den Grafen Lynar, ehemahligen Däniſchen Staatsminiſter, kennen lernen, und da iſt mir die Idee wieder ſehr lebhaft geworden, daß ein geſchäftiges Leben in einem erhabenen Stande die Seelenkräfte des Menſchen weit beſſer entwickelt und ihn ſelbſt bey mittelmäſſigen Gaben zu einem weit höhern Grade der phyſiſchen und moraliſchen Vollkommenheit führen kann, als er bey weit gröſſern Gaben auf ſeiner Studierſtube würde erreicht haben. Und dann ſollen wir auf Stand und Würden ſchimpfen? Nein, das iſt Mönchsmoral. Genug, daß wir zeigen, daß man in jeden Stande glücklich und unglücklich ſeyn kann, weil doch die Glückſeligkeit ihren Grund mehr in uns, als auſſer uns hat.

Noch kömmt keine Predigt mit. Dieſen Sommer bin ich gar nicht fleiſſig geweſen. Die Zerſtreuungen und Abhaltungen ſind zu mannigfaltig. Vielleicht ſchicke ich eine vom vorigen Winter mit der fahrenden Poſt. Eingeſchränkte Fähigkeiten, körperliche Schwachheiten, zu geſchwinde Erſchöpfung der Kräfte, unglücklicher Hang zum Scepticismus, Eitelkeit, äuſſerliche Umſtände ꝛc. dieſes alles widerſetzt ſich oft meinem weitern Fortgange.

22.

Leipzig, den 18. Sept. 1773.

Ihr Stillſchweigen beunruhigt uns alle ſehr, weil wir es für einen Beweis Ihrer anhaltenden Schwachheit anſehen müſſen. — Der Gedanke an den bevorſtehenden Winter muß Ihnen freylich höchſt unangenehm ſeyn. Denken Sie ſo wenig daran, als Sie nur können. Lernen Sie doch, nicht für den morgenden Tag zu ſorgen. Ich finde viel Weisheit in dem Ausſpruche: Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigne Plage habe. Wenn wir ſchon heute das tragen wollen, was wir erſt morgen tragen ſollen, ſo können wir leicht unter der Laſt erliegen. Für die Laſt des heutigen Tages haben wir gemeiniglich Kräfte genug, aber nicht für die Laſt des heutigen und morgenden Tages zuſammen genommen. Leben Sie ſo in einem recht guten Verſtande in den Tag hinein, beſter Freund, ohne ſich um die Zukunft, die uns verborgen iſt, ängſtlich zu bekümmern. Die nähere Zukunft kann ſich auf mancherley Weiſe zu Ihrem Vortheile ändern, und die entferntere kann Ihnen bey Ihrer herrſchenden Liebe zu allem, was wahr und gut iſt, niemahls fürchterlich ſeyn. Der Gott, der alles auf das Beſte regieret, und der das Große nicht ohne das Kleine, das Ganze nicht ohne die Theile regieren kann, wird gewiß auch Ihre Schickſale ſo ordnen und leiten, daß Sie früher oder ſpäter lauter Weisheit und Güte in denſelben entdecken werden.

Ich bin auch ſeit einigen Wochen ſchwächer, als gewöhnlich, geweſen, und deßwegen habe ich Ihnen nicht ſchreiben können. Nun fühle ich wieder einige Kräfte und ſollte ſie billig zur Arbeit anwenden. Ich will es auch thun, aber erſt muß ich doch meinem entfernten Freunde, der nicht arbeiten kann, auf ein halbes Stündchen die Zeit zu vertreiben ſuchen; ſonſt würde ich meine Arbeit nicht mit Ruhe vornehmen können. Und wovon werde ich Sie unterhalten? Von dem Herrn Diderot, von dem Sie vielleicht ſchon andere Freunde unterhalten haben. Wir haben ihn aber nicht gemeinſchaftlich geſehen, und ein jeder hat ſeine eigenen Augen. Vielleicht werden Sie ihn, noch ehe Sie dieſen Brief erhalten, ſelbſt ſehen und ſprechen, und dann werden Sie gewiß eine ziemlich richtige Kenntniß von dieſem Manne haben.

Diderot hat eine intereſſante, einnehmende Geſichtsbildung, die viel Verſtand und ein ehrliches, offenherziges, menſchenfreundliches Weſen ankündigt, zugleich aber doch Spuren von heimlicher Unruhe und Gram zu verrathen ſcheint. Seine Lebhaftigkeit iſt außerordentlich groß. Alle Vorſtellungen, die er braucht, und alle Ausdrücke, die ſie am beſten und ſtärkſten bezeichnen können, ſtellen ſich ihm augenblicklich dar. Er hat die Sprache völlig in ſeiner Gewalt, ob er gleich auch der Lateiniſchen und Engliſchen Sprache ziemlich mächtig iſt, ſpricht oft mit einer Schnellig-

keit, die es uns langſamern Deutſchen zuweilen ſchwer macht, ihm zu folgen, und ihn ganz zu faſſen, und mit einer Wärme und Stärke, die uns kaltblütigere Seelen faſt betäubet. Uiberhaupt ſpricht er viel, entſcheidend und ſehr oft allein. Will man ihm Einwürfe machen, oder ſonſt etwas zur Unterredung beytragen, ſo muß man den Augenblick ſchnell ergreifen, und ebenfalls zuverſichtlich reden. Der Ton der gelaſſenen ruhigen Unterſuchung ſcheint ihm nicht natürlich zu ſeyn. — Zur Schilderung ſeines Charakters habe ich nicht Data genug. Er hat mir ſelbſt gleich in der erſten halben Stunde meines Umgangs mit ihm einige Züge desſelben an die Hand gegeben, die ich, ſo wie ſie mir einfallen, ungefähr mit ſeinen Worten herſetzen will: „Niemahls in meinem Leben ha-
„be ich die geringſte Neigung gehabt, eine Lüge zu
„ſagen, nähmlich eine Unwahrheit, um andern zu
„ſchaden, oder mich ſelbſt wegen eines begangenen
„Fehlers zu entſchuldigen. — Jedermann zu dienen
„und zu helfen, es ſey durch einen Rath, oder durch
„meinen Credit, iſt ſtets mein Vergnügen geweſen. —
„Das einzige, was ich mir etwa vorzuwerfen habe,
„iſt, daß ich das Frauenzimmer zu ſehr geliebt, und
„mir noch zuweilen dabey habe ſagen müſſen: es iſt
„nicht recht. Leidenſchaften laſſen ſich nicht bezwin-
„gen. Glücklich, wer von Natur gut iſt! — Uiber
„die Thoren, die ich ſehe und höre, mache ich mich
„luſtig; zuweilen habe ich auch ein wenig Mitleiden
„mit ihnen. Die Verdrießlichkeiten mit der Encyclo-

„pädie und die Furcht vor den Folgen derſelben haben mir viel Unruhe und Kummer verurſacht, und „ſelbſt meiner Geſundheit Schaden gethan. — Ich „bin kein Freund vom Marterthume. — Ich beneide „die Thiere, daß ſie ihr Ende nicht vorherſehen, und „wünſche, eines plötzlichen Todes zu ſterben.“ — Noch will ich Ihnen einige ſeiner Urtheile und Gedanken, ſo wie ich mich derſelben erinnere, herſetzen. — In Frankreich gibt es ſehr wenige Originale. Alles iſt da auf denſelben Ton geſtimmt, nähmlich auf den Ton, der in jedem Hauſe, oder in jeder Geſellſchaft herrſchet. Daher ſind die Narren, die wirklich etwas eigenes haben, allenthalben ſehr willkommen, weil ſie die langweilige Einförmigkeit in Urtheilen ꝛc. unterbrechen. — Außer Paris iſt kein gutes Franzöſiſches Buch jemahls geſchrieben worden. — Die Deutſchen gehen vorwärts, wir rückwärts. Sie würden uns ſchon eingehohlt haben, wenn ſie eine Hauptſtadt hätten. Laſſen ſie nur erſt ihre guten Dichter die Sprache bearbeiten, ſo werden ſie auch bald Redner, Geſchichtſchreiber, Philoſophen haben. — Lucrez iſt der einzige Dichter, der zugleich ein Philoſoph geweſen. Die übrigen haben ihre Philoſophie bloß von andern entlehnt. — Von Hallern ſprach er verächtlich; J. J. Rouſſeau nannte er einen Sophiſten; Pope hat nichts Eigenes. — Voltaire, ſagt er, iſt nichts weniger, als Philoſoph; er glaubt, daß die Welt ewig ſey, daß die Materie denken könne, daß es keine Freyheit gebe, und doch glaubt er daß Daſeyn eines vergeltenden Gottes. Kann etwas ungereimter ſeyn? — Dieß ſcheint Diderots Lieblingsmaterie zu ſeyn. Er ergriff alle Gelegenheiten, um den Atheismus zu predigen, und zuweilen predigt er ihn wirklich mit der Hitze eines Schwärmers. Bald müſſen ihm Anekdoten, bald witzige Einfälle dazu dienen. Doch zieht er zuweilen wieder zurück, wenn er merkt, daß ſeine Zuhörer ganz anders denken, und verwahret ſich durch ein: ich will nun die Sache ſelbſt ununterſucht laſſen, die Sache mag ſeyn, wie ſie will ꝛc. — Von dieſer Seite kömmt mir der Mann nichts weniger als groß vor, und ich würde ihn, bey allen ſeinen menſchenfreundlichen Geſinnungen, für einen höchſt gefährlichen Menſchenfeind erklären, wenn er nicht andern Freunden geſagt hätte, daß er ſich wohl hüten werde, ſein Syſtem dem Volke vorzutragen, oder jemahls gegen die Religion zu ſchreiben. Unterdeſſen hat er es doch ſchon gethan und wird es vermuthlich noch mehr thun. Glücklich kann er bey ſeinem Syſteme gewiß nicht ſeyn, und den Nahmen eines wahren Philoſophen kann er nach meinen Gedanken eben ſo wenig behaupten, wenn er auch nur einen einzigen Menſchen zu ſeinem Proſeliten zu machen ſucht. Uiberhaupt zweifle ich noch ſehr, ob er jemahls ruhig und anhaltend genug über dieſe Materien nachgedacht habe. Behauptet er doch ſelbſt, daß der Menſch in dem leidenſchaftlichen, oder doch empfindungsvollen Zuſtande eben ſo geſchickt zur Unterſuchung der Wahrheit ſey, als in irgend einem andern. Sein Empfindungsvermögen und ſeine Einbildungskraft ſind unſtreitig weit ſtärker, als ſeine Vernunft. — Was ſagen Sie, theurer Freund, zu dieſer Anekdote, die er uns als die wichtigſte Sache von der Welt mit dem größten Enthuſiasmus erzählte. Eine Dame, die viele Jahre lang auf eine höchſt abergläubiſche Art andächtig geweſen war, bekömmt ein heftiges Fieber. Dieſes Fieber verurſacht eine ſo große Veränderung in ihrem Gehirne, daß der Schleyer ihrer Vorurtheile und Irrthümer auf einmahl wegfällt. Sie kehrt zu ihrem natürlichen Zuſtande zurück, ergreift ihren Sohn bey der Kehle und ſagt zu ihm: Sprich, daß kein Gott ſey, oder ich erwürge dich; und bey dieſen Geſinnungen bleibt ſie bis an ihr Ende, welches erſt Jahr und Tage hernach erfolgte, ob ſie gleich nicht wieder geſund wurde. — Es iſt ein wahres Glück, daß Diderot von Natur ein gutes Herz hat; ſonſt würde er viel Böſes ſtiften. — So wenig er mir ein Genüge thut, wenn er von Philoſophie redet, weil er gar keine feſten Principien hat, ſo gern höre ich ihn, wenn er von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften redet. Da ſpricht er in der That als ein Kenner. — Er iſt ein großer Feind von böſen Fürſten, und ein noch größerer von ihren böſen Lehrern und Aufſehern. Je ne regrete l'enfer, ſagte er, que pour une seule classe d'hommes, pour les mauvais princes et pour leurs mauvais instituteurs. — Er läßt jezt ſeine Schriften in Holland zuſammen drucken, unter andern ſein großes Werk über die ſchönen Künſte, welches er erſt für die Kaiſerinn von Rußland geſchrieben, und wovon er ſagt: Ce n'est pas un ouvrage fait pour le public, c'est moi-même. Alſo ein neuer Montagne! — Jedes Buch, ſagt er, muß man drey Mahl ſchreiben, erſt für ſich, dann für Männer, die in der großen Welt leben, den feinſten Geſchmack haben ꝛc. und endlich für das Frauenzimmer, um zu ſehen, ob die Ideen den Grad der Klarheit haben, den ſie haben müſſen, wenn ſie von ihnen gefaßt werden ſollen. — — — Haben Sie denn keinen guten Zeichner in Breslau? Lavater, der jetzt an einem phyſiognomiſchen Werke arbeitet, wünſchte ſehr, eine accurate Zeichnung von Ihrem Kopfe zu haben. Nur im Profil, aber auch den Umriß des hintern Theils des Kopfes und das Ohr nicht zu vergeſſen. — Nun leben Sie wohl, liebſter Freund; ermannen Sie ſich und laſſen Sie den Muth nicht ſinken.

23.

Garve an Zollikofer.

(ohne Datum.)

Ich bin froh, daß Diderot nicht nach Breslau gekommen iſt. In meinem jetzigen Zuſtande, wo mich oft eine leiſe Stimme beleidigt, und wo ich kaum in das Geſpräch meiner Freunde einzelne Worte einmiſchen kann, würde er mich betäubt, erſchöpft und geärgert haben. Denn meine Eitelkeit würde dabey doch auch rege geworden ſeyn. Ich würde mich zerarbeitet haben, mich etwas emporzuſchwingen. Es würde umſonſt geweſen ſeyn. Und ſo würde ich auf Diderot böſe, und über meine Krankheit weit trauriger geworden ſeyn, als zuvor.

Stille, Einſamkeit, und ein Freund im Nebenzimmer, den ich rufen darf, wenn ich Zuſpruch brauche, und den ich wegſchicken darf, wenn mich das Reden oder Zuhören ermüdet: das iſt die einzige Verfaſſung, worin ich jetzt mich erträglich befinde. Dann bin ich mit Gott, der Welt und mir zufrieden. Ich empfinde mich ſelbſt als ein ſchätzbares Weſen. Ich unterſcheide meinen Körper von mir ſelbſt. Ich lebe in der Zukunft, und ſehe mich dort glücklich. Ich verfolge den Faden der Vorſehung und ſehe, ich werde geführt, und werde alſo an einem andern Orte, in einem andern Zuſtande bald ankommen, der beſſer ſeyn wird.

Aber wenn mir dieſe bloß innere Glückſeligkeit nicht genug iſt; wenn ich mich mehr nach den Begriffen anderer Menſchen, als nach meinen Empfindungen richte, und lebhaftere Eindrücke ſuche: ſo demüthigt mich die Vorſehung, und treibt mich durch fehlgeſchlagene Hoffnung und ſchmerzhafte Empfindung meiner Ohnmacht bald wieder an meinen Standort zurück.

So muß ich auch mit meinem Freunde umgehen. Im ſtillen einſamen Winkel ſtehen Sie oft vor mir. Ich rede, ich höre, ich erwärme mich mit Ihnen; [illegible] Feuer der Freundſchaft und des Nachdenkens durchſtrömt wieder meine feinern Organe. Ich genieße Sie dann gewiß beſſer, als die Geſellſchafter, die etwa zu der Zeit um Sie ſeyn mögen. Aber kämen Sie zu mir: ich würde Sie nicht immer anſehen können; ich würde kalt gegen Sie thun, oder ſo ſcheinen; ich würde einſylbig antworten; ich würde kaum immer recht wiſſen, was Sie ſagen; und am Ende würde es mir ſcheinen, als hätte ich meinen Freund verloren, anſtatt ihn wieder gefunden zu haben.

Selbſt jetzt, da ich die Feder in der Hand habe, an Sie zu ſchreiben, empfinde ich ſchon etwas von der Schwäche, die ich beſchreibe. Sie ſind mir nicht mehr ſo lebhaft gegenwärtig. Ich bin ſchon nicht mehr ſo Herr über meine Gedanken; meine Nerven zittern ſchon.

Laſſen Sie es gut ſeyn, liebſter Freund! Das Weſen, was Sie ſonſt geliebt haben, iſt noch da, es iſt nur eingehüllt, verfinſtert. Es iſt eine Knoſpe, die ein wenig aufgeblüht war, und die jetzt durch rauhes Wetter wieder ganz verſchloſſen worden. Kein angenehmer Geruch duftet mehr von ihr aus; aber die vegetirende Kraft wirkt noch innerlich, im Dunkeln. Kommen Sie, liebſter Freund, öffnen Sie zuweilen durch Ihren Zuſpruch dieſe verſchloßnen Behältniſſe. — Und ſo iſt ſchon mein Brief voll, und noch nichts geſagt. Aber dieß iſt auch nur der Genuß.

Meine Natur ermannt ſich zuweilen; dann will ich reden.

Lavaters Bücher wünſche ich. Meinen Kopf verſpreche ich nicht; aber vielleicht. Diderot mag immerhin beredt ſeyn, und Könige und Fürſten bezaubern. Ich wünſchte nur zu wiſſen, wie die Dinge wirklich ſind; nicht ſchön ſagen zu können, was ich nicht weiß.

24.

Breslau, den 19. Oct. 1773.

Ich habe eine Idee, liebſter Freund, die ich Ihnen mittheilen will, ſo unreif und ſo unbearbeitet ſie auch noch iſt.

Die Akademie zu Berlin hat die Preisfrage aufgegeben: worin Denken und Empfinden von einander unterſchieden wären, und was für einen Einfluß beyde Kräfte auf einander hätten. Die Veranlaſſung dazu mag wohl Sulzer gegeben haben, der, wie Sie wiſſen, eine Abhandlung darüber geſchrieben hat. Aber dieſe Abhandlung thut mir kein Genüge. Er ſetzt den ganzen Unterſchied darein, daß man beym Nachdenken bloß das Objekt als außer ſich betrachtet, beym Empfinden hingegen es in Beziehung auf ſich ſetzt. Darin iſt etwas Wahres, nähmlich daß, ſo oft ich empfinde, ich allemahl eine Vorſtellung habe, die von einem Theile meiner ſelbſt in

mir

mir iſt erregt worden. Aber daß ich allemahl empfände, ſo oft ich an mich dächte, iſt, glaube ich, falſch.

Im Grunde iſt der Unterſchied eben der, welchen man ſonſt durch ſymboliſch und anſchauend ausgedrückt hat. Er iſt immer äußerſt ſchwer zu erklären, weil eben für das Anſchauen die Worte nicht gemacht ſind.

Mich dünkt aber, dieſer Unterſchied kann bloß bey denkenden Weſen vorkommen, wie wir ſind, die einen Körper haben. Beym Empfinden iſt immer eine Vorſtellung, die vom Körper erregt wird, es ſey durch Organe, es ſey durch eine veränderte Bewegung der Säfte. Eine Idee, die davon allein unmittelbar herkömmt, heißt Senſation; eine Idee, die gar nichts von einer merklichen Bewegung in den feinern Theilen des Körpers hervorbringt, noch damit vergeſellſchaftet iſt, iſt eine trockne Speculation, die bis zum bloßen Wortkram fortgeht. Je mehr die Stimmung des Körpers von einer Idee afficirt wird, deſto mehr wird dabey empfunden.

Die Beweglichkeit der äußern Organe iſt der Grund der Senſationen; ſie ſind die erſte Quelle der Ideen, die Beweglichkeit der Säfte und des Nervengebäudes, der Grund der Sentiments. Wenn ein Sinn prädominirt, ſo iſt die Empfindung dieſer Art vollkommner, und auf dieſe Empfindung kann auch eine künſtliche Fertigkeit gegründet ſeyn. Aber es entſieht aus dieſem Geſchäfte bloß ein vollkommener Sinn, keine größere Gabe des Nachdenkens.

Wenn die Sinne nur mittelmäſſig, aber in einer gewiſſen Proportion ſind: ſo wird eher ein geſunder Verſtand, aber kein vorzüglicher, kein richtiger, feſter Geſchmack in der Muſik, Mahlerey, oder dem Gegenſtande jedes einzelnen Sinnes, auch kein beſonderes Talent zu dieſen Künſten entſtehen.

Der Hunger und die Liebe ſind die zwey vornehmſten körperlichen Empfindungen, die Begierden erregen. Wo eines fehlt oder nicht lebhaft genug iſt, da herrſcht das andere zum Nachtheil. Ein verliebter Menſch, eine wollüſtige Nation iſt ſelten unmäßig im Eſſen. Ein rechter Eſſer und Trinker iſt ſelten verliebt.

Der, bey welchen dieſe beyden Sinne ganz herrſchend werden, wird grob, viehiſch, liederlich und dumm.

Bey welchem beyde einander das Gleichgewicht halten, bey dem entſteht eine gewiſſe ruhige Diſpoſition, wo die andern Sinne beſſer wirken und gehört werden.

Dieſe beyden Sinne ſind gleichſam der Sporn, der uns treibt; die andern ſind das Auge, welches uns führt.

Eine Rigidität der Fibern, eine Unbeweglichkeit der Säfte macht empfindungslos und die Ideen kalt. Das iſt mein Fall, leider!

Wer ſo elaſtiſche Fibern, und doch zugleich ſo natürlich geſpannte hat; bey wem die Säfte einen ruhigen Lauf für beſtändig haben, aber von jedem Gedanken eine Veränderung leicht annehmen, leicht communiciren, und ſich dann von ſelbſt bald wieder zur Ruhe ſetzen, und eines neuen Eindrucks fähig werden: dieſer Menſch iſt zum wahren empfindungsvollen Nachdenken, zur wahren Philoſophie am geſchickteſten.

Das Inſtrument, auf welchem wir beſtändig ſpielen, muß ja keinen Ton von ſich ſelbſt hergeben, aber den Augenblick ertönen, ſobald es gerührt wird; es ſey von außen durch die Sinne, es ſey von innen, durch gedachte Wörter.

Und nun leben Sie wohl, wünſchen Sie mir das, was ich nur beſchreibe, aber nicht im mindeſten beſitze.

25.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 30. Nov. 1773.

Seyn Sie nur ganz ruhig wegen des Bildes Ihrer Frau Mutter. Sie und Reich hatten ſich freylich in Ihren Briefen nicht beſtimmt genug ausgedrückt, und Freundſchaft und Dankbarkeit thun es ſelten. Inzwiſchen kömmt es mir doch vor, daß Sie beyde der Hauptſache nach eben daſſelbe gedacht haben. Reich hat ſich gleich anfänglich gegen mich erklärt, und nun hat er es aufs neue gethan, daß er das Bild Ihrer Frau Mutter nicht für ſein Eigenthum halte, ſondern nur ſeine Bilderſammlung ſo lange damit zu ſchmücken gedenke, bis es ihm wieder von Ihnen oder von Ihrer Frau Mutter abgefordert werde, und daß er es unterdeſſen gelegentlich wolle copiren laſſen. Dabey wird es alſo auch bleiben. Vielleicht, denke ich zuweilen, hat es Sie oder die Ihrigen befremdet, daß wir das Bild Ihrer Frau Mutter ohne Weigerung aus den Händen gelaſſen haben. Ihre hieſigen Freunde haben uns wirklich Vorwürfe darüber gemacht, und wer weiß, ob ſie uns nicht deßwegen bey Ihnen verklagt haben? Daß das Bild Ihrer Frau Mutter eines der ſchönſten Bilder iſt, die Graff gemahlt hat, und daß es eine der würdigſten Perſonen vorſtellet, die wir kennen, das wiſſen und glauben wir beyde ſo gut, als irgend jemand, und aus dieſen Gründen mußte uns der Anblick deſſelben zum beſondern Vergnügen gereichen. Allein, Sie kennen Reichen und mich. Ich bin ihm nicht bloß als Buchhändler, ſondern auch als Freund viel Verbindlichkeit ſchuldig, und doch habe ich weit ſeltner, als er, Gelegenheit, ihm Gegendienſte zu leiſten. Wie hätte ich ihm denn dieſe Gefälligkeit abſchlagen können, die in ſeinen Augen einen ſo großen Werth hatte, und die er doch mit aller möglichen Schonung unſrer Freundſchaft gegen Sie von uns verlangte? Das Bild Ihrer Frau Mutter iſt auch unſerm Gedächtniſſe und unſerm Herzen viel zu tief eingeprägt, als daß wir jemahls die geringſte Gefahr laufen ſollten, desſelben aus Mangel ſinnlicher Erinnerungsmittel zu vergeſſen.

Dieſer Winter iſt bisher meiner Geſundheit und der Heiterkeit meines Geiſtes nichts weniger als günſtig geweſen. Ich habe ſchon manchen hypochondriſchen Tag gehabt, und der heutige iſt es auch. Glauben Sie ja nicht, daß Sie allein leiden, beſter Freund. Es gibt Tage und Stunden, wo ich mich in eine und dieſelbe Claſſe mit Ihnen ſetzen könnte. Leiden gehört mit zu unſrer gegenwärtigen Beſtimmung. Wenn es gleich nach meinen Gedanken nicht den Einfluß in unſre künftigen Schickſale haben kann, den ihm Lavater in ſeinen Ausſichten zuſchreibt, ſo muß es doch ſeinen wahren Nutzen haben, und unſerm jetzigen Zuſtande gemäß ſeyn, weil der gütige Schöpfer die meiſten vernünftigen Geſchöpfe und unter denſelben viele, die wirklich weiſe und gut ſind, damit belegt. Und eben dieſes Leiden iſt, dünkt mich, einer von den ſtärkſten Vermuthungsgründen für einen künftigen höhern und beſſern Zuſtand, — nicht, als ob ich glaubte, daß es uns zu einer gewiſſen Schadloshaltung und Vergeltung berechtigte, indem wir doch, im Ganzen genommen, weit mehr Gutes als Böſes genießen, ſondern, weil man ſonſt gar keinen Grund angeben könnte, warum das weiſeſte und wohlthätigſte Weſen Geſchöpfen, die einer ſo großen Vollkommenheit und Glückſeligkeit fähig ſind, als wir, ein mit ſo vielen Übeln und Beſchwerden verknüpftes und ſie oft an ihrer Vollkommenheit und Glückſeligkeit hinderndes Daſeyn gegeben hätte, wenn daſſelbe mit der Auflöſung ihres Körpers gänzlich aufhören ſollte. Wir wollen alſo in den finſtern Stunden, da wir unſers gegenwärtigen Daſeyns nicht froh werden, und unſre Kräfte nicht nach Wunſch gebrauchen können, uns mit der Hoffnung des künftigen tröſten, und von dem Weſen, das ſo gewiß höchſt gütig iſt, ſo gewiß es exiſtirt, ſtets das Beßte erwarten. Dieſen Gedanken wollen wir niemahls fahren laſſen, beßter Freund. Ohne denſelben würde uns undurchdringliche Finſterniß umgeben, und kein Strahl des Troſtes und der Hoffnung könnte jemahls unſer Herz erfreuen.

Dörrjen und Engel beſuchen uns eben ſo ſelten, als ſie Ihnen ſchreiben, und die Urſache davon iſt mir eben ſo unbekannt, als Ihnen. Den letztern inſonderheit habe ich ſehr lange nicht geſprochen. Ich mache meinen Freunden nicht gern Vorwürfe darüber, daß ſie mich nicht beſuchen, weil ich ihnen dadurch eine Art des Zwanges aufzulegen befürchte, und vielleicht ſehen ſie eben dieſes für einen Beweis meiner Gleichgiltigkeit gegen ſie oder gegen ihre Beſuche an.

26.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 16. Decemb. 1773.

Noch eine andre Bemerkung, mein liebſter Freund, habe ich bey mir ſelbſt gemacht: daß die Regel: Folge deiner Natur! noch einen andern geheimen Sinn hat, als den man gemeiniglich dabey verſteht. Sie muß auch ſo viel heißen, als: Folge deinem Körper, und ſuche den Fortgang, und die Geſchwindigkeit oder Langſamkeit, die Lebhaftigkeit oder die Trägheit deiner Gedanken, in Uibereinſtimmung zu bringen, mit dem Fortgange der körperlichen Bewegungen, der Geſchwindigkeit deines Pulſes, und dem Laufe deines Blutes! — Dieß iſt der alte Anfang eines Briefes, den ich vor vierzehn und mehr Tagen geſchrieben habe, und den ich nicht habe fortſetzen können. Wenn mir nur der Himmel wieder ſo weit hülfe, daß ich mit meinen gegenwärtigen und abweſenden Freunden recht reden könnte! Jetzt kömmt es mir bisweilen vor, als wäre ich auf einer Inſel, von der ganzen übrigen Welt abgeſchnitten; als ſähe ich wohl in der Ferne feſtes Land, hörte Stimmen der Menſchen, auch freundſchaftliches Zurufen, und die tröſtlichen Töne des Mitleids und der Liebe, könnte aber nicht zu ihnen kommen, könnte nicht ſie zu mir herüber bringen. — Nun, heute will ich mir doch wieder eine neue Brücke oder ein Schiff bauen, und ſehen, ob ich bis in die lichte ſchöne Wohnung meines Zollikofer gelangen kann. Wenn ich nur erſt ſein Bild und das Bild ſeiner lieben Frau lebhaft vor mir habe, ſo kommen meine Ideen in Fluß, meine Imagination ſteht aus ihrem Schlafe auf, und ſelbſt meine Philoſophie puzt wieder ihr Mikroſkop. Was für ein unordentlicher Haufen von Metaphern! Aber er ſagt doch etwas wahres. — Ich muß jezt bey allem, was ich thun will, meine Natur erſt wieder in Gang bringen. Dazu können nun gewiſſe Perſonen, oder gewiſſe Vorſtellungen am meiſten beytragen, obgleich nicht immer auf gleiche Weiſe: denn oft iſt mirs unmöglich, mit eben der Perſon, die geſtern mein Gemüth in die beſte Verfaſſung brachte, heute nur drey Worte ohne Anſtrengung und eine Art von Verdruß zu reden. — So geht mirs auch, wenn ich die Feder ergreife. Erſt muß ich ſo leiſe, nach und nach, die Erinnerung an meine Freunde lebhaft machen, und dann kann ich auch etwas zu ihnen ſagen, ohne mir zu ſchaden, oder mich anzuſtrengen. Will ich das erſte auf der Stelle plötzlich, mit Gewalt; ſo gerathen meine Lebensgeiſter mehr in Aufruhr, ich werde verwirrt, mein Kopf drehend, und zu Ende iſt mein Schreiben, und — oft meine Zufriedenheit.

Ich glaube wirklich, daß es Ihnen in gewiſſem Grade auch ſo geht, und daß alle denkenden Menſchen mit ſchwachen Körpern halbe Hypochondriſten ſind. Und bald möchte ich die ganze Welt dazu machen. Wenn Hippocrates recht hat, (Sie ſehen, ich kann auch noch gelehrt thun.) daß alle Menſchen von Geburt an Kranke ſind: ſo habe ich gewiß auch recht, daß dieſe Krankheit, die mit uns geboren wird, die immer fortwährt, und die die Fehler unſers Temperaments, und die Leiden und Mängel unſerer Conſtitution beſtimmt, das iſt, was ich Hypochondrie nenne; ich will ſagen, ein gewiſſer Streit zwiſchen Körper und Geiſt, ein Widerſpruch zwiſchen den animaliſchen Bewegungen der Maſchine und denen, welche zu den Verrichtungen der Seele erfordert werden. Bey mir z. B. ſind jetzt meine Nerven oft in der lebhafteſten Bewegung, und mein Blut ſchleicht zu gleicher Zeit, und Herz und Puls ſind kaum zu fühlen. Um deßwillen ſind alsdann meine Imaginationen und Ideen in einer eben ſo ſchnellen Succeſſion, und haben, ſo zu ſagen, eine gewiſſe überſpannte Heftigkeit. Aber weil ich ſie, aus Mangel der muſkulariſchen Kräfte, und dem trägen Laufe der gröbern Flüſſigkeiten, nicht in eben der Geſchwindigkeit mittheilen, oder nur mir ſelbſt mit Worten vorſtellen und entwickeln kann: ſo machen ſie mich nur verwirrt, machen mein Gemüth finſter, und meinen Körper ſchwächer. Wenn dieſe Disharmonie zwiſchen den Lebensgeiſtern und dem Blute, zwiſchen den Nerven und dem Herzen aufs äußerſte kommt, wie es in einer der vergangenen Nächte geſchah: ſo iſt der Zuſtand höchſt unangenehm. Die Seele erliegt unter dem wüſten Brauſen ihrer, von dem Zittern der Nerven ihr gleichſam aufgedrungenen, Vorſtellungen. Sie weiß ſich ſelbſt nicht zu helfen, und ſelbſt die Anſtrengung, die ſie ſich gibt, Ordnung hinein zu bringen, den ſtürzenden Strom aufzuhalten und langſam zu machen, vermehrt noch die Unruhe. — Wenn ich an mein voriges Leben denke: ſo finde ich, daß in meinem Temperamente immer etwas dieſem Zuſtande ähnliches gelegen hat; und ich glaube, einem Arzte, der ein Philoſoph wäre, könnte ich keine beſſere Anzeige von meiner Krankheit geben, als wenn ich mich ſo beſchriebe: ich habe ein ſehr ſtarkes Knochengebäude, aber nicht vollkommen richtig gebaut, ſondern gegen den Unterleib verengert; ich habe ſehr zarte und ſchwache Häute und Membranen, welche die Gefäße einſchließen. Die Gefäße, die Blutgefäße und Inteſtina, meine ich, ſind zum Theil zu enge und gedruckt; das Blut hat wenig Conſiſtenz und Nahrungstheile; die Muſkeln ſind ſchlapp und ſchwach; deßwegen iſt die Bewegung des Blutes matt; die Nerven hingegen ſind äußerſt reizbar, und die Lebensgeiſter in ſchnellen zitternden Lauf. Deßwegen iſt bey meiner äußerſten Entkräftung, mein Auge immer munter, und oft dann noch glänzender: denn die Begierde nach Activität, welche wächſt, wenn bey innerlichem mächtigen Triebwerk die gröbern Werkzeuge hinderlich ſind, ſchimmert aus dieſem Thore unſers Geiſtes am meiſten hervor. Ich wollte, daß ich das an Zimmermann, Tiſſot, oder einen andern ſolchen Arzt, der über Seele und Körper zugleich nachgedacht hat, ſchreiben könnte. Tralles iſt ein großer Medicus, und auch außer ſeiner Sphäre gelehrt. Aber auf ſolche Bemerkungen gibt er weniger Acht. Man muß ſie ſchon bey ſich ſelbſt gemacht haben, wenn man anderer ihre aufmerkſam anhören, und ihren Sinn recht faſſen ſoll. Und doch würde auch dieſe Kenntniß nichts in der Kur verändern. Wie in der Moral, ſo in der Arzneykunſt, wächſt die Kenntniß unſrer Mängel und Uibel; aber die Mittel dagegen ſind immer dieſelben und ſind in geringer Anzahl, weßwegen ein Stümper in jener Theorie doch ein guter Praktikus ſeyn kann. Will man auf jene Theorie die Erfindung neuer Mittel bauen, ſo iſt man theils der Gefahr, zu irren, noch mehr unterworfen, weil man doch noch nicht genug weiß, theils werden die Mittel zu complicirt und zu inapplicabel. So geht es den neuen Plänen der Erziehung.

Doch das war es eigentlich nicht, was ich ſagen wollte. Ich wollte ſagen, wie ſehr ſchon immer in meinem Denken und Studiren die Fehler merklich geweſen ſind, die meine jetzige Krankheit ſichtbarer und empfindlicher macht. Erſtlich habe ich nur ſtoßweiſe denken und arbeiten können. Doch das iſt ein Kapitel für einen andern Brief. Hernach, wenn der erſte Stoß einmahl gegeben war, und die Schranken geöffnet: ſo liefen meine eignen Gedanken mit mir davon; oder vielmehr meine einmahl in Bewegung gebrachten Nerven wurden durch ihre eigne übergroße Reizbarkeit bald in einen ſtürzenden, übereilten Lauf beſchleunigt. Nun konnte ich nicht mehr nach. Ich ſah immer mehr, als ich mir deutlich machen, als ich ſagen konnte. Ich ſprach ſchnell, ich ſchrieb ſchnell, und doch immer nicht ſchnell genug, um die ſich drängenden Gedanken bey ihrem Vorübereilen aufzufaſſen. Neben-Ideen und Beſtimmungen zeigten ſich mir allenthalben, die ich mitnehmen wollte. Und darüber verlor ich die Gegenwart des Geiſtes, das rechte Bewußtſeyn; ich vergaß die Sorge für meinen Körper.

Bey Ihnen, beſter Freund, iſt mehr Gleichheit zwiſchen dem Fluß Ihrer Gedanken und zwiſchen dem Lauf Ihres Blutes. Daher ſind Sie geſünder, ſind ſich ſelbſt mehr gleich, leiden weniger von der langen Weile. Aber das ſoll mir ein eignes Vergnügen ſeyn, Ihnen Ihren Charakter und Ihr Temperament zu ſchildern. Zum moraliſchen Mahler hat mich die Natur beſtimmt. Und wenn ich meinen Freunden noch etwas nützen ſoll, ſo iſt es dadurch.

Engels Betragen iſt mir doch unerklärlich. Er hat nicht mehr als ein Paar Zeilen die ganze Zeit, als ich hier bin, an mich geſchrieben, und ich und meine Mutter mehrmahl an ihn. Es iſt der beſte Mann und der beſte Freund von der Welt. Aber kleine Fehler machen ihn oft für ſeine Freunde unnütz, und würden ihn in die Länge auch für die Welt unnütz machen. Er iſt ebenfalls alles per paroxismum. In der Luſt nimmt er keine Rückſicht auf das, was ihn ernſthafter machen ſollte; in dem Verdruß denkt er an nichts, was ihn aufrichten könnte; er iſt im mer ganz in der Gewalt des gegenwärtigen Eindrucks. In dem Inſtrumente, wovon ich neulich redete, iſt jede Saite bey ihm ſo helltönend, daß die, welche mitklingen ſollten, überſchrien werden; — die Saite, welche mit mir in Beziehung ſteht, muß für jezt ganz ruhen. Wecken Sie ſie doch auf, wenn ſie können, ohne ſie zugleich zu verſtimmen, ich will ſagen, ohne ihn böſe zu machen.

Meine liebe Mama, Ihre gütige Frau, lieſt ohne Zweifel meine Briefe, ſie ſind auch an Sie und für Sie. Wollte der Himmel, wir könnten nur manchmahl, nur eine Stunde beyſammen ſeyn. Gott erhalte und ſegne Sie.

27.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 5. Jan. 1774.

Ich bin die letzten Wochen des vorigen Jahres ziemlich fleißig geweſen, und das hat mich des Vergnügens, an Sie zu ſchreiben, beraubt. Wenn ein Menſch, wie ich bin, in kurzer Zeit drey bis vier Predigten aufſetzen, lernen und halten, und dann doch noch andere leichtere Pflichten ſeines Amtes ſowohl, als des bürgerlichen Lebens erfüllen ſoll, ſo hat er wohl alles gethan, was man von ihm fordern kann. Das Unglück für mich iſt, das alles, wobey ich nur elniger Maßen ordentlich denken muß, zum Geſchäfte für mich wird, und daß ich meine Erhohlung bloß im Nichtsthun, oder darin finden kann, daß ich die äußern und innern Eindrücke, ſo wie ſie in mir entſtehen, anſehe, billige oder mißbillige, ohne mich bey irgend einem aufzuhalten. Doch ich weiß, daß Sie keine Entſchuldigungen von mir verlangen. Wir kennen und lieben einander zu ſehr, als daß wir uns Dinge zu Fehlern anrechnen ſollten, die wir gern vermeiden würden, wenn wir nur könnten.

Nun bin ich wirklich mit Nebengeſchäften überhäuft. Seit vier Wochen haben ſich die unbeantworteten Briefe, die vor mir liegen, ſehr vermehrt, und noch habe ich nur einen davon beantwortet. Herr Tobler in Zürich treibt mich an, mein ehemahliges, ohne genugſame Uiberlegung gegebenes, Verſprechen zu erfüllen, und ſeine Schriften zu corrigiren, und wo es nöthig iſt, zu verdeutſchen, und die Verleger, die einem Nachdrucke entgegenſehen, treiben mich noch ſtärker zur Beſchleunigung dieſer Arbeit. Ich finde aber weit mehr Schwierigkeiten dabey, als ich mir erſt vorgeſtellt hatte. Außer den vielen Idiotismen iſt Toblers Schreibart überhaupt etwas verwickelt, ſeine Wortfügungen ſind hart, und ich muß oft halbe Seiten ganz umgießen. Und doch ſind ſeine Schriften wirklich gemeinnützig, und werden es, wenn ich mit meinen Verbeſſerungen zu Stande komme, vielleicht noch mehr werden. Es iſt ſonderbar genug, daß ich immer der guten ehrlichen Schweizer

Dollmetſcher und Corrector ſeyn muß. Außerdem habe ich mich bereden laſſen, Brydones Reiſe durch Sicilien und Maltha aus dem Engliſchen zu überſetzen. Eine ganz angenehme und eben nicht ſchwere Arbeit, die mir aber doch viel Zeit wegnimmt. Vielleicht werde ich einen Theil davon einem andern Freunde übertragen. Brydone ſcheint ein ganz guter Beobachter zu ſeyn, und ſeine Reiſebeſchreibung kann ſehr wohl neben der von Riedeſeln beſtehen. Sie begegnen einander ſelten auf ihrem Wege, und wenn ſie auch dieſelbe Sache ſehen und beſchreiben, ſo ſieht und beſchreibt ſie doch ein jeder auf eine eigene Art. Leſen werde ich alſo wohl bis Oſtern wenig oder nichts. Ich ſoll Baſſedows Neues Elementarbuch, das drey Bände ausmacht, und ſchon abgedruckt iſt, leſen, und ihm meine Gedanken darüber ſagen. Noch habe ich es nicht gethan, und eile auch nicht ſehr damit, weil Baſedow, wie Sie wohl wiſſen, ſeine Gedanken nicht gerne ändert. So viel ſehe ich wohl, daß er der Orthodoxie ziemlich zu Leibe geht, und gewiſſe religiöſe Mißbräuche, die aber die Wenigſten dafür halten, gar zu ſtrenge tadelt. — Nächſtkünftige Oſtermeſſe ſoll ſeine ganze Elementariſche Arbeit vollbracht ſeyn. Es fehlt nur noch an den Kupfern.

Uibrigens iſt meine Lebensart ſo einförmig, liebſter Freund, daß Sie ſich nicht leicht irren werden, wenn Sie ſich in Ihrem Großſtuhle mich und meine Umſtände, mein Geſicht, meine Kleidung, meine Beſchäftigungen eben ſo vorſtellen, wie ſie ehemals waren. Mein Tagebuch würde noch weit weniger intereſſant ſeyn, als Lavater ſeines, ich müßte denn alle wunderlichen Einfälle, die mir den Tag über durch den Kopf gehen, aufſchreiben und ſie mit etwas Philoſophie verſetzen. Soll ich deſſen ungeachtet auf Ihre Fragen antworten? Bey einigen möchte ich doch etwas zu erinnern haben, das Sie noch nicht wüßten. Wann ich aufſtehe, darf ich Ihnen kaum ſagen. Jetzt geſchieht es gemeiniglich erſt um halb acht Uhr, zuweilen noch ſpäter. Mich erquickt leider der Schlaf nicht ſo, wie die übrigen Menſchenkinder, und alſo finde ich auch beym Erwachen nicht den Trieb zur Thätigkeit in mir, den andere in ſich fühlen. — Beym Theetrinken wird niemahls etwas geleſen. Zuweilen werden Berathſchlagungen angeſtellt, ob wir an demſelben Tage Beſuche annehmen, oder geben wollen. Das ganze Geſchäft dauert nicht eine Viertelſtunde. Und dann ſetze ich mich vor mein Pult, und corrigire, oder überſetze, oder denke auf eine Predigt, oder ſchreibe Briefe, bis etwa Reich kömmt und mir die Briefe ſeiner Autoren und Freunde communicirt, oder mich über andere Buchhändler-Angelegenheiten zu Rathe zieht, oder bis mich meine Catechumenen abrufen. — Nach den Eſſen leſen wir jetzt la Philosophie de la nature, wo manche gute philoſophiſche Anmerkungen, aber noch mehr Franzöſiſche Spielworte vorkommen. Auch machen wir ganz artige Sprünge mit dem Autor, und ſchenken ihm oft die ganze Abhandlung, wenn uns der Anfang da-

von

von nicht gefällt. Das bequemſte iſt, daß bey dieſem Buche auf den Zuſammenhang und die Ordnung ſo gar viel nicht ankömmt. — Gegen zwey Uhr kömmt etwa D. Platner, oder Huber, oder Dörrien, zu mir, oder ich beſuche ſie, oder unſern Weiße, oder den guten blinden Arckſtée, oder den armen gefangenen Grafen von Iſenburg, oder ſonſt einen Freund und Bekannten. Von jungen Leuten kommen eben nicht viele zu mir, weil die Univerſität nicht ſtark iſt. Der junge Rudel bey der Mad. Küſtner, ein ſehr guter philoſophiſcher Kopf beſucht mich ſelten. Ein Paar Magiſter von Straßburg, die hier ſtudiren, Kolbe und Bleſſig, beſuchen mich öfter. Dieſe guten Leute ſind hier, ich weiß ſelbſt nicht recht wie, heterodox geworden. Vielleicht habe ich auch, ohne es eben zu wollen, etwas dazu beygetragen. Nun ſoll ich ihnen aus allen Schwierigkeiten heraushelfen, und ſie tröſten und leiten, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie dereinſt, wenn ſie wieder nach Hauſe kommen, werden, mit ihrer Heterodoxie machen, und wie ſie da freyes Denken und äußerlichen Zwang, Wahrheit und Klugheit mit einander verbinden ſollen. — Nun ſoll ich Ihnen auch eine Predigt ſchicken. Die Weihnachtspredigt nicht: denn ſonſt würde ich die Ihrige nicht bekommen. Alſo die Neujahrspredigt, die letzte, die ich geſchrieben habe. Nur bitte ich, ſie nicht weiter herumzugeben, und ſie mir, wenn Sie dieſelbe geleſen haben, wieder zurückzuſenden, weil ich ſie vielleicht künftig noch brauchen könnte. — Möchten

Sie doch in dieſem Jahre, beſter Freund, geſünder, heiterer, vergnügter ſeyn, als in dem vorigen! Thun Sie doch in dieſer Abſicht alles, was Sie können. Thun Sie es auch um Ihrer theuerſten Frau Mutter willen, die mit Ihnen leidet, die alle Ihre Uibel und Beſchwerden doppelt empfindet, und die Sie mit Recht ſo hoch ſchätzen und ſo zärtlich lieben. Erleichtern Sie ſich ſelbſt und Ihrer würdigen Frau Mutter Ihr gemeinſchaftliches Leiden dadurch, daß Sie daſſelbe ſo gelaſſen als möglich ertragen, jedes kleine Vergnügen gerne ergreifen und genießen, und ſich ſtets mit der Hoffnung des Beſſern tröſten.

28.

Garve an Zollikofer.

(Angefangen Breslau, den 7. Jän. 1774.)

Ob ich gleich ſchon zwey Briefe an Sie geſchrieben habe: ſo ſchreibe ich doch heute noch den dritten, denn es iſt mein Geburtstag. Er iſt, bey allem, was ich noch leide, und was mir manchmahl ſo ſchwer ſcheint, daß ich mir das Schlimmere gar nicht gedenken kann, doch wohl im Ganzen heiterer und angenehmer für mich, als der vor dem Jahre. Mein Herz iſt voll von Empfindungen und Gedanken, die auch Sie intereſſiren würden; aber ſie recht zu entfalten und hinzuſchreiben, dazu bin ich noch nicht vermögend. Der Geiſt, der ſonſt bisweilen bis auf meine Zunge hervorkam, oder meine Feder regierte, hat ſich jetzt weit tiefer in einen verborgnen Winkel ſeiner Wohnung logirt. Von dort guckt er dann und wann hervor; aber die Thüre ſeines Gefängniſſes iſt noch nicht völlig offen; er ſtößt ſich und drängt ſich allenthalben, ſobald er es wagen will, ſich hervorzumachen und ſich andern Menſchen mitzutheilen.

Meine Mutter hat mir geſtern und heute die Geſchichte meiner Geburt, und ihre und ihrer Freunde Umſtände in dieſer Epoche erzählen müſſen. Nichts intereſſirt mich jetzo ſo ſehr, als die Geſchichte meines eignen Lebens. Erſtlich, weil ich ſehe, das menſchliche Leben iſt allenthalben, im Großen und Kleinen, beym König und beym Bürger, in Leipzig und Paris und Breslau, daſſelbe. Wer ſeine eignen alltäglichen Begebenheiten und die durch dieſelben unmerklich fortſchleichenden Revolutionen ſeines Daſeyns und des ganzen Syſtems, in dem er lebt, bemerkt und überſchauen kann: der kennt die Welt; oder der kann alsdann erſt, was ihm von andern Menſchen und ihren Ideen, Thaten und Begebenheiten erzählt wird, recht verſtehen. Uiberdieß alle Erkenntniß, die praktiſch ſeyn ſoll, muß ſo ganz auf unſre eignen Begebenheiten gegründet ſeyn. Wer dieſe, weil ſie für Andre unwichtig ſind, übergeht, um ſich mit den wichtiger ſcheinenden Anderer aus der Geſchichte oder der Literatur abzugeben, lernt viel ſchöne Worte, aber ohne Kraft und Leben. Und wirklich, für einen Menſchen, der ſich damit abgeben will, Andere die Moral zu lehren, iſt dieß noch nothwendiger, als für jeden andern. Ich würde mich in dem Innerſten meines Herzens ſchämen, und mich für den verächtlichſten Heuchler oder Wortkrämer halten, wenn ich einmahl von der Tugend und der Glückſeligkeit ſchreiben und öffentlich ſchreiben könnte, und zu gleicher Zeit wüßte, daß ich ſelbſt elend, mit meinen Umſtänden mißvergnügt, und verdorben wäre. Ich weiß, daß körperliche Umſtände mich auch weit von dem Ziele zurückgeſetzt haben, nach dem ich ſtrebte. Vielleicht werde ich mich ihm auch niemahls wieder in einem ſehr beträchtlichen Grade nähern. Aber eher will und werde ich auch keine Feder anſetzen, die Welt etwas zu lehren, was ich ſelbſt nicht kann, und ihr von Glückſeligkeit vorzuſchwatzen, die ich ſelbſt nicht genieße.

Jetzo, Abends ungefähr um eilf Uhr, war es, daß meine Mutter mit den äußerſten Schmerzen mich zur Welt brachte. Sie war ſchon zehn Jahre mit meinem Vater verheirathet geweſen. Die Hoffnung zu Kindern war gänzlich verſchwunden. Mein Vater war immer kränklicher geworden, meine Mutter war nicht weniger ſchwach, und die Aerzte ſelbſt hielten ihre Schwangerſchaft für ſo unwahrſcheinlich, daß ſie dieſelbe lange für eine andre Krankheit hielten, bis die Zeichen zu klar wurden. Kaum wenige Jahre vorher war mein Vater von ſeinem Unglück, (das ihn und meine Mutter nach Görlitz getrieben, und letztre ſelbſt es Beyſtandes und der Achtung ihrer Familie zum Theil beraubt hatte,) wieder ein wenig empor gekommen, und in das Haus gezogen, welches wir noch jetzt bewohnen. Die Freude war ausnehmend, da der kranke Mann von ſeiner eben ſo ſchwächlichen Frau, die bald den Geburtsſchmerzen untergelegen hätte, einen ſtarken, geſunden Jungen ihm dargebracht ſahe. Alle die Perſonen, die damahls bey meinem erſten Eintritt in die Welt gegenwärtig waren, ſind ſchon todt. Es waren zwey brave, vernünftige, tugendhafte Freundinnen meiner Mutter darunter.

Den 11. Jan. Bis in dieſe Gegend hatte ich an meinem Geburtstage geſchrieben. Der Brief blieb liegen, weil die gute Diſpoſition zum Briefſchreiben wieder aufhörte, und weil ich noch mehr Briefe mitſchicken wollte. Unterdeſſen iſt Ihr lieber Brief angekommen. Geſtern fand ich ihn des Abends unter meiner Serviette, als ich zu meiner Mutter zum Abendeſſen von meinem kranken Freunde Paczensky zu Hauſe kam. Ich war ganz und gar bey Ihnen. Von dem Briefe gingen Strahlen aus, die den ganzen Abend erheiterten. Ihre Predigt iſt noch nicht geleſen. Ich muß ſie vorleſen, und dazu iſt mein Kopf heute zu wüſte. Wenn das geſchehen ſeyn wird: ſo kömmt ein zweyter Brief von mir mit meiner Kritik. Ich werde denken, ich habe wieder das Vergnügen, aus Ihrer Kirche in Ihre Stube zu gehen, Sie dort zu erwarten, und da mit Ihnen das, was Sie mir geſagt haben, zu analyſiren.

Den 12. Jan. früh. So ſtückchenweiſe bin ich genöthigt, meine Briefe zu ſchreiben. Daß die Schweizer Schriftſteller Sie gerne zum Corrector ihrer Schriften haben, das wundert mich nicht: denn Sie verſtehen das Corrigiren, und machen es gut; daß Sie aber dieſes Geſchäft eben ſo gerne über ſich nehmen, das wundert mich mehr, weil, wenn Ihnen Ihre Geſundheit eine ſolche Arbeit erlaubt, Sie auch noch etwas beſſeres thun, und ſelbſt etwas ſchreiben könnten. Pfenningers Vorleſungen hätten ebenfalls einen ſolchen Verbeſſerer gebraucht. Aber doch ſind ſie auch, wie ſie ſind, vortrefflich; voll wahrer Philoſophie, aus ſeinem eignen Kopf und Herz entſprungen. Das Zürich möchte ich ſchon gerne einmahl ſehen. Es iſt da ſo ein Häuflein denkender frommer Menſchen beyſammen, als ich ſonſt an keinem Orte weiß. O, wenn mir Gott noch einmahl die Gnade thäte, mich die guten großen Menſchen, die er in mein Zeitalter zu meinem Glücke auch hat kommen laſſen, zu ſehen; wenigſtens meine Freunde und Sie darunter wieder zu ſehen! — Aber Engel — wirklich es thut mir wehe, er läßt mir nicht das geringſte Zeichen ſeines Andenkens und ſeiner Freundſchaft zukommen. Und was hat er dann ſonſt für Freunde? Gott ſey bey Ihnen.

29.

Breslau, den 9. Febr. 1774.

Gegen Sie, mein liebſter Freund, muß ich meine Indignation über den ſtolzen und wirklich päbſtiſchen Ton auslaſſen, mit dem Baſedow ſein Neues Elementarbuch ankündigt. Er ſieht nicht nur jeden Theil ſeines Werks mit dem Wohlgefallen eines Schöpfers an und ſagt, es iſt alles ſehr gut: ſondern er gebietet auch der Vernunft ſeiner Zeitgenoſſen und Nachfolger, nicht weiter zu gehen, als er gegangen iſt, und entſcheidet, daß alles, was nicht in ſeinem Buche ſteht, unnütze und müßige Speculation ſey. Das thut er freylich nur in der Philoſophie, die eigentlich in ſeinen Sprengel gehört; aber das iſt gerade die Wiſſenſchaft, die, wenn ſie bleiben ſoll, was ſie iſt, mit den Menſchen, die ſie lernen, fort- und zurückgehen, und alle die Wendungen und Krümmungen nehmen muß, die der Charakter und die Geiſtesfähigkeit eines jeden nimmt. Alſo muß ſie bey dem ſpekulativen Denker abſtractere Theorie, bey dem Beobachter ſubtilere Erfahrung, bey dem man of plain sense richtige und geſunde Gedanken hervorbringen. Hier vorſchreiben zu wollen, wie viele Ideen durchaus hinein gehören, iſt eben ſo viel, als wenn ein Exercitien-Meiſter die Bewegungen des Leibes abzählen wollte, die alle Menſchen inskünftige ganz allein machen ſollten. Für ſeinen Körperbau mögen das vielleicht die einzigen Schritte oder Sprünge ſeyn, die er mit Anſtand oder ohne Gefahr machen kann. Aber das wäre doch entſetzlich, wenn er mich, der ich andre Beine habe, als er, durchaus zwingen wollte, auch nicht anders zu geben und zu ſpringen. In der That geſchieht das aus Unwiſſenheit der menſchlichen Natur. Aber daher kömmt es auch, daß der beßte Tanzmeiſter gemeiniglich die affectirteſten Schüler zieht, bey denen dasjenige eine Grimaſſe wird, was bey ihm eine natürliche und folglich angenehme Geberde war.

Wenn ich ihn recht verſtehe, ſo könnte man alle übrigen philoſophiſchen Bücher verbrennen, ja ſogar, welches viel geſagt iſt, ſeine eigne praktiſche Philoſophie. — Und wenn der Mann noch ſo ein Ideal von einem Menſchen wäre, einer von den Männern, die ſich von dem allgemeinen Charakter des ganzen Geſchlechts wenig entfernt hätten: ſo könnten noch allenfalls ſeine Schriften allgemeine Mittel des Unterrichts für die übrigen mehr partikulariſirten Menſchen abgeben. Aber da er eben einer der partikulärſten Menſchen iſt, die ich kenne, deſſen Denkungsart das meiſte Eigne von ſeiner Organiſation oder ſeinen Umſtänden angenommen hat: wie können da ſeine Ideen für das ganze Menſchengeſchlecht zureichen? — Wer ſelbſt ſo etwas von einem Baſedow iſt, wird ſie verſtehen und genießen, und der, welcher Anlage dazu hat, wird darnach gebildet werden können. — Aber der unendlich größre Haufe der übrigen, die in eines ſolchen Mannes Kopf gar nicht hineinſehen, mit ſeinen Empfindungen gar nicht ſympathiſiren können, — ſoll es dann denen nicht erlaubt ſeyn, ſich in dem weiten Reiche der geiſtigen Schöpfung nach andern Productionen umzuſehen, die ihnen eine wohlſchmeckendere und geſündere Nahrung gewähren?

Und wie gefällt Ihnen die Drohung, daß er die Nahmen derer, die von ihm den Uiberſchuß der Pränumerationen über das Gelieferte zurück verlangen, will drucken laſſen. Iſt das nicht wirklich ſo eine Art von Excommunication, ſo wie ſie nur zu unſern Zeiten ein ſolcher kleiner geiſtlicher Deſpot ausüben kann?

Vielleicht finden Sie, daß ich zu viel und zu heftig gegen den Mann declamirt habe. Ich habe ihn ja ſelbſt ehedem ſo ausſchweifend gelobt. — Alſo ſehe ich, daß man die Sache unter zwey Geſichtspuncten anſehen kann. Er hat ſich in ſeinem alten befeſtiget; ich habe den meinigen verloren. Und doch kennt er das Buch, und ich nicht. Er iſt alſo mehr compenſirender Richter, als ich. — Ich glaube auch wirklich, was mir Wolke vor ein Paar Tagen ſchrieb, daß immer mehr Exempel die Vortreflichkeit der Baſedowſchen Methode beſtätigten. — Ich glaube allerdings, wenn jemand in Baſedows Geiſt eindringt, und ſelbſt eine Art von Verſtand und Scharfſinn hat, die dem ſeinigen ähnlich iſt: ſo kann er aus dieſen Büchern mehr reelle Kenntniſſe ſeinen Eleven beybringen, als aus den gewöhnlichen Erziehungsbüchern. — Aber das, wofür er ſie ankündigt, können ſie ſchlechterdings nicht ſeyn.

Endlich, da ich ſo wieder mehr zu meiner gewöhnlichen Geſinnung zurückkomme, denke ich, wie Gemaliel: Wenn das Werk von Gott iſt, ſo wird es beſtehen; daß heißt in meiner Sprache: wenn dieſe Bücher wirklich von einer größern und allgemeinern Brauchbarkeit ſind, als ich noch jetzt einſehe; wenn ſie im Stande ſind, eine vortheilhafte Revolution in dem Erziehungsſyſtem hervorzubringen: ſo mag der Verfaſſer nun dabey Fehler machen, welche er will, und die Beurtheiler derſelben mögen mit oder ohne Grund dagegen Einwendungen machen: ſo werden ſie ihren Gang fortgehen, und den Weg zu den Gemüthern derjenigen finden, die durch ſie ſollen gebildet werden.

30.

Breslau, den 9. März 1774.

Sie ſind geſund, und ich krank: Sie haben viel zu thun, und ich nichts. Es iſt alſo natürlich, daß Sie nicht gerne Briefe ſchreiben. Es iſt aber auch eben ſo natürlich, daß ich gerne Briefe bekomme. Laſſen Sie mich alſo immer ein wenig über Ihr Stillſchweigen klagen; und ſchreiben Sie mir denn doch nur, wenn Ihnen Geſchäfte und andre Abhaltungen es erlauben.

Es kömmt mir vor, ich ſitze ſchon anderthalb Jahre auf einer Sandbank. Die Kunſt der Aerzte ſucht mich davon loszumachen; aber umſonſt. Von Zeit zu Zeit kömmt ein Sturm, wirft mein Schiff hin und her. Ich ſtehe ihn geduldig aus, weil ich hoffe, er wird mich flott machen. Aber kaum iſt er ein wenig ruhig, ſo merke ich, ich ſitze wieder auf meiner Sandbank.

Das iſt traurig liebſter Freund, ſehr traurig: beſonders für einen Menſchen, der das ſich ſelbſt bewegende innere Principium ſtärker fühlt, als vielleicht andre Menſchen. Es arbeitet immer gegen den trägen, halb unbeweglichen Körper an, und zerreibt ihn noch vollends, ohne ihn in Gang zu bringen. Ich habe neulich eine Stelle im Epiktet geleſen, die ſehr auf mich paßt, und die ich Ihnen mittheilen muß, um ſie mir ſelbſt mehr einzudrücken. Er redet eben von der Tugend eines Kranken. Der Kranke ſagt: Ach, wenn ich nur philoſophiren, wenn ich nur dabey ſtudiren könnte; ſo möchte das übrige alles ſeyn, wie es wollte. — Was nennſt du dann philoſophiren? ſagt Epiktet: Etwa Leſen? — Philoſophiren heißt, ſeine Ideen und ſeine Neigungen immer in Bereitſchaft halten, den Abwechſelungen ſeiner Natur und der Gegenſtände um ſich her zu folgen, nicht ihnen vorauszulaufen. Dieſe Krankheit, die du jetzt leideſt, iſt ein eben ſo natürlicher Theil des menſchlichen Lebens, als ein Spaziergang, oder eine Schiffahrt. Lieſeſt du dann, wenn du ſpazieren gehſt? Du biſt zufrieden, wenn du das thuſt, was zum Spazierengehen gehört. Thue alſo jetzt, was zum Krankſeyn gehört, und ſey zufrieden. — Ferner, weßwegen laſeſt du denn, und was willſt du mit deinem Studiren? Das waren nur die gymnaſtiſchen Uibungen; jetzt führt dich die Vorſehung in den Streit ſelbſt. Du haſt ſo lange ſtudirt, ſagt ſie zu dir, laß jetzt ſehen, was du gelernt haſt.

Epiktet hat nicht ganz Recht. Das Studiren, das heißt, das Denken und alle Beſchäftigungen des Geiſtes gehören unter die fines bonorum; unter diejenigen Güter, welche, ſo wie das Sehen und die Geſundheit, nicht bloß als Mittel zu etwas andern, ſondern als Endzwecke gut ſind. Wenn das aufhört, ſo iſt gar nichts gutes mehr da. Wenn das gehindert wird, ſo wird die Glückſeligkeit wirklich geſchmälert. Aber darin hat er wieder Recht: wir verwechſeln die Activität des Geiſtes, die wir durchaus bedürfen, mit derjenigen beſondern Art derſelben, deren wir bisher gewohnt geweſen ſind. So lange wir leben und bey Vernunft ſind, hat der Geiſt niemahls Mangel an Vorſtellungen, wenn er nur ſich ſo zu drehen und zu wenden weiß, wie ſeine Lage ſich ändert. — Aber was dieſe Ausübung der Philoſophie und der Tugend, (denn beydes iſt eins,) wirklich ſehr ſchwer macht, iſt, daß wir mehr durch Gewohnheit und Nachahmung, als durch unmittelbar empfundene Bedürfniſſe in unſern Wünſchen regiert werden. Sobald unſer Zuſtand zu ſehr von andrer ihrem, oder von unſerm eignen gewöhnlichen abgeht: ſo wiſſen wir uns in denſelben nicht mehr, ohne groſe Arbeit, zu finden. Dazu kommen die Erwartungen, Aufforderungen und Wünſche der andern Menſchen, die unſern Zuſtand nicht kennen. Ehe wir da einen feſten gewiſſen Geiſt bekommen, uns ganz allein nach unſern Umſtänden zu richten, und dann mit uns und mit andern Menſchen zufrieden zu ſeyn, wenn ſie es auch nicht mit uns ſind, noch vielleicht ſeyn können, dazu gehört viel Zeit und Uibung.

Ich därf nicht weiter ſchreiben. Gott erhalte Sie und Ihre liebe Frau, und laſſe Sie auf die natürlichſte, ungezwungendſte Weiſe, innerlich und äuſerlich wirkſam ſeyn, zu Ihrer eignen Befriedigung und zum Nutzen Andrer; das allein heißt leben, und wohl leben. Ich bin ewig Ihr Freund.

31.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 19. März 1774.

Ich wollte ein Stück von einer Predigt lernen, aber mein Kopf iſt wie verſchloſſen; und ich kann nichts hineinbringen. Ich muß alſo etwas anders vornehmen. Ich muß mich mit angenehmern Dingen beſchäftigen, und jene ſchülerhafte Arbeit auf ein Paar Stunden zu vergeſſen ſuchen. Der Umgang mit Ih nen, beſter Freund, hat mich oft erheitert. Vielleicht thut es es auch dieſes Mahl. Freylich würde er es gewiſſer thun, wenn ich mir Sie ganz geſund und zufrieden, mit Aufklärung und Verbeſſerung der Menſchen beſchäftigt, vorſtellen könnte. So miſcht ſich immer Traurigkeit, ſo miſchen ſich immer unbefriedigte Wünſche in dieſe Vorſtellung. Inzwiſchen denke ich doch, wenn ich an Sie denke, an einen weiſen, tugendhaften Menſchen, der mein Freund, mein würdigſter Freund iſt, der auch unter der Laſt des Leidens weiſe und tugendhaft bleibt, der durch Leiden vollkommener werden ſoll und wird, und dem Gott gewiß, früher oder ſpäter, Mittel und Gelegenheit geben wird, alle ſeine Fähigkeiten und Kräfte auf die beſte und nützlichſte Art anzuwenden. Das, mein Freund, können und werden Sie dem weiſeſten Weſen gewiß zutrauen, und das kann und muß Sie und uns beruhigen. Nur müſſen wir unſre Schickſale und unſre Beſtimmung nicht zerſtücken, ſondern ſie, ſo viel möglich, nach ihrem ganzen Umfange betrachten.

Doch, ich merke, daß ich jetzt eben ſo wenig aus meinem Kopfe heraus, als in denſelben hinein bringen kann. Ich will alſo lieber mit Ihnen von gleichgültigen Dingen, oder von ſogenannten gelehrten Neuigkeiten ſprechen. — Daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, daran iſt bloß meine Uiberſetzung der Reiſe des Brydone Schuld. Je unangenehmer mir die Arbeit wurde, deſto mehr eilte ich, dieſelbe zu Ende zu bringen. Ich wandte alſo alle meine Muße dazu an, und endlich bin ich dieſer Bürde los geworden. Hätte ich das Werk erſt ganz durchgeleſen, ſo würde ich es wohl nicht überſetzt haben. Es iſt unterhaltend genug, aber doch ſo wichtig nicht, und auch nicht ſo ſchön geſchrieben, als es die Journaliſten geſagt haben. Die philoſophiſche Richtigkeit und Genauigkeit in Gedanken und im Ausdrucke fehlen faſt allenthalben. Der Mann ſpricht zu oft im Superlativ. Riedeſel iſt trockener, aber genauer. Inzwiſchen bleibt es doch, im Ganzen genommen, ein gutes Buch, das allerdings das Seinige zur Kenntniß der Welt und Menſchen beytragen kann. Das, was er vom Aetna ſagt, iſt unſtreitig das Neueſte, das Wichtigſte und Intereſſanteſte. Sobald das Buch abgedruckt ſeyn wird, werde ich Ihnen ein Exemplar davon zuſchicken. Ich möchte aber nicht als der Uiberſetzer deſſelben bekannt ſeyn.

Von Herdern ſollen wir künftige Meſſe ein wichtiges Werk erhalten. Es iſt ſchon ganz abgedruckt, wird aber noch nicht ausgegeben, ſondern mit der größten Sorgfalt verwahrt. Ich habe es zufälliger Weiſe bey dem Buchdrucker geſehen, aber ſogar den Titel deſſelben vergeſſen, weil er ſchwer und dunkel iſt. Nur ſo viel weiß ich noch, daß unten auf dem Titel ſteht: Eine nach Jahrhunderten entfaltete heilige Schrift. Die Schöpfungsgeſchichte und die Hieroglyphen der Aegyptier werden unter andern in dieſem Buche erklärt. Der Buchdrucker hat mir ein Paar Stellen daraus vorgeleſen.

die ich nicht verſtanden habe. Vermuthlich hat er aber mit Vorſatze die dunkelſten ausgeſucht. — Von Herders Genie kann man ſich wirklich viel verſprechen, wenn nur ſeine Schreibart natürlicher und leichter wäre. Lavater wartet ſo ungeduldig auf dieſes Buch, und verſpricht ſich ſo viel davon, daß man es ihm, auf beſondere Erlaubniß des Verfaſſers, mit der reitenden Poſt zuſchicken muß.

Der gute D. Reiske wird immer ſchwächer und ſchwächer, und kann, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht mehr lange leben. Unterdeſſen iſt er ganz gelaſſen und arbeitet immer fort. Vermuthlich wird ihn der Tod mitten unter ſeinen Griechiſchen Handſchriften und kritiſchen Berichtigungen alter Autoren überfallen.

D. Platner ſtudirt ſehr fleißig, und wird nun ein Compendium der Logik und Metaphyſik drucken laſſen. Die Cruſianer ſind ihm aber von Herzen gram. Uiberhaupt ſcheint ſich die Cruſianiſche Schwärmerey immer weiter auszubreiten, und die meiſten Großen des Landes ſollen davon angeſteckt ſeyn. Beträfe die Sache bloß philoſophiſche oder theologiſche Speculationen, ſo hätte ich eben nichts dagegen; allein die Verachtung, mit welcher dieſe Leute alle, die nicht zu ihrer Partey gehören, behandeln, und die Verdammungsſucht, die ihnen eigen iſt, müſſen nothwendig viel Böſes ſtiften.

Nun muß ich doch wohl wieder an meine Predigt gehen. Meine Neujahrspredigt erwarte ich gele-

gent-

gentlich nebſt Ihren Beurtheilungen, die mir allezeit ſo nützlich geweſen ſind, zurück.

32.

Leipzig, den 28. May. 1774.

Wie es gekommen iſt, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, das weiß ich in der That ſelbſt nicht recht. Nur das weiß ich, daß ich oft an Sie denke, daß ich Sie herzlich lieb habe, und daß ich oft an Sie habe ſchreiben wollen. Aber dann kamen Geſchäfte, dann andere Abhaltungen dazwiſchen. Zuweilen war ich ſelbſt nicht recht wohl, und noch öfter fühlte ich, ohne krank zu ſeyn, eine ſolche Trägheit und Lebloſigkeit des Geiſtes, die mir zu allem, ſogar zum Briefſchreiben, Luſt und Kraft benahm. Ja, beſter Freund, ich befinde mich nur gar zu oft in einem Zuſtande, der viel Aehnlichkeit mit dem Ihrigen hat; nur daß ich es niemanden ſage und in meinem äußerlichen Betragen ſo wenig, als möglich, merken laſſe. Ich bin nun in dem Alter, wo ſich meine Lebens- und Geiſtes-Kräfte in ihrer größten Vollkommenheit äußern, wo ich als ein ausgewachſener, tiefgewurzelter, mit den beſten Früchten beladener Baum da ſtehen und Nahrung und Schatten geben ſollte. Aber wie wenig paßt dieſes Bild auf mich! — Wir ſind und werden hier beyde das nicht, was wir nach unſrer erſten Anlage hätten ſeyn und werden können; aber die ſüße Hoffnung wollen wir nie fahren laſſen, daß uns ein beſſerer, höherer Zuſtand bevorſteht, wo wir das wirklich ſeyn und thun werden, was wir hier zu ſeyn und zu thun vergeblich gewünſcht haben.

Halten Sie doch Ihr Verſprechen und theilen Sie mir zuweilen etwas von Ihrer geheimen Philoſophie über Sich ſelbſt mit. Ich lerne von niemanden leichter und mehr, als von Ihnen. Keine fremden Gedanken paſſen ſich ſo gut zu meinem Gedankenſyſteme, als die Ihrigen.

In der vorigen Meſſe habe ich verſchiedene gute Menſchen kennen gelernt. Der erſte und beßte iſt der Herr Steiner von Winterthur, ein würdiger Schwager unſers würdigen jungen Sulzer. Er iſt als Buchhändler hieher gekommen, weil er Lavaters phyſiognomiſches Werk gemeinſchaftlich mit Reichen verlegen ſoll, und hat drey ganze Abende ſehr vergnügt bey uns zugebracht. An Rechtſchaffenheit, edler Einfalt der Sitten und lebhafter Empfindung für das Gute und Schöne wird ihn nicht leicht jemand übertreffen. Von Lavatern und ſeinen Freunden iſt er ganz eingenommen, und wenn man ihn erzählen hört, wie dieſe guten Menſchen mit einander leben, und wie glücklich ſie ſind, ſo wird man ganz traurig und ſchwermüthig, daß man nicht auch ſo leben und ſo glücklich ſeyn kann. Noch jetzt, da ich Ihnen dieſes ſchreibe, kann ich nicht ohne Thränen daran gedenken. Auch Sulzer in Winterthur, der ſich Ihnen durch mich auf das beſte empfehlen läßt, gehört zu dieſen recht guten und glücklichen Menſchen. Er arbeitet mit Munterkeit und dem beſten Fortgange an der Aufklärung und Verbeſſerung ſeiner Mitbürger, denket, redet und handelt frey und patriotiſch, und iſt mit Freunden umgeben. Selige Einfalt, wie weit haben uns die ſogenannten feinern, Franzöſiſchen Sitten und die damit verbundene eitle, üppige Lebensart von dir und von der Seligkeit entfernt! —

An dem Capitain Niebuhr habe ich ebenfalls einen braven Mann kennen gelernt. Was ich am meiſten an ihm bewundere, iſt ſeine groſe Beſcheidenheit, ſeine Behutſamkeit im Urtheilen, die mir ein ſicherer Bürge von der Wahrhaftigkeit ſeiner Reiſebeſchreibungen iſt.

Endlich haben wir auch den Herrn Hartmann hier gehabt, der als Profeſſor der Philoſophie nach Mietau geht, einen ganz jungen Menſchen von zwey und zwanzig Jahren, der viel zu verſprechen ſcheint. Er iſt zulezt in Zürich geweſen, und ſpricht mit Entzücken von ſeinem dortigen Aufenthalte. Seine Jahrfeyer macht, nach meinem Urtheile wenigſtens, ſeinem Herzen Ehre. Sie drückt die edelſten Geſinnungen der Rechtſchaffenheit und der Freyheitsliebe aus. Vielleicht würden ſie in dem Munde des Mannes noch mehr gelten, als in dem Munde des Jünglings: aber ſo dreiſt würde der durch Erfahrung vorſichtiger und furchtſamer gewordne Mann wohl nicht urtheilen und ſchreiben. Hartmann iſt auch der Verfaſſer des zweyten Packets literariſcher Briefe an das Publikum. In dem, was ich davon geleſen habe, finde ich allerdings viel unreifes; aber wer darf denn von einem zwey und zwanzig jährigen Jünglinge lauter reife Früchte fordern? Zufälliger Weiſe habe ich ihn, welches mir recht leid iſt, nur einmahl und zwar nicht lange geſprochen. Herr Weiße, der ihn oft geſprochen hat, muß ihn beſſer kennen. — Engel iſt noch immer krank, und ſehr krank. — Gott erhalte, erfreue und ſegne Sie allerſeits und auf allerley Weiſe!

33.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 1. Jun. 1774.

Ein Brief an Sie liegt halb fertig auf meinem Pulte. Er ſoll morgen ſamt Ihrer Predigt mit einem gewiſſen Herrn Arndt nach Leipzig abgeben *). Dieſer Herr Arndt bleibt noch bis Sonnabend hier; und weil mein Brief zu lang und für die Poſt zu dicke wird, ſo bleibt auch mein Brief. Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn Sie in zehn oder vierzehn Tagen werden über Ihr Stillſchweigen klagen hören, da wir Ihnen heute für Ihren lieben Brief danken. Er

*) Die Herausgeber haben dieſen Brief nicht gefunden.

hat uns ſo gerührt, erfreut und unterhalten, als irgend einer von Ihren Briefen. Ich ſchreibe Ihnen heute bloß, um Ihnen das zu ſagen. — Wenn wir beyde nicht Bäume mit vielen Blüthen und Früchten ſind, die Andre genießen könnten: ſo haben wir doch noch innerlichen Saft, der uns ſelbſt nährt und unterhält. Freylich iſt es ſehr ſchwer, ſeine Activität ſo in ſich ſelbſt einzuſchränken; und unſer Schöpfer hat uns ſo ſehr zur Geſellſchaft beſtimmt, daß wir kaum recht denken können, wenn wir nicht zugleich ſchon damit umgehen, unſre Gedanken Andern mitzutheilen. Wir fühlen unſre Kräfte erſt, wenn wir ſie anwenden, gewiſſe Wirkungen außer uns hervorzubringen. — Das finde ich auch bey meiner Krankheit am ſchwerſten, daß meine Communication mit andern Menſchen mir dadurch ſo ſchwer geworden. Bey Fremden bin ich ſcheu und furchtſam, bey den Meinigen oft faul und verdroſſen, zu reden. — Ich concipire eine Sache deutlich, ich freue mich in Gedanken über die lichte Ausſicht, ich ärgre mich, daß niemand da iſt, der mit mir ſieht. Aber indem ich meine Idee aufſchreiben oder bey Gelegenheit ſagen will: ſo entſteht eine Art von Heftigkeit, von Leidenſchaft, die meinen Körper beunruhigt und meine Begriffe verdunkelt; und hintendrein, es ſey aus Eitelkeit, es ſey aus Trieb zur Vollkommenheit, bin ich mit meinem Thun und Reden unzufrieden, und ſo wie ich mich bey der erſten Conception der Sache in meinen Gedanken erhoben hatte, ſo falle ich nun bey ihrer Ausführung, oder ihrer Entwickelung deſto tiefer. — Ich glaube, daß ich dieſes ein wenig mit Ihnen gemein habe; ob Sie gleich ruhiger, wie ich, zu Werke gehen, und ſich leichter von dem Verdruſſe, in den Sie mögen durch fehlgeſchlagene Hoffnung gerathen ſeyn, losmachen können. — Ich bin ſehr eitel, das werde ich jetzt erſt recht gewahr. Da ich nun bald zwey Jahre ſo völlig in Unthätigkeit bin, und weder durch Bücherſchreiben, noch durch ertheilten Unterricht, noch ſelbſt in der Converſation, Andern das, was ich von Gaben und Einſichten ehemahls zu haben ſchien, mittheilen kann; da ich weder unterhaltend, noch angenehm ſeyn kann: ſo fürchte ich erſtaunlich leicht, verachtet zu werden. Und weil meine Nerven jetzt ſo ſchwach ſind, daß der kleinſte Eindruck, es ſey von Schrecken, es ſey ſelbſt von Freude, mich durch und durch erſchüttert, ſo wird auch dieſe Beſorgniß, verachtet zu werden, die ſonſt nur eine vorübergehende Empfindung ſeyn würde, eine Leidenſchaft, die mich Tage lang quälen kann. Ich hatte ſonſt auch Anfälle davon. Aber da kamen dann wieder Tage und Stunden, wo ich eine ſo freye Aeußerung meiner Kräfte fühlte, und mir in meinen eignen Augen ſo ſehr genug that, daß ich auf einmahl wieder emporgehoben wurde, und die Geringſchätzung Anderer als eine ihnen ſelbſt nachtheilige Unwiſſenheit betrachtete. — Jetzt kommen ſolche Tage nicht, ſondern höchſtens Stunden und Augenblicke, die bald mit andern abwechſeln, wo ich in den Augen anderer als ein wachſender Pilz erſcheinen muß. — O, liebſter Freund, in der Vereinigung liegen des Menſchen Kräfte. — Wenn ich mehrere ſolche Freunde um mich hätte, als Sie einer ſind, zugleich liebreich und einſichtsvoll, nicht ſtark und lebhaft, ſondern auch ein wenig ſiech und ſchwächlich, doch ſtark von Geiſt und geübt im Nachdenken; wenn ich in einer ſolchen Schweizerwelt wohnte, wo ich der Liebe einſichtsvolle Männer verſichert ſeyn könnte, weil ſie ſelbſt voll Herzens ſind, und die Herzen Andrer auch ohne viele Beſtrebungen derſelben kennen, und wenn dann meine Geſundheit oder meine Stärke des Körpers nur noch um einige Grade wüchſe: ſo würde ich ſo weit kommen, mit der Welt, die Gott ſo ſchön gebaut hat, und mit mir ſelbſt, den er ſo reichlich begabt hat, zufrieden zu ſeyn; ſo würde ich meine Ideen und Begierden ruhiger, gleichförmiger zu ihrem Ziele fortfließen ſehen. O, liebſter Freund, dieſe Zeit, dieſe glücklichen Umſtände werden kommen: wir werden noch dereinſt gut und glücklich ſeyn.

34.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 26. Jul. 1774.

Noch habe ich keinen Sommer trauriger zugebracht, als den gegenwärtigen. Dieß iſt die Urſache, warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben und überhaupt ſo wenig, oder vielmehr, wenn ich die unabläßigſten Amtsgeſchäfte ausnehme, nichts gethan habe. Meine Frau, die ſonſt einer ſo ſtarken Geſundheit genoß, iſt ſeit ungefähr drey Monaten immer ſehr kränklich und hat ſo mancherley Beſchwerden, daß ich ſchon mehr als einmahl befürchten mußte, ſie zu verlieren, und noch jetzt kann ich mich dieſer Furcht nicht immer entſchlagen. Sie liegt zwar nicht zu Bette, geht auch zuweilen mit mir ſpazieren, und wir ſind ſehr froh, daß man hier ihre Krankheit für ziemlich unbedeutend hält, weil uns dieſes des beſchwerlichen Nachfragens und Beſuchens, wobey doch meiſtens ſo wenig wahre Freundſchaft iſt, größtentheils überhebt. Ich bitte Sie auch deßwegen, Ihren hieſigen Freunden von dieſer ganzen Sache nichts zu ſchreiben. Wir müſſen und wollen nun einmahl unſre Laſt ſtillſchweigend tragen, und uns dabey in der Geduld und Standhaftigkeit zu üben ſuchen. Freylich habe ich bey dieſer Gelegenheit eine unangenehme, mich erniedrigende Erfahrung angeſtellt. Ich habe weit weniger Muth und Stärke des Geiſtes, als ich mir zugetrauet hatte, und bin viel empfindlicher und weichherziger, als ich ehemahls zu ſeyn glaubte, — ein Umſtand, der mich ſchon manchen Tag und noch mehr Stunden in der größten Verlegenheit und Angſt hat zubringen laſſen, und der mich auf das tiefſte beſchämen würde, wenn nicht ein gar beſonderer Zuſammenfluß vieler äußern Dinge ſolches beynahe unvermeidlich machte. — Auf der andern Seite haben mir auch manche eben ſo rührenden als angenehmen Erfahrungen von unſrer gegenſeitigen Freundſchaft und Liebe gehabt. Aber auch ſolche Auftritte ſtärken den Hang des Geiſtes zur Bekümmerniß und zur Traurigkeit. Inzwiſchen hoffe ich zu Gott, daß es nach und nach beſſer gehen, und das Ende von Allem gut ſeyn werde. Der Gedanke von der göttlichen Aufſicht über Alles und die Hoffnung der Unſterblichkeit hat mir in den gegenwärtigen Umſtänden ſchon viel wahren Troſt verſchafft, und ich erfahre jetzt recht lebhaft, wie ſehr die Menſchen zu beklagen ſeyn würden, wenn ſie dieſe Troſtgründe nicht hätten.

Nun muß ich Ihnen noch etwas von einigen Fremden ſagen, die ich ſeit einigen Wochen habe kennen lernen. Unſer Freund Weiße wird Sie wohl von dem Herrn Profeſſor Ramler mehr als einmahl unterhalten haben. Ich habe ihn oft, aber nur ſelten allein, geſprochen. Inzwiſchen habe ich doch Gelegenheit genug gehabt, ihn als einen rechtſchaffenen, moraliſch guten Mann kennen zu lernen. Und nun gilt auch der Dichter Ramler bey mir noch einmahl ſo viel, als vorher. Er denkt und handelt wirklich als ein praktiſcher Philoſoph, der den Werth der äußern Dinge richtig zu ſchätzen weiß, und bey allen ſeinen Dichtergaben die Rechte der Vernunft ungekränkt läßt, und den Fortgang des vernünftigen Denkens mit Vergnügen bemerkt, ob er ſich gleich gewiſſer Maßen ſcheuet, in tiefſinnige Unterſuchungen über die Gründe der Dinge und insbeſondere über die Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften einzugehen, weil er glaubt, daß ſolche Unterſuchungen das Feuer des Dichters ſchwächen und nach und nach auslöſchen.

Herr Gleim hat uns auch beſucht, aber nur auf eine kurze Zeit. Bey Herrn Weiße habe ich einen ganzen Abend mit ihm zugebracht. Er ſprach aber ſehr wenig und ſchien überhaupt nicht recht zufrieden zu ſeyn, vielleicht, weil ſich ein anderer Dichter in der Geſellſchaft befand, den er da nicht erwartete.

An einem gewiſſen Pater Vogt oder Voigt aus Prag, einem Piariſten, habe ich einen recht würdigen katholiſchen Geiſtlichen gefunden. Er hat mich zwey Mahl beſucht, und wir haben einander recht herzlich liebgewonnen. Er iſt von allem Sekteneifer und Parteygeiſt frey, will allen Menſchen wohl, liebt alle weiſen, guten Menſchen als ſeine Brüder, und iſt höchſt verträglich, ohne ein Verächter der Religion, oder auch nur kaltſinnig gegen die Religion zu ſeyn. Mit ihm würde ich der Meſſe beywohnen, und er würde mit mir das Abendmahl halten. Er iſt dabey ein gelehrter Mann, insbeſondere ein Liebhaber und Kenner der Münzwiſſenſchaft, und reiſet jetzt auf Unkoſten einiger Privatperſonen in den Böhmiſchen Städten und Klöſtern herum, um Materialien zu einer Gelehrtengeſchichte von Böhmen zu ſammeln. In Halle hat er auch den D. Semler beſucht, und eine ſehr gute Meinung von ihm bekommen.

Ein junger Profeſſor Koppe, aus Danzig, der ehemahls hier und in Göttingen ſtudiert hat, iſt als Profeſſor der Griechiſchen Sprache nach Mietau gegangen. Ich glaube, daß er dieſe Stelle mit vielem Nutzen bekleiden und das Publikum mit der Zeit mit manchen guten Schriften beſchenken wird. Er verbindet, gleich ſeinem Lehrer und Freunde, dem Hofrath Heyne in Göttingen, Gelehrſamkeit und guten Geſchmack mit einander. Er hat dabey ein ſehr gutes, freundſchaftliches, ſich gern mittheilendes Herz, und ſcheint von allem Eigendünkel frey zu ſeyn. Er hatte ſich erſt dem geiſtlichen Stande gewidmet; nun hat ihn die Beſorgniß, daß er die ſymboliſchen Bücher nicht mit gutem Gewiſſen unterſchreiben könne, davon abgeſchreckt. So verliert dieſer ſo nothwendige und gemeinnützige Stand immer die beſten Köpfe, weil es dieſen am ſchwerſten fällt, ſich unter das Joch menſchlicher Satzungen zu beugen.

Baſedow befindet ſich gegenwärtig in Frankfurt am Mayn, wohin ihn Lavater beſtellt hat, und wohin vielleicht auch Herder kommen wird. Baſedows Zuſchrift ſeines Vermächtniſſes an Lavatern hat dieſe Zuſammenkunft veranlaßt. Sie wollen da über Religionsſachen mit einander conferiren. Den Ausgang und die Folgen dieſer Conferenzen werden Sie leicht vorherſehen. Sie werden zwar als gute Freunde von einander ſcheiden, aber ein jeder wird vermuthlich ſein Syſtem unverändert beybehalten. Sonderbar genug iſt es, daß dieſe Conferenzen in Göthens Hauſe, wo Lavater wohnt, angeſtellt werden.

Für Ihre Beurtheilung meiner Predigt danke ich Ihnen recht ſehr. Was Sie daran tadeln, ſind wirkliche Fehler, die ich auch für Fehler erkenne, aber für Fehler, die ein Mann von meinen eingeſchränkten Kräften nicht immer, vielleicht nur ſelten, vermeiden kann. Hätte ich vor funfzehn und mehr Jahren einen ſolchen Kunſtrichter zum Freunde gehabt, als Sie ſind, ſo würde ich gewiß dieſe Fehler ſeltener begehen. Inzwiſchen iſt es niemahls zu ſpät, ſich zu beſſern, und das will ich, wo mir Gott Leben und Kräfte ſchenket, mit allem Fleiße thun.

35.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 30. Jul. 1774.

Früh, bald nach ſechs Uhr, an einem ſehr ſchönen heitern Morgen, in einem kleinen aber doch angenehmen Stadtgarten ſitze ich jetzt, und denke an meinen Freund und an ſeine liebe kranke Frau. Möchte ich Sie doch jetzo gerade ſo ſehen, wie Sie beyde ſind, noch ſchlafend, wie ich denke, aber ſanft und ruhig: dann würde ich mich ganz ſtille vor ihre Alkove ſetzen, — und wenn dann eines von Ihnen ſich rührte: dann würde ein angenehmes, ſüßes Schaudern durch alle meine Adern laufen und die Furcht des Vergnügens würde mich überfallen. Sie werden wieder ruhig, — und ich mit. Endlich, ehe ich es vermuthe, treten Sie heraus. Wen finden Sie da wohl? — Die erſte Beſtürzung macht Sie blaß. Aber bald, denke ich, erhohlen Sie ſich wieder — Und dann — O warum müſſen dieſe erſten ſüßen Augenblicke des Wiederſehens ſo kurz ſeyn! — Auch die Freundſchaft kann uns nur immer auf eine kleine Zeit glücklich machen. Denn bald werden dieſe neuen plötzlichen Empfindungen der Freude von den alten immer währenden unſrer Noth und unſrer Schwachheit überwältigt. Wir wurden einige Minuten durch eine außerordentliche Kraft emporgehoben: wir ſinken durch unſre eigne Schwere wieder darnieder.

Aber nun Sie, liebſte, beſte Freundinn, die ich nun noch doppelt liebe, da ich Sie auch leiden ſehe, und die ich nun doppelt verehre, da Sie Ihrem braven Manne ſo theuer und ſo ſchätzbar ſind: wie wird für Sie dieſer Morgen ſeyn? Ich kenne Ihre Leiden nur halb; Ihr lieber Mann ſchreibt dunkel und abgebrochen davon; aber es muß doch ſehr ernſthaft ſeyn, weil es ihn ſo ſehr bekümmert. Erlauben Sie es doch Ihrem lieben Manne, daß er mir, ſeinem beßten vertrauteſten Freunde, noch deutlicher, noch umſtändlicher ſchreiben ſoll, was ihn drückt. Sagen Sie ihm, daß mir dieß noch lieber iſt, als alle Nachrichten von noch ſo intereſſanten Leuten und Büchern. Er ſchreibt von einem Zuſammenfluſſe äußerer Umſtände, die ihm den Kummer, die Aengſtlichkeit bey Ihrer Krankheit noch vergrößern. Von dieſen Umſtänden, von allem, was Sie nur angeht, wünſchte ich genau unterrichtet zu ſeyn. Es iſt eine wahre Uibung der Freundſchaft, wenn man ſich ſo ganz in die Situation ſeines Freundes hineinzuſetzen ſucht, oder wenn man ihn mit ſeiner eignen bekannt macht. Alle unſre Pflichten gegen Andre können nur alsdann recht aus Empfindung und aus Herzensgrunde ausgeübt werden, wenn wir uns wiſſen an ihre Stellen zu ſetzen, und in unſrer Einbildung das zu ſeyn, was ſie ſind. Am meiſten aber werden die Empfindungen der Freundſchaft dadurch recht genährt und aufgeweckt, wenn man in den ganzen Zuſtand des Andern eintritt. So viele verborgene Winkel noch darin ſind; ſo viele Lücken der Freundſchaft, ſo viele Hinderniſſe, zu der völligen Vereinigung und Ergießung der Herzen zu kommen, die das Weſen und das Glück der Liebe iſt.

Wenn ich nur nicht ſelbſt ſo elend und ſchwach wäre, daß ein Paar Seiten Geſchriebenes mich auf

Stunden und halbe Tage lang wieder zu allem unvermögend machte: ſo würde ich meinen Freunden, und am meiſten Ihnen, der erſte unter ihnen iſt, nichts weder von meinem Herzen, noch von meinem Zuſtande verborgen halten. Ich würde auch nicht befürchten, daß ich Ihnen Dinge erzählte, die Sie nicht intereſſirten. — O, was würde eine ſolche Correſpondenz, wenn ſie mir möglich wäre, für eine Erleichterung ſeyn! Ich würde mich auch ſehr oft anklagen müſſen; aber ich würde doch vielleicht Ihre Liebe und Ihre Achtung noch mehr gewinnen. Die innerſten Winkel meines Herzens ſind beſſer, als die äußere Oberfläche. Dieſe wird durch das lange und niemahls ſich decidirende Uibelbefinden bald zuſammengezogen und verhärtet; bald wird ſie auf eine übertriebene Art empfindlich. Alle Leidenſchaften reſidiren da; — und nur dunkel weiß ich, daß in dem Inwendigen doch ein Ort der Ruhe und der Heiterkeit ſey.

Sie, mein braver Freund, ſind wenigern Fehlern und Leidenſchaften unterworfen, als ich; — Ihre kränklichen Umſtände ſind von andrer Art. Wenn Sie auch ohnmächtig ſind, ſo ſind doch Ihre Nerven nicht ſo zitternd, ſo bey jedem Eindrucke zerrüttet, als die meinigen. Ich habe auch Stunden einer reinen bloßen Mattigkeit. Die gehören unter meine guten. Ich bin doch in meiner Gewalt, ob ich gleich nichts thun kann. Aber unwillkürliche unordentliche Bewegungen der Lebensgeiſter, die machen die verdrießlichſten, ängſtlichſten Stunden, in welchen ich die Menſchen und ſelbſt meine Freunde verlaſſen muß. Nur die vollkommne Einſamkeit und Stille kann nach und nach die aufgebrachten Fiebern wieder in Ruhe bringen. — Sie haben ſich für ſtandhafter und feſter gehalten. Ich mich auch. Aber bey dem zu befürchtenden Verluſt einer guten Frau, mit der man ſein Leben ſo lange und ſo glücklich geführt hat, bange zu werden, das zeigt noch kein ſchwaches, ſondern nur ein zärtliches Herz. Ich fürchte alſo, es ſey da noch etwas anders darunter, was Sie noch mehr für Pflicht halten, zu überwinden, als bloß dieſe Furcht. Nur die reine Liebe, die gar nicht aus Bedürfniß von unſerer Seite, ſondern nur aus Achtung gegen die Vollkommenheit entſteht, kann ohne dieſe Aengſtlichkeit ſeyn. Aber die Liebe zwiſchen Mann und Frau ſoll und kann keine ſolche ſeyn: beſonders bey einem kränklichen Manne, der in dem häuslichen Vergnügen ſeine größte Glückſeligkeit ſucht, und nicht Leibesſtärke genug hat, weder ſich ſehr und beſtändig zu zerſtreuen, noch ſich immer in ſich ſelbſt zu concentriren. Der Menſch muß ſich freylich der Independenz von allem Aeußern zu nähern ſuchen; aber er kann ſie mit Gewalt nicht erreichen; ſie iſt ein Werk Gottes, der uns nicht erlaubt, uns ſo ganz umzugießen. Ich habe das ſonſt wohl auch gedacht: aber man lernt endlich die Saiten niedriger ſtimmen. Und Zärtlichkeit und Liebe mit einem gewiſſen ängſtlichen Bedürfniß iſt beſſer, als eine Selbſtgenügſamkeit ohne Liebe.

Gott erhalte Sie beyde für einander, für mich und für viele gute Menſchen.

36.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 16. Sept. 1774.

Schon lange hätte ich Ihnen geſchrieben, wenn mich nicht immer die Hoffnung, Ihnen beſſere Nachrichten überſchreiben zu können, getäuſcht hätte. Aber noch ſind die Geſundheitsumſtände meiner lieben Frau faſt eben dieſelben, und dieß benimmt mir zuweilen die Zeit, noch öfter aber den Muth und die Luſt zu mancherley Nebengeſchäften, die ich ſonſt mit Vergnügen verrichtete. Sie hat zwar manche gute Tage und noch mehr gute Stunden, aber dann kommen wieder andere Tage und Stunden, und inſonderheit viele Nächte, die ſehr traurig für ſie, und alſo auch für mich ſind. — Wenn ich über Mangel der Stärke bey dieſen Umſtänden klage, beſter Freund, ſo mache ich mir keine Vorwürfe darüber, daß ich ein zärtliches Herz habe, daß ich meine Frau nicht ohne das innigſte Mitleiden leiden ſehen kann, und vor der Gefahr, ſie zu verlieren, erſchrecke. Alle dieſe Empfindungen ſind zu menſchlich, und zur Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft zu unentbehrlich, als daß ich mich derſelben ſchämen ſollte. Auch verlange ich mich nicht, von Allem, was außer mir iſt, unabhängig zu machen. Dieß erlaubt unſre Schwachheit und die ganze Einrichtung unſers gegenwärtigen Zuſtandes nicht; und dann iſt es auch ſchlechterdings unmöglich, von Perſonen, mit denen man ſo genau verbunden iſt, ſich unabhängig zu machen. Aber darin finde ich mich ſchwächer, als ich geglaubt habe, daß ich meine Empfindungen auch alsdann nicht zu bezwingen und zu mäßigen weiß, wenn es Pflicht und Liebe von mir forderten; daß ich weine, anſtatt zu tröſten; daß ich ſelbſt traurig und niedergeſchlagen bin, wenn ich mit dem Traurigen und Niedergeſchlagenen Heiterkeit und Muth einflößen ſollte; daß ich zuweilen ſelbſt ungeduldig und noch öfter zu meiner Arbeit und zur Erfüllung anderer Pflichten des Lebens verdroſſen werde. Dieß iſt unſtreitig wahre Schwachheit, die freylich zum Theil ihren Grund in meinem Körper, zum Theil aber auch in meiner fehlerhaften Denkungsart hat. Doch eben dieſe Fehler ſollen wir bey ſolchen Gelegenheiten ablegen lernen, und durch ſolche Uibungen ſollen wir uns die Stärke des Geiſtes, die uns mangelt, zu erwerben ſuchen.

Hier kam unſer Freund Weiße, den ich ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte, und brachte mir Ihren Brief. Wie gütig ſind Sie, daß Sie mir ſo mit Freundſchaft zuvorkommen? Ich danke Ihnen recht ſehr dafür. Nein, keine Zeit kann Ihr Andenken, das Andenken meines beſten, liebſten Freundes in meinem Herzen auslöſchen. Ich ſtelle Sie mir immer lebhaft vor, aber freylich mehr nach den Umſtänden und Verhältniſſen, in welchen ich Sie hier und zuletzt noch in Carlsbad geſehen habe, als nach denjenigen, in welchen Sie ſich jetzt befinden mögen. Doch ſehr oft ſtelle ich Sie mir auch, von allen Umſtänden entblößt, bloß als ein ſo und ſo denkendes, empfindendes, handelndes Weſen vor, das mich kennet und liebet, und mit dem ich gerne, wo nicht in dieſer, doch in einer beſſern Welt mich Schritt für Schritt der Vollkommenheit nähern möchte.

Haben uns ehemahls gemeinſchaftliche Freuden verbunden, ſo verbinden uns nun auch gemeinſchaftliche Leiden. Beydes muß, im Ganzen genommen, gut und heilſam ſeyn, weil es die Vorſehung ſo ordnet. Ihr Wille geſchehe!

37.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 18. Sept. 1774.

Ich habe heute und geſtern ſchon viele Briefe geſchrieben, und Ihren verſparte ich mir bis zuletzt, weil ich recht mit freyem Herzen und ſo, wie es meiner Natur am meiſten gemäß iſt, das heißt, ernſthaft ſchreiben wollte. Aber da iſt es nun heute ſo froſtig, ſo kalt, meine Hände und Füße ſind ſo erſtarrt, daß ernſthafte, zuſammenhängende Vorſtellungen in meiner Seele nicht Platz haben; ich kann nur ſo von einer kleinen Idee zur andern hüpfen; und bey jeder Zeile denke ich immer wieder: o wie kalt!-

Nein, in meiner heutigen Leibes- und Gemüths-Verfaſſung darf und will ich nicht an meinen beßten Freund ſchreiben. Ich muß ganz mit meinen Gedanken bey ihm ſeyn können.

Iſt Baſedow ſchon von Lavater zurück; — was iſt der Erfolg ihrer Conferenz geweſen? und wird die Welt etwas davon erfahren? Das Vermächtniß des Baſedow enthält wirklich viel Gutes. Es iſt immer ein Kern der beßten Ideen unſrer Philoſophie und Moral. Sein Vorſchlag zu einem Gottesdienſte, der bloß auf die natürliche Religion gebaut wäre, iſt vielleicht jetzt noch eine Chimäre; aber an und für ſich weder thöricht, noch verwerflich. In unſerm Gottesdienſte werden wirklich dieſe Wahrheiten, die aller Religion und Tugend zum Grunde liegen, zu ſehr unter den beſondern Lehren der Kirche verſteckt. Die Moral unſrer Prediger iſt noch nicht vom Himmel herabgeſtiegen und unter die Menſchen gekommen. Sie und einige andere braven Männer haben es verſucht, ſie darunter zu verſetzen. Aber Vorurtheil und noch mehr Trägheit und Mangel der Einſichten verhindern die Ausbreitung dieſer Lehrart.

Ich überſetze Plato's Apologie. Sie iſt und bleibt ein ſchönes Stück. Das heißt, es redet darin ein Geiſt, der ſelbſt empfindet, und das treuherzig herausſagt, was er empfunden hat.

38.

Breslau, den 17. Nov. 1774.

Heute habe ich das erſte Mahl wieder, nach zwey oder mehr Jahren, bey einer rührenden Geſchichte geweint. Iſt mein durch die Hypochondrie verſteinertes, erkältetes Herz wieder etwas weicher und wärmer geworden? Wie ſehr wollte ich Gott dafür danken! Oder iſt die Begebenheit nur die rührendſte, die ich ſeit ſo langer Zeit geleſen habe? Ich habe die Leiden des jungen Werther geleſen. Wenn es der junge Jeruſalem ſeyn ſoll, und alles das, (wie es mir auch aus innern Kennzeichen zu ſeyn dünkt,) Wahrheit iſt; ſo hat die Welt an dieſem jungen Manne eines der größten und der vortrefflichſten Herzen verloren, die je zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Welche Fülle von Ideen in ſeinen Betrachtungen über die Natur und die Menſchheit! Zwar ſind ſie alle etwas ſchwermüthig: aber wie iſt es auch möglich für den tiefdringenden Geiſt, der ſeine Empfindungen aus dem Weſen der Dinge ſelbſt herausholen will; wie iſt es für den anders möglich, als oft in finſtre Vorſtellungen zu verfallen, da er in dieſen Tiefen der Dinge alles ſo unbekannt, ſo unbegreiflich, und ſich ſo eingeſchränkt und ſo unwiſſend findet. Und doch ſind dieß zugleich die Gedanken, die auch mich auf dem nicht ſehr angenehmen Pfade meines Lebens am meiſten unterhalten, aufrichten und ſtärken. — Dieſer edle und verſtändige Geiſt war ein eifriger Gottes-Verehrer. Das macht mir ihn auch bey ſeiner letzten Ausſchweifung ehrwürdig. — Seine Liebe gegen Lotte hat mich angeſteckt; ſo wie ehedem des St. Preux ſeine. Ich gäbe viel, viel darum, wenn ich wüßte, wer und wo ſie wäre, und wenn ich auf irgend einem Wege mich ihr nähern, und auch etwas von der Vollkommenheit erblicken könnte, die auf ein ſolches Herz einen ſo erſtaunlichen Eindruck hat machen können. Zwar iſt ganz gewiß ſehr viel Sinnlichkeit dabey. Sein Herz ſchlug vom heißeſten Blute, und das meinige zittert nur ſo ängſtlich, ohne Feuer, ohne andre Begierden, als die auf meine gegenwärtige Erhaltung und Beſſerung abzielen. Alſo würde ich gewiß mit meinen Augen in Lotten das nicht ſehen, was er ſah. — Aber wenn doch mein Geiſt bis zu dem ihrigen reichte, ſo müßte er doch da noch viel Gutes und Vortreffliches finden, was ſich auch ohne Sinne genießen und lieben läßt. Ich wollte, es wäre möglich geweſen, die ganze Geſchichte mit Nahmen und allem der Welt bekannt zu machen. Leſen Sie es doch auch, liebſter Freund, und ich hoffe, Ihre Empfindungen werden den meinigen antworten.

Sie ſchreiben mir nicht; Sie lieben mich auch wohl nicht mehr ſo ſehr. — Aber, nein, das werde ich bey Ihnen am wenigſten denken, wenn Sie mir auch gar nicht mehr ſchrieben. Ich weiß, daß Sie mich lieb hatten, weil Sie etwas Gutes in mir fanden. Das bleibt noch: alſo bleibt auch Ihre Freundſchaft. Unterdeſſen iſt es wahr, daß ich gerne öfter Nachrichten von Ihnen hätte, von Ihrer lieben Frau insbeſondre, weil dieſe krank war. Ich habe einen Einfall, oder vielmehr unter den vielen, die ich habe, will ich einen ſagen. Geben Sie noch einen Band Ihrer Predigten heraus. Schicken Sie mir zu dem Ende einen ganzen Haufen, und ich will darunter wählen. Das beſchäftigt mich denn mit Ihnen und gibt Anlaß zu Briefen.

Ein andrer Einfall: Wenn ich mich etwas wohl fühle, will ich Berge heben, — und wenn ich einen Maulwurfhaufen wegzuräumen anfange, ſo kann ich nicht. Der Berg, den ich zuerſt heben möchte, iſt folgender. In faſt allen neuen Franzöſiſchen ſonſt guten Büchern herrſcht der Atheismus. Selbſt die Entretiens d'Emilie ſind aus dieſer Schule. Sie reden von der Natur mit Empfindung, Wohlgefallen und Dankbarkeit; und ſchämen ſich, Gott zu nennen. Sie predigen Moral, und ſchmähen gegen die Religion. Ihr Anſehen, ihr übriger Verſtand, ihre moraliſchen Grundſätze nehmen für dieſes troſtloſe Syſtem ein.

Ich wünſchte alſo, etwas für mich und für Menſchen meiner Art zu ſchreiben, welches meinen Wunſch, daß ein Gott wäre, in den Augen meines Verſtandes am meiſten rechtfertigte. Ich wünſchte all das Für und Wider, was ſo oft in meinem Kopfe herumgegangen iſt, vollſtändig zu entwickeln, unparteyiſch gegen einander zu halten und dann für mich zu wählen, — nicht, als wenn durch dieſe oder irgend eine Schrift meine Uiberzeugung ganz unwandelbar, oder ſo anſchauend werden würde, als ich es wünſchte. Nein, ſo wird ſie nimmer, nimmermehr in dieſem Leben, das ſehe ich voraus. So lange wir dieſes Weſen nicht ſehen, nicht empfinden; ſo lange es nicht mit uns redet; ſo lange wir bloß aus den uns ſinnlich bekannten engen eingeſchränkten Theilen der Natur auf die ganze Natur, und von dieſer auf ihren Urheber ſchließen ſollen: ſo lange werden, glaube ich, alle, die nicht durch Glauben, ſondern durch Erkenntniß überzeugt ſeyn wollen, zuweilen an der Wirklichkeit dieſes Troſtes und dieſer Hoffnung zweifeln. — Aber indem ich über dieſen Gegenſtand denke oder ſchreibe, ſo werde ich glücklicher ſeyn; ich werde vielleicht auch noch manchen, während des Leſens meines Buchs, glücklicher machen. Der Eindruck wird dann freylich bey mir und meinem Leſer wieder verlöſchen. Aber es wird doch nicht ganz das Alte ſeyn. Wenn dieſe Vorſtellungen unkräftig geworden ſind, werden ſich aus denſelben vielleicht in die Stelle wieder andre erzeugen, und unſre Lebenszeit wird doch ſo damit hingehen, daß wir immer Gott aus dem Geſichte verloren, und daß wir ihn wiedergefunden haben. Wir werden uns doch ſo damit hinhelfen, bis ein helleres Licht uns irgend woher aufgeht.

Aber, wie wollte ich ſo einer Arbeit jetzt gewachſen ſeyn, da mir ſelbſt über dieſem Briefe etliche Mahle angſt und bange geworden iſt. Dazu gehört, daß ich lange in einem Stücke fortdenken könnte. Allemahl, wenn man zu irgend einer Unterſuchung ausgeht, iſt man wie in ſeinen vier Wänden eingeſchloſſen: man ſieht nichts, man hört nichts. Lange ſucht man herum, ehe man irgend eine Oeffnung ins freye Feld findet, wo man nur vor ſich ſehen kann. Aber da iſt deßwegen noch keine Straße, noch kein gebahnter Weg. Deßwegen kriechen eben die meiſten, die das verſuchen, wenn ſie die Schwierigkeiten ſehen, in ihr Häuschen zurück. Wer aber Athem hat auszuhalten, und lange fortgehen kann, der ſieht immer bey jedem gemachten Schritte Platz zu mehrern; und endlich kömmt er gewiß bis auf eine Anhöhe, von wo er das ganze Land überſehen kann. O glückſelige Menſchen, die ihr ſo Tage lang in eure Meditationen vertieft ſeyn, und euch und alles andre ſo lange vergeſſen könnt! Ihr allein ſeyd die Glückſeligen und Auserwählten der Erde; ihr allein ſeyd zu Erfindern und Lehrern der Menſchen beſtimmt. Ja, liebſter Freund, wenn ich ſo bey meinen kurzen Ausflügen irgend eine lichtvolle Idee erblicke, und dann vor Freude und Begierde darüber mein Herz ſtärker ſchlägt: gleich folgt darauf eine Ermattung; meine Füße und Hände werden kalt, mein

Kopf trocken; es iſt aus, und ich muß geſchwind wieder mich in mich concentriren, um dem Körper Zeit zu geben, das Bißchen aufgewandten Lebensſaft wieder zu ſammeln. Was kann dabey herauskommen? Nichts.

Wenn ich dann mein Unvermögen zum eignen Denken fühle: ſo komme ich aufs Uiberſetzen. Ich wollte das beſte, was ich aus dem Alterthume über dieſe Materie weiß, ein Geſpräch aus dem Xenophon, ein Stück im Plato, ich weiß nicht wo, und Cicero's zweytes Buch de natura Deorum zuſammen überſetzen; und dann das Meinige hinzufügen. Aber was werde ich nach dieſen Männern wohl noch ſagen können? Wenig: denn die Materie an und für ſich iſt lange erſchöpft. Die nähmlichen Gründe bleiben; nur die Art ſie zu concipiren ändert ſich mit den Menſchen. Im Xenophon kömmt ein Grund vor, der in unſern neuern Beweiſen weggelaſſen worden iſt, weil er ſchwach ſchien, und der auf mich ehedem Eindruck gemacht hat. — Siehe, ſagt er, alles, was in und an dir iſt, iſt nur ein kleines Stückchen von einer Sache, die in der Natur im Großen da iſt; die Erde, das Waſſer, das Oehl, die Salze, die deinen Körper componiren, ſind aus den großen Maſſen eben dieſer Art, welche die ganze Welt ausmachen, genommen; und das nun, was denkt, das ſollteſt du, kleines Geſchöpf, ſo ganz allein erhaſcht haben, daß außer dir in der Natur im Großen nichts ähnliches vorhanden wäre?

Mein Hang wäre fortzuſchreiben, meine Pflicht iſt aufzuhören, und auch dieſes Plätzchen nicht zu einem neuen Einfall, ſondern zu den aufrichtigen gut gemeinten Grüßen meiner Mutter, Couſine und meines Onkels an Sie und Ihre liebſte Frau anzuwenden.

39.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 23. Nov. 1774.

Vor allen Dingen wünſche ich Ihnen zu Ihrer Beſſerung Glück. — Legen Sie ja bey dem Leſen dieſes Wunſches den Brief nicht aus den Händen, weil Sie etwa in dem Augenblicke kein lebhaftes Gefühl Ihrer wieder erlangten Kräfte haben. Denn wenn ich alle Nachrichten, die wir hier ſeit einiger Zeit von Ihnen und Ihrer Frau Mutter erhalten haben, zuſammennehme, ſo müſſen Sie ſich jetzt wirklich beſſer befinden, als Sie ſich ſeit langer Zeit befunden haben. Und das freut mich und meine Frau und alle Ihre Freunde von ganzem Herzen. Möchte doch Ihre Beſſerung mit ſchnellen Schritten fortgehen! Ich hoffe dieſes um ſo viel zuverſichtlicher, liebſter Freund, da mich dünkt, daß Sie mehr Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangt und es ſo weit gebracht haben, daß Sie aufhören können, ſich mit Denken zu beſchäftigen, ehe Ihre Kräfte erſchöpft ſind. Fahren Sie ja fort, dieſer Regel der Klugheit zu folgen. Ihrer Beobachtung hat Moſes Mendelsſohn vornehmlich ſeine Erhaltung und ſeinen beſſern Geſundheitszuſtand zu danken. Die Aerzte ſagen: man ſoll zu eſſen aufhören, ehe man alle Eßluſt verloren habe.

Daß ich Ihnen nicht öfter ſchreibe, davon weiß ich mir ſelbſt die Urſachen nicht allemahl recht zu erklären. Daß mich die Begierde, etwas zu Ihrem Vergnügen beyzutragen, niemahls verläßt, ob ſie gleich nicht immer dieſelbe Stärke hat; daß ich Sie ſtets herzlich liebe, und daß ich darüber erſchrecken würde, wenn ich merkte, daß ich Sie weniger liebte, weil ich dieſes für ein Zeichen halten müßte, daß ich ſelbſt weniger gut wäre: das ſind alles Dinge, deren Wahrheit ich lebhaft fühle. Daß ich aber nun dieſen Empfindungen nicht immer gemäß handle, oder zu handeln ſcheine, daran ſind tauſend kleine Urſachen in mir und außer mir Schuld, die einzeln betrachtet, ſehr geringe, aber in ihrer Verbindung ſehr wirkſam ſind.

Ich ſoll noch einen Band von meinen Predigten herausgeben? Sie halten mich alſo für viel reicher und ſtärker, als ich wirklich bin. Freylich könnte ich einen, auch wohl zwey Bände von Predigten drucken laſſen, die vielleicht beſſer wären, als die vorhergehenden. Aber ich muß mit meinem kleinen Vermögen wirthſchaftlich umgehen. Ich darf es nicht wegſchenken, weil ich es vielleicht noch ſelbſt brauchen werde.

Die Leiden des jungen Werthers habe ich noch nicht geleſen. Aber nach dem, was ich von dem Inhalte dieſes Buches gehört habe, kann das Leſen deſſelben manchen guten, ehrlichen Hypochondriſten gefährlich werden. Noch bin ich nicht hypochondriſch genung, um mich vor dieſer Gefahr zu fürchten. Es ſoll alſo meine erſte Lektüre ſeyn, und ich freue mich zum voraus darauf, eben das dabey zu empfinden, was Sie dabey empfunden haben.

Wichtigeres könnten Sie gewiß nichts vornehmen, beſter Freund, als Ihre Gedanken über die Exiſtenz Gottes aufzuſchreiben und in Ordnung zu bringen; und wie ſehr wünſche ich nicht, daß Sie die nöthigen Kräfte dazu haben und behalten, und immer mehrere bekommen mögen! Aber ſtrengen Sie dieſelben ja nicht an, ich bitte Sie darum. Warten Sie lieber auf glücklichere Zeiten, oder werfen Sie Ihre Gedanken nur ganz roh und unausgebildet aufs Papier, und machen Sie es ſich zum Geſetze, ſich ſelbſt in dieſer Beſchäftigung recht oft zu unterbrechen, ſo ſehr auch Ihre Arbeit darunter leiden mag. Was halten Sie denn von den Conversations d'Emilie? Ich habe mich bereden laſſen, ſie zu überſetzen, möchte aber nicht als der Uiberſetzer bekannt ſeyn. Freylich ſieht man auch dieſem Buche an, aus welcher Schule es kömmt. Inzwiſchen habe ich mir ohne es zu ſagen, in der Uiberſetzung die Freyheit genommen, einige kleine Aenderungen zu machen, und den Schöpfer an die Stelle der Natur zu ſetzen. In den angehängten Maximen habe ich es ſogleich gethan, in ein Paar andern Stellen werde ich es, ob ſie gleich ſchon abgedruckt ſind, noch thun, weil Sie mich durch Ihren Brief noch aufmerkſamer darauf gemacht haben.

Es ſind gegenwärtig fünf junge Berner hier, drey Geiſtliche und zwey Weltliche. Ich kenne vier davon, und muß ihnen allen den Ruhm verſtändiger, redlicher, hoffnungsvoller Jünglinge beylegen. Inſonderheit verſprechen Stapfer und Ith, die beyde ſchon ordinirt ſind, viel; und bedauern es ſehr, daß ſie den Herrn Profeſſor Garve nicht in Leipzig gefunden haben. Auch in Bern fängt es an helle zu werden. Unter den jungen Leuten, inſonderheit vom geiſtlichen Stande, ſoll ſich viel Liebe zur Wahrheit und Freyheit zeigen, und der Geiſt der Unterſuchung ziemlich allgemein werden. — Meine Frau läßt Sie bey dieſer Gelegenheit fragen, was Sie denn für einen Kobold oder Spiritum familiarem haben, der Ihnen Alles, was hier vorgeht, ſogleich berichtet, ſogar, wenn ein Fremder hier predigt? —

40.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 18. Jan. 1775.

Daß mir Ihr Brief eine große Freude gemacht haben muß, das wiſſen Sie ſchon. Aber daß Sie ſich ſo darauf einzurichten ſcheinen, mir ſelten zu ſchreiben, das freut mich nicht. Ich wünſchte gerne der Sache abzuhelfen, ohne Ihnen Beſchwerde zu machen. Mich dünkt, das, was Ihnen und mir oft das Schreiben, es mögen Predigten, Abhandlungen oder Briefe ſeyn, beſchwerlich gemacht hat, (unſre körperliche Schwachheit ausgenommen) liegt darin, daß wir gleich von allgemeinen und doch intereſſanten Dingen ſchreiben wollen, und das Einzelne, Beſondere, Alltägliche, was wir geſtern oder ehegeſtern erlebt und erfahren haben, verachten. Wenn man ſich ſo ſehr mit ſeiner eignen Geſchichte in ſeinen Gedanken beſchäftigte; ſo würde man darin viel Stoff zum Nachdenken, zur Unterhaltung für Freunde und auch zu allgemeinen Schlüſſen finden. — Ich, weil ich, in den verfloßnen zwey Jahren, verhältnißmäßig ſo wenig geleſen, ſtudirt, oder auch gethan und geredet habe, habe mehr auf den alltäglichen Lauf der Dinge und der Menſchen um mich herum Achtung gegeben. Und ob ich gleich die meiſten der kleinen Vorfälle, aus denen dieſer mein Lebenslauf beſteht, zu der Zeit, als ſie da waren, größtentheils gleichgültig und ohne Geſchmack, oft widrig und unangenehm, ſelten intereſſant und für Geiſt oder Herz einnehmend gefunden habe: ſo haben ſie mir doch, wenn ſie vorbey geweſen, für das Nachdenken und die Vergleichung einen ganz angenehmen Stoff verſchafft. Ich habe in der Stille mein heute verfloßnes Leben mit dem Leben der Menſchen vor tauſend oder zwey tauſend Jahren verglichen; ich habe Rom, Paris, Leipzig mit Breslau, und mich bald mit Königen und Kaiſern, bald mit großen Gelehrten, bald mit Leuten meiner eignen Sphäre, bald mit geringern verglichen. Dabey iſt mir denn bald ein Zug aus der Geſchichte, oder aus den Zeitungen, bald eine Stelle aus einem Briefe meiner Freunde, bald ein oder der andre Tag meiner verfloßnen Jahre eingefallen; und ſo hat es mir geſchienen, daß ich in dieſen Augenblicken, aus meinen nichtswürdigen Begebenheiten, die in keiner Lebensgeſchichte Parade machen würden, die Welt, die Menſchen, das Alterthum und fremde Länder beſſer habe kennen lernen, als wenn ich, ohne Rückſicht auf mich, mehr Umſtändliches und Gründliches davon geleſen hätte. Von dieſen Wanderungen bin ich dann wieder zurück auf mich ſelbſt gekommen, habe darüber nachgedacht, in wie weit bey jedem Menſchen dieſe Baſis aller wahren Erkenntniß, die Sinne, die Empfindung, und die Dinge und Vorfälle, welche er mit Augen ſieht, und mit ſeinen Händen mitmacht und veranſtaltet: wie, ſage ich, dieſe beſſer von Jugend auf genützt werden könnten; wie die Wiſſenſchaften, beſonders die hiſtoriſchen und philoſophiſchen, alle auf dieſen Grund errichtet, oder immer auf denſelben zurückgeführt werden könnten; mit einem Worte: ſo hat mich oft eine mittelmäſſige Geſellſchaft, ein langweilig zugebrachter Abend für den andern Tag mit Materie manches angenehmen Gedankens und mancher Empfindung verſorgt. Und wenn ich bey dem wirklichen Genuſſe, mit den Menſchen die nicht intereſſanter ſind, mit mir, der ich ſo ſtumpf und träge bin, um Andre zu unterhalten, und mit meinem ganzen Leben unzufrieden war, das mir ſchien aus lauter verdrießlichen oder langweiligen Augenblicken zuſammengeſetzt zu ſeyn: ſo verſöhnte ich mich in meiner Einſamkeit wieder ein wenig mit allen dieſen, und fand, daß für einen geſunden und dabey denkenden Menſchen, der nicht durch die Gegenwart der Objekte gleichſam betäubt wird, und erſt hintendrein über ſie nachdenkt, ſondern der ſie, wenn ſie gegenwärtig ſind, ruhig betrachten kann, indem er ſelbſt zugleich ſich durch Reden und Handlungen thätig zeigt: daß, ſage ich, für dieſen das Leben, auch ſelbſt das frivole Leben, das ich führe, angenehm, erbaulich, und zur Sättigung des Geiſtes für jetzt hinlänglich ſeyn kann. Ich habe weiter gefunden, daß Veränderung des Orts, des Standes und der übrigen äuſſern Umſtände, wenn dabey im Menſchen ſelbſt, in ſeinem Körper oder in ſeinen Fähigkeiten, oder in ſeinem Empfindungs-Vermögen nichts geändert wird, nur wenig die Quantität des wirklichen Vergnügens in dem Genuſſe des Lebens vermehren oder vermindern könne. So habe ich alsdann eingeſehen, daß der Stolz der Einen und das Klagen der Andern, (wenn beyde über Schmerzen und Bedürfniſſe hinweg, beyde gleich fähig und activ, nur ungleich an äußern Vortheilen ſind,) — gleich ungerecht waren. Aber die Summe meiner eignen Glückſeligkeit hat mir doch auch alsdann wirklich kleiner geſchienen, als es der Natur des Menſchen angemeſſen iſt. Nicht die Dinge, ſondern ich ſelbſt fehle mir. Hier kömmt wieder mein gewöhnlicher Refrain. Aber ich will geſchwind wieder auf etwas anderes kommen.

Der Anfang dieſes Briefes, ſo weit er groß und hübſch geſchrieben iſt, iſt gleich nach Empfang Ihres Briefes, alſo vor langer Zeit, geſchrieben. Ich weiß jetzt genau, was ich damahls wollte. Ich war wenig Tage vorher in einer Geſellſchaft geweſen, die wollte ich Ihnen beſchreiben. Dann wollte ich Sie bitten, mir auch ſo einen von Ihren Tagen, einen einſamen oder einen geſellſchaftlichen, bloß hiſtoriſch zu erzählen.

Wirklich, liebſter Freund, die Herzensgeſpräche, die im Umgange und in Briefen allein das Vorrecht und die Glückſeligkeit wahrer und vertrauter Freunde ausmachen, werden nach und nach ganz unmöglich, wenn man ſich ſo ſehr ſelten ſieht oder ſchreibt. Und was iſt das traurig, nicht zu wiſſen, was man an einen Menſchen ſchreiben ſoll, den man innig liebt? Denn das noch traurigere, zu fühlen, daß eine ehemahls warme Liebe in unſerm Herzen etwas lauer geworden iſt; daß eine ehemahls ſtark gerührte Saite unſers Herzens jetzt nur ſchwach zittert: dieſes kann und wird bey uns nicht vorfallen.

41.

Breslau, den 5. Febr. 1775.

Nein, es thut mir doch recht weh, daß dir Zollikofer gar nicht mehr ſchreibt, ſagte vorgeſtern Abends meine Mutter, da ſie mir zwey Briefe von Herrn Weiße und Profeſſor Morus übergab.

Wenn in unſrer Seele der Zunder zu einer Empfindung liegt, ſo kann derſelbe lange Zeit ruhen und ſchlafen, ohne daß man gewahr wird, daß er da ſey. Aber das erſte Fünkchen eines fremden gleichmäßigen Gefühls darf nur darauf fallen, ſo fängt gleich alles Feuer. Ich war bey Ihrem Stillſchweigen bisher noch ganz ruhig geweſen, und hatte es mir, ſo gut ich konnte, aus der Zeit, zu welcher Sie meinen Brief bekamen, und aus andern möglichen Hinderniſſen erklärt. Aber da nun ein neuer Poſttag vorbey war, andre Briefe angekommen waren, und beſonders, da es meiner Mutter wehe that: da wurde ich durch ihr Mitleiden empfindlicher gegen meinen eignen Verluſt, und ging wirklich mit traurigen Gedanken zu Bette. Es iſt ganz natürlich, dachte ich. — Aber es iſt doch traurig, daß es natürlich iſt, — daß alles von der Zeit ſo allmählich weggewiſcht, oder verdunkelt wird; daß unſre Seele nicht ein Gefäß iſt, welches die einmahl erlangten Ideen und Empfindungen in ſich aufbehält; ſondern eine Schreibtafel, wo man das Alte erſt auslöſchen muß, wenn man etwas neus darauf ſchreiben will, wofern nicht endlich alles zuſammen unleſerlich werden ſoll. Dein Freund Zollikofer ſieht dich nicht mehr, er hört dich nicht mehr, er lieſt von dir nichts mehr. Wenig oder nichts kann ich thun, die alten Charaktere aufzufriſchen, die ehemahls mein Verſtand oder mein gutes Herz auf ſeine Seele ſchrieb. Er iſt an einem Orte, in Umſtänden, wo ſich die Schaubühne des Lebens öfter verändert, wo oft neue und auch würdige Gegenſtände ſich darbiethen, die Vorſtellungskraft neu zu ſtempeln. Was Wunder, wenn die alten Züge etwas verdunkelt worden ſind?

Das Bißchen Philoſophie, welches ich dabey brauchte, meine Klagen gegen mich ſelbſt auszuſchütten, machte mich auch wieder ruhiger. Ich dachte: du trägſt doch in dir noch den Stempel mit dir herum, den du künftig vielleicht noch einmahl und ſtärker auf ſein und andrer braven Leute Gemüth aufdrücken kannſt. Vielleicht kömmt eine Zeit, wo deine Bemühungen, die jetzt nur ganz in dich ſelbſt eingeſchränkt ſind, ſich wieder auf Andre ausbreiten. Dann iſt alles Verlorne wieder da; — Gott ſey gelobt, daß die beſten und größten Vergnügen, die du in der Welt genoſſen haſt, nicht auf Reichthum, nicht auf Rang gegründet geweſen ſind, die gänzlich verloren gehen können, ſondern auf perſönliche Eigenſchaften, die zuweilen unwirkſamer gemacht, aber doch nicht ganz genommen werden können!

Mein Gemüth iſt noch ſchwach, wie mein Körper. Davon iſt dieſer Brief ein Beweis. So wie jede Ermüdung mich ganz und gar kraftlos macht: ſo macht jede Beunruhigung des Gemüths mich durch und durch unruhig.

Ich bin geſünder, als vor dem Jahre, das iſt wahr. Ich bin geſellſchaftlicher, und auch das bis zur Leidenſchaft, wenn ich beſonders mich zur einſamen Arbeit und Beſchäftigung untüchtig fühle, und noch mehr, wenn ich gerade keine Geſellſchaft weiß. Ich mache manchmahl aus Nachahmung Dinge mit, die andern Zeitvertreib und Vergnügen geben, und finde mich am öfteſten betrogen. Zuvor iſt der Trieb zum Vergnügen zu ſtark bey mir. Hintendrein iſt der Verdruß und die Unzufriedenheit zu lebhaft. Mit abnehmender Müdigkeit nimmt auch dieſe ab; und wenn der verdrießliche Eindruck, den die Zerſtreuung und das Geräuſch auf meine ſchwachen Nerven zurückgelaſſen haben, völlig vorbey iſt, und ſie nun wieder in ihrer natürlichen Lage ſind: ſo fangen ſie ſchon wieder an, nach neuen Erſchütterungen ſich zu ſehnen, und neue Begierden zu erregen. — Von Zeit zu Zeit kömmt dann eine Stunde, wo gerade alles ſo zuſammenpaßt, um meine Vorſtellungskraft in ein angenehmes Spiel zu bringen, oder meine Empfindungen genau zu dem ihnen nöthigen Grade von Munterkeit zu erhöhen. Dieſe Augenblicke ſind alsdann kleine Pröbchen von Glückſeligkeit, ein Angeld einer beſſern Zukunft. So lebe ich, und liebe Sie von Herzen.

Nachſchrift von Garvens Mutter.

Ein ſolches Pröbchen von Glückſeligkeit, als mein Sohn am Schluſſe ſeines Briefes beſchreibt, wird ihm einen Brief von Ihnen gewähren, der ihn wieder aufs neue mit ſeinem liebſten Freunde in Verbindung ſetzt. Schelten Sie übrigens meine Sehnſucht nach Ihrem Umgange nicht; der Grund davon iſt wahre Liebe und Hochachtung. Leben Sie wohl. —

42.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 14. Febr. 1775.

Empfindlicher hätten Sie mich über mein freylich ſtrafbares Stillſchweigen nicht ſtrafen können, als Sie es durch die natürliche Erzählung des Eindrucks gethan haben, den es auf Ihre Frau Mutter und auf Sie gemacht hatte. Ihrer Frau Mutter that es wehe, und Sie gingen darüber mit traurigen Gebanken zu Bette. — Alſo habe ich zugleich zwey Perſonen betrübt, die meine ganze Achtung und Freundſchaft beſitzen und verdienen, die ich unter allen meinen Freunden am wenigſten betrüben und am meiſten erfreuen möchte! Dieſer Gedanke iſt mir wirklich ſehr nahe gegangen, und ich bitte Sie und Ihre beßte Frau Mutter recht ſehr um Vergebung jedes unangenehmen Augenblicks, den ich Ihnen verurſacht habe. Inzwiſchen bin ich doch ſo ſchuldig nicht, als ich zu ſeyn ſcheine. Wenigſtens bin ich es nicht aus dem Grunde, den Ihnen Ihre Philoſophie an die Hand gegeben hat. Ihr Andenken iſt nichts weniger als verloſchen, es iſt noch ſehr lebhaft in meiner Seele. In dieſer Abſicht iſt ſie gewiß keine Schreibtafel, ſondern ein dauerhaftes Monument, das die Charaktere, die Sie darauf gegraben haben, noch ſehr leſerlich darſtellt, und auch dann noch darſtellen wird, wenn alle Denkmähler der Kunſt vernichtet ſind. Ja, beßter Freund, nie werde ich Ihrer vergeſſen, nie werde ich aufhören, Sie hochzuſchätzen und zu lieben. — Daß ich Ihnen aber deſſen ungeachtet ſo lange nicht geſchrieben, ja das kann ich mir ſelbſt nicht recht erklären, und die Erklärungen, die Sie davon machen, thun mir auch kein Genüge. So viel iſt gewiß, daß ich dieſen Winter nicht ſo geſund und auch nicht ſo heiter geweſen bin, als andre Winter. Und dann häufen ſich oft die Briefe, die ich empfange und beantworten ſoll, ſo geſchwind und ſo ſehr, daß ich davor erſchrecke, und aus Furcht, nicht Alles beſtreiten zu können, eine Zeitlang gar nichts thue. — Von dem jungen Cramer wird man Ihnen wohl ſchon geſchrieben haben. — Er hat hier zweymahl mit großem Beyfalle gepredigt. Seinen Herrn Vater wird er gewiß erreichen; vielleicht auch übertreffen. Aber einen philoſophiſchen Kopf ſcheint er nicht zu haben. Er predigt im Sauriniſchem Geſchmacke, und vermehrt die Partey der Empfinder gegen die Denker. Sollte ſich denn nicht beydes mit einander verbinden laſſen? Mich dünkt, die Partey der erſtern wird bald wieder die Oberhand über die letzteren gewinnen. Doch, wenn die Menſchen nur beſſer und glücklicher werden! Auf die Art und Weiſe, wie ſie es werden, kömmt wohl ſo gar viel nicht an. — —

43.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 3. April 1775.

Ich muß dieſen Brief ſtückweiſe ſchreiben. Es wird ihm alſo vielleicht zuweilen an Zuſammenhange fehlen. Halten Sie mir dieſes zu gute. —

Das Buch des Hunters gegen den Cheſterfield iſt ſchon in meinen Händen, und von mir gekoſtet worden. Ich danke Ihnen und Reich dafür. — Es leuchtet mir aus demſelben ein männlicher, tugendliebender Geiſt und ein edler Unwille gegen das verfeinerte Laſter entgegen. Aber was werden Sie ſagen, daß ich den Cheſterfield ſelbſt noch nicht geleſen habe? Zwar kenne ich das Buch, und eben weil ich wußte, daß es durch ſeine leichte und hofmänniſche Beredtſamkeit vorzüglich iſt: ſo wünſchte ich es im Original zu leſen. Verſichern Sie mich aber, daß die Uiberſetzung gut iſt: ſo werde ich ſuchen, ſie hier zu bekommen. Auſſerdem würde Herr Reich viel leicht ſo gefällig ſeyn, und mir das Original, wenn er es vom Uiberſetzer bekommen kann, auf einige Wochen verſchaffen. In gewiſſen Miſcellaneen habe ich Maximen daraus mit einem Commentar von einem teutſchen Profeſſor geſehen; und unter dieſen fand ich einige, die von großer Weltkenntniß zeigten. Eine fiel mir beſonders auf, weil ich ihre Richtigkeit ſelbſt ſo oft erkannt, und oft ſelbſt durch den Mangel meiner Uibung darin gelitten hatte: „daß man lernen müſſe, ſich ohne Ungeduld zu langweilen.“ Aber auch das ſah ich ſchon damahls, was Hunter bemerkt, daß Cheſterfield von dem menſchlichen Geſchlechte ſehr geringe Ideen hat; und daß er, nach Rouſſeau's Ausdrucke, nicht an die Tugend glaubt. Iſt dieſe Meinung eine Urſache, oder iſt ſie eine Folge eines unmoraliſchen Charakters? Verbunden iſt ſie damit gewiß. — Wer kann tugendhafte Grundſätze für etwas anders, als eine Chimäre, halten, welcher glaubt, daß ſie von keinem einzigen Menſchen im Herzen angenommen und mit Wahrheit befolgt werden? Nein! den Gedanken will ich mir nicht nehmen laſſen, daß es gute und große Menſchen in der Welt gegeben hat und noch gibt, damit ich ſelbſt die Hoffnung und die Luſt behalte, ſo zu werden. Cheſterfields Grundſätze ſind auch unſrer großen Welt eigen. Je höher dieſe Leute ihren Rang und ihre politiſche Wichtigkeit ſchätzen: deſto geringer denken ſie von der menſchlichen Natur und ihrem eignen weſentlichen Werth. Vielleicht haben ſie auch mehr Gelegenheit, falſche oder kriechende Menſchen zu ſehen, als wir. Gegen dieſe Meinungen wäre allerdings ein Gegengift nöthig: aber nicht ſo ſehr gegen Cheſterfield ſelbſt. Denn in England wird ſein Buch durch den Ruhm ſeines Nahmens und die perſönliche Verehrung gegen ihn unterſtützt. Bey uns iſt er nicht mehr ein Lord, ſondern ein Schriftſteller. Außerdem, ſo wohl Hunter mir bey ſeinem erſten Angriffe gefällt: ſo wird doch hernach ſeine Beredtſamkeit zu kanzelmäßig; die Kritik über Voltaires Siecle de Louis XIV. ſteht weder am rechten Orte, noch iſt ſie wohl ausgeführt. Kurz, ich glaube nicht, daß das Buch überſetzt werden müſſe. Aber Gelegenheit ſoll es mir geben, über die Materien ſelbſt nachzudenken. — —

44.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 27. April 1775.

Die menſchlichen Geiſter müſſen alſo wohl in die Entfernung nicht wirken können. Sie haben nach Ihrem vorletzten Briefe *) an einem gewiſſen Tage, zu einer gewiſſen Stunde weit lebhafter, als gewöhnlich, an mich gedacht, ſo lebhaft, daß man hätte denken ſollen, ich müßte etwas davon empfunden haben. Zufälliger Weiſe konnte ich mich an das, was ich an jenem Tage und zu jener Stunde empfunden, gedacht und gethan hatte, ziemlich deutlich erinnern, und Sie, mein beſter Freund, hatten an dieſem Allen keinen Antheil. Es waren meiſtens unangenehme Gedanken und Empfindungen, die mich damahls beſchäftigten, und ſo ſehr beſchäftigten, daß alle andere Ideen in meiner Seele ganz dunkel blieben. Wir werden alſo wohl den engen Kreis, der unſrer Wirkſamkeit geſetzt iſt, nicht überſchreiten können. Welch ein Glück, daß wir wenigſtens mittelbarer Weiſe das thun können, was wir unmittelbarer Weiſe zu thun nicht vermögend ſind.

Haben Sie denn noch nichts von den Wunderkuren und Teufelsbeſchwörungen gehört, die ein gewiſſer Pater Gaßner zu Ellwangen in Schwaben

---

*) Vom fünften Februar.

verrichten ſoll? Lavater iſt ſehr aufmerkſam darauf, und er würde ſchon hingegangen ſeyn, um die Sache ſelbſt zu unterſuchen, wenn es ihm ſeine Geſchäfte und Freunde erlaubt hätten. Doch wird man ihn ſchwerlich auf immer davon abhalten können. — Ich wünſche nur, daß er es in der Stille und unter dem Vorwande einer andern kleinen Reiſe incognito thun möge. Er hat in dieſer Abſicht an D. Semlern geſchrieben und ihn aufgefordert, nach Ellwangen zu gehen und die Sache ſelbſt zu prüfen. Dieſer hat ſolches von ſich abgelehnt, und zwar aus guten Gründen. Außerdem, daß er keine Zeit dazu hat, würde man ſich an einem katholiſchen Orte die genauere Unterſuchung eines proteſtantiſchen Theologen ſchwerlich gefallen laſſen. Semler hat ſeine Antwort an Lavater offen an mich geſchickt, um ſie weiter zu beſorgen, und ich bin völlig damit zufrieden. Sie iſt in einem ſehr beſcheidenen und freundſchaftlichen Ton abgefaßt und drückt ungemein viel Hochachtung für Lavater aus, den er in der Anrede *Würdiger Mann, erhabener Freund Gottes*, nennet. — Seitdem habe ich von einem der genaueſten Freunde Lavaters etwas mehr von den Ellwangiſchen Hiſtorien gehört. Der Rechtſchaffene Steiner im Winterthur, mit dem ich Sie ſchon im vorigen Jahre bekannt gemacht habe, hat ſeinen Weg nach Leipzig über Ellwangen genommen, und nebſt ſeinem Reiſegefährten, einem weniger empfindſamen Schweizeriſchen Kaufmanne, den Wunder thäter heilen geſehen. Als ſie ankamen, fanden ſie mehr als dreyßig Wagen vor dem Poſthauſe, und dabey eine ganze Menge von Lahmen, Blinden ꝛc. Vor dem Hauſe des Pater Gaßners ſteht eine Wache von Soldaten. Das Haus ſelbſt, und insbeſondere das Zimmer, wo die Kuren geſchehen, iſt ſo mit Zuſchauern, insbeſondere von dem benachbarten Adel, beſetzt, daß unſere Fremdlinge nur einmahl in das Zimmer kamen, das anderemahl aber durch die Ritzen eines alten Schrankes zuſehen mußten. In dem Zimmer ſind auch Schreiber, die alles, was da vorgeht, protocolliren. Mit dem, was Steiner da geſehen hat, iſt er eben nicht zufrieden, ſo ſtark auch ſonſt ſein Hang für die Meinung von der fortdauernden Wunderkraft des Glaubens iſt. Ein ſo genannter Beſeſſener wurde beſchworen, der ſehr ſtampfte und lärmte und darauf ruhig und geſund wurde. Drey Schweſtern, die an der Gicht krank lagen, ſollten geheilet werden, es wollte aber das erſte Mahl nicht damit gehen, vermuthlich, weil ſie nicht Glauben genug hatten, und unſre Reiſenden hatten nicht Zeit, den zweyten Verſuch abzuwarten. Aber das, was ſie von einem vor ihrer Ankunft geheilten Frauenzimmer von Heidelberg erzählen hörten, ſcheint mehr Eindruck auf meinen Freund gemacht zu haben. Sie ſagte ihnen nähmlich ſelbſt, daß ſie ſonſt ſehr häufige und heftige Convulſionen gehabt und nun ganz frey davon ſey, daß ſie ſonſt einen lahmen Fuß gehabt und nun ungehindert gehen könne; ſie traf in ihrer Gegenwart eine Freundinn an, welche ſie ſeit ihrer Geneſung noch nicht geſehen hatte, und ihr mit der lebhafteſten Freude dazu Glück wünſchte. Dieſes Frauenzimmer ſoll dabey ſowohl, als der Pater Gaßner, ſehr ehrlich ausſehen. Sie rühmte ſich aber dabey, daß ſie nun einen ſolchen einfältigen Kinderglauben hätte, daß, wenn ſie ihre Krankheit wieder überfallen ſollte, ſie ſich ſelbſt zu heilen getraue. — Mich dünkt, dieſer letztere Umſtand ſchwächt ihre Glaubwürdigkeit ſehr. — Es kann wohl ſeyn, daß kein eigentlicher boshafter oder eigennütziger Betrug bey dieſen Dingen Statt findet, aber deſto mehr Aberglauben und Schwärmerey. — Ich werde noch mehr als einmahl mit Steinern darüber ſprechen müſſen. Das Beßte iſt, daß die Verſchiedenheit unſerer Meinungen unſerer Freundſchaft nicht den geringſten Eintrag thut.

45.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 3. May 1775.

Ich habe Sie ſo verwöhnt, liebſter Freund, daß ich immer zwey- dreymahl ſchreiben muß, ehe ich eine einzige Antwort erhalte. Iſt es, daß ich Sie um ſo viel mehr lieb habe, als Sie mich? oder habe ich mehr müßige Zeit; oder wird mir das Schreiben leichter? Das letztre gewiß nicht; und wenn auch das erſte wäre, ſo würde ich mich darüber nicht beklagen. Es iſt eine Glückſeligkeit, zu lieben, faſt eine eben ſo große, als die, geliebt zu werden. Geſetzt auch, der Mangel von Vergnügen und Unterhaltung, den ein kränklicher, ſchwacher Körper oft verurſacht, trüge etwas dazu bey, das Andenken meiner ehemahligen Vergnügungen bey mir reizender zu machen, und dadurch das Verlangen nach meinen abweſenden Freunden zu erhöhen: ſo weiß ich doch, daß wahre Hochachtung und Liebe des Herzens zum Grunde liegt, und daß ich nicht bloß aus Verdruß über das Gegenwärtige an das Abweſende fleißiger denke, ſondern daß ich dieſes Abweſende um ſeines eignen Werths willen ſchätze. Was es nun aber auch ſeyn mag, was mich öfter als meine Freunde geneigt macht, Briefe zu ſchreiben: ſo wünſchte ich eher dieſe Neigung bey mir verſtärkt als geſchwächt zu ſehen. Ich wünſchte, mit weniger Umſtänden und Koſten meine Gedanken über mehrere Gegenſtände denſelben mittheilen zu können. Wie viele Keime guter Ideen habe ich in dieſen drey letzten Jahren bey mir aufgehen und erſtickt geſehen, weil ich nicht Kraft genug hatte, ſie weder mündlich, noch ſchriftlich zu entwickeln. Dieſes Frühjahr, das allen andern Samen und Keimen ſo günſtig iſt, begünſtigt jene nicht. — Ich bin hypochondriſcher, ſchwächer, kränker, als im Winter. Gott weiß, wozu das gut iſt, und warum es ſo ſeyn muß. Wenn ich die Urſachen meines Uibels kennte, wenn ich ſeinen Lauf und ſeinen Ausgang wüßte: ſo würde ich ſichere Schritte thun. Aber das erlaubt unſre Natur und die Natur der Dinge nicht. Alſo von einem Tage zum andern zu leben, jeden zu erwarten, wie er ſeyn wird; die gute Stunde zu brauchen, die böſe nicht für ewig zu halten; in der Abwechſelung der Krankheit ſelbſt einen Troſt zu ſuchen, und immer auf das Ende zu ſehen; das iſt der Plan, den eine ſo eingeſchränkte menſchliche Vernunft in einem ſo kränklichen Körper ſich vorſchreiben muß. Befolge ich ihn immer? — Ach Gott, wenn! Auch dazu bin ich noch nicht ſtark genug am Geiſte, oder am Temperamente. Es geht bis auf einen gewiſſen Grad; aber wenn zuweilen die unangenehme Verfaſſung länger dauert, oder wenn die zu reizbaren Nerven von mehrern Seiten auf einmahl gezwickt, oder auch nur leicht berührt werden: ſo iſt dieſer unwiſſende Steuermann, die Vernunft, in der Irre, und das Schiff treibt eine Zeit lang auf Gerathewohl hin und her, wo Wind und Wellen es hinwerfen. — Nun iſt die Zeit der Munterkeit, des Lebens, der Verwirrung, des Tumults, der Zerſtreuung und oft der langen Weile für Ihre Stadt. Neue Stoffe, neue Bücher, neuen Putz, neue Menſchen kriegt man da zu ſehen; aber wie es immer geht: wo zu viel aufgetragen iſt, das genießt man am wenigſten, und mit dem ſchlechteſten Appetit. Unterdeſſen iſt dieſes Gewühl für den Starknervigen doch immer eine Erhohlung; ob es gleich für den Schwachen eine Arbeit und eine Urſache großer Ermüdung iſt.

46.

Breslau, den 29. Jul. 1775.

Es thut mir recht wehe, liebſter Freund, wenn ich auf die lange Zeit ſehe, da ich nicht an Sie geſchrieben habe. Es iſt mir, als wenn ich immer weiter von Ihnen wegkäme, je größer die Zwiſchenräume zwiſchen unſern Briefen werden. Und doch wünſchte ich mich immer genauer und immer ſtärker mit Ihnen und mit allen guten Menſchen zu vereinigen. Ich wünſchte, alle alten Bande, die zwiſchen mir und einigen ſolcher Menſchen ſchon geknüpft ſind, mit beyden Händen feſt zu halten, und ſie immer enger zuſammen zu ziehen; ich wünſchte meinen Hamen auswerfen, und neue ſolche Freunde angeln zu können. Aber dieſe Begierde dient zu nichts, als mich unruhig zu machen, wenn ſie heftig wird, da die Kraft in keinem Verhältniſſe mit derſelben iſt. Alſo muß ich auch dieſe mäßigen, und mich nicht gegen die Schranken ſträuben, die ſehr engen Schranken, die mir auch in dieſer Abſicht, ſo wie in vielen andern, meine Natur und die Einrichtung meiner äußern Umſtände, das heißt, die Vorſehung, geſetzt hat. Wenn ich nur bey einem auch lange unterbrochnen Umgange mit meinen Freunden Ihrer

Liebe gegen mich, und noch mehr meiner eignen Liebe gegen Sie gewiß bleibe; wenn ich nur denken kann, daß ich auch der Freundſchaft der Männer, denen ich unbekannt bin, würdig wäre: ſo kann dieß ſchon mein Gemüth in Ruhe ſetzen, und mich mit meinem Zuſtande zufrieden machen. — Ich bin in der That, während der heißen Zeit, viel matter und zu allem unaufgelegter, als vorher. Es war demohnerachtet eine Zeit, wo es noch viel ſchlechter war. Muß ich alſo Gott nicht danken, daß er mich aus der Tiefe des Elendes auf eine erträglich angenehme Ebene gebracht hat, auf der ich nicht große, herrliche Ausſichten, aber doch nicht die alte Angſt und die gefängnißmäßige Einſchränkung habe. Muß ich denn ſchlechterdings auf dem Gipfel des Berges ſtehen? — Aber es ſtehen doch ſo viele andre Menſchen oben, — oder ſcheinen mir darauf zu ſtehen. Und es ſind doch nicht beſſere Menſchen. Ich könnte ſo viel thun, ſo viel Gutes ausrichten. — Das ſind Gedanken mehr der Eitelkeit, als der Begierde, Gutes zu thun. Alſo mag das Reſultat von dem allen ſeyn, was ich oft noch denken, und oft wieder vergeſſen werde, daß es gut für mich iſt, zu ſeyn, was ich bin; auch Ihr Freund, aber Ihr langſamer Freund im Schreiben; und ungeduldig beym Erwarten der Antwort.

Ich habe mir viel Stoff zum Schreiben an Sie geſammelt; denn ich habe oft an Sie gedacht: aber indem man ſeinen Schatz aufthun und brauchen will, findet man oft das Schloß dazu verriegelt. — Ich habe auf dem Lande fünf Wochen bey einer katholiſchen gräflichen Familie zugebracht, mit Mönchen und Pfarrern umgeben; — ich habe mich in die Zeit verſetzt, wo alle Geiſtlichen ſo waren und ſo dachten, und ich habe Gott gedankt, daß er mich in die meinige geſetzt hat. Der Graf Mattuſchka, der eigentliche Mann, bey dem ich war, iſt über die Vorurtheile ſeiner Partey weg. Ich habe bey ihm geſehen, wie wenig eine Religion, die ganz in Ceremonien und Geheimniſſen beſteht, auf den übrigen Menſchen Einfluß habe. Iſt er gut und verſtändig, ſo bleibt er es nicht mehr und minder. Iſt er bösartig oder albern, ſo wird er oft zugleich eifrig andächtig, und leichtſinnig oder laſterhaft ſeyn. Die Wiſſenſchaften ſind in der That ein vortreffliches Mittel, den Menſchen zu beſſern, wenn auch eine wahre Religion und Moral fehlt. Man muß ſie aber mit dem Eifer und dem Erfolge treiben, wie Graf Muttuſchka. Er iſt Botaniker, Aſtronom, Mathematiker, Oekonom; ſein immer beſchäftigter Verſtand gibt ſeinen Leidenſchaften weniger Raum, oder findet bald Mittel, ſie zu zerſtreuen. Das Schätzen wahrer Vollkommenheit, dergleichen Einſicht und Wiſſenſchaft iſt, ſetzt den Menſchen über die Frivolität weg, und gibt der Ehrbegierde ein beſſeres Ziel, als Titel und Rang. Die Fähigkeit, ſich mit viel abwechſelnden Gegenſtänden zu vergnügen, entfernt von leeren und nichtswürdigen Zeitvertreiben, die gemeiniglich das Theil und das Vorrecht der Großen ſind. Auf dieſe Weiſe wird unbemerkt Geiſt und Herz in eine richtigere, dem Endzweck der Natur gemäßere Form gebracht; — und die daraus entſtehende Liebe zu guten, vorzüglichen Menſchen gibt einem ſolchen Manne immer Gelegenheit, auch brauchbare moraliſche Wahrheiten zu hören und anzunehmen, die in dem gewöhnlichen Zirkel bloß vornehmer Geſellſchaften ſelten vorkommen. Ich habe, bis auf meine körperlichen mannigfaltigen Uibel, mich auf dieſem angenehmen Landgute wohl befunden. Ohne Zwang, bey einer abwechſelnden Beſchäftigung mit meinen und mit meines Grafen Wiſſenſchaften, habe ich manche Stunde meiner ſelbſt und der Natur genoſſen. Wenn ich meine Mutter oder einige von meinen alten vertrauten Freunden um mich gehabt hätte; wenn jemand vorhanden geweſen wäre, der mit mir zuweilen die Natur ſo im Ganzen und Großen angeſehen hätte, wie ich ſie mit dem Grafen zuweilen in ihren einzelnen Produkten betrachtete: ſo wäre ich ganz in meiner Sphäre geweſen. Es gibt Leute, die unterſuchen nur gerne das Beſondre, ſie beobachten, ſie rechnen, ſie meſſen; zu dieſen gehört mein Graf. Andre ſind immer bloß in den höhern Regionen allgemeiner Ausſichten, ohne alle Genauigkeit einzelner Begriffe; zu dieſen gehören jetzt die meiſten unſrer ſo hoch fliegenden Philoſophen und Dichter. Ich danke Gott, daß er mir ein Gemüth gegeben hat, das an beyden Geſchmack findet. Ich bin auf die Pflanzen aufmerkſamer gemacht worden, und nun entdecke ich viel mehr daran, wie ſonſt. Ich werde es dem Graf Mattuſchka nicht vergeſſen, daß er mir meine künftigen einſamen Spaziergänge, wenn ich jemahls in der Welt wieder welche von beträchtlicher Länge werde machen können, auf eine neue Art intereſſant gemacht hat. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, ſo habe ich doch auch wieder etwas Sie zu lehren.

Paczensky und Mattuſchka, dieſe beyden in Eins geſchmolzen, würden einen vortrefflichen Menſchen ausmachen; der eine empfindſam zärtlich, etwas ſchwach, nachdenkend, oft grübelnd, aufgelegt zur Philoſophie des Menſchen; der andre ſtark, munter, heftiger, weniger zärtlich, aber eben ſo aufrichtig, im hohen Grade arbeitſam, calculirend, ein mathematiſches Genie! Wie glücklich bin ich, daß ich zwey ſo gute Menſchen in meinem Vaterlande kenne, und vielleicht genauer mit einander vereinigen kann!

Die Briefe, worin Sie und Paczensky mich wechſelsweiſe verſichern, daß Sie einander gefallen haben und einander hochachten; dieſe ſind mir ſehr lieb geweſen. Die Predigt, die er von Ihnen gehört hat, zieht er allen den gedruckten vor. Ihr Umgang iſt ihm bey jedem Beſuche ſchätzbarer geworden, ſo wie ſich Ihr Herz ihm mehr geöffnet hat. —

Jetzo wollte ich erſt anfangen, Ihnen etwas von Büchern zu ſchreiben. Ich habe Lavaters Phyſiognomik mehr mit Aufmerkſamkeit durchgeſehen, als durchgeleſen. Es übertrifft in vielen Stücken meine Erwartung. Für mich iſt es ſicher ein ſehr lehrreiches und erbauliches Buch. Erſt lerne ich Lavatern ſelbſt beſſer kennen, und das iſt ſchon etwas wünſchenswürdiges, alsdann auch durch ihn viel von mir ſelbſt und von Andern. Aber meine Urtheile und Betrachtungen über dieſes Buch erfordern viel mehr Raum und Zeit, als ich hier vor mir habe. Seine Vertheidigung, von Heß geſchrieben, bezieht ſich zu ſehr auf den Angriff, ſagt zu wenig von der Perſon, zeugt ſonſt von dem gebildeten Geiſt und Herzen ſeines Urhebers, und ſetzt die Bösartigkeit oder die Hitze des Gegners ins Licht. —

47.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 1. Aug. 1775.

Alſo haben Sie oft an mich gedacht und lieben mich noch, beßter Freund; das freut mich recht ſehr, und dafür danke ich Ihnen um ſo viel mehr, da ich zu beſorgen anfing, Sie möchten gleichgültiger gegen mich geworden ſeyn, und mir dabey den Vorwurf machen mußte, daß ich durch mein ſparſames Schreiben ſelbſt Schuld daran ſey. Doch Sie haben mich immer beſſer entſchuldigt, als ich mich ſelbſt entſchuldigen konnte, und das werden Sie auch künftig thun. Wie gerne ſchrieb ich Ihnen recht oft, wenn ich glaubte, Ihnen etwas ſagen zu können, das Ihrer Aufmerkſamkeit werth wäre. Allein, was kann der Arme dem Reichen geben? Das müſſen Sie ſich nun einmahl gefallen laſſen, daß Sie den größten Theil des Aufwandes, der zur Unterhaltung unſrer Freundſchaft erfordert wird, allein tragen. Und wie glücklich ſind Sie, daß Sie ſolches bey allen Ihren Schwachheiten und Einſchränkungen wirklich thun können! Sie ſtehen auf einer erträglich angenehmen Ebene! Das würde gewiß für mich und für viele andere, die wir uns niemahls ſehr verſteigen können, ein ziemlich hoher Berg ſeyn. Bleiben Sie nur eine Zeitlang auf dieſer ſchönen Ebne, und ſuchen Sie den Gipfel des Berges, den Sie vor ſich ſehen, ja nicht mit Gewalt zu erklettern. Es wird ſich ſchon, ſo Gott will, ein Fußſteig finden, der Sie da hinauf führt. Ich bin nun einmahl, wie es ſcheint, dazu beſtimmt, ſtets auf der Ebene zu bleiben, und will mich nicht darüber beſchweren, weil nur wenige auf dem Gipfel eines Berges ſtehen können, und ich kein Recht habe, zu fordern, daß ich zu dieſen Wenigen gehöre.

Vor einiger Zeit habe ich ein weitläufiges Schreiben von dem guten Lavater erhalten, worin er ſich gegen den Verfaſſer des berichtigten Sendſchreibens vertheidigt, und die Facta, die ihm darin zur Laſt gelegt werden, umſtändlich und offenherzig erzählt, inſonderheit die Geſchichte mit dem Candidat Weiße und der Frau Catharina und dem ſogenannten miraculatorio. Mich hat er durch dieſe Vertheidigung völlig davon überzeugt, daß das genannte Sendſchreiben ſehr viele offenbahre Unwahrheiten und Lügen in ſich faſſet und ein Werk des Neides und der Eiferſucht iſt. Sagen Sie doch dieſes bey Gelegenheit auch andern Leuten, auf welche das Sendſchreiben nachtheilige Eindrücke gemacht haben kann. Ein ſo rechtſchaffner und würdiger Mann, wie Lavater iſt, verdient, daß man ihn gegen ſeine Feinde und Verläumder ſchütze. Ich habe ſein Schreiben dem Herrn Spalding zuſchicken müſſen; es iſt uns aber beyden unterſagt, daſſelbe auf irgend eine Art öffentlich bekannt zu machen. Lavater will ſich damit befriedigen, daß zwey ſeiner Freunde in Deutſchland davon gewiß ſeyn, daß man ihm Unrecht gethan habe, und auch gegen Andere ſeiner Unſchuld in dieſem Stücke gelegentlich Zeugniß geben können. Die Urſache, warum er ſich nicht öffentlich rechtfertigen will, macht ſeiner chriſtlichen Denkungsart Ehre. Er könnte ſolches nicht thun, ohne die Schande einiger ſeiner Mitbrüder aufzudecken und von angeſehenen Männern, die in Aemtern und Würden ſtehen, Böſes zu ſagen. — Freylich verbirgt er auch in dem an mich gerichteten Schreiben ſeine beſondere Meinung von der Kraft des Glaubens und des Gebethes nicht. Er glaubt vielmehr beſondere unläugbare Erfahrungen davon zu haben, an deren Richtigkeit er nicht zweifelt; aber niemahls haben weder er noch ſeine Freunde vorgegeben oder verſucht, Wunder zu thun.

Ob man ihn gleich nicht von allem Hange zur Schwärmerey freyſprechen kann, ſo weiß ich doch nun zuverläßig, daß man ihn in jenem Sendſchreiben ſehr vieler ſchwärmeriſchen Thorheiten ohne allen Grund beſchuldigt hat, und davon können Sie auf mein Wort auch Andere verſichern.

48.

Leipzig, den 31. Aug. 1776.

Schon lange habe ich Ihnen ſchreiben wollen, daß ich im verwichenen Maymonathe mit Herrn Meßmer von Dresden in Deſſau geweſen, und da die drey Unterſuchungstage des Philanthropiſchen Inſtituts zugebracht habe. Nun würden meine Nachrichten von dem, was da geſchehen iſt, viel zu ſpät kommen. Sie werden wohl die ganze Geſchichte dieſer Tage in dem zweyten Stücke des Archivs geleſen haben. Ich rechne dieſe Tage unter die angenehmſten meines Lebens. Drey Tage in dem vertraulichſten Umgange mit ſo vielen verſtändigen, rechtſchaffnen Männern, wie z. E. von Rochow, Reſewitz, Teller, Campe, Jacobi, Stroth, Rambach, Bode, Rudolph u. ſ. w. zubringen; in Geſellſchaft dieſer Männer täglich einem Privat-Gottesdienſte beywohnen, der eben ſo vernünftig als rührend war, und ſich da mit ihnen über Gott und die Menſchen freuen und nicht ſelten Freudenthränen vergießen; und ſich dann mit

Kindern und Schülern umgeben ſehen, die alle frohen Muthes ſind, ohne beſchwerliche Mühe ſehr viel gelernt haben, und einen mathematiſchen Lehrſatz mit eben dem Vergnügen demonſtriren, mit welchem ſie zu andern Zeiten ihre Spiele treiben; und endlich dieſes alles in der Geſellſchaft eines Fürſten und einer Fürſtin thun, die den Menſchen als Menſchen ſchätzen, die ſelbſt ihren Ruhm darin ſuchen, als gute Menſchen geſchätzt und geliebt zu werden: das iſt in der That ein Glück, das man nur ſelten genießt, und bey deſſen Genuſſe ich mehr als einmahl gewünſcht habe, es mit Ihnen theilen zu können. Ich habe wenige Tage nach meiner Zurückkunft von Deſſau, aus Begierde, das Beßte des Inſtituts zu befördern, einen Brief darüber an Lavatern geſchrieben, und ich höre, daß er in dem vierten oder fünften Stücke der Ephemeriden der Menſchheit, die Iſelin in Baſel herausgibt, abgedruckt werden ſoll. Daraus werden Sie meine Empfindungen und Gedanken darüber noch etwas ausführlicher ſehen können. Ich wünſchte in der That, daß das Publikum Baſedowen die verlangte Hülfe leiſtete, und ich hoffe auch, daß es noch geſchehen ſoll. Die Sache iſt gewiß ungemein wichtig, und ihr Einfluß in die menſchliche Glückſeligkeit würde groß ſeyn. Eine vortreffliche Erziehungsanſtalt wird nun wohl in Deſſau bleiben; aber die Pflanzſchule für Lehrer iſt noch nicht errichtet, und darauf kömmt alles an, wenn das Werk im Großen Einfluß haben ſoll. Zu Ende dieſes Jahrs wird wohl das Schickſal des größern Baſedowiſchen Entwurfs entſchieden ſeyn. Er ſucht gegenwärtig einen Curator des Inſtituts, der in gewiſſen Stücken ſeine Stelle vertreten könnte. Iſelin, den er öffentlich dazu aufgefordert, hat es abgeſchlagen. Auch mir hatte er dieſe Ehre zugedacht, ich habe ſie aber von mir abgelehnt, weil ich nicht glaube, daß ich ganz fähig dazu ſeyn würde. Wie ich höre, wird vielleicht der Prediger Campe dieſe Stelle annehmen. Ich denke, daß er ſich recht gut dazu ſchicken wird. Es iſt ein Mann, der, mit vielen Einſichten und philoſophiſchem Scharfſinne, ein für alles Gute und Schöne empfindſames Herz, viel Thätigkeit und ein ſehr gefälliges Weſen verbindet, und auch in ſeiner Geſtalt und in ſeinem äußerlichen Betragen viel einnehmendes hat.

49.

Leipzig, den 18. Okt. 1776.

Geſtern und vorgeſtern habe ich den ganzen Tag in der Geſellſchaft der Herren Feder und Meiners aus Göttingen zugebracht, und habe viel Vergnügen in ihrem Umgange genoſſen, aber doch ſo viel nicht, als ich mir verſprochen hatte, weil die übrige Geſellſchaft zu gemiſcht und zu zahlreich war, und weil wir einen gar zu großen Theil des Tages bey Tiſche zubringen mußten, wo man auf ſeine Nachbarn eingeſchränkt iſt, und ſie doch nicht immer wählen kann. Feder und Meiners ſind gewiß beyde treffliche Männer, die nichts dabey verlieren, wenn man ſie perſönlich kennen lernt. Ihr Umgang iſt ungezwungen, frey, freundſchaftlich. Beyde haben viel Gefühl des Schönen und Guten, nehmen an allem, was die menſchliche Glückſeligkeit betrifft, viel Antheil, und betrachten dieſelbe als den Endzweck aller Philoſophie und Wiſſenſchaft. Beyde ſind durch ihre gemeinſchaftlichen Abſichten und Bemühungen genau mit einander verbunden, ſcheinen nichts weniger als eiferſüchtig auf einander zu ſeyn, lieben einander als Brüder, ob ſie gleich von ſehr verſchiedenem Temperamente ſind. Feder iſt ſanfter und nachgebender; Meiners ſtärker und feſter. Jener hat mehr Aehnliches mit dem ſeligen Gellert, ob er ihn gleich an philoſophiſchen Einſichten weit, weit übertrifft; dieſer hat mehr Aehnliches mit Ihnen, beſter Freund. Beyde wünſchten ſehnlich, Sie perſönlich zu kennen, Sie bey ſich, Sie zu ihrem Collegen zu haben. Beyde haben mir aufgetragen, Sie ihrer ganzen Hochachtung und Freundſchaft zu verſichern. Die guten Menſchen wären doch gar zu glücklich, wenn ſie alle bey einander oder doch in keiner gar zu großen Entfernung von einander leben könnten! — Wir haben dieſe Meſſe noch verſchiedene andere fremde Gelehrten hier gehabt: Herr Jagemann, Bibliothekar der verwitweten Herzogin von Weimar, der die Italiäniſche Literatur ſehr wohl verſtehen ſoll, und einen guten, ſanften Charakter zu haben ſcheint; Herrn Boyſen von Quedlinburg, von dem ich nicht viel zu ſagen weiß, ob er gleich ſehr geſprächig iſt, als daß er mir mit ſeinen übertriebenen Lobſprüchen und Freundſchaftsbezeugungen zur Laſt fällt; Herr Friedländer, einen jüdiſchen Kaufmann aus Berlin oder Königsberg, einen Freund von Mendelsſohn und Profeſſor Engeln, einen Mann, der viel Wißbegierde hat und von vielen Dingen ſehr richtig urtheilt, ob er gleich mehr Liebhaber der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, als Philoſoph iſt; Herr Kaufmann, einen jungen Mann aus Winterthur, der voll Geiſt und Kraft, lauter Empfindung und ein genauer Freund von Lavater, Schloſſer, Göthe und Herder iſt, viel phyſiognomiſche Kenntniß haben mag, aber doch in ſeinen Urtheilen über die Menſchen zu voreilig und zu entſcheidend iſt, und überhaupt, von dem Gefühle ſeiner Kraft verleitet, vielleicht zu einſeitig denkt und urtheilt, das Gute nicht in jeder, ſondern nur in einer gewiſſen Geſtalt hochſchätzt, ſchlechterdings ſeinen eignen Weg geht und niemanden, der ihm auf demſelben begegnet, ausweicht, ſollten auch ihre Köpfe noch ſo hart an einander ſtoßen. Mit dem Deſſauiſchen Philanthropin ſieht es noch immer mißlich aus. Der Fürſt, der ihnen ein großes, ſeit manchen Jahren unbewohntes Palais, das zum Theil ihm ſelbſt zugehört, zur Wohnung wollte zurechte machen laſſen, findet jetzt unüberſteigliche Hinderniſſe dabey, weil die Miteigenthümer dieſes Gebäudes, ſeine Tanten, ihren Antheil daran ſchlechterdings nicht verkaufen wollen. Und doch gehört nothwendig eine weit geräumigere Wohnung für die Philanthropiſten, als die bisherige. — Herr Campe, Prediger in Potsdam, den Sie aus ſeinen Schriften kennen, hat nun die Stelle eines Curators des Philanthropins angenommen, und wird nächſter Tage in Deſſau erwartet. Sein Entſchluß macht ihm um ſo viel mehr Ehre, da er eine ſehr einträgliche und gewiſſe Stelle gegen eine weniger vortheilhafte und ungewiſſe vertauſcht, ob er gleich verheirathet iſt und ſchon ein Kind hat. Das Inſtitut kann ſich viel Gutes von ihm verſprechen. — Der Rector Krebſius in Grimma hat, unter dem Titel der kritiſchen Wurfſchaufel, ein in den ſchönſten, kräftigſten lateiniſchen Schimpfwörtern abgefaßtes Programm wider Baſedow und ſein Inſtitut geſchrieben; und weil es ſo gut lateiniſch geſchrieben iſt, findet es auch unſer alter Erneſti vortrefflich. Baſedow hat eine Art von Satire, doch ohne ſeinen Nahmen, dagegen geſchrieben; aber Witz iſt ſeine Sache nicht. Das Programm widerlegt ſich ſelbſt. — —

50.

Leipzig, 14. Febr. 1777.

Bin ich gleich mit Geſchäften ſo überladen, daß ich Ihnen, wenigſtens jetzt, nicht einmahl ſagen kann, worin ſie beſtehen; ſo bin ich doch Ihrentwegen ſo unruhig, daß ich ſchreiben muß, ſollten es auch nur wenige Zeilen ſeyn. — Meine Briefe haben Sie doch erhalten? Den erſten durch den Kaufmann Gütcher von Amſterdam, den andern durch Mademoiſelle Heyl, den dritten durch Einſchluß von D. Platnern. Nicht, um damit groß zu thun, rechne ich ſie Ihnen vor. Wenn ich an Sie ſchreibe, ſo habe ich ſelbſt mehr Vergnügen davon, als Sie. Aber ich wollte doch nicht, daß ſie verloren gegangen wären.

Oder ſollte ein anderer würdigerer Freund Ihrem Freundſchaftsbedürfniſſe ſo abgeholfen haben, und Ihre ganze Seele ſo beſchäftigen, daß Sie unſer gar nicht mehr bedürften? Ich bin es zufrieden, ſo viel ich auch dabey verliere, wenn nur Sie glücklich ſind. Das ſage ich mit ſchwerem, aber doch mit ganz aufrichtigem Herzen. Wenn Sie nur nicht größere Schwachheit und Krankheit am Schreiben verhindert hat, ſo ſind ſie ſchon völlig entſchuldigt; aber jenes muß ich doch wiſſen, wenn ich mich beruhigen ſoll. Und ihre vortreffliche, würdigſte Mama, ſollte die böſe auf uns ſeyn? Die reine, edle, großmüthige Seele! Sollte auch ſie krank geworden ſeyn? — Das wolle Gott nicht! Die Nachrichten, die uns das Gerücht zuweilen von Ihnen zuführt, ſind nicht nur verſchieden, ſondern ganz widerſprechend. Nach der einen, deren Ungrund wir aber bald erfuhren, ſind Sie noch in dem vorigen Jahre geſtorben; nach der andern reuten Sie täglich aus, und ſind geſünder als jemahls. Möchte doch dieſes leztere wahr ſeyn!

Schreiben Sie doch nur dieſe wenigen Worte: *Ich fange an recht geſund zu werden*; und dieſes Muſter eines lakoniſchen Briefes ſoll mir mehr Freude verurſachen, als die weitläuftigſten Freundſchaftsverſicherungen, ſo theuer mir auch dieſe ſind, wenn ſie von Ihnen kommen.

Wir befinden uns, Gottlob! wohl, und weil wir wohl ſind, ſo bin ich fleißig, und überſchicke Ihnen vielleicht auf die Meſſe ein Paar unreife Früchte meines Fleißes. Hätte ich Wärme von Ihnen borgen können, ſo wären ſie reifer geworden. — Gott ſtärke und ſegne Sie! Wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Mutter auf das angelegenſte. Ich freue mich auf Ihre Antwort und bin von ganzem Herzen Ihr ꝛc.

51.

Garve an Zollikofer.

(ohne Datum.)

Nein, liebſter Freund, ich lebe noch; ich bin nicht geſund, und ich bin noch Ihr Freund. Glauben Sie mir, die Menſchen ſind weit unveränderlicher, als man ſich gemeiniglich ſie vorſtellt. Wie man ſie einmahl gekannt hat, ſo ſind ſie immer, ſo lange ein Stückchen von ihnen übrig iſt. Und ſo bin auch ich noch immer da, mit meinen Fehlern und Tugenden, meinen Kräften und Einſchränkungen, meinem Glücke und meinen Uibeln. Wenn ich mich meinen Freunden nicht zeige, ſo iſt es, weil meine Kräfte ſelbſt ſchlafen; nicht aber, weil meine Geſinnungen verändert wären. Ich werde Sie lieben und hochſchätzen, ſo lange mir Ihr Bild noch vorſchweben wird, das heißt, ſo lange ich denken kann: denn in dieſem Bilde werde ich immer den denkenden Geiſt, das treffliche Herz und die liebreiche Neigung zu mir finden, die nach den unwandelbaren Geſetzen der Natur Liebe und Achtung erregen.

Mein Zuſtand iſt allerdings nicht angenehm. Die Hoffnung iſt geringe, das thieriſche Leben noch ſtark und feſt; der Tod wohl nicht nahe, die Glückſeligkeit noch ferner. Die Geduld iſt eine treffliche Arzney, aber nicht immer bey der Hand. — Gott erhalte Ihre und Ihrer lieben Frau Geſundheit, und Ihnen die zur Arbeit nöthigen Kräfte: ſo werden Sie noch viel Gutes ſtiften und genießen.

Alle meine Freunde, Weiße, Platner, Dumas, Dörrien, grüßen Sie von mir herzlichſt. Es iſt weder Nachläßigkeit, noch Kaltſinn, daß ich nicht an ſie ſchreibe. D. Platnern insbeſondere laſſe ich ſagen, daß ſeine Gelaſſenheit bey dem Angriffe auf meinen Ferguſon viel verdienſtlicher iſt, als meine. Wer außer dem Schuſſe ſteht, darf ſich vor dem Knalle eines Gewehrs nicht fürchten. Uibrigens hoffe ich demüthig, daß niemahls in einem Inquiſitionsprotokoll meiner Anmerkungen zum Ferguſon gedacht werden wird.

52.

Breslau, den 5. Mai 1777.

Die Frau Baroninn von Warkotſch verlangt durchaus von mir, daß ich ihre Briefe an meine Freunde mitgeben ſoll. Ob ich nun alſo gleich weder viel Materie noch Munterkeit zum Schreiben habe: ſo kann ich doch dem Verlangen einer ſo guten Frau nicht widerſtehen, beſonders, da ich mir ſchmeichle, daß ich dadurch auch Ihnen ein Vergnügen mache. Wenn der Brief dem Zuſtande meiner Seele ähnlich ſeyn ſoll: ſo muß er matt und leer ſeyn. Wenn er die bey mir herrſchenden Ideen enthalten ſoll: ſo muß er ſtille Klagen enthalten. — Und was fehlt Ihnen denn immer noch, werden Sie ſagen? — Nichts, als Kraft. Das iſt ſehr wenig, und ſehr viel, nachdem man es verſteht; wenig, wenn die Kraft bloß erſchöpft iſt, und ſich dann wieder ſammelt; ſehr viel, wenn ſie immerdar fehlt, von einem Ende des Jahres und des Tages bis zum andern. Dann iſt das Leben ein halber Tod; ſchläfrig, leer, aber ruhig und erträglich, beym Müßiggange und der Einſamkeit; ſchwer hingegen ängſtlich, abwechſelnd ſchmerzhaft, und ohne Frucht angeſtrengt bey jedem Handeln und Leiden. Dann wird der Umgang des beſten Freundes oft eine Laſt; alle, auch die ſonſt angenehmſten, Eindrücke von äußern Gegenſtänden, beſonders, wenn ſie einige Gegenwirkung von unſrer Seite erfordern, überwältigen uns; und anſtatt das ihnen ſonſt eigne Gefühl zu erregen, erwecken ſie nur die verdrießliche Empfindung unſerer Ohnmacht und unſerer Unbrauchbarkeit. Das Mitleiden Anderer, der Troſt bey ſo vielem Leiden, hört bey dieſem, je länger es währet und je ſchwerer es alſo dem Leidenden wird, um deſto mehr auf. Nicht aus Hartherzigkeit der Menſchen, ſondern durch die Natur der Sachen. Erſtlich iſt dieſe Art des Uibels, der Vorſicht ſey es gedankt! ſeltner, alſo unbekannter, unbeſchreiblicher, unverſtändlicher, als jedes andre. Es gränzt auch an das, was man Einbildung nennt, ſo nahe, daß nur der, welcher etwas Aehnliches erfahren hat, die Realität davon zu erkennen weiß. Uiberdieß hat es ſo viele Abwechſelungen, daß der Zuſchauer und Zuhörer einer Stunde den Menſchen für munter und geſund hält, der den ganzen Tag hindurch ſich krank und kraftlos fühlte. Ein zweyter Grund iſt, daß wahres Mitleiden nur alsdann Statt findet, wenn man ſich mit ſeinen Gedanken in des Andern Zuſtand verſetzet. Dieſe Verſetzung kann aber immer nur kurzdauernd ſeyn, und iſt jederzeit um ſo viel wahrhafter, je lebhafter und klärere Bilder wir uns von des Andern Leiden machen können. Die Theilnehmung an einer ſchnellen, heftigen und beſonders gefährlichen Krankheit iſt alſo viel herzlicher. — Daraus entſteht eine andre unangenehme Folge für die armen Hypochondriſten, daß viele ihrer größten Leiden als Fehler erſcheinen; und ſie angeklagt werden, wo ſie nur zu bedauern ſind. Ihre Mattigkeit ſieht oft als Faulheit, ihre Unfähigkeit zum Umgang als Ungeſelligkeit, ihr Unvermögen zum Geſpräch als mürriſches Weſen aus. Dieſe falſchen Auslegungen erbittern ſie, und bringen wirklich die Leidenſchaften in ihrer Seele hervor, die man ihnen beygemeſſen hatte. — Wahr iſt es, daß ſie auch oft wirklich ungeduldig, mürriſch und beſonders zu furchtſam und zu unentſchloſſen ſind. Weil ihnen oft Sachen fehlſchlagen, ſo wollen ſie nicht neue Verſuche machen, wenn auch dieſe vielleicht gelingen würden.

So habe ich Sie dann bloß von meiner Krankheit unterhalten: auch ein Fehler der Hypochondriſten! Aber da es ihr liebſtes Geſpräch iſt: ſo iſt es Freundſchaft, ſie anzuhören. Und die haben Sie ja für mich. — Könnte ich einmahl für andre Leidende dieſer Art die Geſchichte meines Gemüths-Zuſtandes in dieſer Krankheit hinterlaſſen: ſo würde ich glauben, etwas ſehr Nützliches gethan zu haben.

Im Meßkatalog haben wir den Buchſtaben Z. zuerſt durchſtudirt; und mit dem Vergnügen der Hoffnung die Titel ihrer Bücher geleſen.

Leben Sie wohl (denn ich kann nicht mehr); empfangen Sie die liebe Baroninn Warkotſch, wie wir ſie empfangen würden, das heißt, als eine treffliche Frau und unſre ſehr gute Freundinn. Und das iſt ſie auch von Ihnen, ſo wie Herr von Paczensky Ihr Freund iſt, auf den Sie unter meinen Freunden in Leipzig den meiſten Eindruck gemacht haben. Ihrer gütigen Frau küſſe ich die Hände, und bin mit der aufrichtigſten Zärtlichkeit Ihr ꝛc.

53.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 6. May 1777.

Endlich iſt die Meſſe vorbey, und ich fange an, etwas freyer Odem zu ſchöpfen, aber doch nicht frey genug, um mich länger als einige Minuten mit Ihnen zu unterhalten. Ich muß übermorgen, als am Himmelfahrtstage, predigen, und dann folgt gleich wieder der Sonntag darauf. Noch habe ich den kommenden Frühling kaum erblickt. Möchten Sie doch deſſelben ganz genießen und mit demſelben neues Leben einathmen! Hier, beßter Freund, ſind die Arbeiten, wovon ich Ihnen neulich etwas geſchrieben habe. Ich wünſche, daß Sie dieſelben gut finden mögen, und darf auch hoffen, daß ſie Ihnen nicht ganz mißfallen werden. Sind die Gebethe nicht das, was ſie ſeyn ſollten, ſo ſind ſie doch das, was ſie jetzt ſeyn konnten. Ein Anfang muß gemacht werden, und mit Schriften dieſer Art darf man, glaube ich, nicht warten, bis ſie dem Begriffe von Vollkommenheit, den man ſich davon gemacht hat, ganz gemäß ſind. Ich zähle darauf, daß Sie mir Ihre Gedanken darüber ganz offenherzig mittheilen werden.

Noch habe ich nicht Zeit gehabt, mich nach irgend einem neuen Buche umzuſehen; Lavaters Phyſiognomik ausgenommen, die ich revidiren mußte. — In dieſem dritten Bande ſoll auch ein Schattenriß von Ihnen ſeyn, und verſchiedene, meiſtens unkenntliche, von mir. Noch habe ich Kupfer und Text nicht neben einander gehabt. Von mir ſagt er nur zu viel Gutes, doch finde ich die Schüchternheit, die er zu ſehen glaubt, nicht in meinem Charakter, und jetzt vielleicht weniger, als jemahls. — Bald nach Pfingſten werde ich, ſo Gott will, mit meiner Frau eine Reiſe nach meinem Vaterlande thun, das ich nun ſeit drey und zwanzig Jahren nicht geſehen habe. — Wie viel werden wir nicht bey unſerm guten Sulzer in Seuzach und auch in Zürich von Ihnen zu ſagen haben? Ich hoffe Ihnen auch aus der Schweiz zu ſchreiben.

54.

Garve an Zollikofer.

Schleibitz, den 30. May 1777.

Wenn ich einem ſo guten Manne und meinem Freunde etwas beneiden könnte: ſo würde ich Ihnen

Ihre Reiſe nach der Schweiz beneiden. Wiſſen Sie wohl, daß Sie ſie immer mit mir haben thun wollen? und nun reiſen Sie mir doch ſo davon, ohne mir ein Wort davon zu ſagen, bis auf die letzte Stunde. Ja, ja, wenn ich nur mit gekonnt hätte: ſo würde ich recht böſe ſeyn; aber jetzt will ich glauben, daß Sie mich für das Non-Ens gehalten haben, das ich wirklich bin, eine unbewegliche Pflanze, die auch in ihrem gewöhnlichen Boden matt und welk iſt, die man aber aus demſelben nicht verſetzen kann, ohne ſie ganz zu Grunde zu richten. Nun dann, wenn Sie auch ohne mich reiſen, ſo mögen Sie doch glücklich reiſen, und alles das Vergnügen finden, was Sie mit Grunde erwarten können. — Ich habe bey Ihrer Reiſe an den Themiſtocles gedacht. — Und wie mögen Sie wohl mit dem zuſammen kommen? — So. — Sie erinnern ſich ohne Zweifel, daß dieſer Mann auch einmahl reiſte, und zwar auf die Olympiſchen Spiele. An dieſem Verſammlungsorte aller Griechiſchen Staaten, ſah er mit Augen, was er vorher nur vermuthen konnte, daß er an allen Orten und von den Bewohnern aller Städte Griechenlands gekannt, geliebt und bewundert ward. Heute, ſagte er zu ſeinem Freunde, empfange ich den Lohn für die Dienſte, die ich meinem Vaterlande geleiſtet habe. Und eine ähnliche Belohnung Ihres Fleiſſes und Ihrer Bemühung, Gutes zu ſagen und zu thun, werden Sie auf Ihrer Reiſe gewiß auch empfangen. Wie viele Freunde werden

Sie aller Orten verfinden? Wie viele Neugierige werden ſich darum bewerben, Sie zu ſehen und zu ſprechen? Wie viele, deren Bekanntſchaft Sie für wünſchenswerth halten, werden Ihnen ſchon mit gegenſeitiger Hochachtung zugethan ſeyn? — Wenn der Ruhm ein Gut iſt, ſo iſt er es gewiß in der Fremde. — Um in kurzer Zeit mit vorzüglichen Menſchen in einigen genauen Umgang zu kommen, muß unſer Nahme ſchon vor uns hergehen, uns Eingang bey ihnen zu verſchaffen.

Aber ſo lakoniſch ſind Sie in Ihrem Briefe, daß ich nicht weiß, ob Sie auf ein Jahr oder auf ein Monath verreiſen. — Wirklich, es iſt mir, als wenn ich von neuem von Ihnen Abſchied nähme. — Wenn nicht noch der gute Sulzer da wäre, ſo würde meiner wohl ganz vergeſſen ſeyn. Aber das weiß ich ſchon, daß dieſes ehrliche Herz mich noch lieb hat, und alſo auch an mich denken wird. —

Mit meiner Silhouette in Lavaters Phyſiognomik muß es wohl ein Irrthum ſeyn. Wie wäre er dann dazu gekommen? — Wiſſen Sie wohl, weſſen Portrait ich darin wünſchte? Eben meines Wirths. Er iſt wirklich ein ſich auszeichnender Menſch, ſehr modificirt durch die Welt und die Geſellſchaft, und doch ſehr eigen in ſich. Ein andres merkwürdiges Geſicht aus Breslau wäre des D. Jägwitz ſeines, eines vorzüglichen Arztes, großen Denkers, feſten, aber zugleich halsſtarrigen und harten Mannes. An Lavatern möchte ich ſchon gerne einen Freund haben.

Ich bewundre den Mann, ob ich gleich mich für ſeinen Enthuſiasmus zu kalt fühle, und ihn alſo auch für meine Kälte zu ſchwärmeriſch, in ſeinen Empfindungen zu ausſchweifend, in ſeinen Urtheilen zu kühn, zu ausſprechend und zu einſeitig, in ſeinen Ausdrücken zu affectvoll, zu unbeſtimmt und zu undeutlich finde. Ich glaube, ich verſtehe ihn meiſtentheils; aber ich finde mich doch nicht immer unterrichtet genug. — Doch ich kann jetzt nichts in einem fort leſen: und alſo kann ich auch nicht die einzelnen Strahlen des Lichts aus den verſchiednen Theilen ſeines Werks in einen Punct ſammlen. — Ich kann nichts deſto weniger empfinden, daß er ein großer Mann iſt, deſſen Seele, mit einer unruhigen und ihn doch nicht ermattenden Thätigkeit, die mannigfaltigſten Eindrücke zu empfangen und zu erregen vermag, der viel denkt, viel arbeitet, und Geiſt und Körper zugleich anſtrengen kann, ohne einen von beyden dadurch zu zerſtören. Gott erhalte ihn darin, ſo iſt er ein glückſeliger Mann. Mich Elenden macht der Gedanke an ſeine Arbeit ſchon matt. Doch Ruhe iſt auch ein Gut, obgleich ein minderes, dem Schlafe ähnliches. Wenn es aber der traumloſe Schlaf eines Unſchuldigen iſt; oder wenn die Träume deſſelben nicht ängſtlich, ſondern ſtille, heiter und voll bedeutender Hoffnungen ſind: ſo iſt er für eine gewiſſe Zwiſchenzeit ſchon hinreichend. Auf immer wäre der Tod ihm vorzuziehen: denn ſo ganz ruhig iſt er doch nicht immer, weil er unnatürlich iſt. Die

Geduld und die Reſignation können dieſen Zuſtand bey dem Glauben an einen Gott wirklich zuweilen angenehm machen; und nichts hilft dazu mehr, als der Anblick der Natur und des Frühlings. — Aber freylich ſind ungebrauchte und ungenutzte Kräfte eben ſo viele Stacheln, die, indem ſie von Zeit zu Zeit die Begierde nach Thätigkeit und Erweiterung unſrer Sphäre erregen, uns zugleich die erzwungne, obgleich kurz zuvor nicht unangenehme Ruhe, als wahres Elend vorſtellen. Doch ich falle in den häßlichen Klageton meines vorigen Briefes.

Um Ihnen doch einiger Maßen näher zu kommen, werde ich auch ins Gebirge reiſen; und zwar in eines, das, in Anſehung der Schönheit der Gegenden und Ausſichten, in Anſehung der Induſtrie der Einwohner, und ſelbſt in Anſehung des mit Diminutiven angefüllten Dialekts, dem Schweizeriſchen ſo ähnlich iſt. — Es iſt ſonderbar, daß die Sitten, Denkungsart und ſelbſt die Sprache der Menſchen ſo ſehr von der Natur des Bodens abhängt. Noch ſeltſamer ſcheint es, daß die bevölkertſten und glücklichſten Gegenden der Erde faſt diejenigen ſind, die dem erſten Anbauer die meiſten Hinderniſſe in den Weg legten. Unſer Schleſiſches Gebirge iſt der ſchönſte und wohlhabendſte Theil unſers Landes.

Noch einmahl auf Lavatern zu kommen: er hat im zweyten Theile das Portrait und die Schilderung eines jungen Schleſiſchen Baron von Haugwitz gemacht; eines wirklich liebenswürdigen, jungen Edelmanns, und der jetzt eine ſchöne, und nach Aller Ausſage eben ſo liebenswürdige Frau hat, die Tochter unſers Breslauiſchen Gouverneurs. Ich finde in der Schilderung deſſelben von Lavater wirklich viele charakteriſtiſche Züge.

In undenklichen Zeiten habe ich keinen ſo langen Brief geſchrieben. — Noch muß ich Ihnen für die uns geſchenkten Exemplare Ihrer Bücher danken, die ich, weil ich auf dem Lande bin, noch nicht geſehen habe. Ich hoffe aber bey ihrer Durchleſung ſehr viel Vergnügen, Nutzen und Erbauung; und werde Ihnen ſo viel, als ich kann, meine Gedanken dabey und darüber mittheilen.

Und nun endlich, ſehen Sie ſich auf dem höchſten Berge, den Sie beſteigen, auch nach meiner Gegend um; und wenn Sie in irgend einem blühenden Thale von einem angenehmen, erfriſchenden Winde angewehet werden, ſo denken Sie, daß er meine guten Wünſche und meine mit Ihnen beſchäftigten Gedanken Ihnen zuführt. Ich bin Ihr und Ihrer Frau herzlicher Freund.

55.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 6. Nov: 1777.

Ich wollte Ihnen immer einen recht langen Brief ſchreiben, der Sie für mein Stillſchweigen einiger Maßen ſchadlos halten ſollte, und das iſt die Urſache, warum ich Ihnen gar nicht geſchrieben habe. Ich will Ihnen alſo lieber fürs erſte nur wenig ſchreiben, um wieder in Gang zu kommen und die alte Verbindung zu erneuern; um ſo viel mehr, da ich ein kleines Briefchen an den Probſt Hermes ſchreiben mußte, der in einem ſehr herzlichen Tone meine Freundſchaft ſucht, und nach allem, was ich durch einen gemeinſchaftlichen Freund von ihm gehört habe, auch verdient. Was halten Sie von dieſem Manne? Finden Sie, daß ihn Lavater in dem dritten Bande ſeiner Phyſiognomik richtig gezeichnet hat?

Und nun möchte ich vor allen Dingen wiſſen, wie Sie, mein liebſter, beſter Freund, ſich befinden. Schlimmer, ſagt man, iſt Ihr Geſundheits-Zuſtand nicht geworden. Aber wenn er nicht beſſer geworden iſt, ſo beklage ich Sie um ſo viel mehr, je länger er ohne merkliche Veränderung eben derſelbe bleibt. Wenn es Ihnen nur nicht eben aus dieſem Grunde immer ſchwerer wird, gelaſſen zu bleiben, Muth und Hoffnung beyzubehalten, und ſich in dem Willen der göttlichen Vorſehung zu beruhigen! Doch nein, Sie ſind ein Mann, ein Weiſer, ein Chriſt! Sie erkennen und verehren einen Gott, der lauter Liebe iſt! Sie haben Ausſichten in ein beſſeres, höheres Leben vor ſich! Das kann Sie, wenn Sie gleich zuweilen ſinken ſollten, doch nicht verſinken laſſen. An heitern Stunden und Augenblicken wird es Ihnen doch auch nicht fehlen, und die werden doch immer einiges Licht auf die trüben und finſtern Tage zurückwerfen. Bey unſerm guten Sulzer zu Seuzach bey Winterthur haben wir Ihr Andenken recht feyerlich begangen. Da ſaßen wir unter einem Bogengange von Weinreben auf dem Pfarrhügel, unterhielten uns faſt bloß von Ihnen, litten mit Ihnen, freuten uns unſrer Verbindung mit Ihnen, und heiligten dieſen Ort dem Andenken der abweſenden Freunde. Da wird ſich der würdige, glückliche Sulzer ſehr oft im Geiſte mit Ihnen und mit mir unterhalten haben, und noch unterhalten, und wenn Lavater, Pfenninger, Steiner ꝛc. zu ihm kommen, werden wir auch, obgleich abweſend, in ihrem freundſchaftlichen Kreiſe ſeyn. Das verſteht ſich, daß Ihre beſte Mama eine der erſten Stellen in demſelben einnimmt. Auch in Zürich, Baſel, Straßburg, Frankfurt, Caſſel, Weimar, iſt Ihrer recht oft gedacht worden. Doch jetzt kann ich mich in keine Reiſebeſchreibung einlaſſen. Unſre Reiſe iſt, Gott ſey es gedankt! ſehr glücklich und mit vielem Vergnügen verbunden geweſen. Das iſt alles, was ich Ihnen jetzt ſagen kann. Sobald es mir möglich iſt, will ich Ihnen mehr davon erzählen. Meine Frau und ich umarmen Sie und Ihre würdige Frau Mutter von ganzem Herzen, und wünſchen nichts ſehnlicher, als daß es Ihnen wohl gehen möge! Lieben Sie mich ferner und ſeyn Sie meiner ganzen Liebe verſichert.

56.

An Garvens Mutter.

Leipzig, den 9. Febr. 1778.

Mein verehrungswürdige Freundin, das denken Sie ja nicht, daß ich jemahls aufhören könnte, Sie und unſern liebſten Garve zu lieben und zu verehren; und wenn es Ihnen alle Ihre Bekannte und Freunde ſchrieben, ſo dürften Sie es nicht glauben; und wenn ich es Ihnen ſelbſt ſchriebe, ſo müßte Sie meine eigene Ausſage für einen Anfall von Wahnſinn halten. Nein, meine Seele hängt feſt an Ihrer und Ihres Sohns Seele, bedarf Ihrer beyderſeitigen Liebe, und hofft ſie nicht nur ſtets in dieſer, ſondern noch weit völliger — weit näher und inniger in einer beſſern Welt zu genießen! Schreibe ich Ihnen gleich nur ſelten, — viel zu ſelten; — ſo dünkt mich doch, daß ich noch mehr Gemeinſchaft des Geiſtes mit Ihnen beyden habe und unterhalte, als jemahls ſeit unſerer Trennung. Ich denke öfter an Sie, vergegenwärtige Sie mir lebhafter, und empfinde Ihren innern, eigenthümlichen Werth und den

Werth Ihrer Liebe zu mir ſtärker. Vielleicht hat überhaupt mein Herz etwas mehr Elaſticität oder Empfindſamkeit, mehr Bedürfniß näherer Verbindung mit weiſen, guten Menſchen von meiner Schweizerreiſe zurückgebracht. Ich habe allenthalben, und insbeſondere in der Schweiz, mehr Wärme, mehr Wahrheit, Natur, offenherzige, ſorgenloſe, unargwöhniſche Mittheilung ſeiner ſelbſt gefunden, als hier. Hier herrſcht unter den meiſten, ſonſt vielleicht guten, Menſchen eine zurückſtoßende, abſchreckende Kälte, zu wenig Gefühl für das, was moraliſch ſchön und gut iſt, und noch weniger für das, was Religion und Chriſtenthum Großes und Erhabenes haben; oder wenn es an dieſem Gefühle nicht fehlt, ſo ſchämt man ſich gewiſſer Maßen daſſelbe zu äußern; der herrſchende Ton iſt Leichtſinn und Eitelkeit, ein ſeelenloſes Geſchwätz, — leider die gewöhnliche Folge von ſehr verfeinerten Sitten und einem blühenden äußern Wohlſtande. Freylich gibt es noch Ausnahmen, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihre Anzahl wachſen zu ſehen. Einige kennen Sie unter Ihren und meinen hieſigen Freunden. Eine andere, die Sie nicht kennen können, hat ein günſtiger Zufall hieher geführt. — Sie iſt eine genaue Freundin von Lavatern — iſt unſere Freundin — und würde gewiß auch die Ihrige ſeyn. Schon oft haben wir von Ihnen mit einander geſprochen, und wenn wir uns in Gedanken oder im vertrauten Geſpräche ein irdiſches Paradies bauen, oder eine Geſellſchaft in einer andern Welt beſtellen, ſo ſehen wir uns gleich nach Ihnen um. — — Alſo, die Fortdauer unſerer gegenſeitigen Freundſchaft und Liebe ſoll weiter keinem Zweifel unterworfen, ſoll auf alle künftigen Zeiten ausgemacht und feſtgeſetzt ſeyn! Und das iſts, meine verehrungswürdige Freundin, was ich Ihnen und unſerm liebſten Garve nur mit wenigen Worten ſagen wollte, und nun ſo weitläufig, aber doch aus reiner, wahrer Empfindung, geſagt habe.

An Garve.

Und nun, mein liebſter Freund, auch noch ein Paar Worte mit Ihnen! Wie glücklich ſind Sie bey allem Ihrem Unglücke, eine Mutter zur Freundin, zur Pflegerin, zur Tröſterin zu haben, der Sie alle Ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen können, und die Ihnen nachdenken, nachempfinden, mit Ihnen und für Sie leiden und ſich freuen kann! — Wie ſehr muß Ihnen dieſes nicht die Laſt Ihrer Leiden erleichtern! — Laſt ſind ſie freylich. Das fühle ich zuweilen für Sie beynahe ſo lebhaft, als wenn ich ſie ſelbſt trüge. Es gibt auch wohl zuweilen Stunden, wo ich etwas Aehnliches für mich ſelbſt fühle; Stunden der gänzlichen Untüchtigkeit und Fühlloſigkeit, und dann denke ich immer an Sie, und beklage Sie um ſo viel herzlicher. Doch kommen, Gott Lob! dieſe Stunden nicht oft, und ihre Ankunft er-

ſchre-

ſchrecket mich eben nicht, weil ich mich immer mehr daran zu gewöhnen und darin zu beruhigen ſuche, in keiner Stunde meines Lebens etwas anders ſeyn oder thun zu wollen, als mir Gott durch ſeine alles regierende Vorſehung ſagt, daß ich zu jeder Zeit ſeyn und thun ſoll. -- Uiberhaupt, beſter Freund, bin ich nie zufriedner, beſſer, glückſeliger, als wenn ich die Empfindung meines Verhältniſſes gegen das höchſte Weſen und ſeiner in mir und durch mich, wie in Allem und durch Alles ſich äußernden Kraft und Liebe lebhaft bey mir unterhalte: und der Menſch, in dem dieſe Empfindung ſtets herrſchend, die Seele ſeines ganzen Gedanken- und Empfindungs-Syſtems wäre, müßte gewiß ſtets zufrieden und glückſelig ſeyn! Und warum ſollten wir es dahin nicht bringen — warum dieſer Glückſeligkeit nicht immer näher kommen können? — Gewiß auch Sie werden ſich oft damit aufrichten und erquicken — oft, wenn ſich Ihr Geiſt bis zum höchſten Geiſte erhebt und ſeine Herkunft von ihm und ſein Sehnen nach ihm fühlt, und ſich dann in die Zukunft verſetzt, in dieſem Gedanken und in dieſer Ausſicht die Ruhe finden, die wir ſonſt überall vergeblich ſuchen!

Der glückliche Sulzer zu Senzach grüßt Sie ebenfalls herzlich. Er iſt und bleibt glücklich und verdient es zu ſeyn.

Gott ſey mit Ihnen! Lieben Sie ſtets, wie bisher, Ihren ꝛc.

57.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 25. März. 1778.

Schon im December vorigen Jahrs hatte ich einen Brief an Sie angefangen, liebſter Freund, worin ich Ihnen alle meine Reiſen von vorigem Jahre erzählen und Sie dadurch reizen wollte, mir auch die Ihrige zu beſchreiben. Seit der Zeit bin ich theils zu matt und theils zu zerſtreut geweſen, fortzufahren. Und jetzt, da ich weiter ſchreiben will, iſt der Brief verloren. So geht es ſolchen trägen Arbeitern, Auch das, was ſie machen, iſt umſonſt, weil ſie es nicht geſchwind genug zu Ende bringen.

Ich will alſo auch gar nicht an vorigen Sommer gedenken, und noch weniger an den jetzt verfloßnen Winter, der noch weniger merkwürdige Vorfälle, (meiner Couſine Verheirathung ausgenommen,) aber mehr Unruhe, mehr Stunden der Schwachheit, des Leidens, der langen Weile und der Unzufriedenheit enthält, als jener. Ich will bloß an meinen und Ihren Brief denken, die jetzt vor mir liegen. Die Empfindungen der Freundſchaft, die der letztre enthält, ſind ſo warm, und ſo aufrichtig, daß auch mein matt klopfendes Herz davon belebt worden iſt. Sie werden uns gewiß immer lieb haben, weil Sie uns ähnlich ſind, und mit uns einerley Hauptneigungen, einerley Geſchmack und einerley Abſichten haben. Ja, liebſter Freund, für mich ſind das die glückſeligſten Augenblicke meines Lebens, wo der Begriff von Gott und die Uiberzeugung, daß er da ſey, in meiner Seele lebhaft wird. Mehr brauche ich nicht zu meiner völligen Beruhigung, als dieſes einzige. Nur, daß er da ſey, nur, daß ein höchſter Verſtand und eine höchſte Güte irgend wo vorhanden ſey, und die ganze Welt und auch mich kenne und regiere, nur dieſes wünſche ich mit Gewißheit und mit immer gleicher Gewißheit einzuſehen. Alles übrige mag in Dunkelheit und Zweifel verhüllt ſeyn. So lange jene Wahrheit feſtſteht, ſo kann in dieſer Dunkelheit keine Gefahr für mich ſtecken. — Aus mir wird gewiß das Beſte, das Vollkommenſte, was aus meiner Natur werden kann; vielleicht nicht ſo viel, als meine thörichte Eitelkeit jetzo begehrt, (wenigſtens iſt in dieſer Welt das nicht daraus geworden;) aber doch immer ſo viel, daß der Genuß davon mich befriedigen wird, weil er das Maß meiner Kräfte ausfüllen wird. — Die erſtaunliche Begierde, die ich jetzt habe, auf dem Felde und im Freyen zu ſeyn, und eine weite Ausſicht vor mir zu ſehen, kömmt wirklich mit daher, daß ich niemahls die Vorſtellungen von Gott ſo anſchauend in mir erwecken kann, als unter dieſen Umſtänden. Alles, was mir in meiner Stube ſowohl in meinen körperlichen Leiden, als in den Mängeln meines äußern und geſellſchaftlichen Zuſtandes, unerträglich ſcheint, kömmt mir auf freyem Felde leicht und zuweilen angenehm vor. Da kann ich zuweilen aus vollem Herzen mit dem Epiktet ſagen: Ich will gerne ſchwach und kraftlos ſeyn, weil Gott gewollt hat, daß ich ſchwach und kraftlos ſeyn ſoll: ich liebe meine Dunkelheit und den niedrigen Platz, den ich in der menſchlichen Geſellſchaft behaupte, weil Gott gewollt hat, daß ich im Dunkeln und Verborgnen vor der Welt leben ſoll.

Die Freunde und Freundinnen, die auch ſo denken, Bekannte und Unbekannte, die grüßen Sie herzlich. Es ſind auch meine Freunde, und ich werde ſie gewiß lieb haben, ſobald ich ſie ſehe.

Ich glaube es, daß es in der Schweiz eine vorzüglich herzliche Art des Umgangs gibt. Bey uns iſt es gerade ſo, wie bey Ihnen; nur mit dem Unterſchiede, daß hier der Stolz des Adels und die geringere Cultur des Kaufmanns den Umgang noch ſchwerer macht.

Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo laſſen Sie mich doch etwas Umſtändlicheres von Ihrer Reiſe wiſſen; am meiſten, wie Ihnen Lavater im Ganzen gefallen hat. So ſehr ich den Mann ſchätze: ſo wünſchte ich doch auf keine Weiſe, daß Sie Ihren kaltblütigen, überlegten und philoſophiſchen Ton mit ſeinem empfindungsvollen und poetiſchen vertauſchten, oder auch nur dieſem ſich näherten. Denn obwohl mit mehr Wärme allemahl mehr bewirkt wird, ſo wird doch auch oft verkehrt, und alſo vergeblich, gearbeitet. Uibertreibungen ſind doch gewiß bey Lavatern in allen Stücken. Und auf Wahrheit muß doch die Empfindung ſußen: ſonſt iſt ſie weder an ſich etwas vollkommenes, noch auch in die Länge dauerhaft.

Eine zweyte Nachricht wünſchte ich mir von Baſedow. Was ich davon höre, ſind abgebrochne, ſich zuweilen widerſprechende Stücke. — Sein Beyſpiel wird mich indeß noch mehr in der Meinung beſtätigen, daß keine Eigenſchaft des Geiſtes und Herzens beſſer iſt, als eine gewiſſe Mäßigung in allem, ſowohl im Nachdenken, als in den Begierden und in den geſammten Unternehmungen. So wie Gott in der Natur wirkt, — das iſt das Beyſpiel des ruhigen, großen Geiſtes. Es geht alles fort, aber durch eine continuirliche Bewegung, ohne Eile.

58.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 19. Febr. 1779.

Endlich kann ich mich einmahl hinſetzen, um an Sie zu ſchreiben, beßter Freund! Da ich weder ein Staatsmann, noch ein Gelehrter bin, noch ſonſt einen weiten Wirkungskreis habe, ſo ſchäme ich mich gewiſſer Maßen von meinen Geſchäften und Abhaltungen zu reden, und damit meine Saumſeligkeit in der Erfüllung der Freundſchafts-Pflichten zu entſchuldigen. Das läßt ſich auch beſſer empfinden, als ſagen. Inzwiſchen kann ich mir doch ſelbſt in finſtern Stunden, wo ich am wenigſten geneigt bin, mir zu ſchmeicheln, eben keine Vorwürfe darüber machen. Müßiggehen kann ich nicht; geſellſchaftliche Vergnügungen genieße ich mit vieler Mäßigung, weit ſeltner, als Andere meines Standes, und vielleicht ſeltner, als ich es thun ſollte; und doch gehen oft ganze Wochen und mehrere Wochen nach einander dahin, ehe ich nur ein Buch zur Hand nehmen und etwa eine halbe Stunde leſen kann.

Und nun, da ich kaum angefangen habe, kömmt ſchon wieder eine Correctur von Robertſons Geſchichte von Alt-Griechenland. Schiller in London hat ſie überſetzt, und ſeine Sprache iſt öfters undeutſch. Dieſe Fehler ſoll ich ihr benehmen, ſo wie wir es mit ſeiner Geſchichte von Amerika gemacht haben; — eine mühſame, undankbare Arbeit, die ich aber doch nicht wohl von mir ablehnen konnte. Das Buch ſelbſt läßt ſich im Engliſchen ſehr gut leſen, zeichnet ſich aber doch weder durch die Stellung und Verbindung der Begebenheiten, noch durch die Art, ſie zu erzählen, noch durch die philoſophiſche Behandlung und Benutzung derſelben, beſonders aus. Uibrigens iſt die Orthographie der Griechiſchen Nahmen ſo fehlerhaft, als man ſie nur von einem Franzoſen erwarten könnte, und daraus muß ich faſt ſchließen, daß der Verfaſſer ſeine Geſchichte nicht aus den Quellen geſchöpft habe.

Noch habe ich eine andere Arbeit, die mich auch drängt. Schon vor zwölf Jahren hatte ich Bertrands chriſtliche Unterweiſung, einen Catechismus für junge Leute, überſetzt. Nun ſoll er in der Geſchwindigkeit wieder gedruckt werden, weil darnach gefragt wird und er nicht mehr zu haben iſt. So wie er war, konnte ich ihn nicht wieder drucken laſſen. Zur gänzlichen Umarbeitung läßt man mir nicht Zeit, noch weniger zur Verfertigung eines ganz neuen und beſſern Buchs dieſer Art. Alſo muß ich flicken, beſſern, Zuſätze machen, wegſtreichen u. ſ. w. ſo viel und ſo gut oder ſo ſchlecht, als es in wenigen Wochen geſchehen kann; und dabey wünſchte ich doch, weder mein Gewiſſen zu beleidigen, noch der Klugheit zuwider zu handeln.

Herr Dörrien ſagt mir, daß Sie Ihre Abhandlungen wollen zuſammen drucken laſſen. Das verdienen ſie gewiß, und ich lobe Ihr Vorhaben. Nur bitte ich Sie, dieſelben ſo zu laſſen, wie ſie ſind: denn wenn Sie einmahl zu feilen oder zu ändern anfingen, ſo würden Sie Gefahr laufen, ſich über Vermögen anzuſtrengen, und dann würde aus der ganzen Sache nichts werden. Könnten Sie nicht auch die Abhandlungen, die Sie uns in der Deutſchen Geſellſchaft vorgeleſen haben, hinzufügen? Doch müßte es ebenfalls ohne ermüdende Anſtrengung Ihres Geiſtes geſchehen können.

Baſedow ſchreibt gegenwärtig ein Buch, das den intereſſanten Titel führt: Für ſelbſtdenkende Forſcher. Friede zwiſchen der wohlgeſinnten Vernunft und dem wohlverſtandnen Unchriſtenthum.

59.

Golitz, den 13. Jul. 1779.

Da ſitze ich an einem trüben Regentage in Golitz, bekümmert über die Geſundheitsumſtände meiner kranken Frau, und voll unangenehmen Gefühls meiner eignen Schwäche. Noch hat dieſer Sommer wenig Reize und Vergnügungen für mich gehabt, und auch die Arbeit, die mir ſeit ein Paar Jahren merklich leichter und angenehmer wurde, fängt mir an, wieder ſchwerer zu werden. Meine Kräfte, deren ſich neulich meine Frau gegen Sie oder Ihre Frau Mutter rühmte, ſind wieder ſehr geſunken. Das anhaltende Leiden meiner Frau läßt mich ſelbſt zu viel leiden. Sie iſt in der That ſehr krank. Ihr Huſten hält immer an, entkräftet ſie ſo ſehr, macht ſie ſo engbrüſtig, daß ſie nicht ſechs Stufen ſteigen, nicht fünf Minuten weit gehen kann, ohne außer Athem zu ſeyn; ſie, die ſonſt kaum zu ermüden war, und die noch vor zwey Jahren Lavater auf unſern Spaziergängen die Unreichbare nannte. Sie gebraucht nun, ſeitdem wir hier ſind, das iſt ohngefähr ſeit zehn Tagen, die Milchkur, nach welcher ſie ſchlechterdings nichts anders als Milch ißt und trinkt. Aber noch ſehe ich nicht die mindeſte Beſſerung. Sie genießt wenig Ruhe weder Tag noch Nacht, und ihr Geiſt leidet auch ſehr unter den Beſchwerden des Körpers. Doch ich will Sie nicht länger mit ſolchen traurigen

Vorſtellungen unterhalten; und mich immer mehr befleißigen, das ſelbſt zu thun, wozu ich Sie in ähnlichen Umſtänden ſo oft ermuntert habe.

Ich eile, Ihre Frage zu beantworten. Daß Ihnen der König Ciceronis officia zu überſetzen aufgetragen hat, iſt mir eben nicht lieb. Das Buch iſt ſo wichtig nicht, und Sie könnten Ihre Zeit und Ihre Kräfte beſſer gebrauchen. Inzwiſchen wird es doch keine vergebliche Arbeit ſeyn, wenn Sie dieſelbe mit guter Muße verrichten, die Urſchrift mit Anmerkungen bereichern und berichtigen, und ſich dabey nicht übertreiben. Ihr philoſophiſcher Scharfſinn wird Sie gewiß den Sinn vieler, ſehr vieler Stellen weit glücklicher treffen und die Ideen weit genauer beſtimmen und richtiger verbinden laſſen, als Heinzen. Heinze mag ein guter Lateiner ſeyn, aber ein philoſophiſcher Kopf iſt er nicht. Käme es bloß auf Erzählungen an, dergleichen die im dritten Buche Cap. 14. iſt, ſo möchte ſeine Uiberſetzung immer gut genug ſeyn, und es verlohnte ſich wohl nicht der Mühe, eine andere zu verfertigen, ob ſich gleich auch dieſe Stelle in Ihrer Uiberſetzung beſſer leſen läßt, als in der ſeinigen, weil die Sprache kürzer und der Gang der Erzählung ſchneller iſt; und wenn Sie erſt die letzte Feile werden an das Werk legen, ſo wird es ſich auch durch dieſe Vorzüge noch mehr auszeichnen. Was aber den dogmatiſchen, alſo den weſentlichen Theil deſſelben betrifft, ſo wird es gewiß unter Ihrer Hand ein von der Heinziſchen Arbeit ſehr verſchiedenes Werk werden. — Haben Sie deſſen ungeachtet keine Luſt, ſich der Arbeit zu unterziehen, ſo wäre mein Rath dieſer: Schreiben Sie an den König, melden Sie ihm, daß Sie ſeitdem eine nicht ſchlechte Uiberſetzung der Bücher de officiis kennen gelernt, welche die Ihrige entbehrlich machen könne, daß Sie mehr Neigung hätten, ein wichtigeres Werk von Cicero, ſeine Bücher de finibus, zu überſetzen, daß Sie in dieſer Abſicht die Befehle von Seiner Majeſtät erwarteten, u. ſ. w. — Ich kenne keine neuerlich herausgekommene Uiberſetzung der Bücher de finibus. Auch Profeſſor Schwabe, den ich darüber befragt habe, kennt keine. Mir gefallen dieſe Bücher ebenfalls weit beſſer, als die de officiis. Vielleicht iſt der König bloß deßwegen auf dieſe gefallen, weil er ſie beſſer kennt, als jene; und die Ausbildung unſrer Sprache kann bey der einen Uiberſetzung ſo viel gewinnen, als bey der andern. — Eigne Abhandlungen von Ihnen wären freylich weit mehr werth, als die beſten Uiberſetzungen. Vielleicht ſchreiben Sie mir bald etwas mehr davon. Ich freue mich darauf. Mäßigen Sie nur Ihren Fleiß und ſchonen Sie Ihre Kräfte.

60.

Leipzig, den 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebſter Freund, hat mich das traurige Schickſal wirklich getroffen, das mir ſchon ſo lange drohte! Ich habe ſie verloren, die treue Gefährtinn durch einen ſo beträchtlichen und den beßten Theil meines Lebens! Ehegeſtern, den 19ten dieſes, hat ſie mir der Tod entriſſen. Aber doch ein ſanfter, ſanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen, — ein Tod, ſo wie ſie ſich ihn gewünſcht, ſo wie ſie ihn ſeit vielen Wochen, ſeit ganzen Monathen immer ſehnlicher gewünſcht und mit frohem Muthe erwartet hat: denn ſie hatte ſchon lange alle Hoffnung der Wiedergeneſung aufgegeben, und bemerkte mit ſicherm Gefühle gleichſam jeden Schritt, der ſie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tiefſchmerzend! — Gott, was wäre der Menſch in ſolchen Umſtänden, wenn er nicht die Hoffnung eines beſſern Lebens hätte? Aber die hatte ſie, die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die miſchte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt ſie der Ruhe, die ſie hier nicht mehr finden konnte. Gott ſey für ihre Auflöſung geprieſen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebethen, und er hat ſie verkürzt: denn nach der Meinung des Arztes hätte ſie noch mehrere Wochen leiden ſollen. Ihr Auge hat uns in dieſer Abſicht Alle getäuſcht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer. — Aber wie einſam finde ich mich nun, beſter Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Goblis, wo ſie geſtorben iſt, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die geſtern Abend um ſechs Uhr geſchah, verlaſſen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit dieſen Sommer aus der großen Stube zwey kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme ſo hübſch, als möglich, einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder ſie, noch die Ruhe finde! Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles ſo empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen ſage, meinen Thränen freyen Lauf laſſe? Ich murre nicht gegen die Vorſehung, ich bethe ihre Schickungen als Schickungen des weiſeſten, gütigſten Vaters an, ich danke ſelbſt dieſem liebreichen Vater, daß er meine Gattinn in einen beſſern Zuſtand verſetzt hat. Aber für mich iſt ſie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiſer Rath, ihre wachſame Fürſorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geſchmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu ſagen, ſie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen, ſelbſt alle Feyerlichkeiten des Leichenbegängniſſes, alle Trauerbeſuche und Trauergeſpräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen, und ihre Gedanken darüber wiſſen. — Wie ſchwer, das nicht mehr zu thun, was man über ein und zwanzig Jahre gethan und ſo gerne gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwey Jahren, da wir auf der Reiſe waren, da ſie mehr ſchwebte, als ging, und lauter Luſt und Freude um ſich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorherſieht! So nimmt ſie doch das Andenken vieler reinen Vergnügungen mit ſich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieſelben verſchafft und ſie mit ihr genoſſen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geiſt, den ihre Leiden faſt erſchöpft hatten, wird ſich wieder aufrichten. — Die Freundſchaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem ſehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Geſpräche mit Ihnen ſchließe, und mir dabey den Antheil, den Sie und Ihre beßte, liebſte Mama an dieſem Allen nehmen, lebhaft vorſtelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundſchaftlichen Thränen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Troſt würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie beyde mit der innigſten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden laſſen, als ſie meiner lieben ſeligen Freundinn in den letzten Jahren geworden iſt! Lieben Sie ſtets, wie bisher, Ihren ꝛc.

61.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 6. Sept. 1779.

Sie haben mir einen großen Beweis Ihrer Freundſchaft dadurch gegeben, daß Sie, nach einem ſo ſchmerzlichen Verluſt, als der Tod Ihrer lieben Frau iſt, ſich bald zuerſt an mich wenden, und mich ſogleich an Ihrer Betrübniß und an Ihrem Troſte wollen Theil nehmen laſſen. Eben war ich im Begriffe, an Sie zu ſchreiben, und ſtellte mir, ſo gut es meine kalte, erſterbene Imagination thun konnte, das Leiden Ihrer Frau, Ihre Sorgfalt, dieſe zu lindern, und Ihre Bekümmerniß vor, als Ihr Brief ankam, worin Sie mir melden, daß dieſe Leiden zu Ende ſind. Gott ſey dafür gelobt! Denn was können wir anders, als ihn loben und preiſen, wenn wir ſehen, daß ein gequältes Geſchöpf unſrer Gattung, unſre Freundinn, unſre Gattinn, endlich am Ziele ihres Jammers iſt, wenn wir, vor dem letzten Augenblicke, deſſen Furcht doch vielleicht alle andern Schmerzen erhöhte, ſie ruhiger werden ſehen, und wenn wir uns hier ſchon durch den Augenſchein überzeugen können, daß nicht allemahl dasjenige ſchrecklich iſt, deſſen Annäherung ſich durch Schmerzen und Angſt ankündigt.

Ich weiß von der Krankheit Ihrer lieben Frau nichts Umſtändliches. Ich weiß, daß ſie auch ihre Nerven und mit denſelben ihr Gemüth angegriffen hat. Ich habe deſto mehr Mitleiden mit ihr gehabt, weil ich mich beſſer in ihre Stelle ſetzen konnte. — Wenn es Ihnen einmahl Ihre Zeit und Ihr beruhigtes Gemüth zuläßt, ſo ſchreiben Sie mir doch den Urſprung und die Symptome ihrer Krankheit, und was etwa für beſondre Umſtände bey ihrem Tode merkwürdig geweſen ſind. Ich weiß, die Verſtorbne hat uns ſehr geliebt; vielleicht nach Ihnen uns mit am meiſten. Wenigſtens ſchmeichelte ich mir damit, als ich noch in Leipzig war, daß ſie faſt niemanden lieber kommen ſah, mit Wenigen auf eine ſo vertrauliche Art umging, wie mit mir und meiner Mutter. Die Abweſenheit ſchien dieſe Zuneigung nicht geſchwächt zu haben; vielmehr kamen mir ihre letztern Briefe noch freundſchaftlicher, noch herzlicher vor. In der That lebte dieſe gute Frau nur für Sie, ſie liebte nur Ihre Freunde; ſie nahm an allen Dingen weniger durch eigne Empfindung Theil, als inſofern ſie Ihnen angenehm oder unangenehm waren. Sie war wenig bemüht, ihre gute Seite vor Fremden zu zeigen. Sie behielt ihre beſten, ihre angenehmſten Eigenſchaften ihrem Manne und ihres Mannes vertrauten Freunden vor. — Ich ſehe ein, wie viel Sie verlieren; — aber Sie werden durch Ihre Betrachtungen, durch nützliche Arbeiten, wenn Gott nur Ihre Geſundheit erhält, Ihren Schmerz ſo weit vermindern, daß er Ihre Glückſeligkeit nicht mehr ſtören wird. Wenn meine Geſundheit ſich nicht verſchlimmert, ſo denke ich in Jahresfriſt bey Ihnen zu ſeyn, und alsdann wollen wir den Todestag Ihrer geliebten Frau mit einander begehen, wie Cyrus wollte, daß ſeine Kinder ſeinen Todestag begehen ſollten, mit hochachtungsvollem, freundſchaftlichen Andenken an die Verſtorbene, und mit freudigem Andenken an die Wahrheiten, die den Tod derſelben erleichtert haben, und die uns auch unſern Tod leichter machen ſollen.

Darf ich Sie wohl, da Ihr Gemüth mit einer ſo großen Angelegenheit beſchäftigt iſt, mit meinen viel kleinern unterhalten? Ja, ich darf es. Sie ſind ſo gütig geweſen, ſich mit denſelben abzugeben, da Sie ſich noch weit weniger von Ihrer Frau abwenden konnten; da Sie ſie noch leiden ſahen, und ihr Beyſtand leiſten konnten. Jetzt, da ſie nicht mehr leidet, nichts mehr von Ihnen fordert, iſt eine kleine Zerſtreuung Ihnen nützlich. — Sie haben mir einen guten Rath gegeben, wofür ich Ihnen danke; aber ich bin doch noch unſchlüſſig. Ich bin zum Könige gegangen, da er mich rufen ließ. Aber ungerufen möchte ich ihm nicht gerne, weder ſchriftlich, noch perſönlich, unter die Augen kommen — Ich bin in einer ſehr angenehmen Gegend unſers Mittelgebirges, einſam, aber nicht verlaſſen; eingehüllt in die angenehmſte laueſte Gebirgsluft; den ganzen Tag, ſelbſt bey meiner Arbeit, unter freyem Himmel: ungeſtört von Zeit raubender Geſellſchaft, noch

unge-

ungeſtörter von den Leidenſchaften, die die Geſellſchaft erregt; meine Geſundheit iſt wenigſtens ſo gut, als ſie je ſeit ſechs Jahren geweſen. Ich leſe wieder etwas mit Vergnügen, ich habe zuweilen einen Einfall, der mich freut; ich ſehe die Natur mit Wohlgefallen, und fühle oft die Gegenwart des Geiſtes, der ſie belebt. Bin ich ermüdet von dieſen einſamen Freuden, ſo habe ich meine Mutter, einen Paſtor und ſeine Frau, brave ehrliche Leute. Will ich weiter ausfliegen, ſo ſind einige Edelleute in der Nähe, die mich ganz gerne aufnehmen. Alles iſt da, nur nicht Kräfte, um recht zu arbeiten. Dieß wäre der Gipfel der Glückſeligkeit. Denn was iſt reicher an Vergnügungen, als eine Stunde, zugebracht in der Hervorbringung ſolcher Gedanken, die, wie wir hoffen, dem Publikum nützen oder gefallen werden. Ich ermatte zu geſchwind; einen Brief, wie dieſen, kann ich nicht anders, als mit viel gemachten Ruhepuncten, ſchreiben. — Doch, da mir ſo viel Gutes übriggelaſſen iſt, ſo muß ich den Mangel deſſen, was mir fehlt, mit Geduld ertragen, und auf noch beſſere Zeiten mit Hoffnung hinausſehen.

O wenn Sie doch einmahl in unſere Schleſiſche Schweiz kämen. -- Sie würden ſich wenigſtens durch die Erinnerung Ihres Vaterlandes vergnügen. Und wenn eine reine Luft, ein mittelmäßiger Geſundbrunn, eine herrliche Gegend, und ein guter Freund, etwas zu Ihrer Erhohlung beytragen könnten, ſo wäre Charlottenbrunn ein Ort, wo Sie einmahl einen Monath im Sommer zubringen ſollten. Vielleicht habe ich für ihre gegenwärtige Gemüthslage zu viel geſchwatzt; aber ich glaube nicht, daß Sie dem Andenken Ihrer geliebten Frau etwas entziehen, wenn Sie ein Paar Augenblicke auf einen Freund wenden, dem ſie auch gewogen war.

62.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 12. Sept. 1779.

Es iſt doch eine ſelige Sache um Freunde, um aufrichtige, durch Geiſt und Herz mit uns verbundne Freunde, wenn ſie auch gleich abweſend ſind! Sie, mein Theuerſter, und Ihre würdige Frau Mutter, und Lavater, und Mesmer, und andere — was für Balſam haben ſie nicht durch ihre Theilnehmung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Freylich immer Erneuerung des Schmerzes, neue Ergießung freundſchaftlicher Thränen, neue Empfindung eines Verluſtes, den auch andere verſtändige und gute Menſchen für groß erkennen. Aber doch zugleich Erhohlung und Stärkung in dieſer ſanften Wehmuth, in dieſem für gerecht erkannten Ausbruche der natürlichſten Empfindungen, in dieſer nähern Gemeinſchaft des Geiſtes und des Herzens, in dieſer gemeinſchaftlichen und eben dadurch ſo viel erquickendern Ausſicht in ein beſſeres Leben! — Ja, Dank ſey Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter für allen Antheil, den Sie an meinem Verluſte nehmen, für jede Thräne, die Sie dem Andenken meiner Geliebten ſchenken, für jeden Beweis Ihrer mir zum Bedürfniſſe gewordenen Liebe gegen mich! Nein, Menſchen, die einander ſo viel ſeyn, die einer durch den andern und in dem andern ſo ſelig ſeyn können, die wird ihr Schöpfer und Vater nicht auf immer von einander trennen, nicht auf immer vergeblich nach dauerhafterer Vereinigung und edlerem Genuſſe ſchmachten laſſen! Iſt ein ſolches näheres Beyſammenſeyn weiſer und guter Menſchen in einem höhern Zuſtande möglich, — und warum ſollte es nicht möglich ſeyn, da ſchon in der lebloſen Natur alles Gleichartige ſich nähert und verbindet? — ſo wird es auch gewiß Statt finden, denn der Allgütige gibt und ſchafft ſo viel Glückſeligkeit, als nur immer in ſeinem Reiche möglich iſt. — Mein Gemüth iſt, überhaupt genommen, heiter und ruhig an dem Gedanken an Gott und an die Zukunft. Freylich wird dieſe Heiterkeit noch täglich durch manche vorübergehende trübe Wolke verdunkelt, aber auch dann entſteht doch nicht Ungewitter, ſondern nur Dämmerung und innigeres Gefühl der Schwachheit und des Mangels in meiner Seele. — Daß ſich meine Geſundheit noch ſo weit erhalten hat und meine Kräfte nach und nach ſich wieder einfinden, das iſt gewiß eine beſondere Wohlthat Gottes. Nur gar zu leicht hätte ein ſo ſchwächlicher Menſch, wie ich bin, unter der Laſt des Leidens und des Kummers erliegen können, wenn ihm nicht die Kraft desjenigen, in welchem und durch welchen wir Alle ſind und leben, unterſtützt hätte. — —

Auf Ihren verſprochnen Beſuch im künftigen Sommer freue ich mich zum voraus herzlich. Das verſteht ſich, daß Sie Ihre Wohnung bey mir aufſchlagen. Raum für Sie wäre ſtets da geweſen, jetzt leider nur gar zu viel! Vielleicht könnten wir dann eine kleine Reiſe nach Berlin mit einander thun, wo ich noch nie geweſen bin.

Daß ich Ihrer Frau Mutter nicht beſonders ſchreibe, das wird ſie mir gütigſt verzeihen. Mich dünkt immer, ich ſchreibe an Sie beyde zugleich, weil ich Sie beyde immer vor Augen habe und Sie mit eben derſelben innigen Hochachtung und Liebe umfaſſe. — Leben Sie beyde wohl und vergnügt und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

63.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 14. Febr. 1780.

Der halbe Winter und zwey Monathe von dieſem Jahr ſind faſt vorbey, und noch habe ich kein Wort von Ihnen gehört, noch keines Sie von mir wiſſen laſſen. Wenn ich Schuld an einer ſo langen Pauſe in unſerm Briefwechſel bin, ſo habe ich mich genug dafür geſtraft. Ich habe mich eines Vergnügens beraubt, das mir bey meiner jetzigen einſamen Lebensart doppelt nothwendig geweſen wäre. Wenn Sie mich fragen, warum ich mich von allen meinen Freunden in Breslau, und ſelbſt von meiner Mutter, getrennt habe, und hier auf dem verſchneyten Gebirge wohne, ſo antworte ich Ihnen: Erſtlich, mein Vorſatz iſt von jeher geweſen, meinen beſtändigen Wohnſitz auf dem Lande aufzuſchlagen; meine ſtädtiſchen Freunde haben mir immer dagegen eingewendet, ich würde die Einſamkeit des Winters nicht ertragen können. Ich habe verſuchen wollen, ob ſie wahr reden: und ich finde, zu meinem Vergnügen und zu Beſeſtigung meines alten Vorſatzes, daß ich die Einſamkeit ſehr gut ertrage, und daß ich durch ſie allein in den Stand geſetzt werde, bey ſehr mittelmäßiger Kraft und Geſundheit, doch nach und nach etwas zu Stande zu bringen. — Zweytens, der Winter iſt dieſe Jahre her immer ein übler Zeitpunct für mich geweſen. Er hat gemeiniglich an meiner Geſundheit verdorben, was der Sommer gut gemacht hatte. Ich habe nicht gewußt, ob ich dieß der ſchlechten Luft in Breslau, oder der Witterung überhaupt zuſchreiben ſoll. Ich habe alſo einen Winter einmahl an dem Orte zubringen wollen, wo ich im Sommer die Luft mir vorzüglich zuträglich gefunden. Meine Erwartung in dieſem Stücke iſt nicht ſo vollkommen eingetroffen. Ich habe hier meine Geſundheit durch den Winter abnehmen geſehen, wie in Breslau. — Es iſt nun alſo in der Welt für mich und meines Gleichen kein andrer Zuſtand möglich, als periodiſch kränker und wieder geſünder zu werden; kein anderer Rath zu geben, als zu leiden mit Geduld; und die erſte muntre Viertelſtunde gleich wieder zu nützen, ohne lange das Vergangne zu beſeufzen, oder das Künftige zu fürchten. — Endlich eine Folge von meiner Kränklichkeit war, daß ich in Breslau nichts thun konnte. Ich mußte in Geſellſchaft gehen, ich wollte auch in Geſellſchaft gehen. Denn ſo ein ſeltſamer Menſch bin ich: ſo leicht mir die Einſamkeit zu ertragen iſt an einem einſamen Orte, ſo unerträglich wird ſie mir in kurzem an einem volkreichen und belebten. Wenn ich an dem erſten keine Menſchen ſehe, ſo iſt es, weil keine da ſind; wenn ich aber an dem andern keine ſehe, ſo kann es nur geſchehen, weil ich keine Freunde habe, in wenig Verbindungen ſtehe, Wenigen gefalle, von Wenigen geachtet werde, — lauter Sachen, die weit unangenehmer ſind, als die Einſamkeit ſelbſt. — Wenn ich nun aber, wie ich ſelbſt wünſchte, und wie ich zum Theil verbunden war, den menſchlichen Umgang genoß: ſo ſetzte ich auch mein Bißchen Kräfte ganz dabey zu; und in meinen einſamen Stunden war ich froh, wenn ich noch etwas leſen konnte; ans Schreiben dachte ich gar nicht. Sollte ich aber mehrere Winter hier, oder in einem gleich einſamen Aufenthalte zubringen, ſo würde doch wohl endlich ein Buch zur Welt gebohren werden. Der gegenwärtige wird, wie Sie wiſſen, auf die Officin gewandt. Ich will nicht mehr fragen, ob das gut iſt; ob die Arbeit angenehm iſt; ob ſie rühmlich ſeyn wird; ich will bloß denken, daß mich die Umſtände dazu gebracht haben; daß ich in allem dem, was ſo geſchieht, eine Vorſehung glaube; und daß ich jetzt nur die Pflicht auf mir habe, was ich einmahl thue, ſo gut zu machen, als ich kann. — Sobald ich dann damit fertig bin, ſo ſetze ich mich zu Pferde, mein Manuſkript unter dem Arme, und komme zu Ihnen geritten. — Lachen Sie darüber nicht. — Ich bin ſchon ſo viel im Lande herum geritten, daß ich wohl auch einmahl über die Grenze reiten kann. Dieſe Art zu reiſen, iſt für mich die geſündeſte, bequemſte und angenehmſte. O wie freue ich mich darauf, rechts und links die ſchönen Fluren von Schleſien und Sachſen bey mir vorbeyſtreichen zu ſehen! Freylich geht die Reiſe etwas langſam. Aber was ſchadet das? Ich nehme mir ein Buch, und allenfalls Dinte und Feder mit; und alsdann fürchte ich keine lange Weile im Nachtquartiere mehr. Von Ihnen aus und mit Ihnen gedachte ich alsdann nach Berlin zu reiſen. Aber eine traurige Nachricht iſt mir zu Ohren gekommen, daß Sie ſchon dieſes Frühjahr mit Herrn Reich hinreiſen. Das iſt ein großer Strich durch meine Rechnung. Künftigen Winter wollte ich alſo gerne eben ſo geſellig und unter ſo viel Menſchen zubringen, als ich den gegenwärtigen einſam lebe. — Aber wird der Himmel auch dieſen Plan genehmigen? Wie viele Fälle können ſich zwiſchen hier und dem Auguſt ereignen, die meine Freude zerſtören? — Doch was geſchehen wird, wird immer das Beſte ſeyn. Ich werde alle Anſtalten zu der Reiſe machen, das heißt, ich werde fleißig arbeiten. — Aber etwas fehlt mir dazu noch, und deßwegen will ich Ihren guten Rath hören. — Sie wiſſen, warum ich meine Bücher und Sachen ſo viele Jahre draußen gelaſſen habe. Nun brauche ich aber einige meiner Bücher ſehr nothwendig, (beſonders, wenn ich zu den Anmerkungen kommen werde, die ich meiner Uiberſetzung beyfügen will). Das Borgen iſt eine ſehr beſchwerliche, oft unmögliche, Sache. (Beyläufig geſagt: das iſt eine der Urſachen, warum die Mittelmäßigkeit, das Mangelhafte, das nach den Rathſchlüſſen des Himmels in meiner Geſundheit und in meinen Glücks-Umſtänden herrſcht, auch immer in meiner Gelehrſamkeit herrſchen wird, der Mangel einer guten Bibliothek.) Was rathen Sie mir alſo? Laſſe ich mir meine Bücher jetzo hereinkommen, oder laſſe ich ſie ſo lange in Leipzig ſtehen, bis ich ſelbſt hinauskomme? Antworten Sie mir, liebſter Freund, wenn Sie können, bald. Ich brauche nicht bloß Ihren Rath, ſondern ich brauche Ihren freundſchaftlichen Zuſpruch.

64.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 18. Jul. 1780.

Unſre Briefe müſſen ſich gekreuzt haben, und das iſt mir recht lieb, mein beſter Freund. So ſehen Sie doch, daß ich auch ohne Erinnerung an Sie gedacht habe und mich Ihrer Herüberkunft freue. Ja, das können Sie ſich gewiß von mir und allen Ihren hieſigen Freunden verſprechen, daß wir Ihnen mit Verlangen entgegen ſehen und auf feſtliche Tage in Ihrem Umgange rechnen. Möchte doch die gütige Vorſehung alle Umſtände ſo leiten, daß Ihnen dieſe Reiſe recht viel Vergnügen und Nuzen brächte! — Meine Wohnung ſoll zu Ihrem Empfange und zu dem Empfange Ihres Bedienten bereit ſeyn. Sie ſollen zwey oder drey Zimmer für ſich haben und Ihr Bedienter eines. — Dabey verſichere ich Sie, — weil Sie es ſo verlangen, ob es gleich eine längſt ausgemachte Sache ſeyn ſollte, — daß Sie mir auf keinerley Weiſe beſchwerlich ſeyn werden, noch können, und wenn Sie, anſtatt vier Wochen, vier und mehrere Monathe bey mir bleiben wollen. — Für die Pferde wird Herr Reich ſorgen. — Sie können auch auf dem Lande bey mir wohnen, da ich eine Sommerwohnung in Gohlis gemiethet habe, wo Raum genug iſt. — In Dresden wird Sie Herr Mesmer gewiß mit Freuden aufnehmen. Er erinnert ſich Ih ter mit vieler Hochachtung und Freundſchaft. Ich werde noch heute deßwegen an ihn ſchreiben, und wenn Sie es auch thun wollen, ſo wird es ihn um ſo viel mehr freuen.

Und nun leben Sie nicht bloß um Ihrer ſelbſt willen, ſondern auch um unſertwillen geſund und wohl!

65.

Leipzig, den 29. Jul. 1780.

Jetzt ſchreibe ich Ihnen bloß, um Ihnen die beſtimmte Antwort des Herrn Mesmer in Dresden mitzutheilen. — „Ich kann,“ ſchreibt er, „den Herrn „Profeſſor Garve nebſt ſeinem Elieſer und den beyden Maulthieren zu Ende des Monaths Auguſt bey „mir empfangen und bewirthen, und werde es herzlich gerne thun. Stallung iſt in meinem Hauſe unentgeldlich. Für Pferdefutter aber mag der Knecht „ſorgen, wozu man ihm aber gehörige Anweiſung „geben wird. Erſuchen Sie nur den Herrn Profeſſor, mir ſo ungefähr den Tag ſeiner Ankunft zu „melden.“

D. Plattner will Ihnen entgegen reiten, denn auch Er iſt ein Reiter geworden. Meine herzlichſten Empfehlungen an die Frau Mutter. Ich bin unveränderlich und unaufhörlich Ihr ꝛc.

66.

Leipzig, den 18. Nov. 1780.

Unſer Freund, Blankenburg, wird Ihnen die Nachricht von der eben ſo ſchnellen als glücklichen Veränderung meines Zuſtandes ſchon gemeldet haben, und an Ihrer aufrichtigſten Theilnehmung zweifle ich keinen Augenblick. Inzwiſchen erlaubt mir doch mein Herz nicht, es länger anſtehen zu laſſen, Ihnen meine Zufriedenheit und Freude ſelbſt anzukündigen, ſo wenig Zeit ich auch dazu habe. Geſtern, als am Bußtage, habe ich gepredigt, und Morgen muß ich wieder predigen. Dieß wird mich entſchuldigen, wenn ich mich kurz faſſe. Da meine Verbindung ſogleich den Tag nach Ihrer Abreiſe von hier geknüpft worden iſt, ſo wünſche ich nur, daß Sie daraus keine unſrer Freundſchaft nachtheiligen Schlüſſe ziehen mögen. Da Sie mich verließen, war ich noch ganz unentſchloſſen, und wenn gleich mein Herz ſchon einige Zeit vorher mit dieſer Sache beſchäftigt war, ſo ſtellte ich mir dieſelbe doch nur als etwas entferntes vor, worüber ich noch lange nicht mit mir ſelbſt würde eins werden. Eine unvorhergeſehene höchſt glückliche Zuſammenkunft vieler Umſtände, die ich als göttliche Vorſehung verehre, riß mich viel früher aus meiner Verlegenheit und Unentſchloſſenheit, als ich hoffen durfte. Ich konnte alſo weder Ihnen, noch irgend einem andern Freunde das ſagen, was ich ſelbſt nicht recht wußte, und worüber man in ſolchen Fällen, wie der meinige war, wohl keinen andern Rathgeber, als ſeinen geſunden Verſtand und ſein eignes Herz, bedarf. Inzwiſchen habe ich es doch gewiſſer Maßen Ihnen, mein beßter Freund, zu verdanken, daß ich in ſo kurzer Zeit ſo weit gekommen bin. Ohne Sie würde ich meine Geliebte nicht ſo oft zu ſehen und allein mit ihr zu reden Gelegenheit gehabt haben. — So mußte ſich alles fügen, um meine Leiden in Freuden zu verwandeln, und mir wieder die ſchönſten Ausſichten in heitere und glücklichere Tage zu öffnen. Ich finde in der That an meiner lieben Sechehane, alles, was ich an der Freundin meines Herzens und Gefährtin meines Lebens wünſchen kann, und je mehr ich ſie kennen lerne, deſto glücklicher fühle ich mich. Meine Wahl hat dabey den lauten Beyfall aller meiner Freunde und Bekannten, und verbindet mich mit meiner Gemeinde durch die angenehmſten Bande. — Nun ſollen Sie auch gewiß, mein würdiger Freund, zwar nicht beſſer empfangen, aber doch beſſer bewirthet und angenehmer unterhalten werden, als es dieß Mahl geſchehen iſt. Meine Braut empfiehlt ſich nebſt mir Ihrer Freundſchaft auf das beßte. Machen Sie mein Glück und meine Zufriedenheit Ihrer würdigſten, beßten Mama bekannt, und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

67.

Garve an Zollikofer.

Berlin, den 15. Jan. 1781.

Wie glücklich ſind Sie, liebſter Freund, eine Geſellſchafterin Ihres Lebens gefunden zu haben, die immer um Sie iſt, Ihnen jeden leeren Augenblick ausfüllen, jeden verdrießlichen erleichtern hilft. Ich empfinde es jetzt, wie groß der Unterſchied iſt zwiſchen Geſellſchaft und zwiſchen Freunden: beſonders, wie viel angenehmer der Aufenthalt wird, wenn man bey einem Freunde wohnt. Alles Vergnügen, was man außer ſeinem eignen Hauſe ſuchen muß, iſt doch immer ein fremdes, ein von andern abhängendes Vergnügen; das, was wir in demſelben finden, iſt unſer eigen, ſteht uns in jedem Augenblicke zu Gebothe, verlangt keine Zurüſtung und zieht keine Ermüdung nach ſich. Wie gerne ſetze ich mich zuweilen als der dritte Mann an Ihren Tiſch. Vorausgeſetzt, daß Ihre Frau Gemahlin mich eben ſo gerne, als Sie ſelbſt, daran aufnimmt. Das hoffe ich aber mit Zuverläſſigkeit. — Mein hieſiger Aufenthalt iſt von vielen Seiten her angenehm. Ich habe einen ziemlich erträglichen Geſundheit genoſſen; und die Luft ſcheint meiner Conſtitution zuzuſagen. Die Schönheit der Stadt, und ihre breiten, hellen, wohlgebauten Straßen, tragen auch etwas dazu bey, das Gemüth aufzuheitern, (ob ich gleich ſelbſt nicht in dem ſchönſten Quartiere der Stadt wohne.) Ich habe viele Bekanntſchaften von allen Ständen, und unter denſelben auch einige recht vorzügliche, gemacht. Sehr viele Perſonen haben mir Höflichkeit, einige auch beſondre Gefälligkeiten erwieſen. Ich wäre unempfindlich, wenn das mir nicht Vergnügen machte; ich wäre unerkenntlich, wenn ich nicht die gute Aufnahme rühmte, die ich in vielen Häuſern erhalten habe. — Demohnerachtet empfinde ich hier, daß ich in der Fremde bin. Die Tage, wenn ich nicht ausgebethen werde, ſcheinen mir einſam und traurig. Es fehlt mir ein Freund, der in der Nähe ſey, dem ich klagen dürfte, wenn etwas mein Gemüth beunruhigt, oder meinem Körper zur Laſt fällt, der daran Theil nähme, und der beſonders meinen Muth und das Zutrauen zu mir ſelbſt wieder erweckte, wenn beyde durch körperliche oder andre Zufälle geſchwächt werden. In dieſem leztern Zuſtande bin ich ſeit etlichen Wochen. Ob ich gleich nicht krank bin, ſo finde ich mich doch durch den anhaltenden Winter ſehr geſchwächt. Das lebendige, geiſtige Feuer iſt in mir wieder erloſchen, das durch die viele Bewegung, die angenehme Reiſe und das Wiederſehen meiner Freunde erweckt worden. Augenſcheinlich fühle ich mich unfähiger, ſowohl, wenn ich in Geſellſchaft bin, als wenn ich die Feder in die Hand nehme, oder häusliche Einrichtungen machen ſoll. Mit dieſem Gefühle kömmt eine gewiſſe Schüchternheit, Verlegenheit wieder zurück, die ich abgelegt zu haben ſchien.

Engel, mein älteſter Bekannter, wohnt weit von mir; und er hat mit ſich ſelbſt zu viel zu thun, um Antheil an dem Zuſtande eines Andern nehmen zu können. — Alles das zuſammen wird Sie lehren, daß Ihr Freund noch der alte iſt. Sie werden aber mehr Nachſicht, als Andre, mit ihm haben, weil Sie ſelbſt dieſe Abwechſelungen kennen, und auch wiſſen, wie unangenehm es iſt, in Verrichtungen, die nöthig ſind, oder die man ſich vorgeſetzt hatte, durch einen ſolchen Mangel oder eine ſolche Anſpannung der innern Kräfte gehindert zu werden. Bey dem vielen Vergnügen alſo, was ich hier genieße, ſehe ich doch dem Frühjahre mit Verlangen entgegen. Außer der gelindern Luft, dem Einfluſſe der Sonne, der wieder ſich verſchönernden Natur, gibt es mir auch die Hoffnung, meinen Freund, und noch dazu in einem glücklichern Zuſtande, wieder zu ſehen, als in dem ich ihn verlaſſen habe. — Ich habe Ihnen dieſes Mahl nur geſchrieben, was in dem Geſpräche mit einem vertrauten Freunde das Wichtigſte iſt, das, was unſer Herz intereſſirt oder erleichtert. Ein andermahl werde ich Ihnen von meinen hieſigen Bekannten und Freunden Nachricht geben, von welchen ich Spalding und Teller am öfterſten ſehe. Leben Sie wohl, geſund und mit heiterm Geiſte. Ich bin Ihr ꝛc.

68.

Berlin, den 27. Febr. 1781.

Wie viele Wochen ſind nicht vorbey gegangen, liebſter Freund, ohne daß Sie mir ein Zeichen des Lebens gegeben haben. Die glücklichen Leute, ſagt man, ſind auch die gutherzigſten; wenn man ſelbſt fröhlich iſt: ſo macht man auch gerne fröhlich. Sollten Sie alſo nicht jetzt aufgelegt ſeyn, mir zu ſchreiben? Sie wiſſen, wie viel Vergnügen mir das macht. Mein letzter Brief hat Ihnen geſagt, daß ich einer ſolchen Aufmunterung bedarf. Alſo, wenn Sie noch die alte Zärtlichkeit für mich haben, ſo ergreifen Sie die Feder, und laſſen Sie mich etwas von Ihrem jetzigen Zuſtande wiſſen. Oder, wenn Sie beſchäftigt ſind, ſo bitten Sie Ihre Frau Gemahlin, dieſes an Ihrer Stelle zu thun. Ich werde nicht eher recht ruhig ſeyn, bis ich von der Hand derſelben die Verſicherung haben werde, daß Sie meine Freundin ſeyn will.

Ich bin mit dem aufrichtigſten Herzen der Ihrige.

69.

Göttingen, den 6. Jul. 1781.

Ich ſchreibe Ihnen ſo ſpät, weil ich mich länger auf der Reiſe aufgehalten habe, als ich glaubte. Ich bin erſt ſeit acht Tagen hier; und dieſe acht Tage über iſt die Hitze ſo unerträglich, und Körper und Geiſt bey mir ſo matt geweſen, daß ich nicht habe eine Feder anſetzen können. Uiberhaupt gehört zu Allem eine Uibung. Ich habe jetzt die des Redens; die Converſation wird mir alſo leicht, und eben deßwegen angenehm. Des Schreibens bin ich entwehnt; es wird mir (ich weiß nicht wie,) ſchwer, und deßwegen ſchiebe ich es immer auf, ſelbſt gegen Freunde, zu denen mich mein Herz am meiſten treibt. Ich denke nie an den letzten freundſchaftlichen, zärtlichen Abſchied, den Sie und Ihre gütige Frau von mir nahmen, ohne mich wieder nach Ihnen Beyden zu ſehnen. Ich wurde zu meinem Vergnügen gewahr, daß dieſe Ihre Freundin auch mir gewogen wurde. Sie gefiel mir eben ſo ſehr, durch ihr natürliches, verſtändiges, munteres und freundſchaftliches Weſen. Es war mir wohl bey Ihnen. Auch der Gedanke war mir ſehr angenehm, daß unſre alte Verbindung durch die neue, die Sie eingegangen, nicht geſchwächt werden würde. Eine Frau befeſtigt den Bund der Freundſchaft, wenn ſie ſelbſt daran Theil nimmt; ſie entfernt aber natürlicher Weiſe den Mann von den Freunden, mit denen ſie ſich ſelbſt nicht verbinden kann. — Ich kann der Vorſehung nicht genug danken, daß ſie meine Reiſe durch gutes Wetter, durch Erhaltung meiner Geſundheit bey allerley Abwechſelungen, und noch mehr durch die günſtige Aufnahme, erleichtert hat, die ſie mich allenthalben hat finden laſſen. Ein Beweis, daß es mit wohl gegangen, iſt, daß ich allenthalben länger geblieben bin, als ich mir vorgeſetzt hatte. Wenn auch meine Unentſchloſſenheit einigen Antheil daran hat, ſo hat doch das Vergnügen und die Neigung zu den Perſonen, die ich kennen lerne, einen noch größern. Es iſt unmöglich, in einem Briefe, der nicht zu einem Buche werden ſoll, Ihnen von der Menge Perſonen, die ich geſehen, (denn Menſchen ſind es, die Sie und mich am meiſten intereſſiren,) etwas zu ſchreiben, das der Mühe werth wäre. Ich kann Ihnen nur allgemeine Reſultate mittheilen, die größtentheils halb falſch ſind. Demohnerachtet, wenn man die Städte Weimar, Gotha, Caſſel, Göttingen, ſo wie ich, nach der Reihe beſieht, und ſich in jeder einige Zeit aufhält: ſo findet man, daß jede engere Geſellſchaft der Menſchen eine gewiſſe eigne Art zu denken und zu handeln annimmt, die zuweilen von der Regierung, zuweilen bloß von der Nachahmung einiger einzelnen merkwürdigen Menſchen, zuweilen vom Stande und der Lage des größten Theils der Einwohner herkömmt. In Weimar iſt man mehr deutſch; man ſpricht dieſe Sprache, man kennt dieſe Literatur am meiſten; jeder folgt hier mehr dem Gange ſeines Naturells, ſelbſt in dem, was es auffallendes hat; es gibt nicht ſo viele angenommenen allgemeinen Sitten, wie an andern Höfen. Wenn etwas allgemein iſt, ſo iſt es eine gewiße Miſchung von Metaphyſik und Poeſie, mehr noch in den Ausdrücken vieler Leute, als in ihren Gedanken, wovon man die Quelle leicht entdeckt. Es ſind ſogar gewiſſe Worte gäng und gebe hier, die man anderswo nicht oft hört. Man redet auch oft dunkel, weil man zu tief empfinden oder denken will. Demohnerachtet gibt es hier ſehr brave Menſchen. In Gotha iſt mehr Franzöſiſche Artigkeit, mehr Conventionelles, mehr geſunder Menſchenverſtand, mehr Welt, mehr Lebensart. Die verſtorbne Herzogin und die Frau von Buchwald, die noch lebt, haben viele gute Geſellſchaft hergezogen oder gebildet. Der Fremde und der Gelehrte, der nur nicht allzu pedantiſch iſt, kann in der Welt nicht beſſer ſeyn, als hier. Hof und Stadt biethen ihm angenehme Geſellſchafter dar; jedermann hat geleſen, will noch mehr unterrichtet ſeyn, oder will zeigen, daß er es iſt. Die Bekanntſchaft iſt leicht gemacht, wenn ein gemeinſchaftliches Intereſſe vorhanden iſt. In Caſſel herrſcht der militäriſche Geiſt. Hier gilt der Offizier alles; der Gelehrte wird wieder einige Stellen zurückgewieſen; man iſt ganz Franzöſiſch, nicht ſehr bekümmert um Wiſſenſchaft, — aber man hat die gewiſſe Freymüthigkeit und Munterkeit, die der Militärſtand verbreitet. In Göttingen endlich iſt Gelehrſamkeit alles; es gibt keinen eigentlichen geſellſchaftlichen Ton, weil es wenig Geſellſchaften gibt. Daher hier unter den Familien und Perſonen vielleicht eine größere Mannigfaltigkeit Statt findet, als in ſehr geſelligen Orten. Der ganze Tag iſt der Arbeit gewidmet; und der Abend iſt, (wo er noch übrig iſt,) bloß zur Erhohlung in der Familie, oder auf einem kleinen Spaziergange. Aber es gibt redliche, verſtändige, freundſchaftliche Leute. Die Freyheit, die Ruhe, die Häuslichkeit ſind Vorzüge und Tugenden, die bey ſo einer Lebensart Statt finden, und die vielleicht den Vorzügen andrer Lagen im menſchlichen Leben gleichzuſetzen ſind. Ich bin ſo glücklich geweſen, dieſer Verſchiedenheiten ungeachtet, an allen dieſen Orten gütig aufgenommen zu werden. Beſonders habe ich in Gotha und Weimar das Vergnügen gehabt, zu ſehen, daß man mich höflich empfing, und mit Ausdrücken der Freundſchaft entließ. Man kann nicht höflicher, zuvorkommender, leutſeliger ſeyn, als die Herzogin Mutter. Sie hat im Blick und in der ganzen Phyſiognomie viel ähnliches mit unſerm Könige. — Dem Cammerherrn von Thümel habe ich ungemein viel Verbindlichkeit. Er iſt das beſte, redlichſte Herz von der Welt; zuweilen faſt von einer ſchwärmeriſchen Empfindſamkeit angeſteckt; aber ſie iſt wahr, unverſtellt, und man muß ihn lieben, wenn man ihn kennen lernt. Ich wenigſtens liebe ihn; er hat mir allzuviel Proben ſeiner Zuneigung gegeben. — Tauſend Dinge bleiben zurück, die ich Ihnen gerne ſagen möchte. — Finden Sie einen Augenblick Zeit, ſo laſſen Sie mich doch etwas von Sich hören, von Ihrer lieben gütigen Frau, von den Verwandten der letztern, von Ihrem Aufenthalte in Lauchſtädt und in Gohlis. Empfehlen Sie mich allen Ihren und meinen Freunden.

Ich bin der Ihrige.

70.

Göttingen, den 24. Jul. 1781.

Es iſt leichter, aus einem Steine Thränen, als aus meinen Leipziger Freunden einen Brief herauszupreſſen. Doch, wenn ich nichts von Ihnen höre: ſo will ich denken, daß das Vergnügen daran Schuld iſt. Man erfährt von den Ländern und Leuten am wenigſten, denen es wohl geht. Ich will doch ſchreiben, wenn ich auch keine Antwort erhalte, weil es mir Vergnügen macht, und weil ich Veranlaſſung dazu habe. Herr von Paczensky hat mir vor etlichen Tagen die beykommende Nachricht von den beyden Damen zugeſchickt, über welche durch Sie Anfrage geſchehen iſt. Da ich nicht weiß, ob die Urſachen dringend ſind, die dieſelbe veranlaßt haben; ſo will ich die Mittheilung derſelben nicht bis zu meiner Zurückkunft zu Ihnen aufhalten.

Ich gehe hier fleißig mit meinem Buche unter dem Arme in die Collegia; ich lerne aber nicht viel; — und was ich eigentlich thun ſollte und wollte, dazu habe ich weder Kräfte, noch Luſt. Ich bin zu Pyrmont geweſen, und habe den ehrlichen Spalding geſehen; auch ſonſt einige alte Bekannten und einige intereſſante Leute kennen gelernt, auch Zimmermann, deſſen ganzes Weſen und Thun mir doch nicht recht behagen will. Er ſchießt immer über das Ziel hinaus. Sein Lob, ſein Tadel, ſeine Freundſchafts-Verſicherungen, ſeine Klagen, alle ſeine Ausdrücke ſind weite Röcke für kleine magere Körper. Stimme und Tritt iſt abgemeſſen. Doch der Hypochondriſt muß am wenigſten nach einer kurzen Bekanntſchaft beurtheilt werden. Er iſt immer anders und gemeiniglich beſſer, als er ſcheint.

71.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 8. Aug. 1781.

Bloß Ihre unvermuthete Reiſe nach Pyrmont, mein liebſter Freund, hat mich abgehalten, Ihnen früher zu antworten. In dem Briefe, den ich von Ihnen erhielt, war ein anderer an unſern Freund Dörrien, durch welchen ich erfuhr, daß Sie nicht mehr in Göttingen wären, und wir wußten nicht, ob Sie wieder dahin zurückkehren oder von Pyrmont weiter reiſen würden. — Daß Sie allenthalben ſo freundſchaftlich aufgenommen worden ſind und ſo viel Vergnügen und Ehre genoſſen haben, das hat mich herzlich gefreut, aber gar nicht befremdet. Sie haben viel zu geben und geben viel, alſo müſſen Sie auch viel empfangen und genießen. — Ihr Urtheil über Weimar, Gotha, Caſſel kömmt mir ſehr richtig vor, und wird durch alles, was ich da beobachtet habe und beobachten konnte, beſtätigt. Daß Sie der regierenden Herzogin von Weimar nicht gedenken, wundert mich, da ich ſo viel Wahrheit und Natur, ſo viel wirklich Edles und Großes in ihrer ganzen Denkungs- und Empfindungs-Art zu bemerken glaube. — Und daß Sie mir gar nichts von Göthe, von Herder, von Wieland ſchreiben — — gewiß eine ſehr mangelhafte Reiſebeſchreibung! — Und wie lange hatte ich mich auf die gefreut! wie geduldig und wie ungeduldig dieſelbe erwartet! wie ſehr mich darauf gegen alle Freunde berufen, die ſich nach Ihnen bey mir erkundigten! — Doch, wenn auch alle meine Erwartungen fehlſchlagen ſollten, ich beruhige mich damit, daß ich Sie noch vor Ihrer Heimreiſe einige Tage genießen werde, und da können Sie ſich nur auf recht viele Fragen gefaßt machen. Unterdeſſen kömmt noch Göttingen dazu, und wie viele merkwürdige Menſchen ſind nicht bloß da bey einander!

Doch, vor allen Dingen nehmen Sie einen doppelten herzlichen Dank von mir an: Dank für das eben ſo ſchöne und geſchmackvolle, als uns äußerſt ſchätzbare Geſchenk Ihres Schattenriſſes und des Schattenriſſes Ihrer würdigſten Frau Mutter, die nun beyde der ſchönſte Schmuck unſers Wohnzimmers ſind; und Dank für die ausführlichen Antworten auf die geſchehenen Anfragen, die ich theils von Ihnen, theils von ihrer Frau Mutter erhalten habe. Sie können nicht glauben, wie angenehm uns jenes Geſchenk überraſcht hat, und wie lieb es uns iſt, ſo wenig wir auch irgend eines äußern Erinnerungsmittels bedürfen, um recht oft und immer mit warmer Freundſchaft an Sie zu gedenken.

In Lauchſtädt haben wir drey Wochen eben ſo vergnügt als geſund zugebracht. Die Geſellſchaft war damahls eben nicht ſehr zahlreich, aber ganz angenehm. Inzwiſchen haben wir doch, ohne uns derſelben zu entziehen, den größern Theil des Tages immer für uns in unſrer ſtillen, kühlen Laube, oder auf einſamen ländlichen Spaziergängen zugebracht. Den Herrn von Rochow habe ich da am meiſten genoſſen, und wir ſind beyde, meine Frau ſowohl als ich, ganz von ihm eingenommen. — Sein Betragen und ſeine Geſpräche waren eben ſo natürlich, als freundſchaftlich und unterhaltend, und er ſowohl als ſeine Frau waren das Band, welches die verſchiedenen Claſſen und Stände von Menſchen mit einander verband, und niemanden daran denken ließ, daß der eine adelich und der andere bürgerlich wäre. — Auch eine Frau von Ponickau, geweſene Gräfinn von Malzan, haben wir da kennen und lieben gelernt, die auch Sie kennt und ehrt. Seit unſrer Zurückkunft ſind wir hier in Gohlis und genießen das Vergnügen des Landlebens mit zufriednem und frohem Herzen. Nur die Hitze drückt uns oft und insbeſondere ſeit den letzten vierzehn Tagen. Und da läßt ſichs freylich weder gut arbeiten, noch lange Briefe ſchreiben. An Beſuchen fehlt es uns nicht, doch ſind ſie auch nicht zu häufig. Einen ſehr angenehmen Abend haben wir hier mit dem Herrn Profeſſor Ebert aus Braunſchweig, ſeiner Frau und ſeinen Schwiegereltern und dem jungen Spalding, einem vielverſprechenden Jünglinge, zugebracht. — Auch der Rath Teller von Berlin iſt in Leipzig, aber noch habe ich ihn nicht geſehen. Auch noch jetzt iſt er ſchon auf vierzehn Tage des Mittags und des Abends verſprochen. Wohl mir, daß ich ihn nicht begleiten darf! Meine Frau grüßt Sie herzlich. Behalten Sie uns beyde lieb, erfreuen Sie uns bald wieder mit einiger Nachricht von Ihnen, und zweifeln Sie nicht an der aufrichtigſten Liebe Ihres ꝛc.

72.

Leipzig, den 4. April 1782.

Schon vor mehr als vierzehn Tagen hätte ich Ihnen geantwortet, mein liebſter Freund, wenn mich nicht eine kleine Unpäßlichkeit daran verhindert hätte. Zehn Tage hinter einander habe ich einen ſchwächern oder ſtärkern Anfall vom Fieber gehabt, und doch hatte ich wegen des Unterrichts und der Annahme der jungen Leute zum Abendmahle und wegen des Oſterfeſtes mehr zu thun, als zu keiner andern Zeit des Jahres. Inzwiſchen habe ich doch meine Arbeit verrichten und mit ziemlich gutem Erfolge verrichten können, und danke Gott dafür. Das Fieber hat ſich, während der Arbeit, vielleicht vermittelſt der Arbeit.

verloren, und ich bin davon frey geblieben. Freylich ſind meine Kräfte erſchöpft und ich werde noch einige Tage ausruhen müſſen, ehe ich wieder eine ordentliche Arbeit vornehmen kann. Auch habe ich künftigen Sonntag wegen der franzöſiſchen Communion nichts zu thun. Und ſo geht es ſehr oft weit beſſer, als wir denken. Ich habe in meiner Krankheit oft an Sie gedacht, mein liebſter Freund, und, ohne einen Augenblick mit meiner Lage unzufrieden zu ſeyn, konnte ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, Sie in dieſer Abſicht für glücklicher, als mich, zu halten. Das Gefühl der Entkräftung und Erſchöpfung haben wir oft mit einander gemein, und ich will zugeben, daß es Ihnen noch ſchmerzlicher, als mir, ſeyn muß, weil Sie größere Kräfte zu fühlen und mehr damit auszurichten gewohnt ſind, als ich. Aber wenn Sie ſich nun ermattet und kraftlos oder auch nur weniger ſtark finden, ſo können Sie ſich doch der Ruhe ganz und unbeſorgt überlaſſen, und jede Arbeit weglegen, der Sie nicht gewachſen zu ſeyn glauben, da ich hingegen meine übrig gebliebenen Kräfte, ſo geringe ſie auch ſeyn mögen, anſtrengen und meine Arbeit zur beſtimmten Zeit vollenden muß, ſie mag gerathen, wie ſie will. Ferne ſey es von mir zu klagen! Ich ſtehe an der Stelle, die mir Gott durch ſeine Vorſehung angewieſen hat, thue da das, was er mich thun heißt, thue es bald beſſer, bald ſchlechter, nach dem Maße von Kräften, das er mir jedesmahl dazu darreichet, und bin, in Rückſicht auf den Erfolg deſſen, was ich thue, zwar nicht gleichgültig, aber doch unbekümmert. — Dieſe Denkungsart, mein theuerſter Freund, welche auch die Ihrige iſt, wollen wir uns immer mehr zu eigen machen; an dieſe Grundſätze wollen wir uns immer feſter halten. Wenn ſie das beſte Mittel ſind, des Lebens froh zu werden, und ſeine Beſchwerden ſtandhaft zu ertragen, ſo ſind ſie gewiß auch das ſicherſte Mittel, dem höchſten Weſen wohlzugefallen, und den Menſchen ſo brauchbar und nützlich zu werden, als wir es ſeyn können und ſollen. Wir müſſen nur nicht mehr ſeyn und thun und weiter wirken wollen, als es Gott haben will, und das Bewußtſeyn unſrer Treue und unſers Wachsthums an innerer Vollkommenheit immer mehr allem Beyfalle und Lobe der Menſchen vorziehen lernen. Wiſſen wir doch ſo viel beſſer, als tauſend andere, wie ſo gar nichts dieſe äußern Vorzüge und Güter ſind! — Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo lange von ſo bekannten Dingen unterhalten habe. Mich dünkt immer, auch die bekannteſten Dinge werden uns wichtig, wenn ſie ein Freund dem andern aus eigner Erfahrung und Empfindung ſagt.

Daß Sie Ihrer Arbeit über den Cicero einen zu geringen Werth beylegen, iſt wohl ausgemacht, wenn Sie es gleich nicht glauben wollen. Die Proben, die Sie mir davon vorgeleſen haben, laſſen mich nicht daran zweifeln, und wenn ich gleich kein den Ihrigen ähnliches Werk hervorzubringen vermag, ſo glaube ich doch Geſchmack genug zur Beurtheilung derſelben zu haben. Daß Ihnen die Arbeit unter der Hand wächſt, iſt kein Beweis ihres ſchlechtern Gehalts, aber wohl der Fruchtbarkeit Ihres Geiſtes. Sie waren in dem Augenblicke nicht Philoſoph, da Sie Ihren Satz durch einen witzigen Einfall beweiſen wollten. Inzwiſchen möchte ich Sie doch wohl bitten, Ihre Arbeit, ſo viel möglich, abzukürzen, das heißt, diejenigen Stücke derſelben, deren Ausführung Ihnen nicht recht gelingen will, ganz wegzulaſſen, und ſich nicht durch das Geſetz der Vollſtändigkeit, das Ihnen doch niemand aufgelegt hat, noch auflegen kann, einem beſchwerlichen Zwange unterwerfen zu laſſen. Das Publikum wird gewiß mit allem zufrieden ſeyn, was Sie ihm geben werden, denn Sie können ihm nichts Schlechtes geben.

Das Stück von den Göttingiſchen Anzeigen, das Ihre Recenſion enthalten ſoll, iſt mir noch nicht zugekommen, ob ich gleich ſchon viele neuere Stücke in Händen habe, weil ein ganzes Päckchen von Anzeigen irgendwo liegen geblieben iſt. Sehr unrecht iſt es allerdings, daß man eine Arbeit, die Ihnen ſo viel Zeit und Mühe gekoſtet hat, und die ſo wohl gerathen iſt, nicht beſſer gebraucht hat *). — Wenn Sie nur eine Abſchrift von Ihrem Aufſatze hätten, ſo ſollten Sie denſelben in irgend ein Journal ein-

---

*) Die Rede iſt von der Recenſion von Kants Kritik der reinen Vernunft.

rücken laſſen. Laſſen Sie ſich doch lieber Ihr Exemplar von Göttingen wieder zurückſchicken.

Meine liebe Frau und ich empfehlen uns Ihnen und Ihrer würdigen Frau Mutter auf das beſte. Gott ſchenke und erhalte Ihnen beyden Geſundheit und Freudigkeit! — Ich bin mit aufrichtiger Liebe Ihr ꝛc.

73.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 8. May 1787.

Ich weiß nicht, warum es mir manchmahl ſo ſchwer ankömmt zu ſchreiben, auch ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Iſt es, daß es mir an Empfindungen und Gedanken fehlt, die ich ausdrücken ſollte? Aber nein, mein Herz iſt immer voll gegen Sie von freundſchaftlichen Regungen, und wenn ich ſo in der Stille für mich an Sie denke, ſo fallen mir ſo viele Ideen ein, die ich Ihnen mitzutheilen wünſchte, ſo manche Bemerkungen, die ich Ihnen vorzulegen hätte, Sachen, worüber ich mich Raths bey Ihnen erhohlen, mancher Kummer, den ich in Ihren Schooß ausſchütten wollte, daß ich hernach die Trägheit nicht begreifen kann, die mich überfällt, wenn ich mich wirklich niederſetzen will zu ſchreiben. Aber ich ſehe wohl einiger Maßen die Urſache davon ein. Ich kann nicht mehr, ſo wie ehedem, das, was ich denke, mit Leichtigkeit und Kürze ausdrücken. Wenn ich etwas mit der Feder auf das Papier niederſchreibe, ſo wird es etwas ganz anders, als was ich im Kopfe hatte. Weil ich finde, daß der erſte Ausdruck meinem Gedanken nicht genau genug entſpricht, ſo ſetze ich einen zweyten und dritten hinzu. Dadurch werde ich weitläuftig. — Dieſe Verfälſchung, dieſe Verlängerung meiner urſprünglichen Ideen ſehe ich zum voraus: und es iſt mir verdrießlich und traurig, daß ich ſo wenig Kraft habe durchzudringen, und meine Gedanken während des Schreibens ſo zu erhalten, wie ich ſie concipirt hatte. Uiberdieß fällt mir ſo vielerley auf einmahl, aber nur dunkel, ein, was ich Ihnen zu ſchreiben hätte, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Ich fürchte immer etwas zu vergeſſen, und ich werde auf gewiſſe Weiſe ängſtlich. Der Zuſtand, den ich Ihnen jetzo ſchildere, iſt derjenige, in dem ich bald in höherm, bald in niederm Grade bey allen meinen Beſchäftigungen mich befinde. Das Unangenehme desſelben und die Trägheit und das Unvermögen, das er nach ſich zieht, wächſt oder nimmt ab mit der Schwäche meines Körpers. —

Ihr neulicher Brief hat mich für ein langes Stillſchweigen ſchadlos gehalten; ſo viel Wahrheit, Vernunft, Männlichkeit und Freundſchaft war darin. Es würde mir eine große Herzſtärkung ſeyn, wenn ich Sie oder Leute von Ihrer Art zuweilen ſprechen könnte. Es gibt hier viele geſchickte Männer. Aber Leute, die über ihre moraliſchen Empfindungen nachgedacht hätten, oder an dem Nachdenken Andrer darüber ein Intereſſe fänden, gibt es ſehr wenige. Und ich bin faſt in allen andern Sachen unwiſſend, außer in dieſen, und werde es noch immer mehr. Die Achtung, die ich alſo hier genieße, iſt mehr sur parole, wie Helvetius es ausdrückt. Nur für Wenige iſt mein Umgang wirklich angenehm. Doch dieß bey Seite. — Die Gelaſſenheit, mit der Sie Ihre Krankheit ertragen, der Muth und die Hoffnung, die Sie dabey blicken laſſen, gibt mir ſelbſt mehr Kräfte. Allerdings erfahre auch ich, daß immer Erleichterungen unſrer Leiden von der Vorſehung veranſtaltet werden. So danke ich allerdings Gott, daß er mich in eine Lage geſetzt hat, wo meine Arbeit von mir abhängt, da er mir die Gleichheit der Kräfte verſagt hat, um beſtimmte Arbeiten zu abgemeſſenen Zeiten zu thun. Sie ſagen, Sie halten mich in dieſem Stücke für glücklicher, als Sie ſelbſt ſind. Vielleicht geht es Ihnen hierin, wie mir ſelbſt, daß ich noch lebhafter die Mängel als die Vortheile meines Zuſtandes einſehe, ob ich gleich immer ſuche mich auf dieſe aufmerkſam zu machen. Die Abwechſelungen, die Sie in Ihren Kräften und in dem Succeß ihrer Arbeiten fühlen, können Ihnen nicht anders als unangenehm ſeyn, wenn Sie doch ſich von dieſer Arbeit nicht losſprechen können. Aber iſt es nicht auch eine große Aufmunterung, daß

Ihre Arbeiten gleich unmittelbar Frucht bringen? daß Sie nicht lange unter Zweifel und Ungewißheit von dem künftigen Erfolge fortarbeiten dürfen, ſondern in kurzer Zeit, ſo zu ſagen, die Sache entſchieden, und größtentheils durch die Zufriedenheit und die Rührung Ihrer Zuhörer zu Ihrem Vortheile entſchieden ſehen? Selbſt wenn Sie zuweilen über eine weniger gelungene Arbeit unruhig ſind: ſo wird der Kummer darüber durch eine bald darauf folgende glücklichere und Ihnen mehr Genüge leiſtende gemildert. Aber es iſt bey einem empfindlichen Herzen und einem ſchwächlichen Körper nur ein einziges Mittel, ſein Geſchäft, es ſey auch welches es wolle, mit Selbſtzufriedenheit zu thun: wenn wir immer auf Gott ſehen, nur für ihn arbeiten, für ihn ſchreiben, für ihn predigen; nur das Bewußtſeyn ſuchen, die Kraft, die uns jedesmahl von ihm mitgetheilt iſt, zu einer guten Abſicht angewandt zu haben. Ich präge mir dieß jeden Morgen ein, ich ſuche es mir zu meiner gewohnten Denkungsart zu machen. Aber mitten unter der Arbeit ſchleicht ſich doch, ich weiß nicht wie, der Geiſt der Eitelkeit und der Ehrbegierde ein. Die Urtheile der Menſchen drängen ſich wieder in unſre Gedanken. Jener unſichtbare Richter, den wir, ach leider! nicht unmittelbar befragen können, ſondern deſſen Ausſpruch wir nur in unſerm eignen Gewiſſen finden, ſpricht nicht immer ſo laut, ſo deutlich von dem Werthe unſrer Werke oder unſrer Handlungen, daß wir feſt dabey aushalten, und uns dabey ganz allein beruhigen könnten. In Zeiten der Schwäche, ſo wie faſt mein jetziges ganzes Leben iſt, wird unſer eignes Urtheil ſchwankend; unter der Anſtrengung des Geiſtes wird der Geſchmack von dem, was gut oder mittelmäßig iſt, ſtumpf, und daraus entſteht zuletzt Aengſtlichkeit oder Verdruß. Doch auch dieſer Kampf, den der Menſch auf der einen Seite mit Ehrgeiz und Eitelkeit, auf der andern mit Niedergeſchlagenheit und Trägheit zu führen hat, gehört vielleicht zu den Mitteln ſeiner Vervollkommnung. Seit ſechs Wochen hat bey mir alles geſtockt. Nun erwarte ich die erſte Luſt und Kraft vom Landleben, das ich, ſo bald es möglich iſt, ſuchen werde. — Leben Sie wohl, theuerſter Freund! Mit einem Herzen und mit Grundſätzen, wie die Ihrigen, mit einer ſo liebenswürdigen, Sie ſo liebenden Frau, bey der allgemeinen Achtung des Publikums, und der Freundſchaft der vorzüglichſten Männer darunter, können Sie nicht anders als glücklich ſeyn, wenn Gott Ihnen Geſundheit gibt.

74.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 3. Aug. 1782.

Lieber will ich beyliegenden Brief von dem Hofrath Feder nur mit wenigen Zeilen begleiten, al ihn hier liegen, oder unbegleitet zu Ihnen abgehen laſſen. Kann ich Ihnen doch wenigſtens ſagen, daß ich Sie herzlich liebe, daß ich nicht krank und übrigens vergnügt und zufrieden bin; und das ſind doch lauter Dinge, die Ihrem freundſchaftlichen Herzen nicht gleichgültig ſind! Lange Briefe, oder Briefe, die mehr Nachdenken erfordern, ſchreibe ich jetzt nicht gerne, weil ich es fühle, wie nöthig ich habe, im Sommer, ſo viel möglich, Kräfte für den Winter zu ſammeln.

Ihren vortrefflichen Brief an den Herrn von Dahlberg habe ich richtig und unverzüglich beſtellt. Ich danke Ihnen für die Mittheilung desſelben, und auch Blankenburg, dem ich mein Vergnügen durch die Vorleſung des größten Theils desſelben gerne mittheilen wollte, dankt Ihnen dafür. — Wir haben beyde, mit Ausnahme einer einzigen kleinen Stelle, ohne Vergleichung mit dem Buche, das wir nicht hatten, alles verſtanden und alles ganz wahr und richtig gefunden, auch die weiſe Schonung, mit welcher Sie Ihren würdigen Freund zurechtweiſen, mit Vergnügen bemerkt. — Von ſolchen Briefen, ſagt Blankenburg, und ich mit ihm, ſollten Sie Abſchriften behalten und ſie dem Publikum beſtimmen.

75.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 12. Sept. 1782.

Auch Ihr kürzeſter Brief, theuerſter Freund, iſt mir ſehr wichtig und angenehm. Und Sie können gewiß zuweilen eine halbe Stunde nicht beſſer anwenden, als wenn Sie mir entweder das wiederhohlen, was ich zwar ſchon lange weiß und mit Gewißheit glaube, aber doch gerne immer wieder höre, daß Sie mich lieb haben; oder wenn Sie mir von meinen und Ihren Bekannten, wenn auch nur unbedeutende Sachen, erzählen; oder wenn Sie mir Gedanken, die durch ihren Kopf paſſiren, nicht ſolche, die Sie erſt ſuchen müſſen, noch weniger ſolche, die Sie völlig ausgearbeitet haben, mittheilen. So mache ich es auch; ſo nehme ich mir vor, es in den Briefen an meine Freunde immer mehr zu machen. Dieſe Briefe müſſen Erhohlung ſeyn, nicht Arbeit. Aller Schein von Eitelkeit, von Begierde zu gefallen, muß davon verbannt bleiben. Dann ſchreiben ſie ſich auch leichter: wir ſchieben ſie weniger auf, und im Grunde werden ſie beſſer. Das Herz öffnet ſich mehr, wenn der Verſtand ſich nicht zu ſehr anſtrengt. — Die kurze Erzählung von Ihrer Lebensart in dieſem Sommer will ich mit einer Erzählung von der meinigen vergelten. Sie ſagen, Sie ſind nicht krank und Sie ſind zufrieden. Liebſter Freund, wie ſehr freue ich mich darüber! Wie ſehr wünſchte ich, beydes von mir ſagen zu können! Aber ich bin wirklich dieſen Sommer kränker, als ich ſonſt in der guten Jahrszeit zu ſeyn pflege. Die Erhohlungsſtunden ſind ſeltner; ſo daß es mir zuweilen ſchwer iſt, zufrieden zu ſeyn. Aber doch, Gott Lob! bin ich es größtentheils. Ich ertrage die unangenehmen oder leeren Stunden mit etwas mehr Gelaſſenheit, als ſonſt. Die guten Intervalle genieße ich mit einem vorzüglichen Wohlgeſchmack. So theile ich meine Zeit ein. Ich ſtehe ſehr gerne früh auf, ſo lange ich auf dem Lande bin. Aber hier darf ich ſeit einiger Zeit nicht. Es iſt im Gebirge, und alſo immer kälter, als auf der Ebne: es iſt aber auch dieſes Jahr in unſerm ganzen Lande die Witterung, nach einer unerträglichen Hitze im Jun. und Jul., ſchon im Auguſt ungewöhnlich rauh geworden. Die Morgenluft iſt zu angreifend. Gezwungen warte ich alſo die ſiebente Stunde in meinem Bette ab. Ich gehe alsdann, jetzt allein, an unſern Geſundbrunnen, von dem die übrigen Gäſte, zu meinem großen Vergnügen, gänzlich abgeſchieden ſind, und halte mein erſtes Frühſtück mit zwey Gläſern des mineraliſchen Waſſers. Dann mit einem Feldſtuhl, der ganz leicht iſt, unter dem Arme, einem Buche, — (jetzt gemeiniglich einem Theile von Rouſſeau's Werken) in der Taſche, mit einer Schreibtafel in der andern, gehe ich an ausgewählte Oerter, wo ich entweder, vor dem Winde geſchützt, mich an der Sonne erwärme, oder an einen andern, wo eines der herrlichſten Thäler, die die Natur irgendwo zwiſchen die Berge verſteckt hat, von der Morgenſonne beſchienen, unter meinen Füßen liegt. Hier ſitze ich bis neun Uhr; vegetire entweder, wärme mich und ſchlummere bloß, wenn ich ſo matt bin, als die meiſten Morgen; oder wenn der Anblick der Natur, das Gefühl der ſanft anwachſenden Wärme mich einige Augenblicke belebt, in meinem Kopfe eine ſchlafende Idee weckt: ſo ſchreibe ich ſie geſchwind in meine Schreibtafel nieder. So habe ich unvermerkt viel geſchmiert, das meiſte, was ſich auf moraliſche Gegenſtände bezieht, wozu Cicero den Text hergegeben hat, oder hergeben kann. Wenn irgend etwas auf mein Pergament gekommen iſt, was mir gut, wahr oder nützlich ſcheint: ſo gehe ich mit Vergnügen und Selbſtzufriedenheit zu Hauſe. Aber oft fühle ich alsdann ſchon die Wirkung der Anſtrengung, ob ich mir gleich während des Schreibens derſelben nicht bewußt war. — Ich ſchreibe etwas für Sie aus dieſen Collectaneen ab; nicht, weil ich es vorzüglich für gut halte, ſondern, weil es ein iſolirter Gedanke iſt, und ich Sie doch an meinen Beſchäftigungen will einigen Theil nehmen laſſen. Um neun Uhr erwartet mich zu Hauſe, oder, als es noch wärmer war, unter einer Caſtanien-Allee, mein Frühſtück und meine Mutter. — Der übrige Tag (denn ich ſehe, ich darf nicht ſo fortfahren, ohne mich und Sie zu ermüden) verfließt eben ſo einfach, und wenn ich nur einiger Maßen geſund bin, eben ſo angenehm. Bald gehe ich ſamt meiner Mutter, mit unſern kleinen Stühlen und Büchern, an eben die Oerter, die ich früh einſam beſuchte; und wir ſtudiren und ſchwatzen wechſelsweiſe, oder ſehen uns das Landſchafts-Gemählde an, das vor uns liegt, und in dem ſo viele Abwechſelung, ſo viel Leben, Bewegung und Annehmlichkeit iſt, daß ich um alles in der Welt wünſchte, Sie einmahl dahin führen zu können. Zuweilen ſagen wir einander: Ja, wenn Zollikofer und ſeine liebe Frau hier wären, wie würde es Ihnen hier gefallen! Zuweilen mache ich Projekte, wie ich Sie herbekommen könnte; und dann wieder andere, wie ich, ehe Sie kämen, die Gegend (vorausgeſetzt, daß ich Einwohner und Eigenthümer eines Theils davon wäre) noch ſelbſt verſchönern wollte, um ſie für meine Gäſte noch frappanter zu machen. Dann erinnert mich die Empfindung meiner Krankheit, daß alle ſolche weit ausſehende Projekte thöricht für mich ſind, und daß, das Heutige genießen und mich auf das Leiden des morgenden Tages vorbereiten, alles iſt, was ich zu thun habe. An andern Tagen reite ich und beſuche die Nachbarſchaft; zuweilen werde ich von dem benachbarten Adel eingeladen. In unſerm Orte ſelbſt ſind, außer dem Prediger, noch einige Familien, die über den gemeinen Mann ſind. Alles das, mit guten Büchern verbunden, wäre zu meiner äußern Glückſeligkeit hinlänglich. Nichts verfinſtert dieſes Gemählde, als meine Schwächlichkeit und vielleicht die Unbequemlichkeit unſrer Wohnung, die beſonders bey rauhem Wetter auch der Geſundheit ſchadet. Hieraus entſteht noch eine andre Unruhe. Das Leben intereſſant zu machen, muß ein Zweck da ſeyn. Der meinige iſt jetzt, außer der Beobachtung der alltäglichen Pflichten, und kann kein anderer ſeyn, als etwas nützliches zu ſchreiben. Wenn ich mich nun durch meinen Körper gehindert ſehe, die wenigen Talente, die mir der Himmel gegeben hat, zu brauchen; wenn ich von den Arbeiten, die ich mir vorgenommen, kein Ende ſehe; wenn ich anfange zu befürchten, vom Publikum, und vielleicht von meinen Freunden ſelbſt, (ſo wie es ſchon von unſerm Könige geſchehen iſt,) für einen Müßiggänger gehalten zu werden: dann entſteht ein kleiner Unmuth. Aber auch hier ſuche ich, was von dieſem Unmuth auf Ehrgeiz gegründet iſt, zu unterdrücken, was aus Begierde, nützlich zu ſeyn, entſtehet, durch das Bewußtſeyn meines verborgnen Fleißes zu beruhigen.

Rouſſeau's Briefe und ſein Rousseau juge de Jean Jacques haben mich, ſeitdem ich hier bin, beſchäftigt. Der arme Rouſſeau! Glauben Sie nicht, daß er zuletzt in eine Art von Verrückung gerathen ſey? Zu glauben, daß eine ganze Nation, ein ganzes Zeitalter ſich gegen ihn verſchworen habe! Wie hat das in den Kopf eines ſo verſtändigen Mannes kommen können, ſich eine ſolche Wichtigkeit zuzuſchreiben, ohne welche man niemahls ganze Nationen weder zu Anhängern, noch zu Feinden hat!

Beylage aus Garvens Schreibtafel.

Große Erfahrung, große Lektüre mit viel Gedächtniß, oder großes Genie: eins von dieſen dreyen muß derjenige haben, der ein recht brauchbarer Schriftſteller werden ſoll. Die erſte zeigt uns die Dinge ſelbſt; wir ſehen ſie mit Augen; unſre Hände haben mit denſelben zu ſchaffen. Umgang und Geſchäfte, wenn ſie mannigfaltig und groß ſind, geben auch dem nicht tiefdenkenden ſo viel Stoff, ſie reizen ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr; ſie bieten ihm ſo vielfache Seiten und Combinationen der Dinge dar, daß er Einſichten erhalten muß. Die daher geſchöpften Kenntniſſe ſind am meiſten praktiſch. Sie gehen ſelten aufs Erhabne, auf große Verbeſſerungen: aber ſie bleiben immer beym Möglichen; ſie geben zugleich die Mittel an, das Geſuchte zu erreichen. — Lektüre mit Gedächtniß gibt die ſchlechteſte Art von Kenntniſſen, aber die ausgebreitetſte. Viele falſche, viele dunkle Vorſtellungen kommen nothwendig darunter vor. Denn Dinge, die man ſelbſt nicht geſehen, nach der Beſchreibung Anderer zu verſtehen; Begebenheiten, Sitten, Leidenſchaften, Handlungen, die man ſelbſt nicht erfahren hat, aus den Erzählungen Anderer kennen zu lernen: das iſt nur bis auf einen gewiſſen Grad möglich. Zwiſchen dem Beobachter und dem Objekte ſind zu viele Media, als daß nicht oft die Geſtalt des letztern dadurch verfälſcht werden ſollte. Aber wenn Urtheilskraft damit verbunden iſt: ſo können die vielfachen Vergleichungen, die man zwiſchen ſo vielen und ſo verſchiedenen Gegenſtänden anſtellen kann, die Irrthümer entdecken helfen, und einiger Maßen verbeſſern. Man kann nie ſelbſt ſo viel ſehen, bereiſen, verſuchen, als man in der Geſchichte und durch das Studiren lernen kann. Die Mannigfaltigkeit, der Umfang der gelehrten Kenntniſſe, muß den Mangel der Evidenz und der Richtigkeit erſetzen. Das Genie endlich gräbt tief in ſeine Ideen, oder macht daraus lange Reihen von Schlüſſen. Wenn der Mann, der daſſelbe beſitzt, auch nicht auf dem Platze ſteht, wo er eine große Menge von Gegenſtänden und Vorfällen durch eigne Beobachtung kennen lernen kann; wenn ſeine Gelehrſamkeit gleich nur eingeſchränkt iſt: ſo ſieht er doch in jeder Sache ſo viel; er ſieht ſie ſo genau, er hängt die, welche er geſehen und gelernt hat, auf ſo mannigfaltige Art zuſammen, er erräth ſo vieles von dem, was er nicht geſehen hat, aus dem ihm Sichtbaren, daß ſein Reichthum weit größer wird, als ſeine Mittel des Erwerbs zu ſeyn ſcheinen. Die Erfahrung und die Lektüre ſammeln Gold; das Genie iſt ein Adept, es macht daſſelbe, oder es beſitzt es erblich. Aber eben deßwegen, weil die Ideen eines ſolchen Menſchen aus ihm ſelbſt geſchöpft ſind, paſſen ſie auch nur auf ihn vollkommen; ſie ſind für den großen Haufen nicht ſo brauchbar; ſie ſind auf die Praxis nicht ſo anwendbar, weil er die kleinen Hinderniſſe und Beförderungsmittel überſehen hat, die nur die unmittelbare Gegenwart des Objekts und die Handhabung deſſelben kennen lehrt. Wenn alle drey Quellen der Erkenntniß bey einem Menſchen vereinigt ſind, doch ſo, daß das Genie prädominirt: ſo entſteht der große Schriftſteller, der Lehrer des menſchlichen Geſchlechts.

76.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 15. Okt. 1782.

Für Ihren langen ſchönen Brief, der Sie mir ſo ſehr vergegenwärtiget und als meinen vertrauten Freund vergegenwärtiget, danke ich Ihnen recht herzlich, mein theuerſter Freund. Freylich wünſchte ich Ihnen mehr Geſundheit und Kräfte, und fühle es, vielleicht lebhafter, als irgend jemand, wie beſchwerlich oft der Mangel derſelben Ihrem thätigen Geiſte und Ihrer Begierde, andern Menſchen zu nützen, ſeyn muß. Inzwiſchen finde ich doch auch in Ihrer Lage viele Dinge, die vorzüglich wünſchenswerth ſind, und die Ihnen den Mangel vieler andern erſetzen können. Sie beſitzen das Glück der Unabhängigkeit in einem hohen Grade, ſind Herr Ihrer Zeit und Ihrer Geſchäfte, bringen den ganzen Sommer an einem Orte zu, wo die Natur ausnehmend ſchön iſt, können dieſe Schönheiten ungeſtört und in vollem

Maße genießen, ſie ſtets mit einem helldenkenden und vielumfaſſenden Geiſte und oft auch mit einem warmen Herzen genießen, und dann die Freude dieſes Genuſſes mit einer Mutter theilen, die unter die Würdigſten ihres Geſchlechts gehört, und Ihnen daher alle kleinern Sorgen und Geſchäfte des Lebens ſo liebreich abnimmt, — gewiß Vorzüge und Annehmlichkeiten, die Ihnen alle Beſchwerden und Mängel Ihres Zuſtandes ſehr erleichtern und oft ganz vergeſſen laſſen müſſen. Wie würde ich mich freuen, wenn ich Sie einmahl auf Ihren einſamen Spaziergängen begleiten und das Schöne und Große der Natur, die Sie umgibt, mit genießen könnte! Laſſen Sie uns immer an ſolchen entfernten und ungewiſſen Ausſichten uns laben! Wenn ſie uns nur weder ungeduldig, noch zum Genuſſe und Gebrauche des Gegenwärtigen unfähig machen. Was Sie mir aus Ihrer Schreibtafel mittheilen, iſt gewiß ſehr gut und erregt meinen Wunſch nach Mehrerm. Wenn Sie uns doch zuweilen eine Schreibtafel aus dem Schleſiſchen Gebirge ins flache Land ſchickten! Sie würde mir gewiß viel ſchätzbarer ſeyn, als die Brieftaſche aus den Alpen. Von dieſer iſt gegenwärtige Meſſe eine zweyte Lieferung erſchienen, die ich als Schweizer mit eben ſo viel Vergnügen, als die erſte, geleſen habe. Ich ſehe, daß wir den vergangenen Sommer zum Theil einerley Bücher geleſen und auch daſſelbe Urtheil darüber gefällt haben. Ich meine die Briefe und andere kleine Schriften von Rouſſeau.

Auch ſeine Confeſſions habe ich geleſen, aber freylich das nicht darin gefunden, was ich erwartete. Es iſt die Geſchichte eines höchſt leichtſinnigen Jünglings, der ſich ganz von den Eindrücken der äußern Dinge regieren läßt, keine Grundſätze hat, und wenn er ja welche ergreift, nie darnach handelt, ſich immer mit ſeinem guten, das heißt, von Bosheit freyen Herzen entſchuldigt, und ſelten weder für ſich, noch für Andere etwas wirklich Gutes thut. Da die Geſchichte nicht weit reicht, ſo kann ich mir daraus gar nicht erklären, wie er das geworden iſt, was er in ſeinen beßten Jahren, wenigſtens als Schriftſteller war. Noch weniger kann ich begreifen, wie er ſich in dem Eingange zu ſeinen Confeſſions für einen Menſchen ausgeben kann, der einzig in ſeiner Art ſey und ſeines gleichen nicht habe. Seine Jugendgeſchichte ſcheint mir die Geſchichte vieler tauſend Jünglinge zu ſeyn, die einen lebhaften Geiſt und ein weiches Herz haben, und durch den Einfluß der erſten Erziehung und eine gewiſſe Schüchternheit von den gröbſten Ausſchweifungen zurückgehalten werden.

Dieſen Winter werde ich, ſo Gott will, ein Paar Bändchen Predigten über die Würde des Menſchen und den Werth der vornehmſten Dinge, die zur menſchlichen Glückſeligkeit gehören oder dazu gerechnet werden, drucken laſſen.

77.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 13. Jan. 1783.

Von Rouſſeau's Confessions denke ich im Ganzen ſo, wie Sie. In einem Engliſchen Review wird ſehr richtig davon geſagt, wenn Rouſſeau ſein Gewiſſen durch das Bekenntniß ſeiner Verbrechen erleichtern wollte, ſo hätte er beſſer gethan, ſeinem Freunde oder ſeinem Seelſorger, als dem Publikum, ſeine Beichte abzulegen. Die Hochachtung für ihn, und alſo auch die Wirkung ſeiner Schriften, muß bey dem größten Theil ſeiner Leſer geſchwächt werden. Wenn Rouſſeau ſich inſofern für einzig in ſeiner Art hält, weil er glaubt, ein beſſerer Menſch zu ſeyn, als die übrigen: ſo hat er ſich durch ſeine Confessions kräftig widerlegt. Wenn er ſich aber nur für ſonderbar ausgibt, ſo erſcheint er doch darin wirklich ſo, im höchſten Grade. Seine Imagination, die ſich von Jugend auf an Schimären weidete, und immer in einer Welt von ſeiner eignen Schöpfung herumirrte, der heftige Trieb zum andern Geſchlecht, mit ſo viel Blödigkeit; eine gewiſſe Anlage zu feinen, moraliſchen Empfindungen und zum Nachdenken darüber, mit den gröbſten Ausſchweifungen der Sinnlichkeit und mit den gemeinſten, niederträchtigſten Ideen und Geſinnungen: dieſe Compoſition, wenn ſie wahr iſt, iſt doch ganz außerordentlich. Aber in der That vieles von dem, was er erzählt, iſt unwahrſcheinlich; und ich glaube, es hat ihn ſeine Einbildungskraft oder ſein Gedächtniß betrogen. Was mich am meiſten verdrießt, iſt, daß er ſo unnatürliche Erklärungen der Sachen gibt; daß er eine Frau, die ein Serail von Avanturiers unterhält, nicht nur als unſchuldig, ſondern auch als ohne Temperament vorſtellen will; und daß er dieſe ſchändliche Liederlichkeit als einen Zuſtand paradieſiſcher Einfalt, Eintracht und Unſchuld abmahlt. Durch eine Singularität, die ihm ähnlich iſt, ſucht er die Schwärze ſeiner Verbrechen oft durch den Ausdruck noch zu erhöhen; er wählt zu ſeinen Handlungen, die ſich auch verſchieden erklären laſſen, die ſchändlichſten Bewegungsgründe aus. Unter meiner deutſchen Lektüre bin ich auf eine Brochüre geſtoßen, die nach dem Titel Affektation vermuthen läßt, und in ſich ſehr viel Gutes enthält. Sie heißt: *Etwas, das Leſſing geſagt hat*, als ein Commentar zur Schrift über die Reiſen der Päbſte. Sie iſt von dem geheimen Rath Jacobi, von dem vermiſchte Schriften im Jahre 1781 herausgekommen ſind, und worin das erſte Stück, *der Kunſtgarten, ein philoſophiſches Geſpräch*, eine allerliebſte Schilderung einer wohlhabenden bürgerlichen Familie iſt, die den Luxus der Großen nachahmen will, und davon durch die Reflexionen eines vernünftigen Mannes zurückgebracht wird. — *Die Reiſen* der Päbſte ſind von Müller, dem Verfaſſer der Schweizer-Geſchichꝛc. Seine Schreibart verräth ihn ſogleich. Sie iſt doch nicht die wahre, gute hiſtoriſche. Es ſind zum Theil Räthſel. Er tritt auf zur Vertheidigung der Römiſchen Anſprüche. Iſt es aus Uiberzeugung, oder um dem Landgrafen zu gefallen, der ein eifriger Katholik iſt? Wahrheit iſt demohnerachtet darin. Das Eigenthum der Geiſtlichkeit mag ſchlecht erworben ſeyn; aber es gründet ſich auf eine ſo alte Präſcription, als irgend eines. Davon hat Jacobi Gelegenheit genommen, von den gewaltſamen Reformationen überhaupt zu reden. Der Hauptinhalt ſteht nicht in dem nothwendigſten Zuſammenhange mit der Veranlaſſung. Aber der Geiſt, die Geſinnungen des Verfaſſers und ſein Vortrag werden Ihnen gefallen. — Wie Nicolai, in der kurzen Zeit ſeiner Reiſe in ſo bekannten Ländern, hat können den Stoff zu acht Bänden ſammeln, begreiſe ich freylich nicht. Aber er beſitzt etwas von der Kunſt, die auch Raynal haben mußte, ſich Nachrichten zu verſchaffen, und die Emſigkeit und das Gedächtniß, das nöthig iſt, ſie zu nützen. Jetzt iſt in der Berlinſchen Monatsſchrift von Gedicke die erſte Probe ſeiner Reiſebeſchreibung erſchienen; und ſie iſt doch in der That das Intereſſanteſte des Stücks.

Haben Sie Geſundheit und Kräfte, an Ihren Predigten, zu deren Herausgabe Sie uns in Ihrem letzten Briefe Hoffnung machten, zu arbeiten? Wir freuen uns darauf, als auf eine ſehr angenehme Belehrung, die von der Hand eines Freundes noch immer mehr Eindruck macht. Blankenburg hat mich verſichert, daß Sie des Glücks Ihres ehelichen Lebens ungeſtört genießen. Empfehlen Sie mich und meine Mutter Ihrer würdigen Gattinn, und bleiben Sie uns immer mit alter Freundſchaft zugethan.

78.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 9. April 1783.

Unſer Freund Dörrien iſt ſo gefällig geweſen und hat alles, was Ihre Gartenwohnung betrifft, vollends berichtigt, und ich bin gewiß, daß er es mit dem größten Vergnügen gethan hat. — Inliegender Brief wird Ihnen von allem, was Sie zu wiſſen verlangt haben, befriedigende Nachricht geben.

Meine Schweſtern oder Schwägerinnen werden ſich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Freundſchaft zu erweiſen. Auch Madame Dufour Pallard hat mir noch geſtern geſagt, daß ſie ſich freue, Sie wieder zu ſehen. Herr Weiße befindet ſich ſo wohl, als er ſich in ſeinen Umſtänden nur befinden kann.

Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, da ich Ihnen mit der fahrenden Poſt ſchreibe, Ihnen meine Predigten zu überſchicken, und wünſche, daß ſie Ihres Beyfalls nicht ganz unwerth ſeyn mögen.

Ihrer

Ihrer Frau Mutter und Ihnen empfehlen wir uns beyderſeits auf das beſte, und freuen uns, Sie wenigſtens noch drey bis vier Wochen vor unſrer Abreiſe zu ſehen, und ſo viel möglich zu genieſſen.

Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie, wo möglich, geſtärkt und munter zu uns! Niemand wird ſich aufrichtiger darüber freuen, als Ihr ꝛc.

79.

Gaiß, im Canton Appenzell,
den 4. Jul. 1783.

Herzlichen Dank für Ihr freundſchaftliches Andenken und Ihren gütigen Brief. Schon lange hätte ich Ihnen geſchrieben, wenn das Briefſchreiben allhier weniger beſchwerlich wäre. Denn außerdem, daß die Schotten oder Molken faſt den ganzen Tag hindurch im Leibe arbeiten, iſt ſogar kein Verhältniß zwiſchen den Tiſchen und Stühlen, daß ich über jeder Zeile faſt in Schweiß gerathe. Uiberhaupt iſt hier ein großer Mangel an dem, was wir Bequemlichkeiten des Lebens nennen. Dafür iſt aber auch das Land reizendſchön; die Spaziergänge und Ausſichten ſind einzig in ihrer Art, und die Einwohner haben viel Vorzügliches. Es iſt das freyeſte, verſtändigſte, witzigſte, froheſte und glücklichſte Volk, das ich kenne. Alle jene Eigenſchaften ſind hier national, und zeichnen beynahe jedes Individuum aus, die Jungen wie die Alten, und die Weiber, wie die Männer. Nicht leicht wird Ihnen jemand auf irgend eine Frage eine paſſende oder geiſtreiche Antwort ſchuldig bleiben. Und jeder unterhält ſich mit jedem von uns, ſo lange wir nur wollen. Iſt er müde, ſo ſetzt er ſich auf den Zaun oder legt ſich ins Gras. Ihr Fleiß iſt freylich eben nicht der größte, aber ihre Bedürfniſſe ſind auch nicht ſehr groß, und dann dürfen ſie ſchlechterdings für nichts, als für ihren Unterhalt, ſorgen. Dieſes Volk wäre allerdings einer großen Ausbildung fähig; ob es aber dann noch ſo vergnügt und glücklich ſeyn, noch ſo die Berge von lauter Freude würde wiederhallen laſſen, das iſt eine andere Frage. Inzwiſchen werde ich ſchwerlich noch acht Tage hier zubringen, weil die Geſellſchaft in dem Wirthshauſe, wo wir ſind, zu zahlreich wird und auch zu oft Beſuche von St. Gallen kommen. Unſer Freund Steiner, der ſich Ihnen empfiehlt, wird noch früher von hier abgehen, und mit ihm verlieren wir unſre beſte Geſellſchaft. Dieſe Woche hatten wir einen ſehr unerwarteten Beſuch von dem Domherrn von Schlaberndorff, der eine Schweizerreiſe, größtentheils zu Fuße, macht, und als ein guter Beobachter zu reiſen ſcheint. Mit ihm ſind wir auf einem nicht gar weit von hier gelegenen Schlachtfelde geweſen, und hätten da eine der ſchönſten Ausſichten genoſſen, wenn der Himmel heiterer geweſen wäre.

Uibrigens ſind wir, Gott Lob! geſund und vergnügt, haben ſchon manchen ſchönen Berg erſtiegen, und meine gute Frau erwirbt ſich auch in dieſer Abſicht großen Ruhm. Die Molken, die ich gebrauche und die ungemein kräftig und wirkſam ſind, ſchlagen mir ganz wohl an, und wirken das, was ſie wirken ſollen und können. Ich habe Urſache zu hoffen, daß mir ihr Gebrauch in der Folge heilſam ſeyn wird. Und nun bin ich faſt krumm vom Schreiben geworden, und muß zum Schluſſe eilen. — Grüßen Sie unſre Freunde, Weiße, Dörrien und Blankenburg, wenn der leztere noch in Leipzig iſt, recht herzlich von uns. Auch unſern übrigen Freunden und Bekannten empfehlen Sie uns gelegentlich.

Wie gehts denn mit Ihrem Cicero? Nun werden Sie doch bald Land ſehen? Von Ihrem Geſundheitszuſtande haben wir bisher gute Nachricht erhalten, und das freut uns ſehr. Durch unſre Geſchwiſter werden Sie uns immer mit ſolchen Nachrichten erfreuen können.

Leben Sie wohl, liebſter Freund! Schon oft haben wir Sie bey uns gewünſcht, und werden es noch oft thun. Seyn Sie herzlich von uns gegrüßt und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

Nachſchrift von Steiner.

Ich halte mein Verſprechen, auch noch ein P. S zu ſchreiben. Ja wahrhaftig, Sie ſind recht ſehr oft ſchon der Gegenſtand unſrer Unterredung geweſen — und ſelten haben wir angenehme Empfindungen gehabt, ohne Ihnen einen Antheil davon zu wünſchen. Die Farben in dem Gemählde, welches Sie oben finden, ſind nicht zu ſtark aufgetragen, und auch ich kann Sie verſichern, daß der Canton Appenzell ungemeine Vorzüge hat, und daß gewiß dieſes Dorf alle dieſe Vorzüge in einem hohen Grade beſitzt. — Geſund muß man freylich ſeyn, oder wenigſtens allerley Bequemlichkeiten entbehren können, um den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm zu finden, wie er mir vorkommt. Doch, wenn Sie einmahl Luſt bekommen, die Molken hier zu trinken, ſo würde ſich vielleicht das eine und andere einrichten laſſen, und ich glaube, auch Sie würden angenehme Tage hier zubringen. In dem Plane Ihrer Schweizerreiſe mag alſo ein Aufenthalt von vierzehn Tagen im Monath Julius hier auf Gaiſt gar füglich angemerkt werden, und wenn Sie mir dieſen Plan mittheilen wollen, ſo ſorge ich dann auch für gute Geſellſchaft für Sie, worauf ſo vieles ankommt. Sie können ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ich dieſes fühle.

80.

Leipzig, den 13. Dec. 1783.

Nur ein Paar Zeilen, liebſter Freund, zur Begleitung dieſer Briefe. Was macht denn Ihre liebe und von allen, die ſie kennen, ſo geliebte Frau Mutter? Beſſert es ſich mit Ihrer Geſundheit, wie wir es ſo ſehnlich wünſchen, ſo laſſen Sie es uns doch bald wiſſen.

Mit Lavaters Briefe werden Sie gewiß, überhaupt genommen, zufrieden ſeyn. Ich wünſchte in der That recht ſehr, daß Sie einmahl zu ihm kommen und eine Zeit lang bey ihm ſeyn könnten. Sie haben mehr Feſtigkeit in philoſophiſchen Grundſätzen, und können das Dunkle, Unbeſtimmte, Verwickelte geſchwinder und leichter aus einander ſetzen, als ich. Sie könnten alſo auch weit gewiſſer und ſtärker auf ihn wirken. Was er mit ſeinem Einmahleins haben will, das begreife ich nicht. Vielleicht können Sie mir einen Begriff davon geben.

Leben Sie wohl und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

81.

Garve an Zollikofer*).

Breslau, den 17. Dec. 1783.

Ich wünſchte wohl, daß der Brief des Königs einen Poſttag ſpäter nach Leipzig gekommen wäre, weil Sie mir alsdann, wie Sie ſagen, ausführlicher geſchrieben hätten. Ich fürchte gar zu ſehr, daß, da das Nothwendige einmahl geſchrieben iſt, das Ausführliche nun gute Weile haben wird. Dem ſey nun, wie ihm wolle: der Einſchluß und der kurze Brief, mit dem Sie ihn begleiteten, waren mir beyde ſehr lieb. Ich muß Ihnen doch den erſten, da er einmahl in Ihren Händen geweſen iſt, mittheilen. Er enthält nicht bloß Ausdrücke, die mir ſchmeicheln können, ſondern auch ſolche, die von einer guten Geſinnung des Königs zeugen: denn wer jemanden deßwegen ſchätzt, weil er ihm Liebe zur Wahrheit und Tugend zutraut, der muß doch ſelbſt Wahrheit und Tugend lieben. Doch würden mir dieſe Ausdrücke noch lieber ſeyn, wenn ſie ſich weniger auf meinen Brief bezögen, und alſo weniger das Anſehen eines Formulars hätten. Unterdeſſen weiß ich aus einem Briefe des Probſtes Baſtiani, der jetzt in Potsdam beym Könige iſt, nicht an mich, ſondern an einen Dritten, daß der König ſich einmahl einen Nachmittag mit meiner Uiberſetzung beſchäftigt, und den Abend darauf dem Miniſter Herzberg das geſagt hat, was im Briefe ſteht, daß er ſie gut fände. Hier iſt dieſer Brief: Je suis charmé de voir par la lettre que Vous venez de m'écrire en date du 28. d'Octobre dernier, qu'à la suite de Votre traduction des offices de Ciceron, que j'ai trouvée trés-bonne, Vous vous soyez occupé de nous donner les nouvelles idées, que ce travail si utile au public, Vous a fait naitre sur le même sujét. Je Vous ai en Mon particulier une singulière obligation de me les avoir présentées, et je ne puis, en vous en remerciant, qu'applaudir à cet amour de la vertu et de la vérité qui Vous caractériſe, auquel perſonne ne rend plus de juſtice que Moi ſur ce etc. — Ihr eignes Urtheil über mein Buch iſt das einzige, von welchem ich weiß, daß es nach der Durchleſung des größten Theils desſelben gefällt worden: beynahe auch das einzige, von welchem ich mit Grunde vermuthen kann, daß es vollkommen aufrichtig iſt. Ihr Beyfall alſo hat mich gefreut. Und ob ich gleich glaube, auch bey einem Freunde dem Lobe, das er uns gibt, immer etwas abnehmen, dem Tadel etwas zuſetzen zu müſſen, weil auch bey dem freymüthigſten und offenherzigſten Charakter ihn doch die Güte des Herzens ſelbſt bewegen kann, jenes etwas zu verſtärken, dieſen zu mildern: ſo bin ich doch überzeugt, daß Sie von einem Buche, das Ihnen im Ganzen nicht gefiele, nicht mit den Ausdrücken reden könnten, die Sie von dem meinigen brauchen. Das ſehe ich freylich nicht bloß aus Ihrem Briefe, ſondern noch mehr aus den wenigen Leſern, die mein Buch ſelbſt hier in meiner Vaterſtadt findet, aus der wenigen Wirkung, die es auf Leſer, welche nicht Gelehrte ſind, zu thun ſcheint: daß ich einen Theil meines Endzwecks verfehlt habe, daß ich trocken und ſchwer geblieben bin, da ich hoffte, populär und zuweilen auch angenehm zu ſeyn. Die Weitſchweifigkeit, ſo ein verhaßter Fehler ſie mir auch iſt, habe ich doch an einigen Stellen ſchon erkannt, beſonders in einigen Abhandlungen des erſten Theils.

---

*) Von dieſem Briefe an fehlen die Antworten von Zollikofer.

Ich gerathe leicht in denſelben, bey einer vollſtändigen Entwickelung meiner Ideen aus den erſten Grundſätzen. Ich fürchte alsdann Lücken zu laſſen; und ich thue im Grunde etwas Uiberflüſſiges dazu. Beynahe habe ich kein anderes Mittel, mich davor zu bewahren, als einzelne Ideen, ſo wie ſie ſich meinem Gemüthe darbiethen, ſchnell aufzufaſſen, niederzuſchreiben, und dann aufzuhören, bis eine ähnliche Inſpiration wiederkömmt. Daraus entſtehen dann bloße Bruchſtücke. Unterdeſſen, wenn ich nur das hoffen kann, daß irgend jemand durch Leſung mancher Stücke in meinem Buche in guten Geſinnungen oder in tröſtlichen Hoffnungen iſt befeſtigt worden, daß er ſeine geheimen, nicht ganz entwickelten Bemerkungen über das menſchliche Leben mit meinen Erklärungen übereinſtimmend gefunden hat: ſo bin ich doch für meine Arbeit belohnt. Sie werden mir aber allerdings eine Freude machen, wenn Sie mir einmahl bey mehr Muße von Zeit zu Zeit Ihre und andrer verſtändigen Männer Urtheile (wozu ich auch beſonders Herrn Dumont ſeines rechne) über den oder jenen Theil meiner Anmerkungen mittheilen. — Nach Ihrem Urtheile iſt das des Statthalters von Dahlberg das beſtimmteſte und mir alſo angenehmſte geweſen. Er ſcheint auch die einzelnen Bemerkungen des zweyten und dritten Theils den Abhandlungen im erſten vorzuziehen: denn er muntert mich ſo ſehr auf, nur ja nichts ſyſtematiſches, ſondern lauter ſolche Fragmente zu ſchreiben. Der

Brief des Herzogs von Gotha iſt der dritte von denen, welche mir mein Buch zugezogen, und die mir lieb geweſen ſind; und zwar dieß wegen des Tons einer aufrichtigen Zuneigung und Achtung, die darin herrſcht. Der letzte, und gewiß mir nicht gleichgültige, war der von Herrn Lavater, welchen ich geſtern mit ein Paar Zeilen von Ihrer Hand erhielt. Wenn ich von demſelben nichts als dieſen Brief kennte, ſo würde ich in ihm zwar auch ſchon eine etwas ſonderbare Anlage ſeines Verſtandes, eine hochgeſpannte Imagination, einen durch ausgeſuchte, ungewöhnliche Epithete überladenen Stil, aber gewiß doch auch Redlichkeit, Verſtand und ein ſehr geſelliges, freundſchaftliches Temperament erkennen. Ich thue herzlich den Wunſch, ihn auch einmahl zu ſehen; und vielleicht macht mir es die Vorſehung möglich. Gott Lob! meine Mutter kehrt zum Leben und zur Geſundheit wieder zurück. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie angenehm das geweſen iſt, den wieder erwachenden Geiſt und den allmähligen Fortgang des Lebens- und Geiſtes-Kräfte zu bemerken, mit dem dann, leider! auch wieder das Erwachen aller durch die Krankheit unterdrückten kleinen Sorgen und Bekümmerniſſe verbunden iſt. Schon kann ſie wieder leſen und denken. Ihr Kopf hat nichts gelitten. Sie hat von Dohms Schrift über die Juden den zweyten Theil ſchon ganz durchgeleſen, und iſt ſchon einmahl über ſeine Parteylichkeit gegen die chriſtliche Religion, die mir auch ſelbſt auffällig geweſen iſt, unwillig geworden. Um zu Herrn Lavaters Briefe zurückzukehren, ſo merke ich, daß meine Aeußerung, daß ich manches in ſeinen letzten Schriften nicht verſtanden hätte, ihm aufgefallen iſt. In der That habe ich von denſelben (als von ſeinen Poeſien und ſeinem Pilatus) nur einzelne Stücke geleſen. Aber nun iſt es Pflicht, ſie ganz zu leſen. Sollte ich ſie hier nicht auffinden können, ſo würde ich Sie bitten, mir dieſelben zu verſchaffen. Sein Einmahleins kann ich Ihnen nicht erklären: noch weniger aber, wie ein denkender, vernünftiger Mann glauben kann, es ſey möglich, alle brauchbaren Wahrheiten, ſo intuitiv gewiß zu machen, als der Satz iſt, 1 = 1. Leben Sie wohl. — Meine Mutter, die von Ihrer aufrichtigen Theilnehmung an Ihrem Leben und Wohlſeyn gerührt iſt, empfiehlt ſich Ihnen und der Frau Gemahlinn aufs beſte.

82.

Breslau, den 25. Jan. 1784.

Der Brief des ** ſchildert ihn, wie Sie ſagen. Es iſt ſein eignes gutes Herz, es iſt etwas von Lavateriſchen Wendungen und Ausdrücken, es ſind Spuren derjenigen Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt darin, welche gemeiniglich mit einem Hange zur Schwermuth verbunden iſt. Sie ſchreiben mir, er ſey etwas ruhiger aus der Schweiz zurückgekommen. Aber was war es, was ihn eigentlich beunruhigte? War es bloß die Güte ſeines Herzens, die ſich ſelbſt nicht genug thun konnte, oder waren es Zweifel, oder war es die Wirkung ſeines Temperaments. Zur völligen Beruhigung iſt dem Menſchen, bey den beſten moraliſchen Einſichten und dem aufrichtigſten Beſtreben, ſeine Pflicht zu thun, doch noch eine gewiſſe Stärke nöthig: entweder diejenige männliche und geſetzte Entſchloſſenheit, die, wie ich glaube, Ihnen, liebſter Freund, der Himmel verliehen hat, oder etwas Enthuſiasmus, wie ihn Lavater hat: denn Enthuſiasmus erfordert auch Stärke. Wenn ein Mann von ſchwächerm Geiſte und daher wankender in ſeinen Uiberzeugungen und Empfindungen bey einem ſolchen feurigen Manne iſt: ſo wird er von ihm fortgeriſſen; er befindet ſich dabey wohl, weil der Streit in ſeinem Innern ſo lange gehoben, der doppelte Menſch, wie Büffon ihn nennt, einfach geworden iſt. Es iſt ein gewiſſes Uibergewicht in den Vorſtellungen eines Mannes, der ganz von einer Sache durchdrungen iſt. Aber dieſer Einfluß läßt nach, wenn man wieder von dem Manne entfernt iſt, der uns dieſe ſeine Stimmung mittheilte, nicht durch eine volle Uiberzeugung, ſondern durch eine Art von Sympathie. Ich habe ſelbſt dieß in meinem Leben erfahren: denn ich gehöre auch unter die Schwachen; und ich fürchte, ** wird in dem nähmlichen Falle ſeyn. Aber bey dieſer Unruhe ſelbſt, wenn ſie auch bey Gemüthern ſeiner Art nie völlig geſtillt wird, liegt doch immer eine vortreffliche Eigenſchaft zum Grunde, die Begierde beſſer zu ſeyn, die doch zu einer Zeit oder der andern, wenn die zufälligen Hinderniſſe gehoben ſind, den Menſchen glücklicher machen muß, als diejenige Ruhe, welche aus dem Mangel moraliſcher Empfindungen entſteht. —

Der böſe Reiz! Mit der aufrichtigſten Dienſtfertigkeit läßt er doch oft ſeine Freunde im Stiche, wenn ſie ſeiner bedürfen, weil er ihnen gar zu ſorgfältig, gar zu ängſtlich dienen will. Ich habe ihm neulich geſchrieben, und ich habe ihn gebethen, es Ihnen mitzutheilen, daß ich in meinem Buche eine der unangenehmſten Entdeckungen gemacht habe; die, daß an einem Orte der Anmerkungen zum erſten Buche, zwiſchen den Seiten 192 und 193, ein großes Stück ausgelaſſen worden iſt. Der Zuſammenhang iſt gänzlich unterbrochen. Sie werden das gefühlt haben. Aber wenn man eines Freundes Buch lieſt, ſo glaubt man immer nicht recht zu ſehen, wenn man einen Fehler bemerkt; und man ſucht ſich, ſo gut man kann, das Mangelnde zu erſetzen. Das iſt wohl auch aus dem Zuſammenhange möglich. — Denn der Leſer findet freylich im Folgenden Alles, was er braucht. Uiberhaupt aber hohlet dieſe Abhandlung vorn zu weit aus; viel weiter, als es wegen der Anwendungen, die ich von den Grundſätzen und der Theorie im folgenden mache, nöthig wäre.

Aber genug, im Contexte iſt eine ſehr große Lücke, — und das iſt doch ein häßlicher Schandfleck des Buchs. — Ein anderer nicht kleinerer Fehler iſt, daß ich mein Manuſcript nicht wieder zu mir genommen habe, daher es ſich in Leipzig irgendwo herumtreibt, oder vernichtet iſt. Nun habe ich Reitzen vor drey Wochen ſehr gebethen, bald nachzuſehen, ob er im Manuſcripte vielleicht die fehlende Stelle auffinden könne, und mir, ſobald er könnte, davon Nachricht zu geben. Es iſt mir daran gelegen, daß ich dieſen Fehler eher ſelbſt durch irgend eine gelehrte Zeitung bekannt mache, ehe er in einer gerügt wird. Dazu ſchien mir nun die Göttingiſche Zeitung die ſchicklichſte. Ich ſchreibe deßwegen heute an Heyne, und lege ein Blatt bey, worauf ich, ſo gut ich konnte, verſucht habe, das Fehlende auszufüllen. Es wird mir aber faſt unmöglich, den Faden meiner Gedanken, wenn er einmahl zerriſſen iſt, zu faſſen. Eher würde ich eine neue Abhandlung über den Gegenſtand ſchreiben, als eine alte gut ergänzen können. Demohnerachtet habe ich es verſucht. Der Brief an Heyne iſt offen, damit Sie den Verſuch leſen, und beurtheilen ſollen, ob es in den Zuſammenhang paßt, und denſelben einiger Maßen wiederherſtellt. Sollte Reitz das Fehlende gefunden haben, ſo haben Sie die Güte, beyde Stücke zu vergleichen und nach Göttingen zu ſchicken, welches Ihnen das Beſte dünkt. Ich glaube jetzt ſelbſt, daß ich beſſer gethan hätte, ein Verzeichniß der Materien hinzuzufügen. Theils war es Faulheit oder Ermüdung, die mich davon abhielt: ich hatte ſchon mit der Anordnung und Verbeſſerung meiner Papiere genug zu thun; theils war es der Gedanke, daß meine Aufſätze oft nur zerſtreute Ideen über gewiſſe Materien wären, die ich nicht leicht unter einem beſtimmten Titel würde zuſammenfaſſen können, oder von welchen alsdann der Titel zu viel verſprechen würde. — Was meinen Sie, ginge es wohl an, daß ich auf Oſtern etliche Blätter drucken lieſſe, auf welchen zuerſt dieſes Verzeichniß, dann die Druckfehler und die fehlende Stelle ſtünde, und daß dieſe den Beſitzern des Buchs nachgeliefert würden? Oder muß dieſes bleiben bis zu einer neuen Auflage, wofern mein Buch dieſelbe erlebt? — Ich hoffe, die Brandbriefe werden ohne unglückliche Folgen geweſen ſeyn. — Wer ſo etwas droht, thut es ſelten. In unſrer Stadt iſt neulich Feuer angelegt worden, aber auch ohne Erfolg. — Luftbälle haben wir auch zwey ſchon in die Höhe geſchickt. Profeſſor Steiner, ein Exjeſuit, iſt der Verfertiger von beyden. Der erſte mißlang; der zweyte, der ungefähr drey und einen halben Fuß im längern Diameter hatte, und von birnförmiger Geſtalt war, reuſſirte vollkommen. Ein größerer wird jetzt von unſerm Kriegsrath Langhans verfertigt. — Ich habe eben zwey Aufſätze von Moſes Mendelsſohn geleſen, die, wie alles, was aus der Feder des Mannes kömmt, mir viel Vergnügen machten. Der erſte im Berliniſchen Journale vom Januar iſt eine Verthei digung gegen ungerechte und thörichte Vorwürfe des Hofrath Michaelis, der zweyte in Moritzens Experimental-Seelenkunde gibt eine Erklärung des ſonderbaren Zufalls, den Spalding gehabt hat, iſt noch intereſſanter, und enthält wirklich ein vortreffliches Stück Philoſophie. — Von dem weitern Erfolge der Platnerſchen Operation geben Sie mir doch Nachricht *). — Ich habe ſchon lange geglaubt, daß das, was man bisher aus den Cheſeldenſchen Beobachtungen geſchloſſen hat, und was ich ſelbſt ſo oft auf dem Catheder wiederhohlet habe, einſeitige Beobachtungen ſind, und daß bey unſerm Sehen ſich nicht ſo viel von unſern Urtheilen und Schlüſſen einmiſcht, als man in den Schulen der Philoſophen annimmt.

83.

Breslau, den 28. Febr. 1784.

Es iſt eine gute Gewohnheit unter Freunden, öfter und kurzer zu ſchreiben. Das letztere iſt mir nur nicht allemahl möglich; zum Theil aus einer gewiſſen Schwäche. Ich kann nicht immer gleich meine Hauptidee auffaſſen; ſie kömt erſt in dem Gefolge andrer Ideen. Sehr oft drücke ich auch anfangs meine Gedanken oder Empfindungen falſch, zu ſtark oder

---

*) Es iſt von der Ausziehung des Staars bey einem Blindgebornen die Rede.

zu ſchwach aus. Das will ich dann hernach verbeſſern; und ſo wird das Ganze länger. — Der letzte Theil des Winters iſt, wie immer, die traurigſte Zeit für mich. Ich finde mich alsdann am meiſten abgeſpannt; und mit dem Nachlaſſe meiner Kräfte tritt auch ein kleiner Hang zur Schwermuth und Zaghaftigkeit ein. Dazu kömmt, daß ich keine recht angenehme und intereſſante Arbeit habe. Ich habe mich, wie Sie wiſſen, in die Uiberſetzung des Buchs von den Armen eingelaſſen. Ich bin zu weit gekommen, und habe zu viel Zeit und Kräfte darauf gewendet, als daß ich die Arbeit ganz umſonſt gemacht haben wollte. Und doch ſehe ich ein, daß es kein vortreffliches Buch iſt, daß, wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, einen recht guten Autor, dergleichen es doch jetzt mehrere unter den Engländern gibt, in die Hände zu bekommen, ich mit eben der oder mit wenigerer Mühe etwas Angenehmeres für mich, etwas Nützlicheres für das Publikum hätte machen können. — Demohnerachtet iſt es jetzt wohl Pflicht, dieſe Abneigung zu überwinden, und die Uiberſetzung fertig zu machen. Um doch etwas zur Verbeſſerung des Fehlers zu thun, ein Buch zu überſetzen, das ich nicht genugſam kannte, und das ſich in der Folge als mittelmäſſig zeigte, will ich noch etwas von dem Meinigen hinzufügen. Ich will eine kurze Recapitulation der Sätze des Verfaſſers machen, und einige eigne Anmerkungen über die Armen-Anſtalten hinzufügen. Zu dem Ende wünſchte ich zwey Schriften zu

ha-

haben, die über dieſe Materien herausgekommen ſind. Die eine iſt, Rulffs von der beſten Einrichtung der Werk- und Arbeits-Häuſer; die andre, Caſparſons Preisſchrift, wie die Betteley in großen Städten zu verhindern ſey. Es gibt eine Franzöſiſche Schrift der Art, die Linguet in ſeinen Annalen, vor ſeiner Gefangenſchaft, ſehr gelobt hat. Ich weiß aber den rechten Titel nicht. Könnten Sie mir alle drey auffinden, ſo würden Sie mir einen ſehr großen Gefallen erweiſen. Wenigſtens aber hoffe ich, daß Sie die beyden erſten mir werden verſchaffen können; und da bitte ich dann darum ſehr. Ich hätte gewünſcht, das Buch zur Oſtermeſſe fertig zu haben: aber ich ſehe, es wird unmöglich ſeyn. Unterlaſſen Sie demohnerachtet nicht, liebſter Freund, aufmerkſam zu ſeyn, wenn ein recht gutes Buch in den Engliſchen Journalen angezeigt wird. Wenn ich mir auch gar kein Verdienſt anmaßen darf, ſo kann ich doch hoffen, ein nicht ganz ſchlechter Uiberſetzer zu ſeyn. Ich bin von ganzem Herzen Ihr ꝛc.

84.

Breslau, den 22. April 1784.

Ihren gütigen Brief vom 20ſten März und die Abhandlungen von Rulff und Caſparſon habe ich richtig erhalten. Ich habe darin, wie in ſo vielen andern gerühmten Büchern, doch weniger gefunden, als ich erwartete. Mein Autor betrachtet die Sache von mehrern Seiten, aber freylich nur nach den Beobachtungen, die er in England hat machen können. Als Schriftſteller ſteht er bey weitem nicht in der erſten Claſſe. Was die Sachen ſelbſt betrifft, ſo iſt er faſt ein wenig zu hart gegen die Armen. Wie ſo viele andre Reformatoren, iſt er glücklicher im Niederreiſſen, als im Bauen. Der Theil, wo er die üblichen Methoden der Armenverpflegung durchgeht und beurtheilt, enthält viele gründliche, zum Theil allgemein intereſſante Reflexionen. Seine Vorſchläge zur Verbeſſerung ſind weder ſo neu, noch ſo wohl entwickelt. Ich bin jetzt mit der Uiberſetzung, (die hin und wieder nur einen freyen Auszug, oder die Entwickelung der Ideen nach meiner Art enthält) fertig. Ich laſſe ſie abſchreiben. Dann werde ich ſie den Perſonen, welche unſrer Armenverpflegung vorſtehen, zum Durchleſen übergeben. Einer davon, der Rath Süßmilch, ein Sohn des bekannten Schriftſtellers, iſt vorzüglich ein denkender Mann, und der ſich dieſes Geſchäft gewiſſenhaft angelegen ſeyn läßt. Dieſer ſoll mir dann noch zu einer genauern Kenntniß unſrer hieſigen Einrichtung verhelfen. Bringt mich dieſe und die Vergleichung derſelben mit dem, was ich aus meinem Autor weiß, auf einige erhebliche Ideen, ſo ſchreibe ich ſie nieder; wo nicht, ſo bleibt es bey der Uiberſetzung. Ich gedenke, in der Mitte des Sommers Ihnen dieſe Arbeit zuſchicken zu können. Sie mögen alsdann urtheilen, ob ſie fürs große Publikum einen Nutzen davon hoffen, und ſie in dieſem Falle Reichen übergeben. Das iſt die Tonne, die ich dieſen Winter gerollt habe, die mir deßwegen noch ſchwerer wurde, weil ich manchmahl dachte, es wäre nichts, als eine Tonne. Es iſt mir zu meiner Zufriedenheit nothwendig, immer und zwar mit einem gewiſſen Zwecke der Gemeinnützigkeit beſchäftigt zu ſeyn. In meinen Umſtänden iſt dieß nur durchs Schreiben möglich. Selbſt Aufſätze zu verfertigen, dazu gehört eine Munterkeit, die ich nur ſelten, und im Winter faſt gar nicht habe. Alſo zu der beſtändigen Tage-Arbeit bleibt mir nur das Uiberſetzen übrig. Helfe doch der Himmel, daß mir etwas Intereſſantes und wirklich Gutes in die Hände falle, wodurch ich die Zwiſchenzeiten ausfülle, da ich mich nicht mit eignem Denken und auch nicht mit Leſen zu beſchäftigen weiß. — Herr Weiße hat mir etwas von fünf Predigten über daß Nachdenken geſagt, die ihm ſehr gefallen haben. Vielleicht bekommen wir ſie in einiger Zeit gedruckt zu leſen. Ich bin von ganzem Herzen Ihr ꝛc.

83.

Im Sommer 1784.

In den letzten Briefen, die zwiſchen uns gewechſelt worden ſind, iſt nur von Sachen, die Geld und

Gut angehen, die Rede geweſen. Mein Geiſt und mein Herz verlangt noch eine andre Art der Unterhaltung mit Ihnen. Dieſen Brief widme ich alſo dazu, vertraulich mit Ihnen zu ſchwatzen, wie ich thun würde, wenn ich bey Ihnen wäre.

Es iſt jetzt wieder die Zeit, wo alle Empfindungen erwachen; auch die der Freundſchaft. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich erfahre es: ich kann mir das Abweſende leichter vorſtellen, wenn ich auf freyem Felde bin, und einen großen Horizont vor mir ſehe. Iſt es, daß ich an einem ſchönen Sommertage weiß, meine entfernten Freunde vergnügen ſich ungefähr an eben den Gegenſtänden, an denen ich mich vergnüge? Die Annehmlichkeiten der Natur ſind ein Geſchenk, welches der Himmel uns allen, die wir nicht weiter von einander wohnen, als ich von dem [illegible] Freunde, zugleich macht. Perſonen, die eine gleiche Empfindlichkeit dafür haben, ſind alsdann gewiß, oft in denſelben Augenblicken, mit einerley Gedanken beſchäftigt, oder werden durch den Einfluß des Frühlings wenigſtens auf gleiche Art geſtimmt. Dazu kömmt, daß das Verlangen nach geiſtigem Genuſſe deſto lebhafter wird, je mehr die Natur meine Sinne angenehm rührt. Es iſt in dieſer Rührung immer etwas moraliſches, das ſich auf Liebe, auf Freundſchaft, auf Dankbarkeit bezieht, und das alsdann einen beſtimmten Gegenſtand ſucht, oder ſich an den anheftet, welcher der Seele der geläufigſte iſt. Ich wenigſtens habe, ſeitdem ich, nach überſtandnem langen Winter, das Feld und die Gärten wieder habe beſuchen können, mehr als gewöhnlich an Sie und an Ihre liebe Frau gedacht; habe mich zu Ihnen an die verſchiedenen Orte und in die Lage verſetzt, von der ich glaubte, daß Sie darin ſeyn könnten, und habe, ſo viel ich gekonnt, an Ihren Empfindungen Theil zu nehmen, habe ein Theil Ihrer Familie zu werden geſucht. Aber wie es mir oft wiederfährt, es ſey aus einer gewiſſen Schwäche, deren unangenehmes Gefühl mir immer beywohnt, es ſey aus einem Uiberfluſſe von Empfindlichkeit des Herzens, welches nicht geſättigt iſt, dieſe ſanften, freundſchaftlichen Empfindungen bekommen doch eine kleine Schattirung von Schwermuth. Es ſcheint mir, als wenn ich ſo einzeln in der Welt da ſtünde. Ich hänge nur mit einer einzigen Perſon ganz zuſammen: das iſt meine Mutter, und dieſe iſt kränklich. Vieles von dem, was ich liebe, iſt entfernt. Ich habe Freunde auch in meiner Vaterſtadt, gute, würdige Freunde; aber die meiſten derſelben haben Verbindungen, die noch inniger, noch vertrauter ſind, als die mit mir. Mit den Abweſenden kann, ſchon der Entfernung ſelbſt wegen, der Umgang nicht in dem Grade vertraulich ſeyn. Es gehört zum Genuſſe der Freundſchaft, daß man von allem unterrichtet ſey, was unſern Freund angeht; und dieß iſt nach Ablauf einiger Zeit nicht mehr möglich; man muß auch mit den Freunden ſeines Freundes verbunden ſeyn: jedes ſtarke Intereſſe, an welchem der Abweſende nicht Theil nimmt, macht eine Entfernung von ihm. — Mein Stand, mein Beruf vereinigt mich auch mit keinem Menſchen. Da meine Krankheit mich aus meiner Laufbahn herausgeriſſen hat, da ich in keine neue habe treten können, ſo beſchäftige ich mich mit den Menſchen nur im Allgemeinen, ich diene Ihnen nur mit meinen Gedanken; und der Lohn, den ich dafür einerndte, iſt auch nur die Idee, daß es manchen braven, vernünftigen Menſchen gibt, der von mir gut denkt und mir wohl will. Aber dieſer idealiſche Zuſammenhang reicht mir nicht hin. Ich wünſchte zu ſehen, zu hören, zu ſprechen, und unmittelbar auf viele und gute Menſchen zu wirken, von ihnen auf mich wirken zu laſſen. — Wenn ich ſo bedenke, wie reich an allen Gegenſtänden des Vergnügens und der Thätigkeit, wie reich auch an liebenswürdigen und intereſſanten Menſchen die Welt iſt, in der ich lebe, und doch in der Nähe um mich herum eine verhältnißmäßig ſo große Leere finde: ſo iſt nur ein Mittel, mich zu befriedigen, wenn ich ſo glücklich bin, mich mit meinen Gedanken zu dem Weſen zu erheben, in welchem wir alle uns vereinigen: und dazu habe ich auch in der jetzigen Jahrszeit, und von den Annehmlichkeiten der lebloſen Schöpfung umringt, öfter die Veranlaſſung und die Stärke. — Ich bin in gewiſſer Abſicht ein ſehr ſinnlicher Menſch. Meine Fähigkeit, die Stimmung meines Gemüths hängt ganz außerordentlich von den Gegenſtänden ab, die auf meine Augen und die auf mein Gefühl wirken. Eine laue, nicht warme, nicht kalte Luft, ein gemäßigtes Sonnenlicht, im Freyen, macht mich auf einmahl wieder zu einem denkenden Weſen, da ich in der Hitze, in der Kälte, in einer eingeſchloſſenen Stube, ohne Kopf und empfindungslos zu ſeyn ſchien. — Zu meinem eignen Nachdenken habe ich mir verſchiedene Gegenſtände für dieſen Sommer ausgeſetzt. Dazu muß ich aber die glücklichen Augenblicke abwarten. Es gibt viele andre, die mit Lektüre nicht lebhaft genug angefüllt ſind, und in denen die Uiberſetzung eines guten Buchs eine vortreffliche Zuflucht iſt. Eine mechaniſche, feſtgeſetzte Arbeit muß jeder Menſch haben. Uiberdieß möchte ich mir gerne für das Jahr 85 oder 86 etwas zu einer Sommer-Reiſe ſammeln. Vielleicht ſtößt Ihnen wenigſtens bis Michaelis etwas auf. Sie können Reichen verſichern, daß ich nicht nur, ſo viel ich kann, gut, ſondern auch fleißig, wenn auch nicht ſchnell, überſetzen werde. — Der junge Dankelmann wird ſich gewiß unter der Menge junger Leute, die Sie beſuchen, ausgezeichnet haben. Er iſt von einem guten Stamme. Das Haus des Miniſter Dankelmann iſt eines von denen, wo ich in Breslau mit die angenehmſte Zuflucht finde. Er iſt ein Mann von vieler Wiſſenſchaft, ſolide denkend, zurückhaltend in einem großen Zirkel; hingegen ſehr mittheilend, lehrreich, zuweilen anmuthig, in einer kleinen Geſellſchaft. Seine Gemahlin, die wirklich zu den gelehrten Frauenzimmern gehört, hat das wahre Verdienſt, eine gute Mutter zu ſeyn. Die zahlreiche Familie lebt ſo glücklich und verbunden unter ſich, daß ſie ſich unter Perſonen ihres Standes vorzüglich auszeichnen.

Es iſt noch ein Stück aus der Geſchichte dieſes Winters zurück, welches ich Ihnen erzählen muß. Ich wünſchte zu wiſſen, ob Sie meinen Entſchluß und mein Betragen billigen. Merian aus Berlin hat zweymahl an mich geſchrieben, und mich gefragt, ob ich wohl einen Platz an der Akademie mit fünfhundert Reichsthalern annehmen würde? Er ſollte dem Könige ein Subjekt vorſchlagen. Daß dieſe Stelle Annehmlichkeiten für mich hätte, iſt gewiß. Der Aufenthalt in Berlin, die Vermehrung meiner Einkünfte um fünfhundert Reichsthaler ſind keine unbeträchtliche Objekte. Aber die Gegengründe waren, wie mir däuchte, ſtärker. Erſtlich, der König kennt mich. Wenn er mich zum Akademikus haben will, ſo wird er mich dazu ernennen, und es nicht von dem Vorſchlage eines andern abhängen laſſen. Ich ſetzte mich alſo der Gefahr aus, vom Könige verworfen zu werden. Merian hatte ſelbſt ſchon vorher, wie ich wußte, einen andern, den Herrn Rehkopf in Hannover, vorgeſchlagen, den der König nicht genehmigte. — Aber das wichtigſte was mich abhielt, war wirklich die Arbeit eines Akademikers ſelbſt. Ich muß in Franzöſiſcher Sprache philoſophiſche Memoiren ſchreiben. Sie wiſſen, wie weit ich dieſe Sprache kann; und werden alſo glauben, daß ich in meinem

Nachdenken gehindert werde, wenn ich meine Gedanken in derſelben ausdrücken ſoll. Wenigſtens koſtet es mir immer einen Theil meiner Zeit und meiner Kräfte, die auf gewiſſe Weiſe verloren ſind. Für einen Mathematiker, ſelbſt für einen bloſen Metaphyſiker iſt die Schwierigkeit geringer. Das iſt eine Art von Rechnung, wo wenig Worte dazu gehören. Ein Moraliſt muß die Sprache ganz in ſeiner Gewalt haben; außerdem verſtümmelt er entweder ſeine Ideen, um ſie ausdrücken zu können, oder, indem er ſie ganz ſagen will, wird er undeutlich. — Dazu kam, daß es meiner Mutter in ihrem Alter und bey ihrer jetzigen Kränklichkeit doch ſehr ſchwer werden würde, an einem fremden groſen Orte einzugewohnen. Selbſt die Schwierigkeiten des Umziehens ſchrecken mich. Kurz, ich ſchreib aus allen dieſen Urſachen ab, und mein Entſchluß reut mich noch nicht. Sie haben ohne Zweifel die unbeſcheidene Kritik geſehen, die ein gewiſſer Lavaux über die letzte Vorleſung des Miniſters Herzbergs gemacht hat. Die Sprachfehler, die er ihm vorrückt, ſind unſtreitig wahre Fehler. Aber warum nöthigt man auch unſre Staatsmänner und Gelehrten, in einer Sprache zu ſchreiben, welche nicht die ihrige iſt. Doch Herzberg hatte keine Verbindlichkeit, eine Vorleſung bey der Akademie zu halten. Aber ein beſoldeter Akademiker muß ſchreiben: und iſt es nicht unangenehm, ſich unausbleiblich Kritiken auszuſetzen?

Von meiner Lektüre zu reden, iſt nicht mehr

Platz genug da. Herders Werk habe ich mir auf Ihre Empfehlung eilig hohlen laſſen, noch aber habe ich nur hineingeblickt. Eine Sache will ich nur erwähnen, weil ſie eine nähere Beziehung auf Sie hat. — ** bringt mich durch ſeine beſtändigen Ausfälle gegen die Schweizer auf. Es iſt wirklich Unwille und Bitterkeit in ſeinen Ausdrücken; dabey ſind ſie nicht edel, nicht witzig, ob ſie gleich das letztere Vielen zu ſeyn ſcheinen, und was das Vornehmſte iſt, ſeine Außerungen ſcheinen mir nichts weniger als wahr und gegründet. — Mißbräuche der Gewalt findet man ohne alle Ausnahme in allen Regierungsformen. Die demokratiſche und ariſtokratiſche haben eine größere Wachſamkeit und zuweilen Strenge nöthig, um ſich nur zu erhalten. Dagegen ſchreyen auch die Unterthanen lauter und die Mißbräuche werden mehr bekannt. Ob Waſer ſchuldig oder unſchuldig hingerichtet worden, iſt mir wenigſtens immer noch ein Geheimniß. Aber geſetzt, das letztere wäre: ſo würde ich mich doch dadurch und durch zwanzig ähnliche Beyſpiele von ariſtokratiſcher Tyranney nicht abhalten laſſen, zu glauben, daß Zürich, wenn es ununterbrochen unter dem Hauſe Oeſterreich geſtanden hätte, eine mittelmäßige katholiſche, arme Landſtadt, mit einem dummen, abergläubiſchen Volke, wie Coſtnitz, ſeyn würde; und daß die ganze Schweiz, wenn die Klöſter und Edelleute ihre alte Herrſchaft über ſie behalten hätten, in der Dunkelheit und Barbarey ſeyn würde. Etwas ähnliches gilt von England. Den Effekt einer Regierungsform aus einzelnen Vorfällen und Handlungen abſtrahiren, iſt gänzlich ungereimt. Demohnerachtet wünſchte ich wohl zu wiſſen, was Sie über einige der Schweizer-Begebenheiten, die jetzt ſo oft in ** Anzeigen vorkommen, denken; beſonders von Waſer. Wir haben, ſo viel ich weiß, niemahls davon mit einander geredet. — Ein neues Beyſpiel von Strenge hat jetzt der Züricher Magiſtrat gegen die Stadt Stein gegeben. Aber ich weiß auch nicht mehr davon, als was in den Zeitungen ſteht. — Iſt der Ausfall *** auf Geßner nicht im höchſten Grad unartig? Selbſt die alten Wiederherſteller der Schweizer-Freyheit will *** für Rebellen angeſehen wiſſen. Freylich jede Sache hat zwey Seiten, beſondern in politiſchen Angelegenheiten. Da kann niemand mit vollkommnem Grunde loben oder tadeln, als der, welcher das Herz der Perſonen kennt. Demohnerachtet ſcheint es immer unedel, die durch Jahrhunderte beſtätigte Achtung gegen gewiſſe Charaktere vernichten zu wollen, wenn man doch nichts, als wenig ſcheinbare Gründe, einer andern größern Wahrſcheinlichkeit entgegen zu ſetzen weiß. Auch das billige ich nicht, was er bey ſo vielen Gelegenheiten äußert; daß er ſich von einem gebornen Fürſten lieber, als von einem Bürger, der ſeines Gleichen iſt, beherrſchen laſſen will. Das iſt ihm eben in der Amerikaniſchen und andrer Staaten Freyheit ſo anſtößig, daß ein Perückenmacher, ein Schneider, vielleicht ein Bauer, eine wichtige Rolle ſpielen, und Rathsherr oder Officier werden kann. Wie klein! Als wenn ein Profeſſor nicht in den Augen des Adels und der Fürſten ein beynahe eben ſo verächtliches Geſchöpf wäre, als der Schneider! Wenn die Verachtung Andrer verächtlich macht, ſo haben die Gelehrten in Deutſchland nicht Ehre zu reden. Wenn aber die perſönlichen Eigenſchaften, nicht die Titel, den Mann machen, warum können nicht politiſche, militäriſche Einſichten eben ſo wohl in dem Sohne eines Handwerkers, als eines Grafen, ſtecken? Es gehört ſo zum Regieren mehr ein recht männlicher, geſunder Verſtand und Entſchloſſenheit, als Wiſſenſchaft. Doch ich ſehe, ich gerathe in Leidenſchaft, und die würde mich zu weit führen. — Um Lavatern zu antworten, (an den ich den Brief offen ſchicke *) habe ich ſeinen Pilatus vorge[illegible]. Es ſind ſeltſame Sachen darin, worin die immer wiederhohlte Cenſur der geendigten Aufſätze gehört: aber es ſind auch gute, kräftig geſagte Gedanken. Aber freylich auf die Art, wie er die Rede des Pilatus commentirt, kann ich die Welt im Kleinen auf jedem Blatte jedes Buchs finden. Schlagen Sie das erſte auf, das Ihnen in die Hände fällt, erwärmen Sie ſich dafür, und denken Sie jedem Komma ſo lange nach, bis Ihnen alle Sätze einfallen, die damit in Verbindung ſtehen; und Sie werden ein gutes Buch ſchreiben, ſo wie es Ihre an-

---

*) Es iſt der erſte der Briefe an Lavater im Anhange.

derweitigen Talente mit ſich bringen. Aber iſt dieß deßhalb die gute Methode, Bücher zu ſchreiben? Ich denke nicht.

86.

Charlottenbrunn, den 3. Sept. 1784.

Schenken Sie mir von Ihrer Zeit ſo viel, als Ihnen Ihre Geſundheit und Ihre übrigen Arbeiten erlauben. Sie wiſſen, daß jede Zeile von Ihnen mir lieb iſt. Sie wiſſen aber auch, daß, wenn ich in langer Zeit keine Briefe von Ihnen erhalte, ich an Ihrer Freundſchaft nicht zweifle. Eine kleine Eiferſucht würde dann in mir entſtehen, wenn ich dächte, daß Sie an andre Freunde öfter und mehr ſchrieben. Aber das glaube ich nicht: und wenn es wäre, ſo müßten es Geſchäfte oder andre Umſtände ſeyn, die in die Freundſchaft keinen Einfluß haben. Es geht mir auch ſo: ich ſchreibe gerne, und vielleicht noch lieber, als Sie; aber oft kann lange Zeit vorbeygehen, ehe ich mich entſchlieſſen kann, die Feder zu einem Briefe anzuſetzen, der, wenn ich ihn einmahl angefangen habe, mir ſelbſt Vergnügen und Unterhaltung verſchafft. Sie ſind überdieß dem Publikum noch mehr, als Ihren Freunden, ſchuldig. Meine Mutter freut ſich mit vielen andern über den Entſchluß, den Sie gefaßt haben, ein Erbauungsbuch zu ſchreiben. Auch ich habe meine ländliche Muße auf einige Arbeiten für das Publikum anwenden wollen: aber ſie iſt mir dießmahl nicht ſehr günſtig geweſen. Zuerſt habe ich wieder etliche Wochen lang meine kranke Mutter warten müſſen; dann bin ich ſelbſt, wenn nicht krank, doch kränklich und immer matt geweſen. Die Luft, deren gelinde Wärme meinem Körper ſo nothwendig iſt, als meinem Geiſte, wenn ſeine Operationen gut von ſtatten gehen ſollen, ſo iſt dieſen ganzen Sommer hindurch bey uns in den letzten Extremen der Hitze und der Kälte geweſen. Was haben wir die ſchönſten Gebirgs-Gegenden, deren Anblick mich ſonſt begeiſtert hat, genützt, wenn ich vor Froſt geſchaudert, oder in ſchwüler Luft geſchmachtet habe? Um deßwillen iſt es mir auch recht lieb, daß Herr Reich die Uiberſetzung des Engliſchen Buchs erſt nach der Meſſe anfangen läßt. Wenn ich ja noch einige Zuſätze dazu liefere, ſo wird es doch vor Michaelis nicht ſeyn können. — Die letzte Störung hat mir der König gemacht. Da ich mir vorgenommen hatte, bis ſpät im Herbſte hier zu bleiben, ſo dachte ich gar nicht daran, in der Revue-Zeit mich in Breslau zu finden. — Mein Freund Paczensky aber und der Probſt Baſtiani ſahen es als eine nothwendige Sache an, bey der Gegenwart des Königs auch in Breslau gegenwärtig zu ſeyn, und abzuwarten, ob er mich rufen ließe. Ich bin alſo da geweſen und auch vom Könige gerufen worden. Die Unterredung war weit kürzer und weniger intereſſant, als die, welche ich vor drey Jahren mit ihm gehabt habe. Aller Beyfall, den er mir gibt, geht auf die Uiberſetzung; von meinen eignen Gedanken nimmt er keine Notiz, und noch hält er das Uiberſetzen auf lange Zeit für das Einzige, womit Teutſche ſich beſchäftigen müſſen, wenn ihre Enkel künftig einmahl etwas Gutes ſchreiben ſollen. Die eigentliche Abſicht, warum er mich kommen ließ, war, mir die Gratification einzuhändigen, die er für mich beſtimmt hatte, und die dreyhundert Reichsthaler betrug. — Geld habe ich nicht erwartet und gewünſcht; die Aufmerkſamkeit des Königs auf einige meiner Aufſätze hätte ich mir gewünſcht. Jenes habe ich erhalten, dieſe iſt mir verſagt worden. — Um mir dieſes Geſchenk, worüber ich mich ſonſt nicht ſehr freuen könnte, etwas angenehmer zu machen, trage ich mich ſeit der Zeit mit dem Plane zu einer Reiſe nach der Schweiz auf künftigen Sommer, auf welcher ich dann gewiß auch Leipzig berühren würde. Ausfliegen muß ich von Zeit zu Zeit, um durch Bewegung meine Lebensgeiſter zu ermuntern, oder durch eine Abwechſelung von Gegenſtänden meinem Nachdenken neuen Stoff zu geben. — Meine Göttinger Freunde fordern mich auch ſchriftlich auf, ſo meine Ideen über die politiſchen Gegenſtände, die vielen Leſern ſo anſtößig geweſen wären, zu entwickeln oder zu rechtfertigen. Ich habe etwas dazu niedergeſchrieben. — Aber wie ſoll ich es an das Publikum bringen? In einer der Monat-ſchriften? Dazu wird es beynahe zu lang ſeyn, und in welcher? Schickt es ſich für die Bibliothek von Weiße? Ich dächte nicht. Oder ſoll ich es beſonders abdrucken laſſen? Rathen Sie mir darin. Uiber D**s Glück freue ich mich. Aber ſagen Sie mir, fordere ich zu viel, wenn ich denke, daß er es einem ſo alten Freunde, wie ich bin, wohl hätte melden ſollen? Ich habe ihn durch mein Buch, ich habe ihn durch einen langen, und, wie mein Herz mir ſagte, ſehr freundſchaftlichen Brief zum Schreiben aufgefordert; er wird es von neuem durch die glückliche Begebenheit, die er mir zu melden hat. Und doch ſchreibt er mir keine Zeile. Das thut mir wehe. Auch Blankenburg ſchweigt. So mehrere. — Doch will ich mich beruhigen, wenn ich nur denken kann, daß keine Schuld von meiner Seite vorwaltet. — Meine wieder munter gewordene Mutter empfiehlt ſich Ihrer und Ihrer lieben Frau herzlichen Freundſchaft. Das thue auch ich und bin von ganzer Seele Ihr ꝛc.

87.

Breslau, den 12. Febr. 1785.

Jetzo kömmt endlich das Manuſcript *), viel ſpäter,

---

*) Die Uiberſetzung des Macfarlandiſchen Werkes über die Armuth.

ter, als ich es mir ſelbſt verſprochen hatte. Aber es iſt auch viel größer, als ich es mir vorgenommen hatte. Vielleicht iſt beydes gleich übel. — Aber warum ſoll, warum darf ich Sie jetzo bitten? Wie weit kann ich meine Forderungen treiben? Was ich wünſchte, kann ich Ihnen ſagen. Aber Ihre Geſundheit und übrigen Umſtände müſſen entſcheiden, was Sie davon thun können. Ich habe zu ſehr ſelbſt kennen gelernt, wie läſtig jede Correctur ſeyn kann, um auch meinen vertrauteſten Freunden zuzumuthen, eine dergleichen über ſich zu nehmen. — Aber da ich weiß, daß ich mit aller darauf gewandten kleinlichen Sorgfalt doch Schreibfehler nicht verhüthen kann; daß ich oft blind bin gegen grobe Verſehen, indem ich kleine ausmerze: ſo wäre es mir freylich äußerſt wichtig, wenn Sie jeden Bogen von meinen eignen Aufſätzen, nachdem er völlig corrigirt iſt, einmahl durchläſen, um zu ſehen, ob Sie allenthalben Licht und Zuſammenhang finden. Nur Sie allein können immer vollkommen in meine Gedanken hineingehen; nur Ihnen traue ich das feine Gefühl zu, jede Unrichtigkeit durch die Empfindung einer Dunkelheit oder des unterbrochnen Zuſammenhangs aufzuſpüren. Dadurch würden Sie nun zugleich in den Stand geſetzt, mir in einem zweyten Puncte Rath zu geben: nähmlich, ob ich meinen Nahmen vorſetzen ſoll, oder nicht. Anfangs wollte ich das letzte. Es ſchien mir, als wenn es mir ein lächerliches Anſehen in der Welt geben könnte, wenn ich immer mit einer Uiberſetzung mit Anmerkungen auftrete: und in der That wäre es vielleicht für mein perſönliches Intereſſe beſſer, wenn ich eben dieſe Gedanken ganz ohne Beziehung auf ein anderes Werk hätte drucken laſſen. In Abſicht des gemeinen Nutzens iſt es völlig einerley. — Da nun aber dieſe Anmerkungen zu einem eignen kleinen Buche erwachſen ſind; da in denſelben ſo viele auf Breslau und meine jetzige Lage ſich beziehende Betrachtungen vorkommen, daß jeder, der mich näher kennt, den Verfaſſer bald errathen wird; da endlich kein braver Mann ſich deſſen ſchämen muß, was er thut: ſo bin ich jetzt mehr Willens, meinen Nahmen vorzuſetzen, wofern Sie nach Leſung der Anmerkungen dieſelben einiger Maßen der guten Meinung werth glauben, die das Publikum von meinen vorhergehenden Arbeiten gefaßt hat. In dieſem Falle würde ich noch eine kleine Vorrede nachſchicken, in welcher ich mich auf gewiſſe Weiſe darüber rechtfertigen, oder vielmehr meine Gedanken und Bewegungsgründe, warum ich überſetze, entwickeln würde. — Da mich dieſe Arbeit, bey meinen immer geringen Kräften, ſo lange und wirklich anhaltend beſchäftigt hat: ſo iſt es gut, daß ich kein anderes Buch zum Uiberſetzen, welches ich mir beym Anfange des Winters ſo ſehr wünſchte, bekommen habe. Aber daß ich keines bekommen habe, davon iſt wohl die Urſache, daß mich Reich für einen viel zu langſamen Uiberſetzer anſieht. Und das geſtehe ich, wenn es bloß darauf ankömmt, meinen Mitwerbern an Geſchwindigkeit zuvorzukommen, ſo muß ich den Streit aufgeben. Aber freylich ſind auch die Uiberſetzungen, ſelbſt die, welche im Reichiſchen Verlage erſcheinen, Schandflecke unſrer Litteratur. Nahmentlich gehört dazu die Uiberſetzung des letzten Ferguſonſchen Werks. Ich habe mir die Mühe genommen, auf beyliegendem Blatte zwey Stellen nach dem Original, mit der Uiberſetzung des Herrn B. abzuſchreiben, und einen Verſuch von mir hinzuzuſetzen. Alle beyden Stellen ſind im Deutſchen ganz unverſtändlich: aber die letzte iſt ſo completer Unſinn, daß einen wirklich ein Unwille anwandelt, wenn man ſo etwas lieſt. Daß ein junger Mann den Sinn einer Stelle verfehlen könne, das iſt möglich: aber daß er einen ganzen Perioden, der gar keinen Sinn gibt, hinſchreibe, drucken laſſe, und dem Publikum übergebe, das iſt unverzeihlich, und verdient die ſtärkſte Ahndung. — Wenn Sie Gelegenheit haben, den Uiberſetzer dieſe Stelle ſehen zu laſſen, deren gleichen gewiß nicht wenige vorhanden ſind: vielleicht wird er doch zurückgehalten, ein wirklich gutes Werk auf eine ſo abſcheuliche Weiſe zu verhunzen, oder er wird wenigſtens aufmerkſamer auf das, was verſtändlich und was ſinnlos iſt. — Im Allgemeinen werde ich in der Vorrede etwas darüber ſagen. Ferguſons Stil iſt allerdings ſchwerfällig und auf keine Weiſe muſterhaft. Aber ſeine Ideen ſind gut, und dieſes Buch, welches die Engliſchen Kritiker für klaſſiſch erklären, wird in unſerer Sprache ein unerträgliches Wortgepränge.

Ich hatte mir im Anfange des Winters damit geſchmeichelt, dieſen Sommer eine Reiſe nach der Schweiz zu thun: bey welcher Gelegenheit ich auch hoffte, Sie und Ihre gütige liebe Frau zu ſehen. Ich hatte mir dazu eine kleine Summe von dem Geſchenke des Königs bey Seite gelegt; und dachte nebſt dem Honorarium, welches ich von dem gegenwärtigen Buche bekommen würde, die Sache beſtreiten zu können. Aber jenes Depoſitum habe ich in etwas angreifen müſſen; und dieſes Honorarium wird mir, da ich ſo ſpät mit dem Buche fertig geworden bin, und es alſo vielleicht nicht zu Oſtern herauskommen wird, zu ſpät ausgezahlt werden. — Doch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf. Ich habe viel geſeſſen, fleißig gearbeitet. Ich wünſchte jetzt wieder einmahl einen ausgebreiteten Umgang zu genießen. Unterdeſſen, wozu die Mittel und Umſtände ſich nicht fügen, das will die Vorſehung nicht: und was ſie nicht will, iſt kein wahres Gut für uns. — Ich bin im Grunde jetzt noch ſo erträglich geſund, als es nach meiner körperlichen Beſchaffenheit ſeyn kann; meine Mutter auch.

Wenn ich die Vorrede ſchicke: ſo werde ich wieder ein Paar Worte an Sie ſchreiben, und zugleich den Brief an Lavatern *) ſchicken.

---

*) Es iſt der zweyte der Briefe an Lavater im Anhange.

Leben Sie wohl, beſter Freund! Meiner zärtlichſten Freundſchaft und Liebe können Sie gewiß auf immer verſichert ſeyn. Meiner Mutter Geſinnungen ſind den meinigen gleich; und unſer Herz iſt mit Freundſchaft erfüllt für die Frau, die Ihr Leben glücklich macht, wie für Sie.

58.

Breslau, den 23. Jul. 1785.

So lieb mir jede Zeile von Ihnen iſt, ſo warte ich doch auch gerne und geduldig, bis es Ihnen Ihre Geſundheit und Ihre Geſchäfte erlauben, an mich zu ſchreiben. Ich weiß, daß ich auf Ihre Freundſchaft, als auf ein mir ganz ſichres Eigenthum, rechnen kann, auch wenn ich keine Nachricht davon bekomme. Und was das Vergnügen betrifft, das mir Ihre Briefe machen, ſo muß ich den Wunſch darnach zu mäßigen ſuchen, wie jede andre Begierde. Indeß ſeyn Sie verſichert, daß Sie ein leeres Viertelſtündchen nicht übel anwenden, wenn Sie mir darin Ihre Gedanken und Geſinnungen über irgend einen Gegenſtand mittheilen.

In den drey Wochen, die ich bis zum 20ſten Junius in Schleibitz zugebracht habe, waren der kalten und der kränklichen Tage ſehr viele. Gegen den Froſt im Winter macht man Anſtalten, gegen den Froſt im May und Junius macht man keine, und empfindliche Körper leiden alſo dabey mehr. Gegen den 20ſten Junius bekam ich eine Einladung vom Miniſter Hoym, ihn auf einer Reiſe, die er durch einen beträchtlichen Theil von Schleſien machen wollte, zu begleiten. Ich nahm ſie mit Freuden an: aber wie viele blieben auch hier von den Abſichten unerfüllt, die ich dabey gehabt hatte, als ich den Miniſter Hoym im Winter bath, mich auf einer ſolchen Reiſe durch unſer Land zum Begleiter anzunehmen. Die Reiſe war ſehr ſchnell, und alſo ermüdend; ſie ließ dabey nicht Zeit genug, Menſchen und Dinge genauer zu betrachten. Sie ging durch einen mir ſchon bekannten Theil des Landes, durch das Gebirge; und das ſchlechte Wetter, das wir durchs ganze Frühjahr gehabt hatten, verdoppelte ſich während den erſten Tagen unſrer Reiſe. Wir ſahen das Gebirge nicht anders, als in den dickſten Nebel eingehüllt; und die Wolken goſſen. Wir wurden ſogar durch neue Ergießungen der Gebirgswaſſer in unſrer Reiſe aufgehalten. Mein Befinden war dem Wetter ähnlich. Der Himmel klärte ſich nicht eher auf, als bis wir ins platte Land kamen. Dieſe Reiſe endigte ſich mit einem vierzehntägigen Aufenthalte in dem Hauſe des Herren von Kalkreuth in Seegersdorf, nahe bey Freyſtadt *). — In dieſer Gegend habe ich auch Kaufmannen endlich kennen gelernt, den ich ehedem ſo lange vergeblich aufgeſucht hatte. Er iſt,

---

*) Man vergleiche den 53ſten Brief an Weiße.

wie Sie vielleicht ſchon wiſſen, ein Mitglied der Herrnhutiſchen Gemeinde, wohnt jetzt in Neuſalz, welches eines der Etabliſſements derſelben in Schleſien iſt, und lebt daſelbſt von der Ausübung der Arzneykunſt. Ich geſtehe es, der Mann hat, bey allen den Sonderbarkeiten, die ſich bald zeigen, bey einem häßlichen Schweizeriſchen Accent und einer ſingenden Stimme, doch, bey der erſten Unterredung, einen vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht. Er iſt ein wohlgebildeter Mann. Sein Auge hat etwas Sanftes und doch Sprechendes. Seine Ideen haben eine gewiſſe Originalität, und es fehlt ihm weder an Einbildungskraft, noch Witz. Diejenigen, welche ihn genauer kennen, behaupten, daß er verlöre, wenn man ihn öfter ſähe: demohnerachtet wünſchte ich wohl, daß ich Gelegenheit hätte, ein wenig tiefer in die Kenntniß von ihm einzudringen. Seine häuslichen Umſtände ſcheinen nicht die beſten zu ſeyn. Seine Frau lag gefährlich krank. Seine Praxis, die im Anfange, als er ſich zu Neuſalz niederließ, anſehnlich war, nimmt jetzt, wie es heißt, wieder ab. Demohnerachtet hat er das Anſehen eines gelaſſenen und zufriedenen Menſchen, und ob ich gleich von ſeinem Beytritte zur Gemeinde wenig mit ihm geſprochen, ſo gab er doch in ſeinem Geſpräche verſchiedne Mahle zu verſtehen, daß er hier erſt Ruhe gefunden, nachdem er ſie ſo lange vergeblich in der Welt auf mancherley Wegen geſucht hätte.

89.

Breſlau, den 3. Jan. 1786.

Noch nie bin ich Ihnen ſo lange die Antwort ſchuldig geblieben: aber ohne mich deßhalb zu entſchuldigen, will ich mich nur gleich zur Beantwortung Ihrer Briefe wenden. Sie werden ſehen, daß ich mich mit Ihnen und Ihren Gedanken beſchäftigt habe, wenn ich Sie auch nichts davon habe wiſſen laſſen. — Sie verlangen eine gute philoſophiſche Definition von der Schwärmerey zu haben. Eine ſolche, die uns genugthue, ſo lange wir bloß bey der Theorie ſtehen bleiben, iſt leicht zu machen: und es gibt mehrere gleich gute. Aber damit iſt immer wenig ausgerichtet, wenn wir über vorkommende Fälle urtheilen wollen. Die Schwierigkeit liegt immer in der Anwendung: ſie liegt darin, zu wiſſen, ob dieſer Fall unter die Definition gehöre. — Ferner, Schwärmerey iſt der Begriff von einem gewiſſen Grade der erregten Einbildungskraft: und die Grade der Dinge laſſen ſich nicht einmahl im Begriffe genau angeben, noch weniger bey Individuen ausmeſſen. So viel wiſſen wir, was der höchſte Grad ſey. Wenn ein Menſch abweſende, nicht wirkliche Dinge ſich als gegenwärtige und wirkliche vorſtellt, ſo ſchwärmt er. Geſchieht dieß in Folge einer Zerrüttung ſeiner körperlichen Werkzeuge, ſo iſt er wahnſinnig: dann hält dieſer Zuſtand an. Geſchieht es durch eine Wirkung ſeiner Leidenſchaften, oder ſeiner erhöhten Einbildungskraft, ſo iſt er ein Schwärmer. — Gemeiniglich benennen wir auch mit dieſem Nahmen nicht bloß diejenigen, welche ſchon Geſichter ſehen, oder Wunder zu thun glauben, ſondern auch ſolche, welche dahin trachten, und die ſich mit allerhand Mitteln abgeben, um dazu zu gelangen; — und dieß um deſto mehr, je weniger dieſe Mittel vernünftig und, den allgemeinen menſchlichen Begriffen nach, zweckmäßig ſind. — Ferner, alle Empfindungen, welche von unſichtbaren Gegenſtänden durch unſre eignen Vorſtellungen und Betrachtungen darüber entſtehen, dergleichen die Empfindungen der Religion ſind, wenn dieſelben ſo ſtark werden, wie die ſinnlichen, (ſo wie wenn die Liebe Gottes den Charakter der Geſchlechtsliebe annimmt und deren Sprache redet,) werden ſchwärmeriſch genannt. Schwärmerey wohnt eigentlich in der Region des Unſichtbaren: daher die Religionsſchwärmer unter allen am öfteſten vorkommen, und durch dieſen Nahmen am deutlichſten unterſchieden werden. Gegenſtände, die für den Verſtand gehören, werden alsdann eben ſo behandelt, wie ſinnliche, und die Leidenſchaften, die daraus entſtehen, können alsdann eben ſo ausſchweifend, oder ſo kindiſch werden, als die körperlichen Begierden. — Aber nun zur Anwendung: Sind die Magnetiſirer und magnetiſirten Schwärmer? Um dieß zu beantworten, müſſen wir erſt wiſſen: bilden ſie ſich bloß ein, hervorzubringen, oder in ſich zu fühlen, was uns von ihnen erzählt wird? Bey dieſer Unterſuchung würden wir aber ohne jene Definition auch angefangen haben; und die Unterſuchung iſt ohne Ocular-Inſpection der Sache und ohne öftere wiederhohlte Beobachtung nicht möglich. Um deßwillen iſt alſo, was Herr Häfeli von uns, in Abſicht der Lavaterſchen Erzählung, verlangt, daß wir mit weiſem Ernſte und möglichſter Unbefangenheit ſie prüfen ſollten, nur halb möglich. Ernſt und von Vorurtheilen frey können wir uns dabey beweiſen: aber prüfen können wir nicht. Um deßwillen enthält auch beyliegender Bogen, den Sie Lavatern ſchicken, oder aus dem Sie die Haupt-Gedanken herausziehen können, ſo wenig beträchtliches; beſonders nach dem, was Marcard geſagt hat. Einige Gedanken, die ich Ihnen noch ſagen darf, würden für Lavatern beleidigend geweſen ſeyn. — Erſtlich, wie kann er glauben, daß durch die Operation, die er an ſeiner Frau macht, die gegen den Magnetiſmus Ungläubigen werden bekehrt werden? Hundert eben ſo beglaubte Geſchichten ſind vor ſeiner vorhergegangen. Alle Einwendungen, die gegen jene gemacht worden ſind, bleiben auch gegen dieſe übrig. Ja gerade in Lavaters Händen iſt das Wunderbare, wenn es wirklich wahr iſt, am ſchlimmſten aufgehoben: denn einem großen Theile derer, die davon hören, wird es bloß durch den Mann verdächtig; bey ſeinen Anhängern veranlaßt es hingegen übertriebnes Erſtaunen. Ferner, der Umſtand, der in ſeiner Erzählung vorkömmt, daß ſeine Frau, in dem Zuſtande der Divination, von denen, die den Magnetismus an ſich mit Erfolge verſuchen wollen, Einfalt des Sinnes, Glauben forderte, würde vielen ein Beweis ſcheinen, daß ſie ſich ſelbſt dunkel bewußt war, wie viel das Vertrauen auf ihren Mann Einfluß gehabt habe, ſeine Operation bey ihr wirkſam zu machen. Daß er ein großes Anſehen bey ihr und ein Ubergewicht über ſie durch ſeine moraliſchen Kräfte habe, iſt aus der Geſchichte ſelbſt klar. Ihre Krankheit iſt hyſteriſche Nervenſchwäche. Hier kömmt vieles zuſammen, welches es zweifelhaft macht, ob ein phyſiſches Mittel auf den Körper, oder ein moraliſches auf den Geiſt gewirkt habe. — Eine Schrift, die ich in dem Aufſatze, der für Lavatern beſtimmt iſt, nicht genannt habe, iſt **Meſmers** Geſchichte des Thier-Magnetismus, worin er bis 1780 ſeine Auftritte in Wien und die in Paris mit der Akademie der Wiſſenſchaften, der Geſellſchaft der Aerzte, (einem im Jahre 1778 neu errichteten Corpus,) und der Facultät der Aerzte, ſehr aufrichtig, wie es ſcheint, erzählt. Der Leſer iſt mit beyden Theilen nicht zufrieden. Meſmer thut Vorſchläge zur Unterſuchung ſeiner Erfindung, die, wie man glauben ſollte, keinen Zweifel würden übrig gelaſſen haben, und ſie werden verworfen: er hingegen verwirft wieder die von jenen Societäten vorgeſchlagenen Unterſuchungs-Methoden, denen er ſich, wenn er ſeiner Sache gewiß war, hätte unterwerfen ſollen. Er erzählt auch Thatſachen, die me für wahr halten muß, wenn man nicht allen hiſ ſchen Glauben aufheben will: und doch beharre nünftige Aerzte, die ſieben Monathe ſeinen Curen beywohnen, in ihrem Unglauben; und doch iſt alles, was er im Allgemeinen von ſeinem Heilmittel ſagt, abſurdes, marktſchreyeriſches Zeug. Doch ich verlaſſe Mesmern, um auf Lavatern zu kommen. Haben Sie den vierten Theil ſeines Pilatus, oder die Recenſion davon, in der allgemeinen Literatur-Zeitung geleſen? — Nun, das iſt wahre, complette Schwärmerey, oder vielmehr Unſinn. Es iſt mir wirklich um den Mann bange, daß ſeine Gemüths-Kräfte werden durch die übergroße Anſpannung zerrüttet werden. Und was Religionsſchwärmerey am unheilbarſten macht, iſt, daß ſie ſich hinter die Ehrwürdigkeit ihres Gegenſtandes verſchanzt. Wenn Sie ihm doch als Freund wenigſtens dieß rathen könnten, daß er das Recenſiren ſeiner Bücher unterließe, und die Urtheile, welche er darüber fällt, nicht in die Bücher ſelbſt einrückte. Es iſt allzu auffallend, und es iſt auch gewiß ihm ſelbſt ſchädlich: denn das, was er für Feſtigkeit des Geiſtes und Uiberzeugung von der guten Sache der Religion hält, kann leicht in geiſtlichen Stolz ausarten. — Auch der Herr Häfeli, der uns Lavaters Aufſatz zugeſchickt hat, iſt nicht von einem Anſtriche von Schwärmerey frey. Wenigſtens hat die Stelle, die Bieſter von ihm anführt, wo er die Würde der Geiſtlichen mit der Würde der Könige vergleicht, einen widrigen Eindruck auf mich gemacht. — Doch, wie glücklich ſind diejenigen, die zu irgend einer Partey gehören! Ich Aermſter, der ich den Schwärmern ein Ungläubiger ſcheine, werde nun bald von den Ungläubigen für einen Schwärmer erklärt werden.

Ich komme auf zwey andre Schriften, die Ihre Aufmerkſamkeit ohne Zweifel an ſich gezogen haben, auf Moſes und Jacobi's ſeine. Uiber letztre iſt Moſes ſehr aufgebracht. Sein Brief, den er mir darüber ſchreibt, zeigt eine gewiſſe Leidenſchaft. In der That iſt mir dieſe Schrift auch ſehr aufgefallen. Erſtlich, was hat J. nöthig, Leſſingen vorzuſchieben, wenn er überhaupt den Spinozismus erörtern will. Dieß mag es vornehmlich ſeyn, was Mendelsſohnen kränkt; er glaubt, der Nachruhm ſeines Freundes könne darunter leiden. Uiberdieß ſollte Jacobi einen Brief, der bloß zu Belehrung Mendelsſohns beſtimmt war, nicht drucken laſſen, ohne dieſen erſt deßhalb zu befragen. Doch dieß ſind Privat-Beziehungen. Was mir vorzüglich mißfällt, iſt das revoltirende Gedicht, die ſo dunkle Entwickelung des Spinoziſtiſchen Syſtems, aus welcher doch erhellen ſoll, daß die Vernunft, wenn ſie mit ihren Nachforſchungen auf den Grund geht, kein andres Syſtem annehmen könne, und dann die eben ſo unbegreifliche Rückkehr zu dem Glauben an Gott, durch Hülfe einer Offenbarung und der Tradition. — Was für eine ganz andre Arbeit iſt Moſes ſeine! Das Licht, das dem Leſer auch aus den abgezogenſten Speculationen entgegen ſtrahlt, macht alles nicht nur leicht, ſondern auch intereſſant. Die Bücher dieſes Mar nes ſind zur Uibung des Denkens vortrefflich. — Etwas, es iſt wahr, finde ich noch von der alten Art zu philoſophiren aus Definitionen; — ſo wird z. E. aus dem Unterſchiede zwiſchen dem Erkenntniß-Billigungs- und Begehrungs-Vermögen, der doch nur ein Unterſchied unter unſern Begriffen iſt, zu viel auf die Dinge ſelbſt geſchloſſen. Mit dem Beweiſe von dem Daſeyn Gottes a priori geht es mir ſo, wie Ihnen. Die Urſachen davon zu entwickeln, wäre hier zu weitläuftig. Aber einige Ideen ſind wirklich neu, und ſehr wohl ausgeführt, z. E. die, daß alle exiſtirenden Dinge doch von irgend einem Weſen erkannt und vorgeſtellt werden müſſen. Es hat mich gefreut, daß dieſer Gedanke, den Sie, glaube ich, dem Weſentlichen nach, in meinen Anmerkungen zum Cicero (Th. 3 S. 29. „Es ſcheint ꝛc.“) wieder finden werden, den ich aber, weil ich ihn nicht evident genug machen konnte, mit Furchtſamkeit und wie im Vorbeygehen vortrug, von Moſes iſt aufgenommen worden. Aber zugleich ſehe ich, daß er, in der Kürze und mit der Undeutlichkeit, mit welcher ich ihn vorgetragen habe, gar nicht, auch von Moſes ſelbſt nicht, bemerkt worden iſt, und alſo andern noch viel weniger eingeleuchtet haben wird. In dem Anhange ſind auch noch einige neue Ideen, z. E. warum gewiſſe Fragen ſchlechterdings unbeantwortlich ſind. Dieß ſchlägt in das Kapitel von den Gränzen unſers Verſtandes, wovon in Kants Kritik ſo viel Vortreffliches, obgleich viel undeutlicher ſteht

Von der Moral dieſes letztern kann ich in dieſem Augenblicke nicht mehr genaue Rechenſchaft geben. Ich muß erſt die Begriffe, die ich mir daraus geſammelt und aufbehalten habe, wiederhohlten. So viel weiß ich, daß zwey derſelben Grund-Ideen waren. Die eine, „daß nichts eigentlich gut iſt, als der gute Wille,“ iſt ein ſehr wahres und ein ſehr fruchtbares Principium; die andre, das höchſte Geſetz der Moral, „handle ſo, daß deine Maxime ein allgemeines Geſetz werden könnte,“ iſt mir, als Grundſatz, weniger einleuchtend. In vielen Fällen iſt es wirklich ein Aufruf zu ſich ſelbſt, der uns unſre Handlung in einem neuen und ſolchen Lichte zeigen kann, wodurch andre moraliſche Gründe belebt und unterſtützt werden. Auch kann man oft, wie unrecht eine Handlung iſt, am ſchnellſten einſehen, wenn man ſich fragt, ob wir wünſchten, daß jedermann ſo handeln möchte, als wir jetzt. Aber in noch mehrern Fällen wird es dadurch erſt entſchieden, ob eine gewiſſe Maxime könne und dürfe ein allgemeines Geſetz werden, wenn es zuvor ausgemacht iſt, ob die Handlung, wenn ſie allgemein wäre, mehr Schaden oder mehr Nutzen ſtiften würde. Das Merkmahl, welches Kant als das höchſte von einer moraliſch guten Handlung gibt, iſt alſo in vielen Fällen ſchwerer zu erkennen, als das, was dadurch bezeichnet werden ſoll. Man wird daher eher damit fertig, einzuſehen, daß eine Handlung nützlich, oder unſrer Menſchenwürde gemäß, als daß ſie fähig iſt, zu dem Muſter und Ideal eines allgemeinen Geſetzes gemacht zu werden.

90.

Breslau, den 5. Febr. 1786.

Ob ich gleich durch einige kleine Arbeiten verhindert werde, mich mit meinem lieben Freunde recht auszuſchwatzen, ſo will ich mir doch lieber auch ein kurzes Vergnügen machen, als es mir gar verſagen. Ihr Brief der mit einer mehr als gewöhnlichen Wärme freundſchaftlicher Empfindungen geſchrieben iſt, war mir auch deßwegen in einem vorzüglichen Grade angenehm und wichtig. Wenn Sie mich gerne bey ſich ſähen, ſo denke ich eben ſo oft und mit eben ſo großer Sehnſucht daran, zu Ihnen zu kommen. Ich hatte mir es auf künftigen Sommer beynahe gewiß vorgenommen, nach Sachſen zu reiſen. Alles aber hängt davon ab, ob ich eine Anzahl kleiner Abhandlungen, die ich zum Theil angefangen, zum Theil im Kopfe habe, fertig machen kann. Dieſe ſollen mir das Reiſegeld bezahlen, es ſey nun, daß ich ſie auf meine eignen Koſten drucken laſſe, wie ich anfangs Luſt hatte, oder daß ich ſie einem Verleger übergebe. Denn Sie müſſen wiſſen, liebſter Freund, daß, da bey uns die Geldzinſen immer mehr fallen, und die Preiſe ſteigen, unſer Vermögen in Kurzem nicht mehr würde zugereicht haben, uns auf die Art, wie

wir

wir bisher zu leben gewohnt geweſen ſind, zu unterhalten; und der Zuſchuß, den mir der König, ſo ganz unerwartet, gibt, kömmt alſo ſehr zu rechter Zeit. (Ich habe die Penſion allerdings behalten. Es war nur die Rede davon, daß die Eliſabetaniſche Schule einen Anſpruch an den Fond machte, woraus die Penſion gezahlt werden ſollte. Dieſer Anſpruch kam von einem Verſprechen her, welches ſie glaubte vom Könige erhalten zu haben, daß die Morgenſterniſche Penſion nach dem Tode dieſes Mannes ihr zugehören ſollte. So lange dieſer Umſtand nicht aufgeklärt war, eignete ich mir die Penſion noch nicht ganz zu, und noch weniger konnte ich Vergnügen darüber empfinden. Die Sache iſt ſo weit ins Reine, daß das Verſprechen des Königs auf die Art und mit der Gewißheit, mit welcher das Eliſabetaniſche Gymnaſium daſſelbe erhalten zu haben glaubt, nie exiſtirt hat; daß der König auf Vorſtellungen, die man ihm deßhalb gemacht, die erſte Entſcheidung beſtätigt, und für jene Schule ferner zu ſorgen verſprochen hat.) Indeſſen auch mit dieſem kleinen Zuwachſe von Einkünften können doch Reiſen nicht anders, als durch den Lohn meiner Arbeiten beſtritten werden. Wollte der Himmel, daß ich eben ſo viel Kräfte als Eifer dazu hätte! Aber ſo wächſt das, was ich unter den Händen habe, ſehr langſam. Uiberdieß kommen immer Nebenarbeiten dazwiſchen. Ich konnte mich nicht entziehen, in die hieſigen Provinzial-Blätter einen Aufſatz über unſer Armenweſen zu machen. Als Mitglied der hieſigen ökonomiſchen Geſellſchaft habe ich ein Paar Vorleſungen über den Charakter der Bauern und das Betragen der Gutsherren gegen ſie gehalten. Da dieſe Materie für unſer Land, bey den jetzigen Umſtänden, da zwiſchen Herrſchaften und Unterthanen viele Streitigkeiten ſind, vorzüglich wichtig iſt; ſo habe ich der Abhandlung eine etwas größere Ausdehnung gegeben, und ſie macht eine eigne kleine Schrift aus. Jetzt ſoll ſie in unſere ökonomiſchen Blätter eingerückt werden, und ich will auch einige Exemplarien beſonders abdrucken laſſen. Das Durchſehen meines Manuſcripts und die Beſorgung des Drucks macht mir nun eine neue Arbeit, die mir Zeit koſten wird. Und wie viele Stunden und Tage muß ich nicht meinem noch immer ſchwächlichen Körper aufopfern. Alſo ſehe ich wohl faſt, daß ich mit dem Anfange des Frühjahrs meine Aufſätze nicht fertig haben werde, daß ich dieſes Jahr mir nichts verdienen, und alſo auch nicht reiſen kann, wenn nicht eine außerordentliche Gelegenheit ſich zeigt. Indeſſen bleibt der Vorſatz in meinem Herzen, und wenn der Himmel mich erhält, ſo wird er über kurz oder lang ausgeführt.

Für die Mittheilung Ihres Briefes an Lavater danke ich Ihnen herzlich. Sie konnten ihm allerdings als ſein alter, vertrauter Freund, dreiſter die Wahrheit ſagen. — Ich weiß nicht, ob unſer perſönlicher Umgang mehr bey ihm ausrichten würde, als unſre Briefe thun. Seine Schwachheiten, ſeine Verirrungen liegen zu tief in der natürlichen Stimmung ſeines Geiſtes und in ſeinem Temperamente. Die Mittelſtraße wird er nie halten.

Moſes, nach ſeinem Tode herausgekommene, Schrift gegen Jacobi, mit Engels Vorrede, werden Sie wohl jetzt ſchon geleſen haben. Das Herz des Mannes zeigt ſich auch da von einer ſehr guten Seite. Aber was glauben Sie wohl? Iſt Jacobi's Vorgeben, den Glauben an eine Offenbarung einſchärfen zu wollen, indem er den Atheismus durch die Vernunft zu beweiſen ſucht, ſein Ernſt, oder iſt es ein bloßes Blendwerk, das er ſeinen Leſern macht? Ich glaube das letztre. Demohnerachtet iſt es ſeltſam, daß auch er mit einem Theil der Freymaurer zuſammenhängt. Daher iſt auch ſein Buch hier bey Löwen verlegt, der ein eifriger Anhänger der religiöſen Freymaurerey iſt. — In Berlin ſcheint man, (wie ich aus einem Briefe von dorther ſchließe, auch zwiſchen Jacobi und dem Katholicismus einen Zuſammenhang zu finden: denn Jacobi empfiehlt die Tradition, und die Göttinger gelehrte Zeitung lobt Jacobi's Werk (in einer ſehr verfehlten Recenſion): aus allem dem ſoll man weiter ſchließen. — Ich für mein Theil bin zu kurzſichtig, um ſo weitausſehende Combinationen zu machen. Ich bleibe bey dem, was mir vor Augen iſt. Und da weiß ich dann wenigſtens, daß wir beyde, Sie und ich, noch unangeſteckt von dem Gifte des Pabſtthums und der Myſtik ſind. Dabey erhalte uns der Himmel! Ich habe einen kurzen Brief ſchreiben wollen, und er iſt übermäſſig lang geworden. Leben Sie wohl!

91.

Breslau, den 21. März 1786.

Sie bekommen ſo viel zu leſen, liebſter Freund, an dem Briefe, den ich an Lavatern geſchrieben habe, daß ich meinen Brief an Sie wohl billig etwas kürzer faſſe. Sie werden ſehen, daß ich nicht ſowohl die Facta in Abſicht des Magnetiſmus ſelbſt beſtreite, als vielmehr diejenigen rechtfertige, die bey ſolchen Beweiſen nicht gleich ihre Zweifel aufgeben, ja die ſelbſt nicht geneigt ſind, alle Wege ſogleich einzuſchlagen, welche ihnen zu Unterſuchung derſelben eröffnet werden *). Ich habe nicht ſowohl den Magnetiſmus, als die Liebe zum Wunderbaren und Ungewöhnlichen überhaupt, beſtritten. Und ich denke, daß, ſo wie Lavater meine freundſchaftlichen Geſinnungen darin nicht verkennen wird, er auch einigen meiner Gründe das Gewicht nicht abſprechen wird. Ich glaube auch, daß ich Ihre Ideen ſo ziemlich werde getroffen haben. Und vielleicht lag es daran, daß Sie ſie nicht völlig entwickelt hatten, daß La-

---

*) Lavater hatte Garven den Gebrauch des Magnetiſmus, als ein Mittel wider deſſen eigne Kränklichkeit, angerathen.

vater einen ſcheinbaren Widerſpruch zwiſchen der Forderung, öftere kaltblütige Experimente zu machen, und der Mißbilligung derer, die nur ſehen und hören wollen, fand. Aus dem Zuſammenhange iſt klar, daß Sie ſo viel ſagen wollen: Man kann leicht auch als Augenzeuge durch den ſinnlichen Schein verführt werden, wenn man nicht zugleich durch ſeine Vernunft die Natur und den Zuſammenhang der Erſcheinungen, welche man ſieht, oder zu ſehen glaubt, prüft. Die ewigen Wahrheiten der Vernunft ſind mir gewiſſer, als alles, was mir ſelbſt die Sinne zeigen, wenn es jenen Wahrheiten widerſpricht. Da hingegen iſt es aber auch unausbleiblich, daß, wenn ich öftere Verſuche mit kaltem Blute mache, ich entweder die Falſchheit des Scheins einſehen, oder die Uibereinſtimmung der Thatſachen mit der Vernunft entdecken werde. Die Schwärmerey entſpringt alſo aus beyden Quellen, einmahl, wenn man der ſinnlichen Erkenntniß und alſo auch der Imagination einen ſolchen Vorzug von der Vernunft einräumt, daß man jeden ſonderbaren Eindruck, welcher die Sinne rührt, ſogleich zu einer Wahrheit macht, auch wenn die Vernunft noch ſo viel dagegen einwendet; zum andern, wenn man nicht lange und nicht kaltblütig genug obſervirt. — —

92.

Breslau, den 24. Sept. 1786.

Sie werden meinen Klagen, die faſt den größten Theil meines Briefes einnehmen *), meine Erhebung zur akademiſchen Würde, als eine Urſache des Vergnügens, entgegen ſetzen. — Sie ſehen aber wohl ein, daß in der Sache nichts angenehmes iſt, als das gute Urtheil vom Miniſter Herzberg: denn dieſer hat ganz allein die neuen Akademiker gemacht. Ein Glück iſt es, daß es ein bloßer Titel ohne Verbindlichkeit iſt. Wenn ich meiner Unabhängigkeit dadurch verluſtig gehen ſollte, würde ich es nicht annehmen.

Meine Geſchichte wiſſen Sie nun. Vielleicht ſchildere ich ſie noch etwas trauriger, als ſie war, weil meine gegenwärtige Gemüthsſtimmung noch ſo iſt. Aber ſie iſt immer von der Art, daß mir der Zuſpruch eines Freundes ſehr willkommen geweſen wäre, und daß mich ein Brief von Ihnen auch jetzt noch als ein Geſchenk erfreuen wird. Verſichern Sie mich nur, daß Sie meiner mit Freundſchaft gedacht haben, auch wenn Sie nicht ſchrieben, und ich bin zufrieden.

---

*) Sie bezogen ſich theils auf ſeine Kränklichkeit, theils auf ſeine Streitigkeiten in der Sache des Katholicismus.

Setzen Sie unter die Beraubungen dieſes Jahres, daß ich keine Lektüre von einer ganz vorzüglichen Art gehabt habe. Im moraliſchen Fache habe ich dieß Jahr nichts ſo Gutes geleſen, als das Buch sur le gouvernement des moeurs. Abels Schriften ſind Produkte eines wahren Philoſophen. Aber indem er compendiariſch ſeine Ideen zuſammendrängt, werden ſie dunkel; und weil er keinen Gegenſtand übergehen will, geräth er auch in Subtilitäten. — Der Mangel von allen Beyſpielen nimmt dem Buche (ich meine die Pſychologie), viel von der Annehmlichkeit und ſelbſt Verſtändlichkeit, die es ſonſt haben würde. — Die Schweizer-Geſchichte, von Müller, habe ich mir angeſchafft, aber noch nicht geleſen. An einem andern Buche, an des General Schlieffen in Caſſel Geſchichte ſeiner Familie, hat Müller gewiß viel Antheil. Er war doch in Caſſel und genau mit Schlieffen verbunden; und in jenem Werke herrſcht ganz Müllers Geiſt und Manier. — Die Einleitung, die eine Geſchichte des deutſchen Adels überhaupt betrifft, iſt ein ſehr gutes Stück Hiſtorie, und verdient allgemein geleſen zu werden. Nur den Mülleriſchen Stil kann ich nicht ganz billigen. — Die Kirchengeſchichte iſt zum Theil mein Studium geweſen, und wird mich noch ferner beſchäftigen. Auf dieſem Schauplatze entwickeln ſich gerade die Leidenſchaften derjenigen Claſſe von Menſchen, wozu ich gehöre, — der Gelehrten, der Lehrer und Schriftſteller. Die Geſchichte des Tridentiniſchen Conciliums von Sarpi iſt ſchon ſeit einem Jahre meine Lektüre; und ich finde ſie intereſſant und lehrreich. Außerdem bin ich bloß Uiberſetzer geweſen. Mit Pavleys Moral und mit Plato's Republik habe ich abgewechſelt. Dieß letzte Werk habe ich mir vorgenommen, wenn es angeht, dem deutſchen Publikum in der Art, wie die Officia, bekannt zu machen.

93.

Im Frühjahre 1787.

Ich habe Ihren letzten Brief mit Freude und Theilnehmung geleſen. Ich kann mir die Beſchwerlichkeit der Empfindung, über die Sie klagen, ſehr wohl vorſtellen, ohnerachtet ſich meine Schwäche der Nerven nie auf dieſe Art gezeigt hat. Bey mir iſt die Quelle der Thränen wie vertrocknet. Ich finde mich zu wenig gerührt bey Dingen, die mich rühren ſollten. — Die Urſache davon iſt doch nicht, daß mein Herz unempfindlich wäre. Beyde Extreme kommen von einer ähnlichen Unordnung im Körper her. Ich wünſche Ihnen und Ihrer Gemeinde Glück über die Art, wie ſich dieſe Sache geendigt hat. — Sie wären gewiß weniger glücklich geweſen, wenn Sie ſich auf einſames Studiren und auf Schriftſteller-Arbeiten hätten einſchränken müſſen; und Ihre Gemeinde würde den Verluſt, den Ihr Abſchied von ihr gemacht hätte, nicht wieder erſetzt haben. Auch ich gewinne dabey: denn Sie bleiben mir näher, da Sie ſonſt vielleicht nach Ihrem Vaterlande zurückgegangen wären *).

Ich wohnte ſeit acht Tagen mit meiner Mutter in einem Garten, den wir uns auf dieſen Sommer in einer der Vorſtädte Breslaus gemiethet haben. Obgleich uns rauhes und kaltes Wetter gleich die erſten Tage nach unſerm Einzuge überfallen hat, ſo kömmt es mir doch vor, als wenn ich meinen Geiſt hier etwas muntrer und meinen Körper ſtärker fände. Ich mache nie weite Spaziergänge: das habe ich noch nicht gelernt. Aber ich laufe oft aus; und die Möglichkeit, dieſes alle Augenblicke zu thun, iſt der Vorzug dieſer Lage. Ganz ſo frey und ohne Zwang iſt man zwar hier nicht, als auf dem Lande. Aber man hat dafür auch manche Bequemlichkeit näher. Ich beſonders kann Bücher, Zeitungen und die litterariſchen Bedürfniſſe leichter und wohlfeiler bekommen. — Wie ſehr wünſchte ich, daß es ein Mittel gäbe, wie wir uns auf unſern Spaziergängen zuſammentreffen, oder wie wir uns wenigſtens unſre Gedanken auf denſelben mittheilen könnten! Aber auch ſchon die einſeitige Beſchäftigung meiner Ein-

---

*) Der ſelige Zollikofer war Willens, ſeiner Kränklichkeit wegen, ſein Amt niederzulegen, und in die Schweiz zu gehen, blieb aber, auf Bitten ſeiner Gemeinde, in Leipzig.

bildungskraft mit Ihnen, mit der Gegend, worin Sie ſich jetzo aufhalten, mit den Sachen, die Sie wahrſcheinlich dort vornehmen werden, wird zuweilen die Gegend, wo ich bin, in meinen Augen verſchönern.

Es iſt wirklich ſeltſam, daß in unſern Tagen die Extreme ſo häufig, und Menſchen, welche den Mittelweg gehen, ſo ſelten ſind. Atheiſtiſche Grundſätze ſcheinen wirklich unter unſern jungen Philoſophen Raum zu gewinnen; und ich weiß nicht, ob Kants ſuperfeine Speculationen, die durch ihre Schwierigkeit manchen guten Kopf reizen, nicht auch viele verwirren werden. Die Gründe, mit denen er vernichtet, ſind noch leichter einzuſehen, als die, mit welchen er aufbaut. Einige werden ihn alſo nur nicht für beherzt genug halten, rein herauszuſagen, was er denkt, und werden alſo glauben, herzhafter und conſequenter ſeyn zu müſſen. — Andre, denen wirklich an gewiſſen Wahrheiten gelegen iſt, werden muthlos werden, daß die Beweiſe derſelben ſo zuſammenſchwinden, und ſich endlich auf einige feine, kaum recht zu faſſende Speculationen einſchränken. Doch die Empfindung wird immer die Menſchen wieder zurückbringen, wenn das zu weit getriebene Nachdenken ſie verführt. Ich will wenigſtens meine Tonne dabey rollen. Ich werde nichts neues ſagen: aber ich werde doch wieder den Geſichtspunct verändern. Dieß ſchreibe ich in meiner ſchönen Laube, an einem herrlichen Tage. Leben Sie wohl und mit Ihrer lieben Frau vergnügt.

94.

Breslau, den 27. Sept. 1787.

Ein allzulanges Stillſchweigen eines ſo vertrauten Freundes beunruhigt doch, wenn man auch von ſeiner Liebe noch ſo feſt überzeugt iſt, und von andern Seiten erfährt, daß er ſich noch erträglich wohl befindet. Sie haben es mit mir gemacht, wie es die Providenz mit den Menſchen überhaupt macht. Sie ſind mir nur in ihren Wirkungen ſichtbar geworden, und haben ſich ſelbſt vor mir verborgen. — Nachdem ich den Payley gedruckt wieder geſehen und ihn von einer ſo anſehnlichen Größe gefunden, habe ich erſt erkannt, welchen großen und welchen ſchweren Dienſt Sie mir geleiſtet haben, indem Sie die Correctur desſelben beſorgten. Aber eben deßwegen bin ich auch begieriger auf Ihre Briefe, um zu erfahren, was für einen Eindruck der Autor, den Sie bey einer ſo ſorgfältigen Durchleſung gut kennen müſſen, auf Sie gemacht hat. Beynahe fürchte ich, daß die Weitläuftigkeit (die wegen des großen Drucks, dicken Papiers und mittelmäßigen Formats noch größer ſcheint), und das zu theologiſche Anſehen einiger Theile, ſo wie die localen Beziehungen anderer, dem Buche Schaden thun werden. So viel weiß ich wohl, daß ich ein ſo weitläuftiges Buch aus einer andern Sprache nicht mehr überſetze. — Ich habe mir jetzt nur vorgenommen, meinen eignen Gedanken und meiner eignen Feder freyen Lauf zu geben, und die Zeit, die ich dem Schreiben widmen kann, auf eigne Arbeiten zu wenden. Bringe ich auch nichts Beſſeres hervor, ſo vergnüge ich mich doch mehr dabey, und da das, was ich denke, auf die Beziehungen meiner Lage, meines Landes, meines Individuums gegründet iſt, ſo wird auch der deutſche Leſer mehr Uibereinſtimmung mit ſich und ſeiner Denkungsart darin finden. Nur ein hiſtoriſches Werk, das nicht beſchleunigt werden darf, in den Nebenſtunden zu überſetzen, ließe ich mir wohl noch gefallen. Der Fall iſt aber ſelten. Alles, was mit Beyfall von auswärtigen Producten angekündigt wird, ſoll ſchnell erſcheinen; und worauf man warten will, das verdient auch nicht zum Vorſchein zu kommen.

Die Hauptgegenſtände meiner Lektüre und meines Studirens dieſen Sommer haben ſich auf die Lehre vom Daſeyn Gottes bezogen. Ich bin oft darüber ermüdet, zuweilen bekümmert worden, daß gewiſſe Wahrheiten ſich verdunkeln, je ſorgfältiger man ſie unterſucht. Demohnerachtet glaube ich, daß der Weg, den ich eingeſchlagen bin, der richtige iſt, die Schwierigkeiten und die Wahrſcheinlichkeiten der verſchiedenen Syſteme aufrichtig und unparteyiſch mit einander zu vergleichen. Wenn ich auf demſelben nicht nach meinen Wünſchen zum Ziele komme, ſo iſt es, weil ich nicht Kräfte genug habe, ihn mit einer ununterbrochnen Anſtrengung zu verfolgen. Demohnerachtet gehe ich auf demſelben fort, ſo gut ich kann: und vielleicht werde ich gegen Ende des Jahres Ihnen die Frucht dieſer Arbeit vorzeigen können.

Unſre neuen deutſchen Metaphyſiker werden mir bald zu hoch werden. Natürlicher Weiſe wird auch meine Philoſophie für ſie zu niedrig ſeyn. Weil doch immer aber noch eine Claſſe im Volke übrig bleibt, die ſich zu den aller abſtracteſten Speculationen nicht erheben kann, und doch noch über das Unſichtbare nachzudenken in ſich ein Bedürfniß findet: ſo werde ich auch vielleicht noch meinen Kreis, wenn auch nur einen kleinen finden, mit dem ich in meiner Denkungsart au niveau bin, und der mich alſo weder als ſeicht verachten, noch als unverſtändlich wegwerfen wird. — Ich bin an die Quelle unſrer ſublimen Metaphyſik gegangen, und habe den Spinoza ſelbſt mit aller Aufmerkſamkeit geleſen. Ich geſtehe es, ich danke es denen ſehr, die mich dazu veranlaſſet haben. Nicht nur mein Verſtand iſt geübt und unterhalten worden, ſondern in den Theilen der Ethik, die die Leidenſchaften und die Mittel dagegen betreffen, bin ich durch reelle Kenntniſſe, oder durch neue und mir wichtige Anſichten der Dinge bereichert worden. Aber in ſeiner Theologie finde ich kein Licht; und in ſeiner demonſtrativen Methode (die er in der größten Vollkommenheit, als je ein Philoſoph, gebraucht hat), alle derſelben anklebenden Gebrechen.

In Herders Hochachtung für Spinoza ſtimme ich überein, in ſeine Erklärungen und Rechtfertigungen desſelben nicht immer; und was er von ſeinem Eignen hinzugethan hat, penetrire ich am wenigſten. — So viel für dießmahl, bis mir ein Brief von Ihnen zeigt, wovon Sie ſich am liebſten mit mir unterhalten wollen. Meine Mutter und Ihre liebe Frau ſind zwey Perſonen, die immer mit eingeſchloſſen ſind, wenn wir einander etwas Freundſchaftliches ſagen.

i.

Anhang einiger Briefe von Garve an den Herrn geheimen Rath von Thümmel.

1.

Breslau, den 9. May 1790.

Ich habe Ihnen noch nicht für das Vergnügen gedankt, welches Sie mir durch Ihre Reiſe nach der Provence gemacht haben. Ob es mir gleich mit ganz Deutſchland gemein geweſen iſt: ſo habe ich es doch ſo vollſtändig genoſſen, als wenn Sie es für mich allein beſtimmt hätten. Dieß eben iſt der Vorzug der Vergnügungen des Geiſtes, und in der That aller reellen Vergnügungen, daß ſie nichts dadurch verlieren, wenn ſie allgemein ſind. Wie glücklich iſt der Schriftſteller, deſſen Ideen mit den Empfindungen ſo vieler Tauſende einſtimmen, und eine ſo durchgängige Sympathie in den Köpfen oder den Herzen andrer Menſchen finden. Ich kann bey dem Buche, welches ich mir die Freyheit nehme, Ihnen mit dieſem Briefe zu überſenden, nicht das nähmliche hoffen. Obgleich philoſophiſche Betrachtungen im Grunde Schilderungen der Natur ſind: ſo ſind es doch mehr Umriſſe, als vollendete Gemählde. Sie ſind mehr akademiſchen Akten, beſtimmt für den Künſtler von Profeſſion, als Bildern, ähnlich, welche die Gallerien der Liebhaber zieren könnten. Und überdieß, wie leicht geht nicht die Natur ſelbſt verloren, indem der Philoſoph in ſeinen Abſtractionen nur das Weſentliche, oder das zu ſeinem Zwecke Gehörige aus ihr herausziehen will. Der Dichter, indem er ſie ſo copirt, wie ſie ſich ihm darſtellt, kann ſich eher Hoffnung machen, ſie zu treffen. Wie dem auch ſey, ich übergebe Ihnen meine philoſophiſchen Skizzen über einige Theile des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens, um durch Ihr Urtheil belehrt zu werden, und um Ihnen zu gleicher Zeit einen Beweis meiner Hochachtung zu geben. So viel weiß ich, daß ich niemanden für einen kompetenteren Richter der Philoſophie des Lebens erkenne, als einen Dichter aus der Claſſe, zu welcher Sie gehören. — So feine und unmerkliche Falten des menſchlichen Herzens haben Sie bemerkt, und in Ihren Werken hin und wieder aufgedeckt, daß moraliſche Beobachtungen und Räſonnements, die nur auf Beobachtun gen gebaut ſind, ganz eigentlich unter Ihre Gerichtsbarkeit gehören.

Möchte ich doch ſo glücklich ſeyn, dieſe Urtheile, welche ich wünſche, mir von Ihnen ſelbſt einzuhohlen! Ich habe den lebhaften Wunſch, und für jetzt auch noch den Vorſatz, nach Sachſen zu gehen. — Wenn dieſes mir gewährt wird, ſo hoffe ich gewiß, Sie bey dem Herrn Bruder in Altenburg zu ſehen; oder ich ſuche Sie auch ſelbſt in Gotha auf.

Es iſt natürlich, daß ich in eben dem Grade mir Ihre Gewogenheit wünſche, als ich ſelbſt mit Achtung gegen Sie erfüllt bin. Ich bitte alſo darum, als um ein Gut, welches mir, ſelbſt um der Freundſchaft willen, mit welcher mich Ihr Herr Bruder und deſſen Gemahlinn beehren, gewiſſer Maßen zugehört. Die Geſinnungen von meiner Seite kann ich mit ſo vollkommner Aufrichtigkeit verſichern, daß niemand ſich mit beſſerm Rechte nennt ꝛc.

2.

Altenburg, den 19. Jul. 1792.

Sie machen mir die ſehr angenehme Hoffnung, Sie bey Ihrem Herrn Bruder in Altenburg zu ſehen. Jetzt bin ich bey ihm, und erfahre zu meinem großen Leidweſen, daß Sie noch gar keinen Plan, zu ihm zu kommen, gemacht haben; daß Sie ihm zwar Ihre Fräulein Tochter zuführen, aber daß Sie nur bis auf den halben Weg kommen wollen, und daß dieß erſt kurz vor dem Landtage geſchehen ſoll, wenn ich Altenburg ſchon längſt werde verlaſſen haben. Es iſt mir dieß um ſo viel unangenehmer, weil meine Reiſe nach Gotha immer problematiſcher wird, je näher ich dieſem mir ſonſt ſo angenehmen Orte komme. Die Hitze drückt mich; ich empfinde die Wirkung davon auf meine Munterkeit, — und auf mein krankes Auge, welches letztere ich am meiſten zu ſchonen Urſache habe, — ſo ſehr, und meine bis zur Rückreiſe nach Schleſien ausgeſetzte Zeit iſt ſo eingeſchränkt, daß ich beynahe Altenburg zum Grenzorte meiner Ausflüge werde ſetzen müſſen, und höchſtens nur noch bis Jena vorwärts rücken werde. Und doch rechnete ich auf das Vergnügen Ihres Umgangs bey dem ganzen Plane meiner Sächſiſchen Reiſe ſo ſicher! — Könnten Sie dann alſo nicht, theuerſter Herr geheimer Rath, etwas in Ihren Entwürfen zu meinen Gunſten ändern? Könnten Sie nicht die Reiſe, die Sie mit Ihrer Fräulein Tochter im folgenden Monathe bis Jena machen wollten, in dieſem bis Altenburg machen? Es iſt wirklich etwas einem Verſprechen ähnliches in Ihrem Briefe; und ich könnte alſo einiger Maßen auf der Erfüllung desſelben, als auf einem Rechte, beſtehen. Ich will es aber bloß von Ihrer Güte erwarten. Wer weiß, wozu mich die Hoffnung, in ſo guter Geſellſchaft nach Gotha zu reiſen, verleiten könnte? Auch Manſo werden

Sie hier ſehen, wiewohl dieß kein Bewegungs-grund für Sie ſeyn kann, weil er auch nach Gotha zu gehen gedenkt. — Im Anfange Auguſts wird er, wie ich glaube, in Leipzig eintreffen, und meine erſte und älteſte Idee war, ihn nach Gotha zu begleiten. Aber das Gefühl der Beſchwerden, welche mir das Reiſen im hohen Sommer macht, und noch mehr die Beſorgniß, vor Perſonen, die ich gerne genieße, und denen ich auch gerne nicht mißfallen möchte, entkräftet, abgeſpannt, und zu allem angenehmen Umgange unfähig, zu erſcheinen, dieß ſchreckt mich ab, und nöthigt mich, was ich ſonſt ſehr wünſchte, aufzugeben. Helfen Sie mich alſo dafür entſchädigen, indem Sie mir eines der vornehmſten Vergnügen, welches ich in Gotha aufſuchen wollte, entgegen bringen. Wenigſtens haben Sie doch die Güte, ſo bald, als Sie können, von Ihren Entſchlüſſen Ihrem Herrn Bruder Nachricht zu geben, weil ich mich nach denſelben in der fernern Eintheilung meiner Zeit richten werde.

Sie haben von meinem Buche, ehe Sie es geleſen, ſchon zum voraus eine ſo gute Meinung, daß ich beynahe wünſchen möchte, Sie läſen es niemahls, weil ich doch fürchte, die Schwäche, die ich fühle, wird auch meinen Geiſtes-Arbeiten anzuſehen ſeyn. Aber es iſt mir lieber, Ihr Urtheil zu wiſſen, auch wenn es ſtrenge ſeyn ſollte, als ein unverdientes Lob zu erhalten.

Sie werden uns viel Intereſſantes zu erzählen haben, wenn Sie uns etwas von Boufflers und Grimms Geſprächen werden mittheilen wollen. Dieſe Herren, die eine ſo weitſchichtige und vielſeitige Begebenheit in der Nähe ſehen, ſind zwar nicht immer vom Ganzen beſſer unterrichtet: aber ſie lernen doch einen Theil davon ſo en detail kennen, daß der unparteyiſche und entfernte Zuſchauer ihre Nachrichten ſehr wohl nutzen kann, wenn er ſie mit dem, was er ſonſt ſchon weiß, zuſammenhält. — Uiberdieß iſt es angenehm, zu bemerken, wie ſehr verſchieden zwey Männer von Geiſt eine und dieſelbe Sache anſehen können, und wie leicht es jedem wird, ſcheinbare Gründe für ſeine Partey zu finden.

Meinen Freund Weiße habe ich ſehr gealtert, noch immer mit einem lahmen Arme, im übrigen aber noch ſo freundſchaftlich, munter und unentſchloſſen gefunden, als er immer war. Er hat mir Hoffnung gemacht, daß er mich in Altenburg abhohlen wird; und wenn ich ihm ſagen kann, daß er die Freude haben wird, auch Sie hier zu finden, ſo kömmt er gewiß.

Wie gerne möchte ich Augenzeuge Ihrer häuslichen Glückſeligkeit auf Ihrem Landſitze ſeyn, und beſonders die Bekanntſchaft Ihrer Frau Gemahlinn machen, deren Lob, in dem Munde eines ſolchen Mannes, ein ſicherer Beweis ihres Werthes iſt. — Aber es iſt mir nicht vergönnt, das Gute alles zu genießen, was an und für ſich mir erreichbar wäre, das mir aber durch die Umſtände und am meiſten durch meine Schwächlichkeit entzogen wird.

Ich erwarte Ihre Antwort nicht ohne einige Unruhe. Ich hoffe aber doch noch mehr, als ich fürchte. Sollte ich Sachſen verlaſſen, ohne Sie geſehen zu haben, ſo bitte ich wenigſtens um die Erlaubniß, mit Ihnen ferner Briefe wechſeln zu dürfen.

3.

Altenburg, den 24. Jul. 1798.

Es wird mir in der That ſehr ſchwer, nach den Nachrichten, welche ich in Ihrem Briefe erhalte, meine Wünſche und Pläne zu vereinigen; und vielleicht wird der Plan, den ich machen werde, wie es in meinem Leben ſo oft geſchehen iſt, ſich durch den Erfolg als den unſchicklichſten von allen beweiſen. — Freylich würde es mir weit bequemer geweſen ſeyn, wenn eines von beyden Statt gefunden hätte, entweder, daß Sie den Herrn Bruder jetzt hätten beſuchen können, oder daß Sie die Landtags-Zeit hier zubrächten. Iſt letzteres nicht möglich? Es iſt ein eignes Vergnügen, wenn Freunde, die ſich gerne vertraulich ſprechen, doch zugleich einige Stunden der Zerſtreuung mit einander gemein haben, wofern ſie ſich nur aus derſelben wieder zurückziehen können; und dieß würde bey uns beyden hier der Fall ſeyn, da wir keine Geſchäfte beym Landtage abzumachen, ſondern nur unſer Vergnügen zu ſuchen haben. In dieſem Falle gibt das Schauſpiel der größern geräuſchvollern Geſellſchaft, für den vertrautern Umgang im kleinern Kreiſe, Stoff der Unterhaltung; und was man ſich ſonſt zu ſagen hat, kömmt eher zum Vorſchein, wenn viele äußere Gelegenheiten ſich darbiethen, an welche man ſeine Ideen knüpfen kann. Sehen Sie alſo, ob es Ihnen möglich iſt, Ihre Entwürfe ein wenig nach den meinigen abzuändern. Finden ſich aber dagegen zu große Hinderniſſe, ſo will ich mir auch einige kleine Inconvenienzen gerne gefallen laſſen, um des Vergnügens Ihrer Geſellſchaft nicht zu entbehren.

Wenn Sie ſagen, daß Ihr Brief leer ſey, ſo haben ſie noch viel mehr Urſache zu ſagen, daß in dem meinigen mit vielen Worten geſagt wird, was vielleicht mit wenigen abgethan ſeyn konnte. Unterdeſſen in einem freundſchaftlichen Briefe alle Worte abzuwägen, ſcheint mir eben ſo unſchicklich, als in einem Briefe, der bloß beſtimmt iſt, ein Geſchäft abzumachen, oder Nachrichten zu geben, fremde Sachen einmiſchen zu wollen.

4.

Halle, den 8. Aug. 1792.

Die Nachricht, daß Sie jetzt nach Altenburg gekommen ſind, macht mich traurig, anſtatt daß ſie mich unter andern Umſtänden erfreuen würde. Ich ſehe keine Möglichkeit, bis zum zwölften, an welchem Tage Sie wieder abgehen wollen, nach Altenburg zu kommen. — Wenn nur der Brief, der Ihre Ankunft meldete, ein Paar Tage früher angekommen wäre! Ich erwartete einen mit Gewißheit mit der Ordonanz, die Sonntags vor acht Tagen ankam. Alsdann hätte ich meine Reiſe nach Halle noch einige Tage aufgeſchoben, und alles wäre gut gegangen. Jetzt aber weiß ich nicht die verſchiedenen Pflichten und Wünſche zu vereinigen. Hier hält man mich mit Beweiſen ſo vieler Freundſchaft zurück, daß es undankbar wäre, ganz gleichgültig dagegen zu ſcheinen. Aus der hieſigen Gegend zu ſcheiden, ohne nach Dießkau zu kommen, das würde mir der Kanzler Hoffmann, ein alter Bekannter, und der mich ſchon in Schleſien dahin eingeladen hatte, nicht verzeihen. Es bliebe mir alſo nur noch übrig, jetzt gleich nach Altenburg zu gehen, und von da wieder nach Dießkau zurückzukommen. Aber dieſe vielfachen und ſchnellen Erſchütterungen will mein Körper, und beſonders mein Auge, nicht vertragen, deſſen Zuſtand ſich auf dieſen Reiſen ſchon beträchtlich verſchlimmert hat.

Wenn alſo der Termin Ihrer Abreiſe auf den zwölften unwiderruflich feſtgeſetzt iſt, oder wenn Ihre Gründe, warum Sie auf dem Landtage nicht erſcheinen wollen, keine Einſchränkung leiden; ſo ſehe ich, daß ich die Hoffnung aufgeben muß, mich mit Ihnen an einem Orte zu vereinigen. Es thut mir dieß um ſo viel weher, weil mir niemand dafür ſteht, ob ich nicht dieſes Vergnügens auf immer beraubt ſeyn werde. Denn wenn ich einmahl wieder in meine Zelle, am äußerſten Winkel von Deutſchland, gekrochen ſeyn werde; wer weiß, ob ich ſie jemahls wieder werde verlaſſen können? Dieſer hypochondreiſche Gedanke kömmt mir jetzt beſonders deßwegen ein, weil ich meine körperlichen Uibel durch die etwas unordentliche Lebensart, die ich führe, und durch die Ermüdungen, welche das Reiſen und ſelbſt gehäufte geſellſchaftliche Zerſtreuungen verurſachen, verſchlimmert fühle.

Ich hoffe wenigſtens, daß, da ich Sie auf dieſer Reiſe nicht ſehen ſollte, ſie der Zeitpunct ſeyn wird, von welcher ein Briefwechſel unter uns angeht, der auch in der Entfernung unſre Verbindung unterhalten, und uns die Freuden des Umgangs einiger Maßen erſetzen kann.

Ich erwarte mit großem Verlangen noch das Ultimatum von Ihnen. Zwar um eines einzigen Tages willen wollte ich weder Sie aufhalten, noch ſelbſt die Reiſe zu Ihnen unternehmen. Denn es kömmt uns beyden nicht darauf an, einander zu ſehen, ſondern uns einander mitzutheilen. Dazu nun gehört Muße und Ruhe. Geſchäfte kann man in der Eile und mit Haſt abmachen: aber die Geiſtesunterhaltungen wollen abgewartet ſeyn, und können nicht auf Tag und Stunde zum voraus beſtimmt werden.

Es thut mir für meinen Freund Manſo leid, daß, da er eben jetzt in Gotha iſt, er vielleicht eben ſo, wie ich, ſeine Abſicht, mit Ihnen näher bekannt zu werden, verfehlen wird.

Dergleichen Fehlſchlagungen machen am Ende das Reiſen unangenehm, wiewohl es auch in dieſer Abſicht ein gutes Bild des menſchlichen Lebens überhaupt, und eine Gelegenheit zu Uibungen ſeyn kann, die für unſre Gemüthsruhe im Ganzen nützlich ſind.

Es wäre mir wohl ſehr angenehm, zu wiſſen, wie Sie Ihre Tage in Altenburg zugebracht haben, um mich in Gedanken beſſer in Ihre Geſellſchaft verſetzen zu können. Aber von wem könnte ich, unter den jetzigen Zerſtreuungen, die der herannahende Landtag veranlaßt, eine ſo ausführliche Erzählung erwarten? Alſo will ich mich damit begnügen, zu wiſſen, daß Sie bey Ihren Geſprächen auch zuweilen an mich werden gedacht haben, — und daß die Geſinnungen der Freundſchaft, die wir einander nicht mündlich haben bezeugen können, doch wirklich in unſern Herzen ſind.

5.

Stötteritz, den 22. Sept. 1792.

Die Geſtirne haben ſich, glaube ich, mit eingemiſcht, uns unſre Zuſammenkunft zu erſchweren. — Alſo muß man, als ein vernünftiger Mann, ſich beruhigen, und zufrieden ſeyn, daß es noch andre Mittel der Mittheilung unter den Menſchen gibt, als die mündliche Unterredung. Aber wahr iſt es, zu keiner Zeit wäre mir Ihre Gegenwart erwünſchter geweſen, als in dieſem Landtage. Ihr Herr Bruder konnte dießmahl nicht mir zugehören; ſeine Zeit war beſetzt, und ſein Kopf mit mannigfaltigen Gegenſtänden angefüllt. Ihre Frau Schwägerinn hatte noch wichtigere Geſchäfte. Es gab keine kleineren Kreiſe von Geſellſchaft, und es war nur zwiſchen dem Getümmel und der Einſamkeit zu wählen. — Wie viel beſſer hätte ich das Schauſpiel des Hofes genoſſen, wenn ich einen unbeſchäftigten, philoſophiſchen Freund zu meiner Seite gehabt hätte, dem, in den Stunden der Muße, ich meine Eindrücke und Bemerkungen hätte mittheilen können, und von dem ſie wären berichtiget worden.

Ich bin indeſſen Ihnen dadurch etwas näher gekommen, daß ich zwey Ihrer liebenswürdigen Töchter geſehen habe; zwey anmuthige, jugendliche Geſchöpfe, die allenthalben, wo ſie hinkommen, ſchon dadurch das Vergnügen verbreiten, weil man ihnen anſieht, daß ihnen in der Welt wohl iſt.

Unter den übrigen neuen Bekanntſchaften, die ich dießmahl in Altenburg gemacht habe, hat mich ohne Zweifel der Chevalier Boufflers am meiſten intereſſirt. Schon ſeine Schickſale und der Muth, mit welchem er das Unglück erträgt, würden den Mann achtungswerth machen, wenn er auch von weniger ausgezeichneten Talenten wäre. Er hat viel erfahren, hat darüber gedacht, und iſt im Stande, ſeine Gedanken ſehr glücklich auszudrücken. Er iſt dabey wahrer Hofmann, in dem beſten Sinne des Worts. Er iſt aufmerkſam auf die Vergnügen und Wünſche deſſen, mit dem er umgeht, ohne das Anſehen davon zu haben; bemerkt in dem, was jener ſagt, jede gute Idee, und hebt ſie noch oft durch ſeinen Ausdruck, indem er ſie wiederhohlt; bemächtigt ſich nie des Geſpräches, und läßt es nie fallen; handelt wichtige Gegenſtände mit Verſtande ab, und ſcheint auch mit dem unbedeutendſten Geſpräche zufrieden, in welchem er doch, von Zeit zu Zeit, durch einen glücklichen Einfall etwas mehr Geiſt und Intereſſe zu bringen weiß. Aber ich begreiſe kaum, wie der Mann ſo unthätig das Schickſal ſeines Vaterlandes abwarten kann, ohne auf irgend eine Weiſe daran Theil zu nehmen. Ohne Zweifel iſt er mit beyden Partheyen unzufrieden, vielleicht auch beyden verdächtig. Indeſſen iſt die Rolle, die er jetzt ſpielt, ſo traurig, daß ich wohl aus Achtung für ihn wünſche, daß die Umſtände, die ihn dazu nöthigen, ſich ändern mögen.

Den Herzog habe ich mit ſeiner alten gewohnten Güte wieder geſehen. Ob ihm gleich die Lebensart, welche er in Altenburg führen muß, nicht gefällt, ſo unterwirft er ſich doch allem, was die Repreſentation oder was Höflichkeit und Güte von ihm fodern, mit der beſten Art, und ſelbſt mit der heiterſten Laune von der Welt. Er ſtellt jedermann zufrieden, und wird daher wahrſcheinlich auch ſelbſt zufrieden ſeyn. —

Wie ungerne vermißte ich in dieſem Zirkel den Prinzen Auguſt, und wie viel weher that es mir, daß ſeine Schwächlichkeit, wie ich hörte, die Urſache ſeiner Abweſenheit war! Sie haben mir durch den Auftrag, den Sie mir in des Prinzen Nahmen gegeben haben, mein Urtheil über den Aeneſidemus zu ſchreiben, zu einer ſehr guten Lektüre früher verholfen, [illegible] würde gemacht haben. Ich habe ihn jetzt geleſen, und ich geſtehe, daß ich ihn unter den Gegnern der Kantiſchen und Reinholdiſchen Philoſophie für einen der wichtigſten halte. Er hat (welches in dieſem Theile der Philoſophie immer das wichtigſte Verdienſt iſt), eine große Gabe der Deutlichkeit, und entwickelt das Syſtem ſeiner Gegner, ehe er es beſtreitet, in kurzem ſo gut, als wenige von deſſen Anhängern gethan haben. Eben ſo treffend und deutlich iſt die Auseinanderſetzung von dem Humiſchen Scepticismus; und ſchon dieß bringt ein gewiſſes Licht in dieſe Unterſuchung, daß er Hume's und Kants Ideen einander entgegenſtellt, da jene zu dieſen augenſcheinlich die Veranlaſſung gegeben haben. Ich wollte nur, daß er ſich mehr auf Kants Hauptwerk, als auf Reinholds Elementar-Philoſophie, eingelaſſen hätte. Durch dieſe verführt, hat er mehr Zeit auf die Entwickelung gewiſſer Subtilitäten wenden müſſen, als ſie verdienen, und hat dafür mehrere wichtige Puncte des Kantiſchen Syſtems, welche die Beleuchtung eines ſolchen Mannes wohl verdient hätten, entweder übergehen, oder nur kurz berühren müſſen. Ein Paar Lieblings-Ideen hat er auch zu oft wiederhohlt: wie z. B. die, daß, wenn Kants und Reinholds Meinung nur dieſe ſey, daß man ſich die Dinge, wovon ſie reden, nach der Natur unſers Geiſtes, ſo vorſtellen müſſe, dadurch für die Wahrheit der Sätze ſelbſt nichts gewonnen ſey. Auch ſind bey weitem nicht alle die Einwendungen, die Aeneſidemus macht, neu und ihm eigen: vielleicht die wenigſten: aber ihre Zuſammenſtellung und ihre Darſtellung macht den Werth davon aus.

Unter dieſen ſchon mehrmahls gemachten, aber hier wohl entwickelten, Einwürfen iſt einer ganz evident, gegen den ſich nichts als Sophiſtereyen antworten laſſen. Kannt hat nähmlich die beyden Begriffe Exiſtenz und Cauſſalität (oder Urſache und Wirkung) unter diejenigen gerechnet, die der Verſtand aus ſich ſelbſt zieht, und auf die ſinnlichen Erſcheinungen nur anwendet, um dieſelben ſeiner Faſſungskraft gemäß zu bilden, und ſie zu ordnen, welche aber gar keinen Sinn mehr haben, wenn ſie auf etwas anders, als auf Erſcheinungen, — wenn ſie auf die Dinge an ſich angewandt werden. — Dem zufolge alſo ſollte es niemanden erlaubt ſeyn, weder von dem Daſeyn dieſer Dinge zu reden, noch zu behaupten, daß ſie die Urſachen von etwas ſeyn können. Denn in dieſem Falle werden ja augenſcheinlich die genannten Begriffe, Exiſtenz und Cauſſalität, auf Dinge an ſich angewandt, und alſo, nach Kants Grundſätzen, ganz wider ihre Beſtimmung und auſſerhalb ihrer Sphäre gebraucht. Nun hat aber Kant beydes gethan. Er redet auf allen Seiten ſeines Buchs von den Dingen an ſich, als wirklich exiſtirenden; er ſagt unzählige Mahle, daß dieſe Dinge die Urſachen der Eindrücke auf unſere Sinnen ſind, woraus der Stoff zu unſern Vorſtellungen entſteht. — Dieſer Widerſpruch alſo in **Kants Syſtem iſt in die Augen fallend und unläugbar.**

Uibrigens gefällt Aeneſidemos auch noch durch die Mäßigung und Kälte, mit der er ſtreitet, — und durch die Gerechtigkeit, welche er im Uibrigen ſeinen Gegnern widerfahren läßt; und Kant ſelbſt, wie ich nicht zweifle, wird ſich freuen, Denker von der Art durch ſeine Schriften erweckt zu haben.

Ich bin im Begriffe, mich wieder weiter von Ihnen zu entfernen: aber ich hoffe zuverſichtlich, daß unſre Gemüther immer vereinigt bleiben werden. Wo ich auch immer in der Welt bin, da lebt gewiß von Ihnen ꝛc.

6.

Breslau, den [illegible]. April 179[illegible].

Auf etwas Gutes iſt nicht zu lange gewartet. Ein ſo freundſchaftlicher und ein ſo ausführlicher Brief hält mich für ein langes Stillſchweigen ſchadlos. — Da er aus einem Orte geſchrieben iſt, den ich kenne, und aus der Mitte einer Geſellſchaft, in der mir ſelbſt wohl geweſen iſt: ſo thut er um deſto mehr die Wirkung, welche ein Brief thun ſoll, mich in die Geſellſchaft meines Freundes zu verſetzen. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich jetzt in Altenburg ſeyn könnte! Jetzt iſt Ihr Herr Bruder ruhig, und kann ſich ſeinen Freunden widmen, — welches ihm voriges Jahr ſeine Geſchäfte nicht erlaubten. Sie ſind bey ihm. Seine beyden Schwäger vermehren die häusliche Geſellſchaft. Wenn ich mir vorſtelle, daß ich eine von den kleinen Stuben neben Ihnen bewohnte, und ſo, wie Sie, meine Morgen dort der Lektüre, oder kleinen Arbeiten widmete (die ich doch wohl manchmahl unterbrechen würde, um meinen Nachbar aufzuſuchen); — und daß ich dann, von Mittage an, den Reſt des Tages in dem Kreiſe der oben genannten Geſellſchaft vielleicht mit einigen ab- und zugehenden Fremden zubrächte, wie angenehm ſchmeichelt dieſes Bild meiner Einbildungskraft! Man wünſcht ſich in der gegenwärtigen Zeit um deſto mehr unter denkenden Freunden zu ſeyn, je mehr Stoff die Begebenheiten zum Nachdenken geben, und je mehrere Seiten ſie haben, von denen ſie ſich beurtheilen laſſen. Alle Augenblicke verändern ſich die Auftritte, und jeder hat etwas auffallendes. Ich bin z. B. durch die erſte Declaration des Prinzen von Coburg an die Franzöſiſche Nation eben ſo ſehr, als durch irgend etwas, frappirt worden. Er ſcheint mir zuerſt darin mehr die Sprache eines Souveräns, der ſeine eigne, als eines Feldherrn, der eine fremde Armee anführt, zu reden. — Er verſichert feyerlichſt, daß er nicht nach Frankreich gehe, um die mindeſte Eroberung zu machen: und doch glaubt alle Welt, daß die Eroberung einiger Franzöſiſchen Provinzen die Abſicht des Oeſterreichiſchen Hofes ſey; und daß nur die Antwartſchaft auf dieſe ihn bey der Vergrößerung ſeiner Rivalen ſo gleichgültig gemacht habe. — Ferner, ſo viel wir wiſſen, ſind die verbündeten Mächte eben ſo ſehr wider die erſte Conſtitution, als wider die folgende. Wenigſtens haben ſie la Fayette, der derſelben ſtandhaft angehangen hat, und ſelbſt als Miturheber davon angeſehen werden kann, wie einen Verbrecher behandelt. — Und doch declarirt der Prinz von Coburg, daß er nach Frankreich gehe, um dieſe erſte Conſtitution wieder herzuſtellen. — Die Declaration des Prinzen von Coburg iſt zwar durch das Mißlingen des Dumourierſchen Plans zugleich mit vernichtet worden: aber die Geſinnungen deſſelben ſind doch daraus klar; und ich weiß ſie nicht ganz mit den Geſinnungen der

Höfe

Höfe, denen er dient, zu reimen. Wie viele Aufſchlüſſe würden Sie und Ihr Herr Bruder mir nicht über manche Sachen geben können! — Dumourier ſcheint mir viele Qualitäten eines wirklich großen Mannes mit einigen eines Abenteurers zu vereinigen. — In ſeinem Schreiben an die Einwohner der vereinigten Niederlande hat er ſich einmahl zu eben dem ausſchweifenden Tone hinreißen laſſen, welcher die Jacobiniſchen Redner unterſcheidet. Die meiſten andern ſeiner Schriften und Reden hatten das Gepräge von Kraft, Wahrheit und Mäßigung. Auch in der verunglückten Declaration an ſeine Nation iſt Verſtand und moraliſches Gefühl, in einem ſoldatiſchen Style ausgedrückt. Aber ſein Benehmen bey dieſem Auftritte ſtimmt nicht mit der Klugheit ſeiner kriegeriſchen Operationen. Er eröffnet ſich den Commiſſarien viel zu frühzeitig und viel zu weit; er macht die Convention mit Coburg und iſt ſeiner Armee noch ſo wenig ſicher. — Von dem Innern von Frankreich wende ich meine Augen gerne weg. Denn etwas ſo tolles, als die jetzige Verfaſſung in Paris, hat die Welt noch nicht geſehen. Jeder Miniſter hat, wie ein bankerottirter und betriegeriſcher Kaufmann, dem die Gläubiger nur noch deßwegen die Freyheit laſſen, damit er ſeine Sachen in Ordnung bringe, einen Gerichtsdiener zur Seite, der ihn bewachen und bey dem erſten Verdachte des Entlaufens oder der Untreue arretiren ſoll. Iſt es möglich, daß ein nicht unſinniger Menſch hoffen kann, die Treue und Thätigkeit der Agenten des Staats dadurch zu erhalten, daß man ihnen, als der Untreue Verdächtigen, Wächter beygibt? Und wer wird dieſe Wächter bewachen? Hunderterley Ideen haben die Thorheiten der Franzoſen bey mir rege gemacht, die ich ſo gerne entwickeln möchte. Aber es iſt vergebliche Hoffnung, dieß in einem Briefe thun zu können. — Niemahls habe ich wahrer befunden, was der Cardinal von Retz von den Parlamentern ſagt: Que toutes les compagnies sont peuple. Vielleicht iſt dieß auch von keiner Nation ſo wahr, als von der Franzöſiſchen; und eben deßwegen ſchickte ſie ſich durchaus nicht zur demokratiſchen Form. Keine der drey Verſammlungen iſt aus ganz unfähigen Menſchen zuſammengeſetzt geweſen. Einzeln haben viele Glieder große Einſichten gezeigt; und, zuſammengenommen, haben ſie wie Wahnwitzige gehandelt. — Die Urſache iſt zum Theil, denke ich, daß die Geſellſchaft und das Zuſammenkommen Vieler die Leidenſchaften erhitzt, und die Neigung zum Extremen, die der Nation ohne dieß eigen iſt, befördert. Offenbare Gewaltthätigkeit und Furcht vor Gewaltthätigkeit hat freylich die Stimmen der Mäßigen und Klugen unterdrückt. Aber auch, ehe es zu ſolchen Gewaltthätigkeiten kam, hatten doch ſchon die Ausſchweifenden und Unbeſonnenen immer die Mehrheit auf ihrer Seite.

Ich kehre gerne von dieſen Scenen der Wildheit und der Unvernunft zu dem ruhigen Cabinet des Schriftſtellers zurück. Es iſt, glaube ich, allen guten Köpfen eigen, daß ihnen das, was ſie gemacht haben, wenn ſie es beſonders im Manuſcript wieder durchleſen, nicht gefällt. Sie müſſen ſich demohnerachtet hüten, ſich durch das Gefühl von Unvollkommenheit, dem ſie, bey einem gewiſſen ihnen vorſchwebenden Ideal von Schönheit, nie entgehen, zu allzu häufigen Aenderungen und Verbeſſerungen verleiten zu laſſen. Es können dadurch vielleicht Fehler weggewiſcht werden: aber gewiſſe Schönheiten des erſten Wurfs, die Deutlichkeit und Kraft, mit welcher ſich oft eine Idee dann darſtellt, wenn wir ſie zuerſt auffaſſen, gehen verloren. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß die freyen Gemählde, für welche Sie in Ihrem zweyten Theile Tadel fürchten, unanſtändig ſeyn ſollten. Dafür ſichert Sie Ihr guter Geſchmack; und an einen freyen Gang der Einbildungskraft in Gegenſtänden der Art hat uns Wieland ſchon gewöhnt. Doch im Allgemeinen läßt ſich nichts davon ſagen. Wäre ich bey Ihnen, ſo bäthe ich, daß Sie mir einige Stücke Ihrer Fortſetzung mittheilten, und dann würde ich Ihnen mein Urtheil mit der Freymüthigkeit eines Freundes ſagen. Jetzt kann ich Ihnen nur meinen Wunſch und den Wunſch Vieler ausdrücken, daß Sie die Herausgabe des neuen Theils nicht zu lange verſchieben mögen.

Die Schrift des Coadjutors iſt mir, auch ſelbſt dem Nahmen nach, noch nicht bekannt geweſen. Ich werde ſie mir aber zu verſchaffen ſuchen. — Ich wundre mich, daß ein Welt- und Geſchäfts-Mann in ſeiner Philoſophie ſo ſehr das Speculative liebt, und die moraliſchen und politiſchen Gegenſtände gemeiniglich bis an die Grenzen der Metaphyſik verfolgt, wo ſie ſich in Nebel hüllen.

Iſt es Herrn Weishaupts wirklicher Ernſt, die Unſterblichkeit der Seele unumſtößlich zu beweiſen? — Was nennt er unumſtößlich? — Er will von ſeinen Gründen überzeugt ſeyn: aber wenn er hofft, daß ſie für alle Andern überzeugend ſeyn werden, ſo müßte er weit weniger Philoſoph ſeyn, als ich glaube. Beweiſen im ſtrengſten Verſtande läßt ſich nichts, als die Sätze der Arithmetik und Geometrie. Alles andre kömmt aus Erfahrungen her. Und wo die fehlen, da ſind Analogien und Wahrſcheinlichkeiten, und weiter nichts. — Es gibt Menſchen, die beſſer reden, als ſchreiben, und deren Umgang mehr wahre Philoſophie verräth, als ihre Schriften. Ich glaube daß Herr Weishaupt einer von dieſen iſt. — Vor wenigen Tagen iſt er ſo gütig geweſen, mir eine neue Schrift von ſich, über Wahrheit und ſittliche Vollkommenheit, zuzuſchicken. Aber ich kann kein rechtes Intereſſe an ſeiner Art zu philoſophiren finden. Gleich anfangs mißfällt es mir, daß, da er von Gewißheit und Zweifel reden will, er die Lehre von den Zwecken hineinmiſcht. Wenn die Frage iſt, ob etwas wahr, und ob die Zweifel dagegen gegründet ſind: ſo würde es ſehr unſchicklich ſeyn, in der Antwort zu unterſuchen, ob die Zweifel zweckmäßig wären. — Sie ſind es freylich alsdann nicht, wenn an der Wahrheit ſelbſt nichts liegt, das heißt, dann muß man das Nachdenken über die Sache ganz aufgeben. Aber wenn man ſie einmahl des Nachdenkens werth hält: ſo iſt ein jeder nicht widerlegter Zweifel immer ein zweckmäßiger Zweifel. Leben Sie wohl, theuerſter Freund, und erfreuen Sie mich bald mit einem ähnlichen Briefe.

7.

Breslau, den 21. April 1794.

Warum will man dann zu Sachen, die man gerne thut, und die an ſich gut ſind, die aber nicht gerade auf dem Wege unſers Berufs oder unſrer Geſchäfte liegen, noch eine nähere Veranlaſſung haben? Dieß iſt beſonders der Fall mit Briefen an unſere Freunde, an die man lange nicht geſchrieben, und denen man auch nichts Nothwendiges zu melden hat. Man ſchiebt ſie, weil ſie an einem Tage ſo gut, als am andern, geſchrieben werden können, ſo lange auf, bis endlich der Faden der Unterhaltung zerriſſen iſt, und wirklich einige Schwierigkeit eintritt, ihn wieder anzuknüpfen. Glücklicher Weiſe erhalte ich jetzt eine ſolche Veranlaſſung, Ihnen zu ſchreiben, ehe wir uns noch einander fremd geworden ſind. Bey mir iſt wenigſtens die Erinnerung des Vergnügens, das mir der kurze Umgang mit Ihnen, und deſſen, welches mir einige Ihrer Briefe gemacht haben, noch ſo lebhaſt, daß es mir leicht wird, mit Ihnen, als mit einem alten Freunde, zu reden, deſſen Geſinnungen mir bekannt ſind, wenn ich auch nicht neue Verſicherungen davon erhalten habe.

Das Beßte und Angenehmſte, das ich von Ihnen weiß, und welches in der That vieles andre Gute in ſich ſchließt, iſt, daß Sie uns in dieſer Meſſe mit einigen Bändchen Ihrer Reiſe beſchenken werden. Dieß ſetzt voraus, daß Sie in der letzten Zeit geſund und heiter genug waren, um an einem Werke des Witzes und der Laune ziemlich fleißig zu arbeiten. Und was kann Ihnen alsdann, wenn Sie geſund ſind, zur Glückſeligkeit fehlen, da Sie einen ſo großen Stoff von Unterhaltung in ſich ſelbſt finden, und auch der Hülfsmittel nicht entbehren, ihn durch äußere Gegenſtände, durch Umgang und durch ſelbſtgewählte Geſchäfte zu vermehren? — Vielleicht ſchlage ich die Güter zu hoch an, die mir fehlen, um meine eigne Unzufriedenheit zu entſchuldigen. Aber mich dünkt, daß bey einem denkenden Kopfe und bey einem geſammelten Vorrathe von Kenntniſſen nichts, als Geſundheit, dazu gehört, um ſich über alle Zufälle des Lebens hinwegſetzen zu können. Wenigſtens kann der Menſch ſich alsdann leicht von den Dingen, die ihm Verdruß machen, in ſeinen Gedanken entfernen, und ſich durch die Poeſie oder die Meditation eine eigne Welt ſchaffen, in welcher alles noch mehr nach ſeinen Wünſchen geht, als in der gegenwärtigen. Aber wenn die Flügel des Geiſtes durch die Laſt der Materie beſchwert werden, oder gar gelähmt ſind: dann ſtrebt auch der denkende Mann umſonſt nach derjenigen Heiterkeit, auf welche er durch die Beſchaffenheit ſeines Innern einigen Anſpruch machen könnte.

Einiger Maßen iſt dieß mein Zuſtand. Ich brauche einen guten Theil meiner Kraft zur Ertragung des Uibels. Daher bleibt ſo wenig zu Hervorbringung des Guten übrig. Der Schaden an meinem Auge verſchlimmert ſich unmerklich; und die Schwäche des Körpers dauert fort. — Das iſt auch die Urſache, warum von meinen litterariſchen Arbeiten ſo wenig herauskömmt, ob ich gleich nach meiner Art nicht unfleißig bin. — Doch bey allem dem gibt es noch immer ſehr gute und glückliche Stunden. Die, in der ich dieſen Brief ſchreibe, gehört darunter. — Wäre ich nur mit mehr Männern Ihrer Art umgeben! Wenn nur etwas mehr Geſchmack an Literatur und Philoſophie in meiner Vaterſtadt verbreitet wäre! — Um doch auch das Gute, welches mein Leben verſüßt, nicht zu verkennen, ſo muß ich ſagen, daß ich nie das Vergnügen, welches die Wiſſenſchaften, beſonders die Geſchichte, gewähren, lebhafter, als jetzt, gefühlt habe. Dazu tragen auch die jetzigen Zeitumſtände bey, die zwar an ſich ſehr traurig ſind, aber einem doch über viele Begebenheiten der Vorwelt Aufſchlüſſe geben, und durch dieſe wieder aufgeklärt werden. Leben Sie wohl, und ſeyn Sie meiner aufrichtigſten Ergebenheit verſichert.

8.

Breſlau, den 7. Jul. 1794.

Ich habe es ſehr nöthig, daß ein ſo liebenswürdiger Mann mich verſichert, daß er mich liebt, um wieder einigen Werth in meinen eignen Augen zu bekommen. Ich bin dieſen Sommer in very low spirits. Iſt die äußerſte Hitze daran Schuld, die ich dießmahl in der Stadt und in einem der Sonne und den mephitiſchen Ausdünſtungen eines ſchlammigen Fluſſes ſehr ausgeſetzten Hauſe erduldet habe? oder iſt es der Kummer über den Schaden an meinem Auge, der nicht die mindeſte Hoffnung der Beſſerung, aber mehrere Ausſichten zur Verſchlimmerung gibt? eine Krankheit, die das Leben nicht abkürzt, aber es elend machen kann. Iſt wirklich eine Abnahme meiner geiſtigen Kräfte vorgegangen, oder iſt es nur Mangel einer klugen und fleißigen Benutzung derſelben? Genug, ich fühle mich äußerſt abgeſpannt, eben ſo unbedeutend und leer mit der Feder in der Hand, als im Umgange mit Menſchen; und da ich weder Familie, noch ein Amt habe, ſo komme ich mir zugleich als ein unbrauchbares und als ein verlaſſenes Glied der menſchlichen Geſellſchaft vor. Wenn dann in einer Zeit, wo dieſe Empfindungen oder Einbildungen die Oberhand haben, ein Mann von Ihrem Geſchmacke kömmt, und meine Schriften geiſtreich nennt; wenn ich höre, daß mein beſſeres Selbſt, das doch nicht ganz verloren gegangen ſeyn kann, im Stande geweſen iſt, Ihnen einige angenehme Stunden zu machen; wenn ich mich lebhafter durch ſolche Briefe, wie der Ihrige iſt, erinnere, welche braven Freunde ich noch in der Welt habe: dann werden gleich meine ſchlaffen Nerven etwas geſpannter; mit meinem Muthe kehrt meine Fähigkeit wieder zurück; und die Noth, welche mich drückt, ſchlägt mich weniger darnieder.

Verzeihen Sie mir nun ſchon, daß ich Ihnen nicht erlaube, der Unglücklichere unter uns beyden zu ſeyn. Wenn mein Freund Paczensky noch lebte, ſo würde er mich wieder, wie er oft that, an die beyden Blatter-Kinder erinnern, die neben einander lagen, und ſich mit einander ſchlugen, weil jedes das kränkſte ſeyn wollte. Es iſt ein böſer Streit, der Streit über den Vorzug, mehr Mitleiden zu verdienen. Aber er iſt Leidenden ſo natürlich, ich muß ihn ſchon noch ein wenig fortſetzen. Sie mögen mehr unangenehme Geſchäfte haben als ich: aber Sie haben doch Geſchäfte. Ihre Kinder mögen Ihnen zuweilen Kummer machen, noch öfter zärtliche Beſorgniſſe bey Ihnen erwecken: aber Sie haben doch Kinder, für welche Sie ſorgen, und an deren Wohl und Wehe Sie Theil nehmen können. Und gewiß, Sie haben auch liebenswürdige, die Ihnen Freude machen. — Es iſt wahr, Unglück-fälle und Verluſt ſind bitterer, wenn ſie außer uns die Perſonen mit treffen, die wir lieben, und die unſerm

Schutze und unſerer Fürſorge anempfohlen ſind. Aber dieſe Leere, die mit dem einſamen Leben des Ehe- und Familien-Loſen verbunden iſt, und die ich ſeit Paczensky's und meiner Mutter Tode ſo ſtark empfinde, iſt ſchlimmer, als Verdruß. — Und wenn dann noch bey einem Manne die glückliche Gabe des Dichters hinzukömmt, ſich aus der Lage, in welcher er wirklich iſt, in Gedanken in eine andre zu verſetzen, und ſich eine neue Welt zu ſchaffen, in welcher, wenn auch nicht Alles vortrefflich iſt, er doch angenehmer beſchäftigt iſt, als in der gegenwärtigen, wenn er das Talent beſitzt, Andre zu ergetzen: dann iſt er gewiß im Beſitze von Gütern, die vielen Uibeln die Wage halten.

Mag es immer ſeyn, daß die Stimmung Ihres Gemüths nicht immer ſo fröhlich iſt, als die, in welche Sie Ihre Leſer verſetzen. Aber in dem Augenblicke, da ein guter Mahler ein treffendes Bild mahlt, da ein Dichter entweder den Stoff ſeines Werks aufſammelt und zuſammenſetzt, oder ihn ausſchmückt, da ein Philoſoph Ideen zergliedert, in dieſem Augenblicke ſind dieſe Menſchen doch angenehm beſchäftigt, und von verdrießlichen Gedanken befreyt. Auch mein kleines Talent iſt bisher meine größte Schutzwehr gegen die Uibel des Lebens geweſen. Und nur, wenn ich anfange zu fürchten, daß auch dieß mit den Jahren vermindert werde, und mich endlich verlaſſen könnte, nur dann werde ich muthlos.

Das ſieht freylich ein wenig hypochondriſch aus, daß Sie mit Ihrer Reſidenzſtadt ſo ſehr unzufrieden ſind, in der doch ſo manche brave, geſchickte und artige Leute wohnen. Entweder iſt alſo Ihr Ideal, nach welchem Sie den Ort Ihres Aufenthalts geformt zu ſehen wünſchten, zu hoch: (denn wo würden Sie das erfüllt finden?) oder eine Schattirung von Melancholie färbt die Gegenſtände. Indeſſen den ſatyriſchen Köpfen iſt ein Bischen Mißlaune, wenn ſie nur nicht bis zum Mißmuthe geht, nicht ganz unnütz. Indem ſie die Thorheiten und Schwächen der Menſchen, welche Ihnen den geſelligen Zuſtand weniger angenehm machen, bemerken und ins Licht ſtellen, ſind ſie in der That ſchon dafür ſchadlos gehalten. Was hätten ſie auch ſonſt für Gegenſtände, woran ſie ihr Talent, das ergetzendſte von allen, üben könnten, wenn alle Menſchen klug und artig, mit einem Worte, liebenswürdig wären.

Einem kranken, ſchwachen Auge muß man die Gegenſtände, die es ſehen ſoll, recht nahe bringen: die Sinnlichkeit eines kalten Mannes kann man ſchon, ohne Gefahr, ein wenig in Bewegung ſetzen. Fürchten Sie alſo nicht, daß ich in dem Nackten Ihrer Gemählde für meine Perſon werde Aergerniß nehmen. Ich weiß doch zum voraus, daß Sie den Schleyer des Anſtändigen werden darüber geworfen haben, und daß, wenn Sie eine Zeit lang die Imagination ſchwelgen laſſen, Sie zuletzt doch den Verſtand und auch die Moralität befriedigen.

Aber die erwarteten neuen Theile Ihrer Reiſ bleiben noch immer aus. Dieſe Täuſchung gehört auch unter die unangenehmen Vorfälle dieſes Sommers. Des alten Guten, was ich noch nicht geleſen habe, iſt freylich viel. Aber die Neuheit hat doch eigne Reize; und beſonders dient ſie, die Seele aus einem gewiſſen Zuſtande der Apathie und der Schläfrigkeit zu erwecken.

Der Freund, den ich Ihnen jetzt zuſchicke, und der Ihnen dieſen Brief überreicht, wird gewiß nicht abreiſen, ehe Sie ihn geſprochen haben. — Sie kennen Manſo ſchon, und er braucht alſo meiner Empfehlung nicht. — — Wie gerne hätte ich ihn auf dieſer Reiſe begleitet! Doch davon konnte in dieſem Jahre nicht die Rede ſeyn. Ich entſage demohnerachtet noch nicht aller Hoffnung, in Ihre Gegenden zu kommen. Sie ſchmeicheln mir mit der, daß Sie unſer Schleſien beſuchen werden. Welche unerwartete Freude wäre das! aber ich verlaſſe mich noch nicht ganz darauf. Darauf hingegen verlaſſe ich mich, daß Sie mir gewogen bleiben, und diejenigen Geſinnungen gegen mich behalten werden, bey welchen Freunde, die ſich noch ſo lange nicht geſehen haben, doch immer einander nahe und zum vertrauten Umgange, ſobald die Gelegenheit ſich darbiethet, aufgelegt bleiben. —

9.

Breslau, den 20. April. 1796.

Nach einem langen traurigen Stillſchweigen, das mich von allen meinen Freunden getrennt hat, kann ich wieder einmahl einen kleinen Zeitraum dem Briefwechſel mit denſelben widmen. Und wie könnte ich, wenn es mir einmahl wieder etwas leichter wird, die Feder zu führen, unterlaſſen, an einen Mann zu ſchreiben, deſſen Umgang, ſo kurze Zeit ich ihn auch genoß, mir doch eine der angenehmſten Erinnerungen zurückgelaſſen hat, und deſſen Briefe, ſo wie ſeine Schriften, mich immer ausnehmend vergnügt haben? — Ich hoffe, in dieſem Jahre wenigſtens diejenige Verbindung mit Ihnen zu erneuern, in die ein Leſer mit einem geiſtreichen Schriftſteller tritt: aber ich ſehe, wenn ich wenigſtens aus dem Meßverzeichniſſe ſchlieſſen ſoll, meine Erwartung getäuſcht. Um deſto nothwendiger finde ich es, mich an Sie ſelbſt zu wenden, und wenn ich nicht das Vergnügen haben ſoll, ein Buch von Ihnen zu leſen, mir wenigſtens einen kleinen Brief von Ihnen zu verſchaffen. Zwar bringe ich Ihnen, was Sie vielleicht nicht erwarteten, ein ganzes Paar Bücher zur Meſſe. Aber außerdem, daß ich nicht weiß, ob der Inhalt dieſer alten und neuen Aufſätze auch anziehend genug für Sie ſeyn wird, um Sie zum Durchleſen derſelben zu bewegen, und Sie alſo wenigſtens mit

Ihren Gedanken mir etwas näher zu bringen: ſo erführe ich auch bey dieſer Art geiſtiger Zuſammenkunft nichts von Ihnen; und ich müßte bloß, ohne irgend einen ſichern Beweis zu haben, mir ſelbſt ſchmeicheln, daß Sie, bey dieſer erneuerten Bekanntſchaft mit mir, mich wieder Ihrer Freundſchaft und Ihrer Achtung werth gefunden hätten. Alſo beydes, das Intereſſe eines Schriftſtellers und das Intereſſe eines Freundes, iſt es, was mich bewegt, an Sie zu ſchreiben. Ich wünſchte allerdings Ihr Urtheil über meine neuen Produkte zu wiſſen; Ihr Beyfall würde ganz gewiß mich ſehr ermuntern, und Ihre Kritik würde mich belehren. Aber ich wünſchte noch weit mehr ein Zeichen Ihrer perſönlichen Freundſchaft und Ihres Andenkens zu empfangen; ich wünſchte zu wiſſen, wie Sie leben, und diejenigen vertraulichen Mittheilungen zu erhalten, die, wenn ſie von Perſonen kommen, welche wir ſchätzen, uns noch mehr werth ſind, als die Mittheilungen von Witz und Kenntniſſen, die wir mit dem ganzen Publikum gemein haben. Ich würde, um Ihnen zu zeigen, was ich mir in einem Briefe von Ihnen wünſche, eine recht ausführliche Schilderung von meinem Zuſtande machen, wenn ich Ihnen nicht bloß unangenehme, traurige Sachen von mir zu erzählen hätte, die überdieß, weil ſie faſt bloß den Körper betreffen, ſelbſt in den ſympathetiſchen Gefühlen, welche ſie erregen, unangenehm ſind. Ich habe in der That viel gelitten, ich bin in noch größern Beſorgniſſen geweſen; weder die Unannehmlichkeiten, noch die Beſorgniſſe ſind zu Ende. Aber es iſt ein Stillſtand von beyden ſeit einiger Zeit. Ich werde eines an ſich unangenehmen Zuſtandes mehr gewohnt. Ich fange an, meinen Willen in alle die Beraubungen zu geben, welche mir mein Uibel auflegt, — und an der Einſamkeit und Einſchränkung, in der ich lebe, ſelbſt zuweilen Geſchmack zu finden. Dazu trägt eben dieß viel bey, daß ich mein geſundes Auge wieder etwas beſſer, als zuvor, brauchen kann; daß ich mehr zu leſen und zu ſchreiben im Stande bin; daß ich meine geiſtigen Kräfte nicht in dem Maße, als meine körperlichen, geſchwächt fühle; und daß ich alſo zuweilen über meinen Büchern oder meinen Meditationen meiner ſelbſt vergeſſen kann. Dieſer Zuſtand währt freylich nicht lange, und ich werde bald auf eine unangenehme Weiſe in die wirkliche Welt und in die Gegenwart zurückgerufen.

Eben in dieſen Tagen, während deren ich dieſen Brief ſchreibe, hat mein ſehr veränderliches Uibel ſich wieder verſchlimmert, und ich muß eilen, um Ihnen doch auch noch etwas von dem Angenehmen meiner Lage und meiner Beſchäftigungen mittheilen zu können; — Sachen, woran ich meine Freunde lieber, als an meinen Schmerzen Theil nehmen laſſe. Ich könnte ſie alle unter zwey Artikel zuſammenfaſſen, — Freundſchaft und die Wiſſenſchaften. Von Verwandten gänzlich entblößt, und von dem Umgange mit der Welt ausgeſchloſſen, werde ich doch in meiner Einſamkeit noch von einigen mir werthen Perſonen aufgeſucht, die entweder durch alte Verbindungen mit mir zuſammenhängen, oder durch die Gleichheit der Neigungen, des Geſchmacks und der Beſchäftigungen an mich gezogen werden. — Nach dieſen Freunden ſind es alſo Bücher vornehmlich, welche mein Leben noch angenehm machen. Gotter z. B. hat mir durch ſeine Vaſthi und Eſther einige vergnügte Tage gemacht. Ob ich gleich die Vereinigung des Antiken und Modernen in einem Werke, das zwar ſatyriſch, aber doch nicht durchaus komiſch iſt, nicht billige: ſo ſind doch allerliebſte Stellen, treffende Schilderungen, feine Beobachtungen über das Welt- und Hofleben, und glückliche Verſe darin. Der Auftritt des Ahasverus mit ſeinem Griechiſchen Arzte erinnert an den zwiſchen Friedrich dem Zweyten und Zimmermann. — Alle dieſe Unterredungen des kranken Königs haben viel Laune und Geiſt. Nur iſt beynahe die Haupthandlung zu tragiſch, die Mordſcene, die Haman vorbereitet, zu ſchrecklich, um ſich mit der komiſchen Behandlung andrer Scenen recht zu vertragen.

Was ſagen Sie zu Meiſters Lehrjahren? Mich dünkt, man kann ſagen, daß Göthe der Regel des Horaz treu geblieben iſt, ex fumo fulgor. Der Eingang der Geſchichte ſchreckt beynahe von der Leſung ab: ſo wenig Intereſſe hat die Marionettenbühne. Ich wundere mich, da Meiſter ſeine Geliebte über der Erzählung einſchlafen ſah, daß Göthe nicht von ſei-

ſeinen Leſern etwas ähnliches erwartete. Aber Göthe bekümmert ſich nicht um ſeine Leſer, er ſchreibt und dichtet nur zu ſeinem Zeitvertreibe. Aber freylich, da er ein Mann von Genie iſt, ſo kann man nicht lange in ſeiner Geſellſchaft ſeyn, ohne von Strahlen desſelben erleuchtet oder erwärmt zu werden. — In der That hätte ich von dem Manne, der die Welt im Großen und in mehrern Ländern kennt, gewünſcht, daß er ſeinen Pinſel nicht bloß an der Portraitirung von Schauſpielern und Schauſpieler-Gruppen geübt hätte, die ſchon von ſo vielen poetiſchen Mahlern ſind abgebildet worden. Aber da er einmahl dieſes Sujet wählte, ſo konnte er uns doch auch nicht durch feinere, gründlichere Bemerkungen über die Kunſt des Dramatiſten und über die des Schauſpielers ſchadlos halten, als die ſind, welche er gelegentlich gibt. Mehrere Charaktere ſind ſehr intereſſant, obgleich ſonderbar und unerklärlich: aber hauptſächlich iſt es die Philoſophie, die in dem Buche verſtreut iſt, die den Werth desſelben ausmacht. — Und nun muß ich abbrechen; Sie bitten, mich allen Gliedern Ihrer Familie, beſonders Ihren liebenswürdigen Töchtern, zu empfehlen, und ſich mit Freundſchaft meiner zuweilen zu erinnern

---

II.

Anhang
zweyer Briefe
von Garve
an
Lavater.

1.

Schleſwig, den 15. Jun. 1784.

Daß Sie meinen Brief und mein Buch auf eine ſo freundſchaftliche Weiſe aufgenommen haben, als Ihre Antwort mich verſichert, iſt mir ſehr angenehm geweſen; und ich ſehe die Verbindung, in die ich dadurch mit Ihnen zu kommen hoffe, als eine Belohnung meiner Arbeit an. Möchte doch das Urtheil, das Sie jezt davon fällen, nachdem Sie wahrſcheinlich das Ganze geendigt haben, dem erſten günſtigen Eindrucke gemäß ſeyn! Nicht, daß es mich bey Ihnen als einen Menſchen von höhern Talenten charakteriſiren ſoll: das bin ich nicht; was die Natur mir von Gaben gegeben hat, iſt durch lange Kränklichkeit geſchwächt worden; — hat wenigſtens nicht durch alle die Kenntniſſe unterſtützt werden können, ohne welche das Nachdenken unfruchtbar iſt. Aber ich wünſche, daß Sie aus meinem Buche ſchließen mögen, der Autor müſſe Eigenſchaften haben, welche ihn Ihrer Freundſchaft werth machen. Die einzige Art von Ehre, die ich für ein wahres Gut halte, iſt die, welche den Weg zur Liebe bahnt, und gerade dieſe erhalten Schriftſteller (bey uns wenigſtens) ſeltner, als die in jedem andern Fache fürs Publikum Arbeitenden. — Ihnen traue ich zu, daß Sie wahre Empfindungen und eigne Uiberzeugungen von bloß zur Schau ausgeſtellten Theorien unterſcheiden, und nach Maßgebung, als jene Ihnen gefallen, auch den Mann lieben, nicht bloß den Schriftſteller loben werden.

Die Bemerkung iſt richtig, welche Sie über eine Stelle aus demjenigen Theile meines Buches machen, den Sie damahls geleſen hatten. Wenn man ſich recht genau ausdrücken will, ſollen ſittliches Gefühl und Gewiſſen von einander unterſchieden werden. Jenes iſt der Eindruck, den das Recht und Unrecht im Allgemeinen und allenthalben auf uns macht; dieſes iſt die Beurtheilung einzelner und unſerer Handlungen. Aber ich begreiſe nicht vollkommen, worauf Sie zielen, wenn Sie ſagen, daß aus der Vermiſchung beyder Sachen peinlicher Irrthum entſtehen könne.

Sie ſetzen hinzu, daß das Gewiſſen Ahndung der Folgen meiner Handlungen, das böſe die Erwartung peinlicher, beſonders beſchämender Folgen meiner aufgedeckten böſen Geſinnungen, das gute die Erwartung der Ehre für rechtſchaffne Geſinnungen ſey. — Mir hingegen kömmt vor: Gewiſſen ſey immer nur Urtheil über die Handlungen. Ahndung der Folgen iſt eine natürliche Wirkung dieſes Urtheils: ſie iſt aber verſchieden, nachdem man überhaupt von den Folgen der Handlungen verſchiedene Ideen hat. Derjenige, welcher glaubt, daß alle Strafen zur Beſſerung abzielen, hingegen es ſchon gegenwärtig für ein großes Unglück hält, moraliſch böſe zu ſeyn, wird bey den Beurtheilungen ſeiner Handlungen weniger gerührt werden von dem, was in der Zukunft daraus entſtehen wird, als von dem, was ſie ſchon jetzt bey ihm anzeigen. Am wenigſten glaube ich, daß die Furcht vor der künftigen Beſchämung bey allen gewiſſenhaften Menſchen den vornehmſten Eindruck ausmache, die er bey Wahrnehmung einer Immoralität bey ſich empfindet. Ich geſtehe Ihnen wenigſtens aufrichtig, daß bey mir dieſe Idee niemahls hat haften wollen. Ich habe mich ſogar bemüht, weil ich geſehen habe, daß viele fromme Perſonen darüber ſo, wie Sie, denken, das Bild davon in meiner Imagination recht auszumahlen. Ich bin mir allerdings mancher ſchlechten Gedanken und Geſinnungen bewußt, die niemand weiß, mancher unlautern Bewegungsgründe, wo Andere mir gute zuſchreiben; ich habe auch Urſache zu glauben, daß ich mich in vielen Stücken doch noch für beſſer halte, als ich bin. Aber wenn ich mir nun noch ſo lebhaft vorgeſtellt habe, daß dieſes alles, auch in Gegenwart der Perſonen, an deren Achtung mir am meiſten gelegen iſt, ſolle entdeckt und bekannt gemacht werden, ſo habe ich es doch nie dahin bringen können, die geringſte Unruhe darüber bey mir zu erregen. Erſtlich Ehre und Schande, und alles, was dahin gehört, ſcheint mir ſo ſehr an das gegenwärtige Syſtem der Dinge geknüpft, daß, wenn ich mir dieſes als aufgehoben vorſtelle, ich mir bey jenem Begriffe nichts recht Beſtimmtes mehr denken kann. Zweytens, wenn allen Menſchen ihre Fehler aufgedeckt werden, ſo wird keiner davon beſchämt werden: denn der Vorzug, den alsdann einer vor dem andern erhalten wird, wird zu geringe ſeyn, um ſich über ihn zu erheben; und weil der Erhabnere auch der Beſſere iſt, ſo wird er ſeinen Vorzug den andern nicht auf eine kränkende Weiſe fühlen laſſen. Endlich, ich geſtehe es aufrichtig, iſt aus jenen Bildern, wenn ſie zu lebhaft in mir geworden ſind, mehr Freude als Unruhe in mir entſtanden. Ich habe dieſes an einer Stelle im zweyten Theile geſagt. Wenn ein ſchadenfroher oder ein ſtolzer Menſch, wenn ein Feind oder ein Rival einen verborgenen Fehler von mir entdeckt, das thut mir wehe: denn das erniedrigt mich in ſeinen Augen, und er hat nun ein Mittel mehr in den Händen, mir Schaden zu thun. —

Wenn mein Freund ſo viele Fehler an mir entdeckte, daß er aufhörte mich zu lieben, das würde mir abermahls ſehr wehe thun: denn der würde mich nun verlaſſen, und nicht weiter an meiner Beſſerung und Glückſeligkeit arbeiten. Aber wenn das höchſte Weſen mich würdigte, mir zu entdecken, wie es mich immer gekannt hat, ſo würde ich erſtlich nicht erſchrecken dürfen, daß eine Veränderung der Geſinnungen in ihm vorginge. Gott entdeckt keine neuen Fehler in mir: aber ich erfahre ſie vollſtändig, genau und zuverläßig. Welcher erſtaunliche Schritt iſt das zu meiner Beſſerung! Alles mein Nachdenken hat auf dieſen Zweck gearbeitet, und mich nie dahin bringen können. Welche Aufſchlüſſe in der Kenntniß meiner Natur muß ich bekommen, wenn mir nun ein Maßſtab für meinen moraliſchen Werth, der mir immer gefehlt hat, gegeben wird. Mögen doch nun alle andre Menſchen wiſſen, wie ſchlecht ich bin; ich werde nun zuverläßig beſſer werden. Ich werde ganz andre Fortſchritte in Vollkommenheiten machen, wenn ich nur einmahl weiß, woran es lag, daß es damit nicht fort wollte. Die Liebe Gottes begleitet ſein Geſchöpf von dem Anfange ſeiner Exiſtenz bis zum Ende derſelben. Er wird nicht, wie der Freund, der ſeine Verblendung einſah, ſich von mir trennen, nicht, wie der Feind, der eine verborgne Schwäche fand, wo er mich angreifen konnte, nun gegen mich arbeiten. Er wird die immerwährende Wirkſamkeit, mich glückſelig zu machen, nur auf eine andre Weiſe fortſetzen. Wenigſtens, wenn meine Unvollkommenheit ſo groß iſt, daß ich durch ſie Schmerzen leiden muß, ſo werde ich durch ſie ſelbſt, und nicht durch die Meinung Andrer von derſelben leiden. — Das ſind meine Gedanken, um derentwillen ich unmöglich annehmen kann, daß das Gewiſſen vornehmlich in der Ahndung der, böſen Handlungen und Geſinnungen bevorſtehenden, künftigen *Beſchämung* beſtehe.

Ich habe mich unrecht oder wenigſtens nicht ganz deutlich ausgedrückt, wenn ich geſagt habe, daß mir manche Stellen in Ihren Schriften nicht verſtändlich ſind. Es werden ſehr wenige ſeyn, in welchen ich nicht einen gewiſſen Sinn finde; ich ſchmeichle mir auch bey den meiſten, mich einiger Maßen in den Geſichtspunct verſetzen zu können, in welchem Sie die Sache anſehen. Aber wenn es mir nicht gelingt, in demſelben diejenige Richtigkeit zu entdecken, von welcher Sie lebhaft frappirt ſcheinen; wenn ich den Sinn, den ich in einer Stelle gebe, nicht mit dem übrigen Gedanken-Syſtem zuſammen zu reimen weiß, welches ich bey Ihnen vorausſetzen kann: dann glaube ich, ich verſtehe Sie nicht. Ich vermuthe nähmlich, daß noch Begriffe oder wenigſtens dunkle Ahndungen in Ihrer Seele zurück ſind, die Sie nicht mittheilen, die ich in der meinigen nicht erwecken kann, und durch welche jene Aeußerungen gleichſam vorbereitet werden. — Vieles in Ihren Schriften ſcheint auf ein Syſtem hinzuweiſen, welches Sie nirgends vollſtändig entwickelt haben.

Ich kann ein Beyſpiel von ſolchen Stellen, die ich nicht ganz verſtehe, aus Ihrem Briefe ſelbſt hernehmen. Sie reden von einem Werke, in welchem Sie hoffen, alle gemeinnützigen Wahrheiten bis zur Intuition identiſcher Sätze gewiß zu machen. Hier denken Sie ſich ohne Zweifel noch Begriffe oder Einſchränkungen hinzu, die ich nicht weiß: denn nach dem buchſtäblichen Wortverſtande ſcheint mir das, was Sie ſich vornehmen, durchaus unmöglich zu ſeyn. — Unendlich viele praktiſch brauchbare Sätze, moraliſche, politiſche u. ſ. w. ſind aus Erfahrungen abſtrahirt, die nie vollſtändig erſchöpft werden können, deren Vollſtändigkeit man nie beweiſen kann, gegen welche auch immer Ausnahmen vorhanden ſind. Viele andre, als die religiöſen, beziehen ſich auf ſo große Ganze, von denen wir nur einen Theil, und auch den nicht genau, kennen. Wenn wir nun doch von dieſem Ganzen nach einem kleinen, nie vollkommen erkannten Theile urtheilen, daraus auf ſeine Entſtehung, auf ſeinen Urheber ſchließen, wie kann eine andre Gewißheit dabey Statt finden, als die auf der Analogie beruht, und die von der Anſchauung weſentlich verſchieden iſt. — Ferner, alles, was auf Zeugniſſen beruht, iſt, ſeiner Natur nach, der höchſten Gewißheit nicht fähig, und je mehr es von dem Alltäglichen, dem uns immer Vorkommenden, abgeht, deſto weniger.

Da mein Gedächtniß nicht gut iſt, ſo wird es mir ſchwer, mich auf die einzelnen Stellen in Ihren Schriften zu beſinnen, die mir am meiſten unerklärlich ſcheinen. Ich will aber nur einige aus dem Buche, welches ich zuletzt geleſen habe, aus Ihrem Pilatus, erwähnen. Ich habe darin manche Sachen gefunden, die ich für einleuchtend wahr und ſehr nützlich halte. Dahin rechne ich den Satz, den Sie auch in andern Ihrer Schriften wiederhohlen: daß keine größere und keine ſeltnere Tugend ſey, als diejenige Aufrichtigkeit, welche macht, daß der Menſch nur nach ſeinen eignen innern Uiberzeugungen und Empfindungen redet und handelt. Ich werde ſo oft gewahr, daß ich von dieſer Wahrheit abweiche, und ich bemerke eine ſolche Zufriedenheit, wenn ich auch ganz gemeine Sachen ſo recht aus dem Herzen ſagen kann, daß ich deutlich einſehe, wie richtig Sie da beobachtet haben, und wie nützlich es ſey, darauf aufmerkſam zu machen. — Aber in der Auslegung der Worte: *die Wahrheit iſt vom Himmel* verſtehe ich vieles nur halb. „Die ſichtbare Welt," ſagen Sie, „iſt von der unſichtbaren nur ein unvollkommner Schattenriß." In dem Syſtem der Platoniſchen Ideen würde ich dieß wohl mit Worten auslegen können, aber auch dann würde ich keinen wahren Begriff davon haben. Ich begreife nicht, wie das, was hier in den mannigfaltigen Individuen der Körperwelt unvollkommen exiſtiert, irgendwo gleichſam exemplariſch, in ſeiner größten Vollkommenheit, unſichtbar, exiſtiren könne. — Ich beſinne mich auf andre Stellen in Ihren Schriften, wo Sie eine Aehnlichkeit der Menſchen mit Gott anzunehmen ſcheinen, die nicht bloß auf ihre geiſtige und moraliſche Thätigkeit geht. An andern, dünkt mich, habe ich eine Spur gefunden, daß Sie auch einen phyſiſchen Influxus des Körpers Chriſti auf uns annehmen. — In den phyſiognomiſchen Fragmenten äußern Sie, das alles im Menſchen phyſiſch, und jede unſrer geiſtigen Kräfte an einen gewiſſen Theil unſers Körpers gebunden ſey. — Alle dieſe Ideen ſind nur Bruchſtücke aus einem Syſtem, welches Sie nie ganz deutlich auseinander geſetzt haben, und das doch zum Theil von dem Lehrbegriffe weit abgeht, dem Sie ſonſt mit warmem Eifer ergeben ſind. — Viele einzelnen Sätze im Pilatus ſind nur Applicationen oder veränderte Ausdrücke jener oben genannten, und machen alſo kein neues Beyſpiel aus, als z. B. wenn Sie II. 109 ſagen: „Alles Wirkliche verhält ſich zu Chriſto, wie der Schatten zum Leibe.“ Ich begreife, daß Jeſus das Ideal der Menſchheit ſeyn kann; aber nicht, wie er das Ideal alles Wirklichen ſeyn könne. — Ich weiß, Sie verzeihen mir, liebſter Freund, wenn ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit mit Freymüthigkeit meine Gedanken über den Plan dieſes Buchs eröffne. Daß die Geſchichte des Verhörs Chriſti vor Pilatus demjenigen wichtig ſeyn muß, dem die Perſon, das Leben und die Lehre Chriſti wichtig ſind, das iſt unſtreitig. Aber daß in den einzelnen Reden und Handlungen des Pilatus, und ſelbſt in den Antworten des Erlöſers, mehr als in jedem andern Theile der Lebens- und Leidens-Geſchichte Chriſti, große und weitausſehende Beziehungen liegen, dieß zu glauben, werden wir durch nichts veranlaßt. Wenn ein Mann von lebhaftem Geiſte, aufgefordert durch die Idee von außerordentlicher Wichtigkeit, die er einmahl gewiſſen Reden und Ausdrücken beylegt, ſich anſtrengt, um in dieſelben ſo viele Ideen hineinzulegen, als nur möglich iſt: ſo wird es nicht fehlen, er wird viele nützliche, wahre, auch tief eindringende Gedanken in ſich und in ſeinen Leſern erregen. Demohnerachtet wird ſein Nachdenken nicht ſo frey, und alſo nicht ſo fruchtbar ſeyn; es wird ihn eher zu Uibertreibungen führen, als wenn er über die Sachen, nicht über die Worte eines Andern, oder, als wenn er wenigſtens über das Reſultat des Ganzen, nicht über die Sätze einzeln, nachdächte.

Bey einigen Philoſophen entſtehen die Ideen aus einzelnen Erfahrungen, die man nach Ort und Zeit nennen und genau beſchreiben kann; das iſt der Fall vorzüglich bey den Phyſikern; und einige Moraliſten nähern ſich denſelben bald mehr, bald weniger. Die Ideen andrer Philoſophen entſtehen aus vielen, nicht ſo umgrenzten, nicht ſo klaren, und eben deßwegen nicht leicht zu beſchreibenden, Empfindungen. Sie ſind ſo zu ſagen die Folgen ihres ganzen Daſeyns, das Reſultat von den geſammern, oder von ſehr vielen Eindrücken ihres Lebens zuſammengenommen. Ich und Sie, wir ſind beyde von dieſer letzten Art, und deßwegen einander ſchon näher verwandt. Aber in unſern Empfindungen ſelbſt iſt eine Verſchiedenheit. Die meinigen ſind mehr von der gewöhnlichen Art, nicht ſo lebhaft, nicht ſo lange dauernd, aber deßwegen eher zu faſſen und mit Worten deutlich auszudrücken. Die Ihrigen ſind Ihnen mehr eigenthümlich; ſie fixiren ſich lange und lebhaft auf einen einzigen Punct. Die Vorſtellungen, welche daraus entſtehen, leuchten Andern weniger ein, weil ſie ſich in Ihren Gemüthszuſtand ſchwerer zu verſetzen wiſſen. Worin wir aber, wie ich hoffe, gewiß übereinſtimmen, und weßwegen wir auch bey aller Verſchiedenheit Freunde ſeyn können, iſt, daß wir beyde die Wahrheit zu erkennen, und beſſer zu werden wünſchen. Ich bin von Herzen der Ihrige.

2.

Breslau, den 5. März 1785.

Ich habe noch nicht vergeſſen, liebſter Freund, was ich in Ihren Herzens-Erleichterungen geleſen habe, daß Sie wünſchen, Ihre Correſpondenten ſollen ohne viele Umſchweife gleich zur Sache kommen. Demohnerachtet kann ich nicht umhin, ehe ich Ihren zweyten Brief beantworte, Ihnen zu ſagen, daß der Beyfall, den Sie in dem erſten meinem Buche gaben, mich freut, und die Art, wie Sie ihn geben, mir gefällt, weil ſie ſo etwas aufrichtiges und freundſchaftliches hat. Ich glaube es, daß wenig recht originelle Gedanken darin ſtehen. Das beſte, was ich geben kann, ſind Beobachtungen, die ich aus dem täglichen Leben geſchöpft habe, und die gewiß Andre vor mir auch ſchon gemacht haben. Ich bin weniger Poet, als irgend ein Menſch in der Welt. Die Erfindung der kleinſten Fabel wäre mir unmöglich. Ideen, die ich vorher mit dem Verſtande gefaßt hatte, in Bilder zu kleiden, dazu bin ich nicht ganz unfähig; aber mit der Compoſition von Bildern anzufangen und darüber nachzudenken; den poetiſchen Sinn, wie Sie ſagen, vor meiner Philoſophie vorhergehen zu laſſen, das liegt nicht in meiner Natur. Dem ohnerachtet glaube ich, wenn zwey Leute auf die Art einander entgegenſtehen, wie wir beyde, ſo paſſen ſie nur deſto beſſer zuſammen. Die Lücke des Einen wird durch den Uiberfluß des Andern ausgeführt. Mit einem Worte: ich bin gewiß, wir würden uns einander verſtändigen können, wenn wir auch nicht einerley Sprache reden. — Kränklichkeit ſieht man meiner Schrift nicht an, ſagen Sie, das heißt: Sie finden Spuren einer ſtarken Anſtrengung darin. Das iſt wahr, deren bin ich auf eine Zeit lang fähig; aber ſie zerrüttet mir den ganzen Körper, ſo daß er dann auch zu den gemeinſten Funktionen unaufgelegt iſt. Ich kann ſehr munter und lebhaft ſeyn, aber es iſt nur ſtoßweiſe. Ehedem kannte ich mich weniger. Eine unruhige Thätigkeit, die in meiner Seele herrſchte, oder wollen Sie es lieber Ehrgeiz und ungebändigte Leidenſchaft nennen, machte, daß ich meiner Maſchine nicht die Ruhe ließ, welche ihr Bau erfordert. Ich wollte von einer Arbeit zur andern, oder ich wollte von der Arbeit zum Vergnügen fortgehen. Das war es, was mich vor zehn Jahren, nachdem es mich lange untergraben hatte, gänzlich zu Boden warf. Meine Geneſung, die ſehr langſam geſchah, iſt zum Theil durch die größere Gewalt bewirkt worden, die ich über mein Gemüth erhalten habe. Ich habe gelernt auszuruhen: ich habe gelernt nichts zu thun. Wirklich eine groſſe Kunſt für einen thätigen Geiſt: und doch wahrhaftig nothwendig. Dadurch ſpannen ſich die Fibern ab, die animaliſchen Funktionen ſtellen ſich wieder her; ſelbſt die Begriffe ſcheinen wie in Ordnung zu kommen, ohne daß man nachgedacht hat. Dieſe Ruhe im Wachen thut mir noch mehr Gutes, als ſelbſt der Schlaf. Kurz, dadurch iſt es ſo weit gekommen, daß ich Stunden habe, wo ich mich als Geſunden fühle, als Geſunder denke, rede, arbeite. Aber körperliche Gebrechen, ein zu ſchwacher Umlauf des Bluts, und jetzt öftrer Verluſt deſſelben durch die Hämorrhoiden werden mir nie erlauben, nur einen ganzen Tag als ein völlig Geſunder zuzubringen. Doch genug von mir ſelbſt geſchwatzt. Ich komme zu Ihrem ſpätern Briefe.

Der Unterſchied iſt nicht ohne Grund, den Sie machen, daß das ſittliche Gefühl eigentlich nur auf die natürlichen Pflichten gehe, das Gewiſſen aber auch auf die poſitiven. Da ich aber die leztern nicht für Pflichten halten würde, wenn ich nicht glaubte, daß ſie von Gott gebothen wären, und das ſittliche Gefühl mir doch den Gehorſam gegen Gott bey allen ſeinen Vorſchriften befiehlt, auch bey denen, deren innere Verbindlichkeit ich nicht einſehe: ſo dünkt mich doch, daß im Grunde das Gewiſſen nicht enger, noch weiter ſeyn könne, als das moraliſche Gefühl. Dieſes urtheilt über die Handlungen im Allgemeinen, jenes über einzelne und über unſre Handlungen. In wie fern mit dieſem Urtheile Furcht vor der Strafe verbunden ſey, hängt von dem Syſteme des Menſchen, in Abſicht auf Schuld und Strafe, überhaupt ab. Der eine fühlt, er mag ſich der Uibertretung natürlicher oder poſitiver Pflichten bewußt ſeyn, mehr Verdruß über die Leidenſchaft oder die Schwäche, welche ihn zu dieſer Uibertretung verleitet; der andre mehr Unruhe über die Folgen, die daraus entſtehen können.

Ich glaube, daß Meiners und Girtanner Recht haben, daß Ihr perſönlicher Umgang auch denen gefällt, die mit Ihren Schriften nicht ganz zufrieden ſind; und ich will Ihnen ſagen, wie ich mir vorſtelle, daß das zugehe. Sie haben viel Imagination. Die Ideen derſelben erhitzen ſich auf ihrem Fortgange: ſie entfernen ſich bey jedem Schritte immer mehr von den gewöhnlichen Vorſtellungen oder Beziehungs-Arten. — In den Stunden, wo Sie für ſich ununterbrochen nachdenken oder ſchreiben, geht auch dieſer Lauf Ihrer Ideen eben ſo lange unaufgehalten fort. Sie vergeſſen Leſer, Welt, und alles, und verlieren ſich in die Schöpfungen Ihres eignen Geiſtes. — In Geſprächen hingegen werden Ihre Gedanken immer wieder von dem Mitſprechenden unterbrochen. Sie können nie ſo lange in einer Reihe fortlaufen; Sie müſſen, ſo zu ſagen, immer wieder von vorne anfangen. Dieß hält Sie näher bey der Erde, näher bey den gewöhnlichen Begriffen und Ausdrücken: denn nur durch das Vorhergehende kann ein gewagter Ausdruck verſtändlich werden. Wenn man anfängt zu reden, muß man ſich immer der bekannteſten Vorſtellungsart und der geläufigſten Wörter bedienen. Im Geſpräche aber fängt man immer wieder von neuem an. Ueberdieß macht ſelbſt das Auge des Mitunterredners etwas. Man wird es in demſelben auch, wenn man nicht Phyſiognomiſt, wie Lavater, iſt, gewahr, ob die Perſon uns folgen kann, und ob ſie aufmerkſam iſt: und ſobald wir eines von beyden vermiſſen, ſo machen wir eine ſchnelle Rückkehr auf uns ſelbſt. Wir ſuchen, woran das liegt; und eine Folge davon iſt, daß wir uns herabſtimmen. Mit einem Worte, einem ſehr lebhaften Manne, und den ſeine Einbildungskraft zuweilen mit ſich fortreißt, wird durch den Umgang eine Art von Feſſeln angelegt, die ihn näher bey den übrigen Menſchen zurückhalten, und ihn deßwegen auch denſel-

ben

den angenehmer machen. Dazu trägt gewiß auch noch der Umſtand bey, deſſen Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Wenn ich den Mann ſehe, ſeine Geſichtszüge, ſeine Geberde, ſein ganzes Thun und Laſſen, ſo erkläre ich mir das, was er ſagt, wenn es viel Eigenthümliches hat, beſſer. Auch das, was mir fremd iſt, fällt mir nicht auf, wenn ich deutlich gewahr werde, daß es zu der Perſon paßt, daß es mit allen Eigenſchaften, welche die Individualität derſelben ausmachen, zuſammenhängt. — Sie ſagen, daß Sie ſich bewußt wären, vollkommen ſo zu ſchreiben, wie Sie über dieſelbe Materie mit einem Freunde ſprechen würden; daß Sie den Menſchen Lavater ganz wiederſähen und hörten, wenn Sie Ihre Schriften läſen. — Ich wünſchte, daß ich dieß von mir ſagen könnte. Ich habe auch den feſten Vorſatz, meinen Geiſt auf das natürlichſte und freyeſte wirken zu laſſen, wenn ich vor dem Publikum auftrete. Eben dieſes nehme ich mir vor, wenn ich in Geſellſchaft, beſonders unter Höhere komme. Und doch gelingt es mir in beyden Fällen nicht immer. Es iſt ſeltſam, und es iſt wahr, man kann oft nicht das ſagen, was man gedacht hat, was man für ſich, und in der vollkommnen Freyheit denken würde. Ich habe es hundertmahl erfahren. Es gehört eine gewiſſe Stärke dazu, um natürlich zu ſeyn. So mit dem Körper, ſo mit dem Geiſte. Sobald man ſchwach wird, und doch nicht ſich zurückziehen kann, ſo muß man wider ſeinen Willen etwas affectiren. Stärkere, geſündere, lebhaftere Menſchen werden dieß weniger und ſeltner bey ſich gewahr. Aber ich bin doch überzeugt, daß es zuweilen auch bey dieſen der Fall iſt. So mit der Schriftſtellerey. Dieß ſind nur glückliche Augenblicke, wo ich das, was ich im Sinne habe, ganz und vollkommen ſo hinſchreiben kann, wie ich es im Sinne hatte. Stellen, wo einem das gelingt, unterſcheiden ſich durch vorzügliche Wahrheit und Natur. Aber oft nimmt man den Cothurn, ohne es zu wiſſen. Oft kann man, ſo zu ſagen, nicht durchdringen durch den Nebel, der unſre beßten Ideen umgibt. Mit der Feder in der Hand bildet ſich ein Gedanke ganz anders aus, als er ſich zuerſt dem Gemüthe dargeſtellt hatte. Und, o wie viel hängt von der Ausbildung ab! Wie oft werden wir durch ein Wort, durch einen Ausdruck auf ganz andre Vorſtellungen geleitet, als die, welche in der erſten Reihe unſrer Meditationen lagen. — Je mehr wir uns nun gewagte Metaphern, allzufremde Wörter erlauben, je mehr wir von der einfachen Sprache des gemeinen Lebens abweichen, deſto mehr ſind wir auch in Gefahr, mit unſern Ideen von dem rechten Pfade abzukommen. Sie, liebſter Mann, ſind, wie mich dünkt, zuweilen dieſer Verſuchung ausgeſetzt. Ich habe zum Beyſpiel bemerkt, daß Sie bey Ideen, die Ihnen von außerordentlicher Wichtigkeit zu ſeyn ſcheinen, die ſynonymiſchen Ausdrücke häufen. Sie glauben, nie genug gethan zu haben, um dieſelben Ihren Leſern eben ſo tief einzuprägen, als Sie ſelbſt davon gerührt ſind. Aber auf dieſe Weiſe, indem Sie einen ſchon ſtarken Ausdruck durch einen noch ſtärkern erhöhen wollen, wird, wie es mir ſcheint, der Gedanke zuweilen über ſeine erſten Grenze hinausgetrieben; er wird undeutlicher; er wird wenigſtens der gemeinen Art der Vorſtellungen unähnlicher. Alles das findet im Geſpräche nicht Staat. Man weiß immer genau, wenn der Andre uns gefaßt hat: und alsdann ſetzt man nichts weiter zur Verſtärkung des Gedankens hinzu; man iſt alſo eher vor Uibertreibungen ſicher. Man bedient ſich ferner der gewöhnlichſten und alltäglichſten Ausdrücke. Und auch dieſe erhalten uns mehr auf dem Pfade der Natur. — Ein Buch, in welchen ich den Menſchen Lavater beſſer, als im Pilatus, erkenne, ſind die Herzens-Erleichterungen. Man iſt hier auch befremdet durch manches, das ungewöhnlich iſt: aber wenn man das ganze Buch durchgeleſen hat, ſo iſt man für den Verfaſſer doch ſo eingenommen, als es nur die Perſonen ſeyn können, welche ſeines Umgangs genoſſen haben.

Ich habe ſchon ſo viel Papier vollgeſchrieben, und ich habe kaum angefangen, Ihren Brief zu beantworten. Ich behalte mir es vor, über den Hauptinhalt deſſelben, der den Satz betrifft, daß die ſichtbare Welt der Schattenriß der unſichtbaren ſey, nächſtens Ihnen meine Gedanken zu eröffnen. Jetzo will ich nur über den einzigen Umſtand noch etwas ſagen, daß Sie glauben, Sätze, die an ſich keines ſtrengen Beweiſes fähig ſind, dadurch apodiktiſch gewiß zu machen, indem Sie ſie bedingt ausdrücken. Sie haben in Ihrem Pilatus einen Verſuch von ſolchen Sätzen gegeben, als Sie in Ihrem Einmahleins der Wahrheit ſammeln wollen. Aber eben dieſer Verſuch war einer von den Theilen des Buchs, mit welchen ich nicht ganz zufrieden war. Zum Theil enthält dieſer Verſuch ganz identiſche Sätze, die, wie es mir vorkam, eigentlich nichts lehrten, die jedermann zugibt, und die doch bey der Anwendung auf die Gegenſtände, wozu ſie eigentlich hinzielen, noch immer die alten Schwierigkeiten übrig laſſen. So würde es, glaube ich, mit jenen hypothetiſchen Sätzen oft gehen. Sie ermüden, indem man ſie lieſt, weil man nicht einen Augenblick darüber nachzudenken braucht, und ſie überzeugen doch nicht, wenn man Gebrauch davon machen will. Z. E. in Abſicht des Artikels der Erhörung des Gebeths wird kein Menſch über die logiſche Richtigkeit der Sätze ſtreiten, die Sie darüber in Ihren Herzens-Erleichterungen aufgehäuft haben, und wovon einige mit vorzüglicher Klarheit und Stärke geſagt ſind. Aber dadurch iſt die Hauptſchwierigkeit nicht gehoben, die nun in der gegenſeitigen Erfahrung liegt. — Wird wirklich das Gebeth um beſtimmte Güter, wenn es auch im volleſten Vertrauen und mit der Gott gefälligſten Gemüthsfaſſung geſchieht, immer erhört? Wenn Sie ſagen: ja; aber die Fälle wären eben ſo ſelten, wo dieſer Glaube ſo groß, dieſe Gemüthsverfaſſung ſo chriſtlich wäre, als dazu erfordert würde: ſo ſehen Sie, um die Sache apodiktiſch gewiß zu machen, müßten Sie darthun können, was in allen den Fällen, wo ein ſolches Gebeth nicht erhört worden, Glauben und Liebe nicht in einem gewiſſen Grade in dem Herzen des Bethenden vorhanden geweſen ſey. Wie iſt Ihnen dieſes möglich? Daher iſt es eben gekommen, daß diejenigen, welche die Ausſprüche Chriſti verehren, und ſie doch mit der Erfahrung nicht zu vereinigen wußten, jene anders erklärt haben. Und ſo wird es immer geſchehen. Ja, je ſtrenger Sie zu beweiſen ſuchen, daß jene Ausſprüche Chriſti nicht anders, als von einer wahren Erhörung beſtimmter Bitten, zu verſtehen ſind, wenn Sie nicht zugleich dieſe Erfahrungen zu widerlegen wiſſen: je mehr werden Sie einige Perſonen zweifelhaft und unruhig machen.

So ſagen Sie in Ihrem Briefe, daß Sie hiſtoriſche Sätze ungefähr durch einen ſolchen Schluß beweiſen würden: „Wenn dieſe und dieſe Begebenheit wahr iſt, ſo muß auch jene ihr ganz ähnliche, von eben ſo guten Zeugen beſtätigte Begebenheit wahr ſeyn.“ Dieſen Satz in der Allgemeinheit wird jedermann zugeben. Aber, wenn es nun darauf ankommt, daraus einen Beweis eines gewiſſen Factums zu bilden, ſo wird ſich finden, daß damit noch das Wenigſte gethan ſey. Dann muß Factum mit Factum, Zeugniß mit Zeugniß verglichen werden. Und eben in dieſer Beurtheilung der Aehnlichkeit oder der Unähnlichkeit werden die Meinungen am meiſten getheilt ſeyn. In Abſicht dieſer wird es am ſchwerſten, andre zu einer evidenten Uiberzeugung zu bringen: denn hier müſſen ſo viele kleine Umſtände zu Rathe gezogen werden, die nie ganz vollſtändig zu ſammeln möglich, und deren Gewicht noch weniger genau zu beſtimmen iſt. – Wenn Sie ſagen, daß Sie auch hier dieſe apodiktiſche Gewißheit nicht verlangen, ſie der Natur der Sache nicht gemäß ſey: ſo gebe ich Ihnen dieſes vollkommen zu. Aber alsdann iſt auch die Sammlung jener allgemeinen demonſtrativen Säze von keinem großen Nutzen. Sie ſind jedermann ohnedieß bekannt. Wenn Streit darüber entſtanden iſt, ſo iſt es Wortſtreit; der kann mit zwey Worten gehoben werden, und findet unter aufgeklärten Menſchen wenig Statt. Aber die Uneinigkeit über die Anwendung derſelben iſt nicht Wortſtreit, ſondern meiſtentheils Streit über Erfahrungen, Empfindungen, die keiner dem andern vollſtändig mittheilen kann, über welche ſich alſo auch keine vollkommne Uibereinſtimmung bewirken läßt.

Ich ſchließe hier, in der Hoffnung, in Kurzem noch einmahl mit Ihnen über gleichwichtige Gegenſtände zu ſprechen. Ich bin überzeugt, daß Sie die Freymüthigkeit, mit der ich geſprochen habe, gerne ſehen. Sie iſt gewiß bey mir mit wahrer Hochachtung und Liebe verbunden.

Anmerkungen

zur

Erläuterung einiger Stellen.

S. 9. Zeile 4. **Unter der Firma J. Dodsley und Compagnie**, hatte ſich um dieſe Zeit eine Geſellſchaft von Buchhändlern angekündigt, deren Zweck ſeyn ſollte, dem Selbſtverlegen der Schriftſteller durch Nachdruck jedes ſo verlegten Werkes und zugleich dem Geſchäfte andrer Nachdrucker zu wehren. Leſſing erklärt ſich wider dieß Unternehmen im zweyten Theile der Hamburgiſchen Dramaturgie S. 393 – 99. vergl. allgemeine deutſch Bibliothek X. 2. S. 2. u. f.

S. 40. Z. 7. **Der Pompadour Briefe.** In Beziehung auf S. 27.

S. 53. Z. 3. v. u. **In meinem letzten Briefe.** Garve meint den ſiebenten dieſer Sammlung.

S. 57. **Das Neue Teſtament und Stücke aus dem Plato.** In dem Garveſchen Nachlaſſe haben ſich nur wenige unvollendete Stücke aus dem Plato, von dem neuen Teſtamente nichts gefunden.

S. 75. **Von Lavater die Fortſetzung ſeines Tagebuchs.** Sie erſchien Leipzig 1773. unter dem Titel: Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters ſeiner ſelbſt; oder des Tagebuches zweyter Theil, nebſt einem Schreiben an den Herausgeber deſſelben.

S. 127. 128. **Von Herdern ein wichtiges Werk.** Herders älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts.

S. 131. Hartmann. Er ſtarb im drey und zwanzigſten Jahre ſeines Lebens. J. C. Wagenſeil hat ſeine hinterlaſſenen Schriften mit einer Nachricht von ſeinem Leben (Gotha 1779.) herausgegeben. S. allg. d. Biblioth. L., S. 609.

S. 139. Koppe. Nachher General-Superintendent zu Gotha, und zuletzt Conſiſtorialrath zu Hannover, berühmt durch ſeine Bearbeitung des Neuen Teſtaments.

S. 193. Angriff auf meinen Ferguſon. Eine Stelle des Leipziger Intelligenzblattes, (50tes St.) dieſes Buch betreffend, hatte ein Reſcript an die theologiſche Facultät in Leipzig zur Folge gehabt, in welchem der Facultät anbefohlen wurde, über die Urſachen der einreiſſenden Religions-Irrthümer, in Beziehung auf die Leipziger Lehrart, Bericht zu erſtatten.

S. 215. Baſedows Buch. Unter dem angeblichen Druckorte Irenopel erſchien 1780. von Baſedow: Vorſchlag an die Selbſtdenker des neunzehnten Jahrhunderts zum Frieden zwiſchen dem wohlverſtandnen Urchriſtenthum und der wohlgeſinnten Vernunft; in zwey Theilen.

S. 252. Durch einen witzigen Einfall. Der Brief, in welchem er vorkommt, war nicht vorhanden.

S. 261. Der herrlichſten Thäler. Der Ruheplatz, dem Garvens Freunde von ihm den Nahmen gegeben, hat die Ausſicht in das Thal von Lehmwaſſer.

S. 298. Herders Werk. Deſſen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

S. 307. Ferguſonſchen Werkes. Der Geſchichte des Fortgangs und Untergangs der römiſchen Republik.

Verzeichniß einiger Bücher

welche

bey B. Ph. Bauer in Wien verlegt, und bey ihm und in den Provinzialbuchhandlungen zu haben ſind.

Benvenuto Cellini. Nach dem Italiäniſchen, von J. W. von Göthe. 3 Theile mit Kupf. Braunſchweig 1798, auf ſaubern Schreibpapier 2 fl.

Cooks (Kapitain Jakob) ſämmtliche Reiſen um die Welt in den Jahren 1768 bis 1780, 3 Thl. mit dem Portrait des Kapitain Cooks und noch 5 anderen ſchön geſtochenen Anſichten und einer Karte geziert, gr. 8. Wien 1803, 7 fl.

Engels (J. J.) Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde, mit Kupfer. 1804. 48 kr.

——— Der Philoſoph für die Welt, 2 Theile, 1801. 1 fl. 36 kr.

——— Kleine Schriften, mit einem ſchön geſtochenen Titelkupf. 8. Berlin 1802, 1 fl.

——— Ideen zu einer Mimik, mit prächtigen Kupfern, 8. Berlin 1802, 3 fl.